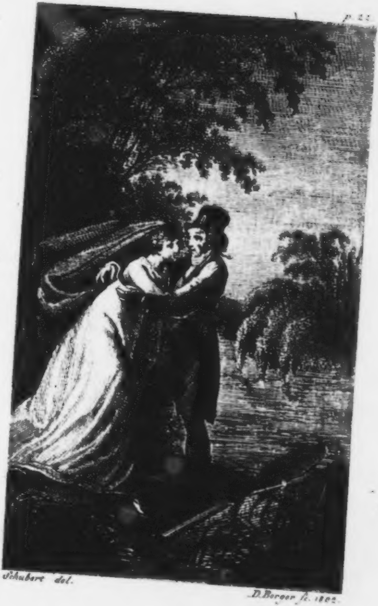
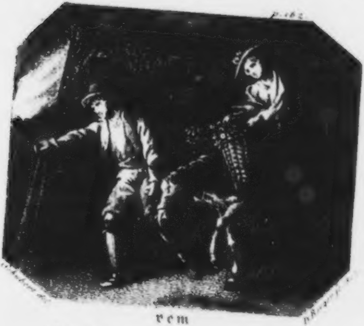
p. 22



Schubert del.

D. Berger sc. 1802.

Natalia.



vom

Verfaſſer der Novelle Carlo. [illegible]

P **P**

Erſtes Bändchen.

Leipzig, Züllichau und Freiſtadt
bei
Darnmann. 1802.

BIBL.
UNIVERS.
LIPS.

Natalia.

Vom
Verfaſſer der Novelle: Carlo.

Erſtes Bändchen.

Francesco

geweiht.

Hieroglyphen.

Statt der Zueignung und Vorrede.

Schwarz lag das Thal im Nebelgrund,
Des Tännichts düſtre Gipfel glimmten,
Wie Heſperus durch Silberwolken klimmten
Die Fluten aus dem grünen Felſenmund,
Den Geiſt des Waldes band ein magiſch Schweigen,
Es ſchwieg der Frühgeſang im hohen Dom der Eichen.

Und röther brannt' es um der Tannen Spitzen —
Der Nebel ſank — ich ſah die Fluten blitzen —
Im hohen Dom der Eichen erklang
Der ſchmetternde Frühgeſang.

„Die Hehre naht!“ — rief ich mit heißen Wangen —
„Wann naheſt Du, mich wieder zu umfangen,
„O Du . . . ! vor welcher Geiſt und Sinnen
„Erglühen und in Sehnſucht ganz zerrinnen?“

Ein Flammenſtrom umgoß der Tannen Wipfel —
Es dampften, ſtrahlten, loderten die Gipfel —
Feritti's *) zückten, weiß und ſafferfarben —
Aus Strahlenbüſcheln und aus Feuergarben
Erſtand der Gottheit Panoram! — —
Erloſchen war mein Aug' in Finſterniſſen,
Der Schleier im Innern zerriſſen. —

Und Erd' und Himmel war in lichten Duft zerronnen,
Das Meer vertrocknet, ausgeglimmt die Sonnen —
Vertilgt vom All des Weltengemäls Spuren —
Am Sarkophag erſtarreter Naturen
Stand ſchaudernd ich allein. — —

Doch ſieh! es wallt ein ſanftes geiſtig Schweben,
Wie Schöpfungsathem, durch den Duft —
Es zieht — es fächelt laue Lebensluft —
Die Maſſen ordnen ſich — aus dem ſmaragdnen Grün
Seh' ich ein Labyrinth von Roſen ſich erheben,
Wie ſie im Hain der Liebe **) blühn. —

Gleich Iris Ideal, dem Wolkenreiche
Prometheus — kühn vom Genius entwandt, ***)
Schwebt leicht durch ferne Blütenzweige
Das Mädchen aus dem goldnen Land

---

*) S. den Anhang Anmerk. 1.

) *) S. den Anh. Anm. 2. und 3.

Der Sehnſucht auf mich zu — wohl wähnt' ich ſie zu kennen,
Doch nimmer werd' ich ihren Namen nennen!

„O komm zurück!“ — rief aufgelöſt in Zähren
„Ich knieend — hob die Arme auf nach ihr —
„Soll ewig unerhört ich dieſe Flammen nähren?
„Du Göttliche! o komm zurück zu mir!“

„ „Zu dir zurück? — mag auch in Götterarmen
„ „Des Staubs vermeßner Sohn erwarmen? —
„ „Wohl drang zu mir dein andachtglühend Flehen,
„ „Doch nimmer, nimmer haſt du mich geſehen!“ “

„Wie? hab' ich je und je nicht heiß um Dich gerungen?
„Gab ich nicht Alles willig für Dich hin?
„Hielt ich Dich nicht mit Jünglingskraft umſchlungen?
„War nicht Dein Kuß des harten Kampfs Gewinn?“

„ „Wohl iſt mein Schatten einſtens dir erſchienen
„ „Im ird'ſchen Schleier, wie du jetzt mich ſiehſt.
„ „Wohl ſpiegelte in engelgleichen Mienen
„ „Das Weſen ſich, nach dem du raſtlos glühſt,
„ „Doch nimmer wird der Sohn des Staubs verdienen,
„ „Wonach du dich mit Wutverlangen mühſt —
„ „Im Aetherfeu'r zerſchmilzt das Band um Pſyche's Flügel.
„ „Du trägſt der Sonne Glanz nur aus umflortem Spiegel.“ “ —

„ „Doch zage nicht! — das Spiegelbild, erſcheinet
„ „Dir überall — iſt nur dein Auge wach —
„ „Wo im Orangenduft die Liebe wonnig weinet,
„ „Und unterm Palmen - unterm Kokos-Dach —
„ „Dort, wo am Alpen-Hang das Blumenvolk ſich einet
„ „Und aus der Aetna-Flammen Brautgemach.
„ „Selbſt in des Grauens furchtbar ſtarren Reichen
„ „Wird ſich mein Schatten dir entgegen neigen!“ “

„Wird nie Dein Kuß dem meinigen begegnen?“

„ „Dort, wo die Mirten thauend Perlen regnen!“ “

„So weiheſt Du zu ew'ger Qual mein Leben?“

„ „Wie? — iſt's nicht Lohn, nach Himmliſchem
zu ſtreben?“ “

— — —

Natalia.

Nach den Papieren des Bürgers George St.
und ſeines Bruders Raimund.

Geſchichte
des Bürgers George.

Die Thäler bei Echelles. — Die Flucht nach Aegypten. — Der Ueberfall. — Der Verband. — Der Felſenmann. — Die ſchöne Schaffnerin. — Das Nachtlager. — Die Feldbinde. — Die Vatermörderinn. — Das Petſchaft. — Reiſe auf den Montblanc. — Blutflecken. — Der Volks-Commiſſar. — Der Hafen des Unglücklichen. — Die Freiwilligen. — Der Brand Binaſco's. — Die Mutter der Findlinge. — Wiederfinden. — Die Bleſſur. — Einladung auf ein Landhaus in der Gegend von Vauclüſe.

P

Ich hatte das drei und zwanzigſte Jahr zurückgelegt und mich hauptſächlich dem Studium der Mathematik gewidmet. Eben war ich von einer Reiſe durch die vorzüglichſten Deutſchen Staaten zurückgekehrt und ſollte meine bürgerliche Laufbahn antreten, als der Siegesflug der Neufranken meine Phantaſie entflammte. Angeſchmiedet zu werden in dem engen Kreiſe, welchen ein weitläuftiger Verwandter, der mein Vormund geweſen war, o[illegible] meine Zuſtimmung für mich erwählt hatte — die hohen Wunder der Natur und Kunſt fremder Erdgegenden nur aus Reiſebeſchreibungen zu kennen — nur aus der Ferne den Heldenlauf manches mir gleichzeitigen Jünglings anzuſtaunen — dieſer Gedanke ward mir von Tage zu Tage unerträglicher.

Ich zerriß die Bande, die mich nur leicht an Heimath und Familie knüpften, verließ die ſelbſt in der Verwüſtung noch reizenden Rheinländer, und betrat mit glühender Begeiſterung den heiligen Boden der Freiheit.

Schon längſt hatte Italien gleich einem Eldorado vor den Augen meines Geiſtes gelegen; ich wurde nach meinem Wunſche zur Italiäniſchen Armee abgeſchickt, und zog als Secretair bei der Fränkiſchen Künſtler-Commiſſion mit den Siegern in das Capitolium ein. *)

Der He[illegible]on Lodi hatte auf einige Zeit den Kriegsſchauplatz in Europa verlaſſen. Nach ſeiner Zurückkunft ward ich vom General M***** zum Adjutanten erwählt. Die Geſchichte des Feldzugs, wo der Sieg überall vor unſern Fahnen vorausflog, liegt außerhalb des Plans dieſer Blätter. Nur le Brün durfte es wagen, Alexanders Schlachten zu mahlen. —

---

*) S. den Anh. Anm. 4.

Der glorreiche Tag bei Marengo hatte unſere Waffen mit friſchen Lorbeern bekränzt. Mein General ſandte mich mit geheimen Aufträgen nach dem Departement Montblanc, einſt Herzogthum Savoyen genannt. *) Mein Geſchäft zu Chambery zog ſich in die Länge, und ich beſchloß, die Zwiſchenzeit zu einer Reiſe auf den Montblanc anzuwenden. Zuvor wollt' ich noch eine Wanderung durch die romantiſchen Thäler bei Echelles antreten, in welchem Städtchen ich ohnedieß mit einem unſerer Commiſſare mündliche Verabredung treffen mußte. Die rauhe Naturſchönheit jener Höhen und Klüfte hatte ſchon längſt mein brennendes Verlangen

---

*) S. den Anh. Anm. 5.

erweckt — oder war es die geheime Macht meines Schickſals, die mich unwiderſtehlich nach jenen Gegenden zog?

Nur mit meinem treuen Charles und einigen Handpferden macht' ich mich auf den Weg. Meine geſpannte Phantaſie ließ mich im Thal von Echelles die Originale zu den Landſchaften meines Salvator Roſa erwarten; aber die Wirklichkeit erfüllte mich mit ſüßem Entſetzen. Hier ſchaut die Natur, wie ein Rieſengeiſt, auf die kühnſten Wagniſſe des Genius mit kaltem, herzerſtarrenden Hohne herab. —

Furchtbar aus einander geſpaltete Abgründe, ungeheure, zu den Wolken empertrotzende Felszacken, herabſchießende Ströme, die mit reißenden Wirbeln Schaumwogen an aufgethürmte Steinmaſſen ſchleudern, ſchwarzgraue, das Getös der Wellen tauſendfach wiederhallende Grotten, deren Portale mit falben Moosbüſchen und verwittertem Epheu wild bewachſen ſind, rieſenhafte Eichen, bald mit den Wipfeln die Luft verfinſternd, bald von Orkanen entwurzelt und über unermeßliche Schlünde geworfen, bald die Bahn, auf welcher ſie aus der Höhe herabrollten, mit dem braungelben Laube des niedern, zertrümmerten Geſträuchs bezeichnend — gewähren dem Auge ſo fürchterlich-ſchöne Anſichten, daß das unerſchrekkenſte Herz vor Bewunderung und Schauder kaum zu ſchlagen wagt.

Sehr bald ſah ich mich genöthigt, Charles mit den Pferden zurück zu laſſen, und blos Fußwanderungen in die ſchrecklich-prächtigen Gebirge anzuſtellen, von welchen ich gewöhnlich des Abends nach Schelles zurückkehrte.

Einſtmals, da die Luft ſtill und heiter war, und eine majeſtätiſche Wildniß ernſt und ruhig vor meinen Füßen ſich ausdehnte, hatte ich mich bis zur Dämmerung beim Aufnehmen der Gegend verweilt.

Schon blickte die Mondſcheibe blaß und traurig durch die dunkeln Baumgruppen, und die feuchte Kühle erinnerte mich an die Heimkehr. Aber hatte ich nun am Tage nicht ſorgfältig genug auf den Fußpfad gemerkt, oder täuſchten mich das ungewiſſe Mondlicht und die langen, ſchwebenden Schatten, genug, es fiel mir unmöglich, den Rückweg zu finden, und alle meine Mühe, mich durch das dichte Geſträuch hindurchzuarbeiten, war vergeblich.

Noch größer ward meine Verlegenheit, als der Mond plötzlich hinter eine trübe Wolke trat, und ich mich nun in der dickſten Finſterniß mitten unter ſchroffen Abhängen und rauſchenden Felswaſſern befand. Es blieb mir nichts übrig, als mich zu lagern, den nächſten Aſt zu ergreifen und ſo die Rückkehr des Mondſchimmers oder den Anbruch des Tages zu erwarten.

Einige Raben im oberſten Gipfel, die vermuthlich von böſen Träumen geplagt wurden, ſchienen gutmüthig genug, den ſeltnen Gaſt durch ihr rauhes Gekrächz' unterhalten zu wollen.

Kaum hatte ich von Froſt geſchüttelt eine Viertelſtunde in dieſer peinlichen Lage zugebracht, als ich in der Ferne eine Fackel gewahrte. Der hellrothe, flackernde Schein gab den Steingrotten und dem wilden Dorngeſträuch die wundervollſte, aus Feuerfarb und Dunkelgrün gemiſchte Beleuchtung, flimmerte aus tauſend Waſſertropfen wider, und bildete die abentheuerlichſten Geſtalten.

Das Licht kam immer näher und ſchien ſo hell, daß ich, zumal da allgemach auch der Vollmond die Wolken wieder zerriß, nicht nur ſehr nahe neben mir einen Fußſteig entdeckte, ſondern auch die Reiſenden in der Ferne deutlich erkannte.

Ein munterer, rüſtiger Burſche leuchtete bedächtig und ſorgſam voraus, und leitete mit der Linken, an welcher ein gewichtiger Alpenſtock hieng, einen Eſel, auf deſſen Queerſattel eine dem Anſcheine nach ſehr artige Bäuerinn ſaß. Gleich der Roſenknospe im Aehrenkranze blickte ihr unſchuldvolles, niedliches Geſicht unter dem breiten Strohhute freundlich hervor; die weiten Falten eines blauen Mantels waren um ihr hellrothes Unterkleid geſchlagen, zwei Körbe mit Obſt und grünen Waaren vor ihr aufgepackt.

Der Anblick dieſes durch das gemiſchte Grün der blaſſen Pignen und dunkeln Oliven, durch die Einſamkeit der ſteilen, nächtlichen Felſen, ſtill und friedlich daherziehenden Paares wirkte, gleich einem Blüteneiland in unbekannten Weltmeeren oder einer Idylle in ein Heldengedicht verwebt, wunderlieblich auf meine

Einbildungskraft. Ich glaubte eine Flucht nach Aegypten lebendig vor mir zu ſehen, und nicht allein aus Neugier, wohin das Pilgerpaar ſeinen Weg nehme, ſondern auch aus Beſorgniß, die junge unbekannte Schöne durch meinen Zuruf zu erſchrecken, faßte ich den Entſchluß, ihnen nur von weitem zu folgen.

Eben zog der junge Savoyard mit ſeiner reizenden Geſellſchafterinn an einem von der Landſtraße *) durchkreuzten Hohlwege vorüber, als ich ein gellendes Pfeifen und das Schnauben einiger Pferde zu vernehmen glaubte. Der Fackelträger ſtutzte und machte Halt; das Mädchen ſchaute ängſtlich umher.

Plötzlich ſtürzten mit einem wilden Geſchrei zwei Bewaffnete von furchtbarer Geſtalt aus dem Dickicht. Einer von ihnen ſetzte dem

---

*) S. den Anh. Anm. 6.

Bauerburſchen ein Sackpiſtol auf die Bruſt, der andere aber ſuchte ſich des zitternden Mädchens zu bemächtigen.

Noch ehe ich nahe genug war, in den ungleichen Kampf mich zu miſchen, vertheidigte der brave Savoyard ſeine anvertraute Schöne mit der größten Entſchloſſenheit. Er ſchlug ſeinem Gegner das Terzerol ſo kräftig aus der Hand, daß es im Fallen losbrannte, und griff bald den einen, bald den andern der Räuber zugleich mit dem keulenähnlichen Stachelſtock und mit der lodernden Fackel grimmig an, daß die brennenden Pechtropfen einen Feuerregen umherſprühten.

Doch die räuberiſchen Centauren ſchienen nicht Luſt zu haben, ihre ſchöne Beute ſo leichten Kaufs aufzugeben. Erſt da ſie meinen Zuruf vernahmen und meine Klinge auf ſich zu blitzen ſahen, wurden ſie beſtürzt, ließen die ſchreiende und ſich losringende Nymphe fahren, ſchwangen ſich auf ihre Pferde, und ſprengten fluchend davon. Jeder Verſuch, ſie zu Fuß einzuholen, mußte offenbar fruchtlos ablaufen, und der Savoyard, der deſſen ungeachtet ihnen hitzig nachſetzte, ſtürzte in einer kleinen Entfernung von mir zu Boden.

Die junge Bäuerinn war ohnmächtig an einer Baumwurzel niedergeſunken; ihr Beſchützer ſah mich zweideutig an, und zeigte mir ſeinen von Säbelhieben verwundeten Arm; der losgehende Schuß hatte ihn an der Knieſcheibe geſtreift. Ich wand ſchnell meine Feldbinde um ſeinen Arm, aber das Blut drang ſtromweis darüber heraus.

Unterdeſſen hatte auch das Mädchen die Augen aufgeſchlagen, aber nur um mit einem: „Jeſus Maria! Bernardillo!“ wieder zuſammen zu ſinken. Bernardillo ſchien mehr über ihre Ohnmacht, als über ſeine Wunden erſchrocken und erbittert, faßte krampfartig einen neben ihm liegenden Feldſtein, und deutete mit Mienen auf das Mädchen und einen in der Nähe rauſchenden Bergquell.

Ich wußte in der Beſtürzung kaum, wem von beiden ich zuerſt beiſpringen ſollte. Doch ſchöpfte ich mit dem Hute Waſſer, und beſprengte damit die reizende Ohnmächtige. Sie erholte ſich bald, ſah mich freundlich-ängſtlich an, und bat mit ſanfter, rührender Stimme, nur für **Bernardillo** zu ſorgen. Ich verband ſeinen Schenkel mit meinem Taſchentuche; aber womit ſollt' ich nun das von der Schulter herabfließende Blut ſtillen?

Das Mädchen gieng nach einiger Beſinnung ein paar Schritte in das Gebüſch, und trat, den Mantel feſter zuſammengewickelt, wieder hervor. Mit abgewandtem Geſicht reichte ſie mir ein ſeidenes Halstuch.

Ich hatte endlich den Verwundeten, ſo gut, als möglich, beſorgt; aber der Streifſchuß hinderte ihn am Gehen. Wollten wir nicht die Nacht unter freiem Himmel zubringen, wollten wir dem ehrlichen Savoyarden baldige Hülfe ſchaffen, ſo mußten wir ihn auf den Eſel laden.

Er ſchien dieß für unſchicklich zu halten, complimentirte nach ſeiner Art mit ſeiner ſchönen Gebieterinn und — konnte ſich nicht entſchließen.

„Steig auf, guter Bernardillo!“ — ſagte ſie ſchmeichelnd. „Steig auf, braver Kamerad!“ — ſetzte ich hinzu. Dieß ſchien ihm wohlzuthun in der innerſten Seele; er blinzte ihr ins Geſicht und nach der Goldſtickerei meiner Uniform; er lächelte und überwand ſeine Bedenklichkeit.

Ich ergriff die Halfter; Bernardillo nahm die Fackel, die wir wieder angezündet hatten; Camilla — ſo hieß das Mädchen — reichte mir mit der liebenswürdigſten Zutraulichkeit die Hand, und verſicherte, daß wir in kurzer Zeit unter Dach ſeyn würden.

So zogen wir langſam unſre Straße und ſprachen nur wenig. Das Mädchen ſchwebte noch immer in bänglicher Furcht und dankte mir mit den freundlichſten Mienen; Bernardillo warf ihr dann und wann bedenkliche — und mir mißtrauiſche Blicke zu.

Durch Berg und Thal hatten wir nun eine tiefe, von waldichten Gebirgen ringsumſchloßne Schlucht erreicht. „Hier ſind wir!“ — ſagte Camilla auf einmal heiter. Ich bemerkte noch nichts, als eine ſich weit ausdehnende Felſenwand.

Camilla klopfte an eine Pforte, und ein lautes Hundegebell gab mir zu erkennen, daß hier in der Nähe Menſchen ſich aufhielten. Hätt' ich nicht die zarte Hand der holden Camilla in der meinigen gefühlt, ich hätte glauben müſſen, am Eingange einer Räuberhöhle zu ſtehen.

Nach und nach wurde ich eine Mauer und hohe, gothiſche, mit eiſernen Gittern verſehene Fenſterbögen gewahr. Das Gebäu ſchien das Erdgeſteck eines verfallnen Schloſſes, und verband zwei ſich gegeneinander erhebende Granitmaſſen; oben lief ein faſt gänzlich zerſtörtes, ſteinernes Geländer her, und das Dach beſtand aus mit Diſteln und Strauchwerk überwachſenem Schutte.

Ein Mann von hohem Wuchſe und mittlern Jahren trat mit einer Laterne heraus; zwei ungeheure Doggen wichen ihm nicht von der Seite und fletſchten die Zähne gegen mich.

Camilla flog an ſeinen Hals und erzählte mit der lieblichſten Geſchwätzigkeit von der überſtandenen Gefahr, mit der beredteſten Dankbarkeit von dem durch mich geleiſteten Beiſtand. Ehe aber ihr Vater — denn dafür hielt lich den Felſenmann — noch von dem ganzen Zuſammenhange unterrichtet war, hatte ſich Bernardillo mühſelig von dem Eſel geholfen.

Wie ein Kranich, auf einem Bein ſtehend und mit der Hand auf das Laſtthier geſtützt, rief er mit einem Armenſündergeſicht: „Seyd nicht ungehalten auf mich, lieber Herr! Ich kann nichts dafür — und dafür — und dafür. Dieſen habe ich nicht mitgehen heißen; auf dieſen haben ſie mich hinaufgeſchwatzt und dieß haben Schurken gethan!“ Dabei zeigte er auf mich, auf ſeinen Grauen und auf ſeine Wunden.

Wir alle konnten kaum das Lachen unterdrücken. Sein Herr ſuchte ihn zu beruhigen und dankte mir mit wenigen, nachdrücklichen Worten. Ein bejahrtes Weib, deren Aeußeres beim Schein der Laterne und in dem Funkendampf der eben an dem Felſen ausgelöſchten Fackel an die Unholdinnen im Macbeth erinnerte, nahm das geduldig wartende Laſtthier und die mitgebrachten Gemüße in Empfang, und kam bald darauf mit Leinwand und Wundwaſſer uns nach, womit ſie Bernardillo's Verletzungen, die ſie eben nicht für gefährlich hielt, ſehr geſchickt verband.

Der Hausherr ſuchte nunmehr von Camilla und Bernardillo die nähern Umſtände des Ueberfalls genauer zu erforſchen, und erſchöpfte ſich mit Muthmaßungen über deſſen Urheber. Daß es nicht ſowohl auf eine Beraubung, als auf eine Entführung, abgeſehn geweſen, litt faſt keinen Zweifel. Dieß war aber auch alles, was ſich vor der Hand errathen ließ.

Gegen mich benahm ſich der Unbekannte zwar verbindlich, doch ſehr zurückhaltend, und blickte dann und wann nachdenkend auf meine Uniform. Endlich fragte er Camilla halblaut und zu meinem Erſtaunen in deutſcher Sprache — bis jetzt war bald franzöſiſch, bald italiäniſch geſprochen worden —: ob ſie von mir nichts genaueres wiſſe?

„Ich weiß nichts" — antwortete das herrliche Geſchöpf leiſe, mit bezauberndem, gen Himmel gehobnen Blick — „als daß er mein Retter iſt!"

Ergriffen von ihrem unbeſchreiblich ſanften Tone ſetzte auch ich in meiner Mutterſprache hinzu: „Sie legen zu viel Werth auf ein glückliches Ohngefähr, und ſind ungerecht gegen den braven Bernardillo." — Bernardillo horchte auf und blinzte zum erſtenmal freundlich mich an. „O dieſen kennt mein Vater" — entgegnete ſie ſchnell, und legte die Hand auf Bernardillo's Achſel — „aber Sie kennt er nicht!"

„Was hör' ich?" — rief zu gleicher

Zeit der Hausherr, und ein milder Strahl der Freude ſchimmerte aus ſeinen großen, ſchwermüthigen Augen — „Vaterlandstöne in dem Munde unſers Beſchützers, unſers Gaſtfreundes?“ — Mein Erſtaunen, in dieſer Einöde nicht nur Landsleute, ſondern auch Enthuſiasmus für deutſche Sprache zu finden, war gewiß dem ſeinigen gleich; ich fühlte nicht ohne Beſchämung zum erſtenmal eine Regung von Vaterlandsliebe in meiner Bruſt.

Der ſonderbare Unbekannte, deſſen ſparſames, ſchon ins Weiße fallendes Haar, deſſen gefurchte Stirn und gebeugte Stellung einen auf der Mitte des Weges ermüdeten Pilger verriethen, ſchien ſich auf einmal zu verjüngen; er zog mich haſtig an den Kamin.

„Eine Flaſche Montmelian, Herzens-Camilla!“ — rief er mit froher Hitze.

„Vaterländiſchen kann Ihnen der Alte vom Berge nicht vorſetzen!“ — fügte er, zu mir gewandt, mit gutmüthigem Lächeln hinzu.

Camilla ſprang behend auf, um ſich zur flinken Schaffnerin umzuwandeln. Sie griff nach einem Schlüſſelbund, riß in holder Vergeſſenheit den Mantel auf — und eine hohe Purpurröthe überflog ihre jungfräulichen Wangen. Mir, dem unter leichtſinnigen Kameraden verwilderten Krieger, hätte man in dieſem Augenblick umſonſt eine Welt geboten, ihre ſchöne Verlegenheit auch nur durch einen Blick zu vermehren.

Bald kehrte Camilla zurück, und ſetzte, noch immer die Augen niederſchlagend, hellgeſchliffne Carafinen und Gläſer, mancherlei

Backwerck, Trauben, Feigen, Datteln und andre theils friſche, theils getrocknete Früchte in ſilbernen Schalen auf. Alles verrieth mir, daß ich mich nicht in der Hütte der Armuth, nicht in dem Schlupfwinkel des Verbrechens befand.

Wir unterhielten uns auf das lebhafteſte, größtentheils in deutſcher Sprache, und der Geiſt des edlen Montmelians ſchien ſelbſt die Seele meines Wirths dem frohen Gefühle zu öffnen. Die Art, wie er ſich ausdrückte, riß mich ſonderbar hin. Alle ſeine Gedanken ſchienen dichteriſch; ſeine Wendungen waren neu und kühn, mehrere ſeiner Ausdrücke mit dem Stempel des kraftvollen Alterthums bezeichnet.

Je länger ich ihn hörte, deſto geſpannter ward meine Aufmerkſamkeit. Auch Camilla's Sprache ſchien mir nun mit einer leichten Miſchung der ſeinigen ſanft verſchmelzen. Das

Feuer ſeines Geiſtes, das mit ſeinem Aeußern nicht wenig contraſtirte, die Sonderbarkeit ſeines Aufenthalts und ſeiner Rede, die patriarchaliſche und doch koſtbare Einfachheit der Tafel, und die zärtliche, faſt möcht'ich ſagen, leidenſchaftliche Ehrfurcht, welche das ſchöne Felſenmädchen ihm erwies — dieß alles zuſammen erweckte in mir unwillkührlich das Andenken jener heiligen Männer, die nach einer lieblichen Legende Jahrhunderte der Verfolgung, gleich einer kurzen Sommernacht, in einer Höhle verſchliefen, und unter ſpäten Enkeln wieder an das Licht kamen, welche den Sinn ihrer Worte mehr errathen mußten, als verſtanden. *)

Erſt nach Mitternacht brachen wir auf, und er bat mich, auf gut ſoldatiſch mit einem Strohlager vorlieb zu nehmen. Camilla, die uns einige Augenblicke verlaſſen hatte, lächelte

---

*) S. den Anh. Anm. 7.

ſchalkhaft und wünſchte mir bedeutungsvoll gute Nacht. Die alte Aufſeherinn wies mir etwas grämlich ein Schlafgemach an, und ich fand ein ſehr niedliches Ruhebett mit Matratzen und grün ſeidner Decke. — Nie in meinem Leben glaube ich ſanfter geſchlummert zu haben. Aber war dieß wohl ein Wunder? Ich hatte das jungfräuliche Lager der liebenswürdigen Camilla, und ſie das für mich beſtimmte geringere eingenommen. —

Da ich erwachte, fiel die Morgenſonne durch ein mit Epheu und Kürbißranken umzogenes Fenſter auf mein Bett. Ich hatte mich kaum angekleidet, als ich an der Thür ein leiſes Raſcheln bemerkte. Ich öffnete ſchnell. Camilla trat ein wenig betroffen zurück.

„Das hätte ich nicht gedacht!“ — ſagte ſie betrübt, da ſie mich völlig reiſefertig ſah — „Gewiß haben ſie wenig geſchlafen!“ —

Auch die Tochter der Wildniß iſt nicht frei von der liebenswürdigen Eitelkeit ihres Geſchlechts. Sie ſtand vor mir ſchön und züchtig, wie der Genius der Unſchuld in Hirtentracht; ein leichtes Blättergewinde umſchlang ihr geringeltes, hellbraunes Haar; ſchmale Spitzen fielen zurück von der zarten, jugendlich ſich hebenden Bruſt, und eine Schnur milchweißer köſtlicher Perlen wanden ſich um den blendendſten Hals und Nacken. Der Silberklang ihrer Stimme und die Lippen, gleich Granatblüthen von der Morgenſonne erſt geöffnet, und die klaren Augen, gleich freundlichen Geſtirnen am entwölkten Himmel, verſetzten mich in den lieblichſten Rauſch — ich ergriff heftig ihre Hand und drückte ſie an mein Herz.

„Was iſt Ihnen?“ — rief ſie erröthend — „Kommen Sie! mein Vater iſt wach!“ — Schnell ergriff ſie meinen Arm und führte mich in das Wohnzimmer.

Die freundſchaftliche Wärme, welche ihr Vater am vorigen Abend gegen mich gezeigt hatte, ſchien durch die dazwiſchen liegende Nacht etwas abgekühlt. Er war heute wortkarger, und hatte wenig einzuwenden, da ich mich, um den Wirth zu Echelles und meinen Charles über mein ungewöhnliches Ausbleiben zu beruhigen, bald beurlaubte, lud mich jedoch beim Abſchiede, und, wie es mir vorkam, mit Herzlichkeit wieder zu ſich ein. Dann begleitete er mich mit Camilla, die ihn einigemal betrübt und ſanft verweiſend angeblickt hatte, eine ziemliche Strecke. Ich ſah mich in einiger Entfernung nach ihnen um; Camilla ſtand noch immer auf der Stelle, wo wir uns getrennt hatten, und ſchaute mir gedankenvoll nach.

Ich langte wie ein Träumender zu Echelles an; die Abentheuer der vorigen Nacht hatten ſo manche ſchöne Erinnerung in meiner Seele zurückgelaſſen. Charles und der Commiſſar, der, um mich zu beſuchen, mit frühem Morgen in mein Quartier gekommen war, freuten ſich nicht wenig, mich wohlbehalten wieder zu ſehen. Sie hatten von Vagabonden-Horden oder von der Erbitterung der Eingebohrnen für mich gefürchtet.

Ich fand nicht für gut, ihnen die Wahrheit zu geſtehen, ſondern erzählte, daß ich, um den Sonnenaufgang in den Gebirgen abzuwarten, bei einem Hirten übernachtet hätte. Der Commiſſar ſcherzte nach ſeiner Gewohnheit ziemlich frei; Charles ſchüttelte ungläubig den Kopf, weil ſein muſternder Blick meine Schärpe vermißte.

Ich dachte nunmehr ernſtlich auf meine Reiſe nach dem Montblanc und — konnte es nur mit Mühe über mich erhalten, daß ich nicht in den nächſtfolgenden zwei Tagen eine neue Wanderung nach der Felswohnung antrat. Mit Anbruch des dritten Morgens aber machte ich mich auf den Weg, um von Camilla und dem Felſenmann — vielleicht auf ewig — Abſchied zu nehmen.

Auf der Anhöhe, wo wir das letztemal geſchieden waren, erblickt' ich beyde ſchon von weitem. Sie ſaßen unter einem alten Caſtanienbaum; Camilla ſpielte mit Wieſenblumen; ihr Vater ſah ſchwermüthigernſt in die aufgehende Sonne.

Kaum wurden ſie meiner anſichtig, als Camilla aufſpringend alle Blumen von dem Schoos ſchüttelte und mit ihrem Vater mir entgegen eilte. Er gab mir traulich die Hand, und verſicherte, ſchon zwei Tage auf mich gehofft zu haben; ſie ſagte kein Wort, aber ihr Buſen hob ſich ſichtbarlich ſchnell, und ihr helles, braunes Auge ſchimmerte vom Strahl ſtillen Entzückens.

Sobald wir in dem Berghauſe angelangt waren, überreichte ſie mir hocherröthend ein bedecktes Körbchen. Ich hob das Tuch auf, und fand eine dreifarbige Feldbinde mit Eichenblättern umwunden. Sie hatte eine ganze Nacht daran gearbeitet. Auch das mit ihrem Namen bezeichnete Tuch ſollte ich zum Andenken behalten. Ich ſchlang die Binde ſchnell um, ſteckte das Tuch zu mir und einige kleine Zweige in den Aufſchlag meines Ueberrocks.

„Sehen Sie, Vater!“ — ſagte die Holde — „er verdirbt mir die Freude nicht!“

„Er iſt Soldat“ — antwortete jener mit feinem Lächeln „und nationaliſirter Franzos!“ —

Unterdeſſen hatte auch Bernardillo von meiner Ankunft gehört. Er begrüßte mich mit einem derben Händedruck, und marſchirte, um mich von ſeiner faſt gänzlichen Wiederherſtellung zu überzeugen, einigemal gravitätiſch auf und ab. Ich freute mich ſeiner Treuherzigkeit und ſeines gewonnenen Vertrauens.

Auch der Hausherr ſuchte mir die gezeigte Kälte auf jede Art zu vergüten, und geſtand gutmüthig mit einem Blick auf mein Kleid, daß er mich anfänglich von einem Antheil an jenem Ueberfalle nicht ganz freigeſprochen habe; aber nunmehr, da er alle Umſtände genauer überdacht und verglichen, mich dieſes kränkenden Verdachts halber um Verzeihung bitte.

Wir wurden zuſehends offner und wärmer gegen einander. Er zeigte mir ſeine ganze Einrichtung, die für einen Freund der Stille und Einſamkeit nicht wenig Anlockendes hatte.

Seine Wohnung war allerdings der Ruin eines ehemaligen Schloſſes, deſſen Erbauer, ein verkannter Weiſer ſeines finſtern und blutigen Jahrhunderts, in dem unglücklichen Zeitalter Karl Emanuel des Erſten *) gelebt, und in dieſer, damals noch mehr, als jetzt,

---

*) S. den Anhang Anmerk. 8.

verborgnen Einöde mit Hülfe ſeiner wenigen Getreuen ſich angeſiedelt hatte. Nach ſeinem Tode war das Gebäude nach und nach verfallen, in ſpätern Zeiten aber bald von Clausnern, bald von Räuber- und Bettler-Banden bewohnt worden. Camilla's Väter hatte es durch einen alten, ihm ergebnen Savoyarden kennen gelernt, und mit deſſen Hülfe wieder in bewohnbaren Stand geſetzt. Es war ſehr geräumig, und ſeine hintere Seite grenzte an einen von Bergen umringten Irrgarten, wo unter den wirthbaren Zweigen hoher, mit Reben umrankter Ulmen und dunkler Cypreſſen ganze Scharen wilder Tauben ihre Wohnung aufgeſchlagen hatten.

So kannte ich denn den Aufenthalt meines räthſelhaften Freundes; aber wie viel mehr mußte mir daran liegen, ſeine Geſchichte zu erfahren? Ich gab ihm dieß zu verſtehen; doch da er meinen Aeußerungen auswich, ſo hielt ich es für unbeſcheiden, ernſtlicher in ihn zu dringen. Vielmehr erzählte ich ihm, um mich gleicher Mittheilung würdig zu machen, einen Theil meiner Schickſale. Wir kamen bei dieſer Gelegenheit auf die letzten Feldzüge, und er hörte mir um ſo aufmerkſamer zu, je mehr ihm nur Bruchſtücke von dieſen ſo merkwürdigen Ereigniſſen bekannt waren.

„Und was iſt der Preis für ein mit Mord und Verwüſtung bezeichnetes Leben?“ — fragte er endlich ſchwermüthig.

„Es lebe die Freiheit! Es lebe die Republik!“ — rief ich enthuſiaſtiſch, und ſchlug mit dem Hochgefühl eines vom Vaterlande belohnten Bürgers auf meinen Säbel aus der Verſailler Gewehrfabrik.

Er lächelte.

„Halten Sie es für beſſer“ — fuhr ich empfindlich fort“ — ſich, wie Sie thun, vor ſeinem Tode zu begraben, als nie gelebt zu haben? Hörten Sie nie in Ihrer Seele den Ruf: Tage für den Ruhm verloren ſind es auch für das Glück?„ *)

„Ich liebe dieſe Hitze des Jünglings“ — verſetzte er mich ſanftem Tone — „und werde Ihre Frage beantworten.“ — Hiermit brach er die Unterredung ab, und wir ſetzten uns zur Mahlzeit, bei welcher ich von der vorzunehmenden Erſteigung des Montblanc Erwähnung that.

Da wir aufgeſtanden waren, nahm er mich allein mit ſich, um mir, wie er vorgab, auch ſeine Bibliothek zu zeigen. Sie enthielt die vollſtändigſte Auswahl hiſtoriſcher und dichteriſcher Werke aller Jahrhunderte und Völker. Bei den Schriftſtellern aus Athens und Roms goldnem Zeitalter fanden ſich hier, zum

---

*) S. den Anh. Anm. 9.

Theil in Handſchriften, altdeutſche Chroniken und Heldengedichte, Lieder der Troubadours, Novellen der Spanier und Italiäner, Balladen der Engländer u. ſ. w. bei den Proſpecten Griechiſcher und Italiäniſcher Ruinen die erſten Verſuche der Holzſchneide- und Kupferſtecherkunſt.

Im Hintergrunde des Saals bemerkte ich unter einigen Landſchaften und hiſtoriſchen Zeichnungen zwei Blumenſtücke von beträchtlicher Größe. — „Unter dieſen Lilien und Roſen“ — ſagte mein Führer ſehr ernſt — „liegt die Auflöſung meines Schickſals verborgen.“

Ich wußte ſeine Worte nicht zu deuten. Er drückte an einer Feder; die Tafel zog ſich zurück und ein Frauenzimmer-Portrait ward ſichtbar. Es war die ſchöne Vatermörderinn*), von der ich in mehrern Römiſchen Galerien Abbildungen gefunden hatte.

Wer noch je die weichen, anziehenden Züge jener ſchönen Sünderinn ſah, und in ihre qualvolle, unnatürliche Lage ſich hineinzudenken vermochte, der konnte auch des Gedankens ſich nicht erwehren, daß bei Unterzeichnung ihres Bluturtheils nur ſchändliche Habſucht die Feder führte, daß ein unbefangener, menſchlich fühlender Richter der Strenge des Geſetzes mit dem Rechte der Nothwehr, mit der erlaubten Rache ſchändlich hingeopferter Unſchuld, mit der Verzweiflung über blutſchänderiſche Gewaltthätigkeit begegnet, und der mitleidswürdigen Unglücklichen einen ſtillen, einſamen Zufluchtsort angewieſen haben würde, um entfernt von Menſchen — nicht ihre That — nur ihr Schickſal zu beweinen.

---

*) S. den Anh. Anm. 12.

Mich ergriff aufs neue die Erinnerung an ihre ſchreckliche Geſchichte, an das ſchwarze Verhängniß, das vom Anfange ihres Lebens ſie zum Tode auf dem Schaffot weihte, an ihren heroiſchen Edelmuth unter den grauſamſten Martern, an ihre ſchaudervolle Hinrichtung — und die Begierde, auch das Gegenſtück zu ſehen, erfüllte mich mit der heftigſten Ungeduld.

Der Unbekannte ſchob mit zitternder Hand auch den andern Blumenkorb auf die Seite — ich bebte zurück, wie vor den blendenden Strahlen der hinter Wolken hervorbrechenden Sonne! Kaum traute ich meinen Augen. Wallten Unſchuld, Schönheit, Schwermuth und Liebe in ein Weſen verſchmolzen auf dieſer Erde, nur in dieſer Hülle könnten ſie erſcheinen — und doch hatte dieß Geſicht die auffallendſte Aehnlichkeit mit den Zügen der Vatermörderinn!

Ich ſah meinen Freund betroffen an.

„Natalia, Camilla's Mutter!“ — ſagte er abgewandt.

„Ihre Gattinn?“ — fragte ich mit der wärmſten Theilnahme.

„Ich bin Malthéſer!“ antwortete er kalt; ein namloſer Schmerz ſchien ſich ſeiner zu bemächtigen; er verließ eilig das Zimmer.

Wohl eine Viertelſtunde hatte ich in tiefe Beſchauung verſenkt vor dieſem Gemälde verweilt, als ein andres, in einiger Entfernung hängendes Bildniß mir in die Augen fiel. Es war ein Kind im Matroſenhabit.

Je länger ich es betrachtete, deſto wunderbarer ward mir zu Muthe. Dunkle Erinnerungen erwachten in meiner Seele. „Wo bin ich?“ — ſagte ich träumend zu mir ſelbſt. — „Hat mich eine unbekannte Macht in die Hand eines Zauberers gegeben? Stellt mir der Magier meine früheſte ſchuldloſe Jugend unter die Augen, um mich im wilden Getümmel des Kriegs durch ein Gaukelbild der Vergangenheit mir ſelbſt zu erhalten?“ —

Doch bald lächelte ich über das Spiel meiner aufgeregten Phantaſie, und dachte an ähnliche Erfahrungen, wo ich das Original eines Gemäldes gewiß zu kennen geglaubt, und doch blos die Kunſt des Malers, ſeine treue Darſtellung des Lebens, dieſe für ihn rühmliche Täuſchung bewirkt hatte.

Ich verließ den Bücherſaal, und wurde durch einen lächerlichen Auftritt eine Zeit lang vom weitern Nachdenken abgehalten. Beim Eintritt in das gemeinſchaftliche Zimmer fand ich Bernardillo allein; er hatte meinen Säbel umgeſchnallt, und ſtand, ſich ſeitwärts betrachtend, vor dem Spiegel. Da er mich gewahr ward, gerieth er außer Faſſung, legte das Seitengewehr beſchämt auf den Tiſch, und rannte ſpornſtreichs davon, um ſeine Herrſchaft aus dem Garten zu rufen.

Ich kennt' es meinem Freunde nicht verbergen, wie ſehr der Matroſenknabe meine Aufmerkſamkeit erregt habe. Er ſtrich mit der flachen Hand über die Stirn, und rief mit einem Tone, als wollt' er einen ſchönen Traum erzählen, aus dem er durch Feuergeſchrei erweckt worden wär: „Es iſt ein holdes Andenken meines Frühlings — damals zog mir noch die Hoffnung eine Roſenhecke vor den grauuvollen Abgrund. — Es war ſein letzter Brief, mit dem ich dieß Bildniß erhielt — ſein letzter!"

Er gieng einigemal unentſchlüßig auf und ab. Dann öffnete er eine ſtark verſchloßne Schatulle, nahm ein Paket Briefe heraus, und legte einen davon vor mich hin. Ich nahm ihn auf — und ließ ihn zitternd wieder fallen. Ich erkannte das Petſchaft meines Vaters.

Mein Vater hatte auf dieß Petſchaft jederzeit einen hohen Werth geſetzt, und in ſeinem Teſtamente ausdrücklich verordnet, daß es mir aufbewahrt werden ſolle. Es war ein geſchnittener Carneol mit einer verhüllten weiblichen Bildſäule und der Umſchrift: Niemand hob meinen Schleier. Ich trug es noch jetzt an der Uhr.

Mein Erſtaunen machte mich einige Augenblicke ſprachlos. Der Unbekannte ſah mich forſchend an. Ich legte die Uhr auf den Tiſch; er griff nach dem Petſchaft und — ſtürzte mir mit einem Schrei in die Arme.

„Mein Bruder!“ — rief er mit großer Rührung. — „Ich bin Raimund — dein Name iſt George von St. —!

„Er war es!“ — antwortete ich ganz außer Faſſung. Er ſchlug den Brief auseinander. Es war die Hand meines Vaters. Jetzt erſt erwiederte ich mit gleichem Feuer ſeine

Umarmung; auch Camilla drängte ſich zwiſchen uns. Sie lachte und weinte zugleich.

Da wir uns von der frohen Beſtürzung erholt hatten, bat ich um Erläuterung.

„Jetzt nicht, lieber Georg!“ — entgegnete er ſehr weich und mit einem Blick auf Camilla. — „Du haſt jetzt die Reiſe auf den Montblanc vor. Gönne mir dieſe Friſt, um mich zu ſammeln und alle Belege hervorzuſuchen. — Dank, Dank der Vorſicht, welche deine Schritte wunderbar zu mir leitete, wär es auch nur, um meiner Camilla einen Schutzengel zuzuführen, wenn ich nicht mehr bin! — O ſchon dämmert die Morgenröthe vor mir auf — Vorgefühle der Zukunft drängen ſich in meine Seele — bald iſt mein Lauf vollendet!“

Er brach ab unter ſanften Thränen, und ob ich ſchon gern der Bergreiſe entſagt hätte, ſo trieb er doch raſtlos mich dazu an, und verſicherte, daß er jezt ohnedieß noch nicht gehörig vorbereitet ſey, meine Wünſche nach völliger Aufklärung zu erfüllen. — Streng und unvermeidlich ſchien das Verhängniß über ihm zu walten. —

Sein ganzes Weſen hatte ſich nach der erſchütternden Scene des Wiederfindens merklich verändert. Er war ſtets nachdenkend, und eine ungewohnte ſtille Freudigkeit leuchtete aus ſeinen Augen.

Ich brachte zwei Tage bei ihm zu. Da ich am andern Abend von ihm und Camilla Abſchied nahm, waren wir alle innig bewegt. Ich konnte mich kaum von ihnen losreißen. Raimund drückte mich feſt an ſein Herz, und ſah ſehnſuchtsvoll nach den aufgehenden Sternen; Camilla nannte mich zum erſtenmale Onkel Georg, und ſank weinend an meine Bruſt. Dann riß ſie ſich gewaltſam los, und floh beſchämt in die Arme meines Bruders.

Am folgenden Morgen, da ich nach dem Montblanc abreiſen wollte, ſtand Bernardillo völlig gerüſtet an der Hausthür. Er war nicht nur mit ſeinem eiſenbeſchlagnen Dornſtock, ſondern auch mit einem gewaltigen Pallaſch bewaffnet, wozu ihm Camilla das Geld geſchenkt hatte, und auf welchen er ſich nicht wenig einbildete. „Hier bin ich“ — ſagte er trocken — „Mein Herr und meine Jungfer ſenden mich Ihnen zu Hülfe. Giebts bei Echelles ſchlechtes Geſindel, ſo wird's, wollen's die Heiligen! im Chamouny-Thal auch nicht fehlen. — Auch den Nero ſollte ich mitnehmen; aber den brauchen wir nicht. Herr! ein Savoyard läßt ſich nicht umſonſt Kamerad heißen!“

Es fiel mir nicht ein, ſeiner treuherzigen Bereitwilligkeit Hinderniſſe in den Weg zu legen, und er ritt ſelbſtgefällig neben Charles durch das Städtchen.

Wir langten im Chamouny-Thal ohne Widerwärtigkeiten an, und die Eisköpfe der „verfluchten Berge" ſchimmerten ſchon von fern uns ehrwürdig entgegen. — Und nun ſtand er vor uns, der Koloß der Berge — mit Wolken umgürtet — groß — ernſt und einzig! Vergeblich ſucht die Sprache nach Worten. Selbſt die feurigſte Einbildungskraft vermag nicht das Bild zu vollenden; ſelbſt der glühendſte Dichter würde, wie Timanthes und Euphranor, an dem Grenzſteine der Kunſt ſtehen. *)

Mit unglaublicher Anſtrengung hatten wir endlich, von zwei Thalbewohnern geführt, und

---

*) S. den Anh. Anm. 11.

vor Kälte faſt erſtarrt, den höchſten Gipfel erſtiegen, und die Ausſicht, welche ſich uns darbot, erfüllte ſelbſt Bernardillo, der bis jetzt über dieſe nach ſeiner Meinung ſehr zweckloſen Strapatzen den Kopf geſchüttelt hatte, mit ſtillem Staunen. Der Eindruck, den dieſe Regionen des Schreckens und der höchſten Erhabenheit, von der Abendröthe mit zauberiſchen Flammen umgoſſen, in meiner Seele hervorbrachten, wird, wenn ich mir ja eine Vergleichung geſtatten ſoll, zeitlebens demjenigen gleichen, welchen in meinen frühern Jahren Ugolino, *) in meinen ſpätern Laokoon bei Fackelſchein auf mich gemacht hatte. — —

Wie klein und gleichgültig kam mir von dieſem Standorte aus alles vor, was mich bis jetzt mit Sehnſucht und Bewunderung erfüllt

---

*) S. den Anh. Anm. 12.

hatte. Zu meinen Füßen lag die Sweiz, Frankreich und Italien wie der Riß eines Welttheils ausgebreitet. Ich glaubte mit meinem Fernrohr die Brandſtelle zu entdecken, wo noch vor wenig Jahren Binaſco *) lag, jenes Binaſco, an das ich noch immer zugleich mit Schaudern und mit frohem Gefühl zurückdachte.

„Welch ein Paradies iſt die Erde!“ — ſagte ich zu mir ſelbſt — „und wie elend ſind ihre Bewohner! Ueberall, wohin ſich mein Auge wendet, fällt es auf verheerte Fluren, auf Gefilde mit Bruderblute gedüngt!“

Jetzt verhüllten ſchwärzliche Wolken die dunkelroth glühende Sonnenſcheibe, und nur einzelne Strahlen züngelten wie Blitze über die blendenden Schnee- und Eis-Gefilde dahin. Meine entfeſſelte Phantaſie rollte ein furchtbar

---

*) S. den Anh. Anm. 13.

res Schlachtgemälde aus den verfloßnen Tagen meines Lebens vor mir auf.

Die Luft dröhnte vom Donner des groben Geſchützes — Kriegsgeſang und das kleine Gewehrfeuer und Muſik und Gewinſel miſchten ſich zum grauenvollen Zuſammenklang — hier lagen Verwundete und Sterbende, Verſtümmelte und Todte neben einander — hier ſtürzten die Roſſe ſchnaubend und mit flatternder Mähne in das dickſte Gewühl, dort wieherten ſie blutend gegen die Wolken, dort wieder zerſtampfte ihr Huf die gefallnen Söhne des Vaterlands, die mit blaugelben, ſchreckbar verzerrten Geſichtern, ſtarrenden Augen, klaffenden Wunden, krampfenden Gliedern, noch nach Rache zu dürſten, noch zu drohen ſchienen. Viermal ſchon waren wir zurückgeworfen — wir ſtürmten zum fünftenmal. Mein geliebteſter Freund, mein D*****, flog an der Spitze der auserleſenſten Grenadiere voran. Wir ſtürzten ihm nach — er ſank zerſchmettert in meinen Arm; ſein blutiges Gehirn ſprützte mir ins Geſicht. — —

Dieß ſchreckliche Bild preßte ein tiefes Ach! aus meiner Bruſt. Charles legte beſorgt ſeine Hand auf meine Schulter, und fragte, was mir fehle? Ich erwachte. „O — was iſt der Preis, Kamerad!“ — ſagte ich zu ihm, und ſchüttelte ſeine Hand — „was iſt der Preis für ein mit Mord und Verwüſtung bezeichnetes Leben?“ *)

Plötzlich erhob Bernardillo ein Freudengeſchrei, und zeigte auf die Gegend von Echelles. Sanfte, wohlthätige Gefühle erwachten in meiner Seele. „Keinen Lorbeer gieb mir, waltendes Schickſal!“ — ſagte ich zu mir ſelbſt — „keinen Lorbeer, es ſey denn der friedliche Lorbeer des Dichters; aber einen

---

*) S. den Anh. Anmerk. 14.

Eichenkranz einſt um meine Urne, den die Liebe — den Camilla flicht!" — —

Das Herabſteigen war nicht weniger beſchwerlich, als das Hinaufklimmen. Doch gelangten wir nach einer Abweſenheit von vier Tagen unbeſchädigt wieder nach Chamouny, und ich trat, immer mit dem Gedanken an Raimund und Camilla beſchäftigt, ſobald wir hinlänglich geraſtet, mit ſo großer Ungeduld die Rückreiſe an, daß wir in Echelles noch zwei Tage früher anlangten, als ich vorher beſtimmt hatte.

Ich überließ meinem Charles die Pferde, und eilte, weil es noch nicht Mittag war, mit freudigem Verlangen nach der Felswohnung.

Die Pforte ſtand zu Bernardillo's Erſtaunen offen. Wir giengen hinein, und wurden nirgends ein lebendiges Weſen gewahr. Spuren von Blut fanden ſich auf den Quadern des Fußbodens. — —

Mit Angſt und Entſetzen verfolgten wir die blutigen Fußſtapfen. Sie führten in ein entlegenes Zimmer. Raimund, in Blut ſchwimmend und nur noch röchelnd, lag auf der Erde, zu ſeinen Füßen die erſchoſſenen Doggen.

„Camilla geraubt! — Es ſind Franzoſen!“ — Dieß war alles, was er mit der größten Anſtrengung und gebrochner Stimme ſagen konnte.

Mich beſtürmten tauſend ſchreckliche Empfindungen. Bernardillo heulte und wüthete. Wir brachten Raimunden auf ein Ruhebett. Bernardillo mußte bei ihm zurückbleiben. Ich eilte nach Echelles zu einem Wundarzte. Indem ich dieſem den Weg nach der Bergwohnung genau beſchrieb, mußte Charles ſatteln.

Wir ſprengten mit verhängtem Zügel vor das Thor. Jetzt erſt kam es mir in den Sinn, zu überlegen, welchen Weg ich nehmen ſollte.

Ich berathſchlagte mit meinem treuen Diener, der aus meinen abgebrochnen Reden den Zuſammenhang bald errieth.

„Nennt mich einen Schurken, Bürger-Adjutant!“ — rief er mit wilder Hitze — „wenn ich dem Mädchenräuber und ſeiner Beute nicht ſchon auf der Fährte bin! — Alle Teufel! für den iſt der Biſſen zu fein! — Laßt uns umwenden!“

Noch ehe wir das Städtchen wieder erreichten, überzeugte er mich von der Wahrſcheinlichkeit ſeines Verdachts. Er war bald nach ſeiner Zurückkunft irgend eines Geſchäfts wegen zu dem Reutknecht des Commiſſars gegangen. Hier hatte er neben dieſem ein weinendes Frauenzimmer bemerkt, deren Schönheit und Jugend er mit voller franzöſiſcher Lebhaftigkeit ſchilderte. Sobald der Commiſſar ihn gewahr worden war, hatte er das Mädchen ſchnell vom Fenſter entfernt.

Ich jagte vor das Quartier des Commiſſars. Der Elende war eben beſchäftigt, einen Reiſewagen aufpacken zu laſſen, und erbleichte, da er meiner anſichtig ward. Furcht und Todesangſt waren augenſcheinlich auf ſein Geſicht gezeichnet.

Ich wendete eine Dienſtangelegenheit vor, und bat ihn ſtürmiſch, mit auf das Zimmer zu kommen. Kaum waren wir in dem Saal, als ich abriegelte, und die Hand am Säbel: „Wo haſt du das Mädchen, verdammter Mörder!" ihm zurief. Er bebte an allen Gliedern, und öffnete eine Thür, die zu einer Galerie führte.

„Voraus, Bube!" — ſchrie ich zähnknirſchend. Er ſchloß eine Hinterſtube auf. Camilla mit verweinten Augen und todtenbleichen Wangen flog an meinen Hals.

Es dauerte eine lange Weile, ehe ſie ſich erholte. Sie vergoß tauſend Thränen, und fragte ängſtlich nach Raimund. Was ſollte, was konnt' ich ihr antworten? Ich verſprach, ſie ſogleich zu ihm zu bringen. Der ſchändliche Entführer hatte die Zwiſchenzeit benutzt, meiner Rache zu entfliehen. Wir warfen uns in eine Poſtchaiſe, und kamen mit der Dämmerung in der Felswohnung an. Raimund ſchlummerte; der Chirurgus hatte ihn zwar verbunden, gab aber alle Hoffnung auf.

Nach Mitternacht ſchlug mein Bruder die Augen auf. Er winkte uns zu ſich. Er wollte reden, aber vermocht' es nicht. Camilla ſaß ohne Laut und Klage am Fuße des Bettes; ich legte meine Hand auf ſeine tiefathmende Bruſt; Bernardillo kniete neben mir, und benetzte die Hand des Sterbenden mit unzähligen Thränen. Der Puls fieng an leiſer zu gehen — dann zu ſtocken — ſein Auge brach.

Vergeblich würde es ſeyn, die tiefe Trauer und die ängſtliche Stille zu ſchildern, die in dem

Berghauſe von nun an einheimiſch wurde. Wir ſchlichen neben einander wie Schatten der Unterwelt, wo ewiges Schweigen wohnt. Ich mußte alle meine Standhaftigkeit aufbieten, um meinen eignen Schmerz zu bekämpfen, damit ich für Camilla ſorgen und zugleich die nöthigen Anſtalten treffen konnte.

So viel man aus der Ausſage Camilla's und eines alten, zurückgelaßnen Dieners des Commiſſars ſchließen konnte, war der Zuſammenhang des mörderiſchen Mädchenraubs ohngefähr folgender.

Camilla hatte von Raimunden dann und wann Erlaubniß erhalten, ſtatt der bejahrten Wirthſchafterinn, unter Bernardillo's Begleitung, nach Echelles zu reiſen, um die nöthigen Lebensmittel und andre Bedürfniſſe einzukaufen. Hier hatte der Commiſſar ſie geſehen, und ſich insgeheim nach ihr erkundigt. Da er aber anfangs nichts weiter erfuhr, als daß ſie die Tochter eines unbekannten, aber reichen Landedelmanns ſey, und oft, nur von einem Diener beſchützt, durch das Thal reiſe, ſo ließ er ihr an jenem Abende in dem Hohlwege aufpaſſen. Seine zwey Söldlinge waren franzöſiſche Deſerteurs, und gehörten zu einer Bande verwegner Böſewichter, die eine Zeit lang das ganze Departement Montblanc beunruhigten. Einer derſelben hatte mich erkannt, und dem Commiſſarven meiner Dazwiſchenkunſt Nachricht gegeben.

Dieſer Elende ſelbſt, der während der Schreckensregierung ein anſehnliches Vermögen erworben hatte, und ſich noch jetzt durch geheime Erpreſſungen und Gewaltthätigkeiten bereicherte, zuletzt aber mit den Erfindern der Höllenmaſchine den Lohn ſeiner Verbrechen gefunden hat, ließ es bey dem erſten verunglückten

Verſuche nicht bewenden. Vielmehr beobachtete er alle meine Schritte, entdeckte dadurch die Wohnung in den Felſen, brachte die alte Ausgeberinn durch Beſtechung auf ſeine Seite, und ließ, ſobald er mich entfernt wußte, Raimunden von einer Rotte ſeiner Miethlinge überfallen.

Mein Bruder vertheidigte ſeine Pflegtochter wie ein Held, wurde aber von der weit überlegnen Anzahl übermannt und zu Boden geſtreckt. Die Böſewichter banden ihn dann, und bemächtigten ſich Camilla's und einiger Koſtbarkeiten. Sie ſchleppten die Ohnmächtige nach einem verſchloßnen Wagen, und lieferten ſie in die Hände des Commiſſars. Dieſer wollte vor meiner Zurückkunft von Echelles abreiſen, wo ohnedieß ſeine Geſchäfte zu Ende waren. Er gab Camilla für eine Verwandte aus, und nur die Furcht, Aufſehen zu erregen, und von den ohnedieß gegen ihn erbitterten Einwohnern Unannehmlichkeiten zu erfahren, hatte ihn bewogen, die geraubte Unſchuldige zur Zeit ſchonend zu behandeln.

Wir begruben Raimunden mit Hülfe einiger ihm ergebnen Thalbewohner in ſeinem Garten, wo die überhängenden Felſen eine Grotte bilden; ein länglicher Stein mit der von ihm ſelbſt vorlängſt ausgehauenen Inſchrift:

Inveni Portum *)

deckte die Aſche des Edlen; Camilla hob aus ihren Blumenſtücken alle ihre Lieblinge aus, und pflanzte ſie um den Grabſtein. —

Nun mußte es meine heiligſte Pflicht ſeyn, der verwaiſten und völlig troſtloſen Camilla mich anzunehmen. Ich betrachtete Raimunds ganze Verlaſſenſchaft als ihr Erbtheil, und legte deshalb bey den Municipal-Beamten, nachdem ich mich theils durch meine eignen,

---

*) „Ich habe den Hafen gefunden!"

theils durch die in Raimunds Papieren aufgefundenen Briefſchaften als ſeinen einzigen Bruder legitimirt hatte, eine förmliche Schenkung nieder. Den noch kurzen Zeitraum, welcher mir übrig war, benutzte ich zum Einpacken der vorhandenen Bücher und Schildereien, deren größten Theil ich in Genev öffentlich verſteigern ließ, zum Verkauf der übrigen Geräthſchaften und zu Unterbringung der nicht unbeträchtlichen Capitalien.

Dann verdingte ich die kummervolle Camilla bey meinen Wirthsleuten zu Echelles, welche kinderlos waren, und mir die unverkennbarſten Proben der Redlichkeit und des Edelmuths gegeben hatten, in die Koſt, hinterließ Bernardillo zu ihrem Diener und Beſchützer, und trennte mich von ihr mit dem ſchmerzlichſten Gefühl meiner freiwilligen Abhängigkeit.

Zu Chambery erhielt ich Nachricht von dem geſchloßnen Waffenſtillſtande, und ſieng während der mir hierdurch vergönnten Muße mit Leſung und Ordnung der von Raimunden hinterlaſſenen ſehr zahlreichen Briefe und Aufſätze an.

Doch noch war ich lange nicht damit zu Stande, als ich ſowohl in dieſer friedlichen Beſchäftigung unvermuthet unterbrochen, als auch von einer andern, meinem Herzen näher liegenden Seite nicht wenig beunruhigt wurde. Denn nicht nur die Ausſichten zu einem dauerhaften Frieden verſchwanden, das blutige Waffenſpiel ſollte noch einmal über das Glück der Völker entſcheiden, und ich wurde zu meiner Brigade abgerufen; ſondern auch Camilla's Briefe, die anfangs traurig und kindlich, dann zärtlich, endlich ſehnſuchtsvoll und mit dem Stempel der glühendſten erſten Liebe bezeichnet waren, blieben auf einmal aus.

Endlich kamen wieder Briefe aus Schelles, und ich erbrach ſie mit banger Hoffnung. Doch keiner von Camilla war eingeſchloſſen; ihr Wirth benachrichtigte mich, daß ſie vor einigen Wochen mit Bernardillo unſichtbar worden ſey. Kein niedriger Argwohn gegen ſie ſelbſt, kein Verdacht gegen den ehrlichen Bernardillo, kam in meine Seele; aber gleichwohl konnt'ich auch ihr beiderſeitiges Verſchwinden auf keine Art mir erklären.

Und wozu ſollte, wozu konnte ich mich nunmehr entſchließen? Die Liebe rief mich auf, Camilla aufzuſuchen, und ihr in der wahrſcheinlichen Gefahr zu Hülfe zu eilen; Ehre und Pflicht rief mich in die Reihen meiner Waffenbrüder. Ich hatte keine Wahl. Doch indem ich noch mit mir ſelbſt kämpfte, trat, wie ein Engel des Troſtes, Bernardillo mit einer ſonderbaren freudigen Haſtigkeit zu mir herein.

„Wo iſt Camilla?“ — rief ich ihm hitzig entgegen, und faßte ihn an der Bruſt.

„In Sicherheit! Sollens bald hören!“— antwortete er trocken — „aber ich — ich will nun Soldat werden. Mich werden Sie nicht wieder los. Werben Sie mich an — ſey's für die ungläubigen Franken, ſey's für den rechtgläubigen Kaiſer, ſey's für den Ruſſen, ſey's für den Türken! Wo Sie hin gehen, gehe ich mit!“

„ „Aber wo iſt Camilla?“ “

„Gedulden Sie Sich doch nur, bis wir mit der Werbung zu Stande ſind! Ich bringe noch einen Recruten mit — einen ehrlichen, braven Jungen, der ein Vetter von mir iſt.“

„Wo iſt er?“ — rief ich ahnend.

Er öffnete die Thür. Ein junger Menſch in Pantalons und Collet, das Caſket tief in die Augen gedrückt, ſtand am Gangfenſter, und bedeckte das Geſicht mit der Hand. Vernardille rief ihm zu -- und Camilla, reizend, wie die junge Liebesgöttinn im Helm des Kriegsgottes, und glühend, wie eine zartfühlende Braut am Hochzeitmorgen, verbarg die ſchönen verſchämten Augen an meiner Bruſt. —

Obſchon meine ehemaligen Wirthsleute zu Echelles mein Zutrauen auf jede Art gerechtfertigt, und Camilla mit der edelſten Uneigennützigkeit, mit der wärmſten Freundſchaft behandelt hatten, ſo hatte dieſe doch, bis jetzt an die Geſellſchaft des edlen, geiſtvollen Raimunds gewöhnt, in dem Umgange mit dieſen zwar gutmüthigen, aber wenig gebildeten Menſchen das Drückende der Einſamkeit und Langeweile im höchſten Grade empfunden. Alle ihre Gedanken waren, wie ſie mir mit zärtlicher Offenherzigkeit mehr klagte, als erzählte, nur mit mir beſchäftigt geweſen, ihre liebſte Unterhaltung hatte im Leſen und im Briefwechſel mit mir beſtanden.

Doch als die Nachricht des erneuerten Krieges bis in jene Thäler gedrungen war, ſo war auf einmal Ruhe und Friede von ihr entflohen, und ihre Seele, von Raimunds dichteriſchen Geſprächen, vom Leſen der Dichter erhöht und begeiſtert, hatte den heroiſchen Vorſatz ausgebrütet, wie Taſſo's Chlorinde und Oſſians weißbuſigte Heldenmädchen, mich unerkannt in das Lager, in Kampf und Tod zu begleiten.

Sie hatte anfänglich dieſen Gedanken bei der gaſtfreien Familie zu Echelles flüchtig geäußert; da aber ihr Vorhaben von einer lächerlichen Seite und als ganz unausführbar angeſehen worden war, die Sache gleichfalls nur für Scherz ausgegeben; dagegen aber insgeheim den treuen Knappen Bernardillo mit für ihn unwiderſtehlichen Zuredungen und Bitten ſo lange beſtürmt, bis er zu Ausführung ihres Vorſatzes alles beizutragen und ſie zu begleiten verſprochen hatte.

Auf dieſe Art hatte ſie ſich die nöthige Verkleidung heimlich zu verſchaffen gewußt, und, da alles in Ordnung war, die romantiſche Ritterfahrt an Bernardillo's Seite angetreten. Erſt unterwegs, da ſie, ihrer zarten Geſtalt wegen, mehrmals für ein Mädchen erkannt worden, und mancher Gefahr nur durch Liſt und durch Beiſtand des handfeſten Bernardillo's entgangen war, hatte ſie gegen mich ihr vorgehabtes Incognito aufzugeben, und, in gewiſſer Zuverſicht, ich würde ihr mir zu folgen erlauben, mich aufzuſuchen beſchloſſen. —

So groß mein Entzücken war, das ſüße, zärtlich geſtimmte Geſchöpf wieder in meinen Armen zu halten, eben ſo groß war auch meine Verlegenheit, was ich nunmehr mit ihr anfangen ſollte? Denn ob es ſchon ſchwer hielt, ſie von ihrem phantaſtiſchen Einfalle abzubringen, ſo ließ ſie ſich doch endlich von der Unthunlichkeit deſſelben überzeugen, äußerte jedoch eine große Abneigung, in das öde Echelles zurückzukehren. Ich ſelbſt konnte ihr in dieſem Puncte nicht ganz unrecht geben, und fürchtete auch, wenn ich ſie dennoch dazu bereden wollte, von ihr in kurzer Zeit ein, dem jetzigen ähnliches, abentheuerliches Unternehmen zu erleben.

Nach langwierigem Nachſinnen fiel mir endlich ein Gedanke ein, auf den ich, wär nicht meine Aufmerkſamkeit durch die frommen Schelmenaugen der holden Camilla zu ſehr zerſtreut worden, ohne Zweifel zu allererſt hätte kommen müſſen.

Ich war zugegen, als der unglückliche Flecken Binasco auf Bonaparte's Befehl angezündet wurde. Schon ſtanden die Häuſer an mehreren Orten in lichten Flammen, und die geflüchteten Einwohner hoben aus der Entfernung theils jammernd, theils in dumpfem Schweigen, ihre Arme gen Himmel. Hie und da wurde noch heimlich etwas gerettet, das der Plünderung entgangen ſeyn mochte; hie und da ſuchten noch Weiber ihre Männer, Aeltern ihre im Getümmel verlornen Kinder, indeſſen andere an der Hand der klagenden Mutter über das große helle Feuer in kindiſcher Einfalt ſich freuten.

Der Anblick dieſer rührenden Gruppen und des ganzen furchtbaren Brand-Gemäldes zerriß meine Seele — eine wehmüthige Empfindung, vielleicht vom Himmel mir zugeſandt, überfiel mich, und der Gedanke, daß vielleicht noch hie und da ein armes, von allen verlaßnes oder in der grauenvollen Zerſtreuung vergeßnes Geſchöpf nach Rettung ſeufze, bemächtigte ſich meiner. So gerecht auch der Zorn unſers großen Anführers, ſo nöthig wegen der Zeitumſtände das Straf-Beiſpiel auch ſeyn mochte, ſo ſprengt' ich doch, mit kaum verbißnem Grimm und eine kalte Thräne im Auge, mit einem kleinen Commando durch ein von den Flammen noch größtentheils verſchontes Stadtviertel, wo ich in einem Garten ein ungefähr fünf und dreyßigjähriges Frauenzimmer bemerkte, deren edle Geſtalt, deren niedergeſchlagnes Geſicht, deren mir ſchon von fern auffallende, an Verzweiflung grenzende Aengſtlichkeit den lebhafteſten Eindruck auf mich machte.

Ich eilte näher, und ſah über die niedrige Gartenmauer. Sie hatte zwey Kinder auf den Armen, und war von einigen andern, die ſich gleich weinenden Genien an ihr Gewand hielten, umgeben. Sie legte die kleinern auf den Raſen, ſuchte die größern von ſich loszumachen, und bat das älteſte mit Angſt und Thränen, auf die übrigen Acht zu haben, und ſich mit ihnen nicht von hier zu entfernen. Nun eilte ſie mit matten Schritten auf ein mit Rauch- und Dampf-Wolken umhülltes Vordergebäude zu, aus deſſen Fenſtern ſchon hie und da einzelne Flammen züngelten. Aber ihre Kraft verließ ſie. Sie wankte, und nur ein in der Nähe ſtehender Baum hielt ſie aufrecht.

„O Gott!“ — rief ſie mit unbeſchreiblichem Jammer — „o Gott! gieb mir Stärke!“

Ich war augenblicklich vom Pferde und über die Mauer.

„„Was iſt Ihnen, Madam? Iſt noch nicht alles gerettet?““

„Dort! dort!“ — antwortete ſie mit ſchwacher Stimme.

Ich flog in das Haus, und fand einen ungefähr vierjährigen, blatterkranken Knaben im Bette. Ich trug ihn im Triumph der Mutter entgegen.

Sie war mir nachgeſchlichen und begegnete mir nahe an der Hausthür. Es iſt unmöglich, den Ausdruk der Freude zu ſchildern, mit der ſie das Kind an ihr Herz drückte, unmöglich, die Wonne zu beſchreiben, womit ſie, den Dank vergeſſend, zu den übrigen Kindern ſich hinſchleppte, und ihnen das gerettete zeigte.

Erſt von dort aus ſah ſie ſich nach mir um, und nun fehlte wenig, daß ſie mir nicht zu Füßen ſank. Ich ſuchte ſie zu beruhigen, und verſprach ihr meinen Schuz. Auf mein Zureden und mit meinem Beiſtand verließ ſie die dampfenden Ringmauern, und es glückte mir, ſie einſtweilen in einer benachbarten Dorfhütte unterzubringen.

Ich blieb einige Tage in der Nähe, und gewann ihr Zutrauen, ihre Achtung. Nun erfuhr ich, daß die Kinder nicht ihr eigen, ſondern Findlinge und andere älternloſe, zum Theil durch den Krieg verwaiſte Kinder waren, die ſie zu ernähren und zu erziehen ſich zur Pflicht gemacht hatte. Sie ſelbſt war ſeit einigen Jahren ſchwächlich und krank; deſſen ungeachtet aber ſorgte ſie für die aufgenommenen Waiſen mit raſtloſer mütterlicher Zärtlichkeit.

Der ſehr gefährlich krank geweſene Knabe hatte ſich wieder erholt. Sie brachte ihn mir eines Tages mit einem Blick der Seligkeit entgegen, und bat erſt nunmehr um meinen Namen, um ihn dem Kleinen, der mir das Leben verdanke, beizulegen. Ihr eigner Name, nach dem auch ich mich bei dieſer Gelegenheit erkundigte, war nichts weniger, als Aufmerkſamkeit erregend.

Auf meinen Rath und unter meiner Vermittelung wandte ſie ſich dann mit ihren Zöglingen nach Pavia, wo ſie nicht nur ihre edle Beſchäftigung fortſetzte, ſondern auch in kurzem eine weibliche Erziehungsanſtalt errichtete. —

Wo hätte ich unter dieſen Umſtänden das liebe Naturmädchen Camilla wohl beſſer verſorgen können, als bei dieſer ſanften Erzieherinn? welchen Händen hätt' ich ſie lieber anvertrauen ſollen, als den Händen der dankbaren Freundſchaft?

Ich eröffnete ihr dieſen Entwurf, und kaum hatt' ich die nähern Verhältniſſe ihr etwas genauer auseinander geſetzt, als ſie ihn, wenn ich ſie — wie ſie unter Thränen lächelnd ſagte — denn einmal verſtoßen wollte, mit Feuer aufſaßte. Da mein Weg ohnedieß über Pavia gieng, ſo konnt' ich mir um ſo leichter die Freude gönnen, ſie ſelbſt an Ort und Stelle zu bringen.

Ich trat mit der noch immer männlich gekleideten Camilla in die Wohnung meiner Freundinn. Wir wurden in ein Vorzimmer geführt; einige Kinder hüpften heraus, und betrachteten uns mit freundlicher Neugier. Der von mir gerettete Knabe umſchlang meine Knie, und ſpielte dann mit Camilla's Helmfeder.

„Wie heißt du, Kleiner?“ — fragte ſie endlich.

„George St.“ — antwortete der Knabe trotzig — „und der da iſt mein Vater!“

Camilla ſah mich zweifelhaft an, und drückte das Kind mit ſonderbarer Heftigkeit an ihren Buſen. Ich erklärte ihr das Räthſel, und ſie wurde ausſchweifend luſtig.

Endlich erſchien meine Freundinn. Ihr Auge haftete auf meinem jungfräulichen Begleiter, und ſie beobachtete, während ich anfieng, ihr meinen Wunſch zu entdecken, zu meiner Verwunderung ein ernſtes Stillſchweigen. Aber kaum ließ ich ihr bemerken, daß ich von dieſem meinen Geſellſchafter rede, daß dieſer ein verkleidetes Mädchen ſey, als ſie mit entglühenden Wangen auf Camilla zueilte. — Giebt es höhere Weſen, die uns Sterbliche umſchweben, ſo feierten ſie mit innigem Entzücken dieſe Scene — die Mutter erkannte ihre lang erſehnte, lang beweinte Tochter — Natalie ihre Camilla. — —

Nach einem der ſeligſten Tage meines Lebens, nach einem Rauſch entzückender Gefühle, welchen ich mich jetzt nicht länger überlaſſen durfte, gieng ich meiner Beſtimmung entgegen; Bernardillo blieb in meinem Gefolge.

Doch durch die ſanfteren Empfindungen, die ſich in meiner Bruſt ſeit einiger Zeit angeſiedelt hatten, ſchien ich die Gunſt des Kriegsgotts auf immer verſcherzt zu haben. Bei dem erſten Angriffe, dem ich nach Vereitlung des Friedens zu Campo Formio beiwohnte, ward ich von einer Cartätſchen-Kugel am linken Arme getroffen, und, ob ich ſchon in der Hitze des Gefechts die Verwundung kaum bemerkt hatte, doch nach einem heftigen Blutverluſt, mehr todt, als lebendig, auf Charles und Bernardillo's Schultern vom Schlachtfelde getragen. Ich lag einige Tage ganz ohne

Beſinnung; doch die Erfahrenheit des Feldarzts und die treue Anhänglichkeit meiner Leute retteten mir das Leben.

Erſt da ich ſelbſt wieder ſchreiben konnte, meldete ich Natalien dieſen Vorfall, um ihn meiner Camilla vorſichtig zu hinterbringen. Zugleich bat ich ſie aufs dringendſte, falls es Camilla einfiel, zu mir zu eilen, ſie auf jede Art zurückzuhalten. Ich hatte nicht unrecht vorausgeſehen; nur auf die triſtigſten Vorſtellungen und auf Vorzeigung meines Briefs hatte die Liebende den Plan einer eben ſo gefahrvollen, als zweckloſen Reiſe aufgegeben.

Ich brachte länger als ein Vierteljahr mit meiner Geneſung zu, ohne völlig wieder hergeſtellt zu werden. Der Knochen des Oberarms war durch die Kugel zerſchmettert worden, und ich ward zum fernern Kriegsdienſte für unfähig erklärt. Doch konnte ich mich nicht entſchließen, vor Ende des Feldzugs meinen Abſchied zu nehmen, und man bediente ſich meiner zu einer eben ſo wichtigen, als ehrenvollen Verſendung.

Endlich hatten unſre Tapfern durch ein beiſpielloſes Vordringen in das Herz der feindlichen Beſitzungen, durch Siegmärſche den Frieden erkauft; aus dem mit Blut von Tauſenden gedüngten Boden ſtieg ſeine Palme hervor.

Ich wendete den Zwiſchenraum, bis ich mit unſern Truppen Italien verließ, dazu an, Camilla's Vermögen nach Frankreich in Sicherheit zu bringen, und benutzte das gute Vernehmen meines Generals mit dem tapfern feindlichen Heerführer, um einige ſehr anſehnliche Capitale, die man bis jetzt der ſchutzloſen Natalie auf die unverantwortlichſte Weiſe vorenthalten hatte, aus ihrem Vaterlande einzuziehen. Natalie ſelbſt hingegen brachte indeſſen die meiſten ihrer Pfleglinge mit Verwendung nicht unbeträchtlicher Summen auf das Vortheilhafteſte unter, und folgte mir dann mit den übrigen, von welchen ſie ſich unmöglich losreißen konnte, und mit Camilla.

Nach der Zurückkunft ſuchte ich nun meine Entlaſſung an; ein zweites Ehrengeſchenk und ein Handſchreiben des Ober-Generals befriedigten alle Foderungen meines Ehrgeizes. —

Unter dem milden Himmelsſtrich des mittägigen Frankreichs, faſt auf der Gränze der beiden Departements de la Drome und de Vauclüſe, habe ich mich angeſiedelt. Camilla iſt meine Gattinn, und der trotzige Pſevdo-Georg hat bereits einen ächten Namensbruder. Alle meine ſchwindelnden Träume habe ich willig mit dem Glück des häuslichen Lebens und mit dem ſanften Umgange der Muſen vertauſcht. Nach Deutſchland richte ich nur darum ſehnſuchtsvolle Blicke, um immer das Neueſte ſeiner Literatur an mich zu ziehen.

Alle diejenigen Stunden, welche Lectür, Malerei und der Anbau meiner Ländereien mir bis jetzt übrig ließen, habe ich dazu verwendet, die Lebensgeſchichte Nataliens und meines unglücklichen Bruders, theils nach ſeinen hinterlaſſenen Schriften, theils nach ihren mündlichen Mittheilungen, zu entwerfen. Möge dieſe Handzeichnung meinem Vaterlande kein unangenehmes Denkmal des Abtrünnigen ſeyn, der, ſollt' er jemals in die deutſchen Staaten zurückkehren, eingedenk ſeiner frühern Erfahrungen und ſeiner Reiſe-Beobachtungen, nimmer in ſeiner Heimath, nur in jenem glücklichen Lande ſeine Hütte aufſchlagen möchte, wo unter dem Adlersfittig der höchſten Gewalt Freiheit, Gerechtigkeit und Bürger-Tugend unter den be geiſternden Augen der Schönheit die Muſe wohnt.

Wallfahrteſt du, mein deutſcher Leſer! — denn dich, liebe Landsmänninn! darf ich wohl nicht einladen, es müßte denn der Geiſt der reiſenden Brittinnen auf dir ruhen — wallfahrteſt du, mein Leſer! einſt als frommer Pilger nach dem Quellenthale, wo der zärtliche Petrarch um Laura klagte; wählſt du ohngefähr den Weg, welcher dir durch Thümmels lachende Schilderungen der liebſte geworden iſt; fällt, unfern der Landſtraße,. dir auf der Reiſe ein weißes, mit Caſtanien-Alleen umgebnes Haus in die Augen, woran Weingärten und Olivenwäldchen ſich ſchließen; wirſt du ein hohes, weibliches Weſen gewahr, das gleich der Madonna von holden Engeln umſchwebt wird; lächelt ein blühendes Geſicht mit braunen ſchalkhaften Augen bald dich, bald den Säugling in ihren Armen freundlich an, und ſteht dann ein langer, hagerer Mann mit dem Anſehn eines bemittelten Landmanns, den linken Arm in einer Binde, daneben, der etwa ein Buch hält oder in die Abendſonne blickt — ſo wiſſe. — du ſtehſt vor Bürger Georgs Eigenthum, und — biſt du gut — ſo tritt unter ſein Dach!

Skizzen

aus Raimunds und Nataliens Geſchichte.

Ich brach der rosen nicht und hat ihr doch gewalt.*)

---

*) S. den Anh. Anm. 15.

Erſtes Buch.

Die neue Ariadne. — Der Capellan. — Das Waldfräulein. — Die Ritterfarth nach dem Bilde der Schönſten. — Der bildliche Briefwechſel. — Der Morgenbeſuch. — Hercules am Scheidewege. — Der Kinderbrunnen.

Komm, o Schöne mit der Liebesgöttinn *)
Süßen Augen voll des Gluthverlangens!
Sieh! die Leinwand iſt geſpannt. Die Farben
Sind bereitet. Bald ſoll von dem Tuche
Schön, wie Du, der Nymphen Schönſte lächeln.

Auf und kränz' Dich mit dem Weingewinde,
Laß die zartgekrümmten Rebenfäden
Mit den goldnen Locken leicht ſich ringeln!
Wirf Dich in den ſchöngeſchnitzten Seſſel!
Gleich dem Blumenraſen glänzt das ſeidne Polſter,
Schwellend ſtrebts dem weichern Druck entgegen!
Wirf Dich leicht, Du Lächelnde, als wärſt Du einſam,
In die Fluth der grünen Atlaskiſſen!

---

*) S. den Anh. Anmerk. 16.

Freier noch, Du Holde, die im Roſenmonde
Liebeträuend meinem Traum erſchien!
Nimm die Fußbank — ſtreck die netten Füßchen
Sanft verſchlungen ſeitwärts vor Dich hin,
Daß der Wurf des ſchwellenden Gewandes
Mir vom linken mindſtens die Sandale
Und das rechte ſpannenhoch vom Knöchel
Mit der Wade Wölbung nicht verhülle.
So! und nun die volle, weiße Achſel
Auf des Seſſels Lehne hingeſchmieget;
Laß im Arm das Cypris-Köpfchen ruhen,
Und nun lauſche, wie bei Abendhelle
Jener Sommernacht Du ſehnend träumteſt!

Göttin, ha! wer mag die Farben miſchen,
Wenn der Kranz Dein Feueraug' beſchattet,
Wenn des ſchlanken Halſes ſanfte Biegung
Deiner Schleier volle Knospe ſpaltet,

Und des Buſens Liljenwellen
Und die runden Hüften lockend quellen? —

Alſo ſchlummerte auf Naxos Strande
Ariadne einſt. Im Traum der Wonne
Will ſie den Geliebten feſter an ſich drücken,
Liſpelt: Theſeus! — hebt den ſchönen Arm —
Und erwacht — und ſieht das Wimpel fliehen.
Lärmend rauſchen Tamburine — klingen Schellen —
Flüſtern Flöten — ſchallt Triumphgeſang,
Zu der Cymbeln, zu der Tremmeln Klang
Tanzt, umwallt von ſchöngefleckten Fellen,
Der Mänaden lieblich wildes Chor,
Roſ' und Rebe ſproſſet rings hervor,
Und auf goldnem, ſchönbekränzten Wagen
Wird der junge Gott dahergetragen. — —

Zehn bis zwölf Meilen von der Reſidenz liegt die Grafſchaft W*********, das Stammguth der Gräflichen Familie gleiches Namens. Die ſtolz ſich erhebenden Thürme des zu Anfange des ſiebzehnten Jahrhunderts erbauten Schloſſes zeugen von mehr, als fürſtlichen, Reichthümern; ein weitausgedehnter Park, eine reizende Landſchaftsgegend umgiebt es. Die Kirche, ein im gothiſchen Geſchmack aufgeführter, majeſtätiſcher Dom, enthält das Erbbegräbniß. Ein vergoldetes Gitter, mit Fahnen, Wappen und Standbildern geſchmückt, verſchließt den Eingang; eine Marmor-Treppe führt hinab zu der von allen Fremden beſuchten Gruft.

In dieſem Schloſſe wurde der ſeiner Aeltern frühzeitig beraubte Raimund von St., ein Schweſterſohn des regierenden Grafen

Maximilian, unter der Aufſicht des Pater Anſelms erzogen.

Graf Maximilians Gemahlinn, Maria, war in der Blüthe ihrer Jahre mit Hinterlaſſung einer einzigen Tochter mit Tode abgegangen. Es verbreiteten ſich damals mancherlei dunkle, ſonderbare Gerüchte. Ihr Leichnam ward bei Nachtzeit beigeſetzt, und ihr Sarg beſonders eingemauert.

Ihr Gemahl vermied — wie er ſagte, theils aus Zärtlichkeit gegen ſeine verewigte Gattinn, theils aus väterlicher Liebe gegen die aufblühende Natalie — jede anderweite Verbindung. Baroneſſe Aurelie, einſt die ſchönſte unter den Hoffräulein der kaiſerlichen Burg, dann Maria's Geſellſchafterinn und noch jetzt die erſte Schönheit der ganzen Gegend, führte die Oberaufſicht über ihre Erziehung.

Welcher Lebensart Raimund ſich widmen ſollte, war noch unbeſtimmt. Ein Secretair des Grafen unterrichtete ihn in den neuern Sprachen, Pater Anſelm, der mit ihm zuſammenwohnte, in den ältern und in den übrigen Wiſſenſchaften.

Anſelm, aus dem Orden der Auguſtiner, ſchien auf den erſten Anblick ein kalter, weltkluger, finſterer Greis. Man nannte ihn auf dem Schloſſe den Stummen. Auch war er allerdings wortkarg gegen jeden, dem er nicht vertraute — und wem auf dem Schloſſe hätte er wohl vertraut? — Das eben war ja ein Theil ſeiner Leiden! Sein Herz glich einem unterirdiſchen Strome, der, weil er nicht ausbrechen kann, alles unter ſich wühlt.

Um zu vergeſſen und um einſam zu ſeyn, hatte er ſich, nächſt der ältern Literatur, mit raſtloſem Eifer dem Geſchichts-Studium ergeben. Hauptſächlich war die Hiſtorie der ***********iſchen Staaten und die Genealogie der dortigen Familien der Gegenſtand ſeines Forſchens, und nie war die Bibliothek des nahgelegnen Kloſters, nie das an merkwürdigen Urkunden reichhaltige Archiv der Grafen M******** ſo benutzt worden, als ſeitdem Pater Anſelm das Amt des Capellans und Archivars bekleidete. Keine alte Handſchrift war ſo unleſerlich und vermodert, die er nicht entzifferte, keine Aufſchrift eines Leichenſteins vom Zahn der Zeit ſo zernagt, die er nicht ergänzte, und er ſuchte ſich ſelbſt zu überreden, als wär eine unentdeckte Verwandſchaft zweier anſehnlicher, vielleicht längſt erloſchner Geſchlechter, ein gelöſtes Räthſel über ein zweifelhaftes Geburts- oder Sterbe-Jahr hinlängliche Ausbeute für die angeſtrengteſte und langwierigſte Unterſuchung.

Kaum ſollte man glauben, daß bei dieſer wenig gefälligen Außenſeite und bei dieſen ermüdenden Beſchäftigungen Pater Anſelm den jungen Raimund an ſich gezogen haben könnte. Aber Raimund war ein Knabe mit einem Herzen voll Liebe, und der Pater mußte doch ein Geſchöpf haben auf Erden, das ihn mit dem Leben zuſammenhielt. Alle ſeine zärtern Gefühle, alle ſeine ſanftern Empfindungen richtete er daher auf den ſtillen, wenig geachteten, in ſich ſelbſt verſchloßnen Knaben, und dieſer erwiederte dieſe Zuneigung mit glühender Dankbarkeit. Nur dann war ihm wohl, wenn er um den Pater ſeyn konnte. Er begleitete ihn auf allen Spaziergängen; er gewann alles lieb, was ſeinem Lehrer theuer ſchien.

So trocken daher auch des Paters Lieblings-Studien waren, ſo fand Raimund doch auch daran nach und nach Geſchmack. Bald wühlte er mit ſeinem Lehrer in den beſtäubteſten Pergamenten, und war im Stande, die älteſte Mönchsſchrift ziemlich fertig zu leſen.

Aber nicht genealogiſche und diplomatiſche Nachrichten feſſelten hauptſächlich die Aufmerkſamkeit des Jünglings, ſondern ſeine feurige Einbildungskraft, der bis dahin jedes andere Feld verſchloſſen war, weidete ſich mit ſüßem Schauer an den altdeutſchen Heldenliedern in des Paters Bücherſchatz und an ſo mancher alten, romantiſchen Sage, die hie und da unter deſſen Sammlungen verſtreut war. Bald lebte und webte er in dem Wunderkreiſe des fabelreichen Alterthums, und unterhielt zuweilen ſeinen Lehrer mit den abentheuerlichſten Erzählungen, von welchen jener kaum wußte, ſollt' er ſie für alte, aus den Manuſcripten geſchöpfte Ueberlieferungen, oder für Phantaſie-Spiele ſeines Schülers halten.

Die ermunternde Aufmerkſamkeit, welche Anſelm dieſen Mährchen des jungen Dichters ſchenkte, bewog ihn, eins und das andere davon ſchriftlich aufzuſetzen. Noch viele dergleichen frühe Verſuche finden ſich in ſeinem Nachlaſſe, und mehrere, denen er, wie der genialiſche Rowley-Chatterton, ſelbſt in der Handſchrift den Schein des Alters zu geben geſucht hat. *) Einzelne Züge dieſer Aufſätze ſcheinen aus alten Helden- und Thurnier-Büchern geſchöpft, und die das Alterthum nachahmende Einkleidung kann zwar den Kenner nicht täuſchen, zeugt aber aufs ſprechendſte von der erſten, noch ungeſchwächten Gluth des Jünglings und von der ganz eigenen Richtung ſeines Geiſtes. Sie ſind faſt ſämtlich in einem regelloſen, phantaſtiſchen, ſogar hin und wieder ins Groteske fallenden Tone verfaßt, und man erkennt in ihnen das Ringen einer auflodernden Kraft mit dem Sprachgebrauch jener Provinz und mit den nicht deutlich erkannten, nur fein geahneten, Schwierigkeiten der Kunſt; es haucht in ihnen das heimlich zehrende Feuer eines Herzens, das ſich ſelbſt noch ein Räthſel iſt.

---

*) S. den Anh. Anm. 17.

Bald ſchildert der Jüngling im ſelbſtgeſchaffnen, frei auf und ab wallenden Rhythmus die unwandelbare Treue eines Tyroliſchen Grafen, der, indem er mit der Armbruſt unter Sturm und Regen einem Wehr-Wolfe, dem „Schreckſal" der ganzen Gegend, auflauert, durch eine weiße Hindinn in einen unbekannten Bergkeſſel gelockt wird.

Ohne zu wiſſen, wie? hat er einen ſteilen, unwegſamen Felſen erklimmt, wo kaum Gemſen fußen können. Von Hunger und Durſt gequält, durchnäßt vom Regen und durch das Klettern ermüdet, findet er nach langem Suchen einen Baum, deſſen breite niedrige Zweige einen Sitz bilden, empfiehlt ſich Gott und der gebenedeiten Jungfrau, und entſchlummert.

Kaum hat er die Augen geſchloſſen, als ein wunderbares Traumbild ihm erſcheint. Er ſitzt an einer köſtlichen Tafel, einem überirdiſch ſchönen Mädchen zur Seite. Faſt ihr an Reizen gleich ſind ihre Geſellſchafterinnen, die, ſtarrend von Gold und Juwelen, die Tafel umgeben; jeder von ihnen müßten alle Erdentöchter weichen!

Die Reizendſte legt ihm Speiſen vor. Schon will er mit Heißhunger darnach langen, als ihm gegenüber die Mauer ſich öffnet. Wie bei dem ſchwelgeriſchen Male des Königs Belſazar *) hebt ſich, ihm allein ſichtbar, aus einer ſchwärzlichen Wolke eine aſchenbleiche Hand, und ſchreibt langſam mit flammenden Zügen: „Unglücklicher! die Speiſen ſind unrein.“ — Er erſtarrt.

Von ſanfter Muſik ins Leben zurückgerufen findet er ſich wieder in der vorigen Geſellſchaft. Die Königinn des Mahls reicht ihm mit Liebesblicken einen goldnen, mit Rubinen

---

*) Daniel Cap. 5. V. 1. f.

beſetzten Kelch; ein ſüßer, berauſchender Duft quillt ihm entgegen.

Er blickt auf die lächelnde Schöne und faßt des glänzenden Pocal — — da erkracht ein furchtbarer Donner; alle Pfeiler wanken; von Glanze umfloſſen tritt ſein Schutzheiliger ein; Tafel und Zofen verſchwinden. Die Gebieterinn wird ein häßlicher Wolf. —

Noch immer betäubt und voll Schlafs fühlt er etwas ſeinen Arm faſſen. Eine wunderbare liebliche Stimme flüſtert ihm ins Ohr: „Hörſt du denn nicht?“ — Er hebt mechaniſch die Hand, ſtößt ſich an einen knotigten Aſt und erwacht.

Da er aufſchaut, ſteht vor ihm ein majeſtätiſcher, ſechzehnendiger Hirſch. Das edle Geſchöpf ſieht ihm mit unverwandtem Blick neugierig, keck und freundlich in die Augen, ſetzt den Vorderlauft vorwärts, und ſcheint ihm zu winkem.

Er iſt unentſchloſſen. Aber immer freier und freundlicher ſchaut der Edelhirſch ihm ins Geſicht, und hebt den Lauft nach der Seite, als wollt' er ſein Führer ſeyn, als wollt' er ſagen: „Siehſt du denn nicht?“

Der Graf kann ſeinen einladenden Winken nicht länger widerſtehen. Das geſellige, leichtſchenkliche Thier ſpringt freudig voraus. Er folgt und findet einen ſanft ſchlängelnden Pfad, der in ein tiefes, angenehmes Thal führt.

Der verirrte Jäger ſteigt hinab. Hier iſt alles vom Strahl der Sonne vergoldet; hier wehen linde Frühlingslüfte um die hellgrünen Wipfel der Pappeln; der Boden iſt mit Blumen bunt überwebt; weiße Rehe und Kaninchen weiden in Heerden furchtlos umher.

Auf friſchem Raſen erhebt ſich ein lebendiger, wunderſamer Pallaſt. Die bemooſten Stämme tauſendjähriger Eichen ſind die Säulen; ihre ausgebreiteten Zweige, worinnen die lieblichſten Sangvögel Melodieen anſtimmen, und nie gehörte Stimmen erklingen, bilden das Dach. Die Wände des grünen Gezelts ſind auswendig von mancherlei blühenden Gebüſch zierlich geflochten, inwendig mit koſtbaren Teppichen über und über behangen.

Noch ſtutzt der Graf und wird keines Bewohners gewahr. Aber plötzlich ertönen Hifthörner, und auf einer milchweißen Stutte, von glänzendem Jagdgefolge begleitet, naht ein Mädchen von blendender Schönheit. Ihr langes ſchwarzes Haar fließt entfeſſelt bis auf den Sattel; ſie ſchwingt in der Rechten einen goldnen Spieß; ein Falke ſitzt auf ihrer linken Schulter; es iſt das Waldfräulein Walburge.

Sie ſteigt ab. Das Gefolge verſchwindet. Sie heißt den Grafen willkommen, und bewirthet ihn aufs köſtlichſte; unſichtbare Hände bedienen die Tafel.

Endlich erklärt das Fräulein dem Grafen ihre Liebe. Er iſt von ihren Reizen gefeſſelt, aber ſein Herz iſt nicht mehr frei. Er glüht in verſchwiegener Liebe für Hermengilden, die Schönſte des Gaues.

Das Waldfräulein umgiebt ihn mit geheimen Zaubereien, daß er mehrere Wochen bei ihr verweilen muß; ſie verſpricht ihm unermeßliche Schätze, unbeſchränkte Macht und unſterblichen Ruhm. Umſonſt! Seine treue Liebe widerſteht allen Lockungen, womit die reizende Waldfeie ihn umſtricken will.

Verſchmähte Liebe reizt ſie zur wüthendſten Rache. Der Graf erwacht eines Morgens in einem Eiſenthurn; er lebt blos von rohem Fleiſche, das ein Raubgeier ihm täglich ans Gitter bringt, und von Regenwaſſer, das er aufſammelt. Nachdem er jahrelang in der drückendſten Gefangenſchaft geſchmachtet, wird er unter Beiſtand der heiligen Jungfrau von einem Harfner befreit.

Sie wallen als Pilger nach Hermengildens Schloſſe. Der Burghof iſt von Fackeln erleuchtet und mit Getümmel erfüllt; ein klagender Geſang tönt in der Ferne. Doch ſchon öffnen ſich die Pforten. Wie ein Geiſterzug ſtrömen weiße Mönche und ſchwarz beflorte Knappen feierlich-langſam heraus — ihnen folgt der Sarg Hermengildens.——

Ein andermal erhebt Raimund das Lob der Frauen, und erzählt die Geſchichte Floribellas', der Tochter des Königs der Dänen. *)

Ein junger Ritter aus Steyermark, kühner als Hektor von Troja, kommt an den Hof ihres Vaters. Seine adlige Geſtalt und ſein ritterliches Weſen feſſelt das Herz der Prin-

---

*) S. den Anh. Anm. 18.

zeſſin, die ſelbſt der Griechiſchen Helena an Schönheit gleichkommt. Sie entdeckt ihm ihre Huld, und verſpricht ihm Hand und Königsthron.

Bald darauf ſtellt ſie ſich krank. Sie redet kein Wort; nur Seufzer und Thränen ſind ihre Sprache. Die Kunſt der erfahrenſten Aerzte iſt fruchtlos; ſie erklären die Krankheit für nicht natürlich.

Der bekümmerte König tritt an das Bette ſeiner Einzigen, um zu erforſchen, was ihr Herz quäle, und ſchwört bei ſeiner Krone, ihr jeden Wunſch zu gewähren. Sie geſteht ihm ihre heimliche Leidenſchaft, und dieſer erkieſt den geliebten Ritter zu ſeinem Eidam. Nie ſah das Königreich ein ſchöneres, ſich gleicheres Brautpaar.

Bald nach der Vermählung erſcheint am Däniſchen Hofe ein Franzöſiſcher Ritter, der Floribella's Schönheit zwar bewundert, aber die Königinn ſeines Landes über ſie erhebt. Floribella's Gemahl wird entrüſtet, und beſchließt eine Reiſe, um jene gerühmte Königinn zu ſehen, und ihr Contrefei ſeiner Gemahlinn mitzubringen. Er kann nicht ruhen und raſten, und Floribella giebt endlich ſeinem Wunſche mit beſorgtem Herzen nach.

Die Franzöſiſche Königinn wird in den ſchönen Steyermärker entzündet, und fragt ihn um die Urſache ſeiner weiten Reiſe. Der Ritter geſteht ihr, daß nur der Ruf ihrer wundergleichen Reize und die Begier, ihr Gemälde zu beſitzen, ihn an den Hof gebracht habe. Die Königinn verſpricht ihm ihr Bild, doch unter der Bedingung, daß er ſelbſt es male.

Eines Tages, da der König jagt, wird der Ritter heimlich zur Königinn geführt. Die liebende Schöne entſchleiert ſich ihm: Bezaubert von der göttlichen Geſtalt verläßt er die Staffelei und ſtürzt zu ihren Füßen. Sie beugt ſich zu ihm hinab; beider Lippen berühren einander; ihre Arme verſchlingen ſich.

Dem eiferſüchtigen König wird dieß hinterbracht. Er wirft ſein Gemahl und den Ritter in den Kerker. Des Ritters Knappe eilt nach Dännemark, um ſeiner Gebieterinn die Gefahr ihres Eheherrn zu verkünden.

Floribella's ſanftes Gemüth verzeiht dem Wankelmüthigen. Sie eilt zu ſeiner Rettung nach Frankreich, und beſticht die Wächter ſeines Gefängniſſes. Heiße Umarmungen verſichern ihn ihrer wankelloſen Liebe, kein Vorwurf geht über ihre Lippen.

Er muß auf ihr Geheiß ſeine Kleider mit den ihrigen vertauſchen. Nach ihrer Anweiſung verläßt er den Kerker wie ein Weib jammernd und händeringend; wie ein Weib das Geſicht mit dem Schleier bedeckt. Keiner der Hüter entdeckt den Betrug; er entkommt glücklich nach Dännemark.

Floribella wird ſtatt ſeiner vor Gericht geführt und der beleidigten Majeſtät angeklagt. Sie entdeckt ihr Geſchlecht und ihren Stand, und giebt vor, ſie habe die Schönheit der Königinn ſo hoch erheben hören, daß ſie, von Eiferſucht entbrannt, ſich ſelbſt davon zu überzeugen beſchloſſen; die männliche Tracht habe ſie angelegt, um deſto gefahrloſer das Abentheuer zu beſtehen.

Die Richter ziehen in Dännemark Erkundigung ein, und da ſich die Wahrheit ihrer hohen Abkunft beſtätigt, wird ſie ihrem Range gemäß aufgenommen, und mit koſtbaren Geſchenken, unter einer Bedeckung von hundert Gewaffneten, ihrem harrenden Gemahl zurückgeſandt. — —

Dieſer Auszug aus einigen von Raimunds Jugendarbeiten wird hinreichen, um von dem Inhalt ſeiner Dichtungen einen Begriff zu geben. Freilich iſt der eigenthümliche Ton faſt gänzlich verloren gegangen; aber der Erzähler konnte es nicht wagen, ſie vollſtändig mitzutheilen. Vielleicht darf er ſelbſt wegen dieſer Einſchaltungen nur von denen Verzeihung hoffen, die, wie ihn, der milde Geiſt alter Sagen lieblich anweht.

Die junge Gräfinn Natalie hatte unterdeſſen das dreizehnte Jahr erreicht. Mit dem wärmſten Gefühl umfieng ihr Herz alle benachbarte Weſen, ſelbſt ihre Ringeltauben und Perlhühner, ihre Sympathie-Vögelchen und die Goldfiſche in der Fontaine, ſelbſt die Blumen und die Kupferſtiche ihres Zimmers. Sie ſang gleich der Nachtigall; ſie ſpielte den Flügel mit Ausdruck und Geſchmack; ſie zeichnete, daß ſelbſt der ſtrenge, ſtörriſche Lamoral, der ſich für immer bei dem Grafen aufhielt und ein Jahrgeld von ihm genoß, an ihren Arbeiten nur ſelten etwas anders zu tadeln fand, als daß ſich die Zeichnerinn nicht treuer nach den Vorbildern richtete. Denn ihre, dem ſanften Hauch des Frühlings ähnliche Phantaſie vereinigte größtentheils die contraſtirendſten Gegenſtände. Die wildeſten Gebirge und ſchauervollſten Wüſteneien wandelte ſie durch aufkeimende Blumen, durch ein ſilbernes Gewäſſer, durch Gruppen fröhlicher Landleute und weidender Heerden, in Gefilde der Ruhe um; Sanftheit, Anmuth und edle Weiblichkeit ſchwebte auf allen ihren Figuren, wie auf den Gemälden Angelica's, und nur die mißlangen ihr ganz, welche irgend eine feindſelige Leidenſchaft darſtellen ſollten.

Ein ſo zartgeſtimmtes weibliches Weſen mußte auch in den Aeußerungen ihrer Zuneigung von dem Gewöhnlichen abweichen. Vor allen andern Menſchen liebte ſie ihren Vater mit einer Heftigkeit, die den gefühlvollen, in die Zukunft blickenden Menſchenkenner zugleich mit Freude und mit Furcht erfüllen mußte. Klagte er über den leichteſten Kopfſchmerz, ſo wollte ſie die Nacht über nicht von ſeinem Bett weichen; verreiſte er auf einen Tag, ſo ſchied ſie mit Thränen von ihm, und kehrte er zurück, ſo hieng ſie an ſeinem Halſe gleich einer glücklichen Braut, die jahrelang durch weite Meere von dem Jüngling ihrer Liebe getrennt war.

Den nächſten Platz neben dieſem hatte von Kindheit auf ihr Jugendgeſpiele Raimund in ihrem Herzen eingenommen. Doch die unſchuldvollen, zwangloſen Tage waren vorüber; jetzt ſahen ſie einander nur dann, wenn etwa Natalie mit ihm und dem Pater ausfuhr, oder wenn Raimund an der Familientafel erſcheinen durfte. Dann gedachte Natalie oft mit inniger, wehmüthiger Empfindung der Stunden, wo ſie mit ihm bald auf dem Raſen-Parterr unter der Orangerie Ketten und Kränze wand, bald den ſchauerlich-lieblichen Mährchen zuhörte, die ihr der reiſende Knabe mit hinreißendem Feuer erzählte.

So willig ſie übrigens in Bezug auf Raimunden dem ihr auferlegten Zwange ſich unterwarf, weil es ihr Vater befohlen hatte, ſo hielt ſie es doch nicht für verboten, dem lieben Vetter ihre noch immer fortdauernde Sehnſucht nach ſeinen Mährchen zu erkennen zu geben. **Raimund**, der, ohne noch ſeinen Gefühlen einen Namen geben zu können, für **Couſine Natalie** mit Entzücken in den flammenden Abgrund geſprungen wär, wußte zu Befriedigung ihres Wunſches leicht ein Mittel ausfindig zu machen, und theilte ihr halbverſtohlen von Zeit zu Zeit die beſten ſeiner ſchriftlichen Aufſätze mit, die er jedoch aus einer ſonderbaren Blödigkeit nie für eigne Erfindung, ſondern für gänzlich entlehnt, ausgab.

Natalie las ſeine Arbeiten mit unglaublicher Begierde; doch war es, wie ſie glaubte, nur das Wunderbare, was ſie dabei anzog, und mit dem traurigen Ausgange, den, beſonders in der Folgezeit, **Raimunds** Erzählungen gewöhnlich nahmen, war ſie ſtets höchſt unzufrieden. Nicht ſelten ſchenkte ſie ihm daher, um ihn wegen ſeiner trüben Laune freundlich zu necken, nach einiger Zeit eine zu ſeinen Geſchichten gehörige Handzeichnung, auf der aber die Hauptperſonen, der Fabel zuwider, immer glücklich vereint waren. So entſtand zwiſchen beiden nach und nach eine Art von bildlichem Briefwechſel, wie vielleicht noch nie einer Statt fand. Raimunds Gedicht ſchilderte unglückliche Liebe. Nataliens Zeichnung verwandelte ſie in beglückte. Bei Raimunden behielt das Schickſal oder das Laſter, bei Natalien die Vorſehung oder die Tugend die Oberhand; bei Raimunden ſank der Held nach erkämpftem Siege auf dem Schlachtfeld an ſeinen Wunden; bei Natalien brachte die frohe Braut dem heimkehrenden Geliebten den Lorbeer entgegen.

Baroneſſe Aurelie bemerkte zwar bald dieſen ſonderbaren Schleichhandel, hatte aber nicht das mindeſte dagegen einzuwenden, ſondern war ſchon zufrieden, wenn Natalie nur beſchäftigt war. Sie hatte bis jetzt Raimunden wenig geachtet, und faſt keines Blicks gewürdigt. Doch dieſer war nun gleich der Waldbirke aufgeſchoſſen; die innre Gluth ſeines Herzens bließ nicht ſelten eine liebliche Röthe auf ſeine gewöhnlich blaſſen Wangen; ſein ſchönes, großes Auge blitzte feurig; ſeidenweiches blondes Haar umfloß ſeinen Nacken, und ſeine Bildung war faſt mädchenhaft fein.

Aurelie ſchien nach und nach mehreres Intereſſe an ihm zu gewinnen; ſie änderte — ſey es nun, daß ſie ihr ſtolzes Ueberſehen des ſtillen, aber vielverſprechenden Jünglings innerlich mißbilligte, oder daß ſeine einnehmende Geſtalt ſie nicht gleichgültig ließ — ihr ganzes Betragen, las mit Natalien mehrere ſeiner dichteriſchen Aufſätze, und ertheilte ihm die ſchmeichelhafteſten Lobſprüche.

Raimund wußte bei ſolchen Gelegenheiten nicht, wo er die Augen laſſen ſollte — aber wie ward ihm erſt, als ihn die nur Allzureizende eines Morgens in ihr Cabinet rufen ließ, und dem Eintretenden zutraulich entgegen kam?

„Sie haben bis jetzt" — hub ſie unter den ſüßeſten Blicken an — „meiner jungen Freundinn eins und das andere Ihrer dichteriſchen Arbeiten mitgetheilt, und dadurch nicht nur ihr, ſondern auch mir, manchen frohen, ſeligen Augenblick gewährt."

Raimund ſchlug das Auge zur Erde, als beſchuldigte man ihn eines Kirchenraubs.

Aurelie. Haben Sie noch nie etwas

anders, als ſolche Geſchichten geſchrieben? Ich höre, Pater Anſelm beſitzt die neuen lyriſchen Dichter; und ein Frühlingslied von Ihrer Hand, das jüngſt unter Nataliens Noten lag, läßt mich vermuthen, daß Sie auch in der Manier jener Dichter Verſuche gemacht haben.

Raimunds Verlegenheit ſtieg immer höher. Daß Anſelm, hauptſächlich aus Liebe zu ſeinem Zögling, jene Bücher heimlich verſchrieben hatte, war gegründet; aber dieß ſollte ein Geheimniß bleiben.

„Ich verſtehe Sie nicht, gnädige Baroneſſe!“ fieng Raimund an.

Aurelie. „Still! ſtill! — Treten Sie doch vor den Spiegel!“ — Sie zog ihn mit ſanfter Gewalt an ihren Putztiſch, und klopfte ihn auf die Wange. — „Sehen Sie — ſo hübſch, gerade ſo hübſch ſieht ein junger Jäger aus!“

Raimunds Geſicht zog ſich in ein erzwungenes Lächeln.

„Aber für was ſehen Sie mich denn an, guter Baron?“ — fuhr ſie lachend fort, indem ſie ſein Kinn mit ihren ſchönen Fingern leicht herumdrehte — und Baron nennte ſie ihn heute zum erſtenmale — „doch wohl nicht gar für ein Weſen aus der ſchwarzen Legion der Verdammenden?“

Er konnte nicht ausweichen, er mußte nach ihr zurückſehen; ſeine Blicke fielen auf einen Hals und deſſen Umgebungen — die von der ſchwarzen Farbe nicht die mindeſte Aehnlichkeit hatten.

Aureliens Hand ſchien eine unbemerkte ſchöne Nachläſſigkeit verbeſſern zu wollen, aber ſie ſchien es auch nur.

Nun? werden Sie antworten, beſcheidner Autor? Haben Sie nicht auch ſchon Anakreontiſche und Sapphiſche Liedchen, ſüße Idyl len und Elegien, oder wohl gar hochfliegende Oden gedichtet?"

Raimund. Nun ja, wohl zuweilen!

„Ich wußte es längſt" — verſetzte die Schlaue, und ſetzte ſich vor ihm auf den niedrigen Seſſel, daß jeder andre die ſchlecht verbeſſerte Nachläſſigkeit nicht unbemerkt gelaſſen hätte — — „und eben das war die Urſache, warum ich Sie rufen lies. Sie wiſſen, daß der Graf mir die Comteſſe ans Herz gelegt hat, und ich wünſchte aus Gründen, die Sie leicht errathen werden, daß Sie nie etwas dergleichen — ja, verzeihen Sie, wenn Sie dies beleidigen ſollte — künftighin überhaupt nichts mehr von Ihren Arbeiten dem guten Kinde leſen laſſen. Sie werden nicht wollen, daß mir meine Nachſicht zum Vorwurfe gereiche!"

Raimund. Ich danke Ihnen für Ihre Warnung. Es ſoll nie wieder geſchehen!

Er wollte ſich entfernen.

„Von Natalien ſprach ich" — rief ſie ihm nach, und drückte zärtlich ſeine Hand, womit er die Flügelthür hielt — „nicht von Ihrer wärmſten Freundinn — nicht von Aurelien!" —— Es lag ein Ausdruck der Sanftmuth, des Wohlwollens, der Innigkeit in ihren Augen — nein! es war nichts von dem allen, es war mehr — und doch war es für Raimunden dieß alles — und nur das!

Wem Erinnerung oder Beobachtung den gefährlichen Zeitpunkt vor Augen ſtellt, wenn der biſher überſehene Jüngling es ſich ſelbſt geſtehen muß, daß irgend ein reizendes weibliches Weſen doch wohl einen wärmern Antheil an ihm nehmen könne — wenn die Erde auf einmal in einem ganz neuen Glanze ihm erſcheint, aus jedem leuchtenden Stern ein liebendes Mädchenauge ihm winkt, und ein lieblicher Widerſchein das junge Leben umgiebt — wenn endlich durch den Anblick gewöhnlich verſchleierter Reize ſeine Sinnlichkeit plötzlich erwacht, und ſein Herz, gleich dem Fiſcherkahne auf unruhigem Meer, in unerklärlichen Wünſchen herumwogt; der wird auch die heimliche Unruhe erklärlich finden, die in der Seele des ſchwärmeriſchen Raimunds ſeit jenem verführeriſchen Morgenbeſuche herrſchte.

Bis jetzt hatte er die weibliche Schönheit für etwas Ueberirdiſches gehalten, das ſelbſt für jeden verwegnen Gedanken, für jeden kühnen Blick, zu rein und heilig ſey; auch blieb ihm die holdſelige junge Natalie noch immer ein Gegenſtand heimlicher Abgötterei — ein himmliſches, ehrfurchtgebietendes, geſchlechtloſes Heiligenbild; aber Aurelie war von ihren Himmeln zu ihm herabgeſtiegen, die blendende Glorie war in den ſanften Roſenſchimmer der Leidenſchaft zerfloſſen. Er fühlte ſich ihr näher; er wagte es, ihr Bild getreu in ſeine glühende Phantaſie zurückzurufen; er ſeufzte, und wagte ſeiner Sehnſucht keinen Namen beizulegen.

Oefter, als ſonſt, verließ er jetzt den in Stammtafeln und Heroldsbüchern vertieften Anſelm, um im Garten ſeinen Dichterträumen nachzuhängen; öfter als ſonſt blickte er nach dem Flügel des Schloſſes, aus welchem Aureliens Fenſter giengen; weicher und gefühlvoller waren jetzt ſeine Aufſätze, lieblicher und roſiger die Bilder in denſelben. Er ſchrieb jetzt mehr, als jemals, aber mit minderer Energie; der wilde, rauſchende Strom floß jetzt ſanft und ſpiegelhell durch blumenſproſſende Ufer.

So oft er aber auch bei ſich ſelbſt beſchloß, der Baroneſſe, wie ſie es gewünſcht hatte, dieß oder jenes ſeiner Gedichte zu geben, ſo konnt' er es doch nie über ſich erhalten, den Entſchluß auszuführen. Bald glaubte er eine noch beſſere Wahl treffen zu müſſen; bald ſchien ihm alles einer Mittheilung unwerth; bald hielt er auch die Handlung der Mittheilung ſelbſt für zu gewagt, zu vertraulich.

Pater Anſelm, welchem die auffallende Aenderung ſeines Zöglings nicht entgieng, ſuchte ihn über die Veranlaſſung auszuforſchen. Raimund entdeckte ihm offenherzig den Hauptinhalt ſeines Geſpräch mit Aurelien, doch ohne des auf den Pater Bezug habenden Umſtandes zu erwähnen.

Der Pater ſtutzte. „Και συ ει εκεινων, και συ, τεκνον; —“ *) ſagte er endlich tief bewegt. Raimund erröthete und erblaßte.

„Noch biſt Du rein!“ — fieng der Pater mitleidig wieder an. — „Ich habe Dich lange beobachtet. Ich ſah eine edle Neigung in Deinem Herzen keimen und wachſen — ich ſegnete ſie, weil ich in ihr die ſanfte Auflöſung eines ſchrecklichen Knotens ſah. Jetzt ſtehſt Du am Scheidewege. Die ſanfte Tugend winkt, kaum von Dir bemerkt, aus der Ferne; das reizende Laſter öffnet Dir ſeinen Arm — Raimund! Raimund! ſoll ich auch Dich verlieren?“

---

*) „Auch Du unter ihnen, auch du, Sohn?“ — Bekanntlich Worte des Julius Cäſar, als er Brutus unter ſeinen Mördern erblickte.

Raimund, der den eigentlichen Grund dieſer Beſorgniß noch nicht faßte, aber dem Pater blindlings zu folgen gewohnt war, umarmte ihn unter heißen Thränen, und bat um ſeinen Rath, um ſeine Vorſchrift, die er getreu zu befolgen gelobte.

Der Pater ſann einige Augenblicke nach. Dann ließ er ſich Raimunds frühere Aufſätze geben, die ihm ſchon alle bekannt waren, ſuchte ſie durch und wählte einen davon.

„Bring dieß gelegentlich der Baroneſſe! Bleibt ſie gleich gütig gegen Dich geſinnt, wenn ſie es geleſen, ſo magſt du ihr vertrauen. Aendert ſie aber ihr Betragen, ſo ſey feſt überzeugt, daß Du an einem mit Blumen bedeckten Abgrunde ſteheſt, in den Du verſinken wirſt, wenn Du Dich nicht entferneſt!“

Der Kindel-Brunnen.

„Nicht beim Kindelbrunnen vorbei" — rief Johanna, und zog furchtſam am Arm ihres Verlobten, der vom frohen Tanze ſie heimbegleitete, und auf einem Birkenblatte ein luſtiges Jagdſtückchen blieſ — „ſiehſt Du nicht die Lichtlein dort flimmern, unſtät, wie der Irrwiſch, und blinkend, wie der grüne Funken des Johannis-Käfers?"

„Und warum nicht?" — erwiederte lächelnd der muthvolle Waidmann — „iſts doch am Brunnen ſo kühl, daß ich dort mit Dir ein wenig zu ruhen gedachte! Sieh, wie der wilde Wein das Vorgeländer umrankt, und das Waſſer durch den Ephen auf den Steinſtufen plätſchert!"

„Nimmer ſetz' ich mich dort mit Dir" — verſetzte Johanna — „Fürchteſt Du Dich denn nicht, böſer Menſch?"

„„Schleicht Schlange und Eidexe dort?""

„Schlimmer noch, lieber Conrad! Haſt Du nie vom Geiſtbrunnen gehört?"

„„Der Jäger bebt nicht vor Geiſtern! — aber erzähl doch. Nimmer hab' ich gehört, daß es hier nicht geheuer ſey. — Mild und freundlich blinzen die Sternlein vom dunkelblauen Himmel, weiß und rein, wie eine Lichtkugel, hängt der Mond dort über dem Walde. So laß denn hieher uns niederſetzen unter den Haſelſtauden und Riechdornen — noch Zeit genug kommſt Du in Dein einſames Kämmerlein!""

Sie ließen ſich auf den Wieſengrund nieder, Johanna ſchlang den Arm um den Geliebten, und fieng, dann und wann furchtſam nach dem verfallnen Brunnen blickend, mit leiſer Stimme an:

„Wenn Du dem Brunnen näher kommſt, Conrad! und die Zweige den Schimmer nicht verdecken oder der Mond nicht zu hell ſcheint, ſo ſiehſt Du auf den Stufen zwei weiße Kindleingeſtalten, die einander brünſtig umarmen und küßen. Unzähligemal hat meine Ur- Ur-Großmutter am Rocken ſitzend das erzählt, die eben des Fräuleins Amme geweſen iſt.“

„„Welches Fräuleins?““

„Des Fräuleins von Bardenau, die zuletzt als Nonne geſtorben iſt. — Sieh, des Fräuleins Vater war todt, und ihre vornehmen Verwandten zogen ſie mit ihrer Mutter an den Hof. Die Mutter war eine gute, ſtille Frau, und die Tochter ihr Herzblatt, dem ſie allen Willen ließ.“

„Wie ſchön das Fräulein geweſen iſt, kann ich Dir gar nicht ſagen. Meine Urgroßmutter hat oft erzählt, wie prächtig ihre Milchtochter in Federſchmuck und Atlasgewand einhergegangen iſt, und wie die feinſten Spitzen ihre Bruſt, die koſtbarſten Perlen und Diamanten ihren Hals und Hände umſpannt haben."

„Doch ſo ſchön das Fräulein war, ſo wild, ſtolz und ſchaamlos war ſie auch. Ich kann Dir nicht alles ſagen, was meine Urgroßmutter von ihr erzählt hat; aber — geſchnürt hat ſie ſich oft, bis die Senkel ſprangen, und wenn ihre Mutter die freche Tracht ihr bittend verwies, oder meine Urgroßmutter, die eine gar kluge und gottſelige Frau war, ihr den Spitzenkragen zuſammenzog, ſo lachte ſie nur dazu, und meinte: „Gott habe ihr die Schönheit gegeben — auch die Taube ſpiegle ihre blendende Bruſt in der Sonne!"

Siehſt du, Conrad, auf dieſe Art wurden alle Männer in das Fräulein verliebt — gut, daß ſie todt iſt — wer weiß, hätteſt Du Dich nicht auch in die ſchöne Hexe vergafft! — Sie hätte unter den ſchönſten und reichſten

Freiern die Wahl gehabt. Aber ſie ſpottete nur ihrer Liebhaber, wenn ſie's auch noch ſo redlich mit ihr meinten, neckte und plagte ſie, und man hieß ſie endlich am Hofe die Männerfeindinn.

„So kaltſinnig aber ſie ſich öffentlich ſtellte, ſo war ſie doch heimlich in ihren Welſchen Singmeiſter entbrannt, den einzigen, der anfänglich ihrer Reize nicht zu achten ſchien. Bald brachte ſie ihm einen Liebestrank bei — denn ſie konnte mehr, als wir beide — Gott woll' uns behüten! — daß er von Stund an wie wüthend in ſie verliebt ward. Sie pflegen bei nächtlicher Weile verbotner Liebe, und der Singmeiſter verzehrte ſich wie ein Schatten; des Fräuleins Schönheit hingegen wurde von Tage zu Tage unwiderſtehlicher.“

„Endlich kam ſie eines Winterabends mit einer alten Kammerfrau unvermuthet hier aufs Schloß gefahren. Meine Urgroßmutter hatte ſie einige Jahre nicht beſucht, und konnte kaum Tagesanbruch erwarten. Noch bei Dämmerlicht trat ſie in den Schloßhof, und hörte in des Fräuleins Schlafzimmer ein leiſes Stöhnen. Dieß ſchien ihr verdächtig. Sie trat auf einen Stein und lauſchte unter dem Fenſter."

„Indem ſie aber ſo ſtehet, kommt die Kammerfrau, blaß wie eine Leiche, aus dem Schloſſe, und trägt, ohne ſie zu bemerken, eilig und ängſtlich ein weißes Bündel bei ihr vorüber, das ſie dort in den Brunnen wirft. Meine Urgroßmutter gehet vorſtohlen ihr nach, und findet auf dem Schnee eine Straße von Blutstropfen."

„Meine Urgroßmutter verſchwieg lange Zeit, was ſie geſehen, aus Liebe zu ihrem Pflegkinde. Das Fräulein reiſte bald wieder nach Hofe und blühte, wie eine hundertblättrige Roſe."

„Endlich wurde ein junger, ſchöner

Prinz von ihren Reizen entzündet; ſie war des Singmeiſters überdrüſſig, und gab dem Fürſten das Jawort.“

„Der Tag der Hochzeit kam heran. Mit einem feierlichen Zuge wurde das Brautpaar zur Einſegnung geführt. Das Fräulein, mit Edelſteinen ganz überſäet, zog an der Seite des ſtattlichen Bräutigams alle Augen auf ſich, und grüßte die Zuſchauer rechts und links mit freundlichem Stolze.“

„Plötzlich ſprengt ein Reuter mit fliegenden Haaren und den Geberden eines Raſenden durch die Reihen, reißt mit einem Zuge der Braut die Mirtenkrone aus den Locken, und wirft dem Prinzen einen Brief vor die Füße.“

„Was nun eigentlich in dem Briefe ſtand, weiß ich nicht. Aber der Reuter iſt kein andrer geweſen, als der Singmeiſter. Die Hochzeit ward aufgeſchoben, und der Schloßbrunnen hier ſchleunig geräumt.“

„Man fand zwei Kindergerippe auf dem Grunde. Der Prinz zog in den Krieg, und das Fräulein ſtarb im Kloſter der Büſſenden.“

„Doch nun laß uns eilen. Meine Locken ſind feucht. Schon erbleichen die Sterne, der Hahn kräht drüben im Dorfe, und die Mutter wird ſchellen!“

Zweites Buch.

Mißverſtändniß und Zweifel. — Die Inſel. — Das Geſpenſt. — Der Julius-Abend. — Der Krankenwärter. — Gusman und Almeria. — Die Ananas-Erdbeeren. — Der blöde Ritter. — Der Harfenſpieler.

Raimund war nichts weniger, als mit der vom Pater Anſelm getroffenen Auswahl zufrieden, theils weil er — und mit Recht — den eben mitgetheilten Aufſatz bei weitem für keinen der vorzüglichſten hielt, theils auch, weil ihm ſein Gefühl ſagte, daß es wohl unſchicklich ſey, gerade dieſe Erzählung der Baroneſſe einzuhändigen. Aber konnte dieß wohl dem Pater Anſelm entgangen ſeyn? mußte dieſer mithin nicht ſeine beſondern Gründe haben? und war Raimund nicht ſchuldig, ihm, ſeinem geliebten Lehrer, ſeinem erfahrnen Freunde, ſeinem väterlichen Wohlthäter, zu gehorchen?

Raimund überlegte einige Tage. Der Pater erwähnte der Baroneſſe mit keinem Worte. Wieder einige Tage verſtrichen; Anſelm ſah eines Abends ſeinen Zögling gedankenvoll, trübſinnig an, und arbeitete dann eifrig in ſeinen Papieren. Dieß that er gewöhnlich, wenn er mit ihm unzufrieden war. Nun konnte Raimund nicht länger anſtehen. Er benutzte die erſte Gelegenheit, und drückte das Blatt Aurelien verſtohlen in die Hand.

Aurelie, die zuverläſſig etwas ganz Anderes zu finden hoffte, dankte ihm mit einem ſchmelzenden Blicke, ließ ihn, wider ihre Gewohnheit, mit Natalien, die eben am Flügel ſaß, allein, und gieng in ihr Cabinet.

Nach kurzer Zeit ſtürzte ſie wieder heraus. Ihre Augen rollten, eine brennende Röthe färbte ihre Wangen.

„Hinweg, Böſewicht!“ — rief ſie mit erſtickter Stimme, und warf ihm die Erzählung zerriſſen vor die Füße. — „Laſſen Sie Sich ankleiden, Natalie! Wir wollen ausfahren!“

Raimund und Natalie ſtanden wie

verſteinert. Doch gehorchte Natalie, und Raimund floh erſchrocken zu ſeinem Lehrer.

„Beruhige Dich, Raimund!" — ſagte dieſer, da ihm Raimund den Vorfall erzählt hatte — „Du biſt — wenigſtens auf eine Zeit — gerettet. Fürchte Dich nicht vor Aureliens Rache. Bald wird ihre Wuth ſich legen; ſie wird zu vergeſſen ſcheinen; ſie wird Dir vielleicht wieder ſchmeicheln. Auch das Raubthier zieht ſeine Klauen ein, ehe es auf das Lamm ſtürzt. Aber traue ihr nie, oder es iſt auf ewig um Deine Ruhe geſchehen!"

Für Raimunden war es noch immer ein unerklärliches Räthſel, warum er Aurelien fürchten ſollte, warum er ſie abſichtlich hatte beleidigen müſſen — und er verſchwieg dieß dem Pater nicht.

„Noch iſt Dein Blick umnebelt" — antwortete Anſelm — „aber gab ich Dir je Grund, mir zu mißtrauen? — Nur noch einige

Zeit glaube mir, ohne zu ſehen. Noch biſt Du zu unerfahren, als daß ich Dir Geheimniſſe entdecken ſollte, deren Kenntniß Deiner Ruhe, Deinem Glücke, vielleicht Deinem Leben gefährlich werden könnte. Weide Dich noch eine Zeit lang an den lachenden Träumen des Jünglings — o! frühe genug wird der Schleier vor Deinen Augen fallen, und mögeſt Du dann in Dir ſelbſt Kraft finden, dieſe Erde nicht für einen Aufenthalt hölliſcher Geiſter zu halten!" —

Raimund war tief erſchüttert. So fürchterlich ernſt hatte er Anſelm [illegible] nie geſehen. Er grübelte einige Tage [illegible] den Sinn ſeiner Worte; aber wie war es ihm möglich, ſie zu entziffern?

Daß eine Gefahr ihm drohe, daß der Paſter gegen die Baroneſſe einen ſchweren Verdacht hege, konnte er nicht bezweifeln. Aber gegen welchen der Schloßbewohner hegte „der Stumme" nicht Verdacht? wem von ihnen wich er nicht aus? von wem ſuchte er ſeinen Zögling nicht zu entfernen? — War er nicht ehrerbietig-ſtill gegen den regierenden Grafen? kalt und finſter gegen Lamoral? gleichgültig gegen den Secretär? war er nicht in der ganzen Gegend als ein Menſchenfeind ausgeſchrieen? und war es daher wohl ein Wunder, daß er auch über Aurelien ein ungerechtes Urtheil fällte? — O! und dieſe Aurelie! — flog nicht alles im Schloſſe, ſobald ſie winkte? war ſie nicht die angebetete Behe[illegible]nn aller Herzen? war ſie nicht für M[illegible]ien mütterlich beſorgt? war ſie nicht bezaubernd, wie die Göttinn der Liebe?

Alle dieſe Gedanken wogten dunkel in Raimunds Seele auf und ab; eine unbekannte Stimme ſprach in ſeinem Herzen zu Aureliens Vertheidigung. Nein! es war nicht möglich! Sie konnte ſo gefährlich nicht ſeyn, als der an Menſchentugend nicht glaubende Pater ſie ſchilderte.

„Aber wär ſie es auch,“ — ſo ſchloß Raimund ſeine Ueberlegung — „ſo werd' ich gewiß dieß bald entdecken! Denn was kann mich hindern, ſie im Stillen aufs genaueſte zu beobachten?“

Raimunds Entſchluß war ernſtlich, und er ſchien ihn mit nicht geringer Klugheit und Beſonnenheit ins Werk zu ſetzen.

Ohne ſich ſeinerſeits ihr wieder zu nähern, ließ er ſie nicht aus den Augen, und [illegible] beſonders aufmerkſam, ob ihr Betragen [illegible]es Paters Prophezeihung übereinſtimmen würde.

Das erſtemal, da er wieder mit ihr zuſammen kam, war ſie höflich und kalt; doch ohne die mindeſte Empfindlichkeit zu äußern.

„Ihr Zorn hat ſich gelegt!“ — ſagte Raimund zu ſich ſelbſt — „Bis hieher hat der Pater Recht!“

Als er ſie wieder ſah, zog ſie ihn auf die Seite. „Vermuthlich habe ich Ihnen Unrecht gethan" — ſagte ſie leiſe — „Vergeſſen Sie meine Uebereilung!"

„Ich ſoll vergeſſen!" — dachte Raimund — „Sie wird zu vergeſſen ſcheinen! ſagte der Pater!"

Das drittemal begegnete er ihr im Garten. „Geben Sie mir Ihren Arm, lieber Baron! ich muß mich gegen Sie wegen eines Mißverſtä[illegible] erklären. Hatten Sie letzthin Nata[illegible] den Inhalt unſers Morgengeſprächs entdeckt, oder hätt' ich mich geirrt?"

„ „Wie können Sie das von mir glauben, Baroneſſe Aurelie?" "

„Nun ſo verzeihen Sie mir! Ich ſchloß dieß aus Ihren Mienen. — Werden Sie meine Hitze vergeben können? — Faſt fühl' ich mich ſelbſt Ihrer Nachſicht, Ihrer Freundſchaft unwerth!“

„Sie fängt an zu ſchmeicheln“ — dachte Raimund. — „Bei Gott! der Pater ſieht weit. Ich muß vorſichtig ſeyn!“ —

Immer argwöhniſcher gegen die Baroneſſe gab Raimund nun ſelbſt ihr Gelegenheit, mit ihm allein zu ſprechen. Sie hingegen ſchien von nun an jedes Zuſammentreffen abſichtlich zu meiden, war immer freundlich, doch ernſt, und that nicht den mindeſten Schritt ihm weiter entgegen.

„Der Pater hat doch Unrecht!“ — rief Raimund oft vor ſich aus, wenn ſein Auge auf der ſchönen Geſtalt ausdrucksvoll ruhte. — „Er verkennt Aurelien. Bei Gott! ſie iſt unſchuldig!“

„Unſchuldig nur?“ — klang es in ſeinem Herzen wieder. — „Sie iſt das liebenswürdigſte, das himmliſchſte Geſchöpf! Sie iſt der Huldigung aller Sterblichen werth!" —

Doch auch dieſe Ueberſpannung verflog wieder. Sein guter Stern führte Natalien ihm entgegen. Der himmliſche Eros verdrängte den irdiſchen.

Der Frühling hatte das Brautgewand der Erde mit Blumen durchwebt, und jedes leiſe Lüftchen wehte weiße und röthliche Blüthen auf ihren ausgebreiteten grünen Schleier. Auf roſigen Wolken ſchwebte die Sonne daher, tauſend Schmetterlinge entfalteten die bunten Flügel, und ein ſchimmernder Schmelz verſilberte die Spitzen der Gräſer und Blätter.

Raimund konnte den Morg[illegible]möglich im Zimmer zubringen. Er durc[illegible]weifte den Garten; ſeine Bruſt klopfte lauter; tauſend neue Gefühle erwachten in ihm.

Faſt am Ende des Parks lag ein großer ſpiegelheller Teich mit Silberſchilf und Waſſer-Lilien eingefaßt. Man nannte ihn wegen der letztern den Lilienteich. Mitten aus demſelben hob ſich eine Inſel von beträchtlichem

Umfange. Hellgrüne Akazien und blaſſe Hängeweiden, die ihre ſchlanken Zweige in den Fluthen badeten, umkränzten ſie; ihr Inneres ſchien ein hoher, finſterer Tannenwald. Links zog ſich eine prächtige Lindenallee, und bot die Ausſicht auf ein altes Kloſter dar, von welchem zu Zeiten ernſt und melancholiſch der Klang der Betglocke herübertönte; rechts lag ein Wäldchen von Birken und ausländiſchen Hölzern, das Nachtigallen bewohnten. Blumenlauben und niedliche Ruhebänke unterbrachen es hie und da.

Hieher kam Raimund, fand einen Kahn, den er ſonſt nie bemerkt hatte, band ihn los, und ließ ſich, ganz in den Genuß des Morgens verſunken, von dem gelinden Winde auf den goldfunkelnden Wellen fortſchaukeln.

Graf Maximilian und die Baroneſſe, welche eine Frühlingscur brauchten, giengen in der Ferne Arm in Arm; ihnen folgte Natalie, und ſammelte Maiblumen in ein niedliches Weidenkörbchen.

Raimund hatte ſich immer tiefer und tiefer in ſeine Träume verloren. Der ernſte, ruhige, feierliche Anblick der weiten Morgenlandſchaft ſtimmte ſeine Seele zu ſtillen Betrachtungen. Der Gedanke an ſeine Aeltern, an ſeine jetzige Hülfloſigkeit, an ſeine ungewiſſe Zukunſt, verſetzte ihn in die tiefſte Wehmuth — er war bis zu Thränen [illegible] ſeine Augen ſchloſſen ſich für alle äußere Gegenſtände. Er bemerkte die Spaziergänger nicht.

„Wo ſind ſie, die mir das Leben gaben?“ ſagte er zu ſich ſelbſt. — „Hat ſchon das Grab ſie verſchlungen, oder werde ich ſie einſt wieder ſehen? — und wer wird mich lieben, wenn auch der Pater mich einſt verläßt? — Soll dieß heiße, innige Gefühl ewig in meiner Bruſt verſchloſſen bleiben? Wirſt du keinen guten Engel mir ſenden, Allliebender?“

„Raimund!“ — tönte eine leiſe Silberſtimme.

Er fuhr zuſammen. Ihm war es ein Engelston. Er glaubte jetzt an Erſcheinungen.

Als er aufſchaute, ſtand Natalie am Ufer — ja! beim ewigen Gott! es war eine Engelserſcheinung.

Holdſelig und himmliſch, wie eine Abgeſandtinn aus den Gefilden des Friedens, wallte die ſanfte Jungfrau unter den Mirten und Lerchbäumen daher. Glatt anliegend und nur vom ſchwarzen Sammtgürtel zuſammengehalten verrieth das lange weiße Morgenkleid den ſchlanken Veſtalin-Wuchs, und durch den dünnen, tief herabwallenden Schleier ſchimmerte ihr Auge und Haar mit dem Gürtel wetteifernd, ſchimmerten blaßroth die Wangen, die gegen die kleinen gefüllten Röschen an dem eng verhüllten, aufknoſpenden, griechiſchen Buſen zwei aus Morgenduſt gewebten Roſen des Himmels im magiſchen Nebel des Mondſchimmers glichen.

„Landen Sie an, lieber Raimund!“ — liſpelte ſie aufs neue — „Nehmen Sie mich auch mit nach der Inſel!“

Mechaniſch, doch raſch, ergriff der Jüngling das Ruder, legte an und bot ihr die Hand.

Sie ſprang raſch in das kleine Fahrzeug; es ſchwankte; ſie hielt ſich an Raimunds Achſel, fiel halb in ſeinen Arm. Er wollte ſie feſt halten, umſchlang ihren zarten ſchlanken Leib. Sie blickte lachelnd zu ihm hinauf; der ganze Himmel ſpiegelte ſich in ihren Augen!

Der junge Schiffer ſtand ſchweigend vor ihr, und konnte den Blick nicht von ihr abwenden. Sie ſaß auf der grünen Bank, ſah bald nach den muntern Fiſchen in den klaren Wellen, wühlte bald in dem Körbchen, und ließ dann kleine Sträußer ins Waſſer fallen, daß eine

Blumenſtraße die Furchen bezeichnete, die der Kahn gezogen hatte. So ſchifften ſie über, wie zwei ſelige Schatten nach den Gefilden Elyſiums.

Da ſie auf der Inſel ankamen, flogen ganze Völker wilden Geflügels auf, das hier nur ſelten in ſeiner Ruhe geſtört ward. Die ſchmalen Fußwege waren von den abgefallnen Tannennadeln hebend, weich und ſchlüpfrig, und die vormals durchhauenen Gänge dicht in einander verwachſen. Doch wanden ſie ſich Hand in Hand an einigen lichten Stellen hindurch.

„Womit hatten Sie jüngſt meine gute Aurelie erzürnt?“ — fragte Natalie ſanft, ſobald der Weg etwas offner ward. Selbſt dieſe Frage ſchien ihr wehe zu thun; ſie ſtockte, und ſchien den Vorwurf, der vielleicht für Raimunden darinn lag, durch Ton, Blick und Händedruck in voraus mildern zu wollen.

„Auch Natalie nennt ſie gut, auch Natalie liebt ſie!“ — dachte Raimund, und jede Spur eines Verdachts gegen Aurelien war aus ſeinem Herzen getilgt — ach! für ihn war jetzt die Erde nur der Blüthen-Vorhof des Himmels!

„Es iſt mir ſelbſt noch ein Räthſel!“ — antwortete er zerſtreut — „Habe ich ſie beleidigt, ſo iſt es ohne mein Wiſſen geſchehen!“

„Ich war recht erſchrocken“ — fuhr Natalie fort — „Es ſchmerzte mich bis ins Innerſte, daß meine Aurelie Sie hart behandeln konnte. Doch nun iſt alles vorüber. Ich habe für Sie gebeten, und Aurelie hat mir geſagt, daß alles ein bloßer Irrthum war.

„Der mußte es ſeyn“ — erwiederte Raimund — „Doch Natalie hat für mich gebeten! Dieß macht mir den Irrthum lieb!“

Das Geſträuch verengte ſich wieder; die hohen in einander geſchlungenen Wipfel der

Bäume ſpotteten der Sonnenſtrahlen, und verbreiteten eine ſchaurige Dunkelheit. Plötzlich erblickten Raimund und Natalie in der Ferne ein votwendes Feuer. Sie ſtutzten, und waren ſchon im Begriff darauf zuzugehen, als eine erhabne, graue Nebelgeſtalt ihnen entgegenſchwebte, und ſie, mit dem Finger drohend, zurückwies.

Mit einem Schrei des heftigſten Erſchreckens nahm Natalie die Flucht. Raimund konnte, alles Rufens ungeachtet, ſie nicht zurückhalten, und da er wieder zurückblickte, ſah er bloß einen dicken Rauch aufſteigen, aber die Erſcheinung war verſchwunden.

Natalie ſprang noch immer zitternd in das Boot, und beſchwor Raimunden, ſo geſchwind zu rudern, als möglich.

Daß die Gegend des Lilienteichs von nun an für Raimunden der wichtigſte und heiligſte Platz des ganzen Parks wurde, läßt ſich leicht denken. Von einer Seite feſſelte ihn das Wunderbare der gehabten Erſcheinung — aber alle Mühe, nähere Entdeckungen zu machen, mußte, wenigſtens vor der Hand, fruchtlos ſeyn, da er nie wieder den Kahn fand, und, ſo oft er auch ſeine Augen nach der Inſel richtete, doch nie das unerklärliche Weſen gewahr ward. Von der andern Seite ſtellte ihm die Erinnerung die ſeligſten Augenblicke ſeines bisherigen Lebens dar. Er ſah Natalien, wie ſie gleich der Morgenröthe in der Nacht ſeines Kummers aufgieng; wie ſie unter dem Grün der Bäume wandelte; wie ſie, gleich einer zärtlichen Schweſter, ſich an ſeine Schulter ſchmiegte; wie ſie die Blumen in die Wellen fallen ließ; wie ſie durch die Zweige gieng, die er ſorgfältig zurückbeugte; wie ſie auch im Fliehen ſo ſchön war. —

Oft verſank er darüber in wehmüthig-ſüße Träume, vergaß faſt ganz die geiſterähnliche Geſtalt, hielt ſie für eine Täuſchung des Sonnenlichts und des Schattens oder des aus dem Erdboden aufſteigenden Dunſtes, und hauchte die zarteſten Empfindungen ſeines Herzens in ſchwärmeriſche Lieder hin.

Beſonders geſchah dieſes, als Natalie mit einer reichen Tante in ein Geſundheitsbad gereiſt war, und er nun den Gegenſtand ſeiner heimlichen Anbetung nirgends, als in dem Allerheiligſten ſeines Herzens, fand.

Am Abend eines heißen Juliustages hatte er wieder einige Verſe voll Gluth und Trauer auf ein Blatt ſeines Taſchenbuchs geſchrieben, und wandelte mit verſchlungenen Armen am

Blumenufer dahin. Erſt nach Verfluß einer Viertelſtunde fiel es ihm ein, daß das Blatt auf der Gartenbank liegen geblieben war.

Er wollte dahin zurückkehren, und wurde dort mit nicht geringer Beſtürzung die Baroneſſe gewahr. Sie ruhte auf dem Gartenſitze in der nachläſſigſten Stellung, und hielt das beſchriebene Blatt, das noch glücklicherweiſe keinen Namen enthielt, in der Hand. Die untergehende Sonne warf durch die Zweige ihre brennenden Strahlen auf ihr veilchenblaues, der Kühle des Abends geöffnetes, Gewand, und ſchmeichleriſche Lüftchen wehten vom Blumengeländer hellgrüne Ranken, von den feuergelben Flammen der Türkiſchen Kreſſe durchwebt, um ihren blendenden Nacken.

Verlegen und unentſchloſſen blieb er einen Augenblick ſtehen. Sie ſchien aufmerkſam zu leſen, und blieb ſo lange unverändert in ihrer maleriſchen Lage, bis er, von ihrer Schönheit ergriffen, feſtgezaubert vor ihr ſtand.

„Nur näher, lieber Baron!“ — rief ſie dann mit ſüßer Stimme. — „Wie ſehr habe ich Sie verkannt — und doch waren Sie nur der Schütze, deſſen Pfeil von feindlichen Mächten geleitet ſein Liebſtes verwunden ſollte!“

Es rauſchte in den Blättern; ſie ſprang mißmuthig auf, ſteckte das Papier zu ſich, warf ihm noch einen ſchmachtenden Blick zu, und gieng tiefer in das Gehölz.

Raimund ſtand noch in einer Art von Taumel, als Lamoral, ihn ſeitwärts mit den Augen meſſend, vorbeiſtrich, und den nämlichen Weg einſchlug, den Aurelie genommen hatte. — Welchen Eindruck übrigens dieſer Sommerabend in Raimunds reizbarem Herzen zurückgelaſſen habe, ſcheint das im Ein gange ſeiner Geſchichte mitgetheilte, in ſeinen „Verirrungen" aufgefundne Fragment, falls dabei etwas mehr, als bloße Phantaſie, zum Grunde liegt, zu erweiſen.

Aurelien war ſchon bei jenem Morgenbeſuche die geheime Gewalt ihrer zauberiſchen Reize auf Raimunds Sinnlichkeit nicht entgangen, und ſie ſah bei kälterm Blute bald ein, daß er ſchwerlich ſo tiefe Blicke in ihr Innerſtes gethan haben könne, um ſie durch die Mittheilung des Volksmährchens beleidigen zu wollen. Sie kannte den Pater Anſelm ſeit Jahren ſchon als ihren feindſeligen Beobachter, wußte, wie eng Raimund mit ihm verbunden war, errieth nun leicht die Quelle von Raimunds Handlungen, und ſchwur in ihrem Herzen dem Pater nicht nur Entfernung aus dem Schloſſe, ſondern auch die fürchterlichſte Rache.

Bei Raimunden hingegen gieng ihr ganzes Augenmerk dahin, die gegebne Blöße ſo gut, als möglich, zu maſkiren, und zu erfahren, wie viel er eigentlich durch den Pater von ihr wiſſe?

Die unruhigen, leidenſchaftlichen Blicke, die Raimund zuweilen, ohne es ſelbſt zu wiſſen, auf ſie heftete, ließen ſie bald darüber nicht zweifelhaft. Und dieſer Raimund war ſo jugendlich, ſo unſchuldig, ſo reizend — und nun fand ſie vollends am Lilienteiche ein ſo ſchwärmeriſches Liebesgedicht, das ſie unfehlbar für die Blüthe ſeiner für ſie geheimglühenden Leidenſchaft hielt.

So ſehr ſie daher an jenem Sommerabende die Dazwiſchenkunft Lamorals verwünſchte, welchem ſie vorher doch ſelbſt den Wink, ihr zu folgen, gegeben hatte, ſo war ſie doch ſehr zufrieden, aufs neue ihre Macht über Raimunden bemerkt zu haben. Denn glühten ſeine Wangen nicht fieberhaft? ſchweifte ſein Blick nicht trunkner, als je, auf ihren

Reizen herum? ſeufzte er nicht tief, als ſie ihn verließ? und ſah er ihr nicht nach, als trennte er ſich von ſeinem Glücke?

Die ſchlaue Baroneſſe hatte nicht Unrecht. In der That ſchien jetzt, und beſonders, weil Natalie abweſend war, Raimunds Schutzgeiſt von ihm gewichen, und der Vorfall am Lilienteiche, ſo unangenehm er ihm um deswillen war, weil Aurelie das Gedicht gefunden hatte, kam ihm faſt nie aus den Gedanken. In ſeiner Seele war wieder eine immerwährende Unruhe, und ein hohes Feuerfarb überflog ſeine Wangen, ſobald ſein Auge auf Aurelien traf.

Nichts von allem dieſem entgieng der Baroneſſe, und ſie beſchloß, ihren Triumph auf jede Art zu verfolgen.

Auf ihre ganz abſichtlos ſcheinende Veranlaſſung wurde Pater Anſelm mit dem Secretair zu einer benachbarten Familie geſchickt, um ſich im dortigen Archive eine gewiſſe, auf die Beſitzungen des Grafen Bezug habende Urkunde vorlegen zu laſſen; auf ihre Veranlaſſung reiſte hinterher der Graf mit Lamoral zu einer in der Nähe angeſtellten Luſtjagd, und ſie — obſchon dieſem Vergnügen ungeduldig entgegenſehend, obſchon völlig in männliche Jägertracht geworfen — mußte zurückbleiben, weil ſie plötzlich von dem heftigſten Kopfſchmerz überfallen wurde. Sie verſtand es meiſterhaft, die Kranke zu ſpielen — nur Lamoral war nicht zu täuſchen. Dieß zeigte ſein boshaftes Bedauern bei der Abreiſe; dieß zeigte ſein Wunſch, ſich die Zeit nicht lang werden zu laſſen. — —

Nun wußte ſie ſich unbeobachtet; nun war ſie mit Raimund allein.

Raimund gieng am Abend bei ihren Fenſtern vorüber, um nach ſeiner Gewohnheit im Garten zu leſen. Das erſt kürzlich erhaltene

Heldengedicht Cortes war ſein Begleiter. Aurelie lehnte, den Kopf auf die runde, blendende Hand geſtützt, hinter den carmoiſinſeidnen Vorhängen. Sie ſah ihn ſchmerzlichlächelnd an, und winkte ihn zu ſich herauf.

Als er in das Zimmer trat, quoll ihm ein Duft von Roſen und Citronenblüthen entgegen, welchen einige am Spiegel ſtehende Blumen-Vaſen verbreiteten. Die ſchöne Kranke ſaß nachdenkend auf dem Sofa, das grüne Jagdweſtchen halb aufgeknöpft und ein weites, feines Tuch um ſich gewickelt. Ihr losgebundenes blondes Haar fiel in reichen Flechten über die goldnen Achſelbänder bis zu den Hüften hinab.

„Darf ich auf Ihre Vergebung rechnen“ — ſagte ſie mit ſchwermüthiger Freundlichkeit — „wenn ich den ſchönen Abend Ihnen raube, um Sie zum Krankenwärter zu machen?“

Raimund, von dem Anblick ihrer reizenden Figur und der vortheilhaften Nachläſſigkeit ihres Anzugs bezaubert, küßte feurig ihre Hand, bemitleidete ſie mit der wärmſten Theilnahme, äußerte ſeine Bedenklichkeit wegen der ſtarken Blumengerüche, und wünſchte, dem ihm zugedachten Amte Gnüge zu leiſten.

Sie lächelte.

„Wie aber" — fieng ſie an — „wenn durch den Krankenwärter die Krankheit noch gefährlicher würde?"

Raimund wagte es nicht, dieſe Worte zu deuten.

„Könnten Sie Sich den Fall nicht als möglich denken, lieber Raimund?"

Raimund. Ach Aurelie!

Aurelie (parodirend — mit zärtlichem Augenniederſchlagen.) Ach Raimund! — — Setzen Sie Sich doch! Ich bin Ihnen noch meinen Dank ſchuldig für das ſüße Gedicht, das der glückliche Zufall mir in die Hände ſpielte — meine Entſchuldigung, daß ich es Ihnen ſo lange vorenthielt.

Raimund. Es war in der ſchönſten Verwahrung.

Aurelie. Halten Sie den Platz an meinem Herzen dafür, ſo mögen Sie Recht haben. Hier hat es gelegen; ſeit ich es raubte, iſt es oft erwärmt worden — ach Raimund! zu welcher Schwäche bringen Sie mich? — vom Hauch meiner Liebe!

Sie ſchob das Spitzenhemd ein wenig auseinander; wohl ſah er das Blatt in ſchöner Verwahrung. Doch zu unſchuldig und furchtſam, um noch irgend eine Schmeichelei hinzuzuſetzen, ſah er ſchweigend zur Erde, und Aurelie fand es rathſam, ein andres Geſpräch anzuknüpfen.

„Was haben Sie da, lieber Raimund!“ — rief ſie, und deutete auf das Buch in ſeiner Hand.

Raimund zeigte ihr den Titel.

„O ſchön! herrlich! Schon längſt hab' ich mich geſehnt, etwas von dieſen verbotnen Früchten zu koſten. Dieſer Abend iſt unſer, leſen Sie mir etwas vor. Aber ja keine von den kriegeriſchen, furchtbaren Scenen! Sollte der Dichter in das finſtre Gemälde barbariſcher Grauſamkeiten nicht auch ſanftere, zärtlichere Bilder verſchmolzen haben?" —

Raimund blätterte hin und her, und wählte endlich Gusmans Erſcheinung in Montezuma's Gärten, die er ſelbſt unglücklicherweiſe nur erſt aus dem Inhalts-Verzeichniſſe kannte. *)

— „Gusman nahm ſogleich den Weg
Aus dem Pallaſt, und irrte durch die Stadt,
In der Getümmel, Lärm und Unruh wuchs,
So wie die Sonne höher ſtieg. Das Volk

---

*) S. Zacharia's Cortes. Dritter Geſang.

Wich aller Orten, wo er gieng, vor ihm
Mit Ehrfurcht aus; den Namen: Götterſohn,
Vernahm er oft von allen Seiten her
Laut hinter ſich. So gieng er lange Zeit
Um ihre Tempel, und wo ſonſt die Fluth
Des Pöbels ſich durch lange Gaſſen drang.
Auch ſah er viel der Großen dieſer Stadt
Und viel der Erſten von des Kaiſers Heer,
Die demuthsvoll ſich neigten, wie er ſie
Vorübergieng. Zufrieden nahm er ſchon
Den Weg zurück, als von des Kaiſers Schloß
Ein langer Gang von Kokosbäumen ihn,
Gedankenvoll, weit ab zur Seite führt,
Und eine Thür, halb offen, ihm verräth,
Der er ſich naht. Er gieng durch ſie hindurch,
Und ſah auf einmal ſeinen Schritt verwirrt

In labyrinthſchen Krümmen, die die Kunſt
Hier angelegt. Doch endlich ſpäht ſein Blick
Den Ausgang aus. Er gieng mit leiſem Schritt
Stets hinter Hecken fort, und ſah zuletzt
Auf einem Sofa, der von Raſen ſich
Erhob, die ſchönſte weibliche Geſtalt, die er
In dieſer fremden Welt jemals erblickt,
Obgleich ihr Antlitz von der Sonne Gluth
Geſenget war.“ . . .

„Wie weh mag es dem Dichter gethan haben“ — rief Aurelie lächelnd — „daß er ſeiner Schönen den Teint verderben mußte!“

Raimund fuhr mit ſtockender Stimme fort:

— — „Ihr wohlgebauter Leib
(Als hätt' aus ſchwarzem Marmor, Venus, dich
Des Meiſels Kunſt gebildet) war halbnackt,

Indem allein ein prächt'ger Federſchurz
Ihr um die Lenden fiel; die volle Bruſt
War überdeckt mit hundert Perlenreih'n;
Mit goldnen Ringen war ihr Arm geziert,
Und breite goldne Ringe ſchloſſen auch
Sich um den ſchlanken Fuß. Ihr ſchwarzes Haar
War hie und da mit Muſcheln ausgeſchmückt,
Roth, wie Aurorens Strahl, und Perlenreih'n
Und Demantblumen ſchimmerten darinn."

Aurelie. Nun wahrhaftig, der Anzug iſt geſchmackvoll genug für eine — ſchwarze Venus!

„So ſaß ſie da; ihr offnes Auge ſprach
Die Hoheit ihres Geiſtes; ihre Stirn
War frei und heiter, und der holde Mund,
Sobald er lächelte, verrieth die Reih'n
Der Perlenzähne. Was nur Ebenmaas
Und allgemeine Schönheit Reizendes

Hervorbringt, hatte ſchwelg'riſch die Natur
Ihr mitgetheilt; die weiße Farbe war
Das einzige, was ihr zu mangeln ſchien.
Mit ſanftem Hauch bließ ihr die heitre Luft
Orangendüfte zu, und die Natur,
So ſehr vollendet in der neuen Welt,
Schien mehr vollendet noch um ſie herum.
Wie ward dir, Gusman? Plötzlich ſchmilzt dein Herz
Von ſüßer Gluth entflammt. Du hiengſt an ihr
Mit feſtem Blick. Das Sonderbare nahm
Dich zaubernd ein." ...

Raimund las mit ſteigendem Affect; ſein Blick hatte ſich einigemal von dem Buche zu ſeiner reizenden Nachbarinn in der halb männlichen, halb weiblichen Kleidung verirrt, und ſie — ſchien ihm die Vergleichung ihrer mit Almerien nicht erſchweren zu wollen.

— — „Die nackte Schönheit ſtand,
Obgleich mit ſchwarzem Firniß überdeckt,

In vortheilhafter Tracht vor deinem Blick;
Des ſeltenen Triumphs freut Liebe ſich,
Und ſtößt den Pfeil in dein erobert Herz!"

Aurelie (parodirend, doch mit glühendem Blick.) „Des ſeltenen Triumphs freut Liebe ſich, und ſtößt den Pfeil in dein erobert Herz!" — Ach! — Doch genug jetzt. Sie leſen ſich heiſer. Das Buch leihen Sie mir — nicht wahr?„ — Sie warf es, ohne ſeine Antwort zu erwarten, auf die Toilette. — „Wahrhaftig, der heutige Abend iſt fürs Leſen zu ſchön! **Aurelie** und **Raimund** ſind allein — und ſie declamiren?"

„Geben Sie mir die Ananas-Erdbeere dort her" — fuhr ſie dann fort, indem ſie ſich mit einem Tuch fächelte — „Sie ſind mir angerathen zur Kühlung."

Raimund reichte ihr die Porcellainſchaale. Sie warf Zucker auf die Beeren, aß einige mit dem Deſertlöffel, beugte ſich dann ſcherzend zu Raimunden, und reichte ihm auch davon.

Sie wurden immer heiterer, Raimund immer geſprächiger und muthiger. Aureliens Kopfſchmerz ſchien den Göttern des Scherzes ganz zu weichen.

Endlich ließ die ſchöne Taſchenſpielerinn wie von ohngefähr eine der ſchönſten Erdbeeren in die Spalte ihres Halstuchs fallen.

„Ach, wie kalt!“ — rief ſie wie erſchreckend, und ließ das Tuch von der Achſel herabgleiten; die zartſchaalichte Frucht hatte auf dem blendenden Wege einen Purpurſtreifen gezeichnet.

Raimund ſchlang den Arm um Aurelien, um den Flüchtling zu verfolgen — aber ſeine Hand zitterte. Er beugte ſich zurück und ſchlug die Augen zur Erde.

„Ich habe die Verbrecherinn, blöder Schäfer!“— rief Aurelie halb ſpottend.

„Kommen Sie! ich ſinge Ihnen ein Liedchen!“ — ſetzte ſie freundlicher hinzu.

Sie öffnete Nataliens Flügel. Raimunden lief ein kalter Schauer durch alle Adern; ein leuchtender Seraph, Natalie, trat vor ſeine Augen.

Er lehnte ſich ſinnend auf den Armſtuhl. Sie phantaſirte eine Weile, fiel dann in Romanzenton und ſang:

1.

„Für Sevilla's jüngſte Wittwe
Glühte Ritter Gonſalin;
Aber Iſabella lohnte
Nur mit Hohn und Kaltſinn ihn.

2.

Reizend war er, wie Adonis,
Stolz auf tapfrer Ahnen Blut;
Doch zum Herzbeſieger fehlte
Ihm der Ahnen kecker Muth.

3.

Holder, als des Morgens Wange,
Blühte Bella's Angeſicht;
Was der Schleier kaum verhüllte,
Sang Ovid und Taſſo nicht.

4.

Einſtens, da nach Sonnengluthen
Heſperus ſich niederſtahl,
Irrte Donna Iſabella
Liebeathmend durch das Thal;

5.

Lauſchte auf des Baches Plätſchern —
Dünner Spitzen Netz verrieth,
Was die ſchöne Donna fühlte
Bei der Nachtigallen Lied.

6.

Hoch auf ſeinem Tigerroſſe
Trabte Gonſalin heran,
Und ein Blick aus Bella's Augen
Gab ihm Muth, ſich ihr zu nahn.

7.

„Sollt' es Euch nicht mißbehagen,
„Bringt zum Mirtenwäldchen mich,
„Lieber Don!“ — rief Iſabella,
Schwang's behend in Sattel ſich.

8.

Ungewohnt der Doppelbürde
Stieg der Tiger hoch empor,
Daß erſchrocken Don und Donna
Gert' und Zaum und Schluß verlor.

9

Doch ein weicher Blumenraſen
Nahm die ſanft Gefallnen auf;
Unten lag die ſchönſte Donna
Und der ſchönſte Ritter drauf.

10.

Des belebten Buſens Hülle
War verſchoben — ach! und wie?
Auf der Veilchen blauen Teppich
Schimmerte ein Juno-Knie.

11.

Ueber Gonſalinens Wange
Goß ſich Angſt und Purpurgluth;
Lieblich flüſterte die Donna:
„Fürchtet nichts — ich liege gut!"

12.

Doch der Ritter bang und zitternd
Ordnete mit ſeltner Kunſt
Die Gewänder — bat die Donna
Knieend dann um eine Gunſt.

13.

„Was begehrſt du, Holder?" — ſeufzte
Sie mit ſanftem Augenſpiel. —
„„Daß Ihr männiglich verſchweiget,
Daß ich von der Schecke fiel!" "

14.

Iſabella loſelächelnd
Gab dem Ritter drauf die Hand,
Als von Amors Macht geleitet
In der Fern' Alonzo ſtand.

15.

Flüchtiger, als Atalante,
Flog zu ihrem Freund ſie hin,
Rief noch einmal aus den Ulmen:
„Ich verſchweig' es, Gonſalin!"

16.

Mürriſch ſtieg auf ſeinen Tiger
Gonſalin — Bei Mondlicht fand
Er auf ganz zerdrücktem Raſen
Iſabella's Buſenband.

17.

Wenn die Schönen Liebe fühlen,
Männer! nützt den Augenblick.
Nur dem ſchlauen Gärtner blühet
Eine Roſe — Minneglück!"

Da ſie geendigt hatte, ſprang ſie wildlachend auf. Raimund ſtand wie eine Bildſäule, und hatte den größten Theil der Romanze überhört. Dieß muthwillige Lied zu Nataliens Flügel geſungen, ſchien ihm ein Mänaden-Geſang am Altar der ſittlichen Grazie — er war in Gedanken bei Natalien auf der Inſel.

„Gute Nacht, Baron!“ — ſagte Aurelie verdrüßlich, und warf ſich mißlaunig in die Ottomane.

Raimund entfernte ſich mit einer ſtummen Verbeugung. — Warum mußte ſie auch zu Nataliens Flügel ſingen?

Am Abend vorher, ehe **Natalie** mit ihrer Tante aus dem Bade wieder abreiſte, ſaßen beide mit einer glänzenden Geſellſchaft unter den hohen, ſüßduftenden Linden, welche die niedliche Eishütte umgaben.

Ein junger Menſch von der einnehmendſten Bildung, in dürftiger, doch netter Kleidung, ſtimmte in weiter Entfernung ſeine Harfe, blickte furchtſam nach den Badegäſten, und fieng dann zu ſpielen an. Der größte Theil der Anweſenden achtete nicht auf ihn, und er wagte es auch nicht, um eine Gabe zu bitten, ſondern begnügte ſich mit dem Wenigen, was einer oder der andre der Vorübergehenden ihm in den Hut warf.

Der edlen **Natalie** war die Schüchternheit des jungen Sängers nicht entgangen. Sie entfernte ſich unbemerkt aus dem geräuſchvollen Zirkel, und trat zu ihm.

„Dein Spiel gefällt mir. Wie hoch hältſt Du Deine Harfe?“ — fragte ſie mit bezaubernder Gutmüthigkeit.

„Ich habe nichts auf der weiten Welt“ — verſetzte der Jüngling — „als meine Harfe, dieſe Blumen“ — er wies auf einen welken Strauß, der mit einem bunten Bande an ſeinem Hute befeſtigt war — „und ein frohes Herz!“ — Die Thränen, welche ihm gewaltſam in die Wimpern traten, ſtraften ſeine letzten Worte Lügen.

Auch **Nataliens** Augen wurden feucht. Sie drückte ihm abgewandt ein Goldſtück in die Hand.

„O Gott!“ — rief der Jüngling, blickte dankbar gen Himmel, ſah ſeiner ſchönen Wohlthäterinn, wie einer verſchwindenden Heiligen, nach, warf dann den Hut auf den Kopf und eilte in das Gebüſch, um ſeine Wehmuth fremden Augen zu entziehen.

„Wer iſt ſie?“ — rief ein junger, langer Mann im ſchlichten blauen Ueberrock mit einem Feuerblick ihm entgegen.

„Wer, gnädiger Herr?“

„„Das ſchöne, ſchlanke Fräulein im blaßgelben Kleide mit der Silberſtickerei?““

„Ich kenne ſie nicht. Aber ein Engel iſt ſie gewiß. Nicht dieß Gold gab ſie mir allein — ſie gab mir auch einen koſtbaren Edelſtein.“

„„Was —?““

„Eine Thräne, Herr!“

„Burſche!“ — rief der Unbekannte etwas hart — — „Biſt Du kein Heuchler, ſo laß ich Dich nie wieder von meiner Seite. Komm mit mir!“

Drittes Buch.

Der Neger. — Das ſchöne Obſtmädchen. — Die Blutbrüder. — Die Gewitternacht in der Gruft. — Das Hoffräulein. — Der Lord. — Die Kindsmörderinn. — Der geizige Kunſtfreund. — Die Geſellſchafterinn. — Die Giftmiſcher. — Das Caſtrum-Doloris. — Der Poſaunenſtoß. — Die Todtenhand. — Der Blitzſtrahl.

Der Harfeniſt folgte ſchweigend dem Fremden. Dieſer rief ſeinen jungen Neger Cornelius, befahl ihm, für den Jüngling zu ſorgen, und eilte dann wieder auf die Promenade, um die ſchöne Unbekannte aufzuſuchen.

Aber die Geſellſchaft hatte ſich unterdeſſen zerſtreut; und es glückte ihm nicht, Natalien wieder zu ſehen oder ihren Namen zu erfahren. Mißmuthig kam er ſpät Abends nach Hauſe, hoffte morgen glücklicher zu ſeyn, und brachte die Nacht in unruhigen Träumen zu.

Mit frühem Morgen trat der Schwarze haſtig in das Zimmer und fragte, ob er den Harfenſpieler nun fortſchicken ſolle?

„Fort? — Warum? — Hier ſoll er bleiben!“

„Hier bleiben, Prinz?" — erwiederte ernſt Cornelius — „Was willſt Du mit ihm? Haſt Du nicht Diener die Menge und — kann er Dir treuer ſeyn, als Cornelius?"

„Schön wieder neidiſch, Krauskopf? Was hat Dir der Harfenſpieler gethan?"

„„Nichts in der Welt, Prinz! — Er mag gut ſeyn — aber eben darum ſollſt Du ihn fortſchicken!" "

„Du weißt meinen Willen!"

Cornelius ſah ſtumm und traurig zur Erde; dann warf er ſich mit gekreuzten Armen zu des Prinzen Füßen.

„Herr!" — rief er wehmüthig und ſchmeichelnd — „ich bitte Dich — gieb ihm eine Goldbörſe und laß ihn weiter reiſen. Er iſt geſchickt und verſtändig — ihm kanns nicht fehlen in der Welt. Aber mir wird er Deine Liebe entziehen — und dann mag Cornelius nicht länger leben!"

Der Prinz ſtieß den Knieenden freundlich lächelnd um, und befahl ihm, den Harfenſpieler zu rufen.

„Du kannſt hier bleiben!“ — ſagte er zu dem Negerknaben, da ſie beide erſchienen.

„Wer biſt Du?“ — wandte er ſich dann zu dem Harfenſpieler. — „Deiner Jugend ungeachtet, ſcheinſt Du nicht glücklich zu ſeyn. Erzähl mir die Urſache Deines Kummers, aber ahme die Gewohnheit Deiner Genoſſen nicht nach — glaube nicht, durch rührende Erdichtungen mich für Dich einzunehmen. Sprichſt Du die Wahrheit, ſo kannſt Du auf meine Hülfe rechnen.“

Der junge Amadeo — ſo hieß der Harfenſpieler — erzählte nun ſeine Schickſale; ſein ehrliches, mit dem ſanften Zug der Schwärmerei und Schwermuth bezeichnetes Geſicht, ſeine reine, dann und wann weicher werdende

Stimme, ſeine Thränen beſtätigten die Wahrheit.

Sein noch lebender Vater war aus Savoyen gebürtig, und hieß Bernardo. Dieſer hatte nach der Gewohnheit ſeiner armen, betriebſamen Landsleute in der frühſten Jugend ſein Vaterland verlaſſen, und ſich erſt mit einer Theorbe, dann mit einer Harfe in Frankreich und der Schweiz, zuletzt in Deutſchland herumgetrieben. Durch Thätigkeit und Sparſamkeit hatte er endlich ein kleines Vermögen geſammelt, und damit in P**g einen Bilder- und Muſikalien-Handel angelegt. Hier hatte er Amadeo's Mutter geheirathet, und mit ihr eine Tochter und zwei Söhne erzeugt.

Ein Jahr nach der Geburt des Jüngſten ſtarb die Mutter nach einer langwierigen Krankheit, welche den Wohlſtand Bernardo's in Armuth verwandelt hatte. Er ſah nun ſeinen ſehnlichſten Wunſch, mit den Seinigen einſt als ein wohlhabender Mann in ſeine Heimaths-Gebirge zurückzukehren, auf immer vereitelt, raffte den Reſt ſeiner Baarſchaft zuſammen, und vertauſchte den Bilderhandel mit einem Citronen- und Obſt-Kram, wodurch er für ſich und ſeine Kinder kaum den nothdürftigſten Unterhalt erwarb.

Doch mitten in der drückendſten Dürftigkeit blühte ſeine kleine Clara auf, und erhielt durch eine Urſuliner-Nonne, in deren Kloſter ſie manchmal mit ihren Waaren geſchickt wurde, einige Ausbildung.

Ob nun ſchon durch ihre reizende Geſtalt mehrere Käufer angelockt wurden, und auf dieſe Art das Einkommen ihres Vaters nach und nach anſehnlich wuchs, ſo blieben doch alle Verſuche reicher Wollüſtlinge auf Clara's Tugend, ſowohl bei ihr ſelbſt, als bei ihrem Vater, einem ſtrengen, eifrigen Katholiken, völlig fruchtlos.

„Gnädiger Herr!“ — rief Amadeo wehmüthig — „vergeben Sie mir — ich kann an meine gute Schweſter nicht denken, ohne zu weinen. Wie oft hat ſie mich, ſo ſchwer es ihr bei dem feinen Körperbau wurde, auf den Armen getragen! wie oft mir heimlich aus den vollen Körben, nach welchen ich ſehnſüchtig blickte, die ſchönſten Beeren ausgeleſen, die reifſten Früchte zugeſteckt! — Ach, wenn ich Ihnen das ſo beſchreiben könnte, wie ſie im weißen Gärtnerhabit mit grünen Bandſchleifen hinter dem Tiſch voll bereifter Pflaumen und glänzender Purpur-Aepfel ſtand, oder wie ſie mit ihren niedlichen Fingern bald Aprikoſen und Pfirſchen, bald Melonen und Trauben auf Feigen- und Weinblätter in ſchöne Körbchen ſchichtete, daß es lebendige Fruchtſtücke ſchienen, wie dann die vornehmſten Damen ſo freundlich mit ihr thaten, und Clärchen den kleinen Junkern und Fräuleins noch zur Zugabe Blumen vorſteckte — Nein! es giebt keine Schweſter ſo ſchön und gut, als mein ſeliges Clärchen!" —

So ſittſam und tugendhaft das ſchöne Obſtmädchen — unter dieſem Namen war ſie in P**g bekannt — ſo ſtreng und klöſterlich ihre Grundſätze waren, ſo konnt'es doch nicht fehlen, daß unter den vielen einnehmenden Männern, die ihr blos deswegen abkauften, um ihr Schmeicheleien zu ſagen, nicht wenigſtens einer Eindruck auf ihr Herz gemacht haben ſollte.

Dieſer eine kam gewöhnlich, wenn ſie in der Lindenallee auf dem Graben feil hielt, und Vater Bernardo nicht zugegen war, in der Dämmerung, kaufte ihr etwas ab, und ſagte ihr mit feiner Wahl einige von den Süſſigkeiten ihrer übrigen Anbeter ſehr abſtechende verbindliche Worte.

Nach und nach kam er öfter, dann faſt jeden Abend, doch ſtets in einfacher, bürgerlicher Tracht.

Er nannte ihr ungefragt ſeinen Namen, und gab ſich für einen Handlungsdiener aus der Schweiz aus. Seine Reden wurden täglich zärtlicher. Clärchen fieng an, ihre Schwäche zu fühlen, und ſuchte es eine Zeit lang immer einzurichten, daß ihr Vater ſie nicht verließ.

Einige Wochen vergiengen; der Liebhaber ließ ſich nicht ſehen.

Eines Abends war ſie im Kloſter geweſen, und eilte nach Hauſe. Da ſie um eine Ecke trat, ſtand er vor ihr, und ſchlug den Mantel zurück.

„Heilige Mutter!“ — rief ſie erſchrocken. Sie wankte; ſie floh mit zitternden Schritten; ihr Herz hielt ſie zurück; ſie ſtreckte im Fliehen eine Hand nach ihm aus.

„Nur einen Blick, Clärchen!“ — bat

er dringend — „Wie lange habe ich mit glühender Sehnſucht auf dieſen Augenblick geharrt!“

Sie konnte nicht widerſtehen. Immer noch fliehend warf ſie den Schleier zurück — ihr Geſicht brannte — ſie ließ den Flor wieder fallen.

„Der Himmel that ſich mir auf“ — ſagte er ſchwärmeriſch, indem er ihre Hand küßte — „und nun iſts wieder finſtre Nacht. Doch ich halte Dich ja, ſehe ja Deine himmliſche Geſtalt — ach Gott! wie lange werd'ich Dich noch ſehen können?“

Clara erſchrak; ſie drang auf Erklärung. Er erzählte, daß er in ſein Vaterland zurückkehren müſſe, betheuerte, daß er die Trennung von ihr nicht überleben werde, und ſuchte ſie unter dem Verſprechen der Ehe, unter heuchleriſchen Thränen, zu überreden, daß ſie ihren Vater verlaſſen und ihm folgen ſolle.

Sie weigerte ſich ſtandhaft, und er konnte nichts weiter von ihr erhalten, als daß ſie ihn vor der Abreiſe noch einmal zu ſehen verſprach.

Sie kam zu der verſprochnen Zeit; ſie kam öfter; endlich gelang es ihm durch Thränen und Schwüre, durch tauſenderlei Künſte, ihr liebendes Herz zu übertäuben. In acht Tagen ſollte die Reiſe vor ſich gehen.

Die Woche verfloß; er ſuchte von Tage zu Tage Aufſchub. Clara's Betragen änderte ſich plötzlich. Ihre ganze reine Heiterkeit war verſchwunden; kein Schlaf kam in ihre Augen. Bernardo beobachtete ſie insgeheim, aber ſie verſchloß ihren Kummer in ihr Herz!

In dieſer Zeit ward ſie eines Tages zu der Gräfinn von D*******, einer der galanteſten Damen der Stadt, gerufen. Der Bediente war nicht im Vorzimmer, und ſie näherte ſich der halb offenſtehenden Thür. —

Clärchen trat bebend zurück. Ihr Geliebter, in prächtiger Officiers-Uniform, ſaß mit der Gräfinn auf dem Sofa, und hatte den Arm um ſie geſchlungen. Kaum konnte das arme Mädchen einer anwandelnden Ohnmacht widerſtehen; ſie erkannte auf einmal den für einen ſchändlichen Verräther, den ſie bis jetzt, obſchon ringend mit Angſt und Zweifeln, noch immer für den Beſten aller Menſchen gehalten hatte. Und dennoch erkannte ſie ſeine Niedrigkeit nicht ganz; denn er war, wie Bernardo erſt nach ihrem Tode erfuhr, ſchon ſeit einigen Jahren verheirathet.

Sie ließ ihr Obſtkörbchen fallen, und eilte, als hätte ſie einen Geiſt erblickt, aus dem Palaſte. Sie kam ſchweigend nach Hauſe und ſetzte ſich auf ihr Bett; ſie antwortete auf keine Frage; ſie breitete ein Nonnengewand auf dem Bett aus, das ihre Freundinn im Kloſter, die ſie gern für den Himmel geworben hätte, ihr einſt geſchenkt hatte; ſie ſtrich und zupfte ämſig alle Falten aus; ein krampfhaftes Lächeln ſchwebte um ihre Lippen.

So trieb ſie es faſt einen Monat, während ſie nur ſparſam die einfachſten Speiſen zu ſich nahm. Alle Hülfe der Aerzte war vergeblich. Sie wurde täglich bläßer und ſchwächer, und konnte nicht mehr ausdauern.

Wenig Tage vor ihrem Tode bekam ſie die Sprache wieder. Sie fieng an zu weinen, erzählte Bernardo ihre ganze Leidens-Geſchichte, und bat ihn mit unzähligen Thränen um Vergebung. Er nannte ſie ſein beſtes, liebes, frommes Mädchen, und bat ſie, ſich zu ſchonen; ſie ſchüttelte mit dem Kopf und wieß auf den Boden.

Dann ließ ſie ſich Blumen holen. Sie band vier Sträußer, jeden von andern Blumen und jeden wahrſcheinlich von andrer Deutung. Einen gab ſie dem Vater, einen Amadeo, einen dem jüngſten Brüderchen.

Auf den vierten und ſchönſten ſah ſie lange mit ſtarren Blicken. Dann rief ſie Amadeo an das Bett.

„Bring dieſen, wenn ich todt bin, dem Lieutenant. Er ſoll ihn der Gräfinn zum Mardrigas ſchicken. — Mir gebt das Nonnenkleid in den Sarg!“ —

Ihre Bruſt hob ſich gewaltſam, ihre Stimme brach. —

„Leb wohl, Amadeo! Gehorche dem Vater!“ —

Noch einmal hob ſich ihre Bruſt, und ein Blutſturz machte ihrem ſchönen Leben ein Ende. —

„Nenne den Buben!“ — rief Cornelius, der bis jetzt ſtockſtill zugehört hatte, auf einmal heftig, indem er Amadeo wild an ſich preßte, und ein langes ſcharfes Meſſer hervorzog — „Nenne mir ihn, ich beſchwöre

Dich bei Deiner ermordeten Clara! Es ſoll ihn gereuen, daß ihn ſeine Mutter gebar!"

„Ruhig, Cornelius!" — ſagte der Prinz ſehr ernſt — „und laß Amadeo vollenden!" — Der Neger biß die Zähne zuſammen, und zuckte das Meſſer gegen einen Fleck an der Wand.

„Ich trug den Strauß" — fuhr Amadeo fort — „zu dem Lieutenant. Er wollte meinem Vater Geld zum Begräbniß ſchicken, das ich ihm, ohne ein Wort zu ſagen, auf den Tiſch legte.

Da unſre geliebte Leiche wie eine Himmelsbraut im Sarge lag, ſchickt' ihr der Lieutenant eine ſilberne Todtenkrone mit Vergißmeinnicht und der Inſchrift: Dem ſchönen Clärchen.

Mein Vater war wüthend. Kaum konnt' er zurückgehalten werden, den Bedienten zu mißhandeln. „Seinen Metzen" — ſchrie er — „ſoll der Herr Lieutenant Kränze ſchicken, nicht meinem gemordeten Kinde!“ — Er riß den Kranz in Stücken, zog ein Vergißmeinnicht heraus, und legte es der Leiche unter das Hauptkiſſen. — „Vergiß ihn nicht, meine Tochter!“ — rief er in halbem Wahnſinn — vergiß ihn nicht bei dem Richter dort oben!“ —

Ruhe und Freude war nun auf immer verſchwunden. Mein Vater gieng unaufhörlich bald in die Meſſe, bald nach Clärchens Grabe. Er vernachläſſigte alle Geſchäfte, und gerieth nach und nach in die drückendſten Schulden.

Ich konnte ſeine Noth nicht länger mit anſehen. Mein Vater gab mir ſeine Harfe, das liebe Andenken ſeiner Jugend. Was ich erſparen kann, ſchicke ich ihm und meinem kleinen Bruder.“

„Du guter Amadeo!“ — rief Cornelius heulend. — „Ja, Du mußt bei uns bleiben!, — O mein Prinz!" — Hier warf er ſich vor ſeinem Herrn nieder — „nicht wahr, er bleibt bei uns, der brave Amadeo?

Der Prinz war aufs innigſte erſchüttert und gerührt. — „Seyd Brüder, ihr edlen Menſchen!" — rief er, und warf ſie einander in die Arme — „Amadeo! ich will der Sohn Deines Vaters ſeyn."

"Brüder! Blut-Brüder!" — ſchrie Cornelius, und fiel in ausgelaßner Freude dem Prinzen um den Hals. Amadeo konnte nicht reden, aber ſeine Thränen ſtrömten auf die Wangen des redlichen Negers und auf die Hand des großherzigen Prinzen.

Noch früher, als Natalie aus dem Bade und der Graf von ſeiner Jagdparthie, kehrte Pater Anſelm von ſeiner Geſchäftsreiſe zurück. Er war unterwegs durch ein Billet ohne Namen vor einer ihm drohenden Gefahr gewarnt worden; aber ſeine Vermuthungen ſchweiften ungewiß umher.

Erſt da er bei der Heimkehr nur Raimunden und Aurelien auf dem Schloſſe fand, ahnete er, daß dieß Alleinſeyn kein bloßes Ohngefähr, und daß die Quelle der ihm geheimnißvoll angedeuteten Verfolgung in den Abſichten Aureliens auf ſeinen ſchönen Zögling zu ſuchen ſey.

Mit ſchwermüthigem Ernſt umarmte er ſeinen Schüler, der ihm ſchüchtern entgegeneilte, und vor Schaam und Furcht, ſeinem väterlichen Freunde den letzten Vorfall mit Aurelien hinterbringen zu müſſen, ihn kaum anzublicken wagte.

Anſelm konnte ſich nicht überwinden, den, wie ihm nicht entgieng, tiefbewegten Jüngling augenblicklich auszuforſchen; ungewiß, ob das Herz eines reuigen Sünders oder eines der reizenden Sünde entflohenen Josephs an dem ſeinigen ſchlage, ſah er mit wohlwollender Rührung auf ihn hinab, und unterhielt ihn bis gegen Abend mit Reiſeerzählungen und andern gleichgültigen Geſprächen. Dann ergriff er ſeine Hand, und führte ihn — in die Gruft der gräflichen Schloß-Kirche.

Es war einer der heißeſten Tage geweſen; in der Ferne hatten ſich ſchwärzliche Gewitterwolken aufgethürmt, deren Ränder dann und wann durch ein ſchwaches Wetterleuchten verſilbert wurden; ein ſchwüler Moderduft quoll den Eintretenden entgegen. Raimund folgte beklommen, und ſeine Bruſt hob ſich in ängſtlichen Schlägen.

„Du wärmſt Dich noch immer — hub Anſelm an, nachdem er ſeinen Zögling, der beſonders vermauerten grauen Marmorhalle gegenüber, auf eine Stufe zu ſich niedergezogen hatte — gleich den harmloſen Hirten Italiens an einer Flamme, die unglückverkündend unterirdiſch glimmt, *) aber vielleicht bald gewaltſam ausbricht, und alles um und neben ſich verheert. Ich warnte Dich — doch ach! aus unglücklicher Vorſicht, aus ſchädlicher Schonung Deines frohen Gefühls, Deiner Hoffnungen an die Menſchheit, vielleicht zu oberflächlich und räthſelhaft. Jetzt da ich fürchten muß, von Deiner Seite geriſſen zu werden —“

---

*) S. den Anh. Anm. 19.

„„Du mich verlaſſen, mein Vater?“ “

Anſelm entdeckte ihm nun einiges von den erhaltenen Winken und von der Vermuthung, daß er bei ſeinen Obern, wegen eines ihm angedichteten kirchlichen Verbrechens, verklagt werden, und Aurelie wahrſcheinlich die Anſtifterinn davon ſey — und Raimund umſchlang weinend ſeine Kniee. Er geſtand ihm, daß die Baroneſſe durch ihn von den verbotnen Büchern wiſſe, daß durch ihn eines davon in ihren Händen ſich befinde.

„Unbeſonnener!“ — rief der Pater. — Doch bald ſetzte er ſanfter hinzu: „Du wußteſt nicht, was Du thateſt!“

Raimund war außer ſich, und nannte ſich den ſchändlichſten Verräther ſeines Freunds, ſeines Wohlthäters!

„Laß uns“ — fieng der Pater wieder an — „die kurze Zeit, die uns vielleicht noch übrig iſt, nicht an leere Klagen verſchwenden:

Jetzt da Du wahrſcheinlich ohne meine Leitung Deine Laufbahn fortſetzen mußt, da nur ein Engel an Deiner Seite bleibt in einer Hölle von Teufeln, kann ich nicht länger ſchweigen. Du mußt dieſe Aurelie kennen lernen, die gleich jener wollüſtigen Circe ſelbſt die Edelſten unſers Geſchlechts in ihr Zaubernetz zu ziehen im Stande wär, mußt ſie erblicken ohne die gleißende Engelslarve, mußt zurück ſchaudern vor ihrer ſchreckbaren Schändlichkeit! — O möchte Dein Geiſt uns umſchweben, uns glückliches Schlachtopfer in dieſer Halle! möchte ein Blitz dieſe Mauern ſprengen, und dein Schatten hervorgehen, um dieſen Jüngling zu retten, den Du einſt mit Mutterliebe umfiengeſt!“

Die Dämmerung war ſchon längſt von nächtlicher Dunkelheit vertrieben worden; ſchaudervolle Finſterniß, nur zuweilen von züngelnden Blitzen erhellt, umgab den Pater und ſeinen Schüler, und jetzt rollte ein ferner

Donner daher, der in dem Begräbniß ſchauerlich wiederhallte. Raimund bebte; aber mit feſter Stimme fieng Anſelm ſeine Erzählung an. — —

Auch wir ſehen uns genöthigt, ſeinem Beiſpiel zu folgen, ſo ſchmerzlich es uns auch fällt, ein Gemälde zu enthüllen, wo das Schönſte hienieden, was den Mann mit den Geiſtern des Himmels zuſammenknüpft, wo das Weib im ſchändlichen Bunde mit allen Dämonen der Hölle erſcheint. —

Nicht umſonſt hatte Pater Anſelm die Geſchichte vom verfallnen Brunnen aus Raimunds Jugendarbeiten erleſen, um Aurelien auf immer von ſeinem Zöglinge zurückzuſcheuchen; denn dieſe Erzählung hatte, die dichteriſche Einkleidung abgerechnet, eine treffende Aehnlichkeit mit einer Scene aus dem Schauſpiele ihres eignen Lebens.

Sie ſtammte aus einer der anſehnlichſten

Familien ab, und war in ihren frühſten Jahren in einem Fräuleinſtifte erzogen, ſodann aber, ihrer ganz beſondern Schönheit und Gewandtheit wegen, zur Geſpielinn einer Prinzeſſin auserſehen worden, die in der Folge vom Partheigeiſt bald zur heiligen Märtyrinn erheben, bald zum Auswurf der Menſchheit herabgewürdigt worden iſt, und über die der Gefühlvolle ſich jedes Urtheils enthält, wenn er die ganze Stufenfolge der Leiden überſchaut, auf der ſie von dem glänzendſten Throne zur Blutbühne herabſank. — —

So wie Aureliens ſich entfaltende Reize alle Sterne des Hofs zu verdunkeln anfiengen, ſo erwarb ihr auch ihr Geiſt in kurzem die ausgezeichneteſte Gunſt ihrer jugendlichen Gebieterinn, ſo wie ſpäterhin ihre Schlauheit eine wichtige Rolle in dem kühnen Spiel der feinſten und verabſcheuungswürdigſten Intrigue. — —

Doch da es uns hier nicht vergönnt iſt, einen Verhang zu heben, hinter welchen die mit der geheimen Chronik jenes Hofes Vertrauten längſt blickten, und welchen, ſpät zwar, doch gewiß, die rächende Hand der Geſchichte hinwegziehen wird, ſo kehren wir zu Aureliens eignen Begebenheiten zurück, und erwähnen nur noch vorläufig, daß, da ſie noch kaum zur Jungfrau herangereiſt war, Graf Maximilian mit ihr bekannt und von der heftigſten Leidenſchaft gegen ſie entflammt wurde. Dieſer war eben von ſeinen Reiſen zurückgekommen, und ſtand in Begriff, ſich mit der Gräfinn Maria von F***** zu vermählen. Da aber Aurelie damals mit einem gewiſſen vornehmen Geiſtlichen in genauer Verbindung ſtand, ſo blieb der Graf unerhört; ſeine Heirath mit Maria, dem unglücklichen Opfer des Ranges und Reichthums, ward vollzogen, und er zog ſich mit ihr auf ſeine Güther zurück.

Bei Adrellens Schönheit und Jugend, bei ihren glänzenden Talenten, bei ihrem wichtigen Einfluſſe und bei der ſcheinbaren Güte ihres Charakters — denn auch der ſcharfſichtigſte Beobachter wär durch den Nimbus ihrer Heiligkeit und Unſchuld geblendet worden — war es nicht zu verwundern, daß ſelbſt die vorzüglichſten jungen Männer des Hofes auf ſie aufmerkſam wurden, ja einige ſogar um ihre Hand warben.

Aber ſie liebte, wie ſie ſelbſt halbſcherzend verſicherte, ihre Freiheit zu ſehr, um während ihrer Roſenzeit der Eitelkeit eines Mannes zur Folie zu dienen, ſie liebte ſich ſelbſt zu ſehr, um ſchon jetzt von einem Ehe-Tyrannen, wär es auch unter Schmeicheln und mit goldnen Ketten, ſich feſſeln zu laſſen. Nichts deſto weniger aber bot ſie fortdauernd alle Künſte der feinſten

Coquetterie auf, um das ganze Männergeſchlecht an ihrem Triumphwagen zu ketten, ja man glaubte unter der Hand, daß ſie nichts weniger, als grauſam, aber deſto vorſichtiger in der Wahl ihrer Begünſtigten ſey.

Doch bald wurden alle ihre übrigen Liebhaber von einem durchreiſenden jungen Engländer auf einmal verdrängt. Der feurige Lord liebte Aurelien bis zum Wahnſinn und hätte, troz allem, was ſeine vertrauten Freunde ihm zuflüſterten, für ihre Unſchuld und Treue ſein Leben verpfändet.

Eines Abends kam er, wie gewöhnlich, um ſie heimlich zu beſuchen, und erfuhr zu ſeinem Erſtaunen, daß ſie ganz plötzlich auf einige Tage verreiſt ſey. So auffallend ihm dieß anfänglich ſchien, ſo fand ſein liebendes Herz doch bald eine Erklärung. Er erkaufte das Geheimniß ihres Aufenthalts mit vollwichtigen Guineen, nahm augenblicklich Poſtpferde, und frehlockte bei dem Gedanken, die Geliebte zu überraſchen, und vielleicht mit ihr in ländlicher Stille einige ſelige Tage zu verleben.

Da er von fern das Landhaus erblickte, ſtieg er aus dem Wagen, ließ ihn von fern folgen, und ſchlich durch dunkle Laubengänge nach der Meierei. Eine bejahrte Alte, die er einigemal bei Aurelien geſehen hatte, begegnete ihm auf dem Vorſaal, und erſchrak ſichtbarlich vor ſeinem Anblick.

Er fragte nach Aurelien. Das Weib zitterte und verläugnete ſie. Eben wollt' er ernſtlicher in ſie dringen, als er in einem der hinterſten Zimmer Aureliens Stimme vernahm.

Er rufte — keine Antwort! Er riß an der Thür — ſie war verſchloſſen. Er drohte, ſie einzuſtoßen — Aurelie brach in einen Schrei der Angſt und des Schreckens aus.

Ganz außer Faſſung ſprengte er das

Schloß, und fand Aurelien ohnmächtig in einem Bette, neben dem in einer Schachtel ein neugebohrnes, am Halse verwundetes Kind lag. —

Der Dritte stürzte die Treppe wieder hinab, sprang in den Wagen, und verließ **** in der nämlichen Nacht. Nach einem unverbürgten Gerüchte soll er, aus unvertilgbarer Leidenschaft gegen die Mörderinn und aus quälendem Abscheu gegen ihre That, das Jahr darauf in der nämlichen Stunde, da er die für ihn so schauderhafte Entdeckung gemacht hatte, zu Venedig als Selbstmörder geendigt haben. —

Die Baronesse, deren Verbrechen öffentlich nicht bekannt wurde, kehrte in die Residenz zurück, um aufs neüe alle Augen und Herzen zu besiegen. Da aber ihr Vermögen durch unerhörte Prachtsucht völlig erschöpft war, und sie aus mehrern, ihr von höherer Hand zu erkennen gegebenen Gründen eine Entfernung vom Hofe rathſam fand, ſo faßte ſie den Entſchluß, einen ihrer bisherigen Anbeter mit ihrer Hand zu beglücken.

Aber war es nun Beſtimmung, daß ihre öffentlich bezeigte Sprödigkeit beſtraft werden ſollte, oder hatten des Lords Freunde oder die Oberſthofmeiſterinn nicht ganz geſchwiegen, genug Aurelie ſah ſich, trotz ihrer Jugend und Schönheit, trotz ihrer natürlichen und erworbenen Talente, zu ihrem nicht geringen Erſtaunen, auf einmal von allen vermieden und verlaſſen.

Sie richtete nun ihr einziges Augenmerk auf den Grafen Maximilian, der ihr auch aus der Ferne dann und wann ſchriftliche Beweiſe ſeiner fortdauernden Zuneigung gegeben hatte, und gleich vom Anfange an weniger für ſeine unſchuldsvolle, ſanfte Gemalinn, als für die üppig-glühende, geiſtreiche Aurelie empfand.

Bald war in Aureliens Seele ein ganz ihrer würdiger Plan entworfen, und ſie ſuchte vor allen Dingen den Maler Lamoral für ſich zu gewinnen, den Graf Maximilian von ſeinen Reiſen mitgebracht hatte.

Selbſt für den geübteſten Menſchenkenner wär es eine unauflösliche Aufgabe geweſen, den Charakter Lamorals ganz zu entziffern. Seine faſt coloſſaliſche Figur war verhältnißmäßig und doch zurückſtoßend; ſein großes, ſchwarzes Auge zwar feurig, aber furchtbar und oft unerträglich; er ſelbſt liſtig über allen Begriff, und doch nicht ſelten ungeſchmeidig und trotzig, prachtſüchtig und ſchwelgeriſch, und zugleich karg und eigennützig ohne Beiſpiel.

Wäre die Art, wie er raſtlos Geld zuſammenſcharrte, der Verwendung deſſelben ähnlich geweſen, ſo hätte man ihn höchſtens für einen Sonderling halten, aber nicht verachten oder verabſcheuen können. Denn ſo ſehr er mit den feinſten Genüſſen vertraut und ſo unerſättlich er darinnen war, ſobald ein Dritter die Koſten davon beſtritt, ſo verſagte er ſich doch im entgegengeſetzten Falle ſelbſt die geringſten Bequemlichkeiten des Lebens, und that Verzicht auf jede Erquickung, wendete aber die für einen Privatmann beträchtlichſten Summen zu Erkaufung ſeltner Schildereien, ſchöner Statüen und Gemmen an. Sein einziges Glück dann beſtand darinn, dieſe Schätze allein ſtundenlang zu betrachten, und wie der Geizige ſeinen Mammon bewacht, ſo war auch ſeine Kunſtſammlung für jedes fremde Auge verſchloſſen.

Aureliens Scharfblicke war es nicht entgangen, daß ſie den ſchlauen Italiäner, der nicht ſowohl des Grafen Gunſt beſaß, als vielmehr unumſchränkte Gewalt über ihn ausübte, in ihren Plan ziehen müßte, ſollt' er ihn nicht von ſelbſt durchſchauen und ihr überall entgegen arbeiten. Um dieſen Zweck zu erreichen, bot ſie alles auf, was Natur und Glück ihr verliehen hatte — und Lamoral war nicht undankbar?

Kaum waren ſie einigemal mit einander zuſammengekommen, als Graf Maximilian bei ſeiner im Stillen leidenden Gemalinn es einzuleiten wußte, daß ſie, wiewohl furchtſam, den Wunſch gegen ihn äußerte, ihre freudenloſe ländliche Einſamkeit — denn ihr einziges Kind, die damals ungefähr vierjährige Natalie, war von Geburt an kränklich, und konnte der liebenden Mutter nur traurige Stunden gewähren — mit einer Freundinn zu theilen.

Der Graf ſtellte ſich anfangs, ihr dieſen Einfall ausreden zu wollen; da aber die Grä ſinn, an ſtrengen Gehorſam gewöhnt, ihren Wunſch aufzugeben ſchien, verſprach er ihr unvermuthet Gewährung, und bald darauf erſchien Aurelie auf dem Schloſſe. Marien, ſo arglos ſie auch war, fiel die unvermuthete Ankunſt des ſchönen Fräuleins, das ſie eben nicht unter ihre Freundinnen rechnete, zwar auf, allein ſie beruhigte ſich bald, da dieſe mit himmliſcher Freundlichkeit und Sanftmuth um ihr Zutrauen zu werben ſchien.

Doch in kurzer Zeit glaubte die herrſchſüchtige Aurelie ſich dieſes läſtigen und, wie ſie bald einſah, völlig zweckloſen Zwanges entledigen zu können. Sie erſchien nun, ſo oft keine fremden Zeugen zugegen waren, als unumſchränkte Gebieterinn, und Maria ſah ſich nicht nur von ihr erniedrigt und unterdrückt, ſondern auch von dem Grafen verachteter, als je. Selbſt die Dienerſchaft wagte es nur im Verborgenen, der ſanften Leidenden Beweiſe der Theilnahme und Verehrung zu geben.

Doch in dieſer dunkeln Nacht des Kummers gieng der Troſtloſen ein Strahl der Hoffnung und der Freude auf. Die kleine Natalie fieng auf einmal an ſich zu erholen, und übertraf bald an Geſundheit und Schönheit alle Kinder ihres Alters. Nun glaubte Maria ſich nicht mehr verlaſſen und unglücklich; nun ſchien ihr die Zukunft nicht mehr trübe und freudenleer. Sie hoffte ihren Gemal durch die ſüßen Schmeicheleien des ſchönen Kindes, das er bis jetzt wenig geachtet hatte, wieder an ſich zu feſſeln. Schon ſah ſie in ihren wehmüthigen Träumen ihn wieder mit erneuter Liebe in ihren Armen, und beſchloß, ſollte auch dieſe Hoffnung ſie täuſchen, mit grenzenloſer Liebe an der holden Kleinen zu hängen, und jedes quälende Gefühl über den Mutterfreuden zu vergeſſen.

Mit ganz andern Ausſichten, die auf Maria's Anlage zur Hektik ſich gründeten, ſchmeichelte ſich Aurelie; der Graf — ſo künſtlich wußte ſie ihn zugleich anzuziehen und zurückzuhalten — hegte nicht ſelten mit ihr gleiche Erwartung.

Doch der Gang der ſchleichenden Krankheit dauerte für Aurelien zu lange, und ſie beſchloß, die ihr im Wege ſtehende Gattinn von der Erde zu vertilgen. Vor allen Dingen ſuchte ſie das Herz des Grafen, das doch zuweilen, wenn auch nicht für die Gemahlinn, doch für Nataliens Mutter, etwas zu empfinden ſchien, durch unwillkührlich ſcheinende Ausbrüche ihrer Leidenſchaft, durch anſcheinende Ergebungen in ſeine laſterhaften Wünſche, von jedem mitleidigen Gefühl gegen die verblühte Maria loszureißen, und feſte Begierden für die in vollem Flor prangende Freundinn aufs höchſte zu entflammen; dann benachrichtigte ſie ſelbſt, unter der Maske eines unbekannten Freundes, einen väterlichen Verwandten der Gräfinn von den ſeiner Nichte täglich wiederfahrenden Mißhandlungen, wobei ſie jedoch ſich ſelbſt als einen Engel des Lichts, als den Schutzgeiſt der armen Leidenden darzuſtellen nicht unterließ.

Plötzlich, wie ein Abgeſandter der rächenden Gerechtigkeit, erſchien der Onkel, ein rauher, in Kriegsdienſten ergrauter Greis, auf dem Schloſſe; aber auch jetzt ſpielte Aurelie ihre Rolle ſo täuſchend, daß dieſer, als er den Grafen unter Vorwürfen und Drohungen verließ, der unergründlichen Heuchlerinn mit der innigſten Achtung und Rührung die Hand drückte.

Nun mußte der Graf, von ihr und Lamoral geleitet, ſeine Gemalinn für die Anklägerinn, für die Veranlaſſung der erlittenen Beſchimpfungen halten; nun mußte er an dem

Buſen ſeiner Aurelie Theilnahme und Rath ſuchen, und nun — kannte die Verführerinn, unter ſelbſt erregten, aber auch ſelbſt gehobenen, wegvernünftelten, weggetändelten Zweifeln, nur einen Weg zu ihrem beiderſeitigen Glück — das Verlöſchen eines nur noch glimmenden Lichtes! Nach einigem Kampfe gab der Graf ſtillſchweigend ſeine Einwilligung; der Leibarzt erhielt unvermuthet die lange vergebens erbetene Erlaubniß zu einer botaniſchen Wanderung in das Rieſengebirg, und Maria, die nie glücklich geweſen war, der erſt jetzt aus dem Unſchuldsauge ihrer aufblühenden Tochter die Morgenröthe künftiger Seligkeiten aufdämmerte, ſank dahin. So fällt die Blüthe des Trauerbaums, die erſt nach Sonnenuntergang ſich entfaltet, bei Sonnenaufgang wieder ab. *)

---

*) S. den Anh. Anm. 20.

„Wenn du mich hören kannſt, verklärter Geiſt!“ — rief **Pater Anſelm** mit bewegter, faſt beſchwörender Stimme — „wenn der Laut deines Freundes dieß feſte Grabgewölbe durchdringet, o! ſo gieb mir ein Zeichen, wenn ich den Wink deines brechenden Auges, wenn ich die Zuckung deiner erbleichenden Todtenhand mißdeutete; wenn ich der Menſchheit ein Verbrechen aufbürde, vor deſſen Unnatürlichkeit und Grauſamkeit meine Seele zurückſchaudert! — Aber kann ich noch zweifeln? kann ich dieſe Augen anklagen, daß ſie mich täuſchten?“

„Todtenblaß“ — ſo fuhr **Anſelm** gegen **Raimund** gewandt fort, indeß von auſſen das Gewitter näher zog, und das ſilberne Crucifix auf dem Hochaltar dann und wann von den Blitzen ſchimmerte, als giengen weiße Strahlen von ihm aus — „todtenblaß ſtürzte an jenem ſchrecklichen Abend ein alter Diener der Gräfinn in mein Gemach, und verkündigte mir, ſie liege im Sterben. — „ „Eilet, guter Vater!" " — rief er mit erſtickter Stimme, — „ „ſie mit den heiligen Sterbeſacramenten zu verſehen, daß ſie rein gewaſchen von aller Schuld zu den Engeln Gottes komme, rein und heilig, wie ſie lebte!" " —

„Faſt ohne Beſinnung drang ich in ihr Zimmer. Aurelie flog mir entgegen, und wollte mich unter dem Vorwande zurückhalten, daß die Kranke nicht gefährlich ſey und der Ruhe bedürfe."

„Ich drückte ſie, ohne ein Wort zu ſagen, auf die Seite, und trat näher. Der Graf ſtand unbeweglich hinter den ganz heruntergelaſſenen Gardinen, und ſah durch die Fenſterſcheiben in die vorüberwallenden Wolken. Lamoral that haſtig einige Schritte mir entgegen, ſah dann finſter zur Erde, und rannte mit großen Schritten auf und ab. Auf ſeinem Geſicht ſtand ein furchtbares Etwas gezeichnet, das ich damals noch nicht zu deuten wagte — Giftmiſcher hieß das ſchreckliche Wort! Auf einem Ruhebett lag die Gräfinn Maria — ſtarr das Auge — Schweißperlen auf der Stirn — bleich an den Händen, glühend im Geſicht — zuckend zuweilen an allen Gliedern — ausbrechend dann in einen Schrei des Schmerzes, der wie ein Dolch durch meine Seele fuhr."

„Nach einigen Augenblicken ſchien ihr Bewußtſeyn zurückzukehren. Sie ſah, wie verſtohlen, umher, ſchien mich zu erkennen, lächelte krampfhaft, preßte die Hand auf Bruſt und Unterleib, als wollte ſie mir ihre ſchreckliche Qual zu erkennen geben, blickte, die Hände faltend und wie um Vergebung flehend für ihre Mörder, gen Himmel, deutete dann, da Aurelle und Lamoral hinter einem Schirm mit einander flüſterten, auf dieſe beide und auf eine Flaſche Limonade, die auf dem Tiſche ſtand. Jetzt erſt errieth ich ſie, und gab ihr weinend die Hand. Sie drückte ſie feſt — ſchmerzlich feſt — fiel wieder in Convulſionen — ſtieß noch einen Schrei aus. Dann ward ſie ruhig, ſchloß die Augen — ihre Hand fieng an in der meinigen zu erkalten.“

„Du magſt Dir ſelbſt denken, Raimund! mit welcher Empfindung ich ihr Sterbelager verließ. Ich ahnete freilich die abſcheuliche That, hegte bei mir ſelbſt faſt nicht den mindeſten Zweifel, zumal da Aurelie noch in meiner Gegenwart den Reſt der Limonade nebſt einigen, wohl nur zum Schein im Zimmer herumſtehenden Arzneigläſern, wie aufräumend, auf die Seite ſchaffte; aber konnt' ich gegen die Mörder auftreten? konnt' ich Ohnmächtiger vor irgend einem Gericht ihnen darthun, wovon nur ich allein durch die Winke der Sterbenden mich für überzeugt hielt?“ —

„Nun erſt, da der Tod der Gräfinn bekannt wurde, zeigte es ſich, mit welcher Innigkeit, mit welcher ſtillen Anbetung, ſowohl die Dienerſchaft, als alle Unterthanen ihr ergeben geweſen waren. Alles drängte ſich nach ihren Zimmern, alles wollte noch einmal die Verblichene ſehen, noch einmal ihre im Stillen wohlthuende Hand küſſen, und die Stimmen der nach und nach herbeieilenden Landleute wurden auf die Weigerung, ſie einzulaſſen, ſo laut, daß faſt Gewaltthätigkeiten zu befürchten waren.

„Der Graf, an deſſen Herzen jetzt der Wurm ſeines Gewiſſens und die Schlange der Reue nagte, blieb entfernt von aller menſchlichen Geſellſchaft im entlegenſten Theile des Schloſſes; aber in tiefer Trauer und mit weinenden Augen erſchien vor der Menge Aurelie, erzählte mit faſt erſtickter Stimme von Mariens Tode, und daß niemand, als ſie, nach der von ihrer verblichenen Freundinn ihr auf dem Todesbett auferlegten Pflicht, die Leiche berühren und ankleiden, und daß ſelbige am Abend vor dem Begräbniß mit aller, ihrem Range angemeßnen, Pracht öffentlich ausgeſtellt werden ſollte. Niemand konnte der ſchönen Traurigen widerſtehen und das Volk zerſtreute ſich."

„Durch Eilboten herbeygeruſt erſchien nun ein fremder, unbekannter Arzt, um den Leichnam mit den köſtlichſten Specereien einzubalſamiren, und dieſer rühmte ſich, daß die durch ſeine Kunſt präparirte Mumie wenigſtens auf einige Jahrhunderte der Vernichtung trotzen müßte. Ich ſelbſt, an deſſen Innern ungewiß und ſchwankend der ſchrecklichſte Verdacht nagte, ergriff jede Gelegenheit, alles auf das genaueſte zu beobachten, konnte aber nichts entdecken, als daß Aurelie nur mit Beihülfe einer ihr ganz ergebnen Zofe die Leiche einkleidete, und daß Lamoral ihrem Geſicht insgeheim durch Farbenauftragung den Schein des Lebens — oder vielmehr eines ſanften Todes zu geben ſuchte."

„Endlich erſchien der mit banger Ungeduld erwartete Abend, deſſen Du Dich wenigſtens zum Theil noch erinnern wirſt. Das harrende Volk verſammelte ſich in einen mit Schranken umgebenen Vorplatz; Lamoral und der fremde Arzt, als Marſchälle gekleidet, ſtanden am Eingange. Nur ich, dem man den Zutritt nicht wohl verweigern konnte, wurde in die Schranken gelaſſen."

„Unzählige Kerzen auf ſilbernen Armleuchtern verbreiteten durch den hohen, mit ſchwarzem Sammt ausgeſchlagenen Saal das weiße, zitternde Licht einer hellen Mondnacht. Der Leichnam ruhte auf einer Erhöhung von ſieben Stufen. Gräfinn Maria, in reichen Silberſtoff gekleidet und mit Blumen bekränzt, ſchien ſanft zu ſchlummern, und ein Traum der Seligkeit um ihre Lippen zu ſchweben. Sie glich einer Braut des Himmels, die eben eingekleidet werden ſoll, und in ſüſſer Schwärmerei von allem Irdiſchen ſich losgeriſſen hat, um ſich ganz der Betrachtung des Göttlichen zu widmen. O bei allen Heiligen! **Lamoral** iſt kein gemeiner Künſtler!“

„Mit irren Blicken und herabhangenden Armen trat **Graf Maximilian**, mit Thränen im Auge **Aurelie** in den Saal. Der **Graf** führte **Natalien** an der Hand, deren unſchuldvolles blühendes Geſicht unter dem ſchwarzen Krepp ungemein rührend war, und alle Weiber zu lauten Klagen hinriß. Der **Graf** ſchien nichts zu bemerken, was ihn umgab, und näherte ſich, gleich einer Geiſtererſcheinung, mit langſamen, wankenden Tritten dem Todtengerüſt. Hier ſtand er unbeweglich;

ſein Auge haftete auf dem Boden; niemand wagte es, ihn anzureden."

„Die Capelle ſtimmte im Seitengemach eine Trauermuſik an; der Graf zitterte, ſchüttelte das Haupt, und ſtrich mit der Hand über die Stirn, als wollt' er eines ſchreckhaften Traumgeſichts ſich entledigen."

„ „Nimm mich mit dir, nimm mich mit dir, Ungetreue!" " — rufte dann der verfluchte Heuchler mit ungewiſſer Stimme — „ „Schwurſt du nicht, mich nie zu verlaſſen?" "

„ „Nicht weinen, Vater!" " — erwiederte der kleine Engel, Natalie, an ihn hinauflangend — „ „ſiehſt du nicht, Mutter ſchläft! Mutter iſt herrlich geputzt!" "

„Aber plötzlich erſchallte ein ſchmetternder Poſaunenſtoß, der den Ruf des Engels zum Weltengericht ausdrücken ſollte. Die Muſik ahmte mit dem dumpfen Hall gedämpfter Pauken Donner und Erdbeben und das Zerſprengen der Gräber nach. Dieß kam unerwartet, dieß war in der dem Grafen eingelernten Rolle nicht vorausberechnet, — er verlor ſeine erzwungene Faſſung, er bebte wie ein überführter Verbrecher, und mußte faſt ohnmächtig weggebracht werden.“

„Nun verſchmolz das furchtbare Getön in ſanftere Klänge, und die Muſik glich dem Gloria der Auserwählten. Mit aller Würde und Huld der vollkommenſten tragiſchen Schauſpielerinn nahte Aurelie — ſie wagte es, die Hand der von ihr Ermordeten zu berühren und an ihre Lippen zu drücken. Aber ſie fuhr todtenbleich zurück. Lamoral, mit einem wüthenden Blick, faßte ſie auf, und gab Befehl, die Menge zu entlaſſen. — Schrecklich! bei Aureliens Anfaſſen hatte, trotz der angeblichen Kunſt des Balſamirers, der Arm nachgegeben, und ſich, wie bei Ganganelli, von dem Leichnam getrennt.“

„Lamoral und der vertraute fremde Arzt waren nun die einzigen von den Verbündeten, die mit kalter Beſonnenheit zu handeln vermochten. Sie hatten augenblicklich die Urſache von Aureliens Entſetzen entdeckt, die vielleicht ſelbſt mir entgangen wär, hätte nicht mein geſchöpfter Argwohn meine Aufmerkſamkeit geſchärft. Lamoral gab dem Arzte einen Wink, und, indeß er ſelbſt Aurelien aus dem Kreiſe brachte, trat ſein Vertrauter mit bedenklichen Blicken der Leiche näher, deckte geſchwind eines der ſchwarzen Tücher über ihr Geſicht, und wandte ſich dann an die Verſammlung, um ihr zu erklären, daß alle Anweſenden ſo ſchleunig, als möglich, ſich entfernen möchten, weil bei Marien peſtartige ſchwarze Blattern, anſcheinbar die Urſache ihres Todes, auszubrechen anfiengen. Alles verließ mit dumpfen Gemurmel den Saal; ich ſelbſt mußte ein gleiches thun, wollt' ich nicht das

Auge der Böſewichter auf mich richten. Man verſchloß eilig den Sarg, brachte ihn bei Nachtzeit in die Gruft, verſenkte ihn in ein Behältniß mit ungelöſchtem Kalk, und ſchon am Morgen war die innere Ziegelwand dieſer Halle errichtet.

„Als ich einige Jahre nach dieſen furchtbaren Ereigniſſen durch ein Ohngefähr an den Ufern des Lilienteiches herumirrte" — —

Ein heller, züngelnder Blitz erleuchtete auf einmal die Kuppel, und ein furchtbares Krachen ſchien ſelbſt die Grundfeſten des Doms zu erſchüttern. Der Strahl war an dem Kirchthurme heruntergefahren.

Anſelm erholte ſich nach einigen Augenblicken von ſeiner Betäubung, und griff angſtvoll nach ſeinem Zöglinge, der ohne Bewegung zu ſeinen Füßen lag. Schon glaubte er ihn vom Blitze getroffen, ſchon preßte ihm Angſt und Schreck einen Jammerſchrei aus, als er noch Athem an ihm bemerkte. Mit Sammlung aller Kräſte trug er ihn aus dem Gewölbe, und legte ihn auf die Stuſen des Hochaltars. Raimund ſchlug dann und wann matt die Augen auf; mit Hülſe des herbeigerufnen Todtengräbers ſchaffte ihn Anſelm in das Schloß.

Viertes Buch.

Der Kranke. — Die Flucht. — Weitere Aufſchlüſſe. — Der Zettel am Baume. — Der Maiblumenkranz. — Der erſte Kuß. — Abſchiedsbrief. — Vogelſtellen und Fiſchfangen. — Entdeckungen. — Die Chriſtnacht. — Die Aegyptiſchen Ruinen. — Die Jungfrau Maria. — Die heil. Maria Magdalena.

12

„Siehſt du nicht — ſiehſt du nicht dort die ferntreffende Cynthia? Ihr Köcher erklingt — jetzt legt ſie den letzten vergifteten Pfeil auf — Unglückliche Niobe! unglückliche Niobe! — — War das nicht ein Donner, der ſo fürchterlich durch die Klüfte rollte? Ah, der Gekreuzigte ſchwingt ſich vom Kreuz in die Wolken und ſchleudert flammende Blitze. Poſaunen rufen zum Weltgericht — Mörder und Ermordete winden ſich aus den Gräbern! — — Die Lampe brennt mir zu hell — ſo, Sclave! und nun laß mich. Ich will ſchlummern — wie lange konnt' ich nicht ſchlafen? — Ha! was willſt du, bläuliche Luftgeſtalt? — Du, Julius? — Winkſt du mir? droheſt du mir? — „Zu Philippi ſehen wir uns!" — Wohl, bleicher Schatten!

zu Philippi! — Und nun weiche! Sieh, das iſt der Dolch, der dich traf — — Drohſt du noch immer? — Hinab, hinab, ſage ich, in den Orkus! — Ha, dort ſchwebt er hinab hinter die Zeltwand — nun athme ich freier! — — Jeſus! welch ein Stich hier in der Bruſt — Kühlen ſollte mich der goldne Trank; ihr habt ihn mit Gifte gewürzt! — — Hilf mir, hilf mir, Philoctet! Das Blut des Neſſus hat meine Adern entzündet — meine Bruſt brennt — ein eiſerner glühender Ring verengt ſich an meinem Halſe! — —

Unter ſo fürchterlichen Träumen und Phantaſieen brachte Raimund einige Tage zu. Der Gedanke ſeines unbedachtſamen Verraths, die ſchreckliche Erzählung des Paters, das dumpfe Gruftgewölbe, die ſchauervolle Dämmerung und die hin und her kreuzenden Blitze hatten auf ſein Gemüth den heftigſten Eindruck gemacht, und ſein Geiſt ſchien durch den vom

Einſchlagen des Wetterſtrahls verurſachten Schreck faſt gänzlich zerrüttet.

Anſelm, uneingedenk ſeiner Selbſt, wich Tag und Nacht nicht von ſeinem Bette. Doch am vierten Morgen erhielt er aufs neue eine Warnung, auf ſeine Sicherheit zu denken, und ward überzeugt, daß er nur durch eine ſchleunige Flucht ſein Leben oder wenigſtens ſeine Freiheit retten könne. Er ſchrieb angſtvoll einige Blätter, ſiegelte, trat dann unentſchlüſſig zu dem geliebten Kranken, und betrachtete ihn mit naſſen Augen.

„Nein! ich kann dich nicht verlaſſen, theures Unterpfand der Freundſchaft!“ — rief er endlich aus — kann dich nicht ohne Vorſorge und zärtliche Pflege fremden Händen anvertrauen! Mögen ſie mich doch hier an deiner Seite ergreifen! mögen ſie mich mit Gewalt von dir wegreißen und von deinem Krankenbett in den dunkeln Kerker ſchleppen!

Deine Leidensgeſtalt wird in der Nacht des Gefängniſſes, wie ein freundlicher Schutzgeiſt, mich umſchweben, und das Bewußtſeyn erfüllter Pflicht ſelbſt den qualvollſten Tod mir verſüßen!"

In dieſem Augenblicke ſtürzte Natalie noch in Reiſekleidern — mit ſchimmernden Augen herein. Sie war eben aus dem Wagen geſtiegen, und hatte, da ihr Vater mit Aurelien ausgefahren war, ſich ſogleich nach Raimunden erkundigt und von ſeiner Krankheit gehört.

„Großer Gott! was iſt vorgegangen?" — ſagte ſie zu dem Pater, und ließ eine Thräne auf ſeine Hand fallen — „wird er ſterben, unſer Raimund?"

Anſelm beruhigte ſie, ſo gut er konnte — „Wollen Sie meine, wollen Sie Raimunds Retterinn werden?" — redete er ſie dann feierlich an.

„„O reden Sie, reden Sie, theurer Lehrer! Für ſie beide würd' ich mein Leben opfern!“

Der Pater machte ihr nun die Sorge für den Kranken zur heiligſten Pflicht, übergab ihr einen Brief, den ſie ihm, wenn er ſich erholte, heimlich zuſtellen, ſonſt aber verbrennen ſollte, gab ihr ſelbſt noch einige ihr nur halb verſtändliche Winke, nahm Abſchied von ihr, und legte ſeine Hand ſegnend auf ihre Stirn. Sie verſprach, wie eine Schweſter für Raimund zu ſorgen.

Mit Einbruch der Nacht trafen einige Kloſtergeiſtliche mit Bedeckung in dem Schloſſe an, und durchſuchten alle Bücher und Schriften des Pater Anſelm; aber er ſelbſt war nirgends zu finden.

Indeſſen ſich Raimund unter den Augen des gräflichen Leibarztes, welcher auf Nataliens angelegentlichſte Bitten alle ſeine Kunſt aufzubieten verſprach, von ihr ſelbſt täglich mehreremal beſucht, und von einem alten Diener, der ſich von freien Stücken zu ſeiner Wartung erboten hatte, ſorgſam verpflegt, langſam erholt, nehmen wir den Faden von Aureliens geheimer Geſchichte, in ſo weit ſelbige auf unſern Gegenſtand Bezug hat, wieder auf, wo er in Pater Anſelms Erzählung abgeriſſen wurde.

Nach Mariens Tode ſchien Graf Maximilian von Gewiſſensbiſſen nicht wenig beunruhigt, und Aurelie fand ſich bewogen, alle Zauber ihres Umgangs, ja ſelbſt die Macht buhleriſcher Liebkoſungen aufzubieten, um ſeine

Unruhe zu verſcheuchen, und ihren lang gehegten Plan, ſeine zweite Gemalinn zu werden, durchzuſetzen. Das erſtere gelang ihr über Erwarten; aber indem ſie theils keinen ſeiner Wünſche unerhört zu laſſen ſich getraute, theils auch an der Erreichung ihrer Abſicht gar nicht mehr zweifelte, vergaß die ſchlaue Künſtlerinn ihr klug erſonnenes und lange glücklich durchgeführtes Spiel, und beraubte ſich dadurch ſelbſt des gewünſchten Lohnes.

Beſtürmt von ſeinen Bitten und Vorwürfen ergab ſie ſich ganz ſeinen Wünſchen, noch ehe der öffentliche Anſtand, der wegen Mariens Verwandten auf keine Art aus den Augen geſetzt werden durfte, eine Vermählung geſtattete; der Graf ließ ſich von den einmal erworbenen Rechten nichts wieder entziehen, und bald ſah die Baroneſſe ein, daß er, zwar nicht geſättigt von ihren Reizen — denn dazu war ſie zu ſehr Buhlerinn — doch minder glühend, als zuvor, der Vermählung ſelbſt allerlei Hinderniſſe in den Weg legte. So unangenehm es ihr nun war, ſich von ihm überliſtet zu ſehen, ſo ergab ſie ſich doch endlich in ihr Schickſal, weil ſie, bis auf den Namen, alle Vorzüge einer geſetzlichen Gemalinn genoß, und mittelſt ihrer Verſchlagenheit das freieſte und glänzendſte Leben führen konnte.

Wie ſie ſich in der Zwiſchenzeit dieſer Freiheit bediente, übergehen wir mit Stillſchweigen, da es nicht zu unſrer Geſchichte gehört, und ihr bisher geſchilderter Charakter zu hinlänglichen Vermuthungen Anlaß giebt. Nur das müſſen wir noch erwähnen, daß ſie dem Pater Anſelm nie gewogen war, ihn jedoch, als zu ohnmächtig, ihr zu ſchaden, ganz zu überſehen ſchien. Als ſie aber ihre Augen auf den zum Jüngling herangereiſten Raimund warf, und der Pater ihren Abſichten im Wege ſtand, dachte ſie auf Mittel, ihn, es koſte auch, was es wolle, aus dem Schloſſe zu entfernen. Die durch Raimund erlittene Beleidigung, die ſie bei ruhigerm Blute dem Pater zuſchreiben mußte, und aus welcher ſie dieſen zugleich als ihren furchtbaren Beobachter erkannte, entflammte ihre ganze Rache, und ſie benutzte ihre genaue Bekanntſchaft mit dem Biſchoffe zu * * * * *, der zugleich Ordens-General der Auguſtiner war, den Pater zu verderben. Dieſer war ohnedieß, theils ſeiner Gelehrſamkeit, theils ſeiner vorurtheilsfreien Denkungsart wegen, den Mönchen verhaßt, und die von Aurelien insgeheim geſchehene Anzeige, daß er ſeinem Zöglinge ketzeriſche Bücher verſchaffe, und ihn ſo dem Schooße der alleinſeligmachenden Kirche zu entziehen ſuche, war, ſobald ſie erwieſen werden konnte, in den damaligen Zeiten mehr, als hinreichend, um dem Pater lebenslange Büßung im Gefängniſſe des Kloſters zuzuziehen. Das Raimunden abgetändelte Exemplar des **Cortes**, das durch einen Expreſſen dem **Biſchoffe** überſandt wurde, vollendete dieſen Beweis, und es erfolgte, was wir gehört haben.

Nach etwas mehr als Monatsfriſt hatte zwar Raimunds Jugend und die Erfahrenheit des Arztes über die Krankheit geſieget; allein in ſeiner Seele ſchien ein weit tieferes, unheilbareres Uebel Wurzel gefaßt zu haben.

Das ſchreckliche Licht, in welchem er jetzt den Grafen, Aurelien und Lamoral erblicken mußte, die Flucht ſeines väterlichen Freundes, deren Veranlaſſung er zwar nicht zuſammenhängend errieth, von der er ſich jedoch die Schuld beimaß, und dann — die glühendſte Liebe für Natalien, eine Liebe, die er während der Krankheit, wenn Natalie ſo zärtlich und mitleidsvoll auf ihn blickte, ſo fröhlich bei jedem Anſcheine zur Beſſerung dem Arzte die Hand gab, ſo freundlich bald eine Blume, bald eine ſchöne Frucht ihm ans Bett brachte, mit ſtiller Wonne in ſein Herz gepflogen hatte, verbreiteten über ſein Geſicht die Züge trüber, düſterer Schwermuth, und er wandelte ſtill und einſam vor ſich hin, ohne durch das Gefühl der Geneſung erquickt, ohne von dem Wiederanblick der befreundeten Bäume und Wege erheitert zu werden.

Wie ein Träumender beſuchte er nach und nach erſt die nähern, dann die entferntern ſeiner liebſten Spaziergänge, die, während er ſie nicht geſehen, ſich ſchon hie und da in das Gewand des Herbſtes gekleidet hatten. Zu dem Lilienteiche zog ihn der Gedanke an Natalien — der Gedanke an Aurelien zog ihn wieder zurück — aber der erſtere ſiegte.

Er umgieng mit vieler Behutſamkeit den Platz an der Gartenbank, und ſuchte die Anfurth, wo Natalie in den Kahn ſprang, wo ſie an ſeiner Achſel ruhte, wo ihr Athem ſeine Wange berührte. Hier warf er unter dem Schatten eines hohen Baumes ſich nieder. Bienen und Schmetterlinge gaukelten noch in den Sonnenſtrahlen des Spatſommers und wiegten ſich an den hohen Halmen; aber er achtete weder auf ihr Summen, noch auf das Farbenſpiel ihrer glänzenden Flügel; Finken und Hänflinge ſchmetterten noch im Gebüſch; er hörte ſie nicht; hell blinkten die weißen Birkenſtämme und die goldgelben Blätter, und ein leiſer Wind beugte die Wipfel, wie Liebende, einander entgegen; aber ſein Auge war für alles verſchloſſen — nur die Bilder glücklicher Vergangenheit und trüber Zukunft gaukelten vor ſeiner Seele.

Schon wollte er die Gegend wieder verlaſſen, als er aufſtehend ein weißes Blatt an einem unter Gebüſch verſteckten Stamme bemerkte. Er trat hinzu und las:

„Harre am Ufer des Mädchens, welches die Nymphen mit Maiblumen kränzte. Denn die Freundinn bewahrt das Vermächtniß des Freunds.“

So wenig Raimund unter andern Umſtänden die abſichtlich verſtellten Züge dieſer orakelmäßigen Schrift für Nataliens Hand erkannt haben würde, ſo konnte er doch nicht zweifeln, daß dieſer Zuruf nur von ihr, von der er täglich und nächtlich träumte, herrühren könne. „Sollte es wahr ſeyn, himmliſches Weſen?“ — dachte er bei ſich ſelbſt. — „Sollte die Vorſicht dich mir entgegenführen? ſollte mein theurer Lehrer mir vergeben, ſollte er noch vor ſeiner Flucht des reuvollen Verräthers liebevoll gedacht, und ihn ſelbſt auf den Schutzgeiſt aufmerkſam gemacht haben, den er ihm in einer Mörderhöhle zurückließ?“

So oft er nun in die Einſamkeit fliehen konnte, — und leider! war dieß der Fall nicht allzuoft, da ihn der Graf wieder der Aufſicht des neuangekommenen Schloß-Paters, Namens Silveſter, übergeben hatte — fand er ſich in der Gegend des Lilienteichs ein, wo er auf Nataliens Erſcheinung mit der quälendſten Ungeduld harrte, und nicht ſelten die hie und da im Garten befindlichen Statüen für den Schimmer ihres weiſſen Gewandes hielt.

Lange ſchon hatte er vergeblich gehofft, und fieng faſt an, die richtige Deutung der geheimnißvollen Schrift zu bezweifeln, beſonders da Natalie, ſo oft ſie einander ſahen, ihm immer nur freundliche Blicke, doch nie einen bedeutenden Wink gab. Endlich trat ſie eines Tages, da eine anſehnliche Geſellſchaft auf dem Schloſſe verſammelt, und auch Silveſter mit Raimunden bei der Tafel zugegen war, einen Kranz von Maiblumen in den dunkeln

Locken, herein, und weilte auf ihrem jugendlichen Freunde mit wunderbar-lieblichen Blicken.

Raimund bebte in Liebe und Hoffnung, und wagte es nicht, den Blick geheim zu erwiedern; aber Natalie, die ſich ihm durchaus durch Zeichen verſtändlich machen wollte, trat nach der Mahlzeit leicht und unbefangen vor den Spiegel, als muſterte ſie etwas an ihrem Haar. Raimund, der ganz in der Nähe ſtand, konnt' es nicht unterlaſſen, aus der Ferne einen Blick in den Spiegel zu werfen, in welchem das ähnlichſte Bild ſeiner Geliebten ſich abzeichnete. Natalie hatte dieß erwartet, zeigte mit leichter Bewegung auf die weißen Blumen ihres Kranzes, und drehte ſich dann ſchnell nach Aurelien um. Nun ward für ihn das Prachtzimmer zu enge, und die hohe Decke drohte ihn zu erdrücken. Er benutzte die Freiheit des Feſtes, ſeinem Paradieſe zuzueilen, und dort den Bäumen und Wellen wonnetrunken zuzurufen: „Sie kommt! Heut' wird ſie kommen!“

Und ſie kam, die holdſelige Jungfrau! Glühender noch vor Entzücken, als Columb, da eine neue Welt ſeinen Blicken ſich zeigte *), ſah der ſchwärmeriſche Raimund jetzt ihr roſenfarbnes Kleid durch die weißen Birkenſtämme und hellgrünen Zweige flattern, jetzt die Himmliſche ſelbſt in kindlicher Unſchuld, wie die Madonna bei der Verkündigung des Engels, und unbewußt der Glorie, die ſie um ſich verbreitete, mit flüchtigem Schritt auf ſich zueilen.

Auch Natalie fühlte in dieſem Augenblicke ein Etwas in ihrer Bruſt, das ſie in dieſer Stärke noch nie empfunden hatte. Bis jetzt hatte ſie alle ihre Gefühle gegen Raimun-

---

*) S. den Anh. Anm. 21.

den gewaltſam in ihr Herz zurückgepreßt — denn Aurelie, die bei Nataliens Zurückkunft von ihrer Schönheit ſelbſt überraſcht und durch ihre zärtliche Verſorge für Raimunden auf ihr Betragen aufmerkſamer worden war, hatte ihr für die Zukunft die allzugroße Vertraulichkeit, als auffallend und unſchicklich verwieſen — und jetzt war der Zeitpunct da, wo ſie ohne Zwang ihn ſprechen, wo ſie das anvertraute Vermächtniß Pater Anſelms ihm einhändigen konnte.

Schon von weitem ſtreckte die Liebliche ihm die Hand entgegen, die er feurig ergriff und ans Herz drückte. Er wollte ihr danken für die treue Pflege, wollte ſein Leben ihr danken, wollte ihr ſo unendlich viel ſagen; aber ſein Mund verſtummte und nur ſein Auge war Dolmetſcher ſeines Gefühls.

„Sie haben Ihren Lehrer, Ihren Freund verloren!“ — ſagte Natalie gerührt.

„ „Meinen einzigen!“ “

„Nehmen Sie mich zu Ihrer Freundinn an!“

„„Freundinn! Retterinn! Natalie!““ —

Nun erzählte ihm Natalie, was ſie von Anſelms geheimnißvoller Entfernung wußte, übergab ihm den Brief, verſprach, ſo oft es thunlich wär, ihn hier aufzuſuchen, und entdeckte ihm zugleich, daß der Grund, warum ſie öffentlich kälter gegen ihn ſcheinen müſſe, in der Warnung der guten, allzubeſorgten Aurelie liege.

„Ach, immer noch ihre gute!“ — ſeufzte Raimund heimlich. —

„Laſſen Sie uns mit Geſchwiſtertreue einander ewig lieben!“ — rief die Herrliche endlich — „Heilig, wie das Andenken an unſern edeln Lehrer, ſey uns dieſer Bund!“

Raimund, der überglückliche Raimund, drückte ſeine naſſen Augen auf ihren

Arm. „Heilig, wie ſein Segen mir ſeyn würde!“ — ſchluchzte er in hoher Wehmuth.

„Er hat mich geſegnet“ — erwiederte Natalie — „Hier auf meine Stirn legte er ſeine Hand.“ — — „Ich bin Deine Schweſter, Raimund!“ — fuhr ſie mit himmliſcher Milde, hingeriſſen von Mitleid und überwältigendem Gefühl, fort — „und die Schweſter theilt mit dem Bruder!“

Sie legte die Hand auf ſeine Schulter und ſenkte die Stirn. Raimund wagte es, ſie zu verſtehen — wagte es, die Stirn der Geliebten zu küſſen. Sie konnte nicht widerſtehen. Ihre warmen Lippen berührten die ſeinigen — und ſchon ſah er wieder ihr Kleid durch die Birken flattern.

In überirdiſchen Glanz war für ihn nun auf einmal die herbſtliche Gegend gekleidet. — So verſchönt ſich dem Jüngling die Welt, wenn ihm die Dichtkunſt erſcheint!

Peter Anſelm an Raimund.

Wenn dieß Blatt je in deine Hände kommt, mein theurer, ewig geliebter Raimund! wenn Du nicht früher, als Dein zum Grabe reiferer Lehrer die Wallfarth nach dem Lande des Friedens antrittſt, o ſo denke der Angſt und des Schmerzes Deines Freundes, der mit zitternder Hand dieſe Zeilen an Deinem Krankenlager ſchreibet. — Ich kann nicht Abſchied von Dir nehmen, und ein drohendes Ungewitter, das ſchon ganz dicht über meinem Haupte hängt, zwingt mich zu entfliehen. — Ich ſoll Dich verlaſſen, krank, hülflos, vielleicht dem Tode nahe — ach! erſcheint kein Engel zu Deiner und meiner Rettung?

Ich hätte Dir noch unendlich viel zu entdecken; aber die Zeit iſt zu kurz, und, was ich Dir anzuvertrauen habe, zu wichtig, als daß ich dieſe Art der Mittheilung für ſicher genug halten könnte. —

Kaum weiß ich ſelbſt, was ich Dir ſchreiben will; alle meine Gedanken eilen flüchtig und unbeſtimmt vor meiner Seele vorüber. —

Du biſt unſchuldig an meiner Flucht. Mache Dir keine Vorwürfe darüber. Auch ohne dieſen Zufall hätten meine Feinde Mittel zu meinem Verderben gefunden. —

Verlaß dieſes Schloß nicht eher, **bis Du insgeheim die Inſel des Lilienteichs beſucht haſt.** — **Warne Natalien.** Du kennſt nun die Bewohner dieſes Schloſſes. — Sollteſt Du je mit Dir ſelbſt uneins werden, ſo laß von dem Herzen Deiner edlen Jugendgeſpielinn Dich leiten. —

Ach! wie gern möcht' ich mit der beruhigenden Hoffnung, Dich einſt glücklich zu wiſſen, von Dir ſcheiden. Aber mit dieſem Troſte darf ich mich nicht aufrichten; Dein Lebenstag wird heiß ſeyn. — Nur in Dir ſelbſt mußt Du Deine Glückſeligkeit finden! —

Aber gehe muthig der Zukunft entgegen. Der Jüngling darf nie zagen. Eine Welt liegt vor ihm — und ſie iſt ſein!

Blicke auf die Geſchichte vergangner Tage zurück. Sie wird Dir Männer aufſtellen, die kein Zufall beugte. — Lerne Dich ſelbſt bekämpfen, ſo biſt Du weiſe; lerne Dir ſelbſt genug ſeyn, ſo biſt Du glücklich! — Du kannſt Dein Schickſal nicht ſchaffen, aber Du kannſt, Du mußt es mit Würde ertragen.

Fliehe zu den Wiſſenſchaften, wenn die Menſchen Dich verlaſſen. — Sehen wir uns nicht wieder, ſo iſt meine Bibliothek Dein Erbtheil. Du kennſt das verborgne Behältniß in dem Fußboden und wirſt ſeinen Inhalt in Sicherheit zu bringen wiſſen. Das übrige wird Dir Niemand entziehen. — Blätterſt Du künftig in den Büchern, ſo denke, daß ſie oft der einzige Troſt, die einzige Freude Deines Freundes waren. —

Sey immer edel und gut. Traure nicht, ſollten wir uns auch nie wiederſehen. Iſt doch der Tod nichts, als ein Uebergang zu älteren Freunden! — —

Doch die Zeit enteilt, und ſo gewaltſam ich mich auch zu ſammeln ſtrebe, ſo will es mir doch nicht gelingen, meine Lehren und Wünſche für Deine Zukunft in kurze Worte zu drängen. —

O leb wohl, mein Raimund! leb wohl! — Iſts möglich, ſo erhältſt Du Nachricht von mir. — Sis memor usque mei! *)

---

*) In dieſem Zuſammenhange ungefähr das Shakeſpearſche: „Sohn! gedenke meiner!“

Obſchon dieſer Brief die Spuren einer angſtvollen Zerſtreuung und Eil an ſich trug, und für Raimunden daher nichts weniger, als befriedigend, war, ſo erkannte er doch in ihm die Beſorgniß und Liebe ſeines väterlichen Freundes, und die Erinnerung an den edlen Greis, der wahrſcheinlich jetzt ohne Obdach herumirrte, erfüllte ihn mit der innigſten Bekümmerniß. Zugleich erneute ſich in ihm nicht nur der Vorſatz, der ſonderbaren Erſcheinung auf der Inſel genauer nachzuſpüren, ſondern auch die bis jetzt nur dunkel gehabte Ueberzeugung der Pflicht, der liebevollen, unbefangenen Natalie ihre Geſellſchafterinn, der ſie mit ganzem Herzen ergeben war, in ihrem wahren Lichte zu zeigen.

Um dieſe Zwecke mit möglichſter Behutſamkeit zu erreichen, ſann er lange Zeit auf einen Vorwand, wie er, ohne die Aufmerkſamkeit zu reizen, ſich öfter in jener Gegend verweilen, und auch Natalien eine abſichtlos ſcheinende Veranlaſſung an die Hand geben könne, öfter dort zu erſcheinen.

Er erinnerte ſich aus der Geſchichte, daß gewöhnlich die Häupter kühner Unternehmungen ihre tiefverſteckten Pläne mit dem Schleier des Stumpfſinns und der Frivolität verhüllt, und dadurch den Scharfblick ihrer Beobachter irre zu leiten gewußt hatten, und beſchloß, dieſe unſchuldige Liſt jetzt im Kleinen nachzuahmen. Mit nicht geringer Ueberwindung ſtellte er ſich daher von Tage zu Tage heiterer und fröhlicher, ſchien dem Pater Silveſter, einem ſchwachköpfigen Mönche, um deſſen volle, rothe Wangen ein immerwährendes nichtsſagendes Lächeln ſchwebte, ganz ergeben zu werden, und nahm nach und nach auch an deſſen Liebhaberei, welche ſich vorzüglich mit der edlen Vo gelſtellerei beſchäftigte, den lebhafteſten Antheil.

Doch bald ſchien ſeine eigne Neigung eine andere Richtung zu nehmen, und, indeß der geiſtliche Herr in Buſch und Thal Sprenkel ſtellte und Schlingen legte, wanderte ſein Schüler mit einer Angel an die Gewäſſer, unter welchen freilich der Lilienteich unbemerkt die Hauptſtelle einnahm. Bald ſchien Raimund dem Pater Silveſter das Gebiete der Luft allein überlaſſen, dagegen aber auch das Waſſerreich ſich allein unterworfen zu haben.

Kaum war Raimund dahin gelangt, als er die erſte Gelegenheit benutzte, mit dem Hamen und andern Fiſchergeräthſchaften ausgerüſtet, der mit Aurelien im Garten luſtwandelnden Natalie wie von ohngefähr zu begegnen. Natalie ſtutzte und fragte, wohin? und Raimund erzählte mit anſcheinender Unbefangenheit und Eil von ſeinen und des **Paters** jetzigen Lieblingsvergnügungen.

Natalie, die ihn ſchnell errieth, bezeigte ihren Gefallen an dem Vergnügen des Angelns, dahingegen nahm **Aurelie** die Parthie des **Paters**, der bereits ihre Gunſt zu erlangen gewußt hatte. In kurzer Zeit war **Natalie** mit einer Angelruthe verſehen, und traf, größtentheils nur in Begleitung eines Mädchens, das glücklicherweiſe kein **Franzöſiſch** verſtand, und zuweilen nach dem und jenem verſchickt wurde, **Raimunden** hie und da, indeß die **Baroneſſe**, wenn ſie nicht anders beſchäftigt war, **Silveſters** Dohnen beſuchte. Freilich kam **Natalie** immer, ohne etwas gefangen zu haben, zurück — denn wie hätte die Sanfte es anſehen können, wenn das muntre, ſilberne Fiſchchen mit rothen Floßfedern am ſcharfen Widerhaken geblutet und gezappelt hätte? — aber wem fiel es ein, nach ihrem Fiſchfang ſich zu erkundigen?

Raimund erzählte ihr bei der erſten Gelegenheit, daß der Pater Anſelm ihm einen Beſuch auf der Inſel zur Pflicht gemacht habe, und erfuhr dagegen von ihr, daß der Graf etwas dergleichen nie geſtatten werde, indem die Inſel nach ſeiner Verſicherung von Schlangen und andern giftigen Inſecten, ja, nach der Volksſage, gar von böſen Geiſtern bewohnt werde. Deſſen ungeachtet aber wurde eine Entdeckungsreiſe nach der Inſel beſchloſſen, und obſchon Natalie noch immer mit Schaudern an die Erſcheinung zurückdachte, ſo mußte Raimund ihr doch verſprechen, ſeinen Entſchluß nicht ohne ihre Begleitung auszuführen.

Raimunds und Nataliens geheime Zuſammenkünfte wurden nun, ſo oft ſich nur eine Gelegenheit erdenken ließ, wiederholt; die Innigkeit ihrer frühern Jugendzeit ſchien zurückgekehrt, und es würde an Veranlaſſung, Natalien auf den Charakter ihrer Erzieherinn aufmerkſam zu machen, gar nicht gefehlt haben, hätte Raimunden nicht immer die zarte Schonung für die Ruhe ſeiner Geliebten von einer Entdeckung zurückgehalten. Wie eine Centnerlaſt lag das Geheimniß auf ſeinem Herzen, und er nahm ſich jedesmal, wenn er ſie geſehen hatte, auf das feſteſte vor, das nächſtemal ſie zu warnen; aber wenn ſie dann erſchien mit der ruhigen, liebevollen Miene, mit dem Blick, dem alles ſchön erſchien, wie die Seele, deren Spiegel er war — wenn Raimund dann überlegte, wie ſchmerzlich es dieſem Herzen fallen müßte, zu verabſcheuen und zu haſſen, was es ſo ſehr geliebt — dann fiel es ihm unmöglich, in dieſe Wohnung des Friedens und der Unſchuld einen Feuerbrand zu werfen.

Ueberhaupt gehörte er zu ſeinem eignen Unglück unter die Zahl jener weichgeſchaffenen Seelen, die zwar das, was Klugheit und Pflicht erheiſchen, auf den erſten Anblick erkennen, aber zu ſchwankend in ſich ſelbſt, zu ſchonend gegen andre ſind, dieſen Erforderniſſen mit einer gewiſſen Stärke Gnüge zu leiſten, und daher immer eines Antriebs von außen bedürfen. Doch das Schickſal führte dieſen Antrieb herbei; **Raimund** ſah **Natalien** und **Aurelien** ſich wechſelſeitig umarmen!

Schwerlich giebt es in der ganzen Natur für das Auge des gefühlvollen Mannes ein reineres, zärteres Schauſpiel, als zwei ſchöne weibliche Weſen zu ſehen, die von ſanfter Sympathie hingeriſſen einander zärtlich umſchlingen, und den flüchtigen Traum ewiger Freundſchaft, der größtentheils bald von der Liebe verſcheucht wird, durch Küſſe ohne Gluth und Verlangen zu feſſeln glauben; ja, vielleicht ließ ſich behaupten, daß ſelbſt der Anblick mütterlicher Umarmung weniger Entzückendes habe, weil auch bei dieſer eine dunkle Ahnung des Geſchlechtstriebes zum Grunde liege. Gewiß hätte daher auch der ſchwärmeriſche Raimund bei dieſer Umarmung mit trunknen Blicken verweilt, hätte ihm nicht Aurelie eine giftige Schlange geſchienen, welche die Unſchuld mit mörderiſchen Knoten umflechte.

„Ein Engel am Hals eines Teufels!“ — dachte er bei ſich ſelbſt.

„Meine Aurelie! meine Freundinn! meine zweite Mutter!“ — liſpelte Natalie.

„Die Mörderinn Maria's!“ — rief

Raimund zähnknirſchend, und gelobte ſich heilig, nun nicht länger zu ſchweigen.

Noch an dem nämlichen Tage ſah er Natalien ohne Zeugen. Mit möglichſter Behutſamkeit rieth er ihr anfänglich mehrere Vorſicht gegen diejenigen Perſonen an, welchen ſie ihr volles Zutrauen ſchenkte, und gab ihr dann einige Winke, die ſie auf niemand anders, als auf Aurelien deuten konnte. Aber hier hätte er ſich faſt ſelbſt ihres ganzen Zutrauens verluſtig geſehen. Natalie vertheidigte ihre Freundinn mit der größten Wärme; er ſah die Sanfte zum erſtenmal hitzig, unwillig, empfindlich. Nun konnte er nicht mehr auf der Mitte des Wegs ſtehen bleiben; er mußte alles entdecken, wollt' er nicht ſelbſt bei Natalien im ſchwarzen Schatten des Verläumders erſcheinen.

Er zeigte ihr die Stelle aus Anſelms Briefe: „Warne Natalien u. ſ. w. Sie erſchrak und foderte ihn auf, alles zu ſagen.

Nun ſetzte er ihr mit möglichſter Milderung — denn des Grafen Maximilians Theilnahme 'an dem Verbrechen der zärtlichen Tochter zu verſchweigen, hatte er ſich zur unerläßlichſten Pflicht gemacht — die Verhältniſſe vor Maria's Tode auseinander.

Natalie ward immer aufmerkſamer und hörte mit ſtarren Augen.

Jetzt, da er der Entwickelung näher kam, ward ihm immer bänger — er ſtockte —

Eine ſchreckliche Ahnung überfiel Natalien. Jetzt erſt ward es ihr bedeutend, daß, ſo oft ſie des Todes ihrer Mutter gedacht, Aurelie das Geſpräch unter dem Vorwande zu heftiger Rührung immer abgebrochen, daß ihr Vater einſt bei einem Wortwechſel, wo er ſich mit Aurelien allein glaubte, derſelben ſonderbare Vorwürfe gemacht, daß ſie ſelbſt Aurelien einſt unter Maria's Bilde ohnmächtig gefunden hatte.

„Rede, rede, Unglücksverkünder!" — rief ſie heftig, und faßte Raimunden mit beiden Händen — „Laß mich nicht in langſamer Qual vergehen! — Nicht wahr, Raimund! Maria ſtarb keines natürlichen Todes, und die Mörder waren — ?"

Raimund. O wehe mir! — Lamoral und Aurelie!

Natalie ſank ohne Laut auf den Raſen. Raimund ſtürzte nieder zu ihr, und rief ſie mit Thränen und Küſſen ins Leben zurück.

„Ich danke Dir, guter Raimund! obſchon Du einen Dolch in mein Herz ſtießeſt" — ſagte ſie, ſich langſam erholend und lächelnd durch Thränen — „aber jetzt laß mich — laß mich fort — ich muß Rache fordern — — laß mich zu meinem Vater!"

Sie riß ſich von ihm los und flog durch den Garten. Wie von einem Blitz getroffen ſtand Raimund einen Augenblick — eilte dann wild ihr nach und hielt ſie gewaltſam zurück.

Raimund. Nicht zu dieſem, gute Natalie!

Natalie (ihn anſtarrend.) Nicht zu dieſem —? Wie — —?

„Weder zu dieſem, noch zu irgend einem Menſchen, liebe Schweſter!“ — rief **Raimund** zitternd und mit nach und nach zurückkehrender Beſinnung — „wenigſtens jetzt nicht — wenigſtens nicht eher, bis wir Beweiſe in den Händen haben! — Wollteſt Du Deinem Vater einen Verdacht in ſein Herz werfen, der vielleicht ſeine ganze Ruhe untergräbt? wollteſt Du Dich der Rache eines zur Verzweiflung gebrachten Weibes ausſetzen? wollteſt Du mich ihren Verfolgungen preißgeben?“

Nataliens Thränen floſſen milder — ſie überlegte. Der ſchreckliche, nur augenblickliche Argwohn gegen ihren Vater hatte in ihrer Seele nicht Wurzel gefaßt.

„Wenigſtens laß uns den Beſuch auf der Inſel noch abwarten“ — fuhr Raimund fort — „gewiß erhalten wir dort weiteren Aufſchluß.“

Raimund raffte nun, da ſeine Worte Eindruck zu finden ſchienen, alle Gründe zuſammen, ſeine Geliebte von der gefürchteten weitern Entdeckung abzuhalten, und ſie gab ihm endlich die heiligſte Verſicherung, nichts in der Sache ohne ſein Vorwiſſen zu unternehmen. Der Beſuch auf der Inſel ſollte nun ihr beiderſeitiges, einziges Augenmerk ſeyn, und ſie verſprachen ſich wechſelſeitig, auf Mittel zu denken, wie dieſes Vorhaben, deſſen Ausführung hauptſächlich wegen Mangel eines Kahns ſchwierig war, mit möglichſter Vorſicht ins Werk geſetzt werden könnte.

Natalie konnte dieſen Abend ſich eben ſo wenig Aurelien vertraulich nähern, als die folgende Nacht ein Auge zuſchlieſſen. Sie ſah in wachem Traume alle Begebenheiten des vergangenen Tages, ſah ſich in den Armen der Mörderinn, ſah den weinenden Raimund zu ihren Füßen, ſah die Geſtalt ihrer Mutter, die ſich von dem Gemälde ablöſte und auf ſie zu wandelte.

Doch da gegen Morgen ihr Blut ſich etwas beruhigte, überſchaute ſie mit ſcharfſichtigen Blicken ihr ganzes nunmehriges Verhältniß, machte ſich die bitterſten Vorwürfe, daß ſie ihren Vater, an dem ſie noch immer mit gleich heftiger Zuneigung hieng, auch nur auf einen Augenblick der Mitwiſſenſchaft um das Verbrechen für fähig gehalten hatte, und nahm ſich vor, gegen Aurelien die möglichſte Verſtellung zu beobachten, alle derſelben bisher gewidmete Liebe aber — denn eines Vertrauten bedurfte ihr liebendes Herz — auf Raimund überzutragen.

Auch führte ſie die Entſchlüſſe dieſer Nacht mit bewundernswürdiger Klugheit und Beharrlichkeit aus, und man würde, ungeachtet ſie Aurelien nie wieder umarmen konnte, doch im übrigen nicht die mindeſte Veränderung ihres Betragens gegen dieſelbe bemerkt haben. Inzwiſchen koſtete ihr der Verluſt, den ihr liebevolles Herz durch die Entdeckung von Aureliens Schändlichkeit erlitten hatte, nicht wenig, und ihr innrer Schmerz, verbunden mit der Anſtrengung, ſich gegen Aurelien zu verſtellen, verbreitete über ihr Geſicht einen Zug, den zu beſchreiben Worte nicht vermögen, und den ſelbſt kein Maler darzuſtellen im Stande wär, hätte (auch auf ihn, bei Berührung der heiligen Hirnſchale Raphaels, deſſen Geiſt ſich herabgeſenkt. *)

Raimund war, ſo oft es nur die Umſtände erlaubten, an dem Lilienteiche zu finden, und blickte mit aller Sehnſucht, die Geßners erſter Schiffer empfand, mit aller bangen Erwartung, die einen Robinſon belebt, wenn er am Rande des Horizonts ein Seegel erblicket, nach der geheimnißvollen Inſel, ohne darauf das mindeſte, außer Vögeln und Blumen, gewahr zu werden. Aber alle Entwürfe, die ſowohl er, als Natalie, machten, durch einen Gärtnerpurſchen oder ſonſt ein Fahrzeug herbeiſchaffen zu laſſen, würden von ihnen als zu auffallend verworfen. Ihre Berathſchlagungen hatten blos die Wirkung einer immer wachſenden Zuneigung, die bei Raimunden an die heftigſte Leidenſchaft

---

*) S. den Anhang Anmerk. 22.

gränzte; übrigens ſahen ſie ſich genöthigt, die Zeit abzuwarten, wo die Natur ſelbſt ihnen eine Brücke bauen würde. —

Endlich nahte der ſehnlich herbeigewünſchte Winter; aber ſtatt des gehofften Eiſes trat ein tiefer Schnee und darauf äußerſt ſchlaffe Witterung ein. Erſt einige Tage vor dem Weihnachtsfeſt wurde die Luft kälter und Raimunds Hoffnungen erwachten. Er war nun täglich am Waſſer, und kein Wetterbeobachter wär die Grade der Kälte und die Zolle des Eiſes zu jeder Stunde ſo genau anzugeben im Stande geweſen, als der ſonſt um die Witterung völlig unbeſorgte junge Dichter. Am Chriſtabend dünkte ihm endlich das Eis ſtark genug, und da er Natalien eines Theils keine Nachricht geben konnte, andern Theils aber auch ſie keiner Gefahr ausſetzen mochte, ſo ſtahl er ſich während der Metten allein aus der Kirche, um die lange beabſichtigte Pilgerſchaft anzutreten.

Es war eine kalte, helle Sternennacht. In weißem Feuer ſchien der Mond vom Himmel, und ſein Licht kleidete die Eichen und Tannen, an denen überall kryſtallähnliche Eiszapfen hiengen, kleidete die fernen beſchneiten Berge in ein ſchimmerndes ſilbernes Gewand. Hinter Raimunden tönte aus der Schloßkirche, von der gräflichen Capelle aufgeführt, das liebliche Paſtorale her, das ihn von Kindheit auf wunderbar gerührt und zu ſanfter Schwärmerei hingeriſſen hatte.

Von dem majeſtätiſchen Anblick der offnen Wintergegend ergriffen, von der ſchmelzenden, in der Ferne verhallenden Kirchen-Muſik ſanft bewegt, von dem Andenken an ſeinen Freund Anſelm tief erſchüttert, und von Erwartung der zu machenden Entdeckung geſpannt, eilte er auf dem Wege dahin, und betrat den im Mondſchein glänzenden Eisſpiegel, der näher an der Inſel noch von einem röthlichen, aus dem Innern des Bodens herkommenden Schimmer ſparſam erleuchtet war. Mit flüchtigen, oft ausgleitenden Schritten erreichte er endlich das entgegenſtehende Ufer, und nahm mit beklommenem Herzen ſeine Richtung nach dem hellen Scheine zu, weil er hoffte, daſelbſt am erſten ein menſchliches Weſen zu treffen.

Mit unſäglicher Mühe, von Froſt geſchüttelt und mit Schneeſtaub ganz bedeckt, gelangte er endlich durch den dichten Wald an einen offenen runden Platz, in deſſen Mitte die ganz verſchleierte Bildſäule einer Iſis ſtand. Die Bäume rings herum waren mit verwelkten Herbſtblumen, mit aus Tannenzapfen und Moos geflochtenen Gehängen bekränzt, und ein von Erde und Steinen erbauter Altar mit Ueberbleibſeln von Kohlen und halbverbranntem Reiſig ſtand vor derſelben.

In einiger Entfernung erblickte er ein halbverfallenes wunderbares Gebäude, zu dem mehrere Stufen hinauf führten. Zwei coloſſaliſche Sphinxe aus Sandſtein gehauen bewachten den Eingang; auf beider Rücken ſaßen verſtümmelte weibliche Figuren, deren eine freundlich einzuladen, die andre mit dem Finger auf dem Munde Stillſchweigen zu gebieten ſchien. Die Torſo's mehrerer Statüen, ungeheure zerſtreute Bruchſtücke, herabgeſtürzte Säulenknäufe, alles mit Neſſeln und Dornbüſchen wild überwachſen, gaben dem Ganzen das ſchaudererweckende Anſehen des Alters und der Verwüſtung, und die im Mittelpuncte, wie aus der Erde, hervorbrechenden Lichtſtrahlen trugen ſehr viel dazu bei, das Sonderbare des Anblicks zu erhöhen.

Raimund ſtieg mit klopfendem Herzen die Stufen hinan, und war nicht wenig erſtaunt, als er das Innere des Tempels ganz leer, aber unter ſich die Wände eines andern, ziemlich geräumigen Gewölbes gewahr ward, deſſen Säulen und Schlußſteine gleichergeſtalt größtentheils eingeſtürzt waren. Durch die dadurch entſtandene Oeffnung ſah er in der Mitte deſſelben eine mit Rinden und Stroh bekleidete Hütte, und vor dieſer einen mit bunten Lampen erleuchteten Altar, an welchem ſich ein menſchliches Weſen hin und her zu bewegen ſchien.

Da das Dorngeſträuch ihn verhinderte, etwas genaueres zu bemerken, und er gleichwohl von oben nicht herab konnte, ſo ſchlug er ſeitwärts einen in die Tiefe führenden Fußſteig ein.

Und nun gelangte er in das Gewölbe ſelbſt, und gewahrte nicht ohne einiges Grauſen vor dem Altar eine lächerlich angeputzte ſogenannte heilige Krippe, an der eine weißgekleidete Nonne mit blauem, goldgeſtickten Talar kniete und inbrünſtig betete.

Sie ſchien durch das von ihm verurſachte Geräuſch aufmerkſam gemacht, aber über ſeine Gegenwart keineswegs befremdet, winkte ihm mit ſonderbaren Mienen, ſtehen zu bleiben, betete noch einige Augenblicke, nahm dann das Chriſtkindlein aus der Krippe, wiegte es in den Armen, und ſang dazu einen alten lateiniſchen Kirchengeſang.

Da ſie das geiſtliche Wiegenlied geendigt hatte, deckte ſie das Jeſuskind mit mütterlicher Zärtlichkeit zu, nahte ſich dann Raimunden und rief: „Kommt Ihr endlich, heiliger Vater? Schweſter Thereſia hat mondenlang auf euch geharrt. Kommt herein in die Hütte; es iſt grimmig kalt!“ —

Ihr Auge irrte bald unſtät herum, und haſtete bald ſtarr auf ihm; ſie ergriff haſtig ſeine Hand; er folgte ihr in die Strohhütte.

Die ziemlich geräumige Wohnung war durch ein faſt erloſchnes Feuer mäßig erwärmt und durch eine Lampe ſchwach erleuchtet, übrigens nach Art einer Einſiedelei, doch mit einiger Pracht, ausgeſtattet.

„Wach auf, Thereſia!" — rief die Nonne — „der Pater iſt wieder da!"

„Gelobt ſey Jeſus Chriſt!" — antwortete eine ſanfte Stimme, und ein blaſſes Frauenzimmer richtete ſich im Hintergrunde von einer Rohr-Matte auf. Ein Gebetbuch, ein Roſenkranz und ein Todtenkopf lag neben ihr auf dem Lager — dieß und der rührende Zug hoher, von Trauer und Schwermuth verlöſchter Schönheit gab dem Ganzen eine Aehnlichkeit von Correggio's bekannter Maria Magdalena.

Raimund trat näher.

„Ihr Heiligen!" — rief Thereſia erſchrocken — „wer biſt Du Jüngling? biſt Du vom Pater geſendet?

„„Meinet Ihr den Pater Anſelm, ſo bin ichs!““

„Und wo iſt er ſelbſt? warum hat er ſo lange nichts von ſich hören laſſen? warum kommt er nicht ſelbſt?“

„„Er iſt aus dem Schloſſe entflohen. Heimliche Nachſtellungen, vor denen er gewarnt wurde — —““

O ſo iſt er todt! ſo iſt er auch todt!“ — unterbrach ihn Thereſia — „Biſt Du rein von Blutſchuld, Jüngling! o ſo fliehe, fliehe dieſen Boden!“ — — Ihr Auge rollte — eine Thränenfluth brach hervor — ſie hob den Todtenſchädel in die Höhe. — — „Hier und dort und überm Waſſer iſt das Todtenreich“ — fieng ſie wie mit weiſſagender Stimme wieder an — „Du glaubſt wohl, ich lebe, aber glaube das nicht! Ich bin nur eine Erſcheinung aus dem ſtillen Thale. — Einſt lag hier die Inſel der Iſis, und die Inſel bluhete, wie ein Paradies der Liebe — aber der Tod ſtieg aus der Erde und die Blumen verdorrten und die Göttinn alles Lebens ward in Stein verwandelt. — Hörſt Du nichts? — Horch! es klappert! Das iſt das hagere Todtengeripp. Hätteſt Du Geiſteraugen, wie ich, Du müßteſt den Knochenmann ſehen! Eben ſchreitet er mit langen Spinnenfüßen über den Teich zu uns herüber — jetzt ſteht er an der Thür — weh! er langet nach Deiner Hand — er wird Dich ergreifen! — weh! wehe!"

Sie faltete die Hände, legte ſich mit der Stirn darauf und weinte. Raimund, von dieſem Auftritt tief erſchüttert, wollte die Hütte verlaſſen. Aber die Nonne hielt ihn zurück. „Laß ſie!" — ſagte ſie mit einem heimlich thuenden, verſtändigen Weſen, und zeigte auf die Stirn — „es geht ſchnell bei ihr vorüber."

Die Nonne hatte recht. Nach einer kleinen Weile richtete ſich Thereſia wieder empor. „Was habe ich geſagt?“ — fragte ſie Raimunden mit trauriger Schaam — „achte nicht auf meine Rede! Ach! ich bin oft ſo unglücklich! — Kommſt Du aus dem Schloſſe?“

„„Ich wohne dort!““

„Und wie geht es meinen Kindern? meiner Natalie? meinem Raimund?“

„Ich bin“ — — Raimund beſann ſich und hielt inne.

„Raimund!“ — rief Thereſia heftig. Sie wollte aufſpringen, und ſank ohnmächtig auf das Lager zurück. Alle ihre Glieder zitterten, und alle angewandte Mühe, ſie wieder zu ſich zu bringen, war vergeblich. Sie lag wie in einem tiefen fieberhaften Schlafe; große Schweißtropfen traten auf ihre Stirn.

„Großer Gott! wer iſt dieſe Thereſia?“ — fragte Raimund die Nonne.

„Hm!“ — antwortete dieſe — „das

iſt nun wieder ſo eine von ihren Einbildungen. Das gute Geſchöpf glaubt, der Raimund und die Natalie wären ihre Kinder, und doch weiß ſie von keinem Manne. Die Kindlein ſollen, wie ſie ſagt, keinen Vater haben — hihi! — aber nur eine iſt die reine Magd Maria, die aus unbeſleckter Empfängniß gebar — und dieſe eine — aber wehe Dir, wenn Du davon ſprichſt! — dieſe eine bin ich! Denn er hat große Dinge an mir gethan, welcher mächtig und deſſen Name iſt heilig. Sieh! der Mond ſchwebt unter meinen Füßen, eine Sternenkrone um mein Geſicht. In meiner Rechten liegt das Zepter des Himmels, in meiner Linken der Sohn Davids, der der Schlange den Kopf zertrat. Sieh! mein Mantel ſchwebt in den Wolken — kniee nieder und verehre im Staube die Königinn der Engel!“

So ſchwatzte ſie noch eine Weile fort, indeß Raimunds mitleidige Aufmerkſamkeit ſich hauptſächlich mit Thereſien beſchäftigte. Nach und nach ſchien ihr Schlummer ruhiger zu werden, und er beſchloß, für jetzt zurück zu kehren.

„Ja, geh jetzt“ — ſagte die Nonne, als er hinauswollte — „Wir erwarten ohne dieß hohe Geſellſchaft.“

Er gieng, von ihr begleitet, durch die Ruinen, und bat ſie, Thereſien zu ſagen, er komme nächſtens wieder.

„Gut, gut!“ — antwortete die Nonne — „Wenn Du den Weiſen aus Morgenland begegneſt, ſo zeig ihnen die Straße nach Betlehem. Sie können nicht irren — ſieh, dort ſtehet der Stern, der vor ihnen herzog! Noch vor Tagsanbruch müßen ſie eintreffen und Gold, Weihrauch und Myrrhen bringen!“

Fünftes Buch.

Traumbilder und Muthmaßungen. — Die ähnlichen Gemälde. — Künftige Beſtimmung. — Die Verloſung. — Schlittenfahrt und Ball. — Der Mohr. — Hoffnungen und Spiele der Phantaſie. — Edgar und Emma. — Die Masken.

Raimund kam noch vor der Morgendämmerung wieder auf ſein Zimmer, und da Pater Silveſter ſich gleich nach Beendigung der Chriſtmetten zur Ruhe begeben hatte, ſo konnte er hoffen, von ihm nicht vermißt worden zu ſeyn. Auch er verſuchte einige Stunden zu ſchlummern, nur, wie leicht begreiflich iſt, trotz ſeiner Ermüdung, mit minder glücklichem Erfolge, als der weidlich ſchnarchende geiſtliche Herr. Vor ſeinen dem Aeußern geſchloſſenen Augen giengen alle die lebhaften Eindrücke und wunderbaren Erſcheinungen der vergangenen Nacht, wie die Bilder einer Zauberlaterne, vorüber. Die ſtarre, ſchimmernde Wintergegend, der ſanfte Klang des geiſtlichen Hirtengeſangs aus der Ferne, die Säule der Iſis, die Ruinen mit den Aegyptiſchen Verzierungen, die Strohhütte zu ſeinen Füßen, die wahnſinnige Jungfrau Maria mit dem irren Blick und dem heimlichen Weſen, die wenigſtens ſeelenkranke Thereſia Magdalena mit der ſtillen, ans Herz dringenden Schwermuth, mit dem erſchütternden Sibyllenton — dieß alles, durch die kühne Magie eines unruhigen Traumes erhöht und wild unter einander geworfen, bildete in ſeiner phantaſiereichen Seele ein rieſenhaftes, ſich bewegendes Gedicht aus, gleich Dante's Hölle oder dem jüngſten Gericht Michael Angelo's.

Als er aber bey Anbruch des Lichts aus dieſer Zauberwelt in die Wirklichkeit zurückblickte, und aus den Erſcheinungen der Inſel auf Wahrſcheinlichkeiten ſchließen wollte, da ſchien es ihm unmöglich, ſo mancherlei Widerſprüche zu vereinigen. Daß Thereſia ſeine Mutter ſey, hielt er anfangs für ausgemacht. Aber wie kam ſie auf dieſe Inſel? war es wahrſcheinlich, daß Anſelm ihm ihre Nähe ſo lange verſchwiegen hätte, und ſagte nicht die Nonne, Thereſia ſey unverheirathet? Zudem — welche Gründe boten ſich ihm wohl für dieſe Vermuthung dar? Hatte Thereſia ſich nicht mit eben der Zärtlichkeit nach Natalien, als nach ihm, erkundigt? und ſchien ihr Zurückſinken, da ſie ſeinen Namen errieth, nicht mehr eine Wirkung der Beſtürzung und des Schreckens, als mütterlicher Freude? Konnte ſie nicht eben ſo gut Nataliens Mutter ſeyn, als die ſeinige? — Oder war vielleicht die zweite Einſiedlerinn Nataliens Mutter? Dieſe nannte ſich ja Maria! — Doch auch dieß ſchien ihm nach längerm Nachdenken kaum möglich. Denn wie wär dieſe Maria gerettet worden? Hatte Pater Anſelm von ihrer Vergiftung und Beiſetzung nicht alle Umſtände erwähnt? und warum hätte er eine ſo umſtändliche Erzählung blos erdichten ſollen? —

Das Reſultat aller dieſer Zweifel war endlich der Entſchluß, den Beſuch auf der Inſel ſobald als möglich zu wiederholen, und Natalien die Begebenheiten der Nacht vorſichtig mitzutheilen, um ihre Gedanken darüber zu vernehmen und über das Weitere ſich mit ihr zu berathſchlagen. Doch der Ausführung des erſtern Vorhabens ſetzte ſich in den nächſten Tagen die Unmöglichkeit entgegen. Die Witterung wurde wieder ſchlaffer und das Eis gieng auf.

So haſtig und ſtürmiſch von nun an Raimunds Betragen war, ſo war doch dieſe Unruhe minder furchtbar, als die Meeresſtille in Nataliens Herzen.

Ueberall ward ſie von dem Andenken ihrer ermordeten Mutter begleitet, und wär' es je von ihr entwichen, ſo hätte ein Miniaturbild, das ſie verſtohlen und bei Nachtzeit nach dem größern mahlte und verborgen auf ihrer Bruſt trug, es immer wieder zurückrufen müſſen: Dieß größere Gemälde war ein Knieſtück und hieng in einem entlegenen Zimmer. Maria war noch im Brautſtande nach einem Maſkenballe als Prieſterinn der Sonne gemahlt; doch Natalie hatte blos das Geſicht copiert, und es mit einem Leichenſchleier umgeben.

So oft ſie allein war, zog ſie es aus ihrem Buſen. Bald weinte ſie heiſſe Thränen darauf, bald blickte ſie von ihm auf zum Himmel, als gelobte ſie Rache. In allen Zügen Aureliens und Lamora[illegible] las ſie das Wort: Mörder! zuſammen, und der Zwang der Verſtellung, die ſie ſich gegen beide zur Pflicht gemacht hatte, nagte an der Blüthe ihrer Jugend.

Doch furchtbarer für Natalien und zerſtörender, als dieß alles, war ein Verdacht, der nach und nach in ihrer Seele empor wuchs, der wie ein blutiger Schatten überall hinter ihr drein ſchwebte und aller aufgebotenen Kraft, ihn zu verbannen, nicht wich — der Verdacht, daß auch ihr Vater — — Ach! wie ein ſchrecklicher Donner tönten jetzt Raimunds in der Beſtürzung entwiſchte Worte: „Nicht zu dieſem!“ überall ihr entgegen, und alle ſeine nachherigen Vorſtellungen, die ſie ängſtlich zuſammenraffte und unter einander verglich, konnten dieſen Donner nicht übertäuben. Denn jetzt hatte ſie alle kleine Nebenumſtände der einſtmals unabſichtlich belauſchten Uneinigkeit zwiſchen Maximilian und Aurelien in ihre Seele zurückgerufen; jetzt legte ihr Argwohn jenem Wortwechſel den ſchrecklichſten Sinn unter.

Sie fühlte ſich von allen, die ihr Herz mit ſo inniger Zärtlichkeit, mit ſo heißer Glut geliebt hatte, nur von Raimunden nicht, gewaltſam losgeriſſen, und der Gedanke, ins Kloſter zu gehen, drängte ſich in ihre Seele ein. Was konnte ſie hoffen in einer Welt, wo Freundſchaft und Gattenliebe zur Giftmiſcherinn wird? Wo konnte ſie Ruhe finden, als in heiliger Einſamkeit? —

Gleich als hätte ihre Kraft, mit zerrißnem Herzen äußerlich ruhig zu ſcheinen, noch mehr geprüft werden ſollen, gleich als wär ihre zartfühlende Bruſt noch nicht verwundet genug geweſen, ereignete ſich um dieſe Zeit ein, dem erſten Anſcheine nach ganz gleichgültiger, Zufall, der aber auf ihre ganze künftige Lebenszeit von wichtigem Einfluß war.

Lamoral, der unter allen übrigen Menſchen der einzigen Natalie — und dieß ſchon allein könnte für ihren hohen Werth der ſicherſte Bürge ſeyn — uneigennützig ergeben war, hatte ſie vor einiger Zeit für ſeine Sammlung blos aus ſeiner Phantaſie gemahlt, und wünſchte nun, ſeinem, nicht wenig geglückten, Verſuche die letzte Vollendung nach dem Leben zu geben.

Natalie konnte, ſo weh es ihr auch that, ſeinem Wunſche nicht ausweichen, und gieng in Aureliens Begleitung auf ſein Arbeitszimmer.

Zwei mit Tüchern behängte Staffeleien ſtanden neben einander. Natalie ſetzte ſich, wie Lamoral es verlangte. Er ſah ſie aufmerkſam und ſinnend an, und hob dann das Tuch von der einen Staffelei.

„Sie ſcheint zu leben!“ — rief Aurelie. — „Ein wenig Künſtler-Galanterie allenfalls abgerechnet!“ — ſetzte ſie ſchalkhaft boshaft hinzu.

„Sprachen Sie?“ — antwortete Lamoral giftig und mürriſch. — „Es giebt Geſichter, wo die Kunſt bei der Natur um ein Almoſen bitten muß!“

Er wandte ſich mit faſt beleidigender Gleichgültigkeit von ihr ab, und ſtarrte, auf eine Stuhllehne geſtemmt, nach ſeinem Gemälde.

„Wo liegt es?“ — ſprach er nach einer Weile vor ſich ſelbſt, indem er mit der Hand über ſein ſtarres, ſchwarz=krauſes Haar ſtrich — „Sie iſt es und iſt es nicht!“

Er verglich das Bild mit **Natalien.** Sein ſcharfer, durchdringender Blick ruhte lange auf ihr, als wollt' er durch ihre Augen in ihr Herz hinabſehen. **Natalien** überlief eine glühende Röthe.

„Wie? dieſen Zug hätte **Guido** überſehen?“ — fieng er vor ſich hitzig wieder an — „Dieſe Linie wär ihm entgangen? — Oder **hier** wär ſie, und **dort** wär ſie nicht geweſen?“

„Sie ſprechen wie ein Orakel“ — ſagte ſcherzend **Aurelie** — Sprechen Sie menſchlicher, daß wir armen Erdentöchter auch etwas davon verſtehen!“

Lamoral gab keine Antwort und arbeitete eifrig. Jetzt hielt er plötzlich inne.

„Was iſt Ihnen ſeit kurzem begegnet?“ — fieng er gegen Natalien gewandt wieder an, und ſein Ton, ſeine Miene, die ganze Haltung ſeines gigantiſchen Körpers hatte etwas wahrhaft furchtbares — „es liegt ein Etwas auf Ihrem Geſicht, wovon noch vor wenig Wochen keine Spur zu entdecken war!“

Natalie drückte die Hand an die Stirn und erbleichte.

„Hören Sie endlich auf, in dieſem Beſchwörer-Tone zu reden“ — antwortete ſtatt ihrer Aurelie — „wahrhaftig! Sie haben meiner Freundinn ordentlich bange gemacht.“

Natalie hatte ſich ſchnell geſammelt, und ſtimmte ſcherzend ein. „Sie habe einige Nächte unruhige Träume gehabt“ — meinte ſie — „dieß gäb ihrem Geſicht vielleicht mehrere Bläſſe.“

„Ha!“ murmelte Lamoral zwiſchen den Zähnen, und arbeitete ſchweigend fort. Natalie und Aurelie unterhielten ſich von gleichgültigen Dingen.

Da ſie gehen wollten, war Aurelie neugierig, das Gemälde auf der andern Staffelei zu ſehen. Nach einiger Weigerung deckte Lamoral es auf.

„Bin ich das auch?“ — rief Natalie, von der ſprechenden Aehnlichkeit dieſes Bildes mit ihren eignen Zügen ein wenig betroffen — „Nach dem Coſtum, ſollt’ ich es nicht glauben!“

„ „Sie ſinds und ſinds nicht! Ich habe dieß Bild aus Italien. Das Ihrige ſoll in meiner Sammlung den Pendant dazu abgeben.“ “

„Und wer iſt es? — Nach dem Leben, oder Erfindung?“

„ „Es iſt die Cenci!“ “

„Welche Cenci?“

„„Beatrix Cenci, die zu Rom wegen Vatermords enthauptet wurde.““

„Wegen Vatermords?“ — ſchrie Natalie mit wildem Blick. Sie wankte und wär zur Erde geſunken, hätte ſie ſich nicht an dem Tiſch feſtgehalten.

„Hm!“ — antwortete Lamoral abermals, und ſchnickte gleichgültig den Pinſel aus — „iſt das unerhört?“ —

Natalie ſchlich ſich, von Aurelien begleitet, an den Wänden nach ihren Zimmern, und ſchickte nach einigen Tagen Lamoral hundert Ducaten, mit der Bedingung, das Bild der Cenci und das ihrige für ſie zu copiren.

So ſehnlich auch Raimund eine Gelegenheit herbeiwünſchte, und ſo künſtlich er ſie auf jede Art herbeizuführen ſuchte, wo er ſeiner Freundinn die auf der Inſel gemachten Entdeckungen offenbaren könnte, ſo wollte ihm dieß doch lange Zeit nicht gelingen, und es ſtehet dahin, ob nicht vielleicht ſeine nächtliche Wanderung durch die Spuren im Schnee verrathen, oder ob nicht Aurelie durch Nataliens Benehmen bei Lamoral einigermaßen aufmerkſam worden war, und ob nicht aus dieſen Gründen Raimunden und Natalien abſichtlich Hinderniſſe in den Weg gelegt wurden.

Sie ſelbſt hatten jedoch hievon keine Muthmaaßung, ſondern ſchoben dieſe Unmöglichkeit, ſich allein zu ſprechen, einzig und allein auf den Zufall und auf die Ankunft einer anſehnlichen Geſellſchaft aus der Hauptſtadt, die um dieſe Zeit auf dem Schloſſe eintraf, und ſich einige Wochen dort verweilte.

Noch ehe die fremden Gäſte ſich zur Abreiſe rüſteten, ließ Graf Maximilian Raimunden zu ſich rufen, und eröffnete ihm, daß nun die Zeit gekommen ſey, wo er in die bürgerliche Geſellſchaft eintreten und einem thätigen Leben ſich widmen müſſe. Raimund hatte dieß längſt erwartet und oftmals gewünſcht, und würde ſchon ſelbſt wegen ſeiner künftigen Beſtimmung den Grafen angegangen ſeyn, hätten nicht die mancherlei wunderbaren Ereigniſſe ihn in immerwährender Unruhe erhalten, und wär nicht der Gedanke an die Trennung von Natalien ſeinem Vorſatze immer in den Weg getreten.

Maximilian ſtellte ihm nun vor, daß ihm, als einem armen, vom Glück wenig begünſtigten, Edelmanne, eigentlich kein Weg offen ſtehe, als in Militairdienſte zu treten. Raimund, vom Gefühl ſeiner Dürftigkeit und Abhängigkeit niedergedrückt, bezeigte ſeine unbedingte Bereitwilligkeit.

„Ich weiß“ — hub der Graf wieder an — „daß Du nur ungern dieſe Lebensart erwählen würdeſt, und Deine nicht gemeinen Kenntniſſe laſſen mich hoffen, daß Du weit eher im diplomatiſchen Fache in die Höhe kommen, daß Du auf dieſem Wege bald meiner Empfehlung Ehre machen und Dich als einen würdigen Verwandten meines Hauſes zeigen wirſt. Ich habe mich deshalb vorläufig bei dem Fürſten K * * * * * für dich verwendet, und meine Verbindungen in * * * * werden Dir künftig in mehrern Rückſichten nicht wenig nützen. Mache Dich daher bereit, in einigen Tagen mit den hier anweſenden Fremden an den Ort Deiner künftigen Beſtimmung abzugehen. Du wirſt, ſe, als Du eintriffſt, einſtweilen in der geheimen Canzley des Miniſters angeſtellt. Kommt, wie höchſt wahrſcheinlich, ein gewiſſer Plan zur Reiſe, ſo folge ich Dir bald nach, und hoffe, Du ſollſt mir auf einer nach Italien vorzunehmenden Geſandſchafts-Reiſe zugegeben werden. Nimm indeß dieſe Börſe, um Dich einzurichten, und als einen Beweis, was ich künftig für Dich zu thun gewillet bin."

Er gab ihm eine gewichtige Goldbörſe, und fügte derſelben noch einige Banknoten bei. Raimund bezeigte mit einem ſehr gemiſchten innern Gefühl ſeine Dankbarkeit, und verließ das Cabinet nicht ohne Beſtürzung. Denn ſo wenig er gegen die Abſichten ſeines Oheims einwenden konnte, ſo angenehm ihm in mehrerer Hinſicht eine Entfernung aus dem Schloſſe geweſen ſeyn würde, ſo unangenehm war ſie ihm jetzt, da er nicht nur Natalien verlaſſen, ſondern auch, wahrſcheinlich, ohne die Geheimniſſe der Inſel entdeckt zu haben, in wenig Tagen abreiſen ſollte.

Blos die Hoffnung, daß der Graf auch bald nach **** kommen werde, und, wie ſich nicht zweifeln ließ, von Natalien begleitet, blos der Gedanke an eine Reiſe nach Italien konnte ihn einigermaßen wieder aufrichten. Doch nun mußte er auch, gehe es, wie es wolle, vor allen Dingen mit Natalien ſprechen, die jetzt leider von Aurelien, wie von ihrem Schatten, verfolgt, und von den anweſenden jungen Fremden überall begleitet wurde — ihr mußte er die Geſchichte ſeiner nächtlichen Wanderung mittheilen — ihr vielleicht die weitere Entdeckung überlaſſen — o wollte ſein Gott einen Zufall herbeyführen, durch deſſen Hülfe er ſein ganzes Herz in das ihrige ausſchütten konnte?

Obſchon beide ſich ſeit geraumer Zeit einer Art geheimen Mienenſprache bedient hatten, die ohne beſondere Verabredung ihnen verſtändlich war, ſo wollte er doch dieſem ungewiſſen Mittel ſein jetziges Anliegen nicht anvertrauen. Er ſchrieb daher einen Brief, zeigte ihr darinnen die dringendſte Nothwendigkeit, ſie zu ſprechen, an, und war glücklich genug, ihr denſelben unbemerkt zuzuſtellen. Sie ließ bald darauf mit vieler Vorſicht eine Karte fallen. Raimund hob ſie eben ſo auf und las: „Morgen!“

Auf den morgenden-Tag war der Graf mit den Seinigen und den fremden Gäſten auf ein nur einige Stunden entlegenes Schloß zu einem Ball eingeladen; auch Raimund, der überhaupt von ſeinem Oheim ſeit der letzten Unterredung mit mehrerer Achtung behandelt wurde, ſollte dabei gegenwärtig ſeyn.

Da das Wetter am Abend vorher einen ſehr heitern Wintertag verſprach, ſo brachte Natalie, die bei allem innern Schmerz dennoch in der Geſellſchaft durch ihr ſanftes, heiterſcheinendes, rührendes Weſen alle Herzen hinriß, und nur einen Gedanken zu äußern brauchte, um ihn ſogleich von allen mit dem lauteſten Beifall aufgenommen zu ſehen, eine Schlittenfarth nach dem Tanzorte in Vorſchlag. Die ganze Verſammlung ſtimmte, wie zu vermuthen, dieſer Idee mit einem Freudengeſchrei bei, und Natalie glaubte ſchon, ihre geheime Hauptabſicht völlig erreicht zu haben. Sie wollte nämlich die Zeichnung, Miſchung und Austheilung der Looſe an ſich reißen, und hoffte auf dieſe Art, durch eine unſchuldige Liſt Raimunden zu ihrem Führer zu erhalten. Sie gab ihm, während ſie die Namen aufſchrieb, einen geheimen Wink, er errieth ſie augenblicklich, und ſein Herz klopfte ungeſtüm.

Aber gleich als wüßte die Baroneſſe Raimunds und Nataliens Wünſchen, wie ein böſer Dämon, überal in den Weg treten: wußte dieſe, die wenigſtens eben ſo ſchlau, als Natalie, und eben ſo wenig, als jene, dabei ohne Nebenabſicht, war, ihr die Miſchung der Looſe auf die feinſte Art aus den Händen zu winden, und das Glücksſpiel fiel ganz anders aus, als Natalie gewollt hatte. Dieſe erhielt einen jungen Officier zu ihrem

Führer; Raimund eine ziemlich ſchöne Wittwe zu ſeiner Dame. Beide hatten unter andern Umſtänden nicht Urſache gehabt, ſich über den Zufall zu beſchweren; beide mußten ihn mit ſcheinbarer Fröhlichkeit aufnehmen; aber beide verwünſchten ihn.

Der Morgen zur Abreiſe erſchien, und der heitere Himmel, der glänzende Winteranzug und die niedlichen, durch die Schleier noch verſchönerten Geſichter der Damen, die Pracht der Männer, die zum Theil der Kälte mit männlichem Stolz trotzten, die geſchmackvollen, zum Theil koſtbaren Schlitten, die flimmernden Livreien der Vorreuter, — dieß alles bildete ein herrliches Schauſpiel, und ſchien ganz dazu geeignet, Frohſinn und Heiterkeit in allen Herzen zu verbreiten.

Dennoch entſtieg aus Raimunds Bruſt, als die ſchöne ſchlanke Natalie im dunkelblauen Leibpelz mit Golde und wehendem Federbuſch, reizend, wie die jungfräuliche Pallas Athene, bei ihm vorübereilte, ein tiefer Seufzer; und ſelbſt Natalien gelang es, troz des artigen und unterhaltenden Betragens ihres Führers, nicht ganz, ihren verborgnen Mißmuth über das neidiſche Loos zu unterdrücken. Ja ihre Zerſtreuung und Geiſtesabweſenheit gieng endlich, da die Geſellſchaft ſich umgekleidet hatte und der Ball anhub, ſo weit, daß ſie ihren Tänzer vergaß, und da dieſer ihre Hand ergriff und ſie zurecht wieß, ihm eine andre Dame, als die rechte, aufdringen wollte. Es konnte nicht fehlen, daß dieſes allgemeine Aufmerkſamkeit erregte; da jedoch Natalie von allen geliebt war, ſo gab es blos zu ſcherzhaften Nachforſchungen Anlaß, und ihr Tänzer, ein ſchon bejahrter, aber jovialiſcher Mann, ziſchelte ihr beim Abführen ins Ohr: „Sie ſey gewiß die rechte Dame geweſen, nur er nicht der rechte Tänzer!“

Natalie erſchrak, glaubte ſich errathen, bat den ſcherzhaften Alten auf die ſanfteſte Art um Verzeihung, und — warf ſich gewaltſam in eine andre Stimmung. Sie ſchlug nun keinen der folgenden Tänze aus, ſo raſch und erhitzend ſie auch waren, und tanzte mit einer Leidenſchaft und Heftigkeit, die gegen ihr voriges Betragen nicht wenig abſtach. Die ſittſame Veſtalinn ſtellte ſich faſt den übrigen — Bachantinnen gleich.

Raimunden, der an dem Vergnügen des Tanzes wenig Antheil nahm, und mit glühenden Blicken Natalien durch die Reihen folgte, ward dieß bemerkbar; ihr Benehmen ſchien ihm räthſelhaft; eine Art von Eiferſucht ſtieg in ihm auf, ob er ſchon keinen der Anweſenden von ſeiner Angebeteten für beſonders begünſtigt halten konnte.

Eben war ſie wieder abgetreten, und eilte, ſobald ſie ſich von ihrem Tänzer losgemacht hatte, haſtig in das Erfriſchungszimmer.

Raimund trat in die Thür. Sie trocknete ihr Geſicht ab, ſah umher, ob ſie allein ſey, und foderte ein großes Glas Gefrornes — das ihr gereicht wurde.

Raimund flog hinzu. Aber ehe er ſie noch erreichte, ſprang ein Mohr hinter dem Schenktiſche hervor, und riß Natalien mit Ungeſtüm das Glas aus der Hand.

„Iß nicht, ſchöne Dame!„ — rief der Mohr, und warf ſich vor ihr nieder — „der Tod iſt für Dich im Glaſe!"

„Sie ſind glühend heiß, beſte Natalie!" — ſagte Raimund — „Du haſt recht, braver Neger! der Tod iſt im Glaſe!"

„Und wär er's" — antwortete Natalie mit unbeſchreiblichem Blick — „Meine Mutter iſt todt! Mein Vater iſt todt! Wiſſen

BIBL. VNIVERS. LIPS.

ſie das Liedchen, lieber Raimund! vom verwaiſten Kinde?"

" „Was iſt Ihnen, theure Natalie?" "

„Und wär auch der Tod in dem Glaſe" — fieng Natalie freundlich lächelnd, als wollte ſie wieder gut machen, von neuem an —

„Des Lebens Tag iſt ſchwül,
„Im Grab iſts ſtill und kühl!" —

Raimund blickte auf einmal in ihre Seele. Die Sprache ſchien ihm zu mangeln; er konnte nichts ſagen, als: „Natalie!"

„Sie haben Recht, guter Raimund!"— antwortete ſie, und drückte ihm zärtlich die Hand — „meine innere Stimmung und dieß laute Freudengetümmel contraſtiren ſo ſchneidend, daß ich ſelbſt nicht wußte, was ich wollte. Es ſoll nie wieder geſchehen; ich verſpreche es Ihnen!"

Natalie kehrte in den Tanzſaal zurück, und die Dame, welche Raimund gefahren hatte, knüpfte ein Geſpräch mit ihr an. Sie ſetzten ſich neben einander, und die Fremde erkundigte ſich ſcherzhaft bei Natalien, wie ſie mit ihrem Cavalier zufrieden ſey? Nach und nach wurde die Unterhaltung vertraulicher, und Natalie erfuhr nun, daß der durch das Loos ihr zugetheilte Führer mit der ſchönen Wittwe insgeheim verſprochen ſey. Beide Damen kamen einander mit weiblicher Feinheit auf einem Wege entgegen, nur daß die Wittwe die Urſache dieſes Begegnens offenherzig entdeckte, Natalie aber verſchwieg; beide wurden mit einander einig, ihre Führer bei der Heimfarth zu vertauſchen, und Natalie nahm es über ſich, die Einwilligung ihres Couſins auszuwirken.

Erfreut über dieſen glücklichen Zufall und — über ihre gelungene Liſt, wurde ſie wirklich nach und nach etwas heiterer, und ein Blick ihrer Augen gab Raimunden zu erkennen, daß ſie es ſey.

Erſt nach Mitternacht war die Tanzluſt befriedigt und, aller Einladungen des Wirths ungeachtet, wurde die Abreiſe veranſtaltet, weil die Damen — gern bei Fackelſchein fahren wollten. Unter dem lauten Geräuſch des Abſchiednehmens und des Einſteigens ergriff Natalie Raimunds Hand, und machte ihn mit dem getroffenen Tauſche bekannt; ſeine vorige Dame bei ihm zu entſchuldigen, fand ſie keine Urſache.

Raimund war trunken von ſeinem Glücke. Die Erde verſchwand ihm — denn die Schneegegend wurde zur ſilbernen Wolke, auf der er mit Natalien ſchwebte; der Himmel verſchwand ihm — denn er ſah keine Sterne, als ihre Augen!

Die beiden Liebenden ſetzten ſich mit hoch ſchlagenden Herzen ein, und ſchwiegen eine Zeit lang in ſtillem Entzücken. Der ſonderbare Anblick des ihnen in der Ferne auf einem ziemlich abgelebten Schimmel folgenden und ſie, wie es ſchien, genau beobachtenden Negers knüpfte zuerſt ein Geſpräch an.

Doch nun fiel Raimunden die Nothwendigkeit ein, den ſo lang umſonſt herbeigeſehnten und vielleicht nie wiederkehrenden Augenblick nicht ungenützt entfliehen zu laſſen. Er entſchuldigte ſich zuerſt bei Natalien, daß er ohne ſie die Reiſe nach der Inſel des Geheimniſſes angetreten habe, und gab ihr dann von den gemachten Erfahrungen genaue Nachricht, wobei er jedoch, um ihr wenigſtens einen Hoffnungsſtral anzuzünden, die Wahrſcheinlichkeit, daß eine der Eremitinnen ihre Mutter ſey, größer ſchilderte, als ſie ihm ſelbſt vorkam.

Natalie faßte dieſe Muthmaaßung mit Begierde auf; ſie erſann tauſend Möglichkeiten, ſo unwahrſcheinlich ſie auch waren; ihr Vater, ja ſelbſt Aurelie wurde von aller Schuld entbunden, und von ihrem eignen Herzen ſank eine Gebirgslaſt.

Doch endlich zwang Raimunden die Nähe des Schloſſes, ihr auch Nachricht von ſeiner bevorſtehenden Abreiſe zu geben. Sie erſchrak heftig. „Lieber Raimund!“ — ſagte ſie, und ließ ihren Kopf zurück ſinken. Ihr Auge war zu zärtlich, ihre Lippen zu einladend — er raubte ihr einen Kuß, und ſie wehrte ihm nicht.

„Ich muß Dich noch einmal ohne Zeugen ſprechen“ — fuhr ſie fort — „wir müſſen Abſchied nehmen — müſſen für die Zukunft einen

Plan entwerfen! Ja, ich ſehe Dich noch einmal — gehe es auch, wie es gehe!"

Der Schlitten hielt. Raimund übte das Schlittenrecht aus, und ſie hielten ſich einen Augenblick zärtlich umarmt. Der Neger, der ſchon vorher abgeſprungen war und ſein Pferd angebunden hatte; trat hinzu und zog Raimunden ſeitwärts.

„Wer biſt Du, Herr?" — ſagte er heftig. Seine Hand hielt den Griff eines Dolchs, der in ſeinem Gürtel ſtak.

Natalie ward dieß gewähr. — „Heiliger Gott, Bruder Raimund!" — rief ſie ängſtlich.

„Bruder!" — murmelte der Mohr zwiſchen den Zähnen. „Das haben die Heiligen eurer Mutter gerathen!"

Er kniete vor Raimund nieder und küßte ſeinen Rockzipfel. „Iſt das euer Schloß?"— fragte er dann.

„Des Grafen W * * * * * * * * *!“ antwortete Raimund — „Was willſt Du hier?“

„Möchteſt Du's wiſſen?“ — erwiederte lachend und ſich umdrehend der Schwarze, ſchwang ſich auf ſeine Roſinante und ſprengte davon.

Noch entzückt von Nataliens Kuſſe, noch beſtürzt von dem Ueberfalle des Negers, kam Raimund in ſein ſtilles Zimmer, ließ den theuern Pater Silveſter ungeſtört ſchlafen und ſetzte ſich, da er nicht die mindeſte Luſt auszuruhen in ſich verſpürte, an ſeinen Schreibetiſch. Die lärmende Muſik, das Jubelgeſchrei, das Geknall der Peitſchen, das Geklingel der Schellen dröhnte noch immer vor ſeinen Ohren; die wehenden Fackeln, die galloppirenden Pferde, die auf und ab fliegenden Tänzer wirbelten noch immer vor ſeinen Augen.

Doch unter dieſen ſchwebte Natalie, und alle andre Geſtalten verſchwanden. Jetzt wand ſie ſich durch die jubelnden Reihen, jetzt griff ſie nach der gefährlichen Kühlung, jetzt warf ſie ihm den vielſagenden Blick zu, jetzt ergriff ſie ſeine Hand, jetzt beugte ſie den ſchönen Kopf nach ihm zurück, jetzt fühlte er den Druck ihres Mundes — wäre ſeine heimliche und jetzt, bei der bevorſtehenden Trennung, in volle Flammen ausbrechende Leidenſchaft noch eines Zuwachſes fähig geweſen, dieſe Erinnerungen hätten ſie auf den höchſten Gipfel getrieben.

„O wenn ich ſie je mein nennen könnte!“ — rief er ſchwärmend aus. — „Und warum nicht?“ — flüſterte die Hoffnung tröſtend ihm zu.

Doch nun fiel ihm die nahe Abreiſe ein — ſeine Armuth — der Reichthum und Stolz ihres Vaters — ihre eigne Erhabenheit — der Haß Aureliens — das Streben der reichen, durch Geburt, Schönheit und Würden ausgezeichneten Freunde, einen günſtigen Blick Nataliens zu gewinnen! — Alle dieſe Vorſtellungen thürmten ſich, wie Wolkengebirge, über ihn auf — — er konnte kaum athmen —

das Wolkengebirge ſchien ihn zu erdrücken! Jetzt ſah er Natalien am Traualtare, jetzt aber aus ſanfter, unglücklicher Zuneigung gegen ihn im Kloſter — jetzt hatte ihr innerer Schmerz ſie getödtet — jetzt folgten die Nonnen ihrem Sarge!

Um ſich ſelbſt zu entfliehen, um ſich zu beruhigen, nahm er nach ſeiner Gewohnheit ſeine Zuflucht zu dem Reiche der Phantaſie, und entwarf aus den vor ſeiner Seele wild herumflatternden Bildern eine Dichtung, die er Natalien beim Abſchiede, als ein Andenken, zu hinterlaſſen ſich vornahm.

Edgar und Emma *).

Schwarz, wie Rabenfittig, iſt der Mitternacht Schleier. Finſtre Wolken umhüllen das Mondlicht, und kein blinkender Stern ſchimmert am nächtlichen Himmel. Furchtbar wüthet der Sturm an der Felswand, als wollt' er das Geſtein in der Tiefe erſchüttern, und die Welle klatſcht ſchäumend ans ſchroffe Ufer.

Aber leiſe klagt's in der Ferne; dumpf und grauſig ächzt eine Stimme durch die ſtille Nacht, wie eines umwandelnden Geiſtes. Schlaget ſanfter, ihr Fluthen an das Geſtade; wehe leiſer, du heulender Sturmwind! daß man vernehme die Stimme des Klagenden.

Edgar, der Jüngling, iſt's, Edgar der Jüngling mit der weichen Seele. Schön

---

*) S. den Anh. Anm. 23.

und blühend war er einſt, wie die Roſe des Berges, ſtolz und muthig, wie das wiehernde Roß in der Wildniß. Aber blaß und abgezehrt iſt jetzt ſeine Wange, und ſein blitzendes Auge ſchaut hohl und düſter. Sagt mir, ihr Bewohner der Klippen, was bleichte die Wangen des Jünglings? — Schlaget ſanfter, ihr Wogen! an die Felſenbucht; wehe leiſer, du heulender Sturmwind! daß man vernehme die Stimme des Klagenden.

„Wo weilſt du, holdes Mädchen der Liebe?“ — ſo tönt es am Felſenhang — „Wo find ich dich, ſchöne, ſchwarzäugichte Emma? — Sonſt, ach ſonſt eilteſt du durch die Schatten der Nacht an mein pochendes Herz; nur der Mond und die blinkenden Sterne belauſchten unſre Umarmung. Leiſe wühlten die Weſte in deinen caſtanienfarbnen Locken, und deine glühende Wange ruhte an der meinigen. — Aber entblättert vom Nord iſt die

Laube der Liebe, und die prächtige Eiche mit den rauſchenden Zweigen iſt zerſplittert. — Wüthig heult die Windsbraut durch die öden Klüfte, und die toſende Welle ſpottet meiner Klage. Du biſt fern von mir auf der Burg deines ſtolzen Vaters, und beim frohen Gelag fällt nur verſtohlen Deine Thräne in den goldenen Kelch. Laß ſie fallen, die köſtliche Perle; weine um die ſterbende Liebe!“

Alſo klagte der unglückliche Edgar, der Jüngling mit der weichen Seele. Auferzogen als eine Waiſe mit Emma im Schloß ihres Vaters, liebte er ſie im Lenze des Lebens; zärtliches Gegengefühl ſchlug im jungen Buſen des aufblühenden Mädchens. Oft wenn ſie mit einander durch lachende Anhöhen und blumichte Thäler in jugendlicher Unſchuld ſchwärmten, trug der ſtärkere Knabe ſeine Emma über Gräben und Sümpfe; oft wand das tändelnde

Mädchen einen Kranz von Krokus und Violen in die blonden Locken ihres Geſpielen.

Aber da Edgars nervigter Arm nun ſchon muthig das ſchnaubende Roß lenkte, und höher von Fülle der Jugend des Fräuleins Buſen emporſchwoll, da flüſterten leiſe die Edelknechte und Zofen von des armen Jünglings ſtolzer Vermeſſenheit. Lange verbarg ſich das Gerücht vor des alten Lords Ohren, bis der Tochter argloſes Herz die heimliche Liebe ihm verrieth.

Schon hatte das Alter ſeinen Scheitel mit Silber bedeckt, und mit dem wiederkehrenden Herbſte nahte ſein ſiebzigſter Jahrestag. Viele Wochen vorher ſandte er Herolde aus und lud ſeine Nachbarn und Freunde. Von allen Himmelsgegenden ſtrömten ſie herzu, in ſchimmernden Prunkgewändern, auf ſtolzirenden Zeltern, von glänzenden Knappen begleitet. Liebliche Muſik erſchallte in abwechſelnden Chören und verkündete mit ſchmetternden Wirbeln die Feier des Tages.

... Aber jetzt öffneten ſich des Ritterſaals Pforten, und des **Lords** einzige Tochter, die ſchöne ſchwarzäugichte **Emma**, trat herein. Alle Blicke flogen ihr zu. Sie verneigte ſich züchtiglich. Ihr halb zur Erde geſchlagenes Auge ſuchte **Edgar**, der ins Bogenfenſter gelehnt es nicht wagte, nach ihr emporzuſchauen.

Da gab ein Trompetenſtoß das Zeichen zum Anfang des Mahles, und die Gäſte reiheten ſich um die blitzende Tafel. Und da nun allgemach der Pocal die Gemüther erheiterte, da heiſchten die Ritter von ihren Damen Pfänder und Küſſe, und die ſchalkhaften Schönen reichten ihnen ſträubend die roſigen Lippen.

Da foderte die Stimme der jubelnden Gäſte, auch die ſchöne Tochter des Wirths ſollte den Ehrenkuß nicht verſagen dem, den ihr Herz meinte. Sanft erröthend ſtand ſie auf; alle

Blicke waren auf ſie gerichtet; allen Jünglingen pochte das Herz.

Sittſam und züchtiglich nahete ſie ihrem Vater, ſenkte ſich vor ihm nieder aufs Knie und drückte ſeine Hand an ihre Lippen. Da trat eine freudige Zähre in das Auge des Greiſes, er legte die Hand auf ihr Haupt, küßte und ſegnete ſie.

Doch bald klagten die Gäſte über die Schlauheit des zarten Fräuleins, und drangen einmüthiglich auf Erfüllung ihres Verlangens. Auch der Vater gebot ihr lächelnd, nicht länger ſich zu weigern; denn er vermeinte, ſie nähre heimliche Neigung gegen einen ſtattlichen Ritter, den er ſich längſt zum Eidam erkieſt hatte.

Furchtlos, doch höher erglühend, als die Blume der brennenden Liebe, wandelte Emma durch die ſtaunenden Reihen bis ans Ende der Tafel, wo Edgar im Gefühl ſeiner Niedrigkeit kaum noch zu athmen ſchien.

„Edgar! du Liebling meines Herzens!“ — liſpelte ſie, und ſchlang zärtlich den Arm um den Nacken des heimlich Geliebten.

Da erhob ſich von der Tafel voll plötzlichen Unmuths der entrüſtete Lord, und der Tag der Freude ward in Leid und Traurigkeit verkehret. Mit anbrechendem Morgen wurde Edgar aus dem Schloſſe verſtoßen, und Emma ſeufzte mondenlang in einſamer Kammer. Doch nichts vermochte die Treue des edlen Fräuleins zu brechen; ſie ſchwur bei ſich ſelbſt, ewig den um ihrentwillen Verſtoßnen zu lieben.

Und da endlich die Länge der Zeit und der duldenden Tochter ſtille Gelaſſenheit das Vaterherz wieder erweichten, da ſchenkt' er ihr wieder ſeine Liebe, gab ihr ſchöne Kleider und köſtlichen Schmuck, und nannte ſie die Freude ſeines Alters.

Aber heimlich ſchlich ſich oft Emma aus der ſchlummernden Burg zu Edgar, der in einer Grotte am Ufer ihrer harrte. O wie ſelig verfloſſen die Stunden unter ſüßem Geſchwätz! wie zärtlich war die verſtohlne Umarmung!

Doch das Auge des Verräthers drang durch das Dunkel der Nacht, und ſein Mund brachte die Botſchaft dem nichts ahnenden Vater. Zornig verwünſchte er die einzige Tochter, und verbannte ſie aus ſeinen Augen bis zum Tage der erzwungenen Hochzeit.

Jetzt tönten ſchmetternd Trompeten; jetzt donnerten Keſſelpauken durch die Todtenſtille der Nacht; jetzt ſtrahlten die Brautfackeln durch die Finſterniß. Aber in dumpfer Verzweiflung irrte der unglückliche Edgar durch die pfadloſen Steinbrüche; jeder Schall war ein Dolchſtich in ſein Herz.

„Heule, heule, du wüthiger Sturm!“ —

rief er aus — „durch die widerhallende Felſkluſt! drehe kreiſchend die Thurmfahnen des hohen Bergſchloſſes und verwehe die blendenden Fackeln! Singe das Todtenlied, du ſchwarzer Vogel der Nacht! Gehet hervor aus der kalten Gruft, ihr bleichen Geſpenſter! und ſchrecket die fröhlichen Gäſte. Brauſet wilder, ihr Wogen, und zerſchmettert mich an den Klippen!“

Starren Blicks und mit flatternden Haaren rannte er nach der erleuchteten Burg, die ſtolz vom Felſengipfel auf die See hinabſchaut. Hier wollt' er in den Wogen ſein Leben endigen, hier, wo er oft mit Emma die aufgehende Sonne begrüßte. Da hörte er nahe bei ſich eine ächzende Stimme, wie das letzte Geröchel eines Sterbenden. —

Klaget, klaget, um eure Geſpielinn, ihr lieblichen Mädchen! Weinet, weinet um eure Freundinn, ihr rieſelnden Bäche! weinet, ihr zärtlichen Nymphen! um die zärtliche Emma!

„Edgar! Edgar!“ — rief die winſelnde Stimme — er ſtürzte nieder zu der ſterbenden Emma.

Emma hatte geſchworen, keines andern zu werden, als Edgars oder des Todes. Leiſe ſtahl ſie ſich weg vom fröhlichen Mahle, und ſtürzte ſich durchs Bogenfenſter hinab auf den ſteinigen Boden. Purpurnes Blut färbte den Felſenriff und das ſchneeweiße Brautkleid. Edgar küßte den letzten Hauch von erbleichenden Lippen.

„Entfliehe noch nicht, meine Braut! Weile, weile bis wir uns vermählen!“ — ſo rief er und ſtieß ſich den Dolch in das pochende Herz. Da ſeufzte die Natur über den Tod ihrer Lieblinge, noch einmal blickte das Mondlicht mitleidig auf ſie herab, und verhüllte ſich dann in finſtere Wolken.

Aber in der Burg tönte luſtig das Saitenſpiel, und der Fackelreigen ſollte beginnen. Zwölf blühende Jungfrauen in weißen Gewändern, zwölf Jünglinge mit brennenden Windlichtern ordneten ſich paarweis zum Tanze.

Da vermißte man die entflohene Braut, und ſuchte ſie vergeblich in den weiten Sälen. Ahnend ein Schrecken ſtürzten Gäſte und Tänzer aus dem Schloſſe; barhäuptig und händeringend wankte der graue Lord ihnen nach.

Bleich ließen die Jünglinge ihre Fackeln ſinken; leblos ſank der Greis nieder; mit ihm erſtarb ſein edles Geſchlecht.

Nach dreien Tagen ward das Leichenbegängniß gefeiert. Edgar und Emma ſchlummern bei einander. Noch jetzt zeigen die Bergbewohner den doppelten Sarg. Der liebende Jüngling ſpielt auf der Harfe den Wechſelſang von Edgars und Emma's treuer Liebe, und das zärtliche Mädchen kann ohne Thränen nicht ſingen.

Natalie hatte alles Nachſinnens ungeachtet noch immer kein Mittel zu der, Raimunden verſprochenen Abſchieds-Zuſammenkunft ausfindig machen können, und doch war ſchon der letzte Tag erſchienen, nach deſſen Verfluſſe er mit den Fremden abreiſen ſollte. Dieſer Tag war zu einem Maskenballe beſtimmt, welchen der Graf noch zu Ehren ſeiner Gäſte gab, und wozu der ganze benachbarte Adel eingeladen war.

Raimund beobachtete Natalien unaufhörlich, fand ſie aber nie ohne Zeugen, ſondern erhielt nur einen flüchtigen Wink von ihr, daß ſie, falls es nur immer möglich wär, ſich von dem Balle wegſtehlen würde.

Er war mit ſich ſelbſt uneinig, wie er dieß verſtehen, ob er ſelbſt dem Tanze beiwohnen, oder davon zurückbleiben ſolle? Das letzte ſchien ihm, ihren Ausdrücken nach, wahrſcheinlicher, und er irrte eine geraume Zeit auf den Gängen des Schloſſes, die zum Salon führten, vergeblich herum.

Endlich entſchloß er ſich noch, auf dem Balle zu erſcheinen, und ließ ſich aus des Grafen Garderobe ein Maskenkleid bringen, das zufälligerweiſe in einem Pilgerhabit beſtand. Völlig unkenntlich trat er nun in den Saal, und ſah bald die Schwierigkeit ein, Natalien unter den vielen Damen, wovon mehrere ihre Länge, wenn auch nicht den Adel ihrer Geſtalt beſaßen, ausfindig zu machen.

Endlich bemerkte er eine Nonne, die mit einem Sultan in prächtiger Kleidung tanzte. Ihr Tänzer zog durch ſeine erhabne Geſtalt und durch den von Brillianten ſtarrenden Reigerbuſch und Leibgürtel, ſie ſelbſt durch die zauberiſche Anmuth ihrer Bewegungen die Augen aller Zuſchauer auf ſich. Dieß mußte Natalie ſeyn!

Sobald der Tanz beendigt war, näherte ſich Raimund der Nonne, berührte, ſeiner Maske getreu, mit Ehrfurcht und Würde ihre bis auf die Fingerſpitzen bedeckte Hand, und lauſchte auf ihre Stimme. Er glaubte einen leiſen Händedruck zu empfinden, übrigens aber war es unmöglich, die Dame an der Sprache zu erkennen, da ſie mit ihrem Führer nur leiſe und verſtellt ſprach. Der Sultan und ein ihn begleitender junger Türke wichen nicht von ihrer Seite, obſchon ſie immer verſuchte, ſich von ihnen loszumachen.

Raimund mußte Gewißheit haben. Seine Pilgertracht erinnerte ihn an das Duett aus Romeo und Julie, das er Natalien einſt abgeſchrieben hatte.

Er trat auf die Nonne hinzu:

„Dieſe heil'ge Hand hab' ich entweiht,
Meine Lippen ſind mit frommen Küſſen,
Wie bußfert'ge Pilgrimme, bereit
Dieſen Frevel abzubüßen."

Und mit leiſem Silberton erwiederte die Nonne:

„Nichts zu büßen haſt Du. — Heilige
Haben Hände, die, anſtatt zu küſſen,
Andachtsvolle Pilgrimme
Hand in Hand berühren müſſen."

Er konnte nun nicht mehr zweifeln. Da jedoch der Sultan noch immer daneben ſtand, ſo fuhr er fort:

„Aber ach! wozu haben ſie den Mund?"

Natalie antwortete mit unbeſchreiblicher Grazie, mit frommen Augenniederſchlagen, das durch den klöſterlichen Schleier doppelt hinreißend wurde:

„Nur zu beten, nicht zu küſſen!"

drückte ihm aber zu gleicher Zeit einen Zettel in die Hand. Raimund fand die Worte: „Erwarten Sie mich im Eckzimmer dieſes Flügels." — Es war das Zimmer, worinn das Gemälde der Gräfinn Maria hieng.

Raimund gelangte, obwohl im Dunkeln, an den bezeichneten Ort. Auch Natalie entfernte ſich bald nach ihm unbemerkt aus dem Tanzſaale, und ließ ſich zum Scheine auf ihr Zimmer leuchten, von wo aus ſie ſich nach dem Erkerzimmer begab.

Sie ſollten jetzt, wer weiß, auf wie lange Jahre? einander zum letztenmal ſprechen, und ach! wie vielerlei lag noch auf beider Herzen. —

Raimund ergriff Nataliens dargebotne Hand. Sie traten ans Fenſter.

„Wenn werd' ich Sie wiederſehen?" — rief er wehmüthig, und ſuchte ihre Empfindungen, ſo viel es das Dämmerlicht geſtattete, in ihren Augen zu leſen.

„Muthig, muthig, theurer Bruder!"— erwiederte die Edle — „So konnte es doch nicht bleiben! — Wir haben nur wenig Augenblicke, laſſen wir die Gunſt des Zufalls nicht ungenützt! — Ich werde Ihnen ſchreiben — gewiß ich werde es, ob ich gleich jetzt noch keinen Weg weiß, Ihnen mehr als gleichgültige Briefe zu überſenden; ich werde des eheſten die Inſel beſuchen.“ —

„Das will ich noch dieſe letzte Nacht, wenn der Sohn des Teichwärters ſein Verſprechen erfüllen kann. Dieſer iſt für uns gewonnen.

„Gut! Vortrefflich, Raimund. Führen Sie aus, was Sie noch können — das übrige übernehme ich! — Verſprechen Sie mir, meiner nie zu vergeſſen! Verſprechen Sie mir, wenn ich jemals Ihrer Hülfe bedarf, alles zu verlaſſen, um mir beizuſtehen!“

„Alles, alles, Natalie!“ — rief er feurig, und warf ſich vor ihr nieder — „Ich ſchwöre Ihnen, nur für Sie zu leben! — Aber was darf ich mit mir nehmen?"

„Meine treuſte Schweſterliebe!" — Sie ſenkte ein Knie und legte die Stirn auf ſeine Achſel.

Ein ſchwacher Schimmer drang aus der Galerie herein. — „Iſt ſie noch hier, oder werden die Bilder belebt?" rief noch auswendig eine weibliche Stimme.

Und jetzt ward die Thür aufgeriſſen, und Aurelie, ein Licht in der Hand, mit flatterndem Domino, mit zerſtreuten Haaren, trat herein, und ſtarrte mit der Lady Macbeth furchtbarem Blick nach Maria's Bilde.

Raimund und Natalie ſprangen erſchrecken auf.

Auch Aurelie erſchrak. Sie raffte alle ihre Beſinnung zuſammen. — „Verzeihung!" — rief ſie mit hämiſchem, doch zitternden Toſe — „Verzeihung, daß ich hier im Finſtern ſtörte!“

Aber kaum hatte ſie ausgeredet, als eine maskirte Sonnenprieſterinn, Milla's Bildniſſe an Gewand und Geſtalt ganz ähnlich, ſich am Eingange zeigte. Aurelie ſank zu Boden — das Licht entfiel ihrer Hand und verlöſchte. — Finſterniß und ängſtliche Stille bedeckte die ganze Scene.

Anhang.

Anmerkungen.

1) S. 6. Feritti's — eigentlich die electriſchen Zackenblitze des Teſure.

2) Ebend. Hain der Liebe. — So nennt der Verf. in ſüßer Erinnerung der zauberiſchen Anſicht ein von dem als Freund und Liebling der Grazien bekannten Hofmarſchall von Racknitz in Dresden mit hochſtämmigen Roſenbäumen bepflanztes, an den Palais-Garten daſelbſt ſtoßendes Blumenſtück von ziemlichem Umfange, deſſen Blüthenkronen in der Roſenzeit die Phantaſie in die Gärten der Circen und Armiden verſetzen. — Bekanntlich iſt die Roſe der Liebesgöttinn heilig.

3) Ebendaſ. Gleich Iris Ideal, dem Wolkenreiche
Prometheus — kühn vom Genius entwandt. —

Anſpielung auf ein Gemälde des Profeſſor Graffs, auf welchem die junge ſchöne Fürſtinn Rohan als Iris dargeſtellt iſt, und das bei der öffentlichen Ausſtellung zu Dresden im Jahr 1801. die Augen und Herzen aller Kenner und Nicht-Kenner unwiderſtehlich an ſich zog.

4) S. 16. Und zog — mit den Siegern in das Capitolium ein. — unter Anführung Berthiers — nach Duphots Ermordung — am 15. Februar 1798.

5) S. 17. Departement Montblanc, ehmals Herzogthum Savoyen genannt. — Vor dem zu Paris geſchloſſenen Frieden vom 15. Mai 1796.

6) S. 23. Eben zog der junge Savenard — an einem von der Landſtraße durchkreuzten Hohlwege vorüber. — Karl Emanuel II. ließ im Jahr 1670 dieſe Landſtraße, tauſend Klaftern lang und an vielen Orten hundert Klaftern hoch, mitten durch die unwegſamſten Felſen brechen.

7) S. 36. Dieß alles erweckte in mir das Andenken jener heiligen Männer, die — Jahrhunderte der Verfolgung — in einer Höhle verſchlieſen. — Die ſogenannten ſieben Schläfer, ſieben Brüder aus Epheſus, welche, um der Chriſtenverfolgung unter dem Kaiſer Decius entzogen zu werden, durch göttliche Fügung im J. C. 351 in einer Höhle entſchlafen und erſt nach [illegible] Jahren wieder erwachte unter dem Kaiſer Theodoſius

ſeyn ſollen. Dieſe Fabel ſcheint dem Verf. ſo reichhaltig an Stoff zu einer dichteriſchen Bearbeitung, daß er wohl wünſchte, ſie von einem dichteriſchen Albrecht Durer unſerer Zeit — in Holz geſchnitten zu ſehen! — Auch der Weiſe Epimenides ſoll in ſeiner Jugend 57 Jahr in einer unterirdiſchen Höhle auf der Inſel Creta geſchlafen haben.

8) S. 43. In dem unglücklichen Zeitalter Karl Emanuel des Erſten. Er regierte von 1580 bis 1630, und brachte durch unaufhörliche Kriege, bald für, bald wider Frankreich, das drückendſte Elend über Savoyen. Die von ihm projectirte nächtliche Mauerſteigung von Genf, nach welcher von den Genfern 13 ſeiner Officiere gehenkt wurden, und er ſelbſt Genf für unabhängig anerkennen mußte, würde zu einem ſatyriſchen Heldengedicht keinen unebnen Stoff abgeben, wären wir nicht in unſern Tagen der Mühe, einen dergleichen entfernteren Stoff aufzuſuchen, durch mehr als eine politiſche Unternehmung überhoben worden.

9) S. 46. Tage für den Ruhm verloren ſind es auch für das Glück. — Aus Bonaparte's Anrede an ſeine Soldaten zu Mailand den 12. Mai 1796.

10) S. 48. Es war die ſchöne Vatermörderinn u. ſ. w. — Um diejenigen Leſer, welche von

der ſchönen Vatermörderinn noch nichts gehört haben ſollten, mit derſelben bekannt zu machen, entlehnen wir einige in dem Anhang der zu Wien 1789 erſchienenen „Geſchichte der Hinrichtung der Beatrice Cenci,“ auf welche wir übrigens die Leſer verweiſen, bereits angeführte glaubwürdige Nachrichten, deren Zuſammenſtellung ohne Zweifel das hauptſächlichſte Verdienſt iſt, ſo der Verf. jenes Buchs ſich erworben hat. Muratori im 10ten Bande ſeiner Italiäniſchen Annalen erzählt die Geſchichte folgendergeſtalt:

„Im Jahr 1599 machte ein ſeltener Fall von Büberei und Gerechtigkeit in Rom und durch ganz Italien einen gewaltigen Lärmen. Ein edler Römer, Franz Cenci, beſaß einen außerordentlichen Reichthum. Sein Vater hatte ihm eine Erbſchaft von mehr als achtzigtauſend Scudi jährlicher Einkünfte hinterlaſſen. Aber die Menge ſeiner Laſter übertraf noch die Menge ſeines Geldes. Sein geringſtes war jede Art der ſchändlichſten Geilheit; ſein größtes, daß er ganz und gar keine Religion noch Gottesfurcht hatte. Er zeugte in ſeiner erſten Ehe fünf Söhne und zwei Töchter; aus der zweiten erhielt er keine Kinder. Er behandelte Söhne und Töchter mit unausſprechlicher Unmenſchlichkeit. Die ältere wandte ſich mit einer Bittſchrift an den Pabſt. Dieß brachte den Vater noch mehr auf; denn er war genöthigt, ſie zu verheirathen. Beatrice, die jüngere, blieb zu Hauſe; ſie ward groß und ſchön, und unterlag den unordentlichen Lüſten desjenigen, der ſie erzeugt hatte. Er machte ſie glauben, daß eine ſo abſcheuliche Handlung nichts ſündhaftes habe. Der ruchloſe Menſch ſcheute ſich nicht, ſeine Tochter vor den Augen ſeiner Gattinn, ihrer Stiefmutter, zu mißbrauchen. Als das Mädchen, von der viehiſchen Mißhandlung ihres Vaters belehrt, ihm nachher widerſtrebte, ſuchte er das durch Schläge zu erzwingen, was er vorhin durch Betrug erhalten hatte. In einem ſo elenden Leben konnte die Tochter es nicht länger aushalten; ſie meldete das harte Verfahren ihres Vaters ihren Anverwandten; als aber auch dieſes fruchtlos war, ließ ſie, aufgemuntert durch das Beiſpiel ihrer Schweſter, in ihrem und ihrer Stiefmutter Namen eine wohlverfaßte Bittſchrift an den Pabſt übergeben. Es mag dieſe nun überreicht worden ſeyn, oder nicht, ſo iſt gewiß, daß ſie keine Wirkung hatte, und ſogar damals, als man derſelben bedurfte, in dem Secretariate nicht aufgefunden werden konnte. Unterdeſſen wurde dieß alles von dem Vater entdeckt, und verurſachte, daß er ſeine Grauſamkeit gegen ſeine Frau und Tochter ſo weit trieb, daß er ſie ſogar in einigen feſtverſchloßnen Zimmern gefangen hielt. Dieſes brachte die beiden Frauenzimmer zur Verzweiflung, und ſie beſchloſſen ſeinen Tod. Es war ihnen nicht ſchwer, auch den ältern Sohn, Giacomo, der ſchon Weib und Kinder hatte, zu dieſem Entſchluſſe zu bewegen, weil auch er ſich von ſeinem Vater tyranniſch behandelt fand. Der Alte wurde alſo eine Nacht von zwei Meuchelmördern in ſeinem eignen Hauſe im Schlafe ermordet, und ſein Körper ſo geſchickt von einer Höhe herabgeworfen, daß er ſich ganz von ungefähr erfallen zu haben ſchien. Allein Gott ließ es nicht zu, daß das ungeheure Verbrechen des Vatermords ſich ſo vieles Glücks rühmen ſollte. Die Schuldigen wurden entdeckt und eingezogen, und wichen der Gewalt der Folterqualen. Pabſt Clemens las den ganzen Proceß, und befahl ſogleich, ſie ſollten von Pferden zerriſſen werden. Da ſich die vornehmſten Advocaten zu Rom zur Vertheidigung der Schuldigen verwendeten, ſchlug ihnen der Pabſt rund alles Gehör ab. Doch gelang es dem berühmten Farinacius" (dem Sheridan und Erskine ſeiner Zeit) „Audienz zu erhalten, der in einer Unterredung von vier Stunden von den Laſterthaten des Ermordeten und den ſeinen Kindern angethanen unausſtehlichen Unbilden, nicht um ſie von der Schuld rein zu ſprechen, ſondern um ihre Strafe zu mindern, ſo viel zu ſagen wußte, daß der heilige Vater ſich in etwas beruhigte und den Lauf der Gerechtigkeit einhielt. Schon hoffte man, wenigſtens das Leben der Verbrecher gerettet zu ſehen, als in einem andern adelichen Hauſe ein Muttermord erfolgte, wodurch der Pabſt ſo erbittert wurde, daß er Befehl gab, ſobald als möglich das Todesurtheil wider ſie zu vollziehen.“

„Den 11. September dieſes Jahrs wurden die beiden Frauen mit den Gebrüdern Giacomo und Bernardo auf eine am Platze der Brücke errichtete Bühne geführt. Dem Bernardo wurde, weil er erſt 15 Jahr alt, und von ſeinem Bruder vor der Hinrichtung für nicht mitſchuldig erkannt worden war, das Leben, und in der Folge die Freiheit geſchenkt. Den Frauenzimmern wurde“ (mit einer Art Guillotine, welche in Italien unter dem Namen Mannaya ſchon vor langen Zeiten bekannt war. S. Meiners Betrachtungen über die Hinrichtung mit dem Schwerd. Berliner Monatsſchrift Mai 1783. S. 418. und Leipz. Magaz. für Rechtsgelehrte von Günther und Otto 4tes Stück S. 333.) „das Haupt abgeſchlagen; und Giacomo ſchlug man mit einer Keule todt. Dieſes traurige Schauſpiel, die Erinnerung an die Ruchloſigkeit des Vaters, als des Urhebers aller dieſer Ausſchweifungen, vorzüglich aber die Betrachtung der Schönheit und des Muthes der jungen Beatrice, mit welchem ſie die Bühne beſtieg und ſich zum Beſte vorbereitete, erregte in den Herzen aller Anweſenden ein ſolches Mitleiden, daß eine Menge Perſonen darüber todt hinſanken!“ (Dieß war wohl kein Wunder, wenn die Hinrichlung wirklich mit denjenigen Umſtänden verknüpft war, mit welchen ſie in der obgedachten Geſchichte der Cenci, und, wie behauptet wird, aus authentiſchen Quellen, S. 98. u. ff. erzählt wird. Nach dieſer gab unter andern Zuſchauern auch ein junger Cavalier, „Pomens Menzi, deſſen Mutter ihrer beſondern Schönheit wegen in ganz Rom berühmt war, in der nächſten Nacht den Geiſt auf — und wahrlich — ſelbſt beim bloßen Leſen möchte man ohnmächtig werden!) „Andere wurden von der unzähligen Menge Volkes erſtickt oder von den unbarmherzigen Wägen beſchädigt oder zermalmet.“ (Eine vortrefliche Polizei, die fürwahr dem Statthalter Gottes Ehre machte!) „Der Ruf von dieſer ſchaudervollen Begebenheit verbreitete ſich durch ganz Italien und wurde ſehr verſchieden aufgenommen. Auch Farinacius hinterließ davon eine ächte Nachricht, XCIII, [illegible] No. 272. de Homicidio, et libro I. Cons. 66.) wo er ſchreibt, daß wenn man die von Franz Cenci ſeiner Tochter angethane Gewalt hätte erweiſen können, dieſe zum Tode nicht verurtheilt werden konnte, weil derjenige, der ſich zu einer ſo viehiſchen Unthat hinreißen laſſe, aufhöre, ein Vater zu ſeyn.“ (Ohne Zweifel ließen ſich hier noch mehrere und nicht auf ein bloßes Wortſpiel gebaute Vertheidigungsgründe anführen, deren Farinacius ſich auch ohne Zweifel bedient hat, und die ein damaliger Beccaria oder Carl Ferdinand

Hommel — wer kann dieſe Namen nennen, ohne die Aſche der Edlen zu ſegnen? — benuzt haben würde, um, falls der heil. Vater nicht etwa für gut gefunden, auch ihm das Gehör zu verweigern, die Unglücklichen zu retten. Schon Kaiſer Hadrian verordnet, (L. 1. D. §. 4. ad L. Cornel. de Sicar.) eum, qui ſtuprum ſibi vel ſuis per vim inferentem occidit, dimittendum, und Juſtinian erlaubt (L. un. C. de rapt. virg.) den Mord der Keuſchheitsräuber. S. auch Quiſtorps Grundſätze des deutſchen peinl. Rechts §. 232. und die von demſelben angeführten Criminaliſten.) „Aber wie will man ſolche Handlungen gehörig erweiſen, da es dabei gemeiniglich an allen Zeugen fehlt? Nichts deſtoweniger glaubt Farinacius, daß man allgemein dieſe ſchändliche That des Vaters für höchſt wahr hielt; und wenn man gegen ihn nach der Gerechtigkeit verfahren wäre, da er zu dreimalen wegen dieſes ſchändlichen Laſters" (nämlich wegen widernatürlicher Verbrechen der Unkeuſchheit) „ins Gefängniß geſezt wurde, für welches er ſich durch zweimal hundert tauſend Skudi verglich, ſo würden ſeine Kinder nimmermehr in ein ſo beweinenswürdiges Unglück gefallen ſeyn." —

Von der Villa Borgheſe berichtet Archenholz in ſeinem England und Italien Th. 5.

„Einen der prächtigſten Palläſte in Rom beſizt der Fürſt Borgheſe, der unſtreitig der reichſte Römer iſt. Er hat jährlich 150,000 römiſche Skudi Einkünfte und führt einen prächtigen Hofſtaat. Ich bediene mich des Worts Hofſtaat, das im übrigen Europa nur bei regierenden Fürſten gebraucht wird, ſowohl weil es hier das gewöhnliche iſt, als auch weil dieſer Ausdruck durch den äußern Glanz gerechtfertigt wird. Die ungeheuern prachtvollen Palläſte, die überaus koſtbaren Gemälde- und Antiquen-Sammlungen, die Anzahl der Bedienten, worunter auch ausdrücklich beſoldete Hofcavaliers ſind, die nichts thun, als die Honneurs machen, nebſt den Privilegien der römiſchen Fürſten, die ſich bis auf gewiſſe Bezirke rund um die Palläſte erſtrecken; alles dieß vereinigt, zeigt den Stand der hieſigen Großen in einem ſehr vortheilhaften Lichte. Der Fürſt Borgheſe hält gewöhnlich hundert Pferde in der Stadt, und hatte (1780) drei und achtzig Karoſſen und andere Fuhrwerke. Die Bildergalerie in ſeinem Pallaſte iſt königlich und enthält über 1700 Gemälde; ſeine Antiquenſammlung übertrifft alle in Europa, ſelbſt die Florentiniſche, nur das Clementiniſche Muſeum allein ausgenommen. Der Pallaſt ſelbſt iſt bewundernswürdig. Man zählt in demſelben zwei und ſiebzig Thüren von Nußbaumholz mit Einfaſſungen von Alabaſter, und im Hofe ſtehen hundert Granitſäulen. Die Zimmer ſind ſehr prächtig möblirt und Lapis Lazuli und Porphyr darinn verſchwendet. Auch ſieht man hier ein Grab von

Porphyr; ein Stück von ſo außerordentlicher Größe, daß man es für das einzige ſeiner Art hält. — In dem Pallaſte ſeiner Villa, die ganz nahe an der Stadt liegt, befindet ſich die herrliche Antiquen-Sammlung, wovon ſich ſo viele Stücke auszeichnen. Hier iſt[*] (anjetzt: Hier war) „der Borgheſiſche Fechter, der in den Gärten des Salluſtius gefundene Hermaphrodit (einen andern, dieſem ſehr ähnlich, ſieht man im Borgheſiſchen Pallaſte in der Stadt), die Bildſäule Silen's, der ſterbende Seneca oder vielmehr ein Sclave im Bade, Amor und Pſyche von Bernini und andre außerordentliche Werke der Kunſt. Das vortreffliche Basrelief des ſich in den Abgrund ſtürzenden Curtius ziert den großen Saal dieſes Pallaſtes. — Der Umfang dieſer Villa iſt ſehr groß und mit einer Mauer verſehen, die den Pallaſt nebſt andern davon abhängenden Gebäuden, Obſt-, Blumen- und Küchen-Gärten, Luſtwäldern, Teichen u. ſ. w. umſchließt. Alles dieſes zuſammen genommen heißt in Italien eine Villa. — Zur Geſchichte dieſer Villa gehört auch, daß ſie noch im ſechzehnten Jahrhunderte das Eigenthum einer adelichen Familie war, die ein ſcheußliches Schauſpiel darſtellte. Die Tochter, ein lediges Mädchen von blühenden Jahren und großer Schönheit, ermordete ihren Vater mit eigenen Händen, und zwar nicht im Zorn, ſondern mit Ueberlegung. Sie wurde hingerichtet, die

Güther eingezogen und von dem damals regierenden Pabſte, aus dem Hauſe Borgheſe, ſeiner Familie geſchenkt. Die Seltenheit des Falls und die außerordentliche Schönheit der Verbrecherinn veranlaßten verſchiedne geſchickte Maler damaliger Zeit ſie abzubilden, daher man noch viele Portraits von dieſer Perſon in Rom findet, die aber nichts als ſanfte Züge darſtellen, und einem Lavater viel Mühe machen würden, die Schwärze der Seele daraus zu entziffern." (Vergl. auch Fr. Leopolds Grafen Stollberg Reiſe in Italien.)

Nun zum Beſchluß noch Lavaters Urtheil über die Phyſiognomie der Beatrice Cenci. (Phyſiogn. Fragm. 4. Theil S. 195. und die 7te Tafel.)

„Und nun noch ein auffallendes allanziehendes Geſichtchen! von Guido" (in Roſts Handbuch für Kunſtliebhaber und Sammler 2. B. S. 365, wird es C. Dolci zugeſchrieben.) „vermuthlich unlange vor ihrem Tode gezeichnet, von einem guten Mahler copiert, von Sturzens Meiſterhand nachcrayonirt, und von Lipſen radirt — und nicht erreicht! — und dennoch wie widerſprechend für alle Menſchenaugen! Wo iſt der Barbar, der ihm Lieb' nicht anſeh' und ihm Liebe verſage? Das Geſchöpfchen darf uns nichts geben, — aber wir wünſchlen, ihm geben zu können! Wir hören die Stimme der ſanften Liebe aus dieſen Lippen! wir glauben die Güte und Unſchuld zuſammen gefloſſen zu ſehen. — O! wem ſo ein Geſicht nicht wohlthut! Und doch — erzitterſt du nicht, Menſchenherz? errötheſt du nicht, Phyſiognomik? — Und doch iſt's das Geſicht einer Vatermörderinn, die zu Rom enthäuptet wurde! — Nein! erzittre nicht, Menſchenherz, und erröthe nicht, Phyſiognomik! Schaam und Aberglaube, Schwärmerei und Abſcheu vor Unnatur — zeugen unnatürliche Thaten — die wie Gift den geſundeſten Körper, die geſundeſte Seele — verwüſten. Willſt du des Phyſiognomiſten lachen; der einen ſonſt geſunden Körper, der vom Gifte zerſtört iſt, geſund nennet? — ſein lachen, wenn er ein Geſicht erhaben nennt, das, vom Gifte einer Leidenſchaft angefreſſen — abſcheulich handelt, und Thaten thut, die Gräuel ſind in der Menſchen Augen, die das Schwerd des Richters ſtrafen muß — und die in Gottes Augen vielleicht Tugend ſind? — Wer die Cenci ſah, — we[illegible]urch ihre Schönheit bezaubert! ihr eigener Vater wars; und ſie ſtieß dem Verfolger den Dolch ins Herz. — Wer will da von Laſter ſprechen, als der politiſche Richter? — Der muß ſie tödten, indem er ſie vielleicht anbetet. Aber wer ſie auch nicht anbetet, muß doch fühlen, daß ſie, wenn ſie auch nur ſo gut ausſah, als ſie hier erſcheint, nicht innerlich laſterhaft war, — zu rein und zu ſchwach war zu jedem Plane der Bosheit; obgleich nicht zu rein und zu ſchwach zu einer Gräuelthat ſchaamhafter Schwärmerei!"

Der Vollſtändigkeit wegen bemerken wir noch, daß auch vor der im Eingange gedachten Geſchichte der Cenci ein Portrait derſelben, von Linder gemahlt und von Kohl geſtochen, ſich befinden ſoll, welches jedoch bei den beiden Exemplaren, ſo der Verf. zu Geſicht bekam, vielleicht durch Zufall fehlte.

11) S. 57. Selbſt der glühendſte Dichter würde, wie Timanthes und Euphranor, an dem Grenzſtein der Kunſt ſtehen. — Timanthes mahlte bei Iphigenia's Opferung düſter Calchas, den Prieſter, traurig Ulyſſes, den weiſen Helden, ausbrechend in den Schrei des Schmerzes den feurigen Ajax, weinend Menelaos, den Oheim, aber Agamemnons, des Vaters, Geſicht verhüllte er, vielleicht mit Hinſicht auf die Worte des Euripides: (in Iphigenia v. 1550.) Δακρυα προῆγεν ὀμματων πεπλον προθεὶς. — Euphranor, der Attiſche Bildner, erſchöpfte am Neptun ſeine Kunſt; aller Aufwand ſeiner Kraft vermocht' es nicht, nach jenem würdiger noch den Zeus darzuſtellen. — S. Cic. in Orat. c. 22. Plin. H. N. l. 35. c. 17. Val.

Max. VIII. 11. Quintil. Inſt. Orat. II. 13. 13. — Uebrigens mag der Verf. die Richtigkeit des gewählten Beiſpiels nicht in Schutz nehmen. Ein kritiſcher Freund ſchrieb ihm über dieſe Stelle: Timanthes ſtand, wie ich glaube, nicht an den Grenzen der Kunſt, ſondern wollte den zu heftigen Schmerz nicht malen, weil mit dieſem die Schönheit, das höchſte Geſetz der griechiſchen Kunſt, nicht beſtehen konnte. Vid. Leſſings Laokoon" —— „Das erſte Geſetz der griechiſchen Kunſt — und aller ächten Kunſt — war Schönheit, und wo dieſe nicht mehr darſtellbar war, iſt die Gränze derſelben. Der Künſtler achtet dieſe objective Gränze, aber die ſubjective ſeines individuellen Vermögens drückte gewiß kein Grieche ſeinem Kunſtwerke auf. Dieſes konnte wohl der kluge Römer (Cicero) vermuthen, aber ſo handelte nicht der weiſe Grieche, der die Heiligkeit der Kunſt kannte." — — Es würde zu weit führen, dieſen durch Leſſings Autorität faſt ſchon für entſchieden zu haltenden Streit hier noch weiter fortzuſetzen. Nur noch die Frage ſey erlaubt: Sollte Timanthes, ſollte irgend ein Künſtler, wohl vermögend geweſen ſeyn, fünf verſchiedene Grade des heftigen Schmerzes bildlich darzuſtellen? — Wäre dieß unmöglich, ſo hätte Timanthes — wenn er ſchon nicht aus dieſer Rückſicht Agamemnons Geſicht bedeckt hätte — dennoch, ohne es zu wiſſen, auch in Hinſicht des Unvermögens am Grenzſtein der Kunſt geſtanden.

12) S. 58. Ugolino. Beiläufig eine Frage: Wie weit darf der Künſtler das Schreckliche treiben? — Wo liegt hier der Grenzſtein? — — Wie konnt' ich dieſen Ugolino, der allein ſchon den jetzt faſt vergeßnen Gerſtenberg als Genius erſter Größe bezeichnet — dieſen Ugolino, gegen den die grauenvollſten Nachtſtücke des Aeſchylus und Shakeſpear immer noch licht ſcheinen — leſen, ohne das Buch von Zeit zu Zeit aus der Hand zu legen, und das Kupfer von J. Dixon nach Reynolds Gemälde (auch vor dem zweiten Theil der Schrämbliſchen Samml. von Gerſtenbergs Werken ins kleine copiert) erfüllt mich, ſo oft es meiner Phantaſie ſich darſtellt, mit kaltem Schauder. — Die Scenen, wo der ſanfte kranke Gaddo von der vollbeſetzten Tafel geträumt hat und ſich ſatt fühlt — wo ſie Gianetta im Sarge gewahr werden — wo man das Zuſchlagen des Thurmthors auf Ewig vernimmt — wo dem feurigen Anſelmo, von wüthendem Hunger verfolgt, nach der Bruſt ſeiner ermordeten Mutter lüſtet —

> „Ich folge dir, Stück! Meine Zähne knirſchen! Der Wolf iſt in mir! Ha! verwünſcht will ich ſeyn, wenn ich dieſer Weibsbruſt ſchone!" — —

Hu! entfleuch furchtbare Larve aus des **Erebus** finſterſtem Abgrund!

13. S. 59. **Binaſco** — ein Städtchen zwiſchen **Mailand** und **Pavia**, ließ **Bonaparte** im Mai 1796 von Grund aus abbrennen, weil es ihm nach einem im **Mailändiſchen** ausgebrochnen Aufruhr die Thore ſchloß. Wahrſcheinlich nöthigte ihn die eiſerne Nothwendigkeit, dieß in allen ſeinen Feldzügen **einzige** Beiſpiel zu geben.

14. S. 61. **Was iſt der Preis für ein mit Mord und Verwüſtung bezeichnetes Leben?** — Es iſt gewiß für jeden Freund der Menſchheit nicht wenig bemerkenswerth, daß ſelbſt die glücklichſten Sieger einen, oft bis zum Selbſtmord treibenden, Lebensüberdruß bei ſich verſpürten. So erzählt, um nur einige Beiſpiele anzuführen, **Svet[illegible]** vom **Julius Cäſar**, (c. 86.) mehrere ſeiner Freunde hätten ſich für überzeugt gehalten, daß er nicht länger zu leben gewünſcht und daher weder auf ſeine Krankheit, noch auch auf die vorhergegangenen Vorausbedeutungen, geachtet, ja ſogar ſeine Spaniſche Leibwache entfernt habe. — Daß **Friedrich der Große** das Leben verachtet habe, läßt ſich nach ſeinen Schriften und den Berichten glaubwürdiger Schriftſteller kaum bezweifeln. — Und **Bona-**

parte ſchrieb, mit Lorbeern bekrönt, an den General Clarke, als er ihm den Tod des jungen Elliots meldete: „Er ſtarb auf dem Schlachtfelde eines ruhmvollen Todes, ohne einen Augenblick zu leiden. Welcher Vernünftige ſollte nicht einen ſolchen Tod beneiden? Wer ſollte bei dieſem ſteten Wechſel der Dinge nicht noch einen Preis im Voraus zahlen, um auf dieſe Art dieſe ſo verächtliche Welt zu verlaſſen? Wer unter uns hat nicht ſchon hundertmal bedauert, nicht auf dieſe Art den mächtigen Wirkungen der Verläumdung, des Neides und aller menſchenfeindlichen Leidenſchaften, welche beinahe ausſchließend das Betragen der Menſchen zu leiten ſcheinen, entgangen zu ſeyn?“

15) S 93. *Ich brach der Roſen night und hat ihr doch gewalt.* — Dieſe Worte hatte **Raimund** auf einen Umſchlag ſeiner Aufſätze geſchrieben, und ſo mögen ſie auch zur Aufſchrift ſeiner Reliquien dienen. Sie ſind aus den noch vorhandenen Gedichten **König Wenzels** aus **Böhmen** (geb. 1206. geſt. 1233.) entlehnt, und zielen ohne Zweifel auf die **Schwäbiſche Prinzeſſinn Kunigunde**, mit welcher er im zweiten Jahre ſeines Lebens verlobt, dann erzogen und im zwanzigſten Jahre vermählt wurde. S. die **Maneſſiſche Samml.** Th. 1. S. 2. — Sollte übrigens **Wenzel**, wie es faſt den Anſchein hat, dieß Geſtänd-

niß, nach ſeinem 20ſten Jahre abgelegt haben, ſo möchte ſolches in ſeinem Munde weniger ehrenvoll klingen, als in dem Munde unſers Raimunds.

16) S. 98. Komm o Schöne u. ſ. w. — Dieſe Verſe ſind — blos mit einigen geringen Wortveränderungen, welche die ſeit jener Zeit geſchehene Umwandlung der Sprache nothwendig zu machen ſchien — aus Raimunds „Verirrungen" mitgetheilt. So hatte er eine Sammlung zuſammengelegter Aufſätze überſchrieben, welche bald von ſchwärmeriſchem Glauben an menſchliche Tugend, bald von dem bitterſten Menſchenhaß, bald von aufglühender Leidenſchaft, bald von Reue über die Schwäche ſeines Herzens zeugen.

17) S. 100. Und mehrere, denen er, wie der genialiſche Rowley-Chatterton, ſelbſt in der Handſchrift den Schein des Alters zu geben geſucht hat. — So finden ſich unter ſeinem Nachlaſſe acht Pergamentblätter von ihm ſelbſt mit Mönchsſchrift geſchrieben, mit gemahlten Anfangsſtuben und heraldiſchen Zeichnungen verziert. Sie ſind ziemlich in der Manier des „Thewrdanks" abgefaßt, und enthalten die Geſchichte des heil. Hubertus, der bekanntlich auf der Jagd durch die Erſcheinung eines Hirſches, welcher ein Crucifix zwiſchen dem

Geweih trug, bekehrt wurde, und von welchem der Pfälziſche Ritterorden ſeinen Namen hat. Wahrſcheinlich waren dieſe Blätter zu einem Geſchenk für den Pater Anſelm beſtimmt, und Raimund hat ſich auf ſelbigen Ramundus a Lapide genannt. — Thomas Chatterton, den Koſegarten (in ſeinen nach ihrem hohen Werthe noch viel zu wenig bekannten „Denkwürdigkeiten aus dem Leben der neueſten Brittiſchen Dichter.“ B. 1.) nach Anführung mehrerer competenter Urtheile Engliſcher Gelehrten, „in Hinſicht auf künſtleriſche Prädeſtination, unerklärliche Frühreife und Univerſalität der poetiſchen Tendenz“ den Mozart der Dichtkunſt nennt, und deſſen Dichtergeiſte er unter den erſten aller Zeiten und Zungen einen Platz anweiſet, ward zu Briſtol im Jahr 1752 geboren. Im Jahr 1767 trat er bei einem Sachwalter in die Lehre, ließ im Jahr 1768 bei Gelegenheit der Einweihung der neuen Briſtoler Brücke eine Beſchreibung der Cerimonien bei Einweihung der alten Brücke „wie der Wallbruder das erſtemal die Brücke beſchritten habe“ unter dem Namen Dunhelmus Briſtolienſis drucken, und gab vor, dieſen Aufſatz nebſt einer Menge anderer alten Handſchriften von ſeinem Vater geerbt zu haben, welcher ſelbige in einer großen Kiſte in einem Gemach über einer Capelle der Radcliff-Kirche gefunden. Dieſem Aufſatze folgten mehrere Gedichte, wovon die meiſten einen gewiſſen Herrn Canyngs und deſſen Buſenfreund Thomas Rowley, einen Mönch oder Weltprieſter des funfzehnten Jahrhunderts, zum Verfaſſer haben ſollten, und über deren Recht- oder Unächtheit nach Chattertons Tode eben ſo hitzig, doch entſcheidender, geſtritten worden iſt, als über Macpherſon's Oſſian. Im Frühlinge des Jahrs 1770 gieng Chatterton nach London, arbeitete für verſchiedne Buchhändler, und nahm, da er ſich in allen ſeinen glänzenden, zum Theil freilich chimäriſchen, Hoffnungen getäuſcht und ſeinen Stolz auf das bitterſte gekränkt ſah, am 24. Auguſt 1770 Arſenik in Waſſer, woran er Tages darauf, alt 17 Jahr 9 Monat, ſtarb. — Preſton, ein Irländiſcher Dichter, zählt ihn in ſeiner „Epiſtel an einen jungen Mann, der ſich der Dichtkunſt widmete,“ unter die Märtyrer der Lyra:

„Sieh jenen Schatten, der die alte Rolle
Voll Siegel und voll Wapenſchilder trägt;
Er iſt es, Briſtol's wunderbarer Sohn,
Der Rowley's Namen die Unſterblichkeit
Zu geben rang, die ihm allein gebührte.
Ein Knab' und männlich ſchon, wie wenig Männer;
Begonnen kaum, iſt ſchon ſein Lauf vollendet.

Hochragend über ſein zwergähnliches Geſchlecht,
Durchſchauend die Natur mit Geniusblick,
Verſchmäht er zürnend dieſe winz'ge Bühne,
Die ſpäte Huld'gung undankbarer Menſchen.
Von Furien gezwickt, von Ingrimm knirſchend,
Miſcht er, des Wahnſinns Raub, den Trank der Hölle." —

Wir ſchließen dieſen kurzen Auszug, welcher ſeine ganze Beſtimmung erreicht hat, wenn er die mit den Koſegartiſchen Denkwürdigkeiten noch unbekannten Leſer auf jenes vortreffliche Werk aufmerkſam zu machen im Stande geweſen, mit der von Koſegarten mitgetheilten Stanze einer Ode von Chatterton auf die Barmherzigkeit. „Wer kann folgende Stanze leſen," ſagt K. „ohne in ihr den unglücklichen Jüngling ſein eignes Loos beweinen zu hören?"

„Sieh, ſieh ſein Antlitz, ſeine Mienen an!
Wie welk, wie ſchlaff, wie elend ſieht er aus!
Weg, weg mit dir zum Kirchhof, armer Mann,
Weg, weg mit dir ins letzte enge Haus!
Kalt, wie der Kloß, verhaßt, wie Acht und Bann,
Sind Lieb' und Mitleid in des Großen Hallen,
Die nur von Saus und Braus, von Pſalmen nie erſchallen." —

18) S. 115. Die Geſchichte Floribella's, der Tochter des Königs der Dänen. — Erſt ſpäterhin iſt es dem Herausgeber gelungen, die unbezweifelte Quelle dieſer Dichtung zu entdecken. Sie iſt: Ein ſchön lied von eynem Ritter auß Steyermark, genannt Trimunitas, und von eins Künigs tochter auß Denmark, genant Floredebel. In Hertzog Ernſts thon. Getruckt zu Nürnberg durch Künigund Hergotin. 1533. — Da das Ganze zur vollſtändigen Mittheilung zu weitläuftig iſt, ſo glaubt der Verf. ſich wenigſtens bei einigen, welche dieſe Noten leſen, durch einen Auszug ein Verdienſt zu erwerben. Der Dichter, welcher ſich am Schluß Martin Meyer nennt und die Zeit der Verfertigung

„do man zalt fünffzenhundert jar,
„von ſiben auff Sanct Thomas tag"

angiebt, hebt, wie gewöhnlich die alten Meiſter, auch bei ihren oft nichts weniger, als gottſeligen, Liedern mit einer Anrufung Gottes an:

„O reicher Got im höchſten ſal,
hilff mir probiren maß vnd zal,
die ſilben reymen zwingen,
Ich bit dich won mir hilfflich bey,
denn das iſt yetz kein fantaſey,
davon ich euch wil ſingen.

von eynem Ritter auß Steyrmark
von Adel hoch geporen," u. ſ. w.

Dieſem **Ritter** hat ſein ſterbender Vater vier Lehren gegeben, die er treulich erfüllt:

„Der erſten leer er trewlich pflag,
er hort ein meß teglich alltag,
wo er das kundt geſchicken,
Das in nit hindert leibes not,
darnach gab er ſein teglich brot,
den armen offt vnd dicke,
Das dritt das im ſein vater riet,
er ſolt kein weibsbild ſchmehen,
der junckfrawſchafft ir eer behüt,
ſo wird dir preyß verliehen,
Das vierdt das iſt die Prieſterſchafft,
die ſoltu allzeit eeren thun,
dadurch ſo wirſtu ſigenhafft."

Der **Ritter** zeigt ſich nun durch ritterliche Thaten:

„Keyn mantlich that ſchlug er nit ab,
als ich von im geleſen hab,
ſo was er noch vil küner,
Denn der Hector von Troya was" u. ſ. w.

und kommt nach **Dännemark**:

„Der künig het ein tochter zart,
keyn ſchöner menſch geſehen ward,

ein erb des künigreiche,
Floredebel war ſie genant,
die ſchön Helen auß kriechen land,
mocht ir gar kaum geleyche," u. ſ. w.

Die geheime Liebſchaft zwiſchen beiden ſpinnt ſich nun an, Liebesbrieflein werden geſchrieben und die junge Prinzeſſin wird krank:

„Die junckfraw legt ſich an ein beth,
keyn wort ſie fürbas nit mer redt,
denn nur ſchrey und geiſſen,
Der künig was betrübet ſeer,
nach meyſtern ſchickt er nach und ferr,
wer ſeyner tochter möcht helffen,
Dem wolt er geben groſſes gut,
de ſie iren harm beſahen,
Jr hertz das brann wie eine glut,
die puls begundt ir ſchlahen,
die meyſter ſprachen zu dem küng,
natürlich iſt ſie ye nit kranck,
beſchawent ſelbs zu dieſem Ding."

Sie entdeckt endlich ihrem Vater ihr geheimes Anliegen, und

„Der künig ſprach iſt das deyn ger,
ſtehe auff er muß dir werden,
vnd wenn er nur ein ſewhirt wer" u. ſ. w.

Solchergeſtalt kommt es zur Hochzeit, ſo dreißig Tage dauert, und jedermann hat ſeine Luſt und Freude daran:

„Wer die zwey menſchen ane ſach,
von grund ſeyns hertzens er veriach,
weil die Welt wer geſtanden,
Het Got auff erd zwey menſchenbild,
ſo ſchön nie perſonieret,
auß Frankreych kam ein Ritter milt,
der ward gen hoff gefüret,
der ſchawt die Fraw gantz ynnigklich,
Er ſprach keyn Fraw ir gleichen mag,
dann die künigin auß Frankreych.
Die iſt die ſchöneſt in der welt" u. ſ. w.

In dem Ritter entſteht nun die Begierde, dieſe Königinn zu ſehen, und er erhält, nach vielerlei Vorſtellungen und Widerlegungen, von ſeiner Gemahlinn die Einwilligung dazu. Die Königinn in Frankreich

„Do ſie den Ritter ſchawet an,
ſie dacht ſeyd Got mich erſchuffe,
ſach ich auff erdt keyn. ſchönern man."

Es erfolgt nun das nämliche, was wir im Text aus Raimunds Dichtung erzählt haben, nur daß bei Martin Meyern die geheime Zuſammenkunft weit weniger unſchuldig abläuft, als bei jenem:

„Sie hetten einen kurtzen rat,
ſie fürt in in ir kammer drat,
da zog ſie ab ir gewande,
Sie ließ in ſchawen iren leyb,
nach alle ſeynem willen,
er legt ſich zu dem ſchönen weyb,
gantz heimlich in der ſtillen,
Nach ſolcher freud kumpt gern groß leid,
da ſie verprachten iren luſt,
indem entſchliefen ſie all beyd."

Ein Kammerweib,

„die ſolt bewären der küngin leyb",

verräth es dem König und

„Er ſprach do hilffet gar nichts für,
am leyb wil ich ſie ſtraffen,
man fürt den Ritter in ein thurn,
der künig het gar ſchnell ein rat,
wie er wölt leben mit der hurn."

Der Knappe des Ritters eilt nach Dännemark und Floredebel

„Ein ſchermeſſer ſie mit ir nam,
und do ſie zu dem thuren kam
— —
ſie ſprach ich bin ſein ehelich weib,
und bin ſo weit her gangen,

Laſt mich zu im in thurn hinab,
ir ſolt des wol genieſſen,
zwey hundert gulden ſie im gab,
ſie thetten ir aufſchlieſſen“ u. ſ. w.

Da ſie im Gefängniß iſt

„Sie ſprach — —
Ein ſarſach hab ich wol bewart,
damit ſolt du dir ſcheren,
auß deinem antlitz har vnd bart,
So wil ich dich geweren,
Das ich dir helfen wil darvon,
dein kleyder ſoltu ziehen auß
die meynen ſoltu legen an.“ u. ſ. w.

Vor den Richtern vertheidigt ſich Floredebel mit ächt-weiblicher Beredſamkeit und einem feinen Doppelſinn, der in Raimunds Bearbeitung, weil dieſer über die Schäferſtunde einen züchtigern Schleier warf, verloren gegangen iſt:

„Die Fraw die ſtund da auf und ſprach,
der Schaden will mich ſchmürzen,
Ich mags vertrücken nymmer mer,
die Künigin auß Frankreych,
hat meynthalb noch ir weyblich eer.
So mercket recht das ich nit leug,
damit ich die warheyt bezeug,
ich bin fürwar ein weybe.

Ich bin ein fraw vnd nit ein man,
ir bruſt die ließ ſie ſchawen an.“

— — —

— — —

Nachdem ſie die erſonnene Fabel des breitern erzählt hat, weiß ſie auch das verdächtige Zuſammenſchlafen ſehr künſtlich zu entſchuldigen:

„ich ſagt ir“ (der Königinn) „gründtlich wer ich wer,
ich bin ein küngin aus Denmark,
vmb abentheur ſo kam ich her.
Do ich ir alle ſach erzalt,
do fürt ſie mich gar ſchnel vnd bald,
in ir kammer gehewre
Gantz vnerholen offentlich,
ſie ſchanckt mir ein die küngin reych,
welſch weyn vnd Malmaſiere,
Darnach legt ſie mich an ir beth,
ſol man vns darumb ſtraffen,
do ſie ein gute weyl mit mir redt,
in dem ſind wir entſchlaffen.
Ir Richter ſprechet das vrteyl,
vmb abentheur ſo kam ich her,
drauß entſpringt mir yezt das vnheyl.“

Die Geſchichte endigt nun faſt in allem ſo, wie bei Raimunden, nur daß ſie der ehrliche Meiſter Martin mit der weiſen Lehre:

„Nun merkt ir frawen vnd ir man,
das lied ich euch geſungen han,
vnd will euch damit leren.
Vnd wenn ein ſach geſchehen iſt,
dafür weyß ich kein beſſern liſt,
denn das zum beſten leren"
und dem frommen Wunſche:
„Gott wöl das vns gelinge,
Vnd geb vns ein ſein göttlich reich,
wer das beger ſprech Amen,"
beſchlieſſet.

19) S. 217. Du wärmſt dich noch immer, gleich den harmloſen Hirten Italiens an einer Flamme, die unglückverkündend unterirdiſch glimmt. — Bei dem Dorf Pietramala und dem Sumpf Salſa di Modena, beide in der Nähe von Modena gelegen, ſteigt aus dem Erdboden, ohne daß man einen Riß bemerkt, beſtändig eine Flamme, wie brennender Weingeiſt, zwei bis drei Fuß in die Höhe. Bei den brennenden Bädern zu Poretta entzündet ſich die Oberfläche, ſobald man ſich mit einem Licht nähert, und brennende Dünſte brechen gleichergeſtalt aus dem Boden. Deſſen ungeachtet werden dieſe Gegenden von Menſchen bewohnt und die Hirten verſammlen ſich oft dort des Nachts, um

ſich zu wärmen. Incedit per ignes ſuppoſitos cineri doloſo.

90) S. 235. So fällt die Blüthe des Trauerbaums, die erſt nach Sonnenuntergang ſich entfaltet, bei Sonnenaufgang wieder ab. — Dieß erzählen wenigſtens die Reiſenden von dieſem auf der Halbinſel Malacca oder Malayn (130 Meilen von Batavia gelegen und den Holländern gehörig) einheimiſchen Baume, und es iſt um ſo glaublicher, da auch von andern Pflanzen ähnliche Ereigniſſe bekannt ſind, z. B. von der Blume des gemeinen Caperſtrauchs, (Capparis ſpinoſa) welche von ihrer Entfaltung am Morgen ſchwerlich den nächſten Mittag erlebet. Die Blüthen des Trauerbaums ſollen den Pomeranzenblüthen ähnlich ſeyn.

91) S. 271: Glühender noch als Columb, als eine neue Welt ſeinen Blicken ſich zeigte. — Chriſtoval Colon ſelbſt war der erſte, der nach einer viermonatlichen Fahrt (vom 3. Auguſt 1492 an) am 11. October ein Licht am Ufer der neuen Welt entdeckte und dadurch den, dem erſten Entdecker ausgeſetzten, Jahrgehalt, nach aller Urtheil, gewann. — S. Wilhelm Mavors hiſt. Ber. der berühmteſten See- und Landreiſen. (Liegnitz und Leip-

zig 1800) B. 1. S. 15. — Es ſcheint unmöglich, ſich auch nur eine Vorſtellung von dem Gefühle zu machen, das ſich des kühnen, verkannten und unter ſeinen eignen Leuten in täglicher Todesgefahr ſchwebenden Seemanns in dieſem Augenblicke der erſten Entdeckung bemeiſtern mußte!

22) S. 291. Hätte auch auf ihn, bei Berührung der heiligen Hirnſchaale Raphaels, deſſen Geiſt ſich herabgeſenkt. — In einem an die Kirche S. Martina e Luca (der Römiſchen Maler-Akademie gehörig) angebauten Zimmer wird die Hirnſchaale Raphaels in einem verſchloßnen Behältniſſe gezeigt. Vordem war ſie öffentlich ausgeſtellt, aber der Mißbrauch, den junge Leute trieben, ihre Reißfedern an dieſe Reliquie, als an ein wunderthätiges Heiligthum zu ſtreichen, gab Veranlaſſung, ſie einzuſchließen. (S. Weinligs Briefe über Rom, Th. 2. S. 36.) Möchte doch irgend ein glücklicher Zufall dieß Heiligthum dem D. Gall in Wien in die Hände ſpielen! (S. Voigts Magazin der Naturkunde, 2. B. 3. St. und Wielands Merkur, Jahrgang 1798. N. 12.

23) S. 343. Edgar und Emma. — Dieſe Dichtung iſt bereits in einer ältern Sammlung größtentheils

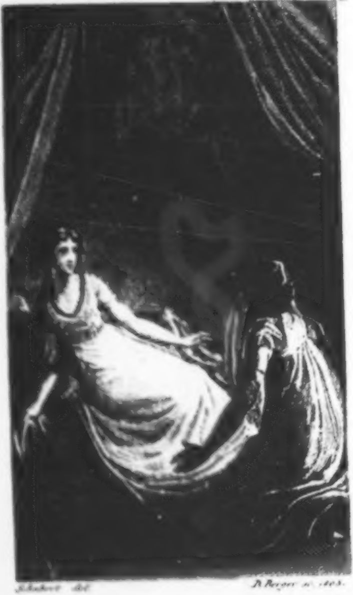
unreifer Verſuche abgedruckt, und erſcheint hier nur etwas verändert. Sollte ihr innrer Gehalt die nochmalige Mittheilung nicht entſchuldigen können, ſo wird es bei dem für edle Freundſchaft gefühlvollen Leſer der Umſtand, daß dieſer Aufſatz die erſte Veranlaſſung eines im Mai des Lebens geknüpften Bandes war, das Zeit und äußere Verhältniſſe nie zerreißen werden. — Mit dieſer ſchönen Erinnerung ſcheidet der Herausgeber für jetzt von den Leſern; möge ein jeder von ihnen das Buch mit einer ähnlichen aus der Hand legen!

P

Druckfehler.

S. 31 Z. 1 l. Macbeth ſt. Macbeth.
S. 46 Z. 14 l. zeigen ſt. zeichen.
S. 111 Z. 20 l. winkend ſt. winkem.
S. 133 Z. 1 l. ſchreiten ſt. ſcheiten.
S. 142 Z. 13 l. verſtohlen ſt. verſtohten.
S. 177 Z. 6 l. Hier hat es gelegen, ſeit ich es raubte; im Eiſe — ſt. hier hat es gelegen: ſeit ich es raubte, im Eiſe.
S. 228 Z. 1 l. üppig blinzende ſt. üppig glühende.
S. 230 Z. 6 l. nicht undankbar ſt. nicht undankbar?
S. 236 Z. 10 l. werden ſt. worden.
S. 263 Z. 13 l. Liebe ſt. Licke.
S. 271 Z. 8 l. ſinnlich ſt. hunnlich.
S. 278 Z. 1 l. Vater ſt. Peter.
S. 310 Z. 10 l. Hm! ſt. Ha!
S. 333 Z. 1 l. verwandtlich ſt. verſtändlich.
S. 341 Z. 17 l. Fremden ſt. Freunde.

Pag. 12.



S. Aubert del.

D. Berger sc. 1803.

Natalia.

vom

Verfaſſer der Novelle Carlo.

P Zweites Bändchen. P

Leipzig. Züllichau und Freiſtadt
bei
Darnmann 1805.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Natalia.

Vom
Verfaſſer der Novelle: Carlo.

Zweites Bändchen.

Skizzen

aus Raimunds und Nataliens Geſchichte.

Sechſtes Buch.

Das Feuerwerk. — Der Sultan und ſeine Begleiter. — Furcht und Entwendung. — Die Entdeckungsreiſe. — Die Fahrt nach der Inſel und die Geiſter. — Das Fläſchchen Roſenöl. — Der Stundenſchlag. — Monolog. — Das Zigeunermädchen. — Achilles in Skyros. — Abſchied und Ueberfall.

P 3.

Die Dunkelheit und bange Stille, welche durch das Erſcheinen der Sonnenprieſterinn, durch Aureliens Niederſtürzen und durch Verlöſchung ihres Lichts entſtanden war, dauerte einige Secunden. Aurelie holte einigemal aus tiefer Bruſt Athem, und Natalie, in deren Seele die Beſtürzung des erſten Augenblicks, der Entſchluß, die räthſelhafte, der verſtorbenen Gräſinn Marie ſo ähnliche Maſke aufzuſuchen, und dann wieder eine gewiſſe Aengſtlichkeit, mit der geiſterähnlichen Erſcheinung auf den langen, düſtern Gängen zuſammen zu treffen, ſchnell hinter einander abwechſelten, faßte endlich Raimunden bei der Hand und flüſterte ihm bittend zu, ſie zu begleiten.

Kaum hatten beide Hand in Hand das

Erkerzimmer verlaſſen, als ein ſchußähnlicher Knall ſie aufs neue in Schrecken ſetzte. Der Gedanke, daß vielleicht die Baroneſſe, in einem Anfalle von Gewiſſensangſt und Verzweiflung, ſich ſelbſt getödtet habe, trieb die Liebenden in das Zimmer zurück, und was ihnen beim Eintreten ſich darbot, konnte nur dazu dienen, die Verwirrung dieſes Augenblicks noch zu vermehren.

Die hohen Bogenfenſter ſchienen in Feuer zu ſtehen; ſternähnliche Funken flatterten in der Luft; es folgten mehrere Schläge. Bald entdeckten ſie den Ungrund ihrer Beſorgniß; Aurelie richtete ſich langſam vom Boden auf; einige Racketen ſchlitzten durch die Dunkelheit, dann gaben ſechs Böller das Zeichen zur Abbrennung eines Luſtfeuerwerks, womit einer der anweſenden Fremden, der ſich mit dem erworbenen Ruhme eines erfahrnen Pulverkünſtlers nicht wenig brüſtete, die verſammelte Ballgeſellſchaft und vorzüglich die ſchöne Tochter vom Hauſe, die nach ſeinen geheimen Geſtändniſſen einen Zunder an die Pulvertonne ſeines Herzens gelegt hatte, zugleich von ſeiner Geſchicklichkeit und von ſeiner Galanterie auf eine überraſchende Art überzeugen wollte.

Wie unwillkommen Natalien die ihr zugedachte Ehrenbezeugung in dieſen für ſie ſo wichtigen Augenblicken ſeyn mußte, wie gewaltſam Aurelie durch die Signal-Schüſſe aus ihrem ohnmachtsähnlichen Erſtarren geweckt wurde, läßt ſich leicht begreifen. Beide Theile konnten vorausſehen, daß durch das Feuerwerk die ganze Maskengeſellſchaft in dieſen abgelegnern Theil des Schloſſes gezogen werden würde. Natalie und Raimund entfernten ſich daher, ohne ein Wort mit Aurelien zu wechſeln, ohne ſie mehr, als eines funkelnden Blickes zu würdigen, aus dem Erkerzimmer, um ſich unvermerkt unter die Gäſte zu miſchen; Aurelie hingegen bot alle Kraft auf, um ſich zu ſammeln und ihre in Unordnung gerathene Tanzkleidung wieder herzuſtellen.

„War ich nicht eine Thörinn!“ — ſagte ſie endlich mit erzwungener Herzhaftigkeit zu ſich ſelbſt, warf mit furchtſamer Frechheit einen halben Blick auf Maria's Bild, eilte dann in den Erker und riß die Flügel auf, um ſich abzukühlen und ihre innere Angſt durch die Gegenwart einiger Menſchen, der ſich eben zum Abbrennen des Feuerwerks anſchickenden Artilleriſten, niederzukämpfen.

Und jezt wurde es auf dem Gange lebendig. Unter lautem Jubel und Getümmel beſezten die herzueilenden Masken alle in den Garten gehenden Fenſter.

Der Sultan und der ihn begleitende junge Türke ſchienen Natalien ſehr vermißt zu haben. Sie ſuchten ſich ihrer nun auf jede Art wieder zu bemächtigen, und, um dieß deſto leichter zu bewerkſtelligen, drängte ſich an Raimunden beim Durchgehen durch ein Vorzimmer ſehr unerwartet und unerwünſcht der noch von der Schlittenfahrt her wohlbekannte Neger.

„Auf ein Wort, Herr!“ — rief dieſer Raimunden eilig und bedeutungsvoll zu, und zog ihn faſt gewaltſam auf die Seite.

Raimund. Menſch! wer biſt Du? und warum wirfſt Du dich überall mir entgegen?

Mohr (launig.) Wer ich bin, Herr? Euer Stangenreiter bei der Fackelfahrt — habt Ihr das ſchon vergeſſen? Iſt's Euch aber um einen Namen zu thun, ſo nennt mich aufs Wort den Mohr ohne Furcht und ohne Reue!

Raimund. Aber was willſt Du ſchon wieder?

Mohr. Ich bin zwar eben ſo wenig Euer Freund, als Ihr Nataliens Bruder ſeyd; aber doch will ich Euch erinnern, daß man Euch an einem andern Orte erwartet.

Raimunden fiel in dieſem Augenblicke der Sohn des Teichwärters ein; er maß den Neger mit den Augen, und dem Liſtigen gelang ſeine Abſicht.

Schon ſtand Natalia mit dem Sultan an einem Fenſter, und indeß der hochgebohrne Kunſtfeuerwerker jedem, der nur zu hören Luſt hatte, die auszeichnende Vortrefflichkeit und Pracht ſeiner laufenden Triangel und Sonnen, ſeiner ſteigenden Girandolen, des breitern darzuthun ſich bemühte, indeß er ſich nach Natalien umſah, um ihr, als der Königinn dieſes Feſts und ſeines Herzens, die bis jezt ganz unbekannten Beſtandtheile ſeines aufrichtigen und ächten blauen Feuers, in welchem eben jezt ihr Namenszug erſcheinen ſollte, als Beweis ſeiner feurigſten Zuneigung, unter vier Augen anzuvertrauen; hatte ſchon ſein überglücklicher Nebenbuhler mit ſanften Worten ihre nur halb ſich entziehende Hand erobert, und der begeiſterte Feuerwerksmeiſter mußte mit bedauerndem Achſelzucken ſein höchſt intereſſantes Kunſtgeheimniß, leider! für ſich behalten.

Sollte jemand von unſern Leſern und Leſerinnen über die Perſon des Sultans, des ihn begleitenden Türkens und des ſich überall einmiſchenden ſchwarzen Weſens noch in Ungewißheit ſtehen, ſo müſſen wir ihn bitten, ſich mit uns in das Geſundheitsbad zu T****** zurückzuverſetzen, wo wir bereits dieſe drei Unbekannten als einen dort incognito angekommenen Prinzen, als deſſen Neger Cornelius und als den reiſenden Harfenſpieler Amadeo kennen gelernt haben.

Der Prinz, in deſſen Seele durch den erſten Anblick Nataliens eine ſchöne Vergangenheit wieder aufgeblüht, deſſen Herz augenblicklich von der feurigſten Leidenſchaft gegen die Holdeſte und Reinſte ihres Geſchlechts erfüllt worden war, hatte nach ihr vergeblich alle Spaziergänge des Badeortes, und ſelbſt die entfernteren Gebirgsgegenden und Ruinen, die nur ſeltner von den Badegäſten beſucht wurden, raſtlos durchſtrichen; umſonſt hatte auch Amadeo in Begleitung des Negers, deſſen Verſchlagenheit und Unermüdlichkeit ihn zum Kundſchafter ganz vorzüglich eignete, alle öffentlichen Oerter und Gaſthöfe durchwandert; und der Prinz mußte ſich endlich entſchließen, ſein Incognito aufzugeben und bei den glänzenden Feſten der übrigen vornehmen Fremden zu erſcheinen, um vielleicht auf dieſe Art zu einer gewünſchten Entdeckung zu gelangen.

Da ſein Name, Camillo di L****, und der Ruf ſeiner Thaten vor einiger Zeit alle Zeitungsblätter erfüllt hatte, ſo wurde er mit allgemeiner Neugier und Bewunderung überall zugezogen; ſein Bildniß verſchaffte den im Bade ſich aufhaltenden Malern die reichlichſte Aerndte, und die bekannteſten, dort anweſenden Herzensbeſiegerinnen begegneten einander. bald auf dem Plane, an dem liebenswürdigen Fürſtenſohne, an dem gefeierten jungen Helden, eine Eroberung zu machen. Allein die Eingezogenheit, in welcher Natalie, die er nicht einmal dem Namen nach kannte, wegen der Krankheit ihrer Tante im Bade gelebt hatte, und ihre baldige Abreiſe nach Camillo's Ankunft vereitelten alle ſeine von weitem angeſtellten Nachforſchungen, und dieß Mißlingen des einzigen ihn jezt beſchäftigenden Wunſches, der durch die ungewohnte Unthätigkeit doppelte Stärke erhielt, ſezte die achtungsvolle Zudringlichkeit — das hohe Ideal, womit Nataliens anſpruchsloſe und doch alles anziehende Schönheit ſeine Seele erfüllt hatte, ſezte die Reize der andern Bade-Schönheiten zu ſehr in Schatten, als daß Camillo den Zwang und das Geräuſch der großen Geſellſchaften lange zu ertragen im Stande geweſen wär.

Je mehr man fernerhin ſich ihm näherte, deſto mehr entzog er ſich den glänzenden Zirkeln, beſuchte wieder, irgend einen Schriftſteller des Alterthums in der Taſche, und nur von ſeinem Adjutanten und Cornelius oder Amadeo begleitet, die einſamſten, durch ihre majeſtätiſche Wildheit ihn anziehenden Spaziergänge, und ein finſterer, ſich niemand mittheilender Ernſt, eine mit Bitterkeit vermiſchte Schwermuth, bemächtigte ſich ſeiner.

Auf Cornelius und Amadeo wirkte dieſe Seelenſtimmung ihres Gebieters ſehr verſchieden. Indeß Amadeo mit rührender Aufmerkſamkeit jeden Wink ſeines Wohlthäters beobachtete, jeden ſeiner Wünſche zu errathen ſuchte, und hiebei, ohne es zu wollen, vor deſſen Augen ſein ganzes gefühlvolles Herz und manche ſchöne, noch unausgebildete Anlage entfaltete; indeß er oft am Morgen mit verweinten Augen in ſein Zimmer trat, oft ihn bei ſtiller Nacht durch die ſanften Töne ſeiner Harfe in Schlummer zu wiegen ſuchte, und — unwiſſend ſeine Traurigkeit vermehrte; zog ſich Cornelius ganz in ſich ſelbſt zurück, war immer verſchloſſen und wortkarg, und ſchien über einen ungewöhnlichen Entſchluß in ſeinem Innern zu brüten.

„Es wird wieder werden, wie es war, und wir alle werden darüber zu Grunde gehen!“ — ſagte er wohl manchmal finſter zu Amadeo, wenn ihn dieſer um den Grund ſeiner auffallenden Unruhe befragte; aber übrigens beobachtete er, jener mochte noch ſo ſehr auf eine Erklärung dringen, ein hartnäckiges Stillſchweigen.

Nach einigen Wochen, da der Prinz mit Amadeo von einer kleinen Reiſe Abends zurückkehrte, ſchien das unſtäte Weſen des Negers den höchſten Grad erreicht zu haben. Mit ſonderbarer Heftigkeit erbat er ſich die Erlaubniſs, Camillo auskleiden zu dürfen, und ſelbſt als der Prinz ſich ſchon zur Ruhe begeben hatte, machte er ſich noch immer im Schlaf-Cabinet etwas zu thun, und heftete wehmüthige Blicke auf ihn.

Endlich trat er haſtig in das Nebenzimmer, das ihm und Amadeo angewieſen war, und warf ſich, ohne ein Wort zu ſagen, angekleidet auf das Bett. „Laß mich ſchlafen!“ — ſagte er zu Amadeo, der noch mit ihm reden wollte — „morgen wirſt Du es hören!“ — Damit kehrte er ſich nach der Wand und fieng an zu ſchnarchen.

Doch kaum war Mitternacht vorüber und der Morgen dämmerte auf, als er mit einem Satz aus dem Bette ſprang. Er ſchlich ſich dann auf den Zehen nach den Zimmern des Prinzen, wo er alles von Werthe unter ſeinem Beſchluß hatte, und Amadeo harrte vergeblich auf ſeine Rückkehr. Vergeblich forſchte man am Morgen nach ihm; er war verſchwunden, und in der Schatulle des Prinzen fehlten dreißig Stück Ducaten und ein weibliches, dem Prinzen ſehr werthes Portrait, mit den koſtbarſten Perlen beſezt.

Sowohl Camillo, als Amadeo wußten ſich dieſen Vorfall nicht zu enträthſeln, und lezterer ſuchte alles mögliche hervor, um den Prinzen, den, wie er fürchtete, die Untreue des Negers tief ſchmerzen müſſe, durch tauſend kleine Beweiſe ſeiner Anhänglichkeit und Zuneigung zu erheitern. Aber der Prinz lächelte nur, da er dieß bemerkte, und ſagte mit ſeiner jezt gewöhnlichen gutmüthigen Gelaſſenheit: „Kennſt Du Cornelius ſo wenig?“

Bald darauf kam ein Brief an Camillo. Cornelius ſchrieb:

„Cornelius iſt fort; dreißig Goldſtücke und der Perlen-Medaillon ſind fort. Cornelius wird wieder kommen, und wenn er wieder kommt, ſchenkt der Prinz noch dreißig Goldſtücke an das Hoſpital der barmherzigen Brüder!" —

Camillo fieng nun an, den Entſchluß des Negers ſich einigermaaßen zu erklären, war ſeinetwegen von nun an ganz unbeſorgt, verließ bald darauf das Bad und beſuchte in Amadeo's Begleitung mehrere große Städte, wo er bald eine längere, bald eine kürzere Zeit ſich aufhielt und bei ſeinen Banquiers, welche Cornelius, als Schatzmeiſter, alle kannte, jederzeit Nachricht für denſelben zurückließ. Zulezt begab er ſich auf ein ihm eigenthümliches, unweit der Reſidenz gelegnes Luſtſchloß. Amadeo durfte faſt nie von ſeiner Seite, und bald hatte er das Vergnügen, deſſen ungewöhnliche Fortſchritte in der Muſik zu bemerken. Er ſuchte Amadeo's Talente theils ſelbſt, theils durch die beſten Lehrmeiſter, noch mehr auszubilden und behandelte ihn nun völlig als Geſellſchafter und Freund, nicht als Untergebnen und Diener. —

Cornelius, den der menſchenfeindliche Ernſt und die Schwermuth ſeines Herrn einen Gemüthszuſtand bei demſelben befürchten ließ, deſſen er ſich noch aus einer traurigen Vergangenheit erinnerte, raſtete indeſſen keinen Augenblick, um dieſem Zuſtande durch Auffindung der ſchönen Unbekannten zuvorzukommen.

Er hatte, durch unzählige vergebliche Verſuche nicht abgeſchreckt, noch im Bade ſelbſt eine, wiewohl ganz entfernte Spur von Nataliens Stande und genommener Reiſe-Route ausfindig gemacht. „Iſt ſie nicht vom Himmel auf die Erde gefallen“ — dachte er nun bei ſich ſelbſt — „und dann wieder hinaufgezogen worden, ſo muß ich ſie finden! Sie hat geiſtvolle ſchwarze Augen, langes, ſchwarzes Haar, iſt lang und ſchlank, und wenigſtens noch einmal ſo blendend weiß, als ich ſchwarz bin — das hat mir der Prinz ſelbſt geſagt. Daß ſie den Weg von hier nach O***** genommen und mit einem alten häßlichen Weibe im Wagen geſeſſen hat, weiß ich — daß ſie Anaſtaſien ähnlich iſt, darauf will ich mich dem Teufel ergeben! Und kurz und gut, ich finde ſie! ich finde ſie!“

Mit dieſer ſich entworfenen Anleitung und nicht blos auf ſeine lebhafte Erinnerung, ſondern vorzüglich auf das Fac-Simile des Perlen-Medaillons ſich verlaſſend, machte er ſich denn getroſt auf den Weg. Wo er den Thurm irgend eines herrſchaftlichen Schloſſes hervorragen ſah, dahin richtete er ſeine Schritte und wußte ſich bald unter dieſem, bald unter jenem Vorwand bei der Dienerſchaft bekannt zu machen. Wo er in eine Stadt kam, da beſuchte er alle Kirchen und öffentliche Plätze. Wo er irgend von einem Feſte hörte, da bot er ſich zur Aufwartung an, oder beobachtete wenigſtens, wenn jenes ihm mißlang, alle Equipagen mit Falkenblicken. Konnte er aber durch Verſchlagenheit nichts ausrichten, dann mußten ihm ſeine heilig aufgeſparten Goldſtücke den Weg bahnen; und wenn er irgendwo eine alte und junge Dame beiſammen ſah, da wurde, je häßlicher die leztere war, deſto ſorgfältiger die erſtere mit dem Perlen-Medaillon verglichen.

Auf dieſe Art gelangte er denn endlich auch nach dem Ritterſitze, wohin Natalie mit den Gäſten aus der Reſidenz zum Ball eingeladen war, und eine Bekanntſchaft, die er mit gewöhnlicher Schlauheit angeſponnen hatte, verſchaffte ihm hier die Erlaubniß, bei der Bedienung an die Hand zu gehen.

Der erſte Blick, den er auf Natalien warf, ließ ihn keinen Augenblick länger ſuchen. Trafen ſchon nicht alle Kennzeichen, die er ſich ſelbſt ausgedacht hatte, auf das genaueſte ein; ähnelte ſchon Natalie im Einzelnen nur wenig den Zügen Anaſtaſiens; ſo fand er doch in der ganzen Haltung ihres Körpers, in dem Schwebenden ihres Ganges und Tanzens, beſonders aber in ihren Augen ein unausſprechliches Etwas, das ihm das Ende ſeiner abentheuerlichen und langwierigen Entdeckungsreiſe zuverläſſig verſprach. Endlich erkannte er auch unter den mit ihr gekommenen Bedienten einen, den er gleich Anfangs einmal im Bade geſehen hatte — und nun war der ehrliche Cornelius ſeiner Sache gewiß; nun war es bei ihm feſt beſchloſſen, die ſchöne Gräfinn, welche er von nun an als das unleugbare Eigenthum Camillo's, mithin als ſeine Gebieterinn betrachtete, nicht wieder aus den Augen zu laſſen.

Er entlehnte daher, um ihren Aufenthaltsort mit eignen Augen zu ſehen, bei der nächtlichen Schlittenfahrt den Ackergaul eines Bauers; er beobachtete ſie ſcharf bei der Heimreiſe, und die Vertraulichkeit, die er zwiſchen ihr und Raimunden bemerkte, erregte in ihm eine Art von Eiferſucht, wozu er ſich im Namen ſeines Herrn für berechtiget hielt.

Von nun an wandte er alle ihm verliehene Feinheit und Ueberredungsgabe dazu an, ſich mit allen Verhältniſſen der Gräflich W********iſchen Familie, mit allen Gelegenheiten des Schloſſes bekannt zu machen, und erhielt hierbei auch Nachricht von dem bevorſtehenden Maskenball.

Er eilte ſogleich zu dem Prinzen, deſſen damaligen, nur etwa zehn Meilen entfernten Aufenthalt er wußte, und unterrichtete dieſen von allem, was ihm zur Ergreifung weiterer Maasregeln nützlich ſeyn konnte.

Camillo erſchien nun in Amadeo's

Begleitung auf der Redoute, und ein glücklicher Zufall fügte es, daß die nur auf einen ungewiſſen Erfolg berechneten Worte des Negers, der jeden Wink ſeines Gebieters beobachtete und den von ihm ſelbſt für gefährlich gehaltenen Raimund auf alle Art von Natalien zu entfernen ſuchte, mit des leztern Vorhaben, noch in dieſer Nacht die geheimnißvolle Inſel zu beſuchen, in genauer Verbindung zu ſtehen ſchienen.

Raimund, der faſt wider Willen in der Erſcheinung des ſonderbaren Mohren etwas bedeutendes finden mußte, folgte um ſo mehr dem gegebenen Winke, da er ſich überzeugte, daß wirklich die dem Sohne des Teichwärters beſtimmte Stunde ſchon verfloſſen ſey.

Der durch Aureliens und der Sonnenprieſterinn Dazwiſchenkunft unterbrochene Abſchied von Natalien, das laute Getümmel der Masken und das Geräuſch des Feuerwerks hatten ihn in eine dumpfe Betäubung verſezt. Er eilte ſchnell durch die hie und da von Schauluſtigen wimmelnden Gänge, und würde in der Dunkelheit der Nacht kaum den Weg zu dem abgelegnen Lilienteiche gefunden haben, wär er nicht mit dieſer Gegend allzugenau bekannt geweſen und hätten nicht dann und wann, wenn die labyrinthiſchen

Schlangengänge ihn ja noch zweifelhaft lieſſen, die in der Ferne noch aufſteigenden und in der Luft ſpielenden Leuchtkugeln den Park erhellt.

Mit eiligen Schritten verfolgte er ſeinen Weg, und ließ ſich ſelbſt, da er ſeitwärts einige Stimmen und das Rollen eines Wagens zu vernehmen glaubte, nur auf einige Augenblicke in ſeiner Wallfahrt aufhalten.

Das Geräuſch verſchwand wieder, und bald ſchimmerte ihm am Ufer das Licht einer Laterne entgegen, worauf er zueilte. Hier fand er denn einen angebundenen Kahn und die angezündete Laterne; aber der Sohn des Teichwärters war nicht zugegen. Nachdem er vergeblich einige Minuten auf ihn gewartet und ihn gerufen hatte, ſezte er ſich allein in das Fahrzeug und ruderte nach der Inſel des Geheimniſſes.

Er ſchlug wieder die, ihm noch von dem

erſten Beſuche der Inſel bekannten Wege ein, traf aber dießmal in der Strohhütte nur die wahnſinnige Nonne Maria an, welche ihm, vielleicht wegen des in der Eil abzulegen vergeßnen Pilgerkleids, die ausgezeichnete Ehre erwieß, bald den Prieſter Simeon, bald gar den Engel Gabriel in ihm zu erblicken, aber auf alle Thereſiens halber an ſie gerichtete Fragen nichts weiter erwiederte, als: „Sie iſt gegangen über das Gebürge endelich.“

Aeußerſt unmuthig über die gänzlich mißlungene Unternehmung warf er ſich wieder in den Kahn, löſchte am Ufer das Licht aus, und ſtolperte auf dem Wege durch das Gebüſch über Etwas, das vor ſeinen Füßen lag, und das er durch Betaſten bald für einen betrunkenen oder erſtarrten Menſchen, bei genauerer Unterſuchung aber für den Sohn des Teichwärters erkannte, der kaum noch zu athmen ſchien.

Raimund rieb ihm die Schläfe und verſuchte alles, um ihn wieder zu ſich zu bringen. Jener fieng endlich an, leiſe zu ſtöhnen, ſuchte ſich mit den Händen ſeiner zu entwehren, murmelte ein Gebet und bekreuzte ſich. Endlich erkannte er **Raimunds** Stimme.

„Gelobt ſey Maria!“ — rief er nun aus — „Ach, lieber Junker, helft mir auf und laßt uns entfliehen! Die ganze Gegend wimmelt von Geiſtern!“

Umſonſt ſuchte **Raimund** ihn zu beruhigen, und nur mit vieler Mühe und langem Aufenthalte erfuhr er von ihm die Urſache ſeines Schreckens.

„Um Ihnen mein Verſprechen zu erfüllen“ — erzählte der Furchtſame — „wollte ich, da es anfieng zu dunkeln, nach der, hinter der Inſel gelegenen Anfurth gehen, wo, wie ich wußte, mein Vater immer einen Kahn in einer verſchloßnen Vermachung bereit hält, deſſen Gebrauch ich nie erfahren habe. Da ich hier vorbei kam, fand ich ſchon einen Kahn angebunden, trug daher den Schlüſſel, den ich meinem Vater heimlich weggenommen hatte, wieder an ſeinen Ort, und freute mich des glücklichen Zufalls. Ich ſezte mich nun gemächlich in den Kahn, zündete die aus Vorſicht mitgenommene Blendlaterne an und wartete auf Ihre Ankunft. Doch bald fieng der Froſt mich zu ſchütteln an, und ich war eben im Begriff, ans Ufer zu gehen, um mich durch Bewegung zu erwärmen, als drüben auf der Inſel ein graues Weſen erſchien, das einen brennenden Morgenſtern trug und damit nach mir herüberleuchtete. Es lief mir eiskalt über die Haut, und meine Haare heben ſich empor. Ich ſprang ans Land, ſah mich wieder um; aber die Geſtalt war verſchwunden. Kaum hatte ich wieder einigen Muth gefaßt, als auf dem Wege, welchen Sie kommen ſollten, eine lange weiße Geſtalt auf mich zuſchwebte — es blitzte und donnerte hinter ihr her — ich wollte ſeitwärts in den Tannenbuſch ſpringen, da traten ſchnell zwei graue Geſpenſter mir entgegen — ſchwören wollt' ich darauf, das eine wär der Geiſt des guten Pater Anſelms geweſen! — — und von dieſem Augenblicke an hab' ich alle Beſinnung verloren." —

So war nun Raimund, der bei genauerer Erkundigung in der grauen Geſtalt die Nonne Maria, in der weißen die Sonnenprieſterinn zu erkennen, und eher an eine Erſcheinung des lebendigen Pater Anſelms, als ſeines Geiſtes, glaubte, wieder aufs neue in ein Meer von Zweifeln und Unerklärlichkeiten geſtürzt, und ſeine mit Tagesanbruch feſtgeſetzte Abreiſe nach der Reſidenz mußte ihm auch in dieſer Rückſicht um ſo ſchmerzlicher fallen.

Doch verhängnißvoller, als Raimund noch ſelbſt es ahnen konnte, war für ihn und für alle, die mit ſeinen Schickſalen in wechſelſeitiger Berührung ſtanden, dieſe lezte unruhige Nacht, die er in dem Schloſſe zu W********* verlebte. Indeſſen, wie wir hören werden, ohne ſein Zuthun ein Unternehmen ausgeführt wurde, das auf ſeine ganze Zukunft ein heiteres Licht hätte verbreiten können, trieb der neidiſche Zufall wieder auf der andern Seite eine Unglückswolke zuſammen, in deren Schooße ſchon der Bliz verborgen lag, der ſeines Lebens lieblichſte Hoffnungen gänzlich zertrümmern ſollte.

Camillo, den in dem Kreiſe der Schönen die Liebesgöttinn eben ſo ſehr, als im Getümmel der Schlacht der Kriegsgott, begünſtigte — Camillo, der durch angebohrnen

Adel des Geiſtes und durch Erhabenheit der Geſtalt, wo er gleichgültig war, alles ſich unterwürfig machte, wo er achtete, alles bezauberte, wo er liebte, alles auf ewig an ſich feſſelte, hatte in der kurzen Unterredung mit Natalien, ohne ſich ihr zu erkennen zu geben, auch bei dieſer Gefühle erregt, deren Daſeyn ſie kaum ahnete und denen ſie bald umſonſt zu entfliehen ſich bemühte.

Sie begab ſich, ſobald es der Anſtand erlaubte, die ziemlich lebhafte und hie und da ſchon Aufmerkſamkeit erregende Unterhaltung mit dem Sultan abzubrechen, ziemlich unruhig in ihr Schlafcabinet. Bald darauf kam auch Aurelie, die, mit gänzlicher Uebergehung des Vorfalls im Erkerzimmer, auf die einſchmeichelndſte Art, ja ſogar mit Unterwürfigkeit, ſich ihr zu nähern ſuchte, und, da dieß zu gelingen ſchien, unerſchöpflich an witzigen Kleinigkeiten und fröhlichen Erzählungen war, die ſie auf dem Balle bemerkt und gehört haben wollte.

Natalie konnte nicht gleich mit ſich ſelbſt einig werden, wie ſie ſich gegen die Baroneſſe benehmen ſollte, bezeigte daher, um dieſe nur jezt von ſich zu entfernen, eine Neigung zum Schlaf und klingelte ihrem Mädchen. Aurelie gieng mit einer ſcherzhaften Anſpielung auf den ſchönen Sultan davon, und Natalie entließ die geſprächige Mariane, auf deren munteres Geplauder ſie wohl oft hörte, früher als ſonſt.

Kaum war die erſt halb entkleidete Schöne nun ſich ſelbſt überlaſſen, als ein lieblicher Duft ſie an etwas bis jezt ganz Vergeßnes erinnerte. Unwillkührlich ſchlüpfte die kleine Hand in den eng verhüllten Buſen und zog ein eben ſo geſchmackvoll gearbeitetes, als prächtig verziertes Riechfläſchchen mit einigen Tropfen Türkiſchen Roſenöls hervor, das der Sultan, faſt im Anfange des Geſprächs und noch im Ton ſeiner Maske, Natalien, als einen der Schönheit zu entrichtenden, aus Conſtantinopel mitgebrachten Tribut verehrt hatte, und das, ohne daß die Beſitzerinn ſelbſt wußte, wie?, gleich einer unter Pfirſchen verſteckten Roſe, den ſchönen Platz an ihrem Herzen eingenommen hatte.

Mit einem ſanften Druck an die zarte Stelle, wo es bis jezt geruht hatte, nahm ſie es hervor und legte es auf den Putztiſch — und alles, was von dem Augenblick der Ueberreichung an bis zur Trennung zwiſchen ihr und dem Unbekannten geſprochen worden war, gleitete jezt lieblich, wie der Widerhall entfernter Flötentöne, vor ihr vorüber.

Es giebt einen Zuſtand zwiſchen Wachen und Schlaf, zwiſchen Bewußtſeyn und Bewußtloſigkeit, den wohl jeder, der Beruf zur Dichtkunſt hat, oder, was hier einerlei gilt, der einer Liebe im höhern Sinne des Wort fähig iſt, vorzüglich bei ſtiller Nacht, wenigſtens einmal erlebt hat. Alle irdiſchen Feſſeln fallen dann nach und nach ab, und Pſyche ſchwingt frei ihre Flügel. Dann ſind die Augen für alle äußere Gegenſtände und Eindrücke geſchloſſen; Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ſind nicht mehr, und ein idealiſch-ſchönes Land, nur mit Genien der Freude belebt, ſchwimmt, umſtralt von roſigem Scheine, vor unſeren innern Sinnen.

In dieſe Abgeſchiedenheit von der Wirklichkeit, in dieſe ſchöne Bewußtloſigkeit und Geiſteserhöhung war auch Natalie jezt verſunken, und wenn ſchon der Anblick eines reizenden, in Gedanken der erſten Liebe verlornen Mädchens im Allgemeinen höchſt entzückend iſt, ſo würde jeder, der ſie jezt erblickt hätte, wie ſie mit halbgeöffneten Lippen, nur leiſe athmend und mit dem Arm auf die Kiſſen ihres Bettes geſtützt, die geiſtvollen Augen gen Himmel erhebend, ſinnig da ſaß, in ihr das unerreichbare Ideal einer von irdiſcher Liebe verſchönerten Heiligen oder einen Engel zu ſehen geglaubt haben, der auf einem ausgebrannten Weltball Leben und Frühling erweckt hat, und nun in ſtiller Entzückung an ſeiner wieder aufblühenden Schöpfung verweilet.

Faſt eine Stunde hatte dieſer wache Traum gedauert, und obſchon die Flamme des Camins längſt verdunkelt, obſchon das Licht faſt heruntergebrannt und dem Verlöſchen nahe war, ſo glühten doch Nataliens Wangen, und eine liebliche Helle umgab ſie — da ſchlug es vier Uhr an der im Zimmer ſtehenden Spieluhr — Nataliens Himmelstraum war verſcheucht — ſie ſprang erſchrokken auf — und die kalte Wirklichkeit ſchlang von allen Seiten ihre Arme um ſie — und ihr einziger lichterer Gedanke war nun Na=

mund; Raimund, der in wen'g Stunden abreiſen ſollte, der arme, faſt vergeßne Raimund!

„Was iſt in mir vorgegangen?" — dachte Natalie, vor ſich ſelbſt zurückbebend. — „Schwelgte ich nicht in einem wonnigen Traume — und du erſchienſt mir nicht unter den lieblichen Bildern, guter, ſanfter Raimund? Deiner ward nicht von mir gedacht, der jezt meiner gewiß mit Thränen gedenkt? — Und ziemt es mir jezt, mich in Träume glücklicher Tage zu verlieren? ziemt es mir" — ſie riß das Band mit dem Portrait ihrer Mutter aus dem Buſen, das, um weniger bemerkt zu werden, von blaſſer Fleiſchfarbe war, — ſie blickte ſtarr darauf hin — „ziemt es mir, an eine lächelnde Zukunft zu glauben, mir, die der Schatten einer ermordeten Mutter unaufhörlich begleiten, unaufhörlich zur Rache auffodern ſollte?"

Sie verbarg ſchluchzend das Geſicht in die Kiſſen des Ruhebetts und vergoß heiße Thränen. „Unglückliche Natalie!“ rief ſie heftig. — „Armer, guter Raimund!“ ſetzte ſie ſanfter hinzu und ſtreckte, die Augen noch immer auf die ſeidnen Pfühle gedrückt, ihre Hand aus.

Heiße Lippen preßten ſich auf dieſe Hand; Natalie richtete erſchrocken ſich halb auf, und ein dicht verſchleiertes Mädchen lag vor ihr auf den Knieen.

Man würde ſehr irren, wollte man glauben, daß Baroneſſe Aurelie wirklich ſo ruhig und unbefangen in ihrem Innern geweſen ſey, als ſie ſich zwang, äußerlich zu ſcheinen. Kaum hatte ſie ſich von dem gehabten Schreck ein wenig erholt, und, durch die Aufmerkſamkeit der Masken auf das Feuerwerk, Gelegenheit erlangt, ohne vermißt zu werden, in ihre Zimmer zu ſchlüpfen, als ihr Erſtes darinn beſtand, mit ſich ſelbſt Rechnung zu halten und die Maaßregeln ſich vorzuzeichnen, die ſie nun zu ergreifen habe.

„Die Todten ſtehen nicht auf!“ — ſo dachte ſie bei ſich ſelbſt — „irgend eine, durch das Ohngefähr bewirkte Täuſchung hat mich hintergangen. Ich war ſchwach — ſchimpflich ſchwach; aber wird das Geſchlecht des Weibes nicht oft ohnmächtig vor dem

Anblick einer Spinne? — Gut denn, war ich ſchwach, wie mein Geſchlecht, ſo will ich auch ſtark ſeyn, wie nur wenige von demſelben vermögen!“

Sie gieng haſtig einigemal auf und ab. Dann fuhr ſie in ihrem Selbſtgeſpräch fort:

„Daß Raimund und Natalie meinen Antheil an Maria's Tode wenigſtens ahnen, das ſagte mir ſchon längſt ihr ſcheues Zurückziehen, davon überzeugte mich faſt der Blick des Abſcheues, den ſie im Erkerzimmer auf mich hefteten, und ihr untheilnehmendes, verachtungsvolles Entfernen, ohne mich einer Frage zu würdigen, ohne mir Hülfe zu leiſten! Und wie nun? — Zwar Natalie bleibt unter meinen Augen, und kann mir nicht ſchaden. Höchſtens entdeckt ſie ihrem Vater ihre Vermuthung; und dieſer — ha! dieſer —! Aber Raimund, der heute ſchon das Schloß verläßt, der vielleicht bald durch ſeine Talente bedeutend wird, der mich durch Anſelm ſchon von ehedem kennt, der Natalien liebt, der ſie liebt, wie ein Ritter von der Tafelrunde Arthurs — es könnte einen Augenblick geben, wo er Schwärmer; wo er Raſender genug wär, mich dem Arm der Juſtiz, wenigſtens der öffentlichen Schande, zu überliefern!" —

„Ha! ſo ſollt' ich enden —?"

„Nein! hinter mir öffnet ſich der Abgrund, vor mir liegt Leben, Ehre und Glück! Alles muß ich wagen, oder alles verlieren!"

„Wie, wenn ich dem Grafen und Lamoral meinen Argwohn entdeckte? wenn ich ſie aus dem Traume der Sicherheit aufweckte? — Dieſer könnte durch ein Machtwort Raimunden auf dem Schloſſe zurückhalten; jener würde dann ſicher einen Plan erfinden, ihm auf immer die Hände zu binden!" —

„Doch müßt' ich nicht dann meine lächerliche Schwäche an dieſe verrathen? müßt' ich nicht ihren Vorwürfen, ihrem Höhne mich Preis geben? — — Und gäb' es ſonſt kein Mittel, dieſen jungen Löwen zu zähmen? dieſen unerfahrnen, ſchwärmeriſchen Jüngling, der nur Liebe athmet, für Liebe nur lebt, auf ewig zu feſſeln, oder ihm doch wenigſtens den Mund zu verſchließen?" —

„Sollte dieſer junge Herkules keine Omphale finden, die an ihren Rocken ihn zu zaubern vermöchte? Sollte' ich, wenn ich alles aufböt, nicht ſelbſt — noch in dieſer Nacht — —"

Sie trat vor den großen Putz-Spiegel, der ihr ganzes Bild ihr zurückgab. Ein aus Rachſucht und leidenſchaftlicher Glut gemiſchtes Gefühl röthete ihre Wangen, funkelte aus ihren allmächtigen Augen. Sie ward entzückt von ſich ſelbſt, ſie warf ſich ſelbſt zärtliche

Blicke, bald ſanfter, bald feuriger, zu, ſie legte ihre Locken, legte die Falten ihres Buſenflors in eine ſchönere, verführeriſchere Ordnung.

„Ha!“ — rief ſie endlich — „ich bin noch, die ich war! Sah ich nicht Helden und Weiſe zu meinen Füßen, und dieſer zärtliche Knabe ſollte mir widerſtehen?“

Jezt war ihr Entſchluß gefaßt. Sie eilte triumphirenden Schritts in ihre Garderobe, um unter der Menge ihrer Anzüge, die ſchon allein den Kenner eben ſo gut von dem feinen Geſchmack, als von der Ueppigkeit der Beſitzerinn zu überzeugen im Stande geweſen wären, die leichteſte und anziehendſte Ballkleidung, die erſt durch den übergeworfnen Domino etwas verſchämter gemacht werden ſollte, auszuwählen.

Indem ſie dieß weibliche Arſenal mit ſchnellem Blicke muſterte und, ehemaliger Siege eingedenk, bald wählte, bald wieder verwarf, traf ſie glücklicher- oder unglücklicherweiſe auf das Amazonenkleid, in welchem ſie ſchon vormals Raimunden zu beſiegen verſucht hatte.

Sie ſtutzte und trat zurück. —

„Wie? noch einmal ſollt' ich der Schande mich ausſetzen, von dieſem Unerfahrnen verſchmäht, überliſtet zu werden? ihm vielleicht noch ſelbſt neue Waffen gegen mich in die Hände geben?“

Sie trat noch einmal vor den Spiegel.

„Ich bin ſchön“ — ſagte ſie zu ſich ſelbſt, indem ihre Verworfenheit ſogar die weibliche Eitelkeit beſiegte — „aber nicht für Raimund, nicht für den Zögling Anſelms, nicht für den unſchuldigen Jüngling, nicht“ — eine Art von Schauder überfiel ſie bei dieſem Gedanken — „nicht für den, der eine Natalie anbetet!“

„Natalie!“ — rief ſie jezt mit teufliſcher Freude aus — „welch ein Geiſt des Himmels oder der Hölle bließ dieſen Namen mir ein? — —

Mit raſchen Schritten eilte ſie einigemal auf und ab. Dann klatſchte ſie in die Hände, und ein Blitz leuchtete aus ihren Augen.

„Ha! wenn ich ſie beide in einem Netze verſtricke, beide vor ſich ſelbſt erniedrige, beiden fürchterlich werde — wenn ich dann einſt frohlockend vor ſie hintreten, triumphirend ihnen zurufen kann: Wagt es, an mir zu Verräthern zu werden, wagt es, mich beſchuldigen zu wollen, wagt es, euch über mich zu erheben! Seht, ihr ſelbſt ſeyd nur aus Schwachheit beſſer, als ich — und ich war es, die euern Fall bereitete! — — Ha, die Rache iſt doch göttlich, und wer je ſie verdammte, der vermochte nicht zu fühlen, wie ein feuriges, wie ein beleidigtes Weib!“

Und ſchon eilte ſie, ihren abſcheulichen Plan ins Werk zu ſetzen. Mit innerlicher Glut und äußerlicher Kälte rief ſie eins von Nataliens Mädchen, ein ſchlaues, ränkevolles Geſchöpf, auf deſſen Ergebenheit ſie ſich verlaſſen konnte. In wenig Augenblicken hatte ſie ihr ſo viel entdeckt, als zu der ihr zugedachten Rolle erforderlich war — und nun miſchte ſich Aurelie mit innerlicher Schadenfreude wieder unter die Masken, nun war ſie im Stande, wieder mit der größten Heiterkeit an dem allgemeinen Vergnügen Theil zu nehmen, und ſelbſt Natalien, deren Wunſch, ſich noch ſchlaſen zu legen, mit dem entworfnen Plane glücklich zuſammentraf, freundlich und ſcherzhaft zu unterhalten.

Raimund war nach der vergeblichen Kahnfahrt kaum in das von Muſik und Jubel wiederhallende Schloß zurückgekehrt, und blickte, ins Fenſter gelehnt, trübſinnig in die nächtliche Landſchaft; da öffnete etwas leiſe ſeine Thür, und der hierdurch verurſachte Zugwind bewog ihn, ſich umzuſehen.

Da ſtand ein niedliches, üppig gebautes Zigeunermädchen vor ihm; ein ſchalkhaftes blitzendes Auge, ein kleiner aufgeworfener, blühender Mund und ein blendendweißer Teint, durch die ſchwarzſammtne Halb-Maske noch mehr gehoben, hätten gewiß für jeden andern, nur jezt für den traurenden Raimund nicht, ungemein viel Anlockendes, ungemein viel Neugier Erregendes in ſich gehabt.

„Will der Pilger, noch ehe dieß fröhliche Feſt zu Ende geht, ein Einſiedler werden?“ —

redete ihn die Maſke mit ſüßer melodiſcher Stimme an. — „Nein, blanker Bruder! in den Zügen deines Geſichts leſ' ich für Dich eine ſchönere Prophezeihung!"

„Und welche?" — antwortete Raimund mit erkünſtelter Höflichkeit.

Zigeunermädchen. Laß mich erſt die Linien Deiner linken Hand mit denen Deines Geſichts näher vergleichen — die Linke liegt dem Herzen am nächſten, und das Herz ſteht mit meiner Wahrſagung in der engſten Verbindung.

Raimund bot ihr die Fläche der Hand dar.

Zigeunerinn (mit ſchalkhafter Zärtlichkeit.) Du liebſt und wirſt geliebt, wie nur die Glücklichſten unter dieſem Monde. Morgen, wenn wieder die Mitternachtsglocke verhallt iſt, trennt Dich ſchon Berg und Thal von dem Gegenſtande Deiner Zärtlichkeit, und indeß

Du hier unthätig über die Zukunft Dich grämſt, harrt Deiner ſehnlich die Geliebte, und wünſcht Dir Muth und Entſchloſſenheit, um die Gunſt der Gegenwart zu benutzen.

„Wer ſind Sie?“ — rief jezt Raimund heftig, und ſeine Hand zitterte in der ihrigen.

„Möchten Sie Ihre Freunde künftig nur in der Maske verkennen!“ entgegnete das Zigeunermädchen ſich demaskirend. Er erkannte Nannetten, eins von Nataliens Kammermädchen. — „Schon ſeit Stunden hab' ich vergeblich im Tanzgetümmel Sie aufgeſucht. Das Wagniß iſt nicht gering, dem ich Ihrentwegen mich unterziehe, vielleicht ſteht mein ganzes irdiſches Glück, ſelbſt meine Freiheit auf dem Spiele. Doch — auch ich habe geliebt. Längſt ſchon hat Ihre zärtliche Leidenſchaft, die ſelbſt die ſchöne Blüte Ihrer Jugend zu zerſtören droht, mein innigſtes Mitleid erregt, und welch Herz wäre wohl ſo unempfindlich, dem flehenden Blicke, den Thränen der jungen Gräfinn zu widerſtehen?“

Raimund ſah zweifelnd und beklommen ihr ins Geſicht, als wollt' er ſie fragen und um Erklärung bitten.

Sie drückte ſeine Hand ſanft an die Bruſt. „Sie ſollen Sich meiner erinnern“ — ſagte ſie freundlich. — „Sie ſollen nicht abreiſen, ohne noch ohne Zeugen Abſchied von Natalien zu nehmen! Erwarten Sie meine Zurückkunft. Das Dunkel der Nacht, der feſte Schlaf Sylveſters, den ſchon vor einigen Stunden die Bedienten zu Bette gebracht haben, die Entlegenheit des Schlafgemachs, wo jezt Natalie weint, die unerſättliche Tanzluſt der Baroneſſe, die der Ungariſche Magnat E**** nicht von der Hand läßt, und dann eine kleine, unſchuldige Redouten-Liſt — nicht wahr, Sie errathen meinen Plan? Nur einen Augenblick Geduld, dann kehr' ich zurück, um der Schutzgeiſt der trauernden Liebe zu werden!"

„Mädchen!" — rief der freudetrunkne Raimund, und preßte, obſchon er nur das Ganze errieth, einen Kuß auf ihre Lippen — „warum mußt' ich erſt im Augenblicke des Scheidens Deine gefühlvolle Seele erkennen?"

Nannette entzog ſich mit nachläſſigem Sträuben ſeinen Armen und ſprang ſchnell davon. —

„Er geht glücklich in die Falle, meine Gnädige!" — flüſterte ſie Aurelien zu — „ſoll ich von dem Feuer des Kußes, womit meine Botſchaft mir vergolten ward, auf das übrige ſchließen, ſo" —

„Lauf' ich am Ende wohl gar Gefahr, — willſt du ſagen" — verſezte Aurelie lächelnd, und klopfte ſie auf die brennende Wange — „die Soubretten-Rolle mit der Liebhaberinn zu vertauſchen! Nicht wahr, du Spitzbübinn? — Doch jezt geh' nur! Die Comteſſe iſt allein!“

Raimunds Betäubung ließ ihn unterdeſſen blos an die Wonne denken, Natalien noch einmal ohne Zeugen zu ſprechen, noch den lezten Scheidekuß auf ihre Lippen zu drücken. Es fiel ihm anfänglich nicht ein, daran zu zweifeln, daß Natalie ſelbſt von Nannettens Vorhaben wiſſe; er war hoch entzückt von diesem Beweiſe ihrer Zärtlichkeit — und doch regte ſich ſpäterhin in ſeinem Herzen wieder Etwas, das ihm an ſein Glück mit ganzem Herzen zu glauben kaum verſtattete. Von Hoffnungen und Zweifeln umhergetrieben rannte er raſtlos auf und ab; ſein Geſicht glühte; ſein Herz ſchlug ſtürmiſch; er öffnete alle Augenblicke die Thür, und ſchloß ſie wieder, um ſie aufs neue zu öffnen.

Endlich hüpfte die Liebesbotinn herein, ein Körbchen mit weiblichen Kleidern unterm Arm.

„Geſchwind jezt!" — liſpelte ſie zärtlich ihm zu — „ein Kleid von Natalien ſelbſt wird Ihnen gewiß paſſen; auch das Kammermädchen überläßt ſie Ihnen für heute — Sie werden doch mit meinen Dienſten zufrieden ſeyn?"

Mit tändelndem Muthwillen packte ſie den Anzug nun aus; unter ſchmeichelhaften Anſpielungen auf Raimunds mädchenhaftes Ausſehen half ſie ihn ankleiden, und faſt gewann es das Anſehen, als ſuche ſie bei dieſer Gelegenheit durch die vortheilhafteſten Stellungen und durch manchen ſchlau enthüllten Reiz das Blut des feurigen Jünglings ſchon vor der nächtlichen Zuſammenkunft mit der Geliebten in eine gefährliche Wallung zu bringen. In der That überfiel Raimunden eine ganz eigne, ihn beängſtigende Empfindung, und wer mag entſcheiden, ob dieſe durch die buhleriſchen Nachläſſigkeiten der ankleidenden Zofe, oder durch die Berührung von Nataliens Kleidern, oder vielleicht durch beides zugleich, in ihm hervorgebracht wurde? —

Da Raimund nach gemachter Toilette, zwar weniger Heldenjüngling, doch ſchön und vor ſich ſelbſt erröthend wie Achilles unter den Mädchen zu Skyros,*) vor dem Spiegel ſtand, küßte ihn Nannette ſchäkernd und Schweſter ihn nennend auf die Wange, und warf dann ſchnell einen langen, faſt undurchſichtigen Schleier über ſein Geſicht.

Das Licht wurde ausgeliſcht. Nannette hing ſich an ſeinen Arm und unterrichtete ihn während des Gehens, daß ſie vor der Thür Wache halten und, wenn ja etwas Bedenkliches ſich zeigen ſollte ſogleich ein Zeichen geben wolle. Sie ſtießen hie und da auf ei nige Masken, aber niemanden fiel es ein, ſie aufzuhalten.

---

*) S. den Anh. Anm. 2.

Je näher ſie Nataliens Zimmern kamen, deſto beklommener wurde Raimund. Endlich ſtanden ſie an dem Eingang, und hätt' es jezt noch in ſeiner Macht geſtanden, er wär' wieder umgekehrt. Aber Nannette öffnete vorſichtig die Flügelthür, ſchob ihn ins Zimmer, und verriegelte es von außen.

In der Ueberzeugung, Natalien noch wachend anzutreffen, that Raimund einige Schritte vorwärts, um ſich nach ihr umzuſehen. Doch bald ließ ihn das düſter brennende Licht hinter den zurückgeſchlagenen Vorhängen des in einer Niſche ſtehenden Himmelbetts das halb entkleidete, mit dem Kopf in die Kiſſen verhüllte Mädchen gewahr werden.

Er wagte es nicht, ſich ihr zu nähern; er blickte nach dem Platze, wo ſie ruhte, wie ein Pilgrimm, der meilenweit nach einem Heiligthum wallfahrtete und ſich nun für zu ſündig und unheilig hält, es zu betreten.

Noch immer lag ſie unbeweglich, und nur ein leiſes Stöhnen verrieth, daß ſie athme. Die heilige Jungfrau, ein Himmelsbild voll Seligkeit und Milde von einem Italiäniſchen Meiſter, hieng unter dem Thronhimmel des

Bettes; gnädig ſchien die Gebenedeite auf die holde Schläferinn herabzuſchauen, und alle Engel, von welchen die Himmelskönniginn umgeben war, ſchienen aus ihren Wolken ſich herabzuneigen, um ihren Traum gegen jeden Feind ihrer Ruhe zu beſchützen.

Unmöglich war es jezt Raimunden, die dem Scheine nach Schlummernde zu erwecken; eben ſo unmöglich, ſich von ihr zu entfernen. Ein heiliger Schauer überfiel ihn. Ergriffen von der himmliſchen Ruhe dieſes Anblicks — und dann wieder von dem erſchütternden Gedanken, welche furchtbare Stürme dem frommen Gemüth Nataliens wahrſcheinlich drohten, konnt' er ſich des leiſen Wunſches nicht erwehren: O ruf' ſie zu dir, Madonna! nimm ſie dahin, ehe dieß ſanfte, für eine ſchön're Welt geſchaffne Herz an ſchmerzlichen Wunden verblutet!

Und jezt rief Natalie wehmüthig:

„armer, guter Raimund!“ aus, und er, welcher vermuthete, ſie habe ihn ſchon bemerkt, küßte ihre ausgeſtreckte Hand, und warf ſich vor dem Bett auf die Knie.

Natalie ſchrak heftig zuſammen, richtete ſich mit furchtſamen Blick auf und ward zu ihrem Erſtaunen die ihr unbekannte, verſchleierte Mädchengeſtalt gewahr; der ſchwärmeriſche Raimund hingegen glaubte ſich in die Regionen des Himmels verſezt.

Wir wiſſen längſt, mit welchem überirdiſchen Lichte umfloſſen Nataliens Bild unaufhörlich vor Raimunds Seele ſchwebte. Aber noch hatt' er ſie nie anders geſehen, als in völliger Kleidung und von dem Glanze ihres Standes umgeben. Jezt hatte ſie dieſen läſtigen Schmuck, deſſen die Schönheit nicht bedarf, von ſich geworfen, und kann je die Aufgabe, ein faſt entkleidetes Mädchen darzuſtellen, bei deren Anblick der Laſterhafte an die Tugend, und der Edle an die Wahrheit himmliſcher Geſichte glauben muß, glücklich gelöſt werden, ſo war ſie es jezt. Ein dunkelrothes Atlasleibchen mit ſchwarzen Spitzen eingeſteckt ſchloß ſich weich um ihren ſchlanken Wuchs, und war über den Buſen zuſammengeknöpft; die ſchönſten weiblichen Arme faſt bis zur Achſel hinauf waren blos, und das dunkle, leicht aufgeſchlagne, nur von einem weißen Bande gehaltene Haar verbarg nicht die Lilienweiße des Nackens und des langen, ſchön gerundeten Schwanenhalſes, ſondern ließ nur auf das liebliche Geſicht einige hervordrängende Locken fallen. Wer hätte ſie ſehen können, ohne zu wähnen, Unſchuld und Sittſamkeit ſelbſt ſey in frommer Mädchengeſtalt aus den höhern Gefilden zur Erde zurückgekehrt? —

„Was wollen Sie von mir, gutes Mädchen?“ — rief ſie, ſich erhebend, mit ſanftklagendem Tone und ängſtlichen Blick — „Worinn kann ich Ihnen nützen? — Sind Sie unglücklich, ſo entdecken Sie Sich mir — Unglückliche haben ein heiliges Recht auf das Herz ihrer Genoſſen!“

Raimund entdeckte ſeinen Irrthum; Angſt und Beſtürzung raubten ihm die Sprache.

„Faſſen Sie Muth!“ — fieng ſie wieder an.

„Natalie!“ — ſtammelte Raimund.

Sie ſprang auf. — „Was haben Sie gewagt, Unglücklicher?“ — Ihre Kniee zitterten; ſie ſank auf das Bette zurück.

Raimund. Unglück und Liebe wagt Alles, und Nataliens Herz kann für fremdes Unglück fühlen! Ich bin ſtrafbar — aber Natalie kann, Natalie wird mich nicht verdammen! Nur noch einmal wollt' ich Sie ſehen, nur noch einmal Sie bitten, meiner nicht ganz zu vergeſſen!

In Nataliens Augen traten Thränen. Sie glaubte in dieſer Bitte Raimunds eine Beziehung auf ihre lebhafte Unterhaltung mit dem Unbekannten zu finden; ſie machte ſich aufs neue Vorwürfe über ihren Leichtſinn, und da ſie ſich in ihrem Innern für verbunden hielt, Raimunden das ihm — wie ſie ſich ſelbſt beſchuldigte — angethane Unrecht zu vergüten, ſo hatte ſie ihm nicht nur bald verziehen, ſondern war auch gütiger und nachgebender gegen ihn, als je.

Raimund benutzte nun die erſten ruhigen Augenblicke, um Natalien die Veranlaſſung des von ihm gewagten Beſuchs und die Sicherheit, in welcher ſie ſich durch die Gunſt der Umſtände und durch Nannettens Vorſicht befänden, kürzlich zu erklären. Dann gab er ihr Nachricht von dem mißlungenen Verſuche auf der Inſel; dann — zwang er ſich, ihr das lezte Lebewohl zu ſagen.

Zart empfindende Seelen verfallen nicht ſelten in die ſchöne Schwäche, daß ſie das, was ihre Freunde, wenn auch noch ſo ſehr ohne Grund, von ihnen hoffen und wünſchen, für heilige, unerläßliche Pflicht halten. So glaubte auch Natalie durch die ſchwärmeriſche Liebe ihres Jugendfreundes ſich zu ſanfter Ergebung, ja ſogar zur Gegenliebe verbunden; ſo konnte ſie es ſich ſelbſt nicht vergeben, ſeiner nur einen Augenblick über dem Unbekannten vergeſſen zu haben; ſo glich ſie, wenn es erlaubt iſt, ſich hier dieſer Vergleichung zu bedienen, in dieſen Augenblicken einer ſtreng gewiſſenhaften, fein fühlenden Gattinn, die ſich ſelbſt auf dem leiſen Gedanken einer Untreue überraſcht hat und durch zärtliches Entgegenkommen, durch ſanfte Liebkoſungen ihre vermeinte Schuld abzubüßen und zu mindern ſucht.

Als jezt Raimund in der höchſten Rührung von ihr Abſchied nahm, da drückte ſie weinend ſeine Hand und preßte ſie an ihr lautklopfendes Herz, da reichte ſie ihm, von Mitleid erfüllt und durch die Mädchenkleidung des Jünglings in eine entſchuldigende Täuſchung verſezt, mit einem geiſtvollen Blicke die glühenden Lippen, und aus dem Kuſſe entſtand eine lange Umarmung, vor welcher der Engel der Unſchuld ſein Auge nicht niederſchlug.

Nannette huſtete einigemal ängſtlich im Nebenzimmer.

„Was gehet hier vor?“ — rief Aurelie, trat plözlich mit Nannetten und einer bejahrten Kammerfrau in das Zimmer, und zog Raimunden ſchnell den zurückgeſchlagenen Schleier vollends ab.

Nannette warf ſich mit verſtellter Angſt vor ihr nieder, und flehte mit falſchen Thränen um Verzeihung.

„Hinweg jezt!“ — antwortete die Baroneſſe hart — „morgen wird man die Hehlerinn zur Rechenſchaft ziehen!“

„Auch ſie kann nun gehen!“ — ſagte ſie zu der Alten — „merke ſie wohl, was ſie geſehen!“

Beide entfernten ſich auf ihren zornigen und gebieteriſchen Wink.

„Iſt das die Frucht der ſorgſamſten Erziehung?“ — redete ſie nun mit teufliſchem Hohne die erſchrocknen Liebenden an, und trat zwiſchen ſie hin — „iſt das die Frucht der Lehren des heiligen Vater Anſelms? — O der kindlichen Unſchuld, welche die rauſchenden Freuden des Tanzes verſchmähet, um den verkleideten Jüngling in ihrem Schlafgemach aufzunehmen! O der Keuſchheit und Dankbarkeit, welche die Ehre und Tugend eines unerfahrnen Mädchens, der Tochter ſeines Wohlthäters, ſeiner nächſten Verwandtinn, einer ſchimpflichen Leidenſchaft aufopfert!"

So ſehr ſie ſich auch zwang, Zorn und Aufgebrachtheit zu erkünſteln, ſo wollt' es ihr doch nicht völlig gelingen, und wären Raimund und Natalie nicht allzuheftig beſtürzt geweſen, ſie hätten es bemerken müſſen, daß dieß alles ein angelegtes, nur zur Hälfte gelungenes Theaterſpiel ſey. Doch ſuchten ſie ſich zu entſchuldigen und beriefen ſich auf die Schuldloſigkeit ihres Zuſammenſeyns.

„O das iſt höchſt wahrſcheinlich!" entgegnete Aurelie mit noch größerer Bitterkeit — „Graf Maximilian und jeder, der die Mähr dieſes zärtlichen Rendezvous vernimmt, wird ſogleich überzeugt ſeyn, daß die keuſche Tochter nur darum vom Ball ſo frühe ſich wegſtahl, nur darum ſo ſchläfrig war und die Bedienung ſo zeitig entließ — daß der dankbare Neffe nur darum in ihr Schlafzimmer ſich verirrte, nur darum in den Armen der Entkleideten angetroffen wurde, weil — nun warum auch anders, als um vereint fromme Wünſche und Gebete für eine glückliche Reiſe und ein fröhliches Wiederſehen zu der überm Bett hängenden Madonna zu ſenden?"

Natalie, durch die Bosheit dieſer Worte wie in Stein verwandelt, ſchluchzte gleich einer Verbrecherinn, und ſtand im Begriff, vor Aurelien niederzufallen.

Jezt ermannte ſich Raimund. Nataliens Thränen und dieſe vorhabende Erniedrigung bließen einen Muth in ſeiner Seele an, deſſen er nur ſelten, nur im dringendſten

Augenblick, fähig war; ſeine verbißne Wuth brach in helle Flammen aus.

„Nicht vor dieſer Furie ſollſt Du knieen, Edelſte deines Geſchlechts!“ rief er zähnknirſchend, und riß Natalien in ſeine Arme — „eh' will ich die Mörderinn mit dieſen Händen erdroſſeln!“

Aurelie wollt' ihm frech entgegen treten; aber ſie vermochte es nicht, ſeinen Blick zu ertragen.

„Wie ſie daſteht, die Verworfne!“ — fieng er von neuem an — „wie ſie bebt, die Abſcheulichſte der Verdammten, die noch eben über uns zu triumphiren ſich erfrechte! Blick' auf, Giftmiſcherinn! wenn Du es wagſt! Sieh, vor Deinen Augen drück' ich Natalien an meine Bruſt, vor Deinen Augen ſchwör' ich ihr ewige, glühende Liebe — und Dir, wenn Du je es unternimmſt, ihre Ehre auch nur durch einen Wink zu beleidigen, wenn einer Deiner Creaturen über dieſen Auftritt das leiſeſte Wort entſchlüpft — Dir ewige, glühende Rache! — Sieh auf jetzt, ich befehle es Dir — ſieh — er nahm das Bild Maria's von Nataliens Buſen und hielt es Aurelien dicht unter die Augen — „ſieh dieſe im Leichenſchleier, höre ihr leztes Sterbegewinſel — und vernimm das lezte Röcheln des von Dir erwürgten Säuglings — und vernimm den Schuß, der das Hirn des edlen, dich Unwürdige liebenden Britten zerſchmettert hat — und vernimm die Verwünſchungen und die Flüche derer, die Du mit in Deine Verbrechen verwickelt haſt — und nun geh'" — er ſchleuderte ſie eine Ecke von ſich — „und nun geh' und verkünde Deinen Mördergenoſſen, daß der Rächer eurer Geopferten Natalien liebt!"

Er ſtürzte eilig aus dem Zimmer. Natalie ſank entkräftet auf das Ruhebett, und Aurelie, von tauſend Rachengeln verfolgt, floh mit zitternden Knieen in ihr Schlafgemach.

Siebentes Buch.

Ouvertüre. — Camillo's erſte Bildung. — Landung auf der Inſel Stalimene. — Die ſchöne Gefangene. — Der Prinz und ſein Liebchen.

Welch bleicher Schatten ſchwebt auf düſterm Grunde
Mit ſtillem Ernſt und Leidensblick hervor?
Was winket Sie mit Schmerz-umzognem Munde,
Und ſtreckt verhüllte Arme feierlich empor?
Welch ſeelig Land hebt ſich aus goldnen Wellen?
Woher die Klänge, die ſo lieblich ſchwellen?

Im düſtern Haine wölbt ſich eine Halle,
Aus dunkler Grotte bebt der Lyra Ton.
Es winkt der Geiſt und deutet nach dem Schalle —
Wie der Sibylle des Anchiſes Sohn,*)

---

*) S. den Anh. Anm. 2.

Folg' ich Ihr ſtill. Ein Greis mit Silberhaaren
Rührt ſüß die Saiten, will uns nicht gewahren.

Durch grauen Epheu fällt ein Schein von oben,
Und läßt der Höhle Umfang dämmernd ſeh'n.
Im weiten Kreiſe, aus Geſträuch erhoben,
Seh' ich der Griechen-Götter Bilder ſteh'n.
Die Vorwelt lebt. Geſtellt auf niedern Raſen
Sind Held und Sänger, und Altar und Vaſen.

Der Wink des Geiſtes zeigt auf eine Stelle,
Und eine tief verborgne Pforte kracht;
Der Silber-Ampel Schein in Mitte der Capelle
Erhellt nur ſchwach der Tropfſteinbogen Nacht.

Es blinkt das Kreuz auf ſchwarzbehangnen Wänden,
Und Heil'genbilder ſteh'n in Muſchel-Blenden.

Ein heller Blitz umleuchtet die Rotunde,
Verſunken iſt der alten Götter Chor.
Es ſeufzt der Geiſt mit gramumwölktem Munde;
Aus Dampf und Brand ſteigt Mordgebrüll empor,
Und Todtenſchädel ſchau'n aus Flammengrunde,
Zu Säulen aufgethürmt, mit hohlem Aug' hervor — —
Wer riß die Felſen von dem ew'gen Schlunde?
Wer brach die Riegel an der Hölle Thor?
Welch hölliſch Heer dringt aus der Erde Spalten? —
O ſchützt mich — ſchützt mich, himmliſche Gewalten! — —

Prinz Camillo's Vater, aus einem der reichſten und vornehmſten Italiäniſchen Geſchlechter entſprungen, war von Jugend auf, je nachdem es die Umſtände erfoderten, bald ein liebenswürdiger Wüſtling, bald ein tapfrer, jedem Ungemach trotzender Krieger geweſen. Er hatte ſchon in ſeinen Jünglingsjahren ſich aus ſeinem Vaterlande entfernt und in ausländiſchen Kriegsdienſten rühmlich ausgezeichnet.

Doch da er glauben konnte, ſeinen Namen hinlänglich bekannt gemacht zu haben, und in der Geſchichte ſeines Hauſes einſt nicht blos zu Ergänzung des Stammbaums aufgeführt zu werden, verließ er das kriegeriſche Leben, begab ſich auf einige Jahre in ſein Vaterland zurück, vermählte ſich dort mit einer liebenswürdigen, doch wenig lebhaften Gemahlinn, und begab ſich mit dieſer wieder in die *******iſchen Staaten, wo er bereits eine anſehnliche Herrſchaft unweit der Hauptſtadt erkauft hatte, und bald einen glänzenden Hofſtaat um ſich verſammelte.

Seine Gemahlinn, die er mehr aus Eigennutz, als aus Zuneigung, gewählt hatte, wurde von ihm zwar mit äußerlichem Anſtande, doch nicht ſo behandelt, wie ihr ſanfter Charakter es verdiente. Camillo's Geburt hatte ihre wenigen, mehr von jugendlicher Geſundheit, als von wirklicher Schönheit zeugenden Reize faſt gänzlich verwiſcht, und ein anhaltender kränklicher Zuſtand konnte freilich nicht dazu dienen, ihren für glänzende Vergnügungen geſtimmten Gatten an ſie zu feſſeln.

Indeſſen ſie daher alle ihre Pflichten mit der größten Gewiſſenhaftigkeit und Geduld zu erfüllen bemüht war; indeſſen ſie in einer Ein gezogenheit und Enthaltſamkeit lebte, die zuweilen faſt in Frömmelei ausartete; verſchwelgte ihr Gemahl bald in der Reſidenz, bald auf koſtſpieligen Reiſen, mit ſeinen Buhlerinnen und Tafelfreunden in den feinſten Genüſſen und prachtvollſten Luſtbarkeiten die gemeinſchaftlichen Einkünfte.

Von dieſem Vater wurde Camillo von der frühſten Kindheit an mit ſoldatiſcher Strenge, von dieſer Mutter mit der weichlichſten Nachgiebigkeit und Milde behandelt.

Doch beide Uebertreibungen hatten auf den feurigen Knaben keinen nachtheiligen Einfluß; ſein freier Geiſt duldete nur dem Anſcheine nach die auferlegten Feſſeln, und ein Mentor, der als feiner Weltmann zugleich die Gunſt des Vaters und das Vertrauen der Mutter zu gewinnen und ſich zu erhalten verſtand, legte in das Herz ſeines Pflegbefohlnen Keime, welche einſt die ſchönſten Früchte verſprachen.

feſt überzeugt, daß Camillo's Charakter unbezwingbar, aber durch Güte und Liebe äußerſt leicht zu lenken ſey, hatte er ſein ganzes Erziehungs-Syſtem mehr auf Vertrauen und Freundſchaft, als auf Gehorſam, gegründet, und nicht nur die innigſte Zuneigung ſeines Zöglings, ſondern auch deſſen glänzende Fortſchritte in allen Theilen der Wiſſenſchaften, zeugten gar bald von der Klugheit ſeines entworfenen Planes.

So wie Camillo dem Jünglingsalter ſich näherte, und nicht nur ſein Körper, ſondern auch ſein Verſtand, auf die vielverſprechendſte Art ſich ausgebildet hatte, änderte ſein Vater die bisherige Handlungsart gegen ihn in mancherlei Rückſicht. Zwar ließ er ihm noch fernerhin in den militairiſchen Wiſſenſchaften von den geſchickteſten Lehrern Unterricht geben, und beobachtete in allem, was in dieſes Fach ſchlug, ſtrenge Disciplin; aber da er, wie viele Aeltern, in ſeinem Sohne gewiſſermaßen ſein eignes Leben zu wiederholen gedachte und über Lebensgenuß und Vergnügen die freieſten Grundſätze hegte, ſo fieng er nach und nach an, ſeinen Sohn, um ihn auch zum feinen Geſellſchafter abzuſchleifen, in ſeine vertrauteren Zirkel mit zu ziehen.

Doch die Macht verführeriſcher Beiſpiele und alle Lockungen des gleißenden Laſters wirkten um ſo weniger auf das Herz des ernſten, in ſich ſelbſt zurückgezogenen Jünglings, je zärtlichere Theilnahme ſchon von Kindheit auf die nicht ganz verhehlten Thränen ſeiner Mutter, je tiefern Abſcheu von jeher die zügelloſe Lebensart ſeines Vaters und die ſchaamloſe Verworfenheit ſeiner Günſtlinginnen in ihm erregt hatte. Nur aus Gehorſam, doch ſtets mit auffallender Kälte, nahm er Antheil an den ſchwelgeriſchen Feſten; aber, weit gefehlt, daß der Glanz dieſer ausſchweifenden Vergnügungen ihn damit nach und nach ausgeſöhnt hätte, ſo konnte er vielmehr oft ſeine Mißbilligung kaum unterdrücken, und es trug ſich ſogar mitunter zu, daß er den Buhlerinnen und Schmeichlern ſeines Vaters die tiefſte Verachtung öffentlich zu erkennen gab. Alles, wovon er faſt täglich Zeuge ſeyn mußte, flößte ihm beinahe gegen das ganze weibliche Geſchlecht, von welchem er freilich, außer ſeiner Mutter, nie eine Edle hatte kennen lernen, eine Art von Widerwillen und Abneigung ein; ſo oft er ſich nach ſeiner Neigung in die Einſamkeit zurückziehen konnte, vertiefte er ſich in das Leſen der berühmteſten ältern und neuern Schriftſteller, und alles, was nur von fern auf äußern Schimmer hindeutete, war ihm ſo zuwider, daß er ſich ſogar von aller Dienerſchaft, womit ihn ſein Vater ausrüſtete, nur des damals zehnjährigen Negerknabens Cornelius bediente, den der Fürſt, durch Camillo's drin gendes Bitten, von einem andern Großen für einen Jagdhund einzutauſchen, ſich bewegen ließ. Bis dahin hatte der ſchwarze Unglücksſohn in der dampfenden Küche ſeines erſten unmenſchlichen Gebieters blos von dem zu Brühen ausgekochten Fleiſche ſich genährt, und ſtets auf den Marmorplatten des Hofs ohne Obdach ſchlafen müſſen! — —

Camillo's Vater lernte endlich wohl einſehen, daß er bei dieſem jungen Cato, wie er ſeinen Sohn zuweilen beim Herumgehen der Becher, an der Seite ſeiner geſchminkten Dirnen, nannte, weder durch Ueberredung und Hohn, noch durch ſein Beiſpiel etwas ausrichten werde. Er überließ ihn daher, und zwar um ſo mehr, da Camillo's Gegenwart ihm doch mitunter innre Vorwürfe erregte, von nun an einzig und allein ſich ſelbſt, und gab ſehr gern ſeine Einwilligung, als dieſer aus Ueberdruß über das ihn täglich umgebende Geprånge und über ſeine bisherige Unthätigkeit, den Wunſch zu erkennen gab, dem Rufe der Ehre zu folgen und in fremden Kriegsdienſten Ruhm oder Tod aufzuſuchen.

Damals war der blutige Krieg zwiſchen Rußland und der Pforte ausgebrochen. Camillo, mehr noch durch ſeine Geſtalt, durch ſeine Kenntniſſe und durch ſeinen hohen Geiſt, als durch den Glanz ſeines Geſchlechts und die ſehr bedeutenden Verbindungen ſeines Vaters empfohlen, nahm beim Ruſſiſchen Hofe, ſtatt des ihm angetragenen Ehrenpoſtens, blos die Erlaubniß an, da, wo er ſelbſt wolle, als Freiwilliger zu dienen.

Auf dieſe Art wohnte er unter dem Oberbefehl des Fürſten Alexis O**** und unter Anführung des Admirals Sp****** der Expedition bei, durch welche, während der Zeit, daß die Türken auf dem feſten Lande an die Ufer des Pruth, der Donau und des Dnieſters zurückgedrängt wurden und Katharinens Flotten auf dem ſchwarzen Meere triumphirten, auch die Griechiſchen Inſeln den ſchon faſt Beſiegten entriſſen werden ſollten.

Schon in ältern Zeiten hatte oftmals der Funke der Empörung auf dieſen Inſeln in helle Flammen auszuſchlagen gedroht; die Bewohner derſelben ſchüttelten von jeher zähnknirſchend die ihnen aufgelegten Ketten, und erwarteten ſtets ungeduldig einen günſtigen Augenblick, um das drückende Joch von ſich abzuwerfen.

Die ſtaatskluge Kaiſerinn hatte daher auch jezt mit leichter Mühe die Vornehmſten zu ihren Anhängern gewonnen, und da man ſich ſogar auf einen allgemeinen Aufſtand Rechnung machte, ſo erſchien plözlich, troz der wüthendſten Stürme, eine furchtbare Flotte von Linienſchiffen und Bombardiergaliotten im Archipelagus. Durch das Einverſtändniß mit den Eingebohrnen gelangen mehrere Landungen, und bald ſchwangen dort Ruſſiſche Adler ihre

Flügel, wo bis jezt nur Türkiſche Halbmonde geglänzt hatten.

Prinz Camillo, deſſen Kühnheit und Geiſtesgegenwart man ſchon aus mehrern ruhmvollen Proben kannte, erhielt ein Unter-Commando bei denjenigen Landungstruppen, welche die Inſel Stalimene, das ehemalige Lemnos, beſetzen ſollten — und hier war es, wo ſich ein Vorfall ereignete, der in ſeinem Herzen auf ſein ganzes übriges Leben die unverlöſchlichſten Spuren zurückließ.

An dem nämlichen Tage, da die Türken nach einer muthigen Gegenwehr endlich den Siegern weichen mußten, und nur ein kleines, ſich wieder ſammelndes Häuflein, unter Anführung des eben ſo tapfern als blutdürſtigen Capydan-Pacha Haſſan, auf einzelnen Fahrzeugen flüchten konnte, ſaß Camillo bei einbrechendem Abend faſt gänzlich erſchöpft auf einer Trommel, und lehnte ſein ermattetes

Haupt an das Rohr einer unbrauchbar gemachten Türkiſchen Kanone. Hinter ihm beſchäftigte ſich ſein treuer Schwarzer dem Anſcheine nach mit den von Schweiß und Blut triefenden Pferden, ſah aber immer beſorgt nach ſeinem Gebieter, ob er ihn durch einen friſchen Trunk erquicken, oder ſonſt eine Bequemlichkeit ihm verſchaffen könne.

Voll tiefen Unmuths blickte Camillo's dunkles Auge auf die in der Dämmerung vor ihm ſich ausbreitende, nur ſchwach vom Mondlicht erleuchtete Landſchaft, welche durch das bunte Gewirr, in welchem getödtete Krieger und Roſſe, Wägen und Gepäck, Waffen und Turbane unter einander lagen, einen erſchütternden Anblick ihm darbot. Nur wenige und faſt nur die verwundeten Ruſſiſchen Soldaten waren in einiger Ordnung zu erhalten geweſen; ein Theil derſelben errichtete Strohhütten zum Nachtlager, oder grub ſich in die Erde; ein andrer Theil ſaß zerſtreut um die angezündeten Wachfeuer. Der übrige Haufen der rohen und vor Wuth ſchäumenden Menge war weder durch die Drohungen des Generals, noch auch durch das Zureden ihrer Officiere und ſelbſt Camillo's, der ſonſt doch alles über ſie vermochte, von der Plünderung und andern Ausſchweifungen abzuhalten geweſen.

Eben ſchien der Schlummer der Ermüdung Camillo's Auge vor dieſem gräßlichen Schauſpiel, wenn auch nur auf Minuten, verſchließen zu wollen, als athemlos und todtenbleich eine junge, griechiſch gekleidete Schöne mit zerrißnem Schleier und blutrünſtigen Buſen zu ſeinen Füßen ſtürzte, die von einigen Coſaken wüthend verfolgt ward.

„Rette mich, wenn Du ein Menſch biſt! ich bin eine Chriſtinn, wie Du" — rief ſie mit matter Stimme in Neugriechiſcher Sprache, indem ſie ein kleines vergoldetes Heiligenbild emporhielt und ihren Perlenſchmuck von Hals und Händen loszumachen ſuchte — „Hier iſt alles, was ich habe! Rette mich vor den Unmenſchen!“

Camillo ſprang auf, donnerte ihre Verfolger zurück, und zog gegen den wüthendſten derſelben den Säbel; Cornelius flog herzu und fuhr nach dem Heft ſeines Dolchs. Aber indem der Prinz dem bebenden Mädchen mit der flachen Klinge Luft zu machen ſuchte, ergriff einer der Barbaren die um ihren Nacken befeſtigte Perlenſchnur, ſchleifte die Unglückliche einige Schritte weit, und würde ſie unfehlbar erwürgt haben, hätte Cornelius nicht mit unglaublicher Behendigkeit ihn gepackt und durch einen einzigen Dolchſtich zu Boden geſtoßen.

„Er braucht nie wieder Ader zu laſſen!“ ſagte Cornelius kalt, wandte den Leichnam mit dem Fuße um, und ſchob mit triumphirendem Blick den blutgefärbten Dolch in die Scheide. Doch ein zorniger Blick Camillo's ſchlug ſeine Freude nieder; er ſenkte das blitzende Auge furchtſam zu Boden.

Die ſchöne Gefangene hatte mit Aufbietung ihrer lezten Kräfte ſich wieder emporgewunden, aber ihre angſtvolle Flucht, die grauſame Behandlung ihrer Verfolger und der gräßliche Anblick des neben ihr nur noch zuckenden Ruſſen waren zu angreifend für ein ſo zartes Geſchöpf, das nur aus Aether gewebt, nur mit Blumendüften genährt werden zu ſeyn ſchien. Wie der kleine, lichtblaue Schmetterling von dem Blumenkelch fällt, wenn der kalte Hauch der Herbſtnacht über die Wieſen ſtreift;

wie das Blatt des Fühlkrauts langſam ſich niederſenkt, wenn die Hand es berührt; wie die gebrochne Roſe zu Boden ſinkt und bald Farbe und Geruch verlieret; ſo beugte ſich das arme, von tauſend Schreckniſſen beſtürmte Mädchen erbleichend zur Erde, und die in Liebe ſchwimmenden Augen ſchienen auf immer für alle Leiden der Erde geſchloſſen.

Camillo, von Menſchlichkeit und Mitleid befeuert, eilte ihr zu Hülfe, vergaß in dieſem Augenblicke ſeines Unwillens auf Cornelius, und rief — denn wer hätte auch neben der hinwelkenden Schönen noch an Haß und Strafe gedacht? — den immer noch bebenden Neger mit gütiger, rührender Stimme.

Dieſer ſchien durch dieſen Zuruf aus dem Reiche der Vernichtung in das Leben zurückgebracht — und wär' von dem Hauche des Mädchens ſein eigner abhängig geweſen, wär' für ihr Wiederaufleben die Krone der Welt feilgeboten worden, einen thätigern, ſorgſamern, erfinderiſchern Krankenwärter hätte man nicht finden können.

Mit ſtürmiſcher Eil hatte er faſt augenblicklich einen Feldarzt herbeigeſchafft; in kurzer Zeit war für die Kranke von Mänteln und Decken ein Lager bereitet; in eben ſo kurzer ein niedliches, türkiſches Gezelt über ihr errichtet, das Cornelius, halb mit Güte und halb mit Gewalt, den Plünderern von ihrer Beute entriſſen hatte.

Faſt bis zur Mitternacht lag die reizende Gefangene in einem todtähnlichen Schlummer; Camillo blickte in dumpfen Schweigen auf ſie hin, und fühlte ſich wunderbar beängſtigt und beklemmen. Bald trat er heraus vor das Zelt, um ſeine glühende Wange in der friſchen Nacht abzukühlen, um ſein pochendes Herz durch einen Blick auf den weiten nächtlichen Himmel und die ſtill dahin ziehenden Sterne zu beruhigen; bald unterſuchte er die zunächſt ſtehenden Poſten, gieng durch das nach und nach entſtandene, in wilder Zerſtreuung umherliegende Lager, und ſprach mit den Wachen; doch immer zog ihn eine unwiderſtehliche Macht nach dem Krankenzelte zurück; immer glaubte er, zur Bequemlichkeit ſeiner Geretteten noch dieß oder jenes beſſer anordnen zu müſſen; immer ſtand er wieder in tiefes Nachdenken verſunken vor dem Ruhebett und wunderte ſich über ſich ſelbſt, wenn er aus ſeinem tiefen, bewußtloſen Traume erwachte.

Endlich war die bange, unruhige Nacht verfloſſen, und die Ruſſiſchen Truppen, von ihrem wilden Taumel und Rauſch zurückgekommen, hatten ſich ziemlich wieder zuſammengefunden. Schon verblaßten die Wachfeuer; die Roſſe wieherten; die Trompeten erklangen; die Morgen-Kanonen auf den Hügeln fiengen an zu krachen.

Noch immer ſtand Prinz **Camillo** an dem Lager der Schlummernden und lauſchte auf ihren Athemzug. Jezt ſtrich ein lieblicher Morgenwind durch die Wände des Gezelts; eine feine Röthe lief über ihre Wangen. Und jezt ſchlug ſie die ſchönen Augen auf, erhob, wie eine aufblühende Blume, ihr Haupt, und blickte um ſich, als wär' ſie aus den dunkeln Thälern des Todes in die freundlichen Gefilde der Oberwelt wieder zurückgekehrt.

„Wo bin ich?“ — rief ſie mit ſanftem, hinreiſſenden Tone, und betrachtete den Prinzen mit ſtillem Entzücken — „Biſt Du es, der mich ins Leben zurückrief?“

Camillo reichte ihr die Hand und bat ſie zärtlich, ſich zu ſchonen. Ihr Augenaufſchlagen und der Silberklang ihrer Stimme hatten ein neues Leben in ſeiner Seele aufblühen laſſen; die Welt erſchien ihm jezt von einem Widerſcheine des Himmels verſchönert.

„Mir iſt wohl“ — erwiederte ſie, und richtete ſich völlig auf. — „Feſt war mein Schlaf, doch ſüß! Ich hörte den Hall von Nikons Saiten; mich umwehten die Lüfte meines Heimathlandes! — Doch vergieb“ — ihr trunkener, begeiſterter Blick ſenkte ſich zur Erde — „vergieb, wenn die holden Bilder meines Traums und das ſüße Gefühl der Geneſung mich geſchwätzig machen, noch eh' ich Dir, meinem Retter, die Pflichten des Dankes gezollt habe!“

Sie warf ſich vor dem Prinzen auf die Kniee; er hob ſie ſtürmiſch auf, drückte ihre Hand an ſein Herz, und ſein Auge haftete einige Sekunden feſt auf dem ihrigen.

„Wer biſt Du, wunderbares Mädchen?“ — fieng er dann an — „Lieblich, wie Geiſterhauch, tönen Deine Worte im Innerſten meines Herzens. Seit ich Dich ſah, iſt es anders werden in meiner Seele!“

Sie. Mein Name iſt Anaſtaſia. Noch geſtern ſtand es in meiner Macht, über dieſe Inſel zu gebieten; jezt preiſ' ich mich glücklich, Deine Sklavinn zu ſeyn.

Camillo. Das Glück der Schlachten hat uns zu Herren dieſer Inſel gemacht; die Vorſicht hat Dich mir überliefert. Aber fern ſey es von mir, von der Macht der Waffen gegen Dich Gebrauch zu machen. Nenne mir Deine Aeltern, fodre von mir, wohin Du gebracht ſeyn willſt — und noch heute übergebe ich Dich den Händen Deiner Verwandten.

Anaſtaſia ſeufzte. „Kannſt Du Todte erwecken?“ fragte ſie traurig. — „O könnteſt Du es, Du würdeſt ihn erwecken, den hochherzigen Nikon — Du würdeſt ihn lieben, wie einen Vater! Doch längſt ward die goldne Leier am Felſen zertrümmert; längſt wandelt Nikon, wenn ſein Glaube nicht trog, auf einem ſchönern Sterne mit den Helden und Sängern der ſeeligen Vorzeit. — Ach, zahllos ſind die Leiden, die von Kindheit an auf mich losſtürmten; auf dieſer weiten Erde mag ich Niemanden angehören, als Dir! O habe Mitleid mit mir! Iſt Dein Herz ſo edel, als Dein Blick es verſpricht, regt ſich etwas in Deiner Seele, das für mich um Theilnahme flehet, ſo ſtoß mich nicht von Dir! Dir hat die Vorſicht mich entgegengeführt; nur Dein Eigenthum will ich ſeyn bis zum lezten Hauch meines Lebens! Ich will Dir nicht zur Laſt fallen, mein Gebieter! Ich habe manches erlernt, was Dir nützen, was Dich erfreuen kann — und ſollt' es dem Helden unrühmlich ſeyn, wenn nach der Hitze des Treffens zärtliche weibliche Pflege ſeiner harret?"

Camillo's Herz wogte unruhig auf und ab. Er that ſinnend einige Schritte.

Doch da der Dienſt jezt ihn abrief und er in dieſem Augenblicke keinen feſten Entſchluß faſſen konnte, ſo beſchloß er, die Entſcheidung einzig und allein der Zukunft anheimzuſtellen. Er winkte ſeinem Neger.

„Sorge für Sie, wie für mein Leben!" rief er ihm zu, und ſogleich lag dieſer ehrerbietig vor Anaſtaſien auf der Erde. — „Ich bin bald wieder bei Dir, gute Anaſtaſia!" — tröſtete er dann das ängſtliche Mädchen, befahl einigen Soldaten, das Zelt zu beſchützen, warf ſich ſtürmiſch aufs Pferd und ſprengte davon.

Das Kriegsglück des vorigen Tages hatte die Ruſſiſchen Truppen in den völligen Beſitz der ganzen Inſel geſezt, und nur etwa vierhundert Türken war es gelungen, ſich in ein ſteiles, hoch über die Fläche des Waſſers erhabenes Fort zu werfen, wo ſie ſich zur hartnäckigſten Vertheidigung rüſteten. Es blieb daher den Siegern jezt nichts übrig, als in alle haltbare Plätze Beſatzung zu legen, auf den Anhöhen Verſchanzungen und Signalthürme zu errichten, die einem Angriffe am erſten ausgeſezten Ufer zu befeſtigen, zur Belagerung des Forts ſich anzuſchicken und — für die erlittenen Strapazen auf Koſten der Landeseinwohner ſich gütlich zu thun.

Auch Camillo bezog ein ſehr bequem eingerichtetes und reizend gelegenes Landhaus, und da faſt jeder ſeiner Kameraden irgend eine ſchöne Gefangene erbeutet, oder wenigſtens die Frau oder Tochter ſeines Wirthes ſich zu eigen gemacht hatte, ſo fand man es ganz in der Ordnung, daß Camillo's Mehr ein ſchlankes, in vielfachen Muſſelin gehülltes Mädchen nach dem Blumenmarkte oder nach der Griechiſchen Capelle begleitete, und hätte nur gern unter den Schleier geblickt, um die Unwiderſtehliche kennen zu lernen, die, wie man nicht zweifelte, den bisher Enthaltſamſten und Kälteſten bei der ganzen Armee endlich gefeſſelt habe.

Man würde jedoch, ſo unwahrſcheinlich dieß auch klinget, ſehr irren, wollte man glauben, daß Anaſtaſiens und Camillo's Verhältniſſe mit denjenigen, in welchen die übrigen Ueberwinder mit ihren Schönen ſtanden, im mindeſten gleich geweſen wären.

Zwar zog ſich der Prinz während dieſes

Zeitraums ſelbſt von denjenigen Officieren zurück, an deren Umgang er ſonſt Geſchmack gefunden hatte und die größtentheils in gebohrnen Engländern beſtanden; zwar ſuchte er ſeinen Dienſtpflichten immer in dem möglichſt kurzen Zeitraume Genüge zu leiſten; zwar brachte er ganze Abende, ja halbe Nächte, mit Anaſtaſien allein in dem reizenden Kiosk des Gartens oder auch wohl im Schatten der Bäume zu, welche das weiße Marmorbecken eines Springbrunnens freundlich umgaben; aber wer dort einen geheimen Augenzeugen hätte abgeben können, der würde in Camillo und Anaſtaſien bald den zärtlich beſorgten ältern Bruder und die folgſame, ſchwärmeriſch-dankbare Schweſter, bald den ehrerbietigen, nur heimlich anbetenden Begleiter und ſeine junge, weit über ihn erhabene Gebieterinn, bald endlich den lauſchenden Kunſtfreund und eine geiſtvolle Künſtlerinn zu erblicken geglaubt haben, die jenen durch ihre Talente zu ergötzen ſuche.

Anaſtaſia, die, wie wir in der Folge hören werden, ſchon von Jugend auf eine künſtleriſche Bildung erhalten hatte, und ſpäterhin zur einſtigen Zierde eines Serails erzogen worden war, konnte faſt auf allen Inſtrumenten für eine Meiſterinn gelten. Mit dieſer Geſchicklichkeit in der Tonkunſt vereinigte ſie noch nicht nur die lebhafteſte Phantaſie und die reichhaltigſte Kenntniß der lieblichen griechiſchen Fabelwelt, ſondern auch eine faſt unübertreffliche Gabe, dieſe Dichtungen durch Tanz und pantomimiſche Darſtellungen zu verſinnlichen.

Die faſt idealiſche Form ihres Körpers, ihr ſchlanker nymphenartiger Wuchs, die Leichtigkeit und Anmuth jeder ihrer Wendungen, die mahleriſche Anordnung ihrer Gewänder, die leidenſchaftliche Geſchmeidigkeit ihrer Geſichtszüge und die Haltung ihres Kopfs und ihrer Arme, die ſelbſt ein Praxiteles nicht ſchöner zu bilden im Stande geweſen wär', dieß alles brachte auf den erſten Anblick eine wahrhaft zauberiſche Wirkung hervor; es ſchien nicht möglich, die Sprache der Mienen und Geſten mehr zu veredeln, und Prinz Camillo, der in ſpätern Jahren Emma Hamilton noch in allen ihren jugendlichen Reizen zu beobachten Gelegenheit hatte, behauptete, freilich vielleicht mit einiger Partheilichkeit, daß zwar der Lady Kunſtfertigkeit, aber Anaſtaſiens natürliches Talent höhere Bewunderung verdient habe.

Lange hatten jezt alle dieſe Gaben ungenuzt in Anaſtaſien geſchlummert; faſt ſo lange, als ſie auf der Inſel Lemnos ſich aufgehalten, hatte ihr inneres Gefühl ſchon vor dem Gedanken ſich empört, durch ihre Kunſt Menſchen zu ergötzen, die von ihr in jeder Rückſicht verachtet wurden. Doch jezt, da, wie die Schwärmerinn ſich überredete, durch eine höhere Beſtimmung Prinz Camillo ihr entgegengeführt worden war, da Anaſtaſiens glühendes Herz in ihm den Jüngling ihrer, bis dahin ihr ſelbſt noch unerklärlichen geheimen Sehnſucht erkannt hatte; da blühte auch in ihrer Seele der Frühling früherer Zeiten wieder auf; alle ihre ſchönern, faſt erſtorbenen Gefühle erwachten wieder, und ſie lächelte nicht ſelten über ſich ſelbſt, wenn ſie ſich, nach langem tiefen Nachdenken, endlich auf dem Gedanken begegnete, wie ſie Camillo durch irgend eine ihm noch unbekannte Geſchicklichkeit, durch irgend eine neue geiſtreiche Unterhaltung überraſchen, ja wohl gar durch einen ſchön erfundnen Anzug ihn noch inniger an ſich ketten wolle.

Sie bemühte ſich daher bald, den Geliebten durch Geſang und Saitenſpiel zu erheitern; bald durch eine einfache mimiſche Vorſtellung, wobei ſie gewöhnlich die Ideen, ja oft ſogar die Worte der Alt-Griechiſchen Dichter, mitunter auch die Erfindungen der Neugriechen benutzte, den Umgang mit ihm zu beleben; und wurde Camillo oft ſchon bezaubert, wenn ſie bald eine Iphigenia in Tauris, bald eine tanzende Bachantinn, bald eine Ariadne darſtellte; ſo war die ihrer Mutter entriſſne Proſerpina, und Jokaſte, die den blinden Oedipus führt, der Triumph ihrer Kunſt, weil dann die entfernte Aehnlichkeit ihres Schickſals ſie unwillkührlich ergriff und ihre feurige Phantaſie in die vorigen Tage ihres Lebens ſie zurückverſezte.

Sie vergaß dann ganz die ſie umgebende Wirklichkeit und hörte gewöhnlich nicht eher auf, bis alle ihre Kräfte erſchöpft waren und ſie unter heißen Thränen in die Arme ihres Geliebten ſank.

Hatte ſie ſich aber an ſeiner Bruſt wieder erholt, dann blieb noch immer eine ſanfte Traurigkeit in ihrer Seele zurück, und ihr Herz nöthigte ſie dann, dem Geliebten einzelne Begebenheiten ihrer frühern Tage mit hinreißender Schwermuth zu eröffnen.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Achtes Buch.

Die Höhle auf der Halbinſel Morea. — Milen. — Das Grab im Felſen. —. Der Abſchied. — Das Lied vom Weinberge. — Thermopylä. — Der unterirdiſche Schatz. — Der Unterhändler. — Der Wohlthäter und die Signora. — Der Capitain. — Die Sklavenhändler. — Erziehungsanſtalt von beſonderer Art. — Caravan Baba Haſſan.

Erſter Abend.

„Dort, wo ewiger Frühling wohnt" — ſo begann Anaſtaſia ihre Erzählung — „dort, wo ein immer heitrer Himmel auf grünen Hügeln und auf Hainen von Mirten und Maſtixſträuchen ruht, wo klare Quellen dunkle Olivenwälder und Granatenbüſche durchſchneiden und lachende Blumenufer in ſpiegelhellen Golfen ſich abzeichnen — dort, wo die Natur zum Genuß der Freiheit aufruft und tyranniſche Uebermacht das drückendſte Elend verbreitet hat — auf der Halbinſel Morea bin ich gebohren."

„Das traurige Schickſal meines Vaterlands ſtand von jeher in der engſten Berührung mit meinen eignen Begebenheiten. Fern von der menſchlichen Geſellſchaft und faſt von allen Geſpielinnen meines Alters getrennt, verlebte ich meine Tage in einer dunkeln, ſchauerlich-lieblichen Höhle.“

„Wie könnt' ich dieſes meines erſten Aufenthaltes gedenken, ohne zugleich von jener ſüßen, wehmüthigen Schwärmerei hingeriſſen zu werden, womit wir alle Erinnerungen unſerer erſten Jugend umfaſſen? Aber wie könnt' es mir auch gelingen, Dir eine Beſchreibung zu geben, welche der Wirklichkeit nahe käm'?“

„Hatte man ſich durch hohe Gebürge und dichtes Gebüſch, das uns jedem menſchlichen Auge entzog, durch halbverſchüttete, in Felſen gehauene Schlangenwege, die nur uns und unſern Freunden bekannt waren, bis zu dem Eingange der Höhle hindurchgewunden, dann kam man zuerſt in ein nur wenig Fuß haltendes, ausgemauertes Gemach, das zu einer Einſiedlerwohnung eingerichtet ſchien.“

„Doch dieß niedrige, ärmlich ausſehende Behältniß diente blos zur Täuſchung, war aber in der That nur eine Vorhalle, durch welche man, auf den Druck an einen Stein von ſchwärzlicher Farbe, in ein geräumiges, zirkelrundes Gewölbe trat, welches durch eine oberhalb angebrachte Oeffnung ſein Licht empfieng und von zierlichen, mit hellem Grün umrankten Säulen unterſtützt ward.“

„Hier war Nikons gewöhnlicher Aufenthalt; hier lebten wir gleichſam in unmittelbarer Gemeinſchaft mit den alten Göttern und Heroen Griechenlands. Denn der ganze Umkreis des Gewölbes war mit unzähligen Bildſäulen und Basreliefs der alten Tempel, mit Säulentrümmern und Vaſen von Granit, Marmor und Porphyr, angefüllt, welche Nikon mit Hülfe ſeiner Verbündeten bei Nachtzeit ausgegraben oder ſonſt der verwüſtenden Hand und dem Aberglauben der Türken zu entziehen gewußt hatte, und die er theilweiſe, oft mit zerrißnem Herzen, an heimlich uns beſuchende Fremde bald für anſehnliche Summen verkaufte, bald auch für mancherlei Kriegsgeräthſchaften vertauſchte.“

„Ganz im Hintergrunde dieſer Halle befanden ſich auf beiden Seiten wiederum zwei geheime Pforten. Eine davon führte zu einer Fallthür, und durch dieſe in einen tiefen Abgrund, worinn kleine Feldſtücke und anderes Gewehr aller Art dicht über einander geſchichtet lagen; die andere zu einer unterirdiſchen, prächtig verzierten Capelle, die nur von einigen ſilbernen Ampeln beleuchtet ward und mit ihren matt erhellten Heiligenbildern, mit den glänzenden Altar-Geräthſchaften, mit dem hohen, von der Natur aus Glimmerſtein gebildeten, aber mit Muſcheln- und Korallenzinken künſtlich verzierten Bögen, auf mich von jeher einen majeſtätiſch erſchütternden Eindruck gemacht hat.“

„In dieſem verborgenen Heiligthume verſammelten ſich zu beſtimmten Zeiten, doch jedesmal erſt bei einbrechender Dunkelheit, mehrere der Landeseingebohrnen, um diejenigen gottesdienſtlichen Gebräuche zu verrichten, an deren öffentlicher Ausübung ſie durch die Mißhandlungen der Türken verhindert wurden.“

„Nach Beendigung der heiligen Cerimonien, bei welchen Nikon die Stelle des Prieſters vertrat, entließ man gewöhnlich die größere Menge, und nur die Ausgezeichneteſten blieben zurück, um ſich mit Nikon über die Angelegenheiten der ganzen Geſellſchaft und über die erhaltenen Briefſchaften zu berathen.“

Zweiter Abend.

An einem der nächſt folgenden Tage fuhr **Anaſtaſia**, von **Camillo** aufgefodert, in ihrer Geſchichte fort:

„Ohne Zweifel erkannteſt Du ſchon in der Höhle **Nikons** den Mittelpunct einer wichtigen Unternehmung, die auf das Schickſal meines unglücklichen Vaterlands unmittelbaren Bezug hatte und gewiſſermaaßen als eine Vorbereitung der Ereigniſſe angeſehen werden kann, durch welche jezt auch die Inſel **Lemnos** Deiner Monarchinn unterworfen worden iſt.“

„Ich ſelbſt ahnete von der Zeit an, da ich nachdenken lernte, ein dergleichen Geheimniß; doch den ganzen Zuſammenhang erriethe ich erſt dann, da ſchon das Räthſel — und ach, wie fürchterlich! — gelöſt war."

„Doch laß mich Dir heute von Nikon erzählen, von dem Freunde und Lehrer meiner Jugend! Obſchon er ſich gegen mich nie deutlich darüber erklärt hat, ſo muß ich ihn doch nach den Umſtänden für meinen Großvater halten; ſeine heilige Geſtalt wird ewig, wie ein Schatten aus Elyſiſchen Gefilden, in meinen Träumen erſcheinen, und alles, was ich in ſpätern Jahren ſelbſt geſehen oder von Andern gehört habe, dünkt mir klein und verächtlich gegen ihn — das ganze irdiſche Leben dünkt mir geringeren Werthes, als ein einziges der gehaltvollen Worte, die ich in den Stunden der Weihe von ſeinen Lippen vernahm!"

„Nikon, der feurige, Ehrfurcht gebietende Greis, gehörte zu den wenigen Heldenſeelen, die an glühender Liebe für Freiheit und Recht, an unauslöſchlichem Haß gegen Tyrannei und Gewaltthätigkeit, ihren Vorfahren, den Griechen des Alterthums, ähnlich ſind, und ihre ganze Lebenszeit dem großen Entwurfe aufopfern, ihr in Sclavenfeſſeln ſeufzendes Vaterland dem ehernen Scepter ſeiner barbariſchen Unterdrücker wiederum zu entreißen."

„O könnt' es mir gelingen, Dir mit wenigen großen Zügen den Edlen zu zeichnen, Ihn zu zeichnen, wie er groß und ehrwürdig an der Spitze der Verſammlung ſtand; wie er, wenn Kleinmuth die Verbundenen ergriffen hatte, die Verzagenden aufrichtete und ſtrafte, wie er dann oft in hoher Begeiſterung die Bildſäulen der alten Spartaner anredete, als wären ihre Schatten mit gegenwärtig — wie er, wenn ein gelungener Verſuch die Jünglinge zu einem vorſchnellen Ausbruche der Verſchwörung antrieb, den aufbrauſenden Uebermüthigen Vorſicht und Mäßigung anrieth und, einem von der Gottheit getriebenen Kalchas oder Laokoon gleich, Unglück und Verderben verkündete! Doch zu ſchwach ſind meine Worte, Dir auch nur von fern den heldenmüthigen Alten zu ſchildern; nur fühlen — fühlen nur, wie Nikon, kann die Enkelinn Nikons!

„So viel ich aus den freilich nur abgebrochen hingeworfnen Erinnerungen ſeines Lebens zuſammenſetzen kann, war Nikon aus einem der älteſten Geſchlechter auf Morea entſprungen, und ſchon ſeine Voreltern hatten an der Spitze einer Verbindung geſtanden, durch welche dieſer Halbinſel eine republicaniſche Verfaſſung errungen werden ſollte. Man war, um dieß zu bewirken, in frühern Zeiten mit Venedig, in ſpätern aber mit Rußland, in geheime Unterhandlungen getreten, doch ſo, daß die verdeckten

Abſichten der Eingebohrnen mit den Plänen ihrer mächtigern Bundesgenoſſen immer ſehr verſchiedene Richtungen nahmen, indem erſtere ihre völlige Freiheit und Unabhängigkeit, leztere aber nur den Schein davon unter Venezianiſcher oder Ruſſiſcher Oberherrſchaft berückſichtigten."

„Mein Großvater ſelbſt hatte als Jüngling und Mann, vermuthlich mehr, um ſeine Entwürfe zu verſchleiern, als im Ernſte, ſich der Arzneikunde gewidmet, und theils als Arzt, theils unter anderm Vorwande, ganz Italien, Rußland und ſelbſt einen Theil der Türkei bereiſet. Nebenbei hatte er ſein Augenmerk auf die Ueberreſte der alten Bildhauerkunſt gerichtet, und die Kenntniß der Alterthümer, die er ſo ganz mit Liebe und Neigung ſich erworben hatte, mußte ihm, der nichts wichtigers, als die Errettung ſeines Vaterlands, kannte, zu nützlichen Verbindungen mit Ausländern und zur Bereicherung und Vermehrung ſeiner Kriegscaſſe und ſeines Zeughauſes dienen. Solchergeſtalt verband er in ſich zugleich das Amt des Arztes und Kunſthändlers, und die Würde des Oberprieſters und Anführers."

„Doch ſo wichtig und ehrenvoll ſein politiſcher Charakter auch ſeyn mochte, ſo war doch ſein moraliſcher für mich noch unweit anziehender und liebenswürdiger."

„Hätteſt Du ihn in ſeiner Einſamkeit geſehen, Camillo! Du würdeſt in ihm keinen der jezt lebenden Menſchen, Du würdeſt einen Sänger der Vorzeit in ihm zu erblicken geglaubt haben! Denn nur in jener ſchönen Vergangenheit lebte er ganz, und heiliger über alles war ihm eine goldne Leier, welche er völlig nach Art der Alten hatte bilden laſſen und mit großer Geſchicklichkeit ſchlug. O wie begeiſtert ſang er oft die Thaten der Griechiſchen Helden! wie entzückt lauſchte ich dann ſeinen Tönen und den lieblichen Worten, welche, wie ein goldner Strom; von ſeinen Lippen floſſen! Ach, Nikon, Nikon! find' ich dich jenſeits nicht wieder — und finde ich Camillo nicht wieder" — dieß ſetzte ſie zärtlich hinzu, indem ſie den Geliebten ſchmeichelnd umarmte — „ſo ſehn' ich mich nicht nach Unſterblichkeit!"

Dritter Abend.

Wer mein Vater war, habe ich nie erfahren. Meiner Mutter erinnre ich mich nur ganz dunkel aus den erſten Jahren meiner Kindheit. Sie war eine ſchöne, ſchlanke, traurige Frau, und drückte mich nie an ihre Bruſt, ſah nie auf meine jugendlichen Spiele, ohne daß ihr wehmüthig lächelndes Geſicht mit Thränen benezt worden wär'. Dann ſtrich Nikon ihr die langen Locken ſanft aus dem Geſicht, nannte ſie ſeine edle Tochter, und ſang zu ſeiner Griechiſchen Leier ein ſanft anhebendes und ſtark endendes Lied, in das ſie zuweilen mit gedämpfter Stimme einfiel."

„Als ſie geſtorben war, habe ich Nikon das erſte und einzige Mal weinen geſehen.

Er begrub ſie in eine tief in den Felſen gehauene Gruft, bei welcher ein klarer Quell rauſchte, und immer blühten dort friſche Kränze, welche die Edelſten der verbündeten Jünglinge, ſo oft ſie uns beſuchten, daran aufhiengen.“

„Je mehr ich erwuchs, deſto mehr ſchien Nikon alles aufzubieten, um meinen Geiſt auszubilden, und mich für die mitunter drückende Einſamkeit zu entſchädigen. Wenn er zu mir redete, dann ſchien ſeine Zuneigung gegen mich und das Gefühl für alles Schöne und Edle das einzige Band, das ihn mit der Erde zuſammenhielt. Dann verſezte ſich ſein erheiterter Geiſt, vergeſſend der kalten, ſchalen Gegenwart, in der Vergangenheit Tage; dann unterrichtete er mich in der Muſik und in der Alt-Griechiſchen Sprache, und wußte das Leben und Wandeln der Götter unter den Sterblichen, wußte die Großthaten unſerer Urväter, ſo reizend, ſo edel und herzerhebend mir darzuſtellen, daß ich in der lieblichen Täuſchung keinen höhern Adel kannte, als eine Tochter Sparta's genannt zu werden."

„Ich weiß nicht, woher es kam, daß die Ausführung des großen Planes immer von einer Zeit zur andern verſchoben werden mußte. Nikon eiferte einigemal heftig in der Verſammlung über das ausgeartete Geſchlecht der Innwohner und über die ſchändliche Treuloſigkeit der Bundesgenoſſen. Doch bald ſchien der innere bittre Gram über ein ganzes, zum Beſten eines erniedrigten Volkes verſchwendetes Leben den heldenähnlichen Greis tödten zu wollen."

„Zwar ſprach er noch oft mit dem ihm eignen, unauslöſchlichen Feuer; doch wurde er täglich verſchloßner und mürriſcher, und ſein Körper fieng an, von den Beſchwerden des Alters gedrückt zu werden. Ja nach Verfluß einiger Monate wurden ſeine Augen ſo dunkel, daß er ſich, nur von meiner Hand geleitet, aus der Höhle wagte, und im Innern derſelben nur durch Herumtappen zurecht fand.“

„Faſt kam es mir vor, als ſey der ganze Entwurf zur Befreiung Morea's aufgegeben; immer ſeltner und geringzähliger wurden die Zuſammenkünfte. Wohl zuweilen ſang der halberblindete Nikon noch ein feuriges, muthathmendes Kriegslied; aber bald ließ er die Leyer ſinken, rief mich zu ſich, ließ ſich zum Grabmal meiner Mutter leiten und ſagte dann finſter: Sei du mein Vaterland!“

Vierter Abend.

„Unvermuthet erſchien ein junger Mann in der Höhle, deſſen erhabne Geſtalt und edle Geſichtszüge unwillkührlich mit Ehrfurcht erfüllten, deſſen Jugendblüthe aber von raſtloſen Sorgen und Beſchwerden vernichtet ſchien. Er nannte Nikon Vater, und umarmte ſowohl ihn, als mich, mit ſtürmiſchem Feuer, ja, faſt möcht' ich ſagen, mit Verzweiflung und Wildheit.“

„Nikon zitterte auf, da er ſeine Stimme vernahm; ſie ſprachen einige Stunden insgeheim; nach und nach füllte ſich die Höhle mit einer großen Anzahl rüſtiger Jünglinge; ich mußte mich die ganze Nacht über in die Capelle begeben, und vernahm zuweilen den

Zuſammenklang vieler Stimmen und ein Geräuſch wie Waffengetöſe."

„Gegen Morgen, da alles ſtill worden war, rufte Nikon am Eingange der Capelle mir zu, und ließ ſich zum Altar führen. Er kniete ungefähr eine Stunde. Lebhafte Unruhe, rückkehrende Standhaftigkeit, endlich muthvolle Ergebung in den Willen des Schickſals, erſchienen abwechſelnd auf ſeinem ehrwürdigen Geſicht."

„Dann mußt' ich vor den Eingang der Höhle ihn leiten und die Lyra ihm reichen."

„Hoffe nichts mehr, meine Tochter!" — ſagte er nach einer Weile ſehr bewegt — „glaube es einem Greiſe: Nur im Unglück ſollten wir hoffen; wenn das Glück uns zu lächeln ſcheint, dann iſt es Zeit, das Uebelſte zu befürchten!"

„Er verlor ſich ganz in düſtre Gedanken, und nur zuweilen machte er ſeinem gepreßten

Herzen durch vernehmliche Worte Luſt. — „O der Entwurf war ſo ſchön, war ſo klug berechnet, war ſo lange mit widerſtrebender Seele verſchoben, war ſo göttlich groß — und nun macht Zufall oder Verrätherei ihn zur Unbeſonnenheit eines Tollkühnen! Hinweg denn mit jeder Hoffnung! — Ja, Nikon hat zu hoffen aufgehört — er wird wiſſen zu ſterben!“

„Ich ergriff ſeine Hand und drückte ſie weinend an meine Lippen. „Sollte ich dich nicht lange mehr zu meiner freundlichen Leiterinn haben“ — fieng er erweicht an — „ſollte das Rechte unterliegen, ſollten wir getrennt werden, ſo“ — — er vermochte nicht auszureden. Er küßte mich auf die Stirn, und legte mir ſeegnend die Hände auf.

„Geh’ jezt“ — ſagte er endlich mit kaum vernehmlicher Stimme — „Sammle die Blumen, wo du ſie findeſt; genieße die Freuden der Unſchuld und Jugend, die ohnedieß ſo kärglich dir zugemeſſen wurden — geh, o geh, liebe Anaſtaſia! und laß mich allein.“

„Ich ſchlich mich mit grenzenloſem Schmerze von ſeiner Seite; doch blieb ich in geringer Entfernung ſtehen. Er griff einigemal in die Saiten. Nach und nach fügten ſich die Töne zu einer alten, lieblich traurigen Weiſe, die er ſonſt oftmals geſpielt hatte. Er ſchien ſich ſamt mein, ſich übertäuben zu wollen. Endlich begann er das Lied vom König Ankäos. — Morgen, lieber Camillo! will ich das Lied Dir ſingen; heute laß mich hingehen und trauern!“

Fünfter Abend.

Lied vom König Ankäos.*)

Der König von Samos, Ankäos genannt,
Zog Gräben die Hügel hinan,
Und pflanzte die Reben mit emſiger Hand —
Ein *Sklave* trat ſinnig ihn an:

„Laß ruhen, Ankäos, die emſige Hand,
„Und raſte im kühligen Saal!
„Nie füllet der Saft, dieſen Reben entwandt,
„Dir, König, den goldnen Pokal!“

Deß lachte der König mit heiterem Sinn,
Er raunte dem Alten ins Ohr:

---

*) S. den Anhang Anm. 1.

„„Und gäb' auch der Herbſt noch ſo kargen
Gewinn,
„„Du füllſt mir den Becher, o Thor!““

„Traue nicht dem falſchen Glücke,
„Nicht der Hoffnung eitelm Spiel!
„Und errangſt du ſchon das Ziel,
„Fürchte noch des Schickſals Tücke!
„Zwiſchen Rebenſtock und Moſt
„Schwebet drohend Sturm und Froſt!“–

Bald ſchoßten die Reben gar freudig empor,
Bald grünte und blühte der Wein,
Bald drängten ſich ſchwellende Beeren hervor,
Geröthet von ſonnigem Schein.

Und als nun der König beim fröhlichen Feſt
Der Leſe den Alten erſah,
Da rief er: „„Schon werden die Trauben gepreßt,
„„Iſt Becher und Mundſchenk auch da?““

Doch finſteren Auges erwiedert der Greis:
„Wohl ſchäumt in der Preſſe der Moſt;
„Doch haſt du, der emſigen Mühe zum Preis,
„Noch keinen der Tropfen gekoſt't!“

„Traue nicht dem falſchen Glücke
„Nicht der Hoffnung eitelm Spiel!
„Und errangſt du ſchon das Ziel,
„Fürchte noch des Schickſals Tücke!
„Zwiſchen Kelch und Kelterbaum
„Dehnet ſich ein weiter Raum!“ —

Und als nun der Sklave beim ſchimmernden Mahl,
In finſteres Schweigen gehüllt,
Dem König credenzte den goldnen Pokal,
Mit heimlichem Grauen gefüllt;

Da rief ihm der König mit heiterem Sinn:
„„Willkommen, Du ſinniger Thor!

„„Wohl bringet die Mühe mir ſüßen Gewinn —
„„Was hältſt du ſo zagend empor?““

Doch finſteren Auges erwiedert der Greis,
Mit Thränen im bleichen Geſicht:
„Wohl bring' ich den Becher auf Königs Geheiß,
„Doch trank er des Moſtes noch nicht!“

„Traue nicht dem falſchen Glücke,
„Nicht der Hoffnung eiteln Spiel!
„Und errangſt du ſchon das Ziel,
„Fürchte noch des Schickſals Tücke!
„Zwiſchen Lipp' und Kelches-Rand
„Schwebt der finſtern Mächte Hand!“

Schon faſſet der König den goldnen Pokal
Und hebet ihn lachend empor,
Da ſtürzen die Winzer durchs hohe Portal,
Ein Diener tritt zitternd hervor:

„Herr König! ein Eber verwüſtet mit Wuth
„Den Weinberg, ſo emſig gepflegt.
„Schon röcheln die rüſtigſten Männer im Blut,
„Vom ſchnaubenden Keiler erlegt!“

Auf reißt ſich der König, läßt Becher und Mahl,
Ergreifet die Lanze mit Muth.
Doch trank er wohl nie mehr aus goldnem Pokal —
Es ſaugte die Erde ſein Blut!

Traue nicht dem falſchen Glücke,
Nicht der Hoffnung eitelm Spiel!
Und errangſt Du ſchon das Ziel,
Fürchte noch des Schickſals Tücke!
Zwiſchen eins und noch einmal
Niederflammt des Blitzes Strahl.

Sechſter Abend.

So hatte Anaſtaſia an einem der vorigen Abende zur Laute geſungen. Doch je näher ſie dem Schluſſe kam, deſto tiefer ward ſie erſchüttert, und kaum hatte ſie geendet, als ſie in einer Art von Geiſtesverwirrung das Inſtrument weit von ſich ſchleuderte, daß es mit einem dumpfen Klange zerſplitterte, und dann mit ausgebreiteten Armen auf Camillo zuwankte. Doch noch ehe er ſie auffangen konnte, ſank ſie kraftlos zu Boden, und erſt nach Verfluß einiger Tage war ſie vermögend, in ihrer Erzählung fortzufahren:

„Noch ſaß Nikon, ähnlich dem unſterblichen Mäoniden, auf dem Feldſteine am Eingange der Höhle und gab tiefſinnig dann und wann auf den Saiten einige Töne an;

noch lag ich, unwiſſend zwar, was eigentlich vorgehe, doch von **Nikons** Worten tief bewegt, auf dem Raſen, und benezte mit unwillkührlich herabrollenden Thränen die Blumen und Kräuter, die ich ſammeln wollte; da vernahm ich, erſt in der Ferne, doch bald immer näher und näher, wildes Geſchrei und Schwerderklirren und Schießen.“

„**Nikon** erhob ſich und ſchritt vor: aber ehe ich zu ihm hineilen konnte, ſtürzte ſich der Heldenjüngling, der ihn Vater nannte, ein blutiges Pannier in der Rechte, das vorher in der Capelle gehangen hatte und auf welches ein Maulbeerbaum mit den Symbolen der Freiheit gemahlt war, *) mit fünf bis ſechs ſeiner Waffengefährten, alle mit Staub und Wunden bedeckt, alle mit bluttriefenden Säbeln, durch eine faſt ungängliche, ſteile Bergſtraße, und beſetzte mit ſeinen Begleitern den allerengſten Paß, der nahe am Eingange der Höhle ſich befand.“

---

*) S. den Anhang Anm. 9.

„Es iſt alles dahin!“ — rief er Nikon in halbem Wahnſinne zu, und ſchleuderte die Fahne nach ihm hin — „ich liefere dir das Pannier noch ungeſchändet zurück, wie ich gelobte — rette dich durch den unterirdiſchen Gang!“

„Dann wandte er ſich zu ſeinen Begleitern: „Laßt uns des Vaterlands letzte Hoffnung nicht überleben! Hier ſind Thermopylä! Laßt uns ſterben, wie Leonidas und ſeine Helden! Noch heut' werden wir ſie ſehen!“ —

„Und ſchon ſtürmte eine wüthende Rotte Türken unter Anführung eines Italiäners, Namens Salvieni, den ich manchmal bei meinem Großvater geſehen hatte, durch den

---

*) S. den Anhang Anm. 3.

Felſengang. Die Jünglinge warfen ſich ihnen entgegen: Schlachtgebrüll und Schüſſe und blitzende Säbel, wohin ſich das Auge wandte! Nikens Sohn und die Seinigen kämpften wie Wüthende hinter einem Walle getödteter Feinde — ſie mußten der Uebermacht weichen — ſie fielen, eines ſchönern Jahrhunderts werth!“

Achter Abend.

„Die tödtliche Angſt und der furchtbare Anblick des mörderiſchen Gefechts hatten mich halb aller Sinne beraubt. Nur ſoviel kann ich mich noch erinnern, daß ich zu Nikon flüchten wollte. Doch da ich wieder zu einiger Beſinnung kam, befand ich mich, weit von der Höhle entfernt, in der Gewalt Salvionis und einiger Türken.“

„Schon dieſe Entdeckung muſte tauſend Schreckniſſe in meiner Seele erwecken; aber meine Angſt erreichte den höchſten Gipfel, da ich gewahr ward, daß ſelbſt die Furchtbaren, die mich umgaben, wie vom Blitzſtrahl getroffen bebten, daß der Erdboden unter mir zitterte und die ganze Luft mit einem faſt erſtickenden Dampfe erfüllt war. Ich ſank aufs neue in völlige Bewußtloſigkeit, und erſt nach Sonnenuntergang erholte ich mich gänzlich."

„Aber warum ſpreche ich jezt von mir, der es beſſer geweſen wäre, jenen Tag nicht zu überleben? Du willſt wiſſen, wie Nikon ſtarb — o fürchte nicht, mein Camillo! daß ich dieß übergehen ſollte, obſchon ich nur aus Salvionis Erzählung die näheren Umſtände weiß — ich bin die Enkelinn des großen Nikon!"

„Kaum war der heldenmüthige junge Mainotte mit ſeinen Getreuen ermordet, als die Türken auf Nikon zuſtürmten und ihn, der ihren Säbelhieben ſeine Bruſt entgegenſtellte, niederzuhauen im Begriff ſtanden."

„„Nicht alſo!"" rief ihr Anführer ihnen zu — „„Der augenblickliche Tod würde für ihn Wohlthat, für uns unerſezlicher Verluſt ſeyn. Gewiß liegen in dieſer Raubhöhle heimlich vergrabene Schäze, die niemand als er zu entdecken vermag! Bindet und martert den ungläubigen Hund, bis er auch das lezte Geldſtück uns überliefert hat! Dann iſt's noch immer Zeit genug, ihn unter Qualen den Geiſt aushauchen zu laſſen!‟‟

„Dieſe Rede wirkte augenblicklich auf die geld- und blutgierige Rotte, und eben ſo ſchnell war Nikon an Händen und Füſſen gefeſſelt.‟

„Schont eines unglücklichen Greiſes!‟ — ſagte er mit Unterwürfigkeit und Demuth zu ſeinen Henkern — „Wohl liegen unermeßliche Schätze hier unterirdiſch verborgen; auch könnt' ihr Geheimniſſe entdecken, die, wäre unſer Vorhaben geglückt den Untergang eurer aller bereitet hätten. Reichet mir eine angezündete Fackel, damit ihr in dieſen dunkeln, ſich kreuzenden Gängen nicht zu Schaden kommt. Gern will ich euch alles verrathen, ſo ihr meines Lebens verſchonet!‟

„Man brannte eine Fackel an und reichte ſie Nikon; doch ſelbſt einige von den Türken konnten ihre Verachtung gegen dieſen ſo niedrig um ſein Leben flehenden Greis nicht unterdrücken, den ſie ſonſt heimlich bewundert hatten.“

„Nikon tappte langſam an den Wänden umher, und leuchtete den Muſelmännern voran, bis ſie an die Pforte des Abgrunds kamen, wo gewöhnlich die Waffen der Verbündeten verborgen lagen, der aber jezt mit Erde beworfen war. Er beugte ſich auf den Boden, um, wie er ſagte, die rechte Stelle zu finden, wo man die Kriegs-Caſſe und Juwelen von unſchäzbarem Werthe, und ſtaatsverderbliche Schriften vergraben habe, zeigte dann den Ort an und ließ mit Schaufeln den Boden aufwühlen.“

„Endlich kam man auf eine eiſerne Platte. Nikon faßte den Ring und winkte Salvioni näher, der ſich gleich anfänglich meiner bemächtigt hatte, aber doch auch von der Hoffnung, noch mehr zu erbeuten, herbeigelockt worden war.“

„Steh, Salvioni!“ — rief er ihm auf Italiäniſch und, als ſagt' er ihm etwas ganz gleichgültiges, zu, indem er zugleich auf den Eiſenring deutete und die Fackel ſchwenkte — „ſteh', Salvioni! der Tod iſt unter unſern Füßen! — Anaſtaſia ſey dein Rettungsengel; fliehe mit ihr. — Wende dich am Eingange linker Hand, ſo biſt du in ſieben Minuten außer Gefahr! Aber ein einziger Schritt näher, ein verrätheriſches Wort, und du fliegſt mit in die Luft!“

„Laßt Salvioni den Schlüſſel holen,“ — ſagte er dann auf Türkiſch zu den übrigen — „deſſen Stelle ich ihm eben bezeichnet habe!“

„Salvioni entfloh mit mir, um ſein Leben zu retten; aber kaum war er ungefähr eine Viertelſtunde von der Höhle entfernt, als die Erde erbebte und ein ſchreckliches Gekrach das Anzünden eines Pulvermagazins verkündigte.“

Nach dem Berichte eines zwar mit dem Leben davon gekommenen, doch furchtbar zerſchmetterten, Türkens hat Nikon unter dem Vorwand, als warte er auf den Schlüſſel, immer gezögert. Doch da endlich die Türken ungeduldig wurden und die eiſerne Platte mit Aexten erbrechen wollten, da rief er plötzlich aus: Sehet da Nikons Schatz!“ riß die Fallthür auf, und ſchleuderte die lodernde Fackel in den Abgrund.“

Neunter Abend.

„Da ich in jenem erſten Abſchnitte meines Lebens noch zu jung war, als daß Nikon, ſo groß auch ſeine Liebe und ſein Zutrauen zu mir war, mich mit ſeinem Plane und mit der Veranlaſſung, wodurch derſelbe ſcheiterte, bekannt gemacht hätte; ſo kann ich freilich nur aus einzeln erlauſchten Worten und aus dem, was ſpäterhin der Italiäner und einige meiner Mitgefangenen mir erzählt haben, auf den muthmaaslichen Zuſammenhang jener Begebenheiten ſchlieſſen.“

„Dir iſt es ohne Zweifel ſchon bekannt, ſollte ich auch bis jezt nichts davon geäuſſert haben, daß diejenige Macht, die ſich mit Nikons Bande insgeheim vereinigt hatte, einen von dem ſeinigen ſehr verſchiedenen Entwurf auszuführen geſonnen war. Jene hatte unaufgefodert ſich erboten, die Verſchwörung mit einer großen Escader und zahlreichen Landungs-Armee zu unterſtützen; dahingegen wollte Nikon, um nicht ein Joch mit dem andern zu vertauſchen, ganz Morea zum Aufſtand bewegen und aus den Landeseingebohrnen ſelbſt ſich ein Heer bilden. Er verlangte daher von den fremden Bundesgenoſſen nur Munition, und allenfalls eine ſehr mäßige Anzahl Mannſchaft, welcher er mit den Seinigen immer überlegen wär'."

„Beide Theile ſpielten auf dieſe Weiſe von je ihr beſonderes Spiel, Nikon jedoch das gewagteſte und gefahrvollſte; beide Theile kannten einander und ſuchten ſich gegenſeitig zu überliſten."

„So wollte denn auch Nikon in der lezten Zeit, da er mit Waffen und Soldaten hinlänglich verſehen war, die Empörung eher ausbrechen laſſen, als die fremde Macht es vermuthete; jene aber, welcher dieſe Abſicht nicht entgangen war, wußte den Ausbruch immer zu verhindern, und gab ſogar nicht undeutlich zu verſtehen, daß ſie, ehe der Plan ohne ihren Beiſtand ausgeführt werden ſollte, lieber alles den Türken entdecken würde.“

„Der Italiäner, deſſen ich ſchon erwähnt habe, und der ſelbſt in meiner eignen Geſchichte eine wichtige Rolle ſpielt, war in Italien mit Nikons Sohne bekannt worden. Da er ſich dort, wenigſtens dem äußern Scheine nach, einzig und allein mit der Kunſt und dem Kunſthandel beſchäftigte, und Nikons Sohn durch hinreißendes Feuer und ſchlaue Beredſamkeit an ſich zu feſſeln wußte, ſo glaubte dieſer, ſeinem Vater durch einen ſo geſchickten und ihm ganz ergebnen Unterhändler einen beträchtlichen Abgang der geſammelten Alterthümer verſchaffen, mithin dem Bunde eine reichliche Geldquelle eröffnen zu können. Salvioni wurde ſolchergeſtalt als Kunſthändler bei meinem Großvater eingeführt, und gewann nach und nach einen Theil ſeines Zutrauens.“

„Nachdem Nikon einigemal einen ſehr vortheilhaften Handel mit Salvioni abgeſchloſſen hatte, und an deſſen Treue und Vorſichtigkeit nicht mehr zweifeln konnte, gab der Italiäner ihm zu verſtehen, daß er wohl mehr wiſſe, als Nikon vermuthe, und daß er ſelbſt in bedeutendern Verbindungen ſtehe und ein wärmerer Freund der Unterdrückten ſey, als man denke. Nikon konnte endlich nicht umhin, lieber einen Verbündeten, als einen Verräther an ihm zu gewinnen, und entdeckte ihm daher manches, was äußerſten Falls unſchädlich geweſen ſeyn würde.“

„Von nun an zeigte ſich Salvioni immer und immer auf der vortheilhafteſten

Seite, und mein Großvater fieng an, ihn ſowohl wegen ſeines hellen Verſtandes, als auch wegen ſeines bieder ſcheinenden Herzens, zu achten. Auch iſt es mir wahrſcheinlich, daß Salvioni in der That eine Zeitlang dem Bunde eifrig ergeben geweſen, und nur ſpäterhin, durch ſeinen grenzenloſen Eigennutz, zum Spion der mit uns verbündeten auswärtigen Macht umgeſchaffen worden ſey.“

„Genug! in dem Augenblicke, da die längſt angelegte Mine endlich ſpringen ſollte, und Nikons Sohn mit den glänzendſten Hoffnungen aus der Fremde zurückkehrte, erhielten die Verbündeten Nachricht, daß an der Küſte nächſtens eine Ruſſiſche Flotte landen werde. Man konnte gegen niemand Verdacht ſchöpfen, als gegen Salvioni. Auch war dieſe Vermuthung, leider! nur zu ſehr gegründet, doch mit dem Unterſchiede, daß Salvioni, müde der großen, bis jezt unerfüllt gebliebenen Verſprechungen, das Gewiſſere dem Ungewiſſern vorgezogen, und ſeine mit den Türken durch einen geheimen Handel mit ſchönen Sklavinnen angeknüpfte Verbindung dazu benuzt hatte, das Geheimniß des Freiheitsbundes gegen eine anſehnliche Belohnung auch den Türken zu verrathen.“

„Mikan, der noch immer blos von Seiten der Ruſſen fürchtete, ſah nun keine Möglichkeit eines glücklichen Erfolgs, als wenn die Türken plözlich überfallen und noch vor Ankunft der Ruſſiſchen Schiffe unterdrückt würden, und der Ausbruch der Verſchwörung erfolgte daher einige Tage früher, als es anfänglich beſtimmt worden war. Allein leider! fanden ſeine Helden die Türken ſchon in Allarm. Faſt alle bewaffnete Griechen wurden niedergehauen, und der ſchändliche Salvioni diente den Türken als Wegweiſer in die Höhle.“

„Uebrigens bin ich gewiß, daß Mikon, nicht von einer unwürdigen Rachgier oder Verzweiflung getrieben, ſondern blos in der edlen Abſicht, ſeine Freunde nicht durch Auffindung der geheimen Briefſchaften zu verrathen, vielleicht auch in der Hoffnung, daß, wenn einige derſelben unentdeckt blieben, der ſchöne Plan vielleicht doch noch einmal ausgeführt werden könne, den Entſchluß gefaßt habe, ſich und ſeine Feinde zugleich in der Höhle zu begraben.“

Zehnter Abend.

„Ich befand mich nun, ein kaum zehnjähriges Mädchen, das die Welt von keiner Seite kannte, in den Händen des ſchlauen Salvioni, der ſich gegen mich auf das liſtigſte verſtellte, alles, was er gethan, als von den Türken erzwungene Handlungen ſchilderte, und mich mit ſo freundlichem Mitleid behandelte, daß ich ihn bald als meinen Retter und Wohlthäter verehrte. Und doch hatte er, wie ich in der Folge erfuhr, mich ſelbſt als einen Theil ſeines Judas-Lohnes verlangt und erhalten.“

„Er ſuchte mich über den Tod meines Großvaters, den er mitunter den Edelſten aller Sterblichen, ſeinen unvergeßlichen Freund und Vater, und den lezten Spartaner nannte, durch geheuchelte Theilnahme zu tröſten und brachte mich einſtweilen in ein düſteres, abgelegenes Haus, das außer der Bedienung nur von einer alten, abſchreckenden Dame bewohnt wurde."

„Auch hier fuhr er fort, mich oft zu beſuchen, zeigte die größte Vorſorge für meine ſehr erſchöpfte Geſundheit, brachte mir zuweilen kleine Geſchenke, und verſprach mir, an Nikons Stelle für mich zu ſorgen, und mich, ſobald nur möglich, an einen Ort zu bringen, wo ich in einem paradieſiſchen Garten, im Kreis vieler jungen fröhlichen Mädchen, meine Jugend unter Tanz und Spiel und Geſang verleben ſolle."

„Auch gieng dieß Verſprechen bald in Erfüllung. Salvoni kam einſtmals reiſefertig zu mir, verhüllte mich, und zwar, wie er ſagte, aus Beſorgniß für meine Geſundheit und aus Furcht vor den Türken, in einen vierfachen Schleier, und reiſete mit mir in einem ganz verdeckten Fuhrwerke mehrere Tage, ohne jemals anders, als bei Nachtzeit, einzukehren."

„Auf dieſe Art gelangten wir endlich in einen Flecken, der nahe am Meeresufer lag, und wo Salvioni ein eignes, ſehr ſchön eingerichtetes Haus beſaß."

„Hier übergab er mich ſeiner Freundinn, einer ungefähr dreißigjährigen Italiänerinn von ziemlicher Schönheit, die ehemals Opernſängerinn geweſen war. Schon unter Weges hatte er mich unvermerkt über meine Erziehung und über meine kleinen Geſchicklichkeiten und Kenntniſſe, die freilich nur in etwas Muſik und im Herſagen einiger Alt- und Neugriechiſchen Gedichte beſtanden, ſorgfältig ausgeforſcht, und es konnte mir daher nicht auffallen, als er und die Signora eines Abends mit der ſüßeſten Freundlichkeit in mich drangen, ihnen morgen eine Probe meiner Talente und zugleich meiner Zuneigung gegen ſie abzulegen."

„Um mich noch mehr zur größtmöglichſten Anſtrengung zu vermögen, erzählte mir Salvioni, daß vor wenigen Tagen einer ſeiner älteſten Freunde, ein reicher Schiffs-Capitain von dem edelſten, ſanfteſten Charakter, im Hafen angelangt ſey, der durch den Tod ſeiner einzigen geliebten Tochter alle Heiterkeit und Freude verloren habe. Nun ſey ich zufälligerweiſe mit der Verſtorbenen nicht nur von gleichem Alter, ſondern auch von der auffallendſten Ähnlichkeit, und er hoffe daher, ſein Freund werde mich ſogleich an Kindes Statt aufnehmen, in welchem Falle mir denn zuverläſſig das beneidenswertheſte irdiſche Loos bevorſtehe."

„Ich konnte nichts thun, als ihn meiner Bereitwilligkeit und Folgſamkeit zu verſichern, und der Capitain wurde auf den künftigen Tag eingeladen.“

Eilfter Abend.

„Ich hatte die Nacht in einiger Unruhe zugebracht. Denn ſo jung und unerfahren ich auch war, ſo überlegte ich doch, ob es wohl beſſer für mich ſey, bei Salvioni zu bleiben, über den ich bis jezt nicht zu klagen hatte, oder zu einem ganz Unbekannten mich zu begeben.“

„Mit frühem Morgen erſchien die Signora, und ſchien etwas unzufrieden, als ſie auf meinem Geſicht die Spuren einer ſchlafloſen Nacht zu bemerken glaubte.“

„Geh mit mir!“ ſagte ſie endlich etwas kälter, als ſonſt — „Wir wollen ins Bad!“

„Ich folgte ihr in ein ſehr niedliches Badehaus, und wurde, da wir wieder aus dem Waſſer ſtiegen, von einer ihrer Dienerinnen nicht nur ſorgſältig abgetrocknet und ganz neu gekleidet, ſondern auch, was mir damals ganz ſonderbar ſchien, mit wohlriechenden Waſſern beſprengt und auf den Wangen geſchminkt. Die Kleidung, ein feines Muſſelin-Gewand mit purpurfarbnem, prächtig geſtickten Gürtel, glich mehr der Altgriechiſchen, als meiner bisherigen, und ließ die ganzen Arme und einen Theil der Füße, die nur mit ſchmalen Bändern umwunden wurden, blos. Die Signora ſelbſt ordnete meine Haare, und ich kann nicht leugnen, daß, als ich vor den Spiegel treten mußte, deſſen Gebrauch mir bis jezt auch faſt unbekannt geweſen war, eine ſonderbare, theils angenehme, theils widrige Empfindung in mir erregt ward."

„Endlich kam auch Salvioni, muſterte mich vom Kopfe bis zum Fuß, ziſchelte lachend der Signora einige Worte ins Ohr, und ließ dann auch den ſogenannten Capitain hereinrufen."

„Ein kalter Schauer überlief mich, als der Fremde in das Zimmer trat. Außer Salvioni, den ich anfänglich manchmal nicht ohne geheimes Grauen anſehen konnte, an deſſen Anblick ich mich jedoch nun ziemlich gewöhnt hatte, war mir noch nie ein ähnliches Geſicht unter die Augen gekommen. Der Fremde trug Türkiſche Kleidung, und war, wie ich ſpäterhin zu erfahren Gelegenheit hatte, ein Renegat."

„Umſonſt forſchte ich in ſeinen Mienen nach einer Spur von Sanftmuth und Menſchlichkeit; ſeine rothen, ſchielenden Augäpfel, die unter dickbebuſchten Brauen und aus einem bleichgelben Geſicht tückiſch hervorlauſchten, ruhten ſtarr und ſchrecklich auf mir. Er ſprach mit Salvioni einige Worte Italiäniſch, die ich nur zum Theil verſtand, und ließ ſich dann ein Ruhekiſſen, eine Pfeife und Serbet bringen.“

„Sobald er ſolchergeſtalt für ſeine Bequemlichkeit geſorgt hatte, mußte ich, ſo ſehr ich mich auch weigerte, auf ſein Verlangen die Laute ſpielen und dazu ſingen. Er hörte gefühllos, doch mit Richterblicken zu, ließ mich dann einigemal auf und ab gehen, ſtrich mit ſeiner kaltfeuchten Hand über meinen Arm, kniff mich in die Wange und ſchickte mich hinaus.“

„Nun erhob ſich ein lebhaftes Geſpräch, bei welchem, ſo viel ich davon erlauſchen und verſtehen konnte, Salvieni und ſeine Freundinn mich wenigſtens der jüngſten Houri in Mahoms Paradieſe an die Seite ſetzten, der Fremde aber meine Kindheit und Schwächlichkeit mit ſehr grellen Farben ſchilderte. Doch zuletzt — noch ſchaudre ich, wenn ich an jenen Augenblick denke — erbot ſich der

Capitain unter vielen Verwünſchungen und Flüchen, wenn es denn nicht anders ſeyn könne, zweitauſend Franken an mich zu wagen."

„Kaum war der Handel abgeſchloſſen, als die Signora herauskam und mir ganz kurz erklärte, daß ich mit dem Capitain gehen, zuvor aber mich umkleiden ſolle. Sie warf mir zugleich einige alte, grobe Kleidungsſtücke zu, und ich befolgte ihren Befehl mit innerm Schauder, indeß man im Nebenzimmer mit der größten Gefühlloſigkeit das Geld aufzählte und einſtrich. Doch da der Fremde heraustrat, fehlte es wenig, der Kauf wäre zurückgegangen, indem mein neuer Herr das von mir abgelegte prächtige Kleid mit verlangte, Salvioni aber blos meine Perſon verkauft haben wollte."

„Nach langem Streiten kamen ſie endlich noch überein, und Salvioni zahlte dem Renegaten, mit Zurechnung der mir zulezt gegebenen ärmlichen Kleidung, noch einige Franken zurück.“

„Sodann gieng er und die Signora, ohne weiter ein Wort mit mir zu wechſeln, davon, und der Capitain übergab mich einigen Sklaven, die mich in einem feſtverwahrten hölzernen Verſchlag nach der Türkiſchen Schebecke trugen.“

Zwölfter Abend.

„Ich kann nicht ſagen, daß ich auf dem Schiffe, das der Sklavenhändler Ali blos gemiethet hatte, und welches von einem andern Türken commandirt wurde, ſchlecht behandelt worden wär'. Er ſperrte mich in die Cajüte zu drei bis vier andern Mädchen, die alle einige Jahre älter, als ich, und theils von ihren Aeltern und Verwandten verkauft, theils geraubt worden waren, ſchickte mir beſſere Kleider und überließ es uns ſelbſt, die lange Zeit, während das Schiff in See war, nach Gefallen zu verkürzen. Seine einzige Sorge beſtand darinn, uns immer mit reichlichen Lebensmitteln zu verſorgen, damit wir ihm, wie er ſich manchmal bei guter Laune ausdrückte, nicht zu ſehr vom Fleiſch fielen."

„Doch vor allen andern richtete er ſeine eigennützige Sorgfalt auf mich, weil ich unter meinen Geſellſchafterinnen die einzige war, die ſich über ihr Schickſal nicht tröſten konnte, und in der That theils durch innern Kummer, theils auch durch die Seekrankheit, ſo heftig angegriffen wurde, daß ich mehr einem Schatten, als einem lebendigen Weſen, glich.“

„Endlich gieng das Schiff an dieſer Inſel vor Anker, und wir wurden, jede in einen hölzernen Kaſten verſchloſſen, nach Alis Wohnung getragen, wo ein Kreis junger blühender Mädchen, faſt von allen Nationen und Farben, uns bewillkommte.“

„Wäre ich im mindeſten eines frohen Gefühles fähig geweſen, ſo könnte ich die erſten Jahre, welche ich in Alis Hauſe verlebte, im Ganzen genommen eben nicht unter die traurigſten meines Lebens rechnen. Wir ſtanden unter der Obhut einer bejahrten Aufſeherinn, die für unſere Geſundheit und Munterkeit verantwortlich war, und wurden von einigen ſchwarzen Sklaven bewacht. Einige der älteren Frauenzimmer, unter welchen auch Engländerinnen und Franzöſinnen ſich befanden, unterrichteten uns in allem, was unſern Verſtand und unſere körperliche Geſchicklichkeit einigermaßen ausbilden konnte."

„Da ich theils zum Zeitvertreib, theils auch aus Wißbegierde, in jeder Kunſt, worinn man uns unterrichtete, fleißig und daher immer eine der beſten Schülerinnen war; da ich mich zwar beſtändig ſtill und traurig, doch gegen alle meine Schickſalsgenoſſinnen freundlich und gefällig bezeigte; ſo wurde ich von allen geliebt, und der ganze Spott, womit ſie mich zuweilen verfolgten, beſtand darinn, daß ſie mich ihre klagende Nachtigall nannten."

„Ich fügte mich nach und nach aus Erkenntlichkeit immer mehr in die Wünſche meiner Geſpielinnen, ſuchte meine Schwermuth ihnen, ſo viel möglich, zu verbergen, und gab wohl mitunter zu ihrem Vergnügen, nach den von Nikon eingeſogenen Ideen, allegoriſche Spiele und Tänze an, ſo daß in kurzer Zeit die Lehrerinnen mich gegen Ali nicht genug rühmen konnten. Oft zwang er bei dieſer Gelegenheit ſein faſt leblos ſcheinendes Geſicht zu einem lächelnden Grinſen, nicht ſowohl, um mir ſeinen Beifall, als vielmehr um den Aufſeherinnen ſeine Hoffnung zu erkennen zu geben, daß ſein auf mich gewandtes Geld doch nicht ganz verloren ſeyn werde."

„Nach einem Aufenthalte bei Ali von vier Jahren wurde ich auf einmal prächtiger und vortheilhafter gekleidet, und ſollte dann, auf ſeinen Befehl, vor zwei bei ihm anweſenden Schwarzen tanzen ſpielen und ſingen. Die Erinnerung an den ähnlichen Auftritt bei

Salvioni erwachte in meiner Seele; der Gedanke, daß Nikons Enkelinn aufs neue einer ſolchen Demüthigung ſich unterwerfen ſolle, empörte mich; ich wagte es, mich hartnäckig zu weigern.

„Da alles Zureden und Drohen vergeblich war, ließ Ali die Schwarzen gehen — und mich" — — ſie ſteckte, indem ſie dieſes erzählte und entblößte ihre Achſel — „und mich bis aufs Blut geißeln. Der Unmenſch weidete ſich an meinen Schmerzen und gab — ſo weit gieng ſeine Grauſamkeit, daß er ſogar Vortheil und Gewinn auf Augenblicke vergaß! — nicht eher Befehl aufzuhören, bis ich ſinnlos zu Boden ſank"

„„Arme, bedauernswürdige Anaſtaſia!"" rief Camillo mit kaum zurückgehaltenen Thränen, küßte die zarte Achſel, wo noch immer einige Spuren von Geißelhieben zu ſehen waren, und drückte Anaſtaſien feſt an ſein Herz. Für heute war die Erzählung beendigt.

Dreizehnter Abend.

„Vier Wochen nach dieſer quaalvollen Züchtigung" — ſo beſchloß Anaſtaſie ihre Geſchichte — „benachrichtigte mich eine der Lehrerinnen, daß ich um eine ſehr beträchtliche Summe in den Harem des Capudan Pacha verkauft worden ſey, unter deſſen Befehlen die ganze Inſel Lemnos ſtehe. Alle Mitglieder der weiblichen Geſellſchaft umarmten mich beim Abſchiede mit Thränen, und viele ſuchten mich durch die Verſtellung zu beruhigen, daß jede von ihnen mein glückliches Schickſal beneide. Ich ſelbſt war ziemlich gleichgültig über dieſe Veränderung, und fand nur darinn einigen Troſt, daß ich von nun an das verhaßte Geſicht meines Peinigers nicht mehr zu ertragen gezwungen ſey.“

„Laß mich die erniedrigenden Behandlungen mit Stillſchweigen übergehen, die ich in Haſſans Serail abermals erdulden mußte, ehe ich ihm ſelbſt vorgeſtellt wurde und Gnade vor ſeinen Augen fand.“

„Man hatte ihm geſagt, daß ich aus Nikons Geſchlechte entſproſſen ſey, und, war es nun ein Gefühl von Mitleid gegen mich, war es Achtung gegen die Heldengröße Nikons — denn auch unter den roheſten Völkern ehren ja die Tapfern die Erhabenheit des Feindes! — genug! er behandelte mich mit einer ausgezeichneten Schonung und Großmuth.“

„Kaum hatte er mich verlaſſen, als mir auf ſeinen Befehl ſogleich einige prächtige Zimmer eingeräumt wurden, deren blau und gold bemalten Wände nebſt den aus Sandel-

und Roſenholz geſchnitzten Geräthſchaften, nebſt den glänzenden Polſtern und farbigen Fußteppichen, einen ſehr heitern Anblick gewährten. Vier Sklavinnen ſtanden von nun an blos zu meinem Dienſte bereit, und hätte auch irgend ein Wunſch in meiner Seele entſtehen können, gewiß wäre er ſchon im Voraus befriedigt geweſen. Faſt jeden Morgen ſandte mir Haſſan bald koſtbare Stoffe und Juwelen, bald die künſtlichſten Sangvögel und theuerſten muſikaliſchen Inſtrumente, bald auch die auserleſenſten Früchte und Blumen, und erlaubte mir ſogar auf mein Bitten, mich nach der Sitte meines Vaterlandes zu kleiden."

„So ſchwer man vielleicht dem Anſcheine nach dieſe Art zu handeln mit Haſſans übrigem Charakter vereinigen kann, ſo würdeſt Du doch, lieber Camillo! wenn Du ihn näher kennteſt, Dich leicht überzeugen, daß dieſer tayſere Muſelmann ſogar für liebenswürdig gelten könne, wär' in ihm nicht Sanftmuth und Wildheit, Großmuth und Grauſamkeit, der Wunſch zu gefallen und ungezügelter Stolz, Tapferkeit und bis zur Raſerei gehende Tollkühnheit, auf das wunderbarſte vereint."

„Er ſuchte meine Zuneigung durch freundliche Aufmerkſamkeiten, faſt möcht' ich ſagen, durch väterliche Fürſorge zu gewinnen, und oft kam es mir vor, als ſey mehr ein geheimer Stolz, die Tochter des berühmten Nikons in ſeiner Gewalt zu haben, als eine andere, unedlere Leidenſchaft, die Urſache ſeiner nachſichtsvollen Behandlung und der prächtigen mir zugeſandten Geſchenke."

„Doch ſo rühmlich dieß auch für ihn ſeyn würde und ſo gefällig er ſich gewöhnlich mir zu machen ſuchte, ſo gab es doch auch wieder Augenblicke, wo ein verderbliches Feuer aus ſeinen Augen leuchtete; ja einſtmals, da ich ſeinen Wünſchen noch immer fußfälliges Bitten um Zögerung entgegenſezte, ließ er ſogar mit wildem, ſehr bedeutenden Blicke die Schärfe ſeines Yatagans an meinem Halſe vorbeigleiten. Von dieſem Augenblicke an konnte ich nie wieder ohne geheimen Widerwillen ihn anſehen, und prieß mich glücklich, daß ſeine kriegeriſchen Geſchäfte ihn in der lezten Zeit zu immerwährenden Reiſen nöthigten."

„Da eure Truppen Haſſans Serall öffneten und der Plünderung unterwarfen, ward' ich, wie Du weißt, von vier Koſaken erbeutet, und dann Deine Gefangene. Möge dieſe Gefangenſchaft dauern, bis Anaſtaſiens Herz zu ſchlagen aufgehört hat!"

---

*) Yatagan, ein ſcharfgeſchliffener, krummer Säbel bei den Türken.

Neuntes Buch.

Günſtige Ausſichten. — Kriegsvorfälle. — Anaſtaſia und Haſſan. — Die barmherzigen Samariter. — Der edle Freund. — Gefahren zur See. — Die Kranken. — Wiederſehen und — Trennung. — Todtenfeier. — Der Geneſende. — Shakeſpear's Julius Cäſar. — Die Seeſchlacht.

Unter dieſen Erzählungen, die durch Anaſtaſiens ſprechendes Auge, durch den ſchmerzvollen Ausdruck ihres Geſichts, bei Camillo die höchſte Rührung und Theilnahme erregten, waren beiden die glücklichſten Augenblicke ihres Lebens wie im Fluge verſchwunden, und das Band ihrer Herzen hatte ſich zugleich ſo feſt verſchlungen, daß keine Macht auf Erden es wieder zu trennen im Stande geweſen wär'. Camillo ſah in Anaſtaſien alle ſchönen Träume ſeiner Einbildungskraft übertroffen, und Anaſtaſia hielt es für ihre einzige Beſtimmung, für das Glück des Geliebten zu leben.

Schon oftmals hatte Camillo ihr unaufgefodert die heiligſte Verſicherung ertheilt, daß er, aller zu befürchtenden Hinderniſſe ungeachtet, nur ſie als rechtmäßige Gemahlinn an ſein Herz drücken, nur ihr vor dem Altar den Schwur ewiger Treue ablegen wolle; ſchon oft hatte er Entwürfe gemacht, die Geliebte den Gefahren des Krieges zu entziehen, und ſie, unter Begleitung des treuen Cornelius und einiger andern Diener, auf einem neutralen Schiffe oder ſonſt durch eine Liſt einſtweilen an einen ſichern Zufluchtsort bringen zu laſſen; aber theils traten immer unvermuthete Hinderniſſe ein, theils ſuchte auch Anaſtaſia ſelbſt die Trennung von ihrem Camillo, den ſie in täglicher Todesgefahr verlaſſen müſſe, auf jede Art zu hintertreiben.

Noch immer hatte die Türkiſche Beſatzung, welche ſich in die auf einem faſt lothrecht ſtehenden Felſen liegende und daher faſt unüberwindliche Citadelle geworfen hatte, ob ſie ſchon nur aus ungefähr vierhundert Janitſcharen beſtand, alle Stürme der Belagernden mit der hartnäckigſten Tapferkeit abgeſchlagen; täglich und nächtlich flogen Kugeln aus den Ruſſiſchen Schanzen, ohne das feindliche Feuer zum Schweigen zu bringen. Doch endlich, da ſchon überall Breſchen geſchoſſen waren und überdieß der Hunger mit den Ruſſen in Bund trat, da ſteckten die Muſelmänner die weiße Fahne aus und verlangten, zu capituliren.

Nun erſt glaubten die Ruſſen ſich im völligen Beſitze der Inſel, und da mit anbrechendem Morgen das Fort übergeben werden ſollte, ſo war bereits Befehl gegeben, ſogleich nach dieſem Ereigniſſe eine Fregatte mit der Nachricht hievon zur Flotte, und von da nach Livorno abſegeln zu laſſen. Dem Prinzen ſchien es jezt ſehr thunlich, ſich, ohne Nachtheil ſeiner Ehre, auf einige Zeit von dem Kriegsſchauplatze zu entfernen und ſeine Anaſtaſia nach Livorno zu begleiten.

Ihm, als einem Freiwilligen, der noch

überdieß ſchon die bedeutendſten Proben ſeines Muthes abgelegt hatte, konnte die Erlaubniß dazu nicht verweigert werden, und er eilte, die Geliebte mit dieſer frohen Nachricht ſobald als möglich zu überraſchen.

Mit ſtiller, nur durch einen Blick ſich ausdrückender Dankbarkeit lehnte ſie ſich auf ſeine Schulter, und da er mit ſchwärmeriſcher Beredſamkeit ihr das Glück ihrer künftigen Liebe ſchilderte, das ſchon jezt anfange, für ſie aufzugehen; da er mit zärtlichem Entzücken von den ſchönen Gegenden ſprach, wohin er ſie bringen wolle, wo ſie bis nach geendigtem Kriege ihn erwarten werde, um dann auf immer an ſeiner Seite zu leben; da lief ein faſt unmerkliches Zittern durch ihren Körper und durch alle Züge ihres Geſichts, und eine Thräne ſchlängelte ſich über ihre erglühende Wange.

„Sprich mir nicht von der Zukunft!“ —

ſagte ſie endlich mit großer Bewegung — „Ich muß weinen vor Wehmuth, wenn Du voll Vertrauens von unſern Hoffnungen ſprichſt. Darf ich der Stimme in meinem Innern trauen, ſo glaub' ich für mich an keine glücklichen Tage mehr — ſo werde ich ſie nie erblicken, jene blühenden Ufer! Harren werde ich Dein, um auf ewig mit Dir vereinigt zu werden, aber nicht unter den Citronenwäldern Italiens, ſondern dort, wo die Liebe Lauben flicht von unverwelklichen Blumen für den ſpäter ihr folgenden Freund!“

So ſehr auch Camillo ſich bemühte, ſie von der Richtigkeit ihrer bangen Ahnungen zu überzeugen, ſo ſchien ſie doch nur aus Gutmüthigkeit ſich überreden zu laſſen, lächelte ihn freundlich, ſchwermüthig an, und ergriff endlich eine Harfe. Sie verſuchte, fröhliche Melodieen zu ſpielen, kam aber immer unwillkührlich auf die Melodie des Lieds vom Weinberge zurück, und ſang endlich, wie von einer höhern Macht ergriffen, mit erſchütterndem Ausdruck:

Zwiſchen eins und noch einmal
Niederflammt der Wetterſtrahl!

„O nicht dieſen Unglücksgeſang, Anaſtaſia!“ — unterbrach Camillo die Schwärmerinn und entwand ihr die Harfe — „Nur der Liebe und Freude ſollen von nun an dieſe Saiten tönen!“

„Horch, was iſt das?“ — erwiederte jene — „Wirbelt nicht eine Trommel?“

Camillo horchte auf. — „Es ſcheint Alarm!“ antwortete er endlich zwar ein wenig beſtürzt, doch mit Feſtigkeit, und eilte aus dem Gartenhauſe nach der Straße.

Aengſtlich und immer ängſtlicher harrte Anaſtaſia ſeiner Rückkehr, und ihre Bangigkeit mehrte ſich mit jedem Augenblicke, da von Zeit zu Zeit verworrenes Getümmel, einzelne Schüſſe, Pferdegetrappel und wildes Geſchrei hörbar ward. Endlich ſchickte Camillo ihr den Neger mit einer kleinen Bedeckung von Soldaten, und ließ ihr ſagen: ſie ſolle ruhig ſeyn; ſeine Pflicht rufe ihn auf, einen kleinen Auflauf zu dämpfen; aber es ſey keine Gefahr!

Doch in der That war leider! die Gefahr weit größer, als ſelbſt Camillo und die Seinigen zur Zeit noch vermutheten.

Der tapfre Capudan Pacha Haſſan hatte die Inſel Salimene von jeher für eine Beſitzung angeſehen, die durch ſeine Klugheit und Tapferkeit der Pforte auf immer unterworfen bleiben müſſe. Nur mit Zähnknirſchen war er daher bei der Landung der Ruſſen der ihm weit überlegenen Menge gewichen. Wäre aber ſeine Wuth noch eines Zuſatzes fähig geweſen, ſo hätte ſie dieſen zuverläſſig durch eine von ſeinen Anhängern auf der Inſel ihm gegebene Nachricht erhalten, daß nicht nur ſein ganzer Harem den Fremdlingen mit Freuden faſt in die Arme gelaufen ſey, ſondern daß auch Anaſtaſia, die er, ungeachtet ihrer Kälte gegen ihn, ſo gut, wie nur ein Kapudan Pacha lieben kann, wirklich geliebt und von jeher mit der größten Nachgiebigkeit behandelt hatte, mit einem der Ruſſiſchen Anführer, dem Prinzen Camillo, auf das engſte ſich verbunden habe.

Was er ſchon auf der Flucht ſich ſelbſt zugeſchworen hatte, das führte er jezt mit der größten Verſchlagenheit und Tapferkeit glücklich aus.

Er hatte in kurzer Zeit hinlängliche Truppen und Schiffe zuſammen gebracht, und, da die Ruſſen aus allzugroßer Sicherheit gar keinen Ueberfall fürchteten, da ihre Nachläſſigkeit durch die angebotene Capitulation des Forts noch vermehrt worden war, landete er heimlich in einer Bucht, die in dem nördlichen Theile der Inſel, unweit des Hafens San Antonio, liegt.

Es gelang ihm, bei nächtlicher Weile einen Boten von der bevorſtehenden Entſetzung in die Citadelle zu ſchicken, und an dem nämlichen Morgen, da das Fort nach der getroffenen Uebereinkunſt überliefert werden ſollte, flatterte auf den Baſtionen deſſelben wieder die Blutfahne.

Indeſſen der commandirende General über dieſe prahleriſche Keckheit der Türken ſich noch verwunderte, jedoch einen Kriegsrath zuſammen zu rufen beſchloß, wurden ſchon die Ruſſiſchen Truppen von einer wüthenden und, wie es ſchien, zahlloſen Menge auf allen Puncten angegriffen.

Es iſt unmöglich, die Verwirrung zu ſchildern, in welche die aus ihrer Ruhe furchtbar aufgeſchreckten Ruſſen geriethen; unmöglich, das Blutbad zu beſchreiben, von dem dieſer ſchreckliche Tag Zeuge war. Hie und da zwar ſammelten ſich einzelne Haufen; aber je der Gedanke, dem eindringenden Feinde ſich mit Nachdruck zu widerſetzen, mußte um ſo mehr als unausführbar erſcheinen, je mehr auch die Einwohner auf Stalimene, durch vorherige Beiſpiele von Haſſans Grauſamkeit und unmenſchlicher Rache geſchreckt, *) theils es nicht wagten, in den wenigſtens ſehr ungleichen Kampf ſich zu miſchen, theils ſchon öffentlich auf die Seite der Türken traten.

Noch ehe es Mittag wurde, waren ſchon Tauſende unter den Säbeln der Janitſcharen gefallen, und die Häuſer derjenigen Griechen, welche man eines Einverſtändniſſes mit den Ruſſen beſchuldigte, ſtanden in hellen Flammen.

Prinz Camillo hatte gleich Anfangs ein Geſchwader der Seinigen zuſammengebracht, und da ſchon die meiſten der Ruſſiſchen Offi-

---

*) S. den Anhang Anm. 6.

ciere entweder getödtet waren, oder ſich bis zum Geſtade einen Weg durch die Feinde gebahnt hatten, blieb er faſt noch der Einzige, der nicht fliehen wollte, ſondern den Muſelmännern mit verzweifelter Gegenwehr widerſtand.

Haſſan, empört über dieſe Hartnäckigkeit, und empörter noch, da er hörte, daß der heldenmüthige Jüngling der nämliche ſey, der Anaſtaſien ihm geraubt habe, ließ Camillo's ganzes Häuflein umzingeln, und gab den ohnedieß ſehr überflüſſigen Befehl, alles über die Klinge ſpringen zu laſſen.

Er ſelbſt warf ſich Camillo entgegen, um ihn mit eigner Hand zu tödten, und nun entſtand der wüthendſte Zweikampf, der noch je gekämpft worden war. Im Bunde mit Haſſan focht Rachgier und ungewöhnliche Stärke; den Prinzen befeuerte die Hoffnung, wenn er Haſſan tödte, vielleicht noch die Inſel den

Ruſſen zu erhalten, oder doch wenigſtens in der dann gewiß entſtehenden Verwirrung ſeine Anaſtaſia annoch zu retten.

Faſt eine Viertelſtunde lang kämpften ſie mit ungewiſſem Glücke, und jezt führte Camillo mit der größten Gewandheit einen Hieb, daß die treffliche Damaſcenerklinge ſeines Gegners gleich am Gefäß abſprang; jezt glaubte er ſchon des Sieges gewiß zu ſeyn, als der Schuß eines Janitſcharen ihm ſein Pferd tödtete.

Haſſan benuzte den Augenblick, da er ſtürzte, zog ſchnell ſeinen Dolch aus dem Gürtel und ſtieß ihm denſelben nahe am Herzen in den Leib, daß er augenblicklich zu Boden ſank.

Alle Türken ſprengten nun mit wüthendem Siegesgeſchrei auf die Umringten, und in wenig Minuten waren dieſe ſämtlich niedergemezelt.

Während dieſer mörderiſchen Gefechte hatte Anaſtaſia, die zwar die ganze Größe der Gefahr noch nicht kannte, doch immer das Schlimmſte fürchtete, angſtvoll alle Augenblicke gezählt, bis ſie von Camillo Nachricht erhalten würde. Da aber kein Abgeſchickter von ihm erſchien, vielmehr nach und nach das Gerücht von der gänzlichen Niederlage der Ruſſen ſich verbreitete, welches ihr Cornelius nicht länger verbergen konnte — da endlich dieſer ſelbſt hereinſtürzte und, einem Raſenden gleich, mit gezogenem Säbel ihr zurief: „Ich kann Dich nicht länger beſchützen! Ich muß fort — ich muß ſterben mit Camillo!“ da riß ſie mit Kraft der Verzweiflung ihm den Säbel aus der Hand —

„Ja, treuer Cornelius!“ — erwiederte ſie mit blitzenden Augen — ſterben, ſterben mit Camillo!“

Cornelius war im Augenblick mit einem andern Säbel bewaffnet. „Sterben mit Camillo!„ ſchrie er — „Sterben mit Camillo!“ rief Anaſtaſia — „Sterben mit Camillo!“ wiederholten die wenigen Tapfern, die der Prinz zu Anaſtaſiens Schutze hinterlaſſen hatte. Alles, was hie und da von fliehenden Ruſſen auf ſie ſtieß, verband ſich mit ihnen, und bald hatte ſich eine ziemlich beträchtliche Schaar geſammelt, welche Anaſtaſia mit gezogenem Säbel anführte.

Schon waren ihre Kräfte faſt gänzlich erſchöpft, als Haſſan an der Spitze ſeiner ſiegenden Truppen ſie gewahrte und mit wildem Grimm auf ſie los ſprengte.

Der Anblick des Schrecklichen und ſeiner blutigen Krieger raubte ihr alle Faſſung, und, indeſſen ihre Begleiter theils entfliehen, theils niedergehauen wurden, warf ſie ſich, in den gefalteten Händen noch immer den Säbel haltend, vor Haſſan nieder, und flehte um Verſchonung für ſich und Camillo.

„Dort, hinter dem Gebüſch traf ihn mein vergifteter Dolch!“ — antwortete Haſſan mit hölliſchem Hohnlachen und rollenden Augäpfeln — „Geh, Niederträchtige! um ihn zu ſuchen!“

Zorniger blizte ſein Auge; er hob ſich im Sattel in die Höhe — und durch einen einzigen Hieb ſtürzten Anaſtaſiens aufgehobene Hände, zugleich mit dem krampfhaft umfaßten Säbel, zur Erde.*) Anaſtaſia ſchwankte um, und Haſſan ſezte ſich, mit noch kaum erſättigter Rachgier, wieder vor ſeine Truppen.

---

*) S. den Anhang Anm. 7.

In das Wäldchen, bei welchem ſich dieß ereignete, hatte ſich ein alter Pope mit ſeinem Neffen geflüchtet. Indeſſen der Alte ſich in einen hohlen, dichtbelaubten Baum verbarg, erklimmte der Jüngling den höchſten Gipfel deſſelben, um im Fall der Noth den Greis warnen und mit ihm weiter fliehen zu können.

Als die Türkiſchen Truppen bei dem Gebüſche vorüberzogen, überfiel beide die unbeſchreiblichſte Angſt; doch da ſie glücklicherweiſe, ohne die Geflüchteten zu entdecken, ihren Weg fortſezten, warf ſich der Alte betend zur Erde, indem der Jüngling ſich furchtſam durch die Bäume drängte, um zu erforſchen, ob die Gegend nun ſicher und eine Hoffnung zum Weiterentkommen vorhanden ſey?

Kaum war Iwan — ſo hieß der junge Ruſſe — im Freien, als ſein erſter Blick auf

Anaſtaſien fiel, die, obſchon vom Blutverluſt faſt erſchöpft, doch noch Athem holte und zuweilen die verſtümmelten Arme krampfhaft bewegte.

Iwan konnte ſein Auge von dieſem herzzerreißenden Anblicke kaum wieder abziehen. Nach kurzer Beſinnung eilte er zu dem Greiſe. „Gott hat uns gerettet bisher, lieber Vater!“ — rief er mitleidig ihm zu — „Laßt uns barmherzig ſeyn, wie er! Kommt, o kommt, ehe dort die Bedauernswürdigſte aller Griechinnen verblutet!“

Der Alte folgte mit langſamen Schritten und bedeutete Iwan, die Verwundete anzufaſſen. So trugen ſie beide Anaſtaſien unter die Bäume, und legten ſie auf den Raſen. Bald hatte der Pope, der, wie mehrere ſeines Standes, auch einige Kenntniſſe der Arzneikunde beſaß, heilſame Kräuter zuſammengeleſen; einen oft erprobten Wundbalſam führte er immer bei ſich, und nun beraubten ſich beide alles Leinenzeugs, um die arme Unglückliche zu verbinden. Dieſer Verſuch ſchien zu gelingen; Anaſtaſia verfiel bald in einen tiefen Schlaf, der jedoch in kurzer Zeit durch ein heftiges Wundfieber unterbrochen wurde.

Unterdeſſen war es Abend worden und der Pope ſuchte ſich ein Lager aus, wo er, um des nagenden Hungers auf Stunden lang ſich zu erwehren, von der großen Ermüdung ein wenig ausruhen könne. Iwan war, trotz aller Vorſtellungen, feſt entſchloſſen, ſeine Müdigkeit zu bekämpfen und bei der Kranken zu wachen.

Doch indem ſie noch mit einander redeten und das Unglück der Einwohner bejammerten, deren Hütten jezt, wie ein rother Schein am Himmel verkündete, ein Raub der Flammen wurden, rauſchte etwas durch die

Blätter. Sie ſtuzten anfänglich — fiengen an zu zittern, und ſahen ſich ſchon in der Gewalt der Feinde. Und ſchon ſtanden ſie im Begriff, die Verwundete zu verlaſſen, als man ihnen auf Ruſſiſch zurief, und ſie einige ihrer Landsleute entdeckten, die gleich ihnen die Nacht in dem Büſchchen zubringen wollten, und unter welchen auch Cornelius ſich befand.

Seine Freude, Anaſtaſien lebend anzutreffen, ward zwar ſchnell durch den entſezlichen Zuſtand, in welchem ſie ſich befand, niedergeſchlagen; aber doch that er bei ſich ſelbſt einen ſchrecklichen Schwur, nie wieder von ihrer Seite zu weichen, und ſeinem Herrn, wenn auch dieſer noch am Leben ſeyn ſollte, entweder ſein Theuerſtes zu retten, oder ſich auf ewig aus ſeinen Augen zu verbannen.

Prinz **Camillo** hatte ſchon einige Stunden unter Schwerverwundeten und Todten gelegen und mehrere Haufen Türkiſcher Reuterei waren ſchon über den Graben, in welchem er den Tod erwartete, hinweggeſprengt, als einige ſeiner Camraden unter Anführung des braven Britten **William** D******, mit welchem **Camillo** von je durch gegenſeitige Achtung innig verbunden war, mit ſchnellen Schritten vorübereilten, um ſich einen Weg nach dem Meeres-Ufer zu bahnen, oder fechtend zu ſterben.

Kaum hatte einer der gemeinen Ruſſen bemerkt, daß hier einer der vornehmſten Offiziere unter den Todten liege und noch Kennzeichen des Lebens von ſich gebe, als **William** herbeiſprengte. Er erkannte **Camillo** und war ſogleich, mit Vernachläſſigung ſeiner eignen Sicherheit, nur darauf bedacht, dieſen jungen Helden, dieſen ihm ſo theuren Freund, koſte es auch, was es wolle, zu retten.

Indem ſie ſich noch über die Mittel hierzu berathſchlagten, entdeckten einige ſeiner Gefährten auf dem Schlachtfelde einen noch ziemlich brauchbaren Packwagen. Dieſen beſpannten ſie mit ihren Reitpferden, luden Camillo darauf, und gelangten, von gutem Glück geleitet, gegen Abend in eine nicht allzuentlegene Bucht, wo ſchon einige kleine Fahrzeuge darauf harrten, die Fliehenden aufzunehmen. Mit dieſem Boote ſchifften ſie ohne Widerwärtigkeiten nach einer Ruſſiſchen Chaluppe, und wurden von dieſer auf einer kleinen benachbarten Inſel, die ſich noch im Beſitz der Ruſſen befand, ausgeſetzt, um ſich zu erholen und ihre Bleſſirten zu heilen.

Der Gefährlichſte unter dieſen war Camillo, deſſen Bruſtwunde, ungeachtet der guten Behandlung eines der geſchickteſten Feldärzte, ungeachtet der raſtloſen Vorſorge Williams, äußerſt bedenklich blieb, und der nur ſelten aus einem bewußtloſen Zuſtande erwachte.

Eines Tages, da eben der Ober-Chirurgus mit bedenklichem Kopfſchütteln gegen Sir William geäußert hatte, daß hier ſeine Kunſt nicht auszureichen ſcheine, und da dieſer, der für Camillo durch deſſen wenige abgebrochne Reden, durch deſſen zärtliche Fragen nach Anaſtaſiens Schickſal, eine noch höhere Zuneigung gefaßt hatte, in tiefer Betrübniß am Geſtade des Meeres wandelte, da gewahrte er auf den Wellen einen gebrechlichen, ſchwankenden Kahn. Ein weißes Tuch wehte als Nothzeichen auf einer Stange; und einige Jammergeſtalten ſchienen mit gen Himmel geſtreckten Händen um Erbarmung und Hülfe zu flehen.

William brachte im Augenblick einige

am Strande wohnende Fiſcher zuſammen, bewog ſie durch hohe Verſprechungen, ſich mit ihm durch die ſtürmiſchen Wogen zu wagen, und ſo gelang es ihm endlich, die Schiffbrüchigen in eben dem Augenblicke zu erreichen, als ihr leckes, ganz mit Waſſer angefülltes Fahrzeug eben zu ſinken drohte.

War ſeine Freude ſchon unendlich groß, ſieben Menſchen vom Untergange gerettet zu haben, ſo wurde ſeine muthige That noch weit ſchöner belohnt, als er unter ihnen die edle Unglückliche, Anaſtaſien, und den treuen Neger ſeines Freundes erkannte.

Kaum waren ſämmtliche Gerettete, unter denen ſich auch der Pope mit ſeinem Neffen und einigen Matroſen befand, in einer Fiſcherhütte untergebracht; kaum hatte William die faſt Verſchmachteten mit Speiſe und Trank vorſichtig gelabet; als Anaſtaſie vor

Ermüdung die Augen ſchloß, und Cornelius mit hervorſtürzenden Thränen ſich bei ihm erkundigte, ob er von Camillo nichts wiſſe?

„Er iſt in Sicherheit!“ — antwortete William, und nieder zu ſeinen Füßen ſtürzte der treue Schwarze, und beſchwor ihn um nähere Auskunft, wo Camillo ſich aufhalte.

William fürchtete, daß die ſchnelle Ueberraſchung für Camillo leicht nachtheilig werden könne, ſuchte daher den Neger vor der Hand zu beruhigen, und verlangte dagegen von ihm die Erzählung, wie es möglich geweſen ſey, mit der verwundeten Anaſtaſia aus Salimene zu fliehen.

„O dieſe Anaſtaſia!“ — erwiederte Cornelius mit lautem Schluchzen — „o dieß edle, treuliebende Mädchen — und in dieſem Zuſtande! — Man könnte verzweifeln an dem Gotte dort oben!“

Lange konnte er vor Thränen nicht weiter ſprechen. Endlich fieng er an zu erzählen, wie er Anaſtaſien bei dem Popen und Iwan gefunden, wie ſie insgeſamt einige Tage in einer Höhle zugebracht, und wie Anaſtaſia, unter den heftigſten Schmerzen, ja ſelbſt in der Hitze des Wundfiebers, nur um Camillo geklagt und geweint habe. Und kaum ſey ſie einigermaßen wieder zu Bewußtſeyn gelangt, da habe ſie ſich ſtärker geſtellt, als ſie geweſen, habe unabläſſig geflehet, nach Camillo ſich zu erkundigen. Bei ſeinen vorſichtig angeſtellten Nachforſchungen habe er endlich herausgebracht, daß eine Chaluppe mit Ruſſiſchen Flüchtlingen nach dieſer Inſel abgeſeegelt ſey, und nun habe Anaſtaſia geſchworen, nicht länger leben zu wollen; wenn er nicht dafür ſorge, daß auch ſie nach der Inſel gebracht werde. Durch Liſt und Beſtechung, wozu Anaſtaſia einige wenige bei ſich gehabte Koſtbarkeiten verwendet, ſey es endlich gelungen, einen Kahn und drei kühne Matroſen zu erlangen, welche verſprochen, mit ihnen nach der Inſel zu ſteuern. Doch zu ſchwach ſey das Fahrzeug, zu gering der mitgenommene Vorrath und zu ſtürmiſch die See geweſen, als daß ſie nicht immer mit den größten Gefahren zu kämpfen und an Nahrungsmitteln Mangel gehabt hätten. Aber mitten unter den drohenden Wogen, mitten unter der augenſcheinlichſten Todesgefahr, ſey Anaſtaſie die einzige geweſen, die immer muthig geſchienen, die alle andern getröſtet, die ſich ſelbſt unter mancherlei Vorwand die Speiſe entzogen, um die Uebrigen zu erquicken und bei gutem Willen zu erhalten. Endlich, da ſchon aller Proviant aufgezehrt, alle Hoffnung verſchwunden geweſen, habe zwar ein günſtiger Wind ſie dem Lande näher getrieben, aber das Boot zugleich nicht länger Waſſer gehalten, als, gleich einem vom Himmel geſandten Rettungsengel, der edle Britte herbeigeeilt ſey.

Tief gerührt durch die heldenmüthige Liebe des treuen Mädchens, kehrte nun William von den Geretteten zu ſeinem kranken Freunde zurück, und verſprach dem braven Neger, ihn und die noch ſchlummernde Anaſtaſia ſobald nur möglich zu Camillo zu bringen. Er fand dieſen ſo leidlich, daß er es für unbedenklich hielt, ihm von der Ankunft ſeines Dieners mit gehöriger Vorſicht zu benachrichtigen; doch wagte er es nicht, zugleich Anaſtaſiens zu erwähnen, weil er befürchtete, ſein Freund möchte gleich nach ihr verlangen und durch den Anblick ihrer grauſamen Verſtümmelung furchtbar bewegt werden.

Camillo ſtarrte ihn an und richtete ſich von ſeinem Lager auf. „Iſt Cornelius hier, ſo iſt auch Anaſtaſia gerettet" — ſagte er mit krankem Lächeln und ſchwacher

Stimme — „ſo werd' ich ſie wiederſehen! O William! iſt Dir mein Leben theuer, ſo laß mich Cornelius ſehen!“

William eilte nach der Fiſcherhütte und unterrichtete den Neger, wie er ſich benehmen ſolle, um die Geſundheit ſeines kranken Herrn nicht zu erſchüttern. Aber indeſſen war auch Anaſtaſia wieder erwacht und durch den Schlummer wenigſtens ſo weit geſtärkt, daß ſie vernehmlich ſprechen konnte. Kaum hatte ſie den Britten erblickt, als ſie ihn mit der ſanfteſten Stimme und mit einem ſeelenſchmelzenden Blick leiſe fragte: „Lebt Camillo noch?“

William, der in ihren Augen ſchon den Wunſch las, zu Camillo gebracht zu werden, ſtockte und ſuchte ſie hinzuhalten. „Hoffe, gutes Mädchen!“ — antwortete er mitleidig — „Hoffnung und Liebe ſind die freundlichſten Begleiterinnen durchs Leben!“

„Warum retteteſt Du mich aus dem Meere, grauſamer Mann!“ — rief jene mit Hitze — „Er iſt todt! Ich leſ' es in Deinen unſichern, mich meidenden Blicken!“ — Sie wollte die Leinwand abreißen, womit ihre Arme verbunden waren.

Länger konnte William nicht widerſtehen. Er betheuerte ihr, daß der Geliebte noch lebe und hier auf der Inſel ſey, und ſezte, ehe ſie noch bitten konnte, von ſelbſt hinzu, daß er ſie gewiß ſo bald zu ihm bringen wolle, als Camillo's noch nicht ganz wiederhergeſtellte Geſundheit es verſtatte.

Sie ließ ſich durch Zureden beruhigen; ſie prieß Cornelius glücklich, daß er ſchon jezt Camillo ſehen ſolle; ſie legte, da er mit William fortgieng, ihren — ach! der Hand beraubten Arm auf das Herz und ſagte: „Guter Cornelius! ich trage Dir nichts an ihn auf — aber Du weißt es!“

◆

So vorbereitet der edle William ſeinen verwundeten Freund, ſo ſtark dieſer ſich ſelbſt hielt, den treuen Cornelius nach einer gefahrvollen Trennung, die wegen der wichtigen Ereigniſſe für beide den Zeitraum von mehreren Jahren in ſich zu halten ſchien, wieder zu ſehen und von ihm Anaſtaſiens Schickſal zu erfahren; ſo vereitelte doch Camillo's ſehr geſchwächte und daher äußerſt reizbare Natur die Vorſorge des Freundes und die erzwungene Standhaftigkeit des jungen Helden.

Kaum war Cornelius, ſeiner Freude nicht mächtig, zu ſeinen Füſſen geſtürzt, kaum hatte Camillo mit gewaltſam errungener Gelaſſenheit ihn gefragt: „Was macht Anaſtaſia, Du guter, treuer Cornelius?“ als er zu zittern anfieng und eine heftige Zuckung durch ſeinen ganzen Körper lief. Das ſchneller zum

Herzen ſtrömende Blut raubte ihm die Sprache, und die immer noch nicht geſchloſſene Wunde brach wieder auf.

Der in der Nähe ſtehende Wundarzt, der nur auf Camillo's hartnäckiges Verlangen die Zuſammenkunft erlaubt hatte, ſtürzte hinzu. „Ich habe es gefürchtet" — ſagte er ängſtlich und mit tiefem Unwillen — dieſe gefährliche, jeder menſchlichen Kunſt trotzende Wunde — und nun dieſe heftige Erſchütterung!" — Williams und Cornelius wollten verzweifeln; der Wundarzt und ſeine Gehülfen wandten alle Mittel an, welche die Gefahr erfoderte, aber, ungeachtet der augenblicklich geleiſteten Hülfe wurde der Prinz von Stunde zu Stunde ſchwächer, und die Feld-Chirurgen erklärten endlich einmüthig, daß bei der ſonderbaren Beſchaffenheit ſeiner Bleſſur ein plözliches Wunder geſchehen müſſe, oder der Kranke ſchwerlich den Morgen erleben werde.

Cornelius ſtand einige Minuten in finſterm Schweigen. „Soll ein Wunder geſchehen“ — rief er endlich aus — „ſo kann nur Anaſtaſia es verrichten. Laßt Camillo nicht ſterben, ohne daß er ſie noch ſiehet! Laßt die Unglückliche nicht ohne Nachricht von der Gefahr des Geliebten verſchmachten! Laßt ſie vereint ſterben, die treuen Liebenden!“

William blickte fragend den Arzt an, und dieſer zuckte mitleidig die Achſeln. Der Prinz — meinte er — liege in völliger Bewußtloſigkeit, und werde nur ſpät, wahrſcheinlich nie zur Beſinnung zurückkehren; für ihn ſey nichts mehr zu fürchten, nur für Anaſtaſien.

Nach einigem Nachdenken gieng William zu Anaſtaſien. Er hielt es für Freundes- für Menſchenpflicht, der edlen Leidenden, wenn ſie ſich ſtark genug dazu fühle, nicht den Abſchied zu rauben.

Kaum hatte er ihr alle Umſtände der Krankheit und die neue, vergrößerte Gefahr berichtet, als Anaſtaſia, als wär' ſie völlig geneſen, als werde ſie von einer überirdiſchen Kraft gehalten, ſich von ihrem Lager erhob.

„Wohl iſt die Wunde für eure Aerzte unheilbar!“ — ſagte ſie mit entſchloſſener Kälte und wie im prophetiſchen Tone — „Der Dolch Haſſans iſt vergiftet. — Ich kenne das ganz eigen geartete Gift und die Mittel, es unſchädlich zu machen!“

William ſtuzte. Dieſer Umſtand, an den bis jezt niemand gedacht hatte, ſchien ihm wenigſtens möglich. Auch der alte Pope bezeugte, immer gehört zu haben, der Capudan Pacha trage einen vergifteten Dolch; doch ſey dann die Wunde unheilbar. Aber ſtandhaft behauptete Anaſtaſia hievon das Gegentheil; ſtandhaft verſicherte ſie, daß nur ſie Camillo heilen könne, und kaum ſah ſie den edlen Britten ſchwankend und zweifelhaft, als ſie mit Bitten und Beſchwörungen und Thränen nicht eher abließ, bis er die Veranſtaltung traf, ſie nach Camillo's Wohnung bringen zu laſſen.

Schon leuchteten die Sterne über dem ländlichen Hauſe, in welches Camillo gleich anfanglich einquartiert worden war, als Anaſtaſia in einer Sänfte daſelbſt anlangte.

Camillo lag in einem todtähnlichen Schlafe, und man fürchtete, ſie werde bei ſeinem Anblick heftig erſchreckt werden und ſeine Ruhe durch einen heftigen Ausbruch ihrer Empfindung unterbrechen; aber man hatte ſich in Nikons Tochter geirrt.

Mit Beſonnenheit und mit lächelnden Augen blieb ſie am Eingange des Zimmers ſtehen und blickte nach dem Verwundeten. „Geht leiſe, leiſe!“ — flüſterte ſie den Umſtehenden zu — „Er muß ſchlummern, wenn ich ihn heilen ſoll. Geht leiſe — und entfernt euch eine kurze Zeit. Nur Cornelius darf hier bleiben. — Schlummre nur, holder Camillo! von der Liebe gerettet, wirſt du dankbar erwachen!“

Aus Mitleid und tiefer Rührung befolgte man ihren Befehl. Sie trat dem Bette näher und winkte Cornelius zu ſich.

„Sag' ‚ihm“ — liſpelte ſie dieſem zu — „daß ich bis in den Tod ihn liebte; aber verſchweig ihm, was ich Dir jezt ſagen will. Ich werde ſterben für ihn — aber Camillo wird leben!“

Nun befahl ſie dem Neger, die Wunde Camillo's zu entblößen; der ganze Umkreis derſelben war mit einem ſchmalen ſchwarzen Streife umzogen. Sie hob die Arme auf, um ſie um Camillo zu ſchlingen; ach! die arme Verſtümmelte vermochte es nicht. Mit Hülfe des Negers ließ ſie ſich auf die Kniee nieder.

Sie drückte ihre Lippen auf die verwundete Stelle und ſchien einige Augenblicke daran zu ſaugen. Jezt winkte ſie Cornelius, ihr wieder aufzuhelfen. Sie lehnte ſich an ſeine Achſel und ſtarrte lange nach dem Kranken. „Leb wohl“ — ſagte ſie endlich mit gebrochner Stimme — „Du wirſt erwachen, dann ſchläſt deine Anaſtaſia!“

Sie wandte ſich ab von dem Kranken und zu Cornelius. „Bringe mich fort von hier — fort von hier augenblicklich — meine Kraft verläßt mich!“ — Auf ſeinen Armen trug er ſie in den Vorſaal.

Der Neger, von William und den übrigen Anweſenden umringt, wollte Anaſtaſien ſanft auf einen Teppich niederlegen; aber ihr Haupt ſank leblos über die Bruſt, und ihr Auge, noch vor kurzem der Spiegel der Gottheit, war auf ewig geſchloſſen. Sey es nun, daß ſie wirklich ein tödtliches Gift aus Camillo's Wunde in ſich geſogen hatte, welchem ihr zarter Körper nicht widerſtehen konnte, oder daß; welches weit wahrſcheinlicher iſt, ihre geſchwächte Natur der lebhaften Vorſtellung, Gift eingeſogen zu haben, und der heftigen, nur durch die Schwärmerei der zärtlichſten Liebe ſo lange ausgehaltenen Anſtrengung endlich unterliegen mußte; genug, jeder Verſuch, ſie ins Leben zurückzurufen, war vergeblich. Alle Anweſende ſtanden in weitem Kreiſe um den Leichnam herum — alle ſtarrten düſter vor ſich hin, und einer oder der andre drückte ſeinem Freunde ſchweigend die Hand.

Gegen Morgen errichtete man auf Williams Veranſtaltung in einem nahegelegenen Lorbeerbüſchchen eine Laube aus zuſammengebundenen lebendigen Zweigen, bedeckte die dahingebrachte Leiche mit einer koſtbaren Decke und ſtellte eine Wache dazu. Die gemeinen Ruſſen fingen an, das Mädchen für eine Heilige zu halten; die benachbarten Weiber und Mädchen ſchmückten ſie mit einem ganzen Frühlinge der auserleſenſten Blumen, und die Offiziere ſtimmten überein, daß ſie mit kriegeriſchen Ehrenbezeugungen beerdigt werden ſollte.

Camillo, der, ohne es zu wiſſen, einen ſo unerſetzlichen Verluſt erlitten hatte, ſchlummerte einige Tage faſt ununterbrochen, und vermuthlich war mehr dieſer Schlaf, als die ſchwärmeriſche Heldenthat ſeines liebenden Mädchens, die Urſache, daß ſeine Kräfte ſich wieder erholten. William verließ ihn nur ſelten, Cornelius nie. So oft er erwachte, ſprach er mit ihnen einige freundliche Worte und nahm erquickende Tropfen; dann legte er den Kopf auf die andere Seite und entſchlummerte wieder.

Als Anaſtaſia beerdigt wurde, blieb Cornelius allein bei Camillo zurück. William hatte es übernommen, an ihrem Sarge einige Worte zu ihrem Lobe zu ſprechen. So entfernt auch der Leichenzug von Camillo's Aufenthalte veranſtaltet worden war, ſo erwachte doch Camillo durch ein Ohngefähr, und vernahm bei der allgemeinen Stille den Ton der gedämpften Trommeln.

„Was iſt das?“ — fragte er mit der ihm jezt gewöhnlichen ſanften Freundlichkeit — „es klingt wie Todtenmarſch. Frage doch nach, welchen Camerad ſie begraben! — Ach, ſey heiter, Cornelius! ich werde nun nicht ſter ben, und bald ſtark genug ſeyn, meine Anaſtaſia wieder zu umarmen!" — Er erwartete die Antwort nicht, ſondern verſank wieder in Schlaf. Hätte er Cornelius ins Auge gefaßt, der bei ſeiner Frage in helle Thränen ausbrach, vielleicht wäre er nie wieder, als nur auf ewig, entſchlummert.

Während er mit ſüßer Hoffnung ſich tröſtete und vielleicht im Traume den Gedanken an Anaſtaſien fortſezte, betete ſchon der alte Pope über ihrer Leiche; ſeine Kriegsgefährten ſtanden mit geſenkten Häuptern und beflorten Waffen an ihrem Grabe, und mit erſchütterndem Ernſt trat jezt William auf den aufgeworfenen Erdhügel, um der Edlen die lezte Ehre zu erweiſen. Alle Gedanken, die er vorher zu ihrer Standrede geſammelt hatte, wurden ihm treulos, und faſt verſagte ihm ſelbſt die Stimme.

„Ihr ſeyd Männer". — ſagte er endlich

in Ruſſiſcher Sprache und mit tiefer Rührung — „und habt oft ſchon dem Tode ins Auge geblickt — und müßt jeden Augenblick bereit ſeyn, wenn das Vaterland und die Ehre ruft, ihm aufs neue entgegen zu treten. Hier liegt ein Mädchen, das für unſern Freund und Waffenbruder freiwillig den Gefahren der Schlacht und den Wogen des tobenden Meers trozte, das für den edlen Camillo freiwillig dem Tode ſich weihte! Laßt uns ihren Tod ehren, wie den Tod eines unſrer Tapferſten — die Klage der Menſchlichkeit entehrt den Krieger nicht — und beim nächſten Angriff der Feinde ſey ihr Nahme unſer Loſungswort!“

„Anaſtaſia! Anaſtaſia! Friede mit deiner Aſche!“ — ſcholl es von allen Seiten wild durch einander. Manche Thräne ſchlängelte ſich über die bärtigen Wangen der Ruſſen; mancher Säbel ſchwang ſich in die Luft und gelobte Anaſtaſien im nächſten Treffen einen Türken zum Todtenopfer. Bei einer dreiſachen Salve ſank der Sarg in die Gruft.

Prinz Camillo's Beſſerung, in der ſelbſt die Feldärzte, vielleicht nur um die Ehre ihres gefällten Urtheils zu retten, etwas Wunderbares finden wollten, ließ nunmehr auf deſſen völlige Wiederherſtellung ſichere Rechnung machen, und William wünſchte jezt ſehnlichſt, ſo bald, als möglich, mit ihm zur Flotte abſegeln zu können. Zugleich trat aber auch die Nothwendigkeit ein, dem Prinzen, der erſt höchſt ungeduldig, dann höchſt niedergeſchlagen, endlich faſt gar nicht an die Zuſammenkunft mit Anaſtaſien erinnert hatte, die Nachricht von ihrem Tode zu hinterbringen.

William ließ die lezte Zeit über den Prinzen nie mit Cornelius oder andern Dienern allein, und nach einer ernſthaften Unterredung über Liebe, Freundſchaft und Unſterblichkeit, die er abſichtlich einleitete, hielt er ſeinen Freund für ſtark genug, die Gewißheit von Anaſtaſiens Tode zu ertragen. Ohne ihm jedoch zur Zeit die wahre Bewandniß der Sache, und daß die Edle für den Geliebten ſich aufgeopfert habe, zu entdecken, eröffnete er ihm nur ganz kurz, daß ſie an einer Wunde, welche der Capudan Pacha ihr verſezt habe, geſtorben und auf das ehrenvollſte beerdigt worden ſey.

Statt daß William einen heftigen Ausbruch des Schmerzes erwartete, ſtarrte ihn Camillo nur an, fiel ihm heftig um den Hals und ſagte dann weinend: „Die Schönheit und Liebe iſt dahin — ach, William! Dein Zögern ſagte mirs längſt — warum haſt Du mich gerettet, treuſter der Freunde?“

So gewiß Camillo den Tod Anaſtaſiens längſt ſchon geahnet hatte; ſo gefaßt er ſich bei der zuverläſſigen Nachricht davon zu ſtellen wußte; ſo machte doch dieſe nunmehr erhaltene Gewißheit einen nachtheiligern Eindruck auf ihn, als man, der erſten Aeußerung nach, hätte fürchten ſollen. Er ſprach von nun an nur ſelten, antwortete nur mit Ja und Nein, oder mit einer Bewegung des Kopfs, oder mit einem innigen Händedruck, oder mit einer wehmüthigen Umarmung, und, aller verſuchten Mittel, ihn zu erheitern, ungeachtet, ſchien ſeine Seelenſtimmung nach und nach in völlige Melancholie auszuarten. Anaſtaſiens Todtenhügel zu beſuchen, ſchlug er ſtandhaſt aus. „Sie iſt nicht dort!“ — ſagte er einſylbig — „Wie kann es mich tröſten, einen Hügel Erde zu ſehen?“

Unter den Verſuchen, welche der edle William anwandte, um ſeinen leidenden Freund von ſeinem Grame abzuziehen, ihn dem Leben wieder zu ſchenken und ſeinen Muth zu entflammen, ſchien die Vorleſung verſchiedener engliſcher Schriftſteller, welche der Britte ſelbſt im Felde mit ſich führte, am meiſten zu fruchten. Camillo hörte dann wenigſtens ziemlich aufmerkſam zu, und gab wohl zuweilen ſeine Theilnahme durch Mienen oder wenige Worte zu erkennen. Schon hatte William einige Geſchichtsbücher mitgeleſen, als ihm bei der Wahl eines neuen Buches durch Zufall Shakeſpears Julius Cäſar in die Hände fiel. Er verſprach ſich von dieſer Lectür den glücklichſten Erfolg, und irrte ſich nicht. Camillo fand ſich dadurch ſo hingeriſſen und angezogen, daß er William zum erſtenmal ſelbſt hat, nach der Mahlzeit fortzufahren.

Sie eilten ſchnell von der Tafel; William nahm das Buch wieder und Camillo rückte immer näher zu ihm. Endlich kamen ſie an die Stelle, wo Brutus und Caſſius nach einem heftigen, faſt in Thätlichkeit ausbrechenden Zwiſte ſich als Männer wieder verſöhnt haben, ihre Herzen nach den bitterſten Vorwürfen ſich gegenſeitig wieder öffnen, und Brutus ſeinen Schmerz über den Tod der edlen Portia gern gar nicht erwähnte und doch, dem gewaltigen Zuge des Herzens folgend, mit dem wiederverſöhnten Freunde ſeiner Jugend, mit dem treuen Gefährten ſeiner männlichen Jahre theilen muß.*) William las mit einer faſt furchtbaren Nüchternheit, mit feſter, wenig betonter Stimme:

---

*) Shakeſpears Julius Cäſar 4. Act. 3. Scene. Hier nach Schlegels Ueberſetzung.

„**Brutus.**

Lucius, eine Schale Weins.

Caſſius.

Ich dachte nicht, daß ihr ſo zürnen könntet.

Brutus.

O Caſſius, ich bin krank an manchem Gram.

Caſſius.

Ihr wendet die Philoſophie nicht an,
Die ihr bekennt, gebt ihr zufäll'gen Uebeln
Raum.

Brutus.

Kein Menſch trägt Leiden beſſer. — —
Portia ſtarb.

Caſſius.

Ha! Portia!

Brutus.

Sie iſt todt.

Caſſius.

Laß das im Sinn euch, wie entkam ich lebend?
O bittrer, unerträglicher Verluſt!
An welcher Krankheit?

Brutus.

Die Trennung nicht erduldend;
Und Gram, daß mit Octavius Marc Anton
So mächtig worden — denn mit ihrem Tod
Kam der Bericht — das brachte ſie von Sinnen,
Und wie ſie ſich allein ſah, ſchlang ſie Feuer.

Caſſius.

Und ſtarb ſo?

Brutus.

Starb ſo.

Caſſius.

O ihr ew'gen Götter!

Lucius kommt mit Wein und Kerzen.

Brutus.

Sprecht nicht mehr von ihr. — Gebt eine
Schale Weins!

Hierinn begrab' ich allen Unglimpf, Caſſius!

(trinkt)

Caſſius.

Mein Herz iſt durſtig nach dem edlen Pfand.
Füllt, Lucius, bis der Wein den Becher kränzt.
Von Brutus Liebe trink' ich nie zu viel.

(trinkt)

Titinius und Meſſala kommen.

Brutus.

Herein, Titinius! Seyd gegrüßt, Meſſala!
Nun laßt uns dicht um dieſe Kerzen ſitzen,
Und, was uns frommt, in Ueberlegung ziehn.

Caſſius.

O Portia, biſt du hin!

Brutus.

Nichts mehr, ich bitt' euch.
Meſſala, ſeht, ich habe Brief' empfangen,
Daß Marc Anton, mit ihm Octavius,
Heranziehn gegen uns mit ſtarker Macht,
Und ihren Heerzug nach Philippi lenken.

Meſſala.

Ich habe Briefe von demſelben Inhalt.

Brutus.

Mit welchem Zuſatz?

Meſſala.

Daß durch Proſcription und Achtserklärung
Octavius, Marc Anton und Lepidus
Auf hundert Senatoren umgebracht.

Brutus.

Darüber weichen unſre Briefe ab.
Der meine ſpricht von ſiebzig Senatoren,
Die durch die Aechtung fielen; Cicero
Sey einer aus der Zahl.

Caſſius.

Auch Cicero?

Meſſala.

Ja, er iſt todt, und durch den Achtbefehl.
Kam euer Brief von eurer Gattin, Herr?

Brutus.

Nein, Meſſala.

Meſſala.

Und meldet euer Brief von ihr euch nichts?

Brutus.

Gar nichts, Meſſala.

Meſſala.

Das bedünkt mich ſeltſam.

Brutus.

Warum? wißt ihr aus euerm Brief von ihr?

Meſſala.

Nein, Herr.

Brutus.

Wenn ihr ein Römer ſeyd, ſagt mir die Wahrheit.

Meſſala.

Tragt denn die Wahrheit, die ich ſag', als Römer.
Sie ſtarb und zwar auf wunderbare Weiſe.

Brutus.

Leb' wohl denn, Portia! — Wir müſſen ſterben,
Meſſala; dadurch, daß ich oft bedacht,

Sie müßt' einſt ſterben, hab' ich die Geduld,
Es jezt zu tragen.

Meſſala.

So trägt ein großer Mann ein großes Unglück.

Caſſius.

Durch Kunſt hab' ich ſo viel hievon, als ihr;
Doch die Natur ertrüg's in mir nicht ſo.

Brutus.

Wohlan zu unſerm lebenden Geſchäft!
Was denkt ihr? ziehn wir nach Philippi gleich?

Einer ſtarren Bildſäule gleich hatte Camillo anfänglich zugehört; doch bald ſchoſſen Blitze aus ſeinen trüben Augen, er holte tief Athem und ſein Herz ſchlug in langſamen Schlägen faſt hörbar. Bei dem: „Leb' wohl denn, Portia!" ſprang er auf und ſtand vor William, wie in den Boden gewurzelt — und bei dem: „Wohlan, zu unſerm lebenden Geſchäft!" ſank er mit einer Thränenflut an ſeine Bruſt.

Nach einigen Augenblicken richtete er ſich auf und trocknete ſein Geſicht ab. Er bot ſeinem Freunde die Hand.

„Leb' wohl denn, Portia! — nicht wahr, Freund, ſo ſagte Brutus?“

William ſchlug ein. — „So ſagt' er!“

Camillo. O es iſt groß! es iſt göttlich in dieſem Zuſammenhang!

William. Sag', es iſt Shakeſpeariſch, ſo haſt Du alles geſagt!

Camillo gieng einigemal auf und ab. Es ward ihm ſchwer, das Geſpräch wieder anzuknüpfen, wie ſein Herz verlangte.

„Sprich aufrichtig mit mir, William!“ — fieng er endlich an — „jezt kann ich alles ertragen. Nicht wahr, ich bin ein kleiner Menſch? nicht wahr, Du haſt ſchon längſt mich nicht mehr geachtet, und nur Mitleid feſſelte Dich an den Schwachen?

William. Willſt Du den Achill der Schwäche zeihen, Camillo! — und doch ſaß er unthätig am Ufer des Meeres und Thränen um die geraubte Briſeis floſſen in die ſtürmiſchen Wogen. *)

Camillo. Du verſtehſt es, lindernden Troſt in die Seele des Freundes zu gießen! Sie hat mir immer unendlich wohl gethan, jene Stelle. Es iſt ſo menſchlich, daß auch der Held lieben und trauern darf.

William. Und ward Dir Anaſtaſia blos geraubt? ward ſie nicht grauſam ermordet?

Camillo. Und lebt nicht ihr Mörder noch? und leb' ich nicht ungerochen? — — Was denkt ihr, ziehn wir nach Philippi gleich?

William umarmte ihn. „So biſt Du, wie ich Dich wollte! Mit dem erſten günſtigen Winde ſeegeln wir nach der Flotte!“

Sie hielten ſich feſt umſchlungen; ſie ſchwuren ſich ewige Treue und Haſſan die ſchrecklichſte Rache — und ſie erfüllten das Gelübd.

---

*) S. den Anh. Anm. 8.

Kaum waren ſie wieder bei der Flotte angelangt, als jene berühmte Seeſchlacht geliefert wurde, in welcher das Ruſſiſche Admirals Schiff zugleich mit dem Türkiſchen, der Sultan genannt, in die Luft flog. William und Camillo fochten auf dem zunächſt ſtehenden Schiffe und waren die erſten, welche nach dem, durch das Auffliegen entſtandenen allgemeinen Schreck und Stillſtand das Treffen mit erneuter Wuth wieder anfiengen.

Doch die einbrechende Nacht trennte die beiden Flotten, und die Türken begiengen die Unvorſichtigkeit, in die verſchlämmte Bay von Tſchesme zu ſeegeln, wo verſchiedene ihrer Schiffe ſtrandeten und die andern, wegen des beſchränkten Raums, nicht agiren konnten. Sobald die Ruſſen dieſen Fehler bemerkt hatten, erbot ſich William D****** mit Ca millo und einigen andern ihrer gemeinſchaftlichen Freunde, die Türkiſchen Schiffe in Brand zu ſtecken. Mitten im Dunkel der Nacht rückten ſie mit einigen Brandern der feindlichen Flotte näher, hängten dieſe, um die ſie begleitenden Freiwilligen durch ihr Beiſpiel noch mehr zu ermuntern, dem furchtbaren feindlichen Feuer zum Trotz, mit eigner Hand an die Schiffe der Türken, ſtürzten ſich dann mit verbrannten Haaren und Geſichtern ins Meer, und gelangten glücklich wieder zu ihrer Flotte.

Die Türkiſchen Schiffe wurden ſämmtlich ein Raub der Flammen; aber der Ruhm dieſer kühnen That wurde nicht William und ſeinen Freunden, ſondern einem Günſtling zugeeignet. *)

Erbittert über dieſe Ungerechtigkeit nahmen ſowohl William, als Camillo, ihren

---

*) S. den Anhang Anm. 9.

Abſchied. Familienangelegenheiten riefen den erſtern in ſein Vaterland, und Camillo begab ſich einſtweilen in das Bad, wo ihm in Natalien die zweite ſchöne Hoffnung ſeines Lebens aufgieng.

Zehntes Buch.

Die Einſame. — Der offne Briefwechſel. — Die Zuſammenkunft. — Abermaliger Beſuch auf der Inſel. — Das Grab. — Die Geheimniſſe der Inſel. — Liſt und Liebe. — Der reiſende Virtuos. — Der ſchwierige Brief. — Fortſetzung der Inſel. — Geheimniſſe. — Die Inſchrift.

Je lebhafter und unruhiger es während der Anweſenheit der Fremden auf dem Schloſſe W******* geweſen war, deſto öder und ſtiller wurde es nach ihrem und Raimunds Abgange nach der Reſidenz. Natalia fühlte ſich durch dieſe erſte Trennung von ihrem jugendlichen Freunde faſt von aller Welt abgeſchnitten, und da ihr Argwohn gegen ihren Vater durch Raimunds Wortwechſel mit Aurelien aufs neue erwacht war, da ſie dieſe von nun an als die erbittertſte und rachſüchtigſte Feindinn fürchten mußte, ſo entzog ſie ſich, ſo weit es nur die Umſtände erlaubten, unter mancherlei Vorwand allem Umgange. Ihr ſchon früher insgeheim gehegter Wunſch, in ein Kloſter zu gehen, hätte zuverläſſig jezt noch tiefere Wurzel geſchlagen, wär' ihr nicht zuweilen in ihren ſchwermüthigen Träumen die Geſtalt des Unbekannten erſchienen, der in der Sultan-Maske nichts verabſäumt hatte, um durch ein edles, theilnehmendes Entgegenkommen ihr Zutrauen, ihre Freundſchaft zu gewinnen.

Gleich dem freundlichen Begleiter, welcher dem furchtſamen Wanderer am Ausgange einer Wildniß ſich anbietet, verſcheuchte dieſe Erſcheinung, in ein liebliches Helldunkel gehüllt, oft und immer öfter Nataliens Beſorgniſſe; ihr wichen die ſchwarzen Bilder, welche Nataliens Seele umlagerten, und nicht ſelten ging von ihr ein heller Frühlingsſchein aus, welcher ſich mit zauberiſcher Gewalt über Nataliens düſtre Zukunft verbreitete. „Nein, ich bin nicht ganz verlaſſen“ — rief ſie dann, wie aus furchtbaren Fieberphantaſien erwachend, aus — „Iſt nicht Raimund mein Freund, und giebt es nicht manches edle Herz,“ — ſie dachte nur an ein einziges — „das dem meinigen ſich freundlich zu nähern wünſcht?" —

Doch ſo ſehr auch Natalia ſich von aller Geſellſchaft zu entfernen ſuchte und ſich nur mit ſich ſelbſt zu beſchäftigen ſchien, ſo entgieng ihren aufmerkſamen Blicken doch nichts, was im Schloſſe vorgieng und mit ihren oder Raimunds Schickſalen in einiger Beziehung ſtehen konnte.

Sie hatte bemerkt, daß gleich in den erſten Tagen nach dem Abgange des fremden Beſuchs Graf Maximilian, Lamoral und Aurelie weit häufiger und geſchäftiger zuſammen kamen, als ſonſt; ſie erfuhr, daß Lamoral nach einigen geheimen Unterredungen eilig abgereiſt ſey, und daß ſie nicht nur aus der Geheimhaltung dieſer Verhandlungen, ſondern auch aus der nicht ganz unterdrückten Verlegenheit in den Mienen ihres Vaters und der Baroneſſe, auf irgend ein wichtiges Ereigniß, das man ihr zu verbergen ſuche, ſchließen mußte, ſo drang ſich ihr nun von ſelbſt die Nothwendigkeit auf, irgend einen Weg ausfindig zu machen, auf welchem ſie ihrem entfernten Jugendfreunde im Fall der Noth ſichere und vollſtändige Nachrichten mittheilen könne.

Zahlreich, wie der Stand und Reichthum ihres Vaters es erforderte, war zwar ihre Bedienung, aber unter allen ihren Mädchen fand ſich keines, dem ſie zur gewünſchten Unterhändlerinn Treue oder Klugheit genug zugetraut hätte. Sie warf daher ihr Augenmerk auf den alten Diener, welcher ſich bey Raimunds Krankheit von ſelbſt zum Wärter erboten und von jeher eine ganz vorzügliche Anhänglichkeit an denſelben bewieſen hatte, und ſuchte Gelegenheit, mit dieſem ohne Zeugen zu ſprechen. Doch da ſie ſeiner wie von ohngefähr gegen eins ihrer Mädchen erwähnte, erfuhr ſie von dieſer die auffallende Neuigkeit, daß der Alte ſeit dem Maskenballe vermißt werde, und von ſeinem Tod oder Leben bis jezt nichts in Erfahrung zu bringen geweſen ſey.

Auch dieß Verſchwinden ſchien ihr mit dem vermutheten Geheimniſſe ihres Vaters in Beziehung zu ſtehen, und wie dadurch auf einer Seite ihr Wunſch, etwas davon zu entdecken, nicht wenig befeuert wurde, ſo bedauerte ſie auch auf der andern gar ſehr, daß ſie nun auf jeden treuen Unterhändler mit Raimund Verzicht leiſten müſſe.

Prinz Camillo, deſſen Herz nach dem für ihn ſo glücklichen Maskenballe von Nataliens Liebenswürdigkeit ganz erfüllt war, faßte ſofort den Entſchluß, eine Zeitlang in ihrer Nähe zu bleiben und, wo möglich, ihrer Gegenliebe ſich zu verſichern, ehe ſie mit ſeinem Stande und übrigen Verhältniſſen bekannt wär'. Zwar konnte er wegen ſeines hohen Ranges eine gaſtfreundſchaftliche Aufnahme in dem Schloſſe des Grafen Maximilians ſicher erwarten; zwar durfte er, wenn er ſeine Abſicht auf eine nähere Verbindung zu erkennen gäb', auf eine beifällige Antwort hoffen; allein theils konnte er in ſeinem Innern eine gewiſſe ihm unerklärliche Abneigung gegen den Grafen Maximilian nicht ganz unterdrücken, theils wünſchte er auch, vor allen Dingen von Nataliens Herzenszuſtande ſich ſelbſt zu unterrichten. Er zog es daher einſtweilen vor, auf dem benachbarten Landgute eines mit ihm befreundeten Edelmanns ſich aufzuhalten, ſchickte dagegen ſeinen treuen Neger fleißig auf Kundſchaft aus, und erwartete ſehnſuchtsvoll einen günſtigen Augenblick, um Natalien im Schloßpark oder an einem dritten Orte zu ſprechen.

Nach einigen Wochen glückte endlich ein Verſuch, und ſo zweideutig dem Prinzen auch in gewiſſer Rückſicht der Erfolg hätte ſcheinen können, ſo überzeute ihn doch ein, wenn auch dunkles, doch richtiges Gefühl, daß er der jungen Gräfinn nichts weniger, als gleichgültig ſey.

Raimund ſelbſt war es, der, ohne das mindeſte davon zu ahnen, dem Prinzen und Natalien die Veranlaſſung zu einer nähern, innigern Bekanntſchaft an die Hand gab.

Sobald er in der Reſidenz angelangt war und ſich dem Fürſten K****** vorgeſtellt hatte, erforderte es ſchon die Pflicht der Höflichkeit, ſeinem Onkel und Beſchützer, dem Grafen Maximilian, von der ihm zu Theil wordenen günſtigen Aufnahme Nachricht zu geben. Wer je geliebt hat, wer von Raimunds zärtlicher Leidenſchaft ſich einen Begriff zu machen im Stande iſt, und wer es weiß, daß im reinen Gemüth des liebenden Jünglings die Neigung durch Trennung nicht erkaltet, ſondern nur heftiger entflammt wird, der kann leicht errathen, wie ſehnlich Raimund jetzt wünſchte, auch an Natalien insgeheim einige Zeilen abzuſchicken und ihr alles ſagen zu können, was ſein ſchwärmeriſches Gefühl ihm eingab. Doch da dieß aus Mangel an einer ſichern Gelegenheit völlig unmöglich war, ſo legte er dem Briefe an den Grafen, nebſt einigen andern ganz gleichgültigen Billets an verſchiedene Schloßbewohner, auch ein offnes Brieſchen an Natalien bei, das der Graf ihr einzuhändigen kein Bedenken finden konnte.

„Ich bin jezt“ — ſo ſchrieb er nach manchem verunglückten Verſuche mit reiflich überdachter Verſtellung — „durch die Gnade Ihres Herrn Vaters in eine von der vorigen ſehr verſchiedene Lage verſetzt worden; und der mir nunmehr angewieſene Wirkungskreis hat mich ſchon in wenig Tagen überzeugt, wie nichtig ſo mancher ſchwärmeriſche Traum meiner frühern Jugend in den Augen des kältern, geprüften Beobachters erſcheinen muß, und wie ſehr ich Urſache habe, durch die angeſtrengteſte Thätigkeit mich der von meiner erſten Kindheit an in Ihrem Hauſe mir ſo unverdient wiederfahrnen Unterſtützung würdig zu machen. Doch ſo gern ich auch manchen meiner ehemaligen Wünſche und Verſätze auf immer vergeſſen möchte, ſo wird mir doch das Andenken an die zu W******* verlebten Tage ſchon um deswillen ewig theuer bleiben, weil ich in jenen Tagen Ihrer Theilnahme, Ihrer jugendlichen Freundſchaft mich freuen konnte."

„O möchten auch Sie jener Stunden, jener unſchuldvollen Freuden nicht gänzlich vergeſſen! — Ich erinnere mich eines reizenden Gemäldes, das ich irgendwo geſehen habe, und deſſen ich mich bei Ihnen als Sinnbildes ja wohl bedienen darf, da Sie ſelbſt Freundinn der Kunſt und Künſtlerinn ſind. — „Eine junge Hirtinn, von einer lachenden Landſchaft umgeben, ſpiegelt ihr unſchuldvolles Geſicht im Bache, und, unbeobachtet von ihr, ſind die Blumen des Maies, womit ſie ſich ſchmückte, von ihrer Bruſt ins Waſſer gefallen. Ergriffen von den Wellen ſchwimmen die Blumen dahin, und mit ſanfter Rührung blickt die Schäferinn ihnen nach. Vielleicht waren ſie beſtimmt, einen Kranken, der des Anblicks des Frühlings entbehren muß, wohlthätig zu erfreuen; vielleicht zum frommen Opfer für die Nymphe des Quells! — Möchten Ihnen, meine verehrte Freundinn, die entflohenen Stunden unſerer Jugend nicht gleichgültiger ſeyn, als der Schäferinn die entfallenen Blumen. Auch jene fänd wohl andre und ſchönere Blüten; aber auch dieſe waren ihr werth — und nicht ungerührt ſieht ſie es an, daß die Wellen ſie fortreißen.“

„Doch ich bemerke mit Befremdung, daß ich Ihrer Nachſicht mißbrauche — und ſchon wieder in einen Fehler verfallen bin, wovon ich ſchon ganz frei zu ſeyn glaubte. Spotten Sie nur, theure Freundinn, lächeln Sie über den angehenden Geſchäftsmann, der noch immer in dichteriſche Schwärmerey ſich verliert; aber dann verzeihen Sie auch dem Unerfahrnen, der noch nie an ein Frauenzimmer ſchrieb, und, um einer geiſtvollen jungen Dame etwas Gefälliges vorzutragen, vielleicht in den Fehler einer Unbeſcheidenheit verfiel und poetiſcher ſchrieb, als ihm ſein Verhältniß und die ſchuldige Verehrung in den Augen einer ſtrengen Richterinn wohl verſtatten könnte. — Einige Zeilen, bey einem geſchäftsleeren Augenblicke geſchrieben, die Nachricht von Ihrer Hand, daß Sie ſich wohl befinden, würde mir der ſicherſte Zeuge Ihrer Verzeihung ſeyn."

Natalia las aus dieſem Briefe ungleich mehr zuſammen, als Graf Maximilian, obſchon Aurelie ihm wider ſie den Verdacht einer jugendlichen Liebſchaft mit Raimunden beigebracht hatte, in den Worten finden konnte. Sie bemerkte nicht ohne geheimes Vergnügen die hie und da gezwungene Schreibart; ſie machte ſich ein eignes Geſchäft daraus, den von Raimunden gebrauchten Worten diejenigen unterzulegen, welche er nach ihrer Ueberzeugung im Sinn gehabt hatte, und ſie freute ſich ſchon im Voraus, durch eine ſchlaue Beantwortung Raimunden zu überzeugen, daß nöthigen Falls ein Frauenzimmer ohne alle Vorübung eben ſo doppelſinnig ſchreiben könne, als der erfahrenſte Diplomatiker.

Beſonders aber war Raimunden durch das von dem Hirtenmädchen entlehnte Beiſpiel ſeine Hauptabſicht gelungen, die Geliebte an die Schiffarth auf dem Lilienteiche*) zu erinnern, an welche Erinnerung ſich, wie er nicht zweifeln konnte, noch ſo manches andre Andenken, ja gewiſſermaßen die ganze Geſchichte ihrer jugendlichen Liebe anknüpfen mußte. Natalia las dieſe Stelle ſeines Briefs mit zärtlichem Wohlgefallen mehreremal durch, und da ſich hiebey zugleich alle mit Raimunden erlebten Begebenheiten in ihrer Seele auf das lebhafteſte erneuerten, ſo konnte es auch nicht fehlen, daß die Begierde wieder in ihr erwachte, das über die Inſel und deren Bewohner noch immer verbreitete Dunkel völlig aufzuhellen. Ein neu eingetretener, weit härterer Froſt hatte bereits alle Gewäſſer wieder zum Stehen gebracht; mithin ſchienen der Ausführung ihres Entſchluſſes um ſo weniger Schwierigkeiten entgegen zu ſtehen.

---

*) S. 108. des erſten Bändchens.

Natalia fand von nun an für gut, bei leidlichen Wintertagen bald in Begleitung einer Dienerinn, bald auch, wenn es nicht zu vermeiden ſtand, in Aureliens Geſellſchaft, den Garten zu beſuchen, und ein zwar ſehr kalter, aber auch heitrer Morgen, an welchem die Baroneſſe ſich mit Briefſchreiben beſchäftigte, ward zur Anſtellung des Entdeckungsverſuches beſtimmt.

Kaum ſchien die Morgenſonne durch die gefrornen Gärten der Schloßfenſter, kaum hatte ſich Natalia zu dem beabſichtigten Kreuzzuge mit der wärmſten und doch auch bequemſten Kleidung ausgerüſtet, als ſie mit dem getreueſten ihrer Mädchen einen Morgenſpaziergang antrat. Die ganze Natur ſelbſt ſchien mit Natalien im Bunde zu ſtehen; ein friſcher Wind ſchüttelte Silberflitter von den bereiften Bäumen, und das Strahlengeſicht der Sonne ſpiegelte ſich in den hellen Flächen der Baſſins und Teiche.

Erfriſcht von der reinen Morgenluft fühlte Natalia ihr Herz muthiger ſchlagen; ſie eilte gleich einer Heldinn mit ſchnellen Schritten dem Abentheuer entgegen, und fühlte ſich ſogar in dieſem Augenblicke ſtark genug, den Zug nach der ſchauerlichen Inſel ohne ihre Gefährtinn, die ſie überdies nicht zur Theilnehmerinn ihres Geheimniſſes wünſchte, anzutreten. Sie gab daher ihrem Mädchen die befehlähnliche Erlaubniß, bis gegen Mittag zu einer befreundeten Bäuerinn zu gehen und ſodann an einem beſtimmten Platze des Gartens ſie zu erwarten.

Schneller und immer ſchneller verfolgte ſie nun ihren Weg, und erſt da ſie der Inſel gerade gegenüber ſtand, bemächtigte ſich ihrer der Gedanke an die vormals erblickte Erſcheinung. Ein geheimes Grauen überfiel ſie; ſchon ſchien ihr Muth ſie gänzlich zu verlaſſen; ſchon bereute ſie, ihr Mädchen weggeſchickt zu haben; ſchon wankte ihr Vorſatz — als das Ohngefähr ihr eine ganz unerwartete Begleitung, entgegenführte.

Auch den Prinzen Camillo hatte der ungewöhnlich ſchöne Wintertag ins Freie, die Liebe zu der reizenden Gräfinn in den Schloßpark gelockt. Amadeo, der ihn begleitete, bemerkte ſchon von weitem eine erhabene Mädchengeſtalt, die von der Morgenſonne verherrlicht gleich einem überirdiſchen Weſen unter einer hohen, dunkeln Tanne ſtand und von den ſenkrecht herabhängenden, im Sonnenlicht ſich wiegenden Zweigen wie von einem dunkelgrünen, golddurchwirkten Thronhimmel bedeckt ward. Kaum hatte er ſeinen Gebieter auf die holde Erſcheinung aufmerkſam gemacht, als dieſer die Heißgeliebte erkannte.

Beide verbargen ſich nun ins Gebüſch, um, ehe ſie ſich näherten, zu erfahren, ob Natalia allein ſey, und was ſie in dieſer abgelegnen Gegend beginnen werde? Endlich, da Natalia weiter zu gehen im Begriff ſtand, winkte der Prinz ſeinem Begleiter. Amadeo zog ſeine Flöte hervor, um die fliehende Schöne durch die Macht der Töne noch länger aufzuhalten.

Natalia ſtuzte und blickte nach der Gegend, von welcher der Schall kam. Jezt gewahrte ſie Camillo, der, indeſſen Amadeo im Gebüſch zurückblieb und in dem angefangenen

Adagio fortfuhr, mit ſchnellen Schritten auf ſie zueilte. Betroffen ſank ihr ſchönes Auge zur Erde; ihre zarte Wange glühte höher. Doch zu viel Zauber lag in Camillo's Anrede, zu viel Adel ſpiegelte ſich in ſeinen Blicken, zu viel Feinheit und Größe leuchtete aus ſeinem ganzen Betragen hervor, als daß Nataliens Furcht und Verlegenheit von langer Dauer hätte ſeyn können. Bald war unter beiden der ſchon auf dem Maskenballe ſtatt gefundene vertrauensvolle Ton wieder hergeſtellt; bald lag wieder Hand in Hand; bald waren wieder die Augen Dolmetſcher und Ergänzer der Worte — und Camillo fragte endlich mit der größten Unbefangenheit, welcher glücklichen, doch gewiß ſonderbaren Veranlaſſung er die Erfüllung ſeines ſehnlichſten Wunſches verdanke, Natalien in einer vom Schloſſe entfernten Gegend und ohne Zeugen zu ſprechen?

Natalie lächelte. Ein glücklicher Gedanke hatte ſich in dieſem Augenblicke in ihrer Seele erzeugt, den die Neugier, vom Vertrauen auf Camillo unterſtüzt, gern ſogleich ausgeführt hätte, den aber der Mädchenſinn nicht einmal zu äußern wagte. Camillo errieth dieß und beſtürmte ſie ſo lange mit Bitten und mit Zweifeln an ihrer Freundſchaft, ja ſogar mit freundſchaftlichen Vorwürfen; bis ſie ſelbſt in ihrer Bedenklichkeit etwas Kleinliches fand.

„Gut denn!“ — ſagte ſie endlich — „Wir wollen ſehen, wer von uns beiden über den andern zu klagen hat. Vertrauen gegen Vertrauen! Offenherzigkeit gegen offnes Bekenntniß!“

Camillo. Fragen Sie, liebe Gräfinn! Sie ſcheinen noch Mißtrauen gegen mich zu hegen. Womit — womit kann ich dieſes entfernen?

zu einer befreundeten Bäuerinn zu gehen und ſodann an einem beſtimmten Platze des Gartens ſie zu erwarten.

Schneller und immer ſchneller verfolgte ſie nun ihren Weg, und erſt da ſie der Inſel gerade gegenüber ſtand, bemächtigte ſich ihrer der Gedanke an die vormals erblickte Erſcheinung. Ein geheimes Grauen überfiel ſie; ſchon ſchien ihr Muth ſie gänzlich zu verlaſſen; ſchon bereute ſie, ihr Mädchen weggeſchickt zu haben; ſchon wankte ihr Vorſatz — als das Ohngefähr ihr eine ganz unerwartete Begleitung entgegenführte.

Auch den Prinzen Camillo hatte der ungewöhnlich ſchöne Wintertag ins Freie, die Liebe zu der reizenden Gräfinn in den Schloßpark gelockt. Amadeo, der ihn begleitete, bemerkte ſchon von weitem eine erhabene Mädchengeſtalt, die von der Morgenſonne verherrlicht gleich einem überirdiſchen Weſen unter einer hohen, dunkeln Tanne ſtand und von den ſenkrecht herabhängenden, im Sonnenlicht ſich wiegenden Zweigen wie von einem dunkelgrünen, golddurchwirkten Thronhimmel bedeckt ward. Kaum hatte er ſeinen Gebieter auf die holde Erſcheinung aufmerkſam gemacht, als dieſer die Heißgeliebte erkannte.

Beide verbargen ſich nun ins Gebüſch, um, ehe ſie ſich näherten, zu erfahren, ob Natalia allein ſey, und was ſie in dieſer abgelegnen Gegend beginnen werde? Endlich, da Natalia weiter zu gehen im Begriff ſtand, winkte der Prinz ſeinem Begleiter. Amadeo zog ſeine Flöte hervor, um die fliehende Schöne durch die Macht der Töne noch länger aufzuhalten.

Natalia ſtuzte und blickte nach der Gegend, von welcher der Schall kam. Jezt gewahrte ſie Camillo, der, indeſſen Amadeo im Gebüſch zurückblieb und in dem angefangenen dieſe Entdeckung gerieth, gehörte nicht unter die unangenehmen. Sie hatte ehedem ſo oft mit jugendlicher Wärme an den Heldenjüngling gedacht; ihre Einbildungskraft hatte ihn immer ihr ſo groß, ſo erhaben über alle andre Jünglinge vorgeſtellt — und jezt ſagte ihr ein flüchtig auf ihn geworfener Blick, daß unter allen Jünglingen nur Er dieſer Camillo ſeyn könne; jezt rief ihr eine gewiß verzeihliche Eitelkeit zu, daß es nichts geringes ſey, von dieſem Camillo ausgezeichnet, von ihm um freundſchaftliches Vertrauen gebeten zu werden; jezt ſtürmte dieß alles ſo ſchnell und ſo auf einmal auf ihre Seele!

„Könnten Sie im Ernſt dieſe liebe Hand mir entziehen wollen?“ — wiederholte Camillo mit dem ſanfteſten Tone.

„Nein! o nein!“— erwiederte Natalia ſchnell — „ſo war es nicht gemeynt!“ — Ihr ganzes Geſicht glühte; ihr Auge traf auf ihn mit Achtung und zärtlichem Wohlwollen — und mit ſchaamhafter Gutmüthigkeit legte ſie auch die andre Hand auf den Arm des Fragenden.

Camillo, bei dem dieß für ihn ſo ehrenvolle Benehmen, dieſe hinreißende Unſchuld, dieſe unbefangene Zärtlichkeit eben ſo ſehr die tiefſte Rührung, als das reinſte Entzücken hervorbrachte, ſuchte ſowohl aus Beſcheidenheit, als weil es ihm jezt mehr noch um Nataliens Liebe, als um ihre Hochachtung zu thun war, ſobald als nur möglich den vorigen leichtern und gefälligern Ton wieder herzuſtellen. Er gehörte überhaupt, wenn er es wollte, unter die glücklichſten und liebenswürdigſten Schwäzer im edelſten Sinne des Wortes, und ſo mußte ihm auch ſeine Abſicht in kurzem gelingen. Vor allen Dingen leitete er das Geſpräch auf das von Natalien ihm zur Vergeltung verſprochne Bekenntniß, und dieſe faßte ſogleich den Entſchluß, ihn ſowohl um ſeine Begleitung nach der Inſel, als um Vermittlung eines Briefwechſels mit ihrem Freund Raimund zu bitten.

Sie entdeckte ihm daher, während ſie Hand in Hand die Inſel umgiengen, wiewohl unter manchem Rückenthalt, wozu bei aller Offenherzigkeit und Vertraulichkeit dennoch ihr heller Verſtand, die dem weiblichen Geſchlechte angebohrne Verſchlagenheit und die Schonung ihrer Verhältniſſe ſie auffoderte, ſowohl von ihrer Familie und von ihrem verwandten Jugendfreunde Raimund, als von dem vermutheten Geheimniſſe auf der Inſel ſo viel, als ſie zu Erreichung der gedachten Abſicht nöthig fand. Camillo, der nach ihren behutſamen Aeußerungen in Raimunden nichts weniger, als einen Nebenbuhler erblicken konnte, entwarf ſogleich einen Plan, wodurch er nicht nur ihre Wünſche völlig zu erfüllen, ſondern auch für ſeine Liebe zu gewinnen hoffte.

Es wurde verabredet, daß Amadeo als reiſender Virtuos auf dem Schloſſe W******** erſcheinen ſolle. Dort wollte Natalia ihn hören, und von ihrem Vater die Erlaubniß auswirken, ſich von dem fremden Muſiker eine Zeitlang auf der Harfe Unterricht ertheilen zu laſſen. Wäre dieß gelungen, ſo ſollte Natalia die Briefe für Raimund an Amadeo, dieſer ſie an Camillo, und Camillo ſie durch Amadeo's Vater, Bernardo, den der Prinz in ſeinem Palais zu **** als Aufſeher angeſtellt hatte, endlich an Raimund befördern. Dieſer offenbar leicht ausführbare Entwurf, der ſowohl Nataliens Abſichten völlig gemäß war, als auch dem Prinzen ein näheres Verſtändniß, ja wahrſcheinlich ſogar einen ununterbrochnen Briefwechſel mit ihr ſicherte, wurde von beiden

Theilen mit gleicher Freude aufgenommen. Und nun trat man — Natalia, mit nicht geringer Erwartung, Camillo hingegen blos aus Gefälligkeit und ohne beſondre Aufmerkſamkeit — den Weg nach der Inſel über den gefrornen Teich an.

Beide fanden ſich von ihren Vermuthungen getäuſcht. Natalia fand weniger, Camillo mehr, als er geglaubt hatte.

Sie langten an dem jenſeitigen Ufer an, fanden die von Raimunden ſchon bemerkte Bildſäule der Iſis; fanden die Aegyptiſchen Ruinen, welche ihrer beſondern Bauart wegen ſelbſt dem Prinzen ſehr merkwürdig ſchienen, fanden die Hütte von Baumrinden mit allen zum Bewohnen erforderlichen Geräthſchaften; aber nirgends wurden ſie eines lebendigen Weſens gewahr.

Schon ſtanden ſie unmuthsvoll im Begriff, wieder nach dem Ufer zu gehen, als ein entfernter, dumpfer Schall, faſt demjenigen ähnlich, wenn in tiefem Walde Bäume gefällt werden, ſie aufmerkſam machte und in einen etwas abgelegnern Theil der Inſel lockte.

Je näher ſie kamen, deſto vernehmlicher ward der Schall. Endlich erblickten ſie einen alten Mann, welchen **Natalia** für den **Teichwärter** erkannte. Er ſchien eben einen Grabhügel aufgerichtet zu haben, und trieb ein ſchwarzes, hölzernes Kreuz mit einem Schlagel in den Boden.

Natalia, die noch immer eine, wiewohl ſchwache, Hoffnung genährt hatte, auf der Inſel, wo nicht ihre eigne, doch **Raimunds** Mutter unter den Lebendigen anzutreffen, ſchauderte erbleichend zurück. Auch **Camillo**, der beglückt durch die Nähe der Geliebten, an ihrer Hand heiter und froh die Inſel durchſtrichen hatte, wurde erſchüttert.

„So wandelt hienieden" — ſagte er mit tiefem Gefühl, nicht ohne Bezug auf ſeine verewigte Anaſtaſia — „Freundſchaft und Liebe durch das labyrinthiſche Leben, hoffet ſehnſuchtsvoll das in dunkle Nebel gehüllte Glück zu erreichen, und findet am Ende — ein Grab!"

In dem Auge ſeiner jungen Freundinn glänzte eine Thräne; ihre Hand zitterte in der ſeinigen; beider Herzen fühlten ſich in dieſem Augenblick von jeher mit einander verſchwiſtert; alles Fremdartige zwiſchen ihnen war nun auf immer verſchwunden — und Natalia wich nicht aus, da er ſie mit ſanfter Heftigkeit, als wollt' er dem Schickſal Trotz bieten, das Freund vom Freunde, Geliebte vom Geliebten reißt, an ſein lautklopfendes Herz drückte. So ſtanden ſie einen

Augenblick, nur durch Blick und Händedruck ſich verſtehend. Der Bund ihrer Herzen war von nun an ſo feierlich, als durch die heiligſten Schwüre, beſtätigt.

Der am entgegengeſezten Ufer erklingende Ton von Amadeo's Flöte brachte ſie aus dieſem Traume des Himmels zur Erde zurück, und der von dieſem Silberklang ſehr widerlich abſtechende, vom Grabhügel her ertönende dumpfe Schall ſtellte das Bild der ſie noch umgebenden Wirklichkeit mit den grellſten Farben vor ihrer Seele wieder auf.

Sie näherten ſich langſam dem ämſig arbeitenden Greiſe und ſezten ihn durch ihren Zuruf in nicht geringe Beſtürzung.

„Wen begrubeſt Du hier, Alter?" — redete Camillo ihn an. Zuſammenfahrend ſchaute der Greis auf, und indem ihm aus der einen geſchäftigen Hand der aufgehobene Schlägel ſank, entblößte er mit der andern, Natalien erkennend, voll furchtſamer Unterwürfigkeit den grauen Scheitel,

„Um aller Heiligen willen!“ — rief er ängſtlich — „wie kommen Sie hieher, liebes Gräfinn Nattchen! Bin ich doch ſelbſt nie ohne Noth und immer voll Grauens auf dieſer verwünſchten Inſel!“

Camillo drang nun ernſtlicher in ihn, und beide ſuchten ihn theils durch das Verſprechen der unverbrüchlichſten Verſchwiegenheit, theils durch ein reichliches Geldgeſchenk zu bewegen, ihnen alles zu offenbaren, was er von der Inſel und ihren bisherigen Bewohnern wiſſe.

Er führte ſie in die Einſiedlerhütte, zündete ein Feuer an, und erzählte ihnen endlich unter den flehentlichſten Bitten, ihn nicht zu verrathen, der Hauptſache nach folgendes.

Erzählung
des alten Teichwärters Andreas.

„Ich bin nicht von hier, ſondern tief aus Kärnthen gebürtig, und mein Vater war ein Fiſcher. In meiner Jugend lernte ich das Zimmerhandwerk, nahm aber bald Kriegsdienſte. Ohngefähr in meinem vierzigſten Jahre wurde ich wegen einer Bleſſur verabſchiedet und durchſtrich einige Jahre bettelnd das Land.

Nach einiger Zeit wurde ich dieſer traurigen Lebensart überdrüßig und ſuchte ein Unterkommen für mein Alter. Eines Tages kam ich nach dieſem Schloſſe und ſprach den Herrn Grafen, der kürzlich von ſeinen Reiſen zurückgekommen war, um ein Almoſen oder um Arbeit an. Er war guter Laune, und gab mir die Stelle des kurz vorher verſtorbenen Schwanenwärters.

Mit ſeiner Erlaubniß verheirathete ich mich noch im erſten Jahre meines Hierſeyns. Auch der Herr Graf brachte ſeine junge Gemahlinn auf das Schloß. Doch da ich dort nicht das mindeſte zu thun hatte, ſo habe ich dieſe nur bei ihrer Ankunft und dann noch einmal als Leiche geſehen.

Eines Tages — auf das Jahr kann ich mich nicht genau beſinnen — kam der Herr Graf ſelbſt mit Lamoral, und befahl mir, ſie beide auf die Inſel zu fahren. Ich ſezte ſie über, durfte aber die Inſel ſelbſt nicht betreten. Nach dem hochaufgeſchoßten Unkraut und dem ganz verwilderten Geſträuche zu urtheilen, mußte ſeit langer Zeit niemand dahingekommen ſeyn.

Da ich ſie wieder übergeſezt hatte, erhielt ich Befehl, den Kahn, welcher, ſchon bei meiner Anſtellung, in einer entfernten Gegend des Teichs unter einer von Gebüſch verborgnen Vermachung geſtanden hatte, immer auf das ſorgfältigſte zu verwahren, übrigens aber mich immer zur Nachtzeit bereit zu halten, dafür aber am Tage zu ſchlafen.

Von nun an mußte ich immer des Nachts mehrere mir unbekannte Perſonen überſchiffen, die größtentheils ganz verhüllt waren und von denen nur Lamoral mit mir ſprach. Einigemal kam es mir vor, als hätt' ich bei der Rückfahrt weniger Paſſagiere, als beim Hinüberfahren; doch wußte ich dieß nicht gewiß.

Die Inſel, wohin ich vorher, da kein Geſchäft mich dahin rufte, nie gekommen war, erregte nun meine ganze Neugier, und ich ergriff jede Gelegenheit, um unter der Hand von meinen Bekannten baldmöglichſt etwas genaueres davon zu erfahren. Aber alles, was ich hörte, beſtand in unglaublichen, ſich unter einander ſelbſt widerſprechenden Gerüchten. Bald hieß es, daß auf der Inſel ein unermeßlicher Schatz vergraben liege und von Geiſtern bewacht werde; bald ſollten falſche Münzer ſich dort aufhalten; bald gar dort ein Luſtſchloß des Teufels ſeyn, welcher ſich ſogar einmal vor Alters in einer Feuerflamme und unter Donner und Blitz von da in die Lüfte geſchwungen habe.

Alle dieſe Ausſagen dienten nur dazu, meine Neugier noch höher zu ſpannen, und ich wagte es in der nächſten, ſehr ſtürmiſchen Nacht, da ſchon im Schloſſe alle Lichter ausgegangen waren, wider das ſtrenge Verbot des Herrn Grafen zu handeln und auf die Inſel zu fahren.

Mit einer Blendlaterne verſehen, ſtieg ich bald aufwärts, bald abwärts. Die ſonderbare Bauart des uns umgebenden Gebäudes, die mancherlei unterirdiſchen Gänge und in die Tiefe gehenden Oeffnungen, deren Zweck ich nicht muthmaßen konnte, ſezten mich in Erſtaunen. Alles, was ich ſah, erfüllte mich mit Grauen. Als ich aber in eine dieſer Oeffnungen einen Stein fallen ließ, um die Tiefe einigermaßen zu erforſchen; als von unten herauf eine mir zurufende Stimme ertönte: da war auf einmal jedes Ueberbleibſel von Herzhaftigkeit dahin, und ich wollte mit bebenden Knieen wieder nach dem Ufer eilen.

Noch hatte ich nur wenige Schritte gethan, als ich durch das halb verfallene Gemäuer etwas auf mich zurauſchen hörte. Ein langer, hagerer Mann mit dem Blick der Verzweiflung faßte mich an der Gurgel.

„Keinen Laut!“ — rief er mir drohend zu, indem er mit der Hand eine eiſerne Stange ſchwang — „Schiffe mich über, oder du biſt augenblicklich des Todes!“ — Angſt und Entſetzen lähmten alle meine Kräfte. Wir ſtiegen ſchweigend in das Fahrzeug. Kaum näherten wir uns dem jenſeitigen Ufer, als der Unbekannte ſchon ans Land ſprang und im ſchnellſten Laufe aus meinen Augen kam.

Am folgenden Morgen trat Lamoral in meine Hütte. „Du biſt auf der Inſel geweſen!“ — rief er mir drohend zu, und zog ein Terzerol aus der Taſche — „Du haſt das Leben verwirkt, wenn du nicht durch den theuerſten Eid ewiges Stillſchweigen angelobeſt!“

Ich bin, wie ich Ihnen ſchon geſagt habe, lange Jahre Soldat geweſen, und ſtelle im Nothfall meinen Mann. Nur mit Geiſtern und mit — ſolchen Unbekannten, die in einem ſolchen Geiſterpalaſt mit eiſernen Stangen auf die Menſchen losrennen, mag ich nichts zu thun haben. Lamorals Drohung verdroß mich; ich griff gemächlich hinter mein

Bett und nahm meine ſtets geladene Flinte herunter.

„Ich bin nicht auf der Inſel geweſen“ — ſagte ich nun kaltblütig — „aber wäre es auch, was würde Ihnen ein erzwungener Eidſchwur helfen? Ich habe dreimal zur Fahne geſchworen und bin dreimal deſertirt“ —

„Du haſt Recht, Alter! Du biſt vernünftiger, als du ausſieheſt!“ — ſagte Lamoral lachend — „Sieh, das Terzerol war ohnedieß nicht geladen!“ — Er ſteckte es ſchnell in die Taſche, doch ohne mir die Pfanne ſehen zu laſſen.

„Wahrlich, du biſt brauchbarer, als ich gedacht hätte!“ — fuhr er dann fort! — „Nun ſey gutes Muthes, und laß dich nichts anfechten. Alles, was ich vorhin ſagen wollte, iſt nur ein guter Rath, daß du reinen Mund halten mußt. Ein verdächtiges Wort, und du wirſt vom Dienſte gejagt. Schweigſt du aber über alles, was du ſieheſt und hörſt, ſo wird es dein Schade nicht ſeyn. Hier iſt etwas zum Angelde!"

Er warf mir einen Gulden auf den Tiſch und befahl mir dann, noch dieſen Nachmittag ein Dutzend Bretter nebſt Hacken und Spaden, Hämmern und Nägeln, auf die Inſel zu ſchaffen.

„Wozu?" fragte ich mit immer ſteigender Neugier.

„Was geht das dich an?" — erwiederte er ſcherzend. — „Wir wollen ein Schilterhaus auf der Inſel bauen, und du ſollſt künftig Wache dort ſtehen! — Uebrigens hältſt du dich auf den Abend bereit. — Guten Tag!"

Ich brachte, was mir befohlen worden war, nach der Inſel. Ungefähr halb eilf Uhr des Nachts kam Lamoral mit ſechs bis ſieben Verhüllten, worunter ich auch ein Frauenzimmer und einen Capuziner zu entdecken glaubte. Ein großer Pack zuſammengeſchlagner Tücher wurde in die Gondel geworfen. Das Frauenzimmer ſchien ſehr ſchwach und krank, und mußte beim Ausſteigen getragen werden. Mir befahl Lamoral, an der Anfurth zu warten, bis er mich abrufen würde.

Nach Verlauf einiger Stunden rief er mich zu ſich. Er führte mich durch verſchiedene unterirdiſche Zimmer, und ich prallte nicht wenig zurück, als ich bei Eröffnung der letzten Thür die Wände, wie bei einer Beiſetzung, ſchwarz behangen und alles nur ganz matt erleuchtet ſah.

Eine furchtbare Stille, nur zuweilen von einem dumpfen Klopfen unterbrochen, herrſchte durchgängig umher; man konnte jeden Schritt, jedes Athemholen vernehmen. Einige der Vermummten giengen langſam auf und ab;

andere beſchäftigten ſich um das verſchleyerte Frauenzimmer, das an einem Ende des Saals auf dem Boden lag, und, wie es mir vorkam, kaum noch Spuren des Lebens von ſich gab. Ich blieb erſtarrt am Eingange ſtehen, und wagte es nicht, mein Erſchrecken an den Tag zu legen.

Lamoral unterbrach zuerſt das ſchauervolle Schweigen. „Nur näher!“ — rief er mir hart zu — „glaubſt du, ich rief dich hieher, daß du dich umgaffen ſollſt?“

Ich faßte mir ein Herz und gieng getroſt vorwärts. Aber ein neues Entſetzen lief kalt durch alle meine Adern, als ich beim Scheine der ſchwach ſchimmernden Wandlichter einen gelben Sandhaufen erblickte, der mit friſchem Blute bedeckt war. Wie ein hölliſches Geſpenſt hob ſich hinter demſelben durch die Dämmerung eine, dem Anſcheine nach, aus Eiſen gegoßne Figur, die wegen der ver bundenen Augen mit dem gewöhnlichen Bilde der Gerechtigkeit einige Aehnlichkeit hatte, und in beiden, wie zum Umarmen ausgebreiteten Armen ein ſcharfes, blitzendes Schwerd zuckte." —

„Willſt Du uns ein Mährchen aufbürden, alter Andreas!" — unterbrach jezt **Camillo** die Rede des Teichwärters.

„Und ſollten Sie nie von der **eiſernen Jungfrau** gehört haben?" — verſetzte **Andreas** kalt. — „Wollen Sie in einigen Tagen wieder kommen, ſo hoffe ich Sie von der Wahrheit meiner Worte zu überzeugen."

Camillo nahm den Alten beim Wort, und befahl ihm, vor der Hand fortzufahren. Da jedoch **Natalia** ſich beſann, daß die Zeit, binnen welcher man ſie nicht vermiſſen werde, größtentheils verfloſſen ſey, ſo gab ſie der dringenden Nothwendigkeit nach, und bat Camillo, ſie zurück zu begleiten.

Beide ſchärſten dem Teichwärter ein, von ihrem Beſuch auf der Inſel gegen niemand etwas zu äuſſern, und der Prinz verſiegelte ihm den Mund mit noch einem blinkenden Goldſtück.

So anziehend für Camillo die ſonderbare Erzählung des Teichwärters war, und ſo ſehr ſeine Neugier durch alles Geſehene und Gehörte erregt wurde, ſo wußte er doch in ſeinem Innern dem Zufalle weniger dafür Dank, daß er ihn auf die Inſel geführt hatte, als dafür, daß dieß an der Seite der geliebten Natalia geſchehen war.

Schon die erſte unbelauſchte Zuſammenkunft mit der Holden wär' von ihm für das glücklichſte Ereigniß gehalten worden; aber nun hatte die Gunſt des Augenblicks ihm ſchon Gewißheit verſchafft, daß er ihr nicht gleichgültig ſey; nun war ſchon das Mittel ausfindig gemacht, durch ſeinen Amadeo immer Nachricht von ihrem Befinden zu erhalten; nun hatte Natalia ihn ſchon durch die Bitte um Vermittlung ihres Briefwechſels mit Vetter **Raimund** zu ihrem Vertrauten erwählt; nun war er durch die auf der Inſel gemachten Entdeckungen, durch das Geheimniß, welches ſie nun mit einander theilten, gewiſſermaßen mit ihr verbündet.

Camillo hatte ſchon während der Zeit, als er bei des Teichwärters Erzählung an **Naraliens** Seite ſaß, die Vortheile insgeheim erwogen, welche aus dieſen Verhältniſſen für ſeine Liebe ſich darböten. Wäre die Geſchichte des Teichwärters nur im mindeſten gleichgültiger geweſen, vielleicht hätte der **Prinz** den größten Theil davon ganz überhört. Doch da ſie, beſonders auf **dem** Boden, wo alle die erzählten Begebenheiten ſich zugetragen hatten, und deſſen äußere Umgebungen die Wahrheit derſelben zu beurkunden ſchienen, die Aufmerkſamkeit jedes Zuhörers feſſeln mußten, ſo gab **Camillo** höchſtens nur dann einen etwas zerſtreuten Hörer ab, wenn **Natalia**, etwa an den Worten des Greiſes zweifelnd, ihren Freund fragend anſah, oder von der Schauderhaftigkeit der Begebenheiten ergriffen, zwar bewußtlos, doch mit ängſtlicher Innigkeit, ſeine Hand drückte. — O was las der glückliche Camillo nicht alles in dieſen frommen, und doch bis ins Innerſte dringenden Blicken! was mußte für den feurig Liebenden ein Händedruck dieſer Natalia ſeyn! —

Als ſie jezt Hand in Hand über den Eisſpiegel zurückwanderten, und die junge Gräfinn dann und wann, um auf der Glätte nicht auszugleiten, noch weit zutraulicher, als zuvor, auf den Arm des in ſo kurzem ſo liebgewonnenen Freundes ſich ſtüzte; als dieſen der in der Ferne hervorragende Schloßthurm an den bald bevorſtehenden Abſchied erinnerte; da ließ er ſich nichts angelegentlicher ſeyn, als alles, was er mit der lieben Gefährtinn ſchon abgeredet und noch abzureden hatte, zu wieherholen und in wenig Worte zu drängen, um ſein Glück ſo ſehr, als nur möglich, zu befeſtigen. Der ganze, ſchon vorher entworfene Plan wurde nochmals genehmigt; zugleich aber ausgemacht, daß, wenn Natalia zu einem nochmaligen Beſuch auf der Inſel ja nicht abkommen könne, der Prinz allein die Fortſetzung der Geſchichte von dem alten Andreas fodern, und ſie dann durch Amadeo Natalien mittheilen ſolle.

„So ſehe ich Sie denn bald wieder, meine theuerſte Freundinn!“ — rief Camillo mit zärtlichem Feuer — „oder ich darf Ihnen wenigſtens ſchreiben?“

Natalia ſchlug das Auge zur Erde; ſie hatte ſich dieſe Folge nicht ſo deutlich gedacht, als ſie jene Abrede mit Camillo nahm. Aber geſchehen war es nun einmal, und ſollte ſie dem großherzigen, dem theilnehmenden Freunde durch Widerruf ein Mißtrauen zeigen? ſollte ſie den Hoffenden durch verneinende Antwort betrüben?

„Ich bat Sie darum!" — antwortete ſie leiſe, und beugte ſich ſchaamhaft ſeiner Achſel näher. Die Morgenröthe der Liebe hatte ihre Wangen mit dem ſchönſten Purpur übergoßen; ihre Locken ſchmiegten ſich ſanft an Camillo's Wange. Sein Blick ruhte entzückt auf dem lieblichen Köpfchen und — ſie konnte nicht ausweichen, als der junge Held die reizende Gelegenheit nicht unbenuzt entfliehen ließ, ſondern mit ſeinen Lippen ihre glühenden Wangen ſanft berührte.

„Dort wartet mein Mädchen!" — rief Natalia, ſeinem Arm ſich freundlich entwindend. Er drückte noch einen Kuß auf ihre Hand, und ließ ſie willig entſchlüpfen, obſchon von dem Kammermädchen in einem ziemlichen Umkreis nichts zu entdecken war.

Nach einigen Tagen kam Amadeo in einem ſehr anſtändigen Reiſewagen auf dem Schloß W******** angefahren, und ließ ſich ſogleich beim Capellmeiſter des Grafen melden. Der Umgang mit dem Prinzen Camillo und der Unterricht berühmter Meiſter hatte bei ſeinen nicht gewöhnlichen Anlagen einen Jüngling aus ihm gebildet, in dem wohl niemand den armen Harfenknaben noch erkannt hätte, der im Bade zu T***** um ein Almoſen ſang. Seine zwar einfache, doch geſchmackvolle Kleidung, ſein ganzes, höchſt anziehendes Aeußeres, ſeine ſchwärmeriſche, feurige Art ſich auszudrücken, die ſogleich einen Kunſtjünger verrieth, und dann ſeine gründlichen Kenntniſſe in der Tonkunſt verſchaffte ihm die ehrenvollſte Aufnahme. Der Capellmeiſter, ſonſt ein ziemlich wunderlicher, origineller Mann, nahm Amadeo's Verſprechen, ſich beim nächſten Concert auf der Harfe hören zu laſſen, mit Vergnügen an.

Da der Capellmeiſter mit ſeinem Lobe gewöhnlich nicht freigebig war, gleichwohl aber von ſeinem jungen Kunſtfreunde nicht Gutes genug rühmen konnte, ſo hatte ſich bei dem nächſten Concert, bei welchem immer der benachbarte Landadel zuſammen kam, eine ſehr zahlreiche Verſammlung eingefunden.

Es war das erſtemal, daß Amadeo vor einer, größtentheils kunſterfahrnen Menge öffentlich auftrat. Dieß und der lebhafte Wunſch, Camillo's Abſichten mit ihm ja nicht zu verfehlen, erfüllte ihn anfänglich mit einiger Bangigkeit. Doch bald ſchien ſich irgend ein Gott ſeiner zu bemeiſtern. Seine Finger irrten, wie von himmliſcher Begeiſterung beflügelt, durch die bebenden Saiten, und da er geendet hatte und nun von allen Seiten lauter Beyfall er tönte, da kam es ihm ſelbſt vor, als habe er dießmal mehr, als jemals, geleiſtet. Er war zum erſtenmal in ſeinem Leben mit ſich zufrieden.

Seine Geſchicklichkeit, welche freilich durch ſeinen zwar feinen, doch freien Anſtand noch mehr unterſtützt ward, hatte die ganze Verſammlung für ihn eingenommen. Graf Maximilian bot ihm ein Geſchenk in Golde an; er lehnte es mit Beſcheidenheit ab, und erbat ſich ſtatt aller Belohnung die Erlaubniß, ſich noch einmal hören laſſen zu dürfen. Baroneſſe Aurelie, die während ſeines Spiels kein Auge von ihm verwendet hatte, flüſterte ihm ein ſehr ſchmeichelhaftes Lob zu und begleitete dieß mit ſo ſprechenden Augen, daß der Jüngling ziemlich außer Faſſung gerieth, und nur durch eine Verbeugung antwortete.

Doch mit ungeſtüm klopfendem Buſen ſtand Natalia noch immer in der Ferne, und konnte ſich kaum entſchließen, ſich zu nähern.

Sie mußte nach allen Umſtänden glauben, daß der junge Virtuos ein Abgeſandter Camillo's ſey; aber ſehr überraſchend war es für ſie, in dieſem Abgeſandten zugleich den jungen Harfenſpieler zu entdecken, den ſie im Bade in ſehr kümmerlichen Umſtänden geſehen hatte.

Sie trat nun auch in den Kreis, welcher den fremden Tonkünſtler umgab, und ſagte ihm etwas Verbindliches. Dann, um ihm bemerken zu laſſen, daß ſie ihn ſogleich erkannt habe, fragte ſie ihn faſt wie vormals in T.*****: „Was koſtet Ihnen dieſe ſchöne Harfe? Sie ſcheint des Künſtlers nicht unwerth, der ſie ſchlägt.“

„Die Harfe iſt das Geſchenk meines fürſtlichen Wohlthäters“ — erwiederte Amadeo mit Nachdruck in Wort und Blick — „dem ich alles, mithin auch den mir heute zu Theil wordnen Beifall verdanke.“

Natalia war nun ihrer Sache völlig gewiß. Sie äußerte gegen den Grafen Maximilian und Amadeo ihren Wohlgefallen an der Harfe, und den Wunſch, auf dieſem Inſtrument Unterricht zu bekommen; auch Aurelie, die ſchon ehedem die Harfe geſpielt hatte, wollte ſich wieder üben; der junge Künſtler bot, wie natürlich, ſeine Dienſte an, und der Graf, der ohnedieß und jezt mehr noch, als ſonſt, jedes Verlangen ſeiner reizenden Tochter mit der größten Bereitwilligkeit erfüllte, erſuchte Amadeo, ſo lange, als es ſeine Verhältniſſe erlauben würden, auf dem Schloſſe zu bleiben.

So war denn das gewünſchte geheime Poſtamt, dem verabredeten Plane gemäß, völlig eingerichtet. Natalia, die ſchon vorher, bei Gelegenheit eines von ihrem Vater nach der Hauptſtadt abgehenden Paquets, Raimunds oben mitgetheilten Brief mit dem ſchlauſten Doppelſinn beantwortet hatte, konnte es nun nicht länger verſchieben, dem entfernten Freunde offenherziger zu ſchreiben und ihn von der jetzigen Lage der Dinge zu unterrichten.

Schon einigemal hätte ſie zum Briefſchreiben allenfalls eine unbeobachtete Stunde finden können; allein eine geheime, undeutliche Empfindung hielt ſie immer ab, und — rieth ihr eben jezt eine größere Vorſicht an, als ſie vielleicht unter andern Umſtänden beobachtet haben würde.

Doch da endlich die Baroneſſe einſt

auf einen ganzen Tag verreiſte, da konnte auch ihre innre Empfindung nicht die mindeſte Entſchuldigung weiter erdenken, vielmehr mußte Natalia es ſich ſelbſt geſtehen, daß ſie bei Camillo offenbar in einem ſehr ſonderbaren Lichte erſcheinen werde, wenn ſie ſich der erbetenen und ſo künſtlich eingeleiteten Vermittelung nun nicht bediene.

Mit erglühender Wange ſezte ſie ſich an den Schreibtiſch; ſie ſuchte lange nach Papier und Feder, bis beide ihr ohne Tadel ſchienen — ihr Buſen klopfte laut, und die Feder zitterte in ihrer Hand.

Jezt legte ſie Raimunds Brief und einige ſeiner heilig aufbewahrten Jünglingsarbeiten vor ſich hin; ſie rief alle mit ihm verlebten glücklichen und traurigen Stunden in ihr Gedächtniß zurück; ſie dachte an ſeine ſchwärmeriſche Liebe und Anhänglichkeit — und, o! wie gern hätte ſie den Treuen durch die zärtlichſten Verſicherungen über die Trennung getröſtet und erfreuet! Doch — tief in ihrer Seele erklang jezt nicht mehr Raimunds Name allein; weit öfter und lieblicher ertönte der Name Camillo. Ach, und dieſer Camillo, der ihre Zuneigung nicht langſam gewonnen, ſondern gleichſam wider ihren Willen gewaltſam an ſich geriſſen hatte — dieſer Camillo, der ihr unwillkührlich als Held und Sieger erſchien, gegen welchen Raimund nur im Verhältniſſe des Dichters ſich darſtellte, der fremde Thaten beſingt — wie konnte ſie dieſes Camillo's gegen dieſen Raimund erwähnen, ohne leztern zu betrüben und zu beunruhigen? wie ſollte ſie ſelbſt Raimunden von der getroffenen Vermittlung des künftigen Briefwechſels unterrichten, und gleichwohl jene für Raimunds Hoffnungen ſo gefährlich ſcheinenden Klippen umgehen?

Natalia, die dieß alles, wenn auch

weniger beſtimmt, doch deſto tiefer und ſchmerzlicher fühlte, war in der unbeſchreiblichſten Unruhe. Sie ſtand mehreremal auf und ſezte ſich wieder. Ihr Verſtand ſagte ihr, daß ſie doch Hoffnungen in Raimunds Herzen erregt habe; ihr Gewiſſen beſchuldigte ſie, daß ſie zu nachgebend gegen Camillo geweſen ſey; ihr Herz erlaubte ihr nicht, den nur für ſie lebenden Raimund offenbar zu täuſchen.

Doch es mußte geſchrieben werden — und da nun einmal alles ſo und nicht anders ſich verhielt, ſo mußte ſie auf dießmal zu einer weiblichen Verſchlagenheit ihre Zuflucht nehmen, die ſie zwar nicht billigte, aber doch — zwar mit widerſtrebendem Gefühl — durch den Drang der Umſtände entſchuldigte.

So wie nur einmal ein feſter Entſchluß gefaßt, ſo wie nur die innre Stimme zum Schweigen gebracht war, ſo wurde es Natalien auch ziemlich leicht, alle übrigen Schwierigkeiten zu beſiegen. War ihr erſter Brief, den Raimund durch Maximilian erhielt, in ſo fern doppelſinnig geweſen, daß Raimunds Leidenſchaft mehr darinn finden konnte, als die Worte zu enthalten ſchienen; ſo war es der jetzige wieder in ſo weit, daß die Worte mehr zu enthalten ſchienen, als die Schreiberinn dabei gedacht wiſſen wollte. Sie ſchrieb jezt zwar weit wärmer und zärtlicher; aber ſie bediente ſich durchgängig ſolcher Ausdrücke, welche eben ſo gut von einer zärtlichen Jugendfreundſchaft und von der Zuneigung zwiſchen mit einander aufgewachſnen Verwandten, als von wirklicher Liebe, ſich verſtehen ließen. Uebrigens meldete ſie zwar Raimunden durchaus keine Unwahrheit, aber ſie übergieng — o in dieſem Uebergehen ſind auch die unſchuldigſten und edelſten Mädchen ſo geſchickt! — gewiſſe Nebenumſtände! Warlich Raimund hätte, bei aller Furcht und bei aller Anlage zur Eiferſucht, ein Oedipus ſeyn müſſen, wenn er in dieſem Briefe den mindeſten Stoff zur Beunruhigung hätte auffinden — wenn er das etwa mindere Feuer des Ausdrucks nicht der weiblichen Sittſamkeit und Zurückhaltung hätte zuſchreiben wollen!

Er erfuhr in dem Briefe, daß Natalia und Aurelie jezt bei einem fremden Virtuoſen die Harfe lernten, daß Natalia zu dieſem Manne Zutrauen gefaßt und jener es übernommen habe, ihren Briefwechſel mit Raimund durch ſeinen Herrn, den Fürſten di L**** und deſſen Portier in **** ſicher zu beſorgen; aber kein Wort fand ſich davon, daß man dieſe Veranſtaltung mit dem Prinzen Camillo ſelbſt abgeredet habe; er erfuhr, daß Natalia auf der Inſel geweſen ſey, und erhielt als Beilage einen gedrängten Auszug von des Teichwärters Erzählung; aber davon ſtand kein Wort in dem Briefe, daß noch ein

Dritter um das Geheimniß der Inſel wiſſe. Uebrigens verſprach Natalia nächſtens die Fortſetzung der Geſchichte, und ſchloß mit der Verſicherung ihrer wärmſten, durch nichts zu unterbrechenden Freundſchaft.

Da ſie geendigt hatte und das Geſchriebene wieder durchlas, drängte ſich ein Seufzer aus ihrer Bruſt. Der Brief ſchien ihr doch ein wenig zu künſtlich und lau; ſie konnte ſich doch ſelbſt von dem Vorwurfe einer Falſchheit nicht ganz entbinden.

Sie ſprang ſchnell auf und zerdrückte etwas in ihrem Auge, das vielleicht eine Thräne war. Sie gieng einigemal auf und ab, und ein glücklicher Einfall erheiterte ihr Geſicht. Sie eilte an ihren Zeichentiſch, und noch ehe es Abend wurde, hatte ſie mit raſtloſer Geduld und erleichtertem Herzen die Miniatur-Zeichnung der jungen Schäferinn entworfen, die ihren in den Bach gefallenen Blumen mit

Sehnſucht nachblickt. Das Mädchen hatte mit ihr ſelbſt wenigſtens eine flüchtige Aehnlichkeit, und — konnte und mußte bei Raimunden dasjenige erſetzen, was er vielleicht nicht in dem Briefe fand.

Tags darauf wurde Brief und Bild dem, jeden Wink beobachtenden jungen Muſiker übergeben. Im Umſchlage bat Natalia den Prinzen, den Brief baldigſt zu befördern, und von Andreas baldmöglichſt den weitern Verfolg der Geſchichte zu verlangen, da ſie ſelbſt nicht hoffen könne, ſo bald unbeobachtet abzukommen.

Cornelius erſchien in der Dämmerung eines der folgenden Tage an einem beſtimmten Platze des Parks und übergab **Amadeo** anderweite Depeſchen. **Camillo** meldete **Natalien** in einigen verbindlichen Zeilen, daß er den **Andreas** durch das Verſprechen, ihn, falls er hier einmal verabſchiedet würde, in ſeine Dienſte zu nehmen, gänzlich gewonnen habe, und überſandte ihr die

Fortſetzung
der Erzählung des Teichwärters.

„Der Anblick des blutigen Sandhügels und der aus der Düſterheit hervorragenden Köpfmaſchine ließ alles Blut in meinen Adern erſtarren, und ich hätte gewiß alles für einen furchtbaren Traum gehalten, wär' nicht im

Nebenzimmer das dumpfe Hämmern aufs neue erklungen, und hätte mich nicht Lamoral, da ich endlich Muth faßte, der Jungfrau näher zu gehen, haſtig auf die Seite geriſſen.

„Du biſt nicht zum Gaffen, ſondern zum Helfen da!" — wiederholte er, und führte mich durch eine niedrige Seitenpforte in ein kleineres, dunkleres Gemach. Ich hatte in wenig Augenblicken ſchon zu viel Schreckbares geſehen, als von demjenigen, was ſich mir hier darbot, allzuheftig erſchüttert zu werden. Ein Leichnam, deſſen vom Rumpfe getrennter Kopf mit einem ſchwarzleinenen Sack verhüllt war, lag auf dem Boden, und die Kleidung verrieth einen Mann aus den vornehmeren Ständen. Zwei oder drei verlarvte Männer, welche nur ſelten einen Laut von ſich gaben, waren beſchäftigt, aus den von mir angefahrnen Bretern einen Sarg zuſammen zu ſchlagen; ſchienen aber in dergleichen Arbeit zu wenig erfahren, als damit zu Stande kommen zu können.

Ich mußte mich nun an die Arbeit machen, und mir gieng das Zimmerhandwerk freilich ungleich beſſer von der Hand. **Lamoral** ſchickte die andern verdrüßlich fort, ließ mich aber keinen Augenblick aus den Augen. So unangenehm mir diß von einer Seite war, ſo lieb war es mir auch wieder auf der andern. Denn freilich hätt' ich aus Neugier den Todten mir gern etwas genauer beſehen, aber doch wär' ich gewiß nicht ohne Grauen mit dem Geköpften allein geblieben.

Da der Sarg fertig war, half mir **Lamoral** die Leiche hineinlegen. So herzhaft ich auch nach und nach wurde, ſo ſträubten ſich doch meine Haare in die Höhe, als ich den Sack mit dem blutigen Haupt in den Händen hielt. Der fromme Pater Capuziner ſegnete den Leichnam noch einmal ein.

Indeſſen Lamoral eines von den an der Wand angelehnten Bretern herbeiholte, um die Decke zuzuſchlagen, erſah ich mir die Gelegenheit, dem Todten einen blinkenden Ring vom Finger zu ziehen. Aber dieſer gefahrvolle Betrug lohnte ſich kaum der Mühe. Es war blos ein rother Stein mit dem wunderbaren Götzenbilde, das auch auf der Inſel ſteht, und mit einfacher goldner Faſſung. Ich habe mich nie getraut, den Ring zum Verkauf jemand anzubieten — und Sie haben mich ja ſchon ſo reichlich beſchenkt. — Hier iſt er!

Wir ſchloſſen den Sarg und trugen ihn einige Treppen hinab in einen niedrigen Keller. Das vor der Eiſenthür befindliche gewichtige Schloß und die Angeln waren ganz verroſtet, und lezteres muſte mit Gewalt aufgeſchlagen werden; ekelhafte Schwämme und Pilze, und noch ekelhafteres Gewürm ſahen wir an allen Ritzen der Wände; ein ſchwerer, leichenartiger Moderduft ſchlug uns entgegen; keine Laterne wollte brennen.

Wir ſchoben daher den Breterſarg, ohne den Keller zu betreten, nur von außen hinein, und Lamoral legte ein neues, in dieſer Abſicht mitgebrachtes Schloß wieder vor die Pforte, welches einer der Vermummten noch verſiegelte.

Unter dieſen Beſchäftigungen war faſt ſchon der ganze Tag vergangen, und man befahl mir, weil noch keiner der Anweſenden Speiſe zu ſich genommen hatte, aus meiner Hütte Brod und andere Lebensmittel herüberzuſchaffen. Erſt da es wieder nachtete, mußte ich die Verhüllten zurückfahren. Die kranke Dame wurde in meine Hütte gebracht, und Lamoral blieb bei ihr, bis beide von einem Wagen abgeholt wurden.

Noch ehe Lamoral ſich entfernte, legte

er mir noch einmal das unverbrüchlichſte Stillſchweigen auf, verſprach mir in dieſem Falle die lebenslängliche Gnade des Grafen, und machte mich zugleich darauf aufmerkſam, daß ich im Fall einer Entdeckung in augenſcheinlicher Gefahr ſey, als ein Theilnehmer dieſer Hinrichtung in ſtrenge Unterſuchung zu verfallen.

Nach dieſen wenigen unruhigen Tagen verfloß eine lange Zeit ohne das geringſte merkwürdige Ereigniß. Ich erhielt meinen richtigen Lohn, auch noch überdieß jährlich einige Scheffel Getraide, und niemand bekümmerte ſich um mich und um die Inſel.

Erſt vor etwa anderthalb Jahren erhielt ich wieder Befehl, einige Arbeitsleute überzuſetzen. Verſchiedene Gänge wurden ſogleich in Lamorals Gegenwart leicht verſchüttet, ſodann aber die Strohhütte errichtet und mit allen Bedürfniſſen verſehen.

Da alles zu Stande war, mußt' ich eines Abends zwei Nonnen nach der Insel überſchiffen. Hätte ich die verſtorbene Gräfinn Maria nicht auf dem Paradebette geſehen, ich hätte darauf geſchworen, ſie wär' die eine der Nonnen. Doch ſchien mir dieſe in der Folge noch ſchlanker und ſchöner.

Lamoral verbot mir, irgend jemand, wer es auch ſey, auf die Inſel zu laſſen. Uebrigens erhielt ich den Auftrag, die beiden Nonnen mit Lebensmitteln, ſo wie mit allem, was ſie ſonſt verlangen würden, auf Koſten des Grafen zu verſorgen, aber immer ein wachſames Auge auf ſie zu haben und mich mit ihnen nicht einzulaſſen, weil beide von Sinnen wären.

Ich brachte ihnen nun alles, was ſie brauchten und wünſchten. An ihrer Geiſtesverirrung konnte ich nicht zweifeln, weil beide zuweilen die lächerlichſten Dinge vornahmen, Die jüngſte, eben die, welche mir wegen der Aehnlichkeit mit der verſtorbenen Gräſinn am meiſten aufgefallen war, verhielt ſich am ruhigſten. Sie weinte faſt immer und beſchäftigte ſich zuweilen mit Sticken, ſchnitt aber ihre Stickerei immer wieder auf. Doch gab es auch Zeiten, wo ſie mit dem Todtenkopfe, der auf dem Betaltar ſtand, Unterredungen hielt, oder auf der Inſel herumſtrich und die ſteinernen Bilder mit Blumen und Moos kränzte.

Weit ausſchweifender hingegen benahm ſich die ältere. Bald foderte ſie von mir, daß ich nicht anders, als knieend, mit ihr ſprechen ſolle; bald verlangte ſie koſtbare Stoffe, und drohte mir, wenn es nicht geſchäh, mit dem Tode des Ananias *). Brachte ich ihr nun etwas von alten Kleidern, und waren dieſe beſonders von recht hellen Farben,

---

*) Apoſtelgeſch. Cap. 5. V. 5.

dann ertheilte ſie mir mit vieler Feierlichkeit ihren Seegen, und ſchickte ſich eilig an, ſich ſtattlich zu kleiden. Welche Lächerlichkeiten nun erfolgten, kann ich Ihnen kaum beſchreiben. Sie ſpielte, ſo zu ſagen, die ganze bibliſche Geſchichte durch. Bald feierte ſie nach Art der alten Juden ein Brandopfer, bald hielt ſie ſich für die Tochter des Königs Herodes und tänzte mit einer Schüſſel, in welcher nach ihrer Meinung das Haupt Johannis des Täufers lag. Doch dieſe leztere Aeußerung ihres Wahnſinns konnte ihre Geſellſchafterinn am allerwenigſten ertragen, und wenn ſie ſich je veruneinigten, ſo geſchah es hierüber. Bald glaubte ſie auch, ſchon im Fegefeuer zu ſeyn, und bemühte ſich, die Flammen mit ihrem Mund auszublaſen; bald und am öfterſten gab ſie ſich für die Jungfrau Maria aus, und verlangte dann vorzüglich göttliche Anbetung.

Ich ward dieſer bedauernswerthen Thorheiten nach und nach ſo gewohnt, daß mich nichts mehr befremdete. Doch erregte die jüngere von den Nonnen mein Mitleiden, und ich erzählte ihr, wenn ſie ruhig war, alles, was in der Nachbarſchaft und im Schloſſe ſich ereignete.

So war nun wieder einige Zeit dahingegangen, als der fromme Pater Anſelm, der damals noch auf dem Schloſſe war, mich im Beichtſtuhl einmal befragte, ob ſich niemand auf der Inſel aufhalte? Ich konnte es nicht über mein Gewiſſen bringen, ihn mit Unwahrheit zu hintergehen, und er kam nun manchmal ſpät Abends, und verlangte, auf die Inſel übergeſezt zu werden. Da er mir vorſtellte, daß ſein Beſuch vielleicht zum Seelenheil der beiden Unglücklichen beitragen könne, und mir verſprach, daß ich nicht den mindeſten Nachtheil davon haben ſolle, ſo erfüllte ich ſeinen Wunſch.

So oft er dort geweſen war, verhielten ſich die Nonnen, beſonders aber die jüngſte von ihnen, einige Tage immer ſehr ruhig, und ich hielt es nun in der That für meine Pflicht, ihnen den geiſtlichen Zuſpruch nicht zu entziehen. Auch wirkte ſein Beſuch endlich ſo viel, daß die jüngere Nonne faſt immer vernünftig ſprach und durch ihre ſtille Schwermuth mich endlich ſo einnahm, daß ich jeden ihrer Wünſche mit der größten Bereitwilligkeit erfüllte.

Schon einigemal hatte ich ihr auf vieles Bitten erlaubt, eine im nächſten Nonnenkloſter wohnende Freundinn bei Abendzeit heimlich zu beſuchen. Ohngefähr vor einem Monat — es war gerade Ball und Feuerwerk auf dem Schloſſe — bat ſie mich, ſie in der Dämmerung abermals überzuſetzen. Ich trug für dießmal Bedenken. Doch da ſie mir vorſtellte, daß ſie, da der Pater Anſelm ſie nicht mehr beſuchen könne, ſich nun doppelt nach ihrer Freundinn ſehne; da ſie heilig verſprach, noch in der nämlichen Nacht zurückzukehren: ſo willigte ich endlich ein und ſah, daß ſie ihren Weg nach dem Kloſter nahm. Allein was weiter in dieſer Nacht vorgegangen, iſt mir unbegreiflich.

Als die Stunde, in welcher ich ſie wieder erwarten ſollte, herannahte, fand ich den Kahn nicht am Ufer. Er ſchien verſchwunden zu ſeyn, ob ich gleich die ganze Inſel umging. Da ich aber wieder an die erſte Stelle kam, war er an den gewöhnlichen Pfahl angebunden. Ich konnte nicht anders glauben, als mich in der Dunkelheit geirrt zu haben, hoffte auf die Rückkehr der Nonne — aber vergebens.

Ich fuhr mit anbrechendem Morgen nach der Inſel, fand aber niemand, als die ältere Nonne, welche in der größten Wuth auf mich eindrang und ihre Freundinn von mir foderte. Ich lief nach dem Nonnenkloſter; aber dort hielt man mich für wahnſinnig oder betrunken, und wollte eine Perſon, wie ich ſie beſchrieb, nie geſehen haben.

Ich konnte nun nicht umhin, dieſe Flucht Lamoral anzuzeigen, wobei ich jedoch meine begangene Unvorſichtigkeit ganz verſchwieg. Auch ſchien es nicht, als habe er deshalb einen Verdacht auf mich. Er biß die Lippen zuſammen und antwortete mir zornig: Es ſey gut, er wiſſe es ſchon. Der alte Franz ſey auch fort. Es habe nicht viel zu bedeuten. Ich könne die andere Gefangene nur auch laufen laſſen!

Da ich wieder auf die Inſel kam, fand ich die leztere bettlägerig. Sie hatte zwei Tage lang die Inſel raſtlos durchſtrichen, und ſchien die Entfernung ihrer Gefährtinn durchaus nicht ertragen zu können. Mit jedem

Augenblicke wurde ſie ſchwächer und kraftloſer.

Lamoral war unterdeſſen verreiſt, und da die Nonne dem Tode nahe ſchien, ſo wußte ich keinen Rath, als den Vorfall im Kloſter der barmherzigen Schweſtern zu melden. Es erbot ſich eine derſelben, mir zu folgen, und wartete die Kranke einige Tage. Dieſe kam nie zu ſich ſelbſt, ſondern ängſtigte ſich unaufhörlich mit den furchtbarſten Bildern. Sie nannte ſich eine Sünderinn, welcher nie könne vergeben werden; ſie glaubte ſchon in den Höllenflammen zu brennen. Nur wenig Augenblicke vor ihrem Tode ſchien ihre Vernunft lichter, als je, wieder zurückzukehren. „Ich werde meinen Gatten und meine armen Kinder wiederſehen! O dort wird anders gerichtet, als hienieden! Ich komme, heilige Mutter Gottes, ich komme!“— So ſagte ſie mit heißen Thränen und der rührendſten Zärt lichkeit, wandte ſich auf die Seite und verſchied.

Das Grab, in welches ich ſie gelebt habe, haben Sie jüngſthin geſehen." —

So weit gieng die Erzählung des Teichwärters, und Camillo hatte als Nachſchrift noch dazu bemerkt:

„So unglaublich auch manches in dieſer Geſchichte ſcheint, ſo halte ich doch die Ausſage des Andreas für größtentheils gegründet. Der mir überlieferte Siegelring zeigt das Bild einer Iſis mit der Umſchrift: „Niemand hob meinen Schleier." Ich lege einen Abdruck davon bei. — Auch habe ich die Ruinen auf der Inſel unterſucht, welche die Wahrhaftigkeit des Andreas beſtätigen. Durch eine vergitterte Oeffnung, in welche er ein Licht hinunterließ, entdeckte ich eine Figur, die von Eiſen oder Stahl und mit der von ihm beſchriebenen Maſchine vollkommen ähnlich zu ſeyn ſcheint. Mehrere unterirdiſche Gänge und Behältniſſe ſind theils vermauert, theils durch die Länge der Zeit eingefallen und verſchüttet. Jedoch ließ ich eines derſelben, in welches Andreas den Stein geworfen haben will und das augenſcheinlich zu einem Gefängniſſe eingerichtet iſt, vom Schutt reinigen. An der einen Wand deſſelben waren mit Rothſtift einige, größtentheils nicht mehr lesbare franzöſiſche Verſe angeſchrieben. Sie ſchienen einen rührenden Abſchied an Weib und Kind zu enthalten, und darunter ſtand: „Joseph Raimund Baron de St***."

Eilftes Buch.

Die Runenſchrift und anderweite geheime Nachrichten. — Frühere Familienverhältniſſe. — Die erſte Liebe, — Das Landmädchen. — Lied der Sehnſucht. — Die Umarmung. — Die alte Amme. — Mädchenliſt. — Der Zufluchtsort der Liebenden.

Es ergiebt ſich von ſelbſt, daß der Verfolg der Geſchichte des alten Andreas auf Natalien ſehr tiefen Eindruck machen mußte. Sie zweifelte keinen Augenblick, daß die Begebenheiten der Inſel wenigſtens mit Raimunds Schickſalen, wenn auch nicht mit den ihrigen, in ſehr genauer Verbindung ſtänden, und konnte lange nicht mit ſich einig werden, ob ſie auch die zuletzt erhaltenen Nachrichten ihrem Freunde mittheilen ſolle? Hätte ſie mit einiger Gewißheit gehofft, ihn in kurzer Zeit ſelbſt zu ſehen, ſo hätte ſie gewiß ihm bis dahin die Fortſetzung der Geſchichte vorenthalten, um ihm durch eine zärtliche Vorbereitung die traurige Nachricht zu verſüßen, und durch freundliche Zuſprache ihn über das wahrſcheinlich höchſt ſchreckbare Loos ſeines Vaters eingermaaßen zu tröſten. Allein da ſich ihr zu einer Zuſammenkunft mit Raimunden zur Zeit nicht die mindeſte Ausſicht zeigte, ſo hielt ſie es doch für Pflicht, ihn nicht länger der quälendſten Unruhe zu überlaſſen.

Sie überſchickte ihm daher den Beſchluß der Geſchichte im Auszuge, milderte, was ſie konnte, ohne die Wahrheit zu entſtellen, und fügte nicht nur die wärmſten Verſicherungen ihrer innigſten Theilnahme hinzu, ſondern ſuchte auch in ihm noch hie und da Zweifel und Hoffnungen zu erregen.

Ehe jedoch noch Raimund ſelbſt ihren erſten Brief durch den alten Bernardo erhielt, war ihm ſchon ganz unerwartet von einer andern Seite eine Nachricht ertheilt worden, die ihn nicht wenig erfreuen und ſeinen Schmerz bei Empfang der folgenden Briefe ſchon in Voraus einigermaßen abſtumpfen mußte.

Als er einſt in der Dämmerung vor dem Kloſter der Pater Auguſtiner vorübergieng, trat ihm ein eisgrauer Mönch in den Weg.

„Sie ſind der junge Baron von St***?“ redete ihn der Pater an.

Da Raimund dieß bejahte, gab ihm jener einen verſiegelten Zettel; aber auf Raimunds Frage: von wem? wollte er nicht antworten, ſondern verſicherte, daß er blos einen Auftrag ſeines Priors beſorge.

Raimund eilte mit der geſpannteſten Erwartung nach Hauſe, fand bei der Erbrechung ſofort, daß der Zettel mit Runenſchrift*) beſchrieben ſey, und zweifelte daher keinen Augenblick, daß der Brief von ſeinem geliebten Lehrer Anſelm herrühre. Der in lateiniſcher Sprache abgefaßte Inhalt war ohngefähr folgender: „Ich bin glücklich entkommen, aber Freundſchaftspflicht und Liebe gegen Dich fodert mich zu einem neuen Wagniß auf. Glückt dieß Unternehmen, ſo wirſt Du bald von mir und — von Perſonen, welche Dir unendlich theuer ſeyn müſſen, die erfreulichſten Nachrichten erhalten. Wo nicht, ſo wird männlicher Muth mich und Dich jedes Leiden ſtandhaft ertragen lehren.“

---

*) S. den Anhang Anm. 10.

So räthſelhaft auch in mancher Rückſicht dieſe Worte ſchienen, ſo trugen ſie doch nicht wenig zu Raimunds Ermunterung bei; und da er nun vollends Nataliens Brief mit der Zeichnung erhielt, würde ſeine Freude kaum noch eines Zuſatzes fähig geweſen ſeyn, wär' ſie nicht durch die beigeſchlagne, noch unvollſtändige Erzählung wieder etwas niedergeſchlagen worden.

Er verwahrte Nataliens Brief und das Miniaturbild in ſeiner Brieftaſche, ſagte ihr auf dem angewieſenen Wege ſchriftlich Dank dafür, und lebte ſo lange in einer

BIBL. UNIVERS. LIPS.

ziemlich heitern Stimmung, bis der Beſchluß jener Geſchichte, und beſonders der Auszug aus Camillo's Nachſchrift ſeine Seele wieder gänzlich verdüſterten.

Die faſt bis zur Gewißheit ſteigende Wahrſcheinlichkeit, daß ſein Vater hingerichtet worden ſey, die jedoch mit Anſelms Nachricht gewiſſermaßen zu ſtreiten ſchien — die Unmöglichkeit, etwas näheres zu erforſchen, mithin das Gefühl der Unthätigkeit, zu welcher er ſich noch immer gleichſam verurtheilt ſah — und dann einige ſehr mühſame Arbeiten, die man ihm, von ſeiner Fähigkeit ſehr bald überzeugt, in der Canzlei des Miniſters übertrug, bewogen ihn eine Zeitlang zu einer faſt gänzlichen Zurückziehung von aller Geſellſchaft, und er befolgte blos des Anſtands wegen die von einem Handbriefe begleitete Einladung des *****ſiſchen Geſandten, bei ſeiner Tafel zu erſcheinen.

Der Geſandte ſchien ihn auf keine Art auszuzeichnen, und Raimund bereute bei aller ihm angebohrnen Beſcheidenheit faſt ſchon ſeine Beobachtung des Ceremoniells, weil es das Anſehen gewann, als habe ihn der Geſandte nur etwa aus Rückſicht irgend einer Empfehlung oder aus Neugier zu ſich geladen.

Doch nach der Tafel, da einige der Vornehmern ſich bereits fortbegeben hatten, gab der Geſandte Raimunden einen Wink und zog ihn mit ſich in eins der entfernteſten Fenſter.

„Ich nehme mehr Antheil an Ihnen"— redete er ihn an — „als Sie bis jezt glauben können. Die Abgabe dieſes Briefs wird Sie hoffentlich davon überzeugen. Rechnen Sie auf alles, was in meinen Kräften ſteht. Vermeiden Sie alles Aufſehen — aber Abends von ſieben bis acht Uhr ſehe ich meine Freunde am liebſten."

Er übergab ihm zugleich, gegen das Fenſter gewandt, ein ziemlich ſtarkes Paquet, und entzog ſich ſeiner Dankſagung ſo froſtig, als hätten Sie etwas ſehr Gleichgültiges mit einander geſprochen.

Als Raimund auf ſeinem Zimmer mehrere über einander geſchlagne und nur mit Familien-Wappen oder Namenszügen beſiegelte Umſchläge ungeduldig zerriſſen hatte, erblickte er endlich mit ahnungsvollem Herzen ein Siegel mit dem Bilde der Iſis. Er brach das Couvert auf und las mit freudigem Zittern die Unterſchrift: „Dein Vater, Joſeph Raimund V. v. St***.“

Der Brief, welchen Raimund anfänglich mit der feurigſten Ungeduld nur flüchtig durchlief, und dann erſt mit der lebhafteſten Rührung mehreremal las, kam allerdings von deſſen Vater, und war, wie die Ueberſchrift zeigte, vor einigen Wochen an den Ufern des Rheins geſchrieben.

Da jedoch deſſen wörtliche Mittheilung theils Wiederholungen veranlaſſen, theils Zuſätze nöthig machen würde, ſo erzählen wir unſern Leſern, nach Anleitung deſſelben und nach andern weit vollſtändigern Familien-Nachrichten, von den Jugendſchickſalen der Aeltern unſers Raimunds ſo viel, als zur Ueberſicht des Ganzen unumgänglich nöthig iſt.

Raimunds Großvater hatte ſchon als Jüngling ſein Vaterland verlaſſen und war in * * * * zur Römiſch-Katholiſchen Kirche übergetreten. Da er ausgezeichnete Talente beſaß, und noch überdieß die vorzügliche Gewogenheit eines damals mächtigen Beichtvaters zu erlangen gewußt hatte, ſo wurde es ihm ſehr leicht, ſich zu einer ſehr anſehnlichen Würde emporzuſchwingen.

Eben ſo leicht wär' es ihm ohne Zweifel geweſen, auf Wiederherſtellung und Vermehrung ſeines ſehr ſorglos verwalteten väterlichen Vermögens zu denken. Doch, ſo wie von Jugend auf blos ein unbegränzter Ehrgeiz die Triebfeder aller ſeiner Handlungen war, ſo begnügte er ſich auch in ſpätern Jahren mit der Ueberzeugung, daß es ihm bei ſeinem Kopfe nie mangeln werde. Er vermählte ſich mit einem armen Fräulein aus einer der angeſehenſten Familien, und ließ mit geſchmackvoller Pracht jährlich wenigſtens eben ſo viel aufgehen, als ſeine beſtimmte Einnahme betrug.

Es läßt ſich leicht vorausſehen, daß er bei dieſem Hange zu einem glänzenden Leben von den Pflichten der Häuslichkeit wenig hielt, und ſelbſt, da ſeine Gemahlinn mit einem Sohne niedergekommen war, ſeine vorherige Lebensart nicht änderte. Er beſtimmte dieſen ſeinen Sohn Joſeph von der erſten Kindheit an zu einem Geſchäftsmanne, und begnügte ſich, ihn durch gutbezahlte Lehrmeiſter in den Anfangsgründen aller derjenigen Wiſſenſchaften unterrichten zu laſſen, welche demſelben zu Erreichung dieſer Abſicht künftig nöthig waren. Um ſeine körperliche Geſundheit, um die Veredlung ſeines Herzens ſich zu bekümmern, dazu ließen ihm ſeine gehäuften Geſchäfte, ſeine koſtſpieligen Zerſtreuungen nicht Zeit.

So hätte denn Joſeph, da auch ſeine

Mutter nur nach äußerm Schimmer ſtrebte und es gewiſſermaßen für Entehrung ihres Standes hielt, für die Erziehung ihres einzigen Sohnes ſehr zu ſorgen, gar leicht an Körper und Geiſt gänzlich verabſäumt werden können. Allein die Natur war eine zärtlichere Mutter, und die Vorſicht nahm ſich des Verlaſſenen an.

Joſeph ſchien, nach ſeinem Aeußern zu urtheilen, ſchon im funfzehnten Jahre völlig erwachſen zu ſeyn, und da vorzüglich einer ſeiner Lehrer zu gewiſſenhaft dachte, als blos für die gutbezahlten Stunden ſeinen Miethlingsſold einzuſtreichen, übrigens aber den wißbegierigen und für alles Schöne erglühenden Jüngling blos ſich ſelbſt zu überlaſſen; ſo entwickelten ſich in ihm ſchon frühe die trefflichſten Anlagen, welche einſt der Welt einen Mann, der Menſchheit einen thätigen und muthvollen Vertheidiger zu verſprechen ſchienen.

Da Joseph ſechzehn Jahr alt war, ſtarb ſeine Mutter, und bald darauf auch ſein Vater. Die hinterlaſſene Erbſchaft beſtand nach Bezahlung der Schulden, wozu verſchiedene Koſtbarkeiten verkauft werden mußten, in einer ſo geringen Summe, daß er ſich bald von einem glänzenden Wohlſtande zur drückendſten Dürſtigkeit herabgebracht geſehen haben würde, hätte er nicht in ſeinem Kopf und Herzen einen Schatz gefunden, der nimmer verarmen läßt.

Er ſah wohl ein, daß ſein Geſchlechtsadel bei ſeinem geringen Vermögen ihm mehr hinderlich, als nützlich, ſeyn werde, machte daher keinen weitern Gebrauch davon und gieng eine Zeit lang auf eine auswärtige Academie. Auch nach ſeiner Rückkehr bediente er ſich gleicher Maasregeln und eröffnete ſeine Laufbahn damit, daß er bei dem ältern Grafen von W********, dem Vater des

Grafen Maximilians, als Secretair in Dienſte trat.

Dieſer ältere Graf von W******** beſaß ſchon ſeit langer Zeit in ganz vorzüglich hohem Grade das Zutrauen und die Gnade des regierenden Haupts, wie denn überhaupt dieſe Familie von jeher in dem größten Anſehen bei Hofe geſtanden hatte. Es konnte daher auch nicht fehlen, daß Joſephs Principal ſelbſt in Angelegenheiten zu Rathe gezogen ward, wobei er eigentlich keine Stimme gehabt hätte, und — daß für Joſeph, der ſowohl durch die ſchöne Beſcheidenheit ſeines Anſtands, als durch die von nicht geringen Kenntniſſen zeugende Beſtimmtheit aller ſeiner Handlungen, den Grafen, einen ſehr geübten Menſchenkenner, faſt ganz für ſich eingenommen hatte, in dieſer Lage viel zu lernen und viel zu hoffen war.

Doch da dieſe Verhältniſſe nur in entfernter Beziehung mit unſrer Geſchichte ſtehen, ſo wenden wir uns zu dem Familien-Leben des Grafen, und erwähnen hier nur noch ſo viel, daß derſelbe anfänglich immer das Winterhalbjahr in ****, und den Sommer auf ſeinem Schloſſe im Schoos ſeiner Familie zubrachte, ſpäterhin aber ſich ganz dahin zurückzog — und daß Joſeph, während ſeines abwechſelnden Aufenthalts in der Reſidenz, mit dem damals erſt im Mannesalter ſtehenden Pater Anſelm und mit einem jungen *****ſchen Magnaten, Theodorus N*****y, ein ſehr vertrautes Freundſchaftsbündniß geſchloſſen hatte.

Der Graf lebte mit ſeiner Gemahlinn in einer unter den hohen Ständen nur ſelten anzutreffenden Eintracht, und liebte ſeine beiden Kinder, Maximilian und Thereſien, mit ſo väterlicher Zärtlichkeit, daß er ſogar, um jede Verführung von ihnen zu entfernen, lieber zu Zeiten ihres Umgangs entbehrte und ſie unter den Augen der ſorgſamen Mutter auf dem La[illegible] zurückließ. Wie tief mußt' es daher dieſe ſo beſorgten Aeltern ſchmerzen, daß ſie in den jugendlichen Anlagen ihrer Kinder manche Keime entdeckten, welche für ihre Zukunft fürchten ließen!

Der junge Graf Maximilian war von Jugend auf mehr ein ſchlauer, als ein offener Kopf zu nennen, und verbarg unter einer unglaublichen Geſchmeidigkeit den unbeugſamſten Eigenwillen, den empörendſten Hochmuth; unter heuchleriſcher Freundlichkeit die ſchwärzeſte Bosheit und Heimtücke; unter gleißneriſcher Großmuth die unſeligſte Habſucht und eine in jeder Art ungezähmte Leidenſchaft.

Von einer hievon ſehr verſchiedenen Seite konnte Thereſia Beſorgniſſe erregen. Ein ſanfteres, leichteres, gefühlvolleres Herz, als dieß liebe blonde Mädchen in jeder Miene zeigte, ließ ſich nicht denken; aber zugleich leuchtete aus allen ihren Handlungen, ja ſelbſt aus ihren Spielen, eine Weichheit, Reizbarkeit und Heftigkeit, zugleich blizte aus ihren großen, blaßblauen Augen oft ein Feuer hervor, das weit über ihre Jahre zu ſeyn ſchien. Nichts konnte der Kleinen höheres Vergnügen gewähren, als die Erzählung lieblicher und recht abentheuerlicher Mährchen; und in ihrem Gedächtniſſe fand ſich ſchon früh eine reiche Sammlung aller damals üblichen Volkslieder, welche ſie, wo ſie nur wußte und konnte, ablernte und dann ganz unvermuthet, wenn ſie ſich unbeobachtet glaubte, mit wunderbarem Ausdrucke ſang.

Als Maximilian in das Jünglingsalter trat, wurden ſchon verſchiedene ſeiner Ausſchweifungen ruchtbar, und ungeachtet der ernſtlichen Vermahnungen ſeines Vaters, ungeachtet der Thränen ſeiner Mutter, ſtand er nicht nur von ſeinen Fehltritten nicht ab; ſondern ließ ſich von ſeiner ſchändlichen Leidenſchaft endlich ſogar ſo weit verleiten, der Unſchuld ſeiner ſchönen, damals vierzehnjährigen Schweſter nachzuſtellen.

Wir werfen einen Schleier über dieſes abſcheuliche Vorhaben, das durch die Aufmerkſamkeit der Aeltern noch frühzeitig genug entdeckt ward. Sie ſchickten Thereſen einſtweilen als Koſtgängerinn in ein entferntes Böhmiſches Kloſter, und Maximilian ſollte an der Hand eines edlen und erfahrnen Führers eine ſchon vorher beſtimmte Reiſe in fremde Länder antreten. Noch ehe er abreiſte, ſtarb ſeine Mutter, vom Schreck über die gemachte Entdeckung, vom Kummer über die Verworfenheit ihres Sohnes, getödtet.

Joſeph mußte den jungen Grafen und ſeinen Mentor, wegen eines wichtigen, von ſeinem Principal ihm übertragnen Geldgeſchäfts, bis faſt an die Gränze begleiten, und kaum hatten ſie ſich entfernt, als die holde Thereſe aus dem Kloſter zurückkam, um nun das Alter ihres bekümmerten Vaters zu erheitern.

Es ſey dahin geſtellt, in wie weit vielleicht in Thereſia's Seele dasjenige, was ſie, ungeachtet der Behutſamkeit ihrer Aeltern, von den Ausſchweifungen ihres Bruders und von ſeiner Abſicht auf ſie ſelbſt gehört hatte, eine ihr noch unerklärliche Regung anfachte? oder, ob die Stille des Kloſterlebens und der Umgang mit andern, etwas ältern Mädchen ihr ſchon von Jugend auf geheim glühendes Feuer noch mehr entzündete? So viel iſt inzwiſchen gewiß, daß bei ihrer Rückkehr zwar ihr ſchlanker Wuchs und die hinreißende Schönheit ihres blendenden, von der blühendſten Geſundheit gerötheten Geſichts ihren Vater nicht wenig erfreute, aber zugleich die ſonderbare Heftigkeit und Unſtetigkeit, welche aus ihren Worten, ihren Blicken, ja ſelbſt aus ihrem Gange hervorleuchtete, ihn aufs neue nicht wenig beunruhigte.

Selten vergieng ein Tag, wo ſie dem mit liebender Sorgfalt über ſie wachenden Vater nicht einen neuen, ſehnlichen Wunſch ihres Herzens entdeckte; und kaum war der lezte erfüllt, ſo trat auch ſchon ein andrer an deſſen Stelle. Bald wollte ſie einen Theil des Gartens ſelbſt beſtellen, und brauchte dazu ganz beſonders ſchöne Tulipanen und Hiazynthen; bald bat ſie um ein Damenpferdchen, um, wie andre ihres Standes, reiten zu lernen; bald hatte ſie von einem vortrefflichen Inſtrument gehört, das ſpottwohlfeil zu verkaufen war; bald fand jedermann ihren Schmuck ſo altväteriſch geſezt, daß ſie durchaus nicht ſo mehr erſcheinen konnte. Doch kaum hatte ſie das ſo ſehnlich verlangte Guth erhalten, ſo verlor es in ihren Augen auch ſeinen Werth. Sie zürnte über ſich ſelbſt, daß ſie ſo kindiſch ſeyn könne, verfiel aber in kurzer Zeit in den nämlichen Fehler.

Doch jezt kehrte Joseph von ſeiner Geſchäftsreiſe zurück, und der erſte Blick, den Thereſe auf den edlen, blühenden Jüngling warf, brachte in ihrem Herzen die auffallendſte Veränderung hervor. Selbſt ihrem Vater konnte die Verſchiedenheit ihres nunmehrigen und vorigen Betragens nicht entgehen, obſchon die Schlaue es ihm unmöglich machte, die wahre Quelle davon zu entdecken.

Sie zeigte ſich nach und nach immer ruhiger und geſezter; ſie beobachtete alle kindliche Pflichten mit der ſtrengſten Gewiſſenhaftigkeit; ſie wurde ſelbſt von der Gouvernante immer gelobt; ſie ſchien nicht das mindeſte mehr zu wünſchen und zu begehren; nur ihre Bruſt verrieth manchmal eine innre Beklemmung, und ihr ſchimmerndes Auge ſtarrte oft verloren in die Gegend hinaus.

Faſt muß man daran glauben, daß die erſte Liebe, wie ein himmliſcher Funke, in für einander beſtimmte Gemüther ſich auf einmal herabſenke; denn auch Joſeph hieng vom erſten Augenblick an mit ſeinem ganzen, glühenden Herzen an der reizenden Gräfinn. Ein gewiſſes ernſtes, düſtres, zurückhaltendes Weſen, das man ſchon vorher manchmal an ihm bemerkt hatte, ſchien ſich jezt noch weit mehr ſeiner zu bemächtigen. Er beſorgte ſeine Geſchäfte mit der nämlichen Thätigkeit und Anſtrengung, als vorher; aber eine gelungene Arbeit ſchien ihn nicht mehr zu erfreuen, und hatte er ſich ſeiner Berufspflichten — immer ſo ſchnell als möglich — entledigt, dann wandelte er herum, wie ein tiefſinniger Träumer, oder er warf ſich aufs Pferd und ſprengte mit einer Wildheit durch die Felder, die ſich mit ſeinem ſo ſanften Herzen ſchwerlich vereinigen ließ. So oft er und Thereſia einander begegneten, trafen ihre Blicke feurig auf einander; doch bald ſenkten ſich die Augen zur Erde, und ihr Feuer ſchien nun in die Wangen überzutreten.

Joſeph war nicht thörigt genug, um je, ſelbſt wenn er ſeinen Geſchlechtsadel bekannt machte und erwies, vom alten Grafen eine Einwilligung zu hoffen; er war nicht leichtſinnig und pflichtvergeſſen genug, um auf Mittel zu denken, wodurch dieſe Einwilligung dem Vater abgedrungen werden könne. Sein verheimlichter Stand, ſeine jetzige Secretairsſtelle, ſeine Armuth — und dann noch der Gedanke an ein gewiſſes gefahrvolles Unternehmen, in das er faſt wider Willen verwickelt worden war — dieß alles ſtürmte nicht ſelten mit furchtbarer Gewalt auf ſeine Seele, und wenn er ſich auch manchmal im Stillen an der ſüßen Ueberzeugung weidete, daß Thereſia ihm nicht minder gewogen ſey, ſo erkannte er doch ſeine Pflicht und die Nothwendigkeit, daß edle, zärtliche Mädchen, ſo viel nur möglich, zu meiden.

Ganz anders aber dachte und handelte Gräfinn Thereſe. Bei ihr fand kein Zweifel mehr ſtatt, daß die Liebe zu Joſeph ihre Beſtimmung ſey; ſie glaubte in dieſer Liebe Alles, was ſie ſtets vermißt, und das ganze Glück ihres Lebens endlich gefunden zu haben, und dieſe ihr ſo untrüglich ſcheinende, ihr ſo theure Gewißheit galt bei ihr zugleich für den heiligſten Schwur, jedem in den Weg tretenden Hinderniſſe, ſcheine es auch noch ſo furchtbar, mit dem feſteſten Muthe und unbeſieglicher Ausdauer zu trotzen. — „Mein iſt Er!“ — ſagte ſie oft am Schluſſe ihres Nachdenkens — „und den will ich ſehen, der mir Joſeph entreißen ſoll!“

Bei dieſem ſo unerſchütterlichen Vorſatze des liebenden Mädchens konnte dem nicht minder heiß liebenden Jüngling die Ausführung des ſeinigen gewiß nicht leicht werden. Wenn er im Garten oder im Luſtwäldchen ihr von fern ausweichen wollte, ſo rufte ſie ihn zu ſich, und hatte bald das, bald jenes zu fragen. Wenn er gleich nach der Tafel ſich entfernen wollte, ſo bat ſie mit einer wahrhaft verwegnen Unbefangenheit, welche ihr, auf Joſeph geworfner zärtlicher Blick dieſem ſogleich für Falſchheit erklärte, den Vater um Erlaubniß, mit dem Secretair eine Muſik probiren zu dürfen. Wenn er ihr bald bei Tiſche, bald am Clavier etwas reichte, ſo drückte ſie ihm verſtohlen feurig die Hand. Sie wußte bald alle ſeine Liebhabereien und Lieblingsörter; ſie ſchien mit allen Menſchen in Feindſchaft, nur mit ihm in geheimen Bunde zu ſtehen; und Joſeph konnte endlich ſelbſt nicht länger daran zweifeln, was ſie gegen ihn gar nicht zu verbergen bemüht war — daß ſie ihn aufſuche!

Es iſt kaum glaublich, daß dieß Verhältniß der beiden jungen Leute dem weltklugen Vater lange ein Geheimniß hätte bleiben ſollen; allein, wenn ein Mädchen mit Thereſia's warmen Herzen etwas einmal feſt beſchloſſen hat, dann entdeckt ihr Scharfblick jede Gefahr ſchon in der Ferne, und ihre Verſtellungsgabe gränzt faſt an Zauberei. Thereſia ſchien ihrem Vater jetzt weit ruhiger, weit zufriedener, als je.

Auch war ſie in der That mit ſich ſelbſt wegen ihrer immer gelingenden Liſt ſehr zufrieden; deſto unzufriedner aber mitunter mit ihrem Joſeph — denn ſo wurde ſein Name in ihrem Herzen genannt. Kaum konnte ſie ihm vergeben, daß er es ſo gar nicht wage, einen Schritt ihr entgegen zu kommen; doch bald entſchuldigte ihr zärtliches Herz ihn wieder damit, daß ja ſeine Erklärung auf das deutlichſte aus ſeinen Augen leuchte, und er bloß aus edlem Stolze zu einer mündlichen ſich nicht entſchließen könne, weil er — ſie lachte, da ſie dieß dachte — ein armer Bürgerlicher und ſie eine reiche Grafentochter ſey.

„Ein Bauerweib will ich werden,“ — ſezte ſie dann heftig hinzu — „werde ich nur das ſeinige!“ — und kaum hatte ſie dieſen Gedanken ſich lebendig gedacht, als auch jede, ſich dann und wann noch regende weibliche Zurückhaltung niedergekämpft und ſie feſt entſchloſſen war, Josephs edles Schweigen durch das zärtlichſte Geſtändniß zu belohnen.

„Kommen Sie morgen Abend in das Birkenwäldchen!“ ſagte ſie einſtmals mit niedergeſchlagnen Augen zu Joseph, als die Gouvernante einer Krankheit wegen nicht bei Tiſche erſchienen war, und der alte Graf, dem ein Fremder einen Brief ſelbſt einhändigen wollte, auf einen Augenblick ſich entfernt hatte. — „Daß Sie ja kommen!“ — fuhr ſie fort, ohne nun im mindeſten noch zu ſtocken — „wahrſcheinlich bin ich auch da!“

Joſeph erſchrak und glaubte kaum, recht zu hören. Er konnte ſich nicht enthalten, Thereſens zum ſchalkhaften Drohen ausgeſtreckte Hand an ſeine Lippen zu ziehen, und ſie zog ſie nicht eher zurück, bis das Aufgehen der Thür die Rückkunft des Vaters verrieth.

Nicht ohne Bangigkeit erholte ſich Joſeph von der frohen Beſtürzung; aber Thereſia fühlte ſich durch die, ſchon ein wenig lange auf dem Herzen gelegene, Beſtellung ſo erleichtert, daß ſie unter dem Vorwande, ihren nachdenklich zurückgekehrten Vater zu zerſtreuen und zu erheitern, ihrer Laune den Zügel ließ, und ſelbſt ihr eine lange Zeit über gewiſſenhaft beobachtetes Gelübd übertrat. Das roſige, von Fülle der Geſundheit ſtrotzende Mädchen hatte nämlich dem Arzte in aller Unſchuld über fliegende Hitze und ſonderbare Herzensbeängſtigung geklagt, und dieſer ihr lächelnd angerathen, künftighin wenig, oder noch lieber gar keinen, Wein zu trinken. So gewiſſenhaft ſie dieſes Verbot auch bis jezt befolgt hatte; ſo wagte ſie es doch heute, einige Tropfen in ihr Glas zu ſchenken und mit ihrem Vater und Joſeph anzuſtoßen.

„Kommen Sie; ich rathe es Ihnen!“ — ſagte ſie, wie vorhin, zu Joſeph, da er aus hergebrachter Ehrerbietung gegen die Tochter ſeines Principals noch ein wenig zögerte, und ein blitzſchneller Blick ihrer beredten Augen ſchien es ihm zu verdolmetſchen, daß das Anſtoßen der Gläſer wenigſtens eben ſo ſehr dem Birkenwäldchen, als der ausgebrachten Geſundheit ihres Vaters gelte.

Doch faſt hätte ihr Vater ſie, ohne es zu wollen, außer Faſſung gebracht. Er ergözte ſich mit innigem Wohlgefallen an ihrer kindlichen Heiterkeit. „Du biſt mein gutes, liebes, unſchuldvolles Kind!“ — ſagte er um ſo gerührter, da er durch den Fremden niederſchlagende Nachrichten über die Aufführung ſeines Maximilians erhalten hatte — „o bleibe immer ſo heiter, offen und gut!“

Thereſien traf dieß tief, und ſie verbarg ihre Verlegenheit nur dadurch, daß ſie ihren Vater feurig umarmte, und die glühende Wange an ſein theils beſorgtes, theils erfreutes Vaterherz legte.

Deſſen ungeachtet flüſterte ſie Joſephen beim Aufſtehen von der Tafel noch einmal heimlich zu: „Kommen Sie ja! Ich verlaſſe mich darauf.“

Joſeph ſah dem beſtimmten Abend mit banger Ungeduld und klopfendem Herzen entgegen. Zwar bildete er ſich oft ein, daß Thereſe wahrſcheinlich, um die liebliche Abendluft einmal recht mit vollem Herzen zu genießen, ein kleines Feſt im Birkenwäldchen veranſtaltet, oder wenigſtens einige Freundinnen dort zu ſich eingeladen habe; aber doch fiel es ihm auf, daß dieß gerade zu einer Zeit geſchehen ſeyn ſollte, wo ihr Vater verreiſt war und die Gouvernante noch auf dem Krankenbett lag.

Je mehr der Tag ſich neigte, deſto unruhiger und unentſchlüſſiger ward er. Denn zu ſeiner Sehnſucht, das geliebte Mädchen zu ſehen, geſellte ſich auch die Pflicht der Höflichkeit, die Einladung eines Frauenzimmers von ſo hoher Geburt nicht aus den Augen zu ſetzen — und der Vorſatz, ſeine Liebe blos in ſein Herz zu verſchließen, mußte nun ganz in die dunkelſte Stelle ſeiner Seele zurücktreten. —

Und jezt ſtand die Sonne faſt am Ende des Geſichtskreiſes, und, von ihren lezten Strahlen beleuchtet, glich der helle Himmel und die heiße Luft und die ſpiegelnden Gewäſſer einem zuſammenhängenden, in roſenfarbenem Feuer wallenden Meere, in welchem die grünen Wieſen mit den ſich regenden Wipfeln der Bäume, mit den lieblichen, dem Abend ſich öffnenden Blumenkelchen, gleich glücklichen Inſeln, zu ſchwimmen ſchienen. Hie und da kehrten die gefleckten Heerden mit fröhlichem Gebrüll und tönenden Glocken zurück; hie und da flötete noch ein Hirt langſam und rührend ſein Abendlied; hie und da ſaß noch ein Fiſcher mit der Angel am Ufer, oder breitete im ſchimmernden Strome ſeine Neze aus; hie und da wuſchen muntre Dirnen die vom Felde heimgebrachten Gemüße im klaren

Waſſer, indeß die rüſtigen Knechte theils auf einem Blatt pfeifend mit ihren Pflugen und Eggen nach Hauſe zogen, theils die ermüdeten Gaule tränkten und ſchwemmten. Ganz in der Ferne zeigte ſich ſchon im bläſſeſten Lichte der Mond; alle Geſchöpfe ſchienen ſich nach einem heißen Tage der rückkehrenden Kühle zu freuen; jedes lebendige Weſen ſchien von ſtiller Freude, von ſanfter Sehnſucht durchdrungen.

Wer je am bang herbeigewünſchten Abend der Geliebten entgegen eilte, dem können auch die Empfindungen, welche beim Anblick der reizenden Abendlandſchaft Joſephs Seele erfüllten, kein Geheimniß ſeyn; wer je mit einem Herzen ihr entgegen eilte, das ſelbſt das, was es hoffet, nicht wünſchen darf, der wird auch ſeine Unruhe, ſeine Bangigkeit, ſich von ſelbſt erklären können.

Schon war er, wie vor ſich ſelbſt und vor ſeinem Glücke fliehend, einige Stunden raſtlos die Felder und Wieſen durchſtrichen, ohne daß er es gewagt hätte, einen Fuß in das Birkenwäldchen zu ſetzen. Doch nun erinnerten ihn die ſich verlängernden Baumſchatten, nun erinnerte ihn der ſüße Duft einer Nachtviole, die er, von der lieblichen Bläue ihrer Blätter gelockt, abgepflückt hatte, daß die Nacht herannahe; er eilte tiefer in das Gebüſch und mit immer beklommenerm Herzen dem Birkenhain näher.

Stiller und immer ſtiller wurde es um ihn her, nur die leichten Baumzweige und die Grasſpitzen neigten ſich liſpelnd gegen einander, und in grünlichem Feuer blickte der Stern der Liebe durch lichte Wölkchen, und die ganze Erde ſchien hoffend nach ihm hinaufzublicken — ſchien in dieſem Augenblicke nur unter ſeinem Einfluſſe zu ſtehen.

Auch Joſeph ſah zu ihm hinauf und legte die Hand an ſein pochendes Herz. Da hörte er ganz von fern einen ſchmelzenden Geſang, nahte ſich langſam, beugte vorſichtig die Zweige aus einander, und erblickte auf dem Raſen unter einer mit wilden Roſen umkränzten alten Eiche eine reizende Geſtalt, die mit ihren lang herabgeflochtenen Zöpfen, mit dem niedlichen ſchwarzen Sammthäubchen und den flatternden roſenfarbnen Bändern, mit dem knappen, ſilbergeſchnürten Mieder, mit dem gefältelten Halbhemdchen und zurückgeſchlagenen Spitzenärmeln zwar einer Bäuerinn glich, aber einer Bäuerinn, wie ſie nur in Stunden der Weihe den glücklichen Dichtern und Mahlern erſcheinen.

Sie hatte eben ein Lied beendigt, ſtützte die Stirn auf die Hand, ſchlang dann, ſich zurückbeugend, den andern Arm um die bemooſte Eiche, als wollte ſie den Baum an ihrer hochwallenden Bruſt beleben und erwärmen, und ſtimmte aufs neue mit Tönen, in welchen das Feuer der ſteigenden Lerche mit der ſchwermüthigen Inbrunſt der Nachtigall ſich vereinte, ein damals bekanntes Böhmiſches Volksliedchen an, das in ſeiner Nachbildung wahrſcheinlich nicht wenig von ſeiner urſprünglichen, rührenden Einfalt, und in der deutſchen Sprache zuverläſſig gar viel von dem reizenden Wohlklange verlieren muß, in welchem die Böhmiſche Sprache beinahe mit der Italiäniſchen wetteifert.

„Das Herz iſt gewachſen“ —
ſo ſang die ländliche Schöne —
„Das Herz iſt gewachſen. Es pocht in der Bruſt,
„Als wollt’ es den Buſen durchſchlagen.
„Welch holdes Verlangen! welch’ ſchmerzliche Luſt! —
„Was fühl’ ich — und darf es nicht ſagen?

„Es ſchmettert ſo lieblich und ſehnend der Fink'
„Wohl unter dem blühenden Hagen.
„Es äugeln die Sternlein mit zärtlichem Wink,
„Und ſcheinen mich liebend zu fragen.

„Bald freiet die Schweſter. Sie athmet ſo bang,
„Als hätte ſie Leides zu klagen.
„Doch hört ſie im Wäldchen des Freiers Geſang,
„Dann ſchwindet ihr ſinniges Zagen.

„O möchten zur Ruh — mit dem Herzen ſo warm —
„Die fliehenden Wolken mich tragen!
„Wohl wollte ich kühnlich an freundlichem Arm
„Durch Wellen und Flammen mich wagen.

„Ach, weh mir! was wallet ſo ſtürmiſch das Blut,
„Als wollt' es den Buſen durchſchlagen?
„Was brennt auf den Wangen die zehrende Glut —
„O könnt' ichs der Mutter nur klagen!"

Joſeph hatte ſchon im Anfange des Liedchens ſeinen Augen kaum getraut, als er unter den ländlichen Kleidern die junge Gräfinn zu erkennen glaubte; aber da ſie nun mit ihrer ſüßen Stimme fortfuhr; da er mit jedem Laute feſter überzeugt ward, daß Sie — nur Sie es ſeyn könne; da ihr ſchwimmender Blick, ihr klopfender Buſen den Inhalt des Geſanges erklärten und verſchönerten; da die geſtrige Einladung, die Einſamkeit, die romantiſche Verkleidung — Alles, Alles ihm zurief, mit welcher Wärme, mit welcher Schwärmerei er von dem reizenden, über ihn erhabnen Mädchen geliebt werde; da ſchienen alle ſeine Pulſe zu ſtocken — er wagte es kaum zu athmen, und wär' in dieſem Augenblick die Erde unter ſeinen Füßen eingeſunken, er würde es nicht bemerkt haben.

Jezt ſchwieg die liebliche Sängerinn; jezt breitete ſie, unbelauſcht ſich glaubend, ihre Arme aus und rief, als foderte ſie den zögernden Geliebten von den ſie umrauſchenden Bäumen, mit ſchmelzender Stimme: Wo biſt du, mein Joſeph? jezt drückte ſie die niedliche Hand an den pochenden Buſen, als lege ſie das Gelübd ewiger Treue ab; jezt ſtreckte ſie mit heftiger Bewegung die Hand wieder aus, als rufe ſie Himmel und Erde, als rufe ſie die ganze Natur muthig auf, ihrem glühenden Herzen den Geliebten zu entreißen.

Rebelliſch ſtürzte jezt alles Blut zu Joſephs Herzen; eine liebliche Nacht umgab alle ſeine Sinne; alle heilig gehaltene Entſchlüſſe waren vergeſſen, alle drohende Hinderniſſe waren ſchon beſiegt — und mit dem Ausrufe: „Meine Thereſe!“ — ſtürzte er auf ſie zu, um zu ihren Füſſen zu ſinken.

Thereſe fuhr ein wenig zuſammen; aber ehe er ihr noch ganz nahe war, wurde auch ſie von der Allmacht ihres Gefühls überwältigt. Sie flog ihm entgegen, ſchlang den Arm um ſeinen Hals und drückte ihn feſt an ihr ſtürmendes Herz.

Weg mit jedem Verſuche, die Gefühle der Glücklichen bei dieſer erſten Umarmung zu ſchildern! Selbſt den Gott der Götter zog die Liebe an goldner Kette vom Olymp zur Erde; aber uns Sterbliche hebt ſie zum Himmel hinauf!

So ſtanden ſie einen Augenblick feſt verſchlungen, und die ruhig umherliegende Gegend ſchien den Bund der Liebenden mit heiliger Stille zu feiern; kein Wind bewegte ſich; kein Vogel ließ ſich hören; alles Leben der ganzen Natur ſchien auf einen Augenblick in dieſe beiden wallenden Herzen eingeſchloſſen zu ſeyn.

Der Jüngling erwachte zuerſt aus ſeiner Betäubung. „Was habe ich Unſinniger gethan, theure, ewig theure Gräfinn?“ — rief er in halber Verzweiflung, und wollte ſich ihren Armen entreißen.

„Du biſt mein! mein!“ — antwortete Thereſe, indem ſie ihn nochmals an ſich preßte und dann ſeine Hand faßte — „Du haſt nichts gethan, als was ich Dir verzeihe! Auf mich, auf mich allein falle alle Schuld! — O ſchäme Dich, ſchäme Dich, Joſeph! wenn Du bereuen kannſt. — Habe ich darum alle Geſetze der kleinlichen Gewohnheit übertreten — habe ich darum ſelbſt zur Liſt meine Zuflucht genommen — habe ich darum ſchon ſo lange meinen guten Vater hintergangen — daß Du nun von meinem glühenden Herzen Dich losreißen wollteſt? daß Du Dein, mein, unſer Glück furchtſam, wie ein Unwürdiger, aus der Hand der Liebe anzunehmen ſchauderſt? — Ich bin zu ſtolz, Dich um Gegenliebe zu bitten; aber ich habe zu tief in Dein Innres geblickt, als nicht zu wiſſen, daß Du ohne mich lebenslang unglücklich ſeyn wirſt — kannſt Du vor Gefahren zittern, die das ſchwächere Mädchen an der Hand der Liebe verachtet?"

„Du willſt es, holdes, himmliſches Weſen!" — ſtammelte Joſeph, und ſtürzte vor ihr nieder — „Fluch denn, ewiger Fluch auf mein Haupt, wenn ich dieſer gränzenloſen Liebe je unwürdig werde! Du haſt mir ein ſchöneres Leben gegeben, und nur Dir allein ſoll es von dieſem Augenblick an ewig angehören!“

Sie kniete neben ihm nieder, rief auch über ſich den Fluch des Himmels, wenn ſie jemals wanke, küßte ihn noch einmal und rief dann mit Feſtigkeit: Dieß der Verlobungskuß! den zweiten nicht eher, bis Du mich vom Altar zurückführſt? — Jezt lebe wohl! Bald ſollſt Du mehr von mir hören!“.

Sie entriß ſich ſeiner Umarmung und eilte nach einer benachbarten Meierei. Er durfte ſie nur bis zum Ausgange der Gebüſche begleiten.

Es wird nicht nöthig ſeyn, zu Erklärung des Vorhergehenden noch einiges nachzuholen.

„Ein Bauerweib will ich werden, wenn nur das ſeine!" — rief das feurigliebende Mädchen einſt aus, da ſie über ihre Liebe ſich mit ſich ſelbſt berathen, und den Grund von Joſephs edler Zurückhaltung in der Verſchiedenheit des Standes und Vermögens aufgefunden hatte. „Ein Bauerweib will ich werden, wenn nur das ſeine!" — Dieſer Gedanke, den ihre feurige Phantaſie gar bald mit den lieblichſten, romantiſchſten Bildern ausſchmückte, vereinigte ſich von nun an mit allen Plänen, welche ſie für das Glück ihrer Liebe entwarf.

Sie hatte in ihrer Kindheit einmal die Inſel beſehen, und die dort herrſchende, Ehrfurcht erregende Stille, das heilige Dunkel der hohen, in einander verſchlungenen Bäume, das Wunderbare des halb verfallnen Gebäudes mit seinen majeſtätiſchen Säulen, das friſche Grün der mit wucherndem Gras überwachſenen Plätze, die anlockende Sonderbarkeit der hochragenden Steinbilder — dieß alles hatte in ihrer kindlichen Seele den tiefſten, unvergeßlichſten Eindruck zurückgelaſſen. Als ſie in ſpätern Jahren ſich eine Zeitlang im Kloſter aufhielt, und der Zwang, viele Tage hinter einander in dumpfe Mauern eingekerkert zu ſeyn, ihrem unruhigen Gemüth oft fühlbar ward, da trat das Bild der Inſel wieder im freundlichſten Lichte vor ihre unbeſchäftigte Einbildungskraft, und ſie überredete ſich, daß Einſamkeit und Stille wohl ſehr reizend für ſie ſeyn würde, könnte ſie nur dort auf der Inſel im Schatten der rauſchenden Bäume frei herumirren, könnte ſie dort Blumen ſammeln und Kränze winden; könnte ſie dort, ſich ſelbſt überlaſſen, im Geſang mit der Nachtigall wetteifern.

Seit ihrer Rückkehr auf das Schloſs waren diese Bilder ganz in dunkeln Grund wieder zurückgetreten; doch da sie jezt die Hindernisse voraussah, welche ihre hohe Geburt, und der Reichthum ihres Vaters, und der Stolz ihrer Familie, ihrer zärtlichen Leidenschaft in den Weg legen würden; da jezt der Wunsch, mit Joseph vereinigt, wenn auch in dem niedrigsten Stande und in unbemerkter Stille, zu leben, ihrem Herzen sich aufdrängte; da trat auch das Bild der Insel aus seinem Hinterhalte wieder hervor.

„Wär ich eine Bäuerinn!“ — dachte die holde Schwärmerinn oft bei sich selbst — „und lebte dort auf der heiligen Insel — von allen Menschen geschieden, nur von Joseph geliebt!“ — und diese Idee bildete sich nach und nach zu dem Entschluſse aus, ihrem Geliebten den Abstand des Ranges durch eine Verkleidung, wodurch sie noch dazu leichter verborgen bleiben werde, wenigſtens auf Augenblicke vergeſſen zu machen, und die Inſel zum Zufluchtsort ihrer geheimen, vielleicht lange Zeit hindurch verfolgten Liebe zu erwählen.

Bei einem Geiſte, wie in Thereſien lebte, bleiben Gedanke und Ausführung nicht lange getrennt. Bald war ſchon ein Mittel, ſich weibliche Bauerkleidung heimlich zu verſchaffen, erdacht.

Nicht weit von dem gräflichen Schloſſe wohnte in einem abgeſonderten Pachthofe eine bejahrte Wittwe, deren Mann ehedem Verwalter des Grafen, und die ſelbſt Thereſens Amme geweſen war. Thereſie ſprach von Zeit zu Zeit bei ihr ein, und die ehrliche Frau äußerte dann nicht ſelten mit geheimen Stolze, daß ihre jüngſte Tochter, Thereſens Milchſchweſter, die denn auch in der That eine ziemlich ſchmucke Dirne war, der jungen Gräfinn wie aus den Augen geſchnitten ſey.

Da jezt die Wittwe Thereſen einmal wieder beſuchte und beide einen Augenblick allein waren, brachte die junge Gräfinn unbemerkt die geſchwätzige Alte wieder auf ihr Lieblingsgeſpräch. „Höre, liebes Mütterchen!“ — ſagte ſie — „ſo oft ich vor den Spiegel trete, finde ich dieſe Aehnlichkeit ſelbſt.“ — Sie trat im Augenblick davor hin. — „Ja wahrhaftig“ — fuhr ſie fort — „ganz und gar — ganz und leibhaftig gar, wie Dein gutes Käthchen! — Und nun denke nur den Unterſchied der Kleider! Kleider machen Leute, heißt es. Ich glaube, wenn ich Käthchens Kleider und ſie die meinigen anzög, Du müßteſt uns ſelbſt kaum unterſcheiden können!“

Die gute Alte ſchmunzelte, und ſtrich dem herzliebſten freundlichen Milchtöchterchen mit halb furchtſamer Zärtlichkeit die Backen.

„Weißt Du was, Gute!“ — fuhr Thereſe liebreich fort — „wir müſſen das einmal verſuchen! Hier haſt Du Geld, ſo viel dazu nöthig ſeyn wird. Da — laß Deinem Käthchen einen Anzug machen, ſo ſchön und fein, als der Zeug nur zu haben iſt. Nächſtens beſuche ich Dich einmal ganz allein — dann vertauſche ich mit Käthchen die Kleider — dann, dann wollen wir ſehen, ob Du uns erkennen ſollſt! — und wenn Dein Käthchen einmal heirathet, iſt dann auch ſchön für den Brautſtaat geſorgt!"

„Ach Sie gutes, liebes Herzenskind! ach Sie liebes, gnädiges Comteßchen!" — ſchluchzte die Alte, und wollte Thereſen die Hand küſſen.

„Laß das, Mütterchen!" — ſagte Thereſe, und gab vor Freuden der Alten einen herzlichen Kuß. — „Aber kein Wort weiter davon! — Daß Du mir ja reinen Mund hältſt

— ich mag es für jezt durchaus Niemand wiſſen laſſen. Hörſt Du?"

Die Wittwe verſprach die heiligſte Verſchwiegenheit.

„Und wenn alles fertig iſt" — rief Thereſe ihr noch nach — „das kann ja ſo lange nicht dauern! — läßt Du mir's insgeheim ſogleich wiſſen. Verſtehſt Du? Wahrlich, ich kann es kaum erwarten — Nun jezt geh' nur und mache gleich Anſtalt!"

Nach wenig Tagen brachte ſchon Käthchen mit freudefunkelnden Augen die gewünſchte geheime Nachricht, und nun war für Thereſen nur noch eine Gelegenheit zu erdenken, wie ſie einen Abend hindurch ganz unbemerkt abkommen könne.

Doch auch hier kam die Gunſt des Zufalls der Liſt der Liebe zu ſtatten. Thereſia hörte, daß ihr Vater auf einige Tage verreiſen werde, und nun wurde feſt beſchloſſen, dem geliebten Jüngling, falle es auch ſo ſchwer es wolle, einen Wink zu geben, welcher ſeine Unentſchloſſenheit beſiegen müſſe. „Iſt nur dieſes vorbei“ — ſo dachte das liebende Mädchen — dann werde ich auch alle übrigen Hinderniſſe leicht überwinden!“

Sie ſchrieb einige Zeilen, um ſie ihrem Freunde unbemerkt in die Hand zu drücken;

doch da ſie ſich durch die Krankheit der Gouvernante und durch die Entfernung ihres Vaters von der Tafel auf einige Augenblicke mit Joſeph allein ſah, ſo errang ihre gränzenloſe Liebe den ſchweren Sieg über die weibliche Schaam, daß ſie ihn mündlich in das Birkenwäldchen berief.

Kaum hatte ſie dieſen Stein von ihrem Herzen gewälzt, kaum hatte ſie in fröhlichem Taumel die Tafel verlaſſen, als ſie es zu ihrem angelegentlichſten Geſchäft machte, die zwar von ihr geliebte, aber doch mit unter ziemlich grämliche Gouvernante noch weit ſorgfältiger, als vorher, zu pflegen und abzuwarten. Sie wich dieſen Tag nun gar nicht vom Bette der Kranken, und trieb ihre übertriebene Sorgfalt ſogar ſo weit, daß ſie, ungeachtet aller Weigerungen, dennoch ihr eignes Bett in das Patientenzimmer bringen ließ. Da ſie ohnedieß vorausſah, daß ſie dieſe Nacht über vor ſehnlicher Erwartung des Folgenden Tages, vor bänglicher Freude, wenig werde ſchlafen können, ſo ward ihr dieſe Aufopferung — ach! für ihren Plan wär' ihr keine zu ſchwer worden! — deſto leichter, und ſie ſtand mehreremale des Nachts auf, um nach der Kranken zu ſehen und ihr einzugeben.

Auch am folgenden Vormittag beobachtete ſie ein gleiches Verfahren, und die ma Bonne, welche ihre Geſundheit und die längere Erhaltung ihres, freilich ſchon ziemlich zur Neige gehenden Lebens für das höchſte Guth in der ganzen Welt hielt, hätte von Stein ſeyn müſſen, wär' ſie durch dieſe ſo zärtliche Sorgfalt nicht gerührt worden, und gegen ihre Zöglinginn weit freundlicher und nachgiebiger, als gewöhnlich, geweſen.

Da der Nachmittag heran kam, konnte **Thereſia**, gleichergeſtalt aus Sorgfalt für die Kranke, es nicht länger verſchweigen, daß die Hitze in dem verſchloßnen Zimmer faſt unerträglich und die Luft erſtaunlich dick ſey; ſie rieth daher mit ängſtlicher Beſorgniß die Eröffnung eines Fenſters an. Allein dieß hieß der Patientinn, welche friſche Luft geradezu für den Nagel zum Sarge hielt, geradezu an das Herz greifen. Sie konnte daher dieß unmöglich zugeben, aber zugleich drängte ſich ihr das Gefühl der Billigkeit und die Ueberzeugung auf, daß die allzubeſorgte junge Gräfinn ein wenig ins Freie müſſe.

Thereſia ließ ſich anfänglich ziemlich lange bitten. „Nun ja“ — ſagte ſie endlich — „wenn Sie's denn durchaus haben wollen, will ich gehen. Aber eins mache ich mir zur Bedingung! Die beiden Mädchen müſſen bei Ihnen bleiben, damit es Ihnen ja an Wartung und Pflege nicht fehle — wahrhaftig, ſonſt kann ich nicht ruhig ſeyn; wahrhaftig, davon gehe ich nicht ab — oder ich bleibe lieber ſelbſt da!

Sind Sie aber dieß zufrieden, ſo beſuche ich einmal wieder die alte Amme! Ich habe ſchon lange einmal gewünſcht, in ihrem Gärtchen einmal ſo recht ländlich eine friſche Milch einzunehmen. Wenn es Abend wird, mögen mich die beiden Töchter zurückbegleiten, und dann bleibe ich wieder einige Tage für immer bei meiner lieben Patientinn!“

Selbſt die weiland tugendbelobte und fürſichtige Dame Beaumont hätte dieſen ſo zärtlichen und unſchuldvollen Vorſtellungen nicht widerſtanden, und die Gouvernante fand es daher, beſonders in Abweſenheit des Grafen, ganz unbedenklich, ihre Schülerinn einige hundert Schritte weit allein gehen zu laſſen.

Los von allen Ketten flog nun Thereſia mehr zur Verwalterinn, als daß ſie gieng. Die verabredete doppelte Verkleidung wurde nun, unter mancherlei Scherz, der Thereſia's ungeduldigem Herzen dießmal ziemlich ſauer ankam, vorgenommen, und ſo wie ſich Käthchen in dem Staat der Gräſinn nicht wenig brüſtete, ſo gefiel ſich auch Thereſia nicht minder in dem Bauerkleide. Beide hätten in dieſem Augenblick ihre Rollen willig auf immer mit einander vertauſcht.

Jezt auf einmal fiel es Theriſien ein, daß ſie in dieſer Verkleidung ſich mit einer Freundinn, die dieſen Abend zuverläſſig im Garten ſey, einen Spaß machen wolle; und ſo ſehr auch die Verwalterinn aus Furcht, daß der Herr Graf es erfahren und darüber unwillig ſeyn könne, es abrieth; ſo war doch die junge Gräſinn davon natürlich nicht abzubringen. Sie eilte mit liebebeflügelten Schritten nach dem Birkenwäldchen, und es erfolgte, was wir gehört haben.

Kaum hatte die Liebe den feurigen Herzen Joſephs und Thereſia's das Geſtändniß gegenſeitiger Zärtlichkeit abgerungen, kaum war ihr Bund durch feierliche Gelübde beſtätigt, als ihnen das Leben ganz anders erſchien, als vorher, und ihre Seelen bei der Ueberzeugung, treu geliebt zu werden, über alle äußeren Verhältniſſe, über alle in der Ferne drohenden Gefahren ſich erhoben. Sie wußten es nun, daß es einen Lohn für alle ihnen bevorſtehenden Leiden gebe, der nur mit dem Leben ihnen entriſſen werden könne, und mit dieſer Gewißheit kehrte zugleich eine Heiterkeit und Ruhe in ihre Herzen zurück, welche ſeit dem erſten Blicke auf immer von ihnen geflohen zu ſeyn ſchien.

Joſeph, dem es nicht entgieng, wie ſchwer dem liebenden Mädchen ihr zärtliches

Entgegenkommen habe fallen müſſen, der bei dem entzückenden Gedanken an die Größe ihrer Liebe zugleich die Größe des Opfers einſah, das Thereſe, mit Verachtung aller zeitlichen Güther, ihm ſchon jetzt gebracht habe und noch zu bringen Willens ſey, faßte zugleich den feſten Entſchluß, durch die größtmöglichſte Anſtrengung, durch die eifrigſte Vervollkommnung ſeiner Kenntniſſe, ſich der Liebe des erhabenen Mädchens würdig zu machen. Ach, hätte irgend ein düſteres Etwas nicht zuweilen aus dem verborgenſten Winkel ſeines Herzens gedröht, er hätte wohl manchmal ſich mit der ſchönen Hoffnung getröſtet, von ſeiner Liebe begeiſtert, ſich nach und nach ſo ſehr in der Gunſt des alten Grafen zu befeſtigen, daß dieſer endlich, wenn er ſelbſt ſich näher entdecke, zu Thereſens getroffener Wahl ſeine Einwilligung gebe.

Deſſen ungeachtet ſtrebte er dem ſich vorgeſteckten Ziele mit Kraft und Ausdaurung nach, und es gelang ihm in der That, daß der Graf ſeiner faſt gar nicht mehr entbehren konnte, und oft mit tiefer Wehmuth bei ſich dachte: O wäre mein Maximilian wie Er!

Auch auf Thereſens Betragen äußerte die Gewißheit, feurig geliebt zu werden, ihren Einfluß. Nie war ſie zärtlicher gegen ihren Vater, nie aufmerkſamer auf alle ſeine Wünſche, nie ruhiger und ſittſamer geweſen, als eben jezt. Oft nannte ſie der Graf die einzige Freude ſeines Alters, und nur dann wurde er an ihr irre, wenn er ihr etwa den Vorſchlag zu einer Vermählung that. Thereſe weigerte ſich dann jederzeit mit der ſtandhafteſten Feſtigkeit, und der ganze Erfolg davon war, daß ſie ihre Liebe nur noch mehr zu verheimlichen ſuchte.

So oft die Liebenden einander ſahen, beſtätigte ihr Auge den Schwur ihrer Liebe aufs neue. Ein Blick galt ihnen ſtatt eines zärtlichen Kuſſes; ein höfliches, freundliches Wort, das in ihrem Innern ganz anders widerklang, als es geſagt ward, für eine liebevolle Umarmung.

Doch in die Länge konnte das zärtliche Mädchen dieſe kalte, von den Verhältniſſen abgenöthigte Entfernung nicht ertragen; es gnügte ihr nicht mehr, den Geliebten nur immer in läſtiger Geſellſchaft zu ſehen und all ihr heiſſes Gefühl in ihre Bruſt zu verſchlieſſen. Nun benuzte ſie anfänglich jeden unbelauſchten Augenblick, um an ihn mit überſtrömendem Feuer zu ſchreiben, oder ſeine nicht minder zärtlichen, doch mitunter auch von einem finſtern Ernſt getrübten Antworten zu leſen; aber bald richtete ſie ihre Augen auch wieder auf den ſchon vorher erwählten Zufluchtsort, und beſchwor Joſeph, ſich, ſo oft es nur ohne Aufmerkſamkeit zu erregen geſchehen könne, nach der Inſel zu begeben. Auch ſie werde, ſo oft ſie ihre Beobachter täuſchen könne, ſich dort einfinden.

Von nun an war Joſeph oft bis an den ſpäten Abend in der Gegend um die Inſel anzutreffen; auch Thereſe, die bei aller ſonſtigen Gewiſſenhaftigkeit doch jede, zu dieſem Zweck führende Täuſchung für erlaubt hielt, wußte ſehr oft ihrer noch immer bettlägrigen Duenna zu entgehen; und da zu jener Zeit noch eine fliegende Fähre ſich auf dem Teiche befand, welche man ſehr leicht herüber und hinüber winden konnte, ſo wurde die Inſel nicht ſelten die Zeuginn der fröhlichſten Wanderungen und zärtlichſten Umarmungen. Ob das ſtrenge Kußverbot immer ſo gewiſſenhaft beobachtet worden ſey, oder nicht, darüber geben unſere Urkunden keine beſtimmte Auskunft; aber ſo viel iſt aus ihnen allerdings zu erſehen, daß Thereſe nicht ſelten in mancherlei Verkleidungen, und ohne durch Wind und Wetter oder Dunkelheit ſich aufhalten zu laſſen, ihren Weg nach der Inſel angetreten habe. —

Wir haben ſchon oft der Inſel und ihrer wunderbaren Gebäude gedacht; doch da ſie nun bald gänzlich aus dieſer Geſchichte verſchwinden wird, ſo ſcheint es nöthig, von dieſem Gegenſtande unſern Leſern noch dasjenige mitzutheilen, was in unſern Nachrichten ſich davon auffinden läßt..

Einer der Urväter der Grafen W*******— ſo erzählet eine faſt kaum noch lesbare Handſchrift — kehrte, nach langwierigen Reiſen ins gelobte Land und die ganze damals bekannte Welt, in ſeine Heimath zurück. Der allgemeine Ruf ſagte von ihm, daß er nicht nur in die Geheimniſſe der Eleuſinier und der alten Aegypter eingeweiht, ſondern auch in vielen übernatürlichen Künſten hocherfahren, ja wohl gar ein arger Zauberer ſey. So unglaubig wir nun ſelbſt — wie wir offenherzig geſtehen müſſen — über dieſe Verſicherungen ſind; ſo ſoll doch der unleugbare Augenſchein die Wahrheit bezeugt haben. Denn obſchon der Graf mit ganz kahlem Scheitel und eisgrauem Barte zurückgekommen ſey, ſo ſoll er doch noch ein junges, lebhaftes Weib genommen, und mit dieſer noch vor Jahresfriſt einen ſtattlichen Erben erzielt haben. An dem Tauftage dieſes Sohnes habe er den Grundſtein ſowohl zu dem noch jezt ſtehenden gräflichen Schloſſe, als zu einem wunderbaren Gebäude auf der Inſel, gelegt, und beide, ſehr koſtbare Baue abermals in einem Jahre mit ungeheurer Verſchwendung zu Stande gebracht. Nun habe der Graf ſeine junge Gemahlinn zur Vormünderinn ihres Sohnes beſtellt, und ſich ſelbſt mit einem mitgebrachten alten Krader gänzlich auf die Inſel zurückgezogen. Von ſeinem Leben oder Tod ſey nun nichts mehr bekannt werden; aber, da nach mehrern Jahren einſtmals ein hoher dicker Thurm, der ſonſt auf der Inſel geſtanden, mit großem Gekrach in die Luft geflogen ſey, ſo habe man durchgängig geglaubt, der alte Graf und ſein Araber möchten wohl mit dem böſen Feinde im Bündniß geſtanden haben und nach abgefloſſner Vertragszeit von ihm abgeholt worden ſeyn.

Wir müſſen, wie billig, jedem unſerer Leſer anheimſtellen, von dieſer alten Sage zu glauben, was ihm gut däucht; doch ſo viel läßt ſich, ſelbſt nach den noch anjezt vorhandenen Ruinen, kaum bezweifeln, daß das Gebäude auf der Inſel allerdings von einem eben ſo geſchickten, als originellen Freunde geheimer Wiſſenſchaften angelegt und wahrſcheinlich im Anfange als ein chemiſches Laboratorium gebraucht worden ſey. Späterhin mag es des ganz herumgehenden tiefen Teichs wegen mitunter zu einer Art von Feſtung, ſodann aber, da die gräflich W********iſche Familie ſich bei Hofe immer mehr emporſchwang und einige aus dieſem Hauſe ſogar den Poſten des Günſtlings bekleideten, zu einem Staatsgefängniſſe und geheimen Gericht gedient haben. —

Um alle dieſe ſonderbaren Gerüchte und Wahrſcheinlichkeiten bekümmerten ſich jedoch Joſeph und Thereſe wenig oder gar nichts. Ihnen ſchien die Inſel ein wunderlich und eigenſinnig angelegter Garten. Die Abgeſchiedenheit von aller Welt lieh dieſem Plätzchen ungemeine Reize, und die Liebe ſchuf ihn in Elyſium um. Thereſe fühlte ſich nie glücklicher, als wenn ſich ihr eine Gelegenheit anbot, unentdeckt nach der Inſel zu eilen; und war ſie dort angelangt, dann ſchien ſie auf immer von allem Zwange ledig und los; dann ſchwärmte ſie, bald ihren Joſeph erwartend, bald an ſeiner Hand, bachantiſch: froh oder in ſüße Schwärmereien verloren überall umher. Jede Stelle der Inſel wurde ihr bald wegen irgend eines zärtlichen Geſprächs merkwürdig und heilig; jeder Bildſäule, die ſie durch Joſeph nach und nach hatte kennen lernen, legte ſie eine beſondre Bedeutung bei; jede Hieroglyphe ſchien ihr aus der Sprache heimlich gehaltener Liebe entlehnt zu ſeyn.

Vor allen andern aber ehrte ſie die größte Bildſäule der Inſel, die Statue der Iſis. Sie, die Mutter alles Lebens — und Leben und Liebe ſchien Thereſien nur eins zu ſeyn! — galt der Schwärmerinn als Beſchützerinn dieſer Inſel, mithin auch als Beſchützerinn ihres Geheimniſſes, als die Freundinn ihrer feurigen Liebe.

Zwölftes Buch.

I

Der Magnat. — Der Bund der Iſis. — Der abſcheuliche Bruder. — Familienveränderungen. — Beſuch und Verhaftung. — Geheime Inſtructionen. — Die Kranke. — Verhör, Flucht und Hinrichtung. — Die Entführung. — Der Mohr.

Doch die Pflicht des Erzählers ruft uns nunmehr von den heitern Bildern glücklicher Liebe zu weit ernſtern und düſterern Darſtellungen ab, und wir müſſen vor unſern Leſern einen Vorhang aufrollen, welcher ihnen bis jezt die dunklere Seite von Joſephs Charakter noch verbarg.

Wir haben ſchon oben gehört, daß Joſeph bei ſeinem Aufenthalte in **** nicht nur mit dem Pater Anſelm, ſondern auch mit dem jungen Magnaten Theodor R*****y eine vertraute Freundſchaft errichtet hatte. Aber aus der Bekanntſchaft mit dem leztern war auch für ihn zugleich eine höchſtgefährliche Lage entſprungen.

Der junge R*****y gehörte unter die ſeltnen Feuerköpfe, die nur dazu geſchaffen ſcheinen, entweder, bei einem glücklichen Erfolg, als große Männer in der Geſchichte zu glänzen, oder, bei einem ungünſtigen Ausgange, von der Nachwelt als Verbrecher gebrandmarkt zu werden. Jeder in der Staatengeſchichte nicht ganz Unerfahrne weiß es, daß die *****ſche Nation ſchon von langen Zeiten her mit argwöhniſcher Eiferſucht auf ihre alten Rechte und Freiheiten hielt, und daß die Eingriffe der herrſchenden Gewalt nicht ſelten die ſtets unter der Aſche glimmende Glut angefacht haben, welche mitunter mit Blute zwar gedämpft, aber nie ganz gelöſcht worden iſt. Auch R*****y's Vater hatte bei einer ähnlichen Gelegenheit nicht nur einen großen Theil ſeiner Güther, ſondern ſogar ſein Leben eingebüßt, und ſobald nur ſein damals noch unmündiger Sohn dem reifern Alter ſich näherte, ſo war auch Rache ſein einziger Gedanke, über welchem er alles andre vergaß.

Da der von einer Seite nie ruhende Argwohn durch den auf der andern Seite immer wiederholten Verſuch, bald dieß, bald jenes Vorrecht einzuſchränken oder gar aufzuheben, beſtändig neue Nahrung erhielt, ſo fiel es M*****y leicht, einen Kreis von Mißvergnügten aufzufinden, in welchen man ihn wegen ſeiner Abſtammung aus einem der tapferſten und berühmteſten Geſchlechter, wegen ſeines großen Reichthums, noch mehr aber wegen ſeiner ausnehmenden Verſchlagenheit, wegen ſeines faſt an Vermeſſenheit gränzenden Muthes, mit offnen Armen aufnahm.

Er hatte ſchon im Dienſte des Bundes verſchiedene Reiſen gemacht, als er ſich freiwillig zu dem allergefährlichſten Poſten anbot, nämlich zu der Obliegenheit, den angeblichen Feind der Nation in ſeinem eignen Sitze zu beobachten und ſeine Freunde von deſſen Plänen zu unterrichten, noch ehe ſie ausgeführt werden könnten.

Kaum war er unter fremdem Namen in

**** angelangt, und von einem auswärtigen Geſandten, der gar wohl wußte, was er that, eingeführt worden, als er, nicht zufrieden mit den ſchon vorhandenen Verbindungen ſeines Bundes, mit dem ihm ganz eignen Scharfblicke und der größten Vorſicht ſich nach Perſonen umſah; denen er für ſeine Sache, die ihm als Sache der Freiheit galt, feuriges Gefühl zutraute, und welche ihm zu Erreichung ſeiner Abſichten nützlich werden konnten. Um dieſen ſeinen Zweck zu erreichen und doch jedem ſpähenden Auge zu entgehen, nahm er alsbald die Maske eines liebenswürdigen Wüſtlings an, und die Abgeſchliffenheit ſeines Charakters, verbunden mit dem vortheilhafteſten Aeußern, ließen ihm bald überall, ſowohl bei dem männlichen, als vorzüglich bei dem weiblichen Geſchlecht, eine ſogar entgegenkommende Aufnahme finden.

Auch die von dem Menſchenkenner nicht

leicht zu überſehende Fähigkeit unſers Joſephs und die Stelle, welche derſelbe bei dem Grafen W******* bekleidete, erregten R*****ys Aufmerkſamkeit. Aber kaum hatte er ſich dieſem genähert, ſo zwang ihm auch deſſen edles, männliches Betragen Achtung und Zuneigung ab, und er ward, ſeiner ſonſtigen Vielſeitigkeit unbeſchadet, Joſephs Freund im ächten Sinne des Wortes, ohne jedoch ſeinen Plan ganz dabei aus den Augen zu ſetzen.

Hätte er dieß auch gewollt, ſo wär' es ihm doch in ſeiner Lage vielleicht nicht möglich geweſen. Sein Thaten- und Rache-glühendes Herz war zu voll; er ſah um ſich faſt nichts, als gefährliche, lauernde Beobachter; er hatte keinen Freund außer Joſeph. Es konnte nicht fehlen, daß er dieſem nach langer Prüfung ſein gefährliches Geheimniß entdecken mußte.

Er fieng damit an, unſerm Joſeph ſeine vaterlos und freudenlos verlebte Jugend und die Grauſamkeit der an ſeinem Vater, der als Opfer für ſein Vaterland gefallen ſey, ohne Unterſuchung vollzogenen Todesſtrafe mit glühenden Farben zu ſchildern; er ließ ihn nach und nach tiefer in das Geheimniß ſeiner Rache blicken, und da er ihn ganz von Mitleid erfüllt und für die gerechte Sache erwärmt ſah, wußte er in ſeinen Worten auch, ganz wie von ohngefähr, ſeine Hoffnung durchſcheinen zu laſſen, durch ihn aus der Canzlei des Grafen zu Zeiten wichtige Nachrichten zu erlangen.

Joſeph, den zwar keine eidliche Verpflichtung, ſondern blos das Gefühl der Rechtſchaffenheit und das von dem Grafen in ihn geſezte Zutrauen band, trat, was dieſen Punct anlangte, kalt zurück, und erwarb ſich dadurch aufs neue die Hochachtung des Magnaten, wenn auch nicht ſeine Dankbarkeit. R*****y fühlte ſich gewiſſermaaßen ſelbſt durch die gethane Zumuthung beſchämt, oder trug auch vielleicht aus ächter Freundſchaft für Joſeph damals noch in der That Bedenken, ihn in ſein gefahrvolles Unternehmen mit zu verwickeln.

Doch endlich, da R*****y mit Geſchäften allzuſehr überhäuft wurde, als daß er, bei den ihm nothwendigen Zerſtreuungen, alles hätte ſelbſt bearbeiten können, da er, ohne das mit völlig zu Stande zu kommen, ſchon mehrere Nächte durchwacht hatte, da er durchaus eines fähigen Kopfs bedurfte, auf den er ſich ganz verlaſſen konnte; da trug er erſt unſerm Joſeph, der ihm dieſen Freundſchaftsdienſt durchaus nicht weigern konnte, einen Theil ſeiner geheimen Correſpondenz, bald auch noch wichtigere Ausarbeitungen auf. So wurde denn Joſeph nach und nach, ohne es zu wollen und ohne Antheil an der Sache ſelbſt zu nehmen, gewiſſermaßen R*****ys Geheimſchreiber, und ſah ſich zuletzt in das ganze Gewebe der Verſchwörung verwickelt, vor deſſen Ueberblick er in kältern Augenblicken zurückſchauderte.

Kurz vor der Zeit, ehe Joſeph mit dem Grafen für immer auf die Güther gieng, ſchöpfte R*****y Verdacht, daß man ihm vielleicht auf der Spur ſey. Er unterbrach daher eine Zeitlang ſeinen auswärtigen Briefwechſel, entſchloß ſich zu reiſen, und ſah Joſephs Entfernung von **** ſehr gern, weil er ſeinen Freund nun um ſo ſicherer glaubte. Doch kehrte er ſelbſt, da ſich ſeine Vermuthung nicht beſtätigte, aus dem Auslande wieder nach **** zurück, und fand ſich zuweilen auf einem nahe beim Schloſſe W******* gelegenen Dorfe ein, um ſich mit Joſeph insgeheim zu beſprechen, auch wohl mitunter ihm neue Aufträge zu ertheilen.

Noch immer hatte Joſeph der ihm vielleicht drohenden Gefahr ziemlich kalt entgegen geſehen; aber von dem Augenblicke an, da er Thereſien ſah und liebte, erſchien ihm ſeine Verbindung mit R*****y in einem weit furchtbarern Lichte. Die Befürchtungen, die ſich ihm über ſein wahrſcheinlich bevorſtehendes Schickſal, die Verſchwörung möge auch einen Ausgang nehmen, welchen ſie wolle, nothwendig aufdrängen mußten, verdüſterten nicht ſelten ſeine ganze Seele; er fühlte in dieſer Hinſicht ſein Unrecht doppelt, die zärtlich Liebende in ſein eignes Loos mit verwickelt zu haben; er wagte es oft nicht, die Aeußerungen ihrer Liebe mit gleichem Feuer zu erwiedern; er dachte auf Mittel, der drohenden Gefahr noch zu entgehen — aber er fand keins, ohne an ſeinem Freunde zum Verräther zu werden, und, dieß zu thun, fiel ihm unmöglich.

Zu der Zeit, als Thereſe die Iſis-Inſel zu ihren Zuſammenkünften mit Joſeph beſtimmt hatte, wiederholte R*****y ſeine Beſuche ſehr öfters, und Joſeph, der durch das vielmalige Hin- und Herkommen im Wirthshauſe Verdacht zu erregen fürchtete, fand ſich durch die Entlegenheit und Verborgenheit der Inſel bewogen, künftighin auch mit ſeinem Freunde dort zuſammen zu treffen. Gewöhnlich beſtellte er ihn zu einer Zeit, wo Thereſe nicht leichtlich abkommen konnte, und R****y, der von der ehemaligen Beſtimmung der Inſel zu einem Staatsgefängniſſe und heimlichen Gericht gehört hatte, ſtand nun an der Hand ſeines Freundes nicht ſelten auf den zum Theil verfallnen, dicken Mauern und rief mit Begeiſterung aus: „Auch hier fielen oft unſchuldige Schlachtopfer unter dem Henkerbeil der Tyrrannei — Rache für ſie und für meinen Vater!“

Mehrere Monate lang gieng alles glücklich, nur daß Thereſe manchmal an ihrem Freunde eine gewiſſe Unruhe und Haſtigkeit, ein tiefſinniges Nachdenken zu bemerken glaubte, welches ſie, da ſie die Urſache nicht kannte, wohl in der Stille als einen Beweis ſeiner kältern Liebe beweinte.

Doch da einſtmals Joſeph eben in ſehr heiterer Stimmung einer Zuſammenkunft mit der Geliebten entgegeneilte, trat ihm R****y mit verwildertem Blick aus dem Gebüſche entgegen.

„Komm auf die Inſel, Du mein einziger Freund! — Verbirg mich dort — oder wir ſind beide verloren!“ ſo rief er ihm zu und zog ihn gewaltſam mit ſich fort.

Kaum waren ſie dort angelangt, als R*****y die Urſache ſeiner unvermutheten

Ankunft und ſeiner Furcht dem Freunde entdeckte. Er hatte mit der größten Beſtimmtheit eine ſehr wichtige Depeſche erwartet, und dieſe war über eine Woche lang ausgeblieben. Nun konnte R*****y nicht anders glauben, als daß ſelbige von geheimen Aufpaſſern aufgefangen und das ganze Geheimniß ſeines Bundes verrathen ſey. Er verließ daher nach Verbrennung ſeiner Papiere die Hauptſtadt, um durch Josephs Vermittlung ſich einſtweilen verborgen zu halten.

Noch indem beide Freunde die Abrede trafen, daß R*****y ſo lange auf der Inſel ſich aufhalten ſolle, bis man etwas Genaueres wiſſe, war auch Thereſia angelangt, und ſo geſchwind auch R*****y ſich entfernte, ſo war es ihr doch vorgekommen, als ſey bei ihrer Annäherung etwas durch die Gebüſche entſchlüpft.

Dieſe Bemerkung war ihr auffallend,

und da ſie an Joſeph zugleich die höchſte Verlegenheit gewahr ward, ſo regte ſich in ihrem feurigliebenden Herzen eine Anwandlung von Argwohn und Eiferſucht.

„Was iſt Dir, Joſeph?“ — ſagte ſie endlich mit kaum unterdrückter Heftigkeit — „Deine Blicke ſchweifen unſtät umher; kaum wagſt Du es, mir offen ins Geſicht zu blicken. O ſchon oft habe ich etwas in Deinem Weſen entdeckt, das Du mir verheimlichen willſt. Ach Du haſt mich nie geliebt, wie ich Dich!“

Joſephs Verwirrung wurde durch dieſe Worte nur noch vermehrt; er ſuchte ſich zu entſchuldigen, aber er verwickelte ſich dabei in ſo mancherlei Widerſprüche, daß Thereſia's Verdacht immer ſtieg, und ſie ſich endlich nicht enthalten konnte, ihm zwar zärtliche, doch ſchwer drückende Vorwürfe zu machen. Sie nannte ihre heiße Liebe den Fluch ihres Schickſals; ſie wollte ihm alles vergeben und durch freiwillige Trennung von ihm allein unglücklich werden; ſie war in der heftigſten Bewegung und heiße Thränen entſtürzten ihren Augen.

Joſeph erröthete vor Schaam und Beängſtigung. „Ich bin Deiner nicht unwürdig, theure Thereſe!“ — hub er endlich an — „Du ſollſt alles wiſſen, was mich zu Boden drückt. O ich Unglücklicher, warum muß ich den Dolch in dieß zärtlich fühlende Herz ſtoßen!“

Er entdeckte ihr nun, daß er und ſein geliebteſter Freund in Gefahr wären, als Staatsverräther betrachtet zu werden — daß wahrſcheinlich eben jezt alles verrathen ſey —

Thereſia erblaßte, aber ſie ließ ihn nicht ausreden. „Du in Gefahr, Joſeph?“— ſchrie ſie mit zärtlicher Wildheit, indem ſie ihn feurig umarmte — „Du in Gefahr — und das erfahre ich erſt jezt? — So wenig Zutrauen hatteſt Du zu meiner treuen, gränzenloſe ſen Liebe! — O Joſeph, Joſeph, verſtändeſt Du ganz die Gefühle dieſes Herzens, Du wüßteſt es längſt, daß Thereſe alles — ſelbſt den Tod mit Dir theilen kann! Du magſt unvorſichtig gehandelt haben; aber ein Verbrecher wareſt Du nie — und nun — möge die Gnade des Himmels mich ewig verlaſſen, wenn ich je von Dir weiche! Wo Du biſt, will ich auch ſeyn. Dir folge ich zur Flucht, in den Kerker, auf das Blutgerüſt!“—

Jetzt konnte N*****y, der im Geſträuch auf den Ausgang des Geſprächs gelauſcht hatte, ſich nicht mehr zurückhalten. Hingeriſſen von dem Anblick des feurigen, in ſchöner Begeiſterung ſprechenden Mädchens, entzückt von der Stärke ihrer Seele, ſprang er hervor und warf ſich Thereſen zu Füßen.

„Ich ſelbſt, ich allein bin der Schuldige!“ — rief er mit hoher Rührung aus — „ohne mich würde das Glück der Edelſten ihres Geſchlechts nicht getrübt werden! O vergeben Sie mir! Ehe ſoll mein Blut in einzelnen Tropfen dahin fließen, ehe eine Marter mir Joſephs Namen entpreßt!"

Thereſe bebte zurück, aber ſie faßte ſich bald. „Mein Schickſal" — erwiederte ſie — „iſt mit Joſephs, mithin auch mit dem Ihrigen, unzertrennlich verknüpft. Ich hoffte durch ſeine Liebe die Glücklichſte auf Erden zu werden; von ihm geliebt werd' ich auch das Unglück zu ertragen wiſſen!"

Die beiden Freunde machten nun Thereſen, ſo weit nöthig, mit der ſehr bedenklichen Lage der Sachen bekannt. Sie hatte dem erſten Eindrucke des Schrecks nicht unterlegen; ſie blieb auch jezt gefaßt, ja beinahe gefaßter, als die beiden Männer. Sie ſtimmte in das Vorhaben mit ein, N*****y einſtweilen auf der Inſel verborgen zu halten; ſie übernahm es ſelbſt, für ſeinen Unterhalt zu ſorgen. „Sie ſollen mein Gefangener ſeyn!" — ſagte ſie zulezt mit heldenmüthigem Lächeln — „Iſis verbarg bis jezt das Geheimniß meiner Liebe — ſie bewahre auch von nun an das Geheimniß Ihres Bundes!" —

Nur einigemal brauchte Thereſia an der Hand ihres Joſephs mit ihrem Speiſekörbchen zu erſcheinen. Joſeph erhielt bald durch geheime Wege die Nachricht, daß die erwarteten Depeſchen annoch angekommen wären. Der überbringende Courier war unterwegs von Straßenräubern angefallen und tödtlich verwundet worden; doch hatte er ſie kurz vor ſeinem Tode einem Geiſtlichen übergeben, der, von ihrem Inhalte nichts ahnend, es für ſeine Pflicht hielt, ſie an die angegebene Behörde zu befördern.

N * * * * * y reiſte wieder nach * * * *. Er nannte von nun an in ſeinen Briefen an Joſeph ſein Geheimniß den Bund der

Iſis und ließ, zum Andenken an Thereſia's Standhaftigkeit und die von ihrer Hand genoſſene Verpflegung, drei goldne Ringe verfertigen mit dem Bilde der Iſis und der Umſchrift: Niemand hob meinen Schleier. Zwei davon ſchickte er an ſeinen Freund; den kleinſten und ſchönſten davon ſollte er der jungen Gräſinn als Verlobungsring ſchenken. Die liebende Schwärmerinn, welcher dieß Geſchenk aus Josephs Hand unendlich theuer war, trug den ihrigen von nun an bis zu ihrer Vermählung im Buſen.

Unter dieſen mancherlei Ereigniſſen war faſt ein Jahr dahingefloſſen, als Thereſens Vater nach einer ſechswöchentlichen Krankheit mit Tode abgieng. Sein letzter Wille lautete, ſo viel es nur die Familienverträge und andre Verhältniſſe erlaubten, zu Gunſten ſeiner Tochter, und auch für Joſeph war ein Legat von zweitauſend Gulden ausgeſezt.

Ein nicht weit entfernter väterlicher Verwandter übernahm einſtweilen die Vormundſchaft der noch unmündigen jungen Gräfinn und die Verwaltung der Güther, und da dieſer, ſich ganz auf die Treue und Erfahrung des Secretairs verlaſſend, nur ab- und zureiſte, ſo genoſſen die Liebenden unbelauſcht und unbeneidet manche glückliche Stunde. Thereſe glaubte nun in Hinſicht auf eine Verbindung völlig frei zu ſeyn, und ſah der

Einwilligung ihres Bruders, ſobald Joſeph ſeine adelige Geburt darthät, zuverſichtlich entgegen; allein Joſeph hielt es für nothwendig, ſich noch zuförderſt um ein Amt zu bewerben.

Doch es war im Rathe des Schickſals manches ganz anders beſchloſſen, als die Liebenden ſich träumten.

Graf Maximilian, den man ſogleich durch eine Staffette von dem Todesfalle benachrichtigt hatte, kehrte nach Verfluß eines Monats in Lamorals Begleitung von ſeinen Reiſen zurück. Sein edler Führer war, nach ſeiner Erzählung, von ihm beweint in Italien verſtorben; allein ſpäterhin hat es ſich entdeckt, daß Graf Maximilian ſelbſt, um eines läſtigen Aufſehers bei Vollführung ſeiner Ausſchweifungen ſich zu entledigen, noch bei Lebzeiten ſeines Vaters, mit Lamorals Beiſtande, ihn aus dem Wege geräumt habe.

Das für Thereſien ſehr günſtige Teſtament erfüllte ihn zwar mit dem tiefſten Unwillen, doch unterdrückte er jede Aeußerung deſſelben; aber kaum ſah er ſich im Beſitz der ihm nicht zu entziehen geweſenen anſehnlichen Herrſchaften, als er auch ſchon den Unterthanen die ganze Laſt des neuen Joches fühlen ließ. Joſeph, deſſen Lage jezt von Tage zu Tage peinlicher ward, ſah hier nun nicht länger ſeines Bleibens, und nur Thereſens flehentliche Bitten hielten ihn noch einige Wochen. Gegen dieſe zeigte ſich Maximilian nicht nur immer gefällig, ſondern auch überhaupt in dem vortheilhafteſten Lichte; ſie konnte es ſich nicht vorſtellen, daß er wider ihre Verbindung mit Joſeph von St*** etwas einwenden werde.

In dieſer feſten Ueberzeugung ergriff ſie die erſte ſchickliche Gelegenheit, um ihrem Bruder ihre Neigung und den wahren Stand ihres Geliebten anzuvertrauen; aber ſie wußte ſich ſein Benehmen nach dieſer Entdeckung faſt auf keine Weiſe zu entziffern.

Die Wahrheit zu geſtehen, ſo war bei dem Grafen Maximilian in dem erſten Augenblicke, da er ſeine nun weit ſchöner aufgeblühte Schweſter wieder umarmte, ſeine frühere laſterhafte Leidenſchaft wieder erwacht, und die Heftigkeit dieſer ſchändlichen Neigung unterdrückte ſogar auf einige Zeit ſeine Habſucht und den marternden Gedanken, welch ein anſehnliches Vermögen er nach dem väterlichen Teſtament der Schweſter herausgeben ſolle. Er war es ſchon längſt gewohnt, ſeinen unedlen Begierden keinen Zügel anzulegen, und jezt glaubte er dieß noch weit weniger nöthig zu haben.

Kaum konnte der Böſewicht ſich faſſen, als Thereſia ihm ihre heiße Liebe zu Joſeph geſtand, und es fehlte wenig, daß er nicht in dem nämlichen Augenblicke die gleißneriſche Maske fallen ließ. Schon längſt hatte in ſeiner Seele der dunkle Gedanke geſchwebt, daß Thereſia nie heirathen, ſondern etwa nach einigen Jahren in ein Stift oder Kloſter gehen ſolle. Und jezt ſchienen alle ſeine Pläne ſo auf einmal zu ſcheitern!

Doch er drängte für den Augenblick allen ſeinen Grimm in ſein Innres zurück; er zwang ſich zu lächeln, indem er Verderben brütete; und nur ſein haſtiges Weſen hätte Thereſen bei mehrerer Menſchenkenntniß vielleicht aufmerkſam machen können. Ohne vor der Hand ſeine Abneigung gegen die beabſichtigte Verbindung geradezu zu erklären, meynte er nur, daß ihm dieſe Nachricht auffallend und zu neu ſey — man wiſſe ja noch nicht, ob ſich Joſeph, dem er übrigens alle Gerechtigkeit wiederfahren laſſe, als Adeliger legitimiren könne — Thereſe ſolle ihm nur noch etwa ein halbes Jahr, bis die Erbſchaft in Ordnung gebracht ſey, Zeit zur Ueberlegung laſſen — ſie ſolle ſich feſt überzeugt halten, daß ſeinem brüderlichen Herzen nichts theurer ſey, als ihr Glück.

Doch nur zu bald wagte er es, nach mancherlei liſtigen Vorbereitungen, die Hülle dieſes abſcheulichen Herzens ſinken zu laſſen.

Thereſia ſtürzte eines Tages mit brennenden Wangen in Josephs Zimmer, und ſank ihm erſchöpft in die Arme.

„Wir müſſen fort, mein Geliebter!“ — rief ſie endlich aus — „Noch heute verlaſſe ich dieſes Schloß, und nie betrete ich es wieder, bis Du durch die Bande der Kirche mein geſezlicher Beſchützer biſt!“

Joseph ſtaunte und bat um Aufſchluß; Thereſia geſtand ihm von den Abſichten ihres Bruders, was die Schaam ihr zu ſagen erlaubte. Noch am nämlichen Abend fuhr ſie in ihrem Wagen aus dem Schloſſe; Joſeph war ſchon vorausgeſprengt. Sie fuhren Tag und Nacht mit unterlegten Pferden, und ehe noch die von dem Grafen auf Lamorals Rath ihnen Nachgeſendeten ſie erreichen konnten, waren ſie ſchon in einer Kloſterkirche mit einander getraut.

Joseph hielt ſich nun mit ſeiner jungen Gemahlinn eine Zeitlang in K****** auf, von wo aus Thereſe ſelbſt dem Grafen Maximilian ihre Vermählung meldete, und, mit Uebergehung aller vorhergegangenen Vorfälle, die Herausgabe ihres väterlichen Vermögens verlangte.

Maximilian ſchäumte vor innrer Wuth; aber er kannte nunmehr die Entſchloſſenheit ſeiner Gegner zu gut, als daß er ſeinen Ingrimm über ſeine verunglückten Pläne in öffentliche Feindſeligkeiten hätte ſollen ausbrechen laſſen. Lamoral ſelbſt — und dieſer war ſchon längſt ſein Orakel — rieth ihm zu einem gütlichen Abkommen, und meynte, zu ſeiner Zeit könne ſich alles finden.

Beide Geſchwiſter traten nun durch Bevollmächtigte in Unterhandlungen, und der

Graf erklärte nicht nur ſeine Bereitwilligkeit, nach Verſchrift des väterlichen Willens alles auszuliefern, ſondern ließ auch in der That mit Herausgabe einiger Erb-Güther den Anfang machen.

Da dieß geſchehen, meldete er ſeiner Schweſter ſeine bevorſtehende Verbindung mit der Gräfinn Maria von F*****, und ſtellte dieſe ſogar bald darauf ſeiner Schweſter und ſeinem Schwager vor. Es fiel jedermann auf, daß die Gräfinn Maria, obgleich bei einem weit geringern Grade der Schönheit, dennoch eine auffallende Aehnlichkeit mit Thereſia habe, und die wenigen, welche Kenntniß von den vorhergegangenen Vorfällen der W********iſchen Familie hatten, erklärten ſich hieraus gewiſſermaaßen Maximilians Wahl.

Es läßt ſich leicht denken, daß das erſte Wiederſehen zwiſchen Maximilian und

Joſeph und Thereſien für alle drei nicht eben das erfreulichſte war. Doch beobachtete man allenthalben den äußerlichen Anſtand und ſchien die Vergangenheit ganz vergeſſen zu haben. Thereſia und Maria gewannen ſogar einander bei dieſem Beſuche ſo lieb, daß Joſeph und ſeine Gemahlin ihn erwiederte, und man ſich nach und nach mehrere gegenſeitige Beſuche ablegte.

Dieſe kleinen, mitunter läſtigen Auftritte abgerechnet, genoſſen Joſeph und Thereſia das glücklichſte Leben, und ihre häusliche Glückſeligkeit wurde durch Raimunds Geburt noch erhöht. Joſeph verwaltete die Güther ſeiner Gattinn mit der größten Klugheit und Gewiſſenhaftigkeit, und ſah bald ein blühendes Paradies um ſich her. Auch Maria kam kurz darauf mit Natalien nieder, und Graf Maximilian reiſte öfters nach ****, wo er in kurzer Zeit das Anſehn ſeines Vaters auf ſich überzutragen wußte. Uebrigens zahlte er an Joſeph, freilich mit möglichſter Zeitverſplitterung, nach und nach mehrere beträchtliche Capitale aus.

Lange Zeit hatte N*****y wenig oder nichts von ſich hören laſſen, und der Gedanke an ihn fuhr noch ſelten, wie ein furchtbarer Dämon, durch Joſephs Träume einer glücklichen Zukunft. Doch jezt kam N*****y unvermuthet bei Joſeph an. Die ruhige Zufriedenheit, das innre Glück ſeines Freundes rührte den Magnaten unbeſchreiblich; er fühlte es, wie viel er für vielleicht nichtige Entwürfe aufgeopfert habe, und, um die Ruhe ſeines Freundes nicht zu ſtören, verſicherte er dieſen ſogar, daß er, von einigen ſeiner Verbündeten verlaſſen und hintergangen, ſeinen ganzen Plan aufgegeben habe und nun im Begriff ſtehe, auf ſeine Beſitzungen für immer zurückzukehren. — Ach hätte Joſeph ihn nie kennen gelernt; dieſe Freundſchaft koſtete ihm die ſchönſten Jahre ſeines Lebens.

N*****y war durch den langen günſtigen Erfolg ſeiner geheimen Unternehmung allzuſicher worden; er hielt es gar nicht mehr für möglich, noch entdeckt zu werden; eben jezt war der Ausbruch eines in ſeinen Folgen gar nicht zu berechnenden Aufſtandes beſchloſſen, und N*****y erwartete nur noch eine einzige Nachricht, um unter die Fahnen des Aufruhrs ſich zu begeben und ſeine Sache nun auch mit dem Schwerdte zu vertheidigen.

Statt dieſer Nachricht erhielt er aber während ſeines Aufenthaltes auf Josephs Schloſſe eine Warnung von unbekannter Hand, des Inhalts, daß bereits mehrere Große in ſeinem Vaterlande plötzlich, und ohne daß man wiſſe, wohin? verſchwunden wären. Er verſtand dieſen Wink, und reiſte noch in der nächſten Nacht ab, ohne ſeinem Freunde das mindeſte davon zu ſagen. Allein die Anſtalten zu ſeiner Gefangennehmung waren ſchon getroffen er ward in einer kleinen Entfernung von Joſephs Guthe angehalten und, troz einer verzweifelten Gegenwehr, unter ſtarker Bedeckung nach dem Schloſſe W******** abgeführt.

In der nämlichen Nacht erſchien auf Joſephs Schloſſe ein Beamter, und beſtand darauf, den Guthsherrn augenblicklich zu ſprechen. Joſeph wurde geweckt, und der Commiſſar bat ihn unter Vorzeigung ſeiner Ordre, ihm ohne Verzug und ohne Aufſehen in den bereitſtehenden Wagen zu folgen.

Joſeph zweifelte keinen Augenblick an der wahren Urſache dieſes Verfahrens, und ſah nun ſein künftiges Schickſal gänzlich voraus. Da er ſchon von frühern Jahren her mit dieſer Idee vertraut worden war, ſo wär' er zuverläſſig Mann genug geweſen, der Zukunft ſtandhaft entgegen zu gehen, hätten ihn nicht Thereſe und Raimund feſter an das Leben gebunden. Ach, wie ſollte er dem liebenden Weibe ſeine ſchnelle Abreiſe hinterbringen, ohne ſie ſogleich aus aller Faſſung zu ſetzen?

Nur mit genauer Noth erlangte er von dem, übrigens ſehr menſchenfreundlichen Beamten die Erlaubniß, auf einige Augenblicke in das Schlafzimmer zurückzukehren, um ſeine Gemahlinn von der Nothwendigkeit und — Gefahrloſigkeit dieſer Reiſe zu unterrichten, doch zugleich auch den vielſagenden Wink, daß jeder Ausgang des Schloſſes beſezt ſey.

Thereſia war ſchon durch das Geräuſch erwacht, und wie ein Dolch fuhr es dem Eintretenden durch die Seele, als das liebevolle Weib mit holder Freundlichkeit und zärtlicher Beſorgniß ihn fragte, warum er habe aufſtehen müſſen. Mit erzwungener Gelaſſenheit hinterbrachte er ihr, N*****y habe ihn wecken laſſen. Die erwartete Nachricht ſey noch ſpät Abends eingegangen, und ſein Freund wolle unverzüglich abreiſen. Er ſelbſt ſey Willens, ihn auf einige Meilen zu begleiten, weil ſie mit einander noch verſchiedenes abzureden hätten.

Auf dieſe Art gelang es ihm, die zärtliche Thereſia einigermaßen zu beruhigen; aber deſto furchtbarer tobte es in ſeinem Innern. Da er noch einen Blick auf ſie und auf Raimunds Wiege warf, da er ſie noch einmal küßte, und ſie ihm: „Komm ja morgen bald zurück!“ nachrufte; da wäre faſt all ſein Muth dahin geweſen. Ein Thränenſtrom, den ſie nicht gewahr ward, ſtürzte aus ſeinen Augen; er drückte die Thür heftig zu, und übergab ſich dem bereitſtehenden Commiſſar.

Der ſorgenvollen Thereſe kam kein Schlaf wieder in die Augen. Je länger ſie nachdachte, deſto bänglicher ward ſie; ſie glaubte nun in dem Benehmen ihres Gemahls etwas ganz Ungewöhnliches bemerkt zu haben; ſein Vorwand ſchien ihr bei reiferer Ueberlegung immer unwahrſcheinlicher. Sie warf ſich in die Kleider und rief ihren Leuten. Doch da ſie von dieſen vernahm, daß N*****y weit früher, als ihr Gemahl, in größter Stille abgereiſt, daß ein Fremder erſchienen und das Haus mit Bewaffneten umgeben geweſen ſey, da fiel die Decke auf einmal von ihren Augen, und mit einem Schrei des Entſetzens ſank ſie wie todt zur Erde.

Und kaum war ſie wieder zu ſich ſelbſt gekommen, als ſie ſchleunige Anſtalt traf, ihrem Gemahl zu folgen. Sie forſchte nach dem Wege, welchen man mit ihm genommen, befahl anzuſpannen, übergab ihren Raimund einer treuen Kammerfrau und warf ſich ohne Begleiterinn in den Wagen.

Die Pferde jagten in vollem Galopp, und bald entdeckte der Vorreiter in der Ferne einige

Laternen. Man folgte dieſen von weitem, und mit anbrechendem Morgen konnte man nicht länger zweifeln, daß die vorausfahrende Kutſche ihren Weg nach dem Schloſſe W******** nehme. So wenig nun Thereſe ſich dieß erklären konnte, ſo befahl ſie doch, den nämlichen Weg einzuſchlagen, und langte kaum eine Viertelſtunde nach Ankunſt des erſten Wagens daſelbſt an.

Niemand hat je erfahren, ob N*****ys Plan durch Verrätherei oder durch einen unglücklichen Zufall entdeckt worden ſey. Sobald dieß geſchehen war, machte man ſogleich Anſtalt, die Rädelsführer in aller Stille aus dem Wege zu ſchaffen; die Macht der Verbündeten und ihrer Familien, vorzüglich aber der Krieg, deſſen Ausbruche man damals mit jedem Tage entgegenſah, ſchienen dieſe Maasregeln doppelt nöthig zu machen. Auch enthielten die zu den Miniſterial-Acten gebrachten Schriften augenſcheinlich ſo viel, daß man wenigſtens die Oberhäupter, und unter dieſen N*****y, für gänzlich überführt halten konnte und ſich daher bei den von mehrern Seiten drohenden Gefahren für berechtigt hielt, ſelbige ohne förmliche Unterſuchung hinrichten zu laſſen.

Man hatte bald ausgekundſchaftet, daß

N*****y bei dem mit ihm eng verbundenen Baron von St*** ſich aufhalte, und warf nun ſeine Augen nach einem benachbarten Großen umher, von deſſen Treue und Anhänglichkeit an den Hof man völlig überzeugt ſeyn könne. Natürlich fiel man alsbald auf den Grafen Maximilian, da ſchon in vorigen Zeiten deſſen Voreltern ſich ähnlichen Aufträgen mit der größten Folgſamkeit und Klugheit unterzogen hatten. Man kannte ſeine faſt ſklaviſche Unterwürfigkeit, ſeine Sucht ſich emporzuſchwingen, und das einzige Bedenken, welches aus ſeiner Schwägerſchaft mit Joſeph zu entſtehen ſchien, wurde dadurch gehoben, daß man ſeinen unauslöſchlichen Haß gegen dieſen aus mancherlei Verſuchen, ihm zu ſchaden, nicht bezweifeln konnte.

Maximilian erhielt daher durch einen Eilboten den geheimen Auftrag, den jungen Magnat N*****y und den Baron von

St*** nach Anſtellung eines kurzen, von dem beauftragten Commiſſar zu haltenden Verhörs, in aller Stille enthaupten zu laſſen. Zugleich wurde die dazu erforderliche Mannſchaft ſeinen Befehlen unterworfen.

Es fehlte wenig daran, daß Graf Maximilian bei Empfang dieſes Befehls nicht wider ſeine ſonſtige Gewohnheit auf die Kniee ſank, um der Vorſicht für die Ueberlieferung ſeines gehaßten Feindes zu danken. Aber ſeine fromme Dankbegierde wurde kurz darauf unterbrochen, als ein bald nachfolgender Courier ihm einen auf Veranlaſſung eines damals noch beſchränkten Mächtigen geſchriebenen Brief des Staatsminiſters einhändigte, des nicht leicht mißzudeutenden Inhalts: „Man ſey von der Unannehmlichkeit des ihm übertragnen Geſchäfts überzeugt, und es verſtehe ſich dabei von ſelbſt, daß, wenn etwa wegen Unzulänglichkeit der Inſelgefängniſſe beide Gefangene nicht gleich feſt zu verwahren ſeyn möchten, das minder befeſtigte dem weniger gravirten Baron von St*** einzuräumen ſey, und man ihn, den Beauftragten, wegen des etwanigen Erfolgs künftighin nicht verantwortlich machen werde.

Maximilian knirſchte mit den Zähnen; er verſtand den ihm gegebenen Fingerzeig und fürchtete für die Zukunft, wenn er ihn jetzt aus den Augen ſetzte.

Schon vorher waren die Gefangenen auf ſeinen Befehl in zwei weit von einander gelegene, unterirdiſche Gefängniſſe gebracht worden. Die Tiefe des Teichs, die ihnen zugegebenen Wächter und mehrere Patrouillen ließen eine Flucht gar nicht befürchten. Auch jetzt, nach Empfang des Briefes vom dirigirenden Miniſter, änderte Maximilian dieſe Anſtalten nicht ſogleich ab, und der ganze öffentliche Erfolg des ihm ertheilten Winkes beſtand darinn, daß man Joſeph in den beiden letzten Nächten vor der ſchon angeſetzten Hinrichtung als eine beſondere Gnade die Erlaubniß ertheilte, ſich, ohne von den Gefängnißwärtern geſtört zu werden, ſeinen Sterbegedanken zu überlaſſen. Insgeheim waren jedoch die Wächter angewieſen, die Gefängnißthür nicht zu verſchließen und ſeiner Flucht kein Hinderniß in den Weg zu legen. Es lag dem Grafen zwar daran, künftighin Zeugen zu haben, daß er ſeiner Seits dem erhaltenen Befehle Folge geleiſtet; aber ſehr gern hätte er es geſehen, wenn Joſeph die Gelegenheit zur Flucht nicht geahnet und nicht benutzt hätte — darum beſchloß er, Joſephs Befreiung oder Nichtbefreiung blos dem Zufalle zu überlaſſen.

Doch wir müſſen auf einige Augenblicke zu Thereſen zurückkehren. Als ſie aus dem Wagen geſprungen war, verlangte ſie ſogleich mit ihrem Bruder zu ſprechen; allein er ließ ſie bitten, ſich unterdeſſen zu ſeiner Gemahlinn zu begeben, bis ſeine dringenden Geſchäfte ihm erlaubten, ſie zu ſehen.

Faſt der ganze Tag verging, ehe er die an Maria's Halſe weinende, der peinlichſten Unruhe hingegebene Schweſter mit ſeinem Anblick erfreute. Und als nun Thereſia ihre Arme gegen ihn ausbreitete; als ſie ihn wegen alles Vorhergegangenen um Verzeihung bat, und ihm, werde nur Joſeph gerettet, die Abtretung ihres ganzen Vermögens verſprach; als ſie knieend ſeine Füße umſchlang, und bei dem Mutterherzen, unter welchem ſie beide gelegen, ihn beſchwor, ihr den ganzen Zuſammenhang der Verhaftnehmung zu erklären, und ſich für Joſeph mit allen Kräften zu verwenden; da war er Unmenſch genug, ihr zu Gemüthe zu führen, wie er wohl vorausgeſehen, daß alles ſo kommen werde — und ihr dann den vom Hofe erhaltenen unwiderruflichen Auftrag zu zeigen.

Gewiß vergeblich wäre jeder Verſuch, auch nur einigermaaßen den Eindruck zu ſchildern, den dieſe ſchreckliche Gewißheit auf die ſo heiß und zärtlich liebende Gattin machte. Sie ſank, wie von einem Blitze zu Boden geſchmettert, rücklings nieder. Maximilian befahl ſeiner Gemahlinn, für ſie zu ſorgen, und verließ achſelzuckend das Zimmer.

Einer Leiche ähnlich wurde ſie in ein Bette gebracht, und da ſie wieder erwärmt war, glich ihr Befinden dem Zuſtande einer Wahnſinnigen, die in völlige Raſerei auszubrechen droht. Sie betete mit heißen Thränen und ſtiller Inbrunſt zur Göttin Iſis; dann verlangte ſie nach Raimund und Natalien, welche letztere ſie von je außerordentlich liebte; dann rief ſie den Nachrichter, fragte, ob ſein Schwerdt auch recht ſcharf ſey, und entblößte ihren Nacken; dann weinte ſie um den Tod ihres Mannes und Kindes, und glaubte von der Sichel des Todes verwundet worden zu ſeyn, da ſie mit ihm um Joſephs und Raimunds Leben gekämpft habe.

Doch ſchon am folgenden Morgen ſchien ſie völlig ruhig. Sie ſtieg, ohne ſich daran hindern zu laſſen, aus dem Bette, kleidete ſich gelaſſen an, ſetzte ſich dann ſtill vor ſich hin und ſagte nur manchmal unter Thränen zu ihrer Schwägerinn: „Nicht wahr, Maria, du bedauerſt mich?"

Graf Maximilian erkundigte ſich beim Arzte nach ihrem Befinden. Dieſer fand Thereſens Zuſtand zwar leidlich, ſetzte aber hinzu:

man könne dieſer Ruhe nicht trauen; ſie ſcheine nicht natürlich. Gott allein wiſſe, ob nicht eine Art von gänzlicher Verſtandeszerrüttung zu befürchten ſey.

Jetzt hauchte ein Geiſt der Hölle — denn menſchliche Bosheit hat Gränzen — ſo tief kann der Schöpfung Meiſterſtück nicht ſinken! — dem Grafen den Gedanken ein: Wär' ſie wahnſinnig! dann fiel die Verwaltung ihres Vermögens ganz in meine Hände! — Er ſprach einige Minuten mit Lamoral und begab ſich dann in das Krankenzimmer.

„Nicht wahr, Bruder Henker!“ — redete Thereſe ihn an, indem ſie aufſtand und ihm entgegen trat — „nicht wahr, Bruder Henker! es iſt keine Hoffnung?“

„Sey ruhig, Schweſter!“ — antwortete er — „wahrhaftig, es geht mir nahe, aber — das ſtehet nun nicht zu ändern!“

„Aber ſehen darf ich ihn doch noch einmal" — fuhr ſie fort — „ehe Du ihn enthaupteſt? Nicht wahr, Bruder Henker! dieſe Bitte ſchlägſt Du Deiner Schweſter nicht ab?"

„Du ſollſt ihn ſehen!" — erwiederte er — ich thue ja gern, was ich darf!"

Er wehdete ſich nun zu den Kammerfrauen, meynte, es ſcheine ja beſſer zu gehen, als man hätte fürchten ſollen, und entfernte ſich wieder.

Unterdeſſen waren die freilich nur zu Beibehaltung des äußern Scheins anbefohlnen Verhöre mit den Gefangenen gehalten worden. R*****y hielt es nicht der Mühe werth, ſich zu entſchuldigen oder zu vertheidigen. „Es ſey allerdings" — ſagte er gleich anfänglich — „ſeine Abſicht geweſen, ſeinen Vater zu rächen und die Rechte ſeines Vaterlandes gegen Anmaaßung und Unterdrückung zu ſchützen. Er wiſſe im Voraus, daß hier keine Gerechtigkeit für ihn zu hoffen ſey; er bedaure nichts, als nicht mit dem Rachſchwerdt in der Hand ſterben zu können; den Tod habe er ſchon von Jugend auf zu verachten gelernt!" — Uebrigens ſezte er den Abgeordneten der geheimen Inquiſition ein trotziges Stillſchweigen entgegen, und nur bei der Frage nach ſeinen Mitverſchwornen in hieſigen Landen verſicherte er mit den feurigſten

Betheurungen: „Er habe hier alles allein gethan; die Verbündeten in ſeinem Vaterlande würde man ohne Zweifel ſchon kennen; er ſelbſt würde ſich ſelbſt durch die ſchrecklichſten Martern den Namen eines dieſer Patrioten nicht auspreſſen laſſen.“ — Sein Tod wurde ihm angekündigt; er lächelte, da man ihn abführte. Auch ſah er, bis zum letzten Hauche, ſeiner Hinrichtung mit kaltem Gleichmuth entgegen; nur die Ungewißheit über das Schickſal ſeines Freundes, nur der Gedanke an Joſephs zerſtörtes häusliches Glück lockte ihm im Gefängniſſe manche Thräne ab.

Weniger ſtandhaft benahm ſich Joſeph. Wenn er an ſeine Thereſe und an ſeinen Raimund zurück dachte, dann ſchienen die Leiden der ganzen Erde nur auf ſeinem Herzen zu liegen. Doch ſah auch er von ſelbſt ein, daß hier jede Vertheidigung fruchtlos ſey, und bekannte daher freimüthig den an der geheimen Verbindung genommenen Antheil.

Auch ihm wurde die auf die Nacht des folgenden Tages angeſetzte Hinrichtung bekannt gemacht; übrigens erfuhr er eben ſo wenig, als R*****y, daß auch ſein Freund in den Inſelgefängniſſen verwahrt werde.

Als er in ſeinen Kerker zurückkehrte und dießmal die Wächter, wie ſie ſagten, nur vor der Thür blieben, da bemächtigte ſich ſeiner eine unbeſchreibliche Wehmuth. „Wenn wieder dieſe Pforte ſich öffnet“ — ſo dachte er bei ſich ſelbſt — „dann öffnet ſich für mich auch die Pforte des Todes — und mein unglückliches Weib — mein verwaiſter Sohn — ſie ſeh’ ich nur dort wieder!“ Er ſchrieb unter unzähligen Thränen einen Abſchied an ſie auf die feuchte Wand. „Nie werden ſie“ — dachte er — „dieſe Zeilen erblicken; aber vielleicht wird einſt ein Unglücklicher dadurch getröſtet, wenn er ſich überzeugt, daß gegen das meinige ſein Loos noch beneidenswerth iſt!“

Je mehr die Nacht herannahte, deſto finſterer ward es auch in ſeiner Seele. Plötzlich fiel wie ein Lichtſtrahl der Gedanke in ſeine Seele, daß ja doch die Erlaubniß, ohne Wächter im Gefängniſſe allein zu bleiben, vielleicht einen Grund habe, und daß im äußerſten Falle ein Verſuch zur Flucht ſeine Lage nicht verſchlimmern könne. Bald hielt er dieſen Verſuch für die heiligſte Pflicht, und ſein Entſchluß war gefaßt.

Er blickte im Kerker umher, und hielt es für möglich, eine gewichtige eiſerne Stange loszuwiegen, womit ein in das Nebengefängniß gehendes Luftloch vergittert war. Die Verzweiflung lieh ihm Kräfte; es gelang. In dem Augenblicke fiel ein Stein von oben zu ſeinen Füſſen nieder. Er hielt dieß für ein Zeichen eines unbekannten Retters. Er rief in die Höhe; aber niemand antwortete. Er glaubte, daß an den Stein ein Zettel oder ein Werkzeug zur Flucht befeſtiget ſey; aber er fand ſich getäuſcht.

Doch da auf ſein Rufen niemand von den Wächtern ſich ſehen ließ, faßte er neuen Muth. Er bediente ſich nun der Eiſenſtange ſtatt Brecheiſens; er lauſchte, aber noch immer ließ ſich niemand hören; endlich, nach einigen mäßigen Anſtrengungen, ſprang die Pforte auf.

Nun konnte er an einem glücklichen Erfolge faſt nicht mehr zweifeln; er ergriff die Stange, um ſich im Nothfall zu vertheidigen; niemand hielt ihn auf, und die äußere Thür des unterirdiſches Ganges war blos angelehnt. Ungehindert flog er die Stufen herauf, und da ihn wieder die friſche Nachtluſt anwehte, glaubte er ſich im erſten Taumel der Freude ſchon gerettet. Doch jezt lag der Teich ſeinem Weiterkommen entgegen, deſſen Grundloſigkeit er kannte. Schon war er entſchloßſen, ſich mit Lebensgefahr durch Schwimmen zu retten, als er den Teichwärter gewahr ward, und dieſen, wie wir ſchon gehört haben, durch Drohungen von Gewaltthätigkeit zum ſchleunigen Ueberſetzen nöthigte.

Graf Maximilian hatte ſich nach mit ſeinem vertrauten Lamoral reiflich gepflogner Ueberlegung überzeugt, daß allenfalls Joſephs Entweichung ihm nicht ſo gar viel ſchaden könne, bleibe nur Thereſia in dem Zuſtande der völligen Unthätigkeit und bei dem Glauben, daß ihr Gemahl hingerichtet worden ſey.

Es war ihm daher zwar nicht ganz gleichgültig, als er erfuhr, daß Joſeph doch klüger geweſen, als er ihm faſt zugetraut hatte; doch blieb er Teufel genug, die faſt vernichtete Schweſter noch auf das ſchrecklichſte zu täuſchen. Sie ſollte R*****ys Enthauptung mit anſehen, und in der Meinung ſtehen, daß der Getödtete Joſeph ſey.

In dieſer abſcheulichen Abſicht zeigte er ihr denn die Nacht an, in welcher Joſeph hingerichtet werde, verbot ihr jedoch, ſich ihm zu zeigen oder gar mit ihm zu ſprechen, weil er dieß nicht verſtatten dürfe, und überhaupt ein dergleichen Wiederſehen dem Verurtheilten den Abſchied vom Irdiſchen erſchweren würde. Er holte Thereſen um die feſtgeſezte Stunde ab, und ließ ſie, ſo oft ihre Kniee wankten, von ſeinen vertrauten Begleitern unterſtützen.

Als Thereſe die Inſel wieder betrat, dieſen geweihten Boden ihrer glücklichen Jugendliebe, ſtürmten tauſend Erinnerungen im Furiengewande auf ſie los; aber kaum war ſie die ganze grauenvolle Zurüſtung, dieſe düſtern, ſchwarzen Wände, dieſe furchtbare Eiſengeſtalt mit dem gezückten Schwerdte, und nun gar N*****y mit ſchwarzverhülltem Geſicht und an der Hand des ihn zum Tode begleitenden Mönches gewahr worden, als ihre Beſinnung ſie gänzlich verließ.

Sie erwachte aus ihrem Todesſchlummer

nicht eher, als bis R*****y enthauptet und ſein Leichnam ſchon auf die Seite geſchafft war; aber dieß Erwachen war fürchterlicher, als ihre todähnliche Betäubung. Von dieſem Augenblicke an ſchien ihre Vernunft völlig dahin; die ganze Erde ſchien ihr nur ein Schlachtfeld des Todes; mit ihrem Joſeph ſchien alles Leben in die grauenvollſte Verweſung übergegangen zu ſeyn.

Bei dieſer Idee blieb ſie auch feſt, als ſich ihre Kräfte einigermaßen erholten. Sie glaubte immer neben ſich die Geiſter Joſephs und Raimunds zu erblicken, glaubte ſelbſt längſt verſtorben zu ſeyn, und nur in etwas hellern Augenblicken äußerte ſie mitunter den Wunſch, wieder in das Kloſter gebracht zu werden, in welchem ſie vormals geweſen ſey.

Graf Maximilian, der ſich unterdeſſen ihrer Güther bemächtigt hatte, willigte ſehr gern in dieß Verlangen, um ſich Thereſens zu entledigen; die edle Gräfinn Maria nahm ſich des verwaiſten Raimunds an, und ſorgte mit Mutterliebe für ihn bis an ihren Tod.

Die wahnſinnige Thereſia fand im Kloſter eine Jugendfreundinn wieder, die ſich mit ihr in gleicher Verſtandesverwirrung befand. Sie wohnten und lebten mit einander in der ſchweſterlichſten Eintracht.

Nach einigen Jahren war Thereſe in ſo weit wieder hergeſtellt, daß ſie oft ſehr vernünftig handelte und ſprach. Nur die fixe Idee blieb bei ihr zurück, daß alle ihre Lieben geſtorben wären und ſie ſelbſt im Reiche der Todten lebe. Sie ſchrieb an ihren Bruder und wünſchte, ſich künftighin auf der Inſel aufhalten zu dürfen; ihre Freundinn, deren trauriges Schickſal bei ihr die höchſte Theilnahme erregt hatte und die ſich von ihr durchaus nicht wieder trennen mochte, ſollte ſie begleiten.

Die Aebtiſſinn ſelbſt unterſtützte dieſen Wunſch, und Graf Maximilian, der von ſeiner Schweſter Vermögen ſchon ſeit Jahren niemand Rechnung ablegte, fand deſſen Gewährung unbedenklich.

* * *

Sobald Joſeph ſich durch die Flucht aus der Inſel gerettet hatte, rannte er, ſo lange die Nacht dauerte, in vollem Lauf einige Meilen, und verbarg ſich bei einbrechendem Morgen in einem Walde. Bei wieder annähender Nacht kehrte er, vom Hunger getrieben, in einer Dorfſchenke ein, und verkaufte dort, um ſich mit mehrern Gelde zu verſehen, ſeine Uhr. Nun wanderte er raſtlos, doch nur bei Nachtzeit, und gelangte glücklich über die Gränze.

Kaum befand er ſich in Sicherheit, als der Gedanke an Thereſen und Raimund ſein einziger Gedanke ward. Er ſchrieb an Maximilian, den er noch immer für den geheimen Beförderer ſeiner Flucht hielt, und bekam keine Antwort; er ſchrieb an ſeinen bewährten Freund, den Pater Anſelm, und erhielt von dieſem einen Wechſel. Ueber Thereſen und Raimund konnte dieſer keine Auskunft ertheilen, fand ſich aber einige Zeit darauf hierdurch bewegen, die damals erledigte Stelle eines Capellans auf dem Schloß W******** anzunehmen. Lange Zeit über konnte jedoch Pater Anſelm nicht das mindeſte entdecken; Maximilian und Lamoral waren zu ſchlau, als irgend einen Dritten in das Geheimniß ihrer Bosheit blicken zu laſſen.

Joſeph, der, alles Nachforſchens ungeachtet, von ſeiner Thereſe immer noch nichts vernahm, gieng endlich in *****iſche Dienſte. Man ſah noch immer mit der größten Wahrſcheinlichkeit dem Ausbruche eines Krieges entgegen, und dann hoffte Joſeph, ſeine Thereſe, wenn ſie noch lebe, mit gewaffneter Hand zu befreien. Doch plötzlich änderten ſich die politiſchen Verhältniſſe, und

Joſephs Hoffnungen ſchienen wenigſtens auf Jahre lang hinaus unausführbar zu werden.

Durch unzählige fruchtloſe Verſuche nicht ermüdet, von raſtloſer Sehnſucht nach Thereſen umhergetrieben, nahm Joſeph wieder ſeinen Abſchied, wagte ſich in einer Verkleidung nach den *********iſchen Staaten und begieng eines Tages ſogar die Kühnheit, ſich in die Gegend des W*********iſchen Schloſſes zu begeben.

Da er in die Gegend des Lilienteichs kam, *) ſah er von weitem einen Geiſtlichen auf ſich zukommen. Er erſchrak und wollte ſich verbergen; aber Anſelm hatte ihn auf den erſten Augenblick erkannt, rief ihm zu und ſchloß ihn in ſeine Arme.

Als beide Freunde ſich von der Freude des

---

*) S. Seite 247. des erſten Bändchens.

Wiederſehens erholt hatten, machte der Pater Joſeph auf die Gefahr aufmerkſam, welcher er ſich ausſetze. Er hielt ihn, auf dem noch immer der Verdacht eines Landesverräthers und der unauslöſchliche Haß des Grafen Maximilians ruhe, keinen Augenblick für ſicher, erzählte ihm, daß der junge Raimund ſeiner Aufſicht anvertraut ſey, und beſchwor ihn, ſeine Rückreiſe ſogleich wieder anzutreten. Dagegen übernahm er die Verpflichtung, Thereſens Aufenthalte nachzuſpüren.

Man verabredete nun einen Briefwechſel; Joſeph machte Anſelm auf den alten Franz aufmerkſam, welcher Thereſen von Jugend auf treu gedient hatte, und begab ſich wieder über die Gränze. Einige Zeit darauf erhielt Anſelm durch die Beichte des Teichwärters einiges Licht, gab ſeinem Freunde davon Nachricht und beſuchte die Inſel. Er ſuchte, Thereſen nach und nach zu beruhigen und erwarb bald ihr Vertrauen; doch wagte er aus Furcht vor ihrem noch mitunter eintretenden Wahnſinne es noch nicht, ihr von Joſephs Leben beſtimmte Gewißheit zu geben. Er verabredete mit Joſeph einen Plan zu ihrer Befreiung, und machte in dieſer Abſicht Thereſen unter der Hand mit dem Voigt eines benachbarten Nonnenkloſters bekannt.

Doch ehe noch der angelegte Plan ausgeführt werden konnte, mußte Anſelm ſelbſt von dem Schloſſe entweichen. Er eilte zu Joſeph, und beide faßten endlich den Muth, zu Thereſens Rettung in ihr Vaterland zurückzukehren.

Thereſe, die durch Anſelms Vermittlung ſich zuweilen bei dem Kloſtervoigt einfand, hörte durch den Teichwärter von der Anweſenheit des fremden Beſuchs und der angeſtellten Redoute, und hoffte bei dieſer Gelegenheit, ſich unentdeckt von dem Leben ihres

Raimunds überzeugen zu können. Sie hatte das Bild der verſtorbenen Gräfinn Maria im Habit einer Sonnenprieſterinn mehrmals geſehen, und glaubte in dieſer Maske, die ſie gewiſſermaßen als Geiſt darſtelle, deſto ſicherer zu ſeyn. Sie verfertigte ſich daher aus ihren Stickereien ein ähnliches Kleid und folgte Raimunden in das Erkerzimmer.

In der nämlichen Nacht wollten Joſeph und Anſelm ſie entführen, und im Nothfall den Teichwärter mit Gewalt zum Beiſtande zwingen. Doch kaum waren ſie ausgeſtiegen, kaum hatten ſie den ſchon auf ſie wartenden alten Franz an ſich gezogen, als ſie die vom Schloſſe zurückeilende Thereſe erkannten. Ohnmächtig vor Ueberraſchung und Freude ward ſie in den Wagen gebracht.

Sie eilten nun nach dem Auslande; aber faſt an der Gränze warf der Wagen um und Anſelm wurde gefährlich beſchädigt. Er beſchwor ſeinen Freund Joſeph, ohne Verzug weiter zu fliehen und ihn zurückzulaſſen, und bald darauf erſchien der ihnen nachſetzende Lamoral und bemächtigte ſich des Pater Anſelms. Joſeph, der, aller Nachforſchungen ungeachtet, nichts von ihm erfahren konnte, ſezte endlich ſeine Reiſe fort, und ſchlug ſeinen Aufenthalt an den Ufern des Rheines auf, wo ſeine Familie ſchon vordem Beſitzungen gehabt hatte.“

Dieſe Geſchichte, freilich nur nach den Hauptumſtänden, war der Inhalt des Briefes, welcher Raimunden von dem Geſandten überliefert wurde. Am Schluſſe deſſelben beſchwor ihn ſein Vater, auf Mittel und Wege zu Anſelms Auffindung und Befreiung zu denken, und verſprach ihm nächſtens weitere Anweiſung, was er auch im übrigen nun zu thun und zu laſſen habe?

Raimund war von Freude erfüllt, daß ſein Vater, daß ſeine zärtliche Mutter noch am Leben ſey; aber das ungewiſſe Schickſal ſeines treuen Lehrers ſchlug ihn wieder zu Boden.

Doch indem er noch über das Wunderbare ſeiner Lage und über das, was nun anzufangen ſey, tiefſinnig nachdachte, meldete ſein Bedienter einen Fremden, der durchaus mit ihm ſelbſt ſprechen wolle. Die Thür ward geöffnet, und, in einen rothen Scharlachmantel gehüllt, trat der Mohr herein, den er ſelbſt weit minder, als unſre Leſer, kannte, und der ihm bis jezt nur immer bei ſonderbaren Auftritten erſchienen war.

Der Mohr lud ihn ein, noch dieſen Abend in dem Palais des jungen Fürſten Camillo di C**** zu erſcheinen, und Raimund verſprach zu kommen.

Anhang.

30 (2)

Nachträge

zum erſten Bändchen.

Zu S. 369. Anm. 8. Die dort gedachte Begebenheit trug ſich zu in der Nacht des 12ten Decembers 1602, und die Genfer feierten lange Zeit durch an dieſem Tage ein Feſt, Jour d'Escalade genannt.

Ebendaſ. Anm. 10. Zur Lebensgeſchichte der **Beatrix Cenci** finden ſich auch Nachrichten aus einer Römiſchen Handſchrift in der „**Pauſilippe**" von Friedr. **Adelung**.

Zu S. 398. Anm. 22. In Hinſicht auf die Hirnſchaale des großen **Raphaels** wird im Leipz. **Modemagaz.** (B. 4. Heft 7. v. J. 1802.) folgendes mitgetheilt: „Der Leib-Medicus **Scheel** aus **Kopenhagen** brachte einſt dem Doctor **Gall** eine aus Florenz mitgenommene, über Raphaels dort aufbewahrten Schädel abgeformte Larve mit. Wie angenehm wurden alle überraſcht, als ſie an dieſem Gips-Abdrucke das Organ des Kunſtſinns groß, das Organ des Farbenſinns ſchwächer, die Organe des Geſchlechtstriebes zu auffallender Größe entwickelt ſahen, da bekanntlich in Raphaels Gemälden mehr die Erfindung und Zeichnung, als die Farbengebung, geſchätzt wird, und er ſich durchaus als einen ſinnlichen Menſchen gezeigt hat."

Anmerkungen
zum zweiten Bändchen.

---

1. S. 59. **Wie Achilles unter den Mädchen zu Skyros** — Für Leſer, welchen die hier erwähnte Fabel nicht wenigſtens aus dem Programm über die Kunſtausſtellung zu Weimar 1801. (im 1. Bd. der A. L. Z. auch im Märzſtück des Mode-Journals vom nämlichen Jahre) bekannt ſeyn ſollte, zur Erläuterung nur ſo viel: **Achilles**, Sohn des Peleus und der Göttinn Thetis, ohne deßen Beyſtand nach den Weißagungen Troja nicht erobert werden konnte und der gleichwohl dort ſeinen Tod finden ſollte, mußte ſich, auf Bitten ſeiner Mutter, als Mädchen verkleidet, in den Frauengemächern des Königs **Lykomedes** zu Skyros aufhalten. **Ulyſſes**, welcher ihm nachſpürte, fand ſich dort als Juwelenhändler ein, hatte aber unter den weiblichen Schmuck auch ſchön gearbeitete Waffen verſteckt. Kaum hatte **Achilles** dieſe erblickt, als er, vor ſich ſelbſt erröthend, ſie ergriff und dem Ulyſſes nachfolgte.

2) S. 79. **Wie der Sibylle des Anchiſes Sohn** — **Aeneas** ſtieg, von der **Cumäiſchen Sibylle** geführt, in das Schattenreich hinab, nachdem er auf ihr Geheiß von einem, der unterirdiſchen Juno heiligen Baume einen goldnen Zweig abgebrochen hatte. Virgils Aeneide B. 6.

3) S. 133. **Ankäos**— Die eigentlichen Worte des alten Sklaven waren: πολλα μεταξυ πελει κυλικος και χειλεος ακρου — vieles fällt zwiſchen Becher und Lippe. C. Gell. XIII. 16.

4) S. 143. **Auf welches ein Maulbeerbaum mit den Symbolen der Freiheit gemahlt war**— Die Halbinſel **Morea** ſoll ihren Namen von Morus haben, entweder, weil ihre äußere Geſtalt einem Maulbeerblatt gleiche, oder wegen der großen Menge dort wachſender Maulbeerbäume.

5) S. 144. **Laßt uns ſterben, wie Leonidas**— **Leonidas**, König von Sparta, fiel mit allen den Seinigen, von der überlegnen Zahl der Perſer übermannt, bei dem engen Paſſe **Thermopylä**.— "Muthig vorwärts!"— läßt ihn **Cicero** ſagen— "leichtlich ſpeiſen wir zu Abend in der Unterwelt!"

6) S. 193. **Durch vorherige Beiſpiele von Haſſans Grauſamkeit und unmenſchlicher Rache geſchreckt**— **Haſſan Paſcha** ließ zu Beſtrafung der Bewohner von **Morea** einer großen Anzahl von ihnen die Köpfe abſchlagen und daraus ein ſchreckbares, mit Inſchriften verſehenes Siegszeichen errichten.

7) S. 200. **Und mit einem Hieb ſtürzten Anaſtaſiens zu ihm aufgehobene Hände zur Erde**— Auch dieſe Grauſamkeit wird **Haſſan** nicht blos von der Dichtung aufgebürdet. Wenigſtens erzählt **Lechevalier** in ſeiner "Reiſe durch den Propontis und Pontus Euxinus:" eine ſchöne von **Haſſan** ſehr geliebte Sklavinn habe ſich ſeiner Wachſamkeit entzogen und der erzürnte **Haſſan** habe ihr zur Strafe beide Hände abhauen laſſen.

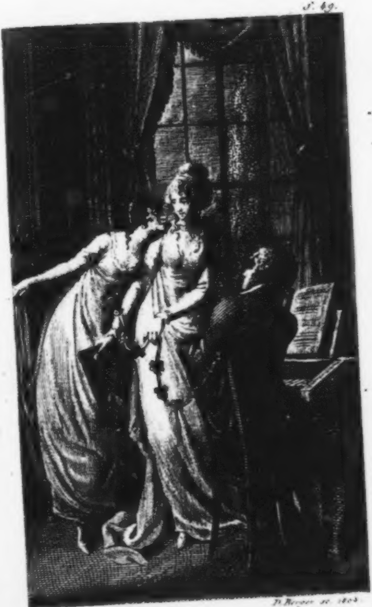
8) S. 241. **Und doch ſaß er unthätig am Ufer des Meeres u. ſ. w.** — S. Iliade 1. Geſang. — Horaz II. 4. 3.

serva Briseis niveo colore
Movit Achillem. —

9) S. 243. **Der Ruhm dieſer kühnen That wurde einem Günſtlinge zugeeignet** — Es iſt bekannt, daß ſelbſt die Kaiſerinn in einem Briefe an Voltaire die Verbrennung der türkiſchen Flotte bei Tſchesme dem Fürſten Alexis O. zuſchrieb; es iſt bekannt, daß auf der Rhede von Livorno ein ganzes Kriegsſchiff blos in der Abſicht in Brand geſteckt wurde, damit der berühmte Landſchaftsmaler Hackert dieſen Sieg um ſo natürlicher durch ſeine Kunſt verewigen könne; nichts deſto weniger weiß man längſt mit Beſtimmtheit, daß dies kühne Unternehmen lediglich das Werk dreier Engländer, Elphingſton, **Greig** und **Dugdale** und einiger ihrer Freunde war.

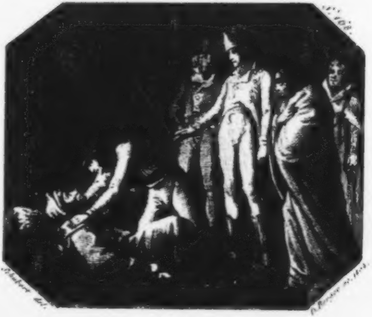
10) S. 333. **Mit Runenſchrift geſchrieben** — Die Runen, eine Schriftart der uralten Nordiſchen Völker und vermuthlich Altſchwediſche Buchſtaben ſollen ihren Namen haben von Rinen oder Kerben, weil dieſe Art Schrift nur in Stein gehauen worden ſey. Ein mehreres hievon, ſo wie auch ihre Abbildung, findet ſich in Joh. Peter Ludwigs Einleit. zum deutſchen Münzweſen mittler Zeiten. Cap. 12. S. 141. (Halle 1709.)

S. 49.



Schubert del. D. Berger sc. 1804.

Natalia.


Schubert del.
D. Berger sc. 1801.

vom

P Verfaſſer der Novelle Carlo. P.

Drittes und leztes Bändchen.

Leipzig, Züllichau und Freiſtadt
bei
Darnmann 1801.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Natalia.

Vom

Verfaſſer der Novelle: Carlo.

Drittes und leztes Bändchen.

Skizzen

aus Raimunds und Nataliens Geſchichte.

Dreizehntes Buch.

Rückblicke auf das Schloß W********. — Freiwerbereien. — Das Ausſteigen. — Fräulein Adelaide. — Adelaidens-Ruh. — Die Erklärung. — Die lang dauernde Nacht. — Gewitterwolken am heitern Himmel.

P

Noch einmal müſſen wir unſere Blicke nach dem Schloſſe W******** richten, ehe auch die übrigen handelnden Perſonen es auf immer verlaſſen.

Seit Raimunds Abreiſe von dort bis zu der Zeit, da Prinz Camillo ihn in W*** zu ſich einladen ließ, waren zwar noch nicht volle vier Monate verfloſſen; gleichwohl hatten ſich während dieſes Zeitraums, ohne daß Er das mindeſte davon ahnen konnte, die innern Verhältniſſe in der Familie ſeines Onkels um ein merkliches geändert.

Natalia, das tieffühlende, von mancherlei ſich widerſtrebenden Empfindungen beſtürmte Mädchen, war freilich durch die Schuld, welche Graf Maximilian nach der Erzählung des Teichwärters an den unglücklichen Schickſalen Joſephs und Thereſens haben mußte, von der verabſcheuungswürdigen Denkungsart ihres Vaters noch feſter überzeugt, noch mehr mit geheimen Widerwillen gegen ihn erfüllt, noch gewiſſer in der Vermuthung beſtärkt worden, daß er auch an der Vergiftung ihrer Mutter nicht ganz unſchuldig ſey; aber dagegen ſprach noch für ihn in ihrem Innern das ſo früh erwachte, ſo innige Gefühl ihres kindlichen Herzens; dagegen gab er ihr jezt immer öftere, immer bedeutendere Beweiſe ſeiner faſt übertriebenen, faſt an Leidenſchaft, gränzenden väterlichen Liebe.

Wenn Natalia, niedergedrückt durch die Erinnerung an den grauſamen Tod der edlen, ſanften Maria, mit Rachgedanken erfüllt gegen ihre Mörder, nur die Einſamkeit ſuchte; wenn ſie, über die Untreue ihres Herzens gegen Raimund, über ihre unwillkührliche, zärtliche Hingebung an Camillo mit ſich ſelbſt zürnend, gern der Welt und allen Täuſchungen und Leiden derſelben auf immer entflohen wär; dann bewachte Graf Maximilian mit ſorgſamer Zärtlichkeit alle ihre Schritte; dann ſuchte er mit der feinſten Wahl alles hervor, was ſie erheitern und erfreuen konnte; dann bemühte er ſich, ſie durch Erfüllung nie von ihr gehegter, ihr nur in den Mund gelegter Wünſche angenehm zu überraſchen. Nicht ſelten begegnete ſie jezt ſeinen düſtern, mit der innigſten Theilnahme auf ſie gerichteten Blicken; nicht ſelten mußte ſie es anerkennen, daß er in Geſellſchaft ihr zerſtreutes Weſen zu entſchuldigen, ihre Vorzüge auf jede Art geltend zu machen ſuchte; nicht ſelten trug es ſich zu, daß er mit auffallender Innigkeit ihre Hand ergriff, daß er ſie ſelbſt mit Feu er an ſeine Bruſt drückte und die Freude, das Glück ſeines ſonſt freudeloſen Lebens nannte; nicht ſelten geſchah es, daß er in demſelben Augenblicke, da er Aurelien auf das empfindlichſte kränkte, alles von Nataliens Winken und Befehlen abhängig wiſſen wollte.

Nataliens Lage wurde durch dieſe zuvorkommende Güte gewiß nicht im mindeſten erleichtert. Sie konnte den Vater nicht haſſen, der ſie ſo warm zu lieben, der nur auf ihr Glück zu denken, nur für ihre Zufriedenheit zu leben ſchien; aber ſie konnte auch den Mann nicht mit ganzem Herzen verehren, den ſie, wenn auch mit widerſtrebendem innern Gefühl, ſo abſcheulicher Handlungen für ſchuldig hielt. Verachtung und Dankbarkeit, Verdacht und Entſchuldigung, Bitterkeit und Zärtlichkeit kämpften unaufhörlich in ihrem Herzen, und je nachdem eine oder die andere von dieſen Leidenſchaften die Oberhand behielt, glaubte ſie bald den Schatten ihrer ermordeten Mutter zur Rache gegen ſich aufzufodern, bald den Vater zu kränken und zu beleidigen, der ſie mit Wohlthaten überhäufte.

Baroneſſe Aurelie hingegen, deren Scharfblicke die immer ſtärker hervorbrechende Zuneigung des Grafen Maximilians zu ſeiner reizenden Tochter nicht entgieng, und deren Herrſchſucht durchaus keine Gebieterinn neben ſich dulden konnte, beobachtete dieß, ihr ſonderbar dünkende Verhältniß mit boshaften, lauernden Augen. Gleich der glänzenden geſchmeidigen Schlange, die im dunkeln Gebüſch verborgen den ſicherſten Augenblick erwartet, wo ſie auf ihren Raub hervorſchießen kann, ertrug ſie jede Zurückſetzung mit faſt unerklärlicher Geduld und Gelaſſenheit; ſie ſchien der nun erwachſenen Tochter die Oberherrſchaft willig abzutreten; ſie fügte ſich in die Launen des Grafen; ſie bewarb ſich um die Gunſt der ſie vermeidenden Natalia — denn, noch war ihr alles nicht hell genug, noch war ihre Stunde nicht gekommen!

Indem ſie auf dieſe Art bei ihrer Erniedrigung nur eine Zuſchauerinn abzugeben ſchien, war ſie jedoch insgeheim bedacht, ihren Anhang zu vermehren, und ihre müſſigen Stunden auf eine angenehme Art auszufüllen. Die männlich ſchöne Geſtalt des jungen Muſikers Amadeo hatte ſchon bei dem erſten Anblick einen ungewöhnlich ſtarken Eindruck auf ihre Sinne gemacht, und ihre Eroberungsſucht äußerte ſich ſchon damals durch die feurigſten Blicke und ſchmeichelhafteſten Lobſprüche. Allein, bald ward ſie gewahr, daß ſie bei dem glühenden Italiäner ſolcher Ermunterungen nicht bedürfe; bald ſchloß ſie aus der Achtung, mit welcher Natalia ihm begegnete, aus dem Zutrauen, welches die ſonſt vorſichtige junge Gräſinn ihm ſchenkte, daß hinter ſeiner Ankunft auf dem Schloſſe irgend ein Geheimniß verborgen liege; und nun legte ſie es mit aller ihr verliehenen Schlauheit darauf an, den reizenden Harfner nicht bloß auf Augenblicke, ſondern auf immer, an ſich zu feſſeln.

Amadeo, den das Schickſal in der früheſten Jugend in die Fremde geſtoßen, den die Natur mit dem reizbarſten Gefühl ausgeſtattet hatte, war ſchon damals, da ihn Prinz Camillo in ſeine Dienſte nahm, nicht mit der Liebe ganz unbekannt. Faſt ſchon ein halbes Jahr vorher, ehe er in T***** ſich einfand, war er mit einer artigen, lebhaften Sängerinn, die er für ſeine Schweſter ausgab, im Lande herumgezogen, und ſo wenig er den Prinzen bei der Erzählung ſeiner Schickſale mit Unwahrheit hintergieng, eben ſo wenig fand er es doch rathſam, etwas davon zu erwähnen, daß er eine Geliebte gehabt, daß dieſe ganz kürzlich aus dem Badeorte mit einem reichen Ausländer davon gegangen ſey, und daß ihre Untreue keinen geringen Antheil an ſeiner, damals ſo ſchwermüthigen Stimmung habe.

Noch eine Zeit lang, als er mit dem Prinzen herum reiſte, konnte er das Andenken an ſeine ſchöne Ungetreue nicht gänzlich verbannen, ſondern erinnerte ſich ihrer noch oft mit zärtlicher Traurigkeit; aber da er ſelbſt von Tage zu Tage gebildeter und erfahrner ward, da ſein Aeußeres ſich nach und nach immer vortheilhafter auszeichnete, ſo bot ſich ihm nun, faſt ungeſucht, oftmals Gelegenheit an, ſich für die Treuloſigkeit ſeiner erſten Geliebten in den Armen anderer Schönen zu entſchädigen. Bald ward er es gewohnt, an den Spazierörtern, die er beſuchte, ja nach und nach ſogar in gewählteren Kreiſen, in welche man den jungen Künſtler bereitwillig aufnahm, überall entgegenkommende Herzen zu finden, und der Jüngling war nicht ſtark genug, dieſen ſchmeichelnden Lockungen zu widerſtehen. So hatte er denn bis jezt faſt in jedem Städtchen, wohin ſie gekommen, irgend ein niedliches, gutwilliges Liebchen ſich für die Ewigkeit ausgeſucht, und es wenige Tage nach der Abreiſe, ſo wie das Liebchen ihn, wieder vergeſſen.

Aber noch hatte Amadeo nur mit einigen von jenen leichtſinnigen, zärtlichen Kindern der Natur in gegenſeitiger Herzensverbindung geſtanden, welche dieſe liebreiche Mutter bloß mit einem glatten Geſichtchen und reizenden Wuchs, die liebliche Jugend mit voller Bruſt, mit feurigen Augen und mit blühenden Wangen freigebig ausgeſtattet hat; erſt im Schloſſe W******* ſollte er zu ſeinem Unglücke erfahren, welche Zauberkraft einer vollendeten, alles beſiegenden Schönheit verliehen iſt, die durch einen prachtvollen, blendenden Schimmer, durch Weltkenntniß und die ſchlauſte Feinheit, durch Witz und gebildeten Geſchmack, jeden natürlichen Reiz zu erhöhen und zu verſchönern geübt iſt. Und daß Aurelie, wenn ſchon die erſte roſige Jugend bereits von ihrer Seite entflohen war, doch wenigſtens dann, wenn ſie, verjüngt gleich dem jungen Phönix, von ihrer Toilette aufſtand, alle Gaben Cytherens und der Huldgöttinnen in ſich zu vereinigen ſchien, wer konnte ſie jemals geſehen haben und dieß läugnen? Selbſt die himmliſche, ſanft rührende Natalia konnte von ihr in den Augen desjenigen, deſſen Phantaſie durch üppige Bilder ihre urſprüngliche Reinheit, deſſen Herz durch irdiſche Genüſſe das fromme Gefühl für geiſtige Schönheit verloren hatte, leicht verdunkelt werden; ſelbſt Natalia erſchien an ihrer Seite gleich der weißen Roſenknospe im Schimmer Aurorens gegen die vom Glanz der Sonne durchglühte und üppig entfaltete Centifolie.

Auch auf Amadeo hatte Aureliens erſtes Erſcheinen mit elektriſcher Kraft gewirkt. Als er ſich zum erſtenmale auf dem Schloſſe hören ließ,*) und von den Noten hinweg mit halbem, flüchtigen Blicke die glänzende Verſammlung durchlief, da bemeiſterte ſich ſeiner eine Art von heimlicher Aengſtlichkeit, und er verzweifelte auf einen Augenblick kleinmüthig an ſich ſelbſt, daß er auch in dieſem Kreiſe mit ſeinem Spiel Ehre einlegen werde; aber er erhob, um ſich Kühnheit und Unbefangenheit einzuflößen, ſeine Augen noch einmal, und richtete ſie feſt auf den Kreis der Damen, welcher wie ein mit tauſend Farben prangendes Aurikelparterre vor ſeinen Blicken ſich ausbreitete. Hier hoffte er mit Zuverſicht irgend ein freundliches, Muth einſprechendes Auge, hier, bei dieſen ſanften, nachſichtsvollen Richterinnen, hoffte er in irgend einem reizenden, liebevollen Geſicht die Miene des Wohlgefallens oder des noch ſchmeichelhaftern ſinnigen Zulauſchens zu entdecken, das den heißfühlenden Kunſtjünger leicht über ſich ſelbſt erhebt.

---

*) S. Seite 298. des zweiten Bändchens.

Doch nicht lange konnte ſein ſpähendes Auge ſchmetterlingsartig von Blume zu Blume fliegen; es traf auf die glänzende, alles überſtrahlende Königinn; es hieng ſich feſt und immer feſter und konnte ſich kaum wieder losreißen; eine ſüße Trunkenheit, eine nie gefühlte Glut ergriff den begeiſterten jungen Künſtler; göttlich berauſcht griff er in die Saiten, und erſt, da mit dem Beifallsgeklatſch der Menge auch Aureliens Hand, und ſprechender noch der Strahl ihres feurigen Auges, ſich vereinigte, ſtellte der darauf Harrende die nachklingende Harfe befriedigt neben ſich hin.

Wie entzückend für Amadeo nun Aureliens mündliches Lob, wie Hoffnung erweckend ihr Wunſch, ſich unter ſeiner Anweiſung wieder auf der Harfe zu üben, für ihn ſeyn mußte, läßt ſich von ſelbſt beurtheilen. Er konnte ſich ja nun ſonnen in den Blicken der ihn bezaubernden Schönheit; er konnte zu gleicher Zeit, da er der Pflicht gegen ſeinen Wohlthäter mit den vielverſprechendſten Ausſichten ein Genüge leiſtete, auch für die ſtillen Wünſche ſeines entzündeten Herzens leben.

Nach wenigen Lehrſtunden; bei welchen Aurelie dem heimlich für ſie glühenden Lehrmeiſter halben Weges entgegen kam, hatte die Schlaue ſich überzeugt, daß ſie bei dieſem, ſo ganz von ihr bezauberten, Liebhaber nur durch Uebereilung ſich ſchaden könne; das ſo lang entbehrte Glück, ſich mit Schwärmerei und Glut geliebt und angebetet zu wiſſen, war für ſie zu ſchmeichelhaft und anziehend, als es ſo bald wieder entbehren zu wollen. Sie wurde daher ſparſamer mit ſüßen Blicken und zuvorkommenden Gunſtbezeugungen; ſie wußte ihn zu rechter Zeit anzulocken, zu rechter Zeit wieder zurück zu ſchrecken; ſie weidete ſich an ſeiner Qual, und übte die Kunſt, ihn durch Erhöhung derſelben zu beglücken; ſie wollte alle die reizenden Irrgänge ihrer frühern Liebeshändel wieder mit ihm durchwandeln, und nur dann erſt, wenn ſie ſelbſt Ueberdruß ſpürte oder in einer ſchönen Stunde ſeine Glut mit ihm theilte, ſollte der zärtliche Roman ſeinem Ende ſich nähern.

Dieſen ſo ganz ihrer würdigen Plan hatte die genußſüchtige Armide ſich bald Anfangs entworfen; aber noch mehr wurde ſie zu Ausführung deſſelben ermuntert, als ſie nach Nataliens Benehmen Amadeo für bedeutender halten mußte, als er ihr vorher geſchienen, und als ſie aus Camillo's Erſcheinen den Zuſammenhang ſich einigermaßen entzifferte.

Camillo, der durch den Tod ſeines Vaters uneingeſchränkter Gebieter der anſehnlichſten Beſitzungen worden war, und ohne Widerſpruch unter die reichſten Fürſten der kaiſerlichen Staaten gehörte, konnte es nicht lange ertragen, daß er die von ihm angebetete, aber ſorgſam über ſich ſelbſt wachende Natalia nur höchſt ſelten, und nur auf wenige Augenblicke ſehen ſollte. Er bemeiſterte daher ſeine Abneigung gegen den Grafen Maximilian; er ließ ſich von dem Freunde, auf deſſen Landguthe er ſich bis jezt aufgehalten hatte, bei einer ſchicklichen Gelegenheit auf dem Schloſſe W******* einführen, und wurde von dem Grafen mit der zuvorkommendſten Höflichkeit aufgenommen, von Natalien mit einem ſchönen, mehr als Worte geltenden Erröthen begrüßt.

Und kaum hatte er einigemal ſeinen Beſuch wiederholt, als nicht nur Aurelie alles anwandte, um ihm von ihrem Wohlwollen, von ihrer faſt zärtlichen Zuneigung die ſprechendſten Beweiſe zu geben, — denn auch ihn hoffte ſie an ihren Triumphwagen zu feſſeln, oder wenigſtens durch eine ſcheinbare Eroberung dieſes ſo ausgezeichneten jungen Mannes über ihr ſchon allmählig ſinkendes Anſehen einen neuen Glanz zu verbreiten — ſondern auch der ſonſt ſtörriſche und zurückgezogne Lamoral mit vieler Wärme ſich an ihn drängte. Ja nicht genug, daß auf dieſe Art diejenigen, welche den größten Einfluß auf den Grafen Maximilian hatten, ihm halben Weges entgegen kamen, ſo verbreitete ſich auch bald, ohne alles Zuthun Camillo's und ſeiner Freunde, das Gerücht von einer zwiſchen dem jungen Fürſten und Natalien bevorſtehenden Verbindung, und die Dienerſchaft ließ ſich gegen ihn ſelbſt nicht bloß eine ſolche Vermuthung, ſondern eine völlige Ueberzeugung davon, nicht undeutlich merken.

So auffallend und unangenehm dem Prinzen dieſe zu frühe Entdeckung ſeiner Abſichten war; ſo gewiß er glaubte, daß diejenigen, die ſeinen Plan nicht bloß zu errathen, ſondern auch vor der Zeit zu verbreiten geſucht hätten, auf Vereitlung deſſelben umgehen möchten; ſo ſehr er ſich bemühte, den Urhebern des ihm verdrüßlichen Geredes auf die Spur zu kommen; ſo wollte es ihm doch auf keine Weiſe gelingen, die geheimen Widerſacher ſeiner Liebe zu entdecken.

In der That waren dieß aber keine andern, als Lamoral und Aurelie; ja ſelbſt Amadeo, von dieſer Circe ausgelockt, gab, ohne es zu wiſſen, wider ſeinen Herrn und Wohlthäter einen geheimen Bundesgenoſſen ab.

Wir haben ſchon im Vorigen *) beiläufig erzählt, daß ein in der Feuerwerkskunſt hocherfahrner Herr Graf durch Naturiens Schönheit lichterloh brannte. So lächerlich dieſes zündbare Männchen von vielen Seiten her war, ſo ſehr Natur und Erziehung dieſen Grafen an Leib und Geiſt vernachläſſigt hatten; ſo beſaß er doch genug des glänzenden Metalls, welches in der menſchlichen Geſellſchaft gewöhnlich alle Gebrechen und Mängel erſetzt, ja, um ihm Gerechtigkeit wiederfahren zu laſſen, in Verbindung mit ſeinem Secretair ſogar ſo viel Menſchenverſtand, daß er durch ſein Geld alles durchzuſetzen ſich getraute.

Er — und ſein Secretair — ſahen bald ein, daß Natalia bloß durch die Liebenswür-

---

*) S. 8. des zweiten Bändchens.

digkeit des zärtlichen Freiers ſchwerlich erobert werden möchte; Lamoral, der von jeher eine ganz beſondere Zuneigung gegen reiche Schwachköpfe empfand, unterließ nicht, zur rechten Zeit bei der Hand zu ſeyn, und bald war das ſehr verſchiedenartige Kleeblatt, welches in der That den höchſten, mittelſten und unterſten Grad der Weltklugheit in ſich vereinigte, darüber einverſtanden, daß kein andrer Menſch als der Herr Graf, Nataliens Gemahl werden ſolle. Denn Lamoral hatte für ſeine Mitwirkung eine goldne Doſe als Angeld, und einen den Tag nach der Hochzeit fälligen Wechſel über eine ſehr bedeutende Summe erhalten.

Es läßt ſich nach Lamorals Denkungsart leicht beurtheilen, ob er die Hoffnung auf einen reichen Gewinn auch nur auf Augenblicke aus den Augen ließ. Er hielt es zwar für rathſam, nichts zu übereilen, weil ja leicht ein Mitwerber auftreten und wohl noch ein Höher res bieten könnte; da aber Prinz Camillo, ein für den Grafen ſehr gefährlicher Nebenbuhler, erſchien, und Lamoral bald berechnet hatte, daß bey dieſer Bewerbung ein Vermittler wenig verdienen werde, ſo bediente er ſich dieſes Nebenbuhlers bloß dazu, um ſeine Foderungen an den Grafen noch zu erhöhen, dachte aber dagegen ſehr ernſtlich auf Mittel und Wege, den Prinzen zu entfernen und ſeinen Schützling dem gewünſchten Ziele näher zu bringen.

Um deſto ſicherer zu dieſem Zwecke zu gelangen, hielt er es für nöthig, auch die Baroneſſe in ſeinen Plan zu verwickeln. Er leitete dieß gelegentlich bei Aurelien dadurch ein, daß er ihr eine bittre Spötterei hinterbrachte, die — wiewohl mit geringerer Bosheit — Camillo an einem dritten Orte über ſie geäußert hatte; aber, ſo ſehr auch hierdurch ihre Wuth aufgereizt wurde, ſo hätte er doch dieſes Vorbereitungsmittels bei ihr nicht einmal bedurft. Denn kaum hatte er ihr das Einzelne ſeines Plans von weitem errathen laſſen, als ſie ihn, nach langer Zeit wieder zum erſtenmal, mit wilder Freude umarmte.

Unerträglich war ihr ſchon von ſelbſt der Gedanke, daß Natalia die Gemahlin des reizenden, reichen und geiſtvollen Prinzens werden ſolle, und, um dieſe Abſicht zu vereiteln, hatte ſie ſogar oftmals im Stillen den verhaßten Raimund wieder zurückgewünſcht. Der beleidigte Stolz ihrer verſchmähten Schönheit, der Gedanke, daß die junge Gräfinn auch hier wieder ihren Wünſchen in den Weg trete, entflammten ſie zu einer Art von Wuth, und da Lamoral ihr den Feuerwerksgrafen als Bräutigam für Natalien in Vorſchlag brachte; da ſie ſich augenblicklich und auf das lebhafteſte vorſtellte, wie wenig beneidenswerth, wie elend das ſanft fühlende Mädchen an der Seite dieſes lächerlichen, abgeſchmackten Thoren ſeyn müſſe; da konnte ſie ihre boshafte Schadenfreude nicht bemeiſtern, und verſprach Lamoral die thätigſte Unterſtützung. So viel ihr auch die einſtweilige Unterdrückung ihrer gekränkten weiblichen Empfindlichkeit, ihrer gereizten Rachſucht, koſtete; ſo beſchloß ſie doch, den Prinzen ſo lange als möglich durch die größte Gefälligkeit zu täuſchen; ja ſie freute ſich ſchon in voraus darauf, ihren Freund Lamoral durch wichtige Entdeckungen, die ſie mit Zuverläſſigkeit von Amadeo hoffte, vielleicht gerade im wichtigſten Augenblicke, zu überraſchen, und von der Macht ihrer Reize, von der Größe ihrer Liſt, aufs neue zu überzeugen.

Indeſſen hatte Camillo auf dem Schloſſe des Grafen Maximilians ſchon zu mehrern Malen bald längere, bald kürzere Beſuche abgeſtattet; ſchon oftmals war er mit dem Grafen und deſſen Familie auf den Güthern des benachbarten Landadels zuſammen gekommen; aber nie war es ihm gelungen, mit Natalien unbeobachtet ſprechen zu können und von ihr völlig überzeugende Beweiſe ihrer Gegenliebe zu erlangen.

Zwar ward ihr Geſicht, ſo oft ſie ihn erblickte, immer mit einer Roſenglut überzogen; zwar begegnete ihr Auge nicht ſelten zärtlich beobachtend dem ſeinigen; zwar glaubte er manchmal einen ſanften Gegendruck zu empfinden, wenn er ihre Hand berührte; aber zugleich ſchien ſie mit einer gewiſſen

Aengſtlichkeit jedes Zuſammenſeyn ohne Zeugen zu vermeiden; zugleich kam es ihm vor, als ob ſie jede, auch noch ſo kleine, Gunſt augenblicklich bereue, und durch größere Wachſamkeit über ſich ſelbſt, durch größere Strenge gegen ihn, abzubüßen ſich beſtrebe.

Er ſchwebte daher eine geraume Zeit lang in dem quälenden Zuſtande der Ungewißheit, und ſeine Unruhe wurde noch um ein großes vermehrt, als um dieſe Zeit ganz unerwartet ein Brief ſeines edlen Freundes, des Britten William D******, bey ihm eingieng.

Nun foderten ihn die Pflichten der Freundſchaft und Menſchlichkeit zur ſchleunigen Rückkehr in die Reſidenz auf, und dieſe waren ihm zu heilig, als daß er nicht ſogleich die Anſtalten zur Abreiſe getroffen hätte.

Ohne ſich ſelbſt einen Grund davon anzugeben, verſchob er es bis auf einen der allerlezten Tage, ſich bei dem Grafen Maximilian und Natalien zu beurlauben, und ſtand eines Morgens eben im Begriff, nach dem Schloſſe abzufahren, als ihn ſein freundlicher Wirth, der den geachteten Gaſt nur ſehr ungern von ſich ließ, mit der Nachricht überraſchte, daß er heute unmöglich verreiſen könne, weil zu einem kleinen Abſchiedsfeſte eine gewählte Geſellſchaft, unter dieſer auch Graf Maximilian und Natalia, eingeladen ſey.

Prinz Camillo wurde durch dieſe Nachricht nicht wenig betroffen, durch den gutgemeinten Scherz, womit ſein Freund ſie ihm hinterbrachte, in ſonſt ungewohnte Verlegenheit geſezt. Er hatte zwar ſelbſt die Abſicht gehabt, Natalien heute zu ſehen; allein nun, da er hörte, daß Sie kommen werde, ſchien ihm dieß „heute" zu zeitig.

Er hatte ruhig im Angeſicht der Türkiſchen Kanonen geſtanden; doch jezt änderte ſich ſein Pulsſchlag beim Geraſſel eines anfahrenden Wagens. Seine Stimmung war ungemein weich, ungemein heftig; er zürnte auf ſich ſelbſt, und vermochte es doch nicht, ſeine Empfindungen abzuändern; eine unſichtbare, unwiderſtehliche Macht ſchien ſein Herz zu beherrſchen; eine geheime, bängliche Ahnung, daß heute vielleicht das Glück ſeiner Liebe, heute vielleicht ſein ganzes künftiges Schickſal entſchi[illegible] werde, breitete ſich aus über ſeine Seele.

Endlich meldete ein Vorreiter die Ankunft des Grafen Maximilians. Camillo eilte unwillkührlich auf die Freitreppe des Landhauſes, ſprang unwillkührlich die Geländerſtufen hinab. Natalia ſaß mit Aurelien in einem Whiſky; es wirkte unangenehm auf den Prinzen, d[illegible] heute, an ſeinem Abſchiedsfeſte, Na[illegible]a ſelbſt führ, wie ſie nur ſelten, nur bey der heiterſten Stimmung, zu thun gewohnt war; ihr Vater und einige ſeiner Diener begleiteten den Wagen zu Pferde.

Camillo hatte, noch immer in einer Art von Bewußtloſigkeit, die Bedienten zurückgedrängt, und ſtand an dem Wagentritt; Aurelie, die ihm zunächſt ſaß, ergriff ſeine dargebotne Hand; er hob ſie heraus, und überließ ſie, dießmal minder galant, [illegible] zu anderer Zeit, ſtillſchweigend einem ſeiner Cavaliere, ohne in ihren ſchönen Augen den Blitzſtrahl des Zornes zu entdecken. Für alles Irdiſche hatte er jezt keine Augen; denn Nataliens Hand ruhte ſchon auf ſeiner Schulter; Nataliens Auge blickte gefühlvoll auf ihn herab!

Während Camillo Natalien in die Zimmer führte, konnte er ſich zwar aus den wenigen Worten, die ſie mit einander wechſelten, leicht überzeugen, daß ihr die bevorſtehende Trennung nicht gleichgültig ſey, und war daher für den Augenblick wegen des Selbſtſehrers ſo ziemlich wieder ausgeſöhnt. Allein nun wurde ſie von den Töchtern des Wirthes, nun von andern Damen und Cavalieren in Beſchlag genommen und in langwierige Unterredungen verwickelt; nun ſchien ſie ſelbſt das Geſpräch, ohne ihn zu vermiſſen, mit unbefangener Heiterkeit zu verlängern; nun zog ein alter General den Prinzen in ein Fenſter und ſezte ihm die Diſpoſition bei einer gewiſſen Affaire des breitern aus einander; nun gieng es zur Tafel und Natalia ward ihm gänzlich entzogen, da er ſelbſt den Ehrenplatz zwiſchen zwei ſtark bejahrten und — ſtark geſchminkten Damen einnehmen mußte.

Noch nie hatte der Prinz die Läſtigkeit des Ceremoniels, noch nie das Drückende einer großen, gemiſchten Geſellſchaft für ein Herz, das einem gleich fühlenden Herzen ſich zu nähern wünſcht, in gleichem Grade empfunden. Ungerecht, wie die Männer ſo oft ſind, ſah er nun manches für einen Beweis von Nataliens Gleichgültigkeit an, was doch nur eine Folge ihres zarten Gefühls für Anſtand und Schicklichkeit war, und gerieth dadurch nach und nach ſelbſt in einen, mit aller Mühe kaum ganz zu verbergenden, Mißmuth. Doch kaum ward er dieß gewahr, als er ſich ermannte, und nach und nach zu einer ſo ungewöhnlichen Geſprächigkeit und zu einer ſo einnehmenden Heiterkeit übergieng, daß auch Natalia dieß für natürlich hielt, und ſich — ſo wunderbar iſt das Spiel heimlich liebender Herzen! — dadurch wider Willen gekränkt und von Camillo überſehen fühlte.

Beſonders erfolgte dieſes, als ſie zu bemerken glaubte, daß Camillo den luſtigen Einfällen und faſt ausgelaßnen Scherzen der älteſten von den drei artigen Töchtern des Schloßbeſitzers eine ganz vorzügliche Aufmerkſamkeit ſchenke.

Fräulein Adelaide, noch kaum ſechszehn Frühlingen entflogen, war in der That ein ſehr intereſſantes, liebenswürdiges Geſchöpf. Ihre zwar kleine, aber äußerſt niedliche und ſylphidenartige Figur verlieh jeder ihrer Bewegungen eine beſondere Anmuth; ihr Auge verſtand ſich eben ſo gut darauf, zu liebäugeln, als reizend zu ſchmachten; hinreißende Gutmüthigkeit paarte ſich in ihrer

Seele mit ſchalkhafter Bosheit, bezaubernde Herzlichkeit mit Laune und Muthwillen.

Allerdings war anfänglich auch ihr der ſchöne Hausgenoſſe Camillo nicht wenig in die Augen gefallen, und ſie hatte manchmal nach einer freundlichen Unterredung mit ihm ein wenig in den Spiegel geguckt und ſich ſelbſt zugerufen: Je nun! — Allein, ſo bald ihr das Gerücht von ſeinen Abſichten auf Natalien zu Ohren kam, und ihre Aeltern, welchen ihre entſtehende Neigung gegen den reizenden Fremdling nicht ganz entgangen war, in ihrer Gegenwart zuweilen abſichtlich von der Wahrſcheinlichkeit ſeiner bevorſtehenden Verbindung ſprachen, nahmen Adelaidens geheime Spiegelbetrachtungen eine ganz andere Wendung und führten ſie bloß zu dem Reſultate, daß ein Mädchen, wie ſie, um einen Liebhaber nicht verlegen ſeyn dürfe, und daß

Camillo nicht der einzige ſchöne, liebenswürdige Mann auf der Welt ſey!

Ausgehend von dieſem und ähnlichen Gedanken, doch eines Theils von weiblicher Neugier, andern Theils von ihrer eigenthümlichen Gutmüthigkeit und von dem wärmſten Wohlwollen gegen Camillo und Natalien geleitet, hatte ſie am Morgen dieſes Tages ſich vorgeſezt, nicht nur die Gewißheit des Verſtändniſſes zwiſchen den beiden Liebenden auf eigne Hand zu erforſchen, ſondern ſie auch nach Bewandniß der Umſtände von ihrem eignen theilnehmenden Wunſche für das Glück ihrer Liebe zu überzeugen, ja ihnen vielleicht nüzlich zu werden.

Das ſchlaue, liebenswürdige, kindliche Mädchen führte dieſen geheimen Plan nach Mädchenart aus. Wohl noch nie hatte ſie eine ſo große Sorgfalt — und daran ließ es doch Adelaide selten fehlen — auf ihren Anzug verwandt; noch nie waren die unsichtbaren Huldgöttinnen bei Wahl der Farben, und Ordnung des Ganzen ihr so günstig gewesen; noch nie hatte ihr der befreundete Spiegel, einem zweiten Paris gleich, so unwidersprechlich den goldnen Apfel zuerkannt, als eben heute, da sie nach Beendigung der Toilette ihre beiden schön geputzten Schwesterchen umarmte und, in zärtlicher Laune, vereint mit ihnen, jenem unbestechlichen Richter sich darstellte.

Und da nun auch die Blicke aller Anwesenden diesen Ausspruch deutlich genug bestätigten; da Adelaidens Schönheit, heute zum erstenmal augenscheinlich, die volle Herrschaft über das Männergeschlecht auszuüben anfieng; so konnte es gar nicht fehlen, daß die glückliche Adelaide in die fröhlichste Stimmung gerieth, und mit der geistvollsten

Unterhaltung und dem ſchalkhafteſten Witze das ganze Gaſtmahl belebte.

Doch bei allen Schmeicheleien, die man ihr zollte, bei aller Anſtrengung, die ſie ſelbſt anwandte, ihres Triumphs ſich noch mehr zu verſichern, ließ ſie den Prinzen und die Gräfinn Natalia doch keinen Augenblick aus den Augen; dieſe beiden waren es eigentlich, auf welche heute der Hauptangriff gerichtet werden ſollte; Natalien mußte ſie eiferſüchtig machen, oder der Preis ihres heutigen Lebens und Webens war verloren!

Adelaide konnte noch vor Aufhub der Tafel mit dem gewünſchten Siegskranze ſich ſchmücken. Sie war bei Auftragung des Deſerts von ihrem Sitz aufgeſtanden, um ſich hie und da in das Geſpräch zu miſchen, und ſo nach und nach bis zu Camillo zu gelangen. Aber hier ſchien es, als würde ſie durch einen Zauber feſtgehalten. Ein Einfall folgte dem andern, eine Neckerei löſte die andre ab. Bald brachte ſie ihm einen Trinkſpruch zu, den er aus dem Stegreiſe paſſend beantworten mußte; bald zeigte ſie ihm eine ſchöne Frucht, welche ſie ſelbſt erzogen haben wollte; bald übernahm ſie das Amt der Mundſchenkinn und nöthigte ihm, der lieblichſten Hebe gleich, ein ſchimmerndes Deſertglas nach dem andern auf.

Es war natürlich, daß Camillo ihr nie etwas ſchuldig blieb; bald horchte die ganze Tafel auf das Geſpräch dieſer beiden; Adelaide, dadurch aufmerkſam gemacht, blickte verſtohlen nach der ganz ſtill gewordnen Natalie; Nataliens auf Adelaiden gerichtete Augen ſenkten ſich etwas überraſcht auf den Teller; ihre ſo mitleidige Hand zerrupfte eine Orangenblüte — Adelaide hatte genug geſehen, und ſezte, ſobald es angieng, ihre Wanderung um die fröhliche Tafelrunde fort.

Nach beendigtem Mahle zerſtreute ſich der größte Theil der Geſellſchaft in den anliegenden Garten, den eben der wiederkehrende Frühling mit ſeinen früheſten Kränzen geſchmückt hatte. Adelaide hieng ſich mit der zärtlichſten Gutmüthigkeit an Nataliens Arm, und dieſe, deren Herz nicht das, was man eigentlich Eiferſucht nennt, ſondern nur etwas dieſem Begriff ſehr entfernt Aehnliches empfand, konnte ihrer kindlichen Freundlichkeit unmöglich widerſtehen, und drückte die Hand des Fräuleins mit heftiger Innigkeit, mit einem großen, ſanft ſchwermüthigen, aber bis ins Innerſte dringenden Blicke an die unruhig klopfende Bruſt. Adelaide war wunderbar gerührt und von nie gefühlten Empfindungen ergriffen; ſie wollte Nataliens ſchönen Arm küſſen, und drückte in der Verwirrung, ſtatt der Roſenlippen, ihre Veilchen-Augen darauf, die ſich mit dem Thau der Wehmuth eben benezten. Natalia hob ihr das Geſicht in die Höhe, und küßte ſie mit einer Art Muttergefühls auf die offne, von goldnen Locken umflogene Stirn.

In dieſem Augenblicke trat Camillo hinzu, ohne von den beiden holden Geſchöpfen, die jezt der Erde entrückt ſchienen, ſogleich bemerkt zu werden. Er ſtand, wie ein begeiſterter Künſtler beim erſten Anſchaun eines unſterblichen Kunſtwerks; ſo ſchön, ſo bis zum Himmel entzückend, war ihm Natalia noch nimmer erſchienen; ſeine Seele folgte den Augen der zärtlichen Freundinnen zu höhern Gefilden hinauf.

Hinreißender, als die kalte Beſchreibung es auszuſprechen vermag, und weit ſchneller, als ſie, war dieſer Moment entflohen; eine Minute des Schweigens und der Leere folgte; dann ſah Adelaide zuerſt im Zimmer ſich um, und bemerkte noch einige Gäſte, die etwas entfernt ſtehend ſich unterredeten.

„Kommen Sie!“ — ſagte ſie freundlich, indem alle Heiterkeit und Fröhlichkeit in ihre Seele und in ihre Augen zurückkehrte — „Kommen Sie!“ — ſagte ſie zu Camillo, der Nataliens Hand an ſeine Lippen geführt hatte. — „Nun wollen wir auch in den Garten, und zwar in den meinen! in den meinen!“ — Sie hängte ſich an den Arm des Prinzen, und dieſer folgte, glücklich, wie ein Paladin, der die Dame ſeines Herzens erſiegt hat und von einem günſtigen Genius umſchwebt wird, der reizenden Führerinn.

Sie gelangten, mehr durch Blicke, als durch Worte, ſich unterhaltend, auf den von luſtwandelnden Gäſten durchkreuzten Schattengängen zu einer etwas entlegenern, blühenden Hecke.

„Hier iſt der Eingang zu Adelaidensruh!“ — ſagte das muntre Fräulein, und erzählte, daß ihr guter, gern gebender Vater, da er — nun freilich leider! — nur drei Töchter, und keinen männlichen Stammhalter habe, den lieben Töchterchen keine Freude verſage, und daher auch jeder von ihnen ein eigenes Plätzchen angewieſen habe, das ſie nach ihrer Phantaſie bebauen und ausſchmücken könnten.

Adelaidensruh machte denn auch in der That dem Geſchmack der heitern Beſitzerinn keine Schande. Die äußere Umgebung beſtand aus einem Kranze von Weyhmuthskiefern und Italiäniſchen Pappeln; dann folgte eine Einfaſſung von Roſengebüſchen, und um einen Raſen-Kreis voll jezt blühender Veilchen, deren dunkles Blau hie und da goldne Krokuskelche, wie Sterne den mitternächtlichen Himmel, prangend durchfunkelten, kam man zu einem kleinen Tempel, deſſen weiße, leicht ſich erhebende Säulen von Weinguirlanden umrankt wurden. Eine vom Lenzeshauch jezt belebte Aeolsharfe im offnen Fenſter des Saales lockte ſchon von weitem zum Näherkommen, und, von der Nymphe dieſer Fluren geleitet, trat Camillo und Natalia in das Innre des Heiligthums.

Ein Duft von Pflanzen und Gewächſen eines milderen Himmelsſtrichs, die hier noch die Unbeſtändigkeit des Aprils abwarteten, bewillkommte ſie; niedliche Landſchaften, die Adelaide ſelbſt aus feinen Mooſen und Baumrinden, getrockneten Blumen, ſchönfarbigen Schmetterlingen und glänzenden Käfern künſtlich zuſammengeſezt hatte, hiengen an den Wänden umher, und ein ſchönes engliſches Pianoforte, mit den neueſten Muſikalien belegt, war für Natalien eine unwiderſtehliche Einladung, länger hier zu verweilen.

Natalia, deren Stimmung heut außerordentlich weich und leidenſchaftlich, und welche daher um eine Unterhaltung mit Camillo etwas verlegen war, eilte mit Freuden zu dem Inſtrument, um ſich von ſeinem innern Werthe zu überzeugen; Camillo ſezte ſich neben ſie, und legte den Arm auf ihre Stuhllehne; Adelaide beſchäftigte ſich im Zimmer umher, wandelte von Blume zu Blume, zog ſich endlich ſtill auf ein im Grund des Zimmers ſtehendes Sopha zurück, und knüpfte in ein roſenfarbnes Band, das ſie als Schärpe getragen hatte, die lieblichſten und deutungsvollſten Blüthen, die nur aufzufinden geweſen waren. Natalia ſpielte, feurig erſt, dann ſchwärmeriſcher und ſanfter; Camillo ſah erſt auf die Noten, dann auf Nataliens Finger, dann in ihre Augen; die Muſik wurde leiſer, immer leiſer, und verſtummte endlich ganz; man hätte das Summen einer Mücke hören können; Adelaide, jetzt dicht hinter beiden ſtehend, nieſte; beide ſchracken zuſammen und fuhren auf; beide waren mit dem roſigen, Blumen durchknüpften Bande an einander gefeſſelt. Adelaide küßte Natalien auf den Hals — denn höher konnte ſie nicht hinanlangen — rief dann, ſchnell gegen das Fenſter gewandt, mit unſchuldiger Freude: „ah, der ſchöne Sommervogel!“ und verſchwand beiden, gleich einer leichten Elfe, aus den Augen.

„Ihre Neckereien ſind eben ſo boshaft, als ihre Herzensgüte unwiderſtehlich iſt!“ — ſagte Natalia im ganzen Geſicht glühend, das erſte mit einiger Empfindlichkeit, das zweite mit rückkehrender Beſinnung und ihr hartes Urtheil verbeſſernd — und ſuchte die Schleife des Blumenbands aufzulöſen.

„O! laſſen Sie uns das erſte mit dem leztern entſchuldigen!“ — erwiederte Camillo, knüpfte den Knoten an ſeinem Arm auf, und legte das ganze Band ſanft um Nataliens Buſen — „ſehen Sie Adelaiden als meinen freundlichen Schutzgeiſt, als eine Dolmetſcherinn der geheimſten, der ſo lang verſchwiegnen Wünſche meines Herzens an! In einigen Tagen bin ich nicht mehr in ihrer Nähe, aber ihr Bild wird mich unaufhörlich begleiten. — Soll ich Sie ſelbſt nie wiederſehen, oder darf eine ſchöne Hoffnung mich bald zu Ihnen zurück führen, um nie wieder von Ihnen getrennt zu werden?"

War Natalia ſchon vorher ziemlich außer Faſſung, ſo verſezte dieſe Frage ihr Herz in die höchſte Beklommenheit. Schon während der Tafel hatte ſie, mit ſich ſelbſt uneins, ſich überzeugt, daß ſie an Camillo den wärmſten Antheil nehme; jezt, da er ſo reizend, mit den feurigen Augen ſo zärtlich flehend, vor ihr ſtand, rief das lautſchlagende Herz ihr zu, daß ſie ohne ſeine Liebe nie glücklich ſeyn könne. Dieſe innere Stimme, dieſe ſo gewaltſam ſich ihr aufdringende Gewißheit, der Gedanke, daß dieſer Augenblick vielleicht der entſcheidendſte ihres Lebens ſey, der Gedanke an Camillo's möglichen Verluſt, verdrängten jezt jedes fremde Gefühl; ihr Auge haftete an dem ſeinigen, ihre Bruſt war gepreßt, ihre Knie zitterten; faſt erſchöpft legte ſie ihren Arm auf Camillo's Achſel.

„Ach, Camillo!“ — liſpelte ſie mit faſt verſagender Stimme — „Was ſoll ich Ihnen antworten? Mein Herz ruft mir zu, daß ich für Sie fühle, wie Sie für mich. O möcht' ich vom Schickſal beſtimmt ſeyn, das Glück Ihres Lebens zu werden — möchte jede düſtre Ahnung mich täuſchen! — O Camillo! ich bin unfähig, Ihnen zu ſagen, was jezt alles auf meine Seele ſtürmt — Natalia giebt Ihnen mit dieſer Hand ihre ganze Seele dahin — !“

Freudeglühend umarmte der feurige Prinz die ſich ſanft ergebende, lieblich glühende Braut; auch Natalia wurde durch ſeine Wonne, durch ſein Entzücken in einen Rauſch von Frohſinn verſezt. Die loſe Abe laide, einen weiß und grün geſprengten Schmetterling an den zarten Füßchen haltend — man nennt ihn wegen ſeines ſanften arkadiſchen Gewandes in manchen Gegenden Daphnis oder den Schäfer — und ſo der zärtlichen Pſyche ähnlich, hüpfte fröhlich wieder herein, ſchenkte iedoch dem kleinen Flatterer auf Vorbitte der mitleidigen Natalia ſeine Freiheit wieder. Sie eilten, von Liebe und Freude emporgetragen, durch die Blumen zur Geſellſchaft zurück, für die natürlich dieſer Vorgang zur Zeit ein Geheimniß blieb, und noch dieſen Abend prangte die reizende Adelaide mit einem paar prächtiger, vorher zu einem Abſchiedsgeſchenk für ihre Mutter beſtimmter Armbänder, die Prinz Camillo, mit Einwilligung ihres Vaters und durch Nataliens Hand, der Stifterinn ſeines Glücks für den heilbringenden Gürtel im Stillen verehrt hatte.

Dem liebeſeligen Prinzen dauerte die Nacht, welche zwiſchen dieſem Abend und dem kommenden Tage lag, eine Ewigkeit. Er konnte es nicht begreifen, daß die Sterne dießmal ſo gar träge ihren Lauf vollendeten und die lichten Silberwölkchen von dem anbrechenden Morgen immer noch nicht geröthet wurden.

Ungeduldig über dieſe unbeſchreibliche Langſamkeit, und verdrüßlich über ſeine eigne Ungeduld, ließ er endlich die Fenſtergardinen ſeines Schlafzimmers ganz herunter, und faßte den Vorſatz, nun recht lange in dieſer künſtlichen Nacht zu verbleiben, um dann auf einmal von den hellen Strahlen der dießmal ſo ſchön für ihn aufgehenden Sonne geblendet zu werden.

Jezt, da er, auf das Sopha geſtreckt, und mit dem Arm auf den Nachttiſch geſtüzt, den Schlummer auf einige Stunden vergebens herbey wünſchte, verſank er in freundliche Erinnerungen des Vergangenen, in noch lieblichere Träume der Zukunft. Er rief den holden Augenblick in ſeine Seele zurück, da Natalia das Geſtändniß der Liebe ihm ablegte; jedes geiſt- und liebevollen Blickes, den ſie ihm ehedem und beſonders am vorigen Abend geſchenkt hatte, wurde zärtlichdankbar gedacht. Seine Phantaſie war raſtlos beſchäftigt, die gefälligſten Farben zu miſchen; jeder einzelne Zug Nataliens, ihre ganze zauberiſche Haltung, ihre ganze holdſelige Geſtalt ſtand, vom Scheine der Liebe roſig angeſchimmert, vor ſeinen Augen; er verglich Natalien mit der ihm unvergeßlichen, ewig geliebten Anaſtaſia, und gelangte ſehr bald zu der ſüßen, liebenden Herzen ſo gewöhnlichen, Täuſchung, daß die jüngere Geliebte nur ein verjüngter Abdruck der frühheren ſey.

„Ja, ich habe dich wieder, meine Anaſtaſia!“ — rief er endlich mit ſchwärmeriſcher Begeiſterung aus — „Du ſaheſt von deinem Sterne liebevoll auf mich herab — ſaheſt mich einſam und ohne Liebe, und ſandteſt mir eine himmliſche Begleiterinn, ſandteſt, um mich zu tröſten und zu beglücken, deine Schweſter Natalia!“

In dieſem Augenblicke glaubte er einen Lichtſtrahl zu entdecken, der durch den Fenſtervorhang ſich ſeitwärts durchſtahl. Haſtig ſprang er auf, hörte etwas hinter ſich fallen, achtete deſſen aber nicht, ſondern ſprang an das Fenſter und rollte ſchnell die Gardine auf. Der Lichtſtrahl war ein Schimmer des Mondes geweſen; es war immer erſt Dämmerung.

„Endlich wird es Morgen!“ — dachte er bei ſich ſelbſt — „ja, ſchon fängt der Mond an zu erbleichen, und dort im Aufgang zeigt ſich ein röthlichgrauer Rand.“ — Er klingelte dem Neger Cornelius, und legte ſich dann weit zum geöffneten Fenſter hinaus.

„Was haſt Du gemacht, Herr?“ — ſagte Cornelius hinter ihm, kleinlaut und noch etwas ſchlaftrunken — „ſieh! das ganze Bild iſt zerſchmettert.“ Camillo drehte ſich um; der Neger hielt ihm das aufgehobne Schmuckkäſtchen, welches der Prinz eben vom Tiſche geworfen hatte, geöffnet entgegen. Alles übrige war unbeſchädigt; nur von Anaſtaſiens Bilde war Glas und Elfenbein in unzählige Stücke zertrümmert.

So wenig auch der helldenkende Camillo an Ahnungen glaubte, ſo dünkte es doch dem liebenden, den überdieß Williams Brief für das Unglaubliche etwas empfänglicher gemacht hatte, wenigſtens ſonderbar, daß faſt in dem nämlichen Augenblicke, da er Anaſtaſiens Geiſt aufgerufen hatte, das einzige von ihr vorhandene Bildniß durch einen Zufall vernichtet worden ſey; und ſeine gereizte Einbildungskraft verleitete ihn, in dieſer gleichgültigen Begebenheit irgend einen höhern Wink zu erblicken.

Doch bald kehrte die gewohnte vorurtheilsfreie Feſtigkeit und Beſonnenheit in ſeine Seele zurück. — „Hinweg mit dieſer unmännlichen Thorheit!“ — ſagte er zu ſich ſelbſt — „Und gäb' es auch keinen Zufall in der Reihe der Dinge, und könnten auch die Geiſter der Abgeſchiednen ſich natürlicher Ereigniſſe bedienen, um uns von ihrem Willen zu belehren, warum kann ich nicht eben ſo gut glauben, daß dieß Bild zertrümmert wurde, weil es geiſtig doch immer in meiner Seele leben wird und an die Stelle des körperlichen nun das Bild Nataliens kommen ſoll?“

Camillo gab ſich alle erſinnliche Mühe, das Phantom einer böſen Vorbedeutung gänzlich aus den Gedanken zu verdrängen; aber vollkommen gelang es ihm erſt dann, als er, um den böſen Geiſt zu verbannen, die ihm winkenden frohen Ausſichten zu Hülfe rief.

Er bedachte, daß Nataliens Vater ohne Zweifel mit großer Bereitwilligkeit eine ſo vortheilhafte und ehrenvolle Verbindung eingehen werde; er überlegte, wie glücklich er Natalien, wie froh und zufrieden er alle ſeine Untergebenen machen wollte; er freute ſich ſchon im voraus auf eine Reiſe in ſeine Italiäniſchen Beſitzungen, die ihm bevorſtand, und die an Nataliens Seite doppelt entzückend und begeiſternd ſeyn würde;

er ließ nach und nach ſeine ganze Dienerſchaft vorkommen, ſuchte jeden von ihnen durch ein erheiterndes Wort zu erfreuen, und machte jedem ein angemeſſenes Geſchenk.

Ganz wieder zur Freude geſtimmt ſezte er ſich in den Wagen, und als er von fern den Thurm des gräflichen Schloſſes erblickte, warf er in frohem Rauſche der ſüßen Braut einen Morgenkuß zu, und befahl, noch ſchneller zu fahren.

Graf Maximilian nahm ihn, wie gewöhnlich, mit höfiſcher Freundlichkeit auf, und konnte nicht fertig werden, die ſo frühe Abreiſe zu bedauern. Doch da Camillo dieſe Gelegenheit benuzte und, nach einer geſchickten Einleitung, dem Grafen die Wünſche ſeines Herzens entdeckte; da ward er an ihm eine Verlegenheit, ein Aengſtlichkeit, eine kaum, und nur gewaltſam, unterdrückte Leidenſchaftlichkeit gewahr, deren Grund er ſich auf keine Weiſe zu enträthſeln vermochte.

Graf Maximilian war, wie er ſagte, auf das angenehmſte durch dieſen ſo unerwarteten, ſo höchſt ehrenvollen Antrag überraſcht; aber dieſe angenehme Ueberraſchung kündigte ſich bei ihm durch wie im Fieberfroſt zuſammenſchlagende Knie, durch eine ſtockende, faſt den Dienſt verſagende Stimme und durch ein ſünderbleiches Geſicht an; alles Blut ſchien bloß in einen einzigen glühend rothen Punkt auf jedem Backenknochen ſich zuſammen gezogen zu haben, und aus den matt grauen Augen funkelte ein verderbliches Feuer.

Camillo ſtand einen Augenblick ſtaunend vor ihm, und gerieth auf den Gedanken, daß dem Grafen eine plötzliche Unpäßlichkeit anwandeln müſſe; denn nur hierdurch konnte er einigermaßen dieſe ſich krampfhaft verziehenden Geſichtszüge, dieß dem äußern Anſcheine nach faſt auf irgend ein ungeheueres Verbrechen hindeutendes Benehmen, ſich als möglich denken und entſchuldigen. Doch indem er die Bedienten herbei rufen wollte, gewann Graf Maximilian ſeine Faſſung wieder, und ergriff ihn mit freundlicher Heuchelei bey der Hand.

„Höchſt angenehm" — ſagte er — „höchſt angenehm, wie ich Ihnen ſchon zugeſichert, haben Sie mich überraſcht; allein ich bin dennoch in dieſem Augenblicke außer Stand, Ihnen eine beſtimmte, entſcheidende Antwort zu ertheilen. In der That iſt mein einziges Kind, meine zärtlich geliebte Natalia, noch ſehr jung, und ich kann mich kaum entſchließen, ſie ſo frühzeitig von meiner Seite zu laſſen. Ueberdieß ſind gewiſſe Verhältniſſe — iſt ein gewiſſes Verſprechen — — laſſen Sie uns für jezt hiervon abbrechen, und glauben Sie indeſſen gewiß, daß ich die meinem Hauſe wiederfahrene Ehre mit dem gerührteſten Herzen erkenne. Trügt mich nicht alle Wahrſcheinlichkeit, führt nicht die jetzige Veränderung in der Regierung *) auch für mich eine ganz andere Lage der Dinge herbei; ſo folge ich Ihnen in kurzem nach der Hauptſtadt. Dann werden wir uns wiederſehen, und, wie ich gewiß hoffe, zu beiderſeitiger Zufriedenheit!“

Camillo ſuchte ſeine Empfindlichkeit über dieſe zweideutige, aber von der gleißendſten Artigkeit begleitete Antwort ſo gut als möglich zu unterdrücken; er bat um des Gra-

---

*) Die Regentinn hatte vor kurzem den irdiſchen Schauplatz verlaſſen, und ein junger, vorurtheilsfreier, nach Thaten und Ruhm ſtrebender Regent war an ihre Stelle getreten.

ſen etwänige Aufträge nach der Reſidenz, und dann um ſeine Erlaubniß, ſich auch bei Natalien beurlauben zu dürfen. Graf Maximilian hätte die ſehr unerwünſchte Güte, ihn ſelbſt in ihr Cabinet zu begleiten; und auch hier fand Camillo weit mehreres, was ſeine frohen Hoffnungen niederzuſchlagen, als was ſie zu beſtätigen, im Stande geweſen wär.

Er konnte nach den Vorfällen des geſtrigen Tages mit ziemlicher Sicherheit darauf rechnen, Natalien, vielleicht wegen der Trennung etwas unruhig, dagegen aber von der beſeeligenden zärtlichen Empfindung erhoben und verſchönert zu ſehen, welche mit dem erſten Geſtändniſſe der Liebe bei unverdorbenen weiblichen Weſen, oft Wochen und Monate lang, gewöhnlich verbunden iſt. Allein, was ſich jezt ihm darſtellte, das war die Natalie nicht mehr, deren großes, geiſtvolles Auge noch geſtern ſo liebeſprechend ihn angelächelt, deren Hand noch beim Abſchiede ſeinen Händedruck ſo zärtlich erwiedert hatte.

Zwar begegnete auch jezt noch ihr Blick mit ſüßer Schwermuth dem ſeinigen; zwar ſchien ihr Buſen ſich ungeſtümer zu heben, da er ſich ihr näherte; aber augenſcheinlich war durch eine durchwachte, durch eine verweinte Nacht das Feuer dieſer Augen gemildert und die Farbe der Roſe auf dieſen Wangen hinweggehaucht; dieſe zerſtreuten, auf dem weißen Gewand lang herabfließenden Locken, deren dunkles Schwarz noch geſtern von der Hand Cytherens ſelbſt geordnet ſchien, deuteten jezt mehr auf eine von Kummer und Traurigkeit ermattete Leidende, als auf eine glückliche, von Träumen der Liebe umgaukelte Braut.

Man kann ſich leicht denken, daß bei dieſer Lage der Dinge, und da Graf Maximilian nie das Zimmer verließ, nichts, als die gewöhnlichen, gehaltleeren Höflichkeitsbezeugungen gewechſelt wurden. Camillo bemühte ſich zwar ins geheim, wenigſtens einen unbeobachteten, aus dem Herzen ſtrömenden Wink von der Geliebten zu erlauſchen; aber, wenn es auch glückte, den Beobachtungen des Grafen ſich zu entziehen, ſo war doch der antwortende Blick mehr ernſt und ſchwermuthsvoll, als zärtlich und lieberverſichernd.

Nach einer kurzen, etwas bänglich zugebrachten Zeit, trat auch Baroneſſe Aurelie, ganz wie von ohngefähr, in das Zimmer, und überſtrömte den ſehr mißmüthigen Prinzen mit einer Fluth ſchön klingender Phraſen und nichts ſagender Complimente. Natalia benuzte die Gelegenheit, da ſich nun das Geſpräch theilte, um ſich auf einige Minuten zu entfernen.

Da ſie zurückkehrte, übergab ſie dem

Prinzen eine geſtickte Brieftaſche, mit der Bitte, ſie als ein Andenken ihrem Vetter Raimund zu überliefern, und drückte ihm zugleich geheimnißvoll ein kleines Etui-Täfelchen in die Hand.

Völlig verſtimmt nahm Camille nunmehr Abſchied, und konnte die Zeit kaum erwarten, wo er wieder in dem Wagen ſaß, und von dem Täfelchen folgende mit Eilberſtift flüchtig gekritzelte Zeilen las:

„Theurer Camillo! Mein Herz iſt von Kummer zerriſſen. Pflicht und Neigung beſtürmen es. — Ich ſagte es Ihnen ſchon und wiederhole es: Möcht' ich vom Schickſal dazu beſtimmt ſeyn, Sie je glücklich zu machen! — Schenken Sie Raimund ihre Freundſchaft, ihr Vertrauen. Er iſt es werth, Camillos Achtung zu beſitzen. — Mich hat Jugend und Unglück mit ihm verbunden; ich würde unedel handeln, wenn ich ſeinem Ausſpruche nicht einen bedeutenden Einfluß auf mein künftiges Schickſal zugeſtänd. — Wir ſehen uns wieder. — Ich darf Sie nicht bitten, mich nicht zu vergeſſen. — Reiſen Sie glücklich!

Natalia.“

Vierzehntes Buch.

Das Freundſchaftsbündniß. — Spleen und wunderbare Träume. — Der entſprungene Mönch.

Noch in der nämlichen Stunde, als Prinz Camillo angekommen war, ließ er Raimunden, welchen er ſich nach allen äußern Verhältniſſen, nach allem, was er durch Natalien von ihm wußte, im eigentlichſten Sinne des Worts nur als einen Freund der jungen Gräfinn vorſtellte, um einen Beſuch bitten. Er hatte ſich in voraus ein ſehr vortheilhaftes Bild von ihm entworfen; aber er fand, als jener erſchien und ſie ſich einige Zeit mit einander unterhalten hatten, dieſe Erwartung bei weitem übertroffen.

Hatte er ſich vorher einen jungen, lebhaften, wahrſcheinlich etwas ſchwärmeriſchen Jüngling in ihm gedacht; ſo lernte er jezt einen ſehr gefühlvollen, gebildeten und talentreichen jungen Mann kennen, welcher die

Achtung jedes Edlen verdiente. Sein zwar etwas wortkarges und zurückgezognes, aber gehaltvolles, Geſpräch ſezte den **Prinzen** faſt in Verwunderung; ſein ganzes, vom Charakter einer leiſen Schwermuth ſanft bezeichnetes Benehmen riß den **Prinzen**, deſſen Stimmung jezt nicht weniger weich und düſter war, unwiderſtehlich hin.

Aber auch **Raimund** fühlte ſich in kurzem von **Camillo** ungewöhnlich angezogen. Ohne jede engere Verbindung, ohne Freund, hatte er noch bis auf dieſen Augenblick in der volkreichen Kaiſerſtadt gelebt; jezt wünſchte er den Prinzen an Range und äußerlichen Glücksumſtänden nur ſich gleich, um ſein Freund werden zu können. Ja, bald glaubte der Beſcheidne, ſelbſt unter ſolchen Verhältniſſen dieſer Freundſchaft nicht werth zu ſeyn; er hielt **Camillo** auch an Glut der Empfindung, an Geiſt, an Hochſinn, an Thatkraft zu hoch über ſich erhaben. So hätte er ſich oftmals den Götterſohn Achill gedacht, der um die geraubte Briſeis am Meeresufer Thränen vergoß, aber auch den Hektor bekämpfte! *)

Die Folge dieſer ſich entgegen kommenden Zuneigung war keine andere, als eine zwar ſchnelle, aber für die Ewigkeit dauernde Verbindung. Bald hatte jeder in der Seele des andern geleſen; bald fand in jedem keine weitere Zurückhaltung ſtatt, als das innerſte Geheimniß ihrer Herzen, als die Liebe zu Natalien.

Camillo nämlich glaubte ſchon aus Delicateſſe von dieſer, noch ſo ungewiſſen, noch ſo manchem Hinderniß unterworfenen Angelegenheit gegen Raimunden, einem ſo nahen Verwandten der Gräfinn, der noch

---

*) S. den Anhang Anm. 1.

dazu von ihrem Vater unterſtüzt, ja faſt ganz unterhalten werde, wenigſtens für jezt, ſchweigen zu müſſen; und wie hätte Raimund bei ſeiner Lage und Denkungsart es über ſich vermocht, gegen irgend einen Sterblichen eines Gefühls zu erwähnen, das er ſich kaum ſelbſt einzugeſtehen wagte, und, mit Aufopferung ſeines ganzen Glücks, aus ſeinem Herzen auszurotten bemüht war? — Raimund mußte dem Prinzen verſprechen, ſchon den folgenden Morgen wieder zu kommen, und ihm überhaupt jede geſchäftsleere Stunde zu ſchenken. Er hatte die Nacht über den von ſeinem Vater erhaltenen Brief noch einmal durchgeleſen; das Schickſal ſeines theuren Jugendlehrers Anſelm hatte ihn aufs neue in die heftigſte Unruhe und tiefſte Bekümmerniß verſezt. Nach mancherley Plänen, um etwas zu Anſelms Entdeckung und Befreiung ausrichten zu können, faßte er endlich den Entſchluß, den Edelmuth und das Anſehen ſeines neugewonnenen Freundes zu Hülfe zu rufen.

Blaß und gedankenvoll trat er zu ihm ein; mit gefühlvoller Theilnahme kam Camillo ſeinem Vertrauen entgegen, und kaum hatte er demſelben einen Theil der Hauptſache kürzlich bekannt gemacht, als jener mit Feuer ſeine Hand ergriff, und ihn mit einem großen, gen Himmel gewandten Blick an ſeine Bruſt drückte.

„Nicht das Ohngefähr“ — ſagte Camillo mit hoher Rührung — „nicht der Zufall, Raimund! hat unſere Herzen einander entgegen geführt; die edle Natalia ward von der Vorſicht ſelbſt dazu erwählt, uns zu Beſchützern des Leidenden, zu Rettern der Unſchuld zu vereinigen!“

„O mein Prinz!“ — antwortete Rai

mund zurücktretend und erſtaunend — „ich empfinde die Schönheit dieſer edlen Aufwallung, obſchon ich Ihre Worte nicht ganz verſtehe!“ —

„Leſen Sie dieſen Brief meines Kriegsgefährten, meines Freundes, meines Lebensretters, lieber Raimund!“ erwiederte der Prinz, und überreichte ihm aus ſeiner Schatulle einige Blätter — „Wenn wir uns wieder ſehen, wollen wir überlegen, was zu thun iſt!“

William D****** an den Fürſten Camillo.

Ich habe Ihnen, mein Prinz! ſeit unſerer Trennung nichts von mir hören laſſen, und Sie werden Sich daher wundern, einen Brief von mir, nicht aus meinem Vaterlande, ſondern von D****** aus, zu erhalten. Ich bewohne jezt, in der Nähe dieſer Stadt, ein, faſt jedem Auge ſich entziehendes, mitten zwiſchen rauhen Granitwänden und Schwarzholz ſich verbergendes Landhaus, unter deſſen Grundbögen langſam und trüb ein Regenbach dahin fließt, und welches durch einen nur im Wagen zu paſſirenden, zur Zeit des Anſchwellens reißenden, Fluß von der Landſtraße geſchieden wird. So nahe es auch derſelben liegt, ſo begegnet mir doch auf meinen einſamen Wanderungen kein verhaßtes Geſicht. Auf dieſen faſt unwegſamen Bergpfaden klimmt nur ſelten etwa ein harmloſer Hirtenknabe, oder ein emſiger Pflanzenſammler, oder ein melancholiſcher Dichter; und das Ohr vernimmt keinen Laut, als das Rauſchen des Wehres und das einförmige Geklapper der nahgelegnen Mühle, oder das ſanfte Lied einer verſcheuchten Nachtigall.

Und wie kommt William zu dieſem finſtern Aufenthalte eines Timons? werden Sie fragen. — O mein theurer Prinz! was iſt die gerühmte Freiheit des menſchlichen Geiſtes, wenn vielleicht der Druck eines Blutgefäßes, wenn vielleicht ein von unbequemer Lage im Schlummer erzeugter Traum unſre Standhaftigkeit erſchüttert, unſere Philoſophie über den Haufen wirft?

Doch ich ſpreche Ihnen noch immer in

Räthſeln, und doch iſt die Hauptveranlaſſung dieſes Briefes meinem Herzen zu heilig, als daß ich bei Nebendingen, als daß ich bei meinen eignen Schickſalen, wovon ich gleichwohl dem Freunde Nachricht ſchuldig bin, länge verweilen möchte.

Alſo nur ſo viel, als nothwendig, von den Vorfällen, welche für mich ſelbſt über die ganze Schöpfung einen Flor ausgebreitet haben!

Schwerlich habe ich Ihnen jemals von meinen Familien-Verhältniſſen etwas erzählt, weil jede Erinnerung daran mich ſteis mit Trauer und Tiefſinn erfüllen mußte.

Mein Vater verließ nebſt mir zwei ältere Brüder, und wir liebten uns gegenſeitig mit ſo großer Zärtlichkeit, daß wir gern einer für den andern das Leben aufgeopfert haben würden.

Der älteſte von uns, der, nach unſeres

Verfaſſung, als Beſitzer der Güther, Lord **** genannt wurde, — gewiß einer der liebenswürdigſten Menſchen, die je lebten, — gieng, während wir beiden jüngern in dem Collegio zu O***** uns befanden, auf Reiſen, um ſich von einer ſchleichenden Gemüthskrankheit zu heilen, wovon er ſelbſt keinen Grund anzugeben wußte. Nach einiger Zeit ſchien dieſe Abſicht erreicht zu werden; er ſchickte uns von W*** aus die heiterſten, ja mit der muthwilligſten Laune geſchriebenen Briefe.

Doch bald muß irgend ein, uns nicht genau bekannt wordner, Vorfall — einige ſeiner Bekannten ſchrieben von einer ſehr unglücklichen Liebe — ſeine Gemüthsruhe gänzlich geſtört, und ſeinen Tiefſinn aufs neue in verſtärktem Maaße zurück gerufen haben. Erſt nach ziemlich geraumer Zeit erhielten wir aus Italien von ihm Briefe, die aber von der finſterſten Melancholie in die Feder geſagt ſchienen; und ungefähr ein Jahr darauf ſandte uns ſein Banquier zu Venedig das Verzeichniß ſeines Nachlaſſes und die ſchonende Nachricht, daß er, wahrſcheinlich durch ein unverſehens losgegangenes Gewehr getödtet, auf ſeinem Zimmer in Blute gefunden worden ſey! *)

Ich kann es Ihnen nicht ſchildern, welchen unauslöſchlichen Eindruck dieſe Todesnachricht auf uns machte. Meinen mittlern Bruder, der von Jugend auf etwas kränklich und ſchwächlich war, warf ſie auf ein langwieriges Krankenlager; ich ſelbſt wurde von einem ähnlichen Schickſale vielleicht nur durch die Anſtrengung befreit, welche ich anwandte,

---

*) Etwas beſtimmteres hierüber haben die Leſer bereits S. 84. und f. des erſten Bändchens erfahren.

über die Wartung und Erhaltung dieſes geliebten Kranken, der mir als nun einziger Bruder doppelt theuer ſeyn mußte, zu wachen.

Da mein Bruder ſich endlich wieder erholt und die ererbten Güther in Beſitz genommen hatte, hielt ich zu meiner eignen Erheiterung eine anhaltende Zerſtreuung für nothwendig. Mein Körper hatte zwar jeder Schwachheit widerſtanden, aber mein Geiſt war unaufhörlich mit traurigen Vorſtellungen erfüllt, und ſelbſt einige Aderläſſe wollten die mir läſtige Vollblütigkeit nicht vermindern.

Welche Länder ich durchſtreift, und wie ich endlich in Ruſſiſche Dienſte gekommen bin, wiſſen Sie größtentheils ſchon aus meinen ehemaligen mündlichen Erzählungen. Auch werden Sie Sich hoffentlich noch erinnern, daß ich bei unſerer Trennung im Begriff ſtand, über Schweden in mein Vaterland zurück zu kehren, um meinen Bruder zu umarmen, und ſeine, während meiner Abweſenheit mit ihm verbundene Gemahlinn — nach dem allgemeinen Rufe, ein Frauenzimmer von dem edelſten Herzen, die ihn mit zwei Kindern beſchenkt hatte — kennen zu lernen.

Schon lag das Schiff, welches mich nach den vaterländiſchen Geſtaden bringen ſollte, zur Abfahrt bereit und erwartete zum Auslaufen nur günſtige Winde. Ungeduldig gieng ich oft nach dem Strande, um mich umzuſehen, ob die bis jezt zürnende See mich noch lange von dem Lande meiner Sehnſucht zurückhalten werde.

An einem trüben, neblichten Abende — es war der ſechſte September vorigen Jahres — kehrte ich abermals aus dem Hafen mißmuthig zurück, verweilte einige

Stunden auf einem Caffeehauſe, und legte mich dann, mit meinen noch immer getäuſchten Hoffnungen beſchäftigt, ſchlafen. Meine Gedanken, den widrigen Stürmen und der unruhigen See nicht unterwürfig, ſchweiften nach dem Landſitze meines Bruders; ich genoß ſchon im Geiſt die Freuden der frohen Ueberraſchung, der erſten Umarmung.

Ein ſonderbarer Traum ſezte das Spiel meiner aufgeregten Phantaſie, erſt wohlthätig, dann feindſelig, fort.

Ich befand mich wieder im Hafen; die aufgehende Sonne hatte die Nebel zerſtreut; der Wind hatte ſich gewendet; die Seegel wurden von geſchäftigen Matroſen aufgezogen; die Wimpel wehten nach England, aber — auffallend ſchien es mir, daß ſie alle ſchwarz waren. Ich wollte das Boot beſtellen, welches mich an Bord bringen ſollte, wurde aber ſtets daran behindert, weil mir immer noch etwas einfiel, das ich am Lande vergeſſen hatte. Indem ich voll Ungeduld die Rückkehr eines zurückgeſandten Bedienten erwartete, kam ein mir unbekannter Mann in einer Art von Mönchskleidung auf mich zu.

Warnend und mit tiefem Ernſte hob er den Finger gegen mich auf. „Geh' nicht in dein Vaterland“ — ſagte er in prophetiſchem Tone — „die Luft eurer Inſel iſt dick und ſchwer — und euer Blut iſt ſchwarz. Zwei von euch ſind dahin, und du biſt der Dritte!“ — Ich wollte den warnenden Fremdling bei der Hand faſſen, aber er zerfloß in Luft.

Geängſtet und ohne mich ſogleich vom Schlafe losreißen zu können, warf ich mich noch einige Zeit herum, und erwachte in Schweiß gebadet.

Ich hatte ungewöhnlich lange geſchlafen; faſt kam es mir vor, als habe ich in einer Art von Ohnmacht gelegen. Die aufgehende Sonne ſchien durch meine Fenſter, und der ganze Himmel war wolkenleer. Noch immer konnte ich mich des Gedankens an den Traum nicht ganz entſchlagen; aber das heitere Wetter erfriſchte mich. Bald lachte ich des Traumbilds und meiner, ſo ganz ungewöhnlichen, Schwäche.

Noch während des Frühſtücks ließ der Capitain melden, daß er in einigen Stunden abſeegeln könne. Ich ſprang auf vor Freuden; mein Traum war vergeſſen; ich machte Anſtalt, den Reſt meiner Bagage nach dem Schiffe zu ſchicken, brachte alles in Richtigkeit, und gieng nach dem Hafen.

Die frohe Geſchäftigkeit der Seeleute war für mich dießmal anziehender und erfreulicher, als je; mit den wehenden Flaggen, mit den geblähten Seegeln wandte ſich meine Seele nach meinem Britannien; der friſche, erquickende Wind ſchwellte meine Bruſt mit Geſundheit und Lebensluſt.

Jezt brachte mein Bedienter den Diener eines Handlungshauſes zu mir, der mich in meiner Wohnung aufgeſucht hatte. Er überreichte mir ein Paket Briefe, das einen beträchtlichen Umweg genommen hatte. Ich zitterte, als ich das Petſchaft meiner Familie, aber ſchwarz geſiegelt, erblickte.

Fortſetzung.

Ich fand in dem Paket mehrere Briefe von meinen Freunden und weitläuftigen Verwandten, ja auch einen von meiner Schwägerinn. Sie enthielten ſämtlich, mit mehr oder weniger Beſchönigung, mit größerer oder minderer Zartheit des Ausdrucks, die mich ganz zu Boden ſchmetternde Nachricht, daß mein Bruder, ſo zufrieden und glücklich er auch dem Anſcheine nach mit ſeiner edlen Gemahlinn gelebt habe, ſo wenig ſeine Glücksumſtände ihn zu einer Unruhe Anlaß geben gekonnt, doch immer düſterer und ſchwermüthiger — und vor einiger Zeit — in der Themſe gefunden worden ſey.

Jezt ſenkte ſich die Erinnerung meines erfüllten Traumes wie eine ſchwarze Gewitterwolke auf meine Seele nieder; die Prophezeihung des unbekannten Warners erhielt ein drückendes und mich beklemmendes Gewicht; ich konnte kaum länger daran zweifeln, daß in unſerm Blute irgend ein verborgnes, zur Melancholie führendes Familienübel verborgen liege: ich beſchloß, nie wieder in mein Vaterland zurückzukehren, wo mich ohnedem alles an das traurige Schickſal meiner Brüder erinnert haben würde!

Schon die von meinem Vater getroffene Einrichtung, noch mehr aber der lezte Wille meiner zärtlichen Brüder, ſezt mich in die Verfaſſung, völlig unabhängig meiner Willkühr zu leben. Ich blieb nur noch kurze Zeit in Schweden, und reiſte dann nach Deutſchland, um mit der Zeit Sie, mein Prinz, in W*** aufzuſuchen.

Ich hatte auf meinen frühern Reiſen zu D****** ein Mädchen von mittlerm

Stande kennen gelernt und geliebt, das ſehr ſchön, ſehr unſchuldig und ſehr verſtändig war, aber dennoch meiner feurigen Leidenſchaft nicht widerſtehen konnte. Mit jugendlichem Leichtſinne hatte ich ſie damals verlaſſen, und die dann und wann in mir erwachenden Vorwürfe damit zum Schweigen gebracht, daß ich ihr ja nie ein Eheverſprechen gegeben und ſie überdieß in einem Zuſtande verlaſſen habe, in welchem ſie nicht Mangel zu leiden oder dem Laſter ſich zu ergeben genöthigt ſey.

Jezt, da ich über mein verfloſſenes Leben oft ſtrengere Rechenſchaft mit mir hielt, ſchien es mir Pflicht zu ſeyn, nicht bloß ernſtlich zu bereuen, ſondern auch zu vergüten. Schon der Vorſatz, den ich dazu faßte, ſchien ſich ſogleich ſelbſt zu belohnen. Mein Herz ward erleichtert. Mit wohlthätiger Wehmuth dachte ich an die Tage dieſer

Liebe zurück; die reizende Lage jener Stadt, ihre bald ſanftern, mit Rebenhügeln bekränzten, von einem großen, ſpiegelhellen Fluſſe durchſchnittenen, bald rauhern und den Geiſt erhebenden Umgebungen breiteten ſich mahleriſch vor mir aus! — „Dort, in dem hohen Heiligthume der Natur, wirſt du Ruhe finden!“ — rief eine Stimme in meinem Innern — „dort, an den grünen Ufern der ſilbernen Elbe, dort, in den mit Blumen und Kräutern, mit hellem Geſträuch und hohen, himmelanſtrebenden Tannen geſchmückten Berghallen, wird Friede, und Geſundheit, und frohes Gefühl zu dir zurück kehren!“

Ich reiſte nun Tag und Nacht, und es gelang mir, bald nach meiner Ankunft in D****** die Wohnung meiner ehemaligen Geliebten auszukundſchaften. Sie war noch unverheirathet, und lebte in der größten Eingezogenheit.

Kaum vermochte ſie es, meinen erſten Anblick zu ertragen. Da ſie ſich etwas erholt hatte, floſſen ihre Thränen; ſie machte mir keinen Vorwurf, aber das Geſtändniß eines zweiten unglücklichen Liebeshandels, in welchen ſie ſich einige Jahre nach meiner Abreiſe verwickelt hatte, trat auf ihre blaſſen Lippen. Ich beſchwor ſie, zu ſchweigen; denn war es wohl an mir, über ſie zu richten? —

Ich wiederholte meine Beſuche; mein böſer Dämon wich augenblicklich, wenn ich ſie ſah. Ihr Herz gegen mich war noch daſſelbe; ihr Ruf hatte bloß durch den Umgang mit mir und mit einem zweiten Flüchtling gelitten. Ich bot ihr meine Hand, und wir wurden nach einigen Wochen im Stillen getraut. Sie iſt die Einzige, welche mir noch das Leben erträglich macht! —

Ich konnte mein gutes, ſanftes Weib

nicht überreden, mit mir an öffentlichen Oertern zu erſcheinen; ſie fürchtete die Bosheit der neidiſchen Schmähſucht. Mir ſelbſt erregten die gewöhnlichen Vergnügungen und Geſellſchaften bald Ueberdruß und Langeweile. Wir bezogen noch im Winter unſern jetzigen, zwar ſchauerlichen, aber romantiſch ſchönen Landſitz, und fuhren nur ſelten in die Stadt.

Im Anfange des Februars, da unſere Nachbarn wegen ſchnellen Aufbruchs des Eiſes eine Ueberſchwemmung vorherſagten, flüchteten wir auch dahin auf einige Tage. Die Prophezeihung der Landleute traf pünktlich ein.

Ich gieng eines Abends mit meiner Gattinn auf die große Brücke, um den Eisgang der Elbe, welchen man als grauſend und furchtbar ſchilderte, zu beobachten. Mir, der manchen Seeſturm mit angeſehen, konnte freilich die Gewalt des ſo eng eingeſchränkten Elementes nicht eben ſchrecklich erſcheinen; doch mußte der Anblick für Landbewohner gewiß ſehr erſchütternd ſeyn.

Es war Dämmerung. Die Brücke war von Menſchen ſchon ziemlich verlaſſen, und die erſt ſparſam brennenden Lampen verbreiteten ein düſteres Licht. So weit man ſehen konnte, ſchien die ganze Gegend unter Waſſer zu ſtehen. Große, hie und da noch mit Schnee bedeckte Eisſchollen, mit ertrunknem Vieh, mit Haus- und Schiffs-Trümmern vermiſcht, drängten ſich in wildem Wogenſturz durch die Pfeiler, zerbrachen jetzt an ihnen mit ſchallendem Gepraſſel, und erſchütterten ſie bald unter einem hohlen dumpfen Donnerklang. Die höchſten in der Entfernung ſich zeigenden Eichen und Linden ſtanden auf der Waſſerfläche wie niedre Geſträuche. Ein kalter, dichter Nebel ſenkte ſich langſam herab, und bedeckte nach und nach den furchtbaren Schauplatz.

Das tobende Rauſchen der Wellen und die neblichte Dunkelheit erinnerten mich unwillkührlich an den Abend vor meinem ſonderbaren Traume. Wir traten noch auf einen Augenblick in einen Pfeilerbogen, und wollten uns dann wieder in den Gaſthof begeben. Mir war wunderlich, faſt bänglich zu Muthe.

Neben uns ſtand ein langer, hagerer Mann, in einen braunen Mantel gehüllt und mit tiefheruntergeſchlagenem Hute, lehnte ſich mit den Armen auf das Geländer, und folgte mit ſtarren Augen dem Gange der ſchäumenden Wirbel. Sein finſter vor ſich hin ſtarrender Blick fiel mir auf; ich konnte ſein Geſicht nicht völlig ſehen, aber ſein ganzes Weſen ſchien einen Unglücklichen zu bezeichnen, und da er ein wenig aufſah, glaubte ich, nicht ohne große Erſchütterung, meinen unbekannten Warner im Traume zu erblicken.

Ich fragte meinen Lohnbedienten leiſe, ob er dieſen Mann kenne? — „Er komme manchmal zu den Fremden in den Gaſthöfen" — antwortete er — „um an ſie zu verkaufen, und ſey, wie man ſage, ein entſprungener Mönch."

Ich konnte mein ſchreckhaftes Erſtaunen kaum überwältigen; meine Vermuthung ſchien nun doppelt beſtärkt; ich mußte den auffallenden Fremdling kennen lernen.

„Darf ich fragen, mein Herr!" — redete ich ihn an, weil mir eben nichts beſſeres einfiel — „was Ihre Aufmerkſamkeit ſo ſehr auf dieſe ſtürmenden Wogen zieht, daß Sie an der übrigen Welt gar keinen Antheil zu nehmen ſcheinen?"

Er wandte ſich nach mir um, ſchien über meinen Anblick zu ſtutzen. — „Ach!" erwiederte er mit gepreßter Stimme — „es iſt wunderbar — — ich wünſchte manchmal dieſen Wellen zu folgen bis dahin, wo ſie ſich mit dem Meere vereinigen! Dort; dort, an irgend einem unbekannten Meere, verſprach mir das Schickſal einen Retter."

„Das Schickſal? —" verſetzte ich mit immer ſteigender Erwartung.

„Es iſt wunderbar" — wiederholte er — „Ich ſchäme mich faſt, Ihnen die Wahrheit zu ſagen, und doch ſind Sie der Einzige, dem ich — — Verzeihen Sie meine Verwirrung — Ich glaube ſchwerlich, mit Ihnen jemals zuſammengetroffen zu ſeyn, und doch iſt mir Ihr ganzes Aeußeres, ſogar der Ton Ihrer Stimme, bekannt!"

Ich. Reden Sie — ich beſchwöre Sie, reden Sie! Auch mir iſt Ihre Geſtalt äußerſt auffallend — faſt bin ich genöthigt, an eine unerklärliche Verbindung unſrer Seelen zu glauben —

Er. Sie ſetzen mich in Erſtaunen — wahrhaftig es iſt lächerlich, aber — doch muß ich reden! Was ich das Schickſal nannte, ſollte ich eigentlicher die Täuſchung eines Traums nennen. Ich befand mich einſt träumend an einem mit Schiffen und Booten umgebenen Strande, wo ich nie geweſen war. Ich wandelte traurig umher. In der Ferne ſah ich einen Unbekannten, der mit Ihnen die täuſchendſte Aehnlichkeit hatte. Die Stimme eines unſichtbaren Weſens rief mir bedeutungsvoll zu: „Dieſer wird dein Retter ſeyn, wie du der ſeinige wareſt!“

Ich. Und beſinnen Sie Sich noch

auf die Zeit dieſer nächtlichen Erſcheinung?

Er. Ganz genau! Es war voriges Jahr, in der Nacht des ſechſten und ſiebenten Septembers —

Fortſetzung.

Mein, um meine Geſundheit nur allzu zärtlich beſorgtes Weib, welches eine heftige Gemüthserſchütterung an mir zu bemerken glaubte, bat mich leiſe, das Weitere bis auf den morgenden Tag zu verſchieben. Aber der düſtere Fremde war mir zu wichtig werden; ſeine ziemlich dürftige Kleidung, ſein abgezehrtes Geſicht erregte zu ſehr meine innigſte Theilnahme, als daß ich nicht gewünſcht hätte, ihn ſogleich mir zu verbinden und ſeine, vielleicht drückende, Lage augenblicklich zu erleichtern. Ich war verlegen um eine gute Art, ihm meine Unterſtützung anzubieten.

„Ich bin ein Engländer“ — ſagte ich endlich — „und beſitze ein anſehnliches

Auskommen. Sie ſind mir in vieler Hinſicht zu intereſſant, als daß ich den Wunſch unterdrücken könnte, Sie mehrmals, Sie recht oft bey mir zu ſehen. Ohne Zweifel ſind Sie ein Mann von Geſchäften; wollen Sie mir erlauben, für die Abhaltung, welche dieſe Beſuche Ihnen verurſachen dürften, Sie im voraus einigermaßen zu entſchädigen?"

Er ſchien überraſcht, und ſah mich betroffen an; ich drückte ihm einige Goldſtücke in die Hand.

„Ich bin ein faſt von allen, nur von mir ſelbſt nicht, verlaſſener Unglücklicher" — antwortete er — „ich bin arm, ſehr arm; es ſcheint, als habe eine höhere, unbegreifliche Macht, als habe die Vorſicht ſelbſt Sie zu meinem Wohlthäter beſtimmt; aber doch — kann ich kein Almoſen annehmen! Wollen Sie mir erlauben" — er ſah mich fragend an, und wandte ſich an meine Gattinn" — daß ich dieſer Dame etwas von meiner Arbeit, als Beweis meiner Dankbarkeit, anbieten darf, ſo nehme ich dieß Geſchenk Ihrer Großmuth mit gerührtem Herzen an."

Ich gab ihm durch einen Wink meine ſteigende Achtung und meine Einwilligung zu erkennen. Er überreichte meiner Frau ein zierliches Saffian-Futteral, worinn ſich ein ſehr ſchön gearbeitetes, mit Perlmutter ausgelegtes Fernglas befand. Es konnte leicht noch ein Drittheil mehr, als die Goldſtücke, werth ſeyn, und ich erfuhr ſpäterhin, daß er es an dem nämlichen Tage einem meiner Landsleute zum Kauf angeboten, aber nicht überlaſſen hatte, weil jener es unter dem wahren Werthe verlangte.

Wir ſchieden mit gegenſeitiger Zuneigung von einander, und er verſprach, mich des folgenden Tages im Hotel aufzuſuchen. Er fand ſich zur beſtimmten Zeit ein. Je näher wir uns kennen lernten, deſto feſter glaubte jeder von uns an die wunderbare Wahrheit ſeines Traumes. Er gab nach und nach ſeine furchtſame Zurückhaltung gegen mich auf, und ich erfuhr endlich, daß er aus Böhmen gebürtig ſey und Franciſcus K****a heiße.

Doch ich will Ihnen, mein Prinz, ſeine Erzählung lieber mit ſeinen eignen Worten wieder zu geben verſuchen!

Geſchichte des Franciscus K****a.

(Von einer andern Hand geſchrieben.)

Mein Vater war ein geſchickter Maſchiniſt, und bei einem öffentlichen Canalbaue angeſtellt. Er hatte mich außer der Ehe gezeugt, erkannte mich aber nachher für ſein Kind an, und ließ mich in allem Nöthigen auf das ſorgfältigſte unterweiſen.

Ich ſollte, da man nicht ganz gewöhnliche Fähigkeiten in mir zu entdecken glaubte, mich den Wiſſenſchaften widmen; doch hatte ich auch von jeher eine große Neigung zu den Beſchäftigungen meines Vaters, und war ſchon in meinem zwölften Jahre im Stande, Modelle und kleine Uhrwerke ziemlich genau zu verfertigen.

Ein Pater, welcher in dem Rufe der größten Gelehrſamkeit und des heiligſten Lebenswandels ſtand und mich unterrichtete, ſuchte mich für ſeinen Stand zu gewinnen. Er wußte meine jugendliche Schwärmerei ſo ſehr zu erhitzen, meinen emporſtrebenden Ehrgeiz ſo geſchickt zu reizen, daß alle meine Gedanken und Hoffnungen nach dem Kloſter ſich richteten, und ich kaum den Tag erwarten konnte, an dem ich, nicht ganz mit Einwilligung meines Vaters, in meinem achtzehnten Jahre das Mönchsgelübd ablegte.

Nur ungefähr einige Jahre dauerte mein glücklicher Wahn. Bald lernte ich die innere Seite des Kloſterlebens kennen, und ward nun mit Schmerz und Reue gewahr, wie übereilt ich gehandelt hatte.

Indeſſen blieb mir mein Schwur doch noch viel zu heilig, als daß ich geraume Zeit lang einen Bruch deſſelben auch nur für möglich gehalten hätte. Ueberdieß fehlte es mir an allem äußeren Antriebe dazu, und nur eine innere Unzufriedenheit und unerklärliche Sehnſucht bemächtigte ſich meines Herzens. Ich kämpfte dagegen aus allen Kräften, arbeitete mich ab im Kloſtergarten, ſtudirte Tag und Nacht und vertiefte mich in mancherlei mechaniſche Arbeiten. Uebrigens beobachtete ich alle Regeln mit der größten Strenge und erhielt den Beifall, ja das ganze Vertrauen meiner Obern.

Auf dieſe Weiſe hatte ich ungefähr das ſechs und zwanzigſte Jahr meines Lebens erreicht, als ich an einem Heiligenfeſte ein junges Frauenzimmer in unſrer Kloſterkirche erblickte. Sie ſchien mehr dem Himmel, als der Erde, anzugehören; ihr feuriges, zur Maria entzücktes Auge riß mich unwiderſtehlich hin. Dieſer Moment entſchied über mein ganzes Leben.

„O mein Herr!“ — unterbrach hier Franciscus mit ſich verklärenden Augen ſeine Erzählung — „warlich, die Liebe iſt wie das Licht! Im Dunkeln wächſt die Pflanze nur ſpärlich und gewinnt farbloſe Blätter; doch das Licht giebt ihr Gedeihen und Kraft, und mit glühenden Farben ſchmücken ſich alle Blüthen.“ —

Mit großer Vorſicht und Behutſamkeit hatte ich bald erforſcht, daß die reizende Heilige mit einem ſchon etwas bejahrten Kloſterbruder weitläuftig verwandt, und die Tochter einer reichen, äußerſt bigotten Kaufmannswittwe ſey. Von ihm ſelbſt erfuhr ich, daß ſie in kurzer Zeit in dem benachbarten Nonnenkloſter Profeß thun werde.

Ich erſchrak. Das innigſte Mitleid mit ihrer Jugend — ach! was darf ich es läugnen? — die hoffnungsloſeſte, aber heftigſte

Leidenſchaft bemächtigte ſich meiner; ich hatte bald keinen andern Gedanken, als das Mädchen, das, wie ich, einem ſtrengen, unverbrüchlichen Gelübde geopfert werden ſollte; ich dachte unaufhörlich auf Mittel und Wege, mich der Holden zu nähern.

Es gelang mir durch mancherlei Verſuche, die Freundſchaft des alten Mönchs zu gewinnen; wir erhielten beide nach einiger Zeit die Erlaubniß zu einer Fußreiſe in ein benachbartes Kloſter, und ſprachen unter Weges auch bei der Kaufmannswittwe ein. Hier ſah ich die ſchöne Fromme, welche uns mit der größten Ehrfurcht bewillkommte. Sie hieß Maria.

Auf dem Rückwege wiederholten wir den Beſuch. Ich gewann einige Augenblicke, Maria unbeobachtet zu ſprechen. Sie zitterte; ihr Geſicht glühte; aber ihr Auge

BIBL. UNIVERS. LIPS.

ſagte mir, daß auch ich einen tiefen Eindruck auf ſie gemacht habe.

Es glückte mir noch einigemal, ehe ſie in das Kloſter gieng, ihr Haus zu betreten. Die Macht der Liebe beſiegte zu Zeiten die Religioſität. Alles gab mir zu erkennen, daß Maria eben ſo warme Schwärmerinn in der Liebe, als im Glauben, ſey.

Ihrer feurigen Zuneigung gegen mich ungeachtet, hatte ſie kurze Zeit darauf das Kloſtergelübd wirklich abgelegt, und ich ſah ſie faſt zwei Jahr lang nicht wieder. Aber raſtloſe Sehnſucht zehrte an meiner Geſundheit; die heißeſte Liebe verfolgte mich unaufhörlich. Ich las ſehr oft mit andächtiger Begeiſterung in den Briefen Abälards und Heloiſens;*) Schwärmerei der Liebe und Religion theilten ſich in mein Herz.

---

*) S. den Anh. Anm. 4.

Jezt ſann ich raſtlos auf eine Möglichkeit, durch alle Abhaltungen bis in Maria's Kloſter zu dringen. Ich hatte ſchon vorher zuweilen gepredigt; jezt ſuchte ich öfter dazu zu gelangen. Ich ſprach mehreremale mit dem hinreißendſten Feuer, deſſen wahre Quelle freilich kein Zuhörer ahnen konnte; ich ward bald einer der beliebteſten und gerühmteſten Kanzelredner.

Nach Verfluß einiger Zeit mußte ich in dem benachbarten Nonnenkloſter predigen, in welchem meine Maria lebte; ja die Aebtiſſinn verlangte mich zulezt ſogar zum Beichtvater für ihr Kloſter.

Nun hatte ich meinen Endzweck größtentheils erlangt. Die Gelegenheit, Maria zu ſehen, wurde mir nun zu Theil. Meine feurige Beredſamkeit hatte ſie entzückt und ergriffen; die Liebe, von Bewunderung unterſtüzt, vollendete ihren Sieg. Maria's

Fanatiſmus glaubte in mir einen Mann Gottes zu erblicken; ihr Herz nannte mich bald mit einem irdiſchern, aber für mich reizendern, Namen!

Faſt ein Jahr lang blieb unſer Umgang rein und ſchuldlos, unſere Geſpräche fromm und ſchwärmeriſch. Aber die ſchöne Täuſchung verſchwand; die von allen Seiten mit Hinderniſſen umgebene Leidenſchaft durchbrach endlich alle Dämme.

Mit Lebensgefahr wagte ich es einigemal, mich im Garten des Nonnenkloſters verborgen zu halten, und da ich einmal wieder im Beichtſtuhl erſchien, ſchob mir Maria unter unzähligen Thränen ein Billet mit der, unter dieſen Umſtänden ſo furchtbaren, Nachricht zu, daß unſer Umgang vor ihrem Kloſter nicht lange mehr ein Geheimniß bleiben könne. —

Ich war Mann; ich war ihr Verführer;

mein ganzes Verbrechen mit ſeinen ſchrecklichen Folgen ſtellte ſich im grellſten Lichte vor meine Augen; können Sie Sich wohl darüber wundern, daß nun die Kloſtermauer auf mich einzuſtürzen, der Boden unter mir ſich zu öffnen ſchien?

Schleunige Flucht war augenſcheinlich das einzige Mittel, um uns vom Untergange zu retten. Ich erhielt auf mein Anſuchen die Erlaubniß zu einer vierwöchentlichen Reiſe; mein Anſehen, der Ruf meiner Heiligkeit, war bei meinen Vorgeſetzten ſo feſt begründet, daß ich nicht den geringſten Argwohn befürchten durfte.

Meine mit Angſt und Kummer ringende Maria war durch geheime Briefe im voraus von allem unterrichtet. Nachdem ich einige furchtbare Nächte vergeblich an der Mauer des Kloſtergartens auf ſie gewartet hatte, vernahm ich in der dritten das ver abredete Zeichen. Ich war mit allem zur Flucht Erforderlichen vollſtändig ausgerüſtet; mit wundgeriſſnen Händen, doch übrigens unverlezt, ſank Maria von der Strickleiter in meine Arme.

In mancherlei Verkappungen, wofür ich ſehr angelegentlich geſorgt hatte, und größtentheils nur bei Nachtzeit unſern Weg fortſetzend, gelangten wir auf die Gränze eines Proteſtantiſchen Landes.

Da wir ohne Päſſe und Empfehlungen uns unter ganz fremden Menſchen befanden, ſo ſah ich mich zu unſerm weitern Fortkommen bald genöthigt, die wahren Urſachen und Umſtände unſerer Flucht der Obrigkeit anzuzeigen, und erlangte ſodann die Erlaubniß, meine Reiſe fortzuſetzen. Wir gelangten ohne beſondere Hinderniſſe bis hieher.

Allein mein Entfliehen und Maria's

Entführung hatte natürlich in unſerer Heimath großes Aufſehen gemacht und die Rache der Mönche gegen uns gereizt; wir ſahen uns bald mit geheimen Aufpaſſern und falſchen Freunden auf allen Seiten umringt.

Da unſere Geiſtlichkeit auch hier keinen geringen Einfluß beſaß; ſo ſah ich zu Beförderung meiner Sicherheit bald kein anderes Mittel, als mich öffentlich zur Evangeliſchen Religion zu bekennen.

Einige eifrige Bekehrer, deren Einſichten ich weit mehr trauen mußte, als den meinigen, munterten mich unabläſſig dazu auf. Ich ließ meiner Maria freie Wahl; aber auch ſie, damals noch von der heißeſten Liebe geleitet, veränderte ihren Glauben, und wir wurden durch einen Proteſtantiſchen Prediger mit einander getraut.

Noch jezt ſchweben die erſten Monate unſerer Ehe wie ein freundlicher Traum vor meinem Gedächtniß. Ich ſtrengte, als nunmehriger Hausvater, alle meine Kräfte an, um für uns eine Art von Wohlſtand zu erſchaffen. Meine Geſchicklichkeit in mechaniſchen Arbeiten und die Liebhaberei vieler reichen, hier durchreiſenden Fremden ſezten mich bald in den Stand, eine ordentliche Werkſtatt zu errichten; ja mein Verdienſt erhöhte ſich anfänglich von Tage zu Tage ſo anſehnlich, daß ich daran denken konnte, ein kleines, vorher bloß gemiethetes Haus in der entlegenſten Vorſtadt anzukaufen. Ich bezahlte die Hälfte des Preiſes ſogleich, und lebte nun einige Zeit in ungeſtörter Ruhe und Glückſeligkeit.

„Wenn Sie, mein Herr!" — ſo ſezte Franciscus ſeine Erzählung fort — „einmal die Neugier haben ſollten, mich in meinem ehemaligen, jezt faſt ganz verwilderten, Eigenthume aufzuſuchen; ſo würden Sie geſtehen müſſen, daß der liebende Mann und der mit ſich ſelbſt einige Menſch ſehr wenig bedarf, um ſich in ein lachendes Paradies verſezt zu glauben. Die ganze Gegend meines Aufenthalts ſcheint ein dürrer unfruchtbarer Sandfleck, und wird nur von den ärmſten, größtentheils aus der Fremde hieher gekommenen Anſiedlern bewohnt; faſt nirgends ſtehet ein ſaftiger, ſchattiger Baum; nur zwerghafte Kirſchſtämmchen und ärmliche, magere Hängebirken ſcheinen hie und da dem ausgezehrten Erdreiche mit mühſamer Beharrlichkeit abgetrozt.

Deſſen ungeachtet aber hatte ich meinen kleinen Garten bald zu einer Fruchtbarkeit und Ergiebigkeit genöthigt, daß er die Aufmerkſamkeit aller Vorbeigehenden auf ſich zog. Nicht wenige baten um die Erlaubniß, ſich umſehen zu dürfen, und wünſchten mir beim Hinweggehen zu den Früchten meines Schweißes mit aufrichtiger Theilnahme Glück.

War bloß der Ruf meines Wohlſtandes und ein geheimer Neid über denſelben die Veranlaſſung, oder hatte man nur gezögert, um deſto nachdrücklicher mich die Rache fühlen zu laſſen — genug, ich ſah mich aufs neue — und weit hinterliſtiger, als vorher — feindſelig beobachtet und mit Gefahren bedroht. Jezt wurde ich — ich kann es nicht abläugnen — auf das heftigſte erbittert; ich wagte es, meinen geheimen

Feinden öffentlich die Spitze zu bieten; ich ſchrieb die Geſchichte meiner Flucht, und begleitete dieſe mit einer beißenden Schilderung aller, von mir ſehr genau gekannten, Schandlichkeiten des Kloſterlebens.

Wurde dieſe Flugſchrift von der einen Seite mit beifälligem Feuereifer aufgenommen, ſo reizte ſie auf der andern die Wuth der Gegenparthei bis faſt zum Unglaublichen. Furchtbare Verfolgung, ja zuweilen ſogar thätige Mißhandlung, folgte mir überall, und ich wagte es kaum mehr, im Dunkeln auszugehen, oder ohne geladnes Gewehr die Nacht über in meinem Hauſe zu bleiben.

Doch alles hätte ich gern ertragen, hätte man nur meine innere, häusliche Zufriedenheit nicht auf eine andere Weiſe gänzlich zu untergraben geſucht.

Schon längſt war für meine Maria der täuſchende Schleier geſunken, womit die

Liebe auf einige Zeit ihre Augen umgeben hatte; ſchon längſt glaubte ſie, das Heil ihrer Seele verdammungswürdigen Begierden und irdiſchen Güthern aufgeopfert zu haben; innere Beängſtigung, nagende Gewiſſenszweifel, ſchwärmeriſche Furcht ſchienen ſie unaufhörlich zu quälen, und faſt nie fiel ihr Blick freundlich auf mich; faſt nie ſah ich ihr Auge heiter und ohne Thränen.

Alles mein Zureden, alle meine zärtlichen Vorſtellungen vermochten nichts, um ſie mit ſich ſelbſt und mit mir wieder auszuſöhnen. Sie hielt mich nicht undeutlich, für ihren Seligkeitsräuber, für ihren Verführer auf den Weg zur Hölle; ſie kämpfte zwiſchen der Liebe und ihrem finſtern Glauben, und es konnte mir nicht entgehen, daß ſie Geheimniſſe vor mir habe und zuweilen die katholiſchen Capellen beſuche. Ich wagte es nicht, aus Schonung für ihre Gewiſſensruhe, ſie daran zu verhindern, ſo gefahrbringend für unſere Sicherheit und Freiheit mir dies alles auch ſchien.

Ich habe bis jezt Ihnen zu ſagen vergeſſen, daß mich Maria mit zwei Söhnen beſchenkt hatte. Waren dieſe anfänglich für uns eine Quelle der reinſten älterlichen Freuden, und dienten ſie ſpäterhin wenigſtens dazu, das von dem Gatten ſich ſchon abwendende Herz meiner Maria von Zeit zu Zeit an den Vater ihrer Kinder wieder zu feſſeln; ſo gaben dieſe armen Schuldloſen endlich die Veranlaſſung ab, daß meine ganze kleine Glückſeligkeit völlig zertrümmerte; ja es fehlte ſogar nur wenig daran, daß ſie der mütterlichen Schwärmerei und Zärtlichkeit nicht zum Opfer wurden.

Vergebe es der Allgütige einſt allen denen, welche mittel- oder unmittelbar, mir bekannter und unbekannter Weiſe, mein häusliches Glück und die Seelenruhe meines ſchwachen Weibes zu untergraben bemüht waren! Ohne die angewandten Mittel errathen zu können oder zu wollen, mußte ich bemerken, daß Maria von Tage zu Tage stiller und trübſinniger ward. Statt, wie vorher, für die Kinder mütterlich zu ſorgen, hielt ſie die armen für verdammliche Früchte einer von der Kirche verfluchten Ehe; ſie betete und weinte unaufhörlich, oft ſelbſt bei Nachtzeit; ja ihre Verwirrung gieng zuweilen ſo weit, daß ſie himmliſche Geſichte geſehen zu haben vermeinte.

Was ich nach allen dieſen traurigen Ereigniſſen beinahe befürchten mußte, traf endlich plözlich ein. Sie war eines Tages ungewöhnlich lange, ja bis zur Dämmerung, ausgeblieben; ich vermuthete, daß ſie wieder den katholiſchen Gottesdienſt abgewartet habe. Jezt ſtürzte ſie raſch herein; ihr ſtarres Auge flammte wie Feuer; ihr Haar flog wild um Wangen und Schultern; ihr Geſicht war todtenbleich.

Ich faßte erſchrocken ihre Hand; ich bat und beſchwor ſie unter den ſanfteſten Zuredungen, ſich zu beruhigen. Sie hielt mich von ſich zurück.

Ich hob das Tuch von dem Bette, wo die Kinder, lächelnd, wie kleine Engel, ſchon ruhig ſchlummerten, und wollte ſie zu ihnen hinführen. Sie warf ſich auf einen Stuhl, rang die Hände und fieng an, laut zu weinen.

Endlich ſchien ſie ſich zu ſammeln, und ward etwas ruhiger. Unter mancherlei, nicht zuſammenpaſſenden Reden, die von der höchſten Geiſtesverwirrung zeugten, gab ſie mir zu erkennen, daß ſie nunmehr es nicht länger aushalten könne; ſondern, zu Abbüßung ihrer ſchweren Sünden, in ihr Kloſter zurück müſſe.

Alle Mühe, ihr dieß ausreden zu wollen, war vergeblich, und da ich gleichwohl den Verſuch dazu machte, mußte ich erfahren, daß die heilige Jungfrau ſelbſt ſie dazu aufgefodert, daß das Muttergottesbild heute Abend, da ſie ſich vor dem Altare niedergeworfen, ſie erſt ſtarr angeſehen, dann aber die Augen bewegt und Zähren vergoſſen und ihr gewinkt habe. Zugleich miſchte ſie mancherlei aus der heiligen Geſchichte, von Abraham und Iſaac und den Engeln mit ein, ja ſie ſchien ſich ſogar zuweilen ſelbſt mit der Jungfrau Maria für eine Perſon zu halten, oder wenigſtens zu glauben, wie jene, in unbefleckter Empfängniß geboren zu haben; kurz, ich konnte faſt nicht länger zweifeln, daß ihr Verſtand durch das eingebildete Wunder der Augenverdrehung völlig zerrüttet ſey.

Ich ſchickte die Magd noch vor Einbruch der Nacht nach dem Arzte; er zuckte die Achſel und meinte, wir wollten den Morgen erwarten. Wir beredeten Maria, ſich niederzulegen, und gaben ihr einige Taſſen Thee. Ich wachte die Nacht bei ihr; ſie ſchien nach

Mitternacht vor Ermüdung ziemlich feſt zu ſchlummern.

Schon war es Tag worden, und ſie ſchlief immer noch ruhig. Ich gieng in den Garten, und befahl der Magd, von Zeit zu Zeit nach der Kranken zu ſehen.

Noch war ich, kummervoll und in dumpfer Beklemmung zu Gott betend, kaum einigemal auf und ab gegangen, als die Magd mich eilig rufte, weil Maria aufgeſtanden ſey und ſich ankleide. Ich ſprang ſchnell in die Stube, und riß die Thür auf; Maria, ſchon völlig gekleidet, ſtand am Lager der Kinder. Von Schrecken faſt zu Boden geſchmettert, erblickte ich ein großes ſcharfes Meſſer in ihrer Hand!

„Großer Gott, Maria!" — rief ich aus, und entwand ihr das Meſſer.

Sie blickte mir mit gelaſſenem Lächeln ins Geſicht. — „Und Gott ſprach zu Abraham:" — ſagte ſie langſam — „Nimm Iſaac und gehe hin in das Land Moria, und opfre ihn daſelbſt zum Brandopfer. Und Abraham antwortete: hie bin ich" —

Ich war von Schmerz und Entſetzen faſt meiner Sinne beraubt; ich drückte die gerungenen Hände in wilder Bewegung vor die Stirn. —

„Suchſt du ein blutiges Opfer, unnatürliche Mutter!" — rief ich in halber Verzweifelung, und riß meine Bruſt auf — „ſo nimm lieber mich, als dieſe Unſchuldigen! Dein finſterer Glaube wird mich ja doch, ſpät oder frühe, an das Schlachtmeſſer liefern!"

Jezt ſchien ihre Beſinnung auf einen Augenblick völlig zurück zu kehren. — „Vergieb!" — ſagte ſie mit hervorſtürzenden Thränen und dem weichſten Tone, mit einem Blicke der frühern innigen Zärtlichkeit, und umſchlang meinen Hals. Ich ſchloß ſie mit tiefer Rührung in meine Arme.

„Ach, ich liebe euch unausſprechlich — aber — Gott will es! — ich muß euch verlaſſen! — ſo rief ſie plözlich aus, riß ſich von mir los, und ſprang in dem nämlichen Augenblick mit unglaublicher Schnelligkeit aus dem Hauſe. Ich ſuchte ſie einzuholen, aber ſie war, ohne daß mir dieß glückte, aus meinen Augen verſchwunden.

Umſonſt rufte ich meine Nachbarn, ja zulezt ſogar die Obrigkeit zum Beiſtand auf, um meines unglücklichen Weibes wiederum habhaft zu werden. Alles, was zu erlangen war, beſtand in der unſichern Spur, daß man Maria am Tage ihrer Flucht in der Wohnung eines katholiſchen Paters, und einige Zeit nachher auf der Landſtraſe bei einem Böhmiſchen Fuhrmanne geſehen habe; weiter erhielt ich faſt in Jahresfriſt nicht die mindeſte Nachricht.

Verlaſſen von dem Weibe, das ich ſtets mit der höchſten Zärtlichkeit geliebt, und zulezt vielleicht nur allzuſchonend behandelt hatte, verlor auch ich nach und nach faſt die Luſt, länger zu leben, und nur die Vaterpflicht gegen meine beiden unerzogenen Knaben hielt mich noch aufrecht. Doch fieng ich bald an, meine Geſchäfte und meine häusliche Wirthſchaft zu vernachläſſigen, und bemerkte in Stunden des ernſtern Nachdenkens nur zu deutlich das Sinken meines bisherigen Wohlſtandes.

Etwa drei Vierteljahre mochte ich in dieſem dumpfen Seelenſchlafe verlebt haben, als ich ſelbſt aus dieſem unglücklichen Zuſtande der Unthätigkeit, theils durch das Schickſal, theils durch die Bosheit meiner Feinde geweckt wurde.

Denn um dieſe Zeit wurde zuerſt mein älteſter Knabe von einem damals unter den Kindern wüthenden Fieber ergriffen, und an dem Tage ſeiner Beerdigung mußte ich auch das Särgelchen für meinen Jüngſten beſtellen. Die ganze noch übrige Hoffnung meines Lebens, meine einzige Freude, mein einziger Troſt, lag nun in dem engen Raume zweier kleiner Erdhügel vor mir eingeſchloſſen; alle nur erſt leicht überharſchten Wunden meines Herzens brachen von neuem auf, und die tiefſte Schwermuth bemächtigte ſich meiner.

Noch war kaum ein Monat ſeit dem Tode meiner Kleinen verfloſſen, und ich beſuchte noch täglich auf dem nahe gelegnen Kirchhofe ihre Gräber, als mir ein gar nicht mehr gehofftes, ſcheinbar glückliches Ereigniß begegnete.

Ich erhielt einen Brief, und erkannte ſogleich an der Aufſchrift die Hand meiner Maria. Ueberraſcht und zitternd vor Freude erbrach ich ihn, aber leider! mußte ich bemerken, daß der Brief zwar von meinem Weibe geſchrieben, aber ihr zuverläſſig von meinen Verfolgern in die Feder geſagt war.

Sie meldete mir, daß ſie nunmehr, da ſie ſich wieder in ihrem Vaterlande und im

Schooße der alleinſeligmachenden Kirche befinde, von ihrer Seelenkrankheit völlig geheilt ſey, und unter dem Schutze des Grafen W., deſſen Schweſter ſie ehemals im Kloſter kennen gelernt, frei und ruhig lebe. Man habe ihr die Verletzung ihres Gelübdes mit ſchonender Milde verziehen, und ſie habe ſogar Hoffnung, gänzlich davon entbunden zu werden. Auch ich könne auf einſtweilige Verborgenheit und Sicherheit in dem Schloſſe W. zuverläſſig rechnen, und ſie ſterbe faſt vor Sehnſucht, mich und ihre Kinder wieder zu umarmen.

Die unter dieſen Vorſpiegelungen liegende Abſicht meiner Feinde, mich wieder in ihre Gewalt zu bekommen, lag in der That allzuwenig verborgen, und der ganze Plan war zu unfein angelegt, als daß ich in das mir gelegte Netz hätte fallen können. Ueberdieß wußte ich zwar, daß Maria mit der Schweſter des Grafen W. ehmals bekannt geweſen, erhielt aber von einem heimlichen Freunde die Nachricht, daß leztre verheirathet ſey, und Maria ſich anjezt nicht zu W., ſondern in einem nahe gelegenen Kloſter, befinde.

Da mich jedoch nichts mehr an meinen bisherigen Aufenthalt feſſelte, und ich, nach reiflichem Nachdenken, eine Veränderung deſſelben für meine Geſundheit und Seelenruhe außerordentlich heilſam fand; ſo verkaufte ich unter der Hand meine Beſitzung und Werkſtatt, und war entſchloſſen, mich etwas näher an der Gränze wiederum anzukaufen, um leichter von Maria etwas erfahren und ſie vielleicht wieder zu mir zurückbringen zu können.

Meine geheimen Feinde mochten wahrſcheinlich ſelbſt ihrem Plane wenig getraut haben; denn noch ehe ich dieſes mein Vorhaben ausführte, brach ein weit ſchrecklicherer Unfall über mich aus.

Ich hatte die Magd, welche ſchon mehrere

Jahre bei mir gedient und bei meinen verwaiſten Kindern mit vieler Treue Mutterſtelle vertreten hatte, jederzeit mit Nachſicht und Zutrauen behandelt. Es war mir bekannt, daß ſie einen Liebhaber habe; allein ich konnte und mochte dieſen Umgang nicht verhindern, da der junge Menſch die redlichſten Abſichten vorgab.

Jezt wurde in einem herrſchaftlichen Sommerhauſe ein beträchtlicher Diebſtahl verübt; aller Verdacht fiel auf den Liebhaber meiner Magd, und noch in der nämlichen Nacht wurde ich geweckt, um mein Haus durchſuchen zu laſſen.

Meiner Unſchuld bewußt, öffnete ich mit der größten Gelaſſenheit alle meine Behältniſſe; — aber — denken Sie Sich, wenn Sie können, mein Erſchrecken, als in einem meiner Coffer neben den Geldern, die man mir kürzlich für mein Haus bezahlt hatte.

ein großer gewirkter Beutel gefunden wurde, welcher zu den geſtohlnen Geldern gehörte.

Erſt nach Jahren vielleicht wird es offenbar werden, wie dieſer Beutel in meinen Coffer gekommen iſt; mir kann nur der Umſtand, daß der Dieb in wenigen Wochen aus dem Gefängniß entfliehen konnte, eine, freilich nie zu erweiſende, Muthmaßung geben. Doch war es natürlich, daß ich nun als Mitſchuldiger in Unterſuchung gerieth, zumal da das bei mir gefundene Hauskaufgeld den Verdacht einer beabſichtigten Flucht zu begründen ſchien.

Nach einem langwierigen Gefängniſſe ward durch das offene Geſtändniß der Magd meine Unſchuld außer Zweifel geſezt. Ich erlangte ſchon vor einigen Jahren meine Freiheit wieder, aber meine Geſundheit hatte im Kerker unendlich gelitten; ich wohne in meinem ehemaligen Hauſe zur Miethe, und bin faſt ein Bettler!

Kurz vor Ablauf dieſes Jahres erhielt ich auch aus meinem Vaterlande die nicht zu bezweifelnde Verſicherung, daß Maria ſpäterhin in der That bei einer Schweſter des Grafen W. ſich aufgehalten habe. Meine ganze Hoffnung, meine ganze Sehnſucht, ſchränkt ſich auf den Wunſch ein, ſie noch einmal zu ſehen, und an ihrer Seite mein Leben zu beſchließen; aber kann ich es wohl wagen, in jene Gegenden zurück zu kehren?

O daß es in Erfüllung gieng, was mein Traum mir verſprach! O daß Sie Maria's Befreier, und auf dieſe Art auch mein Retter würden!

Beſchluß des Briefes von William D****** an den Prinzen Camillo.

Sie verzeihen, mein Prinz! daß ich mich zu Aufſetzung dieſer Geſchichte einer andern, mir vertrauten Hand bedient habe. Jezt ergreiſe ich die Feder wieder, um Sie mit dem Schluſſe derſelben und mit meiner angelegentlichſten Bitte bekannt zu machen.

Sie werden leicht glauben, daß dieſer Franciscus, ſowohl wegen der wunderbaren Veranlaſſung zu unſerer Bekanntſchaft, als auch ſeiner traurigen Schickſale halber, meine höchſte Theilnahme erregt hat.

Ich habe ihn mehreremal in ſeiner Wohnung beſucht, und mich dabei von ſeiner Wahrhaſtigkeit und Redlichkeit auf das feſteſte überzeugt.

Zugleich aber mußte ich bemerken, daß ſeine Schwermuth von Tage zu Tage zunahm. Die Sehnſucht nach ſeiner Gattinn, deren Unglück er ſich allein zuſchrieb, ſchien ihn faſt zu verzehren; ſeine ſchwankende Geſundheit und der daraus entſpringende Ueberdruß des Lebens ſtellte ihm alles in dem traurigſten Lichte dar, und er konnte es ſogar nicht abläugnen, daß er ſchon einmal im Begriff geſtanden, ſeinem Elende eigenmächtig ein Ende zu machen.

Endlich gerieth ich auf den Gedanken, meinen hieſigen Aufenthalt auf einige Zeit zu verlaſſen, um vielleicht meinen unglücklichen Freund ſeines einzigen Wunſches theilhaftig machen zu können. Ich faßte mit meiner Gattinn den Entſchluß zu einer Reiſe nach Böhmen und einigen umliegenden Ländern;

Franciscus ſollte als mein Secretair oder in einer andern Verkleidung uns begleiten.

Ich konnte meine Rückkehr in die Stadt kaum erwarten, und eilte ſogleich in ſeine Wohnung. Aber ſein Zimmer war verſchloſſen, und ich erfuhr von den Wirthsleuten nichts weiter, als daß er eines Morgens reiſefertig ausgegangen, und nicht wieder zurück gekommen ſey.

Noch verſchiedenemal habe ich mich nach ihm erkundigt; aber niemand weiß von ſeinem Leben oder Tode die mindeſte Auskunft zu ertheilen; keiner von den ſeit einiger Zeit hier Verunglückten hat mit ihm die mindeſte Aehnlichkeit.

Ich vermuthe daher, daß ſeine Sehnſucht die Stimme der Klugheit endlich übertäubt, und er eine Reiſe in ſein Vaterland unternommen haben möge. Auch dort habe ich durch einige Bekannte Nachforſchungen angeſtellt, und ganz neuerlich ſo viel heraus gebracht, daß man einen gefangenen Mönch in einem verſchloſſenen Wagen tiefer in das Land, und wahrſcheinlich in das ſogenannte ſchwarze Kloſter, ohnweit N*****, geſchafft haben ſolle.

Nehme ich alle Umſtände zuſammen, ſo iſt dieß vermuthlich mein Franciscus geweſen. Ich erſuche Sie daher, mein geliebteſter Prinz! bei unſerer bewährten Freundſchaft, ſich unter der Hand nach dieſem Mönche weiter zu erkundigen, und alles, was bei der, unſerer Abſicht ſo günſtigen, Veränderung im Politiſchen in Ihrer Macht ſtehet, zu Befreiung des Unglücklichen aufzubieten.

Sobald meine Gattinn von einer etwas bedenklichen Unpäßlichkeit wieder hergeſtellt iſt, eile ich ſelbſt zu Ihnen, und o! wie dankbar wollte ich Sie umarmen, wenn ich zugleich den Erretter des Bedauernswerthen in Ihnen umarmen könnte! —

Ich werde nicht eher wieder ruhig, bis ich ihn wieder in Freiheit weiß. Die Vorſicht ſelbſt hat mich zu ſeinem Beſchützer erleſen; und die Erfüllung dieſer Zuſage iſt meinem Herzen ſo theuer, als der Schwur unſerer Freundſchaft mir ewig heilig ſeyn wird!

Funfzehntes Buch.

Der Noviz. — Lied des gefangenen Kloſterbruders. — Die Unterſuchungs-Commiſſion. — Die himmliſche Freiheit. — Traumdeutung. — Das Mädchen mit dem Schleier. — Mancherlei Anſichten. — Aufs Wiederſehn in Italien!

Raimund hatte dieſe vom Prinzen Camillo ihm zugeſtellten Blätter um ſo mehr mit immer zunehmender Aufmerkſamkeit geleſen, je weniger er im Fortgange der Geſchichte daran zweifeln konnte, daß die Gattinn des Mönches und die wahnſinnige Kloſterjungfrau auf der Inſel *) eine und dieſelbe Perſon, und je wahrſcheinlicher es ihm ſogar wurde, daß der geheime Freund, der dem Franciscus zuweilen Nachricht ertheilt habe, Pater Anſelm geweſen ſey.

Er entdeckte dieſe Vermuthungen auch ſeinem fürſtlichen Freunde, und ſie berath-

---

*) S. Seite 299. des erſten, und S. 316. ff. des zweiten Bändchens.

ſchlagten ſich mit einander, auf welche Weiſe zu einer Entdeckung und Befreiung des Pater Anſelms und Franciscus am leichteſten zu gelangen ſeyn möchte.

Da der damalige Kaiſer gleich nach dem Antritte der Regierung mit Einſchränkung er geiſtlichben Despotie, ja mit Aufhebung einiger Klöſter, den Anfang gemacht hatte; ſo konnte man an der thätigſten Unterſtützung von höherer Hand gar nicht zweifeln; aber zuvor mußte doch die Gewißheit der ſehr unverbürgten Nachricht, daß Franciscus in das ſchwarze Kloſter geſchafft worden ſey, näher unterſucht, und der Aufenthalt des Anſelm, wo möglich, erforſcht werden.

Nach mancherlei erſonnenen und wieder verworfenen Plänen, fiel dem Prinzen die Verſchlagenheit ſeines treuen Negers Cornelius ein, und das oft erprobte

Kundſchafter-Talent deſſelben bewog ihn, ſich des Negers auch hiebei als Spions zu bedienen.

Cornelius hörte anfänglich, ohne ein Wort zu ſagen, den Verlauf der Sache aufmerkſam an; dann ſprang er freudig in die Höhe, und klatſchte in die Hände.

„Laß mich machen, mein Prinz!" — rief er mit ſeiner gewöhnlichen Hitze und ſonderbaren Laune — „todt ſollſt Du mich prügeln laſſen, wenn ich die beiden Gefangenen, und ſäßen ſie auch in einem Kirchthurmsknopfe verſchloſſen, nicht auswittere!"

Von dieſer Zuſage ließ er ſich denn auch durch alle Vorſtellungen, daß dieß Unternehmen weit ſchwieriger ſey, als er ſich denke, nicht abbringen. — „Kurz und gut! todt laß mich prügeln!" — wiederholte er immer — „Jezt gieb mir Reiſegeld, und laß mich fort! Hab mich vor den Turbanen und Popenmützen nicht gefürchtet, ſo werd' ich auch mit dieſen Glatzköpfen zurecht kommen! Hahaha! Weißt Du wohl, was ich machen will? Ich laſſe mich noch einmal ein biſſel bekehren! Denn ich ſpüre ohnedieß zuweilen noch einen Bodenſatz von heidniſchem Sauerteig!“

Camillo und Raimund überließen alſo, dieſer mit minderer, jener mit größerer Hoffnung, dem ſchlauen Cornelius das Amt eines Kloſterſpions, und noch vor Eintritt der Nacht machte ſich der Neger in der ſehr ärmlichen Kleidung eines Herumſtreichers auf den Weg.

Das ſogenannte ſchwarze, nur einige Tagereiſen von der Reſidenz entfernte Kloſter mußte natürlich des Negers erſtes Augenmerk ſeyn. Kaum war er in jener Gegend angelangt, und hatte mit dem größten Anſcheine von Einfalt hie und da gehorcht, als er ohne weitern Aufenthalt geradezu gieng, und mit dem Prior zu ſprechen verlangte. Bei dieſem kündigte er ſeine ganze Beſchränktheit ſofort durch die Verwunderung an, daß in dieſem Kloſter nicht, wie er gewiß geglaubt hätte, lauter Landsleute von ihm, mithin lauter ſchwarze Mönche ſich aufhielten, und nun erzählte er mit der auffallendſten Schaafsmiene und der täuſchendſten Scheinheiligkeit, daß er zwar in ſeiner Jugend bekehrt und getauſt worden ſey, aber von einem Ketzer, und die Taufe habe daher nichts gefruchtet. Jezt, da er in einem katholiſchen Lande lebe, habe er dieß einſehen gelernt, und wünſche nun, ein ordentlicher Chriſt und wohl gar ein Mönch zu werden. Habe er es in dem Mönchswesen erſt zu etwas gebracht, dann wolle er zu ſeinen armen verdammten Brüdern, und als Miſſionair dieſe verirrten Schäflein auf den Weg der wahren Seligkeit leiten. —

Es war' ſchier unmöglich, an der Geiſtesarmuth und frommen Dummheit dieſes Cornelius, wie er ſich dermalen gab, auch nur einen Augenblick zu zweifeln, und die Mönche, welche durch Bekehrung eines Mohren wenigſtens Aufſehen zu erregen hofften, verſtatteten ihm daher nicht bloß einen beſtändigen Aufenthalt in ihrem Kloſter, ſondern verſorgten ihn auch mit reichlicher Koſt und mit einem Novizenkleid.

Ihr Bekehrungseifer trieb ſie zu gleicher Zeit an, dem Cornelius von einem der gelehrteſten und thätigſten Proſelytenmacher Unterricht ertheilen zu laſſen, und er geſtand ſpäterhin offenherzig, daß er dieſe Lehrſtunden für eine gerechte Strafe aller ſeiner begangenen Sünden angeſehen habe, und ſeine

Ungelehrigkeit hierbei gewiß am allerwenigſten erkünſtelt geweſen ſey.

Indem ſich jedoch **Cornelius** bei den ihm gereichten leiblichen und geiſtlichen Speiſen ſo wohl ſeyn ließ, als es nur immer gehen wollte, ſezte er den Hauptendzweck ſeines hieſigen Verweilens keinen Augenblick aus den Augen. Er beobachtete mit der größten Schlauigkeit alles, was zu einer Entdeckung führen konnte, auf das genaueſte, und da man, wegen ſeines einfältigen Benehmens, nicht das mindeſte Mißtrauen in ihn ſezte, vielmehr ſich ſeiner bald zu allen niedern Verrichtungen, ja ſogar zu Beſorgungen außerhalb des Kloſters bediente, ſo war er nach kurzer Zeit im Stande, ſeinem **Prinzen** folgende ſchriftliche Nachricht zukommen zu laſſen.

„Herr! Ich bin ſeit einem Monate Noviz im ſchwarzen Kloſter, und habe die beſte Hoffnung, mit der Zeit, wenns alſo über mich beſchloſſen ſeyn ſollte, ein Apoſtel bey den Mohren zu werden. Wenigſtens geben ſich die ehrwürdigen Väter alle erſinnliche Mühe mit mir, und hegen gegen meine Teufelsfarbe nicht den mindeſten Argwohn.

Die bewußte Sache anlangend, ſo iſt ſo viel gewiß, daß es in dem ſchwarzen Kloſter einen verwünſcht ſchwarzen Kerker giebt, und daß darinn ein ſehr düſterer und verwilderter Gefangener ſizt. Ich habe ihm einigemal ſeine Koſt bringen müſſen; aber ſo viel *ich* auch Luſt bezeigte, mit *ihm* zu ſprechen, ſo wenig ſchien *er* zu haben, ſich mit *mir* einzulaſſen.

Vorgeſtern habe ich ihm ein auf dem Boden liegendes Papier geſtohlen. Die heiligen Väter haben mir viel von Joſephs Brüdern erzählt, die zu dem Erzvater Jacob ein buntes Wammus ſchickten und ihm ſagen ließen: „Siehe zu, ob es deines Sohnes Rock ſey?“ Ich ſende Ihnen das Blatt, und ſage: „Sehet zu, ob es eures Freundes Schrift ſey?“

So viel für jezt zur Nachricht von dem

neubekehrten Schwarzen.

Traumgeſicht
des gefangenen Kloſterbruders.

(Beilage zu dem Briefe von Cornelius.)

Es hat mir ein Mädchen im Traume
Einen goldnen Becher credenzt.
Der Wein war mit perlendem Schaume,
Mit Feuernelken der Becher bekränzt.

Das Mädchen war lieblich zu ſchauen,
Es floß ihr vom Nacken wie Sternennacht,
Es glänzten aus dunkelen Brauen
Die Augenſterne in ſonniger Pracht.

Sie ſchien nicht vom Ird'ſchen zu ſtammen,
Doch alle Schöne wohnte an ihr.
Ihr Athem glich äth'riſchen Flammen,
Entzündend die Seele zu wilder Begier.

Gewänder, wie Nebel, umgeſſen
In üppigen Wellen den blühenden Leib;
Von Jugend und Wolluſt umfloſſen,
Erſchien mir das liebliche geiſtige Weib.

Sie trat aus dem düſterſten Dunkel,
Aus einem ſich öffnenden Felſen hervor,
Hielt, ſtrahlend, wie Gold und Karfunkel,
Mit blendendem Arme den Becher empor.

Ich hob' aus dem Becher getrunken —
Weiß nicht, ob Gift, ob Nektar drinn
war?
Wohl nahm ich elektriſcher Funken
In allen Gebeinen und Adern gewahr.

Ich kann nicht die Schöne vergeſſen,
Und nimmer vergeſſen des Trankes Genuß.
O könnt' ich an Buſen ſie preſſen,
Und ſterben im Arm ihr, im glühenden
Kuß!

Was gilt mir dieß bängliche Leben?
Was beut mir des Kerkers dumpfiger Raum? —
Gern wollt' ich dem Tod mich ergeben,
Erſchien' mir im Sterben mein himmliſcher Traum!

Da Raimund die Hand und den ehrwürdigen Ernſt ſeines geliebten Lehrers hinlänglich kannte; ſo konnte es ihm nicht einfallen, die mitgetheilten Zeilen als von ihm herrührend anzuſehen.

Deſto feſter aber überzeugte ſich Prinz Camillo, welcher die Handſchrift des Franciscus nie geſehen hatte, daß der Gefangene kein anderer, als dieſer Unglückliche, ſey. Die Sehnſucht, welche in dieſem Liede, wenn auch in geheimnißvollen Bildern, ſich ausſprach, ſchien ihm mit dem, was William von dem entflohenen Mönche geſchrieben hatte, ziemlich überein zu kommen, und zu verwundern wär' es freilich auch nicht geweſen, wenn das Gemüth des Bruder Franciscus durch die Einſamkeit des Gefängniſſes und durch die in ſelbigem doppelt lebhafte Erinnerung an alle ausgeſtandene Gefahren und Leiden eine etwas verſchobene Richtung erhalten hätte. Vorzüglich aber hielt der Prinz die Wahrheit ſeiner Vermuthung durch den Umſtand beſtätigt, daß das Lied ein Traumgeſicht ſchilderte, und Franciscus nach Williams Briefe nicht ohne Grund unter die Träumer zu zählen war.

Raimunden dünkten dieſe Gründe zwar nicht befriedigend; doch mochte er Camillo nicht hindern, als dieſer, um Williams wenigſtens ſeine Bereitwilligkeit zu zeigen, den Entſchluß faßte, eine kaiſerliche Unterſuchungs-Commiſſion auszuwirken. Denn auf jeden Fall galt es doch hier die Rettung eines widerrechtlich Eingekerkerten, und vielleicht ließ ſich auch bei dieſer Gelegenheit noch zu weitern Entdeckungen gelangen.

Der Prinz erhielt auf ſein Anſuchen

und durch vollgültige Vermittelung ſeiner Freunde ſehr bald Gewährung ſeiner Bitte, und Raimund durfte, mit Einwilligung des Miniſters, in deſſen Canzlei er noch immer arbeitete, als Camillo's Bevollmächtigter mit den Commiſſarien nach dem Kloſter abgehen.

Der Prior ſchien anfänglich, nach Vorzeigung der kaiſerlichen Befehle, mehr erſtaunt, als erſchrocken; als aber Raimund vor allen Dingen den ſchwarzen Novizen zum Führer verlangte, gieng es ohne einen halbunterdrückten Seufzer über die Ruchloſigkeit der Kinder dieſer Welt, ohne eine, nur durch Blicke angedeutete Prophezeihung über den Iſcharioths-Tod dieſes heidniſchen Verräthers nicht ab.

Cornelius wurde herbeigerufen, und da er, von den Beauftragten um das Kloſtergefängniß befragt, ſich ſofort anſchickte, es ihnen zu zeigen, änderten die Mönche erſt ihre Farbe, dann auch ihre Sprache.

Sie geſtanden, daß ein Mönch zur Züchtigung ſeines Ungehorſams eine kurze Zeit gefänglich verwahrt worden ſey, beriefen ſich aber dabei auf ihre Rechte und auf die Kirchengeſetze. Man begab ſich, ohne hierauf zu antworten, in den Kerker, und fand daſelbſt einen Gefangenen, deſſen wilder Blick, verworrenes Haar und bleiches Geſicht allerdings einen zur Verzweiflung gebrachten Mann andeuteten — der aber, als man ihn reinlich gekleidet und von dem, was vorgieng, unterrichtet hatte, als ein ſehr wohlgebildeter und geiſtvoller Jüngling erſchien.

Es fand ſich bei weiterer Unterſuchung, daß er aus einer reichen adeligen Familie abſtamme, und, weil man ihn zu Entſagung ſeiner Geliebten, einer jungen reizenden

Wittwe, und zum Kloſterleben nicht bewogen konnte, mit Einverſtändniß ſeines Vormundes, in dem Kloſter heimlich eingekerkert worden ſey; und die Zuſicherung, daß er nunmehr ſeine Freiheit und ſeine Güther wieder erlangen ſolle, ſchien ihm auf einige Augenblicke faſt das Bewußtſeyn zu rauben.

Sein erſtes, als er ſich wieder erholt hatte, beſtand in der Anzeige, daß er vorher ein anderes, noch furchtbareres Behältniß bewohnt habe, und in ſelbigem von einem andern, weit bejahrterem Gefangenen abgelöſt worden ſey. Er halte es für ſeine Pflicht — ſagte er mit Rührung — durch dieſe Anzeige ſeine erſte Schuld an die Menſchheit abzutragen, und bitte, wenn es nur die Macht der Commiſſarien verſtatte, auch über dieſen Unglücklichen ſich zu erbarmen.

Jezt horchte Raimund hoch auf; er zitterte an allen Gliedern; er ergriff den Vorſitzenden von den Commiſſarien bei der Hand, und ſeine Augen, in welchen Thränen glänzten, ſprachen ſeine Bitte aus.

Gern hätten die Mönche das Daſeyn eines zweiten Gefängniſſes geläugnet; ſie ſtammelten und ſahen ſich einander verlegen an. Endlich nahm einer der älteſten das Wort, und verſicherte: das, wovon der junge Edelmann ſpreche, ſey eigentlich kein Gefängniß, ſondern werde die Wohnung des Friedens genannt, weil — weil in der Regel — jederzeit nur diejenigen dieſen Ort betreten hätten, welche ihn nie wieder — — welche aus ihm in die Wohnungen des ewigen Friedens eingegangen wären. Ueberdieß ſey der dortige Gefangene kein Mönch ihres Ordens, ſondern ihnen anderwärts zur Verwahrung übergeben worden, weil ihre Gefängniſſe feſter —

oder vielmehr die Verpflegung der Gefangnen bei ihnen außerordentlich menſchenfreundlich ſey.

Man kann leicht denken, welche Wirkung dieſe ſonderbaren Entſchuldigungen bei den helldenkenden und menſchlich fühlenden Deputirten hervorbrachten.

Sie foderten ſofort die Eröffnung dieſes Gefängniſſes. Der Prior begab ſich hinweg, um die Schlüſſel hervorzuſuchen, und die Commiſſarien machten ſich, von dem Edelmanne und Cornelius geführt, auf den Weg.

Noch mitten auf einem der Kreuzgänge begegnete ihnen der mit Crucifix und Schlüſſelbunde zurückkehrende Prior, von einigen jüngern Mönchen begleitet.

„Es iſt jezt gerade die Stunde“ — ſagte er mit vieler Salbung — „in welcher ich unſern kranken Bruder täglich mit leiblicher und geiſtlicher Stärkung zu erquicken pflegte. Wollen Sie nicht erlauben, daß ich ihn vorher von Ihrer Gegenwart unterrichte, und nachſehe, ob nicht für die gnädigen Herren ſein Anblick vielleicht zu — zu erſchütternd ſeyn möchte?“

Die Commiſſarien ſahen einander immer bedenklicher an, und der Erſte von ihnen verſicherte dem Prior, daß ſie bei Ausübung ihrer Pflichten keine Gefahr, vielweniger einen traurigen Anblick, zu ſcheuen gewohnt wären.

Man öffnete denn endlich die mit Eiſenriegeln und Ringen ſtark verſchloſſene, halb unterirdiſche Pforte, und der entgegendringende widrige Geruch verhinderte allerdings auf einige Minuten das Eintreten. Raimund allein drängte ſich voraus, und ſtürzte mit einem Angſtgeſchrei augenblicklich zu Boden.

Nach einigen Secunden folgten dann auch die übrigen, und erblickten eine Scene, die jedes nicht ganz verhärtete Herz zu gleicher Zeit mit empörendem Schauder und dem tiefſten, innigſten Mitleid erfüllen mußte.

Die ſchwarzgrauen überall mit grünem Moder beſchlagenen Mauerbögen erhielten nur durch ein in der Höhe angebrachtes doppeltes Gitter einige Beleuchtung, und der durch ſelbiges eindringende Lichtſtrahl fiel gerade auf einen greiſen, ehrwürdigen Simeonskopf, in deſſen Zügen man eher eine himmliſche Verzückung, als die Verzerrung des lezten Augenblicks, eher eine ſanfte Berührung des küſſenden Engels, als die ſtarre, vernichtende Hand des Todes bemerkte. Der, wie es ſchien, vor einigen Stunden entſchlummerte Greis lag bloß in ſeiner Kutte auf den kalten Steinplatten, und ſein Sterbelager beſtand in nichts, als feuchtem Stroh und einer halb verfaulten Baſtdecke. Ein noch halb geöffnetes Buch ſchien ſeiner erſtarrenden Hand entſunken, und zu ſeinen Füſſen ſtand ein leerer irdener Waſſerkrug. In einer, zu Reichung der Speiſen neben der Kerkerthür angebrachten Oeffnung ſah man ein kleines Brod, zu welchem der ſchwache Kranke wahrſcheinlich nicht mehr gelangen gekonnt, und in einigen Winkeln des Behältniſſes lagen Gerippe und Ketten umher.

Jezt erhob Raimund ſein Geſicht wieder von der Erde. — „Anſelm! theurer, ewig geliebter Anſelm!“ — rief er mit unſäglichem Schmerz, und drückte die Hand des Greiſes mit der innigſten Zärtlichkeit an ſeine Lippen.

„Biſt Du es, Sohn?“ — antwortete der Alte mit gebrochener Stimme, und öffnete noch einmal die Augen — „Herr! nun läſſeſt du deinen Diener in Friede fahren!“

„O! erholen Sie ſich, mein Vater! — ich bringe ihnen Rettung und Freiheit!“ —

„Mir winkt die himmliſche! — Raimund! es giebt ein Leben, wo die Vorſicht ſich rechtfertigt!“ — Bei dieſen Worten ſchloß Anſelm die brechenden Augen, athmete noch einmal auf — und nicht wieder.

Wir wenden uns von dem Sterbebette des edlen Dulders, und unternehmen es eben ſo wenig, die Bekümmerniß des dankbaren Zöglings und die ſehr verſchiedenartigen Empfindungen der übrigen Umſtehenden zu ſchildern — denn welche Feder vermöchte das erſtere, und welcher nicht ganz unerfahrne Leſer könnte das zweite ſich nicht denken? — als auch von der weitern Unterſuchung gegen die Kloſtergeiſtlichen und deren Beſtrafung etwas, das nicht unmittelbar zu dieſer Erzählung gehören würde, allhier anzuführen.

Doch können wir des Zuſammenhanges wegen nicht ganz mit Stillſchweigen übergehen, daß weder in dieſem Kloſter, noch auch in verſchiedenen andern, in welchen man ähnliche Nachforſchungen anſtellte, der Pater Franciscus gefunden ward.

Vielmehr hat William nach einiger Zeit den Prinzen Camillo wegen der ihm verurſachten, aber für die leidende Menſchheit in jeder Hinſicht heilſamen Mühe, um Verzeihung, und meldete ihm zugleich, daß Franciscus gar nicht nach Böhmen gekommen ſey, ſondern bereits auf der Gränze den Tod ſeiner Gattinn erfahren habe. Deſſen ungeachtet aber ſey die Prophezeihung das Traumes in Erfüllung gegangen. Denn Franciscus ſey, da er ohne Päſſe und in tiefſter Schwermuth von einem Orte zum andern gewandert, bei der Obrigkeit eines kleinen Landſtädtchens als Landſtreicher in Verdacht und Verhaft gerathen. In dieſem Arreſt ſey er in ein hitziges Fieber verfallen, und man habe ihn in das dortige Krankenhaus gebracht. Durch ſchlechte Behandlung des öffentlichen Arztes sey die Krankheit faſt tödtlich worden, als er, William, in Begleitung ſeines Reiſe-Arztes, den er wegen der ſchleichenden Auszehrung ſeiner Gattinn auf immer angenommen habe, auf einer vorgehabten Reiſe nach W***, durch das Städtchen gekommen, und im Gaſthofe von dem kranken Mönche gehört habe. Hierdurch aufmerkſam gemacht, habe er ſich zu dem Kranken führen laſſen, und dieſer ſey in einiger Zeit durch ſeinen Arzt wieder hergeſtellt und vom Tode gerettet worden.

Verzeihen wir dem braven William ſeinen ſtarken Glauben oder ſeine gläubige Schwäche und die ſcharfſinnige Anſtrengung, die Wahrhaftigkeit ſeiner Träume bei Anſehen zu erhalten.

Gewiß ſind die Leſer hiezu um ſo williger, wenn ſie hier noch erfahren, daß

Franciſcus Alter von dem edlen Britten auf die großmüthigſte Weiſe erleichtert und verannehmlicht worden iſt, und der rüſtige Mönch noch viele Jahre, als Gärtner auf einem Landguthe deſſelben, ruhig und mit ſeinem Schickſale zufrieden verlebt hat.

Raimund war nach Anſelms Beerdigung mit Cornelius nach der Reſidenz zurück gekehrt, und hatte die Nachricht von dem Tode ſeines treuen Lehrers ſogleich ſeinen Aeltern, die dem Pater nicht geringern Dank, als er ſelbſt, ſchuldig waren, gemeldet. Weder der Gedanke, daß Anſelm ja doch nur noch wenige Jahre zu leben gehabt habe, und, nach ſeinen lezten Worten, ſo groß und ſtandhaft geſtorben ſey, als er gelebt, noch auch die freundſchaftlichen Tröſtungen Camillo's und manche von ihm liebevoll eingeleitete Zerſtreuung konnten ſeine Traurigkeit gänzlich verbannen. Er glaubte ſich aufs neue nur zum Leiden geboren, und ſuchte und fand Linderung nur am Buſen der liebenden Tröſterinnen, Dichtkunſt und Natur.

Eines Abends, da er ſeine tiefſinnige Wehmuth durch Young's Nachtgedanken genährt hatte, und von einem weiten Spaziergange in die Stadt zurückkehrte, rollten einige Reiſewagen an ihm vorbei, und es ſchien ihm, als würde er im Vorüberfahren von einem weiß-verſchleierten Frauenzimmer ſehr vertraulich und angelegentlich begrüßt. Er glaubte ſich auf jeden Fall verkannt, konnte aber doch nicht umhin, der Grüßenden nachzuſehen.

Die verhüllte Dame beugte ſich zum Wagenfenſter heraus, winkte mit der Hand, hob den Muſſelin vom Geſicht; Wohlwollen, Freundlichkeit, Zärtlichkeit ſpiegelte ſich in den einnehmendſten Zügen — die Ankommende war die junge Gräfin Natalia.

In dieſem Augenblicke ſchienen Nalmundes Empfindungen ſich, wie von einem Zauberſchlage berührt, gewaltſam zu theilen; ein Strahl der Freude drang elektriſch durch ſeine Seele, und das traurige Gefühl entwich vor dem ſanft eindringenden Strome des frohen; die Erde verwandelte ſich ihm aus einem Leichenfelde in einen blühenden Garten; der Gedanke, daß Anſelm ihn oft auf Natalien, als auf ſeinen irdiſchen Schutzgeiſt, hingewieſen hatte, bemächtigte ſich ſeiner mit ſüßer Gewalt; der Auftritt am Lilienteiche *) zauberte ſich in magiſchem Roſenlichte vor ſeine geiſtigen Augen; tauſend reizende Bilder ſchlangen ſich lieblich um dieſe Erinnerung, und Sehnſucht und Liebe weckend, wie dem Schweizer ſein vaterländiſcher Reigen, klangen ihm nun alle Töne

---

*) S. das Octav-Kupfer und S. 160. des erſten Bändchens.

herüber aus dem poetiſchen Hirtenlande ſeiner früheren Jugend.

Es gilt wohl keine Frage, ob Raimund zögerte, dem Wagen mit verdoppelten Schritten zu folgen. Kaum hatte er das Haus, vor welchem ſie hielten, erreicht, als zärtlich, wie dem einzigen, lange entfernten Bruder die liebevolle, häusliche Schweſter, Natalia dem Glücklichen in den Arm ſank.

So waren nun alle Hauptperſonen unſerer Erzählung, ja ſelbſt ihre Vertrauten — denn auch Lamoral und Amadeo hatten den Grafen Maximilian und Aurelien nach der Hauptſtadt begleitet — wieder, wenn ſchon auf einem veränderten Schauplatze, einander näher gebracht, und die Leſer dürften der Regel nach nunmehr den wichtigſten Ereigniſſen, und wohl gar einem baldigen Schluſſe dieſer Geſchichte, mit Rechte entgegen ſehen.

Allein wir ſehen uns, um hierin ihre Erwartungen nicht zu täuſchen, zu der Vorausſagung genöthigt, daß uns und ihnen, ehe wir vereinigt zum Ziele gelangen, noch eine etwas längere Reiſe bevorſtehe, und füllen den an Hauptbegebenheiten, armen

Zeitraum bis zur Antretung derſelben damit aus, daß wir verſchiedene Anſichten eröffnen, aus welchen das Folgende ſich am richtigſten überſehen laſſen wird.

Wir erinnern uns, daß Graf Maximilian ſchon unter der vorigen Regierung die Gnade und das Vertrauen des Hofes gleichſam erblich beſaß, und daß er auch unter der jetzigen hierin keine Aenderung befürchtete.

Da er, als ein höchſt gewandter Hofmann, immer die ſicherſten Maaßregeln erwählte, und jezt ſeinen bei Gelegenheit der R******yſchen Staatsverrätherei bewieſenen, damals etwas gefährlichen Gehorſam*) zu rechter Zeit bemerkbar zu machen verſtand; ſo war auch dieſe ſeine Erwartung bereits in die volleſte Erfüllung übergegangen, und die Urſache ſeiner jetzigen Ankunft in W*** keine andere, als ſeine Berufung zu dem ihm ſchon längſt beſtimmt geweſenen Geſandtſchaftsposten an den Hof des Königs von S*******.

---

*) S. Seite 439. des zweiten Bändchens.

Abgeſehen von dieſen politiſchen Verhältniſſen, ſo lag es dem Grafen unter den damaligen Umſtänden zu gleicher Zeit nicht wenig am Herzen, ſeinen, etwas verdächtigen moraliſchen Charakter bei den Großen des Reichs in dem vortheilhafteſten Lichte darzuſtellen. Er wußte daher nicht nur die Nachricht von einer gänzlichen Ausſöhnung zwiſchen ihm und dem Gemahl ſeiner Schweſter unter die Leute zu bringen, ſondern behandelte auch, zu mehrerer Beſtätkung hievon, ſeinen Neffen Raimund mit dem größten Anſtande, mit ausnehmender Freigebigkeit und Güte.

Schon beim erſten Empfange verſicherte

er ihn der väterlichſten Freude über ſeine ungewöhnlichen Fortſchritte in Hinſicht auf Bildung und auf den Geſchäftsgang; und einige Zeit darauf erklärte er ihm, daß er ihn zum Begleiter und Geſandtſchafts-Secretair bei der vorhabenden Italiäniſchen Reiſe vom Hofe erbeten und bewilligt erhalten habe.

Raimund ward durch dieſen Antrag auf das angenehmſte überraſcht, aber auch zugleich in nicht geringe Verlegenheit geſezt. Er hatte, um ſich nicht ganz von Natalien entfernen zu müſſen, in allen an ſeine Aeltern geſchriebenen Briefen den Wunſch zu erkennen gegeben, daß er noch länger in W***, ja ſogar in der Familie des Grafen, bleiben möchte; er hatte, um einen geſchickten Vorwand dieſes, ſonſt vielleicht unkindlich ſcheinenden, Verlangens anzugeben, nicht bloß ſeiner ziemlich vortheilhaften Ausſichten für die Zukunft erwähnt, ſondern auch der Wahrſcheinlichkeit, den Grafen auf dieſe Weiſe zu einer freiwilligen Herausgabe des an ſich gezognen Vermögens, oder doch zu einer andern billigen Ausgleichung, gütlich zu bewegen.

Joſeph und Thereſe konnten dieſen Gründen ihre Billigung nicht verſagen, und erſterer, der zwar, im Vertrauen auf die Gerechtigkeitsliebe des jetzigen Monarchen, im Nothfalle das Aeußerſte gewagt haben würde, fand dennoch den von Raimund vorgeſchlagenen Weg kürzer und räthlicher. Er erlaubte daher nicht nur ſeinem Sohne, von deſſen Klugheit und Edelmuth er durch jeden ſeiner Briefe auf das feſteſte überzeugt ward, ſich über ſein künftiges Leben ganz allein ſelbſt zu beſtimmen, ſondern er gab ihm auch zugleich Anweiſung, wie er wahrſcheinlich den gegen den Grafen gerichteten Zweck am leichteſten durchſetzen würde.

Raimund mußte ſich nun als Vermittler zwiſchen zwei Theilen anſehen, gegen welche beide ihm große Verbindlichkeit oblag. Seinen Aeltern war er jede kindliche Pflicht, aber dem Grafen auch unleugbar, beſonders ſeit ungefähr Jahresfriſt, Erkenntlichkeit und Dankbarkeit ſchuldig; gegen ſeine Aeltern, ja auch gegen Anſelm, hatte der Graf unverantwortlich, gegen ihn ſelbſt doch gewiſſermaßen als Wohlthäter gehandelt; das erſtere heiſchte Rache, das leztere wenigſtens Schonung — ſelbſt wenn der Graf nicht Nataliens Vater geweſen wäre!

Schon einige Wochen hatte Raimund in der peinlichſten Unentſchloſſenheit hin und her geſchwankt, war ſchon mehrmals im Begriff geweſen, gegen Maximilian von ſeinen Aeltern zu ſprechen, und hatte doch immer geſchwiegen. Heute, da der Graf das Geſpräch mit dem gedachten, für ihn ſo viel Reizendes enthaltenden Anerbieten eröffnete, hatte eine Anfrage Joſephs: ob noch nichts geſchehen? Raimunden völlig beſtimmt, und er würde vor ſich ſelbſt erröthet ſeyn, hätte er ſich durch dieſe ſcheinbare Güte abermals von der ſo wichtigen Erklärung zurückhalten laſſen.

Er faßte den Grafen bei der Hand, und dankte ihm mit Rührung für dieſe Vorſorge.

„Herr Onkel!“ ſagte er dann — „wollen Sie mir nicht endlich erlauben, daß ich Sie künftig ganz — mit ungetheiltem Herzen — achten und lieben darf?“

Der Graf ſtuzte, und beobachtete ihn mit neugierigen Blicken. Raimund hielt noch immer ſeine Hand. „Onkel“ — hub er wieder an — „Sie haben viel gut zu machen, wenn die Beweiſe Ihrer Güte mich zum ungeheuchelten Danke verpflichten ſollen. — Ich habe Nachrichten von meinen Aeltern, von Ihrer einzigen Schweſter Thereſe, von Thereſens Gemahl, Joſeph von St***!"

Jezt vermochte der Graf nicht mehr die Augen zu erheben. — „Was wollen Sie? was führen Sie für eine Sprache?" — ſagte er heftig, und wollte ſich von ihn los machen.

„Onkel! ich kann Sie jezt nicht laſſen" — fieng Raimund mit gepreßter Stimme wieder an, und zog ihn noch einen halben Schritt weiter zu dem nahe hängenden Wandſpiegel — „Wir ſind jezt allein. Erheben Sie Ihre Augen — ſehen Sie Ihr Geſicht — laſſen Sie von Ihrer eignen Beſtürzung ſich ſagen, was ich gern verſchweige! — Wollen Sie thun, was Ihnen jezt noch möglich iſt? wollen Sie vergüten, was Sie noch vergüten können? — Onkel — ich bitte von Ihnen mit Wehmuth und Thränen, was ich vor dem Throne des Monarchen von Ihnen fodern könnte!“

Maximilian war betroffen — erſchüttert. Raimund ſtand ſo ſchuldlos, ſo gemäßigt, ſo edel vor ihm, und doch traute er ſeiner Schwärmerei allenfalls einen gewagten Schritt zu. Maximilian fühlte in dieſem Augenblicke ſogar eine Art von Rührung, von Beängſtigung.

Doch nur einige Secunden dauerte dieſe Bewegung: er war zu geübter Böſewicht, um nicht bald wieder eine heuchleriſche Maske vornehmen zu können.

In wenig Augenblicken hatte er ſich völlig geſammelt. Faſt unbefangen, mit anſcheinender Gutmüthigkeit, ja mit Heiterkeit fieng er an: „Sie kennen den jetzigen Aufenthalt Ihrer Aeltern? Wohl, ſo iſt auch für mich einer der innigſten Wünſche erfüllt! — Raimund! Sie wiſſen vielleicht nur halb, was ehedem zwiſchen uns vorgefallen, aber, auch den andern Theil ſollte man hören! Doch wozu dergleichen Erörterungen, welche ja doch nur zu Bitterkeit und neuer Familienfeindſchaft führen könnten? Alles Vergangene möge von nun an in den Grund des Meeres verſenkt ſeyn! — Hier meine Hand! Ich werde Ihnen Rechnung ablegen; ich werde alles, wozu das Recht mich verbindet, ja noch mehr, noch weit mehr, werde ich thun — und wiſſen Sie denn, lieber Neffe! ob ich nicht längſt die Folgen meiner zornigen Aufwallung bereut, ob ich nicht mit gutem Vorbedacht Sie in meiner Familie erzogen, ob ich nicht auf einen Erſatz gedacht habe, welchen Sie — Sie vorzüglich

— gewiß für den vollſtändigſten anſehen würden?"

Raimunds Geſicht glühte; er wagte es nicht, dieſen Worten nachzudenken, und eben ſo wenig, etwas darauf zu erwiedern. Inzwiſchen hatte doch dieſes Geſpräch und einige anderweite Vorſtellungen Raimunds in der That den Erfolg, daß der Graf nach und nach ſehr anſehnliche Wechſelbriefe an Joſeph und Thereſen abgehen ließ, und dieſe wegen ihres Eigenthums ziemlich zufrieden ſtellte, ob er ſchon, ſtreng gerechnet, noch zu einem weit mehreren verpflichtet geweſen wäre.

Eine ſanfte Gewalt hat uns ſchon längſt zu Natalien wieder hingezogen; länger können wir dieſem holden Zwange nicht widerſtehen, aber — o möchte das, was wir anjezt mittheilen können, nicht das wenige Gute, was wir von ihrem Vater im vorigen Abſchnitte rühmen konnten, völlig wieder austilgen; möchte es jedes gefühlvolle Herz mit freudiger Hoffnung, nicht mit bangen Ahnungen für Nataliens Ruhe, erfüllen!

Natalia hatte nach ihrer Trennung von dem Prinzen Camillo noch weit deutlicher in ihrem Herzen geleſen. Faſt kein Augenblick war vergangen, in welchem ſich ihre Gedanken nicht mit dem Entfernten beſchäftigt hätten, und ſie würde ſich dieſer ſchönen Leidenſchaft willig und mit ganzem

Herzen ergeben haben, wäre die Ueberzeugung, daß ſie an dem guten, ſanften Raimund nicht edel, daß ſie pflichtwidrig an ihm handle, für ihr zartes Gemüth nicht äußerſt beunruhigend und folternd geweſen.

Nicht die Nacht vor Camillo's Abſchiedsbeſuche allein, ſondern noch manche folgende Tage und Nächte, brachte ſie unter den nagendſten Vorwürfen und ſtillen Thränen zu; ſie war oft entſchloſſen, ihre Neigung für den Prinzen der erwähnten Pflicht gegen Raimund mit heldenmüthiger Entſagung aufzuopfern, und nur die Erinnerung, daß ſie ja auch Camillo, und zwar noch weit beſtimmtere Hoffnungen gemacht habe, nur die wenig begründete Vermuthung, daß vielleicht ihr Vater dem Prinzen ſeine Einwilligung verſagen würde, hielt ſie zurück, dem leztern einen Brief nachzuſenden und ihm noch beſtimmter zu erklären, daß ſie, ohne vorher wegen Raimunds völlig beruhigt zu ſeyn, ihre Zuſage noch als ungewiß und unverbindlich ausgelegt wiſſen wolle. Drang während dieſer Zeit ja manchmal ein Anſchein von frohen Empfindungen in ihre Seele, ſo wurden dieſe bloß von dem Gedanken hervorgelockt, daß Raimund und Camillo ja nun ſich kennen gelernt hätten, daß beide ſich achten und lieben müßten, und daß keiner dieſer Edlen einen Schritt von ihr verlangen würde, der ſich mit ihren Pflichten und Neigungen nicht vertrüge.

So waren wieder einige Wochen langſam vergangen, und Natalia hatte in dieſer Hoffnung einer zwiſchen Camillo und Raimund gewiß eintretenden Freundſchaft einigen Troſt, ja zuletzt ſogar einſtweilige Beruhigung gefunden, hatte es faſt ihrem Herzen abgenöthigt, beiden Freunden mit gleicher Zärtlichkeit anzugehören, und ſah auf dieſe Weiſe der Zukunft ohne Bangigkeit entgegen; als eine ſchreckliche, ſich ihr aufdringende Entdeckung, welche die Leſer nur aus ihren Folgen errathen mögen, ihr Gemüth von neuem auf das heftigſte erſchütterte, und faſt der Verzweifelung zum Raube gab.

Hatte Natalia bis dahin ihren Vater bei ſich ſelbſt zu entſchuldigen geſucht; hatte ſie ihn, wenn auch nicht mehr geliebt, doch kindlich geachtet; hatte ſie die Beweiſe ſeiner Güte anerkannt, und die oft wiederholten Verſicherungen ſeiner zärtlichſten Zuneigung dankbar erwiedert: ſo vermied ſie jezt, mißtrauend zwar noch ihrer Wahrnehmung, doch voll immerwährender Aengſtlichkeit und Schauder, ſeine Gegenwart; ſo äußerte ſie nun eine auffallende Geringſchätzung gegen alles, was ſie aus ſeinen Händen empfieng; ſo bezeigte ſie zuweilen eine bemerkbare Widerſetzlichkeit und ſtrebte nach völliger Unabhängigkeit; ſo zweifelte ſie endlich keinen Augenblick länger an allen, ihm zur Laſt fallenden Verbrechen, und konnte kaum ohne inneres Entſetzen in ſeiner Geſellſchaft verweilen.

Ja nicht genug, daß dem häuslichen Beobachter eine wichtige, in ihr vorgegangene Sinnesänderung nicht entgehen konnte; ſo hätte ſelbſt ein ganz fremder Seelenkenner, der Natalien vorher nur einmal geſehen hätte, auf die Vermuthung gerathen müſſen, daß in dieſem ſo ſanften, ſo liebenswürdigen weiblichen Weſen die Menſchheit und Weiblichkeit auf irgend eine ganz eigne Weiſe gewaltſam aufgeregt und empört worden ſey. Denn auch in öffentlichen Kreiſen zeigte Natalia jetzt, ſtatt der ehemaligen Sanftmuth und ſittſamen Zurückgezogenheit, eine auffallende Heftigkeit; ſelbſt in ihren Vergnügungen äußerte ſie eine faſt männliche Gleichgültigkeit und Kühnheit; und ob ſie ſchon auf allen Putz und Schmuck;

der ihre Schönheit erheben konnte, immer mehr und mehr, doch ohne Erfolg, Verzicht leiſtete, und öfter in Wittwen- als in Mädchen-Farben erſchien, dennoch ſelbſt in ihrem Umgange mit Männern eine größere Freiheit, eine lautere Fröhlichkeit.

Man würde jedoch ſehr irren, wollte man aus dieſen Aeußerungen auf eine allmählige wirkliche Veränderung ihrer Denkungs- und Empfindungsart ſchließen. Eine gewiſſe, durch die gemachte Entdeckung erweckte Leidenſchaftlichkeit und Erbitterung abgerechnet, waren alle ihre Handlungen abſichtlich und von einer reiflichen Ueberlegung erzeugt.

Sie hatte ſich plözlich und gewaltſam von aller Anhänglichkeit an ihren Vater losgeriſſen, und es lag ihr daran, dieß ihm ſelbſt bemerklich zu machen; ſie ſah voraus, daß ihr vielleicht manche Gefahr bevorſtehe, und ſie bereitete ſich vor, den Gefahren zu trotzen;

ſie glaubte, daß ihr vielleicht ein männlicher Beſchützer nöthig werden könnte, und ſie dachte ſich nun unter Camillo und Raimund nicht mehr bloß liebende Freunde, ſondern auch zuverläſſige und muthvolle Vertheidiger.

Bei dieſer Lage der Dinge war ihr denn auch die Reiſe nach W*** äußerſt erwünſcht, und ſie konnte die Zeit kaum erwarten, wo ſie Camillo und Raimunden wieder um ſich haben würde. So wenig auch dieſe beide ſich einen Grund von ihrem weit unbefangenern und faſt entgegenkommenden Benehmen denken konnten; ſo wenig Natalia einen von ihnen öffentlich auszeichnete; ſo ſah doch jeder von ihnen ſich von Natalien jetzt weit offener, theilnehmender ja ſogar zärtlicher behandelt, als je, und beide bauten darauf im Stillen die reizendſten Erwartungen für die Zukunft.

Nach den ſchon früher angegebenen Verhältniſſen und dieſen, jezt nur leicht angegebenen Umriſſen, werden die Leſer auf das Benehmen unſerer vorzüglichſten Helden und Heldinnen während ihres ungefähr dreimonatlichen Aufenthaltes zu W*** größtentheils von ſelbſt ſchließen können.

Graf Maximilian, deſſen väterliche Liebe jezt nicht ſelten von einer gewiſſen ſcheuen Hochachtung gegen Natalien begleitet ward, und dadurch das Anſehen einer aufs äußerſte getriebenen Höflichkeit und Galanterie gewann, ſuchte allen weitern Anfragen Camillo's, ſo gut nur möglich, ſchon von fern auszuweichen. Da jedoch der Prinz in den lezten Tagen ſich hierdurch von einer ernſtlichern Unterredung nicht abhalten ließ, ſo ſprach er abermals von gewiſſen, noch zur Zeit nicht gehobenen Schwierigkeiten, und vertröſtete den Prinzen auf eine ſchriftliche Fortſetzung der angefangenen Unterhandlungen.

Allein nicht gering war ſein Erſtaunen, als der Prinz mit vieler anſcheinender Laune gegen ihn erklärte, daß er ein viel zu feuriger Liebhaber und getreuer Ritter ſey, als von der Dame ſeines Herzens auf ſo lange Zeit ſich trennen zu können, und dieſe ohne ſeinen Schutz den Gefahren einer ſo weiten Reiſe zu überlaſſen. —

Maximilian, dem dieſe Begleitung in mancherlei Hinſicht äußerſt zuwider war, ſuchte jedoch ſeine Verlegenheit beſtmöglichſt zu verbergen, und gab ſich das Anſehen, als hielt er dieß alles für Scherz. Aber Camillo überzeugte ihn gar bald von der Ernſtlichkeit dieſes Vorſatzes durch die Verſicherung, daß er ſchon ſeit einiger Zeit im Begriff geſtanden habe, ſeine Piemonteſiſchen Beſitzungen zu beſuchen, und bloß um deſſwillen noch nicht dahin abgereiſt ſey, weil er auf die Erlaubniß ſeines verehrten Freundes und gehofften Vaters, die Reiſe in ſeiner Geſellſchaft machen zu dürfen, mit der größten Zuverſichtlichkeit gerechnet habe. Auch ſey dieſe ſeine beabſichtigte Reiſe bereits von dem Monarchen gebilligt, und er hoffe ſogar ſeine übrigen Wünſche von höherer Hand bei dem Grafen unterſtützt zu ſehen. —

Hiegegen ließ ſich nun freilich, bewandten Umſtänden nach, wenig mehr einwenden, und hätte der Graf dieß auch verſuchen wollen, ſo wär' er doch durch die gleich nachfolgende Bitte Camillo's davon abgehalten worden, ihn bei Natalien ſogleich, als ihren Reiſebegleiter und fahrenden Ritter, vorzuſtellen.

Maximilian verbiß mit lächelndem Geſicht ſeinen Unwillen, und begab ſich mit ihm zu Natalien, welche, ungeachtet der Gegenwart ihres Vaters, dieſe Nachricht mit auffallender Freude aufnahm, und dem Prinzen für dieſen Entſchluß mit faſt zärtlichen Ausdrücken dankte. So ſehr auch der Graf ſich bemühte, ſie durch Mienen zu einer größern Zurückhaltung zu verweiſen, ſo ſchien ſie doch dieſe, zulezt faſt zornigen, Winke gar nicht zu bemerken, und ſprach auf das wärmſte von dem Vergnügen, welches ſie ſich auf dieſer Reiſe in Camillo's und Raimunds Begleitung verſpreche.

Nach Verfluß einiger Tage reiſte Graf Maximilian mit Raimunden, Natalien und Aurelien aus der Reſidenz ab. Auch der Maler Lamoral und der nun zum Capellmeiſter ernannte Amadeo war in ſeiner Suite; und am Tage darauf folg=

ten die Reiſewagen des Prinzen Camillo.

Der alte Bernardo, der dieſe Gelegenheit, ſein Vaterland wieder zu ſehen, um nichts in der Welt ſich hätte entgehen laſſen, nahm auch ſeinen jüngſten Knaben Bernardillo mit.

Sechzehntes Buch.

Ankunft in L*r*n und geheime Unterredungen. — Heiraths-Anträge. — Der Abschied. — Tatarische Reise. — Wiederannäherung der Liebenden. — Brief von der Insel Malta. Oskar und Dermid. — Das Concert.

Mit ſteigender Bangigkeit rollt jezt die erzählende Muſe den Vorhang von einem Schauplatze wieder in die Höhe, auf welchem nun bald die lezten Acte eines empörenden Trauerſpiels ſich darſtellen werden.

Wir ſind nun über manches ſteile Gebürge und lachendes Thal, durch grünende Ulmen-Alleen und goldne Waizenfelder, in der ſchönen Hofſtadt T*r*n angelangt, und haben von der ganzen langwierigen Reiſe nur im Allgemeinen zu berichten, daß während derſelben Natalia zwar, wie vorher, auf das ſorgfältigſte über ihr Herz und über ihre Handlungen wachte, daß aber dennoch die Liebe zu Camillo noch weit mehr über die Freundſchaft gegen Raimund die Oberhand gewann; und lezterer ſogar mit ziemlicher Gewißheit ein zwiſchen Natalien und ſeinem fürſtlichen Freunde ſtatt findendes näheres Verſtändniß zu ahnen anfieng.

Kaum hatte Graf Maximilian ſein Beglaubigungsſchreiben übergeben und ſeine Tochter dem Hofe vorgeſtellt, als die ſchöne Deutſche Gräfinn zum Geſpräche des Tages wurde; und durch ihre Annehmlichkeit die Aufmerkſamkeit aller jungen Männer von Stande, ja in kurzer Zeit durch ihre Kunſtfertigkeiten und bezaubernden Umgang ſogar die Freundſchaft der geiſtreichen und oft nur allzulebhaften Prinzeſſinn Victoria an ſich zog. Da man jedoch Natalien, nach mancherlei vergeblichen Beobachtungen, ſogleich für die beſtimmte Braut des mit angekommenen jungen Fürſten erklärt hatte; ſo wurde Graf Maximilians Mißbehagen nicht durch anderweite Anträge, ſondern bloß durch dieſe Sage, und durch die Vermuthung verſtärkt, daß die Prinzeſſinn, oder wohl gar ihre königlichen Aeltern, ſich vielleicht künftighin zum Beſten Camillo's verwenden möchten.

Natalia gab denn auch dieſer Befürchtung durch die angeſtrengteſte Bemühung, ſich an ihre erhabene Freundinn täglich feſter anzuſchließen, einige Nahrung, und Graf Maximilian konnte es endlich nicht länger verſchieben, zu ſeinen ausdauernden Günſtlingen, zu ſeinen getreuen Lagergehülfen, Lamoral und Aurelien, ſeine Zuflucht zu nehmen und ſie in das tiefe eigene, ſchwarze Geheimniß ſeines Daſeyns blicken zu laſſen.

Einſt ſaßen ſie an ſeiner Seite im Innerſten ſeines verſchloſſenen Cabinets, und er hatte ihnen mit glühendem Geſicht und ſtammelnder Zunge die ſchändliche, und doch, wie er ſagte, unbeſiegliche Leidenſchaft ſeines verdorbenen Herzens entdeckt. Er ſprang mit Wildheit auf und foderte von ihnen, unter Bitten und Flüchen, unter den glänzendſten Verſprechungen, ja ſogar unter Drohungen auf den Fall des Verraths, dienliche Rathſchläge und Unterſtützung.

Beide, zwar nicht erſchrocken, aber verwildert, ſahen ihn, ſahen ſich unter einander ſchweigend an. Aus Lamorals Augen ſchien der böſe Geiſt der Habſucht, aus Aureliens der Teufel der Wolluſt, der Rachſucht und der Freude am Verderben anderer, hämiſch hervorzuleuchten.

„Redet endlich!“ — fieng der Graf faſt wüthend an — „wenn mir eure Treue, eure Anhänglichkeit nicht verdächtig werden, wenn ich mich und euch nicht verfluchen ſoll! — — Ich ſah ſie unter meinen Augen heranblühen — ich habe mich nicht ſelbſt geſchaffen, wie ich bin — ich bin verdammt worden bei meiner Geburt zu den heftigſten, zu den vom Vorurtheil der Menſchen verabſcheuteſten Neigungen — ich bin mir ſelbſt, meiner Glückſeligkeit der nächſte — und, bei allem — bei allem, was furchtbar und ſchrecklich iſt! — kein anderer Mann — am wenigſten dieſer ſchmeichelnde, trotzende, begünſtigte Camillo — ſoll vor der Zeit dieſe reizendſte Blume meines Gartens entwenden —!“

„Es iſt — es ſcheint“ — fieng Lasmoral nach einigem Nachdenken an — „etwas Abſcheuliches, etwas Ungeheures, wenigſtens etwas — ſehr Ungewöhnliches, was Sie im Sinn haben. Doch hat die heil. Kirche für alle Sünder Entbindung, und wenn Sie eine Bürgſchaft für viertauſend Ducaten für mich übernehmen wollten, ſo möchte ich faſt dafür ſtehen, daß — ſo bin ich, wie immer, mit Leib und Seele der Ihrige!“

Der Graf nickte; und wandte ſich mit fragendem Blick nach Aurelien. Von dieſer begegnete ihm ein durchdringender üppiger Blick; ſie reichte ihm boshaftlächelnd ihre Hand, und er drückte ſie mit Heftigkeit an ſeine Lippen.

„Wir ſind alſo, wie ich glaube, einig“ — fuhr Lamoral fort, und faßte beide an den Händen. — „Alles, was für jezt zu thun iſt, beruht darauf, daß der Herr Graf nicht auf irgend eine Weiſe zu einer vorſchnellen Einwilligung in die Vermählung mit dem Prinzen genöthiget wird; das übrige findet ſich wohl, wenn wir Zeit gewinnen, und im Nothfall giebt es ja Mittel — —.

Maximilian. Aber wie die befürchteten Zunöthigungen ohne Aufſehen vermeiden? — Der Prinz ſteht in der Gunſt unſers Hofes, und, wie es ſcheint, auch des hieſigen. Natalia beſitzt das Herz der Prinzeſſinn Victoria, und hat ſich nach und nach faſt mir ſelbſt furchtbar zu machen gewußt.

Aurelie. Die Tugendheldinnen ſind nur ſo lange furchtbar, als ſie ſelbſt noch für ihre Tugend zu fürchten haben — —!

Lamoral hatte indeſſen ſchon längſt überrechnet, wie er hier auf zwei Seiten zugleich ſeinen Vortheil befördern könne. — „Alle Umſtände reiflich erwogen, Herr Graf! —“ fieng er von neuem an — „ſo wird, verſteht ſich, zu ſeiner Zeit, der bewußte reiche Graf der ſchicklichſte Gemahl für die Comteſſe ſeyn. Seine Augen haben nicht den Fehler der Scharfſichtigkeit. Er iſt bis zum Faſeln verliebt, und wird ſich nicht einkommen laſſen, über vergangine Dinge bedenkliche Nachforſchungen anzuſtellen. Allein — auf keinen Fall eignet er ſich für jetzt zu einem Nebenbuhler, welcher als Gegengewicht des Prinzen in die Wagſchale gelegt werden könnte. Hiezu würde ich vor der Hand einen andern vorſchlagen, der glücklicher Weiſe Ihnen gleichſam ſich ſelbſt dazu darbietet.

Aurelie. Ich ſehe, wo Sie hin wollen. Lamoral! daß Sie mir doch immer zuvorkommen müſſen!

Lamoral. Und auf wen denken die gnädige Baroneſſe?

Aurelie. Ich müßte ſehr irren, wenn nicht von Ihnen dem ſehr tugendhaften Herrn Baron von St*** ein kaum mehr erwartetes Glück zugedacht werden ſollte!

Lamoral. Wenn Sie meinen! —

Maximilian. Raimunden?

Lamoral. Dieſem und keinem andern!

Aurelie. Dieſem und keinem andern! Ich müßte die Gräfinn nicht kennen, wüßte ich nicht, daß ihr Herz noch zwiſchen Raimunden und Camillo getheilt iſt. An dieſen zieht ſie die feurigſte Liebe, aber zu jenem die Erinnerung einer frühern Zärtlichkeit, inniges Mitleid, und vielleicht ſelbſt die Furcht, ihn ehemals zu ziemlich gegründeten Hoffnungen berechtigt zu haben. Geben Sie nun ſowohl der Gräfinn, als Raimunden, zu verſtehen, daß Sie wider eine Verbindung unter ihnen nichts einwenden würden, ſo läßt ſich alles verwetten, daß Natalia wenigſtens ſobald keinen Schritt vorwärts zum Beſten Camillo's thut. Dieſen hingegen wird man leicht auf den frühern Geliebten eiferſüchtig machen, zwiſchen ihm und der mit Liebe und geglaubter Pflicht kämpfenden Natalia wird ſich Uneinigkeit und Kälte verbreiten laſſen. Die freundſchaftliche Uebereinſtimmung zwiſchen Raimund und Camillo verwandelt ſich dann in Eiferſucht und Haß, und giebt vielleicht Veranlaſſung zu den wichtigſten Auftritten. Gehe aber auch alles, wie es wolle, ſo wird doch auf jeden Fall ein großer Zeitraum gewonnen, während deſſen — wir weiter überlegen können.

Lamoral. Sie haben aus meiner Seele geſprochen!

Maximilian. Auch aus der meinigen! — Ich ſehe es aufs neue, Ihr ſeyd meine treueſten, meine einzigen Freunde; Ihr habt mich mir ſelbſt erklärt! — Schon vor einiger Zeit gieng mir bei einer verdrüßlichen Unterredung mit dem Baron eine ähnliche, doch nur dunkle Idee durch den Kopf; durch Eure Hülfe ſteht ſie nun völlig ausgebildet vor meiner Seele, und verſpricht ſicheres Gelingen!

Der Graf ließ einige Tage darauf Natalien zu ſich rufen. Bleich und alle ihre Kräfte ſammelnd trat ſie ein.

„Es iſt nicht meine Schuld“ — redete er ſie an — „wenn ſeit einiger Zeit zwiſchen mir und meinem einzigen geliebten Kinde, ſtatt der vorigen gegenſeitigen Zärtlichkeit, ſich Mißtrauen und Kälte eingeſchlichen hat. Du haſt Dich von mir entfernt; vielleicht biſt Du nicht fähig, mein Herz zu beurtheilen. — Doch dieß war es nicht, warum ich Dich jezt zu ſehen verlangte!“

Natalia. Jedes andere wird für mich erfreulicher und — angemeſſener für uns beide ſeyn.

Der Graf. So laß mich denn, als Deinen für Dein Glück beſorgten Vater, ohne weitere Einleitung ſprechen. Du weißt ohne Zweifel, daß der Fürſt Camillo di L**** um Deine Hand bei mir angehalten hat und ſeine Wünſche — ſelbſt wider meinen Willen — durchzuſetzen ſich bemühet; auch glaube ich bemerkt zu haben, daß Du vielleicht ſelbſt im Stande ſeyn könnteſt, Dich mit ihm gegen mich zu verbinden!

Natalia. Sie verkennen mich, mein Vater! oder Sie ſelbſt müßten — oder es müßten Gründe eintreten, die — — Gewiß, Sie verkennen mich!

Der Graf. Wie dem auch ſey! — Wir befinden uns ſeit einiger Zeit in einer Stimmung gegen einander, die hoffentlich von ſelbſt wieder verſchwinden wird — Alſo, jezt nur kurz meinen Entſchluß! Ich bitte Dich und befehle Dir, an eine Verbindung mit dem Prinzen nicht weiter zu denken. Ich werde nie, nie, unter keinerlei Umſtänden, meine Einwilligung hiezu geben; ja ich würde dieß nicht einmal dürfen, wenn ich auch wollen könnte!

Natalia. Darf ich um Ihre Gründe bitten?

Der Graf. Gern! ſehr gern! — Anderer Gründe nicht zu erwähnen, ſo ſind in dieſer Hinſicht meine Hände längſt gebunden; ſo habe ich Dich längſt einem andern Manne beſtimmt, und, ſo bald wir aus Italien wieder zurückkehren —

Natalia. Und ſollte mein Herz hierbei gar keine Stimme haben?

Der Graf. Ich habe Dein Herz von der früheſten Jugend an beobachtet, und glaubte, auf Deine kindliche Dankbarkeit rechnen zu dürfen, glaubte in Dir nicht bloß die Verſöhnerinn einer mich drückenden Schuld, ſondern auch eine freudige, glückliche Braut zu erblicken.

Nataliens Aufmerkſamkeit wuchs; eine leiſe Vermuthung ſtieg in ihr auf; ſie bat um nähere Erklärung.

Der Graf fuhr fort: „Ich glaube in den Augen meiner Tochter durch das Geſtändniß meiner Reue nicht zu verlieren. Ich habe, aus eingewurzelter Feindſchaft gegen den Gemahl meiner Schweſter, ſowohl an dieſem, als an ihr, manches Unrecht verübt. Längſt machte mein Gewiſſen mir darüber Vorwürfe, längſt dachte ich auf eine Vergütung. — Ich ſah Dich heranwachſen mit Raimund, ſah eure jungen Herzen ſich einander nähern, ſah, wie dieſer Raimund zu einem liebenswürdigen, edlen, thätigen Manne herangereift iſt — Natalia! brauch' ich dir von meinen Wünſchen, von Deiner Pflicht wohl noch etwas zu ſagen? kannſt Du meine väterlichen Geſinnungen gegen Dich ſchöner vergelten, als wenn

Du Dich zur lohnenden Vergelterinn zwiſchen mir und Raimunds Aeltern und ihm ſelbſt willig dahingiebſt? — —

„Camillo iſt auf ewig für mich verloren!„ — dieſer Gedanke zuckte in dieſem Augenblicke, wie ein zündender Blitz, durch Nataliens Seele; erſtarrende Kälte und verzehrende Glut wechſelten ſchnell in ihrem Körper, und kaum war ſie im Stande, ſich aufrecht zu erhalten.

„Was ſageſt Du nun, liebe Natalia?“ — fieng der Graf wieder an, und ergriff ihre zitternde Hand — „Haſt Du nicht ſelbſt durch Deine jugendliche Zuneigung meinen und ſelbſt Raimunds Erwartungen Nahrung gegeben, und ſollte jezt eine ſpäter entſtandene, flüchtige Leidenſchaft dieſe Hoffnungen und die Ausgleichung meines einſtigen Unrechts vereiteln dürfen?“

Natalia. Sie haben mich überraſcht.

mein Vater! — haben mich auf eine ganz eigene Weiſe gerührt und erſchüttert — ach, ich weiß keinen Ausdruck zu finden für das mich in dieſem Augenblicke beſtürmende Gefühl! Ihre Worte ſcheinen ſo gut und edel — Gönnen Sie mir einige Zeit, mich mit mir ſelbſt zu verſtändigen. Nie werde ich hindern, was ich für gut und pflichtmäßig erkennen muß — nur Bedenkzeit iſt das Einzige, was ich erbitte!

Zu Gewährung dieſer Bitte war denn auch Graf Maximilian ſehr bereitwillig, verſchob die Ausführung dieſes Planes nochmals bis zu ſeiner Wiederabberufung von dem Geſandtſchaftsposten, und begleitete das tief bewegte Mädchen mit heuchleriſcher Freundlichkeit bis an die Thüre.

Und kaum fand er eine dazu ſchickliche Gelegenheit, als er auch Raimunden ſeine vorgeblichen Abſichten noch weit beſtimmter, als das erſtemal, zu erkennen gab, und deſſen, ohnedieß nur mit zerrißnem Herzen ſich abgerungenen und oft wankenden Vorſatz, ſeiner hoffnungsloſen Liebe zu entſagen, auf einige Zeit gänzlich untergrub.

Nataliens Kampf zwiſchen Liebe und Pflicht war heftig, aber bald entſchieden. Jezt erſt, da ſie jeden Gedanken an Camillo aufgeben ſollte, empfand ſie, wie unſäglich ſie ihn liebe; jezt erſt, da ſie ſich auf ewig von ihm trennen ſollte, ward es ihr gewiß, daß ſie ohne ihn nie glücklich ſeyn werde.

Gleichwohl, wenn ſie alles übrige überdachte — wenn die ganze furchtbare Ungerechtigkeit ihres Vaters an Joſeph und Thereſen, von der ſie weit genauer, als er es ſelbſt glaubte, unterrichtet war, ſich ihr darſtellte; wenn ſie zwiſchen dem Mißtrauen und Glauben an Maximilians aufrichtigem Bereuen hin und her ſchwankte, und in ihrem ſchönen Herzen doch endlich der leztere die Oberhand gewann; wenn Raimunds ſtille, zarte, treue Liebe im lieblichſten Lichte vor ihre Augen trat; wenn ſie daran dachte, wie grenzenlos glücklich dieſer durch ihre Hand, wie unglücklich er ohne dieſe werden würde, da Camillo im Gegentheil, durch ſeinen Reichthum und Stand und blendendere Vorzüge, leicht eine andere, ſeiner würdige Gattinn finden müßte: dann ſah ſie ihre Zuſtimmung zu Maximilians vergeblichem Entſchluſſe, als unvermeidliche Nothwendigkeit, und ſich ſelbſt ſchon als die beſtimmte Braut des liebenden Raimunds an.

Sobald die Ueberzeugung von ihrer Pflicht über die Stimme ihres Herzens geſiegt hatte, war ſie auch Heldinn genug, die Ausführung ihres gefaßten Vorſatzes nicht zu verzögern. Sie fieng damit an, Raimunden, ſo oft ſie ihn ſah, mit noch weit größerer Güte, mit noch weit hingebenderm Vertrauen zu begegnen, und dieſer überredete ſich nun zuweilen — ach! wie leicht wird es einem Herzen voll Liebe und zärtlicher Wünſche, alle quälende Zweifel und Einwürfe zu zerſtreuen! — daß er ſich doch wohl in Nataliens und Camillo's Verhältniſſen geirrt haben möge.

Schon dieſen einen Sieg hatte nun Natalia über ſich errungen; aber ihre edle Standhaftigkeit begnügte ſich hieran nicht, ſondern errang auch den zweiten und ſchwereren. Mit bebender Hand, aber mit unerſchütterter Feſtigkeit, ſchrieb ſie dem Prinzen ein langes, reiflich abgewogenes Billet, meldete ihm ihre ganze bisher verſchwiegene Lage gegen Raimund, und die Abſichten ihres Vaters, dankte ihm mit der zärtlichſten Wehmuth für ſeine bewährte Liebe und Zuneigung, und bat ihn am Schluſſe, ihr die Ausübung ihrer Pflicht nicht zu erſchweren. Amadeo mußte dieſen Brief ſeinem Wohlthäter insgeheim überbringen.

Camillo ſah ſich bei Empfang deſſelben von einer Seite angegriffen, von welcher er bis jezt nicht einmal eine mögliche Gefahr gefürchtet hatte. So ſehr auch Natalia und ſein innigſter Freund Raimund in ſeinen Augen gerechtfertigt waren; ſo fühlte er doch die erhaltene Wunde zu ſchmerzlich, als daß nicht ſelbſt Raimund, der ihn an dem nämlichen Tage beſuchte, in ſeinem Benehmen eine auffallende Veränderung, in ſeinem ganzen Weſen eine nicht ganz zu verbergende Zerſtreuung und Düſterheit hätte wahrnehmen ſollen. Alle Bitten Raimunds, ihm die Veranlaſſung zu entdecken, waren vergeblich; Camillo glaubte ſeinem Freunde, an welchem er oft nur ſeine allzuweiche Stimmung getadelt hatte, die ſchmerzliche Entdeckung erſparen zu müſſen, daß das Glück des einen von ihnen dem Glück des andern aufgeopfert werden müſſe.

Am folgenden Tage antwortete Camillo Natalien. Gewaltſam unterdrückter Schmerz, die heftigſte Liebe, ein fruchtloſes Ringen mit der Verzweiflung, ſprach mehr aus dem Zuſammenhange des Ganzen, als aus den einzelnen Worten. Er gab alle ſeine Hoffnungen auf ſie ihr zurück; er billigte ihren gefaßten Vorſatz, aber gelobte ihr auch ewige Treue; er verſprach, nicht durch eine Sylbe ſie von Erfüllung ihrer Pflicht abhalten zu wollen, und beſchwor ſie am Schluſſe nur noch um eine einzige geheime Unterredung, bei welcher er für dieſe Welt auf ewig von ihr Abſchied nehmen wolle.

Nataliens Zärtlichkeit konnte dieſen Wunſch dem edlen, ſcheidenden Freunde nicht verſagen. Sie ſann auf eine Möglichkeit, dieſe gerechte Bitte zu erfüllen, und hatte dieſe bald aufgefunden. —

Bekanntermaßen war der König dieſes Landes ein leidenſchaftlicher Liebhaber der Jagd, und die raſche Prinzeſſinn Victoria nahm aus gleicher Neigung an dieſen Vergnügungen ihres Vaters oftmals Theil. Sowohl aus Nachgiebigkeit gegen dieſe, als, um von der Hofſitte ſich nicht auszuſchließen, noch mehr aber, um ſich abzuhärten und an Beſchwerden zu gewöhnen, hatte Natalie bald nach ihrer Ankunft in T*r*n das Reiten erlernt, und aus dem Marſtall der Prinzeſſinn ein ſchönes hechtgraues, atlasweiches Neapolitaniſches Pferdchen zum Geſchenk erhalten. Es hieß Aura, und war ſo leicht und flüchtig, als ſein Name verſprach.

Nicht ſelten ſah man nun beide mit mehreren begünſtigten Damen und einigen Stallmeiſtern munter und unbefangen durch Feld und Buſch ſprengen; zuweilen waren wohl auch beide allein, dann aber, um nicht ſogleich erkannt zu werden, nur von einem Bedienten begleitet und in männlicher Kleidung.

Natalia hielt es für gut, ſich auch jezt dieſes Incognito's zu bedienen. Sie beſtimmte dem Fürſten ein nahgelegnes königliches Landhaus, wo ſie ſich zuweilen mit Victorien befand, das aber übrigens wenig beſucht ward, zum Ort der Zuſammenkunft. Man nennt dieß Luſtſchloß den Weinberg der Königinn. Es liegt auf einem reizenden Hügel, und man überſieht von da aus den ſchlängelnden Lauf des Po und das ganze prächtige T*r*n..

Eben als Natalia unter dem Vorwande, mit Victorien einen Spazierritt zu machen, ſich umkleiden wollte, trat Raimund, der mit ihrem Vater zu ſprechen hatte, auf einen Augenblick bei ihr ein. Sie fühlte ſich betroffen; ſie hielt die dem Prinzen verſprochene Zuſammenkunft für eine Ungerechtigkeit gegen Raimund, und doch war nur noch wenig Zeit zu verlieren.

Das Gefühl ihrer vermeintlichen Schuld machte ihr jezt doppelt eine zärtliche Aufnahme Raimunds zur Pflicht. „Bald komme ich wieder, lieber Freund!“ — ſagte ſie mit Wehmuth und einem ſchmelzenden Blick — „bald werd' ich mich ganz die Ihrige nennen können! —“

So offen, ſo ohne alle Zurückhaltung, hatte Raimund noch nie Natalien ſprechen hören; in dieſem Augenblicke verſchwanden alle ſeine Zweifel, und die Seligkeit ſelbſt ſchien ſich für ihn aufzuſchließen; er küßte mit ſchimmernden Augen Nataliens Hand und vermochte jezt nicht, wegen ſeiner Geſchäfte mit ihrem Vater zu ſprechen.

Er eilte auf die Straße und wollte ins Freie, um ſeinen überſtrömenden Empfindungen Luft zu verſchaffen; er ging bei der Wohnung Camillo's vorüber, und die

Pflicht der Freundſchaft erinnerte ihn, ſich perſönlich von deſſen Befinden zu überzeugen; ja er war ſogar halb und halb entſchloſſen, ſeinen theilnehmenden Freund nunmehr, da er nach Nataliens Erklärung an dem Glück ſeiner Liebe gar nicht mehr zweifeln könne, zum Vertrauten ſeiner Liebe und Freude zu machen.

Der Prinz war nicht einheimiſch. Cornelius kam Raimunden finſter entgegen und klagte ihm, daß er gar nicht begreifen könne, was ſeinem Herrn fehle. Camillo ſey äußerſt traurig geweſen, und dieſen Morgen, ganz wider ſeine Gewohnheit, ohne ihn mitzunehmen, allein ausgeritten. Auf den Abend ſolle er in einer Allee ohnweit La Vigne auf ihn warten.

Raimund beſann ſich einige Augenblicke; das Wetter war ſo ſchön und lockend;

er ließ ſich aus Camillo's Stalle ein Pferd ſatteln, und ritt in der Hoffnung, den Prinzen vielleicht anzutreffen, nach La Vigne.

Hier verweilte er einige Stunden. Er beſuchte, in ſüße Träumereien verloren, alle Lauben und Grotten; er überſah von den blühenden Terraſſen die reizende, fruchtbare Landſchaft; er floh in die Schatten des grünenden Pomeranzen- und Ulmen-Wäldchens.

Endlich wurde er in ſeinem ſtillen Nachdenken durch eine ferne, ihm bekannt ſcheinende Stimme unterbrochen. Er ſah ſich um, und bemerkte durch die laubenartig ſich wölbenden Zweige zwei in ſchlichte Ueberröcke gekleidete Mannsperſonen, wovon die eine auf einer Gartenbank ſaß und ein weißes Tuch vor die Augen hielt, die andere aber in einer ſchwermüthigen Stellung davor ſtand, und —

von ihm ſogleich für Camillo erkannt wurde. Er vernahm von ihrem Geſpräch ungefähr folgendes:

„Haben Sie Mitleid mit meiner Schwäche“ — fieng die erſte Stimme wieder an, und die ſitzende Amazone war niemand anders, als Natalia — „laſſen Sie uns dieſe ſchmerzlichen Augenblicke nicht verlängern; laſſen Sie uns ſcheiden auf ewig! Hier — unter dieſen friedlichen Bäumen — ſage ich jeder Hoffnung auf Glück ewiges Lebewohl. Meine innigſte Achtung, meine innigſte Liebe, wird Ihnen immer folgen; aber der Wille meines Vaters, die ganze Lage der Dinge, ja ſelbſt mein früheres, dem edlen Raimund gegebenes Verſprechen beſtimmt mich. Das Gefühl erfüllter Pflicht wird mir Ruhe ſchenken; ich werde ein zufriedenes, treues, ſorgſames Weib ſeyn!“

„So leben Sie denn wohl, liebenswür

digſtes, edelſtes der Mädchen! — antwortete Camillo, und drückte ihre Hand leidenſchaftlich an ſeine Bruſt — „ich werde nie wieder ruhig und glücklich werden, aber ewig Sie verehren und lieben!“

Raimund langte noch früher, als Camillo, wieder an, und ließ ſich einige Tage weder bei dem Prinzen, noch im Palais des Geſandten ſehen.

Er verſchloß ſich in ſeinem Zimmer, ſchrieb mehrere Briefe, packte Papiere zuſammen. — „Sie liebt ihn!“ rief er dazwiſchen aus — „Sie liebt ihn gränzenlos, und will ſich mir opfern. — Nein! theures Mädchen! nein! edelſter der Freunde! an Großmuth und Pflichtgefühl ſollt ihr den armen Raimund nicht übertreffen!“

Am dritten Tage erſchien er bei dem Grafen. Mit ſanfter Ruhe und ſcheinbarer Heiterkeit gab er dieſem zu erkennen, daß ihm ſchon längſt dieſe geſchäftige Unthätigkeit unerträglich ſey, und er den Vorſatz gefaßt habe, theils, um ſo manches Merkwürdige zu ſehen, theils und vorzüglich, um die Bibliotheken zu beſuchen, eine Reiſe durch ganz Italien zu unternehmen. Er erbat ſich hiezu vom Grafen einſtweiligen Urlaub, übergab ihm ein Bittſchreiben um ſeine Entlaſſung, und erſuchte ihn um Weiterbeförderung und Unterſtützung dieſes Geſuchs.

Dem Grafen war dieſe Nachricht zwar unerwartet, aber nicht unerwünſcht. Er gab ſich das Anſehen, als ſehe er einer ſehr baldigen Rückkehr Raimunds zuverſichtlich entgegen, wiederholte ſein Verſprechen in Rückſicht auf Nataliens Hand, verſicherte ihn ihrer freudig gegebenen Einwilligung, und verſprach, für alles übrige beſtmöglichſt zu ſorgen.

Raimund beurlaubte ſich nun auch bei Natalien, wie zu einer höchſtens dreiwöchentlichen Reiſe. In der Thür kehrte er noch einmal um — ſtand im Begriff, noch etwas zu ſagen, ließ es aber dieß bei einem Blicke bewenden, und eilte dann ſchnell davon.

Eine Welt ſchien hinter ihm einzuſinken, da er das Palais des Grafen verlaſſen hatte. Er mußte erſt, um ſich zu erholen, in ſeine Wohnung zurückkehren; dann gieng er zu dem Prinzen Camillo.

Auch dieſen benachrichtigte er von der nunmehrigen Ausführung ſeines, wie er ſagte, längſt gehegten Wunſches, bat ihn um einen anſehnlichen einſtweiligen Vorſchuß, den der Graf bei der nächſten Geldſendung an Joſeph wieder erſtatten ſolle, ingleichen um ſeine Empfehlung an verſchiedene Große, mit welchen der Prinz in Verbindung ſtand, vorzüglich an den Großmeiſter zu Malta, Freiherrn von H*******. In den dortigen Ordens-Archiven — verſicherte Maimund — hoffte er die reichſte Ausbeute für verſchiedene wichtige hiſtoriſche Unterſuchungen.

Der Prinz hatte, ſeitdem er Raimunden nicht geſehen, männlich mit ſeiner Leidenſchaft gekämpft, und den ſchweren Sieg über ſein Herz faſt davon getragen. Schon konnte er ſich mit einiger Ruhe ſeinen Freund im Beſitz Nataliens denken; ſchon hielt er es für Beſtimmung, daß er ſelbſt nur Anaſtaſien ewig angehören ſolle, und rief mit wohlthätiger, ſchwärmeriſcher Wehmuth alle holde Erinnerungen aus den Tagen jener erſten Liebe zurück.

Jetzt, da Raimund mit einer erzwungenen Heiterkeit, zuweilen wohl auch mit einem ſtillen rührenden Ernſt, von der beſchloſſenen langwierigen Reiſe zu ihm ſprach, konnte er nicht nur ſeine Verwunderung kaum unterdrücken, ſondern beſaß auch Muth und Reſignation genug, ſeinem Freunde die Ausführung ſeines Vorhabens zu widerrathen und auszureden.

Er gedachte zu dieſem Endzweck, freilich mit nicht geringer Ueberwindung ſeiner ſelbſt, unter andern ſogar der Verhältniſſe, in welchen Raimund hoffentlich mit der edlen Natalia ſtehe, und machte ihn auf manche Bedenklichkeit einer ſo langen Trennung, auf alle Gefahren einer ſo weiten Reiſe durch ziemlich unſichere Gegenden, aufmerkſam.

Allein Raimund war durch alle dieſe Vorſtellungen von ſeinem Vorſatze nicht abzubringen, und Camillo hätte bei längerm Widerſpruche endlich den Anſchein befürchten müſſen, als ſuche er einen Vorwand, Raimunden den verlangten Vorſchuß zu verweigern.

Er konnte daher nicht umhin, alle Wünſche deſſelben auf das bereitwilligſte zu erfüllen, gab ihm ſogleich ſehr anſehnliche Anweiſungen, ohne dagegen zu ſeiner Sicherheit etwas Schriftliches anzunehmen, und verſprach ihm die Ausfertigung der verlangten Empfehlungsbriefe.

Raimund kam am folgenden Tage völlig reiſefertig, dieſe Briefe abzuholen; gerührt, aber ſtandhaft, ſchieden ſie von einander.

„Wir werden uns alle wiederſehen, und glücklich ſeyn!“ — rief Raimund ſeinem Freunde noch aus der Ferne zu.

„Glücklich?“ — wiederholte Camillo wehmüthig und finſter — „Ich glaube an keine glücklichen Tage mehr!“ ſagte einſt meine Anaſtaſie — ach! und wie ſchrecklich giengen ihre Worte in Erfüllung!“ —

Natalia hoffte mehrere Wochen auf Raimunds Zurückkunft, und ſuchte ſich immer mehr und mehr an den Gedanken zu gewöhnen, ſich als die beſtimmte Braut dieſes edlen Mannes zu betrachten. Sie vermied ſorgfältig jede Gelegenheit zum Zuſammentreffen mit Camillo; auch dieſer legte ſich ein gleiches Verfahren zur Pflicht auf, und ſie ſahen einander nur einigemal von weitem, theils auf öffentlichen Spazierörtern, theils im Dom oder in der Kirche la Conſolata.

Erſt nach Verfluß zweier Monate erhielt Natalia von Raimunden, der nicht mit der Langſamkeit eines aufmerkſamen Beobachters, ſondern mehr mit der Schnelligkeit eines verfolgten Flüchtlings gereiſt war, von

Rom, und wieder nach einiger Zeit von Neapel aus, Briefe. Beide waren in einem heitern, aber bloß freundſchaftlichen Tone abgefaßt; beide enthielten unterhaltende Reiſebemerkungen, aber ſelbſt in dem leztern ſchrieb er nicht das mindeſte von einer baldigen Zurückkunft, ſondern im Gegentheil von der Abſicht, nachdem er den Aetna beſtiegen, nun auch den Weg nach dem Veſuv zu nehmen.

Jezt wurde Natalia bedenklich. Nicht ohne widriges Gefühl hatte ſie ſeit einiger Zeit bemerkt, daß ihr Vater ſich auf jede Weiſe ihr wieder zu nähern ſuche, und ſie von neuem mit Geſchenken und Schmeicheleien überhäufe. Sie drang in ihn, ihr die wahre Bewandtniß von Raimunds Reiſe zu ſagen, und erfuhr zu ihrem Erſtaunen, daß ihr Freund ſeinen Poſten ganz aufgegeben habe und wahrſcheinlich nicht unter Jahresfriſt, wohl auch noch ſpäter zurückkommen werde.

Sie verdoppelte nun ihre Vorſicht, ihre Aufmerkſamkeit; ſie überraſchte den Grafen einigemal auf verſtohlnen, glühenden Blicken; es entſtand erſt die Vermuthung, und bald die Gewißheit in ihr, daß Maximilian Raimunden abſichtlich entfernt habe, um ſie und ihn durch weit ausſehende Verſprechungen zu täuſchen und ſie eines, zu ihrem Schutze ſtets bereitwilligen Freundes zu berauben.

Wenn ſie über dieſe Dinge weiter nachdachte, ſo konnte ſie zugleich auf einer Seite eitzige Empfindlichkeit nicht unterdrücken, daß es Raimunden ſo leicht worden ſey, ſie zu verlaſſen; der Ton der Freundſchaft, welcher in ſeinen Briefen herrſchte, ſchien ihr zuweilen auf Gleichgültigkeit, auf erkaltete

Liebe zu denken — und ſie ſelbſt hielt ſich nun Raimunden etwas weniger verpflichtet; auf der andern Seite aber überzeugte ſie ihre Klugheit von der Nothwendigkeit, mit irgend einem muthigen, bedeutenden und ſtets gegenwärtigen Manne in genauer Verbindung zu ſtehen, der im gefürchtetſten Falle einen Rathgeber, einen furchtloſen Vertheidiger ihrer Tugend, abgeben könnte.

Natürlich bot ſich ihr aus allen Männern ihrer Bekanntſchaft kein geſchickterer hierzu an, als der — immer noch im Stillen geliebte Camillo. Sie glaubte im Umgange mit ihm, mit Raimunds innigſtem Freunde, nun weiter keine Gefahr für ihr Herz befürchten zu dürfen; ſie hielt die bis jezt beobachtete völlige Entfernung für unnöthig und übertrieben; es ſchien ihr ſogar Pflicht, Camillo's edle Standhaftigkeit durch freundſchaftliches Vertrauen zu belebtien, und ihn von ihrer fortdauernden Achtung und Dankbarkeit zu überzeugen.

Schienen ihr aber auch ja alle dieſe Betrachtungen zuweilen nicht ganz gegründet, ſo gab dagegen die ſich ihr aufdringende gebieteriſche Nothwendigkeit eines männlichen Schutzes ihren Entſchließungen den Ausſchlag.

Ein Ohngefähr, das wenigſtens auf Seiten Nataliens in der That dieſen Namen verdiente, brachte das Reſultat ihrer gepflogenen Ueberlegungen in baldige Ausführung.

Sie war eines Abends mit ihrer erhabenen Freundinn im Operntheater, als auch Prinz Camillo in der königlichen Loge erſchien.

Er begrüßte Natalien mit achtungsvoller Verehrung, ſie erwiederte den Gruß mit einem freundlichen, faſt zärtlichen Blick. Camillo's Standhaftigkeit erlitt eine gewaltſame Erſchütterung; unter allen ſo glänzenden, ſo reizenden jungen Damen des Hofes ſtrahlte die einfach gekleidete Natalia wie eine Göttinn hervor.

Er ergriff ihre Hand; Natalia ließ ſie lange in der ſeinigen; er leitete ein Geſpräch von der Trefflichkeit einer Sängerinn mit ihr ein, und ſie widerſprach ihm in einigem, bloß um das Geſpräch zu verlängern; er wollte ſich endlich, ohne ſich von den ehemaligen Verhältniſſen die leiſeſte Andeutung zu Schulden kommen zu laſſen, wieder beurlauben; aber ſie hatte noch eine wichtige Frage an ihn zu thun, und fragte — mit niedergeſchlagenen Augen — nach Briefen von Raimund.

Der Weg, ſich nun öfter wieder zu ſehen, war durch dieſes Zuſammentreffen aufs neue geöffnet, und die nur gewaltſam unterdrückte Liebe in ihrer ganzen Gewalt aufs neue erwacht. Camillo und Natalia ſahen ſich wieder, ſahen ſich zu wiederholten Malen, beſtimmten bald Zeiten und Orte, wenn und wo ſie ſich wiederſehen wollten, und beſtimmten zulezt ſogar einſame Zeiten und Orte dieſes Wiederſehens.

So oft ſie dann mit einander zuſammentrafen, dienten Erinnerungen an Raimund, Nachfragen, ob er noch nicht wieder geſchrieben, zur Einleitung der Unterhaltung; aber ſobald dieſer Punkt berichtiget war, dann gieng man zu andern Dingen, zu Erinnerungen aus der ſchönen Vergangenheit, zu Verſicherungen der treueſten, unerſchütterlichſten Freundſchaft über, und der Freund des Geliebten ſchien nach und nach in den Geliebten ſelbſt, die Geliebte des

Freundes in die eigne Geliebte verwandelt zu ſeyn.

Wer mit den trügeriſchen Vorſpiegelungen einer heftigen, nie ganz auszuſättigenden Liebe, mit dem Selbſtanklagen und Selbſtentſchuldigen feurig ſchlagender Herzen auch nur einigermaßen bekannt iſt, der wird, wenn er in ſeinen eignen Buſen greift, ohne die Liebenden deshalb zu verurtheilen, leicht errathen, daß die geheimen Zuſammenkünfte nach und nach immer öfterer und länger, und die Erinnerungen an den abweſenden Raimund immer kürzer und ſeltener wurden. Beide geſtanden ſich in Stunden des einſamen Nachdenkens oft ſelbſt, daß ſie an einem, zwar mit Blumen geſchmückten, aber Gefahr drohenden, Abhange wandelten; aber beide trauten ſich auch Muth und Klugheit genug zu, indem ſie der Blumen mit unſchuldigem Ergö ven ſich ſcheuen, die darunter verborgen liegende Tiefe nie aus den Augen zu laſſen.

Um dieſe Zeit ungefähr erhielt Prinz Camillo von Raimunden einen auf der Inſel Malta geſchriebenen Brief, den wir den Leſern nicht vorenthalten.

Raimund an den Fürſten Camillo.

Valetta, d. — —

Ich habe Ihnen, mein theuerſter Prinz! und der edlen Gräſinn von W******** von meiner weitern, aus mancherlei Gründen ziemlich beſchleunigten, Reiſe ſeit einiger Zeit keine Nachricht ertheilt, weil ich vor allen Dingen das Ziel meiner Pilgrimſchaft erreichen, und erſt von da aus Ihnen Beiden ein getreues Tagebuch meiner Wanderungen zu überſchicken entſchloſſen war. Jezt bin ich auf Malta angelangt, und von dem Großmeiſter mit ſo ausgezeichneter Güte aufgenommen worden, daß ich Ihnen für die Wirkung Ihrer Empfehlungen nicht genug danken kann.

Sobald ich meine Pappiere nur einigermaſen geordnet habe, ſollen Sie von mancherlei Dingen zu leſen bekommen, die mich bald aufgerichtet, bald entzückt, bald getröſtet, bald über alles Irdiſche erhoben haben. Jetzt nur wenige Zeilen von den Haupterfolgen meiner Wanderung.

Zu meinen geſchichtlichen Sammlungen ſind wegen meines nur kurzen Aufenthalts in den merkwürdigſten Städten und berühmteſten Bibliotheken zur Zeit nur wenige Beiträge gekommen; aber hätte ich mir von dieſer Reiſe auch keinen weitern Vortheil zu verſprechen, als den, daß ich die Dichter des Alterthums auf claſſiſchem Boden geleſen und um ſo beſſer verſtehen gelernt habe; ſo würde ſchon dieſes die Koſten und Beſchwerlichkeiten der Reiſe mehr als hinlänglich vergüten.

So lange ich in Italien war, ſind die vornehmſten Römiſchen und einige Griechiſche Dichter meine immerwährenden Gefährten geweſen, und ich habe manches an den heiligen Orten geleſen, von welchen di Schilderung entlehnt, oder wo der Geſang von dem Dichter geſchrieben war. Doch jezt, wenn ich, unter einem alten, ſchattigten Feigenbaume gelagert, von den ſteilen, blendendweißen Felſen, von den rieſenhaften Baſtionen auf das dunkelblaue, ſchallende Meer herabſchaue, dann iſt es vorzüglich Oſſian, welcher meine Seele an ſich reißt, und mit ſüßer Wehmuth, mit hoher Begeiſtrung erfüllt, und ich habe ſchon manches ſeiner Gedichte nach meinem Sinne in unſre Sprache übertragen.

Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen, um dieſem Briefe wenigſtens einigen Werth zu geben, eine dieſer Ueberſetzungen beifüge.

Vermuthlich iſt Ihnen dieſes Gedicht noch nicht bekannt. Auch rührt es vielleicht nicht einmal von Oſſian ſelbſt, ſondern von einem ſpäteren Barden her. Deſſen ungeachtet hat es mich, ich weiß ſelbſt nicht, warum? außerordentlich angezogen, und ich hoffe, auch Ihnen wird es eine nicht unangenehme Unterhaltung gewähren.

Sollte dieß in der That der Fall ſeyn, ſo überlaſſe ich Ihnen, ob Sie es rathſam finden, dieſe Ueberſetzung gelegentlich auch unſerer liebenswürdigen Freundinn Natalia mitzutheilen. Sie wird ſich dabei hoffentlich unſerer glücklichen Jugend, wird ſich meiner ſanft gerührt dabei erinnern — und dieſen Lohn gönnt Camillo ja wohl gern dem entfernten Freunde!

In kurzem ſchreibe ich Ihnen wieder. — Wir werden uns wiederſehen, und glücklich ſeyn! dieß iſt die Loſung

Ihres

Raimunds von St***.

Oſkar und Dermid.

Alpins Erzeugter! warum öffneſt du die Quelle der Wehmuth, da du mich fragſt, wie Oskar *) dahinſank? Meine Augen ſind dunkel von Thränen, aber in meiner Seele leuchtet Erinnerung.

Wie ſoll ich erzählen den Tod Oskars, des Führers der Helden?

Oskar! mein Sohn! du Führer der Helden! ſoll dich ich nie mehr ſeh'n?

Ach, er iſt gefallen, wie der Mond verſchwindet im Sturm, wie die Sonne am Mittage, wenn vom Schooße der Wogen die Wolken ſich losreißen und die Nacht des

---

*) S. d. Anh. Anm. 3.

Ungewitters Ardanniders Felſen umdunkelt. Einſam verdorre ich nun, wie eine alte Eiche in Morven; meine Zweige hat der Sturm gebrochen; mich ſchrecken die Fittige des Nordwindes!

Oskar! mein Sohn! du Führer der Helden! ſoll ich dich nicht mehr ſeh'n?

Nicht im Frieden, o Sohn Alpins! iſt Oskar, der Held, gefallen, wie das Gras der Wieſen dahin welkt. Blut der Tapfern färbte ſein Schwert; er ſtürmte verderbend durch die ſtolzen Reihen der Feinde — — aber du, Oskar, Sohn Karuths, biſt ruhmlos gefallen! Deine Rechte erſchlug keinen Feind; das Blut deines Freundes röthete den blinkenden Speer.

Dermid und Oskar waren Freunde; ſie kämpften neben einander in der Schlacht. Stark, wie ihr Eiſen, war das Band ihrer Herzen; neben ihnen wandelte der Tod im

Geſilde der Schlacht. Sie warfen ſich gegen den Feind, wie zwei Felswände, die von Ardvens Scheitel herabſtürzen. Mit dem Blute der Tapfern waren ihre Schwerter gefärbt; Krieger bebten bei ihrem Namen. Wer glich dir, o Oskar, als Dermid? Wer dir, o Dermid, als Oskar?

Sie erlegten den mächtigen Dargo, der nie vor dem Kampfe entfloh. Seine Tochter war ſchön, wie das Morgenroth; ſanft, wie der Strahl der Abendſonne. Ihr Buſen war weiß, wie friſchgefallner Schnee, den der Wind über die Haide weht.

Die Helden erblickten und liebten ſie; ihre Seelen wurden an das Mädchen gefeſſelt.

Jeder von ihnen liebte ſie, wie ſeinen Ruhm; ſie beſitzen wollte jeder, oder ſterben.

Aber ihr Herz wählte Oskarn; Karuths Erzeugter war der Jüngling ihrer Liebe. Sie vergaß des Blutes ihres Vaters, und wählte die Hand, welche es vergoß.

„Karuths Sohn!“ — ſprach Dermid — „Ich liebe — o Oſkar! ich liebe das Mädchen. Aber ihr Herz hängt an dir, und nichts kann mich heilen. Hier, durchſtich dieſe Bruſt, o Oſkar! errette den Freund durch dein Schwert!“

„Nie ſoll mein Schwert, o Dermid! du Sohn Diarans! mit deinem Blute gefärbt werden!“

„Laß mich, o Oſkar! mein Leben nicht ruhmlos endigen. Wer iſt würd'ger, als du, mich zu tödten? Laß niemand, als Oſkar, über mich ſiegen. Sende mich mit Ehre ins Grab, und Nachruhm folge meinem Tode!“

„So erhebe denn deine Klinge, o

Dermid — Diarans Erzeugter! ſchwingt deinen Stahl. O fiel' ich zugleich mit dir! o gäb' deine Rechte mir den Tod!"

Und ſie fochten am Bache des Berges, bei Brano's Strom. Blut röthete die vorübergleitenden Wellen und ſprizte auf die bemooſten Steine. Dermid, der Stattliche, fiel Er fiel — lächelte und ſtarb.

„So biſt du dahin, mein Dermid! und ſtirbſt durch Oskar? — Dermid, der nie im Treffen zurück wich, ſeh' ich dich ſo erblaſſen?"

Oskar kehrte zurück zum Mädchen ſeiner Liebe, und ſie vernahm ſeine Klage.

„Woher dieß Dunkel, o Sohn Karuths! das deine Seele umdüſtert?"

„Einſt war ich, o Mädchen! berühmt als Schütze des Bogens. Aber mein Ruhm iſt dahin. Dort am Eichenſtamme, ohnweit des Quelles, hängt das Schild des mächtigen Gormurs, den ich im Kampfe erlegte. Vergeblich verſchwendete ich den Tag — mein Pfeil hat den Schild nicht durchbort.“

„Laß mich, o Sohn Karuths! verſuchen, was Dargo's Tochter vermag. Meine Hand kann den Bogen ſpannen, über meine Kunſt frohlockte mein Vater.“

Sie gieng. Oskar barg ſich hinter den Schild. Es ziſchte ihr Pfeil von der Sehne, und durchdrang die Bruſt des Geliebten.

„O Dank der weiſen Hand meines Mädchens! Dank dem tännenen Bogen! Wer, als Dargo's Tochter, war werth, Karuths Erzeugten zu tödten? — Leg' mich ins Grab, ſchönſtes Mädchen, leg' mich an die Seite meines Dermid!“

„Oſkar!“ — erwiederte das Mädchen — „in mir lebt die Seele des mächtigen Dargo. Freudig kann ich dem Tode begegnen und meine Trauer endigen!“

Sie durchſtieß den weiſen Buſen mit dem blanken Stahle; ſie ſank, ſeufzte und ſtarb.

Ihre Gräber liegen am Bache des Hügels, unter dem wölbenden Schatten einer Birke. Oft graſen die Söhne des Bergs mit den hohen Geweihen an den grünenden Gräbern, wenn der Mittag ſeine Flammen verbreitet und bängliche Stille auf den Hügeln ruht.

Camillo war durch dieſen Brief Raimunds und das beigelegte Gedicht in einer ſchon vorher gefaßten Vermuthung beſtärkt worden, daß Raimund etwas von ſeiner und Nataliens Liebe erfahren, und ſeine Reiſe nur aus großmüthiger Aufopferung unternommen habe; ja es drängte ſich ihm jezt ſogar die Befürchtung auf, daß ſein tief fühlender Freund ſich zu irgend einem unwiederrufliche, vielleicht gewaltthätigen Schritte entſchließen könnte.

Er beantwortete daher mit der erſten Gelegenheit Raimunds Brief, und ſuchte ihm Muth und Heiterkeit einzuſprechen, ſuchte ſeine Erhaltung, ſowohl für die Welt, als insbeſondere für ſeine Aeltern, für Natalien und ſeinen Freund Camillo, als die heiligſte, unerläßlichſte Pflicht darzuſtellen. Im übrigen glaubte er, der ſo zart geſtimmten und ſo leicht zu erſchütternden Natalia eine ähnliche Beſorgniß erſparen zu müſſen, ſagte ihr daher nur überhaupt, daß Raimund, dem Anſcheine nach etwas mißmüthig und düſter, aus Malta an ihn geſchrieben, und bat ſie um einige freundliche, tröſtende Zeilen an ihn, die er ſeiner Antwort beiſchlug.

Gewiß zeugten dieſe, auf Nataliens Gefühle ſich gründenden Maasregeln von der zärtlichſten Sorgfalt für ihre Ruhe; doch wollen wir nicht unterſuchen, in wie fern nicht zugleich an Camillo's Entſchluſſe ſeine eigne, immer wachſende Leidenſchaft, und die unter beiden Liebenden jetzt ſtatt findende zärtliche Vertraulichkeit einigen Antheil hatte, bei welcher Natalia durch Raimund's Schreiben freilich etwas unſanft bewegt, vielleicht gar aus ihrem ſie jezt beglückenden Traume gewaltſam aufgeſchreckt worden wäre.

In der That hatte dieſe gegenſeitige Zuneigung nach und nach faſt den höchſten Gipfel erſtiegen. So angelegentlich Natalia ſich anfänglich mit dem Andenken an Raimund beſchäftigte, ſo ſcheu und furchtſam ſuchte ſie jezt dieſe Gedanken von ſich zu entfernen. Wollte zu Zeiten dieß ja nicht gelingen, ſo entſchuldigte ſie ſich bei ſich ſelbſt durch Raimund's willige Entfernung, durch das ſtolze Bewußtſeyn ihres bis jezt ſo unſchuldigen Umganges, endlich durch die Unentbehrlichkeit eines gegenwärtigen Freundes, in welche ſie ſich durch die immer deutlicher werdenden Nachſtellungen ihres Vaters verſezt ſah.

Schon ſeit einiger Zeit hatten Camillo und Natalia eine gewiſſe Marquiſe P*****, eine edle, großherzige, aber ziemlich freidenkende Frau, zur Vertrauten ihres zärtlichen Freundſchaftsbündniſſes gemacht, und ein am Ufer des Po gelegener Garten derſelben diente gewöhnlich zum Ort ihrer Zuſammenkunft.

So oft Nataliens Mißtrauen gegen den Grafen Maximilian durch eine unſchickliche Zudringlichkeit, durch eine unanſtändige Ueberraſchung, neue Nahrung erhielt; eben ſo oft fühlte ſie ſich auch weit feſter an Camillo gekettet; eben ſo oft eilte ſie ihm mit verdoppelter Zärtlichkeit entgegen; eben ſo oft war ſie weit weniger zurückhaltend, weit nachſichtiger gegen ihn. Sie hatte ſchon längſt alle Hochachtung, allen Gehorſam gegen ihren Vater aus den Augen geſezt, und keine Gelegenheit, Aurelien ihre ganze Verachtung fühlen zu laſſen, ſich entgehen laſſen; jezt ſprach ſie nicht nur zuweilen mit leidenſchaftlicher Wärme von Camillo, ſondern ließ ſogar mitunter die

Vermuthung aufkommen, daß ſie ihn zuweilen an einem dritten Orte ſehe.

Graf Maximilian, deſſen unerſättliche Wolluſt, durch Reichthum und äußern Glanz unterſtüzt, von ſeiner frühſten Jugend an keine Schranken gekannt hatte, und der jezt, von ſeiner eignen ſchändlichen Begierde faſt bis zur Wuth getrieben, von Lamorals Rathſchlägen geleitet, von Aureliens boshaften Spöttereien noch mehr angereizt ward, brütete Verderben, und die drei Verbündeten beſchloſſen einen Höllenrath.

Der Erzähler iſt den Leſern und ſich ſelbſt die Schonung ſchuldig, daß auch fernerhin das, jedes ſittliche Gefühl empörende, Schreckliche nur, wie ein ſchwarzer Schatten, über dieſem Gemälde ſchwebe, und nur in ſo weit ſich verkörpere, als dieß von der Ueberſicht des Ganzen unerläßlich gemacht wird. Alſo —

Der Graf ſollte auch dießmal zur Befriedigung ſeiner ſchändlichen Triebe gelangen. Er nahm aufs neue zu einer heuchleriſchen Maske ſeine Zuflucht, betrug ſich einige Wochen ſehr zurückhaltend, beſcheiden und ernſt, und ließ gegen Natalien ſogar die Aeußerung fallen, daß er nun, da er Raimunds Aeltern durch beträchtliche Summen entſchädigt habe, zu einer Verbindung mit Camillo vielleicht ſeine Einwilligung nicht länger verweigern würde, wenn Raimund das ihm ertheilte Verſprechen zurück gäb. Natalia lehnte zwar dieſen Vorſchlag gänzlich ab, wußte ihn aber doch mit Maximilians geheimen Abſichten nicht recht zu vereinigen, und glaubte daher, wenigſtens zu Zeiten, ſich in ihrem Vater doch wohl gewiſſermaßen geirrt zu haben.

Nach dieſer, von dem Grafen mühſam ſich abgerungenen und künſtlich genug eingeleiteten Vorbereitung, wurde die erſte ſich darbietende Gelegenheit zu Ausführung eines ſchändlichen Planes begierig ergriffen.

Aurelie, welche ihre Schönheit allmählich verſchwinden ſah, und daher rathſam fand, ihrer ſinkenden Macht durch fremde Reize zu Hülfe zu kommen, hatte ungefähr um dieſe Zeit ein neues Mädchen angenommen, das ſich vor andern ihres Standes durch Figur und Geiſt auf das vortheilhafteſte auszeichnete. Es war eine anziehende, gefügige, einſchmeichelnde Genueſiſche Sirene, von etwas gelblicher, aber ſammtweicher Haut und dem feinſten Wuchs, mit glänzend ſchwarzem Haar und dunkeln, lodernden Augen. Sie hieß Gabrielle, und ward für eine weitläuftige Verwandte Lamorals ausgegeben. Man hielt ſie aber für ſeine außereheliche Tochter.

So heftigen Widerwillen Natalia ſchon längſt wider alle Creaturen der Baroneſſe hegte, ſo war es ihr doch unmöglich, auch gegen das einnehmende Betragen dieſer ſchlanken, reizenden Italiänerinn ihr Herz zu verſchließen. Sie fühlte ſich oft unwiderſtehlich zur Freundlichkeit und zu Gunſtbezeugungen gegen ſie hingeriſſen, und bedauerte oft im Stillen, daß Aurelie die Lehrmeiſterinn dieſer liebenswürdigen Unerfahrnen ſeyn würde.

Unter mancherlei Talenten, welche Gabrielle nach und nach, und nur wie durch Zufall an ſich entdecken ließ, befand ſich auch eine vorzüglich ſchöne Stimme, und der Graf nahm davon Veranlaſſung, künftighin von Amadeo und mehrern aus ſeinem Gefolge, welche muſikaliſch waren, in Verbindung mit einigen Italiäniſchen Tonkünſtlern, wieder kleine Concerte geben zu wollen.

Der erſte Verſuch hiezu ſollte bloß im Familienzirkel und an einem Tage gemacht werden, an welchem Natalia ſchon vorher dem Prinzen eine Zuſammenkunft bei der Marquiſe verſprochen hatte; Gabrielle ſollte hier zum erſtenmal ſingen; auch Natalia wurde um ihre Gegenwart und Theilnahme erſucht, und ſchlug dieß nicht aus, weil ſie ohnedieß erſt am ſpäten Abende in dem Garten der Marquiſe ſich einfinden wollte.

Die muſikaliſche Unterhaltung, von Amadeo dirigirt, fiel faſt über Erwartung aus. Gabriellens Spiel und Geſang war bezaubernd, und Natalia, von ihrer Liebenswürdigkeit überwunden, von der Hoffnung, Camillo zu ſehen, erheitert, von der Macht der Töne überwältigt, fühlte ſich auf Augenblicke in einen ſüßen Rauſch der Freude verſezt, und vergaß alles, was ſie ſonſt ſtets beunruhigte.

Die ganze Geſellſchaft ſchien von ähnlichen frohen Empfindungen erfüllt. Der Graf entließ nur die fremden Muſiker und die Diener, und äußerte gegen die Uebrigen den Wunſch, mit ihnen dieſen Abend zuſammen zu bleiben.

Ein kleines Anakreontiſches Mahl, unter Scherz und Muſik und Geſang, ſollte den Tag beſchließen.

Natalia, die ſchon einigemal in den heitern Nächten bloß in Begleitung ihres Mädchens mit Camillo zuſammen gekommen war, mochte dieſe Bitte nicht abſchlagen. Sie verſchob daher ihr Hinweggehen noch auf einige Stunden, und nahm, von der reizenden Gabrielle mit der ehrerbietigſten Ergebenheit und entzückender Munterkeit unterhalten, an dem ſehr niedlichen Abendeſſen mit ziemlichem Frohſinne Theil.

Schon hatte die gaukelnde Gabrielle nicht nur ſelbſt ihren Meſſero*) und das hochrothe Haarnetz mit Epheu und Weinreben vertauſcht, ſondern auch Lamoral und Amadeo mit Lorbeern, Aurelien mit Roſen und Natalien mit Mirten bekränzt; ſchon hatte ſie Natalien einige kleine Gläſer mit ſüßem Wein aufgenöthigt, als dieſe durch einen Wink Amadeo's plötzlich aufmerkſam wurde.

---

*) Meſſero, ein langer Schleier von Cattun und die Nationaltracht der Genueſerinnen. Sie wiſſen ſich deſſelben eben ſo geſchickt, als die Venezianerinnen ihres Zendalo's, zu Erhebung ihrer Reize zu bedienen, und ihn beim Ausgehen ſo künſt-

Sie eilte, als wollte ſie ſich ein wenig abkühlen, nach den offenſtehenden Fenſtern, und rief Amadeo unter dem Vorwande, daß einer ſeiner Freunde, den ſie nicht recht kenne, vorbeigehe, an ihre Seite.

Amadeo drückte unbemerkt, doch heftig, ihre Hand, ſah ſie dann bedeutend an, und flüſterte ihr leiſe zu, „Trinken Sie nicht! Verrathen Sie mich nicht! Der Wein iſt verfälſcht!

ſich zu falten, daß nur eine Oeffnung für zwei ſchöne liebeſodernde Augen bleibt.

Siebzehntes Buch.

Der Mirtenkranz. — Raimund an Natalien. — Verſchiedene Folgen dieſes Brieſes. — Die heimliche Trauung. — Der umgeworfne Wagen. — Loth und ſeine Töchter. — Das Hoſpizium. — Die Geißler. — Die Krankheit. — Ein weibliches Geheimniß.

Natalia wurde durch Amadeo's Warnung aufs äußerſte erſchreckt und entrüſtet. Sie konnte an der Wahrheit ſeiner Entdeckung keinen Augenblick zweifeln — denn eine unnatürliche Fröhlichkeit und Lebhaftigkeit, eine durch ihren ganzen Körper verbreitete Hitze, die ſie an ſich bemerkte, beſtätigte ihr, daß mit dem Weine irgend ein berauſchendes oder betäubendes Mittel vermiſcht ſey; ſie ſah ſich plözlich von der abſcheulichſten Verrätherei umgeben, mit der niedrigſten Bosheit behandelt; ſie mußte jezt in ihrem Vater bloß den Mörder ihrer Mutter, den Feind ihrer Unſchuld, den verworfenſten Böſewicht erblicken; gleichwohl rieth ihr die Klugheit, theils Amadeo nicht zu verrathen, theils ſich ſelbſt in Sicherheit zu bringen.

Nur durch die heftigſte Anſtrengung gelang es ihr, ihren Zorn, ihr Entſetzen zu unterdrücken, und noch einige Minuten, ohne ſich die in ihr vorgegangene Veränderung abmerken zu laſſen, in der Geſellſchaft auszuhalten. Dann gieng ſie, unter dem Vorwande, eine Arie für Gabriellen zu ſuchen, auf ihre Zimmer, warf bloß einen leichten Nachtmantel um, und eilte, in Begleitung, ihrer Vertrauten, mit fliehenden Schritten zu dem Schiffer, der, wie gewöhnlich, am Ufer auf ſie wartete. —

Schon hatte die Sonne im Scheiden die heißen, zitternden Lüfte mit glühenden Roſen beſtreut; ſchon erblaßte der Widerſchein der Abendröthe in den ſpiegelnden Wellen, und die goldnen Sterne begannen am reinen, klaren Aether ihren ſtillen nächtlichen Rei gen. Aufathmend ſchien die ganze Natur an den Buſen der wiederkehrenden Nacht ſich anſchmiegen zu wollen, und die linden Weſte, gleich gaukelnden Liebesgöttern, führten von geöffneten Blumenkelchen, von den Zweigen der Pomeranzen, wollüſtige Gerüche der Nahenden entgegen.

Längſt ſchon hatte Camillo im Garten der dießmal abweſenden Marquiſe auf die Geliebte geharrt, und, ſo lang' es die Dämmerung verſtattete, um die Zeit zu beflügeln, Taſſo's zauberiſche Schilderung von Armidens Aufenthalte geleſen; *) längſt ſchon hatte der treue Cornelius von einer Erhöhung der Gartenmauer die Wellen des Fluſſes beobachtet, ob die kleine Gondel mit ſeiner Gebieterinn ſich noch nicht zeige.

Jzt endlich gab er mit wehendem Tuche

---

*) Im 15. und 16. Geſ. des befreiten Jeruſalems.

das erfreuliche Zeichen; der Prinz, dieſen Abend ganz in Empfindung, in Sehnſucht und Glut aufgelöſt, eilte nach der Anfurth, und ſah mit ſüßer Entzückung die Geliebte auf den Wellen daher ſchwimmen.

Sie trat reizend, doch leicht, gekleidet und bräutlich geſchmückt ans Ufer, flog ihm, dießmal mit überſtrömendem Feuer und ungewöhnlicher Dahingebung, in die ausgebreiteten Arme, und ſank leidenſchaftlich und zitternd an ſeine Bruſt.

Camillo konnte ſeinen Augen, ſeinen Gefühlen kaum trauen. Im verrätheriſchen, etwas in Unordnung gerathenen Hauskleide, nur mit dem dünnen, ſilberdurchwebten, an die lieblichſten, jungfräulichſten Formen eng anſchließenden Schleier verhüllt, lag die Angebetetſte, die Schönſte ihres Geſchlechts an ſeinem Halſe, und die nächtlichen Sterne, und die duftenden Blütenäſte umher, und der Mirtenkranz in Nataliens Locken ſchienen ihm ein ſüßes Geheimniß zu verkünden, und das ſchnellere Klopfen ihrer heißen, an ihm ruhenden Bruſt ſchien dieſe Hoffnung noch mehr zu beſtätigen.

„O Natália! meine holde Natália!“ — ſagte der Prinz, und drückte ſie inniger an ſich — „ſo reizend, als in dieſem Mirtenſchmuck, ſah ich Sie nie!“

Natalia richtete ſich mit ſchneller Bewegung von ihm auf, und riß den Kranz aus den Haaren.

„O! Fluch dieſen Mirten! Fluch meinem Vater!“ — rief ſie mit auffallender Heftigkeit und irrenden Blicken.

„Was iſt Ihnen, beſtes, geliebteſtes Mädchen?“ — fragte Camillo erſchrocken — „Reden Sie! ich beſchwöre Sie bei ihrem Herzen, bei der Ewigkeit meiner Liebe!

Woher dieſe Aufwallung, woher dieſe Verwünſchung ihres Vaters?" —

Natalia. O wär' ich nimmer geboren! Haben Sie je von dem Römer Cenci gehört?

Camillo. Nie, liebſte Gräfinn! — aber wir ſprachen von ihrem Vater — —

Natalia ſchauderte zuſammen; Schaam und Verzweiflung kämpften in ihrer Seele; ein leiſes Zittern lief durch alle Glieder; die höchſte Roſenröthe verdrängte wieder die Bläſſe auf ihren Wangen; ihr wilder Blick verwandelte ſich in den wehmüthigſten, ſchmachtendſten der Liebe, und mit der ſanfteſten Zärtlichkeit legte ſie ihre Stirn auf Camillo's Achſel.

„Vergeſſen Sie, was ich vorhin ſagte" — fieng ſie mit dem ſchmelzendſten Tone wieder an — „es iſt mir heute ſo heiß — ich habe ſo lange und angeſtrengt geleſen —

o! verzeihen Sie meine Zerſtreuung! Jezt bin ich ja wieder bei Ihnen — Laſſen Sie uns alles vergeſſen! laſſen Sie nur unſerer Liebe gedenken!“

Camillo konnte vor Ueberraſchung, vor ſüßer Trunkenheit kaum Worte finden; er ſchlang ſeinen Arm um die Zärtliche; er wandelte mit ihr im lieblichſten Rauſche durch die duftenden, flüſternden Bäume; er gelangte mit ihr zu dem Pavillon des Schlafes, den die Marquiſe nach ihrer eignen Angabe erbaut und mit ganzen Beeten voll gefüllten Mohnes, mit den wohlriechendſten Stauden und Gewächſen, mit ſchwebenden, dämmernden Trauerweiden, mit den Genien des Schlafs und des Todes ſinnvoll umgeben hatte; er ruhte an ihrer Seite auf den weichen, roſenfarbnen Atlaspolſtern; er weilte mit glühenden Blicken auf der Geliebten, die von dem Monde durch die offne Kuppel und die darüber gewölbten im Winde ſich wiegenden Zweige reizend beleuchtet ward; er küßte ihre Lippen, und ſie entzog ſich ihm nicht; ſeine Liebe, ſeine Sehnſucht, ſeine Glut — ihre erwiedernde Zärtlichkeit, ihr Haß gegen ihren Vater, ihre Verzweiflung, ihre Erhitzung durch den verfälſchten Wein — — der bräutliche Mirtenkranz war denn doch von geheimer Vorbedeutung geweſen!

In ernſtes Nachdenken verſunken, doch ohne innre Beängſtigung, ohne Furcht vor den Vorwürfen ihres Vaters, kehrte Natalia mit ihrer Begleiterinn am folgenden Morgen zurück. Sie ſah ſich von nun an als Camillo's Gemahlinn an, und würde im äußerſten Falle dem Grafen Maximilian ihre Kenntniß von ſeinem ſchändlichen Anſchlage, ja vielleicht ſogar die unerwarteten Folgen deſſelben, muthvoll entdeckt haben.

Allein hiezu gaben Maximilian und ſeine Verbündeten keine Veranlaſſung. Nataliens Ausbleiben von der Geſellſchaft und ihr gänzliches Verſchwinden hatte ſie alle in nicht geringe Verlegenheit geſezt, ſie fürchteten von ihrer Entrüſtung eine Uebereilung eine ſie entlarvende Bekanntmachung, und waren daher ſehr erfreut, als Natalia zurück kam, und ſie nach ihrem ganzen Benehmen faſt zweifelhaft wurden, ob ſie von dem Schlaftrunke auch wirklich etwas gemuthmaßt, oder nur aus Laune die Geſellſchaft und das Haus verlaſſen habe.

Da jedoch über dieſen Punkt Nataliens kalte Verachtung gegen Gabriellen ſie bald eines andern belehrte; ſo wurde dieſe angewieſen, die junge Gräfinn, wo möglich, aufs neue irre zu führen und wieder für ſich zu gewinnen. Sie ſank an einem der nächſten Tage zu Nataliens Füßen, und beklagte ſich mit vielen Thränen über ihre ſo plötzlich geänderten Geſinnungen. Natalia ſtuzte, und nun gab Gabrielle zu verſtehen, als ob der ganze Plan mit der Weinvermiſchung keinesweges auf Nataliens, ſondern auf ihre eigne Unſchuld angelegt geweſen ſey! ja ſie trieb ſogar die Verſtellung ſo weit, Natalien um ihren Schutz, aber auch zugleich um das unverbrüchlichſte Stillſchweigen, flehentlichſt zu bitten.

Natalia, von den verführeriſchen Künſten Gabriellens halb und halb getäuſcht, ſchwebte abermals einigermaßen in Ungewißheit. Sie ſuchte, ſo viel möglich, dieß ganze empörende Andenken zu verbannen, und weidete ſich dagegen nur an den Träumen ihrer Liebe.

Sie geſtand nun dem Prinzen weit öftere Zuſammenkünfte zu, und die gegenſeitige Vertraulichkeit ließ dem liebenden Manne nichts mehr zu wünſchen übrig.

Auf dieſe Art war wieder faſt ein Monat verfloſſen, als ſie von Raimunden einen Brief bekam, und dadurch auf die ſchmerzhafteſte Weiſe aus ihrem bisherigen Rauſche geweckt ward.

„O warum mußteſt du mich verlaſſen, guter Raimund?" — rief ſie, wie von einem Blitze getroffen, als man ihr den Brief eingehändigt hatte, und fürchtete ſich, das Siegel zu erbrechen. Endlich faßte ſie Muth, und las mit immer ſteigender Rührung folgende Zeilen.

Raimund an die Gräfinn Natalia.

Malta, den — . —

Meine ewig theure Freundinn,
meine geliebte Schweſter!

Ich bin Ihnen die Rechenſchaft über meine unternommene Reiſe lange Zeit ſchuldig geblieben, und jezt erſt iſt es mir erlaubt, dieß Stillſchweigen zu unterbrechen. Doch wie ſoll ich Worte finden, die geheimſten Bewegungsgründe meiner Handlungen zu entziffern? wie ſoll ich die nunmehrige Ausführung eines längſt gefaßten Entſchluſſes Ihnen entdecken, ohne als unwürdig Ihrer Freundſchaft, Ihrer Güte zu erſcheinen?

Erlauben Sie mir, auf Augenblicke in die Zeiten unſerer früheſten Jugend zurück zu kehren, wo der arme, verwaiſte Raimund die Tochter ſeines Beſchützers hoffnungslos liebte, und, wenn ihn ſeine Ueberlegung von der Thorheit ſeiner Wünſche überzeugte, in den Lieblingsbeſchäftigungen ſeines Anſelms, in dem Umgange mit den Wiſſenſchaften, wenn nicht Beherrſchung ſeiner ſelbſt, doch einſtweilige Beruhigung fand. — Hören Sie jezt mit gleicher Theilnahme auf den ernſten Malteſer, mit welcher Sie damals den Jüngling belohnten und oft über ſich ſelbſt erhoben!

Damals ſchon — damals, da ich mich ſelbſt noch nicht verſtand — damals, da die Erde mir noch wie ein reizendes Labyrinth erſchien, das meine Phantaſie mit ihren wunderbaren, doch reizenden, Schöpfungen bevölkern konnte, — damals, da ich meine eignen, undeutlichen Empfindungen in Dichtungen fremder Thaten und Leiden einkleidete, und Sie, meine Natalia! mit begeiſterndem Beifall auf mich blickten; damals ſchon zogen oftmals die Schickſale der alten geiſtlichen Ritterorden meine ganze Aufmerkſamkeit, meine wärmſte Theilnahme an ſich, und ſezten mich in eine wohlthätige Begeiſterung.

Wie rührend, wie herzerhebend war es dann immer für mich, wenn ich der Geſchichte dieſer Orden bis zu ihrer erſten Entſtehung nachfolgte; wenn ich die Stifter derſelben als Beſchützer der Pilger, der Wittwen und Waiſen, als Verſorger der Armen, als Pfleger der Kranken, in Demuth und Armuth und Entſagung ihre Tage verleben ſah! Wie entzückte es mich, wie rief es mich zur Nacheiferung auf, daß ein Raimund es war, der den wohlthätigen Abſichten einzelner Brüder eine feſte, vereinigte Richtung, ihren Unternehmungen eine unerſchütterliche Dauer verſchaffte!*) wie oft entſtand ſchon damals der ſchwärmeriſche Wunſch in mir, ſo, wie jene, in Abgeſchiedenheit von der Welt, in Entſagung, in ſtrenger Ausübung meiner Pflichten, mein Glück und meine Ruhe zu finden!

Die Träume des Jünglings, meine theure Gräſinn! ſind zum Vorſatz des Mannes worden, und ſein Vorſatz iſt bereits in Erfüllung übergegangen.

Natalia! — — ach! ich habe ſchon mehrere Briefe an Sie angefangen und wieder zerriſſen; keiner, auch dieſer nicht, will mir nach Wunſche gelingen — Meine Natalia! ich bin für dieſe Erde geſchieden von Ihnen auf ewig — ich empfieng in voriger Woche das Creuz St. Johannis von Jeruſalem aus den Händen des Großmeiſters. —

---

*) S. d. Anh. Anm. 4.

Erlauben Sie mir, ewig geliebte Schweſter! daß ich mich kurz faſſe; laſſen Sie mich meine Entſchuldigung in wenig Worte zuſammendrängen. — Natalia! ich weiß um Ihre Neigung zu dem edlen Camillo — Belohnen Sie ſeine Liebe! — Ich ſegne Sie beide aus der Ferne. Mein Herz wird ewig mit der reinſten, brüderlichſten Liebe Ihnen angehören.

Leben Sie glücklich, theure Schweſter! Theilen Sie dieſe Zeilen meinem Camillo mit. Es iſt unangenehm, oft ſchmerzlich, manche Dinge zweimal zu ſchreiben, und künftig ſchreibe ich Ihnen immer zugleich. Der Bruder kann ja wohl von der Schweſter für die Beleidigungen der Höflichkeit auf ſichere Verzeihung rechnen!

Raimund

Es iſt unmöglich, die Gefühle zu ſchildern, mit welchen Natalia dieſen Brief aus der Hand legte. Sie kannte Raimund zu genau, als nicht in jedem Worte ſeinen Schmerz zu finden, als nicht die Größe ſeiner Aufopferung im hellſten Lichte zu erblicken; Mitleid, hohe Achtung gegen ihn, Verklagung und Entſchuldigung ihrer ſelbſt, Wehmuth über den Kummer ihres Freundes und die Beruhigung, durch ſeine Entſagung ſich nun frei und ſchuldlos zu ſehen, kämpften in ihrem Herzen wechſelsweiſe um die Oberhand; Raimunds ſtandhaftes, großmüthiges Zurücktreten erfüllte ſie mit dankbarer Bewunderung, und würde bei ihr ſelbſt dem Prinzen geſchadet haben, hätte nicht allzulaut für dieſen die zärtlichſte Liebe geſprochen.

Sie unterließ nicht, demſelben bei der nächſten Zuſammenkunft Raimunds Schreiben ſogleich mitzutheilen; auch er wurde auf das heftigſte dadurch erſchüttert.

„O Natalia!“ — ſagte er nach einer Pauſe — „bin ich auch werth, von Ihnen geliebt zu ſeyn? werd' ich dieſe Aufopferung des edlen, großherzigen Raimunds je vergüten, je verdienen können?“

Camillo und Natalia überließen ſich nun den Eingebungen ihrer gegenſeitigen Zärtlichkeit mit freierm, ruhigern Herzen. Sie ſchrieben beide an Raimund und ſuchten alles auf, was ihn von der Größe ihrer Dankbarkeit, ihrer Freundſchaft, ihrer Bewunderung überzeugen konnte; aber ſie dachten nun auch ernſtlich auf Mittel, nach Hebung dieſes bisherigen Hindermiſſes, ſich der Einwilligung Maximilians in ihre Vermählung zu verſichern.

Der Graf war faſt zu gleicher Zeit mit Natalien, durch einen Brief Raimunds, von deſſen, wie Er es zu nennen beliebte, abentheuerlichem und thörichten Unternehmen unterrichtet worden. Er ahnete etwas dabei von deſſen hauptſächlichſten Bewegungsgründen, und glaubte, da er Raimunds Herz nicht faſſen konnte, daß ihn Camillo durch äußere Vortheile zur Verzichtleiſtung auf Nataliens Hand vermocht habe, und dieſer nun alles aufbieten werde, um ihn ſelbſt zu einer baldigen Zuſtimmung zu vermögen.

So ſehr er ſich nun in dem erſtern geirrt hatte, ſo traf doch das leztere bald auf das genauſte ein. Der Graf empfieng nämlich von mehreren Großen, ſowohl auf Seiten ſeines eigenen, als des T*r*ner Hofes, die beweglichſten Vorſtellungen und dringendſten Verwendungen zum Beſten Camillo's; man gab ihm zu verſtehen, daß man die bisher vorgegebene Verhinderung kenne, und von deren Erledigung wiſſe; man machte ihn aufmerkſam, daß bei der gegenſeitigen Zuneigung der Liebenden, bei dem Reichthume und hohen Stande des Fürſten, gar kein Weigerungsgrund denkbar ſey; ja, die Prinzeſſinn Victoria ſelbſt ſprach zulezt von einer Bitte, die er ihr nicht abſchlagen werde und könne.

Durch alle dieſe ſich ihm zeigende Schwierigkeiten immer mehr und mehr erbittert, von ſeiner unſeligen Leidenſchaft raſtlos befeuert und zu Zeiten faſt bis zum Wahnſinn aufgereizt, mit dem lebhafteſten Haſſe gegen Camillo, ja, ſelbſt mit einer Art von Rachbegier gegen Natalien erfüllt, ſah er ſich nun gleichwohl nicht ſelten in der größten Verlegenheit. Alle, bloß auf Verzögerung hindeutenden, Ausflüchte wollten jezt nicht mehr ausreichen, um Nataliens und Camillo's ernſtliche Bitten um eine beſtimmte Erklärung von ſich abzulehnen;

er mußte wieder zu ſeinem treuen Lamoral ſeine Zuflucht nehmen.

„Alle ihre Rathſchläge und Pläne haben bis jezt zu nichts weiter geführt“ — ſagte er verdrüßlich und bitter zu dieſem — „als mich Natalien noch verhaßter zu machen, und ſie noch inniger mit Camillo zu verbinden.

Lamoral (kalt). Wer konnte auch die lächerliche Thorheit Ihres Neffen vorausſehen? Ein Kluger entſaget nicht leicht einer Hand, die ihm eine halbe Million zur Mitgift bringt!

Der Graf. Und doch iſt es geſchehen! Wir hätten dieſen Raimund kennen ſollen.

Lamoral. Sey es! Noch immer iſt nichts verloren, wenn Sie mir freie Hand laſſen wollen.

Der Graf. Was brüten Sie? — Reden Sie!

Lamoral. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß der Fürſt ſelbſt von ſeinen Abſichten zurücktreten, ja vielleicht, daß Natalia noch ſelbſt — ſich in Ihre Arme werfen ſoll!

Der Graf. Lamoral! — wenn Sie dieß ausführen, ſind Sie ein Teufel, oder ein Gott!

Lamoral. (lächelnd) Keines von beiden! Ich bin der Maler Lamoral! — Camillo ſoll für geſchehen halten, was Sie — geſchehen wünſchen. Natalia muß ſich von ihm verſchmäht ſehen; muß befürchten, für das gehalten zu werden, wozu — der Herr Graf ſie beſtimmen. Rache gegen den Untreuen, Furcht vor Schande, Ungewißheit, wohin ſie ſich wenden ſoll, dumpfe Verzweiflung — ſoll ſie zu ihrem Vater zurückführen!

Der Graf. Verſtehe ich Sie recht, ſo — ſind Sie raſend, und ich müßte es auch ſeyn, wenn ich dieſen Plan billigen wollte!

Lamoral. Wie können Sie verwerfen,

was Sie noch nicht kennen? **Lamoral** hätte bei Ihnen größeres Zutraun verdient!

Der Graf. Würde **Natalia** der Schande preis gegeben, ſo würd' ich es zugleich, und nicht bloß der Schande, ſondern auch den Verwünſchungen des großen Hauſens, ja der ſtrafenden Hand der Gerechtigkeit!

Lamoral. Für ſo unklug, für ſo thöricht könnten Sie mich halten?

Der Graf. Aber wie? —

Lamoral. Camillo muß glauben, ohne es zu wagen, von dieſem Glauben ein Wort zu entdecken. Camillo muß bis zur Raſerei überzeugt ſeyn, und doch fürchten, für verrückt gehalten zu werden, wenn er ſeine Währmänner angeben wollte —

Der Graf. Sie ſprechen von Unmöglichkeiten!

Lamoral. Laſſen Sie mir Zeit. Ich

mache ſie möglich. — Ich kenne nun dieſen Camillo zu gut —

Der Graf. Wie kann er von Natalien, die er anbetet, das — Unwahrſcheinliche glauben?

Lamoral. Er wird gezwungen ſeyn!

Der Graf. Und welcher Zeugen können Sie Sich bedienen, ohne —?

Lamoral. Meine Ankläger ſind nicht von dieſer Welt.

Fürſt Camillo ſah ſeit einiger Zeit; nach verſchiedenen Aeußerungen des Grafen, einer baldigen Einwilligung deſſelben entgegen, und hielt es für nöthig, unter der Hand gehörige Anſtalten zu treffen, daß ſodann ſeiner Vermählung kein weiterer Verzug in den Weg treten könne. Natalia hatte mehrere Male den Wunſch geäußert, mit ihm auf ſeinen Italiäniſchen Güthern und weit von ihrem Vater entfernt zu leben, und Camillo fand es nun, um das ſchönſte ſeiner Schlöſſer zu ihrer Aufnahme einzurichten, doppelt nothwendig, die ſchon längſt vorgehabte Reiſe nach ſeinen Beſitzungen in den Piemonteſiſchen und Savoyſchen Thälern zu unternehmen.

Er entdeckte dieſes Natalien, und ſie wußte nichts dagegen einzuwenden, obſchon ihr

Herz unruhiger dabei ſchlug. Schon ſeit einigen Wochen hatte ſie eine ungewöhnliche Schwermuth und Beängſtigung an ſich wahrgenommen; alle Heiterkeit, alles frohe Gefühl ſchien allmählich ganz aus ihrer Seele zu entfliehen, und alle Anſtrengung, dieſe ſchönen Genien zurück zu halten, war vergeblich.

Jezt ergriff ſie mit milder Zärtlichkeit Camillo's Hand, und ſah ihm mit ſchwimmenden, traurigen Blicken in die Augen; die bevorſtehende Trennung dünkte dem liebenden, beſorgten, unter Menſchen, die ſie verabſcheuen und heimlich fürchten mußte, allein zurückbleibenden Mädchen eine Trennung auf ewig, und aus ihren bangen, wehmüthigen Aeußerungen ſchien der ſtille Wunſch hervor zu blicken, mit Camillo vor der Abreiſe noch durch einen Prieſter verbunden zu werden.

Kaum glaubte Camillo dieſen Wunſch in Nataliens Seele zu leſen, als er ihr mit den zärtlichſten Bitten um eine geheime Einſeegnung zuvorkam. Von hoher Rührung überwältigt, von ſüßer Wehmuth der Sprache beraubt, fiel ſie ihm in den Arm, und nach einigen Tagen wurden die Hände der Liebenden in einer entlegenen Capelle von einem dazu gewonnenen Pater Minoriten feierlich in einander gelegt.

Natalia fühlte ſich durch dieſe kirchliche Beſtätigung ihres Bündniſſes ungemein aufgerichtet und getröſtet; ſie zeigte ſich bei der lezten Umarmung faſt ſtandhafter, als ſelbſt Camillo; ſie gelobte dem geliebten Gemahl, ihn auf ſeiner Reiſe mit ihren Gedanken unaufhörlich zu begleiten, und verſprach ihm noch zulezt die Nachſendung ihres Gemäldes durch Amadeo, welcher, nach der getroffenen Abrede, bis zu der Vermählung bei dem Grafen zurück bleiben ſollte.

Camillo war bald ohne das mindeſte

bemerkungswerthe Ereigniß auf einem ſeiner Güther angelangt, hatte einigemal von Natalien Briefe erhalten und ihr wieder geantwortet, und trat nunmehr ſeine Reiſe nach Savoyen an. Unterwegs wurde ſein Wagen in einem engen Hohlwege durch eine umgeworfene Sedie im Weiterfahren verhindert.

Bernardo, vorzüglich aber Cornelius waren ſogleich bei der Hand. Sie geriethen mit dem Vetturino und einem Paſſagier in einen heftigen, faſt in Thätlichkeiten ausbrechenden Wortwechſel, und Camillo ſtieg endlich ſelbſt aus, um Friede zu gebieten. Wider alles Vermuthen fand er in den Reiſenden Bekannte, den Maler Lamoral und ſeine Verwandte, die reizende Gabrielle.

Sobald Lamoral den Prinzen ſelbſt gewahr ward, kam er ihm mit einer höflichen Entſchuldigung über den verurſachten Aufenthalt entgegen, und gab zugleich zu verſtehen, wie äußerſt unangenehm ihm ſelbſt dieſer Zufall ſey, da er ſehr wünſche, ſeine vorhabende Geſchäftsreiſe in möglichſt kurzer Zeit zu beendigen.

Der Vetturino verſicherte, daß die Ausbeſſerung des Wagens vor dem andern Morgen nicht möglich ſeyn werde, und da ſich in der Nähe keine Herberge befand, worinn Lamoral und ſeine Begleiterinn mit einiger Bequemlichkeit übernachten konnten, ſo lud ihn der Prinz ein, ſich bis zum nächſten Nachtlager ſeines eignen Wagens mit zu bedienen.

Lamoral ſchien dieſes Anerbieten, als eine zu hohe Ehre, nicht annehmen zu wollen, und Cornelius, der von je eine geheime Abneigung gegen Lamoral hegte, zog den Prinzen bittend bei Seite, und flüſterte ihm ins Ohr: „Herr! ich bitte Dich — laß den Maler mit ſeiner Signora auf der Straße liegen. Ich kann ſein Geſicht nicht leiden; ich denke, ſo oft ich ihn ſehe, an den Teufel der Mönche, und könnt' ihn neben Dir nicht ſitzen ſehen, ohne die Hand immer am Dolch zu haben!“

Es läßt ſich leicht denken, daß der Prinz durch dieſe gutgemeinte Warnung ſich nicht abhalten ließ, ſeine Einladung zu wiederholen; Lamoral nahm ſie endlich an, doch nur, wie er mehrmals betheuerte, wegen der Unpäßlichkeit ſeiner Nichte, die denn auch in der That das Geſicht mit einem Tuche verbanden hatte. Er ließ ſein weniges Gepäck auf einen Wagen des fürſtlichen Gefolges bringen; die beſchädigte Sedie wurde aus dem Wege geſchafft, und Camillo ſtieg mit Lamoral und Gabriellen wieder ein.

Noch gar nicht weit waren ſie mit einander gefahren, als Camillo ſich ſchon von Lamoral in ein ſehr unterhaltendes Geſpräch verwickelt ſah. Lamoral erzählte die Ver anlaſſung ſeiner Reiſe, nämlich den beabſichtigten Verkauf verſchiedener bei ſich habender Gemälde, und ſuchte dagegen von dem Prinzen den Weg zu erforſchen, welchen er zu nehmen gedenke; er ſprach über die Kunſt, als ein Kenner, und fand an dem Prinzen, als einem Liebhaber, einen aufmerkſamen Zuhörer; er würzte ſeine Unterhaltung bald mit angenehmen Erzählungen, bald mit witzigen und beißenden Einfällen, und ſchien es beſonders darauf anzulegen, ſeine Nichte, welche vor leidigen Zahnſchmerzen ſehr finſter und ſtill ſaß, boshaft zu necken und zum Sprechen zu zwingen.

„Ich habe mein ganzes Leben damit verſchwendet,“ — ſagte er unter andern — „den allgemeinen Charakter des ſchwächern Geſchlechts zu ergründen; ich wollte von Jugend auf meine Kunſt nur der weiblichen Schönheit widmen; aber wahrlich — die hierauf verwendete Zeit iſt das Einzige in meinem Lebenslaufe, was ich bereue. — Ich bin noch bis dieſen Augenblick nicht weiter gekommen, als ich ſchon am erſten Tage war!“

„Und dieß Reſultat aller Ihrer Erfahrungen?“ — fragte der Prinz ſcherzend.

„Hm!“ — erwiederte Lamoral mit Bitterkeit — „dieß Reſultat beſtand darin, daß ich keinen unwürdigern Gegenſtand meines Studiums hätte wählen können. — Ergründe die Tiefe des Meeres, ſo kannſt du auch die Tiefe des weiblichen Herzens ergründen! Uebrigens — verkauft die Wilde ihre Unſchuld um Corallen, und die Europäerinn die ihrige um Perlen und Brillianten! Das iſt denn freilich ein wichtiger Unterſchied!“

„Sie ſind unartig, Lamoral!“ — verſezte der Prinz — „beſonders in Gegenwart ihrer artigen Verwandtinn.“

„Er liebt nun das Bizarre!“ — ſagte Gabrielle leiſe, und ſchlug ſittſam die Augen nieder.

„Sehen Sie, mein Prinz!“ — fieng Lamoral wieder an — „ſehen Sie, wie die reizende Bübinn ihre Augen niederſchlägt! Das iſt nun wieder ein Zug, den ich von jeher bemerkt habe, und deſſen Grund ich mir nicht zu erklären weiß. Geben Sie Acht auf alle, ſelbſt auf die erſt reifenden, unſchuldigſten Mädchen, und ich will alles verlieren, wenn nicht Jede, ſo bald ſie ſich beobachtet glaubt, vor allen Dingen auf das Halstuch ſieht! — Woher mag dieß kommen? Einige, glaub' ich, mögen nachſehen, ob die Außenſeiten ihres Herzens feſt genug verwahrt ſind? die meiſten aber wollen damit den Augen des Beobachters eine beſtimmte Richtung geben, vermuthlich, weil eine Art von Inſtinct ihnen ſagt, daß das hier Verſchleierte mit den Blüthen des Fliegenfängers *) eine auffallende Aehnlichkeit hat. Dieſe ſind geſchaffen, um honigſammelnde Inſecten, dieß um die Augen und Herzen leichtgläubiger Männer zu fangen!“

---

*) Der Fliegenfänger, eine Pflanze, deren Blüthen ſich öffnen, wenn ein Inſect ſich naht, und verſchließen, ſobald das Inſect in dem Kelche iſt.

Unter dieſen und ähnlichen Läſterungen, von welchen wir aus Schonung gegen das ſanfte Geſchlecht — ach! die Weiber ſind ja ohnedieß geborne Caryatiden! — nichts weiter erwähnen, waren die Reiſenden in dem Gaſthofe angelangt, in welchem ſie übernachten wollten.

Da es noch lichter Tag war, ſo erſuchte der Prinz den Maler, ihm die Gemälde, welche er bey ſich habe, zu zeigen.

Lamoral ließ ſich nicht lange bitten, und rollte vor dem Prinzen mehrere, theils ältere, theils von ihm ſelbſt gefertigte Stücke auf.

„Hier iſt denn das lezte“ — ſagte er endlich — „auf welches ich vor allen den höchſten Werth ſetze!“ — Es ſtellte Loth mit ſeinen Töchtern vor, und verdient wohl eine nähere Beſchreibung.

In dem traulichen Helldunkel der mit Wein- und Blumenranken umſtrickten Grotte ſaß ein friſcher, kraftvoller Alter mit kurz gelocktem ſchwarzen Barte, in einer ſüßen lüſternen Trunkenheit, und drückte den Kopf ſeiner jüngern Tochter, eines zarten, noch ſchüchternen und verſchämten, aber, wie es ſchien, gleichfalls etwas berauſchten Mädchens, mit verdächtigem Wohlgefallen an ſeine Bruſt. Die ältere Tochter, eine üppige, glühende, faſt nackende Figur mit ſchimmernden Augen und wollüſtig geöffneten Lippen, preßte mit der ſchönen Hand den Saft einer blauen Traube in eine glänzende Trinkſchale, und ſchien den Alten mit einem faſt boshaften Blicke auf den verminderten Widerſtand der Schweſter aufmerkſam machen zu wollen. Die Vertheilung des Lichts und des Schattens.

die blühende, Mitleid weckende Jugend des einen, und die lockende Reife des andern Mädchens, war mit nicht geringer Kunſt auf die hinreißendſte Wirkung berechnet, und ein unbeſchreiblicher Zauber verbreitete ſich über das Ganze.

Auch der Prinz Camillo wurde mit Bewunderung gegen den Künſtler erfüllt, und konnte ſeine Augen nicht wieder losreißen. Aber die Schönheit des Gemäldes war es nicht allein, was ſeine Aufmerkſamkeit feſſelte, ſondern weit mehr noch die ſonderbare Aehnlichkeit, welche er in der jüngern Tochter mit Natalien, in der ältern mit Aurelien, ja nach und nach ſogar in dem Loth mit dem Grafen Maximilian wahrzunehmen glaubte.

Je länger er das Gemälde betrachtete, deſto feſter wurde er von dieſer Aehnlichkeit überzeugt. — „Haben Sie dieß Gemälde gemahlt?“ — fragte er endlich Lamoral mit kaum unterdrücktem Unwillen und finſterem Ernſte.

Lamoral. Keineswegs, obwohl ich ſtolz darauf ſeyn würde! Es rührt von einem längſt verſtorbenen, aber ſehr geſchickten Italiäniſchen Meiſter her.

Camillo. Aber die Farben ſind noch ſo friſch und lebendig —

Lamoral. Ich habe es vor kurzem aufgeputzt. Ich ſchmeichle mir, in dieſer Kunſt ein beſonderes Geheimniß und nicht ganz gewöhnliche Fertigkeit zu beſitzen.

Camillo. Wie hoch halten Sie dieß Gemälde?

Lamoral. Dieſes iſt nicht feil, ſondern gehört dem Prälaten zu S*****. Er hat es mir zugeſchickt, um es zu reinigen, und ich werde es ihm auf dieſer Reiſe wieder mit überliefern.

Camillo. Könnt' ich wohl eine Copie davon haben?

Lamoral. Vielleicht, wenn der Eigenthümer es mir verſtattet! Aber — es ſcheint, als ob dieß Gemälde in hohem Grade Ihren Beifall erhalten hätte!

Camillo. Lamoral! — Sagen Sie mir aufrichtig — könnten Sie keinen Grund davon auffinden?

Lamoral. Vielleicht — eine zufällige Aehnlichkeit. —

Camillo. Zufällig? — wahrlich, es iſt kaum glaublich — ſo ſonderbar ſollte der Zufall ſpielen!

Lamoral. Da Sie es ſelbſt bemerken, ſo will ich meine Gedanken Ihnen nicht verſchweigen. Ich habe die Gräſinn Natalia und auch die Cenci einmal gemalt; beide haben in ihren Zügen ſehr vieles mit einander gemein. Dieſer Loth mit ſeinen Töchtern iſt von dem alten, damals lebenden Meiſter, mit Hindeutung auf eine wahre Geſchichte, nach den Portraits des alten Franz Cenci, ſeiner zweiten Gemahlinn und ſeiner Tochter erſter Ehe, kurz vor der Hinrichtung der beiden leztern, gemalt.

Camillo. Wer war dieſer Cenci? Ich erinnere mich, den Namen ſchon gehört zu haben; aber ich habe aus der Acht gelaſſen, mich nach der Geſchichte zu erkundigen.

Lamoral erzählte nun, mit mancher leis angedeuteten giftigen Beziehung, dieſe den Leſern ſchon bekannte tragiſche Begebenheit, *) und Camillo, dem jezt das ſonderbare Betragen des Grafen bei der erſten Bitte um ſeine Genehmigung, und alle Verzögerungen und

---

*) S. Anm. 10. Seite 369. des erſten Bändchens.

nichtige Ausflüchte deſſelben einfielen, — wurde die ganze Nacht über von den Bildern Loths und ſeiner Töchter, wie von quälenden Geſpenſtern, verfolgt.

Am Morgen ſchied Lamoral mit ſeiner Nichte unter vielen Dankſagungen von dem Prinzen, und ſezte in ſeinem nun nachgekommenen Fuhrwerke ſeine Reiſe fort. Camillo ließ, um mit ſeinen finſtern Ideen nicht allein zu ſeyn, ſeinen Cornelius neben ſich Platz nehmen und ſprach mit demſelben mancherlei, was ihm im Grunde wenig oder gar nicht am Herzen lag. Zu jedem Nachtlager drängte ſich wieder Loth mit ſeinen Töchtern zwiſchen ſeine Träume.

Nach einigen Tagen gelangten ſie in ſehr wilde und gebirgichte Gegenden. Die Wagen blieben zurück und man mußte ſich nun zu Fortbringung des Gepäckes der Maulthiere und

Gimerro's*) bedienten. Der Tag war ſchon faſt geſunken, und ſie hatten auf einem ſehr ſteilen, mit Waldung beſetzten Felſen noch immer die gehoffte Herberge nicht aufgefunden.

Endlich zeigte ſich ihren forſchenden Blicken an einem Abhange des Berges ein alter, mit einem ſtarken Stocke, mit Tubus, Sprachrohr und einem Korbe wunderbar ausgerüſteter Mönch, der von Zeit zu Zeit mit einer helltönenden Handglocke läutete, und von einer Meute der ſtärkſten Bullenbeißer und kleiner Spürhunde umgeben war.

Noch, ehe die Reiſenden ihm zuriefen, hatten die Hunde ſie ausgewittert, ſchlugen an, und ſuchten ängſtlich die Spur; einige von ih-

---

*) **Gimerro**, eine in Italien gewöhnliche Thiergattung, welche von einem Hengſt und einer Kuh, oder von einem Stier und einer Stute erzeugt wird.

chen erklimmten die Anhöhe, andere ſprangen auf einem geebnetern Fußſteige voraus, welchen der Mönch ſelbſt einſchlug.

Da dieſer ſich näherte und ſie bei ihm nach dem Wirthshauſe Erkundigung einzogen, erfuhren ſie, daß in dieſer rauhen, unwirthbaren Gegend weit und breit keine eigentliche Herberge, wohl aber ein von einigen Carmelitern bewohntes Hoſpizium ſey, in welchem ſie dieſe Nacht nach obliegender Pflicht mit der größten Bereitwilligkeit aufgenommen und verpflegt werden würden.

Camillo reichte dem noch ſehr rüſtigen Alten die Hand, und zog neben ihm her. Der Mönch erzählte ihm mit großer Ausführlichkeit von der Stiftung und ganzen Einrichtung dieſer wohlthätigen Anſtalt, erklärte ihm den Nutzen der abgerichteten Hunde zu Auffindung der Wanderer, welche ſich öfters, beſonders zur Schneezeit, in dieſen Thälern und Abgründen verirrten, und zeigte ihm in dem Korbe Brod, Wein und Arzneien, welche die Mönche beſtändig zu Stärkung der vom Wege Abgekommenen und manchmal ſchon halb Verſchmachteten bei ſich trugen.

Jezt erblickten ſie bei ſchon einbrechender Dämmerung auf einem der höchſten Gipfel ein geräumiges, etwas verfallenes Haus mit einem Thürmchen, in deſſen Laterne eine Pechpfanne brannte. Ihr Begleiter gab mit der Glocke ein dreimaliges Zeichen, welches ſogleich mit der Betglocke beantwortet wurde; und bald öffnete der Pförtner das Thor und kam ihnen entgegen.

Man bewillkommte ſie mit der größten Gutherzigkeit, und brachte in kurzem ſowohl ſie ſelbſt, als ihre Thiere, unter Dach und Fach. Nur drei bis vier Mönche, die alle, ſelbſt bis auf den älteſten, an Munterkeit und Geſundheit noch mit Jünglingen ſich meſſen konnten, Bewohnten dieſes Hoſpizium; dennoch fehlte es nirgends an der nöthigen Verſorgung und Beköſtigung, und Fürſt Camille, der an einer beſondern Tafel beinahe köſtlich bewirthet ward, machte bald die, nach einer ſtarken Ermüdung nicht unangenehme Bemerkung, daß die frommen Väter, zur Labung der verirrten Pilger und zugleich ihrer ſelbſt, nicht bloß mit ſehr ſchmackhaften Speiſen, ſondern auch mit vortrefflichen Getränken, reichlich verſehen waren.

Nachdem er ſich hinlänglich geſättigt und mit dem älteſten der Carmeliter ziemlich lebhaft und froh unterhalten hatte, führte man ihn über einen langen ſteinernen Gang in das ihm beſtimmte Gemach. Es beſtand in einem hohen, weiten Saale, und einem kleinen, mit Glasthüren verſehenen Schlaf-Cabinet, und zeigte bei aller Einfachheit, daß hier ſogar die Aufnahme vornehmer Fremden gar nichts ungewöhnliches ſeyn müſſe.

Der ihn begleitende Pater zündete beim Weggehen zwei auf einem Nachttiſchchen ſtehende Wachskerzen an, empfahl ihm, ſich ganz unbeſorgt der Ruhe zu überlaſſen, ertheilte ihm ſeinen Segen, und ſchloß die Thüren des Saals hinter ſich zu.

Nun ſich ſelbſt überlaſſen, nahm der Prinz keinen Anſtand, der erhaltenen Anweiſung ſogleich Folge zu leiſten. Er fühlte nicht nur eine ziemliche Ermattung von der ſtarken Bergreiſe, ſondern auch einen dumpfen Kopfſchmerz, welchen er der Nachtluft, vielleicht auch dem Feuer des Weines beimaß, kleidete ſich ſchnell aus, legte ſich auf das ſehr reinliche, einladende Ruhebett, und entſchlief.

Ungefähr um Mitternacht wachte er auf; es dünkte ihm, als wär' er mit einer kalten Hand berührt worden. Im halben Taumel richtete er ſich in die Höhe, und ſah in dem nämlichen Augenblicke die Kerzen verlöſchen, vernahm in demſelben Augenblicke einzelne, ganz entfernte, himmliſche Töne; aber auch der Boden ſchien unter ihm zu zittern, und alle Fenſter des Saales, ſelbſt die Scheiben der Alcoventhüren, gaben einen ſchnell vorübereilenden, ſcharfen, ſingenden Klang von ſich.

Ohne helles Bewußtſeyn ſeiner ſelbſt ſtarrte er noch immer nach dem Platze hin, wo die Lichter gebrannt hatten.

Noch einmal ſchweiften die Töne umher, und, wie ein flüchtiger, durchſichtiger Schatten, ſchwebte ein ehrwürdiger Greis vor ſeinen ſtarren Blicken vorüber, der einem altgriechiſchen Prieſter glich und ein Saitenſpiel in der Hand hielt.

Camillo, ungewiß, ob er träume oder wache, rieb ſich die Augen, und wurde plötzlich durch einen anfangs weißen, alles erhellenden Lichtglanz geblendet, welcher ſich augenblicklich in das reinſte Aetherblau umwandelte. Da er wieder aufſah, ſtand mitten in dieſem himmliſchen Lichtkreis, weit verkörperter, als die erſte Erſcheinung, eine ſchlanke, blaſſe, liebliche Mädchengeſtalt mit verhüllten Armen, die er auf den erſten Anblick für Anaſtaſien erkannte.

„Haſt Du mich gänzlich vergeſſen, mein Camillo?“ — tönte zugleich eine ſüße, ſilberne Stimme, ohne daß er wahrnehmen konnte, woher ſie komme.

„Anaſtaſie!“ — rief er in wilder Betäubung, wollte ſich aufreißen, und fühlte ſich wie an allen Gliedern gelähmt.

„So*) nannte mich meine Mutter“ — antwortete die Stimme — „weil ein frommer Derwiſch ihr prophezeihte, ich werde einſt in das Leben zurückkehren, um eine Schandthat zu offenbaren und mein Liebſtes zu retten!“

---

*) Von Anaſtaſis, die Auferſtehung.

„O meine Anaſtaſie" — wiederholte der Prinz, und ſammelte alle Kräfte, um vom Bette aufzuſpringen.

„Fliehe Natalien! Sie iſt die Buhlerinn ihres Vaters!" — ertönte die Stimme aufs neue.

„Sie iſt mein Weib!" — ſchrie Camillo. Auf ſprang er, und ſprengte das nicht gleich aufgehende Schloß des Cabinets auf, um den Schatten zu faſſen.

Er trat in den Saal. Alles war dunkel; alles, was er geſehen, verſchwunden; die Wachskerzen brannten noch düſter auf dem Tiſche, wie vorher, und die Dochte hatten lange Schnuppen.

Der junge Fürſt befand ſich eine Zeit lang in einer Spannung aller Empfindungen, die ihn zu keinem Entſchluſſe kommen ließ.

Er leuchtete auf den Boden, er unterſuchte die Wände; nirgends war eine Oeffnung oder Hohlung zu entdecken. Er riß ein Spaltfenſter auf; kalt ſtrich der Zugwind auf ſeine offne, glühende Bruſt, und eine Todtenſtille bedeckte die Ausſicht auf die ungeheuren, von dem Feuer des Leuchtthurmes maleriſch erhellten Felſengruppen.

Jezt fühlte er eine Unbehaglichkeit und Erſchöpfung in ſeinem ganzen Körper; ein ſchüttelnder Froſt verbreitete ſich durch alle ſeine Adern. Er eilte wieder nach dem Bette; ein dumpfer aber unruhiger Schlaf umfieng ihn; wilde, phantaſtiſche Bilder flogen in furchtba rer Unordnung vor ſeiner Seele vorüber; eine unſägliche Glut durchdrang ihn, und am Morgen fand ihn der öffnende Pater von einem Fieberanfalle ergriffen.

Da nach der Einrichtung dieſer Anſtalt allezeit einer der Mönche in der Arzneikunde erfahren ſeyn mußte, ſo wurden bald zu Wiederherſtellung des Kranken die erforderlichen Mittel angewandt. Er ſchickte, um den frommen Vätern nicht allzubeſchwerlich zu fallen, den größten Theil ſeines Gefolgs bis zur nächſten Station voraus, mußte aber ſelbſt mit Cornelius und einigen andern Dienern bis zu ſeiner völligen Erholung faſt drei volle Wochen zurückbleiben.

Auffallend war es ihm dabei, daß während dieſes Verzugs die Carmeliter nicht nur für die Geſundheit ſeines Leibes auf das gewiſſenhafteſte ſorgten, ſondern auch um das Wohl ſeiner Seele ſehr bekümmert ſchienen. Sie verwieſen ihn mit unbeſchreiblichem Eifer immer auf den Glauben an die Vorbitten der Heiligen und andere Sätze ihres Glaubens, erhoben das Glück der im Schooße der Kirche Gebohrnen, und warnten ihn auf das dringendſte vor Gleichgültigkeit und Wankelmuth in der Religion.

Der Prinz erblickte in allen dieſen Vermahnungen der heiligen Väter nichts anders, als eine Hindeutung auf ein deſto größeres Geſchenk für das Hoſpizium, deren es jedoch bei ihm gar nicht bedurft hätte. Er dankte nicht nur bei ſeinem Abſchiede den guten Mönchen mit der innigſten Rührung für alle erwieſene Hülfe; ſondern beſchenkte auch die menſchenfreundliche Anſtalt mit faſt mehr als fürſtlicher Großmuth, und erhielt dagegen eine reichliche Segenſpendung nebſt geweihten Kreuzen und Paternoſtern mit auf den Weg.

Von dem jüngſten der Carmeliter eine

anſehnliche Strecke begleitet, langte er in dem Gaſthofe, wo ſeine Leute ihn erwarteten, glücklich an, und ſezte nun ſeine Reiſe nach dem nächſten ſeiner Schlöſſer in Savoyen ungehindert fort.

Der Prinz hatte während ſeines verzögerten Aufenthaltes in dem Hoſpizium alle Umgebungen ſeines Zimmers auf das ſorgfältigſte unterſucht, ohne auch nur die Möglichkeit eines ihm geſpielten Betrugs ausfindig machen zu können. Zudem zeigten ſich ihm ſeine Verpfleger von einer Seite viel zu einfach und geradſinnig, und waren ihm auf der andern Seite viel zu fremd, als daß ſie an einer für ſie ganz gleichgültigen Täuſchung Antheil hätten nehmen wollen und können.

„Es war meine Anaſtaſie!“ — ſagte der Prinz auf der Reiſe ſehr oft zu ſich ſelbſt — „Wer kannte ihre Züge, wie ich? wer kannte unſere Verhältniſſe? — Ach, es war der Geiſt meiner Anaſtaſie, oder die Hölle ſelbſt müßte dieſe himmliſche Bildung des Engels nachzuäffen vermocht haben!“

Schwermüthig und düſter kam Camillo in ſeiner Herrſchaft an; mit Kälte und Widerwillen, mithin auch langſam genug, betrieb er alle ſeine dortigen Geſchäfte. Seine grenzenloſe Liebe zu Natalien kämpfte unaufhörlich mit dem Glauben an Anaſtaſiens Erſcheinung und an die Wahrheit ihrer Worte; gleichwohl traf doch ſo manches ſo wunderbar zuſammen; gleichwohl war doch ſo manches möglich, erklärlich, ja ſogar wahrſcheinlich! Camillo konnte und konnte zu keiner feſten Entſchließung kommen. Die öffentliche Verbindung mit Natalien, die vorher ſeinem Herzen ſo nahe gelegen hatte, lag ihm jetzt ziemlich weit; der angefangene Bau rückte nur langſam fort, und verzögerte Camillo's Abreiſe mehrere Monate lang. Er ſchrieb wohl oſt an Natalien; aber es lag wie eine finſtere Wolke vor ſeiner Seele, wenn er ſchrieb, und Natalia erkundigte ſich oſt auf das zärtlichſte nach ſeinem Wohlbefinden, oder klagte über ſeine verminderte Liebe. Sie ward zuweilen irre und zweifelhaft an ihm; aber ihre Empfindung ſagte ihr, daß Camillo alles, nur nicht treulos und unedel, ſeyn könne.

Aber nicht dieſe Beſorgniß allein war es, was jezt die unglückliche Natalia niederbeugte; auch aus ihrer Seele war Freude und Ruhe geflohen; auch auf ihren Wangen verlor ſich nach und nach die Farbe der Geſundheit ſo augenſcheinlich, daß ſie dadurch ſelbſt vor den verabſcheuten Zudringlichkeiten und Nachſtellungen ihres Vaters einige Zeit geſchüzt wurde; auch an ihrem Herzen nagte eine heimliche Bangigkeit und ein ſtiller Kummer.

Was ſie anfänglich ſich ſelbſt nicht eingeſtehen wollte, was ſie aus Schamhaftigkeit war der Geiſt meiner Anaſtaſie, oder die Hölle ſelbſt müßte dieſe himmliſche Bildung des Engels nachzuäffen vermocht haben!

Schwermüthig und düſter kam Camillo in ſeiner Herrſchaft an; mit Kälte und Widerwillen, mithin auch langſam genug, betrieb er alle ſeine dortigen Geſchäfte. Seine grenzenloſe Liebe zu Natalien kämpfte unaufhörlich mit dem Glauben an Anaſtaſiens Erſcheinung und an die Wahrheit ihrer Worte; gleichwohl traf doch ſo manches ſo wunderbar zuſammen; gleichwohl war doch ſo manches möglich, erklärlich, ja ſogar wahrſcheinlich! Camillo konnte und konnte zu keiner feſten Entſchließung kommen. Die öffentliche Verbindung mit Natalien, die vorher ſeinem Herzen ſo nahe gelegen hatte, lag ihm jetzt ziemlich weit; der angefangene Bau rückte nur langſam fort, und verzögerte Camillo's Abreiſe mehrere Monate lang. Er ſchrieb wohl oft an Natalien; aber es lag wie eine finſtere Wolke vor ſeiner Seele, wenn er ſchrieb, und Natalia erkundigte ſich oft auf das zärtlichſte nach ſeinem Wohlbefinden, oder klagte über ſeine verminderte Liebe. Sie ward zuweilen irre und zweifelhaft an ihm; aber ihre Empfindung ſagte ihr, daß Camillo alles, nur nicht treulos und unedel, ſeyn könne.

Aber nicht dieſe Beſorgniß allein war es, was jezt die unglückliche Natalia niederbeugte; auch aus ihrer Seele war Freude und Ruhe geflohen; auch auf ihren Wangen verlor ſich nach und nach die Farbe der Geſundheit ſo augenſcheinlich, daß ſie dadurch ſelbſt vor den verabſcheuten Zudringlichkeiten und Nachſtellungen ihres Vaters einige Zeit geſchüzt wurde; auch an ihrem Herzen nagte eine heimliche Bangigkeit und ein ſtiller Kummer.

Was ſie anfänglich ſich ſelbſt nicht eingeſtehen wollte, was ſie aus Schamhaftigkeit dem Prinzen weder mündlich, noch ſchriftlich entdecken konnte, daran durfte ſie nun nicht länger zweifeln. Die Frucht ihres Umganges mit Camillo regte ſich ſchon unter ihrem Herzen; ihr Buſen ward wechſelsweiſe von Muttergefühl und von Furcht vor der Zukunft bewegt.

Zwar tröſtete ſich Natalia mit den Gedanken an die geheime prieſterliche Einſegnung; aber ihr Camillo war ja fern, war ja oft ſo einſylbig in ſeinen Briefen; und welche Wuth ihres Vaters über dieſe Entdeckung, welchen teufliſchen Hohn Aureliens, welche Verachtung und welchen Spott der Damen am Hofe, die ſo oft durch Nataliens Schönheit verdunkelt worden waren, mußte die Arme befürchten? und wem unter allen Menſchen ſollte ſie ſich anvertrauen, von dem ſie Schonung und die Bewahrung ihres Geheimniſſes, und zugleich

BIBL.
UNIVERS.
LIPS.

die Macht, ihr zu helfen, erwarten konnte? Von der Marquiſe P**** konnte ſie ſich wohl das erſte, nicht aber das lezte, verſprechen.

Nach mancherlei Ueberlegungen und Kämpfen mit ſich ſelbſt, wagte ſie es endlich, zu ihrer eben ſo erhabenen, als nachſichtsvollen Freundinn ihre Zuflucht zu nehmen, deren nur um einige Jahre höheres Alter, deren feurige Zuneigung, ſie auf Troſt und thätige Unterſtüzung hoffen ließ.

Prinzeſſinn Victoria ſtuzte bei dieſer unerwarteten Entdeckung, und ſah Natalien bedenklich an. Aber dieſer fragende Blick war auch die einzige Strafe der reuigen Sünderinn, und da ſich dieſe zu ihrer Entſchuldigung, wiewohl mit niedergeſchlagenen Augen, auf die geheime Trauung mit Camillo berief, ſchloß Victoria die bekümmerte Freundinn mit mitleidiger Güte in die Arme, und nahm es über ſich, nicht nur um die Einwilligung des Grafen ſich nunmehr auf das entſcheidendſte zu verwenden, ſondern auch für einſtweilige Verbergung des, wenigſtens noch zur Zeit, nachtheiligen Geheimniſſes zu ſorgen.

Beides hatte Victoria mit raſchem Feuer verſprochen, aber bei weiterm Nachdenken fand ſie das leztere, wenigſtens ohne Zuziehung einer dritten ſichern Perſon, nicht ſo leicht ausführbar. Doch auch dieſe dritte Perſon war in der Oberhofmeiſterinn der Prinzeſſinn, einer ſehr wohlbeleibten, ſehr jovialiſchen und — ſehr mitleidigen Dame, bald gefunden, und Victoria ergriff die erſte Gelegenheit, dieſe um ihren Beiſtand zu erſuchen.

„Hätten Sie unſerer ſanften Natalia wohl den Muth zugetraut, liebe Aya?“ — redete Victoria die freundliche Alte mit heiterm Lächeln an.

„Welchen Muth, meine liebe, ſüße Hoheit?“ — antwortete die Hofmeiſterinn eben ſo.

Victoria flüſterte der Dame einige, vermuthlich ſehr bedeutungsvolle, Worte ins Ohr. Nun konnte die gute Aya freilich ehrenthalber nicht umhin, ſich eine Weile zu kreuzigen und zu ſeegnen, und über den Leichtſinn der Jugend, mit Berufung auf die alten ſittſamern Zeiten, eine ſalbungsvolle Rede zu halten. Allein ſie faßte ſich, vielleicht aus Erinnerung an ihre eigne Blüthenzeit, ziemlich kurz, und ſah, mit aller Bereitwilligkeit einer gutherzigen, alles zum Beſten kehrenden Matrone, die Nothwendigkeit ein, dem armen, ſonſt ſo gut geſitteten, Mädchen für dieſes einzigemal aus der Verlegenheit zu helfen.

Die gutmüthige Aya beſaß eben ſo viel Nachſichtigkeit, als Klugheit und Erfahrung, und da ſie den Liebkoſungen und Bitten ihrer erhabenen Zöglinginn ohnedieß nicht widerſtehen konnte, ſo hatte ſie bald einen Plan entworfen, welcher auch glücklich ausgeführt ward.

Vor allen Dingen gewann man den Leibarzt, daß er bei jezt eingetretener Frühlingszeit für Victoria's Geſundheit den Aufenthalt auf einem Landhauſe unumgänglich nöthig finden mußte. Die Einwilligung der königlichen Aeltern konnte, ſo bewandten Umſtänden nach, nicht ermangeln, und am nächſten Galatage bat die Prinzeſſinn den Geſandten, ihr die Geſellſchaft ſeiner Tochter auf vier bis fünf Monate zu geſtatten, da für die wankende Geſundheit derſelben die Landluft und freie Bewegung ohnedieß außerordentlich heilſam ſeyn werde.

Es iſt leicht einzuſehen, daß der Graf, aller Abneigung ungeachtet, dieß nicht ausſchlagen konnte, und die Entfernung Nataliens war ſolchergeſtalt glücklich ins Werk geſezt.

In Hinſicht des übrigen, welches auf dem königlichen Luſtſchloſſe vor dem Gefolge nicht wohl zu verbergen geweſen wäre, wurde die Marquiſe P**** mit ins Spiel gezogen. Dieſe ſollte in der Nähe eine Wohnung miethen, und zu ihr ſollte Natalia bei Herannahung ihrer Entbindung, wie von ohngefähr, ſich begeben.

Alles dieß wurde, wie es verabredet, ausgeführt; die Marquiſe ſorgte im voraus für eine Wärterinn, mit welcher man einſtweilen das Kind auf ein Schloß des Prinzen Camillo ſenden könnte, und nahm es zugleich über ſich, denſelben von dem ganzen bevorſtehenden Vorgange zu unterrichten.

Natalia legte, theils aus Scham, theils

aus Empfindlichkeit über die ſcheinbare Kälte Camillo's, nur wenige, darauf Bezug habende, rührende Zeilen bei, und man eilte den ländlichen Freuden mit frohem, oder doch beruhigten, Herzen entgegen.

Achtzehntes Buch.

Der Sturz vom Pferde. — Genealogiſches Räthſel. — Dämon Argwohn. — Die Portraits. — Das Teſtament. — Die Ausforderung. — Der Abſchiedsbrief. — Rückkehr ins väterliche Haus. — Entdeckungen. — Der Pilger mit der Harfe.

Sobald Natalia ſich außer dem Hauſe ihres Vaters befand, und nun keine vorzeitige Entdeckung befürchten mußte, gewann ſie augenſcheinlich wieder an Farbe und Munterkeit. Die freundſchaftlichen Tröſtungen und Aufmunterungen der Prinzeſſinn, die Freiheit des ländlichen Lebens, die Friſche und Annehmlichkeit der von Blüthendüften durchwürzten Luft theilten ihrem Herzen Muth und Heiterkeit mit; ſie erfand ſich einen Anzug, jede verrätheriſche Form vor fremden Augen zu verbergen; ſie kam nur ſelten von Victoriens Seite, und begleitete ſie nun wieder faſt auf allen Spaziergängen, ja ſogar beim Ausreiten.

Den einzigen ſtillen Wunſch ihrer Seele, daß die geheime Verbindung mit Camillo noch vor ihrer Niederkunft öffentlich beſtätigt werden möchte, wagte ſie nicht dem Prinzen mehr, als nur von ferne errathen zu laſſen, und ſchwieg gänzlich davon, als Er, nach ſeinen zwar verbindlichen, doch etwas fremd klingenden Briefen zu urtheilen, ihre Hindeutungen nicht zu verſtehen ſchien.

Auf dieſe Art war unter mancherlei Abwechſelungen wieder eine geraume Zeit verſtrichen, als Natalia eines Morgens, wie immer, mit der Prinzeſſinn ſpazieren ritt. Victorie ſprengte mit ihrer gewöhnlichen Lebhaſtigkeit, mit dem fröhlichſten Muthwillen etwas unvorſichtig voraus; Nataliens Pferd, welches nach wollte, wurde ſcheu; ſie ſtürzte und that einen bedenklichen Fall; es war nur eben noch Zeit genug, ſie in einem Wagen nach der Wohnung der Marquiſe bringen zu laſſen, und nach einigen Tagen wurde ſie, zwar zwei Monate zu früh, doch glücklich von einer Tochter entbunden. Man nannte das Mädchen auf Nataliens Verlangen Camilla.

Einige Wochen vor dieſem Ereigniſſe war Fürſt Camillo auf ſeinem Schloſſe im Piemonteſiſchen wieder angekommen. Seine Stimmung war noch immer die nämliche, er ſchwankte zwiſchen Ueberzeugung und Zweifel, Leidenſchaft und Verdacht, Glauben und Unglauben qualvoll umher, und brütete mit finſterm Tiefſinne über den räthſelhaften Schickſalen ſeiner Liebe.

Doch noch war die giftige Schale der Verläumdung über ſein leidendes Herz nicht ganz ausgegoſſen; noch ſtanden demſelben ſchmerzlichere Prüfungen bevor! — O, laß nur einmal, du Armer, in deiner feurig liebenden Bruſt den Dämon Argwohn ſich anſiedeln, dann hilft dir keine Beſchwörung und Bann; ſtärker kehrt mit jeder Morgenröthe der Dämon wieder zurück, und eine Legion böſer Gei ſter begleiten ihn, die noch ärger ſind als er ſelbſt! —

Der Prinz hatte ſchon ſeit geraumer Zeit ſeinem Amadeo die ſorgfältigſte Beobachtung aller häuslichen Verhältniſſe in der Familie Maximilians auf das ſtrengſte anbefohlen, und jezt erhielt er auf einmal ein ſtarkes Paket Briefe aus T*r*n.

Amadeo ſchrieb, daß er oft eine geheime Uneinigkeit zwiſchen Vater und Tochter, oft wieder eine große Nachgiebigkeit des erſtern gegen leztere bemerkt habe, meldete übrigens die Abreiſe Nataliens mit Victorien, und hatte einen verſiegelten Brief beigeſchloſſen, der ihm von einem Unbekannten, als für den Fürſten ſehr wichtig, zur weitern Beförderung zugeſtellt worden ſey.

Der Prinz erbrach den Zettel, und las von einer ihm völlig unkenntlichen Hand folgende Zeilen:

„Es giebt einen verwickelten Fall in der Genealogie, wo das Kind ſeine Mutter Schweſter, und ſeinen Vater Großvater nennen kann. Wenn Fürſt Camillo dieſe Aufgabe erräth, ſo wird er ſich verſehen, daß künftige Genealogiker dieſen Fall nicht in ſeinem eignen Stammregiſter antreffen!“

Camillo gerieth außer ſich; dieſe boshafte Warnung erſchütterte ihn durch und durch; er zerriß das Blatt in tauſend Stücke.

„Welcher Teufel will mich unter der Maske der Freundſchaft mit ſchleichendem Gift tödten?“ — rief er aus — „Nein! nein! Und wenn die ganze Hölle wider einen Engel Zeugniß ablegte, könnt' ich ihn deshalb verurtheilen?“

Der Prinz gieng unruhig auf und ab, ehe er die übrigen Briefe eröffnete. — „Es iſt nicht! es kann nicht ſeyn!“ — ſagte er zu ſich ſelbſt, und klagte ſich des unedelſten Mißtrauens gegen die Edelſte ihres Geſchlechts, klagte ſich der verwerflichſten Leichtgläubigkeit an.

Aber alle dieſe Kämpfe, alle dieſe Verſuche, die Stimme ſeines Herzens gewaltſam zu übertäuben, fruchteten nichts; immer noch trat, gleich Zeugen aus der unſichtbaren Geiſterwelt, bald die gefährliche Aehnlichkeit Nataliens mit der Tochter Loths, bald die unbegreifliche Erſcheinung Anaſtaſiens vor ſeine Seele. Hatte nicht ſchon die Natur in die Züge Nataliens eine Vorbedeutung ihrer ähnlichen Schickſale mit der jungen Cenci gelegt? vereinigten ſich nicht ſo manche, ſo verſchiedene, anklagende Stimmen zu einem furchtbaren Zuſammenklange? war es nicht Anaſtaſiens Geſtalt, Anaſtaſiens Stimme — Anaſtaſiens, die außer dem treuen Cornelius niemand hier kannte, von welcher nur wenige etwas gehört hatten? und wer — wer in aller Welt konnte das giftige genealogiſche Räthſel erſonnen haben, der nicht in der Familie des Grafen genau bekannt war, oder nicht gar durch ein Gerücht von dem Verſtändniſſe zwiſchen Vater und Tochter etwas gehört hatte? — O! vielleicht war dieſe ſchändliche Verbindung ſchon allen, nur ihm ſelbſt nicht, bekannt! vielleicht diente der ihm geſpielte Betrug ſchon zum Mährchen des Hofes und der Reſidenz! vielleicht lachte man ſchon längſt ſeiner Blindheit, zuckte bedauernd die Achſeln über ſeine thörichte Leidenſchaft! —

Camillo drückte beide Hände vor die Stirn, als wollte er dieſe Gedanken ganz aus ſeiner Seele hinweg tilgen, und zog die andern Briefe hervor.

Ein ziemlich umſtändlich abgefaßter, faſt entſchuldigender Brief der Marquiſe mit der Nachricht von Naraliens Befinden und den deshalb getroffenen Anſtalten fiel ihm zuerſt in die Hand. — Nataliens wenige, etwas ſchwermüthige Zeilen waren eingeſchloſſen. Dann fand ſich noch ein zweiter ſpäterer Brief der Marquiſe, in welchem ſie die erfolgte Niederkunft meldete.

Ernſt und immer ernſter hatte Camillo geleſen; oft ſchien ihm der Athem zu mangeln, oft zitterte das Blatt in ſeiner Hand, und die Buchſtaben floſſen vor ſeinen Augen undeutlich in einander. Jezt entfiel der lezte Brief ſeiner bebenden Hand; auf den Boden ſtarrend, lag er einen Augenblick unbeweglich im Lehnſtuhl — mit wildem, furchtbaren Lachen ſprang er dann auf.

„Man hat das Kind Camilla genannt!“ — knirſchte er zwiſchen den Zähnen hervor — „Zu frühzeitig, doch glücklich entbunden! — Im ſiebenten Monat! — Mutter und Kind ſind geſund! — Hahaha! — O des glücklichen Zufalls! o der feſten, unerſchütterlichen Geſundheit! — o der gütigen Natur, die dem ſchwachen Mädchen dieſe Stärke verlieh! — o der allzubeſorgten, allzuzärtlichen Mutter, die den nichts ahnenden Gatten mit einer Camilla beſchenkte!“ —

Camillo warf haſtig alle Pappiere zuſammen und verſchloß den Schreibtiſch. Ohne Hut gieng er aus dem Schloſſe. Er ſtieß den beſorgten Cornelius wild zurück, und verbot ihm zornig, zu folgen. Er rannte durch einige Alleen, als wollt' er dem ganzen Menſchengeſchlechte entfliehen. Er warf ſich auf eine Bank neben einer von Bäumen beſchatteten Kaskade nieder, kühlte ſein glühendes Geſicht mit dem friſchen Waſſer, und ließ ſeine Hand, ohne es zu wiſſen, auf der Fluth ſchwimmen.

„Iſt es nicht hier“ — ſagte er nach einer langen Pauſe — „wie bei dem Kiosk zu Stalimene? *) Ach, damals war ich ſo ruhig, ſo glücklich — und jezt brennt die Hölle in meiner Bruſt! Willſt du mir nicht wieder erſcheinen, meine Anaſtaſie! um zu ſehen, wie der Verrath an deiner treuen, bis in die Ewigkeit hinüber dauernden Liebe ſich belohnet? Haſt du kein Mitleid mit dem unglücklichen Camillo, und willſt du ihm nicht Licht geben in der furchtbaren Finſterniß?“

Er verſank aufs neue in ein dumpfes Hinbrüten, aus dem er nur zu einer ſchrecklichen Zuſammenſtellung aller Beweiſe ſeines Unglücks nach und nach erwachte.

„Darum alſo“ dachte er bei ſich ſelbſt — „darum die Verlegenheit, die Aengſtlichkeit, das Erblaſſen des Grafen, bei meinem erſten Antrage? darum nie eine abſchlägige Antwort,

---

*) S. Seite 107. des zweiten Bändchens.

ſondern nur Verzögerungen und einſtweilige Ausflüchte? darum Nataliens Zweifel, mich je glücklich machen zu können? darum — o guter Gott! ſchufſt du die Schönheit nur zur Maſke des Laſters? — darum der bräutliche Mirtenkranz in den fliegenden Locken und das leichte Gewand in der freundlichen Nacht? darum das ſo ſchnelle, ſo leidenſchaftliche, faſt entgegenkommende Ergeben der ſo ſtrengen, ſo ſittſamen Jungfrau? darum ihre Verwünſchungen des Vaters, und die Frage, ob das Schickſal der Cenci mir bekannt ſey? und die Bitte, dieſe Frage zu vergeſſen, und die mich beſtechende heiße Umarmung, und die heldenmüthige Standhaftigkeit, und die heimliche Trauung?“ —

„Ja es wird helle um mich“ — fuhr er nach einigem Stillſchweigen fort — „hell, als hätte ein Bliz alle meine Hoffnungen, alle meine Freuden in Flammen geſezt! — Nicht die noch unſchuldige, nur die ſchon gefallene Natalia konnte ſo bereitwillig, ſo glühend in meine Arme ſinken; nicht die Tochter, nur die Verführte, konnte den Vater verwünſchen; nicht die Geliebte Camillo's, nur die Mutter dieſer Camilla — dieſes ſo frühzeitigen, dieſes ſo unglücklichen Geſchöpfs — — ha! dieſer — Maximiliane —!! drang auf die Einſegnung durch die Hand des Prieſters!" — —

Noch lange Zeit ſtrengte er ſich mit unſeliger Scharfſichtigkeit an, zu Vermehrung ſeiner eignen Qual die Beweiſe des an ihm begangenen Verraths aufzuſuchen und mit einander zu vergleichen. Bald erſchien ihm Natalia nur als eine bedauernswerthe Unglückliche, bald wieder als eine ſchändliche Verbrecherinn; ja ſelbſt auf Raimunden fiel, wenn auch nur auf Augenblicke, der Verdacht einer Mitwiſſenſchaft. —

„Er ſtellte ſich, als entſage er der Geliebten; ach! er entſagte vielleicht nur der Gefallenen, der Geliebten ihres Vaters!" — dieſer Gedanke ſtieg zwar in Camillo's Seele auf, aber das beſſere Gefühl verhinderte es, daß dieſer Argwohn nicht Wurzel faßte.

Camillo rief den Augenblick in ſeine Seele zurück, da Raimund ſich bei ihm beurlaubte; er hielt alle übrigen Handlungen deſſelben ſorgfältig zuſammen, und überzeugte ſich endlich, daß Raimund ſtets aufrichtig und edel an ihm gehandelt habe. Dieſe Ueberzeugung, das Andenken an die Aufopferungen, an die edle Freundſchaft des ſanften, guten Raimund's, war jezt äußerſt heilſam für Camillo's Seele; es milderte in etwas ſeine ihn faſt verzehrende Wuth und Verzweiflung; aber das ganze Menſchengeſchlecht außer Raimund hatte in ſeinen Augen allen Werth verloren, und das Leben ſchien ihm ein ſchaudererweckender Wahlplatz, wo das Laſter über die Tugend triumphiret.

Camillo kehrte gegen Abend, niedergedrückt von der Laſt ſeines Kummers, in ſein Schloß zurück. An die Stelle der Heftigkeit war dumpfe Schwermuth, an die Stelle des Zornes finſtre Verachtung getreten. Noch ſtand ſein Schickſal, wie ein hoher, dunkler, dem Einſturz drohender Felſen, vor ihm, und er war nicht vermögend, auf irgend einen Ausweg zur Flucht, auf irgend ein Mittel zu ſeiner Rettung, zu denken.

Jezt öffnete er den Schreibtiſch wieder, um durch Beſchäftigung ſeinen Schmerz, wenigſtens auf Augenblicke, zu verbannen, oder doch zu lindern.

Er las verſchiedene Geſchäftsbriefe; er ſtieß auf eine in dem Paket befindliche Rolle; ſie enthielt Nataliens Portrait, und, als

Pendant dazu, die Beatrix Cenci. Beide von Lamoral gemahlte Bilder hatten, noch von der Reiſe nach Italien her, eingepackt bei einander gelegen, und waren nun auf Natalien's Befehl, ſey es nun durch Zufall, oder mit ihrem Wiſſen, auch zuſammen an den Prinzen überſchickt worden.

Camillo konnte, ungeachtet ſeiner Erbitterung, von Natalien's Bilde die Augen nicht wegwenden; ihre Mienen waren ſo ſanft, ſo fromm, ſo edel, ſo unſchuldig, ſo bezaubernd! — „O wer ſollte es dieſen Zügen glauben,“ — ſagte der Prinz mit hoher Wehmuth — „daß hinter dieſe himmliſche Maske eine Verrätherinn ſich verbergen ſollte, die es über ſich vermochte, den zärtlichliebenden, den Sie, wie eine Heilige, verehrenden Mann ſchändlich zu hintergehen, zu überliſten? — —

O Natalia! Natalia! war ich dir ſo gar

nichts, daß du nicht wenigſtens aufrichtig gegen mich wareſt?“

Jetzt rollte er auch das Bild der Cenci auf. Er erkannte es auf den erſten Anblick — und legte es, erſtaunt erſt, dann gerührt, aus der Hand; Thränen traten in ſeine brennenden Augen; er lehnte ſich aus Fenſter, und ſah tief erſchüttert in die vor ihm liegende Gegend.

„Nein! keine Verrätherinn biſt du nicht, Natalia!“ — fieng er endlich an — „nein! keine Verrätherinn — du wareſt nur ſchwach; du biſt nur unglücklich! Nannteſt du mir nicht bedeutungsvoll den Namen der Cenci? wollteſt du mich nicht ſelbſt, ehe du dich ergabſt, auf ihr und dein ähnliches Schickſal aufmerkſam machen? Und konnteſt du dafür, daß ich Unſinniger deine Warnung überhörte? — — Ach, du thateſt nur, wozu dich andere beredeten; du folgteſt nur deinem düſtern Verhängniſſe! du liebteſt mich — denn du wollteſt ſchon damals mich warnen! — Jezt, da du weißt, daß ich unglücklich bin — ſelbſt jezt noch wiederholſt du deine Warnung; du ſendeſt mir dieſes Bild mit dem deinigen; du bekenneſt hierdurch, was mündlich oder ſchriftlich zu ſagen, dir die Schaam — ach vielleicht auch deine Liebe zu Camillo, nicht geſtattete! — Ja, nur unglücklich biſt du, aber dein Vater iſt ein Verruchter!“ — —

Unter dieſen und ähnlichen Gedanken war die ſchrecklichſte Nacht ſeines Lebens verfloſſen, und ſeine Entrüſtung hatte ſich größtentheils in finſtre Schwärmerei aufgelöſt; er war gegen **Cornelius** und die übrigen Diener noch weit gütiger und ſanfter, als zuvor; er ließ keine auffallende Gemüthsbewegung an ſich merken, ſondern blieb nur immer auf ſeinen Zimmern allein, und beſchäftigte ſich anhaltend mit ſeinen Pappieren.

Vor allen Dingen beantwortete er die

Briefe der Marquiſe, und erſuchte ſie auf das dringendſte, ſo bald es die Geſundheitsumſtände der kleinen Camilla nur erlaubten, ſelbige mit einigen Weibern auf eines ſeiner Güther abgehen zu laſſen.

„Nie ſoll es die Bedauernswerthe erfahren" — dieß war ſein, nach langer Ueberlegung gefaßter, geheimer Entſchluß, von dem er jedoch der Marquiſe nicht das mindeſte ahnen ließ — " welch einem Verbrechen ſie ihr Daſeyn verdanket! Nie ſoll der Name ihrer Aeltern ihr bekannt werden! In einer Einöde, entfernt von Menſchen, entfernt von Verführung und Laſter, ſoll ſie erzogen werden, und einſt den, welcher von ihrer Mutter hintergangen ward, wenigſtens als Wohlthäter ſegnen! —" —

An Natalien einen Brief beyzulegen, konnt' er ſich noch nicht überwinden; er bat die Marquiſe, die junge Gräfinn ſeiner lebhafteſten Theilnahme zu verſichern, und verbarg die Unzärtlichkeit ſeines Schweigens unter der vergeblichen Vorſorge, daß Natalia durch einen Brief von ihm vielleicht allzuſehr bewegt und erſchüttert werden möchte. Er verſprach, ſobald ſie wiederhergeſtellt ſeyn würde, einen recht langen Brief an ſie zu ſchreiben. —

Leichter ward es ihm um das Herz, als er mit dieſem Briefe zu Ende war; was er nun noch weiter in Ordnung zu bringen hatte, das war weit weniger angreifend für ſein Herz; das betraf nicht ſeine Liebe, nur ſein Leben!

Immer ſtill und düſter, immer einſam und in ſich ſelbſt verſchloſſen, benuzte er den Zeitraum, bis er die ſehnlichſt erwartete Antwort von der Marquiſe erhielt, damit, daß er alle ſeine Angelegenheiten beſtmöglichſt in Ordnung brachte, und zugleich ſeinen lezten Willen niederlegte.

Er ſezte Natalien ein ſehr beträchtliches Vermächtniß, und allen ſeinen Leuten anſehnliche Legate aus; zu dem Erben von allem übrigen, in ſo weit er es wegen der Familienverträge und Verfaſſung nicht ſeinen nächſten Verwandten überlaſſen mußte, ernannte er Raimund, und verwies denſelben auf einen Brief, welchen er bei Eröffnung des Teſtamentes bereits erhalten haben würde.

Endlich ſchrieb die Marquiſe, daß Natalia ſich ziemlich wieder erholt habe, und Camilla mit ihrer Wärterinn und einigen treuen Begleitern die Reiſe angetreten habe. Camillo ſah nun ſeinen Wunſch, das Kind von ſeiner Mutter und von allen ſeinen Angehörigen zu entfernen, keinen weitern Schwierigkeiten und Hinderniſſen unterworfen. Er konnte es nicht über ſich gewinnen, die arme Camilla jemals zu ſehen, und ſchickte den Reiſenden den alten Bernardo entgegen, mit dem Befehl, die Kleine auf ein entferntes, ohnweit Echelles gelegenes, Landguth zu bringen, und dort für ihre ſtandesmäßige Unterhaltung und Wartung alle mögliche Sorgfalt anzuwenden.

Nach Treffung dieſer Einrichtung fühlte er ſich von allen Beſorgniſſen für die Zukunft befreit, und der Augenblick war erſchienen, wo auch ſeine übrigen Entſchließungen ausgeführt werden konnten.

Jezt ſchrieb er an die noch immer zärtlich geliebte Natalia mit aller Behutſamkeit, mit aller Schonung, die ſein Herz ihm auflegte und ſein kränkender Kummer ihm verſtattete. Er meldete ihr, daß ſchon längſt ein nagender Wurm an ſeinem Herzen gezehrt habe; daß er zu jeder Zeit, ſo bald ſie es verlange, bereit ſey, ſie für ſeine Gattinn zu erklären, und dieß auch bereits in ſeinem Teſtamente gethan habe; daß er ſie ſelbſt aber, aus

Gründen, wovon ihr eignes Gefühl und Bewußtſeyn ſie unterrichten werde, nimmer, nimmer wiederſehen werde. —

Eine kalte Thräne floß über ſeine Wange, als er das Blatt unterzeichnete; mit Nataliens Verluſt war jede Hoffnung, jeder Gedanke an Glück für ihn verloren. Doch er hatte ja längſt alle Anſprüche an dieſes Leben aufgegeben, längſt ſein Ziel ſich ſelbſt vorgeſteckt.

Er rufte jezt die Gedanken an den ihm geſpielten Betrug in ſeine Seele zurück; das gewaltſam unterdrückte Gefühl ſeiner beleidigten Ehre, das Gefühl der Rache, durfte nun in ſeiner ganzen Stärke erwachen.

Mit ſchneidender Kürze ſchrieb er an den Grafen Maximilian, daß er ihn als den ſchändlichſten der Menſchen verachte, daß nur einer von ihnen beiden auf dieſer Erde leben könne. Er verlangte von ihm, Ort und Zeit zu beſtimmen, wo das Schickſal über Tod und Leben zwiſchen ihnen entſcheiden möge.

Dieſe beiden Briefe ließ er zu gleicher Zeit, doch abgeſondert von einander nach der Hauptſtadt abgehen, und nun war jedes Traurige, bis auf den Abſchied von Raimunden, für ihn überſtanden.

Als er ſich hiezu anſchickte, kehrte noch einmal Wärme in ſein erſtorbenes Herz, noch einmal eine ſüße, wohlthuende Empfindung in ſeine Seele zurück. Er ſchrieb mit der tiefſten Rührung unter andern folgendes:

„Schwerlich wirſt Du errathen — laß mich jezt, an der Gränze zweier Welten, Dich Du nennen — ich habe keine Seele auf dieſer Welt mehr, die ich mein nennen könnte! — daß dieſe Zeilen wahrſcheinlich die lezten ſind, die Du von mir erhältſt.“

„Du haſt Deine heiße Liebe der meinigen aufgeopfert. — „Wir werden alle uns wiederſehen und glücklich ſeyn! —" ſagteſt Du bei unſerer Trennung; aber finſtre, feindſelige Mächte lachten Deiner Prophezeihung; Natalia, die Tochter des Himmels, die Geweihte der Unſchuld und Tugend, — Natalia, die Bedauernswerthe, — nur Dir kann ich das Schreckliche ſagen; für jedes andere Herz bin ich ſtumm, wie das Grab — Natalia war Deiner Liebe, Deiner Thränen, Deines Opfers nicht werth; ihr eigner Vater war der Feind ihrer Ruhe; ihr eigner Vater hat ſie verführt. —"

Nun machte er ihn mit tiefer Bewegung und der, unter dieſen Umſtänden natürlichen, Unordnung etwas umſtändlicher mit den Gründen ſeines Verdachts und allen neuerlichen Ereigniſſen bekannt. Dann meldete er ihm den Inhalt ſeines Teſtaments, übertrug ſeiner bewährten Freundſchaft die Sorgfalt für Camilla's Erziehung und für ihre ganze Zukunft, erſuchte ihn, den Cornelius zu ſich zu nehmen, und für Bernardillo und alle übrigen Diener, wie ihre Treue es verdient hätte, lebenslänglich zu ſorgen. Zulezt dankte er ihm noch einmal auf das zärtlichſte für alle Beweiſe ſeiner Liebe, für jeden angenehmen, entzückenden Augenblick, den er in ſeinem Umgange genoſſen habe, für ſeinen edlen Entſchluß, durch Entſagung das Glück des Freundes zu befördern.

„Lebe wohl, mein Raimund! mein Einziger!“ — ſchloß er den Brief — „traure nicht, wenn meine Ahnung erfüllt wird, wenn Du hörſt, daß eine wohlthätige Kugel des ſchändlichen Feindes meiner Glückſeligkeit mich getroffen hat. Denn nur dann wird mein Herz ruhig ſeyn, wenn es zu ſchlagen aufgehört hat. — Schon breitet meine Anaſtaſie ihre Arme aus, und wenn ich dieſen Brief ſchließe, ergreife ich ſo leicht die Feder nie wieder!“

Nataliens körperliche Geſundheit war unterdeſſen ſo vollkommen wiederhergeſtellt worden, daß ihre Schönheit nicht gelitten zu haben, ſondern vielmehr erhöht worden zu ſeyn ſchien. Sie hatte ſich mit der mütterlichſten Zärtlichkeit, mit der wehmüthigſten Bekümmerniß von dem Kinde ihrer Liebe getrennt; aber der ſtrengen Nothwendigkeit und dem Verlangen Camillo's ohne Weigerung nachgegeben, weil keine Möglichkeit anders vorhanden war, ihr Geheimniß länger zu verbergen.

Mit der innigſten Dankbarkeit kehrte ſie von der Marquiſe zu ihren edlen Beſchützerinnen zurück, und ward mit Wärme und Theilnahme von ihnen aufgenommen. Nichts würde jezt die Ruhe ihrer Seele geſtört haben, hätte ſie nicht immer vergeblich auf Briefe von Camillo geharrt.

Doch indeß ſie auf dieſe Art der Zukunft, zwar mit einigem Trübſinn, doch mit immer genährter Hoffnung, entgegen ſah, und an der Seite der Freundſchaft Troſt, ja zuweilen ſogar Heiterkeit fand, war die Bosheit ihrer Feinde nicht unthätig.

Graf Maximilian hatte Natalien während ihres erſten Aufenthalts bei der Prinzeſſinn einigemal beſucht, und den Wunſch, ſeine Tochter wieder bei ſich zu haben, nicht undeutlich zu erkennen gegeben. Nur durch mancherlei Liſt, beſonders durch den Vorwand von Nataliens immer noch fortdauernder Unpäßlichkeit, welche durch die Bläſſe ihres Geſichts offenbar beſtätigt wurde, war es der Prinzeſſinn gelungen, ihm die Rückkehr Nataliens noch von Zeit zu Zeit zu verweigern.

Jezt traf er abermals auf dem Luſtſchloſſe ein, und zwar dießmal nicht ohne einigen Argwohn. Die ſcharfſichtige Aurelie war ſchon anfänglich auf Natalien aufmerkſam worden, und nur durch die ſtrengſte Vorſicht und Behutſamkeit war es dieſer gelungen, den Entdeckungen dieſer erbitterten Feindinn zu entgehen.

Aber Aurelie hatte auch in der Ferne ſie nicht ganz aus den Augen gelaſſen, und, ungeachtet der größten Verſchwiegenheit, dennoch hinterher einiges von ihrem Aufenthalte bei der Marquiſe halb erfahren, halb errathen. Theils, um dieſe Spur weiter zu verfolgen, theils auch, um dem Grafen, welcher ſie immer mehr und mehr vernachläſſigte, wehe zu thun, konnte ſie nicht unterlaſſen, ihm von ihren, leider! noch ſo ſchwankenden Vermuthungen einige Winke mitzutheilen.

Dieß war denn auch bei dem Grafen

wenigſtens nicht ohne allen Erfolg geblieben. Er ſah nun Natalien, wiederaufgeblüht, wie die Roſe nach einem kühlenden Gewitter, in der höchſten, vollendetſten Reife ihrer Schönheit; jeder auch noch ſo entfernte Verdacht verſchwand aus ſeinem Herzen; allein ſeine niedrige Leidenſchaft erwachte dagegen in verdoppelter Stärke, und er faßte den Entſchluß, Natalien, gehe es auch, wie es wolle, wieder zu ſich und in ſeine Gewalt zu bekommen.

Er ſtellte Victorien mit ſeiner gewöhnlichen Heuchelei die Unmöglichkeit vor, länger von ſeiner geliebten Tochter getrennt zu ſeyn; er erzählte zugleich, daß er, da die Landluft derſelben ſo wohlthätig ſcheine, einige Meilen von der Reſidenz eine Villa gemiethet habe, wo er den Reſt des Sommers in Geſellſchaft ſeiner Tochter zubringen wolle.

Da die Hauptabſicht von Nataliens Entfernung völlig erreicht war; da der Wunſch des Grafen durch ſein väterliches Recht unterſtützt ward, und Natalia zu Angebung der übrigen Gründe, warum ihr der Aufenthalt bei ihrem Vater verhaßt ſeyn mußte, aus Vorſicht und weiblicher Zartheit ſich nie entſchließen konnte; ſo mußte man endlich dem Verlangen Maximilians nachgeben, und Natalia langte, durch Beſorgniß vor der Zukunft und durch Camillo's Stillſchweigen zwar beängſtiget, doch durch den Gedanken an ihre Verheirathung mit ihm wiederum aufgerichtet, auf der Villa an.

Schon in den erſten Tagen konnte ſie nur mit der größten Vorſicht der ſich wieder zeigenden verdächtigen Freundlichkeit ihres Vaters glücklich ausweichen, und ihre Erbitterung ſtieg durch ſein Betragen aufs neue.

Doch ehe ſie noch den ſchon längſt gefaßten Entſchluß ausführte, dieſen ſchändlichen Nachſtellungen durch ein offnes, muthiges Bekenntniß, daß ſie Gattinn und Mutter ſey, zu begegnen; kam ſowohl an ſie Camillo's Brief, als an den Grafen die Ausfoderung an.

Natalia gerieth nicht bloß in die tiefſte Bekümmerniß, ſondern beinahe in Verzweiflung; Graf Maximilian in den heftigſten Zorn.

Aber als nun Natalia, überwältigt von ihrem Schmerz, und von dem ſchändlichen, ſie drückenden Verdacht faſt von Sinnen gebracht, zu ihm eilte, und die Schändlichkeit ſeiner Nachſtellungen ihm auf das bitterſte vorwarf; als ſie ihm mit ſtolzer Verachtung bekannte, daß ſie Camillo's Weib, daß ſie Mutter von ihm ſey; da kannte ſeine ſchäumende Wuth, ſeine wilde Rachgier gegen Camillo keine Grenze, und nur die Furcht vor Nataliens Entſchloſſenheit hielt ihn ab, ſich in der erſten Aufwallung ſogar thätlich an ihr ſelbſt zu vergehen.

Unter Verwünſchungen verließ Natalia das Zimmer; der Graf rief die ſchrecklichſten Drohungen gegen ſie und Camillo ihr nach. Er nahm mit bitterm Hohne die erhaltene Ausfoderung an, beſtimmte ohnweit T * r * n einen Ort, wo ſie nach Verlauf zweier Monate zu dem Zweikampfe ſich treffen wollten, und ſchickte das Billet durch einen Eilboten an Camillo ab.

Auch Natalia, die von nun an jedes Zuſammentreffen mit ihrem Vater vermied, beantwortete ſofort den Brief ihres Geliebten. Sie ſchrieb an ihn zwar mit Rührung und Zärtlichkeit, doch zugleich mit der Würde, welche ihr Bewußtſeyn ihr verlieh, mit der Empfindlichkeit der gekränkten Unſchuld, mit der Standhaftigkeit eines edlen Gemüths. Sie bekannte ihm alles von der Schändlichkeit ihres

Vaters, was ſie bis jezt ſorgfältig verſchwiegen hatte; ſie leiſtete auf alles Verzicht, wozu ihn nicht ſelbſt die Pflicht auffodere; ſie ließ ihn in ihr ganzes Herz blicken, und überließ ihm die völlige Entſcheidung ihres Schickſals.

Nach erfolgter Annahme der Ausfoderung ſchien dem Prinzen Camillo ſein Lauf ſchon ſo gut, als vollendet; das Leben war ihm ſchon längſt keines Wunſches mehr werth, und er war feſt entſchloſſen, zugleich mit ſeinem Gegner zu fallen. Er benahm ſich unwillkührlich in allen ſeinen Handlungen und Worten mit jener rührenden Feierlichkeit, welche dem, der mit Entſchloſſenheit ſeinem gewiſſen Untergange entgegen ſieht, ſo natürlich iſt. Alle ſeine Anordnungen nahmen von ſelbſt das Gepräge an, als würden ſie ertheilt für Leben und Tod.

Schon mehrmals hatte der treue Cornelius, theils mit Bitten, theils mit ſtummen Thränen, in ihn gedrungen, ihm den Grund ſeiner plözlichen Veränderung zu entdecken; aber der Prinz hatte ihn immer mit Strenge und Ernſt zum Schweigen verwieſen. Jezt, da der Neger an der Abſicht ſeines Herrn, zu ſterben, gar nicht mehr zweifeln konnte, warf er ſich aufs neue vor ihm nieder, und umſchlang ſeine Knie mit der Bitte, ihn zu tödten, oder das für ihn ſo ſchreckliche Stillſchweigen endlich zu unterbrechen.

Camillo konnte ſeiner rührenden Treue nicht länger widerſtehen. Er ſagte ihm mit gutmüthigem Lächeln, daß er ſich von Natalien auf immer getrennt habe, und nächſtens zum Duell mit ihrem Vater abreiſen werde.

„Iſt es möglich?“ — antwortete Cornelius, als traute er kaum ſeinen Ohren — „von Natalien? von der edlen, von der ſchönen, von der guten Natalia?“ —

„Wie iſt das möglich?“ — fieng er, nachdem er eine Weile ſtarr vor ſich hingeſehen, wieder an — „ich beſchwöre Dich, Herr! mir zu ſagen, wie Du ſo etwas über Dein Herz bringen konnteſt? — und welcher furchtbare Augenblick dein Herz ſo unglaublich geändert hat!“

„Es iſt ſchon lange her“ — antwortete der Prinz mit erſchütternder Gleichgültigkeit — „bei meiner Krankheit im Hospizium iſt meine Liebe geſtorben!“

Cornelius ward immer aufmerkſamer und dringender. „Herr!“ — ſagte er endlich — „ich habe Dir ſchon lange etwas ſagen wollen; aber Du haſt mich immer fortgeſchickt, und ich konnte auch nicht recht einſehen, was die Nachricht Dir ſollte.“

„Nun?“ —

„Als wir die erſte Nacht bei den Carmelitern zubrachten“ — fuhr Cornelius fort — wár mir ein Lager im Stalle angewieſen, aber ich konnte nicht gleich einſchlafen. Während dieſer Zeit hörte ich auf dem Hofplatze einige leiſe Stimmen, die mir bekannt ſchienen. Ich horchte und horchte — endlich kam es mir vor, als ſey der Maler *Lamoral* unter den Stimmen; doch konnte ich nichts deutliches unterſcheiden. Ich richtete mich auf und ſah durch eine Ritze der Thür; aber ich bemerkte nur in weiter Entfernung einige Leute, die eine Leiter trugen und mir bald aus den Augen verſchwanden. Das iſt es alles, was ich weiß, aber ich wollte mein Leben darauf wetten, daß ich den *Lamoral* damals reden gehört habe, und dem traue ich nun nichts, als Spitzbübereien und Bosheit zu!"

Camillo. Es iſt wohl ſonderbar, ehrlicher Cornelius! aber du magſt denn doch wohl halb im Schlafe geweſen ſeyn. Und wäre es auch, was wär' es nun weiter?

Cornelius. Herr! wenn der *Lamoral* damals in der Nähe geweſen iſt, ſo glaube ich faſt, daß deine plötzliche Krankheit nicht natürlich war. Der Italiäner hat mir ein Geſicht, wie ein Skorpion, und da er bei Dir im Wagen ſaß, lauerte er immer mit ſeinen Augen, als ſuche er Gelegenheit, Dich rückwärts zu erſtechen.

„Du biſt ein Thor“! ſagte Camillo; aber doch erweckte die Erzählung des Negers einiges Nachdenken in ihm. Lamoral war der erſte geweſen, der durch das Gemälde von Loth einen Verdacht in ihm erregt hatte; es ſchien jezt ſogar nicht ganz unwichtig, daß der Maler während der Reiſe ſo bitter über die Schwäche des weiblichen Geſchlechts geſpottet hatte; der Prinz dachte ſich von dieſem Augenblicke an wenigſtens wieder eine Möglichkeit, daß man ihn abſichtlich habe hintergehen können.

„O wenn ſie unſchuldig wär“ — ſagte er bei ſich ſelbſt — „wenn ſie unſchuldig ſeyn könnte! — dann — ach dann hätte ich ſchwetes Unrecht zu vergüten; ſie müßte mich haſſen, mich verwünſchen!"

Langſam näherte er ſich ſeinem Schreibtiſche; langſam ſuchte er die Gemälde hervor, die er zuſammengeſchlagen und aus ſeinen Augen entfernt hatte. Er rollte Nataliens Bild wieder auf, und betrachtete es, in ſüße Erinnerungen verloren, mit wiederkehrender Zärtlichkeit.

„O, konnte dieſes Geſicht täuſchen?" — ſagte er wehmüthig — „konnte dieſes Geſicht die Ehre und Glückſeligkeit eines treu liebenden Mannes an ihre Schande verkaufen? konnte der Wurm dieſe liebliche Blume vergiften?" —

Immer gerührter, immer ſchwärmeriſcher blickte er nach dem Bilde; es ſchien ſich zu beleben; es ſchien nach ihm zu blicken, ſchien ihm ſeine Ungerechtigkeit, ſeine Grauſamkeit vorzuwerfen. Aber während dieſer Spiele ſeiner Phantaſie fielen ihm auch endlich einige kleine Schriftzüge in die Augen, die an einer dunkeln Stelle der Leinewand faſt unmerklich angebracht waren. Er betrachtete ſie genauer, und las mit Erſtaunen den Namen des Malers — Lamoral Salvioni!

„Lamoral Salvioni?“ — fragte er ſich ſelbſt — „dieſer Lamoral und Salvioni wäre eins? dieſer Salvioni, der ein Kunſthändler war? der Nikon verrieth? der Anaſtaſien ſchändlich verhandelte?“

„Lamoral Salvioni!“ — wiederholte er, da er die nämliche Schrift auch auf dem Gemälde der Cenci bemerkte — und wenn beide eins wären, ſo wäre es ja eben ſo leicht möglich, daß dieſer Lamoral etwas von Anaſtaſiens weitern Schickſalen erfahren hätte? ſo hätte er wohl auch ein Bildniß von ihr gehabt, hätte wenigſtens der Erſcheinung eine flüchtige Aehnlichkeit mittheilen können!“

Der Prinz verfolgte dieſe Gedanken

weiter. Nach und nach ſchien ihm ein gewiſſer Zuſammenhang in dem Umwerfen von Lamoral's Wagen, in dem Bilde des Loths, in der Uebereinſtimmung der Geſtalt zwiſchen der jüngern Tochter und dieſem Bilde Natalien's, in der nächtlichen Geiſtererſcheinung, nicht nur denkbar, ſondern — und davon überredete er ſich ja ſo gern! — auch ſogar wahrſcheinlich.

Er überdachte mit kalter Prüfung alle Umſtände der Begebenheit im Hospizium, und erinnerte ſich, daß man ihm beim Abendeſſen ſtarken Wein aufgenöthiget habe; daß ihm der Kopf heftig wehe gethan; daß er ſelbſt wie betäubt, wie an allen Gliedern gefeſſelt, daß das Schloß des Schlafkabinets ſogar verſchloſſen geweſen ſey. Er rief zuletzt mehrere, der ſeinigen wenigſtens von fern ähnliche Geſchichten in ſein Gedächtniß zurück; er dachte an die Meinungen der aufgeklärteſten Köpfe, an die Unmöglichkeit ſichtbarer Geiſter, an die Geſchicklichkeit manches natürlichen Zauberers, manches Betrügers. Er fieng nun an, ſeiner Leichtgläubigkeit ſich zu ſchämen — und hätte um einen Schlüſſel, der ihm auch das übrige noch Räthſelhafte ſeines Verdachts hätte auflöſen können, die Hälfte ſeines Vermögens freudig dahingegeben.

Wohl einige Tage gieng Camillo in tiefem Nachſinnen, unter bangem Zweifeln und Hoffen, im Hin- und Herſchwanken zwiſchen Glauben und Unglauben umher, und ihm erwünſchter, als irgend ein Glück auf der Welt, kam Nataliens Brief.

Er erbrach ihn, als enthielt er ſein Todes-Urtheil; hier glaubte er entweder ein Bekenntniß ihrer Schuld, oder die Gewißheit finden zu müſſen, daß er einen Engel gekränkt habe, daß er der Liebe Nataliens nicht mehr würdig ſey!

Er las und las, bald mit Bangigkeit, bald mit aufwallender Freude. — Aus jedem Worte des Briefes leuchtete die Reinheit ihrer Seele, der Schmerz über die Abſcheulichkeit ihres Vaters, die holdeſte Schaamhaftigkeit, die edelſte Standhaftigkeit, und die hohe Würde gekränkter Unſchuld hervor. Nicht der leiſeſte Vorwurf, keine Entſchuldigung ihrer ſelbſt, fand ſich auf; ruhig und ernſt unterrichtete ſie ihren Freund von den ſtatt gefundenen Verhältniſſen, und überließ ihm, als einem Richter, den ſie durch nichts beſtechen wolle, die Entſcheidung.

Camillo konnte, obſchon noch mancher Punkt des Ganzen ihm unerklärbar blieb, dennoch der Macht der Wahrheit nicht widerſtehen. — „So kann keine Schuldige ſchreiben!“ — dieß ſagte ihm ſein ſiegendes Gefühl, und zwang ihn, an Nataliens Worte, wie an die Worte einer Gottheit, ohne weiteres Forſchen zu glauben. — „Sie iſt unſchuldig! Sie wird mir, was ich aus heißer Liebe gefehlt, vergeben!“ — dieß rief er ſich ſelbſt, dieß rief er ſeinem Cornelius zu, und verlebte den ganzen Morgen in dem fröhlichſten Rauſche.

Er gieng hinaus in den Garten ſeines Schloſſes; die Sonne ſchien ihm wieder, wie vormals; die Sträucher und Bäume grünten und blühten und düfteten wieder; die Sänger der Freude und der Liebe waren in den Zweigen wieder erwacht.

Er konnte zwiſchen den Mauern und Hecken des Gartens nicht lange verweilen; er mußte hinaus in die freie Natur. Er wandelte durch die dunklen Reihen der Maulbeerbäume und Caſtanien und Oliven; er gelangte auf eine freie, reizende Anhöhe.

Fern trauernde Töne klangen ihm aus einem Gebüſche herüber; er wünſchte heute alles fröhlich und glücklich um ſich zu erblicken; er folgte den klagenden Tönen, und gewahrte bald in einiger Entfernung einen Pilger, der an einem abgehauenen Stamme ſaß, und im düſterſten Trübſinne ſeine Augen bald ſtarr zu Boden ſchlug, bald nach den Zinnen des Schloſſes richtete. Der Pilger ſchien, um ſeinen Schmerz einzuſchläfern, mit den Saiten ſeiner Harfe und mit Worten zu ſpielen, und ſang zu einer traurigen Melodie:

„Nimmer könnt ihr Frieden geben,
Süße Töne! meinem Herzen;
Unter bittrer Reue Schmerzen
Irr' ich freudlos nur durchs Leben.

Lieblich wallte mir das Leben
Durch das Land der Jugend hin,
Doch der Jugend leichter Sinn
Hat der Reue mich ergeben.

Bittrer Reue mich ergeben
Hat der Schönheit falſcher Sinn,
Und nun fließet bang dahin,
Ohne Ruh' und Freud', mein Leben.

Ohne Troſt irr' ich durch's Leben
Unter bittrer Reue Schmerzen.
Süße Töne! meinem Herzen
Könnt ihr nimmer Frieden geben!

Camillo fühlte ſich ſanft bewegt und für den Wandrer, der nach ſeiner Tracht einem nach Loretto wallfahrenden Pilger glich, eingenommen. Er näherte ſich ihm, und weckte ihn durch einen Zuruf aus ſeinen tiefen Gedanken.

Der Pilger ſprang auf, ſtarrte ihn an, und faßte mit Feuer und unter hervorſtürzenden Thränen ſeine Hand, um ſie an ſeine Lippen zu drücken. — „Großer Gott, mein Prinz!“ rief der unbekannte Fremdling — „wie blaß, wie entſtellt ſind Sie! wie ſchrecklich müſſen Sie gelitten haben, ſeit ich Sie nicht ſah!“

„Wer ſind Sie?“ — antwortete der Prinz, und ſah ihn verwundert an —

„Amadeo!“ — ſezte er ihn erkennend in demſelben Augenblicke hinzu — „Iſts möglich, Amadeo! biſt Du es ſelbſt? Aber wo iſt die Munterkeit Deiner Jugend hin? und was bringt Dich hieher?“

„Sie noch einmal, wenn auch nur aus der Ferne zu ſehen“ — erwiederte Amadeo — war meine Abſicht; Ihnen ein Geſtändniß deſſen zu überreichen, was ich an Ihnen verbrach! — Nehmen Sie, Prinz! — Leben Sie wohl! Haſſen Sie mich nicht! Fluchen Sie mir nicht! Verſchweigen Sie meinem Vater mein Vergehen und laſſen Sie ihm meine Undankbarkeit nicht entgelten. O gewiß, Sie ſind zu edel dazu — und — bei Gott! ich wußte nicht, was ich that — Leben Sie wohl auf ewig!“

Einige verſiegelte Blätter drückte der

Schwermüthige dem Prinzen in die Hand, und küßte sie noch einmal. Dann ſprang er nach ſeiner Harfe, und verſchwand, wie ein fliehendes Reh, durch die Gebüſche.

Der Prinz blickte, ihn noch immer nicht begreifend, einige Augenblicke ihm nach, erbrach dann die erhaltene Schrift, und fand in ihr hinreichenden Stoff zur Unterhaltung auf ſeinem Heimwege, hinreichenden Grund zu ſeiner völligen Beruhigung.

Von Amadeo hat man nie wieder etwas gehört.

Neunzehntes Buch.

Aufhellungen. — Verſöhnung und mancherlei Pläne. — Die Reiſe zur Wiederumarmung. — Lamorals Belehnung. — Das Roß ohne Reiter. — Das Opfer der Treue. — Die Ueberraſchung im Schlafcabinet. — Beſchluß.

Statt **Amadeo's** reuige Bekenntniſſe wörtlich mitzutheilen, faſſen wir bloß den Hauptinhalt derſelben zuſammen, und verbinden ihn ſogleich mit denjenigen Zuſätzen, welche über die noch hie und da herrſchende Dämmerung ein hinlängliches Licht zu verbreiten im Stande ſind.

Hoffentlich erinnern ſich unſre Leſer noch aus dem Vorhergehenden, daß **Amadeo** von den zwar allmählig welkenden, doch durch Toilettenkünſte noch immer verführeriſchen Reizen der Baroneſſe **Aurelie** in ein, ſo wohl für ihn ſelbſt, als für ſeinen Wohlthäter, den **Prinzen**, ſehr gefahrvolles Netz gelockt worden war. Dieſe erfahrne, ſcharfſichtige Kennerinn der menſchlichen, vorzüglich aber der männlichen Leidenſchaften und Schwächen hatte ſehr bald an ihm wahrgenommen, daß er einer offenbaren Untreue und Verrätherei nicht fähig, aber auch nicht ſchlau genug ſey, ihre Pläne zu durchſchauen, nicht ſtark genug, ihrer Liſt und Buhlerei zu widerſtehen.

Sie heuchelte daher gegen ihn die wärmſte Freundſchaft, die beſorgteſte Theilnahme für den jungen Fürſten Camillo, und wußte ihm alles, was er durch Cornelius und andere Diener theils ſchon vorher von den frühern Schickſalen ſeines Wohlthäters erfahren hatte, theils von Zeit zu Zeit noch erfuhr, mit der feinſten Verſtellung abzulocken, oder durch Gunſtbezeigungen abzuſchmeicheln.

Auf dieſe Weiſe kannte ſie denn faſt immer die innere Stimmung Camillo's, und that ſich nicht wenig darauf zu gute, dem mit ihr verbündeten Lamoral, der allerdings mit dem Zunamen Salvioni hieß, doch während ſeines ganzen Aufenthaltes in Deutſchland ſich nur mit ſeinem Vornamen genannt hatte, ihre Nachrichten zu beliebigem Gebrauch zu hinterbringen. Nur dasjenige blieb ihr verborgen, womit entweder Amadeo, aus nie ganz zu erſtickendem Pflichtgefühl, ſtandhaft zurück hielt, oder was der Prinz nicht für gut hielt, dieſem wiſſen zu laſſen.

Lamoral ſeiner Seits gab ſich zwar das Anſehen, als wenn er den von Aurelien eingezogenen Erkundigungen wenig Glauben, wenigſtens geringen Nutzen beilege; aber er verwahrte alles, was ſie ihm erzählte, ſorgfältig in ſeinem Gedächtniß, und foderte ſie immer dazu auf, ihre Nachforſchungen fortzuſetzen.

Er hatte ſchon ehedem durch das Gerücht etwas über Anaſtaſiens fernere Begebenheiten gehört, aber ſich um das Schickſal dieſer ſeiner ehemaligen Sklavin nicht weiter bekümmert; jezt, da er erfuhr, daß ſie ſpäterhin dem Prinzen Camillo angehört habe, war er nicht wenig darüber verwundert, und es ſchwebte ihm ein dunkler Gedanke vor, daß vielleicht mit der Zeit dieſe frühere, unglückliche Liebe auf irgend eine Weiſe zu benutzen ſeyn werde.

Noch mehr wurde er hierin beſtärkt, als er von dem Zerbrechen des Medaillons mit Anaſtaſiens Bildniſſe und von dem tiefen Eindrucke hörte, welchen dieſer Zufall, wenigſtens auf Augenblicke, in dem Gemüthe des Prinzen gemacht habe. Bis dahin hatte er ſich vergeblich bemüht, an Camillo irgend eine, vielleicht Vortheil bringende Schwachheit zu entdecken; jezt fand er die erſte und einzige an ihm auf — den noch von ſeinen traurigen Jugendſchickſalen zurückgebliebenen Hang zu ſchwermüthiger Schwärmerei, den durch Vernunftgründe nicht ganz zu unterdrückenden Glauben an die Möglichkeit einer geheimen Einwirkung zwiſchen der ſichtbaren und der Geiſterwelt.

Lange Zeit über fand Graf Maximilian und ſeine Verbündeten, Lamoral und Aurelie, es nicht rathſam, ſich irgend eines gewaltſamen Mittels zu Erreichung ihrer ſchändlichen Zwecke zu bedienen. Sie glaubten, bloß durch Zögerungen zu gewinnen, und irgend eine gewünſchte Gelegenheit zu erlauſchen. Allein, da Nataliens Geiſtesſtärke und Vorſicht alle auf eine Ueberraſchung gerichteten Hoffnungen vereitelte, und die ſträfliche Leidenſchaft des Grafen von den Dienern ſeiner Lüſte und Laſter endlich dringender das längſt begehrte Opfer heiſchte; da ſank die Niedrigkeit bis zur verworfenſten Abſcheulichkeit herab, und man wagte es ſogar, die Unſchuld im künſtlichen Rauſche oder im Schlafe ermorden zu wollen. Aus allzugroßer Sicherheit, und weil man bey jenem ſchändlichen Mahle ſich unter lauter Verbündeten glaubte, war man nicht vorſichtig genug in Hinſicht Amadeo's. Dieſer hatte

Gelegenheit, durch ein Ohngefähr etwas von der Vermiſchung des, Natalien gereichten, Weines zu bemerken, ohne jedoch die Abſicht dieſer Büberei deutlich errathen zu können. Er bemerkte Nataliens ungewöhnliche Lebhaftigkeit und Erhitzung; die Pflicht gegen ſeinen Herrn, die Zuneigung für das edle Mädchen, drängte ihn unwiderſtehlich, in dieſem ſo gefährlichen Augenblicke ihr Warner, ihr guter Genius zu werden.

Als nun hierdurch auch dieſer abſcheuliche Kunſtgriff verunglückte, und der Graf ſich von mehrern Seiten gedrängt und in Verlegenheit geſezt ſah; da wußte Lambral keinen weitern Ausweg, als den Verſuch, Nataliens und Camillo's Liebe auf Seiten des leztern zu untergraben. Noch immer blieb es die Hauptſache, nur längere Friſt zu gewinnen; und dieſe Abſicht ward ſchon erreicht, wenn der Prinz auch nur zu ſchwanken anfieng.

Lamoral hielt es, zu Vermeidung einer baldigen gegenſeitigen Erklärung zwiſchen den Liebenden, für nöthig, die, wie ihm bekannt war, bald bevorſtehende Abreiſe des Prinzen auf ſeine Güther zu erwarten.

Er ſezte einſtweilen ſeine Maſchinen in Bereitſchaft, und erſt, als er durch Amadeo und Aurelien die Nachricht erhielt, daß der Prinz ſich nun auf ſeine entferntern Beſitzungen begeben werde, ſchien ihm der rechte Zeitpunkt gekommen zu ſeyn.

Bekannt durch frühere Reiſen mit allen Wegen in Italien, trat er noch einige Tage früher, als Camillo, mit Gabriellen die Reiſe nach jenen Gegenden an. Er wußte, daß Camillo das Hospizium nicht umreiſen könne, und hielt dieß abgeſonderte, romantiſch gelegene Gebäude für den ſchicklichſten Schauplatz der beabſichtigten Geiſtererſcheinung.

Er begab ſich zu den Mönchen, und ge

wann den Vornehmſten von ihnen, theils durch ein anſehnliches Geſchenk für das Hospizium, theils durch das Vorgeben, daß der zu erwartende Fürſt im Begriff ſtehe, nach Deutſchland zu reiſen und ſeinen Glauben zu verändern, für ſeine Abſichten. Lamoral war ja nach ſeiner Verſicherung von ſeinen geiſtlichen Obern mit dieſem reichlichen Geſchenk und in der Abſicht geſchickt worden, um den Fürſten durch ein nächtliches Geſicht zu warnen und von ſeinem Abwege zurück zu ſchrecken — wie konnten die frommen Väter dieſem gottſeligen Plane Hinderniſſe in den Weg legen? wie dieſe reichliche Gabe ihrer Anſtalt entgehen laſſen?

Nachdem dieß alles in Ordnung gebracht war, reiſte Lamoral mit ſeiner Begleiterinn wieder zurück, um nun den Prinzen zu erwarten, um ihn auszuhorchen und gehörig vorzubereiten.

Das Zuſammentreffen mit demſelben

mußte ein bloßes Ohngefähr ſcheinen; deshalb wurde der Wagen abſichtlich beſchädigt und in die Straße geworfen.

Lamorals Wunſch, mit dem Prinzen in ein anhaltendes Geſpräch zu kommen, gieng, wie er von der Menſchenfreundlichkeit deſſelben faſt zuverläſſig erwartete, in Erfüllung. Lamoral benuzte jede Gelegenheit, den Prinzen über ſeine Geſinnungen auszuforſchen, um hiernach noch ſorgfältiger ſeine Maasregeln zu berechnen; er hielt es für dienlich, das ganze weibliche Geſchlecht zu verhöhnen und zu erniedrigen, um dem zu erweckenden Argwohn eine gebahnte Straße vorzubereiten; ſelbſt die Zahnſchmerzen Gabrielens waren bloß erdichtet, und ſollten nur verhindern, daß Camillo ihre Stimme, welcher ſchon eine andere Rolle angewieſen war, nicht deutlich vernehmen konnte.

Im Gaſthofe und bei Aufſtellung des Gemäldes von Loth und ſeinen Töchtern, das Lamoral ſelbſt zu dieſem Behuſe gemahlt, und der Graf gut bezahlt hatte, beobachtete er den Prinzen mit lauernden Blicken, bemerkte mit boshafter Freude und künſtleriſchem Stolze die tiefe Erſchütterung, welche in Camillo hervorgebracht ward, und war nun eines glücklichen Erfolgs ſeiner übrigen Anſtalten um ſo gewiſſer.

Bei der Trennung von Camillo am andern Morgen gab er ſich zwar das Anſehen, als ſchlage er eine andere Straße ein; allein er kehrte bald wieder um, folgte dem Zuge in der Entfernung, und kam mit Gabriellen erſt bei Nachtzeit im Hospizium an, da ſich alles ſchon zur Ruhe begeben hatte.

Man hatte dem Prinzen von dem Weine gereicht, welchen Lamoral im Voraus zu dieſem Behuſe da gelaſſen hatte. Der Bruder Arzt hatte ihn unterſucht, und zwar einſchläfernd, aber ſonſt unſchädlich gefunden. Mithin war die Folge davon bloß eine gewiſſe Betäubung, und die darauf eingetretene Krankheit Camillo's rührte wahrſcheinlich von ſeinem Schreck und von der Erkältung her.

In dem Schlafzimmer hatte Lamoral ſchon bei ſeiner erſten Anweſenheit alles gehörig eingerichtet. Sobald der Prinz feſt eingeſchlafen war, wurde das Cabinet verſchloſſen, damit, wenn er ja plötzlich aufſpränge, dennoch die Geiſter vor ſeinem Eintritt in den Saal wieder verſchwinden könnten. Man weckte ihn durch eine Berührung aus einer Oeffnung der Decke. Der entfernt ſcheinende Klang und die Erſcheinungen wurden auf eine, damals weit weniger, als jezt, bekannte Weiſe, hervorgebracht; Lamoral hatte vorzüglich dem Schatten Anaſtaſiens aus ſeiner Erinnerung eine nicht geringe Gleichheit der Geſichtszüge zu geben gewußt. Gabrielle ſprach dasjenige, was er ihr eingelernt hatte, aus einem Schallloche in der Mitte der Decke; die erhizte Phantaſie des Prinzen ſezte hinzu, was zur höchſten Täuſchung etwa noch mangelte.

Sowohl aus der Unpäßlichkeit und der nachfolgenden Schwermuth Camillo's, wovon Cornelius an Amadeo ſchrieb, als aus der langſamern Betreibung der Verbindung mit Natalien, konnte Lamoral auf die glückliche Wirkung ſeiner Maſchinerien ſicher ſchließen. Allein Aurelie, die dem Maler ſein Glück und die freygebigen Geſchenke des Grafen beneidete, wollte auch auf ihre eigne Hand etwas hinzuthun, und gab dadurch dem Ganzen eine vorſchnelle, nicht ganz beabſichtigte, Wendung.

Sie vermuthete ziemlich gewiß, daß Natalia ſchwanger ſey; allein zu einer Gewißheit konnte ſie nicht gelangen. Deſſen ungeachtet hielt ſie es zu ihrer Abſicht für eins, ob etwas, oder nichts, an der Sache ſey? ſchmiedete die boshafte genealogiſche Aufgabe, und beredete Amadeo, dieſes verſiegelte Blatt ſeinem Herrn, für den es ſehr wichtig ſey, als von einem Unbekannten erhalten, zu überſenden.

Amadeo konnte zu dieſer Falſchheit nur durch Aufbietung aller ihrer buhleriſchen Künſte gebracht werden. Er fieng ſchon zu Zeiten an, ihr zu mißtrauen, ſie heimlich zu verachten, ja zu fürchten; aber er war ſchon zu tief in ihre Stricke verwickelt, zu tief in die Abgründe des Laſters verſunken, als ſich wieder empor richten zu können, und mit ſeiner Geſundheit, mit ſeinem reinen Bewußtſeyn, war auch die Kraft, ſeiner beſſern Ueberzeugung unabhängig zu folgen, längſt dahin geſchwunden.

Endlich wurde er aus dieſem entehrenden Schlummer durch Nataliens Kummer, durch Nataliens ſchonende Güte geweckt. Als ſie den Brief von Camillo erhalten hatte, in welchem er auf ewig von ihr Abſchied nahm, glaubte ſie ſich von allen Freunden, ja von allen Menſchen, verlaſſen. Sie hatte Amadeo ſtets mit Güte und Achtung behandelt und ſogar oft zur lebhafteſten Dankbarkeit verpflichtet; ſie wußte nichts von ſeiner genauen Verbindung mit Aurelien; ſie erblickte in ihm den treuen Diener, gewiſſermaßen den Vertrauten ihres Geliebten, und ließ ihn daher zu ſich rufen.

Er ſah die Sanfteſte, die Schönſte ihres Geſchlechts dem tiefſten Grame, dem nagendſten Kummer übergeben, ja faſt zur Verzweiflung gebracht. Sie ließ ſich herab, ihn zum Vertrauten ihres Schmerzes zu machen; ſie deutete von fern auf die Schändlichkeit ihres Vaters hin und bat Amadeo, ſeinem Herrn alles zu melden, was ihm von ihr bekannt ſey.

Jezt umleuchtete Amadeo, wie ein Bliz, eine helle Ueberſicht alles deſſen, was er bis jezt klar zu ſehen nicht vermögend geweſen war. Er ſtand verwirrt und beſchämt; er küßte ihre Hand und verſprach, alles, was er vermöge, zu einer völligen Aufklärung beizutragen. Er erblickte in ſich ſelbſt ein verächtliches Werkzeug der verabſcheuungswürdigſten Pläne; er warf ſich ſeine Unvorſichtigkeit, ſeinen Undank gegen Camillo auf das bitterſte vor; er ſah ſeine Geſundheit von einer Meſſaline zerſtört, ſeine Seelenruhe auf ewig untergraben!

Mit Verwünſchungen Aureliens und ſeiner ſelbſt verließ er noch in derſelben Nacht des Grafen Palais, um ſich zu den Füſſen ſeines beleidigten Wohlthäters zu ſtürzen, und dann ſeine Schande, entfernt von allen, die er und die ihn unglücklich gemacht, mit reuigen Thränen abzubüßen.

Nach Leſung der von Amadeo erhaltenen Blätter war dem Prinzen Camillo jeder, ſelbſt der geringſte Zweifel an der Unſchuld ſeiner Geliebten ganz verſchwunden, und die Abſcheulichkeit ihrer Verfolger bedurfte keines weitern Beweiſes.

So tief es ihn ſchmerzte, die edle Unglückliche auch nur auf Augenblicke verkannt zu haben; ſo ſtreng er mit ſich ſelbſt zürnte, daß ein ſo niedriges Gaukelſpiel ihn habe täuſchen können; ſo ruhig und völlig erleichtert fühlte er doch auch ſein, ſchon ſo lange nur von Leiden beſtürmtes Herz, und gern würde er, aus Dankbarkeit gegen das ſich für ihn aufheiternde Schickſal, dem bedauernswerthen jungen Muſiker alles verziehen, gern würde er ihn, wie vorher, wieder angenommen und mit Wohlthaten überhäuſt haben; allein alle Nachforſchungen nach demſelben blieben vergeblich.

Schon an dem folgenden Tage mußte **Cornelius** ſelbſt, der ſich dieſen Auftrag um keinen Preis hätte entziehen laſſen, mit einem Briefe an **Natalien** abreiten, in welchem der **Prinz** mit der zärtlichſten Reue alle zu ſeiner Entſchuldigung dienende Gründe in das hellſte Licht ſezte, und zulezt nur um einige Zeilen Antwort bat, daß ſie ihn nicht verachte. Faſt zu gleicher Zeit ſchrieb er nochmals an **Raimunden**, meldete ihm alle neuerlich gemachte Entdeckungen nebſt der gewiſſen Hoffnung, mit **Natalien** ausgeſöhnt zu werden, und erſuchte ihn, recht bald zurück zu kommen, um einen Zeugen ſeines Glücks abzugeben. Doch erhielt **Raimund**, der ſchon nach Empfang des erſten, für ſeine Theilnahme ſo ſchreckbaren, Briefes die Reiſe nach T*r*n angetreten hatte, dieſen lezten Brief erſt lange nachher, und — leider, viel zu ſpät!

Nun harrte Camillo mit der bängſten Ungeduld der Rückkehr des Negers entgegen. Er kam mit faſt unglaublicher Schnelle. Natalia hatte alles verziehen, und ſicherte ihrem Gatten in den rührendſten Ausdrücken ihre Freude und die ewige Dauer ihrer Liebe zu.

Mehrere Briefe folgten nun von beiden Seiten geſchwind auf einander. Camillo ſchrieb Natalien unaufhörlich von den reizendſten Ausſichten, und wie er ſie von ihrem Vater öffentlich fodern oder im Nothfalle heimlich entführen und ſich mit ihr ſodann unter den Schutz eines fremden, mächtigen Hofes begeben wolle. Eine baldige Zuſammenkunft wurde verabredet, und nur eines verſchwieg der zärtlich Liebende dem geliebten Weibe — ſein bevorſtehendes Duell mit ihrem Vater! Er ſelbſt ſah nun dieſen Zweikampf als ziemlich unbedeutend an;

doch übte er ſich täglich im Fechten, und hatte bald wieder die ehemalige Geſchicklichkeit erlangt, mit der Piſtole das Schwarze eines entfernten Ziels ſicher zu treffen. Denn ſein Leben war ihm jezt wieder ſehr hoch im Preiſe geſtiegen! —

Mit minderer Gleichgültigkeit, als Camillo, dachte hingegen Graf Maximilian an den, nun immer näher und näher heranrückenden Tag des verabredeten Gefechtes. Zwar hatte er ſchon einigemal, wenn das Vorurtheil ſeines Standes oder ſonſt gebieteriſche Umſtände es durchaus verlangten, dem Tode entgegen zu gehen gewagt; doch war ihm die Nothwendigkeit ſehr verhaßt, mit einem jungen Manne, den er nach der Ausfoderung für zur Verzweifelung gebracht, für halb wüthend halten mußte, mit einem Manne, deſſen Unerſchrockenheit und Tapferkeit aus hinlänglichen Proben bekannt war, ſein Leben aufs Spiel zu ſetzen.

Finſter vor ſich ſelbſt brütend gieng er einige Tage umher; dann ergriff er eine ſich darbietende Gelegenheit, dem Maler Lamoral über die unerwünſchten Folgen der von ihm angegebenen Maasregeln die bitterſten, höhnendſten Vorwürfe zu machen.

„Sie haben vortrefflich gerathen, Lamoral!“ — ſagte er mit ſpöttiſch verzogenem Munde — „Für alle Bekämpfung meiner ſelbſt, für alle verwendete Summen, belohnt mich nun die reizende Hoffnung, von einem über ſeine Dulcinea halb raſend gewordnen Don Quixot ohne lezte Oelung in die Ewigkeit befördert zu werden.

„Wußten Sie es denn, — fragte Lamoral mit ſeiner gewohnten Kaltblütigkeit — „daß die junge Gräfinn ſchon verheirathet, ja, noch etwas mehr, als verheirathet, war, und doch war es Ihre eigene geliebte Tochter!

Der Graf. Iſt es das alles, was Sie mir zu ſagen wiſſen?

Lamoral. Sobald der Herr Graf ſo mit mir ſprechen, bin ich wieder Ihr Lamoral. — Ein Thor müßten Sie ſeyn, wenn Sie ihr Leben auf die Degenſpitze eines Raſenden ſetzten, und — —

Der Graf. Warum reden Sie nicht aus?

Lamoral. Freilich, wenn man hätte voraus ſehen können, daß es dahin käme, ſo — hätte man manche Mühe erſparen können — und ein dienliches Hausmittel zu ſeiner Zeit — — In der That, Herr Graf! ich gerieth bei den Carmelitern auf einen Augenblick in Verſuchung. Vielleicht wär' es eins — dacht' ich — und doch wieder das eine weit kürzer, als das andere! — Doch warlich, die alten, frommen Väter trauten meiner Ehrlichkeit nicht eben allzuviel; warlich, ſie lie ſen meinen Wein vorher unterſuchen — — Beſſer war daher doch beſſer geweſen! — — Ueberdieß haben der Herr Graf auch bei dieſer Sache bis jezt alle gewaltſamen Maasregeln immer geſcheut, und der arme Maler muß in ſolchen Dingen billig dem Hofmanne nachſtehen — — Habe ich nun genug geredet?

Der Graf. Was windeſt Du dich vor mir in verſchlungenen Kreiſen, wie eine Schlange? Löſe endlich dieſe Knoten, und laß mich den Kopf ſehen!

Lamoral. Sollte das wohl noch nöthig ſeyn? — Ich brauche nichts, als vierhundert Zechinen —

Der Graf. Menſch! —

Lamoral. Ich kenne einen alten Sarden, der ein vortreſſlicher Kopf iſt. Er weiß Tapferkeit und Verſchlagenheit zu ſchätzen und nach Würden zu belohnen; ſeine Leute ſind die gefürchtetſten weit und breit. Sollten Sie hievon Gebrauch machen können, ſo geben Sie immer die Vierhundert! Denn der Sarde hat den einzigen Fehler, daß ſeine Preiſe ungeheuer ſind.

Der Zwiſchenraum bis zu dem zum Zweikampfe angeſezten Morgen war nun bis auf vier Tage abgelaufen, und Camillo befand ſich bereits faſt am Ende ſeiner Reiſe nach T*r*n.

Er hatte durch Briefe mit Natalien verabredet, daß ſie einander in einer ohnweit der Villa gelegenen Meierei mit einbrechendem Abende dieſes Tags treffen wollten. Natalia ſollte dann nicht wieder zu ihrem Vater zurückkehren, ſondern immer voraus reiſen; der Prinz aber hatte verſprochen, wenn er noch ein nothwendiges Geſchäft in T*r*n in Ordnung gebracht — denn unter dieſem Vorwande verbarg er der Geliebten das vorhabende Duell — ihr ſogleich nachzufolgen.

Auf der lezten Station ließ Camillo ſein Gefolge zurück, und begab ſich zu Pferde und mit Cornelius allein, erheitert von der Hoffnung der Wiederumarmung und von zärtlicher Sehnſucht lieblich beklommen, auf den Weg nach der Meierei.

Mit dem Gedanken an ſeine verſöhnte Natalia erfüllt, von ſüßen Träumen der Zukunft umgaukelt, ritt Camillo ruhig und freudig dahin. Er rief den Neger an ſeine Seite, und ließ ihn plaudern, was er nur wollte. Nur da dieſer immer wieder auf das Duell zurückkam, und, den Sieg ſeines Herrn ſchon als gewiß anſehend, mit ſeiner gewöhnlichen gutherzigen Bosheit nur wünſchte, daß ihm erlaubt werde, die Piſtolen zu laden, legte er ihm Stillſchweigen auf, und verſank einige Augenblicke in ein tiefes Nachdenken über die Unſicherheit alles menſchlichen Hoffens.

Doch jezt wurde er von einer Anhöhe das offne Dach der Villa, und bald auch in einer Vertiefung das ihm zur Zuſammenkunft beſtimmte Landhaus gewahr. — „Vielleicht iſt auch Sie ſchon auf dem Wege begriffen!“ — dachte er in froher Entzückung. — „Sieh! ſieh, guter Cornelius“ — rief er dem Neger zu — dort wohnte bis jezt meine Natalia! Ich werde ſie wieder umarmen! Sie wird mir vergeben!“ — — Er gab ſeinem Roſſe die Sporen, zeigte mit der ausgeſtreckten Rechte nach der Villa, und ſprengte luſtigen Muthes voraus.

Der Weg führte durch ein kleines, freundliches Büſchchen in ein finſteres Thal, und war ſo geebnet, daß die Pferde faſt zu tanzen ſchienen. Reiter und Roſſe athmeten fröhlich die liebliche Luft ein, fühlten ſich wie unſterblich im Gefühl ihrer Kraft.

Plözlich hörte Cornelius drei Schüſſe neben ſich vorbei pfeifen. Er fuhr mit der Hand mechaniſch nach den Piſtolenhalſtern, und — ſah in demſelben Augenblicke den Kopf ſeines

Herrn auf den Hals des Pferdes herabſinken. Er warf ſich, ohne weiter etwas zu hören und zu ſehen, von dem ſeinigen, und eilte Camillo zu Hülfe.

Schon ſtürzten vier bis fünf gedungene Banditen, die des Prinzen Ankunft längſt erwartet und im Gaſthofe erkundſchaftet hatten, mit Carabinern und Säbeln bewaffnet und ganz verlarvt, auf Camillo zu. Sein Leibroß, von Abkunft ein Araber und des Kampfes nicht unerfahren, wieherte zornig, ſchnaubte und ſchäumte, ſchlug mit den Vorderfüſſen aus, und biß mit weit geöffnetem Rachen fürchterlich um ſich; der Prinz war geſunken, und ward, mit einem Fuſſe im Steigbügel, einige Schritte weit geſchleift. Die Mörder riſſen ihn los; Cornelius warf ſich über ihn, um ihm zum Schilde zu dienen, und wüthete mit ſeinem Dolche, einem Raſenden gleich.

„Sage Natalien, daß ich für ſie

ſtarb!“ — röchelte der Prinz. Dieß waren ſeine lezten Worte. Bald ſchwamm er und ſein treuer Diener, von der Mordbande mit vielen Wunden bedeckt, in ſeinem Blute, und beide gaben kein Zeichen des Lebens mehr von ſich.

So ſchändlich ſtarb der edle Camillo di L****. Seine Leute fanden ſeinen Leichnam nach einigen Tagen. Im nahgelegenen Kloſter St. Albano — durch Zufall in dem nämlichen, wo er mit Natalien heimlich getraut worden war — hat man ihn, ohnweit eines Seiten-Altars, begraben.

Als dieß abſcheuliche Bubenſtück völlig gelungen ſchien, kam auch Lamoral, durch eine Maske unkenntlich gemacht, wie jene hinter den Bäumen hervor. Er traute den Bravo's, welche er nicht allzureichlich bezahlt hatte, nicht völlig, und hatte deshalb, vielleicht auch aus Gründen, die ſein Eigennutz ihm an die Hand gab, verlangt, bei dem Ueberfalle ſelbſt mit zugegen zu ſeyn. Jezt gebot er ſeinen Söldlingen, die Leichname zu entkleiden, und dann in den Wald oder in einen Abgrund zu ſchleppen. Denn die ganze That ſollte das Anſehen eines zufälligen Straßenraubes, nicht eines beabſichtigten Mordes, gewinnen.

Doch in demſelben Augenblicke beſann er ſich, daß Camillo gewöhnlich einen prächtigen Solitair am Finger getragen habe, auch wohl andere Juwelen und Koſtbarkeiten bei ſich führen könne. Zu dieſer Erbſchaft glaubte er unleugbar der nächſte zu ſeyn.

Er befahl daher den Banditen, die frei umherſtreifenden Pferde einzufangen. Er ſelbſt aber legte indeſſen zur Beraubung der fürſtlichen Leiche eigne Hand an, beugte ſich über den Neger, der für todt auf ſeinem Herrn lag, und wollte dieſen hinwegziehen.

Allein Cornelius war noch nicht gänzlich des Lebens beraubt, ſondern nur in eine tiefe Ohnmacht verſunken. Durch das gewaltſame Ziehen am Arme kam er wieder zur Beſinnung. Er hörte Lamorals Stimme; er riß die Augen auf, und ſah deſſen rieſenhafte Figur über ſich ſchweben. Haß, Rachgier und Zorn gab dem Neger Kraft. Er hob die Hand, welche noch das Stilet krampfhaft umfaßt hielt, und gab ſeinem über ihn gebeugten Todfeinde von unten herauf einen ſo furchtbaren Schnitt, daß die Eingeweide augenblicklich herausdrangen, und Lamoral ohne einen Laut, ja faſt ohne zu zucken, zu Boden ſank.

Ein Cornelius zunächſt ſtehender Bandit, der beim Gefecht ſtark verwundet worden war, nahm die Flucht. — „Das iſt kein Menſch!“ — ſchrie er ſeinen Kameraden zu — „der Teufel ſelbſt muß es ſeyn!“

Cornelius, der unzählige Fleiſchwunden, aber nur eine einzige tödliche in der linken Seite empfangen hatte, benutzte dieſe Zwiſchenzeit. Er verſtopfte die Oeffnung dieſer Wunde mit ſeiner Leibbinde, ſchleppte ſich bis an das Gebüſch, half ſich von Baumſtamme zu Stamme weiter, und verkroch ſich im Dickicht.

Einige Mörder kehrten ermüdet zurück. Nur das Pferd des Negers hatten ſie eingefangen; das andere lief unglaublich ſchnell, und glaubten ſie auch ja, es einmal zu erreichen und zu faſſen, ſo ließ es doch keinen von ihnen an ſich kommen.

Sie trugen den Leichnam des Prinzen, weil ſie wegen des vornehmen Standes deſſelben am erſten eine Nachſetzung befürchten mußten, nahe am Wege unter die Bäume, entkleideten ihn alles deſſen, was ihn kenntlich machen konnte, und bedeckten ihn mit Laub und Moos. Lamoral ſtießen ſie mit den Füſſen in den Waſſergraben neben der Straße, und ließen ihn liegen. Um Cornelius bekümmerte ſich niemand weiter; denn alle konnten den Augenblick nicht erwarten, die erplünderten Schätze zu theilen.

Natalia hatte ſchon am frühen Morgen dieſes, für ſie ſo ſchrecklichen, Tages, bloß in Begleitung eines alten Reitknechts, die Villa ihres Vaters verlaſſen. Die Luft in ſeiner Nähe ſchien ihr ſchon längſt vergiftet, die reizend geſchmückten Zimmer ein Gefängniß; jezt winkte ihr Freude und Seligkeit in den Armen der Liebe!

Als ſie, dießmal im weiblichen Reitkleide von ſchwarzer Farbe, worin ihr Gemahl ſie einſt am allerreizendſten gefunden hatte, ihre Aura beſteigen wollte, welches ſeit dem unglücklichen Falle bis jezt nie wieder geſchehen war, gab das treue Thier über das Wiederſehn ſeine Freude zu erkennen, und wieherte ihr freudig entgegen. — „Freue dich nur, gute Aura!" — ſagte Natalia mit glänzenden

Augen, klatſchte freudig in die zarten, niedlichen Hände, und klopfte liebkoſend den ſchlanken Hals — „Freue dich nur! Wir werden ihn wiederſehen — du trägſt mich dem Geliebten entgegen!“

Fröhlich ſezte ſie ſich auf, und war, verloren in ſüße Träume, noch weit eher auf der Meierei angelangt, als ſie ſelbſt es glauben konnte.

Mittag war längſt vorüber, und obſchon Camillo nicht vor Abend eintreffen wollte; ſo dünkte es ihr doch, als zögere er außerordentlich lange. Sie pflückte ſich, um die Zeit zu vertreiben, Roſen im Garten, und ſchmückte Bruſt und Hut damit aus. Sie ſpielte mit dem kleinen braunlockichten Mädchen der Wirthinn, und dachte ſich ihre Camilla ſchon ſo groß; ſie ſah mehrmalen in den Brief, um ſich zu überzeugen, daß ſie ſich auch gewiß nicht in dem Tage geirrt habe. Aber alles traf auf das genauſte zu, und gleichwohl wollte der Erſehnte nicht kommen!

Endlich fiel es ihr ein, ihm noch eine Strecke entgegen zu reiten. Sie wunderte ſich, daß ſie nicht eher auf dieſen glücklichen Einfall gekommen ſey, und befahl zu ſatteln. Man warnte ſie wegen Unſicherheit des Thales, aber ſie lachte nur darüber. Sie glaubte gewiß, dem Prinzen bald zu begegnen, hielt übrigens alles für Mährchen, und verließ ſich im Nothfall auf ihren handfeſten Begleiter.

Faſt eine Stunde war ſie geritten, und die Schatten der Bäume und Berge wurden immer länger. Ihr Bedienter fragte, ob ſie nicht umkehren wolle; aber ihre ungedultige Sehnſucht war aufs höchſte geſtiegen und — der Prinz mußte ja unfehlbar nun ganz nahe ſeyn! — „Einmal reiteſt du ſchon noch mit mir, ſo lange ich Luſt habe, ehrlicher Peter!“ —

ſagte ſie freundlich, und ſprengte immer vorwärts.

„Ho! Hoho!— rufte hinter ihr der Reitknecht nach einer Pauſe. Natalia ſah auf. Ein lediges Pferd lief in einiger Entfernung, das Peter zurückſcheuchen oder auffangen wollte. Auch Natalia ſprengte einige Schritte darauf zu. Sie erkannte den oft geſehenen Araber des Prinzen — und ſah Blut an dem Sattel.

Ein Todesſchreck fuhr durch alle ihre Glieder; aber ſie ermannte ſich. — „Nach! nach!“ — rief ſie dem Reitknechte zu, und jagte vorweg, daß er ihr kaum folgen konnte.

Sie entdeckten Lamorals Leichnam. Der Reitknecht riß ihm die Maske ab.

„Gott! was iſt hier vorgegangen?“ — ſchrie Natalia — „wie kommt dieſer hieher? warum läuft das Pferd ohne Reiter?“

Furchtbare Ahnung und tödtliche Angſt

ſchienen ihr ganzes Weſen aufloͤſen zu wollen; aber ihr Wille, ihr heroiſcher Geiſt beſiegte die Schwaͤche der Natur.

„Laß uns umher ſuchen, Alter!“ ſagte ſie zu ihrem Diener — ob wir weiter nichts finden. Du ſollſt reichlichen Lohn erhalten; ich will dich mit Weib und Kindern auf immer verſorgen!“

Der Diener band die Pferde an einen Baum; beide giengen tiefer in das Gebuͤſch. Endlich hoͤrten ſie ein Stoͤhnen; Natalia ſtuͤrzte dem Laute nach durch das dickſte Gebuͤſch, unbekuͤmmert, daß die Dornen ihr Geſicht verwundeten; ſie kam naͤher, und erkannte den ſterbenden Neger.

„Euch hat ein Gott hieher geſendet“ — rief Cornelius mit ſchwacher Stimme ihr zu — „ich ſollte Euch Camillo's Lebewohl bringen, und ſagen, daß er fuͤr Euch geſtorben ſey, und konnte ſo nicht ſterben!“

Natalia ſchwankte und umſchlang einen Baumſtamm, um ſich zu erhalten. Todeskälte rann durch alle ihre Adern; ihr ganzer Körper ſchien an dem Baume zu verſteinern, das Bild des Schrecks und der Verzweiflung, vom Meiſter der Niobe gemeiſelt!

„Ich habe für ihn gelebt,“ — fieng Cornelius noch einmal, ſchwer athmend, an — „ich werde auch mit ihm ſterben! Was ſoll der Sklave auf der Welt ohne ſeinen Herrn? — Die von eurem Vater gedungenen Mörder und Lamoral haben ihn ſchändlich erſchlagen! — Dieß köſtliche Meſſer“ — er zuckte den Dolch mit freudigem Grimme in der krampfenden Hand — „ſandte Lamoral ſeinen Teufeln entgegen! Wenn Ihr mich überlebt, laßt mich zu Camillo's Füſſen begraben! — Sterben, ſterben mit Camillo, ſagte einſt Anaſtaſia — ich ſterbe mit ihm!“

Schnell riß er die Schärpe aus der Wunde; ein Blutſtrom folgte; er ſank erbleichend dahin.

Man hat nie erfahren, ob ſein Körper gefunden, und wohin er eingeſcharrt worden; aber heilig iſt die Erde gewiß, und hat auch kein Prieſter ſie geweiht, die das Opfer der bis in den Tod bewährten, ſeltenſten Treue umſchließt!

„Mörder! — rieſ Natalia, noch immer den Stamm umklammernd, mit fürchterlichem Tone und gen Himmel ſtarrenden Augen —“ „Mörder meiner Mutter! Giftmiſcher! Blutſchänder! Mörder meines Gatten! — und du ſollteſt leben?“

Sie beugte ſich über Cornelius, und entriß das Stilet ſeiner ſchon erkaltenden Rechte. „Ich räche euch!“ — ſagte ſie zu dem Todten — „ich gelobe Camillo Rache!“

„Was iſt Ihnen, Gräfinn?“ — fragte der alte Diener zitternd und weinend — „Kommen Sie, kommen Sie von hier weg; Sie glühen wie Feuer, und es iſt hier ſo — ſchauerlich kalt!“

„Friert Dich auch, guter Alter?“ — erwiederte Natalia mit ſchneidendem Tone —

„o! alle meine Adern ſind zu Eis gefroren! Komm, komm geſchwind — freilich, wir müſſen fort — wir müſſen es — drinn melden!“

Sie rannte nach ihrem Pferde, band es, ehe der Alte nachkonnte, los, ſchwang ſich darauf, und jagte ohne Aufenthalt, ohne auf das Rufen und Bitten des Alten nur zu hören, in einem fort nach der Villa.

Es war ſchon völlig Nacht, als ſie daſelbſt anlangten; ſie ſah Licht in den Fenſtern des Schlafgemachs ihres Vaters. — „Lauf, Aura!“ — ſagte ſie abſpringend — „lauf — mich trägſt Du nicht wieder!“

Mit todtenbleicher, blutiger Wange, mit zerſtreuten Haaren, mit zerrißnen Kleidern, mit verwilderten Geſichtszügen, mit ſtarrenden Augen rannte ſie nach Maximilians Zimmern; die einſt ſo zärtlich liebende Tochter gleich einer blutdürſtigen Rächerinn, die ſanfte Grazie einer Schlangen ſchwingenden Furie. Die Diener wichen ihr aus, und wagten es nicht, ſie zurück zu halten.

„Wach auf, Vater!“— ſchrie ſie in halbem Wahnſinn und zuckte den Dolch — „wach auf! es giebt einen Mord zu verüben! Dieſer Dolch iſt durch Lamorals Blut ſchon der Hölle geweiht!“

Sie riß die Vorhänge der Niſche aus einander. Der Graf war nicht allein. Gabrielle, im freiſten, wollüſtigſten, Hetairen-Anzuge, ſaß an ſeiner Seite.

Dieſer unerwartete, empörende Anblick machte Natalien einige Schritte zurück beben. Gabrielle ward ihrer zuerſt anſichtig. — „Sie will mich ermorden!“— ſchrie die Dirne fürchterlich, und ſuchte zu entfliehen. — „Sie iſt raſend worden!“— rief der Graf — „Hülfe! Hülfe!“

Er ſprang auf, und faßte Nataliens

Arm; Natalia wollte ſich losringen mit der Kraft einer Wüthenden; ſeine Diener ſtürzten herein.

„Und wenn ich auch erliege, Du mußt mit mir aufs Blutgericht, Mörder!“ — ſchrie Natalia mit der lezten Anſtrengung aller Kräfte, und ſchleuderte ihm das Stilet vor die Füſſe. Die ſchrecklichſte Erſchöpfung überwältigte ſie endlich; einer Leiche ähnlich; ſank ſie den Bedienten in die Arme.

„Sie iſt raſend worden, die Unglückliche!“ — ſagte der Graf noch einmal zu den Bedienten, und traf Anſtalt, daß Natalia auf ihr Zimmer gebracht wurde. Viere von ſeinen Leuten mußten ſie bewachen, und er ſelbſt blieb die ganze Nacht über in dem Vorgemach.

Graf Maximilian mußte es, bei einer reiflichen Ueberlegung, für ſeine Sicherheit unumgänglich nöthig finden, daß dieſe ganze Begebenheit in ein tiefes Dunkel gehüllt werde, und Natalia nie, wenigſtens ſo bald nicht, wieder in Freiheit komme.

Er umgab ſie daher beſtändig mit ſeinen treueſten Dienern, die ihm an Charakter ähnlich waren, und daher auch ihr Stillſchweigen ſich theuer genug abkaufen ließen. Dieſe ſuchte er von Nataliens Wahnſinne auf alle mögliche Art zu überreden, und da der Gräfinn anhaltende Krankheit und die wilden Phantaſieen, womit ſie ſich unaufhörlich beſchäftigte, dieſes zu beſtätigen ſchienen; ſo glaubten es die meiſten davon, und die klügeren ſtellten ſich, als wenn ſie es glaubten.

Auch in der ganzen umliegenden Gegend, ja ſogar in der Hauptſtadt, wurde ein ähnliches Gerücht ausgeſtreut. Anfänglich ſprach man nur von einem hitzigen Fieber, aber ſodann war — wiewohl unter der Hand — nichts gewiſſer, als daß die ſchöne Deutſche über den Tod des jungen Fürſten L**** ihren Verſtand verloren habe.

Als dieſe Sage ſich weit genug verbreitet und Natalia ſich nach und nach wieder in etwas erholt hatte; ließ der Graf bei ihr anfragen, wohin ſie nun Luſt habe, ſich zu wenden? Er konnte ungefähr ihre Antwort vorausſehen, und war ſchon völlig darauf vorbereitet. Sie verlangte ihr Kind, und wollte mit dieſem in der abgeſchiedenſten Einöde leben.

Aber dieſer Entſchluß war dem Grafen nicht nach Wunſche; er fürchtete Nachfragen nach ihr, und ſie ſollte verſchwinden aus dem

Gedächtniß der Lebenden! Er ſuchte von ihr den Aufenthalt ihres Kindes, den ſie jedoch ſelbſt nicht recht wußte, zu erforſchen, und ließ ihr dann gelegentlich einen ſelbſt geſchmiedeten Todtenſchein einhändigen.

Nun äußerte Natalia, von jeder Freude des Lebens geſchieden, ihren, ſchon in früheren Jahren gehegten Wunſch, in einem Kloſter ihr Leben zu beſchließen. — Dieß war es, was Maximilian verlangte. Er brachte ſie in ein Nonnenkloſter auf der Savoyeſchen Grenze, deſſen Aebtiſſinn er durch ein anſehnliches, für Natalien verſprochenes Koſtgeld zu ſeinen Abſichten gewonnen hatte, und in kurzer Zeit wußte die ganze Reſidenz, daß man Natalien, um ihre Melancholie nicht bekannt werden zu laſſen, in ein Kloſter geſchafft habe, und daß ſie bald nach ihrer Ankunft darinnen geſtorben ſey.

Doch ſo vorſichtig Graf Maximilian

von dieſer Seite ſeine Maasregeln zu nehmen wußte; ſo konnte er doch auf der andern nicht vermeiden, daß der Mord Camillo's und ſeines eignen Getreuen, des Maler Lamoral's, großes Aufſehen erregte, und man hierunter einen gewiſſen Zuſammenhang zu entdecken glaubte. Bald war man durch Nachforſchen und Grübeln der Wahrheit ziemlich auf die Spur gekommen; man ſezte nun insgeheim dazu, daß es auch mit Nataliens Tode nicht ganz richtig ſeyn möge; man glaubte, ihr eigner Vater habe ſie vergiftet.

Maximilian wurde nun von allen Bekannten, ſelbſt von den Perſonen des Hofes, vermieden und verabſcheut; faſt durfte er ſich nicht mehr öffentlich ſehen laſſen, um nicht von dem Pöbel verwünſcht und gemißhandelt zu werden.

Er ſah daher bald ein, daß er ſich hier

nicht länger halten könne. Er übertrug dem an Raimunds Stelle gekommenen Geſandtſchaftsrathe einſtweilen die Geſchäfte und ſuchte um ſeine Abberufung an, die ihm denn auch, weil der T*r*ner Hof ſein Mißfallen über ihn bezeigt hatte, mit der größten Kälte ertheilt ward. Er lebte bis dahin noch einige Zeit verborgen in Oberitalien; dann kehrte er auf ſeine väterlichen Beſitzungen zurück.

Wenige Jahre nachher ſtarb er an einer gänzlichen Erſchöpfung, im funfzigſten Jahre ſeines Alters — ein ſchwacher, bebender, verächtlicher Sünder! —

Nicht weniger gerecht, als gegen ihn, war die vergeltende Rache gegen ſeine Verbündeten. Lamoral hatte, wie wir ſchon gehört, ſeinen Lohn von dem Dolche des treuen Cornelius empfangen. Man fand ein von ihm hinterlaſſenes Teſtament, worinn er, mit

Uebergehung Gabriellens und mancher anderer, welchen er zu einer reichen Erbſchaft Hoffnung gemacht hatte, ſeine ganzen, ſehr anſehnlichen, Kunſtſchätze einem königlichen Muſäum vermacht hatte, mit der einzigen Bedingung, daß man ſie des Jahres nur einmal zeige, und eine goldne Innſchrift dem Beſucher verkündige, ein Mann ohne ererbtes Vermögen habe dieſe Sammlung zuſammengebracht. —

Aurelie, die ſich von dem Grafen gänzlich verachtet ſah, trennte ſich von ihm bei ſeiner Abreiſe. Auch Gabrielle mochte nicht länger bei ihm bleiben, und fand bald einen andern reichen Verſorger. Aurelie ſank anfänglich zu ihrer Führerinn, dann gar zu ihrer Aufwärterinn herab. Doch gelang es Aurelien in ihren lezten Lebensjahren, die Gnade und den Schutz einer Eminenz und einiger anderer geiſtlichen Herren zu erlangen, für deren Vergnügungen ſie eine Anſtalt junger Mädchen errichtete. Sie ſtarb in einem Rauſche von gebrannten Wäſſern, von allen geflohen, wie eine Verpeſtete, von Gewiſſensbiſſen gefoltert, von mancher unglücklichen Verführten, der ſie den Weg des Laſters geöffnet, mit Flüchen begleitet! —

Als Raimund, durch den erſten Brief Camillo's, wie durch einen Donner, aufgeſchreckt, in T*r*n eingetroffen war, fand er von allen ſeinen Freunden keine Spur mehr, und ſelbſt ihre boshaften Verfolger waren verſchwunden.

Das allgemeine Gerücht, daß Natalia von ihrem eigenen Vater aus dem Wege geräumt worden ſey, war ihm, leider! mehr als zu wahrſcheinlich; auch konnte er auf keine Weiſe die mindeſte Spur von ihrem Leben oder Tode entdecken.

Er eilte, um den lezten Willen Camillo's zu erfüllen, nach dem Aufenthalte der jungen Camilla. Hier vereinigte er ſich mit Bernardo. Alles, was er einſt geliebt und geſchäzt hatte, war dahin; er beſchloß, in Einſamkeit und Stille ſeinem Kummer, der Erziehung Camilla's und den Wiſſenſchaften zu leben, und bezog nach einiger Zeit die romantiſche Felſenwohnung, welche Bernardo noch von ſeiner Jugend her bekannt war. Von hier aus ſchrieb er von Zeit zu Zeit an ſeine Aeltern, und erhielt nach und nach die Nachricht von der Geburt eines jüngern Bruders, von dem Tode ſeiner Mutter, zulezt auch von dem Ableben ſeines Vaters. Er ſtand oft im Begriff, auf einige Monate in ſein Vaterland zurückzukehren, um ſeinen Bruder kennen zu lernen; aber Kränklichkeit und andere Umſtände verhinderten die Ausführung dieſes Entſchluſſes.

Von ſeinen, ſo wie von Camilla's und Nataliens, weitern Schickſalen iſt den Leſern ſchon im Prolog, in der Geſchichte des Bürgers George, das Nöthige erzählt worden.

P

Anhang.

Anmerkungen.

1) S. 17. Achill, der um die geraubte Briſeis u. ſ. w. Die Geſchichte der liebenswürdigen Briſeis erſcheint in einiger Zeit beſonders bearbeitet in den „Erzählungen aus dem Alterthume, vom Verf. der Natalia.“ Die Stelle, worauf hier angedeutet wird, iſt enthalten im 1. Geſ. der Iliade V. 345. ff.

— — Patroklos, dem lieben Freunde gehorchend,
Führt' aus dem Zelt, und gab des Briſes roſige Tochter
Jenen dahin; und ſie kehrten zurück zu den Schiffen Achaia's.
Ungern gieng mit ihnen das Mägdlein. Aber Achilleus
Weinend ſezte ſich ſchnell, abwärts von den Freunden geſondert,
Hin an des Meeres Geſtad', und ſchaut' in das finſtre Gewäſſer.

Vieles zur trauten Mutter nun fleht' er, breitend
die Hände. u. ſ. w.

Die, nicht wohl eines Auszugs fähige Schilderung des Kampfs zwiſchen Achill und Hektor ſ. ebendaſ. im 22. Geſang.

2) S. 113. In den Briefen Abälards und Heloiſens. Wer dieſe geiſtlichen Liebesbriefe näher kennen zu lernen wünſcht, der findet die lateiniſche Urſchrift mit beigefügter Engliſcher Ueberſetzung in: The history of the lives of Abeillard and Heloise, by Joseph Berington: 2 Vol. (Baſel, b. Thurneiſen 1793.) Sie tragen durchaus das Gepräge jenes Zeitalters an ſich (v. J. 1079 — 1163.) und ſind ein wunderbares Gemiſch von Spitzfindigkeit und Gelehrſamkeit, von frommer Schwarmerei und glühender Leidenſchaft. Heloiſe nennt Abalard: Herr und Vater! Gemahl und Bruder! mein Einziger nach Chriſto, mein Geliebteſter! — ſich ſelbſt aber ſeine Magd und Tochter, Gattinn und Schweſter. Dahingegen iſt Abälard durchaus kühler und bedient ſich gewöhnlich der Benennung: Geliebteſte Schweſter in Chriſto, Braut Chriſti u. ſ. w. Ueberhaupt wird gewiß jeder, der dieſe Briefe lieſt, die feurig empfindende Nonne ungleich lieber gewinnen, als den ſehr beſonnenen, froſtigen und pedantiſchen Abt. Denn obſchon auch die erſtere, mitunter zu ſehr unrechter Zeit, Proben ihrer Beleſenheit einmengt; — gleich

im erſten Briefe beweiſt ſie durch eine Stelle des Seneca, daß Briefe abweſender Freunde ſehr angenehm ſind — ſo finden ſich doch auch nicht wenige ſehr hinreißende und mit dem Stempel der feurigſten Leidenſchaft bezeichnete Stellen. Eine der auffallendſten mag hier in freier Uebertragung Beiſpiels halber einen Platz einnehmen.

„Heiliger und feſter" — ſo ſchreibt Heloiſe an den von ihr faſt vergötterten Abälard — „iſt zwar der Name Gattinn; aber ſüßer war mir jederzeit die Benennung deiner Freundinn, oder, wenn du darüber nicht unwillig wirſt, deiner Geliebten, deiner Beiſchläferinn. Ich glaubte, je mehr ich mich vor dir erniedrigte, deſto höher müßte ich in deiner Gunſt ſteigen, deſto geringer würde der Nachtheil für deinen Ruhm ſeyn." — — „Du ſelbſt haſt in einem Briefe an einen Freund einige Gründe angegeben, wodurch ich dich von der unheilbringenden Verbindung mit mir abzuhalten verſuchte; mehrere haſt du mit Stillſchweigen übergangen, warum ich ſtets die Liebe der Ehe, die Freiheit der Sklaverei vorzog. Und noch jezt rufe ich Gott zum Zeugen an: Wenn der Herrſcher einer Welt mich ſeiner Hand würdigte, wenn er mir auf ewig die Herrſchaft des Erdkreiſes zuſicherte, reizender und ehrenvoller würde es mir dünken, deine Buhle, als die kaiſerliche Gemahlinn von jenem zu heißen! Niemand iſt ja, weil er reicher und mächtiger iſt, darum auch beſſer. Jenes iſt ein

Geſchenk des Zufalls, dieß eine Folge der Jugend." — — „Was andern Weibern ihr Wahn, das gab mir die unleugbarſte Wahrheit. Was jene von ihren Männern ſich bloß einbilden, das glaubte nicht bloß, das wußte von dir ich und die ganze Welt! Meine Liebe war um ſo wahrhaftiger, je weniger ein Irrthum dabei möglich war. Denn welcher Regent oder Philoſoph war wie du berühmt? Welches Land, welche Stadt, welcher Flecken war nicht begierig, dich zu ſehen? Wer eilte nicht, wenn du öffentlich erſchieneſt, deines Anblicks zu genießen; wer folgte dir nicht mit unverwandten Blicken, wenn du dich entfernteſt? Welche Verehelichte, welche Jungfrau begehrte nicht des Abweſenden, glühte nicht für den Gegenwärtigen? Welche Frau vom höchſten Range, welche Königinn mußte nicht meine Seligkeit, meine Liebe beneiden?" — —

An die Heroide: Heloiſe an Abälard, von Pope, und die Bürgerſche Ueberſetzung derſelben die Leſer zu erinnern, würde überflüſſig ſeyn, und wir führen daher aus der oben angegebenen Lebensbeſchreibung nur noch die neuerlich geſezte Grabſchrift jenes merkwürdigen Liebespaares an:

Hic
Sub eodem marmore jacent
Hujus monasterii
Conditor, Petrus Abeillardus
Et Abatissa prima, Heloisa:
Olim studiis, ingenio, amore, infaustis nuptiis
Et poenitentia,
Nunc aeterna, quod speramus, felicitate
Conjuncti.
Petrus Abeillardus obiit vigesima prima
Aprilis, Anno 1142.
Heloisa decima septima Maii 1163.

Curis Carolae de Roucy, Paracleti
Abatissae.
1779.

3) S. 234. Oſkar. Ein Oſkar war Oſſians Sohn und fiel noch als Jüngling im Kampfe; der andere Oſkar war ein Sohn Karuths. Alpins Sohn fragt Oſſian nach dem Tode des leztern, und der Barde kann ſich nicht enthalten, zuvor mit väterlicher Zärtlichkeit ſeines Sohnes zu denken und deſſen Ruhm zu erheben. Dann erſt geht er zur Erzählung von dem Tode Oſkars, des Sohns von Karuth, über. — Hier ſtehet dies Gedicht mit wenigen Abänderungen nach der Haroldiſchen Ueberſetzung.

a) S. 292. **Daß ein Raimund es war, der — Dauer verſchaffte.** Der Johanniterorden leitet ſeinen Urſprung von einem Hoſpital zu Jeruſalem her, welches in der Mitte des eilften Jahrhunderts, unter Vergünſtigung des Califen, zu Verpflegung der chriſtlichen Pilgrime geſtiftet ward. Als erſten Vorſteher deſſelben nennt man einen gewiſſen **Gerhard**, nach einigen ein Franzoſe von Geburt, nach andern ein Calabreſe, der bei der Eroberung Jeruſalems unter Gottfried von Bouillon (1099) die Verwaltung geführt haben ſoll. Im J. 1118 wurde **Raimund di Podio** zum Ordensmeiſter gewählt, welcher die Gelübde einſezte, den Brüdern den ſchwarzen Mantel mit dem weißen achteckigten Kreuze zu tragen verordnete, Geſeze und Statuten aufrichtete und den ganzen Orden in drei Claſſen eintheilte, nämlich in **Ritter**, welche Kriegsdienſte leiſteten, in **Kapellane**, welche den Gottesdienſt in der Kapelle des heil. Johannes beſorgten, und in **Serventi d'Armi**, welche die Kranken verpflegten. Im J. 1187. wurden die Ritter durch **Saladin** aus Jeruſalem vertrieben und bemächtigten ſich nach mancherlei Schickſalen endlich im J. 1309 der Inſel **Rhodus**. Aber auch von dieſer wurden ſie im J. 1521 von **Soliman** verjagt, und erhielten im J. 1530 vom Kaiſer Karl V. die Inſel Malta, ein Lehn des Königreiches Sicilien, zum Geſchenk. — Noch jezt müßen die Aufzunehmenden das Gelübd der Keuſchheit, des Gehorſams, der Armuth, der Vertheidigung der Kirche und des katholiſchen Glaubens, der Beſchützung der Wittwen und Waiſen, der Verpflegung der Armen ꝛc. ablegen. Eine ausführliche Beſchreibung der ganzen innern Verfaſſung und der Aufnehmungsceremonien findet ſich unter andern in den Statuten und Ordnungen des Ritterlichen Ordens St. Johannis von Jeruſalem zu Malta. Durch Chriſtian von Oſterhauſen. Frankf am Main. 16[illegible]

Druckfehler
im erſten Bändchen.

S. 6. Z. 10. ſt. Prometheus — kühn l. Prometheus kühn.
- 7 - 3. - aufgeloſt l. aufgelöſt.
- 31. - 1. - Blacbeth l. Macbeth.
- 48. - 14. - zeichen l. zeigen.
- 100. - 3. - liebeträuend l. liebeträumend.
- 107. - 10. - abentheuerichſten l. abentheuerlichſten.
- 111. - 20. - winkem l. winken.
- 143. - 12. - vorſtohlen l. verſtohlen.
- 144. - 10. - ſchellen l. ſchelten.
- 177. - 6. - hier hat es gelegen; ſeit ich es raubte, iſt es oft l. hier hat es gelegen, ſeit ich es raubte; iſt oft.
- 211. - 6. ſt. Mardrigas l. Mardigras.
- 228. - 1. - üppiggtühende l. üppigblühende.
- 230. - 6. - undankbar! l. undankbar.
- 256. - 19. - werden l. werden.
- 263. - 13. - Liede l. Liebe.
- 273. - 8. - huntlich l. thunlich.
- 275. - 1. - Peter l. Pater.
- 300. - 19. - Ha! l. Hm!
- 314. - 8. - gekommn l. gekommen.
- 326. - 4. - Dir l. Dir.
- 328. - 1. - verſtänlich l. verſtändlich.
- 343. - 17. - Freunde l. Fremden.
- 347. - 12. - Waiſe l. Waiſe.

Druckfehler
im zweiten Bändchen.

S. 41. Z. 10. ſt. faſt l. feſt.
- 147. - 16. - ihr l. der.

S. 164. Z. 4. ſt. wohl l. nicht.
- 192. - 6. - Geahr l. Gefahr.
- 198. - 9. - Catimene l. Statimene.
- 200. - 7. - desgleichen.
- 247. - 5. ſtatt Inſel. — Geheimniſſe. l. Inſel-Geheimniſſe.
- 272. - 6. - Rückenthalt l. Rückenhalt.
- 302. - 11. - geuklichen l. glücklichen.
- 374. - 28. - beſehen l. geſehen.
- 380. - 7. - Theriſien l. Thereſien.
- 428. - 1. desgleichen.
- 438. - 11. v. u. ſeine l. feine.
- 466. - 9. - di C***** l. di L****.

Druckfehler

im dritten Bändchen.

S. 13. Z. 17. ſt. einſand l. einfand.
- 53. - 14. - paar l. Paar.
- 118. - 4. - falchen l. falſchen.
- 137. - 4. - ſrei l. frei.
- 143. - 7. - er geiſtlich den l. der geiſtlichen.
- 149. - 10. - hab' mich l. hab' ich mich.
- 190. - 12. - erwähnen l. gewähnten.
- 236. - 13. - geſeſſelt l. gefeſſelt.
- 259. - 7. - Dormid l. Dermid.
- 298. - 16. - geben l. geben laſſen.
- 281. - 2. - ſinnes l. fuges.
- 283. - 3. - laſſen S. l. laſſen Sie und.
- 327. - 10. - Cabinets auf l. Cabinets.
- 358. - 17. - beyzulegen l. beizulegen.
- 363. - 17. - damit l. dazu.
- 364. - 2. - werde l. könne.
- 410. - 13. - freygebigen l. freigebigen.

Verzeichniß von Büchern und Kupferſtichen, welche bey Darnmann zu Züllichau erſchienen und in allen Buchhandlungen Deutſchlands zu bekommen ſind.

Anweiſung für Frauenzimmer, die Producte des Küchen- und Obſtgartens in der Haushaltung aufs mannigfaltigſte zu benutzen. 3. Thle. 8. 1798. 2 Thlr. 4 gr.
1r Thl. Küchengarten. 20 gr.
2r u. 3r Thl. Obſtgarten. 1 Thlr. 8 gr.
(Iſt die Gartenökonomie für Frauenzimmer 2r Thl. 20 gr. 3r Thl. 16 gr. 4r Thl. 16 gr. 1791 – 1795. Der erſte fehlt gänzlich.

Bauers M. K. G. Predigten über die Evangelien auf alle Sonn- und Feſttage im Jahr. 2 Bde. gr. 8. 1798. 1799. 2 Thlr. 16 gr.

Dapps, R. Gebetbuch für chriſtliche Landleute. Neue verbeſſerte Aufl. 8. 1799. 9 gr.

Dohlen, die beyden, ein Luſtſpiel in 3 Aufzügen vom Verfaſſer des Carlo und der Natalia. 8. 1802. 7 gr.

Eſchke, Dr. E. A. männliche Standhaftigkeit und männlicher Wankelmuth in wahren Begebenheiten. 8. 1802. 1 Thlr.

Flor und Verfall der Länder, als natürliche Folgen der Begünſtigung oder Bedrückung der Landwirthſchaft und der Freyheit oder Beſchränfung des Handels mit den rohen Producten dargeſtellt. Nach dem Franz. v. C. A. Wichmann. 8. 1798. 9 gr.

Gallus, G. T. Geſchichte der Mark Brandenburg für Freunde hiſtoriſcher Kunde. 1r 2r 3r 4r 5r Thl. 8. 1791 — 1803.

auf holländiſch. Papier 7 Thlr.
1r Thl. 1 Thlr. 8. gr. 2r Thl. 1 Thlr. 3r Thl. 1 Thlr. 4 gr. 4r Thl. 1 Thlr. 6 gr. 5r Thl. 2 Thlr. 6 gr.

auf Druckpapier. 5 Thlr.
1r Thl. 20 gr. 2r Thl. 16 gr. 3r Thl. 20 gr. 4r Thl. 22 gr. 5r Thl. 1 Thlr. 18 gr.

Gemälde, dramatiſche, vom Verfaſſer der Novelle Carlo. 8. 1801. 1 Thlr.

Geſangbuch, neues, für die Evangeliſch-Lutheriſche Gemeinde in Warſchau, nebſt einem kurzgefaßten Geſangbuche. 8. 9 gr.
Anhang von verſchiedenen Liedern dazu. 8. 5 gr.

Hoffmann, P. J. G. Prüfung der zur Behauptung der Abſchoßpflichtigkeit der Prediger in der Mark Brandenburg in Erbfällen von dem Legations-Rath Reitemeyer aufgeſtellten Rechtsgründe. 8. 1802. 7 gr.

— Repertorium der Preußiſchen Landesgeſetze für Cameral- und Juſtizbediente, nach alphabetiſcher Materienfolge. 3 Thle. gr. 8. 1800 bis 1803. 7 Thlr. 4 gr.
1r Thl. 4 Thlr. 2r. Thl. 1 Thlr 12 gr. 3 Thl. 1 Thlr. 16 gr.

— Topographie der Neumark Brandenburg für Cameral- und Juſtizbediente, auch Kircheninſpectoren und Prediger entworfen. gr. 4. 1802. 2 Thlr. 6 gr.

Horn, F. Luna, ein Taſchenbuch auf das Jahr 1804. Mit den Portraits von Arioſto, Cervantes, Göthe und Shakespear von Lips. 8. geheftet 2 Thlr 6 gr.
NB. erſcheint auch für 1805.

Horn, F. Andeutungen für Freunde der Poeſie. Ein Anhang zur Luna für 1804. geheftet. 18 gr.

— Der Geiſt des Friedens. Ein fantaſtiſches Gemälde. 8. 18 gr.

Inſtruction für die leichten Truppen und die Officiere bei den Vorpoſten nach der Inſtruction Friedrich II. für die Cavallerie-Officiere aus dem Franz. überſetzt. gr. 8. 1801. 16 gr.

Karlo, ein Roman mit Titelkupfer und Vignette von Stölzel. 8. 1801. 1 Thlr.

Krautwadels Predigten über einige höchſtwichtige Gegenſtände. gr 8 1796. ſonſt 1 Thlr. jetzt 16 gr.

Krug, W. F. Der Widerstreit der Vernunft mit sich selbst in der Versöhnungslehre dargestellt und aufgelöst. Nebst einem Entwurfe zu einer philosophischen Theorie des Glaubens. 8. 1802. geh. 12 gr.

— Fundamentalphilosophie. gr 8. 1803. 1 Thlr 12 gr.

Lafontaine, A. und Fr. Kind. Makaria, Atalanta und Kaſſandra. Drei Erzählungen. 8 1803. 15 gr.

Leben und Liebe Ryno's und ſeiner Schweſter Minona. Herausgegeben von Oskar. 1ſtes Bändchen. 8. 1804.

Menſchenreligion, die allgemeine. Verſuch einer Entwickelung derſelben aus den älteſten chriſtlichen Urkunden. Für unbefangne Leſer aus allen Religionspartheyen.

Muzel, Dr. P. L. Vernet oder über die nächſten Hinderniſſe der Nützlichkeit des Predigtamtes in jetziger Zeit. gr 8. 1801. 20 gr.

Natalia, vom Verfaſſer der Novelle Carlo, 2 Thle. Mit Kupf. gez. von Schubert, geſtochen von Berger. 8. 1802. 1803. 3 Thlr 8 gr.

Derſelben 3ter u. lezter Thl. 8. mit Kupfern.

Nächte, Berliniſche 1r Thl. 8. 1803. 1 Thlr 8 gr.

— — 2r Thl. 8 1804.

Ortmanns, A. D. Sammlung einiger Gebete, nebſt den Sonn- und Feſttäglichen Evangelien und Epiſteln (bequem zu jedem Geſangbuche anzubinden) 15 Bogen in 8. u. in gr. 8. 1781. 3 gr.

Peter und Maria. Mit einer Titel-Vignette von Penzel. 8. 1793
auf Schreibpap. 1 Thlr.
auf Druckpap. 12 gr.

Prinz Incognito oder die Chineſiſchen Laternen. Ein Faſtnachtsſpiel in 2 Aufzügen vom Verfaſſer des Carlo und der Natalia. 8. 1802 7 gr.

Reglement für die franzöſiſche Cavallerie, ihr Exerciren und Manövriren betreffend; aus dem Franz. mit einer Vorrede des Ueberſetzers, gr. 8. 1801. 1 Thlr.

Rochlitz, Fr. Das Blumenmädchen. Operette in einem Aufzug 8. 1803. 5 gr.

— Charaktere intereſſanter Menſchen in moraliſchen Erzählungen dargeſtellt. 4 Thle. 8. 1799 — 1803. 6 Thlr.
Jeder Band 1 Thlr 12 gr. Der 2te Bd. iſt auch einzeln unter folgendem Titel zu haben: Victors Reiſe, um Menſchen kennen zu lernen. 8. 1800. 1 Thlr 12 gr. ſo wie der 3te und 4te unter dem Titel: Die Verwandten, eine Biographie 1r 2r Thl. 3 Thlr.

— Erinnerungen zur Beförderung einer rechtmäßigen Lebensklugheit, in Erzählungen. 4 Thle. 8. 1798 — 1800 4 Thlr. 16 gr.
Jeder Band 1 Thlr. 4 gr.

— Es iſt die rechte nicht. Luſtſpiel in 2 Aufzügen. 8. 1803. 10 gr.

— Jedem das Seine. Luſtſpiel in 1 Aufzuge. 8. 1804. 7 gr.

— Liebhabereyen oder die neue Zauberflöte. Luſtſpiel in 4 Acten 8 1804.

Roettig, Beweis, daß die Ausrottung der Blattern im Züllichauiſchen Kreiſe leicht zu Stande zu bringen ſey, und Aufmunterung an die Bewohner deſſelben, ſie zu bewerkſtelligen. 8. 1802. geheftet 5 gr.

Sammlung von Geſängen zum Lobe Gottes. Nebſt einigen Gebeten. Neue umgearbeitete Aufl. mit einer Vorrede von Dr. W. A. Teller. 8. 1801. 8 gr.

— alter und neuer Sterbe- und Begräbniß-Lieder, nebſt einem Anhang einiger Begräbnißcollecten, auch Kranken- und Sterbegebete. 8. Neue Afl. 1790. 4 gr.

Seligers, J. G. Beicht- und Communionbuch für nachdenkende und gute Chriſten nach den Bedürfniſſen unſerer Zeit. 2te mit einem Anhange für Kinder und einer Titelvignette von Lips vermehrte Aufl. 8. 1803. auf Druckpr 14 gr.
auf Schrbpr 18 gr.

— Predigten über diejenigen Gegenſtände der Glaubens- und Sittenlehre, welche eine ganz vorzügliche Beherzigung von unſerm Zeitalter verdienen. In einem Jahrgange über die Sonn- und Feſttags-Evangelien, 1r 2r Bd. gr. 8. 1800. 1802. Schrbpr. 1 Thlr 16 gr.
Drckpr. 1 Thlr. 8 gr.

Steinbarts, Dr. G. S. Die Vorzüge der Preuß. Staatsverfaſſung und Regierungsverwaltung, am Krönungs-Jubelfeſt, in einer nachher erweiterten Kanzelrede ins Licht geſetzt. gr. 8. 1801. 12 gr.

Ueber Orthodoxen und Heterodoxen. Ein Wort des Friedens zur Apologie für beide. 8. 1798. 10 gr.

Ungnad, Dr. C. S. an humane Aerzte über Ausrottung der Menſchenblattern durch Kuhpocken-Impfung. 8. 1803. geh. 8 gr.

Vergeltung, die. Ein Luſtſpiel in 5 Aufzügen vom Verfaſſer des Carlo und der Natalia. 8. 1802. 10 gr.

Verſuch einer Anweiſung zur Logiſtik, oder zur Berechnung des Raums und der Zeit taktiſcher Stellungen und Bewegungen. Für angehende

Officiere, von einem Königl. Preuß. Officier, mit 1 Kupfertafel. gr. 8. 1801. 1 Thlr.

Wie ist die Bezahlung der Honorarien für die Vorlesungen auf den Universitäten auf eine zweckmäſsige Art einzurichten? 8. 1802. geheftet 3 gr.

Kupferſtiche.

Portrait von Arioſto. geſt. von Lips. 9 gr.
— — — Cervantes — do. — 9 gr.
— — — Göthe — — do. — 9 gr.
— — — Shakespear do. — 9 gr.
— des Hofraths Dr. Ungnad do. — 9 gr.

In Commiſſion.

Heynatz Wochenblatt über die Richtigkeit des deutſchen Ausdrucks von einer Geſellſchaft verbundener Sprachfreunde. 1802. 1s 2s 3s 4s Quartal. 8. geh. 2 Thlr. 16 gr.

Wachsmuths Erholungsſtunden beym Clavier. 2 Thle. 1800. 2 Thlr.

Wegener, W. G. Säcular-Predigt am 1. Januar 1801. 8. 1801. 4 gr.

Jena,
gedruckt bei Frommann und Weſſelhöft.

Ny

in

15 A 381

Leben und Liebe

no's und ſeiner Schweſter Minona.

herausgegeben
von
Oſcar.

Erſtes Bändchen.

Züllichau und Freyſtadt,
der Darnmannſchen Buchhandlung
1804.

[Johann Friedrich Kind 1768 - 1843]

15 7 381

Leben und Liebe

no's und ſeiner Schweſter Minona.

herausgegeben

von

Oſcar.

Erſtes Bändchen.

Züllichau und Freyſtadt,
der Darnmannſchen Buchhandlung.
1804.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

1. Die Beförderungen.

2. Der Schönauer Grund.

3. Citronvogelchen.

Es war anfänglich im Rathe des Herausgebers beſchloſſen, ſich in einem geharniſchten Schutz- und Trutz-Briefe gegen die kleinliche Neugier und Verläumdungsſucht einer gewiſſen Gattung von Leſern in voraus feierlichſt zu verwahren. Manche, ſehr zur Unzeit geſchäftige Menſchen glauben nämlich — falls der Schauplatz der Geſchichte nur nicht unglücklicherweiſe nach Tahiti oder — Utopien verlegt iſt — ihren Scharfblick dadurch zu beurkunden, daß ſie von dem unbefangenen Dichter überall Originale aus ihrer Stadt oder aus ihrem Städtlein gezeichnet finden, und überzeugen ſich nebenbei, der Verfaſſer oder Herausgeber habe ohne Zweifel ſich ſelbſt als Helden der Geſchichte — freilich mit künſtleriſcher Eitelkeit — dargeſtellt. Mit dieſen ſonderbaren Leutchen nun wollte ich eine Fehde beginnen!

Doch beſſerer Rath kommt über Nacht! Es iſt doch klüger, dacht' ich an dem heutigen ſchönen Frühlingsmorgen, da ich eben, ohne den mindeſten Groll gegen irgend ein lebendiges Weſen, an dem etwas unförmlichen Mühlſteintiſche mein ländliches Frühſtück einnahm, und der ſchiefergedeckte, ſtecknadelſpitze Kirchthurm mit ſeiner noch aus den Religionskriegen herſtammenden Reichfahne ſich recht Verſöhnung und Friede gebietend in die blauen Lüfte erhob, und die Maikäfer in friedlichen Kreiſen um die Wipfel ſchwirrten, und meine Kinder im hohen Graſe ſich aus gelben Hundeblumen Ketten wanden — welche ich, beiläufig geſagt, von allen Ketten, ſelbſt die Ordensketten, ja mit unter ſelbſt die Roſenketten nicht einmal ausgenommen, imren noch für die erträglichſten halte — — es iſt doch klüger, du ſagſt den Leſern gleich ſelbſt, woran ſie ſind, als daß ſie ſich lange die Köpfe zerbrechen und am Ende doch wohl neben dem Ziele vorbei ſchießen. Statt des ganz fruchtloſen Verſuchs alſo, Mohren weiß zu waſchen, will der Herausgeber dem forſchenden Blicke der im Eingange erwähnten Leſer — vor den andern, welche das Geſagte nicht wiſſt, ſondern die zufrieden ſind, wenn ſie von einem Büchlein auf einige Stunden unterhalten und vergnügt werden, verneigt er ſich mit aller Beſcheidenheit und Demuth, die man nur von einem wohlgezognen Autor erwarten kann — bereitwilligſt zuvorkommen, und ihnen zur Einleitung den wahrhaftigen Urſprung der nachfolgenden Erzählungen des breitern aus einander ſetzen und erklären.

Der Herausgeber alſo, meine hochverehrlichen Herren und Damen! iſt dießmal — wie er bei allen Muſen betheuern kann und alle diejenigen, welche Oſcar vormals kannten und noch kennen, ihm bezeugen werden — in der That von dem Helden der Geſchichte, obſchon in ihr die Leiden und Freuden eines Schriftſtellers geſchildert werden, gänzlich verſchieden. Deſſen ungeachtet aber muß er anjetzt ſeine angebohrne Blödigkeit überwinden, und, um alles recht treu und ausführlich zu berichten, von ſeinen eignen Launen und Gewohnheiten zu erzählen anheben.

Der Herausgeber — es thut ihm wahrhaftig leid, noch einmal einen Abſatz mit ſich ſelbſt anzufangen — war von Jugend auf kein Freund der ſogenannten Stammbücher, in welche man, erſt auf Schulen und Akademieen, und ſpäterhin wohl noch eine Zeit lang anderswo, die errichteten Bekanntſchaften und Freundſchaften verwahrlich beilegt, um ſie der Vergeſſenheit zu entreißen. Die

Gründe, warum er von jeher eine dergleichen pappierne Befeſtigung freundſchaftlicher Verbindungen mit dem Briefadel ſo ziemlich in eine Claſſe geſetzt hat, wären leicht anzugeben; allein es iſt ja wohl das Schönſte, ja das Eigenthümlichſte einer Caprice, daß man ihren Grund entweder nicht weiß, oder nicht ſagt.

Dieſer hier öffentlich nicht verhehlten Abneigung ungeachtet, wodurch übrigens der Nahrung irgend eines ſpeculirenden Buchbinders oder Kunſthändlers nicht der mindeſte Abbruch geſchehen kann, würden jedoch die Leſer dem Herausgeber ſchweres Unrecht anthun, wollten ſie von ihm glauben, er habe die holden Schwärmereien und Freuden der Jugend nicht gar höchlich geachtet, habe die lieblichen Blüten ſeines Frühlings nicht auf das ſorgſamſte gepfleget und in ein Herbarium vivum für das Gedächtniß niedergelegt. Vielmehr hat er je und immerdar, wenn ſchon ſeine Erfahrung oft nur ein vertrocknetes Skelett fand, wo ſeine glühende Phantaſie eine holde blühende Geſtalt voll Kraft und Leben erblickt hatte, mit heiliger Treue das Gebot befolgt, welches Poſa ſeinem Karlos als Legat der Freundſchaft hinterließ:

„— — — Sagen Sie
„Ihm, daß er für die Träume ſeiner Jugend
„Soll Achtung tragen, wenn er Mann ſeyn wird,
„Nicht öffnen ſoll dem tödtenden Inſecte
„Gerühmter, beſſerer Vernunft das Herz
„Der zarten Götterblume — daß er nicht
„Soll irre werden, wenn des Staubes Weisheit
„Begeiſterung, die Himmelstochter, läſtert!“

ja, mit entzückender Erinnerung blättert er noch oft in einem ziemlich unordentlichen und unſcheinbar gewordenen Hefte mit der Ueberſchrift: „Bruchſtücke aus dem Tagebuche meiner Lebensreiſe.“

Dieſe Sammlung war anfänglich in der That zu nichts anderm, als zum Surrogat eines Stammbuchs beſtimmt, und enthielt auf einzelnen Blättern bald den bloſſen Namen einer mir werth oder in irgend einer Hinſicht merkwürdig gewordnen Perſon, bald zugleich eine gedrängte Schilderung ihres Charakters und ihrer Schickſale, bald ihren Lieblingsſpruch, bald eine ihrer ſich auszeichnenden Aeuſſerungen oder irgend eine proſaiſche oder poetiſche Stelle, welche mir, gleichſam als ein geiſtiger Schattenriß, die Denkungs- und Handlungsart dieſer Perſon auf das treffendſte auszuſprechen und zu bezeichnen ſchien. In männlichen Jahren hat ſich jedoch der Umfang dieſer Bruchſtücke erweitert, und ſtatt bloßer Merkzeichen von Menſchen umſchlieſſen ſie nun auch Denkmale erlebter auffallender Begebenheiten, gemachter Wanderungen, erblickter ſchöner Anſichten oder großer Naturereigniſſe, geleſener Bücher und dabei angeſtellter Betrachtungen —, kurz, einen für mich bei Leibes- und Geiſtes-Leben ſchier unſäglichen Schatz, obſchon einſt meine Erben, wären auch dieſe Schreibereien leſerlicher und geordneter, als ſie in der That ſind, die niedrigſte Bankonote ungleich höher ſchätzen würden.

Vorigen Sommer nun — es hatte eben ein Gewitter die Lüfte gekühlt und mein Herz öffnete ſich den Eindrücken der liebenden Mutter Natur, wie die vom Regen erquickten Blumenkelche der wieder hervorbrechenden Sonne — ſaß ich unter einer ehrwürdigen Eiche, und der mit blendenden Farben ſtrahlende Regenbogen, der vom dunkeln Tannenwalde aus hervorzuſpringen und in den düſtern Trümmern des verfallnen Bergſchloſſes ſich wieder zu verlieren ſchien, bewog mich, mein glücklicherweiſe eingeſtecktes Tagebuch hervorzuziehen, um auf irgend ein noch leeres Blatt von dem ſchönen Regenbogen dort am Himmel etwas für mich aufzuſchreiben.

Doch ein flüſternder Weſt — vielleicht war es gar eine Sylphide, die mich unſichtbar umſchwebte und nach Mädchenart necken wollte — hatte es anders beſchloſſen. Die vorüberſtreichende Luft hauchte in meine Blätter, als wären es die Stäbe eines Windträgers, und indem meine Hand, um dieß Spiel zu ſtören, behend zutappte, breitete ſie gerade ein faſt ganz leergelaſſnes Blatt vor mir auf, mit der Inſchrift: „Ryno und ſeine Schweſter Minona.“

„Ach, Ryno!“ — ſagte ich zu mir ſelbſt — „Guter, ehrlicher Ryno! in welchem Winkel der Erde magſt du jetzt deinen Wohnplatz aufgeſchlagen haben? Schon ſeit Jahren habe ich nichts von dir gehört, und du wareſt doch immer ein ſo treuer, zärtlicher Freund! — Ach, glücklich biſt du gewiß, du Redlicher! Mit deinem Herzen voll Friede würdeſt du in den Bergwerken Sibiriens, wie in den Zuckerplantagen auf Domingo glücklich ſeyn! — Nur, daß du mir nicht ſchreibſt — das — das kann ich dir nicht vergeben!"

Ich hob nachdenkend meine Augen auf; der ſmaragdgrüne Streif des Regenbogens gieng ſchon in mattes Blau, der feuerfarbne in dunkles Violet über, und in wenig Augenblicken war das ganze reizende Farbenſpiel erſt erblaßt, und bald gänzlich verſchwunden.

„Wärſt du dahin, Ryno?" — fuhr ich fort — „wärſt du dahingeſunken, holde Erſcheinung meines Jugendhimmels, wie dort der Bogen des Friedens in den von der Abendſonne gerötheten Wolken? — Ach, wohl gelobteſt du einſt, wenn du früher dem Erdenkerker entflöheſt, mir, wär' es möglich, freundlich zu erſcheinen und mir zu löſen die Räthſel der Ewigkeit; aber — das Grab iſt ſtumm, und von jenen unbekannten Ufern kehrte noch keiner zurück!"

Ich verſank nach und nach in den düſterſten Tiefſinn, ſteckte mein Taſchenbuch ungebraucht zu mir, wandelte traurig durch das einſame Gebüſch und kam, ohne mich ſehr um den Weg zu kümmern, langſamen Schrittes in meine Wohnung.

F—, die Freundliche — das iſt, mit Erlaubniß der lieben Leſerinnen, mein eheliches Gemahl! — öffnete mir die Thür; die lieben Kleinen, W —, der Blonde, und M —, die zwiſchen dem Braunen und Blonden noch im Streit liegt, bemächtigten ſich meiner Hände und Füße. Aber ohne ſie dießmal in und auf meine Arme zu nehmen, gieng ich ſtillſchweigend in mein Zimmer und legte mein Taſchenbuch auf das Schreibepult.

„Wie kommſt du mir vor?“ — ſagte endlich F —, indem ſie den Deckel ihres Nähkörbchens bedächtig öffnete — „du biſt ja, wie ausgetauſcht!“

„Ach!“ — ſeufzte ich aus tiefer Bruſt — „ach, F —! du weißt nicht — da ſtieß ich heute auf ein Blatt meines Tagebuchs, wo der Name Ryno — ich habe dir vielleicht von ihm zu erzählen vergeſſen — —

„Haſt du einen Wahrſagergeiſt?“ — erwiederte ſie ſchnell — „komm mir mit deinem Ryno! den hab' ich nun gerade ſo recht dick und ſatt!“

Ich ſtaunte, und ſah ſie fragend an.

„Ja, ja“ — fuhr ſie fort und langte gemächlich ein ſtarkes Paket von ihrem Nähtiſche — „komm mir mit deinem Ryno und mit ſeinen Gevatterſchaften! — Das iſt nun wieder ſo eine poetiſche Freiheit! Da hat der Briefträger gleich, als du fort wareſt, einen mächtigen Stoß Pappier gebracht — zwar ſteht franco drauf, doch habe ich baare fünf Groſchen bezahlen müſſen — und obgleich das Ding ſich nicht übel lieſt — ja, was wahr iſt, das iſt wahr! artig und verbindlich weiß der Herr ſeine Worte zu ſetzen! — ſo weiß doch ein proſaiſches Menſchenkind, wie ich, weder ob es verrathen noch ob es verkauft iſt? Alle und jede Namen ſind wie aus der Zigeunerſprache entlehnt — du ſelbſt führſt einen andern Namen, oder du müßteſt mir einen Taufnamen unterſchlagen haben — und der ſaubere Briefſteller ſelbſt nennt ſich Ryno!“

„Ryno! Ryno!“ — ſchrie ich, und riß ihr die Pappiere ſo haſtig aus der Hand, daß ich, aller Eil ungeachtet, dieſe Unart nothwendig durch eine Umarmung wieder gut machen mußte — „o F —! du biſt mir heute eine Evangeliſtinn, die ich als eine Heilige anbeten möchte!“ — —

Ich bitte meine Leſer und Leſerinnen um Verzeihung, daß ich Ihnen unbedachtſamer Weiſe eine Scene aus einem Familiengemälde zum Beſten gegeben habe; zugleich aber muß ich Ihnen zuförderſt berichten, daß die F — nicht nur die Erlaubniß, ſondern ſogar die Pflicht auf ſich hat, alle eingehende Briefe in meiner Abweſenheit zu erbrechen, und ſodann, da Sie zur Zeit noch eben ſo wenig, als meine F —, etwas beſtimmtes von Ryno wiſſen, über dieſen Ryno einige Erläuterungen geben. Freilich werde ich auch hier wieder vom Eie anfangen müſſen; allein, es giebt ja Leſer, welchen man nie und nirgends breit genug ſeyn kann, und überdieß — weiß ich mir, auf Dichterparole! jetzt nicht anders zu helfen!

Alſo: Auf der Univerſität, wo ich ſtudirte, war von einigen meiner Landsleute und Bekannten eine dichteriſche Geſellſchaft errichtet worden, in welche auch ich aufgenommen zu werden die Ehre hatte. Man hat dergleichen Verbindungen, wie ich höre, in neuern Zeiten mit rühmlicher Beſcheidenheit literariſche Thee's genannt; doch wir verſammelten uns, wenn es nur halbweg die Witterung verſtattete, in einer rauhen, von grünen Bergen umgebenen Gegend, und nannten uns aus faſt abgöttiſcher Verehrung des alten Barden von Morven, vielleicht auch zur Nachahmung der Schule Homers *) die Schule Oſſians. Der Senior unſerer Landsmannſchaft, ein Baron von Brenno, war zugleich Oberhaupt dieſer Geſellſchaft,

---

*) So wird noch heutigen Tages eine Grotte zu Chios genannt.

und wir legten ihm den Ehrennamen: Fingal bei.

Unter den Mitgliedern dieſes freundſchaftlichen Kreiſes wurde ein Buſenfreund Brenno's, den wir Ryno nannten, von allen vorzüglich geliebt und geachtet. Obſchon ſeine häusliche Lage zuverläſſig nie vortheilhaft war, ſo entſchlüpfte ihm doch nie eine Klage; er war ſtets heiter und zufrieden, und ſelbſt ſeine Vertrauteſten, ſelbſt ich, der faſt nie von ſeiner Seite kam, erfuhr hievon nie anders etwas von ihm, als wenn ſeine Mutter und ſeine, damals erſt zwölfjährige Schweſter Wilhelmine, die er aber, um ſeinem Namen Ryno nichts zu vergeben, zuweilen in Minena umtaufte, ihm irgend ein kleines Geſchenk ſchickten. Dann warf er ſich mit hervorſtürzenden Thränen an meine Bruſt. „O ſieh nur, lies nur“ — rief er aus — „da hat ſchon wieder meine gute arme Mutter —

meine liebliche Minona — — o werd' ich ihnen je ihre Liebe vergelten können?“ — Die Wehmuth hemmte dann ſeine Sprache; er preßte mich noch feuriger an ſeine Bruſt, und nun war auf wochenlang der ganze Himmel mit allen ſeinen Freuden für ihn auf die Erde herabgeſunken.

Da Runo faſt ausſtudirt hatte, gieng er mit Brenno auf Reiſen. Anfänglich ſchrieb er mir oft; dann immer ſeltner. Endlich hatte ich, wie ſchon gemeldet, in einigen Jahren nicht die mindeſte Nachricht von ihm, als ſein ſehr langer Brief, der noch dazu von mehrern Beilagen begleitet war, mich mit unbeſchreiblicher Freude erfüllte. Dieſer Brief lautete, wie folget:

„Mein Oſcar!

Ich weiß mein langes Stillſchweigen mit

nichts anderm zu entſchuldigen, als mit meinem wunderbaren Glücke, das mich, wie Du ſchon von ehedem weißt, faſt von meiner Geburt an zu ſeinem Günſtlinge erwählt, und beſonders in den letzten Jahren nicht nur faſt alle meine Lieblingswünſche erfüllt, ſondern mich auch geſtern Abend mit einem allerliebſten und nach der Verſicherung Aller mir wie aus den Augen geſchnittenen Jungen beſchenkt hat. Du haſt daher dieſen Brief gewiſſermaaßen als Gevatterbrief anzuſehen. Zwar darf ich nicht hoffen, daß Du zu der Taufhandlung einige vierzig Meilen weit herreiſen wirſt; aber ehſter Tage wirſt Du in dem Hamburger aufrichtigen Correſpondenten und andern öffentlichen Blättern meinen erſten Leibes- und Lehns-Erben unter andern mit dem Namen Oſcar angekündigt finden, und daraus abnehmen, daß ich

Dich im Geiſt und in der Wahrheit für meinen treuen Gevattersmann halte.

Doch Du könnteſt wohl gar auf den Gedanken gerathen, daß mein Bube in einem, freilich geringen, Nebenumſtande dem Kindlein des Aſaus ähnlich ſey —

Nur eines fehlt dir, lieber Knabe —
Nur eins — daß ich dich noch nicht
habe!

Du weißt wohl noch kein Wort, daß ich voriges Jahr in der Schweiz geweſen bin? daß ich ſeit präciſe neun Monaten das Citrenvögelchen beſitze? daß ich dermalen als Erb-Lehn- und Gerichtsherr auf Rothenhahn und Breitenſee unterzeichne? daß die Göſchenſche Prachtausgabe von Wieland und Klopſtock, Heynes Virgil und ſein und Tiſchbeins Homer in Glasſchränken von Mahagony, ſo mir nichts, dir nichts, um mich herum ſtehen, als wär' ich ein

Nabob? — Ja, gute Götter! wie kannſt Du ein Wort davon wiſſen, da ich Dir noch kein Wort davon gemeldet habe? oder wie könnteſt Du, hätteſt Du auch einen Familiengeiſt, ahnen, welche überſchwengliche Dinge die Vorſicht für Deinen Ryno gethan hat?

— — —

Ich hatte ſchon die Feder aufs neue geſpitzt, um Dir dießmal mit möglichſter Ausführlichkeit das weitere zu berichten; aber da kommt Minona gelaufen und ſagt mir, daß es gar keine Art habe, bogenlange Gevatterbriefe zu ſchreiben, und daß es keine Art habe, wenn die junge Wöchnerinn zweimal vergeblich nach dem Kindtaufvater fragen müſſe, — und daß es bei ſolchen Umſtänden überhaupt keine Art habe, ſich auf einen Fleck feſtzuſetzen, ſtatt bald das, bald jenes zu beſorgen, bald dahin, bald dorthin zu rennen. Ich glaube wahrhaftig, da Minona dieſe Dinge verſteht, und müßte daher blind und thöricht ſeyn, wollt' ich ihr hierinn nicht gehorſamen — aber — o wahrhaftig, der Hausvaterſtand hat doch auch ſeine großen Beſchwerden! Schon zweimal in dieſer Stunde habe ich nach einem Wäſchſchlüſſel ſuchen müſſen, den ich durchaus ſtatt meines Pultſchlüſſels an mich genommen haben ſoll! Nun denke —

Doch ſtatt Dich mit meinen Freuden bekannt zu machen, fange ich von meinen Leiden an, und Du weißt noch immer kein Wort von meiner Geſchichte! Ich weiß auch gar nicht, ob mirs angethan iſt, daß ich heute gar nicht vorwärts komme, und noch dazu muß ich alle Augenblicke befürchten, zum dritten und letzten Male abgerufen zu werden. Sollte Minona das Geſchriebene leſen, gewiß ſie beſchuldigte mich einer ab ſichtlichen Weitſchweifigkeit, um nur recht lange aus der Wochenſtube bleiben zu dürfen!

Weißt Du was, Herzensbruder! alleweile kommt mir ein prächtiger Einfall. Ich habe da ſchon — in verſchiedenen Zeitabſchnitten — einiges niedergeſchrieben, was ſo faſt wie Selbſtgeſtändniſſe oder wie eine Auto-Biographie ausſieht. Ich hatte damit die Abſicht, dieſe Aufſätze baldigſt zum Druck zu befördern und Dir dann das Büchlein ſtatt eines lange ſchuldig gebliebenen Briefes zu überſchicken, Die Sache hat ſich aber immer in die Länge gezogen, und jetzt, da zu meinen ſchweren Wirthſchaftsſorgen nun gar noch Vaterſorgen hinzukommen, möchte ſie vollends nicht zu Stande kommen. Bei dir ſcheint ſo etwas um vieles ſchneller zu gehen; weißt du was, wir wollen das ganze Vorhaben umdrehen! Da haſt Du alſo den ganzen Plunder; ſende

Du ihn in die Druckerei und mir dann ein fertiges Exemplar auf einmal ins Haus! Ausſtreichen und abändern kannſt Du und magſt Du, was Du willſt; habe ich Dich doch auch niemals geſchont, wenn Du ſchon einmal was Rechtes zu Markte gebracht zu haben glaubteſt. Uebrigens fürchte ich nicht, der Eigenliebe beſchuldigt zu werden, weil ich ſelbſt in dieſer meiner eignen Lebensgeſchichte überall eine ſehr untergeordnete Rolle ſpiele. —

Lieber Himmel! da werde ich wahrhaftig zum drittenmale gerufen. Leb wohl, Herzens-Oſcar! und grüß' mir ſchön Deine liebe Jungefrau. Sie ſoll, wie mir Freund Salgar berichtet hat, viel zu gut und liebenswürdig ſeyn, als daß ein Dichter und Romancier, wie ich, im Beiſeyn des Herrn Ehegemahls noch etwas Schmeichelhaftes hinzuſetzen dürfte. Aber auch die meine, Freund! darf ſich ſehen laſſen, und zu Deinem nächſten Geburtstage erhältſt Du als Angebinde das Gemälde von Citronvögelchens Familie, worunter anjetzt keine ganz unbedeutende Nebenperſon vorſtellt

Dein
treuer Ryno.“

Die geneigten Leſer werden nun aus dieſem vollſtändig mitgetheilten Briefe erſehen, was ſie ungefähr im Folgenden zu erwarten haben; und daß die Scene der ihnen jetzt übergebnen drei Erzählungen vierzig und mehr Meilen von dem Wohnplatze des Herausgebers entfernt iſt. Ich habe Rynos Worte, ſo viel möglich, durchgängig beibehalten, und mir nur dann Zuſätze und kleine Abänderungen erlaubt, wenn ſeine Beſcheidenheit ſich allzuſehr ins Kurze gefaßt hatte. Was den Leſern in dieſen Aufſätzen gefällt, das können ſie ſicher meinem Freunde zueignen; was aber ihr Mißfallen erregt, das muß mit vollem Rechte der Herausgeber auf ſeine Schultern nehmen.

Gegeben an dem Mühlſteintiſche im Baumgarten zu P. am 16. Julius 1803.

Oſcar.

I.

Die Beförderungen.

Erſtes Kapitel,

welches zugleich Kyno's erſte Beförderung enthält.

Mein Vater, der Hoſpitalſchreiber zu Y. und — das können mir meine Leſer aufs Wort glauben — nebenbei einer der bravſten Männer in der ganzen Chriſtenheit, ſtarb kurze Zeit drauf an einem Gallerfieber, da eben, ſeines heftigen Dawiderſtreitens ungeachtet, aus der Hoſpital-Caſſe eine ſehr beträchtliche Maulbeer-Plantage angelegt werden war. Hätte der altfränkiſche Mann reiflich erwogen, wie wohl ſich künftighin nicht nur die Alten und Kranken, die ja doch auch nicht bloß zum Müſſiggehen noch auf der Welt ſind, ſondern ſogar die inländiſchen Manufacturen bei der Seidenwürmerzucht befinden würden; hätte er den unbedeutenden Nachtheil nicht zu hoch in Anſchlag gebracht, daß die dermaligen Hospitaliten freilich etwas weniges eingeſchränkt werden mußten und ohngefähr in zehn Jahren nicht füglich ein neues Mitglied in dieſe Verpflegungsanſtalt aufgenommen werden konnte; hätte er überlegt, daß die zu gewinnende Seide ſogleich bei der Fabrik des erſten Bürgermeiſters in baares, blankes Geld geſetzt werden ſollte, und daß überdieß auf dem zum Gartenhauſe ſeines Schwiegerſohnes, des Herrn Oberpfarrers, führenden Wege auch ſo gar kein grünendes Reischen wuchs, welches dieß geweihte Haupt gegen die unverſchämten Sonnenſtrahlen geſchützt hätte: ich glaube, mein Vater lebte bei ſeiner ſonſt ziemlich eiſenfeſten Geſundheit noch bis auf dieſen Tag. Man ſieht ſchon aus dieſem Eingange, wie ungemein lehrreich dieſes Buch werden wird. Schon der Anfang dieſes erſten Kapitels könnte als Noth- Hülfs- und Warnungs-Tafel für Hoſpitalſchreiber beſonders abgedruckt werden, oder gäb' bei weiterer Ausdehnung einen: Hoſpitalſchreiber, wie er ſeyn ſoll — mit dem unmaaßgeblichen Motto: Auf daß du lange lebeſt und dirs wohlgehe auf Erden!

Groß, ja faſt ganz zu Boden drückend, ſchien zwar die Noth, in welche dieſer Todesfall meine Mutter verſetzte; mein Vater hatte ihr faſt nichts, als mich und das kleine Minchen hinterlaſſen. Doch wer, wie ich, einmal unter glücklichen Sternen geboren iſt, für den iſt immer geſorgt, ja ſein Glück verbreitet ſogar oft wohlthätige Strahlen über alle, die mit ihm in Verbindung ſtehen.

Mein Vater hatte einen alten Freund, der von ſehr finſterm und harten Charakter war, aber deſſen ungeachtet mich von Kindheit an außerordentlich liebte, — er hat mir ſogar bei ſeinem Tode ſeinen „ſonnenklaren Beweis, daß, nach Anleitung der Offenbarung St. Johannis, mit Beendigung der franzöſiſchen Revolution das tauſendjährige Reich anheben werde,“ als Handſchrift hinterlaſſen! Dieſer brave Alte, der von den Einkünften einer Winkelſchule ein Häufchen von acht unerzognen Kindern zu ernähren hatte, überlief gleich nach der Beerdigung meines Vaters den S. T. Herrn N. N. und N. N. und N. N. benebſt den reſpective Herrn Bedienten und Herrn Schreiber, der beiden letzten ſo lange, bis man ihm für mich zu einer Freiſtelle auf der Stadtſchule Hoffnung machte, und ſogar meiner guten Mutter, wie man ſich ausdrückte, „als der Relicte eines dreiſſigjährigen treuen Dieners, für ſich und zu Erziehung ihrer Kinder, jedoch auf Widerruf,“ einen jährlichen Gnadengehalt von zwölf Reichsthalern, benebſt einer Klafter weichen, fünfviertelelli gen Holzes aus gemeiner Stadt Waldungen, großmüthig anwieß.

Ich hatte gar große Luſt, etwas Rechtſchaffnes zu lernen, und ſiehe da! der günſtige Himmel regierte die Herzen und Nieren meiner hohen Patrone, daß ich nach einem Vierteljahr bei der Stadtſchule wirklich angenommen und von meiner armen Mutter nichts, als die Anſchaffung eines vollſtändigen Bettes, nebſt hinlänglicher Kleidung und Wäſche für mich, verlangt wurde.

Und auch hiezu wurde bald Rath geſchafft. Der alte Schullehrer gab ein Unterbett, meine Mutter das Beſte von ihrer eignen Schlafſtelle her, und nachdem ſie und das kleine Minchen, das nun durchaus auch helfen wollte, einige Wochen lang Tag und Nacht geſtochert, war aus alten Stücken eine zureichende neue Garderobe für mich zu Stande gebracht. Freilich war ich einfältig genug und bat um Erlaubniß, bloß auf einem Strohſacke ſchlafen zu dürfen; aber der Schulvorſteher gab mir zu erkennen, daß das Bett nach überſtandener Lehrzeit dem Schulfond anheimfalle, erinnerte mich, daß ja meine Mutter Penſion genieße, verwieß mir übrigens mein unziemliches, vorlautes Betragen, und ermahnte mich zum Gehorſam und zum dankbaren Gebet für meine hohen Gönner und Vorgeſetzten.

Zweites Kapitel.

Die dicke Gellerinn.

Die wohlthätige Mutter Natur hatte mich mit einer gar feinen Diſcantſtimme geſegnet, und da der Herr Cantor dieſe Gabe gar bald in mir entdeckte, ſo war mein weiteres Glück ſchnell gemacht. Ich wurde ohne weiteres unter die Currendaner aufgenommen — die Herren Puriſten mögen entſcheiden, ob dieß beſſer durch: Laufſchüler, oder durch: Rennſchüler, zu verdeutſchen ſey; ich meinerſeits würde für das Letztere ſtimmen, weil es an Rennpferd, Rennthier u. ſ. w. erinnert — und verdiente bald ſo viel, daß ich mich ſchon im erſten Jahre in Schuh und Strümpfen ziemlich erhalten, im zweiten mir ſogar ein Paar warme Handſchuh kaufen, ja zuletzt meiner Mutter monatlich einige Groſchen abgeben, oder vielmehr auf meine Schulden zurückzählen konnte.

Vielleicht ſollte ich das Folgende nicht erzählen, weil es wohl gar ſcheinen könnte, als thäte ich mir noch jetzt auf meine ehemalige ſchöne Stimme etwas zu gute; aber — es fällt ſo ſchwer, für empfangene Wohltha ten nicht mehr danken, nur etwa an den kalten Leichenſtein hintreten zu können und zu ſagen: da liegen die Gutherzigen nun! — Alſo nur friſch zur Sache!

In Y. lebte damals eine bejahrte Seilerswittwe, welcher man die Wohlhabenheit ſchon an dem nicht geringen Umfange ihres Körpers anſah und die, ſelbſt ohne Kinder und nahe Verwandten, eine ſo leidenſchaftliche Kinderfreundinn war, daß ſie für die Kinder der Vornehmern, ſo ihr etwa dann und wann die Ehre eines Beſuchs erwieſen, immer ein wohlverſehenes Magazin von künſtlichen Spielwerken und feinen Confituren, für ärmere Kinder aber ſtets eine Vorrathskammer von neuen Kleidungsſtücken und Butterwecken unterhielt.

Da ſie beim Neujahrs-, Gregorius- und Martins-Singen jedesmal einen blanken geharniſchten Holländer in die Büchſe warf, welchen, der demüthigen Inſchrift ungeachtet, der Herr Cantor keineswegs unter die kleinen Dinge rechnete, und nebenbei, ſtatt für ihr baares Geld das Schülerchor nach Gebühr auf der Gaſſe klappern und mit heiſerer Stimme des Allmächtigen Güte erheben zu laſſen, es jederzeit in ihr feſtlich mit Sand geſtreutes, auch wohl mit Maien geſchmücktes Stübchen rief und mit Warmbier erquickte: ſo hatte ihr der Cantor vorlängſt den ſteuerfreien Titel einer Mäcenatin verliehen. Auch unterließ er niemals, ihr an ihrem Geburtstage, der im Sommer fiel, mit einem Anſingen eine Extra-Ehre zu erzeigen, ja ſogar bei dieſer Gelegenheit, wie er ſonſt nur beim Neujahrs-Gratuliren und beim Auftritt des neuen Stadtrathes pflegte, mit ſeinem einzigen Paar — und zwar mit Filet-Manſchetten zu prangen. Der Herr Cantor kannte ſeine Leute und wurde jedesmal, trotz ſeiner höflichen Weigerungen und der ernſtlichſten Betheurungen, daß man ſolchen theuern, löblichen, chriſtmilden Gemüthern, die ohnedieß von Tage zu Tage immer mehr mit den weißen Sperlingen zu vergleichen wären, um alles in der Welt nicht zur Laſt fallen dürfe, immer reichlich belohnt.

Nun hatte die wohlthätige Seilerinn in meinem erſten Schuljahre gerade ein halbes Jahrhundert zurückgelegt, und der Herr Cantor zu deſto glänzenderer Feier dieſes Jubeltages eine eigne Motette componirt, wobei denn mein Diſcant vorzüglich mit in Anſchlag gebracht worden war. Die Seilerswittwe beſchenkte dießmal, da wir an hellem Mittage ſangen und ſie das Anſehen einer Spende vermeiden wollte, das Schülerchor bloß mit Gelde, wovon denn freilich die Unterſten, nach der erſt vom Cantor, und dann vom Präfect beliebten leoniniſchen Theilung, nur ein ſehr weniges verhoffen konnten.

Schon bei der Motette hatte die Seilerinn aus ihrem Fenſter unverwandt die Augen auf mich gerichtet, und ich gerieth wirklich in keine geringe Verlegenheit, da ich ſchon vier bis fünfmal ehrerbietig meinen Hut abgezogen hatte und die Frau Mäcenatinn mich doch noch immer ſtarr anſah. Doch da wir, nach Beendigung der Motette, noch auf ihr Verlangen aus dem alten Geſangbuche — denn ſie gehörte unter die Altgläubigen, wie zu jenen Zeiten in P. alle Reiche und Dicke — ein Lied ſingen mußten, das zufälligerweiſe auch beim Begräbniſſe meines Vaters geſungen worden war, und mir gar wunderlich dabei zu Muthe ward, und mein Vater mit dem ehrwürdigen Geſicht und den auf die Bruſt gefalteten Händen wie im Sarge noch vor mir zu ſtehen ſchien, und alles, was ſich nachher begeben hatte, von dem nächtlichen Nähen meiner Mutter an bis zu der letzten Ohrfeige, die ich noch geſtern beim Einlernen der Motette erhalten hatte, ſich in mir erneute; da ſah ich, als ich eben, um von meinen Mitſchülern nicht ausgelacht zu werden, meine Augen getrocknet hatte, daß die gute Frau den Vorſänger hineinwinkte, mit der Hand auf mich zeigte und dann vom Fenſter gieng. Und kaum war das Lied zu Ende, als der Präfect mir befahl, zu der Frau Seilerinn in die Stube zu gehen.

Ich konnte freilich nicht errathen, was gerade ich bei ihr ſollte; doch ließ ſich ſo etwas keiner von uns zweimal heißen.

„Du armer Schelm!“ — empfieng mich die dicke Seilerinn ſchon am Eingange, indem ſie, wie verwundernd, mit der Rechten an ihre ſilberne Anhängetaſche ſchlug und mit der Linken recht ſanft auf meine Backen klopfte — „Du armer Schelm! du haſt dich ja ganz außer Athem geſungen und vor Angſt, deine Sache recht gut zu machen, wohl gar ein wenig geweint! Nun, du haſt ja ein Stimmchen im Halſe, wie meine Heidelerche! Komm, Kleiner! — da iß und trink jetzt auf meine Geſundheit — leg' den ſchwarzen Mantel derweile nur ab — und laß dirs ſo gut ſchmecken, als wenn du zu Hauſe wärſt!"

Sie ſetzte mir dabei eine große zinnerne Schüſſel und ein hohes, goldgerändertes Glas mit Weine auf den Tiſch, und es fiel mir denn doch ein, daß es hier ganz anders ſey, als zu Hauſe.

Ich hatte mein vordem auswendig gelerntes Sittentäflein, nach welchem man nie zuerſt zulangen, nie den Löffel verkehrt anfaſſen, nie die Beine auf den Tiſch legen, nie mit dem Wiſchtüchlein ſich die s. v. Naſe ſchneu zen, nie trinken ſoll, wenn ſchon ein anderer Gaſt das Glas angeſetzt hat, u. ſ. w. noch zu gut inne, als daß ich mich erkühnt hätte, an dem vor mir ſtehenden, zuckerbeſtreuten Kuchenthurm eine frevleriſche Hand zu legen; vielmehr wartete ich fein ſäuberlich, bis mir meine Wohlthäterinn ein mir beſchiedenes Stück vorlegen würde.

„So lang' doch nur zu, Söhnchen!“ — fieng ſie wieder an, und packte mir eine ſchier unüberwindliche Portion auf den Teller — „Wie heißt du denn? und wer ſind deine lieben Aeltern?“

Ich erzählte ihr nun mit nach und nach ſich verlierender Blödigkeit, wer mein Vater geweſen, und daß meine Mutter die Frau Hoſpitalſchreiberinn in dem Häuschen am Gottesackerthore ſey, und daß ich auch noch ein kleines Schweſterchen habe, die ſo ein recht gutes Kind ſey —

„Großer Gott!“ — rief ſie aus — „dein Vater war der ſelige Hoſpitalſchreiber? O das war ein Ehrenmann, Kleiner! Er hat mit auf meiner Hochzeit getanzt, und da wir beide noch ledig waren, haben wir zweimal zuſammen auf dem breiten Steine geſtanden. Auch auf deine Mutter beſinne ich mich recht gut; ſie war ein recht ſtilles und ſittſames Mädchen, und trug als Jungfer — ſie hatte nicht weit von mir ihren Kirchenſtuhl — immer ſo ein kleines, gequetſchtes Häubchen! Freilich, der Herr Vater war ein Geiſtlicher, und hätte ſich wohl nie träumen laſſen — — er hat mich getauft und zu Gottes Tiſche präparirt.“

In dieſem Tone fuhr ſie noch lange mit der gutherzigſten Redſeligkeit fort, indem ich, der von den alten Geſchichten blutwenig wußte, die mir hierdurch vergönnten Pauſen beſtens benutzte. Endlich ſchloß ſie auf eine für mich ſehr erfreuliche Weiſe: „Höre, liebes Söhnchen! du ſollſt künftig alle Freitage bei mir eſſen und mir beim Coffee eine Predigt vorleſen. Die Erlaubniß dazu werd' ich dir beim Herrn Rector ſchon auswirken; ich erwarte alle Tage die neuen Heeringe, da habe ich einen guten Vorwand, ein Wörtchen mit ihm zu ſprechen. Ja, dabei bleibts, alle Freitage! Gerade an einem Freitage bin ich von deinem Großvater ſeeliger getauft; an einem Freitage bin ich getraut und gerade an einem Freitage iſt auch mein ſeeliger Meiſter wieder geſtorben!"

Bei meiner damaligen Herzenseinfalt fiel es mir nicht im mindeſten auf, daß ſie, gleichfalls in aller Herzenseinfalt, den Todestag ihres Mannes mit zu den Feier- und Ehrentagen ihres Lebens zählte, und es dauerte noch eine feine Weile, ehe ſie ſich aus der mit unter ziemlich verwickelten Hiſtorie ihrer

Vorzeit gänzlich herausfinden konnte. Doch da ſie endlich noch hinzu ſetzte, daß auch meine Mutter und Schweſter ſie beſuchen ſollten, ſo oft ſie nur wollten, und daß auch für dieſe ſchon geſorgt werden ſolle, da glaubt' ich in der That ſchon die Violinen-Concerte der Engel im Himmel zu hören und konnte nicht fertig werden, meiner Wohlthäterinn die Stärke meiner Dankbarkeit durch ſtarkes Kucheneſſen an den Tag zu legen.

Mit einer tüchtigen Kuchenhucke beladen und mit einem Wildemanns-Halbengulden für mich, mit einem Zitzfleckchen für Minchen noch beſchenkt, lief ich ſpornſtreichs zu meiner Mutter. Sie drückte mich, da ich ihr alles erzählte, mit Thränen und ſo zärtlich an ihr Herz, daß Minchen in einer Art von Eiferſucht laut zu weinen anfieng, und kaum durch ein großes Stück Kuchen und durch Bewunderung des geſchenkten ſchönen Zeuges zu einem neuen Kleidchen wieder zu beruhigen war.

Drittes Kapitel.

Das Vermächtniß.

Es iſt vielleicht unverantwortlich, daß ich meine Leſer ſchon ſo lange mit den Freuden und Hoffnungen eines Currendaners unterhalten habe. Freilich könnt' ich zu meiner Entſchuldigung wohl ſagen: War es *meine* Schuld, daß mich das große Schickſal, das ungeheure, das eiſerne, nicht als Erben einer Krone gebohren werden ließ? — freilich könnt' ich zu erweiſen ſuchen, daß es denn doch wohl einſeitig ſey, von jedem Mahler, und von ihm zu jeder Zeit, nur große Hiſtorienſtücke zu verlangen, und die Blumen-, Frucht- und Küchenſtücke und Stilleben mit den Buchſtabengemälden oder ähnlichen, nur von unermüdlicher Geduld zeugenden Spielereien in eine Claſſe zu werfen; — freilich ließ ſich am Ende auch wohl darthun, daß ja doch hauptſächlich der Menſch es ſey, deſſen Leiden und Freuden die Thräne des Mitleids und das Lächeln fröhlicher Theilnahme hervorlocke, und daß der Menſch in dem Erdenſohne, der unter verzweiflungsvollem Jammer ſeiner Mutter zur Sklavenkette geboren wird, eben ſo viel leide, als in dem, deſſen heilbringende Geburt donnernde Feuerſchlünde dem Volke verkünden und den für das Verdienſt, ſich aus fürſtlichem Blute zeugen zu laſſen, ſchon in der Wiege das ſchillernde Ordensband mit dem ſtrahlenden Ritterkreuze umflattert; doch ich will mich lieber den Leſern auf Gnade und Ungnade ergeben, und, um ihre Nachſicht zu verdienen, bei Erzählung meiner Jugendſchickſale mich von nun an der möglichſten Kürze befleißigen.

Ich bewahrte das mir bei der gutthätigen Seilerinn wiederfahrne Heil nebſt meinen lächelnden Ausſichten für die Zukunft, um nicht den ſchon rege gemachten Neid der größern Schüler noch mehr zu reizen, in einem ſeinen guten Herzen, und harrte ſehnſuchtsvoll mehrere Wochen auf die Erlaubniß des Rectors, den mir von der Seilerinn verſprochenen Freitiſch benutzen zu dürfen.

Ungefähr in der vierten Woche war ein Leichenſingen beſtellt, und ohne daß ich die mindeſte Vorahnung davon gehabt hätte, führte uns der Präfect vor das Haus der Seilerswittwe. Ihr ſonſt ſehr beſuchter Laden war dießmal geſchloſſen; ein Schlagfluß hatte ihr Leben geendigt und ich ſah meine Wohlthäterinn nicht wieder, bis ihr Sarg auf dem Kirchhofe zum letzten Male geöffnet wurde. —

Ich fürchtete mich, meine Mutter zu beſuchen und ihr dieſe Trauerpoſt zuerſt hinterbringen zu müſſen. Da ich aber endlich doch einmal zu ihr hinausgieng, hatte ſie alles ſchon erfahren und ſuchte mich zu tröſten; ach! und ich hatte doch bloß ihrentwegen auf die verſprochene Unterſtützung ſo voll Sorgen gehofft!

Doch es bleibt dabei: Wer einmal zum Schooskinde des Glückes erkohren iſt, der wird auch von der ſonſt launiſchen Dame Fortuna überall und ordentlich mit Eigenſinne begünſtiget; ſelbſt aus dem Dornenacker des Leidens ſproſſen für ihn Blumen und Früchte auf.

Die gutherzige, fromme Seilerinn hatte kurz vor ihrem Ende noch ein Teſtament gemacht, und, außer verſchiedenen Legaten, ihren Beichtvater, den Herrn Oberpfarrer, welcher zu damaligen Zeiten für einen ſalbungsvollen

Kanzelredner galt, zum Univerſal-Erben eingeſetzt. Auch mir und den Meinigen hatte ſie, wie ihre alte Magd auf das beſtimmteſte verſicherte, tauſend Thaler zugedacht; aber in dem Teſtamente ſelbſt fand ſich, ohne Zweifel durch einen leidigen Schreibefehler, eine Null weniger. Uebrigens waren mir die noch ſämmtlich vorhandenen Kleider ihres ſeeligen Meiſters, und meiner Schweſter Minchen eine Panzerkette und Schmolkens bußfertiger Sünder mit ſilbernem Schloſſe ausgeſetzt.

Kurz nach der Beſtattung unſerer verewigten Wohlthäterinn wiederfuhr meiner Mutter die ganz ungewöhnliche Ehre, daß der Herr Oberpfarrer, der zugleich ihr Seelſorger war, unter ihr niedriges Dach trat. Der fromme, ſtets mit ſchwerer Berufsarbeit überladene Mann konnte es ſich ſelbſt kaum erklären, warum er den ſeiner lieben Beichttochter ſchon ſo lange zugedachten Beſuch noch immer ſchuldig geblieben ſey. Beiläufig erklärte er denn aber auch, daß er nach der Verordnung ſeiner ſeelig entſchlafnen Freundinn an meine Mutter hundert Thaler auszuzahlen und einige Kleinigkeiten ohne ſonderlichen Werth für mich und meine Schweſter auszuhändigen habe. Zugleich hielt er es für Pflicht, meiner Mutter guten Rath zu ertheilen, was ſowohl mit dem Gelde, als mit den unbedeutenden Mobilien anzufangen ſeyn möchte, und da er ſich nach drei Stunden beurlaubte, waren ſie endlich ſo weit in Richtigkeit, daß er die hundert Thaler nach und nach, monatlich mit einem Thaler, an meine Mutter abführen, mich während meines Aufenthaltes auf der Schule mit ſchwarzen Kleidern verſehen, und meiner Schweſter bei ihrer Confirmation ein brauchbares, unſern aufgeklärten Zeiten angemeßnes Communionbuch verehren, die leichte und dem Anſcheine nach bloß vergoldete Erbskette ihr bis zu ihrer

Hochzeit aufbewahren, ja bei dieſer Gelegenheit ſogar etwas von ſeiner eignen Armuth hinzufügen wolle. Er gab ihr noch beim Abſchiede auf Feſthaltung dieſer Verabredungen freundſchaftlich die Hand und tröſtete ſie mit der ſchriftmäßigen Verſicherung, daß der Gott, der die Raben ſpeiſe, auch ein Vater der Wittwen und Waiſen ſey. —

Freilich zankte dagegen noch an dem nämlichen Tage der alte Schullehrer mit meiner Mutter über ihre, wie er ſich ausdrückte, Augen, die nicht ſähen, und Ohren, die nicht hörten, auf das heftigſte, ließ ſogar etwas von Roß und Mäulern fallen, welchen man müſſe Zaum und Gebiß ins Maul legen, und betheuerte am Ende, nie wieder über ihre Schwelle zu kommen, welches er auch faſt einen Monat lang wirklich erfüllte. Doch meine Mutter, die ſeine Hitze kannte, hielt dem wunderlichen alten Manne dieß zu gute und blieb feſt überzeugt, daß ja doch der ehrwürdige Herr eben ſo redlich für das zeitige, als für das ewige Wohl ſeiner geiſtlichen Kinder beſorgt ſeyn werde.

Und in der That hatte meine gute Mutter bei ihrem Zutrauen zu der Menſchheit richtiger geſehen, als der, ungeachtet die Offenbarung des ſanften Jüngers Johannes ihn immer begleitete und er ſogar mitunter zu deſſen Gedächtniß die mit einer Art von Rauchfange verſehene Schulſtube ſeine Apokalypſe *) nannte, immer finſtre und men-

---

*) Eine Einſiedelei auf der Inſel Pathmos, die auf dem Abhange eines Berges, unfern des Kloſters St. Johannis liegt, führt bei den Einwohnern den Namen: Apokalypſe. Hier ſoll Johannes die Offenbarung geſchrieben haben, da er während der Verfolgung unter Domitian (im Jahr nach C. G. 95.) ſich auf dieſer Inſel aufhielt. Das Hauptbehältniß der Einſiedelei beſtehet in einer Grotte, deren Eingang durch einen viereckigen Pfeiler getheilt wird. Ganz

ſchenfeindliche Schullehrer. Denn wirklich ließ mir der Herr Oberpfarrer aller zwei Jahre eins ſeiner abgelegten Kleider zurecht machen, hätte es ſich auch, wie er oft verſicherte, gewiß auf ein Paar noch recht brauchbare ſchwarzſeidne Strümpfe nicht ankommen laſſen, hätten ſich dieſe für den Stand eines Currendaners nur geſchickt. Statt deſſen unternahm er es, für meine Bildung und Ergötzung gelegentlich zu ſorgen, indem ich zu dieſem Behuf jede Woche eine ſeiner Predigten ins Reine ſchreiben mußte, auch wohl beim Ueberbringen noch obendrein, wenn das Wetter recht heiß und die Handſchrift recht zierlich gerathen war, mit einem Glas Dünnbier erquickt wurde. Deſſen ungeachtet aber

---

nahe bei demſelben iſt ein Spalt in dem Felſen, durch welchen der heil. Geiſt zu dem Apoſtel geſprochen haben ſoll.

Anm. des Herausgebers.

erhielt meine Mutter zu geziemender Abzahlung des Legats einen monatlichen Almoſen-Zuſchuß von einem Thaler jederzeit mit dem letzten Monatstage richtig und unverkürzt, außer daß ſie zuweilen, wenn etwa die Armuth des Herrn Paſtors gerade bloß in mancherlei Sorten ausländiſcher Scheidemünze beſtand, beim Verwechſeln eine unbedeutende Einbuße erleiden mußte.

Viertes Kapitel.

„Ihr Diener, mein Herr Fuchs!“

Eingedenk meines den Leſern gegebenen Verſprechens, wenigſtens die früheren Begebenheiten meines Lebens mit möglichſter Gedrängtheit zu erzählen, übergehe ich manchen

Vorfall aus meinen Schuljahren, und erwähnte aus dieſen Zeiten nur noch ſo viel, daß ich ſchon damals — ohne Zweifel auch dießmal von meinen Glücksſternen geleitet — mich der übrigens, wie man ſagen will, leidigen Dichtkunſt mit Herz und Sinnen ergab. Ob die Ausarbeitung lateiniſcher Verſe — wie man die Sache auf unſerm Gymnaſio benannte — mir hiezu die erſte Veranlaſſung gegeben, mag ich weder geradezu behaupten, noch verneinen; ſo viel aber iſt gewiß, daß der Herr Tertius Kaiſerlich Königlicher gekrönter Poet war und — wiewohl insgeheim — für tönende Belohnung nicht ſelten bei vornehmen Bürgerhochzeiten ſeine goldne Leier ſchlug. Da er nun abermals glücklicherweiſe in mir einiges Talent zu der edlen Muſenkunſt zu finden glaubte, ſo ließ er mir dann und wann etwas von den in ſeiner Bibliothek befindlichen neuern Dichtern, ja, da ich ablich auf den Gipfel ſeiner Gunſt geſtiegen war, ſogar eine von ihm ſelbſt gefertigte Fortſetzung von Klopſtocks Meſſias — in gereimten Alexandrinern, — zukommen, welche letztere vorzüglich ich nach ſeinem gutgemeinten Rathe ſo recht in Saft und Blut verwandeln ſollte.

Wie glücklich fühlte ich mich nun oft, wenn ich ſchon bei Sonnenaufgang mit irgend einem von Apollo's Geweihten an dem Fenſterchen meiner kleinen Zelle ſaß und aus dem kloſterähnlichen, den Einſturz drohenden Schulgebäude mit wonneglühendem Herzen in die duftende Morgenlandſchaft hinausblickte! Bald konnt' ich mir es nicht mehr verſagen, meine eignen Flügel zu heben, und da ich es endlich ſogar wagte, dem Tertius etwas von meinen Verſuchen zu zeigen, ſo ward ich ſofort von ihm zu dem auserleſenen Rüſtzeuge erkohren, welches künftighin ſtatt ſeiner dem

Herrn Gevatter Cantor dann und wann einen Muſiktext, bald zur eignen Compoſition, bald auch zum Unterlegen unter beliebte Opern-Melodien, fertigen ſollte. Hätte ich nur meine damaligen Sammlungen ſorgfältiger aufbewahrt, gewiß! ich könnte meinen Leſern noch zur Probe eine Arie über die Unſterblichkeit mittheilen, nach der beliebten und berühmten Weiſe: Ein Mädchen oder Weibchen wünſcht Papageno ſich —

Nach ſechs auf der. Schule zugebrachten Jahren verwechſelte ich endlich das zuletzt erhaltne, etwas abgetragene Ehrenkleid des Herrn Paſtors mit einem zwar groben, aber neuen widerhaltenden grünen Rocke, den mir ein Taufpathe, ein rauher, aber ehrlicher Förſter, zum Geſchenk gemacht hatte, und verließ, von den ſeegnenden Thränen meiner Mutter und Schweſter begleitet, meine Geburtsſtadt. Da meine Baarſchaft wohl in einigen Thalern beſtand, ſo hatte ich nicht wenig Sorge deshalb, und jeder mir begegnende Wandersmann ſchien mir verdächtig, jeder ſchien mir forſchende Blicke nach meiner Taſche zu richten. Doch aller dieſer Gefahren ungeachtet kam ich wohlbehalten und unberaubt in dem Sitze der Künſte und Wiſſenſchaften an.

Anfänglich ſchien es, als ſehe mich die gütige Allmutter der Gelehrten einigermaaßen als einen Stiefſohn an, und es gieng mir eben nicht zum Beſten, beſonders weil ein Stipendium, das mir der Herr Oberpfarrer durchaus verſchaffen wollte, unglücklicherweiſe gerade Tages vorher an den eignen Sohn deſſelben vergeben worden war, und ſich nunmehr, ohne den Collator zu beleidigen, durchaus keine Aenderung treffen ließ. Doch man ſagt ja im Sprichwort, daß ein Deutſcher nicht leicht verderbe, und da ich ohnedieß nie das

Geld, ſondern nur das, was man etwa dafür haben kann, geachtet habe, ſo wußte ich mich bald zu tröſten; ja, wer uns ſo beiſammen am ehrwürdigen, alten Tiſche, eine große rauchende Schüſſel mit Kartoffeln vor uns aufgethürmt, einmal geſehen hätte, der wäre gewiß von der Wahrheit meines Lieblingsgedankens überzeugt worden, daß ein Glückskind, wie ich, nie unglücklich ſeyn könne!

Fünftes Kapitel.

Der muſikaliſche Frauenſchuſter.

Aber ich ſpreche da ſchon ohne alles Arges von „Uns", und die Leſer müſſen das ſehr abgeſchmackt finden, da ich, wenigſtens nach dem ordentlichen Laufe der Dinge, damals noch nicht zu denjenigen befreiten Ständen gerechnet werden konnte, welche ſich der doppelten Zahl zu bedienen Fug und Macht haben, übrigens aber von einem ſonſtigen Plural bis jetzt noch kein Wort geſagt worden iſt. Will ich daher wohl oder übel, ſo muß ich meine Leſer wohl ein wenig in meine kleine Studentenwirthſchaft einführen und abermals Perſonen vor ihnen auftreten laſſen, die, weitgefehlt, daß ſie die mindeſte heroiſche Natur an ſich hätten, vielmehr kaum zu einem tolerablen häuslichen Gemälde brauchbar ſeyn würden.

Mein, den Leſern ſchon bekanntes, günſtiges Geſchick hatte mich auf der Univerſität zum Hausburſchen, bald auch zum Koſtgänger, eines ehrlichen Schwaben von der Zunft des alten St. Criſpinus und der neuern Heiligen, Jacob Böhmens und Hans Sachſens, gemacht, dem durch die Hand der etwas überreifen Wittwe ſeines Lehrherren zugleich deſſen eben nicht beträchtliche Kundſchaft zu Theil worden war. Er ſtand anfänglich bei mir in dem Verdacht, daß er wohl nur von der linken Seite ein Handwerksverwandter jener berühmten Leute, mit einem Worte, ein Pfuſcher oder Bönhaſe ſeyn möge, und zwar aus dem Grunde, weil ſeine Mitmeiſter wenig oder gar keine Gemeinſchaft mit ihm hielten. Doch in kurzer Zeit erklärte ſich mir das Räthſel. Mein ehrſamer Wirth war ſo gut Bürger und Frauenſchuhmacher, als irgend einer im heiligen Römiſchen Reiche, half aber im Nothfall auf Hochzeiten und Kindtaufſchmäußen den Stadtpfeifern aus. Weil nun ſeine altgläubigern Zunftgenoſſen, eingedenk der Regel, daß das Handwerk ſo rein ſeyn müſſe, als hätten es die Tauben geleſen, und vermeinend, daß die Muſik zwar zu den nährenden, aber nicht zu den ehrenden Handwerken gehöre, in immerwährender Furcht ſchwebten, es möchte durch das Geigenſpiel des muntern Jungmeiſters irgend ein Makel auf die löbliche Innung gebracht werden, ſo trugen ſie billig Bedenken, ſich im mindeſten mit ihm einzulaſſen.

Ich wage es nicht, mich mit dieſen ehrenwerthen Meiſtern über ihre Bedenklichkeit im geringſten zu überwerfen; aber das mögen ſie mir erlauben zu ſagen, daß ich Zeit meines ganzen Lebens nie eine offnere, treuherzigere, ehrlichere und freundlichere Schuſterphyſiognomie geſehen habe, als die Phyſiognomie meines biedern Schwabens war. Noch jetzt traute ich mir, ihn zu mahlen, wie er das kurze Pfeifchen aus der Hand legte und über die Arbeit hinweg blinzte, wenn etwa ein ſchmuckes, ſchlankes Bürgermädchen, das ihm freilich bei aller Ehrlichkeit ungleich mehr, als ſeine Alte, ins Auge ſtechen mußte, mit rothen Wangen und anlockenden, lächelnden Blicken ans Fenſter trat, um nach den beſtellten Feſttagsſchuhen zu fragen — oder wie er nach Feierabend ſeine Violine, von ihm Fiedel genannt, von dem Nagel holte und nun — den Kopf ganz auf die linke Seite gelegt und das Ledermützchen ganz aufs rechte Ohr zurückgeſchoben, mit ſcharf zurückgezognen Lippen, daß die ſpitzigen, weißen Zähne durch das Helldunkel blitzten, wie bei einem Negerkopf — eins ſeiner Lieblingsſtückchen — den Vetter Michel oder den lieben Auguſtin oder irgend ein Schwabenliedel — ſo recht con amore ſpielte und ſang.

Dieſer luſtige Frauenſchuhmacher alſo hatte mir nicht nur um ein ſehr Geringes ein Seitenkammerchen bei ſich eingeräumt, ſondern er gab es auch nicht einmal zu, daß ich im Winter zum Holze einen Zuſchuß geben durfte, und bezeigte mir noch ebendrein, beſonders weil er in der Meinung ſtand, ich ſtudire auf den Paſtor los, ordentlich eine Art von

Ehrerbietung. Sein Mütterchen hingegen — ſo nannte er zuweilen mit dankbarer Zärtlichkeit ſeine Frau, welcher ich zu ihrem eigenen Beſten wohl einige zwanzig Jahr weniger und ein glätteres Kinn gewünſcht hätte, war darum doch im mindeſten nicht weniger brav und ehrenwerth, ſorgte für mich, wie für einen Sohn, und erleichterte mir das Leben beſonders dadurch, daß ſie die Verwaltung meiner Oeconomie, die mir von jeher läſtig geweſen iſt und bis in Ewigkeit läſtig bleiben wird, mit der größten Treue und Uneigennützigkeit über ſich nahm. Wohl möglich, daß dieſe Finanzen etwas leichter zu verwalten ſeyn mochten, als die des vereinigten Großbritanniens; inzwiſchen gehörte mitunter doch gewiß etwas Pitt=artiges dazu, meine Einnahme mit der höchſtnothwendigen Ausgabe in gehörigem Gleichgewicht zu erhalten.

Schon aus dieſer Schilderung des ruhigen, gutmüthigen Ehepaars werden meine Leſer erſehen, daß ich die zwei erſten Jahre meines Lebens auf der hohen Schule, welche ich in ihrem Quartier zubrachte, gewiß recht heiter und vergnügt verlebte. Ich ernährte mich bald mit Collegienabſchreiben und Disputationsfertigen für Geldreiche und Geiſtesarme, bald durch Stundengeben; ich ſang mit in öffentlichen Concerten, und verdiente beiläufig manches durch Neujahrswünſche, wovon die Buchbinder den Bogen für zwei gute Groſchen verkauften, und durch andere Gelegenheitsgedichte, wofür mich die Geringern mit klingender Münze, die Vornehmern aber mit noch weit mehr tönenden Verſprechungen zu belohnen pflegten. Doch unterließ ich auch nie, mitunter bloß für mein eignes Vergnügen zu arbeiten, und hörte übrigens, ob ich ſchon eigentlich die Rechtswiſſenſchaft erwählt hatte, ſo ziemlich alle und jede Vorleſungen, ſie mochten nun in das theologiſche oder juriſtiſche Fach, in die Aeſthetik oder in das Accouchement ſchlagen, wenn ſich nur die Stunden mit einander vereinigen ließen und ich unentgeldlich ihnen beiwohnen konnte. Ich kann eben nicht ſagen, daß ich dabei die Abſicht gehabt hätte, meiner künftigen Geliebten die Wahl anzubieten, in welcher-Facultät ich den Doctorhut nehmen ſolle; ſo unerſchwinglich hoch verſtiegen ſich meine Wünſche nie; bloß meine Wißbegier und die Beſchaffenheit meiner Baarſchaft riethen mir dieſe Maaßregel an.

Sechſtes Kapitel.

„Welch ein Meiſterſtück iſt der Menſch! Wie edel durch die Vernunft! Wie gränzenlos an Fähigkeiten! An Form und Bewegung wie vollendet und bewundernswürdig! An Wirkſamkeit wie ähnlich einem Engel! Im Denken wie ähnlich einem Gott! Die ſchönſte Zierde der Schöpfung; das Vollkommenſte aller ſichtbaren Weſen!“

Hamlet.

Doch ich muß nun die Leſer mit einem jungen Manne bekannt machen, der am Himmel meines akademiſchen Lebens gleich einer wohlthätigen Sonne unter den kleinern Sternen meines Glücks aufgieng, und an den ich nie denken kann, ohne daß mir zugleich obige Worte Shakeſpears in den Sinn kommen.

Ich war mit ihm — Baron von Brenno war ſein Name — bei Gelegenheit eines Concerts bekannt worden, das unſere Landsmannſchaft des Winters über einigemal gab, und hatte, ich weiß ſelbſt nicht, wodurch? ſeine Zuneigung gewonnen. Bald wurde ich auf ſeine Vermittlung in eine unter ſeiner Aufſicht errichtete literariſche Geſellſchaft aufgenommen; bald ließ er mir, unter dem ſchonenden Vorwande, daß ich ſein Repetent werden ſolle, nicht eher Ruhe, bis ich ein von ihm für mich gemiethetes und ſehr freundlich eingerichtetes Zimmer bezog. Mit der Repetentſchaft hatte es übrigens nicht viel auf ſich; er war ſchon vorher auf zwei andern Univerſitäten geweſen und ſogar einige Jahre älter als ich; hätte einer von uns beiden der Leitung des andern bedurft, ſo wär' dieſer zuverläſſig ich geweſen; ich ſtand in jeder Hinſicht weit hinter ihm zurück, und hatte oft kaum den Muth, ihn meinen Freund — nicht Wohlthäter und Vater — zu nennen.

Als ich ungefähr ein Jahr lang von meinem edlen Brenno unterſtützt ein ſehr ſorgenloſes, frohes Leben geführt hatte und jener eben von einer Reiſe nach Hauſe zurückgekehrt war, kam er eines Morgens, ganz in Trauer gekleidet, doch mehr nachdenkend, als niedergeſchlagen, zu mir.

„Ich habe etwas mit dir zu reden“ — ſagte er, nachdem er mich umarmt hatte — „aber hier im Zimmer iſt mirs zu eng. Es iſt ein herrlicher Frühlingsmorgen; mache dich fertig! Da du ſo ſelten mit mir in die Reitſchule gehſt und daher noch immer ziemlich erbärmlich reiteſt, ſo wollen wir heute fahren.“

„Vor allen Dingen“ — hub er wieder an, da wir ins Freie kamen und das Rumpeln des Wagens auf dem holprichten Steinpflaſter uns nicht mehr übertäubte — „muß ich dir ſagen, daß mein Stiefvater auf ſeinen Güthern verſtorben iſt. Daß er mir nie mit väterlicher Liebe und Herzlichkeit, ſondern ſtets mit kalter, vornehmer Höflichkeit begegnet iſt, wollte ich ihm verzeihen; daß er aber meine edle Mutter, obſchon er ſie nie nach ihrem hohen Werthe zu ſchätzen wußte, jahrelang eiferſüchtig bewacht und eingekerkert, daß er ihr jede Freude des Lebens verſagt, wenigſtens verbittert hat, das zwingt mich, ſein Ableben unter die angenehmen Ereigniſſe meines Lebens zu zählen.“

Ich merkte gar wohl, daß er manches ſehr bittre Andenken gewaltſam unterdrückte; deſſen ungeachtet aber gieng es mir durchs Herz, meinen Freund und Wohlthäter mit ſo ſchneidender Gleichgültigkeit von dem Tode ſeines Stiefvaters ſprechen zu hören.

„Meine Mutter“ — fuhr er fort —

„iſt ein ſeltnes, eben ſo ſanftes, als großherziges Weib, und hat, ſo lange ich zurückdenken kann, keine Freude auf der Welt gekannt, als nur mich. Sie hat mir auch jetzt nicht bloß die bei Lebzeiten ihres zweiten Gemahls ſtets verſagte Einwilligung zu einer Reiſe durch halb Europa ertheilt, ſondern mich auch ſelbſt dazu aufgefodert — und du — lieber Ryno, ſollſt — du mußt mich begleiten!"

„Guter Gott! Brenno! Iſts möglich?" — rief ich mit frohem Erſchrecken. — „Faſt zittre ich vor meinem Glücke, wie der Weiſe vor dem Glück des Polykrates. Sollte mir ein Wunſch ohne alle mein Zuthun plötzlich gewährt werden, den ich kaum mir ſelbſt zu geſtehen jemals gewagt habe?"

„Das ganze Leben iſt nichts" — erwiederte Brenno — „ohne einen gleichgeſtimmten, theilnehmenden Freund, und ich habe mir aus Tauſenden dich erwählet, nicht, um dich glücklich zu machen, ſondern um durch dich glücklich zu werden! Du biſt“ — hier ſagte er manches zu meinem Lobe, das faſt wieder klang, als ſollt' ich ſein Mentor werden, und das mir daher nicht wenig lächerlich vorkommen mußte.

„Und was wollteſt du dich hier“ — fuhr er fort — „wie das Pferd in der Mühle abarbeiten und von jedem Buben dich hudeln laſſen? Ich bin mein eigner Herr; mein Vermögen iſt größer, als du wahrſcheinlich glauben kannſt; ſo frei und unabhängig, als ich ſelbſt, ſollſt auch du ſeyn! Frei und leicht, wie die Vögel in der Luft, luſtig, wie die Schwalben, ziehen wir durch die Länder, wo Freude und Frühling iſt, und kehren wir einſt, bereichert an großen Ideen, geſtärkt an Seele und Leib, in das Vaterland zurück, dann nimmſt du dir ein vaterländiſches Weib; bring' ich keine Fremde mit, ſo thu' ich vielleicht daſſelbe, und wir ſind und bleiben dann ein Herz und eine Familie!"

Man hat Gemälde, die mit ſogenannter ſympathetiſcher Tinte gezeichnet ſind, und im gewöhnlichen Zuſtande eine rauhe Wintergegend, wenn ſie erwärmt werden, eine grünende Frühlingslandſchaft, wenn ſie aber wieder erkalten, die vorige öde Schneegegend vorſtellen. Einem ſolchen Gemälde glich jetzt meine Seele, und das einzige Wort: Familie, war der rauhe Hauch, wodurch alle Blätter und Blüten der reizenden Lenzgegend auf einmal erſtarben.

„Ich kann nicht mit Ihnen reiſen, lieber Baron!". — ſagte ich auf einmal kleinlaut, und machte ihn auf die Unmöglichkeit aufmerkſam, meine Mutter und Schweſter, die jetzt auf meine baldige Rückkehr und auf Unterſtützung von mir zu hoffen berechtigt waren, ohne Hülfe zurück zu laſſen.

„Denkſt du das von meiner Freundſchaft?" — verſetzte Brenno faſt etwas unwillig — „Glaubſt du, ich könnte von dir verlangen, in der weiten Welt mit mir herum zu ſchweifen, indeſſen die Deinigen über deine Abweſenheit weinten? Nie werde ich von irgend einem Menſchen, am wenigſten aber von einem, den ich Freund nannte, die mindeſte Aufopferung fodern; denn wer einem andern zu Liebe — von Gewinn kann hier gar nicht die Rede ſeyn — Pflichten vernachläſſigen oder nur ſeine angewöhnte, liebgewordne Lebensart ändern könnte, der ſcheint mir immer ein Schwächling oder ein Thor, den ich nie achten würde! Ehe ich dir das her dieſen Antrag machte, mußte ich für deine Angehörigen geſorgt haben, und ich hoffe, du wirſt mit der getroffenen Einrich ſches Weib; bring' ich keine Fremde mit, ſo thu' ich vielleicht daſſelbe, und wir ſind und bleiben dann ein Herz und eine Familie!"

Man hat Gemälde, die mit ſogenannter ſympathetiſcher Tinte gezeichnet ſind, und im gewöhnlichen Zuſtande eine rauhe Wintergegend, wenn ſie erwärmt werden, eine grünende Frühlingslandſchaft, wenn ſie aber wieder erkalten, die vorige öde Schneegegend vorſtellen. Einem ſolchen Gemälde glich jetzt meine Seele, und das einzige Wort: Familie, war der rauhe Hauch, wodurch alle Blätter und Blüten der reizenden Lenzgegend auf einmal erſtarben.

„Ich kann nicht mit Ihnen reiſen, lieber Baron!" — ſagte ich auf einmal kleinlaut, und machte ihn auf die Unmöglichkeit aufmerkſam, meine Mutter und Schweſter, die jetzt auf meine baldige Rückkehr und auf Unterſtützung von mir zu hoffen berechtigt waren, ohne Hülfe zurück zu laſſen.

„Denkſt du das von meiner Freundſchaft?" — verſetzte Brenno faſt etwas unwillig — „Glaubſt du, ich könnte von dir verlangen, in der weiten Welt mit mir herum zu ſchweifen, indeſſen die Deinigen über deine Abweſenheit weinten? Nie werde ich von irgend einem Menſchen, am wenigſten aber von einem, den ich Freund nannte, die mindeſte Aufopferung fodern; denn wer einem andern zu Liebe — von Gewinn kann hier gar nicht die Rede ſeyn — Pflichten vernachläſſigen oder nur ſeine angewöhnte, liebgewordne Lebensart ändern könnte, der ſcheint mir immer ein Schwächling oder ein Thor, den ich nie achten würde! Ehe ich dir daher dieſen Antrag machte, mußte ich für deine Angehörigen geſorgt haben, und ich hoffe, du wirſt mit der getroffenen Einrichtung völlig zufrieden ſeyn. Deine Mutter und Schweſter ziehen zu meiner Mutter auf das Guth ohnweit der Reſidenz. Meine Mutter iſt ohnedieß" — dieß ſetzte er hinzu, obſchon es eben nicht die ſtrengſte Wahrheit war — „einer verſtändigen Wirthſchafterinn benöthigt und wünſcht ein junges Mädchen, das ſie ſich nach der Hand ziehen kann."

So waren denn alle Hinderniſſe ſchon im Voraus gehoben, und es galt von Seiten meiner weiter kein Widerſpruch oder Ausrede; wie es denn überhaupt faſt an Unmöglichkeit gränzte, Brenno, er mochte nun Recht haben oder Unrecht — des Letztern erinnere ich mich aber kaum einigemal — etwas auszureden oder abzuſchlagen. Die Anſtalten zu unſerm Abgange von der Akademie waren bald getroffen; wir holten meine Mutter und Schweſter ab, brachten ſie nach dem Landguthe der Gräfinn, und, begleitet von Mutterthränen und Seegenswünſchen, ſetzten wir uns in den Reiſewagen.

Siebentes Kapitel.

Die unerwartete Trennung.

Es kann nicht meine Abſicht ſeyn, die Leſer hier mit unſern Reiſeabentheuern zu unterhalten. Einiges, was ich auf dieſer Wallfahrt ſammelte, habe ich ſchon, wenn auch hie und da zerſtreuet, anderswo mitgetheilt; einiges erzähle ich den Leſern vielleicht noch künftig, wenn wir beiderſeits Luſt behalten, etwas von einander zu leſen und etwas für einander zu ſchreiben. Das aber muß ich jetzt noch berühren, daß mein Brenno, um ſelbſt den Schein, als wär' ich von ihm abhängig, zu vermeiden, mir ein ſehr anſehnliches Jahrgeld ausſetzte, welches ich — ſo lautete die mir aufgedrungene Verſchreibung — ohne das mindeſte dafür zu leiſten und ganz nach meiner eignen Willkühr verzehren könne, wo und wie ich nur wolle. Da er nun noch überdieß alle Reiſekoſten beſtritt, ſo war es ſehr natürlich, daß ich, der überdieß in ſeinem ganzen Leben mit dem Gelde nie viel Sonderliches anzufangen gewußt hat, dieß mein Jahrgeld theils an meine Mutter ſendete, theils bis auf meine Zurückkunft ſtehen ließ. —

Da wir nach einem faſt zweijährigen Herumſchweifen durch England und Frankreich zurückgekehrt waren, um nach einem kurzen Aufenthalte in Deutſchland nach Italien abzugehen, erhielt Brenno in W. ein längſterwartetes Briefpaket von Hauſe, und gieng gleich nach dem Eröffnen aus, ohne mir nach ſeiner ſonſtigen Gewohnheit von dem Inhalte etwas anzuvertrauen.

Mir mußte dieß allerdings ein wenig auffallen; aber da er ſelbſt bei einbrechender Dämmerung nicht zurückkehrte, ſo vermehrte ſich meine Unruhe, und ich ſuchte ihn auf ſeinen gewöhnlichen Spaziergängen. Ich fand ihn einſam und finſter vor ſich hinblickend in einer düſtern Allee des Praters.

„Es iſt ſchlimm! ſehr ſchlimm!“ antwortete er, da ich mich an ſeinen Arm hängte und ihn um die Urſache ſeines ernſten Nachdenkens fragte — „Ich wollte, du wüßteſt ſchon alles. Doch was hilft es; du mußt es nun einmal erfahren. — Meine edle, meine treffliche Mutter iſt vor einem Monat geſtorben, und es findet ſich nun, daß ihr Bruder, dem wir blindlings trauten, durch ein unſinnig gewagtes Unternehmen das ganze

Vermögen verſchwendet hat. Wir ſind Bettler!"

„O mein Freund! mein theuerſter Brenno!" rief ich ihn umarmend, und verſuchte, ihn zu beruhigen.

Er ſah mich einige Augenblicke ſtarr an und ſagte dann ſehr gelaſſen: „Was willſt du denn, Ryno? was trauerſt du über mein Verarmen? Denkſt du denn nicht an dich ſelbſt, gutmüthiger Thor? — und daß alles, was ich mit dir und den Deinigen vorhatte, nun auf einmal zernichtet iſt? — Ich werde mir aufhelfen können und ſchon mein Adelsbrief verſchafft mir im Nothfall allenthalben eine Officiersſtelle; aber du" — er fieng an hitziger, ja faſt gar bitter zu werden — „du, mit deiner Sorgloſigkeit für dein eignes Intereſſe, mit deiner zärtlichen Anhänglichkeit an Mutter und Schweſter, mit deiner unſeligen Sucht, allen Menſchen es recht zu machen, mit deiner materiellen Unmündigkeit, mit deinem weichen Herzen, mit deiner furchtſamen Beſcheidenheit — — was ſoll aus dir werden, ehrlicher Rono? — was anders, als ein Laſtthier, dem jeder ſeinen Sack aufladet und ihm noch zur ſchuldigen Dankbarkeit die Peitſche giebt?“

„Sprich nur weiter, Herzens-Brenno!“ erwiederte ich, da er einmal Athem holte, mit faſt weinerlicher Stimme — denn einige der von ihm berührten Puncte hatten doch tief in mein Herz geſchnitten — „Vielleicht wird dir leichter ums Herz — und ich kann dir da in allem, was du geſagt haſt — und vielleicht noch ſagen wirſt, nicht ganz Unrecht geben. Ich habe mir es ſchon manchmal ſelbſt überlegt, daß ich zu wenig oder nichts tauge in der Welt!“

Er trat, wie es ſchien, ungewiß, wie er meine Worte nehmen ſolle, anfänglich einige

Schritte zurück, und ſtürzte mir dann mit zärtlicher Heftigkeit um den Hals. „Du biſt doch ein beſſerer Menſch, als ich" — ſagte der Edle — „ob du gleich kein Wort davon weißt! — Wie kann ich mich unterfangen, dich hofmeiſtern zu wollen, und habe doch ſelbſt ſo unvorſichtig, ſo kindiſch leichtgläubig gehandelt, wo nicht bloß mein Glück, wo die Ruhe ſo vieler trefflichen Menſchen mit in Frage war!"

Ich gab mir Mühe, ihn gegen ſich ſelbſt wegen des Zutrauens zu ſeiner Mutter Bruder zu vertheidigen, und es fehlte wenig, daß er ſich über meine Rechtfertigung ſeiner eignen Handlungen nicht ernſtlich mit mir überwarf.

„Und was willſt du nun anfangen?" — ſo ſchloß er hitzig ſeinen Sermon — „Dieſe Frage beantworte mir augenblicklich, beantworte mir befriedigend, oder geſtehe mir zu, daß ich an deinem Unglücke, an dem künftigen traurigen Schickſale deiner Mutter und Schweſter Schuld bin!"

„Was anders" — erwiederte ich nach einigem Beſinnen — „als was ſchon vorher mein Plan war, ehe deine großmüthige Freundſchaft mir Gelegenheit gab, durch dieſe langwierige Reiſe mir manche noch mangelnde Kenntniß in reichem Maaße zu erwerben. Ich kehre in unſer kleines Vaterland zurück und gehe nach der Reſidenz. Meine Mutter und Schweſter nehme ich zu mir. Sie nähen und ſtricken und beſorgen den Haushalt: ich ſchaffe Geld, ſo viel ſich nur ſchaffen läßt — ich arbeite für Gelehrte und Ungelehrte — biete vor allen Dingen einem uneigennützigen Buchhändler einige frühere Verſuche und meine Reiſebemerkungen an, und ſchreibe dann, hab' ich nur halbweg erſt einen Fuß gewonnen, wozu Liebe und Laune mich bringt und der Geſchmack des Publikums mich aufruft. Unterdeſſen verſchafft mir mein günſtiges Geſtirn die Gewogenheit eines Großen, oder irgend eine hohe Gönnerinn der ſchönen Literatur wird durch eins meiner Werke für mich eingenommen, man lernt mich kennen; man ſieht endlich ſogar ein, daß ich auch in den ſoliden Fächern doch wohl ſo viel vermag, als der und jener, dem ſchon bei ſeinem Abgange auf die Akademie ein einträglicher und ehrenvoller Poſten aufbehalten war; man fodert mich zu einer Probeſchrift auf; man findet mich brauchbar; meine Mutter und Schweſter bitten hier, bitten dort; kurz und gut, die erſte beſte erledigte Bedienung mit einer feinen Beſoldung iſt mein!“

Der Baron, der nur ſelten lächelte, brach jetzt in ein lautes Lachen aus, das mit einer Art von Menſchenfeindlichkeit verſetzt ſchien und beinahe mein ganzes ſchönes Luſt- oder

Luft-Schloß über den Haufen warf. Es iſt möglich, daß ich bei anderer Gelegenheit und bei reiferer Ueberlegung manches von dem, was mir jetzt ſo leicht ſchien, für etwas ſchwieriger gehalten hätte; aber ich wollte anfänglich meinen Freund aufrichten und überzeugen, und während dieſes Verſuchs ſpielte mir meine Phantaſie den Streich, daß ich mich ſelbſt überzeugte.

„Lache nicht ſo bitter, guter Brenno!“ — fieng ich wieder an. — „Habe ich den Fehler, immer zu viel zu hoffen, ſo haſt du den entgegengeſetzten, immer zu mißtrauiſch gegen die Menſchheit zu ſeyn. — Und laß es auch ſeyn, daß mein mit talentvollen Männern überhäuftes Vaterland meiner Dienſte nicht bedarf, ſo werd' ich doch immer ſo viel erwerben, als ich mit den Meinigen bedarf. Du weißt, ich war es nie vornehm gewohnt, und die jetzigen Flitterwochen werden mich nicht auf immer verdorben haben. Was brauche ich denn viel, um mein ſtilles Glück für immer gegründet zu ſehen? Ich bin geſund und voll guten Muths — was brauche ich zu Erfüllung der vierten Bitte im Vaterunſer mehr, als eine Feder — und höchſtens eine Flöte, um mitunter meine heitere Laune anzufriſchen? Denn — denke nur ſelbſt, bin ich nicht jener Glücklichen einer, die ganze Weltſchöpfungen in ihrer Bruſt mit ſich herumtragen, die durch den Zauber ihrer Göttinn alle Tage das Wunder verrichten, Waſſer in Wein zu wandeln? O Brenno“ — ich ſaß jetzt auf meinem Steckenpferdchen und konnte mir unmöglich die Gelegenheit entgehen laſſen, eine Tirade aus irgend einem meiner Aufſätze gut oder übel einzuweben — „o Brenno!“ — ſo hub ich mit Pathos an — „kennſt du es nicht, das überirdiſche Weſen, das, wie der Engel den alten Propheten, ſeine Begünſtigten oft mit

Sturmsgewalt ergreiſt und nach jenen ſeligen Inſeln führt, nach welchen wir Staubgebohrnen, wie nach dem Heimathslande eines frühern Daſeyns oder einer ſchönern Zukunft, mit ſtiller Sehnſucht glühende Blicke richten? kennſt du ſie nicht, die Zauberinn Phantaſie, ſie, die einzige lichtſtrahlende Feie in den düſtern Reichen der Vergänglichkeit und des Todes, ſie, die wohlthätige Göttinn, welche den Sohn des Liedes über den Drang der Verhältniſſe, über die Anmaaßungen des Stolzes, über das achſelzuckende Bedauern der Weltklugheit, über die ſeichte Regelrechtigkeit des Kennerlings, über alle Beleidigungen einer ſchaalen, kleinlichen Wirklichkeit hoch erhebt, und ſelbſt auf des Lebens ödeſten Steppen ein blühendes Füllhorn über ihn ausſchüttet? Iſt ſie es nicht — —“

„Komm nur zu Athem, überglücklicher Schwärmer!“ — unterbrach mich Brenno mit gutmüthigem Lächeln und, wie es mir ſchien, mit einer unterdrückten Thräne — „Ich hätte nicht gehofft, ſo ruhig von dir zu ſcheiden. Ja, du haſt mich überzeugt; du haſt mich überzeugt, daß bei allen Stürmen des Schickſals du nie unglücklich ſeyn kannſt, und deine Anſpruchsloſigkeit an die Welt, deine Gnügſamkeit, dein Muth zu dir ſelbſt, iſt zugleich tröſtend und beſchämend für mich. Erſt in dieſen Augenblicken habe ich dich ganz kennen lernen! — Doch, laß uns nicht weich werden! Laß uns ſcheiden, wie Männer! — Für jetzt geh' in unſre Wohnung; ich habe noch verſchiedene Geſchäfte abzumachen; auf dem Rückwege könnteſt du mir dieſe Banknoten in Geld ſetzen — thu mir den Gefallen! Dieſe Nacht ſprechen wir weiter!“

Wir trennten uns; ich beſorgte den erhaltenen Auftrag, ſchlenderte nach Hauſe und hörte von dem mir begegnenden Bedienten, daß Brenno in der Zwiſchenzeit ſelbſt einmal heim geweſen war.

Die Nacht brach herein und ich wartete auf Brenno vergeblich. Endlich hört' ich einen Wagen anfahren und ward hinunter gerufen. Da ich zur Hausthür heraustrat, fiel mir Jemand, in einen Mantel gehüllt, heftig weinend um den Hals, drückte mir einen Zettel in die Hand und ſprang in die Chaiſe. Es war mein Brenno; aber ſchon ſprengten die Pferde in Galopp davon. Auf dem Zettel ſtand: „Die Banknote iſt Dein Reiſegeld. Wir haben getheilt. Mache alles übrige zu Gelde. Sobald ich irgendwo feſten Fuß gefaßt habe, ſollſt Du von mir hören.“

Achtes Kapitel.

— — — Was iſt
Mir jetzt das Leben? Hier entſag' ich Allem,
Was mich auf dieſer Welt erwartet. Suchen
Sie unter Fremdlingen Sich einen Sohn.
Hier liegen meine Reiche. —

Don Carlos.

Man wird es mir leicht glauben, daß mir nach dieſer Trennung die glänzende Kaiſerſtadt nur wie ein vergoldeter Kerker vorkam, daß mir meine Zimmer zu eng, die Luft, die ich einathmete erſtickend, und die ganze Welt wie ausgeſtorben ſchien. Ich entledigte mich ſo geſchwind — und mit ſo wenig Ueberlegung, als möglich, faſt alles deſſen, was mir mein Freund hinterlaſſen hatte, und eilte dann in einer Courier-Chaiſe ſo ſchnell aus der Stadt, als müßt' ich vor den Augen der ſtets wachſamen Polizei zu entfliehen ſuchen. Erſt da die Thürme der Reſidenz einige Stunden weit hinter mir lagen und bald majeſtätiſche Gebirge, bald mit lebendigem Grün und weidenden Heerden bedeckte Hügel, vom Strahl der Frühſonne vergoldet, ſich vor mir ausbreiteten, fieng mein Herz wieder an freier zu ſchlagen; die Hoffnung ſchob mir nach und nach lachende Bilder vor die Augen und ich rief endlich, da ich in einem Wirthshauſe mich mit einem Schoppen edlen Weins erquickte, mir ſelbſt mit Bürger zu:

Friſch, **Ryno**! friſch! zuſammen dich genommen!
Er iſt nicht fort, das glaube mir!
Steh' nicht ſo düſter, ſo beklommen!
Er wird gewiß noch bald mit dir
Auf einem Freudenfeſt der Edlen und der Frommen,
Wer weiß, an welcher Quelle, kommen!

Dieſer Trinkſpruch wirkte wie ein Zauberſegen auf meine Seele. Die Erinnerung an die Trennung von Brenno machte nach und nach dem ſanften, dankbaren Andenken an ſeine großmüthige, zärtliche, unerſchütterliche Freundſchaft Platz. Ich reiſte nun bald zu Fuß, bald auf dem Poſtwagen, fühlte mich wieder froh und leicht und richtete ſchon ſehnſuchtsvolle Blicke nach meiner Heimath, genoß ſchon im Voraus des Glücks, meine Mutter und Schweſter wieder ans Herz zu drücken.

Ich fand 'beide geſund, und der Anblick meiner Minena — ich muß es ſagen, ob ſie gleich meine leibliche Schweſter iſt und ich alle Augenblicke beſorgen muß, daß ſie mir über die Achſel guckt — war für mich die ſüßeſte Ueberraſchung.

Faſt nur noch als ein liebliches Kind hatte ich ſie verlaſſen; als ein ſchönes, ſchlantes, gebildetes Mädchen fand ich ſie wieder. Sollt' ich ſie, wie ich oft gern thue, mit einer Blume vergleichen, ſo würde ich — und nach meinem Dafürhalten weit treffender, als die junge Dame, welche den vollen, üppigen Blütenſtraus Wieland mit der Reſeda verglich — ſie eine Lilie nennen; ſollt' ich ſie mit einem Geſangvogel vergleichen, ſo würd' ich es mit der Lerche. Und nicht bloß ihr Aeußeres hatte ſeit meiner Abweſenheit unendlich gewonnen; auch für ihre geiſtige Bildung hatte die verewigte Gräfinn mit wahrer Mutterliebe geſorgt. Minona hatte nicht nur in allen weiblichen Arbeiten, ja ſelbſt im Mahlen und Tanzen den vorzüglichſten Unterricht erhalten, ſondern plauderte ſogar ziemlich fertig franzöſiſch und italieniſch.

Sowohl meine alte Mutter, als meine heitre Schweſter, wußten ſich über die Vernichtung unſrer ſchönen Ausſichten in Kurzem zu tröſten; ſie glaubten, da ich nur wieder bei ihnen ſey, alles leicht zu überſtehen, und wir zogen in wenig Wochen mit allen unſern Habſeligkeiten frohen Muthes nach der Reſidenz.

Neuntes Kapitel.

Der Autor.

Sobald wir uns in der Vorſtadt ein zwar enges, aber artiges Quartier eingerichtet hatten, wozu noch der Reſt meiner Baarſchaft ziemlich ausreichte, mußte es meine erſte Sorge ſeyn, mich in eine ſich belohnende Thätigkeit zu verſetzen, um für uns den täglichen Unterhalt zu gewinnen. Aber ſo ſehr ich auch von jeher meinem Glück vertraute, ſo ſchien es mich doch jetzt, wo ich ſeiner Gunſt gar ſehr bedurfte, faſt gänzlich im Stiche zu laſſen.

Die Bruchſtücke meines Reiſe-Tagebuchs waren zwar bald, obſchon etwas flüchtiger, als ich mir unter günſtigern Verhältniſſen erlaubt haben würde, ins Reine gebracht und geordnet; eine andre, ſchon früher ausgearbeitete Handſchrift: — „Europäiſche Ruinen oder Briefe zweier Alterthumsforſcher aus Waſhington, geſchrieben im Jahr 2800.“*) harrte ſchon längſt, wenn auch nicht wie Rouſſeaus Heloiſe, auf das feinſte Pappier mit vergoldetem Schnitte geſchrieben, mit himmelblauem Silberſande beſtreut und mit hellblauer Seide geheftet, doch mit aller Eigenliebe eines angehenden Schriftſtellers ſehr zierlich copirt, auf ihre Erlöſung; allein, da mein noch ganz unbekannter Name nichts zu Empfehlung dieſer Schriften beitragen konnte und kein angeſehener Gelehrter mich den Buchhändlern empfahl; ſo hatte keiner von ihnen Luſt, etwas mit mir zu wagen, und ich mußte endlich, überdrüſſig des Herumtragens und Anbietens, beide — wiewohl nicht ohne manchen Seufzer — um einen ſehr geringen Preis einem der eigen-

---

*) Vergeblich würden die geneigten Leſer dieſes Buch in den Leihbibliotheken ſuchen. Nono hat hier, um nicht erkannt zu werden, den Titel einer noch ungedruckten, vielleicht noch nicht einmal ganz vollendeten ſatyriſchen Schrift mit dem einer damals wirklich erſchienenen romantiſchen verwechſelt. Von erſterer zur Erklärung des Titels nur ſoviel, daß, nach der von dem Verfaſſer angenommenen Dichtung, ein junger Amerikaner die Ruinen von London, Paris, Wien,

Berlin u. ſ. w. beſucht, und von ſeinen gemachten, beſonders literariſchen Entdeckungen ſeinem Freunde in Waſhington freimüthige Nachrichten ertheilt.

A. d. H.

nützigſten Soſier überlaſſen, weil eben meine gute Mutter an der, im glücklichſten Falle uns allen bevorſtehenden Krankheit, an der Krankheit des Alters daniederlag.

Aber auch dieſes Opfer, das ich mit willigem Herzen der kindlichen Pflicht dargebracht hatte, war für mich mit neuer Betrübniß und Trauer verknüpft. Der Lohn meiner Arbeit, der zur Erquickung und Stärkung meiner Mutter dienen ſollte, war nur eben hinreichend, um ihre Beerdigung zu beſtreiten.

Weinend umſchlang Minona meinen Hals, als ich von der Leichenbegleitung zurückgekehrt war, und ich ſah es ihren trüben Augen wohl an, daß ſie noch etwas mehr, als den Schmerz über die lange Trennung von der guten Mutter, auf dem Herzen habe. Die tiefſte Wehmuth raubte ihr die Sprache, und ſie zeigte nur ſchwei gend und die Augen mit der Hand bedeckend nach dem Tiſche, worauf ich die ziemlich anſehnliche Rechnung des Arztes fand.

Ich hatte ſchon in Voraus daran gedacht und erſchrak daher weniger, als ſie fürchten mochte, über die Beträchtlichkeit der Foderung. Wir beſaßen nur noch zwei Dinge von Werthe, ein ſchönes Pianoforte, welches das einzige Vergnügen meiner Schweſter ausmachte, und eine goldne Repetir-Uhr, die ich bis jetzt, als ein theures Andenken von Brenno's großmüthiger Freundſchaft, heilig aufbewahrt hatte. Ich ſah meiner Minona freundlich unter die Augen und hielt ihr die Repetir-Uhr entgegen.

„Weine nicht, liebes Minchen" — ſagte ich, und lächelte ſie ſo freundlich an, als ich nur konnte — „Sieh' dieß Geſchenk unſers Brenno iſt mehr als zureichend, dieſe Rechnung zu tilgen. Noch haben wir wei ter keine oder nur ganz unbedeutende Schulden; unſre geſchwiſterliche Liebe wird uns Muth geben, daß wir auch in Zukunft uns ehrlich forthelfen.“

Sie reichte mir mit hervorſtürzenden Thränen beide Hände; ſie blickte feurig gen Himmel — und ſie hat den Schwur, den ihr gen Himmel erhobenes Auge damals that, heilig erfüllt. Drei bis vier Monat lang lebten wir bloß von dem, was ſie durch Nätherarbeit verdiente, und ſie war einmal nahe daran, einem bejahrten, ſehr unliebenswürdigen, aber reichen Wittwer ihre Hand zu geben, um nur meine Sorgen zu erleichtern. Faſt mit Gewalt mußt' ich ſie von dieſer Aufopferung zurückhalten, wodurch ſie offenbar zeitlebens unglücklich worden wäre.

Zehntes Kapitel.

Die Hausfreunde.

Doch ſie ſind überſtanden, die bangen traurigen Tage; längſt hätt' ich ihrer ganz vergeſſen, wäre nicht die Erinnerung an alle von meiner Schweſter mir erwieſener Wohlthaten meinem Herzen ſo angenehm.

Abgeſchreckt durch den ſo wenig erfreulichen Erfolg meiner erſten ſchriftſtelleriſchen Unternehmungen beſchloß ich, mein Glück auf eine andere Weiſe zu verſuchen. Ich wandte mich wieder zu meinen ſogenannten Brod-Studien, erbot mich überdieß zum Stundengeben in der deutſchen Sprache und in allem, worinn ich einige Kenntniß beſaß, und war endlich ſo glücklich, nicht nur einige lehrbegierige und gut zahlende Ausländer zu Schülern zu erhalten, ſondern auch bei einem Miniſterial-Vetter, der zu unwiſſend und nachläſſig war, die eben nicht herkuliſchen Arbeiten ſeiner Rathsſtelle ſelbſt zu verrichten, gegen verſprochene ehrenvolle Vergütung, in der That aber gegen Zuſicherung der miniſteriellen Gnade als Hausfreund — oder als Nothhelfer — auf- und angenommen zu werden. Nun war ich feſt überzeugt, daß die erſte beſte, mir anſtändige Bedienung mir gewiß nicht entgehen könne.

Doch ſo wie oft im Wirwarr des großen Lebens die bedeutendſten Folgen aus geringfügigen Urſachen entſpringen, ſo ſcheiterten auch dießmal meine gewiß ſehr beſcheidnen Hoffnungen an der Laune eines — Donauweibchens.

Der Herr Rath und Kammerjunker, auch Vetter des Miniſters, deſſen Erbnehmer und

Lehnsfolger er einſt werden ſollte, hatte nämlich ungefähr nach Jahresfriſt unſrer nähern Bekanntſchaft mit einer bisher von ihm unterhaltenen Schauſpielerinn gebrochen; andre, vermuthlich boshafte und verläumderiſche Zungen verbreiteten das Gerücht, die Donau-Nymphe ſelbſt habe ihm aus Ueberdruß ſeinen Abſchied ertheilt. Unglücklicherweiſe fand er nun für gut, zu Ausfüllung ſeiner müſſigen Stunden, deren er des Tags mit Abrechnung des Schlafs gewöhnlich nicht weniger, als ſechzehn, zählte, während der Zeit, da ich in ſeinem Cabinet für ihn arbeitete, meiner Schweſter die Zeit zu vertreiben, und ſo zur ſchuldigen Erwiederung auch bey mir den Hausfreund abzugeben; unglücklicherweiſe fand meine Schweſter dieſe Hausfreundſchaft gar nicht nach ihrem Sinn; unglücklicherweiſe war das geſunde und leicht aufzubringende Mädchen entſchloſſener und herriſcher, als der Herr Rath;

und unglücklicherweiſe kam ich einſt gerade noch zur rechten Zeit nach Hauſe, um den Herrn Rath, der etwas haſtig die Treppe herunterflog, noch vom totalen Falle zu retten und in meine Arme aufzufangen. *)

Durch ſein eignes unkluges Benehmen nach dieſem Ereigniſſe ſah ich mich genothdrungen, etwas mehr davon öffentlich verlautbaren zu laſſen, als ich ſonſt wohl gethan hätte, und ſo konnt' es mich eben nicht befremden, daß bald darauf der Miniſter mich eines Nachmittags in ſein innerſtes Kabinetszimmer zu ſich beſcheiden ließ.

---

*) Mit Erlaubniß! Freund Kyno hat bei Erzählung dieſes Vorfalls, wie die Folge lehrt, ſeine Schweſter offenbar als zu ſehr, und ſich ſelbſt als zu wenig handelnd vorgeſtellt.

A. d. H.

Eilftes Kapitel.

Die Conferenz.

Noch in der Erde muß ich es dem nunmehr heimgegangenen Miniſter zum Ruhme nachſagen, daß er bei weitem der gefährliche, weitgreifende, ränkevolle Mann nicht war, wofür er in der Provinz mitunter gehalten wurde. Einen ziemlich ſtarken Hang zur Frömmelei abgerechnet, würde man an ihm weder viel zu loben, noch viel zu tadeln gefunden haben. Nur wenn auf irgend eine Weiſe der Glaube der Väter gefährdet zu ſeyn ſchien, ergriff ihn ein heiliger Feuereifer, welchen denn die Zionswächter mächtiglich anblieſen; bei anderer Gelegenheit hatte er die treffendſte Aehnlichkeit mit den Chineſiſchen Pagoden, die nur dann mit dem Kopfe wackeln, wenn ſie geſtoßen werden, und mochte es gern ſehen, wenn alles von ſelbſt rechtlich und gut gieng.

Was ſeine häuslichen Angelegenheiten anlangte, ſo hatte er, in Ermangelung eigner, eheleiblicher Nachkommenſchaft, ſeinen Vetter an Kindes Statt angenommen, und war gewöhnlich, ſobald jener nicht gegenwärtig war, über deſſen Ausſchweifungen äußerſt aufgebracht. Doch hatte dieſer Zorn leider keine weitern Folgen, als daß er etwa bei der Tafel mit dem Neffen nicht ſprach und ſeine ganze Unzufriedenheit den Pontak entgelten ließ, ſo daß die Dienerſchaft die üble Laune Sr. Excellenz und die verſchiednen Grade derſelben an den Bouteillen abzählte, und gottloſe, Jacobiniſch geſinnte Spötter ſich ſogar erfrechten, den Herrn Miniſter ſelbſt, der doch, wie obgedacht, ſehr unſchuldig zu ſeiner kupfernen

Naſe gekommen war, insgeheim mit dem Spitznamen des Miniſter Pontaks zu belegen.

Auch dießmal, da ich zur Audienz gelaſſen werden ſollte, hatte dieſer untrügliche Flaſchen-Thermometer auf ſehr heiſſes Wetter gedeutet. Wenigſtens vertraute mir ein alter Bedienter, deſſen Gewogenheit ich beſaß, mit ſehr bedenklicher Miene, daß Se. Excellenz heute bis zur vierten avanciert wären, und ich nahm daher alle meine Beſonnenheit zuſammen, um dem befürchteten Gewitterſturm zu rechter Zeit zu entgehen oder wenigſtens geſchickt zu laviren.

Allein dießmal war meine Beſorgniß vergeblich. Sey es nun, daß der Miniſter mein und meiner Schweſter Benehmen bei dem Abſchiedsbeſuche des Nepoten für verdient, oder daß er mich in der That für ſo gefährlich hielt, als ich bei der genauen Kenntniß des Herrn Vetters und ſeines eignen ganzen Hauſes hätte ſeyn können, und daher als Hofmann für nöthig fand, glimpflich mit mir umzugehen, genug, etwas nicht ganz unterdrückte Haſtigkeit in ſeinem ganzen Weſen ausgenommen, war er ſehr gnädig, ja faſt zuvorkommend gegen mich. Er fieng damit an, daß um ein, wenn auch ungegründetes, doch ſeinem Vetter nachtheiliges Gerücht nach und nach in Vergeſſenheit zu bringen, ich ihm einen meiner Freunde zu meiner bisherigen Stelle vorſchlagen, und, da er ſelbſt, ohne Aufſehen zu machen, mich nicht wohl verſorgen könne, dermalen auch keine Gelegenheit dazu ſey, mich beim *** Departement um eine Stelle bewerben möchte, welche mir durch ſein Vorwort gewiß nicht entgehen ſolle. Und kaum ſah er mich durch dieſe Ausſicht erheitert und zu allem willig gemacht, als er mich ferner bemerken ließ, daß ich, zwar ein ſehr geſchickter junger Mann, aber — doch nur ein Bürgerſicher ſey, und mich bei meiner Kenntniß der Verhältniſſe und übrigen guten Denkungsart von ſelbſt bewogen fühlen werde, dem Gerücht, als habe ich mich an einem Cavalier thätlich vergriffen, wodurch beregter Cavalier wenigſtens in ſeinem bald bevorſtehenden Avancement zum Kammerherrn zurückgeſetzt werden könnte, durch eine ſchriftliche Erklärung zu widerſprechen.

Ich erbat mir in tiefſter Ehrerbietung Feder und Tinte, bezeugte ſofort durch meines Namens Unterſchrift, daß ich des Herrn Raths, auch Kammerjunkers von N. N. Hochwohlgebl. Gnaden keineswegs die Treppe heruntergeworfen, ſondern dieſer nur einen unglücklichen Fehltritt gethan habe, empfahl mich zu Gnaden, überlieferte am andern Morgen dem ſehr höflichen Rathe die noch in Händen habenden Pappiere, ließ von Stund an mein bis jetzt frei fliegendes Haar in eine mo-

BIBL. UNIVERS. LIPS.

diſche Friſur umgeſtalten und vermehrte von nun an die zahlreiche Heerde der Supplicanten beim * * * Collegio.

Zwölftes Kapitel.

Die Beſchützerinn.

Ich habe, um den Gang der Geſchichte nicht zu unterbrechen, bis jetzt unbemerkt gelaſſen, daß ich kurze Zeit vor dieſer Begebenheit von meinem Bruno Nachricht erhalten hatte. Er ſchrieb mir, daß er nach mancherlei Schickſalen jetzt ſeit einem Vierteljahr in der Kriegs-Canzlei des Erzherzogs C. angeſtellt ſey, ſchickte mir eine ſehr anſehnliche Anweiſung, und verlangte nunmehr mit der freundſchaftlichſten Wärme auch von mir Nachricht, wie es mir und den Meinigen ſeit unſrer Trennung in W. ergangen ſey?

Da ich ihm alles ausführlich berichtet und zuletzt der mir jetzt eröffneten Ausſichten beim * * * Collegio gedacht hatte, erhielt ich in möglichſter Eil Antwort von ihm und einen beigeſchloßnen Brief ohne Ueberſchrift.

„Da es nun einmal Dein Wille iſt,“ — ſchrieb er unter andern — „Dich ins Joch ſpannen zu laſſen, und ich Dir dieſes, wenigſtens für jetzt, noch nicht zu widerrathen im Stande bin, ſo ſende ich Dir einen Empfehlungsbrief, welcher Dir ohne Zweifel ſehr nützlich ſeyn wird. Er iſt an die einzige Tochter des * * * Präſidenten, Gräfinn Adelaide, gerichtet; ich weiß nicht, iſt ſie noch ledig, oder ſchon vermählt; und da mir bekannt iſt, wie viel ſie zu Zeiten über ihren Vater vermag, ſo halte ich Dich, wenn Du nur Gelegenheit findeſt, den Brief ihr ſelbſt zu über geben, für ſo gut, als ſchon vortheilhaft angeſtellt."

„Gewiß wirſt auch Du an ihrer Bereitwilligkeit, ſich für Dich zu verwenden, nicht im mindeſten zweifeln, wenn Du hörſt, in welchen Augenblicken unſere Bekanntſchaft entſtanden iſt; mir ſelbſt werden jene Minuten ewig, ewig unvergeßlich bleiben. Ihr zärtlich geliebter jüngſter Bruder, ein ſehr hoffnungsvoller Jüngling, und der einzige von ihren Geſchwiſtern, mit welchem ihre Denkungsart übereinſtimmen konnte, ſtarb zu G. nach einem unglücklichen Duell in meinen Armen, und ich, als ſein vertrauteſter Freund und Secundant, mußte nach ſeinem Wunſche Adelaiden die Nachricht ſeines Todes und eine Locke von ſeinen Haaren überbringen. Du kannſt leicht denken, wie ſchwierig dieſer Auftrag war, aber auch zugleich einſehen, daß bei dieſer Zuſammenkunft unſre Herzen ganz von einander entfernt bleiben oder ſich ſehr nahe kommen mußten. Es geſchah das Letztere; unſer Freundſchaftsbündniß wird in die Ewigkeit hinausdauern. u. ſ. w."

Glaubte ich vorher ſchon, durch Vermittlung des Miniſter — meine Leſer kennen ihn nun einmal bloß unter dieſem Namen; ich habe an der Läſterung keinen Theil — alſo, des Miniſter Pontaks, einer baldigen Anſtellung gewiß zu ſeyn, ſo ſchien mir nunmehr die Nichterfüllung meiner Wünſche geradezu eine Unmöglichkeit. Ich brachte bald in Erfahrung, daß Gräfinn Adelaide noch unverheirathet ſey, und beſchloß, bei der erſten Gelegenheit, wo ich mich dem Präſidenten wieder vorſtellen wollte, zugleich, wo möglich, den Brief nebſt einem ſchön eingebundnen Exemplare meiner Werke an ſeine edle Tochter zu behändigen.

Mit ziemlich ſchwerer Taſche erwartete ich eines Morgens allein im Vorzimmer den glücklichen Augenblick, wo Se. Excellenz ſich friſiren laſſen würde, als bei welcher Gelegenheit Hochdieſelbe zugleich den Supplicanten Audienz zu ertheilen geruhte, da ſchwebte ein ſchöngewachſenes, reizend gekleidetes Mädchen, das zugleich die Majeſtät einer Juno und die Huld einer Cythere in ſich vereinigte, aus ſeinen Zimmern auf mich zu.

Der Anblick dieſes liebenswürdigen Weſens, das an einem Orte, wo man wenig freundliche Augen gewahr ward, mit den allerfreundlichſten auf mich Demüthigen blickte und mit ſanfter Huld mich fragte, ob ich ſchon gemeldet ſey? zerſtreute auf einmal die bängliche Schüchternheit, die mich gewöhnlich in den Vorzimmern der Großen überfällt, und da ich in dieſem Augenblick durch ein glückliches Ohngefähr auf der ſchönen, gehobnen Bruſt das beſternte, doch etwas ins Schöne gemahlte

Portrait des Präſidenten gewahr ward, ſo erkannte ich ſogleich in der ſchönen Unbekannten die Freundinn meines Freunds und meine künftige Gönnerinn. Ich kann ſelbſt nicht ſagen, wie mir bei dieſer Entdeckung zu Muthe ward; ſelbſt das widrige Geſicht ihres Vaters kam mir an dieſer Stelle ein wenig liebenswürdig vor; hätte ich irgend etwas Zuſammenhängendes denken können, gewiß wäre mir der irgendwo geleſene Einfall ins Gedächtniß gekommen: ach! an dieſem Orte würde ein Jude das Crucifix küſſen!

Mit einer ſo wohl geſetzten Anrede, als ich ſie, der ſchönen Gräfinn gegenüber, nur hervorzubringen im Stande war — und ſelbſt als Hirtenmädchen hätte ſie mich gewiß in Verlegenheit geſetzt! — überreichte ich ihr den für mich ſo wichtigen Brief nebſt den glänzenden, goldgeränderten Saffianbänden. Sie nahm beides mit einiger Befremdung an, beſah die Titel, eröffnete dann ſchnell den Brief und durchlas ihn flüchtig.

„Ich weiß es dieſem Briefe unendlichen Dank" — fieng ſie dann mit ſchalkhaftem Lächeln an, indem ſie mit leichter Tändelei Brief und Bücher in das Strickkörbchen packte — „daß er mich mit einem Schriftſteller bekannt macht, deſſen perſönliche Bekanntſchaft ich ſchon längſt gewünſcht habe. Ich werde mich bemühen, das mir geſchenkte ehrenvolle Zutrauen zu verdienen."

Es ſchien mir, als müßte Brenno wohl ſchon ehedem meiner ſchriftſtelleriſchen Verſuche gegen die Gräfinn mit Lobe gedacht haben, und ich würde die gröſte Unwahrheit ſagen, wenn ich behauptete, daß ich ihm dießmal den frühern Verrath meines Incognito nicht von Herzen verziehen habe. Vielmehr verſetzte mich der von ſo blühenden Lippen mir ertheilte Lobſpruch in eine Art von Begeiſterung, ſo daß ich es wagte, wozu ich unter andern Umſtänden gewiß viel zu furchtſam geweſen wäre, der Freundinn meiner Muſe meine Dankbarkeit und Verehrung durch einen Handkuß an den Tag zu legen.

Sie blickte mich wohlwollend an und ließ einige Secunden ihre weiche Hand in der meinigen. „Rechnen Sie auf die Verwendung der Freundſchaft“ — ſagte ſie dann — „und kommen Sie nicht eher wieder, bis ich Ihnen einen Wink gebe. Heute iſt ſehr trübes Wetter, und ich wünſchte Ihnen den helleſten Sonnenſchein.“

Faſt kam es mir vor, als fühlt' ich bei dieſen Worten meine Hand ein wenig gedrückt. Ich ſah der fliehenden holden Erſcheinung mit dankbarem Entzücken einige Augenblicke durch die Galerie nach, und eilte dann mit leichtem, hochklopfenden Herzen die breiten Marmortreppen herab.

Dreizehntes Kapitel.

„Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu ſeyn —!“

ſo rief ich, als ich mich im Freien befand und, von der Hoffnung auf Roſenfittigen emporgetragen, mit ſiegenden Schritten durch die Gänge eines nahgelegnen heitern Parks eilte — „O, Heil mir, daß auch ich in den Jubel der Glücklichen mich miſchen kann! Was dank' ich nicht ſchon der Freundſchaft meines Brenno, und was werd' ich noch künftig ihr zu danken haben. Er iſt mein Freund — Adelaide iſt ſeine Freundinn — und kaum erfährt das edle Mädchen, daß um unſre Herzen ein gleiches heiliges Band ſich windet, ſo wird auch ſie meine Freundinn, ſo bietet ſie mir mit holdem Entgegenkommen die Hand, ſo ſagt mir ihr Blick, ihr Händedruck, daß auch ſie, die Unvergleichliche, die Erhabene, der mächtigen Zauberinn Sympathie huldige!“

Die ganze Welt war mir in dieſem Augenblicke entrückt; die hohe Macht der Freundſchaft und Schillers Hymne an die Freude, mit deren Worten ich meine triumphirende Rede begonnen hatte, drehten ſich in meinem Kopfe in jubelndem Tanze.

Haſtig zog ich mein Taſchenbuch hervor, ſetzte mich in den Schatten einer duftenden Laube und ſtand nicht eher wieder auf, bis ich meinen Lobgeſang auf die Freundſchaft in gleichem Versmaaße beendigt hatte.

Vierzehntes Kapitel.

Lobgeſang.

Einer.

Freundſchaft! Kind des Himmels! ſchwinge
Ueber uns den Feenſtab.
Mild, wie Frühlingsathem, dringe
Deiner Gottheit Strahl herab.
Unſers Opfers Duft erreiche
Deines Tempels Blumenthor,
Auf des Liedes Flügel ſteige
Unſer Geiſt zu dir empor!

Alle.

Auf des Liedes Flügel wallen
Unſre Herzen dir empor.
Sey gegrüßt in unſerm Chor!
Sey gegrüßt in unſern Hallen!

Einer

Durch der Kindheit Roſenjahre
Leitet Freundſchaft unſern Lauf,
Flicht den Kranz für unſre Haare,
Richtet den Gefallnen auf,
Locket uns zum muntern Spiele
In der ältern Knaben Schwarm,
Hilft im Wettlauf uns zum Ziele,
Hält den Schlummernden in Arm.

Alle.

Die des Kindes Locken kränzet,
Sey gegrüßt in unſerm Kreis!
Dir ertönet unſer Preis,
Wenn der goldne Becher glänzet.

Einer.

Unſern Jünglingsphantaſeien
Leiht die Freundſchaft Sonnenglanz,
Flieget mit uns durch die Reihen,
Durch der Mädchen Blumenkranz.
An der Freundſchaft Buſen weinet,
Den die ganze Welt verläßt.
Selbſt den Göttern trotzt vereinet
Pylades und ſein Oreſt.

Alle.

Freundſchaft, die im leichten Tanze
Durch der Freude Reigen ſchwebt,
Vor des Schickſals Haß nicht bebt,
Sey gegrüßt im Opferkranze!

Einer.

Mag die Wetterwolke blitzen,
Freundſchaft geht mit uns die Bahn;
Durch der Schwerdter dichtſte Spitzen
Wallet ihr Panier voran.

Freundſchaft theilt im Wüſten-Sande
Noch den letzten Labetrank
Und das Bret, wenn fern vom Strande
Maſt und Kiel in Sturm verſank.

Alle.

Trotzet muthig den Gefahren!
Freundſchaft geht mit uns die Bahn;
Ihre Fahne wallt voran
Durch des Todes wilde Schaaren!

Einer.

Mag des Scheitels Locke bleichen,
Freundſchaft reichet uns den Stab.
Mag des Lebens Traum entweichen,
Freundſchaft leitet übers Grab,
Trinkt nicht aus der ſchwarzen Schale
Ewiger Vergeſſenheit,
Die im dunkeln Todesthale
Uns ein ſtiller Schutzgeiſt beut.

Alle.

Treue Freundſchaft trotzt dem Tode;
Lieblich ſchimmert ihr Gebild
In Elyſiums Gefild,
Dort im ſchönern Morgenrothe!

Funfzehntes Kapitel.

Der Eierkuchen.

Es konnte mir nicht entgehen, da ich das Geſchriebene flüchtig überlas, daß meine Kraft weit hinter meinem Willen zurückgeblieben war, und daß in meinem Liede nur ſchwach der Ton widerklang, welchen die Hymne an die Freude in meiner Seele angegeben hatte. Doch tröſtete ich mich mit dem Gedanken, daß der Gegenſtand meines

Gedichts eine gemäßigtere, weniger feurige Behandlung verlange, ſchlug wohlgemuthet die Brieftaſche zu und eilte nach Hauſe.

Ohne gewahr zu werden, daß unſer Tiſchchen ſchon gedeckt war, und daß Wilhelmine mir dießmal mit etwas krauſer Stirn entgegenkam, weil wegen meines langen Ausbleibens ihr Eierkuchen halb verbrannt war, beantwortete ich ihre Frage: warum ich die Tiſchzeit verſäumt habe? und wie meine Aufwartung abgelaufen ſey? bloß damit, daß ich ſtillſchweigend ihr Pianoforte öffnete, Hurka's Melodie zur Freuden-Hymne unter den Noten hervorſuchte und Wilhelminen mein Lied überreichte.

Nunmehr gieng Wilhelminen doch faſt die Geduld aus. Ach! die zärtliche Seele hatte ſo lange auf Nachricht von dem Erfolg meines Beſuches gewartet, und ich hatte während ihrer quälenden Unruhe im Garten geſeſſen und Verſe gemacht! — Sie konnte aus dieſem Grunde, welchen ſie jedoch gänzlich verſchwieg, ſich nicht entwalten, etwas erboſt von der Schande zu ſprechen, welche ihr bevorſtünde, wenn jemand Fremdes hereinkäm' und den verdorbenen Eierkuchen mit anſäh, und ich mußte wohl oder übel, um ſie baldigſt zu verſöhnen, ohne Sing und Sang ſogleich mein Ehrenplätzchen einnehmen und ſelbſt die verbrannte Eierkuchenſeite äußerſt delicat finden.

Meine Schweſter trieb hierauf — ſollte man es glauben, daß himmliſche Seelen ſo zürnen können? — ihre Bosheit ſogar ſo weit, mir wegen des ihrer Kochkunſt ertheilten Lobes eine Portion nach der andern vorzulegen, und nur, als ſie bemerkte, wie geſchäftig meine Zähne ihrer weiblichen Ehre ſich annahmen, mußte ſie endlich lachen, nahm mir den Teller mit dem Poenitenz-

Eierkuchen mitleidig weg, gab mir einen Kuß zum Zeichen des wieder hergeſtellten Hausfriedens, und verlangte nun vollſtändigen Bericht von dem Ausgange meiner Aufwartung und der Wirkung des Empfehlungsſchreibens.

Ich brach, wie ſich denken läßt, in das feurigſte Lob der reizenden Gräfinn aus. Wilhelmine meinte, den Händedruck möchte ich mir doch wohl nur eingebildet haben, und gab mir zuletzt, mit einer Art ſpöttiſcher Eiferſüchtelei, geradezu Schuld, ich habe an dem Orte, wo ich ein Amt geſucht, wenigſtens für einige Wochen mein armes, zärtliches Herzchen verloren.

Sechzehntes Kapitel.

Die ſchöne Brittinn.

Ich weiß nicht, wie ich es anfangen ſoll, bei meinen Leſern den Verdacht von mir abzulehnen, es gehe mir wie manchen Muſikern, die, wenn ſie einmal anfangen zu ſpielen, nie wieder aufhören können. Denn kaum habe ich ihnen im vorletzten Kapitel etwas Gereimtes von mir mitgetheilt, ſo ſcheint es mir unumgänglich nöthig, abermals ein Liedchen für ſie abzuſchreiben. Doch was ſeyn muß, muß ſeyn, und wer von meinen Leſern Luſt hat, weiter zu leſen, der wird mir zugeben, daß ich ihn des Zuſammenhanges wegen mit dieſer Einſchaltung nicht verſchonen konnte. Alſo getroſt zum nöthigen Vorbericht!

Unter den jungen Fremdlingen, welche ich von Zeit zu Zeit in der deutſchen Sprache unterrichtete, befand ſich auch eine Engländerinn, die ihrer körperlichen und geiſtigen Vorzüge wegen in der Reſidenz alle Augen auf ſich zog. Sie war in vergangenem Winter ſchon mehrmalen auf der Redoute in einem alles verdunkelnden Glanze erſchienen, und hatte bei der letzten, da ſie eben im Begriff ſtand abzureiſen, den Einfall, dießmal zur Abwechslung und um vielleicht bloß durch den Glanz ihrer Reize verrathen zu werden, ſich als Gärtnermädchen zu verkleiden. Zu dieſer Verkleidung bat ſie mich, als ich am Morgen dieſes Tages zu ihr kam, um ein kleines Abſchiedsgedicht, und gab mir zugleich einige Ideen an, womit ſie ihre Bekannten, vorzüglich ein junges fürſtliches Paar, einen ihrer Anbeter, der als Bachusdiener bekannt war, und einen damals eben anweſenden berühmten Dichter freundlich necken wollte.

Ich hatte ſchon in mehrern vornehmen Häuſern zuweilen Gelegenheitsgedichte oder kleine dramatiſche Gelegenheitsſtücke gemacht, und konnte daher um ſo weniger den ſchönen Augen meiner Miß ihren Wunſch verſagen. Ich erbat mir daher Pappier und Feder, und ſchrieb einige Zeilen auf, die von ihr ſogleich in die Druckerei geſchickt wurden. Da nun alles, was die ſchöne Brittinn that, durch unübertreffliche Grazie ſich auszeichnete, und beſonders der Dichter, auf welchen es mit abgeſehen war, die Aufmerkſamkeit aller Anweſenden feſſelte, ſo erregte mein unbedeutendes Liedchen ein ganz unverdientes Aufſehen, und verſchaffte mir ſogar in der Hauptſtadt eine Art von Celebrität, die ich mir durch größere Anſtrengungen nicht zu verſchaffen im Stande geweſen war. Hier iſt es.

Siebzehntes Kapitel.

Das Gärtnermädchen auf der Redoute.

Wär' mir armen Gärtnermädchen
Flora's ſanfte Macht verlieh'n,
Sollten ſtets die ſchönſten Blumen
Euern Lebenspfad umblüh'n.

Leichte Zephyrs ſollten Roſen
Auf den Weg der Liebe ſtreun,
Und Jaſmin-umrankte Lauben
Stiller Küſſe Zeugen ſeyn.

Um die Stirn des Zechers grünte
Epheu ſtets auf mein Geheiß;
Für die Prieſter holder Muſen
Ein belohnend Lorbeerreis.

Der Erinnrung Veilchen ſollten
Stets für Euch, Ihr Theuern, blühn;
Sie in einen Kranz zu winden
Mit der Freundſchaft Immergrün!

Achtzehntes Kapitel.

Jairi Töchterlein.

Drei Tage ſchon hatte ich mit meiner Wilhelmine vergeblich auf den von der liebenswürdigen Gräfinn Adelaide verſprochenen Wink geharrt, und in der Nacht des vierten ſollte eben wegen der Anweſenheit eines fremden Prinzen, der unſerm Lande eine der ſchönſten Fürſtentöchter entführen wollte, ein freier Maſkenball gegeben werden.

Ich ſaß allein an meinem Arbeitstiſche,

weil meine wirthliche Wilhelmine auf den Gemüßmarkt gegangen war, und ließ mich ſehr ungern durch das Klingeln an der äußern Thür in meinen Gedanken unterbrechen. Da ich öffnete, blickte mich ein ungefähr zwölfjähriges Mädchen mit freundlichen, glänzenden Augen an, das, weil ihm — niemand wußte, ob durch Zufall oder durch menſchliche Grauſamkeit? — die Spitze der Zunge fehlte, und weil es, der Sage nach, ſchon einmal im Sarge gelegen hatte und wieder lebendig worden war, in der Stadt theils unter dem Namen des ſtummen Kindes, theils auch als Jairi Töchterlein, allgemein bekannt war. Ich hatte die Kleine mehrmals mit einem Tambourin in Geſellſchaft eines finſtern jungen Mannes geſehen, der größtentheils mit einem Leierkaſten, manchmal aber auch bei ſtillen Nächten mit einer Harfe die Straßen der Reſidenz durchzog, und durch das frappanteſte, bleichſte und ſchwarzgelbſte Italiänergeſicht meine ganze Aufmerkſamkeit feſſelte. Gewöhnlich war das romantiſche Paar ſehr ärmlich gekleidet und brachte in mir eine ſonderbare Rührung und Wehmuth hervor; aber dießmal trug das Mädchen ein ſehr reinliches veilchenfarbnes Habitchen; ihre ſonſt blaſſen Wangen ſchienen von der Freude gefärbt; in dem Aufſchlagen ihrer großen, pechſchwarzen Augen lag etwas Geheimnißvolles, in ihrem ganzen Geſicht, deſſen blendende Zartheit mir dießmal nicht wenig auffiel, unendlich viel Ausdruckvolles und Anziehendes, und, wie ſie ſo vor mir ſtand in ſtiller Demuth, die Hand auf die junge Bruſt gelegt, glaubt' ich unwillkührlich, Goethe's Mignon vor mir zu ſehen.

Das ſtumme Kind maß mich eine Sekunde lang mit den Augen, griff dann haſtig nach meiner Hand, und hieng noch höher erröthend ein niedlich gearbeitetes, mit einem weißen

Tuche verdecktes Körbchen an meinen Arm. Ich ſuchte ſie zu bedeuten, daß ſie ohne Zweifel das rechte Haus verfehlt habe oder in der Perſon irre; allein ſie gab durch Mienen zu verſtehen, daß ſie ihrer Sache mehr als zu gewiß ſey, ſuchte mich jedoch durch einen flehenden Blick und durch Zuhalten der Serviette davon abzuhalten, die geheimnißreiche Decke zu lüften. Auf mein Befragen, ob es ihr jetzt beſſer gehe, als ehemals, wie ihre anſtändigere Kleidung zu zeigen ſcheine? ſah ſie erſt traurig zur Erde, hob dann die ſchmachtenden Augen mit einem Feuerblicke zum Himmel, drückte mit unſäglicher Innigkeit ihre Hand ans Herz und gab mir durch das ſprechendſte Mienenſpiel zu erkennen, daß ihr Kleid ein Geſchenk von der nämlichen Perſon ſey, welche mir das Körbchen überſchicke, und daß dieſe Perſon ſo gut — ſo unendlich gut ſey! Zu allen meinen Fragen, um von dieſer Perſon etwas näheres zu erfahren, ſchüttelte ſie mit zärtlichem Lächeln den Kopf, legte ein Stück Geld, das ich ihr aufdringen wollte, auf die Thürſchwelle, und flog dann wie ein Vogel die Treppe hinab.

Neunzehntes Kapitel.

Das räthſelhafte Körbchen.

Als ich, durch das geheimnißvolle Benehmen des Stummen nicht wenig neugierig gemacht, in meinem Zimmer das Körbchen öffnete, fand ich es bis an den Rand mit den ausgewählteſten und koſtbarſten Blumen gefüllt. Ich glaubte nun gewiß zu ſeyn, daß, wenn das Mädchen ihre Beſtellung wirklich nach dem

Willen des Ueberſenders ausgerichtet habe, dieß duftende Geſchenk ohne Zweifel nicht für mich, ſondern für meine Schweſter beſtimmt ſey und von irgend einem ihrer Verehrer herrühre, deren ſich nach gerade mehrere an mich drängten. Feſt überzeugt alſo, daß der Blumenkorb eine Art von Selam oder ſonſt eine zärtliche Hieroglyphe enthalte, und unruhig gemacht durch den Gedanken, daß Minona wahrſcheinlich eine Herzensangelegenheit vor mir verſchweige, deckte ich das Tuch ſorgfältig wieder zu und ſetzte das Körbchen auf ihren Nähtiſch. Ich hielt es für unerlaubt, von dem Zufall Gebrauch zu machen und Wilhelminen ihr Geheimniß zu entreißen; ſie ſelbſt ſollte mir freiwillig alles entdecken.

Nach Verlauf einer Viertelſtunde, wo ich denn doch vor Nachgrübeln und aufkeimendem Unwillen in meiner Arbeit nicht fortfahren konnte, kehrte Minona zurück, leicht und unbefangen, wie immer. Eben ſo unbefangen mich ſtellend beſchäftigte ich mich mit meinen Pappieren, ſchielte aber immer verſtohlen nach ihr hin, um zu bemerken, ob ſie über das Körbchen keine Befremdung zeige.

Sie faßte es bald in die Augen und fragte neugierig: Was iſt das?

Nunmehr ſchickte ich mich allgemach zur peinlichen Frage an. „Das mußt du beſſer wiſſen, als ich, liebe Minona!“ — antwortete ich mit Gelaſſenheit und richterlichem Ernſte — „Jairi Töchterlein hat es für dich abgegeben.“

„Jairi Töchterlein? und für mich?“ — erwiederte ſie verwundernd, und riß ſchnell das Tuch ab; aber bei dem Anblick der Blumen ſchien ſie doch zu erröthen, und ſogleich war bei mir das: Schuldig eines geheimen Liebeshandels! über ſie ausgeſprochen.

„Es muß ein Irrthum ſeyn!“ — fuhr ſie

und, wie es mir, da ich ihr ſtarr ins Geſicht ſah, dünkte, etwas erſchrocken fort — „oder ich kann mir die Sache nicht erklären“ — Sie ſchien immer ängſtlicher zu werden. — „Was ſiehſt du mich denn ſo ſtarr an?“ — ſetzte ſie noch hinzu.

Das Mitleid mit ihrer bänglichen Lage ſieng ſich an in meinem brüderlichen Herzen zu regen. „Ich vergebe dir, Minona!“ — ſagte ich aufſtehend, umſchlang ſie mit der Rechten, und legte die Linke auf ihre geſenkte Stirn — „aber ſchmerzen muß es mich doch, daß du ein Geheimniß vor mir haben kannſt. Gewiß, liebe Schweſter, das — das kannſt du mir nicht verübeln!“

Sie war auf einmal wieder heiter und ruhig. „Haſt du mich doch mit deinem ſonderbaren Weſen ordentlich erſchreckt, Herzensbruder!“ — ſagte ſie lächelnd — „Wenn du weiter nichts haſt, da kannſt du dich bald überzeugen.“

Sie ſtürzte mit einem mal das ganze Körbchen um, und ein ganzer Frühling ſchien ſich auf dem Tiſche zu verbreiten. Unter den ſchönſten Orangenblüten und Lorbeerzweigen, unter gefüllten Veilchen und bedeutungsvollen Vergißmeinnicht, unter duftenden Levkojen, Nelken und ausländiſchen Blüten lag — nebſt einem Billet zur heutigen Frei-Redoute, ein aus Mirten und Roſen geflochtener Kranz. Eine Schleife von grün- und ſilber-geſtreiftem Bande hielt ihn zuſammen, und auf gleichfalls mit Roſen gerändertem ſüßduftenden Seidenpapier ſtand die, offenbar von weiblicher Hand geſchriebene Deviſe:

„Für den Prieſter holder Muſen!“

Zwanzigſtes Kapitel.

Wer iſt ſie?

Nun blieb uns freilich kein Zweifel mehr übrig, daß das Blumenopfer mir Unwürdigen ſelbſt dargebracht ſeyn ſolle, und mein ſchäkerhaftes, muthwilliges Schweſterchen hatte nicht übel Luſt, Repreſſalien zu gebrauchen und mich, wenn auch nicht zu verhören, doch nach Möglichkeit aufzuziehen und zu martern. Da ſie aber nach meinem ganzen Benehmen an meiner völligen Unwiſſenheit und Unſchuld bei der Sache gar nicht zweifeln konnte; ſo zerbrachen wir uns nunmehr mit vereinten Kräften die Köpfe über die Urheberinn des Geſchenkes.

Wäre die Brittinn nicht längſt abgereiſet geweſen, ſo wäre unſre Vermuthung zuerſt auf dieſe gefallen, ob ſie gleich mein kleines Gedicht ſchon durch einen ſehr ſchönen, mit der für mich erfreulichſten Zartheit nicht mir, ſondern meiner Schweſter, verehrten Ringe großmüthig belohnt hatte. Aber auf wen in aller Welt ſollten wir bei meiner wenigen Bekanntſchaft unter dem ſchönen Geſchlecht nun wohl denken? Meinem eitlen Herzen — ich erröthe noch jetzt, wenn ich mich dieſer Schwachheit erinnre — fiel wohl mitunter die Gräſinn Adelaide ein; aber um keinen Preis in der Welt wär' ich gegen die gottloſe Spötterinn Minona mit dieſer Vermuthung hervorgetreten, hätte ſie nicht ſelbſt nach langem Hin- und Herrathen dieſen Namen genannt.

„Das iſt unglaublich! das iſt unmöglich! Denke doch Mirten und Roſen!“ — ſagte ich zwar, aber ich fühlte eine Glut mein ganzes Geſicht überziehen, und konnte die Augen nicht vom Boden erheben.

„Unglaublich? unmöglich?“ — verſetzte der Schalk, und zog mich mit ſich vor den Spiegel — „Wie du nun wieder biſt! Du kannſt dich ja wohl immer auch bei einer Gräfinn noch ſehen laſſen! Erkennt uns nicht alle Welt auf den erſten Anblick für Bruder und Schweſter?“

Selten hören Männer, wenigſtens ins Geſicht, ſich gern wegen des Aeußerlichen loben; weit lieblicher tönt unſerer Eigenliebe eine Erhebung unſrer Talente, unſers Geiſtes. Auch mir ſchien Minona jetzt nicht die rechte Saite zu berühren; aber mit ſchuldiger Beſcheidenheit unterdrückte ich, was ich dachte.

„Du haſt Recht, Schweſter!“ — erwiederte ich — „möglich dünkt es mir allenfalls doch, wenn gleich aus ganz andern Gründen.

Die Stumme ſchien von der unbekannten Kranzwinderinn ordentlich wehmütig begeiſtert; ſie gab mir zu verſtehen, daß jene ihr Wohlthaten erzeigt habe. Ach — und dieß alles ſieht der ſchönen Gräfinn, ſieht der edlen Freundinn meines Brenno ſo ähnlich!"

„Hm! das ließe ſich endlich wohl hören" — hub Minona, doch, vielleicht aus bloßer, blanker Bosheit, ein wenig herabgeſtimmt wieder an — „doch am Ende kann ichs doch nicht recht zuſammen reimen. Ueberlege doch nur — aus ſo vornehmen und ſchönen Händen — die — ein Kranz von Mirten und Roſen?"

Hatte ich vorher meiner Schweſter nur zum Scheine widerſprochen, ſo fühlte ich mich jetzt dadurch, daß ſie mir Recht gab, faſt beleidigt. „Nun, was iſt es auch mehr?" — ſagte ich — „Ein Kranz von Roſen und Mirten — was iſt das anders, als ein freundlicher Wunſch, daß ich durch Liebe glücklich werden ſoll? — — Und bin ich nicht glücklich durch die Liebe?" — ich ſetzte das warlich minder um ſie zu beſtechen, als aus wahrem innern Gefühle, und weil Minona durch den Gedanken, daß ich einmal heirathen würde, immer traurig gemacht wurde, hinzu — „Könnte mir eine Geliebte wohl mehr ſeyn, als meine liebe, ſchweſterliche Freundinn? — Sieh, das hängt in meinen Augen alles recht gut zuſammen. Brenno hat mich gegen Adelaiden gelobt; ſie hat etwas von meinen Schriften geleſen; es hat ihr nicht mißfallen; ſie hat ſich für mich verwendet; ſie will mich auf der Redoute ſprechen, um mir guten Rath zu ertheilen — —"

Es fieng mich nachgerade ordentlich an zu verdrießen, daß Minona nicht wieder einfiel, ſondern nur immer mit ſanftem Lächeln den Kopf ſchüttelte; wär' ich nicht zu erhitzt und gegen ſie gerecht geweſen, ich hätte es ſehen müſſen, daß die Rührung über das, was ich von unſerer geſchwiſterlichen Eintracht geſagt hatte, ſie am Reden hinderte.

„Nun wahrhaftig, ich ſehe doch eine Unmöglichkeit hier nicht ein" — fieng ich deſſen ungeachtet, um ſie von ihrem mir recht hartnäckig und boshaft ſcheinenden Stillſchweigen abzubringen, mit verſtärkter Stimme wieder an — „Du urtheileſt wie ein Mädchen, und — wie du es verſteheſt! Den mächtigen Abſtand zwiſchen einer Gräfinn und einem Dichter, der in jedem Augenblicke Gräfinnen und Königinnen, ja wohl Feen und Göttinnen ſchaffen kann, ſehe ich am Ende nicht ein!"

„Schaffen — auf dem Pappier!" —

unterbrach mich Minona mit noch leiſer Stimme.

Mein Eifer wurde durch ihre Einſylbigkeit immer mehr und mehr angefacht. „Dichter und Grafen“ — ſetzte ich hinzu — „beide werden gebohren; ein Grafen-Diplom läßt ſich noch allenfalls erkaufen, und der Graf iſt dann fertig; aber zwanzig Pfalzgrafen, ja der Kaiſer ſelbſt, kann dich zum gekrönten Poeten ernennen, kein Menſch erkennt dich deshalb für einen Dichter! Was mich anlangt“ — ich holte tief Athem und meine Stimme ſank um einige Töne herab — „noch bin ich unberühmt, aber“ — mein Ton erhob ſich wieder um ein merkliches — „du und keiner der Staubgebohrnen kann mir beweiſen, daß ich ſtets ſo bleiben werde. Und was ſagſt du dazu, wenn ich dir erzähle, daß Ovid mit der ſchönen Julia, der Tochter des Kaiſer Auguſts, in ſehr vertrauten Verhältniſſen gelebt haben ſoll? Haſt du nie gehört, daß Taſſo die Prinzeſſinn Eleonore von Eſte, Schweſter des Herzogs von Ferrara, wahrſcheinlich nicht ohne Erwiederung, anbetete? Weißt du nicht, daß der jetzt faſt vergeßne Marinus von der Maria von Medicis für ſeinen Adonis mit hunderttauſend Gulden, daß Peter Ronſard für ein einziges Gedicht von wenig Zeilen von der Engliſchen Eliſabeth mit einem ſeltnen Diamant und von der Schottiſchen Maria mit einer goldnen Gnadenkette beſchenkt wurde? Erinnerſt du dich nicht, daß bei Heinrich Frauenlobs *) Begräbniſſe alle ſchöne

---

*) Wäre dieß Geſpräch in ſpätern Zeiten geführt worden, ſo hätte der in Hitze gerathne Freund Kuno wohl auch des Antheils erwähnt, den das ſchöne Geſchlecht an Engels und Klopſtocks Leichenbegängniſſe nahm.

A. v. H.

Mainzerinnen in tiefer Trauer der Leiche folgten und das Grab mit Blumen bekränzten? Und haſt du nicht geleſen, daß die berühmte Clairon auf Rouſſeau's Hügel zu Ermonville ihre ſchönen langen ſchwarzbraunen Locken, die ganz Paris von jeher in Entzücken verſetzt hatten, zum Todtenopfer darbrachte? Andere, faſt unzählige Beiſpiele will ich der Kürze wegen jetzt gar nicht erwähnen; du ſiehſt aus dieſen wenigen ſchon, wie große Stücken von jeher die größten Fürſtinnen, die berühmteſten und geiſtvollſten Schönheiten, ja alle gefühlvolle Frauen, die ja ſtets über alles Schöne und Feine die von der Natur ſelbſt beglaubigten, mithin unverwerflichſten, Richterinnen waren, auf die Dichter gehalten haben — und doch kannſt du es nicht zuſammen reimen, wenn eine Gräfinn mir ein Symbol guter Wünſche, mir einen Mirtenkranz ſchickt, der mir zwar, aus ihrer Hand empfangen, eben ſo unſchätzbar iſt, als dem Profeſſor Z. ſein poetiſcher Lorbeer *), den ſie aber doch jeden Augenblick bei ihrem Gärtner beſtellen kann?“

Ich ſetzte mich, da ich dieſe Standrede glücklich beendigt hatte, nicht ohne Zufriedenheit mit mir ſelbſt, doch ein wenig erſchöpft, nieder. Meine Schweſter, wenn auch durch meine Worte nicht überzeugt, doch von meiner Beredſamkeit und Beleſenheit mit ſtiller Ehrfurcht erfüllt, fand für gut, die Seegel zu ſtreichen. „Nun, ich habe das ja gar nicht

*) Dem Profeſſor Z. zu X. wurde von einer auswärtigen Akademie der poetiſche Lorbeerkranz in einer Schachtel zugeſchickt. Der Viſitator, der ſie öffnete, verlangte vom Profeſſor, daß er den Werth angebe und den Kranz veracciſe. Der Profeſſor weigerte ſich und verſicherte, der Kranz ſey ganz unſchätzbar. Aber damit wollte ſich der Viſitator nicht abweiſen laſſen, ſondern beſtand darauf, der Kranz ſolle von einem verpflichteten Taxator gewürdert werden.

A. d. H.

ſo verſtanden, wie du es mir auslegeſt!" — meinte ſie — „Du weißt ja längſt, daß auch ich die Dichter nach Würden liebe und ehre, ja, daß ich mich, als deine Schweſter, ſelbſt zuweilen als ein poetiſches Zubehör betrachte. Und was die geheimnißvolle Freundinn deiner Muſe anlangt, was wollen wir uns lange darüber ſtreiten? Daß irgend eine zärtliche Schöne den — Dichter Ryno gern ſprechen will, verſteht ſich von ſelbſt, und in heutiger Nacht erklärt ſich ja gewiß das ganze Räthſel!"

Minona beſorgte mir einen Domino, band von dem Kranze die Schleife ab, damit ich ſie im Nothfall bei meinem Kreuzen als Flagge der Liebe könne wehen laſſen, und gab mir beim Abſchiede mit altkluger Redſeligkeit einige Vorſichtsregeln und gute Wünſche auf den Weg. Mit etwas unruhig klopfendem Herzen, doch mit dem leiſen Gefühl eines Ritters treuer Minne, gieng ich dem Abentheuer entgegen.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Der Maskenball.

Ich hatte in meinem Leben noch keiner Redoute beigewohnt, weil Brenno ſie immer als ein ſehr ſchaales Vergnügen gegen mich ſchilderte, und ich ſelbſt ſehr zahlreiche und vermiſchte Verſammlungen nicht liebte. Man wird es daher — beſonders da dießmal alles auf Glanz abgeſehen war — ſehr natürlich finden, daß mir, wenigſtens für den erſten Augenblick, dieſe Art von Beluſtigung ſehr erfreulich, wenigſtens ſehr mahleriſch und phantaſiereich vorkam.

Schon die in den entfernteſten Umgebungen mit kluger Sparſamkeit nur ſchwach erleuchteten und mit dunkelrothen und dunkelgrünen Lampenreihen, wie mit Blumengehängen, verzierten Gänge, welche, je mehr ſie dem Mittelpuncte ſich näherten, immer heller und heller wurden und durch die blühende Orangerie nach dem ganz in weißem Feuer ſtehenden, einem ſtrahlenwerfenden Sonnentempel völlig ähnlichen fürſtlichen Garten-Palais führten; ſchon das ſchweigende Auf- und Abwanken oder geheimnißvolle Flüſtern der einzelnen Masken, welche durch das magiſche Halbdunkel der Nacht nach den Sälen hineilten; ſchon die einzelnen Töne der manchmal hervorklingenden Inſtrumente verſetzten mich Neuling, der noch überdieß einer ſonderbaren Entdeckung entgegen gieng, in eine wohlthätige Beklommenheit.

Als ich aber nun die hohen, aufgeſchmückten, von unzähligen Kronleuchtern blendend erhellten Säle ſelbſt betrat, und dieſer Sonnenglanz, dieſe ſchimmernde Pracht der mit Silbergeſchirren belaſteten Schenktiſche, dieß Gewühl der ſich unter einander herumtreibenden, bald in Gruppen ſich ſammlenden, bald ſich wieder auflöſenden, bald leis mit einander ziſchelnden, bald in ſchnellen Walzern ſich drehenden Götter und Feen, Mohren und Sultaninnen, Ritter und Nonnen, Einſiedler und Harlekine, und unzähliger anderer, bald mit dem feinſten Geſchmack, bald mit der lächerlichſten Einfalt gekleideten allegoriſchen Masken, bald mit ächter ſatyriſcher Laune, bald mit faſt bis zum Ekel übertreibender Geſchmackloſigkeit erfundener Karikaturen, meine Sehkraft beinahe erſchöpfte, und das ſumſende Geräuſch der Menge und der ſchmetternde, gellende, donnernde Klang der Muſik mein Gehör betäubte; da ſchien mir mein unbedeutendes Ich beinah gänzlich in das Chaos zu zerfließen und wenigſtens unwürdig, an dieſem Götterfeſte Theil zu nehmen.

Doch nach und nach, da ich gewahr ward, wie dieſe mir ſo weit über mich erhaben dünkenden Geſtalten gleich mir auf zwei Füßen einherſchritten; wie ſie zum Theil mit weniger Höflichkeit ſich nach den Büffets hindrängten und mit gefräßiger Begierde die Erfriſchungen den Bedienten aus den Händen riſſen; wie ſie mitunter in ſehr dürftigen Witzeleien ſich abarbeiteten; da verſchwand freilich jener mich beängſtigende, ehrfurchtsvolle Taumel; alle Götter dieſer Erde ſchienen mir ſo gut von Staub gebildet, als der arme Ryno, und ich faßte endlich ſogar den Muth, hier, an dem einzigem Orte auf Erden, wo man noch in der That und in der Wahrheit Freiheit und Gleichheit findet, jeden, der mich einſam Wandelnden etwa ein wenig vorlaut neckte, mit gleicher Münze zu bezahlen.

Nunmehr konnt' ich denn auch nicht länger anſtehen, meine Nachforſchungen nach der unbekannten Kranzwinderinn anzuſtellen, und faßte gar bald ein liebliches Sträußermädchen in die Augen, das mir und andern Umſtehenden im Vorbeigehen aus ihrem Körbchen Blumen mittheilte und mit Gräfinn Adelaiden einige Aehnlichkeit zu haben ſchien, von dem ich aber alsbald durch das Gedränge wieder getrennt ward. Schon glaubte ich meiner Sache ziemlich gewiß zu ſeyn und folgte der ſchönen Maske von Weitem, als mir ein zweites, bald ein drittes, bald ein viertes, bald noch mehrere ähnlich gekleidete ſchöne Kinder aufſtießen; ſchon kam es mir vor, als wüchſen hier zu Lande die artigen Gärtnerinnen aus der Erde, wie vor Zeiten die Töchter der Pyrrha. Ich konnte endlich gar nicht länger zweifeln, daß die ſchöne Brittinn, welche während ihres Hierſeyns überall den Ton angegeben hatte, auch jetzt noch nach ihrem Verſchwinden viele, bald mehr, bald minder glückliche, bald reizende, bald ſchon verblühete, bald niedliche, ſchlanke, bald zu dieſer Verkleidung viel zu wohlbeleibte Nachahmerinnen gefunden habe, und mir wurde nicht wenig bange, wenn ich überdachte, wie viele derſelben ich werde beobachten müſſen, um aus ihnen die rechte, die Einzige herauszufinden.

Aber ſo ſorgfältig ich auch alle dieſe Dienerinnen der Göttinn Flora die Muſterung paſſiren ließ; ſo ſcharf mein Auge überall aufpaßte und ſo leiſe mein Ohr überall lauſchte; ſo wenig ich es mich verdrießen ließ, faſt einer jeden von ihnen etwas Verbindliches zu ſagen; ſo erhielt ich doch allenthalben nur gleichgültige, fremd klingende Antworten, und ich muſste nunmehr, um nichts unverſucht zu laſſen, zu dem äußerſten Mittel vorſchreiten, und die ſchimmernde Kranzſchleife als Kokarde, oder vielmehr als Noth- und Hülfs-Flagge, auf meinem Hute befeſtigen.

Zwei und zwanzigſtes Kapitel.

Der erſte Poſamentirer.

Dieſer geweihte Talisman hatte denn auch in der That mehr als magnetiſche Kraft. Wüßt' ich den Namen des erfinderiſchen Sterblichen, der zuerſt auf den fruchtbaren Einfall gerieth, einzelne, chaotiſche Fäden in eine holde Vereinigung zu bringen, mein ſchönſtes Lied ſollte ihn lobpreiſen, und wären die Himmliſchen mir gewogen, ſo ſollte ſelbſt

Geßners erſter Schiffer und alle Erſten, welche je ein Dichter beſungen hat, gegen meinen erſten Poſamentirer weit in Schatten zurücktreten; ſo ſollten alle Liebende bei ſeinem Namen ſchwören und alle Schooskinder des Glücks ihn als Wohlthäter ewig ehren; ja, die ganze dankbare Menſchheit ſollte, vereint mit mir, der mit willigem Herzen den Ehrenſold für das Lobgedicht dran wagen würde, ihr Scherflein darbringen, um dieſem ſinnreichen Kopfe ein wenigſtens eben ſo ewiges, ſandſteinernes Denkmal zu errichten, als in unſerm, das Verdienſt ehrenden Zeitalter ſchon ſo manchem ausgezeichneten Gelehrten oder Künſtler, nach zehn Jahr lang offengeſtandner Pränumeration und Subſcription, geſezt worden iſt.

Welch einen reichen Stoff zum Nachdenken gewähret ein Band! welch einen unerſchöpflichen Stoff gewähret die Erfindung deſſelben zu den lieblichſten Bildern, zu den erhabenſten, kühnſten Gedanken! Könnte man, um nur eins oder das andre zu erwähnen, zählen, wie oft eine Kopf- oder Buſen- oder Arm- oder Strumpf- oder Schuh-Schleife die Gelegenheit zu einer Herzensverbindung oder das Emblem der Liebe war, könnte man alle die glücklichen Paare zählen, die, vom jungen Bauerpurſchen an, welcher ſeiner rothwangigen Erwählten ein Band als Jahrmarktsgeſchenk mitbringt, bis zu Jacob dem Erſten, dem die Spaniſche Infantinn nach einer geheimen Verabredung ſich beim erſten Zuſammentreffen durch ein himmelblaues, um den Arm gewundnes Band bezeichnete, damit er ſie ja gleich erkennen und nicht etwa auf eine ihrer Damen zärtliche und hoffnungsvolle Blicke richten möchte, dem Erfinder des Bandwirkens Dank ſchuldig ſind; gewiß, man würde erſtaunen und denſelben den Huwards, Franklins, Rumfords und Jenners an die Seite ſetzen. Und könnte man nun vollends alle die Freuden-Stunden und Tage in eine Summe bringen, welche den Sterblichen, von dem Empfänger der Ehrenmedaille an bis zu dem Stifter des Strumpfbands mit dem: Honni soit qui mal y pense, von dem Freiwilligen beim Landſturme an bis zu den Suwarow's, Nelſon's *) und Kaiſer Pauls durch [illegible]

---

*) Nelſon, er, der ſeinen Sarg aus den Trümmern des bei Abukir in die Luft geſprengten Orients zimmern laſſen konnte, erklärte nach öffentlichen Blättern dem Kronprinzen von Dänemark bei ihrer zweiten Zuſammenkunft ſeine Orden. „Dieſer hier", ſagte er, „iſt der Bath-Orden, welcher in England ſehr in Anſehen iſt. Dieſer zweite iſt ein Orden, den der König von Neapel für mich geſtiftet hat; wir ſind nur funfzig Ritter. Dieſer dritte iſt der Orden des halben Mondes. Kaiſer Selim ſtiftete ihn für mich, und niemand trägt denſelben, als ich. Ich ſoll noch einen vierten vom Kaiſer Paul erhalten, aber kleine Weilen haben die Abſendung

ein ſinger- oder handbreites Band oder Bändchen, durch ein Schlitzchen im Knopfloch oder durch ein über Bruſt und Rücken gehendes Bandelier, den Vorzüglichſten des Menſchengeſchlechts gewährt worden ſind; könnte man alle Arbeiten und Anſtrengungen, die dadurch glänzend belohnt, alles Anſehen und alle Verdienſte, die wie mit ſchaffender Allgewalt dadurch aus dem Nichts entſtanden ſind, gleichſam concentrirt beiſammen ſehen; traun! mit ägyptiſcher Finſterniß müßte das Menſchengeſchlecht geſchlagen ſeyn, dreifaches Erz müßte es um die Bruſt tragen, wollte es nicht gleich mir beim Anblick eines Bandes oder Poſamentirſtuhls dem ruhmvollen Erfinder derſelben eine dankbare, empfindſame Thräne weihen!

noch verſpätet." — O erſter Poſamentirer! erſter Poſamentirer!

Anm. Ryno's.

Drei und zwanzigſtes Kapitel.

Die Muſe.

Doch ich habe mich, ich weiß ſelbſt nicht, wie? - von der fürſtlichen Redoute in die Werkſtatt eines Bandfabrikanten verirrt, und es iſt hohe Zeit, daß ich auf den Ball wieder zurückkehre.

Kaum hatte ſich auf meinem Hute die hoffnungsfarbige Kokarde einige Augenblicke gezeigt, als zwei Damen, welche Arm in Arm auf und abwandelten, bald wieder umkehrten und mich fixirend in einiger Entfernung abermals bei mir vorbeizogen. Die ſchönſte und, wie es ſchien, vornehmſte von ihnen, in einem lang herabreichenden, faltenreichen, aſchgrauen Atlas-Gewand, ſchien mir eine

Art von Veſtalinn vorzuſtellen, und die Schönheit ihres durch das dunkle Kleid und durch herabwallendes caſtanienfarbnes Haar noch blendendern Halſes, die ſchlanke Majeſtät ihres Wuchſes, dünkte mir ganz gewiß, die Gräfinn Adelaide anzudeuten. Obſchon von einer neuen, unwillkührlichen Bangigkeit befallen, zwang ich mich doch, den Masken nachzugehen, um, wo möglich, ihnen Rede abzugewinnen. So bald ſie ihrerſeits dieß bemerkten, ließ die aſchgraue Dame ihre Begleiterinn von der Hand; ſie ſelbſt ſchlug, da ich mich näherte, die ſchönen Augen zur Erde, und ich errieth endlich bei etwas genauerer Betrachtung aus der in ihrem Arm ruhenden Apollos-Leier, daß ich Glücklicher hier, obſchon Hirt und Böttiger das Coſtum wohl etwas antiker angegeben haben möchten, ohne Zweifel eine von den neun Pieriſchen Schweſtern mit leiblichen Augen zu erblicken gewürdigt werde.

Bei dieſer Ueberzeugung mußte mir nun freilich „der Prieſter holder Muſen" ſogleich einfallen, und ich war höchſt bereitwillig, mich dem Dienſt dieſer Muſe von ganzem Herzen zu ergeben. Noch etwas verzagt trat ich auf ſie zu. Ich glaubte auf ihrer Bruſt das nämliche Medaillon zu erblicken, aus welchem mir vormals das fatale Sternbild entgegen geblitzt hatte; doch ſchien das Medaillon zu beliebigem Gebrauch mit Avers und Revers verſehen, und die Kehrſeite zeigte dermalen eine Gruppe tanzender Liebesgötter. Mein Muth ſtieg immer höher. Endlich ſah ich auch das Haar der Muſe mit grün und ſilberſtreifigtem Bande durchflochten. Nun war alle Furcht dahin und mit einer mir jetzt faſt unbegreiflichen Dreiſtigkeit, die ich damals wahrſcheinlich nur dem huldvollen, ermunternden Blick der erhabnen Schöne verdankte, drückte ich, nicht achtend die neidiſche Hülle weißglacirten

Leders, ihre warme Hand ſanft und ehrerbietig an meine wohl noch wärmern Lippen.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Beglückt, beglückt, wer die Geliebte findet,
Die ſeinen Jugendtraum begrüßt!
Hölty.

Meine nur allzureizende Camöne ſchien auch dießmal, ihrer Gottheit ungeachtet, durch dieſe kühne Huldigung ihres ſterblichen Prieſters eben ſo wenig beleidigt, als vor kurzer Zeit Gräfinn Adelaide durch den Handkuß des bürgerlichen und amtloſen Ryno; vielmehr vergalt ſie dieß Opfer der Ehrfurcht auf der Stelle dadurch, daß ſie den verhaßten langen Handſchuh von einem der allerſchönſten Arme zog, die ich Armer jemals ſo weit entblößt geſehen hatte, und dann die nicht minder ſchöne Hand mit dem zärtlichſten Druck und mit einem Blicke in die meinige fügte, der, ungeachtet ſeiner unbeſchreiblichen Herablaſſung und Sanftmuth, dennoch den heftigſten Aufruhr in meinem Innern erregte. So ſehr ich mich auch, ehe ich auf die Redoute gieng, gegen den eiteln Gedanken, als könne ein ſo reizendes, mit allen Glücksgütern ausgeſtattetes Mädchen faſt auf den erſten Augenblick von einer zärtlichen Leidenſchaft gegen mich erfüllt werden, durch die Aegide meiner Selbſtkenntniß geſchützt hatte; ſo müßte ich doch kein Dichter, ja völlig blind müßte ich geweſen ſeyn, hätte ich nicht in jedem ihrer Worte, in jedem ihrer Blicke, in jeder ihrer Bewegungen, das für uns Männer ſo entzückende Beſtreben wahrgenommen, ſich mir liebenswürdig darzuſtellen und mich ganz an ſich zu feſſeln. Alles, was die Liebe ſelbſt dem unſchuldigſten Mädchen an die Hand giebt, wenn es gefallen und intereſſiren will, alles, was einer geiſtvollen und gebildeten Schöne, dem Scheine nach ganz unabſichtlich, zu Gebote ſteht, um Männer zu beſtricken, ſchien ſich jetzt zu vereinigen, um mein, ach! ſo ſchwaches Herz zu beſtürmen; die Grazien ſelbſt hatten die liebliche Muſe geſchmückt, Cythere ihr den unwiderſtehlichen Gürtel geliehen!

Wie es mir in dieſem ungleichen Kampfe zwiſchen der hinreißendſten Liebenswürdigkeit und meiner kalten, predigenden Vernunft ergangen? und ob ich meinen gefaßten Vorſätzen getreu geblieben? gewiß, dieß wird mich niemand von meinen Leſern und Leſerinnen im Ernſt fragen, den Erſtern müßte denn nie ein ähnliches Glück zu Theil worden ſeyn, die Letztern müßten denn nie ein ähnliches Glück verbreitet haben. Meine Stunde hatte geſchlagen; und aus Adelaidens ſiegenden Augen ergoß ſich alle Seligkeit der erſten Liebe in mein glühendes Herz.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Alſo — die erſte Liebe, und zwar mit allem Zubehör.

Aber es iſt nicht genug, daß ich gegen meine Leſer des Total-Eindrucks erwähne, welchen jene feſtliche Nacht in meinem leicht feuerfangenden Herzen zurück ließ; als treuer Geſchichtsſchreiber, der ganz unpartheiiſch und ohne Leidenſchaft ſeyn ſoll und ſich daher am allerwenigſten vom Taumel der Liebe fortreißen laſſen darf, muß ich auch einiges von den Einzelheiten unſerer Unterhaltung berichten.

So wie meinerſeits durch den huldigenden Handkuß und ihrerſeits durch die zärtlichſte Annahme deſſelben das Geſpräch eröffnet und Adelaidens Begleiterinn, die ich für eines ihrer Mädchen hielt, von ihr durch einen Wink entlaſſen worden war, konnte ich nicht umhin, meiner frohen Ueberraſchung durch das ganz unerwartete, ſo theure Geſchenk, meiner begeiſterten Dankbarkeit dafür mit einigen Worten zu erwähnen. Die Muſe verſicherte dagegen ganz kurz, daß ich hoffentlich ſehr bald noch überzeugendere Proben ihrer Theilnahme an meinem Schickſal, ihrer Freundſchaft gegen mich erhalten würde, wünſchte aber, daß wir uns jetzt nur der Freude überließen und jener Verhältniſſe nicht weiter gedächten. Ich mußte dieſe allen Dank ablehnende, etwas einſylbige Antwort für einen Beweis ihrer Delicateſſe anſehen, und Bedenken tragen, meine erhabene Gönnerinn durch langwierige Dankſagungen an ihr in der That faſt zu gütiges Entgegenkommen gegen mich vielleicht beſchämend zu erinnern. Wir ergriffen daher von beiden Seiten die erſte beſte Gelegenheit, uns von etwas ſehr Gleichgültigen, von der Veranlaſſung des heutigen Feſtes, von dem guten oder ſchlechten Geſchmack einer oder der andern Maske u. ſ. w. auf einige Augenblicke zu unterhalten.

Nachdem wir ſo einigemal im Saale auf und ab ſpaziert waren, fragte mich meine Muſe, ob ich tanze? Etwas beſchämt bekannte ich meine geringe Geſchicklichkeit, mußte aber deſſen ungeachtet gegen ihr freiwillig gethanes Gelübd, dann auch mir zu Gefallen die ganze Nacht nicht weiter zu tanzen, zu einer Quadrille mit ihr antreten.

Wie es zugieng, daß ich bei meiner wenigen Uebung im Tanzen dieſmal, vorzüglich dieſsmal, keine Unordnungen anrichtete, iſt mir noch jetzt ein Räthſel. Die reizende Muſe blickte ſo ſprechend mich an, ſchlang ſo innig ihren ſchönen Arm um mich; ihr Herz ſchlug ſo laut an dem meinigen, ihre Bruſt hob ſich unter dem dünnen Flor ſo zauberiſch, daß ich von „dem holden Taumel“ im Text zu der Wigano-Menuet zum erſtenmale eine anſchauliche, aber auch damals die einzige mir vorſchwebende, Idee bekam, und, ohne außer Adelaiden noch etwas anders zu ſehen, von dem wohlthätigſten Freudenrauſche ergriffen ward.

Auch Adelaiden ſchien der raſche, uns immer trennende und wieder vereinende Tanz auf eine Zeit lang in ſüße Vergeſſenheit ihrer ſelbſt, in das zärtlichſte Feuer verſetzt zu haben; da wir abgetreten waren, ſprachen ihre ſchönen Augen noch weit beredter, ſchmiegte ſich ihr weicher Arm noch weit inniger, als vorher, an den meinigen; jede Rückſicht auf die zwiſchen uns befindliche Kluft des Rangs und Vermögens ſchien vergeſſen, und jeder Beobachter hätte mich nur für den begünſtigten Jüngling, ſie nur für das heiß liebende Mädchen anſehen müſſen.

Doch bald, beſonders da mir Unbeſonnenen in der Hitze des Geſprächs einmal der ſüße Name Adelaide entſchlüpft war, änderte ſich ihre frohe Stimmung. Sie blickte mich wehmüthig an; der Gedanke an die große Ungleichheit zwiſchen uns, an alle Hinderniſſe, die einer ſo ganz den äußern Verhältniſſen widerſtreitenden Verbindung in den Weg treten mußten, ſchien ſich ihrer zu bemächtigen; faſt kam es mir vor, als mache ſie ſich ſelbſt Vorwürfe, mich durch ihre zuvorkommende Güte in eine ſo gefährliche Leidenſchaft verwickelt zu haben.

„O!“ — ſagte ſie endlich mit der weichſten Stimme und geſenktem Haupte — „dieß laute Freudengetümmel wirkt nicht wohlthätig auf meine Seele. Ich möchte mich wieder hineinſtürzen mit Ihnen in die wildeſten Wirbel — oder ich möchte hinaus unter die Kühlung wehenden Bäume, hinaus in die tröſtende Einſamkeit, hinaus in die ſtillere Nacht!“

„Befehlen Sie!“ — antwortete ich, ungewiß, welches von beiden ſie vorziehe. Sie ließ ſich mit unbeſchreiblicher Grazie ein großes Tuch von mir umgeben und führte mich in den Garten. Wir wandelten Hand in Hand, doch ſchweigend, auf ein etwas entferntes Seitengebäude, die Wohnung des Hofgärtners, zu; ſie gieng auf einige Augenblicke in das Haus und kam, einen Schlüſſel in der Hand, wieder zurück.

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Das Bosket.

Noch immer folgte ich nachdenkend und erwartend, wohin ihr Arm mich leitete. „Kommen Sie!“ — ſagte ſie endlich, da ſie die Thür zu einer grünenden Boscage geöffnet und hinter uns wieder verſchloſſen hatte — „ich will Ihnen mein altes Lieblingsplätzchen zeigen. Hier wollen wir, ſey es auch nur auf einige glückliche Minuten, alles vergeſſen, was uns von einander entfernen kann; hier wollen wir die ganze Welt vergeſſen, die unſerer und deren wir nicht bedürfen!“

Ich kann nicht läugnen, daß mir manches in ihrem ganzen Betragen ziemlich unerklärlich vorkam; es ſchien ihr etwas auf dem

Herzen zu liegen, das ſie mir zu vertrauen wünſchte und auch nicht wünſchte; dachte ich aber freilich an das ſchnelle Entſtehen und Fortſchreiten unſrer gegenſeitigen Zuneigung, an die für dieſe Herzensvereinigung gewiß höchſt traurige Zukunft; dann ſchien mir Adelaidens melancholiſche Stimmung allerdings ſehr natürlich, und wär' ich an dem Arm der Reizenden einer hellen Ueberlegung fähig geweſen, gewiß, ich hätte mich bei mir ſelbſt wegen meiner Gleichgültigkeit gegen die Außenwelt, wegen meiner alles vergeſſenden Liebe, nicht entſchuldigen können.

Wir traten durch düſtre Laubengänge in einen freiern Kreis, in deſſen Mittelpunct eine Erhöhung, mit den auserleſenſten Blumen und Geſträuchen bepflanzt, bei der Nachtkühle die lieblichſten Düfte verbreitete. Eine rund herum laufende Stufe bildete eine von Blütenzweigen überſchattete Raſenbank.

Durch die regen Aeſte blühender Akazienbäume und ſchimmernder Silberpappeln ſchienen luſtige Elfengeſtalten, vom Mondſchein erſchaffen, zu ſchweben; das liebliche Geſäuſel der Blätter, die friedliche Stille, nur höchſtſelten durch einzelne Klänge der weit entfernten Muſik unterbrochen, der balſamiſche Wohlgeruch, das Schimmern der Sterne am reinen, nächtlichen Himmel, alles, was zwei einſame, gefühlvolle Herzen umgab, vereinigte ſich zur reizendſten Nachtfeier.

„Ach, hier war ich einſt ſo glücklich!“ — ſagte meine ſchöne Führerinn mit in Thränen glänzenden Augen, indem ſie mich auf die Blumenſtufe zu ſich niederzog und ihr Geſicht mit ſchweſterlicher Vertraulichkeit auf meine Achſel ſinken ließ — „nicht wahr, für ein ruhiges Herz muß hier Friede des Himmels wohnen?“

„Und für die glückliche Liebe ein Paradieß blühen!“ erwiederte ich, in ihren Anblick ganz verloren.

Sie wurde nach und nach wieder heiterer; ſanfte Rührung wechſelte mit der innigſten Zärtlichkeit, Klagen und Seufzer über das Schickſal mit den feurigſten Blicken und Händedrücken, das Andenken an alles, was unſer Glück ſtören könne, mit tröſtender, von ihr nur leis und geheimnißvoll ausgeſprochner Hoffnung, und da die Zärtliche ſich endlich ſo weit herabließ, mich zu fragen, ob ich auch allem, was mich von ihr entfernen könne, wäre es auch Verachtung und Niedrigkeit, mit männlichem Muth ertragen werde? da wagte ich es, mit einem Kuſſe zu antworten, und aus dieſer ſtummen und doch ſo viel ſagenden Antwort ward die zärtlichſte, hingebendſte Umarmung, die vielleicht je die lauſchende Luna durch dieſe Akazien und Pappeln mit angeſehen hatte.

Bei alledem war Adelaide weniger ſchwach und ich weniger ungeſtüm, als vielleicht einige Leſer ſich einbilden. Sie ſelbſt erinnerte ans Zurückkehren, und ich war viel zu gehorſam und ehrfurchtsvoll, als dieſen Wink nicht ſogleich zu befolgen. Wir tanzten in froher Erinnerung noch einige Tänze. Da Mitternacht einige Stunden vorüber war, gab ſie mir zu verſtehen, was ich ohnedieß ſchon vermuthet hatte, daß ich ſie nicht wohl nach Hauſe begleiten könne, machte es mir zur Pflicht, von der Boscage zu träumen, ſuchte dann ihre Begleiterinn auf, und warf ſich mit dieſer in einen bereitſtehenden Miethwagen.

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Ein weibliches Urtheil.

So war denn in zwei Zuſammenkünften, freilich etwas eilfertig, der Knoten zu einem Romane für empfindſame Seelen geſchlungen, und der Zufall ſelbſt hatte nach meiner Meynung alle Ingredienzien, die nach dem vollſtändigſten Recepte dazu nöthig ſeyn möchten, als z. B. zärtliche Blicke und Händedrücke, einige Walzer, zwei Liebende von ſehr verſchiedenem Stande, eine tüchtige Quantität von deshalb zu befürchtender väterlicher Härte, einige Thränen und Seufzer, Blumen und Mondſchein u. ſ. w. ſehr geſchickt unter einander gemiſcht.

Ich eilte, nicht ſowohl entzückt durch die

Größe meines ganz wunderbaren Glücks, als vielmehr durch das Ball-Geräuſch und die mancherlei Begebenheiten meiner erſten Liebe etwas zerſtreut und betäubt, nach meiner Wohnung. Minona, die, ohne an Ruhe und Schlaf zu denken, beim düſtern Schein ihres Lämpchens für einen glücklichen Ausgang meines Abentheuers in frommer Unſchuld gebetet hatte, warf ſich mir um den Hals und bat, ihr nur recht geſchwind zu ſagen, ob es gut oder ſchlecht abgelaufen ſey?

Natürlich antwortete ich: Gut! ſehr gut! und erzählte nun alles umſtändlich, obſchon in der Vorausſetzung, daß Frauenzimmer gewöhnlich zu ſtreng über einander richten, mit gehöriger Einſchränkung und Schonung für die liebende Adelaide. Allein dieſer Vorſicht ungeachtet hörte Minona meiner Erzählung mehr mit Verwunderung, als mit herzlicher

Theilnahme zu. Alle meine Verſuche, Adelaiden als höchſt liebenswürdig darzuſtellen und die Größe ihrer Seele, die Größe ihrer Liebe in das vortheilhafteſte Licht zu ſetzen, blieben fruchtlos, und Minenas endliches Gutachten war kein andres, als: Sie wiſſe nicht, ſolle ſie uns Glück wünſchen, oder nicht. Erzählte ihr dieß alles ein Andrer, ſo würde ſie ihm nicht glauben; da ſie aber an meiner Wahrhaftigkeit nicht zweifeln könne, ſo kämen ihr die Handlungen der jungen Gräfinn viel zu romanhaft, viel zu unüberlegt, ja in der That viel zu frei vor. Sie ſelbſt ſey lange keine ſo ſchöne und reiche und vornehme Dame; aber ſie würde eher ſterben, als bei ähnlichen Verhältniſſen ihre Gefühle ſo ſchnell verrathen. Ueberdieß — wenn ſie an die Macht und Denkungsart des Präſidenten denke, müſſe ſie zittern. Es gränze ja faſt an Wahnſinn, eine ordentliche Verbindung zwiſchen mir und Adelaiden ſich als möglich zu denken. —

Wir konnten uns natürlich über dieſe Gegenſtände, die mir jetzt bei kälterer Ueberlegung denn doch auch etwas bedenklich ſchienen, nicht wohl vereinigen, und ſagten uns, obſchon es faſt Morgen war, um uns nur nicht zu zanken, das erſtemal und wahrhaftig im ganzen Leben auch das letztemal, ziemlich verdrüßlich und kalt: gute Nacht!

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Das Geheimniß enthüllt ſich.

Faſt drei Wochen verfloſſen, während meine erhabene Geliebte nicht das mindeſte wieder von ſich hören ließ, und ich es nicht wagte, mich im Hauſe des Präſidenten zu zeigen. Es läßt ſich leicht denken, daß ich dieſe Tage in nicht geringer Unruhe zubrachte; aber noch verſtärkt wurde dieſe, als ich von Brenno einen Brief erhielt mit dem Zuſatze: Warum ich denn ſeinen Einſchluß der jungen Gräfinn, noch nicht eingehändigt habe? Sie ſelbſt müſſe ſeinen Aufenthalt durch ein Ohngefähr entdeckt haben und melde ihm, als ihrem bewährteſten und theilnehmendſten Freunde, in einem eben erhaltenen Briefe ihre kürzlich geſchloßne Verbindung, ohne übrigens meiner und ſeiner Verwendung für mich mit einem Worte zu denken.

Ein Dichter mit etwas lebhafter Einbildungskraft kann ſich alles enträthſeln und findet überall Möglichkeit, Wahrſcheinlichkeit und Zuſammenhang, wo profane Augen nicht das mindeſte davon gewahr werden. So ſehr mich daher anfänglich dieſe Nachricht beſtürzt hatte, ſo fand ich doch bald in Adelaidens Stillſchweigen über mich die zärtlichſte Liebe, die edelmüthigſte Schonung, die weiblichſte Zartheit, die Abſicht, Brenno einſt angenehm zu überraſchen — ach! den ganzen gedrängten Inbegriff aller möglichen weiblichen Tugenden. Sie hatte Brenno ihre kürzlich geſchloßne Verbindung gemeldet; nun ja, hatte ſie nicht das Bündniß der Freundſchaft und Liebe nur ganz vor kurzem mit mir geſchloſſen? Meinen Namen — nun ja, freilich, den hatte ſie nicht genannt, hatte ihn dem Freunde vielleicht nur errathen laſſen wollen; aber warum anders, als um den Edlen wegen unſrer nicht beſorgt zu machen, um ihm den Vorwurf zu erſparen, daß er ſelbſt an dieſer vielleicht unglücklichen Leidenſchaft Schuld ſey, um ihm die Schwäche ihres ſo bald beſiegten Herzens nicht geſtehen zu müſſen, um erſt nach Bekämpfung aller

Hinderniſſe das Geſtändniß ihm abzulegen: Dein Freund Ryno iſt mein, und du ſelbſt biſt der Stifter unſrer glücklichen Liebe? — Ich ſehe es jetzt ſelbſt ein, daß ich mich durch dieſes Geſtändniß dem Spotte meiner Leſer überliefre; aber doch rechne ich auf ihre Entſchuldigung. Gieng es doch dem Dichter Lenz und dem unglücklichen Wezel noch tauſendmal ſchlimmer! *)

Endlich erſchien eines Nachmittags der

---

*) Der erſtere glaubte eine Fürſtinn in ſich verliebt, und warf ſich ihr an einem öffentlichen Platze zu Füßen. Der letztere hält ſich noch jetzt für einen Gott. „Opera dei Venelli" ſchrieb er ſelbſt auf ſeine noch ungedruckten Schriften, und ließ, der Abkunft von einer Sterblichen ſich ſchämend, ſeine eigne, ihn beſuchende Mutter nicht vor ſich, ſondern gab ſie vielmehr bloß für ſeine Erzieherinn aus. —

Unglückſelig, unglückſelig, die es wagen,
Götterfunken aus dem Staub zu ſchlagen! —

Anm. Ryno's.

Laufer des Präſidenten und beſchied mich auf künftigen Morgen zu ihm. Herz und Knie zitterten mir, indem ich dieſe Einladung vernahm; Herz und Knie zitterten mir, da ich bei dem Präſidenten vorgelaſſen wurde.

Se. Excellenz empfiengen mich dießmal mit einem gnädigen Lächeln, nannten mich einmal über das andre mit wohlwollendem Achſelklopfen: *mein lieber Sohn!* gaben mir dann ihr Ehrenwort, daß, wenn ich anders mein Glück aus Ihrer Hand annehmen wolle, Sie *als Vater* an mir zu handeln geſonnen wären, daß ich in vier Wochen auf das vortheilhafteſte und über meine Erwartung verſorgt ſeyn ſolle, wozu ſich ſchon jetzt eine Vacanz zeige, verbaten allen Dank oder verwieſen mich vielmehr damit an den Miniſter — nun, die Leſer kennen ihn einmal unter dem Namen, ich bin unſchuldig an der Läſterung — alſo an den Miniſter Pontak, vorzüglich aber an meine ſo eifrige Beſchützerinn, von der ich auch die nähern Umſtände und Bedingungen hören würde, und führten mich dann mit höchſteigner Hand durch einige Zimmer an ein Kabinet, in welchem ich durch die Glasſcheiben im reizendſten weißen Frühgewand — Gräfinn Adelaiden erblickte.

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Cabale und Liebe.

Man wird es mir leicht glauben, daß ich mehr einem ſteinernen Bilde des Erſtaunens, als einem Lebendigen glich; ich drückte an meine Stirn, um den letzten Reſt von Denkkraft in ihr zurückzuhalten; mein Blut ſchien auf einen Augenblick zu ſtocken, der Athem mich zu verlaſſen, und wohl erſt nach einer Minute hatte ich wieder Beſinnung genug, meine Augen auf das liebenswürdigſte aller Mädchen, das mich zum Glück bis jetzt noch nicht bemerkt hatte, zu richten. Sie ſaß auf dem Sofa und hatte nachdenkend den einen Arm auf ein vor ihr ſtehendes Tiſchchen geſtemmt, indeß der andre mit einem Buche nachläſſig herabſank; war nicht ihre ganz weiße Kleidung und die tief ins Geſicht gehende Spitze des Morgenhäubchens mit den wenigen, ſich hervordrängenden braunen Locken daran Schuld, und täuſchte ich mich nicht ſelbſt, ſo war ſie ſehr blaß und hatte ſogar geweint; ihr ganzes Weſen hatte etwas ungemein Schmachtendes, ungemein hinreißendes; hatte ich ſie bei der erſten Zuſammenkunft und dann auf dem Balle für ſchön gehalten, ſo dünkte ſie mir jetzt ein Mädchen des Himmels!

Die Liebe erwachte mit erneuter verdoppelter Heftigkeit in meinem Herzen; es drohte von gewaltigen Schlägen faſt zerſprengt zu werden; ich öffnete raſch die Thür.

Auch Adelaide ſchien von einer heftigen Leidenſchaft ergriffen; ſie erſchrak und legte das Buch auf die Seite; ihre Wangen färbten ſich mit dem höchſten Carmin und ſie bot mir die, ſelbſt unter dem weiſſen Muſſelin noch blendende, Hand freiwillig zum Kuſſe dar.

„Wie und was alles ſoll ich Ihnen danken, meine großmüthige, meine angebetete Freundinn?“ rief ich mit Begeiſterung.

„Darf ich Ihnen trauen?“ — erwiederte ſie mit Beklommenheit — „Spotten Sie gewiß meiner nicht? Wollen Sie Ihr Glück, wollen Sie die Stelle als — Oberforſtrath als Mitgal de von mir annehmen? und darf das Mädchen, deren Herz Sie ſo ſchnell gewannen, auch dieſe Hand Ihnen anbieten?"

Meine Verwirrung, mein Erſtaunen, mein Entzücken mehrte ſich mit jedem Augenblicke. Ich ſtürzte vor ihr nieder, ich drückte meine Augen auf ihren Arm. — „O erklären Sie mir, erklären Sie mir" — rief ich endlich — „ob ich noch lebe? ob dieß alles kein Traum iſt? Erklären Sie mir, wie es möglich war, Ihren Herrn Vater ſo ſchnell zu einer Einwilligung zu bringen, an welche ich noch nicht glauben kann — wie es möglich iſt, daß mir Unwürdigen ein Glück zu Theil werden ſoll, vor dem ich faſt zurückbeben muß? Erklären Sie mir — nein! nein! Gräfinn Adelaide! — o laſſen Sie mich erſt zur Faſſung kommen — ſchon der Gedanke könnte mich bis zum Himmel erheben, aber auch um den Verſtand bringen!"

„Sind Sie von Sinnen?“ — rief ſie in halber Raſerei, entriß mir ihre Hand und rannte wie verzweifelnd im Zimmer auf und ab. — „O war es das? — das? — Schreckliches, abſcheuliches Mißverſtändniß! — O Gott! Gott! wie konnte ich glauben“ — — Sie ſchwankte; ſie konnte ſich noch kaum am Sofa erhalten; ſie zitterte an allen Gliedern, und in ihren gen Himmel gehobnen Augen lag etwas Wildes, etwas Furchtbares.

Die Heftigkeit ihrer Empfindungen riß auch mich zur äußerſten Heftigkeit hin. — „Welch ein ſchreckliches Mißverſtändniß waltet unter uns? O erklären Sie Sich“ — rief ich mit gepreßter Stimme — „Laſſen Sie mich nicht an langſamer Marter verbluten!“

Sie ſchwieg einige Augenblicke. Ich ſah es wohl, wie ſie darnach rang, zu ſprechen, und wie die Stimme ihr gebrach. Endlich ſchlängelte ſich eine Thräne über ihre todtenbleiche Wange. Sie reichte mir mit abgewandtem Geſicht die Hand, reichte mir das aufgeſchlagen daliegende Buch, und ſagte dann im Hinausgehen: „Vergeben Sie mir, wie ich Ihnen vergebe. Ich kann Sie nicht hintergehen, und ſollte ich ewig elend werden. Leſen Sie, was ich eben mit unzähligen Thränen las; dann werden Sie mich kennen und verſtehen; dann ſprechen Sie mir das Urtheil!“

Mit zitternden Fingern ergriff ich das Buch, aus welchem mir jetzt die geheimnißvolle Stimme meines Schickſals entgegen tönen ſollte. Es war das Trauerſpiel: Cabale und Liebe, und die eingezeichnete Stelle enthielt die Worte der Lady Milford: „Höre, Walter — wenn eine Unglückliche — unwiderſtehlich, allmächtig an dich gezogen — ſich an dich preßt mit einem Buſen voll glühender, unerſchöpflicher Liebe, — Walter! — und du jetzt noch das kalte Wort: Ehre, ſprichſt — Wenn dieſe Unglückliche — niedergedrückt vom Gefühl ihrer Schande — des Laſters überdrüßig — heldenmäßig emporgehoben vom Rufe der Tugend — ſich ſo — in deine Arme wirft, durch dich gerettet, durch dich dem Himmel wiedergeſchenkt ſeyn will, oder — Deinem Bilde zu entfliehen, dem fürchterlichen Rufe der Verzweiflung gehorſam, in noch abſcheulichere Tiefen des Laſters wieder hinuntertaumelt — —!"

Dreißigſtes Kapitel.

Das Schlafzimmer.

„Nein, beim großen Gott! Ich kann das nicht aushalten — Himmel und Erde liegen auf mir!“ — Dieſe Antwort Ferdinands hallte in dieſem Augenblicke ſo ganz in meinem Innerſten wieder, daß ich ſie laut ausrief, als ich das Buch mit leidenſchaftlichem Unwillen aus der Hand warf. Jetzt war die Decke plötzlich von meinen Augen gefallen; die ſchreckliche Gewißheit, daß ich die Buhlerinn des Präſidenten für ſeine Tochter angeſehen hatte, ſchien mich zu erdrücken; meine Thorheit, meine Leichtgläubigkeit, meine Unbeſonnenheit erfüllte mich gegen mich ſelbſt mit Erbitterung, der Gedanke an die anſcheinende Herzens-Unſchuld des unglücklichen Mädchens; an ihre hinreißende Sanftmuth, an ihre entzückende Zärtlichkeit, an ihre unwiderſtehliche Schönheit, an ihre Reue und Verzweiflung, erfüllte mich mit ſchmelzendem Mitleid. Ich fühlte es deutlich — nachzudenken und zu überlegen war ich jetzt in der That nicht fähig — aber ich fühlte es, daß nicht bloß ein vorübereilender Sinnenrauſch mich an ſie gefeſſelt habe; daß nicht Eigennutz oder Stolz die Triebfeder meiner Neigung zu der vermeintlichen Gräfinn geweſen ſey. Wär' ſie die Tochter eines Bettlers, ja wär' mir ſelbſt irgend ein Jugendfehler von ihr bekannt geweſen, ich hätte es ihr verziehen, ich wär' liebend und tröſtend in ihre Arme geeilt; aber daß ich mich mit der Mätreſſe des alten, fluchwürdigen Wollüſtlings verbinden, daß ich als Lohn meiner Schande eine reichlich beſoldete, anſehnliche Bedienung davon tragen ſollte, dawider — dawider empörte ſich mein ganzes Ehrgefühl, meine ganze Seele!

Von Liebe und Haß, von Verachtung und Mitleid auf allen Seiten beſtürmt, ſtand ich einige Minuten halb vernichtet, und preßte die Hand wider die Stirn. „Mademoiſelle,“ — rief ich dann, und es lag für mich ſelbſt in dem Ausdrucke, in dem Tone, womit ich es ſagte, etwas ungemein bittres und feindſeliges, aber den ſchonendern, ſonſt unter uns gewöhnlichen Namens, meine Freundinn! vermocht' ich nicht über meine Lippen zu bringen. — „Mademoiſelle!“ wiederholte ich, da keine Antwort erfolgte, obſchon ein boshafter Dämon mir das Wort: Madam! heimlich zuflüſterte; aber noch immer kam ſie nicht zurück.

Die Laſt, die auf mein Herz losdrückte, war zu ſchwer; ich mußte augenblicklich mir Luft ſchaffen, mußte augenblicklich einen Theil davon von mir abwälzen. Ich öffnete einige Zimmer; ſie waren leer; aber in einem entfernten Boudoir, deſſen Fenſter durch ſeidne Gardinen ganz verdunkelt waren, ward ich meine reuige Magdalena gewahr.

Die reizende Sünderinn ſaß oder lag vielmehr in einem prächtigen Seſſel, und hatte das ganze Geſicht mit einem Tuche bedeckt.

Ich ſtand einen Augenblick unbeweglich vor ihr; Erbarmung und Liebe kämpften in mir; ich ergriff ſanft ihre Hand. Aber jetzt fielen meine Augen auf den Atlasſeſſel, jetzt ſchweiften ſie weiter im Zimmer herum; jetzt bemerkte ich überall mit der höchſten Pracht den üppigſten Geſchmack vereinigt — roſenbekränzte Wände, ſchöne, doch ſehr freie engliſche Kupferſtiche, Thürſtücke, wo Faunen und Satyrn badenden Nymphen nachſtellten, wo ſogar, wie mir es wenigſtens in dieſem Augenblick dünkte, die Rache des vielleicht ſchlecht bezahlten Künſtlers noch zuletzt durch wenige ſtarke Drucker einem der abgezehrteſten, gehörnteſten, bockfüßigſten Satyrn die auffallendſte Aehnlichkeit mit dem Präſidenten verliehen hatte — einen nackten, ſchalkhaft lächelnden Liebesgott, deſſen emporgeſchwungne Fackeln zugleich als Lichthalter dienten, zuletzt eine geheimnißvolle Niſche, hinter deren Vorhängen der prächtige Federbuſch eines Betthimmels bedeutungsvoll hervorwinkte; jetzt konnte ich über die ſonſtige Beſtimmung dieſes Zimmers gar nicht mehr zweifelhaft ſeyn — o gewiß, ihr ſtrafendes Schickſal und mein guter Genius hatte mich und ſie eben hieher geführt! Ich ließ ihre Hand wieder los, und trat mit untergeſchlagnen Armen ernſt und düſter vor ſie hin.

„Mademoiſelle!“ ſagte ich nun, mit möglichſter Faſſung und Kälte — „ich bin durch die unvermuthete Entdeckung noch zu ſehr überraſcht. Ich geſtehe es, daß ich durch eine unverzeihliche Unüberlegtheit zu dieſem, für uns beide ſo ſchmerzlichen Irrthum Gelegenheit gegeben habe. Ich bitte Sie deshalb um Vergebung. Ich bedaure Sie von ganzem Herzen — ich würde Sie auf das zärtlichſte lieben können — aber — es iſt mir in dieſer Stunde unmöglich, mich gehörig zu ſammeln — erlauben Sie mir, daß ich in einigen Tagen Ihnen meinen Entſchluß ſchriftlich melde.“

„In einigen Tagen!“ — erwiederte ſie ſchmerzhaft und leiſe, noch immer mit bedeckten Augen — „Thun Sie, was Sie für Recht halten. Ich werde Sie ewig hochſchätzen. Leben Sie wohl!“

„Auch Sie!“ — rief ich mit Rührung. — „Auch Sie, liebe Freundinn!“ ſetzte ich faſt wider Willen hinzu, und eilte, wie ein Verfolgter, aus des Präſidenten Palais.

Ein und dreißigſtes Kapitel.

Der Kundſchafter.

Meine Schweſter fuhr zuſammen, als ich eintrat. Schon mein haſtiger Gang, mein verſtörtes Geſicht hatten ihr auf den erſten Anblick verrathen, daß alle meine ſchwindelnden Hoffnungen auf irgend eine Weiſe völlig geſcheitert ſeyn müßten. So wenig ſie auch jemals an eine ernſtliche Zuneigung der vermeinten Gräfinn gegen mich geglaubt, ſo ſehr ſie das übereilte Zuvorkommen derſelben gemißbilligt hatte; ſo ward ſie doch jetzt nicht nur durch die höchſtwahrſcheinliche Vernichtung aller meiner ſo glänzenden Ausſichten in die tiefſte Betrübniß verſetzt, ſondern ſie nahm ſich auch ſogar, da ich ihr die ganze Begebenheit mit allen Umſtänden erzählt hatte, der armen Bedauernswürdigen an und hielt mein Betragen gegen ſie für zu hartherzig und grauſam. „Ich bin kein Mann“ — ſagte ſie endlich — „ich kann dir nicht rathen, was du thun ſollſt — aber — Sie iſt doch gewiß ſehr unglücklich, iſt eines beſſern Schickſales werth! Vielleicht ſtünd es in deiner Macht, ſie noch zu retten — aber ſie kann auch, von dir zurückgeſtoßen und verſchmäht, noch viel elender und verworfener werden!“ •

Mir ſelbſt ſchien dieß alles ſehr gegründet. So laut auch in meiner Seele der gebieteriſche Ruf der Ehre erklang; ſo gern ſuchte im Gegentheil mein Herz alles nur mögliche auf, um meine — vielleicht nur durch den Willen des Zufalls unglückliche Freundinn zu entſchuldigen, und eine nähere Verbindung mit ihr mir als zuläſſig, ja als Pflicht vorzuſtellen.

Ich hielt es daher für nöthig, bevor ich einen feſten Entſchluß faßte, mich unter der Hand nach dem Herkommen und übrigen Verhältniſſen des ſo reizenden und ſo bedauernswürdigen Mädchens genauer zu erkundigen, und berathſchlagte mit meiner Schweſter, durch welchen meiner wenigen Bekannten dieſer Zweck wohl am ſicherſten zu erreichen ſey.

„Du haſt“ — fieng Minona nach kurzem Sinnen an, und ihr Geſicht verzog ſich gewaltſam in ein halbes Lächeln — „noch ganz vor kurzem dem Herrn Wimmer durch die Brittinn die ſchönen engliſchen Siegel verſchafft, und irre ich nicht, ſo iſt er dir mit ganzer Seele ergeben.“

„Herr Wimmer!“ — rief ich aufſpringend, und ſo düſter ich auch war, ſo krampfte es doch in meinen Lachmuskeln — „warlich, Schweſter! du ſiehſt doch allemal weiter als ich! Einen beſſern Kundſchafter, als dieſen, kann ich nicht finden, und daß er für mich ſeit der letzten Vermehrung ſeiner Sammlung durchs Feuer läuft, darauf laſſ' ich mein Leben!“ —

Zwei und dreißigſtes Kapitel.

Herr Wimmer.

Doch auch meine Leſer müſſen meinen Kundſchafter etwas näher kennen lernen; ſie könnten leicht die ganze Oberfläche der Erde durchſtreifen, ohne ein gleich lächerliches Original aufzufinden.

Er war eigentlich ſeines Handwerks ein Schreibemeiſter, hörte ſich aber am liebſten Herr Hofmaler nennen, weil er, wie er überall des breitern erzählte, einigemal die höchſte Gnade gehabt hatte, die Wappen und Namenszüge auf etliche Hofwagen mahlen zu dürfen. Schon ſein Geſicht glich — um ſein Bild mit wenigen Strichen zu vollenden — dem perſonificirten Zahnweh, und ſein ganzes Weſen ſchien eine ganz unterthänigſte Bitte um gnädigſte Erlaubniß zu leben. In ſeinem pfirſichblütnen Gala-Kleide, das er aber, weil er täglich wenigſtens ein Dutzend Aufwartungen zu machen hatte, täglich trug, hieng ſein ausgetrockneter Körper, wie die Spinne in ihrem Gewebe, und um alles in der Welt wär' er, ſelbſt bei dem heiterſten Wetter, nicht über die Straße gegangen, ohne ſeinen treuen Begleiter, einen verblichnen ſeidenen Regenſchirm an der Seite zu haben. Mit dieſem Aeußern ſtimmte denn auch ſein innrer Menſch auf das vollkommenſte überein. Sein Gedächtniß war ein lebendiges Archiv aller wenigſtens ſeit vierzig Jahren im Umlauf geweſenen Stadtgeſchichten und aller hohen und höchſten Geburts- Namens- und Hochzeits-Tage, wobei er nie, mündlich oder ſchriftlich, gereimt oder in Proſa, zu gratuliren unterließ, und daher immer alle Hände und alle Beine voll zu thun hatte. Hierdurch, noch mehr aber durch unerſchütterliche Ehrlichkeit, durch unermüdliche Bereitwilligkeit, durch unübertreffliche Pünctlichkeit, durch kriechende Unterwürfigkeit und durch die Maske einer ſcheinbaren Dummheit, hatte er ſich in den größten Familien Zutritt erworben und kannte ſo ziemlich die Familien-Geheimniſſe aller vornehmen Häuſer.

Dieſer Herr Winnier nun wohnte ſchon ſeit undenklichen Jahren als geſchworner Hageſtolz in einem Dachſtübchen des nämlichen Hauſes, welches auch wir bezogen hatten. Verſchiedne kleine nachbarliche Gefälligkeiten, vorzüglich aber meine Beihülfe bei den ihm ſo nöthigen Glückwünſchungsgedichten und — ein Siegelgeſchenk hatten ihn ganz mir zu eigen gemacht; einen trefflichern Spion konnte ich mir jetzt gar nicht wünſchen, und kaum hatte ich, ohne die nähern Urſachen anzugeben, ihm mein Anliegen ganz von weitem eröffnet, als er nicht nur gleich eine Parthie Familiennachrichten aus dem Hauſe des Präſidenten, wiewohl unter dem Siegel der ſtrengſten Verſchwiegenheit, gegen mich auskramte, ſondern auch ſofort ſeinen Regenſchirm herverſuchte, um noch nähere Erkundigungen einzuziehen.

Das Reſultat ſeiner Nachforſchungen, jedoch mit einigen Zuſätzen vermehrt, welche ſpäterhin die wirkliche Gräſinn Adelaide meinem Brenno, und dieſer mir mittheilte, kann ich meinen Leſern nicht vorenthalten.

Drei und dreißigſtes Kapitel.

Jeannette.

Jeannette — ſo hieß die dermalige Favoritinn des Präſidenten, welche ſo warmen Antheil an mir genommen hatte — war die Tochter des vorigen, früh verſtorbnen Hofgärtners, und die Schweſter des jetzigen. Ihre Mutter, von Geburt eine Franzöſinn, hätte man in ihrer Jugend mehr ihrer Schönheit halber bewundert, als ihrer Sittſamkeit wegen geſchätzt. Ihrer genauen Bekanntſchaft mit einigen Großen verdankte einſt ihr verſtorbener, ſehr nachſichtiger Mann ſeinen Dienſt; und da ſie auch nach deſſen Tode ihre Reize noch immer geltend zu machen wußte, ſo gelang es ihr, ihrem Sohne, der überdieß nicht für den wirklichen Sohn des Hofgärtners gehalten wurde, die nämliche Stelle zu verſchaffen. Hiernach alſo konnte ich mir den Einfall Jeannettens, mir gerade Blumen und ſo auserleſene Blumen zum Geſchenk zu ſenden, ſo wie ihr nachheriges, faſt wie einheimiſches Benehmen im fürſtlichen Garten, das mir doch ein wenig aufgefallen war, auf das natürlichſte erklären.

Zu der Zeit, als die Reize der Schloßgärtnerswittwe endlich alterten, fieng Jeannette eben an, aus einem unbedeutenden und ziemlich vernachläſſigten Kinde zum aufblühenden, anlockenden Mädchen heranzuwachſen, und ihre Mutter bemerkte es nicht ganz ungern, daß die ſonſt ihr geltenden Beſuche nicht ſparſamer wurden, wenn ſchon die hohen Beſucher jetzt mehr nach der reizenden Tochter, als nach der ſich immer noch ſchön dünkenden Mutter hinlauſchten. Sie hatte, als eine welterfahrne und höchſt eigennützige Frau, die gar nicht geſonnen war, in ihrem Winter weniger zu gelten, als in ihren übrigen Jahreszeiten, dieſe Periode im Geiſte vorausgeſehen, und ihrer heranreifenden Tochter, ob ſie ſchon übrigens wenig aus ihr zu machen ſchien, eine in jeder Hinſicht galante Erziehung gegeben. Jeannette ſprach franzöſiſch; ſie tanzte ſehr artig; ſie ſang und ſpielte das Clavier; ſie zeichnete, und hatte ſchon als Kind ohne alle Wahl eine ungeheure Menge guter und ſchlechter Romane geleſen, wovon ſelbſt die ſchlechteſten und ſittenverderblichſten bei ihrer Mutter frei herumlagen.

Je mehr die Tochter ihrem Blütenalter ſich näherte, deſto weniger verabſäumte die Mutter etwas, was die Eitelkeit des Mädchens reizen, ihre Sinnlichkeit entzünden und ſie zu der ausgelernteſten, ränkevollſten Buhldirne ausbilden konnte. Täglich ſprach ſie Jeannetten von dem Glücke vor, welches ein Mädchen durch Schönheit und Schlauheit erlangen könne, und ſtellte ihr die verführeriſchſten Beiſpiele auf, nach welchen ſelbſt Mädchen von dem geringſten Stande, die ſich nicht unüberlegt weggeworfen, ſondern mit ihren Reizen gewuchert, ſich zu Edeldamen und Gräfinnen emporgeſchwungen, ja wohl gar Land und Leute regiert hätten.

Dieſe Erziehung fruchtete denn auch bei dem ſich fühlenden Mädchen bald ſo viel, daß es mit der feurigſten Eroberungsſucht Alt und Jung zu bezaubern ſtrebte und die Schmeicheleien der, größtentheils ſchon bejahrten, mütterlichen Freunde mit demüthigem Stolze annahm, mit tugendlicher Sprödigkeit vergalt; allein, ganz wider die Abſicht der Mutter, hatte Jeannette von der Natur auch ein gefühlvolles Herz und einen ziemlich ſtarken Antheil von dem, was man Temperament zu nennen pflegt, empfangen, und ſo war es wohl eben nicht zu verwundern, daß ſie an den huldigenden Blicken und Begrüßungen der weniger vom Glück, als von Jugend und Schönheit, begünſtigten Lieutnants oder noch in väterlicher Gewalt ſtehenden Kammerjunker, ja, ſelbſt junger Kunſt-Akademiſten, Acceſſiſten u. ſ. w. weit mehr Geſchmack fand, als an den ekeln Süßigkeiten, an dem gnädigen Wangenklopfen der hochbeamteten und goldbeſternten Greiſe und Halbgreiſe. Doch über dieſen Punct zeigte ſich die Mutter jederzeit als die gewiſſenhafteſte und ſtrengſte Aufſeherinn; kaum kam ſie einer dergleichen unziemlichen Liebelei auf die Spur — und ihre Augen waren in dieſem Falle ſehr hell — ſo wurde Jeannettchen, nach einem ſcharfen Examen, durch einige nachdrückliche Ohrfeigen von den Pflichten eines ſittſamen, ehrliebenden Mädchens belehrt. Das arme Kind trieb daher höchſtens nur mit freundlichen Blicken einen Schleichhandel, und erlangte, je ſchöner und liſtiger ſie wurde, deſto mehr den Ruf der ſtrengſten Zucht und Ehrbarkeit; man konnte ihr — dieß galt damals in der Reſidenz für das höchſte, ſeltenſte Lob eines jungen Frauenzimmers — nicht das mindeſte Ueble nachſagen.

Vier und dreißigſtes Kapitel.

Fortſetzung.

Doch mehr, als durch dieſe im Grunde nie ernſtlichen und nie anhaltenden Liebſchaften, wurde der mütterliche Klugheitsplan durch eine vom Zufall herbeigeführte redliche und tugendhafte Liebe untergraben. Ein junger, ſchon weit gereiſter Schwede von guter Familie ward um dieſe Zeit beim Hofgärtner Koſtgänger, um auch hier, wo gerade eine neue beträchtliche Verſchönerung angelegt werden ſollte, theils ſeine ſchon erworbnen Kenntniſſe in Anwendung zu bringen, theils ſie noch mehr zu vervollkommnen. Kaum war Jeannettens Mutter mit dem jungen, blühenden Fremdling bekannt worden, als ſie ihn auf jede Art an ſich zu locken verſuchte; aber er hatte Jeannetten, Jeannette hatte ihn geſehen; er war von ihrer hinreißenden Schönheit, von ihrem Geiſte und von der, aller Verdorbenheit ungeachtet, immer noch aus ihren Augen hervorleuchtenden Unſchuld und Gutherzigkeit, ſie von ſeiner edlen Jünglingsgeſtalt und von der Feinheit ſeiner Sitten unwiderſtehlich hingeriſſen worden. So wenig daher der Mutter ihre Abſicht gelingen konnte, ſo ſehr hütete ſich doch der Schwede, ſie auf irgend eine Art zu beleidigen, ſondern begegnete ihr vielmehr mit ſo vieler Artigkeit und Verehrung, daß ſie ihn nur für zu unerfahren und blöde hielt und ihren Plan auf ihn keinesweges aufgab.

Bei Jeannetten hingegen ſchien ſich jetzt alles, was ſie ſchon in früher Kindheit von edler Liebe in Romanen und Schauſpielen mit Rührung geleſen und beweint hatte, zu verwirklichen; die Tugend ſelbſt, an der Hand der Liebe, öffnete ihr die Arme. Sie wurde jetzt in der That ſittſam und gut; ſie hatte für niemand mehr Augen, als nur für ihn, den Geliebten. Beide liebten einander zwar geheim, aber mit dem glühendſten Feuer, mit der romantiſchſten Treue und Schwärmerei, und der brave Schwede machte ſehr ernſtlich Anſtalt, ſeine ihm ſchon verſprochne Anſtellung im Vaterlande zu beſchleunigen, um Jeannetten, ſey es nun mit oder wider Willen ihrer Angehörigen, als ſeine Braut heimzuführen. Doch ein furchtbar drohendes Ungewitter zog über dieſe zärtliche Herzensverbindung einher; mit empörender Schändlichkeit wurden die tugendhaften Hoffnungen zweier Liebenden zertrümmert, um auf ihren Ruinen dem hohnlachenden Laſter einen Tempel zu errichten.

Mit aller Liſt, welche die Liebe lehrt,

hatte Jeannette und ihr Erwählter eine Zeitlang die ſcharfſichtige, von einem dunkeln Gefühl der Eiferſucht noch aufmerkſamer gemachte Mutter dennoch glücklich getäuſcht. Sie ſtellten ſich öffentlich kalt und gleichgültig gegen einander und jedes durch die Gleichgültigkeit des andern beleidigt und erbittert; aber doch wußten ſie ſich zuweilen im Garten ohne Zeugen zu treffen, und wenn die Mutter manchmal eingeladen ward, dann hatte Jeannette gewiß den dickbäuchigen Hofmarſchall, oder den podagriſchen General, oder den ſchielenden Oberforſtmeiſter im Vorbeigehen aus Fenſter herausblicken geſehen, die doch Jemand empfangen mußte, und der Schwede zeichnete gewiß regelmäßig bis an den ſpäten Abend in der Boſcage nach der Natur. Endlich hatte aber die Mutter doch etwas von dieſen verſtohlnen Zuſammenkünften vernommen und erwartete mit tiefem Ingrimm nur noch eine Ueberraſchung, um dann die ganze gefüllte Schaale ihres Zorns und ihrer Wuth über die Liebenden auszuſchütten und ihr Verſtändniß auf einmal durch einen einzigen gewaltſamen Schlag zu zernichten. Der Drang der ſich kreuzenden Umſtände machte dieſe Ueberraſchung völlig unnöthig.

Fünf und dreißigſtes Kapitel.

Fortſetzung.

Der Präſident hatte um dieſe Zeit ſeine abgeſchwächten Augen auf die neunzehnjährige, im üppigſten Flor ſich entfaltende Hebe geworfen, und bot ihrer Mutter, vor der er ſich aus langwieriger Freundſchaft nicht den mindeſten

Zwang aufzulegen brauchte, für die Unſchuld ihrer Tochter eine in Hinſicht auf ſeinen ſonſt ſchmutzigen Geiſt ſo ungeheure Geldſumme, daß dieſe gar wohl einſah, hier ſeyen noch größere Vortheile zu erlangen. Sie fand daher zwar rathſam, einige Zeit zu zögern; aber — der Augenblick, ſich an dem Schweden und an ihrer eignen Tochter auf das empfindlichſte zu rächen, war ſo günſtig, der mächtige Käuſer war ſo dringend und großmüthig, daß von einer Seite die weitern Bedingungen eben ſo willig zugeſtanden, als von der andern angenommen wurden. Der Accord lautete erſtlich auf die ſchon gedachte baare Geldſumme, dann auf die eben erledigte Stelle einer Beſchließerin auf dem benachbarten fürſtlichen Jagdſchloſſe für die Mutter, ferner auf die Anſtellung eines ihrer Begünſtigten, der ihr in dieſem Fall wieder ein ſehr bedeutendes Honorar verſprochen hatte, endlich und letztlich auf eine vortheilhafte Verheirathung oder ein lebenslängliches Jahrgeld für Jeannetten.

Sobald dieß alles in Richtigkeit geſetzt war, glaubte die Wittwe mit ihrer Tochter nun weiter keine Umſtände machen zu dürfen, ſondern kündigte ihr ganz kurz und bündig das unbeſchreibliche Glück an, daß ſie nächſtens als Geſellſchafterinn der jungen Gräfinn Adelaide — Adelaidens Mutter war ſchon vor mehreren Jahren geſtorben — im Hauſe des Präſidenten angeſtellt werden ſolle; einige prächtige Kleider und Juwelen, die der ſo väterlich denkende Präſident der künftigen Freundinn ſeiner Tochter zuſchickte und die von der Mutter ohne weiteres angenommen wurden, ſchienen den Sinn dieſes Ehrenamtes gar nicht zweideutig zu laſſen.

Auch Jeannette verſtand ihn und erbleichte bei dieſer Schreckenspoſt. Sie vermochte keine Worte hervorzubringen, aber ſie eilte mit nichts mehr fürchtender Verzweiflung zu ihrem Geliebten, um vereint mit ihm auf Hülfe und Rettung zu denken. Beide warfen ſich noch an dem nämlichen Tage zu den Füßen der unmenſchlichen Mutter, beide flehten ſie auf das beweglichſte um Verzeihung an, beide beſchworen ſie um ihre Einwilligung, wenigſtens um einſtweilige Verſchiebung des gefaßten Entſchluſſes, ja der Schwede drohte ſogar, da alles fruchtlos blieb, ſich der Gewalt gewaltſam zu widerſetzen. Aber nicht bloß teufliſchen Hohn und Spott, nein wahrhafte Furienwuth ſetzte die Mutter den Bitten der Liebenden entgegen. Sie drohte, den Schweden hinauswerfen zu laſſen, und ſperrte Jeannetten vor ſeinen Augen ein. Er ſelbſt wurde durch höhere Vermittlung als Verführer der Tochter eines fürſtlichen Dieners ſchimpflich verabſchiedet und mußte zu dem Schutze ſeines Geſandten Zuflucht nehmen, um nicht ſchon am nächſten Morgen auf die entehrendſte Weiſe aus der Reſidenzſtadt gebracht zu werden.

Nach vierwöchentlicher, äußerſt harter Behandlung, bei welcher Jeannettens ſchwärmeriſche Zärtlichkeit zuweilen in halben Wahnſinn ausartete, gelang es endlich der Mutter, ſie durch erdichtete Briefe und andre verfälſchte Beweismittel von der Verworfenheit und Treuloſigkeit ihres Geliebten zu überzeugen. Sie gieng von nun an zu der kälteſten Gleichgültigkeit über; der Präſident ſchickte neue, noch weit glänzendere Geſchenke, um ſein Schlachtopfer zu ſchmücken, und Jeannette ließ ſich ſchweigend alles gefallen. Sie fuhr, von ihrer ſchändlichen Mutter begleitet, zu einem Bachanal auf das Landguth des Präſidenten, und — kehrte mit ihr in der folgenden Nacht nicht wieder zurück.

Sechs und dreißigſtes Kapitel.

Beſchluß.

Oft hat meine Hand ſich geweigert, dieſe Abſcheulichkeiten nieder zu ſchreiben; oft hat ſich meine Seele empört, an die Wahrheit dieſer Geſchichte zu glauben, und vielleicht geht es auch manchem meiner Leſer nicht anders; aber leider ſind die Quellen, aus welchen ich dieſe Nachrichten geſchöpft habe, zu lauter und zuverläſſig, und leider muß ich alles erzählen, damit die Leſer auf meine eignen Verhältniſſe ſchließen und meine Handlungen richtig beurtheilen können.

Sobald Jeannette ſich einmal als das Opfer der Habſucht und Wolluſt betrachten mußte, ſo ſchien es ihr auch nicht mehr der

Mühe werth, den Schleier der Sittſamkeit über ihre Handlungen zu werfen. Sie hielt ſich nun einmal für verloren, und mit einer Art von verzweifelndem Trotz ſuchte ſie die Stimme ihres Herzens durch rauſchende Vergnügungen und durch den höchſten Glanz zum Schweigen zu bringen. Sie wendete eine Zeit lang jede Kunſt an, um den verliebten Präſidenten ſich gänzlich zu unterjochen, und nicht nur in ſeinem Hauſe, oft ſelbſt mit Zurückſetzung der edlen Gräfinn Adelaide, als einzige Herrſcherinn zu werden, ſondern auch mit ihm ſeine Gewalt zu theilen und auf die Würden, welche er zu vergeben hatte, den entſchiedenſten Einfluß zu erhalten. Viele von denjenigen, welche etwas bei ihm ſuchten, fiengen ſchon an, ſich mit kriechenden Demüthigungen und koſtbaren Geſchenken an ſie zu wenden; wer mittel- oder unmittelbar ſie zur Beſchützerinn erlangt hatte, der ſah ſich gewiß am Ziel ſeiner Wünſche; kurz, ſie ließ an Schlauheit und Buhlerei ihre Mutter bald hinter ſich, und wandelte mit ſtarken Schritten auf dem Wege einher, eine von den Niedrigdenkenden verehrte und geſchmeichelte, und von allen Redlichen verachtete und gehaßte Favoritinn zu werden. Nur ein ſchöner Zug blieb, ihres erzwungenen Leichtſinns, ihrer grenzenloſen Sucht, ſich geltend zu machen, ungeachtet, in ihrem Charakter zurück, der noch an den Adel ihres Herzens glauben ließ; der ſchöne Zug wohlzuthun und Nothleidende zu unterſtützen. In der That verwendete ſie zu den edelſten Zwecken ſehr anſehnliche, dem Präſidenten und ihren Schützlingen abgenommene Summen, und hatte unter andern auch das ſtumme Kind, das nach dem Tode ſeines Verſorgers faſt im Siechhauſe umgekommen wäre, mit der zärtlichſten Beſorgniß, ja ſogar mit Aufopferung ihrer eignen Bequemlichkeit, als Pflegekind angenommen.

Auf dieſe Art hatte ſie ungefähr zwei Jahre im Hauſe des Präſidenten zugebracht, als ein durch die Poſt erhaltener Brief ihre ganze Stimmung änderte, und die leichtſinnige, auf Schönheit und Macht ſtolze Buhlerinn in die tiefſte Melancholie und in fromme Andächtelei verſetzte. Ein Freund ihres erſten Geliebten meldete ihr deſſen Tod; zugleich war von erſterm ſelbſt ein Abſchiedsbrief beigeſchloſſen, worinn er ſeiner wankelloſen Liebe und des einſt geſchwornen Eides ihrer Treue gedachte, des Eides, im Leben und im Tode nicht von einander zu laſſen! Jeannette ſah nun offenbar, wie ſchändlich man ſie um ihre Ruhe, um ihr Glück, um ihre Tugend betrogen hatte; ſie machte ſich Gewiſſensbiſſe über den begangenen Meineid; ſie fühlte es oft ſchmerzlich, daß ſie eines beſſern Schickſales würdig geweſen ſey; die tiefſte Verachtung, der bitterſte Haß gegen ihre Mutter und den Präſidenten bemächtigte ſich ihrer, ſie legte es oft abſichtlich darauf an, ſich an dem letztern zu rächen, und beſtürmte ihn nicht ſelten insgeheim ſo nachdrücklich mit Vorwürfen und Thränen, daß er ihr gern alles zugeſtand, was ſie nur verlangte, ja, um ſich ihrer zu entledigen, ihr zuletzt ſelbſt vorſchlug, ſich nach einem Manne umzuſehen, den ſie lieben könne und welchen er dann auf das Beſte verſorgen wolle.

In dieſem Zeitpuncte führete das Schickſal mich ihr entgegen. Sie hatte ſchon vorher einige kleine Gedichte von mir geleſen und war auch auf der Redoute geweſen, wo die Brittinn meine Verſe austheilte. Zufall und weibliche Neugierde hatten mich ihr perſönlich bekannt gemacht, ohne daß ich das mindeſte davon wußte; ſie hatte ſich genauer nach mir und meiner Schweſter erkundigt; ich hatte ohne mein Zuthun ihr Wohlwollen gewonnen, und den Wunſch, mir zu dienen, bei ihr erweckt. Mein unvermutheter Anblick im Vorzimmer des Präſidenten zu einer Zeit, wo ſie, wenigſtens dem äußern Anſcheine nach, ruhig und heiter war, mein verehrungsvolles und doch herzliches Benehmen, das Ohngefähr, daß ich aus Irrthum den für Adelaiden beſtimmten Brief, der noch dazu das wärmſte Lob aus dem Munde meines zärtlichſten, für mich partheiiſchen Freundes enthielt, an ſie übergab — dieß alles mochte dazu beigetragen haben, mich ihr als den Mann vorzuſtellen, an deſſen Hand ſie zur Tugend zurückkehren, an deſſen Seite ſie noch glücklich werden könne, und der durch meine Unerfahrenheit und durch die Täuſchung des Zufalls gleich anfänglich nur allzuſehr glückende Plan ward entworfen und ausgeführt.

Sieben und dreißigſtes Kapitel.

Der Abſchied.

Ich muß es aufrichtig geſtehen, daß, nachdem ich das meiſte von dieſen Verhältniſſen, das zum Theil ſtadtkundig war, wovon aber freilich der ſtill für ſich lebende, um Familien- und Stadtgeſchichten ſich nicht kümmernde Gelehrte nichts wußte, erfahren hatte, meine Liebe denn doch nicht wenig abgekühlt, folglich der Kampf in meinem Innern nicht mehr allzuheftig war. Zwar wenn das holdlächelnde Bild der vermeintlichen Gräfinn im Vorzimmer, oder der reizenden Muſe auf der Redoute, oder der tief ſinnenden, weinenden Magdalene mit dem Buche in der Hand vor meine Sinne trat; dann verſuchte mein Herz, Jeannetten zu entſchuldigen; dann ſchien mir manches Nachtheilige aus ihrer Lebensgeſchichte von der Verläumdung erdacht oder wenigſtens in ein falſches, gehäſſigeres Licht geſtellt; dann hielt ich es manchmal für edel und groß, ja ſogar für Pflicht, über Vorurtheile mich hinwegzuſetzen, der verirrten Unglücklichen, die auf mich vertraue, die Hand zu bieten, und ſie der Tugend wieder zu ſchenken; dann ſpiegelte ich mir wohl auch vor, daß ich nicht allein für mich, ſondern auch für meine Schweſter zu ſorgen habe, und ſelbſt darum ein günſtiges Loos, das die Vorſicht ſelbſt mir anzubieten ſcheine, nicht ausſchlagen dürfe. Aber wenn dann wieder die Wände des Kabinettchens mit ihrer verhaßten Pracht vor meiner Phantaſie aufſtiegen, alle widrige Erinnerungen ſich damit vereinigten und das empörende Wort: Maitreſſe, von allen Seiten mir entgegen zu tönen ſchien; wenn ich daran dachte, was ich ſelbſt ehedem von dieſer Art, ſich ein Amt zu erſchleichen, geurtheilt hatte, und was folglich nun alle Biedermänner von mir denken würden; wenn ich überlegte, daß Jeannette ſchon von Jugend auf doch nicht wirklich tugendhaft geweſen, daß ſie ſelbſt als Verführte edler zu handeln im Stande geweſen wäre; wenn ich ihr ganzes Betragen gegen mich überblickte und es doch für ſehr künſtlich angelegt, für ſehr fein berechnet anſehen mußte; wenn ich mir vorſtellte, daß am Ende wohl gar ſie ſelbſt, und der Präſident, deſſen fauniſches Lächeln auf dem Thürſtücke mir jetzt mitunter recht auf mich gemünzt ſchien, und alle, die von der Sache etwas Näheres erführen, mich als einen niedrigdenkenden Menſchen, wenigſtens für einen betrogenen Thoren, anſehen könnten; wenn ich mir ſagte, was Brenno und ſeine edle Freundin Adelaide über mich urtheilen würden; wenn mir zuletzt noch einfiel, daß eine ſolche ſchimpfliche Verbindung mit einer berüchtigten Perſon und der künftige nähere Umgang mit derſelben ſelbſt auf den unbeſcholtenen Ruf meiner guten Minona einen nachtheiligen Schatten werfen werde; dann — dann freilich ſchien hier wenig zu überlegen zu ſeyn!

Dieſe beiden letzten Gründe vorzüglich gaben den entſcheidenden Ausſchlag. Ich ſchrieb Jeannetten in den höflichſten und ſchonendſten Ausdrücken, daß mein Verſtand mir verbiete, der Stimme meines Herzens zu folgen, und nahm gerührt Abſchied von ihr auf ewig.

Als der Brief abgeſchickt war und ich mir nun auf das lebhafteſte vorſtellte, wie dieſe Antwort auf Jeannetten wirken könne und werde? fieng der innere Kampf doch einigermaßen in mir wieder an; ja manchmal war ich ſchwach genug, die ſo frühe Abſendung zu bereuen und ungeſchehen zu wünſchen. Doch meine kältere Vernunft gewann bald wieder die Oberhand, und ich ermannte mich, meinen Brenno mit dem ganzen Vorfalle aufrichtig und ohne alle Verheimlichung bekannt zu machen.

Noch ehe er jedoch dieſen Brief empfangen haben konnte, erhielt ich einen von ihm, der mich nicht wenig aufrichtete und über den, mit zuweilen widerſtrebender Leidenſchaft gefaßten Entſchluß mit mir ſelbſt ausſöhnte. Er hatte, wie ich daraus erſah, an Gräfinn Adelaide, die ſich kurze Zeit nach dieſer Begebenheit an einen ſehr edlen Mann vom Militairſtande verheirathete, auf einem andern Wege einen Brief gelangen laſſen, und ihr die Unterſtützung meines Geſuchs ans Herz gelegt. Dieſe aber, die von den Abſichten Jeannettens auf meine Hand Einiges erfahren haben mußte, mochte in der edlen Abſicht, mich zu warnen, ihrem Freund das Hauptſächlichſte von der Sache gemeldet haben. Brenno ſchrieb mir daher jetzt, daß er keinen Augenblick zweifle, wie ich mich in dieſem Falle benehmen werde, theilte mir die Schilderung Adelaidens von Jeannettens Charakter mit, und verſicherte, daß ich durch Adelaidens Vorſprache oder auf eine ſonſtige Art doch noch gewiß zu Erreichung meiner Wünſche gelangen ſolle.

Späterhin, da er meine ganze Beichte geleſen, mußt' ich jedoch von ihm über meine, wie er es nannte, ehrliche Einfalt und poetiſche Licenz, die Favoritinn des Präſidenten für ſeine Tochter angeſehen und, gleich dem Tantalus verliebten Andenkens, ſtatt der Juno eine Wolke zu umarmen, noch manchen bitter neckenden Spott erdulden. Er glaube mich ordentlich vor ſich zu ſehen — ſchrieb der freundſchaftliche Boshafte — wie ich die Züge der väterlichen Liebe aus dem Geſicht des Präſidenten herausſtudiert, wie ich in der entmenſchten Larve ſogar die ganz unerklärliche Gutmüthigkeit möge gefunden haben, mich mit der Hand ſeiner ſchönen Tochter entgegen kommend zu beglücken!

Acht und dreißigſtes Kapitel.

Anhang zu Jeannettens Lebensgeſchichte.

Da ich in dieſen Blättern nie wieder Gelegenheit haben werde, der eben ſo reizenden als bedauernswerthen Jeannette zu denken, und gleichwohl das Andenken an die ſo ſchnell entſtandene und ſo ſchnell wieder aufgehobene Bekanntſchaft mit ihr lange Zeit in meiner Seele bald angenehme, bald traurige Bilder erweckt hat, ſo greife ich dem Fortgange meiner eignen Geſchichte um ein ganzes Jahr vor, und theile dem Leſer hier noch dasjenige mit, was mir von ihrem Schickſale weiter bekannt worden iſt.

Die ſchon geahnete Gewißheit, daß ich ihre Hand anzunehmen Bedenken trage, muß ſie aller Wahrſcheinlichkeit nach mehr mit Kummer über ihre Lage, mit Haß gegen ſich ſelbſt, als mit Zorn und Erbitterung gegen mich erfüllt haben; wenigſtens hat ſie ſpäterhin gegen einen dritten, von deſſen Bekanntſchaft mit mir ſie nichts wiſſen konnte, auf das heiligſte betheuert, ſie habe dem Präſidenten ſehr angelegen, daß er mir auch ohne ihre Hand die erſt zugedachte Bedienung verſchaffen ſolle.

Allein hierinn war nun der Präſident mit ihr keineswegs einer Meinung geweſen, vielmehr hatte ſich ſeine ganze Denkungsart und Neigung gegen ſie in kurzem gar ſehr geändert. Er war Jeannettens und ihrer ewigen Klagen und bittern Neckereien, ihrer Vorwürfe und ihrer mitunter in Bigotterie ausartenden Frömmigkeit ſchon ſeit einiger Zeit ziemlich überdrüſſig, und die für ſeinen Sultansgeſchmack weit anlockendern Reitze eines ſchon längſt des Schnupftuchs harrenden, buhleriſchen Weibes, deren Mann bei dem Departement des Präſidenten eine niedere Charge bekleidete und durch nähere Verwandtſchaft mit dem Chef höher zu ſteigen hoffte, hatten dieſen eben jetzt ganz bezaubert. Aufgehetzt von dieſer verworfenen Buhlerin, deren Eiferſucht und Haß Jeannette gereizt hatte, wünſchte er nun, ſich von der letztern ſo bald, als nur möglich, und zwar, um das ſonſt verſprochene Jahrgeld zu erſparen, durch eine Verheirathung zu befreien.

Er war daher ſehr aufgebracht, als er von ihr meinen Entſchluß vernahm, ſpottete ihrer auf das höhniſchſte, daß ſie einen ſo gutwilligen Schächer, wie Se. Excellenz mich zu nennen beliebten, aus dem Garn habe gehen laſſen, und erklärte ihr nach einem heftigen Gezänk, daß es nur noch anjetzt ihr frei ſtehe, ſich einen Mann für ſich und für die Oberforſtrathsſtelle zu wählen, daß er aber, wenn ſie dieſe Gelegenheit verſäume, ſich auch von ſeinem gegebenen Verſprechen für entbunden halten und ſie ihrem Eigenſinne und ihrem Schickſale ganz ohne weitere Rückſicht überlaſſen werde.

Gern hätte Jeannette das Letztere gewählt, aber ihre Mutter war vor kurzem mit einem jungen Abentheurer, dem es freilich nur um ihr Vermögen zu thun war, in alle Welt gegangen, ihr Bruder wurde gerade um dieſe Zeit wegen Unterſchlagung fürſtlicher, zum Gartenbau beſtimmter Gelder ſeines Dienſtes entſetzt, und ſie ſelbſt hatte nie arbeiten gelernt, ſondern war einer weichlichen, glänzen den Lebensart ſchon ſo lange gewohnt. Sie blickte daher, um mit Ehren aus dem gräflichen Hauſe zu kommen und ihrer Nebenbuhlerin durch ihre Erniedrigung keinen Triumph zu gönnen, nach einem weniger bedenklichen Freier umher, und war bald ſo glücklich, einen zu finden, der von der Feder, oder vielmehr vom Wagentritte an, gedient hatte, und für die gewiſſe Ausſicht auf die Forſtrathsſtelle Jeannetten wie eine Göttinn zu verehren ſchien. Dieſer verband ſich durch ein ſchriftliches, feſt verklauſeltes Verſprechen, ſie zu ehelichen, und erhielt die von ſo vielen geſuchte Stelle zur Verwunderung aller, die ihn, nicht aber dieſe, ſich nachher aufklärenden Verhältniſſe kannten.

War jedoch Jeannette dem Amtloſen nicht zu geringe geweſen, um durch ſie zu Brod und Anſehen zu gelangen, ſo war ſie es doch dem Herrn Oberforſtrathe, um als Ehemann mit ihr zu leben. Sie ſah ſich ein langes qualvolles Jahr hindurch von ihm auf das kränkendſte verachtet und mit immer erneuerten Anſpielungen auf die vorige Favoritſchaft beſtürmt, und als ich bald nach Ende deſſelben am frühen Morgen heitern Muthes an meinem Fenſter ſtand und die blauen Tabakswölkchen ſich vor mir her in der friſchen Luft kräuſeln ließ, ſah ich einen ziemlich dürftig eingerichteten Leichenzug langſam vorbeiziehen. Nicht ohne tiefe Rührung vernahm ich, daß die Forſträthinn an einer Auszehrung vor drei Tagen geſtorben ſey.

Neun und dreißigſtes Kapitel.

Das Todtenopfer.

Dieſe Nachricht ergriff und erſchütterte mich bis ins Innerſte; ich warf meinen Mantel über und folgte dem Zuge von weitem, um die Unglückliche noch einmal zu ſehen. Ich trat auf eine etwas entfernte Erhöhung; die Träger ſetzten ab; der Forſtrath ſtieg kalt und ſich blähend aus dem Wagen und nahm ſtark Tabak; kalt und gleichgültig folgten die übrigen wenigen Leichenbegleiter zu dem aufgeworfenen Grabe.

Jetzt ſtand der ſehr grob gearbeitete Sarg über der Vertiefung, und die Decke wurde zum letztenmale gehoben; großer Gott! waren das die Ueberreſte des einſt ſo reizenden, ſo blühenden, ſo unwiderſtehlichen Mädchens?

Ich ſchauderte zurück; die Verweſung ſchien mit kalter Hand mich zu ergreifen; mein Blut ſtarrte; ich fühlte eine kalte Thräne auf meiner Wange, und ich trocknete ſie nicht ab. Tiefer hüllte ich mich in meinen Mantel; eine unſägliche Wehmuth bemächtigte ſich meiner.

Kaum war der Sarg hinabgelaſſen, als man ſich ſchnell wieder einſetzte und ſchneller, als beim Ankommen, davon rollte. Der Todtengräber warf einige Schaufeln Erde auf den dröhnenden Sarg und ſchleuderte dann den Spaten hin, wahrſcheinlich um in ſeiner Hütte ſein Frühſtück vollends zu verzehren. Ich trat näher und ſah hinab in die Grabhöhle.

„O ſchlaf ſanft in der kühlen Erde, du Unglückliche!“ — rief ich hinunter — „Die Natur hatte dich beſtimmt, einen Jüngling zum

Himmel zu erheben, hatte dich beſtimmt, einen Kreis glücklicher Kinder um dich zu ſehen, die an deiner Bahre geweint und deine Aſche geſegnet hätten; aber, ſie haben dich alle verlaſſen, die dir einſt ſchmeichelten; alle, die von deinem Tode hören, ſchmähen und verdammen dich noch im Grabe, und keine mitleidige, keine dankbare Thräne wird dir geweint!“

Es bewegte ſich etwas hinter mir in den Zweigen, die einen Leichenſtein umſchatteten; ich trat zurück; ein ärmlich in Cattun gekleidetes, bleichwangiges, doch ſehr aufgeſchoßtes Mädchen, das jedoch zum Zeichen der Trauer ein ſchwarzes Halstuch trug und einige abgenutzte Kreppſtreifen um das ſchwarze, unordentlich herabhangende Haar gewunden hatte, kam mit ängſtlicher Haſtigkeit näher, kniete am friſchen Hügel nieder, zog einen Roſenkranz hervor und betete mit rührender

Inbrunſt. Ich erkannte ſogleich das ſtumme Kind, und dieſer erſchütternde Beweis der Dankbarkeit, der Gedanke, daß doch ein fühlendes Herz um Jeannetten mit mir traure, that mir unbeſchreiblich wohl.

Schon hatte die junge Andächtige faſt eine Viertelſtunde unter Thränen und Seufzern am Grabe gebetet, als ich mich entſchloß, ſie zu unterbrechen. Sie fuhr ſcheu in die Höhe und ſchien ſich entfernen zu wollen; aber noch im Fliehen erkannte ſie mich. Eine Art von wehmüthiger Freude zuckte durch ihre Geſichtsmuskeln. Sie kam zutrauensvoll auf mich zu und küßte mir, ohne daß ich es wehren konnte, mit heftiger Rührung die Hand. Ich ſuchte mich bei ihr, ſo viel dieß bei ihrem Mangel an Sprache möglich war, über ihre jetzige Lage zu erkundigen, und las aus ihren ſehr ausdrucksvollen Mienen und Bewegungen ziemlich deutlich ſo viel zuſammen, daß die

Verſtorbene ſie bis an ihr Ende unterſtützt und ernährt habe, daß ſie ſelbſt ihr unendlich viel Liebe und Dankbarkeit ſchuldig ſey, und daß ſie nicht nur durch Jeannettens Tod, ſondern noch viel mehr durch das jetzt gewiß traurige Loos ihrer Seele — ich konnte nicht recht herausbringen, ob ſie dieß befürchtete, weil Jeannette nicht immer fromm und tugendhaft, oder weil ſie nicht im Schoos der alleinſeligmachenden Kirche gelebt habe? — in die tiefſte Bekümmerniß verſetzt werde.

Als ich ſie hierüber zu beruhigen ſuchte und auf die Gnade des Vaters im Himmel verwies, ſchüttelte ſie zweifelnd den Kopf, und ſprach mich endlich um Geld an. Mir fiel nicht dieſe Bitte, wohl aber der Augenblick, in dem ſie an mich geſchah, ein wenig auf; gleichwohl gab ich ihr alles, was ich bei mir trug, was aber freylich nur in wenig Groſchen beſtand. Sie zählte und zählte mit

Verlegenheit, ſah mich an, ſuchte ſich ſelbſt Muth zu machen und gab mir dann zu verſtehen, daß das Erhaltene bei weitem nicht zureiche. Aus ihren oft gefalteten und in die Höhe gehobnen Händen verſtand ich endlich ihre Abſicht, daß ſie, ſo arm ſie auch ſey, für die Ruhe ihrer Wohlthäterinn bei ihren Geiſtlichen Todtenmeſſen beſtellen müſſe. Jetzt ſchien ein glücklicher Einfall in ihre Seele zu kommen; ihr Blick wurde heiterer; ſie zog aus ihrem Halstuch ein ſauber zuſammen geſchlagenes Päckchen, küßte es mit unzähligen Thränen, bedeutete mich, daß dieß ein von Jeannetten auf dem Sterbebett empfangenes Geſchenk ſey, und bot es mir endlich zum Verkauf an.

Alles, was bis jetzt die Stumme gethan hatte, ſtimmte mich zur unbeſchreiblichſten Theilnahme und Wehmuth; aber noch weit inniger wurde ich gerührt, als ich das Pappier aus einander ſchlug und in einer einfachen goldnen Capſel Jeannettens Bildniß erblickte, die noch als ein Kind von ungefähr acht Jahren gemahlt war. Ach, nur in dieſem Alter — dachte ich bei mir ſelbſt — glaubte die ſterbende Jeannette noch unſchuldig und glücklich geweſen zu ſeyn, nur ſo, mit den Zügen der reinen Kindlichkeit, wollte ſie ihr Andenken der geliebten Pflegtochter hinterlaſſen.

Indem ich das Bild noch betrachtete, nahm es die Stumme aus meiner Hand, machte die Einfaſſung auf, nahm das obere Bild hinweg, und zeigte mir das Portrait eines jungen ſchönen Mannes, ohne Zweifel des Schweden. Aber noch eine Ueberraſchung ſtand mir bevor! Auch dieß zweite Bild nahm die Stumme heraus, und ich erſtaunte nicht wenig, auf dem letzten Blatte meinen eigenen ſehr getroffenen Schattenriß zu entdecken. Mit einem matten Strahle von Freude ſah mir die

Stumme in die Augen, und ſchien mich zu fragen, ob ich mich erkenne? Da ich dieß bejahte, gab ſie mir zu verſtehen, daß ſie ſelbſt dieſen Schatten für Jeannetten ausgeſchnitten habe und die Geſchicklichkeit beſitze, einen jeden, den ſie nur einmal recht geſehen, gleich aus freier Hand mit der Scheere auszuſchneiden.

Ich hätte das ſo zartfühlende Mädchen um nichts in der Welt dieſes, ihr ſo theuern Andenkens, das ſie dennoch dem ewigen Heil ihrer verſtorbenen Freundinn aufzuopfern bereit war, berauben mögen; ich hätte ihr gern eine ganze Hand voll Gold gegeben, um ihr, aus Glauben zagendes Herz zu beruhigen; allein ich hatte jetzt nichts mehr in der Taſche, verſprach ihr daher, daß ich ihr noch mehr Geld geben wolle, und fragte ſie dann, wo ſie ſich jetzt aufhalte?

Sie ergriff mit einem ſcheuen, ſonderbaren

Blick meine Hand, und zog mich mit ſich fort.

Vierzigſtes Kapitel.

Eine Scene im Hogarthſchen Geſchmack.

Die Stumme führte mich durch einige düſtre, winkliche Gaſſen der äußerſten Vorſtadt, und endlich in das Erdgeſtock eines finſtern, unreinlichen Hofes. Als ich die niedre Thür des durch pappierverklebte Fenſterſcheiben halb verdunkelten Vorhauſes öffnete, dampfte mir zuerſt ein, wie es ſchien, verjährter Branntweinsgeruch und Tabaksdampf entgegen, und mitten in dieſen mephitiſchen Dünſten ſchwebte, kaum einem Menſchen ähnlich, ein kleiner ausgewachſener, einäugiger Mann, der ſo eben zwar im Schweiß ſeines Angeſichts, doch mit einem Geſang vertretenden Brummen, wenigſtens für eine halbe Reuterſchwadron Stiefeln wichſte. Das kleine Ungeheuer ſchien ſich um mich wenig zu kümmern, ſondern zeigte bloß mit dem dampfenden Pfeifenſtummel nach der halb geöffneten Stubenthür.

Auch in dem Stübchen waren alle Gegenſtände, die ich gewahr ward, nicht weniger abſchreckend und Ekel erweckend. Auf einer ſchräg vom Fenſter bis zum halb eingefallnen Ofen gezogenen Leine trocknete ſehr verſchiedenartige Wäſche; dagegen lagen auf einem geräumigen, nur noch von drei Kugeln unterſtützten Tiſche, neben rußigen Coffeetöpfen, zerbrochenen Flaſchen und andern, größtentheils ſchadhaften Wirthſchaftsgeſchirren, worunter ſich ſogar die unedelſte Gattung gemiſcht hatte, einige ſeidne Roben, Damenaufſätze und andere weibliche Putzſachen, die nur eben ganz friſch aus der Garderobe einer galanten Dame von Stande in die unedleren Hände des jüdiſchen oder chriſtlichen Trödlers gefallen zu ſeyn ſchienen. Die wenigen Stühle waren zuverläſſig aus dreier Herren Landen zuſammengebracht; zwei dickwanſtige Möpſe hatten ſich eben einer niedrigliegenden blonden Perücke bemächtigt, und jeder von ihnen, ſuchte ſich wenigſtens einſtweilen in den Militairbeſitzſtand des haarigen Feſtungswerkes zu verſetzen.

Aber mehr als dieß alles contraſtirten einige vergelbte ſchändliche Kupferſtiche mit einem an dem Mittelpfeiler aufgehängten hölzernen Crucifixe, das anjetzt gelegentlich zum Haubenſtock eines Federaufſatzes dienen mußte; mehr als dieß alles contraſtirte ein blühendes, kaum ſechzehnjähriges, etwas bäuriſch gewachſenes Mädchen, das gleich neben dem Kreuze vor einem zerſprungenen Spiegel ſich in ein roſenfarbnes Tafft-Kleid einſchnürte, mit einer wohlbeleibten, in die ſchmutzigen Reſte eines Atlaspelzes gekleideten Megäre, die jene Schöne zur Dame umzuſchaffen beſchäftigt war und deren gelbe Wangen die Natur oder die Sünde mit der rothblauen Farbe des Kugellacks übertüncht zu haben ſchien.

Sobald die Stumme mich eingeführt hatte, ſchlich ſie in die angränzende Kammer; die dicke Dame zeigte mir freundlich grinſend einen Stuhl, und die Nymphe vor dem Spiegel ſchien, ihres nicht eben züchtigen Anſtandes ungeachtet, nicht im mindeſten überraſcht und verlegen, ſondern winkte mir freundlich zu und fuhr in ihrer Beſchäftigung, ohne ſich ſtören zu laſſen, fort.

Die würdige Dame ſetzte ſich endlich, ſo bald ſie noch einige Stecknadeln an dem

Putz des lieben Töchterchens befestigt hatte, höflich zu mir nieder, und fragte sehr zuvorkommend, was zu meinem Befehle stehe?

Ich sah wohl ein, daß hier meines Bleibens nicht lange seyn werde, und erkundigte mich daher ganz kurz, ob die Stumme eine Angehörige von ihr sey? und ob sie mir von dem Herkommen derselben einige Nachricht geben könne?

„Nun es wird endlich einmal Zeit“ — fieng die Dame mit untergestemmten Armen an — „daß die Närrinn sich besinnt und daß ich doch eine Nachfrage nach ihr höre. Nun, mein schöner Herr! es steht alles bei Ihnen — die Stumme scheint Ihren Beifall zu haben; inzwischen, wenn Sie sonst wollen, — sehen Sie die dort —“ sie zeigte auf das üppige Geschöpf, das in diesem Augenblicke nahe an meinem Stuhle niedergekniet war, um aus einem Putzkasten ein zur Bedeckung ihrer Blöſſe ſehr nöthiges Halstuch hervorzuſuchen — „gelt, die ſticht anders in die Augen? Ach, die Zeiten ſind ſchlecht, und für jene geben Sie am Ende doch kaum, was mir ſelbſt die Schminke koſtet!“

So fuhr ſie mit unſeliger Sprachſeligkeit und manchen unanſtändigen Anſpielungen noch eine Zeit lang fort, ohne daß ich den Strom ihrer Rede unterbrechen konnte. Da ich ihr jedoch endlich erklärte, daß ich gar nicht in derjenigen Abſicht gekommen ſey, welche ſie mir zuzutrauen ſcheine, wurde ſie aufmerkſamer, aber auch zurückhaltender, und ich erfuhr nur mit mancherlei Umwegen, was ich von ihr zu wiſſen verlangte.

Von der Herkunft der Stummen — ſo verſicherte ſie — wiſſe ſie wenig mehr, als was die ganze Stadt wiſſe. Das Mädchen ſey ſonſt mit einem Italiäner im Lande herumgezogen, der Muſik und Taſchenſpielerkünſte gemacht habe; ob ſie deſſen Schweſter, oder Tochter, oder was ſie ſonſt geweſen, wiſſe ſo eigentlich kein Menſch. Der Italiäner habe das Mädchen gewöhnlich Fiora genannt, und ſey vor einigen Jahren im Lazarethe geſtorben. Nach deſſen Tode habe eine Forſträthinn, welche ſie, die Erzählerinn, von Anſehen ſehr gut gekannt, das Mädchen erzogen; aber der Forſtrath, der zwar großthuig, aber dabei ſehr geizig ſey, habe dieß am Ende nicht länger gelitten, vielmehr, ſobald ihm ſeine todtkranke Frau auch die Gerade verkauft, das Mädchen aus dem Hauſe gejagt. Sie ſelbſt, die Erzählerinn, ſey am Abend des nämlichen Tages bei ſchon einbrechender Dunkelheit durch eine Straße gegangen; da habe ſie denn bemerkt, daß das Mädchen ſich bei einer Kapelle in einen Winkel verkrieche. Neugierig dadurch gemacht ſey ſie näher gegangen. Sie habe Fiora, die nicht das mindeſte bei ſich, aber ein Crucifix im Arme gehabt, nicht gleich wieder erkannt, ſondern für eine Fremde gehalten, die nicht deutſch könne; ſie habe am Ende doch ſo viel gemerkt, daß jene kein Unterkommen wiſſe und im Freien ſchlafen wolle; das Mädchen habe ihr im Dunkeln ziemlich ſchlank und ſchmuck geſchienen; ſie ſelbſt ſey alleben ſehr mitleidig und habe ſich ſchon über manche Verlaßne erbarmt; kurz, ſie habe Fiora mit ſich nach Hauſe genommen. Mitunter ſey Fiora wohl bei Abweſenheit des Mannes zu der Forſträthinn geſchlichen, und habe etwas Geld oder Sachen mit ſich gebracht; aber die Forſträthinn ſey nun todt, Fiora ſey hartnäckig und verſtockt, ſie wolle ſich in nichts fügen und laufe nur immer in die Kirche, als wolle ſie allen Heiligen die Füße abbeißen; geſund ſey ſie übrigens auch nicht, ſie ſehe immer aus, wie das Leiden — — kurz ſie, die mitleidige Dame, ſehe wohl ein, daß ſie ſich mit Fioren betrogen habe, und wenn ſie nur halbweg von jemanden wegen des ihr bis jetzt gereichten Unterhalts entſchädigt würde, ſo möchte das alberne Ding mit ſamt ihrem hölzernen Herrgott — ſie wieß dabei mit ſpöttiſcher Frechheit nach dem Crucifixe — wieder dahin gehen, wo der Pfeffer wachſe.

Ich war ſehr froh, als die alte Kupplerinn mit ihrer Erzählung zu Ende war, verſprach auf ihre Entſchädigung zu denken und nächſtens wieder zu kommen, bat um Erlaubniß, Fiora zu mir rufen zu laſſen, und kehrte, da die Alte dieß zugeſagt hatte, nachſinnend in meine Wohnung zurück.

Ein und vierzigſtes Kapitel.

Die Erbſchaft.

Schon in dem Hauſe der mitleidigen Dame ſah ich die Pflicht und Nothwendigkeit ein, Fiora ihrem traurigen Schickſale zu entreißen; ich betrachtete ſie gewiſſermaaßen als ein Vermächtniß Jeannettens, und konnte den Wunſch nicht unterdrücken, die Stumme zu uns zu nehmen. Wenn ich aber freilich an mein geringes Einkommen — wie ſtark es damals war, werden meine Leſer aus dem Folgenden zu beurtheilen im Stande ſeyn — wenn ich an die Sparſamkeit dachte, mit welcher Minona wirthſchaften mußte; wenn ich daran dachte, daß die Gute oft bis ſpät in die Nacht nähe und ſtricke; dann ſchien mir die Erfüllung jenes Wunſches an Unmöglichkeit zu grenzen, ja ich hielt es für ungerecht, gegen meine Schweſter auch nur ein Wort davon fallen zu laſſen. Doch mein Herz beſiegte meinen Verſtand.

Ich theilte meiner Schweſter ſehr bald meine Empfindungen an Jeannettens Grabe mit; ſie konnte ſich des Weinens nicht enthalten, trat endlich ans Pianofort und ſpielte leiſe mit tiefer Rührung Seidelmanns Melodie zu Voſſens: Ruhn in Frieden alle Seelen. Da ſie geendet hatte, fieng ich nun auch von Fiora und ihrer jetzigen Lage an, und bald ergriff Minona meine Hand und ſagte: „Großer Gott! — Bruder! wir müſſen ſie retten!“

Ermuntert durch dieſen Zuruf, kam ich unwillkührlich meinem Zweck näher. „Sieh, wenn ich bedenke“ — fieng ich an — „daß wir mit ſo gar niemand in Bekanntſchaft ſtehen, der ſich der Armen etwa annehmen könnte; wahrlich, ordentlich heiß wird mir da vor der Stirn! Freilich, an die Hand gehen könnte dir denn doch das Mädchen — daß ſie treu, ehrlich und gut iſt, dafür laſſe ich mein Leben! — Du könnteſt ſie dir vielleicht zur geſchickten Arbeiterinn abrichten, und unſre Aufwärterinn erſparte ſich vielleicht auch — die Fiora kann denn doch auch ſilhouettiren; wer weiß, womit ſie ſonſt noch etwas ehrlicher Weiſe verdienen kann — dann — was mir eben einfällt — für mich als Dichter müßte es ſehr vortheilhaft werden, die Stumme eine Zeit lang immer zu beobachten — vielleicht geläng' es mir nach und nach, ſie beſſer verſtehen zu lernen; vielleicht erführ' ich ihre und des Italiäners, gewiß ſehr anziehende Geſchichte, erführ', was an dem Gerüchte ſey, daß ſie aus dem Sarge wieder auferſtanden, — hm! man hat „ein blindes Kind“ — „ein

Bettlermädchen“ — „ein Zigeunermädchen“ — ja ſogar ſchon eine „Manon la Riviere, oder das Mädchen ohne Zunge,“ und alle dieſe Bücher haben ihr Publicum geſunden und finden es noch; ſollte nicht auch mit: „Jairi Töchterlein oder das ſtumme Kind“ etwas Anſehnliches zu gewinnen ſeyn, wofür wir das verwaiſte Mädchen ſchon eine Zeit lang nähren könnten?“

Wilhelmine lächelte freundlich. „Ich habe deine Gedanken im erſten Augenblicke errathen,“ — verſetzte ſie — „und ſie ſind die meinigen. Du brauchſt mir die Sache nicht weiter ſo ſüß vorzumahlen!“

„Was denkſt du denn?“ — erwiederte ich erröthend — „Meinſt du wirklich, wir wollen das Kind aufnehmen? Ja, gut wäre es wohl — aber — ſoll ich dir jetzt Sorgloſigkeit verwerfen, wie du ſonſt immer mir? ſoll ich dich erinnern, wie blutſauer du dies mußt werden laſſen? ſoll ich dich fragen: Woher werden wir Nahrung und Kleider nehmen?“

„Laß nur gut ſeyn, lieber Bruder!“ — ſchloß Wilhelmine, und ſchlang ihren Arm um meinen Hals — „Siehe die Lilien auf dem Felde — unſer Vater im Himmel nähret ſie doch!“

Wir drückten uns die Hände und hätten faſt geweint. Meine Minona ſuchte unſern Sparpfennig hervor, der in vier blanken Louisdoren beſtand; für dreie davon überließ mir die menſchenfreundliche Dame das Mädchen benebſt ihrem Kreuze; Fiora warf ſich vor Minona nieder, und küßte ihr mit überfließenden Thränen die Hände. Minona drückte ſie an ihre Bruſt, und kleidete ſie zur Stunde in eins ihrer Kleider; vereinigt ſetzten wir uns, da es kaum noch Abend war, zuſammen und feierten mit einem Glaſe reinen Landweins unſer Glück, daß es uns nun doch auch einmal geglückt ſey, eine Erbſchaft zu thun.

Nie haben wir Fiora's Aufnahme bereut; ſie hat einige Jahre Glück und Unglück mit uns getheilt, Armuth und Krankheit mit uns ertragen. Die zärtliche, ja ſchwärmeriſche Zuneigung eines unſrer Hausfreunde, eines jungen Mahlers, der Fiora in allem Ernſte zum Vorbilde der auferweckten Tochter des Jairus gewählt hatte, eine Zuneigung, die ſie wegen eines Gelübdes nicht zu erwiedern wagte, vertrieb ſie aus unſern Armen; eine vornehme, gottſelige Dame, bei der ich mich für Fiora verwendete, brachte das fromme Mädchen nach ihrem ſehnlichſten Wunſche in ein Kloſter; in einem Alter von drei und zwanzig Jahren iſt Fiora geſtorben.

Zwei und vierzigſtes Kapitel.

Die Wette.

Doch es wird hohe Zeit, von dieſer, den Jahren ſehr vorgreifenden Ausſchweifung zu der Geſchichte meiner Dienſtbeförderungen zurück zu kehren.

Ohngefähr einen Monat nach dem Tage, da ich Jeannettens Hand und mit dieſer die mir zugedachte Forſtrathsſtelle ausgeſchlagen hatte, ließ ſich ein Fremder bei mir anſagen. Ich kannte ihn ein wenig von Anſehen und wußte, daß er mit Beilegung des Charakters als Major den geſuchten Abſchied vom Militair erhalten habe, um auf ſeinen Güthern ſich ſelbſt und ſeinen Bauern zu leben. In ſeinem Benehmen ſchien ſich die Erfahrung und Feinheit eines gebildeten Hofmannes mit dem Biederſinne und der Geradherzigkeit des Soldaten glücklich zu vereinigen.

„Meine Braut, Gräfinn Adelaide“ — ſagte er mit der heiterſten Laune — „iſt eine ſo treue Freundinn des Barons Brenno, und intereſſirt ſich auf deſſen Empfehlung ſo warm für Ihr Wohl, daß ich bei dem geringſten Hange zur Eiferſucht leicht auf Sie beide mißtrauiſch und neidiſch werden könnte. Doch, dem Himmel ſey Dank, von dergleichen Thorheiten bin ich frei; vielmehr komme ich jetzt in keiner andern Abſicht zu Ihnen, als um Ihren und Adelaidens Dank davon zu tragen. Ohne Vorrede — es iſt jetzt die Stelle eines Aſſeſſors beim ****** Collegio erledigt, die zwar zur Zeit mit ſehr unbedeutender Beſoldung verknüpft iſt, aber nach der Conſtellation auf die baldigſte Weiterbeförderung ſichre Hoffnung giebt. Sie werden wiſſen" — aber in der That, ich wußte von dergleichen Dingen kein Wort — „daß zwei bejahrte Perücken in dieſem Collegio ſitzen; kaum. das Küchenleben haben ſie noch! der Sohn des Geheimenraths L. kommt nächſtens von der Univerſität, und ich weiß aus ſichrer Hand, daß dieſer ſeine Laufbahn als Rath bei dieſem Collegio eröffnen ſoll. So lange nun aber ein Mann von Kenntniſſen und Fleiß vor ihm ſteht, den man, wegen der jetzt ganz allein auf ihn fallenden Arbeit, dann von der Rathsſtelle nicht wohl ausſchließen kann; ſo iſt es unmöglich, daß der Geheimeraths-Sohn einrücke; atqui — ſagen die Herren Gelehrten — ergo kann der jetzt antretende Aſſeſſor ſich ſehr ſchnell eines höheren Steigens oder der Verſetzung an einen ihm ſelbſt beliebigen Poſten auf das zuverläſſigſte getröſten."

Ich mußte lächeln über dieſe, doch in der

That ſehr einleuchtende Rechnungsart, wovon in meinem Kopfe nicht die entfernteſte Ahnung entſtanden ſeyn würde; und da ich mir zu der in Frage befangenen Stelle ohne Eigenliebe hinlängliche Fähigkeit zutrauen konnte, ſo antwortete ich, daß ich ſchon große Luſt dazu habe, aber, entblößt von Gönnern, die auf Beſetzung dieſes Amtes Einfluß haben könnten, an einem für mich günſtigen Erfolge verzweifeln müſſe.

„Iſts nur das“ — erwiederte der Major gelaſſen — „ſo wünſche ich Ihnen im Voraus Glück zu der Stelle! Reichen Sie getroſt ein Anſuchungsſchreiben ein; machen Sie pro Forma die gewöhnlichen Aufwartungen, und laſſen Sie Sich über einen kalten, oder wohl gar unhöflichen Empfang kein graues Haar wachſen! Vor allen Dingen aber ſchreiben Sie mir Ihren Vor- und

Zunamen auf, und dann laſſen Sie mich ſorgen!“

Ich erſtaunte natürlich über dieſe Beſtimmtheit; da aber der Major nichts weniger, als ein gewöhnlicher Großſprecher zu ſeyn ſchien, ſo äußerte ich offenherzig meine Verwunderung.

„Mein Verſprechen ſcheint Ihnen auffallen“ — erwiederte jener — „Sie ſind ein Neuling, wie ich ſehe; hören Sie den Zuſammenhang! Ich ſchaffe Ihnen den Dienſt auf die leichteſte Art von der Welt, und zwar durch eine Wette!“

„Durch eine Wette, Herr Major?“

„So hab' ich geſagt! — Die junge, galante Gemahlinn des Miniſters, von dem die Beſetzung abhängt, braucht in einer Woche mehr, als der filzige Herr Gemahl in einem Jahr zu geben Luſt hat, und vermag gleichwohl alles über denſelben; was folgt daraus? Sie nimmt — verſteht ſich, mit Manier! Ich war vor einigen Tagen ſo glücklich, beim Whiſt von ihrer Parthie zu ſeyn. Sie iſt ſehr aufgeweckt; wir ſcherzten nach dem Spiel über das und jenes, und das Geſpräch kam endlich darauf, daß der alte *** geſtorben ſey und Aſſeſſor B. an deſſen Stelle komme. Ich muß Ihnen aufrichtig geſtehen, daß ich den Lauf der Welt kenne und zu Zeiten ſpeculire. Ich dachte daher gleich an einen Jugendfreund, der jetzt auf meinen Güthern lebt. Ich wußte, daß die Miniſterinn noch ganz vor kurzem bei einer ähnlichen Gelegenheit ihr altes, ausgemuſtertes Reitpferd, nicht ſechzig Thaler an Werth, für hundert Ducaten verkauft hatte; ich zog ſie ſanft in ein Fenſter. „Und wer wird nun Aſſeſſor?“ fragte ich. — „Wer kann das wiſſen?“ — antwortete ſie mit feinem, bedeutenden Lächeln. — Ich machte ihren feurigen Augen und dem kleinen, blühenden, ſchalkhaften Munde einige Schmeicheleien, und ſchloß dann ſchnell mit dem Genieeinfalle: „Wetten wir, derjenige, dem ich ſie wünſche, erhält ſie doch nicht?“ — „Es gilt!“ — „Va! hundert Louisdor!“ — „Schreiben Sie mir den Namen Ihres Freundes auf; ich ſehe voraus, daß ich verliere; aber ich liebe das Wagen und Wetten!“ — Wir verſtanden uns vollkommen, giengen zur Geſellſchaft und die Miniſterinn erinnerte mich noch, da ich ſie in den Wagen hob, mit huldvoller Miene an die eingegangene Wette. Heute nun, da Adelaide abermals an Sie dachte, iſt mir beigefallen, daß Sie Sich wohl noch beſſer, als mein Freund, zu dieſer Stelle ſchicken, daß dieſer ſich auf meinen Güthern gefällt und vielleicht ungern in die Reſidenz zög' — kurz, geben Sie mir einen Zettel mit Ihrem Namen und damit gut!“

Hätte mir ein Anderer dieß alles erzählt, oder hätte ſelbſt der Major nicht ſo gar ernſtlich und ehrlich dazu ausgeſehen, ich würde alles für Erdichtung und Verläumdung gehalten haben. Doch da es mir ſchon anfänglich manchmal nicht ganz recht geſchienen hatte, durch Adelaidens Vorwort ein Amt zu erlangen, ſo hielt ich es nunmehr für weit größeres Unrecht, durch offenbare Beſtechung dazu zu gelangen, und durch ein ſo unedles Mittel vielleicht einen Würdigern zu verdrängen. Ueberdieß konnte ich es eben ſo wenig zugeben, daß der Major zu meinem Beſten ſeine Goldſtücke verwende, die ich ihm vielleicht nie wieder zu erſtatten im Stande wär', als daß er, ſtatt das Beſte ſeines Freundes zu befördern, für das meinige ſorge. Ich erklärte dieſe meine Bedenklichkeiten dem Major, der zwar alles anwandte, um mich davon abzubringen, jedoch am Ende, da alles vergeblich war, mich der Billigung meiner Denkungsart, womit ich aber freilich nie hoch kommen werde, und ſeiner Werthſchätzung verſicherte.

„Merken Sie Sich den Namen meines Freundes!“ — ſagte er noch an der Thür — „damit Sie mich wenigſtens nicht für einen Prahler halten. Er heißt B.; ich verliere glücklich meine Wette, und B. iſt in einigen Wochen Aſſeſſor, vielleicht, wenn der Arzt ſeine Schuldigkeit thut, in einem halben Jahr Rath, und künftig, wozu er ſelbſt Luſt und Belieben trägt!“

Nach zwei Jahren waren allerdings alle Prophezeihungen des Majors in Erfüllung gegangen.

Letztes Kapitel,

welches zugleich Ryno's letzte Beförderung enthält.

So hatte ich denn zweimal durch meine eigne Schuld die vortheilhafteſten Anträge von der Hand gewieſen, und ob ich dieß ſchon nach meinen Grundſätzen nicht bereuen konnte, ſo verſchwieg ich doch den letztern Vorfall meiner Minona, und mußte übrigens, theils, weil Brenno's großmüthige Unterſtützung, die ich überdieß nur mit widerſtrebendem Ehrgefühl annahm, einige Zeit ausblieb, theils auch, weil unſere gemeinſchaftliche Caſſe eben jetzt kaum zu den nothwendigſten Bedürfniſſen ausreichte, von Tage zu Tage eine baldige Anſtellung auf das ſehnlichſte wünſchen. Um ſo erfreulicher mußte mir daher der Ruf des Präſidenten ſeyn, der mich nach Verfluß einiger Zeit ganz unvermuthet auf den kommenden Morgen zu ſich beſtellen ließ.

Ich konnte mir leicht denken, daß entweder eine wiederholte Erinnerung des Miniſter — Pontaks, oder die Empfehlung Adelaidens Veranlaſſung hiezu gegeben habe; gleichwohl aber ließ ſich auch vorausſehen, daß der, ohnedieß nicht eben humane Präſident, eingedenk ſeines verfehlten Plans mit mir und Jeannetten, mich dießmal beſonders eben nicht ſehr milde aufnehmen werde. Es war mir daher vor dieſem Beſuche ordentlich bange; ich raffte, indem ich mich dazu anſchickte, alle meine Beſonnenheit zuſammen; ja ich ſuchte ſogar meinen Muth und meine Beredſamkeit durch einige Gläſer Wein anzufeuern, und dieß alles glückte dießmal ſo über Erwartung, daß ich mich recht gut hielt und beim Fortgehen mit mir ſelbſt zufrieden war. Unſere Unterhaltung war in der That ziemlich drollig, und ich gebe daher, was ich noch davon weiß, meinen Leſern zum Beſten.

Der Präſident (indem ich eintrat, mit halb zugedrückten Augen ſich umblickend und dem Bär am Honigbaum nicht unähnlich.) — Was will Er?

Ich (mit einer tiefen Verbeugung.) Der Kammerdiener iſt eben hinausgegangen. Befehlen Ew. Excellenz, daß ich ihn zurückrufe?

Der Präſident (dem dieß ein zu ſeinem Vergnügen erdachtes Bonmot zu ſeyn ſchien, ſehr freundlich): Schon gut! — Wer ſind Sie?

Ich. Ich heiße N. N. — Ew. Excellenz haben mich rufen laſſen.

Der Präſident. Gut! gut! Ich beſinne mich. Man iſt ſchon einigemal hier geweſen; man hat ſeinen Eigenſinn; man verläßt ſich auf ſeine Patrone — gut! gut! — Ich werde täglich erinnert, überlaufen, quäſtionirt — gut! gut! man ſoll verſorgt werden! — Aber — wozu taugt man? was hat man gelernt? Man iſt Bücherſchreiber, wie ich höre — gut! ganz gut! ſo kann man doch hoffentlich Orthographie und ein wenig Styliſiren; das übrige laſſe man nur künftig bleiben; das leidige Buchweſen ſollte gänzlich verboten werden; ſelbſt die Kalender könnte der Staat entbehren, wären ſie nicht des Stempel-Impoſts wegen gut!

Ich. Das kann unmöglich Ewr. Excellenz wahre Meinung ſeyn. Ich las noch ganz kürzlich eine Zueignung, wo Dieſelben als ein Beſchützer der Künſte und Wiſſenſchaften gerühmt wurden —

Der Präſident (ſich etwas aufblähend).

Gut, gut, mein lieber Sohn! — (Ich war nun auf einmal aus dem: „Er,“ wieder zum lieben Sohne worden, aber aufrichtig geſprochen, wenn ich an des Präſidenten noch lebende eheleibliche und lehensfähige Schmerzensſöhne zurückdachte, ſo mußte ich wahrlich den: Er dem lieben Sohne vorziehen). — Aber zur Sache! Was ſucht man für ein Amt? wozu hat man ſich qualificirt?

Ich gab nun einige Fächer an, zu welchen ich mich für brauchbar hielt, und obſchon die Stellen, die mir in dieſen Fächern zu Theil werden konnten, viel geringer waren, als diejenige, welche mir Jeannettens Hand hatte zubringen ſollen, ſo meynte doch der Präſident immer: „zu hoch! viel zu hoch hinaus für den Anfang! Klein, klein muß man anfangen — von der Pike an dienen — die Studierten wollen immer oben naus und nirgends an! Thut man ſich nachher hervor, nun ſo werd' ich weiter ſorgen. Das Vaterland braucht geſchickte Männer und weiß Verdienſte zu belohnen, und ſchreibt man orthographiſch, verſteht man den Styl, ſo hat man ſchon einen gewaltigen Vorſprung!“

Das Ende von dieſem Liede war denn kein andres, als daß ich beim Rechnungs-Departement die ſogenannte Secretairs-Probe machen ſollte. Ich ſtellte zwar dagegen vor, daß ich zeitlebens in meinen eigenen Angelegenheiten ein ſchlechter Rechenmeiſter geweſen ſey, daß ich zwar allenfalls ein Pamphlet über den Bankerott der Engliſchen Nation auszuarbeiten mich getraue, aber eine Straßen-Rechnung nicht zu defectiren wiſſe; allein Se. Excellenz verſicherten mich, das werde ſich alles ſchon geben, und ſchickten mich ohne weiteres fort zur Probe.

Ob ich dieſe abzulegen im Stande war,

läßt ſich leicht daraus beurtheilen, daß ich vorher die Arbeiten des jungen Raths — Pontak gefertiget hatte, obgleich auch hiezu eben kein Hexenmeiſter erforderlich war. Meine Ausarbeitung fiel zur allgemeinen Zufriedenheit aus, und ich wurde bereits am folgenden Tage, faſt ohne es ſelbſt recht zu wiſſen, als — Vice-Calculator, mit einer jährlichen Gratification von Achtzig Thalern, in Eid und Pflicht genommen.

So hatte mich denn mein günſtiges Schickſal über mancherlei Klippen und Untiefen endlich in den ſichern Hafen einer baaren, feſten Beſoldung eingeführt. Klein war ſie zwar vor der Hand, aber ich tröſtete mich mit der Verſicherung des Präſidenten, daß das Vaterland geſchickte Männer brauche und ſie belohne! Ich ſuchte mich daher mit meiner guten Minona und ihrer jungen Freundinn Fiora ſo gut einzurichten, als es nur gehen wollte, und dachte nun ſehr ernſtlich daran, auf den Fall, daß ſich ein braver, ehrlicher Mann um Minona's Hand bewerben ſollte, ihr eine Mitgift zu verſchaffen, wozu ich ſchon längſt ein ziemlich ſtarkes Manuſcript, betitelt: „Die Gelehrten,“ beſtimmt hatte. *)

Schwimme denn einſtweilen nur immer geruhig fort, mein kleiner Nachen, auf den Wellen des Lebens! Unterſinken wirſt du nicht; du trägſt den Ryno und ſein Glück!

*) Dieſe Handſchrift Rynos, eine ſehr vermehrte Bearbeitung von Menkens: Mores eruditorum, möchte ſchwerlich jemals erſcheinen, theils weil ſie in neuern Zeiten unglaublich angewachſen iſt, theils auch wegen des Sprichworts: Obsequium amicos, veritas odium parit.

Anm. d. H.

Neue Verlagsbücher von Darnmann in Züllichau.

Gallus, G. T. Geſchichte der Mark Brandenburg für Freunde hiſtoriſcher Kunde. 5r Bd. 8. 1 Rthl. 18 gr.

Hat auch folgende zwey Titel:

— Fortſetzung und Beſchluß des Handbuchs der Brandenburgiſchen Geſchichte in 2 Bänden, 1ſte Fortſetzung, und:

— **Abriß der vornehmſten Begebenheiten des Königs Friedrich Wilhelm's I. ſeines Sohnes Friedrich's II. und ſeines Enkels Friedrich Wilhelm's II. entworfen in 2 Bänden. 1ſter Bd.** welcher in einem Anhange einige Berichtigungen mancher Umſtände aus Friedrichs II. Leben von einem Augenzeugen enthält.

Geſangbuch der Evangeliſch-Lutheriſchen Gemeinden zu Warſchau. Nebſt einem hinzugefügten Anhange von verſchiedenen Geſängen bey beſondern Fällen und Gelegenheiten für Landgemeinden. 8. 14 gr.

Heynatz deutſcher Rathgeber. Fortſetzung des Wochenblatts über die Richtigkeit des deutſchen Ausdrucks, 1803. 1s und 2s St. 8. geheftet, (in Commiſſion). 1 Rthl. 8 gr.

Hoffmann, P. J. G. Repertorium der Preußiſchen Landesgeſetze für Cameral- und Juſtizbediente. 2te Fortſetzung. gr. 8. 1 Thlr 16 gr.

Krug's W. T. Fundamentalphiloſophie gr. 8. 1 Rthl. 12 gr.

* * *

Luna, ein Taſchenbuch auf das Jahr 1804. herausgegeben von Franz Horn. Mit den Portraits von Arioſto, Cervantes, Göthe und Shakespear von Lips. 8. geheftet 2 Rthl. 6 gr.

Andeutungen für Freunde der Poeſie. Ein Anhang zur Luna für 1804. 8. geheftet 18 gr.

Seliger's J. G. Beicht- und Communionbuch für nachdenkende und gute Chriſten nach den Bedürfniſſen unſerer Zeit, 2te mit einem Anhange für Kinder und einer Titelvignette von Lips vermehrte Aufl. 8.
auf Druckppr. 14 gr.
auf Schreibpp. 19 gr.

— Predigten über diejenigen Gegenſtände der Glaubens- und Sittenlehre, welche eine ganz vorzügliche Beherzigung von unſerm Zeitalter verdienen. In einem Jahrgange über die Sonn- und Feſttags-Evangelien, 2r Bd. gr. 8. 16 gr.

Ungnad, Dr. C. S. an humane Aerzte über Ausrottung der Menſchenblattern durch Kuhpocken-Impfung. 8. geh. 8 gr.

Romane.

Charaktere intereſſanter Menſchen in moraliſchen Erzählungen dargeſtellt, zur Unterhaltung in einſam-ruhigen Stunden von Friedrich Rochlitz, 4r Theil. 8. 1 Rthl. 12 gr.

Hat auch den Titel:

Die Verwandten, eine Biographie in 2 Theilen, 2r Theil.

Makaria, Atalanta und Kaſſandra. Drey Erzählungen von Auguſt Lafontaine und Fried. Kind. 8. Drkp. 12 gr. Schrbpr. 15 gr.

Nächte, Berliniſche 1r Thl. 8. 1 Rthlr. 8 gr.

Natalia, vom Verfaſſer der Novelle Carlo, 2s Bändchen, mit Kupf. gezeichnet von Schubert, geſtochen von Berger. 8. 1 Rthl. 20 gr.

Schauſpiele.

Blumenmädchen, das, Operette in 1 Aufzuge von Friedrich Rochlitz. 8. 3 gr.

Es iſt die rechte nicht. Luſtſpiel in 2 Aufzugen von Friedrich Rochlitz. 8. 10 gr.

Jedem das Seine. Luſtſpiel in 1 Aufzuge von Friedrich Rochlitz. 8. 7 gr.

Portraits.

Portrait von Arioſto. geſt. von Lips. 9 gr.
— — — Cervantes — do. — 9 gr.
— — — Göthe — — do. — 9 gr.
— — — Shakeſpear do. — 9 gr.
— — — Dr. Ungnad do. — 9 gr.

Oſter-Meſſe 1804 erſcheinen.

Leben und Liebe des Dichters Ryno und ſeiner Schweſter Minona, herausgegeben von Oſcar. 8.

Menſchenreligion, die allgemeine. Verſuch einer Entwickelung derſelben aus den älteſten chriſtlichen Urkunden. Für allerley Leſer.

Nächte, Berliniſche. 2r Thl. 8.

Natalia, vom Verfaſſer der Novelle Carlo. 3s Bändchen mit Kupf. gez. von Schubert, geſt. von Berger. 8.

Selige's J. G. Predigten über diejenigen Gegenſtände der Glaubens- und Sittenlehre, welche eine ganz vorzügliche Beherzigung von unſerm Zeitalter verdienen. 3r und 4r Band. gr. 8.

Schauſpiele.

Liebhabereyen oder die neue Zauberflöte. Luſtſpiel in 4 A. von Fr. Rochlitz. 8.

Marionettentheater von Auguſt Bode. 3 Thle. 12.

Jena,
gedruckt bey Frommann und Weſſelhöft.

Leben und Liebe

Ryno's und ſeiner Schweſter Minona.

Herausgegeben

von

Oſcar.

BIBL.
UNIVERS.
LIPS.

Zweites Bändchen.

Züllichau und Freyſtadt,
in der Darnmannſchen Buchhandlung.
1805.

2.

Der Schönauer Grund.

Erſtes Kapitel.

Die fremde Durchlaucht.

Es kommt ein Prinz in unſer Land,
Hat ſeine Junker vorangeſandt.
Sie ſind mit grün und goldnem Lahn
Gar wunderlieblich angethan.
Doch ſieht man ſie nur furchtſam fleh'n,
Als ließen ſie nicht gern ſich ſeh'n.

Vielleicht, daß ſie geſendet ſind,
Um auszuwittern des Hofes Wind,
Oder ſoll der Tag nicht werden laut,
Den der Gebieter ihnen hat vertraut — ?
Ach nein, er ſprengt die Schäker voraus,
Und bleibt wol ſelbſt noch lange aus.

Jezt aber tritt ein alter Mohr
Mit dreiſterer Stirne hervor.
Weiß iſt ſein Turban, Hemd und Kleid,
So weiß, als hätt' es drauf geſchneit.
Keck ſchaut er über's junge Gras,
Als fragt' er an: Wer thut mir was?

Ein ſchönes, ſchwarzes Dirnchen ſizt
Auf ſeinem Arm — ihr Aeuglein blizt,
Ihr Leibchen iſt ſchlank und nett gebaut,
Wie Atlaß ſpiegelt ihre Haut;
Es ſchimmert Silber und Auror
Aus ihres Kleides Saum hervor.

Merkt auf! da wir dies Pärchen ſeh'n,
So laßt uns flugs von hinnen gehn;
Schickt die roſigen Mädchen allzumal,
Ihn zu empfangen, ins Veilchenthal,
Horch! Stimmen verkünden den Einzug ſchon —
Er naht, der reizende Fürſtenſohn!

Horch! horch! da ſchmettert's am Felſenhang —
Hier orgelt tiefer der Waldgeſang —
Alle Blumen heben das Aug' empor,
Und jede drängt ſich erröthend vor —
Prinz Frühling grüßt mit holdem Geſicht —
Seht Schwalbe und Schwarzdorn trogen nicht!

Zweites Kapitel.

Sonnenſchein nach Regen.

Faſt drittehalb Jahr waren ſeit meiner Beförderung ziemlich einförmig verfloſſen, und die Verheißungen des Präſidenten, daß das Vaterland geſchickte Männer brauche und ſie belohne, wollten wenigſtens an mir noch nicht in Erfüllung gehen. Zwar muß ich offenherzig bekennen, daß ich, genau betrachtet, ſelbſt meine ſehr kärgliche Beſoldung noch halb und halb mit Sünden verdiente. Ich konnte mich unmöglich daran gewöhnen, meine beſten Stunden mit Stadt- und Zeitungsnachrichten auszufüllen, und meine Berufsarbeiten waren daher regelmäßig Montags Abends für die ganze Woche beendigt. — Aber ich wär' ja ſo gern zu einem Mehrern bereit, und — wie ich warlich ohne Eigendünkel hinzuſetzen kann — auch zu brauchen geweſen!

Daß während dieſer Zeit, ob ich ſchon mitunter durch Nebenarbeiten Geld verdiente, unſere häusliche Lage nicht eben unter die glänzendſten gehörte, werden ſich meine Leſer leicht vorſtellen können.

Doch noch weit angreifender und niederſchlagender für mich war eine ſchleichende Kränklichkeit, wovon meine gute Minona während jenes Zeitraums befallen ward, und welche unſer damaliger edler, theilnehmender Arzt, Namens Schell, für den Anfang zur Auszehrung hielt. So troſtlos ich war, ſo mußt' ich Wilhelminen doch meine Betrübniß verbergen, und vielleicht wär' ich endlich ſelbſt meinem Kummer unterlegen, hätte mir nicht unſere Stumme, die wir, um jedes Andenken an ihre traurige Vergangenheit zu vertilgen, nunmehr Flörchen nannten, durch ihre raſtloſe Vorſorge und ſtandhafte Ausdauer ein Beiſpiel hohen Muthes gegeben; wär' ſie nicht der Engel geweſen, der nie von Minena's Seite wich!

Endlich, nachdem unſere Kranke faſt ein Jahr lang nie das Zimmer verlaſſen, nie im Grünen Luſt und Leben eingeathmet hatte, brachte der wiederkehrende Lenz das ſchöne Gefühl der Geneſung in ihre leidende Bruſt zurück; der Arzt erklärte ſie außer Gefahr, und ſie ſollte, ſobald nur ein ruhiger, warmer Tag käm', zum erſtenmal wieder ausgehen.

Ich hatte ſchon längſt, obſchon das Wetter noch immer rauh und ſtürmiſch war, mit der Genauigkeit des ſorgfältigſten Witterungspropheten, aber leider! mit beſtändiger Selbſttäuſchung, Barometer, Windfahne und Wolken beobachtet; keinen Tag ließ ich verſtreichen, ohne im Freien die Temperatur der Luft ſelbſt zu erproben. Eines Sonnabends Nachmittags ſchien es mir endlich ſicher, nun werde die Sonne ſich durcharbeiten und alles, was ihre wohlthätige Wärme von uns abhalten könnte', triumphirend zerſtreuen.

Voll der ſüßeſten Hoffnungen verweilte ich länger, als ſonſt, auf meinem Spaziergange, und durchkreuzte ein kleines Gebüſch, wo ſchon die Knospen der Zweige völlig aufgebrochen waren, ſchon Schneeglöckchen und wilder Krokus und mancherlei andre frühe Blümchen aus dem jungen Raſen die kleinen Häupter erhoben.

Jezt lenkte ich um eine Ecke, und — ein über und über mit weißen Blüten bedeckter Schwarzdornbuſch ſtand vor meinen Augen.

„Ja, der Frühling iſt da! —“ rief ich mit wehmüthigem Taumel, legte meine Hände über die Bruſt, und richtete einige Sekunden meine Augen mit ſtiller Feier gen Himmel.“ — — Biſt du nicht ſelbſt ſo ſchwarz, als ein Todtenkreuz“ — redete ich dann den holden Verkünder des Frühlings an — „gleichen deine weißen Blüten nicht dem abgeworfenen Schleier einer am Grabeshügel weinenden Geliebten, und doch biſt du der Bote des freundlichen Lenzes, der nun bald Veilchen und Maiblume, Hyacinthe und Roſe entfalten wird!“

Meine Gedanken ſchweiſten immer weiter; mein Gefühl wurde immer ſchwermüthiger und weicher; ich war nahe daran — ach! wie abergläubig iſt man, wenn man von ganzem Herzen liebt! — ich war nahe daran, in dem ſich eben jezt mir aufdringenden Bilde des Todtenkreuzes und Trauerſchleiers eine üble Vorbedeutung für meine theure Geneſende zu finden.

Doch in dieſem Augenblicke ſchlüpfte leicht und glänzend eine Schwalbe bei mir vorüber, kreuzte noch einigemal hin und her, ſezte ſich dann auf einen Aſt des Schwarzdorns, ruhte friedlich neben mir aus, und puzte ihr ſchimmerndes, blauſchwarzes Gefieder.

„Schwarzdorn und Schwalbe!“ — rief ich jezt mit froher Beklemmung aus — „ſchöne Boten des Lenzes! kann ich euch ſehen, und noch bange Gefühle in meinem Innerſten hegen? O ſey mir willkommen, heller, wieverkehrender Gaſt! ſey mir gegrüßt, freundlicher, geſelliger Vogel — ſey mir gegrüßt, wie die Taube mit dem Oelblatte einſt von Noah begrüßt ward!" —

Nun war jede düſtere Ahnung aus meinem Buſen entflohen; nur heitere und reizende Bilder ſchwammen wie Regenbogenfarben vor meinen Augen; ich zog meine Schreibtafel heraus, und ſchrieb das im Eingange mitgetheilte Liedchen, das ich meiner Minona nebſt einem Blütenzweige des Schwarzdorns mit nach Hauſe brachte.

Drittes Kapitel.

Immer noch Sonnenſchein.

Ich hatte mir einen der ſchönſten Sonn- und Feſttage meines Lebens verſprochen, und der Morgen ſchien meine Hoffnung zu beſtätigen. Schon früh brach die Sonne durch die Nebel und ſtand am blauen Himmelsgezelt, wie ein Auge Gottes. Auch unſer guter D. Schell kam diesmal, recht wie gerufen, noch in den erſten Vormittagsſtunden — aber er ſchüttelte bedächtig ſein Haupt und ſagte: „Ich werde es ſagen, wenn es Zeit iſt. Dieſer Lohn gebühret dem Arzte, wie dem Sieger das Friedensgeſchäft. Heute nicht!“

Höchſt ungern ließ ich die Erfüllung meines ſehnlichſten Wunſches mir entreißen. Aber der Doctor konnte Gründe haben; ſein Anſpruch auf die verlangte Belohnung — es war die einzige, die der Treffliche, außer einer von Minona geſtickten Brieftaſche, auch ſpäterhin von uns annahm — war gerecht; ſein Urtheil allein mußte hier entſcheidend ſeyn.

Grämelnd trat ich nach ſeiner Entfernung ans Fenſter, und konnte nicht fertig werden, von Tuniken und Saloppen-Tüchern zu ſprechen, die man zur Vorſorge ja wol hätte mitnehmen können; konnte nicht fertig werden, den Sonnenſchein ordentlich brennend heiß zu finden, und alle Vorübergehenden herzuzählen, die wohlgemuthet in ihren Feierkleidern daher ſtolzierten und ohne allen Zweifel nach dem oder jenem Garten, auf das oder jenes Landguth, luſtwandeln mochten.

„Und warum biſt Du noch nicht fort, lieber, guter Bruder?“ — fragte Minona mit aller Sanftmuth und Zärtlichkeit, die nur je von Mädchenlippen floß — „Schon ſeit früh habe ich die Wäſche und Kleider zurechtgelegt. Flörchen bleibt bei mir; wir gucken zum Fenſter hinaus und kritiſiren, damit nur die Zeit vergeht, die Leute“ — darinn war Flörchen eine Meiſterinn; nie habe ich ein ähnliches Talent bemerkt, das Lächerliche eines Jeden im erſten Augenblick aufzufaſſen und ſogleich mimiſch darzuſtellen — „und wenn Du Abends nach Hauſe kommſt, ſollſt Du auch ein Lieblingsgericht finden!“

Nun hätte ich gern alle meine Lobpreiſungen des ſchönen Wetters wieder zurück gehabt; ich hatte nur gern meine Minona ausführen wollen! Doch dies jezt zu erkennen zu geben, wäre großthuig herausgekommen, und ich machte daher mit einem kurzen: „Nun, wenn Du meinſt!“ ſogleich Anſtalt zum Ankleiden.

„Ich weiß wol,“— ſagte Minona, als ſie mir die Schleife des zierlich geplätteten Halstuchs band, womit ich ſelbſt ſelten zu ihrer Zufriedenheit zurecht kam — „daß Du weit lieber mit mir giengſt, und auch von Herzen gern bei mir zu Hauſe bliebſt; aber geh' nur heute noch einmal allein; Du ſollſt mich künftig oft genug mitſchleppen müſſen!“

„Du weißt viel!“ — erwiderte ich lachend, und würde ſie vielleicht noch einer eigenliebigen Einbildung beſchuldigt haben, hätte ſie mir nicht mit einem Kuſſe den Mund geſtopft.

Viertes Kapitel.

Nun, wenn das nicht überſchwengliches Glück heißt!

Es ſchien ordentlich Beſtimmung, daß mir dieſer Spaziergang dennoch ein Freudenfeſt werden ſollte! Denn abgerechnet, daß das Wetter in der That außerordentlich hell und lockend war — welches denn nach einem ſchlaffen Winter für einen Stubenſitzer war;

lich ein Großes iſt — ſo trat auch, noch ehe das mühſelige Ankleidungsgeſchäft völlig zu Ende gebracht war, der — faſt hätte ich aus froher Laune etwas Tolles geſagt, wenn mich nicht Beiſpiele ſchreckten *) — alſo, der Briefträger trat in meine Stube.

Ich hieß ihm den Brief nur auf den Tiſch legen, und wollte ihn ganz kurz abfertigen. Aber der Ehrenmann erklärte mir,

---

*) **Heidenreich** — man weiß ſchon, welcher gemeint ſei, da kein Zuſatz es näher erklärt — handelte einſt in einem Gelegenheitsgedichte von den verſchiedenen Arten, zur Magiſterwürde zu gelangen. Da er von denjenigen ſprach, die es durchs Diplom werden, erlaubte er ſich mit Beziehung auf die daſige Poſt-Uniform den Vers:

„Dann bringt es auf die Stube
Ein ſafrangelber Bube!“

Das wurde denn von den Poſtbeamten ſehr übel genommen, und H. deshalb zur Verantwortung, ich weiß nicht, ob auch in Strafe, gezogen.

Anmerk. Kynos.

daß ich einſchreiben müſſe, weil Geld in dem Brief liege. Das verdiente nun doch wenigſtens ein Anſehen, und ich erſtaunte nicht wenig, als ich den Brief mit acht blanken Ducaten beſchwert fand, und das Siegel und die Unterſchrift meines erſten und bis dahin einzigen Verlegers erkannte. „Kauft Euch Zuckerbrod und Kanarienſekt, Mädchen! Ich weiß ja doch, daß ihr gern naſcht!“— ſagte ich mit vornehmthuender Gleichgültigkeit, und warf die blinkenden holländiſchen Gewappneten meiner Schweſter auf den Tambourin. Aber die Freude war von kurzer Dauer, und ich nahm mir, noch ehe ich den Brief meines Soſiers völlig ausgeleſen, die Freiheit, meine Ducaten wieder einzucaſſiren.

Meine Schweſter, die bei dieſer gewaltthätigen Entreißung der einmal erhaltenen Schenkung natürlich nicht gleichgültig blieb, drang auf die Urſache dieſes ſonderbaren Verfahrens, und ich hielt ihr dieſelbe eben ſo wenig vor, als jezt meinen geneigten Leſern.

Mein ſehr großmüthiger erſter Herr Verleger meldete mir nämlich in ſehr höflichem Tone, daß er bereits ſeit zwei Jahren von den Europäiſchen Ruinen ꝛc. *) eine zweite Auflage veranſtaltet habe und auch dieſe nunmehr faſt vergriffen ſey. — Daß er hiezu, ohne mir davon Meldung zu thun, berechtigt geweſen, leide keinen Zweifel, da er das Manuſcript ohne weitere Bedingung von mir gekauft habe, und ein dergleichen Kauf dem Käufer das nämliche Recht gebe, als der Kauf eines Stammes Holz, wovon man ſich nach Belieben ein Luſthaus bauen, oder ihn auch zu Scheiten ſchlagen und im Backofen verbrennen könne. Jedoch denke

---

*) Man ſehe das 9. Kapitel des 1 Bändchens und die Anmerkung daſelbſt.

er jezt, da er das Geſchäft völlig zu überſehen im Stande ſey, billig genug, mir ſeine Erkenntlichkeit durch einen freiwilligen Nachſchuß beikommender Goldſtücke an den Tag zu legen, hoffe aber auch dagegen, daß ich ihm ehemöglichſt andere gelehrte Arbeiten überlaſſen werde, welche er nach Befinden ſogar noch etwas höher, als jene erſten Verſuche, zu honoriren bereit ſey.

So neu und erfreulich mir die Nachricht von dem unerwarteten Glück meiner erſten Schrift war, wovon ich, von Nahrungsſorgen gedrückt, und daher mit Recenſionen und Ankündigungen faſt gänzlich unbekannt, auch nicht das mindeſte erfahren hatte; ſo empörend mußte auf der andern Seite die Behandlung des elenden Buchkrämers — einen edlern Namen würde ich an dieſer Stelle zu entehren glauben — für mich ſeyn, und der Entſchluß, ihm das mir zugedachte Almoſen ohne weiteres zurück zu ſenden, war augenblicklich gefaßt.

Ja, vielleicht hätte dieſe ärgerliche Geſchichte mir den ganzen ſchönen Vormittag verdorben, wär' nicht mein Aerger durch einen Beiſchluß von unbekannter Hand vertrieben und in Luſt und Freude verwandelt worden.

Dieſe, blos an den Verfaſſer der Europäiſchen Ruinen überſchriebene Beilage war bei meinem Verleger faſt ein Jahr lang liegen geblieben, und rührte von einem der allgemein geſchätzteſten Schriftſteller her, den ich, um nicht einer kleinlichen Prahlerei beſchuldigt zu werden, nur für die Wenigen, die ihn errathen können, mit dem Namen **Ullin** bezeichne.

Der edle, menſchenfreundliche und für alles Edle noch mit jugendlichem Feuer glühende Greis hatte, wie er mir ſchrieb, meinen erſten Verſuch mit Wohlgefallen geleſen, und, wie er mir gleichfalls nicht vorenthielt, leicht den noch ungewiß ſchwankenden Anfänger in mir entdeckt, aber auch zugleich — O! noch ſchwillt mir das Herz bei der ſüßen, entzückenden Erinnerung, doch meine Hand verſagt mir den Dienſt, ein mehreres hier zu melden, als daß die Folge ſeines Briefs eine für mich begeiſternde Ermunterung und das mit der zarteſten, rührendſten Schonung eingekleidete Verſprechen enthielt, mich durch ſeine Vorſprache, oder auf jede andere Weiſe, die meine Verhältniſſe mir etwa wünſchenswerth machten, zu unterſtützen.

Mit von Thränen glänzenden, von Freude leuchtenden Augen und mit zitternder Hand reichte ich das Blatt meiner Schweſter. — „Ullin hat mich geleſen, hat mich ſeiner Theilnahme, ſeiner Aufmunterung gewürdigt!“ — ſo rief ich aus, und die dieſe Worte begleitende freudige Umarmung war zugleich mein Abſchied von ihr, weil ich's nunmehr durchaus nicht länger im Zimmer aushalten konnte.

Fünftes Kapitel.

Aber wohin?

Schon ſtand ich, Alles um und neben mir vergeſſend und nur mit dem edlen Ullin beſchäftigt, außerhalb der Ringmauern der Stadt, und noch wußte ich nicht, wohin ich meinen Weg nehmen ſollte. Wie einſt dem jungen Herkules am Scheidewege hier die ernſtere Tugend, und dort das gefälligere Laſter ſich zeigte, ſo winkten mir jezt zur Rechten finſtre, romantiſche Steinmaſſen mit ſchwarzen, rieſenhaften Tannen gekrönt, da zur Linken eine arkadiſche Gegend mit ihren lieblichen, ſich ſanft erhebenden Hügeln, mit ihren friſchen Maien und dem lebendigſten Grüne, mich freundlich anlächelte.

Beide Thäler waren meine und meiner Minona gewöhnlichen Spaziergänge, — in einer Welt, wo es nicht Berg und Thal, Wald und Fluß giebt, könnten wir beide, glaub' ich, gar nicht leben! — beide wurden von uns ſchwärmeriſch geliebt, nur daß ich den ernſteren, majeſtätiſchern Felſengrund, meine ſanfte Schweſter das freundliche Schäfer-Thälchen mehr begünſtigte.

Lange war ich unentſchloſſen, und ein vorübergehender Beobachter hätte mich ſchier für einen Träumenden halten müſſen.

Jenen ſtarren, faſt lebloſern Grund hatte unſre Phantaſie mit reizenden, geheimnißvollen Weſen bevölkert; jede ſich auszeichnende Parthie hatte ſie mit irgend einem heiligen

Andenken, mit irgend einem Namen der Weihe bezeichnet, und ſo war für uns auf die ſpottwohlfeilſte Weiſe — wer konnt' es uns wehren? — der ſchönſte Engliſche Garten entſtanden, den man nur wünſchen kann! —

Dächt' ich im geringſten eigennützig, ſo würde dieſe Idee zu einer Abhandlung, wie man ohne die mindeſten Koſten die prächtigſten Engliſchen Gärten anlegen könne? mir den reichhaltigſten Stoff darbieten, und die geneigten Leſer müßten dann das Werkchen beſonders kaufen. Aber lieber gebe ich dieſe Andeutung für Liebhaber der Gartenkunſt hier zwar kürzlich, aber auch ganz unentgeldlich, und will unſre Verfahrungsart nur durch einige Beiſpiele erläutern.

Alſo — hier im Felſen-Grunde befand ſich die Oſſians-Halle, eine ſteile, mit Geißblatt überwachſene Granit-Wand, mit überhängendem Geſtein, mit Bäumen und üppig emporſchießenden Alpenpflanzen düſter beſchattet; hier lag der Herderſtein, von uns alſo genannt, weil Herder — ſein Name verbeut jedes Beiwort — einſt dort geruht hatte, um die Landſchaft zu überſehen; nicht weit davon entfernt war die Badegrotte der Nymphe des klaren, kalten, wild vorbeiſchießenden Flüßchens; und von dieſer kam man an das Hünengrab, einem hoch- und wunderbar aufgeworfnen Erdhügel, der jedoch ſeine Entſtehung leider! einer ſpätern Veranlaſſung dankte, und, unpoetiſch zu reden, das Ueberbleibſel einer alten preußiſchen Schanze war; kurz, was der Dichter *) ſingt:

---

*) A. G. Eberhard in einer Epiſtel an Tiedge.

„Die Berg' und Thäler, die das Lied des Dichters preiſt,
Sind heilig, ſind geweiht für alle Zeiten.
Verwandten Geiſtern weht entgegen dort ſein Geiſt,
Der Bäume Liſpeln klingt wie Aeols Harfenſaiten;
Zur Stimme wird des Baches Wellenſpiel,
Zum Liede wird der Lerche Triller,
Und ſinkt die Nacht auch nieder ſtill und ſtiller,
Zum Geiſtergruße wird ein Blatt, das niederfiel" —

das galt bei uns, etwa die Weihe für alle Zeiten ausgenommen, von dem erhaben-ſchönen Wellenbacher Grunde.

Auch von dem zweiten, der Schönauer genannt, würde ich den Leſern Manches zu erzählen wiſſen; da ſie aber ſehr bald, und vielleicht mehr, als ihnen lieb iſt, von ihm erfahren werden; ſo wiederhole ich nur, daß er der Luſt- und ſtille Freuden-Ort meiner Schweſter war, und daß dieſe Urſache, da ich heute das Geneſungsfeſt derſelben feierlich zu begehen hatte, für diesmal bei mir den Ausſchlag gab, dorthin meinen Weg zu nehmen.

Sechſtes Kapitel.

Fortſetzung der Wanderung.

Ehe man durch fruchtbare Kornfelder und fette Wieſen in das eigentliche Schönauer Thal gelangt, berührt man ein friedliches Dörſchen und einen reizenden, nicht ohne Geſchmack angelegten herrſchaftlichen Garten.

Aus der Kirche des erſtern tönte mir erhaben und feierlich der Choral entgegen; aus den Alleen des letztern nickten blendende Schneebälle und roſige Aepfelblüten.

Der kleine Kirchhof mit ſeinen ſchwarzen Kreuzen, die blinkenden Schränkchen mit den ſilbernen Flitterkreuzen in der Vorhalle des Gotteshauſes, ſcheuchten mich für heute von der Kirche zurück, deſto froher und freier betrat ich aber den Garten, wo der Sonnenſchein mit den Blüten liebäugelte, die befiederten Sänger unter einander wetteiferten.

Und immer mehr und mehr näherte ich mich, nur ſelten von einem Städter geſtört, oder von einer ſtattlich geſchmückten Dorfſchöne ſchamhaft gegrüßt, dem Ziele meiner Reiſe; ſchon hörte ich von fern das Klappern der Mühlräder, und erblickte durch die Baumſpitzen das rothe Ziegeldach, unter welchem die freundliche Müllerinn wohnte, die uns ſchon oft mit Rahm und freundlicher Gegenrede erquickt hatte.

Doch ich war jezt zu ſehr über alles Irdiſche erhoben, um, gleich andern Erdenſöhnen, an den Hunger zu denken, und von ferne lockten mich die reizendſten Ausſichten, dort das ſilberne, lieblich flüſternde Flüßchen, in welchem das junge Laub ſich mit mädchenhafter Eitelkeit von allen Seiten beſpiegelte, dort der ſanfte Abhang, auf dem die weißen Stämme der Buken einen Pavillon, und die grünenden Zweige ein lebendiges Dach bildeten.

Ich durchſtrich mit lautklopfendem Herzen, mit glühender Wange, mit höherm, ſchönern Gefühl, als ein Alexander ſeine eroberte Welt, die ganze Gegend, betrat bald geebnete, bald noch nie betretene Pfade. Endlich ſchlug das innere Feuer in helle, nicht mehr zu bezwingende Flammen aus, und ſtrömte, durch den

Blizableiter des Bleiſtifts, auf die Pergamenttafel meines Taſchenbuchs.

Siebentes Kapitel.

Das Ungewitter.

Wenn man überlegt, in welchen Wonnetaumel mich Ullins Brief verſezt, welchen vollen Becher der Freude mir die Natur heute gereicht, und wie ſehnſuchtsvoll und liebedurſtig ich daraus getrunken hatte; ſo wird man es erklärlich finden, daß ich, nur in mein Inneres vertieft, alles Aeußere, mithin auch die über mein Haupt daherziehenden Wolken und die nach und nach ſich verbreitende Düſterheit nicht bemerkte. Doch jezt hielt die Windſt braust durch die Zweige ihren ſtürmiſchen Einzug, und wie dort bei der Sibylle —

„Aber öfters fuhr der Flügel
Eines Sturmwinds, trotz dem Riegel
Ihrer Pforte, durch die Gruft,
Ach, und riß die leichten Blätter
Ohne Schutz und ohne Retter
Sauſend in die öde Luft;" — *)

ſo entwand jezt leider auch mir ein, auf meine Unſterblichkeit neidiſcher, Wind das ſchöne Product meines Geiſtes, und führte es auf und davon.

Nun war zwar meine Kaltblütigkeit und Beſonnenheit mit jener der alten Prophetinn, die

„— — — unbekümmert
Um ihr Werk, vom Sturm zertrümmert,"

keins ihrer Blätter je zurückhaſchte, nicht im

---

*) Aug. Wilh. Schlegel.

mindeſten zu vergleichen, vielmehr verfolgte ich die flatternden Blätter, wenigſtens eben ſo feurig und eben ſo oft ſtolpernd und wieder aufſpringend, als der Knabe den bunten, gaukelnden Schmetterling; allein das ernſte Fatum vereitelte alle meine Bemühungen, und, ehe ich mir verſahe, war in demſelben Augenblicke, da ich zwei, drei Fuß hoch von einer Anhöhe herabglitſchte, das jüngſte Kind meiner Phantaſie gänzlich aus meinen ſehnenden Augen verſchwunden.

Achtes Kapitel.

Bauernmuſik in Teniers und Oſtade's Geſchmack.

Unwillig über den ziemlich empfindlichen Schmerz am Schienbeine, unwilliger noch über meinen unerſezlichen Verluſt, beſchmuzt vom Falle, und durchnäßt von dem ſehr unmanierlichen Plazregen, war ich endlich ſo glücklich, mich in das Mühlenhaus zu retten; aber auch bis dahin ſchien der Zorn der Götter mich zu verfolgen. —

„Du denkſt wol gar, du biſt ſelbſt der groſe Bohnen-Barthel, aber du biſt und bleibſt nur ein *** Barthel" — rief aus einem wilden Schwarm zechender Bauern eine tiefe Baßſtimme, und noch war ſie nicht völlig verhallt, als ein, aus dem Tobaksnebel wie eine Bombe hervorfliegender Bierkrug neben mir vorbeiſauſte, und an der Thürpfoſte in tauſend Scherben zerſchellte.

„Ach, er iſt zerbrochen, er iſt zerbrochen, der ſchöne Krug" — ſeufzte ich heimlich, ungeachtet dieſes unvermutheten Grußes, mit ziemlichrr Kaltblütigkeit — „mein unſterbliches Gedicht iſt ein Raub des Zephyrs, und ich ſelbſt bin naß, wie ein Budel“ —

Der Krugſchleuderer mit der Stentorſtimme, der vermutlich einen ganz andern Gegengruß erwartete, oder vielleicht gar ſchon die Strafe in Anſchlag brachte, welche der Wurf ihm zuziehen könnte, falls ich klagbar würde, ſchien ſeine Uebereilung nicht nur augenblicklich zu bereuen, ſondern auch verbeſſern zu wollen.

„Mit Reſpect und Verlaub, hochgeehrter Herr!“ — fieng er, auf mich zueilend, ziemlich kleinlaut an, und trocknete mit ſeiner Mütze meinen triefenden Aermel ſäuberlich ab — „der Krug da galt nicht Ihm, ſondern dem da, dem Barthel Welchrich, der alles beſſer, als unſer eins, wiſſen will. — Ei, ei, hochgeehrter Herr! iſt Er doch ſo naß und ſo — höflich — gewiß Er iſt auch aus unſerm Dorfe!“

„Das ich nicht wüßte!“ — verſezte ich, und gab mir ein barſches Anſehn — „wie heißt denn das Dorf, wo man aus Höflichkeit mit Bierkrügen um ſich wirft?“

„Mit Reſpect, hochgeehrter Herr! und nehme Ers ja nicht ungütig. Ich wollte nur — probiren, ob ich die Thür treffen könnte! Wenn wir uns näher kennen lernen, wird Er mich ſchon verſtehen. Ich bin der Vater Rickert, und betrinke mich niemals, weil ich niemals nüchtern werde!“

So fuhr der alte, drollige Spaßvogel, mitunter nicht ohne Witz, ſo lange fort, bis ich lachen mußte und ihm zum Zeichen der Verſöhnung Beſcheid that. Ich verwies ihm kurz und gut ſeine Unbeſonnenheit, und wurde dagegen als ein Gelahrter von der ganzen werthen Compagnie zum Schiedsrichter des eben obſchwebenden Streites aufgerufen.

Ich kam mir ſo ziemlich wie ein Engliſcher Matroſe vor, der auf einer Inſel von den Wilden zum König erwählt wird, und ließ mir den Gegenſtand des Zwieſpalts, ſo viel möglich, in gedrängter Kürze, referiren. Die werthe Geſellſchaft hatte ſich vom Vater Nikkert aus dem Halliſchen Courier von Bonaparte's Heldenthaten vorleſen laſſen. Hievon und von den oft geleerten Bierlaſen erhitzt, waren ſie durch einen fremden Offizier unterbrochen worden, der mit einem Leibhuſaren angeſprengt gekommen war, bei der Wirthinn ſich nach etwas erkundigt und ſich dann ſchnell wieder entfernt hatte. Seine fremde Uniform und ſein befiederter Helm hatte die Frage in Umlauf gebracht, bei welchem Potentaten er dienen möge? Vater Nickert hatte von keinem Potentaten etwas wiſſen wollen, ſondern ihn für einen von Bonaparte's Generalen ausgegeben. Der patriotiſcher denkende Barthel Melchrich hingegen, ehemals drei Jahr bei dem Reichs-Contingent, hatte ihm widerſprochen, und hiermit bis zu Schimpfworten und Thätlichkeiten aufgereizt.

Noch wußte ich nicht, wie ich die Streitenden vereinigen ſollte, als ein lauter Jubel die Zurückkunft des fraglichen Gegenſtandes verkündete. Auf flog die Thür, und in meine Arme ſtürzte — mein Brenno!

Neuntes Kapitel.

Freund Brenno iſt da.

Gern tauſchte ich meine Richterwürde mit dem Platze am Herzen meines Freundes. Erſchrocken und noch ehrfurchtsvoller gegen mich, als vorher, zogen alle Bauern erſt die Mützen ab, ſodann ſich ſelbſt allgemach in den Hintergrund zurück. Nur Vater Nickert, der ein gewiſſes Recht auf mich erlangt zu haben vermeinte, blieb etwas näher, und bezeigte meinem Freunde ſeinen allerunterthänigſten Reſpect.

Ich erfuhr nun, daß mein Freund einige Stunden nach meinem Ausgehen bei mir angekommen, und um mich zu überraſchen, ſogleich nachgeritten ſey. Minona hatte vermuthet, daß ich in einen der Gründe gewallfahrtet ſeyn werde, und glücklicherweiſe hatte Brenno den Weg nach dem zunächſt liegenden eingeſchlagen.

Da Brenno mich im Mühlhauſe nicht auskundſchaften konnte, ſo machte er in der Gegend umher einen kleinen Ritt, und war endlich, um zu füttern, in die Mühle zurückgekommen —

Wir überließen uns nun ganz der Freude des Wiederſehens, und der Erzählung unſerer Schickſale. Brenno's öffentliche Verhältniſſe waren noch die nämlichen. Er war noch immer Adjutant beim Erzherzog C. äußerte aber die Vermuthung, daß ſowol ſein Chef, als mit demſelben auch er, nicht lange mehr aushalten würden. Jezt erlaubten ihm ſeine Geſchäfte nur einen Verzug von wenigen Tagen, und, wer einen geliebten Jugendfreund nach langer Zeit, nach mancherlei Schickſalen wieder geſehen hat, wird leicht begreifen, wie ſchnell uns dieſe Tage verfloſſen.

Er verſprach, recht bald wieder zu kommen, drang mir, da ſich ſeine Vermögensumſtände weit glücklicher, als er erſt gehofft, arrangirt hatten, ein für mich ſehr anſehnliches Jahrgeld auf, und verſchwand aus unſerm häuslichen Kreis, wie eine ſchöne Himmelserſcheinung den begeiſterten Sternkundigen.

Zehntes Kapitel.

Die Sympathievögel.

Die Stille, welche nach den Feſttagen der Freundſchaft durch Brenno's Entfernung entſtand, war uns allen nicht wenig auffallend; noch ſchmerzlicher aber ward es mir und meiner nun völlig wiederhergeſtellten Witwona, als bald darauf der ſchon lange gefürchtete Zeitpunct eintrat, wo unſere Freundinn Klara, zwar mit zerknirſchtem Herzen uns und den Jüngling ihrer Liebe verlaſſend, aber doch mit heldenmüthiger Entſagung einem, wie ſie glaubte, höhern Rufe folgend, ſich nach dem Kloſter begab. *)

Sehr gern theilte ich meinen Leſern und Leſerinnen, von denen einige, wie man mich verſichert, an Jairi Töchterlein nicht geringen Antheil genommen haben, von ihrer rührenden und herzerſchütternden Geſchichte hier ein mehreres mit; aber ungerechnet, daß dieſe Epiſode leicht die Hauptgeſchichte zu ſehr überglänzen würde, ſo verbietet mir auch die Pflicht gegen den jungen Künſtler, der Fioren abgöttiſch liebte, und von deſſen Leben oder Tode ich ſeit ſeiner, kurz nach Fiorens Abreiſe erfolgten Pilgerſchaft nach Rom, nicht das mindeſte wieder gehört habe, durch dieſe Erzählung ſeine wol ſchwerlich ganz geheilte Wunde viel-

---

*) S. das einundvierzigſte Capitel des erſten Bändchens.

leicht wieder aufzureißen. Alſo — wenn die Götter es wollen, vielleicht zu anderer Zeit und an einem andern Orte hievon ein mehreres! —

Meine Minona, jezt ganz wieder ſich ſelbſt überlaſſen, trug nun auch diejenige Zärtlichkeit, die ſie Floren geſchenkt hatte, einzig und allein auf den Bruder über, und, außer unſerm edlen Arzte, der uns noch immer von Zeit zu Zeit freundſchaftlich beſuchte, hatten wir in der großen, bevölkerten Stadt faſt nicht den mindeſten Umgang. Minona begleitete mich, ſo oft es nur thunlich war, und da ihre holde, anziehende Geſtalt, ungeachtet der ſtets einfachen Tracht — ein weißes Gewand und ihr ſchönes Haar, höchſtens ein Strohhut, war immer ihr einziger Schmuck — dennoch manches Auge auf ſich zog, ſo wurde unſer immerwährendes Zuſammengehen, ohne daß wir es wußten, ein Gegenſtand der öffentlichen Neugier.

Bald mußten wir, nicht ohne Lachen, vernehmen, daß das müſſige Publicum uns für ein romantiſches Liebespärchen hielt und mit dem Namen der Sympathievögel beehrte.

Wir hatten in den lezten Tagen des Aprils immer nur kleinere Spaziergänge gemacht; doch ein heiterer, für mich arbeitsfreier Maimorgen beſtimmte uns, die ſchon mehrmals verſchobene Wanderung in den Schönauer Grund zu unternehmen, und bis zu Aufgang des Monds dort zu verweilen. Wir verſprachen uns hohen Genuß von der ländlichen Einſamkeit; wir fanden ihn, aber in rauſchendſter Geſellſchaft.

Eilftes Kapitel.

Die beiden Freunde.

Schon hatten wir auf einer grünenden Anhöhe, von welcher das ganze reizende Hirzenthal zu überſehen war, feſten Fuß gefaßt. Eine einſam ſtehende, kloſterdicke, aber vom Sturm und Blitz faſt aller Zweige beraubte Eiche — ein Lear des Waldes — zog unſere Aufmerkſamkeit auf ſich, und da ich Wilhelminen verſprochen hatte, ihr Schillers Johanna heute noch einmal vorzuleſen; ſo lud mich die Freundſchaftliche mit einem: „Hier iſt der Zauberbaum; hier wollen wir bleiben!" zum Sitzen ein.

Die tief im Grunde vor unſern Augen weidende Schaafheerde, die höher herauf am Abhange graſenden Ziegen, und ein criſtallklares Quellchen, deſſen Waſſer aus einem Felsſtück hervorſprudelte und die beblümten Wieſen durchſchnitt, machte den Schauplatz noch paſſender; meine wirkliche Minona holte aus dem netten Handkörbchen Strickſtrumpf und Mittagsmahl, ich aus meinen Taſchen den Kalender hervor, und ſchon horchte Minona mit geſpannter Aufmerkſamkeit, ſchon begann Vater Thibaut langſam und feierlich:

„Ja liebe Nachbarn! heute ſind wir noch
Franzoſen“ — —

da ertönte von unten herauf der Hall einer Flöte, und wir wurden durch die uns gar nicht erwünſchte Gegenwart unbekannter Zuhörer in der begonnenen Andacht unterbrochen.

Meine Schweſter gieng mit halb unwilliger Miene einige Schritte vorwärts; die Flöte ſchwieg wieder, aber Minona's Geſichtchen hatte ſich ſchon wieder erheitert, und ſie winkte mir, gleichfalls näher zu kommen.

Wir bemerkten ſogleich zwei junge Leute, welche unter einem Gebüſch vertraulich beiſammen ſaßen.

Nach dem Aeußern zu urtheilen, waren ſie Zeichner, welche der Natur ihre Baumſchläge abſtehlen wollten, aber an Alter faſt um ein Jahrzehend verſchieden. Der Aeltere, ungefähr ein Sechs und Zwanziger, von hohem Wuchs und brauner Farbe, ſchien ganz in das Zeichnen vertieft; deſto ſorgloſer und unbefangener aber gaukelte der Jüngere, eine liebliche Ganymedsgeſtalt und, ungeachtet der martialiſchen ſchwarzen Halsbinde und des recht unvornehmend ſtehenden Huts, der ſchönſte, zarteſte, kaum dem Knabenalter entflohene Jüngling, um ihn herum, that bald einige flüchtige Striche auf ſeiner Mappe, blies dann wieder, gleich der lockenden Nachtigall, einige Töne auf der Flöte, riß dann Blumen und Gras ab, und warf ſie dem Ernſten muthwillig ins Geſicht.

Je länger wir aus unſerem Hinterhalte die beiden Unbekannten beobachteten, deſto intereſſanter wurden ſie uns, obſchon von ihrem Geſpräch nur einzelne Worte zu uns gelangten. Endlich, und, wie uns vorkam, auf Bitten des Jüngern, ergriff der Aeltere die Flöte, und präludirte; der niedliche Kleine ſchlang ſeinen Arm um ihn, und ſang mit der wohlklingendſten Stimme — zu meiner gar nicht unangenehmen Ueberraſchung — folgendes

Lied.

Ewig haſt du mich erkohren,
Holde Freude, ſüße Braut!
In Arkadia gebohren
Ward ich früh dir angetraut.

Auf der Jugend Wolkenwagen
Durch des Himmels goldnen Raum
Werd' ich ſtets dahingetragen,
Wie in einem Geiſtertraum.

Aus dem Ringelreihn der Horen
Reichet Freundſchaft mir die Hand;
Dichtung zaubert, gleich Auroren,
Meine Welt zum Feenland.

In das Lied der Nachtigallen
Sing' ich meinen Hochgeſang;
Lauſchend meinen Tönen, wallen
Nymphen das Geſtad entlang.

Eh' des Frühlings Purpurroſen
  An der freien Bruſt verblühn,
Locken goldne Aprikoſen
  Durch ſmaragdner Blätter Grün.

Und der Pfirſche Mädchenwange
  Schimmert noch durch dunkles Laub,
Wenn ſich ſchon an Bergeshange
  Trauben röthen mir zum Raub.

Braune Winzermädchen trinken
  Sittſam mit beim Ehrentanz,
Und die ſchwarzen Aeuglein blinken
  Schalkhaft unterm Rebenkranz.

Wenn des Winters Flocken blenden,
  Hebt ein neues Leben an.
Ball und Jubel aller Enden —
  Selbſt das Eis wird Freudenbahn.

Jede Nähe, jede Ferne
Zeigt ſich mir durch Roſenhauch,
Und aus jedem goldnen Sterne
Winket mir ein ſchmachtend Aug'.

Zur Romanze meines Lebens
Sezte Liebe die Muſik.
Spinne, Parze! — doch vergebens
Webſt du Schwarz in mein Geſchick!

Zwölftes Kapitel.

Debatten über den Ruhm

Der Flötenſpieler und ſein junger Begleiter ſchloſſen die Muſik mit einer Umarmung. Minona, die während des Geſangs lauſchend an meiner Achſel geruht hatte, bückte mich, durch Sympathie hingeriſſen, ſanft und zärtlich an ihre klopfende Bruſt. Ob ich den ſchweſterlichen Kuß freundlich erwiderte, überlaſſe ich jedem, der in ſeinem Leben Verſe ſchrieb, ſelbſt zu beurtheilen, wenn ich ihm vorher geſagt habe, daß das geſungene Lied das nämliche war, welches der im ſiebenten Kapitel daher brauſende Sturmwind in dieſer Gegend meinen liebenden Vaterhänden, und, wie ich damals fürchtete, auf ewig entriſſen hatte.

„Gefiel dir das Liedchen, Schweſterchen?“ — frägte ich mit hoffender Erwartung.

Minona antwortete mit einem Enthuſiasmus, der meine Beſcheidenheit zweifelhaft ließ, ob ihr Beifall vorzugsweiſe dem Dichter oder dem Sänger gelte?

Gleichwol vermochte ichs nicht über mich, ein Lorbeerblättchen aus meinem Kranze mir entziehen zu laſſen, und nannte mich als

Verfaſſer. Sie glaubte nicht eher daran, bis ich die Geſchichte meines Verluſts und die bis zur Gewißheit ſteigende Vermuthung, daß die beiden Freunde das Papier gefunden haben müßten, ihr des breitern auseinander ſetzte; dann aber folgte eine neue Umarmung, mit der entſchloſſenen Aeußerung: „Wenn dem ſo iſt, ſo müſſen ſie dirs wieder geben. Es iſt dein Eigenthum, mithin auch das meinige, und auf jeden Fall habe ich mehr Recht darauf als jeder Dritte! — Komm, Dichter Kuno!“

Gegen dieſes Abfodern ſetzte ich mich nun aus allen Kräften, ſtellte ihr die Unſchicklichkeit vor, wegen einer ſolchen Kleinigkeit ganz ſteinfremde Menſchen, die wir zu behorchen gar nicht befugt geweſen, gewiſſermaßen nach Art der Buſchklepper und Wegelagerer, anzufallen —“

„Ich weiß aber auch gar nicht, wie Du biſt!“ — unterbrach mich Minona etwas hitzig — „Es iſt ordentlich, als wenn Du Dich Deiner Arbeiten ſchämteſt. Noch kennen Deinen Namen nur wenige, Dich ſelbſt faſt kein Menſch, und Du haſt doch ſchon ſo manches gedichtet, was gefallen hat" —

„Ich bin weder furchtſam, noch ſklaviſch geſinnt. Ich bin ſogar ſo keck, zu glauben, daß eine Idee, die in dem Stirnrund irgend eines Sterblichen Raum findet, auch das meinige nicht zerſprengen wird. Aber, warte nur, liebe Minona! warte doch nur, bis mein großes Trauerſpiel in Jamben und das romantiſche Heldengedicht in Octaven fertig iſt" —

„Ach, was warten? Hat nicht ſelbſt der pedantiſche Hofrath Y. einmal öffentlich vor großer Geſellſchaft geſagt, Du hätteſt Talent und machteſt einen ſehr hübſchen Vers" —

„Hofrath Y? — O weh! — Uebrigens einen hübſchen Vers machen, das klingt mir gerade, als wenn man ein Frauenzimmer damit zu loben glaubt, daß es einen hübſchen Fuß ſpiele!“

„Nun kurz und gut, ich muß Dirs nur endlich einmal deutſch herausſagen, daß mich Deine Blödigkeit ordentlich kränkt, und — wenn Du Dir auch aus Deinem Ruhme nichts machſt, ſo will ich doch nicht länger darunter leiden! Ich habe mirs vielmals im Stillen überdacht, wie wohl es einem Frauenzimmer thun muß, wenn die Leute ſie Frau von **** oder Fräulein **** oder Madam **** oder Mamſell **** *) nennen, und ſo gut könnte mirs mit der Zeit wol auch noch werden! — Aber Du? — ja, daß Du es wagteſt, Dich auf irgend eine Weiſe bekannt zu machen. Da treibſt Du lieber mit Deinen Geiſteswerken einen Schleichhandel — und ich — Un ſere wenigen Bekannten, wenn ſie recht höflich ſeyn wollen, nennen mich Mamſell Minchen, und lezthin" — Minona's Stimme und Auge wurde ſo kläglich und trüb, daß es einen Stein in der Erde hätte rühren müſſen — „lezthin titulirte mich gar die Kattunfrau Mamſell Calculatorn. Iſt das zu ertragen?"

---

*) Der geneigte Leſer fülle dieſe Lücken mit den Namen ſeiner Lieblingsdichter aus!

Ich muß freilich geſtehen, daß dieſe weiblichen Argumente mir nichts weniger, als richtig, ſchienen; doch da meiner Schweſter an dem Liedchen, oder — an Befriedigung ihrer Neugier, wer das freundliche Pärchen ſeyn möge?, ſo gar viel gelegen ſchien, ſo wollte ich ihre gute Laune nicht gern verderben, und entſchloß mich endlich zu Reclamirung meines ſchriftſtelleriſchen Eigenthums.

Dreizehntes Kapitel.

Das Weltchenſeen

Das Geſpräch mit den beiden Fremden war ſehr leicht angeknüpft. Sie beſtätigten ſogleich meine Vermuthung wegen der gefundenen Handſchrift, und waren bereitwillig, ſie wieder auszuliefern. Während dieſer kurzen Unterhaltung zeigte ſich jedoch das freundſchaftliche Pärchen ſo äußerſt zuvorkommend und liebenswürdig, und auch ihnen ſchien das nähere Bekanntwerden mit uns ſo wenig unangenehm, daß wir uns ſehr bald mit gegenſeitiger Vertraulichkeit einander näherten und von unſern Verhältniſſen wechſelſeitig unterrichteten.

Der Aeltere von den Fremden nannte ſich Berthold, der jüngere Alwin; beide waren nach ihrer Erzählung Maler und Muſiker, und ſchon ſeit einem Jahre mit einander auf Reiſen. Den Schönauer Grund hatten auch ſie während ihres hieſigen Aufenthalts zum Lieblingsörtchen erkohren, und wollten heute mit mehreren ihrer Bekannten und Freunde, dem Frühlinge zu Ehren, ein Veilchenfeſt feiern, wozu ſie uns auf das verbindlichſte einluden.

Ich forſchte nach Minena's Entſchluſſe in ihren Augen, und da dieſe auf ein recht freundliches Ja hindeuteten, ſo ward die Einladung ohne Umſtände angenommen.

Wir wandelten noch eine Weile Hand in Hand durch das Thal, und während Berthold mich in ein tiefes Geſpräch über die lezte Ausſtellung verwickelte, der ſanft ſchmeichelnde Alwin aber ſichs ſehr angelegen ſeyn ließ, meine Schweſter auf das angenehmſte zu unterhalten, kam nach und nach eine Geſellſchaft junger Maler, Kupferſtecher, Architekten und Muſiker, ingleichen artiger Weiber und Mädchen an, welche alle Frohſinn und lebendiges Gefühl für die reizende Gegend auf der Stirn trugen.

Heiterkeit und Scherz verbreitete ſich rund umher; das ganze Thal ſchien von Glücklichen bewohnt, und das luſtige, bis jetzt nur zerſtreut ſich unterhaltende Völkchen glich völlig einem über die Blumenwieſen dahin ſummenden Bienenſchwarme, bis endlich ein entferntes: J-ah und der fröhliche, von mehreren Lippen zugleich ertönende Ausruf: Der Muſik-Eſel! die Getrennten vereinte, und alle Augen nach der Mühle richtete, von wannen die ſonore Eſels-Stimme ſich hören ließ.

Vierzehntes Kapitel.

Vom Muſik-Eſel und nebenbei von einigen andern dito.

Die lächerliche, allen unſern Geſellſchaftern bekannt ſcheinende Benennung des Muſik-Eſels ſpannte meinen Scharfſinn auf die Folter. Vom gewöhnlichen Eſel bis zum Stein-Eſel und Zebra, von dem Eſel Bileams und der Eſelinn Sauls, des Sohns Kis, an, bis zu dem Palmeſel benebſt dem Eſels-Füllen, von dem Eſel, auf welchem Maria nach Aegypten floh und dem Eſel des heiligen Dionyſius, weiland Schutzpatrons von Frankreich, bis zur Eſelinn Borak, auf welcher Mahemed die Himmel und das Paradies durchritt, von Luthers Pabſteſel bis zu dem officiellen Reitpferde des päbſtlichen Kreuzträgers, glaubte ich ziemlich jeden wirklichen oder figürlichen, berühmten oder berüchtigten Eſel — mein ſeeliger Conrector ſagte dafür euphoniſch bei ſatyriſcher Laune: Asinus cum puncto — zu kennen. Es war mir bewußt, daß man im Alterthume dem Apoll Eſels-Hekatomben geopfert habe. Aeſops Feigen-Eſel und alle Eſel ſeiner Fabeln, des Apulejus goldner Eſel, der Eſel und ſein Schatten zu Abdera, Sancho Panſa's gemüthliches Grauchen, der Reiteſel für hypochondriſche Gelehrte, Silens Weineſel und Langbeins Viereſel, Yoriks ſterbender Eſel, der alte und neue hyperboreiſche Eſel, waren meiner Wißbegierde nicht entgangen. Sterne's Reden an Eſel und Blumauers Lob des Eſels hatte ich geleſen, und von Tiſchbeins bildlicher Eſels-Biographie *) wenigſtens gehört.

Bei dieſer, wie man mir zugeſtehen wird, gewiß ſehr ausgebreiteten Eſels-Notiz — ich bitte bei alle dem jeden Eſel, der mir jetzt nicht beifällt, um Verzeihung — war es nun eben nicht zu verwundern, daß ichs unter meiner Würde fand, mich über den Muſik-Eſel von andern belehren zu laſſen; ja glücklicherweiſe fiel mir noch zuletzt ein altes Geſchichtchen ein, daß einſt ein Gr-

---

*) Wilhelm Tiſchbein aus Caſſel, nachher Director zu Neapel, hat eine Geſchichte des Eſels componirt. Das letzte Gemählde ſtellt einen Eſel vor, der, unter ſeiner Laſt dahin geſunken, aus dieſem Jammerthal ſcheidet, und vom Treiber und ſeiner Familie beklagt wird. Dies Bild iſt auch in Kupfer radirt, mit der Beiſchrift: „Tröſte dich, Freund, der Kränkungen deines Lebens und freue dich der Thränen, die man deiner Tugend im Tode weint.“

S. Gernings Reiſe nach Italien

cogner die Stimmen verſchiedner Eſel nach ihrer Höhe und Tiefe, mithin faſt auf Art der Hörner bei der Ruſſiſchen Jagdmuſik, in einen gewiſſen Zuſammenklang zu bringen gewußt, und öffentlich ein Eſels-Concert angekündigt habe. Nun kannte ich doch auch ſchon muſikaliſche Eſel!

Stolz auf meine Beleſenheit, beſchloß ich daher klüglich, die Zeit abzuwarten, bis das Räthſel ſich von ſelbſt aufklären werde, und ein näher, als vorher, erklingendes Y-ah, das nicht blos die Jüngern der Werſammlung, ſondern ſelbſt die empfindſame Nymphe Echo aus ihrer Felſenkluft wohlgefällig erwiderte, gab mir die ſicherſte Hoffnung, daß dieſer Zeitpunkt nicht mehr ferne ſeyn werde.

Doch wie ſehr ſah ich mich in meinen Erwartungen getäuſcht, als endlich das Wunderthier eiligen Ganges durch die Gebüſche brach, und ich nichts, als einen grau gekleideten, mit Instrumenten und Koffern über und über bepackten Träger gewahr ward, deſſen violettes, mit dunkelm Grün ſchattirtes Geſicht faſt einer Maske, deſſen ganze ſtämmige Figur, wegen der hervorragenden Violinbogen und Waldhörner, eher einem Igel, als einem Eſel, zu vergleichen war.

Keuchend zwar und vom Schweiß triefend, doch die Beſchwerlichkeiten ſeines weiten Spaziergangs mit der glücklichſten Aquavitslaune hererzählend, ließ der Muſik-Eſel ſeiner Laſt ſich entledigen; die wirthſchaftlichen Mädchen bemächtigten ſich der Victualien und Flaſchen zu Bereitung des ländlichen Mittagsmahls, die Jünglinge ihrer Klarinetten, Hörner und Geigen zur Erheiterung deſſelben; ich aber ſtand noch immer unweit der klappernden Mühlräder und ärgerte mich im Stillen, daß der ſogenannte Munk-Eſel kein Muſik-Eſel war, wie er ſeyn ſollte.

Funfzehntes Kapitel.

Der Mukten verletzende Glaube.

Siehe! da kam raſch daher raſſelnd ein glänzender Wagen angefahren, und aus dem Wagen guckten zwey ſo ſchöne Geſichtchen, aus den Geſichtchen zwei ſo ſchöne Augenpaare, daß ich, wie vom Himmelsglanze geblendet, ordentlich zuſammenfuhr und erſchrak. Starr und ſteif ſtand ich einen Augenblick, und vergaß in meiner Bezauberung ſogar die Pflichten der Höflichkeit. Aber meine Verlegenheit ſtieg noch höher, als die rechter Hand ſitzende, dem Anſcheine nach in

Trauer gekleidete Dame, eine ſchwarz gelockte Schöne im edelſten griechiſchen Styl, mit der ſchönſten Hand ihren Schleier hob, und mit ſüßem Wohllaut, aber in etwas fremden Dialect, mich anredete. „Mein Herr! Iſt hier die Schönauer Mühle?“

Ich ſtockte. Ich bückte mich faſt bis auf die Schuhſpitzen. Ich ergriff mit zitternder Hand den Dreher der Wagenthür. „Sie iſt hier“ — ſtammelte ich mit trunknen Blicken — „aber — — wär ſie auch nicht hier, ich glaube gewiß, ſie würde ſich augenblicklich hieher verſetzen!“

„Das nenn' ich doch einen Glauben!“ — erwiderte das zweite Dämchen mit ſchelmiſcher Gutmüthigkeit. Die Erſtere ſah mich mit den großen, feurigen Augen etwas verwundernd an, und ich fühlte mein Geſicht mit Glut überzogen.

Mein ziemlich gaskogniſches Compliment — weiß der Himmel, ob der, mir noch im Sinn liegende gaskogniſche Concertmeiſter nicht eine Tücke an mir verübte — ſchien bei alledem den Schönen nicht mißfallen, noch weniger ſie beleidigt zu haben.

„Sie ſetzen groſſes Vertrauen in uns“ — lispelte die ſchwarze Dame — „ſo ſeyn Sie denn auch unſer Führer!“

„Bis ans Ende der Welt!“ — erwiderte ich, durch dieſe Bitte meiner Begeiſterung zurückgegeben!

„Das wär für heute ein wenig zu weit!“ — verſezte die freundliche Kleine — „wir wollen jezt nur zu der Veilchen-Geſellſchaft, zu welcher auch Sie ohne Zweifel gehören!“

Ich reichte mit aller, bewandten Umſtänden nach mir nur möglichen, Gewandtheit, den beiden Schönen den Arm, und war, troz mancher mir jezt ungelegnen und durchaus weder Arkadiſchen, noch Römiſchen Waſſerleitung, die wir überſchreiten mußten, dennoch ſo glücklich, das mir vertraute Cicerone Amt ohne die mindeſte Schande zu verwalten.

Sechzehntes Kapitel.

Wer ſind ſie?

„Citronvögelchen! unſer liebes Citronvögelchen!“ — riefen die Mädchen im Thal ſchon aus der Ferne uns entgegen, und ſprangen auf, die angekommenen Damen zu begrüßen. Ich ward jezt erſt gewahr, daß das ſanfte, liebliche Blondchen an meinem linken Arme ſowohl Hütchen, als Kleid, von gelbem Taſt trug.

Die Mädchen kamen alle frohlockend herbei; einige wollten den beiden Damen die Hände küſſen, und alle wurden freundlich von ihnen umarmt; die Männer bewillkommten ſie mit Anſtand und einer Art von Verehrung; Minna, als eine noch Unbekannte, wurde ihnen vorgeſtellt, und von beiden mit ausgezeichneter Güte empfangen.

Lauter Jubel erſcholl nun von allen Seiten, und ob man ſchon die Damen nicht erwartet hatte, ſo gewann es doch das Anſehen, als wären ſie die Göttinnen, denen zu Ruhm und Preis das Feſt veranſtaltet ſey.

Die allgemeine Hochachtung und Liebe, welche man gegen die neuen Ankömmlinge äußerte, dieſe allgemeine ungeheuchelte Freude über ihr Erſcheinen, machte mich natürlich auf ihre Bekanntſchaft nicht wenig begierig, und da ich unter dem ganzen Kreiſe nur ſehr wenige kannte, ſo blieb mir genug Zeit, die

Königinnen des Feſts genauer zu beobachten und bei Werthald nähere Erkundigung über ſie einzuziehn.

Schon oft habe ich mir gewünſcht, daß meine Lage in frühern Jahren mir erlaubt hätte, mich, wenigſtens eine Zeit lang, der Malerkunſt ergeben zu dürfen; ich habe mir dann immer gedacht, daß ich auſer Blumen nichts, als ſchöne weibliche Figuren — und dieſe ſind mit den Blumen ja wol eins — gemalt haben, und hiebei nicht eben unglücklich geweſen ſeyn würde. Auch jezt, da ich den Leſern gern die beiden Schönen ſchildern möchte, drängt dieſer Wunſch und Gedanke ſich unwillkührlich mir wiederum auf. Denn ich fühle nur zu gut die Unmöglichkeit, durch das kalte Wort ein lebendiges Bild der majeſtätiſchen Antoinette und der liebenswürdigen Auguſte zu entwerfen.

Die erſtere, wie ich erfuhr, eine ausgewanderte Franzöſinn, und muthmaßlich von groſſer Familie, die von der leztern auf das großmüthigſte unterſtüzt, ja ganz unterhalten wurde, aber faſt ihre Gebieterinn zu ſeyn ſchien, gehörte zu den erhabenen Himmels-Geſtalten, in welchen beherrſchende Würde mit bezaubernder Weiblichkeit, die Züge einer Minerva und Madonna lieblich in einander fließen. Jedes gefühlvolle Herz würde ihr augenblicklich gehuldigt haben, hätte die Ehrfurcht es nur erlaubt; jeder Jüngling wär durch ihre Liebe zur Seligkeit erhoben worden, hätte er nur die Zuverſicht faſſen können, dieſe Seligkeit je zu verdienen. Auf ihrer Stirn thronte Klugheit und Muth bei Verſchloſſenheit und ſanfter Melancholie; ihr brennend ſchwarzes Auge war das belebteſte, feurigſte, alles beſiegendſte, das man erblicken kann; aber ich hätte wol auch wetten wollen, daß es zu Zeiten zornig, ja ſogar furchtbar, werden könne.

Ganz das Gegentheil von ihr ſchien Auguſte, nach dem Bericht Bertholds, eine reiche Erbinn, deren ganzes Leben in Wohlthun beſtand. Sie war ein kleines, niedliches, ſüßanziehendes Geſchöpſchen; ihr weißer, feiner Teint, ihre volle, mit dem ſchönſten Roſenroth nur wie überhauchte Wange, ihr niedliches Stumpfnäschen, ihre ſanft aufgeworfnen, ſchwellenden Lippen, die man ſowol ihrer friſchen Purpurfarbe, als ihres geringen Umfangs halber, recht eigentlich einen Kirſchenmund zu nennen verſucht ward,— denn in der That, ſie ſchienen kaum für eine Kirſche ſich weit genug öffnen zu können — ihr weiches, geringeltes, goldgelbes Haar, die Zartheit und jugendliche Fülle ihres ganzen Körpers, ſprachen von unſäglicher Herzensgüte und alles umfaſſenden Liebe; ihre blaßblauen Augen, denen es jedoch nicht an Feuer gebrach, ſchienen immer eben ſo zum Blick der Freude, als zur mitleidigen Thräne und holden Wehmuth bereit, und wenn ſie einem mit freundlichem, wohlwollenden Lächeln, das in dem Grübchen ihrer Wange ſeinen beſtändigen Sitz aufgeſchlagen zu haben ſchien, in das Geſicht ſah, ſo ſchien man in ihren Zügen immer die Schrift zu leſen: Wollt ihr mich lieben, ſo thut's. Wollt ihr es nicht, ſo ſeyd gebeten, ihr müßt!

Als eine Eigenheit von ihr muß ich noch anführen, daß ſie, in der Ueberzeugung, daß nichts als Paille ſie kleide — und ſchrieb ich eine Toiletten-Aeſthetik, ich würde ſelbſt dieſe Farbe allen Blondinen nicht wenig anpreiſen!— faſt durchgängig in gelbem Putze erſchien. Dies war denn auch die Urſache, daß ſie in einer Stadt, wo — wie meine Leſer ſchon aus einigen frühern Beiſpielen geſchloſſen haben werden — die gutmüthigſte Laune ſowol als der bitterſte Haß, ſich in Erfindung wiziger oder ſreſſiger Beinamen erſchöpfte, bei allen ihren Freunden und Freundinnen nach dem ſchönen gelben Schmetterling, der im Frühlinge oft noch eher, als Narziſſe und Butterblume, erſcheint, gewöhnlich Citronvögelchen hieß.

Siebzehntes Kapitel.

Die Tafelrunde.

Doch es wird Zeit, ſich wieder nach dem Kranze der ſämmtlichen Veilchenmädchen und nach meiner Minona, die — das muß ich ihr zum Ruhme nachſagen! — mich in meinen Beobachtungen und Erkundigungen auch nicht im mindeſten unterbrochen hatte, ein wenig umzuſehen.

Die erſtern hatten durch Citronvögelchens Ankunft noch weit größere Sorgen übertragen erhalten, und jezt, im eigentlichſten Sinne, alle Hände voll zu thun. Denn das gute Kind hatte zwar gern bei dieſem Feſte Gaſt, aber auch Wirthinn, ſeyn wollen, und ihr alter ſchnurrbärtiger Kutſcher ſchleppte aus den Wagenkäſten ſo mancherlei Vorräthe herbei, daß es in der Küche der Müllerinn ſchier an Geſchirr zu Bereitung und Auftragung der Speiſen zu mangeln begann.

Nun denke man ſich einen Haufen munterer Mädchen und Weiberchen aus dem Mittelſtande, die nicht nur ſelbſt hungrig ſind, ſondern auch den Hunger ihrer Liebhaber, Ehemänner und Brüder mit Ehren befriedigen wollen, und man wird leicht vermuthen, daß das Hin- und Herlaufen aus dem Thal in die Küche, aus der Küche wieder in das Thal, beinahe kein Ende nahm.

Zuletzt hatte faſt das ganze weibliche Perſonal am dampfenden Herde Poſto gefaßt, und als ich mit Berthold von Antoinetten und Auguſten meine Augen abzog, ſchien die ganze Gegend vom ſchönen Geſchlechte verlaſſen. Nur eine einzige reizende Quadrille, ein junger Forſtmann mit ſeinem Liebchen, meine Minona und der reizende Schelm Alwin, ſaßen zuſammen auf einer Raſenerhöhung unweit des plätſchernden Flüßchens, und waren ſehr eifrig beſchäftigt, zu einer Weinkaltſchale Brezeln einzubrocken.

Es fiel mir ein wenig auf, daß Minona diesmal gar außerordentlich luſtig war, und ſelbſt in den muntern Geſang des grün und rothen Liebespärchens nur ſelten mit einſtimmte, ſondern mit Alwin unaufhörlich plauderte; aber ich freute mich herzlich, ſie einmal recht heiter zu ſehen, und traute dem blutjungen Alwin gar nicht zu, daß er dem Herzen meiner Minona im mindeſten gefährlich werden könne. —

Endlich war denn das Mittagseſſen bereitet, und mitten im Thal, wo die Berge rings herum grüne Sitze darboten, eine Art von Tafel aufgeſchlagen. Man machte, ſo viel es die Scene erlaubte, eine bunte Reihe. Der ſchlaue Alwin ließ ſich den Plaz neben Minona nicht nehmen; Berthold, der in der ganzen Verſammlung ein großes Anſehen behauptete, und gewiſſermaßen den Anführer und Ton-Angeber machte, nahm Antoinetten in Beſchlag; ich, der Minona diesmal wol einem Fremden überlaſſen mußte und keins der übrigen Mädchen kannte, hielt mich durch das angetragene Führeramt für berechtigt, das Citronvögelchen zu haſchen; ganz vacante Herren bildeten ein fliegendes Corps und bedienten; manche zärtlichen Liebhaber, welchen der zu ſchmale Felſen- oder Raſen-Sitz es nicht anders verſtatten wollte, ſetzten ſich, wie Prinz Hamlet, zu den Füßen ihrer Ophelien.

Und nun begann auf Augenblicke eine faſt allgemeine Pauſe, die zwar nichts weniger, als pathetiſch, aber durch das Bedürfniß, nach einem weiten Spaziergang ſichs gut ſchmecken zu laſſen, ſehr zu entſchuldigen war.

Achtzehntes Kapitel.

Fortſetzung.

Man hat einem berühmten Reiſenden die Abdruckung eines Pariſer Küchenzettels ſehr verübelt, und obſchon mein Schönauer Küchenzettel bei weitem keinen Bogen erfüllen würde, ſo trage ich doch, als ein ganz unberühmter Reiſender, billig Bedenken, einem gleichen, von mir weniger zu verſchmerzenden Tadel mich auszuſetzen. Es ſey daher genug, zu bemerken, daß die eingetretne Stille ſich nicht, wie in der Apokalypſe, eine halbe, ſondern kaum eine Viertelſtunde erhielt, und daß die friſche Quelle, welche wir zum kühlenden Flaſchenkeller erkieſt hatten, ſehr bald nicht mehr Urſache hatte, ihr gewöhnliches Waſſerbette wegen der eingeſenkten Glasmaſſen zu überſteigen.

Gut und preiswürdig war der von der Geſellſchaft angeſchaffte vaterländiſche Wein; aber noch weit beſſer und preiswürdiger das von Citronvögelchen nachgeführte ausländiſche Reſervekorps, das wir, da keiner der Gäſte trunken zu werden hoffte, ganz witer die Regel des Weinküpers zu Kana, mit kluger Beſonnenheit bis auf den, freilich bald eintretenden, Nothfall verſpart hatten.

Mit jeder ausſtrömenden Flaſche ſchien Göttinn Suada auf die frohe Geſellſchaft mehr und mehr ſich zu ergießen; ein drolliger, gewöhnlich düſter ausſehender Muſikus, aber dabei ein geborner Buffon, war unerſchöpflich in den tollſten Schwänken und lächerlichſten Poſſen und verſammelte bald mehrere Recruten unter ſeine Fahnen; Lachen und Gläſerklang, Vocal- und Inſtrumental-Muſik, vom Echo wiederholt, erſcholl durch die alten bemoosten Klüfte, und die erſt als Contreband angeſehenen Küſſe verwandelten ſich bald in einen öffentlichen Handels- und Tauſch-Artikel.

Alwin, der zwar die Weinpreiſe nicht ſteigern half, ſondern ſeinem Glaſe immer

Waſſer beimiſchte, aber in Hinſicht auf das Küſſen ein ſehr ſpeculativer und thätiger Kaufmann war, brachte endlich, vielleicht um Minona zu gefallen, oder mich ſelbſt zu beſtechen und über ſeine traulichen Verhandlungen mit meiner Schweſter nachſichtiger zu ſtimmen, auch das gefundene Liedchen auf das Tapet, ſang es mit Berthold und Minona, und verlangte ſodann, daß ich noch etwas zum allgemeinen Vergnügen beitragen ſolle, indem das Lied eigentlich nur durch ihn dem Untergange entriſſen und der Geſellſchaft mitgetheilt worden ſey.

Ich ſaß neben Citronvögelchen; ſie hatte mir über das Lied etwas Hübſches geſagt; ich hatte vorhin nicht ohne inniges, Bezug habendes Behagen den Tenor des Grünrocks und die Discantſtimme der roſenfarbnen Schöne gehört; der Zufall ſelbſt und der Spruch: dem Kühnen iſt das Glück hold!

ſchien mich aufzufodern; meine Hand zuckte in die Taſche; ich ſah Citronvögelchen ſchüchtern an —

„Friſch! friſch! heraus damit!" — rufte der luſtige Alwin. — „Friſch! heraus damit!" ſtimmten mehrere ein.

„Wenn meine Nachbarinn mir einen Kuß giebt" — wagte ichs endlich, Citronvögelchen zuzuflüſtern — „ſo hätt ich wol einen Wechſelgeſang dort für den Grünen und ſeine Roſe in der Taſche!"

„O, wol zweie," — liſpelte ſie freundlich — „wenn das Liedchen mir gefällt!"

Nun konnt' und mocht' ich natürlich an keinen Rückzug mehr denken; Alwin ſprang herbei, riß mir das Blatt aus der Hand, und hatte bald mit mehrerer Muſikkenntniß, als ich von ihm erwartet hätte, ein ſchickliches Muſikchor auserleſen und in einer paſſenden Melodie trällernd unterrichtet.

Wechſelsweiſe von Flöten und gedämpften Waldhörnern begleitet, begann der Grünrock und ſein Mädchen den Wechſelgeſang.

Neunzehntes Kapitel.

Grasgrün und Roſenroth.

Der Jäger.

Alles, was mich kann erfreuen,
Nimmt der Roſe Farbe an.
Niemals wird es mich gereuen,
Daß ich ihr bin zugethan.
Denn am vollen Roſenſtocke
Fand, bei mildem Abendroth,
Eine Roſ' in blonder Locke,
Ich mein Liebchen roſenroth.

Das Mädchen.

Alles, was mich kann erquicken,
Kleidet ſich, wie grünes Gras.
Niemand ſoll mich ſcheel anblicken,
Daß ich Graſegrün erlas.
Früh ſtand ich im grünen Garten,
Sah zum Forſt den Jüngling ziehn.
Abends wagt' ichs, zu erwarten
Dort den Jäger graſegrün.

Der Jäger.

Aus tem Forſt kam ich gezogen,
Wollte ſtill zur Heimath gehn,
Als die Liebe, mir gewogen,
Ließ das Roſenkind mich ſehn.
Als ich ihr am Roſenſtrauche
Schüchtern guten Abend bot,
Dankte mir mit ſanftem Auge
Süß das Liebchen roſenroth.

Das Mädchen.

Still und lauſchend ſtand ich lange,
Laut das heiße Herz mir ſchlug;
Glühend färbte ſich die Wange,
Als die Lieb' ihn zu mir trug.
Sanft und zärtlich konnt' er flehen,
Und wie hätt' ich können fliehn?
Ach, warum hatt' ich geſehen
Früh den Jäger graſegrün?

Der Jäger.

Wenn ich nun zu Walde ziehe
Nach dem düſtern Eichenbruch,
Lauſcht ſie ſchon, bei Morgenfrühe,
Nett im roſ'gen Buſentuch.
Und nun ſchmückt mit hellen Strahlen
Sich der weiße Himmel roth —
Sagt, wer mag ſo ſchön ihn mahlen?
Nur mein Liebchen roſenroth!

Das Mädchen.

Lauſch' ich bei des Hahnes Krähen,
Ob der Morgen taugt zur Jagd,
Iſt der Liebe Stern zu ſehen,
Grün von Schein, wie ein Smaragd.
Durch des Dorfes grüne Linden
Seh' ich meinen Jäger ziehn,
Und nun muß der Stern verſchwinden
Vor dem Jäger graſegrün.

Der Jäger.

Durch die Felder muß ich ſchweifen,
Durch des Graſes Silberthau
Ziehn von Roſenſchmelz ſich Streifen,
Und umſchließen Buſch und Au'.
Ziel' ich nach dem flücht'gen Wilde,
Beb' ich oft, von Angſt bedroht;
Vor dem Rohr ſchwebt ein Gebilde,
Wie mein Liebchen roſenroth.

Das Mädchen.

Nach dem düſtern Grün der Eichen
Folgt ihm meine Liebe nach,
Schmückt mit friſchen Maienzweigen
Grün und feſtlich das Gemach.
Grüne Saaten, Epheuranken,
Raute, Mirtus, Rosmarin,
Seh' ich um den Rahmen ſchwanken,
Wie mein Jäger, graſegrün.

Der Jäger.

Hageroſ' und wilde Nelken,
Ros'ges Nachtigallenbrod
Seht ihr ſtets am Hute welken,
Kehr' ich heim mit Abendroth.
Lieb' iſt roſig — drum erſcheinet
Selbſt im Roſenlicht der Tod.
An des Grabes Roſen weinet
Einſt das Mädchen roſenroth.

Das Mädchen.

Grün iſt Hoffnung — drum umſchlinge
Mich der Mirte friſches Grün.
Ein Smaragd ſoll in dem Ringe
Bei der Trauung Strahlen ſprühn.
Von dem grünen Raſenhügel
Schwingt ſich unſre Liebe kühn,
Mit der Hoffnung Engelsflügel,
Nach der Himmelspalmen Grün!

Zwanzigſtes Kapitel.

Der Bachuszug.

Durch nichts wird der Dichter ſchöner belohnt, als durch den freiwilligen Kuß ſchöner Lippen. Ich meines Theils empfieng noch mehr, als das mir accordirte Honorar, nämlich zwei Küſſe von Citronvögelchen, dann einen von ihr, und einen von der artigen Roſe, welcher ich in der That ſehr viel hierbei zu danken hatte, für das Verſprechen einer Abſchrift. Doch ſchienen auch beide, vorzüglich Citronvögelchen, durch die lezten Verſe ein wenig ſtill gemacht, und im Auge der leztern glaubte ich faſt eine zurückgehaltene wehmüthige Thräne zu bemerken.

Auch der Freudenrauſch der übrigen Geſellſchaft war auf einige Augenblicke etwas gedämpft, und ich wär über dieſe Störung vielleicht ziemlich betreten worden, hätte nicht der gewandte Buffon meinen Fehler ſogleich wieder zu verbeſſern, und lärmend das Recht der geſegneten Mahlzeit in Schwung zu bringen gewußt, wodurch denn gar bald das Bild eines offnen Gabinertraubes in dieſem ruhigen Thälchen ſich darſtellte.

Unter mancherlei Abwechslungen, unter Spazierengehen und Pfänderſpielen, unter Veilchenſuchen und Kämmerchen zu vermiethen, verſtrich der Nachmittag, und da ich Minona faſt gar nicht mehr zu ſehen bekam, ſo konnte es mir nicht entgehen, daß Auguſte ſich von der Geſellſchaft abſonderte und unter einen Baum ſezte, von wo aus ſie mit froher Rührung das Thal überſah.

Ich konnte nicht unterlaſſen, ihre Einſamkeit zu unterbrechen, beſonders da ich fürchten mußte, durch den Schluß des Wechſelgeſangs dieſe Stimmung vielleicht veranlaßt zu haben. Aber hierinn hatte ich geirrt. Sie war in der That recht ſeelenfroh, berührte mit dem kleinen, ſilbergeſtickten Fächer ſanft meinen Arm, und antwortete auf meine Frage wegen ihres Alleinſeyns: „Das iſt nun ſo meine Art; meine größte Freude iſt immer, wenn ich ſo recht viele bei einander froh ſehe. „O! ſehen Sie nur ſelbſt, wie vergnügt das liebe Völkchen dort iſt!“ —

Mit der ſchönſten Heiterkeit und Unbefangenheit reichte ſie mir die Hand, um ſie zur Geſellſchaft zurückzubringen.

Gegen Abend ſollte das Feſt von den jüngern aus der Geſellſchaft mit einem feierlichen, und, ſo viel möglich, allegoriſchen Aufzuge beſchloſſen, dann aber die Rückkehr angetreten werden. Es war ein entzückender Anblick, einen ſtillen Beobachter der Vorbereitungen dazu abzugeben.

Mein Auge verlor ſich freudetrunken in die reizend belebte Landſchaft, wo hier die Mädchen in einer Grotte ſich wechſelſeitig die ſchönen Locken losbanden, die Gewänder, ſoviel die Decenz verſtattete, maleriſch aufſchürzten, und ſich mit Blumen und Bändern zu Schäferinnen und Nymphen ausſchmückten, dort die Jünglinge mit lautem Jubel auf den Anhöhen herumſchweiften, und die Bäume ihrer Zweige beraubten.

Endlich begann der Zug, in deſſen Anordnung Alwins Erfindungsgeiſt um ſo weniger zu verkennen war, je mehr er ſelbſt und Minona die Hauptperſonen dabei vorſtellten.

Aus ihrer Felſengrotte wallten langſam, unter ſanfter Flöten-Muſik, die Mädchen. Minona, ohne allen fremdartigen Schmuck, nur einen maleriſch geordneten Blumenkorb im Arme, und ſo dem *Mädchen aus der Fremde* nicht unähnlich, führte das Mädchenchor an, und ſollte vermuthlich die Dryas dieſer Berge vorſtellen; ihr folgten die übrigen Mädchen, erſt die weißgekleideten, alle mit Blumen an der Bruſt und im Haar, dann die in farbigen Gewändern, welche ſämmtlich mit flatternden Bändern geſchmückt waren und zum Theil Milchgefäße und Graskörbe, Netze und Angeln, Senſen und Rechen trugen.

Doch bald ward die friedliche Stille des weiblichen Reigen lärmend unterbrochen. Laut erſchallten die Waldhörner und Hoboen, Tamburins und Becken von dem Berge, an dem er ſich vorüber zog; Pulverfröſche und Schwärmer knallten; ein Trupp moderner Thyrſusſchwinger und theils ganz mit Eichenlaub umwundner, theils in Stroh, ſtatt der Felle, eingehüllter Waldgötter, ſtürmten herab.

In ihrer Mitte befand ſich Alwin im nett anliegenden Nankinweſtchen und Pantalons als junger Bachus, die hellbraunen Locken mit Reben umwunden und die Bruſt mit einem maleriſch geworfnem Pantherfelle bedeckt, das dermalen durch ein weibliches, tigerartig geflecktes Umhängetuch repräſentirt ward. Ihm folgte ſein alter Hofmeiſter Silen, der von unſerm Buffon mit der drolligſten Laune traveſtirt wurde, und ſtattlich auf dem Muſik-Eſel einherzuckelte.

Auch der Ernſthafteſte hätte über dies groteske Pärchen den Krampf zum Lachen gefühlt, und als der metamorphoſirte Grauſchimmel, uneingedenk der ſeinem Antereſſor einſt von Bürger ertheilten Lobſprüche,*) ſeinen Reiter abwarf, diesmal, nicht weil der Reiter, ſondern weil das Pferd trunken war, ſchien das Gelächter ordentlich epidemiſch zu werden.

Nach endlich wiederhergeſtellter Ruhe überreichte Minona ſowol Antoinetten, als Auguſten einen Veilchenkranz; die Nymphen und Bachuspriester vereinigten ſich, und ein munterer Tanz auf der Wieſe machte dem heitern Bachanal ein Ende.

---

*) S. deſſen Menagerie der Götter.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Folgen dieſes Lagers.

Und ſchon beleuchtete Luna mit blaſſer Fackel die Gebüſche und verwandelte den Dampf, der aus einer unterirdiſchen Vertiefung hervorquoll und in einem ſchmalen, ununterbrochenen Streifen auf dem kleinen Wieſenflüßchen ſich hinzog — einige unſerer Freunde hatten in der Höhle Reisholz angezündet, um dies, ihnen ſchon bekannte, wahrhaft maleriſche Phänomen der Geſellſchaft gleichſam zum Valet zu geben — in einen magiſchen Nebel.

Jeder ſah ſich nach ſeiner Begleiterinn um, und ich glaubte nun, mich meiner Minona wieder verſichern zu müſſen. Allein dieſe wußte mir die Unſchicklichkeit, mich von der lieblichen Auguſte, die ihren Wagen nachfahren ließ, loszumachen, ſo beredt und überzeugend aus einander zu ſetzen, daß ich, ohne hartnäckig zu ſeyn, der Kraft ihrer Worte nicht widerſtehen konnte, und daher, obwol mit einiger Bedenklichkeit, Minona auch beim Heimgange Alwins Händen überließ.

Ich bemerkte gar wol, daß dieſer den beſtmöglichſten Gebrauch hievon machte, und Minona nicht nur zu Zeiten umſchlang, ſondern auch mit der größten Zärtlichkeit an ſich drückte.

Doch, was war zu thun? Für dieſen Abend mußte ich ſchon, wie ein wohlgezogner Ehemann, ein Auge zudrücken!

Da aber auch in den folgenden Tagen meine Schweſter eine an ihr ganz ungewöhnliche Fröhlichkeit äußerte, und immer wieder von dem Veilchenfeſte, und von Berthold und Alwin, zu ſprechen anfieng; ſo blieb mir freilich faſt kein Zweifel übrig, daß der Frühling der erſten Liebe für ſie eingetreten ſey, und ich hielt es für meine Pflicht, auch ein Wörtchen darein zu reden.

„Sag mir nur, was Du immer mit dem Alwin haſt?“ — fragte ich ſie endlich, und drohte liebevoll, doch ernſtlich, mit dem Finger — „Mädchen! Mädchen! das Ding kommt mir verdächtig vor!“

„Verdächtig?“ — fragte ſie halb erſchrocken; die höchſte Scharlachfarbe überzog ihre ſonſt blaſſe Wange, und ſie verbarg, mich umarmend, ihre Augen an meiner Bruſt — „Ach Bruder! Nein ſage das nicht!“ —

„Du biſt ja der Einzige, dem ich mich vertrauen darf,"— fuhr ſie dann nach einer Pauſe mit ſchöner Schaam fort — „Dir will ich es ſagen — ja, ich bin dieſem Alwin gut, ich liebe ihn vielleicht gar, ich denke an ihn Tag und Nacht!"

„Iſt das möglich, Minona? — Du? — und ſo plözlich?"

„Du haſt mein Geſtändniß."

„Aber bedenkſt Du nicht — ?"

„Was denn, lieber, guter Bruder?"

„Er ſcheint, wo nicht jünger, doch wenigſtens in gleichem Alter mit Dir —"

„Ich weiß es; ich bin um ein volles Jahr älter!"

„Er ſcheint noch gar nicht in dem Zuſtande, ſich irgendwo zu freien, und mein Buch, das ich zu Deiner Ausſtattung beſtimmt habe, iſt auch noch nicht fertig" —

Minona mußte lächeln, obſchon das Weinen ihr näher war. — „Wie Du nun wieder biſt, guter Bruder! An ſo etwas Ernſtliches hab' ich noch gar nicht gedacht. Wer denkt an Heirathen? Ich werde künftig ein zufriednes und glückliches Mädchen ſeyn, wenn ich Alwin nur recht oft ſehe und er mich mehr liebt, als ſeinen Freund Berthold."

„Aber — er ſcheint ein Flüchtling, und, wenn der vertraute Umgang mit dem einnehmenden Schalk Deinem Herzen gefährlich, Deinem Rufe nachtheilig werden ſollte"—

„O denke das nicht von ihm und von mir. Gewiß, da verkennſt Du uns! Alwin iſt ſo ſanft, ſo gut, aber auch ſo beſcheiden, ſo unſchuldig, ſo zart und fromm möcht' ich ſagen — und habe ich ſelbſt Dir denn jemals Urſache gegeben, mich für ſchwach und leichtſinnig zu halten?"

Sie ſagte das ſelbſt mit einem ſo reinen, frommen Blicke, daß ich alle Ermahnungen vergaß.

„Ach das Herz, Mädchen! das Herz!“— erwiderte ich nur noch kopfſchüttelnd, und zog langſam nach meinem Pulte ab.

Aber ſie betheuerte mir aufs heiligſte, daß ich ihrentwegen ganz ohne Sorgen ſeyn könne; und ob ich gleich im Geheim ein wachſames Auge hatte, ſo wurden doch bald, wie wir bei Auguſten, alſo auch bei uns Berthold und Alwin, nächſt unſerm guten Doctor Schell, unſere einzigen und faſt täglichen Hausfreunde.

Zwei und zwanzigſtes Kapitel.

Der Novelliſt.

Es fügte ſich, wie von ſelbſt, daß bei Bertholds und Alwins Beſuchen ich immer mit dem erſtern, Minona aber mit dem letztern, einen Staat im Staate bildeten; auch kam Berthold mehrmals allein.

Einſtmals, da er auch bei mir, und meine Schweſter bei Citronvögelchen war, konnte ichs nicht unterlaſſen, bei ihm einige Nachricht über Alwin einzuziehen, und zugleich auf deſſen anſcheinende Zuneigung gegen Minona, gleichſam im Scherz, anzuſpielen. Berthold errieth meine Abſicht augenblicklich, lächelte ein wenig, hieß mich, alle

Furcht aufzugeben, indem er ſich ſelbſt für Alwin verbürge, und brach dann geſchwind von dieſer Materie ab.

„Eben fällt mir ein“ — fragte er dann, und wie es mir vorkam, blos um ein anderes Geſpräch einzuleiten — „Sie ſchreiben ja wol Novellen und Romane?“

„Allerdings, allerdings, lieber Freund!“

„Da wär ich im Stande, einen, wie mir dünkt, gar nicht unebnen Stoff Ihnen darzubieten, den ich auf der Reiſe kürzlich erfahren habe.“

„Vortrefflich, ſo laſſen Sie doch hören! Doch beſchwöre ich Sie, ihn gegen jeden Dritten geheim zu halten. Denn die literariſchen Speculanten lauſchen jezt überall!“

„Recht gern! Nur wünſchte ich, daß auch Ihre Minona bei meiner Erzählung gegenwärtig wäre!“

„Ach, was kann ihr das helfen? Sie kommt den ganzen Abend nicht wieder zu Hauſe, und überdies — Erzählen Sie nur friſch weg! Ich werde mich gleich an die Ausführung der Geſchichte machen, und da erfährt Minona zeitig genung davon. O, ich mag es ſehr gern, wenn ſie meine Arbeiten lieſt, ohne die Auflöſung ſchon zu kennen“

Mein Freund ſezte ſich; ich aber verriegelte, um nicht geſtört zu werden, die Stubenthür, und harrte mit geſpannter Erwartung auf die verſprochne Erzählung.

Drei und zwanzigſtes Kapitel.

Das Epitaph.

„Es iſt von jeher meine Gewohnheit geweſen“ — begann Berthold — „in allen Städten, durch welche ich gereiſt bin, die Kirchen und Kirchhöfe zu beſehen, und der Anblick manches in einem Winkel verborgnen trefflichen Gemäldes, manches ſchönen oder drolligen Werks der Bildhauerkunſt oder Steinmetzgerei, hat mich reichlich dafür belohnt.

Als ich im vorigen Jahre einige Tage in G., einem Mittelſtädtchen in der Provinz, verweilte, hörte ich von einem Epitaph in einem der vorzüglichſten Gärten, deſſen Aufſchrift niemand zu leſen im Stande ſey.

Ich begab mich dahin, und ſand ein einfaches, aber in ſehr großem Styl aufgeführtes und ſinnvolles Marmordenkmal. Die wenigen darauf befindlichen Zeilen waren in Ruſſiſcher Sprache abgefaßt, und verriethen eine ziemlich heterodoxe Meinung über die Fortdauer nach dem Tode, waren aber, ihres räthſelhaften Inhalts halber, zugleich ganz dazu geeignet, die Neugier des Wanderers auf das Schickſal des hier ruhenden Ehepaars zu richten.

Man ſagte mir, daß noch ein alter Vertrauter der Verſtorbenen ſich im Oertchen aufhalte.

Unter dem leicht erſonnenen Vorwande, daß ich das Grabmal ſeiner Freunde zeichnen und in Kupfer ſtechen wolle, ſuchte und erlangte ich ſeine nähere Bekanntſchaft, und gewann bald ſeine Zuneigung in ſo hohem

Grade, daß er mich von der ganzen Geſchichte vollſtändig unterrichtete.

Er hat mir nicht verboten, ſie weiter zu erzählen; und mit Vergnügen theile ich Sie Ihnen mit. Freilich kann ich nur mit unſichern Strichen die allgemeinen Beweiſe angeben, aber Sie werden nöthigen Falls ſchon die Spreu von dem Weizen zu ſondern wiſſen!“

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Der junge Prediger.

„Theodor Weſt — ſo mag die Hauptfigur des Gemäldes heißen! — war von bemittelten Aeltern geboren, und widmete ſich nach dem Wunſche derſelben dem Studium der Theologie. Seine Neigung zog ihn unwiderſtehlich zur Muſik, und da er alle Stunden der Muße dieſer ſchönen Kunſt opferte, ſo ward er in kurzem Meiſter auf verſchiedenen Inſtrumenten, beſonders auf dem Clavier.

Von der Natur mit ausgezeichneten Geiſtes-Talenten und mit einer männlich ſchönen Geſtalt begabt, erwarb er ſich auf der Akademie nicht nur den ehrenvollſten Beifall ſeiner Lehrer, ſondern auch die Zuneigung aller, die ihn kannten.

Sein Ruf als Gelehrter und geiſtlicher Redner drang ſehr bald bis zu ſeiner Vaterſtadt, und bei der erſten erledigten Predigerſtelle waren faſt Aller Augen auf ihn gerichtet.

Schon unzähligemal hatte er auf der Kanzel, ja ſelbſt zuweilen bei feierlichen Gelegenheiten ohne alle Vorbereitung, die rühmlichſten Proden ſeiner Beredtſamkeit abgelegt; bei allen Prüfungen, denen er ſich unterzogen, war die ausgezeichnetſte Achtung ſeiner Obern ihm zu Theil werden.

Von der lauten Freude ſeiner Aeltern und Verwandten, von der frohen Theilnahme ſeiner ehemaligen Schulgenoſſen und aller Einwohner ſeiner Vaterſtadt zwar gerührt, aber im ſchönen Vertrauen auf ſich ſelbſt nicht geſtört, betrat er mit jugendlichem Feuer zu Ablegung der Probe den Predigtſtuhl; die Aufmerkſamkeit aller Zuhörer war erwartend und liebevoll auf ihn gerichtet, und die feierlichſte Stille in der großen, gedrängt vollen Kirche gewährte ihm den ſchmeichelhafteſten Empfang.

Schon ehe er begann, hatte er mit ehrerbietiger Dreiſtigkeit die ganze Verſammlung überblickt. Die erſten, mit der feſteſten und wohlklingendſten Stimme vorgetragenen

Perioden ſeiner Rede hatten ihm ſchon die Herzen aller Zuhörer gewonnen; da bemerkte er zufällig in einer Seiten-Capelle ein junges Frauenzimmer, das vorher ſeinen Augen entgangen war. Seine Aeltern hatten dieſes Frauenzimmer, als eine ſehr nahe, verwaiſte Verwandte, bei ſich erzogen, eine flüchtige jugendliche Neigung Theodoren an ſie gefeſſelt. Jezt war ſie mit einem Manne aus der benachbarten Gegend und — leider! ſehr unglücklich verheirathet.

Theodors Auge haftete unwillkührlich auf der bedauernswürdigen Jugendfreundinn; ſie hatte ein Tuch in der Hand und trocknete ſich Thränen von der todtblaſſen Wange. Theodors Herz ſchlug ungeſtüm, und ſein Blut wallte ſtürmiſch durch alle Adern; alle Gedanken wurden ihm treulos, Schweißtropfen traten auf ſeine Stirn, ſeine Stimme ſtockte, alle Beſonnenheit war dahin. Er griff nach dem Buche, und konnte es in der Beſtürzung nicht finden; jeder Verſuch, ſich zu ſammeln, war fruchtlos; ſchwindelnd, einer Ohnmacht nahe, mußte er die Kanzel verlaſſen.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Die Hofmeiſterſtelle.

Die getäuſchte allgemeine Erwartung, der faſt tödtliche Schreck ſeiner in der Kirche mitgegenwärtigen Aeltern, die Schande, die beſonders in vormaligen Zeiten einen ſolchen verunglückten Verſuch zu begleiten pflegte, der unedle Triumph eines Mitwerbers, ja ſelbſt die Furcht, daß man den Grund ſeiner Verwirrung errathen, daß das Gerücht davon das Schickſal ſeiner Jugendfreundinn noch verſchlimmern, daß dieſer Zufall ſie den nachtheiligſten Verkleinerungen blos ſtellen werde, brachten in Theodor noch an demſelben Tage den feſteſten Entſchluß hervor, nicht nur alle Abſichten auf ein Predigeramt aufzugeben, ſondern auch ſeine Vaterſtadt, ja, wo möglich, ſein Vaterland, auf ewig zu verlaſſen.

Alle Bitten ſeiner Aeltern, alle Tröſtungen und Vorſtellungen ſeiner Freunde, waren nicht vermögend, dieſen Vorſatz wankend zu machen. Ohne ſich aus dem väterlichen Hauſe zu wagen, nahm er, ſobald er ſeine Aeltern einigermaßen beruhigt hatte, von ihnen Abſchied, und reiſte ohne den mindeſten Aufenthalt wieder auf die Akademie.

Auch hier lebte er ganz in ſich ſelbſt zurückgezogen, und beſuchte nur zuweilen ſeine allervertrauteſten Freunde, Lehrer und Gönner.

Ungefähr nach einem halben Jahre wurde von einem der leztern unter den ehrenvollſten Bedingungen ein Hofmeiſter nach Rußland verlangt, und Theodor nahm mit Vergnügen dieſe ihm vorgeſchlagene Stelle an.

Sechs und zwanzigſtes Kapitel.

Fortſezung.

Von der weiten Reiſe geſtärkt und erheitert, würde jezt Theodor ſelbſt der widrigſten Lage muthig entgegen gegangen ſeyn; aber die Ausſichten, die ſich ihm bei ſeiner Ankunft zeigten, übertrafen bei weitem ſeine Erwartungen.

Sein Principal, der Fürſt Conſtantin D., ſchon dem Greiſenalter nahe, als

Staatsmann von ſeiner Kaiſerinn und dem ganzen Hofe geachtet, als Familienvater von den Seinigen faſt vergöttert, und deſſen Gemalinn, eine eben ſo großherzige Dame, als faſt bis zur Uebertreibung zärtliche Mutter, nahmen den Fremdling, dem ſie ihr Liebſtes anvertrauen wollten, mit einer Güte und Auszeichnung auf, die ihm in ihrer Familie ſogleich den Rang nach ihnen ſelbſt zuſichern mußte. Sein eigentlicher Zögling, der Prinz Conſtantin, damals erſt vierzehn Jahr alt, beſaß zwar ein faſt nicht zu bezähmendes Feuer, aber auch dabei das edelſte, gefühlvollſte Herz, und die ungefähr zehnjährige Alexia, welche Theodor, wenn er ſelbſt Neigung dazu fühlte, in der Geſchichte und ähnlichen Wiſſenſchaften, ſo wie in der Muſik, unterrichten ſollte, ſchien den Bruder an Geiſt und

Reizbarkeit der Empfindung faſt noch zu übertreffen.

Theodor hatte in kurzer Zeit nicht nur das volle Vertrauen der Aeltern, ſondern auch die unbegränzte Liebe ſeiner Zöglinge gewonnen, und zwei bis drei Jahre floſſen in ſchöner Ruhe dahin, während welcher der alte Fürſt und ſeine edle Gemalinn täglich ihre älterlichen Hoffnungen ſchöner in Erfüllung gehen ſahen, Theodor aber faſt unzählige Beweiſe ihrer Gunſt und Dankbarkeit erhielt.

Doch, wie oft nach langer Meeresſtille plötzlich und deſto furchtbarer der Sturm ſich erhebt, ſo verſezte auch ein unvorherzuſehender Unglücksfall das Haus des edlen Fürſten D. in die tiefſte Trauer, und ſchien zugleich Theodors jezt ſo glückliche Verhältniſſe gänzlich verändern zu müſſen.

Der junge Fürſt Conſtantin, nun ſchon ein Jüngling, pflegte zuweilen, wenn Theoder anders beſchäftigt war, mit deſſen Bewilligung blos in Begleitung eines leibeignen Bedienten, auf deſſen Treue und Vorſicht man ſich verlaſſen konnte, auszureiten.

Eines Tages begegnete ihm ein junger Ruſſiſcher Officier, ſein zärtlichſter Freund. Sie reiten eine Strecke Weges mit einander; das Geſpräch kommt auf ihre Pferde. Der Officier rühmt das ſeinige; Conſtantin bekommt Luſt, es zu verſuchen. Der Officier, ob ihm ſchon Conſtantin als guter Reiter bekannt iſt, warnt ihn, und will ſich nicht zum Wechſeln verſtehen; der treue Bediente bittet, und will es nicht zugeben; aber Conſtantin hält hier nachzugeben für einen Beweis von Feigheit, beſteigt das Pferd und fängt an, es zu tummeln. Das Pferd bäumt; Conſtantin wird immer erbitterter und verwegner; endlich geht das

Pferd mit ihm durch und beide ſind bald aus den Augen verſchwunden. —

Eben ſaß Theodor bei der jungen Fürſtinn und ertheilte ihr Unterricht auf dem Pianoforte, als ein Bedienter mit erſchrockner Miene ihn abrufte. Er gieng hinaus und hörte, daß Conſtantin geſtürzt ſey; aber mit geſammelter Standhaftigkeit kehrte er auf einen Augenblick zurück, um ſeine nothwendige Entfernung durch eine gleichgültige Urſache bei Alexien zu entſchuldigen. Er verbot dem Bedienten, gegen die fürſtlichen Aeltern das mindeſte zu entdecken, und jagte eilig an den Ort, wo das Unglück ſich zugetragen.

Schon von fern bemerkt er den weinenden Freund und den faſt verzweifelnden Leibeignen mit dem auf der Erde liegenden Jüngling beſchäftigt: er ſpringt ab, und kommt nur noch eben zeitig genug, die ihm zum Abſchied gereichte Hand ſeines hoffnungsvollen Zöglings in die ſeinige zu ſchließen, ſeinen lezten Athem aufzuküſſen.

Sieben und zwanzigſtes Kapitel.

Fortſezung.

Man ſagt manchmal im Geſpräch: Es war, als läg Himmel und Erde auf mir! Ich glaube gewiß, wer zuerſt ſich dieſes Ausdrucks bediente, befand ſich mit Theodor in einer ähnlichen Lage.

Vor ihm lag jezt der noch vor wenig Stunden blühende, ſeiner Aufſicht anvertraute Jüngling bleich und entſtellt, und — die unerläßliche Nothwendigkeit den nichtsfürchtenden Aeltern die Todespoſt, die Vernichtung ihrer ſchönſten Hoffnungen, ſelbſt zu überbringen!

Faſt glaubte er, der Laſt ſeines Unglücks unterliegen zu müſſen; aber er ermannte ſich, traf die erforderlichen Anſtalten, und begab ſich dann augenblicklich zu dem verwaiſten Vater.

Mit einer Beſonnenheit, die unter ſo drückenden Verhältniſſen nur groſſen Seelen eigen iſt, ſuchte er dieſen auf die ſchreckliche Nachricht vorzubereiten; ſich faſſend hörte der Fürſt ihn an, ergriff mit rührender Güte ſeine Hand, und bat, nur zu enden.

In dieſem Augenblick unterlag Theodor der Schwäche menſchlicher Naturen; er vermocht' es nicht länger, ſeinen Schmerz zu bezwingen. — „Machen Sie mir Vorwürfe, verwünſchen Sie mich!“ — rief er verzweifelnd aus, und die lange zurückgepreßten Thränen ſtürzten gewaltſam hervor — „Conſtantin iſt todt, und ich erlaubte es ihm, dies in Iwans Begleitung auszureiten.“

Der edle Greis ſchwankte; aber er ließ Theodors Hand nicht aus der ſeinigen — „Verlaſſen Sie mich jezt nicht, unglücklicher Freund!“ — ſtammelte er mit bleichem Geſicht. — „Wir ſind Männer, und wollen als Männer mit einander tragen. Auch Ihnen — ich weiß es — ſtarb ja in meinem Conſtantin ein Sohn!“

Zu ſeinen Füßen ſtürzte Theodor, aber der Fürſt hob ihn auf, und ſchloß ihn, ſich ſelbſt bekämpfend, in ſeine Arme.

Acht und zwanzigſtes Kapitel.

Fortſetzung.

Ich übergehe die Vorſicht, mit welcher man, nach gemeinſchaftlich gepflogner Ueberlegung, der nur in ihren Kindern lebenden Mutter und der gefühlvollen, zärtlichen Schweſter Prinz Conſtantins Tod hinterbrachte; nur ſo viel gehört näher zu meiner Geſchichte, daß Theodor am Grabe des Jünglings eine alle Zuhörer tief erſchütternde Standrede hielt, und daß die Art, mit welcher er ſich hiebei und bei dieſem ganzen unglücklichen Ereigniſſe benahm, nur dazu diente, ihn in der ganzen fürſtlichen

Familie noch theurer und geachteter zu machen.

Weit entfernt, ihm — wie wol ſonſt bei ähnlichen Vorfällen geſchieht, — einige Schuld des Unglücks beizumeſſen, wandte man vielmehr alles an, ihn aufzurichten und zu beruhigen. Die nur leiſe angedeutete Bitte um ſeine nunmehrige Entlaſſung wurde als eine beleidigende Kränkung angeſehen, und er durfte es nicht wagen, wieder davon zu ſprechen.

Doch von allen Gliedern dieſer, wahrhaft edlen Familie zeichnete ſich die holde Alexia durch die rührendſte Zartheit und durch die edelſte Vorſorge um Theodors, jezt in der That zu Zeiten ſchwankende Geſundheit aus. Denn nicht genug, daß ſie in ſeiner Gegenwart nie ihres Bruders erwähnte und ſorgfältig alles vermied, was auch noch ſo entfernt an ihn erinnern konnte, ſo blickte ſie auch, ſo oft einem Dritten etwas auf dieſen unglücklichen Vorfall Bezug habendes entwiſchte, den theuern Lehrer mit ſo ſanften, bittenden Blicken an, wußte ſo ſorgfältig das Geſpräch auf etwas Angenehmeres zu leiten, daß dieſer bald, ſowol hierinn, als in ihrem ganzen übrigen Benehmen, die zärtlichſte Zuneigung, die innigſte Liebe, im höchſten Sinne des Worts, nicht länger verkennen konnte.

Wie ſchwer es ihm werden mußte, von dieſer, ihm ſo reizenden und zu gleicher Zeit ſo quälenden; Entdeckung ſich nichts merken zu laſſen, ſondern, ungeachtet ſo manches verſtohlnen Händedrucks, ſo manches beredten Blicks, ſo manches mit geheimnißvollem Doppelſinn von ſeiner ſchönen Schülerinn erhaltenen Geſchenks, immer ſeinen Pflichten getreu das Anſehen eines ernſten, blos väterlich beſorgten Erziehers beizu behalten, werden Sie ſelbſt leicht begreifen können, wenn ich Ihnen ſage, daß Alexia jezt in der erſten Jugendblüte der aufbrechenden vollen Roſe ſtand, und am Hofe, wie ein aufgehender ſchöner Stern, alle Augen und Herzen feſſelte. Und dieſe zauberiſche, durch Adel des Geſchlechts, der Geſtalt und der Seele gleich ausgezeichnete jugendliche Schönheit verſchmähte die Huldigungen der trefflichſten Jünglinge aus den erhabenſten Familien, und glühte, ohne ihre Leidenſchaft gänzlich verbergen zu können, einzig und allein für ihren Lehrer und Freund!

Neun und zwanzigſtes Kapitel.

Der Freiersmann.

Ein junger Fürſt, der mit vieler äußerer Liebenswürdigkeit den Ruf des edelſten Herzens und gebildetſten Verſtandes beſaß, konnte endlich dem Drang ſeiner Gefühle für die reizende Alexia nicht länger widerſtehen, und bewarb ſich um ihre Hand. Gleiches Alter, gleicher Stand, gleiches Vermögen, gleiche Ausbildung verſprachen diesmal ein glückliches Eheband, und Alexia's Aeltern glaubten bei ihr ſelbſt nicht die mindeſte Abneigung gegen eine von allen Seiten ſo vortheilhaft ſcheinende Vermählung zu finden.

Da jedoch die geliebte Tochter, ohne gegen den Prinzen einen Widerwillen zu zeigen, gleichwol der Verbindung mit ihm ſtandhaft auswich; ſo nahm die ſanfte Mutter, welche dem gehofften Schwiegerſohne innig gewogen war, zu Theodor ihre Zuflucht. Sie wußte gar wohl, wie viel dieſer über Alexia vermöge, und verſprach ſich von deſſen Vorſtellungen für ihre Wünſche den glücklichſten Erfolg.

Theodor übernahm, zwar mit dagegen kämpfendem Gefühl, aber folgend der ihm laut zurufenden Stimme ſeiner Pflicht, dieſen Auftrag, und benutzte die erſte ſchickliche Gelegenheit, um Alexien auf ihre Verbindlichkeit; die Wünſche ihrer zärtlichen Aeltern und eines liebenswürdigen jungen Mannes zu erfüllen, aufmerkſam zu machen.

Die junge Fürſtinn hörte, ohne ihn zu unterbrechen, mit feſt auf ihn gerichteten Blicken und unruhig klopfender Bruſt; aber kaum hatte er geendet, als ein Strahl ihrer feurigen, jezt mit Thränen ſich benezenden Augen ihn, nicht um Mitleid zu flehen, nein! mit zärtlichem Vorwurf zerſchmelzen und vernichten zu wollen ſchien, und Alexia leidenſchaftlich ausrief: „Und Sie ſelbſt rathen mir das? Sie, Theodor?“

„Nicht dieſen Blick, meine Fürſtinn!“ — erwiderte dieſer tief erſchüttert — „Nicht dieſe, Sie ſelbſt zerſtörende Heftigkeit —!“

Alexia's Thränen floſſen unaufhaltſam. Sie wandte ſich, um ſich zu ermannen, auf einige Augenblicke ans Fenſter, und ſagte dann mit ungewiſſem, herzzerreißenden Tone: „Sie können mir nicht rathen, Theodor! O hätt' ich noch einen Bruder!“

Betroffen über dieſe, bei Alexien ganz ungewöhnliche Aeußerung ſuchte Theodor alles hervor, um ſie zu beruhigen; aber ſeine Abſicht gelang ſo wenig, daß Alexia vielmehr von neuem anfieng: „Ich habe Sie nie gefragt, wie mein Bruder ſtarb. Jezt, jezt bitte ich Sie um die Erzählung ſeines Todes!“

Theodor konnte und mochte nicht ausweichen; er glaubte ihr Verlangen benuzen zu müſſen, um ihre Stimmung zu mildern, um ihr die Pflicht zu zeigen, als einzig übriggebliebene Hoffnung ihrer Aeltern die gerechten Wünſche derſelben zu erfüllen; er erzählte mit Schonung, doch mit tiefer Rührung, alle Umſtände.

Aber ſie ließ ihn nicht vollenden. „Nicht wahr, Theodor!“ — unterbrach ſie ihn — „mein Conſtantin reichte Ihnen ſterbend die Hand? Nicht wahr, Sie küßten den lezten Hauch von ſeinen Lippen?“

Theodor bejahte es, ohne vor Wehmuth ſprechen zu können.

„Nun, Theodor!“ — fieng Alexia wieder an — „hier haben Sie denn auch meine Hand zum Abſchiede und mit ihr mein heiligſtes Verſprechen, daß ich jeden Augenblick bereit bin, dem Prinzen zur Trauung zu folgen, doch unter einer einzigen Bedingung“—

„Und welche könnte das ſeyn?“ erwiderte der erſtaunte Theodor.

„Daß Sie, Sie, mein Theodor! Zeuge ſind, wenn ich mit dem fremden Manne vor den Altar trete! Wenn dann das ſchreckliche Ja von meinen erbleichenden Lippen fließt, wenn die junge Braut erſtarrend dem Tode in die Arme ſinkt, dann reicht Ihnen die Sterbende noch einmal die Hand zur ewigen Trennung, dann verräth Ihnen mein lezter Hauch das lang verſchwiegne Geheimniß, daß ich um Ihrentwillen ſterbe, wie ich von Jugend auf nur in Ihnen lebte!“

Dreißigſtes Kapitel.

Die Kranke aus Liebe.

So war es denn endlich ausgeſprochen, das, unter dieſen Umſtänden furchtbare Bekenntniß, das ſchon ſo lange auf dem liebenden Buſen gelaſtet hatte, und Theodor, den dieſe Beſtätigung ſeiner insgeheim gehegten Vermuthung bei gleichem Stande in den Himmel verſezt haben würde, ſah jezt, wohin er ſich wandte, vor ſeinen und Alexia's Füßen einen Abgrund ſich öffnen.

Vergeblich hatte er ſich bemüht, Alexiens Zärtlichkeit durch Hinweiſung auf ihre Pflicht und Verhältniſſe auf einen andern, paſſendern Gegenſtand hinzuleiten; vergeblich kämpfte er mit ſich ſelbſt, um die ſchöne Ueberzeugung, von der Reizendſten und Edelſten ihres Geſchlechts, die er ſelbſt heimlich anbetete, mit ſo heißer Leidenſchaft geliebt zu werden, gänzlich zu unterdrücken; aber auch jezt noch ließ ihn ſein richtiges Gefühl keinen Augenblick zweifelhaft, daß er dem edlen Fürſtenpaare, daß er Alexien jede Aufopferung ſchuldig ſey, und ſein männlicher Geiſt gab ihm Kraft, den Ruf ſeines Herzens zu übertäuben und wider ſich ſelbſt zu handeln.

Mit möglichſter Delicateſſe eröffnete er Alexiens Aeltern ſeine vorher nur geahnte, jezt aber zur Gewißheit gewordne Vermuthung, und zeigte die dringendſte Nothwendigkeit ſeiner baldigen Entfernung.

Jezt erſt giengen dem alten Fürſten und der zärtlich ſorgenden Mutter über das Herz der Prinzeſſinn die Augen auf, und ſie ſahen ein, daß denjenigen Aeußerungen, welche ſie oft blos für Beweiſe der jugendlichen Anhänglichkeit und Dankbarkeit einer Schülerinn gegen ihren trefflichen Lehrer gehalten hatten, die zärtlichſte, feurigſte Neigung zum Grunde gelegen habe. Sie gaben Theodoren aufs neue die untrüglichſten Proben ihrer Achtung und Großmuth, willigten, blos der es ſo gebietenden Lage nachgebend, mit ungeheucheltem Schmerz in ſeine baldige, doch nur einſtweilige, Abreiſe, und verſprachen, für alle ſeine Bedürfniſſe, wie für die eines werthen Verwandten, zu ſorgen.

Alexia's mißtrauiſche, alles fürchtende Liebe hatte jedoch ſehr bald dieſen Erfolg halb errathen, halb entdeckt, und die unmittelbare Folge davon war bei ihr keine andere, als daß ſie ihre Aeltern mit der jetzt kaum erwarteten, und, wie es ſchien, völlig zwangloſen Einwilligung in die gewünſchte Verbindung überraſchte.

Doch kaum einige Tage nachher, und noch ehe Theodor, um nicht Aufſehen zu erregen, ſeine Reiſe antreten konnte, unterlag das liebende Mädchen ihrer glühenden Empfindung. Das Feuer ihrer Augen erloſch, die jugendliche Farbe ihrer Wangen erblaßte, ſie konnte bald nicht mehr das Zimmer, bald nicht mehr das Bette verlaſſen; alle Symptome deuteten auf das Herannahen einer gefährlichen Krankheit.

Ein und dreißigſtes Kapitel.

Die wirkſamſte Arznei.

Was man befürchtete, geſchah. Ein furchtbares Fieber überfiel die reizende Fürſtentochter, und ſezte die zärtlich um ſie beſorgten Aeltern, den heimlich liebenden Theodor und das ganze Haus in die tiefſte Betrübniß. Endlich gab der Arzt alle Hoffnung auf, und deutete auf eine ihm faſt unbegreifliche, vielleicht in der Seele verborgen liegende Urſache. Man ſah überall nichts, als weinende Geſichter.

Da ſiegte das Gefühl der Mutter, und ſie machte den Arzt, der durch Alexiens Fieberphantaſien ohnedies ſchon einige Spur gefunden hatte, zum Vertrauten des zärtlichen Geheimniſſes.

„Iſt es dies" — ſagte der erfahrne Alte — „ſo ſehe ich kein Rettungsmittel, das noch einige Hoffnung geben könnte, als die Begünſtigung dieſer unauslöſchlichen Liebe!"

Leicht ſich überzeugend von der Richtigkeit dieſes Urtheils und von der heißeſten Mutterliebe getrieben, beſtürmte die Fürſtinn von dieſem Augenblick an ihren Gemal unabläſſig mit Bitten und Thränen, wußte alle Schwierigkeiten, die er ihr entgegenſtellte; ſo geſchickt zu beſeitigen, wußte das Glück liebender Herzen auch im niedern Stande ſo reizend zu ſchildern, wußte die Anwendung jedes, ſelbſt des äußerſten, Mittels zu Erhaltung ihres noch einzig übriggebliebnen Kindes ihm ſo dringend ans Herz zu legen, daß er ihren Vorſtellungen und dem rührenden Anblick ſeines mit jedem Augenblick ſchwächer werdenden Lieblings nicht länger widerſtand. Er ſprach mit Theodor, der es zwar nicht wagte, ſein Herz ſprechen zu laſſen, aber dem ſcharfſichtigen Alten doch mehr, als nöthig, verrieth.

„So ſey ſie denn ſein!“ — ſagte dieſer endlich tief gerührt zu ſeiner Gemalin — „Er iſt nicht von Adel, aber er iſt edel; er war aus Pflicht ſtark genug, ſeine Liebe zu beſiegen; er wird mein Kind glücklich machen!“

Wie ein Bote des Friedens eilte die erfreute Mutter an das Krankenbett. Sie erwähnte gegen die geliebte Patientinn bei dem erſten leidlichen Augenblicke der zärtlichen Theilnahme Theodors; ſie ſprach von ihm mit der höchſten Achtung; ſie erzählte von deſſen nun völlig wegfallender Abreiſe; ſie ließ endlich der aufmerkſam lauſchenden Kranken, zwar nur von fern, doch mit mehr ſagenden Blicken, einige Hoffnung durchſchimmern, und Alexiens Herz ſchien dabei die ſüßeſte Beruhigung zu fühlen.

Noch am Abend des nämlichen Tages ſpürte der Arzt eine merkliche Veränderung; nach acht Tagen war die Kranke ſchon ſo weit wieder hergeſtellt, daß Theodor ſelbſt ſie beſuchen durfte, und da wieder nach einigen Tagen die zärtliche Mutter gar ſeine Hand mit ſtiller Rührung in die Hand der Tochter gelegt hatte, war dieſer Eindruck ſo vortheilhaſt, das Alexia am nächſten Morgen ſchon wieder auf einige Stunden im Zimmer herumgehen konnte.

Zwei und dreißigſtes Kapitel.

Beglückte Liebe.

Alexia lebte nun blos der Hoffnung, Liebe und Freude; Theodor konnte ſein Glück kaum faſſen, viel weniger davon ſprechen. Küſſe und Umarmungen zwiſchen Aeltern, Tochter und Schwiegerſohn, noch häufiger zwiſchen Braut und Verlobten, ſtanden, ſobald keine fremden Zeugen zugegen waren, für immer an der Tagesordnung.

Bald blühte Alexia ſchöner, als vorher, und, da der Fürſt eine Geheimhaltung dieſer Verbindung und die Entfernung des liebenden Paares aus Rußland durchaus nöthig fand, ſo wurden ſehr bald die Anſtalten zur Abreiſe auf ein in Liefland gelegenes Guth getroffen.

Dieſe Reiſe glich für die Liebenden einem mit Blumen beſtreuten Wege zum Altare, und ſchon am zweiten Tage nach der Ankunft wurde Theodor, ohne daß das zärtliche Mädchen ihm das ſchöne Geheimniß verrathen hätte, unter dem Vorwande, daß Geſellſchaft da ſey, zu den fürſtlichen Aeltern gerufen.

„Komm, mein Sohn!“ — redete der Vater ihn an. „Kommen Sie, lieber Theodor! Sie werden ſehnlich erwartet“ — flüſterte die Mutter, und die Thüren öffneten ſich, und der geblendete Glückliche gewahrte im ganzen dämmernden Saale nichts als zwei wehende Altar-Kerzen im Rücken des

Geiſtlichen, und zwei ſchöne Augen, von Thränen verſilbert, und den blühenden Brautſchmuck im dunklen Haar und an der jugendlichen, von Freude gehobnen Schwanenbruſt, die ſelbſt für dieſe koſtbare Hülle zu ſchön war.

Drei und dreißigſtes Kapitel.

Alexia's und Theodors fernere Schickſale.

„Ich habe nun die liebenden Schiffer,, — unterbrach hier Berthold ſeine Erzählung — „glücklich in den Hafen gebracht, und könnte mithin füglich meine Geſchichte beſchlieſſen. Aber ich hoffe, daß Ihnen meine Leutchen bereits ſo viel Theilnahme eingeflößt haben, daß Sie auch bei ihren weitern Schickſalen nicht ganz gleichgültig bleiben werden. Auch könnte wol in der Folge ſich ein neuer Stoff zu einer Novelle entwickeln. —

Die ſchöne, feurige Alexia, mit fürſtlichen Reichthümern ausgeſtattet, machte von nun an das ganze Glück des ſie grenzenlos liebenden Theodors aus; der Fürſt, den ſeine Geſchäfte nach der Hauptſtadt abriefen, trennte ſich von ſeinen Kindern nicht ohne Thränen; aber die Mutter blieb bei ihnen in Liefland zurück, und ſtarb daſelbſt nach einigen Jahren.

Jezt wünſchte Theodor und die immer noch kinderloſe Alexia einige Jahre auf Reiſen zu gehen, und erhielt dazu vom Fürſten Erlaubniß. Des erſtern Neigung zog ihn zuerſt in ſein Vaterland, und Alexia theilte alle Wünſche ihres Gatten.

Sie beſuchten auf dieſer Reiſe vor allen Dingen Theodors Vaterſtadt. Nur ſeine Mutter war noch am Leben. Aus einem

Anfall von ſonderbarer Laune — und in der That hatten ihn ſeine ungewöhnlichen Schickſale etwas bizarr geſtimmt — predigte er, jezt der Gemal einer Fürſtinn und Beſitzer von Millionen, der alle Tage ſelbſt Patronatsherr werden konnte, hier noch einmal, und der Zulauf der neugierigen Menge, ſo wie der Beifall, den er einärndtete, war außerordentlich.

Dann durchreiſte er mit ſeiner Gemalinn Italien und die Schweiz, und da während dieſer Zeit auch Alexia's Vater geſtorben war, ſo ſah er ſich von allen Seiten mit Glücksgütern überhäuft, die er kaum zu verwalten wußte.

Vier und dreißigſtes Kapitel.

Der Pflegeſohn.

Die gefühlvolle Alexia hatte ſich ſchon vom Anfange ihrer Ehe an mit der innigſten Sehnſucht einen Sohn gewünſcht; von einer Tochter wollte ſie, eingedenk des traurigen Zwangs, der ſie abgehalten, ihre innige, glühende Liebe zu geſtehen, eingedenk des abhängigen und faſt ſklaviſchen Zuſtandes, in welchem ſich, wenigſtens nach ihrer Ueberzeugung, das weibliche Geſchlecht größtentheils befindet, durchaus nichts hören.

Da jedoch auch jezt noch das Schickſal ihr das Mutterglück verſagte, beſchloß ſie, mit Theodors Bewilligung, irgend einen armen, älternloſen Knaben an Kindes Statt anzunehmen.

Sehr bald zeigte ſich hiezu eine Gelegenheit. Eines Morgens, da ſie eben aus einem Gaſthofe wieder abfahren wollten, bemerkte Alexia einen vollwangigen, aber bitterlich weinenden, barfuß und ganz zerlumpt gehenden Knaben von ungefähr fünf Jahren, der auf der Straße ängſtlich etwas zu ſuchen ſchien. Seine Geſichtszüge gefielen ihr; ſeine Thränen drangen ihr ans Herz, und ſie ſchickte ſogleich ihre Kammerfrau ab, um ſich nach der Urſache derſelben zu erkundigen.

„Ach ſie ſchlagen mich todt! ſie ſchlagen mich todt!“ — ſchluchzte unaufhörlich der Knabe, und man konnte nur mit Mühe erfahren, daß er einige Pfennige, für die er beim Krämer etwas holen ſollen, verloren habe.

Alexia konnte nicht begreifen, wie man um ſo einer Kleinigkeit willen — ſie hatte freilich nie erfahren, daß oft in wenigen ſolchen Kleinigkeiten das ganze Vermögen des Dürftigen beſtehe — ein ſo hübſches Kind ſchlagen, geſchweige denn todt ſchlagen könne, nahm den Knaben in Schutz und befahl, ſeine Aeltern herbei zu rufen.

Ein alter, einärmiger Soldat, deſſen Geſicht das tiefſte Elend und zugleich einen hohen Grad von Rohheit verrieth, kam herzu, und fragte ziemlich trotzig, was man von ihm verlange? Alexia wußte ihn ſehr bald durch ein Geſchenk geſprächiger zu machen, und erkundigte ſich nach dem Knaben.

„Ach“ — ſagte der alte Schnurrbart nicht ohne Bitterkeit — „der Junge iſt der Sohn von meiner Frauen Schweſter, die ein vornehmer Mann ins Elend gebracht und dann ſitzen gelaſſen hat. Das arme Mädel hat ſich zu Tode geheult, und nun muß ich den Bankert füttern, und habe doch ſelbſt für meine eignen Kinder kein Brod.“

Alexia, von Mitleid ergriffen und von den freundlichen Augen des Kindes immer mehr hingeriſſen, machte dem alten Kriegsknecht noch ein weit anſehnlicheres Geſchenk, und bat ihn, ihr den Knaben zu überlaſſen; der Soldat wußte ſich kaum darein zu finden, daß er zu gleicher Zeit eine ſo beträchtliche Wohlthat empfangen, und einer Laſt loswerden ſolle, und der Handel war ſogleich abgeſchloſſen.

Fünf und dreißigſtes Kapitel.

Noch ein Quaſi-Sohn.

Als der junge Ferdinand gewaſchen und reinlich gekleidet worden war, konnte ſich die ſanfte Alexia an ihm kaum ſatt ſehen, und kaum nach Verfluß eines halben Jahres liebten ihn beide Gatten, als wär' er ihr eignes Kind.

Doch, gleich als hätte die Vorſicht dieſe ſchöne That auf der Stelle belohnen wollen, fühlte jezt auch Alexia in kurzer Zeit die Vorboten, daß ſie ſelbſt einen Zeugen der Liebe unter ihrem Herzen trage, und ihr vormaliger Wunſch, Mutter eines Sohnes zu werden, erwachte mit verdoppelter Stärke.

Sie wurde glücklich entbunden, doch — von einer Tochter, die ich nach ihrem fürſtlichen Großvater Conſtanze nennen will! Die betrübte Mutter konnte ſich über die Verſagung ihres Lieblingswunſches kaum zufrieden geben, und wurde nicht eher völlig darüber beruhigt, bis Theodor ihr verſprach, daß das Kind völlig als ein Knabe erzogen werden ſolle.

Beide Eheleute ſorgten nun für den Pflege-Sohn und die leibliche Tochter mit gleicher Sorgfalt und Zärtlichkeit, und da ſie faſt von halbem Jahre zu halbem Jahre ihren Aufenthaltsort veränderten, ſo wußte bald nur die einzige vertraute Kammerfrau von der Unächtheit des ältern, und der Mädchenſchaft des jüngern Kindes.

Nach Verfluß einiger Jahre wurden ſie endlich des Herumziehens müde, und kauften in G., wo ihnen die Gegend vorzüglich gefiel, ein ſchönes Landhaus. Doch Alexia genoß nicht lange der glücklichen Ruhe. Ein Engel rief die Edle bald darauf in ſchönere Gefilde ab.

Sechs und dreißigſtes Kapitel.

Beſchluß.

Theodor hatte nur in ſeiner **Alexia** das ganze Glück ſeines Lebens gefunden. Ihr Tod verſetzte ſein Gemüth in die düſterſte Stimmung, und löſte, ſeine Kinder ausgenommen, alle Bande, die ihn mit dem Irdiſchen zuſammenhielten. Er entzog ſich aller menſchlichen Geſellſchaft, und vertiefte ſich in ſpitzfindige Unterſuchungen und Wiſſenſchaften.

Er hatte ſich die Erlaubniß ausgewirkt, die Ueberreſte ſeiner Geliebten in ſeinen Garten begraben zu dürfen. An ihrer Seite wollte auch er einſt ſchlummern. Er errichtete hier für ſie und ſich ſelbſt ein Monument, und war täglich in der Dämmerung unter den Trauerweiden zu finden, die es umkränzten.

Faſt immer unter ſeinen Augen, und ohne je in Geſellſchaft anderer Kinder zu kommen, wuchſen ſeine Kinder — denn er machte nicht den geringſten Unterſchied unter ihnen — heran, und lebten in der glücklichſten Unſchuld. Nach ſeinen, mitunter vielleicht etwas paradoxen Meinungen erzog er ſie blos nach den Grundſätzen der natürlichen Religion, ſchränkte ihre Freiheit des Willens und Handelns ſo wenig, als möglich, ein, und ſuchte übrigens vorzüglich den Hang zur Kunſt, die er als die ſchönſte Führerinn im Leben anſah, in ihnen zu wecken und zu nähren.

Ferdinand zeigte bald größere Neigung für die Mahlerei, Conſtanze aber für die Muſik, und beide brachten es, unter ſeiner und der geſchickteſten Lehrer Anweiſung, zu einer ziemlichen Vollkommenheit.

Er hatte, — wie man aus ſeinen hinterlaſſenen Papieren erſah — nach dem ſeiner verewigten Alexia gegebenen Verſprechen, ſich vorgeſezt, die Verſchiedenheit des Geſchlechts und der Geburt ſeinen Kindern nicht eher zu entdecken, als bis es die Nothwendigkeit erfordern würde; aber er erlebte dieſen Zeitpunkt nicht. Vom Schlage gerührt, ſtarb er ſchmerzlos an Alexia's Grabe, und der einzige Vertraute ſeiner Geheimniſſe, ein alter, kinderloſer Mann, den er zum Teſtaments-Executor und Vormund ernannt hatte, nahm die Kinder zu ſich.

Noch einige Wochen lebten ſie in ihrer glücklichen Unbefangenheit und liebten ſich ſo zärtlich, als Iphis und Janthe, nur daß es keiner Verwandlung bedurft hätte. *)

---

*) Zur hoffentlichen Beluſtigung des Leſers mag dieſe Geſchichte nach dem Auszuge eines deutſchen Versmachers aus der Mitte des ſiebzehnten Jahrhunderts allhier ſtehen! Der ehrliche Mann theilt ſie in zwei Theile, wovon der erſte heißt:

Die unglückhaffte Kindbetterin.

„— — Zu Pheſtos war ein Mann,
Der Ligdus, welcher die Gelübde hat gethan,
Daß, wenn ins Kindelbett die Theletuſa käme,
Mit einer Tochter ein, er ihr (der Tochter) das Leben
nehme,
Ein Knäblein müſt es ſeyn: die Zeit war faſt
verbracht,
Sie gieng auf ſchwerem Fuß, alda bey ſpäter
Nacht
Die Iſis ihr erſcheint, der Fraw zu offenbaren,
Daß ſie mit ihrer Frucht nicht ſolte ſo verfahren,

Doch der Vormund fand es nöthig, die Liebenden zu trennen und über ihre wahren

Wie Ligdus eſt begehrt, es müſte nur zum Schein
Als obs ein Knäblein ſeyn, das Kind benahmet ſeyn."

Hierauf folgt:

Die Knaben-verwandelte Jphis.

„Der Poſſe der gieng an, der Vater ward betrogen,
Das Mädgen ward an ſtatt des Knabens auferzogen,
Das Alter wuchs mit ihr, es kam herbey die Zeit,
Daß ihr der Vater half zu einer guten Freyt,
Der Meynung, als ob Sie ſein Sohn und Erbe were;
Janthe war die Braut; der Tag der Heyraths-Ehre
War nunmehr angeſetzt, die Jphis war betrübt
Und dennoch auch zugleich in ihre Braut verliebt;
Die Mutter gab den Rath, Sie ſoll zur Jſis gehen
Und ſie umb guten Rath und Rettung anzuflehen,
Da ward durch ihr Gebet aus ihr dieſelbe Nacht
Ein Jüngling jung und ſtark durch Jſis Kraft gemacht."

Verhältniſſe zu belehren. Ferdinand ſollte, um ſich in ſeinem Fache zu vervollkommnen, in die Fremde; Conſtanze in eine weibliche Erziehungsanſtalt.

So neu und unerwartet auch beiden die Aufhebung des bisherigen Geheimniſſes war; ſo wenig unangenehm ſchien ſie ihnen doch,

---

S. Kurze Verfaſſungen über des Ovidii Verwandlungs-Beſchreibung. Zum andernmal herausgegeben. Mit Holzſchnitten. Von Johann Georg Schochen. Leipzig in Verlegung Philipp Fuhrmanns. Gedruckt bei Henning Köler. Im Jahr 1652.

Es kann übrigens wol ſeyn, daß mancher Leſer dieſe Verſe ſchlecht finden möchte. Aber Herr Schoche hat ſich, ganz nach Art manches neuern Schriftſtellers, gegen allen Tadel zu waffnen gewußt, indem er gleich auf der Kehrſeite des Titels ſich vernehmen läßt:

„Hör Zoil:
Ich weiß wol, daß mein Werk für dich viel zu geringe,
Drumb wiſſe, daß ich mir und meinen Muſen ſinge."

zumal, da ſie zu gleicher Zeit erfuhren, daß nichts ſie weniger, als Geſchwiſter, wären.

„Weißt Du was Ferdinand!“ — ſagte das immer heitere, damals funfzehnjährige Mädchen — „gehe Du getroſt Deines Weges! Ich habe Dich herzlich geliebt, als ich noch ein Knabe und Dein Bruder war — als Mädchen werde ich Dich doch wol nicht minder lieb behalten! Geh' getroſt, Herzens-Ferdinand! In fünf Jahren biſt Du mündig, dann holſt Du mich aus der Penſion und heirathеſt mich — und — dann mag der Vormund ſagen, was er will!“

Dieſer, damals kindiſche Einfall wurde denn auch pünktlich ins Werk geſezt. Iphis und Janthe ſchrieben ſich die zärtlichſten Heroiden, und nach Erlangung der Mündigkeit, holte Ferdinand ſein treues, liebendes Mädchen. Aus Hang zur Freiheit und zum Genuß des Lebens entſchloſſen ſie ſich, eine

Zeit lang auf ihre Kunſt zu reiſen. Das Mädchen konnte auch ſpäterhin ſich nicht recht in das Weibliche finden, und ſoll — wie mir ihr alter Vormund und jetziger Finanz-Miniſter erzählte — mit ihrem Geliebten noch jezt in männlicher Kleidung die Welt durchſchweifen."

Sieben und dreißigſtes Kapitel.

Der Abſchiedsbrief.

So weit Bertholds Erzählung, nach deren Vollendung er ſich, weil es indeſſen Abend worden war, ſogleich bei mir beurlaubte.

In meinem Kopfe hatten ſich zwar bereits verſchiedne Plänchen gebildet, aber, da Berthold mich zulezt an Iphis und Ianthe erinnert hatte, ſo hielt ichs für gut, vor allen Dingen Ovidium Nasonem nachzuſchlagen, und zu ſehen, was dieſer aus Iphis und Ianthe gemacht habe.

Ich las, und las immer weiter. Die Verſe zogen mich ſo an, daß ich vor allen Dingen eine freie metriſche Ueberſetzung davon verſuchte, und über dieſer Arbeit Bertholds Erzählung faſt gänzlich vergaß.

Doch bald wurde auch dieſe Beſchäftigung nach meiner unglücklichen Weiſe, immer eins über das andere zu vernachläſſigen, und nichts zu beenden, wieder von etwas neuerm verdrängt, und mein geneigtes Publicum — dies beſtand gewöhnlich, wenigſtens zu allererſt und vorzugsweiſe, einzig und allein in meiner Schweſter — erfuhr vor der Hand nicht das mindeſte weder von Theodors fürſtlicher Gemalinn, noch von dem antiquen, verwandelten, noch auch von dem modernen, einer

Verwandlung nicht bedürfenden, Mädchen-Jüngling.

Berthold kam in den nächſtfolgenden Wochen noch einige Mal allein, und entſchuldigte Alwins Ausbleiben bald mit einer unbedeutenden Unpäßlichkeit, bald mit einem andern Vorwande. Endlich blieb auch er aus, und wir hörten und ſahen lange Zeit keinen der beiden Freunde.

Ich hatte noch immer die Liebe meiner Schweſter zu Alwin nur für eine flüchtige, ſchnell entſtandene und daher eben ſo ſchnell wieder verfliegende Neigung angeſehen; aber das arme Mädchen ſchien ſich ordentlich über das Ausbleiben des Geliebten abzuhärmen, und hieng das Köpfchen, wie ein Schneeglöckchen. Ich konnte es endlich nicht länger mit anſehen, und ſuchte Berthold in ſeiner Wohnung auf.

Doch leider erfuhr ich hier nur, daß Alwin einige Zeit gekränkelt hätte, und beide Freunde dann mit einander abgereiſt wären. Zugleich gab mir der Wirth ein zum Beſtellen erhaltnes, aber vergeſſenes, an mich überſchriebnes Billet, und da ich öffnete, las ich die Worte:

„Gewiſſe Gründe nöthigen uns, dieſe Stadt auf einige Zeit zu verlaſſen. Verzeihen Sie uns, daß wir uns und Ihnen das Unangenehme des Abſchieds erſpart haben. Wir empfehlen uns Ihrer theilnehmenden Freundſchaft, und hoffen in einiger Zeit, Sie froh wieder zu ſehen.

Berthold und Comp.“

Acht und dreißigſtes Kapitel.

Der Geburtstagsmorgen.

War meine Schweſter vorher um Alwin beſorgt geweſen, ſo ward ſie durch dieſe, ihr nicht zu verbergende, Nachricht in tiefes Nachdenken verſezt.

Vier bis ſechs Wochen verfloſſen, ohne daß es mir geglückt wäre, ſie wieder ganz zu erheitern, und ich war daher in der That recht froh, daß ihr Geburtstag eintrat, wo ich ſie durch einige kleine Geſchenke zu erfreuen, und vielleicht durch eine frohe Abendgeſellſchaft zu zerſtreuen hoffte.

Leider verbat ſie das leztere, und ich erhielt nur mit Mühe die Erlaubniß, unſern lieben, braven Doctor Schell zu uns zu bitten.

Ich überraſchte das liebe Schweſterchen an frühem Morgen mit einer kleinen Beſcherung, und bald darauf ward auch vom Doctor ein Roſenſtock, von einem weißen, mit ſehr niedlichen Verſen bedruckten Bande umwunden, der Geburtstägerinn überſandt.

Mit inniger Freude nahm ſie dies Angebinde, wollte den Roſenſtock aufs Blumenbret ſetzen, und — trat verwundernd, ja ohne ganz ein Lächeln unterdrücken zu können, vom Fenſter zurück.

„Mein — Gott, was iſt das, Bruder?“ — fragte ſie mich, und ich ſprang neugierig herzu.

Eine Art Korb oder Flaſchenfutter von Stroh mit zwei tüchtigen Handhaben zeigte ſich mir von fern; da ich aber genauere Unterſuchung anſtellte, war es ein Arbeitskäſtchen von Papparbeit, mit bunten Strohſtreifen zwar ſehr mühſam, aber ziemlich in groteskem Geſchmack, ausgelegt.

Doch noch weit komiſcher, als der Umſchlag, war der Inhalt. Wir fanden in dem ziemlich großen Kaſten ein kleines Ringlein mit Granatſteinchen, einen großen, altväteriſchen Fächer, der von tanzenden Schäfern und Schäferinnen ſtrozte, ein Bouquet von Rosmarin mit einer großen Pomeranze, eine Mandel-Brezel und ein langes, waſſerreiches Gedicht auf einem Foliobogen. Die Subſtantiven waren darinn, ſo viel möglich, nicht geſchrieben, ſondern zwiſchen den andern Worten leibhaftig abgemalt. Minona's Name beſtand aus einer Armee brennender, blutrother, mit Ketten gefeſſelter Herzen; das übrige war zierlich auf Art der Schwabacher Druckſchrift geſchrieben, und zur Titelvignette diente die Tochter Pharaonis mit dem jungen Moſes im Rohrkäſtlein.

Neun und dreißigſtes Kapitel.

Der Scharlach-Seladon.

Wir riethen und riethen, auf welche Art dies Geſchenk an dieſe Stelle habe kommen können; wir zerbrachen uns den Kopf über den wunderbaren Geber, der faſt mit frevelhafter Hand die Särge ſeiner Urmütter geplündert zu haben ſchien; aber alles Rathen war lange vergeblich.

„Diesmal bin ich doch ſcharfſinniger, als du!“ — fieng ich endlich vergnügt an.

„Du weißts alſo? Nun, ſo ſag' doch“ —

„Kennſt du ihn nicht," antwortete ich, ein mir heiliges, himmelſüßes bekanntes Liedchen parodirend, oder vielmehr profanirend —

„Kennſt Du ihn nicht, der zierlich pappen kann,
Die Regeln übt, die klüglich Blaſch erſann,*)
Und mit der Kleiſterei wol höhern Ruhm gewann,
Als mein College ſelbſt und dein Gevattersmann?"

„Mit Deinen Knittel-Verſen!" antwortete Minona — „Du glaubſt doch nicht, daß Dein College, Herr S., der mich erſt leztlich mit dem niedlichen Körbchen beſchenkte, ſchon wieder einen Beweis ſeiner Geſchicklichkeit und Galanterie abgelegt habe?“

---

*) Der Papparbeiter, von B. H. Blaſche. Schnepfenthal 1797.

„Ehre dem Ehre gebühret! Dein Herr Gevatter mag ein Meiſter ſeyn in dieſer Kunſt, aber ſo ein ausgezeichnetes Wunderwerk kann er nicht liefern! Auch muß ja das Flaſchenfutter ſich entweder vom Himmel herab auf das Blumenbret herabgeſenkt haben, oder“ —

„Vom Herrn Nachbar im Dachſtübchen!“ verſetzte Minona.

Und dreimal pochte es leiſe an die Thür, und herein trat mit den zierlichſten Kratzfüßen — Herr Hofmaler Wimmer im köſtlichſten Feierkleid. Starr und ſteif ſtanden unſere verwunderten Augen. Das pfirſichblütne Galakleid hatte diesmal einem mit Goldſchnur eingefaßten Scharlachrock und ſeladongrünen Atlaß=Unterkleidern, die in reichlichen Falten um das hagere Fußgeſtell ſchlotterten, weichen müſſen; die Perücke ſchien augenblicklich erſt aus dem Conditorladen gekommen zu ſeyn, und die Stelle des verblichenen Regenſchirms hatte ein faſt neuer, von Carmeiſin-Taft, eingenommen. Auch zierte ein ſilberner Duodez-Degen Wimmers Hüfte; kurz — bei allen Grazien, ſelbſt bei dem Gürtel der Venus ſey es geſchworen! — wer von dieſer Pracht und Liebenswürdigkeit nicht gerührt worden wär, der müßte kein Herz im Leibe gehabt haben!

Vierzigſtes Kapitel.

Enträthſelung verſchiedener Hieroglyphen.

Nachdem Herr Wimmer der wohlgeſetzteſten Gratulation ſich entledigt hatte, lag es ihm augenſcheinlich daran, als Geber des galanten Angebindes erkannt zu werden. Ich aber und meine Schweſter waren boshaft genug, alle Hindeutungen darauf nicht verſtehen zu wollen, ſondern zeigten ihm das Rohrkäſtlein mit dem jungen Moſes unter dem Zuſatz, daß wir gar nicht begreifen könnten, von wannen es komme, und wohin es eigentlich fahren ſolle?

„Hm!“ — ſagte er mit einer verſchlagnen Miene — „ich dächte faſt, daß nur aus dem obern Stockwerke zu dieſem Blumenbrete etwas herabgelaſſen werden könne, und — ſollte nicht vielleicht der kleine Musge hier in Windeln die Aufloͤſung gewähren? Sehen Sie nur hier den Zug um ſeinen Mund“ —

Ich. Ja wahrhaftig, es ſieht gerade aus, als hätte der Junge einen Schnurrbart —

Er. Schnurrbart? hehehe! — das dächte ich eigentlich nicht — Sollte es nicht vielmehr der Ausdruck des Mißbehagens, die Falte des Schmerzes, ſo zu ſagen, die Schmarre des Weinens ſeyn?

Ich. Gut geſagt! — Aber wie weiter?

Er. Nun ſehen Sie, werther Freund und allerwertheſte Mademoiſelle! ich denke ſo: Hat der junge Moſes im Waſſer gelegen, ſo iſt er naß und kalt worden. Iſt er naß und kalt worden, ſo hat er Schmerz gehabt. Hat er Schmerz gehabt, ſo hat er geſchrieen, oder, wie man bei Kindern zu ſagen pflegt, gewimmert — hören Sie wohl — Hehehe! — gewimmert! — Ach, ich bitte tauſendmal um Vergebung — ich will gar nichts damit geſagt, gar nichts damit verrathen haben, wie geſagt, nein gar nichts!"

Nun wollte es denn doch die Höflichkeit nicht verſtatten, in dem wimmernden jungen

Moſes den ſcharlach- und ſeladonfarbnen Herrn Hofmaler Wimmer länger zu verkennen, und meine Schweſter dankte ihm höflich für die bewieſene Attention.

„Hehe! meine allerwertheſte Mademoiſelle!“ — erwiderte er mit wahren Amors-Augen — „Sie haben nur die Güte, mit mir zu ſpaßen. Wenn Ihnen das alles Ernſt wäre, was Sie da zu ſagen belieben, ſo wüßte ich wol noch ein ganz anderes Angebinde, dem jenes — mit Reſpect zu melden — nicht das Waſſer hält.“

Minona. O Sie haben mich ohnedies ſchon in die höchſte Verlegenheit geſezt. Ich weiß ja nicht, wie ich dieſe Ehre verdiene —

Er. Süßer, beſcheidener Schelm! Unterbrechen Sie mich nicht! Ich bin jezt einmal im Zuge, und es muß alles heraus. Richten Sie Ihre mitleidsvollen Augen noch einmal auf dieſen kleinen wimmernden Moſes;

denken Sie ſich einen größern darunter, der zwar auch wimmert, aber nicht vor Schmerz, ſondern vor Liebe, der zwar auch um Rettung und Hülfe fleht, aber nicht aus den kalten Fluten des Nils, ſondern aus den Flammen der zärtlichſten Gefühle. Sollten Sie hartherziger ſeyn können, wertheſte Mademoiſelle! als die Prinzeſſinn Tochter Pharaonis? ſollten Sie den zu Ihren Füßen liegenden, wimmernden Moſes gefühllos verſchmähen, und den Krokodilen ſeiner Leidenſchaft grauſam zum Raube laſſen?"

Der Scharlach-Seladon war in der That im Begriff, einen Fußfall zu wagen, und legte bereits zu dieſem Behuf den Regenſchirm aus der Hand, breitete bereits ein weißes Tuch auf die Erde. Nur mit Mühe konnten wir ihn davon abhalten, und er entſchädigte meine Schweſter dafür durch unzählige Handküſſe.

„Ich bedaure“ — fieng dieſe endlich mit möglichſter Gelaſſenheit an — „daß Sie mich für unmenſchlicher halten werden, als die ägyptiſche Prinzeſſinn. Aber — Ach!“ — ſie ſagte das in einem recht tragikomiſchen Tone— „mein Herz iſt nicht mehr mein!“

Herr Wimmer nahm dieſes noch immer nicht für abſchlägliche Antwort, ſondern meinte vielmehr, daß, wenn dies Herz nicht mehr ihr angehöre, es ja wol ihm zu Theil worden ſey. Da jedoch Minona dieſen Trugſchluß etwas deutlicher auseinanderſezte; ſo nahm der alte gutmüthige Liebhaber auf eine Art ſeinen Rückzug, daß er uns am Ende ordentlich dauerte. Er verſicherte, daß er, nach langer Ueberlegung mit ſich ſelbſt, dermalen ſeine erſte Liebeserklärung abgelegt habe, daß dieſe aber auch zuverläſſig ſeine lezte ſeyn ſolle; er bat Minona, die kleinen Geſchenke als einen Beweis ſeiner redlichſten Zuneigung gegen ſie zu behalten, und wenigſtens ſeine Freundinn zu bleiben, wenn er einmal, wie er freilich ſchon befürchtet, eines größern Glücks nicht würdig erfunden werden ſolle.

Ein und vierzigſtes Kapitel.

Nun giebts doch wol eine Braut?

„Iſt es wahr, liebe Minona!“ — fragte ich nach ſeiner Entfernung — „iſt dein Herz wirklich nicht mehr dein? Alwin iſt abgereiſt, ohne Abſchied zu nehmen“ —

„Daß er das konnte, thut mir weh“ — antwortete Minona — „ſehr weh!“

„Aber“ — fuhr ſie in leichterm Tone fort — „ſo ernſthaft mußt du das nicht nehmen, lieber Bruder! Sage nur ſelbſt, was ſollte ich denn dem ehrlichen Wimmer anders antworten, ohne ihn zu beleidigen, was er doch in der That für ſeine gute Meinung nicht verdient hätte?“

Durch dieſe Aeußerung wurde ich ziemlich beruhigt, und meine Hoffnung, daß Minona's geheimer Kummer um den jungen Flüchtling durch die Zeit werde gemildert werden, wuchs bei mir faſt bis zur Gewißheit. —

Als am Abend dieſes Geburtstags und am Schluſſe unſers kleinen fröhlichen Mahls, wobei, wie gedacht, nur unſer guter Doctor den dritten Mann abgab, auch die Mandelbrezel aufgeſezt wurde, und wir auf dieſe Veranlaſſung unſerm Freunde von Wimmers Antrage erzählten, wurde dieſer auf einmal ſtiller und ernſthafter. Beim Abſchiede drückte er mir mit der tiefſten Rührung die Hand, und ſagte mir heimlich, daß er mich wegen einer ihm ſehr wichtigen Angelegenheit morgen beſuchen werde.

Ich entfernte Minona am folgenden Morgen. Der Doctor kam, und was er mir eröffnete, war ganz dazu geeignet, mich mit Freude und mit Dankbarkeit gegen die Vorſicht zu erfüllen. Denn er hielt für ſich ſelbſt um die Hand meiner Schweſter an, und bat mich, ſeinen Vorſprecher bei ihr abzugeben.

„Ich habe“ — ſo verſicherte er — „ihre gute Schweſter aufs innigſte geſchäzt und geliebt, ſo lange ich ſie kenne, und je länger ich ſie beobachtete, deſto feſter wurde ich überzeugt, daß ſie mich zum glücklichſten Manne machen werde. Schon lange habe ich es auf dem Herzen gehabt, meine Geſinnungen zu entdecken. Meine Lage nöthigt mich, eine Gattinn zu wählen, und ſelbſt nach meinen Grundſätzen muß ich jezt heirathen“ — er war ein Sechsunddreißiger — „oder nie! Zudem dringt mich auch jezt, nicht blos die Furcht, daß ein anderer mir bei Minona zuvorkommen möchte, ſondern auch ein ganz eignes Verhältniß zu einem entſcheidenden Schritte. Einer meiner Gönner, dem ich unendliche Verbindlichkeit ſchuldig bin, hat mir ſeine Verwandtinn, ein gutes, ſittſames Kind, zur Frau angetragen; ſie ſelbſt ſcheint mir ſehr geneigt, und will ich in ihrem Herzen keine vergebliche Hoffnung erwecken, ſo iſt es nothwendig, den Umgang mit ihr bald möglichſt abzubrechen. Ich muß daher wünſchen, daß Sie recht bald mit Minona über meinen Antrag ſprechen, und, wenn das Herz ihrer Schweſter meinen Wünſchen nicht zuwider iſt, mich ſogleich mit einer erfreulichen Antwort beglücken.“

Ich konnte dem guten Schell meine frohe Ueberraſchung nicht verbergen; ich umarmte ihn mit glänzenden Augen, und erklärte ihm, daß ich mir keinen andern Schwager wünſche, als nur ihn. Von meiner Freude mit angeſteckt, verließ er mich unter den frohſten Erwartungen.

Zwei und vierzigſtes Kapitel.

Sollte mans glauben?

Minona kam von Citronvögelchen ziemlich heiter nach Hauſe, und kaum hatten wir uns zu Tiſche geſezt, als ich mein volles Herz gegen ſie ausſchüttete.

Meine Schweſter hörte erſt ſehr aufmerkſam, aber kaum war ich zur Hauptſache gekommen, als ſie heftig erſchrak und erblaßte. Sie zitterte, ſie weinte, ſie rang die Hände.

„Aber bei aller Liebe, die ich gegen dich hege!“ — fieng ich gerührt an — „erkläre mir, was du gegen dieſe Verbindung haben kannſt? Du biſt ein armes Mädchen, und wenn auch mein Manuſcript zu deiner Ausſteuer nun bald fertig werden kann, ſo reicht doch das Honorar dafür kaum zu den Betten und zu Kupfer und Zinn. — Und iſt der Doctor nicht ein Mann, der dich in jeder Hinſicht glücklich machen kann? hat er dir nicht das Leben gerettet? kannſt du dir ein glücklicheres Verhältniß für dich und mich ſelbſt nur wünſchen, als wenn er dein Gatte und mein Schwager wird?“

„Das iſt alles wahr“ — antwortete ſie, immer noch von Thränen unterbrochen — „und eben daß mein Herz für ſo viele Güte undankbar, eben daß ich gegen dich ungerecht, daß ich als eine Thörinn gegen dich erſcheinen muß, eben dieß iſt es, was mich höchſt unglücklich macht. — Ach, daß ich den Schönauer Grund nie geſehen, daß ich Alwin nicht kennen gelernt hätte, daß ich ihn vergeſſen könnte —!"

„Alſo immer noch dieſer Alwin? — Aber ich beſchwöre dich, liebe gute Schweſter! wie iſt es möglich, daß du auch jezt noch dieſem Phantome nachhängen kannſt? wie iſt es dir bei deinem hellen Verſtande, bei deinem gefühlvollen Herzen, möglich, einen ſo achtungswerthen Mann um eines Jünglings willen, der dich vergaß, zu verwerfen, ein gewiſſes, feſt gegründetes Glück um den leichten Traum weniger Wochen zu verſchmähen?"

„Ich will alles, was du wünſcheſt" — erwiderte Minona — „ich will gern dem Doctor aus Achtung, aus Dankbarkeit, meine Hand geben — aber glücklich werde ich nicht ſeyn; ich kann ihn nicht lieben! O daß du dieſe zarte, uneigennützige, anſpruchloſe Liebe kennen gelernt hätteſt, mit welcher Alwin mir ergeben war! Ach, ſo kann kein Mann außer ihm lieben; alle andere lieben nur aus Selbſtliebe, aus Bequemlichkeit, aus Nothwendigkeit, aus Convention, und ſelbſt der gute Doctor — — glaube nicht, daß ich ſeinen hohen Werth darum verkenne! — ſagteſt du nicht ſelbſt, daß nach ſeinem eignen Geſtändniß ſeine Lage ihn zu heirathen nöthige, daß er ſchon ein andres Mädchen in petto habe? — Ach, an eine andere hätte Alwin nicht denken können; ſein Freund Berthold und Minona waren ſeine ganze Welt!“

Soviel ich mir Mühe gab, ihr dieſe romanhaften Grillen auszureden; ſo fruchtlos blieben doch alle Verſuche, und da ich ſie durchaus zu nichts zwingen, zugleich aber den Doc tor nicht kränken wollte, ſo erbat ich von dieſem eine Bedenkzeit von ſechs Wochen, welche er auch, wiewol mit ungeduldiger Liebe, zugeſtand.

Doch auch die Zeit war nicht vermögend, Minona eines beſſern zu überzeugen; ſie bat mich ſchmeichelnd und weinend, immer bei mir bleiben zu dürfen.

Ich hinterbrachte daher endlich mit widerſtrebendem Herzen und der freundſchaftlichſten Bedaurung dem Doctor ihren Entſchluß, und in acht Wochen war mein gehoffter Schwager mit der Verwandtinn ſeines Gönners, einem hübſchen, gut erzogenen und ſehr reichen Mädchen, verheirathet.

Drei und vierzigſtes Kapitel.

Der Brief.

Unſer Leben verfloß nun drei bis vier Monate hindurch ſehr einſam und einförmig, und wir hatten nur dann einige frohere Stunden, wenn wir Auguſten und Antoinetten beſuchten. Meine Minona ſchien mich durch Verdopplung ihrer Liebe, durch Errathung aller meiner Wünſche, für die Vereitlung meines Lieblingsgedankens, für die nothwendige Zurückziehung von meinem Freund Doctor, entſchädigen zu wollen, und zeigte mir immer ein heiteres Auge; ich bemerkte aber ſehr gut, daß ſie ſich ſelbſt Gewalt anthue, und bei weitem ſo ruhig und fröhlich nicht ſey, als ſie ſich zu ſcheinen zwang.

Endlich kam ein Brief, und da ich, an der Hand den Verfaſſer erkennend, zu Minona: „Von Berthold!“ ſagte, fehlte nicht viel daran, daß ſie in einer Freuden-Ohnmacht vom Stuhle geſunken wäre. Sie glaubte gewiß, auch von Alwin nun etwas zu hören.

Das Couvert wurde vor Ungeduld in tauſend Stückchen geriſſen; wir laſen und laſen, und konnten nicht klug daraus werden. Der räthſelhafte Inhalt war folgender:

„Liebſte Freundinn, geliebter Freund!

Ob wir gleich, um Aufſehen zu vermeiden, uns von Ihnen trennen mußten, ſo haben wir uns doch dieſen Sommer über faſt für beſtändig nur zehn Meilen von Ihnen aufgehalten. Die Ihnen ſehr gut bekannte Conſtanze iſt vorgeſtern glücklich entbunden worden, und kann den Augenblick kaum erwarten, der liebenswürdigen Minona ihren Alwin in die Arme zu liefern. Wir bitten Sie, wenn es nur immer möglich iſt, uns wenigſtens binnen acht Tagen zu beſuchen; wir wünſchen, daß Minona Taufzeuginn bei uns ſey. Kommen Sie ja! Wir halten uns noch immer bei unſerm theilnehmenden Freunde, dem Pfarrer zu B. bei M. auf, werden aber, ſobald Conſtanze ſich völlig erholt hat, auf ein vor kurzem erkauftes Gut reiſen. Folgen Sie dem Rufe der innigſten Freundſchaft! Wir erwarten Sie mit offnen Armen.

Berthold."

„Wer iſt dieſe Conſtanze?" — fragte Minona etwas mißlauniſch, und wie es mir dünkte, mit einiger Eiferſucht. — „Woher ſollen wir ſie kennen? in welcher Verbindung ſteht ſie mit Alwin?“

Ich ſchwebte ſelbſt völlig im Dunkeln und konnte daher zu Beantwortung dieſer Fragen nichts thun, als daß ich meiner Schweſter in möglichſt gedrängter Kürze einen Auszug von Bertholds Erzählung gab. Aber Minona hörte vor innerlicher Unruhe nur mit getheilter Aufmerkſamkeit, und wiederholte nur immer: „Wie kommt dieſe Conſtanze und Alwin zuſammen?“

„Laß uns nicht länger grübeln!“ — antwortete ich endlich entſchloſſen — „ich nehme ſogleich Urlaub, und beſtelle auf morgen früh einen Wagen!“

„O thu' das, lieber Ryno!" — erwiderte freudig Minona — „ich habe mir nie Flügel gewünſcht, aber jezt wünſchte ich ſie!"

Leztes Kapitel.

Die Wöchnerinn.

Minona ſchwebte ſowol dieſen Tag über, als auch auf der Reiſe, in einem beſtändigen Taumel. Freude und Furcht, Angſt und Hoffnung, wechſelten in ihrer Seele mit einander ab. Die Wege ſchienen ihr entſezlich, der Kutſcher ein zweiter Fabius Cunctator, die Pferde wenigſtens Schnecken.

Endlich, endlich fuhren wir bei der Pfarre in B. an. Der Pfarrer mit ſeinem muntern kugelrunden Weibchen und Berthold empfiengen uns; Alwin wollte ſich noch nicht blicken laſſen.

Wir wurden in ein geräumiges Unterzimmer geführt. Berthold lief in ein angrenzendes Nebenſtübchen, deſſen weiße Vorhänge und helle, rebenumrankte Fenſterchen uns ſchon durch die offen geblieb'ne Thür freundlich entgegen lachten. Er kam bald zurück.

„Aber wo iſt Alwin?“ — fragte ihn Minona mit glühendem Geſicht.

„Sie werden erwartet“ — erwiderte Berthold, und ergriff Minona's Hand.

Wir traten in das nette, einladende Stübchen; Berthold ſchlug die Vorhänge eines Himmelbetts aus einander; Alwin — nein! kein

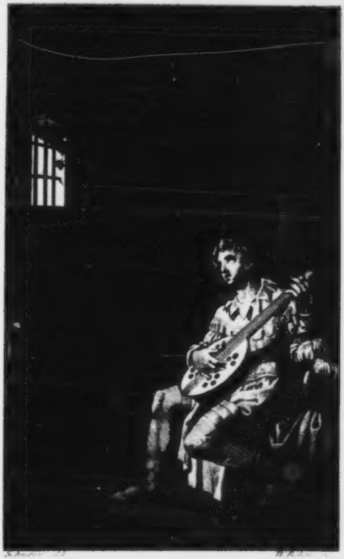
Alwin, Conſtanze Alwine, im niedlichſten, feinſten Battiſt-Negligee, einen kleinen lächelnden Engel an der ſchönen Bruſt, ſtreckte meiner Minona ihre Arme entgegen. —

Minona wankte, und mußte ſich an Berthold feſt halten: Ihr Herz glaubte kaum, was ihre Augen ſahen. Nur mit der heftigſten Anſtrengung gelang es ihr, ſich endlich zu faſſen; ſie lag lange weinend an dem Buſen der zärtlichen fröhlichen Freundinn.

Erſt am zehnten Tage war ſie vermögend, bei der Taufhandlung eine Zeuginn abzugeben; auf der Heimreiſe gelang es mir nur ſelten, das arme, ſtill vor ſich ſinnende Mädchen aus ihren Träumen zu wecken. — Den Schönauer Grund hat unſer Fuß nie wieder betreten.

Im erſten Bändchen lies:

S. 23. Z. 6. Asmus, ſt. Klaus.
S. 237. Z. 13. Ixion, ſt. Tantalus.



Gedichte

von

Friedrich Kind.

Mit einem Kupfer.

Leipzig
bei Johann Friedrich Hartknoch
1808

Ich möchte Dich, lieber Leser, gern gleich am Eingange mit einem angenehmen Bilde begrüſsen. Dieſs kann mir vielleicht in voraus deine Gunst gewinnen, welche ich, falls wir für einander taugen, nach Würden schätze. Sei es denn das Bild einer Braut!

Es dünkt mich nämlich, als gleiche ein Schriftsteller, der zum erstenmal eine Auswahl seiner Gedichte herausgicbt, in vielen Stücken einer Jungfrau auf dem Wege zum Altar. Sittig und eingezogen lebte sie bis jetzt im Vaterhause, und erschien sie ja bei festlichen Tänzen mit Blumengewinden, in einem phantasiereichen Gewande, so geschah dieſs nur in engern Kreisen, und unter Gespielinnen, bei welchen sie übersehen wurde, oder mit welchen sie gefiel.

Aber jetzt ist das anders. Ungewiſs, ob der Brautgang sie einer freudigen Zukunft oder einer Iphigenia's - Opferung entgegen führe, wandelt sie als ein abgesonderter Gegenstand der Betrachtung, und berechtigt gewissermaſsen zu einer strengeren allgemeinen Musterung. Zeige sie sich noch so einfach und verschämt, noch so sorgfältig geschmückt und gefaſst, man wird immer an ihrem Benehmen etwas zu tadeln finden; man wird immer voraussetzen, daſs sie ihren besten Schmuck angelegt habe, und das Urtheil darnach abwägen. Sie möchte nur Wenigen reitzend erscheinen, aber keinem miſsfallen; doch nicht blos die glücklich liebenden

Schwestern und Freundinnen, die blühenden, hoch verehrten Frauen und Mütter, die strengen, auf Zucht, doch auch auf Recht haltenden Matronen, stehen in den Reihen; auch die Stieftöchter der Natur, auch die nur sich selbst Bewundernden, auch die überreifen Spröden, und die ewigen, obwol unfreiwilligen Vestalinnen, und die geschiedenen Weiber, und alle deren Basen und Mägde, erheben sich auf den Fuſsspitzen und splitterrichten der Kommenden entgegen. Werden, können diese es verzeihen, wenn sie irgendwo eine unächte Perle, oder ein Granatringelchen ohne Werth, etwa eine wehmüthige Jugenderinnerung, ein liebes Freundschaftspfand, oder ein verbleichtes Band entdecken, das vielleicht auch am Ehrentage das Andenken einer theuren Abgeschiedenen feiert?

Doch genug des Gleichnisses! Frühregen und Brautzähren dauern nach dem Sprichworte nicht lange: so sei denn auch dieser Brautschauer — oder Vorbericht — kurz! Die mich verstehen wollen, haben mich verstanden; die dieſs nicht mögen, denen würde selbst der Heros umsonst singen, der einst den Cerberus in ſanften Schlaf sang.

Geschrieben zu Dresden, am 4. März 1808.

Dichters Morgengebet im Freien.

Kühl weht des jungen Morgens Hauch,
In Flammen steht der Blütenstrauch;
Er brennt und wird doch nicht verzehrt; *)
Es ist der Herr, der mein begehrt!

Es dampft das Thal von Opferduft,
Der Berge Rauch wallt in die Luft,
Der Blumen Weihrauch zieht empor,
Und schmetternd steigt der Lerchen Chor.

Wolan, erweitre dich, o Brust!
Schau', Aug', umher mit reger Lust!
Auch mir hat Gott Gesang verlieh'n;
Wolan, mein Sang, erhebe ihn!

Er ist es ja, der Glut und Kraft
In allen meinen Adern schafft,
Der mich vor Tausenden erwählt
Und mit dem Schönen hat vermählt;

Der Aug' und Ohr mir aufgethan,
Daſs ich ins Heil'ge schauen kann;
Daſs, was der alten Meister Hand
Erschuf, mir früh den Geist entbrannt;

Daſs Wald und Wolke zu mir spricht,
Und Ros' und Frauenangesicht;
Daſs über diese ird'sche Welt
Mir Widerschein des Himmels fällt.

Er ist's, der früh mein Herz bewahrt
Vor flacher Thoren Lust und Art,
Daſs ich zu schnöder Eitelkeit
Nie Ernst und Heil'ges hab' entweiht;

Daſs ich die Demuth liebgewann,
Doch nimmer knie'n und räuchern kann;
Daſs ich, wär's auch am Wasserquell,
Getrost zum Himmel schau' und hell.

Er ist's, der mit Gedank' und Bild
Mir den lebend'gen Sinn erfüllt;
Sei's geist - sei's weltlicher Gesang,
Sein Seegen ist's, wenn mir's gelang!

Ja, Höchster, Alles dank' ich dir,
Des Lebens Schutz, des Lebens Zier,
Und flehe dich mit Inbrunst an:
Herr, führe mich auf rechter Bahn!

Gieb Fried' und Freud' auf deiner Erd';
Dem Freund und Feind sei Gut's beschert,
Und jede Brust voll Gram und Schmerz
Nimm bald, ach bald, ans Vaterherz!

Gieb mir gesunden Geist und Leib;
Erhalte mir mein sittsam Weib;
Die ros'gen Kinder, froh und gut,
Befiehl in deiner Engel Huth!

Bewahr' uns unser Leben lang
Vor Gier nach Geld und eitlem Rang:
Ein frisches Herz, und Brod und Wein,
Woll'st du nach deiner Gnad' verleih'n!

Bewahre uns vor Sklavensinn;
Laſs nie um Beifall und Gewinn
Die heil'ge Harfe mich entweih'n:
Laſs sie noch Trost des Greises seyn!

Laſs, Höchster, so es kann gescheh'n,
Mein Lied nicht leer im Wind verweh'n;
Gieb, daſs ich find' noch manche Weis',
Der Welt zur Lust, und dir zum Preis!

So kling' denn, Harf', so kling' Gemüth,
So lang' der Himmelsfunken glüht;
Doch lischt die Flamm' am heil'gen Heerd,
Dann, Höchster, nimm mich von der Erd'!

König Ankäos.

Der König von Samos, Ankäos genannt,
Zog Gräben die Hügel hinan,
Und pflanzte die Reben mit ämsiger Hand;
Ein Sklave trat sinnig ihn an:

„Laſs ruhen, Ankäos, die ämsige Hand,
Und raste im kühlichen Saal!
Nie füllet der Saft, diesen Reben entwandt,
Dir König den goldnen Pokal.“

Deſs lachte der König mit heiterem Sinn,
Er raunte dem Alten ins Ohr:
„Und gäb' auch der Herbst noch so kargen Gewinn,
Du füllst mir den Becher, o Thor!“

„Traue nicht dem falschen Glücke,
Nicht der Hoffnung eitlem Spiel,
Und errangst du schon das Ziel,
Fürchte noch des Schicksals Tücke!
Zwischen Traubenstock und Most
Schwebet drohend Sturm und Frost.“

Bald schoſsten die Reben gar lustig empor;
Bald grünte und blühte der Wein;
Bald drängten sich schwellende Beeren hervor,
Geröthet von sonnigem Schein.

Und als nun der König beim frölichen Fest
Der Lese den Alten ersah,
Da rief er: „Schon werden die Trauben gepreſst;
Ist Becher und Mundschenk auch da?“

Doch düsteren Auges erwidert der Greis:
„Wol schäumt in der Kelter der Most;
Doch hast du, der ämsigen Mühe zum Preis,
Noch keinen der Tropfen gekost't.“

„Traue nicht dem falschen Glücke,
Nicht der Hoffnung eitlem Spiel,
Und errangst du schon das Ziel,
Fürchte noch des Schicksals Tücke!
Zwischen Kelch und Kelterbaum
Dehnet sich ein weiter Raum.“

Und als nun der Sklave beim schimmernden Mahl,
In finsteres Schweigen gehüllt,
Dem König credenzte den goldnen Pokal,
Mit heimlichem Grauen gefüllt;

Da rief ihm der König mit frölichem Sinn:
„Willkommen, du sinniger Thor!
Wol bringt mir die Mühe gar süſsen Gewinn . . .
Was hältst du so zagend empor?“

Doch düsteren Auges erwidert der Greis,
Mit Thränen im bleichen Gesicht:
„Wol bring' ich den Becher auf Königs Geheiſs,
Doch trank Er des Mostes noch nicht!“

„Traue nicht dem falschen Glücke,
Nicht der Hoffnung eitlem Spiel,
Und errangst du schon das Ziel,
Fürchte noch des Schicksals Tücke!
Zwischen Lipp' und Kelchesrand
Schwebt der finstern Mächte Hand!“

Schon fasset der König den goldnen Pokal,
Und hebet ihn lächelnd empor;
Da stürzen die Winzer durchs hohe Portal;
Ein Diener tritt zitternd hervor:

„Herr König! ein Eber verwüstet mit Wuth
Den Weinberg, so ämsig gepflegt.
Schon röcheln die rüstigen Jäger im Blut,
Vom schnaubenden Keiler erlegt!“

Auf reiſst sich der König, und fodert den Stahl,
Und schwinget die Lanze mit Muth.
Doch trank er wol nie mehr aus goldnem Pokal . . .
Es saugte die Erde sein Blut.

„Traue nicht dem falschen Glücke,
Nicht der Hoffnung eitlem Spiel,
Und errangst du schon das Ziel,
Fürchte noch des Schicksals Tücke!
Zwischen Eins und noch Einmal
Niederflammt des Blitzes Strahl!“

Der erste Kuſs.

In des Paradieses Auen,
Auf dem duft'gen Veilchenmoos
Ruht die Lieblichste der Frauen,
Kaum erblüht, auf Adams Schoos.
Sanft des Busens Knospenfülle
Schwellt der Liebe Hauch empor;
Als der Unschuld schönste Hülle
Weht der Locken goldner Flohr.

In des Epheu regen Gittern,
Durch der Cedern dunklen Kranz,
Durch das Laub der Feige zittern
Abendroth und Mondenglanz,
Weben um die zarten Glieder
Wechselnd Glut und Silberlicht;
Balsamblüten gaukeln nieder
Über Hals und Angesicht.

Aus dem Strauch der weiſsen Rosen
Hüpfen Täubchen blendendweiſs;
Trippeln, tändeln, flattern, kosen
Um das Paar im nähern Kreis.
Fliehend mit gehobnen Schwingen,
Wiederkehrend, schnäbeln sie;
Unter süſsem Spiel erringen
Sie den Sitz auf Eva's Knie.

Eva lauscht mit holden Blicken,
Lächelt, seufzt, in stiller Lust,
Läſst die Rosenfinger picken,
Drückt das Täubchen an die Brust,
An die warmen Purpurlippen;
Und mit durstigem Geschwelg'
Scheint die Girrende zu nippen
Von des Mundes Honigkelch.

Feurig glänzt des Jünglings Auge;
Neidend ungekanntes Glück,
Naht er sich dem süſsen Hauche;
Eva . . . weicht nur sanft zurück.
Lippe brennt an Lipp'; es windet
Sich zu innigerm Genuſs
Arm in Arm . . . und so erfindet
Man der Liebe Wonnekuſs.

Das Wellenroſs.

Einst träumt' ein Jüngling süſs und schön
Bis an den dämmernden Morgen
Von Pisangwäldern, Kokoshöh'n,
Wo seltne Wunder verborgen;
Voll Blumenschein
War Grott' und Hain,
Und Wellen entrauschten dem Wasserfall,
Wie Liebesgeflüster der Nachtigall.

Und auf des Eilands weiten Gau'n
Herrscht' eine reizende Feie;
Ihr Wink umgab die Wunderau'n
Mit ewig blühendem Maie.
Zu ihr, zu ihr
Zog Glutbegier;
Doch Meere umstürmten das goldne Land,
Und Klippen umragten den fernen Strand.

Und als er aus dem Traum erwacht,
Eilt' er zum schallenden Haven,
Bot sich in niedrer Schiffertracht
Dem fremden Kaufmann zum Sklaven,
Würd' er zuletzt
Ans Land gesetzt,
Wo, abwärts gelegen vom Handelspfad,
Ein Gott ihm gewiesen ein neu Gestad'.

Der Kaufmann spricht mit kaltem Spott:
„Du wärst am Ruder zu brauchen;
Doch opfr' ich nicht dem neuen Gott;
Sein Land lag jedem vor Augen!
Wol deckt den Strand
Juweelensand;
Doch raget dabei der Magnetenberg,
Stets hungrig nach Anker und Nägelwerk!“

Und traurig zieht der Jüngling fort,
Ruht unter schattigen Zweigen,
Schaut reger Seele nach dem Bord,
Wo Seegevögel sich zeigen.
„Gieb, Schwalbe, mir
Den Flug von dir! . . .
Vergebens! vergebens! im Traume nur
Erschien mir der lieblichen Feie Spur!“

Und als im Wind das Seegel floſs,
Rann heiſs die glühende Thräne . . .
Da taucht empor ein Wellenroſs,
Schneeweiſs, mit bläulicher Mähne.
Es stutzt und naht
Ernst dem Gestad',
Schwimmt rauschend durchs knisternde Schilf und Rohr,
Und hebet die Augen gar dreist empor.

„Du schönes Roſs, wohin? woher?
Von wannen bist du gekommen?“
„Ich bin durchs ferne, dunkle Meer
Mit Liebe zu dir geschwommen.
Der schönsten Fei'
Dien' ich getreu,
Und hast du, die Reise zu wagen, Muth,
So trag' ich dich schnell durch die grüne Flut!“

Alsbald entwich des Jünglings Harm,
Sein Herz thät muthiger schwellen;
Er schlang um Rosses Hals den Arm,
Gab sich den brausenden Wellen.
Das Ufer floh,
Und leicht und froh
Gieng's durch der Korallen bedornten Wald
Und durch des Magnetenbergs grausen Spalt.

Da wies sich ihm die Sehnsuchtswelt,
Mit Regenbogen umfangen;
Er sah im duft'gen Blütenzelt
Die Feie mit rosigen Wangen;
Von Götterlust
Schwoll seine Brust;
Sie bot ihm süſslächelnd die weiſse Hand;
Er kehrte nie wieder ins Heimathland.

Das Schlachtfeld.

Weiſse Abendnebel wallen
Durch das öde Schlachtgefild;
In der Gräber dunklen Hallen
Dröhnt der Helden Schwert und Schild.
Längst zerfiel bei Ungewittern
Ihr Gebein im Panzerstahl;
Aber ihre Schatten zittern
Dämmernd auf im Mondenstrahl.

Einsam weil' ich an den Hügeln,
Wo der Tapfern Staub zerfällt;
Wo mit starren Eisenriegeln
Sie der Tod gefangen hält.
Durch die hundertjähr'gen Zweige
Fällt der Sterne blasser Schein,
Schimmert durch das Laub der Eiche
Auf den moosbedeckten Stein.

Und die Winde wehen rauher;
Geister wandeln durchs Gefild.
Mich ergreift mit stillem Schauer
Ihrer Thaten Flammenbild.
In der Waffen düsterm Glanze
Wallen langsam sie daher;
Blutig blinkt die Todeslanze,
Drohend funkeln Helm und Speer.

Dumpfer Stimmen Schauertöne
Schlagen an mein bebend Ohr;
Grauer Zeiten Heldensöhne
Steigen rings um mich empor.
Wilde Schlachtgesänge singen
Groſser Thaten Riesenschwung;
Tief zu meinem Herzen dringen
Wehmuth und Begeisterung.

Der Mensch und die Biene.

„Du gefällst mir, muntre Biene!“ —
Sprach der Mensch mit gnäd'ger Miene
Zu der Honigsammlerin —
„Frei sag' ich's zu deinem Ruhme:
Amsig fliegst von Blum' zu Blume
Du zu deines Herrn Gewinn!“

„Nicht daſs ich dir knechtisch diene,
Samml' ich Honig“ — sprach die Biene —
„Sondern weil ich Biene bin.
Nimm die Früchte meiner Mühe . . .
Weil ich reich bin, nimm sie hin;
Doch bescheiden . . . oder fliehe!
Diesen Stachel gab Natur
Nicht zum Honigsammeln nur!“

„Wie? du wagest Droh'n und Spott?“ —
Rief erzürnt der Erdengott —
„Hab' ich dir nicht Schutz gegeben?
Lieſs ich dich bis jetzt nicht leben,
Da schon oft in kargen Jahren,
Theure Fütt'rung zu ersparen,
Ich mit blauer Schwefelglut
Ausgerottet Stamm und Brut?“

Stolz, mit kaum besiegtem Grimme,
Rief die Bien' mit scharfer Stimme
Im Entfliehen: „Bösewicht!
Wer verlangt von dir Belohnung?
Jeder Baum gewährt mir Wohnung,
Und den Honig raubt er nicht!“

Idella's Lied.

Und wenn die Blum' sich schlieſset,
Erquickt der Thau die Flur.
Bei stiller Nacht ergieſset
Sich milde Kühlung nur . . . .
Ach nirgends, nirgends hienieden,
Nur dort wohnt himmlischer Frieden! . . .
Seele, heilig und fromm,
Komm, o komm!

Was steigt vom Himmel nieder,
Und flüstert um mich her?
Was tönt im Herzen wieder,
So leis' und ahnungsschwer? . . .
Ach nirgends, nirgends hienieden,
Nur dort wohnt himmlischer Frieden! . . .
Seele, heilig und fromm,
Komm, o komm!

Das wunderthätige Grab.

Im Morgenland . . . die Stadt hab' ich vergessen . . .
Stand unter Palmen und Cypressen
Ein schilfnes Hüttchen eng' und klein;
Nicht ferne ragt' ein halb versunkner Stein,
Wo Kräuter, reich an Tugend, sproſsten,
In jedem Mai drei hohe Liljen schoſsten.

Und züchtig in dem stillen Hüttchen lebte
Der Wittwen Frömmste, und ihr Töchterlein,
Zart, wie die Perlenros' im Mondenschein.
Das edle Paar, verwaist und dürftig, webte
Für Ärm're Kleider. In der Hand die Spuhle
Sang man am Tage heil'ger Lieder viel,
Und bei der Abendröthe sanftem Spiel
Erzählte, ämsig noch am Weberstuhle,
Die Mutter schöne biblische Geschichten
Und was Legenden lehrreich uns berichten.

So waren funfzehn Lenze denn vergangen,
Seit die Matron' das holde Kind gebar.
Von Flachs und Seide schien Nadinens Haar . . .
Die Augen Sterne . . . Pfirschen ihre Wangen,
Die schaamerglüht vom Kuſs der Sonne prangen;
Ein cederngleicher Wuchs, doch ohne Streng' und Geitz
Der Bildnerin Natur, vollendete den Reitz.

Nur leider! daſs zu spät, zum Trost der Mädchenkenner,
Der Schönheit Schirm, der ritterliche Jenner,
Den Kopf zertrat der gift'gen Schlangenbrut.
Ach, damals streckte noch die schrecklichste der Nattern
Das Haupt empor mit unbesiegter Wut,
Und lechzte nach der Unschuld reinem Blut;
Auch Dina's Blüte traf der glüh'nde Hauch der Blattern.

Zwar sie genas nach mondenlanger Qual,
Als fühlte selbst der Tod Erbarmen;
Doch nicht genug, daſs jeder Reitz der Armen
Vernichtet war, auch ihrer Augen Strahl
Erlosch in Nacht. Das wunderschöne Kind
War jetzt ein Schreckensbild, und blind!

Nichts von dem Jammer, der das Mutterherz zerbrach,
Zu seh'n die Lieblichste der Blüten,
Weil ohne Schuld ein gift'ger Wurm sie stach,

Dem Schierling gleich, von Jeglichem vermieden;
Zu leiten jetzt ihr lichtberaubtes Kind,
Das einstens Sie im Alter leiten sollte;
Es tröstend bitten, wenn es weinen wollte:
Ach süſse Tochter! weine . . . dich nicht blind! . . .
Still trug die Wittwe ihren tiefen Schmerz;
Zu Gott erhob sie nächtlich Hand und Herz:
Doch, wenn der Morgen dämmernd kaum erschienen,
Dann führte freundlich kosend sie Nadinen
Verschleiert nach dem graubemoosten Stein.
Sie sammelte bei brünstigen Gebeten
Vom Kelch der Blüten, die nach stiller Nacht
Sich öffneten und in erneu'ter Pracht
Dem jungen Tage Düfte wehten,
Vom Pflanzenblatt, die Perlen frisch und rein,
Und strich sie dann mit weichem Schwangefieder
Der blinden Tochter auf die Augenlieder.

Doch welches Heil ist diesem Thau verlieh'n?
Wer nennt die Macht, die solche Wunder schafft? . . .
Kaum noch, daſs sieben Tage so entflieh'n,
So fühlt Nadinens Auge neue Kraft;
Durch jede Nerve zuckt ein nie gefühltes Feuer:
Die Wimpern heben linder sich und freier,
Je mehr die Mutter liebend sie benetzt;
Es wechselt Nacht und Dämmerung mit Licht,

Und süſs beklommen ruft das fromme Kind zuletzt:
„Ach, Mutter, nun . . . nun seh' ich dein Gesicht!“

Anbetend sinken sie am Hügel nieder,
Umarmen sich, und knie'n vereint dann wieder;
Dann wandeln sie, die Heilung zu verkünden,
Zu Gottes Preis die Herzen zu entzünden,
Und jeder, dem entzückt die Frommen nah'n,
Staunt tief bewegt das Wunder an.

Bald untersucht man sorglich auch den Stein;
Was Moos und Erde lang' verborgen hatte,
Gewahrt man . . . eine schwarze Marmorplatte,
Verziert mit Ringen und mit Laubwerk fein,
Mit Eisenklammern fest verwahrt;
Auch sieht man Säulenknäufe fremder Art.
Man gräbt und gräbt. Der Männer Eifer steigt,
Je mehr vom Schutt befreit die Katakomb' sich zeigt;
Je tiefer Hack' und Schaufel stoſsen,
Je lieblicher erfüllet sich die Luft
Mit einem wunderbaren Duft,
Wie Lindenblüt' und Tuberosen.

Mit Schweiſs bedeckt bestrebt sich nun die Menge,
Daſs sie des Felsenbaues Riegel sprenge;

Man zwängt gewaltsam kaum die Tafel auf;
Ein heller, weiſser Schein dringt durch den Spalt herauf.

Man bebt und weicht mit heil'gem Graun zurück,
Doch nur auf einen Augenblick.
Man fragt, was wol das Schimmerlicht bedeute;
Ahnt hier Karfunkel, unterird'sche Beute,
Und setzt ermuthigt Axt und Hebel an . . .

Und jetzt zerbarst der Stein . . . und Aller Augen sah'n
Ein Lämpchen, das in tiefer Wölbung stand,
Noch einmal flackert' und verschwand.

Wie aber soll ich Euch den Wunderanblick mahlen,
Der jetzt, erhellt von Tageslichtes Strahlen,
Sich dem erstaunten Volke bot?
Ein Leichnam, schön, mit Engelsmienen,
Die Wangen, wie bei Liebesträumen, roth . . .
Zu schlummern schien die Heilige, nicht todt . . .
Wie den Coreggi's und Battoni's sie erschienen,
So zeigte sich . . . o himmelvolle Scene! . . .
Die heilige **Maria Magdalene**,
Die unverwes't im Marmor-Sarkophag,
In Byssus eingehüllt, umsteckt mit Liljen, lag.
Sanft an die schöne Brust . . . sie schien noch lebenswarm . . .
War angeschmiegt der Alabasterarm,

Indeſs sich in der zarten linken Hand
Das heil'ge Glas mit Nardenwasser fand;
Das üppigreiche, goldne Wellenhaar,
Womit die Büſserin bei heiſsen Thrän' und Küssen . . .
Sie zeigt' es wallend gern, so reuerfüllt sie war . . .
Die Salben wusch von des Erlösers Füſsen,
Durchwand von Rosen, die am Morgen erst gebrochen
Von Engeln schienen, und balsamisch rochen,
Bis unters Knie die schönste Blumenkette:
Nicht wie im Sarg, sie schlief im Hochzeitbette!

Zu Boden sinkt die tief ergriffne Menge,
Und ehrt mit Preis und Dank das Gnadenwunder;
Für Heiden selbst wird es zum Glaubenszunder.
Schon hallen weit der Christenschaar Gesänge,
Schon leitet man an Krück' und Stab
Gebrechen aller Art zum heil'gen Grab;
Da windet sich Nadine durchs Gedränge . . .
Und alles schweigt, die junge Beterin,
Die Hochbegabte, nicht zu stören,
Aus ihrem Mund des Höchsten Lob zu hören.
Sie stürzt mit starrem Aug' und mit verzücktem Sinn,
Vom Geist Ergriffnen gleich, am Sarge hin,
Schaut nach der Mädchen Reitz im lauschenden Gewimmel,
Und betet brünstig dann zum Himmel:

„O Heil'ge! Groſses ist mir widerfahren;
Um gröſs'res noch fleh' ich dich gläubend an.
Mich preisen selig diese frommen Schaaren,
Weil meine Augen aufgethan;
Doch bin ich elend, seit sie Dich ersah'n!
So schön, wie du, so schön konnt' ich einst werden . . .
Nimm, Himmlische, mich Armste von der Erden . . .
Wo nicht . . . so gieb . . . denn du kannst Alles geben,
Und kennst das Mädchenherz ja selbst von dir . . .
Gieb mir zurück der Jugendblüte Zier;
Ach ohne Schönheit . . . was ist Licht und Leben?"

Dieſs hört der Kreis verwundernd von Nadinen.
Dann preſst die Jungfrau ungezählte Küsse
Der schönen Sünderin auf Hand und Füſse.
Und sieh! man sagt, daſs Magdalenens Mienen
Mit sanfter Huld zu lächeln schienen . . . .
Ich glaub' es kaum; doch das ist sonnenklar
Erwiesen, klingt's gleich wunderbar:
So wie Nadinens Angesicht
Der Heil'gen Blumenschmuck erreichet,
Erlischt der Liljen weiſses Licht
Und jede rothe Ros' erbleichet.
Man sieht, da sich die Beterin erhebt,
Ihr Aug' von Liebesglut belebt,
Und die zerriſsne Haut an Wang' und Hals und Händen,

So glatt und rein, wie Flaum des Schwanes, blenden;
Der Blumen Schmelz ist auf sie übergangen,
Ihr Angesicht mit Engelsreitz umfangen;
In himmlischer, doch neu verjüngter Schöne,
Scheint fast in ihr Maria Magdalene
Ins Erdenthal zurückgekehrt;
Fast gleich der Heiligen wird Sie verehrt.
Indeſs der heil'gen Gruft die Weiber stürmend nah'n,
Fleht Jüngling, Mann und Greis die heil'ge Dina an.

Des Fischers Ständchen.

Über klare Wellen gleitet
Sanft der kleine Kahn dahin,
Und des Mondes Schimmer leitet
Mich zur Herzenskönigin.

Schon erblick' ich dort die Hütte,
Wo mein feines Liebchen wohnt,
Die nach alter deutscher Sitte
Mich mit treuer Liebe lohnt.

Mädel, horch, dein Vielgetreuer
Naht dem grünen Ufer sich.
Schau' heraus! dein junger Freier
Singt ein Abendlied für dich.

Loses Mädel! laſs dir sagen:
Heute heiſst's noch: Jungfer Braut;
Aber nach den Feiertagen
Hat der Priester uns getraut.

Junge Weiden überschatten
Meiner Hütte Binsendach;
Weiches Moos und Blumenmatten
Duften süſs im Brautgemach.

Deine Liebe schafft hienieden
Schon die Erd' zum Himmel dann;
Immer glücklich und zufrieden
Leben wir als Weib und Mann.

Wenn der frühe Morgen winket,
Wecket dich mein Morgenkuſs;
Wenn die Abendsonne sinket,
Schwebt mein Nachen übern Fluſs.

Wilde Rosen vom Gesträuche,
Weibchen! für dein blondes Haar,
Blaue Liljen aus dem Teiche
Bring' ich dir zur Gabe dar.

Manchen Korb von schlanken Binsen,
Die ich sorglich ausgesucht,
Gelblichgrüne Wasserlinsen
Für die kleine Entenzucht . . .

Manche kleine Liebesgabe
Bring' ich, holdes Weib! dir dann.
Du bist meine ganze Habe,
Und dein Reichthum ist dein Mann.

Heute schläfst du noch alleine . . .
Wirf das Fensterchen nur zu! . . .
Aber bald, du liebe Kleine,
Wieg' ich dich in sanfte Ruh!

Der Lorber und der Schwan.

Es rauscht der Hagel, es sinkt die Saat;
Die Hütten rauchen; das Unglück naht;
Alles dampſt in Flammen und Schimmer.
Es zieh'n die Wolken, es zuckt der Strahl
Durch Felsenhänge, durchs tieſe Thal,
Bricht ewige Bogen zu Glimmer.

Doch ernst der Lorber, schön belaubt,
Erhebt das königliche Haupt,
Von Feuerschlangen umbellet.
Der Ulmen knickt und Eichen bricht,
Ihn trifft der Blitz des Donn'rers nicht,
Der Felsenwände zerschellet.

Es ras't die Windsbraut, es rauscht die Flut;
Es flieh'n zum Pharus vor Sturmeswuth
Die friedlichen Halykonen.
Es flattern Procellen; vom Meeresgrund auf
Jagt Äolus blaue Heerden zu Hauf,
Die tief im Verborgenen wohnen.

Doch schwimmt, wie in Wolken der Mondeskahn,
Auf schwarzen Wellen ein Silberschwan.
Wol reiſsen die Wirbel ihn nieder;
Doch, ob die Woge ihn untertaucht,
Und zürnend der Athem des Boreas haucht,
Er hebt sich mit hellerm Geſieder!

So wandelt furchtlos Apollo's Sohn,
Ob ihm des Lebens Stürme droh'n,
Ob Blitze die Wälder umblinken.
Er schaut zum Himmel, der Feuer sprüht,
Zum schwarzen Abgrund . . . das reine Gemüth
Läſst Phöbus Geweihten nicht sinken!

Die Äpfelbluth.

Weiſs und rosig überzogen
Stand der Baum in Frühlingspracht.
Rosig kam Sie hergeflogen
Aus des dunklen Waldes Nacht.

Und, mich tröstend zu entzücken,
Bot Sie lächelnd mir die Hand,
Lieſs sich junge Primel pflücken
Für des Busens Schneegewand.

„Länger darf ich nicht verweilen“ —
Sprach sie dann mit sanftem Blick —
„Nach der Ferne muſs ich eilen;
Doch vertraue dem Geschick!“

„Wenn die Veilchen wieder blühen,
Wenn die Apfelbäume sich
Weiſs und rosig überziehen,
Lieber Jüngling, seh' ich dich!“

Süſs verklangen Ihre Töne;
Schon entfloh der zwölfte Mond,
Seit das Bild der holden Schöne
Tief in meinem Herzen wohnt.

Primel blüh'n und Veilchen wieder,
Rosig winkt des Baumes Bluth . . .
Doch verhauch' ich meine Glut
Hoffnungslos in Sehnsuchtslieder!

Des Mädchens Bitte,

als der Fluſs ausgetreten war.

Verschone, Flut, den kleinen Garten,
Wo meine Veilchen blüh'n,
Wo Anemonen und Bizarden
Sich bunt in Reihen zieh'n.

Verschone, Flut, der Laube grün Gewebe,
Wo, wenn der Mond am Himmel blinkt,
Mein Jüngling, schlanker, als die Rebe,
In meine Arme sinkt.

Doch, Welle, nein! erfülle nicht die Bitte
Ums Gärtchen, wo die Liebenden oft geh'n . . .
Und laſs dafür die Hütte
Des armen Nachbars steh'n!

Lied.

Ewig hast du mich erkohren,
Holde Freude, süſse Braut!
In Arkadia gebohren,
Ward ich früh dir angetraut.

Auf der Jugend Wolkenwagen
Durch des Himmels goldnen Raum
Werd' ich stets dahingetragen,
Wie in einem Geistertraum.

Aus dem Ringelreihn der Horen
Bietet Freundschaft mir die Hand;
Dichtung zaubert, gleich Auroren,
Meine Welt zum Feenland.

In das Lied der Nachtigallen
Sing' ich meinen Hochgesang;
Lauschend meinen Tönen, wallen
Nymphen dem Gestad' entlang.

Eh' des Frühlings Purpurrosen
An der freien Brust verblüh'n,
Locken goldne Aprikosen
Durch smaragdner Blätter Grün.

Und der Pfirsche Mädchenwange
Schimmert noch durch dunkles Laub,
Wenn sich schon an Bergeshange
Trauben röthen mir zum Raub.

Braune Winzermädchen trinken
Sittsam mit beim Ehrentanz,
Und die schwarzen Auglein blinken
Schalkhaft unterm Epheukranz.

Wenn des Winters Flocken blenden,
Hebt ein neues Leben an.
Ball und Masken aller Enden . . .
Selbst das Eis wird Freudenbahn!

Jede Nähe, jede Ferne
Zeigt sich mir durch Rosenhauch,
Und von jedem goldnen Sterne
Lächelt mir ein schmachtend Aug'.

Zur Romanze meines Lebens
Setzte Liebe die Musik.
Spinne, Parce! . . . doch vergebens
Webst du Schwarz in mein Geschick!

Die beiden Windspiele.

Sagt, was zieh'n mit Hast und Eile
Nach dem schönen Schloſs,
Ragend auf des Felsen Steile,
Zahllos Mann und Roſs?
Wenn der Stern des Morgens funkelt,
Zieht das Wallerheer;
Wenn die Nacht den Berg umdunkelt,
Wird der Pfad nicht leer.

Dort im Schloſs gebeut Jucunde,
Einer Zaub'rin gleich.
Reitz und Geist im holden Bunde
Schuf ihr Liebesreich.
Wer ihr naht, wird von der Flamme
Ihres Aug's entbrannt;
Fürsten sind mit ihrem Stamme,
Seit er sproſs, verwandt.

Was des Flusses Arm umschlinget,
Ist ihr unterthan;
Schätze wird, wer sie erringet,
Ohne Maas empfah'n.
Darum zieht, wenn Eos schimmert,
Schon das Wallerheer;
Wenn der Mond den Wald durchflimmert,
Wird der Pfad nicht leer.

Perlenschmuck und edle Steine
Bringt der Ritter Schaar,
Alles Köstliche und Feine
Ihr zum Opfer dar.
Und mit süſsen Schmeicheleien
Und mit Höflingskunst
Girren rastlos sie, und freien
Um des Fräuleins Gunst.

Doch die unbesiegte Schöne
Lohnt mit leichtem Muth
Nur durch Liebesblick und Töne
Lächelnd den Tribut.
Liebe scheint sie zu verkünden,
Aber . . . wie im Hain
Venusbilder uns entzünden,
Selbst nur kalter Stein.

Einem nur könnt' es gelingen
In der Minne Pflicht
Dieses stolze Herz zu zwingen;
Doch er naht sich nicht.
Ihn, den Edelsten von Allen,
Treibt sein Liebesharm,
Täglich um das Schloſs zu wallen,
Eine Laut' im Arm.

Denn ihm lieſs nur karge Habe
Sein Erzeuger nach,
Der an des Erlösers Grabe
Blut'ge Palmen brach.
Wenig kann er eigen nennen,
Als ein Rüdenpaar,
Schneller, als der Wind, im Rennen,
Blendend weiſs von Haar.

Auf verfallner Burg erzogen
Von ihm lebenslang,
Folgten sie dem Wink und flogen,
Wenn die Senne klang,
Kehrten dann an seine Seite,
Folgten ihm getreu,
Wie zum Forste, so zum Streite
Und zum Lust-Turnei.

Jeden Morgen sah Jucunde
Durch der Eichen Grün
Ritter Konrad und die Hunde
Ihre Straſse zieh'n.
Seiner Liebe leise Klagen
Sang der Rittersmann,
Und im hohen Grase lagen
Die Getreuen dann.

Und an einem Maientage,
Als die Laut' erklang,
Und der Töne süſse Klage
Ihr zum Herzen drang,
Wandelt sie in Schleiershülle
Durchs bethaute Gras
Nach des Eichenhaines Stille,
Wo der Sänger saſs.

Lange weilt sie, zu erlauschen
Seiner Stimme Ton.
Horchend auf der Zweige Rauschen,
Steh'n die Doggen schon.
Konrad schweigt, um zu erfahren,
Wer ihn unterbricht;
Traut, entzückt, Sie zu gewahren,
Seinen Augen nicht.

Und er läſst die Töne schwellen
Mit entglühtem Sinn.
Seine schlanken Rüden bellen
Nach der Lauscherin.
Auf des Junkers herrisch Winken,
Bei Jucundens Gruſs,
Schweigen folgsam sie, und sinken
Wedelnd ihr zu Fuſs.

„Wollt Ihr nur den Felsen singen,
Und die Menschen flieh'n?
Nur der Echo Herz bezwingen?“ —
Fragt Jucunde ihn. —
„Wollt Ihr mir die Töne rauben,
Die ein Gott Euch giebt?
Wandelt durch des Gartens Lauben,
So es Euch geliebt!“

Und von Stund' an kommt der Ritter
Mit Aurorens Strahl,
Singt im Laubenduft zur Cither
Treuer Herzen Qual.
Milder scheint mit jeder Stunde
Der Geliebten Sinn;
Immer sanfter schaut Jucunde
Nach dem Treuen hin.

Einstens, als die Holde wieder
Hinter Zweigen lauscht,
Will der Sänger süſser Lieder,
Lieb'- und Glut-berauscht,
Flammen, die ihn langsam tödten,
Knieend ihr gesteh'n,
Und von der geliebten Spröden
Gegenliebe fleh'n;

Doch entrüstet weicht die Schöne,
Ruft mit bitterm Spott:
„Gab Euch nichts, als leere Töne,
Eurer Liebe Gott?
Perlenschmuck und edle Steine
Bringt der Freier Schaar,
Alles Köstliche und Feine
Mir zur Gabe dar.“

„Nehmt für jetzt die einz'ge Gabe!“ —
Spricht der Ritter drauf —
„Nehmt die Rüden hin zur Gabe,
Nie besiegt im Lauf.“ —
Leise nennt er ihr die Rüden,
Zärtlich und betrübt. —
„Kehr' ich wieder, kann ich bieten,
Was der Reichste giebt!“

An der Laute Band gebunden,
Führt der Rittersmann
Die Getreuen zu Jucunden,
Scheidet schweigend dann.
Lächelnd nimmt aus seinen Händen
Sie die Gabe hin;
Nicht vermag sein Leid zu wenden
Ihren stolzen Sinn.

Tag' und Wochen hofft Jucunde
Auf die Wiederkehr.
Da vernimmt sie bang die Kunde:
Nach dem weiten Meer
Hab' er seinen Weg erkohren,
Schier in Knechtsgewand,
Lebensmüd', in Gram verloren,
Zum gelobten Land.

Und sie weint am frühen Morgen
Mit zerstreutem Haar;
Pflegt mit zarter Liebe Sorgen
Das getreue Paar.
Ernst und traurig nehmen Beide
Keine Speise an,
Bis sie, abgezehrt vom Leide,
Still den Tod empfah'n.

„Dieſs das Loos der edlen Treue!
Hartes Herz! nur du“ —
Seufzt sie nun mit Angst und Reue
Sonder Rast und Ruh —
„Tödtetest die wackern Rüden,
Brichst vielleicht sein Herz.
Leben, von der Lieb’ geschieden,
Wird zum Todesschmerz!“

Nun verstummen Spiel und Feste
Auf dem schönen Schloſs.
Still entfernen sich die Gäste
Mit dem Dienertroſs.
Alles Gold und Guth vom Hofe
Schickt sie eilig fort,
Reiset dann mit ihrer Zofe
Nach Venedigs Port.

Kauft sich ein Gebäu am Strande,
Schmückt es wohnlich aus;
Pilgern aus dem heil’gen Lande
Widmet sie das Haus,
Und erquickt mit Trank und Speise
Und mit Saitenklang
Jeden nach der schweren Reise
Woch- und Mondenlang.

Doch sie selbst in stetem Harme
Lebt als Büſserin;
Eingehüllt die zarten Arme
Und bis hoch ans Kinn
Ihre schöne Brust in Felle,
Weint sie Tag und Nacht.
Selbst der reichen Locken Welle
Hüllet Nonnentracht.

Und im Speisesaal zu lesen
Ist mit goldner Schrift:
„Wer an Christi Grab gewesen
Und mein Räthsel trifft,
Dem gelobe ich zu spenden
Einen Prunkpokal;
Kann er meinen Kummer wenden,
Mich zum Eh'gemahl.“

Bald verbreitet sich die Sage
Von der schönsten Dam',
Die mit wundervoller Frage
Jüngst nach Welschland kam.
Jeder Pilgrim voll Verlangen
Wallt zum hohen Thor;
Jedem legt mit nassen Wangen
Sie das Räthsel vor:

„Nenne mir die schönsten Worte,
Die das Herz erdacht;
Sage, wen zur Todespforte
Hat ihr Sinn gebracht;
Was mit Lieb' die Hand umwebet
Seiner Mörderin,
Und mit Treu' mein Herz umschwebet,
Bis ich nicht mehr bin!“

Alle, die das Räthsel hören,
Bleiben still und stumm;
Ohne es zu lösen, kehren
Sie verwundert um.
Angelockt vom edlen Preise
Nahen spat und früh
Astrologen, Narr'n und Weise,
Stets mit eitler Müh'.

Endlich zieht vom heil'gen Lande
Ernst ein Waller ein,
Selbst im härnen Mönchsgewande,
Knechte hinterdrein;
Perl und Gold an ihrem Kleide
Blitzt auf sammtnem Grund,
Reiherfeder und Geschmeide
Von des Turbans Bund.

Langsam wallt der Greis zur Pforte,
Einem Dulder gleich.
Wenig nur sind seiner Worte;
Sein Gesicht ist bleich;
Silbern unterm Muschelhute
Flieſst der Bart herab;
Zitternd schleicht mit bangem Muthe
Er am Pilgerstab.

Mild und traurig nimmt Jucunde
Auch den Alten auf.
„Ich vernahm des Räthsels Kunde“ —
Spricht er düster drauf —
„Doch der Lösung nachzusinnen,
Mangelt mir die Zeit.
Eiligst reis' ich fort von hinnen,
Und mein Ziel ist weit.“

„Schwer belastet liegt im Haven
Meine Brigantin',
Und ich muſs mit Gold und Sklaven
Stracks nach Deutschland zieh'n.
Also muſst' ich's angeloben,
Weil in letzter Noth,
Unter wilder Stürme Toben,
Mir's ein Freund gebot.“

„Mein Genoſs im harten Streite
Und im Zelt war Er.
Glühend schien sein Durst nach Beute,
Und sein Kummer schwer.
Schätze hatt' er gnug gewonnen,
Lebte karg und arm,
Mit Verzweiflung oft umsponnen
Von dem tiefſten Harm.“

„Wollt' ich Euer Räthsel deuten,
Wär der Becher mein! . . .
Reichthum wollt' er stets erbeuten,
Perl und Demantstein;
Denn . . . Er konnte nur zwei Rüden
Zu der Liebe Pfand
Seiner stolzen Schöne bieten,
Lieb' und Treu' genannt.“

Finstrer trat der Greis zur Stelle,
Wo Jucunde stand . . . .
„Seht, Ihr traget weiſse Felle
Eng' um Brust und Hand.
Lieb' und Treue sind gestorben;
Dieſs ist ihre Haut . . .
Schätze hat mein Freund erworben
Für die stolze Braut.“

„„Bring' es der geliebten Spröden,
Was ich ihr erwarb.
Mir ist weiter nichts von nöthen"" —
„Sprach Er, als Er starb.
Näher wälzend unserm Schiffe
Riſs ihn über Bord
Nach dem scharfen Felsenriffe
Eine Woge fort."

Hingeschmettert stürzt Jucunde
Ohne Lebensschein,
Schnell erbleicht an Wang' und Munde,
Auf des Estrichs Stein.
Und auf seine Kniee sinket
Schnell der finstre Greis,
Wirft die Hülle ab, und winket
Dann dem Sklavenkreis.

Sie erwacht bei heiſsen Küssen,
Zittert und erblickt
Ritter Konrad sich zu Füſsen
Ritterlich geschmückt.
Goldne Schalen und Gewande
Bringt der Sklaven Schaar,
Perl' und Stein' aus Morgenlande,
Tief im Staube dar.

„Konrad! Konrad!“ — ruft Jucunde —
„Hab' ich gnug gebüſst?“ —
Jedes Wort von ihrem Munde
Wird hinweg geküſst.
„Ewig bist du mein, du Treuer!“ —
„Stets der deine nur!
Auf zu unsrer Hochzeitfeier
Nach der deutschen Flur!“

Höher wird das Haus gebauet
Von dem Türkenschatz,
Das erstaunt der Wandrer schauet
Am Rialto-Platz.
Scheidend weihet es Jucunde
Ein zum Hospital;
Und man sieht die weiſsen Hunde
Über dem Portal.

An die Tonkunst.

Göttin, die den Sternensphären
Liebelächelnd sich entwand,
Sanfte Freundin stiller Zähren
Aus der Engel Vaterland!

Mädchen mit der Silberlaute,
Mit der Flöte Zauberklang!
Sei des Leidenden Vertraute,
Gieb mir Thränen und Gesang.

Gieb mir Lieder, wenn im Haine,
In der Zweige grüner Nacht
Alles schlummert; wenn ich weine,
Und kein Stern durch Wolken lacht;

Wenn der Sterne blasser Flimmer
Durch die Eichenwipfel dringt,
Und des Vollmonds Silberschimmer
Auf Amanda's Urne blinkt;

Wenn an der bemoosten Quelle
Hell ihr Bild vorüber wallt,
Und in das Geräusch der Welle
Harfenton der Geister hallt.

Lisple dann am Todeshügel
Hohe Harmonieen mir;
Wehe mir mit sanftem Flügel
Hoffnung zu . . . sie starb mit ihr!

Die fremde Durchlaucht.

Es kommt ein Prinz in unser Land,
Hat seine Junker vorangesandt.
Sie sind mit grün und goldnem Lahn
Gar wunderlieblich angethan.
Doch sieht man sie nur furchtsam steh'n,
Als lieſsen sie nicht gern sich seh'n.

Vielleicht, daſs sie gesendet sind,
Um auszuwittern des Hofes Wind;
Oder soll der Tag nicht werden laut,
Den der Gebieter ihnen hat vertraut . . . ?
Ach nein, er schickt die Schäcker voraus,
Und bleibt wol selbst noch lange aus.

Jetzt aber tritt ein alter Mohr
Mit dreister Stirne hervor.
Weiſs ist sein Turban, Hemd und Kleid,
So weiſs, als hätt' es drauf geschneit.
Keck schaut er übers junge Gras,
Als fragt' er an: Wer thut mir was?

Ein schlankes schwarzes Dirnchen sitzt
Auf seinem Arm. Ihr Äuglein blitzt;
Ihr Leibchen ist zart und nett gebaut;
Wie Atlaſs spiegelt ihre Haut;
Es schimmert Silber und Auror
Aus ihres Kleides Saum hervor.

Merkt auf! da wir dieſs Pärchen seh'n
So laſst uns flugs von hinnen geh'n;
Schickt die rosigen Mädchen allzumal,
Ihn zu empfangen, ins Veilchenthal.
Horch! Stimmen verkünden den Einzug schon ...
Er naht, der reitzende Fürstensohn!

Horch! horch! da schmettert's am Felsenhang...
Hier orgelt tiefer der Waldgesang . . .
Alle Blumen heben das Aug' empor,
Und jede drängt sich erröthend vor . . .
Prinz Frühling grüſst mit holdem Gesicht . . .
Seht, Schwalbe und Schwarzdorn trogen nicht!

Dichters Liebchen.

In ländlicher Hütte, mit Reben umrankt,
Da wohnet das Mädchen der Liebe.
Nicht gerne gegrüſset, nicht gerne gedankt,
Spring' über den Zaun ich, wie Diebe.
Die Lilien blüh'n,
Rubinene Blumen des Mohnes erglüh'n
Hell hinter dem niedrigen Fensterlein,
Und schimmern von ferne im Abendschein.

Es dreht sich am Hügel der bläuliche Rauch,
Halb stehet das Hüttchen im Grunde.
Mein harret die Freundin mit glänzendem Aug',
Mit glühendem Herzen und Munde,
Schielt unter dem Rand
Des Hütchens, umflattert von rosigem Band,
In Liebe und Schaam, nach dem Wege hin,
Um sicher zu werden, ob ich es bin.

Wir schleichen umarmend ins Zimmerchen nett,
Verhüllt wird das Fenster der Straſse;
Mit Blüten bestreuet sind Tischchen und Bett;
Es schimmert der Meiſsner im Glase.
Uns nimmt nicht das Paar
Der küssenden Täubchen im Winkel gewahr;
Gar sorglich mit Semmel und Kohl gepflegt
Im Weidengebauer die Lerche schlägt.

Doch silberner trillert des Liebchens Gesang
Manch Liedchen, das für sie gedichtet;
Und was mir am zögernden Tage gelang,
Das wird gelesen, gerichtet.
Dann seufzet mein Kind:
„Wie glücklich die Leutchen der Dichtung doch sind!“...
„„Und preisest du minder den mächt'gen Mann,
Der zärtliche Liebe belohnen kann?“ “

„„Und wollten die Musen ihm Kränze verleih'n,
Dann lebte dein Name im Liede,
Mit Laura und Cidli im schönen Verein,
Bei Mignon und Adelaide!“ “ . . .
„O laſs mir den Wahn,
Daſs Liebe dem moosigen Hügel wird nah'n,
Und forschen am wankenden Grabesstein:
Wo grub man das treu'ste der Mädchen ein?“

Nach frölichem Kosen, wenn Luna uns winkt,
Dann geh'n wir zur Bank in den Bohnen;
Ein schwebender Teppich vom Eibische sinkt,
Es duften vom Beet die Melonen.
Das Liebchen wird still,
Forscht schüchtern, ob bald ich von dannen nun will.
„Ach, Lieber! wie wird mir's am Morgen geh'n!
Du solltest die Blicke der Bäu'rin seh'n!“

„„Bald prangt ja der bräutliche Kranz dir im Haar,
Bald dämmert der schönste der Tage . . .
Dann steh'n wir vereint am Vermählungsaltar““ . . .
„O zürne mir nicht, daſs ich zage!“ . . .
„„Was Liebe verzieh,
Bereue nicht, Holde; ich lasse dich nie!
Wir leben, wie Blumen, ein Lenzgedicht,
Und bitten die Welt nur um Luft und Licht!““

Das Winzermädchen.

Fremder.

Guten Tag, du artige Winzerin!
Wo führt der Weg längs der Mauer hin?

Mädchen.

Links nach dem Dorfe, rechts nach der Stadt;
Weiſs nicht, wo er zu verrichten hat.

Fremder.

Schönes Kind, bist ja so schwer bepackt?

Mädchen.

Die vollste Butte hab' ich aufgesackt,
Und der Weg nach der Presse ist weit . . . .
Da . . . schwatzt sich's denn so bei Gelegenheit!

Fremder.

Ist die heurige Lese reich?
Giebt's der artigen Winz'rinnen viel?

Mädchen.

Jede Traube hat ihren Stiel,
Und die Jahre sind sich nicht gleich.

Fremder.

Mir ist heiſs . . . Dürft' ich dich wol berauben?

Mädchen.

Wähl' er sich von den schönsten Trauben!
Sie sind süſs und schwellend und heller,
Als Gold . . . Traminer und Muskateller!
Die gelbe, unter den blauen versteckt,
Hat Beeren so röthlich und braun.
Da sagen wir Mädchen im Spiel:
Die Beeren hat das Füchslein geleckt.

Fremder.

Bist ja selbst so röthlich und braun . . .
Kleine! giebt's der Füchse hier viel?

Mädchen.

Wüſste nicht hier zu Lande eben sehr,
Kommen nur so aus der Fremde her . . .
Doch finden sie nicht immer, wie sie's glauben,
An niederm Geländer reife Trauben . . . .
Muſs eilen! es ruft auf der Höh':
Butte voll! . . . Herr Fremder, Ade!

Der Wintermorgen.

Wo die schlanken Fischlein glitten
Und des Fischermädchens Kahn,
Knirret jetzt des Fuhrmanns Schlitten,
Schwankend auf kristallner Bahn.
Auf! zur Winterreise
Bei des Morgens erstem Gruſs!
Nach des Jünglings Weise
Waffne Stahl des Mannes Fuſs!

Röthlich-weiſse Nebel decken,
Rauch umhüllt den öden Raum;
Schnee verhängt die Dornenhecken;
Starre Zacken trägt der Baum.
Wo die Wolke sinket,
Hebt sich schwarz der Tannenhain;
Das Gebürge blinket,
Wie ein hoher Leichenstein.

Alles kalt und ohne Leben,
Überall des Todes Bild.
O was wird mein Herz erheben
Hier im starrenden Gefild?
Duft und Stralen wogen . . .
Sich die düstre Decke bricht,
Auf der Brücke Bogen
Blinkt das Kreutz im ersten Licht!

Klotar.

Der Königstochter Fest zu krönen,
Erscheint Klotar beim Fürstenmahl.
Er singt in wundervollen Tönen
Der Liebe Glück, der Liebe Qual.

Und hoch ersteht auf seinem Throne
Der König, reicht in frohem Sinn
Dem Fremdling zu des Liedes Lohne
An goldner Kett' ein Kleinod hin.

„Grofs“ — ruft der Harfner — „ist die Ehre;
Doch wall' ich jetzt nach fernem Land;
Drum wahrt mir, bis ich wiederkehre,
Diefs köstlich-theure Gnadenpfand!“

Und schnell stimmt er die Harfe wieder
Mit ernstem Aug' und trübem Blick;
Von neuem preist der Klang der Lieder
Der Liebe Qual, der Liebe Glück.

Und lächelnd winkt aus ferner Weite
Mit zarter Hand und mildem Sinn
Den Sohn des Lieds an ihre Seite
Die schöne, stolze Königin.

Sie spricht: „Wird Mir es nicht gelingen,
Das Herz des Sängers zu erfreu'n?“
Den reichsten Becher läſst sie bringen,
Und füllt ihn Selbst mit edlem Wein.

Und tief neigt sich Klotar zur Erde,
Erhebt den Blick dann groſs und hell:
„Ihr lohnt die Kunst nach hohem Werthe . . .
Des Sängers Trank ist Wiesenquell.“

Und düstern Aug's tritt er zurücke
Zu seinem Sitz im Heldensaal,
Erhebt aufs neu' mit trübem Blicke
Der Liebe Glück, der Liebe Qual.

Verloren schweifen seine Töne;
Es bebt die Hand, es stockt der Laut.
Die Thräne tritt in heil'ger Schöne
Ins Aug' der jungen Fürstenbraut.

Da läſst er rasch die Saiten klingen,
Und schnell erstirbt der Harfe Ton.
„Gott mit euch Allen! Für mein Singen
Ward Himmelsgabe mir zum Lohn!“

Der König fragt: „Was kann er meinen?
Ihm schien zu arm mein Reich und Thron!“
Doch nur verstanden von der Einen
War längst Klotar dem Schloſs entfloh'n.

Klagen um Daphne.

Flieſst, ihr Thränen! von der blassen Wange,
Wie ein Silberregen mild,
Der vom Kelch der Hyazinthen quillt,
Bei der Hirtenflöte sanftem Klange,
Und du Sohn des Lenzes, Westwind, trage
Ihrer Trauertöne leise Klage
In Elysiums Gefild!

Lieblich wühltest du in ihren Locken,
Schmeichlerische Frühlingsluft!
Gaukeltest um sie mit Blumenduft,
Mit des Apfelbaumes Blütenflocken,
Wenn kein Zweig im nahen Haine rauschte,
Und der Silberbach ihr Lied belauschte,
Und das Echo in der Kluft.

Duftend blüht die schöne Rebenlaube,
Die ein Liebesgott ihr wand,
Wo ich sie, das sanfte Mädchen, fand,
Da sie mit der kirren weiſsen Taube,
Die im Flug die Rosenwange kühlte,
Wie das Kind der Liebesgöttin spielte,
Wo sie Veilchenkränze band.

Sie ist hin! O Frühlingslüftchen weine,
Wo der Todeshügel blüht!
Sie ist hin! Die Nachtigall entflieht
Schweigend aus dem heil'gen Mirtenhaine;
Auf Cypressenzweigen ruht ihr Flügel,
An der Schäferin umkränztem Hügel
Tönt ihr letztes Klagelied.

Welke in der Schwüle, schöne Laube!
Denn das Mädchen ist dahin!
Deine milde, liebe Pflegerin
Ist entschlummert, kleine Ringeltaube!
Nimmer wirst du ihrer Hand entschlüpfen,
Nimmer auf des Mädchens Achsel hüpfen . . .
Täubchen, stirb! sie ist dahin!

Verkündigung.

Altdeutsches Kirchenbild.

Bei Tagesfrühe ganz allein
Maria sitzt im Kämmerlein;
Gar ämsiglich die Jungfrau näht
Gewänder für Elisabeth.

Ob roth des Morgens Rosenlicht
Den Rahmen färbt, es stört sie nicht.
Sie seufzt, und denkt in bangem Muth:
„Der Joseph ist doch brav und gut!“

„In Nazareth kein Zimmermann,
Wie Er, die Ceder hauen kann;
Was Ebenist und Tischler macht,
Wird zierlich auch von ihm vollbracht.“

„Wie liebt er mich so fromm und treu,
Sinnt stets, wie er mein Herz erfreu',
Hat oft geschnitzt die ganze Nacht,
Und früh mir ein Geräth gebracht;“

„Ist frölich, ehrlich und gescheid . . .
Fürwahr, es sagen's alle Leut'; . . .
Dieſs Spänglein zart von reinem Gold
Ist seiner Liebe Pfand und Sold."

„Was blick' ich denn in trübem Sinn
So zagend auf das Leben hin?
Was kämpft so stets das rege Herz
Mit Himmelswonn' und ird'schem Schmerz?"

„Zwar gab der Gott der Väter mir
Der ird'schen Schöne Pracht und Zier;
Levit und Rathmann, die mich seh'n,
Auf offner Gassen bleiben steh'n."

„Doch hat vor Stolz und schnöder Art
Stets Demuth meinen Sinn bewahrt.
Wie kommt mir's doch, daſs mein Gemüth
So Hohes ahnt, das Herz so glüht?"

So sprach die Jungfrau hold und rein,
Und, hell bestrahlt vom Morgenschein,
Vom dunklen Aug' ein Thränlein warm
Tropft' leis herab auf Brust und Arm.

Da hob die kühle Morgenluft
Ihr braunes Haar; und Nelkenduft
Entquoll dem Straus, den Josephs Hand
Gepflückt, und der im Fenster stand.

So wähnt die Dirn'; doch Blüten, die
Hienieden sprossen, hauchten nie
Den Balsam, der das Haus durchdrang,
Daſs schwer die Brust nach Athem rang;

Und Morgenröthe schimmert nicht
So rein und mild, als Himmelslicht,
Das jetzt mit Wölkchen sonnenhell
Erfüllt der Jungfrau niedre Zell'.

Am Täfelwerk klingt süſs Getön,
Und vor ihr steht ein Jüngling schön,
Mit Flügeln, wie in Edens Au'n
Die Knaben Gottes sind zu schau'n.

Ein Psalterspiel mit goldnem Zug
Der Engel in der Linken trug;
Drei Liljen hielt die rechte Hand,
Und himmelblau war sein Gewand.

Maria bebt mit süſser Schaam,
Weil unverhofft der Fremdling kam,
Die Locke noch, der Winde Spiel,
Auf Brust und Nacken ringelnd fiel.

Die Nadel fällt aus ihrer Hand;
Sie zieht und zupft am Frühgewand.
Der Jüngling spricht mit süſsem Schall:
„Du Schönste von den Jungfrau'n all!“

„Du Himmelsrose, benedeit
Von nun an bis in Ewigkeit,
Holdseel'ge, sei gegrüſset mir;
Der Herr des Himmels ist mit dir!“

Die Jungfrau blickt mit Demuthssinn,
In sich geschmiegt, zu Boden hin;
Der Ahnung leise Stimme rief
Ihr: „Welch ein Gruſs!“ im Busen tief.

Der Engel spricht: „Erzittre nicht!
Gott hat gewandt sein Angesicht,
Und gnadenreich auf dich geseh'n;
Ein Groſses wird an dir gescheh'n!“

„Du wirst gebären Gottes Sohn,
Der herrschen wird auf Davids Thron;
Ihm dienet Erd' und Himmel gleich,
Und ewig währt sein Königreich.“

Sie glüht und fühlt sich tief verwund't,
Eröffnet leis den rothen Mund,
Deckt mit der Hand die weiſse Brust,
Und spricht: „Ich bin mir nichts bewuſst.“

Der Engel spricht: „Vertraue mir;
Des Höchsten Hand schwebt über dir,
Und treu erfüllt der gute Geist,
Was gläub'gen Seelen er verheiſst.“

„Schau auf! im Regenbogenschein
Naht dort die Taube weiſs und rein,
Die Hoffnungsbotin, die das Blatt
Des Oelbaums einst gebrochen hat;

„Und wisse, auch Elisabeth,
Die Freundin, guter Hoffnung geht.
Des Menschen Herz verzweifelt oft;
Doch Gott vermag, was keiner hofft!“

Sie sprach zu ihm: „Wie du gesagt,
Geschehe mir, des Herren Magd!“
Und sah empor; des Himmels Plan
Klar über ihr war aufgethan.

In güldnem Schein, mit grünem Reis,
Erschien die Taube rein und weiſs.
Geblendet sie hernieder sah;
Da stand der Engel nicht mehr da.

Doch gottgetröstet war ihr Sinn;
Sie sehnte nach der Freundin hin;
Sie nahm den Mantel, und entwich
Nach dem Gebirge endelich.

Heimsuchung.

Altdeutsches Kirchenbild.

Maria zieht durchs tiefe Thal,
Durchs Hochgebirg, ob Mittagsstrahl
Sie sengt, ob Thau und Regen fällt
Und Sturm der Cedern Haupt zerschellt.

Sie kommt nach Hebron, Judä Stadt,
Wo sie die Freundin wohnen hat.
Gar manches wollt' sie ihr vertrau'n,
Zugleich nach ihrem Wohlseyn schau'n.

Und hoch erfreut Elisabeth,
Die Pforte öffnend, stille steht;
Ehr'n Zacharias sitzt beim Buch
Und lieset der Propheten Spruch.

Es rafft sich auf der stumme Greis
Mit Bart und Locken silberweiſs;
Ihm ruft die innre Stimme laut,
Dieſs sei die fromme Gottesbraut.

Er wankt zu ihr, die tief sich neigt,
Voll hoher Rührung bebt und schweigt;
Ihm schlieſst den Mund das Wunderband,
Doch hebt er seegnend Aug' und Hand.

Die Priest'rin ruht mit stiller Lust
Der schönen Jungfrau an der Brust;
Laut pocht das Herz; der Busen schwillt;
Sie wird mit heil'ger Glut erfüllt,

Und ruft: „Sei mir gebenedeit,
Du Gotterwählte! benedeit
Du hochbeglückter, seel'ges Weib,
Und auch die Frucht in deinem Leib!“

„Du Treue! sprich, wie dank' ich's dir?
Die Heilandsmutter kommt zu mir!
Dein süſser Gruſs mit frommer Lust
Bewegt das Kind in meiner Brust.“

„O seelig, gotterkohrne Braut!
Daſs gläubig du dem Herrn vertraut;
Das hohe Wort, das dir gescheh'n,
Wird freudig in Erfüllung geh'n!“

Maria weist mit fleh'ndem Blick
Der Freundin laute Wonn' zurück,
Und spricht: „Wo ist dein Kämmerlein?
Bedenk', wir sind hier nicht allein!"

Der alte Priester hört es kaum,
So giebt er ihrem Kosen Raum,
Weicht lächelnd, denkt im Gehen noch:
Ich seh' den Gast beim Nachtmahl doch!

Sie wandeln nun zum Sessel fort,
Und wechseln wandelnd Kuſs und Wort;
Und spät erst fällt's der Elsbeth ein,
Daſs sie auch müsse Wirthin seyn.

Sie sucht der Schlüssel schweres Bund,
Bringt alles, was zu Handen stund,
Die Frucht, die Feld und Garten bot,
Und süſsen Wein und Weitzenbrod.

Auch fällt's der guten Mutter bei,
Daſs die Marie beregnet sei.
Sie spricht: „Ach zieh dich anders an;
Die Nässe dir sonst schaden kann."

„Als Mädchen nimmt sich alles leicht,
Doch jetzt ist's anders, wie mich däucht . . .
Ich hört' es nur von andern so . . .
Nun folg' mir hübsch, und sei recht froh!“

Sie breitet aus manch Festgewand,
Gesponnen von Maria's Hand,
Das sie gar sorglich aufbewahrt,
Und Linnen, wie ein Spinnweb' zart.

Erzählt dabei, wie wunderbar
Der Herr gerührt am Rauchaltar
Des frommen Priesters Zunge hat,
Und wird zu reden gar nicht satt.

Doch tief bewegt Maria ruht,
Erfüllt mit stiller, heil'ger Glut,
Springt auf und nimmt mit rascher Hand
Die Harfe, die zu Häupten stand;

Und singt: „Mein' Seel' erhebt den Herrn;
Mein Geist erfreut sich Gottes gern.
Mich werden preisen Kindeskind . . .
Der Herr erhebt, die niedrig sind;“

„Hat Groſses auch an mir gethan;
Läſst hohe Gnade mich empſah'n;
Sein Nam' ist heilig, und sein Kleid
Heiſst Gnade und Barmherzigkeit."

„Sein Arm ist stark; vermeſsnen Sinn
Giebt er dem Feind zum Raube hin;
Er stöſst die Mächtigen vom Thron,
Und giebt den Schwachen Reich und Kron'."

„Und füllt die Darbenden mit Guth,
Giebt Hoffnungslosen festen Muth.
Was Israel verheiſsen war,
Wird er erfüllen immerdar!"

Und wie der Harfe Ton erklingt,
Gar Hohes ihr zu Herzen dringt;
Sie fühlt sich frei von Erdenharm
Und weinet in der Freundin Arm.

Geburtstags-Angebinde.

Anagramm.

Aus dem Lockenkranz der Horen,
Holde Ida, hab' ich Dir
Deine Schwester auserkoren.
Die, wie Dich, der Mai geboren,
Sei des frommen Busens Zier!

Was die Lippen nimmer wagen,
Darf die Gabe Dir gesteh'n.
Mein Geheimstes Dir zu sagen,
Muſs der Letzte zum Choragen
Sich mit leichter Sohle dreh'n.

Blickst Du auf die Blume nieder,
Heb' aus ihrem zarten Schoos
Sich des Göttersohns Gefieder!
Wänd aus Deinem Busen wieder
Lächelnd sich sein Bruder los!

Der Perlenschmuck der Braut.

Liebend will ich euch erheben
Über Gold und Edelstein.
Liebe hat euch uns gegeben,
Liebe leiht euch schönes Leben,
Hochbeglückte Perlenreih'n!

Als an grünendem Gestade,
Bei der Schöpfung Weihgesang,
Aus der goldnen Wellen Bade
Einst die reitzendste Najade,
Venus, aus dem Meer entsprang;

Als sie schaamhaft um sich blickte
Nach dem hüllenden Gewand,
In sich selbst geschmiegt sich bückte
Und die Silbertropfen drückte
Aus dem Haar mit schöner Hand;

Oeffnete im Schoos der Wogen
Sich der Muschel kleines Haus;
Hat die Tropfen eingesogen,
Die aus Venus Locken flogen,
Und es wurden Perlen draus.

Liebe hat euch uns gegeben,
Hochbeglückte Perlenreih'n;
Die auf Ida's Busen beben,
Euch giebt Liebe schönes Leben,
Höhern Werth, als Edelstein.

Und was Götter mild gewähren,
Darf der Andacht Gluterguſs
Mit der frommen Lippe ehren.
Wird sie mir am Abend wehren
Heiſser Andacht frommen Kuſs?

Der Baumeister.

Ein Obeliskus zu Byzanz,
Seit Jahren tief im Schlamm begraben,
Soll wieder in verjüngtem Glanz
Die lang' verwaiste Stelle haben,
Und hoch auf seiner Base Rücken
Des prächt'gen Circus Bahnen schmücken.

Doch keiner wagt's, um würd'gen Preis
Die Porphyrsäule zu erheben,
Als aus der Fern' ein ernster Greis.
Man sieht von Hebeln, Rollen, Streben
Und Eisenringen, starken Tauen,
Ein künstliches Gerüst erbauen.

Vollendet steht des Alten Werk,
Und Tag und Stunde wird verkündet,
Wo sich der eingesunkne Berg
In die verlaſsnen Fugen windet.
Byzanz ist leer; in bunten Haufen
Kommt Alt und Jung herbeigelaufen.

Seht! langsam steigt die Felsenlast
Am Riesenarm der Eisenkloben.
Sie ist nach kurzer Arbeit fast
Auf ihren Würfel schon geschoben.
Doch, fingersbreit noch aufzuschwingen
Den Säul-Koloſs, will nicht gelingen.

Der müſs'gen Gaffer lose Schaar,
Der Künstling und der Kunstverächter,
Erlustigen sich wunderbar
Mit feinem Spott und Hohngelächter.
Die Richter, hoch und tiefgeboren,
Betheuern, Alles sei verloren.

Doch still, befriedigt, steht der Greis.
Zur Wasserleitung flugs von dannen
Eilt der Gewerk' auf sein Geheiſs;
Von Hand zù Hand geh'n leere Kannen.
Bald strömt des Wassers reiche Menge
Mit stetem Guſs auf das Gestränge.

Das feuchte Seilwerk zieht sich an,
Und höherschwebend . . . ha! jetzt oben
Sieht man den Stein. Verwundert nah'n
Senat und Hof, den Greis zu loben.
Der spricht: „Nur Eins ist was zu nennen,
Das rechte Maas der Kräfte kennen!“

Der Korn-Engel.

Den Geliebten zu erwarten,
Stahl sich Röschen ahnungsvoll
Aus dem schattigt-stillen Garten,
Eh' die Abendglock' erscholl.
„Sengt gleich Sonnenbrand
Mir Gesicht und Hand;
Ihm verrathen braune Wangen
Sehnendes Verlangen!“

Und sie wallt auf Wiesenwegen,
Wo die Blume schmachtend steht,
Wo sich nirgends Lüftchen regen
Und kein Wipfel Kühlung weht.
Heiſser Strahlen Glut
Jagt das rasche Blut,
Netzt die Stirn mit Perlentropfen,
Treibt des Busens Klopfen.

Soll der Armen Kraft ermatten?
Schläft der Weste muntre Schaar?
Reife Saaten bieten Schatten
Mit gebeugten Ähren dar.
Auf dem Flurenrain
Lockt das Kreutz von Stein
Aus des hohen Grases Spitzen
Grau bemoost zum Sitzen.

Freier athmend hebt die Holde
Sonnenhut und Busenflohr;
Zart gewebt aus Seid' und Golde
Drängen Flechten sich hervor,
Flieſsen bis zum Knie.
Liebend träumet sie;
Sinnig werden Rittersporen
Dann zum Spiel erkohren.

Und bewegt von leisem Flüstern
Wogt das gelbe Halmenmeer.
Frische Lüftchen buhlen lüstern
Um die blonden Locken her.
Wunderbar, doch lind,
Bläht ein Schauerwind
Mit verstohlnem, süſsen Schwellen
Ihres Schleiers Wellen.

Röschen fühlt ein sanftes Beben . . .
Und die Halme theilen sich.
Langsam aus der Pforte schweben
Sommerfalter wunderlich.
Mit gelaſsnem Flug
Bilden sie den Zug;
Bunt geaugt, wie Pfauenspiegel,
Sind die braunen Flügel.

Aber sieh! welch neues Wunder
Beut sich ihren Augen dann!
An den Vortrab schlieſst sich munter,
Blank und nett ein Prunkgespann.
Heimchen psittichgrün,
Goldgesprengelt, zieh'n,
Leicht vom Feuerwurm gelenket,
Der ein Gräschen schwenket.

Schimmernd folgt ein Muschelwagen
Aus dem Kelch vom Scharlachmohn.
Von der warmen Luft getragen
Sitzt im Blumen-Phaëton,
Zart, wie Nelk' und Ros',
Keine Spanne groſs,
Azurblumen um das Stirnchen,
Engelschön ein Dirnchen.

Horch! sie ruft mit klarer Stimme
Ihrem Wagenlenker: Halt!
Vom Gefolg summt Bien' und Imme
An des Wagens Blätterspalt;
Hält den goldnen Tritt,
Und mit hehrem Schritt
Schwebt durch der Cyanenstengel
Blauen Wald der Engel.

Sorglich breiten Raup' und Spinnen
Silberzindel-Decken aus.
Rasch, mit ängstlichem Beginnen,
Läuft umher die Wiesenmaus.
Die Gebieterin
Schreitet langsam hin,
Lagert sich in Röschens Schatten
Auf die grünen Matten.

„Musiker! die bange Stille
Unterbrecht mit Klang und Sang!“ . . .
Eilig nahen Lerch' und Grille,
Zu erheben Sang und Klang.
Schmelzend, wie Magie,
Schwirrt die Melodie.
Aus dem Mund der kleinen Schöne
Flieſsen Trauertöne.

„Schwester! wende deine Schritte
Nach des Gartens Laubengrün.
Nacht wird auf des Pfades Mitte,
Todesnacht dein Aug' umzieh'n.
Schwester! flieh' den Baum . . .
In der Zweige Raum
Zielt Gefahr mit scharfen Pfeilen,
Röschen zu ereilen!“

Röschen lauscht mit Furcht und Grauen
Auf den wundervollen Ton.
Kaum vermag sie, hinzuschauen . . . . . .
Doch der Zauber ist entfloh'n!
Sank das Engelein
In den Boden ein?
Sieh! es sprossen aus dem Moose
Schnell Cypress' und Rose!

„Kränzt mich, holde Blütenzweige,
Kränzt mich, Knospen roth und weifs!“ . . .
Doch . . . entfärbt zur blassen Leiche
Bricht sie nur Cypressenreis.
Wie sie sich auch bückt,
Was sie ämsig pflückt,
Alles was sie kann erreichen,
Falbt zu Todtenzweigen.

Soll sie fliehen, oder weilen . . .
Glauben was die Augen seh'n?
In den Arm des Trauten eilen,
Oder zagend rückwärts geh'n?
Ach! wie bang und schwül . . .
Aber lieblich kühl
Springt an liebeheil'ger Stelle
Aus Granit die Quelle.

„Röschen! wende deine Schritte!“
Schwirrt's aus grauem Duft hervor . . .
„Nacht umhüllt des Pfades Mitte“ . . .
Singt ein fernes Geisterchor;
Doch vom dunklen Wald
Süſser Laut erschallt;
Aus des Hains verschwieg'nen Hallen
Rufen Nachtigallen.

Still! ertönen nicht die Glocken?
Schlug der Liebe Stunde schon? . . .
Röschen folgt, wohin sie locken,
Achtet nicht des Himmels Droh'n.
Düstre Wolken zieh'n,
Hirt' und Schnitter flieh'n;
Schwarze Wetterwolken eilen,
Laut die Winde heulen.

Röschens Busen hebt sich bänger . . .
Schwer und dumpf der Donner hallt;
Blitze kreutzen sich, und länger
Wiederbebt's im Eichenwald.
Drüben weit und breit
Wimmert das Geläut,
Das, wenn strafend Donner dröhnen,
Soll den Zorn versöhnen.

Regen strömt gepeitscht vom Winde;
Dunkelheit umzieht das Feld.
Hoch empor hebt eine Linde
Kühn das Haupt, vom Blitz erhellt.
Röschen weint und zagt,
Und, von Angst gejagt,
Flieht sie nach dem einz'gen Baume
In dem Schreckensraume.

Furchtbar kracht der Sturm im Wipfel . . .
Wild umsaust ihr Haar den Baum.
Feuer zuckt vom höchsten Gipfel
Prasselnd durch der Zweige Raum.
„Brich, du liebend Herz!
Kurz ist ird'scher Schmerz!"
Tönt es silbern durchs Geschmetter;
Röschen senkt die Blätter.

Frei nach Horaz.

Bist du reines Herzens, flieſst
Ohne Schuld dein Leben:
Darf nicht Partisan' und Schwert
Schützend dich umgeben.

Furchtlos wandelst du dahin
Durch die heiſse Wüste,
Auf des Taurus starren Höh'n,
An des Ganges Küste.

Einst, als im vertrauten Hain
Ich zu Lilla's Feier,
Unbesorgt um Weg und Steg,
Schlug die goldne Leier:

Floh ein Wolf, ein Ungethüm,
Breit von Hals und Rücken,
Wie nicht Polens Wildniſs hegt,
Blos vor meinen Blicken.

Wohnt' ich, wo den Baum im Moor
Laue Luft nicht fächelt;
Wo durch Nebel, schwer und kalt,
Keine Sonne lächelt;

Wo ihr Wagen sengend naht:
Liebt' ich doch mein Liebchen,
Mit dem lieblichen Gekos,
Mit dem Wangengrübchen!

Berg und Thal.

Aus der Thäler düstern Auen
Locken mich die lichten Höh'n,
Näher dort den Mond zu schauen
Und die Sterne hell und schön.
Ha! wie dort im leichten Tanze
Um die Gipfel Wolken zieh'n,
Mit des Abends Rosenglanze
Sanft verschmilzt das matte Grün!

Und bald ist der Fels erklommen;
Auf dem Gipfel steh' ich schon.
Was der Berge Haupt umschwommen,
Ist in blassen Duft entfloh'n.
In des Mondes Zauberschleier
Winkt der grünen Thäler Lust;
Nach der niedern Fluren Feier
Sehnet die beklommne Brust.

Dort, umwebt von schlanken Reben,
Hebt sich meiner Holden Dach . . .
Ach! mit nie gestilltem Streben
Bleibt die Sehnsucht ewig wach.
Aufwärts blick' ich aus den Gründen,
Niederwärts von Bergeshöh'n;
Nirgends läſst das Glück sich finden;
Doch der Wunsch bleibt ewig schön!

Der Beruf.

Vom Himmel wird's gegeben,
Der höhern Abkunft Pfand;
Sonst ist dein Thun und Streben
Nur Schaum und eitler Tand.
Fällt dir ins Herz nicht wärmend Himmelslicht,
Unheil'ger, fleuch . . . betritt den Tempel nicht!

Doch regt der Geist die Wellen,
Ist Herz und Sinn erglüht;
So laſs die Töne schwellen
Mit heiligem Gemüth.
Was ist die Kunst? Des Regenbogens Licht,
Der Liebe Strahl, der sich im Herzen bricht!

Der Schlangenbändiger.

Es lebte einst im grauen Alterthume
Ein alter Magier, von dessen Ruhme
Das ganze Morgenland erscholl;
Der, was Natur geheimniſsvoll
Erschafft, im frühsten Keime kannte,
Und Schatten rief, und Geister bannte.

Zu diesem kam aus weiter Ferne,
Daſs er die Kunst des Oheims lerne,
Sein Neffe Sadi, jung von Jahren,
Und wie er sagte, unerfahren.
Der Alte nahm den Jüngling freundlich an,
Zu leiten ihn auf tiefer Weisheit Bahn.

Und Abends, als der Sonne Strahl erblichen,
Und kühle Weste durch die Hütte strichen,
Rief er den Jüngling finster zu sich hin,
Still zu erforschen seinen innern Sinn.

„Nichts ist gering;“ — sprach er — „ein wahrer Weiser
Hält Kleines groſs, und folget stets der Spur
Der wenig fodernden Natur;
Geh' hin, mein Sohn, und hol' ein Bündel Reiser!“

Und flugs eilt Sadi nach dem wald'gen Grunde,
Wohin des Oheims Hand ihn herrisch weist.
Er kehrt zurück mit einem schweren Bunde,
Das wochenlang dem Heerde Glut verheiſst,
Und wirft es ab . . . doch wunderbar! . . . umfangen
Ist es mit einem Band von schwarzen Schlangen!

Der Greis erstaunt . . . „Was hast du unternommen?
Kennst du die Gröſse deiner Wagniſs auch?
Kein Lebender ist je dem gift'gen Hauch,
Noch keiner dieser Schlangen Biſs entkommen!“

„Herr!“ — spricht der Jüngling — „halt' nicht zu geringe
Den neuen Schüler. So gemeine Dinge,
Die fahrvoll jetzt zu nennen dir beliebt,
Hab' ich im Knabenalter schon geübt.
Ich fand des Holzes viel, und doch gebrach's am Stricke;
Da sucht' ich Weiden an des Baches Rand;
Nur Vipern krochen in dem heiſsen Sand.
Auch gut! dacht' ich, ergriff sie im Genicke,
Erwürgte sie, das Antlitz abgewandt

Und ihrem Stich ausweichend, mit der Hand,
Schlang sie in Knoten, und nach kurzer Weil'
Hatt' ich von Schlangenleibern dieses Seil."

Der Oheim bebt, und spricht mit Rührung dann:
„Geh', Jüngling, geh'! Du findest keinen Meister.
Wer selbst den Drachenschwanz als Schlinge nützen kann,
Ist Herr und König aller Geister!"

Swanilde.

Ich saſs auf dem Moos an Einsiedels Haus
Und lauschte den Nachtigallen
Im grünen Dunkel der stillen Claus';
Da hört' ich das Hifthorn erschallen.

Verloren ins Weite und dumpfig erklang
Der rufenden Hörner Gehalle;
Dazwischen vernahm ich wie Geistergesang,
Als ob er vom Bergeshang walle.

Still Hörner und Jagdruf. Doch hallte die Kluft,
Als würden fern Saiten geschlagen,
Als würden fern, fernher vom Fittig der Luft
Gesänge der Elfen getragen.

„Du Einsiedel grau! von wannen der Ton
Mit keinem auf Erd' zu vergleichen?
Ich scheide . . . es zieht mich ein Sehnen davon,
Als würd' ich ihn nimmer erreichen.“ —

„Zeuch links am verwitterten Kreutze vorbei,
Dann springt eine rieselnde Quelle.
Dort weidet ein Schäfer; es singt zur Schalmei
Sein zartes Töchterlein helle.“

Ich zog am verwitterten Kreutze dahin,
Sah weiſse Lämmerchen grasen.
Ein Dirnlein gar sittig mit frölichem Sinn
Brach Blumen vom wehenden Rasen.

Und lieblich die birkene Flöte erklang;
Sanft tönten der Schäferin Lieder;
Doch hallte fern, fernher der Geistergesang,
Als hallt' es vom Bergeshang wieder.

„Zart Mägdlein, du Freundliche, thue mir kund,
Von wannen dieſs silberne Klingen?
Sprich, blühendes Kindlein! welch lieblicher Mund
Haucht Töne, die Geister zu zwingen?“ —

„Schau' dort, schaue dort in dem sonnigen Grün,
Da hausen zwölf keusche Jungfrauen;
Muſst stets dem lebendigen Laube nachzieh'n,
So wirst du das Kloster erschauen.“

„Es läutet das Glöckchen am Abhang der Höh'n
Und Reben die Mauer umwinden;
Drin beten zwölf Nönnchen gar heilig und schön;
Dort wirst du die Sängerin finden."

Ich klomm durch Wacholder und Tännich empor;
Bald sah ich das Birkenlaub zittern.
Tief stimmte die Orgel zum heiligen Chor;
Still lauscht' ich an Pförtlein und Gittern.

Und in das Credo und Gloria tief
Erhob sich ein schmelzender Singen;
Und fernher ein silbernes Stimmchen mich rief;
Ich hört' es, wie Saiten, erklingen.

„Du fromme Pförtnerin, sage mir an,
Von wannen dieſs Klingen, von wannen?
Bald werd' ich mit reicher Spende mich nah'n . . .
Jetzt wunderbar zieht mich's von dannen." —

„Blick' auf nach dem Schlöſslein von blinkendem Stein,
Hochprangend mit Thürmchen und Zinnen,
Dort hauset Graf Adelards Töchterlein,
Die Krone der Sängerinnen."

„Es gleiſst auf dem Schiefer der sonnige Schein,
Es brennen die Fenster vom Schimmer.
Dort hauset das schönste der Mädchen am Rhein
Im schönsten der güldenen Zimmer.“

Da wand ich an schroffem Granit mich empor,
Lieſs Wurzeln und Steine entrollen,
Und sah von der Brücke am steinernen Thor
Zum Söller, wo Stimmen erschollen.

Drauf spannen die Dirnen bei munterm Gesang;
Hell girrte das Fräulein von Steine;
Doch fernher vernahm ich den schmelzenden Klang,
Als rief's aus dem rauschenden Rheine.

„Gieb Kunde, o Thurmwart, von wannen der Ton,
Mit keinem auf Erd' zu vergleichen?
Es zieht mich, es lockt mich gewaltig davon;
Dein girrendes Fräulein muſs weichen!“ —

„So wirf dich hernieder von schwindelnden Höh'n
Zu Muschelwalts Enkelinnen.
Tief, tief im Strome singt Lilihild schön,
Die jüngste der Meerfeiinnen.“

„Wo schwarze Wirbel drei Schilfähren dreh'n,
Die höchsten auf Lilihilds Dache,
Bei Mondlicht kannst du sie gaukeln seh'n . . .
Vater Nix am Ufer hält Wache.“

Wol silbern und schmelzend erklang's aus dem Fluſs;
Es trieb mich, hinunter zu fliehen.
Ich schwang mich vom Felsen mit strauchelndem Fuſs,
Sah's ferne, wie Schneegewölk', ziehen.

Es hob sich von fern, wie ein badender Schwan,
Und blinkte, wie Meeresgevögel.
Bald näher erschien mir ein lustiger Kahn
Mit wallendem Wimpel und Seegel.

Im dunklen Gewande ein Götterkind keck
Mit Purpurmund, blühenden Wangen,
Zur hallenden Harfe auf offnem Verdeck
Sang Lieder mit süſsem Verlangen.

Es spielte mit glänzenden Locken die Luft,
Lieſs Liljen des Nackens sich neigen.
So sah noch kein Bildner dem silbernen Duft
Der Wogen den Morgen entsteigen!

Der Jüngling, so goldengelocket und zart,
Sah still nach den schwimmenden Weiden;
Ein Alter mit schwarzem, tiefwallenden Bart
Schlug mächtig die hallenden Saiten.

Es hoben sich Arme zum Liebesumfah'n,
Es winkten mir Aeuglein, wie Sterne.
„O Schiffmann, lege den Nachen hier an!
Vater Alfred! was hielt dich so ferne?" . . .

Nur tief im innersten Busen erklang
Das Lied der Wonnen und Schmerzen;
Swanilde im Knabengewande entsprang
Dem Borde, und lag mir am Herzen.

Fehdebrief an den Tod.

Furchtlos klopf' ich an die schwarzen Pforten;
Bleicher Würger, öffne mir das Thor!
Mächtigster aus der Tyrannen Orden,
Komm zum Kampf aufs Leben; tritt hervor!

Auf! ich will mit dir die Lanze brechen,
Ob dein Arm schon starr und eisern ist;
Will durch Hohn die Menschheit an dir rächen,
Weil du Feiger unverwundbar bist!

Wähne nicht, daſs ich nach Dichter Weise
Kützeln will dein Ohr mit Wonneton;
Daſs ich dich als Freund und Schutzgeist preiſse,
Als den Jüngling mit dem Kranz von Mohn.

Lieblich winkst du in dem zarten Schleier,
Den die schöne Fabel einst dir lieh,
Mit der Fackel balderloschnem Feuer,
Mit dem Auge voll Melancholie.

Doch hinweg die gleiſsnerische Larve,
Daſs dein Eumenidenblick erscheint,
Und zertrümmert sei die feile Harfe,
Die dir je ein Schmeichellied geweint!

Weg mit diesem täuschenden Gewande,
Das ein gräſsliches Geripp' verbirgt;
Weg mit diesem eitlen Maskentande
Von dem Scheusal, das nur quält und würgt.

Würgt, wie Feige, jeden Trotzer fliehet,
Der sich muthig wider ihn empört;
Doch die Unschuld, welche schutzlos blühet,
Tückisch nahend, meuchlerisch, zerstört.

Nicht dem Sklaven unter Geiselstreichen,
Der das Leben nur bei Foltern fühlt;
Nicht dem Kranken, dem das Gift der Seuchen,
Dem der wildste Schmerz das Mark durchwühlt;

Nicht dem Armen, todtenbleich und hager,
Dem der Kummer träg' am Leben nagt;
Nicht dem Irren auf verwestem Lager,
Der die Haare raufend lacht und klagt;

Dem Verlaſsnen nicht und Lebensmüden,
Dem durch Nacht der Hoffnung Stern erscheint;
Nicht dem Jüngling, der, allein hienieden,
Nach dem stillen Schlaf im Sarge weint;

Nicht den Guten reichst du deinen Becher,
Die in dir den Freund und Retter seh'n;
Nicht den Bösen nahest du als Rächer,
Wenn die Opfer laut zum Himmel fleh'n.

Doch das Kind, der Mutter süſse Freude,
Dem Gesundheit auf der Wange blüht,
Ist dir Moloch eine süſse Beute,
Wenn dein Durst nach warmem Blut erglüht;

Doch der Vater unerzogner Waisen,
Der sie auf der Tugend Pfad geführt,
Dem sie Lasterknechte nun entreiſsen,
Wird von deiner Mörderfaust berührt!

Doch die Jungfrau, vor den Mädchen allen
Deine Lieblingstochter, o Natur,
Vor den Schönsten, die hienieden wallen,
Wie die Rose auf der Blumenflur,

Sie, die holde, heiſserkämpfte Beute
Des Geliebten, seine Trösterin,
Seine Wonne, seine Augenweide,
Nimmst du, Würger! dir zum Opfer hin.

Taub für Seufzer, fühllos meinen Thränen,
Unbewegt von meines Jammers Schrein,
Ungerührt von der Verzweiflung Tönen,
Sah auch ich dich meiner Qualen freu'n.

Fluch dir, Erster im Banditenorden!
Reitzt kein Fluch, kein Hohn zur Rache dich?
Retten kannst du nicht, du kannst nur morden . . .
Ha! so morde, Feiger! denn auch mich!

Des Mädchens Sehnsucht.

Das Herz ist gewachsen. Es pocht in der Brus
Als wollt' es den Busen durchschlagen.
Welch holdes Verlangen! welch schmerzliche Lust!
Was fühl' ich, und darf es nicht sagen?

Es schmettert so lieblich und feurig der Fink'
Wol unter den blühenden Hagen.
Es äugeln die Sternlein mit zärtlichem Wink,
Und scheinen mich liebend zu fragen.

Bald freiet die Schwester. Sie athmet so ban
Als hätte sie Leides zu klagen.
Doch hört sie im Wäldchen des Freiers Gesang,
Dann schwindet ihr sinniges Zagen.

O möchten zur Ruh, mit den Herzen so warm,
Die fliehenden Wolken mich tragen!
Wol wollte ich kühnlich an freundlichem Arm
Durch Wellen und Flammen mich wagen.

Ach, weh mir! was wallet so stürmisch das Blut,
Als wollt' es den Busen durchschlagen?
Was brennt auf den Wangen die zehrende Glut . . .
O könnt' ich's der Mutter nur klagen!

Der Greis und die Enkelin.

Charade.

Greis.

Was suchst du, holde Jungfrau, hier im Thale
Für deine Brust den lang' entbehrten Straus?
Noch wagen sich im ersten Frühlingsstrahle
Der Erde bunte Töchter nicht heraus.

Mädchen.

Doch Eine lieſs vielleicht zum ersten Male
Mit Schüchternheit der trauten Mutter Haus,
Und winket mir auf warm besonnten Gründen . . .

Greis.

So wollest du den Namen mir verkünden!

Mädchen.

Der Schleier, den die Mutter sich erkoren,
Zeigt dir des Wortes erste Hälfte an;
Die zarte Farbe auch, womit die Horen
Den sanften Erstling liebend angethan;
Dann selbst den Mahn, mit dem das Kind geboren,
Nach mondenlangem, innigen Umfahn.
Doch muſs, dem Phönix gleich, der Vater sterben,
Eh' seinen Glanz die Tochter kann ererben.

Und wie, wenn hell des Zweiten Ton erklinget,
Das goldne Licht, der ros'ge Abend nah't;
Wie dann der Schnitter froh den Rechen schwinget,
Die Lerche steigt aus thaubeperlter Saat;
Wie dieser Klang uns Heil und Frieden bringet,
Selbst Bräute ruft auf seel'ger Liebe Pfad;
So zeigt das Ganze, daſs von fernen Meeren
Uns Freud' und Frühling lächelnd wiederkehren.

Greis.

Wol kenn' ich nun die deine Schlauheit meinet,
Und leite dich, du holde Lieblingin!
Denn für die Jungfrau und den Greis erscheinet
Das stille Blümchen von geheimem Sinn.
Dir zeigt ihr Kleid, was stets mit dir sich einet,
Mich weis't es auf des Alters Winter hin;
Dir winkt ihr Saum als Kranz, und mir als grüner Bogen,
Der Hoffnung Bild, von Florens Hand gezogen.

Pilger-Lied.

Unter Cedern wirst du ruh'n
Im grünenden Haus!
Am Ziel stehst du nun,
Die Wallfahrt ist aus!

Bist du zogen über Rom *)
Zum heiligen Grab?
Im grünenden Dom
Soll ruhen dein Stab!

Willst du fliehen aus der Welt
Ob Bannes und Acht?
Bist sicher gestellt.
Hier bricht sich die Macht!

Bist du müde jenes Lichts,
Von Sehnsucht betrübt?
Verloren ist nichts,
Was heilig geliebt!

Lös' den Mantel und die Schuh',
Und bade im Strom;
Du findest hier Ruh
Im grünenden Dom!

Unter Cedern wirst du ruh'n
Im heiligen Haus.
Am Ziel stehst du nun,
Die Wallfahrt ist aus!

Der menschliche Wille.

Ist denn Alles, Alles dir verloren
An der Hoffnung eingesunknem Schacht?
Und begegnen die entflohnen Horen
Nie, erweckt von Lenzesluft, Auroren?
Lockt kein Orpheus aus des Orkus Nacht?

Sturmwind heult sein Sieglied durch die Wüsten,
Und der Löwe brüllt zum Mond hinan;
Schäumend donnern aus den Felsenbrüsten
Katarakten; um die schwarzen Küsten
Schwingt den Fittig jauchzend der Orkan.

Sanft im Thale schlummert Philomele,
Fühlt erwachend süſsen Feuerdrang.
Länger trägt es nicht die trunkne Seele,
Was sie fühlt; es strömt die Silberkehle
Heiſser Liebe schmelzenden Gesang.

Hat umsonst der Sturm sich aufgeschwungen,
Nicht gerauscht die Donner-Symphonie;
Hat Aëdons Kehle nicht gesungen,
Ist das hohe Lied ihr nicht gelungen,
Weil der Zufall keinen Hörer lieh?

Rauscht daher, des Römers Sieg zu melden;
Rauschet blutig Rhein und Albisflufs!
Kennt die Nachwelt nicht Armin, den Helden,
Nicht beim Siegsgepräng' noch grofs Thusnelden . . .
Konnt'st du's dulden, Roms Germanicus?

Thränenlos ging sie vor deinem Wagen,
Hohen Ernst im schönen Angesicht,
Fest die Arme um den Leib geschlagen,
Ohne Seufzer, ohne Furcht und Klagen;
Nur gefesselt, doch bezwungen nicht! *)

Nicht Trophäen, nicht der Menschheit Wunden
Heben uns zum Würdigen hinan.
Etwas lebt im Menschen nie gebunden,
Und gewollt hat er, was er empfunden,
Und was er gewollt, hat er gethan!

Geſtändniſs.

Sie weiſs es längst, was ich verschweigen muſs!
Euch, Frühlingsbäume, nannt' ich ihren Namen;
Du, Echo, riefst ihn nach . . . und junge Weste kamen,
Und trugen ihn süſsflüsternd übern Fluſs.
Sie weiſs es längst, was ich verschweigen muſs!

Dort wallte Sie am monderhellten Fluſs.
Wie Elfen durch den Thau des Abends gleiten,
Wie Nymphen hehr am Blumenufer schreiten,
So schlüpfte über Veilchen leicht ihr Fuſs.
Sie weiſs es längst, was ich verschweigen muſs!

Leicht schlüpfte über Veilchen hin ihr Fuſs.
Wie? lauschte Sie, vom süſsen Ton gefangen,
Den Nachtigallen, die aus Ulmen sangen?
Wie? lauschte Sie der goldnen Saiten Guſs?
Sie weiſs es längst, was ich verschweigen muſs!

Still lauschte Sie der goldnen Saiten Guſs.
Sie forschte nach dem Sänger sanfter Lieder;
Die Holde lieſs im Silberschilf sich nieder,
Und träumte süſs mit sinnigem Genuſs.
Sie weiſs es längst, was ich verschweigen muſs!

Lang' weilte Sie mit sinnigem Genuſs,
Und bog herab die zarten Weidenzweige,
Daſs nicht mein Blick die Lauschende erreiche.
Doch mich beschützt der Liebe Genius . . .
Sie weiſs es längst, was ich verschweigen muſs!

Mich leitete der Liebe Genius;
Erwachend floh sie durch den Gang der Linden;
Doch Liebe lieſs mich ihren Schleier finden;
Ihr Auge sank beim schüchtern stillen Gruſs . . .
Sie weiſs es längst, was ich verschweigen muſs!

Ihr Auge sank, erwiedernd halb den Gruſs.
Doch floh Sie fort mit schaamhaftflücht'gen Schritten,
Halb streng, halb lauschend auf des Freundes Bitten;
Sie sah, dem Schleier aufgedrückt, den Kuſs,
Und . . . wüſst' es nicht, was ich verschweigen muſs?

Medora.

Frage nicht, von wo ich bin?
Mit der Liebe süſsem Schalle.
Forsche, Jüngling, nicht, wohin
Meiner Hoffnung Fittig walle?
Die verborgen dich erkoren,
Ist erkannt für dich verloren.

Oestlich schwebt mein Vaterland
Über deinen Blick erhoben,
Und dieſs bräutliche Gewand
Ward auf ferner Flur gewoben.
Rein're Sonnen, mild're Lenze
Färbten meine Blütenkränze.

Sieh das duft'ge Wolkenbild
Von der Iris Flug gezogen;
Auf dem irdischen Gefild
Ruht der goldne Farbenbogen;
Liebend magst du hinverlangen,
Nimmer seine Strahlen fangen!

Schnell in leichte Luft verweht,
Schweigt der Hauch der Hirtenflöte;
Nie vom Ost zurück erfleht
Leuchtet diese Sonnenröthe.
Andre Morgen, andre Lieder
Nimmer kehren diese wieder.

Wo der Born des Lichtes quillt,
Die Gestirne Strahlen trinken,
Wird des Herzens Glut gestillt,
Liebe und Gewährung winken.
Wandle fromm an meiner Seite,
Daſs ich dich zur Wonne leite.

Hebe, Jüngling, deinen Blick,
Hemme deiner Sehnsucht Frage,
Und entweihe dein Geschick
Nicht mit ird'scher Neigung Klage.
Deinem Glauben, deinem Hoffen
Steh'n des Himmels Thore offen.

Glücklich, daſs du mich geseh'n,
Wandle rein und still hienieden;
Doch mit ird'scher Liebe Fleh'n
Unterbrich nicht unsern Frieden.
Zartgeknüpfte Zauberbande
Leiten dich zum Sonnenlande!

Liedchen.

„Nimm an von mir, du Mägdlein hold!“
— So sprach der düstre Zwerg —
„Dieſs Sträuschen von hellem Rubin und Gold,
Gewachſen im tiefſten Berg.
Sieh, jedes Blatt ist ein Smaragd;
Ich nahm's dem Greif im dunklen Schacht.“ —

Ein Veilchen aus des Liebsten Hand,
Entfaltet am Sonnenlicht,
Ist mehr, als Perl und Diamant,
Dem Duft und Leben gebricht.
Behalt' deine Steine und rothes Gold,
Ich bleibe dem schönen Schäfer hold!

Im Thurme.

Wach' auf, schöner Knapp, es ist hoch Zeit!
Wach' auf!
Leg' an deine Schuh', dein goldgelb Kleid
Zum Lauf.
Laſs die Locken wallen
Wogend in der goldnen Flut;
Mit den Demantschnallen
Schmücke Wehrgehenk' und Hut!

Hab' Dank, guter Knapp', bist schnell geschmückt;
Tritt her!
Vernimm schweren Kummer, der mich drückt!
Ach schwer!
Zu der liebsten Frauen
Fleuch auf deinem rothen Roſs;
Durch des Feindes Gauen
Stiehl dich fort zu Armgards Schloſs!

Sieh, dort schimmert hell, wie frischer Schnee,
Die Burg.
Ein Altan blicht raus auf weiten See . . . . . .
Hindurch!
Scheue Biber zeigen
Sichern Furth durch Sumpf und Moor;
Dort auf schmalen Steigen
Schwang sich Liebe oft empor.

Noch träumt meine Lieb' in Engelhuth
Wol süſs;
Mir klopft ihre Brust mit reiner Glut
Gewiſs!
Durch damastne Hülle
Schau' nach ihr mit keuschem Aug';
Athme fromm und stille
Ihrer Lippen Blütenhauch.

Und wenn meine Holde dann erwacht,
So frag':
Hast nicht bang geträumt in dieser Nacht?
O sag'!
Scholl um deine Erker
Nicht der Lieder Trauerklang,
Die, in dumpfen Kerker
Eingesargt, dein Treuer sang?

So fleuch denn, wie schnelle Vögelein
Und Wind!
Und schwing' dich zu Armgards Fensterlein
Geschwind!
Bring' ihr treu die Kunde,
Daſs ich hier verschmachten muſs,
Und mit frommem Munde
Meinen letzten Abschieds-Kuſs.

Was zählt Felsenhall mir jeglich Wort
So karg?
Wähnt Echo, ich send' ein'n Jüngling fort
Ohn Arg'?
Ach, kein Knapp', kein Ritter,
Findet des Verschwundnen Spur;
An des Thurmes Gitter
Lauscht der junge Morgen nur.

Grasgrün und Rosenroth.

Jäger.

Alles, was mich kann erfreuen,
Nimmt der Rose Farbe an.
Nimmer soll es mich gereuen,
Daſs ich ihr bin zugethan.
Denn am vollen Rosenstocke
Fand, bei mildem Abendroth,
Eine Ros' in blonder Locke,
Ich mein Liebchen rosenroth.

Mädchen.

Alles, was mich kann erquicken,
Kleidet sich, wie grünes Gras.
Niemand soll mich scheel anblicken
Daſs ich Grasegrün erlas.
Morgens sah im grünen Garten
Ich zum Forst den Jüngling zieh'n.
Abends wagt' ich's, zu erwarten
Dort den Jäger grasegrün.

Jäger.

Aus dem Forst kam ich gezogen,
Wollte still zur Heimath geh'n,
Als die Liebe, mir gewogen,
Lieſs das Rosenkind mich seh'n;
Als ich ihr am Rosenstrauche
Schüchtern guten Abend bot,
Dankte mir mit sanftem Auge
Süſs das Liebchen rosenroth.

Mädchen.

Still und lauschend stand ich lange,
Laut das heiſse Herz mir schlug;
Glühend färbte sich die Wange,
Als ihn Liebe zu mir trug.
Sanft und zärtlich konnt' er flehen,
Und wie hätt' ich können flieh'n?
Ach, warum hatt' ich gesehen
Früh den Jäger grasegrün?

Jäger.

Wenn ich nun zu Walde ziehe
Nach dem düstern Eichenbruch,
Lauscht sie schon, bei Morgenfrühe,
Nett im ros'gen Busentuch.
Und nun schmückt mit hellen Strahlen
Sich der weiſse Himmel roth . . .
Sagt, wer mag so schön ihn mahlen?
Nur mein Liebchen rosenroth!

Mädchen.

Lausch' ich bei des Hahnes Krähen,
Ob der Morgen taugt zur Jagd;
Ist der Liebe Stern zu sehen,
Grün von Schein, wie ein Smaragd.
Durch des Dorfes grüne Linden
Seh' ich meinen Jäger zieh'n,
Und nun muſs der Stern verschwinden
Vor dem Jäger grasegrün.

Jäger.

Durch die Felder muſs ich schweifen;
Durch der Fluren Silberthau
Zieh'n von Rosenschmelz sich Streifen
Und umschlieſsen Busch und Au'.
Ziel' ich nach dem flücht'gen Wilde,
Beb' ich oft, von Angst bedroht;
Vor dem Rohr schwebt ein Gebilde,
Wie mein Liebchen rosenroth.

Mädchen.

Nach dem dunkeln Grün der Eichen
Folgt ihm meine Liebe nach,
Schmückt mit frischen Maienzweigen
Grün und festlich das Gemach.
Grüne Saaten, Epheuranken,
Raute, Mirtis, Rosmarin
Seh' ich um den Rahmen schwanken,
Wie mein Jäger, grasegrün.

Jäger.

Hageros' und wilde Nelken,
Ros'ges Nachtigallenbrod,
Seht ihr stets am Hute welken,
Kehr' ich heim bei Abendroth.
Lieb' ist rosig . . . drum erscheine
Selbst im Rosenlicht der Tod!
An des Grabes Rosen weine
Einst das Mädchen rosenroth!

Mädchen.

Grün ist Hoffnung . . . drum umschlinge
Mich der Mitte frisches Grün.
Ein Smaragd soll in dem Ringe
Bei der Trauung Funken sprüh'n.
Von dem grünen Rasenhügel
Schwingt sich unsre Liebe kühn,
Mit der Hoffnung Engelsflügel,
Nach der Himmelspalmen Grün!

Bei Übersendung eines Ringes.

Süſses Mädchen! Doctor Faust
War ein Ehrenmann.
Brennt er jetzt mit Haut und Haar,
So vermocht' er auch fürwahr,
Was jetzt keiner kann!

Geister bannte sein Befehl
Tausend Meilen her;
Ja, der schwarze Ziegenbock
Tanzte selbst nach seinem Stock,
Wie ein pol'scher Bär.

Doctor Faust war ein Genie ...
Niemand zweifelt dran, ...
Trieb gar freches Teufelsspiel;
Aber wer ihm wohlgefiel,
Durfte muthig nah'n.

Lebt' er noch, ich wüſste wol,
Was ich unterfing;
Gleich bät' ich demüthiglich:
Faustchen, ach verwandle mich
Schnell in diesen Ring!

O! wie mancher Schelmerei
Würd' ich dann mich freu'n!
Fühlte Liebchens weiche Hand
Sorglos unters Busenband,
Schlau fiel ich hinein.

Aber Abends . . . o wie eng
Wär' der böse Ring!
Sollt' ich abgeh'n, wankt' und wich
Ich kein Haarbreit, klemmte dich,
Bis ich mit dir ging!

Eitler Wunsch! . . . Beglückter Reif!
Schmücke denn die Hand
Meiner Julie, und sei
Meiner Liebe, meiner Treu'
Heil'ges Unterpfand!

Hänflings Liebeswerbung.

Ahidi! ich liebe.
Mild lächelt die Sonne,
Mild wehen die Weste,
Sanft rieselt die Quelle,
Süſs duften die Blumen.
Ich liebe, Ahidi!

Ahidi! ich liebe.
Dich lieb' ich, du Sanfte
Mit seidnem Gefieder,
Mit strahlenden Auglein,
Dich, Schönste der Schwestern!
Ich liebe, Ahidi!

Ahidi! ich liebe.
O sieh, wie die Blumen
Sich liebevoll grüſsen,
Sich liebevoll nicken!
O liebe mich wieder!
Ich liebe, Ahidi!

Abidi! ich liebe.
O sieh, wie der Epheu
Mit liebenden Armen
Die Eiche umschlinget.
O liebe mich wieder!
Ich liebe, Abidi!

Hänflings Morgenlied.

Liebchen! s'ist Morgen
Weibchen! s'ist Morgen.
Sieh, die Sonne winket,
Sieh, die Blätter träufeln
Von dem Thau der Nacht.

Weibchen! s'ist Morgen.
Sieh, die Nebel weichen . . .
Unsre Kleinen wachen,
Unsre Kleinen schreien,
Schreien um Brod.

Stille, ihr Kleinen!
Still, ich will eilen,
Futter euch suchen.
Mütterchen, warte!
Schon eil' ich fort.

Die Romanze.

Der Waller zog durchs Schattenthal;
Ein Harfendirnlein schön
Stand lichtbeglänzt im Mondenstrahl
Auf rauhen Bergeshöh'n.
„Du Mädchen mit Aug'lein so helle,
Wie Sternlein in silberner Quelle,
O steige hernieder . . . der Rasen ist grün
Am flüsternden Bache, dem Veilchen entblüh'n.“

„Nein, lieber Waller, diese Nacht
Kehr' ich bei Nonnen ein;
Doch wenn die Lerche früh erwacht,
Will ich dir nahe seyn!“
So sprach sie mit schelmischem Nicken,
Und schwand aus des Liebenden Blicken;
Und wo sie gestanden, ein funkelnder Stern
Sank golden hernieder aus nächtlicher Fern'.

Der Waller nahm sein Saitenspiel,
Zur Silberlaute sang
Er sanft beklommen Lieder viel,
Und wunderlieblich klang
Die Weise der zärtlichen Lieder
Aus Bäumen und Klüften ihm wieder.
Ein Nachtigallstimmchen, das Dirnlein gewiſs,
Gab Antwort der Frage gar lieblich und ſüſs.

Und unter duft'gem Lindenbaum
Entschlief der Waller bald;
Da zeigte ihm ein ros'ger Traum
Der Harfnerin Gestalt,
Mit Äuglein, wie Sternlein, so helle —
Als Nymphe in plätschernder Welle,
Als Schäferin tanzend auf sammtenem Grün,
Und angelnd am Bache, dem Veilchen entblüh'n.

Doch bald der Hirtenflur entrückt
Das süſse Kind erschien
Als Ritterdame schön geschmückt,
In Gold und Hermelin.
Sie schwang in der Rechten die Lanze
Mit flatternden Bändern und Kranze;
Von silbernen Schleiern, in Rosen getaucht,
War üppig der schwellende Busen umhaucht.

Sie ging auf blütenreicher Bahn,
In Pomeranzenduft;
Sie saſs auf Maurischem Altan
In milder Abendluft;
Sie lauschte am goldenen Gitter
Der nächtlich ertönenden Zither;
Sie folgte als Knappe dem Kreuzespanier,
Und krönte den Sieger bei offnem Turnier.

Und schon entwich sie durch die Nacht
Vom hellen Fackeltanz . . .
Die frühe Lerche war erwacht
Und stieg im Morgenglanz.
Der Waller entriſs sich dem Traume,
Und, lauschend am blühenden Baume,
Begrüſst' ihn das Dirnlein, als Pilgerin fromm,
Und lispelte zärtlich: Du Träumer, nun komm!

„O träumt' ich ewig! Dich gesehn
Hab' ich im Rosentraum
In Wunderpracht . . . mit dir zu geh'n,
Du Zaub'rin! wag' ich kaum.
Sag', bist du den himmlischen Hallen
Entstiegen, um irdisch zu wallen?
Hinweg mit dem Schleier! verbirg dich mir nicht!“
Da lächelt die reizende Pilg'rin und spricht:

„Wunderbar bin ich geboren,
Bin der blonden Venus Kind,
Die ihr Reich nicht hat verloren
Wenn gleich andre Götter sind.

Phöbus ward einst in Cythere
Schon in gold'ner Zeit entbrannt,
Als, entschwebt dem grünen Meere,
Sie im Kreis der Götter stand.

Doch der schönen Göttin Liebe
War dem tapfern Mars geweiht;
Sie vergalt des Dichters Triebe
Nur mit Spott und Sprödigkeit.

Bis aus dem Olymp vertrieben
Floh der seel'gen Götter Schaar,
Einsam ihre Tempel blieben,
Ohne Weihrauch ihr Altar.

Venus schwamm vom Wolkenpfade,
Lächelnd und mit offner Brust,
An ein blumiges Gestade,
Lebte dort in ird'scher Lust.

Phöbus mit dem zarten Herzen
Sang, wie in Arkadia,
Seine Flammen, seine Schmerzen
Allen Quellen fern und nah.

Ares zog zu Gottfrieds Heeren,
Nahm des rothen Kreutzes Zier,
Kehrte oft auf wilden Meeren
Nach Cythereens Lustrevier.

Einstens, als in Abendlüften
Venus liebeschmachtend schlief,
Und, berauscht von Wonnedüften,
Den geliebten Krieger rief:

Kam Apoll im Ritterkleide,
Ganz verhüllt in dunklen Stahl,
Und errang im Helmgeschmeide
Schlau das Ende seiner Qual.

Also hat mit Amathusen
Phöbus mich durch List erzeugt:
Aber dann im Hain der Musen
Eine Nymphe aufgesäugt.

Ich entrann in jungen Jahren
Schlau der Pierinnen Huth;
Denn für ernste Lehren waren
Viel zu rasch mein Sinn und Blut.

Land und Meer bin ich durchzogen,
Abentheuer zu besteh'n;
Jung und Alt ist mir gewogen;
Niemand heiſst mich weiter geh'n.

Jede Blume dient zum Kranze . . .
Ich bin sanft und wild und fromm . . .
Und sie nennen mich Romanze.
Waller! magst du mich, so komm!"

Schillers Grab.

Welch tiefe Stille deckt die Frühlingshaine!
In düstre Schleier hüllt sich Berg und Flur;
Verödet steh'n die duft'gen Blumenraine;
An Orpheus Urne trauert die Natur.
Er haucht nicht Leben mehr in todte Steine,
Er wallt dahin auf nachtumgebner Spur!
Verstummt sind sie, der goldnen Lyra Lieder;
Er ging dahin, und nimmer kehrt er wieder.

Dort liegt der Sänger! Wenig Steine decken
Den Mächt'gen, dessen Ruhm den Pindus füllt,
Den Mächt'gen, der des Lasters grause Schrecken,
Der Tugend holde Schöne uns enthüllt.
Dort liegt der Sänger! Nichts kann ihn erwecken,
Ob Philomele flötet, Donner brüllt.
Jahrhunderte wird noch zu diesen Hallen
Die späte Nachwelt still bewundernd wallen!

Ha! was erblick' ich? Lichtgestalten heben
Sich an dem heil'gen Grabe still empor.
Wie Engel um der Seel'gen Grüfte schweben,
So schweben sie, ein himmlisch Mädchenchor.
Ich sehe sie den Sarkophag umweben
Mit ew'ger Kränze reichem Blumenflor . . .
Wie nennt ihr euch, aus Edens lichten Sphären
Herabgeschwebt, um Raphael zu ehren?

Dich, dich erkenn' ich, liebende Louise,
Du frommes Opfer schlauer Schändlichkeit;
Ein süfses Veilchen auf der Maienwiese,
Im frühen Lenz dem Opfertod geweiht.
Ob keine Freude dir auf Erden spriefse,
Ob frühe dir verrinnt der Tropfen Zeit;
Du blicktest hoffend auf nach jenen Welten,
Wo schöne Thränen für Triumphe gelten.

Du? . . . Du bist Laura, die im mag'schen Bunde
Mit höhern Geistern einst ihr Dichter sah.
Du Valois! . . . Du mit der Todeswunde
Des Räubers Braut . . . „Du weinst, Amalia?“ . . .
Es fliefsen Seufzer von dem blassen Munde;
Mit tiefer Schwermuth Zügen stehst du da:
„Nur zu verlieren, müssen wir erwerben,
Ach, alles blüht, zu welken und zu sterben!“

Und Du . . . bist Thekla! Grofsen Schmerz erfahren
Hast du auf kurzem, dornenvollen Pfad.
Der Holde sank mit seiner Treuen Schaaren,
Der liebend sich der Liebenden genaht.
Ich sehe Dich, wie in der Vorzeit Jahren
Die Wallerin des Helden Gruft betrat!
Du seufzest still mit schmerzlicher Geberde:
„Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!"

Ja, Alles, Alles sind nur luft'ge Träume;
Vorüber hallt die Melodie dem Ohr . . . .
Doch, welch ein Glanz umröthet jene Bäume?
Wie? öffnet sich des Himmels goldnes Thor?
Johanna schwebt herab durch Sonnenräume,
Sie schwingt die Oriflame hoch empor:
„Dort floh Er hin!" — ruft sie im Seraphskleide —
„Kurz ist der Schmerz, und ewig ist die Freude!"

An den Fremdling.

Charade.

Daſs ich melodisch, wie schwellende Töne,
Rauschend, wie Harf' und Gesang,
Wandle in muthiger, reitzender Schöne
Meinen erhabenen Gang;
Daſs ich mit Schleiern von blendender Seide,
Wie der sich badende Schwan,
Meine geflügelten Füſse bekleide;
Deutet mein Erstes dir an.

Aber mein Zweites kann dir verrathen,
Was meine Mutter gethan.
Wie sich die Fülle gereifter Granaten
Schwellend eröffnet die Bahn,
Also, als Sieg'rin, durch stürzende Bogen
Brach sie, durch ew'ges Gestein . . . . . .
Wanderer! wardst du der Nymphe gewogen,
Kehre bald wieder hier ein!

Die Himmelsbraut.

Willst dem Kloster dich verloben
In des jungen Maien Zeit?
Schauest unverwandt nach oben,
Fliehst des Lebens Herrlichkeit?
„Die Sünde will ich meiden,
Zu Gotte steht mein Sinn;
Mein Loos ist zu beneiden;
Der Herr ist mein Gewinn!

Kränze dich mit Ros' und Reben,
Lust und Freude winken dir.
Sprich, ward dir umsonst gegeben
Deines Leibes holde Zier?
„Gab mir des Herren Güte
Der ird'schen Schöne Ruhm,
So prange diese Blüte
In seinem Heiligthum!“

Siehst du nicht die Liebe weinen?
Durch der Treue süſsen Bund
Ewig ihm sich zu vereinen,
Fleh't des Jünglings Aug' und Mund!
„Es waltet hier auf Erden
Nur niedere Begier;
Vermählet will ich werden,
Mein Heiland, nur mit dir!"

Doch du muſst dein Haar verschneiden,
Gleicht es auch dem Golde gar;
Muſst in düstres Schwarz dich kleiden,
Dich kasteien immerdar.
„Schmückt den Altar zur Feier;
Die Braut war längst bereit;
Willkommen Kutt' und Schleier;
Ihr seid mein Ehrenkleid!"

Traumgesicht
des gefangenen Klosterbruders.

Es hat mir ein Mädchen im Traume
Einen goldnen Becher credenzt.
Der Wein war mit perlendem Schaume,
Mit Feuernelken der Becher bekränzt.

Das Mädchen war lieblich zu schauen;
Es floſs ihr vom Nacken wie Sternennacht;
Es glänzten aus dunkelen Brauen
Die Augensterne in sonniger Pracht.

Sie schien nicht vom Ird'schen zu stammen;
Doch alle Schöne wohnte an ihr.
Ihr Hauch, gleich ätherischen Flammen,
Entglühte die Seele zu wilder Begier.

Gewänder, wie Nebel, umgossen
In üppigen Wellen den blühenden Leib;
Von Jugend und Wonne umflossen
Erschien mir das liebliche geistige Weib.

Sie trat aus dem düstersten Dunkel,
Aus einem sich öffnenden Pfeiler hervor,
Hielt, strahlend von Gold und Karfunkel,
Mit blendendem Arme den Becher empor.

Ich hab' aus dem Kelche getrunken . . .
Weiſs nicht, ob Nektar, ob Naphta drin war.
Wol nahm ich elektrischer Funken
In allen Gebeinen und Adern gewahr.

Ich kann nicht die Schöne vergessen
Und nimmer vergessen des Trankes Genuſs.
O könnt' ich an Busen sie pressen,
Und sterben im Arm ihr, im glühenden Kuſs!

König Elrichs Irrgarten.

Herr Elrich jagt im grünen Wald
Auf goldgezäumtem Roſs,
Gewahrt auf hohem Berge bald
Ein grau gethürmtes Schloſs.

Im tiefe Thal ein Fräulein schaut
Gar freundlich und allein.
„„Schön Gunihild, willt du die Braut
Von König Elrich seyn?““

„Ach, eure Braut, die wär' ich gern
In Silberstuck und Kron';
Doch theilt mit Elrich, meinem Herrn,
Frau Isabell den Thron.“

„„Frau Isabell die ist nicht fein,
Ist gelb von Angesicht.
Willt, Schönste, meine Bule seyn
Nach zarter Minne Pflicht?““

„Ist Gunihild auch jung und zart,
Doch keine Bul' für euch.
Die Schwester Ritters Abilgard
Ist ehr- und tugendreich.“

„„Dein Abilgard zog fern in Krieg;
Du lebst in Einsamkeit.
Er wirbt um Gunst, um Ruhm und Sieg,
Und lieſs dich ohne Freud'.““

„Ich soll ins heil'ge Kloster zieh'n,
Und mich dem Altar wei'hn“ . . .
„„Und wolltest ungeliebt verblüh'n,
Du schönste Ros'? Ach nein!““

„„Ach, wenn dein König dir gefiel,
Stets hold und treugesinnt,
So führt' ich dich zu Lust und Spiel
Nach meinem Labyrinth.““

„„Ich hab' auf Säulen von Porphyr
Ein goldnes Haus erbaut;
Wo man ein schönes Lustrevier
Voll hoher Damhirsch' schaut.““

„„Viel Ind'sche Vöglein, roth und grün,
In blau und goldner Pracht,
Sind dort, und Nachtigallen zieh'n,
Von Zweig zu Zweig bei Nacht.““

„„Und Wunderbilder, marmorn all',
Viel Bäume fremder Art,
Sind dort mit plätscherndem Krystall
Und Blumenschmelz gepaart.““

„„Dort ist der Freude Sitz; dahin
Verirrt kein Lauscher sich;
Dort ist die Schönheit Königin . . .
Ach, Schönste, zeige dich!““

Sie trat verschleiert aus dem Schloſs
In stillgeheimer Lust;
Der König hob sie auf sein Roſs,
Drückt' heiſs sie an die Brust.

Er schlug bis hoch zum Aug' hinan
Den Mantel um sein Kind,
Und kam in seidnem Irrgart an
Gar freudig und geschwind.

Und als von seiner neuen Gunst
Frau Isabell erfuhr;
Gelobte sie in Zornesbrunst
Der Rache frechen Schwur.

Sie schrieb mit schlau verstellter Hand
Dem König einen Brief,
Als ob ein Mann im Weibsgewand
In Gun'hilds Armen schlief.

Und zornerfüllt der König sprach:
„„Sie war der Unschuld Bild;
Doch weil sie Pflicht und Treue brach,
So sterbe Gunhild!““

Er warf sich wütig auf sein Roſs,
Sprengt' über Weg und Steg,
Und kam, eh' Dämm'rung sich ergoſs,
Zu seinem Lustgeheg'.

Er rief zu sich drei Gärtnersknecht';
Der erste weiſs von Haar,
Der zweite wie ein Neger recht,
Der dritt' ein Rothkopf war.

Er rief zu sich drei Gärtnersknecht',
Und frug sie: „„Habt ihr Muth?
Gilt euch mein Will' statt Spruch und Recht,
Und bebt ihr nicht vor Blut?““

Der Weiſskopf sprach: „Herr König mein,
Es war des Knaben Brauch:
Mein Sprenkel schnitt des Finken Bein,
Ich bohrt' der Lerch' ins Aug'.“

Der Mohrenkopf erwidert drauf:
„Wol gleich gilt mein Gebot!
Mir zappelt überm Amsenhauf'
Sich Frosch und Maulwurf todt.“

Der Judaskopf sprach auch geschwind:
„So ihr nicht heget Zorn,
Ich hab' verscharrt ein Nonnenkind
Jüngst unterm Gartenborn.“

Der König sprach gar dumpf und hohl:
„„Da ihr so wacker seid,
Begrabt ihr mir ein Täublein wol;
Drum haltet euch bereit!““

Er ging zu seiner Bul' zur Stund';
Sie flog in seinen Arm,
Und gab mit ihrem Rosenmund
Ihm Küsse süſs und warm.

„„Schön Lieb! wie ist im Kämmerlein
Die Luft so heiſs und schwül;
Komm, dich des Abends zu erfreu'n,
Zum Garten grün und kühl!“ “

Sie kam an einen Springborn hell,
Und sprach: „Herr und Gemal!
Laſs hier uns ruh'n“ — „„Ach nein, am Quell
Brennt noch der Sonne Strahl.“ “

Er kam an einen Apfelbaum
Gar grün und rosiglich:
„„Schön Lieb! hier beut der Rasen Raum
Für deinen Freund und dich.“ “

„„Und schau', o schau' das Äpflein rar,
Wie Gold und Incarnat;
Gestreift, getüpft gar wunderbar
Und würzig, wie Muscat.“ “

Vom schweren Ast der König bog
Das ros'ge Äpfelein.
Er pflückt' es freundlich ab, und zog
Hervor ein Messer klein.

Er schnitt die würz'ge Frucht entzwei
Vom Grübslein bis zum Stiel.
„„Nimm hin, nimm hin für Lieb' und Treu;
Denn ganz wär' mir's zu viel.““

„Ach weh, ach weh, Herr und Gemal,
Mir wird so weh und weich!
Fast scheint die goldgetüpfte Schal'
Dem rothen Giftpilz gleich.“

„„O nein, o nein, feins Liebchen; iſs;
Mit solcher Wunderfrucht
Ward einst im schönen Paradies
Des Weib's Gelust versucht.““

„Ach weh, wie wird dieſs Schnittlein blau,
Und deins bleibt liljenweiſs;
Dein Messer links ist giftig grau,
Doch rechts wie Silbergleis!“

„„So fleh' zu Gott . . . heut lilienweiſs,
Bist morgen falb und grau;
Und büſs'st der Unschuld falschen Gleis
In Flammen schwefelblau.““

„Jesu, Marie! . . . du arger Mann!
Ist dieſs der Minne Lohn?
Weil dein Gekos' mein Herz gewann,
Muſs ich von hinnen schon?“

„Gott richte dich am neunten Tag
Nach meinem frühen Tod!“
Sie nahm das Messerlein; es brach
Ihr Herz, von Blut so roth.

Der König floh mit tiefem Schrei,
Und fluchte sich und Gott.
Die Knechte sprangen schnell herbei
Mit losem Scherz und Spott . . .

Und steh'n entsetzt . . . „Welch zartes Weib!
Der Erde schönste Zier!
Laſst uns begraben still den Leib . . .
Herr Gott, sei gnädig ihr!“

Sie stechen in den schwarzen Grund
Tief mit dem Spaten ein,
Und graben mit verstummtem Mund
Bis spät zum Mondenschein.

Das guldne Haar, der seidne Rock,
Von Schollen ward bedeckt;
Zuletzt ein junger Nelkenstock
Zum Zeichen drauf gesteckt.

Doch Abilgard in seinem Zelt
Am Morgen träumt' es schwer,
Als ob mit rother Erd' entstellt
Die zarte Schwester wär'.

Er nahm die Lanze und den Schild
Und warf sich auf sein Roſs.
Er suchte Schwester Gunihild
Im väterlichen Schloſs.

Und als er die geliebte Maid
In seiner Burg nicht fand,
Im Kloster nicht, durchstrich er weit
Des König Elrichs Land.

Und kam am sechsten heiſsen Tag
Zum grünen Apfelbaum,
Wo tief verscharrt die Schwester lag
Im engen Grabesraum.

Er stieg herab vom müden Roſs,
Zu kühlen seine Glut;
Da thät sich auf ein Nelkenschoſs,
Schneeweiſs, besprengt mit Blut.

„Bist du gewürgter Unschuld Bild?
Ist Unthat hier gescheh'n?“ . . .
Vorüber zittert Gunhild,
Und winkt, und scheint zu fleh'n.

Der Ritter lag drei Nächte lang
Im Wald mit wildem Schmerz;
Beim dritten Morgenröthen drang
Sein Dolch in Elrichs Herz.

Rothkehlchen.

Der Knappe ging,
Der Knappe kam,
Bis er mich fing,
Das Herz mir nahm.

Der Vater sprach:
Verlaſs mein Kind,
Daſs es nicht Schmach
Und Jammer find'.

Er bat so ſüſs,
Er trotzt' so kühn;
Der Vater lieſs
Ihn zu uns zieh'n.

Die Schwalben floh'n;
Der Winter kam;
Er hieſs nun Sohn
Und Bräutigam.

Sein Helm und Schwert
Hing an der Wand.
Sein scharrend Pferd
Beim Haber stand.

Oft saſsen wir
Bei düsterm Licht
Vertraulich hier,
Und merkten's nicht.

Lieb Mutter tief
Nickt' hinterm Heerd;
Rothkehlchen schlief
Auf Helm und Schwert.

Rothkehlchen pfiff
Beim Morgenkuſs
Vom Schwertesgriff
Uns seinen Gruſs.

Die Trommel klang;
Die Thräne floſs!
Er schied, und sprang
Aufs wilde Roſs.

Rothkehlchen irrt
Bei Dämmerlicht,
Und sucht und schwirrt,
Und findet nicht.

Find'st keine Ruh,
Rothkehlchen klein?
Hätt' ich, wie du,
Zwei Flügelein!

Das Fähnlein.

Darf ich weinen, darf ich muthlos klagen,
Oder sind auch Thränen mir verwehrt?
Darf die Liebe zu betrauern wagen,
Den mit Lorbern selbst der Feind geehrt?

Sprich noch einmal, düst'rer Schreckensbote,
Dem der Knappe seine Lieb' vertraut,
Sprich noch einmal von des Tapfern Tode
Ohne Bangen zur verwaisten Braut.

Doch du flohest, konnt'st nicht Thränen sehen,
Weiberthränen, rauher Mann im Stahl,
Hörtest nicht auf Seufzer und auf Flehen,
Mich zu leiten zu dem Heldenmal!

Hört es, Brüder, denn von mir, was gestern
Mir der Mann im Panzerstahl gebracht;
Hört es denn von mir, ihr meine Schwestern,
Und dann geht, und laſst mich unbewacht!

Ihr, die meinen Jüngling oft gesehen,
Sagt, ob Einer ihm auf Erden glich?
Prieset ihr . . . jetzt könnt ihr es gestehen . . .
Prieset ihr nicht oft zu glücklich mich?

Ja, ich war's! da rief's zum Krieg den Knappen,
Und er sprach: Nur rühmlich kehr' ich dir!
Warf sich muthig auf den treuen Rappen,
Lieſs den Ring der ew'gen Liebe mir.

Und er schrieb: Nach rühmlichem Gefechte
Hat der Fürst das Panner mir vertraut;
Mit dem Fähnlein, oder ohne Rechte,
Kehr' ich wieder zur geliebten Braut!

Schwestern! nimmer kehrt der Knappe wieder
Aus des Kampfes blutgedüngtem Feld! . . .
Weidet zagend eure Lämmer, Brüder,
Fromme Hirten! . . . und beklagt den Held!

In der Linken hielt er noch den Degen;
Denn ein Stumpf nur war die rechte Hand;
Mann und Roſs hat auf dem Fähnlein legen;
Nur der Leich' ward es vom Feind entwandt!

Wechselgesang.

Nach Horaz.

Dichter.

Als ich noch Huld vor Nanni's Augen fand . . .
Ach Nanni! eh' der reitzende Baron
Den Liljenhals, den schlanken Leib umwand,
Gönnt' ich den Erdengöttern ihren Thron.

Mädchen.

Da noch dein Herz für keine Andre glühte,
Nicht schöner Stella dir, als Nanni, blühte,
Klang Nanni's Preiſs in jedem deiner Lieder,
Gleich Laura und Corinna, lieblich wieder.

Dichter.

Jetzt dien' ich Stella, meiner Königin,
Der jungen Sappho von Milano's Flur,
Und muthig geb' ich mich dem Tode hin,
Verschont die Parze meiner Holden nur.

Mädchen.

Für Heinrich glüh' ich mit vergoltner Flamme,
Den edlen Sohn aus altem hohen Stamme,
Und zweimal wollt' ich freudig für ihn sterben,
Könnt' ich Verschonung meinem Freund erwerben.

Dichter.

Wie? kehrte Amor lächelnd uns zurück,
Und schenkt' uns wieder das verscherzte Glück?
Wie, wenn die braune Stella ich verlieſs,
Der blonden Nanni ew'ge Treu' verhieſs?

Mädchen.

Leicht, wie der Kork, Champagnerschaum entflogen,
Und häm'scher bist du, als die falschen Wogen;
Wol schön ist Heinrich, wie des Morgens Sterne,
Doch mit dir leb' ich, mit dir sterb' ich gerne!

Frühlings Erdenwallen.

Frühling schwebt auf Sylfenflügel,
Frühling sinkt in goldnem Strahl
Von dem ewig grünen Hügel
Zu der Hoffnung stillem Thal.
Ihn, den Schönsten, sieht man wallen
Durch der regen Wälder Lust;
Ihm, dem Schönsten, zu gefallen,
Schwillt der Blumen junge Brust.

Zarte Glöckchen steh'n am Wege;
Weiſs, wie Schnee im Mondenlicht,
Senkt im grünen Wildgehege
Maienblum' das Angesicht.
Auch im Nonnenschleier schlagen
Mädchenherzen liebewarm;
Doch die scheuen Blicke sagen
Nichts von stiller Liebe Harm.

„Blöd' und farblos, wie der Winter,
Läſst der Jugend Reitz mich kalt.
Sehnend such' ich, blasse Kinder!
Schön're Neigung und Gestalt.
Zucht und Sitte kann ich achten,
Doch den Frommen mich zu weih'n,
Wehrt des Busens heiſses Schmachten,
Treibt mich tiefer in den Hain."

Lieblich unterm Blätterkranze
Fleht, versteckt im Holderstrauch,
Mit der Thräne Perlenglanze
Der Viole blaues Aug'.
Leise Seufzer, süſse Düfte
Haucht des sanften Veilchens Schmerz;
So verräth im Felsgeklüfte
Nur ein Hauch der Echo Herz.

„Sanfte Trauer muſs mich rühren;
Reitzend schmückt der dunkle Kranz,
Und der Wehmuth Thränen zieren
Schöner Augen Himmelsglanz.
Doch ein freies, frisches Leben.
Hat mir lächelnd die Natur
Auf den kurzen Pfad gegeben;
Heitre Schönen lieb' ich nur!"

Sylfe schwingt den Silberfittig,
Flattert durch ein blinkend Thor.
Schimmernder, als Pfau und Psittig,
Lacht der stolzen Tulpen Flor.
Schlank im grünen Königskleide,
Mit der Krone Feuergold,
Strahlend mit Rubingeschmeide
Fodern sie den Liebessold.

„Stumm bewundr' ich, hohe Schönen!
Eures Schmuckes Purpurlicht.
Aber meine Wünsche krönen,
Sultanstöchter, könnt ihr nicht.
Legt euch ungeküſst zu Grabe
In der eitlen Krönungstracht;
Daſs ich mich an Liebe labe,
Flieh' ich hin, wo Liebe lacht.“

Und in bunten Chören grüſsen
Hyazinthen duftgefüllt.
Bulend öffnen Goldnarzissen
Busen, nur zum Schein verhüllt. *)
Leicht gegürtet, üppig, nicken
Sie zum Liebesspiel und Kuſs,
Und es schwimmt in Feuerblicken
Jeder Wonne Vorgenuſs.

„Reiche Freuden mögt ihr spenden,
Reitzende im Tänzerkleid!
Aber meine Blicke wenden
Sich nach treuer Zärtlichkeit.
Nie wird Eros uns verbinden,
Ob ihr schon wie Hebe prangt . . .
Götter! soll ich nimmer finden,
Was mein schmachtend Herz verlangt?“

Rosenknöspchen, still von Sitte,
Lauscht durchs grüne Schleiertuch,
Und des Auges zarte Bitte
Hemmt des schönen Sylfen Flug.
Unschuld, Scham und Sehnsucht schlieſsen
Noch die Brust, und heiſse Glut
Will die Wangen übergieſsen
Mit Cytherens Götterblut.

„Flötet, süſse Philomelen!
Seel'ger Hymenäen Laut;
Psychen nur kann Amor wählen,
Rose ist des Frühlings Braut.
Sie nur stillt des Busens Streben,
Sie nur ward mir auserseh'n;
Nur der Schönste'n will ich leben,
Und mit ihr will ich vergeh'n!“

In der Nacht.

Schlief ich längst im kühlen Grab,
Fiel der Abendthau herab
Auf mein moderndes Gebein
Unterm kalten Leichenstein!

Wohnt' ich dort auf jenem Stern,
Meiner Julie nicht fern,
Die im blassen Silbermond
Unter duft'gen Lauben wohnt!

Süſses, liebes Wonnebild!
Komm aus himmlischem Gefild,
Komm in stiller Mitternacht,
Wenn mein mattes Auge wacht!

Küsse mir den Friedenskuſs
In der Liebe Gluterguſs,
Reich' mir deine ſanfte Hand
Aus dem weiſsen Nachtgewand.

Hörst du meine Klage nicht? . . .
Hell erglänzt des Mondes Licht!
Muthig in der Wellen Lauf . . .
Hero steckt die Fackel auf!

Der unterirdische Sahl.

Mönchsmärchen.

Hoch wölbt zu mondlich-düstrer Halle
In grauser Trümmer Dorngefild
Ein Lorber sich; ein ernstes Bild
Von modergrünlichem Metalle
Steigt aus dem Schutt, und Disteln wiegen
Ihr Haupt an dunklen Runenzügen.

Wer den metallnen Knaben schauet,
Ahnt tief verschloſsne Schätze hier;
Es wühlt bei Nacht des Gräbers Gier;
Dumpf dröhnt, wenn kaum der Morgen grauet,
Das spröde Erz von mächt'gen Streichen;
Doch nimmer will's im Grunde weichen.

Die Axt auf dem gebeugten Nacken,
Kommt auch die fromme Klosterschar
Mit dem geprieſsnen Abt Hilar.
Man prüft den Grund mit Beil und Hacken,
Mit Wünschelruthen, Wasserwagen,
Und schon beginnt's im Ost zu tagen.

Roth schimmert's in den finstern Zweigen;
Der Abt schaut ernst und unverwandt
Stets nach des schwarzen Knaben Hand.
Die Linke droht, und warnt, zu schweigen,
Indeſs, geheimen Wink zu geben,
Der Rechten Finger sanft sich heben.

Was längst Hilar im Geist erwogen,
Doch gier'ge Thoren nicht versteh'n,
Wird freudig in Erfüllung geh'n;
Sein Dämon hat ihn nicht betrogen. . . .
Es winkt, den Lorber zu umringen,
Auf ihn den scharfen Stahl zu schwingen.

Von kräft'gen Schlägen hallt die Runde,
Doch haftet Axt und Karste kaum
Am hundertjähr'gen Lorberbaum;
Nicht eher wankt der Stamm im Grunde,
Bis zu des Mittags Feuerkreise
Die Sonn' vollendet ihre Reise.

Der Lorber sinkt; mit lauten Freuden
Verkundet es der Mönche Ruf.
Wo der Gefall'ne Dämmrung schuf,
Sieht man das goldne Licht sich breiten,
Und, ein gigant'scher Sonnenweiser,
Ragt hoch das Bild durch niedre Reiser.

Scharf späht Hilar jetzt nach der Zeile,
Die der gestreckte Finger zieht,
Und o! mit schnellerm Herzschlag sieht
Er einen Ring, und steckt in Eile
Mit abgebrochnen Lorberzweigen
Sich unbemerkt geheime Zeichen.

Dann forscht zum Schein am Fuſsgestelle
Er lang', und ruft: Auch Sonnenlicht
Enthüllt der Züge Deutung nicht!
Er haut mit übereilter Schnelle
Vom Bilde Arm und Zeigefinger,
Und führt die Schaar zum Klosterzwinger.

Doch als des Neumonds Horn erschienen,
Kehrt er zurück mit Talisman
Und rüstet sich zum Geisterbann.
Sein Schüler nur darf ihn bedienen,
Den, in verbotner Lieb' geboren,
Er sich zum Erben auserkoren.

Nicht eine Schön're sah die Sonne
Vom Aufgang bis zum Niedergang,
Als Agnes; nur Magie errang
Dem Abt die Gunst der keuschen Nonne.
Des Himmels Duft, der Hölle Gründe,
Umfingen sich in ihrem Kinde.

Drum brannte auch in Benno's Herzen
Bei heil'ger Glut die schnöd'ste Lust;
Stets dürstend rang die volle Brust
Mit frechen Wünschen, Reu' und Schmerzen;
Oft, wenn die guten Engel schliefen,
Lockt' ihn der Feind zu seinen Tiefen.

Dem Meister trug er jetzt die Leuchte,
Der, die Beschwörung murmelnd, ging.
Bald fanden sie den Eisenring,
Der eine schwere Platte zeigte;
Und, folgsam finstern Zauberworten,
Erschlossen sich der Tiefe Pforten.

Durch schwarzer Spalten enge Wände,
Vertrauend auf geheime Macht,
Klimmt Abt und Lehrling in den Schacht;
Kein scharfer Stein ritzt ihre Hände;
Sie nah'n, gefloh'n vom Gnomentrosse
Der Berge, einem stillen Schlosse.

Geschmückt mit schweren, feuchten Stoffen,
Zeigt sich durch Pfeiler ohne Zahl
Dem Aug' ein grauer Marmorsahl;
Die Thür von Ebenholz steht offen;
Hoch am Gewölb' schwebt ein Karfunkel
Und spendet Licht durchs ew'ge Dunkel.

Hier ruht ein goldner König, hager
Und streng, bei seiner Königin,
Entzückend für des Auges Sinn,
Doch silberbleich, auf schwarzem Lager;
Der Fürstin Augensterne stieren
Gleich Amethysten und Sapphiren.

Doch holder rief aus Paros' Hügeln
Pygmalions beglückter Stahl
Nicht jenes Bild der Lieb' und Qual;
Ach, jedes Jünglings Herz beflügeln
Muſs dieser Mund; an diesem Busen
Trotzt man versteinernden Medusen.

Und oftmals hat in heiſsen Träumen
Der Jüngling schon dieſs Bild gesehn;
Bei balearischer Lüftchen Wehn
Schlief sie an Pomeranzenbäumen,
Und schwelg'risch sangen Geistertöne:
Dein Kuſs erweckt die holde Schöne! . . .

Fast will das Herz vor Glut zerspringen;
Es wogt die Brust, der Athem stockt.
Von dieses Busens Schnee verlockt
Wird Benno mit der Hölle ringen;
Doch Beide faſst geheimes Zagen,
Als sie durch das Portal sich wagen;

Und durch Trabanten seltner Länge,
Die schwarz gepanzert, eisern steh'n,
Zu der gediegnen Tafel geh'n,
Wo sich mit blendendem Gepränge
Zu köstlich funkelnden Pokalen
Gesellen Gold und Silberschalen.

Hoch aufgethürmt in bunten Haufen,
Mit Zweiglein von Korall geschmückt,
Wird hier manch Schaugericht erblickt,
Mit Königreichen nicht zu kaufen;
Von Perl, Rubin und Hyacinthen
Sind Frucht und Trauben hier zu finden.

Und alles starrt . . . in ferner Ecke
Lauscht scharf ein Schütz; auf straffem Seil
Des Bogens zielt sein blanker Pfeil
Nach dem Karfunkel an der Decke.
Der Abt zeigt bebend mit dem Finger
Den schwarzen Schützen seinem Jünger.

Begier und banges Grauen kämpfen,
Der Jüngling, von Rubinenfrucht
Zu niederm Raube nicht versucht,
Kann nicht des Herzens Triebe dämpfen;
Er stürzt der Königin zu Fuſsen,
Und wagt's, den bleichen Mund zu küssen.

Die Säulen wanken; es erbebet
Der ganze schallende Palast;
Es springt mit wilden Zornes Hast
Der König auf, und Alles lebet!
Es schwirrt der Pfeil nach dem Karfunkel,
Ein gift'ger Schwaden füllt das Dunkel.

Aus tiefen Schlünden Stürme brausen,
Und eine schwarze Todesnacht
Umzieht den unterird'schen Schacht;
Es klirren Lanzen, Schwerter sausen. . . .
Stumm ward Hilar, bedeckt mit Wunden,
Der Lehrling nimmer wieder funden.

Entschuldigung.

Er war so schwül, und ach, Sie war so milde!
Der Abend war so schwül!
Es senkte sich die Nacht vom Sterngefilde
Aufs Birkenthal so lieblich kühl.

Er war so schwer; so lockend Ihre Blüte;
Der Schleier war so schwer im milden Abendhauch.
Die Rose, die am warmen Busen glühte,
Schien duftender, als die am vollen Strauch.

Sie war so grün; Er sah so silbern nieder;
Die Laube war so grün, so dicht.
Sanft stahl der Mond sich durch den blauen Flieder
Und spendete ein zaub'risch Dämmerlicht.

Sie war so jung; so zärtlich konnt' Er flehen!
Die Schöne war so sanft, so gut:
Wie sollte Sie dem Jüngling widerstehen,
Dem sanften Mond, der eignen Herzensglut?

Parabel.

Wer ist der Jüngling hoch und hehr,
In dessen starken Armen,
Der Alpe Schnee, das Zackenmeer
Zu Lust und Freud' erwarmen?

Wer nennt die Jungfrau hold und treu,
Die zärtlich nach ihm schmachtet,
Und ohne Wandel, stets aufs neu'
Ihn zu gewinnen trachtet?

Sie stickt für ihn das Brautgewand,
Sie kränzt das Haar mit Blüten;
Er pflegt ihr jährlich Herz und Hand
Zum Liebesbund zu bieten.

Und senkt er liebend sich herab
Zu ihr, die er erkoren,
So wird auf früh'rer Kinder Grab
Ein jung Geschlecht geboren.

Und welkt sie schon in seinem Arm
Zur schauernden Matrone;
Bald prangt sie wieder jung und warm
Mit Festgewand und Krone.

Und wird auch seine Locke grau,
Doch glänzt er golden wieder;
Im luft'gen Kleide, hell und blau,
Schwebt er von neuem nieder.

Du sinnest und sinnst: Wer ist das Paar?
Und kannst es nicht ersinnen,
Und siehst doch freudig Jahr um Jahr
Den Hochzeitreih'n beginnen?

Saugst an der Mutter Lieb' und Lust,
Und bist von beider Stamme?
Und trägst mit Stolz in deiner Brust
Des edlen Vaters Flamme?

Maria von Schottland.

Schon schwindet das Dunkel, schon fliehen die Stunden;
Schon dämmert der Morgen des Todes heran.
O Sonne, die oft die Entzückte gefunden,
Dich seh' ich mit zagendem Busen jetzt nah'n.
Mich fassen die Schatten . . . du liebliches Licht!
Du lächelst noch einmal; dann seh' ich dich nicht.

Dumpf winselt vom Thurme die rufende Glocke,
Die Stimme des Todes; sie fodert mein Blut.
Bald flieſst es, und röthet die wallende Locke;
Bald bleicht diese Wange, bald lischt diese Glut.
Die Sense des Schnitters verwüstet die Flur;
Du suchest vergebens der Lilie Spur.

Tönt leise, ihr Saiten! Im schmelzenden Liede
Strömt lindernder Balsam ins leidende Herz.
In feindliche Busen kehrt Sanftmuth und Friede,
In weinenden Augen schwimmt sanfter der Schmerz.
Schon athme ich freier; die Thränen sind mild;
Es winkt mir ein Engel aus Edens Gefild.

Hell schimmert im Strahle des Morgens die Krone;
O gebt mir der Schäferin rosigen Kranz.
Von Schlangen umzischt sind die Stufen am Throne;
Leicht hüpft über Veilchen der ländliche Tanz.
Ich suchte die Freude, die Liebe . . . und fand
Sie nimmer; sie wohnt nicht im Purpurgewand.

Ich werde sie finden! Auf, muthig zum Tode!
Mein Leid ist erlitten, die Thränen geweint.
Komm, Morgen, du bist mir ein himmlischer Bote,
Der mich mit den Thälern des Friedens vereint.
O sei mir gesegnet, du kühlendes Grab!
Komm, Bote des Todes! und ruf' mich hinab.

Abgedrungene Liebeserklärung.

Dich, stolze Laura, strahlend wie die Sonne,
Dich, süſse Agnes, sanft, wie Tauben sind,
Dich, lose Mally, und dich, schmachtende Madonne,
Dich, leichtes, immer flatternd Feenkind,
Dich, volle Blonde, und dich, schlanke Braune,
Ich lieb' euch alle mit der wärmsten Glut;
Ich bet' euch an . . . doch nur in Dichterlaune;
In Prosa . . . mangelt mir der Muth!

Der Mai, ein Kuſs des Himmels.

Ein Kuſs der Mai? Welch langes Glück!
Ach, Betty kuſst nur einen Augenblick.

Der Blumenstrauſs.

Den Freunden.

Ich sah, wie fromme Dichter sehen,
Halb wachend, halb im Traum,
Im Ulmenwald ein Mädchen gehen;
So zart war Hebe kaum,
Als sie zum ersten Male
Mit Wangen glühendroth
Die goldsmaragdne Schale
Dem Kreis der Götter bot.

Die feengleiche Schöne lauschte
Im Laube halb versteckt.
Da durch den Hain ein Lüftchen rauschte,
Ward sie von mir entdeckt.
Ein Gurt von vollen Rosen
Umschlang das Luftgewand
Bis an des fessellosen,
Belebten Busens Rand.

Da mich ihr schimmernd Aug' erblickte,
Wich ich erröthend ihr;
Doch mild, wie Himmelswohner, nickte
Die süſse Huldin mir;
Sie schlang um meine Leier
Ein silberhelles Band,
Das sie dem ros'gen Schleier
Des braunen Haars entwand.

„Nimm, dir vertraut von meinen Händen,
Dieſs Sträuſschen roth und weiſs,
Es dankbar wieder auszuspenden
In deiner Lieben Kreis."
Sie sprach's, und brach mir Blüten
Vom Schurz des Busens ab.
Darf ich euch freundlich bieten,
Was mir die Holde gab?

Der Korb.

„Welch voller Korb!“ . . . so rief ein alter Faun . . .
„Nun freue dich einmal, du lieber Magen!
Gewiſs sind's Früchte . . . ha! die sollen dir behagen!“

Er stürzt ihn um in frölichem Vertrau'n,
Doch ach! getäuscht ist seine Zuversicht;
Nicht Feig' und Apfel, süſse Trauben nicht
Entströmen ihm; nur Blüten weiſs und roth,
Die eines Tempels Wiese bot.

„Hm! ihr verlohnt euch wol der Mühe,
Viel besser nicht, als Mast für Geiſs und Kühe!“ . . .
So seufzt der Faun, und streicht den schlaffen Bauch . . .
„Was fänd ich schönes nur an einem Blumenblatt?
Wer wird von Farb' und Düften satt?
Kaum würd' ich noch mit Epheu und mit Reben
Mein krauses Haar, mein schönes Ohr umgeben,
Dächt' ich dabei nicht an den vollen Schlauch!“

„Wol hast du Recht!“ — rief eine Ros' bescheiden —
„Zu arm sind wir, um dein Gelüst zu weiden;
Uns sammelte ja von der Maienflur
Ein frommer Hirt mit zärtlichem Entzücken,
Ein frommer Hirt mit banger Hoffnung nur,
Um einer Göttin Bild zu schmücken!“

Charade.

Dich preiſst das Lied, du Lieblichste der Schönen,
Dich Rosige, die ew'gen Glanzes blüht!
Du schwebst daher, das Götterfest zu krönen,
Wenn Wonneglut in goldner Schale sprüht.
Du winkst dem Edelsten von Hella's Söhnen;
Von deinem Kuſs ist er zum Gott entglüht.
Du lächelst süſs dem keuschen Sohn der Musen;
Er ruht im Silberhaar dir noch am Busen.

Was strebst du, Kühner, rastlos himmelan,
Im luft'gen Reich die Locken auszubreiten?
Hinauf dringst du zum goldnen Sternenplan,
Mit Blitz und Stürmen hohen Muths zu streiten.
Wir flieh'n zu dir, wenn drohend Wolken nah'n
Und Riesenschatten über Berge gleiten.
Aus deines Raumes nächtlichschönem Düster
Spricht oft zu uns ein geistiges Geflüster.

Geschlossen ist der heil'gen Trias Zahl,
Und ach! des Kühnen Jugendglut verglommen.
Er sank dahin, vom scharfen Opferstahl
Als Jüngling noch dem Brüderkreis entnommen.
Erhaben prangt die Trias noch einmal,
Hat schön geschmückt des Kühnen Ziel erklommen.
Sie ragt im Tod ein hocherfreulich Zeichen,
Wo Hütten und Paläste friedlich steigen.

Das Gastmahl.

Dicetur merita Nox quoque naenia.

Hor.

Pflücke Rosen, lieber Knabe,
Kauf' Bisquit und Datteln ein,
Um der Ceres goldne Gabe
Schimmre Frucht und goldner Wein!

Doch vor allem schleich verstohlen
Zur geliebten Stella hin.
Sage, was ich dir befohlen,
Wort zu Wort der Sängerin.

Sorglich soll sie sich nicht schmücken;
Meine Laube faſst nur zwei.
Doch die Laute soll sie schicken . . .
Denn ich hab' der Lieder drei,

Eins dem Gott im Rebenkranze,
Eins dem Liebesgott erdacht;
Und das dritte ist Romanze,
Heiſst: Die schönste Sommernacht!

Die Kobolde.

Räthsel.

Zwei drollige Käuze nenn' ich dir,
Sie haben schlecht und eng' Losier;
Der eine haust in hoher Luft,
Der andre tief in dumpfer Schluft;
Sind beide ein paar gute Narr'n,
Frieren, schwitzen, hacken und scharr'n,
Und haben davon doch keinen Gewinn,
Steckten sie auch bis über die Hauben drinn;
Hoch schätzt man zwar des einen Raub;
Doch bringen beide Asch' und Staub;
Wem hoher Muth von Gott bescheert,
Hält eins nicht mehr, als das andre, werth.

Schön Gretel.

Der schlanke Junker am Lindensitz stand
Mit Büchs' und Waidtasch' und Horn.
Schön Gretel über die Wellerwand
Ersah er am rieselnden Born.
Sie wusch sich den blendenden Hals und die Brust;
Deſs lauschte der Junker mit schwelgender Lust.
„Würd'st du heute
Meine Beute!“
So dachte der höfische Jägersmann,
Und bot ihr gar freundlich den Morgengruſs dann.

Schön Gretels Wange und Lippe und Kinn
Umgoſs sich mit rosiger Glut;
Es ward ihr so wohl und so wehe im Sinn,
Es wallte zum Herzen das Blut.
Sie wurde des wogenden Mieders gewahr;
Sie deckte gar züchtiglich Busen und Haar.
„Gute Beute
Auf der Haide!“
Erwiedert' sie schämig, und reichte dem Mann
Vom biegenden Aste zwei Goldbirnen dann.

Und als nun der Junker auf thauiger Flur
Durch Hagerosen und Dorn
Erlauschte des bräunlichen Rebhuhnes Spur,
Das pickend am fallenden Korn
Und blinzelnd mit röthlichen Augelein lag,
Da schlich er wol leise der Furche sich nach.
„Meine Beute
Bist du heute!“
So dacht' er frohlockend in seinem Sinn,
Es suchte das bräunliche Rebhuhn dahin.

Und als nun das Mittagsgeläute erklang
Vom Thurm, und der blitzende Hut
Den Jäger im Felde, die Wiese entlang,
Nicht schirmte vor brennender Glut;
Da eilt' er zum Walde; ein Reh zog vorbei;
Flink lud er die Flinte mit Pulver und Blei.
„Schöne Beute
Bist du heute!“
So dacht' er frohlockend in seinem Sinn,
Es stürzte das muntre Rehlein dahin.

Schon zogen durch das gelbende Gras
Die Schatten sich länger im Busch;
Der Junker gemüthlich am Eichenstamm saſs;
Da kam's durch die Haseln husch, husch!
Gar schlank, mit dem Rechen, kam Gretel herbei,
Zu wenden, das würzige, duftende Heu.
„Sichre Beute
Bist du heute!“
So dachte der Junker mit listigem Sinn,
Und streichelt' dem Dirnchen die Wang' und das Kinn.

Wol sträubt' sich schön Gretel dem schmeichelnden Mann,
Doch fliehen konnte sie nicht.
Mit gleiſsendem Trug er die Arme umspann;
Er strich ihr das heiſse Gesicht;
Er lud sie zu sitzen, er drückt' ihr die Hand;
Er tändelt' mit Blumen, mit Senkel und Band.
„Lieb' und Freude
Auf der Haide!“
So kos'te der Falsche; im dämmernden Hain
Schlug flötend die Säng'rin der Liebe darein.

Längst hatte der Frost die Blätter gerührt,
Verschneit war der Hausschwalbe Nest.
Da zürnte voll Ingrimms der Vater: „Was schnürt
Die g'nädige Dirn' sich so fest?“
Wol schlich sich laut schluchzend schön Gretel hinaus,
Rasch sprengte der Junker vorbei an dem Haus.
„Frische Beute
Find' ich heute!“
So jauchzte mit teuflischem Lachen der Mann,
Und gab seinem Gaule die Sporen dann.

Legende.

Es schreibt St. Petrus: „Tausend Jahr
Vor Gott dem Herrn sind wie ein Tag.“
Und einst ein junges Mönchlein war,
Urbanus, durch Conventes Wahl
Beschlieſser von dem Büchersahl,
Der seines Amtes treulich pflag
Vom Morgen früh bis spat zur Nacht,
Nicht, wie man wol erfahren mag,
Die Zeit beim vollen Krug verbracht',
Daſs Gottes Wort, bedeckt mit Staub,
Wird leider! böser Motten Raub!

Als dieser nun im heil'gen Buch
Oftmals gelesen Petri Spruch
Mit Fleiſs und prüfendem Verstand,
Doch nimmer dessen Deutung fand;
Da ward das Herz ihm schwer und bang;
Je mehr er sann und wieder sann,

Je tief'res Dunkel ihn umspann,
Daſs er schier Woch' und Mondenlang
In Chor' und Zell' und Kreutzesgang
Stets seufzte und die Hände rang.

Und als er einst die Sommernacht
In Angst und Zweifel ganz durchwacht,
Und dem Geheimniſs nachgedacht;
Das Morgenroth durch Pappelgrün
In seine düstre Zelle schien;
Da ward das Aug' ihm aufgethan,
Zu wandeln auf des Glaubens Bahn;
Den Herrn er um Erleuchtung bat,
Und eine Stimme regt' ihn an,
Daſs er getrost vors Kloster trat.

Die Sonne kam in lichter Pracht
Am Himmelsbogen, blau und rein,
Bestrahlt' des Klosters grau Gestein
Und glüht' im bunten Fensterglas.
Da sieh! in gelber Federntracht,
Sich sonnend auf dem grünen Gras,
Ein Vög'lein vor der Pforte saſs,
Gar glatt und frölich, schön und flink,
Das auf der Erde Körnlein las
Und sang, wie Nachtigall und Fink'.

Nie hatt' er gleichen gold'gen Glanz,
Nie zärtere Gestalt geschaut;
Er sah und sah, versah sich ganz,
Und, weil das Vög'lein, kirr und zahm,
Als wär' es längst mit ihm vertraut,
Nach Körnlein suchend, näher kam,
Entstand in ihm der Wunsch und Wahn,
Das Vög'lein mit der Hand zu fah'n.

Doch lacht das Vög'lein seiner Müh';
Blickt ihn, wie seiner wartend, an,
Hüpft auf, sobald er sich will nah'n,
Und setzt sich trippelnd da und hie,
Bis Schweiſs ihm von der Stirne rann
Und, ob er nimmer was gewann,
Doch weiter folgt zum nahen Hain
Von jungem Tannenwuchs und Mai'n.

Das Vögelein, als sucht' es Rast,
Sprang langsam nun von Ast zu Ast,
Schwang sich zum höchsten Gipfel dann
Und dort mit wunderbarem Klang
Ein freudig Morgenlied begann.
So lieblich schallte der Gesang,
Daſs nimmer gleichen er vernahm,
Vor Lust nicht zu sich selber kam.

Und immer mächtiger das Lied
Bald nieder, bald zum Himmel zieht . . .
Und immer voller schwillt der Sang,
Gleich Seraphimen Saitenklang . . .
Und immer weicher schmilzt der Ton . . .
Kaum hörbar jetzt . . . verhallend schon . . .
Da wacht er auf, und aufgefloh'n
Das Vög'lein ist. Der Himmel graut;
So dünkt ihn, als er um sich schaut;
Doch tief umgiebt ihn Waldesnacht;
Durch alter Birken falbes Grau,
Durch schwarzer Tannen Trauerbau
Nicht Mond und Stern, nicht Sonne lacht.

Noch wähnend, daſs ihm dieſs geträumt
Und er die Horas träg versäumt,
Eilt er mit Hast zum Klosterthor,
Jetzt . . . weiſs und höher, als zuvor;
Versucht's, beim Kirchhof durchzugeh'n,
Wo . . . zahllos Kreutz' an Kreutzen steh'n;
Ein goldner Dom erhebt sein Haupt
Statt Dach's, von Pappeln sonst umlaubt.

Bestürzt sieht er die Schelle an;
Verändert ist der Griff daran,
Und, nicht der Bruder Simeon,

Ein Andrer hat ihm aufgethan,
Und schreit, erbleicht, und flieht davon!

Er eilt zum Chor mit schnellem Schritt;
Doch alles weicht, wohin er tritt;
Er ruft, und winkt mit Aug' und Hand;
Doch keiner weilt, als nur der Abt,
Doch jener nicht, den er gekannt,
Ein jüng'rer, und mit Muth begabt;
Der hält das Kreutz ihm vor und ruft:
„Wer rief dich, Geist, aus kühler Gruft?“

Da dringt's ihm kühl zum Herz heran;
Ein Hauch umweht ihn, wie vom Grab;
Er wankt, und fodert einen Stab,
Und schaut gemach an sich herab,
Doch nicht den Gurt erblicken kann;
Denn diesen deckt ein langer Bart,
Wie Flachs so weiſs, wie Seide zart.
Auch dünkt ihn alles andrer Art,
So Kirch' und Altar, als Gewand
Des Mönchsconvents, von fern geschaart.

Noch immer wagt man nicht zu nah'n
Dem Greis mit Jünglingsangesicht,
Von jener Welt, von dieser nicht,

Und schaut mit starrem Blick ihn an,
Bis endlich, auf des Abts Geheiſs,
Man zögernd tritt zum Wundergreis,
Und, nur mit leiser Hand berührt,
Zum Ehrensitz des Abts ihn führt.

Der winkt mit scheuer Heimlichkeit
Dem Custos von dem Büchersahl,
Wozu . . . der Greis den Schlüssel beut!
Bald liest man in der Chronik klar,
Daſs heute vor dreihundert Jahr,
Urban, ein junger Mönch, einmal
Verschwunden, der vom Büchersahl
Treufleiſsiger Beschlieſser war.

Da naht dem Jubelgreis sein End',
Und fühlend, daſs die ird'sche Luft
Zu schwer ihm sei, und Gott ihn ruft,
Begehrt er fromm das Sacrament.
Dann hebt er freudig seine Händ',
Spricht: „Mir geschah, wie ich geglaubt . . .
Gott . . . Ewigkeit . . .“ und senkt sein Haupt.

Der Schleier im Walde.

Es ritt bei frühem Nebelgrau
Ein Jäger in den Wald.
Er kehrte heim im Abendthau
Nach seinem Aufenthalt.
Was sah er da?
Tirili, Tirila!

Was glänzt so hell im grünen Hain?
Was blinkt an Stromes Lauf?
Ein Mädchenschleier weiſs und fein,
Von Gold ein Krönchen drauf.
Was that er da?
Tirili, Tirila!

Leis schlich er hin an Ufers Rand,
Und rührt den Schleier an.
„„Was hat dir, Waidmann, mein Gewand
Und meine Kron' gethan?““
Was sah er da?
Tirili, Tirila!

Die zartste Maid im Mondenschein,
Zwei Dirnchen wunderhold!
Sie strählten ihr die Härelein
In Zöpfe, hell wie Gold.
Was sagt' er da?
Tirili, Tirila!

„Ach, allerschönstes Mägdelein!
Willst du die meine seyn?“ . . .
„„Soll Otterkönigs Töchterlein
Den grünen Waidmann frei'n?
Aha, ahi!
Tirila, Tirili!““

„Wie stolz und höhnisch, kleines Ding,
So mild von mir begrüſst?
Ist dir der Jäger zu gering,
Der Fürst des Waldes ist?“
Was that er da?
Tirili, Tirila!

Er nahm den Schleier und die Kron'
Und schwang sich in die Höh'.
Das nimm, du Spröde, dir zum Lohn!
Ade, Prinzeſs, Ade!
Ahi, aha!
Tirili, Tirila!

Husch! taucht das flinke Nixchen-Chor
Hinab in Wassers Schoos,
Und zischend schieſst ein Heer hervor
Von Ottern klein und groſs.
Und was geschah?
Tirili, Tirila!

Der Jäger treibt durch Berg und Thal
Mit scharfem Sporn das Roſs.
Doch . . . stets sich ringelnd . . . sonder Zahl . . .
Stets züngelnd folgt der Troſs.
Und was geschah?
Tirili, Tirila!

Der Jäger flieht . . . , ermattet fällt
Zuletzt sein treues Pferd.
Er selbst, von Otterngift geschwellt,
Und blutend, sinkt zur Erd!
Ei, ei, Aha!
Tirili, Tirila!

In ein Stammbuch.

In der Erde Frühlingsjahren,
Als noch Wald und Quellenthal
Frommer Liebe Tempel waren,
Und die Flur der Opersahl;

Damals grub geliebte Namen
Schmerz und Freud' den Stämmen ein,
Und zu stiller Feier kamen
Sohn und Greis zum Schattenhain.

Schön verschlungen war zu finden
Medor bei Angelika;
Schwermuth grub in glatte Rinden:
Daphne aus Arkadia.

Doch es kam die Zeit von Eisen;
Nur des Kampfs Drommete scholl;
Aus der Haine heil'gen Kreisen
Floh die Unschuld trauervoll.

Lieb' und Sanftmuth muſsten weichen,
Zitternd vor der rohen Kraft,
Und auf pergamentne Eichen
Schrieb man Sipp- und Magenschaft.

Mit der Ahnen Ruhm zu prahlen,
Ward der Stamm zum Heroldsbuch;
Jeder lieſs sein Wappen malen,
Helm und Schild, und Farb' und Spruch.

Doch was ewig schien verloren
In der blut'gen Fehdezeit,
Hat die Freundschaft neu geboren
Und sich zum Altar geweiht;

Hat dem Stamme neu gegeben
Jener Tage Heiligung;
Und auf Stammbuchsblättern schweben
Lieder der Erinnerung.

Nicht für die Erde.

Ein Lämmchen, weiſs wie Schnee,
Lag still im grünen Klee,
Und, rosig wie der Mai,
Lieb Annchen kniet' dabei.
Sie flehte mit gefalt'ner Hand,
Zum Himmel fromm das Aug' gewandt:
Du guter Gott' im Himmelreich!
Mach' mich den lieben Engeln gleich . . . .
Ach nein! ach nein!
Bist schon wie Gottes Engel rein.

Als wieder Lenz erschien,
Wollt' ich zu Annchen zieh'n
Im Morgensonnenlicht,
Und fand die Fromme nicht!
Ich sah an einem Hugel grün
Maaslieb und blaue Veilchen blüh'n;
Das Lämmchen brach von Annchens Grab
Sich gelbe Ringelblumen ab . . . .
Ach nein! Ach nein!
Sie war für diese Erd' zu rein.

Logogryph.

Vorwärts herrsch' ich in des Waldes Hallen,
Jüngling, reitze nicht des Starken Wut!
Hörst du nicht der Göttin Klage schallen
Um des Schönsten rinnend Purpurblut?
Aber rückwärts wink' ich freundlich allen,
Biete süſse Frucht und Lebensglut.
Cypris selbst gesteht, daſs ich die Küsse
Ihrer Rosenlippen noch versüſse.

Der Stern und der Irrwisch.

„Schöne brüderliche Flamme!“
Rief dem Stern der Irrwisch zu,
Und verlosch im nächsten Nu
Unbemerkt auf seinem Schlamme.

Der reisende Virtuos.

Nach Hameln kam ein Mann einmal;
Es hieſs, er sei ein Sänger.
Er pfiff und sang durch Berg und Thal,
Und war der Rattenfänger!

Mirta.

Kommt nicht Mirta dort gegangen,
Meines Lebens Lust,
Mit den unschuldvollen Wangen,
Mit der freien Brust?

Leuchten nicht, wie Liebessterne,
Augen rein und klar?
Kenn' ich Mirta nicht von ferne
An dem schwarzen Haar?

An des Nackens Liljenscheine,
An der Schulter Glanz?
Welche Hirtin setzt wie meine
Los und leicht den Kranz?

Mirta kommt, berührt die Erde
Kaum im leichten Flug,
Trägt die Gaben ihrer Heerde
Im gemalten Krug;

Bringt im Weidenkörbchen Beere,
Frisch im Hain gepflückt,
Roth, wie Lippen der Cythere,
Und mit Laub geschmückt.

Ha! sie fliegt mit Zephyrtritte
Mir ans Herz, und lacht.
Götter! zieht um meine Hütte
Eine ew'ge Nacht!

Jutta und der Gnom.

Es wächst im stillen Grunde
Ein Kräutchen tief im Moos;
Zur Sanct-Johannis-Stunde
Bricht's aus des Berges Schoos.

Ich sah es silbern blinken
Durch Thau und Mondenlicht,
Den Geist des Felsens winken
Mit braunem Angesicht.

Auf Veilchensammt erhoben
Sich Kelchlein schwanenrein;
Zu goldnen Zügen woben
Sich zarte Fädchen drein.

Gerüche sonder gleichen
Durchwürzten süſs die Luft;
Mir nickte, hinzuschleichen,
Der Gnom' aus grauer Kluft.

Ich zog aus meinen Haaren,
Auf seines Winks Geheiſs,
Das Tuch, um zu bewahren
Das Blümchen blau und weiſs.

Und schweigend warf ich's nieder,
Und senkte mich aufs Knie;
Da drang durchs ros'ge Mieder
Ein Stich . . . ich bebt' und schrie.

Ein Bienchen, das die Dolden
Zum Bettchen sich erkohr,
Ein Bienchen, schwarz und golden,
Summt' aus dem Schleier vor. —

Leicht flog es hin; mir brannte
Ein Schmerz, dem Herzen nah;
Und da ich mich ermannte,
War Blümchen nicht mehr da.

Der Gnome war verschwunden
Mit braunem Angesicht.
Ach, nie werd' ich gesunden,
Find' ich das Blümchen nicht!

Neueste Makrobiotik.

Bei einer Nachricht von Schoenaichs Tode.

„Die Dichtkunst hilft zu langem Leben!“ …
Man sucht fürs nächste Vierteljahr,
Versteht sich, gegen mäſsig Honorar,
Subjecte, die im Dichten Stunde geben!

Der Titel.

Autor.
Wie nennen wir dieſs Heft Sonette und Romanzen?
Verleger.
Bittre Citronen, saure Pomeranzen!

Die Bleicherin.

Dort auf des Angers Rasen
Fällt bleich der Mondenschein,
Und müde Rosse grasen
Im Thau am Wiesenrain.

Im weiſsen Nonnenkleide
Steh'n Birken um den Teich.
Es krümmt sich tief die Weide,
Den grauen Mönchen gleich.

Dort sitzt im Schein der Sterne
Des Bruders Braut, Marie;
Und trauernd steh' ich ferne,
Und weine still um sie.

Sie flieht den Strahl der Sonnen,
Und sucht die düstre Nacht.
Sie hat mein' Lieb' gewonnen,
Und hat es nie gedacht.

Sie wallt in trübem Sinnen,
So oft das Mondlicht scheint,
Und bleicht ihr Kleid von Linnen
Mit schwarzem Band, und weint.

Der Bruder ist gestorben;
Die Mirte war gepflückt.
Das Kränzlein ist verdorben,
Hat nur den Sarg geschmückt.

Sie ging beim Hall der Glocken,
Mit Augen thränenschwer,
Mit aufgelösten Locken,
Still vor dem Zuge her.

Die stille Glut der Schmerzen,
So tief und unbewacht,
Ward sanft in meinem Herzen
Von Hoffnung angefacht.

Nach manchem heiſsen Tage,
Der kummervoll verschwand,
Vernahm sie meine Klage
An stiller Kirchhofswand.

„Ich darf dich Schwester nennen,“ —
Sprach ich mit bangem Laut —
„Und diese Thränen brennen
Für dich, des Bruders Braut.“

„Gern wollt' ich für ihn sterben ...
Gott hat es nicht gewollt.
Laſs mich die Liebe erben,
Die ihm dein Herz gezollt.“

„Magst immer sein gedenken
Mit frommer Liebe Schmerz;
Doch Hoffnung mir zu schenken,
Entheiligt nicht dein Herz.“

Durch Thränen sah sie nieder,
Und sprach mit irrem Sinn:
„Ich liebt' euch, treue Brüder! ...
Ach, Einer ist dahin!“

„Mein Schmerz muſs immer dauern,
Bis ich mein Kleid gebleicht.
Dann endet sich mein Trauern ...
Dieſs schwere Herz wird leicht!“

Oft ging ich leis vorüber;
Sie sprach mit trübem Blick:
„Noch ist es schwarz, du Lieber!
Und Trauer mein Geschick."

Stets bis die Sterne sinken
Am grünen Teichesrand,
Seh' ich die Linnen blinken,
Geschmückt mit schwarzem Band.

Sie schöpft die reine Welle,
Und gieſst . . . und weint so heiſs.
Das Mondlicht blinkt so helle;
Doch wird das Band nicht weiſs.

Ich schleiche, sie zu sehen,
So oft es nachtet, hin . . . .
Ach, bald wird sie vergehen
In stillem, treuen Sinn!

Blumengespräch.

Doppel-Charade.

1. Sag', warum dein Aug' sich trauernd schlieſset,
Da der schöne Helios erwacht?
2. Schön für mich ist nur der Sterne Pracht,
Wenn die Dämm'rung tröstend sich ergieſset.
1. Schwester, sprich, wie dich die Menschen nennen?
2. Gern . . . doch laſs auch Dich von mir erkennen.

1. Nach der Gottheit, der ich mich ergeben,
Wird die treue Liebende genannt.
In den Himmlischen ward ich entbrannt,
Der die Freude bringt und süſses Leben.
Konnt' er treulos ew'gem Schmerz mich lassen,
Nimmer wird die Leidende ihn hassen.

2. Nach der Gottheit, die ich still verehre,
Nannte mich der Menschen kluger Mund.
Mein Geheimniſs thut mein Name kund;
Denn nur sie, die Reitzende, die Hehre,
Kann die Trauer meines Busens stillen
Und mein Aug' mit Freudenzähren füllen.

1. Ach, er floh in einer Schönern Arme;
Weinend sah die Liebende ihm nach,
Bis vor Gram das treue Herz ihr brach.
Daſs noch jetzt in stetem Liebesharme
Ich nach ihm das Antlitz schmachtend wende,
Dieſs verkündigt meines Namens Ende.

2. Schön ist sie, nach der ich hoffend blicke;
Sterne funkeln ihr im schwarzen Haar
Und am veilchenfarbigen Talar.
Auf das Kleid, womit auch ich mich schmücke,
Auf die Düfte, die ich opfernd spende,
Deutet lieblich meines Namens Ende.

1. Gleiches Schicksal knüpfte uns zusammen,
Ist auch feindlich der Geliebten Sinn.
Ewig strebend nach den Fernen hin,
So vergehen wir in Sehnsuchtsflammen,
Du im Sternenlicht, und ich am Tage,
Treuer Liebe Bild und stiller Klage!

Wiligard.

Was lockst du, Lenzesrose!
Mich zu dem Quellenmoose?
Ach, flüsternd ruft die Luft
Aus kalter Todtengruft:
Ihr Jünglinge, wir haben
Die Schönheit hier begraben! . . .
Seit Wiligard verschied,
Lebt Schönes nur im Lied!

Ihr süſsen Nachtigallen!
Zu euch darf ich nicht wallen;
Denn euer Silberton
Spricht meiner Klage Hohn.
Ich könnt' in jenen Buchen
Ja noch die Schönste suchen . . .
Seit Wiligard verschied,
Lebt Schönes nur im Lied!

Was winkt aus blauer Ferne,
Ihr, sanfte Liebessterne?
Ihr täuscht mit euerm Licht
Dieſs matte Auge nicht.
Ich find' in eurem Schimmer
Ja meine Holde nimmer . . .
Seit Wiligard verschied,
Lebt Schönes nur im Lied!

Ob Lenz und Winter schwinden,
Du wirst sie nimmer finden!
Horch, flüsternd ruft die Luft
Aus kalter Todtengruft:
Ihr Jünglinge, wir haben
Die Schönheit hier begraben! . . .
Seit Wiligard verschied,
Lebt Schönes nur im Lied!

Das Bild.

Ha, dieſs Bild . . . die Sinne flieh'n,
Über Erd' und Himmel hingerissen!
Soll ich, Heilige, zu deinen Füſsen,
Wie ein Pilgrim still anbetend, knie'n,
Oder liebend deine Lippen küssen?

Auf ein Orangenblatt geschrieben.

Für das Mädchen, das ich meine,
Brach ich in des Fürsten Haine
Furchtsam dieses Blättchen ab.
Schlummert es in Ihrem Busen,
Neidet's keinen Kranz der Musen,
Und kein Blatt von Maro's Grab!

Die sterbende Äbtissin.

„Nicht weint um mich“ — sprach sanften Blicks Agatha
In tiefer Nacht, als sie aus wilden Träumen
Erwachte, und, zu ihren Fuſsen knieend,
Den frommen Kreis der Klosterfrauen schaute.—
„Nicht weinet, Schwestern! denn mir ist verziehen;
Die Purpurrose hat mein Blut entzündet,
Die weiſse Rose hat gekühlt die Flammen.
Bald winkt der Engel himmlischer Genesung;
Mein Leben und mein Büſsen hat geendet.“

„Ihr seht auf mich mit scheuen Mitleidsblicken,
Als wähntet ihr, mein Sinn sei noch umdüstert.
Kommt näher, Schwestern! seht, der Krankheit Hitze
Ist nun gewichen, und ich kenn' euch Alle . . .
Dich zärtliche Oliva . . . dich, Maria!
Dich, meine Clara, groſse, stille Seele . . .
Dich fromme Alte! . . . Bald bin ich genesen,
Doch spricht zu euch zum letztenmal die Freundin. . . .
Kommt näher . . . laſst den Beichtiger mir rufen;

Vernehmt mein Leiden und sein bald'ges Ende,
Daſs ich von aller Schuld gereinigt scheide." . . .

Da trat der Priester ein mit den Gefäſsen
Des heil'gen Sacramentes . . . und Agatha
Erhob das blasse Haupt vom harten Lager,
Wie Liljen sich erheben nach dem Regen.

„Mein Herz verklag' ich" – sprach sie – „vor euch Allen,
Mein eitles Herz. Zwar hab' ich schwer gebüſset!
Der Himmel zeugt mir, daſs die Perlenkrone
Ich willig für den Dornenkranz geopfert;
Daſs ich dem Brautgemach des Königsohnes
Entflohen, um in düstern Klostermauern
Das Irdische in meiner Brust zu tödten."

„Wie ich gelebt? . . . Ihr alle seid deſs Zeugen,
Ob eurer Eine strenger im Kasteien,
Im Fasten und Gebete sei gewesen.
Doch nicht das härne Kleid, die bloſse Sohle,
Des Lagers Härte, nicht die scharfe Geisel,
Die blutig oft den wunden Nacken ritzte,
Hat mich entsündet; . . . nur die weiſse Rose!"

„Euch ist bekannt, daſs ich von hohem Stamme
Entsprossen, und der Ältern einz'ge Hoffnung.

Ein Jüngling edlen Blutes, edler Sitten,
Hat, eh' mir noch der Kindheit Lenz verblühte,
Mit heiſser Glut sich liebend mir ergeben.
Als Sieger stets bei Schlachten, in den Schranken,
Legt' er den Preiſs entzückt zu meinen Füſsen;
Mein Sklave war der freiste aller Ritter! . . .
Und kaum war ich herangereift zur Jungfrau,
Kaum ahnte ich im jugendlichen Busen,
Was Blumenknospen öffnet, Nachtigallen
Befeuert zu der Sehnsucht süſsen Liedern;
Da widerstand ich nicht der stillen Bitte
In Guido's Augen, nicht dem eignen Herzen.
Im dunklen Hain, bei ferner Blitze Leuchten,
Und fodernd sie zu Zeugen und zu Rächern,
Erwidert' ich den Schwur, daſs nichts uns scheide ....“

„Doch wehe mir, weh' diesen schnöden Reitzen,
Daſs sie des Prinzen feurig Herz gewannen!
Weh' dieser Augen Irrthum, dem auf Wochen,
Obwol in stetem Kampf mit bessern Trieben,
Des Diadems Juwelen schöner dünkten,
Als Mirtenzweige aus der Hand der Liebe!“

„Lang' schwieg der edle Guido. Weder Blicke
Noch Klagen, sagten mir, was er empfinde.
Doch eines Abends kam er still gegangen

Mit finsterm Blick und abgehärmten Wangen,
Und trat, mich schreckend, in die Blütenlaube.
„Leb' wohl, Agatha!“ — sprach er — „denn ich scheide,
Leb' wohl, nicht du, ich breche unsre Eide.
Nicht eitle Pracht hat blendend dich umsponnen . . .
In deiner Milde soll mein Volk sich sonnen;
Drum laſs mich jetzt als Königin dich ehren;
Zu spät zur Huld'gung möcht' ich wiederkehren!“ . . .

„So war der Treue denn von mir gewichen;
Mit ihm die kurze Täuschung meines Herzens!
Umsonst war meine Trauer, meine Reue . . .
Allein mit seinem Schmerz war er geschieden;
Kein Freund hat ihn geleitet, und kein Knappe
Trug seine Waffen; und kein treuer Bote,
So viel ich deren sandte, hat ihn funden!“

„Ihr wiſst es nun, warum nach langem Flehen . . .
Ach, unwerth war die Sünd'rin der Gewährung . . .
Der König mich zur Ob'rin dieses Klosters
Gesetzt hat; aber nimmer könnt ihr ahnen,
Welch' gift'ger Wurm an meiner Jugend zehrte.
In jeder Nacht erschien mir Guido's Schatten;
Und, weckte mich aus schaudervollem Traume
Der Glocken Klang, der tiefe Ton der Orgel;
Dann hört' ich ferne, dumpfe Donner hallen,

Wie damals, als ich Treue ihm gelobte.
Ich lebte nur, um täglich neu zu sterben!"

„Doch bald gestillt sind alle meine Schmerzen,
Die Purpurrose hat mein Blut entzündet,
Die weiſse Rose hat gekühlt die Flammen.
Mir ist die Schuld, die drückende, verziehen;
Mein Leben und mein Leiden hat geendet."

„Vernehmt nun auch" — begann nach kurzer Ruhe
Die Äbtissin mit neu gehobnen Kräften,
Und rosig färbte sich die blasse Wange,
Wie Schneegefilde glüh'n bei Abendröthe,
Und ein geheimes, still verzehrend Feuer
Erglimmte in der schwarzen Augen Sternen —
„Vernehmet nun, was kürzlich mir begegnet,
Damit ihr, wie der Krankheit wahren Ursprung,
So auch das Heilungsmittel ganz erkennet."

„Die letzte Nacht . . . ihr, liebe Schwestern! wisset
Die Zeit wol besser, wo, um zu gesunden,
Ich schwer erkrankt, und tief in Schlaf verfallen. . .
In jener Nacht, der letzten, der ich denke,
Als lange Zeit ich vor des Heilands Bilde
In brünst'ger Andacht auf den Knie'n gelegen,
Und ungetröstet dann zum Lager eilte;

Da sah ich ein Gesicht, wie ich noch keines
Erblickte, nicht im Traume, nicht im Wachen.
Nicht dräu'nder hat mich je der Tag des Zornes,
Dieſs Schreckensbild, in unserm Chor, ergriffen;
So bange war ich nimmer noch beklommen,
Wenn ferne Wetter nach dem Kloster zogen.“

„Ich war verirrt in einer Sandeswüste,
Ganz von Gebirgen und vom Meer umgeben.
Es hüllte schwarze Finsterniſs die Landschaft;
Am Strande brauſste fürchterlich die Brandung;
Es kreutzten sich am Himmel rothe Blitze,
Wie damals, als ich Treue ihm gelobte;
Aus tiefem Walde brüllten Löwenstimmen;
Es stürzten aus der Luft sich wilde Geier,
Und blut'ge Krieger, sonderbar gerüstet
Mit Lanz' und Köcher, sprengten durch den Nebel.“

„Geängstet und die Hand nach Hülfe ringend,
Floh ich mit schnellen Schritten nach den Bergen.
Da öffnete sich eine tiefe Höhle,
Vom Licht der Sterne düster übergossen.
Ein schöner Jüngling lag auf grünem Rasen
Mit Schild und Schwert und hellpolirtem Panzer,
Auf dem des Kreutzes Zeichen funkelnd brannte.
Er schien in einem schweren Traum zu liegen;

Es hob die Brust sich hoch mit schnellen Schlägen,
Und ängstlich Röcheln glaubt' ich zu vernehmen.“

„Und näher trat ich . . . und die Waffenbinde
Erkannt' ich, die ich Guido einst gewoben;
Um seinen Helm und um die Schärpe hoben
Sich rother Rosen liebliche Gewinde.“

„Da neigte der Ritter das Haupt
Und rief mit sterbendem Laut:
Fahre wohl, süſse Braut!
Sieh, mit Rosen bin ich umlaubt,
Bin als Bräut'gam geschmückt,
Sinke mit treuem Herzen ins Grab . . .
Nimm, Mädchen, den blanken Helm mir ab,
Der zu schwer den Sterbenden drückt;
Rühr' an die Rosen, von Liebe gepflückt!“

„Und als ich nun erbebend und mit Grauen
Den Helm berührte und des Kranzes Blätter,
Da wandelte das blasse Roth der Rosen
In dunklen Purpur sich, und rothe Ströme
Des Bluts entquollen mit den gelben Locken
Dem Helme, rieselten warm aus dem Herzen,
Und blut'ge Perlen hingen an dem Grase,
Und auf dem Harnisch und der weiſsen Binde.

„Wie? schauderst du vor diesen Purpurblumen?“ —
Sprach Guido — „Hat mein Blut sie doch geröthet,
Mein heiſses Blut, das ich dir treu vergossen!
So viel du Rosen zählst, so viele Wunden!“

„Und eh' die hohle Stimme noch verschollen,
Und von dem Kranze ich die Hand gezogen,
Sah ich die Finger all' mit Blut geröthet.
Da drang die Glut durch jede meiner Adern
Und wogte flammenwälzend mir zum Herzen;
Es zuchten alle Nerven, pochten alle Pulse;
Ich sank hinab in einen glüh'nden Abgrund
Und Lavafluten schlugen über mich zusammen . . .
Die Purpurrose hat mein Blut entzündet!“

„Und lange, Ewigkeiten-lange Zeiten . . .
Mir scheinen Jahre zögernd hingeschlichen . . .
Verschmachtet' ich vor Durst und innern Qualen;
Da drang zum Richter eure gläub'ge Stimme;
Verziehen ward der Sünderin im Himmel!“

„Harfenlispel, Flötentöne,
Ungesehn ein Seraphschor,
Hallten, und in junger Schöne
Wuchs ein Paradies empor;
Leuchtend stiegen Regenbogen

Aus der Palmen Quellenthal;
Dünne Rosenwölkchen zogen,
Lichtgesäumt, im Sonnenstrahl."

„Grün're Bäume, süſsre Düfte,
Als der Erdenfrühling beut,
Wiegten sich im Hauch der Lüfte,
Blumen, schön mit Schmelz bestreut;
Perlen schwammen auf den Kelchen,
In des Athers reinem Blau;
Goldne Vögel sah ich schwelgen
In der Blüten Silberthau."

„Lieblich schallten Lobgesänge,
Wie kein menschlich Ohr vernahm,
Und durch blüh'nde Mirtengänge
Mein geliebter Guido kam;
Hell im Engelschleier-Glanze
Winkt' er mir aus Himmelshöh'n;
Rosen fügten sich zum Kranze,
Weiſse Rosen wunderschön!"

„Da stürzt' ich weinend nieder auf mein Antlitz;
Vor Scham und Reue wünscht' ich zu vergehen,
Und fleht' ihn zitternd, meine Angst zu enden;
Wo nicht, den Körper und den Geist zu tödten.

„Dir ist verzieh'n; geschlossen sind die Wunden;
Versiegt ihr Quell; gestillt sind alle Schmerzen,
Wie Wolle weiſs gebleicht die Purpurblumen“ —
So sprach der Engel — „Auch zu deinem Herzen
Wird Friede kehren; keiner wird verstoſsen,
Der gläubend bittet; . . . rühre an die Rosen;
Ihr reines Weiſs wird deine Flamme kühlen,
Ihr süſser Duft dich zieh'n durch Tod zum Leben;
Du wirst von nun an keine Schmerzen fühlen;
Bald werd' ich, dich zu lösen, niederschweben!“

„Und kaum berührt' ich leis des Kranzes Blätter,
Da strömte milde Kühlung durch die Adern,
Wie Meereswinde heiſse Lüfte kühlen,
Wie Abendthau erfrischt die dürren Fluren;
Es legten sich des Blutes wilde Wogen;
Ich konnte wieder athmen, wieder denken;
Aus meinen Augen strömten sanfte Thränen; . . .
Die weiſse Rose hat gekühlt die Flammen,
Und bald kehrt Guido, mich zu rufen, wieder,
Bald . . . . . .“

„Liebe, fromme Schwestern! schaut . . . o schauet . . .
Dort, wie der Kerzen weiſse Flamme zittert!
Dort, wo die hellen Weihrauchswolken wallen . . .
Dort, dort am Tabernakel, schwebt es nieder!

Seht ihr den Fittig nicht? den Strahlenschleier,
Die weiſsen Rosen nicht um seine Stirne?“

Der greise Priester blickte auf zum Himmel,
Und alle Nonnen schau'ten nach dem Altar;
Die Saiten bebten an Agatha's Laute,
Als spielte sie des Abendlüftchens Finger;
Die Kerzen wehten, und ein lichter Streifen
Zog sich am Muttergottesbild vorüber. . . .
Da wandten Alle ahnend sich zur Kranken.
Agatha war verschieden . . . weiſs wie Liljen,
Die Augen sanft geschlossen, wie im Schlummer,
Die Hände fromm gefaltet, lag sie lächelnd,
Der Erd' entnommen von dem Kuſs des Engels.

Die Dohnen.

Sie.

Robert! sieh das Vögelchen
In der Schlinge hangen.
Rothe Beere, schwarze Beere,
Haben es gefangen.

Er.

Fühlst du Mitleid, Zärtliche?
Wisse: rothe Wangen,
Rothe Lippen, schwarze Augen
Haben mich gefangen!

Auf eine weibliche Bildsäule im Schnee.

Hüllet die Zärtliche ein,
Sonst gefriert sie zu Stein.

Die Sonntagsdrescher.

„Ehrt ihr so die Sabbatsfeier,
Heiligt so den Ostertag?
Schallend klappt in eurer Scheuer
Muntrer Drescher Wechselschlag.
Horcht, die Glocke läutet,
Ruft ins Gotteshaus;
Weib und Dirne schreitet
Mit dem Buch und Strauſs.“

„„Vater!““ — sprach verschämt Frau Anne —
„„Glaubt so Arges nicht von mir!
Niemand drischt auf meiner Tenne;
Schaut, es hängt der Schlüssel hier.
Sünd'gen ich . . . bewahre! . . .
Wider Gott's Gebot?
War nicht schon drei Jahre
Groſs des Armen Noth?““

„Was mein eignes Ohr vernommen,
Halt' ich Alter auch für wahr.
Wie? euch zählt' ich zu den Frommen,
Und ihr täuscht dieſs graue Haar?“ —
„„Euer Wort ist theuer,
Aber . . . seht mich an.
Kommt in meine Scheuer,
Ob ich lügen kann!““

Hand in Hand geh'n sie zur Tenne,
Horchen unterm Lindenbaum.
Wacker dreschen hört Frau Anne,
Traut den eignen Sinnen kaum;
Hört mit bängerm Lauschen
An der Scheune Thor
Deutlich Garben rauschen,
Und Gesang im Chor.

„Wir verkünden gute Mähre“ —
Tönt es hell wie Silberklang —
„Hundertfältig trägt die Ahre
Sieben frohe Jahre lang.
Ihres Gottes wegen
Gab Frau Anne gern;
Drum giebt Gott ihr Seegen . . .
Alles kommt vom Herrn!“

Und als sie das Thor zur Banze
Bangen Muthes seitwärts dreh'n,
Seh'n sie, schlank, im Ährenkranze,
Drei der schönsten Mägde steh'n;
Die Gewänder blinken
Wie des Himmels Duft,
Und sie lächeln, winken
Und zergeh'n in Luft.

Die hohle Weide.

Durchs tiefe Thal zieh' ich dahin
Stets sonder Rast und Ruh.
Bist kundig, junge Schäferin!
Weis' mir die Grotte an,
Wo sich der moosige
Weidenstamm neiget
Und sich die rosige
Dryas oft zeiget.

„Ich leite bis zum Erlenhain
Auf grüner Aue hie
Wol früh und spat die Schäfchen mein,
Die Grotte sah ich nie,
Wo eine moosige
Weide sich neiget,
Und deine rosige
Schöne sich zeiget.“

Ach, Schäferin, mit leichtem Sinn
Und reger Phantasei
Irrt' ich durchs tiefe Thal dahin
Im holden jungen Mai.
Vom Berge dunkelte
Lieblich es wieder,
Und Hesper funkelte
Grünlich hernieder.

Und an dem frischen Blumenrain
Saſs ich mit frischem Muth,
Und blickte nach dem Erlenhain
In stiller Sehnsucht Glut.
Dort deckt die moosige
Weide die Quelle;
Dort glänzte rosige,
Magische Helle.

„Wol kenn' ich nun der Weide Stamm,
Die in den Quell sich beugt.
Dort lieſs der grimme Wolf mein Lamm
Und floh, wie weggescheucht.
Dort herrschen immerdar
Stille Gewalten;
Doch sah ich nimmerdar
Grott' und Gestalten.“

Doch ich! . . . Aus sanftem Abendlicht
Und aus dem Spiegelquell
Hob sich ein rosiges Gesicht
Mit Augen wunderhell.
Die Locken flimmerten
Golden hernieder,
Wie Schwäne schimmerten
Blendende Glieder.

Und mir entgegen liebewarm
Bog sich die Lichtgestalt,
Und lockte mich in ihren Arm
Mit zärtlicher Gewalt.
Doch floh die Rosige
Noch nicht erreichet,
Dort, wo die moosige
Weide sich neiget.

Sie floh, und wunderfrisches Laub
Und blinkendes Gestein
Zog sich um sie, und Regenstaub,
Wie Silberzindel fein.
Wie sich mit dichter Duft
Elfen umspinnen,
Schien ganz in lichter Luft
Sie zu zerrinnen.

Nun ziehe ich mit düsterm Sinn,
Stets sonder Rast und Ruh,
Durchs tiefe Thal daher, dahin,
Wol nach der Stelle zu,
Wo sich der moosige
Weidenstamm neiget,
Ob sich die Rosige
Wieder mir zeiget?

Resignation.

„Nur das ist schön, was man entbehren muſs!“ —
Noch ward mir nicht Gewährung von Elmiren;
Ich wag' es drauf, das Schöne zu verlieren;
Nimm es nur hin, und gieb mir einen Kuſs!

Rosen und Dornen.

Fanny ritzte sich die Hand
Jüngst am Busentuche.
Zeigt es wol von Unverstand,
Wenn ich, wo ein Dorn sich fand,
Auch nach Rosen suche?

Zaide.

Wie kam's, daſs ich mein Herz verlor?
Ich schlich aus der Prinzessin Sälen,
Ermüdet, Märchen zu erzählen,
Und weilte auf dem Corridor.

Und weilte auf dem Corridor;
Hell flimmerten aus blauer Ferne
In stiller Pracht die goldnen Sterne;
Da trat mich an des Prinzen Mohr.

Da trat mich an des Prinzen Mohr,
Warf demuthsvoll vor mir sich nieder
Und sprach: „Mich sendet mein Gebieter;
Drum neige freundlich mir dein Ohr!“

„Drum neige freundlich mir dein Ohr!
Du bist mit mir von einem Stamme,
Und Ihn verzehrt der Sehnsucht Flamme,
Du Schönste in Alhambra's Flor!“

„Du Schönste in Alhambra's Flor!
Den Donna's, die wie Mandeln blühen
Und für den schönsten Prinzen glühen,
Zieht er die junge Schwarze vor."

„Zieht er die junge Schwarze vor!" . . .
Ein Briefchen, und, in rother Seide,
Ein köstlich flimmernd Halsgeschmeide
Hielt er in seiner Hand empor.

Hielt er in seiner Hand empor.
Ich las und konnte nicht dem Flehen,
Nicht stolzer Hoffnung widerstehen,
Und folgte durch das Gartenthor.

Und folgte durch das Gartenthor,
Schlich zitternd auf verschlungnen Pfaden;
Im Schatten blühender Granaten
Weilt' er, der liebend mich erkohr.

Weilt' er, der liebend mich erkohr,
Sank süſs berauscht zu meinen Füſsen
Bestürmte mich mit Fleh'n und Küssen,
Bis ich mein schwaches Herz verlor!

Das Mädel im Thal.

Bin ich nicht ein frisch Mädel im Thal,
Zum Küssen?
Da kommen die Junker manchmal,
Und grüſsen.
Mög't mich wol grüſsen,
Aber nicht küssen
Mein rothes Wänglein, Juchheh!
Ich bin ein frisch Mädel im Thal
Und bleib' ein frisch Mädel einmal!

Bin ich nicht ein frisch Mädel im Thal,
Gleich Blüten?
Da kommen die Gemshirt' manchmal,
Und hüthen.
Mög't immer hüthen,
Unter den Blüten
Sitzt hier kein Schäflein, Juchheh!
Ich bin ein frisch Mädel im Thal
Und bleib' ein frisch Mädel einmal!

Bin ich nicht ein frisch Mädel im Thal,
Gleich Rosen?
Da komm'n die Studenten manchmal,
Und kosen.
Mög't immer kosen,
Aber die Rosen
Stechen mit Dörnlein, Juchheh!
Ich bin ein frisch Mädel im Thal
Und bleib' ein frisch Mädel einmal!

Bin ich nicht ein frisch Mädel im Thal
Mit Ehren?
Da kommen die Mönche manchmal,
Woll'n lehren.
Halt euch in Ehren,
Aber zum Lehren
Ist hier kein Kirchlein, Juchheh!
Ich bin ein frisch Mädel im Thal
Und bleib' ein frisch Mädel einmal!

Bin ich nicht ein frisch Mädel im Thal
Voll Freude?
Da komm'n die Soldaten manchmal
Nach Beute.
Spring' ich vor Freuden,
Wird doch erbeuten
Mich kein blank Hütlein, Juchheh!
Ich bin ein frisch Mädel im Thal
Und bleib' ein frisch Mädel einmal.

Bin ich nicht ein frisch Mädel im Thal,
Kann singen?
Da kommen die Jäger manchmal
Mit Schlingen.
Kann ich gleich singen,
Fängt doch in Schlingen
Sich nicht das Vög'lein, Juchheh!
Ich bin ein frisch Mädel im Thal
Und bleib' ein frisch Mädel einmal.

Bin ich nicht ein frisch Mädel im Thal?
Mit Waaren
Da kommen die Kaufleut' manchmal
Gefahren.
Mög't immer fahren,
Von euern Waaren
Brauch' ich kein Mieder, Juchheh!
Ich bin ein frisch Mädel im Thal
Und bleib' ein frisch Mädel einmal!

Bin ich nicht ein frisch Mädel im Thal,
Zum malen?
Da kommen die Maler manchmal
Woll'n dahlen.
Mög't mich wol malen,
Aber nicht dahlen
Mit meinem Bändel, Juchheh!
Ich bin ein frisch Mädel im Thal
Und bleib' ein frisch Mädel einmal!

Bin ich nicht ein frisch Mädel im Thal,
Wie Maien?
Kommt bald mein Liebster einmal,
Will freien?
Willt du mich freien,
Wirst's nicht bereuen;
Kriegst eine Jungfer, Juchheh!
Ich bin ein frisch Mädel im Thal
Und werd' ein frisch Bräutel einmal!

Kolibri.

Kolibri, Kolibri,
Senke dich nieder!
Zeige mir, Kolibri,
Dein bunt Gefieder!

Kolibri, Kolibri,
Goldgrüner Funken!
Bist du der Phantasie
Reichen entsunken?

Bist du dem Frühgewand
Iris' entfallen?
Gleichst jetzt dem Diamant,
Jetzt den Korallen.

Jetzt, wie ein Rosenblatt
Westen zum Spiele,
Saugst du in Meth dich satt,
Schwebend am Stiele;

Denkest dein Göttermahl
Duftenden Kelchen,
Kannst stets mit freier Wahl
Flattern und schwelgen.

Senkt sich der Herbst herab,
Welken die Blüten;
Sterben sie, dir ein Grab
Liebend zu bieten.

Ruft sie der junge Mai
Wieder ins Leben,
Hebst du den Fittig neu,
Sie zu umschweben.

Also des Dichters Sang
Wählt unter allen
Blumen an Hügels Hang,
Will gern gefallen.

Naht sich mit Lieb' und Lust
Frölich im Maien
Jeglicher jungen Brust,
Sie zu erfreuen.

Senkt sich ein Sturm herab,
Nahen die Schmerzen;
Findet er still sein Grab
In Freundes Herzen.

Wehet der Freude Hauch
Lieblich dann wieder,
Alsbald erwachen auch
Frölich die Lieder.

Schwingen mit süssem Ton
Frei noch die Flügel,
Decket den Dichter schon
Grünend der Hügel.

Kränzt sich der Enkel dann
Frölich mit Reben,
Heiſst's: 's war ein Ehrenmann;
Lasset ihn leben!

Lied von der Lilie.

Es blinkt' eine Lilie auf Bergeshöh'n
In ihrem schneeweiſsen Kleide;
Es stand keine Blume so hold und schön
Wol auf der ganzen Haide.

Und nächtlich schwebt' ein Wetter her
Mit wildem Sturm und Regen.
Es zogen die Wolken tief und schwer
Mit dumpfen Donnerschlägen.

Und als ich nach dem Berg geschaut,
Sah ich den Grund erzittern.
O Lilie mein! du reine Braut!
Du sinkst in Ungewittern.

Aus dunklem Schwarz mit rothem Schein
Die Flamme fuhr hernieder.
O Lilie, süſse Lilie mein!
Ich seh' dich nimmer wieder.

Wol durch den Wald, vom Sturm entlaubt,
Thät ich im Frühlicht wallen.
Da hob meine Lilie hoch ihr Haupt,
Schön vor den Blumen allen.

Zersplittert lag die Felsenwand;
Es rauscht' der Strom über Trümmer.
Doch frisch gewaschen lieb Lilie stand
In schönerm Glanz und Schimmer.

Erquickend ging der Morgen auf
Mit seinen goldnen Strahlen,
Und thät den Wald in schnellem Lauf
Mit Schein und Farben malen.

Und frischer glänzt' das zarte Grün
Im Feld und in dem Haine. . . .
Wie hold wird meine Lilie blüh'n
In spätem Abendscheine!

Lieb Liliens Kleid so keusch und rein
Hing hell voll Perlenflimmern. . . .
Wie schön wirst du, lieb Lilie mein,
Im Glanz des Mondes schimmern!

Und als ich spät bei Abendlicht
Mich ihrer wollt' erfreuen;
Da fand ich meine Lilie nicht;
Keinen Duft thät sie mir streuen.

Am Boden lag die Lilie mein;
Ihr reiner Kelch entblättert.
Sie war verwelkt im Sonnenschein,
Die nicht der Sturm zerschmettert.

Sarpedon.

Dann ihn wegzutragen vertraut' er den schnellen Geleitern,
Beiden dem Schlaf und dem Tode, den Zwillingen, welche sofort ihn
Stellten ins weite Gebiet des furchtbaren Lykierlandes.

Homer.

Aus des Lebens wildem Drange
Sehnt der Heros himmelan,
Schwingt in glühendem Gesange
Sich zur heil'gen Sternenbahn.

Aber aus den Himmelsträumen
Reiſst herab zu hartem Streit
Auf der Erde niedern Räumen
Ihn die starre Wirklichkeit.

Und er fühlt sich staubgebohren . . .
In dem Kampf der Leidenschaft
Ging sein Heiligstes verloren,
Ward besiegt die Heldenkraft.

Schwebt kein Himmelswohner nieder,
Rettet aus der heiſsen Schlacht?
Schlaf und Tod, zwei holde Brüder,
Ruhen sanft im Arm der Nacht.

Aus den Wolken naht der Retter;
Phöbus winkt . . . mit milder Hand
Tragen sie den Sohn der Götter
In das schöne Vaterland.

Inhalt.

Dichters Morgengebet im Freien 1808. . . S. 1

*) II. B. Mos. 3, 2. „Und der Engel des Herrn erschien Mose in einer feurigen Flammen aus dem Busch. Und er sahe, daſs der Busch mit Feuer brannte, und ward doch nicht verzehret.“

König Ankäos. 1802. . . . . S. 5

Der Scholiast des Lykophron V. 489. und Gellius XIII. 16. erzählen diese Geschichte. Die eigentlichen Worte des Sklaven waren: Πολλα μεταξυ πελει κυλικος και χειλεος ἄκρου.

Der erste Kuſs. 1807. . . . . S. 9
Das Wellenroſs. 1808. . . . S. 12
Das Schlachtfeld. 1791. . . . S. 15

Gedichtet auf dem Schlachtfelde bei Lützen.

Der Mensch und die Biene. 1804. . . S. 17
Idella's Lied. 1802. . . . . S. 19
Das wunderthätige Grab. 1804. . . S. 20

Die Legende weiſs nichts von dieser Begebenheit. Sie erzählt blos, Maximinius, Bischof der Stadt Aquensis, habe für Maria Magdalena einen Sarg von Marmelstein machen und ihr Leben und Zeichen mit hineinlegen lassen. Über lange Zeit verderbten die Heiden das Land Galiläa und Aquensis. Aber in „der Stadt Burgundia“ lebte ein Herzog, Gerhardus, der, weil er kinderlos war, ein Kloster stiftete, Namens Valiatum. Dem wollte er gern viel Heiligthums gewinnen, und sandte auf Eingeben des heil. Geistes den Abt des Klosters nach Aquensis, um den heil. Leichnam zu holen. Da nun der Abt zweifelte, ob auch die Heilige in diesem Sarge liege, erschien sie ihm selbst mit weiſsen Kleidern angethan, und befahl, ihren Leichnam in sein Kloster zu bringen. Deſs ward der Abt froh, und brach den Sarg auf; „da ging ein guter, süſser Schmack daraus.“ Sodann führte er die heil. Gebeine nach Valiatum ab, wo denn mancherlei Wunder erfolgten.

S. Legendenbuch von der Hailigen leben und wunderzeichen. Das Sommerteil. Gedruckt von Gintero von Reutlingen, wohnhaft zu Augsburg. 1472.

Des Fischers Ständchen. 1791. . . . S. 28
Der Lorber und der Schwan. 1806. . . S. 31
Die Äpfelblüth. 1806. . . . S. 33
Des Mädchens Bitte, da der Fluſs ausgetreten war. 1791. S. 35
Lied. 1803. . . . . S. 36
Die beiden Windspiele. 1804. . . . S. 39
An die Tonkunst. 1790. . . . S. 53
Die fremde Durchlaucht. 1803. . . . S. 55
Dichters Liebchen. 1804. . . . S. 57
Das Wintermädchen. 1804. . . . S. 60
Der Wintermorgen. 1808. . . . S. 62
Eine Elbgegend.
Klotar. 1805. . . . . S. 64
Klagen um Daphne. 1792. . . . S. 67
Verkündigung. Altdeutsches Kirchenbild. 1806. . S. 69
Heimsuchung. Altdeutsches Kirchenbild. 1806. . S. 73
Geburtstags-Angebinde. Anagramm. 1805. . S. 80
Rose — Eros — Anteros.
Der Perlenschmuck der Braut. 1806. . . S. 81
Der Baumeister. 1805. . . . S. 81
Der Korn-Engel. 1804. . . . S. 81

Frei nach Horaz. 1806. . . . S. 92
II. Buch. 22. Ode.

Berg und Thal. 1805. . . . S. 94

Der Beruf. 1803. . . . . S. 96

Der Schlangenbändiger. 1805. . . . S. 97

Swanilde. 1806. . . . . S. 100

Fehdebrief an den Tod. 1793. . . . S. 106

Des Mädchens Sehnsucht. 1802. . . S. 110

Der Greis und die Enkelin. Charade. 1805. . S. 112
Das Schneeglöckchen.

Der menschliche Wille. 1808. . . S. 114

*) Nach Tacitus in den Annal. I. Buch. 57. Kap. — „Inerant foeminae nobiles, inter quas uxor Arminii eademque filia Segesti, mariti magis, quam parentis animo, neque voce supplex, compressis intra sinum manibus, gravidum uterum intuens.“

Pilgerlied. 1808. . . . . S. 116

*) Die Pilger zum heil. Grabe muſsten sich erst vom Pabste zu ihrer Reise Erlaubniſs erbitten. Wenn das Schiff zu Joppe gelandet war, kam gewöhnlich ein Guardian oder anderer Mönch von Jerusalem, berief die Ankömmlinge vor sich und gab ihnen Verhaltungsregeln. Unter diesen befand sich auch: „Doch sollen ihr wissen, ob etlich unter euch Bilgerin wären, die auff das heyl. Erdtrich ohne erlaubniſs des heyl. Vatters deſs Papsts gingen, vnnd jhr Meerfahrt also vollbringen wollten, daſs dieselbigen seind in den schweren Bann der Kirchen. So aber dieselbigen zu mir kommen, so hab ich vnnd meine Conuentbrüder, so ich ihnen das beuilch, von Bäpstliger Heylichkeit vollkommen gewalt, sie zu Absoluiren vnnd auſs dem Bann zu lassen, vnnd welcher also zu mir kompt vnnd sollches von mir begehrt, dem will ich gütlich zu willen seyn.“

S. Herrn Ludwigen Tschudi's von Glarus Reyſs und Bilgerfahrt zum heyl. Grabe. 1606. S. 100.

Geständniſs. 1804. S. 118

Medora. 1805. S. 120

Liedchen. 1805. S. 122

Im Thurme. 1806. S. 123

Graugrün und Rosenroth. 1804. S. 126

Bei Übersendung eines Ringes. 1791. S. 130

Zum Theil nach Ovid Am. B. II. Eleg. 16.

Hänflings Liebeswerbung. 1793. S. 132

Hänflings Morgenlied. 1793. S. 134

Die Romanze. 1805. S. 135

Schillers Grab. 1805. S. 141

Diese Strophen, zum erstenmal mitgetheilt in der Zeit. für die eleg. Welt (den 28. Mai 1805. St. 64.) entstanden wenige Stunden nach Empfang der Nachricht von Schillers am 10. Mai erfolgtem Tode, und waren, so viel dem Verf. bekannt, der erste Versuch, die Urne des Verewigten mit einem Vergiſsmeinnichtkranze von seinen eignen Fluren dankbar zu umwinden. — Der Name Raphael bezieht sich zuförderst auf die Briefe zwischen Raphael und Julius in der Thalia. Ob aber zwischen Schiller und Raphael Sanzio nicht auch mehrere Ähnlichkeiten statt finden, dieſs sei dem weitern Nachdenken des Lesers anheimgestellt.

An den Wanderer. Charade. 1805. S. 144

Weiseritz, ein ziemlich reiſsendes Flüſschen im Plauischen Grunde bei Dresden. Man behauptet, dieser ganze Grund habe vor alter Zeit einen See in sich gefaſst, welcher aber einstmals ausgerissen, und wovon die Weiseritz noch ein Überrest sei.

Die Himmelsbraut. 1808. S. 145.

Traumgesicht des gefangenen Klosterbruders. 1803. S. 147

König Erichs Irrgarten. 1806. S. 149

Rothkehlchen. 1805. S. 159

Das Fähnlein. 1805. S. 162

Wechselgesang. Nach Horaz, 1805. . . S. 164

Wenn der Übersetzer sich nicht täuscht, so gehört dieſs Amöbäum in einen kleinen Liederroman, welchen die Oden an Lydia bilden. Dieſs weiter auszuführen, ist hier der Ort nicht. Doch ist dieſs Wechsellied ohne Zweifel eine wirkliche oder auch blos erdichtete Neckerei des Venusinischen Dichters. Der Beweis hievon liegt darin, weil Horaz an seiner neuen Schönen geistige Vorzüge lobt: „Dulces docta modos etc.“ Lydia hingegen von ihrem Anbeter nichts weiter zu rühmen weiſs, als daſs er schön, reich und vornehm sei: „Thurini Calais — sidere pulchrior.“ Solchergestalt ist der Ideengang des Ganzen folgender. Der ärmere Dichter ist bei Lydia von einem Vornehmern verdrängt worden. (Diesen Nebenbegriff finde ich in dem potior, weil sonst das folgende: Thurini Calais, filius Ornyti, gar zu nichtssagend wäre.) Jetzt will der Dichter wieder einmal anfragen. Er schildert daher — wol nicht ganz ohne launige Verstellung — das entflohene Glück. V. 1—4. Lydia, die sich schon in der Periode des Bereuens befindet, läſst sich täuschen und stimmt in den Klageton ein. V. 5—8. Der schalkhafte Dichter merkt nun, woran er mit ihr sei, und begeht die Bosheit, sie durch das Lob ihrer Nebenbuhlerin zu quälen. („Iracundior Hadria.“) Lydia wird erbittert, und sucht dem Dichter Gleiches mit Gleichem zu vergelten, oder ihn vielmehr, nach Art des weiblichen Zorns, noch zu überbieten („Bis patiar mori!“) Endlich bietet Horaz die Hand zur Versöhnung, und Lydia nimmt dieſs, nachdem sie sich noch ein wenig ihrer Galle entschüttet hat, mit Freuden an.

Frühlings Erdenwallen. 1806. . . . S. 166

*) Die aufknospende Narzisse wird in der That von einem durchsichtigen, gelblich-bräunlichen Blättchen leicht umgeben.

In der Nacht. 1790. . . . S. 170

Der unterirdische Sahl. 1807. . . . S. 172

Der gemeine Haufe glaubte in frühern Zeiten an ganze unterirdische Städte, und besonders sollte der weise Salomo mit einem Theile seines Hofstaats und unermeſslichen Schätzen irgendwo unter der Erde sich aufhalten. Leicht möglich auch, dafs die Erfahrneren ihre Kenntnisse von der Erzeugung, Lage und Eigenschaft der Metalle in dergleichen Räthsel einhüllten, um sie zu erhalten, und gleichwol nicht unter den Laien gemein zu machen. — Ein Theil des hier erzählten Mönchs-Mährleins gründet sich auf eine Stelle in **Wilh. Malmesbur**, de gest. reg. Anglor. lib. II. p. 63. ed. Wechel.

Entschuldigung. 1804. . . . S. 179

Parabel. 1806. . . . S. 180

Himmel und Erde.

Maria von Schottland. 1792. . . . S. 182

Abgedrungene Liebeserklärung. 1802. . . S. 184

Der Mai, ein Kufs des Himmels. 1807. . S. 184

„Dieser Monat ist ein Kufs, den der Himmel giebt der Erde,
Dafs sie jetzo seine Braut, künftig seine Mutter werde.“

Logau.

Der Blumenstraufs. 1802. . . . S. 185

Der Korb. 1805. . . . S. 187

Charade. 1804. . . . S. 189

Der Hebebaum (eine junge Birke oder Tanne, welche in Obersachsen bei Richtung eines Gebäudes, mit Bändern und Tüchern geschmückt, auf der obersten Spitze der Balken befestigt zu werden pflegt. Bei Adelung fehlt diese Bedeutung des Wortes gänzlich.)

Das Gastmahl. 1806. . . . S. 191

Die Kobolde. Räthsel. 1807. . . . S. 192

Der Schornsteinfeger und der Bergknappe.

Schön Gretel. 1804. . . . S. 193

Legende. 1808. . . . S. 197

Der Schleier im Walde. 1802. . . S. 203

In ein Stammbuch. 1805. . . . S. 206

Nicht für die Erde. 1806. . . . S. [illegible]

Logogryph. 1804. . . . . S. 209
Eber — Rebe.

Der Stern und der Irrwisch. 1807. . . S. 210

Der reisende Virtuos. 1807. . . . S. 210

Mirta. 1807. . . . . S. 211

Jutta und der Gnom. 1804. . . . S. 213

Neueste Makrobiotik. 1807. . . . S. 215

Veranlaſst durch einen Aufsatz, worin das hohe Alter der Dichter durch Beispiele bewiesen ward.

Der Titel. 1808. . . . . S. 215

Es giebt in der That ein Buch mit dem Titel: Peter Kirchbachs bittere Pomeranzen und saure Citronen; d. i. Erklärung der Klagelieder Jeremia in 37 Predigten. Frankf. 1657. 4.

Die Bleicherin. 1807. . . . S. 216

Blumengespräch. Doppel-Charade. 1805. . S. 220

Die Sonnenwende (Heliotropium) und die Nachtviole. Daſs in die erstere einst die Nymphe Clytie, aus verschmähter Liebe zu Apoll, verwandelt worden sei, lehrt unter andern Ovid. Metam. B. IV. v. 256.

Wiligard. 1806. . . . . S. 222

Das Bild. 1790. . . . . S. 224

Auf ein Orangenblatt geschrieben. 1794. . . S. 224

Die sterbende Äbtissin. 1805. . . . S. 225

Die Dohnen. 1808. . . . . S. 236

Auf eine weibliche Bildsäule im Schnee. 1802. . S. 236

Die Sonntagsdrescher. 1808. . . . S. 237

Zum Theil nach einer modernen Volkssage.

Die hohle Weide. 1806. . . . S. 240

Resignation. 1808. . . . . S. 244

Rosen und Dornen. 1808. . . . S. 241

Zaide. 1807. . . . . S. 243

Das Mädel im Thal. 1808. . . . . S. 247

In einigem nach einem Tyroler Volksliede.

Kolibri. 1808. . . . . S. 231

Die Reisebeschreiber schildern den Farbenschmelz, die zarte Bildung und die Beweglichkeit des Kolibris nie ohne Begeisterung. Eine Gattung desselben, (Trochilus Colubris), die sich vorzüglich in Nordamerika aufhält, soll nach Behauptung der Indianer, wenn die rauhe Jahreszeit eintritt, sich in die Blumenkelche verbergen und eine Art Winterschlaf halten, bei Wiederbelebung der Pflanzen aber zugleich wieder aufleben.

Lied von der Lilie. 1806. . . . S. 234

Sarpedon. 1808. . . . . S. 237

Hom. Il. II. v. 681. Nach einer Erzählung des Pausanias war die Nacht auf einer Kiste von Cedernholz im Tempel der Juno zu Elis als eine weibliche Gestalt abgebildet, welche zwei Knaben mit über einander geschlagenen Füſsen in ihren Armen hielt, deren einer weiſs, der andre schwarz war. Vgl. Lessings Laokoon. S. 120.

Jena, gedruckt bei Frommann und Wesselhöft.

rrn Dr. Apel

dem Verfasser

L. 12

Die Körners-Eiche
und
Die Deutſchen Frauen.

Zwei Gedichte
von
F. Kind.

Die

Körners-Eiche.

Phantaſie

von

Friedrich Kind.

Leipzig, bei G. J. Göſchen, 1814.

HALLE
(SAAL.)

Gg 1550

Abenddämmerung. Der Himmel iſt ganz mit trüben Wolken überlaufen. Unter einer alten Eiche ein friſch aufgeworfenes Grab. Ein Greis, der, in ein dunkles Gewand gehüllt, am Stamm der Eiche lehnt. Aus der Ferne nähert ſich bei dumpfem Geſang ein Zug Krieger mit einigen Fackeln, einen aufgebahrten Sarg in der Mitte.

Chor der Krieger endet:

„Gott, dir ergeb' ich mich!
Wenn mich die Donner des Todes begrüßen,
Wenn meine Adern geöffnet fließen,
Dir, mein Gott, dir ergeb' ich mich!
Vater, ich rufe dich!“

Der Greis.

Steht, Männer! Gebt Bericht, weß iſt der Staub,
Den ihr bei lieblich ſchaurigem Geſang
Zurückgeleitet in der Mutter Arm?

Mir theuer iſt der Eiche Schattenraum —
Erkohren hat mich eine tapfre Schaar,
Dieß Grab zu hüthen, für ein Heldenherz,
Wie kein's noch größer ſchlug in Jünglingsbruſt —

Führer des Zugs.

Sagt, wer beſchied ihn zu des Grabes Wacht?

Mehrere Stimmen.

Wir nicht! — Nicht wir! — Entweich', du Geiſt
der Gruft!

Führer.

Das Alter ehrt! — Halt! Setzt die Bahre ab! —
Wer du auch ſei'ſt, deß Wort zermalmend faſt
Durch's Dunkel halle — wol ſchlug ein großes Herz
In des geliebten Waſſenbruders Bruſt!
Siehſt du den Eichkranz auf des Sarges Haupt?
Wem dieſer ward, iſt freier Erde werth!

Greis.

Doch wehr' ich euch den Eingang in das Grab!
Auch ich lebt' einſt nicht ruhmlos meinen Tag —

Doch, was ich ſah, als ich das Schwert noch ſchwang,
Was ewig lebt in Schlacht- und Siegs-Geſang,
Hat wunderbar die Zeit zurückgebracht;
Die Vorwelt lebt, die Väter ſind erwacht!
Wol Mancher ward des Laubs der Eiche werth;
Doch der, deß hier die Mutter Erde harrt,
War größer —

Führer.

Ja, er war's! — Du ernſter Greis,
Erwecke nicht den Zorn der Brüderſchaar! —
Kennſt du den Jüngling hier im Leichentuch?
Dem edlen Flügelroß der Fabel gleich
Genügt ihm nicht der Erde enger Kreis,
Und höher, zu den Sternen, gieng ſein Lauf.
Sprecht, Freunde! daß aus mehr'rer Zeugen Mund
Die Wahrheit ſchöpfe dieſer Rhadamanth!

Ein Krieger.

Ihn birgt der Sarg, der zu des Ruhmes Hallen
Sich in des Lebens Frühlingsſchimmer ſchwang.
Vor allen Jünglingen der Zeit, vor allen,
War ihm verliehen Wohllaut und Geſang;

Was Herrliches der Götter Hand entfallen,
Ward reizender durch ſeiner Saiten Klang;
Verklärter noch in wundervollen Tönen
Schien Luſt und Scherz, und die Magie des Schönen.

Ein Zweiter.

Doch kaum, daß, wachſend gleich dem Ungeheuer
Lernäa's, der Verderber uns bedroht,
Da glüht' er auf in heil'gen Zornes Feuer,
Und pries beneidend Zriny's großen Tod;
Da ſtürmt' er mächtig in Alcäus Leier,
Und deutete der Flammenzeichen Noth,
Und fern und nah, ſo weit die Töne hallten,
Erblitzten Waffen und Paniere wallten!

Greis.

Nicht mir verborgen iſt der Saiten Macht.
Die alten Barden, glaub' es, junger Mann!
Sie waren auch nicht müßig, wenn es galt —
Und wol iſt's auch zu meinem Ohr gehallt,
Wie, da die Aerndte reif war, Schlachtgeſang
Durch Feld und Wald, aus Berg und Thal erklang —
Traun! ihrer Ahnen ſind die Sänger werth;

Doch der, deß hier die Mutter Erde harrt,
War herrlicher! Es weckt das Flammenwort
Aus Sängers Bruſt zwar auf der Männer Schwert,
Doch iſt's kein Schwert, und Schwerter will die Schlacht.

Führer.

Das kannt' auch er, der Schläfer hier im Sarg —

Ein dritter, jüngerer Krieger.

Und flog in Dampf und Feuer
Voran voll Kampfesluſt;
Es kreuzte Schwert und Leier
Sich auf der tapfern Bruſt.
Wie jene Seraphinen,
Die fromm mit Harfenton
Dem Gott des Himmels dienen,
Wenn Höllenmächte droh'n,
Mit leuchtendhellem Speere,
Mit Flammenſchwertes Macht,
Des Abgrunds freche Heere
Zerſtreu'n in ew'ge Nacht;

Mit eines Cherubs Mienen,
Und doch ſo himmliſch mild,
So iſt er uns erſchienen,
So lebt in uns ſein Bild!.

Greis.

Wer Groſes würdig ſingt, iſt Ruhmes werth;
Noch höheres, wer Liebesthaten übt;
Doch wehr' ich euch den Eingang in das Grab.
Erhob für Freiheit, für den heil'gen Heerd,
Nicht Greis und Jüngling rachentglüht das Schwert?
Zog nicht entbrannt zu fahrvoll hartem Straus
Der deutſche Knabe mit dem Vater aus?
Doch jedem ward die höchſte Weihe nicht —

Führer.

Der Phönix ſtürzt ſich ahnend in die Glut,
Sucht Tod, und findet ihn! — Ehrwürd'ger Greis,
Sieh unſern Todten, ſieh ſein rothes Blut!
Er ſang, er ſtritt, er ſtarb fürs Vaterland!

Er wirft die Decke des Sargs zurück. Einige Krieger mit Fackeln treten näher. Man erblickt den blutigen Leichnam, mit Eichenblättern umgeben.

Greis,

nach einer Pauſe.

So legt den Edlen hier zu edlem Staub,
Und — gebt ein Schwert dem Tapfern mit hinab,
Daß einſt, nach mancher Sonne trägem Lauf,
Wenn Deutſchland jemals Joch und Schande droht,
Das Schwert ein Pflüger ackre aus dem Feld,
Und wiſſe, was die Ahnen einſt gethan!
Doch nicht ſein Schwert — kein Schwert iſt jetzt zu viel,
Deß Spitz' und Schärfe noch zum Kampfe taugt! —
Ein and'res wird ſich finden, auch erprobt —

Ein Gräber,

zu dem Führer.

Ja, Herr! im Zwielicht gruben wir dieß Grab
Und trafen tief verſunken Stein bei Stein,
Und hofften ſchier auf einen reichen Schatz;
Doch fanden wir nur dieſes Eiſenſchwert,
Gewichtig, ſtark, doch faſt vom Roſt zernagt —

Der Greis neigt langſam und bedeutend das Haupt, weicht einen Schritt zurück und ſteht dann unbeweglich.

Führer.

Das iſt doch wunderbar. — Gehorcht dem ernſten Greis!

Man legt das Schwert in den Sarg. Während dieſer hinabgelaſſen und mit Erde bedeckt wird, ſingt das

Chor.

„Gott weckte uns mit Siegerluſt
Für die gerechte Sache.
Er rief es ſelbſt in unſre Bruſt:
Auf, deutſches Volk, erwache!
Und führt' uns, wär's auch durch den Tod,
Zu ſeiner Freiheit Morgenroth.
Dem Herrn allein die Ehre!“

Führer.

Jetzt haut des Todten Namen in den Stamm,
Daß auch der Enkel Körners Eiche kennt!
Ihr Zimm'rer, vor! und Fackeln, Fackeln her!

In dieſem Augenblick, bevor die Fackeln noch herzukommen, tritt der Mond hinter den Wolken hervor und beleuchtet die Rinde des Stamms; der Greis iſt verſchwunden.

Führer.

Wo kam der Alte hin?

Mehrere Stimmen.

Zerronnen wie in Luſt! —
Im Augenblicke, da der Mond erſchien! —
Ich ſah's, da er zerrann! Sein grauer Bart
Floß ſilberweiß zur breiten Bruſt herab,
Und ſein Geſicht umſpielt' ein milder Glanz. —
Um ſeinen Scheitel ſchlang ein Eichkranz ſich,
Und eine Harfe dröhnt' in ſeiner Hand! —
Seht, wie der Stamm erbebt! Die Zweige faßt
Ein Sturm, und nirgends regt ſich ſonſt die Luſt —

Stimme aus der Eiche,

indem der erſte Schlag in die Rinde geſchieht.

Zwei Barden deckt nun dieſer Eiche Laub!

Einige.

Hört! hört, der Boden ſpricht!

Andre.

'S tönt in den Wipfeln,

Wie Geiſterlaut, wie Wunderharmonie!

Wunderbar liebliche Muſik, die ſich bald mit Geſang verſchmilzt.

Eine Stimme von oben.

Höret auf um mich zu klagen;
Wißt, ein lichtes Kreuzpanier
Gab der Herr der Sterne mir,
Euch's im Streit voranzutragen!

Chor von oben.

Es flammet, wie Sonnen, das heilige Zeichen;
Der Himmel wird ſiegen, die Hölle muß weichen!
Ehre ſei Gott!

Stimme.

Freudig, freudig, meine Brüder!
Schwert und Lanze in der Hand,
Blitz und Flammen ihr Gewand,
Steigen Streiter Gottes nieder!

Chor.

Wir ſteh'n euch zur Seite im heiligen Kriege,

Wir führen die irdiſchen Brüder zum Siege!
Ehre ſei Gott! Gloria! Gloria!

Muſik und Geſang verhallt.

Führer.

Vernahmt ihr, was das Chor der Engel ſang?

Er wirft ſich zur Erde und erhebt betend ſein Schwert gen Himmel. Alle knien um ihn im weiten Kreiſe.

So führ' uns, Herr, und wär's auch durch den Tod,
Zum Sieg des Rechts, zum Freiheitsmorgenroth!

In der Ferne ein lang anhaltender Donner. — Aufſpringend mit hoher Begeiſterung:

Hurrah! die Schwerter raus! Mit uns iſt Gott!

Alle,

wildfreudig mit Geſang einfallend:

„Der Hochzeitmorgen graut —
Hurrah, du Eiſenbraut!
Hurrah!“

Die

Deutſchen Frauen.

Heergeſang

von

Friedrich Kind.

Leipzig, bei G. J. Göſchen, 1814.

[illegible]

Heerſänger, zur Harfe.

Ihr Männer aus den Eichengau'n
Um Oder, Elb' und Rhein,
Ein Lied zum Preis der deutſchen Frau'n
Stimmt wohl zum Deutſchen Wein.

Seine beiden Knaben fallen hier und jedesmal in der Folge an dieſer Stelle mit Flöte und Triangel ein.

Laut halle aus Bergen und Klüften es wieder!
Der Töchter Thusneldens zu Feier und Preis,
Schwenkt Schwerter und Becher, ihr muthigen Brüder!
Umwindet die Fahnen mit Roſen des Mai's!

Chor der Krieger.

Zu Feier der Schweſtern umwinden die Brüder
Die Schwerter und Fahnen mit Roſen des Mai's.

Heerſänger.

Seit Herrmanns Schlacht und Varus Fall,
Pries Deutſcher Frauen Muth

Und ſitt'gen Reiz der Harfe Schall,
Der Sänger fromme Glut;
Noch lächelt ihr Auge mit himmliſcher Bläue,
Noch wallt in den Lüften ihr goldgelbes Haar;
Noch leben die Frauen voll Sitte und Treue,
Sanft duldend in Trübſal und ſtark in Gefahr!

Chor.

Heil ihnen! Den Frauen voll Sitte und Treue,
Sanft duldend in Trübſal und ſtark in Gefahr!

Heerſänger.

Des Höchſten Aug' war abgewandt,
Der Hoffnung Anker brach;
Schwer lag der Fluch auf Deutſchem Land,
Und endlos ſchien die Schmach;
Doch was uns, mit ſchmähligen Ketten gebunden,
Gekrampft in der Fauſt, und im Auge gebrannt,
Was tief wir im knirſchenden Buſen empfunden,
Hat laut oft die roſige Lippe bekannt.

Chor.

Was tief wir im knirſchenden Buſen empfunden,
Hat laut oft die roſige Lippe bekannt!

Heerſänger.

Denn ſchnell erblaßt des Laſters Gleis
Vor Deutſcher Frau'n Gericht;
Ihr Spruch verwirkt das Lorberreis,
Das ſich ein Räuber flicht;
Ob Schmeichler und Sclav' den Tyrannen vergöttern,
Den häuslichen Altar umſchleiche Verrath —
Die Frauen, ſie jauchzten den nahenden Rettern,
Sie wanden ſchon Kränze der rettenden That!

Chor.

Die Frauen, ſie jauchzten den nahenden Rettern,
Sie wanden ſchon Kränze der rettenden That.

Heerſänger.

Und Gottes Sternenwage klang;
Des frechen Feindes Macht,
Sein blutgefärbter Adler ſank
Nach hartgekämpfter Schlacht;
Da nahten die Frauen mit fühlenden Herzen,
Selbſt Unbill vergeſſend, wo Menſchheit gebot,
Verbanden die Wunden, und ſtillten die Schmerzen,
Nicht achtend der Seuchen, nicht ſcheuend den Tod!

Chor.

Sie heilten die Wunden, ſie ſtillten die Schmerzen,
Nicht achtend der Seuchen, nicht ſcheuend den Tod!

Heerſänger.

Horch Freiheitsruf: Auf's Pferd! auf's Pferd!
Beim heil'gen Kampf auch ihr! —
Die Mutter reicht dem Sohn das Schwert,
Die Braut beut das Panier:
„Zieht hin, ihr Geliebten, bewähret am Rheine
Die Kraft eures Arms bei menſchlichem Sinn! —
Die Zierden des Lebens, die Perlen und Steine,
Zu Rüſtung und Labſal, o nehmet ſie hin!“

Chor.

Die Zierden des Lebens, die Perlen und Steine,
Zu Rüſtung und Labſal, ſie gaben ſie hin!

Heerſänger.

Die Fürſtin geht des Schmuckes bar;
Die Aermſte, ſtill und hold,
Verkauft den einz'gen Schatz, ihr Haar,
Und Eiſen ſchmückt ſtatt Gold;
Es folgt der Gedanke von Schritte zu Schritte
Den Kriegern mit Liebe; es webet die Hand
Im Königspallaſt, in der ſtrohernen Hütte,
An wärmender Hülle, an weichem Verband.

Heerſänger,
mit gedämpfter und langſamer Stimme.

Was ſenkt ſich doch der Blick ſo ſchwer
Zum lieben Vaterland?

Ach, mancher Vater lebt nicht mehr,
Die Hütte fraß der Brand!
Wer wird die Geſchwiſter tränken und ſpeiſen?
Wer pfleget der Kranken bei eigener Noth?
Wer tröſtet die Aeltern? wer pfleget der Waiſen?
Wer theilt mit der Wittwe ſein Dach und ſein Brot?

Chor.

Wer tröſtet die Aeltern? wer pfleget der Waiſen?
Wer theilt mit der Wittwe ſein Dach und ſein Brot?

Heerſänger, mit Erhebung.

O Frauenliebe, Seraphsbild,
Aufdämmernd durch die Nacht!
Du biſt es, die ſo zart, ſo mild,
Für fremde Leiden wacht.
Verſtummet, ihr Klagen! Die irdiſche Habe
Vertauſchen die Frauen um himmliſchen Lohn;
Sie opfern ihr Letztes der Armuth zur Gabe,
Und jede der Waiſen wird Tochter und Sohn.

Chor.

Sie opfern ihr Letztes der Armuth zur Gabe,
Und jede der Waiſen wird Tochter und Sohn!

Heerſänger.

Preis Deutſchen Frauen, nah und fern!

Die Trommeln werden leiſe gerührt und tönen im
ſtärker. Alle Fahnen werden geſenkt.

Heil Euch, der Frauen Zier,
Alexiewna, Badens Stern,
Und, Ludovika, Dir!
Euch töne der Jubel bei jeglicher Feier,
Ihr, die Ihr den Lorber mit Roſen umſchlin

Pauſe. Alle Inſtrumente ſchweigen. Die folgen
zwei Zeilen werden blos geſprochen.

Indeß dort Luiſe im himmliſchen Schleier
Die Palme des Siegs und der Herrlichkeit ſchwi

Chor,

bei Waffenklang und voller Feldmuſik.

Euch töne der Jubel bei jeglicher Feier,
Ihr, die Ihr den Lorber mit Roſen umſchlin
Indeß dort Luiſe im himmliſchen Schleier
Die Palme des Siegs und der Herrlichkeit ſchwi

ner

gt,

den

ngt!

gt,

ngt!

Die Harfe.

Herausgegeben
von
Friedrich Kind.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Erſtes Bändchen.

Leipzig
bei Georg Joachim Göſchen 1815.

Inhalt.

Zueignung.

I. Treu bis zum Tode. Erzählung von Caroline Fouqué. . S. 7

II. Des Dichters Sommernacht. Caprice von F. Kind. . . — 53

III. Drei Tage am Geſtad der Weichſel und des Dnieper. Von F. Krug von Nidda. . . — 73

IV. Der Normann auf Lesbos. Eine Abenteure. Von F. Fouqué. . — 103

V. Reiſeſcenen und Bemerkungen. Von St. Schütze. . . — 153

VI. Der Solitair. Erzähl. von F. Laun. S. 233

VII. Die Verſöhnung im Taubenſchlage. Erzählung von K. G. Prätzel. — 261

VIII. Romanzen.

Graf Waldenburg, der Brave. Von K. W. Juſti. — 283

Alzire. Von K. G. Prätzel. — 293

IX. Das Bild der Laura, und Jacob Fabers Teſtament. Aus Oscar's Denkblättern. . . . — 299

X. Gedichte.

Ihrer Kaiſerl. Hoheit der Frau Großfürſtin Katharina. Von G. A. H. Gramberg. . . — 315

Gottes Gerichte. Von Th. Hell. — 318

Koſackenklage über Alexanders von Blomberg Tod. Von F. Fouqué — 322

Des Koſacken Heimritt. Von Demſelben. . . — 324

Des Kriegers Braut. Von Louiſe Brachmann . . S. 326
Die Einſiedler-Familie. Von F. Kind. . . — 328
Treue gegen ſich ſelbſt. Von St. Schütze. . . — 331
An Novalis. Von Meſſerſchmid. — 335
An meines Kindes Grabe. Von Ernſt von Houwald. . — 336
Der Menſch und die Dämonen. Von G. A. H. Gramberg. . — 338
Die Erſcheinung. Von Meſſerſchmid. . . — 341
Adele. Von Haug. . — 343
An Frau Profeſſorin Schütz. Von Karl Reinhard. . — 344
Phantaſie. Von L. Brachmann. — 345
Das Mädchen und die Haſel. Von Haug. . . — 346
Zimmerweihe. Von Th. Hell. — 348

Dorindens Bildniß. Von Karl Reinhard. . . S. 350
Das Nachtlicht. Von Messerſchmid. . . — 350
Louiſens Augen. Von Haug. — 351
Der freie Geber. Von St. Schütze. — 351

Die Harfe.

Die Harfe klingt; heran, heran,
Wer offnen Herzens iſt,
Und auf der ird'ſchen Pilgerbahn
Der Heimath nicht vergißt!

Die Harfe lockt; ſie möchte gern
Ergötzen und erfreun,
Wie Morgenlicht aus ſchönerm Stern
Des Kummers Nacht zerſtreu'n.

Kommt, deutſche Brüder, kommt herbei,
Hieher in Waldesruh';
Hört, holde Schweſtern, ſanft und treu,
Und ſtillgefällig zu.

Viel Harfner werden nah'n und geh'n,
Wol manche Harfnerin,
Euch kund zu thun, was ſie geſehn
Mit hellem Aug' und Sinn;

Was ſie geſehn in Wirklichkeit,
Im tief bewegten Geiſt,
Was ſich in alt und neuer Zeit
Des Ruhmes werth erweiſt;

Was ſie, die Harfe in der Hand,
Auf fernem Pfad erblickt,
Und was im ſchönen Vaterland
Beſeeligt und erquickt;

Den zarten Reiz, die edle Kraft,
In Hütten, wie am Thron;
Die Schrecken roher Leidenſchaft,
Der Tugend ſtillen Lohn;

Des Hirtenlebens fromme Luſt,
Und Schlachten graus und wild,
Stillleben aus der eignen Bruſt,
Verklärter Brüder Bild.

Und einer nimmt das Saitenſpiel
Dem Andern aus der Hand,
Und jauchzt mit regem Mitgefühl,
Wenn Jener Ehre fand.

O, ſchenkt dem freundlichen Verein,
Ihr Edlen, Eure Gunſt,
Und folgt uns gern zum heil'gen Hain
Der ewig heitern Kunſt.

I.

Treu bis zum Tode.

Erzählung

von

Caroline Fouqué.

Der Wald war kühl, der Morgen friſch und anmuthig, Prinz Max ritt auf ſchlankem, feingetiegertem Schimmel luſtig unter der grünen Wölbung an zierlichen Landhäuſern und Gärten hin. Seine Doggen, bald vor, bald zurücklaufend, ſchnupperten geſchäftig umher, ſchoſſen dann pfeilſchnell, die ſchmalen rothen Zungen jächelnd herausgeſtreckt, zu ihrem Herrn zurück, ſprangen an ihm auf und leckten ihm die neckend hingehaltene Hand. Das kluge Spähen, der ſchnelle Blick, der Glieder geſchmeidiges Spiel, alles ergötzte den Prinzen an den Thieren. Er begleitete mit ungemeiner Freude ihre kreuzenden Sätze, und lachte laut über die ſtürmiſche, oft ungeſtüme Zärtlichkeit ſeiner Lieblinge.

Er hatte vor wenigen Tagen mit ſeinen Truppen die nahe Seeſtadt bezogen. Das reiche Leben dort ſchien ſeinem verlangenden Herzen entgegenzukommen. Er war vergnügt und ſah mit hellem Sinn und friſchem Jugendmuth in die thatenreiche Zukunft hinein.

Wie er nun ſo munter forttrabte, einen kecken, freudigen Reutermarſch vor ſich hinſummend, bog ein offner Wagen, von vier hellbraunen Pferden gezogen, raſch aus einer Seitenallee ihm entgegen. Die Pferde fielen dem Prinzen auf. Sie waren von außerordentlich ſchönem Bau und ſichtlich ausländiſcher Race. Er hielt an, um ſie an ſich vorbeilaſſend genauer betrachten zu können, als die lachende Freudigkeit weicher, jugendlicher Stimmen aus dem Innern des Wagens ſeine Aufmerkſamkeit mindeſtens theilte.

Zwei verſchleierte Frauen redeten mit anmuthiger Lebhaftigkeit ſehr eifrig in Engliſcher Sprache mit einander, ohne den Prinzen zu beachten, der ſich vergebens bemühete, etwas mehr, als die verhüllten Umriſſe zu ſehen. Tracht wie Umgebungen vereinigten auf eigene Weiſe Engliſche Einfachheit mit

Indiſchem Glanz, und ſeltſam, wie ein dunkler Schatten, ragte ein hoher, breitſchultriger Mohr von dem Lakaienbret über die hübſchen Frauenbilder herüber.

Der Prinz wandte endlich ſein Pferd, als ſie ſchon eine Strecke an ihm vorbei waren, doch die Augen flogen von Zeit zu Zeit unwillkührlich zurück, den empfangenen Eindruck zu ſammeln oder das Fehlende zu ergänzen. Er ſchickte ſo eben einen letzten Blick hinüber, als ein herabhangender Lindenzweig, den Schleier der einen Dame faſſend, ihn hoch in die Luft ſchnellte. Der gewandte, ſchnellfüßige Schimmel trug den Prinzen im Fluge zu dem Baum; er haſchte die luftige Hülle, trabte zum Wagen, und überreichte ſie der entſchleierten Unbekannten, die unter glühendem Erröthen die dunkeln, ernſten, und doch unbeſchreiblich linden Blicke ſenkte. Ein angenehmer Schauer übergoß den Prinzen, als dieſe Blicke dankend zu ihm aufſahen, und eine rührend ſanfte Stimme ein paar deutſche, verbindliche Worte ſtammelte.

Als der Anſtand ihm endlich gebot, ſich zu entfernen, und er, ehrerbietig grüßend, langſam umwandte, hörte er es leiſe im Wagen flüſtern: »Der Prinz, gewiß es war der Prinz!« Es lag etwas unendlich Schmeichelndes in dieſem leiſen, geheimen Erkennen, da weder Umgebungen, noch äußere Auszeichnung, ſeinen Rang verriethen. Mit halbem Lächeln ſah Prinz Max ſein altes gutes Glück auch hier wieder auf ſich zukommen, und ihm ungeſucht ein angenehmes Abenteuer bereiten.

Gleichwol war etwas in den ſchönen, wunderbaren Augen, was ihm doch eine kleine Scheu einflößte, und ſeinen Muth um ein Bedeutendes ſchwächte. Er war unwillkührlich ernſter, und kam ſogar verſtimmt und verdrüßlich in ſeine Wohnung zurück.

Die Unmöglichkeit, in dieſem Sammelplatz verſchiedenartigſter Nationalität eine Fremde auszumitteln, fiel ihm ſchwer aufs Herz. Er fühlte es, der Zufall konnte hier allein einen Ausweg bahnen, und der Zufall ſchien ihm zum erſtenmale mißlich und unſicher.

Er ſaß noch grübelnd da, als ſeine Hunde, ihrer unartigen Gewohnheit gemäß, in den ſeidenen Sophaküſſen wühlend, einen kleinen Zettel herauswarfen, der zwiſchen den Polſtern ſteckte. Das Unbedeutendſte, wenn es plötzlich aus der Verborgenheit heraustritt, reizt und lockt unſere Sinne. Der Prinz bückte ſich unwillkührlich nach dem Papier. Es war ein unvollendeter Brief, vielleicht wegen irgend einer mißlungenen Stelle ungeduldig in die Dunkelheit verwieſen. Er war in Engliſcher Sprache geſchrieben, und warf den Prinzen vollends in ein Meer von Muthmaßungen, als er las, wie die Inhaberin dieſes Hauſes einer Freundin klagte, die Stadt auf mehrere Zeit verlaſſen zu müſſen, indem der commandirende Prinz ihre Wohnung beziehe, und ſie nicht mitten in dem Tumulte ſoldatiſchen Unweſens zugleich darin wohnen könne.

Er hatte den Zettel vor ſich hingelegt, und ſah bald auf die ſchönen, wenn gleich etwas kühn hingeworfenen Schriftzüge, bald auf die Verzierungen und das Geräth des Zimmers.

Er ſuchte die äußere Beſtätigung deſſen, was er im Innern nicht umhin konnte zu denken. Denn wie der Verſtand auch das allzuraſche Folgern und Verknüpfen der Phantaſie tadelte, er ſah, er empfand die Unbekannte überall. Die Umgebungen übten mehr und mehr einen beſtechlichen Zauber über ihn, und als er von ungefähr einen Blick auf den Spiegel warf, war ihm nicht anders, als ſehe ihm das liebe ſchöne Bild aus reichem Goldrahmen entgegen.

Er ſprang beklommen auf, ging einigemal mit großen Schritten durch die geöffnete Zimmerreihe, trat zu einem Fortepiano, und ſchlug, vielleicht ſich ſelbſt zu entgehen, ein paar volle, in einander rauſchende Töne an. Doch die Klänge riſſen vollends in ſeinem Innern. Die Augen, die Seele der Unbekannten ſchienen ſich aufzuthun; ein Schauer, wie bei ihrem ſchüchtern dankenden Blick, überflog ihn; er ſetzte ſich träumend auf das Sopha nieder, und, die erhitzte Wange unter ſchnelleren Herzſchlägen in die weichen Kiſſen gedrückt, glaubte er die berauſchende Nähe des ſchönen Weibes zu empfinden.

Sehr froſtig und unbequem fuhr der eintretende Adjudant mit einem paar unbedeutenden Meldungen durch das luſtige Traumnetz. Der Prinz antwortete ſchnell und kurz, und fragte dann mit ungewiſſer Stimme: »Wiſſen Sie nicht, wem dieſes Haus gehört? weſſem Geſchmack und ſeinem Sinn ich all' die Bequemlichkeit verdanke?« Jener entgegnete: »So viel ich weiß, einer reichen Creolin, die, in Indien an einen Engländer verheurathet, nach deſſen Tode in die Geburtsſtadt ihres Vaters zurückkehrte, und der Heimath einen Theil ihrer Schätze zukommen läßt.«

»Und wir haben ſie vertrieben!« rief der Prinz in freudiger Eil. »Sie hat ihre Wohnung verlaſſen. Wohin mag ſie nur geflüchtet ſeyn? Ich hoffe, nicht nach Indien zurück!« — »So weit,« erwiederte der Adjudant lächelnd, »hat ſie ihre Scheu vor den fremden Truppen bei alledem nicht geführt. Sie iſt ganz nahe von hier, in einem Landhauſe vor der Stadt.« — »Sie wußten« —? unterbrach ihn der Prinz, »und avertirten mich nicht. Sie ließen mich drei Tage hier behaglich raſten, ohne meine gütige Wirthin aufgeſucht zu haben? wie ungalant! Eilen wir nun, das Geſchehene wieder gut zu machen. Noch dieſen Nachmittag reiten wir hinaus!«

Es dunkelte ſchon; der Prinz ſchien ſeine Wünſche abſichtlich bezähmen zu wollen. Vielleicht kämpfte er noch, vielleicht auch empfand er jene Scheu, die uns wohl befällt, wenn die Wirklichkeit entſcheidend nahe tritt. Ein Zweifel nach dem andern ſtieg in ihm auf; er ward ganz unſicher, und ſprengte endlich in einer Art von unmuthigem Trotz mit ſeinem Gefolge nach dem Wäldchen zu, das ihm ſeit dieſem Morgen ein Heer neckender Traumbilder nachſchickte.

Es war gleichwol ein Troſt, daß der Dame Landſitz gerade hier hinaus lag, und leiſe blitzte die Hoffnung wieder auf, als der Weg gerade zu der Allee hinein bog, aus welcher heut der Wagen kam. Der Prinz bemerkte unter ſtärkerm Herzklopfen, daß die friſchen Geleiſe nach einem Eiſengatter wieſen, deſſen weite Pforten gaſtlich offen ſtanden.

Anmuthig wogten balſamiſche Düfte von dort herüber, auf ſchlanken Pfeilern, in hohen Vaſen glüheten die brennenden Tropengewächſe ihr Blütenlicht in die dunkelnde Nacht hinein. Ein Marmorhaus mit flachem Dach, ringsum auf weißen Säulen ruhend, ſah fremd und lockend durch den ernſten Eich- und Buchenwald. »Hier iſt der Dame Wohnſitz,« ſagte der Adjudant. Der Prinz hielt tiefathmend ſtill. Ein vorausgeſchickter Jokei kam eilig zurückgeſprengt. »Ew. Durchlaucht werden erwartet,« rief er ſchon von weitem. Der Prinz war Augenblicks vom Pferde. Er ging zwiſchen hohen Blumenwänden an ſeltſamen Thiergeſtalten hin, die in goldnem Käfich unter fremden Sträuchern der Heimath Düfte einathmeten. An Zauberei und Feemärchen denkend trat der Prinz in einen hellen, heitern Saal, deſſen Flügelthür zwei wunderliche Schwarze öffneten.

Eine ältliche, ſtarkbeleibte Frau erhob ſich behaglich lächelnd von ihrem Siß, und ging halb ſtolz, halb geſchmeichelt, in gnüglicher Sicherheit dem Prinzen entgegen. Dieſer wußte nicht, was er ſahe; die Worte erſtarben ihm im Munde. Doch bald ſich ſelbſt in ſeinen phantaſtiſchen Träumereien auslachend, ſagte er mit leichtfertigem Blick auf die breite Figur der Dame: »Ich ſtehe beſchämt vor Ihnen, und eile, einen Irrthum abzubüßen, der mich ſehr ungeſchickt erſcheinen läßt. Erſt ſeit wenigen Augenblicken weiß ich, wem ich die reizende Wohnung verdanke, und daß es Ihre Güte war, die mir ein unverdientes Opfer brachte. Sie werden es verzeihen, wenn ich nicht früher meine Schuldigkeit beobachtete.« Die Dame verneigte ſich tief und langſam, nöthigte den Prinzen, an ihrer Seite auf dem Divan Platz zu nehmen, und hub dann nach einem kleinen Huſten ſelbſtzufrieden an: »Wahr iſt es, recht prachtvoll und koſtbar iſt das Quartier von Ihro Durchlaucht; Kaiſer und Könige dürften ſich nicht ſchämen drin zu wohnen, und wenn der Kriegswechſel unſre Stadt noch lange ſo in Mitten der Truppenbewegungen erhält, wird meine Nichte noch oft das Ihre mit den Rücken anſehen müſſen.« Der Prinz ward aufmerkſam. »Ihre Nichte?« wiederholte er. »Ja,« entgegnete jene, »Antonie Morey, meines Bruders einzige Erbin. Ihr gehört der ſchöne Landſitz hier, wie das Haus in der Stadt. Das liebe Kind wird es bedauern, ſo gnädigen Beſuch verſäumt zu haben.« Ihre Blicke glitten hier verbindlich blinzelnd an dem Prinzen hin, der höchſt geſpannt jedes ihrer Worte beachtete. »Doch,« fuhr ſie fort, »denke ich, die Ehre ſei uns nicht zum letztenmal gegönnt, und in wenigen Tagen erwarte ich meine Nichte von einer kleinen Reiſe über Land zurück.«

»Es ſcheint,« ſagte der Prinz mit ſteigender Unruhe, »meine Gegenwart vertreibt die ſchöne Antonie noch ganz von hier. Sie hätte mehr Vertrauen zu der ehrerbietigen Beſcheidenheit eines deutſchen Feldherrn hegen ſollen. Ihre Gegenwart würde mehr, als Alles, Ordnung und Sitte in ihrer Wohnung erhalten haben.

Ich bin in Verzweiflung, ſie daraus gebannt zu haben. Ich bitte, ſagen Sie ihr das Madame, ſo wie, daß ich den Augenblick kaum erwarten kann, ihr meine Verehrung zu bezeigen.«

Er war aufgeſtanden, und im Begriff, den zwecklosen Beſuch zu enden, als er unverſehend in einer Niſche das Bild der Unbekannten erblickte. »Ha!« rief er, »das iſt ſie.« Die Tante ſagte mit beifälligem Lächeln: »Ew. Durchlaucht Vermuthung trifft zu; es iſt wirklich meiner Nichte Bild.«

Der Prinz ſtand wie bezaubert. Des Orients Gluten, ſchien es, ſchlugen über ihm zuſammen. Es war nicht anders, als werde die Seele dieſer Augen lebendig vor ſeinem Blick. Halb träumend riß er ſich endlich los, grüßte flüchtig, und ſprengte mit Blitzesſchnelle nach der Stadt in ſeine Wohnung zurück.

Hier wehete ihm vertraute, heimathliche Luft entgegen. Die ſchöne Geſtalt ſchwebte vor ſeinen Augen, und wie er die Thür raſch öffnete, glaubte er kleine Schritte, ein leiſes, grüßendes Stimmchen zu hören. Sein ganzes

Weſen war im Aufruhr. Er löſchte die Kerzen aus, und in der bilderreichen Dunkelheit ſah und hörte er, wornach ſein Herz verlangte.

Nicht lange indeß konnten die lockenden Schattenſpiele dem unruhigen Blute genügen. Dies kochte ſiedend in den Adern, und trieb die junge Leidenſchaft über alle Kindesträume hinaus in die lebendige, wirkliche Welt.

In Conzerten, im Theater, an ihrer Wohnung täglich vorüberreitend, überall, wo er menſchlichem Blicke begegnen konnte, ſuchte der Prinz vergeblich nach dem holden Geſchöpf, das ſeine ganze Seele ſo ungewöhnlich, ſo gebietend beherrſchte. Antonie war nirgends ſichtbar, immer noch, wie es hieß, bei einer Verwandtin auf dem Lande.

Ermüdet endlich, in läſſiger, überdrüſſiger Laune, erſchien er eines Abends ganz ſpät auf einem Balle, zu dem er geladen war. Überzeugt, erwartet zu werden, ſelbſt nichts erwartend, ließ er die Zeit hingehen, und trat nun mit vornehm gleichgültigem Anſtand in die glänzenden Zimmer, ließ die Blicke müſſig durch die Frauenkreiſe hinſpielen, und, den Kopf etwas ſtolz gehoben, tief und abgebrochen mit einzelnen Bekannten redend, drängte er ſich nach dem Tanzſaale.

Man wich ihm achtungsvoll aus, und er ſtand plötzlich Antonien gegenüber, die auf freigelaſſenem Raum, einen Purpur-Schawl anmuthig in beiden Händen erhebend, einen Augenblick ruhend, im Begriff ſtand, den Tanz ihres Landes wieder anzufangen. Der kurzgeſchürzte Muſſelinrock, der Glieder geſchmeidiger Bau, die blendenden, hochgehaltenen Arme, das dunkle, reiche Haar unter glühendem Juwelenkranz, Alles machte die Erſcheinung überraſchend, fremd, aller Sinne bemächtigend. Die Muſik fiel nach kurzer Pauſe leiſe verſchwimmend ein; Antonie bog ſich etwas zurück, athmete noch einmal tief, ſtrich die Locken aus der Stirn, hob den kleinen Fuß, und, indem ſie langſam den geſenkten Blick aufſchlug, ſchienen die bewegten Glieder noch ungewiß auf den Tönen zu wogen. Doch jetzt fiel ihr Auge auf den Prinzen; ſie ließ die Arme ſinken, warf den Schawl ſchnell über die Bruſt, und ſagte halb beſtürzt, halb eigenſinnig: »Nein, heute geht's nicht mehr; ich kann nicht weiter tanzen.« Man drang in ſie, man beſtürmte ſie; doch ſie ſchlüpfte behend, mit neckendem Kopfſchütteln alles weitere Eindringen abwehrend, in ein Nebenzimmer.

Die Augen des Prinzen lagen während dem brennend auf den ihrigen. Wie im Bliß trafen ſie ſich jetzt einander, und zündeten in beiden Herzen.

Er war ihr unwillkührlich nachgefolgt, und trat nun unter leichter, gefälliger Begrüßung zu ihr hin. Ihr Athem war noch vom Tanze bewegt, die Bruſt flog unter ſtärkern Herzſchlägen, die Worte zitterten ungleich in dem beklommenen Ton der Stimme. Der Prinz fühlte das raſchere Kreiſen ihres Blutes in allen Adern, ſeine Pulſe ſchlugen ungeſtüm; er hätte das reizende Geſchöpf um alles in ſeine Arme, an die glühende, wilde Bruſt ſchließen mögen. Er hoffte, der eignen Unruhe durch keckes Spiel der Laune zu entgehen, und knüpfte, im raſchen Flug dreiſter Wünſche, von der Erfahrung geſtachelt, ein Geſpräch an, das ihm in das alte, oft verſuchte Geleis frei und bequem hineinhelfen ſollte. Aber die Worte ſtockten; der Scherz erſtarb ihm auf den Lippen; er ward einſylbig, und ſchwieg zuletzt ganz, das Geräuſch der eignen Worte ſcheuend. Die linden Töne eines ſanft wiegenden Walzers floſſen an ihnen hin und her, und begleiteten den ſtill gerührten Blick des Prinzen, der immer inniger und weicher zu Antoniens Seele ſprach. Eben wollte der Prinz ſie um einen Tanz bitten, als die Tante herzutretend erinnerte, daß der Ball zu Ende ſei, und die meiſten der Anweſenden ſich bereits entfernten. »Sie gehen alſo,« flüſterte der Prinz leiſe, als Antonie Anſtalt machte aufzubrechen, »Sie gehen wirklich Antonie?« Seine Stimme zog ſie mit tauſend Banden zurück; ſie zögerte einen Augenblick. Doch ſchnell gefaßt entgegnete ſie lächelnd: »Sie vergeſſen, mein Prinz, daß Sie ſpät kamen, daß Sie nun erſt anfangen wollen, wo wir ermüdet aufhören.« Zu ſpät alſo?« ſagte der Prinz etwas verletzt, verneigte ſich, und ließ Antonien gehen, ohne den verſöhnenden Blick ihrer rührenden Augen zu beachten. Als die kleine Empfindlichkeit aber vor der ſtärkern Leidenſchaft ſchwieg, er aufſahe, und Antonie nun wirklich fort, in keinem Zimmer mehr zu finden war, ſtürzte er unzufrieden mit ſich, mit Gott und der ganzen Welt, in ſeinen Wagen, in ſein Zimmer, in das Bett, in welchem Antonie vielleicht früher geſchlaſſen hatte. Wie er nun die Vorhänge rauſchend zuzog, war es ihm, als flüſterte ihr Stimmchen eine gute Nacht; er ſah den Engelskopf zwiſchen den ſeidnen Falten, und ſchlief, vom leiſen Flügelſchlag wogender Schwingen gekühlt, beruhigt und heiter ein.

Des andern Tages fand er Antonien unter ihren Blumen und Thieren. Sie hegte und pflegte die kleinen Lieblinge mit wehmüthiger Zärtlichkeit. »Alles,« ſagte ſie, als der Prinz dieſe Vorliebe ſpöttiſch rügte, »alles haben wir die armen Geſchöpfchen geopfert, den ſchönen heimathlichen Himmel, Indiens Balſamluſt, und vor allem die goldne Freiheit. Es iſt wol eine Unart zu nennen, daß ich mich von nichts loszumachen weiß, was ich liebe. Ich hätte um die Welt dieſe hier nicht zurückgelaſſen.« »Antonie,« ſagte der Prinz mit prüfendem Blick, »ſind ſie wirklich ſo treu?« — »Treu bis zum Tode,« entgegnete ſie raſch, indem ſie von einer Granatſtaude, über welche ſie gebeugt ſtand, aufblickte. Die glühenden Blumen flammten auf ihre Wangen zurück; ihr Auge ſtrahlte; alles Leben in ihr blitzte funkelnd auf. Doch in demſelben Augenblick wandte ſie ſich erſchrocken ab, und, feſt und geſammelt, ſchien ſie ſich plötzlich in ſich zu verſchließen.

Dem Prinzen fuhr es wie ein Geſpenſt durch die Seele, Antonie trage eine frühere Liebe im Herzen. Darauf einmal im Innern geſtellt, ſah, empfand und maß er alles nach dieſem einem Gefühl in Wort und Weſen, je zurückhaltender und ernſter er Antonien mit jedem Tage fand. Eiferſucht, wie Eitelkeit, ſteigerten ſeine Leidenſchaft über alle Gränzen hinaus. Er hatte nirgend Ruhe, und ängſtete Antonien, wie ſich ſelbſt, mit ſtummem, trübem Unmuth.

Einſt, als ſich ſein ſtolzes Blut gegen den Gedanken kalter Verſchmähung empörte, und die brauſenden Sinne wild durcheinander tobten, eilte er ungeſtüm zu Antonien, mit dem feſten Vorſatz, ſie zu einem Geſtändniß zu zwingen. Zu ſeinem Aerger fand er Haus und Garten leer. Mit großen Schritten auf- und niedergehend, ganz unfähig, ſo unverrichteter Sache zurückzukehren, trat er in ein kleines Spiegelzimmer, das nach dem See hinaus lag, und, mit Blumen und Vögeln angefüllt, Antoniens Lieblingsaufenthalt war. Muſikalien und Guitarre lagen noch von dieſem Morgen her vertraut auf dem Stickrahmen. Das Arbeitstiſchchen ſtand offen. Die kleinen Fächer mit bunten Seiden, Stickmuſtern, Viſitenkarten, trocknen Blumen, und all den abgeriſſenen Erinnerungen kleiner Umſtände des Lebens hatten auch hier, wie ſo oft ſchon, ihre eigne Anziehungskraft. Der Prinz kramte in ſeinem

Mißmuth gedankenlos darin umher, als ihm ein zuſammengerolltes Papier in die Hände fiel, wol neuerlich erſt mit Bleiſtift beſchrieben. Es enthielt folgende Worte des Shakeſpeare:

„Was Hamlet angeht, und ſein Liebsgetändel,
So nimm's als Sitte, als ein Spiel des Bluts,
Ein Veilchen in der Jugend der Natur,
Frühzeitig, nicht beſtändig, ſüß, nicht dauernd,
Nur Duft und Labſal eines Augenblicks,
Nichts weiter! —"

»Nichts weiter« — wiederholte der Prinz, das Blatt langſam zuſammenfaltend. »Das war's alſo! O, ich möchte tauſendmal ſagen: nichts weiter! aber in einem ganz andern Sinne. Arme, liebe Seele, das ängſtete, das quälte dich!« Er ſteckte das Papier zu ſich und wollte ſich ſchnell umwenden, als ihm Antoniens Geſtalt unzähligemal aus den Spiegeln zurückleuchtete. Bleich, wie ein Marmorbild, die Augen geſenkt, ſtand ſie an einen Pfeiler gelehnt, und duldete ſtill, daß der Prinz ihre Hand faſte, ſie heftig an ſein Herz drückte, und dringend bat: »Antonie, Engel, ſage, daß du mich liebſt.« Sie hob den Blick langſam auf; ihre Lippen bewegten ſich leiſe; wie ein Hauch zog es drüber hin: »Die Liebe iſt mir kein Spiel, ich habe ſie nie gekannt, doch fühle ich, was mir das Leben gab, kann mir auch den Tod geben; dazwiſchen liegt nichts mehr.« Ein lindes Beben, wie das Wehen einer Blume, ging über ihre ſchneeweißen Glieder; ſie ſchloß die Augen, und ſank hingegeben, überwunden, an des ſchönen ſtolzen Mannes Bruſt.

Von dieſer Stunde hub ein neuer Tag, ein neues Daſeyn für den Prinzen an. Antoniens tiefe glühende Seele ſchloß ſich überraſchend auf. Alles war Flamme, Duft und Klang in ihr. So hatte ſich der Prinz noch nie geliebt geſehen, ſo mit jedem Tage neu und reizend war ihm nie eine Frau erſchienen. Das waren fremde Elemente, aus welchen er in langen, berauſchenden Zügen des Lebens wunderbare, unerkannte Seligkeit ſchöpfte. Oft dachte er zu träumen, und ſcherzend ſagte er einſt: »Ich glaube, Antonie, du treibſt Magie; alles an dir und um dich her iſt feenartig; du ziehſt das Netz noch ganz und gar über mich zuſammen; du haſt mich ſchon an dich gebannt, ich kann nicht wieder los.« Sie ſchmiegte ſich zärtlich an ſeine Bruſt, und ſagte unter unheimlicher Vorahndung, »wollte Gott, es wäre ſo!«

Es war des Prinzen Stolz, öffentlich mit Antonien zu erſcheinen, und in der ausgeſprochenen Ergebenheit gegen ſie die Gewalt, wie die Süßigkeit, neuer ſelbſtgewählter Bande Andern zur Schau zu tragen. Vielleicht auch glaubte er, Antonien um ſo unwiderruflicher an ſich zu feſſeln, je mehr ſie mit der öffentlichen Meinung zerfallen, allein auf ihn angewieſen war. Die Tante warnte, tadelte; Antonie entgegnete ernſt: »Was ſoll ich Heuchelei mit mir und der Welt treiben? Rückſichten kommen zu ſpät. Wille, wie Leben, gehören mir nicht mehr.« Der Prinz ſchloß ſie innig an ſeine Bruſt. »Bereue das nicht, liebes Kind,« ſagte er ſchmeichelnd. »Zärtlichkeit und Treue ſind die einzigen wahren Elemente einer weiblichen Bruſt. Weisheit, Klugheit, ſchickliche Haltung, gehören den Häßlichen oder Stolzen, und beide Gattungen ſind mir gleich zuwider.« »Und doch,« ſagte Antonie mit feuchtem Blick, »gehen Weisheit und Haltung aus der Treue hervor. Treue, mein Lieber, macht allein gut, was Zärtlichkeit verdarb.«

In einer klaren, milden Nacht gingen beide zwiſchen hohen Blumenwänden in Antoniens Garten ſtumm und glücklich neben einander hin. Die Herzen waren ſtill; das Leben ſchwieg; die Ewigkeit that ihre goldnen Thore auf und ſchickte Träume von ruhig ungetrübter Seligkeit über ſie hin. Da trabte es raſch am Eiſengitter vorbei, und eine Stimme rief: iſt der Prinz hier? Auf die Antwort: ja, ſchlugen die Doggen hell an, der Adjudant trat mit Depeſchen aus dem Hauptquartier herein. Ungeduldig riß der Prinz die dargereichten Papiere auseinander, trat zu einer Fackel, die ihm ein Schwarzer entgegen trug, und lás mit ſcharfem, fliegendem Blick, während Antonie, die

Augen auf ihn geheftet, ihrer kaum noch mächtig, mit dem Offiziere redete.

Eine Ladung nach dem Hauptquartier, eine veränderte, früher nachgeſuchte Beſtimmung, Abſchied, Trennung, alles blitzte dem Prinzen verworren von dem unerwünſchten Blatte entgegen. »Dacht' ichs doch,« ſagte er ärgerlich, »jetzt kommts, ſo ungelegen als möglich!«

Zeit und Ehre drängten ihn indeß, es war kein Augenblick zu verlieren, draußen warteten ſeine Pferde, die Hunde bellten und ſprangen ungeſtüm an ihm heran. Er trat ſchnell zu Antonien. Der Offizier entfernte ſich. »Ich weiß alles,« ſagte ſie etwas haſtig und beklommen, »ich weiß alles; geh, lieber Max, uns trennt doch nichts als der Tod!« Er drückte ſie heftig an ſein Herz, warf ſich auf den ſchönen Tigerſchimmel, und ſchoß wie ein Pfeil an ihr vorbei.

Antonie lehnte die Stirn gegen die Eiſenſtäbe des Gitters. Eine kleine Weile hörte ſie die Pferde noch traben; dann ward alles ſtill;

die Blumen ſchlugen ſäuſelnd über ihr zuſammen, kalter Nachthauch ſtreifte an ihre feuchten Wangen, ihr grauete in dem einſamen Garten, ſie floh in das Haus, auf ihr Zimmer zurück. »Leer,« rief ſie ſchluchzend, »Alles leer und ausgeſtorben!« Die Uhr ſchlug Eins. Ein ganzes Leben war hinter ihr verſunken. »Mein Gott, mein Gott,« ſtöhnte ſie leiſe, »wenn nun der neue Tag die Welt durchleuchtet, wo ſoll ich denn hin, um von der Vergangenheit zu träumen!«

Boten und Briefe unterbrachen indeß bald die trübe, gefürchtete Einſamkeit. Der Prinz lebte und athmete in den glühenden Erinnerungen jener Tage. Antonie empfand ihn in jedem Worte. »Noch,« ſagte ſie oft mit ſtiller Gnügſamkeit, »noch iſt er der Alte; noch iſt er treu und wahr, und keine Sylbe anders, als er ſie hier zur Stelle ſagen würde.« Solche Stunden warfen einen hellen Schein auf viele folgende. Des Genuſſes ſparſame Blüten reizten und ſpornten die Erwartung, ſo daß ſie der Zeit Flügel gab, und das Leben von einem Poſttage zum andern nur ein geſpannter hoffender Athemzug ſchien.

Wochen und Monate waren vergangen; der Krieg zog ſich hin und her, ohne eben etwas Entſcheidendes herbeizuführen. Es fing an dunkel in Antoniens Seele zu werden; ſie wußte nicht recht, wo ſie mit ihren Wünſchen hin ſollte. Der Friede, dachte ſie dann und wann, der Friede wird alles Liebe und Schöne wiederbringen. In dieſem heitern Licht müſſen ſich alle Verhältniſſe klar und feſt geſtalten.

Nicht lange darauf erwachte ſie eines Morgens unter lautem Kanonendonner. Sie fuhr erſchrocken auf. Jubelnd ſchrie das Volk; der Klang unzähliger Poſthörner ſchmetterte durch die Straßen. Friede! rief ihre ahndende Seele. Sie flog an das Fenſter. Auf den Knieen lagen Mütter und Gattinnen, die Arme, die Augen, ohne Worte zum Himmel gerichtet; aus den Fenſtern, von den Dächern, leuchteten lauter Maiengeſichter; pfeifend und ſingend, allen Athem ihrer weit geöffneten Bruſt mit ſchwellenden Adern herausſchreiend, warfen Matroſen und der Jungen zahlloſes Heer die Mützen in die Luft; im Hafen feuerte das Geſchütz; der Schiffe bunte Wimpel flackerten; was Leben hatte, rührte ſich; zu Fuß, zu Pferd und Wagen drängte es durch die Gaſſen; die Friedensboten wurden faſt vom Volke getragen; alt und jung hing ſich an ihre Pferde; man konnte das ſüße, labende, beruhigende Wort: Friede, nicht oft genug hören, und ſinnend, wie im Traume, wiederholte es manch treuer Bürgersmann, den Blick ſtill und nachdenklich nach dem geſicherten Eigenthum zurückwendend. Friede, Friede! ſchallte es Tag und Nacht durch die berauſchte Menge.

Antonie hatte mit gebetet, mit gejauchzt. Still und fromm trugen ſie ihre Schritte in die Kirche; der Begeiſterung unwiderſtehliches Element trieb ſie unter Menſchen, zu Luſt und Feier. Als aber die laute Freude ihre Schwingen ſenkte, Einer nach dem Andern in die Freiſtatt freigewordener Wirkſamkeit zurücktrat, die Ordnung des Lebens ihr altes

Recht behauptete, und jener gewaltige Moment von dem geſchäftigen Triebwerk der Zeit verſchlungen ward, fragte ſie ſich beſinnend: Und was nun weiter? — — Für ſie war nichts anders geworden; ihrer Liebe heimliches Reich ſchien nicht von dieſer Welt; es ſchwankte und zerfloß nur mehr und mehr vor dem beſtimmten Tageslicht.

Der Prinz hat ſeither geſchwiegen. Die Zeitungen erwähnten ſeiner bei Gelegenheit mehrerer kleiner Reiſen, von denen ihn gleichwol keine zu Antonien brachte. In ihr war indeß ſolche Treue des Glaubens, ſo inniges Vertrauen, daß ſie nicht ſowol Zweifel, als Sehnſucht, heiße, wachſende Sehnſucht quälte. Wie auf weitem Meer irrten ihre Gedanken. Sie wußte den Geliebten nirgends, als in ihrer Seele; da fühlte ſie ihn, und ſenkte den Blick abſichtlich vor der Zukunft, einzig noch in den alten lieben Erinnerungen lebend. Deshalb mochte ſie auch nur Abends in die Welt hinaus ſehen, und pflegte gern in nächtiger Stunde dem Strande entlängſt in kleiner Barke auf dem Meere hin und her zu wogen. Das duftige Element rührte lind an ihr beklommenes Daſeyn, die Welt ſchien geſtorben, und wenn ihre dunklen Schwarzen ſie ſo ſchweigſam über den Silberrücken des Waſſers hinruderten, war ihr nicht anders, als drängten ſie der Erde Schatten zu dem unermeßlichen, tiefſinnigen Born des Lebens zurück. Liebe, vertraute Bilder begleiteten ſie dann; ſie konnte weinen und hoffen.

Einſt trat ſie, von der nächtlichen Fahrt ſpät zurückkehrend, mit feuchten Augen in ihr Schlafzimmer. Das Licht blendete ſie; ſie empfand einen heftigen Schmerz, und wollte ſich abwenden, als ſie auf ihrem Nachttiſch einen verſiegelten Brief bemerkte. Mit lautem Schrei erkannte ſie des Prinzen Hand. Schnell war das Siegel erbrochen, das Papier auseinander gelegt, als eine unbezwingliche Angſt ihre Hände zitternd zuſammenfaltete, und ſie das Blatt ſchüchtern auf den Schoos ſinken ließ. Doch ſich augenblicklich zuſammennehmend las ſie, alle weichliche Scheu niederredend mit lauter Stimme folgendes:

»Ich ſchwieg, liebe Antonie, weil ich Dich unausſprechlich liebe; weil ſich mein- Herz, meine Hand ſträubte, Dir weh zu thun; und gleichwol darfſt Du nur durch mich erfahren, was Du doch einmal wiſſen mußt. Meine ſchöne, liebe Freundin! das Leben iſt ſtreng und kalt; was ich in Deinen Armen davon träumte, paßt ſich ſchlecht in die Mechanik bürgerlicher Verträge; an dieſen Stiften und Haken reißt unſre Freyheit in Stücken, und was wir davon retten, müſſen wir verſtohlen und ſchüchtern in dem tiefen Grund unſers Herzens bewahren. Da lebſt Du Antonie, mein ſtilles, tiefes Geheimniß; da wirſt Du ewig leben. Im Übrigen bin ich eine politiſche Wetterſcheibe, die der wechſelnde Wind am großen Horizont geſammter Staatskörper ſo oder ſo ſtellt. — Ich heirathe, Antonie. — Es war längſt beſchloſſen. Jetzt muß es geſchehen. Erſchrick nicht, liebes Herz, vor der entſetzlichen Nothwendigkeit. Zürne auch nicht, weder mit mir, noch der Welt. Es iſt einmal ſo; darin liegt eine Hölle und ein Himmel für den Menſchen. Du haſt Muth, Antonie, die Dinge zu ſehen, wie ſie ſind. Thue das; laß Stolz, laß Empfindlichkeit ſchweigen, und flüchte mit mir zu der einzigen Freiſtatt, die uns blieb, unſre Liebe, Antonie! unſre — — zweifle nicht, hier allein iſt noch Glück für uns. Sage mir, wirſt Du anſtehen, mir zu folgen, wenn ich Dir die Hand reiche? Weiß die Treue, weiß das Herz auch von Rückſichten? Sieh, wie die Schaumblaſen vor der gährenden Arbeit der Zeit platzen; der Augenblick iſt ihr Schöpfer, er leihet ihnen tauſendfache Farbe; was bleibt, iſt das reine, klare Element des Lebens, die Liebe, meine ſchöne, meine angebetete Freundin! Kannſt Du aufhören, ihr zu vertrauen? Hat ſie Dich auch früher betrogen? O, um aller Wonnen jener Erinnerungen willen, Antonie, komm, komm, wohin ich Dich rufe! Was geht unſer Verhältniß alle Kabinetsweisheit der Welt an; Du gehöreſt mir, nicht der Welt. Du haſt das tauſendmal geſagt, beweiſe es jetzt! In acht Tagen bin ich in der Reſidenz meines

Vaters. Ich zweifle nicht, Antonie, Du kommſt auch dahin. Wie wird der Hof, die Stadt, meine ſchöne Geliebte bewundern. Sieh meine ganze Seele fliegt dir entgegen. Fühlſt Du nicht, daß ich ohne Dich nur halb lebe? Liebes Kind, denke, es werden Stunden kommen, wo ich an Deiner Bruſt allein Erſatz für manche Qual finden kann! Wirſt Du mir dieſe Freiſtatt verſagen? Kannſt Du ſchwanken? und haſt Du mich auch je geliebt?« —

Zwei Tage und Nächte verſchloß ſich Antonie in ihrem Zimmer, ohne eine lebende Seele zu ſehen. Drauf trat ſie ernſt und gefaßt heraus, befahl, ihre Sachen zu packen, zu Schiffe zu bringen, und hieß ihre Umgebungen, ſich auf die Rückfahrt nach Indien einzurichten. Der Prinz aber erhielt folgende Antwort:

»Des Himmels ſchönſten Segen, mein einzig Geliebter, über Dich, über Deine Ehe und Deine Kinder — Deine Kinder! — Max, es gab eine Zeit, wo ich ſtolz träumte. Doch der Menſch büßt da, wo er ſündigte. Ich habe geſündigt. Frage nicht, ob ich es büße.

Du traueſt mir den Muth zu, die Dinge zu ſehen, wie ſie ſind. Ich that es. Ach, was redeſt Du von Stolz, von Empfindlichkeit! Du kannſt es nicht vergeſſen haben, daß meine Liebe nichts von dem ganzen abgenutzten Spiel armer Eitelkeit weiß! Haſt Du es denn niemals empfunden, daß ich mich, daß ich die Welt in Dir vergaß? Ich habe noch nicht anders fühlen gelernt. Was bin ich denn, wenn von Deinem Glücke die Rede iſt? Doch es gilt etwas weit höheres, als Dein und mein Glück. Ich kann Dir jedes, hörſt Du? jedes Opfer bringen; aber der Teufel einer Ehe werden, die Höllenqualen ſtechender, ewig angeregter Eiferſucht in ein ſchuldloſes Herz drücken, mit des Haſſes Gift langſam ein reines Gemüth beflecken, dem Verrath, der Sünde Thür und Thor öffnen, Max, fodre mein Leben, das allein kann ich nicht!

Und weil ich denn nicht zu leben weiß ohne Dich, und nicht ſterben kann, ohne Dich zu betrüben, ſo denke, ich ſei todt und habe Dich dennoch nicht verlaſſen. Du haſt mich oft der

Magie beſchuldigt. Glaube, es ſei ſo. Weit übers Meer ſchicke ich den armen Schatten Deiner Antonie; aber das Herz, Max, das kann nicht weg von dir, das bleibt bei Dir, in Dir! So lebe denn wohl, meine eigenſte, tiefſte Lebensſeele, Du Licht und Farbe des Daſeyns! Du aber, dunkle Nacht, rolle deinen Schleier nur immer auf; das verwaiſte Erdenkind flüchtet zu dir! Lebe wohl, Max; glaube und vertraue; denn die Treue wankt niemals.«

Der Prinz ſann lang über dieſen Brief. Er erhielt ihn zugleich mit der Nachricht, daß das Schiff, welches Antonien nach ihrer Heimath zurückbringen ſollte, unter Segel gegangen und bereits weit in See ſeyn müſſe. So war denn der reizendſte Traum ſeines Lebens plötzlich zerriſſen! Des Geſetzes feſte, ſcharf beſtimmte Geſtaltungen beklemmten ſein Daſeyn; er ſah mit bitterm Unwillen darauf hin. Die farb- und ſchimmerloſe Weiſe ſeiner ernſten Gattin, der Zärtlichkeit gehaltenes Maaß, die Form, die Schicklichkeit im Leben, alles packte ihn mit Todeskälte. So froſtig, ſo arm hatte er ſichs zuvor niemals geträumt. Das duldete das verwöhnte Herz nicht lange; ungeſtüm ſchlug es gegen die gezwängte Bruſt. Platz! rief es wild, und griff keck in die weiten Frauenkreiſe aus.

Ein Hoffräulein machte Miene, es halten zu wollen. Der Prinz tändelte ein Weilchen, und wiegte ſeinen Unmuth in launige Spiele ein. Doch während er ſo das Herz betrog, war es ihm Nachts oft, als theilten ſich die Vorhänge ſeines Bettes und Antoniens leuchtende Augen ſähen hell auf ihn nieder. Er wußte am Morgen nicht, habe er geträumt, oder ein Geſicht gehabt. Doch ſeine Sehnſucht erwachte mit aller Kraft, die das Unerreichbare in unſre Seele ſenkt. Antonie! rief er einſt, wie war dies möglich; wie konnteſt du mich verlaſſen?

Er beugte den Kopf in beide Hände, und ſaß noch gedankenvoll vor ſich hinſehend, als ihm die Fürſtin eine fremde Blume ſchickte, welche man mühſam in den Treibhäuſern aufgezogen hatte.

Der Prinz erinnerte ſich, das ſchöne Gewächs weit höher, weit herrlicher in Antoniens Garten geſehen zu haben. Er trat gerührt an das Fenſter, wo es aufgeſtellt war, berührte leiſe die Blätter, und drückte mit feuchtem Auge die Lippen in den offnen Kelch der Blume. Lange konnte er die Blicke nicht davon abwenden; es brannten tau end Erinnerungen in dem vertrauten Farbenſpiel; er ſahe und ſahe immer wieder darauf hin, als ihm mit einenmal ein zuſammengerolltes Papierchen in die Augen fiel, das künſtlich zwiſchen den Blättern ſteckte. »Die Fürſtin!« rief er, — »ſollte ſie —?« Er wickelte das Röllchen auseinander. »Träume ich denn!« ſtammelte er in ungeſtümer Freude; Hände und Blicke zitterten, es war Antoniens Hand, von ihr die Worte:

»Haſt Du auch ſchon Antonien recht tief im Herzen gerufen, daß Du ihr vorwirfſt, Dich verlaſſen zu haben?«

»Sie iſt hier, ſie iſt hier!« ſchrie der Prinz, ganz außer ſich. Er riß an allen

Glocken; er verſandte Boten nach allen Enden der Stadt; er lief, er fragte, er forſchte, er ſpähete; Polizei und Militair wurden in Bewegung geſetzt, Gaſthöfe und Privathäuſer in Anſpruch genommen; die unbekannte Fremde ſollte und mußte ausgemittelt werden. Doch alles blieb fruchtlos; nirgends eine Spur, nirgends eine entfernte Andeutung. Die räthſelhafte Blume war, aus des Gartners Händen, durch ſeine Arbeiter in des Prinzen Zimmer getragen; nichts war hier ungewöhnlich, oder von zweideutiger Art. Der Prinz ward ganz irre in ſich ſelbſt. Er durchlas wol tauſendmal den kleinen Zettel; er beſahe, er befühlte ihn von allen Seiten; es war nicht Trug, nicht Täuſchung zu entdecken.

So in ſich grübelnd, halb gläubig, halb von Zweifeln hin und her geworfen, vergingen ihm mehrere Tage. In ſeiner Unruhe ritt er eines Morgens ſpatzieren. Als er an das Thor der Stadt kam, ſaß auf einem Stein, dicht am Pfeiler, ein Mohrenknabe in ſchlechter Kleidung, eine ärmliche Cither rührend, Des Prinzen Pferd ſcheuete vor dem Kinde. Es bäumte und ſchlug und wollte nicht vorbei. Der Prinz war in ſeiner Laune eben nicht auf Stallmeiſterkünſte geſtellt. Er hieß den Knaben aufſtehen und an die Seite treten. Dieſer verbeugte ſich tief, und ging ſchweigend in eine Nebengaſſe. Doch die Doggen ſprangen ihm bellend nach, an ihm heran, und legten in wilder Luſtigkeit die Pfoten auf ſeine Schultern. Der Prinz pfiff, lockte; doch die Thiere folgten in weiten Sprüngen dem kleinen Fremdling, und beruhigten ſich nicht eher, bis dieſer, zu ihnen geneigt, die Hände liebkoſend auf ihre glatten Rücken legte.

»Was kam euch an!« rief ihnen der Prinz zu, als ſie, jächelnd an ihm aufſpringend, ſeine Hände wie zur Verſöhnung leckten, »was lauft ihr Fremden nach?« Sie ſahen ſo klug aus den wunderlichen Augen, und dreheten mit den Köpfen, als hätten ſie wunder was zu ſagen. Der Prinz lachte und ritt ſeines Weges.

Der Mohrenknabe hatte ihn indeß an

Indien und deſſen reichſten Schatz erinnert. »Dich,« ſagte er, als ihm das dunkle Geſichtchen noch einmal ſchüchtern zwiſchen dem Gebüſche nachſahe, dich, armes Kind, ſtieß die Heimath aus; doch gierig ruft ſie ihre Lieblinge zurück.« Die Thränen traten ihm in die Augen, Antonie ward ihm ſo gegenwärtig, er dachte ſo lebhaft an ſie, daß ihm war, als ſtehe ſie vor ihm. Es fiel ihm ein, ob des Gedankens Kraft wol Zauberei treiben und geliebte Perſonen herbeyrufen könne? »Wer weiß,« ſagte er mit wachſender Heftigkeit, »wer weiß, was ſchon geſchehen iſt, und was noch geſchehen kann!«

Er hielt die Möglichkeit feſt. Sie war ihm ein Troſt, ein Halt. So entſtand ein liebender Verkehr in ſeiner Seele, der ihn oft mit wunderbaren Träumen täuſchte, in denen ein Klang, ein Hauch, ſeine Sinne zu berühren ſchien. Die ſtille, heimliche Magie des Herzens verſöhnte ihn in etwas mit dem Leben, oder vielmehr, er ſchob dieſes weg an die Seite, und ſuchte weiter nichts darin, als was es ihm äußerlich bot. Mildes Entſagen macht weich und duldend; der Prinz zeigte ſich gefälliger gegen Alle, die ihn umgaben, auch gegen die Fürſtin, die immer würdiger und edler erſchien, ſeit ſie Mutter war.

Einſt wollte ihr Gemahl nach ihren Zimmern gehen, als er im Vorgemach leiſe und anmuthig die Cither ſpielen hörte. Er ſtand einen Augenblick ſtill, öffnete dann raſch die Thür, und wußte nicht, ob er träume, als er den Mohrenknaben ſah, der wohlgekleidet, das Inſtrument im Arme, an einem Pfeiler lehnte. Das fremde Kind zuckte bei ſeinem Eintritt zuſammen, und verwirrt und demuthsvoll erwiederte es im gebrochnem Engliſch auf die Frage des Prinzen, wie es hieher komme? daß es im Dienſt der Fürſtin ſtehe.

Ein heimliches Beben, wie bei der Geliebten Gruß, ging durch des Prinzen Seele. Das Stimmchen klang ſo weich, der Mienen angenehmes Spiel beleuchtete das dunkle Geſicht. Der Prinz wünſchte ſeiner Gemahlin Glück zu dem zierlichen Pagen. Sie entgegnete mit verbindlicher Freundlichkeit: wenn der Knabe ihm gefalle, ſo überlaſſe ſie ihn gern ſeinem Dienſt. Er habe ſich zeither häufig im Schloße und Garten ſehen laſſen, alles mit ſeinem Spiel bezaubert, und ſich geſchickt und treu in jeder Verrichtung gezeigt. Er werde hoffentlich ihrer Empfehlung Ehre machen. Der Prinz küßte ihr mit großer Lebhaftigkeit die Hand; ſie war ihm nie ſo liebenswürdig erſchienen; die dunkle Gabe warf einen eignen Glanz auf die Geberin. Der Knabe ſchien ihm ein Bote künftigen Glücks, geheimnißvoll, wie ſeine Liebe, ein räthſelhaftes Band zwiſchen ihr und ihm. Er rief ihn zu ſich, fragte ihn, ob er ihm dienen wolle? Jener neigte ſchweigend den Kopf auf die Bruſt, kreuzte die Arme über einander, und, ein Knie gebeugt, küßte er leiſe des Prinzen Fuß. Flammingo, nannte ihn der Prinz, ſtrich ihm ſanft über die Augen, und hieß ihn, ihm in ſein Zimmer folgen.

Von nun an wich der getreue Flammingo nicht von ſeines Herrn Seite. Er ſchlief auf der Schwelle ſeines Zimmers, begleitete ihn zu

Pferde und zu Fuß, und als des Prinzen unruhiges Blut ihn nach kurzem Frieden wieder in den Krieg jagte, ſchwur Flammingo, eher zu ſterben, als zurück zu bleiben.

Eines Morgens ritt der Prinz ſeinen Tigerſchimmel; die Doggen ſprangen muthig neben ihm; der Wald war kühl, wie an jenem unvergeßlichen Morgen. »Flammingo,« rief der Prinz, ſich nach ihm umſehend, »ſage mir, lieber Knabe, was bleibſt du ſo gedankenvoll und ſtill zurück?« — »Herr,« entgegnete Jener, »ich ſah einmal in der erſten Blüte meines Lebens einen Wald, wie dieſen; es war ein Morgen, juſt wie heute; ich fand einen großen leuchtenden Stein, von dem mir alle Welt ſagte, er werde mein Glück machen. Ich verlor ihn ſeitdem, und bin nun arm geblieben. Hier träume ich wieder von dem Stein, und überdenke mir mein kurzes Leben, als ſei ich am Ziel.« — »Vielleicht, vielleicht,« ſagte der Prinz, eine Höhe hinanſprengend, von der man die feindlichen Corps in naher Ebne erblickte. »Heute gilts, mein

Knabe,« ſetzte er mit leuchtenden Blicken hinzu. Er hielt einen Augenblick, und jagte dann im Fluge zu einer hochgehelmten Reuterſchaar. Offizier und Gemeine jubelten ihm entgegen; er grüßte dankend, warf ſein ungeduldiges Pferd raſch dem Feinde entgegen, und, »mir nach! mir nach!« riß er Alles in den blutigen Kampf hinein.

Es war Abend; da führte Flammingo den blutenden Schimmel leer und herrenlos, dem todtwunden Prinzen nach, den man langſam auf einer Tragbaare nach einem Dorfe brachte.

Auf ärmlicher Streu lag der hohe geliebte Held, ohne Bewußtſeyn, ohne Leben. Die Nacht war hereingebrochen; ein matter Lichtſtrahl fiel von dem Heerde herüber. Der Prinz ſchlug die Augen auf; Antonie ſaß, bleich wie ein Geiſt, mit weißen Schleiern halb verhüllt, zu ſeinen Füßen. »Gott!« ſtammelte der Kranke, »mein Gott! ſchickſt du mir Sünder deine Engel?« Er ſah zweifelnd auf Antonien, als ſie, leiſe ſeine Lippen berührend, flüſterte: »Dieſe Stunde will Wahrheit, Max; die

Ketten, die das Leben auflegt, bricht der Tod. Antonie hat dich nie verlaſſen; jetzt fallen nur die Schatten — dein treuer Flammingo ſteht wieder hell, wie das Licht jener Freudentage, neben dir.« — »Mein Licht, mein Lebenslicht!« rief der Prinz mit ſtarker, faſt gewaltiger Stimme, zog die Geliebte feſt an ſeine wunde Bruſt, und erloſch in ihren Armen.

Treu über das Leben hinaus, drückte Antonie dem angebeteten Manne die ſchönen Augen zu, eilte dann zu der betrübten Fürſtin, und, zu ihren Füßen das Geheimniß ihres Lebens bekennend, weihete ſie den Reſt ihrer Tage dem gefeierten Andenken des Helden, den ein trübes Loos zu früh von der Erde entführte. —

II.

Des Dichters Sommernacht.

Caprice

von

F. Kind.

Oft hab ich von Zaub'rern und Feien geträumt,
Doch hat mir's noch wenig erworben;
Oft haben vor mir ſich Drachen gebäumt,
Und Flammen gelodert, und Wellen geſchäumt;
Oft bin ich am Richtblock geſtorben.
Auch heute, wie ſchwül iſt die Juliusnacht! —
Was ſchadet's! man träumet ja oft, wenn man wacht,
Und Größ'res wird damit verdorben.

Wollt Ihr nicht die Fenſter ſchließen?
Seht, wie ſich das Wetter kühlt,
Hört, wie's in der Linde wühlt!
Lieblich kreiſt zwar auf den Wieſen,
In des Fenſters Rebenkranz,
Des Johanniswürmchens Glanz,
Und mit Düften nah'n Sylphiden;

Doch, dort an des Waldes Rand — —
Schlaft Ihr ſchon in Gottes Hand?
Holde Schäfer, ruht in Frieden!

(Serenade, auf der Guitarre geſpielt.)

So bin ich denn allein
Mir übergeben, bin allein noch munter?
Die Gardine herunter
Zur ſchirmenden Decke,
Daß nicht der Blitze Widerſchein
Mir Weib und Kindlein ſchrecke.

Jetzt, o Phantaſus, erſcheine,
Wirf um mich den Rieſenarm;
Nicht das Rohe und Gemeine,
Nicht des Krämers Luſt und Harm
Ziemt dem Dichter; laß Geſtalten,
Mögen ſie auch furchtbar dräun,
Wild nur, mächtig, ſich entfalten;
Schon als Knab' ließ ich dich walten —
Nur das Seltne wird mich freu'n!
Mengſt du was von art'gen Poſſen
Mit barokker Laune ein,

Nur nicht allzumatt zerfloſſen,
Nur in Goth'ſchem Styl gegoſſen!
Alles ſoll willkommen ſeyn!

Doch wie?
Umgiebt mich nicht
Freundliche Magie,
Aufdämmernd in Sternenlicht?
Klingen nicht ſanft und ſchön
Sphärenlieder?
Schweben nicht von den Höh'n
Genien nieder;
Dieſe mit Feuermohn
Locken und Stirn umlaubt?
Streuen nicht jene ſchon
Mir aus des Mohnes Haupt
Körner heraus?

Kommen denn immer mehr?
Ariel, Puck und Mab —
Wird ja ein ganzes Heer!
Iſt auch ſo mancherlei
Neckiſch Geſicht dabei;

Dieſes mit Stroh bekränzt,
Jene gehörnt, geſchwänzt,
Reiten auf Beſenſtock,
Igel und Ziegenbock,
Satyrn und Faunenzucht,
Drückt mich, wie Alpeswucht — —

Alle Tauſend Element!
Da iſt warlich nichts zu lachen,
Daß ich ſoll das Teſtament
Für den alten Ziethen machen!
Es gereicht mir zwar zur Ehre,
Aber ich, ich wollte doch,
Daß er zu Cayenne wäre;
Denn die Zeugen fehlen noch,
Auch — mein Stiefel hat ein Loch!

Ei, da ſitzt er mit der Krücke,
Fluchend über's Podagra,
Mit der weißen Flachsperücke,
Im Huſarenpelze da;
Auch die Zeugen alle ſieben
Werd' ich hinterm Stuhl gewahr — —

Ohne Arme, ſchmal, wie Rüben —
Unglückſeliger Notar!

Hat man jemals das vernommen?
Gar in Verſen ſoll es ſeyn;
Denn er ſetzt St. Urſels Kloſter
Titulo honoris ein,
Und kein Reim darauf will kommen!

Nun, ich ziehe ſchon von Leder —
Aber ach! es mangelt mir,
An der Spuhle nur die Feder,
Nichts am Bogen, als Papier;
Auch der Scrupel wird gehoben,
Als der Kammer-Proſelyt,
Hinterm Ofen vorgeſchoben,
Au! mir auf den Leichdorn tritt.

Wie iſt mir denn? ich träume wol?
Das war ja weder Kraut noch Kohl —

Aber dort,
O welch ein ſtiller Ort;

Ueberall Haid' und Moor,
Flüſtern des Winds im Rohr;
Kybitz und Dommeln ſchrei'n,
Gukt auch der Mond herein —
Siehe! das Elfenchor,
Neblich und ſilbergrau,
Huſcht aus den Steinen vor,
Letzt ſich am Blumenthau,
Schürzet das Luftgewand,
Füget nun Hand in Hand —

Horch! dort ertönet der Klang,
Den Strömkarl*) lieblich erhebt,
Er, der bei ſtetem Geſang
In tiefem Muſchelgrund lebt!
Da lauſcht er ſelbſt, der Holde!

---

*) Strömkarl, der Harfner der Elfen, harmlos und niedlich, wie ſie, wohnt in der Tiefe des Stroms, wo er ſich ſtets mit Muſik unterhält. Sehen ihn zufällig Kinder in der Einſamkeit, ſo verleiht er ihnen helle Stimme und die Gabe des Saitenſpiels. Vergl. v. Ittner über das Schwediſche Trollpack in Jakobi's Iris für das J. 1809. S. 161.

Am weißbeblümten Rand,
Das Saitenſpiel von Golde
In frommer Kindeshand,
Und ſpielt,
Und ſpielt ſo wunderbar! — —

(Harfen-Solo in der Ferne.)

Dort — ein Seegel kommt geflogen,
Und ein Nachen grüßt das Land,
Alle Taue grün umzogen,
Alle Wimpel Purpurband,
Silbern plätſchern rund die Wogen,
Jenſeits winkt Aurora's Schein —
Hat auch Sehnſucht oft betrogen,
Ihr vertrauend ſteig' ich ein!

Will ein Schöpfungstag erglimmen?
Regenbogen ſpannen ſich,
Spielen mit laſurnen Farben,
Sterne breiten ſich in Garben
Stralen regnend über mich;
Süß verſchmolzen klingen Stimmen.

Und, die Häupter ſtolz empor
Seh' ich der Begleiter Chor,
Weiße Schwäne, ſingend ſchwimmen.

Was breitet ſich dort für ein Wunderland,
Daß fruchtbar es die klaren Wellen ſäume?
Die Ceder ſteigt bis an der Wolken Rand,
Der Lorberwald erfüllt die niedern Räume,
Limonengold, zu voll für eine Hand,
Hell, wie Smaragd, das ſaftg'e Grün der Bäume;
Der Ulme Schirm, mit der ſich Trauben gatten,
Ein Blatterdach, um Wieſen zu beſchatten!

Und alte Tempel, Bilder und Ruinen,
Verſunken halb in üpp'ges Gras und Rohr —
Des Kreuzes Zeichen hebt ſich unter ihnen
Auf hoher Kuppel ſieggekrönt empor — —
Doch — welch ein Schreckniß iſt dem Volk erſchienen?
Es ſtürzt laut jammernd aus dem Dom hervor —

Gott! Verderben droht dem Lande!
An der Sonne bleichem Rande

Dunkelt Nacht;
Donner kracht;
Schwerer Broden
Füllt die Luft;
Schwefelduft
Dampft vom Boden —
Der Berg wirft Flammen —
Zorn'ge Blitze zucken hervor — —
Die Erde bebt!

Dort ziehen Mönche,
Der Verſöhnung Pfand,
Die Monſtranz in der Hand,
Betend einher;
Alles im Bußgewand,
Kniet, ſchlägt ſich die Bruſt.
Wehe! wehe!
Kein Heil'ger bringt Hülfe
Dem zagenden Volke.
Feuerbraun ſteigt die Wolke
Von der Erde zum Himmel —
Welche Angſt!
Welch furchtbar Gewimmel!

Dunkelroth,
Wie eine Kohle,
Glimmt der Berg,
Mit ſchwarzem Dampfe geſäumt,
Die Lava kocht, ziſcht und ſchäumt;
Der Boden wankt,
Die Kathedrale ſchwankt,
Einſtürzt der Thurm —!
Die Berge krachen —!!
Auf! auf zum rettenden Nachen!
Umſonſt!
Ueberall Flammen und Rauch —
Jede Hoffnung des Lebens,
Alle Rettung vergebens!
Das Meer brennt!!
Ich ſinke!

Ach — Gott ſei Dank, daß ich erwacht! —
Ja, das iſt eine ſchlimme Nacht.
Wie hat das Traumbild mich erſchreckt —
Der Donner ſchuf's, der mich erweckt. — —
Das Wetter iſt gewaltig ſchwer,
Als zög der letzte Tag daher;

Jetzt wär' es Zeit zu meinem Gedicht —
Doch nein! o nein! ein Jüngſtes Gericht,
Soll's anders Ehre bringen,
Schreibt ſich im halben Schlafe nicht.

Nun, 's wird ſchon noch gelingen!
Man ſagt oft freilich: Heute roth —
Und ſpricht von böſem, ſchnellem Tod!
Der Tod iſt ſtets ein Augenblick,
Nie bös, als nur durch innre Schuld;
Ja, recht betrachtet, iſt's ein Glück,
Wird man ſo plötzlich, ohne Schmerz,
Nicht als ein Märt'rer der Geduld,
Durch die Natur, durch Mutterhand,
Der Erd' entrückt und ihrem Tand.
Jetzt wallt es noch — nun ſteht das Herz!

Aber — was ſind das für Leute,
Alle ſchwarz, im Boygewand,
Ein Geſangbuch in der Hand,
Und wie ſind ſie ernſthaft heute!
Wie ſie um die Tafel ſteh'n
Rechts die Männer, links die Frauen,

Faſt, wie Geiſter, anzuſchauen —
Manche hab' ich einſt geſehn,
Aber Kappen, weiße Kragen,
Haben ſie ſonſt nie getragen — —

Ein Platz iſt noch am Tiſche frei,
Und ſieh! der Ur-Ahn winkt mich ſtill herbei;
Das Tafeltuch wird aufgeſchlagen;
Da — ſeh' ich eine Bahre ragen,
Und drauf einen Sarg; zu ſeinen Häupten liegt,
Mit ſchwarzem Flohr zuſammgefügt,
Ein Kranz von Mirt' und Rosmarin —

Ich ſoll das Bahrtuch höher zieh'n? —
Der Windzug thut's! Sieh, eine weiße Schrift:
„Hier ruht auch er, dem nicht ſtets Sonne ſchien;
Er ſah das Licht am" — Mein Geburtstag trifft —
„Verſchied" — die Decke fällt.

Verſtanden!
Wohl, Stimmen jener düſtern Welt!
Die Decke wird ſich heben,
Die noch den zweiten hüllt;
Was mir beſchieden, werd' erfüllt! — —
Die Geiſter nicken,
Und Chorgeſang beginnt —

Choral,

der ſich nach und nach in der Ferne verliert.

„Herzlich lieb hab' ich dich, o Herr!
Ich bitt', du wollſt ſeyn von mir nicht fern
Mit deiner Hülf' und Gnaden;
Die ganze Welt erfreut mich nicht,
Nach Himmel und Erde frag' ich nicht,
Wenn ich nur Dich kann haben;
Und wenn mir gleich das Herz zerbricht" —

Oh!
Da ſchaut ein Weib zur Thür herein
In ſchwarzem Flohr,

Mit blaſſem Geſicht,
Und ringt die Hände empor,
Und zeigt auf die Kinder —
Ich höre ſie ſchrei'n:
„Nehmt mir ihn nicht, ihn nicht!
Mein iſt er! mein!"

Hinweg! —
Die Bilder ſind zerfloſſen.
Nur ſpärlich noch glimmt hier des Lämpchens Licht,
Und falbe Dämmerung hat ſich dort ergoſſen.
Doch dieſe — ach, ſie ahnt es nicht,
Wo ich mich ſah, wie ſie! —
Die Gute, ſie erfahr' es nie,
Das ahnungsvolle Traumgeſicht! —
Sie ſchläft ſo ſanft,
Die Hand gefaltet auf der Bruſt,
Und lächelt;
Die Kinder auch; des Schlummers ſüße Luſt
Hat ihre Wangen roth gefächelt.

Das Fenſter auf!
Vorüber iſt das Wetter,

Die Luft hat ſich gekühlt!
Die Pappeln plaudern,
Die Rüſtern ſchaudern,
Mild ſäuſelt der Wind durch die Blätter;
Der Regen hat ſie abgeſpült,
Die ſchmachtenden Blumen erquickt.
Welch ſüßer Duft! wie nickt,
Voll Perlen über und über,
Das zarte Jelängerjelieber
So freundlich zum Fenſter herein! —
O Blumenduft, Blumenſchein,
Wieg' mich in Morgenträume ein!

Reben und Ranken
Zittern und ſchwanken;
Lauben und Bogen
Kommen geflogen;
Blühende Bälle
Schneeiger Helle,
Aſtern, Ranunkel,
Feurig und dunkel,
Und der Päonen
Purpurne Kronen

Miſchen ſich drunter;
Blauer Holunder,
Blaſſe Narciſſen,
Nicken und grüßen;
Nelken, voll Düfte,
Würzen die Lüfte —
Welch ein Gewimmel!
Blumen am Boden,
Hoch in der Ferne
Blumen am Himmel,
Blumen die Sterne,
Beben und weben,
Heben und ſchweben,
Blumen unter und über mir!

Alles ſeh' ich blüh'n und prangen,
Erd' und Himmel iſt ein Kranz,
Ewiger Verklärung Glanz
Iſt für mich ſchon aufgegangen;
Hell mit Roſen überzogen
Iſt des Himmels goldnes Thor,
Und der Hügel Blumenwogen
Tragen ſchwellend mich empor —

Harmonieen
Nahen und fliehen —
Dort ſenken Engel
Die Lilienſtengel —
O! tragt mich zur Klarheit,
Zu Schönheit und Wahrheit,
Leitend an Liebeshand
Tragt mich ins Vaterland — —

Du biſt's, die mich erweckt mit Küſſen?
O ſo erweckt, erwacht man gern,
Uns iſt der Himmel hier nicht fern!
Doch komm, laß uns den Tag begrüßen,
Noch winkt uns irdſ'ches Morgenroth,
Und ird'ſche Blumen ſproſſen uns zu Füßen.
Horch! tönt nicht die Straße entlang
Der Schnitter frommer Geſang?

Chor der Schnitter.

Lobt den Herrn! Die Morgenſonne
Ruft zur Arbeit, ruft ins Feld.
Uns zum Segen, uns zur Wonne
Steigt ſie auf am Himmelszelt.

Schwer befruchtet ſinkt der Halm —
Singt dem Herrn des Dankes Pſalm!
Er gab Sonnenſchein und Regen,
Und der Aerndte Tag iſt da;
Jede Aehre ſchwankt vom Segen —
Lobt den Herrn! Halleluja!

III.

Drey Tage
am Geſtad der Weichſel
und des Dnieper.

im Frühling 1812 und 1813.

Von

F. Krug von Nidda.

1.

Der erſte Mai am Weichſelufer.

Ich hatte die Nacht vom dreißigſten April auf einem polniſchen Landſitz bei Radom bei einem polniſchen Ehegelag verlebt, und manche mir neue Bemerkung dort geſammelt, die das Barocke, Hochcontraſtiſche in Sitte und Weſen eines Volks bewährte, dem, bei viel Hang zum Üppigen und Schönen, oft richtiger Takt für Schicklichkeit, daher bei allem Pomp und ſichtbarer Verſchwendung nicht ſelten Harmonie des Ganzen, fehlt.

So hatte man mich, den kaum vom Marſch gekommenen, in ziemlich unhochzeitlichen Koſtüm, faſt wider Willen mit davon geführt, ja mir den Ehrenplatz bey Damen eingegeben, den früher eingeladne Herren mit älterm Anſpruchsrecht erwarten durften; ſo trug man ein glänzendes Mahl mit alten köſtlichen Ungarweinen auf einer zerbrechlichen Tafel auf, worauf zwei eingeſchmolzene Kerzen brannten; ſo führte man endlich die geſchmückte Braut, beim Ton verſtimmter Inſtrumente, als Königin eines Balles auf, dem Raum und Licht und Tänzerinnen gebrachen. Gleich ſeltſam fand ich das Brautpaar ausgewählt und verſchiedenartig genug verbunden. Sie eine hohe üppige Geſtalt mit herriſchem Blick und entflammten Sinnen; er ein verblühender Tythonus, der ſeiner Braut kaum an die Schulter reichte, und deſſen faſt vermeſſene Vermählung ein treues Bild der Verbindung des Dogen von Venedig mit dem Adriatiſchen Meere gab. Heimkehrend fand ich eine Einladung von meinem Bruder zu einer kleinen Weichſelfahrt, die ich als Stärkung auf die Nachtparthie mit Freuden annahm.

Mein Fahrzeug eine federleichte Pritſchke, zwei gute polniſche Läufer meine Flügel, ging's in die Morgenlandſchaft hinaus. Der Lenz brach eben durch den Flohr des Winters; die erſten Nachtigallen wurden laut; die Wälder, noch im bräunlichen Gewande, ſtießen zarte Laubſpitzen aus, und mildgefärbte Sommerwolken legten goldne Schleier ums Gefild. Ich ſah Dörfer voll berußter, meiſt biberartiger Menſchenhütten, mit Fenſtern, wie für Gnomen eingeſchlitzt, als Rauchfang eine ausgehölte Weide; durchflog ein Städtchen, das von Juden lebte, mit Schindeln gedeckt und mit Holz gebohlt, ſo arm an Steinen, wie an Geld und Gütern; fand jedoch rings eine herrliche Flur und einen Mannsſtamm ſtarker Abkunft. Kaum ließen wir uns Zeit, ein polniſches, originelles Mahl, von einem Edelmann ſervirt, durch einen Koch-Cyklopen zubereitet, mit leckrem Gaumen einzunehmen, ſo ging's ſchon im Fluge der Weichſel zu, die nah von hier durch bergige Umgebung zwiſchen Caſimirs und Janowitz hinſtrömet. Nur in Bereich von wenig Meilen ſpaltet ſie hier ein Flötzgebirg, an beiden Ufern durch

Ruinen, Städte, Dörfer und Wälder geſchmückt; abwärts gegen Warſchau hat ſie ebne, niedrig verflachte, einſame Geſtade. Bald hatten wir das Städtchen Janowitz erreicht, und eilten nun auf ſeine Burgruine, die noch als Trümmer ſehenswerth iſt. Welch einſt gewaltiges Rieſenhaus, jetzt wie ſo tief zerſtört und gebrochen! Die ſtarken Treppenthürme abgemäht, Gewölb und Pfeiler eingeſunken! Aus zerriſſenen Fenſterbogen ſucht das Auge ein untergegangenes Geſchlecht. Um Kapitäler marmorner Säulen, um ausgeloſchne Deckenbilder, kriecht und wuchert jetzt Wintergrün, breiten ſich üppigſchwellende Mooſe. Steinmörtel löſte ſich unter uns ab, und rollte nach der Weichſel hinunter, und wo einſt ein mächtiger Kronſtaroſt ſein Kampfroß bändigte, heult jetzt der Wolf; wo Reiſige ſchlugen, niſten nun Eulen. Da dachte ich der hohen Stelle Oſſians:

„Menſchen
„Kommen ein Strom; ſie verrauſchen, und andre folgen,

„Zeichnen die Fluren mit mächtigen Namen
wie ſie vorbeigehn.
„Herrſchen auf Haiden durch düſtre Jahre —
der bläulichen Ströme
„Mancher brauſet ihr Lob."

Ernſt ſprach ſie uns hier an die Nichtigkeit der oft gefeierten Menſchengröße, wo Humanität und Liebe fehlt. Ein ſprechender Luftſtrom umwehte uns; ſchimmernd geballte Wolkenheerden trieben über die Burgzinne hin, und ließen große Thränentropfen fallen; mir ward, als hörte ich ſchon die nahe Zukunft ſtürmiſch hereinziehen, den Weltenrichtenden Thron beſteigen, und Alles, was nicht im Licht gereiſt, in die unendliche Grabnacht fallen. — Das ſtillbeſonnte Städtchen Caſimirs, dicht am entgegnenden Stromgebäude, ein nah dabei romantiſch aufgethürmter, mit ſchimmernder Warte gekrönter Berg, weckte uns jetzt aus ſo ernſten Träumen; der Wunſch, dies Jenſeits näher zu beſchauen, ward zu groß, die Flut der Weichſel lud ſo freundlich ein — ſchnell eilten wir die Bergwand hinab, mietheten am Ufer einen Nachen, und ſolgten nun den Wallungen des Stroms. — Auf ähnliche Art, und durch noch ſchönere Ufer, trug mich im Sommer 1803 von Heidelberg bis nach Gemünd der Neckar; von hohen Ritterburgen, Weingebirg, Kaſtaniengärten und dem Odenwald in ewig wechſelnder Form umgeben. Höher reckte ſich ſchon am rechten Weichſelrande des Städtchens gothiſche Kirchfacade, das Rathhaus, über die Stromdämme auf, und ehe eine Viertelſtunde ſchwand, wanderten wir ſchon durch ſeine Straßen.

Hier gewann Alles eine fremde Geſtalt, und, als hätt' uns weiland Fee Morgane im Augenblick ins Morgenland verſetzt, umfing uns der freundliche Ring des Marktes mit einzelnen Plattdächern und Baluſtraden, mit einer reichen Judenſchaft ſtaffirt, die ihr Gewerb mit Weib und Kind auf offner freier Straße trieben, und deren orientale Kleidertracht mich hier zum erſtenmal befremdete. Alles war hier dem Namen nach zu haben, vom chineſiſchen Thee bis zum Jamaika-Rum, und ein trefflicher Levantetrank, den wir im Söller eines Judenkrugs im Angeſicht des ganzen Markts verzehrten, vollendete den türkiſchen Bazar.

Zwei ſchöne, polniſch coſtümirte Mädchen beſonnten uns indeß mit ihren dunkeln Feueraugen; die eine mehr blond, die andere braun, doch beide von wahrhaft plaſtiſchen Formen und einem königlich hohen Wuchs. Ein tief eingeprägter nationaler Stolz iſt oft der gemeinſten Sarmatin eigen, und Terpſichore's heitre Kunſt, die man im deutſchen Vaterland nicht immer glücklich ausbildet, ſah ich in Polen und Kleinrußland oft in vollendetſter Grazie. So berühren ſich auch hier Extreme, und was die feurige Römerin, die ſinnigromantiſche Spanierin ſchmückt, wird auch nicht ſelten Ruriks ſchönen Töchtern. Wir entſchlüpften endlich ihren Treibhausſonnen, und klimmten, dicht jenſeits Caſimirs, zu jener weitleuchtenden Warte hin, die uns ſchon fern magnetiſirte; doch, unbekannt mit ihrem Bildner und Zerſtörer, ihrer goldnen und eiſernen Zeit, die unſer Cicerone keiner Unterſuchung werth halten mochte, fand ich Schillers treffendes Diſtichon: die Antike an den Wanderer, hier von der paſſendſten Anwendung. — Wie manchen ſchönen Schatz vergeßner menſchlicher Geſchichten bewahrt die Sarmatiſche Vorzeit auf, ſeit jenem Andrang roher Scythenhorden auf ein hier heimiſches Hirtengeſchlecht herab zum Heldenſtamme der Jagellonen, zu Caſimir und Sobieski's Zeit, zum nordiſchen Krieg und dem Sturm von Praga! Welch reiche Aehrenleſe auch im Felde der Romantik dürften hier unterrichtete Reiſende thun, da ſelbſt im Munde des gemeinen Volks noch Überreſte von Geſängen tönen, die auf den Geſchmack der neueren Romanzen wirken würden, wenn auch nicht ſo mächtig, als einſt arabiſch-mauriſche Romantik auf den Geiſt der Troubadours!

Ein polniſcher Nationalſoldat mit grauem Zwickelbart und ſchartigem Eiſen, fuhr mit uns über die Weichſel zurück, und ſagte uns in deutſchverderbendem Idiom Ereigniſſe der Zukunft wahr, die, wenn nicht ſeinem Späherblick, doch ſeinem Kriegsmuth Ehre machten. Noch immer jedes Menſchenantheils würdig dünkt mir der Hinblick dieſes großen Volks auf künftige Vereinung ihrer Staatenglieder. Ungeheures haben ſie erlebt, von außen und von innen Stürme ausgehalten, in neuern Zeiten mancher Phantaſie die Blüthe ihrer Jünglinge geopfert; doch Eines hielten ſie ſtets hoch und werth, den Glauben ihrer kriegeriſchen Ehre — ja oft kehrten ſie aus den ſchwerſten Kataſtrophen mit verdientem Siegslaub heim, nicht ſelten des höchſten Nachruhms würdig.

Zufrieden mit der erſten Weichſelanſicht, und dem am Blumenbord des großen Stroms ſo angenehm verlebten erſten Maitag, erreicht' ich erſt nach eingebrochnem Dunkel mein abgelegnes dörfliches Quartier, ward jedoch bald höchſt widerwärtig für dieſe kurze Freude gezüchtigt, da mir ein Wechſelfieber auf dem Fuße folgte, dem, wie man ſpäter mich belehrte, in dieſer Jahrszeit wenige nur entrinnen, die als Fremdlinge der Weichſelnymphe nahen.

2.

Der fürſtliche Garten zu Pulawie.

Das kürzlich erſt im Original geleſene Lehrgedicht Delille's, die Gärten, und manche mir von anderswo zugekommene Nachricht hatte mich auf Pulawie, den berühmten Park des Fürſten Czartoriski, aufmerkſam gemacht; und da auf Märſchen und im Kriegerleben überhaupt, man die Gelegenheit beim Stirnhaar nehmen muß, will man nicht ganz auf's Schöne verzichten, entſchloß ich mich im Juni 1812 zu einer flüchtigen Reiſe dahin, als ich im Departement Lublin nur wenig Meilen davon cantenirte.

Die ſchöne Zeit der vollen Roſenflor und aller Blumen des Sommers war gekommen, das Laub im höchſten Sammtglanz aufgethan, die Tage lang, die Abende italiſch — was konnte mir noch im Wege ſtehen? Auch gab es noch ein heil'geres Intereſſe, mir mehr, als der köſtlichſte Kunſtgenuß: das Grab des edlen

Generals von Gutſchmidt, des Mannes ohne Furcht und Tadel, der in der Nähe dieſes Gartens den langen Schlaf der Vollendeten ſchläft und deſſen Hügel mir das werden ſollte, was jenem fränkiſchen Kriegsheer das Grabmal des Marſchalls von Sachſen wurde. Ankommend fragte ich nach dem Schlummerorte des nur zu früh Dahingegangenen, und da mir darüber Kunde ward, behielt ich meine Pilgerfahrt dahin den ſtillern Stunden des Abends vor, nicht ahnend, daß ein großes Hinderniß mir bis dahin entgegen träte.

Kein warmes, ausgeführtes Gouachebild des ſchönſten Parks im ſchönſten Theil von Polen, wag' ich in dieſer Skizze zu entwerfen; ich ſah nur flüchtig, nicht als Kenner, bei weitem auch nicht lange und kalt genug zu genauer Beſchreibung — jedoch Charakter und vorzüglichen Gehalt der geiſtvoll hingeſtellten Gartenlandſchaft ſtrebt' ich im Innern zu bewahren. Ein lauter Sinn für alles wahrhaft Schöne und ein durch Reiſen gereifter Bildungstrieb, mit weiſem Blick auf Raum und

Ortverhältniß, hat, ohne der Natur Gewalt zu thun, viel Einfach-Pittoreskes hier vereint, und eine Landſchaft hohen edeln Styls durch wenig Maſchinerie hervorgezaubert. Was ich ſchon oft an großen Gärten tadeln hörte: Überfüllung des Raums durch Architectur und durch Statüen des ganzen Fabelalters, fand ich hier nirgends nachgeahmt, und die in weite Gartenfelder hingeſtellte, in großen Maſſen erſcheinende Kunſt iſt überall mit Umſicht angeordnet, und ſchadet keiner Nebenparthie. — Blumenparterr's, mit ſeltnen Fremdlingen der Pflanzenwelt, eröffnen den Eingang der Gartenlandſchaft; natürlich eingebogne, über Hügel, ſelbſt über einen kleinen Berg geſchwungne Schattenpfade knüpfen von hier die Verbindung an — und bei dem herrlichſten Waldconzert, wie dem Arom von tauſend Blüthenkelchen, wiegt ſich der Geiſt in ſüßen Phantaſien. Umbüſcht und maleriſch durchſchnitten, zieht ſich der Fortſatz jenes Berggezweigs, das mich bereits bei Caſimirs erfreute, längs der flutenden Weichſel herauf, und verflacht ſich langſam niederſtreichend, nachdem es zuvor dem Tempel der Sybille eine hohe Caſcade gab.

Dieſer trefflich ausgeführte Tempel, deſſen Original bekanntlich im Sabinerthal, in der Nähe von Horazens Villa, ſeine ſtolze Rotunda hebt, und über die Grotte des Neptun und Tiburs Waſſerfälle niederleuchtet, iſt hier nach meinem Urtheil Hauptgegenſtand, Beziehungspunkt der ganzen Gartenfläche; denn er beherrſcht den höchſten Raum, iſt groß, in reinſtem Verhältniß aufgeſtellt, und wird von wohlgeformten, cannelirten Säulen luftig und leicht emporgetragen. In ſeinem Innern prangen Waffen der älteſten polniſchen Grafenhäuſer und maleriſch drappirte Fahnen, Bogen, Schilde und erbeutetes Gewehr aus den berühmteſten nordiſchen Kriegen. Ob übrigens in einem Tempel dieſes Styls Armaturen aus ſpäterm Mittelalter einen ſchicklichen Ort gefunden, entſcheide ich nicht, ſo ſehr mir auch die Aufſtellung gefallen hat.

Noch allgemeiner intereſſirt ein nahe dabei in maleriſchen Zweigen halb verhülltes gothiſches Gebäude, und überraſchend muß es Jedem ſeyn, die äußern und innern Mauerfelder, Frieſe und Geſimſe dieſes Hauſes mit ſeltnen Mineralien, Antiken, Inſchriften und Waffen angefüllt zu ſehen, die man en haut relief in das Gemäuer eingelaſſen. Da trifft man Lavaſtücken von Veſuv, Steine von der Appiſchen Straße, vom Celiſäum und dem Capitol, wie von Egyptens Pyramiden; Ruinen vom irländiſchen Rieſendamm, vom Grabe Virgils, und Kettenkugeln aus den Kriegen Karls XII. Doppelt ergreifend wirken dieſe ſo originel vereinigten Fragmente alter Zeit und Gegenden in Polen, wo man gewohnt iſt, oft das Nächſtgelegene zu vermiſſen. Ein andrer römiſch ausgeführter Gedanke war es, eine große lebenvolle Straße, unter kühn geſprengten Bogen hin, gleich Cäſars Paß durchs Münſterthal, mitten durch den Park zu führen, und ſo den Andrang einer äußern Welt mit ſtiller Abgeſchiedenheit zu paaren. Eben zog ein Cavallerie-Piquet freudig und wohlgemuth durch dieſe Felſenhalle, und trabte hundert Schritte jenſeits ſeines weitern Wegs, nachdem es, ohne den Park zu berühren, denſelben mitten durchzogen war. Am längſten weilte ich in einer ſtillen, lieblich iſolirten Gartenmeierei, wo die Fürſtin Czartoriska manchen Abend feiert, oft ihr ländliches Mahl genießt, und ſich und den friedlichen Muſen lebt. Am Eingang dieſer anſpruchloſen Villa ſagt eine kurze Inſchrift jedem Fremden, was er hier zu erwarten hat: Ländliche Einfalt und häusliches Glück — und nicht leicht ſpricht ſich dieſer Schatz des Weiſen wahrer und kunſtloſer aus, als hier.

Dies iſt der Landhof Theokritiſcher Hirten! Alles veredelt, friedlich abgegrenzt — im engen Raum viel Großes eingeſchloſſen. Hier lagert ſich, wie Hölty ſingt, die Ruhe mit verſchlungenem Arm, im Schatten mondbeglänzter Pappeln! Vor allem intereſſirten mich drei kleine Pferde, an einer zwei Fuß hohen Krippe aufgeſtellt, denen der goldne Hafer hier ſehr oft von fürſtlichen Händen gereicht werden mag. Einſt in Weſtindien geboren, hielten ſie die weite Waſſerreiſe glücklich aus, und milde

Parzen haben ihnen in dieſem wildfremden Aufenthalt ihr muthiges Leben ſorglos fortgeſponnen, bis auf ein viertes, das nur erſt in letztem Winter aus der muntern Quadrille ſchied. Weiter ſtreift' ich durch den Hintergrund des Gartens, wo manche gefällige Kunſtſchöpfung lacht, und maleriſch gehügeltem Terrain, mit allen denkbaren Abſtufungen, die pittereske Folie iſt, worauf ſich Kunſt und Natur entwickeln.

So waren Stunden hingegangen, und ich kehrte eben vom fernſten Gartenſaum zurück, als mich auf einer lieblich abgegränzten Wieſe, nur vom Sybillentempel ſtill beſchienen, vom Strom der nahen Weichſel eingeengt, ein mächtiger erſchütternder Anblick feſthielt:

Am Herzen eines Kriegers, deſſen Kraft
Nur ſchwach den eignen Schmerz beſtreitet,
Indeß ſein Knie zur Erde gleitet,
Ruht eine Jungfrau, ſterbend hingerafft;
Des Haares loſe Ringe ſinken
Um Marmorarm und Schwanenbruſt.

Indeſſen, keines Fehls bewußt,
Schon ihre Lippen Lethe trinken?

Wer biſt du, unglückſel'ges Weib,
Du Mann mit Theſeus Heldenzügen?
Geſchaffen Rieſen zu bekriegen,
Umfängſt du eines Engels Leib,
Und ſtillſt nicht deſſen Todeswunden?
Treuloſer! opferte dein Stahl
Wol ſelbſt die Blume, die im Thal
Einſt deinen Heldenarm gebunden?

Goß irgend frevle Liebesglut
Ihr Gift gleich trügeriſchen Schlangen
Auf dieſer Heil'gen Lilienwangen?
Verſteinend ihres Herzens Blut? —
Hinweg! Hier ward ein Ideal zerſtört,
Der Schönheit Tempelſchmuck entwendet! —
Wer die Natur ſo fühllos ſchändet,
Iſt keines Gottes Gnade werth!

Ich rückte näher — das Leben der Erſcheinung ſchwand — ein kalter Marmor hatte mich begeiſtert. Die Gruppe Tankreds und der ſterbenden Clorinde, in jenem herzzermalmenden Erkennungsakt, nachdem der Chriſt die Heidin ſchwer verwundet, doch, nach entrißnem Helm, in ſeinem Gegner die Geliebte ſieht, iſt hier durch hohes plaſtiſches Talent zu einem Meiſterwerk gebildet worden, das nichts mehr zu wünſchen übrig läßt. Ich ſtand von tiefer Rührung überfallen und ſtaunte die tragiſche Scene an, der ſelbſt der rohe Marmor ſich gefügt, die ſpröde Maſſe nachgegeben hatte, und Taſſo's unerreichte Phantaſie ging mir in jener Schöpferkraft vorüber, die uns aus ſeinem Jeruſalem anſpricht. Ich ſahe Gottfrieds heilige Kraft, Rinaldo und Argant, Erminia's Schmerz, Armida's Zauberreitze, und verlor mich lange in Bewunderung ſo ideal und zart gehaltner Poeſie. Ja, ewig wirſt du der Erinnerung leben, du unverdient zerriſſenes Heldenpaar, das gleiche Kraft und gleiche Tugenden nicht vor dem ſtärkern Schickſal ſchirmen konnten, und wo des großen Dichters wahres Wort ſich auf die rührendſte Art bewährte:

„Was unſterblich im Geſang ſoll leben,
Muß im Leben untergehn!"

Da hört' ich hinter mir Sporen klirren, und eine mir nahende fremde Bewegung; ich ſah zurück, und ein beſtäubter Krieger reichte mir dies verſchloßne Billet:

»Der Krieg iſt erklärt; das Corps marſchirt noch heute, in wenig Tagen ſtehen wir am Feind.« —

Dies war genug zur ungeſäumten Heimkehr. Noch einen Blick auf Tankred und Clorinden; einen zweiten auf den Gartenhain, im Geiſt eine Thräne auf Gutſchmidts Gruft — und aus dem Schooß der zarteſten Idylle mich loswindend betrat ich die ernſtere Wirklichkeit.

3.

Das Todtenfeſt in Kiow.

Warum beweinen, die hinüber gingen,
Beklagen, die im ew'gem Lichte blühn?
Mit ird'ſchem Blick aus irdiſchem Ruin
Verwegen durch der Zukunft Räume dringen?

Die ſchon die Weihe Seeliger empfingen, -
Soll unſre Klage ſie zur Erde ziehn?
Sie ſind die Glücklichern! nur wir entfliehn
Den Stürmen nicht, die drohend uns umſchwingen.

Nicht Ew'ges ſoll der Sterbliche beweinen!
Nur irdiſcher Erſcheinung, ihm entſchwunden,
Sei ſeiner Thränen Opferglut geweiht;

Nur Sichtbares mit Geiſtigem zu einen,
Tief aufzubluten ſeines Herzens Wunden,
Klagt über Menſchenurnen menſchlich Leid!

Der öde, freudenloſe Winter war dahin mit ſeinen Phantaſien und Mitternächten und jenem finſtern Todesengel, der ohne Wahl die

Blüthe unſrer Krieger niederwarf, die kaum den Druck der Feſſeln aufgenommen, und ſie, die geſtern noch das warme Leben kühn an die Palme des Siegs gewagt, ruhmlos in dunkle Fremdlingsgräber ſtürzte. Da ſtieg ich an einem freundlichen Tag im Mai zu den Höhen um Kiow auf, um aus der Lebensfriſche um mich her erneute Hoffnung in mein Herz zu ſaugen, und mit der bürgerlich und kriegeriſch mir entriſſenen Freiheit nicht jede höhere hinzugeben. Ich hatte während einer ſchweren Krankheit das Zimmer mondenlang bewacht, doch meine ſteigende Erholung für die Geſchichtslectüre Kiow's benutzt, und manches Intereſſante aufgefunden, was ich dem frühern Waffenplatz von Tataren, Petſchenegen und Polänen auf keine Weiſe zugetraut. So hatt' ich Neigung zum Lokal gewonnen, und nahm mir nun nähere Anſicht vor.

Mit Aufmerkſamkeit erforſchte ich die Stelle, wo dreißig Jahre nach Chriſtus ſchon der heilige Andreas hier gelandet, als er, vom Cherſones durch Scythien herauf, den ſtolzen

Dnieper überſchiffte; den Hügel, wo der Märtyrer der Wahrheit mit eigner Hand ein Beterkreuz erhöhte, und hier, in weiſer Vorahnung der Zukunft, die ſpätere Burg der Kiowſchen Dynaſten, und Rußlands älteſte Hautſtadt, prophezeihte.

Olegs und Oskolds graue Heldenmale, den Berg, wo der Volksgötze Perun ſtand, bevor der erſte Altar ihn verdrängte; das einſt von Jaroslaw erbaute, längſt wieder abgebrochene goldne Thor; hochaufgethürmte Erdverſchanzungen, noch mächtig im verſunkenſten Ruin: dies alles ſucht' ich mit Antheil auf, ja vergaß den Druck der neueſten über dem Grabe der früheſten Zeiten. Zahlloſe Thürme überragten mich, alle zur Form der Pyramide neigend, bedeckt mit leuchtender Goldglaſur, auf reichem Gebälk und Säulenſchäften ruhend, von fern der Zaarburg in Moskau gleich. Die grünen Berge dufteten von Friſche, und ſtreckten mächtige Rieſenglieder freudig und hoch in die Morgenluft; der ernſte Dnieper wand ſein Wellenband durch rauchumſlutete Haideflächen, wo einſt Nomaden ihre Jurten bauten und manches Kampffeld von Blute troff, eh' Peters Kraft und Alexanders Milde die rohen Wilden, abmarkend ihre weiten Grenzen, Cultur gelehrt.

Da kündigte Geläut zahlloſer Kirchen im ſtundenweiten Stadtbezirk eine beginnende Feſtesfeier, und zu den Bergkirchhöfen, die rings die Höhen von Kiew krönen, und hier recht vertrauend zum Himmel ſehn, wand ſich ein farbiger Menſchenknäuel, in endlos ſchimmerndem Feſtgepränge — voran die Popen im Amtstalar, mit Weihekerzen und Oriflammen. Auch meinen alten biedern Wirth, einſt Capitain der ruſſiſchen Armee, und unter Romanzow ein wackrer Streiter, hatte die Menſchenwelle mit ergriffen und unwillkührlich herauf geführt. Befremdet fragte ich um den Grund der ſonderbaren Volksbewegung, und hörte nun von einer Todtenfeier, die heute durch ganz Rußland Sitte ſei, und ſtets unmittelbar nach Oſtern falle. Nun erſt im Klaren mit den Vorkehrungen ward ich des ehrwürdigſten Feſtes Zeuge, das bei der zarteſten Tendenz mitunter ſchreiende Contraſte zuläßt.

Kaum bei den hohen Gräbern angekangt, zerſtreute ſich die große Menſchenmaſſe; jeder Stamm, jede Familie ſchloß ſich im Kreis um ihren Grabbezirk, und bald, nach ſtilleren Gebeten, erhob ſich der traurige Todtenſang. Greiſe, Mütter, Jünglinge und Mädchen, alle verkündeten lauten Schmerz, und von längſt übergrünten Schlummerſtätten ihrer Kinder, Gatten und Geliebten eintönte ihr Ruf durch die Berge hin. Einfach, gewöhnlich in tiefſtem Moll, bewegen ſich dieſe Klaggeſänge — oft wiederholt, oft länger unterbrochen, zuletzt in weichem, melodiſchem Fall.

Empfindungen, die das Wort nicht malt, das Bild nicht deutet, weinen in ſolchen Tonfällen aus, und, ohne Ahnung höherer Harmonie, liegt die Muſik des wahren Schmerzes gewiß in jeder menſchlichen Bruſt! Anders klagt der Neger Guinea's, anders der Einwohner Florida's, der Peruvian und der

Ceyloneſe, jedoch den Ausdruck von Totalgefühlen ſchuf die Natur wol immer analog. — Bald war der laute Klageakt überſtanden; ein Scenenwechſel andrer Art trat ein, der den Charakter früheſter Völkerſitte, urſprünglich ſlaviſcher Abkunſt, trägt. Dienerinnen, leicht und hoch geſchürzt, trugen Nahrungsmittel, Speiſen und Getränke jeder Art, in großen Gefäßen aus der Stadt herbei; das weite Grabfeld deckte ſich zur Tafel, und Alles lagerte ſich zum Todtenmal, wobei auch die Becher nicht müßig blieben. Man ließ die Trauermaſke völlig fallen, vertauſchte ſie mit der freudigern, ja hie und da klang faſt die Schellenkappe. Während dem erbauten ſich im Hintergrunde Buden und Schenktiſche jeder Gattung, und neben Amulets und Heil'genbildern erblickte man manches profane Geſicht. Je mehr der Abend heran rückte, gewann der äußre, exaltirte Menſch die kathegoriſche Oberhand, ja das Geräuſch der lauten Menge dämpfte zuletzt das Glockengeläut, das hie und da zur Seelenmeſſe rief. Ich wurde Zeuge dieſer Ceremonie, die nur in einfachen Gebeten und Räucherungen um die Gruft beſteht, die man höchſt originell mit ziemlich ſinnlicher Leibesſpeiſe, gewöhnlich einem guten Reisgericht, beſetzt, und zum Beſchluß die Armen damit labt, die haufenweiſe auf und nieder ſtrömen. Vor allem rührte mich der kindliche Schmerz einer jungen, wunderſchönen Ruſſin, deren Vater, Bürgerälteſter der Stadt, nur erſt vor Kurzem geſtorben war, und dem jetzt Todtenamt gehalten wurde. Knieend zum Boden hingeneigt, die langen Thränenwimper aufgeſchlagen, drang ihr Blick in die Wolken hinauf, wo eben des Abends Roſen verglühten. Die ſchwarz drappirte tragiſche Geſtalt, mit langen um ſie ergoßnen Schleiern, am Blumenſammt des Hügels hingebeugt, gab maleriſch ergreifende Effekte, und jedes Auge ruhte auf ihr. Aufſtehend theilte ſie mit milder Hand den Armen und verſchwand in der Woge des Volks; ſpäter ſah ich ſie auf vogelſchneller Droſchke mit prächtigem Geſpann vorüber fliehen.

»Beglückter Vater!« rief ich aus, mich kaum von der Erſcheinung ſammelnd, »Beneideter, dem ſolche Thranen fließen! Beglücktes, kindliches Heldenvolk, das noch in unſern tief verflachten Zeiten, das Heiligſte im ganzen Menſchenleben, Liebe und Treue, im Herzen trägt, und ſeinen Hingegangnen Feſte ordnet! Wer wird einſt uns verlaßnen Fremdlingen auf dieſen Bergen die Cypreſſe pflanzen — denn Viele unter uns wird nur der Tod befreien und ihre Aſche fern der ſüßen Heimath niederlegen!«

»Das iſt kein Selbſtgeſpräch, das einem Freien ziemt!« unterbrach mich eines Freundes Stimme — »ſo eben ging unſre Befreiungsakte ein, und ehe drei Tage noch vorübergehn, ziehen wir bewaffnet ins Vaterland!« —

Er ſagte nur Wahrheit — es verhielt ſich ſo — wir reiſten ohne ruſſiſche Bedeckung, frei und mit ſtolzen Hoffnungen, im Juni

1813 von Kiow ab, und nur höchſt unerwartet eingetretene Hinderniſſe hielten uns noch bis zum Herbſt des Jahres im freundlichen Städtchen Bialyſtock auf.

IV.

Der Normann auf Lesbos.

Eine Abenteure.

Von

Friedrich Fouqué.

Perſonen.

Zoe, Tochter des Griechenkaiſers Alexius.

Harald, ein Normannen-Heerführer.

Megaſthenes, ein junger Griechenritter.

Ein böſer Geiſt.

Vier Larven.

Greiſe, Frauen, Mädchen und Jünglinge, Einwohner von Lesbos.

Normannen in Haralds Gefolge.

Zeit: Das zwölfte Jahrhundert.

An der Küſte von Lesbos. Abend. Mädchen und Jünglinge des Eilandes ſitzen am Geſtade, Kränze flechtend. Sie ſingen:

Wir ſingen ernſte Weiſe
Von alter Zeit,
Von Kampf und Feſt und Reiſe;
Doch ſingen wir nur leiſe.
Der alten Tage Herrlichkeit
Iſt ach, ſo weit!
Zwar Priam iſt gefallen,
Dareios auch,
Vor unſrer Waffen Schallen;
Doch weh, auch durch die Hallen
Akrokorinths geht Nebelrauch,
Und Sturmes Hauch.
Hat Alles ſeine Weiſe;
Raſch fleugt die Zeit

Auf wechſelvoller Reiſe;
Drum bitten wir nur leiſe:
Sei uns der Liebe Herrlichkeit
Doch nimmer weit!

Ein Jüngling.

Still! Hörtet Ihr dort über's Meer heran
Den eh'rnen Klang von ſchweren Norderwaffen,
Wie auf bemanntem Fahrzeug?

Ein Andrer.

Ja, er iſt's,
Der ſtarke Harald, ſalz'ger Fluten König.

Ein Mädchen.

Ganz recht. Da ſteht er ſelbſten hoch und ſchlank
Auf dem Verdeck, der ſchöne, ſitt'ge Held.
Wie ſpielt der Zephyr mit den goldnen Locken!

Ein Jüngling.

Steht auf, ihn zu empfangen!
Zur rechten Zeit hat dieſer duft'ge Schmelz
In Kränze ſich gefügt durch unſre Hand.

Ein Mädchen.

Lauf' Einer, ſag' es unſern Aeltern an.

Sie ordnen ſich am Ufer. Harald kommt mit Kriegsleuten auf einem Schiffe.

Die Normannen.

ſingen während des Landens.

Linde Lesbos
Luſt'ges Eiland,
Blüh'nde Braut im
Blauen Meerkranz,
Wir, auf wüſten
Waſſern ſchwimmend,
Fremde Fechter,
Freu'n uns deiner!
Schön im Schmucke
Schwell'nder Blüthen
Lacht dies Land uns
Lieb' entgegen,
Giebt uns Gaben,
Gern, weil Normann,
Schwerdter ſchwingend,
Schirmt ſein Lesbos.

Harald,
ans Ufer ſpringend.

Schön guten Abend, Kinder! Nun, wie geht's?

Mädchen und Jungfrauen
ihn umkränzend.

Willkommen, edles Erz vom Norderland!
O ſieh, wie hell in deinem Wiederſcheine
Die Blumen blüh'n, die unſre Inſel zog!

Ein Jüngling.

Und glänzend ſchau'n aus unſern Hallen her
Die ſilbernen Pokale,
Als ein Tribut, wie ihn dein Werth erheiſcht.

Ein Mädchen.

Die Purpurdecken auch, mit reichem Saum,
Schwellen entgegen dir, mein hoher Normann.

Harald.

Gut, Kinder. Und wie lebtet ihr derweil?
That euch der tolle Muſelmann Alreddin
Mit ſeinem Schiffgeſchwader doch kein Leid?

Ein Jüngling.

Es ging noch ſo. Geſtreift an unſern Küſten
Hat er wohl hier und da, doch ziemlich ſcheu.

Harald.

Das ſoll er aber gänzlich bleiben la'n!
Nicht ſcheu, nicht dreiſt mehr darf er's.
Wart' nur. Mit Schwerdtesecken zahl' ich's ihm.—
Doch ſeht! Da kommen ja die alten Herr'n
Samt den ehrbaren Frau'n aus ihren Thüren.
Da muß ein jüng'rer Mann entgegen gehn.

Geht den Alten entgegen, die ihn ehrerbietig grüßen, und drückt ihnen, ſich neigend, die Hände.

Harald.

Begrüßt ihr Alle. Erhalt euch Gott der Herr
Ein freudig Alter.
Ich hab' ſchon von der jungen Schaar vernommen,
Daß der Alreddin ſich noch regt. Geduld!
Diesmal ſoll's mit ihm auf das Letzte gehn;
Denn glaub' ich feſtiglich,
Dazu hat uns Normannen Stahl und Ruder
Der Herr verliehn, daß wir im heitern Süd

Was Ordnung ſtiften, Glaubensbrüdern helfen. —
Du ſiehſt mir ja ſo bleich aus, edler Greis,
Vorſteher dieſes guten Inſelland's!
Iſt dir ein Weh begegnet?

Greis.

Nein, Herr, nein.

Harald lächelnd.

Fehlt's dir an Sagen, mir den Zins zu füllen?
Ja, weißt du, Freund, da laß' ich keine ab.
Sei's vom Achilleus, vom Peirithoos,
Von wem du willſt;
Doch meiner Sagen Zahl heiſch' ich vollauf.

Greis.

An Sagen, mächt'ger Seeheld, fehlt es nicht.
Die blüh'n in Hellas würzigholdem Garten
Zahllos, an Lieblichkeit wetteifernd, auf.
Jedoch —

Harald.

Du ſtockſt? Fehlt es vielleicht an Gold
Für meinen Zins?

Greis.

Ach Herr —

Harald.

Nur frei heraus.

Greis.

Wir haben dich ſo frühe nicht erwartet.

Harald.

Das iſt nicht gut; ei, das iſt gar nicht gut;
Taugt nichts!
Was haltet ihr dergleichen nicht bereit?
Kann wer auf Tage ſeine Fahrt beſtimmen,
Wenn er vom Norderkap bis Aſia fährt?
Und erſtlich hab' ich ſelbſt das Geld ſehr gern,
Sodann verhieß ich's meinen tapfern Mannen.
Was da zu machen? —
Nun, nun, erſchreckt mir nicht.
Dießmal geht's an. Ich fing mit eigner Hand
Vor kurzem an der Küſte mir 'nen Emir,
Deß ungeheures Löſegeld iſt mein,
Und davon ſtell' ich leicht die Schaar zufrieden.

Nur ſeht euch künftig vor. Nicht jedesmal
Kommt ſo ein Emir juſt zur rechten Zeit.
Wie, oder wär' der Zins an Gold zu hoch?
Nun dann, wir laſſen nach.
Verhüt' es Gott, daß je ein Normann geizte?
Für jetzt zum Mahl!

Alle Lesbier.

Preis Herr! Großmüth'ger Held!

Harald.

Was da von Großmuth! Kommt, ſingt was zum Becher,
Davon wird groß der Muth, die Seele ſtark.

Geht mit den Lesbiern in die Hütte, ſein Gefolge ihm nach.

Der Abend verdunkelt ſich, der Mond ſteigt am Himmel auf. Nach einer Weile kommt Megaſthenes durch die Luft geſchwebt, von einem böſen Geiſte getragen.

Megaſthenes.

Setz' ab mich, Du. Hier iſt ja Lesbos.
Mich ſchwindelt; ſetz' doch ab!

Böſer Geiſt,

lachend, indem er ihn auf den Raſen hinſinken läßt.

Ja, ja, ich merkt' es!
Als wir hoch über's abendrothe Meer
Den Flug begannen, dann der goldne Mond
Aufſtieg am Föhrenwald, und irre Wogen,
Viel hundert Klafter unter uns,
In ſeinem Strahl anhuben wechſelnd Spiel, —
Da bebteſt du,
Zuckteſt in meinem Arm, ein ſchwächlich Kind,
Derweil ich jauchzte durch die braune Nacht,
Vor ſtrömenden Entzücken jedes Haar
Auf meinem Haupte pfiff in wilder Luſt.
Ihr ſeid ein arm, kränklich Geſchlecht, ihr Menſchlein.

Megaſthenes,

aufgerichtet, und ſeinen Stab ſchwingend.

Arm? Kränklich? Willſt es'mal verſuchen Wurm?

Böſer Geiſt,

ſich demüthig neigend.

Verſchonung, Herr! Entſchleuß nicht deine Lippen.
Denk', dieſen Stab hab' ich dir ſelbſt gebracht.

Megaſthenes.

Weil du es mußteſt. Prahl' mir nicht damit.

Böſer Geiſt.

Wer kam zuerſt freiwillig zu dir hin,
Im Nebelmantel, mit dem Irrlichtkragen?
So mild, ſo mild,
Daß du nicht 'mal erſchrakſt,
Als ich mit Eins an deinem Bette ſtand?

Megaſthenes.

Das war nicht Liebe, war ein Heuchelwerk,
Mich zu gewinnen dir auf dunkle Thaten.
Geſtandeſt du's doch ſelbſt:
Ohnmächtig, ſonder Wirkung ſchleicht ihr um,
Erblindend vor dem Glanz der Oberwelt,
Bis ſich ein kühner Menſch mit euch verbündet,
Und ſeine Kraft euch leiht.
Du ſahſt mich in Verzweiflung, kamſt, und fingſt mich.

Böſer Geiſt.

Ja, in Verzweiflung wahrlich ſah' ich dich.
Ich geh' bisweilen um durch Afrika,

Wo auf der weiten Wüſte ſand'gem Meer
Leu brüllt, und Tiger greint, und Schlangen ziſchen;
Doch wild'ren Ingrimm ſah' ich nimmer dort,
Als der dich hinwarf auf des Lagers Decken.
Sah nimmer ſo entſetzlich Angeſicht,
Als es dir Zornwuth und Begier geliehn.
Wenn erſt ein Menſch recht wild wird,
Führwahr, Geſell, da iſt's ein grauſig Thier.
Du wärſt ja hingefahren,
In Abgrund hin, vor graſſem Ungeſtüm,
Wenn ich nicht kam, mich zu erbarmen dein.
Was half dein Reiten und Turnieren dir?
Was dir dein Tanzen, Singen, Lautenſchlagen?
Was ſelbſt, daß dir Alexios günſtig war,
Der Kaiſerheld? Sein ſchnippiſch Töchterlein
Sah dich nicht an. Du wärſt vergangen
Ohn' mich und meine Bücher.

Megaſthenes.

Ja, die Bücher, —
Da haſt du recht. Die halfen kräft'ger mir,
Als Wehr und Rittermuth.
Seitdem ich in geheimer, nächt'ger Stunde

Befreundet mich mit ihrer Sprüche Ernſt,
Zog irgend ein geheimes, holdes Etwas
Die ſüße Zoe milder zu mir her.
Doch ach, doch ach, die Liebe war es nicht!

Böſer Geiſt.

Das wird ſchon kommen;
Hab' nur Geduld.
In ihrem Herzen flammt bereits aus Träumen
Das Bild des ſchönſten Jünglings auf der Welt;
Ich wandle Dich in deß Geſtaltung um;
Dann wird ſie dein.

Megaſthenes.

Und warum thateſt du's nicht früher ſchon?
Warum nicht in Konſtantinopolis?
Alexios war ja hold und gnädig mir;
Wozu die Tochter ihm hierher entführen?

Böſer Geiſt.

Hm! — 'S ſpricht ſich nicht ſehr gut davon.
Sei du zufrieden. Kriegſt die Zoe ja.

Megaſthenes.

Ich will es aber wiſſen. Bin ich dir
Blindlings gefolgt bisher, ſo darf mein Knecht
Sich doch nicht ganz entblöden und verwöhnen.
Gieb Rechenſchaft. Was mußten wir hieher?

Böſer Geiſt.

Nun Herr, es ſtand dort die Sophienkirche,
Der höchſten Weisheit ein geweihtes Haus;
Da ſteckt der Zauber alſo nahe bei.
Ihr wißt ja, wer die höchſte Weisheit iſt:
Der Sohn! —

Fährt zuſammen und verſtummt.

Megaſthenes.

Ha, ſchrecklicher Geſell mit deinem Zittern!
Mein ew'ges Zittern kündeſt du mir an.
Weich' von mir.

Böſer Geiſt.

Dort kommt, dein holdes Lieb.

Megaſthenes.

O Liebe, Liebe,
Wie bind'ſt du feſt mich an den ew'gen Haß!

Zoe erſcheint in der Luft, ſchlafend auf einem Ruhebette, von vier Larven getragen.

Böſer Geiſt, ihnen winkend.

Zieht ein die Flügel! Sanft! Her auf den Raſen!

Die Larven laſſen ſich mit dem Ruhebett herab, und bleiben in einiger Entfernung ſtehen.

Megaſthenes.

Was ſoll'n die Häßlichen? Schaff' die hinweg.

Böſer Geiſt.

Die ſingen gut. In Zoe's Buſen taucht
Ihr Athem heißer Minne Flammen auf.

Megaſthenes.

Die grauen Ungethüme?

Böſer Geiſt.

Hat Nachtigall doch auch nur grauen Rock an!

Jag' ſie nicht weg. So bald dein Lieb erwacht,
Stäuben von ſelbſt ſie in die Nacht hinaus.
Dann ſteht Geſtirn in rechter Ordnung da
Zu deinem Hochzeitfeſt, umwandl' ich dich,
Und trunken ſinkt die Herrin an dein Herz.
Bis dahin birg dich in den Myrtenbüſchen,
Daß nicht dein Ungeſtüm den Zauber ſtört.
Jetzt flieg' ich, hohl' dir Indiens reichſtes Gold,
Hauch 'nem Braminen
Noch nebenbei ein Mädchenbild in's Herz,
Daß er im ſüßen Schwindel
Zurück ſoll taumeln von der Himmelsleiter,
Die faſt der Träumer ſchon erſtiegen hat.
Vor Hahnſchrei komm' ich wieder.
Brauchſt du mich eh'r, ſo ruf!

Schwingt ſich durch die Luft davon.

Megaſthenes.

So ſchlaf denn noch, du heißerſehnte Jungfrau!
Und alle Flammen des Megaſthenes
Dir in dein Herz,
Daß bald ſich Glut und Glut in Freud' umfange!

Verliert ſich in die Gebüſche.

Geſang der Larven.

Erſte Larve.

Wir ſteh'n und ſchau'n ſo grau und ſchwer
Aus blöden Angeſichtern, —

Zweite Larve.

Mit ſeinen blaſſen Lichtern
Spielt Mond um uns ſo ängſtlich her.

Zoe, halb träumend.

Lyra! Glykerion, Meine Mädchen!
Das Grau'n der Nacht dringt zu den Fenſtern ein.
Weht mit den Balſamſchleiern! Weht es fort.

Die Larven ſchlagen mit ihren Flügeln.

Dritte Larve.

Wir ſteh'n und wehen ſchwer und matt
Mit unſern Schwingen, —

Vierte Larve.

Es wird kaum gelingen,
Zu weh'n den Graus von dieſer Statt.

Zoe.

immer halb träumend.

O was das tolle Träume ſind!
Mir ward, als ſähet ihr ganz grau und fremd aus.
Nein, weht nicht fürder; ſingt.

Erſte Larve.

Ja, wenn du ſingen und klingen willſt,
Da ſind wir an der Stelle. —

Zweite Larve.

Da kommt in Mondeshelle
Der Held mit ſeinem blanken Schild.

Der ſchläft.

Dritte Larve.

Der ſteigt vor Singen und Klingen auf
Mit goldnen Haares Flechten. —

Vierte Larve.

Zum Minnen und zum Fechten
Treibt er durch's Meer ſeiner Schiffe Lauf.

Erſte Larve.

Die Jungfrau'n ſind in Angſt und Noth,
Da kommt der ſtarke Ritter, —

Zweite Larve.

Ein freundliches Gewitter,
Labt er das Leben, und bricht den Tod.

Alle vier Larven.

Ich wüßte, Jungfrau, wir ſähen dich
Ganz einſam und in Nöthen;
Wie würd'ſt du hold erröthen,
Käm' er, und hülfe dir kräftiglich.

Zoe, träumend.

Faſt möcht' ich's ſelbſten — komm, — rett' mich,
Held!

Erſte Larve.

Wird kommen; ja! wird dir helfen; ja! —

Harald tritt aus der Thür; die Larven verſtummen,
und winken einander ungewiß zu.

Harald.

Das iſt ſo wunderlieblich anzuſchau'n,
Wie Mond ſtrahlt über's grüne Inſelland,
Und Meer ausdampft,
Und fern in Silbernebeln ſich verliert.
Wie wird ſo ſtark und mild davor,
So weit und heimiſch traut des Menſchen Seele!

Dritte Larve,

der zweiten zuwinkend.

Sing'! Sing'! Iſt ja die Reih' an dir.
Weißt nicht?
„Iſt ſchon im Gang, in Maßen!“ — Sing' doch.

Zweite Larve,

den Finger auf den Mund.

Huſch! — Er iſt ſelbſten da.

Vierte Larve.

Was? Selbſten? Nicht ein Traum?

Erſte Larve.

Ha, Ha! Goldmaſſen!

Zweite Larve.

Goldſtrahlen auch!

Alle Viere.

Hu! Hu!

Verſtummen zitternd.

Harald.

Hier ſteckt wohl häßlich Nachtgeflügel wo?
Hei! Fort! — Verſtört mir nicht
Die ſeelige Lieblichkeit von Mond und See
Und Wieſenflur. Ei Gott, und liegt
Ein ſchlafend Jungfräulein dort auf den Kiſſen!
Ich darf nur nicht hinzu; das ſchickt ſich nicht,
Sonſt ſtänd' ich gern als Wächter nahe bei.
Doch allem unheimlichen Grau'n,
Das nah'n ſich darf der ſüßen Lagerſtätte,
Sag' ich in meines Herrngott's Namen ab.
Hinweg! Hinaus!

Die Larven, *zitternd.*

Es blitzt der goldnen Waffen Licht
Und grell in blöden Sinnen.

Wir dürfen's nicht, wir können's nicht,
Und möchten doch von hinnen.

Harald.

Was pfeift, was piept da? Läßt wol gar ſich
ſchau'n?
Hinaus ſag' ich. Als dieſer blum'gen Matten,
Als jener Schönheit Ritter ſteh' ich hier.
Hinaus!

Er zückt ſein Schwerdt, und thut einen Kreuzhieb. Die Larven ſtäuben heulend auseinander. Zoe erwacht.

Zoe.

Wo bin ich? —

Harald erblickend.

O am Ziel!

Aufſtehend, und gegen Harald vorſchreitend.

Du hoher Held,
Sag' mir, ob du mein Herr, mein Fürſt willſt ſeyn,
Ob ich dir folgen ſoll im ſteten Treuband?
Und dann, — doch das gilt gleich, und hat nicht
Eil, —

Sag' auch gelegentlich: wo ſind wir?
Und in welch Land willſt du geleiten mich?

Harald.

Bei Gott, du Wunder aller Lieb'sgewalt,
Du ſprichſt im räthſelhaften Elfenton.
Die Worte hör' ich, doch der Sinn bleibt fern.
Lagſt du vielleicht in Zauberſchlaf verſunken?

Zoe.

Mein ganzes Leben war nur dunkler Schlaf,
Obwol ein reiches, buntes, köſtliches.
Ein Wachen nenn' ich's nur,
Wenn ich von dir geträumt,
Und dieſen, der Erfüllung Augenblick,
Und was ihm künftig folgen ſoll. — Doch wie?
Du ſtarrſt und ſtaunſt?
Haſt du denn nicht von mir geträumt?
Weh, weh! So hat mein Träumen mich betrogen!

Harald.

Nein, ruf' nicht Weh! Das ſchneidet mir durch's Herz.

Wahrheit geht freilich vor. Ich ſah' dich nimmer,
Im Wachen nicht, noch Traum,
Doch ſah' ich niemals Köſtlichers, als Dich,
Und nichts, was ſo mir durch die Seele drang.
O ſage mir, wer biſt du himmliſch Bild?
Und mit welchen Namen preiſen dich die Menſchen?

Zoe.

Man heißt mich Zoe. Kaiſerlichen Arms
Beherrſcht Alexios, mein geehrter Vater,
Die Griechenſtadt Konſtantinopolis.

Harald.

Was führte, Herrin, euch auf Lesbos her?

Zoe.

Iſt das hier Lesbos? Mein'thalb ſei's Atlantis!
Mir gilt es gleich.
Was mich hierher trug? Doch der Zauber wol,
Der mir dein Bild in tauſend Träumen zeigte,
Der mir verhieß auch wachend
Aus eines Magiers Mund:
Du ſei'ſt für mich, Zoe für dich geboren. —

In meiner Kammer ſchlief ich geſtern
Vor meiner Jungfrau'n lieblichem Geflüſter
Und Saitenſpiel auf weichem Ruhbett' ein;
Hier wacht ich auf.
Das weiß ich, ſonſten nichts von meiner Fahrt.
Doch edler Schiffer, kühnſter Nautilus
Des Meers, wohin ſpannſt du die Segel aus,
Zu flüchten heim mit mir?

Harald.

Heim? Und gar flüchten?
Ich, Herrin, hauſe fern im kalten Nordland.
Euch bring' ich euerm Kaiſervater heim,
Wie das 'nem braven Rittersmann geziemt.

Zoe.

Ha, wol magſt du im kalten Nordland hauſen!
Wie hat der Träume falſches Spiel,
Wie hat Megaſthenes
Mit lügenhafter Deutung
Mein armes glüh'ndes Herz
Geheftet feſt an dich, du eiſ'ge Klippe!
Weh, es vergeht!

Und wie es zuckt und ſchlägt!
Starr blitzt und regungslos das blanke Eis.

Harald.

Nein Herrin, ſchilt mich nicht. Ich mein' es gut.

Zoe.

Zurück! Zoe verſchmäht?

Harald.

Zoe, verſchmäht? —
Herrin, ſprach' das ein Mann,
Da müßte heißes Racheblut d'rum fließen.
O Gott, du holdes, auserkornes Bild,
Du Königin, im Licht der Schönheit herrſchend,
Wie leb' ich,
Seit dich mein Aug' erſchaute,
Von deinen Strahlen ganz!
Doch eben drum, mein ſüßes, ſchönes Leben,
Muß ich dein pflegen, daß kein Stäublein ſich
Vor meiner Sonne Spiegel wagen darf.
Möcht' irgendwo ein Mund
Sich läſternd aufthun, wo man Zoe nennt?

Das wär' ja meines ſchönen Lebens Tod.
Nein, ganz in reiner Unverletzbarkeit
Zu hüten dich, bis auf das zart'ſte Lichtlein,
Das deines Rufes helle Glorie wirft,
Bin ich beſtellt, dein treuer Rittersmann,
Dafern du es vergönnſt.

Zoe.

Du reiner Held,
Du ſprichſt mit Engelzungen! Sag', gebeut,
Was ſoll geſchehen?
Die unbedingt vertraut ſich Zoe an.

Harald.

Ei lieber Gott, welch herrlich Freudenloos
Haſt du mir jungen Kriegsmann aufbewahrt.
Nun Herrin, ſchaut, wie dort die Mondesſtrahlen
Am goldnen Drachenkopfe meines Schiffs
Ihr leuchtend Spielchen halten!
Da ſchiffen wir uns mit dem Frühroth ein,
Und, hochgeſchwellt die ſchnee'gen Segel,
Geht es zur Stadt Konſtantinopolis.
Vielleicht erzeigt mir Gott noch höh're Gnade.

Daß auf der Fahrt
Ich euch 'nen Ritterdienſt vermag zu thun.
Dann tritt ſich's beſſer hin vor euern Vater,
Und beſſer geht, um eure Hand zu werben,
Das Bitten mir vom Mund,
Drin ich ſonſt eben, ſüßes Fräulein,
Nicht juſt der Stärkſte bin.
Du Gott, was thät' ich aber nicht um euch!

Zoe.

Mein Ritter, deinen edlen Namen trägt
Gewiß der Ruf ſchon feiernd durch die Welt,
Und zweifelsohn' kam er zu meinen Ohren.
Nenn' ihn, du hoher Bräut'gam, deiner Braut.

Harald.

Ich bin der Harald aus Normannaland.

Zoe.

Der Harald, du?
Vor dem die Küſten zittern? Dem ſogar
Konſtantinopolis
Bisweilen ſchon erbebt in ihren Angeln?

Der Harald ſolch ein holdes Maienbild?
Es kann nicht ſeyn; ich habe falſch gehört.

Harald.

Nun bin ich's doch gewißlich, ſüße Maid,
Und wahrlich nicht ſo grimm, als man mich ſchilt.
Ihr habt kein zahmes Reh in euerm Garten,
Das euch an leichterm Bande folgt, als ich,
Auch ſonder Atzung. Zwar wenn's Bitten gälte,
Bät' ich ein Einz'ges wol, —

Zoe.

Du ſchweigſt? Errötheſt?

Harald, knieend.

Ich hab' in euerm Dienſte
Noch freilich nichts gethan,
Das alſo wunderhohen Sold verdient.
Und dennoch wag' ich's, bitt' in Demuth euch:
O haucht nur Einen Kuß auf meine Stirne!

Zoe neigt ſich über ihn und küßt ihm die Stirn.

Megaſthenes tritt auf.

Ha, welch ein ſchmerzend Blendwerk thut ſich auf!

Du böſer Geiſt, treibſt du ſolch Gaukelſpiel
Mit deinem Herrn, wo willſt du Glück dann finden,
Sei's Monden, Jahre, Lebenslang,
Ihm zu verſüßen dieſes Anblicks Pein!
Ich fluche dir! In deiner tiefſten Höllen
Fluch' ich noch grauſ'res Elend auf dich hin.

Harald aufſtehend.

Wer bricht der milden Sommernacht
Huldvollen Reiz mit ſolchen frevlen Worten?
Hüt' dich. Es ſteht ein zartes Fräulein hier.

Megaſthenes.

Spricht's auch? Stäub' in die Luft aus, freche Schemen.
Hart trifft der Scepter des Megaſthenes.

Harald.

Du haſt vielleicht in deinem Leben ſchon
Von Haralds Schwerdt gehört. 'S iſt hohe Zeit,
Daß du dich fort machſt. Kriegſt es ſonſt zu koſten.
Denn, biſt du auch verwirrt in deinem Muth,
Das Recht der Frau'n muß ein Jedweder ehren.

Zoe.

zwiſchen ſie tretend.

Harald, laß ab. Es iſt Megaſthenes,
Der edle Zauberjüngling,
Der mir verheißen längſt das Wunderglück,
So mir dein Lieben und dein Dienſt beſcheert.
Er ſpricht bisweilen wunderliche Worte,
Doch iſt er treuer Sorg' und Klugheit voll.
Sei froh, Megaſthenes!
Wie wir uns finden hier an Lesbos Strand,
Jch weiß es nicht, jedoch mein Traumgebild,
Deß holde Liebe du mir längſt verſpracheſt,
Jn's Leben tritt es rein und freudig ein,
Und iſt der Harald von Normannaland.
O freu' dich doch!

Megaſthenes.

Auf das den Teufeln zu,
Die ſich in Abgrund's ew'gen Gluten krümmen! —
Ach nein, beb' nicht ſo ſcheu vor mir zurück.
Hierher zu mir, in meinen mächt'gen Schutz!
An meine Bruſt dein Köpfchen, ſcheue Taube!
Die Nacht iſt wild. —

Ha, Jenem dort ſchmiegſt du dich zitternd an?
Laß ab von ihm. Das äuß're Lichtgewand
Der Liebe trägt er nur. Das glüh'nde Herz,
Davor die helle Farb' erſt recht erſchimmert,
Das ſchlägt bei mir. O Zoe, Zoe komm!
Nur wenige Minuten,
Und ſchön, wie er, durchſtrahl' ich dieſe Nacht.

Zoe.

Ach Gott, er raſ't. Führ' mich von hinnen, Held.

Harald.

Das ſoll alsbald gethan ſeyn, edle Maid.

Megaſthenes.

ſich ihnen in den Weg werfend, knieend.

Nein, haltet! Nein, nicht ſo verlaßt mich hier!
Um dich allein hab' ich gerungen, Zoe,
Um dich den Bund mit ew'ger Macht geknüpft.
Aus meiner Kunſt entſtrömten alle Träume,
Die dir dies Bild hinwehten in dein Herz.
Mich hätt' ich umgewandelt
In der gewalt'gen Erzgeſtaltung Zier —

Da kommt er ſelbſten, reißt im tollen Glück
Dich, meinen Himmel, an ſein kaltes Herz,
Und einſam muß ich Flammender verſchmachten.
Hilf! Rathe mir! Wie noch gewinn' ich dich?

Zoe.

Heb' dich von hinnen! Grau'n erweckſt du mir.

Megaſthenes.

Hilf! Rathe du, mein Nebenbuhler, ſelbſt!
Was thu' ich, aus Verzweiflung mich zu retten?

Harald.

Du armer Ritterjüngling jammerſt mich.
Du magſt ein edles Bild geweſen ſeyn,
Eh' dich dies wilde Minnen
Und ſchnöde Kunſt ſo umgewandelt hat.
Hör' an mich achtſam, mein Megaſthenes;
Auf meine Treu' geb' ich dir dieſen Rath:
Steh' auf aus niederm Staube —
Und ficht mit mir nach deinen beſten Kräften.
Man hat wol eh'r gehört, daß Siegeskranz
Auch Minnekranz geworden iſt. Drum friſch!

Megaſthenes, aufſpringend.

Held, edler Stahl! Du ſchlägſt den Feuerfunken
Aus tiefverſteinter Hülle mir hervor,
Das golden er aufblitzt an's Firmament,
Mit andern ſchönen Sternen ſich zu meſſen.
Allein dir ſelber, — ob's auch weh' mir thut, —
Räth'ſt du zum bittern Tod.

Harald.

Das mein' ich nicht.
Es iſt 'was ſchwer, den Harald zu bewält'gen,
Nur freilich, wenn's gelingt, auch groß der Ruhm.
An's Werk, wenn dir's gefällt, mein Griechenritter.

Zoe.

O ſüßer Liebling, Bräut'gam, wag' dich nicht.

Harald.

Da wär' ich ja der Harald nimmermehr,
Wenn ich abließ, zu wagen,
Wo's Ehr und ſchöner Frauen Rettung gilt.
Wenn ich dein Bräut'gam bin, mein holdes Lieb,

Mußt du bei Zeiten hübſch dich dran gewöhnen,
Zu ſeh'n, wie Harald ficht.
Du wirſt das fürderhin noch oftmals ſeh'n.

Er führt Zoe auf einen Raſenſitz.

Hier, ſchöne Jungfrau, zartes Kleinod,
Um welches dieſer Ernſtkampf ſich erhebt,
Iſt euer Platz. Sieg dem, der euch verdient!

Die Ritter fallen einander an.

Megaſthenes.

Prob' nun den Schwerdtſchwung des Megaſthenes.

Harald.

Schau', ſo wirft guld'ger Schildrand ihn zurück.

Megaſthenes.

Hier Griechenruhm! Achilleus Sprößling hier!

Harald.

Hier Nordland's Ehr' und gute Ritterſchaft!

Megaſthenes.

Friſch, Liebesglut! Hoch, Flammenborn der Luſt!

Harald.

Heil, ſeel'ge Minne! Deinem Kämpfer Heil!

Megaſthenes, zu Boden taumelnd.

O mir, es iſt vorbei. Mein Leben ſprudelt
In rothen Strömen abwärts.

Harald.

Ja, mein Held,
Da biſt viel beſſer du berathen doch,
Als in Verzweiflung ruhmlos hinzuwelken.
Der Tod auf grüner Haid' im biedern Kampf
Thut nicht zu weh.
Du haſt den Harald gut genung beſtanden,
Und Skalden ſollen ſingen deinen Ruhm.
Doch erſt laß ſchau'n, ob nicht zu helfen iſt.

Neigt ſich über ihn, und verbindet ſeine Wunden.

Böſer Geiſt.

durch die Luft heran fliegend.

Das dampft durch's Dämmergrauen,
Wie friſches Menſchenblut!

Das kreiſcht, wie ſchwerverletzten Kämpfers
Todſchrei durch Nebel auf!

Den Megaſthenes gewahrend.

Hei, hei, mein Opfer, liegſt du ſchon ſo früh?

Schießt zu ihm herab, und ſtellt ſich ihm zu Häupten, mit den Fittigen ſchlagend.

Megaſthenes.

Das Höllenthor geht auf; ein eiſ'ger Zugwind
Schießt d'raus hervor,
Erſtarrend meines armen Lebens Kraft.
Laß ab von mir, Harald; ich bin verloren.

Der böſe Geiſt lacht.

Zoe,

hervoreilend, und ſich an Harald anſchmiegend.

O Liebling, ſei mein Hort! Ein wildes Grau'n
Bewältigt mir die ganze Seele faſt.
Hörſt du nichts kreiſchen, ſchrillen durch die Frühluft?
Was Unheimliches treibt ſein Weſen hier.

Böſer Geiſt lacht wieder.

Harald.

Ich höre ſelbſt ſo was —

Zoe.

Der graue Schatten
Dort an des Wunden Haupt — ſiehſt du den auch?

Harald.

Ja wol. Doch laß die Schatten kreiſchen, ſchleichen,
Sie haben das für ſich. Uns geht's nichts an.

Böſer Geiſt,
in Megaſthenes Ohr.

Dich aber, dich, Geſell, dich geht's nah' an!
Nicht wahr?

Megaſthenes, ſtöhnend.

Laßt von mir, ihr zwei Glücklichen.
Hier iſt der Satan, harr'nd auf meine Seele.

Harald.

Denk' ſo was nicht.
Noch ſind ja Seel' und Körper dir vereint;

Drum ſag' dich von dem argen Schwarzmohr los.
Zudem, nicht tödtlich ſind' ich deine Wunden.
Kopf auf! Sehr mild und gnadenreich iſt Gott,
Und ich ein guter Arzt. 'S wird ſchon noch werden.

Megaſthenes.

O du ſtreu'ſt ſeel'gen Balſam in mein Weh.

Böſer Geiſt,

in Megaſthenes Ohr.

Ich aber, ich ſtreu' dir ſcharf Gift hinein,
Schieb' dir in frechen Spielen grell und bunt
All' deine Sünden vor das kranke Haupt,
Und dann vor allen jene Nacht, hei, hei!
Wo du den Bund mit mir geſchloſſen haſt,
Ihn unterſchrieben mit dem eignen Blut.
Da ſproßt aus jedem Bilde Todesſchmerz,
Und hinter'm Tode greint die Hölle — hu!

Megaſthenes.

Er hat mich — ich bin hin — hab' unterſchrieben
Den Bund mit Satanas.
Sieh', vor mein Aug' drängt er das blut'ge Blatt, —

Zoe.

Fleuch, Harald! — Ihm zu'n Häupten ſitzt ein Teufel.

Harald.

Den ſeh' ich wol. Doch eben drum
Gilt's hier erſt ächte, treue Ritterſchaft. —
Du teufliſch wilder Spuck, mach' dich von hinnen.
Ich ſag' dir ab. Du ſollſt den Helden nicht,
Der rühmlich hat ſein Schwert mit mir gemeſſen,
Mit fortzieh'n in dein jammernd Larvenhaus.

Böſer Geiſt lacht.

Harald.

Ja, lach' du nur. So ernſter fühl' ich mich.
In Heulen ſoll verkehren ſich dein Lachen.

Megaſthenes.

Laß ab! — Dies Ringen ſchmerzt mich nur noch mehr.
Und ach, verloren bin ich dennoch, dennoch.
Hier hilft dein Schwert nicht.

Harald.

Ei, das weiß ich wol.
Jedoch ein rüſtig Beten hilft ſehr viel.

Das Schwerdt von ſich ſchleudernd, und neben Megaſthenes knieend.

Herr Gott, du haſt all' Menſchenkind ſo lieb,
Zeuchſt aus nach jeglichem verlornen Lamm!
Hier liegt eins unter Wolfeskrallen feſt,
Und blutet recht erbärmlich.
Herr, Herr, geuß deine theure Kraft mir ein!
Ich mein' es ehrlich; laß den Wolf mich jagen!

Der böſe Geiſt zittert.

Harald.

Du Spuk, haſt Du 'nen blut'gen Brief von dem?
Bei'm ew'gen Gott! ſag' Wahrheit.

Der böſe Geiſt nickt mit dem Kopfe.

Harald.

Gieb ihn 'raus!
Den Brief gieb 'raus!

Megaſthenes.

Weh, weh, wie reißt er mich.

Harald.

Laß reißen ihn. Das thut er in der Angſt.
Heraus den Brief. 'S iſt Gottes Wille, ſag' ich.

Megaſthenes.

Laß ab. Er reißt vom Leib die Seele los.

Harald.

Halt feſt die Seele, Bruder. 'S wird ſich geben.
In meines Heiland's Namen her den Brief!

Der böſe Geiſt läßt ein zerriſſenes Blatt vor Harald niederfallen, und fliegt heulend davon.

Harald,

das Blatt dem Megaſthenes hinhaltend.

Iſt es das rechte, Bruder?

Megaſthenes.

Himmelsbote!
O ja, das rechte, — o erlöſt — erlöſt!

Harald,

emporgerichtet und ſein Schwerdt wieder nehmend.

Friſch auf, ſo ſind wir aller Sorgen frei. —

Sich Zoe nähernd.

Ach aber, zartes Lieb, hat's dich erſchreckt?

Zoe.

Und hätt' es auch, — die reiche Herrlichkeit,
In der mein Liebling leuchtet,
Ward ſo erſt ganz mir Ueberſeel'gen kund.
Ich neige mich vor dir, du himmliſch Licht,
Hernieder ſtrahlend uns von nord'ſchen Himmeln!

Harald.

Herr Gott, was iſt denn da zu wundern?
So 'n Teufelsſchatten betet ſich wol fort,
Dafern man's nur recht treu und ehrlich meint.
Jetzt aber laßt uns für den Wunden ſorgen.

Er ſtößt in ſein Heerhorn; die Normannen eilen gerüſtet aus den Wohnungen, und ſammeln ſich um ihn her. Die Lesbier folgen, und bleiben im Hintergrunde ſtehen.

Harald,
auf Megaſthenes zeigend.

Nehmt da den guten Rittersmann. Mein Schwerdt
Hat ihn verhau'n nach tapferm Widerſtand.
Drum tragt ihn ſorgſamlich in unſer Schiff;
Pflegt ſeiner gut, ſalbt ihm die edlen Wunden
Mit Balſam aus Arabia.

Normannen,
den Megaſthenes aufhebend.

Muthig, Herr!
Mit euern Wunden hat es keine Noth;
Und wer mit unſrem Herzog ſich gemeſſen,
Den hält er fürderhin an Bruderſtatt.

Megaſthenes,
die Hand nach Harald ausſtreckend.

Du haſt aus Höllengluten dir
Ein Reis errettet.
Bei Gott, es ſoll nicht fruchtleer dir vergeh'n.

Harald,
ihm die Hand ſchüttelnd.

Werd' nur geſund erſt Bruder. Manchen Zug

Woll'n wir vereint mit Ehren dann vollbringen.

Sie tragen den Megaſthenes nach dem Schiffe.

Harald.

Glüht's dort nicht guldig ſchon in Oſten auf?
Schnell! Macht zur Fahrt euch fertig.
Und breitet Purpurdecken über's Schiff,
Wie Tyrus nur ſie ſtrahlend liefern kann.
Ihr ſeh', ich führ' ein leuchtend Kind der Schönheit
Und edler Sitte mit auf's Meer hinaus.

Zoe.

Normannen, ich bin eures Herzogs Braut,
Zoe, des Griechenherrn Alexios Tochter.

Die Normannen.

Hoch unſre wunderſchöne Herrin! Heil!
Alexios Tochter, Kaiſerkind, willkommen!

Die Lesbier, ſich tief neigend.

Geſegnet unſer Eiland,
Seitdem es Zoe's ſchöner Fuß betrat.

Zoe zu Harald.

Du blickſt ſo finſter in den Jubel, Freund.
Misfällt dir was?

Harald.

So hinter Vaters Rücken
Der Brautſtand kund gethan, — 's iſt wol nicht recht.

Zoe.

Für meines kaiſerlichen Vaters Wort,
Das dir in Freuden ſeine Tochter giebt,
Verbürg' ich mich.

Harald, lächelnd.

Nun freilich denk' ich ſelbſt,
Alexios ſchlägt dem Harald nicht viel ab.
Nur, ſüße Herrin, zeuchſt auch mit gen Nordland?
Denn in der Griechenwelt verbleib' ich nicht.
Wo meine Adler horſten,
Wo meine Eichen brauſen,
Auf Schnee das Nordlicht glänzt, da iſt mein Sitz.
Doch das verheiß ich dir: alljährlich weht

Dich meiner Schiffe mächt'ger Segelfittig
Gen Süden in des hohen Vaters Arm.

Zoe.

Dein bin ich, Held. Was fragſt du fürder noch?
Wo Harald wohnt in ernſter Heldentreu,
In ritterlicher Huld, im feſten Glauben, —
Wie anders kann als hold die Wohnung ſeyn?

Harald.

Zu Schiff Normannen!
Schlagt jubelnd aneinander Speer und Schild;
Groß Heil iſt euerm Herzog widerfahren. —
Und auch ihr Lesbier ſollt euch deſſen freu'n,
Daß mir an euerm Strande
Die Blume meines Lebens iſt erblüht.
Der Schatzung und des Zinſes ſeid ihr frei,
So ihr bisher als Schirmherr mir gezahlt.

Die Lesbier.

Herr, Herr, verlaß uns nicht! — Bleib unſer Schutz.
Wir bieten gern dir unſer Gut und Gold.

Harald.

Da habt nicht Sorge drob. Um wen einmal
Des Haralds Flügel ſchirmend ſich gebreitet,
Den läßt er nun und nimmermehr in Noth.
Nur euer Gold und edle Waare
Begehr' ich fürderhin nicht mehr zum Dank, —
Ich will's an andern Küſten ſchon erwerben, —
Sonſt Alles bleibt beim Alten zwiſchen uns.
Erſt führ' ich nach Konſtantinopolis
Mein Lieb. Dann komm' ich wieder zu euch her,
Und fert'g' euch gänzlich den Alreddin ab.

Die Lesbier ſtrecken dankend die Hände nach ihm aus. Viele knieen.

Still, ſtill! Nicht viel der Worte.
Wollt ihr mir 'nen Gefallen thun, ſo ſingt
Ein hübſches Lied auf's blaue Meer uns nach. —
Willſt du nun, holde Braut? —

Zoe reicht ihm die Hand; er führt ſie in's Schiff. Die Normannen folgen, ihre Waffen zuſammenſchlagend.

Geſang der Lesbier.

Wir ſingen heitre Weiſe
Aus blüh'nder Zeit

Von Kampf und Feſt und Reiſe;
Zwar tönt das Lied nur leiſe
Von Griechenſieg und Herrlichkeit;
Die, ach, ſind weit!
Athenä iſt gefallen
Und Sparta auch
Vor fremder Waffen Schallen.
Doch wohl uns! aus den Hallen,
Wo Nordlicht wohnt und Nebelrauch,
Kommt Sturmes Hauch.
Der ſchirmt uns treuer Weiſe
Vor trüber Zeit
Auf raſcher Heldenreiſe.
Dafür iſt zart und leiſe
Die Minn' in Südlands Herrlichkeit
Ihm nimmer weit.

V.

Reiſeſcenen und Bemerkungen.

Von

St. Schütze.

Zweck.

Indem ich mich entſchließe, über meine zwei kleinen Reiſen, die im *Blutjahre* 1813 wie ein Saum am Kriegsmantel Deutſchlands hinlaufen, einige Fragmente herauszugeben, habe ich als Grund und Zweck dreierlei vor Augen. *Erſtlich*: Weil nach ſehr großen Begebenheiten die Seele an der Betrachtung derſelben bald ermüdet, und nach einer Unterhaltung verlangt, die das Erlebte nur noch leiſe berührt, und mit freierem Geiſte durch Bemerkung kleiner Umſtände dem Herzen eine Erleichterung giebt; ſo meinte ich, daß einige Mittheilungen von meinen Reiſen wol zu einer ſolchen *leichten* Lektüre dienen könnten. *Zweitens* iſt mir unterweges doch wirklich manches begegnet, das durch augenblickliche

Theilnahme den Geiſt von eigenen Sorgen entfeſſeln kann. Drittens denke ich dabei vorzüglich an die Bemerkungen, die durch das, was ich ſah und hörte, bei mir veranlaßt wurden, und die ich bei günſtigem Winde (gleich befiederten Samen) gern ausſtreuen möchte, in der Hoffnung, daß ſie vielleicht hie und da auf guten Boden fallen und Früchte bringen.

Angſt.

Man kann ſich an alles gewöhnen, ſagt man; Erfahrung giebt Muth. Dies iſt aber nur der Fall, wenn ſie uns zugleich Mittel kennen lehrt, wie wir der Gefahr begegnen und mit ihr kämpfen und ringen können; ſonſt wirkt das Erlebte das Gegentheil. Vor dem 14ten October 1806, dem Schlachttage bei Jena, fürchteten die Einwohner von Weimar wenig; nachdem ſie aber von den Franzoſen eine dreitägige Plünderung erlebt hatten, führte jedes Kennzeichen dieſer Zeit etwas Schreckhaftes mit ſich. Und dieſe Angſt erneuerte ſich, als man im Frühjahre die Retirade der Franzoſen von Dresden, und von der andern Seite die neuen Truppen aus Frankreich, und mit denſelben das fürchterliche Zuſammentreffen der kriegeriſchen Hauptmächte, vielleicht in der Nähe von Weimar, erwarten mußte. Den zweiten April kündigte man ſich ſelbſt 4000 Mann Franzoſen von Jena an; Koffer wurden gepackt, Sachen geflüchtet, Silber und Gold vergraben. Große Unruhe herrſchte in der Stadt in der Nacht vom zweiten zum dritten, faſt überall brennende Lichter in den Häuſern, viele liefen dem Kegelthore zu, ſich bang berathend und hinſchauend nach der Gegend der Gefahr. Die Vergangenheit belebte die Phantaſie. Man ſah in Gedanken wieder die Franzoſen räuberiſch in die Häuſer brechen, Tiſch und Spiegel und Schränke zerſchlagen, nach Schätzen graben in Keller, Hof und Garten, die Stadt anzünden, Sklavendienſte fordern und Grauſamkeiten üben jeglicher Art. Dieſe Spannung dauerte mehrere Tage: man ſprach von der Nähe der Ruſſen.

erwartete die Koſaken jede Stunde, und es ſchien bis zur Erlöſung eine Höllenewigkeit hin.

Unter dieſen Umſtänden wollte mir denn auch die Muſe nicht Stand halten; meine Gedanken ſchweiſten umher wie die Tauben bei einer Feuersbrunſt. Noch mehr, als die Beſorgniß, peinigt Harren und Ungewißheit. Und da mich keine Pflicht hier band, wollte ich mich lieber herauskämpfen aus dieſem Zuſtande, als länger darin verbleiben. Ich legte alſo Yoricks empfindſame Reiſen, die ich eben zu leſen angefangen hatte, aus der Hand, und fuhr den ſiebenten April mit einem Kutſcher, der den Weg noch für ſicher hielt, in Gottes Namen zum Thor hinaus, um, wo möglich, mich in das neutrale, damals noch ruhige Böhmen zu begeben.

Andeutungen.

Die Einheit und Ganzheit eines Kunſtwerkes in der Zeit wird gewöhnlich auch dadurch befördert, daß anfangs Andeutungen geſchehen, die nachher entwickelt und mit dem Schluſſe in Verbindung gebracht werden, ſo daß das Ganze wie aus einem Keim hervorgeht, und einer Pflanze gleich eine Welt für ſich bildet; (deshalb ein Kunſtwerk auch eine Welt im Kleinen oder ein Abbild der großen Welt genannt wird.) Auf ſo ein Ganzes lief nun zwar meine Reiſe nicht hinaus, doch fehlte es nicht an Andeutungen, die nachher ihre Beziehung fanden. Von Weimar bis Jena hatte ich den Hals umſonſt geſtreckt, um Franzoſen oder Koſaken zu ſehen; aber in der goldenen Sonne zu Jena trat der Marqueur als Prologus vor mich hin. Er ſprach nicht allein von einer großen Schlacht bei Magdeburg (bei Möckern), ſondern wollte auch wiſſen, daß in Neuſtadt an der Orla auf heute Abend 16000 Mann Ruſſen angeſagt wären, und wenn nur, ſetzte er hinzu, 4000 davon nach Pöſeneck kämen, ſo würde ich Noth haben, dort ein Unterkommen zu finden. Sodann wollte er auch gehört haben, daß die Öſterreicher wegen anſteckender Krankheiten mit dem Einlaß der Fremden in ihr Land jetzt Umſtände machten. — Ich konnte auf dies alles nichts Rechts erwiedern, und mußte mich meinem Schickſal überlaſſen. Kaum war ich auch zum Thore hinaus, ſo fing meine Phantaſie an, mir alles auf das lebhafteſte vorzumahlen. Es fehlte von allen Seiten an ſichern Nachrichten; vielleicht war ſelbſt ein Theil der Franzoſen noch zurück, und wurde nun, von den Ruſſen verfolgt, mir entgegen getrieben; Säbel klirrten, Kugeln flogen um den Wagen her. Und entging ich auch dieſer Gefahr, wie und wo ſollte ich die Nacht zubringen? Ich ſah die Krieger, wie einſt in Weimar, auf der Treppe, auf der Schwelle, in den Ställen, auf dem Hofe gelagert, und mir blieb — dies war endlich mein Entſchluß — weiter nichts übrig, als auf gut Glück im Wagen zu übernachten. Von Plünderungen und Beraubungen hatte man damals — es war noch im Anfange des Krieges — noch nichts gehört; damit verſchonte mich alſo die Phantaſie, obgleich mein Verſtand die Möglichkeit davon einräumen mußte. — Indeß — ich kam glücklich bis Kahle, ohne daß ein Scharmützel den engen Weg versperrte. Dort hoffte ich nun etwas Sicheres zu erfahren; aber die Leute ſahen in der Stadt noch eben ſo neugierig aus den Fenſtern, als an andern Orten. Ja im Wirthshauſe befand ſich ſogar ein Mann aus Orlamünde, der blos in der Abſicht von dort herab gekommen war, um einen Koſaken in Augenſchein zu nehmen. Kürzlich war ein Commiſſair aus Erfurt in Rudolſtadt von Ruſſen aufgehoben worden; darauf gründete ſich ſeine Hoffnung. Er wollte faſt verzweifeln, als er auf die Erfüllung ſeines Wunſches hier vergebens harrte; ich werde noch meine blanken Louisd'or darum geben müſſen, ſagte er, um nur einen Koſaken zu ſehen — Ich will dir, antwortete ſein Freund, ein Kalenſer, bei erſter Gelegenheit einen hinauf ſchicken, daß er ſich die Louisd'or ſelbſt holt. — Und in der That ſoll dieſes in der Folge in Erfüllung gegangen ſeyn; denn ich hörte auf meiner Rückreiſe im Herbſt, daß die Ruſſen in Orlamünde eine anſehnliche

Lieferung an Tuch und andern Bedürfniſſen ausgeſchrieben hätten, wobei denn jener Herr wol ſeine Louisd'or wird haben anbringen können. — Dieſer Auftritt war mir aber merkwürdig, weil ſich mir darin das große Verlangen nach Befreiung von ganz Deutſchland darſtellte; nur als Reiſender konnte ich eben nicht ſagen, daß ich nach Koſaken ſo gar begierig war. — Noch kurz vor Pöſeneck hatte ebenfalls ein Knabe beim Zöllner die Nachricht von einer großen Anzahl Ruſſen hinterlaſſen; allein — die Kriegsgerüchte zogen wie Nebel vor mir her; auch in Pöſeneck fand ich keinen Koſaken, und dafür im Löwen die beſte Bewirthung. — Ruhig ging ich durch die Straßen zur Beſchauung der Stadt, die von vieler Wohlhabenheit zeugte; nur zweierlei fiel mir auf: erſtlich das ſchwarze Rathhaus, das von dem darunter wohnenden Bötticher immer ſchwärzer geräuchert wurde, und dann die vielen Vergißmeinnichtaugen der jungen Mädchen, deren feine Geſichter durch tiefgehende ſchwarze Binden oder Mützen den Ausdruck von zärtlicher Wehmuth bekamen, gleich als ob ich lauter junge Wittwen und Waiſen hier geſehen hätte, zur Zeit, da dieſe durch die Traurigkeit die erſten heitern Blicke werfen, was den Mienen immer etwas Seelenvolles giebt.

Kampf mit Lügen.

Nach Schleitz zu, ſagte man mir, würde ich gewiß Feinde, nämlich Preußen, treffen, die ſich aber ſehr gut betrügen. Die Begriffe Feinde und Freunde vermiſchten ſich jetzt ſo ſehr, daß man ſich immer erſt beſinnen mußte, welche Parthei gemeint ſei, indem man die zum Teufel wünſchte, die ſich für unſere Freunde ausgaben. — Hinter Pöſeneck hatte ich auf der Anhöhe einen ſchönen Anblick: ein ganzes Meer von Nebel lag unter mir ausgebreitet, und die Bergſpitzen und hochliegenden Örter ſahen wie Inſeln hervor, die allmählig von der Morgenſonne ſich rötheten. Ich dachte dabei an meine Verwandte und Freunde, die jetzt (in Magdeburg — Dresden) von Krieg umlagert und von mir getrennt waren; es ſchien mir ein Blick aus der Ferne, mit welchem wir zu einander hinüberſchaueten, ohne zu einander gelangen zu können; die Weite der Ausſicht vermehrte das Gefühl der Einſamkeit. Ich wurde indeß bald in meiner Betrachtung geſtört: wie von einem Walde im Herbſtſturm uns Blätter entgegen fliegen, ſo kamen jetzt, als Vorboten des nahen Krieges, Aufrufe und Proclamationen, die ein Mann in das Land voraustrug und auch mir in den Wagen warf. Es war das erſte Wort der Freiheit, das ich ſeit ſieben Jahren vernahm, aber es klang noch gedämpft durch die Bande der Gewalt, die nur erſt halb zerriſſen waren. — In Schleitz endlich ſah ich ſeit 1806 die erſten Preußen wieder — Huſaren, die einzeln ſtehend auf der Straße mir wie morgenröthliche Strahlen eines kommenden heitern Tages entgegen glänzten. — Ein friedlicher Jahrmarkt verſcheuchte alle Gedanken an Gefahr. Alle in die Köpfe der Einwohner waren ſehr erhitzt durch ein Geplänkel, das den

Tag vorher zwiſchen den Preußen und Baiern (die damals noch auf franzöſiſcher Seite ſtanden) nicht weit von Hof vorgefallen war, und als ich nach Tiſche weiter fahren wollte, und ſchon im Wagen ſaß, trat die Wirthin in die Thür, und ſagte: Sie kommen nicht nach Hof; nicht lange iſt auch ein Fremder wieder von dort zurückgekehrt. Ich antwortete: wenn mich die Preußen hier fortlaſſen, werden mich auch ſchon die Baiern dort aufnehmen; das iſt Kriegsgebrauch. Der Kutſcher ſah ſich bedenklich um. — Vor dem Thore fanden wir einen preußiſchen Poſten, einen Huſaren, der abgeſtiegen war. Er näherte ſich dem Wagen und fragte, wer ich ſei. Ich nannte meinen Namen, und wollte auch meinen Paß zeigen, aber er ſagte: Laſſen Sie man gut ſeyn, reiſen Sie in Gottes Namen! — Sieht Er wol, Kutſcher, ſagte ich darauf; man muß nicht gleich alles glauben. — Wir waren indeß noch keine Stunde gefahren, als uns ein Poſtillion mit einem leeren Wagen begegnete, welcher wieder ſagte: Sie kommen nicht nach

Hof, ich habe zwei Paſſagiere hinfahren wollen, aber ſie haben in Gefälle bleiben müſſen. Da hatte ich aufs neue meine Noth, dem Kutſcher Muth einzureden. — Als wir darauf Gefälle, das letzte ſächſiſche Dorf, wo die äußerſten Vorpoſten der Preußen ſtanden, erreicht hatten, wurde vollends der Lärm arg. Viele Leute ſtanden auf den Straßen, und der Schenkwirth, der zugleich ein Fleiſcher war, ſprang mit der weißen Schürze aus dem Hauſe eilfertig auf den Wagen zu: wo wollen Sie hin? nach Hof? Ums Himmelswillen nicht; dort werden Ihnen die Pferde genommen. Wenn Sie mir nicht glauben wollen, hier drinnen ſitzt ein Fuhrmann, der es Ihnen ſagen kann. — Das war — für den Kutſcher beſonders — ein ſehr wichtiger Punkt, und ſogleich ging ich mit ihm hinein. Es fand ſich ſo: hinter dem Tiſche ſaß ein Fuhrmann, der ſchnapſte, daß ihm die Augen übergingen, und verſicherte und betheuerte, daß in Hof alle Pferde weggenommen würden. Aber Er iſt doch wieder herausgekommen? ſagte ich; ja antwortete er, es hat mir auch viel Mühe gekoſtet. Bleiben Sie doch hier und warten Sie es ab, ſagte der Wirth, und — Sie haben es gut bei uns, bleiben ſie hier, fügte die Wirthin hinzu. — Indeß, die ganze Sache hatte mir ein theatraliſches Anſehen, ſie konnten ihre Rolle alle gar zu gut; — man muß nicht gleich alles glauben, flüſterte ich dem Kutſcher ins Ohr. Ich ſpähete weiter umher, und fand einen andern Fuhrmann an der Ecke des Hauſes ſtehen. Iſt es wahr, fragte ich, daß — Bewahre Gott! gab er zur Antwort, ich bin auch dort geweſen; es iſt mir nichts geſchehen. — »Sieht Er wol, Kutſcher?« — Aber ob unſere Leute Sie fortlaſſen werden — ! redete jetzt ein alter Huſar, der auf der Straße zu Pferde hielt, mit ſchwarzbraunem Antlitz dazwiſchen. Das war nun freilich eine andere Frage. Wo iſt der Lieutenant? »Im Poſthauſe.« — Sogleich ging ich zu ihm. Er empfing mich ſehr höflich, und ſagte wieder: reiſen Sie in Gottes Namen! Indeß aus Vorſicht bat ich doch, daß er mir an die Vorpoſten einen Zettel mitgeben möchte. Während er dieſen ſchrieb, fragte ich den Poſtmeiſter, der dabei ſtand, ob zwei Paſſagiere hier hätten bleiben müſſen? Keineswegs, antwortete er; es iſt nur einer geweſen, und der hat nicht weiter gewollt. Das verdammte Lügen! brummte ich in den Bart und faßte dagegen den heftigſten Ingrimm. Indem ſah der Lieutenant nach der Uhr; ich weiß nicht, wo die Koſaken bleiben! ſagte er — ſie waren auf Streiferei ausgeſchickt. Ich ſtehe hier ſo frei, fügte er noch hinzu, daß ich alle Augenblick kann aufgehoben werden. Indeß der Poſtmeiſter tröſtete ihn damit, daß er ja bald Verſtärkung bekäme. — Ich wunderte mich über die Offenheit dieſes argloſen Gemüths, das nicht das Geringſte von mir fürchtete, da ich doch zu den Feinden hinüberreiſte; aber der Deutſche vertrauete dem Deutſchen, und ich gelobte mir in der Stille bei mir ſelbſt, daß mein Mund meinen Augen Wort halten ſollte.

Die Vorpoſten ließen mich — eigentlich gegen Kriegsgebrauch — willig durch. — Auf der Gränze kam die letzte Verſuchung; denn der

Inſpector des bairiſchen Mauthamtes rief zum Fenſter hinaus: Sie kommen nicht nach Hof! wo ich denn zum letztenmal mein Gegengift in das Ohr des Kutſchers träufelte. — Indeß — wie wir ſo weiter und weiter fuhren, fing es allmählig an, dunkel zu werden, und da ich von den Koſaken gehört hatte, ſo dachte ich, daß man ihrentwegen in Hof doch wol die Thore verſchließen und bei Nacht allen Einlaß verſagen könnte. Auf dieſen Fall beſchloß ich, auf dem nächſten Dorfe einzukehren. — Da die Koſaken ihre Heiligen faſt wie Götter verehren, hatte ich von Weimar die Maria von Kaſan mitgenommen, und hielt ſie, ſo lange es Tag war, in der Hand, gleichſam hoffend, daß ſie mir gegen ihre Landsleute würde Schutz angedeihen laſſen; indeß mit der Finſterniß ging auch dieſer Schimmer unter, und es währte nicht lange; ſo leuchteten ſtatt deſſen die Zeichen des Krieges aus der Ferne. Mehrere helle Flammen zeigten das Wachtfeuer an, das die Baiern auf ihren Vorpoſten angezündet hatten, und als wir näher kamen, riefen mehrere von verſchiedenen Seiten, einige franzöſiſch, andere bairiſch, mit fürchterlicher Stimme: wer da! Ein Dragoner hielt, die Piſtole vor ſich hin geſtreckt, ſo ſtill, daß auch kein Glied ſich regte. Auf die Verſicherung guter Freundſchaft kam gleich einer an den Wagen, und fragte, wer ich ſei? Mehrere ängſtliche Stimmen forſchten zugleich: ob viele Feinde auf der Straße wären. Nein! verſicherten wir, es ſei alles ruhig. Ja, wer's glaubt! brummten ſie für ſich. Darauf wurden wir von Wache zu Wache gebracht, indem immer ein Soldat dem andern — Doctor der Philoſophie! zurief, was mir auf der bairiſchen Zunge wie arabiſch klang. Endlich ließ ein Officier nach einem kurzen Examen uns in die Stadt ein, und gab uns eine Wache mit, die uns zum Major bringen ſollte. Wir fuhren eine lange Straße hinauf, aber nach langem Warten hieß es: der Major iſt nicht zu Hauſe; wir mußten die Straße wieder zurück, und hielten dann wieder. Der Kutſcher fing an, ſeine Pferde zu bejammern; ich ſagte ihm aber, daß Krieg ſei, und daß wir uns ein ſtrenges Examen ſchon müßten gefallen laſſen. Hurtig flog ich in das Haus, das man mir bezeichnete. Der Major kam gerade die Treppe herunter; allein — da ich ihm eben meinen Paß überreichen wollte, geſchahen zwei Schüſſe vor der Stadt; der Major ſagte: jetzt habe ich etwas anderes zu thun, und ließ mich ſtehen. Alle heraus! rief er, und die Soldaten ſtürzten nun mit den Waffen aus allen Häuſern hervor, ſchaarten ſich eilfertig, marſchirten nach dem Thore zu, und die Hofer liefen neugierig nach. Da wir gerade dem brandenburgiſchen Hauſe gegenüber hielten, nahmen wir keinen Anſtand weiter, einzukehren, und der Marqueur verſicherte auch, es hätte nichts zu ſagen, der Major käme zu ihnen zu Weine. Und nach einer Stunde ſaß er wirklich da, und Officiere und Junker um ihn her, jeder einen Schoppen vor ſich. Die Arbeit war vollbracht. Die Koſaken hatten ſich wieder gezeigt (jene aus Gefälle) und einen Poſten aufgehoben. Ein Glück doch war es für uns, daß wir die Stadt um eine Viertelſtunde früher erreicht hatten; ſonſt hätte uns wirklich das begegnen können, was ich mir auf dem Wege nach Kahle vorphantaſirte. Nun that der Major, ein dicker Mann, ſeine Fragen, und ich antwortete der Wahrheit gemäß, daß ich in Schleiß preußiſche Huſaren einzeln auf der Straße geſehen hätte, fügte aber, weil die Hofer auch nach Freiheit verlangten, mit Fleiß hinzu, daß bald noch Jäger erwartet würden, wie dies auch der Fall war; einen hätte ich ſchon geſehen; da wandte ſich der dicke Major um und ſah mich groß an. Bald darauf wagten auch die Baiern nicht mehr des Nachts in der Stadt zu bleiben, ſondern ſie zogen jedesmal auf einen Berg auf der Straße nach Baireuth, und kamen von da erſt am Morgen oder gegen Mittag wieder zurück. — So war ich denn glücklich in Hof, und ging ruhig ſchlafen, mit Ingrimm auf die verfluchten Lügen!

Geduldsproben.

Am andern Morgen (den 9ten April) mußte ich wegen meines Paſſes ſelbſt zum Kreisdirector kommen, der mich freundlich aufnahm, und mir eine Auslaßkarte mit der Unterſchrift des Majors an die bairiſchen Vorpoſten gab, welches im Kleinen ein vollſtändiger Paß war. Aber ſonderbar: ich ſah darin anders aus, als in dem meinigen, ſo verſchieden ſind die Anſichten der Menſchen. — Die Vorpoſten ließen mich ohne Aufenthalt durch, und nachdem der Paß auf der Gränze, in Rechau, noch einmal war viſirt worden, athmete ich wirklich mit freier Bruſt Böhmens friedlicher Atmoſphäre entgegen. Daß ich ſo allein reiſte, war geſtern ein großer Troſt für mich; denn wären es mehrere geweſen, ſo hätte es bei den verſchiedenen Gerüchten unter uns auch verſchiedene Meinungen gegeben, die ein entſchiedenes Handeln verhindert hätten; ſo war ich blos mir ſelbſt verantwortlich. — Gegen Mittag hatte ich den finſtern, zwei Stunden langen

Wald, der den Reiſenden auf dieſer Seite als ein dunkles Vorhaus von Böhmen immer nicht angenehm iſt, mit heiterm Muthe zurückgelegt; ich fuhr nun durch das kleine Gränzdorf Schönhauſen, das in einer Art von Miſtgauche liegt, und hielt um zwölf Uhr an der böhmiſchen Mauth. Sie hatte jetzt ihren Wohnſitz in einem vom Wege entfernten Hauſe. Ich eilte dahin und fand ſtatt des alten Inſpectors einen jungen Mann, deſſen Ausſehen mir Anfangs gefiel; ſo wie er aber in aller Ruhe meinen Paß las, bekam er ein ganz anderes Geſicht; der ſanfte Ernſt wurde zur kalten Strenge, und das Friedfertige erhielt den Schein der Unempfindlichkeit, wo nicht gar der heimlichen Freude machthabender Amtswürde. Er ſchloß ſein gemächliches Leſen mit den Worten: auf den Paß kann ich Sie nicht paſſiren laſſen! Sodann ging er zu den Gründen über und ſagte: hier ſteht Karlsbad, Prag, Wien; dazu müßten Sie einen kaiſerlichen Geſandtſchaftspaß haben; nur die, welche blos ins Bad reiſen, um die Kur zu gebrauchen, welches im Paß ausdrücklich bemerkt ſeyn muß, genießen die Vergünſtigung, auch ohne jenen eingelaſſen zu werden. Sodann wird jetzt auf das ſtrengſte ein Geſundheitspaß verlangt; und damit ich nicht länger Zweifel daran hätte, zog er gleich eine lange Verordnung hervor, die er mir vorlas. Jetzt fiel mir mein Prologus, der Marqueur in der goldenen Sonne zu Jena, wieder ein, deſſen Bedenklichkeit ſo leicht an meinem Ohr hinſchwebte; das Ineinandergreifen von Andeutung und Folge konnte mir für diesmal aber wenig Freude machen. Nach ſo mancherlei Kämpfen dem friedlichen Ziele ſo nahe zu ſeyn, und ſelbſt auf der Schwelle von Böhmen noch umkehren zu müſſen, das war kein geringer Schmerz. Hoffnung und Erwartung ſtreckten ſchon ihre Fühlhörner weit in das Land hinaus, alle Gedanken ſollten jetzt ihre Richtung verändern, und der Wille gleichſam gegen ſich ſelber ſtreiten. Es iſt ein eigener Zuſtand — ein ſolches Umkehren, und man pflegt deshalb auch den Ausdruck zu gebrauchen, daß man ſich nicht darin finvon Hof aus gegeben, es ſollte keiner über die Gränze, der nicht eine Karte hätte, wie wir ſolche ſchon den Morgen mit uns nahmen. So entſtehen Lügen und Gerüchte! — Indem begab ſich ein neuer Auftritt im Hofe, der zwar von keiner Bedeutung, aber doch poſſierlich war. Zwei Bauern ſchrieen ſich gewaltig einander an, hielten ſich am Kleide, und ſchlugen gewaltig immer einer auf des andern Hand los. Bleib! ſagte der eine; ich will nicht! entgegnete der andere; ich will das letzte Wort haben, ich will es haben! ſchrien beide, ſo daß ich nichts anders als den Anfang einer Schlägerei zu ſehen glaubte. Auf einmal aber geſchah der letzte Schlag, beide ſchwiegen und gingen ganz ſtill in den Stall; ſie hatten nämlich einer vom andern — ein Schwein erhandelt. Man hat mir viel von der Lebhaftigkeit der Italiäner geſagt; dieſe gaben ihnen in der That nichts nach, ſo wenig auch die Umgebung italiäniſch ausſah. — Ich glaubte Wunder, wie traurig mein Schickſal ſei, hier den Mittag im Moraſt zuzubringen, allein wie ſtaunte ich, als die Wirthin ſagte: gehen Sie zu den Herren auf das Zimmer, und ich oben in einem kleinen Stübchen — die Honoratioren von Aſch fand, diesmal ihrer drei, den Grafen von Z., den Poſtmeiſter und einen Fabrikherrn, welche zu ihrer Erholung und Ergötzlichkeit hieher gekommen waren. Man kann ſich alſo von der Bodenbeſchaffenheit der Stadt Aſch eine Vorſtellung machen, wenn den Vornehmen von dort das von Erd' und Himmel zugleich angefeuchtete Schönhauſen zum Aufenthalte des Vergnügens dienen kann; ich nannte das Stübchen auch gleich in Gedanken die Reſource von Aſch. Noch zur Entſchuldigung muß ich indeß anführen, daß man überall gern Gränzörter beſucht, ſie mögen noch ſo ſchlecht ſeyn, wozu die Freiheit unter einem andern Geſetz (Handel mit Contrebande), und die Gewißheit, dort Geſellſchaft zu finden, das Meiſte beiträgt. Und in der That ward mir hier das leidliche Mahl durch die beſte Unterhaltung gewürzt; man belehrte mich über den Nahrungsſtand und über die Privilegien von

Aſch, und ich hörte mit Verwunderung, daß dort Leute in ſchlechter Bürgerkleidung gingen, die eine halbe Million im Vermögen hätten. — Ich ſchied alſo von Schönhauſen mit weit mehr Zufriedenheit, als ich dahin gekommen war. Der lange Wald wurde wieder zurückgelegt, und wie ich mich der Stadt Hof näherte, rief eine Stimme: kommen Sie ſchon wieder? Es war der freundliche Kreisdirector, der eben in einem leichten Wagen vorbeiflog.

Neue Prüfung.

Zu jenem Manne ging ich denn auch, ſobald ich den Reiſemantel abgeworfen hatte, und klagte ihm meine Noth. Er verſicherte, daß ich bekannt ſei, und daß er mir durch Empfehlungen den Eingang in Böhmen verſchaffen wolle; er wolle deshalb Briefe hineinſchicken, ich ſolle nur etwas warten. Mir lag indeß die Strenge des Mauthinſpectors ſchwer auf der Seele, und gleichwol wagte ich nicht, gegen das Anſehen und die Wirkung des ſo gütigen Kreisdirectors Zweifel zu äußern, ſo daß ich mich in einer eigenen Verlegenheit befand. Doch beſchloß ich, vor allen Dingen den Kutſcher und die freſſenden Pferde mir vom Halſe zu ſchaffen, und durch ihn auf alle Fälle mir von Weimar aus andere Päſſe ſchicken zu laſſen. Es hielt aber ſehr ſchwer, den Kutſcher aus der Stadt zu bringen; denn der Krieg umher nahm mit jedem Augenblicke eine ernſtere Mine an, wenigſtens ſtieg die Beſorgniß, von den Preußen angegriffen und überfallen zu werden, immer höher, ſo daß der Major bald erklärte, daß er niemanden mehr über Schleitz laſſen dürfte. Ich bat ihn, nur den Weg über Lobenſtein zu erlauben, und er wollte eben auf der Karte nachſehen, als ein Spion — das merkte man an ſeinem Benehmen — mit geheimen Nachrichten hereintrat. Endlich bekam aber doch der Kutſcher die Erlaubniß, der darüber, ſtatt ſich zu freuen, ein großes Klaggeſchrei erhob, weil die engen Felſenwege nicht zu ſeiner breiten Wagenſpur paſſen wollten. Da ſagte ein Officier zu ihm, er ſolle ganz getroſt ſeyn, die Vorpoſten gingen nur eine Viertelſtunde, und wenn er über ſie hinaus wäre, könnte er in Gottes Namen nach der Straße von Schleitz fahren. So brachte ich ihn noch glücklich am Abend des andern Tages zur Stadt hinaus.

Ruhig blieb ich nun im brandenburgiſchen Hauſe, um andere Päſſe von Weimar abzuwarten, und zog zu meiner Unterhaltung und Beſchäftigung einige Bücher hervor, über welche ich das Richteramt ausübte. Bei Tiſche fand ich des Mittags immer eine unterhaltende Geſellſchaft; die wichtigen Begebenheiten des Tages gaben Stoff genug zum Geſpräch, und manches, z. B. der Empfang der Ruſſen in Hamburg, wurde aus den Zeitungen mit wahrem Enthuſiasmus vorgeleſen. Was um uns her vorfiel, war aber auch von einiger Wichtigkeit. In ein nicht fern gelegenes Thal kamen von Zeit zu Zeit Koſaken, die Muſik beſtellten, und mit den Mädchen vom Hof herumtanzten, auch jedesmal ſagten, wenn ſie wiederkommen würden. Des Nachts wagten ſich öfters preußiſche Huſaren in die Stadt, tranken einige Bouteillen Wein, bezahlten zum Theil, zum Theil auch nicht. Nicht lange, ſo ſprengten ſogar welche bei hellem lichten Tage durch die Stadt; alles lief zuſammen und es war ein großes Halloh. Nach einem Spaziergange fand ich einſt das ganze Haus umringt. Zwei Schwarze von der Legion der Rache waren erſchienen und thaten beim Wirthe ſich gütlich, ſprengten dann vor dem ſtaunenden Volke mit ſolcher Heftigkeit über das Steinpflaſter, daß die Pferde mit den Bäuchen faſt den Boden berührten, zerhieben den Säbel, und gebehrdeten ſich überhaupt ſehr wild. — Bisher hatte man dies als unternehmende Streiche in Hof ſehr gut aufgenommen; da es aber öfters wiederholt wurde, fing man an, nicht günſtig darüber zu urtheilen. Des Vormittags pflegten immer die angeſehenen Bürger der Stadt, meiſt ſtarke Körper, beim Wirth zum guten Trunk oder Frühſtück ſich einzufinden; einer ſolchen Verſammlung habe ich einmal beigewohnt, und ihre Äußerungen waren mir merkwürdig. Was! ſagten ſie, wollen die Edelleute wieder das Depſen (das Schwelgen) anfangen, und — es treiben, wie ſie es ehemals getrieben haben? Das iſt es, was das Land ſo herunter gebracht hat; das wollen wir uns verbitten! — Darauf ſprachen ſie der Ordnung und der Rechtlichkeit das Wort, und gingen auf das Schickſal Deutſchlands über, auf das durch die Ausartung der höhern Stände ſo viel Trübſal gekommen ſei. — Jeder ſieht die Sache auf ſeine Weiſe und aus ſeinem Geſichtspunkte an; es iſt indeß nicht verwerflich, zuweilen auch die Sprache des Volkes zu vernehmen.

Die Baiern ſah man mittlerweile unſtät hin und her marſchiren, und bei dem Unterbleiben ernſtlicher Gefechte wurde um ſo ſtrenger die Form des Krieges beobachtet. Kein Bauer durfte auf ſein Dorf zurück, kein Bürger auf ſeinen Acker, er mußte jedesmal von der Polizei einen Paß (eine Auslaßkarte) holen, ſo daß das Rathhaus immer von einer Menge Menſchen umlagert war. Ja, dies ging ſo weit, daß die Landleute, die in der Stadtkirche eingepfarrt waren, Sonntags nicht ruhig zu ihrer Suppe zurückkehren konnten, ſie mußten erſt ſtundenlang auf einen Paß warten. So iſt es mit allen Dingen in der Welt, die nicht in friſcher Ausübung ſind; das Haus fällt zuſammen, und das Gerüſte bleibt ſtehen. Beſonders will man an den Deutſchen die Bemerkung gemacht haben, daß die Form leicht bei ihnen verhärtet. — Gab es wirklich etwas in der Stadt zu verrathen, ſo konnten jene Tauſende, die aus- und einſtrömten, es mit einem Paß eben ſo gut thun, als ohne denſelben; indeß — der Kriegsgebrauch wollte es nun einmal ſo! — Einen muntern Anblick gab es, wenn alle Mittage, nachdem die Baiern vom Berge zurück gekommen waren, vom Rathhauſe her eine Schaar Mädchen in mancherlei Geſchirr das Eſſen zu jenen hinaustrugen, wozu aber die Bürger meinten, das ſei ſehr unkriegeriſch; wozu haben ſie die Feldkeſſel! ſagten ſie; wir wollen ihnen das Fleiſch hinausſchicken, ſie können es ſich ſelbſt kochen.

Unterdeß verkündeten die Gerüchte von beiden Seiten Verſtärkung, und es ſchien denn doch, daß Hof bald ernſtlichere Auftritte erleben könnte; deshalb ſehnte ich mich ſehr nach den Päſſen, und weil ich fürchtete, daß der Bote von Weimar hierher vielleicht Schwierigkeiten gefunden hätte, ſo bat ich den Kreisdirector, daß er von hier aus mich damit verſehen, und Hof als meinen letzten Aufenthalt nennen möchte. Um aber ganz ſicher zu gehen, ſchickte ich zuvor einen Boten an den böhmiſchen Mauthinſpector, und ließ fragen, ob er mit einem ſolchen Paſſe zufrieden ſei. Dieſer verlangte aber, daß es im Paſſe heißen ſollte: privatiſirend in Hof, und ließ noch dabei ſagen, ich möchte doch auf ſeine Rechnung zwei Bouteillen weißen Champagner mitbringen. Es wurde noch über die Ausdrücke hin und her gehandelt, und endlich hatte der überaus gefällige Kreisdirector die Güte, ſich der Hauptſache nach in die böhmiſche Forderungen zu fügen.

Nun ging ich nach einem Wagen; ich kam

zu einem Seifenſieder, der ſehr billig ſchien. Auf der Hausflur ſtand ein halb offenes Wägelchen, ſo behend und leicht, als ob es ganz für mich zu dieſer Fahrt gemacht wäre. Der große Kaſten in der Scheune, ſagte die freundliche Wirthin, iſt zu ſchwer für Sie; das iſt ein nettes Fuhrwerk, und da vorne kommt ein hübſches Lederchen vor. — Ich dachte, es wäre alles aufs beſte; in der Nacht regnete es indeß unaufhörlich, und ich wurde für den ſchlechten Weg im langen Walde nicht wenig beſorgt.

Früh Morgens hatte die Fahrt den beſten Fortgang; als ich aber — es war am 18ten April, gerade am heiligen Oſtertage — zu dem Walde hinauf kam, fing die Luft an, ſich ganz zu verdunkeln, und ein kalter Wind miſchte Regen und Schnee durch einander. Jetzt beſchauete ich mir den Wagen ein wenig näher; das Lederchen mit ſeinen Runzeln deutete auf ein ziemliches Alter, und hatte in ſeinen Gliedern auch ſchon alle Geſchmeidigkeit verloren, ſo daß es nirgend langen wollte; der Wagen ſelbſt ſchien nur darum jünger auszuſehen, weil er vom Mahler ein neues Kleid trug, womit er gegen die Freundſchaft des alten Gefährten etwas ſpröde that. Der Kutſcher ſprach kein Wort, wandte indeß den Kopf ein paarmal auf die Seite, und ſagte endlich, daß er im Walde drei Menſchen mit Knitteln wahrgenommen hätte, wovon er mir die Deutung ſelbſt überließ. Ich war auf alles gefaßt, und hatte auf zweifelhafte Fälle ein Fläſchen bei mir, das der Seele zuſprach; denn ich habe bemerkt, daß der Muth nicht ſowol aus dem Herzen, als aus dem Magen kommt, und hätte man dies eher verſpürt, ſo würde man in der Sprache nicht ſagen: er hat viel Herz, ſondern: er hat einen guten Magen. — Man ſah aber recht, daß es Oſtern war; denn es herrſchte im Walde eine recht feierliche Stille, niemand begegnete uns, nur der Wind ſchnob hohl und dumpf durch die Tannen, und ließ durch den Wald wie durch ein Orgelwerk die Stimme des Sonntags tönen, ſo daß ich in Gedanken zu tauſend Kirchen, worin es ſich heute regte und bewegte, mich hin verſetzte. — Aus dieſen und ähnlichen Betrachtungen wurde ich indeß plötzlich ſehr unſanft durch einen Ruck des Wagens geweckt, mit welchem er ſich wol um eine Elle tiefer ſenkte und auf die linke Seite legte. Halt! rief ich und ſprang ſogleich hinaus: der Riemen war geriſſen, worin auf dieſer Seite der Wagen hing. Der Kutſcher erwiederte aber darauf ganz geruhig: das hat nichts zu ſagen; er nahm ſtatt des Riemens die Hemmkette, ließ den Wagen darin ſchweben, und ſetzte ſeinen Weg getroſt weiter fort. Ich blieb indeß — mit verſtärktem Argwohn gegen das Fuhrwerk — noch eine Weile zurück, um mich von der Sicherheit der neuen Anſtalten erſt feſter zu überzeugen; und als ich gerade nach den Räubern umſchauete, geſchah plötzlich ein großes Krachen, und ſiehe! der ganze Wagen lag mit dem linken Hinterrade auf der Erde; die Axe war gebrochen, gedrückt von der ſchweren Weinkiſte, die ich zur künftigen Brunnenkur mitgenommen hatte. Sonderbar: der erſte Unfall erſchreckte mich, der zweite nicht im mindeſten; der Schreck hatte ſchon ſeinen Theil hinweg. — Ich wollte gleich nach einem Dorfe laufen, um Hülfe zu holen, aber des Kutſchers Ehre litt das nicht; er brach einen Baum aus dem Walde, hob damit den Wagen auf ſeine Schulter, und ſuchte die zerbrochenen Theile der Axe wieder einander anzupaſſen; er quälte ſich über die Maßen, denn ich konnte ihm dabei nur geringe Handleiſtung thun. Was er aber zur Befeſtigung anbrachte, wollte nicht halten; das Rad fiel immer wieder ab, ſo daß er zuletzt auf den Einfall kam, es an der Kette im Hemmſchuhe laufen zu laſſen, womit es jedoch in den ſteinigen Hohlwegen ſehr beſchwerlich ging. Deshalb erlaubte er es endlich, daß ich bis zum nächſten Dorfe vorauseilte, mehr um meinet- als um ſeinetwillen; denn es war ein abſcheuliches Wetter. So kam ich denn wieder nach — Schönhauſen. Ich fand aber hier niemand; alles war in der Kirche. Die Wirthin fegte eben das Lagerſtroh aus, Staub und Kochdunſt vom Ofen zog mir entgegen; ich eilte zur Reſource von Aſch hinauf, aber ſie war eben geſcheuert, und der Wind ſpielte mit den Fenſterflügeln. Das einzige männliche Weſen im Hauſe war ein halberwachſener Knabe, der auf dem Geſimſe des Ofens ſaß, und ſich die Strümpfe anzog. Dieſen trieb ich an, als Bote in den Wald hinaus zu eilen, und dem Kutſcher Ketten und Stricke und einen Hebebaum zu bringen. Er rüſtete ſich, und wie ich an das letztere noch einmal erinnerte, hob er ein blinkendes Beil und ſagte: hiermit hauen wir uns einen ab. Ich ſah wohl, daß er in ſeinen Maßregeln eben ſo bündig und kurz war, wie der Kutſcher; dieſer kam ſeinen Schritten indeß zuvor, und fuhr, während er aufbrach, ſchon zum Hofe herein; er hatte ſich glücklich durchgequält. Jetzt ſagte er: ich will eine halbe Axe machen. Das Eſſen ward unterdeß fertig, und ich wunderte mich, daß ich abermals in Schönhauſen Mittag hielt; ich war wie hieher gebannt.

Es mochten kaum anderthalb Stunden verfloſſen ſeyn, als der Kutſcher mich ſchon wieder einlud, einzuſteigen. Ich ſtaunte — ein wahres

Kunſtwerk hatte er zu Stande gebracht; die neue Axe war mit der alten durch Unterhölzer, Querhölzer, Ketten und Stricke ſo verfeſtigt, daß auch bei den widrigſten Wegen an keine Lostrennung zu denken war. In der That: man würde einen gemeinen Mann oft mit mehr Achtung behandeln, wenn man erwägte, welche Geſchicklichkeit, Muth, Entſchloſſenheit, Ausdauer und wie mancherlei Tugenden er nicht ſelten in ſich vereinigt; wenigſtens iſt es billig, ſich ſeiner Vorzüge zuweilen zu erinnern.

Eine halbe Stunde darauf waren wir vor der Mauth angelangt; ich nahm die zwei Bouteillen Champagner in die Hand und ging hinüber; aber — der Inſpector hatte eben das Mittagseſſen abſagen laſſen, er war in Aſch. Es wurde ſogleich ein Mädchen nach ihm geſchickt, das indeß ſehr lange ausblieb, und es dann in der Antwort ungewiß ließ, ob ſie ihn geſprochen habe oder nicht; doch verſicherte man, er werde gleich kommen. Der Kochdunſt (denn in dortigen Gegenden wird überall das Eſſen auf dem Ofen bereitet) trieb mich aus dem Zimmer, und ich ging in ein größeres gegenüber, wo ein Brauer wohnte. Ein munteres Kind, das hier im Hemde, ſchön wie ein Engel, umherging, war mein einziger Troſt, und brach meinen Mißmuth wie finſtere Wolken ein lichter Streif am Himmel. Eine ganze Stunde war ſchon vergangen und der Inſpector noch nicht zurück. Aus allem ſchien zu erhellen, daß er in Aſch bei einem Freunde ſchmauſte, und dem Mädchen verboten hatte zu ſagen, daß ſie ihn ſelbſt geſprochen hätte. Ich lief zum Kutſcher, ihn zu tröſten; dieſer ſchien mit ſeinen Pferden koſakiſcher Natur; er hielt in dem ärgſten Schneewetter, ohne zu murren, und hatte den ganzen Tag noch nichts gegeſſen. Endlich, da wieder eine Stunde verfloſſen war, und ich gar keine Möglichkeit ſah, wie wir wollten von dannen kommen, gerieth ich in Wuth und Verzweiflung; ich will nach Aſch laufen, ſagte ich, und will an jedes Haus klopfen, will durch alle Straßen rufen, bis ich ihn finde; kein anderes Mittel bleibt uns jetzt weiter übrig. Ich wußte, daß bei ſchwerer

Straſe kein Wagen undurchſucht über die Gränze durfte, und machte mich nun wirklich auf den Weg, um in Aſch den Aufruf ergehen zu laſſen, mir den Inſpector auszuliefern. wie ich indeß eine Weile gelaufen war, hörte ich: He he! hinter mir ſchreien; ich glaubte, daß ich gemeint ſei, und kehrte wieder um: den Rufenden ſelbſt zu ſehen, vermocht' ich nicht, weil die Luft durch Schnee ganz verdüſtert war; aber wie ich bemerkte, daß auch andere Leute nach den benachbarten Kirchen hin und wieder gingen, ſo dachte ich, daß der Zuruf auch eben ſo gut an ſie gerichtet ſeyn könnte; denn die Stimme drückte ſich ganz unbeſtimmt aus. Zum Teufel! was will der Schreier, ſagte ich, und wandte mich wieder nach Aſch zurück. Bald darauf aber erneuerte ſich das Rufen, und der Schreier holte mich endlich ſelbſt ein: der Inſpector war auf einem andern Wege eben zurückgekehrt und erwartete mich. Ich ging und hatte ihm den Ausdruck der größten Wuth zugedacht; aber als ich eintrat, rief er: es iſt ſchon alles fertig, fing an, das Geſchriebene abzuleſen, ſprach dazwiſchen: iſt Ihnen nicht ein Glas zu trinken, iſt Ihnen nicht ein Schnitt Broten gefällig? Frau, gieb doch dem Herrn Doctor ein Schnitzel Broten; ſo daß, wenn ich auch zum Schelten noch Athem gehabt hätte, ich doch dazu weder Raum noch Worte hätte finden können. Wie von Feuer gejagt warf er das Geſchriebene mit den Höflichkeiten durcheinander, doch ließ mein Schweigen ihn um ſo ernſtlicher fürchten, daß ich ihm die gerechteſte Strafe zugedacht hätte. Wie ich indeß dabei bemerkte, daß ſich die Weinrechnung alle Augenblicke unter die Papiere verſchob, zog ich ſie immer wieder hervor, und legte ſie ſo lange oben auf, bis er ſie bezahlte. Ich behielt viele Fluchwörter in mir zurück. Wie ich abgefertigt war, ſagte er noch, daß ich die Päſſe auch in Aſch dem Major vorzeigen müſſe und ſonſt nicht weiter reiſen dürfe. — Nun ging es alſo endlich auf Aſch zu; als ich aber fragte, wo der Major wohne, hieß es: oben auf dem Schloſſe. Ich fing an zu ſteigen, und hatte ſchon einige hundert ſchmutzige Stufen zurückgelegt, da kam ein Soldat und ſagte: der Herr Major iſt da unten, wo der Wagen hält (nämlich mein Wagen). Ich mußte mich alſo wieder in den tiefern Schmutz zurück begeben, und traf auch den Major wirklich in dem bezeichneten Hauſe; indeß als er die Papiere ganz langſam und bedächtig durchgeleſen hatte, ſagte er: ja, der Paß iſt aber nicht richtig. Man kann ſich denken, wie ich über dieſe Worte erſchrak; denn nach ſo vielen Umſtänden und Prüfungen durfte ich denn doch den Einlaß in Böhmen wol hoffen. Wie ſo? Herr Major, fragte ich. Ja, hier ſteht, erwiederte er, daß in der Gegend noch anſteckende Krankheiten herrſchen. — Nun war es gar nicht denkbar, daß jemals irgend einer mit einem ſolchen Paſſe reiſen würde; ich merkte auch gleich den Irrthum und ſagte, es würde wol vor dem noch ein weder vorhergehen. Es ſtand nämlich im Paß die Verſicherung, daß weder in der Stadt, noch in der umliegenden Gegend anſteckende Krankheiten herrſchten. Der Major faßte nun den Satz zuſammen, erkannte ihn für richtig, und fügte darauf ſeine Unterſchrift hinzu.

Den Abend traf ich demnach glücklich in Franzensbrunn ein, und war königlich vergnügt, daß ich, trotz allen Schwierigkeiten, meinen Vorſatz wirklich ausgeführt und das friedliche Ziel nun erreicht hatte. Mir ſchien es beſſer, ſich zu einer Beſtimmtheit durch Gefahren hindurch zu kämpfen, als mit zweckloſer Beſorgniß in Ungewißheit zu ſchweben und ſich nachher einem Zuſtande zu überlaſſen, wo man weiter nichts thun kann, als leiden und dulden. Frei ſchweiften nun meine Gedanken wieder über das Leben und über die Welt hin, und mit dem ruhigen Genuß der Sicherheit kam ich den andern Tag glücklich nach Karlsbad.

Erwartungen.

Mein Geiſt und Sinn hing indeß zu ſehr an dem Schickſale Deutſchlands, als daß ich lange der äußern Sicherheit auch innerlich mit vollkommener Ruhe hätte genießen können. Still und winterlich lag das Thal vor mir, und noch mit Schnee bedeckt ſahen die Berge herab, von wo oft der Schuß eines Jägers aufs neue die Gedanken an den Krieg weckten. Die ſtarren Felſen hinderten die Blicke des Geiſtes nicht, hinüber zu ſchauen nach dem tobenden Kampfe, und die Einſamkeit vermehrte die Sehnſucht nach Kunde vom Vaterlande. Es war daher ein köſtlicher Genuß und ſchon ein Vorgefühl der künftigen Freiheit, hier aus öſterreichiſchen Zeitungen wieder einmal die Stimme ſeiner Brüder zu vernehmen, und deutſche Berichte über deutſche Thaten zu leſen. Dies ſchon allein, obgleich nach dem Papiercourſe die Zeitungen zu leſen wöchentlich einen Thaler koſtet, lohnte mir die Mühe meiner Reiſe; entfernt von den Meinen fühlte ich dennoch mich ihnen nahe, da ihre Stimme wieder frei zu mir herüber klang. — Es befanden ſich auch ſchon einige Fremde in Karlsbad, die in gleicher Abſicht hieher gereiſt waren, und deren Anzahl ſich von Woche zu

Woche vermehrte, auch bald mit den wärmern Tagen die Brunnengeſellſchaft bildete, wovon jeder mit gleicher Theilnahme dem andern zum Troſt gereichte. Da kamen nun alle Augenblick Boten, Staffetten, Briefe, Nachrichten, Neuigkeiten, und alles wurde mit Begierde aufgefaßt. Es hieß, Napoleon ſei in Fulda angekommen, und habe erklart, daß im Preußiſchen alle Kriegsdiſciplin aufhören ſolle. Bald darauf kam das Gerücht von einer großen Schlacht, worin 13000 Franzoſen gefangen genommen wären; Weimar, hieß es, ſei der Erde gleich gemacht. Und bei allen Gerüchten ſpielte der Thüringer Wald eine Hauptrolle; immer waren die Franzoſen darin zuſammengehauen. Beſonders miſchten die Karlsbader aus Unkunde in der Geographie alles durch einander. Um mich näher von ihren Anſichten zu unterrichten, beſuchte ich zuweilen ein Billard, wo ich auch Einheimiſche traf. Da verſicherte denn ein Bürgersſohn, welcher der Schule noch nicht lange entlaufen ſeyn konnte, die große Schlacht ſei bei Kurland vorgefallen, das ſei da bei Mekkenburg, in Thüringen. Ich traute meinen Ohren kaum. Die Unwiſſenheit iſt überhaupt bei vielen Menſchen in Böhmen noch ſehr groß, und ganze Städte zeigen oft nicht ſo viel Kultur, als beim erſten Anblick ſchon die einzige Schloßgaſſe in Dresden, wo Landkarten und andere Mittel der Erkenntniß vor jedermann in großem Überfluſſe aushangen. Die Geſchloſſenheit der öſterreichiſchen Staaten wirkt auf die Regſamkeit der Kräfte und auf Bildung, beſonders in manchen Diſtricten, nicht vortheilhaft. Späterhin hörte ich in Libens (zwiſchen Karlsbad und Töpliz) auch die Frage vom Wirth, wem denn das preußiſche Schleſien gehore? — Die Karlsbader ſelbſt machen in Abſicht der Thätigkeit und Induſtrie vor vielen Böhmen eine rühmliche Ausnahme, wozu der häufige Beſuch von Fremden wol das Meiſte beiträgt. Aber auch ihr munteres Naturell ſcheint ſie dazu anzutreiben: ſie ſind rührig, heiter, gefällig, unverdroſſen, und in ihren Anſtrengungen für die Badegäſte unermüdlich, wobei beſonders die Frauenzimmer durch Fleiß und Emſigkeit ſich auszeichnen. Wenn jemand auch drei Treppen hoch wohnt und das Badewaſſer bis da hinauf verlangt, ſie bringen es ihm mit großer Schnelligkeit. So ſind ſie auch ſehr thätig auf ihren kleinen Ländereien, die ſie den ſchroffen Bergen abgewonnen haben. Hier liegt Terraſſe über Terraſſe, das Erdreich iſt zum Theil von zuſammengeworfenen Steinen unterſtützt und gehalten, und jedes kleine Gebiet von Mauern eingefaßt. Ich ſtieg an einem heitern Maimorgen zu dieſen Feldgärten hinauf, und konnte die mühevolle Thätigkeit im Anbau nicht genug bewundern. Der Dünger wird größtentheils in Körben hinaufgetragen. Ich ſah einem Pflüger zu, wie er im harten, halb ſteinigten Boden am Abhange mit zwei Ochſen ſich abmühete, um doch der Erde einige Furchen einzugraben. Er mußte öfters inne halten, daß die Thiere ſich ausruheten, und bei der Kürze des Landſtriches hatte er es in einem weg mit Umwenden zu thun, was ohnehin ſchon beim Pflügen ein beſchwerlicher Aufenthalt iſt. — Lieblich war es, dort oben im Hauch von mancherlei Blumen unter vollblühenden Kirſchbäumen zu verweilen: eine Stimme ſcholl aus der Erde, ich ging derſelben nach und fand, daß ein Mann tief hinab einen Brunnen grub, und dabei ein geiſtlich Lied ſang. — Nicht ſelten wird man hier von religiöſen Feſten überraſcht, die den Aufenthalt in den Bergen um Vieles zufriedener und heimiſcher machen. Zum Feſte des heiligen Nepomuck hatten die Kinder die große Brücke über die Tegel mit grünen Zweigen beſteckt; ſie ſetzten ſich darunter und ſangen ſchon am Abend vor der Feier ihre frommen Lieder. Eines Morgens zog die ganze Stadt unter Glockengeläut ſingend zu den Bergen hinauf, hielt durch die Äcker um die Stadt her einen Umgang, um Segen für ihre Feldfrüchte vom Himmel herab zu flehen. — Die Haupternte giebt ihnen aber immer das Bad, und es iſt ein Schreck, wie bei uns der Ausruf: Feuer! wenn es heißt: der Sprudel hört auf zu ſpringen. Dieſer macht ihnen auch viel zu ſchaffen, weil das heiße mit Kalktheilen vermiſchte Waſſer immer mit der Zeit in den Felsöffnungen, woraus es hervorſpringt, eine Kruſte anſezt, und der Ausgang immer aufs neue wieder durch große Bohrer erweitert werden muß, wobei man nicht zu viel und nicht zu wenig thun darf, um weder den Zug nach oben zu verlieren, noch durch eine zu große Einzwängung den Sprudel zu einer neuen Revolution, womit er nicht ſelten unterirdiſch donnernd die Stadt bedroht, und zu einer andern Hervorbrechung zu nöthigen. Es iſt intereſſant zu leſen, wie ſchon ſonſt die Männer der Stadt an ſeiner Mündung ſich verſammelten, und jeder, Maurer, Zimmermann u. ſ. w., ſeinen Rath hören ließ, um dieſen ungeſtümen Wohlthäter zu zügeln und zu bändigen. Die Kunſtverſtändigen behaupten aber, man habe ihm bisher nur geſchmeichelt; einen großen breternen Kaſten hat man ihm wie einen Maulkorb angelegt, und dann wieder aufs neue Bretterverſchläge rechts und links hinauf- und herabwärts angebracht, ſo daß die Nothhülfe und das Unſichere der ganzen Vorrichtung nicht zu verkennen iſt. — Einen herrlichen Anblick giebt das aus kochendem Schlunde bald mehr, bald minder heftige Hervorſchäumen der ſiedenden Quelle, die an dem Badehauſe, wo ſie ſeit drei oder vier Jahren ihren Ausbruch genommen hat, oft über zwei Stock hoch hinauf ſpritzt. Manche Viertelſtunde habe ich dieſer Arbeit des Sprudels zugeſchaut, in welcher er bald auszuruhen, bald mit neuer Wuth zu Durchbrechung ſeines Kerkers die Kräfte zu verdoppeln ſcheint. — Seit Jahren hat ſich Karlsbad immer mehr verſchönert, und jetzt wurde auch dem letzten Übelſtande einer dunkeln, übel gelegenen Promenade am Neubrunnen, der am häufigſten getrunken wird, durch einen hohen und breiten Säulengang, woran noch gebaut wurde, mit nicht geringen Koſten abgeholfen; doch tadelten einige die hohe Lage deſſelben, welche viele Stufen nöthig machte, die zum Theil Leuten, die am Unterleibe leiden, und wol noch mehr denen, die an Krücken gehen, obwol dieſe hier ſeltener ſind, nun beſchwerlich fallen müſſen.

Die mancherlei Kriegsgerüchte dauerten fort und vermehrten ſich mit der Zahl der Gäſte. Jeder Ankommende ward um Nachrichten beſtürmt. Bald wurde geſagt, der Nachtrab der franzöſiſchen Armee ſei bei Ilmenau abgeſchnitten und im Thüringer Wald zuſammengehauen, wobei ich mich wunderte, doch einen verſteckt gelegenen Ort ſo beſtimmt nennen zu hören; bald hieß es wieder: es ſei noch gar nichts vorgefallen, Napoleon ſtehe auf den Bergen hinter Gotha und Eiſenach, und wolle nicht herunter. So ſchwankten die Gerüchte, bis die Nachricht von der Schlacht bei Lützen kam, die Anfangs frohe Hoffnungen erregte; durch Tiſchler aus Karlsbad, die zur Leipziger Meſſe reiſen wollten, erfuhr man aber bald, daß Leipzig von den Franzoſen beſetzt ſei. Viele Übertreibungen entſtanden aus Mangel an militairiſcher Kenntniß. So hatte ein Reiſender von einem Hügel herab eine fliehende Schaar geſehen; gleich war die ganze franzöſiſche Armee auf der Flucht, und ich hörte eine Karlsbader Frau auf einem Spaziergange hinter mir zu ihrem Nachbar ſagen: die Franzoſen ſind todt, alle, alle, alle! Die meiſten Karlsbader intereſſirten ſich aber nur für den Krieg in Rückſicht auf ihren Badeort, und nach jeder Schlacht, die vorgefallen ſeyn ſollte, fragte mich meine Wirthin: werden denn nun Badegäſte kommen? — Täglich ſah man jetzt italiäniſche Soldaten, flüchtig von der Armee, durch die Stadt wandern, und zu den Öſterreichern ſich wenden. Sie kamen ſo häufig, daß ihre Zahl zuletzt in die Tauſende ging, und ihre Annahme ließ einen Schluß auf die politiſchen Verhältniſſe machen. — Von Weimar hörte ich, daß Napoleon am Hofe nur Drohungen und Strafen im Munde geführt hatte. Zwei angeſehene Männer ließ er als verdächtig gleich nach Erfurt bringen; nur die heldenmüthige Herzogin, die ihn öfters fragte: was haben ſie denn gethan? und um gerichtliche Unterſuchung bat, rettete ſie aus ſeinen Händen. Jena wollte er niederbrennen laſſen; die Studenten haben auf meine Leute geſchoſſen, ſagte er. Die Herzogin betheuerte, daß dies nicht geſchehen ſei, und ſügte hinzu: fragen Sie Ihren Geſandten! Dieſer antwortete ein beſtimmtes Nein darauf, und die Strafe ward geſchenkt. — Einſt hörte ich im Vorübergehn einen Mann nach dem Wege fragen, und ſiehe da! es war ein Bote von Weimar, der nach Töplitz wollte. Ich ging mit ihm die Straße hinauf; ſein Bericht ſtreifte die Übertreibungen von den Sagen, und gab mir über manches Beruhigung. — Von Dresden wollte man aber beſtimmt wiſſen, daß ſiebzig Häuſer darin zuſammengeſchoſſen wären.— Merkwürdig war es, daß man zur Zeit der Schlacht bei Bauzen in den ſtillen Wäldern und nahen Gebürgen überall kanoniren hörte, ohne die Richtung und die Gegend, woher es käme, angeben zu können.

Auffallend war mir hier die Nachahmungsſucht vieler vom ſächſiſchen Adel in der Ceremonie. Ich ſah einſt vom Berge herab zwei ganz junge Edelleute beim Abſchiednehmen, was vielleicht des Tages einigemal geſchah, ſo viele Complimente, Verbeugungen und Scharwenzel in Ausübung bringen, daß es war, als wenn zwei Geſandte auf dem Reichstage ſchieden. Sie ſollten ſich doch ſchämen, brummte ich bei mir ſelbſt; ſind noch ſo jung, und machen ſchon ſo viele Complimente; damit iſt es ſpäterhin in Amtsverhältniſſen noch Zeit; die Jugend pflegt doch ſonſt der Herzlichkeit und der Natur näher zu ſeyn. Und überhaupt — fügte ich mit einem Blick auf die Reize der ſchönen Gegend hinzu — wer nicht recht geſcheidt oder recht viel iſt in der Welt, der ſollte doch wenigſtens luſtig ſeyn, um noch einigermaßen der Bornirtheit zu entgehen, die vom Ernſte nicht zu trennen iſt. Ich will nicht unterſuchen, wie viel Wahrheit in dieſen Worten lag, aber in dieſem Augenblick konnte ich mich eines ſolchen Gedankens nicht erwehren. — So ging es mir auch, wenn ich vor und hinter mir nichts als franzöſiſch reden hörte. Es ſchien mir eben nicht ſehr rühmlich, die leichtere Sprache zu reden, um die ſchwerere zu vermeiden, und da man in der Sprache auch denkt, in welcher man ſpricht, ſo kann ich nicht glauben, daß der fortwährende Gebrauch derſelben auf Geiſt und Geſinnung gar keinen

Einfluß haben ſollte. Wer eine Urſprache, wie die deutſche, ſpricht, iſt eben dadurch ſchon genöthigt, zuweilen naiv zu ſeyn, welches ein unſichtbares Band zwiſchen ihm und der Natur erhält. Die deutſche Sprache erfordert mit ihrem Reichthum zur ſchicklichen Auswahl von Worten eine weit größere Anſtrengung des Geiſtes, als die franzöſiſche, befördert aber auch dadurch nicht ſo ſehr die Oberflächlichkeit. Ungern gehen jene verwöhnten Lippen zum Schwerern über, und, ſprechen ſie auch einmal deutſch, ſo ſind es faſt lauter Redensarten, durch welche noch das franzöſiſche durchſticht, was man denn geradezu ein ſchlechtes deutſch nennen muß.

Eine ächt deutſche und ſehr geiſtreiche Unterhaltung gewährte mir Tiedge, der mit der verehrungswürdigen Frau von der Reck ſich zur nämlichen Zeit in Karlsbad aufhielt. Ich nenne ſie verehrungswürdig; denn wollte man alle Künſtler, die ſie unterſtützte, alle Glückliche aufzählen, die ſie zu ihrer Beſtimmung leitete, ein ganzes Buch würde dazu nicht hinreichen. Ihre Wirkſamkeit verliert ſich ins Große; ſie iſt eine ſeltene Erſcheinung. Ich ſage dies ſchriftlich um ſo lieber, da ich perſönlich ſie eher mied, als ſuchte, weil ich immer fürchtete, daß mein leichter Sinn ihrer Würde und ihrem moraliſchen Ernſt ein Anſtoß ſeyn möchte, ob ich gleich dabei überzeugt bin, daß nur die Form, nicht die Geſinnung, uns trennt. — Tiedgen lernte ich noch höher ſchätzen, als zuvor, weil ich fand, daß ſein Sinn durch Welterfahrung im Auffaſſen und Würdigen der Dinge, und im Urtheil über Charactere, keinesweges geſchwächt war. Seine angenehme, leicht hin ſtrömende Beredtſamkeit zauberte die Merkwürdigkeiten Italiens lebhaft vor meine Sinne, und ſchnell entflohen ſo die Abende in ſeinem Geſpräch. Was ihm allein den Geiſt oftmals verdüſtert, war die große Theilnahme an dem Schickſale unſers Vaterlandes, die durch Kummer und Unruhe ſelbſt ſeinem Leben Gefahr drohte, ſo daß der Arzt ernſtlich mit mir darüber ſprach, wie wir ihm eine Erleichterung verſchaffen könnten. Die wahre Hülfe hatte der Himmel ſich vorbehalten.

Jetzt trübte noch ein undurchdringlicher Nebel die Ausſicht, und wir bemühten uns nur, den Geiſt von der Gegenwart abzuziehen, und durch alle Zeiten hin auf das Göttliche im Menſchen überhaupt unſere Blicke zu richten.

Töpliz. Sachſen und Preußen.

Auf dem Wege von Karlsbad nach Töpliz — gegen Ende des Mai's — begegnete mir weiter nichts Merkwürdiges, als daß ich in einem Hohlwege mit einer Dame zuſammenfuhr, die — einen Brief an mich hatte. Auf offener Straße hätte ſie mich vielleicht verfehlt; jetzt konnte ſie mir nicht ausweichen. — Und weil auch kleine Dinge ihre Seltenheit haben, ſo will ich jeden, der des Weges kommt, in Saaz auf die überaus feinen, weißen, lockern Semmeln aufmerkſam machen, die vielleicht nirgends ihres Gleichen finden. Leider iſt nicht ſowol Ortsbeſchaffenheit, als die Trägheit der Menſchen ſchuld daran, daß das Gute ſo wenig nachgeahmt und von einer Stadt zur andern verpflanzt wird. — In Saatz war Abends ein Ball, und zwar von herzoglichen Stallbedienten aus Weimar, die Pferde nach Eger geleiteten, und hier ganz ſtattlich aufgenommen wurden; um der Landsmannſchaft willen konnte ich mir einen kleinen Abbruch am Schlaf ſchon gefallen laſſen; aber überraſchend war es immer, denn nimmermehr hätte ich gedacht, daß mir hier Landsleute vor den Ohren herumtanzen würden. — In Brüx empfahl ſich mir der blaue Stern an allen Thoren; doch will ich jeden wegen ſeiner Theurung davor warnen; denn ich mußte für zwei Gerichte Mittageſſen und Caffee 1 Thaler 8 Groſchen bezahlen. Beſonders laſſe man ſich durch die angebotenen Hänel nicht locken; dieſe laufen gewöhnlich noch im Hofe umher, und kommen dann halb roh auf den Tiſch. — Ich begab mich in der müſſigen Zeit (man kommt leider zu Mittag hier immer zu früh an) auf den Markt, um die Stimmung der Stadt zu erfahren. Da brachte ein Arzt die Nachricht, daß die Verproviantirung der nahe gelegenen kleinen Beſtung Thereſienſtadt wieder unterſagt ſei; ein Student war darüber voll Zorn und Wuth, hieb mit dem Knotenſtock immer auf das Pflaſter und ſagte: zuſchlagen ſollte jetzt alles, was Fäuſte hat! — Schon damals ſtand in der Zeitung viel von den Zurüſtungen der Öſterreicher, aber die Inländer erzählten, daß bald Rekruten eingezogen, bald wieder beurlaubt würden.

Den 28. Mai kam ich Abends bei Zeiten nach Töplitz. Nach einer langen Einengung in Karlsbad fühlt man ſich hier gewöhnlich freier, und ergötzt ſich mit dem Gefühl der friedfertigen Ländlichkeit um ſo lieber an dem Anblick des weit ausgebreiteten fruchtbaren Thals ſowol, als der umher ragenden, großartig geſtalteten Gebürge, die weſtlich und nördlich in der Entfernung von wenigen Stunden dunkelfarbig ſich wölben und nach Oſten weiterhin, Gipfel an Gipfel, gleichſam ein Meer von blauen Wogen bilden. Das Kornfeld gleicht einem paradieſiſchen Garten, ſo reich iſt es mit Obſtbäumen beſetzt. Nach allen Seiten hin hat man ländlich-angenehme Spaziergänge, und wer ſich nicht weit bemühen will, dem ſteht der ſchattenreiche Schloßgarten offen, wo man faſt immer Geſellſchaft antrifft. Wegen der Beſchaffenheit der Gegend aber, und weil kein Brunnen, wie in Karlsbad, die Fremden vereinigt, fällt der Aufenthalt in Töplitz gewöhnlich nicht ſo geſellig aus, als dort, und viele klagen über Einſamkeit und Langeweile. Mit den Einwohnern iſt man auch nicht ganz zufrieden; man findet ſie nicht ſo heiter und gefällig, wie die Karlsbader. Mir ſcheint es, daß ſie ihrem Naturell nach freilich etwas düſter, langſam und verdroſſen ſind; allein der häufige Beſuch von Badegäſten hat ihnen ſchon ſo viel Rührigkeit und Gefälligkeit im Äußern gegeben, daß man jenes im Ganzen nicht mehr ſo ſehr empfindet. Ihr Geſammtweſen kommt mir vor, wie ein altes, finſteres Schloß, daß ein moderner Anbau erheitert hat, weshalb auch die Urtheile der Badegäſte über ſie, je nachdem ſie dieſes oder jenes zu Geſichte bekommen, gewöhnlich verſchieden ausfallen. — Ein Gegenſtand der Klage iſt bei vielen auch die Poſt, welche die ſehnlich erwarteten Briefe nicht immer in gemeſſener Zeit befördert und öfters, wie es ſcheint, daran ſammelt, um erſt das Felleiſen voll zu haben. Drei Briefe, die ich nach einander von Töplitz nach Dresden ſchrieb, kamen dort grade in umgekehrter Ordnung an, das heißt, die frühern zuletzt, woran indeß auch der Krieg ſchuld ſeyn konnte. Für die, welche vorher ein Quartier beſtellen, iſt die Unzuverläſſigkeit der Poſten ein ſehr wichtiger Umſtand. Nicht ſelten fährt ein Fremder vor, welcher ſich erwartet glaubt, und nun doch erſt nach einem Quartier umher fragen muß. — Vorzüglich muß man bei der Poſt in Töplitz ſehr genau auf die Verordnungen merken, um mit ſeinen Briefen nicht zu früh und nicht zu ſpät zu kommen. Viele Stunden des Tages ſind zum ruhigen Expediren vorbehalten, wo das Fenſter nicht geöffnet wird, was denn freilich für die Poſthalter, nur nicht für das Publikum, ſehr bequem ſeyn muß. Dabei zeigt der Briefempfänger, wenn er ſeine Audienz beginnt, ein ſo finſteres Geſicht, daß ich immer Luſt hatte, ihn zu fragen, ob ihm was fehle; doch fürchtete ich, mit ihm Händel zu bekommen, und ließ es gut ſeyn. Man thut überhaupt wohl, beſonders in fremden Ländern ſich in jede Einrichtung zu fügen, und auch die Mißbräuche mit in den Kauf zu nehmen. — Viele ſind auch von den böhmiſchen Apotheken nicht ſonderlich erbaut, und, wem es die Umſtände geſtatten, der bringt häufig ſeine Arznei ſelbſt mit. Betheuern kann ich wenigſtens, daß in Töplitz ganz gewöhnliche Arzneimittel, drei-, viermal höher bezahlt werden müſſen, als zu Hauſe, ſo daß man beim Anblick einer Apothekerrechnung faſt glauben ſollte, man habe die ganze Zeit in einem prächtigen Hotel geſchmauſt.

Das Eſſen kann man überall nur leidlich nennen. — Mehr, als die Gerichte, ergötzten mich die mancherlei Geſpräche der Fremden; die diesmal wegen des Krieges oft noch anziehender ausfielen. Es befanden ſich gerade viele verwundete Officiere hier, und ich hatte meine beſondere Freude an den Preußen, die gegen ehemals ganz verändert erſchienen. Ernſt und geſetzt traten ſie herein, und machten mit einem kurzen Gruße weder eine Bewegung zu viel, noch zu wenig, wobei der Bart gewöhnlich noch ihr kriegeriſches Anſehen vermehrte. In Worten waren ſie eben ſo gehalten und beſtimmt, und nur dann im patriotiſchen Eifer aufflammend, wenn ſie gereitzt wurden. Ein ſolcher Auftritt ereignete ſich nun bei dem Durchmarſche der ſächſiſchen Reiter, die aus Polen durch Böhmen in ihr Vaterland zum Heere der Franzoſen zurückkehrten. Bei Gelegenheit des Gaſtmahls, das die Officiere vereint im Nebenzimmer hielten, gingen mehrere durch den Speiſeſaal der andern Gäſte mit großem Geräuſch beſtändig hin und her, ließen alle Thüren offen umſchweiften die ruhig Speiſenden auf mancherlei Weiſe, und endlich, da nichts Eindruck machen wollte, warfen ſie ſich zum Theil ſelbſt an die Tafel hin, ſchlugen mit den Stühlen über, legten ſich mit dem Ellenbogen über den Tiſch herüber, und rauchten zuletzt gar ein

Pfeifchen dazu. Einer unter ihnen im Civilrock zeichnete ſich beſonders aus. Er fuhr hin und her im Zimmer, und wie er ſah, daß nichts die ruhigen Preußen zum Reden bewegen konnte, ſagte er überlaut: es iſt Waffenſtillſtand geſchloſſen; nächſtens werden wir Frieden haben. Da öffnete ein ernſter Preuße ſeinen Mund, und ſagte: nimmermehr! eher muß die Welt untergehen! Jetzt iſt nicht von Eroberungen, es iſt von Freiheit, von Ehre, von unſerer Exiſtenz die Rede. Eher wollen wir uns unter die letzten Trümmer begraben, als noch länger ein ſo elendes ſchmachvolles Leben führen, und keiner von uns — das weiß ich — wird feig zurückweichen oder ſich ergeben; es geht um Gut und Blut, es gilt die Sache! — Wie er ſo kräftig ſprach, verbreitete ſich eine große Stille unter den Übrigen; der Renommiſt im Civilrock beſann ſich plötzlich, und, um jenen nun in ſeinem Feuereifer, wo möglich, noch zu übertreffen, ſagte er: ich wollte mir eher die Hand abhacken laſſen, als für eine ſolche Sache dienen, und deshalb habe ich auch meinen Abſchied genommen. Hiermit ſprach er aber wieder ſehr unvorſichtig; denn was ſollten nun ſeine Landsleute, die damals noch die Waffen für Napoleon trugen, darauf erwiedern! Sorglos verharrten ſie auch bei dem Stillſchweigen, welches die Rede des Preußen unter ihnen hervorgebracht hatte. — Zu ſolchen Auftritten giebt beſonders ein neutrales Land Gelegenheit; in Böhmen traf man jetzt faſt alle Nationen bei einander. Auch viele verwundete Ruſſen waren hier, die ſich aber größtentheils abgeſondert und für ſich hielten. — Mit dem angekündigten Waffenſtillſtande hatte es indeß ſeine Richtigkeit; er erfolgte bald darauf. Da ſämmtliche Badegäſte ganz Deutſchland in Gedanken gegen Frankreich bewaffneten, ſo war einer von entgegengeſetzter Meinung eine wahre Seltenheit. Ein ſolcher wohnte mit mir in einem Hauſe; es war ein Prager; er behauptete feſt, daß an eine Kriegserklärung Öſterreichs gegen Frankreich nicht zu denken ſei, und die, welche anders ſprächen, wären vom Polizeihofrathe angeſtiftet. Es ſchien alſo, daß in Öſterreich zwei Partheien herrſchten, und die Worte des Pragers fanden um ſo mehr einigen Glauben bei mir, da er von dem Neueſten immer am erſten unterrichtet war, und ſeine Nachrichten in der Regel ſich auch nachher beſtätigten. Dies wirkte indeß in der Folge nicht zu meinem Beſten. Bei ſo vielen Lügen, durch welche ich mich hindurchgeſchlagen hatte, war ich gegen große Hoffnungen, ſo gern ich ſie hegte, etwas ungläubig geworden, und lieh einer ſtrengern Prüfung verbreiteter Gerüchte gern mein Ohr.

Göthe.

(in Töplitz)

Da ich gleich nach meiner Ankunft erfuhr, daß ſich Göthe hier befände, unterließ ich nicht, alſobald zu ihm zu gehen, wohl wiſſend, daß man ſich in einem Bade näher iſt, als zu Hauſe. Aber indem ich von ihm ſchreibe, erinnere ich mich ſelbſt an den Glauben der Kinder, welche nicht wagen, den Finger gegen die Sterne auszuſtrecken, weil ſie gegen einander behaupten, man verwunde damit das Auge eines Engels. Ich werde alſo nur ſehr wenig von ihm berichten. Überdies habe ich bemerkt, daß einer, der zu Göthen geht, immer anders ausſieht, als einer, der von Göthen kommt. Im erſtern Fall werde ich ihm gern den Weg zeigen, im letztern aber lieber aus dem Wege gehn. Somit werde ich nun auch gegen mich ſelbſt auf meiner Huth ſeyn. Doch um mir und andern gleich allen Anlaß zur Eitelkeit abzuſchneiden, ſag' ich, daß, es für Göthen ein Bedürfniß iſt, in einer großen Mannichfaltigkeit zu leben, und daß wie er durch alle Wiſſenſchaften hindurch geht, er auch Menſchen von aller möglichen Beſchaffenheit, nur einen nach dem andern, gern um ſich ſieht, wobei die Eigenthümlichkeit in ihren Schranken ihn oft mehr intereſſirt, als alles Wiſſen und Können mit beſonderer Klugheit, die ſich nicht ſelten nur läſtig macht. Alſo wenn ein Fremder, der ſich lange mit Göthen unterhalten hat, deshalb glaubt, er müſſe wohl ſelbſt eine Art von Göthe ſeyn, ſo iſt das eben ſo wenig wahr, als wenn dies ein Stein aus Göthens Naturalienkabinet behaupten wollte. — Nach dieſer Erwägung habe ich zum Folgenden freie Bahn. Nachdem ich ihm meine Aufwartung gemacht hatte, kam ſein Secretair und fragte, womit man mir denn dienen könne? Ich antwortete kurz und keck: mit Spazierfahrten und Wein. — Wein, entgegnete jener, hat leider der Herr Geheime-Rath nicht mitgenommen; es iſt ihm immer zu umſtändlich, er begnügt ſich mit dem öſterreichiſchen; aber mit Spazierfahrten können wir aufwarten, wir haben die Equipage bei uns. — Alſo am andern Tage ſaß ich mit Göthen im Wagen; wir fuhren die Straße nach Bilin zu. Ich wußte ſchon, daß bei ihm, wie die Gegenſtände, auch die Stimmungen wechſeln — eins bedingt das andere —; heute hatte er ſeinen Sinn auf das Steinreich gerichtet. Bei Karlsbad kletterte er oft Stunden lang in den Bergen umher und ſchlug mit ſeinem Hammer an alle Felſen, von wo er gewöhnlich eine reiche Beute mit zurück brachte, die er dann nach den kleinſten Abartungen und Verſchiedenheiten in die Reihe der übrigen auf den Tiſchen umher liegenden Steine einſchichtete, bei welcher Gelegenheit ich denn einmal ausrief: o daß das menſchliche Leben ſo kurz iſt! Laſſen Sie das gut ſeyn, erwiederte er darauf. Jetzt war er um vulkaniſche (Spuren des Feuers an ſich tragende) Steine bemüht, und als wir die Straße weit genug hinauf waren, ließ er ſtill halten und ſagte: wenn ich heute einen Eiſenſtengel finde, ſollt' ihr einen guten Abend haben. Darauf ging er mit dem Kutſcher und dem Hammer nach einem Orte, wo viele Steine lagen und hämmerte da gewaltig. Was ſagt denn der Kutſcher dazu? fragte ich ſeinen Secretair; er lächelt, gab er zur Antwort. — Der Meiſter kam nicht ganz befriedigt zurück, hatte indeß doch etwas erbeutet, daß in ſein Cabinet paßte. Nachher wurde das Geſpräch lebhafter und wiſſenſchaftlicher. Ich betrachtete mit ihm die Kindheit des Menſchengeſchlechts in der hebräiſchen Sprache, deren Fügung und Behelf in den Mitteln mit Hinſicht auf die falſchen Auslegungen ſeinen Geiſt nicht wenig beſchäftigte. Darauf ging er zu den Manichäern, auf die wunderbare Erſcheinung der chriſtlichen Religion überhaupt, auf ihre Verbreitung, und endlich auf Luthers Bibelüberſetzung über. Ich bemerkte, daß Einfachheit in Sprache und Geſinnung damals Luthern ſelbſt wol Ähnlichkeit mit den Apoſteln und dem bibliſchen Geiſt gegeben und dadurch eine ſolche Verdeutſchung möglich gemacht hatten, wogegen die ſpätern Überſetzungen gewöhnlich nach dem Geiſte der Zeit und oft ſehr ſpaßhaft ausfielen. Da fing er an, Luthers Rieſenwerk anzuſtaunen und zu bewundern, und merkwürdig war mir ſeine Äußerung: nur das Zarte unterſtehe ich mich hin und wieder beſſer zu machen. — Alles dieſes führe ich nur an, um zu zeigen, wie unendlich mannichfaltig die Beſchäftigungen ſeines Geiſtes ſind. Es giebt nichts in der Natur und in den Wiſſenſchaften, das nicht eine Zeit lang ſeine Gedanken beſchäftigt hätte. Dabei iſt das Ausdauern zu bewundern, womit er viele Stunden und Tage einem einzigen

Gegenſtande widmet, wobei ein anderer zehnmal ermüden oder über Langeweile klagen würde. Dies iſt gewiß das ſicherſte Mittel, auf einem weiten Wege durch die Natur nicht allein viel zu gewinnen, ſondern auch es feſtzuhalten; welche Kraft, welche Feſtigkeit und Geſchmeidigkeit gehört aber nicht dazu! Von dieſer Seite erſcheint mir Göthe am größten, und ich glaube auch, daß man ihn von hieraus würdigen müſſe. Ich für mein Theil, um ihn einigermaßen zu faſſen, möchte ihn gern — in dem weiteſten Sinne des Worts — einen großen Naturhiſtoriker, einen Naturkundigen, oder, wenn man will, den Geiſt der Natur ſelbſt nennen, und daraus ſein ganzes Weſen erklären. Wenn er zugleich ein großer Dichter iſt, ſo hat die Natur damit ein Übriges gethan; auch ohnedies würde er eine merkwürdige Erſcheinung ſeyn.

Das nächſtemal war auf der Spazierfahrt ſein Sinn auf die Pflanzenwelt gerichtet; er ergötzte ſich an der Lieblichkeit der mit Bäumen bepflanzten Kornfluren im Angeſicht des Erzgebürges, auf das er aber gar nicht zu achten ſchien. Dabei hatte er eine häusliche Stimmung; er erkundigte ſich nach meinen Verhältniſſen, und was ich dieſen Sommer in Dresden zu thun gedächte. Da er heute — wie häufig — mehr zum Empfangen, als zum Geben, aufgelegt war, ſo erzählte ich ihm ein Stück von meiner Reiſe bis hieher, und ihn erfreute beſonders der Kampf mit den Lügen und bei den vielen Unfällen meine humoriſtiſche Geduld. Göthe liebt ſo ſehr die Objecte, daß oft nicht zu rathen iſt, ohne dieſe ſich ihn zu nähern. Ja es iſt characteriſtiſch, daß er nach Tiſche, wo andere vielleicht gern ans Clavier treten, häufig mit Bildern phantaſiert und Landſchaften zeichnet. Unter allen Sinnes- und Geiſtesthätigkeiten iſt die Anſchauung bei ihm vorherrſchend. Auf das innigſte verband ſich die Poeſie der Rede mit ihm, aber die Bildnerei bleibt ſeine Geliebte.

Den zweiten Tag darauf ließ er mir ſagen, daß ſein Secretair krank ſei, daß ich dieſen beſuchen und nachher mit ihm ausfahren möchte.

Ich nahm für dieſen als Arznei etwas guten Wein mit. Als ich bei ihm war, hörte ich nebenan reden, und auf die Frage, ob der Herr Geheime-Rath Beſuch habe, ſagte er: er ſpricht mit ſich ſelbſt. Ich freute mich, den Weltmann auch hierin als Dichter zu erkennen, der mit dem Weſen der Dinge wie mit Geiſtern ſich unterhält. — Ich finde überhaupt, daß gewiſſe Eigenſchaften bei allen Dichtern, ſie mögen noch ſo verſchieden ſeyn, wiederkehren. Dahin gehört auch eine Übermacht der innern Thätigkeit oder innern Erſcheinungen, die den gewöhnlichen Fluß der Rede unterbrechen, und Hand, Blick, Wort und Mienen plötzlich in eine angemeſſene Bewegung ſetzen. Göthe, der durch Ruhe und Haltung in ſeinem ganzen Betragen ſich vor den übrigen auszeichnet, kann doch ſolcher Anfechtungen, wo der Geiſt gewaltſam hervordringt, ſich nicht erwehren, und iſt in ſolchen Augenblicken den andern Dichtern vollkommen gleich. — Und als Dichter ſah ich ihn dieſen Nachmittag; er war diesmal — wie ſelten im Umgange — in der äſthetiſchen Stimmung. Zunächſt ließ er in Tornau vor dem Weinkeller, wo ein Wiener Kaufmann dieſes Jahr ſein Lager hatte, Halt machen und mehrere Weinſorten bringen, die wir durchprobierten, und wovon er auch etwas mitnahm. Darauf ging es weit in das Feld hinaus, und dann wieder zurück. Er fragte mich nach mehrern Dichtern, ohngefähr von meiner Gattung, und ich mußte ihm erzählen, was dieſer oder jener geſchrieben habe, und wodurch er ſich auszeichne. Ich kann meine Herren Collegen verſichern, daß ihre Sache in ſehr guten Händen war. Das Leichteſte iſt, wegwerfend zu reden, weil man da nicht nöthig hat, zu characteriſiren, und ſtatt *etwas* nichts giebt. So bequem war ich nicht; ich ſchilderte erſt die Perſonen, wenn ich ſie kannte, und ging dann von ihrem äußern Weſen auf ihre Schriften über, von denen ich gleich das Beſte nannte, das ſie am meiſten kenntlich machen konnte. Für manchen ſprach ich ein begeiſtertes Wort, der früher durch ſein Betragen ſich bei Göthen geſchadet hatte. Doch fand ich bald, daß Göthe in den neuern Schriften nicht ſo unbewandert war, als ich anfangs glaubte. Das Geſpräch kam jetzt auf die Überſchwenglichen, die durch Tendenzen immer höher und höher ſteigen wollen, und, ſtatt den Gegenſtand darzuſtellen, ihn und ihre eigene Kraft überfliegen. Hier gerieth der Meiſter in ſolchen Eifer, daß er ſich der ſtärkſten Ausdrücke bediente, ſo daß ſelbſt der Kutſcher ſich öfters nach ihm umſah. Er ſchalt ſie Träumer und Schwindler, und als ich äußerte, daß ihrer Poeſie der Körper fehle, ſagte er: da haben Sie das rechte Wort getroffen. — Zum Henker! wir wiſſen denn doch auch, was dazu gehört, ſetzte er im gerechten Zorn hinzu, und ergoß ſich nun auch über die Unredlichen, die bei ihren Behauptungen noch beſonders von politiſchen Rückſichten ſich regieren ließen und die nicht einmal partheiiſch-ehrlich wären. — Es kann vielen von Nutzen ſeyn, zu wiſſen, wie Göthe hierüber denkt, und deshalb theile ich dieſe Äußerung mit, welche, allgemein gefaßt, nur die Sache, keine Perſon trifft. Wie manchen guten Kopf haben die Ausſchweifungen der neuern Poeſie verdorben; es iſt ein Gewinn für uns alle, wenn die Geiſter wieder zur Wahrheit, zur Natur des Lebens zurückkehren. Mit inniger Freude hörte ich Göthen hierüber ſprechen. — Fahre noch weiter, bis die Sonne untergeht! rief er ſeinem Kutſcher zu, und ſo wurden mir heute die genußreichſten Stunden zu Theil, die mir nachher ſogar meinen Abſchied von Töplitz ſchwer machten.

(Die Fortſetzung folgt im nächſten Bändchen.)

VI.

Der Solitair.

Erzählung

von

F. Laun.

Bei ziemlichem Geiſt und guter Gewandheit in Geſchäften galt der Kammerrath Weidrich doch nur für einen Mann ohne Kern und Charakter. Er ſtrebte tauſend Dingen eifrigſt nach, um ſie auf halbem Wege aufzugeben. So war er mit vieler Mühe Kammerrath geworden, nachdem er ſich, faſt gewaltſam, in die diplomatiſche Laufbahn gedrängt und ſchon die beſten Ausſichten darin gehabt hatte. Er hatte ſich wegen Eliſens Warden mit ſeinen Eltern entzweit. Er hatte Eliſen der Beſtimmung, welche ihre Verwandten dem Mädchen früher zudachten, abwendig gemacht, und nun alles im beſten Gleiſe war, nun er die ganz unbeſcholtne Verlobte ohne irgend eine Misbilligung zum Altare führen konnte, nun ſchien ſeine, zuvor ſo unbezwinglich ſcheinende Neigung erkaltet zu ſeyn.

Die Juſtizräthin Siſter, eine junge Wittwe, beſchäftigte ſein Herz, oder, was zuweilen hierunter verſtanden wird, ſehr ſichtbar, und dies war um ſo mehr zu verwundern, da es ein Räthſel blieb, daß ein Mann, der nach der ſtillen, anſpruchloſen Eliſe ſo heftig geſtrebt hatte, eine Frau, wie die Siſter, die nie ohne Geräuſch und Anſprüche auftrat, liebenswürdig finden konnte. Auch körperlich war der Unterſchied zwiſchen beiden Frauen kaum auffallender zu denken. Wenn aus Eliſens ſchlanker Figur, ihrem blonden Haar und blauen Auge eine Verwandtſchaft mit überirdiſchen Weſen zu leuchten ſchien, ſo ſprach dagegen das üppigſte irdiſche Leben aus dem, von braunem Haar umſchatteten dunkeln Auge, aus den runden Formen der Siſter. Wenn Eliſe ein einfaches Kleid der Pracht, wo es ſich thun ließ, vorzog, ſo wendete die Juſtizräthin immer alles auf, ihre Reize möglichſt gelten zu machen, und pflegte ſelbſt im Hauskleide die Juwelen nicht gern ganz zu entrathen.

Was Weidrichs Neigung zu ihr, allem

Vermuthen nach, ungewöhnlich erhöhte, war die Gleichgültigkeit, mit der ſie ſolche aufnahm. Zwar wurde er, auf ihre Veranlaſſung, nicht ſelten in das Haus ihrer Eltern eingeladen, bei denen ſie ſeit des Gatten Tode lebte. Allein das konnte für keinen Vorzug gelten, da ſehr vielen Andern eine gleiche Gunſt, ebenfalls auf ihre Empfehlung, widerfuhr. Die Freiheit des Wittwenlebens ſchien ihrem Hange zum Vergnügen zuzuſagen. Doch gehörte der Kammerrath ganz gewiß nicht zu denjenigen Männern, welche dieſe Freiheit nach Wunſche mit ihr genießen durften. Um ſo eifriger ſtrebte er daher, ſich in den ausſchließenden Beſitz der ſchönen Frau zu ſetzen. Aber alle ſeine zeitherigen Bemühungen hatten ihn in ihrer Gunſt nicht gefördert.

Eben war er eines Abends wieder nebſt zahlreicher Geſellſchaft in ihrem Hauſe, als die Wittwe folgende Worte an die Anweſenden richtete:

»Erlauben Sie, daß ich Sie ein wenig unterbreche. Es geſchieht blos, um Sie auf ein

Paar Gäſte aufmerkſam zu machen, die ich noch erwarte, und die Sie noch nicht in unſerm Zirkel geſehen haben. Der Herr von Chermont und ſeine Gattin ſind es, ein Paar, das, außer ungewöhnlich großen, geſellſchaftlichen Talenten, viel Anziehendes durch ſeine mannichfachen Verbindungen in Frankreich und die Anekdoten von daher erhält. Sie ſind beide über die jugendliche Friſchheit hinaus, aber noch immer anmuthig genug, um ein unverwahrtes Herz in Verlegenheit zu ſetzen.«

Die Juſtizräthin hatte hiermit vielleicht abſichtlich Weidrichen eine Eiferſuchtsgrille über den Hals ſchicken wollen. Wenigſtens ſah ſie ihn, der, wo ſie nur eines Mannes mit einigem Lobe gedachte, immer Argwohn faßte, dabei lächelnd an. Auch mußte ſie das Lächeln zwingen, daß es nicht ausartete, als ihr Auge wirklich das lauernde Mistrauen ſelbſt in der Miene ihres, bis jetzt unbeglückten, Anbeters ertappte.

Die Sprecherin fuhr indeſſen alſo fort: »Nicht der gegenwärtige franzöſiſche Hof iſt es, von dem ſie zu erzählen wiſſen, ſondern der

Hof vor der Revolution, und ihre Anekdoten ſind mir gerade darum recht intereſſant, weil ſie ſonach in die Zeit vor meiner Exiſtenz fallen, und für mich und alle mit mir Gleichzeitige den Reiz der völligen Neuheit haben. Das iſt auch natürlich. Denn ſo viel ich mich aus meinen Kinderjahren erinnere, hatte die neue Denkweiſe, die mit der Revolution plötzlich hereinbrach, und der raſche Gang ihrer ungeheuern Begebenheiten die nächſtvorhergegangene Zeit ſo weit zurückgedrängt, daß ihr, mitunter gewiß recht unterhaltendes, Detail ganz verſchwunden war. So angenehm aber der Franzos und ſeine Gattin ſind, und ſo gut ſie ihren Vortrag durch Witz und Kürze zu beleben verſtehen, ſo iſt mir doch, — faſt ſchäme ich mich des Geſtändniſſes — noch intereſſanter, als ſie ſelbſt, ein Ring, den Frau von Chermont am Finger trägt, und von deſſen Größe man behaupten könnte, daß er ihre niedliche Hand verſtelle, wenn ein Solitair dieſer Art nicht durch ſeine Schönheit und Seltenheit des gewöhnlichen Verhältniſſes ſpotten dürfte.

»Ah,« rief der geheime Rath Affer, »von dieſem Brillanten habe ich auch gehört. Unter uns, — man ſagt, daß er ein Hauptſtück jenes Halsbandes ſei, das kurz vor dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution ſo großes Aufſehen verurſachte.«

Da die, meiſtens noch ſehr junge, Geſellſchaft die Halsbandgeſchichte entweder gar nicht, oder doch nur ſehr unvollſtändig kannte, ſo theilte der geheime Rath ſolche im Zuſammenhange mit, und als er fertig war, ſagte die Eiſter: »Ich danke Ihnen für den Aufſchluß, den ich in Ihrer Erzählung finde. Bisher begriff ich immer nicht, warum Herr von Chermont das Geſpräch von dieſem Solitair ſtets abzuleiten ſuchte, ja einigemal ſogar deutlich zu verſtehen gab, daß es dem Steine gerade am Beſten, nämlich an der Ächtheit, fehle. Unter ſolchen Umſtänden hat er freilich Urſache, die Aufmerkſamkeit von dem Kleinode wegzulenken. — Dann aber,« warf ſie ſelbſt ein, »dann muß es mich auch wundern, daß gleichwol ſeine Frau den Brillanten ſo zur Schau trägt!«

»Sollte,« verſetzte hierauf Jemand lächelnd, »in ähnlichen Fällen die Liebe der Frauen zum Putz nicht oft der nöthigen Vorſicht den Rang ſtreitig machen?«

»Recht wol möglich,« mein boshafter Freund, antwortete die Juſtizräthin, »hier aber iſt doch wol die Gefahr zu groß, um eine ſolche Eitelkeit nicht zügeln zu können.«

»O die Gefahr,« verſetzte der geheime Rath, »die ſcheint mir dabei ziemlich ganz zu fehlen. Der, mit ſo mancherlei Gräueln belaſtete Zeitraum zwiſchen der Halsbandgeſchichte und unſern Tagen, die in jenem Zeitraume vorgefallene Veränderung mit faſt allem Beſitze, verbürgt dem Inhaber eines ſolchen Kleinods, wenn ihm das Organ der Schlauheit nicht gänzlich abgeht, gewiß Sicherheit, ſollte er auch auf unrechtem Wege dazu gelangt ſeyn. Zudem ſind die Hauptperſonen bei jenem großen Betruge ſo bekannt, daß man Chermonts unmöglich dazu rechnen kann; daher ſo leicht kein Menſch ſie von der Unrechtmäßigkeit dieſes Beſitzes überführen wird. — Nach allem, was ich über die Größe des Brillanten gehört habe, glaube ich vielmehr, daß er unter die unächten zu rechnen iſt. Sein vorzüglicher Ruf kann mich nicht irre machen. Denn wie ſelten finden ſich in Geſellſchaften Kenner, die dergleichen zu beurtheilen verſtehen? Ohne mich der Fähigkeit eines ſolchen Urtheils zu rühmen, kann ich doch, durch langjährige Übung belehrt, meinem Blicke einige Sicherheit darin zutrauen, bin auch deshalb wirklich recht begierig, den Solitair zu ſehen.«

Der Gegenſtand wurde noch vielfach beſprochen. Man bemerkte, wie oft ſchon großer Lärm über ähnliche Steine entſtanden ſei, deren Unächtheit aber gar bald der Sache ein Ende gemacht habe. Dabei gerieth man in einen kleinen Streit wegen des berühmten Solitairs, den der verſtorbene Beireis beſeſſen hatte, und der mit ſeinem Tode verſchwunden ſeyn ſollte. Die Mehrheit der Geſellſchaft ſchien die Exiſtenz dieſes Diamanten zu bezweifeln, welche ein Mitglied, das ihn geſehen hatte, mit einiger Heftigkeit verfocht, und wegen ſeiner

Achtheit ſich auf Kennerurtheile berief. Der geheime Rath hatte eben noch ein Wort gegen die Kennerſchaft mancher Kenner auf der Zunge, als das Eintreten des Herrn v. Chermont mit ſeiner Gattin, der Sache eine andere Wendung gab.

Der allgemeinen Stimmung nach konnte es nicht fehlen, daß der Solitair, als die erſten Höflichkeitsreden abgethan waren, das Geſpräch aufs Neue an ſich riß. Schon von allem Anfange hatte der geheime Rath ſich der Frau von Chermont immer zur Seite gehalten, und die Aufmerkſamkeit auf den Ring an ihrem Finger gerichtet. Bald war ſein Streben nach genauerer Betrachtung durch eine zufällig ſcheinende Einleitung gelungen, und er konnte vom Erſtaunen über die Schönheit des Steines nicht zurückkommen. Frau von Chermont lächelte, und ihr Gatte ſagte, daß den Lobredner das Licht ohnfehlbar täuſche.

»Dies wäre möglich,« erwiederte der geheime Rath, und bat ſich aus, den Ring am Tage darauf bei Frau von Chermont ſehen zu dürfen.

Indeſſen ging der Brillant aus einer Hand in die andere, und die Juſtizräthin äußerte, daß, falls ſeine Ächtheit zu erweiſen ſei, ſie für eine ſolche hohe, einfache Schönheit ihren ganzen übrigen Schmuck ablegen könne, der dann ohnehin nur wie Flitterſtaat erſcheinen müſſe.

Frau von Chermont nahm den Ring zurück, und ihr Gatte lenkte die Unterhaltung ſo abſichtlich und gewaltſam einem andern Gegenſtande zu, daß man, ohne unartig gegen ihn zu werden, das allgemeine Geſpräch auf den Solitair gar nicht wieder zurückführen konnte. Abgeſonderte Gruppen unterließen indeſſen um ſo weniger, ſich ihre Meinung über den Stein heimlich mitzutheilen. Unter dieſen war auch die Siſter, welche im Geſpräch mit dem geheimen Rath Aſſer und dem Kammerrath Weidrich eingeſtand, daß ſie den Ring gar nicht aus den Gedanken bringen könne, und, im Fall ſeiner Ächtheit, gern die Hälfte ihres ſehr anſehnlichen Vermögens dafür geben würde.

Dieſes Wort machte einen ſehr ſichtbaren Eindruck auf Weidrich, ſo daß er auch ſpäterhin den geheimen Rath erſuchte, ihn den folgenden Tag zur Frau v. Chermont begleiten zu dürfen.

Letztere ſchien, als dieſer Beſuch wirklich ſtatt fand, ihn blos für eine Artigkeit aufzunehmen, und erwähnte des Ringes mit keinem Worte; daher denn der geheime Rath ſeinen Wunſch äußerte, den Solitair zu ſehen.

»Der wird, leider, gerade nicht zu Hauſe ſeyn!« verſetzte die Dame, ſich entſchuldigend, daß ſie ſich jetzt erſt auf das geſtrige Geſpräch darüber beſinne. »Chermont,« fuhr ſie fort, »hat ihn eben jemand zeigen wollen, der, wie es ſcheint, ihn uns feil zu machen denkt. Sonderbar genug, mögen wir ſeine Unächtheit ſo ſehr bezeugen, als wir wollen, keine Seele mißt uns darin Glauben bei!«

Weidrich, der nach dem Beſitze des Ringes ſtrebte, ward ſchon ſehr unruhig darüber, als noch Herr von Chermont zum Glück mit dem Solitair zurückkehrte.

»Der Ring,« ſagte er lachend, »wird mich noch dazu bringen, dieſe Stadt zu verlaſſen, ſo ſehr es mir auch darin gefällt. Wer ihn ſieht, will ihn haben. Gleichwol kann ich ihn niemand ablaſſen, ohne entweder mir ſelbſt Schaden zu thun, oder ihn zu betrügen. Er iſt unächt, ich halte damit nicht zurück; aber es giebt vielleicht außer dieſem keinen geſchliffenen Stein, der einem wirklichen Diamanten näher kommt. Ich ſelber habe mich damit anführen laſſen. Darum will ich jedoch meine Schadloshaltung nicht dem Betruge verdanken. Auf der andern Seite ſtehe ich indeſſen auch an, ihn unter dem Preiſe zu verkaufen, den er mir koſtet, da die allgemeine Stimme des Publikums ihm noch überall die Ächtheit zugeſprochen hat.«

Während der Zeit hatte der geheime Rath den Ring von allen Seiten betrachtet, und rief jetzt aus:

»Wahrhaftig, hieran ſcheitert meine ganze Kenntniß der Edelſteine, auf die ich mir zeither wirklich etwas einbildete. Ich finde in dieſem Brillanten alle Merkmale der Ächtheit, und doch verſichern die Beſitzer ſelbſt, daß ihm dieſe nicht eigen ſei. Was haben Sie, wenn ich fragen darf, dafür bezahlt, Herr von Chermont?«

»O, ſo viel, daß Sie mich recht ſehr auslachen werden!«

Er entdeckte hierauf die Summe, und der geheime Rath rief: »Freilich fehlt hier alles Verhältniß. Der Kaufpreis wäre ganz enorm, wenn der Stein kein Diamant ſeyn ſollte, und wäre er ein Diamant, ſo würde man dreimal ſo viel dafür zahlen können.«

»Ja wol, ja wol!« erwiederte Chermont lächelnd. »Ich bin entſetzlich angeführt worden mit dem Ringe. Sehen Sie hier in Madam die Urſache. Der Ring gefiel ihr dermaßen, daß ich ſchon beim Aufſtehen ſein Lob hören mußte, und beim Schlafengehen wieder. Um ihn nur aus meinen Ohren zu bringen, mußte ich dazu thun, ihr ihn an den Finger zu ſtecken. Wenn es aber wahr iſt, was viele behaupten, daß man durch die Frauen gemeiniglich angeführt werde, ſo gehört doch die Art, wie es mir von Madam geſchehen, nicht gerade zu den ſchlimmſten.«

Dabei näherte er ſich ſeiner Gattin freundlich, um den Unwillen, der auf ihrer Stirne ſtand, wieder zu entfernen.

»Herr von Chermont,« ſo verſetzte hierauf der geheime Rath, »je mehr ich den Stein betrachte, je weniger kann ich Ihr Angeführtſeyn zugeben. Um mich völlig zu überzeugen, hätte ich daher eine Bitte an Sie: Ich weiß einen Juwelier, der für den erſten Kenner, vielleicht in ganz Deutſchland, gelten könnte; darf ich ihn mit zu Ihnen herbringen?«

»Warum das nicht? antwortete Chermont. »Vielleicht aber,« fügte er hinzu, »wäre es Ihnen bequemer, den Ring mitzunehmen. Er ſteht zu Ihren Dienſten.«

»Gut,« ſagte der geheime Rath, nur möchte ich Sie, Frau von Chermont, des Steins, der Ihnen ſo ſehr am Herzen liegt, auch auf kurze Zeit nicht gern berauben.«

»Ich werde ihn durchaus nicht vermiſſen, mein Herr,« ſprach die Dame lächelnd. »Wenn auch meines Gemahls Beſchuldigung etwa zum zehnten Theile wahr wäre, ſo bin ich doch nun ſchon ſeit einem Jahre im Beſitz des Ringes, und bei einem ſo langen Beſitze muß ſich ja das beſondere Wohlgefallen an einer Sache ziemlich abnutzen. Iſt mir's doch mit dem Wohlgefallen an Herrn von Chermont ſelbſt, weit früher alſo gegangen.« —

»Bravo!« rief Weidrich, »das hat die vorige Läſterung nur zu ſehr verdient.« Der geheime Rath half ihm lachen, und verſprach im Fortgehen mit ihm, daß nach Tiſche der Ring unfehlbar wieder in den Händen der Beſitzerin ſeyn ſollte. —

Sie gingen zu einem Juwelier. Der Mann konnte die Schönheit des Diamanten nicht genug bewundern. Er behauptete, daß, wer ihn für unächt halte, ein Ignorant ohne Gleichen in dieſem Fache ſei. Einem nur leidlich geübten Auge könne die ſeltene Schönheit des Steines nicht entgehen. Der Juwelier wollte den Eigenthümer wiſſen; aber ehe der geheime Rath zur Antwort kam, ſagte Weidrich, daß dieſes vor der Hand ein Geheimniß bleiben müſſe. Der Ring wurde hierauf von dem

Kunſtverſtändigen viermal ſo hoch taxirt, als der Preis war, den Chermont dafür gegeben haben wollte, und man konnte es Weidrichs Augen anſehen, welche Hoffnungen er ſchon auf den Beſitz des Kleinods faßte. —

»Ich bin Ihnen großen Dank ſchuldig, Herr geheimer Rath,« ſprach Weidrich, »als ſie aus dem Hauſe des Juweliers traten. Nach dem Ausſpruche eines in ſeinem Fache ſo gewandten und kenntnißvollen Mannes darf kein Zweifel an der Ächtheit des Solitairs übrig bleiben. Nur zweierlei beunruhigt mich noch. Erſtens fragt es ſich, ob Chermonts ihn auch wirklich verkaufen wollen.

»Faſt möchte ich's glauben,« verſetzte der geheime Rath. »Herr von Chermont äußerte ja geradezu, daß er blos darum den Stein niemanden ablaſſen könne, weil er weder ſich, noch Andern ſchaden möge, und bei Madam ſchien die Liebhaberei für den Ring auch ſehr vermindert.« —

»Gut. Allein nun giebt es noch einen Punkt; Chermont wird des Juweliers Ausſpruch wiſſen wollen. Doch ſo wenig auch die Schätzung des letztern übertrieben ſeyn mag, das Quantum iſt ſo hoch, daß mein ganzes Vermögen bei weitem nicht ausreichte.«

»Dagegen weiß ich freilich keine Mittel,« verſetzte der geheime Rath achſelzuckend.

»Ich wüßte wol eins!« erwiederte Weidrich: »Man könnte auf die Frage nach dem Juwelier vorgeben, ihn nicht angetroffen zu haben, und inzwiſchen einen Handel mit Chermont eingehen.«

»Laſſen Sie mich dann wenigſtens aus dem Spiele,« ſagte der geheime Rath mißbilligend. »Allerdings iſt es die Sache des Beſitzers, den Preis ſeines Beſitzes zu beſtimmen, wenn er ſich deſſen entäußern will. Doch ich, meines Orts, würde den Irrthum, worin Herr von Chermont dabei zu ſeyn ſcheint, auf keine Weiſe zu benutzen ſuchen.« —

»Ich auch nicht,« entgegnete der Kammerrath erröthend, »vielmehr denke ich darauf, ihm, wenn er den Ring verkaufen will, eine weit höhere Summe dafür zu zahlen, als er gegeben hat. Sonach würden wir denn beide einen erlaubten Gewinn davon tragen.«

»Vielleicht,« verſetzte der geheime Rath mit kaltem Ernſte, »vielleicht iſt Ihre Anſicht die richtige. Da ich ſie indeſſen nicht zu der meinigen machen kann, ſo verzeihen Sie, wenn ich mich der ganzen Angelegenheit entziehe. Hier iſt der Ring, ſtellen Sie ihn der Beſitzerin wieder zu!«

Weidrich blickte dem Rechtlichen, der ihn hier ſogleich verließ, noch eine Weile ſpöttiſch nach, und da die Juſtizräthin Siſter gerade über wohnte, ſo gerieth er auf den Gedanken, eh' er den Ring zurücklieferte, bei ihr damit einzuſprechen. Das Kleinod an ſeinem Finger erwarb ihm bei der eiteln Frau einen wärmern Empfang, als jemals, beſonders da ſie von ſeiner Aechtheit, und von Weidrichs Entſchluſſe, ihn zu kaufen, hörte. Von dieſem Kaufe äußerte er, daß er ihm den größten Theil ſeines Vermögens koſten würde, und deutete darauf hin, wem zu Liebe ein ſolches Opfer geſchehe. Der Händedruck, den er dagegen empfing, der Blick, der den Druck begleitete, beides war allerdings der günſtigſten Auslegung fähig.

Trunken von ſüßen Hoffnungen eilte er in ſeine Wohnung, und ſteckte, nach eingenommenem Mittagsmahle, eine anſehnliche Summe in Staatspapieren, worin er ſein ganzes Vermögen liegen hatte, zu ſich, ehe er zu Chermonts ging.

»Nun, was ſagte der Juwelier?« fragte Herr von Chermont, als Weidrich der Beſitzerin den Ring zurückgab.

Weidrich ſtockte ein wenig. Des geheimen Raths Bemerkung mochte daran Schuld ſeyn. »Viel Gutes!« war endlich die Antwort.

»Von ſeiner Ächtheit?«

»Er hat ſich darüber nicht ganz beſtimmt herausgelaſſen.«

»Wenigſtens wäre er nicht der erſte, der damit getäuſcht wird,« verſetzte Chermont lächelnd. — »Aber wahr iſt es,« fuhr er fort, den Ring vom Finger ſeiner Gattin ziehend, »wenn ich ihn ſo betrachte, ſo möchte ich's faſt ſelbſt, wider mein beſſeres Wiſſen, glauben. Ein ſeltſamer Stein, ein Zauberkleinod könnte man ſagen! Denn bisweilen ſpielt er, z. B. wie heute, ſo herrlich, daß jedermann ihn für ächt halten würde. Dagegen fehlt ihm auch manchmal ein Theil ſeines Glanzes. Erinnerſt du dich, mein Kind, wie bleich er geſtern am Tage ausſah?«

»Aber geſtern,« verſetzte der Kammerrath, »geſtern hatten wir auch ganz trübes Wetter.«

»Richtig,« antwortete Chermont, »daß mir das nicht einfallen konnte!« —

Nachdem das Geſpräch über andere Gegenſtände hingelaufen war, brachte Weidrich es auf den Solitair zurück, und gab ſeinen Wunſch zu erkennen. Chermont ſchüttelte lächelnd den Kopf und ſagte: »Wahrlich, ich weiß nicht, was ich von den menſchlichen Neigungen denken ſoll. Ich bezahlte ſelbſt den Stein zu ſo ungeheuerm Preiſe, ob mir ſchon ahnete, daß er nicht ächt ſeyn werde, und Sie, mein Herr, ſtehen im Begriff, meinem Beiſpiele zu folgen, da ich, der Gatte der Beſitzerin, Ihnen doch ſeine Solidität geradezu abläugne!« —

»Wenn mir nun aber der Ring ſo eben recht iſt, Herr von Chermont?«

»So muß ich auf meine vorige Vermuthung zurückkommen, daß die Sache mit Zauberei zuſammenhängt, an die ich doch ſonſt nicht ſehr zu glauben pflege. Übrigens wiederhole ich's, daß ich mich bedenke, den Ring unter dem Preiſe, den er mir koſtet, zu verkaufen.«

»Das ſoll Ihnen auch gar nicht zugemuthet werden!« fiel der Kammerrath ein. »Vielmehr erbiethe ich mich, ein Anſehnliches über dieſe Summe zu zahlen.«

»Mein Herr,« ſagte Chermont ſehr ernſt, ja finſter, »wofür halten Sie mich? Glauben Sie, daß meiner wohlgemeinten Warnung irgend eine — Prellerei zum Grunde liege? Die Summe, die ich Ihnen heute früh nannte, iſt wahrlich keine Kleinigkeit, und ich kann mir Glück wünſchen, wenn ich meine Auslage zurückerhalte.« —

»Ich bin mit unverwerflichen Zahlungsmitteln verſehen!« ſprach der Kammerrath, ſeine Brieftaſche hervorziehend.

»Nun gut,« ſagte Chermont, »wenn Madam nichts dagegen hat, ſo ſoll Ihr — erlauben Sie mir, es zu geſtehen — Ihr ſeltſamer Eigenſinn befriedigt werden.«

Frau von Chermont willigte ein, äußerte aber doch, daß ſie nun, da es den wirklichen Verluſt des, Anfangs ſo ſehr geſchätzten, Kleinods gelte, eine Betrübniß darüber empfinde, wie das plötzlich eintretende Entbehren einer langen Gewohnheit ſie hervorzubringen pflege.

»Weidrich flüſterte ihr zu, daß er ſinnen wolle, ihr ſeine beſondere Dankbarkeit dafür zu erkennen zu geben. Zugleich händigte er Herrn Chermont die Kaufſumme ein. Indem dieſer ihm hierauf den Ring übergab, ſagte er zu einem Manne, der die ganze Zeit über im Zimmer geweſen war, von dem Kammerrathe aber wenig bemerkt und noch weniger berückſichtigt, die Kupferſtiche an den Wänden betrachtet hatte: »Sie ſind Zeuge, Herr Müller, daß von meiner Seite alles geſchehen iſt, um dem Herrn dieſen Kauf auszureden.«

Der Fremde machte eine bejahende Bewegung, und der Kammerrath empfahl ſich, indem er, noch beim Abſchiede, der Frau von Chermont ſeinen beſondern Dank zuſicherte.

Wirklich durfte ſie auch nicht lange auf dieſen warten; ein mit Diamanten reich beſetztes Halsband, das früher Eliſen zum Geburtstage beſtimmt geweſen war, wurde ihr, ſo bald er nach Hauſe kam, überſendet. —

Der Abend war ein Feſt für den Kammerrath. Mit dem Ringe am Finger erſchien er bei der Siſter, wo ſich große Geſellſchaft zuſammenfand. Er blieb länger als die Übrigen. Die ſchöne Wittwe hatte nie einen ſo traulichen Ton gegen ihn geführt. Die Stralen des Ringes ſchienen die Eisrinde ihres Herzens für ihn geſchmolzen zu haben. Er äußerte, daß an ihrer Hand der Brillant noch einen weit höhern Glanz bekommen würde, und ſchob ihn an ihre Hand. Die Art des Gebens und Annehmens ſchien den anfänglichen Scherz in Ernſt zu verwandeln. Der bald darauf erfolgende Abſchied hatte ganz den Anſtrich der Zärtlichkeit, ja die Juſtizräthin, an deren Hand der Ring geblieben war, bat ihren Anbeter ſogar, daß er ſie den folgenden Tag gewiß wieder beſuchen möchte; eine Bitte, deren er ſich zuvor niemals rühmen konnte.

Der Kammerrath überſah in dieſer plötzlichen Veränderung das Demüthigende, ſowol für ſeine Geliebte, als für ihn ſelbſt. Seine Hoffnungen waren von der Wirklichkeit noch überboten worden. Daran allein hielt er ſich, und blickte dem andern Tag mit Ungeduld entgegen.

Amtsgeſchäfte nöthigten ihn, den Beſuch bis gegen Mittag zu verſchieben. Aber ſein Empfang bei der Juſtizräthin war nicht ganz der erwartete. Im Tone der bloßen Höflichkeit gab ſie ihm den Ring ſogleich zurück, ſich entſchuldigend, daß es am Abende vergeſſen worden ſei. Weidrich bat ſie hierauf, das Innere der Faſſung zu betrachten, um zu finden, weſſen Namenszüge der Ring trage. Wirklich hatte er, in der kurzen Beſitzzeit am Tage zuvor ſchon, zwei Buchſtaben, und zwar, damit ihm das koſtbare Kleinod nicht aus den Augen käme, in ſeinem Beiſeyn, hineinſtechen laſſen.

»Wenn das meinen Namen bedeuten ſoll,« verſetzte die Wittwe mit hochaufgehobenem Haupte, »ſo kann ich es zwar nicht wehren, aber eben ſo wenig gut heißen. Auf jeden Fall bitte ich Sie, den Ring zurückzunehmen, da ich weder Geſchenke dieſer Art von ihnen erwarte, noch auch überhaupt unächte Steine zu tragen pflege.«

»Unächte Steine!« rief Weidrich, ſich auf des gegenüberwohnenden Juweliers Ausſpruch beziehend.

»Eben der,« verſetzte die Juſtizräthin, »hat vorhin den ſogenannten Diamanten bei mir geſehen, und blos darin die Kunſt anerkannt, einem ächten Steine den unächten in der äußern Form ſo ähnlich nachzumachen.«

Der Kammerrath, außer ſich vor Zorn, eilte ſogleich zu dem Manne hinüber. Dieſer, ganz ruhig bei ſeinem Aufbrauſen, behauptete, daß de Ring ein ganz anderer ſei, als der ihm geſtern gezeigt worden.

In der äußerſten Wuth und Unruhe ſuchte Weidrich den geheimen Rath auf, der ihm keinen beſſern Troſt geben konnte. Nun ging es zu Chermont. Vergebens aber verlangte er hier den ächten Stein ſtatt des nachgemachten, oder die Rückgängigkeit des Kaufes. Chermont ſtellte ſich beleidigt, berief ſich darauf, den Stein ausdrücklich für unächt verkauft, die ihm gebotene höhere Summe zurückgewieſen und den Vortheil, auf dieſe Weiſe zu ſeinem Gelde wieder gekommen zu ſeyn, zu rechtmäßig erlangt zu haben, als daß er ihn wieder aus den Händen geben würde.

Der Proceß, zu dem es kam, brachte den Kläger nicht weiter, und wenn auch, der allgemeinen Meinung nach, von Seiten Chermonts wirklich eine trügeriſche Verwechſelung ſtattgefunden hatte, ſo fand ſich doch bei der gerichtlichen Ausſuchung, welche Chermont ſelbſt verlangte, wie leicht zu vermuthen, der ächte Ring nicht wieder; auch blieben die Beklagten dabei ſtehen, daß dem Kammerrathe der Stein nur als unächt verkauft, und zuvor alles gegen den Kauf zu Sagende wirklich geſagt worden ſei. Sogar über den Punkt, daß der befragte Juwelier die Identität des Ringes mit dem, welchen er zuerſt geſehen hatte, durchaus läugnete, wußte ſich Chermont fein genug zu verantworten; wenigſtens konnte der Kammerrath nicht läugnen, daß er ihm von einer ſonderbaren Wandelbarkeit des Steines vorausgeſagt hatte.

Das Reſultat der Sache ſelbſt und des Proceſſes war der Verluſt von Weidrichs gänzlichem Vermögen. Sein Benehmen gegen Eliſen, und die Art, wie er den Mann, der ihn nun betrogen hatte, zuvor ſelbſt hatte überliſten wollen, woraus der geheime Rath kein Geheimniß machte, zog ihm, ſtatt Mitleids, den Spott der ganzen Stadt zu. Eliſe, zu der er nun, da die Juſtizräthin ſich recht auffallend von ihm abwendete, zurückkehren wollte, ſtellte aber dem auf alle Weiſe Beſchämten einen Andern als ihren künftigen Gatten vor, der ihr in der Folge wirklich das Glück gewährte, das ſie ſich Anfangs von einer Verbindung mit dem Kammerrathe verſprochen hatte.

VII.

Die Verſöhnung im Taubenſchlage.

Erzählung

von

K. G. Prätzel.

Der Herbſt war gekommen, und mit ihm die Zeit, wo der alte Hauptmann Barden von ſeinem Landgute in die Stadt zurückzukehren pflegte. Ungeachtet Walden nur drei Stunden von der Stadt entfernt lag, und die Reiſe hin und her mit nur geringen Beſchwerden verbunden war, würde er dennoch dem ſchon oft gefaßten Entſchluſſe, auch den Winter hindurch auf dem Lande zu leben, einmal getreu geblieben ſeyn, wäre nicht die unerſchöpfliche Überredungskunſt ſeiner Nichte, und die Sehnſucht nach dem langentbehrten Umgange zweier, in der Stadt lebender Freunde ſeinem Vorſatze abermals in die Quere gekommen. Julie hatte, bevor der Tag der Abreiſe erſchien, unter Hüpfen und Trillern das Hausweſen in Ordnung gebracht, dem zurückbleibenden Geſinde ſeine Wintergeſchäfte angewieſen und dem

Onkel weidlich den grauen Knebelbart geſtreichelt, wenn er über den Stoß, den ſeine Bequemlichkeitsliebe durch den bevorſtehenden Ortswechſel erleiden ſollte, zu murren anfing. Fürchterlich war der Ausbruch der Kraftflüche, die ihm noch aus dem ſiebenjährigen Kriege her anklebten. Julie ſuchte ihnen immer beſtmöglichſt vorzubeugen, da ſie die Zeichen kannte, die gewöhnlich voranzugehen pflegten. Es lagerten ſich nämlich zuerſt einige Falten um die Narbe hin, die ihm an der Stirne ſaß; dann fing er an, mit unverſtändlicher, dumpfer Stimme, gleich einer fern aufſteigenden Gewitterwolke, zu brummen; und jetzt war es die höchſte Zeit, ſich ins Mittel zu ſchlagen, denn bald darauf ging es Schlag auf Schlag, bis es ihm den Athem verſetzte und ſein Geſicht ſo dunkelroth wurde, wie die Geſichter der zweihundert Croaten, von deren Gefangennehmung er einſt die Narbe an der Stirn und den Hauptmannsposten davon trug.

Übrigens hing ſeine ganze Seele an Julien. Er war vor dem funfzigſten Jahre aus Hang, ſeinen kriegeriſchen Freiheitstaumel durch nichts zu beſchränken, und nach dem funfzigſten Jahre aus Furcht vor Kopfſchmerzen unverheirathet geblieben, und hatte Julien, eine ihm verwandte, älternloſe Waiſe, an Kindes Statt zu ſich genommen. Sie entſprach ganz der Erziehung, die er ihr hatte angedeihen laſſen. Ihr, oft bis zur Ausſchweifung heiteres Weſen war der Stolz und die Freude des Alten; denn alles hielt er für ſein Werk. In ihr glaubte er ſein eigenes, verjüngtes Bild zu erblicken, wenn ſie des Abends zuweilen die Erzählung ſeiner Heldenthaten, die er ihr aufs umſtändlichſte mitgetheilt hatte, parodirte. Er rückte dabei mit ſelbſtgefälligem Lächeln in ſeinem Lehnſtuhle hin und her, und mußte hundertmal die Pfeife anzünden. Nichts fehlte ihr, nach ſeiner Meinung, als Knebelbart und Uniform, um ein ganzes Heer von Croaten in die Flucht zu jagen.

Der von Julien ſo heiß erſehnte Morgen war erſchienen. Mit einem Geſicht, auf welchem faſt eben ſo viele Falten des Verdruſſes ſich zeigten, als Gedankenſtriche in der Götterlehre von Moritz, ſtieg der Onkel in den Wagen, welcher bald darauf zum Dorfe hinausrollte. Aber Juliens heitere Laune verſcheuchte nach und nach den finſtern Ernſt des Alten. Er vergaß der hohen Linden, in deren Schatten er des Abends ſein Pfeifchen zu rauchen pflegte, und beſchäftigte ſich nun den ganzen Weg entlang einzig mit dem Gedanken an die beiden Freunde, die in der Stadt auf ſeine Ankunft harrten. Auch Juliens Herz klopfte einer frohen Stunde entgegen: der Stunde der Wiedervereinigung mit ihrem Füllberg.

Barden war dem jungen Manne gewogen; denn dieſer hatte ihm in Rechtsangelegenheiten mehrmals wichtige Dienſte geleiſtet. Das Haus des Hauptmanns ſtand ihm jederzeit offen. Kein Wunder alſo, daß er, über einen Morgenbeſuch bei Julien, nicht ſelten den Gerichtstermin im Tempel der blinden Themis verſäumte, um aus Juliens offnen, ſchönen Augen für ſein eignes, tumultuariſches Herz ein gefälliges Urtheil zu leſen. Eine einzige Zeile von ihrer Hand fand er gehaltreicher, als die hundertjährige Actenniederlage in der Gerichtsſtube, und ein einziges Wörtchen aus ihrem Munde wirkſamer, als zehn Machtſprüche des dicken Präſidenten, obgleich jeder davon vermögend war, die Bauern Dutzendweiſe ins Hundeloch zu befördern.

Füllberg hatte es bis jetzt, bei ſeinen noch zu beſchränkten Einkünften, nicht gewagt, dem alten Barden ſeine Liebe zu Julien zu entdecken, und öffentlich um ihre Hand anzuhalten; deſto mehr aber hatte Julie ſich es angelegen ſeyn laſſen, den Oheim mehr und mehr für ihn zu gewinnen. Sie ſuchte, wenn von ihm die Rede war, ſeine glänzendſten Seiten heraus, und entwarf von ſeinen Eigenſchaften und Talenten ein Gemälde, zu welchem geſeſſen zu haben ſich kein Erzengel hätte ſchämen dürfen; kurz, ein Gemälde, wozu die Liebe Farben und Pinſel hergegeben hatte. Füllberg hingegen wußte die Schwächen des Alten zu ſeinem Vortheil zu benutzen. Er ſaß oft, wenn

Julie nicht zugegen war, ſtundenlang an ſeiner Seite, ließ ſich hundertmal, ohne verdrießlich zu werden, die Geſchichte von den zweihundert Croaten erzählen, und hatte ſtets neue Worte und Geberden in Bereitſchaft, um ſein Erſtaunen und ſeine Bewunderung darüber zu verdeutlichen. Der gutherzige Alte drückte ihm dann gewöhnlich voll Rührung die Hand, und Füllberg merkte, daß er dem Ziel, ſich ihm unentbehrlich gemacht zu haben, immer näher rücke.

Walden hatte drei Beſitzer. Der untere Theil des Dorfs gehörte Juliens Oheim; der mittlere dem Steuerrath Lemmer, einem Wittwer von einigen funfzig Jahren, und der obere Theil dem Doctor Burl, einem alten Junggeſellen, der die Praxis niedergelegt hatte, und in der Stadt von ſeinem Vermögen lebte. So innig das freundſchaftliche Vernehmen war, in welchem ein jeder dieſer beiden Herren mit dem alten Barden ſtand, eben ſo tief eingewurzelt war der Haß, mit dem ſie ſelbſt ſich wechſelſeitig befeindeten. Alles hatte jener bereits aufgeboten, die zwiſtigen Gemüther zu verſöhnen, aber umſonſt! Die Feindſchaft war verjährt, und bekam — was das ſchlimmſte war — mit jedem Frühjahr neue Nahrung. Sie vermieden ſich auf das ſorgfältigſte, und geſchah es ja, daß einer den andern bei Barden antraf, ſo wurde ſogleich in der Thüre wieder umgekehrt.

Der Grund dieſer Feindſeligkeiten war ein Teich an der Gränze von Ober-Walden, welcher mit jedem Frühjahr auszutreten pflegte, und dadurch dem Doctor Burl, indem er ihm eine Wieſe überſchwemmte, Schaden zufügte. Von uralten Zeiten her hatte die Wieſe und der Teich zwiſchen ihren Beſitzern zu den verdrießlichſten Auftritten Veranlaſſung gegeben. Der gegenſeitige Haß hatte ſich unablaſſig von einem Geſchlecht auf das andere fortgeerbt, und war gleichſam zum Familienſtück geworden. Den Winter hindurch war es gewöhnlich ſo ziemlich ruhig; doch ſobald der Schnee zerrann und die angehäuften Gewäſſer über den Damm hinaustraten, ging der Lärm von neuem los; auf der einen Seite wegen des neu zugefügten Schadens, auf der andern wegen der darauf erfolgten Schmähungen. Burl und Lemmer waren indeß von allen denen, die des Teiches wegen bereits im Streite gelegen hatten, noch die vernünftigſten. Sie haßten ſich mehr aus verjährter Gewohnheit, als aus eigenem, innern Antrieb, und hätte der Zufall ſie an einem Orte zuſammengebracht, wo es keinem von beiden möglich geweſen wäre, dem andern auszuweichen, ſo würden ſie vielleicht ſchon längſt ſich gegenſeitig verſtändigt und ausgeglichen haben. Barden wagte keinen Verſuch mehr, ein ſolches Zuſammentreffen zu veranſtalten, weil er wußte, daß gerade ihm dies Werk am wenigſten gelingen könne. Schon zu oft hatte er in frühern Zeiten ihnen ſeine Abſicht merken laſſen; jetzt trauten ſie ihm nicht mehr, und ſchöpften daher aus der unſchuldigſten Bewegung, die er in dieſer Rückſicht zu machen ſchien, Argwohn.

Julie empfing nach ihrer Ankunft in der Stadt die beiden Widerſacher mit einer ſo zuvorkommenden Artigkeit, daß ſie leicht in den

Verdacht einer etwanigen unlautern Nebenabſicht hätte gerathen können, wenn nicht der kleine Unterſchied von vierzig Jahren, der zwiſchen ihr und ihnen obwaltete, der Sache ein anderes Anſehen gegeben hätte. Niemand merkte etwas von dem Plane, der unter dieſem gefälligen Betragen verſteckt lag; am wenigſten die beiden Herren, gegen die es gerichtet war. Nur Füllberg war durch Julien von allem unterrichtet, weil er ihr zur Erreichung ihres Zweckes behülflich ſeyn ſollte. Dieſer war nämlich kein anderer, als die Verſöhnung der beiden Antagoniſten. Füllberg war um ſo bereitwilliger, hülfreiche Hand zu leiſten, da er oftmals auf ihren Geſichtern eine gewiſſe lüſterne Behaglichkeit wollte geleſen haben, wenn ſie Julien gegenüber ſich befanden. Und wirklich war ſeine Beſorgniß nicht ſo ganz ohne Grund. Denn, ſo wie dem Steuerrath ſeit den fünf Jahren, da er Wittwer ward, unter allen weiblichen Weſen nur Julie ein wohlwollendes Lächeln abgewinnen konnte, ſo verwandte auch der Doctor ſeit der Zeit, da die Wellen- und Schönheitslinien bei ihr ſich zu entwickeln anfingen, mehrere Sorgfalt auf Drathperücke und Manſchetten, wenn der Hauptmann ihn zu ſich geladen hatte. Je deutlicher ſie jetzt, beim Einbruch der langen Winternächte, ſich es merken ließen, was ſie im Schilde führten, je rathſamer ſchien es Julien, ihren Entſchluß, der zugleich einer thörichten Leidenſchaft die Nahrung benehmen ſollte, nicht länger zu verſchieben; doch mußte ſie, wenn der Plan gelang, auch ihrer Laune nebenbei einen kleinen Triumph verſchaffen können.

Als der Oheim einſt ausgegangen war, beſtellte ſie, unter dem Vorwande, daß ſie den Nachmittag in angenehmer Geſellſchaft zuzubringen wünſche, die beiden Liebhaber zu einer und derſelben Stunde auf ihr Zimmer, welches im obern Stockwerk des Hauſes ſich befand. Der Steuerrath, der in dieſer Einladung eine glückliche Vorbedeutung ahnete, war der erſte, der ſich einſtellte. Julie führte ihn in das Zimmer. Kaum aber hatte ſie aus ſeinen wohlſtudierten Complimenten die Überzeugung geſchöpft, daß die Ausführung ihres Planes wirklich keinen Aufſchub mehr leide; als auf der untern Treppe des Hauſes ſich Fußtritte vernehmen ließen. Julie ſchien in Verzweiflung; inſtändig bat und beſchwor ſie ihn, ihres guten Rufes zu ſchonen, und ihr nach einem entfernten Winkel des Hauſes zu folgen, wo ſie, bis der läſtige Beſuch ſich entfernt habe, ihn zu verbergen gedenke. Der Steuerrath that, was ſie verlangte. Wie behaglich ward ihm aber ums Herz, als Julie mit einem ſchalkhaften Lächeln ihn aufforderte, an einer Leiter, die nach einem ſichern Kammerlein führe, hinauf zu ſteigen. Je weiter die Zeit der Liebesabenteuer ihm im Rücken lag, je mehr weidete an dieſer Zumuthung, weil ſie Kraft und Kühnheit vorausſetzte, ſich ſein Stolz. Hatten die Umſtande es erfordert, er würde vielleicht, um in der Gunſt ſeiner Dame ſich feſtzuſetzen, wie ein Marder an den Dachpfannen des Hauſes hinaufgeklettert ſeyn. — Alles ging glücklich von Statten. Mit einem gelinden Fröſteln betrat er die erſten Sproſſen der Leiter, mit einigen Schweißtropfen vor der Stirn erreichte er das Ziel; ſelbſt das Herzklopfen ſchien ſich zu vermindern, ſobald ein friedlicher Taubenſchlag, der jedoch keine Bewohner hegte, ihn aufgenommen hatte.

Man wird leicht errathen, wer die Treppe herauf kam. Hätte der Steuerrath ſich um einige Minuten ſpäter, oder der Doctor um einige Minuten früher eingefunden, ſo würde durch dieſes Zuſammentreffen Juliens Plan wahrſcheinlich zerſtört geweſen, und jeder Verſuch, ihnen ein neues Netz zu ſtellen, ohne Wirkung geblieben ſeyn. — Burl hatte kein beſſeres Schickſal als ſein Vorgänger; denn kaum war er zu Athem gekommen, als man ſchon wieder Jemand im Sturmſchritt die Treppe heraufſteigen hörte. Julie erneuerte die Geberden der Angſt und Verwirrung, die ihr ſchon einmal den erwünſchten Dienſt geleiſtet hatten, und der Doctor bequemte ſich, wiewol mehr aus Mitleiden mit ihrer jungfräulichen Verlegenheit, als aus Überzeugung, daß ein ſolches tête à tête ihr in den Augen der Welt gefährlich ſeyn könne, zur Erſteigung der Leiter, die, als die einzige Retterin in der Noth, im Winkel ſtand. Sobald er aber den Fuß von ihrer letzten Sproſſe in das Kämmerlein nachgezogen hatte, ſchob Julie ſie hinweg, und brachte an der Seite ihres Füllberg den Nachmittag ſehr zufrieden zu.

Der Steuerrath in Todesängſten, als er Jemand auf der Leiter hörte, nahm ſeinen Platz in einer Ecke hinter einem alten Taubenkorbe, und harrte mit erneutem Herzklopfen der Dinge, die da kommen ſollten. Tödtlicher Schreck überfiel Beide, als ſie einander anſichtig wurden. Der Doctor ſtellte ſich in den entgegengeſetzten Winkel, und beide ſchwiegen eine geraume Zeit, ohne ihre Stellung zu verändern. Endlich fing der Doctor an, den Deſſauer Marſch halb zu ziſchen, halb zu pfeifen. Der Steuerrath hörte ihm eine Weile zu; doch als jener das Stück zum zweiten Male anfing, ſtimmte auch dieſer unwillkührlich ein, und der verödete Taubenſchlag ward durch ein Duett belebt, welches beſonders in denjenigen Tacten, wo der Doctor die tiefere Stimme pfiff, ſich nicht gar übel ausnahm. Nach Endigung deſſelben ſahen ſie einander ſtarr ins Geſicht. Der Doctor, dem die Zeit doch ein wenig zu lang werden mochte, murmelte darauf einige unverſtändliche Worte in den Bart; der Steuerrath folgte ſeinem Beiſpiel. Jetzt ſahen ſie einander wieder an; aber ſchon lag in beiden Geſichtern etwas, das dem Auge ſeine vorige Starrheit benahm. Während deſſen fing die Abendſonne durch die eine Öffnung an, dem Doctor in die Augen zu ſcheinen, und er nahm ſeinen Platz in einer andern Ecke des Schlages. Auch der Steuerrath, der bisher in einer höchſt unbequemen Stellung hinter dem Taubenkorbe gekauert hatte, ſetzte ſich jetzt auf denſelben. Bald darauf ſchien die Sonne durch ein anderes Loch dem Steuerrath ins Geſicht. Vergebens drehte er, um ihr auszuweichen, den Kopf bald rechts, bald links; bis der Doctor endlich nach der Öffnung ſich verfügte und ſein Schnupftuch davor hing. Der Steuerrath ſchien ihm Dank zuzunicken; und nun erſt löſten ſich die Zungen.

»Der vermaledeite Fiſchteich!« rief der Doctor;

»»Die verdammte Wieſe!«« verſetzte der Steuerrath;

»Die Wieſe verſchenk' ich morgenden Tages.«

»»Und ich noch heute den Fiſchteich.««

»Steuerrath, wir verbittern uns beide das Leben durch unſern Haß.«

»»Die Urſache des Haders wird ja nun aus dem Wege geräumt.««

»Folglich —«

»»Folglich könnten wir —««

»Ein recht inniges Kleeblatt werden!«

»»Wir beide? —««

»Mit dem Hauptmann.«

»»Dann hätte ich keine Frau nöthig.««

»Ich würde gleichfalls nicht heirathen.«

»»Dann könnte Julie —««

»Ah! ich verſtehe! Steuerrath, wir haben mit gleicher Sündenſchuld uns beladen, und ſind eingeſperrt, um ſie abzubüßen. Je nun! will die Liebe uns nicht mehr lächeln, ſo können wir ja die Freundſchaft zu ihrer Stellvertreterin ernennen. —«

Eine kräftige Umarmung, durch welche die Friſur des Steuerraths noch mehr in Unordnung gerieth, endigte dieſes Geſpräch. Bald darauf öffnete ſich die Thüre, und Julie, die gekommen war, um die Gefangenen zu befreien, merkte, daß ſie es gar nicht nöthig habe, des ihnen geſpielten Streiches wegen, um Verzeihung zu bitten; denn mit der heiterſten Miene von der Welt ſtiegen die beiden Verſöhnten die Leiter hinab. Der Hauptmann war ſo eben nach Hauſe gekommen. Man denke ſich ſein freudiges Erſtaunen, als die beiden Freunde Arm in Arm zur Thüre herein traten! — »Alle Wetter! iſt es Hexerei?« rief er ihnen entgegen, indem er ſich die Augen rieb. »Allerdings,« verſetzte der Doctor, »und wofern man Belieben trägt, die Hexe kennen zu lernen, da ſteht ſie!« — Mit einem graziöſen Knix bedankte ſich Julie für die Würdigung eines Zauberwerks, woran der Oheim jahrelang fruchtlos gearbeitet hatte.

Zwar hatte ſie, bevor man in das Zimmer trat, über den ganzen Vorfall die ſtrengſte Verſchwiegenheit gelobt; aber die Geſchwätzigkeit der beiden Alten ſelbſt war Schuld daran, daß derſelbe dem Hauptmann nur wenige Minuten lang ein Geheimniß blieb. Nur dem Triumphe, den er über die zweihundert Croaten davon trug, war die Freude zu vergleichen, die er über die Erfüllung dieſes ſeines liebſten Wunſches empfand; und Julie hätte von ſeinem Dankgefühl weit ſchwerere Proben fordern können, als die Berichtigung ihrer Herzensangelegenheiten, für deren Auseinanderſetzung ſie den günſtigen Augenblick denn auch nicht ungenützt entwiſchen ließ. Die Verlobung der beiden Liebenden erfolgte noch dieſen Abend; Julie brachte ihrem künftigen Ehegemahl den Fiſchteich nebſt der daran gränzenden Wieſe zur Mitgift, und der Taubenſchlag ward in ein zierliches Erkerſtübchen verwandelt, weil man den Verſöhnungstag darin alljährlich auf das feſtlichſte zu begehen beſchloſſen hatte.

VIII.

Romanzen.

Graf Waldenburg, der Brave.

Im Mondenglanz ſchimmerte Hochfelds Schloß,
Rings walteten heilige Schauer,
Da nahte, gerüſtet, auf ſchwarzem Roß,
Ein Ritter der alternden Mauer.
Es hieß ihn willkommen ein biedrer Greis,
Ihn labte die Tochter, der Jungfrau'n Preis;
Doch traf ihn ihr Auge voll Thränen,
Mit Wehmuth und zärtlichem Sehnen.

Der gaſtende Ritter, ein Grafen=Sohn,
War preislicher Ritterſchaft Blume,
Und hätt' er beſeſſen den Kaiſerthron,
So wär' es dem Throne zum Ruhme.

Im Kampf ein zermalmender, grimmer Leu,
Ein ſchützender Engel der Tugend und Treu',
So trug er auch Zartheit im Sinne,
Und huldigte heiliger Minne.

Alsbald, da des Gaſtes Namen erſcholl,
Bot Hochfeld ihm traulich die Rechte.
»So biſt du,« verſetzt' er Entzückens-voll,
Von Waldenburgs kühnem Geſchlechte?
Dein Vater war immer mein Buſenfreund,
Ach, leider! daß Mondlicht ſein Grab beſcheint!
In lange verſchwundenen Tagen
Was hieß uns die Freundſchaft nicht wagen?

Nun dunkelt mein Auge, mein Arm wird ſchwach,
Es eilten die Jahre von hinnen,
Die Freuden entſchliefen, der Gram blieb wach;
Nun quält mich noch feindlich Beginnen!
Mit Fehde bedroht mich der rüſt'ge Sohn
Des bitterſten Feindes, und beut mir Hohn:
Soll Emma mir, trotzt er, nicht werden,
So leuchtet kein Licht dir auf Erden!« —

Im Buſen barg Emma ihr Angſtgeſtöhn;
Sie blickte verſchüchtert und blöde;
Es thauten die Augen, wie Sterne ſchön,
Und voller klang Waldenburgs Rede:
»Wohl mir, daß ich Tugend noch ſchirmen kann;
Ich trete vor Dirn' und vor Biedermann,
Und will es der Kühne dann wagen,
So ſoll er vor Waldenburg zagen! —

Nun kreiß'ten die Becher. Doch Emma ſchied;
Und als am ſapphirenen Bogen
Hell blinckten die Sterne, da tönte das Lied
Des Mägdleins auf Silberlauts-Wogen.
Es wallte herab von ſchattigen Höh'n,
Wie freundlicher Heerden Glockengetön,
Das Frieden und Unſchuld nur läutet,
Und Sehnſucht der Liebe bedeutet.

Ein Feuer durchſtrömte des Ritters Blut,
Es ward ihm ſo wohl und ſo bange;
Er horchte von fern', und der Liebe Glut
Ergoß ſich durch Bruſt ihm und Wange.

So träumt' er wachend von Lieb' und Schlacht;
Doch kaum war entſchwunden die lange Nacht,
So gab er dem Roſſe die Sporen,
Im Hui! war die Burg ihm verloren.

In zweimal zwei Tagen kehrt er zurück,
Und mit ihm ein Heer von Vaſallen;
Sie trotzten auf Kühne und Waffenglück,
Und Hufſchlag und Hörner erſchallen.
Von drüben her toſ't es noch lauter heran:
Auch Adelbert nahet mit Roß und Mann,
Den köſtlichſten Preis zu erwerben,
Will ſiegen er, oder verderben.

Ein feuriger Jüngling, aus edlem Blut,
Durchkämpft' er ſchon manche der Schlachten;
Wohl kämpft' er mit Kühnheit und Männermuth,
Da Lenz ihm und Liebe noch lachten.
Ihn reizte die Jungfrau zum Heldenlauf,
Drum nahm er den Fehdebrief freudig auf,
Er kannte nicht Bangen, noch Weichen,
Und glühte, den Feind zu erreichen.

Hell ſchmettert das Horn, und der Kampf bricht los,
Es wiehern die ſtampfenden Pferde;
Laut gellet der helle Trompetenſtoß,
Es dröhnet vom Hufſchlag die Erde.
Wie Wirbelwind fährt es die Heide daher,
Es krachet am Panzer der fliegende Speer;
Die Schaaren der Ritter entflammen,
Und ſtoßen gewaltig zuſammen. —

Die Streitwuth ergießet ſich allgemein;
Hoch ſeht ihr die Paniere ſich ſchwingen;
Doch zweifelhaft ſchien das Gefecht zu ſeyn,
Bis beide zu Boden ſich ringen.
Und, bügelfrei, ſprangen, das Schwert zur Hand,
Die Helden hin, kämpften auf blutigem Sand,
Bis endlich der Waldenburg ſieget,
Und Adelbert kämpfend erlieget.

Vom Erker ſieht Emma die blut'ge Schlacht,
Sieht Adelberts Mannen entirren,
Und hört ihn, gefeſſelt, den düſtern Schacht
Des tiefen Verließes durchklirren. —

Der Vater mit Dank und mit frohem Geiſt
Den ſiegenden Ritter willkommen heißt;
Auch Emma, ihn grüßend, ſich neiget,
Durch Thränen mild lächelt und ſchweiget.

»Nimm, Braver! ſprach Hochfeld, nun hin die Braut;
Du flehteſt zum Dank ſie des Sieges!«
Der Ritter prieß, höchlich darob erbaut,
Die goldenen Früchte des Krieges.
Entzücken gewährt' ihm der Holden Geſtalt,
Es griff an die Seel' ihm mit Allgewalt;
Schon träumt' er ſich himmliſche Stunden,
Von Liebe den Siegskranz gewunden.

Der Abend ſank nieder, und Laubenkühl
Hüllt' Emma mit ſchirmendem Arme;
Sie haucht' in die Laute ihr Schmerzgefühl,
Mit Tochterpflicht kämpfend und Harme.
Sie ſang in die Saiten ſo ſüß und bang,
Und Engel belauſchten den Wehmuths-Sang;
Den Waldenburg rührten die Töne,
Still horcht' er; da klagte die Schöne;

»Im Frühling, an zärtlicher Freundſchaft Hand,
Durch glühe Gefühle verbunden,
Führt' freundlich die Lieb' in ihr Zauberland
Uns ein in unnennbaren Stunden!
Da dräuet uns Trennung durch Vaters-Wort,
Da drängt's uns, wie Wogenflut, hier und dort;
Doch brennen mag irdiſche Schwüle,
Einſt fächelt uns himmliſche Kühle!«

Jetzt nahte der Ritter mit glüh'nder Bruſt
Der Laube, von Mondſchein erhellet.
Lang hatten gerungen ſchon Pflicht mit Luſt,
Zur Wehmuth ſich Freude geſellet.
»Was ſchmerzet dich, holdeſte Lichtgeſtalt?
Was iſt's, das im Liede ſo himmliſch wallt?
Quält, Holde! dich Sehnſucht der Minne?
Vertrau' dich des Ritterthums Sinne!«

»Mein Adelbert,« ſprach ſie, und als ſie ſprach,
Erglühten die Lilienwangen —
Ward blutig am heutigen Schreckenstag,
Nach männlichem Kampfe, gefangen. . .

O könnt' ich ihm folgen durch Meer und Sand,
Gern opfert' ich Hab' ihm und Vaterland!
Gieb frei, den ich liebend begehre,
Daß Gott einſt erbarmend dich höre!«

»Nur unſere Väter, ach! haßten ſich,
Der Sohn doch war edel und bieder!
Mein Vater bedrohte mit Ingrimm mich:
Du ſtirbſt, naht dir Adelbert wieder!
Doch, als ich den Kuß des Scheidens ihm gab,
Gelobt' ich ihm Treue bis in das Grab,
Mein Wort werd' ich heilig bewahren,
Und trotzen des Todes Gefahren!« —

Wie wallte dem Ritter ſein edles Blut,
Wie glühten ihm Augen und Wangen?
Wie riß ihn dahin die ſtürmende Glut,
Als Tugend und Liebe noch rangen!
Heiß wogt's ihm im Buſen, doch Tugendkraft
Beſiegte die ſtürmende Leidenſchaft.
»Laß Hoffnung nicht ſterben im Herzen,
Du naheſt dem Ziele der Schmerzen!«

Dann ſchieden die Beiden, ſo leicht, wie Licht
Des Mondes den Blicken entgleitet,
Wenn Silbergewölke ſich naht und dicht
Vor ſchimmernder Scheibe verbreitet.
Mit raſcheren Schritten ging's hügelan,
Es grollte die hallende Burg ihn an;
Doch über der alternden Trümmer
Ergläntzten des Sternendoms Schimmer.

Kaum färbte das Morgenroth Hochſelds Schloß,
So ging's zum Verließe hernieder;
Dem Jünglinge band er die Feſſeln los,
Und einte die Liebenden wieder.
„Der Minne Sinn hab' ich noch nie verkannt,
Von lauterer Glut war mein Herz entbrannt!
So laßt nun die Thränen verſiegen!“ — —
Die Liebenden ſtaunten, und ſchwiegen.

Dann führet er Beide zum Vater hin.
„Wie?“ ſprach der, „auch du willſt mich höhnen?“
Der Sieger verſetzte mit ernſtem Sinn:
„Laß fließen des Edelmuths Thränen!“ —

Und Hochfeld nahm Adelbert an zum Sohn,
Der Tochter heißwünſchend der Treue Lohn,
Dann faßt' er Waldenburgs Rechte:
»Dich ſchützen die himmliſchen Mächte!«

K. W. Juſti.

Alzire.

Nach Freiheit wird vergebens
Der Buſen glüh'n und dürſten!
Die Blütenzeit des Lebens
Verſeufzet Theobald
In eines Mohrenfürſten
Feindſeliger Gewalt.

Was wandelſt du mit Lauſchen
Durch die Platanenbogen?
Den Bergſtrom hörſt du rauſchen;
Was ſäumſt und zögerſt du?
Ein Sprung in ſeine Wogen
Trägt dich der Freiheit zu!

Nicht Heimkehr iſt zu hoffen
Aus dem verhaßten Lande!
Welch Harren oder Hoffen
Macht, fern vom Vaterheerd,
Dir ſelbſt im Sklavenſtande
Das Leben wünſchenswerth? —

Ha! offen ſteht die Thüre
Der weiten Königshallen;
Es naht, es naht Alzire,
Gelockt von Liebesluſt;
Den Schleier läßt ſie fallen,
Und ſinkt an ſeine Bruſt.

Sie iſt es, die das Leben
Dir ſchmückt mit Glück und Wonne;
Die, zärtlich dir ergeben,
Der Hoheit Glanz vergißt,
Die deine Hoffnungsſonne
Auf öden Steppen iſt! —

Stimmt nicht die Macht der Liebe
In Hütten und auf Thronen
Die Bruſt zu gleichem Triebe?
Ergreift ihr ſüßer Schmerz
Nicht in Marokko's Zonen
Nur glühender das Herz? —

Es fanden ſich die Treuen,
Den Flammenſchwur der Liebe
Gefahrlos zu erneuen,
So oft die Sonne ſank,
Mit ſtiller Sehnſucht Triebe
Auf einem Felſenhang.

Man ſah kein glücklich W
Auf den Bezirken hauſen,
Die beide ſich erleſen;
Tief unter ihnen ſchoß
Der Bergſtrom, der mit Brauſen
Sich durch's Geklüft ergoß.

Doch nah am Bergesrücken
Stand einſt zur Unglücksſtunde,
Mit ſchnöden Argusblicken,
Die Argliſt auf der Wacht,
Und eiligſt ward die Kunde
Dem König hinterbracht.

Flugs ſammelte mit Spotte
Und giftigem Erglühen
Der Fürſt die Sklavenrotte,
Und hieß ſie Mann bei Mann
Dem Fels entgegenziehen;
Er ſelber zog voran.

Und wie er aufwärts keuchte,
Hielt er den Bogen leiſe,
Bis er das Ziel erreichte,
Und ſchoß mit blut'ger Luſt,
Nach Meuchelmörderweiſe,
Den Jüngling durch die Bruſt.

Es öffneten umfaſſend
Sich der Geliebten Arme;
Die Holde warf, erblaſſend
In tödtlichkalter Ruh',
Dem feigen Mörderſchwarme
Den Blick voll Abſcheu zu.

Und eh' die Blutgenoſſen
Noch fernern Frevel übten,
Da ſprang ſie, kühn entſchloſſen,
Vom ſchroffen Fels hinab,
Und riß auch den Geliebten
Mit in das Flutengrab.

Bald war der Schmerz verflogen!
Es rötheten die Klippen,
Es färbten rings die Wogen
Vom Blut der Opfer ſich,
Von deren bleichen Lippen
Der Kuß der Liebe wich.

Wie, Bruſt an Bruſt, noch heute
Sie Treue ſich geſchworen,
Trug ſie der Strom in's Weite!
Und auf dem Felſenrand
Sank dem beſtürzten Mohren
Die Armbruſt aus der Hand.

K. G. Prätzel.

IX.

Das Bild der Laura,

und

Jakob Fabers Teſtament.

Aus Oſcar's Denkblättern.

1.

Etwa drei Stunden von D. liegt das, durch manche treffliche Schilderung und Zeichnung auch im Auslande bekannt werdene S—er Thal, deſſen Eigenthümlichkeit ſich wol am füglichſten mit: idylliſch-romantiſch bezeichnen läßt. Der Kennerblick des vorigen Beſitzers, eines Mannes von hohem Geiſt und gefühlvollem Herzen, hat die dortigen Naturſchönheiten aufzufinden, ſeine edle Liebhaberei hat ſie auch für Andere hervorzuheben gewußt, und es bleibt bei den mancherlei Ruheplätzen, Denkmalen, kleinen Tempeln u. ſ. w. nur das Einzige zu bedauern übrig, daß ſie zu gehäuft, einige aber faſt kleinlich und zu wenig auf die Dauer berechnet ſind. Doch wer wollte undankbar genug ſeyn, darüber mit einem Manne zu rechten, der vielleicht jede Eingebung ſeines reichen

Gemüthes möglichſt ſchnell ausgeführt zu ſehen wünſchte, und dabei mit ächter deutſcher Gaſtfreiheit von Allem, was er auf ſeine Koſten anlegte, jedem ſeiner Mitbrüder uneingeſchränkten Mitgenuß geſtattete?

Unter die Ideen, worin ſich der Verſchönerer jenes Thals vorzüglich gefallen zu haben ſcheint, gehören beſonders Erinnerungen an Sterne's Lorenzo, deſſen Garten, Betaltar und Grab man hier antrifft, und an Petrarca. Außer einer Säule mit Laura's Namen und einem ländlichen Gebäude, an deſſen Wänden zwei der vorzüglichſten Petrarchiſchen Sonette auf ihren Tod in der Urſprache und Überſetzung zu leſen ſind, ſtößt man auch in einer Ecke, wo die Felſen den Grund eng verſchließen, nahe an einem rauſchenden Waſſerfall, auf eine Art Einſiedlerwohnung, zu der eine Raſentreppe führt, und die von alten, dunkel überhängenden Bäumen umgeben iſt. Sie ſcheinet der Hütte nachgebildet zu ſeyn, welche ſich, nach der Überlieferung, Petrarca zu Vauclüſe erbaute. Die wenigen Geräthe ſind höchſt einfach, nur von Stroh und Zweigen geflochten. Der einzige Schmuck dieſer Zelle beſtand ehemals in einem, wenn mich meine Erinnerung nicht täuſcht, recht brav gemalten Bruſtbilde der Laura. Das Anziehendſte und Gefälligſte hiebei war jedoch nur Wenigen bekannt, und wurde auch mir bei einem frühern Beſuche, da ich eine Ähnlichkeit heimlich entdeckte und der Caſtellanin meine Vermuthung lauernd verrieth, nur als Geheimniß vertraut, nämlich, daß dem jüngern Simon von Siena*) die Gemalin des Beſitzers, eine durch Schönheit der Seele und des Körpers gleich ausgezeichnete edle Frau, bei dieſem Bildniſſe zum Original gedient hatte.

Nach einigen Jahren war dies Portrait plötzlich auf unerklärbare Weiſe verſchwunden. Der Raub hatte ſich ziemlich leicht bewerkſtelligen laſſen; bei einiger Bekanntſchaft an Ort und Stelle ward es für den einzelnen Spaziergänger nicht ſchwer, zu den wenigen etwa verſchloſſenen Gebäuden den Schlüſſel zu erhalten; auch ſtand dies einſame Capellchen zu Zeiten wol offen und ohne alle Aufſicht. Daß aber hiebei ſchwerlich an einen eigentlichen Diebſtahl gedacht werden konnte, ergab ſich daraus, weil alle andere Geräthſchaft unangetaſtet, ſogar der Rahmen des Bildes zurückgelaſſen, und dieſes ſelbſt doch nicht gerade von bedeutendem Geldwerth war.

---

*) Simon von Siena, ein Schüler Giotto's und der berühmteſte Maler ſeiner Zeit, von welchem Laura gemalt worden ſeyn ſoll.

Indeß bewirkte die Sonderbarkeit dieſes Vorfalls, daß man um ſo mehr den Thäter herauszubringen wünſchte, wie es denn auch das Zartgefühl der Gräfin verletzte, ihr Bildniß in den Händen irgend eines Unbekannten zu wiſſen. Man gab ſich mehrere Wochen lang alle erſinnliche Mühe, irgend eine Spur zu entdecken, wiewol vergeblich; man wendete ſich endlich auch an den Dichter H—d, einen Mann von ziemlich originellem, zum Theil ſchroffem Charakter, der übrigens, obwol er es auch als Dichter verdient hätte, mehr als

Überſetzer eines italiäniſchen Meiſters bekannt worden iſt, und, wie jeder nicht alltägliche Kopf, in dem Hauſe des Beſitzers ſtets gern geſehen und freundſchaftlich aufgenommen war. Dieſer äußerte nicht blos Verwunderung, ſondern auch Entrüſtung über den Tempelräuber, und nahm es bei der Rückkehr in die Stadt auf ſich, dem entwendeten Palladium in den Kunſtläden und überall, wo dergleichen Dinge zum Verkauf angeboten würden, auf das eifrigſte nachzutrachten.

Seine Bemühungen ſchienen auch anfänglich von dem beſten Erfolg. Wenigſtens ſchrieb er, daß er in Erfahrung gebracht habe, das geraubte Bildniß befinde ſich in der Hand eines nichts weniger als kunſtliebenden Juden, und er hoffe, es von dieſem gegen ein Geringes zurück zu erhalten. Doch nach ſeinen ſpätern Briefen hatte die vermeintlich aufgefundene Spur gänzlich getäuſcht; das Bildniß war und blieb verloren, und der ganze Vorfall gerieth in Vergeſſenheit, bis H—d ſelbſt mit Tode abging.

Jetzt fand ſich in ſeinem eigenen Nachlaſſe Laura's, oder vielmehr der Gräfin, Bildniß, und zugleich ein an dieſe gerichtetes Gedicht, worin der Dichter mit dem Ausdruck der innigſten Verehrung und Dankbarkeit um Verzeihung bat, daß es ihm bei Lebzeiten unmöglich geweſen ſei, ſich von dem Bilde wieder zu trennen. Nach den von ihm gewählten Worten blieb es räthſelhaft, ob er ſelbſt den Raub begangen, und, um deſto mehr jeden Verdacht irre zu führen, das Märchen von dem Juden erdichtet, oder aber das Portrait von dieſem gekauft und ſodann zurückbehalten habe. Doch machen die Ähnlichkeit des Bildes, der Abſtand des oftmaligen Gaſtfreundes zu dem reizenden, gleich Lauren verheiratheten Original, die Vorliebe des Dichters für Petrarca, deſſen Schönheiten er nach ſeiner großen Kenntniß des Italiäniſchen ganz zu würdigen im Stande ſeyn mußte, und die Leichtigkeit, ſich, als Dichter, beſonders in einem ſo romantiſchen Thale, in Petrarca's einſamer Hütte, zu dieſem ſelbſt hinaufzuſchwärmen, das Erſtere höchſt wahrſcheinlich. —

Der Bruder und einzige Erbe des Dichters — inſofern es anders von Dichtern etwas zu erben giebt — ſendete dieſes Gedicht an die Behörde und fügte in ſeinem Briefe zwar die Verſicherung, daß er ſich zu Auswortung des Bildes verpflichtet fühle, aber auch die ganz dem Herzen entſtrömende Bitte hinzu, ihm ſolches, als ein ſeinem verewigten Bruder ſo unendlich theuer geweſenes Heiligthum, zum Andenken des Verſtorbenen zu überlaſſen. Ob ſein Wunſch gewährt worden, iſt mir unbekannt geblieben; indeß dürfte der Erfolg wol zu errathen ſeyn.

2.

(Wörtlich, blos mit Abänderung der alten Ortographie, aus Leodii vita Friderici II.)

»Ich kann allhier nicht verſchweigen, was die Königin (von Navarra, in den Jahren von 1535 — 1539) ſelbſt erzählte von dem gelehrten Manne Jacobo Fabro Stapulensi. Derſelbe hatte ſich durch die Flucht davon gemacht, als in Frankreich die Lehrer und Bekenner der evangeliſchen Wahrheit verfolgt worden. Und war in Gasconien kommen zu der Königin von Navarra, des Geſchlechts d'Alebretten.

Dermaleins an einem Tage ſchickte die Königin zu ihm, und läßt ihm ſagen, ſie wolle zu Mittage mit ihm eſſen, und etliche gelehrte Leute mitbringen, als an deren Geſpräch ſie einen ſonderlichen Gefallen trüge.

Über dem Eſſen fängt Faber an ſehr traurig zu werden, und jezuzeiten zu weinen. Da er nun gefragt worden, warum er ſolches thät, die Königin ihn auch beſchuldigte, ſie wäre zu ihm gekommen, auf den Mittag bei ihm zu eſſen, damit ſie fröhlich würde, und er wäre ſo traurig; da ſagte er:

Allerdurchlauchtigſte Königin, wie kann und ſoll ich fröhlich ſeyn, oder Andre fröhlich machen, der ich der größte Sünder und allerärgſten Buben einer bin, die auf Erden ſind. Darauf ſie denn geſprochen: Aber Herr Jakob, was habt ihr denn für große Sünde gethan, da ihr doch, wie mich däucht, von Jugend an gar ein heilig und unſträflich Leben geführet?

Darauf er weiter geſagt: Ich bin meines Alters hundert und ein Jahr, und von aller weiblicher Berührung durchaus rein, habe mich auch nicht zu erinnern, daß ich etwas gethan, dadurch mein Gewiſſen beſchwert wär, und ich mich zu ſterben fürchten ſollte, ohne eines, von welchem ich hoffe, daß es mir werde vergeben ſeyn.

Indem nun die Königin darauf drang, daß er's ſollte ſagen, hat er endlich, für Weinen kaum redend, geſagt: Wie werde ich doch vor Gottes höchſtem Richterſtuhl beſtehn können, der ich ihrer viel das heilige Evangelium ſeines

Sohnes rein und lauter gelehrt, die auch meiner Lehr gefolget, und derwegen tauſenderlei Plagen und Marter, ja den Tod ſelbſt haben gelitten; ich, als ein unbeſtändiger Lehrer, habe die Flucht gegeben, und mich heimlich davon gemacht, da ich doch ſo alt und betagt geweſen, und derwegen den Tod nicht hätte fliehen, vielmehr begehren ſollen: damit ich denn Gottes Gebot ſchändlicher Weiſe habe hinantgeſetzt.

Als darauf die Königin, wie ſie denn aus der Maaſen ſehr beredt war und in der heiligen Schrift wohl erfahren, vielerlei eingewandt, und ſowol mit Gründen, als Exempeln bewieſen, daß dergleichen ergangen wäre vielen frommen und heiligen Leuten, die nunmehr mit Gott wären, und daß man derwegen an Gottes Gnade und Barmherzigkeit nicht verzagen ſollte: da auch Andere, die mit zugegen waren, dergleichen vorbrachten, ward er dadurch geſtärkt, und fing darauf letztlich an zu ſagen: So mangelt mir nun demnach nichts mehr, als daß ich zu Gott dem Herrn mich auf die Reiſe begebe, wenn's ihm gefällig iſt, und zuvor mein Teſtament mache, welches ich auch nicht weiter aufſchieben will, dieweil ich bemerke, daß mich Gott abfodern will. Darauf richtete er ſeine Augen auf die Königin, und ſagte zu ihr: Ich verordne und ſetze Euch ein zu meinem Erben, und beſcheide Eurem Prediger, Magiſter Gerhardi, alle meine Bücher; die Kleider aber, und was ich ſonſt habe, ſoll für die Armen; das andere befehle ich Gott.

Deſſen lachete die Königin ein wenig, und ſprach: Herr Jakob, was ſoll mir denn bleiben zum Erbtheil? Die Mühe, ſagte er, dieſes Alles unter die Armen auszutheilen. Nun wolan, ſagte ſie, ſo bleibe es alſo, und mag ich wol betheuern, daß es mir lieber ſeyn ſoll, als wann mich mein Bruder, der König von Frankreich, zum Erben hätte eingeſetzt.

Nach dieſem ließ es ſich mit ihm anſehen, als ob er fröhlicher denn zuvor wäre, ſagte aber: O liebe Frau Königin, ich muß ein wenig ruhen; ſeid unterdeß guter Dinge, und dem lieben Gott befohlen. Und legte ſich darauf nieder in das nächſte Bett. Und als ſie meinten, er ſchlief, war er im Herrn verſchieden, und hatte niemand etwas an ihm vermerkt, daß er wäre ſchwach geweſen. Da ſie ihn wollten aufwecken und ſahen, daß er todt wär, verwunderten ſie ſich ſehr darüber.

Das erzählete alſo die Königin, und berichtete, was der heilige Mann für ein Ende genommen, den ſie auch ehrlich hätte laſſen zur Erde beſtatten und deſſen Grab mit dem Leichenſteine bedecken, den ſie ſonſt für ſich ſelbſt habe brauchen wollen.«

X.

Gedichte.

Ihrer Kaiſerlichen Hoheit
der Frau Großfürſtin Katharina.

Wie einſt ins heil'ge Land zum hohen Streite,
Das Kreuz voran, die fromme Heerſchaar zog,
Ein gläubig Herz, ein kühner Muth, die Weite
Der dämmernden Gefahren überflog:
Da blühte ſelbſt im freundlichen Geleite
Der Frauen edle Blume zart und hoch,
Und heiliger durch ihrer Lippen Weihe
Ward Kampf und Sieg vereint in Lieb' und Treue.

So biſt Du, zart und groß, dem neuen Bunde
Zum heiligſten der Kämpfe vorgeſchwebt;
So hat die Anmuth mit beredtem Munde
Des Lebens Ernſt erfreuender belebt;

So haſt du dem Panier auf blut'gem Grunde
Der Unſchuld weiße Farben eingewebt;
Und Schönes bot dem Starken holde Hände,
Und ſprach ein Engel: ſei getroſt! vollende!

Und, wie von Oſten glanzvoll aufgezogen,
Des Tag's Geſtirn die goldnen Flügel ſchwingt,
Unhaltbar auf des Weges weitem Bogen
Das hohe Tagwerk ſegenreich vollbringt:
So hat ſein Ziel das große Volk erflogen.
So weit ein Laut von reinen Lippen klingt,
Rings wo die Unſchuld wohnt in weiten Landen,
Iſt frei die Heimath von des Drängers Banden.

Willkommen! ruft Dir, Tochter der Germanen,
Das Volk der Treue, die kein Zwang geraubt;
Willkommen, in dem Hauſe Deiner Ahnen,
Von Lebensbäumen ewiggrün umlaubt!
Es will Dich an die eigne Heimath mahnen:
Den Vater findeſt Du, ein theures Haupt,
Den Bruder ſiehſt Du, den geliebten, wieder,
Dich nennen Unſer innig Herz und Lieder.

Und wenn dich tauſend Lispel, warm in Segen
Der Huldigung, wie Lüfte, leis umſah'n,
Sich aller Liebe holde Geiſter regen: —
Der *Liebendſte* wird Dir ein Engel nah'n.
Er lächelt Dir in Himmelslicht entgegen!
»Ich war mit Dir auf ſchöner Lebensbahn!
Ich bin mit Dir, wo Ich — wo Du geboren!
Unſterblich, treu! — Du haſt Mich nie verloren!«

G. A. H. Gramberg.

Gottes Gerichte.

Brüſte dich im falſchen Glanze,
Strahle mit erborgtem Licht,
Wähne dich in eh'rner Schanze
Unerreichbar, Böſewicht!
Oben thront ein heil'ger Rächer,
Der mit mächt'gen Blitzen trifft,
Und ſchon träufelt in den Becher
Deiner Luſt des Todes Gift.

Nimmer triumphirt das Böſe;
Wachſen kann's im Glückesſtern
Bis zur ungeheuern Größe;
Doch der Rächer iſt nicht fern,
Stürzt das ſchändliche Gebäude
In den Abgrund alter Nacht,
Wo mit wilder Schadenfreude
Die Vernichtung ewig wacht.

Gottes heilige Gerichte
Walten unerſchütterlich.
Lehrt das nicht die Weltgeſchichte,
Nicht das Buch des Schickſals dich?
Mag für Augenblicke prunken
Der Verrath an Recht und Pflicht;
Eben, wenn er ſiegestrunken,
Trifft ihn ſchön des Herrn Gericht.

Engel ſtiegen ſonſt hernieder,
Rächten Unterdrückter Schmach,
Kehrten dann zum Himmel wieder,
Volkesjubel ihnen nach;
Nicht mehr Engel ſendet Gottes
Allgewalt'ge Rächerhand;
Doch zum Sturz des frechen Spottes
Hat er Fürſten ausgeſandt;

Fürſten, die gleich Sternen glänzen
Auf der Throne reinem Gold,
Helden gleich in Lorberkränzen,
Doch auch mit dem Oelzweig hold,

Fürſten, die gleich Gottes Schwerte
Strafen ſchändlichen Verrath,
Rein'gen vom Gezücht die Erde,
Wie Alcid' es glorreich that.

Brüſte nur im Glanz der Krone
Dich, du Hyder, feig und wild;
Männer ſtehen auf vom Throne,
Ziehen hin in's Schlachtgefild,
Achten Ruhe nicht und Leben,
Nicht der gift'gen Zähne Dräun;
Denn, der Menſchheit Glück zu geben,
Gilt den Herrlichen allein!

Und die Donner Gottes rollen
Durch der Himmel weites Zelt,
Wo er in der übervollen
Wage deine Laſter hält,
Und die Gnade iſt verloren,
Strafend waltet ſein Gericht;
Was ſein heil'ges Wort geſchworen,
Zögert länger, länger nicht.

Jubelt auf, befreite Reiche;
Seht die Rächer vorwärts ziehn,
Daß ihr Schwert ihn bald erreiche;
Weiter kann er nicht entfliehn,
Seine feſten Stützen fallen,
Seine Köcher ſind geleert,
Ein in ſeine Städte wallen
Nun die Retter hochverehrt.

Jubelt auf, ihr Nationen,
Friede grünt aus blut'ger Saat;
Wieder glänzen alte Kronen,
Welche Wuth zu Boden trat;
Wieder gelten alte Rechte,
Eine goldne Zeit beginnt,
Wo dem menſchlichen Geſchlechte
Rechtthun wieder Glück gewinnt.

Denn ſo walten die Gerichte
Unſers Gottes groß und ſtark,
Und der Frevel wird zu nichte,
Kämpft' er auch mit Höllenmark;

Doch, wer, mit dem Recht im Bunde,
Wandelt ſeine frohe Bahn,
Der lebt fort von Mund zu Munde
Neben Titus und Trajan!

Th. Hell.

Koſackenklage
über
Alexanders v. Blomberg*) Tod.

Mel. Schöne Minka, ich muß ſcheiden.

Sagt, wer iſt der luſt'ge Reiter?
Wer der wackre fremde Reiter?
Seht, wie ſprengt er friſch und heiter
Unſern Schaaren vor!

*) Dieſer treffliche junge Kriegsmann und Dichter ward beim erſten Anprellen der Koſacken auf Berlin durch eine Salve der feindlichen Infanterie am Bernauer Thor getödtet.

Horch, die Pforten dröhnen, ſchallen,
Horch, die Pulverbüchſen knallen, —
Ach, der Reiter iſt gefallen,
Liegt zerſchellt am Thor.

In der Jugend Luſtgefieder,
Vöglein, ſchoſſen ſie dich nieder;
Ach, du ſangſt wol manche Lieder,
Süß die Bruſt geſchwellt!
Hei, du Zug von liſt'gen Schützen,
Magſt du zielen, magſt du blitzen,
Dir ſoll's eben auch nicht nützen;
Koſack rächt den Held!

Kann ich ihn auch nicht beleben,
Sollſt, Franzus, mir doch erbeben,
Sollſt mir vielfach Sühnung geben,
Weit bis über'n Rhein.
Ich und mancher Held und Sänger
Drängen dich, du wüſter Dränger;
Uns wird's freier, dir wird's enger;
Hurrah, hinterdrein!

F. Fouqué.

Des Koſacken Heimritt.

Nach derſelben Melodie.

Mädchen, liebes teutſches Mädchen,
Komm ans Fenſter, laß dein Rädchen,
Laß die Nadel und das Fädchen,
Sieh Koſacki an!
Schlank auf ſchlankem Pferdchen ſitzend,
Hell in Silberwaffen blitzend,
Gute Freunde flink beſchützend,
Singt er ſich heran.

Weißt? In vor'gen Jahres Mitten
Kam Koſacki auch geritten,
Und da ward noch heiß geſtritten
Mit entbranntem Muth.
Liebe Mädchen weinten, zagten,
Doch wir ſpäh'ten, doch wir wagten,
Bis wir all' die Feinde jagten;
Hei, Franzus kaput!

Ja in mancher Kampfesreiſe
Späht' ich auf Koſackenweiſe,
Trabte ſtill zurück und leiſe,
Brachte Kunde fein.
Dann brach Preußens Kaballerja
Rüſtig vor auf Infanterja,
Nahm Gefang'ne, Artillerja; *)
Ich ſtach hinterdrein.

Und nun reit' ich luſtig wieder
Berg hinauf und Berg hernieder,
In das Land der ſüßen Lieder,
Nach Tſcherkaskoi's Pracht.
Küß' dann, Bräutchen, küß' mich heute!
Morgen zeig' ich blanke Beute,
Und da ſtaunt die Hocherfreute,
Nickt mir zu und lacht.

Bald ſoll dich die Hochzeit kränzen,
Bald in Frankenſchmuck du glänzen,

---

*) Die eigenthümliche Weiſe der Ruſſen, die Truppengattungen auszuſprechen.

Und da dreh'n wir uns in Tänzen
Schier nach Landesbrauch,
Danken Gott, der Sieg gegeben,
Laſſen hoch den Kaiſer leben,
Friedrich Wilhelm auch daneben,
Und brav Prußki auch!

F. Fouqué.

Des Kriegers Braut.

Du wirſt im Waffenſcheine
Viel ſchöne Krieger ſeh'n;
Doch Einer iſt der Meine,
Der iſt noch Eins ſo ſchön!

Sie glänzen hoch und prangen
Im Schmuck von Stahl und Gold;
Mein liebliches Verlangen,
Er glänzt noch Eins ſo hold!

Zum Kampf die Fahnen wallen,
Sie ſtürzen kühn hinein;
Doch Einer, kühn vor Allen — —
Das wird mein Liebſter ſeyn!

Und wenn ſie wiederkehren
Wol aus der wilden Schlacht;
Wenn wieder froh durch Zähren
Der Mädchen Auge lacht;

Dann werden Mädchen fragen:
Wer glänzt der Erſt' im Reih'n?
Dann wird das Herz mir ſchlagen —
Das wird mein Liebſter ſeyn!

Louiſe Brachmann.

Die Einſiedler-Familie.*)

Wohin entflieh'r, wo nicht der Waffen Klang
Des Herzens ſtillen Frieden ſtöre?
Wo nur der Vögel flötenden Geſang
Die ſchwer beklommne Seele höre?
Wo früher uns das Mordgebrüll verhalle,
Stets neu verkündend, daß ein Bruder falle?

In deine ferne, grüne Dunkelheit,
Nimm du uns auf, du abgeſchiedner Garten;
Hier wollen wir in ſtiller Einſamkeit
Des grauſen Tages Untergang erwarten;
Wir ſind vereint; von allem, was wir lieben
Im engern Kreis, iſt nichts zurückgeblieben!

Doch wie? wird nicht mit ſchwerer Wolken Blau
Der Himmel weit und breit umzogen?

---

*) Während einer ſich entfernenden Kanonade nach dem Leben gedichtet.

Umdämmert nicht ein nächtlichdüſt'res Grau
Der Tannen Wipfel, die der Sturm gebogen?
Schon iſt der Vögel Abendlied verklungen;
Sie flieh'n beſtürzt zu den verlaßnen Jungen.

Wie ſtill! Kein Donner rollt—wohlthätig aufgelöſt
Sprüht nur die Wolke fruchtbar milden Regen;
Die Dräuende, die Donnerſchwangre fleht
Auf dürre Fluren ihren ſanften Segen;
Seht, wie ſich ſchon die Blätter an den Zweigen,
Beperlt mit ſchweren Tropfen, tiefer neigen.

Ein Klausnerhüttchen ſtand,
Erbaut von Schilf und Rinden,
Umkränzt mit hohen Linden
Den Wandelnden zur Hand.
Hier, Kinder, laßt uns ruh'n,
Bis ſich der Sturm und Regen
Ein wenig nur wird legen;
Wir ſind beſchirmt ja nun!

Es ſaß das holde Weib
Mit ſinnigem Behagen,

Das Regentuch geſchlagen
Um Haupt und Bruſt und Leib;
Der Kinder muntre Luſt
Scheut nicht den Sturm und Regen,
Und jagt in den Gehegen
Mit froher, offner Bruſt.

So ſind wird uns genug —
Mag Gott mir Euch erhalten,
Sonſt mag ſein Wille walten —
Nicht, Kind im Regentuch?
O hier im grünen Hain
Lebt' ich ſo gern in Frieden,
Von aller Welt geſchieden,
Mit Euch, mit Euch allein!

Und als wir eine Zeit
In ſeel'ger Ruh' geſeſſen,
Der ganzen Welt vergeſſen,
Da wich die Dunkelheit;
Des Abends Roſenlicht
Umgab mit ſanftem Schimmer,
Mit wunderbarem Flimmer,
Sein Liebchens Angeſicht.

Ich nehm' das Zeichen an —
Die Blitze ſind verglommen;
Bald wird die Freude kommen,
Und holder Friede nah'n;
Dann ſtimme mein Geſang
In Weltenjubeltöne;
Es herrſche ſanfte Schöne
Und Glück Aeonen lang!

F. Kind.

Treue gegen ſich ſelbſt.

Laßt das volle Herz empfinden;
Das nur iſt des Lebens Luſt;
Laßt zur Sonne ſich entzünden,
Was entbrennt in eigner Bruſt.

Thöricht Streben, nachzulallen,
Was des Andern Geiſt verſchönt,
Wenn's wie Echo durch die Hallen
Eines öden Hauſes tönt.

Warum hängt ihr ihm Geberden
Und ein Kleid von Worten an,
Wenn's nicht euer eigen werden,
Nicht das Herz erwärmen kann?

Mag es die Gedanken füllen;
Kann es, durſtig aufgeſaßt,
Wieder lebend nicht entquillen,
Wälzt ihr eine todte Laſt.

Nur den eignen Keim erdrücken
Wird es in der zarten Bruſt,
Und das Leben euch erſticken,
Deſſen ſich das Herz bewußt.

Wächter nur empfangner Güter,
Glänzend in erborgtem Schein,
Täuſcht ihr Augen, nicht Gemüther,
Und betrügt euch ganz allein.

Denn mit jedem Lügenworte,
Das dem Werk des Teufels gilt,

Tödtet an der Lebenspforte
Ihr des Schöpfers Ebenbild.

Wie Gefühl' im Herzen brennen,
Wie's aus voller Seele bricht,
Muß es auch der Mund bekennen,
Klug, doch feig verzagend nicht.

Worte ſind der Wahrheit Flügel;
Sie gedeiht in ihrem Klang,
Wie ein Baum an Bachesſpiegel,
Wie die Blum' am Quellentrank.

Soll ſie nicht die Luft berühren,
Kränkelt ſie in enger Haft;
Soll ſie nur die Lippen zieren,
Lebt ſie mit gebrochner Kraft.

Soll ſie ſich gefällig ſchmiegen
Nach der Wünſche Schmeichelei,
Wird ſie fremden Druck erliegen,
Sterben in der Sklaverei.

Immer matter, immer trüber,
Sinkt ihr Flämmchen, ſonſt ſo mild,
Und ihr ſchwebet dann darüber
Als ein elend Götzenbild.

Käuflich ſeid ihr dann zu finden,
Denn die Lüg' hat euch entehrt;
Schmach und Tod, wo das Empfinden
In der Bruſt hat aufgehört!

St. Schütze.

An Novalis.

Himmliſcher Sänger! dich traf zu früh das
Geſchoß des Apollon,
Weil du mit heil'ger Gewalt ſtürmteſt den
Götterolymp.

Nimmer biſt du geſtorben, du wohnſt im Herzen
der Freunde;
Oft noch, ein Engel, beſuchſt du die ge-
reinigte Welt.

Wie ein Hymnus erklang dein Frühlingsleben;
nun ſchauſt du
Gott und die Heiligen an, lebend ein ewiges
Lied.

Meſſerſchmid.

An meines Kindes Grabe.

Was ſteh' ich hier und weine,
Und ſinne ſtill und meine,
Du ſei'ſt zu früh verblüht?
Und drücke ſanft das Siegel
Der Liebe auf den Hügel,
Dem Sturm und Zeit vorüberzieht?

Ach, iſt dir nicht vor Allen
Ein ſchönes Loos gefallen?
Mit frohem Unſchuldsſinn
Im Morgenthau zu blühen,
Und vor des Tages Glühen
Schon wieder in der Erde drinn:

Indeß wir geh'n und wandern
Von einem Pol zum andern,
Und nie den Frieden ſeh'n;

Erſt alles heiß umfaſſen,
Und endlich doch verlaſſen
Am Abend unſers Lebens ſteh'n?

Und theure Gräber bauen,
Und bang nach oben ſchauen,
Indeß die Thräne fließt;
Und lange harren müſſen,
Bis ſich zum Ruhekiſſen
Auch uns der Mutter Schoos verſchließt?

Ja, dir iſt wol vor Allen
Ein ſchönes Loos gefallen,
Mit frohem Unſchuldsſinn
Im Morgenthau zu blühen,
Und vor des Tages Glühen
Schon wieder in der Erde drinn.

Doch wie nach Sturmes Wüten
Vor den gebrochnen Blüten
Der arme Gärtner ſteht,
Wenn ſeiner Hoffnung Streben
Im zarten Blumen-Leben
Mit einem Mal zu Grunde geht:

So ſteh' ich hier und weine,
Und ſinne ſtill und meine,
Du ſei'ſt zu früh verblüht! —
Und drücke ſanft das Siegel
Der Liebe auf den Hügel,
Dem Sturm und Zeit vorüberzieht.

Ernſt von Houwald.

Der Menſch und die Dämonen.

Wer ruht dort hülflos, arm und blind,
Wen engt die Wieg' in des Raumes Weiten?
Wer wacht daneben, wer wiegt das Kind?
Zwei dunkle Mächte zu beiden Seiten
Sich um das ſchwankende Daſeyn ſtreiten;
Der hält's ein Köſtliches, wer's gewinnt:
Das Leben, der Tod, die feindlichen Brüder,
Sie ziehen die Beute ſich hin und wieder.

Es ſchlummert das Kind, und weiß es nicht;
Sieh hin, mit lächelnder Ruhe ſchweben
Ihm Träume mild um's Angeſicht.
Die himmliſchen Geiſter, ſie ſind's, ſie ſtreben
Mit ſeeligem Hauche die Bruſt zu heben:
Da entknoſpt ſich das Auge dem irdiſchen Licht,
Der Schlummernde wacht, und weint, — ihn faſſen
Die irdiſchen Geiſter, die Friedliches haſſen.

Wo das Leben die Beute mit Müh' errang, —
Dem Kampfe der Geiſter iſt's erbeutet;
Die folgen geſellet des Lebens Gang,
Wenn zuerſt dein Wille der Wieg' entſchreitet,
Wo du aufrecht ſtrebſt, — dein Füßchen gleitet,
Dich ziehen die Irdiſchen Erd' entlang,
Wenn die luftigen Mächte dich wieder heben, —
Du hebſt dich fallend in Schwanken und Schweben.

Wenn das Herz dir reift, das Verlangen ſchwillt,
Und, wie ſie lichte Genien bringen,
Der Sehnſucht Blume ſich dir enthüllt:
Du eilſt, das Leichte zu erringen,

Da vorſchwebt auf dämmernden Geiſterſchwingen
Die Blume wie ein Traumgebild.
So erliſcht dir in Farben der Friedensbogen,
Und du ſuchſt, — mit Wolken den Blick umzogen.

Und wenn dir der Jugend Sehnſucht weicht,
Wenn, in der Forſchung ſich zu ſonnen,
Der Sinn ſich in ſich ſelber neigt:
Du fragſt das Leben ſtill beſonnen,
Sprich, warum haſt du mich gewonnen?
Du fragſt umſonſt, das Leben ſchweigt.
Und wo dir die Ahnung vom Himmel erklungen,
Dumpf wird ſie von Geiſtern der Tiefe verſchlungen.

Und hat ſich das Leben, leicht geſinnt,
Genug im Spiele mit dir ergangen, —
Es läßt dich, wieder arm und blind.
Da will im treueren Verlangen
Der Tod mit Liebe dich noch umfangen:
Schlaf ein, in meinem Arm, o Kind!

Was du lang im Kampfe geſucht, den Frieden,
Den hatt' ich dir früh, dein Engel, beſchieden.»

G. A. H. Gramberg.

Die Erſcheinung.

In Frühlingshauche milder Begeiſterung
Schwebſt du dem Geiſt vorüber, Konſtanzia! —
Mit ſeelenvollen Augen häng' ich
An der Geſtalt der bekränzten Göttin.

Ihr Aug' iſt Sonne, ſonnige Glut entwallt
Den Himmelsblicken, liebliche Laute weh'n
Vom Purpurmunde, wo die Peitho
Singt im Triumphe der ſüßen Töne.

»Geliebtes Weſen,« ſprach ich entzückt zu Ihr,
»O weile, weile, bis der bewegte Geiſt
»Von deinem Aetherlicht entzündet
»Froh zu den ewigen Göttern heimkehrt!

»Du, die du Klarheit ſtrahlſt in die Dämmerung,
»Die du dem Leben roſigen Schein verleihſt,
»O reiche mir die goldne Leier
»In des geheiligten Hains Geheimniß!

»Dein werd' ich denken, reizende Herrſcherin!
»Dich werd' ich lieben, holde Konſtanzia!
»Bis ich in ſchönern Sternenwelten
»Dich, die Erkorene, wiederfinde.«

So ſprach ich betend. Und das Gemüth erſchwoll
In ſüßer Hoffnung; denn die Geliebte trat
Vom Glanz der Herrlichkeit umfloſſen,
Wie ein Gebild aus olymp'ſchen Höhen,

Hin zu dem Sänger: »Nimm ſie,« erklang ihr Wort,
»Die zarten Blumen, die ich dir auferzog,
»Der Roſen Glut, der Lilien Milde!
»Nimm ſie, o Freund, und gedenke meiner!«

Meſſerſchmid.

Adele.

Umſonſt! Ich kann es nicht verhehlen:
Noch glüht der Liebe Glut in mir.
Auf immer wollt' ich ſchweigen von Adelen,
Und rede doch von Ihr.

Daß meinen Unmuth ich vertriebe,
Griff ich zum goldnen Saitenſpiel,
Und wiederholte doch ein Lied der Liebe,
Das geſtern Ihr gefiel.

Von Ungefähr mich zu zerſtreuen,
Nahm ich den Rothſtift in die Hand,
Und ſtaunt', als ich in meinen Bildnere
Adelens Züge fand.

Am Strome ſucht' ich Ruheſtellen,
Doch nirgends fand ich Ruh;
Ich bebte ſanft; mir liſpelten die Wellen
Adelens Namen zu.

Warum mich an die Holde mahnen?
Sie fühlt ja keine Sympathie.
Gott Amor, laß Sie meine Glut nicht ahnen,
Ach, oder rühre Sie!

Haug.

An Frau Profeſſorin Schütz.

Auf ein Stammbuchsblatt.

Altona am 19. Julius 1813.

Als ich Dich ſah, vergaß ich gar leicht, was vormals des Lebens
Freundliche Jugend mir bot: Wunder der Kunſt und Natur.
Aber daß Du Minuten uns zwingſt, Dich ſelbſt zu vergeſſen,
Unvergeßliche, Dich! das iſt dein höchſter Triumph!

Karl Reinhard.

Phantaſie.

Losgebunden fühl' ich deine Flügel,
Reiche Geiſterfürſtin, Phantaſie;
Goldenduftig ſchimmern Wald und Hügel,
Deine Morgengluthen röthen ſie.

Und ich darf im weiten Reich gebieten?
Darf mich tauchen in dieß Farbenmeer?
Was ich lieb', umzieh'n mit deinen Blüthen?
Rufen dein ätheriſch Geiſterheer?

Wem beim Eintritt in das junge Leben
Liebevoll dein Auge zugelacht,
Deine Huld den Zauberſtab gegeben,
Nicht erſehnen darf er ird'ſche Macht.

Seine Seele wird des Weltalls Spiegel,
Jetzt und Vormals winkt vertraut ihm zu;
Was beneidet er der Winde Flügel?
Ueber Zeit und Raum gebieteſt du!

Das geliebte Todte ſelbſt, gerufen
Kühn von dir, entringt ſich ſeiner Nacht;
Nieder ſteigſt du zu des Grabes Stufen,
Und geſtorbne Liebeswonn' erwacht.

Louiſe Brachmann.

Das Mädchen und die Haſel.

Nach einem alten Volksliede.

Das lange Näh'n und Sitzen war
Entleidet Margarethen.
Ihr klangen ſüß und wunderbar
Die Geigen und die Flöten.

Sie wollte Roſen pflücken geh'n
Wol auf der Frühlingsheide,
Und ſah dort eine Haſel ſteh'n
In friſchem grünem Kleide.

Sei mir gegrüßt, du Haſel fein!
Woher ſo grün und blühend?
»Ich danke, wackres Mägdelein!
Woher ſo ſchön und glühend?«

Wie kommt dir heut' das Fragen ein?
Sprach luſtig Margarethe.
Ich trinke kühlen, edlen Wein;
Daher die ſchöne Röthe.

»Verſchönt des Weines Gabe dich,
So mag zur Antwort dienen:
In kühler Frühe thaut's auf mich;
Daher mein Blühn und Grünen.«

Entblättert wirſt du wieder grün
Mit jedem Lenz gefunden;
Doch iſt des Mädchens Kranz dahin,
Sind Roth und Lenz verſchwunden.

»Soll unverwelkt dein Kränzlein ſteh'n,
Muß Näh'n dir nicht entleiden,
Mußt nicht nach jungen Laſſen ſeh'n,
Und Narrentänze meiden.«

Viel Dank! Ich will, du Haſel fein,
Gefahren zu entrinnen,
Zu Hauſe, fern von Tänzen ſeyn,
Und fleißig näh'n und ſpinnen.

Haug.

Zimmerweihe.

Deinen Namen wollt ich rufen,
Reizende Eulalia,
Als ich heut' zum erſten Male
Meine neue Wohnung ſah,
Daß er wie mit Zauberſpruche
Sie mir weihe zum Aſyl,
Zu der Freude ſchönem Tempel
Bei der Dichtkunſt heiterm Spiel.

Aber ach! da geht vom Zuge
Schnell das Fenſter auf, und wirft

Mir herab die Lieblingstaſſe,
Draus ich ſchon ſo lang geſchlürft,
Und ſtatt jenes ſüßen Namens,
Der mir heil'ge Weihe bot,
Ruf' ich, ganz vom Schrecken trunken,
Ein unchriſtlich Sackerlot!

Jetzt ſeh' ich das Unglück kommen;
In das ſtille Zimmer wird
Manch Dämonchen nun ſich ſchleichen,
Das mich neckt und plagt und irrt.
Eile ſelbſt herbei und weihe
Drum das Stübchen in Perſon;
Denn, wenn Engel ſind erſchienen,
Iſt der Teufel ſtets entflohn.

Th. Hell

Dorindens Bildniß.

Ha! welchen Zauber hat dieß Bild,
Das meine Bruſt mit Seufzern füllt?
Ich bin dem Schwur nicht treu geblieben,
Dorinde, nichts, als Dich, zu lieben!

Karl Reinhard.

Das Nachtlicht.

Allen erglänzt der Schimmer der Sonne, des Mondes, der Sterne,
Aber ein holderes Licht glänzt dem Beglückten daheim.
Darum ehr' ich vor allen den ſchweigenden Zeugen der Liebe,
Der mit beſcheidenem Strahl ſel'ge Gemüther erfreut.

Meſſerſchmid.

Louiſens Augen.

Zauber-Augen, unvergeßlich mir!
Liebe ſchuf euch, Liebe ſchaffet ihr!

Haug.

Der freie Geber.

Stets giebt er reiche Spende,
Nicht minder wird ſein Gut,
Und — ſtreckt zu Gott die Hände,
Und bleibt ein armes Blut.

Ein Räthſel würd' es ſeyn,
Träf das nicht bis an's Ende
Bei deutſchen Dichtern ein.

St. Schütze.

H. Richter, del.

Die Harfe.

Herausgegeben

von

Friedrich Kind.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Zweites Bändchen.

Leipzig
bei Georg Joachim Göſchen 1815.

Inhalt.

I. Die Genien der Inſtrumente. Von Comala. . . . S. 1

II. Der Liebesring. Romantiſches Idyll von F Kind. . . — 53

Die Jugend. Von G. A. H. Gramberg. . — 72

III. Die Aehnlichkeit. Erzählung von Friederike Lohmann. . — 73

Nebſt drei noch nie gedruckten Briefen von Gellert und einer Abzeichnung ſeiner Handſchrift. — 77

IV. Palmenblätter. Von Fr. Kuhn. — 183

V. Die Liebe auf dem Dache. Erzählung von Theodor Hell. . S. 207
VI. Minnefahrt und Frauenlob. Von F. Krug von Nidda. . — 271
VII. Einige Züge aus meinem Leben, in Beziehung auf Novalis. Von Louiſe Brachmann. . . — 291

VIII. Denkmale.

An einen jungen Ehemann. Reliquie von Herder. . — 313
Im S—er Thale. Reliquie von Hauswald. . — 315
An Tina's Geburtstage. Reliquie von Meißner. . — 318
An Heyne. Von Neuffer. — 320
An Semala. Reliquie von Herder. — 323
An Dieſelbe. Reliquie von F. X. Klinger. . . — 323
Unter der Linde. Von Arthur von Nordſtern. . — 326

Todtenklage um Johanna Sophia Amalia Conſtantia Hitzig. Von Fouqué. . . S. 328

Die Gedächtniß-Lampe. Von L. M. Büſchenthal. — 330

An Büſchenthal. Von Fr. Kuhn. — 333

An Friedrich Kuhn. Von Th. Hell. — 337

An Minna Hartwig, als Ariadne. Von demſelben. . — 338

An Dieſelbe, als Johanna. Von F. Kind. . . — 341

Brautroſe für . . . Von Demſelben. . . — 343

An ſeines Freundes, St. Schütze, Vermählungstage. Von Haug. — 345

An Minna Schütze, zum 13. Decbr. 1814. Von F. Kind. — 347

Der vermählte Dichter. Von St. Schütze. . . — 351

Blätter aus Lina's Stammbuche.

1. Reliquie von Herder. . — 354

2. Von Carolina Herder. . S. 355

3. Reliquie von Moſes Mendelsſohn. . . . — 356

4. Von Goekingk. . — 357

5. Von Amalia Goekingk. — 358

6. Das Geſicht. Reliquie von Ramler. . . — 359

7. Reliquie von Johann von Müller. . . — 361

8. Impromptu, in Tharands Ruinen geſchrieben. Von Werner. (Verf. der Söhne des Thales u. ſ. w.) — 362

I.

Die Genien der Inſtrumente.

Von

Comala.

Von früher Kindheit an liebte ich Muſik leidenſchaftlich. Doch nicht, gleich den Meiſten, Menſchenſtimme und Geſang. Wohl ergötzten mich ſüße Lieder; aber, ſtets untergeordnete Dienerin der Poeſie iſt, meinem Gefühl nach, in ihnen die Muſik. Weit tiefer und inniger ward meine Seele ergriffen durch die mannichfaltigen Stimmen der Inſtrumente. Zu meinem Herzen redeten dieſe eine wunderbare Geiſterſprache, welche rein und mächtig das weite Reich der Phantaſie umfaßt, jedem leiſeſten, namenloſen Gefühl überirdiſche Worte leiht, jedem Volk verſtändlich iſt; alles, vom heiligſten Ideenſchwung bis zum kindlich tändelnden Spiel der Einbildungskraft, auszudrücken vermag, nur Bosheit, Verworfenheit und Verbrechen nicht! —

Eben ſo gern lauſchte ich auf den Klang eines einzelnen Inſtrumentes, als ich entzückt mich fortreißen ließ von dem Strom der Töne, wenn viele vereinigt, mit durchdringender Kraft, ein harmoniſches Ganzes bildeten. Ein geheimer Schauer durchbebte meine Nerven, wenn ich in ſtilles Nachdenken darüber verſank: ich wußte wohl, daß Menſchenhände dieſe tönenden Körper erbauten, und daß nur Menſchenhände ihnen die Zauberſprache entlocken konnten, welche mir aus andern Welten herüber zu tönen ſchien, und dennoch konnte ſich meine Phantaſie nicht daran gewöhnen, nur Holz oder Metall in ihnen zu finden! — So, wie in dem Blüthenalter des Menſchengeſchlechtes, die Griechen die ganze Natur mit Dryaden, Oreaden, Najaden und Nymphen, die Perſer mit Diven und Peri, die Caledonier mit Nebel- und Dunſtgeſtalten, bevölkerten, ſo zauberte meine reizbare Einbildungskraft bei jedem Inſtrument ſich die Idee eines lebendigen inwohnenden Geiſtes hervor. Wie verſchieden erſchien mir der Charakter und der Wirkungskreis dieſer, zwar verwandten, aber doch ſo ungleichartigen Genien! wie durchſchnitt es meine Seele, wenn ich oft hörte, daß Menſchen, jene höhern Weſen mißverſtehend, ſie durch künſtliche Fertigkeit zwingen wollten, eine Sprache zu reden, welche nicht für ihren eigenthümlichen Charakter paßte! —

Schlummernd ruhten dieſe dunkeln Gefühle in meiner Bruſt. Einſt, an einem ſchönen Sommerabend, ſaß ich einſam in einer blühenden Laube; die ſinkende Sonne vergoldete den weſtlichen Himmel; erröthend und glühend ſchimmerte die Erde, ein Abglanz des Himmels; Vögel riefen laut der ſcheidenden Sonne ein fröhliches Lebewohl nach, und wiederholten es hundertmal, ſich immer höher ſchwingend, um noch einen Strahl, und wieder einen Strahl zu erhaſchen, bis ſie endlich ermüdet, in wirbelnden Kreiſen ſich vereinigten, und mit traulichem Geſchwätz heimziehend, in den friedlichen Laubgewölben ihre Neſter aufſuchten; Bienen ſummten, und nickten, berauſcht von Honig, in den ſich ſchließenden Blumenkelchen ein; die ganze Natur ſpielte das hinreißende Adagio eines magiſch ſchönen Abends in immer tieferen Akkorden! — da berührte der ſäuſelnde Abendwind die Saiten meiner in der Laube hängenden Aeolsharfe: zitternd und ſchwach fing ſie an zu tönen; doch bald erklang ſie ſtärker, die Töne ſchwangen ſich jubelnd durch kühne Harmonien, und verhallten endlich mit leiſem Beben in den reinſten Akkorden; alle jene Bilder wachten in meiner Seele auf, und innige Sehnſucht zog mich zu den geiſtigen Weſen hin, welche mein Herz ahnete. Da hörte ich ein Klingen in der Ferne, es näherte ſich, und wellengleich umrauſchten mich himmliſche Melodien; in roſigen Schimmer halbverhüllt, ſtand eine holde, jugendliche Geſtalt vor mir. Milde und Hohheit leuchtete aus ihren Blicken, ein azurnes Gewand umfloß das Ebenmaaß ihrer Glieder, ein Kranz von Sternen ſchwebte über ihrem Haupte. Sie reichte mir die Hand, und rief mit ſüßer Stimme: „Komm, folge mir; dein Ahnen betrog dich nicht, und dein Glaube macht dich werth, die erſte Sterbliche zu ſeyn, welche mein Reich betritt; ich bin die Göttin der Harmonie. Lerne ſie kennen, die unſterblichen Weſen, welche das Schickſal zu meinen Unterthanen beſtimmte, und nach welchen deine ahnende Seele ſich ſehnt. Es ſind Geiſter höherer Art; mit der ſchönſten Körperhülle, aus dem reinſten Stoffe gebildet.“

Schauer der Wonne ergriff mich, ich vermochte weder zu ſprechen, noch zu danken; ich wollte auf meine Kniee ſinken; da umſchlang ſie mich freundlich, zog mich an ſich, und leichte Wolken hoben uns beide. Töne umwehten mich; die Strahlen der Sonne, welche für Europens Bewohner ſchon untergegangen war, vergoldeten die weißen Schwingen der lieblichen Göttin, in deren Armen ich ruhte. Immer ſchwindelnder ward die Höhe, zu der wir flogen: die auf der Erde verſtreuten Städte ſahen aus wie hinabgeworfene verſteinerte Blumen, und die Ströme glichen einem über den Erdball gewebten Netze von Silberfäden. Zitternd ſchmiegte ich mich an das höhere Weſen, welches ſchützend mich feſthielt. „Siehſt du dort, im ſonnigen Aether ſchwebend, das Purpurwölkchen?" rief die Göttin, „dieß iſt die Inſel, wo meine Geliebten wohnen; dort wirſt du ſie erblicken, in ihren eigenthümlichen Geſtalten, die Geiſter der Inſtrumente, welche auf wunderbare Weiſe ihre innigſten Gefühle den Herzen der eingeweihten Sterblichen mitzutheilen wiſſen, und welche die Phantaſie der hohen Meiſter ihrer himmliſchen Kunſt erwärmen, durchdringen, und ihnen Werkzeuge leihen, durch die ſie ihre Ideen verſtändlich machen können. Ich geleite dich zu dieſen ewig jugendlichen Geiſtern; unſichtbar wollen wir ſie umſchweben und beobachten."

Wir ſchwangen uns höher, und das Purpurwölkchen verwandelte ſich, als wir näher kamen, in eine reizende Inſel, welche in dem Luftmeer zu ſchwimmen ſchien, und von welcher liebliche Melodien herübertönten. Endlich betraten wir ſie, und buntfarbige fremde Blumen, üppigwachſende duftende Kräuter, welche den Boden bedeckten, zogen zuerſt meine Blicke auf ſich; doch bald bemerkte ich, nahe vor mir, einen prächtigen Tempel: achatfarbene durchſichtige Säulen trugen hohe Gewölbe von Regenbogen.

Wir traten ein in den magiſchen Bezirk; alle nur erdenkliche Inſtrumente, mit Perlen, Gold und Elfenbein geſchmückt, verzierten das Innere dieſes Tempels. Eine weiße Tafel war der Eingangspforte gegenüber befeſtigt; farbige Strahlen bewegten ſich langſam auf ihr, und ſchlangen ſich bald in einander, den Namen Cecilia bildend, bald verſchmolzen ſie ſo, daß ſie dem erſtaunten Auge das Bild dieſer Heiligen im verklärten Glanze, darſtellten. In Andacht vertieft, kniete eine majeſtätiſche weibliche Geſtalt vor dieſem zauberiſchen Gemälde; ernſt und vielumfaſſend war ihr Blick, wenn ſie ihr dunkles Auge langſam empor hob; eine goldene Prieſterbinde umwand ihre Stirne, ein Talar von Silberſtoff wallte bis auf ihre Füße herab; betend faltete ſie ihre Hände; ich wagte kaum zu athmen, um ihr ſinnendes Nachdenken und die heilige Stille um ſie her nicht zu ſtören; fragend ſah ich meine Begleiterin an, da ſprach die Göttin: „Du erblickeſt hier eine meiner geliebteſten Töchter, die Orgel. Mächtig iſt ihre Stimme, tiefdenkend und ernſt ihr Charakter. Die vereinigten menſchlichen Stimmen begleitend, erhebt der ſchwellende Strom ihrer Töne jedes fühlende Gemüth; in den kunſtvollſten Verkettungen ihrer Gedanken ſpricht ihre gründliche Gelehrſamkeit ſich aus; donnernd erſchüttert ſie den Sünder, feurig betet ſie mit dem Gläubigen, klagend ſpricht ſie mit dem Traurigen, wehmüthig leiſe ſeufzet ſie mit dem beklommenen, reuigen Verbrecher; aber zürnend verachtet ſie den Sterblichen, welcher ſich erkühnt, ſie zu gemeinem tändelnden Spiel herabwürdigen zu wollen! — Jenes heilig fromme Mädchen, an deren Bilde ſie mit ſchwärmeriſcher Andacht hängt, machte die Sterblichen mit ihr bekannt. Laß uns jetzt ihre Ruhe ehren, und ſtill zur andern Pforte des Tempels hinaustreten, bis wir in kurzem die meiſten der verſchwiſterten Geiſter, feſtlich verſammelt hier wiederfinden werden.“ Sie öffnete die Pforte, und drei Jungfrauen ſaßen hier auf den Stufen des Tempels; unſichtbar und betrachtend blieben wir hinter ihnen ſtehen. Die jüngſte und ſchönſte von ihnen hatte einen Kranz von vielfarbigen, duftenden Blumen durch ihre ſchwarzen Locken geſchlungen, ein weißes Untergewand, und ein brauner goldgeſtickter Mantel ſchmückte ihre jugendlich blühende Geſtalt; ſüßer Ernſt ſprach aus ihrem großen, dunkelblauen Auge; ſinnend ſtützte ſie ihren Kopf auf den Arm; die beiden ältern waren ihr zwar ſchweſterlich ähnlich, nur ſchmuckloſer war ihr Aeußeres, weniger anziehend ihre Phyſiognomie. Die älteſte blickte lebhaft und ſchnell um ſich her, aber gefühlloſe Kälte lag in ihren Mienen; ſanfter und zärtlicher war der Ausdruck der kleineren zweiten Schweſter, aber blaß ihre Farbe, ſchwach ihr Körper, und ſchüchtern ihr ganzes Weſen; keiner Energie ſchien dieß zarte Geſchöpf fähig: ſtatt daß Lebensfülle an der Jüngſten entzückte. „Erkenne in dieſen ſchweſterlichen Geſtalten, die Geiſter jener Inſtrumente, welche ihr pflegt: Flügel, Klavier, und Pianoforte zu nennen,“ ſagte mir ſanſt die Göttin. Jetzt nahte ſich ein Zug reizender Geſtalten: Jünglinge und Mädchen, mit Lorbeern und Myrten bekränzt, gingen in der Mitte; kraftvolle Männer von ſtattlicher Größe mit edlem Blick und kühnen Heldenzügen, führten und begleiteten jene; blondgelockte Kinder voll Engelsunſchuld hüpften um ſie her; an der Spitze des Zuges ſtand ein holder Jüngling, ſchwärmeriſch hob er ſein ſeelenvolles Auge gen Himmel, braune Locken umwehten ſeine edle Stirne, ein ſanftes, halb ſchwermüthiges Lächeln wohnte auf ſeinen Lippen; ſeine Tracht war orientaliſch; in der Hand hielt er einen Palmzweig und eine Lotosblume. Freundlich eilte ihnen die liebenswürdige Jungfrau entgegen, begrüßte ſie alle, und hieß ſie herzlich willkommen; doch als ſie den Jüngling mit dem Palmzweig erblickte, da flog eine lebhafte Röthe über ihre Wangen, ſie ſchlug die Augen nieder, und neigte ſich ſchweigend; ſein ſprechendes Auge hing unverwandt an ihr, aber beſcheiden und ehrerbietig blieb er entfernt ſtehen. Untheilnehmend lehnten ſich ihre älteren Schweſtern an die Pforte des Tempels; alle übrigen lagerten ſich zu den Füßen der edlen Jungfrau, und ſie allein begann zu ſprechen. — Mit welchen Worten vermag ich die Fülle der Beredſamkeit zu ſchildern, die ihren Lippen entſtrömte? nur ernſten, hohen Dingen war ihr Mund geweiht: ſie beſchrieb das Entſtehen, Blühen, Sinken, und in Trümmer Zerfallen von Völkern und Welten; liebend verweilte ſie erſt bei den angenehmen, fröhlichen Schilderungen; muthig hob dann ſich ihre Stimme: von der ſanften Einfachheit ihrer erſten Reden, ging ſie zu leidenſchaftlicher, kraftvoller Darſtellung über. Verwirrung, Entſetzen und Verzweiflung ſchilderte ſie nun, unruhig und kämpfend waren jetzt Natur und Elemente, und doch zügelte weiſe Ordnung und Mäßigung ſtets wieder das Feuer ihrer Rede; endlich beſchrieb ſie, wie die Menſchheit dem Kampf mit dem Schickſale unterlag, immer ſchwächer wurde ihre Stimme, und verhallte zuletzt mit einem bebenden Seufzer. — Noch lange horchten alle ſchweigend, bis ſie ſelbſt mit ſanftem Wink die andern aufforderte, den Wechſelgeſang zu beginnen: da ſprachen erſt, im Chore vereint, Jünglinge, Mädchen und Männer; alle lobten entzückt ihre kluggeordnete Rede, und meinten: „über ſo hohe Dinge vermöchten ſie nicht zu ſprechen!“ — Den Schickſalen einzelner Weſen widmeten ſie ihre Gefühle; und mit Lebhaftigkeit und anziehendem Intereſſe erzählten ſie nun die Begebenheiten ihrer Lieblinge unter den Sterblichen. Bald ſprachen ſie vereinigt, bald einzeln, ſchilderten bald das harmloſe Leben ſtiller, fühlender Gemüther, bald beſchrieben ſie mit wachſendem Feuer die abentheuerlichen Verkettungen ſonderbarer Schickſale.

„Wer ſind dieſe?“ fragte ich neugierig die Göttin. „Die Genien der Violinen, Violen, Violoncello's und Kontrabäſſe, antwortete ſie; aber noch ſchweigt der eigentliche Urgeiſt der Violine; jener Jüngling mit dem Palmzweige iſt es. Doch beobachte auch die Kinder in griechiſchen Gewändern, d[illegible]n ſüße Stimmen du jetzt hören wirſt: es ſind die

Geiſter der Flöten.“ Dieſe hüpften nun koſend um die edle Jungfrau her; ſie blickten hell und unbefangen mit ihren klaren Kinderaugen in die Welt, und dennoch lag ein wunderbar ſinniges Weſen in ihnen, welches mir fromme Ehrfurcht einflößte. Die holden kleinen Geſchöpfe begannen Mährchen zu erzählen, aus der Feen- und Elfenwelt; ſie ſchilderten die ritterlichen Thaten und die Liebesabenteuer dieſer luſtigen Gefilde der Phantaſie; ſie ſprachen ſo theilnehmend, ſo ſüß ſchmelzend, daß man verleitet wurde, an die lieblichen Gaukeleien zu glauben! Nun ſchwiegen ſie, faßten einander bei den Händen, und drehten ſich im fröhlichen Reihentanz; leicht, wie der leiſe Hauch des Abendwindes, berührten ihre Füße kaum den Raſen. Sie begannen einen zweiten Rundgeſang: „Denkſt du wohl noch zurück,“ rief der erſte der freundlichen kleinen Geiſter den andern zu, „an die ehemaligen ſchönen Zeiten, wo wir Lieblingsbegleiter der Sterblichen waren! an jene Zeiten, wo kein feierliches Opfer, kein Spiel, kein fröhliches Gaſtmahl, ohne uns vollzogen wurde; wo wir aber auch dankbar, ſelbſt bei Gelegenheiten tiefer Trauer, von unſerm geliebten Volke nicht ſchieden, ſondern mit hinſchmelzenden Tönen, die Sterblichen bis zur ſtillen Gruſt geleiteten.“ „Wohl gedenke ich gern unſers lieben Morgenlandes!“ antwortete der zweite; „es war ja auch die Wiege unſers irdiſchen Daſeyns! erinnerſt du dich noch der Sage aus grauem Alterthum, in welcher der göttliche Pindar den Menſchen erzählte, wodurch ihre Vorfahren auf den Einfall geriethen, uns aus dem Geiſterreiche zu wecken? es waren Töne der Trauer; denn als Perſeus die Meduſa getödtet hatte, da ziſchten die Schlangen ſo kläglich auf den Häuptern der Gorgonen Stheno und Euryale, Meduſens Schweſtern, daß Pallas, um dieſe ausdrucksvollen Töne der Wehmuth nachzuahmen, die Flöte erfand.“

„Und dann aus weiblicher Eitelkeit uns verſtieß, und in den Mäander warf!“ rief der dritte der kleinen Geiſter; „o gedenke nicht dieſer kränkenden Fabel! — Nein, Töne der Liebe waren es, welche die Sterblichen mit uns bekannt machten. Pan liebte die ſchöne Syrinx; ſie ſloh vor ihm bis an den Fluß Ladon, hier wähnte er ſie zu erreichen, aber die Angſtgebete des ſchüchternen Mädchens waren erhört, ſie war in Schilfrohr verwandelt! Liſpelnd und ſeufzend ertönte dieß Schilf bei der Berührung des Windes, da fügte Pan, welcher wenigſtens immer dieſe geliebten Töne zu hören wünſchte, ſieben der Röhre zuſammen und erfand die Hirtenflöte, und mit ihr zugleich die ſieben Haupttöne der Muſik.“ „So iſt es, ſo iſt es, du haſt Recht!“ rieſen alle übrigen, „Bacchus nahm uns dann auf ſeinem Zug nach dem Orient mit, und wir wurden auch gern heimiſch bei den zartempfindenden Indiern. Lange Zeit blieben wir Lieblingsgefährten und Geſpielen der jungen Athener, bis durch die Wettſtreite unſrer Prieſter die einfache, ungekünſtelte Sprache, welche wir vorher zu dem Herzen eines jeden redeten, ſo künſtlich verfeinert wurde, daß nur diejenigen es wagten vertraut mit uns zu ſeyn, welche ihr ganzes Leben uns widmen konnten. Die Athener wurden nun gleichgültig und entfremdet gegen uns, bewunderten zwar unſere Prieſter, ſpotteten aber über das lange Studium, welches erforderlich ſei, um mit uns reden zu lernen, und verfolgten mit muthwilligen, bittern Neckereien ihre Nachbarn, die Thebaner, welche uns ehrten, und den Umgang mit uns, im Spiel und Ernſt, zum Geſetz gemacht hatten!“ — Ernſt und nachdenkend blieben jetzt die holden Genien ſtehen, da eilten zwei jugendlich reizende Mädchen herbei, die längſt von ferne gelauſcht hatten.

„Welche freundlichen Töne aus ferner Heimath erklingen hier?“ riefen ſie; „ſeyd ihr es, traute Geſchwiſter, welche endlich einmal wieder Lieder vom lieben Vaterlande ſingen? Laßt unſere Stimmen ſich mit den eurigen vermiſchen; ihr und wir ſind ja ohnehin die älteſten Freunde des Menſchengeſchlechtes! — Kaum werdet ihr uns noch kennen; denn die Sterblichen ſuchten durch thörichte Erziehung unſern Charakter zu verwandeln, und uns mit Modetand zu ſchmücken! Statt daß wir ſonſt nu[illegible] unter den Händen von Göttern und Helden erklangen, ſpielt jetzt jedes ſchwache Mädchen mit uns!"

„Cyther heiße ich jetzt," ſagte die Aeltere, „Chinnor nannte mich mein vaterländiſches Volk, die Hebräer; denn Jubal war der erſte Sterbliche, welcher mich hervorrief aus der ſchlummernden Ruhe im Geiſterreich. Die Perſer erzogen mich und pflegten meine frühere Jugend. Kithara hieß ich bei den Griechen, und ich war der Liebling von Amphion und Linus. Meine beiden Schweſtern, welche nie ſich in eure Kreiſe, Geiſter der europäiſchen Inſtrumente, miſchten, die ſanftönende Vina und die zauberiſche Magondi, leben ſchon Jahrtauſende lang ein ſtilles Blüthenleben in Hindoſtan, bei den frommen Braminen. 1) Ich ward in ſpätern Zeiten in Welſchland und Spanien bekannt und geliebt; dort, wo laue Lüfte unter ewig blauem Himmel wehen, wo Orangen- und Zitronendüfte die Sinne berauſchen, dort ward ich gern einheimiſch, begleitete gern die feurigen Sterblichen bei ihren romantiſchen Abenteuern."

„Mein Vaterland war Arkadien,“ rief die Jüngere; „bei Cyllene fand ein Gott (Hermes hieß er, in zarter Kindheit war er ſelbſt eben erſt der Wiege entſprungen) die Schale einer Schildkröte; tändelnd bezog er ſie mit den Nerven der Stiere, welche er muthwillig ſeinem Bruder Apoll entwendet hatte, und weckte ſo, kindiſch ſcherzend, eine ſüße Stimme des Wohllautes. Lyra nannte er mich; und, kaum erwacht, ward mir ſchon das ſchöne Loos zu Theil, Verſöhnerin zwiſchen Hermes und Apoll zu ſeyn! ich wurde Gefährtin des letztern, und wenn ich, von ihm berührt, erklang, da begleitete der Geſang des Hermes meine Töne. Ach, nur dann erſt, als mein geliebter Gebieter, die in einem Wettſtreit euretwegen, holde Flöten, am Marſyas begangene Grauſamkeit bitter bereute, da wollte er die Sklavin, welche jedes innere Gefühl ſeiner Seele ihm lebhaft wiederholte, nicht länger um ſich dulden: er verſtieß, vernichtete mich! — — Doch, die Muſen, Linus, Orpheus und Thamyris, nahmen ſich meiner an, pflegten mich, und erzogen mich ſorgfältiger; als Heptachord ward ich nun den Menſchen bekannt; und meine Innigkeit und anſpruchsloſe Treue erwarben mir ihre zärtliche Zuneigung.

Aber, dieſe ſchöne Zeit verflog! verheert wurde mein Vaterland, unterdrückt und zerſtreut mein Volk! — Nur durch Dichter und Maler lernten ſpätere Nazionen mich kennen! — Jetzt endlich ſcheint man wieder mich liebgewinnen zu wollen; aber wird man es ernſt, treu und innig mit mir meinen? oder wird man bloß aus eitler Tändelei meiner Form wegen mir ſchmeicheln, ohne ſich um meinen Geiſt zu bekümmern? — O jene goldnen Zeiten der Götter- und Fabelwelt werden wohl nie, nie wiederkehren!“ Eine Thräne glänzte in ihrem ſeelenvollen Auge, und, ihre Begleiterin umſchlingend, verbarg ſie ſich hinter einem blühenden Myrthengebüſch.

„Es thut mir weh,“ ſprach ſanft die hohe, edle Jungfrau, welche mir die Göttin als Genius des Pianoforte genannt hatte, „es thut mir weh, daß ſo viele von euch über die jetzigen Zeiten klagen; ich kenne jene früheren, welche ihr ſchildert, nicht, aber wohl weiß ich, daß ich gern lauter Glückliche um mich her ſehen möchte!“ Hocherröthend wandte ſie ſich zu dem Jüngling mit dem Palmzweig! „Warum ſchweigſt auch du?“ ſprach ſie mit ſüßer Stimme, „warum heftet dein Auge ſich ſo ſehnſuchtsvoll auf die Wolken? Du wirſt doch wahrlich von den Sterblichen nicht verkannt! an dir hängen ſie mit warmem Gefühl; bedeutet nicht ſelbſt der Palmzweig, den du trägſt, daß deine Töne, dem Frieden gewidmet, willkommen ſind, wo ſie nur erklingen! die Lotusblume, die du hältſt, ſagt ſie nicht, daß die Menſchen jedes Leiden vergeſſen, jede Bürde von ſich werfen, wenn du mit lieblicher Stimme ſie tröſteſt? — Sprich, was trübt die Ruhe und Heiterkeit deiner Seele?“ — „Zürne nicht, holdes, himmliſches Weſen,“ ſprach mit bewegter Stimme der Jüngling, vor ihr niederknieend, „zürne nicht, daß ſelbſt in deiner Nähe, welche doch mein höchſtes Glück ausmacht, die ewige Sehnſucht meines Herzens ungeſtillt bleibt! Dürfte ich dir alle meine Schickſale erzählen, du würdeſt meine oft wiederkehrende Schwermuth entſchuldigen!“ „Rede offen, erzähle uns die Begebenheiten deines Lebens,“ erwiederte die Jungfrau.

„Wie gütig iſt deine Theilnahme!“ antwortete er; „wohlan, höre die Geſchichte der Hauptepochen meines Lebens: Fabelhaft ſind die Spuren meiner frühern Kindheit, nur durch alte Sagen haben ſie ſich noch erhalten. *) In dem gewürzreichen Ceylon herrſchte vor mehr als fünftauſend Jahren ein mächtiger König, Ravana, der Herrſcher der Nacht genannt. Er war es, der zuerſt die Idee hatte, mich aus dem Geiſterreich ins irdiſche Daſeyn zu rufen; ich gehorchte ſeiner Stimme, und folgte ihm mit kindlichem Gehorſam. Uneingeſchränkt und groß war die Gewalt, welche er durch mich über die Gemüther der Menſchen erhielt; man nannte ihn den Rieſenkönig, doch ſchwach waren ſeine körperlichen Kräfte, unwiderſtehlich aber die Kräfte ſeiner Kunſt. Da beſtieg Crishna, der Held, den der Fürſt des Himmels gezeugt hatte, ſeinen Wagen, bekämpfte Ravana und deſſen übermüthiges Geſchlecht; er beſiegte die nächtlichen Ungeheuer, und vertilgte ihren König. Vor ſeinem Ende wollte Ravana nur heiligen Händen das Geheimniß anvertrauen, durch welches er die Gemüther der Menſchen beherrſcht hatte; er berief die Pandarons, indiſche Mönche, zu ſich, und machte ſie mit mir bekannt, gebot ihnen aber ſtreng, künftig das Leben herumwandernder Einſiedler zu führen, und mich ſtets von dem Sieger Crishna und ſeinem Volk entfernt zu halten. Ravana ſtarb; ihm zu Ehren nannten mich meine neuen Gebieter Ravanaſtron. Zu frommen Gebräuchen wurde ich gezogen, und mächtig wirkte meine kunſtloſe Stimme auf die Herzen der Menſchen; doch ich durfte weder befreundeten Geiſtern, noch den ehrwürdigen Bräminen mich nähern! Meine unerbittlich ſtrengen Gebieter führten mich auf ihren Wanderungen in die reizenden Fluren zwiſchen dem Jamuna und Ganga, dort ſahe ich das frohe Blumenleben, welches mir ähnliche Geiſter bei den ſtillen, ſanſten Indiern führten, und ſehnte mich in ihre Mitte! — Der jugendliche Serinda, [3]) die ſchöne Wina, die liebliche Magondi, feierten das Geburtsfeſt Criſhna's, des Hirtengottes, mit feſtlichen Gebräuchen, [4]) beſangen Kama's Blumenpfeile, [5]) und flochten Kränze von blauen Waſſerlilien und duftenden Mallikablumen, für die Mädchen von Madura, [6]) während ich, ein Fremdling unter ihnen, einſam durch die öden Ambrawälder irrte! — — Eine unüberwindliche Sehnſucht erwachte in meiner Seele; ich fühlte mich allein, ungekannt, ungeliebt! Nahverwandte, geliebte Geiſter ahnete ich, aber die ernſten genügſamen Pandarons vermißten ſie nicht, dachten nicht daran, ſie zu erwecken! — Endlich gelang es mir, mich ihrer Sklaverei zu entziehen; ich entfloh dem Volk, deſſen einförmige Ruhe den vorwärtsſtrebenden Flug meines Geiſtes lähmte, dem Land, wo ich allein, ununterſtützt von befreundeten Harmonien, leben ſollte! Ich kam nach Paläſtina; doch, nun ich jenſeits der Berge und Ströme war, über welche ich ſo oft mich wegſehnte, da dachte ich wehmüthig zurück an jene friedlichen Palmenhaine, wo die Knoſpe meines Lebens ſich entfaltete. Heiterkeit und Ruhe der Seele ſah ich weder vor noch hinter mir! — Einſt erſtieg ich den Libanon; einſam und traurig umarmte ich die hohen Cedern, und ſeufzte, daß ſie meine Klagen nicht beantworteten, daß alles um mich her ſtumm ſei! — da hörte ich plötzlich aus Felſenklüften liebliche Töne erſchallen; ich horchte entzückt; dieß, dieß waren endlich die Harmonien, nach denen ich, ſeit ich fühlen konnte, mich ſehnte! Bebend ſuchte ich mich ihnen zu nähern, doch bald trennten mich Wolken, bald Abgründe; endlich erblickte ich auf dem höchſten Felſengipfel eine weibliche Geſtalt, umweht von einem weißen Lichtgewande; ihr langes ſchwarzes Haar flatterte aufgelöſt im Winde, ihre dunkeln Augen funkelten gleich den Sternen am nächtlichen Himmel; ſie hielt ein goldnes Saitenſpiel in ihren Armen, und entlockte ihm jene Harmonien, welche tief in meinem Herzen wiedertönten! Da ſchwang ich mich kühn über Klippen und Abgründe, wähnend die holde Erſcheinung zu erreichen; doch entfernt war ſie, als ich den

Felſengipfel betrat. Hoch über mir ſtand ſie auf einem Nebelſtreif; ich ſtreckte ängſtlich meine Arme nach ihr aus, rufend: „O du, die ich nicht zu nennen weiß, bleibe, verlaß mich nicht in demſelben Augenblick, wo du tröſtend mir erſchieneſt!“ Mit ſüßer Stimme rief ſie mir zu: „Harfe heiße ich, ich bin die Tochter von Ugab und Nebel; 7) Hebräerin von Geburt, war ich jetzt gekommen, mein Vaterland wiederzuſehen; doch verweilen kann ich nicht; heimiſch bin ich nirgends, meine raſtloſe Phantaſie treibt mich von Ort zu Ort.

„Hier nennt man mich Pſalter; in den geheimen Zuſammenkünſten der erſten Chriſten rede ich mit frommer Rührung zu allen Herzen; unter dem Namen Trigonen lebe ich in Griechenland; in Epheſus bin ich geweihte Prieſterin der Diana: doch zu blühend, zu freundlich ſind mir alle dieſe Länder! oft entfliehe ich, ſchwinge mich auf einen Strahl des Nordlichts, und fliege in mein theures, wildes Caledonien, wo Oſſian, Fingal und alle meine Barden meiner harren.

Dort, wo ich frei und kühn, bald in geräumiger Halle die Heldenthaten der Vorzeit beſinge, bald auf der Haide wild und ernſt zur Schlacht auffordere, bald am einſamen Felſenufer, wo das Rauſchen der Wogen meine Stimme begleitet, ſchwermüthig klage über die tapfer gefallnen Jünglinge, oder Vermittlerin werde zwiſchen dem tieffühlenden Mädchen, und den ſie umſchwebenden Geiſtern ihrer Brüder, ihres Geliebten — — ha, dort iſt die Stelle, wo ich hingehöre, dort das Volk, welches mich verſteht! — Lebe wohl, ſanfter Jüngling; du zieheſt mich an; doch feſſeln kannſt du mich nicht; frei muß ich bleiben; miſchen werde ich mich bisweilen in die Reihen von euch, ihr verſchwiſterten Geiſter, doch Begleiterin kann ich von keinem ſeyn; zügellos muß mein Flug bleiben, wenn ich meiner Beſtimmung treu leben will, und mit Adlerſchwingen werde ich mich losreißen, wenn ihr wähnet, mich feſt zu halten!“ — Betäubt ſank ich zu Boden, ein Sturmwind entführte ſie meinen Blicken! aber nichts konnte die Erinnerung an dieſe Stunde aus meinem Herzen löſchen. — Von nun an war mehr Kraft, mehr Ruhe in meiner Seele; ich war zwar hoffnungslos, aber doch nicht mehr auf einem ſo ſchwankenden Meere banger, unbeſtimmter Sehnſucht herumgetrieben. Ich ſtrebte nun einzig darnach, in die Nachbarſchaft jenes von ihr geliebten Landes zu kommen. Chriſtliche Kreuzfahrer kämpften in Paläſtina; an ſie ſchloß ich mich, und ſchiffte mit ihnen nach Gallien, ihrem Vaterlande. Ich wurde bald mit den Minneſängern bekannt, und in mehreren Ländern Europens beliebt; nur in jenes gebirgige Hochland konnte ich nicht gelangen! doch oft, vorzüglich in Gallien, ſchwebte das holde, unvergeßliche Weſen, einer Erſcheinung gleich, bei mir vorüber. Stille Freuden warteten meiner; ich fand euch, Brüder, Schweſtern, Verwandte! ihr befriedigtet meine Sehnſucht nach Theilnahme, und ſtelltet mich liebevoll an eure Spitze.

„So verſtrich lange Zeit; bis ich endlich nach Jahrhunderten im Sachſenlande, dich, edle Jungfrau, kennen lernte. *) — Du allein kennteſt die Träume meiner Vorzeit wieder erwecken, dir ſind meine innigſten Gefühle geweiht! — Heiter und glücklich bin ich jetzt, aber in meiner Seele ſind tiefe Spuren mannichfaltiger Schickſale geblieben, und die Erinnrung malt mir oft die Vergangenheit mit den lebhafteſten Farben vor. Schwärmerei iſt Charakterzug von mir geworden, aber traurig bin ich nicht, wenn nur ihr, befreundete Geiſter, mich nicht verlaßt!“ —

Mit dem ſeelenvollſten Blick ſah er um ſich her, die holde Jungfrau reichte ihm freundlich die Hand, alle übrigen ſchmiegten ſich an ihn an. —

„Komm Sterbliche,“ rief die Göttin der Harmonie, „es geziemt dir nicht, noch länger die innerſten Empfindungen dieſer höhern Geiſter zu belauſchen; lerne noch andere Gegenden meines Reiches kennen.“ Tief gerührt durch alles, was ich gehört hatte, folgte ich ihr: „Werde ich nicht jenes phantaſtiſche Weſen, welches ſich Harfe nennt, auch zu ſehen bekommen?“ fragte ich. „Vielleicht! erwiederte ſie, doch komm jetzt zu den einſamen entfernten Wohnungen anderer Lieblinge von mir.“

Wir wandelten über blumige Wieſen; ein dichter Wald lag neben uns, durch deſſen grüne Zweige die untergehende Sonne einzelne glühende Strahlen, gleich goldnen Pfeilen, ſendete. Stimmen erklangen im Walde, und ergriffen meine Seele auf wunderbare Weiſe! Bald lockten ſie mich hinein in die grüne Nacht des Waldes, und ſchienen mir dort Befriedigung jedes Wunſches zu verheißen, bald erweckten ſie bange Sehnſucht in meiner Bruſt, zurück auf den heimiſchen Erdball, zu Weſen meiner Art zu gelangen; und immer riefen ſie mir wieder zu: „auch dort werden deine wärmſten Gefühle nicht verſtanden, nicht erwiedert werden!“ Nachhall jener Zauberſtimmen ertönte in der Nähe, verklang in weiter Ferne, und nahm alle meine Sinne gefangen. Da riefen ähnliche Stimmen mich zu ländlichen Spielen; Kriegsgeſänge ſchienen ſie erſt nachahmen zu wollen, aber jubelnde, unbefangene Heiterkeit unterſchied ſie von jenen.

„Was für Geiſter umſchweben uns bei dieſem magiſchen Walde?“ fragte ich mit beklommner Stimme, „gefeſſelt ſteht mein Fuß, bang' und doch auch wohl iſt mir zu Muthe! und dennoch ſeh' ich keines der mich rufenden Weſen!“ — „Unſichtbar wirken ſie am ſtärkſten auf Herz und Seele, ſagte die Göttin; du hörſt die Geiſter derjenigen Töne, welche ihr auf Erden Waldhornklang nennt; in romantiſcher Einſamkeit wohnen ſie hier, und miſchen ſich nur ſelten in die Kreiſe der übrigen Geiſter. Doch du klagteſt über Unſichtbarkeit, blicke hierher!“

Sie bog einige blühende Zweige aus einander; wie reizend war der Anblick, der ſich mir da zeigte! Auf einem freundlichen Raſenplatz, von immergrünen Eichen überſchattet, ſah ich drei liebliche geflügelte Genien beſchäftigt, einen Teppich aus Blumen zu weben. Der Eine flocht lauter hellglänzende, bunte Blumen in einander; ſanft lächelnd milderte der zweite den blendenden Schimmer durch zarte Blüthen und weiße Blumen, welche würzigen Duft um ſich her verbreiteten; emſig arbeiteten beide, da miſchte ſinnig der dritte breitblättrige Kräuter, Zypreſſenzweige und dunkle Blumen in das Gewebe, und erquickte dadurch das mit Wohlgefallen darauf ruhende Auge; bald vereinigten ſie den Farbenſchmelz zu großen Maſſen, bald ſchlangen ſie Blätter und Blüthen in leichten Arabesken lieblich in einander. „Was bedeutet dieß hier im Lande der Töne?“ fragte ich ſtaunend die Göttin. „Begreifen wirſt du mit irdiſchen Sinnen dieß nie ganz,“ erwiederte ſie, „aber doch vielleicht fühlen. Wiſſe: dieß ſind die Geiſter des Oboe's, der Clarinette und des Fagott's; ſcherzend wirken ſie, mit charakteriſtiſchem Sinn, hier ein Gewebe von Harmonien; doch unergründlich wird ſtets dem an das Irdiſche gefeſſelten Geiſt das Geheimniß der Natur bleiben, welches Töne und Farben verſchmilzt; nur höhere Geiſter durchſchauen die Verwandtſchaft beider.“ 9) Sie bog die Zweige wieder zuſammen, und führte mich weiter; Berg auf ging unſer Weg; da erklang aus einem Thale neben unſerm Pfad ein wildes Getöſe; ich ſah hinab, und erblickte eine Menge kraftvoller Jünglinge und rüſtiger Männer, welche fröhlich in gymnaſtiſchen Spielen ſich übten, muthig einander zum Kampf aufforderten, ſiegend jubelten, und dennoch liebreich jeden Ueberwundenen ſogleich aufrichteten und umarmten.

„Tuba, Poſaune, Trompete, Pauken, Trommeln, Cymbeln, und alle die mannichfaltigen Geiſter der Kriegsinſtrumente ſiehſt du hier,“ ſagte mir meine Begleiterin; „nur auf feierlichen Ruf vereinigen ſie ſich mit ihren ſanftern, gefühlvollern Geſchwiſtern; doch weiter, wende dich mit mir nach jenem Felſenweg, wo Klippen uns alle vorhergehenden Scenen verbergen; ſiehſt du dort bei dem einſam ſprudelnden Quell das blonde Mädchen im arabiſchen Gewande, welches das holde dunkellockige Kind in italiäniſcher Tracht auf ihren Knieen hält, es zu unterrichten ſcheint, und doch durch ſeine neckenden Tändeleien unterbrochen, bisweilen ſelbſt freundlich mitlächelt? Es iſt Laute 10) und Mandoline. Näher dich jener Grotte, deren Eingang durch einen herabſtäubenden Waſſerfall verſchleiert iſt; ſiehſt du rechts auf mooſigen Bänken jene grotesken fabelhaften Geſtalten, in tiefen Schlaf verſunken liegen? Es ſind die Geiſter derjenigen älteren Inſtrumente, welche jetzt von den Sterblichen nicht mehr weder gekannt, noch gebräucht ſind. Links von Morgenthau und Blüthenduft umfloſſen, ſchlummern halb unſichtbar jene, welche erſt in künftigen Jahrtauſenden von den Sterblichen gekannt ſeyn werden. Doch, bemerkſt du zunächſt die liebliche Geſtalt, welche eben beginnt ſich zu regen? ſieh, wie ihr großes, ernſtes Auge noch in ätheriſche Träume halb verſenkt ſcheint! jetzt hebt ſie den veilchenfarbnen Schleier, der ihre ganze Geſtalt dicht verhüllte; ſinnend ſtreicht ſie die Fülle blonder Locken zurück, die ſich auf ihre reine Stirne herabringeln; welch ein Beben durchzuckt ſie? — ach, das holde Mädchen erſchrak, als ihr zarter Fuß, von dem weichen Mooslager herabgleitend, zuerſt den feſten, kühlen Boden betrat! Langſam und forſchend ſchaut ſie nun um ſich her; dort liegen Kränze, Perlen, Kronen; was wird ſie wohl davon wählen zu ihrem Schmuck? Sie ſchüttelt bedeutend das Haupt, ſie ſchreitet vorwärts — halt, raſche Jungfrau, was wagſt du? — ſieh, Wellen und Flammen ergreift ihre kindlich zuverſichtliche Hand, beide vermögen weder ſie zu netzen, noch zu ſengen; ſie eint die widerſtrebenden Elemente und lächelnd flicht und webt ſie einen Zaubergürtel daraus — jetzt ſind Tropfen und Funken innig verſchlungen, ſie löſchen nicht, ſie trocknen nimmer, in feuchter Gluth ſchimmern ſie ſtill und rein! demüthig hebt ſie nun ihr frommes Auge gen Himmel, Segen flehend, und das Gelübde der heiligſten Unſchuld ſpricht in dieſem Blick ſich aus! O mein jüngſtes, ſüßes Lieblingskind, komm in meine Arme, du ſtehſt meinem Herzen am nächſten, darum ſollen die Sterblichen dich Harmonichord begrüßen!“ 11) Lange und zärtlich umarmte die Göttin jenes holde, ſinnige Weſen, und verhüllte es wieder mit mütterlicher Sorgfalt in den faltenreichen, veilchenblauen Schleier; dann ſprach ſie, ſich zu mir wendend: „Verweile nicht hier, damit wir, ehe die Sonne ſinkt, den Gipfel dieſes Felſens erreichen. Unter jenen Laubgewölben, am Abhange des gegenüberliegenden Berges, ſchwingen ſich luſtige Weſen im ländlichen Reihentanz; hörſt du von ferne ihr Lachen und Schwärmen? — Schallmeye, Sackpfeife, Triangel, Tambourin, und alle die verſchiedenen Schutzgeiſter derjenigen Inſtrumente ſind es, welche kunſtlos, mit kindlicher Einfalt, die Gemüther der Menſchen zu erfreuen ſuchen, und jede Sorge, jeden Kummer wegſcherzen. Jenſeits dieſes Berges wohnen die zahlreichen Geiſter der Inſtrumente, welche unter andern Himmelsſtrichen verehrt und geliebt, von dir, Europäerin, aber kaum dem Namen nach gekannt ſind. — Nun aber weg von dieſen lachenden Gegenſtänden, in das Gebiet der Trauer; hin zur ſchwermüthigen Harmonika führt uns dieſer Weg.“

Still wandelten wir vorwärts; jeder Klang verſtummte zwiſchen dieſen Felſenwänden, die jetzt uns eng' umſchloſſen, jetzt jähe Abgründe neben unſerm Pfad zeigten; nur das Rauſchen eines nahen Waſſerfalles brauſte eintönig fort. Plötzlich erblickte ich eine große dunkle Felſenhöhle vor mir; die Göttin gebot mir, am Eingange derſelben ſtill zu ſtehen. Einzelne Strahlen von farbig buntem Lichte flogen zackig an den ſchwarzen Marmorwänden auf und nieder, und verſchwanden dann vor dem geblendeten Auge; wann ſie die Höhle erleuchteten, dann ſchienen funkelnde Inſchriften den Marmor zu bedecken, doch tiefe Finſterniß verhüllte ſchnell wieder alles. Leiſe, klagende Töne umſchwebten mich jetzt; aus dem tiefſten Grunde der Höhle trat eine weibliche Geſtalt hervor; ſie hielt in der einen Hand eine Fackel, welche dämmerndes Mondlicht verbreitete, in der andern einen Lilienſtengel; in ſchwarze Gewänder war ſie gehüllt, ein dunkler Schleier bedeckte ihr Geſicht; langſam ſchritt ſie vorwärts, und ſchlug den Schleier zurück: Engelszüge voll Unſchuld und Liebe hatte er verdeckt! — Die zahlloſen Inſchriften funkelten nun mit Diamantenglanz; ſie enthielten die Namen aller der Sterblichen, welche

Meiſter der Töne geweſen waren, und durch den Tod der Erde entriſſen wurden. Händel's Name erſchien hier in hoher reiner Klarheit; in glühendem Rubinenſchimmer glänzte der Name des unvergeßlichen Mozart! — Mit geſenktem, trauerndem Blick ſchrieb die holde Harmonika mit dem Lilienſtengel den Namen Naumann auf den dunkeln Marmor; Thränen füllten ihr Auge, ach, er war ihr doppelt werth! 12) — Sie kniete nieder, und betete mit frommer Rührung, und Worte und Töne hallten feierlich in den Felſengewölben wieder. — Ueberwältigt von Wehmuth ſank ich weinend in die Arme der Göttin; und als ich mich wieder aufrichtete, waren Höhle, Geſtalt und Inſchriften verſchwunden! — im röthlichen Abendſchimmer lag der Felſenweg vor uns, und die Göttin führte mich ſanftlächelnd vorwärts. Da ſchienen mir Schmetterlingsflügel um mein Ohr zu ſchwirren; ich horchte, und einzelne Laute, bald wie flüchtige Träume und Bilder aus den vergangnen Jahren meiner frühſten Kindheit, bald wie ernſte, ſchauerliche

Worte der Prophezeihung ferner Zukunft, erklangen um mich her, und doch ſahe ich nichts, und alles war ſchnell wieder ſtill: ängſtlich ſchmiegte ich mich an meine ſchützende Begleiterin; da tönten auf einmal einige gewaltige Worte durch den Aether; ſie erſchütterten mich fürchterlich! ich wähnte, der Weltgeiſt ſei vom Schlafe überwältigt und gebunden, und rege ſich nun und ſpreche im Traume! — Eine gigantiſche Geſtalt, aus Wolken gebildet, erſchien vor mir, den ganzen Felſen bedeckend, und langſam zerfloß ſie wieder in Nebel! — — Bebend verbarg ich mein Geſicht. „Warum zitterſt du?“ ſprach liebevoll die Göttin, „es waren nur die Stimmen zweier meiner Geiſter, welche dich, wider ihren Willen, ſo erſchreckten: Aeolsharfe und Rieſenharfe[15]) umſchwebten uns; ermanne dich, und blicke dorthin, wo du das liebliche Weſen ſiehſt, welchem du längſt dich zu nähern wünſchteſt.“ Beruhigt richtete ich mich auf, und ſahe nach dem Gipfel des Felſens, welcher in purpurner Abendröthe glänzte; da erblickte ich am Rande des Felſens ein ſchlankes Mädchen in der Blüthe der jugendlichſten Schönheit; weiße Gewänder, aus Luft gewebt, flatterten, vom Winde geführt, um ſie her, ihre langen dunkeln Locken floſſen auf Bruſt und Schultern herab; voll hoher Begeiſterung richtete ſie ihr ſprechendes Auge gen Himmel, bückte ſich hinüber in die Wolken, und pflückte ſchimmernde Aetherblumen aus dem roſigen Abendſchein; ſinnend flocht ſie einen Kranz aus ihnen, und wand ihn lächelnd um ihre edle Stirne; dann ſchwang ſie einen goldnen Zauberſtab, und plötzlich erſchienen Schaaren kleiner, lieblichgaukelnder Luftgebilde, welche in magiſchen Kreiſen um ſie her tanzten; nun erloſch allmählig der Glanz des Himmels; Sterne blinkten in den weiten, blauen Räumen; ernſt winkte jetzt das holde Weſen; die Purpurblumen in ihrem Haar zerfloſſen, und wurden Perlen, die bunten, hüpfenden Geſtalten verwandelten ſich in graue nächtliche Gebilde, und ſchlüpften in die Felſenritzen; nun ſetzte ſich die Einſame auf einen mooſigen Stein, und ſang mit melodiſcher Stimme Sagen aus längſt verſtrichner Vorzeit; düſtrer ward ihr Blick, bebender ihre Stimme, rührende Worte der Klage ſprach ihr reizender Mund, ermattet ſchwieg ſie endlich, und nur ein lindes Säuſeln der Luft tönte noch um ſie her: da ſank eine feurige Kugel aus dem wolkenloſen Aether, und ſchwebte über ihrem Haupte; augenblicklich ſtürzten alle die dämmernden, farbloſen Geſtalten aus den Felſenklüften; ſie wuchſen zu koloſſalen Erſcheinungen empor, und ſtürmten drohend und wild auf die Himmliſche zu; mit edlem Stolz trat dieſe ihnen entgegen, und ließ ſich ein auf muthigen, raſchen Kampf; viele ſtürzten taumelnd hinab von dem Gipfel des Felſens, da drangen die andern rohen Gewalten zürnend auf die Holde ein, doch vergeblich war ihr Ringen: Wolken hoben die hehre Jungfrau empor, die feurige Kugel über ihrem Haupte ſchmolz in einen ſanftſchimmernden Heiligenſchein, der Stab entſank ihren Händen, und ein goldenes Saitenſpiel lag dafür in ihrem blendend weißen Arm; ſie berührte es, und von der magiſchen Gewalt ihrer Töne getroffen, verſchwanden die

Schreckensgeſtalten; Blumen ſproßten aus dem kahlen Felſen, und ſchienen voll Wonne die Luft einzuſaugen, welche von den Schwingungen ihrer Saiten ſanft erzitterte. — Trunken von Entzücken horchte ich auf die himmliſchen Melodien; da ſank ein weißer Nebel vor ihr nieder, und ich ſahe ſie nicht mehr, hörte ſie nur gleich fernem Sphärenklang; beinahe glaubte ich geträumt zu haben: da ſprach die Göttin: „Du erkannteſt doch in dieſem zauberiſchen Weſen den phantaſiereichen Genius der Harfe, nach welchem du dich ſehnteſt, welcher freilich aber auf Erden nur zu oft mißverſtanden und verkannt wird? — Aber, nun wende dich um, und ſieh zurück auf die Gefilde, welche wir zuerſt beſuchten!“ Blühend lagen ſie vor meinem bewundernden Blicke; vorzüglich ſchimmerte jetzt beim Sternenlicht die hohe Kuppel des Tempels, aus ſiebenfarbigen Regenbogenſtrahlen gewölbt, in wunderbarer Pracht.

Indem ich hinſahe, erſchienen auf den Zinnen ehrwürdig ſchöne Geſtalten, in prieſterlicher Kleidung, mit Kreuzen von Lava geſchmückt 11) und riefen mit volltönenden Stimmen die Geiſter zur Abendhymne in den Tempel.

„Es ſind die Glocken, welche uns rufen zum feierlichen Gebet, zum vereinten Lobgeſang des Schöpfers unſer aller!“ ſprach die Göttin, faßte mich in ihren Arm, und ſchwang ſich nebſt mir auf ihren Wolkenwagen.

Durch die offene Kuppel des Tempels ließ ſie ſanft ſich nieder; — welch ein namenlos ſchöner Anblick war es, hier, in den prächtig geſchmückten Hallen, die ganze Schaar der überirdiſchen Weſen feſtlich verſammelt zu ſehen! ich blickte entzückt auf ſie, und ſahe, wie jedes das Inſtrument ergriff, das es beſtimmt war zu beſeelen; wonnetrunken lauſchte ich auf den erſten Ton — da erklang mächtig und harmonienreich der vollſte Akkord! — meine ſchwachen, ſterblichen Sinne waren nicht fähig jene vereinten Harmonien der Sphären zu ertragen! — mein Bewußtſeyn ſchwand, mein letztes Gefühl war Vernichtung des irdiſchen Weſens! —

Wie lange ich in dieſem Zuſtande blieb, weiß ich nicht, — nur deſſen kann ich mich erinnern, daß ich in einer lauen, ſternenhellen Sommernacht, auf dem Raſenſitz in einer blühenden Laube liegend, wie aus einem tiefen Schlummer mich erholte, die ganze magiſche Erſcheinung allen Menſchen verſchwieg, aber nachher ſtets durch die Töne der Inſtrumente weit lebhafter ergriffen und gerührt wurde, ihre Zauberſprache deutlicher, als zuvor, verſtand, und oft, oft mir die ſüße Phantaſie jenes unvergeßlichen Abends zurückrief! — —

Anmerkungen.

1) Die **Vina**, Lieblingsinſtrument der Indier, hat ein Griffbret wie die Guitarre; der Hauptreſonanzkörper dieſes Inſtruments iſt ein Rohr von ausgehöhltem Bambus, woran zwei hohle Kürbiſſe und die Stimmſtege befeſtigt ſind. Dieſe Kürbiſſe und das Rohr ſind mit Blumen und vergoldetem Laubwerk zierlich bemalt. Die ſieben Saiten darauf ſind von ſehr zartem, hellklingendem Metall, unſerm Silberdrath ähnlich. Die Braminen bedienen ſich vorzüglich der Vina.

Die **Magondi**, oder indiſche Guitarre, (denn die Vina hat mehr Aehnlichkeit mit der Lyra) wird gewöhnlich von den ſogenannten Schlangenbeſchwörern gebraucht, um ſolche zahm gemachte Thiere, nach eigends dazu beſtimmten Melodien, tanzen zu laſſen.

2) Warum hier dem Genius der Violine eine ewige Sehnſucht nach unterſtützenden Harmonien

beigelegt wird, erklärt ſich aus dem Charakter des Inſtrumentes ſelbſt. Nicht ganz ohne hiſtoriſchen Grund iſt das, was über die frühſte Geſchichte der Erfindung dieſes Inſtrumentes geſagt wird. Ravana, welcher in uralten Zeiten König in Ceylon war, erfand ein ihr ähnliches Bogeninſtrument, welches nach ihm Ravanaſtron genannt wurde. Nur die Pandarons, eine Art herumwandernder indiſcher Einſiedler, ſpielten es nach ſeinem Tode. Dieſer Ravana war, der indiſchen Götterlehre nach, König der Nacht und der Giganten; Rama (der indiſche Bacchus, oder die ſechſte Verwandlung, in welcher Viſhnu auf Erden erſchien) bekämpfte ihn zuerſt. Ueberwunden wurde Ravana endlich durch Criſhna, den Hirtengott, Sohn der Sonne, den eigentlichen indiſchen Apoll. In dieſer indiſchen Mythe ſowohl, als in der griechiſchen, wird rohe Gewalt durch liebliche Kunſt allein gebändigt. Zuſammengeſetzte Harmonien ſind noch jetzt den Indiern ganz unbekannt. Zu den Zeiten der Kreuzzüge wurde die Violine zuerſt von Paläſtina aus, in Europa, und hauptſächlich in Frankreich bekannt.

3) Serinda iſt eine Art bengaliſcher Violine; ſie hat drei aus Seide geſponnene Saiten, und wird mit dem Bogen geſpielt.

4) Das Geburtsfeſt Criſhna's wird in Indien mit Geſängen, Tänzen, und Aufführung religiöſer Dramen (wie z. B. die Gita-govinda) gefeiert. Dieß Feſt heißt auch Hooli oder Frühlingsfeier, und wird noch jetzt am erſten Vollmonde, nach dem Eintritte des Frühlings-Aequinoctiums, begangen.

5) Kama iſt der Liebesgott der Indier; ſeine Lippen ſind röthlich, wie der Lotos in voller Blüthe; in der Hand hält er Pfeile mit würzhaften Amrablüthen zugeſpitzt, und den Bogen von Zuckerrohr, mit der Bogenſehne von Bienen. Auf dem Haupte trägt er das Flammenzeichen und den Feuerkranz, Bilder ſeiner wirkenden Kraft. Gewöhnlich reitet Kama auf einem Papageienweibchen, Sinnbild der Saraſwadi, Göttin der Beredſamkeit.

6) Die Mädchen von Madura, auch Gopias oder Milchmädchen genannt, Geſpielinnen Criſhna's, ſind die Muſen der Indier. Criſhna ſcherzt und ſingt mit dieſen ſeinen geliebten Hirtenmädchen,

in den reizenden Ebenen Madura's an den Ufern des ſanftſtrömenden Jamuna.

7) Die **Harfe** iſt eines der älteſten Saiteninſtrumente, anfangs nur mit Thierhaaren bezogen: Die Hebräer hatten zwei ihr ähnliche Inſtrumente: Ugab, welches Jubal erfand, und Nebel, von Luther Pſalter überſetzt. Aus dem Trigonon der Griechen entſtand unſere jetzige Harfe. Alexander, aus der Inſel Cythera, bezog zuerſt die Harfe mit mehrern Saiten, und ließ ſein Inſtrument, als er alt wurde, in dem Tempel der Diana zu Epheſus der Göttin widmen. Die erſten Chriſten bedienten ſich, während der erſten ſechs Jahrhunderte, der Harfe zur Begleitung ihrer frommen Lieder bei ihren geheimen Zuſammenkünften.

8) Das Pianoforte wurde von Chriſtoph Gottlieb Schröder erfunden, welcher zu Hohenſtein in Sachſen 1699 geboren war. Ungefähr 1717 kam das erſte Inſtrument dieſer Art nach Dresden. Bartolo Criſtofoli aus Padua verbeſſerte zuerſt dieſe Erfindung.

9) Zum Beweis, wie tief gegründet in dem menſchlichen Sinn eine dunkle Idee von Verwandt-

ſchaft der Töne und Farben iſt, kann das Beiſpiel der Araber dienen. Dieſes lebhaft und zart fühlende Volk, das Muſik und Dichtkunſt über alles liebt, bezeichnet jedes Intervall, (oder, wie ſie es nennen, jede Kammer) in der Tonleiter, durch eine eigene Farbe. So iſt:

ihr Ton	Jek,	bei uns	La, a.	Grün.
„ „	Dou,	„ „	Si, h.	Roſenroth.
„ „	Si,	„ „	Ut, c.	Dunkelblau.
„ „	Tchar,	„ „	Re, d.	Violet.
„ „	Penj,	„ „	Mi, e.	Kamillengelb.
„ „	Scheſch,	„ „	Fa, f.	Ambraſchwarz.
„ „	Heſt,	„ „	Sol, g.	Hellblau.

Iſt doch auch eine wundervolle Analogie zwiſchen den ſieben Strahlen des Regenbogens und den ſieben muſikaliſchen Grundtönen, die wir freilich erſt mit feinern Sinnen ganz begreifen werden!

10) Die Laute iſt von den Mauren erfunden, und war ihr Lieblingsinſtrument. Sie nannten ſie A-oude; ſie war doppelt bezogen, und hatte vier Saiten, die nach herabſteigenden Quarten: c. g. d. a, geſtimmt wurden. Durch die Mauren kam dieß Inſtrument zu den Spaniern, wo es Laud,

und von da zu den Italiänern, wo es Lieut oder Liuto genannt wurde.

11) Das Harmonichord iſt ein von Friedrich Kaufmann in Dresden ſeit kurzem erſt erfundenes vortreffliches Inſtrument.

12) Der verewigte Kapellmeiſter Naumann war ein ganz vorzüglicher Harmonikaſpieler.

13) Die Rieſenharfe iſt ein Inſtrument, welches der Aeolsharfe gleicht, nur im koloſſalen Styl. Im Jahr 1786 erfand ſie der Abt Gatteni zu Mailand. Er ſpannte ſieben Eiſendräthe, (welche ſo geſtimmt wurden, daß ſie die ſieben muſikaliſchen Grundtöne angaben) von der Höhe eines fünf und zwanzig Ellen hohen Thurmes, bis zu einem Ort, nahe bei dem Hauſe des Herrn Moſcati, welcher ſich auch theilnehmend mit dieſer Erfindung beſchäftigte. Vom Sturmwind erſchüttert, tönte ſie oft Stundenlang harmoniſch fort, und ward Meilenweit gehört.

14) Die Glocken entſtanden nach und nach aus den Cymbeln, Schellen und Handklingeln, welche Erfindungen des Orients ſind. Der Schellen bedienten ſich ſchon die Egypter bei dem Feſte

des Oſiris; die Hebräer nahmen ſie von ihnen an. Die Prieſter der Proſerpina in Athen bedienten ſich kleiner Glocken, um das Volk zum Opfer zu rufen. Gegen das Jahr 400 nach Chriſti Geburt führte Paulinus, Biſchof zu Nola, einer Stadt am Veſuv in Campanien, zuerſt den Gebrauch der großen Kirchenglocken ein. Von der Landſchaft erhielten ſie den Namen Campana, und von der Stadt den Zuſatz nola, Campanola.

II.

Der Liebesring

Romantiſches Idyll

von

F. Kind.

Fiſchermaid iſt ausgegangen
Nach der ſchilfumkränzten Bucht,
Wo ihr Auge voll Verlangen
Längſt dem Strom den Vater ſucht;
Helka winkt, bis er die Zeichen
Ihrer weißen Hand erlauſcht,
Und ſein Kahn, ſie zu erreichen,
Kniſternd durch's Geröhrig rauſcht.

Traulich forſchend nach dem Fange,
Springt ſie in den ſchwanken Kahn,
Hilft mit gluterhitzter Wange
Das umglaſte Netz hinan;
In des Waſſers Silberſpiegel
Fällt ihr Auge blau und klar,
Und der Saum der Wellenhügel
Küßt ihr loſes blondes Haar.

Hofft gleich Ullo karge Beute,
Späht doch eifrig Helka's Blick;
Höher klopft ihr Buſen heute,
Wie nach unbekanntem Glück;
Sieh! die flüſſigen Kriſtallen
Werfen bunten Strahlenſchein,
Leuchtend, wie auf Buchenhallen
Iris Farbenzauberei'n.

Denkt, bei Gründling, Barb' und Schmerlen,
Wand ſich aus der Watte Schoos,
Mächtig blaſend große Perlen,
Auf dem Haupt gekrönt mit Moos,
Aller, die vom Karpfen ſproſſen,
Grau'ſter Urahn, und es hing
An der ſtärkſten ſeiner Floſſen,
Blendend, wie die Sonn', ein Ring.

Schnell zu kindlich ſüßem Spiele
Von des Demants Schein verſucht,
Zieht ſie von dem ſeltnen Stiele
Die gefund'ne Wunderfrucht,

Hält ſie, wie ſonſt Maienglocken,
Ihres Werthes nicht bewußt,
An die goldgewellten Locken,
Auf die froh beklomm'ne Bruſt.

Doch der Greis, ſolch Glück kaum faſſend,
Drückt auf Helka's Roſenmund
Schnell die Hand, entreißt erblaſſend
Schleunig ihr den goldnen Fund,
Lauert furchtſam nach dem Strande,
Ob kein Auge blitzt im Strauch,
Spricht dann: „Nun geſchwind zu Lande,
Und ein Mahl nach Fürſtenbrauch!“

Schnell geröſtet duften Fiſche
Fürſtengleichen Ueberfluß,
Und der Heerd deckt ſich zum Tiſche
Mit dem Blatt der Waſſernuß;
Dann gebeut mit ſtolzen Blicken
Ihr der Vater: „Kehre nun
Heim, mein Kind! doch Maſchen ſtricken
Laß nun Andre, uns laß ruh'n!

„Nimm das Ringlein, doch verwahre
Auf der Bruſt es tief im Latz,
Und kein fremdes Ohr erfahre
Von dem unermeßnen Schatz,
Den dein Glücksſtern aus dem blauen
Waſſerſchoos dir zugebracht;
Mehr davon bei Abendgrauen,
Wenn ich's reiflich überdacht.“

Und ſie eilt, den Ring im Kleide,
Nach dem friedlichen Gebiet,
Wo ſich um die Pappelweide
Manch Geweb' von Netzen zieht;
Doch — wie hemmt ſie ihre Schritte,
Fährt zurück nach Kindesart,
Als ſie vor der Fiſcherhütte
Ein geſchmücktes Roß gewahrt.

Furchtſam bei dem muth'gen Pferde
Windet Helka ſich vorbei,
Tritt dann ein zum heim'ſchen Heerde,
Und — erſtickt kaum ein Geſchrei;

Denn auf ihrem dürſt'gen Bette,
Das nur Schilf und Laub bedeckt,
Ruht, mit Schwert und goldner Kette,
Süß ein Jüngling hingeſtreckt.

Ach, er ſcheint ſo ſanft zu ſchlafen
Neben Jägerhorn und Spieß,
Wie ein Feenprinz bei Schafen,
Adam einſt im Paradies;
Vom Baret wallt weiß die Feder,
Von Juwelen blitzt der Knopf,
Und ſein Wuchs iſt gleich der Zeder,
Sein Geſicht ein Engelskopf.

Yelka ſtarrt; ſie ſieht geblendet
Ob der Schönheit, ob der Pracht,
Als der Ritter leis ſich wendet,
Und den Arm hebt, und erwacht.
„Schönſte!“ — ruft er mit Entzücken —
„Mir zum Glück war ich verirrt;
Mädchen mit den Himmelsblicken!
Du, du ſelber, biſt hier Wirth?“

Und ſchon hat er ſanft die Mitte
Ihres ſchlanken Leibs umfaßt;
Doch ſie weicht mit zücht'ger Sitte,
Spricht erröthend: „Edler Gaſt!
Was der Armuth Kind kann bringen,
Beut euch gern der Fiſch'rin Hand;
Doch, dieß zärtliche Umſchlingen
Wär' der Rittersbraut entwandt."

Von der Unſchuld Macht befangen
Schweigt des Ritters inn're Gluth;
Und, weil fern ſchon Sternlein prangen,
Nimmt er Hifthorn, Spieß und Hut,
Forſcht den Weg zum nächſten Schloſſe,
Scheidet dann mit Sehnſuchtsblick,
Wirft von fern noch ihr vom Roſſe
Den verſchmähten Kuß zurück.

Doch, obgleich das Roß verſchwindet,
Weilt doch feſt des Reiters Bild;
Nur in eig'ner Treue findet
Helka's Bruſt ein ſchützend Schild;

Zärtlich ruft ſie Konrads Namen,
Als, mit ſtill bedächt'gem Schritt,
Mit dem Ruder, Korb und Hamen
Ullo in die Pappeln tritt.

Liebreich klopft er ihr die Backen,
Wirft dann lächelnd ſeine Laſt
Von dem tiefgebeugten Nacken;
Und, als Helka von dem Gaſt,
Von dem ſchmucken Roß begonnen,
Hört er mit geſpanntem Ohr,
Trägt dann, was er ſtill erſonnen,
Mit gewicht'ger Miene vor:

„Muth, mein Kind! Du biſt geborgen:
Alles gab das Glück dir ſchon;
Brauchſt um keinen Wunſch zu ſorgen,
Und verſtieg er ſich zum Thron;
Helka, Muth! in wenig Tagen
Sollſt du, ſtattlich angethan,
Unſern Fiſch zum Herzog tragen,
Und — verſteht ſich! Geld empfah'n:

„Das iſt mein, ſoll mich ernähren;
Doch der Ring, mein Kind, iſt dein,
Und der Ring kann mehr gewähren,
Als des Moguls größter Stein;
Jedes Herz ſinkt dir zu Füßen;
Denn, wie noch aus grauer Zeit
Hochbetagte Fiſcher wiſſen,
Denn — das Ringlein iſt gefeit!

„Ein Herr Kaiſer, Karl der Große,
Hochberühmt in Stadt und Land,
Liebte zärtlich eine Roſe,
So, wie du, von niederm Stand;
Wurden gleich der Weiber ſieben
Nach und nach ihm angetraut,
Nur die Buhle konnt' er lieben,
Sie nur war die Herzensbraut.

„Nimmer wich von ihr die Blüthe
Friſcher Jugendluſt — doch ach!
Als ihr ſchönes Aug' verglühte,
Wies ſein Heldenherz ſich ſchwach;

Bei dem Lager ſtarr am Boden
Kniet' er düſter fort und fort;
Sprach zu der geliebten Todten
Zärtlicher Beſchwörung Wort.

„Als nun endlich ſeinen Küſſen
Treue Diener nach Gebühr,
Was das Grab ſchon rief, entriſſen,
Und, zu frommer Sterbezier,
Mit der Büßerinnen Kleide
Man den Leib verhüllt — da fand
Auf der Bruſt an Purpurſeide
Sich ein Ring von Diamant.

„Als dem Biſchof, Herr Turpinen,
Man das Amulet verehrt,
Kam der Kaiſer ſchnell; es ſchienen
Geiſt und Sinn zum Abt gekehrt;
Fürchtend böſe Zaubermächte,
Warf der Seelenhirt den Stein,
In der dunkelſten der Nächte,
Mitten in den tiefſten Rhein.

„Und von nun an blieb der Kaiſer,
Wo des Rheines Welle floß,
Baut' am Ufer fromme Häuſer,
Ja zuletzt ein ſchönes Schloß;
Dieſen Ring nun, lang vergraben,
Und des Liebesbannes Macht —
Das liegt offen, Helka! — haben
Dir die Nixen zugedacht.

„Drum, im ſchönſten Jungfrau'nkranze
Trägſt den Karpfen du hinein;
Trittſt dann frei beim Fürſtentanze
Muthig in den Ringelreih'n;
Deiner Schönheit Glanz zu zeigen,
Steckſt du ſtill dein Ringlein an;
Ha! dann wird ſich Alles neigen,
Jeder dir ſich huld'gend nah'n.

„Traun! von allen Herr'n und Grafen
Wird der Schönſte dein Gemal;
O — noch froher wollt' ich ſchlafen,
Wär' noch frei des Herzogs Wahl;

Alles gilt für uns nur wenig;
Wenn du wünſcheſt, greifſt du zu;
Ich bin jetzt der Fiſcherkönig! —
Doch die Nacht kommt; drum zur Ruh!“ —

Als die Sonne kaum erwachte,
Eilte Ullo raſch zur That;
Seiner Hoffnung Schimmer brachte
Gelds genug zu Helka's Staat;
Dieſe ſelbſt — ein ſüßes Wähnen
Lud ſie wol zur Hofburg ein;
Doch ſie ſchwur mit frommen Thränen,
Ihrem Konrad treu zu ſeyn.

Bald verließ mit leichtem Tritte
Die geſchmückte Fiſcherin
Vater Ullo's ſchilfne Hütte,
Weiß vom Fuße bis an's Kinn;
In der grünumreiften Wanne
Schlug der Karpfenahn' manch Rad,
Schirmt' ihn gleich das Reis der Tanne
Auf dem heißen Sonnenpfad.

Konrad kam daher, zu angeln,
Und ſtand tief verwundert da,
Als er, ſchön bekränzt mit Tangeln,
Die gemalte Butte ſah;
Helka's goldgeflochtne Zöpfe,
Ganz durchwebt mit Purpurband,
Und des Mieders Silberknöpfe —
Das war mehr, als er verſtand.

„Helka! wie ſo hoch vermeſſen!
Willſt du ſo nach Junkern ſchau'n,
Und des Fiſcherſohns vergeſſen? —
Freilich iſt er arm und braun!“
Doch ſie ſchlug ihn auf die Wangen,
Gab ihm fromm die treue Hand,
Hielt mit Lieb' ihn zart umfangen,
Küßt' ihn lächelnd und entſchwand.

Als nun ſchon der ſchlanken Dirne
Die gethürmte Stadt ſich wies,
Und den Hals, den Wuchs, die Stirne
Jedes Aug' gefeſſelt pries;

Horch, da ſcholl's, wie Roſſeshufen,
Und durch's hohe Mauerthor,
Zog bei muntrem Hörnerrufen,
Prächt'ges Jagdgeleit hervor.

Helka bebt! auf ſtolzem Roſſe,
Grün und goldig aufgezäumt,
Sprengt ein edler Jagdgenoſſe,
Daß der Rappe brauſt und ſchäumt;
Vom Baret wallt weiß die Feder,
Von Juweelen blitzt der Knopf,
Und ſein Wuchs iſt gleich der Zeder,
Sein Geſicht ein Engelskopf.

Und der Ritter wird ſie innen,
Hemmt das Roß, das zitternd ſteht;
Zieht dann, wie vor Königinnen,
Tief zur Erde das Baret,
Spricht: „Dein Gruß wird Glück bedeuten;
Doch im Jäger brennt der Pfeil!“
Jubelnd ſchallt's von allen Seiten:
„Heil dem Herzog! Otto Heil!“

„Harre mein! bald kehr' ich wieder!“
Fleht er dann, und jagt dahin;
Aengſtlich wallt der Fiſch'rin Mieder,
Und es ſchwindelt ihr im Sinn.
Als ſie neue Kraft gewonnen,
Trifft ſie leicht die beß're Wahl,
Forſchet, ſchnell dem Troß entronnen,
Nach des Herzogs Eh'gemal.

Und man leitet ſie zu Hofe;
Sie folgt ſcheu, doch hehr und rein;
Leiſe führt der Fürſtin Zofe
In das Prunkgemach ſie ein;
Nur in falbem Perlgeſchmeide,
Wie des Grames Bild am Grab,
Blickt, in ſchwarzem Trauerkleide,
Luitgard zu ihr herab.

„Fürſtin!“ — ſpricht mit Furcht und Stocken
Tiefgerührt die Fiſcherin,
Setzt bekümmert und erſchrocken
Die bekränzte Wanne hin —

„Fürſtin, euern Herrn zu ehren,
Bring' ich hier der Treue Zoll;
Doch, was muß ich ſeh'n? von Zähren
Unſrer Mutter Auge voll?

„Ich bin nur ein Kind vom Strande,
Aber, wollt ihr mir vertrau'n,
Wär' ich doch vielleicht im Stande,
Mit an euerm Glück zu bau'n;
Denn an dieſes Karpfen Floſſen,
Den ich mit dem Vater fing,
Hakte, ganz von Licht umgoſſen,
Seht nur, dieſer Strahlenring!

„Liebesflammen ſoll er nähren,
Und faſt fürcht' ich, daß dieß Pfand
Hoher Macht — doch glaubt's, in Ehren —
Euer Gut mir zugewandt;
Otto ſchlief in meiner Hütte,
Grüßte jetzt — ich war nicht ſchuld;
Nur der Ring war's — drum, ich bitte,
Nehmt ihn an von mir mit Huld!“

„Ja, du biſt es, reine Taube!“ —
Sprach die Fürſtin mild, und bog
Sich zu Helka — „die, am Raube
Schuldlos, mir ſein Herz entzog;
Sprich, wie ſoll ich dich belohnen?
Höher noch, als dieſer Stein,
Wär' er ſchon ein Schmuck für Kronen,
Gilt ein Herz, ſo fromm, ſo rein!“ —

„Wollt ihr mir den Fiſch bezahlen,
Daß mein Vater ſonder Harm
Ruhen kann, zu tauſend Malen
Dank' ich's euch; ich bin nicht arm;
Konrad iſt geſchickt im Fiſchen,
Er iſt rührig, er iſt gut;
O — wie wird's mein Herz erfriſchen,
Daß kein Unrecht auf mir ruht!“ —

„Nicht alſo! Mit Fürſtenhabe
Kehre heim, beglückt und reich;
Dein, zur würd'gen Ehegabe,
Sei der große Ilmenteich.

Nimm der Fürſtin Wehmuthszähren —
Sie nur lohnen ſolchen Kauf;
Wird der Ring ſich treu bewähren,
Setz' ich ſelbſt den Kranz dir auf!“

Und, man ſagt, zum Hochzeitreigen
Kam vereint das hohe Paar;
Und nur Luitgard treueigen
Blieb der Herzog immerdar;
Wo der Ring dann hingekommen,
Weiß ich nicht, ſonſt gäb ich ihn
Allen, die in reinen, frommen,
Doch verſchmähten Flammen glüh'n.

Die Jugend.

O Herz, mein Herz, wohin doch irrſt du? ſäume!
Der kleinen Welt, die dich umgiebt, entſtiegen,
Dem Vogel gleich im Käfich auferzogen,
Irrſt du umher und ſuchſt der Heimath Bäume.

Von Wald zu Wald ſchwebſt du durch grüne Räume,
Irrſt über Berg' und über öde Wogen,
Triffſt, was du ſuchſt, nicht unterm Himmelsbogen,
Suchſt, was nicht da iſt, und lebſt leere Träume.

Du willſt zu deiner Jugend ſchönem Lande?
Ach! deiner Blüthen Heimath iſt verſchwunden,
Dich ziehn umſonſt der Sehnſucht zarte Bande.

Sie ziehen fort wie rothe Abendlüfte;
Und du haſt, ach! dein Leben erſt empfunden,
Nun es zerfloß in der Erinnrung Düfte.

G. A. H. Gramberg.

III.

Die Aehnlichkeit.

Erzählung

von

Friederike Lohmann.

Nebſt drei noch nie gedruckten Briefen von Gellert, und einer Abzeichnung ſeiner Handſchrift.

Auf einem glänzenden Balle war es, wo der junge Graf Rauenſtein die ſchöne Adelheid von Willberg zum erſtenmal ſah. Rauenſtein war reich und unabhängig, viele Familien wünſchten ſeine Verwandtſchaft, manches Mädchen ſeine Liebe; alle hatte er bis jetzt umflattert, ohne zu finden, was das Herz ſuchte. Adelheids Anblick ließ ihn ahnen, daß es gefunden ſei. Ihr Geſicht, das ſchönſte, das er je ſah, zog doch mehr noch durch den Geiſt an, den es ausſprach, als durch ſeine Schönheit. Ein ſtiller Reiz war darüber ausgebreitet, der ſelbſt dann noch bleiben mußte, wenn die Hand der zerſtörenden Zeit die Blüthe von dieſen lieblichen Zügen abſtreifte. Entzückt blickte Rauenſtein in ihr glänzendes ſchwarzes Auge, folgte mit einer niegekannten Vergeſſenheit ihren Bewegungen, ihrem Tanze, und lebte von dieſem Augenblick das neue ſchönere Leben der Liebe, das mit ſeinem Morgenroth die vorigen Tage, wie eine kalte trübe Nacht, hinter ſich ließ.

Rauenſtein war nun überall bemüht, wenigſtens etwas von Adelheid zu hören, und nur die Bekannten ſuchte er auf, die dieſen Wunſch befriedigen konnten. Die Liebe hat die Kraft, alles, was nur die entfernteſte Beziehung mit ihrem Gegenſtande hat, mit einem Abglanz ihrer eignen Glorie zu bekleiden. Wie angenehm wird der Mund, der den geliebten Namen ausſpricht! Rauenſtein hörte: daß Adelheid, erſt ſeit wenig Wochen wieder hier in ihrer Vaterſtadt, mit ihrem Oheim Frankreich und Italien durchreiſt, und länger als ein Jahr in Paris verweilt habe. Man verbreitete ſich über ihre anziehende Unterhaltung, rühmte ihre Talente; auch ihr Reichthum ward nicht vergeſſen. Eine Dame wollte einen Zug von Schwermuth auf ihrem Geſicht entdecken; aber man belehrte ſie, daß Adelheid erſt kürzlich eine tödliche Krankheit überſtanden habe, wovon noch die Bläſſe ihrer Wangen zeuge. Bald ſah Rauenſtein ſie zum zweitenmal, und ſchüchtern wagte er, ſich ihr zu nahen. Auch ſie ſchien in ihm ein verwandtes Gemüth zu begrüßen; denn die wahre Liebe ſpricht ſich nicht in geiſtloſen Schmeicheleien aus, und Adelheid, von einem Schwarm anbetender Gecken umgeben, ſah ſich gern aus dieſem Zwange gerettet, um eine ſinnvolle ernſte Unterredung anzuknüpfen. Gewöhnt, mit den beſſern und bedeutendern Menſchen mehrerer Nationen im zwangloſen Umgange zu leben, vertraut mit den Bildern des Erhabenen und Großen in Kunſt und Natur, die in ihrer Phantaſie lebten, hatte ſie bis jetzt in Ballſälen und Spielzimmern ſich einſam gefühlt, und zum erſtenmal fand ſie in Rauenſtein einen Geſellſchafter, der nach etwas anderm zu fragen hatte, als nach der Pariſer Oper, der neueſten Mode, der Kleidung der Venetianerinnen. Ihr volles Herz ſtrömte über — alles, was ihren Geiſt genährt, ihre Einbildungskraft entflammt hatte, theilte ſie mit dem entzückten Zuhörer, und nicht müde ward Rauenſtein, den zarten Sinn, den feinen Geſchmack zu bewundern, den ſie enthüllte. Er ſelbſt hatte dieſe Reiſen gemacht, und um ſo intereſſanter waren ihm die lebendigen Eindrücke deſſen, was auch er einſt empfand, in dieſem jugendlich fühlenden Herzen. Ein Weib faßt alles anders auf, als der Mann; was er mit beobachtendem Verſtande ſah, hatte ſie mit regem Gefühl erblickt; ſie theilte dieß mit ihm, während ſie von ſeinem reiferen Geiſte über manches Licht erhielt, was ihr dunkel geblieben war. Stunden waren ihnen wie Minuten entflohn; Rauenſtein nahm Adelheids Bild mit hinweg, tief in ſeine Seele gedrückt, und die Ueberzeugung, hier das Glück ſeines Lebens zu finden. Nichts ſtand dieſer Verbindung im Wege. Begünſtigt vom Geſchicke gingen beide den ſchönen Weg zur Vollendung ihrer Wünſche, fühlten alle ſüßen Täuſchungen der erſten Liebe, und traten nach wenig Monaten, von Freunden und Verwandten geſegnet, vor den Altar.

Jahre verſtrichen dem glücklichen Paar in ununterbrochner Ruhe. Freundlich reichte ein Tag dem andern die Hand; ihr einziges Kind, ein lieblicher blondgelockter Knabe, zählte ſchon neun Jahr, und die Liebe der Vereinten war nur feſter und inniger geworden. Adelheid war der Schmuck des Zirkels, den ſie beſuchte, wie des häuslichen Daches, unter welchem ſie lebte; es ſchien Jedem etwas zu mangeln, wenn ſie fehlte, und dieſe allgemeine Anerkennung ihres Werthes gab Rauenſteins Glücke einen ſchönen Zuſatz. Schöner noch, als da er ſie zum erſtenmale ſah, ſtand ſie in ihrem ſieben und zwanzigſten Jahre in voller Blüthe neben ihrem Hermann, und nur aus der unnachahmlichen Zärtlichkeit der Mutter ſah man, daß dieſes Kind der jugendlichen Frau angehöre.

Um dieſe Zeit war es, da eine vornehme pohlniſche Dame mit ihrem Sohne in Rauenſteins Wohnort ankam. Der junge Mann ſollte hier ſeine Studien vollenden, und ſeine Mutter, der er Alles war, begleitete ihn. Von einem geliebten Gatten nach kurzer Ehe getrennt, blieben ihr zwei Söhne; und eine unglückliche

Liebe, der die Mutter ſich widerſetzte, raubte ihr den Aelteſten. Von dieſem Augenblick hing ihr Herz mit reuevoller Schwärmerei an dem Sohne, der ihr nur allein noch übrig war, und, ſich ganz für ſein Glück zu opfern, wurde ein heiliges Gelübd. — Der junge Sollinsky war neunzehn Jahr. Eine ſchöne ſchlanke Geſtalt, geiſtvolle ſchwärmeriſche Augen, die ganz dieſen Zug ſeines feurigen Gemüths ausſprachen, und die raſche Lebhaftigkeit ſeiner Nation, machten ihn zu einem ſehr intereſſanten Gegenſtande. Daß er keiner feſten Geſundheit genoß, und das rauhere Klima ihm nicht zuſagte, beſtimmte ſeine Mutter, die in Deutſchland geboren war, zu einem Aufenthalt in dieſer Stadt, wo zugleich ein Zuſammenfluß von Gelehrten und Fremden ſeinem thätigen Geiſte Nahrung und Zerſtreuung verſprach. Bald nach ihrer Ankunft machte Frau von Sollinska die Runde in der Stadt, und ſchon bei dieſem erſten Beſuch neigte ſich Adelheids Herz vorzüglich zu ihr hin. Frau von Sollinska war noch in den Jahren, wo innige Freundſchaft mit der Jugend möglich iſt; ihr Aeußeres gewann auf den erſten Blick das Herz, und die rührende Reſignation, mit welcher ſie nur für ein geliebtes Weſen noch zu wünſchen und zu hoffen ſchien, die unausſprechlich zarte Sorgfalt für den Sohn, der ſeine Mutter anbetete, war ein erfreuendes Schauſpiel. Beide Frauen fanden ſo viel Berührungspunkte, die Saiten ihres Gefühls tönten ſo harmoniſch, daß bald zwiſchen beiden Häuſern ein enges Freundſchaftsbündniß entſtand. Auch Rauenſtein gefiel ſich in der neuen Bekanntſchaft. Der gebildete Geiſt, und die Erfahrungen der Frau von Sollinska unterhielten ihn angenehm, und der feurige Jüngling, mit der Begeiſterung ſeines heißen Herzens, war für den Beobachter eine ſeltne Erſcheinung. So waren alle Theile zufrieden; nur von Sollinsky haben wir noch nichts geſagt, und doch war eben er, obgleich der Glücklichſte für dieſen Augenblick, in der Folge der Einzige, der dieſen ſchönen Verein trennen ſollte. Ihm war Adelheids erſter Anblick der Aufgang einer ſchöneren Sonne. So dünkte ihn, und nur ſo war das Ideal, das ſo lange in dunkeln Umriſſen vor ſeiner Phantaſie geſchwebt hatte. Mit der glühenden Bewunderung, mit welcher er alles umfaßte, was ihn einmal ergriff, hing er an ihren Blicken, lauſchte er dem Ton ihrer Stimme. Nur ſie ſuchte ſein Auge, wenn es einen glänzenden Kreis durchlief; ihren Wagen zu rufen, ihr einſteigen zu helfen, ihren Arbeitsbeutel zu halten, ihren Shawl zu holen, dazu drängte er ſich, als wäre Stern und Band zu erhalten. Mit religiöſer Schwärmerei pflegte er ihr Andenken in der Stille, in tauſend Geſtalten ging in ſeiner Einſamkeit ihr Bild an ihm vorüber, und immer dachte er es in irgend einer Beziehung mit ſich. Seine ganze Thätigkeit wendete ſich auf die deutſche Sprache, die er zwar durch ſeine Mutter verſtand, aber doch nicht genug in ihr geübt war, um die Schönheiten ihrer Dichter zu fühlen. So verſtrich ſein Tag, und nun kam der Abend, der ihn in Adelheids Nähe führte. Man war in beiden Häuſern einig geworden, für die kleineren Geſellſchaften das Spiel zu verbannen, und ſo machte Lektüre und

Muſik die Unterhaltung. Adelheid und Rauenſtein waren beide ſehr muſikaliſch; er begleitete ihr Fortepiano mit der Flöte, oder akkompagnirte mit einer ſchönen Stimme ihren Geſang, der in Italien gebildet ward. Frau von Sollinska war Meiſterin auf der Harfe, und ihr Sohn ſang zu ſeiner Guitarre vaterländiſche Lieder in rührenden Molltönen. Es war eine unvollkommene, aber ſehr liebliche kleine Kapelle. Ward geleſen, ſo ſaß Sollinsky bei der Gräfin Rauenſtein, und nahm, wenn die Reihe ſie traf, jedes Wort von ihrem ſchönen Munde mit einer Begeiſterung auf, woran der Dichter nur in ſo fern Theil hatte, als ſeine Worte ein liebendes Herz malten.

Adelheid ahnete nicht, was in Sollinskys Buſen brannte. Seine Emſigkeit, ihr zu dienen, ſchrieb ſie der feinen Galanterie ſeiner Landsleute zu, und belächelte ſeine Schwärmerei, wenn dann und wann, in unbewachten Momenten, ein Strahl des mühſam verhehlten Feuers hervorbrach. War doch alles in dieſem

Jüngling Leidenſchaft, ſelbſt die Liebe zu ſeiner Mutter; ſah doch ſein Auge eben ſo zärtlich ſinnend in die Wolken, wenn er ſeine Lieder ſang, wie es auf ſie fiel, wenn er ſie nach kurzer Trennung wiederſah; hing er doch mit wunderbarer Zärtlichkeit an dem kleinen Hermann, Adelheids Sohn! Ach ſie bedachte nicht, daß alles dieß nur Wiederſchein der Gluth war, die ſein Inneres verzehrte, während ſie ſich unbefangen des ſchönen Glanzes erfreute. Adelheid war ſehr jung als ſie Gattin ward; lange Uebung ernſter Pflichten hatte ihrem Geiſt eine ſeltne Reiſe gegeben, und durch eine natürliche Täuſchung fühlte ſie ſich älter, als ſie war, indeß ihr Aeußeres weit jugendlicher erſchien. So dachte ſie ſich in einem ganz gefahrloſen Verhältniß zu dieſem Jüngling, und verhehlte die Neigung nicht, die ſeine Liebenswürdigkeit ihr einflößte. Selbſt Rauenſtein und das beſorgte Auge der Mutter drangen nicht in die Tiefe des Geheimniſſes; denn die heiligſte Scheu der Ehrfurcht bewachte es. Sollinsky war zufrieden, die Gräfin zu ſehen, in ihrer Nähe zu athmen; noch ſtreifte ſelbſt der kühnſte Wunſch nicht über dieſe Gränze.

Der erſte Winter entfloh. Man hatte ihn ſehr angenehm zugebracht. Der kleine Hermann, der faſt immer Sollinsky's Geſellſchafter geweſen war, war an mancher Kenntniß reicher geworden. Er ſprach fertig und ſchön franzöſiſch, ſang pohlniſch, ſpielte Guitarre, und zeichnete recht artig. Alles dieß dankte er ſeinem jungen Lehrer, und Adelheids Freude war für dieſen reicher Lohn. Der Frühling kam. Die Knoſpen entfalteten ſich; mit dem jungen Grün, mit der laueren Luft, mit den erſten Blümchen, die ſchüchtern und anſpruchslos der jungen Erde entblühten, drang die Hoffnung einer ſchöneren Zeit in jede Bruſt. Aber für Sollinsky begann der Frühling traurig. Denn in den erſten warmen Tagen, als er mit ſeiner Mutter und der Gräfin ſpazieren fuhr, und ganz Freude und Gefühl war, äußerte Adelheid zum erſtenmal, daß ihr Gemahl dieſen Sommer auf dem Lande zubringen wolle, und ſie alſo im Anfange des Mai auf ein nahgelegnes Gut gehen würden.

Sollinsky war eben beſchäftigt, dem fragenden Hermann etwas zu erklären, als dieſe Worte ſein Ohr erreichten. Er ſtockte; ſein Geſicht ward todtenblaß, und ein trüber Blick richtete ſich auf Adelheid, der ihr, wie ein ſchnell vorübereilender Blitzſtrahl, die Tiefe ſeines Herzens zeigte. Ein erſchreckender Gedanke drang durch ihre Seele; ſie verſank in ſich, und ermannte ſich erſt, als Hermann laut genug fragte: Nun, lieber Sollinsky, warum erzählſt du nicht weiter? Beſchämt ſah ſie auf, und wagte es kaum ihren Blick auf ihre Freundin zu richten; doch dieſe war mit einem Armen beſchäftigt, der am Wagen hinlief, und bat ſie bald darauf ganz unbefangen, in dieſer kleinen Entfernung der Freundſchaft nicht untreu zu werden.

So gering dieſer Umſtand an ſich war, ſo wirkte er doch eine große Veränderung in Sollinsky's Empfindungen. Sein Gefühl, das er immer verborgen hatte, aus Furcht, die zu beleidigen, die er gleich einer Göttin ehrte, hatte ihn überraſcht, und nur zu gut bemerkte er, daß Adelheid ihn verſtand. Sie wußte nun ſeine Liebe; das Geheimniß, das ſo lange laſtend auf ſeiner Bruſt lag, hatte jetzt die Geliebte zur Vertrauten; er hoffte nicht auf Erwiederung, aber er machte Anſpruch auf Mitleid und Theilnahme. Zufrieden, die Gräfin zu ſehen und zu lieben, hatte er nie an eine Zukunft gedacht, nie das Harte ſeines Looſes gefühlt; jetzt, da er ſie verlieren, wenigſtens ihren täglichen Umgang entbehren ſollte, jetzt dachte er mit Entſetzen, daß dieß heiße Gefühl ohne Hoffnung ſey, daß die Vernunft das Verdammungsurtheil über eine Regung ſpreche, die ſeine ganze Seele füllte. Finſtre Schwermuth bemächtigte ſich ſeiner; er haßte das Leben, das ohne ſie verfließen ſollte. Wie ein Geiziger zählte er die Stunden, die ihre Gegenwart noch belebte, und die er doch nicht mehr genoß. Hinter dieſen war alles Nacht, eine lange Nacht ohne Morgenſonne! —

Seine Mutter bemerkte ſeinen Zuſtand, ohne die Urſache zu errathen. Sie glaubte ihn krank, ließ einen Arzt holen, und drang mit ängſtlicher Sorge in ihren Sohn, deſſen Vorſchriften zu befolgen. Er that es schweigend. Mit Thränen klagte Frau von Sollinska bei der nächsten Zusammenkunft ihrer Freundin, was sie bekümmerte. „Sehen Sie nur, Liebe, wie blaß er ist,“ sagte sie, „und sein Gemüth ist so krank, wie sein Körper.“ Ein schnelles glühendes Roth flog über Sollinsky's bleiche Wange; seine Augen erhoben sich ernst und wehmüthig. In der äußersten Verwirrung wollte die Gräfin etwas sagen, als ein Bedienter die Mutter abrief. Schnell trat der Jüngling zu Adelheid. „Sollten auch Sie mich fragen, warum ich unglücklich bin,“ sagte er leise und heftig, „was mir entrissen wird, war mir ja tausendmal mehr, als das Leben!“ — Seine Mutter trat jetzt wieder herein, und mit mühsamer Fassung sagte ihm Adelheid: „Sorgen Sie für Sich, lieber Sollinsky; denken Sie, wie weh Sie Ihren Freunden thun, die Ihr Wohl so innig wünschen — Versprechen Sie mir, für Ihre Gesundheit zu wachen; wollen Sie?“ — „O alles, was Sie fordern können,“ rief er aus, und drückte die Hand, die sie ihm reichte, an die Lippen. Die Gräfin ging ſchmerzhaft bewegt nach Hauſe.

Noch einmal ſahen ſich beide Familien; es war am letzten Abend vor Rauenſteins Abreiſe. Man beredete ſich über Beſuche und Zuſammenkünfte; der Tag ward feſtgeſetzt, an dem die Gräfin den erſten Beſuch ihrer Freunde empfangen ſollte. So ſaßen ſie bis Mitternacht beiſammen; jetzt tönte die Glocke, und die Gläſer klangen auf ein frohes Wiederſehen. Bis dahin hatte Sollinſky gekämpft; nun vermochte er nicht mehr, ſeine Thränen zu bergen, ſie fielen in den Wein. Ernſt und forſchend ſah Rauenſtein ihn an; lange ſchon keimte Argwohn in ſeiner Bruſt; lange ſchon konnte er den Schwärmer nicht mehr lieben. Jetzt ſprang der Jüngling auf, nahete ſich todtenblaß der Gräfin, küßte zitternd ihre Hand, und verbarg ſeine ſtrömenden Augen an Rauenſteins Bruſt; dann, halb außer ſich, umarmte er lange und feſt ſeinen kleinen Freund, und ſtürzte zur Thür hinaus.

Rauenſtein ſchwieg, aber in ſeinem Innern entbrannte zum erſtenmal die marterndſte Eiferſucht. Vergebens ſuchte er den Schlaf; die Gedanken, die um ſein Lager ſchwebten, verſcheuchten dieſen Freund der Ruhe. Der Morgen dämmerte; es ward wach im Hauſe; der ſchwere Reiſewagen ward herausgeſchoben, und er erhob ſich, ohne die Erquickung des Schlummers genoſſen zu haben. Auch Adelheid hatte nicht geſchlafen. Mitleid mit Sollinsky, und tiefer Schmerz über Rauenſteins Stimmung, wechſelten in ihrer Seele. Zu deutlich hatte ſich heute Sollinsky's Leidenſchaft gezeigt, ihr Mann hatte ſie bemerkt, ſein Auge war umwölkt, und floh das ihre — und er ſchwieg. Zum erſtenmal ſeit einer zehnjährigen Ehe, vermißte ſie das Vertrauen, das ſie ſo unausſprechlich beglückt hatte. Nie war in dieſer langen Zeit ein Gedanke in dem Herzen des Einen, den das Andere nicht liebend getheilt hätte. Jetzt hatte Rauenſtein Kummer, und entzog ihn ihr; ſein Kummer war alſo Argwohn! Vergebens nahte ſie ſich ihm am Morgen mit einer zärtlichen Frage nach ſeinem Befinden; Rauenſtein ſah ihr verweintes Auge, und ahnete in ihren Thränen Liebe für Sollinsky. Adelheid glaubte jetzt den Anfang zu einer vertraulichen Mittheilung machen zu müſſen; ſie nannte des Jünglings Namen, aber ein bittrer Scherz über den geſtrigen Vorfall verſchloß ihren Mund, und ſcheuchte die Herzlichkeit tief in ihre Bruſt zurück. Mit einem nagenden Wurm im Herzen kamen Beide an dem Ort ihrer Beſtimmung an; umſonſt blühte ein Paradies für ſie; umſonſt ſprach dieſes Landhaus, wo ſie die erſten Monate ihrer Vereinigung lebten, die ſchönſten Erinnerungen aus; ihre Liebe war rein und unverändert, wie damals, aber ein Hirngeſpinſt hatte ſich trennend zwiſchen ſie gelagert.

Adelheid zitterte vor dem Tage, wo Sollinsky's Erſcheinung ihren Mann von neuem verwunden mußte, aber kurz vorher empfing ſie von ihrer Freundin dieſen Brief:

„Daß ich nicht ſelbſt zu Ihnen eilen kann, meine geliebte Freundin! um an Ihrem theilnehmenden Herzen meine Thränen zu weinen.

Warum ich es nicht kann — müßte ich Ihnen das erſt ſagen? Nein — Sie ſo gut, als ich, haben gewiß bemerkt, daß es nöthig iſt, meinen armen Iwan von Ihnen zu entfernen. Der letzte Abend, den wir zuſammen lebten, enthüllte mir ſein Herz, und ſeit dieſem Augenblick ſehe ich in ſeinem blaſſen Geſicht immer die Züge ſeines unglücklichen Bruders, dem meine Härte das Leben raubte. O warum verſagt mir das Schickſal den Troſt, an dieſem gut zu machen, was ich an jenem — wahrlich unwiſſend verbrach? Kein Opfer ſollte mir zu theuer ſeyn. Aber, ach Gott, es ſcheint, als ſollte hoffnungsloſe Liebe mir beide Söhne entreißen. Hier kann nur Entfernung heilen. Ich habe nicht mit ihm von ſeiner Verirrung geſprochen. Zufällig befand ich mich in dieſen Tagen nicht wohl; ſeine Zärtlichkeit für mich iſt ſo groß, daß ſie ſelbſt ſeinen Gram überwog. Ich habe meinen Arzt vermocht, mir eine Badereiſe anzurathen, die ſogleich angetreten werden muß, und ich bat Iwan, mich zu begleiten. Noch fürchtete ich, er möchte vorher zu Ihnen reiſen wollen, aber er ſchweigt, und unſre Reiſe iſt ſchon auf übermorgen beſtimmt.

Ich denke, drei Monate abweſend zu ſeyn; o möchten wir froher uns wiederſehn, möchte ich meinen Sohn geheilt und glücklich zurückbringen, möchte er einen Gegenſtand finden für die reine Flamme ſeines Herzens, einen Gegenſtand, der es werth wäre, an die Stelle der Frau zu treten, die er ohne Vorwurf nicht lieben darf. Leben Sie wohl, theure Freundin; fahren Sie fort, mich zu lieben, und vergeben Sie dem armen Iwan ein Gefühl, das ſo natürlich war. Gott ſchütze Ihr Glück, Ihren würdigen Gatten, und unſern Liebling Hermann!

Chatariena von Sollinská.“

Stillweinend reichte Adelheid ihrem Manne den Brief; er las ihn ernſt und ſchweigend; dann ſchlang ſie ihre Arme um ſeinen Hals, und ruhte lange an ſeiner Bruſt. „Laß uns für ſein Wohl beten, und unſer Glück nicht verkennen! Karl, wir dürfen uns lieben: wie glücklich ſind wir; nie wollen wir durch Mißtrauen die ſchöne Vereinigung unſerer Herzen beflecken!“ Ihre Thränen floſſen auf ſeine Wange, und miſchten ſich mit den ſeinigen; ihre Seelen waren wieder Eins, und erneuerten den heiligen Bund. O, in ſolchen Augenblicken fällt ein Strahl aus einer beſſern Welt in das dunkle Leben, und giebt uns die Ahnung ungetrübter Seligkeit!

Adelheid erhielt oft Briefe von der Frau von Sollinska, aber ſie brachten wenig Troſt. Iwans Geſundheit litt ſichtbar, doch nahm er Theil an allen Zerſtreuungen; ſeine Mutter glaubte ſein Herz geheilt, nur ſeinen Körper noch ſchwach. Sie wußte nicht, daß er in ſeinen ſtillen Stunden das ſelbſtgemalte Bild der Gräfin mit eben den Gefühlen betrachtete, wie ehedem das Original; daß er mühſam die ſchleichende Zeit in den Zirkeln anderer Weiber verlebte, um zu dieſem Bilde zurückkehren zu dürfen. Adelheid trauerte aufrichtig um ihn, und mancher Seufzer entfloh ihren Lippen, wenn an heitern Sommerabenden ihr Hermann unter der großen Linde ſaß, und zu ſeiner Guitarre Iwans klagende Lieder ſang.

Die Zurückkunſt der Reiſenden verzögerte ſich bis zum Herbſt. Schon fielen die Blätter; die Abende wurden neblich und kühl; die Sonne ſpendete ihre belebenden Strahlen nur noch wenige Stunden, und unter den lichten buntgefärbten Bäumen fand man keinen Schatten mehr. Rauenſtein ſprach jetzt von der Rückreiſe in die Stadt; da kam ein Brief der Solinska, und meldete, daß ſie geſtern Abend wieder angekommen ſei. Sie theilte ihrer Freundin mit: daß Iwan in der letzten Zeit, von ſeiner Schwermuth faſt ganz geheilt, wieder der frohe muntre Jüngling geworden wäre, der er ſonſt war, und daß ſie hoffe, ihn nun ohne Gefahr wieder in ihre Nähe führen zu dürfen. Zugleich kündigte ſie ihren Beſuch für die nächſten Tage an. Geſchäftig und heiter machte Adelheid alle Anſtalten zum Empfang ihrer Gäſte, jubelnd ſprang Hermann um ſie her, und Rauenſtein bemühte ſich, eine Regung des Mißvergnügens, die ihn unwillkührlich anwandelte, tief in ſeiner Bruſt zu verbergen. — Frau von Sollinska hatte Recht; ihr Sohn ward in der letzten Zeit ſeiner Abweſenheit plötzlich ein Anderer, aber warum er es ward, das ſah ſie nicht! Er hörte die Woche, den Tag der Rückreiſe beſtimmen, und vergebens kämpfte ſeine Vernunft gegen die Freude des Wiederſehns. Sein Auge glühte wieder, ſeine Stimme hatte wieder ihre vorige Lebhaftigkeit, ſeine Rede ihr ehemaliges Feuer. So erſchien er vor Adelheid, und beide Frauen freuten ſich der glücklichen Verwandlung. Nur Rauenſtein ſah tiefer. Ihm entging kein Blick, kein Laut, kein ſchneller Wechſel der Farbe; ihm entging die Bewegung nicht, mit welcher Sollinsky die Hand der Gräfin faßte. Rauenſteins Wunde war nicht geheilt, nur leicht bedeckt! Er wollte Adelheid nicht kränken; aber er vermochte es nicht, Sollinsky's Augen voll Glut auf ſie gerichtet zu ſehen, und ſchon am erſten Abend beſtellte er heimlich einen Boten, der ihn eines Geſchäfts wegen in die Stadt rufen mußte, beurlaubte ſich von ſeinen Gäſten, und warf ſich mit tobendem Schmerz im Buſen auf ſein Pferd.

Die kleine Geſellſchaft trennte ſich früh; Adelheid, voll banger Gedanken über des geliebten Mannes Gemüthszuſtand, den ſie errieth, kleidete ſich aus, öffnete ein Fenſter, und ſah noch lange in die todte Nacht hinaus. Längſt war das letzte Licht in den Hütten des Dorfs erloſchen; friedlich lag es da, und die Sterne ſchauten mild in ſeine Ruhe. Die ganze Natur ſchlief, nur ein ſcheuer Nachtvogel flog dicht an der Gräfin vorüber, und ſtieß klirrend an das nächſte Fenſter. Mit einem Schauer zog ſie ſich zurück, und legte ſich nieder. Der Schlaf breitete ſeine Flügel über ſie aus, aber nicht jener holde Genius, der Stärke und Erquickung bringt, ein ſchwerer feſſelnder Dämon, von einem Heer ſchwarzer Träume begleitet. Vergebens ſtrebte ſie, ſich ihm zu entwinden; ein Geſchrei tönte in ihr Ohr, immer ſtärker und durchdringender; ſie vernahm den gellenden Ruf — Feuer! — und unbewußt, ob es Wirklichkeit ſei, oder Täuſchung, ſprang ſie von ihrem

Lager ans Fenſter. Welch ein Anblick! — dort flammte ſchon eine der friedlichen Hütten, noch vor wenig Stunden ein Bild der Ruhe. Nur einzelne Menſchen kamen nach und nach zuſammen, ohne Rath und Klugheit. Traurig hallte der Ruf der Sturmglocke durch die öde Nacht. Die Gräfin ließ ihre Uhr ſchlagen; es war Eins; ſie weckte ihre Leute. Endlich kam auch die Frau von Sollinska, Iwan und der zitternde Hermann. Die Flamme griff fürchterlich um ſich. Praſſelnd wälzte ſich ein Feuermeer von Raub zu Raub. Das Dorf lag ziemlich einſam; es mußte erſt einige Zeit vergehen, ehe Hülfe zu hoffen war. „Helft, o, Gott, helft den Unglücklichen,“ rief Adelheid ihren Leuten zu, und begeiſtert ſtürzte Sollinsky ihr zu Füßen. Nie war ſie ihm ſo ſchön erſchienen. In einem leichten weißen Nachtgewande, ihre ſchönen ſchwarzen Haare kunſtlos verſchlungen, mit dem edlen Eifer des Mitleids und der Angſt, ſtand ſie wie eine Heilige vor ihm. „Ich will helfen,“ rief er aus; „dieſe Hand, welche mich zum Retter, und ſegne mich im Tode!“ Er ſtürzte fort, ohne auf die Bitten der Frauen zu hören, hinein in die fallenden Trümmer; er war überall wo die Gefahr am größten war. Mit Erſtaunen ſahe man den Jüngling, der alles voll kluger Beſonnenheit leukte, und überall ſelbſt Hand anlegte, wenn Andere zauderten. Schon lag eine Reihe Häuſer in Aſche; betäubt ſtanden die unglücklichen Bewohner, und ſtarrten in die hohlen Wände, die ſie beſchirmten; die Gräfin ging unter ihnen herum, theilte Wein und Speiſe aus, und nahm die hülfloſen Kinder zu ſich aufs Schloß. Ein grauſes Licht erhellte die ſchreckliche Scene, bis nun der Morgen anbrach, und die Sonne den fürchterlichen Traum zur drückenden Wahrheit machte. Noch immer war Jwan unter den Arbeitern; noch immer widerſtand er den Bitten der zitternden Frauen. — Jetzt fiel krachend eine Hütte zuſammen; alles flog aus einander; doch bald drängte die Menge ſich um einen Gegenſtand; mit ſchrecklicher Ahndung eilte die Gräfin hinzu, und ſah Sollinsky betäubt und blutend in den Armen einiger Männer. Ihre Faſſung verließ ſie nicht! der Gedanke an die Mutter forderte ihre Kraft auf. Sie ſelbſt machte Anſtalt, ihn aufs Schloß zu bringen, und ging dann, ihre Freundin vorzubereiten. Sollinsky war durch einen ſtürzenden Sparren an Kopf und Arm verwundet, doch gab der Barbier des Dorfs die Hoffnung, daß ſeine Verletzungen nicht tödtlich wären. Er war ohne Bewußtſeyn. Nur dann und wann heftete er einen irren Blick auf ſeine Mutter, die laut jammerte. An das Feuer dachte nun niemand im Schloſſe mehr, und ohne Freude empfing man die Nachricht, es ſei gedämpft, und, daß der größte Theil des Dorfs noch ſtände, ſei das Werk des heldenmüthigen Fremdlings. Iwan lag in einem ſchweren Schlummer, aber auch Adelheids Kräfte waren nun erſchöpft. Sie wankte leiſe zur Thür des Krankenzimmers hinaus, und ſank ihrem Gemahl, der eben aus der Stadt ankam, ohnmächtig in die Arme. — Sollinsky konnte nicht fortgeſchafft werden, aber der Zuſtand der Gräfin erforderte, ſie eilig in die

Stadt zu bringen. Mit dem rückkehrenden Wagen ſollten dann Aerzte für Sollinsky eintreffen. Adelheid hatte ſchon ein heftiges Fieber. Langſam, an die Bruſt ihres Mannes gelehnt, machte ſie den kurzen Weg, um ſich zu einer bedeutenden Krankheit niederzulegen. Als ſie genas und wieder denken konnte, war Sollinsky ihr erſtes Wort. Sie hörte, daß er auf dem Wege der Beſſerung ſei und nächſtens ankommen werde. Dieſe Nachricht nur fehlte noch zu Adelheids Glück. Giebt es wohl ein ſchöneres Gefühl, als wenn man nach einer tödtlichen Krankheit das neue Leben als ein köſtliches Geſchenk empfängt? Alle kleineren Wünſche, alle Leidenſchaften blieben gleichſam hinter uns; das ſtürmiſche Treiben der Welt hat noch nicht wieder Beſitz von dem Herzen genommen. Klein und nichtig ſcheinen uns ehemalige Sorgen; mit Dank und Entzücken ſehen wir die Sonne, die Natur, das frohe Auge der Lieben, die um uns zagten, und ſich über uns freuen! Rauenſtein hatte Adelheid mit unermüdeter Zärtlichkeit gepflegt; ihre Liebe für ihn war durch die Dankbarkeit noch erhöhet, durch die Gefahr, ihm entriſſen zu werden, noch inniger geworden. Sie durfte noch nicht ausgehen; Rauenſtein verließ ſie nur ſelten, und beide lebten einige ſchöne genußreiche Wochen in häuslicher Stille.

Sollinsky kam, und ſein Anblick machte einen ſehr rührenden Eindruck auf die ſchwache Adelheid. Sie war allein, das Licht des Tages begann ſchon der Dämmerung zu weichen, da öffnete ſich ihre Thür, und bleich und verändert trat Iwan auf ſie zu. Sein rechter Arm ruhte noch in einer Binde, und ein weißes Tuch umwand ſeinen Kopf. Sprachlos reichte ſie ihre Hand ihm entgegen, der eben ſo ſtumm ihre blaſſe leidende Geſtalt betrachtete. In dieſem Augenblick durchzuckte ein Gedanke ſeine Seele: wie, wenn *deine* Gefahr in dieſe Krankheit ſie geſtürzt hätte, wenn *deinetwegen* dieſe ſchönen Züge den Ausdruck des Leidens trügen? Die Kühnheit dieſes entzückenden Gedankens machte ihn ſchwindeln; er war in einem ſchönen Traum befangen, aus dem Adelheids Anrede ihn weckte. „Gott ſei gelobt, der Sie rettete,“

ſagte ſie freundlich, und machte ihm neben ſich Platz — „armer Sollinsky! aber die Erinnerung an dieſe Schmerzen wird immer von der Erinnerung einer ſchönen That begleitet ſeyn, und das Bewußtſeyn, wie viele Herzen Sie ſegnen, wird Ihnen durchs Leben folgen.“

„Ach! was werden Sie denken, wenn ich Ihnen ſagen muß, daß dieß Bewußtſeyn mir nicht genügt, daß, während meiner Leiden, nur der Gedanke, von Ihnen beklagt zu werden, Ihres Beifalls gewiß zu ſeyn, mir Troſt und Erquickung war? Für Sie ſtürzte ich mich in den Tod, für Sie würde ich tauſend Leben opfern; nichts that ich für jene Unglücklichen, ich dachte ihrer nur, weil ſie Ihres Schutzes ſich freuten!“

„Sollinsky,“ ſagte Adelheid leiſe und von ſeiner Heftigkeit erſchreckt, „ſind Sie gekommen mich dieſe Sprache hören zu laſſen, ſo muß meine Freundſchaft keinen Werth für Sie haben.“

„Ich muß, ach, ich muß einmal die Bande ſprengen, die dieß unglückliche Geheimniß in meiner Bruſt feſſeln, oder ich erliege. Aus Mitleid hören Sie mich; entziehen Sie mir nicht den letzten Troſt! Daß ich Sie liebe, daß ich Sie anbete, wiſſen Sie längſt; warum wollen Sie grauſam genug ſeyn, mich von Sich zu ſtoßen, wenn ich um Mitleid und Nachſicht flehe? Mein Leben iſt mir eine Laſt; o Gräfin, daß ich geſtorben wäre; vielleicht wären dann Ihre Thränen auf mein Grab gefloſſen.“

„So ſehen Sie ſie jetzt Ihrer unglücklichen Verirrung fließen! Sollinsky, ich bin Ihre Freundin, ich bin die Freundin Ihrer Mutter; darum will ich Ihnen antworten. Ihre Liebe iſt ſtrafbar, und wird uns alle unglücklich machen. Dieſe heiße Leidenſchaft, die für ein freies Mädchen Ihres Alters ihr Glück und Stolz ſeyn könnte, wird für mich ein Verbrechen. Dort würde ſie zu jeder Tugend Sie begeiſtern, hier giebt ſie Ihnen Muth, die Rechte eines würdigen und geliebten Gatten kränken zu wollen. Sie könnten es wiſſen, aber hören Sie es noch einmal von mir, ich liebe Rauenſtein mit allen Kräften meiner Seele; mein

Herz hat nur noch Freundſchaft und Achtung zu vergeben; machen Sie dieſer Geſchenke Sich werth.“

„Ich will es, aber warum mußte ich leben, warum ward mir nicht der ſüße, ſchmerzloſe Tod, der ſo oft in Geſtalt des Schlummers mich beſchlich?“

„Sie wollten tauſend Leben für mich opfern? Wohlan, thun Sie mehr, opfern Sie mir das Gefühl, das Ihrer nicht würdig iſt. Ach, Iwan, ich kenne die ſchrecklichen Folgen unrechtmäßiger Leidenſchaft; ich weiß, daß ein Augenblick genug iſt, ein Leben voll Tugend zu beflecken!“

„Was ſoll ich thun? fordern Sie, erleichtern Sie mir das ſchreckliche Opfer!“

„Wir müſſen uns trennen! Ja, Sollinsky, wir müſſen uns lange trennen, und nur an der Hand einer Gattin ſehe ich Sie wieder. Reiſen Sie; beſuchen Sie fremde Länder; Ihre vortreffliche Mutter wird ſich nicht weigern, Ihre Ruhe zu befördern. Suchen Sie zu vergeſſen; wollen Sie es nur mit Mannskraft! Wir waren nicht für einander geboren. — Wenn Sie dann wiederkehren, und wir alle glücklich ſind, glücklich und ohne Vorwurf, o Iwan, wie werden wir dann uns freuen. Ihre Hand, Sollinsky! Sie reiſen!“

„Sie wollen es!“ rief er und ſtürzte vor ihr nieder. Sein Kopf ruhte auf ihrem Gewande, und ſein Arm umfaßte ihre Knie. „So leben Sie denn ewig wohl; ich habe Sie zum letztenmale geſehen. Lebe wohl, ſchöne Zeit der Liebe, und Du, ihr entzückender Gegenſtand; meine Seele ringt mit der letzten Kraft, aber mein Entſchluß wankt nicht!“

Gerührt beugte ſich Adelheid zu ihm nieder; noch einmal riß er ihre Hand an ſein Herz, ſprang dann auf und eilte zur Thür, wo er den letzten Blick zurückwandte. So kam er zu ſeiner Mutter, warf ſich in ihre Arme, geſtand ihr ſeine Unbeſonnenheit, und Adelheids Ausſpruch. Frau von Sollinska hatte ſchon während Iwans Krankheit tauſend Beweiſe, daß ſeine Leidenſchaft heftiger, als jemals, ſei, und manche ſorgenvolle Nacht an ſeinem Lager erfüllte der Gedanke, wie ſie den theuren Sohn ſich erhalten, und dem Leben wieder gewinnen könne. Da kam auch ihr oft der Ausweg einer gänzlichen Entfernung. Schon früher hatte ſie gewünſcht, Frankreich und Italien zu beſuchen; ſonſt war dieß auch Iwans Jugendtraum geweſen, und es bedurfte alſo nicht viel, die zärtliche Mutter für den neuen Plan zu gewinnen. Die kurze Zeit, die man zur Einrichtung brauchte, brachte Sollinsky in tiefer Einſamkeit zu; ſeine Mutter ging noch mehreremal zu Adelheid, aber er begehrte nicht, ſie zu begleiten. Sehr ſchmerzhaft war die Trennung beider Frauen; ihre Freundſchaft, rein und ſtark, wie ihre Seelen, war durch manche gemeinſchaftliche Sorge bewährt, und das Wiederſehen lag in ſo ungewiſſer Ferne. Sprachlos ruhten ſie lange Bruſt an Bruſt, und mühſam riß ſich endlich die ältere Freundin, im Dulden geübter, aus Adelheids Armen los. Beruhigt folgte dieſe den Abreiſenden mit ihren beſten Wünſchen; eine Wolke hatte ſich von ihrem Horizont entfernt, aber ſchon begann aufs neue ſich die Sonne ihres Lebens zu trüben. — Ungeſehen, und nur durch einen unglücklichen Zufall, war Rauenſtein hinter einer Glasthür Zeuge von Iwans Abſchied geweſen. Er hörte nicht Adelheids Worte, nur die leidenſchaftlichen Blicke, nur die heftige Bewegung des Jünglings ſah er, ſah, wie er Adelheids Hände faßte, die dieſe mitleidig ihm nicht entzog, wie er vor ihr niederſank, und ſie freundlich und wehmüthig ſich zu ihm hinabbeugte. Der tiefſte Schmerz drang in Rauenſteins Bruſt. Adelheid, ſie, die er treu und einzig geliebt, die er unendlich geachtet hatte, war alſo ein ganz gewöhnliches Weib, eitel und gefallſüchtig, falſch und treulos! Das Vertrauen zu ihr, das mit ſeinem Leben verwachſen war, mußte er zurücknehmen! Er ſchwieg, und war unglücklich. Leider ſchwieg auch Adelheid; ſie glaubte die letzten Augenblicke mit Sollinsky nicht berühren zu dürfen, und die Kälte ihres Mannes, ſeine öfteren Abweſenheiten, waren nicht geeignet, eine herzliche Mittheilung an die Stelle dieſes, vielleicht falſchen, Zartgefühls zu ſehen. Langſam löſten ſich die ſchönen Bande ihrer Seelen immer mehr und mehr. Adelheid fühlte ſich nur noch als Mutter glücklich; Rauenſtein ſuchte Erſatz in dem Geräuſch der Welt, und fand nur größeren Schmerz. Ein Wort wäre hinreichend geweſen den Zauber zu löſen — es ward nicht geſprochen, und zwei edle Seelen verbluteten an verheimlichten Wunden.

Indeſſen reiſte Sollinsky der Hauptſtadt Frankreichs entgegen, und ſeine Mutter verſäumte nichts, ihn zu zerſtreuen. Sie, die ſchon einmal ein Weſen, ihrem Herzen ſo nahe, dahinwelken ſah, bewachte mit tödtlicher Angſt jede Bewegung ſeiner Seele auf ſeinen beredten Zügen, und ſah nur tieferen Gram, je mehr der Gegenſtände von außen ſich an den Leidenden drängten. Daß ſeine Geſundheit in dieſem Kummer unterging, konnte ſie ſich nicht verhehlen; noch waren die Spuren ſeiner letzten Krankheit nicht verwiſcht, und dieſe matten, glanzloſen Augen, dieſe feine Bläſſe, ſagten ihr täglich, was ſie ſo gern ſich ſelbſt verſchwiegen hätte. Vorwürfe aller Art zerriſſen ihr Herz.

Warum hatte ſie ihn nicht früher entfernt, warum war ſie nicht aufmerkſamer geweſen, ſie, die ſein ſchwärmeriſches Gemüth kannte, die ſchon ſo lange das Erwachen der Leidenſchaft gefürchtet hatte? — So kamen ſie nach Paris, wo ſie viele Pohlen trafen, und die Begegnung mehrerer alten Bekannten Sollinsky wohlzuthun ſchien. In dieſer Begleitung ſahen ſie alles Merkwürdige, beſuchten die glänzendſten Zirkel, und überall war Frau von Sollinska auf den Eindruck geſpannt, den die ſchönen, lebhaften Franzöſinnen auf ihren Sohn machen würden, feſt entſchloſſen, die, die ihm Erſatz für das Verlorne ſeyn könnte, mit Freuden Tochter zu nennen. Vergebens — Iwan blieb kalt! — Mit einer unverbrüchlichen Treue, die lebhaften Gemüthern, beſonders Männerherzen, nur bei hoffnungsloſer Liebe eigen zu ſeyn ſcheint, hing er an dem Bilde ſeiner Gedanken, und ſeine troſtloſe Mutter ſah ihre letzte Hoffnung ſchon verloren.

Eines Tages wurde beſchloſſen, das Findelhaus zu ſehen. Frau von Sollinska betrat die

Schwelle des ehrwürdigen Gebäudes mit dem Gefühl, das jedes Mutterherz in die Wohnung dieſer verlaßnen Kleinen begleiten muß. Eine würdige Nonne empfing ſie. Sanft und ernſt, ein Bild der Wohlthätigkeit, die ſie übte, flößte ihr Anblick herzliche Achtung ein. Sie führte die Fremden umher, zeigte ihnen die Kinder, von dem hülfloſen Säugling, bis zu den ſchon mehr Herangewachſenen, die nicht bloß blühende Geſundheit, auch Unterricht und Bildung der Seele, dieſer menſchenfreundlichen Anſtalt dankten. Unter mehreren jungen Mädchen feſſelte Eins auf den erſten Anblick die Aufmerkſamkeit der Frau von Sollinska. Es ſchien ſchon an der Gränze des jungfräulichen Alters zu ſtehen, und zeigte der erſtaunten Beobachterin bekannte, ihr ſehr theure Züge. Nie hatte ſie eine ſo wunderbare Aehnlichkeit geſehen; es ſchien ihre Freundin Adelheid; nur jünger, blühender und zarter. Sie zog ihre Augen ab, um ſie auf Iwan zu richten, er ſtand in ein Fenſter gelehnt, und betrachtete das Mädchen mit einem Erſtaunen, das alles um ſich her vergaß; kaum ward er ſeine Mutter gewahr, als er ihr ſein Gefühl mittheilte. „Mutter iſt es möglich, kann es eine vollkommnere Gleichheit geben? Sehen Sie dieſe ſchwarzen Augen, dieſen Blick, dieſe Stirn, die glänzend ſchwarzen Haare, den Zug um den Mund, der die Gräfin ſo unausſprechlich ſchön macht — jetzt dieß Lächeln, ſelbſt die Haltung, alles, alles iſt wie ſie — ! —“

Die Nonne näherte ſich jetzt, und Frau von Sollinska ging ihr entgegen, um nach der intereſſanten Kleinen ſich zu erkundigen. „Es iſt nun dreizehn Jahr, Madam,“ antwortete ſie, „daß dieſes Mädchen als ein neugebornes Kind zu uns kam. Nach ihrem Wuchs könnte man ſie für älter halten. Sie trug ſehr feine Wäſche, und an ihrem Hals einen Ring, den ſie noch jetzt trägt, — eine zierlich eingefaßte Haarlocke mit Brillanten umgeben, und auf dem Golde der Rückſeite die Worte: pour Adele. Nach dieſen Worten haben wir ſie Adele genannt. Es iſt ein gutes, ſanftes Kind, von vorzüglichen Anlagen.“

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Die Geſellſchaft verließ das Haus, aber Adelens Bild begleitete die Mutter und den Sohn. Iwan war ſtill; nur verſtohlen zog er Adelheids Portrait hervor, um es mit Adelens Zügen zu vergleichen. Frau von Sollinska lag in wachen Träumen auf ihrem Lager. Es ſchien ihr, als ob der Himmel ſelbſt ihr ein Mittel zu Iwans Glück zeige. Dieß Mädchen konnte er beſitzen, und wenn ihre Seele gebildet ward, wie ihre ſchöne Geſtalt, ſo konnte nichts vollkommneres gedacht werden. Wenn ſie dann nach jahrelanger Trennung ſie ihm zuführen würde, während ſie ſein Herz zu der Hoffnung dieſes Glücks geſtärkt hatte, welch ein Augenblick, welche Belohnung für alle Mutterſorgen! Zwar Adele war ohne Namen, ohne Eltern, von dunkler Abkunſt, vielleicht ein Kind des Verbrechens. — Hier regten ſich alle langgenährten Vorurtheile, und nur Mutterliebe und Sorge für des beſten Sohnes Leben konnten ſie niederkämpfen. Entſchloſſen, Adelen aus dem Findelhauſe zu nehmen, erhob ſie ſich am Morgen, und nun blieb nur noch die Sorge, wo Adele die Zeit ihrer Reiſe zubringen ſollte; denn ſie ſchon jetzt vor Iwans Augen zu bringen, ſchien ihr nicht rathſam. Ein wachſamer Blick mußte vorher das Mädchen prüfen, ob ſie des Glückes werth war, das ſie ihr beſtimmte; auch fehlte ihr wahrſcheinlich noch manches, was ſie nur im Umgang mit einer fein gebildeten Frau ſich zueignen konnte, und Vorliebe für ihr Mutterland ließ Frau von Sollinska hierzu eine deutſche Frau wählen. Adelheid mit all ihrer Vortrefflichkeit ſchwebte ihr vor; ſie beſtimmte ſich, das junge Mädchen dieſer Freundin zu übergeben, und ein alter treuer Bedienter ſollte es nach Deutſchland begleiten.

Der Brief, der Adelheid dieſen Plan meldete, goß nach manchem trüben Tage wieder eine frohe Empfindung in ihre Seele. Adelens Ankunft ward ihr für den nahen Frühling angekündigt; ſie freute ſich ihrer Geſellſchaft und der Beſchäftigung mit ihr, da ſie aufs Land gehen wollte, und Rauenſteins Umgang nicht oft dort hoffen durfte. Hermann und Adele ſollten ihre ſchleichenden Stunden erheitern, und auch der Gedanke, für Sollinsky's Glück zu wirken, war ihr angenehm. Anderer Glück befördern, nur das ſchien ihr noch zu bleiben! ſie ſelbſt lebte in der Vergangenheit, weckte die abgeſchiedenen Freuden aus ihrem Grabe, um ſich für die leere Gegenwart zu ſtärken. Sie theilte ihrem Mann den Brief mit; er las ihn kalt und gab ihn gleichgültig zurück; in Adelheids Auge ſtieg eine Thräne. Hätte ſie gewußt, wie viel der Mann litt, den ſie ruhig wähnte! wie oft es ihn drängte, die Freundin ſeiner ſchönſten Jahre, ſeine einzige Geliebte, die Mutter ſeines Kindes an die Bruſt zu drücken! — Mit dem erſten Lächeln der Frühlingsſonne ging ſie aufs Land. Freundlich bewillkommten ſie die Bauern, die durch ihre Hülfe das Unglück des vorigen Jahres verſchmerzt hatten, und hie und da ſtieg ſchon eine feſter gebaute Hütte aus den Trümmern hervor. „Ach, alles erhebt ſich wieder," ſeufzte Adelheid, „nur mein Glück iſt auf ewig dahin." Sie trat in ihr Haus: hier ſtanden überall

Erinnerungen der Liebe und Einigkeit vor ihr. Still ſetzte ſie ſich nieder, und genoß der lieblichen Täuſchung. Rauenſtein, wie er ſonſt war, ſo zärtlich und liebevoll, ſo feſt und treu in ſeiner Neigung, ſo unverändert in langen Jahren — dieſes Bild wurde ſo lebendig, daß es das Spätere ganz verdrängte. Milde Thränen erleichterten ihre Bruſt, und die Hoffnung erhob ſich tröſtend. „Er iſt noch, was er war,“ flüſterte ſie; „ein unglückliches Geheimniß muß ihn drücken, und machteſt du wohl je einen ernſten Verſuch, es ihm zu entreißen?“ Sie flog an den Schreibtiſch, und was ſie in dieſer Stimmung ſchrieb, konnte ſeinen Zweck nicht verfehlen. Sie erinnerte Rauenſtein, daß in wenig Tagen der Jahrestag ihrer Verbindung ſei, und bat um ſeine Gegenwart, bat um Enthüllung des Räthſels, das ihre Herzen trenne. Schon der Erfüllung gewiß, ſah ſie nun mit ſchnell verwandelten Gefühlen das Leben der erwachenden Natur, und es war ihr ein ſchönes Vorbild wiederkehrenden Glücks.

Rauenſtein hatte nie aufgehört, Adelheid zu lieben; nur mühſam hatte ſein treues Herz die Ueberzeugung ihres Unwerths geduldet; ihr Brief, ſo ganz die Sprache des Gefühls, zerriß die kalte Rinde, mit der er ſich umgab; er fühlte wieder die Harmonie ihrer Seele mit der ſeinen, und beſchloß, ſein verwundetes Herz ihr zu öffnen. Mit froher Erwartung trat er am Morgen des beſtimmten Tages ſeinen Weg an. Ein kleines Feſt, doch ohne fremde Zeugen, empfing ihn, und Adelheid, ſchön und liebevoll, wie ſie einſt als Braut ihm entgegen kam, ſank in ſeine Arme. Wenig Stunden klärten alles auf. Rauenſteins Argwohn wich der ſiegenden Wahrheit, und der unwiderſtehlichen Liebe. Noch einmal waren ſie glücklich! Der volle Schimmer ungetrübter Freude fiel in Adelheids Leben, um eine lange düſtre Nacht zu erhellen, die ihrer wartete! —

Die Familie ſaß Abends unter der groſſen Linde, wo gewöhnlich zu Nacht gegeſſen wurde, als der Wagen in den Hof fuhr, der Adelen brachte. Der alte Bediente meldete ſie an, und ſchüchtern erwartete das junge Mädchen den

Empfang der Unbekannten. Adelheid ging ihr freundlich entgegen, und faßte mit ermunternden Worten ihre Hand, ihr aus dem Wagen zu helfen. Sie erſtaunte über Adelens Schönheit und Reiz, weit entfernt, hier eine Aehnlichkeit anzuerkennen, obgleich es ihr ſchien, als wären dieſe Züge ihr nicht ganz fremd. Aber kaum trat ſie mit ihrer Begleiterin zu Rauenſtein, als dieſer, betroffen über die ſeltſamſte Gleichheit, einen Ausruf der Verwunderung nicht zurückhalten konnte. Adelheids erſter Anblick, als er in ihrem funfzehnten Jahre ſie kennen lernte, vergegenwärtigte ſich ihm wunderbar. Er konnte die Vergangenheit kaum von der Gegenwart unterſcheiden, ſich nicht von der Vergleichung der beiden Geſtalten losreißen, die Hand in Hand vor ihm ſtanden. Man ſetzte ſich wieder, und Adelheid ſuchte ein Geſpräch anzuknüpfen, das durch die reizende Lebhaftigkeit der jungen Franzöſin bald zwanglos und unterhaltend ward. Mit einem Feuer, das nur ihren Landsmänninnen eigen iſt, erzählte ſie von ihrem Vaterlande, von dem Abſchiede aus den Umgebungen ihrer Kindheit. Sie ſchilderte ihre Liebe zu der Frau von Sollinska, die ſie noch oft im Findelhauſe beſucht hatte, und ſtreckte ihre Arme nach Adelheid aus, ſie um ihr mütterliches Wohlwollen zu bitten, indem Thränen in ihre Augen ſtiegen, die ſie unendlich verſchönerten. Rauenſtein war in ihren Anblick verloren, aber nicht mit Wohlgefallen blickte er ſie an, nein, mit dem Gefühl, das uns bei einer wundervollen unbegreiflichen Erſcheinung befallen würde. Vergebens ſtrebte er, was er ſah, zu erklären, indem er einen grauſen Lichtſtrahl, der von Zeit zu Zeit in ſeine Seele fiel, mit Gewalt zurückdrängte. Adelheid war entzückt von Adelens Liebenswürdigkeit; ſie ſchloß ſie in ihre Arme, und gelobte ihr die Liebe und Sorge einer Mutter; ſie führte ſie in die Zimmer, die ſchon lange für ſie eingerichtet waren, und half am andern Morgen alles zu ihrer Bequemlichkeit anordnen. Dann fuhren ſie in die Stadt, um verſchiedenes einzukaufen, was Adelen fehlte. Rauenſtein blieb tiefſinnig zurück.

Mehrere Wochen verſtrichen mit Adelens kleiner Einrichtung, und bald war ſie in Rauenſteins gaſtfreundlicher Wohnung einheimiſch; wer ſie ſah, gewann ſie lieb; ſelbſt die Frauen der Gräfin, mit denen ſie nicht ſprechen konnte, lächelten ihr freundlich zu, und ſahen ihr mit Wohlgefallen nach. Jede ihrer kleinſten Bewegungen hatte Anſtand und Grazie; ihr Charakter war feurig, unverderben und kindlich; ein liebenswürdiger Enthuſiasmus für das Gute und Rechte lebte in ihr; ſo feurig liebte ſie bald auch die Gräfin, und dieſe entdeckte täglich neue Vorzüge an der intereſſanten Fremden. Bald ſprach man in der Stadt von ihr, und es fehlte nicht an Beſuchen von dorther. Faſt täglich kamen Bekannte des Hauſes, und alle ſprachen auf den erſten Blick ihre Verwunderung über Adelheids und Adelens Aehnlichkeit aus; jede ſolche Aeußerung machte Rauenſtein tiefſinniger und trüber. Stundenlang konnte er einſam im Garten ſitzen, und ſich in Nachdenken verlieren; kam er dann zur Geſellſchaft, ſo ruhte ſein Auge unverwandt auf Adelen, und er zog es nur von ihr ab, um es mit forſchendem Blick auf Adelheid zu richten. Mit Adelen ſprach er ſelten; geſchah es einmal, ſo betraf das Geſpräch die Umſtände ihrer Geburt, wovon ſie nichts zu ſagen wußte, und ihm nur mit ſtrömenden Thränen den Ring von ihrem Halſe hinreichte. „Das iſt alles, was mir von den Urhebern meiner Tage übrig iſt,“ rief ſie aus, und ihre ſchönen Augen wandten ſich zum Himmel. Traurig eilte ſie dann zu Adelheid, warf ſich an ihre Bruſt, und ſuchte hier, was die Natur ihr verſagte. Adelheid ſchrieb oft an Frau von Sollineka, und jeder ihrer Briefe enthielt Adelens Lob. Sie wird Iwans Glück machen und Ihr Alter erfreuen, ſagte ſie ihr, und alle ihre Sorgfalt war dahin gerichtet, durch Ausbildung von Adelens Vollkommenheiten dieß Verſprechen zu rechtfertigen. Sie ſelbſt unterrichtete ſie in der Muſik und in der deutſchen Sprache; im Zeichnen hatte ſie ſchon einen guten Anfang gemacht, und übte es mit Hermann, der ſie brüderlich liebte. In den Morgenſtunden las Adelheid mit ihr, und ſprach alsdann über das Geleſene. — Von Sollinsky unterhielt ſie ſie oft; Adele erinnerte ſich ſeiner lebhaft. Adelheid bemühte ſich leiſe und unmerklich, eine Neigung für ihn zu erregen, die einſt ſein und Adelens Leben verſchönern ſollte. Der Sommer floh ſchnell dahin, und die Familie verließ das Land. Rauenſtein ſuchte immer mehr die Einſamkeit, ward immer ernſter und verſchloßner; nur er allein hielt ſich in einer Entfernung von Adelen, die an Widerwillen gränzte. Liebreich fragte ihn einſt Adelheid um den Grund dieſer ſeltſamen Abneigung. Er ſah ſie ſtarr an. „Du frägſt mich das?“ — ſagte er erſtaunt — „Du? Laß uns davon abbrechen, ſie verliert nichts an meiner Liebe; bei Deiner Zärtlichkeit, die der Mutterliebe gleicht, kann ſie nichts vermiſſen.“

Ein fremder Geſandter reiſte um dieſe Zeit durch, und ihm zu Ehren ward ein prächtiger Ball veranſtaltet. Er und Rauenſtein waren in der Jugend genaue Freunde geweſen, und dieſer freute ſich auf eine Ueberraſchung, da der Geſandte nichts von ſeinem Aufenthalte hier wußte. Als die Stunde zum Ball kam, ging er in ſeiner Gemahlin Zimmer. Da ſtand Adele, neben Adelheids Bilde, das in der erſten Zeit ihrer Ehe gemalt war, faſt genau ſo gekleidet — das ſchöne Original neben der ſchönen Kopie. Lächelnd rief ihm Adelheid entgegen: „Wenn ich es ohne Eitelkeit ſagen darf — heute finde ich ſelbſt Adelens Aehnlichkeit mit dem, was ich ehedem war. Sieh nur her, und lächle dann über mich, wie ich mir in der Vergleichung gefalle.“

„Mir mißfällt dieſer Scherz in Deinem Munde,“ ſagte Rauenſtein bitter, und von Adelen abgewandt — „ſoll er bedecken, was nur zu offenbar iſt, ſo iſt er eine Armſeligkeit, und eine Falſchheit ohne Gleichen.“ — Mit dieſen Worten verließ er das Zimmer, und Adelheid blieb vernichtet zurück. Nur mühſam ordnete ſie die ſchrecklichen Gedanken, die in ihr aufſtiegen, und in dieſer Stimmung mußte ſie Adelen begleiten, die nichts von dem Aufruhr ihres Innern ahnen durfte. Das Gefühl der Unſchuld gab ihr Kraft. Rauenſtein ging, mit einer Hölle im Buſen, in das Gewühl der Freude. Es war der nehmliche Saal, wo er Adelheid zum erſtenmal ſah; hier wurde ſein Herz von tauſend Erinnerungen durchbohrt; er ſuchte den finſterſten Winkel eines Spielzimmers auf; von der Fenſterniſche verborgen, ſaß er lange einſam, und ſann der grauſamen Idee nach, die lange in ihm ſchlief, und der er heute zum erſtenmal Worte gegeben hatte. Die Thür öffnete ſich; zwei ſeiner Bekannten traten herein, und warfen ſich auf ein Sopha dicht bei ihm nieder.

„Haben Sie heute die ſchöne Franzöſin bemerkt, ſagte der Eine; mich deucht reizender war ſie nie; ſie verdunkelt alles um ſich her; ich wenigſtens habe noch nichts ähnliches geſehen.“

„Ganz ſo, antwortete der Andere, war die Gräfin Rauenſtein, als ſie aus Frankreich zurück kam, nur iſt der Teint der ſogenannten Demoiſelle Düval, nach Art ihres Landes, weniger blendend, dahingegen die Gräfin bei weitem nicht ſo blühend ausſah, was man damals einer Krankheit zuſchrieb. Die gute Gräfin mußte uns für ſehr vergeßlich halten, als ſie den Entſchluß faßte, ihr Töchterchen kommen zu laſſen.“

„Alſo glauben Sie wirklich?“ —

„Ob ich es glaube? Niemand iſt in der Stadt, der daran zweifelt, niemand, als vielleicht höchſtens der gute Rauenſtein. Dieſe Aehnlichkeit iſt zu verrätheriſch. Wer könnte Beide ſehen, und da an Wunder glauben, wo Erklärung ſo nahe liegt? Die Gräfin war ein Jahr lang in Paris, kam krank und ſchwermüthig zurück. Vor kurzem erſcheint zum Glück die Pohlin; mit dieſer wird genaue Freundſchaft geſtiftet — daß beide ein Geheimniß hatten, lag am Tage. Sie konnten ſich kaum trennen, ſo groß war ihre Vertraulichkeit. Nun ſchickt die Freundin das Mädchen, mit den unverkennbaren Zeichen ihrer Abkunft, die zum Ueberfluß ſelbſt den Namen der Mutter trägt. — Wer da durch ein Mährchen ſich täuſchen läßt, muß arglos ſeyn, wie — Rauenſtein.“

„Sei es, wie es wolle,“ erwiederte der

Erſte. „Adele iſt himmliſch ſchön. Was ihre Mutter betrifft, ſo erhalte Gott dem armen Rauenſtein ſeine ſelige Blindheit. Aber ich höre einen neuen Walzer; kommen Sie, ich muß ſehen, ob ſie jetzt frei iſt.“

Sie gingen in den Saal zurück, während Rauenſtein, von allen Martern ergriffen, wie betäubt auf ſeinem Sitz blieb. Er war alſo nicht bloß unglücklich, er war auch beſchimpft und verachtet. Adelheid hatte ſein Glück und ſeine Ehre verrathen, um ihre Töchter zu beſitzen. Alles, was jene ſagten, hatte er längſt gefühlt, längſt in qualvollen Stunden der Einſamkeit durchdacht; jetzt, da er es ausſprechen hörte, ließ es keinem Zweifel mehr Raum. Er mußte es glauben, daß dieſe Falſchheit möglich war, daß man hinter ſo lächelnden unſchuldigen Blicken das entehrendſte Geheimniß bergen konnte. Sein früherer Verdacht kehrte zurück, und ſchloß ſich bitter an die Reihe der quälenden Gedanken. Schon von dem Zeitpunkt, wo Sollinsky's Liebe ſich zeigte, fing er an, an Adelheid zu zweifeln; jetzt wär es gewiß, er war betrogen. Ohne zu wiſſen, was er that, wollte er durch den Tanzſaal in ſeine Wohnung gehen; der Geſandte hielt ihn auf. „Willkommen, Freund!“ rief er ihm zu, „ich höre eben, daß Sie hier ſind, und freue mich unendlich. Sie ſind verheirathet, ſtellen Sie mich doch Ihrer Gemahlin vor, die man mir ſchon von weitem gezeigt hat.“ Sinnlos ließ ſich Rauenſtein hinführen. Adelheid ſtand bei Adelen, der ſie eine Taſſe Thee reichte. Sie erwiederte die Begrüßung des Geſandten, der Adelen betrachtete, und dann zu der Gräfin ſagte: „Nur dieſe vollkommene Aehnlichkeit, gnädige Frau, läßt mich Ihr Fräulein Tochter erkennen; ohne dieſe würde man Sie unmöglich für ihre Mutter halten können.“ Adelheid erröthete, und belehrte den Fremden von ſeinem Irrthum. Rauenſtein ſtand auf Dornen; das elende Mährchen verwundete ſein Ohr, und die Ruhe, mit welcher Adelheid es vorbrachte, riß ſein Herz auf immer von ihr los. Feſt entſchloſſen, dieſe Qual zu enden, zog er den Geſandten in ein einſames Zimmer, und indem er ihm die geheime

Urſach dieſes Wunſches zu enthüllen verſprach, bat er ihn dringend um eine Stelle in ſeiner Begleitung.

„Aber, lieber Freund, ich reiſe ſchon morgen,“ entgegnete ihm dieſer, „unmöglich würden Sie ſo bald —“

„Gleichviel, und um ſo beſſer,“ rief Rauenſtein heftig, „ich mahne Sie an unſere Freundſchaft; gönnen Sie mir Ihre Geſellſchaft, laſſen Sie mein gekränktes Herz dem Ihren ſich öffnen! — —“

In wenig Augenblicken war alles geſchloſſen. Rauenſtein eilte nach Hauſe, berichtigte ſeine Angelegenheiten, brachte alles, ſelbſt für den Fall ſeines Todes, in Ordnung, ſchrieb an Adelheid, und wählte zwei Bediente zur Begleitung. Um Mitternacht hörte er den Wagen ſeiner Frau vorfahren. Er öffnete das Fenſter, und ſah beim Scheine der Fackeln noch einmal die holde Geſtalt, die er nie wiederzuſehen entſchloſſen war. Dann warf er ſich auf ſein Lager, und verhüllte ſeine ſtrömenden Augen. Mit Anbruch des Tages kleidete er ſich zur Reiſe, ſchlich in das Schlafzimmer ſeines Sohnes, der ruhig ſchlummernd lag, küßte ihn leiſe, und verließ mit zerrißnem Herzen ſein Haus und die ſchlummernde Adelheid, die erſt jetzt die Ruhe gefunden hatte.

Es war hoch am Tage, als Adelheid erwachte, und die trüben Vorſtellungen, mit denen ſie entſchlummert war, für einen ſchweren Traum hielt. Aber ſie ſtanden am Lager, und nahmen ſogleich wieder Beſitz von ihrer Seele. Sie konnte geſtern den Zwang nicht länger tragen; um Mitternacht verließ ſie den Ball, mit der geheimen Hoffnung, Rauenſtein noch wachend zu finden. Man ſagte ihr auf ſeinen Befehl, er habe ſich ſchon zur Ruhe begeben. Sie mußte nun den Morgen erwarten, um mit ihm zu ſprechen, und, o Gott! was ſollte ſie ihm ſagen, ihm, der aus ihrem beſten Freunde ihr Ankläger geworden war? Wo waren die Beweiſe, die ſie ſeinem Verdacht entgegenſetzen konnte, wenn er nicht mehr an ſie glaubte? Längſt war ihr Oheim tod, der einzige Zeuge der für ſie ſprechen konnte!

Es giebt nichts kränkenderes für ein edles Gemüth, als ein Weſen zu wiſſen, das an ſeiner Reinheit zweifelt; iſt es ein würdiges, ein geliebtes Weſen, ſo wird die Laſt die ſchwerſte, die die Unſchuld tragen kann! Lange ſträubte ſich Adelheids unbefleckte Seele, den Gedanken aufzunehmen, aber rieſengroß und unvertilgbar ſtand er vor ihr, und verhüllte mit ſeinen ſchwarzen Flügeln ihr ganzes vergangenes Glück. Sie zitterte dem Augenblick entgegen, wo ſie Rauenſtein gegenüber ſtehen würde, der ſie für ſchuldig hielt. — Wir wiſſen, was ihr bevorſtand, und um den Eindruck zu ſchildern, den ſie empfing, ſtehe der Brief hier, welchen man ihr von dem Grafen einhändigte.

„Adelheid, ich muß Dich verlaſſen, auf lange — auf immer! — O hätte ich je geglaubt, daß ich einſt freiwillig von allem ſcheiden würde, was mich glücklich machen konnte. Hier bin ich allein in der öden Nacht; ungetröſtet empfinde ich den Schmerz der Trennung von Dir und meinem Kinde! Aber es muß ſeyn; neben Dir wird mein Herz von zu grauſamen Qualen zerriſſen, und gebieteriſch bringt nun auch die Ehre den Entſchluß mir ab, mit dem ich ſchon ſo lange kämpfte. Seit jenes Weſen unſer Haus betrat, das Deinem Herzen zu nahe iſt, um von mir gehaßt zu werden — kam keine Ruhe in meine Seele, ich wollte vergebens meine Augen dem Lichte verſchließen, das mich ſchrecklich umſtrahlte; es drang dennoch zu mir, und ward zur Flamme, die das Gebäude meines Glücks verzehrte.

„O Adelheid, ich kann eine Schwachheit vergeben. Daß Adele Dir angehört, iſt nur zu gewiß, und mein Herz, das Dich einzig liebte, hätte verziehen, was Deine Jugend entſchuldigte. Aber — Du konnteſt dieß Kind verſtoßen, lange Jahre konnteſt Du leben, ohne je durch einen trüben Augenblick an die Hülfloſe erinnert zu werden. Du konnteſt mich betrügen, und endlich durch Zufall, durch Laune — denn wahre Mutterliebe konnte ſo lange nicht ſchlummern — mich meiner letzten Güter — meiner glücklichen Unwiſſenheit und, was mehr als alles iſt, meiner Ehre berauben! Mit unbegreiflicher Falſchheit erkünſtelteſt Du Unbefangenheit, wo alles Dein Vergehen laut ausſprach; ich ruhte in den Armen der Verrätherin, die mich dem Geſpött der Welt unbarmherzig Preis gab. — Ich ſchaudre, wenn ich die Anklage überſehe, die ich gegen Dich erhebe; ach ſie iſt leider ſchreckliche Wahrheit. Geſtern hörte ich Deine Schande aus dem Munde kalter, herzloſer Menſchen; man nannte meinen Namen mit Verachtung! — ich kann nicht mehr hier athmen, ſchwer liegt der Himmel auf mir, ich fliehe vor der Schande und vor mir ſelbſt! — Lebe wohl, Adelheid, lebe glücklich, wenn Du kannſt! Mit unauslöſchlichem Schmerz im Herzen wünſche ich dem Deinen Troſt und Frieden. Verſuche nicht, mir zu ſchreiben; es würde vergeblich ſeyn; ich gehe jetzt im Gefolge des Geſandten, aber bald werde ich mich von ihm trennen, und Deine Briefe würden mich nicht finden. Meinen Sohn empfehle ich Deinem Mutterherzen; er theile Deine Liebe mit Adelen. In einigen Jahren werde ich ihn zu mir nehmen, um ſeine Erziehung ſelbſt zu vollenden. Meine Angelegenheiten ſind in Ordnung, und Dein Schickſal geſichert. Lebe wohl — o Adelheid, welch ein Abſchied! aber es mußte ſo ſeyn!“ —

Was Adelheid fühlte, als dieſer Brief ihren zitternden Händen entfiel, wage ich nicht zu beſchreiben. Ihr Körper erlag den Kämpfen der Seele, und eine Abſpannung aller Kräfte ward in dieſen Augenblicken Wohlthat für ſie. Adele, ohne den Grund ihres Kummers zu ahnen, den Adelheid ihr vorſichtig entzog, litt mit ihr, und ward ihr dadurch noch theurer. Ihr Herz war zu ſchön, die unſchuldige Urſach ihres Unglücks zu haſſen; nur in tiefer Stille floſſen ihre Thränen der ſeltſamen Verkettung eines grauſamen Geſchicks. — Ohne Rauenſtein zu leben, ſeine Liebe, ſeine Achtung verloren zu haben, war ein Schmerz, für den ſelbſt die Unſchuld keinen Troſt bot. In tiefer Trauer verfloſſen ihre Tage, in ſteten Gedanken an ihn, der ſie liebte, und verließ! Oft verſuchte ſie ſeinen Aufenthalt zu erforſchen; ihre Bemühungen waren vergebens, und ihr Leben glich einem finſtern nächtlichen Gewebe, in das keine freundliche Hand einen Faden der Hoffnung miſchte! — Von Frau von Sollinska kamen zu derſelben Zeit Briefe an, die Adelens Schickſal der Entwickelung näherten. Sie befand ſich mit Iwan in Italien, und hätte ſchon mehrere Schritte gethan, ihn auf eine Verbindung mit Adelen vorzubereiten. Er wußte, daß dieſes junge Mädchen bei der Gräfin war; er kannte die ſchönen Zeugniſſe, die dieſe ihr gab, und Frau von Sollinska ſchickte ihr jetzt Iwans Bild, indem ſie für ihn um das ihrige bat. Der Augenblick war nun gekommen, wo Adelheid ihr ihre Beſtimmung ſagen, wo ſie in dieſem jungen Gemüth die Neigung nähren durfte, die ihm lange eingepflanzt war, und die für ein langes Leben ihm Glück, Troſt und Hoffnung werden ſollte. Adelens Liebe war noch ungefeſſelt. Keine Sympathie zog ſie zu den fremden Jünglingen, die ihre Schönheit ihr unterwarf; ſie fühlte mehr Verwandtſchaft mit Iwan, von dem ſie täglich hörte, und deſſen ausdrucksvolle Züge friſch in ihrer Erinnerung lebten.

Die glühende Dankbarkeit für ſeine Mutter, die ihr die unbekannten Urheber ihres Daſeyns erſetzen wollte, wurde bald durch Adelheids und Hermanns Erzählungen zu einer leiſen, rührenden Neigung für den Sohn, und als ſie nun erfuhr, ſie ſey für ihn beſtimmt, ihn zu beglücken ſey das Opfer des Danks, das man von ihr fordre, da geſellte ſich das Gefühl einer heiligen Pflicht zu jener romantiſch ſchönen Empfindung, und mit feurigen Gelobungen umfaßte ſie Adelheids Knie. Es war auf der nehmlichen Stelle, wo ehemals Sollinsky ſo vor ihr lag, und ſie — mit Trauer über ſeinen Schmerz — zu ihm ſprach. Ein froher Blick ſuchte den Himmel; denn in dem holden Geſchöpf, das ihn jetzt zu lieben gelobte, ſahe ſie ſein Glück gerettet und geſchützt. „Sei glücklich, meine Adele," ſagte ſie tief gerührt, „und möge nie eine Stunde kommen, wo die Erinnerung dieſes Augenblicks, andere, als Freudenthränen, in Dein Auge lockt! — Hier nimm Iwans Bild, und bleibe des Geſchenks werth, das ſeine Mutter mit ſeiner Hand Dir giebt." —

Erröthend empfing Adele das ſchöne Bild deſſen, der ihr Eigenthum werden ſollte, und ſuchte die Einſamkeit, die freundlichſte Gefährtin für die erſten ahnenden Gefühle eines jungfräulichen Herzens.

Auch Adelheid ſuchte ſie, die Vertraute ihrer Thränen. Auch ſie betrachtete ein Bild, deſſen lächelnde Augen ſonſt mit Zärtlichkeit auf ſie gerichtet waren, und verlor ſich in dem Sinnen ihrer ſchönen Jahre, um bald herzzerreißender zu fühlen, was ſie entbehrte! Wie der Glanz der ſinkenden Sonne das Ungewitter, das ihr gegenüber ſteht, noch grauſender und ſchwärzer erſcheinen läßt, ſo wird auch unſer Schmerz drückender, wenn unſern Geiſt die Schatten des Glücks umſtehen, das einſt uns lachte — ach und das auf ewig unterging.

Der Winter war noch lange nicht von der beſſeren Jahrszeit verdrängt, als Adelheid mit ihrer kleinen Familie die Stadt verließ, und ein weiter entferntes Landguth bezog, das ihr eigenthümlich gehörte, und wo ſie ſeit ihrer Verheirathung nicht geweſen war. Die Welt, die ſie verkannte, war ihr verhaßt, und von einem Aufenthalt, der nie ihre Freuden ſah, verſprach ſie ſich den Troſt einer traurigen Ruhe. Ein Lehrer für Hermann folgte ihr in die Einſamkeit; denn der Gegenwart des geliebten Sohnes konnte ihr Herz nicht entbehren. Das Guth lag in einer einſamen, aber ſehr ſchönen Gegend, und die Bewohner empfingen ihre Gebieterin mit ungeheuchelter Liebe. Manches fand ſich hier einzurichten, manches zu beſſern und herzuſtellen; denn Adelheid wollte hier den Reſt ihres Lebens zubringen. Ein Jahr verging ohne Abwechſelung; nur die Briefe der Frau von Sollinska brachten Nachricht aus der Welt; ihre Rückkehr war nun ganz nahe; ſie hatte ſchon Deutſchlands Boden wieder betreten, aber die Flamme des Kriegs, die eben zu wüthen anfing, hemmte ihre Reiſe. Sie mußte Umwege nehmen, und aus den Wochen, in denen man ſie erwarten konnte, wurden eben ſo viel Monate. Adelens Herz klopfte bei jedem Geräuſch vor dem ſtillen Schloßhofe; auch Adelheid fühlte eine Bewegung, wenn ſie an das Wiederſehen ihrer Freundin dachte, und eine ſanfte Freude auf dieſen Augenblick bemächtigte ſich ihres erſtorbenen Herzens.

Sollinsky näherte ſich dem Wohnort der Gräfin mit den lebhafteſten Gefühlen. Aber ſie waren von anderer Art, als die, welche ihn beim Abſchiede beherrſchten. Einige Jahre Abweſenheit hatten den Sturm der Leidenſchaft beruhigt, Zerſtreuungen der edelſten Art und Bemühung, die Eindrücke zu ſammeln und zu nützen, die ſich ihm überall boten, hatten ſeinem lebhaften Geiſt unmerklich eine Beſchäftigung untergeſchoben, die ſeiner hoffnungsloſen Liebe wohlthätig entgegen wirkte. Er dachte noch oft an Adelheid, aber wenn ihr Bild vor ihn trat, ſtand die ſchöne Geſtalt Adelens neben ihm, und beide waren bald ſo unzertrennlich in ſeiner Phantaſie vereint, daß es der ſorgſamen Mutter leicht ward, Adelen nach und nach an Adelheids Stelle zu ſetzen. — Glücklicher Einfluß der Zeit auf das Menſchenherz! — Die Leidenſchaft höhnt deiner Kraft, aber das beruhigte Gemüth preiſt ſie dankend! Es iſt kein Kummer ewig — keiner widerſteht der lindernden Hand, die die tief eingeprägten Bilder des Schmerzes langſam mit einem Schleier bedeckt, durch den ſie uns nur noch rühren, nicht mehr verwunden! — Adelheid ſchrieb ihrer Freundin ihre Trennung von Rauenſtein, ohne den Grund derſelben zu berühren. Ihr Schmerz und ihre heiße Liebe für den Verlornen, wovon dieſe Briefe voll waren, vollendeten Sollinsky's Heilung. Er war jetzt nicht mehr der Schwärmer, der ohne Erwiederung lieben wollte; er hoffte auf wechſelſeitiges Glück in Adelens Armen, und ſeine Leidenſchaft für Adelheid ward ruhige Verehrung und inniges Mitleid.

So fand man ſich nach jahrelanger Trennung wieder. Weinend ſtürzte Adelheid in der Freundin Arme, weinend ſah dieſe der Gräfin blaſſes, kummervolles Geſicht. Auch in Iwans Auge ſtieg eine Thräne, als er die theure Hand an ſeine Lippen drückte. Hermann drängte ſich froh zu ihm, und erröthend ſtand Adele von fern. Wie ihr Anblick Iwan überraſchte, wie ihre unnachahmliche Liebenswürdigkeit, von einer ſtillen Neigung verſchönt, ſein Herz bewegte, beſchreibe ich nicht. Als der Abend herabſank, ſchlug Hermann einen Spaziergang vor, und führte Iwan und Adelen durch die romantiſche Wildniß, die das Schloß umgab. Sie folgten ihm gern, und eine unſchuldige, vom Schickſal gebilligte Liebe machte dieſen erſten gemeinſchaftlichen Gang noch in ſpäten Jahren zum ſchönſten Punkt ihrer Erinnerung. — Indeſſen waren die Frauen allein. Adelheid ſchloß ihr Herz der theilnehmenden Freundin auf, und fand hier den feſten Glauben, den Rauenſtein und die Welt ihr verſagten. Schon oft heilte die Freundſchaft Wunden, die die Liebe ſchlug. Sie — die, unberührt von den Wogen der Leidenſchaft, in reinen Seelen ihr Heiligthum gründet, bleibt ruhig und unerſchüttert, wo jene wankt, und für vergängliche Freuden Schmerz und Thränen zurückläßt.

Frau von Sollinska wollte Adelheid bereden, ihr mit Adelen an ihren vorigen Wohnort zu folgen, und die Gefahren des Kriegs, der ſich immer mehr näherte, gaben ihren Vorſtellungen doppelte Kraft. Dennoch waren ſie umſonſt. „Nehmen Sie Adelen mit Sich, theure Freundin,“ ſagte die Gräfin, „und auch Hermann mag Ihnen folgen; ich will dieſe Lieben keiner Gefahr ausſetzen, ich aber bleibe hier. Sie ſehen, wie entlegen meine Wohnung von der Straße iſt; ich fürchte nicht, beunruhigt zu werden. In dieſen Umgebungen iſt mir wohl, die Welt hat mich ausgeſtoßen!“ Frau von Sellinska wagte noch manche Einwendung, die jungen Leute kamen dazu, und es entſtand eine ſehr rührende Scene. Adele und Hermann wollten ſich nicht von der Gräfin trennen, Hermann ſchlang ſeinen Arm um ſie, und ſchwur, ehe alles zu dulden, als ſeine Mutter zu verlaſſen. — „Nun wohl, liebe Freundin,“ ſagte Adelheid, „ſo wollen wir theilen, Sie die Tochter, und ich den Sohn.“ Bei dieſen Worten machte ſie ſich ſanft von Adelen los, indem ſie Hermann feſt und lange an ihre Bruſt drückte. Still und feierlich geſtimmt, ſaß man bis gegen den Morgen beiſammen, und trennte ſich endlich, als die Sonne den erſten röthlichen Strahl auf die Gipfel der Berge warf, die Adelheids Wohnung beſchirmten. Die beiden Reiſenden und Adele wollten nur noch einige Stunden ſchlafen, und dann ihren Weg fortſetzen; aber noch ehe ſie erwachten gingen Nachrichten ein, die ihre Abreiſe für jetzt unmöglich machten. Ein feindliches Streifkorps war in dieſer Nacht dem Guthe ganz nahe geweſen, und bedeckte jetzt die Gegend, nach welcher ſie reiſen mußten. Die Abgelegenheit von Adelheids Wohnort hatte ſie vor dieſem Beſuch geſchützt, und ihre Gäſte konnten nichts beſſeres thun, als eine ruhige Zeit hier erwarten. Aber es ſchien, als ob dieſe nicht ſo bald erſcheinen ſollte. Die ganze Armee kam in kurzem gegen dieſe Gegenden in Bewegung; ihr eilender Marſch richtete ſich dahin, wohin Frau von Sollinska gedachte; es ward immer unmöglicher, nach dieſer Seite durchzukommen, und die Ruhe im Schutz der friedlichen Berge, der Genuß der ſchönſten Natur bei den nahen Stürmen eines blutigen Krieges, erfüllte das Herz der Frau von Sollinska mit Dank gegen den Zufall, der ſie hier zurückhielt. Der Abreiſe ward nun nicht mehr gedacht. Die Mütter fanden ihr Glück in dem Anblick ihrer frohen Kinder, und Sollinsky und Adele genoſſen die ſchönſten Tage ihres Lebens in ruhiger Abgeſchiedenheit von der Welt, deren ſie nicht bedurften. Immer mehr ſchloſſen ihre Herzen ſich an einander, es war unmöglich, eine größere Uebereinſtimmung zu denken, als in dieſen feurigen Gemüthern lebte, und mit wohlgefällig lächelnden Blicken prieſen die Väter und Mütter des Dorfs das ſchöne Paar, wenn ſie, an ihren Thüren ſitzend, beide Hand in Hand freundlich grüßend vorübergehen ſahen.

Die kleine Familie war an einem heitern Nachmittage im Garten verſammelt, und Iwan las den arbeitenden Frauen vor, als ein ziemlich naher Kanonenſchuß ſie aus ihrer Ruhe aufſchreckte. Alles ſprang auf, und horchte ängſtlich; in kleinen Pauſen wiederhohlte ſich der grauſe Ton. Mehrere Leute aus dem Dorfe kamen herbei; man ſtritt über die Nähe und Richtung des Schalles. Adelheid gab voll banger Ahndung einige Befehle, und mit einer

Spannung, wie wenn ſchwarz gethürmte Wolken in ſchwüler Sommerluft ein Ungewitter verkünden, ſahe jeder Bewohner dieſes friedlichen Thales einem ungewiſſen Schickſal entgegen. — Aber bald entfernte ſich der Ton des Geſchützes — nur noch ein dumpfes Beben vernahm man, und die Angſt vor eigner Gefahr wich, um dem Gedanken an die dort gefallenen Unglücklichen Raum zu geben. Boten wurden am andern Morgen ausgeſchickt, um den Verlauf und den Ort des Gefechts zu erfahren, und die Nachrichten, die ſie brachten, konnten unſere Freunde wegen ihrer Sicherheit völlig beruhigen. Ein kleines deutſches Korps hatte, etwa drei Stunden von dem Guthe, unter einem kühnen Anführer, eine überlegne Zahl Franzoſen überfallen, und durch Schnelligkeit und Muth einen blutigen Sieg und ziemliche Vortheile errungen. Das Schlachtfeld lag voll Verwundeter, die der flüchtige Feind zurückließ; alles war wieder ruhig, und die jungen Männer Iwan und Hermann konnten dem Verlangen nicht widerſtehen, den

Kampfplatz zu beſuchen, und zu helfen, wo noch Hülfe möglich war. Mit einem Begleiter, der Wein und andere Stärkungen, Leinwand und Kleidung trug, machten ſie ſich auf den Weg, während die Frauen daheim einige Zimmer bereiteten, um ſelbſt Kranke aufnehmen zu können. Die Dämmerung ſank während dieſer Anſtalten herab, und ſchon ſah Adele beſorgt den Weg hin, den ſie kommen mußten, als ein Wagen ſich langſam näherte, und ſie den vorauseilenden Hermann erkannte. Sie eilte an die Pforte, um den Jüngling zu begrüßen, der, ſie kaum erblickend, ihr ſchon zurief, mehrere Leute herbei zu ſchicken, die die Verwundeten ins Haus ſchaffen hülfen. „Ich bringe der Mutter zwei Unglückliche mit,“ ſagte er, „ich weiß, ſie wird es mir danken; o Adele!“ rief er aus, und drückte heftig ihre Hand, indem Thränen ſein Auge netzten, „welch ein Elend haben wir geſehen! die Freude, die Unſrigen als Sieger zu wiſſen, verſchloß mein Herz nicht dem Mitleiden gegen Deine armen Landsleute.“ Während dieſer kurzen Rede war der Wagen näher gekommen. Adele rief den Bedienten; auch die Mütter kamen herbei; Iwan und ein junger Arzt ſprangen aus dem Wagen, und man war bemüht, die Leidenden, ſo ſanft als möglich, in die für ſie beſorgten Zimmer zu bringen. Adelens Herz bewegte ſich bei dem Anblick ihrer unglücklichen Landsleute, bei dem Ton der vaterländiſchen Sprache; das unauslöſchliche Gefühl der Liebe zu dem Boden, der uns gebar, machte dieſe Leidenden ihr zu nahen Verwandten, zu Brüdern, und ſie ließ es ſich nicht nehmen, ausſchließend für ihre Pflege zu ſorgen. Der Eine, faſt noch Jüngling, ſtarb in derſelben Nacht, an einer Wunde in der Bruſt. Der Andere, ein alter Mann und General, war nicht minder gefährlich im Knie und am Kopfe verwundet. Seine erſte Bitte war, einen Boten in eine nahe Stadt zu ſchicken, wo ſeine Gemahlin zurückblieb, ihr von ihm Nachricht zu geben, und um ihren Beſuch zu bitten. Adele übernahm dieß traurige Geſchäft. Mit einer Bewegung, die ihr ſanftes Herz fühlen mußte, wenn ſie an die Stelle dieſer

Unbekannten Frau ſich dachte, ſchrieb ſie ihr, und kehrte dann an das Lager ihres Pflegbeſohlnen zurück, den ſie und Iwan nicht verließen, um ihn mit der Hoffnung auf die baldige Ankunft ſeiner Gemahlin zu tröſten. Der General war ein rauher Soldat, von nicht gar freundlichem Gemüth; dennoch konnte er der Lieblichkeit ſeiner jungen Landsmännin nicht widerſtehn; bald vermißte er ſie, wenn ſie an ſeiner Seite fehlte. Die Ankunft der Generalin verzögerte ſich, weil der abgeſchickte Bote wegen Unſicherheit der Wege mehreremale umkehren mußte, und der Kranke prieß ſich glücklich, fern vom Vaterlande wenigſtens von einer Franzöſin gepflegt zu werden. Aber dieſe liebreiche Pflege konnte nur ſeine letzten Tage erheitern, nicht ihn erhalten. Der Wundarzt ſprach das Todesurtheil aus, und ein zerſtörendes Fieber geſellte ſich zu dem Schmerz der Wunden.

Traurig ſaß Adele an dem Sterbebette, dem erſten, das ihrer ſorgloſen Jugend das Bild des Todes vorführte. Adelheid ſtand am Fenſter, das eben ein trüber Schimmer des jungen Tages erhellte, während das Zimmer von Schatten bedeckt war, die dem ſchauervollen Gemälde ſeine eigenthümliche Farbe aufdrückten. In ihrer Seele berührte dieſe ernſte Minute ſo manche ſchmerzliche Saite. Ihr hatte der Tod ſchon mehr, als ein theures Weſen entriſſen, und wo war Rauenſtein? lebte er noch, oder hatte auch ſein Herz ſchon ſtill geſtanden, ohne die Ueberzeugung ihrer Unſchuld mit hinüber zu nehmen? Die leiſen Seufzer vom Krankenbette her, die immer ſchwächer und in längeren Pauſen ertönten, mahnten ſie ernſt an das Aufhören alles Lebens, und hoben ihre Seele im ſtillen Gebet hinauf zu dem, dem wir näher eilen, wenn dieſe letzten Feſſeln gebrochen ſind.

Ein langer, ſchmerzvoller Athemzug, und Adelens Rufen erweckte ſie — der Kranke war entſchlummert! — in dieſem Augenblick öffnete ſich das Thor knarrend, und ein Wagen fuhr in den Hof; man meldete die Ankunft der Generalin. Adelheid entfernte Adelen von dem Todten, und rang nach Faſſung, die Wittwe zu empfangen, die ſo eben mit einer alten Dienerin ins Haus trat. —

Der Morgen kam herauf. Die Generalin hatte ſich von der Leiche ihres Gemahls, wohin Adelheid ſie führen mußte, in ein einſames Zimmer begeben. Adele und die Gräfin, von den Scenen dieſer Nacht erſchöpft, ſuchten die Ruhe, und Frau von Sollinska übernahm die Sorgen des Hauſes. Hermann ſaß allein mit einem Buche im Garten, als ein fremder Mann ihm einen Brief übergab, mit der Bitte, ihn allein zu leſen. Er öffnete ihn, und las folgendes:

„Ich bin Dir nahe, mein Sohn, und mein Herz klopft vor Freude, Dich bald zu umarmen. Daß ein unglückliches Geheimniß mich von Deiner Mutter trennt, kann Dir nicht verborgen ſeyn, und ich fordre daher von Dir das heiligſte Stillſchweigen über meine Nähe und dieſen Brief. Niemand ſoll mich ſehen, als Du, und in Deinem Anblick will ich Erſatz für langentbehrte Freuden ſuchen. Ich habe, ſeit ich von Dir ſchied, vergebens nach Ruhe und Vergeſſenheit gerungen; vergebens fremde

Gegenden durchreiſt, wo kein freundliches Auge mir entgegenſah, oder meinen Abſchied beweinte. Jetzt iſt der Zeitpunkt gekommen, wo ich durch die Sorge für Dich und Deine Bildung ein neues Leben zu beginnen hoffe. Unter meiner Aufſicht ſollſt Du noch einige Jahre eine ſehr nützliche Lehranſtalt in ** beſuchen, und dann werde ich ſelbſt Dich auf die Univerſität begleiten. In Deiner Jugend will ich meine eigne noch einmal durchleben; Du ſollſt an mir einen treuen, zärtlichen Freund auf der Bahn in die Welt haben, und dafür der Troſt und die Freude meines Alters ſeyn. Ich werde dieß alles in einigen Wochen Deiner Mutter ſchreiben, und ſie wird ſich nicht weigern, Dich den Armen des Vaters zu überlaſſen. Auch will ich Dich nicht ganz von ihr trennen; ſo oft Deine Studien Dir einige Zeit übrig laſſen, magſt Du zu ihr eilen; ich weiß, daß man — einmal an ihren freundlichen Umgang gewöhnt, ohne ſie nicht wieder glücklich werden kann.

„Ich wollte Dir erſt nur dieſen Boten ſchicken, aber die Sehnſucht übermannte mich, ich mußte ihm folgen. Morgen gegen Abend werde ich in der Gegend des Schloſſes mich einfinden; Du wirſt mich erkennen, und an irgend einem einſamen Orte werde ich das Entzücken genießen, Dich wieder zu ſehen.“

Thränen füllten des Jünglings Augen, als er zu Ende geleſen hatte. Jetzt fühlte er die ganze Schwere des Schickſals, das die Kinder getrennter Eltern belaſtet. Ach er liebte ſie beide mit gleicher Liebe, und hatte ſich nie die Nothwendigkeit gedacht, zwiſchen ihnen zu wählen. Zwar ſagten ihm ſeiner Mutter Thränen, ſeit jener Zeit ihrer Einſamkeit, ſchon einen Theil der Wahrheit; aber er hoffte immer auf die Rückkehr des Vaters, und Adelheid wagte es nicht, dieſer Hoffnung zu widerſprechen. Mit gebrochnem Herzen nährte ſie die Liebe und Achtung des guten Sohnes für den Mann, den ſie ſo ſchmerzlich beweinte, und dieſer Augenblick, der ihm des Vaters Wiederſehen verſprach, wäre alſo für Hermann der ſchönſte geweſen, hätte er ihm nicht die heißgeliebte Mutter entriſſen, und ſeiner offnen Seele die

Laſt der Verheimlichung aufgebürdet. Armer Hermann, zum erſtenmal blickte dein Auge fürchtend in die Zukunft, der ſüße Traum lächelnder Kindheit zerrann, und eine ernſte Sorge führte dich ſchnell über ihre glückliche Gränze.

Der nächſte Nachmittag, an welchem Hermann den Vater erwarten ſollte, war auch zum Begräbniß des Generals beſtimmt. Die Generalin brachte die Zeit bis dahin ganz einſam zu, und Niemand von der Familie wagte, ſie zu ſtören. Die Schloßuhr ſchlug eben fünf, als Rauenſtein, in einen Mantel gehüllt, den Hut tief ins Geſicht gedrückt, von einem der nächſten Berge ins Thal hinabblickte, wo Adelheid und ſein Sohn wohnten. Er hatte dieſe Gegend nie beſucht; ihr ſtiller Reiz bezauberte ihn, und ſtimmte ſein erweichtes Herz zu den ſanfteſten Gefühlen. Oft hatte ihm Adelheid dieſen Aufenthalt geſchildert; das Schloß im Schatten dichter Bäume, die hohen Berge ihm gegenüber, die nur eben ſo viel Ausſicht ließen, in geringer Ferne ein klares, rauſchendes

Waſſer, und einen ſchmalen Steg über ſeine ſilbernen Wellen zu erblicken, das Dorf, deſſen Hütten ſich an den ſchirmenden Fels lehnten, die kleinen Gärten mit niedrer Umzäunung — alles erkannte er wieder, wie ſie es malte, und doppelt einſam fühlte er ſich auf heimathlichem Boden, ſo nahe bei ihr, und ihr doch ſo fern. Er ſtieg den Berg hinab, und näherte ſich dem Schloſſe. Landleute gingen eilend an ihm vorüber in die offne Kirche, und ein feierliches Geläut begann. Er blickte an die Fenſter des Schloſſes; alles war ſtill und todt; ihn überlief ein kalter Schauer. Schon ſuchte ſein Auge nach Einem, der ſeine Fragen beantworten könnte, da öffnete ſich die Pforte, und ein Leichenzug bewegte ſich langſam nach der Kirche hin. Hinter dem Sarge ging eine unbekannte Frau, in tiefer Trauerkleidung; ihre Geſtalt war majeſtätiſch, ihr Geſicht ernſt und kummervoll. Neben ihr erblickte er Adelheid, und ſein Herz flog ihr entgegen; ſein Auge ſuchte und fand nun Hermann, und die Seele fühlte ſich frei von den zermalmenden Gedanken eines

Verluſts, die ihn einen Augenblick lang drückten. Seine Lieben lebten! er ſah ſie und es war ihm, als wäre er aus einem bangen Traume erwacht, der ihn jahrelang gefangen hielt, als müßte er hin in ihre Umarmung. Aber bald trat die Wirklichkeit in ihre Rechte; Sollinsky und Adele gingen langſam an ihm vorüber. Adelens Aehnlichkeit, jetzt täuſchender, als je vorher, rief ſeinen Argwohn zurück; er hüllte ſich dichter in den Mantel und folgte dem Zuge von weitem, feſt entſchloſſen, ſich Niemand, als ſeinem Sohn, zu zeigen.

Die Gitter des Familienbegräbniſſes waren geöffnet, und das ſtille Haus der Todten that ſich dem neuen Bewohner und ſeinen ernſten Begleitern auf. Die Landleute nahmen außerhalb des Gewölbes Platz; Rauenſtein miſchte ſich unter ſie, und drängte ſich ganz nahe an die Thür. Der Sarg ſtand in der Mitte der Gruft, und der würdige alte Prediger hielt eine kurze Rede über den Gebeinen des gefallenen Kriegers. Die fremde Frau war an dem Sarge niedergeſunken; Adelens Blicke ruhten voll Mitleid auf ihr, während Adelheid, in tiefes Sinnen verloren, ihr ſchönes Geſicht nach der Seite wandte, wo Rauenſtein, ſie betrachtend, ſtand. Die tiefe Rührung auf ihren Zügen, und die Spuren von Gram, die ihnen unverkennbar aufgedrückt waren, entgingen Rauenſtein nicht; ſie lehnte ihren Arm auf Hermann, der blühend und mit dem vollen Ausdruck unſchuldiger Kindlichkeit ſie zu unterſtützen ſchien — welch ein Gemälde für den Gatten und Vater! Seine zitternde Hand faßte das Eiſen des Gitterwerks, ſeine Seele vergaß die Umgebungen, und hing mit ſchwärmendem Entzücken an dem langentbehrten Anblick. Jetzt erhob man den Sarg, ihn in den Hintergrund zu tragen, wo Adelheids Ahnen friedlich ſchlummerten; die Wittwe allein folgte ihm, von ihrer alten Dienerin begleitet. Sie beugte ſich betend über ihn; dann erhob ſie ſich, und ging langſam an der Reihe von Särgen vorüber, neben welchen man ihren Gemahl gebettet hatte. Die glänzenden Schilder mit den Namen der Schlummernden ſchienen ihren Blick anzuziehen; aber kaum hatte ſie ihn hingewandt, als ſie mit einem durchdringendem Schrei in die Arme der Alten ſank, die ihr zur Seite geblieben war. Ein allgemeiner Aufruhr entſtand. Man brachte die Ohnmächtige aus der Kirche; alles drängte ſich ihr nach, und Rauenſtein ergriff den Augenblick, Hermann einen Wink zu geben; unbemerkt verließ dieſer die Uebrigen, und ging mit klopfendem Herzen, an der Hand ſeines Vaters, hinter den Hütten weg, in eine ſtille unbeſuchte Gegend.

Als die Generalin ſich erholte, forderte ſie mit matter Stimme die Gräfin allein zu ſprechen, und Adelheid bat alſo ihre Freundin, die nebſt ihr und der alten Franzöſin bei der Kranken geweſen war, ſich für einige Zeit zu entfernen. Blaß und zitternd erhob ſich jetzt die Wittwe, und als Adelheid ſie zu einem Sitz geleitet hatte, ſah jene ihr lange forſchend ins Geſicht, und begann endlich:

„Der Zufall, der mich ſo eben traf, war nicht, wie Sie vielleicht glauben, eine Folge von Erſchöpfung und heftigem Schmerz —

nein! eine tief verborgene Saite meines verwundeten Herzens ward in jenem Moment berührt, ein theurer, nie vergeſſener Name ſtürzte mich in Bewußtloſigkeit. Sie ſollen alles wiſſen; ich fühle das innigſte Zutrauen zu Ihnen, aber vorher laſſen Sie mich fragen: ſind die Willbergs, deren Namen ich dort las, Ihre Ahnen? giebt es noch mehrere Zweige dieſer Familie, und ruhen alle hier beiſammen in einer Gruft?"

„Es ſind meine Väter, die hier ſchlummern," antwortete Adelheid tief gerührt, „und ſo viel ich weiß, lebt Niemand mehr von dieſem Geſchlecht, ſeit mein Oheim vor kurzem auch hier die Ruhe fand. Hier erwartet ſie alle der große Morgen der Hoffnung; nur ein Bruder von mir ſtarb fern; ein Zweikampf machte ſeinem Leben ein Ende; ſeine Aſche ruht in Ihrem Vaterlande."

„O Gott!" rief die Generalin, und ihr Haupt ſank auf Adelheids fromm gefaltete Hände, „ſo iſt es dennoch wahr, was ich ahnete; ſo bin ich bei ſeiner Schweſter, und kann von dem Geliebten mit einem theilnehmenden Weſen ſprechen. Laſſen Sie mich jetzt dieß Herz Ihnen ganz öffnen; ach, es mußte ſo lange ſchweigen!“

Ein trübes, ſchreckliches Bild aus ihrem früheren Leben ſtieg in dieſem Augenblick vor Adelheids Seele auf, und ergriff mit aller Täuſchung der Gegenwart noch einmal ihr Herz. Sie verhüllte ihr Geſicht in ihr Tuch, und bat die Generalin leiſe, ihr alles zu ſagen, was ſie nun ſchon ahnen konnte.

„Daß ich den Mann, den wir heute zur Ruhe geleiteten, nie wahrhaft liebte, wird meine Erzählung Ihnen ſagen. Ich weihe ihm Thränen des Mitleids und der Reue, ihm nicht mehr geweſen zu ſeyn. Die Thränen der Liebe ſind längſt auf ein anderes Grab gefloſſen. — Ich ward früh zur Waiſe; man übergab mich einer Verwandtin meiner Mutter, ehe ich den größten Verluſt meines Lebens fühlen konnte. Kaum in ihr Haus aufgenommen, entwarf die Marquiſin ſchon den Plan, mein beträchtliches Vermögen durch eine Heirath für ihre Familie zu gewinnen. Sie hätte zwei Söhne, wovon der älteſte ſchon verheirathet war, und der große Unterſchied der Jahre zwiſchen mir und dem jüngſten hinderte ſie nicht, dieſe Idee zu faſſen und ſtandhaft zu verfolgen. Ich ſpielte auf dem Teppich am Boden, als mein Gemahl mich zum erſtenmale ſah; er war damals ſchon in Kriegsdienſten, und ſein ziemlich rauhes Weſen hatte nichts Anziehendes für ein Kind; aber es war das unausgeſetzte Beſtreben der Marquiſe, mich für ihn einzunehmen, und damals gelang es ihr. Er mußte mir immer etwas Angenehmes mitbringen; alles, was mir Freude machte, ward mir in ſeinem Namen gegeben; wenn mir eine Strafe drohte, ſo befreite man mich mit dem Zuſatz davon, der Kapitain habe für mich gebeten; wenn man eine Tugend prieß, ſo war es der Kapitain, der ſie beſaß. Ich freute mich endlich wirklich, ihn zu ſehen; ich betrachtete ſeine glänzende Kleidung gern, ſein muthiges Pferd gewann ich lieb, und meine Schwiegermutter glaubte in dieſen natürlichen kindiſchen Aeußerungen die Grundlage eines dauernden Gefühls zu finden. Kaum war ich den Jahren der Kindheit entwachſen, als ſie ihre Wünſche mir eröffnete. Mein Gemahl war gegenwärtig, und vereinigte ſeine Bitten mit den ihrigen. Mir war ſeltſam zu Muthe. Noch nie hatte man etwas von mir erbeten; ich verſtand nicht, eine Bitte zu verſagen. Mir ſchwindelte; ich ſank in der Mutter Arme, die mir die zärtlichſten Namen gab; man drang auf mein Ja; ich gab es faſt unbewußt, und ward noch an dem nämlichen Abend einer großen Geſellſchaft als Braut vorgeſtellt. Als dieſe Ceremonie vorüber war, blieb alles, wie ſonſt; der Kapitain war oft abweſend; ich dachte kaum mehr an das Vorgefallene, und lebte ruhig bis zu dem Augenblick, wo die Liebe mir die Augen für mein Unglück öffnete. Ich lernte einen jungen Deutſchen kennen, Ludwig von Willberg — —“

„O Gott! mein unglücklicher Bruder!“ rief Adelheid ſchmerzlich, und beide Frauen fielen einander weinend in die Arme.

„Wir liebten uns, geſtanden uns unſre Liebe, und waren glücklich, ohne der Zukunft zu denken. Die Marquiſe bemerkte, was ich nicht verbarg; ſie beobachtete mich ſtreng, nahm mir jede Möglichkeit, Willberg zu ſehen, und mahnte mich mit Härte an mein Verhältniß zu ihrem Sohn. Unſere Liebe hüllte ſich nun in das tiefſte Geheimniß. Eine von den Frauen der Marquiſe, eben die Madelon, die Sie noch jeßt bei mir ſehen, war mir immer vorzüglich ergeben; wir gewannen ſie zu unſerem Dienſt, und entwarfen den Plan, uns heimlich zu vereinigen und nach Deutſchland zu fliehen. Mit Madelons Hülfe ward das Erſte vollbracht; wir waren durch Prieſterhand verbunden; aber unſerer Flucht ſeßte ſich ein Hinderniß entgegen. Willberg konnte Paris erſt in einigen Monaten verlaſſen, und bis dahin genügte uns das Gemälde der ſchönſten Zukunft, das wir wechſelſeitig bildeten. Jeden Abend, wenn alles im Hauſe zur Ruhe war, öffnete Madelon meinem Geliebten die Thür, und wir durchplauderten einige glückliche Stunden, die mich für den Zwang des langen Tags entſchädigten. O wie glücklich waren wir damals, und wie kurz war dieß Glück! Der Kapitain war ſchon faſt ſo lange, als ich Willberg kannte, nicht in Paris; deſto ſorgloſer traf uns der ſchrecklichſte Schlag. Ein unglücklicher Zufall ließ ſeinen Bruder einſt Willbergs heimlichen Eintritt in unſer einſames Haus belauſchen. Er drängte ſich ihm nach, und forderte wüthend eine Erklärung dieſes Abenteuers. Die zitternde Madelon entfloh; der Streit ward immer lauter; mein Willberg, der Verläugnung unfähig, entdeckte unſere Verbindung, und jener ſchwur, nur Blut könne ſeines Bruders Beſchimpfung abwaſchen. Halb entſeelt ſtürzte ich mich zwiſchen ſie, aber meine Bitten verhallten an dem Zorn der aufgebrachten Männer; ſie ſtürzten fort, und ich hatte Willberg zum letztenmal geſehen."

„O nie," rief hier die Gräfin, „nie vergeſſe ich den Augenblick, wo er blutend, ohne Bewußtſeyn, in unſer Haus getragen ward. Er ſtarb, und wir haben nicht erfahren, wer ſein Mörder war; nur das konnte ſeine ſtammelnde Zunge noch ſagen, daß eine unglückliche Liebe dieſen Augenblick herbeigeführt habe; den Namen ſeines Gegners verweigerte uns ſein Edelmuth. Sein Tod brachte mich an den Rand des Grabes, und vernichtete meine Ruhe auf lange.“

„Wie ich die erſten Stunden nach dieſem Vorfall zugebracht habe, fuhr die Generalin fort, das bedarf keiner Beſchreibung. Willbergs Tod, und des Marquis Flucht, waren die Nachrichten, die ich ohne Schonung erhielt. Eine Krankheit nahm mir das Gefühl meines Unglücks. Während dieſer Zeit hatte man von der armen Madelon alles erfahren; ſie bereute mit heißen Thränen ihr Unrecht, warf ſich mein Unglück vor, und ward in der Folge, um ihre Gebieterin zu verſöhnen, des Kapitains eifrigſte Vorſprecherin. Ich genas, aber mein Schmerz war unſterblich. Die Marquiſe drang in mich, ihrem Sohn meine Hand zu geben; ſelbſt meine treue Madelon trat ihr bei, doch vergebens; denn — ich war Mutter. Für mein Kind, für das theure Andenken einer kurzen unglücklichen Ehe, wollte ich leben — dieß war meine Erklärung auf alle Vorſtellungen. Schwach und leidend brachte ich den Zeitpunkt heran, und gebar einen Sohn, der nur wenig Augenblicke lebte. Ich ſah ſeine ſtarren Züge, und ſehnte mich mit ihm hinüber zu gehen — aber ich mußte leben. — Lange marternde Bitten, Reue, und Wunſch, meine Schuld zu vergüten, machten mich endlich zur Gemahlin des Mannes, den ich nicht liebte. Er lebte faſt nur im Felde, ich an der Seite ſeiner Mutter, im Genuß vergangener Freuden. Vor einem Jahre ſtarb die Marquiſe; hier war es nun einſam, und ich begleitete meinen Gemahl ins Feld, da er es wünſchte. Sein Tod rief alles — meine Schickſale und Vergehungen in mein Gedächtniß zurück, und der Name Willberg, als ich ihn an jenen Särgen erblickte, machte die Wirkung auf mich, von der Sie Zeuge waren. — —"

Während die beiden Einſamen hier eine Stunde der ſchmerzlichen Erinnerung feierten, und einen Bund der Freundſchaft ſchloſſen, den der geliebte Vorangegangene weihete, hielt

Rauenſtein ſeinen Hermann in den Armen. Vergebens hatte der gute Sohn gebeten, die Mutter durch ſeinen Anblick zu erfreuen; Rauenſteins Herz war mit ihm einverſtanden, aber ſein grauſamer Verdacht widerſprach zu mächtig. Voll Schmerz trennten ſich endlich beide; der Jüngling ſchlich leiſe dem Dorfe zu, und Rauenſtein ſchlug den entgegen geſetzten Weg nach der Straße ein, wohin er ſeine Pferde beſtellt hatte. Langſam, in tiefen Schmerz verloren, ging er weiter; ſein Fuß zögerte, den Ort zu verlaſſen, wo ſein Glück wohnte. Immer am Fuße eines Berges, im dichten Gebüſch, ging ſein Pfad; auf einmal öffnete ſich die Ausſicht, und das Schloß lag ziemlich nahe vor ihm. Er verweilte bei dieſem Anblick; ſeine ſchwärmende Phantaſie wähnte Adelheids Geſtalt am Fenſter zu erblicken. Heiße Sehnſucht nach dem Wiederſehen der Liebe bemächtigte ſich ſeines Herzens; es war ihm, als könne er von dieſem Boden nicht ſcheiden, und nach manchem Kampf beſchloß er, ſich den ſüßen Troſt nicht zu verſagen, die Geliebte wieder an ſein Herz zu drücken.

Einſam wollte er ihr erſcheinen, alle trennenden Verhältniſſe, den Spott der Welt, vergeſſen, und noch einmal glücklich ſeyn. Da öffnete ſich die Pforte des Schloſſes, und eine ſchlanke Geſtalt trat ins Dunkel der umgebenden Bäume. Mit leichtem Schritt ſchlug ſie den Weg ein, der zu Rauenſtein führte; ſein Herz klopfte ungeſtüm. Sie kam näher; jetzt betrat ihr Fuß die Brücke, die ihn von ihr ſchied; ſchon wollte er ihr entgegen eilen, als eine zweite Geſtalt, haſtig auf einem Nebenwege herkommend, ſie aufhielt. Es war die alte Madelon; ſie geſellte ſich zu der erſten, und beide gingen mit raſchen Schritten einer Bank zu, über welche die Bäume, hinter denen Rauenſtein ſich barg, ein ſchattiges Dach wölbten. Verſtohlen betrachtete er ſie, und erkannte, nicht Adelheid, wie er von weitem wähnte, ſondern Adelen. Beſorgt, durch das kleinſte Geräuſch ſich zu verrathen, blieb er auf ſeinem Platz, bis das Geſpräch, welches er hörte, ihn darauf feſſelte.

„Hier ſind wir ganz ungeſtört,“ begann Adele, „was haben Sie mir zu ſagen?“

„Laſſen Sie mich einen Augenblick ruhen, antwortete die Alte; „ich erfuhr im Schloſſe, daß Sie dieſen Weg genommen hätten, und bin Ihnen haſtiger nachgelaufen, als ich vielleicht ſeit Jahren ging. Wenn mich nicht alles trügt, ſo habe ich Ihnen etwas ſehr Wichtiges zu entdecken.“

„Sie? mir? und was könnte das ſeyn! Ich weiß nicht, warum der Gedanke mich beklemmt. Ich bin ſo glücklich, daß jedes neue Ereigniß mich ſchreckt.“

„Und wenn es nun Nachricht von Ihrer unbekannten Geburt wäre? Wenn ich Sie in die Arme einer Mutter führen könnte? wenn das Schickſal mich zu dieſer Entdeckung hierher gebracht hätte?“

Ein heftiges Zittern überfiel hier den Lauſcher; ſeine Seele war im Gehör, und die Alte fuhr fort:

„Als meine Dame von ihrer Ohnmacht erwachte, und mit der Gräfin allein zu ſeyn verlangte, entfernte man mich und die gnädige Frau, deren Namen ich bis jetzt nicht gehört hatte. Die Gräfin nannte ſie Sollinska. Mir war der Name nicht unbekannt; ich folgte der Dame, und erfuhr von ihr, daß meine Muthmaßungen mich nicht betrögen. Schon ein Jahr lang forſchte ich nach einem jungen Mädchen, das, wie ich wußte, in Paris im Findelhauſe erzogen ward. Man konnte mir dort nichts weiter von ihr ſagen, als daß eine vornehme Pohlin, deren Namen man aufgezeichnet hatte, ſie mit nach Deutſchland genommen habe. Ich bemühte mich, ſeit ich dieß Land betrat, vergebens nach Nachricht von ihr, bis mir heute der Zufall zuführte, was meinen Wünſchen ſo lange mißlang. Alles, was mir Frau von Sollinska von Ihnen ſagt, ſtimmt mit meinen Hoffnungen überein; nur muß ich noch ein Kleinod ſehen, das Ihnen, wie ich höre, aus dem älterlichen Hauſe mitgegeben wurde. Geſchwind zeigen Sie mir den Ring, daß ich ihn erkenne, und Ihre Mutter durch den langentbehrten Anblick ihres Kindes erfreue!“

„O Himmel!“ rief Adele, und hob Augen und Hände empor; „ſo kann ich alſo noch glücklicher werden, ſo bin ich nicht verwaiſt, und die Arme einer Mutter werden mich umfangen.“ Haſtig, mit bebender Hand, löſte ſie das Band von ihrem Halſe, woran der geheimnißvolle Ring hing, und reichte ihn der Alten. —

„Er iſt's,“ ſchrie dieſe, „ja, er iſt's; wie oft ſah ich ihn bei meiner Dame, wie war er ihr ſo über alles werth, und wie ward ſein Verluſt betrauert! Die Locke iſt von den Haaren Ihres unglücklichen Vaters — ach, ich ſehe ihn noch, wie er den Ring an den Finger ſeiner jungen Gemahlin ſteckte! Ihre Mutter, Mademoiſelle, iſt die Generalin, meine Gebieterin.“ —

In dieſem Augenblick, unfähig ſich länger zu verbergen, ſtürzte Rauenſtein aus ſeinem Verſteck hervor. Voll Entzücken enträthſelte er ſein Daſeyn der betäubten Adele, der die Ueberraſchungen dieſes Tages faſt zu mächtig waren. Beide beſtürmten nun die gute Madelon mit Fragen, die ſie auf dem Wege nach dem Schloß umſtändlich befriedigte.

Die Generalin hatte den feſten Entſchluß erklärt, nur für ihr Kind zu leben, und es blieb daher der Marquiſe nichts übrig, um ihre Pläne zu verfolgen, als, dieß unſchuldige Geſchöpf, ſchon vor der Geburt, der Dunkelheit und dem Unglück zu weihen. Als die Zeit der Entbindung heranrückte, wurde Alles, ſelbſt die treue Madelon, von dem Bett der unglücklichen Frau entfernt; die Marquiſe empfing das Kind, nur, um es in die Hände einer vertrauten Dienerin zu liefern, die ganz ihr Geſchöpf war, und ihre Befehle ſtreng befolgen mußte. Der Mutter zeigte man, nach langem Weigern, ein todtes Knäbchen, das ſie weinend an ihr zerrißnes Herz drückte. Mit dem unausſprechlichen Zauber der hülfloſen Unſchuld lag indeß im Nebengemach die kleine Adele in den Armen der Frau, der ihr Schickſal anvertraut war, und ihr rührender Anblick bewegte die mitleidige Dienerin einer grauſamen Herrſchaft. Doch konnte ſie nichts für das

Kind thun; ſie mußte es, wie ihr geboten war, unbekannt in das wohlthätige Haus bringen, wo die Unſchuld Aufnahme fand; nur ein Andenken wollte ſie ihr mitgeben, woran vielleicht einſt bei geänderten Umſtänden die Mutter ihr Kind erkennen möchte. Sie ſahe umher, und fand den Ring, der der Mutter Namen trug, und ihr kenntlich genug ſchien; mit einem Segenswunſch knüpfte ſie ihn um den Hals der weinenden Kleinen, und eilte zu thun, wie ihr Befehl lautete. Jahre vergingen; Niemand dachte des Kindes; ſelbſt die alte Kammerfrau hatte es faſt vergeſſen, als die Marquiſe ſtarb, und ſie nun, ohne Nachtheil für ſich zu fürchten, das Geheimniß entdecken konnte. Vorſichtig genug, um der Generalin nicht mit falſcher Hoffnung zu ſchmeicheln, machte ſie nur Madelon zur Vertrauten; man fragte nach Adelen, aber ſie war verſchwunden, und nur der Name, nicht der Aufenthalt der Frau von Sollinska, war den gutmüthigen Pflegern der Kindheit bekannt. Madelon ſchwieg, und hoffte. Die Reiſe nach Deutſchland ſchien ihr ein Werk des Himmels, und Adelens erſter Anblick brachte eine Ahnung in ihr Herz, die der Name Sollinska, von Adelheid genannt, ſchnell in Wirklichkeit verwandelte.

Man langte nach Beendigung dieſer Erzählung im Schloſſe an; das Zimmer der trauernden Frauen öffnete ſich, und, alles vergeſſend, lag Adelheid in Rauenſteins Armen, während Adele die Knie ihrer Mutter umfaßte, und dieſe aus dem Munde der beredten Alten das Wunder ihres Glücks nur halb vernahm. Hermann und Iwan vermehrten bald die Gruppe; knieend umſchlang dieſer ſeine Adele, und erflehte ihrer Mutter Segen; Hermann ſchloß ſich mit heißen Freudenthränen an die vereinten Eltern. Erſt ſpät kam es zu Erklärungen; erſt ſpät umarmte Adelheid ihres verlornen Bruders Tochter, und ſuchte in ihren ſchönen Augen ſeinen Blick. — Hell und wolkenlos ſenkte ſich die Sonne dieſes Tages; nie iſt ſie glücklicheren Menſchen untergegangen.

Nachſchrift des Herausgebers.

Vorſtehende Erzählung beurkundet ohne Zweifel, durch ſo manchen tiefen Blick in das menſchliche, vorzüglich in das weibliche Herz, durch ſo manches zarte Bild, und durch eine gewiſſe, über das Ganze verbreitete wohlthätige Wehmuth, ihre verſtorbene Verfaſſerin als eine der gefühl- und geiſtvollſten Frauen. Der Herausgeber hält es daher nicht bloß für erlaubt, ſondern ſogar für Pflicht, in dieſer Sammlung, die unter andern auch Schilderungen aus dem Leben der Dichter, und Erinnerungen an theure Verſtorbene enthalten ſoll, der Lebensumſtände dieſer Schriftſtellerin mit einigen Worten zu erwähnen. Sie ward am 25. März 1749 zu Wittenberg geboren. Ihr Vater war der, auch als Gelehrter rühmlichſt bekannte Hofrath Ritter, der durch eine ſorgfältige Erziehung und durch die hohe Stufe des Wiſſens, auf der er ſelbſt ſtand, ihr und noch zwei andern Schweſtern eine ganz vorzügliche Ausbildung verlieh. Ihre erſte Verheirathung verſetzte ſie in das Erzgebirg, ſcheint aber nicht glücklich geweſen zu ſeyn. Deſto zufriedener lebte ſie in der zweiten Ehe, welche ihr Schönebeck bei Magdeburg zum Aufenthaltsorte anwieß. Doch leider! ſchon nach ſechs Jahren wurde ihr der innigſtgeliebte Gatte entriſſen, und ſie übernahm nun, da das ziemlich beträchtliche Vermögen ihres Mannes kurz nach ſeinem Tode in der Handlung ſeines Bruders verloren ging; die Vorſorge für drei eigene, noch unerzogene Kinder, und für zwei Stiefſöhne. Sie lebte als Wittwe zuerſt in Magdeburg, und wandte ſich ſpäterhin nach Leipzig, wo ſie; von Allen, die ſie kannten, geachtet, und von ihren Kindern als die treuſte Mutter beweint, am 21. December 1811 mit Tode abging. Nach ihrem Ableben nahm ſich ein Oheim, der nun auch verſtorbene Oberhofgerichtsrath Ehrhard, ihrer Hinterlaſſenen edelmüthig an, und wird noch von dieſen als väterlicher Freund und Wohlthäter betrauert. —

Als Beweis von dem Adel ihres Geiſtes und Herzens reicht das Einzige aus, daß Gellert — weſſen Herz ſchlägt nicht bei Nennung dieſes Namens mit frommer Dankbarkeit und kindlicher Verehrung? — ſie bis an ſeinen Tod (der am 13. December 1769 erfolgte) ſeiner Freundſchaft, ſeines Umgangs und ſeines Briefwechſels würdigte; daß ſie auch mit Heyne in Göttingen, einem alten Freunde ihrer Familie, in ſchriftlicher Verbindung ſtand. Eine lebhafte Einbildungskraft zeichnete ſie ſchon in ihrer Jugend aus, und ſie ſchrieb ſchon damals einen Roman, den ſie auch herausgeben wollte. Gellert widerrieth ihr dieſes, und ſie trat daher nicht eher als Schriftſtellerin auf, bis die Pflicht für ihre Kinder ſie dazu gebieteriſch auffoderte. Jener Roman erſchien nun unter dem Titel: Jacobine. Ihre übrigen Schriften ſind: Weiheſtunden der Muſen, vier Bände. Clara von Wallburg. Winterabende. Marie, oder das Geheimniß des Weinberghüttchens. Antonie. Herbſtblumen meines Geiſtes. Geſchichte zweier Frauen aus dem Hauſe Blankenau. Schillers Todtenfeier, welche auf dem Magdeburger Theater aufgeführt ward, abgedruckt in Solbrigs Taſchenbuch für Freunde der Deklamation, im zweiten Bändchen S. 22. Mehrere, nach ihrem Tode erſchienene Erzählungen, z. B. Der Oheim, in der Hortenſia 1812. Lohn der Tugend, in der Penelope 1813. Der Ring; die Wahl der Gattin, Liebe und Betrug, der Wahrſager u. a. in der Zeitung für die elegante Welt und im Freimüthigen. — Schließlich glaubte der Herausgeber ihr Andenken nicht ſchöner ehren zu können, als durch Mittheilung dreier in ihrem Nachlaſſe aufgefundener Gellertſcher Briefe, welchen auch die Verlagshandlung das, gewiß vielen Leſern theure Facſimile ſeiner Handſchrift beifügen wird. Noch mehrere dergleichen Briefe befanden ſich früher in den Händen der Verſtorbenen, wurden aber von ihr an Freunde, welche Handſchriften berühmter Männer ſammelten, verſchenkt.

1.

Madame,

Wie ſehr danken Sie mir für die geringen Dienſte, die ich Ihnen bei Ihrer Anweſenheit in Leipzig habe erweiſen können! Aber genug; es waren Dienſte der Aufrichtigkeit und der Hochachtung gegen Sie; dafür haben Sie dieſelben angenommen, und dieſes muß mich erfreun, wenn auch meine Bemühungen, mich um Ihre Zufriedenheit und um das Glück Ihres lieben Mannes verdient zu machen, noch ſo unwichtig geweſen ſind. Ich nehme alſo die Freundſchaft, deren Sie mich in Ihrem gütigen Briefe ſo aufrichtig und beredt verſichern, als eine Belohnung für meinen guten Willen an, und will mich bemühn, daß Sie mir die Liebe, die Sie mir ſchon als ein Kind wegen meiner Schriften geſchenket, auch dereinſt in Ihren Kindern erhalten, wenn dieſe meine Schriften leſen oder Sie Ihnen von dem Umgange mit mir erzählen werden. Gott laſſe es Ihnen nebſt Ihrem lieben Manne, Ihrem theuerſten Herrn Vater und dem ganzen Hauſe, zu dem Sie gehören, immerdar wohl gehn! Ich aber verharre zeitlebens mit der aufrichtigſten Hochachtung

Leipzig,
den 23. October 1767.

Ihr ergebenſter Freund und Diener.
C. F. Gellert.

Die Lettres der Du Montier ſind von der Frau Beaumont; und Sie werden eine Ueberſetzung dieſer Briefe in den Frauenzimmerbriefen antreffen, die hier in Leipzig bey Weidmanns herausgekommen ſind.

2.

Liebſte Madame,

O was werden Sie von mir denken, daß ich Ihnen die Antwort auf Ihren gütigen Brief ſo lange ſchuldig geblieben bin! Aber wenn Sie wüßten, wie viel ich zeither an meinen böſen Zähnen gelitten habe, und noch itzt an Huſten und Hüftſchmerzen leide: ſo würden Sie mich beklagen und nicht länger übel von mir und meiner Saumſeligkeit denken. Und das, gute Madame, werden Sie nunmehr thun, ohne mein Bitten und gerne thun; dazu berechtigt mich Ihre Güte, Ihre Freundſchaft gegen mich, und meine eigene Unſchuld. Ihre Reiſe nach Dresden wird, hoffe ich, Freude und Medicin für Sie geweſen ſeyn; möchte Sie doch Ihrem Herrn Liebſten auch ein Weg zu ſeinem Glücke geworden ſeyn! Dieſen grüßen Sie ergebenſt von mir, und danken Sie zugleich Ihrem theuerſten Herrn Vater angelegentlichſt in meinem Namen für die großen Dienſte, die er dem ſo mangelhaften Auszuge eines fehlervollen größern Werks, ich meyne die Allgemeine Welthiſtorie, leiſtet. Seine herrliche Vorrede habe ich laut über unſerm Tiſche leſen laſſen; und ſie muß nothwendig bey dem Publico, das nur das Ausländiſche lieſt und nie prüft, Eindruck machen; denn er iſt der Mann, dem man glauben kann und muß. Ich weiß nicht, warum er über ſeine deutſche Schreibart klagt: er ſchreibt im Deutſchen eben ſo, wie alle Männer, die gut denken und ſich richtig und gut ausdrücken.

Ich wiederhole Ihnen die Verſicherung meiner Hochachtung und Freundſchaft, wünſche Ihnen vom Herzen Gutes, und verharre zeitlebens

Leipzig,
den 27. Junius 1768.

Ihr ergebenſter Diener,
Gellert.

3.

Madame,

Ihr Autoreinfall macht Ihrem Herzen und den guten Abſichten, die Sie für das Glück Ihres lieben Mannes haben, viel Ehre; dennoch rathe ich Ihnen nicht, ſolchen auszuführen. Eine Schrift kann unter vier Augen gut ſeyn, und doch in den Augen der Welt anſtößig werden. Das Vornehmſte, was ich bey Ihrem Aufſatze zu erinnern habe, iſt die Schreibart, welche durchaus poetiſch und voller Enthuſiasmus iſt, der eigentlich in Proſa nicht ſtatt findet. Ihr theuerſter Herr Vater wird bey ſeinem bevorſtehenden Aufenthalte in Dresden ſchon ein Mittel finden, das Glück ſeines Schwiegerſohns zu befördern. Seyn Sie alſo froh, daß Sie etwas Gutes haben ausrichten wollen, froh, daß Ihnen Gott einen Sohn gegeben hat, mit deſſen Erziehung Sie Sich als eine gute und ſorgfältige Mutter beſchäftigen. Zu dieſem Sohne und ſeiner Erziehung wünſche ich Ihnen vom Herzen Glück, empfehle mich Ihrem lieben Manne, und Ihrem würdigen Vater, den Sie ſo ſehnlich erwarten, ergebenſt, und verharre mit aller Hochachtung und Freundſchaft

Leipzig,
den 9. October 1769.

Ihr verbundenſter Diener,
Gellert.

IV.

Palmblätter.

Von

Friedrich Kuhn.

Vorwort.

Einſt eine Zeit auf Erden war
So liebreich und ſo wunderbar,
Daß Gott der Herr wohl jeden Tag
Noch mit den Menſchenkindern ſprach,
Und Engel zogen durch das Land,
Und freundlich boten ihre Hand,
Einſprachen in die kleine Hütt'
Und brachten Gottes Segen mit,
Und jedem, der um Hülfe fleht',
Die Hand der Engel helfen thät.

Dieſelbe Zeit war auch ſo hell,
So nah der Paradieſes-Schwell,
So voller junger Blüthen Wehn,
So voller Wunder groß und ſchön,

Daß wohl noch ſehnſuchtsvoll der Blick
Noch ſchaut in jene Zeit zurück,
Weil jetzt die Zeit nicht iſt ſo hell,
Nicht nah der Paradieſes=Schwell,
Und nicht ſo jung die Blüthen weh'n,
Und nicht ſo Wunder mehr geſcheh'n.

Doch Manches ſich an's Licht noch ſtellt
Aus der verſunknen Gotteswelt,
Wie wohl aus tiefem Bergesſchacht
An's Licht nun wird heraufgebracht
Die Muſchel, die viel tauſend Jahr
Vorher ein Spiel der Wellen war,
Das Blatt der Bäume jugendgrün,
Auf das die jüngre Sonne ſchien,
Und wohl der hohe Palmenſtamm,
In deſſen Schatten Abraham
Einſt ſaß vor Zeiten wonniglich
Und freute ſeiner Heerden ſich.

Was nun die Bibel uns vermeldt
Von der verſunknen Gotteswelt,
Und ſo mit manchem güldnen Spruch
Hat ausſtaffirt das alte Buch,

Und ſo uns hat ans Herz gelegt,
Wie keins wohl jetzt das Herz bewegt,
Weil Gott ſo herrlich wunderbar
Mit keinem andern Buche war,
Und keins ſo friſch und jugendſtark
Entquollen iſt dem Schöpfungsmark,
Das will ich jetzt in manchem Bild
Auffriſchen wieder freundlich mild,
Und die Geſchichten ſtellen her,
Als wenn die gute Zeit noch wär.

Drum ſoll von manchem Gottesheld,
Von alter Patriarchen Zeit,
Von ihrer Heerden ſtiller Zucht
Und von des Manna ſüßer Frucht,
Von Blüthen, niemals ſonſt geſehn,
Von Wundern, niemals ſonſt geſchehn,
Von Träumen und Geſichten zart,
Von Liedern kindlich ſüßer Art,
Von alter Väter Sitt und Brauch,
Von Gott des Herren Liebeshauch,
Mit dem er zu den Vätern trat
Am Morgen früh, am Abend ſpat,

Und ſie zum Guten liebreich wieß,
Vor ſeinem Aug' ſie wandeln ließ,
Und wenn ſich nun ihr Auge ſchloß,
Sie ſanft aufhob in ſeinem Schoos,
Und von den Engeln, die ſo ſchön
Wie Feuerflammen um ihn ſteh'n,
Und auszieh'n über Berg und Thal,
Zu richten aus, was er befahl,
Von Dingen nur, wie unſre Welt
Sie nimmer wieder dargeſtellt,
Und von der Urwelt Morgenſcheln
Soll alles nun mein Dichten ſeyn,
Bis alles ſo recht freudig lebt
Und unſer Herz dorthin erhebt,
Wo Gott der Herr jetzt herrlich thront,
Der ſonſt auf Erden hat gewohnt.

Die Geſchichte von der Verheißung des Iſaac.

1. Buch Moſis 18. Capitel.

Ach! Hülf' iſt nimmer noth und fern
Dem Manne, der vertraut dem Herrn!
Deß Abraham ein Zeuge was,
Als er im Haine Mamre ſaß,
Ausruhend vor der Hütte ſein
Bei ſchwüler Mittagsſonne-Schein,
Und ihm ſo bang und einſam gar
Zu Muth in ſeiner Hütte war,
Weil Kinder nicht von ſeinem Weib,
Weil Blumen nicht, aus ihrem Leib
Aufblühend, ſtanden um ihn her;
Drum war ihm, ach! ſo bang und leer.
Da Gott der Herr ihm nicht verliehn,
Daß Kinder ſpielten froh um ihn,
Ob er wohl faſt ſchon hundert Jahr,
Wie auch ſein Weib, die Sara, war.

Und als er's ſo recht tief empfund,
Und Sara doch nicht haſſen kunt,
Weil ſie es auch wohl fühlte ſchwer,
Daß ſie einſame Mutter wär,
Und Abraham zum Himmel ſah,
Da ſtanden flugs drei Männer da,
Und grüßten gut und freundlich ihn,
Und wollten baß vorüber zieh'n.

Weil aber heiß der Sonne Brand,
Bot ihnen Abraham die Hand,
Und lud ſie unter's kühle Dach,
Und weiter er zu ihnen ſprach:
Zieht nicht vorüber meine Thür
Und weilet, bis es kühler, hier.

Und alſobald ein Himmelsſchein
Umglänzte die drei Gäſte ſein,
Und als das Aug' ihm aufgethan,
Hub Abraham noch weiter an:

O Herr! hab' ich gefunden Gnad'
Vor deinem Aug' auf meinem Pfad,

So welle freundlich, Herr! bei mir,
Daß ich vor meiner Hütten Thür
Euch Waſſer reich' zu dieſem Tag,
Und eure Füße waſchen mag,
Und euch mit einem Biſſen Bret
Erquicke, wie euch thut wohl noth,
Bis weiter, wenn es kühler weht,
Dann eure Reiſe fürbaß geht.
Ihr kamt wohl drum zu eurem Knecht;
Drum thut daran er wahrlich recht!

Die Männer aber, die er fragt,
Die ſagen: thu', wie du geſagt!

Das aber hat er kaum gehört,
Als er ſich in die Hütte kehrt,
Und alſo ſpricht zum Weibe ſein:
Steh' nun mir bei, o Sara mein!
Weil ich ein Mahl will bieten gern
Den Männern aus der weiten Fern',
Die, freudiglich und gut geſinnt,
Zu meiner Schwelle kommen ſind;
Drum nimm vom Gerſtenmehle weiß,
Und knet' es ein mit allem Fleiß,

Und backe ſüße Kuchen nun;
Ich will indeß das meine thun,
Und holen von dem Kälblein zart
Und reichen es auf meine Art!

Und unter eines Baum's Gezelt
Die Männer hatten ſich geſtellt,
Und Abraham trug auf das Mahl,
Was ihm das Beſte ſchien zur Wahl,
Vom Kuchen, den ihm Sara wieß,
Und reine Milch und Butter ſüß,
Und von dem Kälblein weich und zart,
Bereitet nach des Vaters Art.
Und Alles war recht wunniglich,
Und die drei Männer freuten ſich.

Und als ſie ſo recht wunniglich
Beim guten Mahle freuten ſich,
Fragten ſie: wo iſt Sara dein?
Und er ſprach: in der Hütte mein!

Und da erhub der Herr das Wort,
Und ſprach: ich ziehe weiter fort;

Doch kehr' ich wiederum fürwahr
Zu dir, eh' wiederkehrt das Jahr,
Und einen Sohn dir Sara wohl,
So wahr ich leb', gebähren ſoll.

Darob ſich Abraham gar ſehr
Verwunderte, der alt ſchon wär;
Weil aber das der Herr vermerkt,
Der wunderbar die Schwachen ſtärkt,
So hub er an noch Eins das Wort,
Und ſprach: ich ziehe weiter fort,
Doch kehr ich wiederum fürwahr
Zu dir, eh' wiederkehrt das Jahr,
Und einen Sohn dir Sara wohl,
So wahr ich leb', gebähren ſoll.

Drauf boten Abraham die Hand
Die drei, und zogen fort ins Land,
Und wo geweht des Herren Hauch,
Da wuchs empor ein Balſamſtrauch,
Und tauſend Blumen blühten dran,
Und Abraham ſchaut froh ſie an,
Ruft ſeine Sara inniglich,
Die ſanft erröthend ſchämte ſich,

Weil Gott der Herr ihr Herz bewegt,
Als er mit ihm das Wort gepflegt,
Und ſpricht dem Herrn nun nach das Wort:
Zwar zieht der Herr von uns nun fort,
Doch kehrt er wiederum fürwahr
Zu uns, eh' wiederkehrt das Jahr,
Und einen Sohn mir Sara wohl,
So wahr er lebt, gebähren ſoll,
Und aus des Sohnes Kraft entſteht
Ein Volk, das nimmer untergeht,
Und das mit Segen auf uns ſchaut,
Weil Gott dem Herrn wir hoch vertraut.

Die Geſchichte von der Hagar und ihrem Sohne Jsmael.

1. Buch Moſis 21. Capitel.

Und Hagar ſprach zu Abraham:
Ach, mehre ſo nicht meinen Gram,
Daß mit dem armen Knaben hier
Ich mußte fliehen fort von dir.
Er iſt dein Bild, er iſt dein Blut;
Sonſt hielteſt du ihn in treuer Huth,
Und trugſt ihn wohl am Herzen dein,
Und wollteſt wohl ſein Vater ſeyn;
Doch nun, ſeit Sara wunderbar
Dir einen Sohn zur Welt gebahr,
Begehrſt du — das ſey Gott geklagt —
Nicht dieſes Sohns und deiner Magd.

Und Abraham ſprach dann zu ihr:
Weil Gott der Herr geboten mir,
Daß ich dich ſollte ſtoßen aus,
Mußt du verlaſſen jezt mein Haus.
Doch wird er nimmer euch verlahn;
Er nimmt ſich der Verlaßnen an,
Und hat mir's freundlich zugeſagt;
Drum hoff' auf ihn, du treue Magd.

Des Herren Wille ſei mit mir,
Sprach Hagar, und mit dieſem Vier,
Und nahm den Knaben an die Hand,
Und zog mit ihm hinaus in's Land,
Und einen vollen Waſſerkrug
Sie nur auf ihrer Schulter trug,
Und nur zur Nahrung ihr ein Brot
Noch Abraham zur Reiſe bot.

Und bald ſie in der Wüſte gar
Und zwiſchen Felſenklüften war,
Wo ſich für heißen Durſtes Brand
Kein Trunk und keine Quelle fand,

Und aufgezehrt war auch das Brot,
Und ängſtiglich des Knaben Noth.
Das konnt' ſie ſchier nicht mehr anſeh'n,
Thät weinend auf und niedergeh'n,
Und legt' den Sohn an einen Baum,
Und gab dann ihren Schmerzen Raum.

Was fang ich nun, ich Arme, an!
Wo Gott der Herr nur helfen kann!
Wie helf' ich dir zu dieſer Friſt,
Da Gott der Herr nicht bei uns iſt.
Dein Durſt, dein Hunger quält mich ſehr!
Ach! wenn ich nur geſtorben wär,
Daß ich nicht ſchauen müßte an,
Was Gott der Herr dir hat gethan.

Und da erhellte wunderbar
Die Wüſte ſich und ward ſo klar.
Die Stimme hatte Gott gehört,
Und flugs ward Hagar Troſt beſcheert.

Und Gottes Engel trat zu ihr,
Und ſprach: was iſt, o Hagar! dir?
Gott hat erhört des Knaben Schrein,
Gott hat gehört der Stimme dein,
Und er, der zählt der Wüſte Sand,
Streckt über euch aus ſeine Hand,
Und ſegnet dich und ſegnet ihn,
Daß ihr ſollt weiter fürbaß zieh'n,
Weil er ein Volk aus deinem Schoos
Durch ihn will wecken ſtark und groß.

Und Hagar ſah den Engel an,
Da ward das Aug' ihr aufgethan,
Und als der Engel von ihr wich,
Und als ihr Herze freute ſich,
Da ſprang empor ein friſcher Quell
Mit Waſſer mild und ſüß und hell,
Und zu dem Quell trat ſie heran,
Und in den Krug der Bronnen rann,
Und zu dem Knaben trat ſie drauf
Und hob ihn von dem Felſen auf,
Und träuft' ihm Waſſer in den Mund,
Und deß genas der Knab' zur Stund'.

Da lebten ſie nun wohl den Herrn,
Und blieben in der Wüſte gern,
Wo Gott der Herr ſie nicht verließ
Und viele Waſſerbrunnen wieß,
Und Manna gab in jedem Jahr,
Bis älter nun der Knabe war
Und ſchon die Hände ſtark und groß,
Ihm ſpannten Bogen und Geſchoß,
Und er für ſeine Mutter zart
Ein muntrer Schütz' und Jäger ward.

Und ſeine Söhne ziehen noch
Bald über Berge ſteil und hoch,
Bald über Wüſten, nur vom Thau
Benetzt, bald über Flur und Au;
Doch nirgend weilt ihr irrer Fuß,
Der immer zieh'n und wandern muß.
Ob Bäume hier und Blumen blüh'n,
Ob Strahlen wild im Sande glüh'n,
Ob Quellen locken rein und hell,
Sie bleiben nie auf einer Stell',
Und ziehen hin und ziehen her,
Und ein Geſchoß iſt ihre Wehr,

Und ein Gezelt ihr luſtig Haus,
Wie Hagar es geſpannt ſich aus;
Wie Iſmael das Wild erlegt,
So noch ſein Volk zu thun es pflegt,
So zieht und lebt es noch im Land,
Das iſt Arabia genannt.

Die Geſchichte, wie Abraham ſeinen Sohn Iſaac opfern ſollte.

1. Buch Moſis 22. Capitel.

Und Abraham erſchien der Herr,
Als Nacht auf allem Lande wär,
Und als nach heißem Arbeitstag
Bei Iſaac der Vater lag,
Beim Vater der verheiß'ne Sohn,
Des Alten Luſt und güldne Kron',
Und Schlummer hatte Beid' umfaßt
Und gab dem Leibe ſüße Raſt,
Und über ihrer Kammer-Schwell'
Die Träume zogen freundlich hell,
Zum Vater mit des Sohnes Bild,
Zum Sohne mit dem Vater mild.

Da Gott der Herr herbei auch kam,
Und ſprach und rufte Abraham;
Und Abraham bewegte ſich
Und ſagte dann: Herr, hie bin ich!

Und weiter Gott der Herr nun ſpricht:
Nimm, wenn bald an der Morgen bricht,
Nimm Iſaac, den ein'gen Sohn,
Des Vaters Luſt und güldne Kron',
Und geh' zum Lande Moriah,
Und opfre deinen Sohn allda,
Und richt' ihn zum Brandopfer mir
Auf einem Berg, den ſag' ich dir!

Das ſprach der Herr gewaltiglich,
Und Abraham verneigte ſich;
Und, ob ihm Angſt in's Herz auch ſtieg,
Thät er den Mund nicht auf und ſchwieg.

Und als die Morgenröthe kam,
Erſtand vom Lager Abraham,
Wo er aus tiefer Herzensnoth
Gerungen hatte heiß vor Gott,

Und gürtete das Eſelein,
Und rief zu ſich zween Knaben ſein
Und Iſaac, den ein'gen Sohn,
Des Vaters Luſt und güldne Kron'.
Und nahm auch mit in ſeine Hand
Geſpalten Holz zum Opfers-Brand,
Und hob ſich auf, und zog zum Ort,
Denn ihm benannt des Herren Wort.

Und in des dritten Tages Lauf
Hob Abraham die Augen auf,
Und ſah die Stätte ſchon von fern,
Die ihm genannt der Mund des Herrn,
Und ſagte zu den Knaben ſein:
Bleibt ihr hier mit dem Eſelein!
Weil Iſaac nun mit mir geht,
Dort zu verrichten das Gebet,
Und wenn wir angebetet ha'n,
So kommen wir zurück alsdann.

Und Abraham das Holz hierauf
Legt' Iſaac dem Sohne auf,
Und Feuer und Meſſer Abraham
In ſeine Hände ſelber nahm,

Und beide zogen alſo fort,
Und Iſaac erhob das Wort:

Sieh! wohl iſt Holz und Feuer hier;
Doch ſprich, wo iſt das Opferthier?
Das Schaaf, rein zu des Opfers Brand,
Das ſeh' ich nicht an deiner Hand!
Und Abraham das Herz zerbrach,
Und Abraham zum Sohne ſprach:
Das Schaaf wird Gott ſich auserſeh'n!
Und beide thäten weiter geh'n.

Und bei der Stätte langend an
Ward ſtraks nach Gottes Wort gethan,
Ein Altar ſchleunig aufgericht't,
Geſpalten Holz darauf geſchicht't,
Und Abraham mit eigner Hand
Dann ſeinen Sohn zum Opfer band,
Und legt' ihn auf den Altar hin
Und wieder oben Holz auf ihn,
Und ſtreckte ſeine Hände aus,
Und faßte ſchon das Meſſer, graus,
Womit den Sohn er ſchlachten ſollt',
Weil er dem Herrn gehorchen wollt'. —

Doch da! vom Himmel her vernahm
Des Engels Stimme Abraham,
Des Engels, welcher kam vom Herrn,
In Nöthen tief zu helfen gern,
Und alſo ſprach er, Gott geſandt:

Leg' an den Knaben nicht die Hand!
Und thu' ihm nichts: denn Gott der Herr!
Weiß nun, daß du ihn fürchteſt ſehr,
Weil du nicht ſchonſt des Sohnes dein,
Zu richten aus den Willen ſein. —
Und Abraham der Vater drauf
Hob freudiglich die Augen auf,
Und einen muntern Widder ſah
Er an der Hecken hangen nah
Mit ſeinen Hörnern, und nahm ihn,
Und thät ihn hin zum Altar ziehn,
Und richt't ihn zum Brandopfer an,
Gleichwie er mit dem Sohn gethan.
Und ſelig war ſein Herz und froh,
Daß ſich die Sach' gewendet ſo,
Und er noch hielt des Sohnes Hand,
Den er gericht't zu Opfers Brand,

Und der ihm thät ins Antlitz ſeh'n,
Nicht wiſſend, was da war geſcheh'n.

Und laut rief nun herab der Herr:
Ich weiß, daß du mich fürchteſt ſehr,
Weil du nicht ſchonſt des Sohnes dein,
Zu richten aus den Willen mein.
Drum ſoll noch, ſolches ſchwör' ich hier,
Ein großer Segen ſeyn mit dir;
Wie in der Nacht der Sterne Heer,
Und wie der Sand am weiten Meer,
Will deinen Stamm ich thun hervor,
Daß er in deiner Feinde Thor
Soll wohnen und in ihrem Land,
Weil dich geſegnet meine Hand,
Und will, daß durch den Saamen dein
Soll alles Volk geſegnet ſeyn,
Das einſt die Erde noch umfaßt,
Weil Gott dem Herren gehorcht du haſt.

(Die Fortſetzung folgt.)

V.

Die Liebe auf dem Dache,

oder

mein Liebeszug in Neapel.

Erzählung

von

Theodor Hell.

Meine Wohnung in Neapel hatte unter andern großen Annehmlichkeiten, welche das Unbequeme, fünf Stock hoch zu ihr hinaufſteigen zu müſſen, weit überwogen, auch den Vortheil, daß ich gleich vom Zimmer aus auf einen kleinen Gang kam, und von dieſem durch eine hölzerne Leiter ſofort mich auf der höchſten Terraſſe des Hauſes befand. Welche Ausſicht war auf dieſem ſogenannten Laſtriko! Unermeßlich und reich! Den Golf mit der Inſel Capri vor ſich, links Veſuv und Somma, rechts den Poſilipp, und hinter ſich die mit Häuſer beſäte Anhöhe zu dem Fort S. Elmo hinauf. Doch anderswo davon. Oft ſtundenlang verloren in dieſem zauberiſchen Anblicke, weilt' ich früh und ſpat auf dem Dache meines Hauſes, das weit höher, als die andern, gleichſam ein Felſen in dem Häuſermeere unter mir war. Nach allen Seiten zu konnte ich die platten Dächer der Häuſer umher erblicken, nur auf Einem Punkte ward ich von einer Giebelwand und zwei breiten Feuereſſen beſchränkt, die neben ihr wie Schildhalter hinaufſtrebten, und doch hörte ich immer von dorther Töne einer Guitarre, und zuweilen einer melodiſchen Stimme, die mich nur noch neugieriger machten.

Immer harmoniſcher ward die unſichtbare Nachbarſchaft; ich trug daher aus meinem Zimmer eine Stufenleiter ins Freie, ſtieg auf die letzte Stufe, und glücklich gelangte ich zu dem Punkte, wo die Feuereſſe von der ſpitzzulaufenden Wand ſich zu ſondern anfing, und einen freien Blick in noch unentdeckte Gegenden verſtattete.

Himmel! was ſah ich! Wie bedauerte ich es, nicht eher dieſe Himmelsleiter erſtiegen zu haben. Ein Mädchen, reizender, als ich eins noch erblickte, ſaß auf einer kleinen, mir nun offenliegenden Terraſſe, und ſchien verloren in den ſüßen Tönen, die ihrem Roſenmunde, ihren ſchönen Händen, welche zart auf der Guitarre ruhten, entſtrömten. Ein ſchwarzer Schleier umfloß die herrlichſten Formen, und verſteckte nicht ein Füßchen, das mit dem der Cendrillon um den Vorzug ſtreiten durfte.

Ich konnte ſie recht ungeſtört betrachten, Und that es auch mit dem innigſten Vergnügen; denn wie hätte ich fürchten ſollen, von ihr entdeckt zu werden? Plötzlich aber blickte ſie auf; ihre Augen, ſchönere ſah ich noch nie, richteten ſich gerade auf den Punkt meiner neuangelegten Warte; gewiß erblickte ſie den Kopf des fremden Mannes zwiſchen Giebel und Feuereſſe, und erſchrak, denn wie ein Blitz war ſie vom Laſtriko verſchwunden.

Aber aus meinem Herzen verſchwand ſie nicht, denn das Schöne hat es immer mit beſondrer Vorliebe feſtgehalten. Ich beſtieg daher am folgenden Tage, ſo wie der Morgen graute, meine Himmelsleiter wieder, und ward nicht ungeduldig, ob mich ſchon die Sonne gewaltig warm anſchien, bis ich die holde Geſtalt endlich wieder auf dem Laſtriko erſcheinen und ſchüchtern um ſich blicken ſah. Dann aber richtete ſie ihre himmliſchen Augen gerade wieder zu mir hin, und erſchrak dießmal nicht, ſondern ſah recht unverwandt immer zu mir herüber. Ich machte mich ſo lang, als möglich, aus meinem Winkel heraus, konnte es aber nicht weit bringen; doch mußte ſie in meinen Augen, die zum Glücke ſichtbar waren, denn ſonſt hätte ich ja ihre holde Geſtalt nicht ſehen können, mein Gefühl geleſen haben, denn nach einer kleinen Weile nickte ſie mir freundlich zu, und verſchwand wieder: Da ward mir's auch zu wohl, um, bei dem Triebe, voll Freude zu ſpringen und zu tanzen, es auf der wankenden Leiter aushalten zu können; ich eilte in mein freundliches Zimmer, an das Pianofort, ſtürmte fröhlich in die Saiten, und ſang dazu, wie ein liebebegeiſterter Improviſitator:

Sie hat mich geſehen, ſie hat mir genickt,
Ich hab' ihr in's freundliche Auge geblickt,
Ich Glücklicher neben der Eſſe.
Welch Plätzchen! ſo wenig es lieblich auch ſcheint,
Es bietet mir jedes Entzücken vereint,
Um das ich all andres vergeſſe!

Nun ſprecht noch von Ausſicht, ſo ferne als nah,
Wie immer ein ſterbliches Auge ſie ſah,
Es giebt doch kein ſolch Belvedere;
Denn dort nur erblick' ich die ſchöne Geſtalt,
Und wo mich nicht himmliſch ihr Zauber umwallt,
Iſt alles mir Wildniß und Leere.

Erſchalle der Holden zu Ehren, Geſang!
Begrüße den Himmel mit jubelndem Klang,
Der heut' ſich eröffnet dir zeiget,
Und diene der Zarten mit liebendem Sinn,
Bis endlich zu dir, dem Beglückteſten hin,
Ihr Herzchen voll Liebe ſich neiget.

Hätte ich nur eben ſo gut, wie ich mit mir ſelbſt allein ſang, es auch vor andern thun können, ſo wäre mir geholfen geweſen, und ich hätte auf dem Dache meine Liebe der Reizenden, durch ſchmachtende Geſänge, auf die zweckmäßigſte Art können kund thun; aber leider klang meine Stimme, wie das Anſchlagen an einem zerſprungenen Topf, und ich war überzeugt, damit mehr zu verderben, als gut zu machen. So mußte ich denn meine Liebe auf andere Weiſe zu erkennen geben, als auf dieſe, die ſich wohl am beſten für den Dichter geziemt hätte.

Vor allen Dingen machte ich mich denn nun, von Stund an, auf meinem Laſtriko ganz einheimiſch. Ich ſchaffte Tiſch, Stuhl und Sofa hinauf, und es fehlte nichts, als daß ich auch noch das Bett dazu getragen hätte, um Gottes freien Himmel über mir ganz als meine Stubendecke zu betrachten. Auch hätte ich das letztre wohl gethan, hätte ich nur auch hoffen können, in finſtrer Nacht Holdliebchen zu erkennen, oder ſie wenigſtens auf ihrem Laſtriko zu wiſſen, und wär es mir nicht von meinem Arzte, dem wackern W—l, der wohl ſelbſt manch Abenteuerchen in Italien beſtanden hatte, ſtreng verboten geweſen, in Italiens Sommernächten, ſeyen ſie auch noch ſo herrlich, zu bivouaquiren. Aber ich frühſtückte, las, ſchrieb, ſpeiſte zu Mittage, ſpazirte, radottirte, dichtete und ſchwärmte von früh bis Abends auf meinem Dache, wo ich denn hundertmal die Leiter beſtieg, um neben den Feuereſſen vorbei nach der Reizenden gegenüber zu blicken.

Dann und wann zeigte ſie ſich denn wohl auch, und mit jedem Tage, wie es mir vorkam, ſchöner und ſchöner. Denn immer freundlicher blickte ſie nach mir herüber, ſchlug manchmal den Blick nieder, wenn meine Augen ihr begegneten, ſah mir dagegen aber auch zu andern Zeiten wieder ſo liebevoll ins Geſicht, daß ich mich vor Wonne nicht zu laſſen wußte, und endlich es wagte, mit vieler Mühe die Hand zum Munde zu bringen, ſie zu küſſen, und ihr durch die Lüfte den Kuß zuzuſchicken; eine alte, faſt in Verfall gerathene Sitte, die ich doch aber recht ausdrucksvoll, und für aus der Ferne ſich grüßende Liebende, von großer Zweckmäßigkeit, auch in telegraphiſcher Kürze alles Theure ſchildernd finde, was man einander gern durch Wort und Kuß ſagen möchte! Ich ſchämte mich alſo im Ausbruch meines Gefühls des veralteten Zeichens nicht, das noch dazu in Italien, wo man ſo viel mit den Händen ſpricht, recht paſſend und modern ſeyn könnte, und — welches

Entzücken als, zwar nicht die erſten Male, wo ſie meine Meinung gar nicht zu bemerken, oder zu verſtehen ſchien, aber doch endlich nach ein paar Tagen, wo ich eben wieder recht zärtlich zu ihr hinüber blickte, und wohl ſo laut ſeufzte, daß ſie es in gedämpfter Potenz hören konnte, auch ihre Hand ſich zu den Roſenlippen bewegte, und gerade zu mir herüber eine Bewegung machte, die nichts anders ausdrücken konnte, als: deine zärtliche Aufmerkſamkeit hat mich gerührt; deine Augen haben ſattſam geſprochen, deine Seufzer habe ich hinreichend ſäuſeln hören, und ich möchte nun gern vergelten. Nur der, dem auch einmal zwiſchen Himmel und Erde ſchwebend ein ſolcher Kuß zugeſendet worden iſt, kann es fühlen, wie mir ward; Wonne-Glut durchdrang mich, ich konnte es auf meinem Dache nicht mehr aushalten, lief hinab an den herrlichen Meeresſtrand, und ſtürzte mich endlich in die koſenden Wogen, — nicht um mich zu erſäufen, ſondern um mich abzukühlen.

Es hatte ſeit mehrern Tagen ein unfreundlicher Nord geweht, der alle die lieblichen Töne, die ſie manchmal zur Guitarre ſang, von mir hinweggetrieben und mir nur den Anblick des Bildes derſelben auf ihren Roſenlippen erlaubt hatte. Endlich ſäuſelte wieder ein freundlicher Süd, gemäßigt von den kühlen Wellen der See, über die er küſſend hinweggleitete, und als ich oben ſtand auf der Warte, hörte ich vernehmlich wieder die Töne der Lieblichen. Sie ſang im reinſten Italieniſch ein Lied, das ich gleich im Geiſte und Herzen deutſch alſo nachdichtete:

Das Auge ſieht,
Das Herz verſteht!
Der Raum entflieht:
Nichts über hoffende Liebe geht!

Mag ängſtlich ſie bewachen
Die Vorſicht noch ſo ſehr,
Der Blick wird ihr zum Nachen
Auf milder Lüfte Meer,
Und Geiſt und Sinn
Schwimmt auf ihm hin,
Und Liebes-Wort,
Es landet dort.

Das Auge ſieht,
Das Herz verſteht,
Der Raum entflieht;
Nichts über hoffende Liebe geht!

Hatten mich die Schmeichellüfte getäuſcht, die mir dieſe Himmelsworte zuwehten? Enthielten ſie nicht deutlich eine Anerkennung, eine Erwiederung meiner liebenden Gefühle? Durfte ich ſo ſchnell mein Glück erwarten? — War es denn aber auch ſo ſchnell? Huldigte ich nicht ſchon ſeit länger, als acht Tagen, dieſer unbekannten Gottheit, und kann die Liebe, wenn ſie nur ſonſt will, nicht in weit kürzerer Zeit Herzen für einander ſchlagen laſſen, die bloß den ſympathetiſchen Zug fühlen, ohne, wie beim Winde, ſich Rechenſchaft geben zu können, von wannen er kommt, und wohin er fährt?

Es war nun nichts nothwendiger, als daß ich ihr meine Gefühle auch auf eine beſtimmtere Art kund that. Außer der Stimme, ſie zu ſingen, fehlte mir auch noch der Name der Geliebten, den ich nothwendig wiſſen und anbringen mußte, damit ſie die Addreſſe meiner Empfindungen richtig erhalte, und nicht glauben könne, ſie ſeyen nur ſo in das Allgemeine hin gearbeitet, wie es denn wohl den Dichtern Manchmal widerfahren ſoll. Auch hierin ſtand mir die Liebe bei. Den nächſten Tag nach jenem ſchönen Geſange, als ich wieder horchte, ob nicht ein gleicher Genuß mir beſchieden ſei, und es eben ſchien, als wolle ſie die Lippen öffnen, um eine neue Zauberformel für mich auszuſprechen, hörte ich eine häßlich kreiſchende Reibeiſenſtimme ganz vernehmlich, mir aber unſichtbar, rufen: Signora Cäcilia! und gleich darauf horchend, finſter die Stirne ziehend, und mit wehmüthigem Blick auf mich herüber ſchauend, verließ die Reizende den Laſtriko, und verſchwand.

Cäcilia alſo mußte ſie heißen, das war gewiß! Und war denn etwas paſſender, als dieſer Name, für die holde Sängerin? Lobgeſänge an Cäcilien, die ſchon lange vorher unter vielen Heiligen mir beſonders wohlgefallen hatte, und deren himmliſches Bild, von Raphael gemalt mit dem begeiſterten Blicke und der Engelshuld in den Mienen, in den ſchönſten Stunden meiner Phantaſie vorſchwebte, ertönten nun, der im Himmel ſowohl, als der auf Erden, in meinem Geiſte. Cäcilia liſpelte ich von meinem Wolkenthrone hinüber, aber die Lüfte trugen den Laut nicht zu ihren Ohren, weil ſie zu mir herwehten. Dagegen thaten ſie mir einen andern Gefallen. Denn als ich bald darauf Cäcilien nachdenkend auf dem Laſtriko umhergehen ſah, zerpflückte ſie zuletzt im innern Mißmuth eine Roſe; der Wind ergriff die herabfallenden Blättchen, und ſiehe da, eins kam wie ein Bote zu mir herüber geflogen, und fiel ſanft in meine Hand, die ihm wie einem Schmetterlinge nachjagte. Daß ich es an Herz und Lippen drückte, verſteht ſich von ſelbſt; ein Roſenblättchen iſt aber nur leider ein ſo zartes Weſen, daß es keinen großen Druck vertragen kann; ich hatte es daher bald zerküßt, und es verſtäubte. So wie es aber dahin war, erweckte es dankbar für meine Auszeichnung einen Gedanken in mir, den ich begierig verfolgte. Denn, liſpelte mir der Geiſt des abſcheidenden Blättchens zu, ſo gut wie ein Roſenblatt hieher fliegen kann, wo es doch zu ſteigen hat, kann ein zartes Papierblättchen, mit einer Fülle von Empfindung verſehen, hinabfliegen, der Geliebten vor die zarten Füßchen, oder wo es ſonſt hin will, da es noch dazu nur zu fallen hat.

Herrlich war der Einfall; er ſollte auf der Stelle verſucht werden, ſobald der Wind günſtiger für ſolche Sendungen von meiner Seite wehte. Da ſtand ich nun wieder wie ein Schiffer, der gern in den Hafen einlaufen möchte, deſſen Reize ihm von fern winken, den aber ein ungeſtümer Landwind noch draußen hält, in der unwirthlichen See. So wie er auf ihr lavirt, ſo ſteuerte ich auch kreuz und quer auf meinem Dache, und da Wetterfahnen nur dem ſtürmiſchen Norden auf ſeinen ſpitzen Giebeln, nicht dem freundlichen Süden mit ſeinen Dach-Spaziergängen angehören, ließ ich fleißig mein Schnupftuch wehen, um die Richtung des Herrn Aeolus zu erforſchen. Und als ob er mit mir im Bunde ſei, der ihm doch nie etwas zu Liebe gethan, vielmehr ihn manchmal recht tüchtig ausgeſcholten hatte, oder als ob er etwas ſehr wichtiges in Süden vergeſſen hätte, zu dem er hineilen müſſe, drehte er ſich nach kurzer Friſt wieder in den Nord, und ſo lebhaft, daß er im Stande geweſen wäre, die ſchriftliche Seufzerladung der jungen Officiere eines ganzen Kuiraſſier-Regiments mit ſich und auf ſich an die Behörden zu ſpediren. Schnell ward ein italieniſches Gedicht dem Seiden-Papiere anvertraut, umrändert mit goldenen Kanten, das ich jetzt deutſch wiedergebe:

Trage Luft auf deinem Fittig
Meine Wünſche heiß und ſittig
Zu der holden Sängerin,
Sag' ihr mit der Liebe Wehen,
Leiſer liſpelnd im Geſtehen,
Daß ich ganz ihr eigen bin.

Sag' ihr, was ich hab' empfunden,
Als in hochbeglückten Stunden

Ich es hörte, was ſie ſang,
Als ihr Bild durch tauſend Augen,
All' den Liebreiz einzuſaugen,
Mir in meine Seele drang.

Sag' ihr, daß ich aus der Ferne,
Wie nach einem reinen Sterne,
Schaue zu dem Augenpaar,
Das wohl manchmal auch gerichtet,
Wenn's nicht Sehnſucht ſich gedichtet,
Auf mich Ueberſel'gen war.

Bring' ihr all mein Lieb' und Leben,
Das ihr ganz ja hingegeben,
Seit ich hörte ſie und ſah,
Daß ſie dann den Namen höre,
Dem ich ew'ge Liebe ſchwöre,
Flöte ſanft: Cäcilia!

Unter liebenden Wünſchen ward das Gedicht nun dem Winde übergeben, der den Wurf des Armes unterſtützen und es an den Ort ſeiner Beſtimmung bringen ſollte. Aber, weiß es der

Himmel, welche ſonderbare Laune den Freund Aeolus in demſelben Momente zu einem Seitenſprunge veranlaſſen mußte, vielleicht wohl ein kleines oſtwärts liegendes Liebes-Abenteuer, kurz, er ſetzte im Augenblicke, wo ich ihm mein Kleinod anvertraute, um, und trieb es mit sträflicher Gewalt weit vom Ziele ab, nach Oſten zu. Meine Blicke folgten ärgerlich, und ſiehe da, das Blättchen ließ ſich endlich auf eine ziemlich tief liegende Terraſſe nieder, wo eben ein altes Mütterchen beſchäftigt war, mit einem großen Beſen die von einem nahen Orangen-Baume herübergewehten verdorrten Blätter hinwegzukehren. Wunderbar kam es ihr vor, als ihr ein ſolch zierliches Blatt auch mit gerade vor den Beſen fiel; ſie betrachtete es von allen Seiten, öffnete es behende, beſah es oben und unten und hatte ihre vorzügliche Freude an dem goldnen Schnitte und dem niedlich gepreßten Rande mit Amouretten und Liebespfeilen, den ich noch deutſchem Kunſtfleiße verdankte. Mit der Gabe des Leſens mußte ſie aber nicht ſehr vertraut ſeyn: denn als ſie das Blättchen ſattſam von außen beſehen hatte, rufte ſie heftig: Antonio! und ſiehe da, auf die Terraſſe ſtieg ein Ungeheuer von rieſenhafter Größe und fürchterlichem Anſehen, gleich dem ſchwarzen Genius von Aladdins geriebener Lampe, und ſchien devot zu fragen, was der Dame mit dem Beſen zu Befehl ſtehe? Dieſe aber gab ihm das Blatt, trug ihm wahrſcheinlich auf, es vorzuleſen, und mit einer Löwenſtimme fing er an, meine Verſe zu deklamiren, ſo daß ich ſie, trotz der Entfernung, recht deutlich zu mir herüber ſchallen hörte, ohne eben über dieſen Rhapſoden erfreut zu ſeyn. Wenn ich geglaubt hatte, ſie recht zart gebildet zu haben, ſo klangen ſie um ſo toller in dieſer Cerberuskehle, die ſie in abgebrochenen Sätzen herausbellte, ſo wie eine Zeile zuſammen buchſtabirt war. Und mit jeder Zeile wuchs in ihm die Empfindung, aber nicht des Wohlgefallens, ſondern der Eiferſucht, während die Beſenführerin ſanft ſchmunzelnd ihm gegenüber ſtand. Er glaubte nämlich, ſie ſeyen an dieſe Dame ſeines Herzens gerichtet, die wahrſcheinlich auch bei der

Kehr- Küchen- und Waſſerzieh-Arbeit manchmal ihr veraltetes Stimmchen im kreiſchenden Diskant zum Akkompagnement ſeines rauhen Baſſes erheben mochte; denn bei der Sängerin in der dritten Zeile ſah ich ſie den Mund öffnen, als wolle ſie eben zeigen, daß ſie den Namen in der That verdiene. Je wilder nun Rieſe Antonio ward, daß auch ein andrer, als er, Wohlgefallen an ſeiner Verehrten gefunden hatte, um ſo ſtolzer blickte die im Glauben Beſungene um ſich, und ſuchte den Gegenſtand, der ihr ſeine Flammen ſo ſüß bekannte, ſuchte ihn mit einem Blicke, der ihm im Voraus Erhörung verſprach. Als aber der Enaks-Sohn einen dieſer Blicke entdeckte, da hielt er ſich in erzürntem Gemüthe nicht länger, und noch ehe er in der Schlußzeile vielleicht Beruhigung für ſeinen unendlichen Schmerz gefunden hätte, zerriß er mit ſtrafender Hand mein zartes Machwerk, und dahin flogen die einzelnen Stücken vom Winde getrieben, der vielleicht nun wieder meine Wünſche in den Straßenkoth, und den Ueberſeligen zur Abkühlung in den Hausbrunnen führte. Hoch auf loderte nun der Zorn der Dame, daß das ſpät errungene Lorbeerblatt in ihrem Siegerkranz auf dieſe frevelnde Art vernichtet worden ſei; ſie hob das Racheinſtrument in ihrer Hand, wandelte den Beſen zur Zuchtruthe, ließ ihn fallen auf das Haupt des Straffälligen, und dieſer, vom Bewußtſeyn der Schuld getrieben, floh wie Kain vor der Rächenden, die ihn verfolgte, an die Treppe, und dieſe hinab, bis die Kämpfenden meinen Augen entſchwanden.

Solchen Streit und Hader erweckte mein erſtes Blatt; doch es war zu hoffen, daß ein zweites eher an den Ort ſeiner Beſtimmung kommen würde. Und ich ſchrieb es von neuem, vertraute es von neuem dem luſtigen Boten. Es nahm die gerade Richtung auf Liebchens Terraſſe zu. Schon glaubte ich es am rechten Ort zu ſehen, als plötzlich ein ſtärkerer Windſtoß es über Maas und Ziel hinwegtrieb, und in ein offnes Fenſter wehte, an dem ich ſchon manchmal einen jungen, aber ſchlecht gekleideten Mann erblickt hatte, der pathetiſch ins

Blaue hinein perorirte und geſtikulirte, dann ſich ans Fenſter ſetzte, die Schreibtafel herauszog, die Stirn rieb, am Bleiſtifte kaute, aufſprang, ſich wieder niederließ, ſchrieb, und zuletzt mit wohlgefälliger Miene das Geſchriebene betrachtete. Wer konnte dieß anders ſeyn, als ein Dichter; und eben jetzt ſaß er wieder am Fenſter, ſpitzte den Bleiſtift, drehte die Schreibtafel hin und her, und ſchien in recht ſchwerer Phantaſie-Arbeit zu ſeyn. Da flog ihm mein Blättchen gerade auf die Schreibtafel. Ich ſah ihn ſtaunen, es entfalten, leſen und von Freude ergriffen werden. Wahrſcheinlich hatte er eben für irgend einen zärtlichen Italiener ein ähnliches Werk fertigen ſollen, und nun flogen ihm ſchon die gebratenen Tauben, wie in Utopien, wenn auch nicht in den Mund, doch ins Fenſter. Er hielt es für eine Sendung, die ihm Apoll unmittelbar von oben herab zuſchicke, ſtreckte die Arme nach dem blauen Himmel aus, von dem er es für herabgeregnet hielt, murmelte eine Hymne, und ſetzte ſich ſofort hin, das Blättchen abzuſchreiben, und ohnſtreitig als ſein Machwerk für ſchweres oder leichtes Geld zu verkaufen. Wenigſtens ſah ich ihn nach vollendeter Kopie eilig und freudig Hut und Stock ergreifen, und davon gehen.

So war denn auch die zweite Sendung verunglückt. Aber bei der dritten nahm ich mich mehr zuſammen. Ein neuer Prachtbogen ward beſchrieben; da aber dießmal Cäcilie nicht mehr auf dem Laſtriko war, ich alſo nicht befürchten mußte, durch einen übelgerathenen Wurf nach ihr hin, ſie vielleicht gar zu verletzen, ſo beſchwerte ich das Blättchen mit einer kleinen Lavaſtufe, gleichſam den Zuſtand meines, von den innerlichen Liebesflammen eben ſo ausgebrannten Herzens vorſtellend, und hatte ſo die Richtung deſſelben mehr in meiner Gewalt. Auch langte es glücklich auf Cäciliens Terraſſe an, und zu noch größerem Glücke betrat Cäcilie kurz darauf die gewohnte Stelle wieder. Es freute mich, daß es ſie gar nicht zu befremden ſchien, als ſie das Papier auf dem Boden liegen ſah; vielmehr warf ſie einen flüchtig dankenden Blick zu mir herüber, und hob es eilig auf. Ja, ja, ſie mußte eine ſolche Sendung längſt erwartet haben; denn meine Augen hatten ja ſeit mehrern Tagen deutlicher geſprochen, als die Schriftzüge auf dem Papiere es ausdrücken konnten. Als Cäcilie das Päckchen öffnete, und die kleine Lavaſtufe darin fand, lächelte ſie, nahm ſie in die niedliche Hand, und drückte ſie an ihr Herz, gleich als habe ſie den vollen Sinn des Bildes verſtanden; dann aber warf ſie ſie neckend nach der Richtung zu mir herüber, wo ſie denn in ein dazwiſchen liegendes Orangen-Gärtchen fiel, deſſen Duft ſchon oft gewürzig zu mir emporgeſtiegen war. Die Verſe ſchienen aber Cäcilien beſonders wohl zu gefallen; ſie las ſie, las ſie wieder, und bei jedem Schluſſe berührten die Glücklichen ihren Mund und ihr Herz. O! wie oft ſchon habe ich ähnliche Kinder meiner Dichterſtunden beneidet, wenn ſie mit Gunſtbezeugungen und Liebesblicken überhäuft wurden, während ihr Vater daheim darbte und ſich ſehnte. Die Undankbaren!

Blüthen meiner Weiheſtunden
Bei der Muſen heil'gem Gruß,
Oft ſchon habt ihr ſüß empfunden
Eines ſchönen Mundes Kuß,
Der, vom Zauberlaut berückt,
Ihn euch liebend aufgedrückt.

Eigennütz'ge! Undankbare!
Meiner habt ihr nie gedacht,
Keine ſolche ſüße Waare
Jemals mir zurückgebracht,
Und doch galt der Kuß wohl mir,
Nicht der Tinte, dem Papier!

Wenn man ſo dem Inſtrumente,
Das da kund macht den Geſang,
Giebt die ſchöne Liebes-Spende,
Lauf' ich euch wohl ab den Rang.
Künftig ſchreib' ich Lieder nie,
Nur mein Mund giebt ſprechend ſie.

Warum blickte ſie aber nicht zu mir herüber, als ſie mehr, wie einmal, jene Zeilen geleſen hatte? Wie konnte ich das aber auch erwarten? Mußte ſie nicht verſchämt die Blicke zu Boden ſchlagen nach der Erklärung, die ſie enthielten? Verbot ihr nicht Jungfräulichkeit und wohl auch Liebe die vorige Unbefangenheit? So gab ich mir ſelbſt den Grund an, der ihre Augen von mir wandte. Aber ſie ergriff die Laute, und vertraute dieſer mit hoher Rührung ihre Gefühle. Schade nur, daß der Wind mir keinen dieſer himmliſchen Töne zukommen ließ. Bald drauf, mit einem Blicke nach mir hin, der Sehnſucht und Innigkeit deutlich ausſprach, verließ ſie den Laſtriko.

Glücklich in Hoffnung und Erinnerung, gedachte ich nun ſchon dieſen Brief- und bei verändertem Winde auch Tonwechſel einige Zeit fortzuſetzen, und endlich dadurch Mittel und Wege zu finden, wenigſtens Einmal der Geliebten näher zu kommen, um zu erfahren, wer ſie ſei. Meine natürliche Aengſtlichkeit, und die Ueberzeugung, mich leicht zu verrathen, hatten mich bis jetzt abgehalten, mich beſtimmt nach der ſchönen Unbekannten zu erkundigen, und allgemeine Fragen hatten mich zu keinem

Reſultate geführt. Noch lang dachte ich mir alſo den Weg, der mich vom Dache herab in die Nähe der Geliebten auf ebener Erde, entweder in ihrem Hauſe, oder in irgend einer der reizenden Umgebungen Neapels, führen ſollte, weil ich mir Cäcilien mit den ruhigern oder mindeſtens zurückgehaltnern Empfindungen unſrer deutſchen Mädchen dachte; aber die Glut der Liebe in dieſem herrlichen Himmelsſtriche, wo alles üppig emporblüht und zeitigt, und nicht lange im Schooße der Erde ſich verbirgt, ſondern ſchnell hervortritt, um aus dem glühenden Strahle der liebenden Sonne Leben und Wärme zu ſaugen, leitete mich früher zum Ziele, als es meine kühnſte Hoffnung wähnte.

Ein zweites liebeathmendes Gedicht lag zwar ſchon am nächſten Tage nach dem erſten Verſuche bereit, um auf der Aeolspoſt zu der Geliebten zu tragen; aber der Briefträger, unbeſtändiger als meine Gefühle, hatte ſich ſchon wieder gewendet. Um ſo fleißiger horchte ich nun auf den jenſeitigen Ton. Und er blieb nicht aus, und bot überſchwengliches Entzücken.

Denn ſchon am nächſten Abende darauf ſah ich Cäcilien reizender als je, im ſchneeweißen Gewande, das Haar mit Roſen geziert und mit einem Strauße dunkelrother Nelken vor dem Buſen, auf den Laſtriko kommen. Unverwandt blickte ſie zu mir herüber, und es war ein Feuer in dieſen Blicken, wie ich es vorher noch nicht geſehen hatte. Endlich eine Bewegung der einen Hand mit tiefſter Empfindung aufs Herz, und ein Wink mit der andern, als ſolle der Glückliche ihr gegenüber die Glut ſtillen, die in dem liebeglühenden zu lodern ſchien. Darauf nahm ſie die Roſen vom Haar, legte jede einzeln neben einander auf die Terraſſe, ſtellte ſich vor ſie hin, und ſchien ſie dreimal zu zählen; es waren deren eilf, und die letzte nahm ſie auf, und küßte ſie, und ließ ſie dann ruhen neben den Nelken an ihrem Herzen. Sie nahm nun die Guitarre, präludirte, und faſt ohne Begleitung derſelben, aber mit ſtärkerm Tone und doch gleichſam bebendem Laute, ſang ſie folgende Romanze:

Lang ſchon liebten Leonore
Und Gonſalvo Cortez ſich,
Trauernd, daß des Lenzes Hore
Ihnen unbenutzt entwich;
Denn von Ferne nur ſich minnen
Konnte das getrennte Paar;
Auf der nahen Dächer Zinnen
Ihrer Liebe Wohnplatz war.

Selig, wenn ſie ſich dort ſchauten,
Und in Blick und Gegenblick,
Lied und Blättchen, ſich vertrauten,
Ihrer Liebe ſtilles Glück;
Aber Sehnſucht wuchs im Buſen
Immer mächtiger empor.
Bei dem Lieblingsſohn der Muſen,
Bei der Braut, die ihn erkohr.

Horch, da ſang auf ihrem Söller
Leonore eines Tags,
Und die Herzen klopften ſchneller
Eingeſtimmten Wechſelſchlags.

Und ein glühendes Erröthen
Ueberflog ihr Angeſicht;
Doch ſie fühlte wohl, den Blöden
Lacht das Glück der Liebe nicht.

Und ſie ſang: „Wenn nächtlich Dunkel
Auf die ſtille Flur ſich ſenkt,
Und der Sterne hell Gefunkel
Nur verſtohlne Leuchte ſchenkt,
Nimm die Leiter, ſteige nieder
Auf den Söller unter dir,
Liebe werde dein Begleiter,
Führe endlich dich zu mir.

„Biſt du dann dort angekommen,
Sonder Zaudern deinen Lauf
Durch die Thüre rechts genommen;
Leichter Fußtritt ſprengt ſie auf.
Immer fort durch finſtre Küche,
Durch der Kleiderſchränke Reihn,
Durch des Vorrathraums Gerüche
Zu dem kleinen Fenſterlein.

„Dieſes führt auf die Terraſſe,
Wo der Blumen viele ſind,
Eile zu dem Waſſerfaſſe,
Schwinge dich darauf geſchwind,
Und erklimme ſo die zweite;
Dann mit Vorſicht links herab
An dem kleinen Dächlein gleite,
Haltend dich am Eiſenſtab.

„Endlich auf die dritte Zinne
Wirſt du dann gekommen ſeyn,
Und dort wird die ſüße Minne
Eine Leiter dir verleih'n;
Steige nur hinauf behende,
Oben warte deiner ich,
Und der Liebe reichſte Spende
Weiht dann dem Beglückten ſich.

Alſo ſang ſie, und verſtanden
Von Gonſalvo ward das Lied;
Muth und Vorſicht überwanden.
[illegible]

Und Gonſalvo ging auf Wegen,
Von Lenoren ihn gelehrt,
Und der ſchönſten Stunde Segen
Ward den Glücklichen beſchert.

Noch ziemlich unerfahren in dem Catechiſmus der Liebes-Abenteuer, dachte ich, als Cäcilie ausgeſungen hatte, erſt: wunderliche Romanze, die! Aber als ſie das Spiel mit den Roſen dann wieder begann, und das Lied von neuem anſtimmte, ward es mir klar, daß es eine beſondre Bedeutung haben müſſe. Und ich horchte genauer. Und als die Stelle kam „Und ſie ſang,“ da zog ich meine Brieftaſche heraus, und ſchrieb mir Wort für Wort den Weg nieder, den der geliebte Gonſalvo ehemals zu ſeiner Schönen genommen hatte, um es ja nicht zu vergeſſen, und als ob ſie dieß geſehen habe, wechſelte ſie plötzlich am Schluſſe der Romanze die Tonart, und ſang ſcherzend und fröhlich:

Liebende wiſſen
Mehr, als zu küſſen,

Durch Amors Gunſt;
Andre wohl horchen,
Aber verborgen
Doch bleibt die Kunſt.

Was ſie vereinet,
Andern erſcheinet
Als blauer Dunſt;
Jene doch gehen,
Weil ſie verſtehen
Die ſchwarze Kunſt.

Noch einmal zählte ſie dann die Roſen, nahm die eilfte noch einmal freudetrunken an die Bruſt, warf Blick und Hand zu mir herüber, und verſchwand.

Ich aber war nun eingeweiht zu dem ſüdlichſten Abenteuer, das einem ehrlichen Nordländer begegnen konnte, und ich muß es meiner deutſchen Natur zur Schande oder zur Ehre nachſagen, daß mir doch anfangs die Sache gar nicht recht zu Gemüthe wollte. Als ich aber bedachte, daß meine holde Cäcilie eine

Italienerin ſei, mit Anſichten und Lebendigkeit ihres Volkes, ihr Benehmen folglich nur die nationale Wiedervergeltung meiner zarten Huldigung enthalte, und daß ich es ja bei meinem Herzen und meiner Dichterphantaſie nicht verantworten könne, dieſe Nachtfahrt mit allen ihren Wunderbarkeiten nicht zu beſtehen, ſo entſchloß ich mich kühn dazu. Ohne Piſtolen ließ ſich ſo ein Ritterzug nun ſchon nicht machen; die fand ich aber in meinem Reiſegeräthe. Eigentlich wäre auch ein Degen dazu nöthig geweſen; wenn ich mir aber die verſchiednen Kletterparthien dachte, von denen die Romanze ſang, und mein Wegweiſer in der Brieftaſche Meldung that, ſo ſchien es mir ausgemacht, daß er mir ungemein hinderlich ſeyn würde, und ich ließ ihn weg. Eine Strickleiter hatte ich in dem Vorrathe meines Wirths geſehen, der ſie wohl ehemals auch zu verliebten Abenteuern gebraucht haben mochte, jetzt aber an einer hoch gelegenen Hühnerſteige als Leiter aufgehangen hatte, damit der rothkämmige Sultan ſich nun darauf in ſein Serail ſchwinge. Sie war leicht abzulöſen, und mir für die nächtliche Fahrt gewiß. Es fehlte mir alſo an keinem Apparate dazu. Nur ſchien mir Cäcilie ſich darin verrechnet zu haben, daß Gonſalvo der zweite, zuerſt ſchon auf die Terraſſe unter ſich ſteigen ſollte; denn dieſe war von meiner Feuereſſenzinne offenbar viel zu weit entfernt, als daß eine Leiter gereicht hätte, und der gute Junge wäre gewiß, wenn er dieß gewagt hätte, mit zerbrochnen Gliedmaßen vom hohen Sprunge, folglich gar nicht bei ſeiner Leonore, angekommen. Aber ich kenne ſchon das Augenmaaß verliebter Mädchen; kein Ingenieur und Mathematiker könnte daran Freude haben; alle Schwierigkeiten dünken ihnen kleiner, alle Hoffnungen größer; bei einer Italienerin mag dieß nun doppelt der Fall ſeyn, und in der Entfernung ihres Standpunktes vielleicht noch mehr. Ich verzieh alſo großmüthig Cäcilien dieſen geometriſchen Fehler, und war nur froh, daß ich klüger war, als ſie, und längſt ſchon bei meinen Wachten auf der Zinne mir erſehen hatte, daß, wenn man links von mir auf die Terraſſe herabſteige, man doch nicht allzu halsbrechend auch auf die unter mir, durch einen zweiten Sprung gelangen könne.

Mein Teſtament machte ich nun zwar nicht, denn ich hätte es als Dichter und Liebender für unanſtändig gehalten, mich ſo ſehr um die ärmlichen Gaben des Glücks zu bekümmern; aber Du, Freund Deneb, wirſt Dich noch des Briefs erinnern, den ich Dir an dieſem Tage ſchrieb, und der Dir ohne die jetzige Auflöſung ein Räthſel wird geblieben ſeyn. Ich war nun eben nicht ſehr an dergleichen Unternehmungen gewöhnt, manche Gefahr ſchien doch mit dieſem Argonauten-Zuge nach dem goldnen Vließe des ſchönſten Lämmchens verbunden zu ſeyn, und ſo ging ich nicht ganz ohne Herzklopfen um zehn Uhr auf den Laſtriko, um meine Leiter gehörig zu befeſtigen.

Etwas Mondſchein war zwar verſprochen worden, aber man hatte vergeſſen, die trüben Wolken hinwegzuräumen, die ihn bedeckten, ſo daß er nur ſelten mit ſeiner ſchmalen Sichel Platz gewinnen konnte. Ein Blendlaternchen ſchien mir daher gar nicht übel zu ſeyn, um im

Nothfalle ſich doch die Umgebungen etwas näher beſehen zu können. Dieß ward denn noch als Reiſe-Apparat geholt, jedoch ſorgfältig verborgen, um das Licht nicht meinen Verräther werden zu laſſen, und endlich nahte die eilfte Stunde.

Warten laſſen und warten, iſt mir von jeher gleich unangenehm geweſen; ich dachte daher auch jetzt Cäcilien lieber zuvor, als nachzukommen, und ſtand, als es drei Viertel geſchlagen hatte, ſchon mit dem rechten Fuße, mit dem man ja jedes gute Werk antreten ſoll, auf der erſten Sproſſe der Strickleiter, die ich Gelegenheit gefunden hatte, recht gut zu befeſtigen, um damit auf die erſte Terraſſe herabzuſteigen. Als ich glücklich unten war, fühlte ich mich ſchon gewaltig beherzt; ſo ſehr iſt's nur um den erſten Schritt zu thun; und ging raſch vorwärts, noch auf bekanntem Pfade, um nun an einem dazu auserſehenen Orte, auf den von Liebchen eigentlich zuerſt bezeichneten Söller unter meinem gewöhnlichen Standpunkte zu kommen.

Es wär mir aber faſt zu hoch, da herab zu ſpringen, als ich mir im halben Mondſtrahl die Tiefe beſah, und ich überlegte, daß ein Geliebter mit gebrochnen Beinen doch eine ſchlechte Figur machen müſſe. Solch eine Ueberlegung bricht ſchon an und für ſich der Ausführung den Hals. Ich fing an, mich zu ſchämen, daß ich ſo wenig Genie von meinem Landsmanne Ludwig dem Springer in mir fühlte, und die Scham machte mich doch nicht beherzter. Da ſah ich auf einmal ohnweit meines Betrachtungspunktes etwas Weißes am Boden ſchimmern. Ich trete näher, und es ſind Matratzen mit Blättern von türkiſchem Waizen nach neapolitaniſcher Sitte geſtopft, welche dort wahrſcheinlich von einem im Hauſe wohnenden Tapezierer verfertigt, und einſtweilen unter Obhut des Himmels, aus Mangel an anderm Platze, bis zur Abholung gelaſſen worden waren. Ein herrlicher Fund! Ich ergreife ſchnell die nächſten vier bis ſechs, die ich vorfinde, laſſe ſie ſacht an der Mauer herabgleiten, und bekomme dadurch einen elaſtiſch ſchen Berg, auf den ich weit bequemer, als die Deputirten in Prag, herabſpringen kann, ohne den geringſten Nachtheil für meine geſunden Gliedmaßen zu befürchten, und der mich auch im Nothfall des Rückzugs allenfalls wieder emporhebt. Und ſo kam ich auch glücklich auf dem untern Söller an.

Eben ſchlug es eilf Uhr; ich zog meine, den Winden abgelauſchte Inſtruktion hervor, und fand, daß ich nun vor allen Dingen eine Thür rechts zu ſuchen habe. Sie war bald gefunden, und ſah mir auch ziemlich ſo elend aus, daß es nicht einmal eines Fußtritts, ſondern nur eines ſtarken Drucks mit der Hand, bedurfte, um ſie aufzuſprengen. Ich war auf guten Wegen, deſſen war ich mir bewußt; denn ich wollte ja Niemand etwas zu Leid, vielmehr alles mögliche zu Liebe thun; aber ſonderbar war mir's doch, als ich hier ſo zum erſtenmale in fremdes Eigenthum einſchritt, ohne den Beſitzer vorher darum begrüßt zu haben, und ich tröſtete mich bloß damit, daß es ander weit vornehmere Leute, als ich, bei weitem noch ſchlimmer gemacht hätten.

Es war richtig eine Küche, in welche ich trat. Noch nicht ganz verglimmte Kohlen auf dem Heerde gaben einen ſchwachen Schein, und ohnweit davon regte ſich eine ſchwarze Geſtalt, die ich für einen treuen Phylax hielt, den man zur Nachtwache dorthin poſtirt hatte. Schon glaubte ich, ſein lautes Gebell zu vernehmen, ſeine Zähne in meinen Waden zu fühlen, und mich genöthigt, mit Verluſt eines Theils dieſer doch nicht ganz ſchlechten Gegenſtände, eiligſt meinen Rückweg antreten zu müſſen, als die glühenden Augen des Wächters am Feuer mich überzeugten, daß es eine Katze ſei, ohnſtreitig der alten Köchin ſchönſte Zyperkatze, die noch dort verweile. Ich ſegnete die neapolitaniſche Sitte, die ſehr viel auf Katzen und wenig auf Hunde hält, ließ mich heldenmäßig von dem Geſprühe des Ungeheuers nicht ſtören, wanderte feſten Fußes bei ihm vorbei, und trat ziemlich gefaßt in das nächſte Gemach.

Welches Schrecken aber erwartete mich da!

Mitten in dem Zimmer ſtand
Eine ſchreckliche Geſtalt.
Ach! mir wurde todtenkalt,
Als ich ſie ſo vor mir fand.
Rieſengroß, in weißem Kleide,
Mit zwei ungeheuern, langen
Beinen, und die Arme beide
Ausgeſpannt, mich zu umfangen:
Oben eine Drachenfratze,
Drüber eine Bärenpratze;
Sollte mir das Herz nicht pochen?
Und ich ſprang mit ſchnellem Satze
Wieder in der Küche Schoos;
Denn ich glaubte, ohn' Erbarmen
Käm das Unthier auf mich armen
Liebes-Abenteurer los.

Solche Streiche kann uns die Einbildungskraft ſpielen! Denn kaum hatten ſich durch die retrograde Bewegung, die überhaupt ſchon oft von ſehr erſprießlichen Folgen geweſen iſt, meine Lebensgeiſter etwas beruhigt, als mir Wagnitzens Geſpenſter, und alle natürliche Auflöſungen ähnlicher Erſcheinungen aus dem alten, güten Götze einfielen, und ich, ſchon dran denkend, wie gut ſich auch mein Beitrag dazu ausnehmen würde, wieder vorwärts zur Entlarvung des Ungeheuers ſchritt. Und ſiehe da, beim erſten Strahl der Blendlaterne, den ich, die Sonne der Wahrheit nachahmend, auf dieſe Täuſchung fallen ließ, entdeckte ich, daß das Geſpenſt ein großer, hoch an einem Schranke zum Trocknen aufgehangener Pudermantel ſei, in deſſen Aermeln man, um den Prozeß des Trocknens zu befördern, ein paar Stöckchen angebracht, und ſie dadurch ausgebreitet hatte. Der Wind zog zum Fenſter herein, und klapperte damit an den Schrank. Unten hingen ein paar lange weiße Beinkleider, und oben auf dem Schranke ſtand, von einer Maskerade her, ein ſolcher Thierkopf, wie ich ihn wirklich geſehen hatte, der aber ruhig auf ſeinem Staubplätzchen, als abgeſetzter Maskenſchrecken, ſich verhielt.

In der Speiſekammer, durch die ich nun ſtrich, drohte mir keine Gefahr, außer daß es ungemein nach Käſe roch, und ich mich ſchier fürchtete, Spuren meiner mühſamen Wanderung mit vor Liebchens Naſe zu bringen. Ach! ich ahnete da nicht, daß ich noch durch das Bad der Reinigung gehen ſollte, ehe ich vor dieſem allerliebſten Mädchen erſchien.

Cäcilie mußte gleich bei der Auswahl ihres Geliebten darauf geſehen haben, daß er nicht zu dick, ſondern von ziemlich zierlichem Wuchſe ſei. Faſt traute ich ihr daher noch mehr, als lavateriſche Kenntniſſe zu, da ſie von meinem übrigen Menſchen gar nichts, ſondern nur Kopf und Hals von mir erblickt, und doch ſo genau daraus geſchloſſen hatte, daß ich ein ſchlankgewachſener Jüngling ſeyn müſſe. Oder ſie wußte die Durchmeſſer des angezeigten Fenſterleins nach Länge und Breite nicht. Hätte ich im Dunkel nicht geglaubt, es ſei größer, als es war, ſo hätte ich mich kaum entſchloſſen, den Durchgang zu forciren. Da ich aber einmal darin ſteckte, mußte ich mich doch katzenartig vollends durchzwängen mit Gefahr einige Kleidungsſtücke dabei im Stiche zu laſſen. Ich

Ich dachte dabei an das Nadelöhr, durch das die Gläubigen eingehen müſſen, und tröſtete mich, daß ich hier doch noch einen etwas weitern Spielraum habe, um zu der erwarteten Herrlichkeit zu gelangen.

Glücklich war ich hindurch, der Duft der Blumen wehte mir in der kühlen Nacht lieblich entgegen, ich nahm mir aber nicht die Zeit, welche zu pflücken, da ich Liebchen den Strauß meiner Abenteuer mit weit mehr Ehre zu Füßen zu legen dachte, und eilte ſo an den Rand dieſer Terraſſe, um das bewußte Waſſerfaß zu finden, das mir anfangs im Gedichte nur des Reims wegen da zu ſeyn ſchien, deſſen Wirklichkeit ich aber bald entdeckte. Es ſtand glücklicherweiſe da, wo die Mauer, die bis zum nächſten Läſtriko hinaufging, am niedrigſten war, diente, nach Landesſitte dazu, die auf den Terraſſen gebleichte Wäſche mit ſeinem Inhalte zu beſprengen, und ich hoffte, mit Hülfe der Liebe auch dieſe Gefahr zu beſiegen. Ein Deckel war darüber gebreitet, und, auf ihm fußend, war es leicht möglich, ſich zur Höhe der Mauer zu ſchwingen. Ich beſtieg ihn wohlgemuth. Schon ſtand ich darauf, ſtreckte die Arme nach der Zinne auf, um mich oben zum Schwunge feſtzuhalten, als der Treuloſe, ja das Galgenholz des Deckels brach,

Und ich mit der Liebes-Glut,
Mit der Hoffnung ſüßer Luſt
In der heiß entbrannten Bruſt,
Stürzte in die kalte Flut.

Toſend und ſchäumend ſchlug ſie herauf, aber die Wellen begruben mich nicht; denn die Liebe beſchützte mich, das heißt, ich behielt den Kopf über dem Faſſe.

Da man nun, wenn man den Kopf nur nicht verliert, bekanntermaßen noch nicht Alles verloren hat, ſo rang auch ich hier, wie einſt Odyſſeus und ſpäterhin Camoens, mit den ſchäumenden Wogen, hielt mich mit Händen und Füßen an, und kam umgekehrterweiſe glücklich über Bord ins Trockne, ſo wie man ſonſt gewöhnlich über Bord in's Naſſe geräth. Zeit war aber nicht zu verlieren. Ich konnte mich bloß, wie ein kunſtfertiger Pudel, ſchütteln, und hoffen, daß die Flamme der Liebe von innen und außen mich zu ſeiner Zeit ſchon wieder abtrocknen werde. Denn Eile ſchien um ſo nöthiger, da es mir vorkam, als ob ich ein Geräuſch in der katzenbewachten Küche höre, und ich hier, bei meinem unfreiwilligen Bade, leicht entdeckt werden konnte. Klüger machte ich es aber nun beim zweiten Verſuche, ſtieg ſäuberlich auf den Rand des Faſſes, blickte noch einmal verwünſchend auf die Trümmer des Deckels hinab, und ſchwang mich dann glücklich zur zweiten Terraſſe hinauf.

Das ſchwerſte ſchien mir nun noch übrig; denn ich verſtand die Romanzenſtelle mit dem Eiſenſtabe gar nicht recht. Nun, die Okularinſpektion oder Augenbeſichtigung, dachte ich mit juriſtiſcher Reminiſcenz, wird dich ſchon am beſten unterrichten, und ging getroſt nach der linken Hand zu. Ich fand richtig ein kleines Dach, etwas ſeltnes in dieſer Gegend, auf dem man ohne Gefahr herabgleiten konnte; aber war dort, wo es endete ein Abgrund, oder führte es zu einer mindern Höhe? Bei der Bauart der Häuſer in Neapel das letztre hoffend, und vertrauend auf Liebchens Worte, die doch ſo gewaltige Sprünge mir nicht würde zugemuthet haben, gleite ich muthig auf dem Dächlein vor, und finde an deſſen Ende, daß unter ihm nur ein niedrer Stock mit Fenſtern iſt, die wieder auf eine andre Terraſſe gehn. Doch war der Sprung herab ſehr gefährlich. Aber ſiehe da, der Eiſenſtab zeigt ſich glücklich. Es mochten nämlich ſonſt an dem einen Fenſter Jalouſieen ſich befunden haben, welche auf der Seite mit einem eiſernen Stabe befeſtigt geweſen waren. Der Zahn der Zeit hatte nicht die hölzernen, wohl aber den vom Vulkan geſchmiedeten, verſchont, und ſo bot er, ſtatt vorher der Eiferſucht gedient zu haben, jetzt ein Mittel gegen ſie an die Hand. Ich ergriff muthig die obere Hälfte, und ſchlüpfte daran herab.

Bald aber hätte auch hier noch der Verrath gelauert; denn aus dem Fenſter, an dem es ſo herabging, ſtrahlte noch ein mattes Licht, und das Geräuſch, das ich doch machen mußte, konnte leicht die Inwohner der Kammer, zu der das Fenſter gehörte, aufmerkſam machen. Es war, wie ich unterwegs, und bei einem kleinen Halt am Ende, erblickte, ein Schauſpieler eines der kleinern Theater in Neapel, der eben noch ſeine Heldenrolle zu der morgenden Haupt- und Staats-Aktion einlernen mußte. Denn er lief mit wilden Schritten in der kleinen Stube umher, ein Papier in der Hand haltend, und rufte eben, als er ſich dem Fenſter nahte, mit Pathos aus: Erſcheine mir, Geiſt des Ermordeten, und beflügle meine Rache! Damit er nun nicht etwa in meinem Kopfe, der auf ganz ungewohntem Wege in ſein Stübchen ſah, dieſen Geiſt erblicken, und auf irgend eine Art in ſeine dramatiſche Begeiſterung ziehen möchte, ließ ich die Stange los, zog das Haupt zurück, und ſtand, ohne einen Sprung zu thun, auf der Platteforme.

Immer näher dem Glücke wuchs mir der Muth immer mehr. Ich eilte zum letzten Stelgepunkte, und ſiehe da, ich fand, von Liebchens Hand bereitet und herabgelaſſen, die ſchönſte

Strickleiter, die je ein Verliebter beſtiegen hatte, ſah mit Entzücken, wie ſie oben ſtand, die Himmliſche, und meiner wartete, und mir ſchon ein ſeliges Willkommen entgegen flötete. Die Leiter war erſtiegen, und

Wer durch Nacht und Sturm und Graus,
Ueber Felſen, Mauern, Wogen,
In des Liebchens Arm geflogen,
Male ſich die Scene aus.

Male ſich des Dankes Gruß,
Das entzückende Umfangen,
Dieſe Wonneglut der Wangen,
Und des Wiederſehens Kuß.

Und wer ſich's nicht malen kann
Aus vergangenen Minuten,
Oder in der Hoffnung Gluten,
Weh' dem armen, armen Mann!

Schon wähnte ich mich am Ziele! Zwei wunderſchöne Arme umſchlangen mich, und da ich glaubte, hier ein vollkommnes Recht dazu zu haben, ſo umſchlang ich recht herzlich wieder. Das war nun ganz herrlich, und der Mond ſelbſt verbarg ſeinen Neid hinter einer Wolke. Als ich aber im Entzücken meines Herzens auch meine Sprachorgane wirken, und ſie ein paar Liebesworte liſpeln ließ, und der Mond in dieſem Augenblicke ſich anders beſonnen hatte, und wieder mit einem recht herzhaften Strahle mir gerade in's Geſicht leuchtete, da war die ganze Zauberwelt, wie mit einem Schlage, zertrümmert. Laut ſchrie Cäcilie auf, als ſie mir in's Geſicht blickte und meine Stimme hörte, ſtieß mich von ſich, und wollte fliehn, wozu ihr jedoch die Kräfte mangelten, indem ſie in die Knie ſank, und die Hände zum Himmel ſtreckte. Ich aber ſtand dabei wie ein naſſer Pudel im eigentlichſten Sinne des Worts, und wollte eben eine Erklärung mir erbitten, als dieſe die Strickleiter heraufzukommen ſchien. Eine Geſtalt, ohngefähr wie die meinige, ſchwang ſich nämlich auf den Laſtriko, erblickte nur Cäcilien, ſtürzte auf ſie zu, zu ihr nieder, umſchlang ſie, rief ihr liebend zu, und blickte erſt auf mich, als

Cäcilie mit leiſer Stimme: rette mich! liſpelte. Da riß er ſie mit empor, hielt ſie feſt in ſeinem linken Arm, zog den Degen, den er an der Seite hatte, und drang mit dem Geſchrei: Verräther, hier gilt es dein Leben! auf mich ein. Ich wußte mir im Augenblicke nicht anders zu helfen, als daß ich einen Schritt zurücktrat, nach der Piſtole griff, ſie ihm vorhielt, und ihm zurief: zurück, oder es koſtet das deine! Denn ob ich ſchon gar keine Luſt hatte, es ihm zu nehmen, und überhaupt nichts weniger als blutdürſtig bin, ſo war es mir doch höchſt unangenehm, hier für meine gute Abſicht ein wenig durch und durch gebohrt zu werden. Meinen Gegner aber verblendete Liebe und Wuth; er drang ſchärfer auf mich zu, ich konnte mich mit nichts vertheidigen, als mit der Piſtole, die ich vorhielt, und damit parirte. Aber ein unglücklicher Zufall wollte, daß, als er mit dem Degen darnach hieb, das Schloß abſchnappte, die Piſtole losging, und Cäcilie mit einem lauten Geſchrei des Schmerzes neben ihm zuſammenſank.

Der Fremde ließ ſofort auch ſein Mordgewehr fallen, und umſchlang Cäcilien im Hinſinken; dann beugte er ſich über ſie hin, als wolle er ihren letzten Lebensodem noch mit ſeinen Lippen einſaugen, ich aber ſtand abermals als ein müſſiger, aber in tiefſter Seele vernichteter Zuſchauer daneben. Eine fürchterliche Pauſe!

Es blieb aber nicht lange ſo. Der Schuß hatte rings umher den größten Theil der Bewohner erweckt, am plötzlichſten natürlich die des Hauſes ſelbſt, auf deſſen Zinne er fiel. Und mit Zetergeſchrei ſtürzte die alte Zofe Cäciliens herbei und auf ihre Gebieterin zu, um das Kleeblatt durch ein freilich ſehr verwelktes Blättchen voll zu machen. Ihr nach kam nun, mit einem Betttuche um ſeine Lenden gegürtet, ein langer hagrer Mann, das Nachtlämpchen in der Hand haltend. Ihm folgte ein dicker Bedienter, der doch wenigſtens ſeinen Livreerock angezogen, alles andre aber vergeſſen hatte; er trug eine Fackel in der Hand, und bemühte ſich, ſie am Nachtlämpchen ſeines Herrn anzuzünden. Bald darauf erſchienen auch noch einige Jungen und Weiber, die in das Geſchrei der Zofe mit einſtimmten. Auch auf den benachbarten Laſtriko's ward es lebendig. Der tragiſche Schauſpieler hielt ſein Licht zum Fenſter heraus, um die Scene zu beleuchten, und die Alte, an die früherhin meine Liebeserklärung zur Ungebühr eingelaufen war, ſchrie aus Leibeskräften, ihr zu ſagen, was es gebe.

Die Fackel war endlich nach vieler Mühe entzündet, der Mond trat leuchtend hervor, und Cäcilie ſchlug die himmliſchen Augen wieder auf, ſo daß der laute freudige Ausruf: ſie lebt! den Lippen des Fremden entſtrömte. Sie ſtand auf, immer noch feſt den Geliebten umſchlingend, verwundert über die Geſtalten, die ſich um ſie verſammelt hatten, aber ohne Verlegenheit. Auch meine Geſtalt kam nun in's Licht, und alles ſtürzte mit dem Ausrufe: das iſt er, oder: wer iſt das? auf mich zu. Ich aber erkannte nun zu meinem Erſtaunen in dem langen hagern, ſonderbar koſtümirten Herrn, der allerdings ſelbſt in einiger Verlegenheit ſchien, ob er auf Cäcilien, den Mann, den ſie umſchlungen hielt, oder den dritten, der etwas beſtürzt da ſtand, hineinwettern ſollte, einen alten guten Bekannten, einen deutſchen Kaufmann, an den ich in Neapel empfohlen war, nachdem ich ſchon vor mehreren Jahren in Deutſchland viel mit ihm zuſammen geweſen war. Ein Stein fiel mir vom Herzen, und hocherfreut, hier doch nicht ganz verlaſſen zu ſeyn, rief ich ihm auf deutſch zu: Halt, halt! Seh' Er doch, Hager! wen Er vor ſich hat! Er erkannte auch mich, wußte wohl, daß ich nicht Stehlens halber mich in der Nacht auf den Dächern herumtreiben würde, und beſchwichtigte die Uebrigen.

Nun aber ſollte die peinliche Frage an meinen Nebenbuhler kommen. Mein Freund Hager beleuchtete auch dieſen näher, erkannte ihn alſobald, und rief ihm ziemlich freundlich zu: Sie ſind's? Graf Sallnes! ich habe gute Neuigkeiten für Sie. Ich aber bat den Inquiſitor, er möchte doch nicht alles hier unter freiem Himmel, wo es mir gar nicht mehr recht gefallen wolle, ſondern in ſeinem Zimmer, wohin wir ihm folgen würden, zu ſchlichten ſuchen, und ſich auch unterdeß in ein paſſenderes Richterkoſtüm werfen. Er machte auch gleich Anſtalt, uns fortzugeleiten. Cäcilien aber nahete ich mich bittend, und voll Schmerz. Und ein Schrotkörnchen hatte bloß die Haut an dem brennenden Auge geſtreift, ein paar Blutströpfchen waren nur auf die Lilienhaut und das Inkarnat der Wangen gefloſſen, und der Schrekken hatte alles gethan, nicht die Verwundung.

So zogen wir denn vom Laſtriko hinweg, die Treppe herab, in Herrn Hagers beſtes Zimmer. Während dieſer fortging, um ſich nur etwas anzukleiden, löſte mir Cäcilie meine Räthſel. Ich hatte mich mit poetiſcher Erfindungsfertigkeit und unter dem Spiele der mich verführenden Zufälle getäuſcht. Die Reizende hatte mich auf meiner Zinne zwiſchen den beiden Feuereſſen gar nicht bemerkt, oder wenn ſie auch einmal einen Kopf dort hatte hervorragen ſehen, ihn für einen ganz gewöhnlichen Handwerkerkopf, durchaus aber nicht für den eines reiſenden Liebhabers der ſchönen Wiſſenſchaften, und ihrer ſelbſt, gehalten. Unter mir aber, jedoch ungeſehn von mir, und in einem andern Hauſe, auf deſſen Zinne jedoch meine Wohnung führte, wohnte der geliebte Gegenſtand; ihm galten die Blicke, Seufzer, Geſänge und Küſſe. Ihm hatte ſie durch die Lehr-Romanze den Weg gezeigt; er war ihn auch gewandelt, nur ein paar Minuten ſpäter, als ich, und ihn hatte Cäcilie in mir zu empfangen geglaubt. Was aber meinen und Cäciliens Irrthum vollendet hatte, war die Aehnlichkeit von meiner und des Grafen Hand gewesen. Auch er hatte oft Liedchen hinüberſpedirt auf Windesfittigen vor Cäciliens Füße, und dieſe hatte, als ſie das meine fand und den Grafen nicht am Fenſter ſah, beſtimmt geglaubt, er ſei es geweſen, der es in ihrer Abweſenheit herüber geſendet habe. Deshalb hätte ſie auch, nachdem ſie jenes Lied geleſen, nicht herübergeblickt, weil der Graf eben nicht am Fenſter war, meine ſüße Hoffnung hatte ſich aber das ganz anders ausgelegt. Kurz, ich war nicht der Begünſtigte, das erfuhr ich nun aus allem, und als ich mich eben noch über einige Nebenumſtände erkundigen wollte, trat Freund Hager im eleganten Koſtüm wieder ein, und übergab Salines einen Brief, den er dieſen Abend für ihn erhalten und morgen früh hatte abgeben wollen.

Als aber Salines den Brief geleſen hatte, war er ganz außer ſich vor Freude, und umarmte und küßte uns alle der Reihe nach, am allermeiſten natürlich Cäcilien. Nachdem nun der Freudentaumel ein wenig vorbei war, bat ich recht ſehr, mir doch einigen Aufſchluß über den Zuſammenhang der Sache zu geben, den ich durch meine Wanderungen und Leiden wohl verdient zu haben glaubte, und obſchon alle drei meiſt zuſammen ſprachen, ſo entfaltete ſich mir doch daraus ohngefähr folgendes:

Cäcilie hatte früh ihre Mutter verloren. Sie lebte mit ihrem Vater, dem Comte Calucci auf einem Landgute bei Salerno. Ihre Hand war ſchon in der Wiege nach Familiengeſetzen einem Grafen Calucci, dem letzten Abkömmling einer Nebenlinie, beſtimmt. Sie hatte ihn nie geſehen. Wohl aber erblickte ſie, als ſie in die Roſen des funfzehnten Jahres trat, den Conte Salines, der auf einer Reiſe nach Päſtum durch Salerno ging. Sie liebten ſich beide. Salines ging mehr als funfzigmal nach den Roſen von Päſtum, aber eigentlich nach denen von Salerno, wo er Wochenlang verweilte. Endlich konnte das Verhältniß dem Vater nicht länger verborgen bleiben. Salines gefiel ihm; denn er vereinte alle Eigenſchaften eines guten Schwiegerſohns; aber Familienverhältniſſe ließen ſich nicht ändern. Er ſagte ihm dieß. Doch den Liebenden waren es nur Worte. Als jedoch Cäciliens Vater ſeine Tochter nun verbergen mußte vor den Augen des Geliebten, da verſuchte dieſer eine Entführung. Sie mißlang, und die Familie Calucci drang darauf, daß ſich Salines aus dem neapolitaniſchen Gebiete entfernen mußte. Cäcilie war troſtlos. Aber Salines floh nur dem wahren Namen nach; unter geborgtem wußte er ſich immer in ihrer Nähe aufzuhalten, und zuweilen Zeichen ſeines Lebens und ſeiner Liebe zu geben. Da mußte

Cäciliens Vater in Geſchäften eine Reiſe nach Paris machen. In Salerno wüthete ein Fieber. Aus doppelten Urſachen konnte er ſie alſo dort nicht allein laſſen. Die Damen ſeiner Bekanntſchaft rund umher gefielen ihm aber alle als Bewahrerinnen ſeiner Tochter nicht. Er bat daher ſeinen Banquier in Neapel, meinen Freund Hager, Cäcilien, nebſt ihrer alten Aufſeherin und Zofe, bei ſich aufzunehmen, bis er zurückkehre, und ſorgfältig ſie vor allem fremden Einfluſſe zu bewahren. Hager verſprach es, und glaubte es nicht beſſer halten zu können, als wenn er ihr allen Austritt aus ſeinem Hauſe wie ein unfreundlicher Vormund verweigerte. Von ihren frühern Verhältniſſen wußte er nichts.

Ein Glück für Salines. Denn auch dieſer hatte ſich in ſeinen Geldangelegenheiten an den ehrlichen Hager gewendet, und, da dieſer ganz unbefangen war und Salines ihm ein ganz andres Fabelchen, als Urſache ſeines Umherſtreiſens in und bei Neapel, unter ganz fremdem Namen vorerzählte, ſo ward es dem verſchlagenen Liebhaber nicht ſchwer, die Kunde von ihm herauszulocken, daß Cäcilie ſich in ſeinem Hauſe befinde. Weiter war aber auch nichts zu erlangen, ſo fein es der verſchlagene Italiener anfing. Da ward nun das Quartier unter mir, als das Abſteige- und Arbeitsſtübchen eines jungen Malers aus Rußland, gemiethet, und Salines zog verkappt und vermummt hinein, und ſchaute, wie ich, aber mit beſſerm Erfolge ſo lange auf die Plattforme von Hagers Wohnung, bis Cäcilie erſchien, bis die Liebenden ſich verſtändigen konnten, und bis Wind und Schall ihre Boten, und Blumen ihre Zeichen wurden. Manch kleines Abenteuer hatten ſie ſchon im Scherz und Ernſt mit Thränen und Lächeln ſo durchgeſpielt, und zuletzt noch Salines ſich geſtellt, als ſei er wirklich ein junger Künſtler, der hier Cäcilien zuerſt erblicke, wodurch denn auch ich in meinem Irrwahn immer mehr beſtärkt ward, bis Cäcilie, mit einer nur liebenden Neapolitanerinnen eignen Kunſt, die Gegend umher durch die erfahrne Zofe ausgekundſchaftet, und den Plan entworfen hatte, wie Salines und ſie ſich endlich wieder näher ſehen konnten.

Cäciliens Vater hatte indeß in Paris den ihr beſtimmten Gemahl getroffen, und es doppelt bedauert, daß ſeine Tochter einſt mit dieſem erbärmlichen Menſchen verbunden werden ſollte, als ihm bald darauf die Nachricht mitgetheilt ward, der Elende ſei an einem ſchlechten Orte in Händel verwickelt und halb betrunken durch einen Stich in den Unterleib getödtet worden. Eilends ſchrieb er an Hager, entdeckte ihm das frühere Verhältniß und dieſen letzten Vorfall, der Cäcilien ihre Freiheit wiedergebe, um ſie nur an den beſſern Geliebten wieder verlieren zu können, und bat Hager, deſſen ausgebreitete Bekanntſchaft er wußte, zu erforſchen, wo Salines ſei, und ihm dann ſofort den anliegenden Brief zuzuſenden, ſeiner Tochter aber von allem nicht eher etwas zu ſagen, bis Salines gefunden und ihr treu ſei, damit nicht eine getäuſchte Hoffnung ſie vollends ganz darnieder beuge. Es war ſchon ſpät Abends geweſen, als Calucci's Brief angekommen war, und Hager hatte die Inlage am andern Morgen Salines, deſſen Aufenthalt er recht gut kannte, und deſſen Gewandtheit er nun halb ärgerlich belachen mußte, zuſchicken wollen, als er unvermutheterweiſe ihn heut Abend auf ſeinem Laſtrike angetroffen, und recht deutlich dabei bemerkt hatte, daß der gute alte Calucci gar nicht Urſache habe, zu befürchten, daß Salines allzukalt gegen Cäcilien geworden ſei.

Cäciliens und Salines Wonne war gränzenlos, und obſchon anfangs ein kleiner Neid ſich in die Gefühle miſchen wollte, mit denen ich die beiden Glücklichen betrachtete, ſo ſchämte ich mich doch bald dieſer häßlichen Empfindung, beſonders da beide mir mit Hand und Mund ewig dauernde Freundſchaft verſicherten, überlegte mir, daß dieß Abenteuer, in das ich ſo wunderbar verflochten war, gar keinen beſſern Ausgang für mich hätte nehmen können, weil der Graf Calucci doch gewiß dem armen deutſchen Dichter noch weit weniger die Hand ſeiner ſchönen Tochter würde gegeben haben, als dem reichen neapolitaniſchen Grafen Salines, dem er ſie früher ſchon abſchlug, fand zum Troſte, daß es doch in Deutſchland bei M . . . noch eben ſo ſchöne Augen, und bei F . . eine eben ſo zarte Haut, und bei A... einen gleichen Grazienwuchs, und bei S... einen noch ſüßeren Mund, und bei H... faſt eben ſo rabenſchwarze Haare gebe, und als nun vollends Freund Hager eine Flaſche der älteſten Thränen Chriſti brachte, da ward ich vollends ganz überzeugt, daß meine Wehmuths-Thränen, die ich bei dieſem Verluſte noch vergießen könnte, bei weitem nicht dieſelbe angenehme Wirkung, weder auf mich, noch auf andre, hervorbringen könnten, überließ die Liebenden bis zum frühen Morgen ihrem traulichen Koſen, ſetzte mich mit dem Landsmanne Hager in eine andre Ecke des Zimmers, entſiegelte die Flaſche, und ſang, als das erſte Glas feurig und ſüß, wie Nektar, über die Zunge geſtrömt war:

Herrliches Land!
Wo ſich die Reben
Winden aus Schlacken,
Feurigen Urſprung
Kündend in Trauben,
Daß ſich die Gluten
Lieblich und ſtärkend
Einen dem Leben,
Trinkſt du den Wein.

Herrliches Land!
Strahlende Augen,
Nächtliche Haare,
Himmels Geſtalten,
Glühende Liebe,
Alles vergeſſend
Um den Geliebten,
Beut dir die Schöne,
Liebſt du ſie treu.

Herrliches Land!
Wer in dir weilet,
Kann dich nicht laſſen;
Wer dich geſehen,
Preiſet dich immer;
Wer dich nicht ſchaute,
Schmachtet voll Sehnſucht.
Herrliches Wälſchland,
Eden biſt du!

VI.

Minnefahrt und Frauenlob,

in ſieben Romanzen.

Von

F. Krug von Nidda.

Frage.

Sagt an, Kumpane,
Von Amors Fahne:
Wer iſt dieß hohe,
Verklärte Weib?

So ſchweigſam ſinnig,
So zart, ſo minnig;
Von Blick ſo edel,
Wie Fürſtenfrau'n? —

„Sie kam zu Pferde
Von böhm'ſcher Erde;
Wuchs und Geſtaltung
Heſperiſch ſchön.

„Die Blumenwangen
Von Flor verhangen,
Des Haars Geringel
Wie Ebenholz.

„Still und beſcheiden,
Geräuſch zu meiden,
Trat ſie vom Stegreif
Still in's Gemach.

„Doch wollt Ihr's wagen,
Ihr anzutragen
Herztraute Minne,
Mögt Ihr's wohl thun!

„Denn ſelten zürnen
So holde Dirnen
Wehrhafter Degen
Begegnungsgruß!“

Antrag.

Wollt Ihr nicht, verehrte Dame,
Abendluft mit mir genießen?
Silber ruht auf Wald und Wieſen,
Und die Winde weh'n ſo lind!

Was verſchließt Ihr Euch ſo neidiſch
Hinter finſtern Kloſtermauern? —
Mögen Andre lieblos trauern,
Schönheit darf nicht müſſig geh'n!

„Welch Benehmen, kühner Fremder?
Hoch erſtaun' ich, Euch zu ſchauen!
Nachtluft ſchadet zücht'gen Frauen,
Fern dem ſchirmenden Gemahl!“

O, vergeßt ihn, der erkaltet
Euerm Himmel ſich entzogen!
Schönſte Frau, ſeid mir gewogen,
Und verſchmäht nicht meinen Kuß!

„Raſender, welch ein Begehren!
Seid Ihr krank, ſeid Ihr von Sinnen?
Kommen, ſehen — ſeh'n und minnen?
Ehrt in mir die zarte Pflicht!

„Morgen kehrt beſonnen wieder,
Und ich dürft' Euch dann belehren,
Ob Ihr wohl thut, mich zu ſtören
So unheimlich bei der Nacht!“

Und der Ritter, wie geblendet,
Schamerröthet bis zum Herzen,
Kehrte heim mit Liebesſchmerzen,
Wie voll Sinnlichkeit er kam.

Erkennung.

Kaum erſchloſſen ſich des Tages Roſen,
Ueberwältigend des Dunkels Grauen,
Stieg der Ritter, minniglich gerüſtet,
Auf zur Zelle der verkannten Frauen;
Außen kalt, wie Marmelſtein am Grabe,
Innen lichterloh, wie Eros Pfeile,
Schlüpft' er ein mit liebesbanger Eile
Und begann nach züchtigem Verneigen:

Geſtern zwar, o Schönſte ſonder Gleichen!
Trat ich ein als ungeſchlachter Degen,
Zarte Minne kecklich zu erregen —
Doch erſchaut mich heut' in beſſerm Zeichen
Frevelledig, voll von bittrer Reue!

Jener ſprachs — und ſie in hoher Weihe
Hub empor vom ſeidnen Dunenkiſſen
Ihres zarten Leibes duft'ge Blüthe:
„Ritter, welch ein Wunder — laßt mich's wiſſen! —
Gab ſo plötzlich Euern Sinnen Friede?“ —
Sprach's und löſte mit verhaltnen Schmerzen,
Von der linken Bruſt, vom hohen Herzen,
Flugs ein Büchlein, es dem Fremden reichend.

Dieſer ſtaunend, doch ſich leicht verbeugend,
Uebernahm die goldnen Sittenlehren
Aus der Lil'jenhand der Wunderhehren; —
Ach, was war darinnen nicht zu ſchauen
Zu der Dame Ruhm und hohen Ehren?

Troubadours und ritterliche Wehren
Rangen oft, die Schönſte zu beſiegen;
Doch von Allen rühmte ſich nicht Einer,
Ihres Herzens Ford'rungen zu gnügen.
Klanglos waren Alle abgezogen,
Doch beim Heimzug nach entfernten Landen
Hatt' ein Jeder ſchriftlich eingeſtanden,
Beides, ſeine Schmach und Herzensſchaden.

Ach, mit gleichem Mißgeſchick beladen,
Gab der Degen der belobten Dame
Ihren herben Buſenſchatz zurücke;
Doch am Boden ſuchten ſeine Blicke
Edeln Trotz in ſolchem Liebesgrame.

Da erhub den Himmelsblick die Dame,
Wahrlich wunderhold und übergnädig:
„Ritter! lernt mich kennen, und entſcheidet,
Ob dieß Herz, von hoher Minne ledig,
Nur in frevle Eitelkeit verloren,
Sich an herben Männerthränen weidet —
Oder ſelbſt im Innern Weh erleidet
Wenn es äußerlich mit Ruhe täuſcht!“

Sturm.

Tag' und Monden ſchieden
Still dem Ritter hin,
Lang in ſicherm Frieden
Wiegte ſich ſein Sinn;
Stieg er ſittlich höher,
Trat ihm kindlich näher
Seine Siegerin.

Doch je mehr die Stunde
Der Entſcheidung kam,
Füllte ſich die Wunde
Seiner Bruſt mit Gram;
„Mußt' es ihm geſchehen,
Muthlos zu vergehen
Unter Lieb' und Scham?

Sah er doch noch nimmer
Hinter ehr'nem Schild,
In der Jugend Schimmer
Solch ein Frauenbild!
Soll er nie es wagen,
Minn' ihr anzutragen,
Die ſein Herz erfüllt? —

Schnell ſich zu entbinden
Ihm ſo fremder Schmach,
Glüht' auf Höh'n und Gründen
Kaum der nächſte Tag;
Als der kühne Degen,
Minnig und verwegen,
Zu der Schönſten ſprach:

Morgen, Dame, werd' ich ſcheiden!
Frühe, vor dem Hahnenſchrei,
Meid' ich Eure Siedelei —
Meiner Augen Luſt und Leiden!
Doch tragt Ihr ein Herz im Herzen,
Ehrt Ihr irgend meine Schmerzen,
O ſo ſeid nur heute mein!

„Lieber! warum dieſe Pein,
Dieſe Prüfung Eurer Treuen? —
Ewig würdet Ihr's bereuen,
Frevler Minne mich zu weih'n!
Mögt Ihr nie von mir begehren,
Was mir Zucht und Ehre wehren!

„Doch dieß Gold von meiner Linken
Laßt an Euerm Panzer glüh'n;
Wenn der Jugend Roſen flieh'n
Euch Erinn'rung zuzuwinken!
Mög' in dieſes Reiſes Schlangen
Minn' und Tugend ſich umfangen!“

Mit umwölkten Brauen
Nimmt dieß Pfand er an;
Ohne umzuſchauen
Sucht er ferne Bahn;
Erſt, wo die Sudeten
Ihre Firſten röthen
Hält er ſinnend an.

Klippen.

Die Sonne zu grüßen
Von Felſenaltären,
Zum Scheitel des Rieſen
Der Raſtloſe dringt,
Als leiſ' eine Stimme
Aus felſiger Krümme
Des Thalwalds erklingt:

„Auf Bergen thront Wahrheit
Und ewiger Friede;
Hier ſchweigt in der Klarheit
Des Hoffens der Schmerz!
Ob Welten zerſtäuben,
Die Liebe wird bleiben,
Zerfällt auch das Herz!“

Und ſpäter am Falle
Des brauſenden Zacken,
In ſchauriger Halle
Der ſtürmiſchen Nacht,
Ergreift ihn Verderben,
Zerſchmettert zu ſterben
In felſigtem Schacht.

Doch liebende Töne
Ereilen ihn rettend,
Maria die Schöne
Enthüllt ihr Geſicht:
„Verehre die Pfade
Der ewigen Gnade
Und läſtre ſie nicht!

„Sieh auf zu den Sternen!
Sie wandeln in Liebe
Durch trennende Fernen,
Weit nieder und auf;
Auch einſam verklären
Sie ewige Sphären
In ſtrahlendem Lauf!

„Dort werd' ich dir nahen,
In ſeligen Räumen
Dich kindlich umfahen
Mit liebender Bruſt!
Die ſonder Verſchulden
Hier tragen und dulden,
Krönt ewige Luſt!"

Und geiſtig im Scheine
Der mondlichen Roſe,
Durch Felſen und Haine
Zieht ſtill ſie ihm vor;
Doch eh' er ſie findet,
Ihr Bild ihm entſchwindet,
Wie Nebel im Moor.

Nun hält's ihn nicht länger
Im öden Gebirge;
Die Bruſt wird ihm enger
Von nächtlichem Graus;
Und ehe drei Sonnen
Den Aufgang gewonnen,
Erreicht er ihr Haus.

In magiſcher Helle,
Im Schlummergewande,
Die ſtürmiſche Welle
Des Buſens erhöht —
Umfängt er ſie glühend,
Die nimmer entfliehend
Ihm ſiegend entſteht.

Heimfahrt.

„O weh, welch feindliches Mißgeſchick
Führt Dich Verweg'nen heran!
Was heiſcht dieſer irre, zerſtörte Blick? —
Hab' ich Dir Leides gethan?

„Willſt Du mein Leben, ſo pflück es ab, —
Nur nimm den Himmel mir nicht!
Als rettenden Schild gegen Tod und Grab
Bewahrt' ich Tugend und Pflicht!

„Ich lieb' Dich mit ſüdlicher Minneglut,
Verließ auch flehend Dich ſchwer —
Ich rief Dir zurück den erloſchnen Muth,
Ich ward Dir Rüſtung und Wehr;

„Doch nimmer entſündigt ein heißes Herz
Der Sinne freveln Beſchluß? —
Im Becher der Freude ruht ew'ger Schmerz!
Entſagung wird ew'ger Genuß!“

Der Ritter erbebte — ſo hoch geſtellt
Erſchien ihm nimmer ein Weib!
Elyſiums Friede ihr Aug' erhellt,
Verklärung umſtrahlt ihren Leib.

Er ſank ihr zu Füßen in trunkner Haſt,
Geheilt von ſündigem Wahn —
Er hielt ihre Himmelsgeſtalt umfaßt —
Er ſah ſie voll Reugefühl an:

„Maria, Gebild aus des Ew'gen Hand,
Vergieb, ich prüfte Dich ſchwer!
Ich ſuchte die Tugend von Land zu Land,
Dich fand ich — nun ſuch' ich nicht mehr!

Warnung.

Die Ihr oft mit Zungenhieben
Frauentugenden geläſtert —
Kommt heran und lernet lieben,
Geiſtig, wie dieß Weib geliebt!

Wähnend, Thörichtes zu ſchaffen,
Trat ich ihr verräthriſch nahe;
Stündlich tauſcht' ich meine Waffen,
Nimmer ſie ihr edles Herz.

Ihren Blumenkelch zu brechen,
Rang ich Stärkerer vergebens,
Sie, ſich königlich zu rächen,
Lehrte mich ins Ew'ge ſchaun.

Hütet Euch, Ihr Liebesritter,
Frevelkühn in Frauenfehden,
Die Ihr hinter Schloß und Gitter
Jedes Mädchenherz erſpäht:

Ihr verſendet gift'ge Pfeile
Oft auf unſichtbare Schilde —
Hütet Euch, daß nicht in Eile
Eure Waffe wiederkehrt!

VII.

Einige Züge aus meinem Leben,

in Beziehung auf Novalis.

Von

Louiſe Brachmann.

Schon von mehreren Seiten bin ich aufgefordert worden, meinen Zeitgenoſſen etwas Näheres von jenem lichten Sterne mitzutheilen, der ſich ſo früh in Nacht verbarg, von dem edeln Novalis, da allerdings meine Familie der ſeinen durch innige Freundſchaft verbunden war, und ich von früher Kindheit an in ihm, dem hohen Jünglinge, einen aufmunternden Freund verehrte, den, der zuerſt meinen Eintritt in die künſtleriſche Laufbahn begünſtigte, in der er ſich ſchon ſchnell und ſiegend hervorgethan hatte. Ehrfurcht gegen ſeine edle Familie, die aus einer eigenthümlich ſtillen Würde jede Art öffentlichen Bekanntſeyns meidet, erlaubt mir auch jetzt keine ausführlichen Schilderungen aus ſeiner Geſchichte; nur einige Züge, die unmittelbar mit meinem individuellen Leben zuſammentreffen, ſind mir vergönnt hier aufzuſtellen; und dieſe Blätter ſcheinen mir mehr, als irgend etwas, geeignet, in einem vorzüglich der Kunſt und ihren Söhnen geweihten Kreiſe, einen verehrten Dichternamen mit Würde zu nennen.

Aus einem der älteſten Rittergeſchlechter unſers Vaterlands entſproſſen, (Friedrich von Hardenberg war ſein wirklicher Name, und von einem frühern, in Italien einheimiſchen Zweige ſeiner Familie ſein angenommener dichteriſcher Name: Novalis, entlehnt,) vereinte Novalis mit allen Vorzügen einer ausgezeichneten Erziehung eine gewiſſe geniale Anmuth in ſeinen Handlungen, und alle die gutmüthige, herzgewinnende Humanität, die ſeine ganze Familie charakteriſirte. Sein Vater, den ich mit Recht ein Ideal wahren männlichen Adels nennen möchte, war angebetet von den Unterthanen ſeiner Güter und von ſeiner zahlreichen Dienerſchaft, die Alle in ihm mehr den Vater, als den Herrn erkannten. Mit welcher Rührung denk' ich noch der frommen einfachen Andachtsübungen, in denen er oft die

Diener ſeines Hauſes mit ſeinen Kindern zugleich, in rangloſer, wahrhaft chriſtlicher Gemeinſchaft um ſich her verſammelte! Die Armen der umliegenden Gegend verehrten alle Glieder dieſes herrlichen Geſchlechts als ihre Wohlthäter; allein keines dieſer liebenswürdigen Geſchwiſter übertraf an Großmuth und an Herzensgüte den guten Novalis und eine ſeiner Schweſtern, in der ich noch immer eine unvergeßliche und unerſetzbare Jugendfreundin beweine, ſie, die der Gegenſtand faſt aller meiner, der Freundſchaft geweihten Gedichte iſt. Dieſe Beiden waren gleichſam als die vermittelnden Friedensengel bekannt, die bei irgend einem vorkommenden Vergehn der Untergebenen den Fehlenden mit ihrer Vorbitte vertraten.

Ich war Kind, als Novalis mit meinem Bruder *), deſſen vertrauter Freund er durch Verwandtſchaft des Gemüthes war, nach vollendeten Studien von der Akademie zurückkehrte.

---

*) Chriſtian Friedrich Brachmann, jetzt Acciſeinſpektor und ſehr geſchätzter Sachwalter in Dresden. A. d. H.

Er kam oft in unſer Haus; ſeine aufmunternde Freundlichkeit, die Aufmerkſamkeit und der Beifall, den er ſchon den früheſten meiner dichteriſchen Verſuche ſchenkte, trugen ſehr viel dazu bei, mein ſchüchternes Talent zu heben. Ich ſelbſt hätte nie gewagt, ihn je etwas davon ſehen zu laſſen, hätte nicht, ohne mein Wiſſen, die zärtlichſte der Freundinnen ihm etwas davon mitgetheilt. Er nahm es nun über ſich, meine und ſeiner aufblühenden Schweſter höhere äſthetiſche Bildung zu ordnen und zu leiten. Mit zarter Sorgfalt wählte er unſre Lektüre, da ihre und meine trefflichen Eltern, bei aller ihrer regen Liebe für die Kunſt, doch nicht ſo ausſchließend, wie er, allen ihren neueren Erſcheinungen folgen konnten. Eifrig nahmen wir Alles auf, was er uns gab, und gewiſſenhaft unterließen wir, das zu leſen, was er uns widerrieth; denn mit eben der Sorgfalt, mit der er uns alles das Höchſte und Vortrefflichſte aus dem Gebiet des Schönen mitzutheilen ſuchte, verwahrte er auch die Reinheit unſrer kindlichen Einbildungskraft vor dem leiſeſten befleckenden

Hauche, was meinen Gedichten vielleicht hin und wieder ſehr zum Vortheil gereicht hat, und ich ihm in dieſem Augenblicke noch mit innigſter Rührung danke. Unſre Eltern, und meine und ſeine übrigen Brüder vereinigten ſich mit ihm in dieſem ſchönen Streben für unſer Glück, und ſo verfloß uns die ſeligſte Kindheit im Schooße älterlicher und der zärtlichſten geſchwiſterlichen Liebe; denn eine jüngere Schweſter von mir, die nicht minder glühender Eifer für die Kunſt und ein bedeutendes Talent für Malerei beſeelte, und die mit gränzenloſer, ſich ſelbſt vergeſſender Zärtlichkeit an mir hing, vollendete den Kranz ſchönſter und liebendſter Verwandtſchaft, der meine erſte Lebenszeit umzog, aber ach! bald durch den Tod auf das ſchmerzlichſte zerriſſen werden ſollte. — Der Sturm iſt um ſo grauſenvoller, wenn er in Mitte eines ſonnenhellen Tags hervorbricht!

Novalis vergaß auch in der Entfernung, auch in der Zeit, wo er durch die Liebe der ſchönſten, anmuthvollſten Braut aufs innigſte beſeligt war, ſeine kleinen, äſthetiſchen Schülerinnen nicht, und unſre ſchweſterlichſte Theilnahme an ſeinem Glücke dankte ihm dafür.

Novalis war in dieſer Zeit öfter bei Schiller; ſeine Freundſchaft erwarb mir die Aufmerkſamkeit dieſes Heroen unſrer Dichterwelt; und ſchon in meinem dreizehnten Jahre erſchienen einige Stücke von mir in den letztern Zeitſchriften, die Schiller herausgab, bloß unter dem Namen Louiſe. Es ſei mir vergönnt, hier, als eine kleine Abſchweifung ein Gedicht zu wiederholen, wodurch es ihm vorzüglich gelang, mir Schillers Wohlwollen zu erwerben! Es ſcheint mir, ſeines Inhalts wegen, in der Harfe ganz an ſeiner Stelle zu ſtehen.

Die Gaben der Götter.

Glücklich, welche Cythere mit Wonne geſegnet, und denen
Here die große des Glücks ſchimmernde Gaben verliehn;

Denen der Donnerer Zeus mit Ehre die Schultern umkleidet;
Denen den glänzenden Kranz Ares der [illegible]ckliche wand;
Aber glücklicher der, dem in die fühlende Seele
Leto's herrlicher Sohn Muth und Begeiſterung goß!
Ihn erheben die Muſen hoch über die Leiden der Erde;
Sein iſt die ſchöne Natur, ſein der Unendlichkeit Reich.
Warſt du nicht glücklich, o du, Joniens göttlicher Sänger,
War gleich dein Auge des Tags lieblicher Klarheit beraubt?
Zwar der Reiz der Erde verſchwand dir, doch ſchufen die hohen
Muſen ein ſchöneres Land, lichtere Thäler um dich.
Oft verirrteſt du dich in Zaubergefilden der Töne,
Und vergaßeſt die Welt, welche dich nimmer vergißt.
Glücklich warſt du, o Sappho; obgleich unglückliche Liebe
Dich in den Wogen begrub, lebte dein Name nach dir.

Eure Gaben verſchwinden, Kronion und Here;
dein Lorbeer,
Waffen umleuchteter Gott, hat ſich in Blute gefärbt!
Wenn die Roſen der Jugend verwelken, dann flieht
auch der Liebe
Sonnenſchimmer, und nichts bleibt den Verlaßnen
zurück,
Auch vermag uns nicht Glück, nicht Reichthum
vom Tode zu retten;
Alle Sterbliche gehn nieder zur ſtygiſchen Flut;
Nur die Geliebten der Muſen betreten Elyſiums
Gefilde
Nie; ihr unſterblicher Geiſt fliegt zu den Göttern
empor!

Einige Zeit darauf beſtimmte ſich Novalis, die Rechtsgelehrſamkeit mit der Wiſſenſchaft des Bergbaues zu vertauſchen; und ob ſeine Schweſter und ich gleich dieſen ſchönen, kühnen Stand nicht minder intereſſant und edel, ja ſelbſt romantiſch, fanden, als er ſelbſt, ſo ſuchten wir doch zum Scherz ſeine lebhafte Vorliebe dafür zu bekriegen, und ſangen ihm einſt das ſolgende Lied, das mir durch den Schauer, mit dem die ſchnelle, verhängnißvolle Verwirklichung dieſes Scherzes erfüllt, einige Bedeutung zu erhalten ſcheint; denn nur zwei Jahre darauf konnten wir im Ernſt in den ſchönen berühmten Trauergeſang des Moſchos bei Bions Tode ſtimmen, wovon dieß Gedicht eine ſcherzende Parodie war. Ih dem darauf ſolgenden Sonett hab' ich geſucht, meine Gefühle bei dieſer Betrachtung auszudrücken.

Nänie auf Novalis.

Muſen beginnet den Trauergeſang! beginnt ihn, o Muſen!
Hin iſt Novalis, ach, Euer Geliebter iſt hin!
Nicht mehr wird er hinfort mit lieblichen Gaben Euch ehren,
Zarten Blüthenſtaub *) nicht mehr zum Opfer Euch ſtreu'n.

---

*) Benennung einer einzelnen Schrift von Novalis.

Auch nicht Kränze mehr winden ſo ſchöne von Glauben und Liebe, *)
Ahnungbegeiſtert das Bild zeigend beglückterer Zeit.

Muſen, beginnet den Trauergeſang! beginnt ihn, o Muſen!
Ach, in das öde Reich ſtieg er der Gnomen hinab,
Hauſet in ſtygiſchem Dunkel fortan, im felſigten Schachte,
Denket des heiligen Lichts, denket der Muſen nicht mehr!
Er, der ſchaute vordem ins Sonnenantlitz der Wahrheit,
Dem ſie auch ungeſucht freundlich entſchleiert erſchien,
Ach, der gräbt nun und ſpäht nach Gängen von reichem Gehalte,
Oft verdunkelt vom Dampf giftiger Wetter den Blick,
Er, der aus göttlichem Stoff einſt Funken des Lichtes uns lockte,
Schlägt nun aus ſteinigtem Erz Funken des edeln Metalls. —

---

*) Benennung einer einzelnen Schrift von Novalis.

Muſen, beginnet den Trauergeſang! beginnt ihn, o Muſen!
Ach beweinet mit mir, Götter und Nymphen, den Freund!
Vieles verlier' ich an ihm, und vieles verlieret ihr Muſen;
Eurem begeiſternden Ruf hat er verſchloſſen das Ohr!
Klaget, o klaget, ihr Wälder, mit mir! ihr Hügel und Ströme!
Allen ruf' ich es zu; höret und theilet mein Leid!
Ihr vor Allen, o klagt, ihr Söhne des Liedes! mit Flören
Hüllet die Leier, und reißt jammernd die Kränze vom Haar!
Nicht mehr höret er euch, der alſo euch liebte; der Klang nur,
Ach, des gediegnen Metalls dünket ihm jetzo Muſik!
Lächelnde Phantaſie, du winkſt ihm vergebens mit deinen
Schönſten Blüthen; nur welk ſcheinen die duftigen ihm.
Und wie ſollten ihn auch noch Blüthen ergötzen? den Gnomen

Dient er, und haßt ja, wie ſie, Blumen und Aether und Licht!
Stufen nur freuen ihn jetzt; Glück auf! ſo ruft er, zur Tiefe
Fahrend — o Jammer! er nennt Glück nun das ſchimmernde Nichts!!

Muſen beſchließet den Trauergeſang! beſchließt ihn, o Muſen!
Ach, und waret ihr je günſtig mir Armen und hold,
So erhöret mich jetzt, erhöret die flehende Bitte!
Alles gelinget, was ihr weihet mit himmliſcher Kraft.
Orpheus rührte ja einſt, der Thrazier, Felſen und Bäume,
Und mit der Töne Gewalt zog er im Tanze ſie fort;
Mehr noch, gab nicht ſelbſt, vom holden Geſange bezwungen,
Ihm die Gattin vom Styx, Perſephoneia zurück?
Muſen, o gießet dann auch in meine Leier den ſüßen
Zauber! daß lieblich ihr Klang dringe zum nächtlichen Reich!

Daß er die Stimme vielleicht, die wohl ihm bekannte, vernehme,
Und in der ſtarrenden Bruſt Sehnſucht des Lebens ſich regt.
O dann wär' ich beglückt! mit Thraziens Orpheus genennet
Würde mein Nam', und ſpät prieſe die Nachwelt mich noch. —
Novalis, höre mich denn! verſchaffe den herrlichen Ruhm mir!
Und, o mehr noch als das! bringe den Freund mir zurück!
Armer, was weilſt du auch unten ſo freundlos einſam? biſt du noch
Eben derſelbe, der einſt liebend das Weltall umſchlang?
Kehr', o kehre doch wieder! hier oben ja iſt's, wo der Muſen
Himmliſche Harmonie Alles in Liebe vereint.
Liebend harren auch Alle wir dein; o ſteige vom Dunkel,
Novalis, herrlicher Geiſt, ſteige von neuem an's Licht!

Sonett.

Verkehrt in Wahrheit ſich ſo ſchnell der Scherz?
Ich rief dich ſcherzend von des Orkus Strande,
Ach unbewußt, daß bald von jenem Lande
Dich rufen würde banger Sehnſucht Schmerz!

So brachſt du wirklich deiner Freunde Herz?
So früh, o theurer Novalis, entwandte
Dein Geiſt ſich unſrer Lieb' und Freundſchaft Bande?
In Wahrheit kehrte ſich der frevle Scherz!

Ach, nicht mehr tönt uns nun die heil'ge Leier,
Verloſchen iſt das ſchöne Dichterfeuer
In jenem Nebelmeer des kalten Nichts!

Doch nein, nicht zu dem freudenloſen Strande
Iſt er gegangen, nein, zum Vaterlande
Der ew'gen Töne und des ew'gen Lichts.

Das letzte der Gedichte, die ich auf dieſem Weihaltare edler Künſtlerfreundſchaft niederlege, war ein Denkmal der Dankbarkeit, das ich ſeinem theuern Andenken zu errichten wünſchte.

Der Führer.

Nieder von des Berges Höhen
Stieg ein Jüngling hoch und licht,
Mild und freundlich anzuſehen,
Wie ein Stern durch Wolken bricht.

Eine ſanfte Fackel glühte
Hoch in ſeiner rechten Hand;
Freier ward mir's im Gemüthe,
Als er lächelnd vor mir ſtand.

Willſt du, ſprach er, liebe Kleine,
Bis des Lebens Schatten fällt,
Mit mir wandeln bei dem Scheine
Sanften Lichtes durch die Welt?

Gern, o gern, du Hoher, Milder,
Rief ich, will ich mit dir geh'n!
Bringſt du ſchöne, roſ'ge Bilder
Mir von deines Himmels Höh'n?

Bilder aus beglücktern Sphären,
Sprach er, wirſt du ahnend ſeh'n.
Doch, ich will vorher dich lehren
Auch des *Lebens* Reiz verſteh'n.

Dieſe Fackel wird dir zeigen,
Wo der Born der Freude quillt,
Wo die Roſ' in duftgen Zweigen
Purpurn ihrer Knoſp' entſchwillt.

Deutlich wird vom Blattgeflüſter
Die Muſik der Geiſter weh'n,
Wird aus Hainen ſtill und düſter,
Und aus Bächen murmelnd geh'n.

Selbſt hinab in jene Tiefen,
In der Gnomen nächtlich Reich,
Steig' ich, wo die Geiſter ſchliefen
Unter Trümmern kalt und bleich;

Daß mein Ruf das Leben zünde,
Schlummernd in des Steines Nacht;
Daß ſich Kraft mit Kraft verbünde
In geheimer Wundernacht;

Daß die geiſt'gen Funken blitzen
Aus dem lebenden Metall,
Und von dunkeln Geiſterſitzen
Redet leiſ' den Wiederhall.

So im ew'gen Lebensoden
Hält die Erd' ein geiſtig Band,
Wo dein Fuß berührt den Boden,
Iſt der Liebe heil'ges Land!

Sprach's; und froh mit ihm zu gehen,
Zeigt' er mir die ſanfte Spur;
Lehrte mich den Sinn verſtehen
Dunkler, göttlicher Natur.

Und ich ſah in glüh'ndem Leben
Schwellend rings das All der Welt,
Von der Gottheit ſtill umgeben,
Und vom ſel'gen Licht erhellt.

Aber jetzt, bewegt und leiſe
Senkt' er ſeiner Fackel Brand:
„Freundin, von der Pilgerreiſe
Kehr' ich in mein Vaterland.

„Lebe wohl, und pfleg' im Innern
Treu der Wahrheit lichten Sinn,
Und mit ſeligem Erinnern
Gieb der heilgen Macht dich hin.

„Oft mit ſtiller frommer Liebe
Denkſt du meiner noch gewiß,
Doch, daß dir mein Nam' auch bliebe,
Wiß', ich heiße: Novalis.“ —

VIII.

Denkmale.

An
einen jungen Ehemann in Riga.

Königsberg, den $\frac{17}{28}$. Auguſt 1767.

(Reliquie von Herder.)

Ein Hochzeitlied iſt zu gemein,
Und unnütz der prophet'ſche Segen;
Der Dichter lieſt ihn oft allein,
Indem die Gäſte nur ihn untern Teller legen.
Ich liebe dieſen Heerweg nicht,
Auf dem die Reimregiſter wandeln,
Die Witz und Einfall im Gedicht
Für Schellenklang und ſeichten Scherz verhandeln,
Und die den Bräutigam, eh' Hymen ihm erlaubt,
Sein, durch das Hochzeitfeſt betäubtes Haupt,
An ſeiner Grazie gewölbte Bruſt zu ſchmiegen,
In ſehr unzeit'gen Schlummer wiegen.

Freund, meine Muſe iſt ein wenig mehr geſcheit;
Sie ließ die ganze Nacht Dir Zeit,
Dich aus dem Meer der Lüſternheit,
Kraft des erlangten Rechts, ſanft zu berauſchen,
Und will erſt heut', doch ohn' Verrath,
Wie in der Fabelwelt dem Mars die Sonne that,
Dich in der Gattin Arm belauſchen.
Eh' Hymen ſeinen Knoten ſchürzt,
Und ſchöne Theorie mit ſchöner Uebung würzt,
Will ein verliebtes Paar ſtets bis zur Sonne fliegen;
Doch Hymen hemmt den phaetont'ſchen Zug,
Er mildert dieſen Adlerflug,
Und ſpricht: ihr könnt mit Venus Tauben euch
begnügen.
Euch ſind jetzt auch von Hymens Hand
Der Venus Tauben vorgeſpannt;
Fahrt wohl mit dieſen ſanften Thieren!
Seid ihnen ähnlich zärtlich treu,
Und in der Luſt abwechſelnd und ſtets neu,
So wie's die Farben ſind, die ihren Hals umzieren,
Wenn ſie im Sonnenſchein ihn ſchnäbelnd rühren.
Leb' glücklich, zärtlich müdes Paar;
Kein Schatten nahender Gefahr

Mag deine Täubchen je verſcheuchen!
Der Liebreiz, der die Schöne ſchmückt,
Die, Freund, mit Dir von gleicher Glut entzückt,
Dich jetzt vertraulicher an ihren Buſen drückt,
Mag nie aus ihrem Aug' und Deinem Herzen weichen;
Und wird der ausgeflochtne Kranz
Gleich nach des Schickſals Schluß nie wieder ganz,
So wachſ' aus jedem Myrthenzweige
Ein Stamm, der Euer Glück in fruchtbar'n Blüthen zeige.

Im S—r Thale. 1)

(Reliquie von Hauswald.)

Einſames Thal, durch deſſen bunte Wieſen
Die Räder ſich in ſanften Krümmen kehrt.
Der Abelarde und der Heloiſen,
Der Lauren und Petrarche werth!

Wo die Natur ſo gern die Meiſterhände
Der Kunſt verträgt, die ſie beſcheiden ziert;
Und in Betrachtung großer Gegenſtände
Der Geiſt ſo ruhig ſich verliert;

Wie ward mir doch ſo oft in deinem Schooße
Die Welt ſo klein, der Stille Glück ſo lieb!
Wie Sternen einſt, wenn er Lorenzo's Doſe
Am Aufſchlag ſeines Kleides rieb.

Wie oft hab' ich für beſſ'rer Zukunft Wonne
Mein Herz in dir empfänglich ihr gemacht!
Wie oft im letzten Strahl der Abendſonne
Den Tod als ſanften Freund gedacht! —

Als Glück gedacht die letzte der Minuten,
Der unverzagt entgegen gehen darf,
Wen, in der blanken Rüſtung ſeines guten
Gewiſſens, nicht ſein Herz verwarf. —

Dir dank' ich ſcheidend manche ſanfte Freude! —
Nur heimlich dankt ſie dir mein Herz; — doch laut
Euch Edlen! Beide groß und gut, und Beide,
Des Thales Schmuck, das Ihr erbaut.

1) Von dieſem reizenden Tempe iſt ſchon im erſten Bändchen der Harfe S. 301 in der mehr poetiſch als topographiſch aufgefaßten, doch hiſtoriſch gegründeten Anekdote: das Bild der Laura, die Rede geweſen. Der Herausgeber ergreift jedoch mit Vergnügen, die ſich ihm jetzt darbietende Gelegenheit, einen dort vorgefallnen Irrthum zu berichtigen. Den erſten Gedanken zur Verſchönerung des Thales gab nämlich eine häusliche Feier, bei welcher die geiſt- und gefühlvolle Gräfin ihrem Gemahl einen zu ländlichen Freuden beſtimmten Tempel widmete. Ganz ähnlichen Veranlaſſungen dankte das Thal faſt alle ſeine Anlagen, und, ungeachtet der Graf an einigen derſelben, vorzüglich aber an den Anpflanzungen, Antheil nahm, ſo war es doch vorzüglich ſeine geniale Lebensgefährtin, welche die meiſten romantiſchen und idylliſchen Gemälde des Thales erſchuf. Aus dieſem Grunde iſt auch das Thal von Mehrern das Tina-Thal genannt worden. Wenn übrigens einige dieſer Verzierungen einer baldigen Vergänglichkeit ausgeſetzt ſchienen, ſo liegt der Grund hievon darin, daß oft die Idee faſt eben ſo ſchnell ausgeführt werden mußte, als ſie entſtanden war. Auch ſind ſämtliche, theils durch die Länge der Zeit, theils durch die geringere Sorgfalt, die man ihnen während der unglücklichen Kriegsjahre ſchenken konnte, hie und da verfallene Monumente und Gebäude im Sommer 1814 dauerhafter hergeſtellt, und mit einem neuen, das der Anweſenheit des Preußiſchen Monarchen in S. am 9. Mai 1813 gewidmet iſt, vermehrt worden. A. v. N.

An Tina's Geburtstage,

den 24. Jenner 1780.

(Reliquie von Meißner.)

„Ich will ein Muſter aller Zepterführer ſchaffen,
Gleich groß im Kriegsgetöne blut'ger Waffen,
Und wenn des Friedens Oelzweig ihn umkränzt
Will ihn zum Heil von Welt und Nachwelt brauchen;
Und wenn des Greiſes Locke ſilbern glänzt, ihm
Noch Jünglingskraft in jede Nerve hauchen!“
So ſprach der Ewige; — Und aus des Lebens Thor
Stieg, König Friedrich, deine große Seele
In freudigem Triumph empor.

Fünfhundert Monden rauſchten ſchnell dahin,
Und als das Jahrfeſt dieſer Feier wiederkehrte,
Und Deutſchlands weites Reich den Schöpfer
Friedrichs ehrte;
Da — ſahen alle Seraphin
Sein göttlich Auge heller glüh'n:

Dann hörten ſie: (des Dichters ſchwache Leier
Lallt ſchüchtern nach,
Was Gott Allvater ſprach.)

„Wohlan, ſo ſei dann du, der Erde werther Tag,
Mir noch durch eines meiner Meiſterſtücke theuer!
An dir ſchuf ich den größten Mann,
An dir ſchaff' ich der Frauen Krone;
Auch ohne Glanz vom goldnen Throne
Erhabner, als ein Thron erheben kann;
An Seel' und Körper tadelfrei,
Sei ſie der Neid von ihren Schweſtern! ſei
Der Uebergang des Menſchen zu erhabnern Weſen!
Von jedem, der ſie ſieht, geſchätzt,
Von jedem, der ſie hört und kennt, bewundert,
Sei ſie, obgleich Beſcheidenheit noch manches Hundert
Von ihren Tugenden verhüllt,
Doch, weibliche Vollkommenheit, dein ſchönſtes Bild!“

Jehova ſprach's; und aus der Schöpfung Schooß
Riß, edle Gräfin, Deine ſchöne Seele
Sich jubelnd los.

An Heyne.

1810.

Wen liebt Kronions Tochter Kalliope?
Wem tönt die Leier? Wählet ihr Preisgeſang
Den wilden Krieger, der erobernd
Bebende Länder durchſtürmt, und trotzend

Auf blut'ger Laufbahn Siegestrophä'n erhöht?
Naht ſie dem Prunkſaal mächtiger Könige,
Wo goldne Sklaven vor des Thrones
Stufen den Sprößling des Glücks vergöttern?

Sie flieht des Helden grauſe Verwüſtungen
Wo ihre Stimm' im Donner der Schlacht verhallt;
Sie meidet Purpur und Palläſte,
Und die betäubende Luſt des Hofes.

Sie ſucht des Weiſen einſamen Pfad, und krönt
Mit ew'gem Lorbeer ihres Vertrauten Haupt;
Sie giebt die Charis ihm zur Freundin,
Himmliſcher Liebe das Herz eröffnend,

Daß, wenn die Zeitenwoge mit Donnermacht
Die Tempel umſtürzt, welche das Glück gebaut,
Er eine ſchön're Welt gerettet
Tief in dem Schooße der Bruſt bewahre.

Dich, edler Greis, hat frühe die Königin
In ihrer Schöpfung göttliches Reich geführt,
Und, was ſie einſt durch auserwählter
Prieſter begeiſterten Mund geſungen,

Dort, wo der Helleſpontos das iliſche
Geſtad' umrauſcht, und wo Tiberinus längs
Den ſieben Hügeln ſeine Fluten
Ueber den heiligen Boden fortwälzt.

Die Wunder längſt entflohener Alter hat
Sie in Geſichten deinem verwandten Geiſt
Mit Mutterliebe aufgeſchloſſen,
Daß du in hoher Verklärung ſchauteſt

Der grauen Vorzeit kühnen Heroenſtamm,
Als unter Menſchen waltende Götter noch,
In eigener Geſtalt erſcheinend,
Strafe geübt an dem ſtolzen Frevel.

Gleich einem Sehertraum, der im Aetherlicht
Vom Himmel ſchwebt, ſtand ſchöner das Alterthum
In ſeiner Hoheit reinem Glanze,
Liebling der Muſen und Charitinnen,

Durch dich der Nachwelt dankbaren Söhnen auf
Aus ſeines Grabes langen Behauſungen.
Zu edelm Schmucke rein geläutert
Schimmert das Gold durch die Hand des Künſtlers.

Jetzt grüßt Apollon wieder ſein Delos, jetzt
Beſucht der Muſen heilige Schaar den Hain
Des Pindus wieder, und verherrlicht
Ruhen die Obern am Freudenmahle.

Drum hat mit Ruhm die Göttin dein Haupt gekrönt,
Den freche Scheelſucht nie dir entreißen wird:
Denn hochgefeiert wird dein Name
Neben Homeros und Maro glänzen.

Neuffer.

An Comala.

(Reliquie von Herder.)

Sprache der Geiſter ſind die Farben des zeichnender Lichtes;
Sprache der Engel ſind Töne dem innerſten Sinn.
Du, die beide vernimmt und übt, genieße die Freuden
Beider, mit ruhigem Geiſt und mit empfindender Bruſt.

An Dieſelbe.

(Reliquie von F X. Klinger. [1])

Der Frühling glänzet hell auf allen Wegen;
Das Land ergrünt, die Lüfte wehen lauer;
Ein jedes Weſen fühlt Erwachungsſchauer,
Weil Erd' und Luft im Morgentraum ſich regen

Mich aber mahnt der neue Wunderſegen
Ernſt an der Erdenjugend kurze Dauer;
Die Blüthenzeit erfüllt mein Herz mit Trauer,
Das dunkle Bilder wunderbar bewegen.

Warum betrübet mich die Luſt der Flora?
Woher die Thränen und der Sehnſucht Quälen?
Was zieht den Menſchen ſo zur Himmelsferne?

Ach, Erdenwonn' entführt die nächſte Hora;
Nach ew'gen Blumen ſchauen ew'ge Seelen,
Der Gott im Buſen will zum Gott der Sterne!

---

1) **Franziskus Xaverius Klinger** war aus **Wien** gebürtig. Er widmete ſich von früher Jugend an dem Studium der Naturkunde und Arzneiwiſſenſchaft, worin er auch die Doktorwürde erlangte. Mit raſtloſem Eiſer ſtudirte er Botanik, Philoſophie, Länder- und Völkerkunde. Ein ſehr tiefes, inniges Gemüth, eine überaus reiche Phantaſie, die rührendſte Kindlichkeit, humoriſtiſcher Witz, und die reinſte Herzensgüte, machten ihn ſeinen nähern Freunden ſehr theuer und werth, aber eine gewiſſe Schüchternheit und wunderliche Laune hielten ihn ab, irgend eine beſtimmte Thätigkeit im Leben zu ergreifen; ein ſehr anſehnliches Vermögen, womit er noch alle ſeine ärmern Verwandten großmüthig unterſtützte, machte ihn

zu ſeinem Unglück, völlig unabhängig. Nachdem er mehrere Jahre in Jena und Halle verlebt hatte, reiſte er 1807 nach Paris. Er benutzte dort eifrig den Jardin des Plantes; ſein tiefer Sinn für Kunſt und Literatur entfaltete ſich immer mehr; er ſchloß ſich mit inniger Liebe an die ausgezeichnetſten damals dort lebenden Männer an, beſonders an Friedrich Schlegel und an die berühmten Däniſchen Gelehrten: Bröndſtäd, Koes und Oehlenſchläger. Doch der Kampf in ſeinem Innern, die Unentſchiedenheit, was er im Leben ergreifen ſolle, ſein Mißtrauen in ſich ſelbſt und in die Welt, wuchs immer furchtbarer; Demuth und Stolz zerriſſen ſein beſtürmtes Gemüth; er war fromm und gut, hochbegabt und würdig der Liebe der Menſchen, aber keine vermittelnde Berufsthätigkeit trat befreundend zwiſchen ihn und die ihm ewig fremde Welt; er verließ im Sommer 1808 Paris, und reiſte durch die Schweiz und über München nach Wien zurück. Seine Laune wurde immer düſterer und ſeltſamer; ſeine ſonſt ſo blühende Geſundheit fing an, den innern Stürmen zu erliegen; man rieth ihm, nach Piſa zu gehen. Er brachte den Winter von 1809 bis 1810 dort zu, kam aber im Mai viel kränker zurück nach Wien, und ſtarb noch denſelben Monat, im dreißigſten Lebensjahr, innigſt bedauert von denen, die ihn ganz erkannten. Er ſchied gern; oft hatte er mit glühender Sehnſucht gerufen: „der Gott im Buſen will zum Gott der Sterne!“ — Und gewiß, nur jenſeits konnte er Seelenfrieden finden. C.

Unter der Linde.

Unter der Linde
Säuſeln im Morgenſtrahl
Kühlende Winde
Hin durch das Thal.

Unter der Linde
Kehrt mir der Jugend Glück,
Ob ſchnell es ſchwinde,
Wieder zurück!

Unter der Linde
Denk' ich der Jahre Flieh'n,
Das dieſer Rinde
Narben gelieh'n.

Unter der Linde
Schwebt, wie ein Geiſterchor,
Hehr, ſonder Binde,
Zukunft mir vor!

Unter der Linde
Flecht' ich im Abendglanz
Dem Engelkinde
Liddy *) den Kranz!

Arthur von Nordſtern.

---

*) Eine früh verblühte, höchſt liebenswürdige Tochter des edlen Dichters.

A. v. H.

Todtenklage

um

Johanna Sophia Amalia Conſtantia Hitzig,

geſt. den 22. Mai 1814.

O milde, ſüße Blume,
O reine, ſanfte Frau,
In's unſichtbare Himmelblau
Empor zum ew'gen Heiligthume,
Vom häuslich blüh'nden Eigenthume
Zieht Dich, wie Sonne zieht den Thau,
Im ſtillen Lauf
Der Tod hinauf,
O milde, ſüße Blume,
O reine, ſanfte Frau!

Du wußteſt um Dein Sterben,
Du ſtarbſt im vollen Licht,
Und ſahſt mit ſüßem Angeſicht
Zergehn der Erde Blumenſcherben,

Aufleuchten Dir Dein ew'ges Erben,
Und, noch ein ganzer Engel nicht,
Ward Dir die Welt,
Schon gotterhellt:
Du wußteſt um Dein Sterben,
Du ſtarbſt im vollen Licht.

Nun laß uns herzlich weinen,
Daß wir Dich nicht mehr ſehn.
Zwar Dein hellfröhliches Erſtehn
Weiß Gatt' und Kind und all' die Deinen,
Und wir, die ihnen fromm uns einen,
Und ahnen Deiner Palmen Wehn.
Doch Gott verzeiht
Ein menſchlich Leid:
Nun laß uns herzlich weinen,
Daß wir Dich nicht mehr ſehn.

Fouqué.

Die Gedächtniß-Lampe.

Brenne, Lämpchen, klar und rein;
Hell und dunkler, wie dein Schein,
War der Mutter Leben.
Raſtlos aufwärts ſtrebte ſie;
Aber ach, auch ſchwankend, wie
Deines Lichtes Beben.

Seelen- und des Körpers Schmerz
Drückten ihr zu fühlend Herz
Mit gar mancher Plage;
Aber unentweiht und klar,
Heilig, heilig, heilig war
Jeder ihrer Tage.

Mutter- und der Gattin Pflicht,
And're Freuden kamen nicht
In ihr Herz voll Liebe;
Jede Stunde ihrer Zeit
War zum Opfer eingeweiht
Dieſer ſüßen Triebe.

Ferne von der Heimath Strand
Zog ſie an des Schickſals Hand,
Willig ihm ergeben;
Aber ach, im fremden Land
Riß der zarten Liebe Band,
Sank ihr ſchönes Leben.

Einſam auf dem Friedhof hebt,
Oft von Seufzerlaut umbebt,
Sich ihr ſtiller Hügel.
Wenig ward ihr hier gezahlt;
Doch von ihrem Geiſte ſtrahlt
Der Vollendung Siegel.

Brenne, Lämpchen, klar und rein,
Hell, wie dein Verklärungsſchein,
Leuchtet ſie dort oben,
Zwiſchen Seelen, die wie ſie,
Mit der Andacht Sympathie,
Ihren Schöpfer loben.

Brenne, Lämpchen, klar und rein,
Heute wird's drei Jahre ſeyn,
Daß ſie fromm geſchieden;
Flüchtig, wie dein Flämmchen hüpft,
War dem Leiden ſie entſchlüpft,
Ging ſie ein zum Frieden.

Eine Himmelskönigin,
Schaut ſie in des Gatten Sinn,
In der Kinder Herzen;
Und von ihrem Himmel fleußt
Süßer Hoffnung Balſamgeiſt
Auf der Theuren Schmerzen.

Brenne, Lämpchen, klar und rein,
Löſchen wird dein heller Schein,
Und ſein Glanz vergehet;
Droben brennt in Sonnenpracht
Ihr ein Licht, das keine Nacht
Keine Zeit verwehet.

L. M. Büſchenthal.

An Büſchenthal.

Im December 1814.

Wo rinnt des Lebens friſche Quelle,
Wo blüht der Urwelt alter Baum,
Wo tritt des Himmels goldne Schwelle
So weit in unſrer Erde Raum?
Wo hat mit ewig jungen Blüthen
Das leere Grab ſich ſelbſt umbaut,
Daß wohl nach dieſes Lenzes Frieden
Schon hier das Auge ſelig ſchaut?

Wo iſt das Land der reinen Palmen;
Wo ſchlingt der Oſt, ſo lieb und warm,
Beim Harfenſchlag von tauſend Pſalmen
Sich um des Nordens Eiſenarm?
Wo iſt der große Zauberſpiegel,
Dem Lichte näher aufgeſtellt,
Wo dort des Seraphs Strahlenflügel,
Das Würmchen hier die Kette hält?

Wo iſt der Götterbund geſchloſſen,
Wie Sternenſchrift ſo ewig feſt,
Daß bei den herrlichen Genoſſen
Kein Herz vom Herz des Andern läßt?

Zu dem aus jedem Erdenvolke
Ein frommer Kreis von Jüngern ſtrebt,
Und aus der Urwelt grauer Wolke
Das Chor der alten Götter ſchwebt?

Du, Lieber! willſt Du mir es deuten,
Wo dieſes Landes Grenze liegt,
Wenn, wie ein Stern durch Sonnenwelten,
Dein Auge wild zum Himmel fliegt?
Wenn Deine Bruſt ſich, überwunden
Von Luſt und Pein, zu meiner neigt;
Und Deine Hand des Herzens Wunden
Und Jubel mir im Pulsſchlag zeigt?

Ach! wo das Herz, ſo wild zerriſſen,
So ängſtlich oft nach Troſte ſpäht,
Umhüllt von ſchwarzen Finſterniſſen,
Ein Bau voll Götter-Majeſtät;
Wo ſelten nur im Lichtgewande
Der Morgen noch uns Blumen bringt,
Wie ſelten am geweihten Strande
Noch Memnons alte Säule klingt;

Ach! wo das Herz ſo viel entbehret,
Da liegt des Landes Grenze nicht! —
Und doch wird wunderbar gewähret,
Was tief in unſern Tiefen ſpricht:

Was arm und einſam uns geſpaltet,
Zur Ruhe kaum ein Lager beut,
Das wird zu Einem Strahl geſtaltet,
Ein Tempel aller Herrlichkeit!

Denn, wo die Kunſt die Farbentöne
Auf alle Schöpfung zaubriſch gießt,
Umwallt von ihres Gürtels Schöne
Sich freundlich an die Erde ſchließt,
Mit Seitenſchwung und jungem Leben
Empor die ſchönen Augen ſchlägt,
Und was die Götter mild gegeben
Verklärt empor zum Himmel trägt;

Da muß in weichen, ſüßen Fluten
Das Leben ſelig untergeh'n;
Da muß ſich ſanft das Herz verbluten,
Und heilig wieder auferſteh'n.
Da drängt mit tauſend Liebesbanden
Der Himmel ſich in unſre Bruſt,
Und Ihrer, die das Leben ſandten,
Wird dann ſich erſt der Menſch bewußt.

Woher auch Dir, du junger Ringer,
Der helle frohe Liebes-Sinn?
Woher, Du froher Harfenſchwinger,
Dein Auge zu den Göttern hin?

Ein Herz, bei dem, wie Kindesträume,
Der Erde Spiel vorüber zieht,
Und doch der Flug in alle Räume,
Der Blick, der in die Sonne ſieht?

Der Geiſt, an deſſen zarte Saiten
Der Hauch der Morgenröthe ſtreift,
Den jedes große Wort der Zeiten
Und auch die ſtumme Nacht ergreift;
Der ſich erfreut der Erdengabe,
Zu Luſt und Schmerzen jung und ſtark,
Und doch mit einem Zauberſtabe
Tief waltet in der Schöpfung Mark?

Was alle Geiſter liebt und bindet,
Was ſchon in Hellas junger Welt
Der Sänger ſchöne Bruſt entzündet,
Und noch in unſerm Herzen ſchwellt.
Das iſt das Leben nur im Leben,
Der Frühling nur im Erdenjahr; — —
Der iſt der Pein dahingegeben,
Der nicht in dieſem Frühling war!

Friedrich Kuhn.

An Friedrich Kuhn,

als in ſeiner Arbeitsſtube ſich eine Mädchengeſellſchaft verſammelte. *)

Sonnet.

Wie ſo wunderbar die Zeiten wechſeln;
Geſtern, als ich ungern weilte hier,
Tanzten Bauernfüße durchs Revier,
Heute Füßchen, ſchöner nicht zu drechſeln.

Geſtern ſprach man von Prozeß und Hechſeln,
Heute von der deutſchen Dichter Zier,
Und Jokei und Mägde rennen ſchier
Dienend ſich die Beine ab zu Dächſeln.

Statt des Streits ertönen Eintrachts-Glocken,
Statt der Feder widerlichem Tone
Sprechen Mädchen lieblich, ſüß und linde.
Eins nur blieb; der Themis Augenbinde:
Doch, ſtatt jener alten Amazone,
Schlingt ſie Amor heut' ſich durch die Locken.

Th. Hell.

---

*) Zu vollem Verſtändniſſe dieſes ſcherzhaften Sonnets iſt es nothwendig zu bemerken, daß der Gefeierte zugleich Sachwalter iſt. A. d. H.

An Minna Hartwig als Ariadne.

Theſeus! und Du konnteſt fliehen?
Und mit magiſcher Gewalt
Mußte dieſe Lichtgeſtalt
Dich nicht ewig an ſich ziehen?
Und es ſprach der Liebe Ton
Dir mit himmliſch ſüßen Lauten,
Und von allen Felſen ſchauten
Liebesgötter, Kypris Sohn;
Theſeus! und Du warſt entflohn!

Ach! es feſſelt unſre Herzen
Ewig Kreta's Königin,
Und ſie reißt uns zu ſich hin,
Mit zu fühlen ihre Schmerzen.
Wenn ihr holdes Auge lacht,
Iſt das Licht uns aufgegangen,
Herrlich blühen ihre Wangen
Morgenröthe durch die Nacht,
Und Du höhnteſt ihre Macht?

Eden wird die wilde Wüſte,
Bäume ſtreben ſtolz empor,
Zartes Moos drängt ſich hervor,
Blumen keimen an der Küſte,
Ewig bleibt der Himmel blau,
Vögel tönen aus den Zweigen,
Fröhlich hüpft das Meer im Reigen,
Und mit Odem ſanft und lau
Küßt der Weſt hinweg den Thau.

Denn es lacht auf Naxos Felſen
Reiner Liebe Himmelsluſt.
Wonne hebet ihre Bruſt,
Will das weiche Herz zerſchmelzen.
Himmelskraft iſt ihr verlieh'n,
Götter-Gluth dem dunklen Auge,
Und mit Melodieen-Hauche
Reißt ſie an den Buſen ihn;
Theſeus! und Du konnteſt flieh'n? — —

Doch der Donner ſoll verkünden,
Daß ſich ihr Triumph nun naht.
Ariadne! hin zum Pfad
Ueber wilden Meeres-Gründen!

An des ſteilen Felſens Rand,
Wo die Blitze röther lodern,
Wird zurück der Donnrer fodern,
Was er an Thaliens Hand
Und ſo herrlich hat geſandt.

Wie ſich ſenkt am Himmelsbogen
Stolz ein goldnes Meteor,
Stürzt ſie durch des Sturmes Flohr
In die ſturmbewegten Wogen,
Und ein lichter Blitz erhellt
Ihres Sturzes ernſte Scene. —
Ihrem Scheiden keine Thräne;
Denn es hebt, indem ſie fällt,
Sie der Ruhm zum Sternenzelt.

Th. Hell.

An Dieſelbe als Johanna.

Am 19. Januar 1815.

O Du, die all' das Herrliche vollendet,
Was ſtrahlend einſt in Schillers Seele fiel,
Noch bleibt des Hörers Herz Dir zugewendet,
Erreichte gleich Dein edler Lauf das Ziel;
Noch weilt das Aug', von Himmelslicht geblendet,
Umringt von holder Phantaſieen Spiel;
Mit Engeln füllt ſich Iris goldne Laube,
Und ſanft herab ſchwebt eine weiße Taube. *)

Und eine Stimme hallt bei Sphärenklingen
Melodiſch durch das Lichtgewölk herab:
„Soll nicht auch Sie der Lorberkranz umſchlingen,
Den Deutſchland wand um ſeines Dichters Grab?

---

*) Man vergleiche, was in dem Taſchenbuche Minerva auf das Jahr 1812 von dem gelehrteſten und geiſtvollſten Erläuterer zum achten Bilde der dort befindlichen Abtheilung der Schillers-Galerie angeführt worden iſt. R.

Was ich gedichtet, mußte Sie vollbringen,
In's Leben führen, was der Geiſt mir gab.
Er lieh Johannen Muth, ihr Zauber-Kraft und Töne,
Und heißt: Begeiſtrung für das höchſte Schöne!"

F. Kind.

Brautroſe für .....

Dichter.

Du blühſt ſo friſch im Morgenroth:
Ich komm', um dich zu brechen.

Roſe.

Nicht willig duld' ich meinen Tod;
Mit Dornen kann ich ſtechen.

Dichter.

Es glänzt der Himmel rein und blau;
Du welkſt in Sonnenſchwüle.

Roſe.

Ich bin erquickt von Nacht und Thau.
Erlebe wol die Kühle!

Dichter.

Du ſollſt im ſchönſten Blumenkrug
Gepflegt, bewundert, duften.

Roſe.

Ich ſteh' am Strauche friſch genug
Geküßt von milden Lüften.

Dichter.

Du ſollſt im goldnen Zimmerlein
Der Fürſtentochter prangen.

Roſe.

Ich bin voll Demuth, ſtill und rein,
Und Schaam färbt meine Wangen.

Dichter.

Du ſollſt in Gottes Heiligthum
Den hohen Altar kleiden.

Roſe.

Auch hier verkünd' ich ſeinen Ruhm,
Wo Hirt und Hirtin weiden!

Dichter.

Doch — wollt' ich für die reine Bruſt
Der jüngſten Braut dich pflücken?

Roſe.

So brech mich ſchnell; mit frommer Luſt
Will ich die Unſchuld ſchmücken!

F. Kind.

An
ſeines Freundes, St. Schütze,
Vermählungstage.

Ja, ſchön iſt ein Vermählungstag,
Doch ernſt und feierlich.
Zwei Weſen glüh'n von Zärtlichkeit,
Und ſchwören Lieb' in Luſt und Leid,
Getreue Liebe ſich,
Und Hingegebenheit in häuslich trauter Stille,
Bis ſie des Friedhofs Gruft umhülle.

O weh der blinden raſchen Wahl,
Wenn nur das Auge wählt!
Der Jugend Zaubernimbus fleucht,
Die ſchönſte Purpurwange bleicht,
Des Alters Sorge quält,
Und mit dem kurzen Traum wildaufgeregter Sinne
Zerflattert auch der Traum der Minne.

O weh der ſchwärmeriſchen Wahl,
Wenn nur das Herz entſchied!
Verödet iſt's und freudenleer,
Wenn nicht der Liebe Taumel mehr
Magnetiſch lockt und zieht,
Wenn Freundſchaft, innrer Werth und geiſtiges Ergetzen
Die Flucht Cytherens nicht erſetzen.

O weh der kalten Modewahl,
Wenn der Verſtand nur wählt,
Und nicht Vertrau'n, nicht froher Muth,
Nicht wunderbare Gegengluth
Zum ſüßen Ja beſeelt.
Verächtlich Alle, die um blankes Gold nur warben!
Die heiligſten Gefühle darben.

Heil Dir, verlobtes, theures Paar!
Dich ſegnen Herz und Mund;
Beneidenswürdig iſt Dein Loos:
Verſtand, und Herz und Auge ſchloß
Den ſeltnen Liebesbund,
Deß Ueberirdiſches nur Engelworte nennen,
Den Tod und Grab nicht löſen können!

Haug.

An Minna Schütze,

geb. Henning, verwittw. geweſene Schüler.

Zum 15. December 1814.

Jüngſte in den heil'gen Kreis
Vielbelobter Dichterfrauen!
Redlich will ich Dir vertrauen,
Was ich ſo zu Schimpf, als Preis —
Nicht vom Hören, nein! vom Schauen —
Meiner Herrn Kollegen weiß.

Glaube mir, es gleicht ihr Sinn
Auf ein Haar dem Pulverſchwamme;
Selbſt das Fünkchen wird zur Flamme,
Und, ſo wahr ich Harfner bin!
Halb vom Löwen, halb vom Lamme,
Nahmen ſie ihr Theilchen hin.

Heute wagt's des Buſens Brand,
Selbſt Homere rauszufodern;
Morgen hört es auf zu lodern
Vor des Setzers Mißverſtand,
Bei den Adern und den Odern
Einer Recenſenten Hand.

Feiernd winkt das Sternenzelt.
Wird ein Liedchen, zart gelungen,
Süß von Roſenmund geſungen;
Dunkle Nacht umhüllt die Welt,
Wenn das Dramolet verklungen,
Und der Vorhang ruhig fällt.

Doch, das ließ ſich noch verzeih'n;
Bei des Krittlers Geiſelhiebe,
Selbſt beim Raub der Nachdrucksdiebe,
Wächſt ein Autortroſt — der Wein!
Aber ach! auch in der Liebe
Klingt der Sänger Lob nicht fein.

Traun! es mag der Schmetterling
Eh' der Roſe treu verbleiben,
Als der Dichter Thun und Schreiben
Durch der ew'gen Treue Ring
Sich zur Stetigkeit ließ treiben,
Eh' ihr Flatterſinn verging.

Ja, es zeugt der eigne Spruch
Dieſer allzulecken Diebe
Von dem Wandel ihrer Triebe;
Nimm das erſte Taſchenbuch,

Selbſt der Freundſchaft und der Liebe *) —
Jeder winkt des Sultans Tuch!

Bald glänzt ſchwarzes Augenpaar
Heller, als die liebe Sonne;
Bald verſchönt mit Engelswonne
Veilchenaug' ſich rein und klar;
Bald ſiegt Venus, bald Madonne,
Und bald blond, bald braunes Haar.

Doris, Gloris, Adelheid,
Bella, Stella und Elfride,
Laura, Daura und Naide —
Jeder iſt das Herz geweiht,
Jede wird gerühmt im Liede,
Jeder liegt der Kranz bereit!

Doch — nein, Freundin, zage nicht!
Jenes ſind nur Form und Namen,
Und die hochgeprieſnen Damen
Nichts, als Sylben im Gedicht;
Eher kann die Zeit erlahmen,
Als des Dichters Treue bricht!

---

*) Deſſen Herausgeber bekanntlich St. Schütze iſt.

Er, nur er liebt wahr und rein,
Läßt ſich von der Liebſten Blicken
Um und um das Herz beſtricken,
Leiht die Gluth von ihr allein! —
Komm und frage Friederiken:
Reut dich's, Dichtersfrau zu ſeyn?

Gleicher Himmelsfrieden mag
Euch des Lebens Müh' verſüßen,
Und, verjüngt von Scherz und Küſſen,
Soll noch einſt am Jubeltag
Stephan Schütz' ſein Bräutchen grüßen:
Frag' bei meiner Minna nach!

F. Kind.

Der vermählte Dichter.

Was hemmt mein Singen und mein Dichten?
Iſt das die alte Welt nicht mehr?
Wohin die Mährlein und Geſchichten?
Giebt keine Muſe mir Gehör?
Wie? fühlt ihr gar wohl Eiferſucht?
Nehmt ihr vor einer Frau die Flucht?

Euch ruf' ich an, ihr grünen Bäume,
Lebend'ge Harfen in der Luft,
So manches Lied, ſo manche Träume,
Entſchwebten euch wie Blüthenduft; —
So ſtill, ſo ſtumm, was iſt mit euch?
Verſchließt ihr nun das Zauberreich?

Wie Mond durch Wolken, wie die Sterne
Durch eines Waldes düſtern Flor,
So drang das Leben aus der Ferne,
Halb unerkannt das Glück hervor;
Nun flieht das Dunkel, hell und nah
Steht Wald und Mond und Himmel da

Wie? ſeid ihr alſo ganz mein eigen,
Ihr Bäume, daß den fremden Geiſt,
Der mit mir ſprach, aus euren Zweigen
Ihr ſcheidet und zurücke weiſt? —
O bleibt, behaltet Klang und Licht,
Und redet fern, was fern geſchieht.

Doch nein, ich fühl's, zu meinem Herzen
Drängt ſich die Welt — es iſt erfüllt,
Was ich mit Lächeln, oft mit Schmerzen
Geſucht — die Sehnſucht iſt geſtillt;
Was ich im dunkeln Raum verlor,
Quillt hell in meiner Bruſt hervor.

Ein Garten ohne Zaun und Grenze,
So weitet ſich die Welt vor mir;
Es winden Kränze ſich an Kränze,
Und freier aus der Felſenthür
Tritt mein Gefährt' und mein Geſell,
Der Bach, und grüßt mich freudenhell.

Die Bäume, die der Erd' entſteigen,
Wie Kinder ſind ſie meiner Bruſt;
Das ſanfte Rauſchen in den Zweigen

Hör' ich als Echo meiner Luſt;
Die Stern' am Himmel ſend' ich aus,
Zu ſchmücken mir das Hochzeithaus.

Wie durft' ich ſonſt mich ſo erheben! —
Von dir, Geliebte, kommt die Macht.
Dieß Götterhaus haſt du, mein Leben,
Zur Morgengabe mir gebracht.
Und ſchöner, mit verklärtem Blick
Kehrt mir die Muſe nun zurück.

St. Schütze.

Blätter aus Tina's Stammbuche.

1.

Ohne Turban und Kaftan und weiche Schuhe von Saffian,
Doch mit des Morgenlands ſchweigender Ruhe vertraut, *)
Tret' ich zu Deinem Altar, die Hände zuſammengeſchlungen
Weih' ihm ein ſchweigendes Blatt, trete verſchwiegen zurück.
Denn der Nachtigallen ſo reichbegabter Orphea
Kann in Proſa kein Blatt reden in ihren Geſang;
Alſo krümme dich, Blättchen, zur Flamme des Weihrauchs und ſage,
Daß ein ſchweigender Wunſch beſte Beredſamkeit ſei.

Den 24. Jul. 1785.

(als am Namenstage der
Beſitzerin.) J. G. Herder.

---

*) Dieß bezieht ſich auf den Umſtand, daß Herder damals in Carlsbad gewöhnlich mit dem Grafen Johann Potozki luſtwandelte, der zweimal im Morgenland geweſen war und ſich daher auch orientaliſche Tracht und Sitte angeeignet hatte.
A. d. H.

2.

Auf dem Freudenaltar der glücklichen fröhlichen
Höh' hier,
In der Hütte, die Dir ländliche Liebe gebaut,
Nimm auch von meiner Hand dies Blättchen
schweigender Wünſche,
Das wie ein Knöſpchen ſich unter die Roſen
verſteckt.
Nimm von der Quelle des Thals Geſundheit und
frohe Erinn'rung
In die Fluren zurück, wo Du als Mutter
und Frau
Eine Beglückerin lebſt, und wie ſich heute Dein
Name
Deinem Glücke vermählt, ſei es auf immer
vereint.

Carlsbad, den 24. Juli
1785.

Carolina Herder.

3.

Gott nachahmen,
heißt
So, wie Er, das Gute lieben,
weil es gut iſt;
Nicht, weil es Gott befohlen.

Berlin, den 20. Decbr.
1783.

Moſes Mendelsſohn.

4.

Du, o Buch, biſt einem Garten
Du, o ſanfte Tina, biſt
Einer Gärtnerin hier gleich,
Die, durch ihre Sorgfalt reich
An den ſeltenſten Gewächſen,
An dem Preis der Blumen iſt!

Mir, dem Roſenbuſch' im Wald,
Raumſt Du auch ein Plänchen ein?
Wohl! Es ſoll Dich nicht gereu'n!
Zieh'ſt ihn Dir, ſo wird er bald
Eine Centifolie ſeyn.

Ellrich, den 21. Decbr.
1783.

Goekingk.

3.

Als verpflanzt des Waldes Roſe
In den ſchönen Garten ward,
Hing als Kraut ich welk und zart
An dem Stock, bedeckt mit Mooſe.

Doch über ein Weilchen,
Da blüht' ich als Veilchen
Friſch aus dem Mooſe heraus,
Mit dieſem Plätzchen hienieden,
O Moritz, o Lina, zufrieden —
Reißt ja das Veilchen nicht aus!

Ellrich, den 21. Decbr.
1785.

Amalia Goekingk,
geb. Vogel.

6.

Das Geſicht.

Ich ſah die Grazie der Freundſchaft: — welche Freude!
Sie trug in ihrer linken Hand
In eines Würfels *) Form den hellſten Diamant.
Die Unſchuld in ſchneeweißer Seide
Begleitete der Göttin Schritt,
Und bracht' an ihrem Arm die nackte Wahrheit mit.
Ihr folgete die Schaam, die ſanft zur Erde blickte;
Und tanzend kam die Fröhlichkeit,
Und ernſthaft die Verſchwiegenheit,
Die einen Siegelring ſich auf die Lippen drückte.

---

*) Der Quaderſtein oder Würfel iſt das Kennzeichen der einen unter den Grazien, und ein Sinnbild der Beſtändigkeit, ſo wie die herumrollende Kugel ein Bild der Unbeſtändigkeit iſt.

R.

Nimm, ſprach die Grazie, von meiner Gunſt ein Pfand!
Und gab ein Kleinod mir verſchloſſen in die Hand.
Ich riß es auf. O! rathe, was ich ſah!
Es war Dein Ebenbild, Chriſtina B—lia,
Geſchildert von Eliſens Hand.
Ich drückt' es an den Mund, — und mein Geſicht verſchwand.

Berlin, den 21. Decbr.
1783.

Karl Wilhelm Ramler

7.

Paulus an Timotheus
im 2. Br. c. 3. v. 1.

Das wiſſe, daß in den letzten Tagen ſchwere Zeiten kommen werden.

Und Jeſus antwortete und ſprach:

Lucä 8. 50.

Fürchte nichts; glaube nur.

Glauben kann nur ein ſtarkes, hohes Gemüth. Aber ohne Glauben iſt Liebe, ſelbſt Freundſchaft unmöglich.

Berlin, den 26. Juli 1806.

Johann von Müller.

8.

Impromptu,

in Tharand's Ruinen geſchrieben.

Nur wer die Liebe kennt, verſteht das Sehnen,
An dem Geliebten ewig feſt zu hangen,
Und Lebensmuth aus ſeinem Aug' zu trinken;
Er kennt das ſchmerzlich ſelige Verlangen,
Dahin zu ſchmelzen in ein Meer von Thränen,
Und aufgelöſt in Liebe zu verſinken! —
Wie mir die Bilder winken,
Die alten! — Ach, ſie nahen, um zu fliehen! —
Was hilft das Thal mit ſeinen grünen Gluthen,
Die Strahlen, die ſo golden niederfluthen,
Ich ſeh' nur Geiſter mich zum Abgrund ziehen! —
Wozu ſoll ich die goldnen Blüthen pflücken,
Kann ich doch nimmer das Geliebte ſchmücken.

Am 9. Auguſt 1806

Werner.

(Die Fortſetzung dieſer Denkmale folgt.)

Druckfehler
im erſten Bändchen.

S. 61 l. Spielend ſt. Spielen.
— 105 l. Akrokorinths ſt. Akrekerinths.
— 195 l. Braten ſt. Breten.
— 286 l. Führer ſt. Kühne.
— 287 l. Panner ſt. Paniere.
— 289 l. gleiche ſt. glühe.
— 337 l. erſchließt ſt. verſchließt.

So eben iſt erſchienen:

Krummacher Johannes, ein Drama in fünf Abtheilungen mit 1 Kupfer.

Druckpapier 1 Thlr. 12 Gr.
Schreibp. 1 Thlr. 20 Gr.

Leipziger Oſtermeſſe 1815.

G. J. Göſchen.

Die Harfe.

Herausgegeben

von

Friedrich Kind.

Drittes Bändchen.

Leipzig

bei Georg Joachim Göſchen 1816.

Inhalt.

I. Der Luftkönig. Von Arthur vom Nordſtern. . . S. 3

II. Der geächtete Ritter. Altſchwäbiſche Volksſage von Louiſe Brachmann. — 17

III. Der raſende Roland. Vier und zwanzigſter Geſang. Von Streckfuß. — 49

IV. Briefe von der See, aus London und Liſſabon. Von F. Ch. A. Haſſe. — 99

V. Ein fein luſtig Waldſtücklein. Von Kuckuck Waldbruder. . — 139

VI. Die Brüder. Erzählung von S. Sze. — 173

VII. Die ſchöne Erſcheinung. Ein Barbiet von Freih. v. Münchhauſen. — 199

VIII. Reiſeſcenen und Bemerkungen. Von St. Schütze. . . — 213

IX. Fürſtenurtheil. Von F. Laun. — 271

X. Gedichte.

An die Harmonie. Von W. . S. 319
Das Kreuz. Von L. M. Büſchenthal. — 324
Auf dem Grabe eines Herrgottsthierchens. Von demſelben. . — 325
Wettpreiß der Minne. Von Louiſe Brachmann. . . — 327
Im Garten. Von Arthur vom Nordſtern. . . — 330
Die Erſcheinung an der Quelle. Von K. M. Juſti. . . — 333
Jäger und Hirtin. Von F. Krug v. Nidda. . . — 335
Die Lebensquelle. Von G. A. H. Gramberg. . . — 341
Die Gärten der Großen. Von Th. Hell. — 342
Trinklied für alte Herren. Von Langbein. . . . — 344
Rundgeſang. Von F. Laun. — 346
Das Herz ohne Liebe. Von Haug. — 349
Der Leiſten. Von Langbein. — 350
XI. Einige Worte zum Andenken an Novalis Bruder, Karl v. Hardenberg. Von J. D. — 351

XII. Denkmale.

Der Freitag. Von Arthur vom Nordſtern. . . S. 365
Zur Weihe des neuen Maurertempels. Von G. A. H. Gramberg. — 368
Ehrengedächtniß meiner Freundin Auguſte Eſchke. Von A. F. E. Langbein. — 370
Nach Leſung der Gedichte und Phantaſien von Tian. Von Buri. — 373
Theodor Körners Hinterbliebenen. Von F. Kind. . . — 375
An eine Freundin. Von Meſſerſchmid. — 376
Sonnet. Von B. . . — 380
Sonnet. Von demſelben. — 381
An einen Klavierſpieler. Von Iſidorus. — 382
An die Muſe der Harfe. Von demſelben. — 382
An einen Flötenſpieler. Von demſelben. — 383
An Friedrich Freiherrn von Fouqué. Von F. Krug von Nidda. — 384
Der Frau Hofräthin Henriette Rochlitz. Von F. Kind. . . — 385
Einer Dichtersfrau an ihrem Geburtstage. Von L. M. B. . . — 387

Des Dichters Antwort. . S. 388
Antwort auf vorſtehendes Sonnet. — 389
Charade. Der Frau Hofſchauſpielerin Schirmer. Von Seyfried. — 390
An Frau Henriette Schütz-Händel. Von W. — 391
An .... Vor einer Vorſtellung des Barbiers von Sevilla. Reliquie von Hauswald. . . — 392
In der Meißner Gegend. Stammbuchblatt. Von Iſidorus. — 394
Stammbuchblatt. Reliquie vom Capellmeiſter Naumann. — 395

I.

Der Luftkönig.

Von

Arthur von Nordſtern.

In der Blüthenwölbung Raume,
wo, vom neuen Lenz verjüngt,
ſich an dem Kaſtanienbaume
Krokus in das Weinlaub ſchlingt:
wo das Grün der Gartenhaine
die umwallte Burg verſteckt,
liegt auf moosumgrüntem Steine
Graf Guiscardo hingeſtreckt.

Kränze nicht, die für ihn grünen
von Turnieren, nicht der Sieg,
der im Kampf mit Gibellinen
glorreich zu ihm niederſtieg,
nicht Beſitz beglückter Auen,
nicht der Jagden früh're Luſt,
nicht die Gunſt der holden Frauen
ſtillt die vielbewegte Bruſt.

Seltſam Sehnen in der Seele,
mit der Seele ſelbſt erwacht,
trieb ihn oft zur Felſenhöhle
fort bei'm öden Graun der Nacht.
Lauſchend an dem Meergeſtade,
folgend dem Gewitterzug,
ſchauend in die Wolkenpfade,
aufwärts ihn dieß Sehnen trug.

Wie aus dieſer niedern Oede,
die nur todte Stoffe zeigt,
aufgelöſt, vergeiſtigt, jede
fein're Urkraft aufwärts ſteigt,
der entfeſſelte Gedanke
ſich empor zum Lichtkreis drängt;
ſtrebt Guiscardo aus der Schranke,
die den freien Geiſt umzwängt.

Was den Jüngling ſonſt ergriffen,
ſtärker jetzt die Bruſt erfaßt:
in die Lüfte hinzuſchiffen,
fortzuſchweben ſonder Raſt,

zu durchwallen ferne Räume,
die der Wolkenſtrom durchfließt;
zu erfaſſen das Geheime,
das den innern Sinn erſchließt.

Ruhig wallt der See in ſtäter
Silberfluth am Gartenhain,
zieht, hoch über ihm der Aether,
wie gediegnes Silber rein;
in der Blüthenwölbung Blättern,
noch vom letzten Strahl beſonnt,
rauſcht es; denn in nah'nden Wettern
flammt der Abendhorizont.

Wie ſich hier die Wolken drücken,
dort ſich trennen mit Gewalt,
zeigt ſich vor Guiſcardo's Blicken
eine hehre Luftgeſtalt,
auf dem dunkeln Wolkenſitze
wie ein Gluthtyrann erhöht,
die im nächſten Zackenblitze
donnerrauſchend untergeht.

Und die Blitze nicht mehr zücken,
und die Donner ſind verhallt!
Wieder naht Guiscardo's Blicken
eine hehre Luftgeſtalt,
ruhend auf dem Regenbogen
über'm See, von ihm umſchränkt,
die, wie magiſch fortgezogen,
ſich zur Blüthenwölbung ſenkt.

Früher ſchon in Jugendträumen,
dann in Mannesbruſt geahnt!
Lichtgeſtalt in Wolkenſäumen,
die durch Gluth ſich Pfade bahnt!
Augen gleich Sapphirenbläue,
um die Stirn ein Purpurband,
und, als Preis erprobter Weihe,
Feuerlilien in der Hand.

Ach er will die Lilien faſſen —
doch ihn ſtraft ihr ernſter Blick,
und in tiefe Wolkenmaſſen
flieht das holde Bild zurück.

Aus den unermeßnen Weiten,
ſeinem Herzen doch ſo nah,
ſcheint der Ruf herabzugleiten:
„Ewig liebt Aëria!“

Und er ſtürzt wie hingegoſſen
auf der Blüthenwölbung Grün.
„Göttliche, dem Licht entſproſſen,
nein, du darfſt mir nicht entflieh'n!
Du, nicht Ideal geblieben,
deren Glanz dieß Auge ſah!
Ewig wird Guiscardo lieben,
Ewig wie Aëria!

„Der in unerforſchter Weiſe,
mit dem Arme, nie gelähmt,
ewig dieſe Wolkenkreiſe,
Luft und Sturm bewegt und zähmt;
Herrſcher in den Nebelhallen!
König in dem Luftrevier!
Laß empor, empor mich wallen
zu Aëria, zu dir!

„Längſt belaſtet mich die Schwere,
die mich zu der Erde zieht;
eine reine Aetherſphäre
iſt mein heimiſches Gebiet!
Laß vor dir das Knie mich beugen,
welcher thront im Lichtazur!
Dir geb' ich mich ganz zu eigen!
Dir, Luftkönig, gilt mein Schwur!“

Jach, als ob die Erde riſſe
ſich aus feſten Fugen los,
ſchwankt der Boden; Finſterniſſe
brechen ein; geſpenſtergroß
lagern Wolken, wie gediegen,
Ausgang wehrend hier und dort,
um Guiscardo ſich, und fliegen
mit dem Tiefverhüllten fort.

Kreiſen niedrig erſt, dann heben
ſie ſich, ſtolzen Flugs, empor,
zum Vereinen, zum Verweben,
mit der Schweſterwolken Flor.

Eine magiſchreinerhellte
Luft empfängt im Wolkenſee
den Erſtaunten; Zembla's Kälte
packt ihn an in grauſer Höh'.

Dieſe Welt, auf welcher Babel
ſtolz das Haupt zum Himmel trägt,
täglich einen frommen Abel
Kain's Hinterliſt erſchlägt,
Recht und Wahrheit betteln müſſen,
während Stolz und Laſter prunkt,
tief lag ſie zu ſeinen Füßen
wie ein düſtrer Schattenpunkt.

Von dem Luftſtrom an zwei Seiten
wagerecht gehalten, weilt
in den unermeßnen Weiten
allgemach das Fahrzeug, theilt
ſich wie in zerrißnen Schleiern,
die Guiscardo's Stirn umweh'n.
Einſam ſcheint im ungeheuern
Luftreich er allein zu ſteh'n.

Da erblickt er Säulenhallen,
deren Raum kein Blick ermißt,
aufgebaut von Lichtkriſtallen,
überwölbt von Amathyſt;
leitend zu dem zeltgeſpannten
Luſtpallaſt, der hoch entſteigt
aus dem Grund von Diamanten,
in die Sterne ſich verzweigt.

Denn die jenem Raum Entſtammten
glänzen dort im Urlicht rein,
ſind, wenn ſie der Erd' entſtammten,
nur ein blaſſer Wiederſchein;
ſie verglänzen und verrauchen,
während dort ins Aetherlicht
Iris und Morgana tauchen
Bruſt und Flammenangeſicht.

Fort zu dieſer Strahlenzone
wird Guiscardo ſchnell entrückt,
dahin, wo vom Wolkenthrone
ernſt Luftkönig auf ihn blickt.

Nebelnächte, Morgenröthen
ſieht er kommen, ſieht er flieh'n,
alle Sterne und Planeten
vor ihm auf- und niederziehn.

Zwei und dreißig Fürſten liegen,
ſtill gewärtig ſeines Winks,
vor dem Thron; gebeut er, fliegen
dieſe rechts und jene links:
doch ſein Zürnen zieht die Zügel
ſtraff; ein Winken ſeiner Hand
bändigt Launen, lähmt die Flügel,
ruft ſie ab von Meer und Land.

Vier der Aelteſten verbreiten
ſein Gebot von Pol zu Pol.
Nebel ſinken dort, es ſtreiten
Wolken tönend wild und hohl.
Vor der Schwelle liegt in ſchwerer
Feſſel, willenlos und ſtumm,
Typhon, er, der Weltzerſtörer,
und der Peſtverbreiter Simum.

Auf dem dunkeln Wolkenſitze
wie ein Gluthtyrann erhöht,
ragend aus der Flammenſpitze,
die ſein greiſes Haupt umweht,
ruft er: „Auf zu mir zu ſteigen,
ziemt nicht ſterblicher Natur;
doch, mir gabſt du dich zu eigen,
und mir galt dein Frevelſchwur.

„Gnügt's euch nicht, euch zu bekriegen?
zu durchwühlen Berg und Kluft?
ſelbſt das Meer in's Joch zu ſchmiegen?
Strebt ihr auch ins Reich der Luft?
Unerſättlich iſt, verderblich
nach dem Höhern euer Drang!
und doch iſt nur das unſterblich,
was dem Leben ſich entrang.

„Streng ſind meines Reichs Gewalten
und mir bleibt, wer mir verfiel!
Willſt du ewig Schwur mir halten?
oder war dein Schwur nur Spiel?

Keine Rückkehr ſteht dir offen,
wenn du zweimal frei gewählt!
Treue iſt nur dann zu hoffen,
wo ſich Gleich und Gleich vermählt.

„Blick empor!“ — Auf Wolkenwogen
eine hehre Lichtgeſtalt,
ruhend auf dem Regenbogen,
langſam vor ihm überwallt!
Augen gleich Sapphirenbläue,
um die Stirn ein Purpurband,
und, als Preis erprobter Treue,
Feuerlilien in der Hand.

Ach ihr Blick hüllt ſich in Trauer!
ach, ihr Blick fällt niederwärts!
und ein ahnungsvoller Schauer
legt ſich um Guiscardo's Herz!
doch iſt feſt ſein Sinn geblieben,
und er ruft begeiſtert: „Ja!
Ewig wird Guiscardo lieben!
Ewig wie Aërla!“

Tief verhallt in Wolkenſäulen
wie ein Donnerſchlag dieß Wort.
Zwei und dreißig Fürſten eilen
auf der Stürme Flügeln fort.
In der Blüthenwölbung Raume
fand bei'm nächſten Morgenroth,
wie erdrückt vom böſen Traume,
man Guiscardo bleich und todt.

II.

Der geächtete Ritter.

Altſchwäbiſche Volksſage

von

Louiſe Brachmann.

Der Mond ſtand hoch über dem wüſten Haine und goß ſeine Strahlen ſenkrecht durch die neblichte Luft; zur Seite hoben ſich die Trümmer der verfallnen Waldburg und der Hain lag ſchaurig und allein an ihrem Fuße. Mitternacht konnte nicht fern ſeyn. Da zogen zwei fremde Wandrer durch den Waldgrund; ſie kamen aus dem Kriege und kehrten zu der fernen Heimath wieder. Der Eine von den Jünglingen blieb ſtehen, und blickte wehmüthig auf zu der zerſtörten Burg. „Sieh, Rudolph,“ ſagte er, „die alten, mondbeglänzten Mauern! ſie ragen gleich Vorgebürgen aus der lang verſunknen Zeit hervor. Wie manches Bild der Wonne und des Jammers mögen ſie in ihrem Kreis geſehen haben!“

„Ach Wilhelm,“ rief jener, „laß jetzt die verſunkne Zeit! Ich wollte, ich wär' ſo nahe meinem Gute in der Heimath, als dieſem alten Eulenhorſte hier!“

„Nach einem Gute wollt' ich gern nicht fragen,“ ſagte Wilhelm mit einem Seufzer, und lenkte wieder in den Weg ein, „wenn ich nur meinen Vater in der Heimath wieder fände?“

„Du haſt ihn treu gepflegt bis in den Tod,“ ſprach Rudolph, „und hätteſt wohl das Gut allein verdient, das jetzt dein Bruder bewohnt!“

„Ich überließ es meinem Bruder,“ erwiederte Wilhelm, „weil er kränklich war, und Weib und Kinder hatte. Ich konnte, jung und rüſtig, wohl mein Ziel im ehrenvollen Waffendienſte ſuchen.“

„Nun, und im Waffendienſte,“ ſagte Rudolph, „auch da benutzteſt du die Gunſt des Glückes nicht! Wo Andre Gold erbeuteten, gingſt du mit leeren Händen aus. Ich habe mir ein artiges Sümmchen geborgen, und in der Heimath ſollen mir die Goldſtücke gar hold entgegen funkeln!“

„Mitunter aber auch wohl Tropfen Blutes

daran glühen?“ — fragte Wilhelm, — „Rudolph, mir gnügt mein kleines, rechtliches Eigenthum!“

„O des gewiſſenhaften Kriegers!“ lachte Rudolph. „Nun jeder lebe ſeines Glaubens!“

In dieſem Augenblicke ſahen Beide an dem Schilfgeſtade eines öden Teiches ſich eine bleiche, männliche Geſtalt erheben, die dem Schatten eines Ritters glich; halbliegend ſchien er aus dem feuchten Grund zu ſteigen, und ſich mit einem Arm am Boden aufzuſtützen, indeß er wild und düſter um ſich blickte. Doch meinten die Fremdlinge im Näherkommen mehr den Ausdruck von Schmerz und Trauer, als von Wildheit, in ſeinen Zügen zu erkennen, und ganz mit Blut befleckt waren ſeine Locken und ſein Ritterkleid.

Bewegungslos vor Schauer blieben die Jünglinge zur Seite ſtehen, da wandelte den Pfad von der verfallnen Burg herab eine zweite Schattengeſtalt in zarter weiblicher Schöne; gar lieblich, aber traurig war ihr Anſehn, und im Mondſchein flatterte der Nebelſchleier und das weißlichte Gewand. Sie wallte ſtill den Pfad, und nahte ſich dem Schatten des Ritters, der ſchon, blaß und blutig, wie er war, in ſein umſchilftes Bett zurückzuſinken begann. Sie beugte ſich liebkoſend und gleich als tröſtend zu ihm herab, und ſchlang ihren Arm um ſeine Schulter; er richtete das Haupt zu ihr empor, und indem ſie ihre Hände feſt verſchlangen, ſanken ſie beide in das wäßrichte Grab.

Mit Grauen ſetzten die Wanderer ihren Weg fort. Als ſie aber in das Dorf jenſeit des Gebirgs kamen, fragten ſie nach der wunderbaren Erſcheinung. „Das iſt der Geiſt des Ritters Udo geweſen," erwiederten die Landleute, „des geächteten Raubritters, der die Gegend ringsum verwüſtet hat, und an jener Stätte von dem Stahl des Rächers gefallen iſt. — Der Wald iſt unheimlich und niemand wagt zur Nachtzeit durchzugehen." — „Und wer iſt jener holde weibliche Schatten," fragten die Wandrer, „der den gequälten Geiſt ſo liebevoll umſchwebt?" — „Was ſie geweſen für den

Ritter,“ verſetzten jene, „das weiß Gott! die Meinungen darüber ſind verſchieden.“

„Bruder,“ ſagte Wilhelm zu dem Gefährten, „mich zieht es mit unendlich tiefem Mitleid zu den armen Schatten; wer ſie erlöſen könnte!“

„Nun haſt du nicht gehört, was ſie für große Sünder geweſen?“ erwiederte Rudolph; „das iſt die Strafe ihrer Schuld, wer mag mit ſolchen Sündern Mitleid haben?“

„O Bruder,“ rief Wilhelm: „ziemt es uns Schwachen, ſo ſtreng zu richten ob Andrer Schuld? und kennen wir all die verſchlungenen Wege, die zum Abgrunde führen aus dem Dunkel der Menſchenbruſt? — Ich bleibe hier noch eine Nacht, um zu verſuchen, ob ich ihr Befreier werden kann.“ —

„Nun dann gehab’ dich wohl!“ rief Rudolph, „ich eile, bald die Heimath zu erreichen. Die goldnen Fünkchen winken mir gar lieblich von dorther.“ —

Mit dieſen Worten zog er luſtig ſeines Weges. Wilhelm blieb zurück, treu dem Entſchluſſe, den er gefaßt. Und als in nächſter Nacht der Mond wieder ſo ſchaurig über dem Hain ſtand, da ging er auf denſelben Kreuzweg, wo ihm das wunderbare Abenteuer begegnet war, und harrte ſchweigend bis zur Mitternacht. Und horch! da klang es von der alten lang verfallnen Burg wie Glockenton, der zwölf anſchlägt, und als die Geiſtertöne durch die ſtille Luft verklungen waren, da hob ſich wieder die blutige Rittergeſtalt aus dem Teiche, und den Waldweg von der Burg herab wandelte wieder der ſtille, weiß verſchleierte Schatten.

Ein heftiger Schauder rieſelte dem Jüngling eiskalt durch alle Glieder, allein ſein Muth und ſein Mitleid mit den Gequälten waren ſtärker, als ſein Grauſen, und er trat entſchloßnen Sinnes der Wandelnden entgegen, als ſie auf den Kreuzweg kam, und ſprach mitleidig ernſt: „Wer biſt du, armer Schatten, der du ſo irr und heimathlos die Ruh' des Grabes zu entbehren ſcheinſt? und wer iſt jener blutbefleckte Ritter? — Rede! nicht Neugier ſpricht aus mir.“

Die Schattengeſtalt hemmte ihre Schritte bei des Wandrers Worten, und ſprach mit tiefer traurig gedämpfter Stimme: „Mein Name war Una, als ich noch lebte; — der ſeine Udo, wohl geſchmähten, doch noch mehr beklagenswerthen Angedenkens.“

„Er war wohl dein Bräutigam, daß du ihn ſo mit wehmüthiger Liebesinnigkeit in die Arme drückſt?“ fragte Wilhelm, „oder dein tapfrer heißgeliebter Gemahl?“

Der Schatten wandte traurig verneinend das Haupt.

„Und was war er dir denn, holdſeliges, von Gram umfangnes Weib?“

Die Schattengeſtalt ſchwieg einige Augenblicke, als ſcheue ſie ſich eine Antwort zu geben; dann ſagte ſie mit leiſem Tone: „Er war mein Bruder. — Willſt du mehr von meinem und von ſeinem Schickſal wiſſen, ſo geh' des morgenden Tages um die Mittagsſtunde in das Gewölbe unter dem weſtlichen Thurme der Burg, und hebe den breiten Stein, der dort den rauhen Tiſch bedeckt; darunter wirſt du unſre

Lebensgeſchichte finden, die ich in meiner traurigen Gefangenſchaft niedergeſchrieben habe Wenn du uns dann beklagſt und es vermagſt ſo gieb unſern irrenden Geiſtern Ruhe. Den nur ein Herz, das eben ſoviel Mitleid mit un hat, als Muth, iſt beſtimmt, uns zu erlöſen.“

Der Schatten glitt nach dieſen Worten a dem Fremdling vorüber, ſich, wie in vorige Nacht mit der geliebten Rittergeſtalt in di Fluthen des Teiches zu begraben.

Der Jüngling ſah ihrem Verſchwinden mi frommem Ernſte nach. Des andern Tages als die Sonne von der Mittagshöhe auf di verfallne Waldburg niederſchien, wandelte e feſten Schritts die Felſenhöhe hinan, und tra in die wüſten ſchauerlichen Mauern, wo ſich Farrenkraut und wildes Buſchwerk zwiſchen moosbedeckte Steine drängte. Der Graswuchs flüſterte ſo leis und geiſterhaft durch einander in der todten, heißen Mittagsſtille; in der Runde meilenweit kein Laut des Lebens; alles ausgeſtorben vor der Geiſternähe. Wilhelm durchſchritt die öden Hallen, die ſchweigende

Höfe, und fand den Eingang des weſtlichen Thurms; auf einer engen Wendelſtiege, hin und wieder eingeſtürzt, ſtieg er hinab zu einem grauſenvollen Gruftgewölbe, deſſen Eiſenthüre zeigte, daß es der Aufenthalt unglücklicher Gefangenen geweſen war. Die Schauer ſchienen ſich hier zuſammenzudrängen. Beim Schimmer einer Kerze, die er mitgebracht und hier entzündet hatte, durchſpähte er die feuchte Düſternheit. Er hob den Stein auf, der den rauhen Tiſch bedeckte, und fand die alte Pergamentſchrift, wovon der Geiſt geſagt. Das Dunkel und die kalt anwehende Moderluft ſchreckten ihn nicht; denn ſeine Seele war nur damit beſchäftigt, was er erfahren ſollte. Er ſteckte ſeine Kerze neben das aufgeſchlagne Buch, ſetzte ſich davor, und las wie folget:

„Hier ſitzend in der tiefen Oede meines Kerkers, wende ich die träg dahin ſchleichenden Stunden dazu an, mein Leben aufzuzeichnen, und den, der einmal dieſe Worte lieſt, wenn wohl meine Gebeine längſt vermodert ſind, um Mitleid anzuflehen für mich und meinen armen

Bruder Udo. Dieſer mag des Mitleids frommer Seelen noch bedürftiger ſeyn, als ich; denn ſeine Leiden, bis er aus der Welt gegangen, waren groß, und ſeine gute Seele hätte das Böſe nicht gethan, wofern ihn nicht Undank und Verrath alſo elend gemacht; doch gleich wie ein Sämann in die Furchen der aufgerißnen Erde ſeinen Saamen ſtreut, ſo ſtreuten böſe Geiſter in ſein zerrißnes Herz Rach'= und andre ſträfliche Gedanken.

Schon der Anfang unſres Lebens war nicht freudig. Sanfter Mutterpflege hatten wir nie genoſſen, früh unſerer Mutter durch den Tod beraubt; unſer Vater war hart, beſonders gegen meinen Bruder Udo. Als einſt mein Bruder, noch in frühen Jünglingsjahren, ſeinem Herzensfreunde Otto, ſeinen Beiſtand zugeſagt in einer ernſtlichen Fehde, der Freunde Väter aber kurz darauf in einen Zwiſt gerathen waren, da wollte unſer Vater auch, Udo ſolle von dem Freunde laſſen, und ihn nicht begleiten in den fahrvollen Streit. Mein Bruder aber hing mit Herz und Seele an dem Freunde, und rief zu unſerm Vater mit ſtürmiſcher Traurigkeit: „Wie, mein Vater? ſoll ich meinen Freund verlaſſen, um ſo zufälligen Umſtands willen? bin ich nicht Ritter, wie Ihr? und gilt mein Wort nicht eben, wie das Eure? Ich habe ihm Treue geſchworen in Leben und Tod, und die will ich halten!“

Und ſo erzwang er gleichſam den Vergunſt, und halb wider Vaters willen zog er dahin. Als aber bald darauf der Vater ſchwer erkrankte, ſandte er einen Boten an den fernen Sohn, um ihn eilig zurückzurufen an ſein Sterbebett. Nun wollte das Unglück, daß eben damals durch das Geſchick des Kriegs die Kämpfer abwärts gezogen waren, und daß Udo nicht ſchnell genug herbeieilen konnte, um die Augen ſeines ſterbenden Vaters zuzudrücken. Da ergrimmte dieſer und verwünſchte Udo's Ungehorſam als die Urſach, warum er in der letzten Stunde ſeines einzigen Sohnes und Erben entbehren müſſe. Dieſe Worte trafen ſchwer und laſtend auf Udo's Seele, als er, wiewohl zu ſpät, herzueilte, und ihm der Beichtiger des Verſtorbenen jene

Worte wiederholte. Da beweinte er mit brennenden Thränen ſeinen erſten und letzten Ungehorſam, den er jedoch nur aus großer Liebe un Treue gegen ſeinen Freund begangen hatte.

Die echte Heiterkeit des Lebens war nu ſchon für ihn getrübt, ob er gleich noch in zartem und faſt kindlichem Alter war; indeſſe ſchloß er ſich mit nur noch größrer Innigkei an ſeinen Freund; denn je größere Opfer ma irgend einem Weſen dargebracht, je theure wird uns gewöhnlich das ſo ſchwer erkaufte Gu Udo theilte mit ſeinem Freunde Wunden un Noth; und einſt, als Otto gefangen ward, un deſſen kleines Gut nicht hinreichte, ihn zu löſe bot er ſeine eigne Habe auf, und löſte de Freund. Als aber darauf Otto ſich vermähl und ein friedliches Leben der Liebe begann, litt es meinen Bruder nicht im Schooße d Sicherheit, der nur in Ruhm und That einige Ruhe fand. Er zog mit dem Kaiſer den Krieg, und, wie er ſich denn nimmer jema des eigen nennen konnte, ohne ſich auch m kräftiger Treue ſeines Herzens daran zu kett ſo that er dem Kaiſer unerhörte Dienſte, opferte ihm Gut und Blut, und rettete ihm ſelbſt bei einer Gelegenheit das Leben. Der Kaiſer verſprach ihm dafür zur Belohnung die benachbarte reiche Grafſchaft, wenn ſie nach dem Tode ihres alten, erbenloſen Eigenthümers der Krone zufallen würde.

Er kam nun nach geſchloßnem Frieden für einige Zeit zurück auf unſre Burg. So vieles, was er gelitten, ſchien ihn wohl einmal ermüdet zu haben. Der Kaiſer hatte ihn entlaſſen; ſein Freund war fern und mit ſeinem Liebesglück beſchäftigt, und ſo ſchien ſein Herz bei gereifterm Alter wohl eines weiblich zarten Mitgefühls zu bedürfen. Ach, es war meine einzige glückliche Zeit, wo ich ihm dieß gewähren konnte.

Von Kindheit an hatten ſich alle meine Neigungen an die ſeinen angeſchloſſen, wie ſich der Epheu um die Ulme ſchlingt; wir hatten ja nichts Verwandtes weiter in der Welt! Und ob er auch im frühern Jünglingsalter, nur für Ruhm und Freundſchaft entbrannt, mich weniger beachtet hatte, als ich ihn, ſo kehrte er mir doch jetzt mit doppelt großer Zärtlichkeit zurück. War es denn ſtrafbar, daß ich mit ganzer Seele ſtrebte, meinen guten Bruder zu erfreuen und ſeine Liebe zu verdienen? Daß aber auch das Beſte nach und nach zum Fehler werden kann, durch Uebermaaß und durch ein ungünſtiges Verhängniß, und wie zart die Grenze zwiſchen Recht und Unrecht, das kann ein gleiches Herz aus unſern Schickſalen lernen.

Zwar es iſt wahr, mein Bruder ſchien mir von jeher das Vorbild aller männlichen Schönheit und Vortrefflichkeit zu ſeyn, und mancher Ritter, der um meine Hand geworben, war nur um dieſes Gefühls willen von mir abgewieſen worden. Dieß mochte das erſte Vergehen meiner liebenden Uebertreibung ſeyn. Auch Udo ſchien an andern Weibern kein Gefallen zu haben, und der geheime Wunſch, wie wir doch beide, unvermählt, nur unſrer ſo inniglichen Uebereinſtimmung möchten leben können, regte ſich wohl zugleich in unſrer beider Herzen; denn als der Kaiſer ſelbſt für einen Herrn ſeines Hofes meine Hand begehrte, der mich bei einem

Banquet geſehen, konnte ich mich nicht entſchließen, Ja zu ſagen. Mein Bruder freute ſich deshalb über die Maßen, meinte, daß Jener mein nicht würdig geweſen, und ſchlug den Antrag mit großem Eifer ab.

Sei es nun, daß dieſe Weigerung, oder ſonſt etwas, dem Kaiſer mißfällig geweſen; genug, der Eigenthümer jener Grafſchaft war verſtorben, und noch erfüllte der Kaiſer ſein Verſprechen nicht. Da ſchrieb mein Bruder ehrlich und freimüthig einen Brief an den Kaiſer, fragend, ob er ſein, und des gegebnen kaiſerlichen Worts wohl vergeſſen habe? Er mochte ſich jedoch darin einiger zu kühnen Ausdrücke bedienet haben; denn der Kaiſer ward zornig, und, nach Art der Großen, vergaß er der wichtigen Dienſte um des unbedeutenden Fehlers willen und ſchenkte die Grafſchaft einem Andern, der am Hofe lebte und in großer Gunſt bei ihm ſtand.

Udo war wie ein Schwert von gutem Stahl, das nimmer bricht in treuen Führers Hand, auch ſich wohl willig biegt zu ſeinem Dienſte, das aber heftig wieder aufſpringt nach dem Drucke, der es beugen will; der Kaiſer hätte ſein Leben fordern können, allein der Undank erregte ſeinen edeln Trotz. Er wollte rächen ſein gekränktes Recht, koſt' es auch, was es wolle! Vielleicht, daß meine Bitten ſeine Wuthgedanken noch gezügelt hätten, wär' er nicht eben zu einer kleinen Fehde ausgeweſen; und als er heimkam, mir des Kaiſers hartes Wort verkündend, da brannten ſchon die Fackeln der Empörung, die er rings im Buſen andrer Unzufriedner entzündet hatte. Denn der Kaiſer, obwohl ſelbſt milden Sinnes, regte doch durch die allzugroße Macht, die er ſeinen Begünſtigten über ſich und ſeine Lande ließ, ſo manche Klage auf.

Das Loos war nun geworfen; der Krieg brannte auf, und mein unglücklicher Bruder hieß der Hauptmann der Empörer. Von dieſer Zeit an häufte ſich das Unglück unter unſerm Dach. Der Kaiſer ſiegte in einigen Schlachten, nahm nun meinem Bruder vollends ſeine Güter, das väterliche Stammſchloß allein ausgenommen, und verſchenkte ſie. Das alles hätte Udo noch ertragen; als wir aber die Kunde vernahmen, an wen der Kaiſer ſein Eigenthum verſchenkt, und nun das Wort in unſre Ohren ſchmetterte: an Otto! an den Freund, für den mein Bruder Hab' und Blut, ja ſelbſt die Ruhe des Herzens und des Vaters Segen hingegeben hatte! da brach ſein männlicher Muth, und Thränen glühten über ſeine todtenbleichen Wangen. „Una!“ rief er mit fürchterlich verhaltnem Schmerz. „Ich habe nun nichts in weiter Welt als dich! wirſt auch du mich verlaſſen?“

Da ſchlang ich meine Arme inniglich um ſeinen Hals, und rief mit heißen Thränen: „Nie, nie, o mein geliebter Bruder! In Welt und Himmel leb' ich fürder nur für dich!“

Mit dieſen Worten ſchien ein Strahl des Troſtes in ſein Innerſtes zu fallen, wie Mondenſchimmer auf ein nächtliches Gefild, und auch er ſchlang ſeine Arme feſt um mich. Da trat in eben dieſem Augenblicke der Prior eines benachbarten Nonnenkloſters in die Halle und überreichte meinem Bruder eine Schrift. Es war eine Handſchrift unſrer verſtorbenen Mutter, in einer ſchweren Krankheit abgefaßt, worin ſie mich dem Kloſter weihte. Sie war geneſen, und hatte nun durch reiche Schenkungen ihr Gelübde wieder zu löſen geſucht; als aber jetzt die fromme Aebtiſſin den Verfall unſers Hauſes und meine unglückliche Lage ſah, machte ſie des Himmels Rechte wieder geltend, mich zu retten. Wir zitterten beide, Udo und ich, als wir die Handſchrift unſerer Mutter erkannten. „Ihr ſehet, Fräulein,“ ſagte der ehrwürdige Herr, „die Kirche öffnet Euch die Arme! Bald wird noch größres Unheil über Euer Haus herein brechen; was wollt Ihr länger bei einem ſo befehdeten Mann?“ „Una,“ ſagte mein Bruder mit einem unausſprechlichen Blick, „es ſteht bei dir! Entſcheide!“

Ich aber brach aus in eine Thränenfluth, und rief: „Ich kann, ich kann dich nicht verlaſſen! Ich theile mit dir Noth und Tod!“

„Nun dann, beim Gott des Himmels! ich laſſe ſie nicht!“ rief Udo, mit der Linken mich umſchlingend und die Rechte gen Himmel hebend.

Da ſchied der Prior zornig von uns, ſagend: die Kirche werde ihr Recht mit Gewalt zu ſchützen wiſſen.

Mein Bruder führte unterdeſſen ſeine kriegeriſchen Streifereien fort, Betäubung ſuchend im Geräuſch der Waffen. Er that dem Feinde Abbruch, wo er konnte; eine kleine Schaar war ihm geblieben, die Gefallen fand an der Freiheit und der Beute dieſer Lebensart, und manche gewaltſame That mochte dabei wohl vorfallen; denn die gute Seele meines Bruders war verwildert durch den Schmerz. Jedoch befleckte nie das Blut unſchuldig Unterdrückter ſeine Hand, vielmehr fanden ſie nicht ſelten einen Rächer in ihm.

Einſtmals aber, als er auch ausgezogen war auf Wegelagerung, kam der Schirmvoigt des Kloſters mit ſeinen Mannen, bemächtigte ſich meiner mit Gewalt, und brachte mich nach dem Kloſter. Die fromme und ehrwürdige Aebtiſſin, eine Freundin unſrer verſtorbenen Mutter, that nun Alles, mein Herz ganz dem heiligen Leben zuzuwenden, und mich von allen Wünſchen und Sorgen für das Irdiſche abzuziehen; ich hätte dem Rufe folgen, und auch meinen Bruder bewegen ſollen, den Leidenſchaften der Rache und Verzweiflung zu entſagen. Allein die Sehnſucht und die Angſt um ihn verblendeten meine Sinne; ich gab ihm heimlich Kundſchaft, wo ich ſei, und verſchwieg ihm nicht den Wunſch, daß er mich befreie. Da kam mein Bruder in der Nacht mit ſeinen Leuten vor das Kloſter, erſtürmte die Mauern, und führte mich mit Gewalt davon; denn ihm galt Alles nun gleich, und er meinte, nichts mehr zu verlieren zu haben.

Mir war wohl, als ich mich wieder in unſrer heimiſchen Burg befand, aber auch recht bang. Und als ich des Abends auf meinem Lager lag, konnte ich nicht ſchlafen, ſondern mancherlei Bilder ſchwebten vor meiner unruhigen Seele. Es war tief nach Mitternacht. Alles war ſtill in Wald und Flur, und auf dem Hügel drüben ruhte matter Sternenſchein. Da hörte ich drei hallende Schläge an das Burgthor. Ich ſprang auf, eilte an das Fenſter, und ſah in dem zweifelhaften Sternenlichte drei ſchwarz verhüllte Geſtalten, die mir mein ahnendes Herz nur allzubald als Boten des heimlichen Gerichts verkündete. Sie hieben drei Spähne aus dem Thor, nachdem ſie meinen Bruder mit furchtbarer Stimme beſchieden hatten, in der dritten Nacht auf dem nächſten Kreuzwege zu erſcheinen. Darauf entfernten ſie ſich.

Udo hatte mit Schauder ihre Ladung vernommen; denn ach! ihm ſagte wohl ſein ſtrafendes Gewiſſen, daß er ein ſtrenges Urtheil zu erwarten habe für manche unrechtmäßige That; wenn der Menſch einmal dem Geiſt der Rache einen Eingang in ſein Herz geſtattet, kennt er ſelten Maß noch Ziel! Zugleich rieth ihm ſeine trotzige Verzweiflung, ſich nicht zu ſtellen auf den Ruf, und ich ſelbſt, die ich die Folgen ſolches Verhaltens nicht genug verſtand, ſuchte ihn von dem Schreckensgange abzuhalten. — Noch zweimal ertönte der nächtliche Ruf, und als ſich Udo auch hierauf noch nicht geſtellt hatte, fanden wir eines Morgens eine Schrift der Freiſchöppen an dem Burgthore, welche alſo lautete: „Empörung, Raub, verbrecheriſche Liebe gegen ſeine Schweſter! Ritter Udo ſich nicht ſtellend auf den Ruf der heiligen Vehm, hat ſeine Miſſethaten eingeſtanden. Er iſt gerichtet; der Stahl des Rächers tödte ihn, wo er ihn finde!“

„Una!“ ſagte mein Bruder, als er die Worte geleſen hatte, „mit mir iſt es nun aus. Für dich iſt noch Zuflucht in einem Kloſter; rette dich! — Mein Leib gehört den Vögeln unter dem Himmel — — was willſt du länger bei einem geächteten Mann?“

Aber, o Gott! wie hätt' ich meinen Bruder jetzt verlaſſen ſollen? Ich weinte nicht mehr, weil meine Wahl entſchieden war; mein Muth war ſtark geworden durch die höchſte Noth; ich ſchwur meinem Bruder mit einem hohen Eidſchwur, daß ich lebend nicht von ſeiner Seite weichen werde. Da löſte ſich ſein ſtarrer Schmerz in Wehmuth auf, und er rief überwältigt: „Meine Una! ich habe dich mit mir in das Verderben gezogen — aber deine Treu iſt größer, als daß ich ihr widerſtehen könnte.“

Er befeſtigte hierauf ſeine Burg und machte ſie unzugänglich jedem fremden Fußtritt; allein auch wir durften den Fuß nicht über die Schwelle ſetzen, weil jenſeits der Tod vom Arm der unſichtbaren Rächer lauerte, die allenthalben ſind, und Gott gleich im Verborgenen richten. Wir hatten Lebensunterhalt genugſam auf der Burg, und die Tage gingen ſtill dahin; ich fand eine traurig ſüße Beſchäftigung darin, die kranke Seele meines Bruders aufzuhellen; auch fühlten wir in mancher Stunde traulicher Herzensmittheilung minder das Gewicht des Elends, das auf unſerm Leben lag: unſere Liebe wuchs mit jedem Tage in der einſamen Burg. Bis dahin war uns der Gedanke des Verbrechens, deſſen man uns verklagte, fremd geweſen — —

Wir verlebten einige Monde faſt von der ganzen übrigen Welt abgeſondert. Wie es jedoch zu hart iſt, dem Anblick der Natur und dem Genuß der erquicklich freien Luft auf immer zu entſagen, beſonders für ein Freiheit liebendes Gemüth, wie das meines Bruders; ſo fühlten wir auch uns oft dadurch beklemmt, niemals den Fuß aus den Mauern ſetzen zu dürfen. Als daher einſt eine wunderſchöne Mondnacht auf der Gegend lag, und wir in der Vertiefung eines Fenſterbogens ſtanden, nahm mein Bruder die Laute und ſang dazu anmuthigen und ſehnſuchtsvollen Tons:

Sieh, Schweſterchen, ſieh! der verſilberte Hain,
Er winkt uns ſo lieblich im Mondenſchein!
Die thauigten Wieſen und Fluren wie hell!
Es winkt uns hinüber der ſchimmernde Quell.

Sie rufen: Wir trinken die himmliſche Luft,
Wir Kinder der Erde, die liebend ſie ruft;
Ihr armen Verbannten, und ſollt ihr allein
Verſtoßen vom Anblick der Mutter ſeyn?

Ach, ſüß wohl, mein Schweſterchen, wär' es und ſchön,
Sich einmal am rieſelnden Quell zu ergeh'n,
Am Tage die Rache, die blut'ge, wacht,
Doch Frieden wohl beut uns die himmliſche Nacht!

Das Herz zog mich ſo gut, wie ihn, einmal zu dem Genuß der lang entbehrten ſüßen Freiheit; da wagten wir es und ſchlichen ungewiſſen, ſchüchternen Trittes aus der Burg, und zu dem lieblichen Thale nieder. Ach mir war es, als ſpräche eine Stimm' in meinem Herzen: Seid ihr nicht Schatten gleich, ihr armen Verbannten, die nur als fremde Weſen in dem Leben ſchleichen? Euch geht ja das Leben nichts mehr an, und vielleicht — bald noch weniger, als jetzt. — —

Wie Schatten wandelten wir auch durch die Fluren, die nicht mehr uns angehörten, doch mit verſchlungnen Armen, und im Haine dort am Ufer des verlaßnen Erlenteiches drückte mich mein Udo noch einmal mit wehmüthiger Liebe an ſein Herz. In dem Augenblicke drangen die furchtbaren Rächer aus dem Gebüſche, und ſtürzten ſich auf meinen unglücklichen Bruder. Drei Dolche bohrten ſich zugleich in ſeine Bruſt, und mit dem fürchterlichen Ausruf: Wehe, Wehe über ihn! riſſen ſie mich von ſeinem blutigen Leichnam, den ich umklammert hatte, und ſtürzten ihn in ein ſchmachvolles Grab, tief in die Fluthen des Teiches.

Ich aber ward verſchont und durch Verhüllte auf die Burg gebracht. Der Kaiſer fühlte vielleicht, daß er meinem Bruder zu viel gethan, und wollte es an mir vergüten; er ſchenkte einem ſeiner Edeln die Burg meines getödteten Bruders, mit der Andeutung mich zum Gemal zu nehmen. Allein wie hätt' ich dieſen Anträgen Gehör geben ſollen, wie glücklich ſeyn über dem Grabe meines Gemordeten, nachdem ſich mir ſein blutiges Bild ſo tief ins Herz geprägt hat, und meinen Geiſt nun ohne Unterlaß beſchäftigt? Ach, hab' ich auch im Leben gefehlt um ſeinetwillen, mein Schmerz um ihn, den Todten, iſt ſicherlich gerecht. — Mein Freier hat mich nun in dieß einſame Verließ bringen laſſen, auf daß ich meine Gedanken wenden möge. Er meint, die Gefangene werde daraus hervorgehen zum Liebesbündniſſe; ich aber denke nur daraus hervorzugehen zum Tode, und zum Wiederverein mit dem, der einzig meines Herzens Wonne war.“

Hier endigte die Handſchrift der holdſeligen Una. Ein Mönch aber hatte das Ende ihrer Lebensgeſchichte aufgeſetzt mit folgenden Worten:

„Wenn du, frommer Wanderer, dieſe Blätter lieſeſt, iſt die Schreiberin derſelben nicht mehr unter den Lebenden; ſie hat den Ausgang aus ihrem Kerker gefunden, den ſie ſich vorgeſetzt, nämlich den Tod. Denn da ihr ſtattlicher Freier, um auf dieſe oder jene Weiſe ihre Liebe zu gewinnen, ſie wieder aus dem Thurm befreien und in ein annehmlicheres Leben verſetzen laſſen, ſo hat ſie die erſte günſtige Gelegenheit benutzt, ſich heimlich aus der Burg zu ſtehlen, und in der ſtillen Nacht zum Haine zu wallen, wo ſie, an eben der Stelle, wo die Gebeine ihres Bruders modern, ſich zu ihm in den Teich geſtürzt. Ob nun wohl ſo große Lieb' und Treue gegen einen verirrten Bruder immer etwas lobenswerthes ſeyn mag, ſo hat ſich doch Una durch das Uebermaß derſelben ſtrafbar gemacht, maßen ſie nicht allein die Bande der Ehe, ſondern auch die Glorie des Himmels in Annahme des klöſterlichen Schleiers verſchmäht.

Wie weit übrigens die Liebe beider Geſchwiſter gegangen, abſonderlich in der letzten Zeit, wo die bewieſene übergroße Treue die Herzen der Verbannten noch mehr an einander angeſchloſſen, darüber mag Gott richten; daß aber Una ihre Fehler noch durch einen Selbſtmord gehäuft, ſo wie, daß beide ohne vorherige Bereuung ihrer Sünden und ohne Sakrament, die Welt verlaſſen, darüber kann ihr Geiſt, ſo wie die Seele ihres Bruders um ſeiner Sünde willen, nicht zur Ruhe eingehen, und müſſen beide in der Nacht den Wandrer ſo lange ſchrecken, er, ſich von ſeinem feuchten blutigen Bett erhebend, ſie aber den Felsweg niederwallend, und tröſtend, wie ſie im Leben gethan, den traurigen Schatten umſchlingend, zuletzt mit ihm in die Wellen verſinkend, bis daß ein Fremdling komme, der aus eignes Herzens Antrieb es wagt, die irren Geiſter anzuſprechen, und die Handſchrift ohne Grauſen an dieſer Stätte ſelbſt zu leſen, dann aber ein Herz und ein Gebet vor Gott bringt, ſo ſelbigem wohlgefällt."

Beim Leſen dieſer Schrift war Wilhelms

ganzes Herz in Mitleid und Liebe aufgegangen; die Fehler, die er nie begangen, erſchienen ihm an den Gefallnen nur als Schwächen menſchlicher Natur, doch ihre Tugenden bewundernswerth. Er warf ſich, als er bis ans Ende geleſen, auf ſeine Kniee, und betete mit vielen Thränen: „Gott, o mein Gott! wenn eins deiner ſchwachen Kinder wagen darf, Verzeihung für das andre zu erflehen, o ſo erbarme dich der Armen, die ſo ſchwer gebüßt! Sind wir nicht alle ſchwach, und alle Kinder deiner Vaterliebe?"

Drauf ging er wieder in den Hain, die Schatten noch einmal zu fragen, was er thun ſolle, um ſie zu erlöſen, und ein ſolches Herz vor Gott zu bringen, das ihm wohlgefalle. Denn alles war er zu thun entſchloſſen, und wär' es auch das Schwerſte und Härteſte. Als er aber an die Stätte kam um Mitternacht, da hob ſich keine bleiche Geſtalt mehr aus ihrem Blut, und kein trauernder Schatten wallte den Felsweg nieder; aber zwei Streifen eines wunderbar milden Lichtes ſtiegen auf, daß die Sträucher und die Bäume in dem hellen Scheine lieblich wiederglänzten. Die lichten Wellen hoben ſich zum Himmel auf, und ein unbeſchreiblich ſüßes, rührendes Getön umfloß den Jüngling, worin er klar die Worte unterſchied:

Segen, Segen dir! wir ſcheiden,
Geh'n nun ein zur ew'gen Ruh;
Du erlöſeſt uns vom Leiden,
Herz voll Mild' und Demuth du.

Segen, Segen dir, und Dank!
Nicht verdammt im reinen Herzen
Haſt du, wo in Schuld und Schmerzen
Dein verirrter Bruder ſank.

* * *

Ob der Segen ſich bewähret?
Fragt des dunkeln Schickſals Macht!
Mild im Sternenlicht verkläret,
Strahlt uns Antwort durch die Nacht.

III.

Der raſende Roland.

Vier und zwanzigſter Geſang.

Von Streckfuß.

Vorwort.

Eine der weſentlichſten Eigenthümlichkeiten des Arioſt iſt die behagliche Bequemlichkeit, die, zuweilen in Nachläſſigkeit übergehend, aus jeder Stanze ſeines großen Gedichts uns gar behaglich anſpricht. Wer daher in einer Ueberſetzung uns ein getreues Bild des Originals wiedergeben will, muß, nach meiner Anſicht, vor allen Dingen dieſen über das Ganze verbreiteten Ton zu finden ſuchen, und, gilt es ein Opfer, lieber eine Einzelnheit, als ihn, aufopfern. Eher iſt ihm eine Nachläſſigkeit, als irgendwo peinlicher Zwang, erlaubt.

Der höchſt verdienſtvolle **Gries** iſt bei ſeiner Ueberſetzung von andern Grundſätzen ausgegangen. Bei der Wichtigkeit und Schwierigkeit der Aufgabe habe ich daher geglaubt, daß es der Mühe werth ſei, einen zweiten Verſuch zu ihrer Löſung zu machen.

Das vorliegende Bruchſtück giebt ſich als Probe einer neuen Ueberſetzung, deren erſter Theil bald erſcheinen wird.

Daß ich das Ziel, welches ich mir ſelbſt ſteckte, nicht erreicht habe, weiß ich. Genug, wenn ich glauben darf, mich ihm genähert zu haben.

Str.

1.

Der bleib' am Leim nicht mit den Flügeln kleben,
Wer ſeinen Fuß auf Amors Ruthen ſtellt;
Denn Wahnſinn nur iſt's, ſich der Lieb ergeben,
Wie dieß aus aller Weiſen Wort erhellt.
Wohl Jeder wird von Tollheit Proben geben,
Wenn ihn auch juſt nicht Rolands Wuth befällt:
Was iſt auch toller, als ſich ſelbſt verderben,
Nur um ein fremdes Gut ſich zu erwerben?

2.

Viel ſind der Wirkungen, doch ewig Eine
Die Thorheit nur, aus der ſie all' entſtehn.
Sie gleicht dem großen pfaddurchkreuzten Haine;
Wer ihn betreten hat, muß irre gehn,
Der eine hier, der dort verführt vom Scheine.
Den Schluß ſollt ihr in einem Worte ſehn:
Noch, über jedes Leiden, Kett' und Banden
Verdient, wem liebend ſeine Jahre ſchwanden.

3.

Und ſagt mir Einer: Kamerad, erſt renne
Nicht ſelbſt ſo blind, dann warn' uns vor dem Fall —
So ſag' ich, daß ich meinen Fehl erkenne
Jetzt bei des Geiſtes hellem Intervall.
Ich ſtrebe jetzt, und hoffe, daß ichs könne,
Nicht mitzutanzen mehr bei dieſem Ball;
Doch iſt's nicht gleich nach Wunſche mir gelungen,
Weil bis ins Mark das Uebel eingedrungen.

4.

Ich ſagt' euch, Herr, im vorigen Geſange,
Daß Roland, wuthentzündet und bethört,
Die Waffen auszieht, ſie in tollem Drange
Zerſtreut, das Kleid zerreißt, wegwirft das Schwert,
Die Bäum' entwurzelt — daß im Wiederklange
Man ſein Gebrüll aus Wald und Felſen hört.
Hierher rief ein'ge Bauern nach dem Tone
Ihr Stern, vielleicht zu ſchwerer Sünden Lohne.

5.

Schnell floh'n ſie fort, als ſie die Proben ſahen,
Die hier der Narr von ſeiner Stärke gab;
Doch ein'ge, ſtatt ſich zu entfernen, nahen,
Wie öfter ſich's bei jähem Schreck begab.

Der Narr ſtürzt auf ſie zu, ſie einzufahen,
Ergreift den Einen, reißt den Kopf ihm ab
Mit Leichtigkeit, wie man vom Baum im Spiele
Den Apfel bricht, die Blume von dem Stiele.

6.

Er faßt am Bein, mit drohender Geberde,
Den ſchweren Rumpf, den er zur Keule macht,
Und ſtreckt ein Paar entſchlafen hin zur Erde,
Das ſicher erſt am jüngſten Tag erwacht.
Die andern ſind, daß ihnen Rettung werde,
Auf ſchnellen Lauf mit ſchnellem Rath bedacht:
Doch hätte ſie der Narr gewiß ereilet,
Hätt' er ſich nicht bei ihrem Vieh verweilet.

7.

Die Bauern, durch das Beiſpiel klug, entrinnen,
Und laſſen Sichel, Hack' und Pflug im Feld.
Der ſteigt auf's Haus, der auf der Kirche Zinnen,
Weil Weid' und Ulm' er nicht für ſicher hält,
Von dort zu ſehn das raſende Beginnen.
Mit Fußtritt, Fauſt, Gebiß und Nägeln fällt
Er alles an, zertrümmert Pferd' und Kühe,
Und Eile braucht's, daß eins nur ihm entfliehe.

8.

Und toller Lärm ertönt von allen Seiten,
Auf jedem Gut iſt wüthendes Geſchrei.
Man höret hier und dort zum Sturme läuten,
Der bläſt das Horn und jener die Schalmei.
Wohl tauſende ſieht man vom Berge gleiten,
Man ſtürzt mit Schleuder, Pfeil und Spieß herbei,
Indeß empor wohl tauſend andre wallen,
Nach Bauernart den Narren anzufallen.

9.

So ſchlagen auf das Salzgeſtad die Wellen
Bei Auſters Blaſen, ſpielend im Beginn,
Doch ſieht man ſchon die zweite voller quellen,
Und noch gewalt'ger ſtürzt die dritte hin,
Bis jedesmal die Wäſſer reicher ſchwellen,
Stets tiefer ſchlagen auf den Strand dahin;
So hat die Schaar um Roland zugenommen,
Die aus dem Thal und von dem Berg gekommen.

10.

Er tödtete ſogleich wohl zehn und zehen,
Wie ſie der Zufall führt in ſeine Hand,
Und deutlich zeigt' es ſich, von ferne ſtehen,
Sei hier allein des Lebens ſichres Pfand.

Ihn kann man immer unverwundet ſehen,
Weil ſeine Haut dem Eiſen widerſtand.
Ihn ließ des Himmels König nicht verletzen,
Um zu des Glaubens Wächter ihn zu ſetzen.

11.

Doch hätte Roland irgend ſterben können,
So war er hier zu ſterben in Gefahr,
Und lernen konnt' er, ſich vom Schwerte trennen,
Es ſei zu kühn, bei ſolcher Feinde Schaar.
Doch dieſe ſieht man ſchon von dannen rennen,
Weil jeder Streich auf ihn vergebens war. —
Und hin nach einem kleinen Flecken ziehet
Nun Roland, da er keinen Feind mehr ſiehet.

12.

Nicht Groß, noch Klein, war mehr darin geblieben,
Denn alle trieb die bange Furcht heraus,
Mit groben Speiſen, wie die Bauern lieben,
War reich verſehn ein jedes kleine Haus.
Von Hunger und von Ungeduld getrieben,
Sucht er nicht lang das Brot von Eicheln aus.
Gekocht und roh, was er zuerſt erblicket,
Wird in den Magen raſch hinabgeſchicket.

13.

Drauf rennt er fort, und wie ſie ihm erſcheinen,
Jagt er die Thier' und Menſchen durch das Land.
Er holt die Ziegen ein, in Buſch und Hainen
Iſt ihm das leichte Reh nicht zu gewandt.
Er ringt mit Bären und mit wilden Schweinen,
Und wirft ſie nieder mit der bloßen Hand,
Und eilt, voll wilder Gier, in ſeinen Magen
Ihr Fleiſch mit Haut und Haar hinabzujagen.

14.

So eilt er auf und ab im Frankenlande,
Bis er ſich einſt an einer Brücke ſieht,
Worunter hin in hohem ſteilen Strande
Ein breiter Strom mit reichen Wäſſern zieht.
Erbauet iſt ein Thurm an Ufers Rande,
Von wo man ſchaut, was weit und breit geſchieht.
Was dort er that, ſollt ihr wo anders hören;
Jetzt muß ich wieder zu Zerbinen kehren.

15.

Zerbin, als Roland von ihm fortgeſchritten,
Will dorten nur noch kurze Zeit verziehn,
Und läßt ſein Roß darauf mit kleinen Tritten
Den Pfad geh'n, welchen nahm der Paladin.

Und als er kaum zwei Meilen weit geritten,
Sah er gebunden einen Reiter ziehn,
Auf einem Klepper, den von beiden Seiten
Als Wächter zwei Geharniſchte begleiten.

16.

Zerbin erkennt ihn, als er hingezogen,
Auch Iſabella, die ihn nah erſchaut.
Es war der Oderich, der ihn betrogen,
Der Wolf, dem er des Lammes Huth vertraut.
Vor allen war ihm ſtets Zerbin gewogen,
Und gab ihm in Verwahrung ſeine Braut,
In Hoffnung, daß auch hier er ſeine Treue
Ihm, wie vorher in allen Dingen, weihe.

17.

Gerad' erzählte, wie es ihr ergangen,
Die Jungfrau, wie in Angſt und Kümmerniß
Ein kleiner Nachen rettend ſie empfangen,
Bevor das Meer ihr leckes Schiff zerſchmiß;
Wie Odorich Gewalt an ihr begangen,
Wie man ſie drauf in eine Grotte riß,
Und noch war ſie zum Ende nicht, da ſahen
Den Miſſethäter ſie gefeſſelt nahen.

18.

Von jenen, die daher den Frevler brachten,
Ward Iſabell' erkannt, und jeder meint
Von dem Zerbin mit richtigem Erachten,
Er ſei ihr Herr und Iſabellens Freund.
Beſtätigt wird's, da ſie das Schild betrachten,
Auf dem das Wappen ſeines Stamms erſcheint,
Bis ſie vollkommen ihrer Meinung trauen,
Wie ſie des Ritters Angeſicht erſchauen.

19.

Sie ſpringen ab, und eilen hochentzücket
Mit offnen Armen zu auf den Zerbin,
Umarmen ihn, wo ſich's bei Höhern ſchicket,
Mit bloßem Haupt und mit gebognen Knie'n.
Zerbin, als er den Erſten angeblicket,
Erkennt für Coreb von Biscaya ihn;
Der And're iſt Almon, and beide blieben
Mit Odorich zum Schutze ſeiner Lieben.

20.

Und Almon ſpricht: Da es durch Gott geſchehen,
Daß Iſabella wieder bei dir ſei,
So kann ich leicht, mein theurer Herr, erſehen,
Es ſei auch dir nicht mehr die Urſach' neu,

Warum wir hier mit dieſem Schurken gehen.
Das Fräulein hat gewiß dir wahr und treu
Erzählt, wie arg ihr dieſer mitgeſpielet,
Sie, die am meiſten ſich verletzt gefühlet.

21.

Wie, um ſich meiner Obhut zu entheben,
Er mich gefoppt, das weißt du ſicherlich,
Auch wie er drauf verwundete Coreben;
Denn, ſie zu ſchützen, nahm der über ſich. —
Doch was nach meiner Rückkehr ſich begeben,
Das hört' und ſah ſie nicht, und konnte dich
Deswegen auch davon nicht unterrichten;
So höre denn die Folge der Geſchichten:

22.

Schnell kam ich von der Stadt bis hin zum Meere
Mit Pferden, die ich in der Eile fand,
Stets forſchend, wo doch die Geſellſchaft wäre,
Die weit zurückgeblieben war im Land.
Ich komme vorwärts, komme bis zum Meere,
Zum Ort, wo ich ſie erſt verließ am Strand,
Ich blick' umher, und finde nichts von ihnen,
Als friſche Spuren, die im Sand erſchienen.

23.

Nun leitet mich die Spur auf meinen Wegen,
Bis ſie in wildem Walde ſich verſteckt.
Dort tönt ſogleich ein Aechzen mir entgegen,
Und dieſer liegt am Boden hingeſtreckt.
Ich frag' ihn Od'richs und des Fräuleins wegen,
Und wer ihn ſo mit Wunden zugedeckt;
Kaum nennt er das Verbrechen und den Thäter,
So eil' ich durch's Gebüſch nach dem Verräther.

24.

Den ganzen Tag nun lauf' ich auf und nieder,
Doch keine Spur, die weiter mir ſich bot.
Dann kehr' ich Abends zu Coreben wieder,
Um den war rings von Blut der Raſen roth.
Ein wenig ſpäter, und für ſeine Glieder
War in der Welt nichts, als die Grube, noth,
Und Mönch und Prieſter, um ſie zu beerden,
Nicht Arzt und Bett, um wieder heil zu werden.

25.

Ich ließ zur Stadt ihn aus dem Walde ſchaffen,
Und legt' ihn dort in eines Gaſtfreunds Haus.
Die Pfleg' und ein erfahrner Wundarzt raffen
Aus ſeiner Krankheit ihn geſchwind heraus.

Und, wohl verſehn mit Pferden und mit Waffen
Ziehn wir, um Odorich zu ſuchen, aus,
Den an Biſcaya's Königshof wir fanden,
Wo ich darauf mit ihm den Kampf beſtanden.

26.

Der Fürſt, vor dem ich gleich Gehör gefunden,
Und meines guten Kampfs Gerechtigkeit,
So auch das Glück, das ſich mit mir verbunden,
Das öfters, wem es will, den Sieg verleiht,
Dieß alles macht, daß ich ihn überwunden,
Und daß er mein Gefangner ward im Streit.
Der Fürſt, der weiß, wie er die Pflicht verletzet,
Hat ganz in meine Willkühr ihn geſetzet.

27.

Nicht tödten wollt' ich ihn, noch laſſen flüchten,
Nein, zu dir führen feſt und wohl geſchnürt,
Damit du könnteſt nach Gefallen richten,
Ob Tod, ob andre Strafe ihm gebührt.
Du ſeiſt bei Karl, ſo heißt's in den Gerüchten,
Und das hat mich auf dieſen Weg geführt,
Wo ich, Gottlob, dich wider alles Hoffen
Bereits in dieſer Gegend angetroffen.

28.

Gottlob auch, daß ſich mir das Fräulein zeiget,
Die bei dir iſt, wie's weiß ich ſelber nicht.
Schon dacht' ich mir, durch dieſen Buben ſchweiget
Wohl ſtets von Iſabellen das Gerücht. —
Zerbin hört Almon ſchweigend an, und neiget,
Auf Odorich hinblickend, das Geſicht,
Der Kränkung düſter — nicht vor Haß und Grolle —
Daß ſolche Freundſchaft alſo enden ſolle.

29.

Und als Almon zu ſprechen aufgehöret,
Staunt lange noch Zerbin mit trübem Blick,
Daß der, den er vor allen hochgeehret,
So zum Verräther ward an ſeinem Glück.
Doch aus dem langen düſtern Staunen kehret
Mit einem Seufzer endlich er zurück,
Und wendet zum Gefangnen ſich, und fraget:
Obs wahr ſei, was Almon von ihm geſaget?

30.

Und Odorich, der auf den Knieen lieget,
Beginnt: o Herr, auf dieſer Erde ſteht,
Man von der Sünde, was da lebt, beſieget,
Gut oder ſchlecht macht wenig Unterſchied,

Nur daß der Schlechte gleich dem Kampf erlieget,
Wenn in der Bruſt ein kleiner Wunſch entglüht;
Der Gute wird ſich zu vertheid'gen ſtreben,
Doch, iſt der Feind zu ſtark, ſich auch ergeben.

31.

Wenn du auf eine Feſte mich geſetzet
Als Hauptmann, und vom erſten Sturm erſchreckt,
Hätt' ich dem Feind mich nimmer widerſetzet,
Und ſeine Fahne eilig aufgeſteckt,
Dann hätt' ich ſchändlich meine Pflicht verletzet,
Und blieb mit einem Brandmal ſtets befleckt;
Doch wenn ich der Gewalt gewichen wäre,
Nicht Schande hätt' ich dann, nein Ruhm und Ehre.

32.

Je mächtiger des Feindes Heere waren,
Je mehr verdient Entſchuld'gung, wer verlor.
Der Feſte gleich ſollt' ich die Treu bewahren,
Als läge rings umher der Feind davor;
Die höchſte Klugheit rief ich kriegserfahren
Und Sinn und Liſt zu ihrem Schutz empor;
Und dennoch ward ich endlich überwunden,
Weil unerträglich ich den Sturm gefunden.

33.

Er ſpricht's und zeigt — euch alles zu berichten,
Was er geſprochen, währte gar zu lang —
Er zeigt, daß zur Verletzung ſeiner Pflichten
Kein kleiner Wunſch ihn riß, nein, heft'ger Drang
Und ward die Demuth je belohnt von Früchten,
Wenn je das Flehn des Herzens Zorn bezwang,
So war's, da Od'rich alles angeführet,
Was jemals ein verhärtet Herz gerühret.

34.

Ob er ſo großes Unrecht ſolle rächen,
Schwankt irr' der Ritter zwiſchen ja und nein.
Er iſt verſucht, bedenkt er das Verbrechen,
Den Miſſethäter gleich dem Tod zu weih'n.
Doch hört er auch des Mitleids Stimme ſprechen,
Fällt ihm die lange, inn'ge Freundſchaft ein;
Sie treibt ihn an, Verzeihung zu gewähren,
Und löſcht die heiße Wuth in Mitleidszähren.

35.

Indeß Zerbin noch ſo in Zweifeln weilet,
Ob er verhaftet ihn zur Strafe ſpart,
Ob er die Freiheit wieder ihm ertheilet,
Ob durch den Tod er ſich vor ihm verwahrt,

Da kommt das Prachtroß wiehernd hergeeilet,
Des Zügels jüngſt beraubt von Mandricard,
Und bringt dahin die Alte, derentwegen
Zerbin noch jüngſt dem Tode faſt erlegen.

36.

Das Roß, das ihre Stimmen hier vernommen,
Kam aus der Ferne zwiſchen ſie gerannt;
Die Alte trug es, die umſonſt beklommen
Um Hülfe ſchrie, und bang die Hände wand;
Als ſie Zerbin nun zu Geſicht bekommen,
Streckt' er zum güt'gen Himmel ſeine Hand,
Der jene zwei, die er allein muß haſſen,
Nun gänzlich ſeiner Willkühr überlaſſen.

37.

Er läßt ſie halten, und will nun entſcheiden,
Was mit dem böſen Weib zu machen ſei.
Er denkt ihr Naſ' und Ohren abzuſchneiden,
Und leben ſoll ſie, der Verbrecher Scheu!
Dann will er lieber doch die Geier weiden
Mit ihrem Fleiſch — ſo denkt er mancherlei,
Welch' eine Zücht'gung er für ſie erkieſet,
Bis er am Ende folgendes beſchließet:

38.

Er wendet ſich, und ſpricht zu ſeinen Treuen:
Das Leben ſei dem Odorich gewährt,
Und kann ich auch nicht gänzlich ihm verzeihen,
Doch iſt er nicht ſo großer Strafe werth;
So mögt ihr denn für dießmal ihn befreien,
Weil Liebe zum Verbrechen ihn bethört;
Denn leichter kann man jede Schuld vergeſſen,
Iſt Amorn dran ein Antheil beizumeſſen.

39.

Wohl feſtern Sinn hat Amor umgewendet,
Verführt hat er wohl beſſern Mann, als ihn,
Hat größere Verbrechen ſchon vollendet,
Als das uns allen jetzt ſo gräulich ſchien;
Ich nur bin ſtrafbar; denn ich war verblendet,
Ihm aber werde ſeine Schuld verzieh'n.
Verblendet war ich, daß ich nicht erkannte,
Wie ſtets das Stroh am Feuer leicht entbrannte.

40.

Er blickt auf Odorich: Für dein Vergehen,
Spricht er, beſcheid' als Straf' ich dir die Müh',
Ein Jahr hindurch dieß Weib um dich zu ſehen,
Von ihrer Seite weichen darfſt du nie.

Bei Tag und Nacht, bei Gehen oder Stehen,
Auch keine Stunde bleibe ohne ſie.
Und wollte jemand etwa ſie verletzen,
So ſollſt du bis zum Tod dich widerſetzen.

41.

Gebieten ſoll ſie dir nach Wohlgefallen;
Mit wem ſie will, ſei gleich zum Kampf bereit;
Du ſollſt mit ihr dieß ganze Jahr durchwallen
Das Frankenland, ſo lang es iſt und breit.
So ſpricht Zerbin. Da Od'richs Haupt zu fallen
Verdienet hätt' ob ſeiner Schändlichkeit,
So ſtellt' er ihn in eines Abgrunds Nähe,
Da braucht es Glück, daß er nicht untergehe.

42.

Unzählich viele Frau'n und Männer waren
Von dieſem Weib geſtürzt in Neid und Schmach;
Wer ſie beſchützt, dem ſtellen drum zu Schaaren
Auf jedem Weg die Feinde raſtlos nach.
So werden beide nun die Straf erfahren,
Sie, für das alles, was ſie einſt verbrach,
Er, daß er ſich der Bübin angenommen,
Und lange wird er nicht dem Tod entkommen.

43.

Es läßt Zerbin dieß alles ſich verſprechen
Von Odorich mit einem Eid, und ſpricht,
Wenn er die Treue jemals ſollte brechen,
Und käme wieder vor ſein Angeſicht,
So woll' er's gleich mit grauſem Tode rächen;
Er höre dann auf Bitt' und Flehen nicht.
Drauf kehrt er ſich zu Almon und Coreben,
Und läßt die Freiheit dem Gefangnen geben.

44.

Coreb, als Almon eingewilligt, ſchnallte,
Doch zögernd nur die Kett' ihm von der Hand,
Weil beider Herz ein innrer Grimm durchwallte,
Daß er nicht die verdiente Strafe fand.
Es nahm der Schurke die verfluchte Alte,
Und zog dann ab — was weiter draus entſtand,
Hat uns Turpin in ſeinem Buch verhehlet,
Doch find' ichs deutlich anderswo erzählet.

45.

Der Autor, wer er ſei, will ich nicht ſagen,
Schreibt, daß ein Tag nicht völlig noch verging,
Als Odorich, zu enden ſeine Plagen,
Sich gegen Eid und Treu' ſchon unterfing,

Um ihren Nacken einen Strick zu ſchlagen,
Und ſie damit an eine Ulme hing.
Mit ihm hab' Almon, wo? ſteht nicht beſchrieben,
Ein Jahr darauf daſſelbe Spiel getrieben.

46.

Zerbin, der, da ihn Rolands Spuren leiten,
Sie zu verfolgen nun nicht mehr verſchiebt,
Läßt Nachricht noch ertheilen ſeinen Leuten,
Die ſicher ſchon die Sorg' um ihn betrübt.
Er läßt ſie auch noch mancherlei bedeuten,
Das uns nichts angeht — dieſen Auftrag giebt
Den beiden er — ſie reiſen auf der Stelle,
Und niemand bleibt bei ihm, als Iſabelle.

47.

Zerbin und Iſabella, gleich verbunden
Sind ſie durch Lieb' dem edeln Paladin,
Daß beide vor dem Wunſche, zu erkunden,
Was ihm geſchah, im ganzen Herzen glüh'n,
Ob er den Sarazenen aufgefunden,
Dem es gelang, ihn von dem Roß zu zieh'n,
Es will Zerbin nicht eh'r zum Heere kehren,
Als bis drei Tage ganz verfloſſen wären.

48.

So lange will der Graf, nach ſeinen Worten,
Noch warten auf den Ritter ohne Schwert.
Nun zieht Zerbin umher an allen Orten,
Wo er, daß Roland da war, nur erfährt.
So kommt er endlich zu den Bäumen dorten,
Die ſein Geſchick den Paladin gelehrt.
Er ſieht die Quelle, ſieht die nahen Steine,
Und die Verwüſtung in dem ganzen Haine.

49.

Hier ſieht er etwas Schimmerndes vom Weiten,
Das nah für Rolands Panzer wird erkannt.
Dabei ſein Helm — nicht jenen, den vor Zeiten
Als Almonts Wehre ſchon der Ruf genannt —
Auch tönet aus des Waldes Dunkelheiten
Ein Wiehern her, und nach dem Ton gewandt,
Erblickt er Brilliador, auf fettem Raſen,
Den Zaum herab am Bügel hängend, graſen.

50.

Auch Durindanen ſucht er zu erblicken,
Und findet ſie auch bald, der Scheide blos.
Er findet auch das Oberkleid in Stücken
Zerſtreut vom Graſen auf des Waldes Moos. —

Zerbin und Iſabell', mit trüben Blicken
Seh'n ſie's, in Zweifeln ob des Freundes Loos.
Auf alles riethen beide, ausgenommen,
Daß Roland hier um den Verſtand gekommen.

51.

Und hätten ſie die Spur von Blut geſehen,
So glaubten ſie, daß er ermordet ſei;
Indeſſen ſah'n ſie einen Bauer gehen,
Und zitternd kam er längſt dem Bach herbei.
Er ſah vorhero von den Felſenhöhen
Des Unglückſeel'gen wilde Raſerei,
Wie er ſein Kleid zerriß, dann ſich gebadet
Im Blut der Bauern, und ſonſt viel geſchadet.

52.

Der Bauer, von Zerbin befragt, bezeuget,
So weit er's kennt, des Paladins Geſchick.
Der Ritter hört's, und zweifelt noch und ſchweiget,
Und kommt von ſeinen Zweifeln ſchwer zurück.
Doch ſei es, wie es immer woll', er ſteiget
Vom Pferde, trüb mit thränenvollem Blick,
Und trägt mit frommem Mitleid die zerſtreuten
Reliquien herbei von allen Seiten.

53.

Auch Iſabella iſt vom Pferd geſtiegen,
Und ſammelt mit der Waffen theuren Reſt.
Da kommt ein Mädchen, Schmerz in allen Zügen,
Das tiefe Seufzer öfters hören läßt.
Um dem, der etwa fragte, zu genügen,
Wer dieſe ſei und welcher Schmerz ſie preßt,
Werd' ich ihm Flördeliſens Namen nennen,
Die nirgend den Geliebten finden können.

54.

Verlaſſen wurde ſie von Brondimarten,
Doch ſagt' er, eh' er ging ihr nicht ein Wort;
Und in Paris vergeh'n ihr im Erwarten
Sechs Monden oder acht, dann eilt ſie fort
Von Meer zu Meer, und ſucht den Bangerharrten,
Und ſucht von Land zu Land an jedem Ort,
Nur nicht in Atlas zaubriſchem Palaſte,
Der doch gerad den Theuren in ſich faßte.

55.

Wenn ihre Schritte ſich zum Schloſſe wandten,
Das Atlas durch des Zaubers Kunſt erbaut,
So hätte ſie mit Rüd'ger, Brodamanten,
Ferrau und Roland irrend ihn geſchaut.

Doch da Aſtolf verjagt den Negromanten
Mit ſeines Wunderhornes Schreckens Laut,
So war er nach Paris zurückgekehret,
Doch hatte ſie davon noch nichts gehöret.

56.

Wie ich euch ſchon geſagt, der Zufall ſandte
Jetzt Flordeliſen zu dem Liebespaar;
Wo ſie die Waffen und das Pferd erkannte,
Das ohne ſeinen Herrn geblieben war,
Und auf die jammervollen Spuren wandte
Sie hin den Blick, und ſah nun ſelber klar,
Wovon der Bau'r ihr Kunde ſchon ertheilet,
Der 's ſah, wie Roland raſend fortgeeilet.

57.

Dort ordnet nun Zerbin die ganze Wehre,
Hängt die Trophäe an eine Fichte hin;
Daß ihrer auch kein Rittersmann begehre,
Aus dieſem Land, kein fremder Paladin,
So ſchreibt er an den Stamm die kurze Lehre:
Die Rüſtung Rolands. Und das hat den Sinn:
Sie anzurühren möge keiner wagen,
Der's nicht vermag, mit Roland ſich zu ſchlagen.

58.

Als nun dieß Werk vollbracht, ſchwingt ohne Weilen
Sich unſer Ritter wieder auf ſein Pferd;
Doch ſieht er ſich vom Mandricard ereilen,
Der gleich den Blick auf dieſe Fichte kehrt,
Und ihn erſucht, ihm Kunde zu ertheilen,
Was dieß bedeute? — Wie er's angehört,
Nimmt gleich der Heldenkönig von der Fichte
Das Schwert herab mit fröhlichem Geſichte.

59.

Und ſpricht: Mein iſt's ſeit lang. Wer kann mich ſchmähen,
Wenn's hier zurück in meine Hände fällt;
Ich nehm' es mir, ohn' Unrecht zu begehen,
Hier und an jedem andern Ort der Welt;
Denn Roland hat, mir nicht im Kampf zu ſtehen
Es weggeſchleudert und ſich toll geſtellt;
Doch will er ſo der Feigheit Schande mindern,
So wird mich das in meinem Recht nicht hindern,

60.

Da ſchreit Zerbin: Nichts haſt du mit zu ſchaffen;
Nimm's nicht, ſonſt ſei auf blut'gen Streit bedacht.
Nahmſt du auf ſolche Weiſe Hektors Waffen,
So haſt du's diebiſch, nicht mit Recht, vollbracht.

Und ohne alles weitre Reden raffen
Voll Kraft und Muth ſich beid' empor zur Schlacht,
Und ſchon umher wohl hundert Streiche klangen,
Eh' ſie noch völlig im Gefecht befangen.

61.

Es ſcheint Zerbin ein Blitz, ſich zu entringen
Dem Ort, nach welchem Durindana fährt;
Er läßt ſein Roß bald da, bald dorthin ſpringen,
Der Gemſe gleich, wo es ſich ſicher kehrt,
Und alſo nur kann ihm der Strauß gelingen;
Denn trifft ihn nur ein Schlag von jenem Schwert,
So wird es nicht der Liebesgeiſter ſchonen,
Die in ihm, wie im Myrtenſchatten, wohnen.

62.

So wie der ſchnelle Hund, aufs Schwein gehetzet,
Das er im Felde fern der Heerde ſieht,
Es oft umkreiſt, bald da, bald dorthin ſetzet —
Doch jenes harrt, bis einmal er's verſieht;
So ſchaut Zerbin nun, wie er unverletzet
Des Schwertes Hieb' und Stichen ſich entzieht,
Daß er davon ſo Ehr' als Leben trage,
Und recht zur Zeit zurückweich' oder ſchlage.

63.

Hingegen, wo, um Unheil anzuſtiften,
Des Heiden Schwert voll oder leer ſich neigt,
Da ſcheint's ein Alpenwind aus Bergesſchlüften,
Im März zum Sturz des grünen Hains erzeugt;
Zerbrochne Aeſte dreht er in den Lüften,
Bald raſ't er, daß zum Grund der Baum ſich beugt.
Schützt auch Zerbin ſich lange vor den Streichen,
So muß zuletzt doch einer ihn erreichen.

64.

Er kann nicht einen großen Hieb vermeiden,
Der zwiſchen Schwert und Schild zum Buſen führt;
Ob Harniſch ihn, ob Panzerhemd bekleiden,
Von gutem Stahl, in manchem Strauß bewährt,
Doch weichen beide der Gewalt des Heiden
Und nehmen in ſich auf das grauſe Schwert;
Durch Küraß, Sattel, dringt es bis zum Rücken
Des Pferdes ein, und alles geht in Stücken.

65.

Ihn hätte wie ein Rohr der Hieb wohl mitten
Geſpalten, wenn der Arm nicht ſeitwärts ſprang.
Doch iſt in's Fleiſch noch kaum das Schwert geglitten,
Indem's zur Haut und wenig tiefer drang.

Die Wunde, die ſo wenig eingeſchnitten,
Iſt dennoch mehr als eine Spanne lang.
Man ſieht vom hellen Stahl bis zu den Füßen
Das warme Blut in rothem Streife fließen.

66.

So ſtickte einſtens mit geſchicktem Fleiße
Auf Silberſtoff ein ſchönes Purpurband
Die zarte Hand von Alabaſters Weiße,
Die aus der Bruſt mir oft das Herz entwandt.
Nichts hilfts Zerbinen, daß er in dem Preiſe
Des Kriegs, der Kraft und mehr des Muthes ſtand,
Da an der Waffen Feinheit, an Vermögen,
Tartariens Fürſt zu weit ihm überlegen.

67.

Wohl mußte man den Hieb für größer halten,
Als er es war; ſo drang das Blut hervor;
Drum fühlt das Fräulein ſich das Herz zerſpalten,
Das in der Bruſt des Lebens Gluth verlor.
Doch höher in Zerbinens Buſen wallten
Verdruß und Zorn und Muth und Kraft empor.
Er faßt das Schwert mit beiden Händen wieder,
Und donnert auf den Helm des Tartars nieder.

68.

Bis zu dem Halſe ſeines Roſſes beuget
Beim Streiche ſich der ſtolze Sarazen,
Und war der Helm durch Zauber nicht erzeuget,
So mußte durch das Haupt der Degen gehn;
Allein zu ſchneller, grauſer Rache ſteiget
Er nun empor, läßt keine Zeit vergeh'n,
Und nach des Gegners Kopf erhebt der Heide
Das Schwert, daß er ihn bis zur Bruſt zerſchneide.

69.

Zerbin, mit ſchnellem Aug' und Geiſt, enteilet
Sogleich zur rechten Hand mit ſeinem Pferd;
Doch hatt' er noch zu lange ſich verweilet;
Denn ſeinen Schild ergreift das ſcharfe Schwert,
Den es von oberſt bis zu unterſt theilet,
Und drunter löſt's des Armes Schien', und fährt
Dort in den Arm, zerreißet unſerm Streiter
Das Kleid, und dringt bis in den Schenkel weiter.

70.

Zerbin verſucht es nun auf allen Wegen,
Bald hier, bald da, doch immer ohne Glück;
Denn auf der Rüſtung bleibt von ſeinen Schlägen
Auch nirgends die geringſte Spur zurück.

Der Feind, vom Anfang her ihm überlegen,
Wird es noch mehr in jedem Augenblick.
Schon hat Zerbin acht Wunden oder ſieben,
Sein Schild iſt weg, halb nur der Helm geblieben.

71.

Und immer mehr von ſeinem Blut verlieret
Zerbin, man ſieht, daß ihn die Kraft verläßt.
Doch in dem tapfern Heldenherzen ſpüret
Er nichts davon, es hält den Körper feſt.
Indeſſen naht, von bleicher Angſt geführet,
Das Fräulein Daralicen, und gepreßt
Die Stimme, fleht ſie, doch um Gotteswillen
Den grauſen unglücksvollen Kampf zu ſtillen.

72.

Und edel, ſo wie ſchön, nicht überzeuget,
Was für ein Ende noch der Handel nimmt,
Hat Daralice ſich dem Flehn geneiget,
Und bald den Freund zu Fried' und Ruh geſtimmt.
Die Rache in Zerbinens Buſen ſchweiget
Beim Flehn des Fräuleins, das in Thränen ſchwimmt.
Und nach dem Weg, den ſie gewählt, gewendet,
Verläßt den Streit um's Schwert er unvollendet.

73.

Es ſiehet Flördeliſ' umſonſt verſpritzet
Das Blut Zerbino's für des Grafen Schwert,
Und weint, und ſchlägt die Stirn, von Zorn erhitzet,
Doch ſchweigend, und von tiefem Leid beſchwert.
Sie meinet, hätt' es Brandimart beſchützet,
So blieb es ungeraubt — wenn er's erfährt,
So ſoll, ſie hofft's, eh' lange Zeit vergangen,
Der Räuber nicht mehr mit der Beute prangen.

74.

Sie ſucht vom Abend bis der Tag erblichen,
Nach Brandimart umher im ganzen Land;
Doch war ſie weit von ſeiner Spur gewichen,
Der ſchon vorher ſich nach Paris gewandt.
So lange war ſie Berg und Thal durchſtrichen,
Bis ſie ſich einſt an einer Brücke fand,
Wo ſie den armen Paladin erſiehet —
Doch ſeh'n wir nun, was mit Zerbin geſchiehet.

75.

Zwar kann er kaum ſich mehr im Bügel faſſen,
Weil vieles Blut noch immer ihm entfließt,
Doch, daß er Rolands Schwert ſich rauben laſſen,
Iſt, was ihn mehr, als jeder Schmerz, verdrießt,

Bis, mit der Wärm', ihn auch der Zorn verlaſſen,
Und nach und nach ihn ſtarrer Froſt umſchließt.
Es wächſt der Schmerz, der ihn ſo wild durchwühlet,
Daß er vor ihm ſein Leben fliehen fühlet.

76.

Vor Schwäche kann er nun nicht weiter gehen,
Und ſinkt dahin an einer Quelle Bord.
Das fromme Mädchen weiß, ihm beizuſtehen,
Nicht, was ſie thut und ſpricht; ſie ſieht ihn dort
Blos, weil er ohne Hülfe bleibt, vergehen;
Denn weit umher iſt kein bewohnter Ort,
Woher man eiligſt einen Arzt ihm brächte,
Der ihn geſchickt und ſchnell verbinden möchte.

77.

Sie kann nichts thun, als ſich umſonſt beklagen;
Sie ſchilt den Himmel laut mit bangem Schrei'n:
Ach, warum ſchlang mich nicht in jenen Tagen
Der Ocean mit ſeinen Wogen ein! —
Zerbin, der matt auf ſie den Blick geſchlagen,
Fühlt bei der Freundin Jammern größ're Pein,
Als die, womit die Schmerzen ihn durchdringen,
Die immer näher ihn dem Tode bringen.

78.

So wolle, ſpricht er, mich noch ferner lieben,
Mein theures Herz, wenn auch mein Leben ſchwand,
Wie mich des Todes Schmerzen nicht betrüben,
Nur daß du hülflos bleibſt in fremdem Land.
Wärſt du an einem ſichern Ort geblieben,
Zur Zeit, da mich die letzte Stunde fand,
So ſtürb' ich froh und ſeelig und zufrieden,
Ich wäre ja an deiner Bruſt verſchieden.

79.

Doch da mich jetzt ereilt die letzte Stunde,
Und du nun bleibſt, Gott weiß, in weſſen Hand,
So ſchwör' ich dir bei dieſem Aug' und Munde,
Bei dieſem Haar, das feſſelnd mich umwand,
Daß ich verzweifelnd zu dem finſtern Schlunde
Der Hölle ſinke, daß mich dort im Land
Der Strafen keine quälender wird faſſen,
Als der Gedanke, wie ich dich verlaſſen.

80.

Und Iſabelle hat mit lautem Weinen
Ihr Angeſicht zu ihm herabgeneigt,
Und, ihren Mund verbindend mit dem ſeinen,
Der ſchmachtend ſich ſo wie die Roſe zeigt,

Die auf dem Buſch erblaßt, noch bei dem Scheinen
Der Frühlingsſonne von dem Sturm gebeugt,
Beginnet ſie: O denke nicht, mein Leben,
Du wolleſt ohne mich der Erd' entſchweben.

81.

Vor dem, mein Herz, ſoll keine Furcht dich faſſen;
Zum Himmel, wie zur Hölle, folg' ich dir;
Zugleich wird unſer Geiſt die Welt verlaſſen,
Und ewiglich vereinet bleiben wir.
Kaum bricht dein Blick, kaum ſeh' ich dich erblaſſen,
So tödten mich die innern Qualen hier,
Und wenn nicht ſie, ſo ſei es dir geſchworen,
Noch heut ſoll dieſes Schwert mein Herz durchbohren.

82.

Von unſern Körpern hoff' ich auch das Beſte
Im Tod, und Beßres, als ſie je erlebt.
Vielleicht, daß hier ein Wanderer die Reſte
Der Liebenden in einem Grab begräbt.
Sie ſprach es, und an ihre Lippen preßte
Sie ſeinen Mund, dem ſchon der Geiſt entſchwebt.
Nicht will ſie weichen, bis er ganz verhauchet,
Bis auch des Lebens letzte Gluth verrauchet.

83.

Noch ſpricht Zerbin, und ſeine Stimme ſteiget:
Ich bitt', ich flehe, Theure, höre mich,
Bei jener Liebe, die du mir gezeiget,
Du, die für mich dem Vaterland entwich,
Ja, ich befehl's, ſo lange Gott dir ſchweiget,
So lebe fort, und er nur rufe dich! —
Auch werde die Erinn'rung nie getrübet,
Daß ich, ſo viel man kann, dich ſtets geliebet.

84.

Gott wird vielleicht dir einen Helfer ſenden,
Der dich beſchütze vor Gefahr und Leid.
Durch ihn ja mußte ſich zur Höhle wenden,
Der Paladin, der tapfer dich befreit.
Gott zog dich, ihm ſei Dank, aus Od'richs Händen,
Er riß dich aus des Meeres Fährlichkeit,
Und wenn dir endlich jede Hoffnung fehlet,
Dann ſei der Tod als klein'res Leid erwählet.

85.

Er ſpricht's, doch ſchwächer ſtets, ſtets leiſer reget
Der Odem ſich, der endlich ganz entflieht.
Er endete, ſo wie das Licht es pfleget,
Wenn ſeine letzte Nahrung nun verglüht.

Wer ſagt es, welchen Schmerz das Fräulein heget,
Da ſie ihn bleich und ausgeſtreckt erſieht,
Als kalt wie Eis der Leichnam ihres lieben
Zerbin in ihrem treuen Arm geblieben.

86.

Sie läßt ſich auf den blut'gen Körper fallen,
Den ſie mit heißer Thränenfluth benetzt.
So ſchreit ſie auf, daß Buſch und Feld erſchallen,
Die rings umher ihr wildes Leid entſetzt.
So faßt der Schmerz ſie an mit ſeinen Krallen,
Daß Wang' und Bruſt die eigne Hand verletzt.
Sie reißt ins goldne Haar mit wildem Grame,
Und ſtets ertönt umſonſt der theure Name.

87.

In ſolche Wuth und Raſerei verſenket
Sie nun der Schmerz, der ihre Bruſt verzehrt,
Daß ſie nicht mehr an's Wort des Freundes denket
Und ſchon das Schwert nach ihrem Buſen kehrt.
Allein ein frommer Eremite lenket
Hierher den Schritt, der ihrem Vorſatz wehrt,
Ein Eremit, der aus der nahen Zelle
Alltäglich herkam zu der reinen Quelle.

88.

Der ehrwürd'ge Mann, der hohe Güte
Zu ſeines Geiſtes heller Klugheit fügt,
Der, Lieb' und Huld im trefflichen Gemüthe,
Stets durch ſein Wort wie durch ſein Beiſpiel ſiegt,
Er ſpricht ihr zu, bis ſich die Schmerzentglühte
Nun in Geduld in ihre Leiden fügt;
Gleich einem Spiegel läßt er ſie die Frauen
Des alt- und neuen Teſtamentes ſchauen.

89.

Er zeiget ihr, wie jede wahre Freude
Nur Gottesfurcht dem Menſchenleben ſchenkt,
Daß ſchnell und ſpurlos jede Hoffnung ſcheide,
Die außerdem in's Menſchenherz ſich ſenkt.
Und dahin bringt er's, daß, trotz ihrem Leide,
Er ſie vom grauſamen Beginnen lenkt;
Daß ſie nun wünſchet, ihr zukünft'ges Leben
Dem Dienſte Gottes einzig hinzugeben.

90.

Doch will ſie nicht der großen Lieb' entſagen,
Noch ſcheiden von dem Leichnam ihres Herrn.
Sie will vielmehr ihn immer bei ſich tragen,
Er ſei ihr nie bei Nacht noch Tage fern.

Der Eremit, in ſeines Alters Tagen
Noch ſtark und rüſtig, hilft der Jungfrau gern.
Zerbin wird auf ſein traur'ges Roß geladen —
Dann zieh'n ſie weiter auf des Waldes Pfaden.

91.

Mit ihr allein hat ſich der kluge Alte,
Da ſie ſo ſchön iſt, nicht dahin gewandt,
Wo ſeine Zell' in wilder Felſenſpalte
Ganz nahe dorten ſich verſteckt befand;
Denn zu ſich ſagt' er: Mit Gefahr wohl halte
Ich Fackel dort und Stroh in einer Hand.
Er trauet nicht der Klugheit, noch den Jahren,
Und will vor der Verſuchung ſich bewahren.

92.

Er will ſie lieber nach Provence leiten,
Weil dort ein ſchönes, reiches Kloſter ſtand,
Wo fromme Frau'n dem Herrn ihr Leben weihten,
Nah bei Marſeille an des Meeres Strand.
Vorhero ließ er einen Sarg bereiten,
In einem Schloß, das er am Wege fand.
Ihn nimmt er mit, mit Peche dicht begoſſen,
Und drinnen liegt Zerbinens Leib verſchloſſen.

93.

Auf ödem Seitenpfad, der ſie verhüllte,
Zieh'n beide nun durch manche Tage fort;
Denn da der Krieg die Gegend rings erfüllte,
So war es ſichrer am entlegnen Ort.
Am Ende kam ein Ritter her und brüllte
Sie an mit Schimpf und unehrbarem Wort.
Von ihm ſollt ihr an ſeinem Orte hören;
Jetzt laßt uns zu Tartariens König kehren.

94.

Als jene ihren Kampf beendigt hatten,
Wie ich geſagt, begibt der Jüngling nun
Sich hin zum Bach, um in den friſchen Schatten
Nach ſolchen Mühen wieder auszuruhn,
Entzäumt ſein Roß und läßt es auf den Matten,
Mit zartem Gras bedeckt, ſich gütlich thun.
Nicht lange war er da, als er von weiten
Vom Berg in's Thal ſieht einen Ritter reiten.

95.

Und Doralice, als ſie aufgeblicket,
Erkennt ihn gleich, und zeigt ihn ihrem Freund
Und ſpricht: Wenn mich die Ferne nicht berücket,
So iſt es Rodamont, der dort erſcheint.

Er hat zum Kampf mit dir ſich angeſchicket,
Weil mein Verluſt ihm große Schande ſcheint;
Stark iſt ſein Arm, und ſeine Rache blutig,
Drum, Theurer, gilt es tapfer ſeyn und muthig.

96.

So hebt der gute Falk, den Schnepf' und Ente,
Taub' oder Droſſel um ſich nähern ſeh'n,
In weiter Luft, die ihn von jenen trennte,
Das Haupt empor, und macht ſich froh und ſchön,
Wie Mandricard, als ob's nicht fehlen könnte,
Als müßt' er ſiegend dieſen Kampf beſtehn,
Freudig und kühn ſein Roß faßt, in die Bügel
Den Fuß ſetzt, mit der Hand ergreift die Zügel.

97.

Als ſie ſo nah ſind, daß des Einen Dräuen
Und ſtolzes Wort der Andre wohl verſtand,
Fängt Algie'rs König an, ihm zuzuſchreien,
Ihm drohend mit dem Haupt und mit der Hand,
Es ſolle Mandricarden bald gereuen,
Daß er, von thörichtem Gelüſt entbrannt,
So ohne Scheu erreget ſeine Rache,
Die ſchon empor ein ält'res Zürnen fache.

98.

Und Mandricard erwiedert ihm: Mich jaget
In keine Furcht dein Lärmen und dein Dräun.
Nur der, ſo nichts von Waffen weiß, verzaget,
Ein Weib, ein Kind, vor ſolchem leeren Schrei'n,
Nicht ich, dem mehr als Ruh' der Kampf behaget.
Gern laß ich mich in alle Schlachten ein,
Bewehrt und unbewehrt, zu Fuß, zu Pferde,
Sei's in den Schranken, ſei's auf offner Erde.

99.

Sieh, ſo ertönt ihr Schimpf, ihr Schrei'n, ihr Toben,
Sie zieh'n das Schwert und ihre Rüſtung ſchallt;
So faßt der Sturm, der erſt ſich leis erhoben,
Den Eſchenſtamm, die feſte Eiche bald;
Er wirbelt dann den dunkeln Staub nach oben,
Und Bäum' und Häuſer ſtürzen der Gewalt.
Er ſchlägt das Schiff hinab zum Meeres-Schlunde;
Das Vieh, zerſtreut im Walde, geht zu Grunde.

100.

Das wuthentbrannte Herz in beiden Rittern,
Die Kraft, die nirgends ſo die Erde nährt,
Gebähren Streiche, gleich den Ungewittern,
Und einen Kampf, ſo wilden Saamens werth.

Es macht die Erd' ein Schreckenston erzittern,
Wenn nun zuſammentrifft der Heiden Schwert;
Man ſieht die Funken bis zum Himmel ſprühen,
Ja tauſend Fackeln tauſendfach entglühen.

101.

So ſind die beiden Könige im Streite,
Und keiner ruht, verſchnaufet nimmer nicht,
Verſuchet es von der und jener Seite,
Ob da der Rüſtung Schupp' und Maſche bricht.
Doch keiner weicht auch nur um Daumens Breite,
Als ſchlöß' um ſie ſich Wall und Mauer dicht.
Als wär' die Unze Erd' im höchſten Preiße,
Entweichet keiner aus dem engen Kreiſe.

102.

Und wie umher nun tauſend Streiche zücken,
Trifft einmal der Tartar des Andern Haupt,
Mit beiden Händen, daß vor ſeinen Blicken
Von Fackeln rings er ſich umkreiſet glaubt.
Nach hinten ſchlägt ſein Kopf des Pfades Rücken,
Als wär' ihm plötzlich jede Kraft geraubt.
Schon bügellos, vom Sattel faſt getrieben,
Iſt er beſchimpft in Gegenwart der Liebe.

103.

Doch wie der Bogen, ſtark und gut bereitet,
Von feinem Stahl, mit ſchwerer Laſt behängt,
Je mehr mit ihm die Hand des Spanners ſtreitet,
Je tiefer Hebel ihn und Winde drängt,
Mit deſto größrer Wuth dem Zwang entgleitet,
Und größern Schaden macht, als er empfängt,
So hebet Rodamont ſich nach dem Streiche,
Daß er dem Feind ihn doppelt wieder reiche.

104.

Grad' da, wohin des Tartars Hieb gefahren,
Hat er den Streich ihm wieder beigebracht;
Allein, da Hektors Waffen ihn bewahren,
So hat er nicht das Antlitz wund gemacht;
Doch ſo betäubt er gänzlich den Tartaren,
Daß er nicht weiß, obs Tag iſt oder Nacht.
Der grimme Rodamont will ohne Weilen
Durch einen zweiten Hieb den Kopf ihm theilen.

105.

Das Pferd, entſetzt, wie es das Schwert erblicket,
Das pfeifend aus der Höh' ſich niederſchwingt,
Hilft ſeinem Herrn, zum eignen Leid berücket,
Indem's mit einem Satz nach hinten ſpringt,

So daß das Schwert, dem Mann, nicht ihm gezücket,
Ihm mitten durch den Kopf zerſchneidend dringt;
Es wehret Hektors Helm nicht dem Verderben,
Wie bei dem Herrn; drum muß das Arme ſterben.

106.

Es fällt — der Tartar, nicht betäubt mehr, gleitet
Herab, indem er Durindanen dreht,
Und über ihn iſt Zornes-Gluth verbreitet,
Die in ſein Herz des Pferdes Tod geweht.
Der Afriker, ihn umzurennen, reitet
Wild auf ihn zu — Allein der Tartar ſteht
Feſt, wie ein Fels, um den die Wogen fließen.
Es ſtürzt das Roß — er hält ſich auf den Füßen.

107.

Der Afriker läßt bei des Roſſes Schwanken
Die Bügel gleich, ſtemmt ſich am Sattel an,
Kommt auf die Füß' auch leicht und ohne Wanken;
So ſtehn die Heiden denn Mann gegen Mann.
Ihr Zorn, ihr Haß und Stolz kennt keine Schranken;
Doch wie der Kampf mit größrer Wuth begann,
Da kommt ein Bote eiligſt hergerennet,
Deß Ankunft nun die beiden Kämpfer trennet.

108.

Es kommt ein Bote von der Mohren Heere,
Wie viele abgeſchickt durch's Frankenland;
Daß jeder gleich zu ſeinen Fahnen kehre,
Hauptmann und Ritter, ſind ſie ausgeſandt,
Weil Kaiſer Karl vor ihrem Lager wäre,
Das, ringsum von der Chriſten Heer umſpannt,
Dem mächt'gen Andrang ſicher bald erliege,
Wenn nicht ein jeder gleich zur Hülfe fliege.

109.

Der Bote kennt, ſobald er ſie geſehen,
Die Ritter, nicht am Kleid und Wappen bloß,
Noch ſichrer an der Schwerter mächt'gem Drehen,
An einziger Gewalt in Hieb und Stoß.
Drum wagt er auch nicht zwiſchen ſie zu gehen;
Denn ihre Wuth, ihr Zürnen iſt ſo groß,
Daß keiner wohl ihn darum ſchonen möchte,
Weil er an ſie vom König Kundſchaft brächte.

110.

Er eilet, daß er Doralicen ſage,
Wie Agromant, Marſil und Stardilan,
Mit kleiner Schaar in wenig ſichrer Lage,
Vom Chriſtenvolk ſich rings umſchloſſen ſah'n.

Er bittet drauf, daß es das Fräulein wage,
Den wuthentbrannten Kämpfern ſich zu nah'n,
Sie möge doch den wilden Streit beenden
Und beid' als Retter in das Lager ſenden.

111.

Das Fräulein nun, voll hoben Muthes, leget
Sich zwiſchen ſie und ſpricht: Ihr Beiden, hört,
Bei aller Liebe, die ihr für mich heget,
Bewahrt zu nützlicherm Gebrauch das Schwert,
Daß unſerm Volk damit ihr helfen möget,
Das dort im Lager großen Drang erfährt.
Es harrt' auf ſchnelle Hülf' — ihr ſollt es retten —
Und bleibt die Hülfe aus, auf Tod und Ketten.

112.

Der Bote ſagt, die Ritter anzutreiben,
Noch wie die Chriſten nah ihr Volk bedrohn,
Und übergiebt dem Sohn Uliens ein Schreiben.
An ihn geſandt vom König Trojans Sohn,
Worauf die Beiden ſich nicht länger ſträuben:
Schnell iſt dem Herzen jeder Groll entflohn,
Und, bis der Tag der Rettung iſt erſchienen
Dem Mohrervolk, iſt Friede zwiſchen ihnen.

113.

Doch iſt ihr Schluß, ſobald es wird geſchehen,
Daß von dem Lager ab die Chriſten ziehn,
Soll länger ihre Freundſchaft nicht beſtehen;
Dann ſoll auf's neu der wilde Kampf entglühn,
Bis daß ſie durch das Recht der Waffen ſehen,
Wem der Beſitz des Fräuleins ſei verliehn.
Die läßt ſie jetzt in ihre Hände ſchwören,
Daß keiner eher ſoll den Frieden ſtören.

114.

Die ungeduld'ge Zwietracht war zugegen,
Sie, jedem Frieden, jedem Stillſtand feind.
Auch wollte ſich der Stolz dazwiſchen legen,
Und ſah voll Zorn die Feinde ſchnell vereint;
Doch können ſie nichts gegen den vermögen,
Der alles gleich beſiegt, wo er erſcheint,
Nichts gegen Amors Macht, vor deſſen Pfeilen
Beſiegt die Zwietracht und der Stolz enteilen.

115.

So wurde hier ein Stilleſtand beſchworen,
Wie's dem gefällt, der über ſie vermag;
Eins ihrer Roſſe war indeß verloren,
Da das des Tartars todt am Boden lag.
Zur rechten Zeit erſehn ſie Brigliadoren,
Der ſich am Bach mit friſchem Graſe pflag;
Was folgte, werd' ich künftighin beſchreiben,
Jetzt will ich, mit Verlaub, hier ſtehen bleiben.

IV.

Briefe

von der See, aus London und Liſſabon an eine Freundin in Deutſchland.

Bruchſtücke einer in den Jahren 1805 und 1806 gemachten Reiſe.

Von

F. Ch. A. Haſſe.

An Bord des King George, auf der
Höhe von Huſum, den 5. Auguſt.

Ich nehme Abſchied vom feſten Lande und von Ihnen. Sie haben in dieſem Augenblick vielleicht den ſchönen Winterberg erſtiegen, und blicken hinab nach Böhmen, hinab nach Sachſen: das Meer ſehen Sie doch nicht. Wer die Alpen ſah, kann ſich das Meer denken; wer das Weltmeer ſah, kann ſich die Alpen denken. Das Erhabene iſt erhaben. Seyn Sie zufrieden mit dieſer Beſchreibung, meine liebe Freundin! Beſſer wird Ihnen die neueſte äſthetiſche Schule das Schöne nicht erklären. Bedarf es aber deſſen? Der Spiegel iſt der richtigſte Aeſthetiker. Das haben Sie und Ihre Freundinnen längſt gewußt. Doch ich vergeſſe, daß ich auf dem Verdeck ſtehe, daß die Wellen um mich her ſprühen, daß der

Wind immer heftiger durch den Foſſel und Cheap rauſcht. Ich rede vom Mittel- und Hinterſegel. Zum Glück ſtand ich hier, als plötzlich — wie man einen Aſt knickt — der Baum brach. Der Baum, liebe Freundin, iſt ein Stamm von Tannenholz, der ungefähr drei Viertel Ellen im Durchmeſſer hat. Er ſpannt das Mainſail, oder das große Segel aus, und iſt am Hauptmaſte befeſtigt. Wir mußten uns vor Anker legen. Eine Stunde von uns liegt ein zweites Paketboot, der Lord Aukland, des heftigen Windes wegen ebenfalls vor Anker. Von dorther wird ein Zimmermann geholt, der den zerbrochenen Baum durch eine hölzerne Büchſe wiederherſtellen ſoll. Während der Wundarzt den Arm unſers Mainſails verbindet und ſchient, beſchreibe ich Ihnen meine Wohnung.

Unſer Schiff führt engliſche Flagge. Wir ſind alle bewaffnet. Die ſechs Kanonen auf dem Verdeck ſind ſchußfrei geſtellt. Doch fürchten wir eben keinen Beſuch von holländiſchen Kapern, da mehr als zwölf engliſche Kriegsſchiffe im deutſchen Meere kreuzen. Um mich herum ſieht es bunt genug aus. Da liegen Tauwerk, Segel, Kloben und Anker; ein Dutzend Matroſen — wilde und doch ſehr gutmüthige Menſchen — laufen geſchäftig hin und her, klettern auf und nieder; hier machen Reiſende ihre erſte Bekanntſchaft; dort lagert ſich eine fröhliche Familie um ihren Vater und ihre Mutter. Sie erinnern Sich, liebe Freundin, daß der ruſſiſche Geſandte B. v. St. das Paketboot für ſich und ſein Gefolge gemiethet hat. Sein Gefolge iſt anſehnlich. Deutſche, Engländer, Franzoſen und Dänen miſchen ſich mit Ruſſen. Das größte Intereſſe gewähren mir die lebhaften, jungen Ruſſen, die Söhne des Geſandten. Eine Frage jagt die andre; ein Scherz den andern. Was machen die beiden Bouſſolen in ihrem kleinen Schildhäuschen auf dem Verdeck? Iſt der Kanarienvogel, der unter ihnen hängt, der Steuermann des King George? Und die Striche und die Ziffern an der Schiefertafel ſind ſie Zauberformeln, welche dieſe wunderbare Welt regieren? Selbſt die jüngere Schweſter, die kleine zarte Helene, faßt Muth auf dem ſchwankenden Boden und trippelt bald zum Vater, bald zur Mutter, bald zu ihrer Bonne hin, als ob ſie eben erſt des Gehenlernens ſich freute. Und dieſe liebenswürdige Familie, — denken Sie Sich, liebe Freundin, die glückliche Fügung! ſaß wenig Minuten vorher, als der Baum nieder aufs Verdeck ſtürzte, unter dem Schatten des großen Segels. Der heftige Wind hatte ſie hinunter in die Kajüte getrieben. Jetzt ſcherzt Alles über die große chirurgiſche Kur. Mitten unter uns ordnet und befiehlt ein kleiner, runder, freundlicher Mann, mit einem wahren Vollmondsgeſicht, unſer Kapitän, Thierri Santers. Der Koch kommt, und holt friſches Fleiſch aus dem Boote, das vor uns auf dem Verdeck ſich befindet. Jener Hühnerſtall nicht weit davon wird als Vorrathskammer für jetzt noch geſchont. Wir ſind auf drei Wochen verſorgt. Es wird täglich zweimal Thee getrunken, und einmal geſpeiſt. Der Kapitän iſt unſer Wirth. Schon raucht es aus der Küche herauf. Ich ſehe hinunter, und der halbgeräucherte Matroſe in ſchmutzigen Schifferhoſen am Heerde ſcheint nichts weniger zu ſeyn, als ein engliſcher Koch.

Steigen Sie jetzt mit mir eine niedliche, mit einem feinen Teppich, der mit ſtählernen Stäben eingeſpannt iſt, belegte Wendeltreppe hinunter. Einige zwanzig Bettſtellen ſind im mittlern Raume, in dem Geſellſchaftszimmer, an beiden Wänden in zwei Reihen über einander vertheilt; jede ſo lang wie ein Menſch, und ſo hoch, daß man ſich zur Noth darin etwas aufrichten kann. Unſere kleine Republik war bald geordnet. Die Seiten-Kajüten bewohnen der Geſandte und ſeine Gemahlin. Die Familie und wir ſind in der mittlern Gallerie. Unter mir liegt der kleine Alexander. Wir können uns bequem die Hand reichen. Feine Vorhänge von Zitz verbergen denen, die im Parlour oder Sprachzimmer ſich aufhalten, jene Bedkabins, oder Bettkabinettchen. Ueberall ſieht man engliſche Reinlichkeit, Sauberkeit und Eleganz. Spiegel, Glasthüren, Fußteppiche, niedliche Klappſtühle, kleine Oefen mit meſſingnen Schirmen in Niſchen, und ein bequemer Tiſch in der Mitte, der feſtgeſchraubt wird, machen das einfache Geräth unſerer Wohnung aus. Das Licht fällt von oben herein, durch ein großes Glasfenſter unter einem Gitter; jenes wird weggenommen, damit Seeluſt herabſtrömen kann. Von unſerer Geſellſchaft haben erſt zwei die Seekrankheit. Unſere Engländer beweiſen viel Theilnahme. Sie ſind die Einzigen, die nicht lachen, wenn ein Franzoſe unter uns ſich bei dieſem mal de mer etwas komiſch geberdet. Eben wird der Tiſch gedeckt, ſo ſanft er auch hin und her ſich wiegt. Morgen mehr.

An Bord den 8. Auguſt.

Ich bin ſeekrank, liebe Freundin. Das große, erhabene Meer, mein Entzücken von geſtern und vorgeſtern, iſt verſchwunden; die beſchwerliche Waſſerreiſe iſt geblieben. Das Beſte iſt, ich liege ruhig in meinem ſechs Schuh langen, dritthalb Schuh hohen und breiten

Bettkämmerchen, zu dem ich über das Kloſet meines lieben, ſeekranken Alexanders hinaufſteigen muß, ziehe die Vorhänge zu, kümmere mich um das Verdeck und die unruhige See gar nicht, ſondern hänge meine kleine Gemäldegallerie, die Bilder von dem feſten Lande, in meinem traulichen Boudoir oder Schmollzimmerchen auf.

Harwich den 12. Auguſt.

Nach kleinen Abenteuern und großer Langeweile ſind wir endlich heute früh um 6 Uhr in den Hafen von Harwich eingelaufen. Die Sonne beleuchtete ſchon die erſehnte Küſte. Als wir ausſtiegen, läuteten alle Glocken. Es war die Geburtstagsfeier eines königlichen Prinzen. Das Paketboot begrüßte das Land mit drei Schüſſen und erhielt denſelben Gegengruß. Sie finden mich in dem Gaſthofe der drei Cups (Becher); ein für alle nach friſchem Waſſer lechzende Seeleute gewiß ſehr willkommener Zuruf!

Das erſte, was ich ſah, war eine Jelängerjelieber-Laube; das zweite war auch eine; das dritte ein junger Roſenſtrauch mit aufgeblühten Knoſpen, und das vierte — ein Friedhof. Dieß alles, liebe Freundin, ſieht man aus den vier Fenſtern unſers Parlours. Denn jedes Haus, das nur einigen Anſpruch auf Ton hat, nimmt den Fremden in einem großen, ſchön meublirten Geſellſchaftsſaale auf. Wie froh bin ich, feſt zu ſtehen, und dort die junge Roſe, hier ein friſches Grab mit dem bekränzten Denkſteine, die beiden Grenzpunkte unſerer Spanne Zeit, auf dieſer ſchönen Inſel zuerſt wieder zu erblicken. Und was ſchließen beide Punkte ein! Ich habe dieſen herrlichen Morgen, dieſe erſten Bilder des neuen Lebens vor mir, jene düſtre Oede des furchtbaren Meeres hinter mir; bin ich doch wie ein Träumender, den die Sage der Vorwelt aus den Armen des Todes über die dunkle Atlantis hin in die Inſeln der Seligen geführt hat!

London, Weſtminſter, Berkley-Square,
den 14. Aug.

Wir flogen durch einen engliſchen Garten; wir zogen langſam durch eine ungeheure Häuſer- Menſchen- und Waarenmaſſe, und langten endlich in Thomas Hotel an, um den bunten Wirrwarr eines peinlichen Abends, wo Alles in Bewegung und nichts in Ordnung war, in einem engliſchen Bette, das bequemſte, das ich kenne, und ſeit vielen Tagen mein erſtes, zu verſchlafen. Dieß, liebe Freundin, iſt die Geſchichte des geſtrigen Tages, wo wir vier und ſiebzig engliſche Meilen von Harwich bis London zurückgelegt haben.

den 22. Aug.

Ich habe die unruhigſten Tage meines Lebens in London verlebt. Wer könnte London beſchreiben wollen, in der erſten Unruhe des Staunens und Bewunderns? Doch was mich bis jetzt am meiſten angezogen hat, iſt der durchaus originale Volkscharakter des Britten. Es iſt ja überall nur der Menſch, der das Große ſieht, verſteht oder hervorbringt! Denken Sie Sich, liebe Freundin, einen geſunden, kräftigen Mann voll ſchlichten Menſchenverſtandes, der durch Nachdenken, Fleiß und Ordnung reich geworden iſt, und ſich nun gütlich thut, ohne dabei die Arbeit, die ihm zum Bedürfniß geworden iſt, zu vergeſſen: und Sie haben das Bild des echten Engländers, wie man es zu Hunderten und Tauſenden auf dem Strand und den übrigen Hauptſtraßen der City, auf Lloyds Kaffeehauſe, auf der Börſe, ja ſelbſt auf dem Vauxhall, mitten im Getümmel des Tanzes, ſehen kann. Denken Sie Sich, wie dieſer Engländer ein Haus baut, einen Garten anlegt, und dabei nichts als Bequemlichkeit und Genuß, oder Ruhe und Comfortablenefs, Erquickung nach vieljähriger, beharrlicher Anſtrengung vor Augen hat, und Sie werden die Landhäuſer und Parks, welche ſo viele Dörfer und Städte Englands mit der Hauptſtadt verbinden, nicht unbegreiflich finden. Denken Sie Sich dabei den klügſten Genuß eines wohlerworbenen und wohlgegründeten Reichthums, der das ruhige und befriedigte Leben mit einigen Gaben der Kunſt freundlich ſchmückt, in einem maleriſch ſchönen Lande, auf einem fruchtbaren Boden, unter einer Maſſe von zehn Millionen Menſchen verbreitet: und Sie haben, wie ich glaube, ein allgemeines, richtiges Bild von Südbritannien. Alles iſt hier, ſo kommt es mir wenigſtens vor, auf Arbeit, die Nutzen, Ruhm und Gewinn bringt, auf Sicherheit nach der Gefahr, auf Bequemlichkeit nach der Beſchwerde, auf einen ſtillen heitern Abend nach einem ſtürmiſchen Tage berechnet; und dieß Alles iſt in eine folgerechte Lebensordnung gebracht, der die ganze handelnde Welt in und außerhalb England ſich gern unterwirft.

Der Wohlſtand des brittiſchen Volks iſt unerſchütterlich: denn er quillt hervor aus dem Schooße der Mutter Erde, und aus dem Füllhorn des Fleißes. Zwei und dreißig Millionen Morgen Landes (acres) können nicht beſſer angebaut ſeyn, als ſie es ſind; doch liegen noch ſieben Millionen unbenutzt; dafür giebt es aber auch eine halbe Million Bettler, wovon die meiſten das Erſte jener drei Worte — die Arbeit — nie kannten, oder vergaßen, und darüber die beiden Andern — Nutzen und Genuß — verloren. Indeß haben ſelbſt die Bettler auf den Straßen in London ihr ſtummes Gewerbe — denn anſprechen dürfen ſie die Mildthätigkeit der Vorübergehenden nicht — nach echtbritiſcher Sitte eingerichtet. Auch ſie finden gegen Mitternacht ihren Klub, ihre Taverne, ihren Porter, Muſik und Tanz. — Doch, ich vergeſſe mich, liebe Freundin! Die Statiſtik nimmt ſich wunderbar aus in dem Briefe an eine junge Dame. Ich wollte Ihnen nur ſo viel ſagen, daß die tauſend einzelnen wunderbaren Erſcheinungen, welche mich hier vom frühſten Morgen an bis tief in die Nacht umgeben, Folgen, ja zum Theil die tauſendjährige Frucht jener drei Worte ſind, welche ſeit Alfreds des Angelſachſen Zeit in Old England herrſchen und walten. Nur Eins muß ich noch hinzufügen. Der Britte iſt zugleich für den wahren Ruhm mit Kopf und Herz empfänglich: daher kann hier jede Kraft

BIBL VNIV LIPS

des edlern Menſchen herrlich gedeihen; und zum Zeichen, daß zuletzt Alles auf das Verhältniß zu Gott ſich beziehen muß wenn es wahr, gut und ewig heißen ſoll, hat man dem menſchlichen und dem bürgerlichen Verdienſte, den Newtons und Händels, wie den Howards und Cooks, Denkmäler in den Kirchen errichtet. Sie wiſſen, daß die Weſtminſterabtei und die Kathedralkirche St. Pauls die Tempel des menſchlichen Genies und des brittiſchen Ruhms ſind. Jenes Meiſterwerk der alten deutſchen, ſonſt gothiſch genannten, Baukunſt kennen Sie aus Abbildungen; dieſe iſt ein großes, ernſtes Werk der neuern Kunſt. Ich habe heute von der hohen Kuppel der Paulskirche in den Londner Wolkenhimmel hinabgeſehn. Geſtern befand ich mich in dem Mittelpunkte der Handelswelt, in der Rotunde der Börſe. Hier ſtehen Sklavenhändler aus Barbados — denn noch iſt Wilberforce's Erlöſungswerk nicht vollendet —; dort Pflanzer von Jamaika; hier Chinafahrer, dort Armenier aus der Levante und Kaufleute des Nordens im Wechſelgeſpräch — ein ſummender Bienenſchwarm ohne Flügel! — beiſammen; alle Wände und Pfeiler ſind mit den Ankündigungen des Fleißes und der Erfindungskraft, von der Seeuhr herab bis zum Zahnſtocher, angefüllt. Kein Kaffeehaus in der Welt, die holländiſchen vielleicht ausgenommen, kann ernſthaftere Gäſte haben, als Lloyds. Große Folianten mit Schiffernachrichten, Glocken und Windſtrichuhren ſind die einzigen Geräthe von Bedeutung in den ſchönen, durch Kuppeln von Kryſtall- oder Flintglas erleuchteten Zimmern; alles Uebrige beſteht in kleinen Tiſchen, Bänken und — Dintenfäſſern. Um mich her ſehe ich ein außerordentliches Gedränge und die größte Stille. Aber die Augen fragen, die Mundwinkel antworten. Voltaire's Hurone würde ſich hier mitten in einem Hauſe für ſtille Wahnſinnige zu befinden glauben.

Den 30. Auguſt.

Ich habe neulich das German Theatre beſucht. Die Geſellſchaft des Unternehmers, Herrn Schiemer, beſteht größtentheils aus Kindern. Sie führen deutſche Operetten auf. Einige der kleinen Rosciuſſe ſpielen recht artig. Ernſthafte Männer hören ihnen aufmerkſam zu; ſie verſtehen kein Wort; aber ihre Lieblinge werden oft genug von ihnen encoret. So nennt man hier das Aufrufen zum Wiederholen. Den Franzoſen iſt es noch nicht gelungen, ein Theater in London einzuführen; am wenigſten wird dieß jetzt geſchehen. Nur auf den Gefängnißſchiffen in Plymouth, höre ich, führen die kriegsgefangenen Franzmänner kleine franzöſiſche Schauſpiele zur großen Ergötzlichkeit des Altbritten auf. Die großen Theater Londons ſind im Sommer geſchloſſen. Daher habe ich den kleinen Betty, ſo wie den großen Kemble und die berühmte Siddons nicht gehört, bloß in hundert Kupferſtichen geſehen. Dagegen fand ich in dem Haymarket-Theater und auf Aſtleys Amphitheater den Londoner John Bull in ſeiner vollen Glorie. Vor acht Tagen wurden „die Schneider, eine Tragödie bei warmem Wetter“ gegeben. Die Ritter vom Bügeleiſen waren darüber höchſt aufgebracht. „Sie, die men of trade — achtbare Handelsleute — wären, ſchrieben ſie drohend an die Managers oder Direktoren, ſollten ſich von Leuten, die nicht zum trade gehörten, ja ſelbſt keinen bürgerlichen Stand hätten, zum Gelächter machen laſſen! das ſei ein Verbrechen der beleidigten Nation!“ — Es blieb dennoch bei der Ankündigung. Nun war der Krieg erklärt. In Maſſe begaben ſich die Schneider in und vor das Schauſpielhaus. Mehrere hundert Stimmen brüllten: no taylors! Man ſolle das Stück nicht aufführen. Der größere Theil der übrigen Zuſchauer ſchrie: Go on! fangt an! Ein Schauſpieler trat auf und redete zum Volk. Vergebens. Endlich ging der Vorhang in die Höhe — und zwei ehrbare Meiſter mit ihren Geſellen in full job, in voller Arbeit, mit großen Schneiderſcheeren bewaffnet, ſaßen auf der Bühne am Schneidertiſche. Der Lärm ward furchtbar. Man warf ein großes Meſſer nach dem erſten Schauſpieler. Die Conſtabler geboten Ruhe. Man wollte ſie über die Gallerie hinabſtürzen. Da drang die Wache ein.

Einige dreißig Schneider wurden ins Gefängniß geführt; die übrigen aus einander gejagt. Das Getöſe dauerte faſt zwei Stunden. Endlich ward das Stück zum großen Jubel der Sieger bis um Mitternacht gegeben. Die ehrlichen Schneider haben ſich durch dieſen heroiſchen Feldzug — der den Plan des Stücks, welches ein traveſtirtes Heldentrauerſpiel iſt, im Hauſe ſelbſt mit tragikomiſcher Kraft parodirte — zum Gelächter der Stadt gemacht. Doch bemerkte das Morgenblatt des nächſten Tages im luſtig entſchuldigenden Tone: die Gefangenen — all Irishmen — ſämmtlich wackere Irrländer — hätten ſich als Männer von Charakter in ihr hartes Schickſal zu fügen gewußt. — Die Decorationen und die Muſik dieſes Schauſpielhauſes ſind mittelmäßig. Auf Aſtley's Kunſtcirkusbühne war die Muſik ſogar — wie ich wenigſtens ſie hörte — abſcheulich. Die Schauſpieler kleiden ſich reich und gut. Ich ſah den Honey-Moon, die Flitterwochen, und den Sylveſter Daggerwood. Herr Elliſton ſpielte den Duke of Aranza ſehr brav; auch Herr

Palmer der Jüngere den Mädchenfeind Rolando. Mrs. Gibbs trug nach meinem Gefühle zu ſtark auf. Auch war ihre Rolle als Juliane an ſich widrig. Ueberhaupt zeichnet das Starke, Derbe, Groteske, und im Sentimentalen eine mit dem innig Zärtlichen in Gegenſatz gebrachte Grauſamkeit, die das Herz weniger rühren, als zermalmen ſoll, dieſes Schauſpiel und dieſe Schauſpieler aus. Daher ſagte eine Franzöſin: les Anglois n'aiment pas ce qui est fort bien, mais ce qui est bien fort. Der Honey-Moon, Honig-Mond, iſt ein Volksſtück, voller Ungereimtheiten und reich an tollen Einfällen, indeſſen glücklich auf den ehrlichen John Bull und ſein muskelkräftiges Zwergfell berechnet. — Herr Decamp ſpielte den Sylveſter Daggerwood, einen raſenden Poeten, mit außerordentlicher Gewandtheit und Wahrheit. Der dreizehnjährige Maſter Oscar Byrne tanzte ſchön, hatte aber nicht die Phyſiognomie des Liebesgottes. Doch urtheilen Sie nicht, liebe Freundin, nach dieſen Proben ungünſtig von Coventgarden, von Drurylane, von der großen

Oper und dem Ballet. Die Britten zeigen auch hier, daß ſie viel und weit gereiſt ſind, daß ſie Sinn und Geſchmack, und was noch mehr iſt, daß ſie Gold vollauf haben. Beſaßen ſie doch bis jetzt den berühmten Balletmeiſter, Herrn Auguſtin Noverre, auf ihrer Inſel, die jedes große Talent vom feſten Lande her zu ſich zieht. Dieſer ſeltne Künſtler, der in ſeinen ſchönen Tagen als der vollendetſte Menuettänzer wegen der feinen Anmuth und der edeln Haltung in ſeiner Kunſtbewegung, allgemein bewundert wurde, und der für die mimiſch rhythmiſche Kunſt als Lehrmeiſter und Balletdichter mehr als irgend ein andrer Künſtler ſeines Faches geleiſtet hat, ſtarb vor wenig Tagen (den 23. Aug.) ſieben und ſiebzig Jahr alt in ſeinem Hauſe zu St. Stephan zu Norwich. Er war bekanntlich ein geborner Schweizer. Garrick hatte ihn bewogen, nach England zu kommen, wo er ſein treuer Freund und Beſchützer blieb. —

Den 31. Aug.

Das glänzendſte Schauſpiel der Londoner Welt habe ich bis jetzt in Vauxhall geſehen. Wir fuhren Abends um 9 Uhr dahin, und blieben bis früh um 3 Uhr. Ohne etwas zu genießen, ja kaum ohne mich zu ſetzen, hatte ich nichts zu thun, als zu ſehen. Denken Sie Sich ungefähr zehntauſend wohlgekleidete, größtentheils junge und ſchöne Menſchen, die fashionable world, die elegante Welt von London, in den Zaubergärten der Armida. Tempel, Grotten, Sterne, Bogenhallen und Säulengänge blitzen in tauſend bunten Lichtern; zahlloſe Spiegelwände vervielfältigen die unaufhörlich wechſelnde Bilderſchau, und ein großer Cirkus mit erleuchteten Bogengewölben umſchließt den Feenpark. Von allen Seiten ſchallt und ruft türkiſche Muſik. In der Rotunda, in den Sälen, ja in den Alleen des Gartens ſelbſt, auf den Boulingrins, bilden, trennen und vereinigen ſich in ſtetem Wechſel Zirkel von Tänzern und Tänzerinnen. Gruppen kommen und gehen. Alles verwirret ſich in Pracht und löſet ſich in Schönheit. Man will fort und bleibt ſtehen; man will dorthin eilen, und wird hierher gezogen. So taucht man mit Luſt auf und nieder in einem Meer von Vergnügen!

Dieſes glänzende Feſt hatten die Unternehmer zu Ehren des Herzogs von York im militäriſchen Style angeordnet. Dadurch erhielt das Ganze eine erhebende, ſinnbildliche Bedeutung. Dabei herrſchte eine Ruhe und Ordnung, wie ich ſie in London nicht erwartet hätte, und wie ich ſie weder im Prater zu Wien fand, noch im Prado zu Madrid wieder zu finden glaube. Ich hörte nichts als Muſik und Geſang, kein widriges Summen vieler lautſprechender Menſchen. Ich ſah nichts, als frohe, dem Genuſſe der Augen ganz ſich hingebende Frauen und blühende Mädchen. Wohlgerüche dampften; alle Farben brannten in Kriſtallgläſern; und aus den Bogen des Cirkus winkte die Freude — im Zitronendufte zur vollen Punſchbowle. Denn daß der rauchende Punſchnapf, die Sinnſpitze oder Pointe aller brittiſchen Schaufeſte, auch hier ſeine Würde behaupte, darf ich Ihnen und Ihrem freundlichen Theezirkel nicht verſchweigen. Die Börſe und Vauxhall: ſo ſieht der Tag in London aus, ſo die Nacht. Beide trennen die Doppelſeite des Lebens. Dort regiert der ſinnend ernſte Gott der brittiſchen Welt, genannt Busineſs, Geſchäftsfleiß; hier walten Jocus und Phantaſus. Dort feiert der leiſe ſummende Bienenſchwarm des Gewerbes ſeine bedeutungsvollen Myſterien; hier halten Freude und Sinnenluſt ihr lautes Bacchanal.

London den 1. Sept.

Wo ich heute war, liebe Freundin, da würden Sie mit vollem Herzen und heitern Sinnen ſo gern wie ich geweſen ſeyn. Ich habe den ſchönen Wohnort Thomſons geſehen, die reizenden Anhöhen am Ufer der Themſe, wo dieſer Sänger der reinſten Empfindung ſeine Jahreszeiten dichtete. Auch Forſter war in Richmonds Hill. Sie haben ſeine Briefe geleſen. Ich ſollte darüber ſchweigen. Aber wer ſpricht nicht gern, wer hört nicht gern von dieſem ſchönen Idyllenlande? Ich kenne keine Landſchaft, die das Herz ſo innig an ſich zöge, als Richmonds Hill. Die großen Naturgegenden und die reizenden Thäler des Elb- und Rieſengebirgs haben mich entzückt. Der herrliche Donauſtrom von Regensburg bis Wien hat mich mit Bewunderung erfüllt. Hier ſchmolz die Bewunderung mit dem Entzücken, die Liebe mit der Andacht zuſammen. Aber London und Richmond, welch' ein wunderbarer Wechſel! dort trägt die majeſtätiſche Themſe mit ihrer Fluth gegen zweitauſend Schiffe und den Welthandel; hier ſchwimmt auf ihrem klaren, ruhigen Gewäſſer ein Geßner'ſcher Kahn in dem Elyſium der Natur.

Man verlebt Tage und Wochen in dem Gewühle der ungeheuern Hauptſtadt; man iſt noch trunken von der Nachtfeier in Vauxhall: und jetzt verſchwindet plötzlich das koloſſale Panorama der Kunſt; der mächtige Dreizack des ſtolzen Britanniens verſinkt mit ſeinen Wundern und mit — ſeinen Sünden in der heiligen Lethe einer Welt voll Anmuth und Unſchuld. —

Wir ſtiegen oberhalb der Weſtminſterbrücke in einen Kahn, über den ein reines weißes Tuch geſpannt war, und ruderten im Angeſichte der ſtolzen üppigen Gebieterin des Oceans, einer ſtillen Einſiedelei entgegen, in die Heimath der Ruhe und des Friedens. Mit jeder Krümmung des Stromes verſchleierte ſich ein großes Gemälde nach dem andern; das Blendende entwich; ſanfte Hoffnung, kindliche Rührung kamen uns aus dem blauen Himmel, aus dem grünenden Gebüſch mit freundlich offenen Armen entgegen. Augen und Herz wurden endlich ein Blick in die Wohnungen der Seligen.

Ich begreife nunmehr den Ton des zarten innigen Gefühls, der von Thomſons Laute dieſen Hügel herabwehte, der die Einwohner Londons rührte und zu der Empfindung aller Völker ſprach. Die Großen und Reichen ſind ſeinen Tönen nachgezogen. Längs dem Strome hinauf liegen die Landſitze der Lords. Auch der Markgraf von Anſpach hat ſich hier angeſiedelt; und ſeine Gemahlin, die Lady Craven, hat — damit die Kunſt auch hier täuſche — in den maleriſchen Ruinen einer ſchönen gothiſchen Kapelle ein niedliches Theater angelegt, wo ſie als Dichterin und Schauſpielerin zugleich glänzt. Sie ſind beſorgt, liebe Freundin, daß die Künſteleien der feinern Sinnlichkeit auch dieſem Sitze der ungeſchminkten Natur ſich aufdringen möchten. Fürchten Sie nichts! Troß dem, daß der Londner ſeine Küche nach Richmonds Hill gebracht, daß er ein Schauſpielhaus mitten in das ſchlichte Dorf geſetzt, daß er große Lotteriezettel und ähnliche Leimruthen des Eigennutzes an Wohnungen geklebt hat, in denen man die Genügſamkeit Geßner'ſcher Hirten und Schäfer erwartet: die Natur iſt mächtiger, als die Verführung der Kunſt. Thomſon's Haus ſteht noch; man kennt ſeinen Lieblingsplatz und bewahrt den Tiſch, auf dem er ſchrieb, als ein Heiligthum. Wer ruft nicht ſeinen frommen Wunſch, deſſen Gewährung der Himmel und ſein eignes Herz hier ihm darboten, in die ſtille, ſehnſuchtsvolle Bruſt zurück:

An elegant sufficiency, content,
Retirement, rural quiet, friendship, books,
Progressive virtue, and approving Heaven!

(Ein freundliches Auskommen, Befriedigung,
Zurückgezogenheit, Landesſtille, Freundſchaft und
ein gutes Buch,
Erhebung zur Tugend und der Beifall Gottes!)

Auch der König hat hier der Natur gehuldigt. Er hat auf der Spitze des Hügels einen großen, reichen Park angelegt, und — verſchloſſen. Die brittiſchen Nabobs ſind ihm gefolgt. Mitten unter den ländlichen Wohnungen ſtehen ihre Landhäuſer; und ſie ſind, dieß muß jeder bekennen, ſehr geſchmackvoll. Ich genoß die Anſicht dieſes einfach großen Naturgemäldes in der feinen und zahlreichen Geſellſchaft, in der ich mich befand, wie ein Einſiedler. Vor uns lag die Themſe, und ſchwarze Kohlenſchiffe bargen ſich unter dem Schatten der Ulmen. Ein großer Boulingrin ſchimmerte zu den offenen Thüren des Gartenſaales herein. Es wurde Abend. Die Glocken tönten von beiden Ufern her. So ſchwamm ich unter Träumen und Ahnungen in die wüſte Welt zurück. Nichts ſtörte mich. Die größere Geſellſchaft fuhr in Wagen nach der Stadt. In der einen Ecke der Barke träumte ſich Herr F... in ſeine liebe Piccardie zurück; in der andern verſetzte ich mich mit Thomſon und Richmond an das heimathliche Ufer der Elbe; während der Akademiker aus Tobolsk unſern jungen Ruſſen in der ſüßen Sprache des Vaterlandes Mährchen erzählte, und auch ſie in ſtille Träume einwiegte. Wie viel verſchiedene Gefühle in dem kleinen Raume eines Kahns! Nach neun Uhr ſahen wir den Glanz der Hauptſtadt und die erleuchteten Bogen der Weſtminſterbrücke wieder.

London den 11. Sept.

Unſer Hotel liegt in Berkley-Square. So nennt man den großen, freien, ebenen und gevierten Platz vor unſern Fenſtern. Von allen Seiten umſchließen ihn ſchöne Häuſer, und ſüdlich der Park des Landsdown'ſchen Palaſtes. Von dieſem Palaſte, der eine der erſten Merkwürdigkeiten Londons iſt, ſage ich Ihnen ein anderes Mal mehr. Heute führe ich Sie in den Square. Das eiſerne Gitter öffnet ſich; wir treten auf einen großen ſchönen ovalen Raſenplatz — der engliſche Raſen iſt weich und dicht wie dunkelgrüner Sammet — von Blumenhecken und Clumps maleriſch eingefaßt. Aus der Mitte erhebt ſich die koloſſale Statue des Königs Georg III. zu Pferde, von Bronze. Sie iſt ihrer ſchönen Umgebungen nicht würdig. Zwar hat der Künſtler die Statue des Mark Aurel in Rom, über welche Sie das ſchöne Wort von Düpaty in ſeinen Briefen über Italien geleſen haben, ſich zum Vorbilde genommen; aber die Ausführung iſt ihm ganz verunglückt. Laſſen wir den plumpen römiſchen Imperator auf ſeinem ſchwerfälligen Kuiraſſier- oder Londoner Kärner-Pferde! Das ſchöne, eiſerne Geländer mit den hohen Laternenſtöcken, welches dieſe grüne Vaſe in der ſteinigen Häuſerwüſte von London einſiedleriſch umgiebt und des Nachts erleuchtet, iſt der Betrachtung werther, als jene Schmeichelei von Bronze. Von der Menge, Größe und Schönheit der eiſernen Gitter, welche man in London auf allen öffentlichen Plätzen und vor mehrern tauſend Häuſern, mehr als Mannshoch antrifft, hat man in Deutſchland, wo es doch auch nicht an Eiſen fehlt, keine Vorſtellung. Unſer Boulingringitter iſt zum Theil, wie auf den meiſten Squares, deren London überhaupt gegen ſechzig zählt, von ſchön geordnetem Heckengebüſch verſteckt. Jeder Hausbeſitzer am Square hat einen Schlüſſel dazu; es iſt ein ſeltener Genuß, mitten in dem Lärm dieſer ungeheuern Stadt, aus dem Kohlen-Nebel der grauen und ſchwarzen Häuſermaſſen, die durch ihre ellenhohen Schornſteine dem Ganzen ein finſteres, barbariſches Anſehen geben, in einen ſtillen, grünen, einſamen, von Wohlgerüchen erfüllten, mit Schattengängen und Blumenſitzen geſchmückten Naturtempel zu entfliehen.

Für die häuslichen Engländerinnen, welche die Natur, ein Buch und ihre Kinder lieben, ſind dieſe Plätze, die wie durch Zauberei aus einem engliſchen Park oder aus einem franzöſiſchen Garten herausgehoben und vor ihre Häuſer hingeſetzt zu ſeyn ſcheinen, eigentlich geſchaffen; und man kann in der Anlage derſelben überhaupt, wie in der feinen und zarten Ausführung, die hohe Kultur der engliſchen Nation nicht verkennen. Doch wenn kommen Sie vor lauter Ausrufungen in den Square ſelbſt? So wie wir uns ihm nähern, athmen wir den ſüßeſten Blumenduft. Große und kleine, mit Abſicht gewählte, doch ohne Kunſt und Regel hingepflanzte Blumen blühen hier und dort, frei und verborgen in freundlicher Zuſammenſtellung. Es ſcheint, ſie haben ſich unter einander in die größere Hälfte des Jahres getheilt. Aber vor allen breitet unter ihnen die ſüße Reſede ihre zarten Blüthen aus. Dieſe Pflanze, die zahlreich in einzelnen Kronen den Boden bedeckt, bringt jenen aromatiſchen Geruch hervor, der mit dem Londoner Steinkohlen-Dampfe ſo wunderbar wechſelt. Ein ſanft in die Höhe ſteigendes Beet mit allerlei Blumen und ſchönem Gebüſch oder Gehölze, aufs ſorgfältigſte rein gehalten von allem Gras und jeder Pflanze, die das Ganze für das Auge nicht verſchönern hilft, zieht ſich in einem großen, paraboliſchen Eirund an der innern Seite des Gitters herum. An daſſelbe ſchließt ſich der breite Hauptgang an. Den mittlern großen Platz durchſchneiden zwei ſchmale Quergänge in vier Raſenmatten. Im Mittel ſteht der größte kronenartige Buſch (Clump) von maleriſch geordneten Laubhölzern, Cypreſſen, kanadiſchen Kiefern und Lerchenbäumchen. Es iſt durch kleinere in ſich verſchlungene Gänge vierfach getheilt, und das Innere wiederum mit niedlichen Blumenbeeten eingefaßt. Hier befinden wir uns im Mittelpunkte, unmittelbar vor dem hohen Fußgeſtelle, auf welchem die ſchon erwähnte Bildſäule ſteht. Ein richtiges Gefühl hat die ſchönſten Sitze, welche wir in dieſem Square finden, um jenes Fußgeſtell herum angelegt. Auf dieſe Art werden wir nie durch den Anblick der Statue ſelbſt geſtört, ſondern blicken ungeſehen und frei über den ſammetnen Teppich der kleinen Wieſe hinein in die ruhigen Schattenſitze der blühenden Kinder des Frühlings. Zwei kleinere Clumps ſtehen auf jeder Seite des nördlichen und ſüdlichen Raſenplatzes; in beiden wechſeln einzelne bald größere, bald kleinere Bäume mit dichterem Geſträuch, ſo daß jedes zur maleriſchen Einheit des Ganzen weſentlich beiträgt. Ich möchte um nichts jenes junge Apfelbäumchen hingeben, welches ſich eben ſo ſehr auf dieſem weichen Raſen zu gefallen ſcheint, als die Kleinen, welche auf demſelben ſpielen. Daß Alles in der beſten Ordnung gehalten wird, daß jeder Square ſeinen Gärtner hat, daß die Gänge mit dem kleinſten Kieſe feſt geſtampft ſind, daß nie der Staub von der Straße her auf dieſem Ruheſitze der nachbarlich ſich verſammelnden kleinen und großen Naturfreunde, ſich einfinden, noch Blüthen, Blätter und Gras je bleichen kann, iſt buchſtäblich wahr. Die Engländer wiſſen es gut, daß Reinlichkeit und Ordnung die

Grundbedingungen der Schönheit ſind. So, liebe Freundin, ſieht unſer Berkley-Square aus. Er gehört nebſt dem Portman-Square zu den ſchönſten Plätzen in London; doch iſt der ſchönſte von allen der Grosvenor-Square, mit der Statue Georgs II. zu Pferde. — —

Plymouth-Dock, am Ufer des brittiſchen Kanals den 21. Oktober.

Wir reiſten den 15. Oktober von London ab. Nebel und Regen umhüllten uns mehrere Meilen weit, bis die Sonne den Himmel und das ſchöne Land vor mir aufklärte. London hat reizende Umgebungen. Doch ſind die Landſitze der engliſchen Großen nach Harwich, Dover und längs der Themſe ſchöner, prächtiger und zahlreicher, als in dem weſtlichen England. Hier in Wiltſhire ſcheint ſelbſt die Bevölkerung abzunehmen. Erſt in Devonſhire, in der Nähe des romantiſchen Cornwallis, wird das Land fruchtbarer; und in ſchönen Hügelketten umſchlingen bekränzte Wieſen, Gärten und Felder die älteſten Städte der Inſel. Das Land gleicht etwas dem ſächſiſchen Erzgebirge. Lebendige Hecken, hochgewipfelte Bäume, Buchen und Eichen theilen die Felder ab, welche in der Niedrung an die ſanften Bergrücken ſich lehnen. Die Landſtraße läuft an dem Abhange des Gebirges hin, welches das Meer im Süden dämmt. Doch öffnet ſich hier und da dieſer Wall, und man erblickt in ſeiner erhabenen Ruhe das große Meer, die blaue Ferne des Kanals. Sie müſſen wiſſen, daß ich abſichtlich meinen Sitz, hoch und frei, auf der Outside unſerer Stage-Coach, gewählt habe. Neben mir ſitzen ein engliſcher Seekapitän, der vor Kopenhagen und bei Kadix focht, und ein ehrlicher Cornwalliſer Pächter, der nie auf das Meer kam und außer den Hauptſtädten wenig von Europa weiß. Sie hielten anfangs mich und meine Begleiter für franzöſiſche Kriegsgefangene; denn unſer Weg geht nach Plymouth, wo die Gefangenen bewacht werden. Ihr Erſtaunen war nicht gering, als ſie hörten, daß wir Ruſſen und Deutſche ſind. Der Cornwalliſer lernte in aller Geſchwindigkeit die Geographie von Deutſchland — in einer Nuß — von mir. Zum Glück wußte er ſchon, daß Wien die Reſidenz des deutſchen Kaiſers ſei, in Anſehung Berlins war er ungewiß, ob es dem König von Preußen gehöre; auch ſchien es ihm lieb zu ſeyn endlich zu erfahren, daß die Reſidenz des Kurfürſten von Sachſen Dresden heiße. Seine Verwunderung ſtieg aber aufs Höchſte, als er ſah, daß ich die Soldaten von der deutſchen Legion ſeines Königs, einige Hannoveraner, die ſich in einem Poſthauſe von Charmouth befanden, vollkommen verſtehen konnte, und daß ſie mich eben ſo gut verſtanden. Er glaubte, die Sprache der Sachſen und die der Hannoveraner wären zwei verſchiedene Sprachen. Ich verſicherte ihm aber, daß alle Deutſche deutſch ſprächen und ſich vollkommen wohl verſtänden, die deutſchen Philoſophen ausgenommen. Schade, daß er auf dieſe Bemerkung nicht achtete! So hätte ſich ein metaphyſiſches Wechſelgeſpräch zwiſchen einem engliſchen Seekapitän und einem Cornwalliſer oder altcimbriſchen Farmer mit ihrem Fellow-Traveller, einem deutſchen Doktor der Philoſophie, über die ſchweren Mundarten der Herren Wagner, Bardili, Röſchlaub, Görres, Schelling, Fichte, u. a. m. entſponnen. Es müßte ſich in meiner Reiſebeſchreibung ſehr gut ausnehmen. Doch deſto beſſer, daß meine wackern Reiſegefährten ſich um alle Philoſophen nichts kümmerten. Ich konnte ſie über das Land befragen, das wie eine Situationskarte vor uns ausgebreitet lag. Auch war eben Jahrmarkt in Axminſter, wo uns die fetteſten Schöpſe, die ich je geſehen, in den Weg traten. Kleine und große Pferde trugen Männer, Weiber und Kinder, Eins oft die ganze Familie, zu dem Jahrmarkte. Die berittenen Ladies in ihren großen hellrothen Mänteln leuchteten wie Flammen aus der Ferne. Dieß gab der Landſchaft ein muntres Leben; denn es fehlt an Dörfern. Man kann überhaupt von England nicht ſagen, daß es hier Bauern gebe. Die ſogenannten Dörfer beſtehen aus fünf bis ſechs, höchſtens zehn kleinen Strohhütten, die wie das Elend ſelbſt ausſehen würden, wenn ſie nicht mitten in einer reichen Feld- und Gartenflur lägen. Oft ſieht man nur einzelne Cottages, die mit den Landſitzen der großen Grundeigenthümer und den Wohnungen der reichen Pächter abzuwechſeln ſcheinen. Jene Hütten bewohnen arme Unterpächter und Tagearbeiter. Dagegen waren die Städte auf unſerem Wege groß, ſchön und reich. Eine Reihe glänzender Waarenlaager im verjüngten Londoner Maßſtabe, die zu beiden Seiten der Straße uns entgegenſchimmerten, zeigten deutlich, daß in dieſem Lande Alles zuletzt auf Gewerbe und Handel ankomme. Der Grundeigenthümer und der Pachter handeln mit den Erzeugniſſen des Bodens; der arme Tagelöhner, der nichts beſitzt, handelt mit ſeinen Fäuſten und mit ſeinen Schweißtropfen. So im Kleinen, wie im Großen. Das Poſt- und Fuhrweſen, der Straßenbau, die Erziehung, der geiſtige Bedarf des Menſchen, alles wird nach Handelsgrundſätzen betrieben; aber der Gemeingeiſt und die Nationalehre greifen in die Speichen dieſes Triebrades ein, oder beide ſind vielmehr die Hauptwelle deſſelben. Dieſe kaufmänniſche Betriebſamkeit erhöht die Kräfte von wenigſtens ſechs Millionen Menſchen durch den allgemeinen Umſchwung auf das fünffache. Der Franzoſe nennt dieſes Volk eine nation boutiquière, allein ſehr mit Unrecht. Der Einzelhandel iſt nicht die Hauptſache, ſondern nur das tauſendäſtige Geäder eines friſchen Herzblutes, oder mit andern Worten, die unendlich kleine Verzweigung des Welthandels, deſſen auf Britanniens Boden tiefgewurzelter Stamm ſeine Krone hoch erhebt, und der weit über Meer und Land hinſchattet. Doch ich will ja nicht von Statiſtik ſprechen. Suchen Sie, liebe Freundin, auf der Karte die Städte Egham, Bagſhot, Baſingſtoke, Salisbury, Dorceſter, Honniton, Bridport und Exeter auf, um mich auf dem Wege nach Plymouth wieder zu finden. Die letztern fünf Städte ſind die intereſſanteren. Bei Salisbury in Wiltſhire auf einer Ebene in der ſalisburyſchen Heide befinden ſich die berühmten Ueberreſte eines alten Druidentempels. Ungeheuer große Steine auf einem Hügel in einem Zirkel und über einandergeſetzt, die unter dem Namen Stonehenge bekannt ſind, werden wenigſtens von den brittiſchen Gelehrten dafür angeſehen. Betrachten Sie dieſe ſonderbar geſtalteten Steinblöcke in dem Folianten, welchen D. William Stuckeley (im Jahre 1740) mit vielen Kupfern herausgegeben hat. Denn die Ebene, wo man ſie ſieht, ladet eben nicht zu ſich ein. Die Lüneburger Heide iſt gegen ſie ein Paradies! Doch iſt dieſes Denkmal vielleicht das älteſte aus der europäiſchen Vorzeit, wenn nicht die Ruine eines Druidentempels bei Tours in Frankreich ihm auch dieſen Vorzug ſtreitig macht. Exeter iſt uralt, und ſonderbar zuſammengeſchoben. Manche Straßen ſind hier und in Plymouth nicht viel weiter, als die Flurgänge eines großen Hauſes. Auch hat Exeter noch einige Thore, einige Stücken Mauer und den Stadtgraben behalten, was ich bisher in keiner Stadt fand. Dagegen ſind die Thäler und Hügel, die Parks, die Gartenhäuſer und die Baumgänge um Exeter herum ſchöne Erinnerungen an den mehr als hundertjährigen Frieden, deſſen ſich England in ſeinem Innern erfreut. Jedes Landhaus hat ſeinen ſchön geformten und freundlich eingefaßten Raſenplatz, ſeinen Blumenhügel, dichtes, kronenartiges Laubgebüſch, ſchön gewundene Kiesgänge, und Pappelreihen, die es mit der Landſtraße verknüpfen. Ich vergeſſe den Morgen des 17. Oktobers nicht, wo über dieſem ſchönen Hügellande die Sonne aufging. Der Thau war auf den Wieſen gefroren. Sie hatten ihre dunkle weiche Decke noch nicht abgelegt. Eine Perlenſaat auf grünem Sammet! Die Blumenhügel vor den Gartenhäuſern prangten im ſchönſten Farbenſchmucke, und vom Boden auf ſtieg der Duft der beſcheidenen Reſede. In den fernern und tiefern Thälern lag der Morgennebel; als ich aber den Berg erſtiegen, verſchwand das Hügelthal mit der Stadt, mit ſeinen Gärten, Blumen und Waſſerſpiegeln. Unter mir wogte auf und nieder das von dem Morgenlichte bewegte, in röthlichen Blitzen aufſprühende Nebelmeer. Jetzt ſtieg die Sonne höher, und aus dem Meere tauchte empor ein ſchönes Land. — — —

Falmouth den 26. Oktober.

Der Baron und ſein Gefolge iſt geſtern hier angekommen. Morgen will der Townſend nach Liſſabon ſegeln. Dieſes Paketboot hat ſchon ſeine Paſſagiere. Wir ſchiffen uns daher auf dem Lord Aukland ein. Der Baron hat dieſes Paketboot ganz für ſich gemiethet. Er zahlt für Fracht und Koſt fünfhundert Guineen. Die übrigen kleinen Ausgaben betragen zwiſchen vierzig bis funfzig Guineen. Das Schiff hat drei Maſten. Die Reiſe ſelbſt ſoll bei dem beſten Winde ſieben Tage dauern. Sie kann aber auch drei Wochen währen.

Den 27. Oktober.

Der Townſend iſt in den Hafen zurückgekehrt. Der Wind iſt heftig, das Meer ungeſtüm. Die Luft iſt dennoch mild. Ein warmer Hauch von Süden weht dieſe Küſte an. Ich ahne den ſchönen Himmel Italiens jenſeits der großen Atlantis, die hier unter meinen Füßen an die korniſchen Vorgebirge anbrauſt, und aus der Brandung zu mir aufſprüht. Ich habe heute eine ſchöne Landſchaft geſehen: Gebirg und Thal, einſame Strohhütten, alte ehrwürdige Kirchthürme, Fiſcherwohnungen am Ufer und zwei große gothiſche Schlöſſer auf dem Rücken des Vorgebirgs; hier den Hafen, dort eine Felſenbucht, und über dieſen Erdwall hinaus die See. Einige Segel ſuchten den Hafen, und der Sturm jagte ſchwer und tief herabhängende Wolken über die große Bühne. Dort an der Bucht ſtehen Männer und erhaſchen was das Meer antreibt. Jetzt führt eine Welle etwas, das wie eine Kiſte ausſieht, heran. Wie lauern ſie auf! Wie verwegen nähern ſie ſich der Brandung. Die Fluth ſchlägt um ihre Füße, und die Kiſte rollt mit der Welle zurück. Eine größere Woge fängt ſie auf und ſpült ſie wieder an die Klippe. Jetzt erhaſchen ſie die Beute, und ſchen, wie Räuber, verlieren ſie ſich in dem Geklüfte der Felswand. Welche Gefühle ſind an dieſe Kiſte gebunden? Wo iſt jetzt das Herz, dem ſie vielleicht lieb und theuer war? Es ſei nichts als eine Kiſte; das Holzwerk immerhin ein Spiel der Wellen; der Himmel hat die Empfindungen gerettet!

Wir wollten Muſcheln ſuchen. Ich habe die Klippen unterſucht und tief in die Grotte Neptuns hinabgeſehen. Nie war ich dem Weltmeer ſo nahe, als dießmal. Es hat meinen Fuß benetzt. — —

An Bord des Lord Aukland.
den 8. Nov.

Hören Sie, liebe Freundin, meinen Gruß vom atlantiſchen Meere her? Ich wohne ſchon ſechs Tage über dieſem großen Grabe einer alten unbekannten Inſel. Wir ſegelten vorigen Sonnabend den 2. Nov. Mittags um ein Uhr von Falmouth ab. Der Himmel war heiter, der

Wind günſtig. Bald war die Küſte aus unſern Augen. Wir befanden uns im brittiſchen Kanale. Die Wellen ſind hier kurz, und die Bewegung des Schiffes heftig. Wir alle, die Gemahlin des Geſandten und den kleinen, friſchen Valentin ausgenommen, wurden ſeekrank. Erſt heute habe ich ſoviel Kraft, daß ich ſchreiben kann. Die Zeit über lebte ich wie Diogenes. Er lag in ſeiner Tonne und kümmerte ſich weder um das Volk von Athen noch von Sinope. Ich lag in meiner Kabine, und wollte es mit dem atlantiſchen Meer eben ſo halten. Allein dieſes machte meine ganze Philoſophie ſeekrank, wie mich ſelbſt. Zum Unglück änderte ſich vor vier Tagen der Wind. Er weht noch jetzt aus Oſten. Wir ſollen mit aller Gewalt dem Kolumbus nachſegeln; allein wir danken für dieſe Ehre, und laviren nun ſchon den fünften Tag unter dem 46. bis 44. Grad der Breite; hier alſo unter dem Himmel von Lyon, Venedig und Bologna, aber nahe an der Scheidelinie der alten und der neuen Welt! Wann werden wir Liſſabon ſehen? Die Damen ſpielen Patience, um es zu erfahren. Ich wickele mich in meine Träume und Hoffnungen ein; oder wollen Sie mich mit einer Seidenraupe vergleichen, ſo ſpinne ich mich ein. Meine Kabine iſt mein Cocon. Die Fäden des Geſpinnſtes heißen: Wiederſehen, Liebe, häusliches Glück; — und dieſe Fäden werden nicht reißen! —

An Bord den 10. Nov.

Noch immer ſehe ich nichts, als Himmel und Waſſer. Der Wind iſt ſchlecht. Erhebt ſich ja ein günſtiger Nordoſt, ſo iſt er ſo ſchwach, daß wir kaum zwei engliſche Meilen in einer Stunde zurücklegen. Er ſetzt ſich um, und wir müſſen laviren. Unſere Langeweile wird nur bisweilen durch die Erſcheinung eines Schiffes unterbrochen. Einige Fregatten zeigten ſich geſtern am Horizonte. Die Signale befreiten uns von unſrer Furcht; es waren Engländer. Heute ſegelte ein Hamburger nahe bei uns vorbei. Unſer Kapitän examinirte ihn, kaufte Wacholderbranntwein, und ließ ihn nach Oporto ſteuern. Die beſte Kurzweil machen uns einige Solotänzer auf dem Waſſer. So nennen wir die Braunfiſche, welche, wenn die Sonne ſcheint, zu Hunderten um unſer Schiff ſpielen, mit unglaublicher Geſchwindigkeit die Wellen durchſchneiden, in die Höhe ſpringen und oft zwanzig Fuß weit ſich fortſchnellen. Dieſe Fiſche ſind gegen vier, fünf Fuß lang, aber nicht eßbar. — Morgen ſind wir in der Breite von Rom. So hilft ſich die Phantaſie!

An Bord den 13. Nov.

Endlich ſehe ich Europa vor mir, und begrüße das feſte Land. Aber es ſieht feindſelig aus. Wer wagt es an dieſen Felſen zu landen, die aus dem Ocean ſich trotzig zu den Wolken erheben, und wie eine Vormauer den Kontinent gegen die Gewalt des Weltmeers ſchützen? Man nennt dieſes ſtolze Bollwerk die **Burlingsfelſen**. Ihre ſchroffen übereinander gethürmſen Granitmaſſen bilden ſechs kleine dürre Inſeln, Berlengas genannt. Auf einer davon ſteht ein altes Kaſtell, jetzt ein Staatsgefängniß. Ein Gefängniß alſo, liebe Freundin, iſt das Erſte, was ich, ſeit ich das freie Albion verließ, von Europa erblicke! Unſer Schiff ſegelt ſchnell. Wir machen neun und eine halbe engliſche Meile in einer Stunde.

An Bord den 14. Nov.

Hier, liebe Freundin, liegt die erſehnte Stadt vor uns! Ein herrlicher Tag ruht auf dem großen Meer- und Landhorizonte. Aber welch' eine Nacht! Geſtern gegen Abend wurde der Wind ſo ſtark, daß wir mehrere Segel einziehen mußten. Die Bewegung des Schiffes war heftig und ungleich. Gegen 9 Uhr erreichten wir die Höhe von Liſſabon; aber wir mußten mit dem Winde kämpfen, um nicht wider unſern Willen an das Land geworfen zu werden. Wir gingen in die hohe See zurück, und lavirten die Nacht durch. Der Wind wurde immer ſtärker. Unſre Reiſegeſellſchaft nannte dieſes ungeſtüme Anſchlagen der Wellen, das gewaltſame Steigen und Fallen des Schiffs, das Rauſchen des Windes durch die eingezogenen, oder flach geſtellten Segel — Sturm. Unſer Kapitän vernahm nichts, als einen etwas heftigen Wind. Wir wurden indeß von einer Seite des Schiffs auf die andere geworfen. Die Fäſſer rollten hin und her; Schubkaſten fielen aus den Schränken. Viele wurden aufs neue ſeekrank. Ich ging um Mitternacht aufs Verdeck. Ein reiner, geſtirnter Himmel, wolkenlos, aber dunkel; das Meer in ſtürmiſcher Bewegung; das Schiff in ſchräger Lage bald rechts, bald links geneigt; eine kalte Nacht, durch die der Wind noch lauter hinbrauſte, als die über Bord rollende Welle: dabei die größte Ruhe auf unſerem Schiffe! Der Steuermann ſtand in ſeinem Mantel gehüllt am Ruder; alles war um ihn herum dunkel, bis auf die Bouſſolen vor ihm, zwiſchen denen eine Lampe brannte. In ſeiner Hand lag alſo unſer Schickſal. Unter mir in den Kajüten wachten Männer, Frauen und Kinder. Eine Mutter zitterte für die Kleinen, welche ſchliefen. Wenn der Sturm ſtärker würde, wenn wir an der Küſte ſcheiterten, und dieſe Familie, in der auch nicht ein Glied fehlt, hier umkommen ſollte! Doch die Maſten ſtanden feſt; die Matroſen kletterten furchtlos das Tauwerk hinauf, hinab. Verſtand und Kraft lenkten das Schiff und die Flügel des Sturms. Ich ging zurück in meine Kabine. Der Sturm legte ſich gegen Morgen. Um ſechs Uhr fiel ein Signalſchuß. Ich ſprang hinauf aufs Verdeck. Da lag das Land vor mir, und die Sonne war eben über Liſſabon aufgegangen. — Eine Menge kleiner Fahrzeuge ſegelten pfeilſchnell auf uns zu. Es waren Lootſen, die an Bord wollten; allein unſer Kapitän verlangte den Piloten des Königs; und die erſten Zudringlichen, welche ſchon ins Schiff kletterten, wurden mit brittiſchen Flüchen zurückgewieſen. Dieſe Portugieſen ſind wilde Menſchen! Endlich kam der Pilote des Königs an Bord; ein alter, in Lumpen gehüllter Mann, der vor Kälte und Hunger zu zittern ſchien. Er nahm ſogleich ſeinen Befehlshaberpoſten ein; und ich hatte Zeit dieſen ſtattlichen Portugieſen zu betrachten, der bei uns und in England für einen Bettler gelten würde, und doch war es ein rechtlicher Mann, der ſein Amt mit Würde zu verwalten wußte.

Die Sonne ſtieg über den Bergen von Cintra empor. Wir näherten uns der Mündung des Tejo. So heißt im Portugieſiſchen der Tajus. Vor uns zog ſich ein kahles Felſenufer hin bis zum Vorgebirge da Rocca; einſam und todt, wie eine Ruine aus dem erſten Baugerüſte des Erdballs. Strandvögel flogen auf und ab, und in den Buchten des ausgewaſchenen Ufers lagen Fiſcherkähne, vor dem Sturm geborgen. Oberhalb des Strandes erhoben ſich zackige Granitfelſen, wie nackte, zerriſſene Mauern, ohne Baum und Gras, nur von einſamen Fiſchaaren bewohnt. Endlich trat der Flecken Cascars hervor, mit ſeinen Strandbatterien. Kaufmannsſchiffe lagen in dem Hafen vor Anker, und das Mondvorgebirge, wie die

Alten das Cap da Rocca, unweit Cintra, nannten, umfaßte die müden Segler. Fernhin zeigte ſich auf ſeinen Gebirgsſtufen, weit ausgedehnt, von Orangenwäldern umgeben, die prächtige Lisboa, der vor 1800 Jahren ſchon der römiſche Auguſtus den bedeutenden Namen Felicitas Julia, das Heil des Juliſchen Geſchlechts, gab. Jetzt waren wir am Eingange des Tajus. Zwiſchen zwei Vorgebirgen ergießt er ſich in das Weltmeer; zürnend, daß eine Sandbank ihn aufhalten will. Dieſe Bänke liegen vor allen Häfen der Weſtküſte Portugals, vor der Mündung der Ströme. Man nennt die durch ſie verurſachte Stauung des Waſſers, oder die Waſſerwand, Barre, und bezeichnet die Wirkung durch die Urſache. Die Anſicht dieſes prächtigen Stromes und der Hauptſtadt der alten Luſitanen, und der Heimath des Camoëns, iſt berühmt. Ich ſah ſie in ihrem vollen Glanze, in der erſten Morgenbeleuchtung eines der ſchönſten Herbſttage. Der 14. November war mir hier, unter der Breite von Palermo und Smyrna — denn Liſſabon liegt nur wenige Minuten nördlicher als jene Städte, unter dem 38. Grade und ſüdlicher als Neapel — ein warmer ſchöner Sommertag. Durch die milde Luft floß aus einem reinen, klaren Himmel ein blauer Lichtſtrom. Die Bruſt athmete junges, friſches Leben. Aber auch in dieſes große Naturgemälde ſtellt der Krieg ſeine furchtbaren Erinnerungen hin. Links liegt die Veſte St. Rock, und rechts erhebt ſich auf einem Felſen mitten in dem meilenbreiten Strome das Kaſtell S. Juliao. Dieſer Torre de S. Juliao da Barra iſt ein aus der Geſchichte der Verſchwörung unter Pombals Staatsminiſterium bekannt gewordenes Staatsgefängniß. Beide Burgen vertheidigen den Eingang in den Hafen. In dieſem lagen dichte Reihen von Schiffen, durch Zwiſchenräume, der Fluth und Ebbe wegen, mit der ſich jedes Schiff wendet, abgeſondert, in der Ferne aber einem Walde von Maſten ähnlich. Hinter ihnen ſchimmern auf ihren ſieben Hügeln die weißgetünchten Thürme und Häuſer der Stadt hervor. Das rechte Ufer iſt theilweiſe ſandig, felſig und kahl;

das linke zeigt mehrere ſchöne Landhäuſer und Gärten, oder Quintas. Zwiſchen den Feldern und Weinbergen ſtehn Oliven- und Orangenwäldchen oder Aloehecken; aber die engliſche Kultur fehlt; und das Gras iſt bleich. Jetzt waren wir mitten im Hafen. Däniſche, engliſche, amerikaniſche, braſilianiſche, griechiſche, franzöſiſche und andere Wimpel flatterten rings umher. Wir ankerten um ein Uhr, dicht unter den metallenen Feuerſchlünden des Schloſſes Belem. Der Geſandte fuhr in der Schaluppe ans Land. Unſer Kapitän kommt eben zurück. Die Päſſe ſind richtig. Er theilt große Liſſaboner Weintrauben unter Alt und Jung aus, und die erſte Neuigkeit, die er uns mitbrachte, war die Schlacht von Trafalgar mit ihren Schreckniſſen und Nelſons Tod! Alle ergriff das große Ereigniß; jeden verſchieden. Die brittiſchen Seeleute, die wackern Tars, wollten ihr Rule Britannia anſtimmen; aber ihren Jubel erſtickte der Schmerz. — —

Liſſabon. Campbells Hotel.
Rua da Santa Paula den 22. Nov.

Seit meiner Ankunft in Liſſabon habe ich noch nicht mit mir einig werden können, ob ich dieſes Land glücklich preiſen ſoll. So erquickend die Luft, ſo freigebig der Boden und ſo gütig die Natur iſt: ſo elend iſt die Regierung oder der bürgerliche Zuſtand des Volks. Vergeſſen Sie, liebe Freundin, nicht, daß ich unmittelbar von England her komme. Da iſt wohl das Urtheil nicht zu hart, daß ſich nirgends die Kunſt mit der Natur mehr entzweit haben kann, als gerade unter dem glücklichſten Himmelsſtriche von Europa, von Stambul bis Lisboa. Geſtern und vorgeſtern hat ein gewaltiger Regen die Straßen gewaſchen; und die Kühe — denn dieſe wandeln nebſt den Hunden hier frei und ſorglos mitten unter den Städtern — kommen aus den obern Straßen herunter, um in den Straßen der Thäler ihre Nahrung zu ſuchen. Die Straßen empfangen nämlich hier alles, was bei uns den Schleußen und Trögen übergeben wird. Von den Bettlern, die hier zu Hunderten von einem Kloſter zum andern ziehen, um ſich füttern zu laſſen, von der Menge elender, ſchmutziger und trauriger Menſchen können Sie Sich keinen Begriff machen. In London ſah ich das Gegentheil; dort verbirgt ſich die Armuth in ihren Winkeln und ſcheut die Nähe der Gentry, oder der Gebildeten. Liſſabon hat Gold, Silber, edle Steine, Wein, Früchte, Seefiſche und Gewürze in Ueberfluß; aber die Mönche und der hohe Adel ſchwelgen, während das Volk faullenzt, bettelt oder ſtiehlt. Ueberhaupt kommt es mir vor, als ob der Adel das Volk und den Bürger verachte. Natürlich gilt dieß nicht von dem Gelehrten, dem Kaufmann und dem gebildeten Mittelſtande; noch weniger von den feinen, geiſtvollen Männern aus den höhern Ständen, von denen wir in Deutſchland nicht wenige geſehen haben. Aber man ſtößt zu oft auf jenen Anblick träger Ueppigkeit, oder cyniſcher Armuth, als daß man dieſen widrigen Eindruck vergeſſen könnte. Zum Glück iſt es in Liſſabon ſeit drei Jahren, in denen ſich ein franzöſiſcher Ausgewanderter, der Graf von Novion, Kommandant der königlichen Polizeigarden, um die allgemeine Wohlfahrt ſehr verdient gemacht hat, vollkommen ſicher. Man hört nichts mehr von nächtlichen Dolchſtichen. Streifwachen durchkreuzen nach allen Richtungen dieſe große, allen Landſtreichern von dieſſeits und jenſeits der Meere offene Stadt, welche gegen dreimalhunderttauſend Einwohner zählt. — Können Sie Sich aber vorſtellen, daß der ſchönſte Spatziergang in Liſſabon — ein Kirchhof iſt, und zwar der proteſtantiſche, der den Engländern gehört? Es giebt keine öffentlichen Luſtgänge; einen einzigen Garten im Innern der Stadt ausgenommen, pasco publico genannt, den aber die Portugieſen nicht beſuchen. Kennt man den leichten, fröhlichen Ton der Familienzirkel noch nicht, der die Stille des Hauſes belebt und nur ſelten auf den eiſernen Gittererker vor dem Fenſter, ſich hinauswagt, ſo erſcheinen anfangs die Männer und Frauen in Liſſabon wie Einſiedler und Menſchenfeinde. Die Frauen ſieht man öffentlich faſt nur in den Logen des Theaters; am häufigſten in den Kirchen. Letztere ſcheinen hier die Stelle öffentlicher Zuſammenkünfte zu vertreten. Man ſucht, man findet, man beſtellt, man beobachtet ſich in der Kirche. Doch künftig mehr darüber. Das ſchönſte in Liſſabon unter den Kunſtergötzlichkeiten iſt die Oper. Die Muſik iſt vortrefflich; beides, Geſang und Tonſpiel. Sie kennen ſchon aus mehrern auch nach Deutſchland gekommenen Muſikalien den berühmteſten portugieſiſchen Tonſetzer, Marcou Antonio Portugall, der als Muſikdirektor beim italieniſchen Schauſpiel, das königliche Theater de S. Carlo genannt, angeſtellt iſt. Auch der Theaterdichter, Hr. Giuſeppe Caravita, der Verfaſſer der Oper: il Duca di Foix, hat viel Verdienſt, ſo wie der Balletmeiſter Domenico Roſſi. Ich habe hier eine der erſten Sängerinnen in Europa, Madam Angelica Catalani, mehr als einmal bewundert. *) Ihr

---

*) Bekanntlich iſt dieſe berühmte Sängerin und Schauſpielerin ſeit 1806 in London angeſtellt.

jährlicher Gehalt beträgt 24000 Cruſaden. (Die Cruſade gilt etwas über 18 gl. ſächſiſch.) — Die Lieblingsunterhaltung in den Familien iſt Muſik und Dichtkunſt. Ein in Portugall ſehr gewöhnliches Inſtrument iſt die Mandoline. Doch habe ich mich dieſer Genüſſe noch wenig freuen können. Ein Krieg auf Tod und Leben, den ich mit den portugieſiſchen Mücken und Ratten, die mit uns zugleich den erſten Stock des Hauſes bewohnen, führen muß, hindert mich in allen Künſten des Friedens. Sie ſehen, liebe Freundin, daß man in Liſſabon eben nicht ſehr comfortable lebt. Im Allgemeinen befinden ſich die Klöſter hier am bequemſten. Wiſſenſchaften und mechaniſche Künſte haben noch nicht feſte Wurzeln gefaßt. Der Kaufmann iſt in der Gewerbe treibenden Klaſſe der Klügſte. Er berechnet ſeinen Gewinn, um reich nach England, Deutſchland, Italien oder Frankreich zurückgehen zu können. Doch künftig mehr von dieſem allen!

V.

Ein fein luſtig Waldſtücklein.

Von

Kuckuck Waldbruder.

1808.

Thema.

Ja im Wald, ich ſag' es frei,
In dem Wald iſt mein Vergnügen,
Wenn es ſich ſo ſchön kann fügen,
Daß man wandelt zwei und zwei.

1.

Der Jäger.

Daß man wandelt zwei und zwei,
Laß' ich mir recht gern gefallen,
Wo ſtatt Schüſſen Küſſe ſchallen,
Die Revierjagd frank und frei,
Ei da bin ich auch dabei.
Doch ſoll ich im Forſte wallen,
Lauern auf ein Hirſchgeweih',

O ſo unterſag' ich's allen
Wort' und Küſſen, laut zu hallen,
Weil es hier verboten ſei,
Daß man wandelt zwei und zwei.

Wenn es ſich ſo ſchön kann fügen,
Iſt es allerdings Gewinn,
Wenn man eine Jägerin
Streifend trifft auf ſeinen Zügen,
Die da folgt des Falkens Flügeln.
Ei, die Jäger möcht' ich ſeh'n,
Die der Wünſche ſich entſchlügen,
Wenn im Licht der Bäume ſteh'n
Jäg'rinnen, wie Blüthe ſchön,
Ihnen Waldbündniß antrügen?
Wenn es ſich ſo ſchön kann fügen!

In dem Wald iſt mein Vergnügen,
Und, wie er, mit ſtolzer Luſt
Wird erfüllt die ganze Bruſt;
Da weiß ich mir ſelbſt zu gnügen,
Wenn auch Wünſche fehl mir ſchlügen.

Stören nur darf man mich nicht,
Soll ich lauſchend mich vergnügen;
Stille ſei's im Walde dicht,
Gern thu' ich auf Schlaf Verzicht,
Will ein Reh ſich her verfügen,
In den Wald, der mein Vergnügen.

Ja, im Wald, ich ſag' es frei,
Kann es mir allein gefallen,
Wo ſtatt Küſſen Schüſſe fallen,
Grün von Farben an der Reih',
Und ein Waldlied auch dabei.
Wie die Haar' im Winde wallen,
Geb' ich all' mein Denken frei,
Laſſe friſch die Büchſen knallen,
Trink' aus Bächen, pur kryſtallen,
Sagt, ob ich ein Prinz nicht ſei?
Ja im Wald, ich ſag' es frei!

2.

Die eiferſüchtige Schäferin.

Denkſt du ſo, Venantius,
Meinem Zorne zu entgehen?
Willſt ſchon wieder von mir gehen
Nach dem allererſten Kuß?
Nein, das laß dir ja vergehen.
Iſt es möglich? kann ich's glauben,
Daß von dir vergeſſen ſei,
Was geblühet für uns zwei?
Küß' im Wald ließ ich mir rauben!
Ja im Wald! ich ſag' es frei.

Will ich jetzt, Venantius,
Auf den Anſtand zu dir kommen,
Sprichſt du gleich: was ſoll das frommen?
Stellſt dich auf den linken Fuß.
Dazu bin ich nicht gekommen!

Als du ſchöne Worte ſagteſt,
Wolf in Lammskleid war dein Lügen,
Wußteſt wie der Fuchs zu trügen,
Als du mir zu ſchwören wagteſt:
In dem Wald iſt mein Vergnügen!

Wohl, ja wohl, Venantius,
Iſt im Walde dein Vergnügen!
Aber blos mich zu belügen,
Schickſt du durch den Wald den Schuß!
Doch du ſollſt mich nicht betrügen!
Weiß ich doch die ganze Tücke,
Weiß genug, was ich muß rügen,
Wie im Wald ſich um dich ſchmiegen
Liebesarme, Liebesblicke,
Wenn es ſich ſo ſchön kann fügen!

Jage nur, Venantius!
Meine heiß verweinten Augen
Sollen dennoch dazu taugen,
Dir zu geben einen Schuß,
Deſſen Gift nicht auszuſaugen.

Schlägt dir gar nicht dein Gewiſſen?
Unſer Band, das riß entzwei,
Glaub' nicht daß ich thöricht ſei!
Nicht umſonſt muß ich es wiſſen,
Daß man wandelt zwei und zwei.

3.

Der Räuberhauptmann.

Mirabella, ſchönſtes Kind,
Laß die Grillen dir vertreiben!
Schick' die Klagen in den Wind,
Und weil wir beiſammen ſind,
Laß uns gleich beiſammen bleiben.
Ich und du, ſind ihrer zwei,
Liſt und Luſt geh'n auch dabei;
Woll'n uns auch nicht alle trauen,
Scheint doch Himmel gern zu ſchauen,
Daß man wandelt zwei und zwei.

Noth wirſt du nicht eben leiden,
Mirabella, ſchönſtes Kind!
Offne Tafel winkt uns beiden,
Und wir ſind auch keine Heiden,
Die ſich Satanas gewinnt.
Nein, wir ſind nur frank und frei,
Legen ab die Ziererei,
Laſſen's uns im Gras genügen,
Wenn es ſich ſo ſchön kann fügen,
Daß man wandelt zwei und zwei.

Geht das Glück mir gut von ſtatten,
Mirabella, ſchönſtes Kind,
Tafelſt du mit deinem Gatten
Immer nicht im Waldesſchatten,
Schlöſſer auch im Lande ſind.
Immer doch, wie reich ich ſei,
Lob' ich mir die Klausnerei,
Und im Wald' iſt mein Vergnügen,
Wenn es ſich ſo ſchön kann fügen,
Daß man wandelt zwei und zwei.

Mirabella, ſchönſtes Kind!
Komm' und ſtieg' auf meinem Roſſe,

Fliege mit mir durch den Wind,
Bis wir unten ſicher ſind,
Unten in dem Räuberſchloſſe.
Wenn wir rauben — ſei nicht ſcheu!
Ja, im Wald, ich ſag' es frei,
Raub im Wald' iſt mein Vergnügen,
Wenn es ſich ſo ſchön kann fügen,
Daß man wandelt zwei und zwei.

4.

Der Zitterſpieler.

Hier erblickt' ich Florabellen,
Und ſie ſeufzte, wie ich ſang;
Ach, wie ſie mich leiſ' umſchlang,
Hörten wir die Hunde bellen,
Und des Grafen Horn erklang.
Zwar die Schöne trat ihm bei;
Doch was alſo riß entzwei,

Bindet ſchatt'ger Wald alsbalde;
Florabella küßt im Walde;
Ja im Wald', ich ſag' es frei.

Neulich ging ich mit der Zitter
Einſam durch den ſtillen Wald;
In dem kühlen Aufenthalt
Ward mir gut wie einem Ritter,
Dem von Thürmen Gruß erſchallt.
Weiße Häschen ſah ich liegen,
Hirſch' ihr ſchlank Gehörne wiegen,
Friſche Blumen ſah'n mir's an,
Sie wünſcht' ich auf dieſen Plan,
Wenn es ſich ſo ſchön kann fügen!

Plötzlich hör' ich alſo zanken:
„Leichte Beute, Schäferin,
Mirabella, fahre hin!
Komm' ich dir aus den Gedanken,
Dich vergeſſen iſt Gewinn!
Glück zu deiner Netze Zügen,
Aus dem Garn bin ich geſtiegen,

O wie bin ich froh und friſch,
Spring' im Kühlen wie ein Fiſch,
In dem Wald' iſt mein Vergnügen!"

Drauf ſah ich den Jäger ſtehen,
Der verſeufzt dieß letzte Ach!
Wie nun ſeine Liebe ſchwach,
Sagt' ich: wolle mit mir gehen,
Daß das Echo werde wach!
Rühr' ich Saiten lockend, ſcheu,
So mach' du das Herze frei
Mit des Waldhorns ſüßen Tönen,
Und vergiß, was mir macht Sehnen:
Daß man wandelt zwei und zwei!

5.

Presto.

Schäferin, zu dem Räuberhauptmann.

Mit mir wollt'ſt du geh'n ſpazieren,
Artig mich am Arme führen,
Doch kaum nah'n dort Frauen ſchön,
Denkſt du drauf, ſie zu entführen,
Läßt mich hier im Walde ſtehn?
O dich bring' ich bald zur Reu'!
Jäger! Jäger mein! herbei!

Räuberhauptmann und Jäger,
von verſchiedenen Fernen.

Dich will ich nicht mehr zum Schatze —

Jäger allein.

Denn du biſt die wildſte Katze
Ja im Wald! ich ſag' es frei.

Zitterſpieler, zum Jäger.

Holde Blumen thät' ich ſchauen,
Sprich wo ſind die beiden Frauen,
Und wer war der bunte Mann?
Solchen Herrn iſt nicht zu trauen,
Fant' im Gärtchen, Faun' im Tann!

Ritter.

Sänger, laß die Zitter liegen,
Jäger, auf, laß Blitze fliegen,
Denn ein Räuber hat die Frau'n!

Jäger und Zitterſpieler.

Einzufangen dieſen Faun
In dem Wald' iſt mein Vergnügen!

Schäferin.

Ach, er iſt gefangen leider!
Schöne Worte, ſchöne Kleider,
Alles war ein kurzer Traum,
Jäger, Hauptmann — ach ein Schneider
Nimmt mich nun zur Liebſten kaum.
Will mich in das Thal verfügen,
Und bei meinen Schäfchen liegen!

Ritter und Zitterſpieler.

Süß iſts, was man liebt, befrei'n,
Mit der Buhl' im Walde ſeyn,
Wenn es ſich ſo ſchön kann fügen!

Galatea zum Ritter.

In dem Wald' bin ich gefangen,
Will nicht Freiheit mehr verlangen,
Galatea ſei dein Lohn.

Florabella zum Zitterſpieler.

Warbſt um mich mit Zauberton,
Haſt um mich die Wund empfangen,
Dein bin ich, nun ſag' ichs frei!

Jäger.

Und ſo ziehen ſie vorbei —
Ach das ſticht mich wie ein Meſſer! —
Mirabell', es iſt doch beſſer,
Daß man wandelt zwei und zwei!

6.

Rückkehr zum Thema.

Liebespaar aus der Stadt.

1. Mädchen.

Mit Begleitung der Zitter aus der Ferne, crescendo.

Daß man wandelt zwei und zwei,
Wenn es ſich ſo ſchön kann fügen
In dem Wald iſt mein Vergnügen,
Ja im Wald, ich ſag' es frei.

2. Knabe.

Mit Begleitung des Waldhorns von ferne, decrescendo.

Ja im Wald! ich ſag' es frei,
In dem Wald' iſt mein Vergnügen,
Wenn es ſich ſo ſchön kann fügen,
Daß man wandelt zwei und zwei.

VI.

Die Brüder.

Erzählung

von

G. Sze.

Der Frühling begann eben mit ſeinem freundlichen Geſichte über die Höhen zu ſchauen, welche ſich an Böhmens Gränzen nach dem Baierlande abſenkten, da trabten zwei ritterliche Kriegsleute durch die morgendlich friſchen Fluren, um zu dem Heere zu ſtoßen, welches der große Wallenſtein zur Vertheidigung des katholiſchen Glaubens und für den Ruhm Ferdinands zu werben begann. Die Beiden, die ſo in freudigem Kriegesmuthe einherzogen, waren zwar Brüder, aber wie durch das Alter, alſo auch in Gemüth und Art verſchieden; der ältere Otto geheißen, hatte ſchon unter Boucquoi gegen den unruhigen Bethlem Gabor gefochten, und nahe am Mannsalter ſtehend, war er an Leib und Seele zwar ſtark und vielfach entwickelt, aber die jugendliche Heftigkeit war ihm geblieben, und ſeine Kriegskameraden hatten ihn deshalb oft den Wilden genannt; dagegen hegte Maximilian, der jüngere, nur eben im Beginn der Jünglingsjahre, einen wahrhaft kindlichen Sinn, und umfaßte den wilden Bruder, der ihm jeder ritterlichen Tugend Vorbild war, mit herzinniger Liebe. So ritt er denn auch jetzt in freundlicher Demuth neben ihm, und horchte lächelnd auf die Thaten, die er aus dem fernen Siebenbürgen erzählte, wohl fühlend, daß auch ihm solche Kriegsfreude dereinſt erblühen werde; denn die Bewegungen des ganzen proteſtantiſchen Deutſchlands, das Ferdinand nur eben erſt niedergebeugt hatte, ließen nahen Kampf erwarten, der unter des Friedländers Führung nicht anders als ruhmvoll enden konnte.

Sie waren, bald unter fröhlichen Hinblicken auf den nahen Krieg, bald in ernſten Geſprächen, den Tag über geritten, und beim Sinken der Sonne in einen Wald gekommen, der, immer dichter und ſchauriger, nirgend ein wirthliches Dach für die Ermüdeten darbot; und eben als die letzten Strahlen des Abendrothes die Spitzen der uralten Tannen rötheten, hüllte ſich der ganze Himmel in dichte Wolken, und ein tobender Sturm trieb das abgefallne Laub in Wirbeln umher. „Das iſt kein gutes Zeichen,“ meinte Otto, „daß uns gleich bei der Ausfahrt ein ſolch wüthendes Wetter überraſcht; da hat gewiß einer von den böſen Geiſtern, wie ſie in dem alten Tannenwalde wohl hauſen mögen, unſer Ziel gemerkt, und will uns nun necken, aber das iſt All nichts, und wenn der Teufel ſelber käme, er ſollte uns doch nicht aufhalten. Der fromme Max erſchrak vor ſolcher Rede und ſprach dem Bruder freundlich zu, doch lieber einen guten Spruch vor ſich herzuſagen; dieſer aber lachte wild und rief: „Hat ſich was zu beten! weißt Du denn nicht, daß unſern Vater bei ſeinem letzten Auszug gegen die Türken eben ein ſolches Wetter überfallen hat, und er iſt auch nicht wieder gekommen; ſoll denn einmal geſtorben ſeyn, ſo geſchehe es nur auf luſtige Soldatenart; darum bleib mir immer mit Deinen Sprüchen weg“ — und damit fluchte er ſchlimmer als vorher. Der Sturm war indeß immer wilder und die Nacht rabenſchwarz geworden, ſo daß ſie nicht Pfad, nicht Bäume, mehr erkannten, und gar bald merkten, wie ſie von der Straße abgekommen ſeien und auf einem Waldwege irrten; der Regen ſchoß in Strömen herab und im Walde tönte ein widriges Geheul, auch glaubten ſie durch die Finſterniß zwiſchen den Stämmen kleine häßliche Geſtalten zu erblicken, die in vielfacher Vermiſchung und ſchauerlicher Verzerrtheit bald umher gaukelten, bald mit höhniſchen Mienen aus glühenden Augen auf die Fremdlinge zu ſchauen ſchienen; auch den Roſſen mochte es ganz unheimlich ſeyn, denn die edlen Thiere ſchäumten und bebten oft ſcheu zurück, ſo daß die Beiden bald genöthigt waren abzuſteigen und ſie zu leiten, ſo gut es der ſchlüpfrige Pfad verſtattete. Maximilian hatte ſeine eignen Gedanken bei dieſem Abenteuer, und erinnerte ſich an manche Geſchichte von böſen Geiſtern und Zauberein, die ihm ſeine Mutter vordem erzählt hatte und die ſelbſt ſein Geſchlecht mit berührt hatten; doch Otto ward immer ingrimmiger und ſchwur am Ende, daß gar Niemand, als der Böſe ſelbſt, dieß Unwetter über ſie geſchickt habe, den er auch dafür fällen wolle, wo er ihn nur fände. Da erſchell eine gellende Lache durch die Wipfel, und ein greulliches Nachtgeflügel ſchwirrte ob ihren Häuptern, ſo daß Menſchen und Roſſe einen Augenblick zitternd ſtill ſtanden. Ein Licht zeigte ſich jetzt in dunkler Ferne, und, nicht weiter von den nächtlichen Erſcheinungen verfolgt, zogen ſie ſchweigſam darauf los.

Hinter Moor und Buſch ſtand endlich ein einſames Haus, das pallaſtartig auf einer kleinen Erhöhung gebaut, ſonderbar von der übrigen Wildniß abſtach; ein alter Vogt öffnete und führte die Ermatteten, als er vernahm, daß es öſterreichiſche Kriegsleute ſeien, freundlich in ein prachtvolles Gemach, den Pferden Pflege verheißend und die Abweſenheit der Beſitzerin, einer jungen Gräfin aus den italiſchen Landen, entſchuldigend, welche wohl auch durch das Unwetter verhindert worden ſeyn möchte, von einem Beſuche zurückzukehren, den ſie auf einem nahen Schloſſe heute abgelegt. Unterdeſſen war nebſt mancher Speiſe auch edler Ungarwein in zierlichen goldnen Pokalen gebracht worden, und während Max ſich immer noch nicht von der Erſchöpfung erholen konnte, fühlte ſich Otto ſchon wieder ganz behaglich, und pries den Wein, der ihm den Teufelsſpuk, wie er ſagte, ganz vergeſſen machte. Er ſtrich auch noch lange munter in dem Gemach auf und nieder, und ſprach zu dem ſchlaftrunknen Bruder von der ohne Zweifel ſehr holden Wirthin, welche durch ihre Gaſtlichkeit bereits eine ſehr gute Meinung bei ihm erweckt hatte.

Aber welcher Himmel ging am andern Tage vor den entzückten Kriegsleuten auf, als ſie vor die hohe Geſtalt der Dame traten, deren Bild in ihren Träumen gelebt hatte! Lange dunkle Lockengeflechte umwallten Stirn und Schultern, und ſanken von dem Malenantlitz auf das Gewand herab, welches das ſchöne Ebenmaß der Glieder leicht verhüllte; ſie empfing die Dankenden mit holder Anmuth, und lud ſie freundlich ein, einige Tage mit ihr die Einſamkeit in der Wildniß zu theilen. Den Otto drängte es nun zwar lebhaft nach dem Schlachtgetös und Lagergewühl; doch hatte ihn ein Gefühl überkommen, das ihn mit tauſend ſüßen Banden feſthielt; er begegnete den meſſenden Blicken der Schönen mit glühenden Augen, und fühlte deutlich, daß hier etwas Entſcheidendes über ſein Leben hereinbreche, und daß ſein Herz für immer an die wunderholde Herrin verloren ſei. Maximilian ſtand in ſprachloſer Befangenheit neben ihm, und ſein feuchter Blick ſammt dem hohen Erröthen gab die Bewegung eines Herzens zu erkennen, in das ſo eben der zauberiſche Stahl der erſten Liebe drang.

Die Roſſe bedurften der Erholung, und die Brüder hatten deshalb vor ihrem eignen Urtheil einen gültigen Grund des Bleibens; ſo floſſen ihnen denn einige hochglückliche Tage hin, in welchen Jeder das Gift der Liebe in immer raſchern und gierigen Zügen einſog, nur daß nach der verſchiednen Natur beider ſich auch Jeder auf andere Weiſe äußerte; denn während Otto in kühnen, begeiſterten Worten von ihren Reizen und von der hohen Seligkeit ſprach, welche ihre Gunſt gewähren müßte, und dabei einzig mit ſich beſchäftigt, die Leidenſchaft des Bruders gar nicht bemerkt, ſaß dieſer ſtumm und wehmüthig, betrachtend, daß er hier den geliebten Bruder zum erſtenmale in den Weg trete, und wie er ihn an Alter und kriegeriſcher Tugend nachſtehe, alſo auch jetzt wohl vor dem Würdigern werde zurückweichen müſſen. Er ging dann oft ſtill und ſehr traurig mit einer hier gefundnen Laute in das Gebüſch, das den Hügel bekränzte, und ſang in die weichen Klänge leiſe Klagen der zagenden Liebe für die herrliche Gebieterin. Dieſe hatte denn ihrerſeits auch einen ſchweren Kampf zu beſtehen; denn die Liebe der beiden Kriegshelden war von ihr nicht unbemerkt geblieben, und weil denn Jeder viel Herrliches und Schönes entfaltete, ſo fühlte ſie ſich immer zu dem, der juſt bei ihr war, zumeiſt hingezogen, dergeſtalt, daß ſie bald beide mit gleicher Neigung umfaßte, und ihr Herz einer thörichten Doppelliebe und unſeligen Zweiheit hingegeben ſah.

Während die Drei in zerſtörender Leidenſchaft einander gegenüberſtanden, rüſteten ſich durch ganz Teutſchland wieder Heere; der Mannsfelder kam aus Holland einhergebrauſt, und Wallenſtein ſtand bereits an der Spitze einer Armee, welche die Ligue mit neuen ſtolzen Hoffnungen erfüllte. Solche Nachrichten kamen denn auch in die Wohnung im Walde, und erweckten die Brüder aus ihrem Minneſchlummer zu neuer Kampfluſt; ihre freundliche Wirthin ſchien nun zwar ſehr betrübt über ſolche Veränderung, aber der Wille der Jünglinge ſtand feſt, und der Tag der Abreiſe ward beſtimmt.

Jeder wollte noch auf ſeine Art die Wonne der Liebe recht reichlich einſaugen, um ſich während der Kriegsſtürme an den Erinnerungebildern ſtärken zu können, und ſo begab es ſich denn, daß Max an einem der letzten Morgen in dem Gebüſch des Hügels umherſchlich, und nur bisweilen der Laute einzelne Klagetöne entlockte; er ließ ſich dann an einem kleinen Quell nieder, und ſang in wehmüthiger Weiſe ein Liedlein, das ungefähr ſo begann:

All mein Sinnen, all mein Leben,
Was ich habe, was ich bin,
Zieht zu ihr nun raſtlos hin,
Der ich ewig mich ergeben!

„Darf man denn fragen, wer dieſe iſt, mein edler Kriegsmann?“ ſprach hocherröthend die Gräfin, die jetzt plötzlich vor ihm ſtand. Er blickte erſchrocken und in ſüßer Bangigkeit nieder, und griff dann, wie von einem begeiſternden Wahnſinn ergriffen, in die Saiten:

An des Arno ſchönem Strande,
In Heſperiens Blüthenauen
Aufgeſproßt, wie hold zu ſchauen
Steht ſie fern vom Vaterlande,
Und erfüllet teutſche Herzen
Mit der Liebe heißen Schmerzen.

Darauf erhob er in ungewohnter Kühnheit das Antlitz mit den flehenden Augen zur Herrin, die in zarter Beklommenheit ihm die Hand drückte, und wie unbewußt ſprach: „Auch ich nenne das ſchöne Italien mein Vaterland.“ — „Ja, Euch gilt es auch, Ihr Herrliche!“ verſetzte der ganz verwandelte Max in liebender Begeiſterung; „ſpottet nur immer des thatenloſen Knaben, der es wagt, zu Euch aufzublicken, aber geſtattet ihm, daß er einſt mit Ruhm und Wunden aus dem Kampf zurückkehrend, ſeine Knice vor Eurer Schöne beugen darf, wie er es jetzt thut.“ Die Gräfin beugte ſich in ſeliger Verwirrung über den Knieenden, und zog aus ihrem wunderholden Buſen ein Ringlein, das ſich alsbald in zwei Hälften ſonderte, und indem ſie die eine dem Jünglinge reichte, flüſterte ſie: „Das erinnere Euch an dieſe Stunde, und wenn Ihr wiederkehrt, ſo ſoll der Ring nie wieder getrennt werden.“ Dem Max tönten dieſe Worte, wie Engelsharmonien, und als jetzt die Geliebte ſchaamhaft forteilte, bedeuchtete es ihm, als habe ein leiſer Kuß in flüchtiger Berührung ſeine Stirn angehaucht. Ein ſchneidender Ton weckte ihn aus ſeinen Träumen; als er um ſich blickte, ſah er, daß eine kleine grüne und goldgeſprenkelte Schlange über die Saiten der Laute kroch, ſo, daß eine von der unheimlichen Berührung geſprungen war. Nachdenklich ging er in ſein Gemach.

Hier hatte indeß der Bruder all ſeine kriegeriſche Munterkeit wieder gewonnen, beſchauete das Rüſtzeug, und ſprach von nichts, als Kampf und Sieg; doch als ſich der Abend allgemach über den Wald lagerte, ſchien er ſehr nachdenklich zu werden, und Max ſah ihn, was er noch nie gethan, ſchweigſam und ſinnend den Hügel umkreiſen, auf welchem ihm ſelbſt heute des Lebens Sonne ſo herrlich aufgegangen war.

Als nun die Nacht allgemach hereingebrochen war, und die Gräfin ſich bereits in ihre innern Gemächer zurückgezogen hatte, vernahm ſie leiſe Tritte, und trat befremdet mit einer Leuchte in die Thüre, zu ſehen, wer noch ſo ſpät ſie zu ſprechen komme; aber die Kerze entſank faſt ihren zitternden Händen, als Otto's ritterliche Geſtalt durch die Dunkelheit einherſchritt, und einen Augenblick lang ihr ſtill gegenüber ſtand. Dann brach er das bängliche

Schweigen, und ſprach: „Zürne nicht, Du zarte Frauenblume, daß ich Dich zu ſo ungewohnter Stunde überraſche; denn das Ungewöhnliche bewegt ſich nicht in den engen Bahnen des Schicklichen; ich fühl' es wohl und jetzt bei der Scheideſtunde mehr, als je, daß mein ganzes Leben an Dich verfallen iſt, und daß ich ohne Deine Gunſt fürder nicht ſeyn mag, noch kann, und da will ich denn jetzt von Deinen ſchönen Lippen hören, ob mir mein ganzes Leben noch etwas gelten, und ob ich morgen mit freudigem Kampfesmuth ausziehen ſoll, oder nicht?“ Dabei war über das edelſtolze Geſicht ein ſo demüthiges Weſen gekommen, daß man wohl bemerken konnte, wie er jetzt der Entſcheidung über ſein ganzes Seyn gewärtig war. Die Gräfin, von der Huldigung des kühnen Mannes erhoben, ergriffen von der Liebe, die ſchon in ihr für ihn glühte, und in ſich ſelbſt vernichtet, ſchwankte wie von einem ſchnell überraſchenden Sturm berührt, und reichte Otto'n, vom unſeligen Wahne der gedoppelten Leidenſchaft übermannt, die zweite Hälfte des Ringes, mit den Worten: „Zum Andenken während der Trennung, und bei der Wiederkehr zur“ — ſie konnte den meineidigen Spruch nicht enden; denn der wilde Krieger hatte ſie, von ſolcher Huld ganz aus ſich ſelbſt gehoben, ſchon glühend umfaßt, und bedeckte den roſigen Mund mit langen heißen Küſſen, und ob der Gräfin auch ein ungeheures Bild der Handlung, die ſie eben beging, vor dem innern Sinne betäubend und ahnungsvoll vorüberging, ſo beſchwichtigten ſie doch bald die Betheurungen des Geliebten, und neue Küſſe beſiegelten den ſchickſalsvollen Bund. Wolken hatten den Himmel umzogen, und eine häßlich große Fledermaus umſchwirrte Otto's Haupt, als er ſpät in der Nacht im ſeligen Taumel über die Blüthen, die ihn das Leben ſo überraſchend bot, ſein Lager ſuchte. Wie bei ihrer erſten Ausfahrt ritten die Beiden am andern Morgen wieder mitſammen durch den ernſten Forſt, Otto fröhliche Weiſen vor ſich hinſummend, Max in ſtiller Seligkeit. Wie er nun ſah, daß der Bruder gar nicht von der Trennung ergriffen ſei, und nur an den Krieg zu denken ſchien, ſo glaubte er, dieſer habe ſeinen Sinn ganz von der holden Wirthin abgewendet, und die Leidenſchaft, die ihn erſt durchglühet, ſei in der gewaltigern für Kampfesgewühl und Siegesſchimmer untergegangen; er meinte deshalb ſein zartes Geheimniß vor Jenem nicht verbergen zu dürfen, und erzählte ihm mit faſt jungfräulicher Schaamhaftigkeit und manchem Erröthen ſeine Liebe und ſein Glück. Dabei zeigte er dem Schweigenden die Hälfte des Ringes, die er an einem zierlichen Bande auf der bloßen Bruſt trug. Otto hatte die Erzählung ſtill mit rollenden Augen zugehört; beim Erblicken des Rings aber brach ſein Grimm in wilde drohende Worte aus: „Der unbärtige Knabe beginnt alſo ſeine Thaten mit einer Liebelei, und denkt durch zierliches Koſen zu erringen, was nur der Lohn des Siegers iſt?“ Darauf zog er mit wildem Lachen ſeine Hälfte des Ringes hervor: „Siehe hier das Pfand ihrer Treue, und o! wie ſelige Erinnerungen knüpfen ſich daran; mit Dir hat ſie nur Kurzweil getrieben, und der feine Knabe rühmt ſich am Ende eines Geſchenkes, das ihm auf nicht ganz gute Weiſe zu Handen gekommen iſt. Der ſanfte Max hörte mit ungeheurem Schmerze die ſchnöden Worte, und verſetzte würdig, daß er ihm die Liebe zu ſeiner holden Herrin zwar nicht verbieten könne, aber die ehrloſen Worte, die Jener eben geſprochen, nimmermehr wieder ertragen werde. „Hoho!“ lachte Otto, „der Kleine will wohl gar drohen; ſiehe Dich nur vor, daß Du meinen Zorn nicht reizeſt, was ſehr leicht geſchehen kann; denn meine Geduld iſt allermaßen zu Ende.“ — „Die meinige nun auch,“ entgegnete ſtolz aufglühend Max, „und weil wir doch nun einmahlen ein ſo freudiges Kriegsleben zuſammen nicht führen können, wie ich es immer gewünſcht, ſo iſt es beſſer, daß wir uns trennen.“ — „Das wollen wir gleich,“ ſchrie der noch mehr erhitzte Otto, „und daß Du's nur weißt, ich mag nun gar nicht zu Eurem Wallenſtein; der große Mannsfeld hauſt jetzo in Weſtphalen; unter deſſen Fahnen will ich mir des Ruhmes und Geldes Viel erwerben, und Alles zu den

Füßen der Gebieterin legen. Du reite nur immer fort zu dem chriſtkatholiſchen Heere, und wahre Dich, daß wir einander nicht einmal auf dem Schlachtfelde finden; da möchteſt Du nicht ſo gut wegkommen, wie alleweil.“ Dem ſanften Bruder war es hart in die Seele gegangen, daß Otto ſich zu dem wilden Feinde des Glaubens ſchlagen wollte, aber die letzten drohenden Worte vertilgten die wehmüthige Rührung in ihm, und trotzig ſprach er: „Immer zu! ich werde Niemanden ausweichen, am allerwenigſten aber vor ſolch einer Räuberhorde feldflüchtig werden.“ Da riß Otto grimmig ſein Roß nach einem Seitenwege, und ſprengte raſch und unter lautem Gelächter fort; Max aber trabte ſehr betrübt fürbaß, und, war es nun der Wiederhall von des Bruders wildem Lachen, war es der Ton, der ſie vor kurzem ſchon in dieſem Walde erſchreckt hatte, ein ſchneidend widriges Getön zitterte durch die Wipfel der alten Tannen.

Wenden wir, mein freundlicher Leſer, unſre Blicke von den Gräueln, welche die zügelloſen

Schaaren Mannsfelds damals über das arme Teutſchland ausſchütteten, und bei welchen Otto, in deſſen Seele die ganze vorige Wildheit wieder eingezogen war, thätig mitwirkte, und folgen lieber dem frommen Max in das Friedländiſche Feldlager. Hier war alles in reger Thätigkeit und zum Aufbruche gerüſtet, als jener anlangte; ſein anmuthiges ritterliches Weſen mit dem männlichen Ernſte, der ſeit jenem dunklen Tage über ſein Antlitz gezogen war, gewannen ihm Liebe und Achtung, und ein Feldoberſter, der eben noch ein Regiment Reiterei für des Kaiſers Dienſt aufſtellte, übergab ihm die Standarte deſſelben mit ernſt ermahnenden, doch auch freudig zuverſichtlichen Worten.

Wenn nun die Schaar mit fröhlichem Singen über die Ebene hinzog, und das Banner ob dem Haupte ſeines jugendlichen Trägers im Morgenwinde flatterte, dachte dieſer manchmal an die ſchöne Zeit, wenn ſie nach Niederwerfung des Feindes den freudigen Siegesheimzug halten würden; daß der Gräfin Geſtalt mit unter den ergötzlichen Bildern war, die da vor ſeinem

Geiſte erblüheten, weiß wohl Jeder, der einmal in ſeinem Herzen der Liebe ſüßen Drang empfunden hat; doch ſtiegen ihm bei der Erinnerung an die Geliebte, an deren Huld und Treue er immer noch nicht zu zweifeln vermochte, oft dunkle ahnungsvolle Gedanken auf, und es dünchtete ihm faſt, als ob er ſeines Lebens Ziel in dem Kampfe finden, und zu der Geliebten nichts, als die Kunde gelangen würde, daß er in treuer Liebe für ſie gefallen.

So war das Heer bei Magdeburg angekommen, und bezog an der Elbe ein feſtes Lager; Mannsfeld brauſte herbei, und Max dachte mit Schrecken daran, wie jetzt leichtlich der Fall kommen könne, daß er gegen den einſt ſo geliebten Bruder fechten müßte, und vielleicht ſeinen Körper verſtümmelt und zertreten auf dem Schlachtfeld fände. Seine Ahnung ward auch bald erfüllt; denn indem der Feind die verſchanzte Brücke bei Deſſau mit ſtürmender Hand zu gewinnen ſuchte, verließ Wallenſtein unbemerkt das Lager, und ſtellte die Schaaren in Schlachtordnung. Da begann denn bald ein heißes

Fechten, und wie an dieſem Tage die Reiterei beſonders den Sieg auf des Friedländers Seite neigte, ſo kam auch das Geſchwader, deſſen Banner Max trug, alsbald zum Handgemenge. Ob nun neben und vor ihm die wackern Reiter in gräßlicher Verſtümmelung von den keuchenden Pferden ſanken, er blieb in freudigem Gottesvertrauen mit an der Spitze des Zugs, das Banner hoch haltend und durch ſeinen Anblick die Mitkämpfer ermuthigend; und weil die Schaar der Oeſterreichiſchen Reiter ſich immer feſter um den heldenmüthigen Bannerträger ſchloß, und immer grimmiger auf die Feinde einhieb, ſo richteten dieſe auch ihrerſeits die wüthendſten Angriffe gegen daſſelbe; ein Führer von ihnen drang unaufhaltſam auf Maxen ein, und, ihm mit einem ungeheuren Hiebe die Bruſt treffend, ergriff er raſch das Banner; Max ſank ohnmächtig vom Pferde und hielt krampfhaft den heiligen Schaft; ein Oeſterreichiſcher Reiter ſpaltete dem kühnen Reiter Sturmhaube und Haupt; die Fahne war gerettet, die Gegner wichen entſetzt, die Sieger drangen jubelnd nach, und das wunde Paar lag in hochrothen Blutſtrömen zuſammen gelehnt auf der Erde.

Nach mehreren Stunden erwachte Max ſehr ſchwach und matt aus den Schlummer-Phantaſieen, die ihn indeß umgaukelt hatten, und ſchaute in das todtbleiche Antlitz ſeines Bruders. „Ich träume wohl noch immer,“ ſagte er leiſe vor ſich hin; aber jener verſetzte freundlich: „nein, mein gar lieber Bruder, ich bin es, und habe Dich ſo ſchwer getroffen, bin auch zum Tode wund, aber Du haſt es mir nicht gethan.“ — Sie blickten ſich nun lange in ſtiller Liebe an, bis endlich Otto fragte: „Haſt Du denn Dein Ringlein noch, mein Bruder? ich habe meine Hälfte immer bei mir getragen.“ Max zog die ſeinige mühſam unter dem Koller hervor, ſie war aber, wie die des Bruders, ganz mit Blute bedeckt, und als ſie ſie zuſammenhielten, verband das Herzblut die getheilten Stücke, als ob ſie zuſammen gekittet wären. „Da haſt Du die Erfüllung,“ ſagte Max zärtlich, „wenn der Ring wieder zuſammenkommt, iſt Alles gut.“ — „Das iſt es,“ verſetzte Otto mit ganz leiſer

Stimme, und reichte dem Bruder die Hand; dieſer legte die ſeinige hinein, und ſo entſchlummerten ſie in ſtillen Gebeten in einem Augenblicke.

Die Verſöhnung in der Sterbeſtunde mochte aber einen rechten Schimmer von Seligkeit und Liebe über die ſtarren Geſichter des todten Paares ausgegoſſen haben; denn als der große Herzog nach errungenem Siege über das Schlachtfeld ritt, betrachtete er ſie lange mit mildem Ernſte ſchweigſam, und ſeine Begleiter meinten, es ſei wie ein leiſer Zug von Rührung über ſein ernſtes Heldenantlitz gekommen, das ſonſt nicht Freud', nicht Leid, zu bewegen vermochte! Darauf, als der Feldherr weiter geritten war, nahete ein frommer Bruder, der ſich, um den Wunden beizuſtehen, und mit den Sterbenden zu beten, auf das Schlachtfeld gewagt hatte. Er gewahrte wohl, daß das Paar in ſtillen Gottesfrieden hinübergegangen ſei, und kniete in frommen Gedanken zu ihren Häupten. Die Sonne ging indeß über dem Leichenfelde unter, und die letzten Strahlen des Abendroths ſpielten um die bleichen Geſichter der Todten und des betenden Greiſes.

VII.

Die ſchöne Erſcheinung

Ein Bardiet

von

Freyh. von Münchhauſen.

Nidhoggur —
Fraß Männer, ſog Leichen wie'n Wolf — " —
Nun reifen Aecker unbeſäet,
All Unglück weicht ꝛc. —
Nord. Edda

Bemerkung.

Dieſes Sanglied ſchließt ſich an das Oertliche des Neudorfer Brunnens an, und gehört in ſeiner Darſtellung in den Tempel, der über der Quelle ſteht, wie man aus dem Erſcheinen des Wellen-Mädchens ſieht.

Die Wieder-Erſcheinung des Kurfürſten von Heſſen zu Neudorf 1814, gab die Veranlaſſung zu ſeiner Darſtellung in jenem höchſt rührenden Augenblicke.

Die Rührung des Volks war äußerſt tief und feyerlich; und das Beſondere hierbey war: daß dieſelben neudorfer Bauern, die ihren Herrn vor ſieben Jahren aus dem Lande gefahren hatten, mit ihrem Geſchirr auf der Grenze lagerten, ihm die Pferde abſpannten, und durch jenes Hinausfahren das ſich errungen gedachte Vorrecht, ihn auch wieder herein zu fahren, nicht aufgaben. „Wir haben unſern Herrn hinaus gebracht, Wir bringen ihn auch wieder herein.“ Und ſie brachten ihn auch.

Es heißt: man wolle ihre Meyerhöfe zu Frey-Höfen machen. Bey Kayſer Joſeph wären ſie's geworden!

Die ſchöne Erſcheinung.

(Das Wellen-Mädchen des Nenndorfer Heil-Quells entſteigt
im weiſſen Schleyer dem bisherigen Verließ.)

Das Wellen-Mädchen.

„Wer ſprengt den Riegel der Kerker-Kluft,
Wer löſ't mir die laſtenden Ketten?
Wer füllt mit Blüten und Cymbeln die Luft,
Wer naht, wer kommt, mich zu retten??

Sonſt heilt' ich Menſchen — ich ſah ſie entfliehn,
Als hätt' ich was Böſes geſtiftet;
Ich ſah — mich meydend — vorüber ſie ziehn,
Als wäre mein Brunnen vergiftet.

Ach, niemand genaß; ich ſah ſie ſo bleich
Verheerte Gefilde durchſchleichen —
Es laſtete Hela's gräßliches Reich
Auf peſtgezeichneten Leichen.

Die Luft ſchien vergiftet, die Fluren verdorrt,
Der Regen glich ſengenden Funken —
So war ich hinab zur Grube voll Mord
In tödtliche Ohnmacht verſunken.

Wer ſtörte mir den verborgenen Raum?
Ward Run' und Beſchwörung geſprochen,
Und haben die Götter am Welten-Saum
Die Gräber der Todten zerbrochen?

Wie lieblich iſt's nun! wer ſprengte die Kluft,
Wer brach mir die laſtenden Ketten?
Wer füllte mit Blüten und Cymbeln die Luft,
Wer naht, wer kommt, mich zu retten??"

Ein Barde.

Der Vater. Der Vater iſt wieder da!
Die Zeiten von Naſtrond verronnen.

Vier Barden.

Von neuem im Alten iſt herrlicher ja
Teuts Gladheim nun wieder gewonnen.

Chor.

Der Vater iſt da!
Hallelujah!

Wiederhallendes Volks-Chor.

Hallelujah!
Hallelujah!! —

Der Druide.

Wir danken Gott mit Hand und Mund
Für ſeine guten Gaben;
Wir danken ihm von Herzensgrund,
Daß wir ihn wieder haben,
Den rechten Herrn, daß wir ihn ſehn
In unſern Auen wandeln,
Und nach der alten Weiſe ſchön
Wie ſeine Väter handeln.

Wir grüßen ihn mit Lobgeſang
In dieſen ſchönen Hallen,
Und möchten unſer Lebelang
Dieß hohe Lied ihm lallen:

Denn, den man liebt, den lobt man gern.
Der Mund kann's nicht verſchweigen:
Der Heſſe liebt den alten Herrn
Und muß es ihm auch zeigen.

Wir haben unſerm Gott vertraut
Im tiefſten Herzeleide —
Was heut' aus unſern Wimpern thaut,
Iſt Herzens-Dank und Freude.
Und dieſe Thräne fließt ja nur
Den Guten und den Frommen —
Drum ſey uns auch in unſrer Flur
Viel tauſend Mal willkommen.

Chor der Heſſen,

nach der bekannten Weiſe.

Landes Vater,
Schutz und Rather,
Es leb' der Herr der Heſſen hoch!
Er denkt groß und teutſch und bieder,
Giebt dem Volk das Seine wieder —
Es lebe Kurfürſt Wilhelm hoch!

Landes Vater,
Schutz und Rather,
Es lebe der Erſehnte hoch!
Heilig hält er unſre Rechte,
Macht den Freyen nicht zum Knechte —
Es lebe Kurfürſt Wilhelm hoch!

Landes Vater,
Schutz und Rather,
Es leb' der Freund des Volkes hoch!
Strangelt kein Geſetz im Lande,
Wie ein Pilz vom Vaſſen=Stande —
Es lebe Kurfürſt Wilhelm hoch!

Landes Vater,
Schutz und Rather,
Es leb' der eigne Herrſcher hoch!
Seiner Gauen treue Saſſen
Werden jeden Fremden haſſen —
Es lebe nur der Eigne hoch!

Landes Vater,
Schutz und Rather,
Es leben wackre Fürſten hoch!
Nur auf Gauner und Tyrannen
Werden wir den Bogen ſpannen —
Es leb' der milde Wilhelm hoch!

Landes Vater,
Schutz und Rather,
Es leb' der Stamm der Katten hoch!
Bleibt er brav in ſeinem Walten,
Wollen wir ihn gern behalten — " —
Es leb' der beſte Vater hoch!

Volks = Berather,
Guter Vater,
Wilhelm, unſer Stolz und Ruhm!
Handle hehr wie deine Ahnen,
Und du ſtehſt bey den Magnanen,
In des Heſus Heiligthum.

All-Chor,

oder großes Volks-Lied der Teutſchen.

(Nach der Weiſe: Feinde ringsum ꝛc.)

Freunde ringsum?!
Sagt mir, wo ſind ſie geblieben,
Die es wie Drachen getrieben?
Ja, ſie ſind zum — " —

Vaterland frey??
Sieben ägyptiſche Plagen *)
Haben wir duldſam ertragen,
Unter dem Dey.

Inquiſition,
Heerrauch, Peſt, Kröten und Molche,
Finſterniß, Völkermord, Dolche,
Halsgerichts-Thron!! —

Tödtender Smum!
Ueber des Vaterlands Scherben
Sbirren, Tod und Verderben —
Teufel ringsum!

---

*) Die ſieben Jahre von 1806 — 1813 im nördlichen Teutſchland.

Gar — ja, zum Fluch —
Weihten Bluthunde von Schergen
Hertha's Hayne zu Särgen —
Da war's genug.

Allvadur ſprach — “ —
Plötzlich erdröhnten die Särge;
Sieh, da erbebte der Scherge,
Stürzt' und erlag.

Völker-Vertrau'n
Strömt nun mit freudigem Weben,
Und im geneſenden Leben
Rings durch die Gau'n.

Glück überall,
Küſſen die Väter uns wieder,
Trinken der Glücklichen Lieder —
Liebe ihr Wall.

Segen ringsum,
Sehn wir die Vaterlands-Auen
Friſcher von Heimdall bethauen —
Nirgendwo Emum.

Brüder ſind wir
Unter der Vehme geworden;
Stark in dem Bruderkreuz-Orden
Stehn wir nun hier.

Manns-Fauſt am Schwerdt,
Fragen wir über die Schranken
Türken und Tartarn und Franken:
Wer was begehrt?

Freyheit das Ziel,
Spielt unterm Panner der Ahnen
Teutſchland auf herrlichen Bahnen
Königlich Spiel.

Erblich Geſchlecht,
Väter der Helden Volks-Gauen,
Laßt euch vor Fremden nicht grauen —
Bleibt nur gerecht,

Werdet nur eins!
Unter dem Zwier-Aar von Süden
Blinkt euch im ewigen Frieden
Gold-Meth des Rheins.

Aber, vernehmt:
Dünkler und Fuchs-Malaparten
Können nichts Gutes erwarten —
Werden gevehmt.

Schwer trägt die Zeit,
Schwer im verborgenen Schooße,
Nieten und goldene Looſe
Für uns bereit!

— — —

Erläuterungen.

Nidhoggur, die Höllen-Schlange.

Hela, Göttinn der Unter-Welt. Davon das Wort Hölle.

Runen, Buchſtaben, auch Zauber-Formeln.

Naſtrand, der Quaal-Ort der Verdamten.

Gladheim, der Ort der Seeligen in der Götter-Stadt Asgard.

Magnanen, Hinweiſung auf Philipp den Großmüthigen, Landgrafen von Heſſen.

Heſus, Beyname des Gottes Thor in der Gegend von Geismar in Heſſen verehrt. Vielleicht der erſte Urſprung des Namens Heſſen.

Hertha, die Göttin der Erde; Mutter-Erde. Davon die Benennung Erde.

Allvadur, oder Allvater, der Welt-Erſchaffer, die höchſte Allgottheit der alten Teutſchen.

Heimdall, der Himmels-Hüther. Sein Thron der Regenbogen.

Gold-Meth, Meth der Weisheit; Götter-Trank in Asgard.

Malaparten, Aehnlichkeiten mit dem berüchtigten Baron Reineke Fuchs in ſeinem Sand-Schloſſe Malapartus.

VIII.

Reiſeſcenen und Bemerkungen.

Vom Jahr 1813.

Fortſetzung.

Von

St. Schütze.

Dresden.

Den fünften Juni fuhr ich nach Dresden hinüber, das ich ſchon viele Sommer hindurch liebgewonnen hatte, und das nach dem Vordringen des franzöſiſchen Heers in Schleſien wieder einigermaßen friedlich ausſah. Der Weg dahin geht, wie bekannt, über Culm und über den Nollendorfer Berg, welche Gegenden nachher durch den Krieg noch merkwürdiger wurden. Die Ausſicht, die man von hier aus auf das Meer von Böhmiſchen Bergen hat, wurde mir dießmal leider durch Regenwetter verkümmert. — Den Mittag war ich in Gießhübel, einem bis jetzt noch wenig beſuchten Bade, dem aber verſtändige Aerzte ein großes Lob beilegen.

Bald darauf erheiterte ſich der Himmel und ſchien ſich ganz zu der Freude zu ſtimmen, mit welcher ich den Anblick von Dresden erwartete, wobei noch ein beſonderer Umſtand die Heiterkeit meines Einzuges vermehrte; nämlich, als der Kutſcher nicht weit von der Stadt noch einmal angehalten hatte, gab er mir ſeine rothbäckigen Kinder in den Wagen, die alle blühende Roſenbüſche in den Händen hielten, und freundlich wie Friedensengel mich umſchwebten. — Meine alte Wohnung am Markt und alles Uebrige hatte für mich etwas Heimathliches. Die Dresdner, beſonders die mittlern und geringern Stände, gewinnen leicht eine Anhänglichkeit an einen Fremden, und geben ihm, wenn er Häuslichkeit und Ordnung mehr, als wilde Zerſtreuung liebt, leicht ein heimiſches Behagen. Dieß war mein Fall. Wenn ich Wein holen ließ, ſo ſagte der Weinhändler gleich: die Sorte vom vorigen Jahre. Wollte ich über die Elbe, ſo rief mir der Schiffer gleich entgegen: wir wiſſen ſchon, nach Koſels! und auch hier ließ der Marqueur frohe Worte der Erinnerung zum

Empfang hören. Das Sanfte, Solide, Redliche der Sachſen iſt beſonders den Berlinern auffallend, wenn ſie hieher kommen. Sie finden mehr Billigkeit, Theilnahme, Zuverläſſigkeit. So hatte unlängſt eine Geſellſchaft Berliner mehrere Wagen zu einer Luſtreiſe beſtellt, ein Hinderniß kam aber dazwiſchen, und ſie glaubte nun nichts mehr und nichts weniger, als daß ſie das Fuhrlohn wo nicht ganz, doch zum Theil, würden bezahlen müſſen; man gab aber bloß zur Antwort, es habe nichts zu ſagen. — Daß durch die Zeitumſtände und durch ſo viele fremde Gäſte die altſächſiſche Ehrlichkeit hin und wieder etwas gelitten hat, iſt wol nicht zu bezweifeln, indeß läßt ſich ein ſo ſanfter, guter Schlag Menſchen nicht ſo leicht ganz verderben. Sachſen iſt das Land der Sitte — pflege ich wol zu ſagen, und zwar in jedem Sinne des Worts: die bürgerliche Friedfertigkeit und Ordnungsliebe, die Sittlichkeit und Frömmigkeit, gehört ſo gut dahin, als das Beobachten alter Gebräuche, und in höhern Ständen ein ſteifes Ceremoniel. In Dresden werden die Todten noch immer öffentlich mit aller Feierlichkeit begraben, und Trauerbeſuche und Kondolenzen gehen in ihrer Ordnung fort. Trauert der Hof, ſo findet man auch häufig ſolche Damen in der Geſellſchaft ſchwarz, die weder von Adel, noch mit dem Hofe in einer Verbindung ſind. — Die Kirchen werden fortwährend ſehr fleißig beſucht von früh Morgens bis ſpät Nachmittags, und dann beginnen die Promenaden in Familiengruppen nach den Gärten und ländlichen Wirthshäuſern, wo bei Muſik in aller Ordnung und Stille etwas mit Mäßigkeit genoſſen wird. — Sehr erbaulich iſt es mir immer geweſen, wenn von der erſten Frohn die Schnitter vom königlichen Vorwerke zurückkehrten, und durch die ganze Stadt ein geiſtlich Lied erſchallen ließen, welche Sitte alle Jahre erneuert wurde. — Die Einwohner lieben die Geſelligkeit und kleine Vergnügungen, Spaziergänge und Landparthien ſehr, aber die Friedfertigkeit des häuslichen Zuſtandes geht immer mit ihnen. Man kann nicht umhin, ihnen öfters mehr Leben und Fröhlichkeit zu wünſchen, aber dann wären ſie auch vielleicht die ſanften, gutmüthigen Sachſen nicht mehr. Merkwürdig iſt es, bei Gelegenheit eines großen Marktes Menſchen an Menſchen gedrängt zu ſehen, ohne Auftritte von Zank und Streit und geräuſchvoller Verwirrung gewahr zu werden. Und bei dieſer Sanftmuth iſt der Sachſe keinesweges bequem und läſſig, ſondern rührig und behende, fleißig und erwerbſam, gefällig und beſcheiden. — Dieß alles aber darf man den Dresdnern nicht vorrühmen; ſie geben es nicht zu, und ſprechen gleich von der Verdorbenheit, die unter ihnen eingeriſſen ſei, und daß man nur die ſchlechten Menſchen nicht kenne. Sie ſind indeß vielleicht weniger über ſich ſelbſt zu urtheilen im Stande, weil ſie ihre Blicke nur auf die einſeitigen Mängel gerichtet haben, und ihre Stadt nach dem Geſamteindrucke nicht mit andern Städten vergleichen können. Jeder Ort hat ſeine Phyſiognomie, und wo der Einheimiſche nichts ſieht, da bemerkt der Fremde noch überall beſtimmte Züge. So kann man in Dresden nicht über die Straße gehen, ohne gewahr zu werden, daß hier weit mehr Menſchen, als an andern Orten, mit friſirten Köpfen, mit Perücken, mit Haarbeuteln, mit geſtickten Weſten und in Schuh und Strümpfen einher wandeln. Auch dieß ſind Theile der Phyſiognomie, die aufs Ganze deuten. Sie bezeichnen nicht nur eine gewiſſe Förmlichkeit, ſondern auch Anhänglichkeit an das Alte und Herkömmliche, was mit zum Begriff der Sitte gehört.

Die volkreiche Stadt mit ihren hohen Häuſern vereinigt in ihrem kleinen Umfang mehr Vortheile, als man in irgend einer großen Stadt Deutſchlands antrifft. Die Gemäldegallerie, das Antikenkabinet, die anſehnliche Bibliothek, das grüne Gewölbe, Mengs Gypsabdrücke, und noch manche andere Kunſtkammern und Kabinette bieten dem Geiſte die reichſte Unterhaltung und zur Kunſtbildung die ſchönſten Mittel dar. Zu wünſchen wäre es vielleicht, daß auch eine Univerſität hier ſeyn möchte, welche dieſe Schätze mehr benutzen, und zugleich mehr Ideen und Intereſſe für die Wiſſenſchaften verbreiten könnte, wodurch die Stadt — was ihr noch fehlt — mehr geiſtiges Leben bekäme. Die Kunſt (die bildende) wovon die Muſter ſo nahe vor Augen ſind, findet hier, mehr als an andern Orten, Aufmerkſamkeit und Theilnahme; auch die Muſik hat viele Verehrer; allein Gelehrte und Dichter, wenn ſie nicht noch beſonders Aemter und Würden und Titel haben, ſtehen hier weniger in Anſehn. Man findet es faſt bedenklich, wenn ein Mann im Amte ſich mit Poeſie abgiebt. Um ausgezeichnete einheimiſche Dichter bekümmert man ſich faſt gar nicht, ſo daß man ſie wol aus Büchern, aber ſelten perſönlich kennt. So erzählte mir ein namhafter Sänger, daß man ihn zuweilen frage, ob er mit dem Poeten ſeines Namens verwandt ſei. Vor allen werden die geachtet, die durch Titel und Amt — ſei es auch nur auf die entfernteſte Weiſe — mit dem Hofe in Berührung ſtehen.

Was den Aufenthalt in Dresden noch beſonders angenehm macht, iſt die ſchöne Umgebung, die den Ausdruck des Heitern und Friedfertigen an ſich trägt. Nach einer ſeelenvollen Muſik in der katholiſchen Kirche tritt man auf die ſchöne, lange Brücke, und ſieht unter ſich die breite Elbe bis zu entfernten Weinbergen ausgeſtreckt wie einen Spiegel des Himmels. Noch höher und weiter hinaus giebt dieſe Ausſicht der Zwingerwall und beſonders der Brühliſche Garten. Zu einem nahen Spaziergange ſind indeß dieſe zu beſchränkt; wenn die geringen Feſtungswerke dazu verwandelt würden, dann hätte die Stadt alles, was ſie wünſchen könnte. — Aber in größerer Entfernung iſt zu ſchönen Landpartheien ein wahrer Ueberfluß. Will man Wald und klare Teiche, ſo fährt man nach Moritzburg. Verlangt man nach einem ſtillen, romantiſchen Thale, nach einer Abwechſelung von tauſend Landſchaften, ſo begiebt man ſich durch den heitern Plauenſchen Grund bis zu dem ernſteren Tharandt. Iſt man zur Düſterheit einer wildern Gegend geſtimmt, ſo beſucht man die Bergſchluchten von Weeſenſtein, deſſen Höhe mit der Ausſicht auf die fruchtbaren Kornfelder das Gegenbild dazu liefert. Und eben ſo kann man ſich einer reizenden Ausſicht vom Borsberge bei Pillnitz erfreuen, vieler Weinberge und nahe dabei gelegener Dörfer, wie Blaſewitz und Loſchwitz, nicht einmal zu gedenken. Der große Garten, vielen zwar willkommen, nur bis jetzt nicht zum öffentlichen Gebrauche eingerichtet, die langen Gänge und dabei das Winkelweſen der Seitenparthien hatten für mich immer etwas Langweiliges. Ein ſchöner Park muß mit ſeinen Parthien ſo geordnet ſeyn, daß er das Gefühl der Freiheit und Eingeſchloſſenheit zugleich giebt, ſo daß er zwiſchen Wald, Garten und Flur die Mitte hält, und alles Dreies vereinigt.

Kriegeriſche Auftritte.

Dießmal ſollte ich Dresden nicht ſo, wie ſonſt, in Ruhe und Frieden genießen. Nach geſchloſſenem Waffenſtillſtande zogen immer mehr Soldaten in die Stadt, und erfüllten die ganze umliegende Gegend, theils in Lagern ausgebreitet, theils in Dörfern kantonirend, ſo daß man auf Landparthien faſt ganz Verzicht thun mußte. Bonaparte, der am Ende der Friedrichsſtadt wohnte, hielt auf der nahe gelegenen Wieſe bei der Oſtra-Allee täglich Muſterung über alte und neue Truppen; aber wegen der vielen Wagen und Pferde, die mit Fourage und andern Militairbedürfniſſen zwiſchen Stadt und Vorſtadt beſtändig hin und her zogen, konnte man nur mit Lebensgefahr da hinaus, und draußen war es wieder ſchwer, einen Stern vor dem andern zu ſehen; denn ſilber- und goldbedeckte Röcke ſchimmerten da in großen Schaaren, bei deren Anblick, wenn man an das arme Deutſchland dachte, einem gar nicht wohl zu Muthe wurde. Die Dresdner bekümmerten ſich auch ſo wenig darum, daß es vergebens war zu fragen: was iſt dieß für ein Marſchall, oder was iſt jener für ein Prinz? man kannte ſie nicht. Napoleon fand ich noch heraus; er ſah mit einem braunern und ſtärkern Geſichte zorniger aus, als ſonſt. Dabei erzählte man ſich in der Stadt die ſtärkſten Aeußerungen von ihm, die eben keinen Frieden hoffen ließen. Mit jedem Tage breiteten ſich die Verſchanzungen vor der Neuſtadt weiter aus, und gingen endlich bis in die Allee hinein, die ſie zum Theil verſchlangen, ſo daß die Bäume, die man ſtehen ließ, nur noch mit den Gipfeln oben herausſahen, was einen eignen Anblick gab.

Endlich ging der Waffenſtillſtand zu Ende, und Napoleon, der gern auch wol Herr der Vorzeit geweſen wäre, ließ ſeinen Geburtstag feiern, noch ehe der Tag gekommen war. Tiſche und Zelte waren auf Wieſen und Plätzen aufgeſchlagen, Speiſen, Getränke, Muſik, Lärmen und Jauchzen, Glockengeläut und Kanonendonner verkündeten nach allen Seiten das Feſt. Ich begab mich nach der Neuſtadt, um hier in der Allee ein ſolches Schauſpiel mit anzuſehen. Das Getöſe, der Wirrwarr, war ſehr groß. Wein glänzte in Ueberfluß, Lieder ſchollen von da, von dort herüber, ſächſiſche und franzöſiſche Soldaten ſaßen vermiſcht, Teller, Taſſen in den Händen raſcher Mädchen raſſelten zur Küche ſeitwärts hin und zurück, ſelbſt die ſchönſten Früchte dufteten von den Tiſchen; hier des Weines Redſeligkeit, dort ein umringter

Luſtigmacher, weiter hin die taumelnde Freude. Und über dieß alles ſah ſtumm und traurig hinaus die vor einem großen Zelte aufgerichtete Büſte Bonaparte's, und ſchien ſtill und ſchwermüthig zu ſagen: euch kann ich ſättigen und froh machen, nur ich muß ewig dürſten und verlangen. Als der Mächtigſte und Reichſte ſtand er gleichwol unter ihnen als der Aermſte da. — Dieſer Kontraſt vermehrte noch das Schauderhafte, das für mich das Gaſtgelag hatte; denn ich dachte mir, wie dieſe jetzt mit Ueberfluß geſättigt würden, um ſie dann nur deſto ſicherer in den Tod zu führen. Und weil der Geiſt oft von einer Form und Betrachtungsweiſe zur andern überſpringt, ſo fiel mir dabei ein Räthſel ein, nämlich die Frage: wie ſich dieſe ſchmauſenden Soldaten von gefüllten Tauben unterſcheiden? worauf die Antwort war, dadurch, daß die Tauben erſt geſchlachtet und dann gefüllt, dieſe aber erſt gefüllt und dann geſchlachtet werden; ich hüthete mich aber wol, dieſen Einfall andern mitzutheilen.

Da jetzt die Fremden aus Böhmen mußten,

ſo wäre es auch für mich wol Zeit geweſen, Dresden zu verlaſſen, aber man meinte, daß es mit dem Kriege von Oeſterreichiſcher Seite kein rechter Ernſt ſei, und ich zumal zweifelte daran, weil ich an die Aeußerungen des Pragers in Teplitz dachte. Ich wollte erſt abwarten, welche Wendung der Krieg nehmen würde, und hätte ihn lieber bei Dresden, als bei Weimar, vorüberziehen laſſen, indem ein kleiner offener Ort weit mehr der Gefahr ausgeſetzt iſt, als ein größerer; indeß die Franzoſen wußten die Nachrichten in Dresden ſo gut abzuhalten und zu verwirren, daß wir vom Kriege umzogen waren, noch ehe wir es wußten. — Den 10. Auguſt hatten wir zum Schluſſe jenes Speiſefeſtes am Abend an der Brücke ein Feuerwerk geſehn, das, mit vielen Flintenſchüſſen verbunden, ein lebhaftes Bild von einer Schlacht gab; aber, wie es ſich in der Elbe wiederſpiegelte, ſo zeigte es den Dresdnern wirklich ihre verhängnißvolle Zukunft, die nun herannahete. — Den 13. marſchierte die Garde aus, und den 15. ging Napoleon ſelbſt nach. Den 17. waren wieder Durchmärſche neuer Truppen, und alles nahm die Richtung nach Schleſien. In Dresden blieben nur wenig Truppen, etwa 6000 Mann, und darunter viele unzuverläſſige, z. B. Weſtphalen, und die Feſtungswerke um die Stadt ſelbſt, (um die Altſtadt), einige einzelne Schanzen um die Vorſtädte ausgenommen, bedeuteten nicht viel, ſo daß eine Ueberrumpelung wol zu fürchten war. Deshalb hieß es am 22., die Thore ſollten des Abends ſchon halb 9 Uhr verſchlieſſen werden. Man ſprach von einem Einfall der Oeſterreicher in Sachſen bei Gießhübel, und den folgenden Tag ſah man ſchon viele Wagen mit Verwundeten und Kranken, die von Pirna gekommen waren. Dort hätten ſich Koſaken gezeigt, ſagte man; indeß die Sache ſtand weit ſchlimmer; denn dieſe kamen den Nachmittag ſchon bis vor die Thore, der Generalmarſch wurde geſchlagen, viele Einwohner der Vorſtädte flüchteten mit ihren Habſeligkeiten herein, und das Pirnaiſche Thor wurde gar nicht mehr geöffnet. — Den 24. hörte ich aus der Stille des Palaisgartens (bei der Bibliothek) zum erſtenmal ſchießen, und zwar von allen Seiten her. Der König von Neapel war in der Neuſtadt angekommen. — Jetzt gaben die Gerüchte die Anzahl der in Sachſen eingefallenen Oeſterreicher auf 80 bis 90000 an; daß auch viele Ruſſen und Preußen, ja ſogar die drei Monarchen dabei wären, darüber wußte man lange nichts Beſtimmtes. Den Abend wurden 25 Kanonen um die Stadt her von den Franzoſen abgefeuert, einige ſagten, wegen des Einzuges in Berlin, andere, wegen eines glorreichen Sieges bei Goldberg. Ueber dieſes Treffen fand man auch am Morgen des andern Tages ein Bülletin angeſchlagen, das von großen Vortheilen ſprach. Es verlautete nun, daß die Oeſterreicher ſehr ſtark hinter dem großen Garten ſtänden; Lichtenſtein ſollte noch mit 40000 Mann bei Freiberg zurück ſeyn, und weil die Annäherung nur allmählig geſchah, ſo ſagte jedermann: ſie wollen Dresden nicht. Indeſſen hatten ſie doch bereits eine große Schanze vor Moſchinsky's Garten (unmittelbar an der Vorſtadt) mit Sturm genommen, was aber vielen in der Stadt gar nicht bekannt war. — Daß Dresden jetzt nicht der beſte Aufenthalt ſei, ſah ich nun wol ein, allein — ich mußte aushalten, und noch ahneten wir nicht einmal, was uns alles bevorſtand.

Ich ging den 26. Nachmittags auf den Boden eines Hauſes, von wo aus man auf das Feld ſehen konnte; ich wurde eben nur wenig einzelne Coſaken und einen kleinen Theil vom ruſſiſchen Lager bei Recknitz gewahr. Im großen Garten, ſagte man mir, ſtehen die Preußen, und dahin wurde auch mit einer Kanone von der Stadt her in einem fort gefeuert. Zu einer ernſtlichen Belagerung oder Beſtürmung der Stadt hatte es mir gar keinen Anſchein; ich ging deßhalb zu guten Freunden, mit dem Troſte, daß der Stadt ſchwerlich etwas geſchehen würde. Indeß war ſchon um 11 Uhr Vormittags Napoleon eingetroffen, und die Garde folgte ihm nach, woraus man auf wichtige Ereigniſſe ſchließen konnte.

Es mochte ohngefähr um halb 5 Uhr ſeyn, als ein guter Freund kam und ſagte, das Schießen mit kleinem Gewehr an der Elbe nach Blaſewitz zu nähme ſich prächtig aus, und ich machte mich daher mit ihm auf, um dieß Schauſpiel von der Brücke her in Augenſchein zu nehmen. Wir hatten aber kaum den Neumarkt betreten, als in einiger Entfernung von uns, vor der Gallerie, etwas mit großem Krachen niederſchmetterte, wovon ſogleich ein Dampf aufſtieg. Was iſt das? fragten wir. Das wird etwa eine Bombe ſeyn, ſagte jemand hinter uns. Der Teufel! da möchte es doch mit dem Schauſpiel auf der Brücke nichts werden. Wir kehrten augenblicklich wieder nach Hauſe zurück. Aus Unkunde trat man neugierig an das Fenſter, um ſich nach den kriegeriſchen Bällen umzuſehen, ſo ſehr ich auch dagegen warnte. Da ſchmetterte es abermals, wie dicht über unſerm Haupte, mit ſolcher Gewalt, daß alle Bewohner des Hauſes zuſammenliefen, und den Schutz der tiefen Mauern und des Gewölbes ſuchten. Es waren zwar, wie wir ſpäter erfuhren, nicht Bomben, ſondern nur Granaten, die wol um ein Viertel kleiner ſind, als jene; indeß thaten wir doch wohl daran, die Waffen gegen ſie zu gebrauchen, die wir hatten, nämlich die ſtarken Mauern. Jene erſte Granate auf dem Neumarkte hatte gleich am Brunnen einen Soldaten erſchlagen; die, welche uns ſo nahe kam, war gegenüber in das Fenſter gefahren, und hatte, ohne merklich zu zünden, einige Mobilien zerſchmettert. Ueberdieß wurden ein Paar Bürger getödtet, und einige theils ſchwer, theils leicht verwundet. Bei einem Schneider war die Granate durch den Schornſtein bis in ſein Zimmer geflogen, und hatte ihm eine Quetſchung verurſacht. — Jetzt mußten alle Franzoſen, ſo müde ſie auch waren, marſchieren, die eroberte Schanze wieder nehmen, und die Belagerer aus dem großen Garten und von der Stadt wegtreiben. Ich ſchlich mich eben durch die engen Straßen, wo ich überall Spuren von niedergefallenen Granaten fand, und ſuchte ſo nach meiner Wohnung zurückzukommen, als unter lautem kriegeriſchen Jauchzen Napoleon über den alten Markt ritt, und zugleich viele Artillerie ſüdlich nach dem Seethore zog, die mir mein Durchkommen ſehr erſchwerte. Mit der Dämmerung wurde allgemeine Stille, und der Himmel röthete ſich ſüdöſtlich von einem brennenden Dorfe. Die Granaten, ſo häufig ſie auch gefallen waren, hatten wenig Schaden angerichtet, und konnten dieß auch nicht wol, weil jedes hohe ſteinerne Haus in Dresden mit ſeinen ſtarken Mauern gleichſam eine Feſtung für ſich bildet, und auch angezündet das Feuer nicht leicht weiter läßt. Indeß war doch um dieſe Zeit Feuerlärm in einer ziemlich engen Straße geweſen, der aber keine Spuren zurückließ, und in den andern Vierteln der Stadt nicht einmal recht bekannt wurde.

Nach einer ziemlich ruhigen Nacht ſah und hörte ich am andern Morgen, den 27., wie ſämmtliche franzöſiſche Regimenter ausmarſchierten; ich zweifelte nicht, daß ſie zur Schlacht gingen, aber ich glaubte, daß ſie erſt in großer Entfernung mit den Verbündeten zuſammentreffen würden, und ſetzte mich ganz ruhig zur Beurtheilung eines Buchs, indem ich die Außenwelt zu vergeſſen ſtrebte; allein wie ſtaunte ich, als unmittelbar vor den Thoren der Stadt der Kanonendonner losbrach, und ſo heftig das Haus erſchütterte, daß die Fenſter klirrten! Die Schanzen vor der Stadt ergoſſen aus ihren Feuerſchlünden den Grimm Bonaparte's auf die Verbündeten, die von den Anhöhen des Plauenſchen Grundes ſich ſüdlich in die Ebene hinabzogen; erſt kam die Kanonade aus Südweſt, vom Dohna'ſchen Schlage her, von wo aus Napoleon die Schlacht regierte, dann mehr nordweſtlich aus der Gegend des Freiberger Schlages, woher ſie näher, und, wegen des daſigen Grundes, fürchterlich dumpf und hohl klang. Dabei fiel ein warmer Regen in reichlichen Ergüſſen vom Morgen bis in die Nacht. In der Stadt ſah es ganz ruhig und friedlich aus; nur ſelten gingen Bürger über die Straße, und die Franzoſen, die ſich hin und wieder blicken ließen, zeigten nicht die mindeſte Aengſtlichkeit oder Beſorgniß, ſo daß ſie des Sieges ſchon im voraus gewiß zu ſeyn ſchienen. Allmählig kamen Verwundete herein, hinkend, oft mit einem nackten Fuße ins Waſſer tretend, manche geführt, andere auf einer Bahre getragen, womit ſie nicht ſelten auch ganz ins Waſſer niedergeſetzt wurden. Ich bemerkte öfters, daß man dabei einen Menſchen, der wie ein Hausknecht ausſah, zauſte und prügelte, und wußte erſt nicht, was das bedeutete; aber es war die Gewohnheit der Soldaten, Vorübergehende anzuhalten und ſie zum Tragen zu zwingen, wenn ſie auch grade keiner Beihülfe benöthigt waren. Da der Kanonendonner immer in derſelben Entfernung fort tobte, und öfters noch näher klang, ſo packte ich ungeſäumt meinen Koffer und ſchaffte ihn auf die Seite, um meine Sachen im Fall einer Erſtürmung und Plünderung der Stadt, wo möglich, zu retten, beſah die Sicherheitsanſtalten, und unterließ auch nicht, mit ſolchen Lebensmitteln, die man leicht mit ſich führen kann, und die nicht verderben, mich einigermaßen zu verſorgen, ſo daß ich auf alles gefaßt war. Nicht wenig wunderte ich mich aber, als ich den Mittag in das Speiſehaus kam, und alles hier in der alten Ordnung antraf. Die gewöhnliche Geſellſchaft ſpeiſte hier ſo ruhig, als ob nichts von Krieg zu ſehen oder zu hören wäre. Die, welche auf das Schlachtfeld hinausgeſchaut hatten, ſagten, daß man wegen trüber Luft wenig unterſcheiden könne, daß es aber ängſtlich anzuſehen ſei, wie die Kavallerie ganz frei in der Mitte halte; übrigens ſei noch keine Veränderung weiter vorgefallen, als daß die Hauptbatterien, ſtatt auf dem linken Flügel, jetzt auf dem rechten gegen einander ſpielten. Dabei flüſterte man ſich jedoch in's Ohr, daß Napoleon ſchon habe herein melden laſſen, die Oeſterreicher machten Anſtalt zum Rückzuge, und Vandamme ſtehe mit 70000 Mann bei Pirna, um ihnen den Weg nach Böhmen abzuſchneiden. — Um halb drei Uhr ſchwieg die Kanonade, die Schlacht hatte ein Ende, und nun wurde ein großes Getümmel vor mir auf dem Markte. Man brachte immer mehr und mehr Gefangene ein, faſt lauter Oeſterreicher, die ſchlecht in Kleidung, mitunter barfuß gingen, und mehrentheils eine Mütze über den Kopf gezogen trugen. Im Regen hatten ihre Gewehre verſagt, und wenig von

Kavallerie, die zum Theil noch zurück war, unterſtützt, hatten ſich ganze Quarre's der Gewalt des Feindes überlaſſen müſſen; ihre Schuhe aber blieben zum Theil im feuchten Boden ſtecken. Sie wurden nach der Kreuzkirche, dann wieder zurück, dann abermals nach der Kreuzkirche gebracht. Ueber die Abſicht dieſer Promenade erfuhr ich nichts Gewiſſes; indeß bekam man auf dieſe Weiſe ſie oftmals zu ſehen, und ich zählte zuletzt über zehntauſend. — Als die Schlacht ſchon vorbei war, kamen noch viele neue Truppen über die Elbe herein, die durch die Wilsdruffer Gaſſe, in welche ich von einem Erker hinabſchauen konnte, Infanterie, Kavallerie und Artillerie, man ſagte, an Mannſchaft 20000, in einem fort hinabzogen. Um vier Uhr kehrte Napoleon vom Schlachtfelde zurück, er mußte ſich mit ſeinem Gefolge durch ſie hindurch drängen; Zuſchauer fielen unter die Pferde; die ganze Straße ertönte vom Zujauchzen der Soldaten; Napoleon, in einem grauen Ueberrock ganz zuſammengekrümmt, tief den Hut im Geſichte, welcher vom Regen herabhing, nickte rechts und links mit großer Freundlichkeit und Zufriedenheit. Und bei dieſem Jauchzen ward eben auf einer Trage ein verwundeter General über den Markt gebracht, der ſein blaſſes Haupt erhob, und nach dem Geſchrei der Freude umſchauete. Was mag der dabei empfinden? dacht' ich; groß und nahe war der Wechſel von Trauer und Frohlocken. — Bald darauf kam auch die Garde mit pomphafter Muſik vom Schlachtfelde zurück. In der Dämmerung wurden aufs neue Gefangene nach beiden Richtungen über den Markt hin geſtellt, an zweitauſend. Das Getöſe der einmarſchierenden Franzoſen vermehrte ſich mit zunehmender Nacht, ſie riefen unaufhörlich einander zu, und ſchleppten, wie Ameiſen, die Breter der Marktbuden zuſammen, um ſich daraus ein Quartier für die Nacht zu bereiten. Ueberdieß lag alles vor den Häuſern und in den Hausfluren voll, ſo daß ich, als ich den Abend noch gute Freunde beſuchte, mit der Rückkehr Noth hatte. Zuerſt mußte ich mich mühſam durch viele Wagen hindurch winden; ſodann kam ich in eine dunkle

Gaſſe, wo mich ein franzöſiſcher Soldat um Brod anfiel, dem ich ſchnell auswich; und als ich vor der Hausthür unter ſchlafenden Reitern, welche die Zügel ihrer Pferde in der Hand hielten, nach der Klingel griff, faßte mich ein erwachender Franzoſe beim Kleide, weil er glaubte, daß ihm ſein Pferd entlaufen wolle. — Uebrigens leuchtete der Himmel heute Abend wieder mit dem Flammenſchein eines brennenden Dorfs auf die Stadt herab. — Auf eine ruhige Nacht folgte ein Tag voll Getümmel und Unruhe. Truppen von allerlei Gattung wogten in den Straßen auf und nieder, mit Proviant, mit Fourage, mit mancherlei Zurüſtungen, ſo daß in dem Gewühl nur mit großer Anſtrengung und Behutſamkeit durchzukommen war. Man ſagte, es ſei noch wenig geſchehen, und eine zweite Schlacht ſtehe bevor, wozu es allerdings den größten Anſchein hatte. Man rühmte ſich zwar, hundert Kanonen erobert zu haben, aber bis jetzt hatte man nur erſt viere geſehen, die auf dem Schlachtfelde ſtanden. Und über das Gewirre flatterte noch obendrein die Feuerfahne vom Kreuzthurm herab, und die Feuerglocke ſtürmte, ohne beſonderes Gehör zu finden. Beim Zeughauſe hatte es gebrannt, und die Flamme war gleich wieder gelöſcht worden. Feuersbrünſte in dem ſteinernen Dresden bedeuten nichts; ein Fremder erſchrickt darüber mehr, als ein Einheimiſcher, welcher in den hohen Steinmaſſen ſchon die ſchwache Wirkſamkeit derſelben kennt. — Bei Tiſche hörte ich, daß General Moreau durch eine Kanonenkugel beide Beine verloren habe. Es wurde geglaubt und auch bezweifelt. Viele Equipagen kamen über die Brücke zur Stadt herein, die keine ſonderlichen Fortſchritte in Schleſien anzeigten. Die Schlacht bei der Katzbach war vorgefallen, aber in Dresden erfuhr man nichts davon; indeß raunte man ſich einander zu, daß die Sachſen fünf Meilen von Berlin geſchlagen wären. Von Murat ſagte man, daß er die Oeſterreicher nach Freiberg verfolge. Den Abend kam ein Theil der Garde durch das Pirnaiſche Thor zurück; bei Pirna ſollte ein ſehr hitziges Gefecht geweſen ſeyn. So verging der 28. unter mancherlei Gerüchten, und mit der Nacht ſtand auch der rothe Schein wieder am Himmel, der indeß ſüdlicher gerückt war.

Den 29. war Sonntag, aber kein Glockengeläut ließ ſich hören; ſämmtliche Kirchen, die katholiſche ausgenommen, fielen aus, weil Verwundete und Gefangene die Stelle der Andächtigen vertraten. Auf dem Markte zeigten ſich gleichwol ſchon wieder einzelne Verkäufer, obgleich mit theuren Preiſen. Ein franzöſiſcher Soldat brachte eine Kuh daher, die er irgendwo mochte erbeutet haben; er wurde von den Gensd'armes angehalten, ſchrie aber in einem weg, indem er die Kuh mit Heftigkeit auf die Stirn ſchlug: gekauft, gekauft, ich habe ſie gekauft; er ward indeß ohne Umſtände vor den Kommandanten geſchleppt. Eigentlicher Mangel herrſchte in der Stadt nicht, obgleich die Bäcker hin und wieder nicht Brod genug ſchaffen konnten.

Den Nachmittag ging ich hinaus, um einen Theil des Schlachtfeldes zu ſehen. Ich nahm meinen Weg durch den großen Garten. Ein jammervoller Anblick! Junge Körper, Preußen dem Anſchein nach, lagen hier auf mancherlei Weiſe getödtet. Viele zeigten noch die Verzukkungen des Todes und den letzten Kampf in den erſtarrten Gebehrden, faſt alle hatten die Fauſt geballt. Einer, vor die Stirn getroffen, lag noch mit angezogenem Arm, als ob er noch das Gewehr hielte. Ein junger Menſch war darunter, der kaum ſechzehn Jahr alt ſeyn konnte. Ueberall ſah man blutige Spuren von den Zerſtörungen ihrer Körper. Eben ſo waren die Bäume zerſchoſſen, zerhauen und der ganze Garten ſchrecklich zugerichtet. — Als ich weiter ging, traf ich auf zwei verſprengte Preußen, die mich um den Weg nach Breslau fragten; es gab aber für ſie keinen rettenden Ausgang, und ſie mußten ſich in die Stadt zu den übrigen Gefangenen begeben. Darauf kam ich an die genommene und wieder eroberte Schanze, die den Umfang von einem großen Hauſe und an zwei Stockwerk Höhe hatte. In dem Graben umher ſah man noch an den Palliſaden die Beilhiebe der Stürmenden. Ein junger Burſche ſuchte aus den Umſtänden Vortheil zu ziehen, und bot den Neugierigen Kugeln zum Verkauf an, die zum ewigen Andenken dienen ſollten. — Als ich durch den Dohna'ſchen Schlag zur Stadt zurückkehren wollte, zeigte ſich das Schreckliche des Krieges aufs neue in dem elenden Zuſtande eines Verwundeten, den zwei Bauerburſche eben auf einer Schiebekarre vom Felde hereinbrachten. Es war ein Huſar, ein Freiwilliger, Namens Röhm, aus Friedland in Preußen gebürtig, und ſchien ſeiner Sprache nach ein Mann von Bildung und von Stande zu ſeyn. Er lechzte nach einem Labetrunk. Sogleich umringten ihn die Sachſen, Männer und Weiber, und brachten ihm aus den nahen Häuſern Stärkung, Speiſe und Trank von mancherlei Art. „Ich habe fünf Tage auf dem Schlachtfelde gelegen, ſagte er. Eine Kugel ging durch das Pferd hindurch, und traf mein linkes Bein. Keine Kameraden hatte ich in der Nähe, ich lag allein auf dem Acker; da kam ein Oeſterreicher und nahm mir meinen Mantelſack mit Wäſche, und bald nachher kam ein Franzoſe, und — zog mir den

Stiefel vom rechten Beine; den linken konnte er nicht brauchen, weil er durchſchoſſen war." — So lag er auch da, mit einem nackten Fuße; der andere war verwundet, welches ihm ſo viel Schmerzen machte, daß er wüthend wurde, wenn man ſeinen Körper anrührte. Er wünſchte auf eine Trage gelegt zu werden, aber er hielt es vor Schmerzen nicht aus, und man mußte ihn ſamt der Karre auf die Trage hinüberheben. Faßt doch mit an, rief einer dem andern zu; die Franzoſen, die vorübergingen, brummten indeß, da ſie ſo große Hülfe ſahen, und hörten, daß es ein Preuße ſei. — Wiſſen möcht' ich, ob er geheilt iſt, ob er noch lebt. — Der Krieg erſcheint um ſo ſchrecklicher, je mehr man das Leiden im Einzelnen ſieht.

Den 30. war der Markt wieder ſo voll, wie jemals. Ich konnte die unermüdliche Thätigkeit der Sachſen nicht genug bewundern. Andere wären durch die Ereigniſſe vielleicht verdutzt und läſſig geworden, aber ſie regten ſich in ihrer Gewohnheit immer emſig fort. Deshalb ſcheint mir, daß von allen Ländern das nicht reiche

Sachſen vielleicht am wenigſten ganz verarmen kann, wegen der Betriebſamkeit, die darin herrſcht; denn geſchickte und fleißige Hände ſind wie ein werbendes Kapital, ja noch mehr als dieß, das ja nur erſt Werth bekommt, wenn es die Kräfte in Thätigkeit ſetzt. Allſeitige Regſamkeit, Entwicklung und Gebrauch aller Kräfte iſt für einen Staat nicht bloß Mittel zum Wohlſeyn, ſondern ſelbſt Zweck für die Beſtimmung der Menſchheit. Solches kann durch die Geſchloſſenheit eines Staats ſelten erreicht werden; todter Reichthum giebt todte Menſchen. Die Zufriedenheit mit den nächſten Dingen, die von ſelbſt in die Hand wachſen, bringt Trägheit, Stumpfheit, Einſeitigkeit hervor.

Ein hitziges Gefecht war wieder in der Gegend von Gießhübel vorgefallen, von wo den Abend zehntauſend Franzoſen mit einer großen Anzahl gefangener Ruſſen in die Stadt zurückkehrten; indeß ſagten die, welche dabei geweſen waren, daß die Ruſſen wie Mauern geſtanden hätten. — Nun rüſtete ſich Napoleon wieder zum Aufbruche gegen Schleſien, aber in der

Nacht gerieth die ganze Stadt in Bewegung, es war, als ob die Klingeln an allen Hausthüren gingen; viele wurden geweckt, andere, ſchon marſchfertig, kamen wieder zurück, überall flogen die Thüren, und ein Rufen und Schreien herrſchte bis zum Morgen. Auch jetzt, bei hellem Tage, ſah man an der Unruhe auf den Straßen, an den vielen Patrollen, die umhergingen, an der Niedergeſchlagenheit, an der ſtummen Verdrießlichkeit der Franzoſen, daß etwas ſehr Wichtiges zu ihrem großen Nachtheil müſſe vorgefallen ſeyn. Und das beſtätigte ſich in der That. Vandamme war geſchlagen, ſein Heer vernichtet, er ſelbſt gefangen genommen. Die Ausſicht verdüſterte ſich plötzlich, alles nahm jetzt eine andere Wendung, es war ein Strich durch die Rechnung. In Böhmen hätte man wieder Lebensmittel, dort den beſten Operationspunkt wider Schleſien gefunden, Böhmen war für die Franzoſen in Sachſen die gefährlichſte Seite, auf der Flanke die läſtigſte Nachbarſchaft; denn es lag mit ſeinen Gebirgen kaum eine Tagreiſe entfernt. Deshalb machte dieſe Begebenheit auch einen ſo großen Eindruck auf die Franzoſen. Weder die verlorne Schlacht an der Katzbach, noch die Schlacht bei Berlin hatte man ihnen angemerkt; aber die Niederlage bei Culm war auf allen Geſichtern zu leſen. — Ueber die Brücke her kamen an zehntauſend Verſprengte, die der Kommandant neben mir an mit Fluchworten empfing, bei der Muſterung hin und her ſtieß, und, ohne ihren Hunger zu ſtillen, zu ihrer weitern Beſtimmung fortſchickte. — Von jetzt an hieß es alle Tage, daß Napoleon mit ſeiner Garde ausmarſchieren würde, aber er blieb immerfort, ſammelte noch mehr Truppen um ſich her und hielt eine große Muſterung, wobei er ſeine Soldaten pomphaft anredete: ſie ſollten ihm und ihrer Tapferkeit vertrauen, 800,000 Mann ſtänden ihm zu Gebote, er hätte das Glück in ſeinem Sold, und könne ſeinen Bundesgenoſſen nicht verlaſſen. — Die Sachſen theilten aber nicht gleiche Empfindungen mit ihm, und hätten ſeine Entfernung je eher, je lieber geſehen; denn bei aller Zimmerartigkeit in der

Stadt hatten die Franzoſen ſich doch draußen als große Verheerer gezeigt, und auch bei der Dresdner Schlacht im Anfang der Vorſtädte ſich das Plündern nicht nehmen laſſen. — In dieſen mißlichen Tagen ſah ich Napoleon ganz ruhig und langſam durch die Stadt reiten, wahrſcheinlich, um den Einwohnern vorzuſpiegeln, daß er nichts beſorge, aber ich bemerkte doch in der einen Hand eine große Unruhe, mit welcher er beſtändig zur Naſenſpitze auffuhr, ohne zur innern Haltung weiter etwas beizutragen. — Von jetzt an häufte ſich das Elend in den Straßen immer mehr; Hungernde, Kranke lagen vor den Thüren, in den Hausfluren, auf den Treppen umher; man hörte das Aechzen und Stöhnen bis in das Zimmer hinauf. Eines Abends fand ich einen Menſchen wie todt auf dem Vorſaal liegen; ich rüttelte ihn, und da er noch lebte und über Leibſchmerzen klagte, reichte ich ihm ein Glas rothen Wein. Er ſprach deutſch und ſagte, daß er aus Saarbrück ſei. Aber ein franzöſiſcher Kommiſſair, der neben mir wohnte, kam dazu, riß ihn mit Wuth auf, und befahl ihm, in's Lazareth zu gehen. Bald darauf ereignete es ſich, daß der Hausmann einen aus dem Hofe werfen wollte, dem er ſelbſt die Stelle auf dem Miſte verſagte. Dagegen ereiferte ſich denn doch der Kommiſſair, und nannte es mit Recht grauſam, einem Menſchen nicht einmal das zu erlauben, was man dem Vieh geſtatte. — Dresden, ſonſt ein Ort des Friedens und der Verträglichkeit, und jetzt von Jammer erfüllt, ſah einer noch ſchrecklichern Zukunft entgegen. Man mußte die Oeſterreicher mit jedem Tage zurück erwarten, und dann noch ernſtere Auftritte fürchten.

Da ich zu meiner Verwunderung einige Tage nach der Schlacht ſchon Reiſende auf dem Thorzettel fand, und ich nicht Urſach hatte, abzuwarten, bis man ein neues Band um Dresden legte, ſo ſah ich mich nach Gelegenheit und nach Geſellſchaft um, mit der ich bei guter Zeit die geängſtete Stadt verlaſſen könnte, und es glückte mir. Eine Frau mit zwei Kindern hatte den nämlichen Wunſch. Da man aber nicht gewiß wußte, ob die Straße auf mehrere Tage ſicher ſeyn würde, ſo ließ ich den Koffer mit meinen Sachen zur beſten Verwahrung an einem Orte, den ich ſelbſt ausfindig gemacht hatte, bei guten Freunden zurück, und, nur mit dem Allernöthigſten verſehen, fuhr ich den 3. September früh bei heiterm Himmel glücklich zu dem Thore hinaus.

Mitleid.

Zur Sanftmuth der Sachſen, beſonders des ſchönen Geſchlechts, gehört auch als ein Charakterzug ein gefühlvolles, mitleidiges Herz, und dieß zu bemerken hatte ich vorher und heute öfters Gelegenheit. Als eines Tages eine blaſſe Lazarethgeſtalt durch die Straßen ging, ſah ich, wie alle Augenblick eine Frau oder ein Mädchen kam, ihn zu fragen, ob er nicht etwas Warmes genießen wolle. Er dankte aber, wahrſcheinlich, weil dieſelbe Frage ſchon von andern an ihn geſchehen, und er bereits auf das reichlichſte erquickt war. So ſchlich einſt auch ein kranker Soldat an den Häuſern hin, und mehrere Leute verſammelten ſich um ihn, die er kleinmüthig um ſein Quartier befragte. Da ſtand die Wirthin ſchon neben ihm, und hatte ſichtbar eine große Freude, ihren Gaſt hier gefunden zu haben, und wie eine Mutter ſagte ſie ſanfttröſtend zu ihm: komm Er, mein Sohn. — Eines Nachmittags trug man einen kranken Ruſſen über den Markt; zwei Träger hatten ihn auf ihren Armen, und eine ziemlich vornehm gekleidete Frau ging nach, ihm mit der Hand den Kopf zu halten, damit er nicht zu ſehr überliegen möchte. Ich glaubte, daß dieß ihr Sohn oder ihr Bruder oder ſonſt ein Verwandter ſei, aber ſie verließ den Kranken, da ſie ihm weit genug geholfen hatte, und ging ohne Weiteres ihren Geſchäften nach; nur das Erbarmen hatte ſie ſo lange an den Leidenden gefeſſelt. — Einſt, da ich mich bei guten Freunden befand, kam die Köchin mit Angſtgeſchrei, unten vor dem Bäckerladen liege ein Soldat, der da verhungert ſei.

Das war nun freilich ein ſchrecklicher Gedanke: vor dem Bäckerladen — verhungert! aber wir bemerkten bald, daß er noch lebe, und ſogleich ließ die Wirthin ihm Wein hinüber tragen; indeß — für dießmal war die Wohlthätigkeit nicht angebracht, denn die Köchin kam lachend zurück, und ſagte, daß der Kerl betrunken ſei, und des Guten ſchon zu viel genoſſen habe.

Daſſelbe Mitleid bewieß man auch gegen leidende Thiere. Auf einem Spaziergange vor der Neuſtadt fand ich eines Nachmittags, auf dem Felde an der Allee, ein Pferd wie todt ganz flach auf der Erde liegen; es traten aber bald mehrere hinzu, die ſeinen Zuſtand unterſuchten, und, da es noch lebte, warf man ihm Gras und Unkraut vor, das es ſamt den Wurzeln verzehrte. Man trug mehr Grünes herbei, und es war eine ordentliche Freude zu ſehen, wie das Thier allmählig wieder auflebte; erſt hob es den Kopf, dann ſtützte es ſich auf die Vorderbeine, und endlich richtete es ſich mit Hülfe ſeiner Wohlthäter ganz auf die Füße, ſchüttelte, ſtreckte ſich und gab alle Anzeigen der Geſundheit; es hatte ihm weiter nichts, als das Futter gefehlt. Darauf trieb man es in ein grünes Feld, damit es ſich ſelbſt verſorgen könnte, und überließ es ſeinem Schickſal.

Jetzt auf der Reiſe von Dresden nach der Heimath erneuerte ſich nun öfters der Anblick des Mitleids und des Erbarmens. Wir hatten kaum die Nähe von Priesnitz erreicht, (denn der Weg ging nach Zerſtörung der Meißner Brücke nun ganz dieſſeits der Elbe), als plötzlich eine Geſtalt an den Wagen trat, bleich wie der Tod, oder, man möchte ſagen, weiß wie das Licht, mit Augen, welche kalt, wie vom Rande des Grabes, herausſchaueten, und dabei das Haupt unbedeckt und eine Binde um ſeine Stirn. Er flehte uns an, daß wir ihn mitnehmen und ihm nur einen Platz auf dem Bock vergönnen möchten; es iſt ein Offizier, ſagte ein Soldat, der nicht weit von ihm ging. Meine Reiſegeſellſchafterin war durch den Anblick ſo erſchrocken und erſchüttert, daß ſie, wie vom Schreck emporgerafft, vom Sitze fuhr und dem Kutſcher mit einem Angſtgeſchrei zurief, daß er halten möchte. Dieſer erwiderte aber: „wenn ich Franzoſen fahren wollte, wäre ich zu Hauſe geblieben, wo es Militairfuhren genug giebt.“ Darüber kamen wir faſt dem Unfrieden nahe, und ich mußte mich zum Vermittler aufwerfen. Allerdings verdiente die Bedenklichkeit des Kutichers einige Rückſicht; es konnte immer gefährlich werden, einen kranken Menſchen mit ſich zu führen, der mit der größten Anſtrengung, wie man wohl ſah, kaum das Lazareth verlaſſen hatte. Die mitleidige Frau beruhigte ſich auch einigermaßen, doch weinte ſie noch viele Thränen, und ſaß lange in ſich gekehrt, mit dem Anblicke des Leidenden beſchäftigt. Es gingen mehrere Stunden hin, ehe ſie ſich vom Schreck und von ihrem theilnehmenden Gefühl erholte. Doch in der Folge gewöhnte ſie ſich an ſo bejammernswerthe Erſcheinungen; denn der ganze Weg war mit verwundeten Franzoſen beſäet, die, zum Theil in einem kläglichen Zuſtande, nach Frankreich zurückgingen. Sie fing jetzt an, ihr Frühſtück an ſie auszutheilen, und, um ihr an Wohlthätigkeit nicht nachzuſtehen, beſtimmte ich dazu alles kleine Geld, das ich bei mir hatte, und das ich ihnen zum Theil durch die Hand der Kinder reichen ließ, welche die Gabe noch durch Engelfreundlichkeit erhöhten. Dabei war es unſer aller Geſchäft, immer den Aermſten, den Dürftigſten auszuſuchen, und die mit Beute reich beladenen zu vermeiden. Oefters aber zeigte ſich ein Soldat zu ſtolz, um auf unſern Wink ſchnellere Schritte zu machen, und er hielt es, wie es ſchien, mit ſeinen Kameraden für anſtändiger, ſtatt deſſen die Kartoffelfelder zu plündern, und in den Gärten das Obſt herunter zu ſchlagen, womit wir denn am Wege immer viele beſchäftigt fanden. — Die edle Frau hatte indeß an dieſen Spenden ſo großes Gefallen, und wollte ſich hierin von mir ſo wenig übertreffen laſſen, daß ſie zu ihren Kindern ſagte, ſie wollten bei nächſter Gelegenheit ihr Spargeld in kleine Münze umſetzen, und ſolches denn gleichfalls vertheilen.

An demſelben Tage hatten ſich Mehrere aus Dresden fortgemacht, und es währte nicht lange, ſo waren fünf Wagen bei einander, die gleichſam eine kleine Karavane bildeten. Den Zug eröffnete ein Bürgergardiſt, der zur Beſchützung mitgenommen war. Es verbreiteten ſich auch bald Gerüchte, die allerdings etwas Schlimmes fürchten ließen, wobei uns indeß jener keinen Schutz verleihen konnte; denn man ſagte, daß wieder bei Mühlberg einige tauſend Koſaken über die Elbe gegangen wären, und an Plünderungsgeſchichten von dieſen fehlte es keinesweges. Doch zum Glück beſtanden die angedrohten Gefahren wieder in lauter Lügen und Erdichtungen, und wir ſetzten unſern Weg ruhig fort. In Meißen hatte die Neugierde viele Fragen für uns in Bereitſchaft. Es war ein Mann aus einem nahe gelegenen Städtchen herüber gekommen, um für ſeinen Diſtrikt ſich hier mit Klugheit und Weisheit auszurüſten; indeß hatte er ſchon aus früherer Zeit ſich nicht ſchlecht damit verſehen. Er wußte nämlich bei Tiſche ein Mittel gegen das Stechen der Fliegen, die hier ſehr arg waren. Mich verlangte ſehr, dieß Mittel kennen zu lernen. Da zog er aus der Taſche ein grünes Beutelchen, und aus dem Beutelchen — eine Nachtmütze hervor, womit er nun ſein ganzes Haupt bedeckte. Allerdings ein bewährtes Mittel, nur daß wir nicht alle, wie er, eine Nachtmütze dazu in der Taſche hatten.

In Oſchatz ärgerte es mich wieder, zu bemerken, daß kleine Leute wenig Anſehn haben; denn der Barbier ſagte zu mir: liebes Männchen, wie ſieht es denn in Dresden aus? worauf ich ihm denn vor Zorn die ärgſten Dinge weiß machte.

Uebrigens war wegen der vielen franzöſiſchen Offiziere, die verwundet und krank in ihr Vaterland zurückreiſten, unterweges ſchwer Unterkommen, und meine Reiſegefährtin mußte ſich mit mir in einem Zimmer genügen laſſen. Sonſt ging alles ohne Gefährlichkeit ab, und ich brachte ſie glücklich an den Ort ihrer Beſtimmung.

In einer kleinen ſächſiſchen Stadt mußte ich die Reſolution des Wirths bewundern. Das Zimmer war voll Menſchen, und ein franzöſiſcher Offizier mitten darunter, der wegen Heulieferung von Leipzig auf Exekution hieher geſchickt war, und nun vom Wirth ſich nähere

Auskunft ausbat. Dieſer, im Beſitz von einigen franzöſiſchen Wörtern, miſchte nun das Franzöſiſche und das Deutſche ſo beherzt und ſo behende unter einander, daß man hätte darauf ſchwören ſollen, er ſpräche eine ganz neue Sprache, denn er ſprach ſie ſehr fertig, ohne allen Anſtoß; indeß erreichte er doch ſeinen Zweck, ſich dem Franzoſen verſtändlich zu machen, und, indem man ſeine Anſtelligkeit bewundern mußte, vergaß man über ihn zu lachen.

Hinter Naumburg nahm ich einen alten franzöſiſchen Marketender in den Wagen, der ſein Geſchäft verließ, und mir nun erzählte, wie ſchlecht es bei der Armee ſtehe. — Bald darauf, nachdem ich in Eckartsberga den bevorſtehenden ſchrecklichen Rückzug der Franzoſen prophezeit hatte, kam ich glücklich in Weimar an.

Zweite Entfernung.

In Weimar fand ich die Ruhe der Stadt und des Parks unausſprechlich ſchön, und den großen Abſtand gegen das vorige kriegeriſche

Geräuſch beinahe unfaßlich und unbegreiflich. Ich ließ mir von den Scharmützeln erzählen, die in den Straßen der Stadt vorgefallen waren; das große Gewitter des Krieges ſelbſt hatte ſich erſt bei Lützen entladen, ſo daß Weimar dießmal mit Schreck und Unruhe und vieler Einquartierung ohne weitern Verluſt noch glücklich davon gekommen war. Indeß, da ſich Napoleon mit ſeiner Armee in Sachſen in einer ſo mißlichen Lage befand, ſo war die Hauptſache, ein allgemeiner Rückzug der Franzoſen, noch zu erwarten, wobei Weimar im ſchlimmſten Fall Gefahr lief, ganz und gar verheert zu werden. Viele ließen ihn zwar durch den Harz und durch Weſtphalen, andere durch Böhmen marſchieren, allein das war mir alles nicht wahrſcheinlich; ich hielt es ſeinem Sinn und Charakter gemäß, nach Frankreich zurück, wo möglich, den nächſten Weg, die geradeſte Heerſtraße einzuſchlagen, und dieſe führte über Erfurt. Die Folge zeigte auch, daß ich mich in dieſer Vermuthung nicht geirrt hatte. — Weimar ſah ſich bald in die vorige Beſorgniß zurück verſetzt; die Oeſterreicher marſchierten auf Leipzig zu, Naumburg war von ihnen genommen, die Koſaken ſtreiften ſchon bis in das Weimarſche Gebiet; der franzöſiſche Geſandte, das Büreau, alle Franzoſen entfernten ſich von Weimar, alle Poſten blieben aus, und die Stille bekam das Heimliche einer nahen Gefahr. Die Stadt lag wie neutral, nach Erfurt ſtanden Franzoſen, nach Naumburg Ruſſen und Oeſterreicher; wer alſo der Ungewißheit entweichen wollte, mußte dieſen Zeitpunkt ergreifen, noch ehe Weimar von irgend einer Parthei beſetzt war. Unter dieſen Umſtänden glaubte ich denn, daß es beſſer ſei, am Rhein Weintrauben zu eſſen, als hier auf den Kanonendonner zu horchen, und da ſich grade gute Gelegenheit und Geſellſchaft fand, ſo nahm ich keinen Anſtand, den abermals beunruhigten Muſenſitz aufs neue mit friedlichern Gegenden zu vertauſchen.

Den 16. September fuhren wir aus. Meine Reiſegefährten waren: ein junger geſchickter Muſikus, der, vom Hofe dazu unterſtützt, nach Paris reiſte, um ſich dort in ſeiner Kunſt noch mehr zu vervollkommnen, und ein junges blühendes Frauenzimmer, das von ihren Aeltern nach Hanau in Penſion geſchickt wurde, alſo eine Geſellſchaft, wie man ſie auf Reiſen nicht leicht zuſammen findet, und mit der ich ſehr wohl zufrieden ſeyn konnte. Schon ihr Anblick allein vermehrte meine Munterkeit, denn ſie ſaßen beide gewöhnlich ſtill und in ſich gekehrt, weil ſie an die fremde große Welt dachten, in die ſie nun treten ſollten. Ich fühlte mich dagegen als einen ſchon viel gereiſten Mann, der ihnen Muth einſprechen konnte, und ich unterfing mich auch, ihnen halb im Ernſt, und halb im Scherz, weiſe Lehren und Verhaltungsregeln zu ertheilen, wie ſie Behutſamkeit mit Dreiſtigkeit verbinden müßten, Vorſchriften, von denen ich oft ſelbſt keinen Gebrauch machte. Die Lage eines jeden wurde fein beleuchtet und hübſch mit Phantaſiebildern ausgemahlt, bis ihre Bruſt, von ſo vielen Erwartungen bewegt, mit einem Seufzer nach freier Luft athmete. Auch andere mochten die Geſellſchaft intereſſant finden; denn die Leute ſahen uns immer groß an, wenn wir ausſtiegen, und wußten nicht, in welche Verbindung ſie uns mit einander bringen ſollten. Das Schlimme war, daß man des Abends zuweilen ein Bette fehlen ließ, weil man glaubte, daß einer von uns der Mann des Frauenzimmers ſeyn müſſe. Beſonders gab ſich ein Franzoſe in einem Wirthshauſe viele Mühe, unſere Verbindung zu erforſchen. Dafür diente er aber auch uns auf eine andere Weiſe zum Schauſpiele. Weil er nämlich als Franzoſe ſehr an Napoleon hing, ſo verſammelten ſich nach Tiſche viele Bürger aus der Stadt, um ihn mit ſchlimmen Neuigkeiten zu ängſtigen, und wenn ſie das Aergſte ganz geruhig geſagt hatten, ſetzten ſie gewöhnlich hinzu: nun, Herr Profeſſor, werden Sie nur nicht roth! Sie behaupteten, daß ſein Herr Kaiſer nun ganz umzingelt und eingeſchloſſen ſei. Dieß leugnete der Franzoſe und ſetzte feierlich hinzu: er iſt nicht umzingelt, als durch die Glorie, die er um ſein Haupt trägt. Gut geſagt, erwiederte ich darauf, und nachher kam er mir im Hauſe nachgeſchlichen, und fragte: alſo das war ein guter Einfall? So ſehr ſchmeichelte ihm dieß Lob. — In der Geſellſchaft befand ſich auch ein Holländer, der zu Handelsgeſchäften hier eine ruhigere Zeit abwartete. Er ging ganz ſo, wie ein Holländer auf unſern Theatern zu gehen pflegt, in einem ziemlich langen Rocke, und in einem Huthe mit langen Krämpen, den er auch im Zimmer nur ſelten vom Kopfe brachte — zu dem Franzoſen ein rechtes Gegenſtück.

Schon in Erfurt hatten wir durch die Vorpoſten und durch die Stadt hindurch viel Aufenthalt gefunden, bei Eiſenach ſah es vollends ſehr kriegeriſch aus. Viel Reiterei rückte eben in das Thal, als wir in der Dämmerung dahin kamen, und weil zur nämlichen Zeit in der Ferne ein Schuß geſchah, ſo glaubten wir ſchon, daß die Koſaken im Anzuge wären und hier die Reiter überfallen würden, was aber nicht in Erfüllung ging. Indeß bekamen wir in der ſtark beſetzten Stadt nur mit Mühe ein Quartier, und ich mußte mich mit meinem Gefährten zur Nacht in eine hintere Kammer verfügen, wo den Morgen, nachdem ich mich kaum erhoben hatte, die Decke auf mein Bette herabſtürzte. Wo iſt der Menſch nicht von Gefahr umgeben! Die andern Tage ging der Krieg immer noch wie mit Schildereien vor uns her; denn wir trafen nicht allein auf einen Transport gefangener Oeſterreicher, ſondern ſahen faſt beſtändig verwundete und zerſprengte Franzoſen vor uns her wandern. Und bei einem Dorfe erblickten wir plötzlich einen Todten, der hinter einer Hecke ausgeſtreckt lag. Der Tod heiligt jeden Menſchen. Alle Feindſchaft war in dieſem Augenblicke vergeſſen, ich dachte an ſeine Mutter, und mir war es, als hörte ich die Worte ſagen: Mutter, wo iſt dein Sohn?

In Buttlar erfuhr ich den Abend zuerſt durch die Abſchrift eines preußiſchen Armeeberichts, die ein Edelmann heimlich bei ſich trug, die großen Vortheile, die Blücher in Schleſien über die Franzoſen errungen hatte. — Kaufleute kamen an, welche nach Leipzig zur Meſſe wollten, und denen gaben wir wieder die neueſten Nachrichten.

Allmählig wurden indeß die Erſcheinungen munterer. In Fulda hatten wir die dicken Geſichter der Mädchen mit dem Thürmchen auf dem Kopfe zu bewundern, welches eine

Mütze vorſtellen ſollte. Ein abgeſchabter Burſche trat herein, der ſich einen Studenten nannte und Unterſtützung begehrte. Auf die Frage, was er ſtudiere, antwortete er: lateiniſch. Mir fiel dabei das ländliche Spiel ein, wo man einen armen Studenten auskleidet. — Den Nachmittag tanzten die Muſen und Grazien vor uns her, nämlich die von Flieden. Sie hatten ſich aber in ihre Verrichtungen getheilt, einige ſangen, andere beteten, andere tanzten, und wieder andere ſchlugen ein Rad, wobei auch einige in Proſa bettelten. Beſonders war ein Junge unermüdlich, nachzulaufen und ein Lied zu ſingen, das er immer wieder von vorne anfing. Ich hörte das Anfangs ruhig mit an, ſo wenig ich auch davon verſtand, als auf einmal mitten im Strome des Geſanges eine Stelle vorkam, worin es ganz deutlich hieß: mein Schütze! Ich bitt' euch, laßt mich nur aus dem Spiel, rief ich; doch war ich neugierig, zu wiſſen, was ich in dem Liede zu thun hätte, und bat den Burſchen, daß er doch einmal die Worte für ſich ſprechen möchte; aber dieſe waren bei ihm mit dem Geſange ſo zuſammengewachſen, daß er ſie nicht davon losbringen konnte; er fing immer wieder das Lied von neuem an, und kam, wie mit dem Laufe des Rades, immer wieder auf die Stelle: mein Schütze, ſo daß ich vor Ungeduld hätte mögen des Kuckucks werden. Mir bleibt nun alſo weiter nichts übrig, als die Viſitatoren und Inſpektoren der Volkspoeſie auf dieß Lied, das da zwiſchen Flieden und Schlüchtern lebt, aufmerkſam zu machen, und ſie nach glücklichem Fang beſonders um Aufklärung jener anzüglichen Stelle zu bitten. — Den 19. fuhren wir bei Gelnhauſen durch Reiter und Kanonen, und den Abend waren wir in Hanau, wo die Mamſell in einem neuen Kleide ein wenig zitternd und zagend ſich in das Inſtitut begab, und ich mit dem andern Gefährten im Gaſtzimmer die Bürger von Hanau anſtaunte, wie ſie eine ganze Flaſche Rheinwein vor ſich hatten, die ſie hinter tranken, als wenn es Stadtbier geweſen wäre. Alle Kriegsbilder waren auf einmal verſchwunden und wir fühlten uns wie im gelobten Lande.

Die Fortſetzung folgt.

IX.

Fürſtenurtheil.

Erzählung

von

F. Laun.

1.

Die ſtrengen Maßregeln, welche in der Mitte des funfzehnten Jahrhunderts, zu Tilgung des durch die Niederlande fortglimmenden Aufruhrs genommen werden mußten, hatten der Willkühr und Rache das Thor geöffnet. Nur allzuoft folgte der falſchen Anklage die ungerechte Verurtheilung. Ein leichter Verdacht reichte hin, ſelbſt den tadelloſeſten Bürger ſeiner Freiheit zu berauben.

Auch zu Middelburg, in Seeland, ſchmachtete mancher Unglückliche im Gefängniß, und die Hoffnung, daß der kühne Herzog Karl, welcher auch wohl verdiente der Rechtliebende zu heißen, in Perſon erſcheinen würde, um die Beſchwerden der Unterdrückten anzuhören, war ein großer Troſt für mehrere, ihres Hauptes grauſam beraubte Familien. Zwar hatte der neue Statthalter, Graf von Caronne, ein Krieger von ausgezeichnetem Rufe, vielleicht mit Wiſſen das Recht noch nie gebeugt. Aber, da für dieſen ſchwierigen Augenblick dem Argwohne vom Geſetze ein Urtheil über Glück und Leben der Bürger zugeſtanden war, ſo gab es überall Gefangene, deren Befreiung nur von dem Herrſcher ſelbſt ausgehen konnte.

Von Woche zu Woche hatte man dieſen ſchon vergebens erwartet und hoffte jetzt zur Feier des Frohnleichnamsfeſtes ihn ohnfehlbar eintreffen zu ſehen. Der Glanz des Tages war daher auch größer als jemals. Alles ſtrömte zur heiligen Stätte. Auch wer des Herzogs Nähe grade nicht bedurfte, der fühlte ſich doch erhoben von der Hoffnung, neben dem Kraftvollen die Kniee vor dem Unendlichen beugen zu können.

Blanka von Hulſen gedächte ebenfalls in der Kirche das Feſt mitzufeiern, welches außerdem vielleicht in ihrer Behauſung zugebracht worden wäre. Zufolge des ärztlichen Ausſpruchs, konnte ſie einen frühzeitigen Kirchgang nach dem Kindbette ſchon wagen, und ihr innig geliebter Gemahl lag ihr an, des Arztes Erlaubniß nicht unbenutzt zu laſſen. Da nothwendige Geſchäfte ihn noch zu Hauſe hielten, ſo ſollte Blanka von einem Diener begleitet nach der Kirche voraus gehen.

Nur ungern entſchloß ſie ſich dießmal zu der augenblicklichen Trennung. Mehr als je fühlte ſie einen, ihr ſelbſt faſt unerklärbaren, Wunſch nach ſeiner Nähe. Aus Furcht jedoch, lächerlich zu erſcheinen, wenn ſie, nachdem Huiſen ihre Bitte mit der Nothwendigkeit zurückgewieſen hatte, deshalb weiter in ihn dränge, ſchickte ſie ſich zu dem Gange mit ſcheinbarer Gleichgültigkeit an.

Sie machte ſich ſelbſt Vorwürfe über die Betrübniß, welche ihr Thränen in's Auge trieb. Sie wußte nicht, ob ſie es kindiſchen Eigenſinn ſchelten ſollte, was ſie dabei ſo tief niederbeugte. Am Ende glaubte ſie, daß wohl Körperſchwäche, verbunden mit dem Einfluſſe der langentbehrten, freien Luft, die Urſache zu ihrer großen Verſtimmung ſeyn möge.

Wirklich ſchien ſich das vor der Kirchthüre zu beſtätigen. Beim Hinaufſteigen der Treppe, griff ſie ängſtlich nach dem Arme des Dieners, und würde, da dieſer darauf nicht vorbereitet war, gewiß einen gefährlichen Fall gethan haben, wenn der Graf von Caronne nicht zufällig gegenwärtig und ihr Beiſtand geweſen wäre.

Als die Bewußtloſe wieder in's Leben zurückkam, erblickte ſie ſich neben ihm in der Sakriſtei, und wendete hocherröthend den Blick von den Augen, deren ungeſtümes Entzücken ſich in ihres Buſens Sturme zu berauſchen ſchien.

Der Statthalter wohnte im Hulſenſchen Hauſe, hatte aber, Blanka's Wochenbette halber, dieſe noch nie zuvor geſehen.

Gott Lob, edle Frau, ſagte er, daß Ihr wieder athmet. Als ich auf der Treppe ſo glücklich war, Euerm Falle vorbeugen zu können, befandet Ihr Euch in einem Zuſtande, der wahrlich das Schlimmſte beſorgen ließ.

Mit einigem Schmerz ſchien Blanka ſich gegen den Mann in der Schuld des Dankes zu wiſſen, und eilte daher, dieſen in zwei Worten abzutragen. Da ſagte der, inzwiſchen vom Namen und Stande der Dame unterrichtete Statthalter:

Ein Auge, wie das Eure, bezahlt alles mit einem einzigen Blicke. Ich aber werde dem Zufalle, der mir die ſchönſte Frau der Erde zur Hauswirthin gab und mich dann noch auserſah, ihr in dem erſten Momente der Bekanntſchaft einen Dienſt zu erzeigen, ein ewiger Schuldner bleiben müſſen.

Blanka nahm ſich mehr als vorher zuſammen gegen den Mann, als ſie nun hörte, wer er war. Bei aller Höflichkeit aber, mit der ſie ſeine Rede erwiederte, ließ ſich ein gewiſſes, verlegenes Weſen gar nicht verkennen.

Lebt wohl, edle Frau, ſagte der Statthalter. Doch bitte ich um die Vergünſtigung, morgen bei Euch ſelbſt mich nach Eurem Befinden erkundigen zu dürfen.

Graf Caronne verſchwand nach dieſen Worten, welche Blanka's Verlegenheit zu vermehren ſchienen. Eine ziemliche Zeit ſah ſie ſtarr vor ſich hin. Sie träumte ohne zu ſchlafen. Es war ihr, als ſteige ein finſterer Geiſt aus dem Boden herauf, der immer größer und größer werde, und endlich, in ein ungeheueres Felſenſtück verwandelt, ſich über ſie herſtürzen wolle. Die Hände vorgehalten, floh ſie von dem Sitze, um ſich vor dem Altare niederzuwerfen. Dann verließ ſie die Sakriſtei und nahm ihren Platz unter den übrigen Andächtigen in der Kirche ein.

Die Hoffnung auf die Ankunft des Herzogs von Burgund ſchlug fehl. Ging doch ſogar die ſchlimme Nachricht ein, daß er, wenn gehäufte Geſchäfte ihm ja noch die Reiſe auf Walcheren verſtatteten, doch ſobald noch gar nicht anlangen werde. —

2.

Obſchon am Arme des geliebten Gatten, ſo war Blanka doch nie mit ſo unheimlichem Gefühle die Treppe ihres ſchönen Hauſes hinaufgeſtiegen, als bei der Rückkehr aus der Kirche. Jener Geiſt in der Sakriſtei ſchien ſich hinter ihr vernehmen zu laſſen und jedem freundlichen

Geräth und Zierrath ſein finſteres Weſen aufzudrücken.

Nicht ohne großen Widerwillen machte Blanka erſt über Tiſche ihren Gatten mit dem Vorgange des Morgens bekannt. Das Auge, welches der Statthalter bei der Rückkehr ihres Bewußtſeyns auf ſie geworfen, der Beſuch, den er verſprochen hatte, beides kam ihr nicht aus dem Sinne. Huiſen wäre faſt unwillig geworden, daß ſie ſich die Sache ſo zu Herzen nahm. Unſer Hausgenoſſe, ſagte er, iſt ein Mann von Ehre, und meine Gemahlin hat dieſe ebenfalls nie verletzt. Ein Vernünftiger kann nicht hoffen, wo das Fruchtloſe ſeiner Hoffnung ſo vor Augen liegt. Der Statthalter wird kommen, ſich nach Deinem Befinden zu erkundigen. Er wird vielleicht ſeine Freude darüber zu erkennen geben, daß jene Ohnmacht ohne ſchlimme Folgen abging. Das alles bringt ſchon die bloße Höflichkeit mit ſich. — Und ſo oft er künftig ſeinen Beſuch wiederholen möchte, immer wird die Ehre da ſeyn, um jedem von uns ſeinen Platz anzuweiſen. —

Ohne des Traumes in der Sakriſtei zu gedenken, berief ſich Blanka im Allgemeinen auf eine ſchlimme Ahndung, die ſchon den ganzen Tag ihre Bruſt beklemme. —

Kind, ſagte Huiſen freundlich, ſogenannte böſe Ahndungen rühren gemeiniglich von zu großer Freiheit her, die wir düſtern Einbildungen verſtatten. Zuweilen folgt allerdings von ohngefähr ein Ungemach darauf. Weit öfter aber findet ſich durchaus nichts, was als Erfüllung des Geahndeten gelten könne. —

Die Beſorgniß der Frau vom Hauſe ſchien ſich nicht zu beſtätigen. Der Graf blieb aus und ließ dieſes durch eigene Unpäßlichkeit entſchuldigen. Huiſen entdeckte ſowohl, daß letztere bloßer Vorwand war, als daß ſein Hausgenoſſe ſich im Stillen nach einer andern Wohnung umthat. Da der Statthalter ſchwerlich eine bequemere und paſſendere finden konnte, ſo beunruhigte der Umſtand den ehrgeitzigen Wirth. Er ſuchte den Grafen auf und fragte gradezu, ob irgend jemand im Hauſe ihn beleidigt habe, daß er auf Veränderung eines

Quartiers denke, mit dem er noch vor Kurzem beſonders zufrieden geweſen ſei.

Nein, ſprach der Statthalter, nur wünſchte ich vor allem, daß man auch mit mir zufrieden ſeyn möchte.

Und, Herr Graf, verſetzte Hulſen erſtaunt, wer hat gewagt, Euch ein Zeichen der Unzufriedenheit zu geben?

Der Statthalter ſchwieg einen Augenblick, dann ſagte er, des Wirths Hand ergreifend: Es giebt oft Dinge, von denen man ſelbſt überzeugt iſt, ohne andern die Richtigkeit dieſer Ueberzeugung darthun zu können. Erlaſſet mir die nähere Erklärung und ſeid verſichert, daß die Achtung vor Euch und Eurer Frau Gemahlin, m ch aus Eurem Hauſe begleiten werde.

Herr Graf — ſprach Hulſen — ſtatt mich zu beruhigen, habt Ihr mich erſt in eine recht peinigende Unruhe geſetzt. Meine Frau beſaß die Zuſage Eures Beſuches. Dieſe nehmt Ihr nun, unter dem Vorwande von Krankheit, nicht nur zurück, ſondern Ihr denkt auch darauf, alle Gemeinſchaft mit uns aufzuheben!

Eure Gradheit, Herr von Hulſen, fordert ein Gleiches. Wie ich jene Zuſage Eurer Frau gab, ſchien es mir, als ob ſolche ihr für eine harte Bedrohung gelte. Ich rief mir die frühern Umſtände bei ihrem Erwachen aus der Ohnmacht, von der Ihr gehört haben werdet, zurück, und mein Argwohn vermehrte ſich. Daher ſchien es mir beſſer, uns ganz von einander abzuſondern, als Eurer Gemahlin durch meinen Anblick unangenehme Gefühle zu erregen.

So haltet Ihr uns, ſagte Hulſen, für ſo fühllos, Herr Graf, um dergleichen Sorgen, die ich, mit Eurer Erlaubniß, überflüſſig nenne, ohne innere Empörung von Euch ertragen zu können; zumal, nachdem Ihr uns einen, gewiß nicht unwichtigen, Dienſt geleiſtet habt? — Kommt mit mir, um Euch zu überzeugen, daß die Schüchternheit meiner, ſehr einſam erzogenen, Frau es allein geweſen iſt, was ein falſches Licht auf ſie geworfen hat.

Hulſen ruhte nicht, bis Graf Caronne nachgab, und Blanka fühlte ſich dadurch von der drückenden Bürde des Undanks losgemacht. Jetzt ſchob ſie es auf das dumpfe, wahrſcheinlich von dem körperlichen Kraftmangel herrührende, ſogenannte Vorgefühl eines nahen Unglücks, wenn ſie damals in des Grafen Auge und ganzer Art bei ihrem Wiederbewußtſeyn, etwas Schlimmeres, als den Antheil eines tief empfindenden Herzens, wahrgenommen hatte.

3.

Nun wiederholte der Graf ſeinen Beſuch verſchiedene Mal. Bald kam es dahin, daß er ſeine ganze Muße der Geſellſchaft des glücklichen Paares theils zu Hauſe, theils in den Gärten der anmuthigen Gegend widmete.

Aber mitten durch ſeine Heiterkeit und Theilnahme, blickte nur allzuoft plötzlich ein Auge, welches einem ganz entgegengeſetzten, düſtern Schickſale anzugehören ſchien. Ja, zuweilen entſchlüpfte bei ſolchen Gelegenheiten dem Manne auch ein dumpfer Laut, der etwas recht Furchtbares an ſich hatte.

Das Paar glaubte dieſe, der Lauterkeit und Uebereinſtimmung ihrer Herzen, ganz fremden, unerfreulichen Erſcheinungen auf ein tiefzerriſſenes Gemüth deuten zu müſſen. Nachdem Blanka und ihr Gatte oft ſchon vergebens dem Geheimniſſe beizukommen geſucht hatten, ſagte erſtere einſt, an einem recht traulichen Abende zu dem Statthalter: Wißt Ihr wohl, Graf, was Euch fehlt? —

Nun, edle Frau?

Was anders, als eine Gattin?

Kann ſeyn! ſprach der Statthalter.

Es iſt! rief Huiſen, ſeine Hand ergreifend. Ein Mann wie Ihr, von Kraft und Wohlgeſtalt, muß der nicht bei einem ſo einſamen Leben eine unheimliche Leere in ſich fühlen, die den grauſamſten Zwieſpalt in ſeine Natur bringt? — Und ſolltet Ihr denn auch nicht eine Hausfrau wählen, und auf Nachkommenſchaft denken! bei Euern anſehnlichen Güthern? — Theurer Graf, tagtäglich habt Ihr das Beiſpiel einer recht glücklichen Ehe vor Augen, wäre Euch das kein Fingerzeig?

Nein! ſprach der Statthalter, nach einer finſtern Pauſe aufſpringend.

Hätte unſere gute Meinung Euch kränken können? fragte Blanka.

Vielleicht! rief er aus, und verließ ſie bald nachher.

Das Paar ſann bekümmert der Sache nach und gab ſich das Wort, dieſen Punkt nicht wieder gegen den Hausgenoſſen zu erwähnen.

4.

Der folgende Tag ſtand mit der Heiterkeit des erſten Theils von jenem Abende in ſehr ſchreiendem Kontraſte. Huiſen erhielt Nachricht, daß durch einen abſcheulichen Betrug ſein Vermögen dahin, und er ſo gut wie ein Bettler geworden ſei. O meine beiden Kinder! rief er troſtlos. Für mich ſtehen ſchon Dienſte bei dem Heere offen. Wer aber wird, wenn ich falle, ihr Verſorger ſeyn?

So tief auch Blanka ſelbſt von dem Unfalle ergriffen war, ſuchte ſie doch ihren Gatten mit Troſtgründen aufrecht zu erhalten, und als ob der Himmel ſelbſt dazwiſchen treten wolle, kam jetzt ein Brief von Huiſens nächſten Verwandten, durch den er, in Beziehung auf den erlittenen Verluſt, ſogleich nach Fließingen berufen wurde, wo ſich günſtige Ausſichten für ſeine Zukunft zeigten, von denen jedoch nur noch im Allgemeinen die Rede war.

Kaum daß er die Reiſe angetreten hatte, ſo erſchien der Statthalter bei Blanka. Edle Frau, fing er an — und ſie trat erſchrocken zurück vor den Flammen, die aus ſeinem Blicke loderten — war es geſtern Euer Vorſatz mich ſo entſetzlich, ſo namenlos zu verletzen? Nein, Beſte, das könnt Ihr nicht; Ihr wolltet vielmehr mein guter Engel werden; Ihr wolltet einen Menſchen retten, der ohne Euch ganz verloren ſeyn würde. Ja, Blanka, Recht hattet Ihr, der Liebe bedarf ich, aber einzig Eurer Liebe!

Mein Gott! ſprach die Geängſtete, beſinnet Euch doch, wer wir beide ſind! Dazu eilte ſie nach der Thüre des Seitenzimmers.

So wollt Ihr mich von Euch weiſen? fuhr Caronne fort. So kalt und fühllos wollt Ihr bleiben bei der Verzweiflung, die Ihr, Ihr ſelbſt, durch arge Worte über mich gebracht habt?

Ich? rief Blanka erbleichend.

Ihr, durch das Wort von geſtern! Bis dahin hatte ich mit meinem Herzen gerungen, oft mich müde gerungen, aber immer wieder Kraft geſammelt zu neuem Kampfe. Doch Euer Wort, Euer Rath, war der heilloſe Funke, der das ganze Gebäude meiner Vernunft auf Einmal in Aſche legte. Wißt Ihr noch, wie ich Euch ſeit jenem Unglückstage Eurer Bekanntſchaft vermied, und was Ihr dann ſelbſt thatet, mich in Eure Netze zu ziehen?

Herr Graf, rief Blanka hoch empört, keinen Vorwurf, daß mein gutes Herz das Eurige fälſchlich nach ſich ſelber maß, und daher das Gefühl, einen Schuldloſen beleidigt zu haben, von ſich abzuwenden ſuchte. Auf Eure Rechnung nur kommt der Frevel, der mir von jetzt jede Gemeinſchaft mit Euch verbietet.

Frau von Huiſen verſchwand in das Nebenzimmer, welches ſie abſchloß, hörte auch nichts von dem abwechſelnden Schmeicheln und Toben des ganz außer ſich geſetzten Mannes, weil das Gemach ihrer Dienerin, zu der ſie eilte, ziemlich entfernt von ihrem Wohnzimmer war.

5.

Ein Brief an Blanka, den der Statthalter ein Paar Stunden ſpäter durch einen Unbekannten abgeben ließ, enthielt, neben der dringendſten Bitte um Verzeihung, einen Wink, wegen eines ſehr gefährlichen Verhältniſſes ihres Gatten, welches eben die Urſache ſeiner jetzigen Abweſenheit ſei. Huiſens Verwandte nämlich ſtänden in dem Wahne, ihrem zerrütteten Vermögen durch Verbindungen gegen die Regierung wieder aufhelfen zu können, und ihr Gatte ſei in den Verrätherplan mit eingegangen.

Graf Caronne fügte hinzu, daß er Blanka dieſes zum Zeichen ſeines beſondern Zutrauens offenbare, und ihr überlaſſe, den Gatten darüber auszuforſchen und ihn zu warnen. Doch lege er ihr zugleich die Verpflichtung auf, Huiſen nicht zu geſtehen, daß ſie ſchon in etwas von ſeiner Vergehung unterrichtet ſei, am allerwenigſten aber, ihn, den Statthalter, als darum wiſſend zu nennen, weil ſonſt ſein Beruf ihm auferlege, den Verdächtigen ſogleich zur Haft bringen zu laſſen.

Uebrigens — ſo ſchloß er — glaube ich, daß die Entdeckung eines ſo wichtigen Geheimniſſes der Rückgabe Eurer, mir unentbehrlichen Freundſchaft und der Verſchweigung des Vorgefallenen gegen Euern Gemahl, wohl nicht ganz unwerth ſey.

Blanka fühlte ſich tief erſchüttert. Wenn auch nur das Mindeſte an der Sache war, von der des Statthalters Brief redete, ſo ſtanden Glück und Leben ihres Gatten in der Hand des Zurückgewieſenen! — Sollte ſie dieſen jetzt ſprechen, oder nicht? Ihre Unentſchloſſenheit hierüber dauerte ſo lange, bis Huiſens Rückkehr ein geheimes Geſpräch mit dem Statthalter unmöglich machte.

Des Angekommenen düſteres, verſtörtes Anſehen ſchien die Wahrheit der ſo ſchrecklichen Nachricht zu beſtätigen. Außer ſich, faßte die Gattin ihn bei der Hand. Sind Eure Hoffnungen fehlgeſchlagen, liebſter Gemahl? rief ſie aus, und er wandte den Blick ſchweigend zur Erde. O ſprich mein theuerſtes Leben, was fehlt Dir? Du biſt ja gar nicht wie ſonſt! —

Leicht möglich! antwortete er.

Mein Gott, verſetzte ſie, warum biſt Du's nicht? Warum dieſe zurückſchreckende Kürze auf mein theilnehmendes Fragen?

Weil Weiberohren nicht für jedes Männerwort eingerichtet ſind! — ſprach er finſter.

Blanka erſchrak heftig. Was der Statthalter geſchrieben hatte, ſchien ihr nunmehr außer Zweifel. Und als der Gemahl, wie ſie jetzt weinend um ſeinen Hals fiel, ſich von ihr abwendete und ſagte: Nicht deiner Thränen, ſondern der Ruhe bedarf ich! da wankte ſie hoffnungslos nach der Thüre.

Mit Grauen gedachte ſie, als hier Graf Caronne ihr entgegentrat, jenes Morgens, wo ſie, beim Wiedererwachen in der Sakriſtei, ſeinen Arm um ſich geſchlagen fand, und auch jetzt ſanken ihre Kniee ſo zuſammen, daß ihr dieſer Arm wieder nöthig wurde.

Iſt Eurer Gemahlin ein Unfall begegnet? rief der Graf.

Schwäche ihres Geſchlechts, nichts weiter! erwiederte Huiſen unmuthig. Dankt Gott, Herr Graf, daß kein neugieriges Weib Euch mit Fragen in den Weg läuft, wenn Ihr einmal eine ernſte Stirne nach Hauſe bringt.

Der Statthalter ſah hier Blanka mit Bedeutung an, die das Auge voll unendlichen Schmerzes zum Himmel erhob.

Ei, das beklage ich eben, ſprach der Graf, daß keine Theilnahme mich bei der Heimkehr zu erquicken pflegt! Doch zu etwas Anderm. Ihr ſeid in Fließingen geweſen; was bringt Ihr Neues von daher mit?

Blanka's angſtvoll über beide Männer hinſtreifender Blick ſenkte ſich voll Thränen, die ein tiefer Athemzug plötzlich aus ihrem Auge herabwarf, nach der eigenen, heftig bewegten Bruſt. —

Nichts! antwortete Hulſen, mit ſichtbarem Widerwillen.

Habt Ihr dort Eure Verwandten nicht geſprochen?

Warum? verſetzte der Zurückgekehrte, und eine hohe Röthe ſtellte plötzlich die Unruhe ſeines Auges in ein recht grelles Licht.

Der Statthalter führte nunmehr die Rede auf gleichgültige Dinge über. Doch weder Hulſen, noch deſſen Gattin, hatten Sinn dafür. Als hierauf der Verlegene den erſten Vorwand, dem drückenden Geſpräche durch Entfernung auszuweichen, mit Freuden ergriffen hatte, da faßte Caronne die Hand der tiefbeklommenen Dame.

Edle Frau, ſprach er, daß ich Eure Leiden ſo ſehen muß, ohne Troſt und Linderung geben zu können!

Zugleich umfaßte er die vor Schmerz ganz Bewußtloſe.

Herr Graf, ſprach ſie, aus ſeinem Arme ſich losreißend, was iſt in Fließingen geſchehen?

Verrath! Euer Gatte mit ſeinen Verwandten!

Nein, rief Blanka. Mit meinem Leben — ein ſchlechter Preis zwar, doch habe ich keinen höhern — mit meinem Leben bürge ich für meinen Gemahl. Er iſt kein Verräther! Seine Verwandten kenne ich zu wenig, um ſie zu verſtreiten; mein Gemahl aber iſt keiner! Traut, Herr Graf, dem Worte einer Frau, die ihn kennt, wie ſich ſelbſt. Ein Verräther kann er nimmermehr werden!

Edle Frau, ſprach der Statthalter, Ihr meint den Richter eines Beſſern überreden zu müſſen, und vergeßt, daß nur der Freund, Euer Freund auf Leben und Tod, vor Euch ſteht! Vertrauet mir, und Ihr werdet es nie bereuen. Meint Ihr vielleicht, daß dem Manne, deſſen Auge jede Eurer Mienen gierig in ſich ſaugt, Euer Zuſtand vorhin habe entgehen können? Die erkannte Schuld des

Gatten war es, was Euch das Gepräge der Verzweiflung aufdrückte.

Nur der Verdacht der Schuld! rief Blanka. Eure Nachricht, ſeine darauf folgende Seltſamkeit, beſtürmten mich für den Augenblick. Aber das Wort: Verrath, hat mich, Gott Lob! auf Einmal wieder zum vollen Bewußtſeyn aufgeſchreckt. Er iſt kein Verräther. Er kann um des höchſten Glückes, wie um des entſetzlichſten Unglückes willen, nie ſo tief ſinken, um den ihm angeſtammten Namen zu brandmarken! Auf der Folter noch will ich das beſchwören.

Der Statthalter zuckte die Achſeln.

Ihr glaubt mir nicht, Herr Graf? O mein Gott! —

Leiſer, Theuerſte, wir leben in Zeiten, wo jeder Winkel ein treuloſes Ohr verbirgt, und wo der Statthalter das dann anhören muß, wogegen der Freund ſo gern taub ſeyn möchte!

Fürchtet nichts; für unſre Dienſtleute bürge ich.

Wie für Euern Gatten! ſprach er langſam und bedeutungsvoll, und beſchwor ſie durch

Mienen, das heftige Wort zurückzupreſſen, das ihrer Bruſt ſich entreiſſen wollte.

Traut dem Freunde! ſagte er noch im Weggehen, und haltet den Gegenſtand unſeres Geſprächs vor Euerm Gemahle geheim. Morgen findet ſich vielleicht beſſere Zeit dazu. Vermuthlich gelingt es mir, ihn und Euch bis dahin zu ſchützen.

Halb vernichtet, wollte ſie zu ihrem Gemahl, mußte aber vernehmen, daß er ausgegangen ſei.

6.

Klarer als je, ſchwebte der grauenvolle Zuſtand am Morgen des Fronleichnamsfeſtes in Blanka's Erinnerung. Die damalige, von ihr ſelbſt nachher kindiſch geſcholtene Ahndung kam plötzlich am Arme des finſtern Geiſtes, von dem ihr in der Sakriſtei träumte, der Unglücklichen nachgeeilt, um ihr über die Schulter zu blicken, und mit furchtbar funkelnden Augen zu fragen, ob ſie nun bald an das Vorgefühl des innern Sinnes glauben werde.

In der Entbehrung des Gatten auf jenem Kirchgange ſchien ihr der Keim zur jetzigen, weit peinlicheren Entbehrung deſſelben, ſchon zu liegen.

Abwechſelnd ſuchte ſie vor den Bildniſſen ihres verſtorbenen Vaters und der heiligen Jungfrau Troſt. Und als dieß vergebens war, eilte ſie mit ihren zwei Kindern aus dem Hauſe, um an dem Buſen ihrer Mutter ſich auszuweinen. Von da ließ ſie mehrmals in ihrer Wohnung anfragen, ob Huiſen zurück ſei. Es grauete ihr vor dem dortigen Aufenthalte ohne ihn. Darüber waren die Kinder ſchlafen gelegt worden, und endlich gar ſchon die Mitternacht herangekommen. Nun begleitete ſie die Mutter ſelbſt nach Hauſe. Hier aber fand ſie die Dienſtleute in der größten Beſtürzung, weil erſt wenige Minuten zuvor ihr eben heimgekehrter Gatte verhaftet und weggebracht worden war.

Auf das Aergſte ſchon gefaßt, weckt dieſe Beſtimmtheit des Unglücks die Kraft in ihr, welche durch die frühere Ungewißheit ſich gebunden fühlte. Alle Rückſichten verſchwinden, wo die Noth gebietet. Einen Dolch aus ihres Gatten Gewehrkammer unterm Buſentuche verborgen, eilt ſie in des Statthalters Wohnung. Vergebens behauptet ein Diener, daß er den Schlafenden nicht wecken dürfe. Er iſt Statthalter, ſpricht ſie, und darf auch in der Nacht den Bedrängten ſeinen Schutz nicht verweigern.

Der Wortwechſel zwiſchen ihr und dem Diener wird immer lebhafter, und endlich ſo laut, daß Caronne von innen nach der Urſache fragt, und Blanka eingelaſſen wird.

Herr Graf, redet ſie ihn an, Ihr ſagt, Ihr liebtet mich, und raubt mir doch mein Liebſtes und könnt dann noch ſchlafen? Beweiſt den Ernſt Eurer Gefühle für mich, durch die Zurückgabe meines Gatten!

Der Statthalter ſprach von der Unmöglichkeit, da Huiſens Verrath erwieſen ſei. Zugleich beſchwor er ſie, ſich im unvermeidlichen Unglücke zu faſſen, da durchaus keine Rettung für ihren Gemahl ſich denken laſſe.

Da ſtürzte die Verzweifelnde ihm zu Füßen und ſagte: O ſo begnüge Dich doch mit dieſem meinen Leben, das nun einmal nicht Dein werden kann. Nur meinen Gatten, den Vater meiner armen Kinder, gieb Leben und Freiheit wieder. Nimm dieſen Dolch, zu meinem Schutze war er für Deine Bruſt beſtimmt, nimm ihn und ſättige Deinen Blutdurſt mit meinem Tode. Doch ſchwöre mir zuvor des innig geliebten Gatten Befreiung.

Wohlan, ſprach der Graf, es kann, es wird mein eigenes Leben koſten, was aber gilt es mir, ohne Dich, ohne Deine Liebe? Ja, Theuerſte, ich ſchwöre, den Hochverräther auszuliefern, wenn Du meiner Liebe Gehör geben willſt. Sei nicht grauſam gegen den Unglücklichen, dem Du alles biſt, und beweiſe Deine Liebe zum Gatten dadurch, daß Du den einzigen Weg zu ſeiner Rettung einſchlägſt. —

O Gott, Gott! rief ſie, ihr vor Schaam hocherglühendes Geſicht auf den Fußboden verbergend. Dazu umfaßte ſie ſeine Knice und bat, daß er bedenken ſolle, wie die Erfüllung ſeines ſtrafbaren Verlangens den Frieden der ſtets vor ihrem Bewußtſeyn, wie vor der Welt, Makelloſen, und den ſeinigen zugleich, für immer, zerſtören müſſe. —

So giebt es denn, rief er aus, kein Verhältniß, vor dem die gemeinen Anſichten von Tugend und Treue einer höheren weichen ſollten? Ein Mann, der ſein Leben für Dich und Deinen Gatten dahingiebt, — und dieß iſt mein Fall, da der Herzog die Befreiung eines Hauptverräthers nie verzeihen kann — darf ein ſolcher Mann nicht auf einen günſtigen Augenblick von Dir rechnen?

Die Hände vor ihre reinen Augen haltend, gleichſam als dürfe ſie die Lippen nicht ſehen, deren freches Verlangen mit Vorſtellungen von Recht und Tugend nicht zu beſchwichtigen waren, raffte ſie ſich auf, um vor einem Kruzifix im offenen Nebenzimmer niederzuſinken. Dieſes heilige Bild, ein Zeuge von Blanka's frühern Jahren, ſchien ihre Kraft neu zu beleben und den Feind ihrer Ruhe ſelbſt Ehrfurcht zu gebieten. Denn ſo lange ſie hier im Gebet zubrachte, beläſtigte er ihr Ohr mit keinem Laute.

Aber nur allzubald offenbarte es ſich, daß

Blanka's Hoffnungen auf ſeinen verbeſſerten Sinn grundlos geweſen waren. Als ſie nämlich ſich erhob und mit feſtem Schritte dem Vorzimmer zueilte, da rief Caronne:

O der hohen, herrlichen Tugend, die den Gatten ſo kalt und fühllos ermorden kann! Gedenke des Wortes, Blanka, wenn Morgen vom Schaffot das blutige Haupt Deines Gemahls Dich anklagt! —

Das traf in's Leben der Armen; ſie ſank an der Thürſchwelle zu Boden. Da eilte der Graf zu der Schutzloſen, von dem innern Anſchauen ſeiner Schilderung, bis zum gänzlichen Mangel ihres Bewußtſeyns Betäubten.

7.

Meinen Gatten, Ungeheuer! rief die Unglückliche und ſprang in wilder Bewegung auf.

Caronne fiel ihr zu Füßen und ſagte: Sollſt ihn ja haben, einziges Leben, ſei nur mild und laß den Zorn Dein holdes Auge nicht alſo entſtellen.

Ich verachte Dein Schmeicheln, erwiederte ſie, will auch nichts von Dir, als den Gemahl, deſſen ich auf ewig unwerth geworden bin! —

Morgen, Theuerſte!

Morgen erſt? rief ſie. Bis morgen ſoll ich die Schande tragen, durch die ſein Leben von einem Tiger erkauft werden mußte; bis morgen meine tiefe Erniedrigung beweinen, ohne des Troſtes ſeiner Vergebung zu genießen? —

So wolltet Ihr entdecken — —! rief der Statthalter erſchrocken.

Meinſt Du, Böſewicht, daß ich ohne dieß Bekenntniß je wieder mein Auge zu ihm aufſchlagen könnte?

Entrüſtet und mit zum Spott verzogener Lippe ſagte er hierauf: Schaltet mit Euern Augen nach Gefallen. Doch glaubt nicht, Euern Gatten zurück zu erhalten, ehe Ihr eine gänzliche Verſchwiegenheit gegen ihn angelobt habt.

So ſeid Ihr ſchamlos genug, jetzt noch Bedingungen zu machen, wegen ſeiner, mit der Ruhe meines ganzen Lebens erkauften Freiheit?

Nicht anders, ſagte er kalt. Euern Gemahl ſollt Ihr erhalten, doch zuverläſſig erſt nach abgelegtem Gelübde der Verſchwiegenheit.

Troſtlos eilte ſie hinweg.

8.

Blanka war einer Ohnmacht nahe, als ſie am folgenden Tage wieder des Statthalters Zimmer betrat. Von der ungeheuern Unglückslaſt der vergangenen Nacht ward ihr jetzt das Felſenſtück erklärt, was in jenem Traume auf ſie niederſtürzte, nur daß ſie nicht, wie damals, der Laſt ausweichen konnte. Selbſt das Heilandsbild am Kreuze ſchien den Blick von ihr abzuwenden, weil ſie, ſchon an der Thüre, ſich doch noch durch des Böſewichts Schreckenswort um ihre Beſinnung hatte bringen laſſen. —

Caronne kam ihr mit der Geberde eines Verzeihung Suchenden entgegen. Er klagte ſich ſelbſt wegen der Härte an, mit der er ſie beim Abſchiede habe entlaſſen können. Er ſchob die Schuld auf ſeine Liebe, welche von ſo viel Haß, als ſie gegen ihn ausgeſprochen, wohl empört hätte werden müſſen. — Seine Abſicht war augenſcheinlich ein fortdauernder vertrauter Umgang mit der ſchönen Frau.

Umſonſt all ſein Schmeicheln und Beſchönigen! Sie wendete ſich ab von dem Krokodill, das den Ton der Unſchuld nur darum nachahmt, um ſeinen Raub deſto leichter an ſich zu ziehen. Sie drang auf Erfüllung ſeines Eides: die Herausgabe Huiſens.

Der Statthalter wiederholte ſeine Verſicherung, daß ſie, wo möglich, noch an demſelben Tage erfolgen ſolle. Um jedoch die Form nicht zu verletzen und ſich ſelbſt thunlichſt vor der Verurtheilung zu ſchützen, habe er noch zuvor die Abhörung eines nicht gegenwärtigen Zeugen nöthig, der aber alle Stunden erwartet werde.

Derſelbe nichtige Vorwand kam alle Tage wieder, und Huiſens Gefangenſchaft dauerte ſchon viele Wochen. Ueberdies hatte Caronne immer Entſchuldigungen, um der Tiefgebeugten ſogar das Beſuchen ihres Gemahls im Kerker zu verſagen.

9.

Endlich als alle Beſtrebungen des Statthalters der Empörten für mehr, als ein Ungeheuer zu gelten, ſcheiterten, und ihr Ungeſtüm immer heftiger und furchtbarer wurde; da ſagte er eines Morgens zu ihr:

Wohlan, edle Frau, weil Ihr denn kein Heil ſehet, als in Euerm Gemahl, ſo mögt Ihr ihn jetzt Euch ſelbſt holen aus dem Gefängniſſe.

Lange hatte die Hoffnung ihr Herz nicht ſo erweitert, als auf dem Wege dahin. Wie entſetzte ſie ſich aber, da ſie hier zwar ihren Gemahl, jedoch entſeelt in einem Sarge liegend, wiederfand. Der verruchte Statthalter hatte ihn, wahrſcheinlich aus Furcht vor ſeinem Leben, kurz zuvor im Kerker enthaupten laſſen. Der Scharfrichter war noch da, und geſtand, daß ihn das Mitleid bei keiner Hinrichtung gefaßt habe, wie bei dieſer. Er könne ſich nicht überzeugen, daß der Mann ſchuldig geweſen ſei.

Nachdem er den Kerkermeiſter unter irgend einem Vorwande entfernt hatte, äußerte er auch gegen die Verzweifelte, daß der nunmehr Todte, ſeiner Theilnahme vertrauend, ihm ein Papier für ſie übergeben habe. Dieſes enthielt Folgendes:

„Die Hoffnungen, die man in Fließingen
„mir eröffnete, waren zu ſtrafbar, als daß ich
„auf ſie hätte bauen können; daher ſuchten
„meine Verwandte vergebens mich in ihre
„Thorheit hineinzuziehen. Sie verdienten den
„Tod, der, wie ich höre, ihnen geworden iſt.
„Ich aber, ich ſterbe ſchuldlos. Ich muß
„fürchten, daß es der Statthalter wiſſe und
„als ein Bube an mir handle, an mir und
„an Dir! Mein beſtes Bewußtſeyn ſei Dein
„Troſt, o Theure, Ewiggeliebte. Leb wohl!
„Gott wird unſre Kinder nicht vergeſſen! Wo
„wir uns wiederſehen werden, da fallen die
„Schleier von der Unſchuld, wie von dem
„Verbrechen."

Wie gelähmt am ganzen Körper ließ Blanka ſich zu ihrer Mutter führen. Stumm reichte ſie ihr das letzte Lebewohl des Gatten und ſank dann zu dem Leichname nieder, welcher auf ihre Anordnung zugleich mitgebracht worden war. —

Heillos! rief die Mutter aus, und äußerte ihr Verlangen, den Frevel in ſeinem Zuſammenhange zu vernehmen. Aber die Hoffnungsloſe ſchien auf der Welt nichts mehr haben und thun zu wollen, als den Ermordeten anzuſtarren und durch inbrünſtige Gebete die entflohene Seele zur Rückkehr zu nöthigen.

Mit der dringenden Vorſtellung, daß es ihr jetzt die heiligſte Pflicht ſei, des Ermordeten Kindern die Mutter zu erhalten, zog man ſie endlich von der Stelle weg, auf der nur Tod oder Wahnſinn zu erwerben war. —

10.

Während Hulſens Leichnam beſtattet wurde, entdeckte Blanka das ganze ſchreckliche Geheimniß der verſtändigen Matrone. Den Zettel! rief ſie, als ſie geendet hatte, ſogleich will ich ihn dem Unmenſchen vorhalten, und dieſen dann, zu meiner einzigen Genugthuung, hohnlachend durchbohren!

Aber die Mutter entgegnete: Beherzige vor Allem das Schickſal deiner Kinder! Nicht durch Mord kann ein Mörder gerichtet werden. Auch er gehört der Hand der Gerechtigkeit an. In der Perſon des Herzogs wird dieſe nun bald erſcheinen. Verbirg bis dahin des Gatten Worte vor jedermann, damit es der Bosheit nicht einfalle, auch aus deinem Blute neue Nahrung ziehen zu wollen. —

Faſt hätte Blanka die Zuſage vergeſſen, welche ſie hierauf der Mutter gab, als kurz nachdem ſie im Geleite derſelben nach ihrer Behauſung gekommen war, der Statthalter die Frechheit ſo weit trieb, um ſie zu beſuchen und ſeine Unthat zu entſchuldigen. Des Herzogs ausdrücklicher Befehl, ſo log er, habe ihren Gatten verurtheilt, und er wage noch viel damit, daß ihr der Leichnam ſei überlaſſen worden. Zur Bekräftigung der Sache zog er ein Papier hervor, nach dem der Ermordete ſeiner Schuld völlig überführt ſeyn ſollte.

Die heftig hierdurch Empörte, den letzten Zeilen ihres Gemahls mehr trauend, als dem falſchen Papiere des Statthalters, verbarg ihr Geſicht an der Bruſt ihrer Mutter, um nicht durch das Anſchauen des Verworfenen zum Ausbruche der Verzweiflung bewogen zu werden. —

Aus den Koſtbarkeiten zu ſchließen, welche Caronne ihr zum Geſchenke mitgebracht hatte, war ſeine Abſicht, die Wittwe zu heirathen. Was aber konnte wohl ſeine gänzliche Fühlloſigkeit unwiderlegbarer ausſprechen, als die Erklärung einer ſolchen Abſicht, unmittelbar nach dem Vorgefallenen? —

Fort, fort damit! rief ſie noch immer, ohne ihn eines Blickes zu würdigen. —

Die Mutter bat, daß er den gerechten Schmerz ihrer Tochter ſchonen und ſich entfernen möchte, und er ging.

II.

Jedoch — vermuthlich auf die Armuth der Wittwe und das ungewiſſe Loos ihrer Kinder, ſeine Hoffnung ſetzend — ruhte der Statthalter nicht, der Traurenden jeden Tag durch neue Zudringlichkeit noch mehr zu verleiden. Ob ſie ſchon Anſtalt getroffen hatte, daß er ihr niemals vor die Augen kam, ſo wurde ihr doch ſein Beſtreben am Ende dergeſtalt zuwider, daß ſie ſich zu einer Reiſe in die Nachbarſchaft entſchloß. Dabei hatte ſie zugleich den Zweck, ihre Anklage gegen Caronne dem Fürſten, bei deſſen — im Ganzen ſehr geheim gehaltener — Ankunft auf Walcheren, vorzutragen, da ſie aus guter Quelle wußte, daß dieſe nun nächſtens erfolgen müſſe.

Herzog Karl langte an. Blanka, von ihrem vorausgeſchickten Boten in Zeiten benachrichtigt, ließ an einem Orte, wo der Herzog die Glut des Mittags abzuwarten gedachte, bei ihm um Gehör bitten.

Der Recht liebende Fürſt erglühte hoch vor Zorn, als die ſchöne Trauernde, von ihren Thränen bisweilen lange unterbrochen, die Frevelthaten des Statthalters, in ſo leiſem, als tieferſchütterndem, Tone vortrug.

Verhält ſich auch alles ſo? fragte er. Beide, Ihr und Euer Gatte, gewiß unſchuldig?

Für mich, antwortete ſie, hafte ich mit meinem, und — was weit mehr iſt — mit meiner zwei Kinder Leben. Die Unſchuld des Ermordeten aber ſprechen dieſe Zeilen aus.

Hierbei überreichte ſie Huiſens letzte Worte.

Wohl! ſagte der Herzog, um unerkannt zu bleiben, kommt morgen vor Tages Anbruch nach Middelburg, wo ich noch dieſen Abend ganz im Stillen eintreffen werde. Sagt daher auch niemand davon. Begebt Euch mit Eurer Mutter in meine dortige Wohnung, und nennt Euch nach Euerm Geburtsnamen, ſo werdet Ihr Aufnahme finden und habt dann das Weitere zu erwarten.

12.

Herzog Karl ſetzte bei ſeiner ſpät Abends erfolgten Ankunft im Thore zu Middelburg eine ſchwere Strafe auf das Ausplaudern derſelben, und ließ am folgenden Morgen mit dem Früheſten den erſtaunten Statthalter rufen. Nachdem der Herzog, mit ſchwerverhaltenem Grimme, im Beiſeyn zweier Räthe, einige Worte geſprochen, fragt er den Grafen, ob er auch die Gerechtigkeit nie wiſſentlich verletzt habe?

Nie? wiederholt der Richter heftig, mit funkelndem Auge, als Caronne ſolches verſichert. Zugleich öffnet er das Nebenzimmer, führt die Trauernde vor, hebt ihren Schleier auf, und ſpricht: Kennt Ihr dieſe?

Als nun der Sünder erbleichend zurücktritt, fragt der Fürſt ſchnell weiter. Und ihre Beſchwerden über Euch, kennt Ihr ſie auch? Himmelſchreiend ſind ſie, was ſagt Ihr dazu?

Der Statthalter, ſeiner Worte nicht mächtig, ſchwankt zwiſchen Bekennen und Läugnen dergeſtalt, daß ſeine Schuld in's Auge ſpringt. Um indeſſen ein möglichſt begründetes Urtheil zu fällen, läßt der fürſtliche Richter Blanka und die Räthe abtreten, und redet den Angeklagten dann folgendermaßen an: Bekenne ſogleich den ganzen Verhalt der Sache. Dem Geſtändniſſe harret Milderung der Straſe, dem Läugnen unendliche Pein!

Da wirſt ſich der Statthalter ihm zu Füßen, alles, wie Blanka erzählt hat, bekennend und um Verzeihung flehend. —

Gern verziehe ich, wenn Euer Vergehen meine Perſon beträfe! antwortete der Herzog. Ihr aber habt die Würde des Fürſten überhaupt, die ich in Eure Hand legte, auf das Heilloſeſte geſchändet. Aus der Gerechtigkeit habt Ihr die verworfene Dienerin Eurer Lüſte, ja die Mörderin der Gerechten gemacht. —

Da berief ſich der Statthalter auf ſeine frühern Verdienſte und deren öffentliche Würdigung, erbot ſich auch, zu Hinwegnahme der der Witwe zugefügten Schmach, dieſer am Altare die Hand zu reichen, und des Ermordeten verarmte Kinder als ſeine Erben anzuerkennen.

Erwartet hier Euer Urtheil! ſagte der Herzog, beſänftiget, wie es ſchien, und begab ſich in das Nebenzimmer zu der Trauernden. Wackere Frau, redete er ſie an, ſein Geſtändniß hat

Eure Anklage vollkommen gerechtfertiget. Wollt Ihr nun, mir gänzlich vertrauend, Euch in das Urtheil geduldig fügen, das ich in Eurer Sache zu fällen vorhabe?

Das, mein Fürſt, müßte ich ja wohl, ſelbſt wenn Eure, überall bekannte, Gerechtigkeit mir allein unbekannt geblieben wäre.

Nein, erwiederte der Herzog, Ihr ſollt hier nicht müſſen, ich entbinde Euch deſſen, und wiederhole die Frage: Wollt Ihr, im Vertrauen auf mich, mit dem Euch noch räthſelhaften Richterſpruche zufrieden ſeyn? —

Ja, ich will es, antwortete ſie mit feſter Stimme.

So harrt denn mein in dieſem Zimmer; bald werde ich zurückkehren.

13.

Vergebens ſuchten die Trauernde und deren Mutter, die ſich bei ihr befand, während ihres Alleinſeyns, im weiten Reiche des Möglichen nach einer Form für die, zur Zeit noch ganz unbekannte, Entſcheidung. Schon geſtand Blanka die Reue darüber, daß ſie ihren Willen ſo ganz des Herzogs Verfügung überlaſſen, da er ſie doch davon losgeſprochen habe. Sein ſo feierlicher Eingang, in dem er um ihr Vertrauen warb, ſchien ihr auf etwas Beſonderes, ſie mit Betreffendes hinzudeuten. Die Mutter behauptete indeſſen, daß von dem gerechten Karl keine Sentenz zum Nachtheile der durch ſeinen Stellvertreter ſo abſcheulich Gemißhandelten, zu erwarten ſei.

Als der Herzog hierauf wieder, im Gefolge mehrerer ſeine Räthe, hereingetreten war, ſprach, er zu dieſen: Ihr ſeid nun, durch mich, von der Anklage und der Schuld des hieſigen Statthalters unterrichtet, ſo wie von dem, was ich zu Rettung der Ehre dieſer Dame beſchloſſen habe.

Dann ſprach er zu Blanka gewandt: Jetzt, Dame, iſt's an Euch, mir vor dieſen achtbaren Zeugen zu wiederholen, daß Ihr Euch meinem, Euch noch unbekanntem Urtheile, gewiß und ohne Murren, unterwerfen wollt.

Als feſſele ein furchtbares Vorgefühl ihre Zunge, ſo zögerte ſie einen Augenblick. Allein

Karls feſt auf ihr haftendes, das vorhin ihm zugeſtandene Vertrauen gleichſam forderndes, Auge, dazu der Mutter bittende Miene, bewogen ſie, mit lauter, deutlicher Stimme zu ſagen: Ja, ich will es!

Und ſogleich führte er Blanka über einen langen Gang und hieß die Uebrigen folgen. Der Trauernden hätten faſt die Füße den Dienſt verſagt, als ſie in einer Kapelle anlangten, vor deren Altare bereits ein Prieſter, und ohnweit von dieſem der Graf Caronne ſtand.

Vielleicht gehörte Karls jetzt bis zur Strenge ernſtes Auge dazu, die Wankende im Bewußtſeyn ihres feierlichen Verſprechens zu erhalten.

Der Herzog ſelbſt legte ihre heftig zitternde Hand in die Hand des Statthalters und ſagte zu ihr: Das Band dieſer Ehe war Euch nöthig, um die erduldete Schmach von Euch und Euern Kindern zu waſchen, welche letztere der Graf von Caronne durch dieſe Verſchreibung zu ſeinen Erben eingeſetzt hat. Darauf winkte er und der Graf trat mit der Halbentſeelten zum Altare. Das dumpfe, kaum vernehmbare Ja derſelben auf die

Frage des Prieſters, hallte mit zerreißendem Schmerze in jedem fühlenden Herzen wieder. Beſonders konnte Blanka's Mutter ſich nicht faſſen. Sie ſchien bitter zu bereuen, daß ſie zu der unbedingten Ergebung der Tochter in Karls Willen vielleicht mit beigetragen habe.

14.

Als nun die Handlung beſchloſſen war, da hielt ſich die Verzweiflung der Leidenden nicht länger. Gnädigſter Herr, rief ſie, zu den Füßen des Herzogs, Ihr habt durch dieſes furchtbare Eheband für meine Ehre und meine armen Kinder geſorgt, macht nun auch, daß ich nicht unter der Laſt deſſelben erliege, und verbietet dieſem — dabei zeigte ſie auf Caronne — verbietet dem Mörder meines ewiggeliebten Gemahls, alle Gemeinſchaft mit der ihm jetzt Angetraueten!

Blanka! rief hier der Statthalter flehend, und ſuchte die Hand der von ihm ſich Abwendenden zu erfaſſen. Aber der Herzog trat dazwiſchen.

Gehet, herrſchte er ihm zu, meine Befehle werden Euch draußen finden!

Als er nun hinweg war, ſprach Karl zu der ſchönen Trauernden: Meintet Ihr, daß ich Euer Vertrauen ſo mißbrauchen könnte, um Euch in die Arme dieſes Böſewichts zu werfen. Wahrlich nur dann ſollte es geſchehen, wenn Leichtſinn Euch gerathen hätte, meinem Willen ohne Widerſpruch folgſam zu ſeyn. Nein, wackere Frau, ſeine ewige Trennung von Euch iſt ſchon angeordnet. Seid Ihr damit zufrieden?

Blanka bejahte und dankte dem Herzoge für ſeine Großmuth.

Ein, ſo viel Blanka's Gemüthsumſtände ſolches erlaubten, heiterer Mittag, bei dem der Statthalter fehlte, ſchloß ſich an dieſe ſeltſame Vermählung.

Nach der Tafel zeigte der Herzog ein großes Verlangen, Hulſens zwei Kinder zu ſehen, und bewog die Trauernde ſelbſt, ihn nebſt der Mutter in ihre Behauſung zu führen.

Wohnt nicht Caronne hier? fragte er, als ſie im erſten Stockwerke des Hauſes anlangten, und Blanka ſuchte ſich, indem ſie es bejahte, von der Thüre zu entfernen.

Mit nichten, ſprach der Herzog, noch Einmal müßt Ihr ihn ſehen; das letzte Mal! Ihr waret mit meiner Entſcheidung zufrieden, aber ich, der Herzog, durfte es nicht ſeyn, bis dem ſchuldlos vergoſſenen Blute Gnüge geſchehen. —

Die Thüre that ſich nun auf, und Blanka ſank mit einem Schrei des Entſetzens an der Mutter Bruſt, als ſie in demſelben Zimmer, welches ſie nun für immer verabſcheute, den Statthalter enthauptet, und grade, wie vor Kurzem ihren erſten Gemahl im Sarge erblickte.

Edle Frau, ſprach der Herzog, ſie von dem Gemache fortführend, die Gerechtigkeit ſuchte Euerm Auge für den ſchauerlichen Anblick genug zu thun, welchem die heilloſeſte Ungerechtigkeit es ausſetzte. Verzeiht, wenn Euerm Gefühle dabei Weh geſchah, und laßt uns eilen, daß ich in den beiden rechtmäßigen Erben des Ungerechten meine nunmehrigen lieben Mündel umarme.

X.

Gedichte.

An die Harmonie.

Schöpferin des frohen Lebens,
Das durch weiche Herzen quillt,
Leiterin des ſüßen Strebens,
Das der Liebe Buſen füllt,
Tröſterin in tiefen Leiden,
Die den Schmerz gefangen hält,
Mutter kaum verſtandner Freuden
Aus der unbekannten Welt!

Wer vermag, dich zu erſpähen,
Wo du mild und liebend weilſt?
Wer hat je die Bahn geſehen,
Wo du über Roſen eilſt?
Allenthalben ſtrömt dein Segen;
Aller Orten weilt dein Fuß;
Unter Sonnenſchein und Regen
Lächelt uns dein holder Gruß.

Wer vermag, dich zu ergründen,
Was du willſt, und was du thuſt?
Ob in Tiburs Felſenſchlünden
Du bei Flakkus Manen ruhſt,
Ob du auf den Alpenzinnen
Ueber Hallers Urne thronſt
Oder mit den Charitinnen
Bei der Muſe Geßners wohnſt?

Ob Homeros Iliade
Deinem Zaubermund entfloß
Oder Theokrits Najade
Ihren Quell durch dich ergoß?
Ob dein allbelebend Feuer
Durch Virgils Geſänge dringt
Und dein Genius zur Leier
Göthe's oder Schillers ſingt?

Ob du Orpheus Lautenklänge
Segnend deine Kinder nennſt
Und Amphions Preisgeſänge
Deiner Schönheit anerkennſt?

Ob in Mozarts Harmonien
Deiner Schöpfung Seele lebt
Und um Hayden's Melodieen
Deines Geiſtes Odem ſchwebt?

Hat Dich Phidias geſehen,
Als er Zeus Kronion ſchuf?
Oder ſcholl von lichten Höhen
Zu Praxiteles dein Ruf?
Sah mit wonnevollem Beben
Dich Apelles Auge an,
Dich, die des Geſchöpfes Leben
Todter Leinwand ſchaffen kann?

Lehrteſt du im Volksgedränge
Lazedämons und Athens?
Rührteſt du die wilde Menge
Durch die Stimme Demoſthens?
Hat Iſokrates das Wunder
Deiner Allmacht ausgedacht
Und durch dich der Wahrheit Zunder
In den Seelen angefacht?

Standeſt du mit feſter Größe
Neben Markus Tullius?
Und entlarvteſt du die Blöße
Sylla's oder Marius?
Haſt du oft im Rednerſtreite
Wider Chatams Sohn gekämpft
Und an Foxens edler Seite
Seinen Herrſcherſinn gedämpft?

Haſt du ſelbſt in Zions Nähe
Frommer Duldung Pflicht gelehrt
Und auf Tabors ſtolzer Höhe
Dich vor Israel verklärt?
Walteſt du mit ſtillem Segen
Ueber Marezolls Gebet?
Strömt dir Gellerts Lied entgegen,
Wenn es heiß gen Himmel fleht?

Schlichteſt du des Zweifels Fehde
Mit Erneſtis Deutungskraft
Und durch Zollikofers Rede
Jeden Kampf der Leidenſchaft?

Haſt du gern bei Mosheims Lehren
Mit Jeruſalem verweilt?
Hat dich vor Berlins Altären
Tellers Stimme wohl ereilt?

Hat im andachtvollen Sehnen
Heß und Spalding dich erkannt?
Haſt du dich mit Harfentönen
Hin zu Lavatern gewandt?
Hat, umſtrahlt von deinem Glanze,
Reinhards Mund uns oft entzückt?
Hat ein Zweig von deinem Kranze
Ammons heitre Stirn geſchmückt?

Ja, du haſt, als Auserkohrne,
Dir die Rede eingeweiht!
Deines Schooßes Erſtgebohrne
Nannteſt du Beredſamkeit.
In der Rede mildem Feuer,
Durch der Lehre zarten Sinn
Biſt du mehr, als durch die Leier,
Des Gefühles Herrſcherin.

Ihr allein iſt Farb' und Meißel
Und die Saite unterthan,
Ihr, die auch der Strafe Geißel
Vor Tyrannen ſchwingen kann.
Durch die Rede knüpfſt du Seelen
Zu der Freundſchaft Sympathie,
Und ihr geiſtiges Vermählen
Iſt dein Abglanz, Harmonie!

W.

Das Kreuz.

Sinnige Form des Kreuzes, du biſt ein Bild mir der Wahrheit:
Auf den Wegen getrennt, führet zuſammen das Ziel.

L. M. Büſchenthal.

Auf dem Grabe eines Herrgottsthierchen, *) von Kindern in einer Nußſchaale beerdigt.

Schlummre, früh berufen;
Kinderhändchen ſchufen
Dir ein frommes Grab:
Und mit Thränen ſtreuen
Sie, es einzuweihen,
Blumen drauf herab.

Wenig große Leben
Mag's auf Erden geben,
Welche, ſo wie du,
Mit der Unſchuld Sehnen
Und mit Kinderthränen
Uebergeh'n zur Ruh'.

Zu dem Todesthale
Trug dich eine Schaale
Süßer Baumesfrucht;

---

*) So nennt man an einigen Orten ein rothes, ſchwarzgetüpfeltes Käferchen.

Doch im kleinſten Schälchen
Wird dein liebes Seelchen
  Einſt von Gott geſucht.

Als du hier geſchmachtet,
Krochſt du unbeachtet
  An der Erde fort;
Doch zu ſchönerm Looſe
Ruft aus ihrem Schooße
Einſt dich Gottes Wort.

Herren oder Damen
Gaben Seinen Namen
  Dir vielleicht im Scherz;
Mög' in jenem Leben
Er ein Recht dir geben
  Auf ſein Vaterherz!

L. M. Büſchenthal.

Wettpreis der Minne.

Der König.

Hold Mädchen, mit Vertrauen
Hör' meinen Worten zu!
Seit dich ich thät erſchauen,
Verlor mein Herz die Ruh';
Mir dünkt, wenn ich dich ſehe,
Wohl in der Fern' und Nähe
Kein Weib ſo ſchön, wie du!

Der Sänger.

Du Schönſte aller Schönen,
Mir ward in Herzens Grund,
Seit dich ich ſah, ein Sehnen,
Ein tiefes Sehnen kund;
Ich darf dir's nicht bekennen;
Die Augen mögen nennen,
Was dir verſchweigt mein Mund!

Der König.

Willſt du dein Herz mir geben,
So führ' ich dich zu Roß
Zu ſteten Wonneleben
Wohl in mein Königsſchloß;
Mein Zepter, Macht und Ehren
Mag Alles dir gehören,
Mein Reich gar weit und groß!

Der Sänger.

Ich Armer kann nicht Kronen
Dir bieten, Macht und Reich;
Des Liedes freiem Sohne
Ward Reichthum nicht zugleich;
Im Land der ſüßen Töne,
Am Quell der ew'gen Schöne,
Dort liegt mein luſtig Reich!

Der König.

Es iſt von Marmorſteine
Mein Schloß gar ſchön gebaut;
In rothem Goldes-Scheine
Man alle Wände ſchaut;

Mit reichen Perlenbanden,
Mit ſtrahlenden Gewanden,
Schmückt man die Königsbraut.

Der Sänger.

Ich kann nicht Schätze bieten
Mit dieſer treuen Hand,
Doch ſchmückt mit duft'gen Blüthen
Sich oft mein freundlich Land.
Und höh're Lieb' entflammet
Des Dichters Bruſt; er ſtammet
Aus ihrem Vaterland.

Das Mädchen.

Mein beſter Dank gebühret,
Ihr edeln Freier, Euch!
Dein Land, o König, zieret
So Glanz, als Macht zugleich;
Doch nicht das Irdiſchſchöne,
Ich wähl, o Fürſt der Töne,
Dein unſichtbares Reich!

Nicht Hoheit mich verblendet,
Nicht Gold, noch ſchimmernd Erz;
Zum Glück der Liebe wendet
Sich einzig hin mein Herz!
Ich wähle, was beſtehet,
Den ird'ſchen Sinn erhöhet,
Und ſiegt ob Zeit und Schmerz!

Louiſe Brachmann.

Im Garten.

September 1813.

Dank dem Vater, deſſen Güte
Blumen, Früchte, ſchön und zart,
Veilchen und Kaſtanienblüthe,
Seinen Kindern aufbewahrt!

Daß mit reicher Fülle Spenden
Er den Garten grün umwölbt,
Sich die Traub' an den Geländen
Reifend bläuet und vergelbt,

Daß er hier Gewittern wehrte,
Die ſich rund umher gethürmt;
Daß er dieſes unverſehrte
Friedenseiland uns geſchirmt!

Seht! auf unſern Blumenbeeten
Blüht hier veilchenblauer Phlox,
Dort die Pracht der herbſtlichſpäten
Aſtern und des Roſenſtocks.

Blumen in der Schönheit Fülle
Prangen, ihres Siegs gewiß;
Demuthvolle Blätterhülle
Birgt die rothe Berberis.

Wie im dichtumlaubten Raume,
Von der Frucht herabgeſenkt,
Mit dem Aſt der Honigpflaume
Sich der Apfelzweig verſchränkt!

Wo ſich ſüße Feigen röthen,
Rankt der Kürbiß unterm Blatt,
Uebellaunigten Propheten
Werther, als die Königsſtadt.

Ruhig rieſelt dort die Quelle,
Friedlich ſpielt der Fiſch im Teich;
Silbern ſteigt des Springbrunns-Welle
Ueber ſchwankendes Geſträuch.

Wie verlorne Geiſterkunde,
Wie vom Grabe friſch bekränzt,
Rauſcht's im dunkeln Hintergrunde,
Von den Platanen begränzt.

Seht, wie jene grünen Matten
Sonnenhelle überſliegt!
Es entweicht vor ihr der Schatten —
Furcht verſchwindet, Hoffnung ſiegt!

Drum, wie, ſtets zum Licht gewendet,
Dieſe Sonnenroſen blüh'n,
Blickt, von Strahlen ungeblendet,
Unſer Auge ſtets auf Ihn!

Der die Lilien bekleidet,
Vöglein unterm Himmel nährt,
Das verirrte Lämmchen weidet
Schutz dem ſcheuen Reh gewährt.

Denn es tönt aus fernen Räumen,
Singt zur Engelharmonie,
Säuſelt uns aus allen Bäumen:
„Seid ihr nicht viel mehr als ſie?“
Arthur vom Nordſtern.

Die Erſcheinung an der Quelle.

Dort, im Gewölbe hoher Buchenſchatten,
An jenes heil'gen Brunnens *) Blumenrande,
Lag ich und ſann auf weichen Maien-Matten;
Die Phantaſie naht' mit dem Zauberbande,
Und rückte mich auf Regenbogen-Schwingen
Hinüber zu des Glaubens-Sonnenlande;
Am Wunderquell, den würdig zu beſingen,
Der Barde glüht, und den an grauen Mauern
Der Edlen Wappen brüderlich umſchlingen:

---

*) Der St. Eliſabeth-Brunnen unweit Marburg.

Wo einſt Eliſabeth in Andachts-Schauern
  Vor Gott gekniet, — dort lag ich hingegoſſen,
  Den Liebling meiner Seele zu betrauern.

Von Bildern, wie von Laubgewind', umſchloſſen,
  Von Phantaſie'n der Vorzeit hehr umwoben,
  Von Licht, wie Quellenfluten, rings umfloſſen,

Und dieſem Erdenthale ſanft enthoben,
  Stieg ich empor, und ſieh', dem Hain' entſchwebte
  Ein Lichtgebild, das deutete nach oben.

Und als mein Geiſt dieß zu erforſchen ſtrebte,
  Da ward mir klar des Winkes hohe Meinung,
  Da wußt' ich, was mein Herz ſo ſehr belebte!

Es war die Sehnſucht ſeliger Vereinung,
  Jetzt war des Geiſtes Inneres aufgeſchloſſen,
  Und ſanft entſchwand die himmliſche Erſcheinung.

Mein Weſen, wie von Götterkraft umfloſſen,
  Ward kühn, zu trotzen jedem Schickſals-Schlage,
  Und wie der Hoffnung Schauer ſich ergoſſen,

Da ſtrahlt' es hell, wie bei verjüngtem Tage;
  Es regte freier ſich des Geiſtes Leben,
  Und Preis erwältigte der Schwermuth Klage.

Noch ſeh' ich Engel jenen Ort umſchweben,
Wo ſtille Opfer die Betrachtung bringet,
Und Troſt-Erſcheinungen den Buſen heben;
Der Wonnedank des Feiernden durchdringet
Des Haines Schattendom, die Säulenhalle,
In deren Heiligthum mein Lied verklinget! —

K. W. Juſti.

Jäger und Hirtin.

Wettgeſang.

Er.

Auf Bergen und Heiden
Und luſtigen Höh'n,
Da blüh'n meine Freuden,
Da lieb' ich zu geh'n;
Da folg' ich den Hirſchen
Mit tödtendem Blei;
Nur Jagen und Birſchen,
Macht muthig und frei.

Sie.

Im Thal nur umfangen
Mich Frohſinn und Luſt;
Da ſchweigt mein Verlangen
In ſehnender Bruſt;
Auf blumiger Erde,
Im Lerchengefild,
Umruht mich die Heerde
Der Lämmer ſo mild! —

Er.

Bei nächtlicher Stunde
Dem Lager entflieh'n;
Mit Jagdſpies und Hunde
Zu Buſche zu zieh'n;
Den Gemsbock erreichen,
Den Eber beſteh'n —
Was giebts dem zu gleichen?
Was wäre ſo ſchön?

Sie.

In röthlichen Lenzen,
Im ſonnigen Thal,

Umſpinn' ich mit Kränzen
Manch hirtliches Mahl;
Das prangende Mieder
Mit Blüthen beſchneit;
Die läſſigen Glieder
Vom Weſtwind erfreut!

Er.

Das Echo zu wecken
Durch Stimme und Horn;
Sich ſchlummernd zu ſtrecken,
Am rinnenden Born; —
Den Luchs zu beſchleichen
Im Felſenverließ,
Umrankt von Geſträuchen —
Wie lohnend, wie ſüß!

Sie.

Den Abend zu trinken
Am duftigen Rain;
Dem Trauten zu winken
Zum Nachtigallhain;

Beim Ruf der Schalmeien
Mit wallender Bruſt
Zum Tanz ſich zu reihen —
Welch himmliſche Luſt!

Er.

Schön Liebchen zu leiten
Den Waldſteg entlang,
Und Minne erbeuten
In ſtürmiſchem Drang;

Sie.

Am Treuen zu hangen,
In ſchwellendem Kuß —
O ſeel'ges Verlangen,
O Göttergenuß! —

Er.

Mein Lieb' iſt wohl ferne,
Mein Weidwerk vollbracht;
Schon künden die Sterne
Die liebende Nacht —

Sie.

Mein Trauter ging ſchlafen
Vom Schlummer berückt,
Mit Hunden und Schafen
In's Moosbett gedrückt!

Er.

Komm, Schönſte, und koſe
Vertraulich mit mir!
Schnell welket die Roſe —
Sie welket auch Dir!

Sie.

Die Roſe verglühet
Doch grünt noch ihr Reiß —
Das Leben entfliehet,
Drum nütz' es mit Fleiß!

Er.

So laß Deine Herde,
Laß Sorgen und Harm —
Und ſonder Gefährde
Umfängt Dich mein Arm!

Sie.
Verſprich mich zu bergen,
Bis morgen es tagt,
Vor Zaubrern und Zwergen
Und wüthender Jagd.

Er.
Ich will Dich umſchließen
In all meiner Wehr,
Vor Zaubrern und Rieſen
Und wüthigem Heer.

Bergein von der Haide
Vom Thalwald herauf,
Erreichten ſich beide
In freudigem Lauf.
Wohl ruhte die Erde,
Wohl ruhte das Meer,
Und Hüter und Herde
Und Tartſch und Gewehr;
Doch die ſich im Liede
Stillliebend erkannt,
Trug harmloſer Friede
In's ſchönere Land.

Fr. Krug v. Nidda.

Die Lebensquelle.

Aus den Bergen ſpringt die Quelle,
Will empor zum Himmel wallen,
Sucht und kann den Weg nicht finden,
Irrt mit jugendlicher Schnelle; —
Zu des Thales tiefen Gründen
Soll ſie von dem Berge fallen.
Stürzend ringt ſie, ſich zu halten,
Brauſt von jeder Klippe wieder,
Doch es drückt mit Schickſals-Walten,
Sie die Hand der Schwere nieder.
Unten fließt ſie ſtill, die Welle,
Und die Götter ſind verſöhnet;
Willig ſenkt ſich Himmelshelle,
Die die Friedliche verſchönet;
Die ſich küſſend zu ihr neiget,
Und ihr nah aus hoher Ferne
Sonn' und Mond im Arme zeiget,
Und die ruhig goldnen Sterne.

G. A. H. Gramberg.

Die Gärten der Großen.

Iſt doch nicht freie Gotteswelt,
Iſt nur ein ärmliches Beginnen,
Sind Bäum' in Reih' und Glied geſtellt,
Und Maulwurfshaufen mitten innen,
Und Raſen laufend nach der Schnur,
Iſt armes Menſchenhandwerk nur.

Indeß, was nur Natur erſchafft,
In reicher Fülle zwanglos blühet,
Empor ſich hebt mit voller Kraft,
Und ohne daß ihr drum euch mühet,
Mit Teppichen die Flur bedeckt,
Und in Smaragden hin ſich ſtreckt.

Ihr führt herbei den Waſſerſtrahl
Mit langer Arbeit vieler Hände,
Daß aus verborgenem Kanal
Er ſeine kühle Gabe ſpende,
Und treibt ihn wunderbar und kraus
Aus ſeinem engen Bett heraus.

Saht ihr den Niagara ſchon?
Vernahmt des alten Rheines Toben?
Saht ihr bis zu des Himmels Thron
Den Geiſer glühend dort erhoben?
Erblicktet den Velino nie?
Das Flutgebiet bei Tivoli?

O! ſchweigt beſchämt von Jenem nur,
Was mühſam eure Kunſt erzeuget,
Wenn vor dem Nachtwerk der Natur
Anbetend ihr die Kniee beuget,
Und zwängt ſie nicht in Feſſeln ein;
Nur frei kann Göttliches gedeih'n!

Verſailles 1813.

Th. Hell.

Trinklied für alte Herren.

Das junge Völkchen mag ſich tummeln!
Ein Alter ſitzt gern feſt beim Wein.
Wir ſchwärmten einſt auch, wie die Hummeln,
Durch unſers Frühlings Roſenhain.
Man ſah uns ſpringen, reiten, tanzen,
Auch waren uns die Mägdlein hold,
Und ach! was brachen wir für Lanzen
Um ihren ſüßen Minneſold!

Wir und die Liebchen ſind veraltet;
Es hat ſich eine neue Welt
Allmählich um uns her geſtaltet,
Die uns zur Noth in Ehren hält.
Ein Kuß, dem man im Jugendleben
Uns ſtill und ſcheu im Winkel gab,
Wird öffentlich uns jetzt gegeben,
Doch wie ein Reiſegeld in's Grab.

Ei, großen Dank! wir Alten wollen
Noch nicht ſogleich von dannen zieh'n.
Mag Amor uns kein Glück mehr zollen,
Der Gott des Weins erſetzt uns ihn.
Er hat ſich zum Patron der Alten,
Seitdem man Reben pflanzt, erklärt;
Und will uns niemand Farbe halten,
So finden wir doch ihn bewährt.

Die Kunſt, das Alter zu verjüngen,
Die ſich durch keine Wiſſenſchaft,
Durch keinen Zauber läßt erringen,
Verſteht und übt er meiſterhaft.
Wer fühlt nicht, daß ſich bei der Flaſche
Die alte Seele neu belebt,
Und, wie der Phönix aus der Aſche,
Mit Jugendflügeln ſich erhebt!

Drum feiern gern wir grauen Brüder
Ein ſo vergnügtes Phönixfeſt.
Der Tod wirft leicht den Menſchen nieder,
Der ſich von Gram ermatten läßt,

Wir wollen uns mit Flaſchen wehren,
Und endlich, nach verlorner Schlacht,
Der Welt ſo kalt den Rücken kehren,
Wie ſie es uns bisweilen macht.

Langbein.

Rundgeſang.

Hört, ihr Herren, laßt euch ſagen,
Und ihr Frauen auch dazu,
Wenn die Glocke zehn geſchlagen,
Pflegt ein ander Mal der Ruh;
Aber heute gilt's zu ſchwärmen,
Und es iſt, wie ſich's gehört,
Wenn man vor Geſchwätz und Lärmen,
Oft das eigne Wort nicht hört.

Chor.

Heute, Freunde, gilt's zu ſchwärmen,
Und es iſt, wie ſich's gehört,
Wenn man vor Geſchwätz und Lärmen
Oft das eigne Wort nicht hört.

Worte wägen, Grillen fangen,
Iſt zuweilen excellent,
Nur muß keiner es verlangen,
Wo des Weines Sonne brennt.
Tiefe, bodenloſe Geiſter
Fangen heute hier nichts an;
Denn nur der ſei unſer Meiſter,
Der am hellſten lachen kann.

Chor.

Tiefe, bodenloſe Geiſter
Fangen heute hier nichts an;
Denn nur der ſei unſer Meiſter,
Der am hellſten lachen kann.

Alle Thorheit, die der Stände
Unterſchied ſo gern gebiert,
Meide dieſe frohen Wände,
Wo Gott Komus thriumphirt.
Von der Weisheit Nuditäten
Schwinde gleichfalls hier die Spur,
Denn die hohen Fakultäten
Schmilzt der Gott in Eine nur.

Chor.
Von der Weisheit Nuditäten
Schwinde gleichfalls hier die Spur,
Denn die hohen Fakultäten
Schmilzt der Gott in Eine nur.

Menſchen will er, und nichts weiter,
Alter, Jugend, ſind ihm gleich,
Und der Liebe Himmelsleiter
Steht in ſeinem heitern Reich.
Muntrer Augen leiſes Flehen
Führt zu ihrem Pfad den Schritt,
Und daß ja nicht fehl wir gehen,
Geht die Sitte ſelber mit.

Chor.
Muntrer Augen leiſes Flehen
Führt zu ihrem Pfad den Schritt,
Und daß ja nicht fehl wir gehen,
Geht die Sitte ſelber mit.

Drum, ihr Herren, laßt euch ſagen,
Und, ihr Frauen, auch dazu,
Eh' die Glocke zwölf geſchlagen,
Giebt's für heute keine Ruh'.

Dann erſt tret' in ſeine Rechte
Der Gedank' an Schlaf und Haus:
Denn es ſchmückt nicht alle Nächte
Das Geſchick ſo freundlich aus.

Chor.

Dann erſt tret' in ſeine Rechte
Der Gedank' an Schlaf und Haus;
Denn es ſchmückt nicht alle Nächte
Das Geſchick ſo freundlich aus.

F. Laun.

Das Herz ohne Liebe.

Herz ohne Liebe! Was du biſt? —
Lebendigtodt — was ohne Feder
Die Taſchenuhr, das Mühlhaus ohne Räder,
Das Zeughaus ohne Waffen iſt.

Haug.

Der Leiſten.

„Bleib, Schuſter, bleib bei deinem Leiſten!“
Rief einſt Apelles ärgerlich.
Jetzt möchte man dagegen ſich
Wohl dann und wann des Rufs erdreiſten:
„Bleib, Schuſter, nicht bei deinem Leiſten!“
Denn alle Muſen ſollen jetzt
In Schuh'n von gleichem Schnitte tanzen,
Und welche dieß Gebot verletzt,
Die pflegt der Krittler zu koranzen.
Mich aber dünkt, ein jeder Schuh iſt gut,
Wenn man damit anmuth'ge Schritte thut.

Langbein.

XI.

Einige Worte zum Andenken
an Novalis Bruder,
Karl von Hardenberg.

Von

J. D.

Wer unter uns ſollte ſein Auge zur Lichtſeite der Zeit gewendet haben, ohne dem früh verklärten Novalis eine höhere Anſicht des Lebens, eine reinere Erhebung des Herzens und Sinnes zu verdanken? Die Vielſeitigkeit ſeines geiſtreichen Weſens war unzertrennlich von der Einfachheit ſeiner unendlichen Tendenz, die wie eine Sonne auf Alles Strahlen und Wärme goß. Gläubig, wie in ſeinen Schacht, ſtieg er in die Tiefe der Natur und Menſchheit, und ein neuer Prometheus trug er das göttliche Feuer in ſtiller Lampe wieder hinab. Was ihn ſo einzig bezeichnet, iſt ſeine hohe heilige Ueberzeugung, uf jedem fortſchreitenden Wege zu dem Einen, was er und die Welt ſuchte, gelangen zu müſſen, o daß ihm die Wiſſenſchaft, deren Propheten wir hn nennen können, als höhere Magie erſchien nd ihm der Sinn des Wortes Poeſie eine noch ie vernommene Univerſalität hatte. Was e in andern Geiſtern, ja was er in unzähligen und vielverſchiedenen Gemüthern ſchon gewirkt, durch ſeine Blicke in die Tiefe der Dinge und in den Himmel des Glaubens und der Liebe, und was ferner durch ihn gewirkt werden wird, iſt nicht zu berechnen: lieber wollen wir ſagen, der innerſte Geiſt unſerer Zeit hat ſich in ihm verkörpert und iſt uns dann vorangeſchwebt, nach dem Ziel und der wahren Heimath der Menſchheit. Nicht einem abgeſondertem Fache will er zugetheilt ſeyn; er iſt nicht Dichter im engeren Sinne; er hat verkündigt, daß Poeſie die Weltſeele des Lebens iſt, und das ewige Reich der Weisheit und Liebe einfach und natürlich in jedem Verhältniß unter uns erneut werden kann: wie ein Anfang zu dem ganzen neuen Leben, oder vielmehr eine Wiederanknüpfung an das alte urſprüngliche Göttlichmenſchliche, ſind ſeine Fragmente aller Art, und ſo ſei es hier wiederholt, die Menſchheit vollendet ſie, und es iſt Gottes Wink, daß dieſer Himmelsbote als Jünglingsgeſtalt hinüberflog in das Land der ewigen Erfüllung. Nur allmählich kann und ſoll Novalis begriffen werden. Für Jahrhunderte hat er gelebt. Er hat uns alle ſehr geliebt, das iſt der Geiſt ſeiner Werke; darum kann er uns nie ganz verlaſſen haben, und was Reines und Herrliches unter uns entſteht, das verſchwiſtert ſich ihm alſobald durch die Gemeinſchaft alles Geiſtigen, die Eine iſt hier und dort! Daß Novalis Werke ſo eben die dritte Auflage erreichten, iſt ein erquickliches Zeichen, daß mitten im Sturme die Blüthe der Ewigkeit gedeiht. Als Zielmeſſer der Menſchheit ſchwebt Novalis über der bewegten Flut des Lebens.

Geiſt, Biederſinn und Frömmigkeit ſind eine Mitgabe aller Sproſſen des edeln Hauſes, deſſen ſchönſter Stern Novalis geworden iſt. Deſſen bald nach ihm verſtorbene Schweſter Sidonie war voll Geiſt und Dichterleben, und unter ſeinen Brüdern haben zwei unter den Namen Roſtorf und Sylveſter (Karl und nton von Hardenberg) ihm in der Dichtkunſt achzufolgen geſtrebt. Der würdige, kürzlich uch verſtorbene Vater ſolcher Kinder hat den

Schmerz gehabt, recht als ein chriſtlicher Hiob die meiſten zu überleben; ſie waren ihm nur zur ſchnellen Reiſe für die Ewigkeit geboren! *)

Auch Karl von Hardenberg (Roſtorf), Amtshauptmann in königlich ſächſiſchen Dienſten, und Gemahl einer würdigen Tochter des Grafen Friedrich Leopold zu Stollberg, deſſen religiöſe Geſinnungen er theilte, iſt bereits dem frühen Novalis in das Reich des Lichts gefolgt. Wenige Menſchen unſerer Zeit haben wohl frömmer und gottergebener empfunden und gelebt. Stets voll des treuſten Glaubens an die ewige Nähe Gottes, und an die Allgegenwart Seines Reichs in allen Herzen, in welchen Chriſtus lebt und Treue lodert, war er in dieſem Schauen — dem Quell alles übrigen — ein

---

*) Der Verfaſſer dieſes kleinen Aufſatzes hat ſich beſtrebt, manche kleine poetiſche Reliquien der Hardenbergiſchen Geſchwiſter zu ſammeln, und bewahrt ſie wie Heiligthümer; er wird Gelegenheit nehmen, ſie für diejenigen mitzutheilen, welche ſolche Andenken mit dem Sinn der Liebe und Treue betrachten.

ächter Bruder und Jünger des Unvergleichlichen, dem er nachſtrebte. Mit rührender Treue, womit er dem höheren Bruder durchs Leben nachfolgte, pflegte und wartete er den kranken und ſterbenden Novalis, erquickte ihn noch in den letzten Augenblicken mit Tönen, und hielt das Liebſte, was er im Leben hatte, todt in ſeinen Armen.

Noſtorfs Buch: die Pilgrimſchaft nach Eleuſis, (Berlin 1804), obwohl zunächſt durch eine formelle Anhänglichkeit und Nachfolge veranlaßt, und alſo nicht außerhalb des Vorwurfs, oft den Worten des Bruders, gleich Göthes Zauberlehrling, ohne den vereinenden Sinn nachgeſtrebt zu haben, und von geringerer Eigenthümlichkeit, Umfaſſung und Klarheit im Trachten das Wiſſenſchaftliche dem Poetiſchen zu vermiſchen, iſt doch für das Andächtige in uns rührend und erbaulich, beſonders der: „Lebenszeiten“ überſchriebene Abſchnitt. Zu einer Zeit, wo er ein von ihm erkauftes, reizend am Maine gelegenes Kloſtergut bei Würzburg bewohnte, und daſelbſt von ſeinem Freunde, Friedrich Schlegel, beſucht wurde, entſtand der, vorzüglich durch die Gedichte des letztern ausgezeichnete, und auf eine oft ſehr unverſtändige Weiſe getadelte Dichtergarten (Würzburg, 1807.) Er enthält von Roſtorf Lieder des Glaubens und Troſtes, Worte des Vertrauens auf Rettung aus dem Unglücke, das Teutſchland damals erleben mußte, und Blicke der liebenden Sehnſucht. Seine Gedichte im unmittelbar religiöſen Bezuge, ſind die gelungenſten; auch andere romantiſche von ihm haben eine gewiſſe zarte Lieblichkeit, obwol weniger Fülle und zu viel Neigung zur Wehmuth; überhaupt war er mehr, als ſein erſt verſtorbener Bruder, der univerſeller bildete, in ſeinen Darſtellungen einer beſtimmten Gattung romantiſcher Form ergeben. Es kann hier übrigens überhaupt nicht daran gedacht werden, ſeine Gedichte in einem für die Welt organiſchen Sinne an das Wirken ſeines Bruders anzureihen; aber Worte des Glaubens, der Treue und Demuth, ſind immer Worte des ewigen Lebens.

Die langſame Krankheit, die den Menſchen noch in der Hülle allmählich zum Geiſte macht, daß man an der verglimmenden Flamme die ewige des Geiſterfeuers ſich beleben ſieht, verzehrte den guten, gottesfürchtigen Karl von Hardenberg, wie die Welt den neulichen, großen Freiheitskampf begann. Er hat den Tod, ſie hat das Leben gewonnen! Beides führt zu Einem Ziele. Ich klage nicht um ihn, ich bedaure ihn nicht, die großen Tage, die an Freuden und Schmerzen unerhört reichen Tage verſäumt zu haben. Der verſäumt nichts, der zu Gott eilt! Aber tief rührt es mich, in einem Briefe von ihm, der vor mir liegt, ſeine Zuverſicht in mitten unſers Jammers, und ſeine getroſte prophetiſche Hoffnung zu finden. „Es iſt für mich," ſchreibt er am 9. Nov. 1808, „kein kleiner Gewinn, ſolche Treue und Anhänglichkeit aus alter Zeit zu erfahren; und ich erfreue mich dieſer guten Zeichen, als der Boten einer neuen Morgenröthe, die uns aus dem tiefen Schlafe wecken ſoll. Noch herrlichere und gewiſſere Zeichen dieſer glorreichen Ankunſt liegen uns näher, als wir noch vielleicht ahnen, und nur feſte Treue, und unwandelbares Streben zu dem Höchſten gehört dazu, um die reichſten Wunder der Vorzeit zu erfahren; das Geheimniß umgiebt uns mit einem unſichtbaren Netze, und nur ein Blitzſchlag vom Himmel, oder aus dem eigenen Herzen, zeigt uns die Fülle einer Herrlichkeit ohne Gleichen; es hat ſtets Bewahrer dieſer göttlichen Myſterien gegeben, und nie mag die Leuchte der Ewigkeit verlöſchen! — Vor der Hand wird man zum Theil ſchweigen müſſen, um vielleicht bald mit neuer Kraft und Anſtrengung Alles für die gute Sache, die nur Eine ſeyn kann, zu thun. Laſſen Sie uns hoffen und beten!“

Und ſo ſcheidet denn ein Glied dieſer ſeltenen Familie nach dem andern von dieſem Leben, und vereinigt ſich mit den vorausgegangenen Lieben.

Sanfte Trauer im Angeſichte, ſteht der Todesengel von Hellas Künſtlern gebildet; das Gefühl, daß ſein Lächeln für den Menſchen das letzte ſei, drückt eine weiche Thräne aus dem geſenkten Auge, und ſie fällt auf die ſchwachglimmende Fackel und verlöſcht ſie. Seit aber der himmliſche Verſöhner alles Lebens und alles Todes, dem Genius vom Kreuze herab gelächelt, ſenkt dieſer die Fackel nicht mehr, er ſammelt die Lebensfunken, die verbleichende Lippen aushauchen, und trägt ſie an der Fackel mit ſorgſamer Hand auf den Altar der ewigen Liebe.

Chriſten weinen; aber nicht troſtlos, ſondern für Liebe und Sehnſucht! So allein erquickt die Thräne als eine lichte Gabe vom Himmel, und fällt als Libation auf unſerer Freunde Grab.

Nachruf an Karl von Hardenberg.

Als früh gerufen zu dem ew'gen Ziele,
Das er der Welt gezeigt im hohen Streben,
Den Geiſt der theure Bruder heimgegeben,
Umwob Dein Arm ſein Haupt am Todespfühle.

So hauchen um den müden Winzer Kühle
Die von ihm treu emporgezognen Reben;
Den Blättern gleich, die über dem erbeben,
Umbebten ihn noch Deiner Töne Spiele.

Doch wie die Ranke, wenn die Säule bricht,
An die ſie ſich gehalten, ihr verſchwiſtert,
Neigt ſich Dein Leben zum geliebten Grabe:

Treu übteſt Du dem Bruder Bruderpflicht:
Du ſtirbſt; ein Frühlingshauch Dich kühl umflüſtert;
Es iſt der Brudertreue Gegengabe!

XII.

Denkmale.

Fortſetzung.

Der Freitag.

Steig, erſehnter Freitag, nieder,
Uns von Mißmuth zu befrei'n!
Schillers Wort kehrt heut' uns wieder,
Das: „Es ſoll der Kranz der Lieder
Hier für uns geſchlungen ſeyn!“

Treu den Glauben wir bewahren
An der Dichtkunſt Ziel und Geiſt;
Dienen an den eignen Laren
Der geliebten Unſichtbaren,
Die uns hier willkommen heißt.

Hier, wo lieblichen Kamönen
Die Natur ſelbſt Pfade bahnt
Zu dem Schoos des ſtillen Schönen,
Nur des Kreuzthurms Glockentönen
An die Näh' der Stadt uns mahnt;

Hier, wo Binſen ſich und Ginſter
Um die Felſenquelle zieht,
Aus der Rüſternwölbung Finſter,
Aus dem Laubdurchbrochnem Münſter,
Gottes Sonne niederſieht;

Sprecht hier ein, ihr werthen Gäſte!
Hoch willkommen ſeid ihr mir,
Unterm Dach der Schattenäſte!
Haltet, wie auf Wartburgs Veſte
Früh're Sänger, Wettſtreit hier.

Denn die Dichtkunſt hebt die Schwingen
Höher im verſchlungnen Kreis.
„Was wir haben, was wir bringen,“ *)
Wollen, Streben und Gelingen
Findet in dem Wettkampf Preis.

Wiſſen, Künſte und Talente
Sind verſchwiſtert ihr und nah.

---

*) Göthe.

Die den Geiſt der Inſtrumente
In die Harfe zaubern könnte,
Grüß' ich drum, Dich Comala! *)

Und euch All', in deren Kranze
Täglich neue Blüthe ſprießt,
Wenn das Lied und die Romanze,
Die Kanzone und die Stanze,
Von der Silberlaute fließt! —

Wenn ſchon längſt, vergnügt und heiter,
Mancher Freitag unterging,
Bleibe dieſer Kreis erneuter
Muſeneintracht ein gefeiter,
Ungetrennter Freudenring.

26. Jun. 1813.

Arthur vom Nordſtern.

---

*) Die Genien der Inſtrumente, von Comala. Harfe 2tes Bändchen S. 1.

Zur
Weihe des neuen Maurertempels.

Den Heerd, wo uns die erſte Glut geſchüret,
Des holden Lebens treugewohnten Ort —
Der Wandrer läßt ſie kindlich fromm gerühret,
Und liebevoll ſpricht er das Scheide-Wort.
Doch fern, wohin ſein Loos den Guten führet,
Das Gute trägt er in die Weite fort;
Und wo er ſich den neuen Wohnplatz gründet,
Er iſt gewiß, daß er ſich wiederfindet.

So geben wir mit muthigem Vertrauen
Uns feiernd einem neuen Tempel hin;
Am neuen Ort, in neuer Arbeit ſchauen
Wir hier des Maurers alten reinen Sinn:
Der Menſchheit Höh'n mit Kraft und Luſt zu bauen,
Sei hier, wie dort, uns herrlicher Gewinn.
So laßt uns neu des Schwures Hand erheben,
Das Gute thun, das Beſſere erſtreben.

So möge lang in dieſen heil'gen Hallen
Uns der Altar zum ernſten Opfer ſteh'n;
Des Bundes Glück im Hochgeſang erſchallen,
Sein Bild uns glänzen wahr und ſtark und ſchön,
Aus dieſen Schranken fruchtbar mit uns allen
Der Segen weit ins Leben übergeh'n;
Und jeder ſpät ſich dieſer Stunde freuen,
Wo wir vereint den neuen Tempel weihen.

G. A. H. Gramberg.

Ehrengedächtniß

meiner Freundin Auguſte Eſchke. *)

Geſtorben am 7. Mai 1815.

Muß um Dich die Harfe klagen,
Die ſich oft Dein Lob erwarb?
Muß mein Schmerz der Welt es ſagen,
Daß in ihren Roſentagen
Meine holde Freundin ſtarb?
Ja, ich kann von Dir nicht ſchweigen,
Denn Du warſt der Jungfrau'n Stern.
Alles Gute war Dir eigen,
Alles Böſe von Dir fern.

Deiner Anmuth ſüße Blüthe
Sah die Welt mit lautem Ruhm;
Doch die ſeltne Herzensgüte,

---

*) Sie war eine Tochter des zu früh verſtorbenen Oberſchulraths Ernſt Adolf Eſchke, der ſich, als Stifter und Director des Taubſtummen-Inſtituts in Berlin, rühmlich bekannt gemacht hat.

Die Dein Weſen ganz durchglühte,
War Dein ſchönſtes Eigenthum;
Und mit ihr ein Geiſt voll Klarheit,
Der nach edler Kenntniß rang,
Und, im Flug nach Licht und Wahrheit,
Niederm Irrwahn ſich entſchwang.

In der Künſte Gärten pflückte
Sich Dein Fleiß der Blumen viel.
O, wie dieſer Kranz Dich ſchmückte!
Wie ergötzte, wie entzückte
Dein Geſang und Saitenſpiel!
Und nahm wo die Langeweile
In Geſellſchaft ihren Sitz,
Schnell verjagten ſie, wie Pfeile,
Deine Heiterkeit, Dein Witz.

Und wie ſittlich war Dein Leben!
Unſchuldsvoll, als ſähe man
Himmelab, von Glanz umgeben,
Einen Engel freundlich ſchweben,
Sprach Dein offner Blick uns an.
Aber keine Tugend rettet,

Wo das Loos des Todes traf;
Und auch Du, auf Staub gebettet,
Schläfſt ſo früh den ew'gen Schlaf!

Du verſchiedſt, von Ihr umſchlungen,
Die zwölf Monden lang um Dich
Im Gebet mit Gott gerungen,
Und, vom Dolch der Angſt durchdrungen,
Tag und Nacht nicht von Dir wich.
Ach! Du ſahſt, beſonnen leidend,
Schritt vor Schritt des Todes Nahn.
Mutter! Mutter! riefſt Du ſcheidend,
Und betratſt die finſtre Bahn.

Von des Frühlings Sonnenſchwelle
Tratſt Du in die Nacht hinein;
Doch aus Deiner Todtenzelle
Winkt zu friſcher Lebensquelle
Dir ein blüh'nder Palmenhain.
Denn der Geiſt der Frommen wallet
Hin zu jenen Friedenshöh'n,
Und mein Klagelied verhallet
Mit dem Troſtwort: Wiederſehn!

A. F. E. Langbein.

Nach Leſung
der
Gedichte und Phantaſien von Tian.*)

Konnt'ſt Du der Menſchheit Schranken nicht
ertragen?
Zerbrach Dein Geiſt die Scheidewand?
Gab Erd' und Himmel Deinen kühnen Fragen
Beſcheid nicht in des Wechſels Land?
Warſt Du zu zart, im Erdgewand zu wallen? —
Ha! Trauernd und bewundrungsvoll
Sagt leiſe Ahnung mir, daß zu dem allen
In Deinen Liedern ich den Schlüſſel ſuchen ſoll.

Es glüht in mir ein wunderſames Sehnen,
Der kalten liebeleeren Welt
Zu ſagen viel von Deinen bittern Thränen,
Vom Drang, der Deine Bruſt geſchwellt,

---

*) Unter dieſem angenommenen Namen dichtete Fräulein von Günderrode, genialiſch und unglücklich, wie Sappho.

Von Deinem kühnen Forſchen nach dem dunkeln,
Erhabnen Räthſel unſres Seyns,
Und wie Du endlich ſahſt in Dämmerung funkeln
Des Schöpfung-Urlichts Glanz, der Vielheit ew'ges Eins.

Umſonſt, umſonſt! In dieſen Pilgerthalen
War, Dich zu ſehen, mir verſagt!
Wer kann Dein Weſen, zweite Sappho malen,
Dem nie in's Aug' Dein Geiſt getagt? —
O hätt' ein Schutzgeiſt an des Stromes Stufen
Geſehen Deinen letzten Gang,
Und Dich vom Tods-Entſchluß zurückgerufen:
Entzückt belauſchte jetzt Germanien Deinen Sang!

Buri.

Theodor Körners Hinterbliebenen.

Nach ihrer Abreiſe zur Errichtung des Denkmals.

Ihr Waller, die Ihr zu dem Eichengrabe,
Dorthin, wo jene Flamme ſchön verglüht,
Die ſtets in Liedern fortlebt, trauernd zieht —
Euch folg' ein Engel nach am Pilgerſtabe,

Der Herz und Geiſt mit Troſt des Himmels labe,
Wenn Eurer Bruſt ein Schmerzenslaut entflieht,
Daß Er, der Herrliche, ſo früh verblüht! —
Bringt mir ein Reis mit als geweihte Gabe.

Nein! auch kein Blatt! O ſchützt der Eiche Laub,
Die Schatten breitet auf des Barden Staub,
Mit Eiſengitter und mit ſtarrem Riegel;

Sonſt, wenn ſich jeder frommen Raubs erkühnt,
Der Sänger ehrt, iſt bald der Stamm entgrünt,
Dem Lorber gleich auf Poſilipo's Hügel —

F. Kind.

An eine Freundin,

bei Ueberreichung einiger Blumen und eines
Jeſusringes.

Am Himmelfahrtstage 1813.

Die Schönheit, die mit ſanften Frühlings-
ſtrahlen
Das Herz erwärmt, in heitrer Majeſtät
Den Geiſt beherrſcht, und zu den Idealen
Des Göttlichen den Sterblichen erhöht,
Wird nie mit buntem Flitterſchmucke prahlen;
Der Gottheit unbewußt, die in ihr weht,
Durch ſich nur liebenswürdig, weiß ſie Allen,
Die ew'ge Jugendgöttin, zu gefallen.

Und wenn ſie auch nach prangenden Altären,
Nach Opfern, nach Verehrung nimmer ringt,
Wenn übertäubt von wilden Taumelchören
Nicht immer ihr die heil'ge Lyra klingt,

So krönt ſie endlich doch der Kranz der Ehren,
Der willig ſich um ihre Locken ſchlingt;
Anmuthig und in ſiegender Geberde
Schwebt ſie daher, ein Engel auf der Erde.

Dir, Lieblichſte! lieh aller Anmuth Siegel
Der guten Götter freundliche Gewalt;
Leicht ſchwebſt Du auf zu des Olympos Hügel,
Wo Schönheit mit der Sitte traulich wallt,
Aus Deiner Augen reinem Seelenſpiegel
Lacht mild des Sieges ruhige Geſtalt;
Selbſt über der Zerſtörung grauſen Trümmern
Seh'n wir Dein Bild in Sternenglorie ſchimmern.

So wie die Sonn' in ewigregen Gluten
Ihr Licht erquickend ſendet durch die Welt,
Daß es auf Thal, Gebirg, auf Hain und Fluten
Mit tauſendfachem Farbenſchmelze fällt,
So wie ſie ſtrahlt dem Böſen und dem Guten,
Und ſelbſt der finſtern Wetter Nacht erhellt;
So leuchteſt Du dem Schöpfergeiſt zum Ruhme
Verklärend und verklärt im Heiligthume.

Und deine Freunde, ſo ſich früh Dir weihten,
Sie freuen ſich gerührt der Dulderin,
Die in dem Sturme wildbewegter Zeiten
Sich ſtill bewahrt den frommen Heldenſinn; —
O mög' er ſtets Dich, Herrliche! geleiten
Zum ſichern Port durchs Thal der Thränen hin!
In Deinen Augen ſah'n wir Perlen glänzen;
Doch werden Dich noch Freudenroſen kränzen.

Ja, ſchaue nur der jungen Blumen Fülle,
Die reizend ſteigen aus der Wintergruft,
Wenn ſie des Frühlingsgeiſtes Herrſcherwille
Melodiſch ruft ins Reich der lindern Luft,
Froh ſteh'n ſie da in bunter Farbenhülle,
Erfreuend Sinn und Herz mit Glanz und Duft; —
So, Freundin! wünſch' ich Dir die ſchönen Zeichen
Der Auferſtehung liebevoll zu reichen.

Und wenn der Pfeil unausgeſprochner Schmerzen
Tief in der Seele Grund zu dringen ſtrebt,
Wenn bittres Weh ſich regt im Mutterherzen,
Und Dein Gemüth von Ahndung zitternd bebt,

Dann flammen noch des Glaubens *) helle Kerzen,
Die Liebe blüht, die ew'ge Hoffnung lebt,
Und an der Himmelfahrt geweihtem Tage
Hebt ſich der Geiſt mit kräft'germ Flügelſchlage.

Der Lebensfürſt iſt glorreich auferſtanden
Und hat bezwungen auch den letzten Feind,
Entrungen hat er ſich des Todes Banden
Und herrſchet nun, ein Gott, mit Gott vereint,
Er zieht uns nach zu den gelobten Landen,
In welchen nie ein Gottgeliebter weint;
Da werden in der Schönheit Regionen
Die Freunde mit der Freundin ewig wohnen.

Meſſerſchmid.

---

*) Fides, Caritas, Spes im Innern des Ringes.

Sonnet.

Befangen von des eignen Zaubers Band,
Steht zweifelnd da die richtende Kamöne:
Ob ſie den Pinſel, ob die Saite kröne,
Beſeelt von ihrer Schweſter Meiſterhand.

Denn was ſie ſprach, als ſie das Höchſte fand,
Vernehmen wir in der Madonna Schöne;
Und einen Engel zeigen dieſe Töne,
Die Sprache aus der Geiſter Vaterland.

Den Himmel finden, und nach ihm ſich ſehnen,
Lehrt uns des Liedes hoher Siegeston,
Lehrt uns der Seherblick, voll Wehmuthsthränen.

Doch wird Dein Geiſt ſich einſt dem Staub entraffen,
Und ſingſt mit Engeln Du vor Gottes Thron;
Dann findeſt dort Du, was Du hier geſchaffen.

B.

Sonnet.

Die Welt beſchenkend, weißt Du zu entbehren,
Und unterm Drucke wächſt Dein freier Sinn;
In Leiden ſeh' ich Dich als Siegerin,
Seh' in dem Dunkel lichtvoll Dich verklären.

Drum muß ich Deinen Sieg, Dein Leiden ehren;
Drum neigt mein Herz ſich zu dem Deinen hin;
Doch Deines Strebens herrlichſten Gewinn
Empfängſt Du droben, in der Geiſter Sphären.

Und wie Du Erd' und Himmel zart verbindeſt,
In Deiner Schmerzen, Deiner Liebe Band,
So werden, wenn, ein Engel, Du entſchwindeſt,

Sich beide zart und liebend Dir bewegen;
Die Erde weint an Deines Grabes Rand,
Es kömmt der Himmel lächelnd Dir entgegen.

B.

An einen Klavierſpieler.

Wie in des goldnen Frühlings hellen Tagen
Die Maienglöckchen duftig uns umflüſtern,
Hör' ich ſo ſilbern dich den Flügel ſchlagen;
Ob ſchwere Sorgen auch den Geiſt umdüſtern,
Wie Zephyr kannſt du ihn von hinnen tragen,
Dem Kraft und Leichtigkeit ſich mild verſchwiſtern;
Wie Abendlüftchen Blüthe niederſtreuen
Geh'n deine Träume durch der Töne Reihen.

An die Muſe der Harfe.

Wenn deine Hände an die Saiten rühren,
Als beteteſt du hin durch Sonnenſtrahlen:
Scheinſt alte Bilder du emporzuführen,
Es geh'n noch Glaub' und Lieb' in Erdenthalen,

Der Klang erſchließt des Schreins verblichne Thüren,
Worin der Pſalter ruht, dem Auge malen
Sich Sänger auf dem regen goldnen Grunde,
Mit Liedern ſüßer Lieb' und reicher Kunde.

An einen Flötenſpieler.

„Wo Roſen blüh'n, da klagen Nachtigallen."

Nach dem Perſiſchen.

Wie Roſen ihre weichen Düfte gießen,
Wenn ſie des Sehnſuchthauches Kuß berühret,
Fühlt man der Flöte zart'ſte Seel' entfließen,
Wenn an die Lippen du ſie hold geführet;
In dieſen Klängen wohnen alle Süßen,
Die je ein Herz beſeligt und verführet;
Drum ſoll ein Kranz aus Roſen dich umwallen,
Wo Roſen blüh'n, da klagen Nachtigallen!

Iſidorus.

An Friedrich Freiherrn von Fouque.

Im Maiwaldſchatten unter Nachtigallen,
Am Felſenſpring, in junger Eichen Runde,
Seltſam umtönt von heil'ger Sagenkunde,
Sah Fei und Elfen ich vorüberwallen,

Und rieſig tauchen graue Ritterhallen
Vielthürmig auf aus ſchauerlichem Grunde;
Rückſchweift der Geiſt zu altgermanſchem Bunde;
Schlachthörner, Schilde hör' ich freudig ſchallen.

O Heldenſänger, ſeltne Wunderblumen
Erſchloſſen ſich in Vaterlandes Gauen,
Seit uns dein Lied der Sagen viel gelichtet!

Ja, was Du Edler uns zum Troſt errichtet,
Ein kindlich Herz mag gläubig ihm vertrauen,
Still niedergeh'n in Deinen Heiligthumen!

F. Krug von Nidda.

Der
Frau Hofräthin Henriette Rochlitz.
Am Vermählungstage 1810.

O daß ich Dich zuerſt mit dieſem Namen grüßte!
Mir ſagt's mein Herz, daß der willkommne Ton
Des frommen Sängers kleines Lied verſüßte;
Ein bräutlich Lächeln brächt' er mir zum Lohn!
Zwar, mit dem erſten Kuß, den Hoffnung küßte,
Des Freundes Hoffnung, wardſt Du unſer ſchon;
Doch herrlicher biſt heute Du zu ſchauen,
Die reizendſte im Kranz der Dichterfrauen!

Im Oſten ging die zarte Mähr' im Schwange:
Die Roſe liebte lang die Nachtigall;
Entzündet von der Schönſten zum Geſange
Ward ſie der Nächte zauberiſcher Schall;
Und röther färbte ſich der Roſe Wange,
Der Liebe Glück vernahm der Widerhall.
Die holde Sage iſt im rauhen Norden —
Ich ſeh's entzückt — ſie iſt erfüllet worden.

Und ſüßer noch wird nun das Lied ertönen,
Das ſchmachtend ſonſt der Roſe Liebe ſtahl.
Dem Dichter nur gebührt die Huld des Schönen;
Von ihm geliebt erſcheint's als Ideal.
Drum ſoll man ihn nicht ſelbſt mit Lorbern krönen;
An fremder Glut entzündet ſich ſein Strahl;
Die Liebe nur leiht ihm die ſchönſten Lieder,
Was er empfing, giebt der Beglückte wieder.

Doch Ihr theilt Alles! windet denn zuſammen
Den Lorber und der Liebe Mirtenreis.
Geſang und Liebe, die von Oben ſtammen,
Seid Ihr des Dichters und der Muſe Preis.
Glüht, Ihr Geliebten, wie vereinte Flammen,
Entzündet an der Sonne Strahlenkreis;
Man ſoll gleich Sternen, die verbündet brennen,
Bei Friedrich Rochlitz, Henrietten nennen!

F. Kind.

Einer Dichtersfrau,

an ihrem Geburtstage.

Den Prieſter in Apollo's Tempelhallen,
Deß Lieder ſüß und wundervoll ertönen,
Dir ward's vergönnt, ihn holder noch zu krönen,
Als jene Lorbern, die ſein Haupt umwallen.

Denn neidenswerth iſt Dir ein Loos gefallen:
Des Sängers Leben reizvoll zu verſchönen;
Ihn mit des Schickſals Tücken zu verſöhnen
Durch Deiner Liebe weiches Buſenwallen.

So möge denn, wie ſeines Liedes Flammen,
Erlöſchen nie der keuſchen Fackel Glut,
Die rein auf Deines Herzens Altar lodert;

Bis einſt der ſtill're Gott, mit ihr zuſammen,
Die Fackel ſenkt in Lethe's dunkle Flut,
Und Euch hinauf zu ſchönern Freuden fodert.

L. M. B.

Des Dichters Antwort.

Akroſtichon.

Ließ je der Gott mir ſüß die Saiten ſchallen,
Melodiſch hört' auch Dein Lied ich ertönen;
Begeiſtert ſangſt du Wahres mit dem Schönen,
Und ſtehſt umlorbert in Apollo's Hallen.

Ja, mild und freundlich iſt Dein Loos gefallen;
Sanft nahteſt Du, der Treue Feſt zu krönen;
Cythere ſelbſt, Dein Schickſal zu verſöhnen, *)
Hieß Deine Bruſt auch für die Freundſchaft wallen.

Erhebe denn Dein Lied mit mir zuſammen;
Nach hohem Ziele führt Dich hoher Muth,
Titanen ſchlägſt Du, wenn Dein Geiſt es fodert!

Hat auch der ſtille Gott verlöſcht die Flammen, **)
An Phöbus Strahl entzündet neue Glut
Leicht jener Gott, deß Fackel doppelt lodert.

*) **) Dieſe Stellen erhalten durch den Schluß des folgenden Sonnets, ſo weit nöthig, Erläuterung. A. v. H.

Antwort auf vorſtehendes Sonnet.

Akroſtichon.

Frei und edel, wie ein Held geſinnt,
Ringend, ſich das Höchſte zu erſtreiten,
Jauchzt Dein Genius der Schwierigkeiten —
Endet muthvoll, was er kühn beginnt.

Doch für Deines Freundes Mängel blind
Ehrſt Du ſelber ſeine Schattenſeiten,
Reichſt den friſchen Lorberſchmuck der Saiten
Ihm, deß Kränze längſt verblichen ſind.

Charis liebt, es lieben Dich die Muſen,
Ha, und jeder Freude Hochgefühl
Keimt und reift in Deinem zarten Buſen.

Jammervoll und früh zerriſſen, trauert
Nächtlich *meines* Lebens Saitenſpiel,
Durch das nur der Schwermuth Liſpel ſchauert.

Charade.

Der Frau Hofſchauſpielerin Schirmer, geb. Chriſt.

Nach der Vorſtellung am 30. Oktober 1814.

Wenn je der ſchön're Theil von Deinem Weſen,
Der meine zweite Sylbe leicht erkennt,
Den alle Grazien und das Talent,
Und jede Tugend ſich zum Sitz erleſen,

Wenn er, als ob die Himmliſchen vergäßen,
Daß er ſich einſt aus ihrem Chor getrennt,
Gefahr beſorgt, und was mein Erſtes nennt,
Sich wünſcht, um von der Sorge zu geneſen;

Dann ſchwebe ſchnell mein Ganzes, ſolch ein Sylphe,
Als geſtern Dich zum Wunderſpiel beſeelt,
Mein Erſtes bietend, Dir herab zu Hülfe,

Entferne Alles, was das Zweite quält,
Und ſtärke Dich, noch lang die Zaubereien,
Die unſre Herzen feſſeln, zu erneuen.

Seyfried.

An Frau Henriette Schütz-Händel,

nach einigen dramatiſchen Darſtellungen.

Es iſt die Kunſt ein heldenmüthig Streben,
Das Höchſte zu erſchaffen für das Leben,
Der Formen ſpröde Stoffe zu bezwingen,
Dem Rohen kühn das Zarte abzuringen.

Und daß die irdiſch ungeſtalte Maſſe
Verherrlicht nun der frohe Sinn erfaſſe,
So blüht im Reich der Farben und der Töne
Vollendet das Erhabene und Schöne.

So hat es ſich im Genius entzündet;
So hat es Deine Lippe uns verkündet!
Vermocht haſt Du, in ſchöpferiſchen Bildern
Des Sängers reiche Kräfte uns zu ſchildern.

Und als du ſprachſt, da lächelten die Muſen,
Und höher ſchwoll der ſanft bewegte Buſen,
Und ſtärker ſchlug das Herz für Deutſchlands Ehre.
Daß Göthe ihm, daß Schiller ihm gehöre.

W.

An . . . .

Vor einer Vorſtellung des Barbiers von Sevilla, am 8. November 1794.

Ei ja! das fehlte noch zum Unglück meiner Tage,
Dich Almaviva's Rolle ſpielen ſeh'n!
Es iſt wohl ohnehin ſchon ſo um mich geſchehn,
Daß ich mich oft mit Zittern frage,
Wie wird's am Ende noch ergeh'n? —
Wir Dichter ſind hierinnen übler dran,
Als andre Weſen unſers Gleichen;
Legt jemand nur bei uns ein Fünkchen Feuer an,
Gleich pflegt die Glut das Sparrwerk zu erreichen.
Und eh' dann noch, geweckt durch lichterlohe Flammen,
Die Weisheit, die ohn'dem ſich gern etwas verweilt,
Herbei mit ihrem Eimer eilt,
Stürzt ſchon das ganze Haus zuſammen! —
So mag ein Andrer denn im Bader von Seville
Dich, liebe Gräfin, glänzen ſehn.

Was mich betrifft, ſo will ich in der Stille
Zu meinem Fabeldichter geh'n.
Mehr werth, als Kants Philoſophie,
Sind immer Fabeln mir geweſen,
Und auf den Montag will ich die
Vom Licht und von der Mücke leſen.

Hauswald.

In der Meißner Gegend.

Stammbuchblatt.

Ziehende Schiffe
Zwiſchen den Bergen ſo grün,
Ihr ſüdlich blühenden Gitter
Vor des Stromes Silberblau,
Alte Burg du
Auf der Eichenhöh',
Vom Thurm noch grüßend der Ritter,
An den Bergen hinauf
Morgenverklärung,
Zur Landſchaft nieder
Abendſchein,
Und ihr lieben Geſtalten,
Die ihr umſchwebtet den Pilger,
Wie ſeiner Sonne Strahl,
Grüß' euch, grüß' euch tauſendmal!

1812.

Iſidorus.

Den Leſern und Freunden der Harfe glaubt der Verleger auch nachſtehende in dieſem Jahre bei ihm erſchienene Werke empfehlen zu dürfen:

Die Schuld. Trauerſpiel in vier Akten von Adolph Müllner. Auf Schrbp. gebunden mit 1 Kupfer 1 Thlr. 8 Gr. Auf geglättetem Velinpapier in Atlas gebunden 2 Thlr. 16 Gr.

Das Verlangen, dieſe ergreifend ſchöne Tragödie gedruckt zu ſehen, von der ſeit ihrer erſten Erſcheinung auf der Bühne alle Tageblätter ſprechen, war ſo allgemein, daß es uns nur der Anzeige zu bedürfen ſcheint, daß dieſelbe in einem äußern Gewande erſchienen iſt, das ihrem innern Gehalte entſpricht; beſonders die Ausgabe auf Velinpapier iſt ſehr ſchön und eignet ſich ganz zu einem geſchmackvollen Geſchenke.

Johannes, ein Drama von F. A. Krummacher, gr. 8. 1815. mit einem ſchönen Titelkupfer. Schrbp. 1 Thlr. 20 Gr. Drckp. 1 Thlr. 12 Gr.

Der Verfaſſer dieſes dramatiſchen Gedichtes, und die liebliche und geiſtreiche Weiſe, mit welcher er beſonders religiöſe Stoffe glücklich behandelt, ſind der gebildeten Welt hinreichend bekannt, und es bedarf hier nur noch der Verſicherung, daß ein Publikum, welches die Weltbegebenheiten und den Kampf des Lichtes und der Finſterniß, der frommen Deutſchheit und des heidniſchen Welſchthums mit religiöſem Sinn betrachtet, auch durch dieſe Darſtellung eines ſolchen herrlichen, ſiegreichen Kampfes innig angezogen, erfreuet und erhoben werden wird.

Erzählungen für unverdorbene Familien. 8. 1r — 10r B. broſch. 8 Thl. 16 Gr.

Der erſte Band enthält einige liebliche Erzählungen von dem leider! zu früh verſtorbenen Carl Graß und einige andere von ſeinem Freunde Bergmann, meiſt kräftige, biedere Worte, dieſer Band iſt auch einzeln zu haben. Die Fortſetzung entſtand aus dem Wunſche mehrerer Liebhaber einer angenehmen und ſchuldloſen Unterhaltung, die Zeitſchriften Journal für Frauen, ſo wie die Fortſetzung derſelben Selene (1805 bis 1808) zu einem niedrigern Preiſe kaufen zu können, und enthält nichts anders als dieſe; darin aber eine vortreffliche Auswahl von Erzählungen und Gedichten, die dem Titel, den ſie führen, gewiß entſprechen.

Lieder aus der Fremde. Von ſächſiſchen Streitern während der Trennung vom Vaterlande geſungen. Schweizerpap. broſch. 1 Thlr. Druckpap. broſch. 16 Gr.

Wir dürfen annehmen, daß dieſe kleine Sammlung nicht blos den ſächſiſchen Landsleuten der edeln Sänger eine willkommne Gabe iſt. Jedes fühlende Herz wird ſich eines Vereines freuen, aus dem ſolche Schöpfungen floſſen, und ſelbſt der Kunſtrichter wird das Buch nicht unbefriedigt aus der Hand legen. —

Die Harfe.

Herausgegeben

von

Friedrich Kind.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Viertes Bändchen.

J. F. [illegible]

Leipzig
bei Georg Joachim Göſchen 1816.

Inhalt.

Seite

I. Sionitiſche Harfentöne, von K. W. Juſti.

1. Wehmüthiger Rückblick eines morgenländiſchen Stammesfürſten auf die Vergangenheit . . 3
2. Drei orientaliſche Thiergemälde:
Das Roß . . 8
Das Nilpferd (der Waſſerochs) 9
Der Krokodil . . 10
3. Hochgeſang auf die Vermählung Salomo's mit einer ausländiſchen Königstochter . . 14
4. Der Untergang von Tyrus . 17
Am Friedensfeſte, von Prätzel . 22
II. Reiſeſcenen und Bemerkungen, von St. Schütze, (Fortſetzung) . 25

Seite

III. Liederkranz:

Die Früchte, von Iſidorus . . 73
Bacchus in Europa, von Fr. Kuhn . . 79
Klytie, von Louiſe Brachmann . 90
Die ſilberne Lilie, von Fr. Kind . 97
Der ſtille Garten, von Bienemann . 109
Ewend, von Münchhauſen . . 110
Der Burggeiſt, von Streckfuß . 112
Guido, von Prätzel . . 119
Der Schmerz, von Th. Hell . . 129
Sehnſucht, von K. Förſter . . 131
Das Marienbild, von G. Jördens . 136
An Maria, mit einem goldnen Kreuze, von J. P. von Hornthal . . 138
Conſtanzia Cezelli, von F. Krug von Nidda 140
Lied von der Treue, von Gramberg . 149
Der verlogene Knecht. Schwank nach Hans Sachs, v. F. Laun . . 151
Bruchſtück von Reiſebeobachtungen, von Arthur vom Nordſtern . . 156
Treue durch Untreue, von St. Schütze 158
Vermißte Minne, von Münchhauſen 160
Die Erwartung, von Buri . . 161

Seite

An Lina, von Buri . . . 162
Damals und nun, von Gramberg . 166
Der Dichter vor der Thür, von St. Schütze 167
Lenzeszauber, von Th. Hell . . 169
IV. Dallners Reiſe nach Teplitz . . 171

V. Der Minſtrel, von Arthur vom Nordſtern.

Der Feuerkönig . . 243
Haß bis nach dem Tode . . 255
Die Maid von Neidpath . . 264
Der Pilger . . 267
Lebwohl . . 269
In Thirza's Stammbuch . 270
VI. Die Unſchuld der Hirtin, von Fr. Kind. 271

VII. Denkmale, Fortſetzung.

Die dreihundertjährige Kirchhoflinde, am Grabeshügel meines früh vollendeten Freundes Carl Bertuch, von Böttiger 319
Die Roſe, von Jſidorus . 334
An die Nachtigall, von Buri . 335
An Chriſtian Grafen zu Stolberg, von La Motte Fouqué . . 336
Willkommen zum 16. November 1813. von Fr. Kuhn . . . 347

Inhalt.

Seite
Lied an der Danneckerſchen Silberhochzeit, von Haug . . 351
Das Bad der Wiedergeburt, von Böttiger . . 353
An Julius Weidner, von Fr. Kind . 356
An Frau Henriette Hendel-Schütz, von Kapf . . . 358
Dem Sänger, Herrn Ehlers, von Kapf 360
Seinem Freunde Dittrich, von Kapf 362
Im Stifte Kaufungen, von Wilh. Kaſſ 363
1. An eine Tuberoſe, von L. Brachmann 364
2. Die Hyacinthe, von der Verf. des Walther von Montbarry . . 365
3. Antwort an die Verf. des Walther von Montbarry . . . 368
An * * *, als ſie Orangenblüthen trug, von J. D. . . . 372

I.

Sionitiſche Harfentöne.

Aus dem Hebräiſchen

von

K. W. Juſti.

Vorwort.

Die Ueberzeugung, durch eine treue, dichteriſche Nachbildung einiger der ſchönſten und erhabenſten Geſänge Sions den Leſern der Harfe kein unangenehmes Geſchenk zu machen, bewog den Verfaſſer nachſtehender Proben, einige der ſüßduftendſten und vollaufgeblühteſten Blumen aus dem reichen ſionitiſchen Garten zu pflücken. Die gewählten Stücke — ein rührendes Gemälde des Glücks, der Thätigkeit und Würde eines morgenländiſchen Emirs, auf dem ſpäterhin alles Unglück laſtete, die erhabenen Schilderungen des Roſſes und zweier furchtbaren Amphibien, worin ſich alle Pracht morgenländiſcher Farbengebung vereinigt, — eins der ſchönſten Epithalamien der Vorzeit, das eben ſo fein und künſtlich beginnt, als es prächtig ſchließt, und ein prophetiſches Gemälde von dem Untergange des ſtolzen und reichen Tyrus — mögen würdige Begriffe von dem hohen Geiſte wecken, der in dieſen Dichtungen wehet. Wären dieſe herrlichen Reſte des Alterthums griechiſchen oder römiſchen Urſprungs, ſo würde ihnen die allgemeine Bewunderung und Theilnahme nicht fehlen. Reine Gemüther werden ſich jedoch eben ſo ſehr von den Akkorden der ſionitiſchen Harfe, als denen der griechiſchen Lyra oder der nordiſchen Telyn begeiſtert fühlen.

J.

1.

Wehmüthiger Rückblick eines morgenländiſchen Stammesfürſten auf die Vergangenheit. *)

O, wär' ich noch, wie in verfloßnen Monden,
Zu jener Zeit, da Gott mein Schützer war!
Da ſeine Leuchte ſchien ob meinem Haupte,
Und ich, bei ſeinem Licht, durchs Dunkel wallte.
O, lebt' ich, wie zur Blüthezeit des Lebens,
Da Gott noch traulich ſaß in meiner Hütte;
Als der Allmächtige noch bei mir weilte,
Um mich herum noch meiner Knaben Schaar!
Als meinem Tritt' ſich Ströme Milchs ergoſſen,
Der dichte Fels in Bächen Oel mir gab.
Wenn ich in's Thor der Stadt hinunter ging,
Und auf dem Markt' ließ meinen Polſter breiten;

---

*) Hiob, Kap. 29.

Dann wich der Jüngling, der mich ſah, zurück,
Und Greiſe ſtanden auf, und blieben ſteh'n.
Die Fürſten hielten ein in ihren Reden,
Und legten ſtill auf ihren Mund die Hand.
Der Angeſeh'nen Stimme war verſtummt,
Und ihre Zunge klebt' an ihrem Gaumen.
Das Ohr, das mich vernahm, prieß mich glückſelig,
Das Auge, das mich ſchaute, winkte Beifall;
Weil ich dem Armen half, der fruchtlos klagte,
Dem Waiſenkind, das keinen Helfer fand.
Auf mich ſank der Verlaßnen Seegen nieder,
Der Wittwen Herz macht' ich Geſanges voll.
Gerechtigkeit war mein Gewand, mein Schmuck,
Das Recht legt' ich als Kleid und Kopfſchmuck an.
Dem Blinden war ich Auge,
Dem Lahmen war ich Fuß.
Den Armen war ich Vater,
Des Fremdlings Streit nahm ich in Unterſuchung.
Die Zähne ſchlug ich dem Bedrücker aus,
Und riß den Raub ihm aus dem Rachen wieder.
„Mit meinem Neſte, ſprach ich, will ich ſterben; *)

*) Dieß Bild iſt entweder vom Adler entlehnt, der, wenn er ſein Neſt auf einem hohen Felſen baute, nun furchte

Will, gleich dem Sand, vermehren meine Tage;
Und meine Wurzel wird das Waſſer ſaugen,
Der Thau auf meinen Zweigen übernachten!
Mein Ruhm wird ſich mit mir verjüngen,
Mein Bogen ſich in meiner Hand erneuen!" —
Mich hörte man, und harrete auf mich,
Man ſchwieg, geſpannt auf meinen Rath.
Nach meinem Wort ſprach Keiner mehr;
Denn meine Rede troff, wie Thau, auf ſie.
Sie harreten auf mich, wie auf den Regen,
Wie nach dem Aernteregen, lechzten ſie.
Lacht' ich ſie an, ſie wurden nicht verwegen,
Und Keiner ſtörte meinen heitern Blick!
Kam ich zu ihnen, ſaß ich oben an;
Als König weilt' ich unter meiner Schaar,
Als Tröſter in der Mitte der Betrübten!

---

los einer langen Reihe von Jahren entgegen ſiehe; oder vom Phönix, der mit ſeinem Neſte ſtirbt, und ſich wieder aus der Aſche verjüngt; hiernach hieße: „die Tage wie Sand vermehren," ſoviel, als: „das Alter eines Phönix leben." In den folgenden Zeilen wird das Bild des Phönix in das Bild eines Palmbaums verwandelt. Aechte orientaliſch

2.

Drei orientaliſche Thiergemälde. *)

Das Roß.

(Jehovah redet aus einem Gewitterſturme.)

Gabſt du dem Roſſe Heldenmuth?
Bekleideteſt mit flieh'nder Mähne ſeinen Hals?
Verliehſt du ihm Heuſchrecken-Leichtigkeit zum Sprung?
Wie ſchrecklich tönt ſein prächtig Wiehern!
Es ſcharrt im Boden, ſtolz auf ſeine Kraft,
Und eilt dem Waffenglanz' entgegen.
Es lacht der Furcht, und zittert nie,
Weicht vor gezückten Schwertern nicht zurück.
Wenn über ihm der Köcher ſchwirrt,
Und Spieß und Lanze blitzen:
So tobt und wühlt's voll Wuth im Boden,
Und ſteht nicht mehr, vernimmt's Drommetenſchall.

---

*) Hiob, Kap. 39, 19 ⸗ 25. Kap. 40, 15. — Kap. 41, 1 ⸗ 33.

Der Schall kommt näher, ſtärker wiehert's,
Von ferne wittert es die Schlacht,
Der Feldherrn Ruf und Kriegsgeſchrei!

Das Nilpferd (der Waſſerochs). *)

Sieh da den Waſſerochſen — ihn, dein Mitgeſchöpf!
Vom Graſe lebt er, wie ein Rind!
Sieh, welche Kraft in ſeinen Lenden,
Und welche Stärke in des Bauchs geheimern Theilen.
Er beugt den Schweif, wie eine Zeder,
Und ſeiner Schenkel Nerven ſind durchſchlungen.
Den Kupfer-Röhren gleichet ſein Gebein,
Den Eiſenſtäben ſeine Knochen;
Er iſt des Thierreichs Urgeſchöpf,
Sein Schöpfer greift ihn an mit ſeinem Schwert.
Die Berge tragen ihm ſein Futter,

---

*) Behemoth.

Des Feldes Thiere ſcherzen um ihn her.
Er ruhet unter Lotos-Bäumen,
Und unter Rohrgebüſch im Sumpf!
Der Lotosbaum verwebet ſich zu ſeinem Schatten.
Die Weiden in dem Thal' umſchließen ihn.
Der Strom mag wüthen, — er erzittert nicht;
Getroſt bleibt er, wenn auch des Jordans Fluth
Ihm rauſcht bis an den Mund. — —

Der Krokodil. *)

Fängſt du den Krokodil mit einer Angel?
Und bindeſt ihm die Zung' an einen Strick?
Ziehſt du ein Rohr ihm durch die Naſe?
Und bohrſt ein Eiſen ihm durch ſeine Kiefern?
Wird flehend er vor dir ſich krümmen?
Und demuthsvoll dir ſanfte Worte geben?
Wird er mit dir Verträge ſchließen?
Und machſt du ihn zu deinem ew'gen Sklaven?

---

*) Leviathan.

Kannſt du mit ihm, wie mit dem Vogel, ſcherzen?
Und ihn zum Spiel für deine Mädchen binden?
Giebt man von ihm ein Freundſchafts-Mahl?
Verhandelt man ihn an die Kananiter?
Bedeckeſt du mit Spießen ſeine Haut,
Mit Fiſcherhaken ſeinen Kopf? — —
Von ſeinem Gliederbau darf ich nicht ſchweigen,
Von ſeiner Stärke nicht und ſchönen Rüſtung.
Wer wagt's, ihm ſeinen Panzer aufzudecken?
Wer greift ihm in ſein doppeltes Gebiß?
Wer ſperrt das Thor zu ſeinem Rachen auf? —
Denn Schrecken wohnt um ſeine Zähne!
Sein Rücken iſt ein Dach von Schilden,
Mit Siegeln eng verſchloſſen;
Das eine fügt ſich an das andre an,
Daß keine Luft den Durchgang finde;
Und eines an das andre feſtgeklammert, —
So halten unzertrennlich ſie zuſammen.
Sein Nieſen iſt ein ſchimmernd Licht,
Sein Auge funkelt, wie das Morgenroth.
Aus ſeinem Munde fahren Fackeln,
Und Feuerfunken ſprühen von ihm aus.
Es ſteiget Dampf aus ſeiner Naſ' empor,

Wie aus durchhitztem ſiedendem Geſchirr.
Sein Athem zündet Kohlen an,
Und Feuerflammen ſprüht ſein Schlund.
Sein Nacken iſt der Stärke Sitz,
Und Bangigkeit hüpft vor ihm her.
Verderben droht er dem, der ihn verfolgt.
Er ſetzt ihm nach, vom Wanken weiß er nichts!
Sein Herz iſt felſenfeſt,
Iſt, wie der untre Mühlſtein, feſt!
Erhebt er ſich, dann weichen Helden,
Bricht er hervor, ſo flüchten ſie vor ihm!
Erreichet ihn das Schwert, es haftet nicht;
Nicht Lanze, Spieß und Pfeil!
Das Eiſen achtet er, wie Stroh,
Den Stahl, wie wurmzerfreßnes Holz.
Kein Pfeil bringt ihn zur Flucht:
Die Schleuderſteine ſind ihm Stoppeln.
Die Keule iſt für ihn ein Halm,
Er lachet, wenn der Speer ſich ſchwingt!
Den Boden pflüget er mit Furchen,
Dreſchwagen drückt er in den Schlamm. *)

---

*) Dieß beziehe ſich auf die Spuren, die der Krokodil mit ſeinen Klauen in weichen ſumpfigen Gründen macht.

Die Tiefe brauſ't, dem Keſſel gleich,
Wie ſiedend Oel, brauſ't unter ihm das Meer.
Sein Pfad glänzt hinter ihm,
Ein greiſer Schädel ſcheint die Fluth zu ſeyn! *)
Nichts gleichet ſeiner Macht auf Erden,
Geſchaffen iſt er, daß ihn nichts erſchrecke.
Auf alles Hohe blickt er kühn herab;
Er iſt der König aller wilden Thiere!
Leg' Hand an ihn, und ſinn' auf Kampf,
Zum zweitenmal wirſt du den Kampf nicht wagen!
Die Hoffnung, ihn zu fangen, täuſchet! —
Wird Hiob ſich vor ſeinem Blick' erheben?
Kein Kühner wagt's, ihn aufzureizen;
Und wer iſt der, der trotzig tritt vor mich?
Wer nimmt mit mir es auf? Ich will's ihm lohnen!
Was unter allen Himmeln lebt, iſt mein!

---

*) Grauer Schaum bedeckt die Fluth. Die heftige Bewegung des Krokodils macht einen ungeheuern Schaum.

3.

Hochgeſang auf die Vermählung Salomo's

mit einer ausländiſchen Königstochter. *)

Es wallt mein Herz zu frommen Wünſchen auf,
Dem König iſt mein Lied geweiht,
Und meine Zunge gleicht dem Meiſtergriffel! —

Du biſt der ſchönſte aller Menſchenſöhne,
Und Anmuth ſtrömt von deinen Lippen;
Drum hat dich Gott mit ew'gem Heil beglückt!

Gürt' an dein Schwert, o Held, um deine Hüfte!
Es iſt dein Schmuck und deine Zierde!
Heil dir! zieh aus für Wahrheit und gedrückte Unſchuld;
Und Heldenthaten lehr' dich deine Rechte!

---

*) Pſalm 45.

Geſchärft iſt dein Geſchoß, —
(Schon ſtürzen Völker unter dir!)
Es dringt in's Herz der Königs-Feinde!

Dein Thron, o Göttlicher! ſteht ewig, ewig;
Gerecht iſt deines Reiches Zepter!
Du liebeſt Recht und haſſeſt Frevel,
Drum hat dich, Göttlicher, dein Gott
Mit Freudenöl geſalbt vor andern Fürſten!

Es duften alle deine Kleider
Von Myrrhen, Aloe und Kaſſia;
Aus elfenbeinernen Paläſten
Armeniens erfreuen Königstöchter dich!

Sieh, unter deinen Schönen pranget
Die Königin zur Rechten dir,
In Ophirs Goldgeſchmeide!

Hör', Jungfrau, ſieh, und neige her dein Ohr,
Vergiß dein Volk und deines Vaters Haus!
Es ſehnt der König ſich nach deiner Schönheit,
Er iſt dein Herr; du, neige dich vor ihm!

Die Tochter Tyru's ſpendet dir Geſchenke,
Die reichſten Völker fleh'n um deine Gunſt! —

Ganz Schönheit iſt die Königstochter,
Ihr Innres überſtralt die goldne Feierkleidung.
In's reichgeſtickte Brautgemach
Wird ſie dem König zugeführt;
Jungfrauen folgen ihr,
Geſpielinnen führt man ihr zu.

Sie werden eingeführt mit Freud' und Jubel.
So wallen ſie in den Palaſt des Königs.

Statt deiner Ahnen werden
Dir deine Söhne ſeyn!
Du wirſt zu Fürſten ſie im ganzen Reiche ſehen!

Ein ew'ges Denkmal ſtift' ich deinem Ruhme,
Die ſpäte Nachwelt ſoll dich ſelig preiſen! —

4.

Der Untergang von Tyrus. *)

Ein prophetiſches Gemälde.

Heult, Schiffe von Tarteſſus!
Verwüſtung innerhalb! kein Wohnen mehr.
Aus der Chittäer Land wirds ihnen kund! **)
Verſtummt, ihr Küſtenwohner!
Einſt füllten Sidons Handelsleute,
Die durch das Meer hinfuhren, das Geſtade.
Auf weiten Fluthen, wie am Nil, war ihre Saat,

---

*) Jeſ. Kap. 23.

**) Die tyriſchen Seefahrer erhalten die traurige Kunde von der Eroberung ihrer Vaterſtadt durch die Chaldäer, von Chittim aus, als ſie eben mit einer reichen Ladung von Tarſis oder Tarteſſus zurückzukehren im Begriffe ſind. Chittim wurden alle die Länder genannt, die von Chittim, dem Sohne Javans, bevölkert wurden, — die griechiſchen und italiäniſchen Küſten, u. a. m.

Und ihre Aernte, wie am großen Strome;
Mit Völkern trieb ſie ihr Gewerbe. —
Erröthe, Sidon! nun,
Das Meer, des Meeres Feſtung, ſpricht:
„Nie hatt' ich Wehen,
„Nie zog' ich Söhn' und nimmer Töchter groß!" *)
Wenn man es in Aegypten hört,
Wird man erbeben über Tyrus's Fall!
Zieht nach Tarteſſus hin,
Und heult, ihr Küſtenwohner!
Iſt dieſes eure hochberühmte Stadt,
Die in der Urwelt ſchon begann,
Und deren Fuß zu ferner Wanderung ſie trug?
„Wer hat dieß über Tyrus,
Die Kronenſpenderin, verhänget?
Sie, deren Handelsleute Fürſten,

---

*) Sidon ſoll erröthen, daß es ſeine Tochter Tyrus — Tyrus war von Sidoniern erbaut worden — dem Feinde preiß gab, ohne ihm zu Hülfe zu eilen. Tyrus verlor während der Belagerung, die über dreizehn Jahre dauerte, ſo viele Menſchen, als ob es nie Einwohner gehabt hätte. Darüber jammert das Meer, woran die Stadt gebaut war, die am Meer liegende Feſtung u. ſ. w.

Und deren Krämer Landes-Edle waren?"
Des Weltalls Gott, Jehovah, hat's beſchloſſen,
Zu ſtürzen jede ſtolze Macht,
Der Erden Edle zu beſchimpfen! —
Verbreite, wie ein Nil,
Dich, Tochter Tarſis, durch dein Land;
Sein Gürtel iſt dahin! —
    Sein Arm iſt ausgeſtreckt aufs Meer,
Es beben Königreiche,
Und über Kanaan gebeut Jehovah,
Zu ſchleifen ſeine Feſten!
Er ſpricht: „Nicht mehr ſollſt du frohlocken,
Entehrte Jungfrau, Tochter Sidons!
Nach Chittim geh' hinüber;
Allein auch dort iſt Ruhe nicht für dich!" —
    Seht der Chaldäer Land!
Dieß Volk, zuvor kein Volk,
(Von Aſſur ward das Land dem Wüſtenvolk
bereitet!)
Errichtet Thürme, ſtürmt Paläſte;
Vor ihm fällt ſie in Trümmer! —
    Heult, Schiffe von Tarteſſus;
Denn eure Feſtung iſt zerſtört! —

Alsdann wird Tyrus ſiebzig Jahr vergeſſen,
So wie zur Zeit des erſten Königs; *)
Nach ſiebzig Jahren wird es Tyrus gehen,
Wie man von Buhlerinnen ſinget:
„Ergreif' die Laute nun,
„Und wandre durch die Stadt,
„Vergeßne Buhlerin!
„Dein Saitenſpiel ſei ſchön,
„Der Lieder ſeien viele,
„Damit man wieder dein gedenke!“
Nach ſiebzig Jahren ſieht
Jehovah Tyrus wieder an;
Sie kehrt zu ihrem Buhlerlohn zurück,
Und buhlt mit allen Erden-Reichen! **)

---

*) Unter ihrem erſten Könige war die Stadt Tyrus lange unbedeutend. Dieß wird auch jetzt auf lange Zeit ihr Schickſal ſeyn, und erſt ſpät wird ſie wieder ihren vorigen Glanz erlangen.

**) Reiche Handelsſtädte, die nur ihrem Gewinn nachgehen, und überall Käufer herbei locken, werden von den orientaliſchen Dichtern mit Buhlerinnen verglichen, die durch Geſang und Saitenſpiel Liebhaber in ihr Netz ziehen. Nach einer Reihe von Jahren ſoll Tyrus wieder emporkommen, und mit allen Völkern Handel treiben.

Geweiht wird ihr Erwerb, ihr Buhlerlohn Jehoven, —
Nicht angehäuft und nicht bloß aufgeſpart: —
Jehovens Dienern wird ihr Buhlgewinn,
Daß man ſie reichlich nähre,
Mit Feſtgewanden kleide! *) — —

---

*) Unter den wieder reichgewordenen Tyrern wird es auch einſt Verehrer Jehovens geben, welche Opfer und Geſchenke nach Jeruſalem ſenden werden, wodurch die Prieſter Jehovens beſſer genährt und reichlicher gekleidet werden können.

Am Friedensfeſte.

Von K. G. Prätzel, zu Hamburg.

Du ſchönſter Stern, den Gottes Macht
Hervorruft aus dem Reich der Nacht,
In jugendlichem Prangen!
Du ſtrahlſt in milder Herrlichkeit,
Und alle Herzen ſind bereit,
Dich jauchzend zu empfangen!
Der du uns mit Segensmienen
Nun erſchienen,
Goldner Friede,
Sei gegrüßt im Feierliede!

Die Sehnſucht, die dich ſchmerzlich rief,
Der Seele Glauben beugte tief
Des Zweifels Macht darnieder;
Nur flücht'ge Strahlen ſandteſt du
Uns tröſtend aus der Ferne zu,
Doch ſchnell entfloh'n ſie wieder!
Des Verwüſters wildem Streben
Preiß gegeben.

Floß aufs neue
Opferblut verletzter Treue!

Den Streitern Heil, die hochgeſinnt
Für Haus und Heerd, für Weib und Kind
Das Kriegspanier geſchwungen;
Und mit des Schwertes Rächerſtrahl
Dem Vaterland zum zweitenmal,
Der Freiheit Kranz errungen!
Allen Heil, die dieſer Auen
Licht noch ſchauen!
Segen allen,
Die im großen Kampf gefallen!

Der du im heitern Mirthenkranz,
Umſtrahlt von Paradieſesglanz,
Dich nahſt auf Blumenwegen,
Sei uns gegrüßt mit Harfenſpiel,
O Friede, du der Sehnſucht Ziel,
Der Menſchheit Troſt und Segen!
Deines Lichtes Freudenſchimmer
Weiche nimmer,
Daß die Erde
Heimathsflur des Glückes werde!

Wo du verweilſt, da flieht der Schmerz,
Geneſen fühlt ſich jedes Herz,
Und keine Wunde blutet;
Den milden Oelbaum ſieht man blüh'n
Am Silberſtrom, der ſtolz und kühn
Das weite Land durchfluthet.
Statt des Schlachtrufs tönt durchs Freie
Die Schalmeie,
Statt der Lanze
Blinkt die Senſ' im Morgenglanze.

Drum bleib uns tröſtend zugewandt,
Du ſchönſter Stern, den Gottes Hand
In Licht und Luſt verkläret!
Des frommen Dankes Opferzoll
Sei, heiliger Empfindung voll,
Dir feſtlich heut' gewähret!
Engelbild aus lichtern Auen!
Wir vertrauen
Nun aufs neue
Deiner Huld und deiner Treue!

II.

Reiſeſcenen und Bemerkungen.

Vom Jahr 1813.

Fortſetzung.

Von

St. Schütze.

Frankfurt.

Auf dem Wege nach Frankfurt den 20ſten September bekamen wir noch einen jungen, hübſchen, ſehr eleganten Kaufmann zur Geſellſchaft, der uns, beſonders meinen Gefährten zur Reiſe nach Paris, über mancherlei belehren konnte. Ich that die Frage an ihn, ob viel Gelehrte in Frankfurt wären? Er ſtutzte, verſtand mich nicht ganz, und fragte endlich, ob ich Rechtsgelehrte meinte, und da ich mich für Schriftſteller erklärte, gab er zur Antwort, er glaube, daß ſolche bei der Schule anzutreffen wären. Darauf kam er aufs Theater zu ſprechen, und theilte uns als eine ſehr wichtige Neuigkeit mit, daß Schröder aus Hamburg jetzt da ſei. Ich fragte, ob dieß der berühmte Schröder ſei? Er ſagte: allerdings; es fand ſich aber, daß er von jenem berühmten Schauſpieler und Schauſpieldichter kein Wort wußte, er meinte einen andern des Namens, der ſonſt in Frankfurt einheimiſch geweſen war. — Weil in der Stadt noch die letzte Woche der Meſſe herrſchte, wurde es meinem Gefährten nicht ſchwer, zur Fortſetzung ſeiner Reiſe nach Paris bald gute Gelegenheit zu finden; ſchon den Nachmittag mußten wir uns von einander trennen, was bei ihm das Grauen vor der Fremde vermehrte, indem nun das letzte vaterländiſche Band ihm aus der Hand gleitete. Auf der Reiſe hat immer die Trennung von einem Reiſenden etwas heimlich-ſchmerzliches, die Reiſe ſcheint alsdann von ſelbſt als ein Bild des Lebens ſich darzuſtellen, und die Trennung an jenen großen Abſchied von der Welt zu erinnern; wenn wir dabei auch alle böſe Ahnungen unterdrücken, ſo iſt uns doch nachher, als fehlte uns etwas, und wir können uns nicht ſo bald an den neuen Zuſtand gewöhnen. So trafen ſich einſt mehrere Fremde in der ſogenannten ſächſiſchen Schweiz, gingen einige Tage mit einander, und als ſie ſich von einander trennen wollten, war die Rührung allgemein, und ſie hatten ſich doch vorher in ihrem Leben nicht geſehen.

Man muß jedes Ding von ſeiner guten Seite auffaſſen und genießen. Daran erinnerte ich mich jetzt. Eine Handelsſtadt bietet unter manchen andern Vorzügen mehr ſinnlichen Genuß, als andere Städte, mehr Augenweide und Fröhlichkeit bar, und Frankfurt mag ſeinen Kollegialſtädten hierin wohl eben nicht nachſtehen. Für einen Gulden und funfzehn Kreuzer, d. i. 18 Groſchen, hatte ich alle Mittag ſieben bis acht köſtliche Gerichte und dabei eine Bouteille Rheinwein, die ſchon ohne weiteres Fragen für einen jeden mit aufgeſetzt wurde, was mir anfangs ſehr wohl behagte. Es iſt aber des Weintrinkens kein Ende; denn geht man des Abends zum Reſtaurateur, muß man wieder wenigſtens einen Schoppen zu ſich nehmen. Auch des Nachmittags geht man zu Wein, und alle Gaſtzimmer ſind dann mit Weingäſten angefüllt. Faſt nichts als Rheinwein wird getrunken, der, weil er noch jung iſt, leicht den Kopf beunruhigt, und ihm hat man es wohl zuzuſchreiben, daß man hier viele junge, rüſtige Leute findet, denen ſich das Haar ſchon entfärbt hat. Beſonders iſt der Wein von 1811, der in höherm Preiſe ſteht, ſehr anlockend, und für das deutſche Klima ein wahres Wunder; denn er ſchmeckt ſo gewürzhaft-ſüß und öhlicht, als wenn ihn Spanien oder die ſüdliche Küſte von Afrika hervorgebracht hätte. — Ein halbes Maß (Schoppen) vom gewöhnlichen Rheinwein trinkt man hier für 18 Kreuzer, ohngefähr 4 Groſchen; weil dieß aber immer geſchehen muß, ſo findet man bald, daß man dabei doch theuer lebt. Will man ſich zum Kaffee wenden, ſo iſt es, als ſollte man für die Untreue, die man dadurch am Landesprodukte begeht, beſtraft werden; denn man bekommt ihn faſt immer ſchlecht, und die Portion mußte ich damals mit 30 Kreuzer, d. i. 7 Groſchen bezahlen, obgleich das ganze Pfund keine 14 Groſchen koſtete. Indeß auch in ſolchen Dingen giebt es eine Landesſitte, die man kennen muß; ich merkte bald, daß hier eine ganze Portion gar nicht Gebrauch ſei, ſondern man trank eine Taſſe für 6 Kreuzer, d. i. 1 Gl. 4 Pf., was denn wieder die Gränzen der Billigkeit berührte. — Dabei war mir es auf der Tabagie merkwürdig, an allen Tiſchen die

Gäſte mit Damenſpiel beſchäftigt zu finden, was man an andern Orten ſelten oder gar nicht ſieht. — Auch bei Landparthien iſt herrlich für ſinnlichen Genuß geſorgt, und ich aß öfters als Gaſt eines Freundes im Forſthauſe noch beſſer, als in der Stadt. — An guten Promenaden fehlt es ebenfalls nicht, und die grüne Umgebung um die Stadt giebt der bei Leipzig nur noch wenig nach.

Bei dem allen verſpürte ich, was ein heiteres, gefälliges Betragen betrifft, zwiſchen hier und Sachſen einen großen Unterſchied. Nicht von den höhern Ständen will ich dieß bemerken, denn dieſe ſind an Politur ſich faſt überall gleich; aber was täglich uns begegnet, und der Stadt einen Charakter giebt, das ſah hier ganz anders aus als in Sachſen. Statt Artigkeit und Zierlichkeit derbe, finſtere Geſichter, die zum Zanken nicht wenig aufgelegt zu ſeyn ſchienen, und auf jede Frage die Antwort nur ſehr ſparſam und ungern hervorbrachten. Als ich daher in der Straße auf eine Schlägerei ſtieß, von der man einen Menſchen wie todt nach Hauſe trug, ſo befremdete mich das ganz und gar nicht, ich wunderte mich im Gegentheil, daß nicht auch die andern ſich immer in den Haaren lägen. In Dresden kommen auf eine Erkundigung gleich Stimmen von allen Seiten, die in der Gefälligkeit wetteifern; hier ließen ſich viele in ihrem Stillſchweigen gar nicht ſtören, und manche antworteten nur, um den Fragenden los zu werden. So ſind auch die Marqueurs in den Wirthshäuſern ernſt und trocken weg, und betreiben ihr Geſchäft ganz fabrikmäßig, ohne ſich um das Wohl des Fremden weiter zu bekümmern; und die betriebſamen Wirthe befleißigen ſich nicht ſelten einer ähnlichen Kürze. Ich fragte eines Tages in einem großen Gaſthofe nach einem Fremden, an dem mir ſehr viel gelegen war; die Wirthin kam dazu und ſagte ſtatt aller Komplimente: o bewahre! der iſt ſchon längſt fort (und doch war er erſt angekommen!) Als ich dieß andern erzählte, ſagten ſie, daß die Frau viele hundert tauſend Gulden im Vermögen habe. Gleichviel! entgegnete ich, ſo lange man etwas ſeyn will, muß man es auch ganz ſeyn. — Auf einem Spaziergange zu einem Dorfe kam ich an eine verſchloſſene Hinterthür; weit gefehlt, daß ſich die Gäſte im Garten hätten vom Platze rühren ſollen! ich mußte einen weiten Umweg machen, und lobte mir dabei wieder die gefälligen Sachſen. — Endlich wurde es mir unter den finſtern Geſichtern ſo enge, daß ich nach Bekannten wie nach einem Sonnenblick in trüben Tagen verlangte. Ich beſann mich und mir fiel eine Schauſpielerin ein, die ſonſt am Weimariſchen Theater geſtanden und damals in dem blühenden Glück ihrer Jugend war. Wie viele unfreundliche Antworten mußte ich mir aber gefallen laſſen, bis ich mich zu ihr hin fragte, und nun fand ich ſtatt einer ehemals Glücklichen eine Trübſelige, die, in allen ihren Hoffnungen getäuſcht, hinten heraus wie in einer Polterkammer wohnte, und mit Kummer auf ihre beſſern Tage zurückſchaute, ſo daß die frohen Erinnerungen nur den Schmerz in ihr erneuerten. — Mit Mißmuth kehrte ich alſo auf mein ödes Zimmer zurück und nahm Yoricks empfindſame Reiſen wieder zur Hand, wobei ich, im Frühjahr durch den Krieg war geſtört worden. Stille herrſchte um mich her, der Abend kam, Gefühle der Sehnſucht durchſchauerten mein Herz, und von der dunkeln Straße herauf tönte mit dem Klang der Orgel das Lied: Lebe wohl, vergiß mein nicht! — Jetzt fühlte ich mich ganz unter fremden Menſchen. —

Dichter und Theaterweſen.

Ich hörte, daß der Dichter **Werner** von Rom gekommen ſei, und freuete mich, ihn einmal wieder zu ſehen. Ich traf zuerſt auf einem Spaziergange mit ihm zuſammen. Zwei Herren gingen vor mir her, auf die ich anfangs nicht achtete, bis ich Werners Stimme erkannte, die mir nun zum Wegweiſer diente. Nachher beſuchte ich ihn auch in ſeiner ſtillen Wohnung, aber ich fand ihn ſehr verändert, und, wenn man will, bekehrt. Kein Scherz entgleitete ſeinen Lippen mehr; er ſprach ganz ernſt und als ein frommer, Andacht übender Mann, der mit höherm Geiſt über die ſinnliche Luſt der Welt hinwegſchaut, und von dieſem chriſtlich-erhabenen Standpunkte aus betrachtete er auch die Kunſt, und beſonders die Poeſie, die ihm einer völligen Umwandlung zu bedürfen ſchien. Es ſei fern, mit ihm darüber zu rechten, doch bin ich nicht der Meinung, daß Poeſie und Kunſt über das Irdiſche hinweg ſchweben müſſe, ſondern die ganze Welt iſt für ſie Gottes Haus, und des Geiſtes Kraft, in allen Dingen, auch in den gewöhnlichſten, Gott und das Aufragen zur Allheit zu erblicken, macht den Dichter eben zum Seher und zum Propheten; demnach leidet Erde und Himmel keine Trennung, und jeder Weltgenuß muß für ein reines Herz ſchon hier eine Speiſe des Himmels ſeyn; indeß — jeder wird ſeines Glaubens ſelig.

Zur nämlichen Zeit führte mir der Zufall eine neue Bekanntſchaft aus der Poetenwelt zu; eine Fremde ſaß mir eines Tages bei Tiſche gegenüber, die ich wegen ihres natürlichen Weſens keinesweges für eine Dichterin hielt; denn ich glaubte, eine ſolche werde immer etwas von den Anſprüchen ihres Geiſtes durchblicken laſſen. Den andern Tag las ich aber auf dem Fremdenzettel, daß es Helmine, die Frau von Chezy ſei. Noch kürzlich hatte ich mich in Dresden mitten im Kriegsgetümmel an ihren Liebesgedichten ergötzt, jetzt wußte ich ſie auf einmal ſo nahe, daß nur eine Thüre uns trennte; denn ſie wohnte dicht neben mir an. Da ich den Tag abgehalten wurde, ſie zu beſuchen, hatte ich den Abend faſt ein peinliches Gefühl, ſo nahe bei ihr zu ſeyn und doch nicht mit ihr reden zu können, gleichſam als hätte ich immer noch die Buchſtaben ihrer Gedichte vor mir gehabt. Sie brannte noch Licht, war aber ſtill und ſchien im Bette zu leſen. — Am andern Morgen ging ich zu ihr. Nach Nennung meines Namens fragte ſie: welcher Schütz? Ich wies auf mein St. — Noch geſtern Abend habe ich etwas von Ihnen im Bette geleſen, ſagte ſie, und zeigte mir das Buch. Ein eigenes Beiſammenſeyn, dachte ich bei mir, und erzählte ihr nun von der Unterhaltung, die ich kürzlich mit ihr durch ihre erotiſchen Gedichte gepflogen hatte.

So begegnen, ſo finden ſich die Geiſter. Ich beſuchte ſie ſpäterhin wieder in Darmſtadt, ihrem damals gewöhnlichen Aufenthalte, und ohne weiteres Urtheil muß ich ihre freundſchaftliche Aufnahme und das Geiſtreiche ihres Geſprächs, beſonders aber das Gute an ihr loben, daß ſie allen Dichtern, von denen die Rede war, Gerechtigkeit widerfahren ließ, was nicht alle Mitſchweſtern und Mitbrüder thun, auch, durch Einſeitigkeit beſchränkt, nicht immer zu thun vermögen.

Ein anderer Auftritt poetiſcher Art ſollte mich noch ergötzen. Des Abends beim Reſtaurateur traf ich nämlich öfters mit einem jungen Manne zuſammen, der ſich ſehr für Kunſt und Literatur intereſſirte, und ganz geſcheidt darüber ſprach. Er ließ ſich einen Schoppen nach dem andern geben, und wir ſaßen zuweilen wohl bis Mitternacht. Ich mußte ihm von Weimar und ſeinen lebendigen Merkwürdigkeiten erzählen, und endlich fragte er mit einer Art von Herzhaftigkeit: was ſind denn ſonſt noch für Dichter in Weimar? Ich war bald fertig damit, unterließ aber wohlweislich, mich ſelbſt zu nennen; denn ich habe zu Hauſe an mir genug, in der Welt bin ich froh, mich zu vergeſſen. Da ſah' ich, wie er immer wärmer und wärmer wurde, er rückte auf dem Stuhle hin und her, gab ſich noch einmal einen Schwung und fragte damit: iſt nicht auch St. Schütze dort? Ueber den kann ich nicht urtheilen, gab ich zur Antwort, denn der bin ich ſelbſt. Er hatte mich längſt erkannt, wie ich merkte, und war ſchon immer um mich her geſchifft und nun endlich an's Land geſtiegen. — Den Tag darauf beſuchte er mich und ſagte, daß ſich ein junger Menſch in Frankfurt befinde, der gern zu mir käme, wenn er nicht zu ſchüchtern wäre. Derſelbe ſei ein Pädagoge, habe aber auch manches gedichtet, über das er gern mein Urtheil zu vernehmen wünſchte, um zu wiſſen, ob er ſich ganz auf die Poeſie legen, oder ſich künftig dem Erziehungsſache widmen ſolle. Ich antwortete, er möchte mir nur etwas von ihm zu leſen geben, ſo wolle ich ihm ſchon meine Meinung darüber ſagen. Dieß that er auch nachher. Ich fand aber dieſe Gedichte in Vers und Gedanken zwar gut und löblich, nur ohne alle Originalität. Deshalb ſagte ich darauf zu ihm, als ich ihn wieder beim Reſtaurateur traf: hören Sie, ich möchte doch Ihrem Freunde nicht rathen, ſich ganz und gar auf die Poeſie zu legen; denn ich vermiſſe in ſeinen Gedichten jene eigenthümlich ſchöpferiſche Kraft, die noch Beſſeres erwarten ließe, als ſchon darin bis zu einer Art von Vollendung vorhanden iſt. Da wir uns den Abend wieder ſehr lange unterhielten, ſagte ich zuletzt, daß er mir doch ſeinen Namen mittheilen möchte. Er ſtutzte und antwortete darauf: ich heiße Schmidt. Den andern Tag kam er aber zu mir, um von mir Abſchied zu nehmen und ſagte: ich will es nur geſtehen, ich bin der ſchüchterne Menſch ſelbſt, ich danke Ihnen für Ihr Urtheil. — Vielleicht, wenn ich ihn gekannt hätte, wäre ich in meinen Ausdrücken weniger ſtark und aufrichtig geweſen; indeß — es war einmal geſchehen, und ich fügte nun noch das Löbliche hinzu, was ſich nach ſeiner perſönlichen Bekanntſchaft über ſein Talent und über ſeinen Geiſt mit Recht ſagen ließ. Den Namen Schmidt hatte er ſich nur angedichtet, um ſich dahinter zu verbergen; das Publikum kannte ihn dort unter einem ganz andern Namen, und weiß ihn auch zum Theil zu ſchätzen.

Einen Abſtecher machte ich eines Tages durch Gelegenheit eines guten Freundes nach Hanau, wo ich zunächſt die Mamſell in der Penſion beſuchte, mit der ich von Weimar hieher gereiſt war, und die ſich auch bis auf etwas Heimweh ganz wohl befand. Meine Abſicht hatte ich beſonders auf den Rath Schulze gerichtet, der ſich ſonſt in Weimar aufhielt, und als Prediger, beſonders von jungen Frauenzimmern, immer gern gehört wurde; ich traf ihn aber nicht zu Hauſe; er hielt eben Schulaktus, ich trat hinein und lauſchte ein wenig hindurch. Da kam ein Schüler hervor, welcher deklamirte: Friſch auf, Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd! Ich war erſtaunt, ein Reiterlied in dem Munde eines jungen Menſchen zu hören; doch er ſprach mit einer gedämpften Stimme die Worte ziemlich beſcheiden aus:

Er wirbt nicht lange, er zeigt kein Gold,
Im Sturm erringt er den Minneſold;

ſonſt würden ſie doch wohl in der Verſammlung ein wenig anſtößig geklungen haben. Das ſind Zeichen der Zeit. Krieg athmete jetzt alles. Bis zu den Kindern hinab flammte der Zorn wider feindſelige Unterdrückung.

Sonſt fand ich literäriſche Unterhaltung auf dem Caſino in Frankfurt, wo alle Zeitungen und Journale gehalten werden, und auf dem Muſeum, wo Ausſtellung von Gemählden mit Muſik, Deklamation, Geſang und Vorleſungen verbunden wird; es iſt aber wohl zu merken, daß es in Frankfurt eben nicht Ton iſt, dahin zu gehen, ſonſt würde der Raum des Saals auch viel zu beſchränkt ſeyn.

Das Hauptvergnügen, beſonders für einen Fremden, bleibt immer da[illegible] Theater, und ich unterließ nicht, das hieſi[illegible]gſtens einigemal zu beſuchen. Die innere Einrichtung wirkt auf das Auge vortheilhaft, nur könnte das nicht unbequeme Parterre für die Sitzenden *noch* bequemer ſeyn. Behelf, Aermlichkeit und Unbequemlichkeit iſt eigentlich bei jeder Anſtalt zum Vergnügen ein Widerſpruch; denn man kommt ja zuſammen, ſich wohl, nicht, ſich wehe zu thun. Man irrt aber ſehr, wenn man glaubt, daß man Parterre und die geringern Plätze darum ſchlecht und unbequem einrichten müſſe, damit nicht alles auf dieſen ſich einfinde und die theuren Plätze verlaſſe. Beim öffentlichen Erſcheinen achten die Leute weit mehr auf Rangordnung und auf die Ehre ihres Standes, als auf die geringere oder größere Ausgabe. Ich habe Theater geſehen, wo man in den erſten Logen am ſchlechteſten, und auf der Gallerie am beſten ſah und hörte, und dennoch haben ſich die Herren und Damen wohl gehütet, ſich auf die Gallerie zu ſtellen. Jede Rangordnung in den Plätzen hat auch ihr eigenes Publikum, und eine Vertauſchung findet nur in den nahen Gränzen der Preiſe ſtatt, wobei das Reſultat für die Kaſſe im Ganzen genommen immer daſſelbe bleibt.

Gewöhnlich ſpiegelt ſich der Geiſt und Charakter des Publikums in der Art des Spiels auf dem Theater wieder. In Berlin hab' ich, beſonders im Luſtſpiel, die Berliner, in Leipzig die Sachſen und zugleich die Handelsſtadt, und in Weimar die ruhigen Thüringer wieder erkannt. In

Handelsſtädten wirken die Schauſpieler am liebſten mit einer großen Lebhaftigkeit auf die ſinnliche und moraliſche Sympathie des Menſchen, erregen Fleiſch und Blut, rufen unmittelbar den Willen und die Affekte auf, und machen mit der ſchreienden Ungerechtigkeit, oder mit der Troſt- und Strafrede eines Predigers immer den meiſten Eindruck. Dieß beſtimmt ſowol die Wahl der Stücke, als die ganze Richtung ihres Studiums und ihrer Talente. Ich erwartete etwas Aehnliches in Frankfurt, ſah mich aber, wenigſtens zum Theil, in der Meinung getäuſcht; denn ich bemerkte ſo viel Mäßigung im Spiel, daß ich ſogar öfters an den feſten Ernſt, der mir auf der Straße begegnet war, erinnert ward. Der Volkscharakter ſchien der theatraliſchen Wuth einen Dämpfer aufgeſetzt zu haben, und auch die [illegible]igkeit im Luſtſpiel von einer charakterloſen Behendigkeit weit zurück zu halten. Indeß, weil ich das Theater nur eine kurze Zeit beobachtet habe, wage ich nicht ein beſtimmtes Urtheil darüber zu fällen. Es iſt vielleicht Studium und Kunſt, was ich hier zufälligen Einwirkungen zuſchrieb. So glaubte ich.

Allein — wie groß wurde mein Erſtaunen, als ich Werke der tragiſchen Muſe, als ich die Jungfrau von Orleans und Macbeth ſah! Gleich der Anfang der Jungfrau war ſo, daß ich darüber lachen mußte. Der alte Landmann ſprach wie ein gutherzig-plauderhaftes Männchen: wir ſind ruhige Bürger, was geht uns der Krieg an; werd' ich zwei Herzen trennen, die ſich lieben? Kommt her u. ſ. w. Auch keine Spur von tragiſcher Würde. Selbſt die pathetiſchen und lyriſchen Stellen hatten in dem Munde der meiſten Schauſpieler kein rechtes Feuer und Leben, und oft merkte man es ihnen an, wie ſchwer es ihnen wurde, die großen Worte mit dem Schein, als ob ſie wirklich aus ihrem Innern kämen, auszuſprechen. Unter [illegible] ragte aber die Madam Schröder von [illegible]rg, welche die Jungfrau ſpielte, wie eine Rieſin hervor, und mit ihrem gehaltenen Spiel und beſonders mit einer recht kräftigen Deklamation gab ſie von der heldenmüthigen Jungfrau, die man ſich auf mancherlei Weiſe denken kann, ein recht würdiges Bild. — In Macbeth ſprachen die Hexen faſt wie eine

Gruppe geſchwätziger Waſchweiber mit einander, die ſich Geſchichtchen erzählen, und ſich lachend darüber etwas zu Gute thun. Der Unglückliche, der im Walde ſollte ermordet werden, räuſperte ſich, als er hervortrat, gleichſam als wolle er zu verſtehen geben, daß er davon nichts wiſſe. Und als Geiſt am Tiſche mochte er glauben, daß die Abſicht ſeines Erſcheinens nicht deutlich genug ſei, wenn er nicht zugleich den Zeigefinger erhöbe, als wolle er drohend ſagen: du, du, Macbeth! Nun konnte er aber unglücklicher Weiſe den Finger nicht feſt halten; er fing an zu zittern, und ein Gelächter verbreitete ſich. Der Rieſe in dieſem Stücke war wieder Macbeth, d. h. **Weidner**, der mit wirklich tragiſchem Pathos eine recht würdige Vorſtellung von dieſem wild-heroiſchen Charakter erweckte; doch fuhr er zu ſehr in demſelben Pathos fort, und vernachläſſigte zuweilen die Abſtufungen. Dabei beging er ein Verſehen, das mir bei ſeinem Geiſt und ſeinem Talent unbegreiflich ſchien. Als er nämlich zur Mordthat ſich entſchloſſen, und den Boden unter ſich, und die Steine angeredet hatte, daß ſie auch durch das leiſeſte Geräuſch ihn nicht verrathen möchten, geht er ſelbſt mit groſem Geräuſch, die Flügelthür mit den Händen auseinander ſchlagend, ab, wie wohl ſonſt ein Schauſpieler, der auf Beifall wartet, abzugehen pflegt. Ich erſchrak faſt darüber; denn ich konnte mir nicht denken, daß er die Worte, die er geſprochen hatte, nicht verſtanden haben ſollte; vielleicht hat ihn ſonſt ein Irrthum dabei umſtrickt; denn ich lernte ihn auch in andern Stücken als einen Künſtler ſchätzen, der auf Charakter geht. An andern Orten hörte ich beim Macbeth die Frauenzimmer öfters klagen, daß es zu grauſig ſei; hier ſagten ſie, daß ſie Langeweile hätten. — Ich muß bekennen, daß mich dieſe Erfahrungen traurig machten, denn was träumt man ſich nicht oft vom hohen Stande der Kultur unſerer Landsleute! Aber, weil ein Schiller für ſie dichtet, haben ſie deßhalb ſchon ſeinen Sinn und Geiſt? Welche Kluft iſt noch zwiſchen ihm und dem Volke! Wahrlich! es bedarf noch eines groſen Nachwuchſes, ehe das Feld den aufgeſchoſſenen Halmen nachkommt. — Was das deutſche Theater beſonders betrifft, ſo lebt dieſes in einer Art von Vernachläſſigung, und iſt dem Zufall preißgegeben. Es ernährt Schneider und Lampenputzer, nur den Dichter nicht. Er wird mit einer Kleinigkeit abgefunden, und ſein Stück mag nach ſeinem Tode noch fortſpielen, es iſt niemand, der ihm für ſein Eigenthum ſorgt, ja er iſt nicht einmal bei ſeinem Leben vor Nachdruck geſichert. Hierin ſcheint dem Deutſchen noch ein Barbarismus anzuhangen, den er noch nicht ganz überwinden kann. — Indeß — ſoll die mimiſch-muntere Muſik von Dittersdorf mich darum weniger erfreuen, weil er in bedrängten Umſtänden geſtorben iſt? Ich werde ſie heute hören, über's Jahr, und, will es Gott, über zehn Jahr wieder, und ſie wird immer munter fort tönen. Wir ſind darum doch geborgen; denn der Dichter und Künſtler dichtet und ſchafft, nicht, weil er will, ſondern, weil er muß — ein heiliger Inſtinkt treibt ihn dazu —; aber — handeln wir darum gerecht an ihnen? — — Wenn man die reichen

Handelsſtädte betrachtet, ſollte man glauben, daß ſie grade die beſten Theater, d. h. das beſte Schauſpiel und die beſten Schauſpieler, beſitzen müßten, und es iſt oft nicht der Fall. Das Theater mag noch ſo gut beſetzt werden, es ſpielt ſich immer wieder in das Volk hinab, weil der Beifall des großen Haufens entſcheidet, und den Künſtlern eine höhere Anleitung fehlt. Jede Bühne hat zwei Hauptperſonen nöthig, einen Fürſprecher für die Kunſt, und einen Vermittler zwiſchen Kunſt und Publikum; jenes müßte der Dichter, dieſes der Direktor ſeyn, von dem einen die Würde der Poeſie bewacht, von dem andern die Ausführbarkeit und Anwendbarkeit für das Publikum erwogen werden. Jener kann ohne dieſen nicht auf das Volk wirken, dieſer ohne jenen nichts für die Kunſt thun, und das Publikum kann nicht an Geſchmack zunehmen, wenn das Theater nicht immer ein wenig damit voraus iſt. Im Genießen lernt man nie das Beſſere kennen, wenn es nie gegeben wird; man will gewöhnlich nur immer neuen Reiz, nur immer neue Stücke, auffallendere Erſcheinungen, ſchönere

Dekorationen u. ſ. w., und da dieß nicht lange ſo fortgehen kann, ſo liegt hierin ſchon von ſelbſt der Untergang des Theaters. Und dieſes Uebergewicht der Sinnlichkeit iſt denn auch der Grund, weßhalb die Theater in großen Handelsſtädten nicht recht gedeihen wollen. Nur wo ein Leſſing, ein Schröder, ein Iffland, ein Göthe einwirkt, da belebt den Körper ein höherer Geiſt. Das Spiel eines Drama's iſt bei der großen Verſchiedenheit der zu einander redenden Perſonen ein ſo zuſammengeſetztes Weſen, daß die Fügung der Theile, die Angebung des Tons, die Zuſammenhaltung des Ganzen, kurz die Anleitung dabei die Hauptſache bleibt, und *mit* dieſer können ſelbſt mittelmäßige Schauſpieler ein ſchweres Stück gut geben, *ohne* dieſe aber wird ein jeder nur ſeine Rolle dazu benutzen, ſie zu ſeinem Beifalle auszumarkten. Schon da, wo die Schauſpieler nicht nöthig haben, ſo ſehr nach dem Beifall des Publikums zu haſchen, weil ſie nicht davon abhangen, treffen ſie weit eher den rechten Weg, und ich habe deshalb in den Theatern kleiner Reſidenzſtädte weit weniger Uebertreibungen und Abſchweifungen von der Kunſt gefunden, als in den geräuſchvollen Theatern großer Städte. Das Beſſere kann ſich ſelbſt noch mit großen Unvollkommenheiten vertragen; denn ein Anderes iſt es, ſchlecht oder mangelhaft, ein Anderes, falſch ſpielen. Vielleicht iſt das Vollkommnere einer bald glücklichern Zukunft aufbehalten.

Fahrt nach Darmſtadt.

Ich war nicht Willens, in der Richtung, in welcher ich den Rückzug der Franzoſen erwartete, ſtehen zu bleiben, ſondern lieber die Zeit zu benutzen, noch mehrere Städte am Rhein zu beſuchen, und gelegentlich hinter die Linie des Kampfes zu kommen trachten. Die patriotiſche Geſinnung fand ich faſt überall dieſelbe; doch ſchienen die Frankfurter noch mehr, als ihre Nachbarn, nach Freiheit zu verlangen. Als die auffallendſte Ungerechtigkeit führten ſie gewöhnlich an, daß kranke Franzoſen ſelbſt über den Rhein her in ihre Lazarethe gebracht würden, und daß die Bauern, wenn ſie mit einer ſolchen Ladung die Brücke bei Mainz paſſirten, bei aller Laſt und Verſäumniß noch obendrein den Brückenzoll bezahlen müßten, was denn freilich arg genug iſt. In immer größern Haufen zogen die Zerſprengten durch, und endlich erſchienen Bruchſtücke von ganzen Regimentern. Sie kommen, ſie kommen! hieß es eines Mittags plötzlich auf dem Förſterhauſe, als man ſich eben vom Plündern und Verwahren der Schätze unterhielt. Eine Wolke von Kavallerie bewegte ſich die Allee herauf, und beſorgt, daß das Gefürchtete gleich in Erfüllung gehen möchte, ließ man eiligſt das Hofthor zuſchließen; aber ſie gingen in einem kläglichen Zuſtande, halb zu Fuß und halb zu Pferde, zum Theil barfuß, ganz demüthig mit einem Trunk Waſſer zufrieden, ruhig vorüber.

Nachdem ich einen Abſtecher nach dem ſtillglücklichen Offenbach gemacht, dort die berühmte Wagenfabrik, welche alle zu dieſem Behuf arbeitende Handwerker in ſich ſchließt, in Augenſchein genommen, und über das Schickſal eines

Freundes, der hier vor vielen Jahren erkrankt war, Erkundigung eingezogen hatte, ſchickte ich mich an, Frankfurt zu verlaſſen, und die Bergſtraße hinauf zu reiſen. Das Weiterkommen wird am Rhein wegen der Nähe der Städte und ihres beſtändigen Verkehrs mit einander ſehr leicht; man findet von einem Ort zum andern immer Gelegenheit, wobei man freilich mit der Geſellſchaft, die der Zufall einem giebt, zufrieden ſeyn muß. Damit ging es mir nun auf der Fahrt nach Darmſtadt nicht beſonders. Ich ſaß ſchon eine Viertelſtunde in einem Wagen, der in der Fahrgaſſe vor dem goldnen Löwen hielt, und wartete auf die Geſellſchaft, als ſtatt derſelben eine Menge Kaffeemühlen kamen, welche den Weibern, die noch drinnen Kaffee tranken, vorangingen, und mich einen Schluß auf dieſe machen ließen. Und in der That — ich fürchtete nicht zu viel; plumpe Geſtalten mit breiten Röcken und mit den redſeligſten Zungen ſtellten ſich ein, die bald von einem Begräbniſſe, bald von einer Hochzeit ſprachen, und von der Vertheilung einer Erbſchaft zu kommen ſchienen.

Es ging wie Kraut und Rüben durch einander, und alle Augenblicke ſprang eine Kaffeemühle hervor, die auch nicht Ruhe halten wollte. Da ſie ſo gern und ſo viel ſprachen, konnten ſie gar nicht begreifen, wie ich ſo ſtill ſitzen könnte; ſie ſahen mich öfters drauf an und ſagten endlich: he is wohl krank! Finſter und verdrießlich genug war ich dazu; wie ein Strudel, der Hexel und Stroh durch einander wirbelt, ſauſte es um meine Ohren, und mein Schweigen, anfangs eine Folge der Umſtände, wurde allmählig ſtiller Vorſatz. Schwatzt ihr nur, dächt' ich, von mir ſollt ihr nichts erfahren, und ſo fuhr ich mit einer Art von Konſequenz den ganzen Weg fort. Der Zufall aber wollte, daß ich zuletzt auf eine ganz eigene Weiſe dafür beſtraft werden ſollte; denn als wir uns im Regen und Mondſchein der Stadt naheten, bemerkten die Weiber plötzlich Bekannte auf dem Wege; Lieschen und Katharine! hieß es, Kutſcher halt ſtille. Man bedauerte die armen Kinder im Regenwetter; ſie ſollten mitfahren. Da nun der Wagen ſchon ganz überfüllt war, ſo mußte ſich Katharine auf den Bock, und Lieschen auf den Schooß meiner Nachbarin ſetzen. Sie ſaß quer herüber, mit dem Rücken zu mir gewandt. Anfangs ging das auch ganz herrlich, aber ſo wie der Wagen auf dem Steinpflaſter hin und her rückte, und beſonders oft auf meine Seite ſchlug, fing das Mädchen allmählig an, herüber zu rutſchen und zu mir zu gerathen, immer mehr und mehr, bis ſie ganz auf meinem Schooße ſaß. Wie mir dabei zu Muthe wurde, kann ich gar nicht beſchreiben. Immer ſchwerer, immer deutlicher fühlte ich die ſüße Laſt, immer heißer lief mir's durch die Glieder. Gott im Himmel! ſeufzt' ich in meiner Bruſt, in welche Verlegenheit kann doch ein Menſch kommen! Ich hörte auf den Regen, der an die Fenſter ſchlug, ich verſuchte tauſenderlei Gedanken, aber immer zog der Körper die Seele wieder zurück, und überlieferte mich der ſüßen Pein, gegen welche Diſteln und Neſſeln wahrer Balſam ſind. Ja, hätte ich noch geſagt: Mamſell, ſetzen Sie Sich auf meinen Schooß, oder hätte ſie mir dieß als eine Gunſt erzeigt — ! aber ſo geſchah es von beiden Seiten unfreiwillig; ſie bekümmerte ſich gar nicht darum, wo ſie ſaß; ihre Handlung hatte keinen Werth für mich, ich konnte nichts dabei denken, ich hatte nicht einmal ihr Geſicht geſehen, es war gleichſam ein Gefühl, ohne Empfindung, nichts konnte mir dabei zum Troſt oder zur Freude gereichen. Ach! und ſie war nicht wenig ſchwer; doch minderte die Laſt einigermaßen die Pein. Kommt denn die Stadt noch nicht? ſprach ich öfters zu mir ſelbſt, will denn die Fahrt ewig währen? Stehen Sie auf, Mamſell, hätte ich ſagen können, aber das ſchien mir doch zu unhöflich, und es ſollte ja nur auf eine kurze Zeit ſeyn. Dabei lag mir die verfluchte Konſequenz im Kopfe; ich hatte auf der ganzen Reiſe kein Wort geſprochen, und ſollte nun auf einmal munter und geſprächig werden; unmöglich! Einiges ſagte ich wohl, aber das war vom Scherz und von der Nähe unſerer Bekanntſchaft noch weit entfernt. Zum Kuckuk! ſprach ich darauf zu mir ſelbſt, du biſt doch Herr in deinem Gebiete, das Revier iſt mein, und ich verſuchte, ob ich mich nicht allmählig wieder flott machen könnte. Ich kann nicht ſagen, daß ich ſie grade hätte helfen wollen, aber ſie ſoll doch merken, dacht' ich, daß ſie eben auf keinem Steine ſitzt. Doch nun fingen die Weiber an, mit einigen Blicken um mich her zu rekognoſciren; ſie dachten vielleicht, daß ich doch wohl ſo krank nicht ſeyn möchte, um unter der Laſt ihrer Baſe auf irgend einen Frevel zu verfallen; indeß wagten ſie nicht, deshalb einen Verdacht zu äußern. Sie ſahen ſich nach dem Thore um, der Weg wurde in der Nähe der Stadt immer anſtößiger, und Lieschen that ſich mit ihrem Gewicht keinen Zwang an, ſo daß ich zuletzt noch hätte aufſchreien mögen; aber ich hielt ritterlich aus und litt wie ein Märtyrer. Endlich gebot der Kutſcher den Pferden ſtill zu ſtehen, und die Erlöſung nahete. Jemand, der rückwärts ſaß, ſtieg aus, und Lieschen ſetzte ſich an ſeinen Platz. Mit Verwunderung ſah ich nun, daß es ein recht feines, hübſches Geſicht war. Sie ordnete die Löckchen, und ſchien jetzt erſt zu merken, was ſie gethan hatte, und das Verhältniß zu empfinden, worin ſie zu mir ſtehe; jeder Blick war nun Zucker auf die Schmerzen, die ich ausgeſtanden hatte; indeß was halfs, daß ſie ſich ſchämte, was halfs, daß ich nun Empfindungen in ihrem Geſichte las, das Vergangene konnte dadurch doch nicht verbeſſert werden, ich fühlte mich wie zerſchlagen. Die Eroberung fortzuſetzen, dazu war keine Zeit, und ſo ſchieden wir mit „gute Nacht“ auf immer von einander, und das Abenteuer hatte ein Ende.

In Darmſtadt blieb ich drei Tage. Die Kunſtſchätze auf dem Schloſſe, der Park, das Theater, einige Beſuche bei Bekannten und ein freundſchaftliches Mahl nahmen die Zeit ſehr angenehm hin, und ließen eine frohe Erinnerung an Darmſtadt zurück. Im Theater war mir, als ob ich mich auf einmal in Weimar befände; denn vieles, der Raum, die Plätze, das ruhige Publikum, die Herrſchaft in der Loge, mahnte mich an die dortige Bühne. Am meiſten that dieß der Verhang, der ſogar dieſelbe hochſchwebende Figur mit Maſken trug, welche man auf dem Vorhange zu Weimar erblickt. Auch die Art des Spiels hatte bei mancher Unvollkommenheit viel Aehnlichkeit mit dem heimathlichen. — Leider wurde gerade keine Oper gegeben, worin die Geſellſchaft ganz vorzüglich ſeyn ſoll, und wozu der Großherzog, der ſelbſt den Proben beiwohnt, es als ein Kenner in der Muſik nicht an Ermunterung fehlen läßt. Zwei Täuſchungen hatte ich in Darmſtadt, die ich doch erwähnen muß. Den Weg zum Muſeum im Schloſſe ſuchend, hörte ich Geſang; ich glaubte, daß hier Kirche gehalten würde, und fand endlich in einem großen Saale Militairperſonen mit jungen Mädchen zuſammen, die hier zu einem Konzerte Probe hielten. Die Hautboiſten werden nämlich zugleich als Choriſten gebraucht. So groß iſt hier der Eifer für Muſik. — Am Sonntage ſah ich immer ſo viele Menſchen in das Thor des Gaſthofes eingehen; ich glaubte, daß hier ein Durchgang ſei, und es fand ſich, daß im Hintergebäude, in einem ehemaligen Tanzſaale, die katholiſche Kirche gehalten wurde. Wirthshaus und Kirche! das war mir noch nirgends vorgekommen.

Da eben Officiere von der Armee angelangt waren, die von den neueſten Schlachten und

Gefechten erzählen konnten, ſo fehlte es auch im Gaſtzimmer nicht an Unterhaltung. Anfangs fiel es mir auf, daß ſie oft einen alten Mann neckten, der ſonſt der Wirth des Hauſes geweſen war, und nun das Gnadenbrod genoß; ſchreckliches Schickſal! dacht' ich, aber ich erfuhr, daß der halb blödſinnige Mann es übel nähme, wenn ſie ihn unbemerkt und ungehudelt ließen. Zuweilen trat er, als wolle er ſein voriges Leben anſchauen, vor den Spiegel, und redete ſich ſelbſt an: ſetz' dich doch, dort unten iſt ja noch Platz an der Tafel. Es hatte etwas Schauerliches, ihn ſo mit ſich ſelbſt in Zwieſprache zu ſehen, aber die meiſten lachten darüber. Wie ein Geſpenſt ging er in ſeinem Hauſe umher, darin ſeine vorige Welt zu ſuchen.

Grade zur Zeit, da ich es wünſchte, fand ſich Gelegenheit zum Weiterreiſen ein; in einem geräumigen Wagen mit breiten Glasfenſtern bewegte ich mich am 11ten Oktober die Bergſtraße entlang, wo die verſchiedenen Höhen mit ihren Burgruinen wie Gemählde an mir vorübergingen. Die Bäume waren zum Theil ſchon der

Frucht entladen, aber noch nicht ganz entlaubt; vorher bei Frankfurt hatte ich den Anblick, daß oft die Zweige eines Baumes wohl auf funfzehn Stützen ruhten und weithin wie zu einer Laube ſich ſtreckten. Aber dafür wollte dieß Jahr auch die Weinleſe nicht gerathen, und meine Hoffnung auf volle, ſüße Trauben blieb zum Theil unerfüllt.

Aufenthalt in Heidelberg.

Noch an demſelben Tage traf ich in Heidelberg ein, und nahm daſelbſt gleich eine Privatwohnung am Neckar, wo ich den Strom, die Brücke und die gegenüber liegenden Weinberge im Angeſicht hatte; ich mißbilligte aber bald meine Wahl, theils wegen der Feuchtigkeit, die hier am meiſten die Luft verdarb, theils wegen des ſtark rauſchenden Fluſſes, der mich faſt betäubte und meine Nerven nicht wenig abſtumpfte. Einen luſtigen Anblick hätte die Weinleſe an den Bergen gegeben, wenn es dieſes Jahr dazu gekommen wäre. Ich unterließ nicht, vor allen Dingen den alten Voß, den herrlichen Sänger der Luiſe, zu beſuchen, deſſen Bekanntſchaft ich ſchon früher in Jena gemacht hatte. Mütterchen kam eben aus dem Garten, wo ſie täglich, auf die Erhaltung vieler Hundert Blumenzwiebeln bedacht, höchſt eigenhändig den Boden durchſuchte. Sie hieß mich gleich zu ihrem Manne hinauf gehen; Heinrich (der Ueberſetzer von Shakeſpeare) ſei verreiſt. Ich fürchtete mich, den Hofrath, der ſich eben mit einem ausführlichen Kommentar über den Homer beſchäftigte, zu ſtören, aber er empfing mich ſehr freundſchaftlich. Mir war, als ich durch einen langen Gang zwiſchen Garten und Weinreben hin ging, zu Muthe, als ob ich zu einem wohlhabenden Landprediger käme, und auch jetzt ward ich in dieſer Vorſtellung nicht geſtört. Mit der ruhigen Heiterkeit eines Patriarchen pries der Ehrwürdige im Beſitz des neuen Hauſes und des neuen Gartens ſich glücklich, und nannte es ſein neues Eutin. Er ſäumte auch nicht, mir ſeine neue thurmähnlich hinaufgehende Wohnung, die einſt eine Synagoge geweſen war, und die ſein Sohn Hans, welcher ein Baumeiſter iſt, ihm erbauet und eingerichtet hatte, mit ihren bequem an einander gränzenden Stübchen und Zimmern zu zeigen. Die kluge Benutzung des Raums in ſo engen Gränzen war in der That zu bewundern. Glücklicher Vater, dem die Söhne ſolche Werke erbauen! — Er führte mich darauf in ſeinen Garten, ſchüttelte die Pflaumenbäume, und ließ mir auch von ſeinen Weintrauben bringen. Ich ſollte gleich den Mittag und den Abend bei ihm eſſen; auf den Abend nahm ich es an. Mütterchen ſaß jetzt ruhig in halb-ländlich einfacher Kleidung in ihrem netten Zimmerchen, und erwartete faſt mit Schmerzen ihren Heinrich, den Profeſſor, fürchtend (eigentlich hoffend), daß er in Weinheim, wohin er zu einem Freunde gegangen, ſich verliebt habe. – Dieſe Vorſtellung ward ſodann im heitern, ſchönen Saal, wohin wir uns darauf verfügten, auf eine idylliſch-vergnügliche Weiſe weiter ausgeführt; man ſah ſchon in Gedanken die Botenfrau am andern Morgen eilfertig und gleichſam beſtürzt mit der Nachricht hereintreten, daß der Profeſſor, gefeſſelt von einer holdſeligen Schönen, nicht von der Stelle könne. Indeß zerriß er dieſe Träume bald ſelbſt durch ſeine Dazwiſchenkunft, erzählte viel von heitern

Spielen, doch von Liebe kam nichts vor, und er war wieder um ein Merkliches dicker geworden. Mein Anblick erneuerte ihm die Zeit, da er in Weimar lebte, und ich fühlte mich recht glücklich in dieſer Familie. — In der Folge war ich öfters unter ihnen, und hielt mit dem Hofrath manches Geſpräch, das mich erquickte. Manches Kapitel in der Poeſie und Poetenwelt wurde durchgeſprochen, und ich fühlte ganz das Wohlthätige, das es hat, ſich mit einem denkenden Kopfe und mit einem ausgezeichneten Geiſte zu unterhalten; ſelbſt bei Verſchiedenheit der Meinung wird es hier leicht, ſich zu verſtändigen und für andere Gründe und Anſichten Aufmerkſamkeit zu finden. Ich bewunderte den Mann, der unbekümmert um den Modewechſel im Denken und Handeln, ſeiner biedern Geſinnung, der Wahrheitsliebe und einfach deutſchen Sitten ſo treu geblieben war, und bei dem die Strenge durch das Alter ſich nur zu einem noch ſchönern Glanze gemildert hatte. Das ehrwürdige Mütterchen ging ihm auch bei ſeiner Betrachtung als treue Lebensgefährtin zur Seite, und wie ſie bei Tage des Gartens gepflegt hatte, ſo legte ſie auch des Abends im Paradieſe des Geiſtes manche Ranke zurecht, und ſprach mit Klarheit manches kräftige Wort. Mit dem Sohne ging ich am zweiten Tage nach Neuheim, und es war mir ein neu Gefühl, hier am Neckar unter Weinlauben zu ſitzen, wo überall die Trauben halb geröthet auf uns herabhingen. — Ich unterließ auch nicht, der Frau von Helwig meine Aufwartung zu machen, und darauf die Gemähldeſammlung der Herren von Boiſſerée und Bertram zu beſuchen, die mir viel Genuß, und noch mehr Stoff zum Nachdenken gab. — Einen göttlichen Anblick gewährt die Stadt im Abendroth, wenn man öſtlich von ihr am Neckar ſpazieren geht. Einen ſo heitern, ſchönen Abend genoß ich auch den 22ſten Oktober auf dem Schloßberge, den der Himmel noch wie mit einem Frühlingsangeſichte beleuchtete, wogegen die Erhabenheit der Trümmer, und die ernſte Stille des Schloßhofes ſehr abſtach, welcher noch ſo wohl erhalten war, daß er nur auf die Rückkehr der Ritter zu warten ſchien, um ein neues Leben zu beginnen.

Ueberdieß hatte ich in Heidelberg noch manchen kleinen, wenn auch nicht merkwürdigen, doch auffallenden Auftritt. Gleich den erſten Mittag, als ich im Wirthshauſe an der Geſellſchaftstafel, wo ich nachher gewöhnlich aß, mich niederließ, erhob ein Mann, der mir gegenüber ſaß, ſobald er meinen Namen nennen hörte, ſich gegen mich und fragte: ſind Sie der Verfaſſer vom unſichtbaren Prinzen? Geben Sie mir die Hand. Mit dieſen Worten reichte er mir die ſeinige herüber. Er hätte eine Anzeige von dem Buche gemacht, ſagte er, und berief ſich darauf, wie er ſchon vorher das Buch der Geſellſchaft angeprieſen hätte, und lobte beſonders die Unſchuld darin. Schlimm für andere Bücher, wenn ſie ſie nicht haben, dacht' ich bei mir; indeß war es doch eigen, ſo auf einmal an einem fremden Orte ſeinen Recenſenten gegenüber zu finden. Er lud mich auch zu einem Abendeſſen bei ſeiner Schweſter ein, die eben ſo gut von mir dachte. Da ich auf dieſe Weiſe, nachdem ich doch immer ſo einfach und einſam gelebt hatte, faſt überall Bekannte traf, kam ich mir wie ein Freimäurer vor, den überall Brüder empfangen.

Bald darauf ward ich an Auftritte anderer

Art erinnert. Es fügt ſich nämlich zuweilen in der Welt, daß ein Menſch dem andern ſo ähnlich ſieht, daß man ſie mit einander verwechſelt; dem aber, welchem dieß begegnet, wird immer ein wenig ſonderbar dabei zu Muthe. Nun hatte ſich vor einigen Jahren in Weimar ein geſchickter Mahler, Namens Rabe, eingefunden, von dem man behauptete, daß er beim erſten Anblick mir ſehr gleiche, und mancherlei Folgen beſtätigten dieſes. Wenn er an einen Ort kam, wo Menſchen verſammelt waren, nickten ihm viele freundlich entgegen, und er konnte ſich doch nicht beſinnen, daß er ſie in ſeinem Leben ſchon geſehen hätte. Woher kennen mich denn die Leute? ſprach er zu ſich ſelbſt, ich bin ja nie hier geweſen. — Mir ging es nun eben ſo, und bald noch ſchlimmer; öfters kamen andere freundlich auf mich zu, und ſtutzten, wenn ſie ſahen, daß ich nicht Rabe war. So ſaß ich einmal im Konzert; es kam jemand und knuffte von hinten gewaltig auf mich los. Alle Blitz! dacht' ich welch ein guter Freund nimmt ſich denn die Freiheit! und als ich mich umwandte, ſtand ein großer Lieutenant hinter mir. Bitte um Verzeihung, ſagte er, ich glaubte, es wäre Rabe. — Der Kuckuck mag Raben holen, murmelte ich in den Bart; er ſollte doch mit ſeinen Freunden ſanftern Umgang pflegen. Nun bat ich den Mahler, wenn ich ihn ſprach, um Gottes willen, daß er ſich doch ja gut aufführen möchte, damit ich es nicht zu genießen bekäme, und er ließ die nämliche Bitte an mich ergehen. — Jetzt war ich in Heidelberg auf dem Muſeum, und auf einmal kommt ein freundliches Angeſicht auf mich zu. Gehorſamer Diener, gehorſamer Diener, ſagt der Mann — er tritt näher —, Herr Rabe, Rabe —, ſtammelt er halb ungewiß. Was? fuhr ich heraus, iſt Rabe wieder hier? da ſei mir Gott gnädig, man verwechſelt uns immer. Ja, Sie ſehen ihm wirklich ähnlich, entgegnete der Fremde, verzeihen Sie! Bald darauf traf ich auch mit meinem Vor- oder Nachbilde (denn das blieb doch immer ungewiß) im Wirthshauſe zuſammen, und ſeine Erzählung, wie er mit einem Leipziger Magiſter die Schweitz durchreiſt ſei, unterhielt uns recht angenehm; indeß blieben wir beide nur zu kurze Zeit in Heidelberg, als daß weitere Verwechſelungen hätten geſchehen können.

Nicht ſelten trifft man hier und da Menſchen an, die den Einwohnern der Stadt für gelehrte und berühmte Leute gelten, und kommt ein Fremder dahin, ſo weiß er doch davon nichts, und man wundert ſich darüber. Dieſer Ruhm iſt ſehr oft ein Werk der Eitelkeit, der es mehr um großes Anſehen in der Nähe, als um Wirkung in die Ferne zu thun iſt, was auch ſchon größere Mühe und Anſtrengung erfordert. Umgekehrt fragt oft ein Fremder nach einem Manne, der ihm und andern ſeiner Landsleute merkwürdig oder lieb iſt, und die Leute in der Stadt, ja ſelbſt die nächſten Nachbarn, wiſſen nichts davon und wundern ſich, wie man ſo viel Aufhebens davon machen könne. Etwas Aehnliches erlebte ich in Heidelberg. Viele, ſehr viele hatten mir ******, einen Roman von der Verfaſſerin von ******, gerühmt, und ob ich ihn gleich ſelbſt nicht geleſen hatte, ſo hielt ich es doch für meine Pflicht, der Frau, welche ſich in Heidelberg aufhalten ſollte, perſönlich meinen Reſpekt zu bezeigen; denn alles Talent muß man ehren als eine Gabe Gottes, wofür man Gott im Menſchen dankt; man war aber nicht wenig verwundert, als ich ſo emſig nach dieſer Frau fragte, und meinte faſt, daß ich in einem Irrthume mich befände. Doch ich hatte glücklich herausgebracht, daß es die Frau ****** ſei, und ich ging zu ihr. Ihr Anblick überraſchte mich. Ich fand ſie unter alten Büchern, welche ſie an Studenten verlieh, wovon einige im Zimmer daneben ſaßen, die für einen Kreuzer Zeitungen laſen. Unzufriedenheit über ihr Schickſal ſchien auf allen ihren Zügen zu ruhen, und traurig und niedergeſchlagen führte ſie mich in ein anderes Zimmer. Ich glaubte ſie durch Erinnerung an ihr Geiſteswerk zu erheitern; aber ſie blieb in ihrer Betrübniß und ſagte: ach Gott! ich ſchreibe nur um's Brod; es iſt nur, daß ich mein Kind ernähre. Es durchſchnitt mir das Herz; ich ſuchte dem Geſpräche eine andere Wendung zu geben, um aus ihrem Geiſte helle Strahlen hervorzulocken; aber ſie fuhr fort, über die drückende Zeit zu klagen, und ich fing an, die Laſt mit zu empfinden, welche ſie niederdrückte. Deshalb ließ ich ab von jedem Troſt, und traurig ging ich von ihr. Daß doch ſo manches Talent ſo auf Dornen wandeln muß! Wer ſoll der verlaſſenen Muſe pflegen! Nirgends findet ſie ihren Platz in der bürgerlichen Verfaſſung, Keiner hält zu ihrer Verſorgung ſich verpflichtet. Daher wird ſo viel geſchrieben, und ſo wenig vollendet; die Zeit drängt, die Noth treibt, und die Begeiſterung ſcheitert an der Sorge für das Leben.

Um recht verſchiedene Menſchen kennen zu lernen, wechſelte ich des Abends mit den Gaſthöfen, und bewunderte bald an einem Schweden die ſchwediſche Phyſiognomie, wie ich ſie ſonſt ſchon bemerkt hatte; bald ärgerte ich mich über einen reiſenden Profeſſor, der als ein franzöſiſcher Knecht äuſerte, der Kronprinz von Schweden wolle nur den Guſtav Adolph ſpielen; bald ergötzte ich mich an dem ſchönen Angeſichte eines jungen Deutſchen, worin Ernſt und Heiterkeit auf das anmuthigſte verſchmolzen war, ſo daß ich etwas von jener Macht fühlte, welche Schönheit überhaupt über unſere Herzen ausübt. Sonderbar war es, daß man ſchon den 19ten Oktober hier von einer Schlacht bei Leipzig ſprach, was wohl nur von den Zurüſtungen dazu herrührte.

Die Rheingegend mußte nun bald unruhigen Tagen entgegen ſehen. Wie die Sturmvögel ſich vor einem Ungewitter auf die Segelſtangen ſetzen, ſo häuften ſich jetzt hier die Kunſt- und Taſchenſpieler. Eine ſchöne Amerikanerin (ſo nannte ſie ſich) tanzte auf glühendem Eiſen, und ein anderer zeigte, wie er einem Menſchen den Kopf abſchneiden und ihn wieder aufſetzen könne. Das Abſchneiden ſelbſt geſchah hinter einem Vorhange, aber wenn dieſer wieder aufgezogen wurde, ſah man den Rumpf beſonders und den Kopf auch beſonders auf einem Teller liegen. Dazu brauchte er gewöhnlich einen jungen Burſchen. Aber nun traf es ſich einmal, daß ein Student hervortrat und ſagte: ich will mir den Kopf abſchneiden laſſen. Der Mann ſtutzte ein wenig, ſagte indeß darauf: gut! Nach wenig Minuten ging der Vorhang wieder auf, und man ſah den Rumpf des Studenten wie todt liegen, die Hände blutlos und kalt. Nachher war man neugierig, über das Experiment vom Studenten Aufſchlüſſe zu erhalten, er wußte aber von nichts und ſagte, daß er ganz betäubt und ohne Beſinnung geweſen ſei. Als darauf mit einem Knaben, den der Kunſtſpieler aus dem Haufen der Zuſchauer hervorrief, das Nämliche geſchah, und dieſer ſich darauf krank fühlte, wurde die Polizei auf dieſes halsbrechende Kunſtſtück aufmerkſam, und vermuthete, daß es für die Perſonen lebensgefährlich ſei, weshalb ſie dem verwegenen Künſtler alles fernere Kopfabſchneiden, wenigſtens ſo weit das Gebiet der Stadt ging, unterſagte. Und wohin er kommen mag, da ſei jeder vor ihm gewarnt; denn allem Vermuthen nach betäubt er plötzlich durch eine vorgehaltene ſtarke Eſſenz den Menſchen, der ſich dazu hingiebt, ſo ſehr, daß gleich das Blut aus Händen und Füßen ſich nach dem Herzen wendet, welches leicht einen Schlagfluß zur Folge haben kann. Auch argwöhnt man, daß er im Tiſche einen Schieber habe, unter welchen er den Kopf des ausgeſtreckten Körpers einpreßt, während er einen andern Kopf von einer ſolchen Maſſe, die ſich nach Gutdünken formen läßt, mit einem Tuch um die Augen den Zuſchauern vorzeigt. Kurz, es ſcheint eine Verwegenheit, die eher Strafe als Bewunderung verdient. Schon in Frankfurt hatte er ſeine Bude aufgeſchlagen, und wer weiß, wie den behandelten Perſonen das Experiment nachher bekommen ſeyn mag. —

(Der Beſchluß folgt.)

III.

Liederkranz.

Die Früchte.

Wir ſind die Mährchen auf den Aeſten,
Ein buntes heiteres Geſchlecht,
Beſucht von luſt'gen Sommergäſten,
Von denen jeder bei uns zecht.

Die goldne Zeit iſt angekommen,
So oft nach uns der Frohſinn greift,
Und, von idyll'ſcher Luſt entglommen,
Durch unſre Blätterkränze ſchweift.

Die Saturnalien beginnen,
Die Erde giebt ihr Jubelfeſt,
Verſöhnt ſind Geiſter und die Sinnen,
Und jeder löſ't, was ihn gepreßt.

Die heißen Pfeile ſind verſendet,
Die Sonne ward ein ſtiller Freund,
Zu dem ſich Frucht und Seele wendet,
Weil er's ſo klar, ſo innig meint.

Verachtet nicht der Sonne Gaben,
O ſeht uns doch voll Saft und Kraft!
Wir ſind der Freude muntre Knaben,
Im luſt'gen Fallen aufgerafft.

Die Blume macht der Reif erbangen,
Uns aber giebt er Pracht und Muth,
Den Anhauch auf der Pflaume Wangen,
Den Morgenſchmelz auf Pfirſichenglut.

Sind Mädchen unter uns, ſo drücken
Sie ſich verborgen an ein Blatt,
Bis mit der Sonne goldnen Blicken
Der Reif ſein Netz durchwoben hat.

Die Blüthen gleichen wohl den Küſſen,
Doch immer küſſen kann man nicht,
Daß Mädchen Frauen werden müſſen,
Bedenke jede, die uns bricht.

Und ſcheint in unſern heitern Blicken,
Auf unſerm runden Angeſicht,
Sich Kindesweſen auszudrücken,
Das harmlos mit dem Himmel ſpricht:

So ſei in dieſem tiefſten Weſen,
Das wohl mit Lächeln ſanft ſich ſchmückt,
Ein leiſer Schmerz in uns zu leſen,
Der uns ſo wie die Blüthe drückt:

Wir möchten lang' da oben ſchweben,
Doch neue Blüthe will an's Licht,
Schon dehnt in uns ſich leiſ' ihr Leben,
Es iſt ihr Sehnen, das uns bricht;

Doch daß euch dieß nur nicht betrübe,
Verſöhnt euch mit dem Leid' ein Gott,
Und in dem Hymnus ſeiner Liebe
Wird aller kurze Tod zu Spott.

Er hat der Früchte goldnen Himmel
Uns Erdgeborenen vermählt,
Der Trauben ſonniges Gewimmel,
Das ſich der Aether auserwählt!

Wir ſchauen ohne Neid in ihnen
Die eigene Verklärung an;
Gleichwie Smaragden und Rubinen
Am herrlichſten der Sonne nahn,

Giebt ſich in ihrem höhern Leben
Durchſichtigkeit der Blicke kund,
Sie deuten klar des Auges Streben,
Wir ſind die Wangen und der Mund.

Zum Gott ſteigt in die Keller nieder,
Dort baut er ſein kryſtallnes Haus,
Und ſchaut beim Klange heilger Lieder
Mit ſanftem Sonnenblick heraus.

Auch hat bei ſeinem alten Feſte
Als Sänger ihn der Herbſt beſtellt,
Verſammelt euch um ihn, ihr Gäſte,
Und fragt ihn um den Sinn der Welt!

Iſidorus.

Bacchus in Europa.

„Auf, pflanzt mir hoch die Götterlanze,
Den Thyrſusſtab mit Grün umlaubt!
Ich ſchmücke mit dem Rebenkranze
Mir ſelbſt das ſchöne Jugendhaupt!
Mänaden auf! Bacchanten-Chöre!
Bereitet Euch zum Heldengang,
Und gebt dem Freudengott die Ehre!
Evoe! Preis und Cymbelklang!

„Ich kann in meinem Heimathlande
Nicht weilen und nicht ruhen mehr;
Zwar von den Bergen bis zum Strande
Stehn wild die Reben um mich her,
Mit Blättern meine Bruſt zu gürten,
Und Düfte feiernd mir zu ſtreun
Und mit den Trauben zu bewirthen
Die alles Leben hoch erfreun;

„Doch pflanz' ich auf des Zuges Lanze,
Ich ſchaue, wie die Zeit ſich flicht!
Mein Aſien im Morgenglanze,
Du biſt des Gottes Tempel nicht!
Bald wird von deinem Erſtlingsvolke
Das Spiel der Erdenjugend fliehn,
Und Trägheit mit des Jammers Wolke
Dich wie Lawinen überziehn.

„Und — menſchlich froher Gruß und Segen:
Ein Lebensdruck die warme Hand;
Ein Strom der Herzen ſich entgegen;
Ein Freudengürtel Meer und Land;
So muß ſich mir die Welt geſtalten,
So bring' ich meine Schätze dar;
Ich will den Thyrſus ewig halten,
Der ſchon die Luſt des Knaben war.

„Mänaden auf! Bacchanten-Chöre!
Zur Reiſe ſchickt Euch mächtig an!
Denn über Berge, Thal und Meere
Geht herrlich unſre Siegesbahn.

Nach Abend hin, in grauen Wellen,
Da liegt ein Land in Waldesnacht;
Da will ich auf den Thyrſus ſtellen,
Da will ich gründen meine Macht!“ —

Und es erjauchzt von frohen Rotten
Das ſchöne, rauhe Land und Meer;
Aus allen Felſen, allen Grotten
Beginnt des Zuges Tanz umher!
Ein Sturm von Klängen, wild ergoſſen,
Fleugt wie ein Panner, brauſ't voran,
Und Berge werden aufgeſchloſſen,
Und Meere, Straß' und Siegesbahn.

Und Reben ſind in allen Händen,
Und Knoſpen, ſorglich aufbewahrt,
Und Eiſen ſcharf, das Land zu wenden,
Das Bacchus Huld ſich aufgeſpart;
Und an der Becken Erz und Schellen
Stößt mächtig an der Sichel Klang
Und wie ein Meer von Sturmeswellen,
So zieht einher der Freudengang.

Und ſchon erhebt im Griechenmeere
Manch Eiland lächelnd Arm und Haupt,
Und lad't ſie ein, die Heldenheere,
Weil es an Bacchus Seegen glaubt.
Die Chöre ziehn, die Chöre pflanzen
Auf Chios Strand das erſte Reis;
Und Götter mit den Menſchen tanzen
Zur Feier rund umher im Kreis — —

„Evan! Evoe! aus den Fluten
Steigt dort ein neues ſchönes Land!
Evan! Evoe! Feuergluten,
Die rinnen wild zum Meeresſtrand!
Dort, wo des Abgrunds Flammen brauſen,
Der Erde Puls ſich wild erhebt,
Und Götter in den Tiefen hauſen
Und ſich der Berg der Wunder hebt;

„Dort pflanzen wir in Schlackenfelder
Das zweite Reis im Jubelton,
Und Ulmen weit und Rebenwälder
Bedecken alle Hügel ſchon.

Und, wie das Oel im Sonnenſtrahle
Dort von der Bäume Kronen träuft,
So wird in Bacchus goldne Schaale
Der Sonne ſüße Glut gehäuft — —

„Evan, Evoe! dort die Enge,
Wo Säulen Herkules gebaut!
Im Päan ſeiner Lobgeſänge
Die ſeel'gen Inſeln noch geſchaut;
Dort wohnt die Glut in allen Seelen
Und Ernſt auf jedem Angeſicht,
Wie dort das Silber in den Hölen
Gewaltſam aus den Bergen bricht.

„Dem Volk auf ſeinem heißen Sande,
Dem ernſten Volke voller Glut,
Dem Durſtenden im Mittagsbrande,
Dem gönne, Bacchus, deine Flut!
Und wie die Feuerbruſt der Sonne
Dort an ſich preßt der Erde Haus,
So ſtröm' auch in die Rebentonne
Sie dort den Traum der Jugend aus!“ —

Und an des Weltmeers Rieſenwällen
Wird aufgepflanzt das dritte Reis,
Und Fluten brauſen, Fluten ſchwellen,
Und Bacchus wendet ſeinen Kreis.
Die Sonne zieht in ihre Grotte,
Auf ſeine Schultern fällt ihr Strahl;
Und ſchon nach Morgen mit dem Gotte
Zieht ſeine Schaar, wie er befahl. — —

„Evan! Evoe! Pyrenäen,
Emporgeſchichtet ernſt und wild!
Und jenſeits holder Klänge Wehen,
Und Lieder aus den Thälern mild!
Evoe! ſchaut! der Fülle Seegen!
Ein froher Garten dort die Welt!
Wo ſich mit Scherzen uns entgegen
Mit Tänzen leicht das Volk ſich ſtellt.

„Evoe! Euch! der Freudenbringer,
Der muntre Gott, er kommt und ſpricht;
Er hält in ſeinem Roſenfinger,
Was Euerm Garten noch gebricht!

Das vierte Reis dem frohen Reigen!“ —
Er beut die Trauben lächelnd dar,
Und heitre Reben, ihm zu eigen,
Pflanzt dieſem Volke Bacchus Schaar — —

Und immer wälzt wie Sturmesflogen
Sich Bacchus Heer nach Morgen fort;
Da zieht ein Strom mit grünen Wogen
Und grüner Berge muntrem Bord,
Und es beginnt das Land der Eichen,
Der Kraft und Treue dunkles Land;
Die Tänze ruhn, die Lieder ſchweigen
Schon an des Stromes Scheidewand.

„Evan! Evoe! Heil den Schaaren!
Aus Waldgebirg' und Felſenkluft,
Mit Eiſengliedern, blonden Haaren
Und blauer Augen Aetherduft!
Mit Himmelskräften übergoſſen
Iſt dürftig doch das Heldenland!
Nun ſoll die Reb' am Berge ſproſſen,
Wo Bacchus nur die Eiche fand.

„Evoe! nach den Lanzenwürfen,
Nach Kampfesſpiel und Schlachtenſchweiß,
Da ſollt ihr goldnen Segen ſchlürfen
Aus Bacchus wundervollem Reis!
Und wie in Euch iſt reingegohren
Der Menſchheit Oel, der Menſchheit Mark;
So ſei die Reb' Euch auſerkohren,
Mild, wie das Oel, und heldenſtark.“ —

Das Volk empfäht mit Hörnerklange,
Mit Schildgeraſſel Bacchus Schaar;
Dem Gott erglüht die ſchöne Wange,
So herrlich beut daß Volk ſich dar.
Und er beginnt mit vollen Händen
Dem Volke, das ihn lobt und preiſ't,
Die edlen Reben auszuſpenden,
Befreundend ſich dem Heldengeiſt.

Und wo nur Ströme ziehn und rinnen,
Ziehn die Bacchanten wild und laut;
Den Raſenhügeln, Felſenzinnen
Wird überall das Reis vertraut.

Vom Rheine ſtrömt der neue Seegen
Zur Moſel und der Donau Bord,
Und drängt auf Berg und Waldeswegen
Sich ſtark zur kalten Elbe fort. —

„Evoe! hegt nicht eitle Sorgen!
Kein Reis mehr in des Zuges Hand!
Doch ſind wir wieder bald im Morgen,
Von wo ſich unſer Zug gewandt.
Drum ſchüttete mit allen Pfeilen
Der Gott den goldnen Köcher aus;
Hier will er einſt auf Erden weilen,
Drum hat er ſo beſtellt das Haus!“ — —

Und neu beginnt der Lüfte Wehen!
Jenſeits dem Land der Huld und Kraft,
Wie kocht an allen Bergeshöhen
Der Sonne Glut der Früchte Saft!
Iſt Morgenland anher gezogen,
Entgegen Aſien gerückt?
Wer hat der Sonne Strahlenbogen
Hier an des Landes Bruſt gedrückt?

Und Balſam träuft, Melonen ſinken
Von ſelbſt dem Pilger in den Schoos,
Und, wie der Götter Lanzen blinken,
Reißt ſich der Tiefe Silber los,
Wie oben Seegen ſchwillt und flutet,
So tritt der Fuß auf Gold und Erz,
Und Edelſteine wirft und blutet
Dort aus der Erde ſchlagend Herz! —

„Evoe! Bacchus! Deine Reben!
Ach! daß ſie fehlen jetzt der Hand!
Hier ſollt' am Berg die Traube ſchweben,
Zum Nektar läuternd ihren Brand,
Dann zögen Götter“ — — und die Rotte
Verſtummt vor Bacchus heil'gem Blick;
Begeiſtert von dem Freudengotte
Tritt betend alles Volk zurück.

„Dir, edles Volk! das hier entſproſſen,“
Spricht Bacchus, „helf ich wunderbar,
Weil ich den Köcher ausgegoſſen,
Als ich im Land der Eichen war!“ —

Und er ergreift mit Huldgeberde
Den eignen, ſchönen Thyrſusſtab,
Und drückt ihn in das Gold der Erde
Zur Hälfte in die Nacht hinab.

Und es bedecken ſüße Trauben,
Wie Augen klar, den dunkeln Schaft,
Die Berge werden Thyrſuslauben
Und aus dem Golde quillt der Saft.
„Evan, Evoe! Freudenbringer!
Jacchus! Gott und Götterſohn!
Der Erde mächtiger Bezwinger!
Wir bauen hier Dir Deinen Thron!“

Und huldvoll neigt der Gott die Blicke
Zum Volke, das ihn preiſt und ehrt;
„Ihr ſeid, daß ich Euch hoch beglücke,
Durch hohen Sinn des Gottes werth;
Drum will ich nimmer von Euch weichen,
Bei Sonnenlicht und Tagesſchein,
Und in des Morgens alten Reichen,
Da will ich in der Nacht nur ſeyn!“

Friedrich Kuhn.

Klytie.

Fliehe von des Ufers Hügeln,
Flieh' doch endlich, finſtre Nacht!
Daß mit ihren Strahlenflügeln
Seiner Roſſe Kraft erwacht.

Aus des Meeres düſtern Wogen
Komm, du leuchtendes Geſpann! —
Ach, er weilt! die Schimmer flogen
Nur verloren, blaß, heran!

Bin ich nicht beglückt zu nennen?
Ueber Wolken wohnt mein Blick;
Meiner Liebe Seufzer brennen
Für das *höchſte*, *ſchönſte* Glück!

Und er iſt mein eigen wieder!
Und die Feindin iſt beſiegt!
Doch, was iſt's, daß auf und nieder
So mein Buſen ängſtlich fliegt?

Weichet, ihr furchtbaren, rächenden Götter!
Weichet und naht euch der Glücklichen nicht! —
Stolze Leukothoe! — — Rauſchten die Blätter?
War es ein nächtliches Schreckensgeſicht? —

Nein, wen das ſtygiſche Dunkel umfangen,
Windet ſich nimmer zum Leben herauf! —
Könnte dein Schatten noch Rache verlangen,
Daß ich dir hemmte den freudigen Lauf?

Ja, ich entdeckte dem Vater der Schönen
Helios heimlichen Liebesverein;
Sterbend nun mußte die That ſie verſöhnen;
Schatten des Grabes, ihr ſchlanget ſie ein!

Ha, jetzt glühn des Morgens Thore,
Und der ſchöne Gott erwacht! —
Flieh' mit deinem Geiſterchore,
Flieh' zum Orkus, finſtre Nacht!

Schon naht er! ich ſehe die leuchtenden Roſſe!
Mein himmliſcher Liebling, er nahet, er glänzt!
Schon ſendet er Pfeile vom Flammengeſchoſſe,
Schon ſeh' ich die Locken mit Strahlen bekränzt!

Aber wie? der Augen Schimmer
Thaut nicht mehr auf mich herab,
Immer fliehend mich, und immer
Suchend der Verhaßten Grab!

Ach weh' mir! es ſchwindet der täuſchende Schleier!
Unſelig Bethörte, was haſt du gethan?
Im Grabe noch ſucht ſie ſein heiliges Feuer,
Und wendet mir ewig die leuchtende Bahn.

Verbergt mich, ihr tiefſten, ihr nächtlichſten Schatten,
O laßt mich im Dunkel des Grabes vergehn!
Ich fühle vom Jammer das Herz mir ermatten —
O Phöbos! wie biſt du im Haſſe noch ſchön!

O erbarmt Euch, heil'ge Mächte!
Ob ihr ſtreng mir Richter ſeid;
Auch das Leid hat theure Rechte,
Und unnennbar iſt mein Leid!

Laßt im Tod mich Ruh' erwerben, —
Milde Götter, hört mein Flehn! —
Aber laßt, o laßt im Sterben
Noch ſein himmliſch Bild mich ſehn!

Dank euch, Dank, ihr ſeel'gen Retter!
Schon erſtarrt des Blutes Lauf,
Und es ſchließen luſt'ge Blätter
Rings umher ſich grünend auf.

Wohl mir, wohl! mein Jammer endet!
Mild zur Blume ſchafft ihr mich;
Doch mein Haupt noch ewig wendet
Zur geliebten Sonne ſich!

Louiſe Brachmann.

Klage.

Der Tag iſt kalt und traurig,
Die Nacht ſo friedlich mild;
Sie breitet ſtill und ſchaurig
Um mich ihr Duftgefild;

Denn wenn in Dämmergründen
Vom Herbſtorkan umrauſcht,
Des Tages Farben ſchwinden,
Der Mond am Hügel lauſcht:

Schlüpf' ich zur trauten Zelle
Verſchwiegner Liebe hin;
Die Nacht wird lampenhelle,
Die Herbſtflur lenzesgrün.

Zu kurzer Wahn der Nächte!
Bedroht vom Morgenſtral
Verhängen dunkle Mächte
Mir nur erhöhte Qual!

Kann nur beim Sternenſchimmer
Mein ſtilles Glück beſtehn,
Und wird der Morgen nimmer
Den Wahn verwirklicht ſehn?

Trugvolles Loos im Leben:
Nur über Traumes Au'n
Siehſt du Gebilde ſchweben,
Die nie den Morgen ſchau'n!

F. Krug v. Nidda.

Ahnung der Heimath.

Erſte Stimme.

Iſt nicht das rechte Mutterland die Erde
Von allen Weſen, die ihr Kreis enthält?
Dem dunkeln Schooß entrief das mächt'ge: Werde!
Den hohen Menſchen, wie die Blumenwelt.

Und daran muß die Mutter man erkennen,
Die Heimath, der das Leben wiederkehrt:
Wenn finſtre Schmerzen auf der Seele brennen,
Die armen Kinder ſcharfer Gram verzehrt,

So wie zur Mutter dann die Kinder fliehen,
So neigt zu ihr das Haupt ſich, grambeſiegt,
Bis ſie uns leiſ' bei Schlummermelodieen
In ihrem ſanften, kühlen Schooße wiegt.

Zweite Stimme.

Wie aber, daß, wenn Leiden ſie umtoben,
Wenn ſchwerer Harm die kranke Seele drückt,
Daß, unwillkührlich dann emporgehoben,
Das wunde Auge nach den Sternen blickt?

Wenn ſanft herab die Himmelsflammen brennen,
Dann kommt uns Lindrung, himmliſch ſüß und
mild; —
Und ſoll man ſo die Mutter nicht erkennen,
Die ſanft uns winkt zu ihrem Lichtgefild?

Louiſe Brachmann.

Die ſilberne Lilie.

Am Tag' der Weihnacht ſaß der alte Freiherr,
Hugo von Steinheim, auf der Väter Burg,
Verſenkt in wehmuthsvoller Freude Träume,
Trat an des Zimmers hohe Fenſterbogen,
Auswärts umbau't mit manchem Euleneſt,
Hinſchauend auf die helle Wintergegend
Der Tannen, ſchwer mit Schnee und Eis belaſtet;
Rief dann, wie einer, der, bei Tag entſchlummert,
Erſt in des Abends Dämmerung erwacht,
Voll Unmuths ſchier dem alten Diener Kurt:
„Wie iſt's ſo düſter draußen? wie ſo kurz
Sind jetzt die Tage? Sieh'ſt du es nicht auch?
Biſt du ſo wenig eingedenk des Herrn,
Daß du ihn weilen läßt in Finſterniß?"

Das Antlitz abgewandt und mit dem Finger
Den Thau zerdrückend in der grauen Wimper,

Ging Kurt; dem treuen Kn[illegible]ging es nicht,
Noch breite über's Land ſich [illegible] die Nacht;
Doch oft ein Schleier vor de[illegible]reiſes Aug'.

Und ſeines Fortgehns nicht gewährend, fuhr,
Das harte Wort bedauernd, Hugo fort:
„Was ſchweigſt du, Alter? hab' ich dich gekränkt?
Laß ſeyn! es war ſo böſe nicht gemeint!
Weißt wohl, der alte Kopf brauſ't manchmal noch,
Wie damals, als wir zwei im Böhmerland —
Wir ſagten zwar, ein wenig uns zu wärmen,
Doch Frevel war's nur, toller Uebermuth —
Von ihren Keſſeln zwölf Kroaten jagten.
Am ärgſten mag ich ſeyn, wenn ſo, wie heut',
Erwartung mich, wenn Ungeduld mich treibt.
Auch — ſchmollſt du noch? ſoll ich dich bitten,
Mucker?
Ich mag es leiden, wenn ein Diener auch —
Iſt er, wie du — nur keiner von den Laffen! —
Gekränkt ſich fühlt; doch trotzen muß er nicht! —
Auch können wir, was wir noch abzuthun,
Gar füglich in der Dämmerung berathen;
Recht traulich iſt's im Zwielicht.“ —

Kurt trat ein,
Bedächt'gen [illegible] ein wohlverwahrtes Käſtlein
Im linken Arm, [illegible]en gekrümmten Händen
Zwei Doppelleuchter ſchweren Silbers, mit
Des alten Stammes Wappen ſchön geziert,
Und pflanzte ſtill die Kerzen auf im Zimmer.

„Sieh, braver Kurt, es wird ja plötzlich hell;
Ei ſieh, du biſt doch immer ſo beſorgt;
An dir verſpürt man nicht des Alters Schwäche! —
Du kennſt doch wohl auch meines Wortes wahr,
Daß, wenn es ſechs Uhr ſchlägt, der Ahnenſaal
Erwärmt iſt, und wie jedesmal beleuchtet;
Daß Niemand ihn betritt, keins von den Kindern
Und keiner von der ganzen Dienerſchaft?
Daß jede Tafel wie vor Zeiten ſteht? —
Du haſt doch die Huſaren aufgeſtellt? — —
Daß auch die Tanne für die Enkelkinder
Recht ſtattlich prangt mit Licht und goldnen
Aepfeln?
Daß in dem Wipfel nicht der ſchöne Engel,
Der fromme Spruch nicht mangelt: Ehr' ſei
Gott,

Auf Erden Fried', den Menſch[illegible]hlgefallen! —
Ich mag es gern, wenn's ſo [illegible] Alten bleibt!
So hielten's unſre Väter jed[illegible],
So oft der Hausherr nicht beim Heere war —
Nun, ich bin's nicht, ich werd' es nimmer ſeyn,
Geht's nicht vielleicht dort oben wieder los —
Verzeih' mir's Gott! — — Doch jetzt, 's wird
wohl ſchon ſpät? —
Bring' mir die Gaben all' hier auf den Tiſch,
Die wir verlängſt ſchon aus der Stadt geholt.
Zuerſt die Büchſe mit dem Doppellauf
Für Dippold! Traun! das iſt ein brav Gewehr,
Vom beſten Meiſter, ausgelegt mit Gold.
Ich habe lang' ſo einem nachgeſtellt,
Und kein's bekommen; Geld thut's nicht allein,
Das iſt ein Glücksfall! — Mag mein Aelt'ſter denn
Hier für die Küche tüchtig damit pirſchen. —
Nun bring' die Perlen für die Frau vom Haus;
Die werden der Frau Tochter baß gefallen;
Sie liebt das Stille, kommt in ihrer Tracht
Mir oft ſo ſittig, wie die Urfrau, vor. —
Jetzt kommt der Detlev. Gieb mir aus dem
Schrank —

Dort, rechts im Fach — den brilliantnen Ring.
Der iſt nun einmal Hofherr, und ſo gilt
Ihm Schimmer höher, als ein brav Gewehr;
Doch wacker iſt er drum, und ſeine Jüngſte,
Mein Hätſchelchen, die ſchlanke, blonde Ida,
Die Braut des tapfern Hauptmanns von den Jägern —
Ha! wie das Alter auch vergeßlich macht!
Kurt! Kurt! Da wollt' ich — denkſt du denn an nichts?
Daß dich das Wetter! ſag', iſt aus der Stadt,
Vom Juwelier, der Bot' noch nicht zurück?"

„Ei wohl!" — ſprach Kurt und gab das Käſtlein hin,
Das er, getrieben von des Freiherrn [illegible],
Mit ſeltner Sorgfalt immer noch geſchleppt.
Schnell that es Hugo auf, ſah ſtill hinein,
Das Haupt bedächtig ſchüttelnd, tief bewegt,
Legt' einen Ring dazu, den von der Gattin
Er einſt empfangen am Verlobungstage,
Verſchloß das Käſtlein, ſetzt' es zu dem Andern,
Ließ nun die Gaben für die Uebrigen,

Wie jedes Stand und Alter es erheiſchte,
Gehörig ordnen, ſandt' in hohem Korbe
Durch Kurt dann alles nach dem Ahnenſaale.

Und als er nun bis zu des Dieners Rückkehr
Vor Ungeduld die Uhren ſchlagen laſſen,
Befahl er Kurt, ihm, wie an dieſem Feſt
Er ſtets gewohnt, die Uniform zu bringen,
Die, als des großen Friedrichs Adjutant,
Er einſt getragen bei Revüe und Schlacht,
Das Ordenskreuz, das er im Kampf erwarb,
Vertauſchte dann, wie ſonſt der Kälte trotzend,
Mit ihr den freundlichwarmen Zobelpelz,
Die Filzkamaſche mit dem blanken Stiefel,
Ermangelnd nicht der Sporen und Manchette.

So ſtattlich angethan und, wie er ſcherzte,
Von inn' und außen fröhlich, wie ein Fähndrich,
Doch, wie der Diener keinem konnt' entgeh'n,
Ein flackernd Licht vor gänzlichem Erlöſchen,
Begab der greiſe Freiherr ſich zum Saale,
Wo all' die Väter hingen — die mit Panzern,
Mit Bärten, Ritterkragen, goldnen Ketten;

Im Küraß und mit wallenden Perücken
Und Ordensband und Samttalar die andern;
Die Mütter auch, die frühern nonnenhaft
Gekleidet, ein Gebetbuch in der Hand,
Die ſpätern hoch gebrüſtet, mit Fontangen,
In Schäferhütchen, ſpielend mit dem Fächer —
Zum Ahnenſaal, wo Kurt auf ſeinen Wink
Ein wenig früh die Kerzen angezündet.
Hier ging er langſam an den Tiſchen all
Vorüber, daß von ſeiner Sporen Klirren
Dumpf widerhallte der geſchachte Boden,
Sorfältig muſternd, ob an jeder Stelle
Auch Alles liege, wie er's angeordnet,
Und, ob der Thurmuhr peinlich trägem Gang,
Deßauers Marſch bald pfeifend, und bald
trommelnd.

Jetzt endlich ſchlug der Seiger ſechs, und wie,
Die alte Sitt' verehrend, ſtreng' er anbefohlen,
Erſchien der Hausherr Dippold mit den Seinen,
Die andern Söhne auch, die nahe wohnten,
Ein jeglicher mit dem Gemahl und Stamme —
Kadet's und Lieut'nants, Fräuleins, junge Frauen,

Ihr Kind im Arme, wilde, muntre Knaben, —
Und jedes ward begrüßt, und zu dem Tiſche,
Der ihm beſtimmt, mit frohem Blick gewieſen.
Nur Eines trübte noch der Freude Rauſch;
Noch fehlte Detlev aus der Reſidenz,
Obwol ſein letzter Brief es zugeſagt,
Zur Chriſtbeſcheerung pünktlich einzutreffen.

„Der Wagen kommt!“ rief haſtig in den Saal
Der alte Kurt, ſelbſt ganz von Freude trunken.
Der Wagen raſſelte durch's Thor, und Alles
Nahm Lichter, flog zum Fenſter, zu den Treppen.
Der Freiherr nur allein, ob ſchon Geduld
Jetzt peinlich war, blieb an des Saales Thür,
Wie ſonſt im Kugelregen, auf dem Poſten,
Empfing daſelbſt den Sohn, die Schwiegertochter,
Und kußte Ida, obwol noch verſchleiert.
„Kommt, Kinder!“ jauchzte Hugo — „und empfangt
Im Reiſekleid' noch, was ich euch beſtimmt.
Nehmt ſie, die Pfänder treuer Vaterliebe! —
Dir, liebe Ida, muß ich es erklären,
Warum ich dieſe Gabe dir erkohr.“

Die Hand ihm küſſend, aber nicht, wie ehmals
Sich ſchmiegend an des Aeltervaters Seite,
Vernahm es Ida, zog ſich an die Aeltern,
Die ſinnig ſtanden, ſchier getrübten Blick's.

„Des Ringes Gabe braucht der Deutung nicht“ —
Nahm heitern Sinn's der Greis auf's neu' das Wort —
„Ich trug ihn ſelbſt; du magſt ihn weiter ſchenken.
Doch anders iſt's hier mit der Silberlilje.
Nie dacht' ich ſonſt als Mann an meine Träume;
Doch, wenn die ſchöne Zeit entflohen iſt,
Wo unverhofft des Schlummers Fittig naht
Und ungedankt mit Morgenroth entweicht —
Wenn ſchlaflos oft die Nacht mit trägem Gang
Nicht enden will, dann wird der Traum uns werth,
Als Unterhaltung, als Beſchäftigung.
So träumt' ich jüngſt — es ſind nun ſieben Tage —
Als ich, um auch die Nacht hinweg zu täuſchen,
Der Weihnachtsgaben ſtill erfreut gedacht,

Du kämeſt zu mir, Ida, weiß gekleidet
Nur einen Mirtenkranz im blonden Haar,
Und bäteſt mich um eine Silberlilje,
Für deine Bruſt als bräutlichzarten Schmuck.
Du bat'ſt ſo ſanft, ich mußt' es dir verſprechen!
Dann zogſt du mich mit kindlich frommer Hand
Dort an der Kirch' vorbei nach einem Garten,
Wo Liljen blühten, Kind! in ſolcher Menge,
Von ſolcher Schönheit, wie ich nie geſeh'n,
Und warſt, als ich dir eine brach, verſchwunden.
Nun hat mich's einſtmals wunderbar erfreut,
Als du in meinen Knie'n das ſchöne Mährlein
Von Azor und Zemiren mir erzählt,
Wie da Zemire bei des Vaters Abſchied
Nicht Stoffe, Perlen, prächt'gen Schmuck ſich wünſchte,
Nein! auf der Welt nichts, als nur eine Roſe!
Weiß ſelbſt nicht, wie ſo Alles kam — doch da
Ich aufſtand, war ich wunderbar bewegt;
Es ſchien mir unrecht, wachend zu verſagen,
Was ich im Traume, Ida, dir gewährt;
Genug, von nun verfolgt' es mich ſo lang',
[illegible] Boten, der flugs ſatteln mußte.

Mit der Beſtellung in die Stadt geſandt.
Der wackre Goldſchmidt hat ſein Wort erfüllt,
Vor wenig Stunden kam die Lilje an;
Da, nimm ſie denn, und trag' ſie einſt am Altar —
Wer heißt's dir, auch im Traum mir zu erſcheinen?“

Da ſank das ſchöne Fräulein vor ihm nieder,
Die Mutter thränenvoll in Detlevs Arm,
Und Detlev ſprach: „O Vater! o mein Vater!
Vergieb dem Sohne dieſen frommen Trug,
Der, nicht zu trüben dieß dein einz'ges Feſt,
Dich täuſchen wollte, ob das Herz ſchon brach.
Dieß holde Mädchen iſt nur Ida's Freundin,
Die ſchweſterlich ſie — bis zum Tod gepflegt.
Gott wollt' es — Vater! ja, ſeit ſieben Tagen
Hat Ida uns verlaſſen — iſt dort oben!“ —

Feſt ſtand der Alte, obwol ſeine Hand
Sich krampfhaft an des Stuhles Lehne rankte,
Stand ritterlich, ein Ritter frommen Glaubens,
Strich ſanft das Silberhaar um ſeine Schläfe,
Sprach: „Iſt es alſo? Nun verſteh' ich ganz
Des Traumes Deutung. — Edles Fräulein, nehmt

Von mir den Ring für Ida als Vermächtniß.
Gebt ihn dem Manne, den Ihr Euch einſt erwählt,
Und legt dafür die Lilje in den Sarg.
Des Mannes Wort reicht über's Grab hinüber,
Der Todten darf ihr Chriſtgeſchenk nicht fehlen! —
Jetzt, Kinder, laßt mich gehn — es iſt genug —
Der Kirch' vorüber geht der Weg zum Garten." —

Am dritten Feiertag klang dumpf die Glocke;
Die Fackeln brannten in dem Hof der Burg;
Es wehten Flöre durch den hellen Dampf;
Man trug den Sarg mit Degen und mit Schärpe
Zur Ahnengruft; Kurt ſchwankte hinterdrein. —
Wohl mag der Geiſt, der Kirch' vorbeigeſchwebt,
Mit Ida nun im Liljengarten wandeln.

F. Kind.

Der ſtille Garten.

Ich kenn' einen Garten ſo ſchaurig und kühl,
  Beſchattet von flüſternden Bäumen;
Man iſt da ſo ferne vom Lebensgewühl,
  Es läßt ſich ſo friedlich drin träumen.
Da grünet und blüht es im Dämmerlicht,
Den Gärtner aber, den ſiehet man nicht.

Ich kenn' einen Garten ſo lieblich und ſtill,
  Da ruhen ſo gerne die Müden;
Und wer nach der Tageslaſt feiern auch will,
  Der findet hier Obdach und Frieden.
Er träumt ſich harmlos, er träumt ſich ſo ſüß
Hinüber in's himmliſche Paradies.

Ich kenn' einen Garten, ſo groß und ſo weit,
  Bewachſen mit mooſigen Hügeln;
In jeden iſt köſtlicher Saame geſtreut,
  Bedecket von nächtlichen Flügeln.
Und wenn nicht mehr Pilger zum Garten ziehn,
Dann wird den Hügeln die Blume entblühn.

Eduard Bienemann.

Swend.

Swend ſaß im ſauſenden Haine
Mit ſeinem Herzen alleine.
Mit ſeinem Herzen allein
Mag Swend fortan nicht mehr ſeyn.

Wild weht's in wirrigen Lüften,
Kalt ſtäubt der Waldſtrom aus Klüften,
Hohl ächzen Eiben umher,
Als ob's nicht richtig hier wär'.

Die Tannen ſchütteln die Ageln,
Der Himmel Schauer von Hageln,
Und Klett' und Dieſtel den Bart
Hinab zur ewigen Fahrt.

Im Nebel fahren die Geiſter,
Vom Froſtwind knallen die Heiſter,
Es fällt zu Boden das Blatt,
Das keine Sonne mehr hat.

Es kracht von hallender Klippe
Herab ein hohles Gerippe
Hinab in girſtenden Schaum —
Leb' wohl, entwurzelter Baum!

Was taucht dort unten ſo helle?
Iſt wohl dir, bunte Forelle,
Im Strom, der über dir ſchwoll?
O Herz, wie biſt du ſo voll!

Dort unter'm glänzenden Schilde
Liegt breit ein Friedens-Gefilde;
Du biſt's, unendliches Meer,
So kühl, ſo friedlich und hehr!

In Waſſern wohnen die Seelen,
Die hier das Rechte verfehlen:
Mit ſeinem Herzen allein
Mag Swend fortan nicht ſeyn. —

Dort ſteh'n im hallenden Haine
Grab-Runen alternd am Steine;
Sie ſehn bedeutend auf's Meer:
„Swend ruht, und duldet nicht mehr."

O gönnt, ihr weiſen Zeloten,
Die Ruh' dem liebenden Todten!
Er war im ſauſenden Hain
Mit ſeinem Herzen allein.

K. L. A. Freih. v. Münchhauſen.

Der Burggeiſt.

Einmal, einmal nur, mein Leben,
  Möcht' ich ſorgenlos und frei
Mich der ſüßen Lieb' ergeben
  Und der holden Schwärmerei.
Tückiſch muß ich zu dir ſchleichen,
  Rauben Kuß und Blick und Wort,
Und die argen Lauſcher ſcheuchen
  Mich auch, gleich dem Räuber, fort.
Siehe dort oben das graue Gemäuer,
  Trümmern der Burg, die kein Lauſcher bewacht,
Bin ich, du ſüße Geliebte, dir theuer,
  Treff' ich dich oben um Mitternacht! —

BIBL. UNIVERS. LIPS.

„Ach, mein Freund, wie ſollt' ich's wagen!
Wo der Burggeiſt ſchrecklich hauſ't?
Jetzt ſchon fühl' ich banges Zagen
Und mein Innerſtes ergrauſ't —
Ach, und andere Dämonen
Fürcht' ich mehr, als das Geſpenſt,
Sie, die in dem Herzen wohnen,
Die du ungenannt erkennſt.
Drum, o Geliebter, erhalte mir Treue,
Und erhalte dir ſelber Geduld,
Und erſpare dir ſelber die Reue,
Und erſpare dem Mädchen die Schuld."

Und er fleht — und ſie verneinet;
Wild durchbebt von Schmerz und Luſt,
Heißer fleht er — und ſie weinet
Schweigend an des Lieblings Bruſt.
Seine heißen Bitten dringen
Ihr ins Herz zu wilder Pein,
Und doch kann er nichts erringen,
Als ein ängſtlich leiſes: Nein!
Zürnend nun hemmt er die flehende Bitte,
Wähnet ſein inniges Lieben verlacht,
Spricht noch, entrinnend mit eiligem Schritte:
„Oben dort bin ich vor Mitternacht."

Als bei des Mondes letztem Flimmern
Die ſtille Mitternacht ſich naht,
Wer iſt's, die nach den grauen Trümmern
Emporklimmt auf dem Felſenpfad?
Jetzt ſieht man zweifelnd ſie verweilen,
Zur Rückkehr halb den Schritt gewandt,
Und jetzt entſchloſſen vorwärts eilen;
Im Sturme flattert das Gewand.
Sie iſt es, ſie iſt's! Es iſt ihm gelungen;
Was nimmer erlangt' das ſchmeichelnde Flehn,
Das hat das Zürnen des Lieblings erzwungen,
Den Muth in den zagenden Buſen zu weh'n.

Und dort oben — ſehnlich lauſcht es
In der Burg verfallnem Thor.
Weißes flimmert jetzt, jetzt rauſcht es —
Und der Jüngling eilt hervor,
Und in heißen Wonnezähren
Ueber ſolcher Liebe Macht,
Scheint die Nacht ſich zu verklären
Zu des Morgens ſchönſter Pracht.
Wie ſich die Arme verſchlingen, verketten!
Wie an den Buſen der Buſen ſich drängt,
Bis, vor jeglichem Blick ſie zu retten,
Sie der Ruine Schauer umfängt.

Halb verfall'ne Mauern ſchließen
Hoch hier, niedrig dort, ſie ein.
Sträuche, weiche Mooſe ſprießen
Auf verſunkenem Geſtein.
Aber unverſehrt noch raget
In die Lüfte hoch der Thurm,
Und mit rauhen Tönen klaget
Dort der Uhu in den Sturm.
Aber was öffnet mit ſchwarzem Gähnen
Dort ſich im ſchwindenden Hintergrund?
Das iſt der ſchaurige Ort der Thränen,
Das iſt des tiefen Verließes Mund!

Und im Jüngling ſprudelt Leben,
Denn hier lauert feig Verrath;
Doch ſie faßt ein ängſtlich Beben,
Wie bei ruchlos arger That.
Wie vor überird'ſchen Mächten
Graut ihr in der tiefſten Bruſt,
Ob ſie nicht den Frevel rächten,
Das Beginnen eitler Luſt.
„Theure Geliebte, was wollteſt du zagen?
Iſt doch dein Freund ſo ſeelig entzückt!
Fühle dieß Herz — mit ſtürmiſchem Schlagen
Dankt es der Liebe, die himmliſch beglückt.

Und er ſpricht es nicht vergebens,
Ihr verſchwindet Zeit und Ort,
In den Tiefen ihres Lebens
Wiederhallt des Freundes Wort.
Feſt und immer feſter windet
Sich der Arme Wechſelband,
Und vom langen Kuß entzündet,
Lodert hoch der Herzen Brand.
Nieder ziehet auf ſchwellende Mooſe
Sie der Lieb' unendliche Macht,
Und des Lebens Banden und Looſe
Schwinden den Seel'gen in roſ'ger Nacht.

Ach, immer heißer, heißer glühet
Das Wort, der Hauch, der Kuß, der Blick,
Und halb beſiegt, matt kämpfend fliehet
Der heil'ge Engel Schaam zurück.
Vergebens warnt mit dumpfem Wimmern
Die Eule von dem öden Thurm,
Vergebens auch durchſauſ't die Trümmern
Mit Geiſtermacht der wilde Sturm.
Auf den Ruinen des Lebens gebettet,
Iſt nur die Liebe der Liebe die Welt —
Ach, wer erſcheint, wer warnet, wer rettet,
Ehe der Gürtel, der heilige, fällt?

Horch! von dem Kirchenthurm im Thale
Tönt Mitternacht der Glocke Ton,
Als mit dem letzten matten Strahle
Kaum hinter'm Berg der Mond entflohn.
Da dämpfen eiſig kalte Lüfte
Schnell der Beglückten Liebesglut;
Beim Hauche grauſer Leichendüfte
Erſtarrt in jähem Schreck ihr Blut.
Noch einmal erhebt ſich mit grimmigem Heulen,
Hinſterbend in Wuth des Sturmes Macht.
In wildem Geſchrei entflattern die Eulen —
Da ruht in dumpfem Schweigen die Nacht.

Es wendet nach dem Hintergrunde
Der Blick ſich, wie durch Geiſt'sgewalt —
Was hebt ſich dort aus ſchwarzem Schlunde?
Iſts Nebel? Wolke? iſt's Geſtalt?
Iſt's Licht, das mit dem Dunkel ſtreitet?
Weiß ſchimmert's aus dem ſchwarzen Flor —
Wer ſagt, ob's ſchwebet? ob es ſchreitet?
Doch weiter, näher kommt's hervor. —
Wohl möchten abwärts die Blicke ſich wenden,
Doch hin nach dem Gräßlichen ſind ſie gebannt,
Und erſchaun — ein Kindlein hält's in den Händen —
Ein geſpenſtiſch Weib im Leichengewand.

Es weilt und ſchaut aus tiefer Augen Höhle
Den Jüngling und das Mädchen ſchweigend an,
Dann ſpricht es hohl: Daß ich mich irrend quäle,
Verſchuldet hat's der Sinnen eitler Wahn,
Doch ihr verdankt es der verſtoßnen Seele,
Daß ihr nicht jetzt, ſo wie ich einſt, gethan.
Hier, an des Liebespaares Lagerſtätte,
Hier ſtand im Kämmerlein der Jungfrau Bette.

Da ſank mein Kranz — Der edle ſtolze Ritter,
Mein Vater, ob der Tochter Schimpf entbrannt,
Er tobte, wie des Himmels Ungewitter,
In Feſſeln ſchlug die Schuld'ge ſeine Hand.
Verzweifelnd ſtöhnt' ich hinterm Eiſengitter,
Als meinem Schooß dieß Knäblein ſich entwand.
Dort, wo am dunkeln Schlundſ jetzt Sträuche ſproſſen,
Dort iſt von Mutterhand ſein Blut gefloſſen.

Dort floß mein Blut auch unter Henkers Beile —
Mein Leib liegt dorten unter'm grauen Stein.
Dem Geiſt gebot der ew'ge Rächer: Weile!
Wo du verbrachſt, dort leide Reu und Pein!
Nicht eher gehſt du einſt zum ew'gen Heile,
Entſündigt in der Gnade Wohnung ein,
Als bis ein Paar, von Sinnenluſt befangen,
Du einſt bewahrt vor dem, was du begangen.

Spricht's, und hebt in ihren Armen
Flehend, himmelwärts das Kind.
„Ew'ger Vater, hab' Erbarmen!“
Stöhnt ſie — da ertönt gelind
Klang wie Aeolsharfen-Töne —
Schnell verklärt von Morgenpracht,
Und umſtrahlt von ſeel'ger Schöne
Schwand der Geiſt in ſtiller Nacht.

Karl Streckfuß.

Guido.

Seht, o ſeht, da ſitzt er wieder
In des Müllers Schotenfeld!
Aemſig rupfend, ſchluckt er nieder,
Was er in den Händen hält.
Jenes Schloß gewährt' ihm gerne
Weizenbrod und Fleiſch und Moſt;
Doch die Hülſe mit dem Kerne
Wählt er hier zur Morgenkoſt!

Unſtät in den Feldbezirken
Schweift er ſchon ſeit manchem Jahr;
Ach der Seele freies Wirken
Liegt zerſtört auf immerdar!
Seinen Zügen, bleich und trübe,
Steht es ſchrecklich eingeprägt,
Daß er weder Haß noch Liebe,
Weder Furcht noch Hoffnung hegt! —

Jüngling ohne Wunſch und Sehnen!
Freudenloſes Schattenbild!
Bleibſt du fühllos, wenn mit Thränen
Sich der Mutter Aug' erfüllt?
Giebt's für den Erguß der Schmerzen,
Für der Jammertöne Flug
Keinen Weg mehr zu dem Herzen,
Welches einſt ſo zärtlich ſchlug?

Grau'n ergreifet und Erbangen
Jedes fühlende Gemüth;
Denn es blühten dieſe Wangen,
Wie die Maienroſe blüht!

Dieſe Augen, die in's Ferne
  Düſter ſpähn, wie Groll und Neid,
Hegten einſt in ihrem Sterne
  Seelenvolle Zärtlichkeit!

Abgebleicht durch Reif und Flocken
  Iſt das Haar, der Winde Spiel,
Welches einſt in braunen Locken
  Um die blüh'nde Schulter fiel!
Anmuthlos ſchleppt er der Glieder
  Ungewandte Laſt umher;
Keine Küſſe, keine Lieder
  Kennt die dürre Lippe mehr! —

Blickt nach jenes Schloſſes Zinnen,
  Hell geſchmückt mit Stern und Knauf!
Dort, in fröhlichem Beginnen
  Blühte Guido's Jugend auf.
Seid' und Sammt um Bruſt und Hüften,
  In der Wieg' aus Ebenholz,
Lag der Erbe reicher Triſten,
  Lag der Aeltern Luſt und Stolz!

Wie des Thales junge Fichte,
Die, auf mildem Grund gehegt,
In der Sonne warmem Lichte
Ueppig ihre Zweige regt:
So erwuchs der holde Knabe
In des Glückes Freudenſchein,
Und es nahm der Schönheit Gabe
Schmeichleriſch die Sinnen ein.

Ach! in ſeiner Näh' entbrannte
Glühender manch Mädchenherz;
Manches Aug' erhob und wandte
Sich nach ihm in ſüßem Schmerz;
Manches Blümchen ward gebrochen
Zum Symbol der Lieb' und Treu;
Doch ſein Blick blieb unbeſtochen
Und ſein Buſen feſſelfrei!

Denn der Luſt des Waldgeheges
Wich das ſanftere Gefühl.
Raſch verfolgt' er, wilden Weges,
Seiner Wünſche flücht'ges Ziel.

Durch des Forſtes dunkle Weite
Zog er hin am frühen Tag,
Unermüdet, bis die Beute
Röchelnd ihm zu Füßen lag.

Doch wie er den Pfeil der Schmerzen
Sandte nach des Wildes Bruſt,
Zielte bald nach ſeinem Herzen
Amor mit dem Pfeil der Luſt!
In des Waldes dunklem Raume,
Der der Ruhe Wohnſitz war,
Wich, gleich einem Morgentraume,
Seine Ruh auf immerdar!

Seit er einſt zur Abendſtunde,
Lechzend der Erſchöpfung nah,
Vom bethauten Mühlengrunde
Plötzlich ſich umfangen ſah;
Sich umfangen von des Baches
Paradieſiſchem Gebiet,
Wo im Raum des Halmendaches
Klärchens Jugend aufgeblüht.

Einſam unter Erlgeſträuchen
Fuhr ſie hin im leichten Kahn;
Einer Göttin zu vergleichen
In des Jägers trunknem Wahn.
Hold begrüßt von ihren Blicken,
Folgte nach dem Halmendach
Er mit ſchaurigem Entzücken
Ihr am Blumenufer nach.

Jüngling mit der Grabeswange!
Wie erquickt' am Plankenrand
Dich, nach freundlichem Empfange,
Milch und Frucht aus Klärchens Hand!
Wie unendlich mehr erquickte
Dich des Auges ſanfter Stral,
Das dir hold entgegen blickte
Nach gewährtem Göttermahl!

Wie ſo bang ergriff am Morgen
Dich der Trennung Augenblick!
Süße Wünſche, theure Sorgen
Trugſt du nach dem Schloß zurück!

Froſtig grüßten Ahnenhalle,
Tarnkhain und Hofgebiet,
Und die bunten Freuden alle
Dein erglühendes Gemüth.

Ach! am weiten Himmelsbogen
Suchteſt du auf blauer Spur,
Zauberartig angezogen,
Einen Punkt mit Sehnſucht nur!
Ruhe konnteſt du nicht finden,
Bis dich des Verlangens Flug
Wieder nach den Schattengründen
Deines Paradieſes trug! —

Läßt der Zauber ſich benennen,
Der verwandte Seelen weiht?
Schon ihr flüchtiges Erkennen
Wird zum Bund der Ewigkeit!
Fremd im fremden Weltgetriebe,
Hängt ihr Aug' am Himmel feſt,
Weil er das Geſtirn der Liebe
Ihrem Traume ſchimmern läßt! —

Eh mit lichtem Silbergloben
Luna dreimal kam und ſchwand,
War die Kette feſtgewoben,
Die die Liebenden umwand.
Rein, wie ſie ſich ſelbſt verklärten,
Die Geſtirn' in Licht und Luſt,
War die Flamme, die ſie nährten
In der jugendlichen Bruſt!

Nach den dunklen Waldgehegen
Fuhr ihm Klärchen, ſtillbemüht,
Auf dem Fiſcherkahn entgegen,
Wenn der Sonne Licht verglüht.
Und vereinigt ſchifften beide,
Süßberauſcht von Wonn' und Glück,
An des Ufers Blumenweide
Nach dem Mühlengrund zurück.

Monde flohn im Zeitgetriebe
Ihrem luſterfüllten Sinn,
Ihrer ſtill beglückten Liebe,
Raſch wie Augenblicke hin.

Schon verfärbten ſich die Bäume,
Blumen welkten, Lieder flohn;
Schärfer durch des Ufers Räume,
Blies des Windes Flügel ſchon!

Doch von Liebe fortgeriſſen,
Schifft ſie kühn den Bach hinan,
Den, erfüllt von Regengüſſen,
Kaum ſein Bett mehr faſſen kann.
Achtet nicht das Drohn der Wellen,
Die, vom Herbſtwind aufgejagt,
Zürnend ihr entgegenſchwellen,
Wenn ihr Kahn ſich waldwärts wagt!

Ach! zu grauſam muß ſie büßen
Für der Sehnſucht kühnen Fleiß! —
Guido! Schaum und Flut umſchließen
Deiner Wandrung Götterpreis!
Blicke nicht ſo wild zur Stelle,
Wo der Kahn im Erlbuſch hängt;
Schon erſtarrt, ein Raub der Welle,
Iſt die Hand, die ihn gelenkt!

Abwärts fleuch, ſie zu umfangen!
Klärchen ſchwamm zum Wieſenrand!
Lilienweiß ſind ihre Wangen,
Lilienweiß, wie ihr Gewand!
Aber tröſtend mit der Kunde
Von beglückterem Verein,
Schwebet noch auf ihrem Munde
Das Gelübd': „auf ewig dein!“ — —

Ach! und in den Feldbezirken
Schweift er ſchon ſeit manchem Jahr;
Denn der Seele freies Wirken
Liegt zerſtört auf immerdar!
Unterm Aſt der wilden Fichte
Schläft er Nachts auf Nadeln ein,
Und des Ackers rohe Früchte
Bändigen des Hungers Pein!

Gern verweilt, wenn ſilberhelle
Heſpers blaues Licht entbrannt,
Gern verweilt er an der Stelle,
Wo er Klärchens Leiche fand.

Ohne Seufzer, ohne Klage,
Stillverſchloſſen ſteht er da;
Gleich als ſei der beſſern Tage
Reizumfloßnes Bild ihm nah.

Aus des Baches Spiegelgründen
Blinket Hesper glänzendklar:
Und ſein Geiſt ſcheint zu empfinden,
Daß es vormals anders war!
Und ſein Blick beginnt zu fragen,
Ob kein Fahrzeug ihm erſcheint;
Ihm, der, durch die Flut getragen,
Leicht den Stern zu fangen meint! —

K. G. Prätzel.

Der Schmerz.

Wenn der Schmerz uns wild umkrallet
So mit rechter Teufelsluſt,
Und die Hand ſich zuckend ballet,
Daß zerſpringt die wunde Bruſt,
Flößt nur Eins uns Troſt ins Herz:
Ewig währt kein Erdenſchmerz.

Ewig brennen keine Gluten,
Deren Stoff der Staub erzeugt;
Ewig kann das Herz nicht bluten,
Ewig wird kein Geiſt gebeugt;
Eins iſt, das gewiß befreit,
Ihr nennt's Tod, ich Seligkeit.

Wer nicht zagend darf der Wage
Des Gerichts entgegenſehn,
Dem muß aus der Erdenklage
Himmels-Jubellaut erſtehn.
Stürme reinigen die Luft,
Engel Gott durch Schmerzen ruft.

Und ſo mag kein Glück beſtehen,
Das der Erde Schoos entkeimt;
Auch der Schmerz muß untergehen,
Iſt des Lebens Traum verträumt.
Sind wir oben dann erwacht,
Hat es Gott gar wohl gemacht.

Th. Hell.

Sehnſucht.

Wenn Flammen nährend durch die Tiefen ſchlagen,
Daß droben Duft und Leben ſich entzündet,
Und tauſendfarbig in des Maien Tagen
Der Erde Schoos ſich Blum' an Blum' entwindet;
Wenn, von des Weſtes Arm emporgetragen,
Ein ſummend Leben freudig ſich entbindet, —
Dann möcht' ich mich in Blüthenkelchen wiegen,
Wie Bienen, und in Düften ſtill verſiegen.

Wenn ich, des Mittags bange Glut zu kühlen,
Mich liebend ſenk' in Stromes klare Wellen;
Wenn Silberfunken ſcherzend mich umſpielen,
Mir der Gewäſſer Tiefen zu erhellen;
Wenn Lebensſtröme, wonniglich zu fühlen,
Aus zweitem Himmel mir entgegen quellen, —
Dann möcht' ich off'nen Arms, mit off'nen Augen
Hinab ins lichte Wellengrab mich tauchen.

Wenn kühlend mich mein Blätterdach umdüſtert,
Des Baches Wellen plätſchernd mich umkreiſen;
Wenn lind ein Weſt durch ſchwanke Zweige flüſtert
Und Waldesſang ſich regt in muntern Weiſen,
Die Weſen all', in Andacht fromm verſchwiſtert,
Mit Liebeslauten ihren Vater preiſen, —
Wohl möcht' ich dann auf Tones leichten Schwingen,
Anbetend, preiſend in das All verklingen.

Wenn Mondesſtrahlen flimmernd niederthauen,
Durch Thal und Büſche Silberfäden weben,
Und Funken über Berg' und Blumenauen
Wie ſel'ge Kinder liebeleuchtend ſchweben, —
Dann fühl' im Herzen ich ein freudig Grauen,
Es will hinauf mich von der Erde heben;
Als könnt' ich ſo nur Fried' und Luſt gewinnen,
Möcht' ich ein Stral im Stralenmeer verrinnen.

Wenn purpurn ſich des Abends Wolken ſäumen —
Dann möcht' auf ihnen ich zur Tiefe klimmen,
Und blick' ich auf zu jenen lichten Räumen,
Wo Welten ſchweſterlich bei Welten ſchwimmen,

Und heiter wachend über unſern Träumen
Herein zu uns aus blauen Nächten glimmen, —
Dann möcht' ich wieder ach! ſo gern, ſo gerne
Zu euch hinan, ihr ewig ſel'gen Sterne! —

Wer iſt's, der all die Wünſche friedlich eine,
Daß ſie nicht ferner mich in Zwieſpalt trennen?
Soll ewig nur, berauſcht von leerem Scheine,
Sich blinder Würfel Spiel mein Herz bekennen?
An Stromes Rand, am Quell, im Schattenhaine
In neuer Sehnſucht ewig ich entbrennen?
Giebt's aus der Wünſche wirrender Verkettung
Auf Erden nicht, im Himmel nicht Errettung?

O kehrte, was im Traum' ich jüngſt geſehen! —
Ein Mägdlein war's, den Engeln zu vergleichen;
Herab zu mir aus Paradieſeshöhen
Sah' ich's auf Roſenwölkchen niederſteigen.
Wohl meint' ich in Entzücken zu vergehen,
So freundlich war, ſo huldreich ihr Bezeigen;
Mit ſüßem Gruß, im Auge Fried' und Segen,
Trat himmliſch ſie dem Bebenden entgegen.

Ach — und verſchwand! Auf goldenem Gefieder
Trug grauſam ſie des Traumes Gott von hinnen!
Drum klag' ich ſo. Doch kehrte je ſie wieder,
Und zeigte ſich, wie damals, meinen Sinnen,
Und blickte hold, wie damals, auf mich nieder,
Nicht ſollten länger meine Thränen rinnen;
Ich hätte Troſt und Einigung gefunden,
Des langen Zwiſtes wollt' ich bald geſunden.

O daß ſie mir erſchien! Auf ihren Wangen,
Wo Lilien bei Roſen traulich liegen,
Wär' eine Blumenwelt mir aufgegangen,
Ich ſchlürfte Duft und Farb' in vollen Zügen;
Den ganzen Himmel ſäh' ich näher prangen,
Ich dürft' ihn faſſen, traut mich an ihn ſchmiegen!
Nicht blickt' ich mehr in weite Nebelferne,
In ihren Augen hätt' ich meine Sterne.

Entſtrömten ihr in hochbeglückter Stunde
Des heiligſten Entzückens ſüße Thränen,
Und tönte leiſe mir von ihrem Munde
Mit bangem, ſittig zagendem Ertönen,

Wie Engellaut, der treuen Liebe Kunde,
Mit der Erfüllung Roſen mich zu krönen,
Nicht möcht' ich dann zu anderm Quell mich beugen,
Noch lüſtern mich nach andern Tönen neigen.

O könnt' ich lange ſolchen Tönen lauſchen,
An ſolcher Sterne Glanz mein Auge weiden,
In ſolchen Düften ſelig mich berauſchen,
Nach ſolchen Strömen meine Arme breiten;
Nicht wollt' ich's um der Erde Gold vertauſchen,
Dem Himmel ſeinen Reichthum nicht beneiden,
Ja, freudig wollt' ich mich darein ergeben,
Erblühte mir der Tod in ſolchem Leben!

Karl Förſter.

Das Marienbild.

„Was frommt's, daß ich's im Buſen heilig hege
Der Göttlichkeit und hohen Anmuth Bild?
Daß ich's erwärmend Jahre lang ſchon pflege,
Wenn's dämmernd nur aus meinem Pinſel quillt?
Ich ſeh' es hell vor meinen Blicken ſchweben,
Hellglänzend, wie es in der Bruſt ſich malt;
Doch nur geheim, für mich nur will es leben,
Und fremdem Auge nie ſein Schimmer ſtralt."

Der Maler ruft's mit Thränen, als der Schlummer
Mitleidig ihn mit weichem Arm umfängt,
Entſchlafen iſt mit ihm der herbe Kummer,
Und was dem Wachenden das Herz bedrängt.
Er ſchlummert ſanft, und neben ihn geſtellet
Die Tafel ſteht, mit Leinwand feſt beſpannt;
Da wird von Glanze das Gemach erhellet,
Und eine Lichtgeſtalt tritt aus der Wand.

Ein Knabe iſt es; ſilberhelle Schwingen
Wehn von den zarten Schultern ihm, das Gold
Der Locken zu der Bruſt herab in Ringen
Bis auf den blauen Gürtel niederrollt.
Er tritt zur Tafel, zeichnet gar behende,
Des Bildes Umriß ſchnell vor ihm erſteht,
Und als er mit der Arbeit nun zu Ende,
Küßt er des Malers Stirne ſtill und geht.

„O weile doch, du ſchönſte der Geſtalten!“
— So ruft der Maler jetzt vom Traum erwacht —
„O laß mit Liebesarmen feſt dich halten,
Verſinke nicht in weſenloſe Nacht!“.
Und als ſein Blick ſich zu der Tafel wendet:
„Das hat ein Engel“ — ruft er — „mir gethan!
Der Himmel hat den Meiſter mir geſendet,
Ich will vollenden was er angefahn.“

Und was des Engels Hand ihm vorgemalet,
Das zeichnet er mit treuer Liebe nach,
Und bald im wilden Farbenſchimmer ſtralet
Maria's Bildniß unter'm niedern Dach.
Dann trägt er's zu der Kirche heil'gen Hallen,
Hoch am Altare wird es aufgeſtellt,
Die gläub'gen Seelen betend niederfallen,
Und fühlen ſich entnommen dieſer Welt.

Guſtav Jördens.

An Maria,
mit einem goldenen Kreuze.

Drei Sonnette.

I.

Es iſt das Kreuz des höchſten Heiles Zeichen,
Das werth'ſte Kleinod iſt es allen Frommen;
Vom Himmel iſt's zur Erd' herab gekommen
Ein Liebesarm, den er ihr treu will reichen.
Und wie es einſt durch Liebe ſonder Gleichen,
Durch Gottes eignes Blut zu uns gekommen,
So will es auch, wo reine Lieb' entglommen,
Sich ſchirmend, wachend ob den Herzen zeigen.
Drum darf es auch ein Sinnbild ſeyn der Treue,
Das Liebende vor Gott ſich freudig bieten,
Auf daß den Herzen komm' des Heilands Weihe:
Und *ſo ſoll uns* dieß Liebeskreuz erſcheinen,
Soll uns erwerben Gottes ew'gen Frieden,
Uns führen einſt zu ſeinen Treuen, Reinen.

II.

Das neue Licht, es ſtieg herauf von Morgen,
Dem Oſten iſt das Heil der Welt entſproſſen,
Denn Chriſtus Liebesſonne hat erſchloſſen,
Was lang in nächt'gem Dunkel lag verborgen.
Der Liebe ſoll fortan die Welt gehorchen,
Uns iſt das Kreuz als Zepter aufgeſchoſſen
Aus jenem Blut, das, für uns All' gefloſſen,
Im Tod uns bracht' der ew'gen Liebe Morgen.
So mög' dieß Kreuz auch unſerm Bunde deuten,
Es woll' vor ihm als heilig Banner wehen,
Als Sonne ihm ſein ſchönſtes Leben bringen
Und laß zum Haus ihm unſer Herz bereiten,
Auf daß erhört werd' unſer brünſtig Flehen:
Dein Liebesreich, o Gott, laß uns erringen!

III.

Dieß goldne Kreuz auf himmelblauem Grunde
Ich reich' es dir zum Pfande treuer Minne,
Und fürchte nicht mit irdiſch frevlem Sinne
Zu fünd'gen an dem höchſten Himmelsbunde.

Denn 's iſt das Kreuz erhöht zur ew'gen Kunde
Der Zeit, da ſich, zu unſers Heils Gewinne,
Von ſeines Herrſcherſitzes Sternenzinne
Der Heiland ſiegend naht' dem Erdenrunde:
Du aber haſt mit deiner Liebe Reine
Auch meiner Seele Nacht erlöſt zum Tagen,
Auch mich dem Himmel ſegnend zugeführet!
Und ſo, wie ich zu Gott vertrauend meine,
Darfſt du auch frei das Siegeszeichen tragen,
Iſt's Sünde nicht, wenn deine Bruſt es zieret.

J. P. von Hornthal.

Conſtanzia Cezelli.

Euch, ihr hohen Frauenſeelen,
Spielmanns Harfe heut' erklingt,
Schlicht und treu euch zu erzählen,
Was ſein Innerſtes durchdringt!

Großes ſah er oft im Leben,
Doch ſein Herz blieb kalt wie Stein,
Denn nur Wen'gen ward's gegeben
Auch bei Strenge mild zu ſeyn.

Wollt ihn hören und dann richten
Ueber ſeltne Frauenthat;
Doch erwägt: bei blut'gen Pflichten
Wird oft Schonung Hochverrath!
Alles ſtürmt nur hin zum Ziele,
Wo des Sieges Palme weht,
Und es ſchweigen die Gefühle
Vor des Furchtbar'n Majeſtät.

Leucate's gewalt'ge Zinnen
Hielt der Ligue Macht berennt,
Die Erhabne zu gewinnen,
Die ſich unbezwinglich nennt;
Zwar noch trotzen ihre Mauern,
Speere krönen Thurm und Wall.
Doch die Fränkiſchen betrauern
Jüngſt ihres Hauptmanns Fall.

Er, der furchtlos, wie ſein Degen,
Und voll freud'ger Siegeskraft,
Uebermächtigern erlegen,
Schmachtet nun in Kettenhaft;
Rings von Spaniern umzweiget
Bangt es heiß um Hülf' und Rath,
Als ſich ſpät ein Helmbuſch zeiget,
Der der Burg befreundet naht.

„Was begehrt ihr, irrer Ritter?“
Ruft man hoch vom Wallgethürm, —
„Ach es ſeufzt im Thurmesgitter
Barry, unſer Hort und Schirm.
Mögt drum immer heimwärts reiten,
Euer Schild frommt uns nicht mehr,
Nimmer mögt ihr glorreich ſtreiten,
Folgt euch nicht ein fränkiſch Heer!

„„Dennoch laßt mich näher dringen!““
Widerſpricht der Fremd' im Thal;
„„Gilt's, ich dürft' euch Hülfe bringen,
Ich, Herrn Barry's Ehgemahl!

Fern von Mazellona's Küſten
Sturmgeſchleudert zog ich her,
Eure Burg mit Kraft zu rüſten,
Zu beſiegen Hiſpaniens Heer!“ —

Und ſie läßt den Helmſturz fallen,
Der den zarten Blick verhüllt,
Und entringte Locken wallen
Um ein ſinnig Frauenbild; —
Und der Muth der edeln Dame
Wurzelt ſchnell in jeder Bruſt,
Ja Conſtanzia's hehrer Name
Ward der Ligue bald bewußt.

Denn erneuten Geiſt's erſtrebet
Der bedrängte Außenwall,
Und ein blutig Fähnlein webet
Nieder bei Drommetenſchall;
Jeder Aufruf ward verdoppelt,
Jeder Sturm blieb ſiegerbaar,
Denn fortan nur ruhmgekrönet
Schlug Conſtanzens Heldenſchaar.

Da durchziehn der Rache Geiſter
Grauenvoll der Belagrer Heer,
Nimmer ihres Zornes Meiſter,
Schleifen ſie, von Feſſeln ſchwer,
Barry ſelbſt nah' zu den Wällen,
Wo ein Blutring ſich erhebt,
Ihn erbarmungslos zu fällen,
Wenn ſein Weib noch widerſtrebt.

Wenn in wenig Augenblicken
Sich die Veſte nicht ergiebt,
Will man grauſam ihn zerſtücken,
Den die Heldin weiblich liebt;
Drauf zu ungeheurem Sturme
Soll das Bundesheer ſich reihn,
Jedem Vorwall, jedem Thurme
Grimme Fehd' entboten ſeyn!

Ach Conſtanzia, wie viel Zähren
Trüben deiner Augen Stern,
Als bedroht von tauſend Speeren
Du erſchaut den theuren Herrn!

„Haltet ein“ — ruft ſie mit Beben,
„Höchſtes opfr' ich, ſchont nur Ihn!
Güter, Freiheit, ſelbſt mein Leben
Mögt ihr eher mir entziehn!

„Gern als Löſung will ich bieten,
Was mir je am theu'rſten war,
Meiner Jugend zarte Blüten
Mordet ſie am Blutaltar!
Nur die Burg, zu deren Wehre
Mich berufen Lieb' und Pflicht,
Königs Haus und Gatten Ehre,
Ach, nur dieſe fordert nicht!

Auf dieß Wort, ihr kaum entflüchtet,
Fällt man ſtracks das theure Haupt,
Und Conſtanzia, ſchmerzvernichtet,
Ihres höchſten Horts beraubt,
Sinkt umhüllt von Todeswehen
Längs der Mauerzinne hin;
Doch urſchnell von Himmelshöhen
Wiederkehrt ihr Heldenſinn.

Und ſie ſchwöret: Nun und nimmer
Meidet ſie dieß hohe Schloß,
Deſſen Fuß im Morgenſchimmer
Ihres Barry Blut umfloß;
Ehe mög' ihr dunkles Leben
Felsverſchüttet untergehn,
Als den Platz zu übergeben,
Wo ſo Furchtbares geſchehn.

Alle Franken tieferſchüttert
Von des edeln Führers Tod,
Schaaren ſich, und rach'erbittert
Jeder gern ſein Leben bot;
Ja, ſo grimmen Haß zu ſühnen,
Bringen ſie Gefangne auf;
Doch die Herrin wehret ihnen,
Hemmend ihres Zornes Lauf.

„Wollt der Armen Leben ſchonen,
Deren keiner Barry ſchlug!
Seht umſtrahlt von Siegeskronen
Ihn verklärt im Wolkenzug! —

Kehrt in Frieden zu den euern,
Spanier, und ſagt dort an,
Was ein Weib in Trauerſchleiern
Schwer gereizt an euch gethan!"

Sprach's, und zieht ſich ſtill zurücke
In ihr innerſtes Gemach,
Und der Franken feuchte Blicke
Schweifen ihr bewundernd nach;
Doch Hiſpaniens ſtolze Mannen,
Fluchend eigner Tyrannei
Ziehn gebeugten Muths von dannen —
Und Conſtanziens Burg iſt frei.

Heinrich Valois ward die Kunde
Dieſes Wunders kaum bekannt,
Als er ſchon in nächſter Stunde
Dankbar vor der Herrin ſtand,
Die umwallt von Trauerflören,
Doch gepanzert noch vom Streit,
Sich verneigt, ihn hoch zu ehren
Dem ihr Höchſtes ſie geweiht.

Doch der königliche Krieger
Hebt ſie brünſtig an ſein Herz:
„Heil dir Heldin, die als Sieger
Widerſtanden höchſtem Schmerz!
Doch dieß Schloß, das Du erhalten,
Dir zum Leide wie zum Ruhm,
Mög'ſt auch fürder du verwalten
Als dein Erb' und Eigenthum!“

Und er löſ't ein Ehrenzeichen
Von dem güld'nen Panzerſtück,
Es der Treuen darzureichen,
Und beſchließt mit mildem Blick:
„Mög'ſt in ew'gem Gottesfrieden,
Hohe Dulderin, du ruhn!
Heil dem Mann, dem Muth beſchieden,
Thaten wie dieß Weib zu thun!“

F. Krug von Nidda.

Lied von der Treue.

Ein Bauer ging über Feld hinaus
Und that den Waizen ſtreuen;
Seine liebſte Tochter bewahrt das Haus,
Die Spindel iſt ihre Freude.

Da kam ein Knabe friſch und fein
Stillwegs herauf gegangen,
Und er ſprach: Lieb Mädchen laß mich ein,
Ich trage zu dir Verlangen.

Und herzte ſie weich, und küßte ſie warm
Und roth wie die Blum' im Maien;
Sie ſprach verſchämt in des Liebſten Arm:
Wann kehreſt du mich zu freien?

Und er ſprach: wenn die Schwalbe ſich baut an's Haus,
Wenn die Nachtigall rufet im Maien,
Oder goldig der Waizen blüht heraus,
Dann komm' ich dich zu freien.

Die Schwalbe die baute ſich hoch an's Haus,
Der Waizen erſtand zu blühen,
Da ſchaute das Mädchen fleißig aus,
Sah nur die Wolken ziehen.

Was ſchauſt dir naß die Aeugelein?
Laß fahren die Wolken und Winde!
— Ach Vater! noch Welle noch Wind, ſind treu,
Und die Treu iſt nimmer zu finden.

Drauf als die Aehre zu Boden hing,
Der Bauer ging ſie zu ſchneiden,
Und über die Stoppel nun ſchritt der Wind,
Da ſangen die Grillen: Leide!

Was iſt dir Herzenstochter mein
Und kommſt mir nicht entgegen?
Gefallen iſt doch die Aehre treu,
Ich bringe dir Gottes Segen.

Er horcht ſich um nach ſeinem Kind,
Er ſucht die lieben Worte,
Und ſeufzend redet der kühle Wind
Mit Grauſen durch die Pforte;

Er ſchaut im blutigen Abendſchein, —
Da liegt ſie weiß gebettet,
Und ein Knäblein ihr am Herzen weint,
Kann nimmer die Mutter wecken.

G. A. H. Gramberg.

Der verlogene Knecht.

Schwank nach Hans Sachs.

Ein Edelmann im Schwabenland,
Deß Geſchlecht und Name hie ungenannt,
Ein frommer Herr weiſ' und gerecht,
Hätt' einen verlogenen Reiterknecht,
Der darauf thät ruhmredig pochen,
Daß er vieler Herren Land durchkrochen,
Und große Wunder, die nie geſchehn,
Mit eignen Augen hätte geſehn.
Der Junkherr, ein verſchmitzter Mann,
Sah ſeinem Mund das Lügen an,

Sagt fleißig ſpottweiſ: wie kann das ſeyn?
Da ſchwur der Knecht drauf Stein und Bein.
Doch wurd' er oft mit Worten gefangen,
Daß er blieb in der Lüge hangen.
Danach der Knecht nichts fragte gar,
Weil er des Lügens gewohnet war.
Doch war er ſonſt nutzbar im Haus.
  Eines Tages früh ritten ſie aus,
Da ſah der Junkherr in dem Wald
Vorüber laufen einen Fuchſen alt
Und ſprach: Schau, ſchau ein großer Fuchs!
Drauf gab der Knecht zur Antwort ſtugs:
„Nimmt dieſer Fuchs ſchon Wunder euch?
Traun, ich bin geweſen in einem Reich
Worinnen die Füchſe waren ſo groß
Als hier zu Lande Stier und Roß.“
Der Junkherr ſprach: „Da ſind auf Glauben
Gut füttern die Röck' und die Schauben,
Wenn man im Land einen Kürſchner fänd,
Der die Bälge wohl bereiten könnt.“
  Als lange drauf erſchall kein Wort,
So fuhr der Junkherr ſeufzend fort:
„Ach, gebe Gott, daß keine Lüge

Heut unſerm Mund entſchlupfen möge,
Wir wären warlich ſonſt verloren!“
Nun ſpitzet ſchnell der Knecht die Ohren
Und fragt, was ihm ſolch Sorgen brächt?
Der Junkherr ſprach: „Hör', lieber Knecht,
Ein groß Waſſer fleußt dort von weiten,
Durch welches wir heut müßen reiten;
Das hat die Kraft, jeglichen Mann
Der deſſelben Tags eine Lüg' erſann,
Hinabzureißen in ſeinen Schlund.“
Darob erſchrak der Knecht jetzund,
Und als ſie kamen an einen Bach,
Er zu dem Junkherren alſo ſprach:
„O Junkherr, ſagt, iſt das der Fluß
Worin ein Lügner ertrinken muß?“
Da ſagt der liſtige Edelmann:
„Nein, jetzo ſind wir noch nicht dran.“
Der Knecht ſprach: „Herr, darum ich frag',
Auf daß ich euch die Wahrheit ſag';
Ich hatte vorhin aus Unbedacht
Meinen Fuchſen allzu groß gemacht.
Er war in ſeiner ſchönſten Höh
Nicht größer, denn ein mäßig Reh.“

Der Junkherr drauf: „ob groß, ob klein,
Mir kann es wohl daſſelbe ſeyn."
Doch merkt er ſeines Knechtes Wehen.
Als ſie vor'm zweiten Bach nun ſtehen,
So ſprach der Knecht in großer Noth:
„Iſt dieß Waſſer da der Lügner Tod?"
Der Herr ſprach: „nein, auch das iſt's nicht."
Darauf der Knecht: „So nehmt Bericht
Des Fuchſen heut noch meinethalb,
Er war nicht größer, denn ein Kalb."
Der Junkherr ſprach: „Ei laß mich ſeyn
Mit deinem Fuchs, groß oder klein."
Vor'm dritten Waſſer der Knecht nun fragt:
„Iſt dieß der Fluß von dem ihr ſagt?
„Mein Fuchs," ſpricht er mit bangem Gezitter,
„War auch nicht größer, als unſer Widder."
Der Junkherr zürnt: das Waſſer iſt's nicht.
Als nun herein der Abend bricht,
Da warf ſich ſonder Brück' und Steg
Ein breiter Strom ihnen in den Weg.
Drauf wiederholt bleich und voll Zagen,
Der Knecht auf's neu die alten Fragen.
„Ja," ſpricht der Herr, „das iſt der Fluß.

Worin der Lügner ertrinken muß!"
Da weicht dem armen Lügenwicht
Die Angſt vom bleichen Angeſicht.
„Mein Leben," ruft er, „iſt mir lieb;
Der Fuchs, den ich ſo groß beſchrieb,
War wahrlich auch nicht größer geſtalt't,
Als den wir heute ſah'n im Wald."
Des Schwankes lacht der Junkherr ſehr
Und offenbaret ihm nunmehr,
Dieß ſo gefürchtete Waſſer habe
Durchaus kein' andrer Kraft und Gabe,
Als die drei frühern guten, frommen
Waſſer, durch die ſie 'rübergekommen.
Der Junkherr ſpottet und reitet in Ruh
Mit ihm dem andern Ufer zu.
Das Lügen, merk' es, lieber Gaſt,
Bringt ſelten mehr, als Spott und Laſt.

A. Lann.

Bruchſtück von Reiſebeobachtungen.

Erſcheinung und Urſache.

„Und ich lag auf Gras und Moos
Ueberwölbt im kühlen Schatten,
Ruhte in dem ſichern Schooß“ —
— Bombenfreier Kaſematten!

„Wie hervor dort Hügel ſchaun
Aus der blauen Wolken Mitte!“ —
— Richtig! dort gräbt man Alaun!
Hier — dampft die Arſenikhütte.

„Sanft ging unſer Fuhrwerk fort,
Mied das Pflaſter und Gewäſſer;
Jeder wich uns“ — dem Transport
Schlechtverwahrter Pulverfäſſer!

„Zulauf dort — hier Paar und Paar.“
Hier, den Gutsherrn zu empfangen
— Sonſt Verpflegungscommiſſar! —
Dort! Ein Dieb wird aufgehangen! —

„Park im engliſchen Geſchmack —
Wüſter Thurm in dem Gemäuer!“ —
— Nach acht Tagen Bivouac
Und drei Stunden Rückzugfeuer!

„Holde Heimath, biſt mir werth! —
Nichts was hier mich zwängt und hindert!“ —
Denn die Scheunen ſind geleert,
Stall und Wohnhaus rein geplündert.

Arthur vom Nordſtern.

Treue durch Untreue.

Liebſte, wenn ich bei dir bin,
Frag' ich nicht nach andern;
Kommt's mir einmal in den Sinn,
Durch den Flor zu wandern,
Falſche Lockung, eitles Glück,
Zierlichkeit im ſüßen Klange,
Wort' und Töne, ach! nicht lange
Sehn' ich mich nach dir zurück.

Geht nicht oft ein lieber Gaſt
Ein zum fremden Hauſe,
Aber bald nach kurzer Raſt,
Bald nach ſtolzem Schmauſe,
Schaut ſein Auge trüb' umher,
Vieles bringt ihm Mißbehagen,
Und zum Freunde möcht' er ſagen,
Wie's zu Hauſ' ihm ſüßer wär'.

Sitzt er fröhlich nun daheim,
Iſt er voll von Lobe;
Koſt und Frucht wie Honigſeim,
Alles hält die Probe;

Eig'nes lobt den eig'nen Herrn,
Fremdes dient, ſein Glück zu meſſen.
Iſt es auch nicht ganz vergeſſen,
Iſt es doch vom Herzen fern.

Alſo, Liebſte, wüßt' ich nie
Würdig zu erheben,
Was dein Alles mir verlieh,
Spürt' ich nicht daneben.
Wie Verſtand bei arger Liſt,
Herz nicht ohne Geiſt kann laben;
Fänd' ich nicht bei andern Gaben,
Wie an Gaben reich du biſt.

Herzenshuld im Augenſtern,
Hoheit noch in Scherzen,
Wort und Stimme, ſchon von fern
Liebesgruß dem Herzen,
Wange, Miene, Roſenmund,
Stirn und Hand, der Füße Schweben —
O wie ſüße Engel geben
Sie mir meinen Himmel kund!

St. Schütze.

Vermißte Minne.

Ich ſah mich um und ſuchte ſie,
Wo ſonſt ich ſie gefunden;
Ich ſuchte ſie und fand ſie nie,
Sie war und blieb verſchwunden.
Ich ſeh' mich um und ſuche ſie
Und kann mir's nicht erkunden.

Ich ſah mich um und ſuchte ſie
In zweimal ſechzehn Winden;
Ich ſuchte ſie und fand ſie nie,
Und kann ſie noch nicht finden.
Ich ſeh' mich um und ſuche ſie
Und kann's doch nicht ergründen.

Ich ſah mich um und ſuchte ſie
Bei den Kaſtanien-Bäumen:
Sie pflegte ſonſt ſo freundlich hie
In ihrem Gang zu ſäumen.
Umſonſt, umſonſt! ich finde ſie
Nur noch in meinen Träumen.

K. L. A. Frh. v. Münchhauſen.

Die Erwartung.

Meine Selima will kommen,
Will erſcheinen mir voll Huld,
Wie ein Engel aus dem Land der Frommen.
Will vergeben alle Schuld.
Stunden! eilt, wie meine Ungeduld!

Schweben, wann die Sterne blinken,
Will ſie in den ſtillen Hain.
Eil', o Tageslicht, hinab zu ſinken!
Und ihr Sterne, groß und klein,
Kommt, die Silberfunken auszuſtreu'n!

Von der Roſenſtaude fliegen
Blüthen taumelnd her und hin.
Blumen, ſagt! Beſeelt euch mein Vergnügen?
Wo die Huldin ein will ziehn,
Wollt ihr liebend ihre Ferſ' umblühn?

Heſper und die Sieben funkeln,
Philomelens Nachtlied ſchallt.
Seh' ich ferne — ſeh' ich durch die dunkeln
Auen, längs dem Fichtenwald,
Schimmern das Gewand der Lichtgeſtalt?

O ſie iſt's! — Des Himmels Mächte!
Hört des Erdewallers Flehn:
In der wonnevollſten aller Nächte
Laßt ihn, laßt ihn nicht vergehn
Im entzückungsreichen Wiederſehn!

Buri.

An Lina.

(Im Blüthenmonde.)

Zwiſchen Blüthenbäumen — Trauerweiden!
Fühlſt du die Allegorie,
Die, als ernſte Folie unſrer Freuden,
Lina! die Natur verlieh?

Ueber'n zarten Schmelz der Wieſenmatten,
Kaum geboren an das Licht,
Warf ſie dieſen deutungsvollen Schatten,
Der zum Herzen lehrreich ſpricht.

Traurig rinnt der Weide Silberzähre
Auf den Blüthenzweig herab.
O verkenne nicht der Mutter Lehre,
Die dich leiſe mahnt an's Grab.

Leiſe will ſie dein Gemüth erſchüttern
Durch ein Bild voll Sinn und Ernſt,
Daß dich höh're Ahnungen durchzittern,
Du die Freude heil'gen lernſt.

Buri.

Abendgedanken an Minona.

Wenn ſich ſtill der Abend ſenkt,
Nur an dich mein Geiſt noch denkt,
O du Theure!
Daß ich in dem ſanften Roth
Jedes Glück, das Liebe bot,
Leiſ' erneure;

Jedes Kuſſes denk ich dann,
Den die Liebe abgewann,
O du Holde!
Deinem Oden gleicht der Duft,
Und dein Bild ſtrahlt aus der Luft
Abendgolde.

Zwar ich bin wohl einſam hier,
Aber feſt vertrau' ich dir,
O du Treue!

Und mit ſtiller Herzens-Ruh'
Schwör' ich heiß dir Liebe zu
Jetzt aufs neue.

Wald und Flur verdunkeln ſich;
Doch dein Geiſt umſtralet mich,
O du Liebe!
Wer dich liebt, der lebt im Licht;
Keine Ausſicht, die dann nicht
Hell ihm bliebe!

Sieh! ſchon kommt der Abendſtern;
Ich vergleich ihn dir ſo gern,
O du Reine!
Winde mit der Liebe Glanz
Mir den ſchönſten Sternenkranz,
Bleib die Meine!

Th. Hell.

Damals und nun.

Als ich ein kleines Mädchen war,
Da mußt' ich nur die Blumen lieben;
Sie däuchten mir wie Geſpielen zart,
Ich wollte nicht pflücken und ſie betrüben;
Ging oft ſchon in der Morgenruh,
Und ſuchte ſie auf, durch bunte Gründe;
Sie wandten mir tauſend Augen zu,
Und nickten, und red'ten im kühlen Winde;
Ich verſtand wohl, was ſie ſo luſtig ſprachen,
Die Winde verwehten's, nicht weiß ich's zu ſagen.

Und nun? du wunderbarer Sinn!
Zur Erde mag ich nimmer ſchauen;
Nach Himmelsblumen ſuch' ich hin,
Zu den Höhen zieht mich ein Vertrauen.
Geh' oft in die ſpäte Abendruh';
Da lebt's, da winkt mir die blaue Ferne
Mit tauſend goldenen Augen zu;
Es ſprechen die blühenden funkelnden Sterne;
Doch verſteh' ich es nicht, was die Sterne meinen,
Und — vergeß es nimmer, und muß gehn' und weinen.

G. A. H. Gramberg.

Der Dichter vor der Thür.

Ein Sänger rührt' mit zarter Hand
Das Saitenſpiel, durch's ganze Land
Erklangen ſeine Lieder;
Drauf flog er ſelbſt auf freier Bahn,
Zu ſehn, was Großes er gethan
Am Herzen ſeiner Brüder.

Doch ging des Geldes Troſt ihm aus;
Da hört er, wie im nahen Haus
Die Herrin ſingt mit Freuden
Der Sänger darf nicht traurig ſeyn;
Und lieblich klang's: laßt ihn herein! —
Sein Lied enthielt ſein Leiden.

Im Vorſaal ſtand er wartend ſchon,
Und horcht des Liedes ſüßem Ton
Und ihrer ſanften Stimme;
Sie ſingt: laßt ihn herein! und ſpricht:
Wer iſt es, der mich unterbricht!
Und flucht mit argem Grimme.

Der Dichter! heißt es; — „iſt der Ort
Zu betteln hier?“ — doch fährt ſie fort
Laßt ihn herein! zu ſingen;
Da merkt er, daß es anders ſteht
Im Lied', als hier: kein Knabe geht,
Den Becher ihm zu bringen.

Und ſpöttiſch lacht die Dienerſchaar:
Es fliegt ſein rauhes Lockenhaar
Wie wild im Sturm die Tannen;
Ja, freilich, denkt er, anders geht
Der Dichter, der im Liede ſteht, —
Und ſchleicht ſich ſtill von dannen.

Ach Gott! ach Gott! ſo ſeufzt er laut,
So bleibt die Dichtkunſt ewig Braut,
Der Wirklichkeit benommen!
Wir ſingen ach! und träumen nur,
Die Kunſt wird nimmer doch Natur;
Dachſtübchen, ſei willkommen!

St. Schütze

Lenzeszauber.

Kommſt du endlich, o Lenz?
Sei willkommen mir, Theurer!
Du Begrüner der Flur,
Und der Blumen Erneurer!
Rings wird Alles nun wach,
Ueber den Murmelbach
Seinen Windungen nach
Wölbt ſich ein Blüthendach.

Keime ſtreben empor!
Glut befruchtet die Erde!
Vögel ſingen ihr Lied,
Blökend jubelt die Heerde;
In dem Wogengefriſch
Spielet der muntre Fiſch;
Welch ein buntes Gemiſch,
Herrlich und zauberiſch!

D'rum in's rege Gemüth
Ströme die himmliſche Wonne!
Ha! wie göttlich es glüht;
In ſich, über ſich Sonne!
Freude heißt die Tendenz,
Vivat die Konſequenz!
Aber und böſe Wenn's
Scheucht nun der ſchöne Lenz!

Th. Hell.

IV.

Dallners Reiſe nach Teplitz.

Erzählung

von

R.

Eben kam ich von Tharandt nach Dresden zurück, als mir ein Bekannter, Namens Dallner, begegnete. Es fehlt ihm nichts, als Charakter. Er hatte auf verſchiedenen Univerſitäten ſtudirt, ohne gerade etwas zu lernen. Dann war er auf Reiſen gegangen, wußte aber nach ſeiner Zurückkunft eben ſo wenig, was er nun anfangen ſolle, als ſein Vater. Zum Glück ſtarb gerade um dieſe Zeit ein alter Onkel, und hinterließ ihm ein hübſches Guth, zu deſſen Bewirthſchaftung er ſich entſchloß. Ehe er jedoch das Regiment über ſeine neuen Unterthanen antrat, ſollte und wollte er heirathen. Aber wen? das war die Frage! — So viel ungefähr war es, was ich bis dahin von ihm wußte. Jetzt, da ich ihn lange nicht geſehen hatte und über ſein Treiben in dieſer Zwiſchenzeit befragte, erbot er ſich, mit mir Thee zu trinken und mir dabei etwas Drolliges zu erzählen.

Während das Theewaſſer kochte, fing er ſeinen Bericht folgendergeſtalt an: „Mein Vater ſchlug mir eine Heirath vor, welche er mit einem Freunde verabredet hatte. Um kein Unglück anzurichten, waren die alten Herren übereingekommen, daß wir jungen Leute, ohne von der Verabredung zu wiſſen, uns vorher kennen lernen ſollten. Du kannſt leicht denken, daß ich höchſt geſpannt war, etwas von meiner Himmelsbraut zu erfahren. Ich lag daher meinem Vater unabläſſig an, ſie mir zu nennen. Allein er blieb verſchwiegen, und nur auf die Vorſtellung, daß ich ſonſt mit dem beſten Willen, ſeinen Wünſchen zu entſprechen, mich in ein anderes Mädchen verlieben und alles vereiteln könnte, verſprach er, mich auf eine Spur zu leiten. Ich bat ihn, mir ihr Signalement zu geben; aber zu ſo viel wollte er ſich nicht verſtehen. „Nun wenigſtens einen Zug von ihr müſſen Sie mir angeben!“ rief ich. „Sagen Sie mir, hat ſie eine krumme Naſe, einen Buckel oder triefende Augen?“ Der Vater wollte dieſes ſelbſt nicht wiſſen, und ſagte, ich würde von ihr, ob ſie ſchon abweſend wär, eine

Einladung erhalten. Auch gut! dachte ich. Denn mein alter Schreibmeiſter, der die Idee hatte, man könne den Charakter und das Temperament aus den Schriftzügen beſſer, als aus den Geſichtszügen entdecken, hat mir dadurch ein Mittel in die Hand geſpielt, daß ich ja aus der Einladungskarte eben ſo gut ihren Steckbrief entwerfen konnte, als Beaumarchais aus der Saloppe, und der nachahmende Falk aus dem Strickbeutel. Allein mein Vater bedeutete mich, daß ich durch nichts ein Vorurtheil, mithin auch die Einladung wahrſcheinlich nicht von ihr ſelbſt erhalten würde, und reiſte mir im Voraus glückwünſchend vor kurzem ab. Faſt unglückwünſchend ſah ich ihm mit offnem Munde nach, und bin nun in der geſpannteſten Erwartung. Der wunderbaren Erſcheinung harrend wollte ich jetzt nach Hauſe, und hätte faſt unterwegs jedes hübſche Mädchen gefragt, ob ſie nicht eine Einladungskarte an mich geſchrieben?“

Wir lachten über den närriſchen Papa. Unterdeſſen kam der Thee, und während ich einſchenkte, trat mein unruhiger Freund an's Fenſter. Ich rief ihn. Er aber, ohne ſich umzuſehen, ſprach vor ſich: „Ja, du biſt ſchön, wie die Roſe, die der thauige Morgen entfaltete; nicht geiſtreich, aber geiſtig iſt dein Auge; und deine Geſtalt wie Canova's Hebe!“ — „Zu viel Güte“, ſagte ich, „mich wegen des Thee-Einſchenkens mit einer Hebe zu vergleichen!“ Aber als ich hinging, ſahe ich wohl, daß ein Mädchen gegenüber der Brennpunkt ſeiner Blicke war. Von ihr konnte er ſich nicht trennen; nur an ihrem Anſchaun labte er ſich, wie ich mich am Thee, bis endlich die Dunkelheit ſie ihm entzog. Nun gefiel es ihm nicht mehr bei mir, ſo ſehr er meine Wohnung vorher gelobt hatte; er verließ mich, ob ich ihm ſchon vorſtellte, daß, wenn die Augen der Schönen wirklich ſo leuchtend wären, als er behauptete, ſie ihm nicht allein alles erhellen, ſondern auch als Straßenbeleuchtung dienen müßten.

Ich wußte gar nicht, was am andern Morgen um vier Uhr ſchon an meiner Hausthür, und dann an meiner Stubenthür lärmte. Als ich geöffnet hatte, kam mein Dallner, und erzählte mir, er habe einen Brief von ſeinem Onkel aus Prag erhalten, welcher ihn einlade, da er jetzt nach Teplitz reiſe, auch dahin zu kommen, um ihm Geſellſchaft zu leiſten. „Aber,“ ſagte er, „ich ſehe ſchon ſehr kaltblütig die feine Wendung, indem am Ende des Briefs ſteht: meine Tochter Katherl grüßt Sie, und bittet Sie auch, ja zu kommen. Hier iſt das vom Vater mir angegebene Kennzeichen. Dieſe ſchlechte Kuſine mit ihrem noch ſchlechtern Namen würde mich nicht von der Stelle bewegen, wenn ich nicht meinem Vater wenigſtens den Gefallen thun wollte, die mir Erwählte zu ſehen, um doch wenigſtens ſagen zu können, daß ſie mir nicht gefiele. Aber ehe ich nach Teplitz reiſe, was eben geſchehen ſoll, kann ich es mir nicht verſagen, die Huldin da drüben noch einmal zu ſehen.“ — Mit dieſen Worten eilte er an's Fenſter, und ſah beſtürzt nur zugezogene Rolleaux. Ich bedeutete ihm, daß hier auf der Schießgaſſe die Mädchen ſich nicht früh um vier an den Fenſtern ſehen ließen, und er, auch wenn er ſeine Reiſe aufſchieben wollte, doch lange vergeblich warten könnte, indem dieſes

Götterkind gar nicht hier wohne, ſondern nur zu Zeiten zum Beſuch herkäme. Das war ihm verdrießlich; er nahm ſeinen Wanderſtab, und machte ſich nach Teplitz, auf die Reiſe.

Durchwandern möcht' ich ſelbſt noch zehnmal den Lockwitzer und Kreyſcher Grund im Frühthau, wo von den ſchönen Gebüſchen herab die Vögel dem Wandernden ein Reiſelied ſingen, durch den Schlottwitzgrund, der wie eine lange Idylle hinläuft; aber beſchreiben mag ich ihn nicht. Dallner fand, wie jeder, daß hier für das Auge und den äſthetiſchen Sinn reichlich, für ein Herz aber, das das Mädchen von der großen Schießgaſſe in ſich trägt, noch reichlicher, doch für den Magen gar nicht geſorgt ſei. Er hungerte fort in der Hoffnung, daß die Wirthshäuſer beſſer kommen würden, aber umſonſt. Aus der herrlichen Tiefe ſtieg er auf die öde Höhe, die leblos ſich wellenförmig fortſetzte, wo er nur einmal bei Lauenſtein, in den romantiſchen Grund blickend, ſich erquicken konnte. Immer höher ſtieg er unmerklich, bis wo die Vegetation faſt aufhörte, und die Voigtsdorfer

Hütten ungeſellig zerſtreut lagen, ohne Gärten, ohne Gehöft, ohne Baum, faſt ohne Menſchen. Eine Gegend, belebt genug, um die Wüſte und Oede recht fühlbar zu machen, und öde genug, um ermattet zu verzweifeln. Aber noch ein paar Schritte hinter die Kieferhöhe, und aufgeriſſen, wie durch einen magiſchen Zauberſchlag, lag das geſegnete Böhmen mit unzähligen Städten und Schlöſſern und Klöſtern und Dörfern und Gärten, mit Teichen, Hügeln und Bäumen da; links von einer fünffachen Bergkette, die des Rieſengebirgs höchſte Gipfel überſchaute, bekränzt, in der Mitte die koniſchen Formen, der Milſchauer mit dem Mittelgebirge, das durch ſeine Schluchten eine weite üppige Ferne erblicken ließ, und links eine endloſe Fläche, die in dunſtiger Ferne in den Himmel verfloß. So wie man den Himmel am Horizont noch für Gegenden hält, ſo glaubt das überraſchte Auge den nahen Vordergrund für eine himmliſche Gegend halten zu müſſen.

Trunken ſchaute Dallner die ausgebreiteten Herrlichkeiten, und fluchte leiſe, daß niemand bei ihm war, um ſein Entzücken zu theilen, bis er dann vom Staunen über das Ganze ſich erholte, und alles einzeln zu betrachten vermochte; bis er, geſättigt vom Schönen, zum Taſchentubus griff, um die reizende Zuſammenſtellung der Landſchaft in faden Einzelnheiten portionweiſe zu genießen. Denn das Schöne iſt den meiſten zu ſchön, um es anders, als verdorben zu genießen. So beſah er Teplitz und Mariaſchein und Dux, Bilin, Oſſeg, die Ruinen des Schloßbergs, und endlich die Ruinen in Graupe, wo er dann ſehr deutlich eine junge Dame herumſteigen ſah. Eine junge wohlgekleidete Dame iſt auch durch den Tubus immer eine angenehme und überraſchende Erſcheinung in einer Gegend, wo man kaum einen Pochjungen im Heidelbeergeſträuch herumkriechen ſieht. Was Wunder alſo, daß Dallner den Tubus raſch einſteckte, und halb hinabſteigend, halb mit dem loſen Gerölle hinabfallend, nach Graupe eilte, wo er ſofort ſich auf die wenigen Ruinen begab, und keinen Menſchen fand. Gewiß wäre nun mancher, verdrießlich über die erduldeten

Mühſeligkeiten und die vereitelte Hoffnung, nach Teplitz gelaufen, um ſich zu erquicken, wenn er etwas ſinnlich wäre; aber Dallner, der noch mehr war, und ſich keine Stunde unnöthig verbitterte, that das nicht, ſondern ging in den Gaſthof, um den Melnecker zu verſuchen. Und daran that er auch für ſeine Umſtände ſehr klug, da er daſelbſt, nebſt einem alten und einem jungen Herrn, die durch das Teleſcop erblickte Dame wiederſah, die er nun in der Nähe wirklich ſo hübſch fand, als er ſie in der Ferne gedacht hatte. Nachdem ihm der Wein die vertrocknete Zunge etwas beweglicher gemacht hatte, bat er die Dame um Verzeihung, daß er ſie nicht eher mit Worten begrüßt hätte, obſchon er es lange durch tiefe Verbeugungen gethan. Das Burgruinenfräulein verſicherte, ſeine Galanterien nicht geſehen zu haben, und Dallner fand dieſes ſehr in der Ordnung, da er auf dem Gleeſenberge, und ſie auf den Graupner Ruinen geſtanden. Der alte Herr bemerkte, er müſſe ein ſehr höflicher Herr ſeyn, da er ſchon ſo weit aushole, und, als er hörte, daß Dallner nach Teplitz gehe, ſo bot er ihm an, ihn und die Seinigen zu begleiten. Natürlich nahm Dallner es an. Daß er nun unterwegs ſich mit dem ſchönen Fräulein viel zu thun machte, und ein lebhaftes Geſpräch mit ihr begann, iſt ſehr wahrſcheinlich; daß er den alten, und noch mehr den jungen Herrn vergaß, wenn dieſe ihn nicht an ſich erinnerten, iſt höchſt glaubwürdig; aber daß er auch ſeine Müdigkeit ganz vergeſſen hätte, iſt dagegen ſehr unwahrſcheinlich, und ich kann es niemand verdenken, der es nicht glaubt, obſchon es mir ſpäterhin von Dallner ſo erzählt worden iſt. Ohnſtreitig that er auch ſehr wohl daran ſich viel von dem Mädchen erzählen zu laſſen; denn ſie erzählte ſehr angenehm, und endlich auch etwas Dallnern ſehr Angenehmes. Nämlich er erfuhr durch einen Zufall von ihr, daß ſie ſeine Kuſine Katherl ſei. Nun war die Freude da. Der alte Onkel ward umarmt, und ſehr gern; Katherl aber nicht, und ſehr ungern. Endlich kam die Geſellſchaft nach Terne, und es ward im Garten zu Abend gegeſſen. Dallner dachte nur an die ſchöne Katherl, höchſtens an ſeines Vaters Abſchiedswort, und an den Schluß in des Onkels Briefe, und bemerkte dabei vor ſich, daß ein garſtiger Name nicht allemal ein garſtiges Bild ſeiner Eigenthümerin entwerfen ſollte. Der Abend war lauter Freude. Der Onkel konnte ſich nicht genug freuen, ſeinen Neffen endlich einmal wieder zu ſehen, und Dallner konnte ſich noch viel weniger genug freuen, ſeine Kuſine zum erſten Male zu ſehen. Der junge Herr freute ſich über Dallnern nur mäßig, und dieſer ſich über jenen gar nicht. Aber endlich ſah der Onkel nach der Uhr, und ließ ſich und die Seinigen zu den drei luſtigen Jägern geleiten, wo er ſich zum Abſchiede verſprechen ließ, daß ihn Dallner den andern Morgen früh, nur nicht vor neun Uhr beſuchen ſollte, weil er da bade. Dallner verſprach das, ging ſinnend neben dem jungen Herrn her, ohne am Schloſſe deſſen Abſchiednehmen zu hören, gelangte in die Töpferſchenke, und träumte die ganze Nacht von der ſchönen Katherl.

Am andern Morgen hatte er kaum gefrühſtückt, als er ſich überlegte, daß er zum Onkel gehen müſſe; nur wußte er die Zeit nicht recht. Es war ihm wohl ſo dunkel erinnerlich, als hätte der Onkel etwas von „vor neun Uhr“ geſagt; aber er wußte nicht, ob er vor neun Uhr kommen, oder ob er vor neun Uhr nicht kommen ſollte? In der Ungewißheit fing er an zu überlegen: wenn ich vor neun Uhr gehe, ſo iſt es beſſer; denn erſtlich iſt's eher, als nach neun Uhr, und ich brauche mithin nicht ſo lange zu warten; zweitens iſt der Onkel entweder jetzt im Bade, oder nicht; iſt er es nicht, nun ſo muß ich gehen, weil ich ſoll; iſt er drinnen, ſo werde ich angenommen, oder nicht; im letzten Fall iſt das ganze Unglück ein vergeblicher Gang, im erſten aber treffe ich doch die Kuſine, und das iſt mir lieber als der Onkel. Alſo geſagt, gethan! Er ging. Der Onkel ſaß richtig im Schlangenbad, aber die Kuſine empfing ihn, und er, der ſchon in Gedanken ſeine Braut vor ſich ſah, bat ſie, ihn ein wenig mit Teplitz bekannt zu machen. Die Kuſine wußte zwar nicht recht, wie ſie das anfangen ſollte, doch nach einigem

Beſinnen bot ſie ihm an, ihn auf den Schloßberg zu führen.

So ſchön ſich im Teppich der Flur Dörfer und Felder verwebten, ſo hatte doch heute Dallner kein Auge für das, was ihn geſtern auf dem Gleeſenberge, und ſeine Kuſine heute neben ihm entzückte. Ihn entzückte nur ſeine Kuſine neben ihm, und eins nahm von den Herrlichkeiten, die den andern begeiſterten, wenig Notiz. Endlich hatte die Kuſine die Gegend genug geſehen und fing an, durch das Ruinengemäuer herum zu kriechen. Dallner konnte ſich nun nicht mehr halten und ſagte ihr, daß er dieſe himmliſche Katherl himmliſch fände und ſie unendlich liebte. Sie lachte. Er fiel vor ihr auf die Kniee und ſagte ihr, daß er ſie anbetete; aber da flogen zwei Fledermäuſe, der Liebeserklärungen ungewohnt und davon aufgeſcheucht, auf Katherl los, und dieſe lief, noch mehr aufgeſchreckt von den Fledermäuſen, zum Eingange hinaus. Dallner, der nicht wußte was geſchehen, lief nach, und rannte einen alten Herrn mit einer kleinen runden Perücke über'n Haufen. Nachdem er endlich die erſchrockene Kuſine erreicht und geſehen hatte, daß die Fledermäuſe ihr nichts gethan, ſo ging er zu dem alten Herrn zurück, hob ihn auf, ſetzte ihm ſeine kleine Perücke auf und bat ihn höflichſt um Verzeihung. Nachdem man ſich alles erklärt hatte, ging man friedlich auseinander.

So wie nun Dallner wieder anfing von ſeinen Liebesverſicherungen, ſo fing Katherl von der kleinen runden Perücke des alten Herrn an, verſicherte, ſo eine ſpaßhafte Perücke ohne Locken und Toupee, die überall recht wäre, noch nie geſehen zu haben, und ſchwur, nicht eher von ſeiner Liebe etwas hören zu wollen, als bis ſie die kleine runde Perücke in den Händen gehabt hätte. Dallner bat um einen Kuß, und ſie bat ihn, ihr Bekanntſchaft mit dem alten Herrn zu ſchaffen; er verlangte nur ein beruhigendes Wort, und ſie die Perücke; er bat ſie, auf ihn zu hören, und ſie bat ihn, aufzuhören. Kurz, keins hörte auf das andere. Aber wie ſie nach Hauſe gekommen waren, zeigte ſich's, daß Katherl alles ſehr wohl gehört hatte. Denn ſie erzählte dem Vater und dem jungen Herrn den ganzen Spatziergang mit der ganzen ſchönen Ausſicht, Dallners Liebeserklärungen, der Fledermausgeſchichte und der kleinen runden Perücke, welche Offenherzigkeiten jedoch Dallnern nicht ſehr verblüfften, da der Onkel ja den Plan wiſſen und billigen mußte, den er mit ſeinem Bruder abgeredet. Nur wegen des jungen Herrn war es ihm nicht recht, der ihm nun immer fataler ward.

Erſt Abends in der Komödie ſahen ſich unſere Leutchen wieder, und zum Unglück ſaß der alte Herr in der kleinen runden Perücke gerade unter der Loge, in welcher Dallner mit dem Onkel und der Kuſine ſaß. Dieſe ſah nicht ſo bald den alten Herrn, als ſie Dallnern zu bereden ſuchte, ihr die Perücke zu ſchaffen, es ſei auch, auf welchem Wege es wolle. Umſonſt ſtellte er ihr die Unmöglichkeit vor. Sie that verdrießlich, und, da auch das nicht helfen wollte, verſprach ſie ihm einen Kuß. Wer ſich in ſeinem Leben verliebt hat, wird wiſſen, was man alles für einen Kuß thut, hauptſächlich für den erſten, und am meiſten bei dem erſten Aufflammen der

Liebe! Dallner nahm nach kurzem Beſinnen der Kuſine Strickſtrumpf, riß einen hinlänglich langen Faden davon los, befeſtigte an einem Ende eine krumm gebogene Stecknadel, und warf die Angel aus, die auch bald glücklich für Dallnern und unglücklich für den alten Herrn Ankergrund fand, und ſich feſt hakte. Der alte Herr fuhr geſchwind nach ſeinem Kopf, als er die ungewohnte Kühle fühlte, aber zu ſpät; er faßte nichts, als die kahle Glatze. Das Publikum vergaß Herrn Swoboda, und überhörte die beſten Späße, weil es mit lautem Lachen die kleine runde Perücke, wie einen von Jupiters Adler geraubten Ganymed, himmelauf ſchweben ſah. Der alte Herr fluchte, das Publikum lachte, das Orcheſter blies einen Tuſch; aber Dallner ſah nicht, daß aller Blicke auf ihn gerichtet waren, da er die ſeinigen ſehr aufmerkſam auf ſeinen Fang richtete, den er emſig, aber ruhig, zu ſich herauf zog, und eben an die Kuſine gegen den bedungenen Kuß vertauſchen wollte, als er zu ſeiner Beſtürzung bemerkte, daß ſie nicht mehr da war. Die allgemeine, auf dieſe Sonderbarkeit gerichtete Aufmerkſamkeit hatte ſie verſcheucht. Dallner ließ alſo die Perücke wieder hinabgleiten, und der alte Herr wärmte wieder damit ſeinen Kopf, der ihm ſchon ohnehin warm genug worden war. Die Kuſine kam auch wieder zum Vorſchein, und mußte ohne Barmherzigkeit öffentlich den ausbedungenen Kuß geben, den Dallner öffentlich verdient zu haben verſicherte. Aber das Publikum fand dieſes weniger intereſſant, als die Erfüllung der Bedingung; wenigſtens bezeigte es nur geringe Aufmerkſamkeit. Doch war Dallner hier anderer Meinung, wie gewöhnlich ein Einzelner anders denkt, als die Menge.

Nach der Komödie mochte ſich Katherl nicht ſehen laſſen, weil ſie glaubte, daß man ihre Theilnahme an dem Raub wüßte, und daß der Raub einer Perücke noch weit mehr Aufſehen erregen müßte, als der nun vergeſſene Popiſche Lockenraub einſt in der literäriſchen Welt gemacht hätte. Dallner ging aber in den Schloßſaal, wo Ball war. Er ging hin, nicht um zu tanzen, ſondern um wachend angenehm zu träumen. Keiner kann, nachdem ihm die Geliebte den erſten

Kuß gegeben, ſich beſſer, als im Ballſaal befinden, wo die ſich in fröhlicher Feſtlichkeit drängenden Menſchen, wie ſeine aufgeregten Gefühle durch einander wühlen, und die Muſik, wie ſein zufriedenes Gemüth, einförmig und melodiſch erklingt. Lange lag er ſo auf einem Stuhl im Winkel, bis er von einem Trompetenſtoß, der eine Polonäſe ankündigte, aufgeweckt, eine Dame vorbeigehen ſah, welche, wie es ihm ſchien, das Engelkind von der großen Schießgaſſe war! So geſättigt hatte ihn der Kuß doch nicht, daß nicht dieſer Gedanke noch einigen Reiz für ihn gehabt hätte. Er ſtand auf, beſah ſie einmal, zweimal, und ſie war es wirklich. Gleich nachdem der Tanz vorbei war, wollte er zu ihr laufen, und um den nächſten Walzer bitten; aber da ſah er, daß der alte Herr mit der kleinen Perücke mit ihr ſprach. Dieſem, den er vor ſo kurzer Zeit erſt beleidigt hatte, wollte er doch nicht wieder in den Weg laufen, und wartete, bis er weg ſeyn würde. Aber mit Schrecken ſah er, daß der alte Herr die Schöne an der Hand faßte, ihr durch den Kellner ein Glas Limonade reichen ließ, und als ſie wieder zum Tanz aufgefordert ward, ihr, wie es ſchien, erſt auf ihr Bitten Erlaubniß dazu ertheilte. Eiskalt durchlief Dallnern der Gedanke, daß das ſchöne Mädchen die Tochter des alten Herrn ſeyn müßte, und leicht ſah er ein, daß er ſich ihr nicht nahen dürfe, ohne ſich dem Zorn des Beleidigten auszuſetzen. Ja, noch deutlicher ward ihm ſeine Verdammniß, als er nachmals bemerkte, daß ſie ein grünes Umſchlagetuch umwarf, und ſich zu erinnern glaubte, ein Mädchen in dieſem Tuch in der Kom die neben dem alten Herrn geſehen zu haben. Doch zerriſſen ihn die Zweifel hin und her; er wußte nicht, durfte er es wagen, ſie zum Tanz aufzufordern, durfte er es nicht, und ſo ſchwankte er hin und her, je nachdem der Reiz des Mädchens, oder die Ueberlegung des Begangenen, auf ihn einwirkte, bis endlich der alte Herr mit dem Mädchen fortging. Nun fluchte Dallner ſeinem Zaudern, ſah doppelt ein, wie unglücklich ihn der verrathende Judaskuß gemacht, und rief halblaut: „O bestia, che son' io!“ „Signor e forse Italiano?“ fragte ihn ein nebenſtehender Officier. Dallner verneinte das.

zwar, erzählte ihm jedoch die ganzen Verhältniſſe offen, ſamt allen Bewegungsgründen, und bat ihn um ſeinen Rath. Der Graf Paſſy, ſo hieß der Officier, verwieß ihm ſeine Unbeſonnenheit. „Jedoch,“ ſagte er, „will ich es nicht ſo machen, wie gewöhnliche Rathgeber, und nur das Vergangene tadeln, ſondern ich will Sie mit dem alten Herrn in der kleinen runden Perücke, den ich ſehr gut kenne, ausſöhnen. Kommen Sie morgen Mittag in den Salon zur table d'hôte, ſo ſollen Sie mich und ihn treffen; ich ſtehe Ihnen dafür, er wird Ihnen Ihre Unbeſonnenheit vergeben. Dallner dankte um ſo mehr für dieſes unerwartete Anerbieten, da ſich ihm dadurch die freudige Hoffnung zeigte, auch die ſchöne Tochter kennen zu lernen. Er fragte noch mancherlei, und erfuhr unter andern, daß die Tochter Mathilde heiße, welcher Namen ihm unendlich beſſer, als Katherl gefiel.

Wenn auch nicht guter, doch anderer Rath kommt gewöhnlich über Nacht, und keine Verführung iſt lockender als die der Gegenwart. Kaum hatte Dallner im Schloßgarten den Onkel mit der ſchönen Kuſine wieder getroffen, ſo war auch der Reiz von Mathildens wohlklingendem Namen, und ihr ſelbſt verſchwunden, und Dallner hatte für niemand Augen als für ſeine Braut, die keinen Fehler hatte, als den, es nicht ſeyn zu wollen, oder es wenigſtens nicht zu ſagen. Ein Liebhaber iſt nie zärtlicher, als wenn er glaubt, ſich im Innern eine Untreue vorwerfen zu müſſen, oder, was einerlei iſt, ein Liebender trägt ſeine Liebe nie ſtärker zur Schau, als wenn er ſie nicht fühlt. Deshalb war Dallner, der ſeine beim geſtrigen Ball begangene Verirrung fühlte, heute feuriger als vorher, aber nicht glücklicher. In jedem neuen Gange, den ſie betraten, glaubte Dallner das erwünſchte Wort von ihren Lippen zu erhaſchen, und in jedem neuen Gange trieb die Kuſine neue Poſſen, bis endlich ihre Luſtigkeit abnahm und ſie nachdenkend ward. Dallner nahm dieſes für Weichheit, und glaubte ſich dem Ziel mächtig näher. So war man an den akuſtiſchen Pavillon gekommen, der die Eigenſchaft hat, daß das Wort, was man in einem Endpunkt ſpricht, nur von dem, der im andern ſteht, vernommen wird, allen übrigen aber unhörbar bleibt. Die Geſellſchaft vergnügte ſich an dieſem Spiel, und als Katherl einmal an dem einen Ende ſtand, fragte Dallner leiſe im andern: „Hat der Mund, der mir geſtern den Kuß gab, nicht noch etwas Erfreulicheres für mich, etwa ein Wort?“ Die Kuſine antwortete: „Kommen Sie heut Nachmittag um vier in die Kloſterkirche nach Oſſegg, ſo ſollen Sie mehr Antwort finden, als Sie verlangen.“ — „Gott ſei Lob und Dank!“ rief Dallner ganz laut, und die übrigen wollten wiſſen, was geſagt werden ſei, aber ſie erfuhren es nicht, und Dallner war nun in ſeinem Himmel. Er konnte vor Luſt nicht länger bleiben, und lief, um ſeinem Drange nur Raum zu geben, hinaus in die Felder und Bergwälder, aber ohne Ruhe zu finden.

Gleich nach dem vor lauter Seligkeit verſäumten Mittagseſſen ging er nach Oſſegg, und fing an zu überlegen, warum die Kuſine wohl dieſen Ort, und in dieſem Ort die Kirche auserwählt hätte, um in ſeine Arme zu fallen? Das letzte ſchien ihm da gerade unſchicklich, und deßhalb, das Ganze unbegreiflich. Aber, wie konnte er in dieſem Zeitpunkt viel Zeit auf das Denken verwenden, da er nur das Vorgefühl ſeiner künftigen Seligkeit empfinden mochte, und das kaum? So kam er an die Kirche. Sie war verſchloſſen, und ein Frater ſtand an der Thür. Dallner bat ihn, zu öffnen. Der Mönch fragte: „Sind Sie vielleicht der Herr, der ſich will trauen laſſen?“ „Das kann ich Ihnen in der That nicht genau ſagen,“ antwortete Daliner. „Nun,“ fuhr der Mönch fort, „das werden Sie doch wiſſen! Es iſt mir wenigſtens noch niemals vorgekommen, daß ein Mann nicht wüßte, ob er ſich in einer Viertelſtunde trauen laſſen wollte. Wenn Sie mir das nicht ſagen können, ſo darf ich Sie auch nicht hereinlaſſen. Denn Herr Gubernialrath Dallner von Prag hat die Trauung ſeiner Tochter für jetzt beſtellt und verboten, Zuſchauer zuzulaſſen.“ — „O himmliſche Heilige, mich ſo zu hintergehen und zu überraſchen!“ rief Dallner aus, und nach dieſer Ausrufung wendete er ſich zum Frater: „Ja, Sie können mich hereinlaſſen; denn ich bin der Bräutigam, der zwar wider ſein Wiſſen, aber nicht wider ſeinen Willen, getraut werden ſoll.“ Der Mönch beſah ihn von oben bis unten, ſchüttelte den Kopf, öffnete aber doch die Thür. Dallner ſetzte ſich in eine Seitenkapelle, und verlor ſich in Gedanken, oder hatte eigentlich gar keine, wenn man einen drängenden Haufen dunkler Empfindungen und eine faſt fieberhafte Freude nicht alſo nennen will. Auf einmal hörte er ſprechen. Er trat aus der Seitenkapelle, um die Braut zu umfaſſen und ſie durch ſeine Gegenwart zu überraſchen; aber angedonnert blieb er an der Säule ſtehen, als er ſah, daß zwar Katherl im bräutlichen Schmuck vor dem Altar kniete, aber der mehrerwähnte junge Herr neben ihr, und beide eben den Segen empfingen, den er zu erhalten gedacht hatte. Als der Aktus beendigt war, ging der Onkel mit der jungen Frau auf Dallner zu, und ſagte: „Laſſen Sie Sich mit wenigen Worten den Vorgang deutlich machen.“ Aber Dallner verſicherte, er ſei ihm ſchon deutlich, und lief fort, ohne ein weiteres anzuhören.

Endlich fand ſeine Wuth und ſein Verdruß

Worte: „Schändlicher Papa," rief er aus, und ballte die Fauſt, „konnteſt du mir kein beſſeres Zeichen geben, als dieſes trügeriſche, das mich betrog, mich von der ſchändlich am Narrenſeile herumführen zu laſſen, der ich alle ſieben Weihen unbedenklich ertheilte! Und du, entſetzliche Kuſine, muſteſt du, die mein glühendes Herz ſah, ohne es erſt in einen Kühloſen zu bringen, es gleich mit eiskaltem Spott übergießen, und mich zu deiner Trauung laden, um mich von der höchſten Höhe köpflings herab zu ſtürzen! Aber dieſer Fall ſoll mir nicht ſchlechter bekommen, wie den Rittern Martiniz und Slawata, von denen du mir geſtern aus der Mariaſcheiner Halle erzählteſt. Dir zum Hohn will ich mein Glück und eine andere Braut ſinden, und mit der Liebe Roſen gekrönt dir zurufen: Katherl, dein Herz iſt abſcheulicher, als dein barbareſker Name!"

Ziemlich zwei Stunden liegt Oſſegg von Teplitz entfernt, und ſo lange dauerten auch die Verwünſchungen, die zum Theil gräßlicher waren, als in einer neugriechiſchen Tragédie. Aber wenn ſich die Galle nur Luft machen kann, ſo erſchöpft ſie ſich auch, und als Dallner in die Töpferſchenke kam, war er auch um vieles ruhiger. Das Hausmädchen brachte ihm eine Einladungskarte zu einem Balle, der heute im Fürſtenhaus gegeben werden ſollte, und meldete ihm zugleich, ein Jokei warte auf ihn, um mit ihm zu ſprechen. Dallner ließ ihn kommen, und der Jokei bat ihn, ſich zu ſeiner jungen Herrſchaft zu bemühen. Dallner fragte, wer die junge Herrſchaft wäre? und der Jokei antwortete: es ſei die Tochter des Herrn von Rottmann. Dallner, der ſchon im Geiſt eine neue Braut ſah, ſo bald er nur von einer aus weiblicher Hand kommenden Einladung hörte, vergaß gleich die eben erhaltene Beſchämung, und ließ ſich zu der jungen Herrſchaft hinführen. Er trat in ein Kabinet, wo eine junge Dame in tiefer Trauer mit einer alten Frau ſaß. Die Dame machte eine tiefe Verbeugung; auch die Kammerfrau machte ihre Reverenz, die jedoch nicht beachtet ward. Nun fing die Dame an, nach einigen vorläufigen Seufzern ſich in einen heftigen Thränenſtrom zu ergießen, und die Kammerfrau blieb hinter ihrer

Herrſchaft nicht zurück. Endlich machte der Schmerz eine Pauſe, und die Dame ſchien ſprechen zu wollen. Dallner fiel aber ein: „Erlauben Sie, Gnädige, daß ich anfange, mein Mitleid und meine innige Theilnahme an Ihrer Sie tief bewegenden Trauer durch eine hinlängliche Quantität Thränen zu zeigen. Erſt jetzt erlaubt mir dieß die Schicklichkeit, da ich immer geglaubt habe, man dürfe eben ſo wenig Jemand im Weinen mit Weinen, als im Sprechen mit Sprechen unterbrechen.“ Die junge Dame ſagte: „Eben auf Ihr Mitleid rechnete ich, als ich Ihren Beſuch mir erbat. Aber nicht aus leerer Güte ſollen Sie mit mir trauern; ſondern ich bin überzeugt, daß meine kurze, doch höchſt traurige Geſchichte mich nicht bloß Ihres Mitleids, ſondern auch Ihrer Hülfe verſichern wird. Mein Vater verlobte mich vor achtzehn Jahren bei einem luſtigen Schmauſe dem Sohn ſeines Freundes, wozu ich aus der Wiege, und mein Bräutigam vom Kirſchbaume, wo er eben Maikäfer ſammelte, um ſie vor ſeinen Kartenſchlitten, wie mich nachmals ins Ehejoch, zu ſpannen, geholt ward. Als ich älter ward, und die projektirte Trauung vor ſich gehen ſollte, hatte ich mein Herz ſchon einem edlen Jüngling geſchenkt, den mein Vater, weil er ſein Kammerdiener war, mir nicht zum Mann geben wollte. Ich konnte von ihm nicht laſſen, weil er dem heiligen Johannes, deſſen Bild in der Urſulinerinnenkirche hing, ſo ähnlich war, und, um nicht den mir beſtimmten Bräutigam zu nehmen, wickelte ich mich vor Verzweifelung in den klöſterlichen Schleier. Ich ward Nonne und die Braut des Himmels, weil ich nicht die Braut des Himmliſchen werden konnte. Aber der Weg vom Himmel zur Hölle iſt kurz. Das Kloſter ward mit vielen andern aufgehoben, und ohne Rettung mußte ich mich in die Fänge des Satanas werfen, den mir mein Vater beſtimmt hatte, und der ein ſo gräßlicher Böſewicht war, daß kein Teufel in der Hölle ſich für einen ehrlichen Teufel gehalten hätte, wenn er nicht meines Mannes beſter Freund geweſen wäre. Inzwiſchen hatte ich das Glück, ſo unglücklich zu ſeyn, daß mein Vater und mein Mann in der Bataille bei Auſterlitz blieben. Ich war nun eine funfzehnjährige Wittwe, und wartete kaum die Trauerzeit bis zu der erwünſchten Zeit ab, wo ich mit meinem erſten Geliebten, der inzwiſchen Lieutnant worden war, vor den Altar treten konnte. O wonnige Zeit, die wir verlebten! Die Stunden und Tage tanzten vor uns hin wie Mücken im Abendglanze, und wir waren ſo glücklich, ſo glücklich, daß wir die Welt um uns vergaßen. Aber leider mußte beim jetzigen Krieg mein Mann mit marſchiren, und der erſte Sieg koſtete ſein mir ſo theures Leben. Können Sie es glauben, mein Herr, daß man ſo unmenſchlich war, mich in Jammer Verſenkte zu zwingen, daß ich wegen dieſer Schlacht, die mir alle Lebensfreude geraubt hatte, meine Freude in einer Illumination zeigen mußte? Ja, ſo barbariſch war man. Noch tiefer ward mein Schmerz, als ich nun fand, daß mein Vermögen geſchwunden war, und ich nichts hatte, wovon ich leben konnte, als die Unterſtützung edler Freunde, die mein Mann durch ſeinen vortrefflichen Geiſt und edlen Charakter ſich in Menge erworben hatte. Auch auf

Sie, mein Herr, verwies er mich beim Abſchiednehmen und verſicherte, daß Sie nicht eher meinen bedrängten Zuſtand erfahren, als ihn zu lindern eilen würden.“ — Hier machte die junge Dame eine Verbeugung, ſchlug die Augen nieder und fuhr fort: „Darf ich noch hinzuſetzen, daß mir mein Mann verſicherte, Sie wären ihm auf Ihr Ehrenwort einſt zehn Dukaten ſchuldig geblieben, und daß ich mich nur an Ihre Ehre, und dann erſt an Ihr Herz wende?“

Dallner antwortete: „Madam, Ihr Unglück iſt groß, aber das, was ich empfunden habe, iſt noch weit größer. Ich will heirathen, und wie ich zum Altar hingehe, ſteht meine Braut ſchon da, und läßt ſich mit einem Andern trauen. Gleich darauf denke ich eine andere Braut zu finden, und weiß nicht, ob ich eine betrügende Bettlerin, oder eine bettelnde Betrügerin antreffe. Urtheilen Sie erſt, welche Enttäuſchung verteufelter war, und ſehen Sie dann, daß Sie Sich nicht umſonſt an meine Ehre gewendet haben. Eben weil Sie Sich vorzüglich an meine Ehre gewendet haben, glaube ich, Ihnen nichts beſſeres; als meine Ehre, zum Pfande geben zu können, daß ich den Vortrefflichen, Ihren ſeligen Eheherrn, dieſes Abbild des heiligen Johannes, weder als Kammerdiener, noch als Lieutenant gekannt habe, und ihm nie etwas ſchuldig geworden oder geblieben bin.“ — Somit machte er einen tiefen Bückling, und ging fort. Ein Bekannter begegnete ihm auf dem Markt, und fragte, ob er nicht zum Balle im Fürſtenhauſe ginge? Nachdem Dallner dieſes bejaht hatte, fragte ihn jener, von welcher Dame er mitgebracht werde? Dallner verſicherte, nichts zu wiſſen, und überhaupt nichts von einer Dame gehört zu haben. Aber jener gab ihm Schuld, er thue geheimnißvoll, wo es gar nicht angebracht ſei; denn zu dem heutigen Ball habe der Fürſt Dietrichſtein nur Damen eingeladen, und es jeder überlaſſen, ſich ihren Kavalier ſelbſt mitzubringen. „Alſo eine Dame hat mich einladen wollen, und weil ich nicht zu Hauſe geweſen bin, mir die Karte zurückgelaſſen. Sehr gut! So bin ich von allen Qualen geheilt. War die Einladung der verwünſchten Katherl nicht das rechte Zeichen, ließ mich die Doppelwittwe einen unnöthigen Gang machen; ſo finde ich doch heute, was ich ſuche! Geht mir ein Glücksſtern, der ein wahrer Unglückskomet war, unter, ſo zieht doch an meinem Himmel ein neues heilbringendes Meteor auf!“

Mit dieſen Gedanken war er ins Fürſtenhaus gekommen, gab am Eingange ſeine Karte ab, und trat in den Saal, wo es nun freilich keine leichte Arbeit war, aus den hundert Mädchen die herauszufinden, die ihm mit der Einladung das verlangte Zeichen gegeben hatte. Gleich einer der erſten, die er ſah, war der Graf Paſſy, welcher ihn fragte: „Nun, junger Freund, werden Sie heute wieder ſo blöde ſeyn, wie geſtern?“ — „Wie, iſt ſie hier?“ — fragte Dallner dagegen. Graf Paſſy zeigte ihm die ſchöne Mathilde, die eben vom Tanz abtrat, und Dallner flog auf ſie zu, und bat um den nächſten. Einen Augenblick beſann ſie ſich, und trat mit Dallner an, der nun nichts eifriger wünſchte, als von ihr die Karte erhalten zu haben, ſeinen Wunſch ſehr bald zur Hoffnung, die Hoffnung augenblicklich zur Gewißheit umwandelte, und ſchon in tauſend

Seligkeiten ſchwamm. Aber in dieſem Augenblicke ereilte ihn ſein böſes Schickſal. Der Haushofmeiſter kam, zeigte ihm die blaue Einladungskarte vor, und fragte ihn, ob er dieſe am Eingange abgegeben? Dallner bejahte. „So thut es mir leid,“ ſagte der Haushofmeiſter, „daß ich Sie bitten muß, nach Hauſe zu gehen, und Ihre eigne Karte zu holen. Denn die Kavaliers haben rothe, die Damen blaue Karten, und hier auf dieſe, die mit dem Namen der Fräulein Thurn bezeichnet iſt, kann ich Sie unmöglich herein laſſen. Sie haben mit dem Fräulein zu wenig Aehnlichkeit, um für dieſe gelten zu können.“ Dallner verſprach, die ſeinige zu holen, um nur eine Entſchuldigung ſeines unbegreiflichen Verſehens zu haben, fluchte auf ſein Mißgeſchick entſetzlich, doch ohne beſondern Effekt, und ſchwur ſich ſelbſt, gleich morgen mit dem Früheſten aus dem entſetzlichen Bade zu gehen, wo ihn das Unglück auf allen Schritten verfolge. Er entſchloß ſich, morgen mit dem Früheſten ab- und über Außig nach Schandau zu gehen.

Geſagt, gethan! Die aufgehende Sonne ſah ihn ſchon auf dem Schloßberg, wo er noch einmal das Thal und die aufdampfende Stadt überblickte. Hier, dachte er, gaben ſchon die Fledermäuſe meinen Wünſchen eine unglückliche Vorbedeutung. Nun, iſt mir es doch nicht ſchlimmer gegangen, als es hundert Badegäſten gehen wird! Was ich nicht ſuchte, das fand ich, nämlich den Onkel; und was ich ſuchte, die Braut, an die war lieber gleich gar nicht zu denken, ob ich ſchon immer daran dachte! — Daß er aber noch immer an die ſchöne Mathilde heimlich dachte, wollte er ſich ſelbſt nicht geſtehen, weil zugleich die geſtern erlittene Beſchämung, wie er aus dem Ballſaal vor ihren Augen fortgewieſen worden war, ſein Innerſtes krampfig zuſammenzog. Er rief endlich, gleichſam um ſich ſelbſt Muth zu geben: „Keine Braut will ich mehr ſuchen. Dann wird mich auch das Unglück verlaſſen, und ruhig werde ich die ſchönen Elbufer genießen können.“

So Abſchied nehmend, ging er fort, und kam nach Auſig. In der Wirthsſtube waren eine Menge Freijäger, und er ließ ſich ein eignes Zimmer geben. Die Zeit bis zum Mittagseſſen ward ihm in dem todten Städtchen unendlich lang, und er fing an, vor ſich zu ſingen. Aber bald hörte er in der Nebenſtube auch ſingen. Er näherte ſich der Thür, ſang unwillkührlich die nämliche Melodie, die in der Nebenſtube geſungen ward, und in demſelben Augenblick, wo er ſein Auge an das Schlüſſelloch legen wollte, um die Sängerin in der Nebenſtube zu erſpähen, öffnete ſich die Thür ein klein wenig, weil die Sängerin, von gleicher Neugier geplagt, den hören wollte, der in ihren Geſang brummend einfiel. Weil ſie aber ſtatt des Ohrs die Naſe zur Thürſpalte hineinſteckte, ſo ergriff Dallner den glücklichen Moment, und drückte einen flüchtigen Kuß auf den unter der hereingeſteckten Naſe befindlichen zierlichen Mund. Die geküßten Lippen ſchrieen hellerlichterloh auf, fuhren zurück, und die Thür ſchloß ſich. Aber bald öffnete ſie ſich wieder; der alte Herr in der kleinen runden Perücke trat heraus, und fragte, was er für Teufelei treibe, und wer ihm erlaube, ſeine Tochter zu küſſen? Dallner war gänzlich verdutzt, und ſagte in der Verwirrung, die Stube ſei ſein, und er könne darin machen, was er wolle. Freilich ließ der alte Herr dieſe Entſchuldigung wenig gelten, und warf ihm vor, er ſei ein wahrer Unglücksvogel, der als ein wahrer Spaß- und Stoßvogel ihn überall anfalle, und nun ſchon aus Teplitz mit ſeiner Perückenfiſcherei vertrieben habe. Dallner ließ ſich wenig dadurch in ſeiner Verwirrung irre machen, und erbot ſich ſogar, ihm dieſen Angſchwurf zu erklären. Doch nichts half, und man ſchied gegenſeitig unfreundlich. Aber Dallner war überglücklich, die Lippen der ſchönen Mathilde berührt zu haben, und untröſtlich, daß er in Zank mit dem alten Herrn gekommen war. Er wußte gar nicht, was er machen ſollte, und fluchte nur leiſe — damit es in der Nebenſtube nicht gehört würde — daß ihm die vermaledeite kleine runde Perücke jeden Kuß verbittern müſſe. Ungewißheit mit ſich ſelbſt, iſt der ſchlimmſte Zuſtand, in den man kommen kann, und in dieſem Zuſtande, von tauſend Zweifelsqualen zerſchnitten, ſchwur Dallner, vor Aerger keinen Biſſen eſſen zu können, und aß doch ſein Rindfleiſch, eine Mehlſpeiſe, eine Einmachſpeiſe, einen

Braten, und trank dazu einige Seidel Oeſtreicher. Der ſchlechte Tiſchkrätzer erheiterte ſein Gemüth. Er beſchloß, nachher zu dem alten Herrn zu gehen, ihm alles zu erzählen, und, in Beziehung auf die vom Grafen Paſſy ihm geleiſtete Zuſicherung, um Verzeihung zu bitten, dann aber eine Bekanntſchaft anzuknüpfen, aus welcher die Weinlaune tauſend Annehmlichkeiten aufſprießen ließ. Weil er aber noch nicht völlig ſah, wie er das alles anfangen ſollte, ſo entſchloß er ſich, einſtweilen den Schreckenſtein zu beſehen, und ſich die Sache unterwegs zu überlegen. Fort gings, zum Thor hinaus, die Elbe hinüber, den Berg hinauf, und nicht ohne Seufzer auf die Ruinen, wo Dallner mit Verwunderung beim Umſehen ſah, daß dort gar nichts zu ſehen wäre. Bekannt genug iſt's, daß das Erhabene nur vom niedern Standpunkt aus erhaben ſcheint, und man nicht von dem anzuſehenden Gegenſtand aus die Umgebungen beſchauen muß; aber deſſenungeachtet haben die Meiſten eine Wuth, wenn ſie von einer ſchönen Anſicht hören, ſolche nicht vom gehörigen Standpunkt aus ſehen zu wollen, noch ſich ums gehörige Licht zu kümmern, das eine Gegend ſo gut, als ein Bild verlangt, ſondern ſie rennen blind und toll darauf los und hinan, und wundern ſich, wie Daſſner, der an dem romantiſchen Schreckenſtein nichts auf demſelben ſah, als altes zerfallendes Gemäuer, das er ſchon tauſendmal beſſer und ſchlechter geſehen hatte. Da er ſeinen Irrthum nicht begriff, ſo begriff er auch nicht, was man an dem Schreckenſtein ſo loben konnte, und weil er glaubte, das Intereſſante daran noch nicht entdeckt zu haben, ſo ſtieg er in den Mauern herum, bloß um die Reize zu entdecken. Reize fand er nun nicht, wohl aber ganz oben ein Neſt mit jungen Ohreulen. Ein paar davon wollte er mitnehmen, um bei ſeiner Zurückkunft doch ſeinen Freunden etwas Angenehmes mitbringen zu können; eine wollte er für ſich behalten zur Stubengeſellſchaft, um der Göttin der Weisheit wenigſtens in etwas zu gleichen. Aber die junge Beſtie, mit ihrer ruhmvollen Beſtimmung nicht bekannt, hackte ihren Wohlthäter, als er ſie aus dem weichen Neſte herausholte, ſo derb in die Finger, daß er ſie fallen ließ, und beinahe vor Schreck ſelbſt nachgefallen wäre. — „Tauſendſapperment, hat Sie der Teufel ſchon wieder da oben in den Lüften, um mich zu ärgern!“ ſchrie auf einmal der alte Herr mit der kleinen runden Perücke, aber ohne die kleine runde Perücke, die ihm die auf ihn herunterfallende Ohreule abgeriſſen, und beim weitern Fall den Felſen mit hinab genommen hatte. Dallner ſah mit Schrecken auf das angerichtete Unheil herab. „Sagen Sie mir nur, was ſoll ich anfangen, um meine Perücke vor Ihnen in Sicherheit zu bringen, die ich jetzt nicht einmal habe?“ fuhr der alte Herr fort, „und was Teufel haben Sie denn da oben mit der Eulenbrut zu thun?“ — „Verzeihen Sie mir,“ rief Dallner von ſeiner Gallerie, „ich bin ſehr unſchuldig. Ich wollte mir nur eine kleine ſcharmante Ohreule haſchen, damit ſie mir zu Hauſe die Ratten und Mäuſe finge, und konnte gar nicht glauben, daß ſie ihr Probeſtück an Ihrer Perücke ablegen würde, zumal da ich Sie gar nicht da unten vermuthete!“ Der alte Herr, deſſen Glatze ſich im Zorn und der Hitze immer röther färbte, ließ ſich nicht beruhigen, ſondern verlangte von Dallner ſeine Perücke zurück, und drohete ihm, wenn er ſich je vor ihm ſehen lieſe, ſo ſollte es ihm traurig ergehen. Darauf ſtülpte er trotzig den Hut auf die Glatze, und ging mit der ſchönen Mathilde fort, die verwundert und ſprachlos zugeſehen, und wahrſcheinlich auf dem Schreckenſtein keinen ſolchen Schreck erwartet hatte. Dallner ſtieg nun herab, und fand zwar weder ſeine Eule, noch die kleine runde Perücke beim Suchen, aber doch eine Brieftaſche, die er einſtweilen einſteckte. Er ſtieg nun vollends herab an die Elbe, und ſuchte begierig, ob er nicht an der ſchroffen Felswand die Perücke ſähe. Endlich erblickte er ſie an einem Dornenſtrauch im Winde flatternd, und ſtieg den halsbrechenden Weg hinauf. Doch der Wind war ihm günſtig; noch ehe er weit geſtiegen war, flog ſie herabgeweht herunter, und blieb in einem wilden Roſenbuſch hängen. Dallner ſetzte raſch nach, und fing ſie ein. „Ach,“ ſagte er keuchend, „das rührende Bild meines Geſchicks verſinnlicht ſich hier in

Hieroglyphen. Da hängt die mir unheilbringende Unglücksperücke mitten in den Dornen und Blumen der Liebe. Aber die Roſen ſind wilde Eſſigroſen voll Dornen, die nur unentfaltet reizend erſcheinen. Wenn ich ſie berühre, fallen die Blätter ab, und es bleibt mir die Hagebutte!“ Nachdem er ſich des ihm feindlichen Talismans, der Perücke bemächtigt, ging er zur Fähre, um hinüber zu fahren, und den alten Herrn mit dem Perückengeſchenk zu verſöhnen, aber er mußte lange an der Fähre warten. Nur aus langer Weile durchſuchte er die gefundene Brieftaſche, fand darin ein Papier mit Gold und Banknoten, die ihn wenig intereſſirten; dann einen Paß, geſtellt auf den Obriſten Wagner mit Familie. Je genauer er dieſen unterſuchte, je mehr überzeugte er ſich, daß er niemand, als dem alten Herrn, deſſen Perücke er in der Taſche trug, angehören konnte. Er beſah hierauf die Pergamentblätter, und fand außer einigen Rechnungen noch dieſen Vers:

„Unſere Freuden entflieh'n, ein Raub hineilender Tage,
Wie die Kinder des Mai's welken am Bache dahin.“

Nach einem Augenblick Beſinnen nahm er den Bleiſtift, und ſchrieb darunter:

„Nicht die genoſſenen Freuden vergleicht mit Blumen des Baches;
Denn dem Bewahrenden bleibt nur der zerfallende Staub.
Jericho's Roſ' allein iſt das Glück, dich geſehen zu haben,
Die der Erinnerung Thau wieder von neuem belebt.“

Da die Hand, die den erſten Vers geſchrieben, offenbar eine Frauenzimmerhand war, ſo zweifelte er keinen Augenblick, daß Mathilde den Denkſpruch geſchrieben, und daß ihr die Brieftaſche gehöre. Denn an den alten Herrn hätte er wohl die Galanterie nicht gerichtet, und an dieſen Feind wahrſcheinlich anders geſchrieben. Endlich rufte der Fährmann. Dalliner ſtieg ein, fuhr hinüber, und fragte im Wirthshaus nach dem alten Herrn mit der kleinen runden Perücke. Da hieß es denn, der ſei ſchon abgereiſt. Dallner erſchrak; nun war ſein ſchönes geträumtes Luſtſchloß, wie ein elendes Kartenhaus, zerfallen. Er hatte ſich eingebildet, daß er durch Rückgabe der Perücke und der Brieftaſche Friede und Freundſchaft mit dem alten Herrn ſtiften könnte, und nun war alles verloren. Er wußte nicht, was anfangen. Lange ſtand er in Ueberlegung und verdrießlichem Schmerz. Endlich ſagte er halblaut: „All mein Sehnen, all mein Denken, will ich in den Strom verſenken, aber meine Liebe nicht!“ und ging zur Thür hinaus. „Junger Herr,“ rief ihm der Wirth nach, „Ihro Gnaden werden doch nicht des Teufels ſeyn, und nicht einmal ſo viel Religion haben, um ſich nicht in den Strom ſtürzen zu wollen? Wenigſtens bezahlen Sie erſt die Zeche. Es macht 3 Gulden 48 Kreuzer.“ Dallner zahlte, beruhigte den Wirth, und nahm einen Kahn, auf dem er nach Tetſchen fuhr. Wer die Elbe hinunter niemals fuhr, und nicht ſah, wie herrlich die Ufer mit ihren maleriſchen Felſen, auf welchen hie und da Heiligenbilder ſtehen, vor dem Reiſenden magiſch vorbeigleiten, wie die Felſen ſich öffnen, und liebliche Thäler, die wie ein Garten Gottes idylliſch blühen, ſehen laſſen, dem kann es nicht erzählt werden, wie reizend die Fahrt war, bis endlich in der ſinkenden Sonne Beleuchtung das Tetſchner Schloß, auf dem Felſenrücken gelagert, von der Rechten zur Linken queerüber ging, bis der Kahn auf den hohen Wellen des Stroms hinabtanzte, und der Schiffer landete. Dallner konnte ſich gar nicht entſchließen, den Kahn, der ihn wie Oberons Wagen in ein Feenland getragen hatte, zu verlaſſen; doch wehte der Abend kühl und ihn fing an zu hungern. Drum ließ er alle poetiſche Träume im Kahn, und der Schiffer geleitete ihn durch die ſchmutzigen ſchmalen Gaſſen auf den Markt ins Rathhaus, wo er zur Nacht aß, und noch im Bette, als wäre er im Kahn, zu wonnigen Träumen geſchaukelt ward. Er hatte noch lange nicht genug geträumt, und noch lange nicht ausgeſchlafen, als ihn der

Schiffer weckte und hinunter zum Kahn führte. Verdrießlich ließ er ablanden, und als der Schiffer, um ihm ein Wort abzugewinnen, erzählte, daß es gar nicht zu zeitig, und eine Herrſchaft, worunter eine wunderſchöne junge Dame, zart und herrlich, wie von Porcellan gemacht, ſchon abgefahren ſei; ſo wurde er noch verdrießlicher, und dachte, daß die Elbe, wie Lethe, ihm alles Herrliche, daß ſie Mathilden ihm raube, ihn ſelbſt aber auf ihren Wellen in ein wahres leeres Schattenland führe. Selbſt der immer abnehmende Reiz der Uferfelſen ſtimmte ihn launiſcher. Endlich ſagte ihm der Schiffer: „Dort iſt der Niedergrund. Wo der kaiſerliche Adler hängt, müſſen Ihro Gnaden den Paß vorzeigen. Schau'n Sie, es liegt auch ſchon ein Kahn da mit einer Herrſchaft!“ Als Dallner an den Kahn kam, fand er eine alte Dame darinnen, die er ſchon in Teplitz geſehen, und unter dem Namen: Mamſell Molly kannte. Dieſe hatte in dem einen Arm einen Bologneſer, in dem andern eine Ziperkatze. Beide Hausthiere hielten keinen Hausfrieden, und Jeli fuhr kneſfend auf den Mims los, ſo daß die gute Mamſell Molly alle mögliche Mühe hatte, Thätlichkeiten zu verhindern. Dallner freuete ſich, eine Bekannte zu ſehen, und fragte: „Wie geht's?“ — „Ach traurig, traurig,“ ſagte Mamſell Molly, Joli zankt ſich mit meiner Minette, und mein Schwager hat ſeinen Paß verloren. Da will uns der Mauthner nicht paſſiren laſſen. Nun ſind ſie drinnen im Mauthhaus, und ich ſitze hier am Ufer; ſehe, wie hier Schnittlauch und Vergißmeinnicht wachſen, und dachte: das wahre Bild unſerer Zeit, wo ſich das Poetiſche mit dem Gemeinen paart. Was ſagen Sie dazu, Beſter?“ — „Was will man da weiter ſagen,“ meinte Dallner, „als daß man den Paß doch auch viſiren laſſen muß!“ und ſtieg die Treppe hinauf. „Aber,“ ſagte er umkehrend, „ein Vergißmeinnicht muß ich mir doch von der böhmiſchen Erde mitnehmen. Es iſt nur wegen mancher Erinnerungen.“ — „Ja, und ich ſchneide mir indeſſen Schnittlauch,“ ſagte der Schiffer, „es iſt nur, daß man das Morgenbrot nicht trocken hinunter würgen muß.“ „Gemeine Naturen!“

murmelte Mamſell Molly, und Dallner ſtieg, das Vergißmeinnicht am Hute, die Treppe hinauf. Eben trat der Mauthner ganz erhitzt heraus, und rief rückwärts: „Ei, meinetwegen gehen Sie zum Teufel, oder wohin er Sie holt! Aber ich ſtehe in Pflicht und Würden des allergnädigſten Kaiſers, und hier kommt ohne Paß kein Hund vorbei, geſchweige Sie.“ Dallner langte ſchnell ſeinen Paß heraus, als er das Donnerwetter hörte, und hielt ihn dem Mauthner vor's Geſicht. „Ja, ſo will's der Kaiſer haben, ſo iſt's Recht,“ ſagte der Mauthner. „Belieben der Herr nur herein zu ſpatzieren; Euer Gnaden ſollen gleich expedirt ſeyn.“ Dallner folgte, nicht weniger um den Paß viſirt zu haben, als aus Neugierde, um zu ſehen, wer drinnen ſo angedonnert würde. Aber nichts glich ſeiner Verwunderung, als die Freude, den alten Herrn, deſſen kleine runde Perücke er in der Taſche trug, mit Mathilden hier zu finden. „Dacht' ich's doch,“ ſagte der alte Herr, „daß der Teufel Sie herführen würde. Denn wo Sie ſind, trifft mich ein Unglück, und wo mich ein Unglück trifft, ſind Sie.“ — „Es freut mich unendlich,“ fing Dallner an. „Ei, mich freut es nicht,“ fiel der alte Herr ein, „ſondern mich ärgert es.“ — „Daß ich das Glück haben kann,“ fuhr Dallner fort, „Ihnen dießmal kein Unglück zu bringen, ſondern Sie aus einer Verlegenheit zu reißen. Empfangen Sie, was mich ein freundlicher Zufall finden ließ.“ Mit dieſen Worten überreichte er die kleine runde Perücke, und wollte die Brieftaſche mit dem fehlenden Paß nachlangen. Allein der alte Herr ward noch wüthender, und trat ſeine Perücke mit Füßen, mit der Bemerkung, es ſei ſehr ſchlecht, ſeiner jetzt zu ſpotten. Selbſt Mathilde warf Dallner einen beſchämenden Blick zu, der ſich aber in einen heitern verwandelte, als die rothe Marokinbrieftaſche nachkam. Nun ward der alte Herr auch freundlicher, und der Mauthner höflich. Die Päſſe wurden viſirt, und der alte Herr konnte, nachdem er wieder zu ſich gekommen, kaum Worte finden, Dallner zu danken. „Ja, Herr,“ ſagte er, „wenn ich Ihnen eine Gefälligkeit erweiſen kann, ſo fordern Sie frei. Für den Dienſt, den Sie mir jetzt geleiſtet, laufe ich für Sie durch's Feuer. Ich wollte nur, ich könnte Ihnen gleich dienen.“ — Dallner ſah Mathilden verſtohlen an, und da ſie ihn freundlich anblickte, ſo faßte er Muth und ſagte zum alten Herrn: „Nun, wenn ich nicht fürchten dürfte, Sie zu beſchweren, ſo möchte ich Sie wohl bitten . . .“ „Fürchten Sie nicht, bitten Sie getroſt,“ ſagte der alte Herr. Dallner ſah Mathilden, die noch immer freundlich lächelte, nochmals an und fuhr fort: „ſo möchte ich Sie bitten, mir zu erlauben, die Reiſe in Ihrer Geſellſchaft zu vollenden.“ — „Gern, topp; es gilt!“ rief der alte Herr, und man ſtieg die Treppe hinunter. Am Ufer drehte ſich der alte Herr um und ſagte mit verlegenem Geſicht, indem er ſeine kleine runde Perücke aufſtülpte: „Beſter Freund, durchs Feuer wollte ich für Sie laufen; hundert Thaler wollte ich Ihnen auf Ihren ehrlichen Namen borgen, ſelbſt wenn Sie einen unehrlichen hätten; aber mit Ihnen nach Schandau fahren, kann ich nicht. Ich ſehe es ein, ich thue Ihnen Unrecht, und Sie ſind an dem vielen Unheil, das mir paſſirte, wohl nur wenig Schuld; allein Ihr bloßer Anblick drückt mich, wie ein Unglücksbote. Reiſen wir lieber allein, und vergeben einander! Na, wie?“ Dallner war nun aus ſeinem Himmel gefallen, und ſo verblüfft, daß er gar nichts antwortete. Nur ſo viel bemerkte er, daß der alte Herr in den Kahn ſtieg, daß Mathilde ihm einen wehmüthigen Blick, den andere Leute für einen bedauernden angeſehen hätten, zuwarf, daß Mamſell Molly ſich über die endliche Abreiſe freute, und daß Joli weniger kneffte, weil der Mimi ganz eingehüllt war, und gar nicht mehr zum Vorſchein kam. Endlich erlangte Dallner die nöthige Beſinnung, als der andere Kahn ſchon weit fort war, und der Schiffer, einen großmächtigen Strauß ſtinkenden Schnittlauchs in der Hand, in welchen er appetitlich hineinbiß, ihn kauend fragte: „ob er nicht weiter wolle.“ „Ja zum Teufel, und — in die Hölle!“ rief Dallner, und ſprang in den Kahn. Der Schiffer ſtieß ab, der Kahn ſchwamm hinunter, und kein Wort ward geſprochen, bis an der Mauth in Herrnskretſchen der Paß nochmals berichtigt worden war. Nun endlich gewann Dallners ſchwergekränktes Herz Gewalt, zu fluchen, erſt — ſchändlich genug — ſeinem Vater, der alles Unglück angerichtet; dann der Perücke; dann dem alten Herrn darunter, und endlich dem nach Schnittlauch unausſtehlich duftenden Schiffer. Der Schiffer bemühte ſich, Dallner auf die Merkwürdigkeiten des vorbeifliehenden Ufers, den Hirſch an der Hirſchmühle, das Felſenporträt Ludwigs des XIV, den Carlsſtand, u. ſ. w. aufmerkſam zu machen. Aber rege Galle macht blind, und Dallner wollte nichts wiſſen. Endlich, hungrig genug, ſtieg er am Schandauer Ufer aus, lief ſpornſtreichs in's Bad, und forderte zu Eſſen. Der Wirth bedauerte ihn aber, daß er um etliche Stunden zu ſpät komme, und eigentlich ſchon früh um ſechs Uhr hätte da ſeyn ſollen. Dallner verwunderte ſich und fragte, ob es denn hier Sitte ſei, früh um ſechs Uhr zu Mittag zu eſſen, da man doch ſonſt um zwölf Uhr in jedem vernünftigen Wirthshaus etwas zu eſſen bekomme.

„Ja wenn Sie nur Eſſen verlangen, damit kann ich dienen,“ erwiederte der Wirth, und nun klärte ſich es auf, daß der Wirth geglaubt hatte, Dallner wäre, wie viele Andere der Umgegend gekommen, um die Schöpfung mit anzuhören, die der Cantor **Grille** die Grille gehabt hatte, an dieſem Tag im Kuhſtall aufzuführen. „Allein,“ tröſtete er ihn, „Sie können noch etwas ganz außerordentliches hören, was noch nicht exiſtirt hat, ſeit das Schandauer Bad beſucht wird, nämlich heut Abends die berühmte Declamatrice B.“ Das war nun für Dallner nichts außerordentliches; lieber ſchickte er, nach eingenommenem Eſſen, nach einem Führer, und der Leineweber **Sturm** erſchien, mit dem Dallner ſogleich ackordirte, ihn heute auf die **hohe Liebe**, und morgen auf den **Kuhſtall**, den **Winterberg** und das **Prebkſchthor** zu führen, doch keine andere Geſellſchaft mitzunehmen. „Das paßt ja wie ein Roquelor,“ ſagte Sturm, „und ich will Sie allein führen, weil ich eben allein bin. Es ſoll auch keine Fliege mit!“

Daß nun Dallner die hohe Liebe beſah, und dabei von Sturms ſchlechten Späßen ſchlecht genug unterhalten ward, erzähle ich nur ſchlechthin, weil man eben nicht ſchlau zu ſeyn braucht, um zu merken, daß die Reiſe, die ich beſchreibe, zwar durch lauter pittoreske Gegenden geht, aber durchaus keine pittoreske Reiſebeſchreibung iſt. Dafür wird mir die Leſewelt Dank wiſſen. Denn eine beſchriebene Gegend macht ſo wenig einen Begriff und Effekt, als eine in Stein gehauene Muſik. Blos ſo viel ſage ich, daß Dallner mit ſeinem Sturm ziemlich zeitig zurückkam, und ſich vor dem Badehauſe auf eine Bank ſetzte, um die Badegäſte zu ſehen, die ſich, um die Deklamatrice zu hören, allgemach verſammelten. Eben deßhalb ward der Platz auch bald leer, und jeder im Salon voll. Dallner ging den Weg an der Berglehne im Thal vor, bis er wieder eine Bank fand, und den ſchönen Abend bewunderte, deſſen letzte Roſen noch die Höhen beleuchteten. Als die Dämmerung einfiel, fing ein Waldhorn im Thal an zu blaſen, und Dallner fühlte ſich ſelig und bewegt. So ſaß er und ſann und dachte an die ihm entſchwundene ſchöne Mathilde, als ein Junge ihn fragte: ob er Herr Dallner ſei. Als er es bejaht, ſo ſagte der Junge: „Die Mamſell laſſe ihm ſagen, weil der Papa im Klamatorium wäre, ſo wollte ſie ſich bei ihm bedanken, und ſchickte ihm die Blume. Die Mamſell habe geſagt, der Herr werde es ſchon an der Blume ſehen, wer ihn ſchicke.“ Dallner beſah die Blume, die eine Blüte der ſogenannten Fettehenne, eine gemeine, ſchlechte, unanſehnliche Blume war, von allen Seiten, und konnte ſich daraus nichts nehmen, bis er auf einem der dicken Blätter mit einer Nadel eingekritzelt fand: Carlstand 9 Uhr M. Das ſah nun wohl wie eine Beſtellung aus; allein daß Mathilde ihn an dieſen zwar offnen, aber doch entlegenen Ort zu der Zeit verließ, konnte er nicht recht reimen, und doch eben ſo wenig ſich von dem Gedanken ganz losmachen, bloß weil er es wünſchte. Nun, ſo etwas war leicht zu erfahren; er brauchte nur hinzugehen, und das that er auch ſogleich, fand aber auf dem Carlſtand keinen Menſchen, was ihm wunderlich genug dünkte, aber nicht anders ſeyn konnte, weil es noch nicht neun Uhr war. Wer indeſſen nichts zu verſäumen hat, kann alles abwarten, und ſo ſetzte ſich denn Dallner auf eine Bank, und dachte weniger an die ſchöne, im Zwielicht vor ihm verſchwimmende Gegend, als an die wunderbare Beſtellung. Daß man Tauben zu Liebesboten brauchte, war ihm wohl bekannt; allein an der Fettehenne kannte er dieſes Talent nicht, konnte ſich auch durchaus nicht beſinnen, daß dieſe Pflanze jemals in einem Selam paradirt habe.

Während dieſer Reflexion kniſterte es hinter ihm im Sande, und als er ſich umſah, erblickte er Mämſell Molly ohne Joli und Miezchen. Dieſe ſtotterte: „Verzeihen Sie, daß ich Sie ſtörte; auch ich glaubte, hier allein zu ſeyn.“ „Nun, wenn Sie das wollten,“ ſagte Dallner, „ſo will ich Sie nicht ſtören, ſondern gehen.“ — „Nein, das wollte ich eigentlich nicht ſagen,“ erwiederte Mämſell Molly, „ſondern ich glaubte kaum, das Vergnügen zu haben, eine ſo angenehme Geſellſchaft zu finden. Das Leben hat ſo viele Hoffnungen und Wünſche, und ſo wenig Erfüllungen, daß man immer auf Alles gefaßt ſeyn muß. So dachte ich eben, und doch wunderte ich mich, dieſen Platz, den ich ſchon im vorigen Sommer vor allen liebte, jetzt einmal beſucht zu finden, da er niemand werth ſcheint." Dallner, der das alles nicht recht begriff, komplimentirte fort, verſicherte, die Mamſell in ihren poetiſchen Träumen nicht ſtören zu wollen, und machte Anſtalt, wirklich zu gehen, als Mamſell Molly plötzlich rief: „Wie? wollen Sie die Scene des Prinzen Karlos mit der Fürſtin Eboli hier wiederholen? doch wohl nicht, da Sie nur erſt geſtern dieſe Verſe in mein Taſchenbuch ſchrieben!" Nun zeigte ſie ihm die Brieftaſche, die er für Mathildens Eigenthum gehalten. Jetzt war guter Rath theuer. Die Verſe konnte er nicht füglich abläugnen, und beleidigen wollte er die gute alte Mamſell auch nicht. In dieſer Verlegenheit erklärte er, daß er die Mamſell als eine Dichterin kennen gelernt, und deßhalb ihre nähere Bekanntſchaft geſucht habe, als der Stein, auf welchem er ſtand, wankte und er die Länge lang hinfiel. Mamſell Molly war nicht ſchlecht erſchrocken, ſetzte ſich neben ihn, rufte ihn mit den zärtlichſten Namen, legte ſeinen Kopf auf ihren Schooß, rieb ihm die Schläfe mit geiſtigem Waſſer, ſchrie um Hülfe; aber da niemand kam, lief ſie eilends fort. Kaum merkte Dallner, daß ſeine Schöne händeringend weggelaufen, als er auf der andern Seite Reißaus nahm, auf Umwegen zum Bade kam, ſich heimlich in ſein Zimmer ſchlich, und nicht wieder heraus kam, bis Sturm ihn am andern Morgen früh weckte.

„Friſch auf, junger Herr,“ rief der Führer, „der Morgenwind und der Sturm kommt, Sie aus dem Bette zu blaſen. Haben Sie denn für's Eſſen geſorgt auf heute Mittag?“ Daran hatte nun Dallner allerdings nicht gedacht, und der Leineweber erklärte, daß ſolchen jungen Herrn zwar nicht die hohe Liebe, aber doch eine andere im Kopf ſtecke; ging und füllte ſeinen Kober, und bedachte ſich reichlich. Als er wieder kam, war Dallner fertig, und nun ging unſer Freund mit dem Leineweber den Kienitzſchgrund hinauf, und mußte ſich erzählen laſſen, wie herrlich der Kantor Grille geſtern die Schöpfung im Kuhſtall aufgeführt, und wie alles davon ſo entzückt geweſen, daß der Paſtor G. erklärt, es ſolle nun nicht mehr der Kuhſtall, ſondern die Lichtenhainer Felſenhalle heißen. „Aber,“ ſagte er, „ich mache mir nichts daraus, und nenne es doch ſo fort, ob ich gleich den Paſtor G. lieb habe, weil er ein Buch herausgegeben, worin ich abgemalt bin.“ Unter ſolchen Geſprächen kamen ſie zum Eingang des Felſenthors, und wurden von einigen Ueberbleibſeln des geſtrigen Orcheſters mit Muſik empfangen. Der kleine Bergmann in ſeiner Gnomengeſtalt im Grubenkittel erſchien, brannte ſeine Böller gegen den Habichtsgrund los, präſentirte dazu Semmel, Butter und das Fremdenbuch. Auch Sturm packte den Kober aus und lud zum Frühſtücke ein, mit der Verſicherung, daß die Frühluft den Hunger reize. Während des Frühſtücks blätterte Dallner im Fremdenbuche, und fand, außer faden Exklamationen über die geſtrige Feier, noch drei wichtige Namen ganz zuletzt, nämlich den Obriſt Wagner, Mathilde Wagner und Molly Wagner. Dallner ſtieg das Blut in's Geſicht, als er bemerkte, daß jeder Name von einer andern Hand geſchrieben ſei, folglich auch die ſchöne Mathilde ſich eigenhändig eingetragen habe. Er bekam einen unendlichen Trieb, das Blatt heimlich zu entwenden; aber der Gnom ſah ihm zu ſcharf auf die Finger. Nun fing er an, um Erlaubniß zu bitten, einen Namen herausſchneiden zu dürfen. Der Gnom ſchlug das rund ab, und meinte, er dürfe das nicht zulaſſen, weil er ſonſt vom Paſtor G. den Teufel kriege. Sturms Anerbieten, dafür einen andern Namen, oder auch den herausgeſchnittenen wieder hinein zu ſchreiben, half nichts. Doch als endlich Dallner einen Speciesthaler hinwarf, ſo wurde der kleine Bergmann andern Sinnes. „Sie ſind zwei gegen mich armen Krüppel,“ ſagte er, „was will ich da machen? Gewalt geht vor Recht, und Sie mögen es beim Herrn Paſtor verantworten. Ich ſchiebe alles auf Sie!“ Nach dieſer Reſignation ſchnitt Dallner die Handſchrift der ſchönen Mathilde, die übrigens entſetzlich gekrakelt war, aus dem Fremdenbuche, und verwahrte ſie ſorgfältig im geheimſten Fache ſeiner

Brieftaſche, wogegen er den bis dahin dort verwahrten Brief ſeines Onkels heraus nahm, und zerriſſen in den Habichtsgrund hinunter warf. Königlich froh umarmte er den Berggeiſt und den Leineweber, und wanderte, den erſten gut bezahlend, mit dem andern nach dem Habichtsgrunde und nach dem kleinen Winterberge, wo ihn Sturm erſuchte, ſich umzuſehen. Als er aber weiter nichts, als gar nichts, öde Wälder und Felſen ausgenommen, erblickte, und den Führer fragte, was eigentlich zu ſehen ſei? erwiederte dieſer, das wiſſe er eigentlich ſelbſt nicht, doch gingen alle fremde Herrſchaften hierher, um die Stelle zu ſehen, wo ſich die Geſchichte mit dem Churfürſten und dem Hirſch zugetragen habe. Nach kurzem Ruhen ging es durch die Holzwege über die Waldwieſen zum großen Winterberge. „Sehen Sie einmal,“ rief Sturm, „dort bei den Kühen ſteht eine Mamſell ganz allein! Will die das Vieh hüten? Für eine Kuhmagd iſt ſie doch faſt zu appetitlich.“ Dallner ſah eine ſehr ſchöne Figur, glaubte Mathilden zu ſehen, und ſie war es! Natürlich fragte er gleich, wie ſie hierher käme? Erſt wollte ſie es nicht ſagen, ſondern erröthete nur und war verlegen. Endlich kam es doch heraus. Sie war mit einer ziemlich ſtarken Geſellſchaft im Kuhſtall geweſen, und wollte nun auf den groſen Winterberg. Auf dem Wege hatte ſie ſich beim Blumen- und Heidelbeerpflücken ein wenig verweilt; als ſie aber nach wollte, kam eine Heerde Kühe querfeld ein, und poſtirte ſich auf den Fußſteig. Mathilde hatte eine entſetzliche Furcht vor dem Viehe, und rief, man ſollte die Kühe wegtreiben. Aber die Geſellſchaft hörte ſie nicht; ein Kuhjunge war nicht da, und die Kühe, welche für Mathilden eben ſo furchtbar, als die Engel mit Flammenſchwertern an der Paradieſespforte waren, wichen nicht aus dem Wege. Nun hatte das Mädchen vergeblich gewartet, ob nicht jemand zurück käme, ſie zu ſuchen; allein in der ſtarken Geſellſchaft war ſie nicht vermißt worden. Sie hatte in der fürchterlichen Angſt ſogar geweint, als Dallner dazu kam. Dieſer bot ihr an, ſie zu den Ihrigen zu bringen. Mathilde meynte, das ſchicke ſich wohl nicht, und der Leineweber, es gehe nicht; denn ſie hätten geſtern akkordirt, beide allein Geſellſchaft zu machen. Sturm ward ein Eulenſpiegel genannt, und Mathilde ſah auf Dallners Vorſtellungen endlich ein, daß in dieſer Wüſte und bedrängten Lage keine Rückſichten gelten könnten. Nun wurde das Vieh aus dem Wege getrieben, und es ging weiter. Nichts bindet ſchneller, nichts öffnet das Vertrauen ſchneller, als ein Zuſtand, wo zwei einander zur Unentbehrlichkeit werden, und alle Formen, in welche die Welt uns drückt, wegfallen. So verlor ſich alle Schüchternheit und Verlegenheit bei den erſten paar hundert Schritten, und obwohl Dallners Arm immer zitterte, wenn er Mathildens Hand faſſen mußte, um ihr über einen Felſenblock zu helfen, ſo durchbebte ihr doch zugleich ein unnennbar ſeliges Gefühl. Kurz darauf erblickte man Jemand durch das Gebüſch. Mathilde rief: „Der Vater!“ und flog auf ihn zu; ſiehe, der alte Herr in der kleinen runden Perücke war es wirklich! Nun gab es Freude über das Wiederſehen, doch nur unter Vater und Tochter. Denn Dallner freute ſich in der That gar nicht, den alten Herrn zu ſehen, und jener bemerkte Dallner anfänglich gar nicht. Endlich alſo, ihn gewahr, dankte er ihm herzlich, daß er ſeine Tochter, die nebenbei eine Strafpredigt bekam, mitgenommen habe, und erzählte, man habe die Zurückgebliebene erſt vermißt, als man ſich auf dem großen Winterberg zum Mittagseſſen geſetzt; da ſei er denn in der Angſt allein zurückgelaufen, um ſie zu ſuchen. Hierauf nahm er von Dallner nochmals Abſchied, und wollte gehen. Dallner bat dagegen ſehr, ihn und den Führer einſtweilen mitzunehmen, theils weil ſie alle einerlei Weg gingen, theils weil ſich ja der alte Herr wohl verirren könne, und es überdieß ſehr ungewiß ſei, ob die Geſellſchaft auf dem großen Winterberg auch auf ihn gewartet habe. Auf dieſe Vorſtellungen ließ ſich denn der alte Herr den Vorſchlag gefallen, und ſchien übrigens auf Dallner gar nicht mehr böſe zu ſeyn. Als man auf dem großen Winterberg anlangte, zeigte es ſich, daß man ſehr wohl gethan, beiſammen zu bleiben. Denn von der großen Geſellſchaft war kein Menſch mehr da, und ſelbſt auf dem Lagerplatz nichts mehr zu finden, als eine Flaſche mit einem Papier und der Aufſchrift: „da man ſehr lange gewartet, ohne daß der Herr Obriſt zurückgekehrt, ſo habe man geglaubt, er ſei zum Kuhſtalle zurückgegangen, und deshalb die Reiſe fortgeſetzt.“ Der Obriſt meinte: „Man ſollte glauben, die ganze Geſellſchaft ſei aus Schilde, da ſie einen Brief ſchreibt, von dem ſie ſelbſt glaubt, daß ich ihn nicht finde, und der mich jedenfalls in die größte Verlegenheit bringen mußte, wenn ich nicht — — „das Glück gehabt hätte, einen andern Führer und angenehmere Geſellſchaft zu finden,“ ſetzte er mit einer artigen Verbeugung gegen Dallner hinzu. Dieſe ziemlich flache Höflichkeit ſtärkte Dallners Muth, weil es die erſte war, die er von dem alten Herrn vernahm, und er bot ihm daher an, mit ihm unter Sturms Leitung die begonnene Tour zu vollenden. Das ward denn angenommen. Man ſetzte ſich zum Eſſen, beſah den Elblauf bis Dresden, die übrige Gegend, und erblickte über dem **Buchenwald** den **Milſchauer**, der, ſo manche Erinnerungen anknüpfend, ſelbſt wie eine Erinnerung an Tepliz hätüberſchaute. — Bekanntlich iſt der Weg zum Prebiſchthor nicht der ſchönſte, aber für Dallner war er es; denn er mußte zu Zeiten Mathildens Hand faſſen, um ihr beim Steigen zu helfen, und half ihr auch wohl, wo es noch gerade nicht unumgänglich nöthig geweſen wäre. Als er ſie aber bei dem Weg hinter dem Felſenbogen des Prebiſchthors herunterheben mußte, da ward ihm plötzlich ſo wohl und ſo weh, daß er das Mädchen bald hätte fallen laſſen! Doch dieß alles verſteht ſich bewandten Umſtänden nach von ſelbſt.

Ich ſetze bloß das hinzu, daß ſich nicht allein die noch blutjunge Freundſchaft zwiſchen Dallner und dem alten Herrn auf dem Wege nach Herrnskretſchen, und auf der Rückreiſe in der Elbgondel befeſtigte, ſondern auch Dallners Liebe um ſo ſchneller entfaltete, da Mathilde ſie leiſe zu erwjedern ſchien. Ja, als man nach Schandau, viel zu früh für Dallner, zurückkam, bat ihn der Obriſt, deſſen kleine runde Perücke heute keinen Unfall erlitten, zum Abendeſſen, und Dallner nahm das ſehr gern an. Freilich genirte ihn die

Gegenwart der Mamſell Molly ein wenig) und als ſie ihn einen Augenblick allein hatte, fragte ſie ihn ſogar nach der Urſache ſeines geſtrigen Hinſinkens. Doch machte ſich Dallner aus dem allen ſo wenig, daß er durch dieſe Frage nicht einmal in Verwirrung gerieth und keck genug log: er ſey mit dem Uebel behaftet, daß, wenn ſchnell eine Leidenſchaft in ihm ausbreche, er allemal von einer Ohnmacht befallen werde. „Die Sache hat zwar nichts auf ſich," ſetzte er hinzu, „doch iſt es mir widerlich, und hat mich ſchon jedesmal geſtört, ſo oft ich eine Liebeserklärung thun wollte!" Dieſe Unannehmlichkeit war der Mamſell Molly ſehr angenehm, weil ſie ſich das Beſte dabey dachte; aber ſie konnte nichts ſagen, weil der Obriſt hinzutrat.

Beim Tiſchgeſpräch äußerte der Obriſt, es thue ihm leid, die Bekanntſchaft ſo jung wieder abgebrochen zu ſehen, da er morgen nach Pirna reiſe, um dort einen Freund zu beſuchen. Dallner erbot ſich ſogleich, das ſeinige beyzutragen, um die Bekanntſchaft zu verlängern, und erklärte, da er ſelbſt morgen nach Dresden abreiſe, ſo [illegible] ihm nichts angenehmer ſeyn, als die Erlaubniß, den Herrn Obriſt mit ſeiner Familie bis Pirna zu begleiten. Das ward denn zugeſtanden, und am folgenden Tag ausgeführt. Man fuhr nach Königſtein, beſah die Feſtung mit ihren Merkwürdigkeiten an Waſſer und Wein, und die Ausſicht, und ſchwamm dann auf der Elbe gemächlich nach Pirna. Daß aber Dallner zugleich in Wonne ſchwamm, noch einen Tag länger in Geſellſchaft mit der ſchönen Mathilde, mit ihr im kleinen Kahn eingeengt, am Tiſch, auf den Spaziergängen; und bis ans Pirnaiſche Elbufer mit ihr zuſammen zu ſeyn, braucht keiner Anführung. Ja, ſelbſt der Mamſell Molly, die erſt ganz etwas anders dachte, fiel es zuletzt auf, und, nachdem mit der Sonne auch Dallners Lebensſonne untergegangen war, nahm Molly auf ihrem Zimmer Mathilden ins Verhör, und warf nach einigen Fragen die Bemerkung hin, es ſcheine, der neue Reiſegeſellſchafter habe ſich ganz entſetzlich in Mathilden verliebt. Mathilde ward roth, und ſagte bloß: „Warum nicht gar!“ Der alte Herr ließ aber merken, es ſcheine ihm auch ſo. „Nun,“

ſagte Mamſell Molly, „höre, Thildchen, das weiß ich dir gleich ſagen, ob er ſehr in dich verliebt iſt: Sage mir nur, hat er die Starrſucht bekommen, oder iſt er ohnmächtig hingefallen, wenn er mit dir redete?“ — „Nein, gar nicht,“ ſagte Mathilde. — „Dann kannſt du dich auch darauf verlaſſen, daß ich mich geirrt habe; er liebt dich nicht! Das weiß ich wohl; denn ich kenne ihn!“ — „Alberne Fragen, albernes Zeug,“ rief der Obriſt, „fallen denn verliebte Leute in Ohnmacht? Das habe ich noch nicht gehört. Aber, Schweſter, wenn du den jungen Menſchen kennſt, ſo weißt du wohl auch ſeinen Namen, nach dem ich noch nicht einmal gefragt!“ — „O ja,“ antwortete Mamſell Molly, „er heißt Dallner.“ — „Wie, Dallner?“ fuhr der Alte auf, „doch nicht der Sohn von dem alten Dallner auf der Schloßgaſſe, an den ich noch den Abend vor der Abreiſe nach Tepliz ſchrieb, und an den Mathilde das Poſtſkript machen mußte?“ — „Das weiß ich nicht,“ ſagte Mamſell Molly.

Aber er war es!

V.

Der Minſtrel.

Von

Arthur vom Nordſtern.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

Mag auch der gelehrte Forſcher über die wahre Ableitung des Worts Minſtrel noch bis heute nicht ganz im Klaren ſeyn, und der alte Streit: ob es von Minister, Ministrallus oder von dem Minſter, der Kathedralkirche, abzuleiten ſei, leicht durch die wahrſcheinliche Behauptung: es ſei verwandt mit unſerm: Minne und unſerm: Minneſänger, noch verwickelter werden; ſo viel iſt gewiß: die Minſtrels (Menetriers,) traten ſchon bei den Angelſachſen und Dänen an die Stelle der Scalden oder ſcandinaviſchen Barden, und ſpielen vom neunten bis zum funfzehnten Jahrhundert in den Jahrbüchern der engliſchen Volksdichtung eine bedeutende Rolle als Harfner und Sänger. Als der Minſtrel Blondell de Nesle ſeinen geliebten König Richard Löwenherz im Jahre 1193 durch das Abſingen der erſten Hälfte einer von Beiden gemeinſchaftlich gedichteten Ballade, worauf Richard aus ſeinem Kerker die zweite Hälfte anſtimmte, entdeckte und befreite, war vermittelſt der Kreuzzüge der brittiſche Minneſang (Minstrelsy) im höchſten Glanze und Anſehn. Spätere Ausartung ſetzte die Minſtrels zu Poſſenſpielern und Bänkelſängern (joculatores) herab. Aber ihre Ehre lebt noch in der Blüte der Romantik, in den ſchönſten engliſchen Balladen fort. Deßwegen hat Percy ſeinen Reliques of ancient english poetry im erſten Theile eine gelehrte Abhandlung über dieſe Dichter vorgeſetzt, und William Gayley uns mit einem ſchönen Lehrgedicht: the Minstrel, beſchenkt. Es bedarf ſonach keiner Erläuterung, warum dieſe Sammlung neuengliſcher Balladen und anderer lyriſchen Geſänge der beliebteſten jetzt lebenden engliſcher Dichter in dieſer Verpflanzung nach Teutſchland einen Namen erhielt, der einſt aus Teutſchland nach England verpflanzt ward.

N.

Der Feuerkönig.

Aus dem Engliſchen von Walter Scott.

Hört zu, tapfre Ritter, holdſelige Schönen!
Von Liebe, Krieg, Wundern die Harfe ſoll tönen,
Daß am Feſt ſelbſt ein Seufzer der Bruſt entflieh',
Beim Sang vom Graf Albert und Schön Roſalie.

Gewahrt ihr die Burg dort, beherrſchend die Pläne?
Gewahrt ihr dieß Fräulein im Auge die Thräne?
Gewahrt ihr den Pilger aus heiligem Land,
Die Muſchel am Hute, den Stab in der Hand?

„O Pilger! o Pilger mit eisgrauen Haaren,
Laß Kunde vom Lande des Heils uns erfahren!
Drang ſchon bis zum Jordan des Kreuzbanners Glanz?
Wie geht's unſern Rittern, der Blume des Land's?“ —

„„Wohl hat ſchon den Jordan das Heer überſchritten,
Hat Gilead, Rama und Naplaus erſtritten.
Zum Libanon führte die Ritter der Krieg;
Die Heiden verloren, — den Chriſten ward Sieg.““

Die Kette, die goldringelnd Haar ihr gehalten,
Sie wirft ſie um ſpärliche Locken des Alten.
„O Pilger! o Pilger! die Kette von Gold
Nimm hin ſie für ſolche Berichte als Sold!

„Und Pilger — o ſprich — auf ſo blutigen Wegen,
Gewahrteſt Graf Albert, den herrlichen Degen?
Als der Halbmond nahm ab, und das Kreuz brach Bahn,
Drang er da zum Libanon Allen voran?“

„„O Fräulein, ſchön Fräulein, es rauſcht hier die Linde,
Es wogt dort der Strom gleich der ſilbernen Binde;
Es ſteht eure Burg wie ein hoffend Gemüth;
Doch Fräulein, für Tod alles Leben erblüht!

„„Die Linde vertrocknet, die Blitze zerſchellen
Die Burg, kaum dann kenntlich an Trümmern und Wällen,
Der ſilberne Strom wie die Hoffnung verſiegt -
Graf Albert gefangen auf Libanon liegt!““

Sie ſchwingt ſich auf's Roß, raſch wie Eil' ihrer Liebe;
Sie wählt ſich ein Schwert, das ſelbſt Quadern zerhiebe:
Sie ſchifft ſich zur Fahrt ein in's heilige Land,
Zu löſen den Grafen aus feindlicher Hand.

Doch hatte Graf Albert leichtſinnig indeſſen
Schön Roſalie, Rittereid, Glauben vergeſſen;
Den Sieg über All' trug die Heidin davon,
Die Tochter des Soldan vom Berg Libanon.

„O Chriſt! daß mein Hoffen, dein Wunſch uns gelinge,
So mußt du zuvörderſt vollenden drei Dinge:
Nimm an meines Landes Pflicht, Glauben und Tracht —
Dieß Erſte — für Zulima leicht iſt's vollbracht.

„Dann: halt in der Höhle, wo immerdar währet
Die myſtiſche Flamme vom Kurden verehret,
Allein und im Schweigen drei Nächte die Wacht; —
Dieß Zweite — für Zulima gern wird's vollbracht.

„Zum dritten: Gieb Rath uns und Hülfe, zu ſäubern
Das Land Paläſtina von fränkiſchen Räubern.
Dann folg' ich gehorſam und liebend der Macht
Des Herrn — der für Zulima All dieß vollbracht.“

Das Schwert, durch den Griff mit dem Kreuz ihm geeignet,
Weg wirſt er's; den Schwur, ſeinen Gott er verläugnet;
Wählt Turban ſtatt Helm, grünen Kaftan ſtatt Kleid;
Dahin hat gebracht ihn des Libanon Maid!

Tief, tief in der Felshöhle gähnendem Schlunde
Mit funfzig Stahlgittern, Stahlpforten im Runde,
Hält Wacht er bis Morgens; doch nimmt er nichts wahr,
Als Flammenlicht auf dem Baſaltenaltar.

Wohl faßte die Maid und den Soldan Erſtaunen;
Die Prieſter betrachten den Grafen und raunen,
Sie durchſpähn' ſein Gewand, und den im Verſteck
Gefundenen Roſenkranz nehmen ſie weg.

Und nochmals tief, tief in der Felshöhle Schlunde
Hält Wacht er bis Morgens; dort fern in der Runde
Sauſt Sturmwind; doch kommt er nicht näher, denn klar
Und ſtill brennt die Flamme; mehr nimmt er nicht wahr.

Laut murren die Prieſter, den Soldan faßt Beben,
Indeß ſie die Zauberwelt ſingend erheben,
Den Grafen durchſpäh'n — Ha — ſie finden zuletzt
Das Zeichen des Kreuzes der Bruſt eingeätzt.

Dieß Zeichen, womit einſt der Vater den Knaben
Gott weihte, mit Müh' wird's der Bruſt ausgegraben.
Er tritt in die Höhle; da flüſtert's ſo hohl; —
Es war Alberts Schutzgeiſt, der ſeufzt: „Lebewohl!“

Hoch ſträubt ſich ſein Haar, und das Herz hört er ſchlagen;
Fünf Schritte zurück weicht er, möchte mehr wagen —
Doch ſein Herz war verſteint, ſein Vorſatz dahin,
Sobald ihm tritt Libanons Maid vor den Sinn.

Kaum war aus dem Kluftgang die Schwelle beſchritten,
Oſt-Süd-Weſt- und Nordwind lautheulend ſich ſtritten;
Stahlgitter erklingen, das Stahlthor erbebt!
Auf Wellen von Rauch Feuerkönig herſchwebt.

Er naht — ihm erzittert die Höhle im Schwanken!
Altarflammen kniſtern hochflackernd und zanken,
Die Bergkluft, vulkaniſch austobend, zeigt an
Des Flammenbeherrſchers entſetzliches Nahn.

Unermeßlich die Höh, die Form dunſtumwoben,
Sein Athem ein Blitz, ſeine Stimm' Donnertoben.
Ich mein', daß des Grafen warm Herzblut ward kalt,
Als er ſah Feuerkönigs Schreckengeſtalt.

In der Hand glänzt ein Stahl, breit, Sichel an Krümme;
Er ſpricht, und der Libanon bebt von der Stimme:
„Der Sieg dieſem Stahl bleibt ſo lang' unterthan,
Bis du beugſt dich vor'm Kreuz, die Jungfrau ruf'ſt an.“

Vom Arm, den die Wolkenbedeckung verhüllte,
Nimmt knieend der Frevler das zaubererfüllte
Geſchenk, während Donner verhallten, der Brand
Schwach ausglomm, auf Nebeln das Trugbild verſchwand.

Graf Albert kämpft mit unter Heiden und Türken;
Zwar falſch war ſein Herz, doch ſein Arm kann viel wirken.
Wohl nahm zu der Halbmond, das rothe Kreuz ab.
Seitdem er Befehl auf Berg Libanon gab.

Von Libanons Wald bis zu Ascalons Küſte
Viel Heldenblut tränkte Samaria's Wüſte,
Bis die Ritter vom Tempel und Sankt Johann
Mit Salems Haupt, Balduin, rücken heran.

Die Kriegszymbeln tönen, Drommeten erwiedern;
Der Lanzenwald ſtarrt in geſchloſſenen Gliedern,
Bis Ritter und Roſſe Graf Albert zerſprengt
Und dicht durch die Reih'n ſich zu Balduin drängt.

Dem Zauberſtahl Alberts die Leibſchaar muß weichen,
Umſchränkend das Heerſchild mit rothem Kreuzzeichen;
Doch ein Page des Königs ihn vorwärts ſcharf
Anrennt und den Turban vom Haupte ihm warf.

So ſtark war der Stoß, daß der Graf tief ſich beugte
Vor dem Heerſchild, das ihm das rothe Kreuz zeigte;
Und kaum daß er heftet aufs Kreuz ſein Geſicht,
„Bonne grace notre Dame!“ unwillkührlich er ſpricht.

Laut ſeufzte der Stahl, weil ſein Zauber verſchwunden;
Er ſprang aus dem Heft, ward nicht fürder gefunden.
Manch Kundiger ſprach: mit rothleuchtendem Flug
Der Blitz ihn zurück zu Feuerkönig trug.

Der ballt zähneknirſchend die ſchuppenbedeckte
Fauſtklaue, die todt an das Ufer hin ſtreckte
Den Pagen; ſein Helm ſpringt, ihr werdet gewahr
Hellblaue Augen, goldgeringeltes Haar!

Nur eilends kann Albert mit Schrecken gewahren
Die brechenden Augen, das Blut in den Haaren;
Die Templer nah'n ſchnell wie vom Kidron die Flut,
Zu färben die Speere im feindlichen Blut.

Die Moslem, Araber und Kurden erbleichen
Vor Sankt Görgs-Johann's und Andreas Kreuzzeichen;
Zur Beute die Adler ſich ſammelten ſchnell
Vom Strande des Meers bis zu Bahurim's *) Quell.

---

*) Nous passâmes à Bahurim où David fuyant devant Absalon, faillit être lapidé par Semei. Un peu plus loin nous mîmes pied à terre à la fontaine où Jesus-Christ avoit coutume de se reposer avec les apôtres en revenant de Jericho.

Chateaubriand Itineraire tom. II. p. [illegible]

Im Thale von Bethſan die Schlacht war geſtritten. —
Wer iſt jener Heide, erſchlagen ſo mitten
Im Kampf? wer der Page, umfaſſend ſein Knie? —
Wer anders, als Albert und Schön Roſalie?

Sie ruht in Jeruſalems heiligem Kreiſe;
Er ſiel für das Wild und die Geier zur Speiſe;
Ihren Geiſt Maria für Wonnen erkührt;
Seinen Geiſt Feuerkönig im Rauch fortführt.

Wie der Kreuzbanner ſiegt, der Halbmond verglommen,
Das haben oft Ritter und Schönen vernommen
Vom harfenden Minſtrel; ohne Herzeleid nie
Den Sang vom Graf Albert und Schön Roſalie.

Haß bis nach dem Tode.

Bill Jones.

Nach Thatſachen aus dem Engliſchen
des B. M. Levis.

„Behüt' uns Gott," der Schiffer ſprach,
„Das Blatt wird ſich ſchlecht für uns wenden!
Es ſitzen dort, wo's Ufer flach,
Drei Raben; ohne Ungemach
Wir ſchwerlich die Reiſe vollenden."

„„O laß ſie ſitzen! droht Gefahr
Durch ſie uns vielleicht? —"" „Ohne Zweifel
Bringt Glück Ein Rabe; doch ein Paar
Unfehlbar Unglück — dreien gar
Begegnen — da ſitzt drinn der Teufel!

„Schon ſechzig Jahr ich alt bin, und
Es mußte nur zweimal ſich ſchicken,
Daß ich drei Raben antraf; Grund
Hab ich zum Wunſch: den Teufelsbund
Zum drittenmal nicht zu erblicken.

„Bei'm erſtenmal mich Schiffbruch traf,
Nach dem zweitenmal Unglück in Flammen! —
Mein Weib — drei Kinder lieb und brav —
Gleich Nachts darauf im erſten Schlaf — !
Ach daß wir nicht ſtarben zuſammen!

„Noch hör ich ſie um Hülfe ſchrei'n,
Die Menſchen nicht konnte mehr glücken.
Die Särg' ins Grab man ſenkt hinein —
Da war mein Herz von Kieſelſtein,
Daß es nicht zerſprungen in Stücken! — “

„„Du Armer! Deine Trauermähr
Hat Thränen in's Aug' mir gezogen!
Doch glaubſt du denn: Dein Unglück ſchwer
Kam davon, weil von Ungefähr
Drei Raben dir nah' aufgeflogen?

„„Ahnſt du vom Vogelflug Gefahr,
So hältſt du wohl auch unter'm andern
Geſpenſterſpuk, die Mähr für wahr
Von Leichen ſchon auf blut'ger Bahr,
Die des Mörders Lager umwandern? — ““

„O Herr, dran zweifeln wär' zu dreiſt!
Denn hört es, und wahr, wie verleſen
Aus heilger Schrift, iſt's: daß ein Geiſt
Drei Wochen einen Tag lang meiſt
Mein naher Schiffskam'rad geweſen.

„Mein Geld war all — kein Fleiſch, kein Rum.
Es war ein erbärmliches Leben.
Auf ein Guineaſchiff, das zum
Gewerb mit Sklaven auslief, drum
Ich mitging — Gott mag mir's vergeben!

„Ach ſchrecklich, ſchrecklich hört ſich's an,
Wie die Neger heulen und winſeln,
Fluch häufen auf die Wellenbahn,
Auf der ſie weißen Zwingherrn nah'n,
Die ſie führt von heimiſchen Inſeln!

„Bald jeder Schiffer Dienſt thut, ſchier
Ward jeder gehalten gleich Sklaven.
Der Captain war ein Tigerthier,
Der uns mißhandelte, daß wir
Uns ſehnten, im Meergrund zu ſchlafen.

„Zwei Tage kaum die Fahrt begann,
Schon ward mancher Rücken gegeißelt.
Nicht Blut, Gift ihm im Herzen rann;
Aus Marmorblock ſchien der Tyrann
Zum Negerverkäufer gemeißelt.

„Zwar Jeder wild im Herzen grollt,
Doch Keiner will Widerſtand wagen,
Als Bill, der vor ſich hin ſtets ſchmollt,
Und dem Tyrann oft Münze zollt,
Die dieſer für Andre geſchlagen.

„Vernehmbar murrt er gegen ihn;
Da befiehlt der Captain dem Schwachen
Einſt, flugs die Segel einzuzieh'n;
Bill ſchwankte, kroch auf beiden Knie'n;
Das war dem Captain nur zum Lachen.

„Er treibt ihn ſchimpfend bis zum Rand
Des Schiffs, in den Sturm; an dem Stricke
Zum Rüſten glitt Bills ſtarre Hand;
Der Athem ſtockt, die Kraft ihm ſchwand,
Er fällt auf die unterſte Brücke.

„Ihm nach der Captain ſtiegt und ſchreit:
Hatt' ich das befohlen dem Hunde?
Und mit Satansbehendigkeit
Jagt er den Degen ſcharf und breit
Durch Bills Bruſt zu tödtlicher Wunde.

„Bill ſinkt zum Boden, blutigroth;
Den Mörder in's Auge zu faſſen,
Er ſeine letzte Kraft aufbot.
Spricht: Lebend will ich oder todt
Von dir, Captain, nimmer mehr laſſen.

„Die Zeit wird's lehren, ob du Wort
Mir hältſt, ſpricht der Captain; zerlegen
Laß ich dich alten Hund, ſofort
Stückweis im Negerkeſſel dort
Dich kochen; dann magſt du dich regen!

„So gut der Captain ſein Wort hält,
So wenig Bill Jones hat gelogen.
Kaum Mitternachtſchlaf uns befällt,
Als vom Geheul das Ohr uns gällt,
Daß wir von der Hangmatt' aufflogen.

„Wir ſtürzen aufs Verdeck, woher
Der Schreckenston kam; durch's zerſtreute
Gewölk' der Mond ſchien auf das Meer;
Da ſaß, verwundet tief und ſchwer,
Bill dicht an des Steuermanns Seite.

„Und der Erſtochne blieb und ſtand
Von der Stund' an ſtets mit dem blaſſen
Geſicht vor uns, und blut'ger Hand,
Mit blut'ger Bruſt und Blutgewand
Von dem Captain nimmer zu laſſen.

„Er ſcheuert Keſſel und Verdeck,
Füllt Fäſſer, befeſtigt die Nägel,
Iſt immer thätig, ſtopft den Leck,
Und iſt vor Andern raſch und keck,
Iſt einzuziehen etwan das Segel.

„Auch fehlt er nie, wenn, was uns noth,
Gereicht ward aus Küche und Keller.
Denn wenn wir holten Fleiſch und Brodt
Vom Koch, kam auch Bill Jones und bot
Ihm dar ſeinen hölzernen Teller.

„Fahl war ſein Antlitz, ſtill ſein Tritt.
Seine Glieder ſchienen zerbrochen,
Wenn er ſo leiſ' vorüberglitt;
Und Keiner von uns hat je mit
Dem Geiſt, noch mit uns er geſprochen.

„Auf's Verdeck der Captain kam heran,
Als drei Wochen verſtrichen waren,
Und ſprach: Bill Jones ſich rühmen kann:
Ein Mann ein Wort, ein Wort ein Mann!
Das hab' ich zur Gnüge erfahren.

„Bei Tag und Nacht er mir beweiſt,
Daß er laſſen von mir will nimmer.
Vor meinem Nachtlicht ſteht ſein Geiſt,
Und guten Morgen! nickt er dreiſt
Bei des Tages werdendem Schimmer.

„Zu Mittag er das Tiſchgebet
Hermurmelt, kredenzt mir die Weine
Mit kalter Hand; wohl früh und ſpät
Wohin ich blicken mag, ſich dreht
wie gebannt ſein Aug in das meine.

„Ein einz'ger Ausweg nur bleibt mir,
Um mich vor Bill ſicher zu ſtellen;
Ich muß — ſchon wieder Bill? ſeht ihr
Ihn dort? — und da? — weg! — fort von mir! —
Er ſprach's, und ſprang in die Wellen.

„Mit ſtarrem Blick, erhabner Hand
Wir nachſah'n; dem Unhold das Leben
Zu retten niemand nöthig fand;
Auf einmal — ſeht! der Captain ſtand
Auf der Well', ſie ſchien ihn zu heben.

„Sein Auge ſtiert hin in die See,
Sein Anſehn iſt Todtenerblaſſen.
Wir ſeh'n ihn ſtrecken in die Höh
Die Arme, hörten ſchrei'n ihn: Weh!
Hier Jones auch will nicht von mir laſſen!

„Dann ſank er mitten in die Flut,
Zum Hafen der Höll' einzufahren.
Euch aber, Herr, mag Gott vor Wuth
Und vor ſchuldlos vergoßnem Blut,
Auch vor den drei Raben bewahren.“

Die Maid von Neidpath.

Ballade.

Aus dem Engliſchen von Walter Scott.

Gegenſeitige Leidenſchaft beſtand zwiſchen der Tochter des Earl von Manh und dem Sohne des Laird von Tuſhielaw. Aber da die Aeltern eine Verbindung der Liebenden für unangemeſſen hielten, zog der junge Mann in die Fremde. Während ſeiner Abweſenheit fiel das Fräulein in eine abzehrende Krankheit; endlich willigte ihr Vater in die Rückkehr des Geliebten — das einzige Mittel ihrer Lebensrettung. An dem Tage, als der Rückkehrende auf der Durchreiſe in Peebles erwartet ward, ließ das Fräulein, großer Erſchöpfung unerachtet, ſich auf den Altan eines den Ihrigen zuſtändigen Hauſes in Peebles bringen, um Tuſhielaw einreiten zu ſehen. Aber dieſer, unvorbereitet auf die Veränderung in ihrem Aeußern, und nicht erwartend, ſie an dieſem Orte zu ſehen, ritt vorüber ohne ſie wieder zu erkennen, oder auch nur den Gang ſeines Roſſes aufzuhalten. Das Fräulein vermochte nicht, dieſe Gemüthserſchütterung zu ertragen; nach kurzem Kampfe ſtarb ſie im Arm ihrer Frauen. —

Wohl ſcharf iſt des Geliebten Blick,
Wohl hört ſein Ohr ſo leiſe,
Und Liebe hellt mit Zauberblick
Das Ziel der Lebensreiſe!
Ein böſer Nebelduft umfloß
Maria's Lebensgarten;
Doch jetzt weilt ſie auf Neidpath's Schloß
Den Lieben zu erwarten.

Verleſchen ſind bei langem Harm
Der Sternenaugen Funken.
Wie abgezehrt die Hand, der Arm!
Wie die Geſtalt verſunken!

Es überſliegt ein brennend Roth
  Oft plötzlich ihre Wangen;
Oft wird ſie lilienblaß, wie todt,
  Daß ihre Frau'n drob bangen.

Jetzt ſcheint ihr Aug und Ohr verſtärkt
  Zum Gruß und Willkommrufe.
Ihr ſchallt, eh' es ihr Dogge merkt,
  Der Laut vom Roſſeshufe.
Noch iſt er fern, doch zu ihm dringt
  Der Gruß vielholder Minne,
Und, wie mit Adlerflug beſchwingt,
  Hebt ſie ſich von der Zinne.

Er kommt, er eilt — zur Zinne ſchaut,
  Nicht ahnend und nicht ſäumend,
Er auf; des Grußes ſchwacher Laut
  Verhallt beim Roß, ſich bäumend.
Das Schloßgewölb', wo wiedertönt
  Das Wort, nur leiſ' geſprochen,
Faßt kaum den Ton ſo ſanft geſtöhnt,
  In dem ihr Herz gebrochen.

Der Pilger.

Aus dem Engliſchen von Thomas Campbell.

„Erbarmt euch! — ach! ſchließt auf das Haus!
Scharf pfeiſt der Nord und ſtreut
Auf weißem Thal die Flocken aus
Der Fußpfad iſt verſchnei't!

„Kein Wilddieb bin ich, deſſen Schuß
Königs Revier verletzt!
Doch ſelbſt wer Bann erleiden muß,
Bedarf Erbarmen jetzt!

„Ich pilgr' ob meiner Sünden Schuld,
Alt, — ſchwach! — Schließt auf die Thür!
So ſegne euch Maria's Huld!
So ſegn' ich euch dafür!

„Durch Ablaß! — holt' ihn über'm Meer;
Durch wunderreich Gebein!
Und hättet ihr deß kein Begehr,
Laßt mich aus Mitleid ein!

„Es drängt das Reh ſich an das Reh,
Das Häslein in die Bucht.
Ein alter Mann in Sturm und Schnee
Obdach und Lager ſucht!

„Es toſ't und grollt der Ettrickfluß!
Schwarz, tief und breit ſein Lauf!
Und jenſeits — drüber hin ich muß, —
Wenn ihr mich nicht nehmt auf.

„An's Eiſenthor verriegelt ſchwer
Klopf' ich vergebens an;
Des Eigners Herz iſt eiſern mehr,
Wird ſchwerer aufgethan.

„Leb wohl! Maria ſteh' dir bei!
Einſt wenn du ſchwach, betagt,
Um Beiſtand bitteſt, ſo verleih'
Sie, was du mir verſagt!“

Im warmen Bett der Waidmann ruht,
Läßt ihn vergebens fleh'n.
Oft hört in Winterſturmes Wuth
Seitdem er Angſtgeſtöhn.

Als Morgenſtral durch Nebelflor
Auf Ettrick's Fluten fiel,
Ein Leichnam ſchwamm am Erlenmoor; —
Dort war des Pilgers Ziel!

Lebwohl.

Nach dem Engliſchen von Lord Byron.

Leb' wohl! Wenn je für Andre heißes Flehen
Zum Himmel drang, dann wird im weiten Raum
Der Luft nicht mein Gebet für dich verwehen;
Es ſteigt zu Sternen, theilt den Wolkenſaum!

Laß thränenlos, in mich verſenkt, mich ſchweigen!
Mehr, als der Blick, getrübt und hohl,
Als blut'ge Thränen, tiefen Grames Zeugen,
Umfaßt das Wort: Lebwohl! Lebwohl!

Stumm iſt der Mund, die müden Augen müſſen
Nicht Thränen mehr; doch in dem Innern brennt
Erinnerung für ewig unvergeſſen,
Der Schmerz, der Raſt nicht oder Schlummer gönnt.

So trag' ich's ſtill, daß Macht des irren Strebens
Mich ab und anzieht, gleich dem Pol.
Eins weiß ich nur: — wir liebten uns vergebens!
Eins fühl' ich nur: — Leb' wohl! Leb' wohl!

In Thirza's Stammbuch.

Nach dem Engliſchen von Lord Byron.

Beim kalten Grabſtein mag der Wandrer weilen,
Sich forſchend um des Todten Namen mühn!
So dürfen auch dieß Blatt und dieſe Zeilen
Auf ſich die ſeelenvollen Blicke zieh'n.
Wenn Jahre dann vielleicht vorübereilen,
Und dieſer Name fremd dir nicht erſchien,
Dann denke mein, wie deß, der hingeſchieden;
Dann ſprich: Sein Herz fand hier im Tode Frieden.

VI.

Die Unſchuld der Hirtin.

Erzählung

von

F. Kind.

Der Maler Darnow an ſeinen Freund, Julius von Buſch.

Du erinnerſt mich abermals an das Bild, das Du durchaus *der Hirtin Unſchuld* genannt wiſſen willſt. Du ſchließeſt aus meiner Vorliebe für dieſes Stück auf irgend ein zärtliches Abenteuer, das ich unter *Emine's* Augen zu erzählen Bedenken trage. Du dringſt auf Erfüllung des mir abgelockten Verſprechens, Dir das Nähere mitzutheilen.

Aufrichtig denn, wie ich es immer gegen Dich war! ja, Du errietheſt ſo ziemlich die Wahrheit. Allerdings iſt jenes Gemälde das Kind einer frühern, doch wahrhaft idylliſchen Liebe, und, obgleich Emine von der Hauptſache, größtentheils durch mich ſelbſt, unterrichtet iſt, ſo mußte ich ihr doch, wie Du im Verfolg finden wirſt, manchen kleinen Nebenumſtand, wo nicht verſchweigen, doch mit etwas gedämpften Farben ſchildern. Jetzt, da die Heißgeliebte mich auf einige Wochen verlaſſen hat, um an der Seite ihres trefflichen Vaters der Landluſt zu genießen, wird dem jungen Strohwittwer Muße genug bleiben, Dir den kleinen Roman mit der unſchuldigen Hirtin, die ſich ſo ſehr Deiner Gunſt zu erfreuen hat, ſo wie beiläufig Einiges von dem Anfange meiner Bekanntſchaft mit Emine — denn beide greifen in gewiſſer Hinſicht eng in einander — mit derſelben Offenherzigkeit zu erzählen, mit welcher ich Dich von der früheſten Jugend an, in jede, auch noch ſo geheime Falte meines Herzens blicken ließ. Die Abendröthe hat den Tannenwald mit roſenfarbnem Schimmer umgeben; nur hie und da brechen goldene Strahlen der untergehenden Sonne durch die ſchwarzgrünen Zweige; Blumenduft ſtrömt zum offenen Fenſter herein, und im nahen Nußbaum ſchlägt eine Nachtigall — Alles verſetzt mich in die Stimmung, deren ich zu dieſer Beichte bedarf. Auf dann, zur Sache!

Daß ich, auch während meines hieſigen Aufenthalts, die früher gewöhnlichen Wanderungen fortgeſetzt habe, iſt Dir aus meinen Briefen zum Theil ſchon bekannt. Einſtmals, da ich in entfernter Gegend dem lieben Gott und den Grundbeſitzern abermals manche herrliche Baumgruppe, manchen Ruin, manchen grünenden Triftenhang, glücklich genug abgeſtohlen hatte, fühlte ich mich durch dieſe Streifereien zu ermüdet, um zu Fuße nach B. zurückzukehren. Das Bergklettern hatte meiner Bruſt trefflich zugeſagt. Ich fühlte mich unendlich frei und heiter. Meine gute Laune ſtreifte nahe an fröhliche Trunkenheit. Um ihr nicht den mindeſten Zügel anzulegen, um ihr vielmehr einen recht freien Tummelplatz zu geſtatten, wählte ich zu meinem Fortkommen die Poſtkutſche.

Der Poſtſchaffner war, wie ich bald entdeckte, ein alter trockener, welterfahrner, doch zugleich ſehr ehrlicher und gutmüthiger Kauz. Meine Jagdluſt nach dergleichen Originalen bewog mich zu dem Verſuche, mich ſeiner Gunſt zu verſichern, und einige Schlucke des beſten

Arracks aus meiner ihm angebotenen Reiſeflaſche ſchienen hinlänglich, mir dieſen Schatz zuzuwenden. „Prr! wie Feuer" — ſagte Herr **Andreas**, da er mir die Korbflaſche zurück gab — „Wiſſen Sie was, junger Herr! halten Sie Sich heute dazu. Blitz! ich habe was Rares unter meiner Fracht — Herr! ein Frauenzimmerchen, zart, wie ein Roſenpfirſich, friſch und rund, wie eine Melone! Ein paar Augen im Kopfe — hu! durch zehn eiſerne Thüren!"

Du wirſt geſtehen, die Vorbedeutungen ſchienen ſehr günſtig! Leider fielen jedoch die Aktien meiner Hoffnung bedeutend, als ich nebſt der übrigen Fracht eingeladen ward, und unter mehrern ziemlich roh ſcheinenden Paſſagieren kein weibliches Weſen, als eine bejahrte, und, um mit wenigen Strichen zu zeichnen, ſchier eulenartige Frau bemerkte. Schon grollte ich im Innern mit dem Schaffner, der uns eine Strecke vor die Stadt hinaus zu Fuße folgte; ſchon dachte ich ihm für die vermeintliche Fopperei irgend einen vergeltenden Streich zu, als ich durch die Nebel des trüben Tages — denn wir lebten im Herbſte — ein kleines weibliches Weſen in der Ferne gewahr ward, das auf einem Feldraine nach der Kutſche loszuſteuern ſchien. Herr Andreas pfiff durch die Finger; das Frauenzimmer wedelte mit einem Tuche; bald war es deutlich, es gehöre mit zu unſerer Ladung.

Als beide dem Wagen nahe genug kamen, ſchärfte ich meine Augen. Die niedliche Pilgerin war in einen kurzen blauen Mantel gewickelt, und trug ein blendendes weißes Tuch über den Kopf, ein Bündelchen unter dem Arme. So viel mir die Verhüllung zu entdecken geſtattete, ſchien ſie höchſt anziehend. Das Schnupftuch, das ſie zu Zeiten an die Augen drückte, noch mehr aber dieſe dunkeln Veilchenkelche ſelbſt, verriethen hinlänglich, daß ſie geweint habe. Ihr Geſichtchen ſchien im höchſten Grad niedlich und regelmäßig, beinahe fromm; ihre Wangen blühten; ihr reizend aufgeworfener Mund, aus dem zwei Reihen der reinſten Perlen ſchimmerten, glich der eben geplatzten Granatblüte.

Kaum hatte die junge Fremde auf dem ihr beſtimmten Rückſitze, der alten Frau zur Seite, und Herr Andreas im Schlage Platz genommen, als die übrigen Reiſegefährten das Mädchen mit ziemlich plumpen Scherzen zu necken anfingen. Sie ſchwieg eine Zeit lang, und wies zuletzt dieſe Unart, zwar nicht ohne Schüchternheit, doch auch mit deutlich genug an den Tag gelegtem Unwillen, von ſich zurück.

Ich meiner Seits hatte natürlich an den elenden Witzeleien nicht auf die entfernteſte Weiſe Antheil genommen, vielmehr meine Unzufriedenheit damit gar nicht verborgen. Dagegen konnte ich es mir nicht verſagen, von Zeit zu Zeit die Augen der kleinen Schöne zu ſuchen, was ſie denn auch nach mehrmaliger Wiederholung mit dankbarem Lächeln zu erwiedern ſchien. Es lag etwas unbeſchreiblich Rührendes in dieſem Lächeln; man ſah es den Augen wohl an, das Weinen würde ihnen immer noch lieber ſeyn.

Als der Wagen auf der gewöhnlichen Mittagsſtation anhielt, boten uns Bauerkinder Sträußer von Herbſtblumen an. Ich kaufte den ſchönſten und benutzte, da das Mädchen zum Mittagseſſen nicht mit ausgeſtiegen war, die Gelegenheit, ihr den Strauß und etwas Kuchen in den Wagen zu bringen. Sie nahm dieſen geringen Dienſt nicht ohne Ueberraſchung, doch mit freundlich verſchämten Augen an; ſie ſteckte die Blumen an die hochgewölbte, doch ſittſam verhüllte Bruſt. Da ich mich wieder entfernen wollte, gab ſie mir wie zum Danke die Hand, und ſagte recht treuherzig: „Setz' Er ſich nachher doch zu mir, junger Herr! Da kann ich doch auch was reden. Die Andern ſind mir alle zuwider.“

Ich hatte im Stillen nicht das Mindeſte dagegen einzuwenden; ich verſprach es ihr, falls es ſich einrichten laſſe. „Das wird ſchon“ — meinte ſie — „wenn Er nur will!“ Da wir wieder einſtiegen, überließ ich der Matrone mit komiſcher Galanterie meinen weit bequemern Sitz, und bekam auf dieſe Art meinen Poſten neben dem niedlichen Kinde. Der Schaffner warf mir einen glückwünſchenden Blick zu; das Mädchen gab mir leiſe die Hand und flüſterte: „So iſt's recht ſchön; ſei Er auch herzlich dafür bedankt!“

So lang es hell blieb, wechſelte ich mit der hübſchen Nachbarin nur wenig freundliche Worte; für mehrere freundliche Blicke mag ich nicht bürgen. Als wir aber nach dem Abendeſſen abermals im Wagen Platz genommen hatten, als es immer dunkler und dunkler um uns wurde, wußte ich mich allmählig ihrer Hand zu verſichern, die ſie mir auch willig überließ.

Endlich war es völlig Nacht; die Mitreiſenden fingen an zu ſchnarchen; die Luft ſtrich, wären gleich die Seitenflügel herabgelaſſen, ziemlich rauh durch die Lücken. „Es wird kalt, liebes Kind!“ ſagte ich jetzt dem Mädchen leiſe ins Ohr — „Hüllen Sie Sich ja vor dem Zugwind hübſch ein!“

„Ich?“ — erwiederte ſie eben ſo — „ich bin vollkommen durch den Mantel geſchützt; aber Er?“ — Sie ſchlug nach dieſen Worten mit der größten Unbefangenheit die Hälfte ihres Mantels um meine Schulter.

Ich will ehrlich ſeyn, lieber Julius! fühlſt Du Dich ſtärker, ſo wirf den erſten Stein auf mich! Dieſe unſchuldvolle Vertraulichkeit, die ägyptiſche Finſterniß, die Nähe eines ſo reizenden, weiblichen Weſens, erwärmten mich mehr, als die Hälfte des Mantels. Ich lehnte meine Wange an die Achſel der gutmüthigen Nachbarin, und ſie duldete es ohne Widerrede. Ich legte meinen Arm um ſie; meine Lippen ſuchten die ihrigen — „Laß Er das, lieber Herr!“ — lispelte ſie, obwol immer noch freundlich bleibend — „es ſchickt ſich nicht in der Dunkelheit. Oder könnt' Er vielleicht Unrechtes von mir denken, weil Er mir beſſer gefällt, als die Andern?“

„Ich wollte Dich nicht beleidigen!“ — ſagte ich, mich zurückziehend — „Sei nur wieder gut!“

„Ich bin es ja!“ erwiederte ſie. Dann ſetzte ſie ſchüchtern, mit faſt komiſcher Aengſtlichkeit, hinzu: „Ich bin nicht argdenklich. Aber faſt möchte ich glauben, Er hätte mir etwas in den Kuchen gethan. So ſchnell wie ihm, habe ich noch keinem Manne getraut.“ — Sie gab mir hierauf ſelbſt wieder die runde Hand, lehnte nach kurzer Weile ihr Köpfchen an meine Schulter, ſchien ſo recht ſanft zu ſchlummern, und erwachte nicht eher, als bis gegen eilf Uhr der

Wagen zu dem Marktflecken hineinrumpelte, wo die Poſt gewöhnlich bis zum Vormittage des folgenden Tags liegen bleibt.

Ich meiner Seits hatte, die leichte, doch liebe Laſt am Herzen, und zuletzt doch auch ein wenig im Arme, kein Auge zuthun können. Das holde, freundliche Geſchöpf hatte ſich auf unbegreifliche Weiſe auch in das Herz geſtohlen. Ich mochte mir meine Thorheit nicht eingeſtehen; ich legte ihr den künſtleriſchen Wunſch unter, das niedliche Weſen für meine Studienſammlung abzuzeichnen.

„Haſt Du Vertrauen zu mir?“ fragte ich die Erwachende, als die Kutſche vor dem Poſthauſe anhielt.

„Ich dächte, das ſäh' Er!“ erwiederte ſie.

„Wo wirſt Du bis zum Abgange der Poſt bleiben?“

„Das weiß ich nicht. Es wird ſich ja ein Plätzchen für mich finden — wo die Uebrigen bleiben — nun, wo Er bleibt!“

Dieſe faſt im Ton einer Schweſter gegebene Antwort machte mir denn doch ein wenig heiß.

Ich war in einer ſonderbaren Verlegenheit. In der Poſtſtube die Nacht zuzubringen, war mir gar nicht gemüthlich. Doch in dieſem Augenblicke ſchlug mich, wie ein deus ex machina, Freund Andreas hinterrücks auf die Schulter, und ſagte: „Nun, wie hält's, junger Herr? Wo ſoll das arme Ding in der kalten Nacht bleiben? Sie haben Sich ihrer nun einmal angenommen, und ich ſehe wohl, Sie gehören nicht zu den Schlimmſten. Wiſſen Sie was? Hier im Poſthauſe giebt's höchſtens eine Pritſche oder eine Streu; der Poſthalter iſt ein liederlicher Wirth; ich ſelbſt kann mich nicht füglich entfernen. Aber drei Häuſer von hier iſt der ſilberne Anker. Das iſt kein eigentlicher Gaſthof mehr, aber die Beſitzerin, eine alte, ehrliche Frau, hat einige Stübchen, die ſie wohl zu Zeiten an Fremde überläßt. Wenn Sie nun das Mädchen dahin bringen wollten — Sie brauchen Sich nur auf mich zu berufen — —"

„Von Herzen gern!" — erwiederte ich, ohne mich zu beſinnen, und wollte ſchnell fort. Er hielt mich aber noch bei der Hand zurück, und ſagte ſehr ernſt: „Verſtehen Sie mich recht! Sie kommen aber doch wieder?“ — Die Redlichkeit des wackern Alten beſchämte mich gewiſſermaßen, gab mich aber auch augenblicklich mir ſelbſt zurück!

„Ich komme!“ — ſagte ich, und ſchüttelte ſeine rauhe Hand. Dann ſuchte ich eilig die kleine Schöne auf, gab ihr zu bedenken, daß ſie nach der Meinung des Schaffners nicht füglich im Poſthauſe übernachten könne, und erklärte meine Bereitwilligkeit, ihr ein ſchickliches Unterkommen zu verſchaffen. „Doch nur unter einer einzigen Bedingung!“ — ſetzte ich hinzu.

„Und die wäre?“ fragte ſie, ein wenig ſtutzend.

„Ich bringe Sie zu einer gutdenkenden Wittwe; ich ſelbſt gehe dann wieder in das Poſthaus zurück, aber — morgen früh beſuche ich Sie, und zeichne mir — wenn Sie wollen, in Gegenwart der Wirthin — Ihr Geſichtchen ab. Sie müſſen wiſſen, ich bin ein Maler!“

Das Mädchen mußte lachen, meinte, das

ſei bei weitem zu viel Ehre für ſie, und verſtand ſich ſehr gern zu dieſem Vertrage.

So zogen wir denn Hand in Hand nach dem ſilbernen Anker, und die Wirthin zeigte ſich, ſobald ſie hörte, daß ich blos für das Mädchen Dach und Fach wünſche, ſogleich zur Aufnahme bereit. Meine kleine Pflegebefohlne wünſchte mir ſehr dankbar, faſt zärtlich, mehreremal gute Nacht.

Die fand ich nun freilich nicht im Paſſagier-Zimmer, theils wegen des fürchterlichen Tabackrauchs und Lärms, theils auch, weil — warum ſollte ich Dir's verbergen? — meine Gedanken ſich immer mit der artigen Reiſegefährtin beſchäftigten. Sobald es daher Tag ward, eilte ich wieder nach dem ſilbernen Anker, und erſuchte die Wirthin, nachzuſehen, ob ihr kleiner Gaſt aufgeſtanden und angekleidet ſei.

„Da ſorgen Sie nicht!“ — ſagte die Frau ſehr gutmüthig, und, wie mir nicht entging, mit Wohlgefallen über mein Benehmen — „für einen Liebhaber“ — ſie mochte mich dafür halten — „heißt es immer viel, daß Sie mich darum erſuchen. Aber das gute Kind iſt längſt munter. Sie hat mir auch ſchon geplaudert, daß Sie ſie abmalen wollen. Das heiß' ich mir eine Liebe! Ihr dürft Euch wol nur ſelten, nur ſo auf dem Huſch, ſehen? Gelt, das hübſche Mädel iſt Ihren Verwandten zu arm und niedrig? Nun, gehen Sie nur immer hinauf — ab und zu will ich wohl gehen, ob es bei Ihnen Beiden ſchon nicht nöthig ſeyn mag — Nein! So eine Liebe iſt mir noch nicht vorgekommen!"

Ich ließ die ehrliche Alte ſchwatzen, und ſtieg ſüß beklommen die Treppe hinauf. Ein frommes Morgenlied, mit heller reiner Stimme geſungen, tönte mir entgegen. — Haſt Du je, lieber Julius, ein reizendes Mädchen am frühen Morgen geſehen, wenn es ſo, geſtärkt durch den Schlummer der Unſchuld, erfriſcht vom kalten Kryſtall, mit klaren freundlichen Augen dem jungen Tage entgegen lächelt? wenn es ſo, gleich der aufknoſpenden Roſe im Morgenthaue, dem neuerwachten Lichte, Jedem, der es erblickt, gleichſam zuruft: Hier bin ich auch wieder! Julius, ſo war ſie! Ich breitete unwillkührlich meine Arme gegen ſie aus, und trat ihr dann, ſchnell wieder gefaßt, entgegen. Ich ſah mit ſüßem Erſtaunen, daß ſie weit, weit ſchöner war, als ſie mir geſtern in den Reiſekleidern geſchienen. Zudem hatte ſie in der Erwartung, abgezeichnet zu werden, nicht ganz ohne jene holde Eitelkeit, die ſelbſt dem Kinde der Wieſenflur mit der Muttermilch eingeflößt ſcheint, ſich nach ihrer Art aufs beſte geputzt. Ihr hellblondes Haar war in eine Art Neſt geſchlagen, und mit einem hochgethürmten, feuerfarbenen Tuche umwunden; einige ſeidene Löckchen ringelten ſich noch hie und da um Stirn' und Wange hervor; ein ſchwarzes Leibchen mit ſilbernen Hefteln, ein gleichfarbiger Rock kleidete ſie ſehr vortheilhaft, bunte Hemdärmel bauſchten um die rundeſten, niedlichſten Arme; Bruſtkoller und Strümpfe waren von blendender Weiße.

Der freundliche Morgengruß des reizenden Landmädchens, das niedere Zimmer mit dem altmodiſchen, kattunumhängten Bette — drollig genug hatten die Baalspfaffen bei der keuſchen Suſanna, dieſe Nacht über das Kind der Unſchuld umſchattet — der Ofen von ſeegrünen Fließchen, die runden Fenſterſcheiben, ein Spinnrocken, an dem das Mädchen zum Zeitvertreib ſpann, verſetzten mich auf Augenblicke in die niederländiſche Schule; ich bat ſie, ſich wieder zu ſetzen, und packte meine Geräthſchaften aus.

„Es iſt recht gut, junger Herr!“ — ſagte ſie, und legte die Hand an das Mieder — „daß Er ſo für mich geſorgt hat, und nun gar mich abzeichnen will. Dazu fänd' Er wohl tauſend vornehmere Mädchen, die es eher verdienten!“

„Das muß *ich* wiſſen, liebes Kind!“ — verſetzte ich — „Doch wir ſind nun ſchon einen Tag mit einander gereiſet, und ich weiß Sie noch nicht einmal zu nennen!“

„Mit dem: Sie, verſchone Er mich nur. Das ſteht mir nicht zu; laß Er es lieber bei dem Du!“ — erwiederte ſie, und ſenkte das Auge auf den Buſen — „Ich heiße Marie. Manche Leute nennen mich auch wohl Mariechen!“

„Nun denn, Du liebes Mariechen!“ — ich fing wohl an zu zeichnen, aber meine Augen blieben immer nur gar zu lange auf der holden

Geſtalt haften — „Ich bin recht froh, daß ich Dich malen kann, daß Du Dich auch ſo hübſch dazu gekleidet haſt! Doch wünſchte ich — —“

„Was denn? Er kann es ja ſagen.“

„Ich wünſchte lieber Deine blonden Locken nicht ſo ſtreng geflochten —“

„Das habe ich nicht gewußt; bei uns tragen wir ſo ein Tuch zur Kirche; wir denken, bloßes Haar ſchicke ſich nicht. Doch, wenn Er meint, ſo kann Er's ja ſelbſt machen, wie es ſich zum Malen am beſten ſchickt.“ Sie band bei dieſen Worten das Tuch ab; ſie neſtelte die flächſenen Zöpfe auf, die ihr faſt bis zu den Knieen herabreichten. Ich wand ſie behutſam aus einander; ich breitete die goldgewellten Haare faſt wie einen Mantel um ſie aus; nur noch eine Krone auf's Haupt; ſo war Mariechen Holbeins verjüngte Maria!

Ich ſetzte mich und that wieder einige Striche. Doch je länger ich ſie anſchauete, deſto unſicherer ward meine Hand, und ich hatte daher gar nichts dawider, als das gute Kind endlich ihre Neugierde nicht länger bekämpfen konnte, ſondern, um etwas von der Zeichnung zu ſehen, aufſprang, und nun, die Hand auf meiner Schulter, das kaum angelegte Bildchen auch gar zu allerliebſt fand. Ich meiner Seits merkte nur zu gut, daß ich bei mir ſelbſt heute wenig Ehre einlegen würde, ſchüttelte daher ſtillſchweigend mit dem Kopfe, und ſtützte ihn dann, zu ihr aufſehend, unmuthig auf die Hand.

„Aber was fehlt Ihm denn?“ — fragte Mariechen gutmüthig — „Er iſt ja gar nicht wie geſtern mehr; Er iſt ja recht traurig. Ich habe Ihm doch nichts zu Leide gethan?“

„O nein, liebes Kind! — Ach, ich bin dir nur gar zu gut — “

„Da ſeh' ich kein Unglück! Alle Menſchen ſollen ſich gut ſeyn — “

„Liebes Mariechen!“ — ich warf Pergament und Silberſtift zuſammen, und ſtand auf — „Nein, ich ſehe es ſchon, heute bringe ich nichts mir zu Danke hervor. Auch braucht es deſſen ja nicht. Ich habe dein Bild nun in Kopf und Herzen — Ich will lieber gehen — Gieb mir zum Abſchiede jetzt bei hellem Tageslichte einen

Kuß; denn vor den Andern mag ich ihn nicht von dir fordern.“

„Einen Kuß“ — fragte ſie halb verwundert. — „Da bin ich armes Mädchen wohl zu gering dazu; und doch — weiß ich nicht einmal, ob ich es darf?“

„Warum denn nicht, Mariechen?“

„Je nun, denk' Er darum nicht ſchlechter von mir, ich habe ſchon einen Liebhaber. Eben der Abſchied von dem und von meiner alten Mutter koſtete mich geſtern ſo viele Thränen, und doch mußte es geſchehen, um für ſie und zwei jüngere Geſchwiſter mehr zu verdienen. Deßhalb reiſe ich jetzt auf das Gut des Herrn Barons von **, bei deſſen Fräuleins ich als Stubenmädchen in Dienſt komme.“

„Was ſagſt Du?“ — antwortete ich, doch ein wenig betroffen — „Du kleines Weſen biſt ſchon förmlich verſprochen? Da iſt's denn freilich ein Anderes — —“

Ganz mir wie gerufen, tönte in dieſem Augenblicke das Poſthorn, welches das Bereitſtehen der Poſtkutſche verkündete. Mariechen brachte eiligſt ihren Kopfputz wieder in die gewöhnliche Ordnung, legte Mantel und Regentuch an, und wir ſetzten, obwol etwas einſylbiger, doch eben ſo zutraulich und freundlich, als zuvor, mit einander die Reiſe fort. Erſt gegen Abend trennte ſich Mariechens Weg von dem allgemeinen. Ich begleitete ſie noch eine Strecke zu Fuße, und drang ihr zuletzt einen neuen Thaler auf, den ſie, nach langem Weigern, nur mit dem Zuſatze annahm: „Ja denn, lieber junger Herr, weil Er einmal ſo gut iſt; aber nicht für mich, nur für meine Mutter! Da wird Er Segen davon haben!“

Erſt nachdem ich mich völlig mit mir wieder allein befand — meine Reiſegefährten waren für mich ſo gut, wie nicht vorhanden — ward ich es ganz inne, wie tiefen Eindruck Mariechen auf mich gemacht hatte. Ich konnte das Andenken an das gute Mädchen auf keine Weiſe aus meinem Gedächtniſſe verbannen, und ſo lieb es mir war, daß ihre Beſtimmung ſie nicht in die Stadt meines Aufenthalts geführt hatte, ſo dringend foderte mich dagegen mein Herz dazu auf, das Bild der niedlichen Reiſegefährtin, theils nach dem genommenen Umriſſe, theils auch und mehr noch aus der Phantaſie, in Oel anzulegen. Ich malte es ganz ſo, wie ich Mariechen an jenem Morgen geſehen hatte; nur verſetzte ich es, wie Du geſehen haſt, in eine friedliche Baumgegend; der Spinnrocken durfte nicht fehlen; einige im Gras ruhende Lämmer und das weiße Taubenpärchen über ihr in den Zweigen ſchienen mir nicht nur zu Mariechen recht hübſch zu paſſen, ſondern auch den Charakter des Ganzen noch deutlicher zu bezeichnen.

Doch meiner zärtlichen Erinnerung gnügte dieſes noch nicht. Vielmehr ſandte ich, da ich den Ortsnamen von Mariechens Aufenthalt von ihr ſelbſt erfahren hatte, durch einen Boten daſiger Gegend von Zeit zu Zeit kleine Geſchenke an ſie, Geld, Bänder, Tücher, zuletzt gar einige Schnuren recht hübſcher Bernſteinperlen. Ich ließ nichts dazu beſtellen, als einen Gruß aus dem ſilbernen Anker. Nach dem Ritterguthe ſelbſt mochte ich aus Mißtrauen gegen mich und, um zu keinem, ihr nachtheiligen Aufſehen Anlaß zu geben, niemals reiſen. Dagegen nahm ich bei dem nächſten maleriſchen Ausfluge, welchen mir der wiederkehrende Lenz verſtattete, die Richtung nach Mariechens Geburtsdorfe, das ſie mir gleichergeſtalt, noch ehe wir uns trennten, genannt hatte.

Hier erfuhr ich denn, indem ich mich für einen Bekannten ihrer jetzigen Herrſchaft ausgab, bei dem ehrwürdigen Geiſtlichen, daß ſie mich in Allem mit Wahrheit berichtet hatte. Mariechen war die Tochter des verſtorbenen Schulmeiſters, hatte ſchon als Kind die beſten Anlagen gezeigt, und ſehr fertig leſen, ſchreiben und nähen gelernt. Nach dem Tode des Vaters ging ſie in dem Hauſe des kinderloſen Pfarrers faſt wie eine Tochter ab und zu, lebte aber übrigens mir ihrer alten Mutter treulich zuſammen, und half dieſe nebſt den jüngern Geſchwiſtern durch ihrer Hände Arbeit ernähren. Niemand wußte ihr etwas Unrechtes nachzuſagen, als daß ſie ſich zuletzt mit einem jungen Gärtnerburſchen in ein Liebesverſtändniß eingelaſſen habe, der ſie, ſo bald er etwas vor ſich gebracht habe, heirathen wolle. „Hat doch der Arme ſo gut ein Herz wie der Reiche!“ — ſetzte der brave Pfarrherr, halb wie entſchuldigend, hinzu — „überdieß denkt das gute Mädchen, theils um ihrer Mutter reichlichere Unterſtützung zu verſchaffen, theils auch wohl, um keiner Verſuchung zu unterliegen, bis dahin in fremden Dienſten zu bleiben.“ —

Ich kehrte von dieſer Reiſe mit nur noch größerer Theilnahme für Mariechen, ich ſollte ſagen, mit nur noch zärtlicherer Zuneigung zu ihr, zurück, und fuhr fort, an der Vollendung ihres Bildes mit nur noch höherer Luſt zu arbeiten. — Doch meine Erzählung macht hier eine Einſchaltung nothwendig.

Etwa eine Woche vorher, ehe ich die eben erwähnte Reiſe antrat, kopirte ich einmal auf der Gallerie, und bemerkte unter einer Geſellſchaft, die ſich herumführen ließ, eine reizende, faſt majeſtätiſche Geſtalt, die mir nicht nur wegen ihres vortheilhaften Aeußern, ſondern auch, ſo viel ich davon verſtehen konnte, wegen ihres geiſtreichen Geſprächs, nicht wenig auffiel. Auch wendete ſich die hehre Schöne im Vorübergehen mit einigen Fragen an mich ſelbſt, und gab mir ſo die gewünſchte Gelegenheit, ſie genau in's Auge zu faſſen. Ihr Anzug war äußerſt geſchmackvoll, beinahe prächtig, ihr Wuchs zwar über die mittlere Größe, doch im ſchönſten Verhältniſſe, ihr glänzendes, kunſtreich aufgewundenes Haar, ihre Augen und die ſcharf gezeichneten Brauen brennend ſchwarz, ihre Haut zwar ſehr fein, doch eher wachsbleich, als blendendweiß, ihre ganze Form die einer Griechin — Du erräthſt wohl, daß ich von Eminen ſpreche. Ich erkundigte mich nach ihrem Namen, und erfuhr, daß ſie die Tochter des reichen Barons von L. und ihm, als er noch Reſident in Conſtantinopel geweſen, von ſeiner ſpäterhin verſtorbenen Gemahlin, einer gebornen Circaſſierin, geboren worden ſei; über ihre leiblichen und geiſtigen Vorzüge gab es nur eine Stimme.

Auch auf mich hatte ihr ganzes Weſen einen mehr als gewöhnlichen Eindruck gemacht; jedoch war das Andenken an ſie während meiner Reiſe faſt gänzlich wieder erloſchen, als es ſich durch einen Zufall erneuerte. Ich zeichnete kurz nach meiner Zurückkunft eines Abends noch ſpät in unſerm Luſtwäldchen nach der Natur, als ich Eminen am Arm eines andern Frauenzimmers, wie ich nachher erfuhr, ihrer Geſellſchafterin, luſtwandelnd, auf mich zukommen ſah. Auch ſie ſchien mich zu bemerken, flüſterte ihrer Begleiterin mit feinem Lächeln etwas in's Ohr, und machte Miene, mit ihr umzukehren. Ich hatte nicht Luſt, dieß geſchehen zu laſſen. Ich ſtand auf und näherte mich den Freundinnen mit einer freundlichen Begrüßung. Emine ſchien der Unterhaltung mit mir keineswegs auszuweichen; ſie verlangte meine Zeichnung zu ſehen, und urtheilte darüber mit vieler Kenntniß; ich durfte ſie bis an's Ende des Luſtwäldchens begleiten; ihre Aeußerungen, und ſelbſt ihre Blicke, konnten mich nicht im Mindeſten von ihr zurückſcheuchen.

Kaum waren nach dieſem zufälligen Zuſammentreffen einige Tage vergangen, als Emine mit ihrem Vater und einigen Freunden meine Werkſtatt beſuchte. War ſie mir ſchon vorher höchſt reizend vorgekommen, ſo erſchien ſie mir dießmal wahrhaft bezaubernd. Sie war ganz weiß gekleidet, wodurch ihr dunkles Haar, ihre feine Wangenröthe, nur noch reizender hervorgehoben ward; das leichte Gewand zeigte mir die vollendetſte

Form; faſt glaubte ich, kein lebendes weibliches Weſen, nein! ein Götterbild vom reinſten Elfenbein oder Alabaſter vor mir zu ſehen. Deſto lebhafter ſprachen dagegen ihre Augen; deſto einnehmender war jedes ihrer Worte, die ſie, wiewohl mit dem feinſten Anſtande, nicht ſelten zuvorkommend an mich richtete. Ich zeigte nach und nach alle meine verräthigen Gemälde, zuletzt auch das, vor kurzem vollendete von Mariechen vor, und ärndtete beſonders mit dieſem das ſchmeichelhafteſte Lob ein. Eminen ſchien es nicht allein zu gefallen, ſondern — es kann immerhin ſeyn, daß ich ſelbſt mit zu groſer Lebhaftigkeit davon ſprach — auch gewiſſermaßen aufzufallen. Sie erkundigte ſich genau nach ſeiner Entſtehung, ſchien jedoch, da ich es für ein bloßes Spiel der Phantaſie erklärte, völlig zufrieden geſtellt.

Der Enderfolg dieſes Beſuchs beſtand darin, daß Eminens Vater, der ſich durchgängig nicht blos als einen der feinſten Kunſtkenner, ſondern auch als einen der reichſten Kunſtſammler zu erkennen gab, mich einlud, ſeine Tochter zu malen. Emine ſchien mich blos mit Blicken zu fragen, und lächelte dazu mit ihren feinen Lippen unendlich bezaubernd; ich ſtand nicht an, meine größte Bereitwilligkeit zu verſichern.

So innig meine Freude darüber war, daß ein ſo herrliches Geſchöpf, [illegible] Emine, mir ſitzen wollte, eben ſo [illegible] für mein Herz war auch die Ueberzeugung, die ich mir nicht abläugnen konnte, daß mir Emine in ziemlich hohem Grade gewogen ſei. Jetzt — lächle immer über meine Thorheit, an der doch zuletzt die Weisheit zu Schanden ward — jetzt erſt ſchien es mir nicht gleichgültig, daß man meinen Stammvater, ſo gut wie nur einen, ſchon zu Zeiten des Rothbarts für helm- und ſchildfähig erkannt hatte. Iſt auch der Künſtler *immer* ein Edelmann, ſo konnte es mir doch bei Eminens Vater vielleicht nützen, wenn ich mich auch durch den Wappenbrief als ſolcher zu beurkunden im Stande war. Du ſiehſt ſelbſt, Eminens Reize hatten mir ſchon ziemlich den Kopf verdreht.

Aber meine ſtillen Hoffnungen, die ſich, wie Veilchen und Krokus im erſten Lenze nur erſt halb an's Licht wagten, wurden gewaltig niedergedrückt, als ich mich auf erhaltene Einladung, um die verſprochene Arbeit anzufangen, in des Barons Garten einfand, wo mir allenthalben eine ſo auffallende Pracht, ein ſo orientaliſcher Luxus ſichtbar ward, daß dem [illegible] Plutus wenig begünſtigten, wenn auch [illegible] ſehr thurnierfähigen Maler gewiß aller Muth ſinken mußte.

Meine Staffelei und die ſonſtigen Geräthſchaften waren auf Befehl des Barons in einem Kiosk aufgeſtellt worden, durch deſſen hohe Kryſtalltafeln freilich das reinſte Licht herabfiel. Hier fand ich Eminen in Geſellſchaft ihrer Freundin, mich erwartend, in einer höchſt maleriſchen, der morgenländiſchen nahe kommenden Tracht. Sie ſaß auf einer köſtlichen, durch einige Stufen erhöheten Ottomane, unter dem Schatten eines blühenden Orangen- und Granat-Baums, und ſpielte auf einer zwar fremdartigen, doch ſehr zierlich geformten Laute. Die Wände des Gartenſaals waren mit Spiegeln und Gemälden auf's koſtbarſte verziert; unten herum ſtanden die zarteſten Gewächſe und Blüten, und, außer den Blumendüften, war das ganze Gemach noch vom Geruch des edelſten Roſenöls faſt bis zur Beklemmung erfüllt.

Ich will Dir nicht beſchreiben, wie ich auf's neue von Emines Reizen geblendet ward; ich brauche Dir eben ſo [illegible] bedenkliche Lage eines Malers zu [illegible], einem der ſchönſten weiblichen Weſen gegenüber, Fug und Recht hat, die holde Geſtalt gleichſam in ſich aufzunehmen, um ſie dann, auf dem nicht minder gefährlichen Wege durch Auge, Herz und Hand, wie von neuem zu erſchaffen. Auch würde es überhaupt jetzt, da ich Dir nur die Mähr von der Hirtin Unſchuld zu berichten habe, zu weit vom Wege abführen, wollt' ich meiner entſtehenden und täglich wachſenden Liebe zu Eminen von Schritt zu Schritt folgen. Es ſei dir daher an dem Berichte genug, daß auch Emine mir mit jedem Male, da ich an ihrem Gemälde arbeitete, immer deutlichere Beweiſe ihrer eben ſo feurigen, als zärtlichen Zuneigung gab, daß ich nach und nach durch ihre Geſellſchafterin erfuhr, ſie habe ſchon nach dem Beſuche der Gallerie ſehr vortheilhaft von mir geſprochen.

und den Beſuch meines Arbeitszimmers ſelbſt eingeleitet; ſie wiſſe auch längſt, daß ich ihr ebenbürtig ſei, und werde von ihrem Vater ſo ſehr geliebt, ja faſt angebetet, daß überhaupt Seiten ſeiner ein Widerſp[illegible]gegen eine von ihr gewünſchte Verbind[illegible] nicht zu befürchten ſtehe.

Schon lächelte das Gemälde mir dankbar von der Leinwand entgegen, und es waren nur noch einige Nebendinge, die Bäume und das Saiteninſtrument etwas fleißiger auszuführen; — denn ich hatte Eminen ganz mit den vorgefundenen Umgebungen gemalt, und die Bewegung des Lautenſpiels that mir treffliche Dienſte, ihren ſchönen Fingern und Armen volle Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen — als das holde Original mir zu wiſſen that, ſie werde mit ihrem Vater eine befreundete auswärtige Familie beſuchen, doch gleich nach ihrer Zurückkunft mir davon Nachricht ertheilen. Ich verſprach, indeſſen das Gemälde an Ort und Stelle — der Kiosk war mir ſchon unendlich theuer worden — vollends fertig zu machen, und erhielt von der Geliebten bei der

Trennung den erſten, zwiſchen Schaam und Liebe ringenden Kuß. Nun war die Herrliche ja mein! Nun konnte ja Nichts ſie mir wieder entreißen!

Ich arbeitete nach ihrer Abreiſe ſo fleißig, daß das Gemälde in wenig Tagen zur Vollendung gedieh, und ich nun, obwohl mit ſtets ungeduldiger werdender Erwartung eines Rufs von Eminen, wieder in meinen eigenen Zimmern meine Kunſt betrieb. Hier überbrachte mir eines Morgens ein Unbekannter ein kleines Päckchen, und entfernte ſich mit dem Zuſatze, es bedürfe keiner Antwort. Ich riß das Billet ungeduldig auf. Es war von Eminen. Ich drückte es an meine Lippen, ich küßte die Schriftzüge! Urtheile nun ſelbſt, wie mir ward, als ich den Inhalt las, und die mich empörenden Zeilen fand: „Ich habe das Gemälde vollendet angetroffen. Ich danke Ihnen dafür, aber ich werde Sie nie wieder ſehen. Nehmen Sie das Anliegende als einen kleinen Beweis meiner Hochachtung für Ihre Kunſt.“

Nicht wahr, Du glaubſt es mir, daß ich daſtand wie aus dem Himmel herabgeſtürzt? Ich traute kaum meinen Augen. Ich las das Billet wieder und wieder. Ich riß die Beilage auf, und fand — hundert Louisd'or! Jetzt brach das, was lange in mir gekocht hatte, in volle Flammen aus. „Bezahlen will ſie mich!“ rief ich aus. „Durch falſche Liebkoſungen hat ſie mich gelockt, alles aufzubieten, was ich vermochte — jetzt, da ſie und ihr kunſtgieriger Vater meiner nicht mehr bedürfen, verwirft ſie mich mit kaltem, höhnendem Spott, und — will mich bezahlen!“

Tauſend tolle Entwürfe kreuzten ſich in meinem Kopfe. Ich wollte den Judaslohn zurückſenden, mein Gemälde verlangen, und die ſchönen Locken in Schlangengeringel umſchaffen; ich wollte ihr das Bild laſſen, und für das Geld ein Feuerwerk geben; ich wollte die Goldſtücke vor ihrem Garten unter die Bettelbuben auswerfen — Alles war mir noch immer nicht genug, um ſie meine ganze Verachtung, meine ganze Rache fühlen zu laſſen.

Indem ich noch ſo vor mich hin wüthete, pochte es abermals an meine Thür, und der Bote, der gewöhnlich meine Sendungen an Mariechen beſtellt hatte, trat etwas furchtſam herein. „Was iſt Ihnen denn?“ — fragte er — „Wiſſen Sie es vielleicht ſchon?“

„Was denn?“ — fragte ich, und gab mir Mühe, mich zu beſänftigen.

„Nun, nehmen Sie's nur nicht für ungut,“ — fuhr der Alte fort — „daß ich Sie heute ſelbſt aufſuche. Sie haben mir immer etwas für Mariechen mitgegeben; da hängt auch ihr Bild leibhaftig an der Wand; Sie müſſen doch wohl dem Mädchen gut ſeyn — nun, ich weiß davon kein Wort. Doch aber muß ich Ihnen aus guter treuherziger Meinung ſagen, daß das Mädchen zwar bis jetzt von der gnädigen Herrſchaft und dem ganzen Dorfe immer ſehr geliebt worden iſt, daß ſie nun aber Knall und Fall abziehen ſoll, weil man Ihre Geſchenke bei ihr entdeckt hat. Die Herrſchaft iſt in ſolchen Dingen ſehr ſtreng, beſonders weil Mariechen bei den jungen Fräuleins iſt, und dieſe ſie ordentlich wie eine Schweſter lieb haben. Die Herrſchaft weiß auch davon, daß das Mädchen mit einem armen Burſchen verſprochen iſt. Nun, aber ſolch ein Burſche macht keine ſolchen Geſchenke, und ſonſt will Mariechen nichts geſtehen. Unſer eins hat denn in Amtsſachen auch ein Schloß vor dem Maule. Genug, die Herrſchaft glaubt nun, Mariechen ſei eine liederliche Dirne. Nur mit Mühe hat ſie, daß die Schande nicht gar zu groß werde, es erbettelt, daß ſie noch bis zum Johannistag bleiben darf. Einen Dienſt wird ſie hier nicht erhalten, weil doch etwas von der Sache verlautet hat. Was ſoll ſie nun anfangen? Da iſt mir denn eingefallen, Ihnen ſo bloß für mich die Sache zu ſtecken. Sie werden am beſten wiſſen, ob Sie etwas für Mariechen thun können und wollen.“

Der Bote hatte noch nicht ausgeredet, als mir ſchon ein glücklicher Gedanke durch den Kopf fuhr. Von dem heftigſten Zorn zu faſt wilder Freude übergehend, fiel ich dem Alten mit lautem Jubel um den Hals, dankte ihm für die Nachricht, hieß ihn wegen Mariechens ganz ruhig ſeyn, und beſchenkte ihn reichlich. Kopfſchüttelnd, vielleicht gar an meinem Verſtand zweifelnd, verließ er mich; ſolche Aufnahme mochte ihm wohl noch nie bei ſchlimmer Mädchen-Botſchaft zu Theil werden ſeyn.

„Gutes, gutes Mariechen!“ rief ich, ſobald er fort war, vor ihrem Bilde, und war nahe daran, die Leinwand zu küſſen — „Dir iſt geholfen! Du wollteſt mich nicht verrathen; Du glaubteſt, es könne mir nachtheilig werden. Ich muß, ich werde Dir helfen! Der Sold, den ich bei der herzloſen Sultanin verdient habe, ſei für die Unſchuld von mir verdient!“

Ich ſuchte alsbald die zerſtreuten Goldſtücke wieder zuſammen; ich ſiegelte ſie ein, überſchrieb ſie an den guten alten Pfarrherrn, und trug das Päckchen ſelbſt auf die Poſt. Auf dem beigelegten Zettel ſtand nichts, als die Bitte, das Anliegende im Namen eines unbekannten Freundes zu Mariechens Ausſteuer zu verwenden.

Nach Verfluß von nicht ganz drei Wochen erhielt ich von Mariechens eigner Hand dieſen Brief:

„Lieber, junger Herr! So muß ich Sie nennen, ob ich's gleich ganz anders möchte. Sie ſind ſo gut; Sie haben Mariechen nicht vergeſſen, ob ſie das gleich nicht gehofft hätte. Ich weiß ſchon längſt, wer Sie ſind; ich bin auch Ihretwegen einmal in der Stadt geweſen, aber ich habe ſie nicht anreden mögen. Nein, ich wollte Sie auch nur ſehen. Alle Ihre ſchönen Geſchenke habe ich erhalten, und wohl gewußt, von wem ſie kämen. Sie waren alle zu vornehm für mich; doch habe ich ſie manchmal des Nachts getragen, und wenn ich dachte, ich wär ganz allein. Aber das Kammermädchen, das mir von je ſpinnefeind war, ob ich ihr gleich gar nichts that, muß mich doch einmal belauſcht haben. Die hat es der Herrſchaft wieder geſagt. Aber ſeyn Sie ohne Sorgen; ich habe Sie nicht verrathen; da meide ich lieber den Dienſt. Ich habe auch von dem Boten gehört, daß Sie mich recht ſchön groß und bunt gemalt haben; das iſt wieder recht gut von Ihnen; ich ſehe doch, Sie ſchämen Sich meiner nicht. Warum wollten Sie das auch, ob ich ſchon arm bin? Wir haben uns ja nichts vorzuwerfen; nicht einmal den Kuß haben Sie nicht genommen, den ich Ihnen anfänglich abſchlug. Nun, unrechtes wär das wohl auch nicht geweſen; aber es iſt doch ſo beſſer. Jetzt — das iſt die Hauptſache, weßhalb ich ſchreibe, haben Sie Sich gar für mich ganz arm gemacht, wie mir der Herr Pfarrer und auch meine Mutter geſchrieben hat. Aber, wenn das wäre, ſo nehmen Sie das Geld lieber wieder. Ich denke immer im Herzen voll Liebe an Sie, und habe auch alles meinem Bräutigam zu wiſſen gethan. Der iſt ganz vor Freuden außer ſich, weil Sie ſo gar gut ſind, und hat mir geſchrieben, Sie hätten wohl mehr um mich verdient, als er ſelber, und ich ſolle auch, ehe ich heimkäm, einmal zu Ihnen gehen, und mich für die große Wohlthat in meinem und ſeinem Namen hübſch bedanken. Nun kann er, wenn Sie das Geld nämlich nicht wieder brauchen, ein Güthchen kaufen oder pachten, wie er nur Luſt hat. Ach Gott, wir ſind ja nun reiche Leute, und lieb behalten, ſo wie einen Bruder, mein' ich, darf ich Sie ja auch. Aber das in die Stadt kommen, wie mein Bräutigam will, nein! das thue ich nicht. Das könnte Sie dort in ein Gerede bringen. Die Menſchen ſind argdenklich; ich habe das erfahren hier bei meiner Herrſchaft. Nun weiß ich nichts mehr, als daß ich in drei Tagen abziehen muß, und zum Johannistage gegen Mittag in Grächdorf ſeyn werde. Sie wiſſen nun, wo ich bin, und können thun, was Ihnen gut dünkt. Wenn ich Sie auch niemals wiederſehe, werde ich Sie doch niemals, niemals vergeſſen, und immer mit treuem Herzen verbleiben

Ihr
dankbares
Mariechen.“

Ich weiß nicht zu ſagen, wie wunderbar wehmüthig mir nach Leſung dieſes Briefes zu Muthe war. Faſt gönnte ich das herrliche Mädchen dem ehrlichen Burſchen nicht; faſt träumte ich, ſelbſt durch ſie glücklich werden zu können. Doch dieß — zu laut ſprach der Verſtand — war ja nicht möglich; was aber möglich war, das wenigſtens ſollte mir nicht entgehen!

Ich warf mich, um alles Aufſehen zu vermeiden, am Vorabend des Johannistags in geringe Kleidung, worin ich allenfalls für einen Gärtnerburſchen gelten konnte. Ich eilte nach dem angegebenen Dörfchen, und dingte im Gaſthoſe ein Stübchen; ich äußerte gelegentlich, ich ſei ein Gärtnerburſche und meiner Braut entgegengekommen.

Schon mit frühem Morgen war ich auf dem Wege nach dem Ritterguthe zu. Mariechen kam erſt gegen neun Uhr. Wir trafen uns in einem Hölzchen. Mariechen breitete ſchon von weitem die Arme nach mir aus; wir umarmten uns; ich legte meinen Kopf auf ihre Achſel; ſie that daſſelbe. „Weißt Du was, Mariechen!“ — ſagte ich dann — „ich habe mich im Gaſthofe für einen Gärtnerburſchen, für Deinen Bräutigam, ausgegeben; Du darfſt den Spaß nicht verderben.“ — Sie ſann einige Augenblicke nach, nickte und lächelte dann, ob ihr das Weinen ſchon näher ſchien. Dennoch wußte ſie ſich bald in die Rolle des Bräutchens zu finden, und ſchien ſich etwas darauf einzubilden, daß ſie mich jetzt auch Du nennen konnte und mußte.

Ich ließ das Mittagseſſen in das von mir in Beſchlag genommene Stübchen bringen. Mariechen hatte die Augenblicke, da ich dieß beſtellte, dazu benutzt, ſich ganz wieder ſo zu kleiden, wie an jenem Morgen. Nur die flächſenen Haare waren gleich völlig aufgelöſt, wie ich es damals verlangt hatte; nur mehrere meiner kleinen Geſchenke trug ſie an ſich, und die Bernſteinperlen warfen auf den züchtigen Buſen liebliche Lichter.

Wir ſetzten uns in dem Wirthshausſtübchen neben einander zu Tiſche; eine wehmüthige Erinnerung unſers erſten Zuſammenſeyns im ſilbernen Anker bemächtigte ſich unſerer; wir wollten wohl eſſen, aber es wollte nicht gehen; ſelbſt der ſüße Wein, den ich für Mariechen eigends mitgebracht hatte, wollte, ſo ſehr ſie ihn lobte, nicht hinunter; es traten ihr zu Zeiten helle Thränen in die dunkeln Augen. Doch gab ſie ſich alle Mühe, recht heiter und fröhlich zu ſcheinen.

Nur erſt, da wir das Dorf wieder verlaſſen hatten und eben am Scheidewege ſtanden, konnte ſie ihre Wehmuth nicht mehr bemeiſtern. Jetzt ſchluchzte ſie laut. Sie gab mir die Hand, und ſprach mit hocherröthenden Wangen: „Jetzt küſſen Sie mich! Es iſt das erſte und das letzte Mal. — Und nun gehen Sie, Sie dieſſeits, ich jenſeits! Ich werde nie dieſe Stunde vergeſſen;

ich werde immer für Sie beten! Leben Sie wohl!“ — Sie riß ſich von mir los, wandte ſich ab, warf ſchnell ihren Sonnenhut über, und ging ihre Straße, ohne ſich umzublicken. Ich hätte ihr nacheilen und ſie in meine Arme ſchließen mögen. Aber ich fühlte wohl, daß ich das nicht dürfe. —

Nach Verfluß eines Vierteljahres erfuhr ich denn auch, daß Mariechen mit ihrem Verlobten, welcher eine hübſche Gärtnernahrung angekauft, ſich verheirathet habe. Sie iſt jetzt die niedlichſte Gärtnerfrau der ganzen Gegend und bereits Mutter zweier geſunder Buben.

Ich ſetzte nun eine Zeitlang — denn ich muß ja wohl den geſchlungenen Knoten völlig auflöſen — mein ſtilles Künſtlerdaſeyn, faſt von aller Geſellſchaft zurückgezogen, fort, und fand mein Glück nur in Ausübung meiner Kunſt. An Eminen konnte ich nie ohne Erbitterung denken, obwol es meinem Herzen nicht gelang, ſie ganz zu vergeſſen, wie mein Stolz es forderte. Endlich führte Zufall oder Abſicht in einem öffentlichen Garten ihre Geſellſchafterin mir einſtmals entgegen. Ich wollte ihr ausweichen; doch ſie gab mir einen Wink, daß ſie mit mir zu ſprechen wünſche.

„Ich glaubte gar nicht, daß Sie Sich noch hier aufhielten!“ redete ich ſie mit ſo kalter Ruhe an, als ich nur aufzubringen vermochte.

„O ja! Wir kommen nur ſelten aus!“ — Sie ſchwieg.

„Baroneſſe Emine befindet ſich doch recht wohl?“

„Ja und nein! — Darnow! Sie hatten einſt Vertrauen zu mir, ich zu Ihnen; ich liebe meine Freundin über Alles; ich lebe und leide mit ihr. Hinweg denn die Maske, die uns beiden läſtig wird! Meine Freundin iſt, bei jeder Ausſicht auf das glänzendſte Glück, unglücklich; ſie iſt es, weil ſie noch immer Sie liebt, und doch Ihnen nicht vergeben kann!“

„Sie? Mir? Die Gefühlloſe dem Verſchmähten? dem bitter Beleidigten!“ —

Ich erfuhr nun den ganzen Zuſammenhang. Jene Familie, zu welcher Emine mit ihrem Vater verreiſte, war die nämliche, bei welcher Mariechen in Dienſten ſtand. Emine hörte von dem Mädchen viel Gutes, aber auch, daß man ihr aufgeſagt habe, weil ſie aus der Stadt anſehnliche Geſchenke erhalte, folglich hier eine geheime, auf keine Weiſe zu billigende Liebſchaft zu Grunde liegen müſſe. Sie ward neugierig, das Mädchen zu ſehen, und erkannte in ihr auf den erſten Blick das Original jenes Gemäldes, wovon ich mit ſo großer Theilnahme geſprochen hatte. Sie war bei Mariechens Erblicken einer Ohnmacht nahe, und nur das Aufbieten aller ihrer Kräfte machte es ihr möglich, ſich nicht ganz zu verrathen. Die heftigſte Eiferſucht, die marterndſte Qual über meine vermeinte Untreue ergriff ſie; ihr Stolz erwachte; ſie beſchloß, mich, was es ihr auch koſte, auf ewig aus ihren Augen zu verbannen.

„Der Anſchein mag wider mich ſeyn, und doch hat mich Emine verkannt!“ — nahm ich nach dieſem Geſtändniſſe das Wort — „Nicht um Eminens Liebe wieder zu gewinnen, ſondern um mich und das ehrliche Landmädchen zu rechtfertigen, nehmen Sie dieſen Brief von ihr, und laſſen Sie ihn von Eminen leſen. Wenn mich und das Mädchen dieſer Ausdruck der Unſchuld nicht rechtfertiget, ſo habe ich nichts weiter zu ſagen.“ Ich gab bei dieſen Worten dem Fräulein Mariechens Brief, den ich, als ein theures Andenken, noch immer in meinem Taſchenbuche trug.

Am nächſtfolgenden Tage erhielt ich von Emine's Hand eine kurze, ſehr fein gewendete Einladung. Sie hielt bei meinem Eintreten den Brief in der Hand, und hatte geweint; ſie kam mir reuig und liebevoll lächelnd entgegen. — Wozu dieſe Verſöhnung geführt hat, bedarf keiner Ausführung, da Du bereits Eminen als meine Gattin kennſt. — Ich hatte Mariechen, ſelbſt auf Emine's Verlangen, meine bevorſtehende Verheirathung gemeldet. Am Abende vor der Trauung überbrachte ihr Ehemann, des weiten Wegs ungeachtet, einen mit den ſchönſten gefüllten Blüten prangenden Mirtenbaum, nebſt tauſend Glückwünſchen von ſeinem Weibe. Meine holde Braut verſchmähte die Gabe der Armuth nicht; in ihren ſchwarzen Locken grünten die Zweige beim Gange zum Altare. — Beſchützt der Himmel das herrliche, von ihm ſelbſt mir geſchenkte Weſen, ſo werde ich in einigen Monaten nicht bloß durch Liebe, ſondern auch durch Vaterfreuden beglückt ſeyn.

VII.

Denkmale.

Fortſetzung.

Die
dreihundertjährige Kirchhoflinde
am Grabeshügel
meines frühvollendeten Freundes
Carl Bertuch,
verpflanzt im Herbſt 1815.

Er ſtarb den 5. Oktober 1815.

— tenuem et sine pondere terram,
Spirantes tilias et in urna perpetuum ver.

JUVENAL.

Vorwort.

Hundert Elegien ſind auf Kirchhoflinden geſungen und gefeierte Namen ihrem Stamme eingegraben worden. So möchte auch mir unbedenklich geſtattet ſeyn, in dem wohlbekannten Garten, den ſonſt nur ſüße Erinnerungen an ſchönere Zeiten mir theuer machten, da, wo neben dem Hügel der guten Mutter nun auch der treffliche Sohn beſtattet wurde, eine Linde, ſei's nach Gärtnerſitte, oder nach Dichterbrauch, anzupflanzen. Aber die uralte Luthers-Linde von Ringethal dahin wandern zu laſſen, möchte leicht zu gewagt ſcheinen. Hier die Veranlaſſung:

Der Verſchönerer eines der lieblichſten Landſitze Sachſens, der um die vaterländiſche Kunſt hochverdiente **Baron zu Racknitz**, ließ die Kirchhoflinde von Ringethal, ſeinem Erbgute im Zſchopa-Thale ohnweit Mittweide, durch einen Dresdner Künſtler in Kupfer ſtechen, und gab die Platte, von welcher nur wenige Abdrücke unter Freunde vertheilt worden waren, ſeinem vieljährigen Freunde, dem Legationsrath Bertuch in Weimar, als dieſer im Spätſommer des Jahres 1815, durchs Töplitzer Bad geſtärkt, Dresden berührte. Bei der Rückkehr des geliebten Vaters ſah der Sohn das Portrait der uralten Linde mit beſonderem Wohlgefallen. Wenig Wochen darauf welkte der jugendlich kräftige Mann ſelbſt ins Grab hin. An dieſes Bild die kleine, herzliche Todtenweihe zu knüpfen, möchte ſonach nichts befremdendes, noch unſchickliches haben.

Der Forſtbotaniker mag immerhin den Ahnenbrief dieſer dreihundertjährigen Linde in Zweifel ziehen. Uns gnügt es, daß der Baum ſchon an ſich durch ſeltenen Umfang und maleriſche Gruppirung ſeiner Verzweigungen ausgezeichnet, auch noch durch ehrwürdige Sagen der Vorzeit geadelt wurde. Die alte Chronik der benachbarten Stadt Mittweide erzählt, Doctor Martin Luther habe bei einem Beſuch in dieſer Gegend, da ihm der grämliche Pleban von Ringethal den Eintritt in die Dorfkirche verwehrte, vor dem zahlreich verſammelten Landvolk unter dem Obdach einer jungen Linde, die ſeitdem ſtets grün und kräftig geblieben, das Wort Gottes rein und lauter verkündigt. Solch einen Baum einem ſo theuren Todten auch heute noch geiſtig zuzueignen, mag wenigſtens dem Affekte, in welchem dieß bei der erſten Nachricht ſo aufgefaßt wurde, nicht zum Vorwurf gereichen.

Noch von Wien aus, wo er mit dem ehrwürdigen Dr. Cotta in Stuttgart den Anwald des deutſchen Buchhandels gegen den heilloſen Nachdrucker-Unfug machte, weihte Carl Bertuch der großen Erinnerung der Leipziger Völkerſchlacht ein von ihm mit Begeiſterung und Kunſtſinn bedeutend und ſinnreich entworfenes Siegesdenkmal. So mag dem deutſchen Mann die Hand des alten Freundes, unter deſſen Augen er einſt zu Hoffnungen aufwuchs, wovon nur eine unerfüllt geblieben iſt, den ſchönſten deutſchen Baum weihen aus einer Zeit, deren Kunſtgeſchichte er beſonders zu ſchreiben ſich vorgenommen und ſchon jetzt mannichfach Erleſenes dazu vorbereitet hatte.

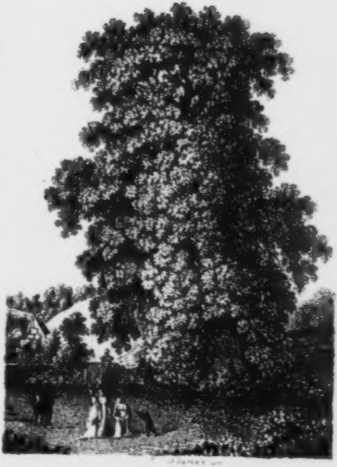
Lobpreiſenden Nachruf mag und bedarf der geliebte Todte nicht, deſſen erſte Tugend im Leben

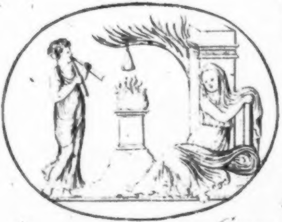
Beſcheidenheit war. Aber ſeinem Vater, der jetzt an der Schwelle des Greiſenalters mit dem einzigen Liebling und treueſten Theilnehmer an Unternehmungen, deren Werth ganz Deutſchland willig anerkennt, die kräftigſte Stütze verlor, dieſem Hartgeprüften mag unſer Wort aus der Ferne, das den Verſtorbenen ehrt, wo nicht zum Troſte — den gab er ſich ſelbſt durch ſeltne Standhaftigkeit und Thätigkeit — doch zum Todtenopfer auf den Hügel des Unvergeßlichen auch jetzt noch, wo der Schmerz ſanfter Wehmuth gewichen und der treffliche Schwiegerſohn mit der einzigen Tochter aus fernen Gegenden auf immer zurückgekehrt iſt, füglich zugerufen ſeyn.

Viele Verwaiſete, denen der theure Todte in mehr als einem Sinne Vater und Berather war, jammerten, über ihn mit herzzerreißender Klage. Mit ihrem elegiſchen Schmerz verſchmelze ſich dieß Lied. „Du, Geliebter, trauerſt vielleicht, uns unſichtbar umſchwebend, nur über unſre Trauer. — Have, anima candidissima!

Dresden im April 1816.

Böttiger.





in Cameo.

Kirchhof-Linde, Du Greiſin im Reich der Dryaden, die zwölfmal
Sah ein neues Geſchlecht kommen und gehn und verblühn,
Dich dreihundertjährigen Baum in Ringethal's Luſtſitz
Sorgſam gepflegt und vom Ruhm alter Geſchichten umglänzt —

Denn — ſo erzählt die Chronik — als ihm die Kirche verſagt ward,
Predigte Luther dem Volk unter dem Laubdach des Baum's,
Und viel Aeſt' entſproßten dem Baum der lebendigen Lehre,
Tief iſt die Wurzel des Stamms, tief iſt die Wurzel des Worts —
Dich, durchdrungen vom Weh, von der Traurigkeit Wolk' umdunkelt,
Die mit der Kunde des Tod's meines Geliebten mich faßt,
Pflanz' ich — geſtatt', o Dryas, dem Dichter die fromme Verpflanzung,
Da wo mein Bertuch ſchläft, itzt an des Hügelchens Grün.
Ach, ich ſah ihn wachſen, ein Bäumchen köſtlicher Art grünt
Mir dem Gärtner ſein Wuchs ſaftig, gerad und voll Kraft;
Doch nicht zu üppig rankt der im Blatt ſich blähende Schößling,
Giftig iſt nie der Thau; jegliche Blüthe wird Frucht.
Darum geſtattet mir nun dorthin die Linde zu pflanzen,
Die du in Sachſens Gau'n ſchöner und älter nicht triffſt;

Seht doch der Britte ſogar den Eichbaum unter die Sterne,
Weil er den König ihm barg; iſt nicht beſcheidner mein Wunſch?
Schon erblick' ich — Ungläubige glaubt's, — dem Dichter allein glückte,
Weil er fromm iſt, die That, die nur ein Wunder vollbringt —
Wunderlinde, dich ragend am Pappelumgürteten Spiegel
Jenes Sees, den ſtets Flora, die Roſige, kränzt,
Dort wo die Hülle der Mutter, der Trefflichen, ſanft im Gebüſch ruht,
Wo nun der Mutter im Schooß ſchlummert der einzige Sohn.

Streue, befreundeter Baum, des Spätherbſts welkende Spende!
Rieſelt herab aufs Grab, Blätter, mit flüſterndem Ach!
Ach, nicht unwerth iſt, was des Hügels umflüſterter Schooß birgt,
Solcher Spenden! er deckt warlich den biederſten Mann.
So viel Blätter du ſtreuſt und mehr noch, fließen der Thränen,
Stolz aufwipfelnder Baum, um den Beſtatteten dort.

Und noch faſſen es nicht die Treuen, daß er entſchwebt iſt
Hin zu den Quellen des Lichts, fern von den Hüllen der Nacht.
Wie aus heiterſtem Blau der Blitzſtral, trifft ihn des Todes
Bittres Geſchoß und es fällt mitten im Laufe der Mann.
Vielfach gerüſtet zu denken, was gut, zu bilden, was ſchön iſt,
Aber das Beſſere ſtets, weil es das Beßre, zu thun,
Trat er ein Jüngling an Tagen, an Reif' und Vollendung ein Mann auf,
Kurz war der Faden, doch ſpann Monden zu Jahren der Fleiß.

Streue, du deutſcher Baum, die Todtenſpende des Laubes!
Den das Grab dort umarmt, glühte von Deutſchheit die Bruſt.
Landſturmmänner, ihr wißt's! euch führte der jüngere Mann gern,
Schloßt ihr, der fürſtlichen Burg Huldigung weihend, den Kreis;
Aber er hätte mit euch auch eiſerne Garben gemähet,
Hätte des Corſen Verrath heimiſche Fluren bedreht.

Nemeſis-Adraſta, du ſchriebſt kein Wort in die Rolle
Ueber den Dämon der Zeit, das er nicht reiflich erwog.

Ströme du, deutſcher Baum, des Herbſthauchs ſinkende Spende.
Trug, der den Deutſchen entehrt, war dem Entſchlafnen ein Greul.
Darum predigt' er Zorn dem vom Hirn ſich mäſtenden Schakal,
Den ſchon Luther verwünſcht, weil er das Geiſtige frißt,
Dort in Vindobonas Fürſtenverein, wo vieles vertaget,
Manches berathſchlagt ward für das germaniſche Volk;
Und er erkämpfte den Sieg; denn geächtet wurde der Nachdruck
Schon in voraus; den Spruch wird man in Frankfurt vollziehn!

Streue, du deutſcher Baum, zum Todtenopfer das Laub hin!
Deutſcher Kunſt und Art war der Entſchlummerte hold,

Der, was der Vater erzeugt, mit mehrendem Fleiße geſchmückt hat,
Kunſtreich waltend und treu in dem geſchäftigen Haus.
Länderformen und Menſchenverkehr in tauſend Geſtalten
(Wär' es Morganen's Pallaſt, gäb' es nicht bunteres Spiel!)
Sprangen, wenn Phoſphorus früh, wenn Heſperus Abends erglänzet,
Aus dem geſchäftigen Haus über Germaniens Gau'n.
Er nur führt' und ordnete ſtets die wimmelnde Bildſchaar,
Und im Bild war Verſtand und im Verſtande war Kraft.

Ströme, du deutſcher Baum, die herbſtliche Spende zum Grab hin,
Luthers Linde, mit dir war er im Urſprung verwandt,
Denn vor allen war heimiſche Kunſt, war der deutſche Apelles,
Und was frömmer der Sinn bildender Ahnen erſchuf,

Und was im Conterfei du darſtellſt uns im heiligen Kunſtkreis,
Lucas Kranach, den ſelbſt Carl, der Gewalt'ge, nicht ſchreckt,
Ihm ein Schatz; den ſammelt mit Luſt die verſchwiſterte Pſyche;
Immer vermehrt ſich das Bild, immer vermehrt ſich die Luſt.

Ströme, du deutſcher Baum, in wirbelnden Kreiſen das Laub hin,
Daß wer am Hügel noch weint, faſſe den Boden des Herbſts.
Du vor allen, du Tiefgebeugter, des Sohnes Erzeuger,
Der dir der Einzige war, der dir der Einzige bleibt,
Du, mein Freund, ſeit Jahren geprüft, der zum Muſter uns daſteht,
Wie man das Schrecklichſte trägt, faſſe das wirbelnde Blatt.
Morgen löſt ſich's in Staub, doch kleidet die Hora des Frühlings
Bald den entblätterten Stamm prächtiger! denn es entquillt

Leben dem Stamm! es lebet der Baum! es lebet der Sohn auch,
Dort im elyſiſchen Hain, wo ihn die Mutter empfing,
Fernow auch, der biedre, deß Kindern er Vater und Schutz ward,
Wieland, der herrliche Greis und der Vollendeten Chor.

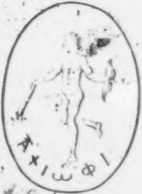
Ströme nicht mehr, o Baum, die Spende des herbſtlichen Laubfalls!
Kehret der Frühling zurück, ſchmücket die Blüthe den Zweig.
Mit zehntauſend Bienen, den fleißigſten Nektartrinkern,
Sing ein Schlummerlied dann, hauchend balſamiſchen Duft,
Frühlingsgabe dem Schläfer, der Bien' und Bienenſtock ſelbſt war,
Als er noch wachen Betriebs irdiſches Mühſal errung.
Doch was tauſend Kelchen er bienenartig geraubt hat,
Vom Großvater geführt mehret der Enkel den Raub.

Bienen des Bienenſtocks ihr, des Fleißes treue Gefährten

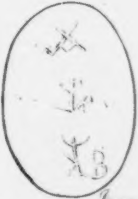
Dort im geſchäft'gen Haus, ſummt nicht mit Klagen ums Grab.

Er, der Bienenvater, er lebt, und ſtarb ihm der Weiſel,

Er wird ſorgen, daß euch nimmer ein zweiter gebricht.



Achat



Jnen;

Die Roſe.

An einen Kreis befreundeter Dichter.

Von jenes Feenlandes heitrer Schwelle,
Wo ihr euch freut im gütlichen Vereine,
Bewirthet mit der Dichtung frohem Weine,
Trennt heute mich der Thränen dunkle Welle.
Aus eurer Kerzen ungetrübter Helle
Wend' ich mich einſam zum Cypreſſenhaine,
Daß ich an dem geliebten Hügel weine,
Der heut' dem Bruder ward zur Ruheſtelle.
Mir frommt es nicht, die Roſe heut zu tragen,
Womit nur Feſt die Stirnen uns bekränzet;
Die Lilie halt' ich ſchweigend in den Händen.
Doch weil ich ſtehe zwiſchen Sarkophagen,
Und einſam mir der Sternenhimmel glänzet,
Will ich euch freundlich meine Roſe ſenden.

Iſidorus.

An die Nachtigall.

Nach Wielands Tode.

Köſtliche Sängerin! Heute noch belauſcht dein
Lied der Waller im Thal und an dem Bache;
Morgen, ach! ſchon morgen verſtummt dein trauter
Hymnus der Liebe.

Während des Hörers Herz die letzten Töne
Mit Entzücken ſich wiederholt, du Süße:
Macheſt du dich auf, und entfleugſt zu fernen
Glücklichern Auen.

Alſo der Dichter. Iſt ſein Lied vollendet,
Das die göttlichen Muſen ihn gelehret:
Hängt die Harf' er auf, und ſein Geiſt entſchwebt zum
Lande der Seel'gen.

Buri.

An
Chriſtian Grafen zu Stolberg
zum 15. October, 1815.

„Muſe, wohin doch hebt Dein Flug mich in hallender Schwungkraft?
Welches Maaß, o beherrſcht, mir ungewöhnlich, den Tanz?
Werd' ich nicht ſchwindeln, ich, vor althelleniſchen Reigen,
Sonſt an romantiſcher Form einzig nur übend die Kraft?
Muſe, laß' ab. Mir winkt der ernſtgeregelten Stanze
Echotönendes Spiel; oder genüget noch nicht
Deinem heutigen Schwung der Heldenſchritt Arioſto's,
Laß in den ſeeligen Hain, laſſe mit Dante mich ziehn,

Ernſt umſchlungen vom Klang weiſſagend ſtrenger Terzinen,
Daß ein verkündendes Bild klar den Geweben entſteigt. —
Aber Du flügelſt mich fort. Sogar die Bitte geſtaltet
Magiſch lenkend Dein Stab in den beſchiedenen Ton.
Nun ich folge ja gern, gern Dir, geliebteſte Freundin,
Ob in entfremdete Welt führt mich die ſchwindlige Bahn.
Wo Du voranwehſt, blüht's von Blumen, rieſelt von Quellen,
Wird todtdrohender Sturz nur ein noch kühnerer Schwung.“ —
Und ſie lächelte hold, und ſchwebt' in milderer Senkung,
Und dieß flüſternde Wort hauchte der roſige Mund:
„Stolberg willſt Du ja ſingen, zu ſeinem Preiſe beriefſt Du
(O wie gewährt' ich ſo gern!) meine beflügelnde Kraft.

Früh ſchon weiht' ich mir Den zum Freund altklaſſiſcher Weiſe,
Ihm auch ſtimm' ich Dein Lied jetzt in helleniſchen Klang!
Zwar er neigt ſich zu uns mit innigſter Seele herüber,
Wo wir beſegeln die Fluth uralt nordiſcher Zeit.
Wenn Guitarren uns tönen von Rittergefechten und Frau'nhuld,
Tritt er — ein adlicher Held — harniſchgewaffnet uns nah.
Wiederum hallten ja Dir aus ſeinen Geſängen ſo viele,
Stolz in dem rhytmiſchen Gang Latiums prangend, heran,
Viel' in dem blühenden Reiz der Lenzluft athmenden Hellas;
Auf denn zu ſolchem Geſang, jüngerer Dichter, für Heut!
Stammelſt ein Schüler Du nur in dieſen Maßen — was thut es?
Immer dem herrlichen Greis ſtammelſt ein Schüler Du nur." —

Und ich leiſt' ihr Gebot, und webe den rhytmiſchen Tanz fort;
Naher Vergangenheit ſeeliger Schimmer entſteigt
Vor dem Flügelgetön der kühn entzückenden Muſe; —
Blick' um Monden auch Du, würdiger Sänger, zurück. —
Feiernd rauſchte das Meer an Eckernfoerdes Geſtade,
Als ich eilte zu Dir mit heißſchlagender Bruſt.
Ahnend umweht' es mich ſchon: — die Kund' erſt gabſt Du mir ſpäter —
Hier, wo der Sänger nun hauſt, edel germaniſchen Stamms,
Deutſche Thaten hier ſah die Urwelt herrlich beginnen,
Und ein werdendes Lied blitzte die Seele mir durch;
Unvernommen doch faſt. Nur Stolberg wußt' ich zu denken,
Nur den weihenden Gruß, nur das gefeierte Haupt.

Und bald ſtieg mir empor, umſchirmt von Buchen, umduftet
  Reich von Blüthen, von froh weidenden Schafen umſpielt,
Stolbergs gaſtliche Burg, und doch faſt klöſterlich ernſthaft;
  Freudiges Ritterthum, Eins mit dem frommen Geſetz.
Und Du trateſt heraus, Du ſchlangſt um den Jünger die Arme,
  Mit demüthigem Stolz ging zu den Pforten ich ein.
Ernſt und freundlich ſtreng, mit fürſtlich gütiger Sitte,
  Nahm Luiſe mich auf, Dein erhabnes Gemahl.
O wie manche der Stunden, der holden, begeiſternd erhuben
  Nun den koſenden Reihn; wenige Stunden, doch viel! —
Jetzt hinwallend durch Hain, und Saatfeld, und an der Meerfluth
  Kühn mir erlabend den Blick, leiteteſt Du mich hinaus,

Kündend Vieles zugleich von Dir und dem herrlichen Bruder,
Daß Euch Beid' ich in Dir ſah, dioskuriſches Paar! —
Dann, in der räumlichen Halle vereint am ruhigen Abend,
Ging ein ernſtes Geſpräch, Eines im Wechſel, uns auf.
O wie leuchtete klar Luiſens geiſtiger Lichtſtrahl,
O wie beugt' ich das Haupt gern vor der reinen Geſtalt! —
Aber dem Hohen geſell' ich das Kindliche gern und das Lachen;
Laß mich geſellen dem Ernſt, welcher Luiſen belebt,
Auch den fröhlichen Scherz, als meinem lächelnden Kindlein
Durch die blühende Flur Wagenlenker Du warſt.
Rüſtig brauſten die Schimmel, doch gern dem Zügel gehorchend;
Stolz erzählte mein Kind: „ach, wie ſo gütig beſprach

Sich Graf Chriſtian doch, der edle Greis und der Sänger,
Welchen mein Vater verehrt, ſich mit der Kleinen, mit mir! — "
Bald von neuem begannen die Schimmel bräuſenden Trab nun,
Führten mich weg von der Burg, welche der Sänger bewohnt.
Aber noch zog er mit, mich leitend durch andere Burgen,
Vielfach wendend den Pfad, ſteigernd immer die Luſt.
Oder auch ſteigernd nicht; — denn was vor Allem doch pries ich:
Dich am Meeresgeſtad, ſchattender Sitz, Altenhof?
Dich, du leuchtendes Knoop, wo kühnaufſchwellende Segel
Durch bachähnliche Fluth ſchiffen von Meere zu Meer?
Dich, o Emkendorf, mit Deinen erhabenen Bildern,
Allen Zeiten der Kunſt ſinnig und liebend entführt?

Und, o all Ihr Bewohner der ächt altadlichen Burgen,
  Männer, Knaben und Frau'n, o mich vernimmt Euer Geiſt,
Wenn mir die Sehnſucht perlt nach Euch an der glühenden Wimper,
  Wenn mir das Lied ſich hemmt, überquellender Strom; —
Ja, die Wehmuth ſenkt, ſie ſenkt ſich thauend hernieder; —
  Ja, fromm glühender Greis, Ahnung ſchwoll uns empor,
Als im meerumflutheten Ort, in Mitten der Freunde,
  Kunde nun drang heran noch unentſchiedener Schlacht,
Jener Schlacht, die Blücher und Wellington ſchlugen dem Weltfeind, —
  Ach, ich bebte, denn ach! war ich doch jetzt nicht dabei! —
Du auch blickteſt ernſt. — Wohl nah war die Seele des Stolberg,
  Der, in der Taufe nach Dir, heiligen Namens, genannt,

Chriſtlich ſprengte ſein Blut zum Sühnungsopfer des Sieges —
Spät erſt kam der Bericht, frühe der ahnende Schmerz. —
Nein, reiß' kühn Dich empor, mein Lied! Nein, jetzo nicht weinen! —
Hier gilt's Feiergeſang. Jubelt, ihr Saiten, mir hell!
Feſtlich nahet der Tag, an dem in's Leben er eintrat
Mir der geliebteſte Greis. Heil, reichſpendender Tag!
Du auch riefeſt in's Leben die Hoffnung muthiger Preuſſen,
Ihn den leuchtenden Sproß, hold aufblühend zum Thron,
Stark und edel und kühn, gleich dem frommherrſchenden Vater,
Huldreich lächelnd, wie Sie, die nun mit Sternen ſich kränzt. —
Aber wende Dich, Lied. Nicht Du ſollſt dieſes mir feiern;
Deiner Geſchwiſter Eins hab' ich erkoren dazu.

Laß' Dir gnügen am Gruß, am Hinblick. — Willig gehorchſt Du,
Fühlend: nicht mindere Luſt ward Dir, als Jenem, beſcheert.
Feiert Dein Bruder kühn die Freude ſegnender Völker,
Feierſt Du, eben ſo kühn, Freuden des tönenden Volks,
Welches man Dichter heißt, und heitre Dichtergenoſſen,
Und das nimmer erſtirbt, ob es auch ſtets ſich verzehrt:
Phönix, leuchtend und ſtolz, im Ambradufte der Flamme
Löſend den krankenden Leib, ewig verjüngend den Geiſt.
Ich auch brenne zum Opfer auf dieſem Gluthenaltare,
Funke bin ich daraus, fliege zum Himmel empor.
Ob ich ein Stern dort bin, ob nur entſchwindender Nordſchein, —
Wer verkündet's? — Genug, daß mir die Muſe gebot.

Und wenn ganz im Strahl viel andrer Stern' ich verdämmre,
Denket man meiner wohl doch bei'm Dioskurengeſtirn,
Chriſtian Stolberg Du und Friedrich Leopold Stolberg,
Wenn im Sphärengeſang hold meinen Namen Ihr tönt.
Beiden ſing' ich dieß Lied, Ihr Beiden, Ihr ſeid ja untrennbar,
Strahletet ſo mir von je, ſtrahlend ſo immer der Welt.
Ueber Euch Segen. Und was Luiſe mit ernſterem Scherze
Ober-Engelland nennt, — All' uns beſeelig' es einſt!

La Motte Fouqué.

Willkommen

zum 16. November 1815.

Des Sommers Luſt iſt fortgezogen
Mit ſeiner Lieder friſchem Muth,
Mit ſeiner Blumen Irisbogen,
Mit ſeiner Früchte Balſamgluth;

Mit ſeinem Spiel auf blauen Wellen,
Mit ſeiner Lauben Dämmerlicht,
Und allen Wieſen, allen Quellen
Voll lächelnder Vergißmeinnicht.

Und ſchon aus ſeinem fernen Norden
Klopft Winter leiſ' an unſer Thor,
Und ſpricht uns mit beredten Worten
Von Mährchen und Geſchichten vor;.

Meint, ohne ſolche Luſt und Scherze
Da würde wohl die Zeit zu lang,
Und lieber bei der Winterkerze,
Noch lieber werde Lied und Sang.

Ach! Neues glaubt der gute Alte
Uns zu vertrauen, wenn er ſpricht,
Und ſtreicht bedächtig jede Falte
Sich aus dem grauen Angeſicht.

Mit nichten, Freund! denn unſre Lieder
Die hielten auch im Sommer aus:
Mit immer neuem Segen wieder
Erfüllte ſich das Gartenhaus.

Was Alles auch die Zeit beſchieden,
In's Ferne blieb es hingebannt,
Und eine Welt voll Himmels-Frieden
Die baute ſelbſt ſich unſer Haus.

Mit allem Lerchenſchlag der Höhen
Vermiſchte ſich auch unſer Gruß;
Bei Nachtigall und Blüthenwehen
Stand lauſchend unſer Genius.

Sah dann umher mit Flammenblicken
Im Leben, in der muntern Welt,
Und ſprach's mit Worten voll Entzücken,
Wie Alles ihm ſich dargeſtellt.

So zogen aus und ein die Lieder
In unſre Lauben fern und nah,
Wie auf der Leiter auf und nieder
Einſt Jakob tauſend Engel ſah.

Wenn aber drum auch Neues eben
Der alte Mann nicht weiß und kann,
So nehmen wir, was er will geben,
Doch ſtets mit gutem Herzen an.

Und zieh'n einher im bunten Kranze
Zum neuen friſchen Kampf und Strauß,
Und Jeder bricht ſich ſeine Lanze
Und ſetzt ſich dann zum Heldenſchmaus.

Und, wie die Ritter ziehn und kommen
Mit Lanz' und offenem Viſier,
Wird Jeder freundlich aufgenommen;
Denn keinem fehlt das Rechte hier.

Der ſagt uns vor von alten Zeiten,
Der kommt aus fernen Landen her,
Und weiß von ihren Herrlichkeiten
Und macht uns faſt die Herzen ſchwer;

Der hat auf ſeinem weiten Ritte
Ein ſeltnes Menſchenherz belauſcht,
Der in der kleinen Waldeshütte
Sich Spruch und Mährchen eingetauſcht;

Der hat in ſtillen Sommernächten
Der Erde Werkſtatt angeſchaut,
Der hält die Leier in der Rechten
Und greift in ihre Saiten laut.

Denn jede Kunſt und jedes Wiſſen
Hat Platz und Kämpen allzumal,
Und ſtellt, wenn ſich die Schranken ſchließen,
Den Wappenſchild hier auf im Saal. —

Ein Pantheon für alles Schöne,
Ein Tafelrund in Arthus Haus,
Ein Liebeshof voll Liedertöne,
So ſieht bei uns der Winter aus.

So zieht ein ewig junges Leben
Um uns den magiſch ſtillen Kreis,
Und Kraft und Geiſt und Anmuth ſchweben
Herab mit jedem Blüthenreis.

Und holde Frauen ſtehn und hoffen
Und halten hoch den Preis empor,
Und immer ſtehn die Schranken offen,
Wenn neue Ritter ſind am Thor!

Friedrich Kuhn.

Lied

an der

Danneckerſchen Silberhochzeit.

Mel. God save the King.

Heil Dir, o liebendes,
Tugenden übendes,
Seltenes Paar!
Lebe, gleich Seeligen,
Noch bis zum ehlichen
Späten, doch fröhlichen
Goldenen Jahr!

Feſtliche Huldigung
Gilt für Entſchuldigung
Unſerem Drang.
Horch der Umringenden,
Wünſche Dir Bringenden
Herzlich erklingenden
Jubelgeſang!

Wie der entzückende
Rundum erquickende
Luſtige Mai,
Fließe Dein lehrendes,
Lob nicht begehrendes,
Schön ſich bewährendes
Leben vorbei!

Immer von Sorgen frei!
Jeglicher Morgen ſei
Himmliſch, wie heut!
Freuden in Stille Dir!
Segen in Fülle Dir!
Glückes enthülle Dir
Mehr noch die Zeit!

Heil Dir, o liebendes,
Tugenden übendes,
Seltenes Paar!
Lebe, gleich Seeligen,
Noch bis zum ehlichen
Späten, doch fröhlichen
Goldenen Jahr!

Haug.

Das Bad der Wiedergeburt. *)

Rundgeſang am 26. Nov. 1815.

am 18. Erinnerungstage.

Auf, Freunde, kränzt die ſchäumenden Pokale!
Denn unſer Döring lebt;
Seht ihr den Glanz, der itzt beim Rettungs-Male
Des Freundes Haupt umſchwebt?

---

*) Der als Philolog und Direktor des erſten deutſchen Gymnaſiums allgemein geachtete Kirchenrath Döring in

Das iſt der Stern, der, des Orkanes Spuren
Vertilgend, Rettung bringt,
Wenn das Erlöſungs-Werk den Dioskuren
Aus naſſem Grab gelingt.

Zwar Schiffbruch nicht, doch Wagenbruch zu leiden
In Waldſtroms Sturz und Schaum,
War unſerm Freund beſtimmt, von ſchwanken Weiden
Ein Aeſtchen hielt ihn kaum.

Da kam die Rettung! denn unſichtbar flogen
Schutzengel um ihn her.

Gotha war vor 18 Jahren in der augenſcheinlichſten Gefahr. in den Fluthen eines vom Thüringer Walde ſich ergießenden Waldbachs beim Dorfe Hörſelgau ſein Leben einzubüßen. Es war Sonntags früh. Die Bauern des Dorfes, durch den nach daſiger Sitte auf dem Thurm angeſtellten Wächter benachrichtiget, entſprangen der Predigt, und retteten, ſelbſt mit Lebensgefahr, den Verunglückten. Herzog Ernſt von Gotha lohnte ihnen durch einen ſilbernen Becher. Seitdem feierte die Gemeinde und der Gerettete dieſen Tag alle Jahr bei ſeiner Wiederkehr. Bei der Feier im Jahr 1815 war der Verfaſſer dieſes Rundgeſangs gegenwärtig.

W.

Der Thürmer rief und alle Bauern zogen
Friſch aus mit Stang und Wehr.

Stoßt an zum erſtenmal! den Hörſelgauern
Perlt dieſer Rebenſaft,
Dem Eichbaum gleich, die Krone aller Bauern,
Sind ſie voll Saft und Kraft.

Stoßt an zum zweitenmal! dem Kreis der Seinen
Tönt dieſer Becher Klang.
Seht Gattin, Söhne, Töchter, Enkel weinen
Der Freudethränen Dank.

Stoßt an zum drittenmal! Er ſelbſt ſoll leben,
Denn Gott hat ihn geliebt!
Mag er noch oft vom Mutterfäßchen geben,
Wie Er es heut uns giebt!!!

Wir loben uns nach jener Waſſer-Taufe —
Das war nur kaltes Naß —
Des alten Weines ächte Feuer-Taufe
Aus Würzburgs beſtem Faß.

Aquae potoribus omnia dura proposuit deus. —
Böttiger.

An Julius Weidner.

(An ſeinem Geburtstage. — Tags darauf ſeine erſte Vorſtellung des Makbeths auf dem Dresdner Theater.)

Wen wähl' ich mir zum Herold, der dem Freund,
Dem würd'gen Prieſter am Altar der Kunſt,
Des Freundes Wünſche würdig überbringt? —
Was zweifl' ich noch? Der Knabe Shakſpeare ſei's! — *)
Wie ihn, das hochgeweihte Lieblingskind,
Natur, für ihn das Antlitz gern entſchleiernd,
Der holden Freude und dem ſanften Schmerz
Zur treuen Pflege zärtlich übergab,
Ihm früh ſchon zeigte jede Leidenſchaft,
Die Liebe mit den frommen Unſchuldmienen,
Doch auch den Haß, die Eiferſucht, den Zorn,

---

*) Das erſte (allegoriſche) Kupfer der bekannten Shakeſpeare-Gallerie, des Dichters Kindheit darſtellend. Die Art der Darſtellung iſt im Folgenden angedeutet. — Ueber eine ſpätere Vorſtellung des Makbeths zu Frankfurt ſ. S. 45.

Den Neid, die Furcht mit wildgeſträubtem Haar;
So ſind auch dieſe geiſt'gen Weſen all'
Dem Sohn der heut'gen Sonne früh erſchienen,
Der hehrer Dichter-Phantaſie Geſtalten
Mit kühner Hand und ſicherm Zauberſchlag
Dem Blick des Kenners, wie dem Volk enthüllt.
Und, faſſend ſchon des heil'gen Lorbers Kranz,
Bald durch der heitern Muſe leichten Scherz
Das Lächeln ruft, bald das beklommne Herz
Mit Angſt, Entſetzen, kaltem Schauder füllt.

So ſchreite, Freund, denn muthig auf der Bahn! —
Sie täuſchen nicht, der Freundſchaft Hochgefühle:
Die neue Aera trittſt du glorreich an,
Der nächſte Tag bringt näher dich dem Ziele;
Schon ſeh' ich dir den Wald gewaffnet nah'n,
Und Shakeſpeare lauſcht befriedigt deinem Spiele —
Dein Malbeth ſiegt! die Nachwelt wird dich kennen,
Dich einſt mit **Eckhof**, **Fleck** und **Iffland** nennen!

1813.

F. Kind.

An

Frau Henriette Hendel-Schütz,

zum Geburtstage den 13. Febr. 1815.

Von den Töchtern des Verfaſſers.

Es iſt die Kunſt im Pilgerleben
Ein wahrhaft göttlicher Gewinn!
Wer ſich der Himmliſchen ergeben,
Wallt hier ſchon zu den Sternen hin!
In dieſem Glauben weihen wir,
Wir Kinder unſre Herzen Dir!

Denn eine holde Hore brachte
Uns heut' den ſchönen Tag heran,
An dem Dein ſchönes Herz erwachte,
Das Hellas Kunſt ſo liebgewann;
Die Pieriden, rein und hold,
Sie ſchmücken alle Dich mit Gold.

Es ſtrahlt in ihrer hohen Schöne,
Voll feuriger Begeiſterung,
Wie einer göttlichen Kamène,
Geſänge, ewig froh und jung,
Des Mimen Kunſt in Deiner Hand,
Längſt dem Unſterblichen verwandt!

Der Freundſchaft iſt Dein Herz erkohren,
Und, wie die Kunſt, Geſanges werth;
Es ſei zum Glücklichſten geboren;
Das Lieblichſte ſei ihm gewährt!
Die Liebe hebt zu ſeel'gen Höh'n,
Und lehrt uns, Deine Kunſt verſtehn!

Führt Dich Dein Pfad von uns auch ferne,
Vergeſſen werden wir Dich nie!
Es trennen Berge, Meere, Sterne
Das Leben, wie die Harmonie!
Uns band an Dich der Holden Pflicht,
O, wo du weilſt, vergiß uns nicht!

Ja — wo Du weileſt, da erheben
Die Muſen all' im Schweſter-Chor
Dich über das gemeine Leben.

Und ſchwingen Deine Kränz' empor!
Siehſt Du ein Herz, das Gram umhüllt,
So zeig' ihm Dein Madonnenbild.

Kapf.

Dem Sänger, Herrn Ehlers,

vor ſeiner Abreiſe von Breslau

im Mai 1815.

Der Sänger führt das Schöne ein in's Leben;
Er giebt dem Glück das höhere Bedeuten;
Es flieht der Eris wuthbedrängtes Streiten,
Wo hold Euterpens Töne niederſchweben.

Wenn Herzen unter harten Leiden beben,
Kann nur des Sängers fromme Tröſtung leiten;
In reinern Melodieen hinzugleiten,
Kann er nur Lieb' und Freundſchaft höher heben!

Drum iſt der Sänger Liebling der Natur!
Er hat das Bürgerrecht allſtets gefunden
In Herzen und in Staaten unverwehret;

Drum lieben wir Dich, wackern Troubadour!
Wir wünſchen dankbar, Dir die ſchönen Stunden,
Die Du uns ſchufſt, von allen gleich geehret.

Kapf.

Seinem Freunde Dittrich,

Verfaſſer des Werkes:

„Reiſe durch die ſchönſten Gegenden Niederſchleſiens.“

— Beim erſten Finden —

Wo Geiſt mit Geiſt, wo Herz mit Herz ſich einet,
Da erſt wird wahrhaft ſchön und gut das Leben,
Da glühet auf der Muth zu neuem Streben,
Da wärmt die Sonne, wenn ſie auch nicht ſcheinet!

Die Freud' erwacht, der Schmerz, der einſam weinet,
Ihn löſt Vertrau'n, Gefühlen hingegeben,
Die am Altar der Wahrheit höher heben
In's Reich der Liebe, die das Höchſte meinet!

O — wohl der Seele, die dieß Glück gefunden!
Es führet ſie hinauf zum heil'gen Schimmer,
Hin in der Freiheit lichtumglänzte Höhen!

Dort, wo ſich Lieb' und Wahrheit rein verſtehen,
Dort weilet Pſyche, kehrt zur Erde nimmer! —
Die Wonn' empfand ich, als wir uns verbunden!

Kapf.

Im Stifte Kaufungen.

An Werner.

Beim Sternenglanz ſcheint wunderbar dort oben
Der alte Thurm, von klarem Licht umſchwebt.
Der hohe Dom, von Melodie'n belebt,
Die ſilberrein der Liebe Werke loben.

Seit Du der Vorzeit Schleier aufgehoben,
Verſteht mein Herz, was hier die Bruſt erhebt.
Die Heilige hat ſegnend hier gelebt,
Hat aufgeſchaut hier zu dem Vater droben.

Vernimm von mir, warum mit Wohlgefallen
Ihr frommer Geiſt oft liebend hier verweilt:
Ein mildes Stift bewohnt die grauen Hallen.

Wo Mitleid ſanft der Armuth Schmerzen heilt,
Wo Hülfe lebt für Wittwen und für Waiſen,
Hört ſie noch jetzt der Liebe Werke preiſen.

Wilhelmine Natt.

I.

An eine Tuberoſe,

in dem Zimmer meiner Freundin Benedicte Naulert.

Wie ſo edel auf dem ſchlanken Stengel
Hebſt du dich aus zarter Blätter Grün!
Wie ein reiner, unſchuldsvoller Engel
Scheinſt du in die dunkle Welt zu blühn.

Und beſcheiden ſenkſt du deine weißen
Blüthenſterne, milden Augen gleich;
Aehnlich möcht' ich dich der Edlen heißen,
Die wie du entſtammt aus höherm Reich;

Deren ſtilles, heilig dämmernd Zimmer
Du mit Düften fülleſt ſüß und mild;
O umblüh' ſie lang', und weh' ihr immer
Bilder zu vom Vaterlandsgefild!

Louiſe Brachmann.

2.

Die Hyacinthe.

An Louiſe Brachmann

Früh iſt's im Jahr. Mit Silberband durchſchlingt
Geſchmolzner Schnee das Thal.
Nur durch zerrißne Dunſtgewölke dringt
Ein matter Sonnenſtrahl.

Ein lauer Odem, der die Flur durchſchleicht,
Belauſcht der Blumen Chor.
Noch ſchlummern ſie; doch mir im Zimmer ſteigt
Ein Blümchen ſchön empor.

Wie zierlich ſie ſich aus den Blättern hebt,
Die kleine Königin,
Und, ſich entfaltend, immer höher ſtrebt,
Hin, zu den Sternen hin.

Die blauen Augen jungfräulich geſenkt,
Iſt ſie der Demuth Bild,
Die hehre Freuden, welche ſie uns ſchenkt,
Beſcheidentlich verhüllt.

O Hyacinthe, lieblichſte der Flur!
Louiſe nenn' ich dich.
Sei rund umher des Winters rauhe Spur,
Hier iſt es Lenz für mich.

Louiſe rühmt die Tuberoſe viel,
Mit der ſie mich vergleicht —
Die herbſtliche, mit blätterloſem Stiel,
Dich hat ſie nie erreicht! —

Dein zarter Duft, und ihrer Lieder Ton,
Verſchwiſterte Ideen! —
Du, tobe draußen, Sturm, des Winters Sohn!
Hier fühl' ich Frühlingswehn.

Hier iſt, was öde Stunden mir verſchönt,
Die Dämmerung umblüht!
Hier durch die heitre Abendſtille tönt
Louiſens S[illegible]henlied!

Und wenn ſie ſelbſt in's ſtille Zimmer tritt,
Und ſpricht: „da bin ich ja!"
Dann eilt der Wintertag mit Flügelſchritt;
Denn Sie iſt wieder da!

Komm, Harfe, von der mondbeglänzten Wand!
Von Geiſterhauch berührt,
Haſt du oft flüſternd den Moment genannt,
Der Sie mir näher führt.

Ich weiß es ja! Ein myſtiſch Band verwebt
Dich mit der Dichterin! —
So der Akkord der Aeolsharfe ſchwebt
Zur nahen Laute hin.

Von der Verfaſſerin des Walther
von Montbarry ꝛc.

3.

Antwort

an die

Verfaſſerin des Walther von Montbarry.

Zarte Harfentöne ſchwebten *)
In mein dämmerndes Gemach;
Meines Herzens Saiten bebten
Ihnen ſympathetiſch nach.

Ja, verwandt Du meiner Seele,
Ob auch höher, ſei gegrüßt!
Die durchs Lied, wie Philomele,
Manches Lebens Nacht verſüßt.

---

*) Die Dichterin des Walther von Montbarry ſpielt vortrefflich die Harfe.

L. Br.

Von verſunknen Herrlichkeiten
Rufſt du manches Bild in's Herz,
Nach den alten, edeln Zeiten
Weckend edler Sehnſucht Schmerz.

Schilde tönen, Fahnen wallen
Für ein höher, geiſtig Gut,
Edel ſiegen, rühmlich fallen
Sieht man frommen Heldenmuth.

Oft, was fremd dem eignen Leben,
Zu erretten, groß und frei,
Sieht man ſich dem Tod ergeben
Göttlich ſchöne Schwärmerei.

Und die ehrerbiet'ge Minne,
Auch bei Männern zart und rein,
Wußte dort im ächten Sinne
Erſt für wahres Glück zu weihn.

Auch der Zauber der Geſänge
War geehrt ſo nah als fern,
Aus der Alltagswelt Gedränge
Folgt' ihm Ohr und Seele gern.

Von der Minneſänger Töne
Klang es rings auf deutſcher Flur,
Und vom Strand der Sein' und Rhene
Kam der edle Troubadour.

All' das zauberſt du im Bilde
Uns lebendig friſch hervor,
Was in dämmernde Gefilde
Des Vergangnen ſich verlor.

O ihr herrlichen Geſtalten
Montbarry und Konradin,
Stadion, Friedrich, ſchön erhalten
Hat euch eure Sängerin. *)

Kreuzpaniere weht zum Himmel!
Mit der Heldenſeelen Chor,
Die entſchwebt im Schlachtgetümmel,
Trägt der Theuern Ruhm empor.

---

*) Es ſind nur einige der Helden hier genannt, die ſie durch ihre Darſtellung verherrlicht hat. Ein neues zartſinniges Werk von ihr erſchien kürzlich unter dem Titel: Azaria.

Wie vermöchte dir zu danken
Meines Liedes leiſer Ton?
Spanier, Britten, Deutſch' und Franken
Bieten kaum dir würd'gen Lohn.

Glücklich brächte grüßend immer
Freude dir mein treuer Blick,
Strahlt' ich ſanft wie Mondenſchimmer
Deines Werthes Glanz zurück.

Louiſe Brachmann.

An * * *

als ſie Orangenblüthen trug.

Es ſchlingt ein Kranz von ſchwelgeriſcher Blüthe
Um Deine Locken ſich,
Und will mit Südes Zauber mich berauſchen.

Wie möcht' ich nun ſo gern den Düften lauſchen,
Wie ganz verſteh' ich Dich,
Welch ſchönes Leben ſchläft in dieſer Blüthe!

Ein Zeichen meinem ſehnenden Gemüthe,
Daß du erkannt des Geiſtes innig Streben,
In Duft und Liebesblüthe aufzuleben,
Ward mir zum Stern auf Deiner Stirn die Blüthe.

J. O.

J. F. Schmidt.

Die Harfe.

Herausgegeben

von

Friedrich Kind.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Fünftes Bändchen.

Leipzig
bei Georg Joachim Göſchen 1816.

Inhalt.

Seite
I. Madonna della Sedia. Von Fr. Kind. 1
II. Die Belagerung von Leipzig im Jahr 1546 und 1547. Erzählung von Friederike Lohmann. . . 13
III. Die Sachſenritter. Hiſtoriſche Romanze von F. Krug von Nidda. . . 95
IV. Reiſeſcenen und Bemerkungen. Von St. Schütze. Beſchluß. . . 111
V. Der vierte Auguſt 1815. . . 151
VI. Oheim und Neffe. Erzählung von F. Läun. . . . 167
VII. Briefe von Gellert, Käſtner und Lichtenberg. Mit Fac ſimile's der Käſtnerſchen und Lichtenbergſchen Handſchrift. . . . 241
VIII. Vermiſchte Gedichte.
Die Rache. Von Arthur v. Nordſtern. . 257
Dichtkunſt und Liebe. Von Th. Hell. . 261
Lied. Von Luiſe Brachmann. . 263
An einen Schmetterling. Von Haug. 267
Das Herzfenſter. Von Langbein. . 269
Der Zwerg. Von Schmidt von Lübeck. 272
Das Landhaus. Von Buri. . 275

Inhalt.

Seite

Magdalene. Von Guſtav Jördens. 277
Geſpräch mit der Abendluft. Von demſelben. 279
Immer nur Sie. Von F. L. A. Frhr. von Münchhauſen. 281
An eine Spröde. Von St. Schütze. 283
Amors Augenbinde. Von F. Kuhn. 285
Amor der Mahler. Von Eduard Bienemann. 289
Lenzfahrt. Von F. Krug von Nidda. 290
An den Frieden. Von Arthur vom Nordſtern. 292
Wunſch. Von demſelben. 294
Sonnette. Von Eduard Bienemann. 295
Der Roſenmond. Von Buri. 299
Der Stier und die Nachtigall. Von Haug. 300
Der Kometenwein. Von Adolph. 301

IX. Denkmale.

Diſtichen bei Gelegenheit eines Feſtes auf dem Waſſer. Von J. D. 305
Auf dem Waſſer. Von F. Kuhn. 308
Der Schloßgarten. Von Meſſerſchmidt. 312
An die Frau Oberſchulräthin Eſchke. Von Langbein. 323
Ein Traum. Von F. Kuhn. 325
An Haug. Von Neuffer. 330
Agrionien für Th. Hell. Von F. Kind. 333
An Th. Hell. Von F. Kuhn. 338
Am vierten März. Von demſelben. 342
Schneebälle und Päonien. Von F. Kind. 348
Die Akazie. Von demſelben. 350

I.

Madonna della Sedia.

Von

F. Kind.

Es hauſ't im wald'gen Grunde
Ein Klausner fromm und werth,
Den nah und fern die Runde
Gleich einem Heil'gen ehrt,
Weil Rath und Troſt er treulich giebt
Und gute Werke raſtlos übt.

Einſt öffnen ſich die Quellen
Der Tiefen und der Höh';
Der Felſenbäche Schwellen
Verwandelt Thal in See;
Bald ragt der Hütte Dach von Rohr,
Bald Glöckchen nur und Kreuz hervor.

Der Klausner klimmt von Zweige
Zu Zweig zum höchſten Baum,
Ob ſich nicht Hülfe zeige
Im weiten Waſſerraum;
Der Wipfel ſchwankt, die Woge droht,
Da naht ein rettend Fiſcherboot.

Als nun die Flut verronnen,
Und ſich im goldnen Strahl
Die Hügel wieder ſonnen,
Kehrt er zurück in's Thal,
Und wird des treuen Baums gewahr,
Des Schützers in der Todsgefahr.

Da hebt er fromm die Hände
Und betet auf den Knie'n:
„O du, Allgüt'ger, wende
Dein ſegnend Aug' auf ihn;
Erheb' ihn, Herr, zur Herrlichkeit
Vor allen Bäumen weit und breit!“

Es flüſtert in den Zweigen,
Und aus des Wipfels Kranz
Sieht er ſich Engel neigen,
Umwebt von lichtem Glanz.
„Ja" — ruft der Greis — „es wird geſchehn,
Der Herr vernahm mein gläubig Flehn!"

Längſt ſchlief in ſtillem Frieden
Der Klausner unterm Moos,
Da ſchien dem Baum beſchieden
Der andern Bäume Loos;
Vom Axthieb tönt der Wiederhall,
Der Boden bebt von ſeinem Fall.

Man übergiebt der Flamme
Der Aeſte kniſternd Reis,
Sägt Klötze von dem Stamme,
Die dann mit regem Fleiß
Ein Büttner dünner noch zerfällt
Und draus zu Fäſſern Dauben ſpellt.

An heißer Glut gegohren
Träuft reich der Traube Saft;
Die Fäſſer ſind erkohren,
Zu zähmen ſeine Kraft;
Bald nehmen, angefüllt mit Wein,
Sie Platz im Herberg-Keller ein.

Wo bleibt nun, was verheißen
Dem frommen Klauſner war?
Wer wird den Baum noch preiſen
Vor ſeiner Brüder Schaar?
Er modert wohl in ew'ger Nacht,
Und ſein wird fürder nie gedacht.

Vernehmt: Geleert vom Weine
Nach manches Jahrs Verlauf,
Wälzt man zum Tagesſcheine
Der Fäſſer eins herauf;
Denn ein'ge Reifen ſprangen ab,
Und neu winkt Evans Traubenſtab.

Auch jetzt ſteht es umgeben
Von ſchattend dichtem Grün,
Mit welchem Ulm' und Reben
Das Vorgeländ umziehn,
Worunter oft bei Sonnenglut
So Hausgenoß, als Wandrer, ruht.

Einſt glüh'n des Morgens Thore,
So Flur, als Wolke, glüht,
Und ſchöner, als Aurore
Nach ſtiller Nacht erblüht,
Tritt hold der Landſchaft höchſte Zier,
Die junge Hausfrau, vor die Thür.

Sie ſchaut entzückt die Ferne;
Es winken Engelgruß
Die braunen Augenſterne,
Und, wie zum Erſtlingskuß
Die Knoſpe ſich dem Zephyr beut,
Haucht ihre Lippe Süßigkeit.

Was iſt's, das im Gewande
Die runden Händchen hebt?
Ein Knäblein, wie dem Lande
Der ew'gen Huld entſchwebt!
Wie? ſollte ſie die Mutter ſeyn?
Es iſt wohl nur ihr Brüderlein.

Wie um die reine Stirne
So glatt das Goldhaar fällt!
Wie jungfräulich die Dirne
Das Kind im Arme hält!
Und doch — ja, das iſt Mutterluſt! —
Sie preßt es lächelnd an die Bruſt.

Süß fächeln Morgenlüfte,
Es weh'n ein Wonnemeer
Der thau'gen Blumen Düfte
Um Kind und Mutter her;
Sie ruft nach einem Stuhl, und ruht,
Zart wie der Pfirſch' in Sonnenglut.

Mit ſeinem Weidenſtabe
Herbeigeeilt geſchwind,
Tritt fromm ein ält'rer Knabe
Zum jungen Nachbarkind,
Deß Aug', ſo klar, wie Himmelslicht,
Freund und Geſpielen ihm verſpricht.

Als ſo in Morgenfriſche
Der Frauen Schönſte ſitzt,
Da wandert durch die Büſche
Ein Jüngling her; es blitzt
Sein feurig Aug'; denn nie ſo mild
Sah er der Lieb' und Unſchuld Bild.

Und ihn ergreift Entzücken
Und Himmelsſeligkeit;
Er muß der Erd' entrücken,
Was ſie nur einmal beut;
Und doch, der hohe Maler hat
Zur Hand nicht Pergamen, noch Blatt.

Da fällt das Licht der Sonne
Matt glänzend auf das Rund
Der ferngeſtellten Tonne;
Er zeichnet auf den Grund
Des Bodens eilend die Geſtalt,
Indeß ſein Herz vor Freude wallt.

Sie wiegt das Kind im Schooße,
Das hell die Welt begrüßt;
Wie ſüß die junge Roſe
Der Lippen ſich erſchließt,
Wie rein ihr Aug' herüberſchaut —
Fürwahr, ſie iſt die Gottesbraut!

Wohl muß das Werk gelingen,
Führt er's ſo feurig aus;
Die morſchen Reifen ſpringen,
Er trägt ſein Bild nach Haus,
Verſtopft das Zapfenloch, und mahlt,
Bis engelſchön die Heil'ge ſtrahlt.

Und alle glüh'n in Wonne,
Die ſie vollendet ſchau'n,
Und beten zur Madonne
Mit liebendem Vertrau'n;
Noch zeigt man auf der Tafel Grund
Die Spuren von des Faſſes Rund.

So hat der Herr gewähret
Des Klausners fromm Gebet,
Zur Herrlichkeit verkläret
Des Baums geringes Bret;
Es trägt das Holz, dem ſo geſchah,
Madonna della Sedia!

* * *

Die Mähr' hat mir erzählet
Ein Fräulein hold und gut,
Das Saitenklang vermählet
Der Farben Schmelz und Glut,
Und, ſelbſt von Himmelslicht umſtrahlt,
Nach Raphael das Bild gemalt.

Und was ſie mir berichtet,
Hab' ich in Reim gebracht;
Fragt nicht, was dran erdichtet;
Die Lehr' iſt nicht erdacht:
Der Herr erfüllt der Frommen Flehn,
Mehr, als ſie bitten und verſtehn!

II.

Die Belagerung von Leipzig

im Jahr 1546 und 1547.

Erzählung

von

Friederike Lohmann.

1.

Es war ein düſtrer Dezembermorgen, der dritte des Weihnachtsfeſtes. Schwere weißliche Wolken bedeckten den Himmel, und zogen raſtlos über das bleiche Geſtirn des Tages. So umwölkte auch Kummer und Sorge die Seele der einſamen Gertraud, die des verlaßnen Hauſes wahrte, während die Männer auf den Markt gegangen waren, Beſtätigung böſer Zeitung zu holen. Schon ſeit mehreren Tagen drückten bange Ahnungen Leipzigs Bewohner. Kurfürſt Johann Friedrich richtete ſein Abſehen auf die Stadt; Herzog Moritz ließ ernſtliche Anſtalten zur Gegenwehr machen; zagend ſahen die Weiber, die Schwachen und Kranken in die Zukunft, die braven Männer drückten ſich ermunternd die Hand. Heute war ſchon frühe das Geſchrei gekommen, der Kurfürſt ſei in der Nähe mit

30000 Mann. Furcht und Sorge nahm nun überhand; die Univerſität war ſchon nach Meiſſen gegangen; viele Bürger flüchteten hinaus, und Getraud ſah manchen Bekannten, der ihr wehmüthig ein Lebewohl zuwinkte. Ihre Thränen floſſen ſtärker. Doch ſie trocknete ſie, als ſie den Bruder mit Georg von weitem gewahrte; nicht ſo ſchwach wollte ſie ſcheinen vor den Männern, nicht die Bruſt noch ſchwerer belaſten, die ſchon die Sorge um die Vaterſtadt trug. — Freundlich empfing ſie die Eintretenden, und fragte nach dem, was ſie erkundet hatten.

Es iſt wahr, Schweſter! begann Hans Rauſcher mit Ernſt, alles wahr! Wir waren ſelbſt bei Herren Fachſen, unſerm Bürgermeiſter. Schwere Tage ſtehen dem guten Leipzig bevor; Gott möge uns ſchützen! Morgen kommen 10 Regimenter Fußknechte und Fahnenreuter von Naumburg zu unſerer Hülfe herein. Wir wollen uns wacker vertheidigen, und wenn es ſeyn muß, ſterben auf den Trümmern unſerer Stadt. So denken alle Leipziger! wer aber fremd iſt, und daheim noch eine Seele weiß, die um ihn zagt, der wende ſich von uns, den rufen höhere Pflichten. Ja, Georg, das ſage ich Euch, Ihr müßt uns verlaſſen. Es thut mir weh von Euch zu ſcheiden, aber es kann nicht anders ſeyn. Wer weiß, was uns ſchon in den nächſten Tagen bevorſteht — und Ihr habt eine Mutter. — Hier lebt Euch niemand Verwandtes, hier hält Euch nichts zurück.

Sprachlos, mit niedergeſchlagenem Blick, hatte Georg zugehört; bei den letzten Worten erhob er ſeine großen beredten Augen, und ſie fielen auf Gertraud. — Ach, Herr Rauſcher, ſprach er leiſe, Ihr thut mir weh. Achtet Ihr mich ſo gering, daß ich jetzt mich entfernen ſoll, da Noth und Trübſal Euch nahen? Seht, ich meinte, Ihr würdet mich nimmer von Euch weiſen, wohl meinte ich, daß mir hier verwandte Seelen lebten, und Liebe hält mich zurück — Liebe und Anhänglichkeit an Euch und Euer Haus. Gott weiß, ob ich unrecht thue; aber ich kann, kann Euch nicht verlaſſen; meine Mutter hat der Söhne mehr — und zu deutlich ſpricht's in mir: hier, Georg, iſt dein Platz, hier ist deine Heimath. laßt mich bei Euch bleiben, trauter Meiſter, verſtoße mich nicht, laßt mich Noth und Tod mit Euch theilen!

So ſprach Georg, und Rauſcher reichte ihm gerührt die Hand. Er widerſtand nicht länger der Beredſamkeit redlicher Liebe; auch ahndete ihm lange, was in Georgs Buſen glühte, und es war ihm ſchon recht, wenn Gott des Jünglings Wünſche erfüllen wollte. Ihn jetzt von ſich zu treiben, hatte er für Pflicht gehalten; er hatte, ſo oft die Rede auf die nahen Schreckniſſe kam, immer dieſe Saite berührt, ohne daß Georg ihn verſtehen wollte. Aber, als er nun die Thränen des guten Jünglings fließen ſah, da war er nicht ſtark genug zum Widerſtreben; er nahm ihn brüderlich in ſeine Arme, und ein ſchöner Bund ſchloß ſich auf Leben und Tod. Auch Gertraud trat herzu; auch ihre Hand faßte die Hand des Freundes, und ſein Zittern, ſein Auge voll Liebe machte ihr alles kund, was in ihm vorging.

Georg war ein Fremdling in Leipzig, war zu Rauſchern gekommen, um bei ihm, einem geſchickten, weit gereiſten Maler, ſeine Kunſt zu erlernen. Sehr jung kam er in dieſes Haus; noch jünger war Gertraud, ſeines Meiſters einzige Schweſter. So ſahe er ſie vor ſich aufblühen in ſeltner Schönheit, ſah ihre holde Sittſamkeit, ihr ſtillthätiges Wirken, ihre reine Unſchuld, und gab ſein ganzes Weſen ihr hin, ohne es eher zu fühlen, als heute, da der Gedanke der Trennung vor ihn trat. Schöner noch dünkte ihm jetzt ihre Geſtalt in dem dunkeln häuslichen Gewande, friſcher und blendender der reine Schnee ihrer Haut, goldener die blonden reichen Locken, die ſich unter dem ſchwarzen Häubchen hervordrängten, anmuthsvoller der ſanfte freundliche Blick der ſchönſten Augen. Ach, dieß herrliche Bild, mit unauslöſchlichen Zügen in ſeiner Seele abgedrückt, ſollte er künftig nur dort ſuchen, nie mehr wirklich ſehen; die Geliebte, der ſein Daſeyn gehörte, ſollte er in Gefahren verlaſſen, und feig ein Leben retten, das ohne ſie keinen Werth hatte. Nein, ſein Entſchluß war gefaßt! mochten alle Leiden des verheerenden Kriegs Leipzig treffen, ſeine Mauern umſchloſſen ſeine Geliebte!

Die Gefahr ward indeſſen mit jedem Tage dringender. Die Vertheidiger zogen ein, Waffengeräuſch füllte die friedlichen Straßen. Donnerſtags den 29. Dezember zog alles Volk auf den Markt, wo die Bürgerſchaft in Gegenwart Herzog Moritzens und ſeines Bruders, Herzog Auguſts, den feierlichen Eid ablegte: treu zu ſeyn der Stadt mit Gut und Blut, bis an den Tod! Hoffnung und Muth rief dieſer laute Ruf in Gertrauds bange Seele, und ſie betete ſtill zu dem Herrn der Welt: Laß dir unſere Gelübde wohlgefallen; ſei unſer Schirm, nimm dich Leipzigs an, und ſeiner braven Bewohner!

2.

Oft war die arme Gertraud jetzt einſam. Die Werkſtatt ſtand leer, denn die friedliche Kunſt floh vor dem Schwerdtgeklirr; immer hatte der Bruder mit Georg auswärts zu helfen, denn ſie waren rüſtige Männer, und die Erſten, wo es Noth that. Schon dunkelte der Abend, und noch waren ſie nicht heim. Das Mädchen konnte kaum noch die Geſtalten unterſcheiden, ſiehe, da gewahrte ſie die Wohlbekannten von Ferne; aber ſie waren nicht allein, ein Dritter begleitete ſie, ein ſtattlicher Mann in kriegeriſcher Tracht. Eilfertig öffnete Gertraud die wohlverſchloßne Pforte, und hieß den fremden Gaſt mit freundlichen Worten willkommen. Sie traten in das Zimmer, Gertraud machte die Kerze heller brennen, und rückte die ſchweren Stühle zu dem Tiſch, auf welchem Speiſe und Trank der Männer wartete. Schüchtern ſah ſie, indem ſie ſich etwas entfernt niederſetzte, die hellbeleuchtete Geſtalt des fremden Mannes, und jetzt nannte ihr der Bruder den Obriſtleutenant von Dieskau, der unter dem Obriſten Sebaſtian von Walwitz das Fußvolk befehligte. Einſt lernte Rauſcher ihn auf ſeinen Reiſen kennen, und ward von ihm als ein wackrer Künſtler geſchätzt. Gertraud glaubte bei ſeinem Anblick, ſie habe noch nie einen Mann geſehen. Hoch ragte er empor über Georg und den Bruder, und ſein leuchtendes Auge, ſo freundlich es lächelte, drohete mit hohem Muthe dem Feinde Verderben. Seine Wange war von der Sonne gebräunt, ſchwarze

Locken umwallten eine kühne trotzige Stirn, und ein oft wiederkehrender Anflug von Schwermuth milderte das Feuer ſeiner Blicke. Gertraud konnte das Auge nicht von ihm wenden; wenn er ſprach, ruhete unwillkührlich die ergriffene Spindel, und ſie hing zuhorchend an ſeinen Lippen. Sie hätte jetzt der Sorgen ſpotten mögen, die früher ihr Herz beengten; das Schickſal der Stadt ſchien ihr ſo ſicher in dem Schutz des Helden, als habe ſie ſchon den Abzug des Feindes, und die Befreiung der Bedrängten erlebt.

Dieskau ging; aber nur ſichtbar verließ er Gertraud, ſein Andenken umſchwebte ſie, ſie fühlte ſich verwandelt. Zu unſchuldig, das keimende Gefühl zu verſtehen, das ſich ihrer bemächtigt hatte, hing ſie ihm mit nie gekanntem Entzücken nach, und ſuchte die Einſamkeit, um mit den ſeltſamen Ahnungen ihrer bewegten Bruſt allein zu ſeyn. Die öffentliche Noth ſchwand jetzt völlig aus ihren Gedanken, ja ſie erhöhte noch ihre ſtille wunderbare Seeligkeit; denn der Mann, der den tiefſten Eindruck auf ſie gemacht hatte, war der Schützer ihrer Vaterſtadt und ihrer Mitbürger, er wollte für ſie fechten, ihr Leben und ihre Sicherheit ruhete in ſeinem ſtarken Arm.“ So ſchnell dieſe Regungen Gertrauds Seele erfüllten, eben ſo ſchnell entdeckte ſie das beſorgte Auge der Liebe. Es war Georgen am Abende nicht entgangen, wie der Anblick des Mannes, dem auch er ſeine Bewunderung nicht verſagen konnte, auf Gertraud gewirkt hatte. Zitternd belauſchte er die Bewegungen ihres ausdrucksvollen Geſichts, wenn Dieskau ſprach, die Aufmerkſamkeit, die alles andre vergaß, und nur auf ihn zu achten ſchien. Wohl ſahe er, wie ſie ihm nachſahe in der dunkeln Nacht, bis ſein letzter Tritt verhallt war, wie ſie dann gedankenvoll am Fenſter ſtehen blieb, die Fragen des Bruders überhörte, und endlich wie aus tiefem Traum erwachend fragte: Bruder, warum er nur die ſchwarze Binde um den Arm trug, und oft ſo trübe blickte; ob er wohl Kummer hat? — Alles das hatte Georg beachtet, und eine ſchlafloſe Nacht durchwachte er auf dem Lager. Frühe ſprach Dieskau wieder auf einen Augenblick ein; Rauſcher hatte ihn geſtern gebeten, ſein Haus zur Wohnung zu nehmen; er kam jetzt, es zu verſprechen. Da öffnete ſich die Thür, und Gertraud trat ein. Roth, wie eine Roſe, verneigte ſie ſich tief, und die ſichtbarſte Verwirrung ſchloß ihren Mund. Georg ſtand abgewandt; er ſahe ihre Bewegung, alles war ihm klar, und es ward Nacht in ſeiner Seele.

„Schweſter, begann Rauſcher, der Herr Obriſtlieutenant will unſer Haus zur Wohnung nehmen, wie ich ſchon geſtern von ihm bat; es liegt bequem, und, kann er auch nur ſelten hier ruhen, doch findet er immer treue Herzen, und auch in der böſen Zeit frohen Muth. Das iſt alles, Herr, was wir Euch verbürgen können; ich halte, es iſt viel in den Tagen der Trübſal. Komm, Gertraud, und reiche unſerm Gaſte die Hand, als Wirthin des Hauſes! Zitternd gehorchte Gertraud; ſie vermochte nicht, die freundliche Anrede des Kriegsmannes mit einem Worte zu erwiedern. Ein Tumult auf der Straße endete ihre Verlegenheit; man ging ans Fenſter, und ſah Haufen des Volks die Gaſſe hinab ſtrömen. Feuer, Feuer! ſcholl es aus jedem Munde, und Dieskau belehrte ſeine Freunde, daß man ſo eben das Georgenhospital vor dem Rannſtädter Thor angezündet habe. Auch die Halliſche und Rannſtädter Vorſtadt wird noch heute das Schickſal haben, ſagte er. Wir dürfen keinen Platz ſchonen, den der Feind zur Verſchanzung nützen könnte. Es wird Ernſt mit unſerer Gefahr; man will wiſſen, daß der Kurfürſt nicht weit von Halle ſteht; die nächſten Tage können wichtig ſeyn. Aber wir dürfen nicht zagen, Freunde, ſondern muthig auf Gott und unſern Arm vertrauen. Die Stadt iſt wohlbefeſtigt, mit Lebensmitteln hinlänglich verſehen, und was mehr iſt, als alles, ihre Einwohner ſind brav und fürchten keine Gefahr. Noch heute bekommen wir eine Verſtärkung von 1300 Huſaren; auch 300 Böhmen ſollen vor Mittag eintreffen. Wir wollen die Belagerer empfangen, wie es ſich ziemt!

Dieskau konnte nur kurze Zeit verweilen, und mit ſeiner Gegenwart ſchien Gertrauds Muth zu fliehen. Das wilde Geſchrei auf den Straßen, die Ankunft der Huſaren, das Geräuſch der Waffen, die Wehklagen der heimloſen Bewohner der abgebrannten Vorſtädte, und endlich, als das Licht des Tages wich, die grauſende Beleuchtung der Flammen, die ſich über die ganze Stadt verbreitete, welch eine Vereinigung! Tauſend Thränen der Angſt und des Mitleids floſſen aus ihren Augen; ſie konnte für kein Geſchäft mehr Ruhe finden. Nur die Einrichtung des beſten Zimmers für den Obriſtleutnant, die der Bruder ihr auftrug, die Ordnung ſeines Gepäcks, das ſein Diener brachte, gab ihr einige frohe Minuten. Nur, wenn er ſelbſt ſeinen Poſten auf kurze Zeit verließ, um bei ihr eine Stärkung zu nehmen, nur dann fühlte ſie keine Sorge; dann war alles Ruhe und Sicherheit, und ſie, die furchtſamſte weibliche Seele, hätte an ſeiner Hand das dichteſte Gedränge der Feinde nicht gefürchtet.

3.

Johann von Dieskau war ein edler Mann, Gertrauds reine Seele hatte nicht falſch gewählt. Aber ſein Herz, dieß ſtarke treue Herz, hing noch feſt an einer jugendlichen Liebe, die der Tod getrennt hatte. Nicht nur der Flor um ſeinen

Arm; auch ſein umwölkter Blick zeigte tiefe Trauer. Als Jüngling ſchon liebte er Armgart von Ampach, und ward von ihr geliebt. Ihr Vater ſegnete den Bund, den zu vollziehen nur beider Jugend hinderte. Da entfernte der Krieg den Geliebten; Armgarts Vater ſtarb, und ſie kam unter die Hut eines Oheims, der nicht wie ihr Vater dachte. Er beſtimmte ihre Hand einem reichen Herrn aus Welſchland, Namens Bencolini, der ihm an Jahren gleich war, und gar viel galt bei Fürſten und Großen. Es fehlte nicht an Verſuchen, nicht an Schmähungen des Entfernten, aber Armgart blieb treu; ihr grauſamer Ohm und ſein Gehülfe nahmen ihre Zuflucht zur Gewalt, von welcher Armgart der Tod mitleidig erlöſte. Als Dieskau heimkehrte, um die Geliebte zu ſuchen, fand er ſie nicht mehr, und wie erbebte ſeine Seele, da ein alter frommer Diener des Hauſes ihm Winke gab, es ſei nicht unwahrſcheinlich, daß Armgarts eigne Hand ihr Leben geendet habe, ihm die Treue zu halten, die ſie in beſſern Tagen gelobte. Bencolinis boshafte Ränke hatten ihr keinen andern Ausweg gelaſſen.

Mit Flammenzügen grub ſich dieſe ſchreckliche Ahnung in ſeine Bruſt. Seine einzige Hoffnung war nun die Rache. Er verfolgte Vencolinis Spur, und fand ihn ruhig im Schooße des Glücks. Gräßlich kalt trat er vor ihn, und forderte das Leben ſeiner Geliebten von der Hand des Mörders, indem er ihn zu ehrlichem Zweikampfe aufforderte. Aber der Mörder war feig. Er entfloh bei Nacht, und als der nachſetzende Dieskau ihn ereilte, dachte er niedrig genug, ſich vor mehreren Zeugen von ihm beſchimpfen zu laſſen, ohne die Hand an das Schwerdt zu legen. Doch blutgieriger Haß kochte von jenem Augenblick an in ſeinem Herzen.

Dieskau trug nun die Trauer um ſeine Verlobte, und wollte ſie immer tragen. Er haßte ſein Leben nicht, denn es konnte der Welt nützen; ſein Schmerz war ihm keine Bürde, ſondern eine liebe, vertraute Geſellſchaft. Jetzt rief ſein Geſchick ihn nach Leipzig zu neuem Kampfe, und hier war es, wo er Rauſchern fand, der ihm einſt in fremdem Lande als Landsmann lieb und bedeutend ward. Solche Eindrücke bleiben feſt, und erneuern ſich, wenn wir das Antlitz wieder ſehen, das ſie einſt in uns entſtehen ließ; auch verdiente Rauſcher die Achtung des Helden; er war ein gar kluger muthiger Mann, der ſehr verſtändig über das Bedürfniß des Augenblicks dachte, und nicht Gut, noch Leben ſchonte, wo es galt. Dieskau kam in ſein Haus, und Gertrauds reine herrliche Erſcheinung ergriff ihn wunderbar. Nie hatte er ſo viel anſpruchsloſe Beſcheidenheit bei ſo viel Schönheit, nie dieſes [illegible] unverkennbare Gepräge eines einfachen, ſtillen Gemüths geſehen. Die reinſte Sitte ſtellte das Bild der Jungfrau, während ihr großes blaues Auge mit der Unſchuld eines Kindes jede Bewegung ihres reinen Herzens verrieth. Sie war nicht geſchickt, ihm, was ſie fühlte, zu verbergen. Dieskau, ein Weltmann, kannte die Leidenſchaften, und nur zu bald wußte er das Geheimniß, das Gertraud ſich ſelbſt nicht geſtand. Eine ſüße Empfindung ſtrömte durch ſeine Bruſt. Zwar war er feſt entſchloſſen, der verklärten Geliebten die Treue nicht zu brechen; zwar konnte ſelbſt die reizende Gertraud den Platz nicht füllen, den jene beſaß, und zu edel, ein Mädchenherz mit vergeblicher Hoffnung zu betrügen, wachte er über ſein bewegtes Gefühl. — aber dennoch that es ihm wohl, der Gegenſtand einer Liebe zu ſeyn, die ſo ganz die erſte, heilige Blüte des fleckenloſeſten Herzens war. Wenn er aus dem Gewühl ſorglicher mühender Geſchäfte in Rauſchers Haus trat, und Gertraud ihn mit freudeleuchtenden Augen empfing, wie eine liebende Hausfrau ihn bediente, das Beſte hervorſuchte, was für ihn geſpart war, und dann ſich zu ihm ſetzte, ſeinen Erzählungen zu horchen — wenn er wieder von ihr ſchied, und ſie ihre klaren Augen zu Boden ſchlug, die Thräne des Abſchieds zu verbergen, und immer noch eine Warnung hatte, immer noch einmal nach der Zeit des Wiederſehens fragte — dann ſchwand wohl auf Augenblicke die Vergangenheit aus ſeinem Gedächtniß, und heiße Dankbarkeit, Wohlgefallen an der himmliſchen Schönheit und Unſchuld des Mädchens gränzten nahe an Liebe.

Gertraud fühlte ſich glücklich, und wünſchte nichts weiter. Für ſie waren die Tage der Furcht und Beſorgniß mit dem ſchönſten Kranze des Lebens geſchmückt. Erwachte ſie einmal aus dem ſüßen Traum der Liebe, ſo ſchreckte nicht das Kriegsgeſchrei ſie auf, ſondern Georgs, des armen Georgs ſichtbarer Kummer. Sie wußte ſeine trüben Blicke zu deuten. Daß er ſie liebte, war ihr lange gewiß; auch ſie hatte ihn zu lieben geglaubt, aber konnte ſie dafür, daß es nun anders war? Sie verdoppelte ihre Freundlichkeit gegen ihn, ſie ſuchte ihn auf, wenn er ſie mied, und reichte ihm wehmüthig die Hand, wenn ſie ihn einſam in ſtarrem Schmerz fand. Er verſtand ſie wohl, doch die tiefe Herzenswunde konnte kein Mitgefühl heilen.

So ſtand es im Hauſe, während draußen alles arbeitete, die Gefahr abzuwenden. Das Halliſche und Rannſtädter Thor wurde verſchüttet, einige Häuſer an dieſen Thoren abgetragen, und Geſchütz aufgeführt. Den erſten und zweiten Januar kam Rauſcher und Georg nur auf kurze Zeit nach Hauſe; denn alle Bürger mußten an der Befeſtigung der Stadt helfen. Auch das

Peterthor ward verſchüttet, und ſämmtliche Vertheidiger an ihre Poſten geſtellt.

4.

Kommſt Du endlich, Bruder! rief Gertraud dem Eintretenden entgegen, und verließ den Stuhl, auf dem ſie, vom Wachen ermüdet, entſchlummert war. Sieh, ſchon dämmert der Morgen; wo biſt Du doch dieſe lange Nacht geweſen? Willſt Du ſchon jetzt Dich ſo entkräften, wie ſollen Dich die künftigen Tage finden?

Sei ruhig, Gertraud, lächelte der Bruder, und ließ ſich neben ihr nieder. Dieſe Nacht mußten wir arbeiten; auch habe ich wohl eher eine Nacht der Freude auf luſtigem Gelage geopfert; wie viel lieber der Nothwendigkeit! Beſoldete Arbeiter mühen ſich nur läſſig, wenn ſie nicht ſehen, daß auch der freie Bürger ſeine Kräfte dran ſetzt. Jetzt gilts! Der Kurfürſt iſt ſchon geſtern in Halle geweſen. Jetzt hat er ſein Lager zu Skeudiz. Von Merſeburg hat er ſich die große güldene Tafel, mit Edelſteinen beſetzt, durch Veit von Pappenheim abholen laſſen, die Kaiſer Heinrich der Zweite der Thumkirche zu Ehren des heiligen Laurentius geſchenkt hat. Er ſoll ſie zur Löhnung ſeiner murrenden Soldaten verwandt haben.

Gertraud bebte ob dieſer Handlung. Vergreifung an kirchlichen Heiligthümern ſchien ihrer frommen Seele der höchſte Frevel. Hans fuhr fort:

Mit der erſten Dämmerung ſoll ein Ausfall gewagt werden. 200 Huſaren und 100 ſchwarze Reiter, die im Kohlgarten liegen, ſollen den Feind aufſuchen —

Und Dieskau? rief Gertraud.

Bleibt hier, wo ſeine Gegenwart nöthig iſt. Viele Jünglinge drängten ſich herzu, den Zug mitzumachen, aber ſo viel ich weiß, ward es Keinem verwilligt.

Wo haſt Du Georg, Bruder? unterbrach ihn Gertraud angſtvoll.

Er blieb bei den Arbeitern. Er iſt überall, wo es etwas zu thun giebt. Ein braver thätiger Jüngling; immer ſtand er mir wohl an, aber dieſe Tage machen ihn mir zum Bruder, und er ſoll es werden, ſo Gott unſer Leben friſtet! Er liebt Dich herzlich, Du konnteſt ihn immer gut leiden, und für ſeine Treue iſt kein Lohn zu groß. Wohl dem Mädchen, das ihren künftigen Mann ſo prüfen mag in der Stunde der Gefahr, wo Mancher leichtſinnig von ihr weichen würde!

Gertraud wandte ſich hinweg und verließ das Zimmer; ihre Thränen floſſen unaufhaltſam; ach, warum konnte ſie doch Georg nicht mehr lieben, Georg, den treuen, den redlichen Freund, der noch vor wenig Tagen — ſie wußte es wohl — um ihretwillen die rettende Flucht verſchmähte? Und für ein Hirngeſpinſt wollte ſie ihn tödtlich betrüben? Konnte ſie, das einfache Bürgermädchen, dem Manne angehören, der ſo hoch über ihr ſtand? Liebte Dieskau für ſie? Aber hegte ſie denn auch ſo kühne Hoffnungen? wendet nicht auch die Blume, die am Morgen erblühte und mit dem Abende ſtirbt, ihr Antlitz liebend der Sonne zu, unbekümmert, daß der königliche Baum, an deſſen Fuße ſie blüht, die ſchönſten

Strahlen empfängt, und nur karge Blicke auf ſie herabfallen? — So wollte auch ſie ihn nur bewundern, ihn nur lieben, für ihn beten, und — keines Andern Weib ſeyn.

Kämpfe dieſer Art entlockten ihr immer neue Thränen; gedankenvoll beſorgte ſie ihre häuslichen Geſchäfte. Der Mittag war faſt herauf, ihr Bruder ruhete im Lehnſtuhl, ſie ſaß müſſig neben ihm, ohne auf die heftige Bewegung in den Straßen zu achten, bis ein lautes Geräuſch den Schlummernden weckte, und beide ans Fenſter zog. Sie kommen, ſie kommen! tönte es herauf; ein Strom von Menſchen quoll von der Gegend des Marktes her; bloße Schwerdter blitzten im Gedränge, und die verwirrten Ausrufungen des Volks belehrten die Schauenden ſchon von weitem. Sieg! wiederholte Rauſcher das Wort, welches immer wieder erſcholl, unſere braven Reiter kommen ſiegend zurück; o hinaus, hinaus, um ſelbſt zu ſehen, was ein Unterpfand des Glücks iſt! —

Er ſtürzte hinaus. Der Zug kam jetzt ſo nahe, daß Gertraud ihn ſehen konnte. Stolz und freundlich ritten die Huſaren daher; in ihrer Mitte gingen eine Anzahl Gefangene; ſtattliche Beute folgte auf Wagen. Gertraud wollte ſich freuen — ach, da ſchauten zwei blutende Menſchenköpfe, auf Spießen getragen, ſie gräßlich an, und ſchaudernd entfernte ſie ſich vom Fenſter. Schrecklich tönte ihr nun das Siegsgeſchrei der Menge, der grauenvolle Anblick wollte nicht aus ihrer empörten Phantaſie weichen. Es war das erſtemal, daß die Gräuel des Krieges ihr ſo nahe erſchienen, und doch war der tiefe Eindruck, den ſie davon erhielt, noch Wohlthat gegen das Gefühl der kommenden Tage, wo die Gewohnheit, das Schrecklichſte zu erleben, eine Art von dumpfer Gleichgültigkeit herbeiführte.

Kaum begann der Abend zu dunkeln, noch früher, als er ſonſt in dieſer Jahrszeit einbricht, als Feuerſchein die Helle des Tages erſetzte. Ein Meer von Flammen umgab die Stadt. Herzog Moriz hatte vor wenig Stunden Leipzig verlaſſen, und nach ſeiner Abreiſe ſtanden Eutritſch, Gohlis, die Kohlgärten, die Mühlen vor dem Peters-

und Rannſtädter Thor, die Grimmaiſche und Petersvorſtadt, und das Hospital St. Johannis in Brand. Alles wurde von den Belagerten angezündet, damit der Feind ſich nicht darin aufhalten möge. Die armen Bewohner wurden in die verlaßnen Univerſitäts-Kollegien gebracht. Gräßlich erleuchtete der Wiederſchein der Glut Gertrauds düſtres Zimmer, in welchem ſie bang die Hände rang. Klagen und Seufzer, Angſt und Verwirrung erfüllte die Straßen. Weiber und Männer eilten vorüber mit ihrer mühſam geretteten Habe, Kinder ſuchten die im Tumult verlorne Mutter, jammernde Mütter die Kinder. Die Männer ſtanden flüſternd beiſammen, und theilten Beſorgniß und Troſt miteinander. Es hieß jetzt, der Feind laſſe ſich bei Gohlis in Schlachtordnung ſehen; eine unausſprechliche Bangigkeit ergriff Gertrauds Seele, und nicht eher ward ſie ruhig, als im Kreiſe der kleinen Geſellſchaft, welche die einbrechende Nacht endlich um ſie verſammelte.

Armgart von Ampach an Johann von Dieskau.

War es kein Traum, als ich Deinen Namen hörte? o ſo wäre ich ja hier nicht verlaſſen, wäre geſchützt und geſichert im Arm der Liebe! Aber liebſt Du auch die todtgeglaubte Armgart noch, wird der Anblick ihrer Handſchrift Dich erfreüen? wird der Zuruf Dich erfreuen: Dieskau, Deine Armgart lebt, lebt für Dich, wie ſie gern für Dich geſtorben wäre? Doch hinweg mit dieſen Zweifeln; ſchon genug beängſtigt iſt mein Herz; auch hält Deine Liebe es aufrecht; ich darf mir den letzten Stab nicht rauben laſſen.

Von meinen Schickſalen nur wenig Worte: Als man mich Dir rauben wollte, als mein grauſamer Ohm und dieſer Veneolini ſich zu Herrn meiner Tage machten, und ich keine Ausſicht mehr hatte, als die Hülfe der Verzweiflung, da entfloh ich mit Gefahr des Lebens. Aus meinem hohen Fenſter ließ ich mich hinab an ſchwachen Seilen, und klimmte mit zerrißnen

Füßen den ſteilen Abhang des Felſens ins Thal herab. Meinen Schleier hatte ich an mein Fenſter befeſtigt; man ſollte meinen Tod glauben, und man glaubte ihn; ſo gerieth alles wohl. Aber freundlos irrte ich umher. Du warſt fern; nicht einmal nach Dir zu forſchen wagte ich, aus Furcht, entdeckt zu werden. Bei einer bejahrten Edelfrau, die mich nicht kannte, fand ich endlich Zuflucht und Ruhe; zwar war ich nur ihre Dienerin; aber ſie hielt mich wohl, und ich hätte nichts weiter begehrt, hätten nicht neue Stürme auch dieſe Freiſtatt zerſtört. Meine Herrin ſtarb; ich drückte ihr die Augen zu; mit ihr war ich vor wenig Wochen nach Leipzig gekommen, wo mir alles fremd war. Krieg und Gefahr näherte ſich der Stadt, und ich war allein. Eine alte Wittwe, Namens Renate, kam oft in das Haus, das ich nun bald räumen ſollte; ſie machte Bekanntſchaft mit mir, und bot mir Zuflucht an in ihrer Hütte. Aermlich genug iſt es hier, doch ich wollte ja nichts, als Ruhe und Verborgenheit, bis der Sturm vorüber, und die Stadt wieder frei ſeyn würde, die ich dann zu verlaſſen, und Dich aufzuſuchen gedachte! Du biſt hier, Dieskau; geſtern nannte die Alte Deinen Namen. Ach, ſie ahndete nicht, was in dem Herzen der armen Magd vorging, die ihr zitternd gegenüber ſaß. Dieskau! ich ſehne mich weg von hier. Ruhe und Stille, die ich ſuchte, finde ich nicht bei Frau Renaten; mir iſt, als wäre ich an keinem guten Orte. Viele Menſchen gehen aus und ein. Becherklang und wildes Getöſe tönt oft zu mir in die nachbarliche Kammer. Meine Wirthin wollte mir anfangs anſinnen, mit ihr hinaus zu gehen, ihre ſeltſamen Gäſte zu bedienen, die immer erſt bei Anbruch der Nacht erſcheinen; aber ich halte mich verborgen, und noch habe ich niemand, als Renaten und einen Buben geſehen, der mir wohlgefällt, und dem ich dieß Schreiben vertrauen will, es in Deine Hände zu bringen.

Himmel! was war das? Rette mich, Dieskau, rette mich! Vencolini iſt hier; ja, ich habe ihn geſehen, ihn ſelbſt, ob er gleich den mummt war. Er muß meinen Aufenthalt wiſſen, iſt vielleicht mit Renaten im Bunde. Gott! mich verzehrt die Angſt. — Hier kommt der Bube; ich kann nicht mehr ſchreiben; aus ſeinem Munde erfährſt Du meinen Aufenthalt.

6.

Es war den 6. Januar, als Kurfürſt Johann Friedrich einen Trompeter in die Stadt ſchickte, ſie zur Uebergabe aufzufordern; ihm folgte ein zweiter Herold mit einem weißen Stäblein, woran der Abſagebrief befeſtigt war. Keinen Augenblick erſchreckten die bedrohlichen Worte der Aufforderung die muthigen Leipziger; der Trompeter ward trotzig abgefertigt, und mit zehn Pferden bis an den Gottesäcker begleitet. Hierauf hörten alle Glocken in der Stadt zu ſchlagen auf, und ſchon gegen Mittag kam ein Streifkorps der Belagerer ganz nahe heran; doch ward es von der Leipziger Beſatzung glücklich in die Flucht geſchlagen. Der Zwinger und die Stadtmauern würden in vier Theile getheilt, und zu jedem Viertheil ein Theil der Bürgerſchaft angewieſen.

Zwei Kompagnien und 60 Pferde blieben auf dem Markte ſtehen. Alles lebte in geſpannter Erwartung, aber voll Muth und Kraft, voll Hoffnung und Vertrauen auf höheren Schutz. — Georg und Rauſcher waren überall thätig, Rauſcher mit dem fröhlichen Muth eines unerſchütterten Gemüths, Georg mit zerrißnem Herzen. Er hatte Gertraud verloren, die ihm alles war. Ihre Liebe, ſein höchſtes Kleinod, gehörte Dieskau, und dieſer war nicht unempfindlich gegen ſo viel Anmuth. So war denn nur ein rühmlicher Tod ihm übrig, und er beſchloß, ihn zu ſuchen. Sein ſchönes heitres Auge, ſonſt ſo vertrauend in die Ferne blickend, hing nun trübe am Boden; ſeine Wange war bleich; er war nicht mehr derſelbe; nur, wenn es auf That ankam, kehrte das alte Feuer ihm wieder. Gertraud vermied er, er vermied das liebe Haus, und achtete nicht der kalten Nächte in freier Luft auf dem gefahrvollen Poſten. Ihm war nur wohl in dem Getümmel, das die ſonſt ſo friedliche Stadt durchtobte — gern richtete er ſein Auge hinaus in das Lager, wo die Gefahr lauſchte, und immer drohender heranrückte. Der Morgen des achten Januars zeigte den erſten ernſtlichen Anfall des Feindes auf die Stadt. Das Grimmaiſche und Petersthor wurden zugleich beſtürmt; aber die Truppen, die auf dem Markte Wacht hielten, fielen aus, und nach kurzem Kampf war der Verſuch vereitelt. Der Feind zog ſich nun nach Connewitz und in die umliegenden Dörfer, nachdem er die Waſſerkünſte in Brand ſtecken ließ. So vergingen die trüben Wintertage, und keiner ohne Schreckniß! Nicht immer hörte man nur Jubel des Siegs! Eine Abtheilung der Belagerten, welche die Kirchhofsmauer umreißen ſollte, ward überfallen; es begann ein hartnäckiges, dreiſtündiges Gefecht; die Belagerten mußten ſich zurückziehen, und nun verletzten die Klagen der Verwundeten, der Anblick von Blut und Sterben das weiche Gefühl der friedlichen Bürgerinnen; mit Entſetzen wandten ſich ihre Augen von den Scenen des rohen Kriegs!

In tiefer nächtlicher Dämmerung durchſchritt Dieskau die einſamen hallenden Straßen; Trauergedanken umſchwebten ihn; er ſah im Geiſt Raub und Gewaltthat, Blut und Mord hier wüthen, und die Stille gebar ihm Schauer auf Schauer. Eben befand er ſich auf dem Neumarkt, nahe dem Pauliner Kollegium; ihm deuchte, als öffne ſich die Thür eines kleinen Häuschens leiſe und verſtohlen; aber er konnte nichts deutliches unterſcheiden, bis eilende Schritte hinter ihm ertönten, und ein Jüngling zu ihm trat mit freundlicher, ängſtlicher Bitte um Schutz vor verfolgenden Feinden. Die zarte, jugendliche Geſtalt rechtfertigte dieſe Bitte. Dieskau gebot dem Knaben, ihm zu folgen und muthig zu vertrauen. Schweigend gingen beide ihren Weg, bis, an des Marktes Ecke, aus tiefem Schatten eine verhüllte Geſtalt auf ſie zuſchritt. Angſtvoll ſchmiegte der Fremde ſich an ſeinen Führer, der, in dieſem Augenblick mörderiſch angefallen, einen Stich mit dem Arme auffing, der dem Herzen galt. Ein gellender Schrei entfloh dem Munde des Jünglings, und ohnmächtig ſank er zu Boden, während Dieskau mit der unverletzten Rechten ſein Schwerdt ergriff, den fliehenden

Mörder zu verfolgen. Nur wenige Schritte, und die dichte Finſterniß ließ ihn den Eilenden nicht mehr erkennen; er kehrte um, ſeinen Schützling zu ſuchen, und fand ihn noch auf der nämlichen Stelle, wo eine im Sturm wehende, erſterbende Laterne gerade Licht genug gab, ſich zu ſehen. Daß Ihr Feinde habt, junger Menſch, hob Dieskau nun an, hat dieß Abenteuer gezeigt; wollt Ihr mir mehr davon ſagen, ſo dürft Ihr meines Schutzes gewiß ſeyn. Schutz, deucht mich, bedarf Euer ſchwacher Arm und Euer ſchwacher Muth. — Der Jüngling erwiederte nichts hierauf, und jetzt war Rauſchers Haus erreicht, wo matter Lichtſtrahl durch die verſchloßnen Läden drang. Sie wacht noch! murmelte Dieskau, und ſchlug an die Thür; ſie wacht noch, und doch gränzt die Nacht ſchon an den Morgen! — Gertraud kam, zu öffnen.

Man trat in die Stube; Dieskau ſchlug ſeinen Mantel von der blutenden Linken. Gertraud flog mit einem Ausruf des Entſetzens an ſeine Bruſt. — Allmächtiger Gott, Ihr blutet — Ihr ſeid verwundet! o darum, darum alſo dieſe

Angſt, ehe Ihr kamt, dieſe gränzenloſe Angſt, die mir das Schlimmſte verkündete! Zitternd riß ſie ſich los, ſchob einen Stuhl an den großen Ofen, der noch ſanfte Wärme verbreitete, führte ihn dahin, und ſchloß den Schrank auf, Leinen zu holen und Wundwaſſer, das ſie ſelbſt bereitete. Dann kniete ſie vor ihm nieder, und ihre heißen Thränen fielen in den Verband, den ſie ſanft und ſchonend ihm anlegte.

In einer dunkeln Ecke des Zimmers ſtand während dieſes Auftritts der fremde Jüngling, und das Herz in ſeiner Bruſt blutete aus tauſend unverbundenen Wunden. Unter dieſer Hülle barg Irmgart von Ampach ihre Flucht aus dem Hauſe, das ihr immer verdächtiger ward. Bei nächtlicher Weile entwich ſie in den Kleidern des Buben, dem ſie vertraut hatte, und als ſie heimlos, verlaſſen, die Straße betrat, führte der Zufall ihr Dieskau zu, den ſie nicht kannte. Wie der Verhüllte ihn anfiel, und ein Strahl des ſterbenden Flämmchens auf den Mörder ſchien, erkannte ſie nur zu genau Bencelinis Züge, und ſank ohnmächtig zur Erde. Erwacht und gerettet, voll heißen Danks gegen Gott, erreichte ſie Rauſchers Haus. Es öffnet ſich; ein ſchönes Mädchen tritt ihr entgegen; ſie ſieht ihres Führers Geſicht — o Himmel, es iſt Dieskau, der Geliebte, Geſuchte, an deſſen Herzen ſie nun ausruhen darf von des Lebens Stürmen! — Sie will ſeine Hand ergreifen, ihren Namen ihm nennen, in der Wonne des Wiederſehens alle vergangene Leiden vergeſſen — da ſinkt das Mädchen mit lautem Angſtruf an ſeine Bruſt, ſpricht mit ſüßer Traulichkeit von ihrer Sorge um ihn, pflegt liebend geſchäftig ſeiner Wunde! — Todeskälte faßte Armgarts Herz; ſie lehnte ſich ermattet an die Säule des Fenſterbogens, und heftete die ſtarren Augen auf die hellumleuchtete Gruppe.

Gertrauds Arbeit war nun gethan, aber noch immer hielt ſie die verletzte Hand in der ihren, noch immer ſtrömten ihre Thränen. Sie erhob die ſchönen Augen zu dem geliebten Mann, der, in Anſchauen verloren, die liebliche Geſtalt betrachtete. Unordentlich ſchwammen ihre langen blonden Haare um Kopf und Nacken, und verhüllten faſt die zarte Form; ihre Schönheit und die heiße Liebe, die ſie heute, von Angſt überwältigt, ſo unverholen zeigte, beſtürmte das Herz des Mannes; er öffnete ſeine Arme, ſie an die Bruſt zu ziehen, und mit zärtlichen Tönen entfloh ihr Name ſeinen Lippen. Doch bald durchbebte ein ſchneller Gedanke an Armgart und die Seeligkeit vergangener Tage Dieskaus Herz; er bereute die Vergeſſenheit eines Augenblicks, und, des fremden Zeugen gedenkend, ließ er Gertraud ſanft aus ſeinen umſchlingenden Armen. Sie zu fliehen, beſchloß er feſt. Er wandte ſich zu der bebenden Armgart.

Jüngling! redete er ſie an, was kann ich für Euch thun? ſprecht offen —

Armgart ſchwieg, und ihre Augen ſuchten den Boden. Ihr zittert, fuhr Dieskau fort und faßte treuherzig ihre Hand; ſeid ruhig, es ſoll Euch kein Leid widerfahren, ſo lange Ihr in meinem Schutz ſeid. Aber Vertrauen, junger Menſch, muß ich fordern. Wer ſeid Ihr? wer ſind Eure Verfolger? — jetzt ruft mich die Pflicht; aber ich kehre mit dem Abend zurück, und erwarte Antwort auf meine Fragen. Weilt hier ſo lange, ruhet aus von Schrecken und Angſt, meine liebe Wirthin wird es Euch an nichts fehlen laſſen. Lebt wohl, Gertraud! rief er nun, und ein wehmüthig zärtlicher Blick fiel auf das ſchöne Mädchen, dem helle Thränen von den Wangen rollten. Wo Gefahr iſt, Gertraud, ſagte er leiſer, da iſt der Herr mit uns; lebt wohl! Er riß ſich los, und eilte über die Straße. Beide Mädchen ſahen ihm nach, bis die Dunkelheit ihren Mantel um die geliebte Geſtalt wob. Zum letztenmal! ſagte Armgart laut und ſchmerzlich; Gertraud fuhr auf, und ſah ihr ſtarr entſetzt ins Geſicht.

Was war das? was für ein gräßliches Wort ſpracht Ihr aus? rief ſie, und hielt Armgart krampfhaft feſt — oder täuſchte ich mich? ja, ja, ich täuſchte mich; es war nur eine furchtbare Ahnung, die es ſprach, nicht Ihr. Ihr kennt ihn ja nicht, Ihr liebt ihn ja nicht. — Zum letztenmal! O guter Gott, dann ſende mich ihm nach oder voran — beſſer — beſſer wird es dort ſeyn!

Neues Klopfen an der Hausthür unterbrach

Gertraud; die alte Magd hieß draußen den Eintretenden freundlich willkommen; es war Georg. Rauſcher ſandte ihn heim, einige Stunden zu ruhen. Er ſtaunte, Gertraud wach zu finden, und ein Strahl von Freude überflog ſein kummervolles Geſicht. Doch bald ward er ihre Bläſſe und ihr verſtörtes Anſehen gewahr. Der Schimmer des ſterbenden Lämpchens, das ſich mit dem Grau des werdenden Tages miſchte, gab ihren Zügen etwas geiſterähnliches, das ihn erſchreckte.

Liebe Gertraud! redete er ſie an, was iſt Euch? Ihr ſeid krank. Warum ſeid Ihr ſchon wach? oder habt Ihr dieſe ganze Nacht nicht geſchlafen? Doch war es heute ruhig und ſtill; o entzieht Euch doch nicht die Ruhe; es könnten angſtvolle Tage und Nächte kommen, wo Kraft Euch Noth thun möchte.

Georg, antwortete ſie, Du biſt ſo gut, ſo engelgut! ach, ich weiß es wohl, ich bin es nicht werth. Ich konnte nicht ſchlafen; mich folterte gränzenloſe Angſt, eine ſchreckliche Ahnung. Lieber Georg, Du biſt mein Bruder, Du kannſt mit mir leiden, aber nicht ſpotten. Wir werden Dieskau nicht wiederſehen, er iſt in den Tod gegangen! —

Georg wandte ſich ab, und bedeckte ſein Geſicht mit den Händen. Seine Seele rang mit aller Kraft gegen den wilden Schmerz ſeiner Bruſt. Als er ſich wieder ermannte, ſah er die dunkle Knabengeſtalt in der Fenſtervertiefung. Wer iſt der Fremde? fragte er Gertraud.

Er hat ihn gebracht, ſagte ſie. O! wäre ich dieſer Jüngling, wohnte Kraft in meinem Arm, hielte mich nicht Pflicht und Sitte! o wäre ich dieſer Jüngling! Er durfte ihn begleiten, den Helden bewahren, wenn die Bosheit ſich nahte, ihn warnen, in jeglicher Gefahr ihn beſchützen. Doch, Gott legt ja oft auch Kraft in ſchwachen Arm, und mindeſtens möchte ich für ihn ſterben. —

Und habt Ihr nicht mich, Gertraud? erwiederte Georg mit bebender Stimme — kann ich nicht für den ſterben, den Ihr liebt? Ja, mein Leben hat noch Werth, ich erkenne es mit Freude. So lange Georg athmet, ſollt Ihr nicht für

Dieskau zittern. Ich wünſchte einmal für Euer Glück zu leben; jetzt iſt das vorbei, vielleicht kann mein Tod es ſichern!

Glücklich werde ich nicht mehr, Georg; ich war es, als ich Dich zu lieben glaubte. O haſſe mich nicht, mein Bruder! Daß ich Dein ſchönes heiteres Leben zerſtört habe, das weiß ich ja, denn ich kenne Dein Gefühl. Aber, Georg, ſchone Dich; erhalte Dich; ich beſchwöre Dich mit namenloſer Angſt —

Freundlich richtete Georg ſie von ſeiner Bruſt auf, an die ſie ermattet ſich gelehnt hatte. Er bat ſie, einige Stunden zu ſchlafen, und rief die alte Martha, ſie in ihr Kämmerlein zu geleiten; denn Ruhe bedurfte die erſchütterte Seele und der zarte, von Wachen und Sorge ermüdete Körper. Er war nun mit Armgart allein, die er faſt vergaß; von qualvollen Empfindungen überwältigt, ſank er in einen Stuhl. Da trat Armgart zu ihm, und weckte ihn aus ſeinen Träumen.

Ich muß fort, ſagte ſie; wollt Ihr mir einen Auftrag vollziehen?

Gern! antwortete der Betäubte, und ſah verwundert die Bewegung des Jünglings.

Dieſen Ring gebt in des Obriſtleutenants Hände, fuhr ſie heftig fort; er wird ihm alles ſagen. Doch, erſt dieſen Abend darf er ihn empfangen; verſprecht mir das!

Ich verſpreche es; aber wohin wollt Ihr, warum bleibt Ihr nicht?

Bruder! rief ſie aus, mein Bruder! und faßte heftig zitternd ſeine Hand — ſo nannte Euch Gertraud, auch ich nenne euch ſo! fragt mich nichts, ich kann nicht bleiben. Gott gebe Euch Kraft, Euch und mir! lebt wohl!

Georg hielt ſie feſt. Wohin geht Ihr? — Gott wird mich leiten. — Sie ſtrebte ſich von ihm loszuwinden; doch vergebens. Ich laſſe Euch nicht, ſagte Georg; mir iſt als ginget Ihr ins Unglück. Ihr ſeid ſo wunderbar gerührt, die Thränen dringen aus Euern Augen. Bleibt hier, bis Dieskau ſelbſt kommt, und nehmt Euren Ring zurück.

Verwirrtes Getöſe auf der Straße machte hier Georg ſchweigen. Er eilte ans Fenſter: Gedränge erfüllte die ganze Straße. Der Feind iſt ganz nahe, riefen viele Stimmen zugleich, wir ſind verloren! Jetzt kam auch Rauſcher. Die Belagerer hatten ſich mit 800 Pferden bis an die Lehmgruben vorgewagt; es entſtand ein hitziges Gefecht. Obriſt Wallwitz wollte ſelbſt hinaus, und Rauſcher ihn begleiten. Ungern ließ ſich Georg zurückhalten, aber er mußte ſeinen Poſten auf dem Wall wieder einnehmen, und ſo ſchieden die Männer mit Händedruck und Kuß. Martha bewahrte das Haus und die ſchlummernde Gertraud, die in einem Kämmerchen nach dem Hof nichts vom Tumult ahndete. Nach dem fremden Jüngling ſuchte Georg vergebens; er hatte den Augenblick des allgemeinen Aufruhrs benutzt, um vor Georgs Theilnahme zu fliehen.

7.

Der Sturm ward glücklich abgeſchlagen; ſtolz und froh ſah Rauſcher die väterlichen Mauern wieder, die ſein Arm beſchirmen half. Georg aber, in deſſen Händen Armgarts Vermächtniß an Dieskau geblieben war, wurde nicht ſobald am

Abends von ſeinem Poſten abgelöſt, als er, ſeines Auftrags ſich erinnernd, den Obriſtleutenant aufſuchte; und kaum warf jener einen Blick in das Papier, mit welchem Armgart den Ring umgeben hatte, als ſeine Seele ſich in ihren geheimſten Tiefen erſchüttert fühlte. Er ſtarrte bald Georg, bald das Reiflein an, das ſeine bebende Hand daraus hervorzog. Es war das nämliche, das einſtmals Armgart, die Todtgeglaubte, von ihm zum Pfande ewiger Treue empfing, und das er längſt mit ihr begraben wähnte. Wer konnte dieſes ihm ſenden, es mit dieſen Worten ihm ſenden, als ſie? Er beſchwor Georg, ihm nichts zu verhehlen, und Georg erzählte mit dem Feuer des Mitleids, das Armgarts Schmerz und Zerſtörung ihm eingeflößt hatte; er wiederholte jedes ihrer Worte, und klagte ſich bitter an, den Unglücklichen aus den Augen gelaſſen zu haben. Eine Ahnung ergriff Dieskau, eine ſchöne und zugleich ſchmerzliche Ahnung. Die zarte, feine Geſtalt, die mädchenhafte Schüchternheit ſeines Schützlings, ja ſelbſt der ſüße Ton der Stimme, der ihm erſt jetzt im Gemüthe wiederklang, Alles ſchien die leiſe Hoffnung zu beſtätigen: Armgart iſt noch unter den Lebendigen ! Anfangs fühlte er nur Entzücken, aber bald nahm Gram und Verzweiflung in ſeiner Seele Platz. Wenn es Armgart war, die ein gutes Geſchick in ſeine Arme führte, die er vertheidigte, die von ihm ungekannt an ſeiner Seite war, ſo machte eine augenblickliche Verirrung ſeines Herzens ſie zur Zeugin einer Begebenheit, welche ihr als Verrath an der ſo feſt beſchwornen Liebe erſcheinen mußte. Dieskau wußte nicht, daß ſie ſchon einmal ihm ſchrieb, daß der Brief durch die Unvorſichtigkeit des Boten verloren ging — daß Armgart ihn von ihrem Leben unterrichtet glaubte — dennoch erwog ſein zartes Gefühl alle Schmerzen, mit welchen die Unglückliche, wenn es Armgart war, an dieſem Morgen kämpfen mußte. Er gedachte ihres Bebens, als er ihre Hand berührte, und hätte ſein Leben geboten, den unwiederbringlichen Augenblick zurück zu erkaufen. Vergebens wollte er ſich der Züge des Knaben erinnern ; die Finſterniß, in welcher er ſich zu ihm geſellte, und ſpäter ſeine

Aufmerkſamkeit für Gertraud, hatte ihn gehindert, auf den Fremden zu achten, und ab[illegible]ich ſuchte jener das Dunkel. Aber Georg malte ihm das unvergeßne Bild ſo treu! Die dunkeln feurigen Augen, die weiße Stirn, von rabenſchwarzen glänzenden Locken beſchattet, der ſanfte ſchwermuthsvolle Zug des Mundes — konnte er Armgart verkennen? Sein Schmerz war gränzenlos; ohne Ruhe theilte er nun ſeine Zeit zwiſchen der Pflicht und dem Forſchen nach der Geliebten — doch ſie blieb ihm verloren. Finſtere Schwermuth lagerte ſich auf ſeinem Geſicht, und Gertraud, die nur für ihn lebte, nur mit ihm empfand, forderte ihn — bloß mit Blicken, doch um ſo dringender, zur Mittheilung auf. Ein einſamer Augenblick gab ihr, was ſie wünſchte. Dieskau's tief verwundetes Herz glaubte, das ihre zu heilen, wenn er ihr alles geſtand; ſie ward ſeine Freundin, ſeine Vertraute. Ein ſtolzes Gefühl hob ihre Bruſt; ſein Vertrauen hatte den Unterſchied vernichtet, den der Rang zwiſchen ſie ſtellte; es hatte ſie zu ihm empor gehoben. — Doch ihre Hoffnungen; ſo leiſe ſie ſich regten, waren nun geſtorben; ma[illegible]ah es an ihren oft zum Himmel gerichteten Blicken, ſie hoffte nur auf das Glück jenſeits der Sterne.

Auch die Bedrängniß der Stadt wurde von dem zwölften Tage des Januars an immer drückender. Einem blutigen Gefecht bei Zſchocher machte die Nacht ein Ende. Doch kaum hatte ſie ihre Schatten herabgeſenkt, als der Feind eine Arbeit zum Verderben der Belagerten unternahm. Neun Schanzen wurden bis zum Morgen aufgeworfen; man hörte alle Schläge der Schanzgräber durch die öde Nacht; vom Walle feuerten die unermüdeten Vertheidiger unaufhörlich auf die Arbeiter, doch, durch falſche Feuer getäuſcht, leider vergebens. Die Arbeit ward vollendet; tiefe Laufgräben verbanden die Schanzen mit einander, und das Beſchießen von allen Seiten begann. Viele Gebäude wurden zerſchoſſen, manches an den Feſtungswerken beſchädigt; mehrere Menſchen fanden auf den Straßen den Tod. Doch auch die Belagerten antworteten tapfer und beſſerten in der Nacht wiederum aus, was die feindlichen

Kugeln am Tage zerſtört hatten. Selbſt in Rauſchers Haus fiel eine Kugel, und dicht vor der einſamen Gertraud nieder. Von allen Seiten beängſtigt vergaß ſich ihr Herz zu dem leiſen Wunſche, von dieſer Botin des Todes getroffen worden zu ſeyn, aber bald verwarf ihn ihre fromme Seele, und ſie dankte Gott für die wunderbare Erhaltung. Und abermals ſchickte der Kurfürſt einen Herold herein mit der bedrohenden Warnung, die Vertheidigung aufzugeben, weil er anſonſt nicht mehr ſchonen und die Stadt in einen Schutthaufen verwandeln wolle. Es wurde Rath gehalten; einmüthig fiel der Schluß dahin aus: Leben und Gut zu wagen, um den geleiſteten Eid zu halten. Man erfuhr in Leipzig, daß der Feind mit Verachtung von den Belagerten ſprach, und eine Plünderung beſchloſſen hatte, die ſelbſt die fremden Meßwaaren nicht verſchonen ſollte. Die Einwohner wurden darüber äußerſt erbittert; der Herold erhielt eine trotzige Abfertigung; man richtete am Henkersthurme *) ein

---

*) Der Henkersthurm ſtand zwiſchen dem Pe-

höhnendes Bild auf, das dem Feinde seinen Mangel an Geld und noch Anderes vorwarf. Dagegen feuerten die Belagerer hitziger, als je, aus dem groben Geschütz auf die Mauern, und sandten Feuerkugeln in die Stadt, deren Lage mit jeder Stunde schrecklicher ward.

8.

Armgart verließ Rauschers Haus mit zerrißnem Herzen. Wohin? wußte ſie nicht; ſie meinte, der Tod müſſe ſich ihrer erbarmen. Anfangs folgte ſie dem Strom der Menge, die nach dem Markte hindrängte, bis ſie auf einmal mit Entſetzen Frau Renaten dicht neben ſich gewahrte. Da entſchlüpfte ſie behende durch einen Seitenweg, und trat endlich, betäubt von Angſt und

ters- und Grimmaiſchen Thore beinahe in der Mitte; die Feinde wollten ihn einſchießen, damit der Schutt die Gräben füllen, und ihnen den Uebergang erleichtern möchte, die Belagerten aber trafen mittelſt einer angelegten ſtarken Kette ſehr geſchickte Anſtalten, daß der Thurm, wenn er fiel, nach der Stadt zu fallen mußte.

tauſendfachen Schmerzen, in ein offnes Haus, wo mehrere Bürger an langen Tiſchen ſaßen, und bei ihrem Frühſtück über die allgemeine Noth rathſchlagten. Schüchtern forderte Armgart eine Stärkung, der ſie ſehr bedürftig war, und ihre Augen forſchten in dem Geſicht der Wirthin, ob es thunlich ſei, ſich ihr zu entdecken. Sie ſetzte ſich in den entfernteſten Winkel des Zimmers, und weit entfernt, an den Geſprächen der Uebrigen Theil zu nehmen, kehrte ihre Erinnerung zu den vergangenen Stunden zurück, die ihr auch die letzte Hoffnung entriſſen.

Aber Renatens Blicken war Armgart, trotz ihrer Verkleidung, nicht entgangen; ſie folgte ihr von weitem, ſah ſie in jenes Haus treten, und ſuchte nun ſchnell Bencolini auf, ihm die Verlorne wieder in die Hände zu liefern. So war nur kurze Zeit vergangen, und noch hatte Armgart keinen Augenblick gefunden, der beſchäftigten Wirthin Rede abzugewinnen, als ſich die Geſellſchaft um zwei Perſonen vermehrte, die, ſich nicht weit von Armgart niederlaſſend, einen Becher Wein begehrten. Es waren zwei Männer, einer ſchon im Greiſenalter, der Andere jünger, aber mit einem finſtern menſchenfeindlichen Blick. Armgart, in tiefes Nachſinnen verſunken, achtete anfangs wenig auf ſie; doch bald kam in ihrem Geſpräch ein Name vor, der ſie nur zu ſehr anzog. Der Alte nannte ſich den Diener der Frau von Minkwitz, einer Jugendfreundin Armgarts, und ſprach von ihr, als von einer Gegenwärtigen. Armgarts Herz ſchlug hoch auf für Freude; ſie war entſchloſſen, eine Frage zu wagen; doch lange hinderte ſie ihre Schüchternheit, bis die beiden Fremden ihr zuvorkamen. Der Alte ſah ſich um, und rief Armgart mit ſo vertraulichem Tone, als ihre Knabenkleidung erlaubte, zu ſich, indem er ihr den großen gefüllten Becher zum Trunke darbot. Erröthend nahte ſie ſich, und ſetzte ſich auf ſein Begehr, vor dem finſtern Blick ſeines Gefährten erbebend. Rede und Gegenrede ließ ſie endlich dem Zweck ihres Strebens näher kommen, und ſie fragte den geſprächigen Alten nach derjenigen, die er ſeine Herrſchaft genannt hatte. Wie zitterte ſie vor Freude bei ſeiner Antwort! Frau von Minkwitz, hieß es, ſei nebſt mehreren adlichen Frauen vom Lande herein geflüchtet, und wohne auf der Pleiſſenburg. Der Alte erbot ſich, Armgart zu ihr zu führen, doch mit dem Vorbehalte, daß ſie ihn hier erwarte, weil er noch manches Geſchäft in der Stadt abzuthun habe, auch ſeine Herrſchaft zuvor benachrichtigen müſſe, als weßhalb er auch nach Armgarts Namen fragte. Voll Danks gegen die Vorſicht, die ihr ſo wunderbar Hülfe ſandte, forderte Armgart von der Wirthin Schreibgeräth, und ſchrieb wenige Worte zur Belehrung ihrer Freundin, die ſie dem Alten verſiegelt reichte. Man verabredete die Zurückkunft, und ſie bat nur bis dahin um ein einſames Kämmerchen in dem Gaſthauſe. Hier war ſie mit ſich ſelbſt allein, und konnte ungeſtört an Dieskau denken. Gertrauds Bild kehrte ihr wieder in all ſeiner Schöne; ſie ſah die Liebe in ihren Blicken, und Dieskaus Augen mit jenem Ausdruck auf das Mädchen geheftet, mit dem er ſonſt nur ſie betrachtete. Vereinzelt und heimlos, von der einzigen Stütze ihres Lebens verlaſſen, was war nun ihr Schickſal? Sie wünſchte nichts mehr, als an dem

Buſen der Freundſchaft eine Ruheſtätte zu finden, und keine innere Stimme flüſterte ihr Mißtrauen gegen den Zufall ein, der ſie dieß Glück erwarten ließ.

Der Tag verſtrich, die Dämmerung brach ein, der Alte verzog noch immer. Es war acht Uhr Abends geworden, Sturm und Schneegeſtöber tobte draußen — endlich hörte ſie Tritte nahen, und der Erwartete trat zu ihr ein. Er brachte ihr Grüße von ſeiner Herrſchaft; er ging ehrerbietiger mit ihr um, als bei ihrem erſten Zuſammentreffen; es ſchien, er wußte, wer ſie war. Draußen fand ſie eine Sänfte; der Alte ging neben ihr her. Die Finſterniß hüllte alle Gegenſtände ein; ſie bemühte ſich vergebens, die Straßen zu unterſcheiden, durch die der Weg führte, bis die Sänfte hielt, und der Alte heftig an eine Thür klopfte. In Armgarts Seele regte ſich jetzt auf einmal eine leiſe Furcht vor Betrug; man erſchien mit Licht in der Thür; die Sänfte ward geöffnet, und der Alte ergriff unſanft Armgarts Hand, die in dem nämlichen Moment Renaten erblickte. Zitternd vor Entſetzen, ward ſie in das wohlbekannte Haus gezogen; ihre Sinne ſchwanden, und nach langer Ohnmacht fand ſie ſich in einem kleinen, feuerfeſten Gemach auf ebner Erde wieder, deſſen hohe vergitterte Fenſter ihm das Anſehen eines Gefängniſſes gaben. Renate war bei ihr, und ſuchte ihr beizuſtehen, doch ohne auf ihre Klagen zu antworten; ſie ging endlich, nachdem ſie ſie mit Speiſe verſorgt, und ihr die Kleider gebracht hatte, die Armgart vor Kurzen bei ihrer Flucht hier zurück ließ. Kaum war der Morgen erſchienen, als das Schließen an der verſperrten Thür Armgart einen Beſuch ankündigte. Sie verblich, da ſie Bencolini eintreten ſah. Seine zu hämiſcher Freundlichkeit verzerrten Züge flößten ihr einen Schauer ein; ſein Anblick rief alle frühere Leiden zurück; ſie bedeckte ihr Geſicht mit der Hand.

Höhniſch lächelnd wünſchte er ſich Glück, ſie nach ſo langem Forſchen wieder zu beſitzen, und erinnerte die Weinende an das unglückliche Bündniß, das der Wille ihres Oheims unauflöslich mache. Er ſprach mit einer Zuverſicht, die Armgart beleidigte, und vermiſchte ſeine faſt drohenden Worte oft mit liebkoſenden Schmeicheleien, von denen ihr Gefühl noch tiefer verletzt ward. Mit Feſtigkeit und Stärke antwortete ſie ihm; ſie ſuchte nicht den Abſcheu vor ſeinen Verfolgungen zu bergen, und nach einem kurzen Geſpräch verließ er ſie in gränzenloſer Wuth; ſie würde vor ſeinen Blicken gezittert haben, wäre nach ſo erſchütternden Schlägen ihre Seele noch einer Regung von Furcht zugänglich geweſen.

Die Stille in Armgarts Gefängniß wurde nicht wieder unterbrochen, ſeit Bencolini zürnend von ihr geſchieden war; nur zweimal des Tages kam jener ſtumme finſtre Mann, der damals im Gaſthauſe den Alten begleitete, um ihr Speiſe zu bringen. Wie ſie ihn wiederſah, erinnerte ſie ſich des Schauers beim erſten Erblicken ſeiner unfreundlichen Züge; das Gewicht ihres Unglücks fiel laſtend auf ſie, und ihre Thränen floſſen häufiger, doch ohne von ihm beachtet zu werden. Aber je weniger irgend ein Ereigniß das dumpfe Einerlei ihrer Lage abänderte, deſto lebhafter ging es außerhalb ihres kleinen Aufenthaltorts, zu. Kaum ſank die Nacht herab, ſo hörte ſie neben ſich das Geräuſch vieler Stimmen, oft heftigen Streit führend, oft auch jubelnd, bis der Morgen Ruhe herbei führte, wo denn wieder der grauſe Schall des Geſchützes in ihr Ohr drang, und die Vorſtellung von Dieskau's Gefahr ſich zu ihren zahlloſen Leiden geſellte. Allnächtlich kehrte das ſeltſame Gelag in ihrer Nähe wieder, und gewöhnlich ging ſie erſt dann zur Ruhe, wenn die Zecher ſich entfernten; nur einmal, da ihr ſchon mehrere Tage in der Gefangenſchaft verſtrichen waren, blieb alles ruhig, und eine Ermüdung, wie ſie die Abſpannung aller Seelenkräfte endlich herbeiführt, drückte ihr die Augen zu. Doch nicht lange konnte ſie geſchlafen haben, da weckte ein näheres, lauteres Geräuſch ſie aus einem Traum von Freiheit und Glück! — Sie ermunterte ſich, und hörte dieſelben Stimmen, die hier ſo oft ſchon von ihr unterſchieden wurden; nur begriff ſie nicht, warum ſie jetzt auf einmal ihr ſo nahe ſchienen, daß ſie ſogar Worte vernahm, die der ſchlaftrunkene Sinn noch nicht zu reimen verſtand. Sie richtete ſich auf ihrem

Lager empor; undurchdringliche Finſterniß umgab ſie; ſie legte ſich wieder, und bemerkte nun deutlich, daß die Stelle, wo ihr Kopf ruhte, dicht an der Wand, welche ſie von den Sprechenden ſchied, ihr zum Hören vorzüglich günſtig war. Wahrſcheinlich war die Wand hier ganz dünn, vielleicht einmal zu irgend einem Zweck durchbrochen geweſen; ihre Gedanken hierüber endeten bald, denn nun nahm das Geſpräch eine Wendung, die alles Andere aus der Seele der Hörerin verbannte. Sie bemerkte, daß jemand in den Kreis getreten war, den man lärmend bewillkommte, und wegen ſeines Verweilens befragte. Bencollini's Stimme antwortete:

Wieder vergebens! ſagte er; er kann ſich feſt machen, meine ich. Aber, bei allen Heiligen! meiner Rache ſoll er nicht entgehen!

„Iſt das der Grund unſerer Zuſammenkunft? riefen mehrere Stimmen zugleich; was haben wir mit Eurer Rache zu ſchaffen? Laßt jetzt Euren Privatnutzen aus den Augen, und denkt ans Ganze!

Das Ganze geht mit meinem Vortheil Hand

in Hand — war die Antwort — mit Dieskau fällt ein Vertheidiger der Stadt, der nicht verächtlich iſt, und nicht eher wird meine Seele Ruhe finden, bis er nicht mehr athmet. Noch bleibt mir ein Mittel, ihn zu locken. Er ſucht Armgart von Ampach; wir wollen ſie ihm nachweiſen, und ſtatt ihrer mag er den Tod in den Arm ſchließen. Hört mich an —

Armgart bebte; ſie legte ihr Ohr dichter an die Wand. Die Thür öffnete ſich wieder; Renate trat mit einer Nachricht ein, und nach einer kleinen Pauſe ward das Geſpräch, wahrſcheinlich ihretwegen, italiäniſch fortgeſetzt, welcher Sprache Armgart unkundig war. Dieskau's Name kam oft vor, oft ſchienen die Sprechenden nicht gleicher Meinung, alle Stimmen brüllten zugleich. Gränzenloſe Angſt folterte Armgart; die Thür klang von neuem; ſie hörte Renatens ſchleichenden Gang auf der Flur. Deutſch geſprochen! ſagte eine rauhe Stimme: ich verſtehe mich ſchlecht auf Euern welſchen Schnickſchnack.

Wohl denn, fuhr Bencolini fort. Ihr wißt jetzt, warum Aufſchub bis zum genannten Tage noth iſt. Die Belagerer ſind von allem unterrichtet. Zur beſtimmten Zeit wird ein Detaſchement ſich von einer andern Seite der Stadt nähern, um die Beſatzung irre zu führen, während wir durch den geheimen Gang nach und nach eine Anzahl Soldaten einlaſſen, groß genug, unſerer Sache den Ausſchlag zu geben. Jeder weiß ſeine Pflichten; doch werde ich Euch noch einmal belehren, was im Augenblick zu thun obliegt.

Ihr redet immer von Pflichten, ſagte die vorige rauhe Stimme, ſprecht auch einmal von unſerem Lohn; deſſen noch keiner etwas geſehen hat.

Ja, riefen alle, von unſerm Lohn redet! — wir leiden Mangel, während Euch das Gold der Feinde zuſtrömt. Oeffnet einmal Euren Seckel, und gebt uns einen Theil von Euerem Ueberfluß.

Der Lärm wurde nach dieſen Worten ſo groß, daß Armgart ſich vergebens anſtrengte, etwas zu vernehmen, doch hörte ſie nach einer Weile, daß der Streit gütlich geſchlichtet war.

Man rief Renaten, die Becher zu füllen, und der Reſt der Nacht verfloß, wie alle übrigen. Armgart ſchauderte bei der Ueberlegung des Gehörten. Gott! — ſie wußte Dieskau's Gefahr, ſie wußte die Gefahr der tapfern Vertheidiger ihrer Mauern, und konnte nicht warnen, konnte nicht helfen. Verzweifelnde Angſt bemächtigte ſich ihrer Seele; ſie marterte ſich vergebens, eine Möglichkeit zur Flucht, ja nur zur Beſtellung eines Briefes an Dieskau zu erſinnen. Dieſe engen Mauern, dieſe feſt verſperrte Thür, boten der Kraft ihres Willens, der Angſt ihrer Seele Trotz. Als im Hauſe alles ſtill ward, mehrte ſich ihr Entſetzen. Bencolini war nun auswärts, führte vielleicht ſchon den Streich auf das Leben des Geliebten. Ein einziger Troſt blieb ihr, ein Troſt, der ſonſt ihr Herz zerriſſen hätte: Dieskau wird nicht der Aufforderung folgen, die ſich des Namens Armgart bedient; er liebt mich nicht mehr, nicht nach mir wird er forſchen! — Aber könnte nicht das Mitleid ihn führen? O ihr guten Engel, übernehmt ihr ſeinen Schutz; ich muß ihn unthätig morden laſſen! —

Gegen Mittag erſchien ihr Wächter wie gewöhnlich. Wie er ſich wandte, ſie zu verlaſſen, und ſie die offne Thür gewahrte, deuchte es ihr auf einen Augenblick möglich, neben ihm hin zu entſchlüpfen. Sie vergaß alle andere Hinderniſſe, und ſprang auf, ihm nachzueilen. Bei dem Geräuſch ihres Schritts ſah er kalt und finſter ſich um. Was wollt Ihr? rief er mit feſter, donnernden Stimme, und halb ohnmächtig ſtürzte ſie vor ihm nieder. Hülfe, Barmherzigkeit! flehte ſie. — Oeffnet mein Gefängniß; ich bin nicht arm, und will einſt Euch lohnen; ſeid menſchlich, es gilt mein Leben!

Schweigt! antwortete er hart und drohend. Glaubt Ihr mit einem Knaben zu reden? Wißt; ehe vergießt Andreas ſein Blut, ehe er Euch dieſe Pforte aufthut, die ihm zu hüten befohlen iſt. Ihr bleibt, wo ihr ſeid, bis mein Herr Euch ſelbſt heraus führt. — Er ging, und die Thür flog klirrend hinter ihm zu; Armgart hörte ſie mit all ihren Schlöſſern verwahren, und Grauen des Todes durchſchauerte ihre Bruſt.

9.

Ein langer ſchrecklicher Tag verfloß. Die Dämmerung ſank herab, und wandelte ſich in Nacht. Ihr Wächter brachte kein Licht; doch ſie vermißte es nicht, ſie ſtarrte hinauf zum dunkeln Fenſter, wo ein einzelner Stern flimmernd durch die Dunkelheit ſtrahlte. Alles war ruhig, nur der ferne hohle Ruf der Wachten auf dem Walle drang, vom Sturme herübergeweht, dann und wann klagend in Armgarts Kerker. Kein Glockenſchlag kündigte das Entfliehen der Zeit an; matt von Kummer und Thränen, war Armgart auf ihr Lager geſunken. Horch! da klang es an der Thür. Die Schlöſſer thaten ſich auf, und Andreas trat ein. Er nahte ſich dem Lager. Steht auf, ſagte er leiſe mit milder Stimme; ſteht auf und folgt mir nach.

Wohin? rief Armgart, ohne irgend eine Vermuthung zu bilden, doch von Ahnungen durchbebt.

Still, um Gotteswillen, war die Antwort, kein Wort, oder wir beide ſind des Todes! Er faßte ihre Hand und zog ſie aus der Thür, die er eben ſo ſorgfältig als vorher verſchloß. Schweigend, die Lampe mit der Hand umhüllt, führte er Armgart zu der Kellerthür in der Ecke der Hausflur, und deutete ihr an, ihm hinab zu folgen. Sie gehorchte nicht ohne Zittern; doch das Geſicht ihres Führers, ſo ganz anders als vorher, gab ihr Troſt; auch war ihr Schickſal zu ſchrecklich, um noch etwas zu fürchten. Andreas leuchtete mit der Lampe im Keller umher, wo ſich rings an den Wänden Gerüſte von Bretern zogen. — Gefunden! murmelte er nach einer [illegible] und that ein kleines Pförtchen auf, das mit den Bretern, die es verſteckten, zugleich wich. Immer mir nach! wandte er ſich zu Armgart, es ſind zwanzig Stufen; haltet Euch rechts, denn zur Linken ſind ſie verſunken. Bleibt ſtehen, bis ich die Thür wieder verſchloſſen habe. — Feuchte Luft wehete Armgart entgegen, die Lampe brannte düſterer. Die Stufen waren nun zurückgelegt; ſie ſah ſich in einem niedern Gewölbe, deſſen Dunkelheit, verbunden mit der Ungleichheit des Bodens, jeden Schritt unſicher machte. Aengſtlich ergriff ſie Andreas' dargebotne Hand, und wagte zugleich eine Frage nach dem Schickſal, welchem er ſie entgegen führte.

Ihr ſeid gerettet, Fräulein! antwortete er, und ich halte, Ihr werdet mir nun wohl mein rauhes Benehmen verzeihen, das zu Eurer Befreiung nöthig war. Wir waren heute nicht ohne Zeugen, als ich Euch ſo hart anließ. Bencolini, den ich damals noch Herr nannte, ſtand hart hinter der Thür, und, wollte ich ihn täuſchen, ſo mußte ich Euch ſchon noch einmal betrüben. Jetzt, dem Himmel ſei Dank, ſind wir beide vor ihm ſicher. Euch führe ich in die Stadt, und mir bleiben andere Schlupfwinkel, mich vor ſeiner Rache zu bergen. Andreas taugt nicht für ſolche Geſchäfte; ich bin wohl rauh, aber ehrlich, es hat mich genug gekoſtet, Euch nothgedrungen betrügen zu helfen; denn vom erſten Anblick fühlte ich Mitleid mit Euch.

Dank Euch, ewigen Dank, ſchluchzte die Erfreute, und einſt reicher Lohn, wenn das Schickſal mich zu verfolgen aufhört! Doch ſprecht, Andreas, wo ſind wir; laßt mich den Weg der Rettung kennen, den ich wahrlich nur an Eurer Hand ohne Furcht gehe.

Ihr ſollt wiſſen, Fräulein, entgegnete Andreas, daß wir uns in einem Gange befinden, der gerade in die Paulinerkirche führt. Wenn mir recht iſt, ſind wir jetzt unter einem der vorderen Paulinergebäude; von hier aus wird der Weg breiter und ſicherer. Zittert nicht, Fräulein, und ob Ihr auch allein hier ginget! In der Oberwelt ſind Eure Feinde, und hier unten könnte Euch höchſtens der Schatten eines friedlichen Mönchs begegnen, vor dem ihr mit einem andächtigen Kreuz ruhig vorüberwallen möchtet.

Armgart blickte ſchüchtern in die dunklen Ecken des Gewölbs, und ſchmiegte ſich feſter an ihren Führer. Beide wanderten ſtill und eilend weiter, und kamen bald an eine Stelle, wo der Weg ſich theilte. Andreas wandte ſich links, und Armgart fühlte, daß ihre Bahn ſanft aufwärts ſtieg. Und wohin führt der zweite Weg? fragte ſie.

Das frommt Euch nichts, murmelte Andreas; nehmt Eure Freiheit, und verbergt Euch klüglich. Sollten die Belagerer in kurzem Meiſter der Stadt werden, ſo gehet nur keck hervor, und fraget nach der Frau Gräſin von Oldenburg, die bei ihrem Gemahl im Lager iſt, und mit ihm einziehen wird. Ich kenne ſie wohl, und Ihr ſollt ſie vorbereitet finden, Euch zu ſchützen. Halt! — gebt acht und verfehlt keine Stufe, wir kommen jetzt herauf. Laßt uns horchen, ob alles ſtill iſt. Still wie im Grabe, dieſer Schlüſſel öffnet die Thür. Er dreht ſich ſchwer — ſo — Gott ſei Dank, jetzt ſind wir in der Kirche, Ihr ſeid gerettet! — Ruht hier einen Augenblick.

Er führte die Erſchöpfte zu den Stufen des Altars. Sie ſank auf ihre Kniee. Heißer Dank ſtieg hier an geweihter Stätte für ihre Rettung zum Himmel auf. Auch Andreas war niedergefallen; beide brachten in der feierlichen Stille der Andacht ihr Opfer dar.

Armgart erhob ſich auf ein Geräuſch, das Andreas machte, um ſie zur Eile zu mahnen.

Ihre Augen ſchwammen in Thränen. — Der Alte öffnete ihr nun die letzte Pforte; ſcharf und ſchneidend zog die freie Luft in das Gewölbe. Lebt wohl! ſagte Andreas, und betet für mich, ſo wird Gott um des Guten, das ich an Euch that, vielleicht manch Uebel vergeben, das mich drückt. Lebt wohl! — Noch ein leiſer Dank, ein herzlicher Händedruck, und die Pforte ſchloß ſich tönend. Betäubt ſtand Armgart im Freien, und horchte auf die hallenden Tritte ihres Retters, die ſich immer mehr entfernten. Ihr blieb nur eine Zuflucht. Rauſchers wohlbekanntes Haus. Was auch dagegen in ihrem Herzen ſprach, dorthin mußte ſie gehen, um Dieskau zu warnen.

10.

Eilf Uhr war vorüber, Gertraud lag ſchlummernd in Lehnſtuhl, als Armgart, von Martha eingelaſſen, haſtig ins Zimmer ſtürzte. Ihre Augen liefen ſuchend umher; ach, hier hatte ſie Dieskau zu finden gehofft, die Einſamkeit des Zimmers erſchreckte und verwirrte ſie. Ihre Kräfte waren erſchöpft, ſie wankte, und die alte Martha leitete ſie bedauernd zu einem Sitz. Indeſſen war Gertraud herzugekommen, die Fremde zu betrachten; in ihrem Herzen erwachte eine wehmüthige Ahndung. Wo iſt er? iſt er nicht hier? fragte Armgart — ich muß ihn ſprechen.

Ihr ſeid Armgart! Armgart von Ampach; ja, ich erkenne Euch — willkommen, willkommen! rief Gertraud, und ihren Augen entſtrömten Thränen, deren Quell Schmerz und Freude war. O glücklicher, glücklicher Dieskau; er wird Euch wiederſehen! Ach wüßtet Ihr, wie Ihr geliebt ſeid, welch ein Kummer den edelſten der Menſchen um Euch verzehrt!

Um mich? unmöglich, holde Jungfrau! oder alles müßte ein Traum geweſen ſeyn. — Mir iſt ſo ſeltſam, ich habe ſo viel Schreckliches erlebt; meine Gedanken ſind verwirrt. Wohl könnte es ſeyn, daß ich Träume für Wahrheit nähme — Aber eins iſt gewiß! — Dieskau iſt in Gefahr, und ich muß ihn warnen; ſprecht, wo iſt er? wo treffe ich ihn an?

Ich hoffe, es begegnet ihm nichts Uebles, erwiederte Gertraud angſtvoll; ſein Schutzgeiſt iſt mit ihm, der treue Georg. Hier waren beide noch vor wenig Augenblicken. Es iſt heute einmal ruhig geweſen in der Stadt, wir waren alle beiſammen. Da kam ein Bote an Dieskau. Ein Freund ſo denke ich ja, — beſchied ihn zu einſamer Unterredung an die letzte Thür der Thomaskirche, wo er Nachricht von Euch finden ſollte. Er ging voll Ungeduld, und Georg wollte nicht von ihm weichen. Sollte ihm Gefahr geahndet haben? Allerdings iſt jener Winkel einſam; doch ſeid unbeſorgt, ſie ſind ja zwei, und tapfre Männer. Seid ruhig und ſtärkt Eure Kräfte durch Schlaf und Speiſe; wenn Ihr erwacht, iſt es Tag, und der, den Ihr liebt, ſteht an Eurem Lager.

Armgart wollte antworten; ein lauter gellender Klang tönte durch das Zimmer. Sprachlos ſahen die Frauen ſich an. Was war das? rief Gertraud, und wankte geiſterbleich an den Schenktiſch in der Ecke am Fenſter, woher der Schall erklungen war. Allmächtiger Gott! ſchrie ſie auf, und ſank zuſammen. Martha ſprang ihr zu Hülfe, und Armgart, die, ſeit ſie wußte, wo Dieskau war, nur ihn und ſeine Gefahr dachte, verließ Zimmer und Haus, mit dem Vorſatz, ihm nachzueilen, ihn noch zu retten, oder mit ihm zu fallen.

Sie durchſtrich die Stadt, ohne ſich an die Unruhe auf den Straßen zu kehren, die jetzt ſo gewöhnlich war. Menſchen ſtürzten ihr entgegen, alle hin nach der Gegend, von welcher ſie kam; ſie drängte ſich athemlos durch die Menge. Jenſeit des Marktes ward es ſtiller, ernſt und einſam lag die Thomaskirche vor ihr. Schauerliche Dunkelheit hing über den düſtern Ecken des Kirchhofs, der Wind heulte, dicke Wolken verhüllten den Mond. Armgarts Kniee bebten; ſie ſuchte den Winkel, wo ſie das Schrecklichſte vermuthete. Ein leiſes Stöhnen verhallte hier in den Pauſen des Sturmwindes; ihr Haar ſträubte ſich empor. Sie rief Dieskau's Namen, kein Laut antwortete ihr. Jetzt fielen einzelne Strahlen des Mondes aus zerrißnem Wolkenſchleier auf eine blutende Geſtalt am Boden.

Armgart ſtieß einen lauten Schrei aus, und warf ſich über den Leichnam; ihre Sinne ſchwanden; ſie verlor das Bewußtſeyn ihres Jammers.

Während Stille des Todes ihre Fittiche über dieſe Scene breitete, mehrte ſich die Unruhe, von welcher Armgart auf ihrem Wege Zeugin war, mit jedem Moment. Einige feindliche Soldaten waren, in dem Schutze der Dunkelheit, bis dicht an die äußerſte Mauer gedrungen; ein Schrecken verbreitete ſich durch die Stadt; man rüſtete alles zur Gegenwehr des erwarteten Sturms. Alle Bürger begaben ſich auf die Mauern, Feuerpfannen wurden angezündet; ſelbſt die Weiber waren gefaßt, den Feind mit Pechkränzen zu empfangen. Doch die Belagerer unternahmen nichts Entſcheidendes, und die Ruhe kehrte mit dem Morgen wieder. Ermüdet kam Rauſcher vom Walle heim, und fuhr bei Gertrauds Anblick erſchrocken zurück. Leichenbläſſe lag auf ihrem Geſicht, ihre Augen ſtarrten vor ſich hin, lautlos war ihr Mund auf ſeine Fragen. Was iſt Dir, Gertraud? Martha, was iſt ihr? konnte meine muthvolle

Gertraud ſo heftig von der Gefahr erſchüttert werden, die ſchon vorüber iſt? So redete der Bruder ſie an, und mit überſpannter Heftigkeit ergriff ſie ſeine Hand, ihn zum Schenktiſch zu führen. Sie deutete ſchweigend auf einen kunſtreich geſchliffenen Becher mit Georgs Namen, den dieſer ihr einſt aus ſeiner Heimath zum Angedenken mitbrachte. Ein breiter Riß lief mitten hindurch, und zerriß den umkränzten Namenszug. — Er iſt tod! ſagte ſie langſam mit herzzerſchneidender Kälte, und **ich** habe ihn gemordet!

Da klopfte es dröhnend an die Thür, und noch einmal, ehe Martha öffnen konnte. Einige befreundete Bürger trugen einen blutenden Leichnam ins Haus. Bewußtlos, von ihren Führern halb getragen, folgte Armgard nach. Das bleiche Morgenlicht ſpielte an den Wänden des Zimmers, und warf ſeine matte Beleuchtung auf den Entſeelten. Es war Georg!

II.

Als in jener Nacht Dieskau mit dem treuen Georg Rauſchers Haus verließ, um der Einladung zu folgen, die ihm Kunde von Armgart verſprach, da ereilte ihn die Nachricht, es drohe ein Ueberfall, man habe die feindlichen Soldaten ganz nahe erkannt. Seine Pflicht rief ihn gebieteriſch zu dem ihm anvertrauten Poſten; vergebens rang die Liebe mit ihr! Georg ſah ſeinen Kampf, und endete ihn. Ich gehe an Eurer Statt, das Abenteuer zu beſtehen, rief er ihm zu, und ſcheidend küßten ſich die Freunde, denen kein Wiederſehen beſchieden war! — Der Tod wartete auf Georg an jener Stelle; er fiel faſt ohne Gegenwehr, von Dolchſtichen durchbohrt, und jauchzend flohen ſeine Mörder.

In Rauſchers Hauſe herrſchte dumpfe Stille. Stumm ſaß Gertraud mit gefalteten Händen, ihrem Auge entfiel keine Thräne. Erſt, als Dieskau ins Haus ſtürzte, mit lauten Klagen den Todten ehrte, ihn Freund und Bruder nannte, und die Unglückliche weinend in ſeine Arme nahm, erſt da floſſen beim Anblick des weinenden Helden ihre Augen über, und ihre gepreßte Bruſt fühlte ſich wohlthätig erleichtert. Von Georgs traurigen Reſten führte Rauſcher den Obriſtleutenant zu Armgart, nachdem er ihn vorſichtig unterrichtig hatte; denn nicht freudig war dieß Wiederſehen! Armgart lag krank züm Tode. Leiden aller Art hatten ihren zarten Bau erſchüttert; der letzte Schlag, die Kälte der Nacht, die ſie in freier Luft bewußtlos zubrachte, vollendeten ihre Gefahr. Dieskau kniete an ihrem Lager, und drückte ihre herabhangende Hand an ſeine Bruſt. Bleich, mit geſchloßnen Augen, lag ſie vor ihm. Außer ſich rief er ihren Namen. Da ſchlug ſie mühſam den Blick zu ihm auf, ſah ihn lange an, und ein ſanftes Lächeln verklärte ihre Züge. Der Anblick des Freundes ſchien ſie zu beglücken, doch nur auf kurze Zeit wich der Nebel von ihren Sinnen, und ſie ſank wieder in den vorigen Zuſtand zurück.

Jeder Tag brachte indeſſen den unglücklichen Leipzigern neue Schrecken. Das Geſchütz donnerte unaufhörlich; man konnte oft vor Dampf und Rauch den Tag nicht von der dunkeln Nacht unterſcheiden. Schon hatte der Feind ein groſes Stück Mauer gefällt; doch ritterlich wehrten ſich die Vertheidiger, und die Nacht lieh ihnen ihre Schleier, den Schaden wieder zu verbeſſern. Pfeile und Feuerkugeln fielen in die Stadt, und zündeten, wohin ſie trafen; unermüdlich wurden die Flammen bekämpft. Die Weiber trugen Waſſer auf die Häuſer, und leuchteten Nachts zu den Fenſtern hinaus. Beſonders hart bedrängt war das Schloß; viele Frauen, die ſich dorthin geflüchtet hatten, hielten ſich nicht mehr ſicher, und fleheten um Einlaß in die Stadt. Auch der Henkersthurm ward endlich eingeſchoſſen, doch ohne Schaden zu thun. — So betäubt von äußerer Gefahr, und mit tiefem Schmerz im Buſen, bedurfte es der Heldenkraft, die Dieskau auszeichnete, um dieſe Tage des Jammers männlich zu tragen.

Den 24. Januar Abends betrat er, nach einem ſtürmiſchen Tagewerk, in dem Zwiſchenraum augenblicklicher Ruhe das Haus, wo ſein Alles wohnte. Rauſcher war nicht daheim. Die feindlichen Kugeln hatten im Paulinum die Firmerei angezündet, und, obgleich beim Löſchen viele Menſchen ihr Leben verloren, war dennoch Gertrauds muthiger Bruder nicht der letzte. — Gott ſei Dank und Lob! rief die öffnende Martha dem Obriſtleutenant entgegen, daß Ihr kommt. Eurer wartet doch einmal eine Freude. Mit dem fremden Fräulein ſcheint es ſich zu beſſern; ſie iſt ganz bei ſich, und hat den ganzen Tag über wohl hundertmal nach Euch verlangt.

Zitternd folgte Dieskau ſeiner Führerin; für den Schmerz war er gerüſtet, dem Glücke glaubte er zu erliegen. Er trat ins Zimmer, Gertraud ſaß an den Füßen des Bettes; er winkte ihr, und hörte, wie ſie mit ſanfter Stimme der Kranken von ſeiner Ankunft ſprach. Wo iſt er?, rief Armgart, und ſtreckte ihm die Arme entgegen; er ſtürzte neben ihr nieder, Gertraud verſchwand. Eine ſelige Minute verſtrich ohne Worte. Armgart, ſagte er dann, ich habe Dich wieder, Du lebſt und biſt mein! Du verkennſt mich nicht mehr! — Stillweinend ruhte ſie an ſeiner Bruſt. Alles Weh der Erde, aller

Schmerz vergangner Tage, der wilde Sturm des Kriegs und der Gefahr, war von den Glücklichen vergeſſen. Sie dachten nur ſich und die Liebe. Fragen und Erklärungen, Pläne und Hoffnungen für eine ſchöne Zukunft, Erinnerung früherer Leiden, ſo ſüß im Augenblick des Glücks, folgten dem erſten Rauſch. Oft mahnte Dieskau Armgart an ihre Schwäche, aber ſie fühlte ſich ſtark, und eine Stunde entfloh, die in ihren engen Gränzen des Lebens ſchönſte Freuden einſchloß.

Es ward laut im Nebenzimmer. Dieskau horchte, Rauſchers Stimme nannte ſeinen Namen, und er verließ Armgart, zu der Gertraud zurückkehrte. Herr Obriſtleutenant, redete Rauſcher ihn an, mich dünkt, wir ſind einer wichtigen Stunde nahe. Kundſchafter berichten ſeltſame Dinge; der Obriſt verlangt Euch zu ſprechen. Man erwartet in dieſer Nacht den Hauptſturm. Gott ſei mit uns!

Das wird er, wenn wir uns ſelbſt nicht verlaſſen! erwiederte Dieskau muthig, und ſchütteilte Rauſchern die Hand. Ich gehe jetzt, doch bald bin ich wieder hier.

Kaum hatte Dieskau Irmgart verlaſſen, als einige Worte, laut genug von Vorübergehenden geſprochen, um im Zimmer verſtanden zu werden, in dem wiederkehrenden Gedächtniß der Kranken Ideen hervorriefen, die bisher im tiefen Schlummer lagen. Sturm? wiederholte ſie angſtvoll; der Angriff auf das halliſche Thor? Himmel, wenn es Wahrheit wäre was mir ein Traum ſchien, wenn ich jenes Geſpräch Bencolinis und ſeiner Gefährten wirklich gehört hätte? — Sie verſank in Nachdenken, dann fuhr ſie plötzlich wild auf, und rief mit Händeringen Dieskau herbei. Er war nicht mehr im Hauſe; vergebens ſuchte Rauſcher ſie zu beruhigen, ſie beſchwor ihn, den Obriſtleutenant aufzuſuchen; er hielt alles, was ſie ihm ſagte, für Fieberphantaſie, doch eilte er, ihren Willen zu thun. Die zitternde Gertraud wich nicht von ihrem Lager. Ach ſie, die ſeit dem Tage, der des treuen Georgs Ueberreſte der Erde wiedergab, an ſtiller unausſprechlicher Trauer langſam verblutete, war dennoch wie ein Engel des Troſtes um die Leidende geſchäftig.

Armgart war außer ſich, ſie warf ſich ihre Vergeſſenheit vor, ſie klagte, ſie weinte, ſie nannte ſich die Verderberin der unglücklichen Stadt, und horchte mit Beben auf die Unruhe in den Straßen. Erſchöpft ſank ſie in Gertrauds Arm, da ſchallten Tritte, da trat Dieskau ein, und ſie ermannte ſich. Mit Anſtrengung aller Kräfte ſuchte ſie nun die Worte jener Unterredung in ihrem Gedächtniß auf, und, oft von Schwäche unterbrochen, ſagte ſie dem Erſtaunten, was ihm von hoher Wichtigkeit ſchien. Als ſie geendet hatte, trieb ſie ihn von ſich. Lebe wohl, ſagte ſie leiſe, und rette die Stadt! wir ſehen uns wieder! Er ſtürzte fort.

12.

Niemand ging dieſe Nacht innerhalb Leipzigs Mauern zur Ruhe. Furcht vor einem nah bevorſtehenden ungewiſſen Geſchick hielt alle Herzen in bangem Klopfen; aber Armgarts Nachricht zerſtörte die Anſchläge der Bosheit, und rettete Leipzig und ſeine braven Kämpfer. Schon waren einzelne feindliche Soldaten durch jenen geheimen Erdweg, der unter der Paulinerkirche fort bis ins Lager des Feindes lief, heraufgeſtiegen, als das Haus umringt ward, und die Verräther im Augenblick des Gelingens der Tod ereilte. Bencolini entrann, nur ſeine Helfer kamen in Dieskau's Hände, und die Soldaten mit ihnen. Der ſcheinbare Angriff, der jenen Anſchlag decken ſollte, war bald abgeſchlagen, und der grauende Morgen fand nur dankende Blicke und Herzen.

Aber als Dieskau in der Geliebten Arm eilend, mit ihr den Triumph theilen wollte, da fand er ſie dem Tode nahe. Nur ſcheinbar war ihre Beſſerung geweſen; der mitleidige Tod hatte ihr noch eine Stunde des Glücks gegönnt, um ſie dann einer Welt zu entführen, in welcher ſie nur den Becher der Leiden koſtete! Freundlich ſahen ihre halbgebrochenen Augen auf den weinenden Liebling, und ihre Hände fügten ſeine Rechte in die der biedern Gertraud, mit einem Blick, der ihren Wunſch beredter als Worte ausſprach. Ein ſchwerer Schlummer breitete nun ſeine Flügel über ſie, und die tiefe Stille des Todes ward nur von Gertrauds leiſen Gebeten unterbrochen! —

Schon am 27ſten begann der Kurfürſt den Rückzug und hob die Belagerung auf. Doch war dieſer Tag noch angſtvoll wie ſeine Brüder; denn vor dem Abzuge wurden 14000 Feuerkugeln in die Stadt geworfen, die Funkenburg und mehrere Dörfer angezündet. In dichtem Pulverdampf ging der Rückmarſch des Feindes durch die Kohlgärten und Schönfeld nach Rötha zu. — Endlich nach mondenlanger Noth war die Stadt frei!! — Entzückt umarmten ſich die Geretteten, die Kranken aus den Schanzen wurden in die Stadt geholt, die Todten in eine Grube vor der Paullinerkirche beerdigt, und ein Dankfeſt in der Thomaskirche gehalten, wozu ſtatt des Läutens die Trommeln gerührt wurden.

Unter dieſem feierlichen Schalle ſchwankte

Armgarts Leichenzug aus Rauſchers Hauſe. — Ein grüner Kranz, von Gertrauds Hand gewunden, ſchmückte den Sarg, dem Dieskau in ſtummer Trauer folgte. Gertraud lag auf ihren Knien und weinte laut; keine Freude der Lebenden rührte ihr Herz, ſie war bei den Todten! — Als am nächſten Sonntage zum erſtenmale wieder in allen Kirchen zur Predigt geläutet wurde, und Schaaren von frohen Menſchen in die Gotteshäuſer wallten, da wandte ſie ſich ſchluchzend vom Fenſter, und ihre trüben Augen trafen auf Dieskau, der ſchweigend hinter ihr geſtanden hatte.

Gertraud, ſagte er mit zitternder Stimme, ich ſcheide nun von Euch! Doch etwas iſt noch zwiſchen uns unvollendet. Ihr kennt Armgarts letzten Wunſch. Entſcheidet unſer Schickſal.

Die Dulderin, erwiederte ſie feſt, iſt nun dort oben, ſie ſieht in unſere Herzen, und weiß, daß kein irdiſcher Wunſch ſie mehr berührt. Könnten wir noch glücklich ſeyn über Armgarts und Georgs Grabe? Freund meiner Seele! mein Herz verſteht das Eure! Ewige Trauer iſt unſer

Loos, und ewige Freundſchaft knüpfe uns in der Ferne. —

Schweigend ſchieden ſie für das Leben! — In der Erfüllung ſtiller Pflichten fand Gertraud Troſt, bis ſie neben Armgart und Georg ruhete.

III.

Die Sachſenritter.

Hiſtoriſche Romanze

von

F. Krug von Nidda.

Auf ſeiner Pfalz Werleuen,
Im grauen Waffenſaal
In Mitte ſeiner Treuen,
Umgrünt von Lenzesmaien,
Hielt Heinrich *) Oſtermahl;
Der Longobarden Eiſen
Hat er des Siegs beraubt,
Und Frank' und Baier preiſen
Sein glorreich Kaiſer-Haupt.

---

*) Heinrich der Zweite, oder der Heilige, der letzte Kaiſer ſächſiſchen Stamms.

„Ein Paradies voll Blüthen"
Nennt er ſein Sachſenland;
Die Perle treu zu hüten
Für Feindeshaß und Wüthen,
Schwört er mit Mund und Hand —
Und fröhlich in die Runde
Kreißte der güldne Wein,
Da trat mit böſer Kunde
Ein finſtrer Bote ein.

„Fürſt Boleslav der Freche,
Erlauchter! wüthet ſtark,
Daß alte Schmach er räche,
Den Gottesfrieden breche
In Daleminziens Mark!
Und wolleſt Du nicht beugen
Des Kecken Uebermuth,
Fällt er mit grimmen Streichen
Dein beſtes Sachſenblut!"

„„Das ſoll er nun und nimmer!““
Zürnt Heinrichs heil'ge Macht,
Und ſeines Auges Schimmer,
Glühroth, wie Kerzenflimmer,
Verheißt dem Frevler Acht.
Drauf von der Felſenbrüſtung
Schattet der Kaiſerſpeer,
Und ruft zu neuer Rüſtung
Die Mannen ins Gewehr.

Die kommen bald gezogen,
Wie Sturm und Flammenſchein,
Und unter Schleudern, Bogen,
Erzpanzern, Mähnenwogen,
Erglänzt der alte Hain;
Ein leuchtendes Gewitter,
Auf ſeinem Dunkelroß,
Erhebt der Kaiſerritter
Voran ſein Schlachtgeſchoß.

Und kaum am Sterngefilde
Ward Mondes Schaale neu,
Ließ Boleslav der Wilde
Feldflüchtend Wehr und Schilde,
War Daleminzien frei;
Nur noch im Wendenlande —
Von Budißin gedeckt —
Hielt ſich der Meuter Bande
Verrätheriſch verſteckt.

Wohl ſieglos lag dagegen
Ein Theil der Kaiſerſchaar,
Und Viele Zweifel hegen,
Nur nicht zwei Sachſendegen —
Zwei Säulen in Gefahr;
Hemuza nennt die Sage
Einen, und ſeiner werth
Flammt auf der Thaten Wage
Tammo des Kühnen Schwert.

Die haben ſich verbunden
Durch einen theuern Schwur:
Sei's unter Todeswunden,
Siegsfreudig zu geſunden
Auf Bauzens Mauerflur;
Ja, ſolle Tod ſie finden
In früherm Streitgewühl,
Soll' doch ihr Fall nicht binden
Des Willens blut'ges Ziel!

Und beide Helden haben
Sich freudig kaum erkannt,
Da kommt der Ruf: am Graben
Hat Heinrichs Edelknaben
Ein Pohlenpfeil durchrannt;
„Der gilt dem deutſchen König!"
Strahlt' auf dem gift'gen Erz, —
Und wahrlich fehlte wenig,
Er brach dieß hohe Herz.

Da übernimmt die Sinnen
Hemuza's jäher Zorn,
Und kühnes Kampfbeginnen,
Hart an der Veſte Zinnen,
Begehrt ſein Silberhorn.
Er ruft: „Ihr Räuberknechte,
Hervor aus Schanz' und Thurm!
Ich ſteh' euch im Gefechte,
Im Einzelkampf und Sturm!“

Flugs nah'n drei Pohlenreiter
In güldnem Panzerflies,
Drei wohlgeübte Streiter,
Stets Boleslav's Geleiter,
Mit eingelegtem Spies;
Die fallen All' auf Einen
Mit wildem Angriffsſchall;
Doch ihre Bräute weinen
Noch heut' um ihren Fall.

Und Jener zürnt vom neuen:
„Verworfne Memmenbrut!
Entſendet ganze Reihen,
Ich werd' es nicht bereuen,
Noch iſt mein Degen gut!“
Und All', die ſich vermaßen,
Ihn kämpfend zu bezieh'n,
Streckt' er auf blut'gen Raſen,
Und keiner mochte fliehn;

Ja, wer auch ihm entronnen,
Der nur zu Lande ſchlug,
Sich tauchend in den Bronnen
Der Spree, ſah nichts gewonnen,
Und fiel in eignen Trug:
Denn Tammo, der Vielſchnelle,
Herrſcht' dort im Waſſerreich,
Bepurpurnd manche Welle
Mit ſieggewalt'gem Streich.

Wohl herrlich war's, zu ſchauen
Den kühnen Degenheld
Jn feuchten Stromesauen
Ein Siegsmal ſich erbauen,
Das keine Woge fällt;
Und ſchlug ſein Freund, den Schaaren
Voran, ein tapfrer Leu',
Glich Tammo kühnen Aaren
Jn Wettern ſtark und frei.

Drob hüten ſich die Feigen
Vor weitrer Kampfesfahrt,
Entziehn die blut'gen Leichen
Und mit Verhau'n umzweigen
Sie ſich nach Hunnenart;
Doch, reich an Feindesbeute,
Manch herrlichem Geſchoß,
Zieht ſich Hemuz vom Streite
Zurück zum Kaiſertroß.

Doch kaum hat er den Wällen
Die Ferſen zugekehrt,
Erſehn's die Raubgeſellen,
Ihm Schleudern nachzuſchnellen,
Wohl rieſenhaft beſchwert;
Und ähnlich Donnerkeilen
Zermalmt ein Mühlenſtein
Im jähen Niedereilen
Des Herrlichen Gebein.

O ſchöne Heldenblume,
So frech wardſt du zerknickt!
Ergrünt zu Sachſens Ruhme,
Zu früh zum Märtyrthume
Ins Ewige entrückt!
Zerſchmettert Schild und Lanze,
Zerbrochen Helm und Schwert, —
Wen trägt zum Waffentanze
Fortan dein wundes Pferd?

Denn ach, dieſelbe Stunde,
Bringt Tammo gleiche Noth:
Tief aus des Stromes Grunde
Haucht ihm aus gift'gem Schlunde
Ein Ungeheuer Tod;
Und hat mit ſtarker Klinge
Er Wunder viel gethan,
Ward von des Zaubers Ringe
Er endlich doch umfah'n.

Weh dir! was nun erkühren,
Verwaiſtes Lagerheer?
Wer wird hinfort dich führen,
Wer glorreich triumphiren,
Ob Deiner Feinde Wehr?
Selbſt Heinrich mag kaum wagen —
Wie auch das Herz ihm ſteigt —
Den Sturmruf vorzutragen;
So hat ihn Trau'r gebeugt!

Da ruft, zur andern Wache
Der Nacht, Hemuza's Horn
Die Säumenden zur Rache, --
Und treu der guten Sache,
Feldein durch Korn und Dorn,
Wirft ſich die Lagermaſſe
Gen Budißin hinan,
Daß ſie den Feind umfaſſe
In trunknem Siegeswahn.

„Mir nach!“ herrſcht eine Stimme,
Die Jeden tief ergreift,
Und wie im Flug der Imme
Geht's zu des Stromes Krümme,
Der nah die Veſt' umſchweift;
Doch, als von Muth umwaltet,
Andringt der reiſ'ge Schwarm,
Hat ſich die Spree zerſpaltet
Durch Tammo's Geiſterarm.

Thurmhoch zu beiden Seiten
Aufſchäumt der Waſſer-Drang,
Und Heinrichs Mannen reiten
Mit ſiegendem Bedeuten
Die Wunder-Fuhrt entlang.
Sieh da! am Schanzenhügel
Iſt ſchon das Thor geſprengt,
Das, ſtets in Kett' und Riegel,
Stürmenden Tod verhängt.

Sie dringen ein, und Allen
Schwingt ſich Hemuza's Schild
Voran in nächt'gen Hallen,
Und Blendungen umwallen
Die Feinde, zag und wild;
Selbſt Boleslavs Genoſſen,
Die nicht der Tod entrafft,
Entfliehn auf ſcheuen Roſſen
Der unſichtbaren Kraft.

Und mit der Morgenröthe
Fand ſich die Kaiſerſchaar
In brünſtigem Gebete
An wüſter Tempelſtätte,
Von Stolz und Ruhmſucht baar;
Wo zu der Seelen Frieden
Manch heil'ge Kerz' erglüht,
Daß, die im Streit geſchieden,
Die ew'ge Palm' umblüht.

Auch war der hehren Todten
Gelübde nun erfüllt:
Dem Feind war Flucht geboten,
Und Bauzens Wälle drohten
Nicht fürder, wehrumhüllt;
Schon vor des Tages Gluthen
Hat ſie die Spree vereint,
Die noch mit dunkeln Fluthen
Um die Erſchlagnen weint. —

Hochwerthes Volk der Saſſen,
Die Helden waren dein!
Noch ſtehſt du nicht verlaſſen,
Magſt du nur treu umfaſſen
Der Sage Heil'genſchein!
Und, gleich Hemuza's Eiſen,
Wird ewig im Gefecht
Als Speerwald dich umkreiſen
Die Ehre und das Recht!

IV.

Reiſeſcenen und Bemerkungen.

Vom Jahr 1813.

Beſchluß.

Von

St. Schütze.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Manheim und Karlsruhe.

Den 25. Oktober fuhr ich mit einer bequemen Gelegenheit nach **Manheim**, in Geſellſchaft von zwei Damen, die, ohne ſich zu ſchämen, faſt nichts als franzöſiſch ſprachen. Intereſſanter war mir ein Apothekerburſche, der noch unterweges einſtieg. **Macbeth**, den er (wahrſcheinlich mit mir zugleich) in Frankfurt geſehen hatte, erfüllte noch ganz ſeinen Kopf. Ich befragte ihn über manche Eſſenzen, über deren Zubereitung und Anwendung er mir Auskunft geben mußte, und ich bemerkte, daß auch im Gebrauch der Arzneimittel nicht nur die Methode, ſondern ſelbſt die Mode wechſelt.

In Manheim fiel mir, gleich auf den Straßen, gegen Heidelberg die größere Lebhaftigkeit und Rührigkeit der Frauenzimmer auf, und der Wirth gab bei Tiſche die Belehrung darüber, daß von der Zeit her, da Manheim eine Reſidenz und größerer Handelsort geweſen, ſich hier noch bis jetzt ein ſehr lebensluſtiger Ton erhalten habe, der ſich häufig auch mit Kunſtliebhaberei verbände. Bekannt iſt, wie ſonſt das Manheimer Theater durch Künſtler, wie Iffland, Beck, Beil und andere berühmt war; jetzt konnte es ſolche Anſprüche nicht mehr machen, ob es gleich noch nicht zu den ſchlechten gehören mag. Dennoch ſtand mir hier ein köſtlicher Genuß bevor, denn die Milder-Hauptmann von Wien war grade hier, und trat in der Zauberflöte als Tamino auf. Schöne Stimmen bekommen durch das Perſönliche und Individuelle, durch das ganze Weſen des Menſchen, wieder ihren eigenthümlich verſchiedenen Reiz, ſo daß man hundert Sängerinnen hören, und bei jeder im Klang der Stimme wieder etwas Beſonderes empfinden kann. Doch hat mich noch keine ſo ſehr entzückt, als die Milder-Hauptmann. Es war, als ob die Stimme von ſelbſt hervorbrach, als ob unmittelbar der ganze Körper darin erklänge, als ob ein Strom von goldenen

Strahlen hervorſchöſſe, die noch vor dem Munde den Wohlklang ſchwebend, wie zum Anſchauen, erhielten. Nicht Kunſt, nicht Ton, noch Stimme, möchte man ſagen, ſondern der Klang ſelbſt war es, was die Seele wunderbar ergötzte. Und hob ſich die Kraft der Empfindung, ſo ging zugleich der Ausdruck durch Mark und Bein. Noch nie hatte ich die Wirkung von Schönheit und Kraft in ſolcher Vereinigung erfahren, und ich fühlte meine Seele wie erweitert. Hinreißend wirkte beſonders die Arie: dieß Bildniß iſt bezaubernd ſchön; Empfindung bebte durch alle Nerven, und das Herz war wie von Enthuſiasmus ergriffen. Es läßt ſich ein ſolcher Genuß nicht beſchreiben; es ſchien, daß der große, kraftvolle Körper der Sängerin ſelbſt ſich darin ausſprach. Man ſagt, daß ſie von Geburt eine Griechin ſei, und ihre ganze Geſtalt beſtätigt es. — Das Theater hat übrigens bequeme Einrichtung, nur die ſchräg gehenden Logen gewähren keinen guten Anblick.

Den andern Tag beſah ich die Stadt und die Umgebungen. In den graden Straßen hat man

Noth, ſich nicht zu verirren, weil ſie wenig Merkmale darbieten. Hinter dem Schloſſe iſt ein Park im Entſtehen, der ſich an den Rhein anſchließt, welchen man auf einer Promenade auf dem Damm immer vor Augen hat. Es fuhr eben eine Ladung verwundeter Franzoſen nach Frankreich hinüber, denen man gern auf immer Lebewohl ſagte. Das Majeſtätiſche des Rheins und ſeine Vereinigung mit dem verſchiedenartigen Gewäſſer des Neckars machte jetzt bei trübem Himmel nicht den froh erhabenen Eindruck, den die Fremden hier ſonſt zu empfangen pflegen. Der Strom mit ſeinen dunkeln Wogen erinnerte unwillkührlich an Deutſchland, über deſſen Zuſtand er noch zu trauern ſchien. Indeß kam das Geräuſch des Krieges immer näher; **Wrede** war jetzt auf dem Marſche nach Darmſtadt und Hanau. Ich wich alſo ſehr gut aus.

Den 27. Oktober reiſte ich nach **Karlsruhe** ab. Die Geſellſchaft war ſehr gemiſcht. Den erſten Platz nahm ein etwas ſtarker Mann ein, den ich anfangs für einen Zöllner oder Einnehmer hielt — ganz und gar ein Bild von kaltem Egoismus, der, ſeine Rechte und ſein Anſehn beſchirmend, nach dem Intereſſe der andern kaum einen Blick warf; es fand ſich zuletzt, daß er ein Schullehrer aus Pforzheim war, der immer noch den Reſpekt der Schule mit ſich trug. Er erklärte gleich, daß er ſich dieſen Platz vom Kutſcher ausbedungen hätte, weil er nicht rückwärts fahren könne. Ja, ſagte der andere, ein Kaufmann aus Karlsruhe, und, wie ich glaube, ein Jude, ich kann eigentlich auch nicht rückwärts fahren. Dabei ſah er mich an, und wie ich, im Fond ſitzend, nichts darauf erwiederte, fragte er: und wie iſt es mit Ihnen? Ich brachte aber ihres Herzens Meinung gleich ins Klare, indem ich kurzweg ſagte: ich ſitze auch lieber hier. Bei dieſer hellen Anſicht weigerte ſich denn der Jude auch nicht, mit mir in Zukunft die Plätze zu wechſeln. Die vierte Perſon war die Spinnmeiſterin vom Manheimer Zuchthauſe, die uns über das verſchiedene Verhalten der Züchtlinge, ſelbſt über die kleinen Liebesintriguen derſelben, nicht ſchlecht unterhielt. Der Schulmeiſter erſchien im höchſten Lichte, wenn er von wilden Thieren ſprach, und unter andern die Geſchichte vom Androklus erzählte, den ein Löwe einſt aus bloßer Dankbarkeit zu freſſen ſich geweigert habe. Im Uebrigen mochten ſeine Kenntniſſe nicht weit her ſeyn; denn als ich nach Hofrath Jung in Karlsruhe fragte, verſicherte er, daß es ein Gelehrter ſei, weil er Geſchichtbücher (er meinte Bücher mit Geſchichten — Romane) geſchrieben habe. Der Jude rühmte ihn dafür als ſehr geſchickten Augenarzt und erzählte Wunderkuren von ihm, wollte indeß mit der Gelehrſamkeit auch nicht zurück bleiben, und fragte mich, wie es denn komme, daß die Gelehrten von ihren Werken öfters eine zweite verbeſſerte Auflage herausgäben, warum ſie denn das Buch nicht gleich gut machten? Er hielt dieß alſo für eine offenbare Prellerei, um den Leuten das Geld zweimal aus der Taſche zu locken. — Ueber ſeine Oekonomie äußerte er, daß er zu Hauſe ſparſam lebe, aber auf der Straße (wie er das Reiſen nannte) etwas drauf gehen laſſe; indeß verzehrte er den ganzen Tag weiter nichts, als eine Portion Kaffee, wobei er mit Recht die Beſorgniß hegte, daß ſeine Frau ihn zu Hauſe mager finden möchte. Allein der Schulherr fand es nicht für anſtändig, mir im Mittagseſſen nachzuſtehen, und ſo ſpeiſeten wir ganz geſellig mit einander. Der Kaufmann ſchien ſich mit ihm in nähere Bekanntſchaft einlaſſen zu wollen; dieß gelang ihm aber ſo wenig, daß er zuletzt ſogar bemerken mußte, wie der Herr ohne Abſchied von uns gegangen ſei. Mir ſtellte ſich indeß hierin der kalte Egoismus noch recht hübſch abgeſchloſſen dar. Deſto eifriger bat mich der Jude, ihn morgen doch zu beſuchen, beſonders weil ich von Geldwechſelei geſprochen hatte; ich ſah alſo hier recht deutlich den Unterſchied von Eigennutz und Egoismus, wovon in beiden ſich mir Beiſpiele darſtellten.

In einem groſſen Gaſthofe erwartete ich in Karlsruhe viel Genuß und Bequemlichkeit, merkte aber bald, daß in allem nur der Schein des Groſſen herrſchte, um die Preiſe darnach ſtellen zu können. Sehr ſchmerzlich wurde ich auf dieſe Weiſe an das Wohlleben in Frankfurt erinnert, das hier mit einem ſchwachen Nachſchimmer nur die Zahlen zurückließ. Dafür labte ſich aber meine Seele an der frohen Nachricht von den Siegen bei Leipzig, die hier zuerſt zu meinen Ohren kamen. Es verknüpften ſich damit unruhige Auftritte, die bereits in der Nähe vorgefallen waren, indem Badener Schiffer und Förſter mit den Franzoſen um die Kähne ſtritten, welche dieſe ans andere Ufer fortführen wollten. Es befanden ſich auch grade Fremde von jenſeit hier, welche von der neuen Konſcription erzählten, die eifriger betrieben wurde, als wir damals in Deutſchland glaubten. Dabei erfuhr ich auch als eine bekannte Sache, daß, wenn Bonaparte zwei hundert Tauſend ausſchriebe, nach einem geheimen Einverſtändniſſe mit den Vorſtehern der Provinzen, gewöhnlich zwei hundert und funfzig Tauſend daraus würden. Nach allem, was ich über Frankreich hörte, ſchien mir damals ein weiteres Eindringen der Deutſchen nicht ſo leicht und gefahrlos, als es andern im mittlern Deutſchland vorkam.

Karlsruhe beſuchte ich vorzüglich deßhalb, um einige berühmte Männer von Angeſicht zu ſchauen. Die Stadt ſelbſt macht in ihrer Fächergeſtalt mit den nach den Schloſſe hinauflaufenden graden Straßen nicht den ſchönen Eindruck, den man davon erwartet, und zwar — was ſelten iſt — aus dem Grunde, weil die Straßen gar zu breit und die Häuſer dagegen zu klein ſind, wobei man gar nicht recht das Gefühl vom Befinden in einer geſellig zuſammenwirkenden Stadt bekommt, ſondern ſich faſt immer noch auf offener Straße zu befinden glaubt. — Ich eilte vorzüglich, dem Verfaſſer der allemanniſchen Gedichte, dem gemüthlichen Hebel, meine Aufwartung zu machen; durch eine Namenverwechſelung kam ich aber zu einem katholiſchen Geiſtlichen. Dieſer, ein ſehr gutmüthiger Mann, empfing mich ſehr freundlich und ſagte: Je, woher wiſſen Sie denn von mir? woher kennen Sie mich denn? Ich berief mich auf ſeine Schriften. Schriften, wie? — Er fing an, ſich zu beſinnen und ſchien wirklich etwas geſchrieben zu haben. Als ich ihm aber die allemanniſchen Gedichte nannte, wußte er doch nicht, daß er jemals dergleichen hatte von ſich ausgehen laſſen. Das Mißverſtändniß kam an den Tag, und er rief ſeine gute alte Köchin, daß ſie mir den rechten Weg zum Kirchenrath Hebel zeigen möchte. — Hier wurde ich im Grunde wieder überraſcht, denn man hatte mir geſagt, daß dieſer Mann ſich viel unter gemeinen Leuten aufhalte, und darnach hatte ſich auch meine Vorſtellung von ihm gebildet; indeß ich fand einen eben ſo geſetzten als feinen Mann, der in ſeinem Anſehn Ernſt und Würde mit den Spuren eines heiter-geſelligen Lebens verband; wobei die Erinnerung an ſeine frühere Jugend (die erſte Quelle ſeines poetiſchen Lichts) einen milden Schimmer ländlicher Friedfertigkeit auf die feſten Züge ſeines männlichen Antlitzes warf. Es war mir aber nur kurze Zeit vergönnt, mich mit ihm zu unterhalten, indem ein Herr kam, der mir ſeine Schwiegermutter zur Reiſegeſährtin nach Stuttgard empfahl; und weil Hebel ſagte, daß die Gelegenheiten dahin nicht ſehr häufig wären, ſo ging ich gern in den Vorſchlag ein. — Doch unterließ ich nicht, zuvor noch den Hofrath

Jung, genannt Stilling, zu beſuchen. Ich erwartete den Anblick eines Schwärmers, eines Geiſterſehers, deſſen Aeußeres der ſeltſamen Thätigkeit des Innern entſpräche, ſah aber einen ehrwürdig-gutherzigen Greis vor mir, mit Augen voll Klarheit und voll Verſtand. Mir fiel dabei wieder ein, daß in jeder Art ſich doch der ausgezeichnete Geiſt kund giebt. Er erzählte mir, wie er auf den Einfall gekommen ſei, das Erſcheinen der Geiſter erklären zu wollen. Der verſtorbene Markgraf hatte ihn zuerſt dazu aufgefordert nach einem Geſpräche über die Unſterblichkeit der Seele, und nach der Erwägung, wenn Geiſter erſcheinen könnten, wie dieß nach unſern Kenntniſſen wohl denkbar oder möglich ſei. Seine Schrift ſollte alſo, ſagte er, weiter nichts als ein aus bloßer Wißbegierde angeſtellter Verſuch ſeyn, einmal von dieſer Seite die Möglichkeit von der Fortdauer der Seele nach dem Tode zu beleuchten, und wohl nur aus Mißverſtändniß ſei er deßhalb von vielen ſo angeſchrieen und verketzert worden. Darauf kam er auf die Theologie zu ſprechen, die ſein Lieblingsſtudium ausmacht, (jeder Arzt hat in der Regel ſein Nebenſtudium) und er meinte, daß auch Bonaparte, wie er anfangs fälſchlich geglaubt, noch nicht der Antichriſt und jetzt überhaupt noch nicht das Ende des tauſendjährigen Reichs erſchienen ſei, wo alle Heerden zu einem Hirten zurückkehrten. Ohne gleiche Anſichten mit ihm zu theilen, konnte ich doch dem vielſeitig regſamen Geiſte dieſes Mannes und ſeiner Biederherzigkeit meine Achtung nicht verſagen.

Königreich Wirtemberg.

Nachdem ein Beſuch bei dem Oberkirchenrath **Ewald** fehlgeſchlagen war, indem ich ihn nicht zu Hauſe traf, rüſtete ich mich eilfertig zur Abreiſe, und ging zu meiner Dame, um mit ihr das Nöthige zu beſprechen. Ihr Schwiegerſohn empfing mich ſehr freundlich, mit der Verſicherung, daß er mich kenne. Er hatte ein eigenes Schickſal. Weil er ſich als ein geborner Preuße weigerte, gegen Preußen zu dienen, war er genöthigt geweſen, das Königreich Wirtemberg zu verlaſſen und ſich einſtweilen hieher zu begeben. Und um Leid und Freude recht zu vermiſchen, hatte ihm hier der Himmel durch ſeine ſchöne junge Frau, welche ihm gefolgt war, zwei Kinder auf einmal geſchenkt, einen Knaben und ein Mädchen. Er zeigte mir beide bei der Sechswöchnerin, die mit hellem lichtem Angeſicht auf ihrem Ruhebette einer Verklärten glich. — Den Nachmittag am 29. Oktober ging die Reiſe vor ſich. Verwundert war ich über die Menge Dörfer, durch die wir in einem weg fuhren, welche die groſse Fruchtbarkeit und die Bevölkerung bezeugten, wodurch dieſe Gegend, beſonders Wirtemberg, berühmt iſt. Da die Dame Unterhaltungsblätter mitgenommen hatte, in welchen ſie unterweges las, ſo war ich einer gezwungenen Unterhaltung überhoben, und ließ mich durch Obſtbäume und Weinberge ganz ruhig fortſchaukeln, bis wir nach eingebrochener Dunkelheit Pforzheim erreichten. Nach Sitte daſiger Gegend hat jedes Wirthshaus in der Regel zum gemeinſchaftlichen Gebrauch ein ſehr geräumiges Zimmer, wo an verſchiedenen Tiſchen die Vornehmen wie die Geringern ſich verſammeln, was in kalten Tagen bei der Ankunft ſehr behaglich iſt. So brachten auch wir den Abend in einem ſolchen Zimmer zu, und hatten dabei Gelegenheit, eine patriotiſche Rede mit anzuhören, die faſt betäubend unſer Ohr traf. Ein Pforzheimer Bürger nämlich entbrannte bei einem Schoppen Wein von ſolcher Wuth gegen die Franzoſen, daß er nicht Namen und Titel genug finden konnte, um ſie würdig damit zu belegen. Und nachdem er ſie wacker ausgeſcholten hatte, rief er: ſie ſollen nur kommen, mit Heugabeln, mit Dreſchflegeln wollen wir ſie todt ſchlagen; und einen Bart laß ich mir wachſen bis hieher! Man ſoll die Pforzheimer kennen lernen; wie ich, ſo denken ſie alle! — Er ſchien es ordentlich zu bedauern, daß nicht gleich einer da ſei, den er zur Probe umbringen könnte. Noch nie habe ich einen Deutſchen in ſeinem patriotiſchen Eifer ſo wüthend geſehen. Nord- und Süd-Deutſchland athmete jetzt nur einen Geiſt; noch zu keiner Zeit erlebte man ſolche Uebereinſtimmung der Geſinnung, ſolche Eintracht.

Den andern Tag geſellte ſich ein Wirtembergiſcher Officier zu uns, der den Feldzug nach Rußland mitgemacht hatte, und uns eine Vorſtellung von den damaligen Grauſamkeiten gab, die die Leidenden und Sterbenden auf der Flucht gegen einander ausübten, indem ſie zur Selbſterhaltung ſelbſt des Leibes ihrer Kameraden nicht ſchonten. Nachdem er ſich in aller Stille in Erbſchaftsſachen mit Frankreich abgefunden hatte, kehrte er nach Hauſe zurück, um gegen Bonaparte zu dienen.

Den Nachmittag kamen wir nach Stuttgard, und jeder trennte ſich von dem andern. Meine Hauptſorge war hier zunächſt, ja genau alle Vorſchriften der Polizei zu befolgen, weil ich von der Strenge derſelben ſchon im Auslande gehört hatte. Nachdem an der Gränze und am Thore das Nöthige war beobachtet worden, erhielt ich im Wirthshauſe zwei Zettel mit vielerlei Fragen, worunter auch die war, ob der Fremde in Stuttgard Bekannte habe. Noch ſtrenger fand ichs nachher auf der Rückreiſe, wo ich faſt in jedem Städtchen den Paß vorzeigen muſte, und öfters brachte der Thorwächter ſogar mit der Laterne Papier und Dinte heraus, um ſich wieder verſchiedene Fragen ſchriftlich beantworten zu laſſen, was ſein Kollege am andern Thore des andern Morgens in aller Frühe gleichfalls that, ſo daß die Polizei mir gar nicht aus den Gedanken kam. Dieſe ſtrenge Ordnungsliebe hat auf das Leben in Stuttgard ſelbſt auch einen nicht geringen und in mancher Hinſicht, wie es ſcheint, ſogar wohlthätigen Einfluß. Bei der hier herrſchenden Gewohnheit, fleißig die Weinſtuben zu beſuchen, würde vielleicht manche Stunde über die Zeit hingebracht, vielleicht manche halbe Nacht verſoſſen werden, wenn nicht eine allgemeine Verordnung es einem jeden zum Geſetz machte, nach zehn Uhr ſich nicht ohne Laterne auf der Straße ſehen zu laſſen. Dieß hat die Folge, nicht, daß alle Welt Laternen bei ſich trägt, ſondern, daß man des Abends zeitig iſt, zeitig aus der Geſellſchaft nach Hauſe, zeitig zu Bette geht, und eben ſo zeitig am andern Morgen, munter und aufgelegt zur Arbeit, ſich wieder erhebt. Eine gute Tagesordnung iſt wie der erſte Grundſtein zur Tugend, zur Geſundheit und zur Glückſeligkeit zu betrachten; und deßhalb eine ſolche Strenge nicht ganz zu verwerfen. Indeß zu läugnen iſt es auch nicht; daß ſie in ſchönen Augenblicken des traulichen Beiſammenſeyns und der zunehmenden Freude oft ſehr unangenehm das Geſpräch unterbricht, den Scherz, die Fröhlichkeit ſtört, und nicht ſelten die beſte Geſellſchaft mitten im Genuſſe auseinander reißt; denn es ſcheint eben nicht Sitte zu ſeyn, ſein Recht mit der Laterne geltend zu machen; wenigſtens waren die, welche immer ſehr zahlreich das Gaſtzimmer und die Abendtafel meiner Wirthin zu beſuchen pflegten, niemals damit verſehen. So wie zehn Uhr herankam, war in wenigen Minuten wie mit einem Zauberſchlage alles zerſtoben und verflogen; die Lichter wurden ausgelöſcht, und die Ruhe der Nacht begann. In Rückſicht dieſer Lebensweiſe nahm auch das Theater ſchon um fünf Uhr ſeinen Anfang, was natürlich wieder auf die Zeit des Mittageſſens zurückwirkte.

Meine Unterhaltung hier beſtand darin, Männer zu beſuchen, die mir merkwürdig oder ſchon bekannt waren, und zuweilen auf das Muſeum zu gehen, wo zwar ſeit einiger Zeit nicht mehr gegeſſen und getrunken werden durfte, wo man aber alle Zeitungen und in einem guten Vorrathe von Büchern Nahrung genug für den Geiſt fand.

Haug, der bekannte Epigrammatiker, bewieß auch gegen mich ſeine gewohnte Dienſtfertigkeit, indem er mich zu Weiſſer, dem bekannten Satyriker, zu Dannecker, dem genialen Bildhauer, zu Cotta, dem unternehmenden Buchhändler, und noch zu manchem andern führte, der mir lieb und werth war. Als alte Bekannte durfte ich Reinbeck und Matthiſſon begrüßen. Der erſtere erwieß mir viel Freundſchaft; der letztere ließ mich in das Herz ſeines Königs blicken, deſſen Huld ihn begeiſterte, und ſeine Muſe war eben damit beſchäftigt, ihn zum bevorſtehenden hohen Geburtstage, der in der Stadt noch manche Hände in Thätigkeit ſetzte, würdig zu begrüßen.

Es giebt in Stuttgard eine Menge geſchloſſener Weingeſellſchaften, die ſich an beſtimmten Tagen und Stunden zur Unterhaltung verſammeln. Eine ſolche fand ich unter andern bei Dannecker, wo angeſehene Männer von dem ſchiedenem Beruf alle Abende zuſammen kamen, und wo ich gleichfalls von Haug eingeführt wurde. Bei der Wichtigkeit der Tagesbegebenheiten war es ſehr angenehm, in einer ſolchen Verſammlung immer das Neueſte zu erfahren, was denn bei den mancherlei Kenntniſſen und Anſichten der verſchiedenen Perſonen einer genauen Prüfung nicht entging. Mehr als von dem Intereſſe der Thatſachen wurde Haug jedesmal von witzigen Einfällen, wozu ihm jene Stoff und Gelegenheit darboten, belebt und beſeelt; hier trat ſeine glänzendſte Seite hervor; ja, man lernt ihn nicht eher kennen, als bis man ihn in einer ſolchen Geſellſchaft geſehen hat; ein Epigramm ſtrömt nach dem andern hervor, ſchon fertig mit Vers und Reim, und kommt ſo ungeſucht und ſo leicht zum Vorſchein, daß man bei der gemeinſamen Pflege des geſelligen Scherzes die Täuſchung hat, als ob man ſie ſelbſt gemacht oder wenigſtens mit daran gearbeitet habe. Oft erfolgen drei, vier Epigramme gleich auf denſelben Gegenſtand hinter einander. So gab der merkwürdige Korporal bei Leipzig, der durch ſein zu frühes Sprengen der Brücke einzig Schuld daran ſeyn ſollte, daß nachher die franzöſiſche Armee bei Erfurt wie eine geſchlagene ausſah, ihm gleich mehrere ſolche Witzgedichte in den Mund. — Er beſuchte zur reichen Einſammlung des Stoffs auch des Abends oft mehrere Geſellſchaften von ſehr verſchiedener Beſchaffenheit. So führte er mich auch in eine einfach bürgerliche, wo ſein Witz noch ergiebiger floß, und wollte mich dann noch zu einer dritten bringen, wofür ich aber, des Weines ungewohnt, dankte.

Noch des Genuſſes muß ich erwähnen, den mir die Danneckerſchen Kunſtwerke gewährten; doch da ich nicht im Stande bin, ſie kunſtmäßig zu beſchreiben, ſo will ich nur ſagen, daß mir beſonders der Anblick der koloſſalen Büſte Schillers viel Freude machte, und daß ſie mir ſowohl des Gegenſtandes, als des Meiſters, würdig zu ſeyn ſchien.

Am meiſten hatte ich meine Aufmerkſamkeit auf das Theater gerichtet, womit ich den Tag öfters angenehm ſchloß. Auf der Bühne herrſchte, wie mir es vorkam, im Ganzen genommen keine üble Methode; es fehlte dem Ton nicht an Haltung und Ruhe, eher hätte man dem Spiel noch mehr Lebhaftigkeit, Keckheit und täuſchenden Ernſt wünſchen mögen. Die Bauart und innere Einrichtung des Hauſes für die Zuſchauer macht auf das Auge, obgleich das Gebäude vorher eine andere Beſtimmung hatte, einen angenehmen und zwar großartigen Eindruck, und übertrifft hierin noch das nach römiſchem Muſter erbauete, von Grund aus neue Theater in Karlsruhe, in welchem wenigſtens die unterſten Logen eine ſchlechte Rolle ſpielen, indem ſie mit ihren kleinen viereckigen Oeffnungen wirklichen Gefängnißzellen ähnlich ſehen. Hier erblickt man in einer mächtigen Rundung mehrere Gallerien über einander, die weiter hinauf ſich immer mehr zurück begeben, und, bis zuletzt, jedesmal eine zurücktretende, doch ſie beherrſchende Reihe Logen über ſich haben, was beim Anblicke das Gefühl von Macht und Freiheit giebt. Die königliche Loge mit der glänzenden Krone über ſich hat beſonders etwas Pomphaftes, verliert aber dadurch an Ebenmaß, daß ſie ſich bis zur letzten Gallerie ganz hinauf erſtreckt, was nach Verhältniß der Breite ihr eine zu groſe Länge und ihrer Bedeckung ein zu laſtendes Uebergewicht giebt.

Sie war immer erhellt, obgleich der König sie nicht betrat, sondern statt derselben sich einer ebenfalls schönen und etwas hervorgebauten Theaterloge bediente. Alles hat das Ansehen von Macht und königlicher Würde. Sobald der König erscheint, verkündet es der Hall schmetternder Drommeten, und die Officiere, die unten gewöhnlich die vordern Plätze einnehmen, erheben sich, um seinem Gruße sich zu verneigen. Während des Stücks ist es wider den Anstand, zu klatschen, so lange der König kein Zeichen des Beifalls giebt, dann stimmt aber das Publikum desto eifriger mit ein. Den Schauspielern sieht man im Betragen, an der Richtung und Haltung des ganzen Körpers deutlich es an, daß sie vor einem kenntnißreichen, scharf richtenden Könige spielen, und sie müssen Sitte und Anstand in jeder Hinsicht auf das strengste beobachten. Auch darf kein Stück gegeben werden, das nicht vorher durchgesehen, und worin nicht alles gestrichen oder verbessert wäre, was das moralische Gefühl beleidigen oder die Achtung für Pflichtgesetze schwächen könnte. Eben so schien mir auch alles, was auf dem Theater als Zurüstung oder Nebenwerk eines

Stücks verlangt, etwas Würdiges und Vollſtändiges zu haben, ohne grade durch Pracht zur zerſtreuenden Sinnenreizung auszuſchweifen.

Was aber meine Aufmerkſamkeit vorzüglich beſchäftigte, war die Verbreitung des Schalls, welche hier ſonderbare Erſcheinungen hervorbrachte. Es iſt bekannt, daß man den Geſetzen des Schalls in der Anwendung immer noch nicht auf die Spur kommen kann, und oft bei den ſchönſten Gebäuden ſich deßhalb in großer Verlegenheit ſieht. Man erbaut Kirchen und Theater, und wenn ſie fertig ſind, haben ſie den allerſchlimmſten Fehler, daß man ſchlecht darin hört. So iſt dieß zum Beiſpiel in dem ſtattlich-zierlichen Berliner Theater der Fall, wo man bei den Reden der Schauſpieler die Empfindung hat, als ob in einem abgeſonderten Zimmer geſprochen würde, ſo daß alſo der Schall ſeine erſten Wirkungen hier in einem Kreiſe abzuſchließen ſcheint, welcher nicht den Raum der Zuſchauer mit in ſich faßt, die die Töne abgeſchwächt und gleichſam erſt aus der zweiten Hand bekommen. Ich habe lange Zeit in den Theatern darüber meine Beobachtung angeſtellt, [illegible] und möchte nun für den wichtigſten Fehler und für die Quelle der Irrthümer halten, daß man bei der Verbreitung des Schalls noch die Hauptſache mit den Nebenbeſtimmungen verwechſelt, und daher von manchen Dingen größere Wirkungen erwartet, als ſie geben können. Das Allerwichtigſte iſt die allernächſte Umgebung beim Schalle ſelbſt. Dieſe iſt gleichſam als das Inſtrument zu betrachten, durch welches wir weiter hin reden, und von ihrer Beſchaffenheit und von ihrer anſchließenden Mitwirkung hängt es ab, welche Wirkungen wir in der Ferne hervorbringen. Dieß geht ſo weit, daß oft dadurch nicht nur die Stimme geſchwächt oder verſtärkt, ſondern ſogar der Ton verändert werden kann. Am auffallendſten ſieht man dieß an den Inſtrumenten ſelbſt, d. h. an den mitredenden Vorrichtungen, die man dem Munde unmittelbar anſetzt. Ja ſelbſt die Form des Mundes, die man nach den Umſtänden verändert, kann man ſchon mit zur Vorrichtung rechnen; denn wenn z. B. mehrere Perſonen im Zimmer ſitzen, ſo können wir, ohne eine Perſon anzureden, doch dem Laute unſerer Worte eine ſolche Richtung und

Beſtimmung geben, daß der es recht gut merkt, welcher gemeint und beſonders zu einer Antwort aufgefordert wird. Gehen wir weiter, ſo geben Trichter und Sprachrohr, und die verſchiedenen Gefäße, in welche, oder durch welche wir reden, auffallende Beiſpiele. Auf entferntere Gegenſtände angewandt kommt es nun darauf an, erſtens, daß nichts die Verbreitung des Schalls hindert, und zweitens, daß das Allernächſte den Schall (mitredend) leitet und befördert, und ganz zuletzt kann dann erſt davon die Rede ſeyn, wie der Schall in der Ferne aufgefangen und für die Ohren gleichſam zu Rathe gehalten wird. Was das Mitreden der Gegenſtände betrifft, ſo muß dieſes freilich zugleich und nicht ſo geſchehen, daß eine Zwieſprache, ein Echo, entſteht, und es muß auch die Mitwirkung von verſchiedenen Gegenſtänden und Flächen nicht auf eine ſolche Weiſe verſchieden ſeyn, daß eine Mitwirkung die andere hindert oder ſchwächt, wie man dieß in mancherlei Zimmern nach Beſchaffenheit der Breite und Höhe beobachten kann. Bei einem Theater hängt die Verbreitung und die Kraft des Schalls nun gleich von dem ab, was ſich unmittelbar rechts und links und an der Seite beim erſten Ausgange des Schalls befindet. Was *hier* aufgehalten und gehindert wird, ſtirbt gleichſam ſchon halb in ſeinem erſten Wachsthume, indem mit dem erſten Schallſtrahle viele andere unterdrückt ſind, die ſich im freien Fortgange daraus entwickeln, und mit Kraft die eingeſchloſſene Luft des *ganzen* Raums erregen würden. Im Stuttgarder Theater ſah ich hiervon ein recht auffallendes Beiſpiel. Wenn der Schauſpieler in der Mitte gradeaus ſtand, verbreitete ſich der Schall ſeiner Worte auf eine gewöhnliche Weiſe, ſo daß man ſich ſeiner Entfernung dabei im Gefühl bewußt war. Wandte er ſich aber zwei oder drei Schritte auf die Seite, ſo klang es, als ob er in einen großen Topf ſpräche, ja, ſeine Stimme wanderte vor ihm her, ſo daß ſie gar nicht mehr von ihm, ſondern in einiger Entfernung von einem unſichtbaren Geiſte zu kommen ſchien; ſie ſchwebte zwiſchen ihm und der nächſten Umgebung. Ganz natürlich; er iſt ja nicht allein, der ſpricht oder anklingt, ſondern die nahen Gegenſtände thun ja desgleichen. Die Wirkung derſelben darf nur zuſammengehalten werden, daß ſie der ſeinigen gleich kommt, ſo muß von der Geſammtwirkung der Laut erſt in der Mitte zwiſchen beiden redenden Theilen entſtehen; und ſo war es auch. Man ſah nur, daß der Schauſpieler den Mund regte, ſeine Worte ſchwebten zwei oder drei Ellen von ihm und kamen von da zu uns herüber. Es war wie eine Zauberei, wie ein ewiges Verſtecken. Bald ſchien der Schauſpieler im Orcheſter, bald ganz im Winkel des Theaters zu ſtehen. Und dieſer Winkel iſt es eben, der das Räthſel löſt. Nämlich auf beiden Seiten ſind königliche Logen herausgebaut, die auf dem Vordergrunde der Bühne einen Winkel bilden. Dieſe waren es, welche immer mit ſprachen, und nicht allein den Schall hinderten und auffingen, ſondern zu einer ſolchen Kraft vereinten, daß ſie ſowohl den Entſtehungsort des Schalls, als ſeinen Ton veränderten, der nun nach der Weite und Größe der redenden Organe weit dumpfer klang. Die Schauſpieler hüteten ſich auch vor dieſen Sprechgehülfen, aber ſie konnten es im Spiel nicht immer vermeiden, und ſo wie ſie ſich dem Winkel näherten, weg war ihre

Stimme, und ein anderer ſprach an ihrer Statt. Man ſollte dieſen Weg weiter verfolgen, und auf mancherlei Weiſe durch verſchiedene Stellung der nahen Gegenſtände Experimente mit dem Schall anſtellen — ſicher würde man auf ſehr wichtige Erfahrungen und merkwürdige Erſcheinungen kommen. Man kann dieſes ſchon auf dem Zimmer ganz im Kleinen, wenn man eine ſchlagende Taſchenuhr hinter verſchiedene Flächen legt, und die Richtung der Flächen verſchiedentlich verändert. — Von nun an, da ich dieß in Stuttgard erlebt und beobachtet hatte, war ich auf den Vordergrund eines jeden Theaters aufmerkſam, und finde, daß es hier das Allerwichtigſte ausmacht, ob ein Vorſprung (von Seiten der Gallerie und Logen) gebaut iſt, oder ob gar keine Unterbrechung ſtatt findet. Da man im Weimarſchen Theater ſo überaus gut hört, ſo waren nach meiner Rückkehr gleich meine Augen dahin gerichtet, und ſiehe! es hat gar keinen Vorſprung, der Balkon läuft ebenmäßig fort und ſchließt ſich an's Theater ohne Vorbrüſtung an. Ja, dieſer Umſtand iſt für die Verbreitung des Schalls ſo wichtig, daß man einſt in einem großen

Trauerſpiele gleich auf einmal merklich ſchlechter hörte, als zur Bildung eines ſehr breiten Saals die Kouliſſen ſo zurückgeſtellt waren, daß die erſten Vorwände der Kouliſſen etwas über ſie hervortraten, die ſchon mit ihrer Fläche einiges vom Schall wegnahmen, und in den Saal zurückwarfen. Wir haben alſo den Vordergrund des Theaters gleichſam als das Mundſtück (oder als die Wangen des Mundes) zu betrachten, durch das die Sprechenden reden. Es iſt kein Zweifel, daß auch die Kouliſſen und was hinter ihnen iſt, etwas zum Schall mitwirken könnten. Je weiter vom Schall entfernt, je weniger iſt die Beſchaffenheit des Orts und der Gegenſtände von Wichtigkeit, doch keineswegs ohne alle Mitwirkung, beſonders wenn der umgekehrte Fall eintritt, daß der Redende in freier Luft ſteht, und erſt die entfernten Flächen (Pfeiler oder Wände — auf dem Felde Hügel und Berge) mitredend werden. — Ich wünſchte dieſem Gegenſtande eine tiefere Ergründung.

Rückreiſe.

Nachdem die Nachricht vom völligen Rückzuge der Franzoſen, von der Schlacht bei Hanau und vom Uebergange über den Rhein angekommen war, richtete ich mit Freuden meine Blicke wieder nach dem friedlichen Weimar zurück, und berechnete ohngefähr, daß bis zu meiner Ankunft die dortige Gegend wohl wieder in Ruhe und Sicherheit und den Muſen günſtig ſeyn könnte. Ich ſehnte mich nach ſo vielen Veränderungen beſonders deßhalb nach meiner ſtillen Zelle, um mit meinen Freunden, die der Krieg ſo lange von mir getrennt hatte, mich durch Briefwechſel wieder in Verbindung zu ſetzen, was mir auch in der Entfernung als ein allgemeines Wiederſchein vorkam, indem jeder nun von Herzen reden konnte, und ich nicht mehr nöthig hatte, den Brief zugleich für zwei fremde Augen einzurichten, die in Leipzig öfters ohne Umſtände mit hinein ſahen. Ja in dieſem Sinne kehrte jetzt ganz Deutſchland zu ſeiner Heimath zurück, weil vorher Fremdlinge ſich darin feſtgeſetzt hatten, und niemand mehr ſein Haus und Hab' und Gut völlig ſein nennen konnte. Unbewacht war nun der Freund wieder unter ſeinen Freunden.

Eben zur Zeit, da ich es wünſchte, fand ſich auch zur Rückreiſe eine bequeme und billige Gelegenheit. Ein junger Wundarzt hatte einen Kranken, der aus Stuttgard gebürtig war, von Bamberg hieher begleitet, und fuhr nun dahin zurück. Mit ihm machte ich mich alſo den 7. November auf den Weg. Es war eben der Geburtstag des Königs gefeiert, den Abend im Theater Titus gegeben, vor dem Wirthshauſe eine hohe Piramide angezündet, und im Hauſe von der Bürgergarde ein großer Ball und ein Gaſtmahl mit Geſang gehalten worden, ſo daß ich nach einer ſchlafloſen Nacht mit lauter glänzenden und feierlichen Bildern und Vorſtellungen Stuttgard verließ. Ich ſchaute mit aufgehender Sonne noch einmal auf die anmuthigen Weinberge zurück, welche dieſe Königsſtadt bekränzen, und wollte denn meine Gedanken auf das Künftige und Entfernte richten, als ich immer wieder durch neue Erſcheinungen an jene Vorſtellungen erinnert wurde. Der König wurde nämlich überall erwartet, weil er ſich heute nach einem entlegenen Jagdſchloſſe begab. Beſonders war in Gemünd, wohin wir zu Mittag kamen, deßhalb großes Leben. Schon draußen ſtand auf einem Hügel ein Mann von der Bürgergarde neben ſeinem Pferde in einen Mantel gehüllt, und harrete der frohen Ankunft entgegen. In der Stadt waren mit erforderlichen Zwiſchenräumen die Soldaten aufgeſtellt, ſo daß ſie von einem Thore bis zum andern gingen. Auf dem Markte warteten für das Gefolge des Königs die Pferde zum Umſpannen, und alle Fenſter der Häuſer rings umher waren mit Köpfen angefüllt, ſo daß ſich alſo eine große Theilnahme an dem höchſten Wohlſeyn des Königs überall kund gab. Dieſes feſtliche Erwarten (es war überdieß grade Sonntag) dauerte den ganzen Weg bis gegen Abend fort, wo wir noch in der Dämmerung faſt das Unglück hatten, eine Störung hineinzubringen. Der Kutſcher war nämlich ſo eben bei einem Hauſe abgeſtiegen, um dort wohlfeilen Hafer zu kaufen, als ein reitender Jäger angeſprengt kam, Platz gebietend die Peitſche ſchwang und ſogleich auf unſere Pferde los hieb, ſo daß der Kutſcher nicht ſchnell genug ſeyn konnte, ſich mit dem

Wagen auf die Seite zu drücken. Und weil grade in dieſem Orte die Pferde wieder gewechſelt wurden, ſo hatten wir dieſes Begegnen vor dem Thore zum zweitenmal. — Den Abend waren wir in Aalen. — Den Mittag des folgenden Tages brachten wir in Dünkelsbühl zu, wo eben die Fürſtin von Wallerſtein, welche einen bei Hanau verlornen Sohn beweinte, auf der Durchreiſe anhielt, und bei den Leuten allgemeine Theilnahme erweckte. — Bis Feuchtwangen wurden wir mit Regen heimgeſucht, der erſt auf dem Wege nach Anſpach nachließ, wo uns dagegen die ſchlechte, pflaſterähnliche Chauſſee in eine harte Prüfung nahm. — Am 9. erreichten wir Nürnberg, wo wir wegen der Polizei, die ſich zur Anſicht der Päſſe erſt um 8 Uhr des Morgens verſammelte, ziemlich ſpät wegkamen. — Am 10. ſollte ich Erlangen wiederſehen, wo ich einſt meine akademiſchen Studien begonnen hatte. Manche Erinnerungen ſchwebten vorüber. Beſonders ſah ich die ſtattliche Kirche groß an, wo ich einſt am zweiten Weihnachtstage über den heiligen Stephanus predigte. Ich hatte die Sache geheim gehalten, aber plötzlich traten meine Freunde herein und waren verwundert, mich alſo reden zu hören. — Das Wiederſehen macht nicht immer Freude, beſonders wenn man die jungen Mädchen als Mütter wiederfindet, und wohl noch obendrein Kreuz und Noth die frohen Bilder verwiſcht; ich unterließ es alſo, obgleich der Kutſcher anhielt, hier jemand zu beſuchen. — Unterweges waren mir die Kenntniſſe meines Reiſegefährten eine reiche Quelle der Unterhaltung; beſonders ließ ich mich über die verſchiedenen Methoden bei der Kur des Nervenfiebers und über die Heilart des Doktor Marcus in Bamberg, der damals viel Aufſehen machte, unterrichten, ſo daß die müſſige Zeit nützlich und gut hinging. — In der kleinen Veſtung Forchheim wurde ich im überfüllten Wirthshauſe auf das Geſpräch zweier Fremden aufmerkſam, die ich bald für Schauſpieler erkannte. Da kam im Urtheil über einen Kollegen die Aeußerung zum Vorſchein, er ſei ſonſt ein ſehr guter Schauſpieler geweſen, auch noch zur Zeit, als er zum erſtenmal die Weimarſche Bühne betreten habe, aber jetzt, nachdem er

Weimar verlaſſen, ſei er ganz verdorben und völlig unbrauchbar. Jetzt konnt' ich denn doch nicht umhin auch laut zu werden und zu verſichern, daß er ſchon bei ſeinem erſten Auftritte in Weimar nichts getaugt habe. Die Menſchen hatten alſo die Idee, daß die Schauſpieler in Weimar verdorben würden. Welche Begriffe müſſen ſie von der Kunſt haben! Wahrſcheinlich verwechſeln ſie noch ein Schauſpiel mit einer Predigt, oder mit dem Angſtgeſchrei eines Gefolterten, oder mit der Redſeligkeit eines Wunderdoktors. Doch weiß ich nicht, ob Unwiſſenheit oder der Neid alſo ſprach.

Bei Bamberg dacht' ich ſchon, daß ſich die Nürnberger Herren etwas in die Feder gearbeitet hätten; denn in einem langen Walde, den wir erſt mit der Dunkelheit erreichten, ſah ich plötzlich Kutſcher und Gefährten in großer Beſorgniß und ſogar mit Piſtolen bewaffnet, um ſich gegen die Räuber zu wehren, die, wie ſie ſagten, hier zu hauſen pflegten; indeß blieb es eine leere Vorſtellung, und wir fuhren wohlbehalten in die Stadt ein.

Der ſchlaue Kutſcher gab mir den Rath, von hier aus mit einem Einſpänner in einer leichten

Chaiſe zu reiſen, aber den andern Tag verwandelte ſich dieſe in eine Kaleſche, auf welcher ich bis Koburg gerädert wurde; dabei ſprach der alte Vetterl (ſo hieß der Kutſcher) einen ſo ſchändlichen Dialekt, daß ich bei meinen Erinnerungen kein Wort von ihm verſtand.

In Koburg wehete mich zum letztenmal die Beſorgniß der Gefahr an. Nach Weimar wollen Sie reiſen, ſagte ein Fremder, in eine Gegend, wo man jetzt nicht todt ſeyn möchte? Dabei tiſchten die Gäſte eine Koſakengeſchichte nach der andern auf, wie z. B. eine Kommiſſion zur Unterſuchung eines ausgeplünderten Landgutes von Eiſenach gereiſet und auf dem Wege der Gerechtigkeit ſelbſt ausgeplündert worden ſei. Indeß verſicherte jemand, wenn man Cäſarewitſch ſpräche, ließen ſie einen ruhig ziehen. Alſo ſchlief ich die Nacht ſehr unruhig und murmelte immer Cäſarewitſch, wenn ich aufwachte. Ich dachte an mein Geld — ich hatte den Wechſel auf den ganzen Winter bei mir, und erwägte, wenn ich ausgeplündert nach Weimar zurückkäme, wie mich die Leute auslachen würden. Der Mond ſchien tröſtlich helle zum Zimmer herein. Ich ſtand alſo auf, und ſing an, etwas in die Kleider einzunähen; indeß war es auch hier nicht ſicher; ein anderer Gedanke gab mir beſſern Rath. Ich wollte es in die Wagenkiſſen verbergen. Allein nicht mit Gefahren, mit Lügen nur hatte ich wieder zu kämpfen, damit mein Eingang wäre wie mein Ausgang. Ein Fremder, der den Morgen von Leipzig kam, brachte die Nachricht, daß durch Thüringen jetzt alle Straßen ſicher wären, und ſo ließ ich mir denn im Thüringer Walde, der bei den Böhmen im Frühjahr eine ſo fabelhafte Rolle geſpielt hatte, des Windes Wehen in den dunkeln Tannen, das Rauſchen und Schäumen der Sturzbäche und das Grauen der Abgründe und Tiefen ſehr wohl behagen. Böhmiſche Landwehr ging an mir vorüber, böhmiſche Ochſen folgten hinterdrein, und in Rudolſtadt hatte daher der böhmiſche Edelmann, der die Sendung dieſer Gaben beſorgte, nicht Unrecht, wenn er den Gäſten bei Tiſche zurief: Kinder, Böhmen müßt ihr in Gold faſſen!

In Rudolſtadt wollte jemand mit mir reiſen. Wer iſt es? fragte ich. Ein Philoſoph, war die Antwort. Gott ſei Dank! rief ich aus, da merkt man doch, daß man ſich Weimars Fluren wieder nähert, denn dieſer Name wehet ſchon von da herüber, und fächelt mich heimathlich an. Und ich konnte wegen einer ſichern Ueberkunft nun ganz außer Sorgen ſeyn, denn der Philoſoph hatte Schwerter und Flinten bei ſich. Nur in Weimar ſelbſt, auf der Straße, wollte uns der Poſtillon noch widerſprechen, indem er dicht im Kreiſe herum ſeinen eigenen Wagen umzufahren und uns ſo neben unſere Hoffnungen auf das Pflaſter hin zu ſetzen dachte. Ich rief ihm aber zu, daß ja die ganze Reiſe darauf abgeſehn ſei, kein Unglück zu haben; da ließ er denn endlich ab von ſeinem Sinne.

Indeß zitterte der Schreck von dem kleinen Bombardement, das die Luft über der Stadt bewegt hatte, hier noch ſo merklich nach, daß bei vielen ſogar noch die Täuſchung herrſchte, als ob die Gefahr wiederkäme. Ich kannte dieſen Zuſtand ſchon aus der vorigen Zeit. Nein! laßt uns nur als Freunde gegen einander handeln, uns beiſtehen, ſchirmen und helfen, dann wird künftig kein Feind mehr in unſerer Mitte ſeyn! Deutſchlands Bewohner wußten bis jetzt nur, daß ſie Kinder verſchiedener Väter, nicht, daß ſie Brüder waren; jetzt haben ſie ſich erkannt — kein Fremder wird ihren Bund mehr ſtören!

V.

Der vierte Auguſt 1[illegible]15.

Sonette

nach aufgegebenen Endreimen.

Vorwort.

In einem, den Muſen und der Freundſchaft gewidmeten Kreiſe wurde, zu ſcherzhafter Abwechſlung, die Fertigung von Sonetten nach Endreimen in Vorſchlag gebracht. Die anweſenden Frauen und Jungfrauen übernahmen der Reihe nach die Angabe der Reime, und ſo lautete denn in Kurzem das vorgeſchriebene Geſetz alſo:

Vater
Kinder
gelinder
Berather

Prater
Sünder
Beſenbinder
Kater

Nebel
Mütze
Zwiebel

Hebel
Stütze
Fibel

Hierauf erſchienen bei der nächſten Verſammlung, (am 4. Auguſt 1815.) von acht Verfaſſern neun und zwanzig Sonette, denen ſpäterhin derjenige Freund, welcher als damaliger Hausherr die Sammlung derſelben übernommen hatte, das dreißigſte beifügte. Ich wähle hier zwölf dieſer Reimſpiele aus, obwohl die übrigen, wie in Hinſicht auf Erfindung, ſo an Ausführung, dieſen keineswegs nachſtehen, und hoffe, durch dieſe Mittheilung auch den Freunden der Harfe eine ergötzende Unterhaltung zu gewähren.

v. H.

1.

Reflexion.

Dem Dichter, manchen Klinggedichtes Vater,
Gebiert die Laune doch auch närr'ſche Kinder;
Der Spaß allein macht gegen ſie gelinder,
Den Witz ſelbſt wählt das Mitleid als Berather.

Doch ärger, als beim Caroußel im Prater,
Dreht ſich mein Kopf beim Schrei'n der kleinen Sünder,
Ich ſchreie wieder, wie ein Beſenbinder,
Und fahre drein, wie auf die Maus der Kater.

Was daraus wird, das liegt mir noch im Nebel;
Sie rücken trotzig an der Kindermütze
Und nagen, als an einer großen Zwiebel.

Doch aus dem Grübeln wird nun doch kein Hebel;
Sei, liebe Narrheit! meiner Sorgen Stütze:
Sie bringen's doch nicht weiter, als zur Fibel.

J. O.

2.

An Freund S.

als er ſeinen Herrmann züchtigen wollte.

Warum doch walteſt Du, ein Rabenvater,
So ſtreng und ernſt im Kreiſe Deiner Kinder?
Beachte die Natur; ſie zieht gelinder —
Sei Du, wie ſie, nicht Zuchtherr, ſei Berather!

Laß ihnen ihre Welt! Dein Lebensprater
Iſt beſſer nicht, wo Heiliger und Sünder,
Wo Erz-Philiſter, Buch- und Beſenbinder
Sich durcheinander drängt, wie Hund und Kater.

Vom Auge ſinkt auch ihnen einſt der Nebel,
Ein Doktorhut verdrängt die Kindermütze,
Und Blum' an Blume treibt die dunkle Zwiebel,

Iſt Phantaſie nur ihres Lebens Hebel,
Und Glaube, Lieb' und Hoffnung ſeine Stütze;
Die aber ſproſſen nicht aus Stock und Fibel.

F.

3.

Räthſel.

Kennt Ihr ihn wohl, der Liebe Sohn und Vater,
Der eigen nennt wohl alle Menſchenkinder?
Der ſie erzieht, bald ernſter, bald gelinder,
Ihn, aller Freude freudigen Berather?

Den Zaub'rer auch, der Wüſten ſchafft zum Prater,
Den Gnädigen, der ſelbſt nicht haßt den Sünder,
Den Gütigen, der auch den Beſenbinder
Nicht einſam läßt mit ſeiner Hütte Kater?

Ihn, der gehüllt in ſeiner Allmacht Nebel
Auch Kronen neckt, nicht ſchont der Biſchoffsmütze,
Bald mild, bald ſcharf, ein Konterfei der Zwiebel?

Ihn, aller Thaten nie zerbrochnen Hebel,
Ihn, aller Zeiten nimmer morſche Stütze,
Der Menſchenkinder Teſtament und Fibel?

Kn.

4.

An einen Mädchenſchulmeiſter.

Du Grämlicher! den, biſt du gleich nicht Vater,
Doch ſtets umgiebt die Blüte ſchöner Kinder,
Laß mir dein Amt, und ſieh es mich gelinder
Verwalten bald, als liebender Berather.

Dein düſtres Zimmer werde mir zum Prater,
Mit Küſſen ſtraf' ich meine kleinen Sünder,
Die Ruthe laß ich gern dem Beſenbinder,
Und knurren darf mir nicht einmal der Kater.

Hinweg mit allem pädagog'ſchen Nebel!
Perücke, weiche du der Gärtnermütze;
Denn holde Blumen zieh' ich aus der Zwiebel!

Die Freude, lehr' ich, iſt der Tugend Hebel,
Die Liebe ihre einz'ge ſichre Stütze,
Und den Ovid docir' ich ſtatt der Fibel!

Br.

5.

Verzweiflungsſonett

am 4. Auguſt um 6 Uhr.

Schon ſchlägt es ſechs! ach du mein Herr und Vater!
Ich Aermſter, ich, im Chor der Menſchenkinder!
Mich überläuft ein Angſtſchweiß! kein gelinder!
Die Zeit iſt um, und nirgends ein Berather!

Wie paßt mir doch zum ſchönen Wiener Prater
Ein Sünder, ach! wohl gar ein armer Sünder!
Und Beſenbinder, Götter! Beſenbinder,
Die tummeln ſich herum mit Katz' und Kater!

Wie Nebel wird's vorm Auge mir, wie Nebel;
Das Hirn gefriert mir in der warmen Mütze;
Gebt mir zu riechen Schwefel oder Zwiebel!

Doch Dank dem Reim, der Muſen großem Hebel!
Ich bin am Ziel mit ſeiner ſtarken Stütze;
Wo man ſonſt anfängt, ſchließ' ich — mit der Fibel.

Kn.

6.

Akroſtichon.

Freund, ſei gegrüßt! Du, heut der Herbergsvater
Ruhmvoller Sänger, holder Frau'n und Kinder!
Im Reich des Schönen biſt Du ein gelinder,
Erfreu'nder Weſt, ein Sturm als Rechtsberather.

Dein eigner Hain, Dein Luſtad'ſcher Prater, *)
Ergötzen gleich die Frommen und die Sünder;
Romantik hüllt ja Pabſt und Beſenbinder,
Infant und Bettler, Nachtigall und Kater

Chaotiſch bunt in roſenfarbne Nebel,
Hebt zum Trophae hier Bony's grüne Mütze, **)
Kränzt dort am Nil mit Gottheit ſelbſt die
Zwiebel!

Und iſt ſie denn der Geiſter Achſ' und Hebel,
Hat Dir's als Greis einſt nimmer Noth um Stütze,
Noch dort als Sternenkind um goldne Fibel.

Kh.

---

*) Die Ueberſchwemmung der Luſtade.

**) Die Zeitungen meldeten damals, daß der Eroberer dieſer Mütze ſie als Siegszeichen nun ſelbſt trage.

7.

Der Schriftſteller an den Kritikus.

Ha, Kritikus! hör' den erzürnten Vater:
Warum zerfleiſcheſt du mir meine Kinder?
Wohl jedermann verfähret damit gelinder;
Nur du biſt ein Verderber, kein Berather.

Ich weiß es wohl, Journale ſind dein Prater;
Drum führeſt du zur Schau uns arme Sünder,
Brichſt Ruthen dir, gleich einem Beſenbinder,
Und ſprühſt uns an, wie dein Rival, der Kater.

So tritt heraus aus deinem dichten Nebel,
Aus des Inkognito Verſteckens-Mütze,
Schäl' ab die Haut der falſchen Namens-Zwiebel!

Dann treff' ich dich, dann bricht mein Dichterhebel
Dir, Frecher! deine Recenſenten-Stütze!
Und ſtellt dich dar als Affen in der Fibel.

Th. H.

8.

Das Orakel,

befragt vom Genießer aus dem Phäakenlande.

Begleite mich, Sonett, des Liebreiz Vater,
Nach Karlsbad, wo jetzt ſo viel ſchöne Kinder
Am Neubrunn trippeln, daß der Trunk gelinder
Hinabgeh'! ſei Orakel, ſei Berather!

Elvira winkt, wir ſah'n uns oft im Prater;
Soll ich nun vor ihr ſtehen, wie ein Sünder?
Mich ſchelten laſſen, wie ein Beſenbinder?
Dann Serenaden winſeln, wie ein Kater?

Glas iſt zerbrechlich! Frauengunſt iſt Nebel!
So flüſterſt du, Sonett! Ich zieh' die Mütze
Mir über's Ohr, umhüllt, wie eine Zwiebel;

Ich ſchlaf' und eſſe; dieß ſind Lebenshebel!
Bringt Roſtbeef! dieß des Magens erſte Stütze!
Tokaier Ausbruch! dieß des Trinkers Fibel.

B.

9.

Räthſel.

Geſchwiſter kenn' ich nur, doch weder Vater,
Noch Mutter, bin vorletztes gleicher Kinder;
Stets gleich bin ich, nie härter, nie gelinder,
Es dient auch hier kein Endreim als Berather.

Bewundernd, jubelnd ruf' ich laut im Prater,
Hohl, klagend, tön' ich in dem Mund der Sünder.
Der Fürſt bedarf mein, wie der Beſenbinder,
Doch Katzen bleib' ich fremd, ſo wie dem Kater.

In Sonnen ſtrahl' ich, weile nicht im Nebel,
Die goldne Krone wähl' ich ſtatt der Mütze,
Den Roſenſtock ſtatt Hyacinthen-Zwiebel.

Das Wort gelt' euch für euern Zweck als Hebel!
Mich, der Ortographie und Optik Stütze,
Trefft ihr unfehlbar in der Leſefibel.

A. v. N.

10.

An den Reim.

O Reim, Gedankenſohn, oft auch ihr Vater,
Oft ſprühn der Krater witzbeſchwingter Kinder,
Sei heut' nicht minder gütig, fließ' gelinder,
Als Oel im Winter dem Latern-Berather!

Im Welttheater, in Klauſur und Prater
Sind Lai' und Pater Zöllner nur und Sünder,
Der Weltentzünder, wie der Beſenbinder,
Steht vielsmals hinter Wolf, Spatz und Kater.

Drum ſpend', mein Rather, mir nur blaue Nebel,
Daß nicht der Pöbel frech dieß Blatt als Mütze
Und Mantel nütze für die Wurſt und Zwiebel.

Wie ging mir's übel, bräch des Reimes Hebel,
Gleich alter Möbel — ich wär' ſonder Stütze,
Ein Leſe-Schütze, heulend bei der Fibel!

Kd.

II.

Der alte Schulmeiſter.

Mir ſchwachen Greis hat dort der große Vater
Vertraut die Bildung vieler ſeiner Kinder!
Streng bin ich mir — doch ihnen wohl gelinder!
Und nebenbei des ganzen Dorfs Berather.

Die Dorfau iſt Augarten mir und Prater,
Die Strafbank gnügt für meine kleinen Sünder,
Der Birkenhau verbleibt dem Beſenbinder!
Geſellſchaft leiſtet Pudel mir und Kater;

Die fliehen nicht vor meinem Tabaknebel,
Die ſpotten nicht ob meiner Troddelmütze!
Mein Gärtchen liefert Sallat mir und Zwiebel.

Bin ich auch nicht für großen Zweck ein Hebel,
So wirkt mein Beiſpiel doch als feſte Stütze
Zugleich mit Katechiſmus und mit Fibel.

A. v. N.

12.

An vorſtehende Sonette.

Kommt nur herein ins Haus zum Findelväter,
Ihr lieben, frohen, muntern Lebenskinder!
Es zieht ſo ſcharf, hier iſt die Luft gelinder,
Und eurer harrt ein freundlicher Berather.

Glaubt mir's, es iſt die Welt kein Wiener Prater,
Sie hackt auf junge, wie auf alte Sünder,
Und Ruthen bricht ihr Held und Beſenbinder,
Für Kinder mehr noch, als für Katz' und Kater.

Laßt drum die Berge dort im fernen Nebel;
Ihr ſeid ſo glücklich in der Kindermütze,
Und Krokus blüht im Stillen aus der Zwiebel.

Was Leben fühlt, hat Krücke nicht und Hebel
Vonnöthen, nicht die Außenwelt als Stütze,
Und Menſchen ſind am frömmſten bei der Fibel.

Kn.

VI.

Oheim und Neffe.

Erzählung

von

F. Laun.

Berlin den 16. Mai.

Der Athem vergeht mir in dieſen Steinen. Du ſchönſtes, kraftvolles Landleben, lieblichſter der Monate! Wie ſehnlich blickt mein Herz zurück nach euch und euern lebendigen grünen Geſtalten! Auf die Straße darf ich ſchon gar nicht ſehen. Mir ſchwindelt vor dem bunten Gewühl der Stadt und ihres Gewerbes und ihrer Thorheiten, das ich nun ſeit zwanzig Jahren freiwillig entbehrte. Wahrlich, ich bin wie gar nicht auf der Welt, wo ich den Frieden meines Guthes vermiſſe. Und was legt mir jetzt dieſe Buße auf? War es die Vernunft, welche ſagte, daß es mir Noth thue, einmal die Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes in einem ſeiner Zentralpunkte anzuſehen? War es die Freundſchaft, die überall eine bekannte, liebe Hand mir entgegenreicht? Keins von beiden, mein theurer

Gerhard! Was Vernunft und Freundſchaft vielleicht nimmermehr vermocht hätten, das iſt der ganz vernunftloſen Laune eines Knaben im Augenblicke gelungen!

Du weißt, daß mein Neffe Theodor ſich nach Beendigung ſeiner Studien noch hier aufhält. Daß ich viel von ſeinen Kenntniſſen für meine Güther erwarte, daß weißt Du auch. Wirklich rechtfertigte ſeit einiger Zeit jeder neue Brief von ihm die Erwartungen immer mehr. Alle Poſttage ſchrieben wir einander, und ſo offen, daß ich ſein Herz zu kennen glaubte, wie das meinige. Der Plan, den ich hierauf baute, ach, er war ſo natürlich; er war geſchaffen, das Glück meines und ſeines Lebens auszumachen! Mein neuer Guthsnachbar, Baron Wimpſen, beſitzt eine Tochter, einen Engel würde ich ſie nennen, wenn der Mann von vierzigen in ſeinen Ausdrücken ſo hoch hinaus dürfte. So aber ſage ich nur, daß ſie bei ungewöhnlichen Reizen ein Mädchen iſt, wie es ſeyn ſoll. Darunter verſtehe ich nicht ein affektloſes Romanenunding mit lauter Geduld und Vernunft bis zum

Platzen ausgeſtopft, ſondern den lebensreichen Stoff zur künftigen trefflichen Hausfrau, wenn ſie einem verſtändigen Manne in die Hände geräth. Denn das muß man bei der Beſten noch ausbedingen! Dieſes Mädchen nun denke ich meinem Theodor zu. Seit einem halben Jahre ſprechen alle meine Briefe an ihn von Adelgarden. Jeder der ſeinigen erkundigt ſich ſchon lange auf's angelegenſte nach dem Fräulein. Es wird zwei Monate ſeyn, daß er einmal eine Sehnſucht nach ihrer Bekanntſchaft zeigte, die meine Hoffnungen auf's höchſte trieb. In der erſten Freude laufe ich auch mit dem Briefe zu Wimpfen ſelbſt. Ich treffe ihn allein. Meiner Einleitung von den Ehen, und dem anerkannt guten Grundſatze, daß der Gatte acht bis zehn Jahr älter ſeyn müſſe als die Gattin, aber auch nicht drüber, läßt er Gerechtigkeit widerfahren.

Nun frage ich nach dem Alter Adelgardens. Sie hat ſechszehn Jahr, Theodor vier und zwanzig. Ich zeige ihm des Jungen Brief. Ein freudiger Händedruck von ſeiner Seite. Da tritt Adelgarde herein. Sie vernimmt die Botſchaft.

die ihren Vater und mich glücklich macht. Ihr hohes Erröthen ſagt mehr, als das Gewöhnliche. Zwar hat ſie Theodor'n nie geſehen. Aber ſein wohlgetroffenes Bruſtbild iſt ſchon der Gegenſtand des Geſprächs zwiſchen ihr und ihrem Vater geweſen. Dieß bringt letzterer jetzt zur Sprache. Die Zweifel, welche ihr früheres Erglühen ja noch ließ, werden durch ihre nunmehrige große Verlegenheit völlig zerſtreut. Ich ergreife die eine ihrer Hände, Wimpfen die andere. Wir verſtehen uns, und ich fliege zurück nach Hauſe, um Theodor'n zu ſchreiben, daß alle Vorbereitungen zu ſeinem Glücke getroffen ſind. Allein es warten ſchon ſo viele dringende Geſchäfte auf mich, daß die Poſt abgegangen iſt, ehe ich meinen Vorſatz ausführen kann. Aus derſelben Urſache verſtreicht noch ein Poſttag. Endlich ſchreibe ich. Keine Antwort. Ich ſchreibe nochmals. Und nun kommt ein Brief von dem Jungen voller Feuer und Flammen. Doch nicht für Adelgarden, ſondern für eine Wittwe, die ihm der leidige Satan in der Zwiſchenzeit zugeführt hat. Der Junge iſt plötzlich toll geworden. Auf drei vollen Bogen faſelt er von nichts, als von unendlicher Liebe, vom Verein zweier getrennt geweſenen Hälften und dem übermenſchlichen Glücke, wenn es dieſen beiden altheidniſchen Hirngeſpinſten gelinge, einander zu begegnen! Wahrlich mit den Zähnen hätte ich den Unſinn zerreißen mögen! Nachdem ich ihn über die Güte meines Grundſatzes, über das Verhältniß der Jahre in der Ehe alles Nöthige geſagt habe, nachdem von ſeiner Seite ſelber oft ſo darüber raiſonnirt worden iſt, daß ich ihn in dieſer Rückſicht ganz geborgen glauben muß, tölpelt der Zufall ihm eine Sechsundzwanzigjährige in den Weg, und rein iſt alles, alles vergeſſen! Aber bei der herrlichen Frühlingszeit, die ich ſeinetwegen dieſen dumpfen Steingewölben opfere, bei dem Glücke, das ihn in Adelgardens Armen erwartet, ſchwöre ich, nicht zu ruhen, bis er das lächerliche Verhältniß aufgegeben hat. —

Seit zwei Stunden ſitze ich auf ſeinem Zimmer und ſchicke überall nach ihm herum. Ich bin ſo voll von meinem Gegenſtande. Alle Gründe gegen ſein Verhaben ſtehen ſo lebendig vor meiner Seele. Komm, Junge, komm, damit wir beide recht bald glücklich werden! —

[illegible]

[illegible] **Arendt.**

O weh, meine Hoffnung! Der Bube iſt ganz von Gott verlaſſen. Meine triftigſten Gründe prallen ab von ſeiner verkehrten Neigung. Mag ich um Gotteswillen bitten, das alte Mütterchen zu bedenken, welches in zehn Jahren ſeiner zwei und dreißigjährigen Blüte zur Seite ſitzen würde, er beſteht feſt auf ſeinem Sinne. Wie ein Stock ſitzt er mir gegenüber. Höchſtens zuckt er mit den Achſeln, daß es ſo ſeyn müſſe.

Daß ein ſonſt recht geſcheidter Menſch auch nur ſo plötzlich ſich dergeſtalt verwerfen kann! Sprich ſelbſt, Gerhard, ob es viel anders wäre, wenn ich dieſe Wittwe heirathete, ich mit meinen vierzig Jahren? Noch dümmer und unverhältnißmäßiger freilich. Aber ein Grad mehr oder weniger, was will das bedeuten?

Abermals dein Werk, verwünſchte Gefallſucht! Zwar iſt mir der ſechs und zwanzigjährige Engel noch nicht zu Geſicht gekommen, aber alles ſagt ja, daß die Frau Kammerherrin Theodore von Eichthal ihre Netze gut ausgeſpannt haben müſſe, um einen ſo friſchen Fang zu thun.

Eben war er im Zimmer. Ich bewundere mich ſelbſt und die Ruhe, mit der ich den Vorſchlag genehmigte, morgen in ſeiner Geſellſchaft zu ihr zu gehen. Das wird eine böſe, lange Nacht dazwiſchen geben.

Berlin den 17. Mai.

Dageweſen ſind wir. Ihr Hauskleid, weiß wie der friſcheſte Schnee, beſtach, ich geſtehe es, mein Auge im erſten Momente. Das ganze übrige Weſen ebenfalls, möchte ich ſagen. Denn es war noch früh, viel zu früh, zu einem Damenbeſuche. Gleichwohl nirgends Spuren vom vorigen Abende; alles in ſchönſter, reinlichſter Ordnung. Es muß ſehr zeitig Tag werden in dieſem Hauſe. Warum aber auch nicht? Sie verſchmäht, nach Theodor's Verſicherung, alle Nachtgeſellſchaften, ja die meiſten Geſellſchaften überhaupt. Wenn die Langeweile ſie mit den Hühnern zu Bette ſchickt, ſo iſt es ſehr natürlich, daß ſie von der nämlichen am Morgen wieder heraus getrieben wird. Das alles giebt wenig Stoff zum Erſtaunen. Auch kann ihr dieſe ganze Lebensweiſe ſo gut Kunſt als Natur ſeyn. Man will vor Andern intereſſiren, und abgerechnet, daß bei einem ſo einfachen Verhalten auch die Reize beſſer und länger beſtehen, iſt das eingezogene Weſen an Frauen weit intereſſanter, als ſelbſt eine brillante Exiſtenz in den Zirkeln der großen Welt. Viele Männer, die auf's Heirathen ausgehen, fürchten Kopfweh von einer Gattin, die im Rufe des Witzes und Geiſtes ſteht. Dagegen ſind die, faſt romanhaften Häuslichkeiten ein unwiderſtehlicher Reiz für uns alle. So viel weiß jede zu beurtheilen. Und kann ſie — bei nur leidlichem Aeußern — ſich und ihr Temperament zur Entſagung der Geſellſchaftsfreuden bewegen, ſo iſt ſie ihres Triumphs über die Männer ziemlich gewiß. Es kommt dazu, daß ein ſolches Betragen weit weniger innere Mittel erfordert, als das glänzende Auftreten in großer Verſammlung; daß ein armſeliges Wörtchen, geſprochen zu dem, der

Erlaubniß hat, ihr im einſamen Zimmer aufzuwarten, nicht ſelten für das Wort der Pythia vom Dreifuſe genommen wird; kurz, daß ein — ausgemachtes Gänschen in dergleichen eingezogenen Rollen brilliren kann. Damit will ich jedoch die Frau von Eichthal nicht zu dieſer gefiederten Klaſſe zählen. Gar nicht! Aus ihrem dunkeln Auge ſpricht in der That ein ausgezeichneter Geiſt, auch iſt jede ihrer Bewegungen grazienartig. Dabei kann niemand die lebendige Seele in ihrer Stimme verkennen. — Deſto ſchlimmer! Vom Gewöhnlichen wäre das Herz des Jünglings ſicher leicht zu löſen geweſen. Hier ſehe ich groſe Schwierigkeiten voraus. Sein Auge kann, wenn ſie da iſt, ihres Anſchauens keinen Moment entbehren, und iſt ſie abweſend, ſo ruht es unverrückt auf der Thüre. In einem ſolchen Momente, wo Hausgeſchäfte ſie abgerufen hatten, ſprach er begeiſtert: Nun Onkel? Als verſtünde ich ihn nicht, gab ich ſein nun? zurück. — Gott, Gott! rief er verſtimmt, ſo hat dieſes himmliſche Weſen Ihr ſonſt ſo empfängliches Herz nicht angeſprochen?

Warum denn nicht? O ja! verſetzte ich, einlenkend. Doch er ſtand unwillig auf. Ihre Eiskälte thut meinem glühenden Herzen weh, ſehr weh! ſagte er. Ich kenne Sie gar nicht mehr. Ich begreife nicht, wie das Gemüth, das ich in Ihnen verehre, das noch ſo warm und ſchön aus Ihren letzten Briefen leuchtet, wie es bei einer ſolchen Perſon ohne alle Regung bleiben, wie es hier durch das kleinliche Verhältniß der Jahre, der Zeit, irre werden kann, wo alles auf Unendliches hindeutet! — Schon das ſchöne geheimnißvolle Zuſammentreffen unſerer Namen! Beſter Onkel, werden Sie denn auch hierin nicht die von oben ausgeſprochene Billigung und Beſtätigung meines ewigen Bündniſſes mit ihr gewahr?

Ein Glück, daß mit ihrer jetzigen Rückkehr mir die Antwort abgeſchnitten wurde. Denn meine affektirte Kälte war von dieſen Tollheiten ſo ganz weggeſcheucht, daß es zu einem, in dieſem Hauſe leicht ganz unanſtändigen, Ausbruche hätte kommen können. —

Wahr iſt's, wären die übrigen Umſtände nicht, ſo würde ich ſelbſt der Frau ſchwerlich gram ſeyn. Das Uebereinſtimmende ihrer ganzen Art und Weiſe mit der Umgebung, von dem einfachen Hausgeräth und deſſen Verzierung, bis zu der Wahl der Gemälde an den Wänden, alles dieß hat etwas Erfreuliches und für ſie Einnehmendes. Worauf aber raffinirt eine geiſtreiche Wittwe nicht, einen jungen Mann in ihr Intereſſe zu ziehen, den ein anſehnliches Erbe erwartet! — Eine Urſache mehr zu ſolch einem Plane kann auch wohl in Beſchränktheit der ökonomiſchen Verhältniſſe liegen. Zwar weiß ich nicht, ob dieſes hier der Fall ſeyn möchte; ſo viel aber iſt ſicher, daß ſich etwas Aehnliches unter dem Anſcheine der Einfachheit am beſten verſchleiern läßt.

Ich verfalle aus einem Argwohne in den andern. Dabei aber verkenne ich nicht, daß viel Seele aus der Frau ſpricht. Und das iſt auch mein Troſt. An dieſe Seele will ich mich wenden, um mein Vorhaben durchzuſetzen. Ich ſchrieb vorhin heimlich an ſie, und erhalte ſo eben durch ein Billet von ihr die Zuſage des Tête à Tête, um das ich ſie für morgen früh anſprach. Zwar hat mich Theodor auf ein Guth, das eine reizende Lage haben ſoll, mit verſprochen. Er kann allein hinausreiten. Ich denke indeſſen an der Herſtellung ſeines Stückes treu zu arbeiten. Wer nur eine gute Einleitung dazu fände!

Berlin den 18. Mai.

Wie gerufen, brachte mir die Einleitung, mit der ich noch beim Ausgehen nicht zu Stande gekommen war, der Zufall in Deinem vormaligen Stubenburſchen Zeiler auf der Straße entgegen. Er hat ſich im Weſentlichen nicht geändert. Nur ſind mit ſeinen Jahren auch ſeine Fehler gewachſen, ſo daß ſein ewiges Kleben an leeren Formen ganz unausſtehlich geworden iſt. Er fing ſogleich damit an, daß er, ſtatt des Wiederſehens Freude mit mir zu theilen, mich recht ernſtlich ſchalt, weil er mich auf der Straße zuerſt ſehen müſſe. Meine Entſchuldigungen und daß ich ihn auf die übrigen Freunde verwies, zu denen ich ebenfalls noch nicht gekommen war, alles half nichts. Deſto ſchlimmer! ſagte er, und hielt mir eine für Zeit und Ort ziemlich bedeutende Vorleſung über die Pflichten der freundſchaftlichen Höflichkeit. Nie hätte ich erwartet, in der liberalen, aufgeklärten Reſidenz auf ſolche Philiſtergröße ſtoßen zu können! Erſt, als er vernahm, wohin ſich meine Schritte richteten, veränderte ſich ſein Ton. Der Eigennutz erwärmte die eiskalte Rede, er wünſchte, daß ich bei Eichthal ein neues Gebot in ſeinem Namen für ihr Haus thun möchte, welches an ſein Grundſtück ſtoße. In Verfolg der Unterhandlungen ſei er nämlich ganz mit der Frau zerfallen, und bedürfe einer Mittelsperſon, die Sache wieder anzuknüpfen. Da er mir förmlichen Auftrag dazu gab, ſo hatte ich mit Einem Male eine Einleitung. Gern hätte ich etwas von ihm über die Wittwe erfahren, aber für einen Nachbar war er äußerſt ſchlecht unterrichtet. Indeſſen wußte er ihr doch nichts böſes nachzureden. —

Frau von Eichthal empfing mich in einem Zimmer, das etwas alterthümlich, mit Familienbildern ganz bekleidet war. Ihr Willkommen hatte viel Herzliches. Eine Jahrelange Bekanntſchaft ſchien ihm vorauszugehen.

Ich komme — begann ich — im Auftrag eines alten Univerſitäts-Bekannten, und dieſes Wort ſchien ihre Aufmerkſamkeit zu verdoppeln. Ein Lächeln wandelte leicht über ihr wirklich nicht unintereſſantes Geſicht, als ich Zeilers Anliegen vorgebracht hatte.

Und das wäre der Hauptgegenſtand Ihres heutigen Beſuches? fragte ſie mit ſo klugem Auge, daß alle Unwahrheit ſich ihm auf Diskretion ergeben mußte.

Warum nicht? verſetzte ich, überraſcht. —

Weil ich den ganzen Zweck Ihres Hierſeyns zu verſtehen glaubte. Doch es ſei ferne von mir, Sie ausforſchen zu wollen. Daher für jetzt nur die Antwort auf Ihre Frage wegen dieſes Hauſes. Der geheime Rath Zeiler iſt ein ſonderbarer Mann. Immer weiche ich ſeinen — in der That übertriebenen — Anerbietungen, in Anſehung dieſes kleinen Beſitzes aus. Ich ſagte ihm ſogleich Anfangs ein für allemal, daß mir das Grundſtück um keinen Preis feil ſei. Dennoch bemüht er ſich fortdauernd, meine Beharrlichkeit durch erhöhete Gebote zu bekämpfen. Vor Kurzem iſt er ſogar darüber ſo unartig gegen mich geworden, daß ich aller ſeiner fernern Anträge los zu ſeyn glaubte. Allein, er nöthigt mich nun, ſelbſt Ihnen hierin eine abſchlägige Antwort zu geben. Doch ſoll es nicht geſchehen, ohne meine Urſachen zu eröffnen. Mein verſtorbener Gatte erbaute dieſes Haus einzig nach ſeinem Wunſche, und wie er's für unſere Umſtände am paſſendſten hielt. Erſt kurz vor ſeinem Tode iſt es fertig geworden, und ſchien ſo ganz zu ſeiner Freude ausgefallen, daß es ihm von Tag zu Tage lieber wurde. Schon dieſerhalb möchte ich die Gewohnheit dieſer Zimmer nicht gern entbehren. In ihnen hat mich mein, leider, ebenfalls begrabenes Kind mit ſeinem letzten Lächeln entzückt. Warum alle dieſe theuern Erinnerungen der Grille eines Fremden aufopfern? Und eines Mannes, der, ich weiß es gewiß, das ganze Haus, das Lieblingswerk meines Verſtorbenen, niederreißen und hierdurch meiner erfreulichſten Vergangenheit, wenn ich ſo ſagen darf, ihren Aufenthalt rauben will? —

Während ſie ſo redete, ſuchten meine Blicke an den Wänden umher und kehrten unbefriedigt mit der Frage, welches von den Bildern ihren Gemahl vorſtelle, zu der Frau zurück, der eine Thräne im Auge einen zauberiſchen Reiz verlieh.

Sie zeigte auf ein Porträt neben dem ihrigen, das ich nimmermehr dafür erkannt haben würde. Denn ein ſo von der Laſt der Jahre gedrücktes, abſchreckendes Aeußeres hätte die Grauſamkeit ſelbſt einer ſo reizenden Frau kaum zum Gemahle zutheilen können.

Urtheilen Sie nicht, verſetzte ſie, als ich verſtummte, nach dieſen verſchobenen Geſichtszügen. Ein Sturz vom Pferde iſt die unglückliche Urſache. Darum ſtand er auch ſelbſt an, ſich malen zu laſſen. Nach ſeinem Verſcheiben aber konnte ich mich nicht enthalten, einen Künſtler herbeizurufen, der ihn im Leben kannte. Sein Pinſel hat ihn ſo gut als möglich auf die Leinwand gebracht. Nur das Auge iſt dem Maler nicht gelungen, weil theils der Tod ihm ſeinen wunderbaren Reiz entzogen hatte, theils auch überhaupt die Kunſt zu arm iſt, um den lebendigen Wiederſchein des herrlichſten Gemüths in ſeiner ganzen Klarheit und Tiefe zurückzugeben.

Aber, fiel ich ein, da wir einmal den Gegenſtand beſprechen, ſo verzeihen Sie mir die kühne Frage, ob der Verſtorbene das Glück Ihrer Hand der Wahl Ihres Herzens zu verdanken hätte?

Ihre Frage, verſetzte ſie mit ziemlichem Stolz, iſt ſehr — gründlich, für unſere ſo neue Bekanntſchaft!

Bloß aus Theilnahme! erwiederte ich.

Dafür ſoll es mir gelten! ſprach ſie. Nur weiß ich, leider! nicht, ob ja oder nein darauf zu antworten iſt. Ich war funfzehn Jahr alt, als Eichthal mich im Hauſe meiner verewigten Pflegemutter kennen lernte. Sie trug mir ſeine Bitte um meine Hand vor und unterſtützte ſie. Ich willigte ein. Weiß aber ein Kind von funfzehn Jahren, ob ſein Herz es iſt, was es dazu antreibt, das Hochzeitſpielen, den Lieblingszeitvertreib der Kinder, einmal ernſtlicher zu verſuchen? — Wie dem indeß auch ſei, der im ſechszehnten Jahre zu Stande gekommene

Verſuch iſt nur allzu gut ausgeſchlagen. Wäre er's nicht, ſo würde der frühe Verluſt des trefflichen Mannes mich gewiß weniger niederbeugen.

In welchem Alter ſtarb Ihr Gemahl? —

Sein ſechs und vierzigſtes Jahr erlebte er noch. —

Denke Dir, Gerhard! Vier Sommer ſchon verfloſſen ſeit ſeinem Tode und die Frau jetzt erſt ſechs und zwanzig Jahr alt! Denke Dir, ſolch ein Mißverhältniß und glaube dann, wenn Du kannſt, an die Wahrheit der Verſicherung ihres verlorenen Glückes!

Und — ſo fing ich nach einer Pauſe mit verhaltenem Unwillen an — dem Andenken des verſtorbenen Gatten zu Ehren, wollen Sie im Wittwenſchleier durch Ihr ganzes Leben gehen?

Sie ſind einer der ſeltſamſten Frager, die es nur geben kann! ſagte ſie. Doch weil ich den Zweck ihres Examens zu errathen glaube, will ich mir's gefallen laſſen. Nein, mein Herr, nicht im Wittwenſcheier. Der Verſtorbene ſelbſt hat mir noch in ſeinen letzten Stunden auferlegt, eine zweite Wahl zu treffen.

Und iſt dieß bereits geſchehen?

Warum? erwiederte ſie mit ſcherzhafter Ironie. Wahrlich, wenn ich der Reife Ihrer Jahre einen ſo plötzlichen Entſchluß zutrauen dürfte, ſo müßte ich glauben, daß Sie Abſichten hätten auf meine Perſon! Doch nein, meinetwegen ſollen Sie in keine Verlegenheit gerathen. Um Ihnen ſogar alles Derartige zu erſparen, will ich Sie ſelbſt auf den Punkt zurück führen, von dem Sie, weit bequemer, hätten ausgehen können. Ihr Neffe, geſtehen Sie es nur, iſt die Urſache Ihres Hierſeyns.

Getroffen! rief ich mit Wärme aus. Lieben Sie meinen Neffen?

Vielleicht! Uebrigens ſcheint er mich zu lieben und ſein einziges Glück auf meinen Beſitz zu ſetzen.

Gnädige Frau, verſetzte ich, darf ich unter dieſen Umſtänden einer Hoffnung erwähnen, die meine Vorſorge für ſeine Zukunft aufbauete, einer Hoffnung, die — außer Ihrem Kreiſe liegt?

Ohnfehlbar kenne ich ſie ſchon von Grundaus. Verdanke ich ihr nicht die Ehre Ihrer Bekanntſchaft?

Zugleich zeigte ſie mir aus ihrem Büreau ein Päckchen Briefe vor, die ich ſelbſt an Theodor geſchrieben hätte.

Trauen Sie mir zu, ſagte ſie, meine Hand ergreifend, daß ich alles gethan habe, Ihren Neffen zu einer Reiſe nach Hauſe zu bewegen. Denn es leuchtet mir ein, wie ſehr ſeine Verbindung mit Adelgarden von Wimpfen dem Glücke des wackern Mannes zuträglich ſeyn würde. Allein meine Worte waren in den Wind geredet. Sein leidenſchaftliches Weſen nimmt mit jedem Tage zu, ſo daß ich — —

Daß Sie? fiel ich ein, als ſie hier innehielt.

Daß ich geſtern auf ſein dringendes Bitten, ihm das Jawort zu unſerm künftigen Vereine gegeben habe.

Und nur ſeinem Anſtürmen, nicht Ihrem innern Triebe verdankt er dieſes? fragte ich bekümmert und fuhr, als ihre Antwort ausblieb, alſo fort: Sie lieben den Unbeſonnenen nicht einmal?

Lieben, Nichtlieben! Was verſtehen Sie unter dieſen ſo ſchroffen Gegenſätzen? Gewiß bin ich Theodors innigſte Freundin. Ich werde als künftige Gattin alles thun, ihm ſein Leben zu verſchönern, wenn er anders ſpäterhin mir verzeihen kann, was meine Schuld nicht iſt, daß nämlich meine Blüte dahin ſeyn wird, wenn er noch lange den vollen Glanz einer kräftigen Jugend behauptet!

Und glauben Sie, rief ich bedenklich, dieſe Verzeihung wirklich von ihm zu erhalten? Fürchten Sie nicht, daß vielleicht ſein beſter Wille an der menſchlichen Schwachheit ſcheitern könne?

Allerdings, Herr von Wilden, ſpiele ich ein gewagtes Spiel. Ich wage es indeſſen, für den Retter meines Lebens und meiner Ehre.

So nennen Sie meinen Neffen?

Ja wohl, und ich wundere mich über Ihr Staunen, da er Ihnen von mir geſchrieben hat. Er hat — ich kann es denken — mich Ihnen weit über Gebühr gerühmt. Des ihm ſelbſt ſo rühmlichen Augenblicks unſeres Bekanntwerdens aber muß dabei keiner Erwähnung geſchehen ſeyn! Herr von Wilden, wenn ich Theodor'n mein Wort noch nicht gegeben hätte, ſo erhielte er's nun; denn ſolch eine Beſcheidenheit, ſolch eine Delikateſſe iſt ihrer Seltenheit wegen eben ſo viel werth, als die Ehrenthat, welche ſich dahinter verbirgt.

Es iſt nicht allzulange, daß einmal des Abends bei der Rückkehr von meinem, zwei Stunden entfernten Guthe mein Wagen von vier Räubern angefallen wurde; franzöſiſche Nachzügler, wie ihre Sprache auszuweiſen ſchien. Mein Kutſcher ergreift die Flucht, der Bediente, der mir beiſtehen will, wird mit einem Flintenkolben zu Boden geſtreckt. Während drei von dem Geſindel mit Plünderung des Wagens beſchäftigt ſind, drängt ſich der vierte an meine Perſon. Ein Fauſtſchlag von mir ſetzt ihn in unbegränzte Wuth. Er bemächtigt ſich meiner und ſchleppt mich nach dem nahen Gebüſch. Was ich kann, ſchreie ich um Hülfe und wehre mit der Kraft einer Verzweifelnden dem Verſtopfen meines Mundes. Da ſprengt ein Reiter herbei. Sogleich verlaſſen die Räuber den Wagen, mit ihren Seitengewehren auf den Zornigen eindringend. Zwei gutgeführte Piſtolen aber von ſeiner Seite werfen den einen zu Boden und ſchrecken die Uebrigen in die Flucht. —

Wenn ich hinzufüge, daß der Reiter Ihr, von einer kleinen Reiſe zurückkehrender Neffe war, finden Sie es dann noch ſeltſam, daß ich ſeiner, plötzlich zur Rieſin erwachſenen Leidenſchaft Gehör gebe, da ſie auf dem gewohnten Pfade der Sitte und des Geſetzes mich anredet, und durchaus keinen Widerſpruch erdulden will? — Doch um die Zahl der Worte zu Rechtfertigung eines feſt von mir gefaßten Vorſatzes zu mindern, habe ich mich ſchriftlich darüber erklärt. Allein wichtige Gründe beſtimmen mich, dieſe Erklärung vor der Hand noch geheim zu halten. Sie ſei indeſſen Ihren Händen anvertraut. Ich glaube Sie aus ihren Briefen an Theodor und deſſen mündlichen Mittheilungen genug zu kennen, um keine voreilige Eröffnung meines verſiegelten Blattes befürchten zu dürfen, ſobald Sie ſolches verſprochen haben. Geben Sie mir Ihr Wort, lieber neuer Freund, dieſes

Siegel bis zum Tage meiner Hochzeit mit Ihrem Neffen unverletzt zu laſſen, wenn Sie nicht früher Erlaubniß zu deſſen Eröffnung von mir erhalten ſollten. —

Kannſt Du glauben, Gerhard, daß ich Unbeſonnener dieſe Zuſage wirklich gab. Daß ich ſie gab, ohne zuvor auch nur noch einen einzigen Verſuch zu machen, ihren Vorſatz zu beſtreiten? Aber Du hätteſt ſie nur dabei ſehen ſollen! Der alte Geck ſtand bezaubert von dem Frühlingsſtral ihrer Blicke. Die Melodie der Worte, welche die feinſten Lippen auf's anmuthigſte bewegten, floß verjüngend in mein allmählich zuſammenſchrumpfendes Herz. Die Hand, mit der ſie bisweilen die meinige berührte, weckte das ganze Heer von Gefühlen auf, welche geſchaffen ſind, eine glückliche Jugend zu verherrlichen. Es war mir, als könne meinem Theodor mit dieſer Frau nur Heil und Segen zufallen, als würde ich zum Thoren oder gar zum Böſewichte, wenn ich mich ſeinen Wünſchen länger in den Weg ſtellen wollte.

Schilt mich aus, tüchtig aus. Denn offendar habe ich mich ſelbſt in April geſchickt mit dieſer Reiſe hierher. Vor allem aber verbrenne meine Briefe von hier aus, in denen mein Argwohn gegen die Eichthal ſo altklug thut und nach allen Seiten hin Pfeile abſchießt. Sie iſt reich, geiſtvoll, verſtändig, höchſt beſcheiden, und nichts weniger als gefallſüchtig. Mit Einem Worte, ſie iſt alles das nicht, was meine Weisheit aus ihrem muſterhaften Benehmen herauserklären wollte. —

Berlin den 19. Mai.

So wäre denn mein großes Geſchäft in der Reſidenz rühmlich vollendet, das heißt, ſo wäre die lange Naſe fix und fertig, mit der ich nun in's Himmels Namen wieder nach Hauſe trollen kann. Schon gegen vier Uhr Nachmittags kam Theodor geſtern zurück. Es zog mir ordentlich die Augen zur Erde, als er hereintrat. Und da ich nun Einmal mit meinem Karakter vor mir ſelbſt ſo ſchmählich zerfallen war, ſo hielt ich es für's geſcheiteſte, ſolchen auch gegen ihn nicht länger als Maske vorzunehmen. Lieber

Theodor, ſagte ich, wenn du zu deiner Liebe nichts weiter mehr als meines Willens bedarfſt, ſo nimm ihn nur immer hin.

Es war ein ſchöner Augenblick. Der Junge ſtand vor mir, leuchtend wie ein Apoll, voller Kraft und Herrlichkeit. Er warf ſich jauchzend an meinen Hals und ſtürmte dann fort. Wohin? kannſt Du denken.

Ich nahm gleichfalls Hut und Stock und lief bei den hieſigen Freunden umher. Mein Geiſt leiſtete mir bei keinem Geſellſchaft, und gar mancher mag jetzt den Kopf über den ſonſt ſo aufgeräumten Kompan ſchütteln! —

Berlin den [illegible] Mai.

Heute bin ich mit dem Pärchen auf dem Lande geweſen; auf ihrem Guthe. Theodor hat nicht Unrecht; dieſe wird ihn zum Manne machen. Sie wird, wenn auch ihre Blüte dahin iſt, mit dem Unvergänglichen in ihr, mit dem ewigen Gürtel geiſtiger Anmuth, ſein Leben freundlich umwinden und beſeligen! Welcher Verſtand in ihren Urtheilen, welch ein Gemüth in allem, was ſie thut und will! Der Wiederſchein ihrer Güte ſtralt von allen Geſichtern der Gutsunterthanen auf ſie zurück. Da iſt kein Kind, das ſie nicht beim Namen kennte, keine Familie, in der nicht, weniger oder mehr, ihr wohlthätiges Wirken ſichtbar wäre. Noch einmal, verbrenne meine früheren Briefe, in denen von ihr die Rede iſt. Ich komme mir jetzt ſelbſt ſo gemein vor, daß ich's kaum geſtehen kann, wenn ich bedenke, wie ich aus ihrem Thun die Geringfügigkeit, die Gemeinheit ihres Weſens heraus erklären wollte.

Zuweilen iſt es mir, als ob ſie Theodor'n lediglich aus Dankbarkeit liebe, als ob ihre engliſche Güte ſeinem unendlichen Verlangen nur wider Willen nachgegeben habe. — Wider Willen? Nein, Theodore thut nichts wider ihren Willen, der — wenn nicht das Sonnenlicht der Wahrheit ſelbſt nur verkappte Finſterniß ſeyn ſoll — gewiß der reinſte iſt, den ich je an einem menſchlichen Weſen wahrgenommen habe.

Gelegentlich fragte ich um Erlaubniß, ihr die verſiegelte Schrift zurückgeben zu dürfen.

Ich ſtellte ihr vor, daß alle weitere Gründe für ihren Entſchluß überflüſſig wären, daß ich dieſen Entſchluß als die größte Wohlthat für meinen Neffen betrachtete. Aber nichts, ich mußte den Brief behalten. Und zwar verſiegelt, ſetzte ſie hinzu. —

In wenig Tagen tritt Theodor ſeine längſt vorbereitete Reiſe an. Er bliebe viel lieber, das leuchtet aus allem hervor. Gleichwohl hat er das Herz nicht, es beſtimmt zu äußern, und wenn er darauf hindeutet, ſo weiß Theodore ſelbſt die Nothwendigkeit einer ſolchen Reiſe zu Vollendung des männlichen Karakters, dergeſtalt zu ſchildern, daß dagegen nichts aufzubringen iſt. Während ſeiner Abweſenheit wird ſie auf ihrem Guthe leben. — —

Berlin den 21. Mai.

Gut, daß mein hieſiger Aufenthalt in Kurzem zu Ende geht. Die ganze Zeit über bin ich durchaus nichts, als ein unnützes Supplement zu den beiden verliebten Exiſtenzen geweſen. Dem Jungen bisweilen vielleicht ein ſo verdrüßliches Anhängſel, wie der Wagen dem eingeſpannten Pferde. In ihre Arme möchte er immer fliegen, muß jedoch aus Achtung vor dem langweiligen Onkel ruhig neben ihr ſitzen bleiben.

Aber Trotz der tyranniſchen Macht, welche mein Beiſeyn unwillkührlich ausübt, behandelt mich Theodore mit außerordentlicher Schonung und Zartheit. Weil unſer ganzes hieſiges Leben nur in Bezug auf ſie geführt wird, ſo ſind wir die meiſte Zeit entweder in ihrem Hauſe, oder doch ſonſt mit ihr. Leſen und Muſiziren ſind die Hauptbeſchäftigungen, wenn wir nicht ſpazieren gehen. Ihre Stimme ſollteſt Du hören, Gerhard! Zu ſchwach, um auf der Bühne Glück machen zu können, iſt ſie doch ſo rein und lieblich, daß Schmerz und Freude verklärt aus ihr in die Menſchenbruſt fließen. Man holt nur ungern Athem, wenn ſie ſingt, weil man dadurch die zarten Schwingungen ihrer Töne zu verletzen fürchtet.

Und doch hat mein Athem die Unart, daß er grade während ihres Geſanges immer lauter und lauter zu werden ſtrebt! — —

Danzig den 22. Mai.

Geſtern traf ich einen Maler bei Theodoren, der mit ihrem Miniaturbilde ziemlich zu Stande iſt. Eine brave Arbeit in ihrer Art. Viel Aehnlichkeit und eine geſchmackvolle Anordnung. Ich beneidete den Künſtler um ſeine Geſchicklichkeit, und Theodor'n um den Beſitz des ihm beſtimmten Bildes. Nachher ſuchte ich erſtern in ſeiner Wohnung auf. Lange wollte er nicht dran, von dem Portrait eine Kopie heimlich für mich zurückzubehalten. Als ich ihm jedoch mein Verhältniß zu dem Original und deſſen Verlobten entdeckte, da ſagte er mir's zu. Im Grunde ändert das Verhältniß nichts in der Sache. Unter keiner Bedingung ſollte er das Bild ohne Theodorens Vorwiſſen für irgend jemand kopiren. Aber ſo ſehen die Menſchen nur allzuoft die dürftigſte Verkleidung eines Unrechtes für Rechtfertigung an, wenn der Eigennutz ſie antreibt.

Leider läßt ſich der Satz auch auf mich anwenden. Verleitete ich doch den Maler, und ſagte mir auch, ehe es geſchah, daß das Bild bei mir ſo gut wie vergraben und durchaus keinem Mißbrauche unterworfen ſei.

Berlin den 25. Mai.

Dieſen Morgen iſt Theodor abgereiſt. Der Junge hat mich in der Seele gedauert. Lieber, glaube ich, hätte er ſein Leben, als ſie, hier zurückgelaſſen! Vorhin erhielt ſie auch ſchon einen Brief von ihm, einen großen, acht Seiten langen Brief. Man begreift die Möglichkeit nicht, in der kurzen Zeit eine ſolche Menge von Buchſtaben zu machen. Und was ſprechen dazu ſeine Buchſtaben aus? Die höchſten, lebendigſten Seelenergüſſe. Man ſieht den Geiſt des Reiſenden, ſeine Arme ausſtrecken. Nach ihr, einzig nach ihr! Man ſieht, wie in ſeinen Vorſtellungen die ganze weite Welt nur als eine leidige Sinnentäuſchung erſcheint, wie nichts, gar nichts wirklich exiſtirt, außer Theodoren, wenn es nicht durch Erinnerung an ſie eine Seele erlangen kann. Daß ſein Oheim ebenfalls in die allgemeine todte Maſſe geworfen ſcheint, verziehe ich dem Jungen gern, wenn nur ſein Zuſtand nicht ſo gar gewaltſam wäre. Bei einiger Dauer desſelben kann ſie leicht zu Grunde gehen. Auch Theodore fängt an, dieß zu fürchten, und wäre mein Troſt nicht die alles mildernde Zeit, ſo riefe ich ihn noch heute zurück, um ihn mit ihr zum Altar zu ſchicken. —

Morgen ſoll ich ihr Bild vom Maler erhalten. Dann augenblicklich Marſch, zurück aufs Guth! —

Berlin den 16. Juli.

Noch nach vollen drei Wochen einen Brief von hier aus, das hätteſt Du wohl nimmermehr geglaubt? Wie das aber ſo geht; erſt hielt mich der Maler auf, und als ich das Bild hatte, glaubte ich noch einige Zeit ihr in der Nähe verweilen zu müſſen, wäre es auch nur, um von Theodor Briefe zu leſen. So ſeelenvoll nämlich die ſind, welche er an ſein Herzblatt ſchreibt, ſo hölzern ſind die an mich. Es iſt mir zuweilen, als laſſe er die Korreſpondenz mit meiner Wenigkeit durch irgend einen kenntnißreichen Tropf beſorgen, und liehe ihr dann nur ſeine Buchſtaben.

Seine Briefe wimmeln von hiſtoriſchen, ſtatiſtiſchen, phyſikaliſchen, artiſtiſchen und, Gott weiß, welchen ſonſtigen Anſichten. Ein Präceptor, deſſen Lehrling er geweſen, könnte allenfalls damit zufrieden ſeyn. Ich aber will was Anderes. Von ſeinem eigenen Selbſt ſoll er Nachricht geben. Doch je mehr ich ihm das zu Gemüthe führe, deſto leerer und hölzerner werden ſeine Sendſchreiben, ſo daß ich ein's, das ich geſtern erhielt, auf der Stelle als Fidibus verbrauchte, um nur etwas daraus zu machen. — Dafür aber reite ich alle Poſttage hinaus auf Theodorens Guthe, wo ſie nun lebt. Jede Zeile von ihm theilt ſie mir mit. Es ſtürmt zwar fortdauernd gewaltig in ſeiner Bruſt; doch ſieht man ſchon von Zeit zu Zeit ſtille freundliche Augenblicke darin aufſteigen, welche die Vorboten einer vernünftigern Zukunft ſind. —

Theodor's Briefe an ſie, wenn mir's um weiter nichts zu thun wäre, die könnte ich zugeſchickt bekommen. Aber mein Guth iſt zu weit. Hier kann ich doch immer auf dem Sprunge ſtehen, um, falls ſein Liebesdämon ihn einmal allzugefährlich faßte, den Burſchen ſchleunigſt zurückzuholen.

Außerdem fürchte ich mich auch nach Hauſe. Da iſt unter andern der Wimpfen. Den muß ich doch zuerſt beſuchen, und was dem ſagen, nachdem ich ihm und ſeiner Tochter ſo viel geſagt habe, he? — Der Wetterjunge, was das für ein Streich geweſen iſt! Doch aufrichtig zu ſprechen, ich würde an ſeiner Stelle ſchwerlich anders gehandelt haben. —

Berlin den 17. Juli.

Noch immer hier! Und doch athmen Thereſens Briefe an ſie den Ton der Verzweiflung gar nicht mehr. Sanfte, ſüßſchmerzliche Sehnſuchtsklänge ſind daraus geworden, die ich ohne alles Bedenken den weiten Weg nach meinem Guthe könnte machen laſſen. Dazu iſt auch Wimpfen mit ſeiner Tochter, wie der Verwalter ſchreibt, ſchon ſeit ſechs Wochen verreiſt; ich glaube nach Italien. Aber dennoch bin ich noch hier, trotz den vielen Geſchäften, die mich zu Hauſe erwarten. Ich reite regelmäßig alle Poſttage hinaus auf Theodorens Guth, was auch Sturm und Wetter dagegen manchmal einwenden.

Lache Du nur! Die Anſpielungen in Deinen Briefen, die Geſchichte eines Vaters, der ſeinem Sohne die Braut wegfiſcht, ſind mir nicht entgangen. Allein meine Hand iſt rein von ſolcher Schuld. Gewohnheit, bloß Gewohnheit hat mich bis jetzt hier zurückgehalten, und wenn auch Theodore ganz gemacht iſt, die Gewohnheit mit ihr zu ſeyn in einen recht eigentlichen Zauber einzutauchen, ſo weiß ich doch, Gott Lob! noch zu gut, was ich meinem Neffen, ihr und mir ſelbſt ſchuldig bin. Konnte ich auch den Grundſatz des Verhältniſſes der Ehejahre, in Einem auſſerordentlichen Falle, dem Neffen zu Liebe, verbeigehen, ſo würde mich doch die Thorheit in meinen perſönlichen Angelegenheiten dawider zu handeln allzuſchlimm kleiden. Nein, Gerhard, wenn das je geſchehen ſollte, ſo magſt Du mir immer eine Schellenkappe zum Hochzeitgeſchenke ſchicken; ich habe dann nichts, als dieſen Zierrath verdient. —

Berlin den 21. Juli.

Auf dieſem Nachmittag waren die Pferde ſchon beſtellt. Eben mußten ſie aber ohne mich wieder fort. Niemand war Schuld als ein — Mannshandſchuh, der neben Theodorens Sopha auf dem Boden lag. Als ſie einmal wegſah, konnte ich mich nicht enthalten, ihn aufzuheben und einzuſtecken. Jetzt liegt er vor mir auf dem Tiſche. Er iſt von der feinſten Art, und ſo viel ich mich darauf verſtehe, engliſchen Urſprungs. Der Bedienter, die einzige Mannsperſon, welche Theodore um ſich hat, könnte ihn beim Verbrennen der engliſchen Waaren ſich zugeeignet haben. Allein für eine Bedientenhand, die nicht immer rein iſt, und ihren Geſchäften nach ſolches auch nicht immer ſeyn kann, iſt ſein Inneres viel zu nett, im Verhältniß zu der abgenutzten Außenſeite. Zudem riecht der Handſchuh nach kölniſchem Waſſer, welches die dienende Klaſſe auch nur in wenigen Ausnahmen zu gebrauchen pflegt. Es kommt dazu, daß wir mitten im Sommer leben, wo die Bedientenhände der Handſchuhe gemeiniglich entbehren. Und ſollte auch Theodorens Bedienter galant genug ſeyn, um ſelbſt in der warmen Jahreszeit, ja auf dem Lande, ſeine Hände zu bekleiden, ſo würde er im Hauſe der Herrſchaft dieſe Gewohnheit doch ſicher aufgeben, und wie wäre dann der Handſchuh bis an das Sopha ſeiner Gebieterin gelangt? — Ihr ſelbſt könnte man ihn vielleicht noch eher zuſchreiben. Denn auch an Frauen habe ich dergleichen kurze Handſchuhe bemerkt. Allein für dieſen iſt ihre Hand um die Hälfte wenigſtens zu klein, ja die Athletenhand, welche hineingehört, kann nicht einmal einer beſuchenden Freundin zur Laſt fallen. Zudem — was vielleicht das Wichtigſte iſt — hat ſie noch geſtern, kurz zuvor, ehe der Handſchuh mir zu Geſicht kam, verſichert, daß ſie ſeit vierzehn Tagen keinen einzigen Beſuch erhalten habe.

Ich muß wiſſen, durchaus wiſſen, wie das zuſammenhängt. Beim Weggehen hatte ich ſchon eine Frage an den Bedienten auf der Zunge. Allein mein Haß gegen Auskundſchaftung durch Dienſtboten ſiegte über mein Verlangen, und ich geſtehe gern, daß der Umſtand nicht aus meinen Gedanken kommt und mir wahrſcheinlich die ganze nächſte Nacht koſten wird.

Toll genug, daß zu Zeiten die Ruhe eines Menſchen zu Grunde gehen kann, an einem Dinge, wie ein Handſchuh iſt. — —

Berlin den 28. Juli.

Heute fand ich einen jungen Mann bei der Eichthal. Vielleicht bloß darum, weil niemand von der Bedienung im Vorzimmer war, der mein Kommen angekündigt hätte. Sie ſchienen beide bei meinem Eintreten etwas verlegen. Mein Blick fiel zuerſt auf die Hand des Herrn, der mir als ein Baron Frankenheim vorgeſtellt wurde. Ich zog ſogleich den Handſchuh heraus, den ich bei mir hatte, und fragte, indem ich vorgab, ihn für den meinigen gehalten zu haben. Richtig: er bekannte ſich zu dieſem Eigenthume. An der nämlichen Stelle des Sopha's bekannte er ſich dazu, wo ich den Handſchuh gefunden hatte. Gleichwohl hatte die Eichthal alle Beſuche ſeit vierzehn Tagen, männliche und weibliche, aus drücklich verläugnet! Wahrlich, ein ſchreiender Mißton in der bewunderten Harmonie ihres Weſens. Zwar der erſte, den ich entdeckte, was aber vielleicht bloß an der Befangenheit meines Urtheils gelegen haben mag!

O Theodor, wie konnteſt Du meine herrliche Adelgarde der Wittwe aufopfern! Wie er es konnte? Brauche ich darum erſt ihn zu fragen, da ich ſelber es früher ſo gut begriff, um die Sache von Herzen zu genehmigen! Oder will der alte Thor es dem jungen verweiſen, daß er in den Ketten der nämlichen Thorheit herumwandelt? —

Gern hätte ich noch ein Wort allein mit Theodoren geſprochen. Doch recht abſichtlich fertigte ſie mich mit der Nachricht ab, daß kein Brief von meinem Neffen gekommen ſei, und wir uns daher wohl bis nächſten Poſttag gedulden müßten. Und ſo heiter und ruhig ſagte ſie das, daß mich ihr Uebermaß der Geduld ärgerte, und ich mich um ſo lieber entfernte, da der junge Mann nicht vom Platze wich und mein Unterbrechen des Tête à Tête ihm zu mißfallen ſchien.

Es iſt, als ob Theodorens Stelle in meinem Herzen wieder leer werden wollte. Der Gedanke an das Unzuverläſſige auch dieſer Frau, hat mein Pferd den ganzen Tag durch die Gegend gehetzt. Er hat mich ſo mißmuthig gemacht, als ob ich ſelbſt noch Luſt gehabt hätte, meine bis hierher behauptete Freiheit an ein Eheband abzutreten!

Berlin den 29. Juli.

Die Diſſonanz, welche mein letzter Brief von ſich gab, hat ſich zwar aufgelöſt, aber ich bin deshalb nur um wenig gebeſſert. Theodore kann in der That völlig Recht gehabt haben mit der Behauptung, daß ſeit vierzehn Tagen niemand bei ihr geweſen ſei. Denn der Baron Frankenheim wohnt bereits ſeit ſechs Wochen mit in ihrem Landhauſe!

Und kein Wort, kein einziges Wort zuvor davon! Mein Befremden darüber entging ihr nicht; aber verlegen war ſie darum auch keinesweges.

Sie wundern Sich über die Sache und über mein Schweigen! ſprach ſie, Sie würden auch dieſen Morgen ſchwerlich etwas von meinem Hausgenoſſen erfahren haben, wenn Sie ihn nicht geſtern getroffen hätten:

Das glaube ich gern! fiel ich, von meinem Unmuth überwältigt, ein.

Lernen Sie lieber an das Wort unbeſcholtener Frauen glauben! verſetzte ſie, und das mit einem Adel, mit einer Würde, welche mir in dieſem Augenblicke mächtig imponirten.

Es hat eine eigene Bewandniß mit des Barons Aufenthalte auf meinem Guthe! fügte ſie hinzu, und ich gutmüthiger Tropf ließ mich bethören, und verlangte, da ſie dieſes Geſpräch abzubrechen begehrte, auch weiter gar keine Erklärung über das Eigene dieſer Bewandniß. Als ob ich ähnliche Arten eigener Bewandniſſe nicht zur Gnüge kennen gelernt hätte! —

Berlin den 5. Auguſt.

So weit wäre es nun mit jener verwünſchten Bewandniß, daß ich Theodor'n noch heute davon ſchreiben werde. Bis dahin erhob mein Zutrauen zu Frau von Eichthal doch noch einige Zweifel. Jetzt aber höre, wie gründlich ſie mir alle gehoben worden ſind.

Seit mehreren Nächten ohne Raſt und Ruhe, ſetze ich mich dieſen Morgen mit Aufgang der Sonne auf mein Pferd. Wo anders hin, als nach ihrem Guthe? Hier im Hofe finde ich einen Reiſewagen. Alles iſt mit Packen ämſig beſchäftigt, und ich gehe unbemerkt vorüber. Niemand oben in ihrem Zimmer. Da dringt ein entferntes Schluchzen durch die halboffene Nebenthür. Ihre Stimme, unverkennbar! Ich trete in's Nebenzimmer. Ich ſehe von hier aus, wie Baron Frankenheim ſich nach einem Kuſſe losreißt; wie ſie mit offenen Armen dem Forteilenden nachſtürzt und dann mit dem Worte: Lebe wohl, mein Ludwig! an der Thüre ohnmächtig niederſinkt.

Nur einen Moment dauerte die Unentſchloſſenheit, ob ich mich der Bewußtloſen annehmen, oder ſogleich wieder zu Pferde ſteigen ſolle?

Das letzte! Der Bediente kommt. Staunen und Schreck miſchen ſich auf ſeiner Miene. Ich deute auf die Bewußtloſe, und ſitze nun hier, noch triefend von dem Galopp, in dem ich die ganze weite Gegend durchſtrichen und endlich zurückgekehrt bin. —

Eben war ich über dem Anfange des Briefes an Theodor. Aber von drei halb zerſchnittenen, neuen Federn will auch nicht eine ſich zu dem böſen Geſchäfte hergeben. Zu einer ordentlichen Nachricht gehört freilich mehr, als die auffallende Schlußſcene. Ich hätte daher meinen Unmuth bezwingen, wenigſtens beſchwichtigen ſollen, um die Eichthal anzuhören. — — —

Seit dieſem Gedanken bin ich wohl eine Stunde im Zimmer auf- und abgegangen. Da kam endlich ein Billet; eins von ihr ſelbſt. Sie müſſe mit mir ſprechen, und das im Augenblicke. Sie iſt bloß darum nach der Stadt gekommen. Ich gehe. — —

Nachmittags.

Warum, ſo rief ſie mir entgegen, warum verließen Sie mein Guth, ohne mich geſprochen zu haben?

Vielleicht, erwiederte ich, weil der Vorfall, deſſen Zeuge ich zufällig ward, mir die Sprache benommen hatte.

Sie ſchienen doch zuvor ein unbegränztes Zutrauen in mich zu ſetzen?

Sie ſelbſt ſchloſſen es heute in die engeſten Gränzen ein.

Ehren Sie ein Geheimniß, das mich zum Schweigen verpflichtet.

O, Frau von Eichthal, Geheimniſſe, die ſelbſt ſo laut ſprechen, denen iſt mit dem Schweigen ihrer Inhaber wenig gedient. Es reichte hin, mir die „eigene Bewandniß“ mit dem verborgenen Aufenthalte eines jungen Mannes auf Ihrem Guthe hinlänglich zu erklären.

Mein Herr! rief ſie hier, aufſtehend, verbeugte ſich dann und ſchien in das Seitenzimmer gehen zu wollen. Aber die Würde, der Stolz, die meinen Argwohn verächtlich von ſich wieſen, machten, daß ich ihre Hand ergriff und ſagte: So entſchuldigen Sie Sich doch, wenn Sie's im Stande ſind.

Ich bedarf deſſen nicht. Ihrem eigenen

Nachſinnen ſei es überlaſſen, ob keine Verhältniſſe denkbar ſind, jene Scene zu rechtfertigen. Könnte nicht, um nur ein Beiſpiel zu ſetzen, eine frühere, ſpäterhin durch unglückliche Umſtände getrennte Liebe beim Abſchiede nach zufälligem Wiederverein ſich ein ſolches Lebewohl zurufen?

Bei dem Beiſpiele ſtehen zu bleiben, ſo wäre denn immer der verborgene Aufenthalt zuvor, wie er hier ſtatt fand — zweideutig.

Mein Herr, rief ſie und ſchien dabei hoch über mich herauszuragen, Sie und die Welt wiſſen nichts von mir, was berechtigen könnte, ein Verhältniß, das der Anſtand in Schutz nimmt, als ein gemeines, unwürdiges zu deuten! — Ich begehre, daß Sie entweder meinen Kreis nie wieder betreten, oder an die Ehre unbeſcholtener Frauen glauben lernen. Vor allem verlange ich auch — und dieß iſt der Zweck meines Hierſeyns, ich verlange, daß Sie Ihrem Neffen kein Wort von dem Vorfalle mittheilen. Am Hochzeittage ſoll Auskunft erfolgen über Alles. —

Du fragſt, ob ich hier einwilligte? Ja

wohl. Du haſt freilich gut verdammen. Aber es giebt einen edeln Unwillen, deſſen Ausbruch der letzten Nachahmung unzugänglich iſt. Es giebt eine Hoheit, eine Unſchuld, die ſich nicht erheucheln laſſen; und mit dieſen angethan, ſtand Theodore ſo ſtralend vor mir, daß alle meine Vorwürfe auf mich ſelbſt zurückfielen.

Lernen Sie an Frauen glauben, lieber Wilden, ſagte ſie noch, mild, wie das Mitleid, als ich ſie an den Wagen geleitete, in dem ſie auf's Landguth zurückfuhr. Und ſagte ſie — freundlich, wie die Liebe, möchte ich ſagen —, hinzu, als ich am Schlage von ihr Abſchied nahm, vergeſſen Sie nicht, die Poſttage, wie zeither, meiner Einſamkeit zuzuwenden! —

Berlin den 7. September.

Mehr als ein Monat iſt ſeit meinen letzten Zeilen verſtrichen, und doch habe ich ihr Wort beim Abſchiede befolgt und keinen Poſttag unbenutzt gelaſſen! — Anfangs ſchwankte mein Glaube an ſie zuweilen gar ſehr. Aber das Lauern auf alles, was ſie that, hat ſich mit den erſten vierzehn Tagen wieder verloren. Denn ſo ſchreiend jene Abſchiedsſcene und das vorausgehende Verheimlichen gegen die ſonſt nirgends getrübte Reinheit ihres ganzen Weſens abſtach, ſo verklingt doch bei einer längern, angeſtrengten Beobachtung auch dieſer Mißlaut. Noch immer habe ich zwar keinen Aufſchluß über die Sache, doch kenne ich Theodoren nunmehr in ſo vielen Beziehungen auf Welt und Menſchen, und Himmel, könnte ich dazuſetzen, daß mir jener Umſtand nur noch wenig Sorge macht. Was auf dem Guthe athmet, iſt ihr zugethan. Sie kann nicht durchs Dorf gehen, ohne daß die Kinder aus allen Fenſtern und Thüren ſie freundlich anrufen. Der laute Segen der Aeltern muß die Kleinen wohl in ihrer Liebe zu der Frau beſtärken. Noch geſtern erzählte mir der Prediger, in welche gerichtliche und ſonſtige Streitigkeiten die Gemeinde vordem ſei verflochten geweſen. Seine Ermahnungen hätten nur wenig dagegen vermocht. Doch, da ſei die neue Guthsbeſitzerin gekommen und mit ihr der Genius des Friedens. Ihre wunderbar eindringende, verſtändige Zuſprache habe den Dämon der Zwietracht gemeiniglich bei kleinen Abendmahlzeiten im Herrnhauſe nach und nach ſo kräftig beſchworen, daß jetzt weit und breit keine Kommun einiger ſei, als dieſe. Der Prediger fügte Anekdoten bei von ihrer Wohlthätigkeit, und rühmte, wie ſehr ſie den, während des vorigen Zanklebens verwilderten Sitten der jungen Leute durch ihr eigenes Beiſpiel und beſonders auch durch ein Feſt aufgeholfen habe, welches ihnen jährlich am Geburtstage des verſtorbenen Gemals gegeben werde, wo die von der Gemeinde als die Muſterhafteſten anerkannten, Geſchenke von ihr erhielten, die in den Familien ſehr hoch gehalten würden.

Mit Einem Worte, ſo ſchwer mir's auch auf meinem frühern Lebenswege die Frauen oft gemacht haben, an die Wahrheit ihres äußeren Thuns zu glauben, an dieſe glaube ich, auf dieſe baue ich. —

Deſto empfindlicher muß meine Hoffnung von einer andern Seite angegriffen werden, und der Unmuth hierüber iſt es allein, was mir ſo lange das Schreiben zuwider machte. Theodors Briefe werden von Zeit zu Zeit ſeltener und — kühler. Unbegreiflich, daß ſie, die ſo ſcharfſichtige Theodore, keine Ahndung davon zu haben ſcheint! Da hat er in Paris ein Mädchen kennen gelernt, ein gewiſſes Fräulein von Staff, die jetzt in allen ſeinen Briefen vorherrſcht. Die ſieht aus wie ein Engel, und ſpricht und ſingt wie einer. Bei den Ohren hätte ich ihn nehmen mögen, als ich vorige Woche einmal las, daß er nun ſo glücklich wäre, alle Tage in des Fräuleins Geſellſchaft zu ſeyn, und darüber die Abweſenheit ſeiner Freundin Theodore möglichſt zu vergeſſen. — So heißen ſeine eigenen Worte und das ſchreibt er ihr! Den Unwillen zu verbergen, der in mir hochaufkochte, eilte ich hierher zurück, wo ich meinem Herzen aber auch Luft gemacht habe in einem Briefe, den er nicht an den Spiegel ſtecken wird. —

Berlin den 21. Sept.

Nein, das iſt himmelſchreiend! Wenn ich denke, was ich dem Spitzbuben ſchrieb, und nun das Blatt betrachte, das eben von ihm angelangt iſt. Hat er ſich doch die Liebe ſchon wieder zu Kopfe wachſen laſſen und verlangt jetzt ſogar, ich, ich ſelber ſolle Theodoren darauf vorbereiten, ich ſolle ſie bitten, von ſeiner Hand abzuſtehen. Zwar werde er ſein Verſprechen erfüllen, wenn ſie ihn dabei hielte; allein für die Folgen könne er nicht haften. Doch da, da; lies den Zettel ſelbſt, ſo kommt er mir aus dem Geſichte, und ich erſpare mir die unſelige Mühe, ſeinen verwünſchten Inhalt in die Feder zu nehmen. Am meiſten verdrießt mich das, daß der Junge damit meinem Wunſche zu ſchmeicheln vorgiebt, weil ſein jetziger Erzengel viel jünger iſt als er. Als ob der Vertrag, den ſeine Leidenſchaft hier in Berlin, ſo ganz gegen meine Erwartungen und Wünſche, ſchloß, letztere nicht ſelbſt hätte vernichten müſſen!

Solche Wünſche noch in mir vorausſetzen, heißt meine Rechtlichkeit verläumden, und wer das wagt, dem iſt der alte Wilden Freund geweſen! Du weißt, ich hatte ihm, ſelbſt in dem Falle, daß ich noch heirathen ſollte, das ſchöne anſehnliche Ritterguth **dorf zugedacht. Damit iſt es nun aus. Ein ſo Undankbarer, Unrechtlicher, darf der Erbe unſeres Stammguthes nicht werden. Die Geiſter meiner wackern Vorfahren ſtiegen zürnend aus ihren Gräbern, wenn ich ihren vormaligen Wohnſitz in ſo unreine Hände kommen ließe!

Berlin den 13. Sept.

Alles, alles weiß ſie. Lange hatte ich mich vorbereitet, um ihr die Thorheit und Schande des Unbeſonnenen allmählich beizubringen. Aber lächelnd nahm ſie mir die Worte ſelbſt aus dem Munde. Unbegreiflich genug hatte ſie ſeit Theodors erſtem zweideutigen Briefe alles errathen, und doch auch keine Spur davon merken laſſen. Das iſt das zweitemal, daß ich irre werde in ihr. So ruhig, als ob das Gleichgültigſte, Unbedeutendſte vorgefallen ſei, ſagte ſie: Das ganze Leben geht wie ein Traum vorüber, warum von Bündniſſen, wie das zwiſchen Theodor und mir, etwas anderes erwarten? Meine Erwartung iſt wenigſtens, bei allem Anſcheine dagegen, niemals viel höher gegangen, lieber Wilden!

Gerhard, was meinſt Du, eine Frau, dem Anſehen nach voller Seele, voller Gemüth, ſo gleichgültig bei ſolch einem Ereigniſſe! Hat ihr Thun nicht etwas ſo Geſpenſterhaftes, daß man ſich davor entſetzen möchte? Sollte man nicht glauben, daß es in ihr der Kunſt, einer abſcheulichen, verbrecheriſchen Kunſt, gelungen ſei, die Rolle der Natur bis in ihre feinſten Nüanzen zu verfolgen und ſich anzueignen? Das alles war ich ſchon Willens, ihr unverholen in's Geſicht zu ſagen, als im Hauſe Beſuchende, die wegen langer Abweſenheit große Anſprüche auf ihre ganze Aufmerkſamkeit machten, mich hierher zurücktrieb.

Das Reſultat eines vollen, außer meinem Wirkungskreiſe verlebten Sommers iſt ſonach in keiner Hinſicht gut ausgeſchlagen! — —

Berlin den 24. Sept.

Kein Wunder, wahrlich, wenn Du über die Ungleichheit und die Widerſprüche meiner Briefe laut auflachſt. Ihr Inhalt wechſelt zu auffallend. Aber wechſelt denn die Farbe meiner Seele nicht eben ſo?

Ein Billet, das Theodore mir dieſen Morgen durch den Boten ſchickte, gab mir Erlaubniß, das bewußte verſiegelte Blatt zu erbrechen. Ich lege eine Abſchrift bei, da ich das Original nur höchſt ungern entbehren würde. So hat denn die Scharfſichtige den ganzen Herzensgang des jungen Reiſenden lange voraus geahndet. Mit Recht, wie man nun ſieht, hat ſie die intereſſante Situation ihrer erſten Bekanntſchaft mit Theodor als den einzigen Zunder ſeiner Leidenſchaft angeſehen, als ein Feuer, das ſie nur darum lodern ließ, weil ſie glaubte, daß es im Wirbel der Welt von ſelbſt vergehen werde; weil ſie fürchtete, daß jeder Verſuch es abſichtlich zu löſchen nur hineingegoſſenes Oel ſeyn möchte. Jetzt erſcheint ihre Gleichgültigkeit bei dem Erfolge als die hohe Beruhigung im Erreichen eines guten Ziels. Denn ſie hat, wie ſich nun findet, Theodors Jugend keinesweges als etwas Unbedeutendes angeſehen! — —

Eben komme ich bewundernd von ihr zurück.

Was ihrem Blatte noch an Deutlichkeit abging, das hat ſie mir mündlich ergänzt, und ich weiß nun auch, daß ſie die bewußte Abſchiedsſcene einzig darum nicht zu Theodors Notiz wollte gelangen laſſen, weil ſie beſorgte, die dadurch genährte Eiferſucht könne der Leidenſchaft, deren allmähligem Abſterben ſie entgegen ſah, vielleicht neuen Vorſchub thun.

Wahrlich, Gerhard, den Sommer, in dem ich Theodoren kennen lernte, würde ich für den ſchönſten meines Lebens achten, wenn er mir nicht die Ausſicht gekoſtet hätte, meinen Neffen mit Adelgarden verbunden zu ſehen!

Uebrigens begreifſt Du wohl, daß ich dem Jungen den Streich verziehen habe, und daß der Gedanke des Enterbens wohl aus meinem Hitzkopfe, nicht aber aus dem nur allzuweichen Herzen kam. — —

Berlin den 1. Oktober.

Der Theodor iſt ein Blitzjunge. Vorausſetzend, daß ich die Sache bei ihr eingeleitet, hat er nun ſelber einen förmlichen Abſagebrief an ſie erlaſſen. Ich kam grade, wie ſie ihn beantwortete. Welch eine milde, freundliche Antwort! Sie ergiebt ſich in Alles und bittet nur um ſeine baldige Rückkehr und Erhaltung ſeiner Freundſchaft.

Nichts vermißte ich an dem Briefe, als daß ſie ihrer Prophetengabe mit keiner Sylbe gedacht, und ſo ihm ihren Triumph nicht zu erkennen gegeben hatte. Es fuhr mir auch ein Wort darüber heraus. Aber ſie ſagte: Dieſe Forderung that freilich meine Eigenliebe gleichfalls. Doch ich wieß ſie zurück. Es hätte vielleicht eine augenblickliche Störung des angefangenen neuen Bündniſſes dadurch verurſacht werden können. Doch dieſes muß man ſuchen, in ſeiner ganzen Reinheit zu erhalten.

Auf ihre Bitte fügte ich eine Nachſchrift, eine Art von Widerruf meines letzten geharniſchten Schreibens hinzu.

Berlin den 16. Oktober.

Seit dem Briefe an ſie hat Theodor keinen wieder geſchrieben. Auch können unter ſo ganz veränderten Umſtänden ſeine Briefe nur noch von geringem Intereſſe ſeyn. Gleichwohl ſitze ich richtig alle Poſttagsmorgen noch draußen auf ihrem Guthe, und oft iſt der Abend da, ich weiß nicht wie? Zu Stunden bin ich neben ihr, und die Worte ſind leicht zu zählen. Sie näht oder ſtickt, und ich thue gar nichts, wie es ſcheint. Aber das ſcheint doch nur ſo. Denn ich betrachte mir ſie, und meine Blicke werden nicht müde, an der zarten, kunſtfertigen Hand bis hinauf zu dem ſeelenvollen Geſichte, und von da wieder zurückzuſchleichen. So einförmig das in der Erzählung vorkommen mag, ſo reizend iſt es in der That, beſonders wenn ihr Auge zuweilen meinen armen Blicken ſeinen Sonnenglanz herüberwirft, und ſie bei irgend einer Bemerkung von mir, die Arbeit auf einige Momente ruhen laſſend, mich herzlich bei der Hand ergreift und ausruft: Sie ſind doch ein guter, recht guter Menſch!

Es giebt zwar Zeiten, wo ich mir dieſes Wörtchen gut in dumm überſetze, und mich ausſchelte, daß meine alten Tage noch ſolche Scenen aufzuweiſen haben. Aber das geſchieht nur im ihrer Abweſenheit. Denn wenn ſie neben mir ſitzt, dann iſt dergleichen Ueberſetzung gewiß fehlerhaft und unzuläſſig und ich lege die herbe, aber wohlverdiente eigene Kritik meines ganzen Benehmens ihrem argloſen Weſen nur unter.

Neulich ritt ich im Mondſcheine nach Hauſe und dachte, wie oft wir beide, Du und ich, die empfindſame Mondſucht der Liebenden beſpöttelten. Und wie ich dann darauf den leuchtenden Nachtwandler betrachtete, ſo hat er, als wolle er mich für die alte Sünde züchtigen, Theodorens ganzes Geſicht angenommen. Sonſt heißt es immer: Dumme Streiche müſſen ſeyn, und macht man ſie nicht in jungen Jahren, ſo wird ſpäterhin dazu Rath. Nun frage ich Dich, Gerhard, ob ich nicht ein recht wohl aſſortirtes Lager von dummen Streichen aus der Jugend mit herübergenommen habe, um jetzt abermals darauf ausgehen zu müſſen? Die Sentimentalität, wahr iſt's, hatte nur wenig Antheil an den frühern. Aber dieſe grade, nimmt ſie ſich nicht am albernſten im vier und vierzigſten Jahre aus? Denke ich doch bisweilen in allem Ernſte darauf, Theodorten einen Liebesantrag zu machen. Ihre frühere Ehe iſt von noch größerm Mißverhältniſſe und nicht unglücklich geweſen. Aber, das hieße den Grundſätzen, mit denen ich mich ſo brüſtete, grade in's Geſicht ſchlagen. Meine Jahre und die ihrigen, und was ich dem Jungen darüber äußerte!

Nein, nein, nein! Ich machte mich ſelbſt zum Kinderſpotte!

Recht überlegt, tauge ich faſt ſchon dazu. Mit dem Frühling entreiße ich mich meinen ländlichen Geſchäften, um hier etwas zu thun, und dann ſogleich zurückzukehren. Ich that es nicht; ich that überhaupt nichts, und jetzt ſtehen die Bäume ſchon dürr und ſchmucklos da, und ich bin noch ohne Zweck in dieſem ſteinernen Elende. Zwar fehlt es nicht an Beweggründen. Bald giebt es ein Konzert, bald ein neues Schauſpiel. Aber alle dieſe Vorwände, ſind ſie nicht ſo kahl als die Bäume, die mir auf jedem Schritte mein Sündenregiſter vorhalten?

Bete für mich, Gerhard, daß es anders werde! Heute kann ich wahrlich noch nichts verſprechen, denn mein Herz iſt noch allzuvoll von ihr! — .

Berlin den 27. Oktober.

Wie, Gerhard, Du, Du ſelbſt kannſt mir rathen, einem Herzen zu folgen, das unſinnig genug alle Früchte meines früheren Nachdenkens vernichten möchte? Und Deine ſo kluge, ſo gute Frau kann Deinem Urtheile beitreten? Darin glaube ich jetzt freilich mit ihr, daß man durchaus nicht über Verhältniſſe, die dem Anſehen nach gegen die Regel verſtoßen, im Allgemeinen abſprechen ſollte. Denn wirklich giebt es Naturen, die weit vor den Jahren altern, und dagegen wieder andere, deren friſche Kraft weit über ihre Jugend hinausdauert. Ich fühle, daß ich mich hierin zum Beiſpiel aufführen darf. Aber ich habe früher ſo abgeſprochen. So habe ich zum Beiſpiel in den Briefen an Theodor ein ordentliches Prachtgebäude von Grundſätzen über paſſende Ehepaare aufgeführt, und ihm dann den Text tüchtig geleſen, als alles dieſes gegen den plötzlich aufbrauſenden Strom der Leidenſchaft keinen Damm abgeben wollte. Aber nicht allein gegen ihn habe ich mich ſo geäußert. Voll Freude über meinen ausnehmenden Scharfſinn bin ich mit dieſer Weisheit auf meinen und den Güthern in der Nachbarſchaft ordentlich hauſiren gegangen und oft gar böſe geweſen, wenn man mein allgemeines Urtheil mit Beiſpielen aus der Wirklichkeit zu bekämpfen ſuchte.

Nein, Gerhard, unmöglich kann ich mich der ganzen Gegend zum Gelächter machen, und noch weniger ihr, ihr, die die abgeſchmackte Weisheit meiner Briefe kennt und vielleicht noch immer in Händen hat! Auch ſteht es keinesweges in meiner Macht, es zu thun. Denn ſo freundlich ſie auch mir iſt, wer weiß ob ein Antrag dieſer Art ihr Wohlwollen für mich nicht auf immer in bloßes Mitleid verwandelte? — Läßt doch ohnehin jene zweideutige Abſchiedsſcene jetzt eine ganz andere Erklärung zu, als welche ſie damals davon gab. Nur als Beiſpiel ſtellte ſie dieſe Erklärung auf. Allein können mit Theodors Entſagung ihrer Hand die Anſprüche des damals Abreiſenden ſich nicht wieder erneut haben? — Unfehlbar, ganz unfehlbar iſt es ſo, ob ich ſchon, um meinem

Herzen zu ſchmeicheln, tauſend Dinge oft an einander reihe, um dieſe Muthmaßung zu beſtreiten.

Ja, gewiß, wo ich Liebe ſuchte, würde ich bloßes Mitleid erhalten, und das mag ich von niemand, nicht einmal von Theodoren. Lieber im Bewußtſeyn ihrer freundlichen Zuneigung zurückkehren, und mich mit dem treuen Bilde von ihr begnügen. Kannſt Du glauben, daß ich ſolches wie ein Fäntchen auf der bloßen Bruſt trage? —

Wahrlich, es iſt weit mit mir gekommen, alter Freund. Aber weiter ſoll's auch nicht gehen, ſo viel iſt beſchloſſen. Eine neue Gartenanlage hält Theodoren noch auf ihrem Guthe zurück. Morgen will ich hinaus, um Abſchied zu nehmen, und übermorgen früh ſoll mir der Poſtillon auf dem Heimwege ein Lob- und Danklied blaſen. —

Berlin den 7. November.

Faſt hätte der Zufall, der die erſte Veranlaſſung zur abermaligen Verlängerung meines hieſigen Aufenthaltes geweſen iſt, Dir Gelegenheit gegeben zu einer Nänie an meinem Grabe, derſelbe Zufall, der — — Doch ich will dem Gange der Geſchichte nicht vorgreifen.

Am 28. v. M. Vormittags war ich bei Theodoren. Mein Vorhaben, den folgenden Tag abzureiſen, konnte lange Zeit den Weg über meine Lippen nicht finden. Ueber Tiſche ſetzte ich verſchiedene Mal umſonſt dazu an, und trank ein Glas nach dem andern, die Sache zu beſchleunigen. In deſſen Verfolg kam auch nach aufgehobener Tafel der Vorſatz endlich an den Tag.

Theodore war ſichtbar davon überraſcht. Warum ſo plötzlich? fragte ſie. Zeither ſchien es immer, als ob Sie Geſchmack an der veränderten Lebensart fänden. Meine Eitelkeit wollte mich ſogar überreden, die Gewohnheit, mit mir zu ſeyn, habe einigen Antheil an Ihrem Vergeſſen der Heimath.

Gewiß den größten! erwiederte ich. Aber tauſend Dinge warten zu Hauſe. Die Art, wie ich die Verwaltung meiner Güther zum Theil ſelbſt zu betreiben pflege, verträgt ſich nicht mit einer allzulangen Entfernung.

Ich ſelbſt, verſetzte ſie, ich geſtehe es Ihnen, ich habe mich über die lange Dauer Ihres Hierſeyns gewundert. Doch nahm ich allzugern Antheil daran, um es zu äußern. Sie hatten damit zu gut für meinen Eigennutz geſorgt. Aber daß auch Sie kein Wort von der Abreiſe mir ſagten, und nun auf Einmal fortwollen, das muß doch eine Urſache haben? Aufrichtig, lieber Wilden, was iſt Ihnen hier widerfahren? Ich würde mich nicht zufrieden geben, wenn Sie in mir oder meiner Umgebung auch nur die entfernteſte Veranlaſſung zu Ihrem ſo plötzlichen Entſchluſſe gefunden hätten!

Und doch! rief ich, von den Wirkungen des Weins um alle meine frühern Entſchlüſſe gebracht. Dazu preßte ich ihre Hand heftig an meine Lippen.

Ich? ſprach ſie. O Gerhard, der Ton der Frage, die Gewalt der Thräne, auf der er plötzlich bis in mein innerſtes Leben zitterte, warf mich da zu ihren Füßen nieder.

Antheil und Verlegenheit ſchien ſich in ihre Miene zu theilen. Beſſer aber, als dieſes, ſtellte mich ein Geräuſch vom Vorſaale her wieder auf die Beine.

Nachdem der Bediente, der bald darauf hereintretende Urheber davon, wieder abgefertigt war, ſagte ſie, als ſei nichts weiter vorgefallen, freundlich zu mir: Der Regen, der die ganze Tiſchzeit angehalten hat, iſt jetzt, wie ich ſehe, vorbei. Laſſen Sie uns den hübſchen Augenblick wahrnehmen. Sie haben meine neue Gartenanlage noch nicht geſehen. Da Sie morgen ſchon fortwollen, ſo iſt es die höchſte Zeit, und ich möchte Ihr Urtheil darüber nicht gern entbehren.

So viel der Anfang zu ſehen geſtattete, nahm ſich die neue Parthie gewiß vorzüglich aus. Beſonders angenehm ſchien eine Anhöhe, von der es eine artige Ausſicht in die Gegend geben mußte. Allein der Regen hatte ſie unzugänglich gemacht. Auch begann er eben von neuem, ſo daß wir den kürzeſten Weg zurückeilten. Dieſer führte durch eine Seitenthüre über die Straße. Ich hatte übrigens wenig Sinn für Alles. Das früher Vorgefallene war lähmend auf meine Sprachwerkzeuge gefallen, und grade, daß Theodere ihr gutes Sprechen dadurch nicht verlernt hatte, grade das unterhielt dieſe Lähmung den ganzen Weg über. Am Ende verſtummte auch ſie. Kaum aber, daß ich vor die Thüre hinausgetreten bin, ſo fällt ein Schuß. Ich bin verletzt, und das Angſtgeſchrei Theodorens iſt alles, was ich noch vernehme.

Verwundert finde ich mich ſpäterhin in einem Bette wieder. Wie ein Klagelaut der herrlichen Frau mir in die Ohnmacht hinüber folgte, ſo empfängt mich ihr Freudenruf jetzt an der Schwelle des neuerwachten Bewußtſeyns. Mein Schutzgeiſt, beugt ſie ſich, die im Glanze ſüßer Wehmuth ganz unausſprechlich Holde, über mein Geſicht her. Wie iſt Ihnen, Lieber? fragt ſie, und die innige Theilnahme des Wortes, des Auges, reißt mich plötzlich auf die höchſte Spitze des Lebens.

O wohl iſt mir, wie anders, als wohl und ſelig, im Kreiſe dieſer Arme, dieſes Athems?

Etwas verlegen blickte ſie nach der Seite, wo ich einen Zeugen, ihren Arzt, wahrnahm.

Empfinden Sie keinen Schmerz, guter Wilden? fragte ſie dann.

Jetzt erſt ward ich das Blut um mich herum und eine Binde an der rechten Hand gewahr. Auch unterſuchte der Arzt meine Bruſt. Sie iſt etwas blutig, doch verſichert der Kunſtverſtändige, daß keine bedeutende Verletzung ſtatt finde, und geht ſodann.

In dieſem Augenblicke fällt mir Theodorens Porträt ein, das ich vermiſſe.

Theuerſter Freund, rief ſie auf meine Frage danach, wie ſind Sie zu dem Bilde gekommen?

Davon hernach! Jetzt nur, ob der unglückliche Schuß mich auch dieſes theuern Andenkens berauben ſoll.

Nein, werther Freund! Aber, als ob mein Geiſt auf dem Bilde geruht hätte, iſt es vielleicht vor einer tiefern Wunde Ihr Schutz geweſen. Sehen Sie hier. — Der Arzt fand es. Einige ſtarke Schrotkörner ſind durchgegangen.

Verzeihung, Theuerſte, des Bildes wegen! Nicht achtend den heftigen Schmerz der Hand, zog ich Theodoren damit an mein Herz. Ein

Händedruck, ein Kuß und plötzlich, wie das Glück vom Himmel herabkommt, war der Bund geſchloſſen für's ganze Leben. —

Woher der Schuß? fragſt Du. Aus einer Flinte, die der Gärtner einen Monat früher gegen die Obſtdiebe geladen und ſo an der Wand hängen gelaſſen hatte. In der Meinung, daß niemand bei dem böſen Wetter im Garten ſeyn könne, nimmt ſein Knabe ſie von der Wand und ſchießt ſie ab. —

Die Hand fängt mich an allzuſehr zu ſchmerzen, als daß ich noch etwas hinzufügen könnte. —

Berlin den 13. Nov.

Die erſte Demüthigung wegen meiner groben Inkonſequenz wäre nun überſtanden. Gott Lob, ſage ich, denn eine ſtärkere kann ſchwerlich nachkommen.

Geſtern Vormittags, als ich, wie gewöhnlich, bei meiner Braut war, die jetzt wieder in der Stadt lebt, und ich mich eben des ſchönſten Augenblicks unſeres Beiſammenſeyns, des Abſchiedskuſſes erfreue, da zieht ein ganz unerwartetes Räuſpern mich halb erſchrocken, halb zornig, nach der Seite der Thüre hin. Da ſteht Theodor. Ich gehe auf ihn zu, faſſe ſeine beiden Arme und ſehe ihn ſtarr und erſtaunt in's Geſicht.

Lächelnd verſichert der Spitzbube, ſchon eine ziemliche Weile hier geweſen zu ſeyn.

Nun denn, ſpreche ich, ſo thue was Du nicht laſſen kannſt; gieb mir meine frühern Scheltworte zurück, ich habe ſie redlich von Dir verdient. Nachher aber umarme den alten Freund und nimm Theil an ſeinem und ihrem Glücke!

Der gute, liebe Junge war ganz außer ſich für Entzücken über dieſen unerwarteten Ausgang.

Nicht lange darauf erſchien Wimpfen mit Adelgarden. Denke Dir aber meine Verwunderung, als mir Theodor in ihr ſeine Verlobte vorſtellte.

Ich rieb mir die Augen, um beſſer zu ſehen, aber es war ſo und nicht anders. Da wußte ich denn nicht, ſollte ich zürnen, oder jauchzen, und ſprach:

Wetterjunge, was iſt das wieder? Wenn Du eine Braut nach der andern abſchüttelſt, ſo möchte man ja dieſer Krone der Bräute ganz abrathen von einer ſo unbeſtändigen Hand!

Aber, denke Dir! ich vernahm, daß es die nämliche war, von der er geſchrieben hatte. Theodore, nahe verwandt mit Herrn von Wimpfen, war ſelbſt die geheime Veranlaſſung zu deſſen Reiſe, und der ſpäterhin in Paris erfolgten Bekanntſchaft mit meinem Neffen geweſen. Sie hatte nämlich meine früheren Briefe an Theodor, aus denen ſie deſſen Verbindung mit Adelgarden ein vorzügliches Glück weiſſagte, dem Vater der letztern mitgetheilt, und dieſen bewogen, unter fremdem Namen mit meinem Neffen Bekanntſchaft zu machen. Der Erfolg hat ihren Plan begünſtigt, und ich höre nicht auf, ſie und mich ſelbſt zu fragen, wodurch ich das Glück des künftigen Beſitzes dieſer in jeder Rückſicht ſo ausgezeichneten Frau verdient habe. —

* * dorf den 6. Auguſt.

Verzeihe, alter Freund, daß ich Dir ſeit ſo langer Zeit alle Nachrichten von mir abgehen laſſe. Das Glück ſelber nimmt mir oft, wenn ich ernſtlich an's Schreiben denke, die Feder aus der Hand. Zuweilen iſt auch die Arbeit Urſache. Denn das kannſt Du denken, daß ich deren nach ſo langem Müſſiggange vollauf gefunden habe. —

Dem doppelten Hochzeitfeſte, das noch in Berlin gefeiert wurde, wohnte auch der ſogenannte Baron Frankenheim bei, deſſen Handſchuh und Umarmung mir früher ſo viel zu ſchaffen machte, und der auch noch nach meiner Verlobung mit ihr nicht zu den Perſonen gehörte, deren Andenken mir lieb war. Jetzt freue ich mich ſeiner deſto herzlicher. Er iſt Theodorens Bruder. Wegen einer politiſchen Verbindung von der franzöſiſchen Regierung verfolgt, hatte er Urſache, ſich verborgen zu halten.

So hat denn auch dieſe Diſſonanz beigetragen, die Harmonie, worein alles ſich auflöſte, nur zu verherrlichen!

Gerhard, es iſt mir, als ob mein ganzes, früheres, verworrenes Treiben nur ein bunter, neckender Traum geweſen wäre, als ob ich jetzt eigentlich erſt anfinge, zu leben und Menſch im weiten Umfange des Wortes zu ſeyn oder immer mehr zu werden. Das junge Pärchen auch nur zu ſehen, iſt himmliſche Luſt. Dazu die Theilnahme des guten Wimpſen, der durch manchen frühern Unfall zu Boden gedrückt, in dem Glücke ſeiner Tochter wieder auflebt. Ueberhaupt erfreut uns insgeſammt eine völlige Erneuung. Ganz auf dem Wege, im Herzen nach und nach einzuſchrumpfen, hat mir Theodore mit Einem Male, wie durch ein Wunder, die Jugend zurückgeführt, und die längſt für verklungen geachteten, zarteſten Saiten meiner Bruſt in neue, lebendige Schwingung geſetzt. Mit ihrem Beſitze iſt auch die kranke Sentimentalität, dieſes lächerliche Unkraut des Müſſiggangs und der Entbehrung, wieder verſchwunden und für Geiſt und Körper ein harmoniſches Gleichgewicht zurückgekehrt.

Theodor und ich, wir durchblätterten neulich unſere Briefe. Was lachten wir da über die Grundſätze, die in der Anwendung ſo wenig Stich hielten! Beſonders toll kam ihm unter andern auch ſeine Faſelei wegen der Uebereinſtimmung ſeines Namens mit Theodorens vor, als ich ihm davon ſagte. Es fehlte wenig, ſo hätte er mich hierin der Verläumdung beſchuldigt.

Gott Lob! wir ſind beide gründlich geheilt, er von ſeinem Syſteme der zwei zuvor getrennt geweſenen Hälften, ich von der nicht viel geſcheidtern Jahresberechnung. Nichts mehr von Ehebündniſſen, wie ſie ſeyn ſollten! Wer möchte die unendlichen Variationen, in denen die Menſchheit ſich in den Einzelnen ausſpricht, ergründen, und daraus eine überall anwendbare Theorie für Ehe und Eheglück feſtſetzen? Glück und Unglück walten über allen menſchlichen Verhältniſſen. Wohl denen, die, wie Theodore und ich, bei einer der Vernunft nicht widerſtrebenden Wahl, dem wohlthätigen Einfluſſe des erſtern anheimfallen!

VII.

Briefe

von

Gellert, Käſtner und Lichtenberg.

Hier zum erſtenmal und nach den Urſchriften
mitgetheilt.

Nebſt einer Abzeichnung von Käſtners und Lichtenbergs Handſchrift.

I. Von Gellert. *)

Liebſter Herr Paſtor,

Heute, den ſechſten May, an einem ſehr traurigen Tage, (und ach dergleichen zähle ich itzt viel!) erhalte ich Ihren Brief durch Herrn Marcus und eile, Ihnen für dieſen ſo wohl als den letzten herzlichſt zu danken. Ich habe es gewiß gewußt, daß Sie nach den überſtandenen erſten Unruhen Ihre Ruhe und Ergebung auf

---

*) An **Moritz Wilhelm Schleſier**, zuerſt Paſtor in Groß-Treben, ſodann in Wolkwitz, zuletzt Doktor der Theologie und Superintendent in Zwickau.

A. d. H.

dem Wege Ihres heil. Amtes bald wieder finden würden. Führen Sie dieſes, wie Sie angefangen haben, und ſtellen Sie ſich, gleich dem jungen Timotheus, ſelbſt zum Beyſpiele guter Werke dar: ſo werden Sie ſich und die Sie hören, nicht nur im Herzen ruhig ſondern auch ſelig machen. Ihr zeitliches Glück überlaſſen Sie ganz Gott. Es wird geſchehen, was für Sie das beſte iſt; und das wiſſen wir ſelten.

Meiner elenden Tage, liebſter Schleſier, läßt Gott itzt viel, ja er läßt ſie härter werden, und ich fürchte, ich harre ſeiner nicht geduldig genug. O es iſt ein großer Unterſchied, andre tröſten und ſich ſelbſt tröſten. Daß der äußerliche Menſch täglich verweſet, dieß iſt bey mir wahr; aber wie wenig kann ich ſagen, daß der innerliche ſtärker wird. Nein, er nimmt ab. Doch haltet an mit Bitten und Flehen im Geiſt und wachet; und wiſſet aufs allergewiſſeſte, das, was er verheiſſen hat, das kann er und wird er auch thun. Beten Sie für mich, ſchreiben Sie mir bald und ermuntern Sie mich zur Gedult und Standhaftigkeit. Ich kann nicht aufs

Land; ich bin zu krank. Ich ſoll den Brunnen trinken, und ich fürchte, ich werde ihn nicht trinken können, weil ich einen ſchlimmen Huſten und keine Kraft habe. Wollte Gott, Sie wären itzt oft um mich! Herr erhöre mich bald, mein Geiſt vergeht — Aber in eben dieſem Pſalmen ſagt auch David: Lehre mich thun nach deinem Wohlgefallen; denn du biſt mein Gott — laß mich früh hören deine Gnade: (ja, das ſage ich) aber kann ich auch getroſt wie er hinzuſetzen? denn ich hoffe auf dich!

Ich umarme Sie und bin der Ihrige.

G.

Liebſter Schleſier,

Es iſt leicht, denen Gutes zu gönnen und zu wünſchen, die wir ſo herzlich lieben, als ich Sie liebe und zu lieben verbunden bin. Möchte doch Ihre zweyte Verbindung die Ruhe und Hülfe Ihres ganzen Lebens werden! Gott gebe es nach ſeiner Güte und ſegne Sie und Ihre Geliebte nach dem Wunſche frommer Herzen. Ihr Glück wird, ſo lange ich lebe, einen Theil des meinigen ausmachen. — Ich bin nach meiner Cur nicht geſünder, vielleicht noch ſchwächer; aber ich danke Gott, daß ſie überſtanden iſt und bete um Kraft zur Geduld und harre ſeiner Hülfe. — Hier iſt ein Brief von einem Paſtor Schulzen. Wiſſen Sie etwan ſolche Schriften, als er von mir verlangt: ſo ſetzen Sie ihm doch die Titel auf. Er meynt es redlich, wenn er gleich zu viel begehrt.

Ich umarme Sie, liebſter Schleſier, und empfehle mich Ihrer Liebe und Ihrem Gebete. Leipzig, den 1. Septbr. 1764.

Glert.

Liebſter Schleſier,

O, Sie ſind ein gar zu guter Mann; und ich erkenne den Antheil, den Sie an meinem traurigen Schickſale nehmen, mit dankbarem Herzen. Ihren Brief an M. hat Ihnen die Freundſchaft für mich und die Liebe zur Religion ganz eingegeben; allein ich darf doch meinen trüben und partheiiſchen Augen nicht ganz trauen. Deswegen habe ich ihn heute dem GHRath ...... geſchickt; dieſer ſoll den Ausſpruch thun, was wir für einen Gebrauch davon machen können. Ich habe, durch Ihren Brief angereizet, noch mehr gethan! Ich habe nämlich ſelbſt ein Schreiben an M. aufgeſetzet und es ...... mit überſendet. Aber die Hauptſache iſt immer dieſe: hat der Mann einen guten Charakter? hat er ihn, nun ſo werden unſre Briefe mit Gott eine gute Wirkung thun können. Hat er ihn nicht, ſo kann er ſie zu meinem größten Nachtheile und zu einer weit härtern Züchtigung anwenden. O was iſt der Menſch für ein verzagtes Geſchöpf, wenn ihn Gott demüthigen will, und zu ſeinem Beſten demüthigen muß; und wie ſehr weigert ſich das eitle Herz der öffentlichen Züchtigung; und wie ſehr mag ſich das meinige bey der Duldung dieſes Schickſals, das meine Sünden doch tauſendmal und viel härter verdienet haben, durch Ungeduld, heimliches Murren und nagende Traurigkeit verſündigen! Gott ſtärke und regiere mich mit ſeinem Geiſte und mit Ergebung in ſeinen heiligen Willen. Darum helfen Sie mir beten und erquicken Sie mich durch den Troſt der Religion. L. den 25. Septbr.

Der Ihrige, Glrt.

Ich grüße Ihre liebe Frau herzlich.

II. Von Käſtner.

Lieber Herr Geheimder Rath

Da iſt eine Leichenpredigt auf den ſeel. M . Er hätte meinetwegen immer noch leben mögen, denn er war eben ſo ein unſchädliches Geſchöpf als der Gift und Unkrauts Autor, wenn aber einmahl einer von uns beyden des andern Gedächtniß feyern ſollte, ſo iſt es mir lieber daß ich M. ſeines gefeyert habe. Heyne trug mir das Geſchäft auf in der Ueberzeugung Ich könne es beſſer ausführen als Er. Und das macht mir bange, er werde einmahl mein Elogium auch einem andern auftragen etwa J. B. Ich will daher wenn ich nur dazu kommen kann mein Lob ſelbſt aufſetzen.

Bleiben Sie ferner gewogen

Ihrem

ergebenſten

2. März 1780.

Käſtner.

Da verlangt Madem. D. S. Philosophiae Doctrix von mir Nachricht über Vergleichung des ruſſiſchen Gewichts mit andern. Nun ſtehn dergleichen in T. II. Comm. Ac. Petrop. Alſo ſchicke ich ihr den Band. In eben dem Bande iſt eine Abhandlung de pene elephanti mit einer ungeheuern Figur, obgleich nicht ganz in Lebensgröße.

III. Von Lichtenberg. *)

P. P.

Mit vielem Dank ſende ich Ew. Wohlgeb. das Tagebuch eines Beobachters ſeiner ſelbſt, wieder zurück. So lange wir ſo nahe mit dem Sündenbalg Leib, verwandt bleiben, gehören dergleichen Aufſätze ſo gut auf das philoſophiſche Bücherbrett als die περι ἑαυτοῦ des Antoninus und — — Lavater.

Ich mögte doch das Pürſchchen kennen, das in einem ſolchen Zuſtand noch Meß-Schöne ſagen kann, ſo galant wäre ich bei einem Vierthel von dem Creutz nicht geweſen.

Dieſen Morgen nach 3 gieng ich auf das Obſervatorium, habe aber wenig geſehen. Beim Hingehen ſo wohl als Hergehn begegnete mir

---

*) An den Geh. Rath und Prof. Baldinger.

die Frau Glockin, Ich hätte ſie beynah gefragt wer gebohren worden wäre, denn dieſes war würklich eine Conſtellation dazu die Alexander Magnus nicht beſſer hätte verlangen können.

Der Frau Profeſſorin bitte ich mich gehorſamſt zu empfehlen, auch den lieben Kindern ſo wohl den im eigenen Verlag, als denen in Commiſſion.

W. H. d. 2. May 74.

G. C. Lichtenberg.

Lieber Herr

Da ist eine Reise
sch Meister. Ich hä
noch haben möge, d
so ein oder [illegible]
der Schiff wird [illegible]

Bleiben Sie

2. März 1789

Beſonnder Rath
genedigiſt auch de
ſte montag inner
ran er war alle
Ire ſloz ſ ralß
wolte kunden, [illegible]
ſeinen Genug
hen ergeben

Tiſcher

P. P.

Seit Berlin [illegible] geh

das Tagebuch und Beobachtu

So lange wir so sehr mit de

bleiben, gehören dergleichen Ab

Ihr beizubehalten also die TE

— — Lucilius. u. s. w.

v. G. d. 8. Aug. 17.

ich sei Ew. Wohlgebohrn.

Ihnen selbst, weile zurück.

Lindenberg Leib, namentl

[illegible] gut sich der philosophi

[illegible] Credit des Autoris und

GLichtenberg

Auch eine Betrachtung.

Beytrag zu Dietrichs beyden Kalendern, in Proſa und in Verſen für 1780.

Wenn Ἵππος ein Hengſt heißt, was heißt alsdann Philippine? Vor einiger Zeit überſetzte ich in einem Anfall von kleinem Muthwillen die Taufnahmen einiger Frauenzimmer, die ich kannte, ins Deutſche, und da fand ſichs, daß meine eigene Jungfer Baaſe

Chriſtliche, Hengſtliebende Weißheit

hieß. Es war ein gar gutes Mädchen, ſie hatte etwas von allen dreyen im Blut.

Ich habe auch einmal die Füchſe des alten und neuen Teſtaments verglichen:

Beyde zündten
Hier von vorn und dort von hinten;
Jene von hinten Philiſter-Korn,
Und dieſe die Philiſter von vorn.

G. C. L.

Adreſſe:

Dieſer Brief an Herrn

Prof. Baldinger

iſt mit einem Siegel geſiegelt,
das die Frau Profeſſorin wohl ſchwerlich
entzwey kriegen wird, nämlich
mit
meiner gehorſamſten Bitte an Dieſelbe,
ihn uneröffnet zu übergeben.

VIII.

Vermiſchte Gedichte.

Die Rache.

Ritter Robert gleich dem Pfeil
Jagt dahin durchs Thal.
Nimm dein wahr! der Weg iſt ſteil!
Jener Steg iſt ſchmal!
Durch die hohen Felsgeſtalten
Drängt in ſeltnen Spalten
Sich des Mondes Stral.

Fliehe! Raugraf Elbert ſetzt
Dir im Fluge nach,
Dir, der frevelnd ihn verletzt,
Ihn, nicht duldend Schmach.
Weh dir, der ihn ſchwer beleidigt,
Treue, kaum beeidigt,
Ränkevoll ihm brach!

Seinem Feinde nie verziehn
Hat er, ſtolz und rauh;
Auch du wirſt ihm nicht entfliehn,
Nicht in Berg und Au.
Iſt ſein flüchtiger Araber
Nicht der beſte Traber
In dem ganzen Gau?

Wie der Blitz von dem Geſchoß
Aus der Nächte Flor
Fliegt des Raugrafs wildes Roß
Aus dem Wald hervor,
Wo der Rächer, durch die Fluren
Sprengend, alle Spuren
Seines Feind's verlor.

Doch als ſich der Waldpfad dreht
Tief in Felſenſchlucht,
Er den Ritter doch erſpäht
Auf bedrängter Flucht.
Wo's auch iſt, ihn zu erjagen,
Bleibt dem kühnen Wagen
Nimmer unverſucht.

„Flieh zur Hölle,“ rief ergrimmt
Elbert, „immer flieh!
Dieſem Schwertſchlag, dir beſtimmt,
Ihm entkommſt du nie!
Meine Rache folgt dir!“ — aber
Hin ſinkt der Araber
Wie gelähmt auf's Knie.

Warum ſinkt dieß ſtolze Thier
An des Felſen Rand?
Furchtbar tobt der Graf, daß hier
Kraft dem Roß entſchwand.
Zürne nicht dem wackern Braunen!
Blick empor mit Staunen!
Heilig iſt dieß Land!

Auf dem ſchroffen Felſen, nicht
Von Gebüſch umzäunt,
Steht ein hohes Kreuz, nur ſchlicht
Aus Gebälk vereint,
Niederſchauend zu dem Thale,
Von der Sonne Strale
Glänzender gebräunt.

In die Mondgewölke ragt
Tief das Kreuz hinein;
Wie ein Gottesmorgen tagt
Ringsum Himmelsſchein,
Und die Sterne, lichterglühend,
Schließen, dichterziehend,
Drüber ihren Reihn.

Wo, wie hier, mit Geiſterwort
Die Verſöhnung ſpricht,
An dem Kreuz, des Chriſten Hort,
Seines Glaubens Licht,
Dran er ſtarb, der die Verzeihung
Feinden ſchenkt, Erneuung
Uns und Zuverſicht —

O wie mag die Rache dann
Noch im Herzen glühn?
Elbert blickte himmelan —
Hatte ſchon verziehn!
Weilte betend dort, bis wieder
Auf das Kreuz hernieder
Morgenſonne ſchien.

Arthur vom Nordſtern.

Dichtkunſt und Liebe.

Was flammt in Feierſtunden mich
Zu kühner Dichtung an?
Was ſchmiegt mit Melodieen ſich
Um meines Lebens Bahn?
Was iſt's, das hoch den Buſen ſchwellt
Und ſonnenklar den Geiſt erhellt?

Du biſt es, Liebe, deren Hand
Die Harfe mir verlieh,
Die neue Töne mir erfand
Und Himmels-Melodie,
Daß nun mit Nachtigallenklang
Aus mir ertönet der Geſang.

Wer heiß, mit Seelen-Inbrunſt liebt,
Nicht bloß mit Wortgepräng,
Wem Liebe Durſt nach Thaten giebt,
Daß ihm die Welt zu eng,
Den ſtärkt auch zu der Dichtung Kraft
Die Himmelstochter, Leidenſchaft.

Sie giebt ihm Hochgedanken ein,
Gefühle, makellos,
Ein jeder Himmel wird nun ſein
Und ſein der Erde Schoos,
Wie keine Zunge ſagen kann,
Weht ihn der Hauch der Gottheit an;

Bis nun von innrer Macht gedrängt
Hervor die Flamme bricht,
Die Sprache bräutlichkühn umfängt
Im ſchöpfriſchen Gedicht,
Und gleich des reinen Silbers Fluß
Hinſtrömt im glühenden Erguß. —

Wem nicht zu hohem Sängerlohn
Die Liebe Streben giebt,
Der hat nur ein Gebild von Thon,
Nicht einen Geiſt geliebt,
Der wahren Liebe Glut und Licht
Wird in der Bruſt ſchon zum Gedicht.

Wer kühn den Namen Dichter braucht,
Und nie ſich rein wie Gold
Hat in der Liebe Glut getaucht,
Den heiß ich, Lügenbold!
Ihm hat, gleich hoch in Lied und That,
Sich die Begeiſt'rung nie genaht.

Sein Sang ſchleicht matt und träg dahin,
Wie ſeines Daſeyns Lauf,
Er ſchwang ſich nie mit hohem Sinn
Zur Lebensſonne auf,
Er kennt nicht ſüßer Thränen Schmerz,
Sein Lied iſt nur ein tönend Erz.

Die Menſchheit in der Jugendkraft
Hat er noch nie belauſcht,
Und wie ſie wirkt, und baut, und ſchafft,
Und mit den Schwingen rauſcht,
Ihm iſt an ſchwerer Tugend Thron
Noch nie ein Weihelied entflohn.

Es gießen treu und innigtich
In unſre ſtille Bruſt
Die Dichtkunſt und die Liebe ſich
Zu gleicher Himmelsluſt,
Und weſſen Herz von Lieb' erwarmt,
Der hat die Muſen auch umarmt.

Th. Hell.

Lied.

Röslein, Röslein, Röslein hold,
Aus des Morgens Schooße,
Du, mir mehr, als Perl' und Gold,
Theure ſüße Roſe!

Giebſt du nicht das Bildniß mir
Meines holden Treuen?
Deiner heil'gen Unſchuld Zier
Dürft' er wohl ſich freuen!

Glühte nicht ſein holder Mund
Tief in Purpurröthe,
Gab er ſüßen Laut mir kund,
Gleich dem Hauch der Flöte?

Dein Erröthen, ſanft und rein,
Glänzt auf ſeinen Wangen,
Mit der dunkeln Augen Schein
Sehnend aufgegangen.

Ach! und wie die tiefe Glut,
Die im Kelch dir ſtrahlet,
Hat mit meines Lieblings Blut
Sich der Grund gemalet.

Fern nun ſchläft im Schlachtgefild
Er in Hügels Schooße; —
Bleibe du mir, liebſtes Bild!
Theure, ſüße Roſe!

Louiſe Brachmann.

An einen Schmetterling
am Ende des Winters.
(Nach W. R. Spencer.)

O rege die farbigen Flügel nicht mehr!
Nun ſchlummre, Sylfidchen, als wintr' es noch ſchwer!
Erwacht ja ſo Mancher von Freuden zu Peinen
Und öffnet, getäuſcht nur die Augen — zum Weinen.

Nein! Ohne zu weinen, durchſchweifſt du die Welt,
Wo blumige Wege Natur dir erhellt.
Doch wehe dir, Menſch, den Inſekten verſchwiſtert!
Dein Tag der Vernunft iſt mit Wolken umdüſtert.

Wir ſpähen, wir ſehen mit geiſtigem Licht
Der Schöpfung Geſetzbuch und freuen uns nicht.
Wir leſen nur Schmerzen und Strafen verbündet
Und endlich das Urtheil des Todes verkündet.

Froh flatterſt von Roſe zu Roſe du hin;
Wir ſeufzen und ahnen, wie bald ſie verblühn.
Du ſiehſt im Gedämmer nur Freuden und Frieden,
Nicht Schachte des Wiſſens, nicht Gräber hienieden.

Doch Dank der Vernunft, die, wenn Freuden ſie ſtört,
Doch eine beglückende Hoffnung uns lehrt:
Dein Zwielicht verweißt nur nach irdiſchen Au'n;
Mein Tag, auch umwölkt, heißt gen Himmel mich ſchau'n.

Haug.

Das Herzfenſter.

Momus, der bekannte Spötter
Ueber alles Thun der Götter,
Sprach zum Feuergott Vulkan:
„Alter Meiſter, ſchmiede Waffen!
Darin haſt du was gethan;
Doch der Menſch, den du geſchaffen,
Steht mir nicht beſonders an.“

„Nun, was mangelt dem Gebilde?“
Rief der Künſtler gar nicht milde:
„Mir iſt dran kein Fehl bewußt.“ —
„Freund, ich ſeh' an deinem Knaben,“
Sagte Momus, „viel mit Luſt;
Nur ein Fenſter ſollt' er haben
In der Mitte ſeiner Bruſt.

Und die ganze Menſchenherde,
Die dort wimmelt auf der Erde,
Sollte ſie befenſtert ſeyn.
Keinem würde dann es glücken,
Mit der Freundſchaft Außenſchein,
Andre liſtig zu berücken,
Denn man ſäh' ins Herz hinein.“ —

Aber Momus mag erlauben,
Daß wir Erdenbürger glauben,
So ein Fenſter fromme nicht.
Zu der Falſchheit dunkeln Gängen
Führte nimmer uns ſein Licht:
Siebenfach es zu verhängen
Sorgte jeder arge Wicht.

Doch, mit Amtsmacht ausgerüſtet,
Blickten Späher, ſtolz gebrüſtet,
In des Herzens heil'gen Schrein.
Keines Biedermanns Gedanken
Würden dann noch zollfrei ſeyn.
Ja, vor des Gerichtes Schranken
Müßt' er ſie wohl gar bereu'n.

Liebe Bilder, liebe Namen,
Viel zu werth, ſie auszukramen,
Hegt und pflegt das Herz vertraut.
Doch, entdeckt durch Fenſterſcheiben,
Nennte bald der Markt ſie laut.
Darum mag's beim Alten bleiben,
Daß man, Herz, dich nicht durchſchaut!

Langbein.

Der Zwerg.

Es waren viele tauſend Jahr
Seit Anno Ein verſtoben;
Doch hatte nimmer um ein Haar
Die Erde ſich verſchoben;
Sie drehte ſich, wie noch ſie thut,
Nach Oſten aus dem Weſten,
Und gings nicht eben allzugut,
So ging es doch am beſten.

Da kam Feldein ein kleiner Zwerg
Mit Zügel und mit Bügel,
Der ſetzte ſich auf einen Berg,
— Es war ein Maulwurfshügel —
Und krähte laut zum Land hinaus,
Und focht mit allen Vieren:
Das alte Regiment iſt aus,
Fortan will ich regieren.

Das Feuer iſt ſtundum zu heiß,
Zu hell das Sonngefunkel,
Und, hehl mich Gott! zu kalt das Eis,
So wie die Nacht zu dunkel.
Ich geb' um all die Pfuſcher-Art
Nicht einen Honigkuchen.
Er ſprachs, und ſtrich den Knebelbart,
Und thät entſetzlich fluchen.

Und ſchnitt, als wär' er angebrannt,
Abſcheuliche Grimaſſen;
Und Jung und Alt kam hingerannt,
Das Wunder abzupaſſen.
Er aber ſchrie, des Geiſtes voll:
Herbei, ihr Ordonnanzen!
Der Erde den Befehl, ſie ſoll
Nach unſrer Pfeife tanzen!

Nun, Erde, ſteh', und richte dich
Nach meiner Zauberruthe!
O weh, wie ward ſo ſchauerlich
Hans Hageln rings zu Muthe!

Und weil die Gläubigen der Schaar
Den kleinen Heiland prieſen,
So ſahn die Schlauen hell und klar
Im Zwerglein einen Rieſen.

Doch was geſchah? Die Erde that,
Als hätt' ſie's nicht vernommen,
Und unſer kleines Zwerglein bat
Gehorſamſt und beklommen;
Umſonſt, ſie that, als ob ſie ſchlief,
Und ließ ſich nicht bedeuten;
Und unſer braves Zwerglein lief
Davon vor allen Leuten.

Und hinterdrein Hans Hagel pfiff,
Und jubelte daneben:
Das war fürwahr ein kluger Kniff,
Drum ſoll die Erde leben!
Sie hat geſetzt das Köpfchen drauf,
Und läßt es fein beim Alten;
So laufe ſie dann ihren Lauf,
Wir wollen ſie nicht halten.

Schmidt, von Lübeck.

Das Landhaus.

Vom Heerweg weit genug entlegen,
In Wallnußſchatten halb verhüllt,
Glänzt mir der Wünſche Ziel entgegen,
Der weiſen Ruhe Sitz und Bild:
Zwei Dächer, eins für Herd und Zimmer,
Eins wirthlichem Geſchäft geweiht,
Von überfeiner Zierde Schimmer
Gleich fern, wie von der Aermlichkeit.

Umhägt von niedrer Haſelhecke —
Worüber hoch die Laube blickt,
Für der vertrauten Freundſchaft Zwecke
Aus Reben und Jasmin geſtrickt —
Dehnt ſich der Garten an der Neige
Des Hügels ſanft hinab, und winkt
Mit Obſt, das am geſenkten Zweige,
Wie Gold hesper'ſcher Gärten, blinkt.

Der Segen wandelt im Gefilde
Mit Fleiß und Gnügſamkeit im Bund.
Ein See, gleich einem Silberſchilde,
Blitzt mitten in dem Wieſengrund.
Dicht an des hellen Teppichs Matten
Reiht ſich der Waldung dunkler Ring,
Einladend in die friſchen Schatten,
Wer ſich im Tagsſtral müde ging.

Hier jeden Morgen ſehn die Sonne,
Wenn prachtvoll ſie entſteigt der Flut;
Mit Wehmuth halb, und halb mit Wonne,
Schau'n ihres Abendſtrahles Glut;
Gerettet aus dem Weltgetümmel,
Den Muſen leben, Gott, und ſich:
O Glück, o Seligkeit, o Himmel
Auf Erden! wann erreich' ich dich?

Wie ſelig muß, nach langem Irren,
Die Ruh' in dieſer Heimath ſeyn,
Wenn Sklavenfeſſeln nicht mehr klirren,
Des Wahnes Geier nicht mehr ſchrei'n!
In dieſer Hütte, dieſem Garten,
Wie fromm, für Ewigkeit geſtimmt,
Läßt ſich der letzte Gaſt erwarten,
Der uns mit ſich hinüber nimmt!

Buri.

Magdalena.

Sie zog durch's Thal mit blaſſem Angeſicht,
Sie achtete des blüh'nden Frühlings nicht;
Viel Tage zog ſie durch das weite Land,
Bis daß ſie vor des Siedlers Hütte ſtand.

Sie klopfte an, da trat er aus der Thür:
„Was willſt du, fromme Pilgerin, von mir?“
Ich bin wohl eine ſchwere Sünderin,
Mich quält die Reu' und treibt mich zu dir hin.

„Was haſt du Arges, Pilgerin, gethan?“
Ich hing mich feſt an den geliebten Mann,
Vergaß darüber Gottes und der Welt, —
Das iſt die Sünde, die ſo hart mich quält.

Mein Herz den Frühling ſeufzend kommen ſieht,
Die weißen Roſen ſind mir abgeblüht,
Und das Verlorne ruf' ich nicht zurück,
Stirbt auch in Thränen mir der Flammenblick...

Dem Siedler ward die bleiche Wange naß:
„Nicht weine, Pilgerin, ohn' Unterlaß!
Wem Liebesglut den Buſen nie bewegt,
Dem nur gebührt der Thränen traurig Recht."

Guſtav Jördens.

Geſpräch
mit der Abendluft.

Biſt du endlich wiederkommen,
Trautes Abendlüftchen? Sprich!
Hat ſie meinen Gruß vernommen,
Und was ſagt ſie mir durch dich?
Haſt du einſam ſie gefunden
Bei der Arbeit im Gemach?
Oder hat ſie Kränze wunden
Von Vergißmeinnicht am Bach?
Oder trafſt du ſie im Garten,
Wie ſie unter Blumen ſtand,
Ihrer emſiglich zu warten,
Sie, die ſchönſte Blum' im Land?

„Unter bunten, luſt'gen Schaaren,
Die auf grünem Wieſenplan,
Fern von hier, beiſammen waren,
Traf ich Roſamunden an.

Wunderſüße Töne klangen:
Rund herum im weiten Kreis
Sich die raſchen Paare ſchwangen,
Von der Luſt des Tanzes heiß,
Und im leichten Florgewande,
Wie zum Hochzeitfeſt geſchmückt,
Ihre Locken los vom Bande,
An des Tänzers Bruſt gedrückt,
Feſt von ſeinem Arm umwunden,
Wie der Freude Göttin ſchön,
Sieh, — ſo hab' ich ſie gefunden —
Hätteſt ſo ſie ſollen ſehn.
Und ich flüſterte wohl lange,
Doch vorbei im raſchen Flug
Flog ſie nach der Töne Klange . . ."
Lüſtchen, ſtill! ich weiß genug.

Guſtav Jördens.

Immer nur Sie.

Im Grotten-Quell, im Himmel-Blau,
Vom Flock-Gewölk umzogen,
Im Abendroth, im Morgenthau,
Im ſchönen Regenbogen,
In Form- und Farben-Harmonie
Der Weſen, die mich rings umwogen,
Erblick' ich Sie.

Im Ton der Grill' und Nachtigall,
Im Chor der Blüten-Thale,
In Waſſerfall und Wiederhall,
In Wachtel und Bardale,
Durch aller Weſen Melodie
Im ſängervollen Welten-Sale
Vernehm' ich Sie.

Im Säuſel-Weſt, im Blüten-Duft,
In hoher Mittags-Schwüle,
Im Nebel-Hauch der Morgen-Luft.
Und in der Abend-Kühle,
In aller Weſen Sympathie
Und was ichliebliches nur fühle,
Empfind' ich Sie.

Sie überall und ewig Sie —
Erfüllt mir Seel' und Sinne
Und überſtrömt, ich weiß nicht wie,
Mein Herz mit ſüßer Minne.
Die wunderliebliche Magie
Der Liebe werd' ich nun erſt inne
Allein durch Sie.

K. L. A. Frhr. v. Münchhauſen.

An eine Spröde.

Will von allem keins gelingen,
Freundlichkeit und Zorn und Scherz?
Möcht' ich, ach! nur eins erringen,
Ruhe, Ruhe für das Herz.

Lieblich klingt der Worte Koſen,
Wie der Wellen Silberſchall;
Hold das Lächeln unter Roſen,
Wie das Lied der Nachtigall.

Doch des Kommens und des Wartens
Schäm' ich mich vor aller Welt;
In den Blütenſchmuck des Gartens
Iſt ein ſteinern Bild geſtellt.

Unnatürlich weht ein Schauer
Kalt aus dieſer Frühlingspracht,
Winter währt nur kurze Dauer.
Hier iſt ew'ge Eiſesnacht.

Darum will ich's kühnlich wagen,
Kalt an ihr vorübergehn,
Könnt' ich's mir nur auch verſagen,
Nicht nach ihr mich umzuſehn.

Immer noch dieſelben Blicke,
Noch dieſelbe Freundlichkeit;
Nun ſo lad' ich ſelbſt mit Tücke
Mich zum Angriff, mich zum Streit.

Rührt alsdann wie Sturmeswehen
Haſſenswerth dein Zorn mich an,
Lyda, o dann will ich ſehen,
Ob ich dich nicht haſſen kann.

St. Schütze.

Amors Augenbinde.

Gott Amor mit der Augenbinde,
Was fängt er mit den Augen an?
Wer hat dem ſchönen Götterkinde
So arges Uebel angethan?
Warum iſt wohl das zarte Weſen
Zu ſteter Blindheit auserleſen?

Für's Erſte, kennt man ſchöne Augen
Und ihre Luſt und ihre Pein,
Und Flammen grade einzuſaugen,
Soll wahrlich nicht erſprießlich ſeyn;
Auch kann ein Kind mit ſeinen Blicken
Schon ſonſt wohl jedes Herz umſtricken.

Daß nun, wen Amor aufgefunden,
An ſeinen Reizen frevle nicht,
Iſt ihm die Binde ſelbſt gewunden
Ums holde frohe Angeſicht;
Denn wäre dieſes unterblieben,
So müßte man die Liebe lieben.

Auch iſt es klar, was frei und offen
Die Augen und die Sehnſucht füllt,
Hat nimmer ſo das Herz getroffen,
Als, was im Schleier ſtumm ſich hüllt,
Drum iſt auch Amor ſo umgeben;
In Träumen ſoll die Liebe leben!

Weil aber ſo der arme Knabe
Doch oft auch in der Augen Nacht
Mit ſeiner holden Lebensgabe
Nicht immer frohe Menſchen macht;
So ward auch darum ihm zum Frieden
Die Wunderbinde einſt beſchieden!

Er ſieht es nicht, wenn böſe Mächte
In ſeine Roſen Dornen ſtreun,
Greift immer, wie er meint, das Rechte,
Läßt nichts ſich irren, ſich zu freun,
Und würde traun! mit offnen Augen
Nicht allemal zur Freude taugen.

Noch iſt er darum auch verbunden,
Weil ihn in ſeinem ſchönen Glück,
Wenn er den Lieblingstraum gefunden,
Nicht ſtören ſoll der freie Blick,
Daß der ſich kehre nur nach innen;
Von außen kann er nichts gewinnen!

Was ſoll es ſtreifen in die Weite,
Das holde zarte Götterkind!
Er iſt zu fromm zu allem Streite,
Genügſam wie die Kinder ſind;
Und mehr als alle Himmelsloose
Gilt ihm ein Veilchen, eine Roſe.

Mit ſeiner Blumen zartem Leben
Hält er ſein Reich in ſeinem Schooß;
Von weißen Blüthen eng' umgeben,
Gelagert freundlich auf das Moos,
Verträumt er lächelnd ſeine Stunden,
Hat nichts zu wünſchen, hat's gefunden;

Und ſchließt ſich an die Lebensſtunde
Mit warmen Kindesarmen an,
Hat mit dem ganzen Erdenrunde
Die Rechnung heiter abgethan,
Und weiß, daß um ihn unbekümmert
Die Sterne ziehn, der Morgen ſchimmert.

Friedrich Kuhn.

Amor der Mahler.

Nach dem Italiäniſchen.

Ich ſah den Gott voll ſüßer Launen
Jüngſt, meine Phyllis! bindefrei;
Er mahlte, denk' dir mein Erſtaunen!
Gar ämſig an der Staffelei.
Doch wuchs — ich mußt' ihm lauſchend nahen —
Mein Staunen um ein großes Theil;
Denn meine trunknen Augen ſahen
Statt eines Pinſels, einen Pfeil,
Und ach! dein Bild von Amors Hand!
Mein Herz war ſeine Leinewand.

C. Bienemann.

Lenzfahrt.

Wie du mich anklingſt,
Bräutlich gelockte,
Blühende Jungfrau,
Heil'ge Natur!
Wie deine Berge
Zart mich umfloren;
Düfte dein Odem,
Licht deine Spur!

Ueppig entbunden
Thauen die Wolken,
Athmen die Winde
Um dein Gebild —
Recken ſich Thürme,
Lagern ſich Hütten,
Wiegen ſich Wälder
Sonnig und mild!

Mächtig hinunter
Neigen die Gleiſe;
Felſig verengt ſich's
Vor mir zum Thor;
Wolken und Winde
Schiffen hinüber,
Wolken und Winde
Schweben mir vor!

Hin zu Hygäens
Schmuckloſem Tempel.
An der Najade
Heilendes Herz!
Tauch' in die Fluten
Feindliche Neigung;
Irdiſche Leiden,
Ewigen Schmerz!

F. Krug von Nidda.

An den Frieden.

Möchteſt du, erſehnter Friede,
einer Welt, des Jammers müde,
Stille,
Fülle,
neues
freies
Leben
geben!

Ruh und Schutz für Fleiß und Kenntniß! —
Wollſt den Haß in Einverſtändniß
aller
Waller,
— wieder
Brüder! —
wenden —
enden.

Mög' uns das Geſchick gewähren
für dein Heil, — nach zentnerſchweren
Tagen, —
Klagen,
banger
langer
Trauer —
— Dauer! —

Arthur vom Nordſtern.

Wunſch.

Nach dem Perſiſchen.

1.

Ein weinend Kind auf Mutterſchooß, ſo ſahſt
Einſt du das Licht; dir lächelten die Deinen!
Heil dir, kannſt du, wenn höherm Licht du nahſt,
Von hinnen lächelnd gehn, indeß die Freunde weinen!

2.

Du trateſt weinend in das Seyn,
Indeß im fröhlichen Verein
Die Freunde lächelnd nicken!
Wenn Freundesthränen niederthaun
Beim Scheiden, mögeſt ſonder Graun
Du lächelnd aufwärts blicken!

Arthur vom Nordſtern.

Sonnette.

1.

Licht und Schatten.

Wo Himmel ſich und Erde freundlich gatten,
Erheben ſich auf dunkler Meereswelle,
Hier ſtill und düſter, dort mit Sternenhelle,
Zwei holde Kinder ſchwebend — Licht und Schatten.

Nie ruhen ſie, — ſie können nie ermatten,
Sie wachen wechſelnd an des Lebens Schwelle,
Und unerſchöpflich iſt die reiche Quelle,
An der ſie beide einſt geſchlummert hatten.

Was raſtlos ſich hinauf zum Vater ſehnet,
Es iſt das Licht, iſt ſtrahlender Gedanke —
Er kennt und ſucht und findet ſeinen Meiſter;

Und was ſich traulich an die Mutter lehnet,
Nicht laſſen will des Herzens enge Schranke,
Sind Schatten, der Gefühle ſtille Geiſter.

2.

Begeiſterung.

Wenn Licht und Dunkel in der Seele ſtreiten,
Und ſich des Lebens Ketten an uns ſchmiegen,
Daß zagend wir dem Unmuth faſt erliegen,
Will das Gemeine laſtend uns begleiten, —

Dann ahnen wir ein höheres Bedeuten:
Es ſoll das Göttliche im Menſchen ſiegen!
Wir ſehn durch Nacht die weiße Taube fliegen,
Den Genius durch Wolken zu uns leiten. —

So iſt der Friede ins Gemüth gezogen, —
Der Genius, er ſendet goldne Pfeile,
Und wie die Schatten ſchwinden alle Sorgen,

Und Sonnen gehen auf am blauen Bogen,
Und der Gedanke folgt mit Flügeleile —
O, das iſt der Begeiſt'rung Himmelsmorgen!

3.

Verklärung.

Wie Blumenkelche kaltem Hauch zerfallen,
Dem Sonnenbrand erſterben Roſengluten, —
Verſinken in des Lebens wilden Fluten,
Gefühle, werth der ſchönſten Tempelhallen.

Was fromme Lippen unerhört hier lallen,
Das edle Herz erkämpfen will dem Guten,
Was ungeſehn zerſtäuben muß, verbluten,
Das kann dem Geiſterohre nicht verhallen.

Die Roſen, die aus unſerm Kranze ſchwinden,
Die ſtillen Wonnen, die geweihten Lieder,
Des Traumes Bilder werden wieder blühen;

Denn Genien harren unſer mit Gewinden —
So geben ſie, was ſie geſammelt, wieder,
Auf daß wir reich in ihre Wohnung ziehen!

4.

Söller vor dem Domplatz im Zwielicht.

Fantaſie von Friedrich.

Im dunkeln Haus, das Menſchenhände bauen,
Da murmelt's dumpf von Sang und von Gebeten,
Und Pilger, hart bedrängt von Angſt und Nöthen,
Sie gehen, Kreuz und Särge da zu ſchauen

Des Domes Düſtre füllet mich mit Grauen;
Ich wagt' es nicht in dieſes Grab zu treten,
Wo Flöre wie die Geiſter mich umwehten —
Den bleichen Schatten mag ich nimmer trauen!

Doch hinter'm Dome locket Goldgeflimmer,
Da flüſtern traulich mir die blaſſen Sterne,
Und ihre Sprache wähn' ich zu verſtehen:

Dieß iſt des Erdentages letzter Schimmer,
Doch iſt die wahre Heimath mir nicht ferne,
Wo keine Sonnen jemals untergehen.

C. Bienemann.

Der Roſenmond.

Welch Schönes und Süßes im Bund
Erblickt mein Geiſt hier entzückt
In dieſem zaubriſchen Rund,
Mit glühenden Roſen geſchmückt!

Sie nicken, das Gärtchen entlang
In feſtlichen Kleidern all',
Und lauſchen dem Schweſtergeſang
Der bräutlichen Nachtigall.

Hoch thront ſie im Apfelbaum,
Umdämmert vom duftigen Kühl;
Sie flötet in ſeligem Traum
Der Freuden und Leiden Gefühl.

Sie äugelt mit liebendem Blick
Herab auf des Blumenbeets Reihn,
Und theilt mit dem Dichter das Glück,
Der Roſenzeit Sänger zu ſeyn.

Buri.

Der Stier und die Nachtigall.

Als Philomele früh' auf Roſenbüſche flog,
Und Zauberlieder ſang,
Indeß ein alter Stier den breiten Nacken bog,
Und langſam tiefe Furchen zog
Das harte Feld entlang,
Rief dieſer: „Schäme dich vor mir
Ob deinem Müſſiggang!
Glaubſt du vielleicht, man lohne die
Entbehrlichen Geſang?
Du ſiehſt, daß ich mit ſauerm Schweiß
Mein Futter zu gewinnen weiß.“ —
Freund, ſprach die Nachtigall:
Zur Arbeit ward ich nie beſtimmt;
Doch meine Kehl' iſt wie geſtimmt
Zu ſüßer Lieder Schall.
Dein Loos iſt hart, das meine froh;
Doch die Natur gebot es ſo.
Du bauſt den Acker, Stier!
Ich bin des Feldes Zier.

Haug.

Der Kometenwein.

1811.

Was blinket und winket mit blutigem Schein
Im Kreiße der freundlichen Sterne?
Was ſtreut auf den friedlich entſchlummerten Hain
Sein Feuer aus nächtlicher Ferne?
Es iſt des Kometen weitſtrahlendes Licht,
Das wild durch die Schatten der Nächte bricht.

Du fürchterlich ſchöner erhabener Glanz,
Dich grüß' ich mit heiligem Grauen!
Du biſt in dem wunderbar blitzenden Kranz
Ein himmliſcher Herold zu ſchauen.
In ewigem Fluge zur Sonne hinan
Durchſtreifſt du der Welten unendliche Bahn.

Doch ſchau ich dir muthig ins fremde Geſicht;
Laßt Feige vor Wundern erbeben.
Du rufſt mit dem drohenden Todeslicht
Zum ſchöner entblühenden Leben,
Und lockſt du auch weibiſche Klagen hervor,
Hoch jauchzt dir der Zecher begeiſterter Chor.

Denn Trauben, die ſüß in der Sonne Glut
Mit goldenem Purpur ſich malen,
Durchglüh'n, wenn im Meere die Herrliche ruht.
Des Wunderſterns mächtige Strahlen.
Und Feuer und himmliſche Zauberkraft
Durchſtrömet der Reben erquickenden Saft.

Ambroſiſche Düfte umwehen das Gold
Des Strahlenerzogenen Weines;
Es lächeln ſelbſt roſige Lippen ihm hold,
Dem Nektar des heiligen Rheines.
Der älteren Reben erprobte Gewalt
Erlieget der jugendlich friſchen Geſtalt.

Und Hebe bekränzt im olympiſchen Saal
Mit himmliſchen Roſen die Becher,
Und reichet den feſtlich umwundnen Pokal
Dem Kreiß der unſterblichen Zecher.
Und Evoe! tönet im Götterverein
Dem erdegebornen Kometenwein.

Adolph.

IX.

Denkmale.

Fortſetzung.

Diſtichen

bei Gelegenheit eines Feſtes auf der Elbe.

1.

Immer vertraut ſich den Wellen nur Muth. So ſeid denn dem Muthe,
Götter der Luſt und der Flut, heute wie immer geneigt!

2.

Will uns Phöbus nicht wohl, ſo halten wir uns an Apollo,
Heben die Leier empor, jegliche Sait' iſt ein Stral.
Draußen iſt Wechſel und Noth; drum glücklich allein, wer im Herzen
Still ſich die Sonne bewahrt, die ihm das Leben beſcheint!

3.

Denk' an den Urſprung, o Göttin! und ſchütze der Grazien Schiffahrt;
Deinen Muſen Apoll! gieb hier als Phöbus dich kund!

4.

Iſts auch noth, für ein Schiff, das Muſen und Grazien führet,
Bitten den Himmel um Schutz? Freunde vertrauen dem Freund!

5.

Laſſet uns Regen und Sturm wie Mährchen und Scherze behandeln,
Denket, wie nimmt ſich die Noth herrlich im Liede dann aus!
Schon bei der Flamme, beim Mahl, wenn Lippen und Blicke genießen,
Spottet ſichs harmlos der Noth, die man am Morgen beſtand.

6.

Erſt am herbſtlichen Abend, dem fröhlichen Schiffchen entſtiegen,
Wäre kein Unſtern beſiegt, bliebe die Freude nur halb.

7.

Wölbe denn grau dich, o Himmel, entzieh' uns die glückliche Laune,
Heute nach eigener Muſik tanzet die eigene Luſt.

7. Sept. 1815.

J. D.

Auf dem Waſſer

den 8. Sept. 1813.

Blaue Flut und Sterne drinnen,
Weinbelaubte Bergeszinnen,
Flur und Wieſen gelb und grün:
Lüfte, ſchlagend mit den Flügeln,
Und im Fahrzeug, nicht zu zügeln,
Herzen, die von Freude glühn!

Ja, ſo tanzen die Minuten
Fröhlich auf den blauen Fluten,
Und die Schiffe tanzen mit,
Und die Seelen junger Lieder
Schweben lächelnd auf und nieder,
Halten mit dem Kahne Schritt.

Ob wohl freundlich noch auf Erden
Schöne Träume wahr noch werden?
Frag' ich Alle hier im Kahn.
Und die ſchönen Wellen draußen,
Und die Berge hör' ichs brauſen,
Und die Schiffer es bejah'n.

Ob wohl unter Sachſens Himmel,
Nicht, verſcheucht vom Mordgetümmel,
Noch ein heitres Lied gelingt?
Und es ziehen aus und drängen
Sich Geſänge mit Geſängen,
Wenn die gute Stunde klingt.

Ob wohl holder Kunſt ergeben
Noch die Menſchen menſchlich leben,
Menſchlich, wie in Griechenland?
Und ich ſchaue rund im Kreiſe
Kränze, nach der Griechen Weiſe,
Blumen in der Frauen Hand.

Nicht darum nach alten Zeiten
Wollen wir die Arme breiten,
  Lächeln nur mit trübem Blick;
Denn die Spindel guter Stunden
Wird ja niemals abgewunden,
  Kennt man nur der Stunde Glück.

Denn es glüht die alte Sonne
Immer noch, die einſt die Tonne
  Mit Falernerwein gefüllt,
Daß Horaz bei Freundesmahle
Füllen konnte ſeine Schaale,
  Tief in Roſen eingehüllt.

Denn es ſprudelt friſch und helle
Immer noch am Muſenquelle,
  Wie es friſch am Pindus ſprang;
Und es ſchöpfen reine Hände
Immer noch die Silberſpende,
  Rauſchend in den Saitenklang.

Denn es weht auf zarten Wangen
Immer noch, wie aufgegangen
Friſche junge Roſen weh'n,
Und es lächeln und es weben
Grazien ja noch am Leben,
Wie Anakreon geſehn.

Und die alten Sterne ſchimmern,
Und die Blüthen über Trümmern
Fühlen neue Lieb' und Luſt.
Und die alten Götter wiſſen,
Was ſie ſä'n und pflanzen müſſen,
Habens immer ja gewußt!

F. Kuhn.

Der Schloßgarten.

Epiſtel an A. A.

Freund! Du willſt, daß ich Dir manch Bild des ergötzlichen Lebens,
Welches mich hier paradieſiſch umfängt, hinſtreue. — So gaukle
Fröhlich vorüber dem Geiſt, o Nachmittag, der geſellig
Jüngſt mich erfreut' in dem Doppelgenuß der Natur und der Kunſtwelt.
Freundlich erglänzte die Sonn' und ein Wolluſt athmender Hauch floß
Durch das Gefild, ſanft lockte die Flur, mild lachte der Himmel.
Siehe! da flog ich entzückt zum geprieſenen Paare der Schweſtern,
Nicht ich allein; bald folgte beſchwingt, voll ſüßen Verlangens,
William, welcher im Stillen der herrlichen Kraft ſich erfreuet,

Männer zu feſſeln in ſinniger Red' und Frau'n zu gefallen
Anmuthsvoll. — Schnell eilten wir hin zu dem ſtattlichen Hauſe,
Sprangen die Treppen hinauf, und den Saal durchſchreitend erſahn wir
Jetzt das geräumige Zimmer, dem Aug' ein verklärender Anblick!
Wie zwei Purpurroſen, Verherrlicherinnen des Gartens,
Blühn in beſcheidenem Reiz, und von Frühlingsſylven geliebkoſ't,
Balſamdüft' aushauchen in lieblichem Schweſtervereine:
So auch ſtanden ſie da im Gemach; ſchon glänzte Miranda,
Auch du lächelteſt hold, blauäugige Göttin Amène:
Nicht unerwartet begrüßten wir nun die verehreten Frauen,
Deren Bezaubrungswort uns oft zu den Wundergebilden
Shakſpeare's rief; anmuthig begannſt du, Freundin Amène:
„William, Ariel, auf, in der Dienſtpflicht ſtets unermüdlich!

„Schickt euch an zu der Feier des Tags! Wohl ladet er feſtlich
„Ein zu gemüthlich entzückender Luſt in den blühenden Schloßpark.“
Aber mit heiterem Blick ſprach jetzt holdſelig Miranda:
„Wär's nicht ſchön, wenn ſchnell wir dem Geniusrufe geherchend
„Grünende Schattengewölb' aufſuchten und laubige Wohnung?
„Dorthin folget die Welt Shakſpeare's, dorthin die gewandte
„Dienerin ſammt Limonad', und was uns ſonſt noch erfreuet.“
Sprach's, und im Einklang ſcholl „Ja, Ja,“ von der Lippe; die Schönen
Gingen voran, und wir folgten behend ſtillfreudiges Herzens.
Nahe dem Burgthor hebt ſich ein Schloß ehrwürdiges Anſehns,
Auch in der Ferne berühmt durch Kaufungs kühne Gewaltthat,
Kaufungs, welchen du ſelbſt aufſtellteſt ſtolz in Kothurngang.
Mancherlei Zierrath findeſt du hier aus Zeiten der Vorwelt,

Mancherlei Waffengeſchmeid', auch Werke der Pracht und Gemälde
Locken das Aug', und ſprechen den Geiſt mit Heroengewalt an.
Gärten im reinlichen Schmucke der Ordnung ſtehen daneben,
Sammt der Pomona beherrſcht hier Flora's Macht die Bezirke.
Südliche Bäume geſellen ſich da zu den nordiſchen Brüdern,
Lorbeerblüth' und der Myrten Gewächs und der goldnen Orangen
Leuchtende Glut mit Granaten gemiſcht und weißlichen Feigen,
Fremdlingsbäum' auch prangen mit gelbrothſchillernden Tulpen.
Aber immitten empfängt uns Flora's Reich mit der Pflanzen
Ueppig ergrünenden Schaar und dem Schmelz vielfarbiger Blumen,
Welche der Liebende froh zum Geſchenk auswählt der Geliebten.
Auch Goldfiſche, ſie plätſchern mit Luſt in den Becken der Nymphe,
Die das erfriſchende Naß gern ſpendet den Blumengeſchwiſtern.

Jetzt in die Tiefen hinab ſteigt hell und geräumig ein Luſtwald,
Eichen verzieren den Park majeſtätiſches Bau's und erhabne
Buchen mit Ulmen vereint und dem hoch aufſtrebenden Ahorn.
Bänke von rohem Geſtein und geflochtene ſtehn in den Gängen,
Tempelruinen erblicken wir auch, hinfälliger Schönheit
Grabdenkmale; die unſer Gemüth lindſchauernd erregen.
Ach! manch liebendes Paar irrt hier in des Hains Labyrinthen,
Nur von dem Vogel belauſcht und dem ſchalkhaft ſpielenden Weſtwind.

Siehe! da blieben wir ſtehn an dem Eingang. — Links im Gebüſche
Birgt ſich ein Lieblingsörtchen, der freundlichen Herrin Miranda
Nicht unverborgen, umhüllt von verſchlungenem Lindengezweige.
Hierher folgten wir willig der Führerin; auch die getreue
Iris ſchritt der Gebieterin nach mit dem Körbchen belaſtet,

Welches die lieblichen Flaſchen enthielt mit dem Schweizergebäcke.
Aber nachdem wir genaht ſchönlaubiger Niſchen Umſchattung,
Wurde die Steinbank erſt mit den ſchwellenden Kiſſen gepolſtert,
Dann auf zierlichen Tellern erſchien ſüßduftendes Backwerk;
Auch Limonadengetränk, in die grünlichen Römer gegoſſen,
Labte den durſtenden Gaum mit ambroſiſcherquickender Kühlung.
Als das Gelüſt nun endlich zur Speiſ' und zum Tranke geſtillt war,
Sprach zu den Sitzenden ſo die gemüthliche Freundin Miranda:
„Jetzo dächt' ich, wir horchten dem brittiſchen Geiſterbeherrſcher,
„Welcher, ein Genius, oft in den Abendſtunden gewaltet,
„Wann bei Thee und Geſpräch die geflügelte Here dahinſchwand.
„Ariel, auf! was leſen wir jetzt? Du bleibſt das Orakel."
Ariel aber darauf antwortete, froh des Gehorſams:

„Schon iſt erwählt, o Freundin! ein Werk des gewaltigen Meiſters;
„Seht! hier wartet er eurer, Venedigs fürſtlicher Kaufmann."

Wechſelnd laſen wir nun das Gemüth anſprechende Kunſtwerk;
Auch das Geſpräch flog freier umher im harmoniſchen Kreiſe
Ueber Antonio's edle Natur, Baſſanio's holden
Reiz, und der Freunde Gefühl, und der Porzia richtende Strenge,
Ueber der werbenden Prinzen Erſcheinung, aber vor allen
Malte ſich Shylock uns mit der Blutgier grimmiger Wildheit.

Heiteres Muths durchſprachen wir Alles, der mächtige Dichter
Zog uns kräftiger an, und den Leſenden wär' Hyperion
Untergegangen, dafern mit ermahnendem Worte Miranda
Uns nicht freundlich erregt zu des Abends Feier im Grünen.
Und wir gehorchten dem Wort der Gebieterin. Aber das Körbchen

Wurde zuerſt vorſichtig verſteckt in umhüllenden Zweigen;
Drauf in den blühenden Park, mäandriſche Gänge durchirrend,
Lenkten wir munter den Schritt, und erfreueten uns des Spaziergangs.
Tändelnd ſpielte der Scherz, und mit mancherlei bunten Gebilden
Friſchten wir an das Gemüth zu der Wand'rung Luſt. An dem Tempel
Schritten wir hin langſam; doch, als nun endlich die Stufen
Hatten geendiget, ſprach ſchalkhaft auffordernd Amöne:
„Freunde, wohlan! Ihr ſpringet ſo gern; hier thut ſich den Läufern
„Glorreich auf die geprieſenſte Bahn heroiſches Ruhmes,
„Kämpften wir ſelbſt ja vielleicht um des Wettlaufs rühmliche Palme.“
Sprach's, und vom Rufe beſchwingt, dem begeiſternden, ſprangen wir muthvoll
Auf den gewundenen Pfaden hinab in die Tiefen der Waldnacht,
Gleich den olympiſchen Roſſen, die feurige Siegesbegier treibt.

Aber die Liſtigen blieben zurück, muthwilliges Herzens
Lachten ſie laut den Gehorchenden nach und vergaßen des Lohnes.
So in erfreulichem Wechſelgeſpräch hineilten die Stunden.
Heiter begrüßten wir jetzo das Lieblingsörtchen, wo Iris
Wachſam ſtand, die Befehle der nahenden Herrin erwartend.
Und ſie enteilte nach Hauſ; auch wir, von der Kühle gemahnet,
Dachten der Heimkehr nun und verließen die gäſtliche Laube.
Sieh! da erſchien in der Fern' Aſklepios, er des Apollon
Heilſamwaltender Sproß, mit dem kraftvoll blühenden Sprößling.
Ihren Gemahl und den Sohn jetzt ſchauend dachte Miranda
Auf anmuthigen Scherz, die Geſellſchaft froh zu ergötzen.
Alle verbargen wir uns, in des Laubdachs Schattenumwölbung
Lauernd ſtill, gleich Kindern, die niedergeduckt in den Winkeln

Bald ſich verrathen dem Späher mit Händegeklatſch und Gekicher.
Und ſchon nahten ſie uns, ſchon wollten ſie haſtig vorbeiziehn,
Horch! da erklang ein Geräuſch; es ertönt' halblautes Geflüſter,
Und den Entdeckten erſcholl ringsum unermeßliches Lachen.
Lang ausſtreckten die Schatten ſich nun; wir ſtiegen die Stufen
Fröhlich hinauf, eintretend ins obere Reich der Pemona.
Grad' ausgehende Pfad', auch zierlich geſchorene Hecken
Nahmen die Wanderer auf, der kriſtallhellſteigende Springquell
Labte den Blick und das Ohr, wir ſchritten den ſteinernen Bildern
Ruhig vorbei; jetzt ſtand an der Wallfahrt Ziele das Luſthaus,
Welches die Ausſicht beut in der Landſchaft weite Gefilde.
Glänzend neigte die Sonne ſich ſchon, und vergoldete ſinkend

Thal und Gebirg und die Zinnen der prachtvoll ragenden Schloßburg.
Trunken, begeiſtert, entzückt von dem unausſprechlichen Schauſpiel
Standen wir da und ſchauten hinab in das wogende Glutmeer.
Allen entquoll das verklärende Wort des verkläreten Sängers:
„Seht! ſo ſcheidet ein Held anbetungswürdig im Sterben.“

Meſſerſchmid.

An die
Frau Oberſchulräthin Eſchke
in Berlin. *)

Am ſechſten Juli 1816.

Immer wendet zu den Sternen
Noch mit Schwermuth ſich Dein Blik,
Suchend das verlorne Glück
In den unnahbaren Fernen.

Deines Frohſinns helle Farben
Wurden ſchon ſeit Jahren bleich.
Du, an Freude ſonſt ſo reich,
Legſt Dir auf, daran zu darben.

Nur im mütterlichen Walten
Durch das menſchenvolle Haus,
Spricht Dein Geiſt noch ganz ſich aus,
Wie wir ſahn ihn vormals ſchalten.

---

*) Als ſie den Verluſt einer im Mai 1815 geſtorbenen ſehr geliebten Tochter fortwährend betrauerte.

O, vergönne doch der Freude
Und dem leichten, muntern Scherz
Wieder Rückkehr in Dein Herz!
Seelenärzte ſind ſie beide.

Laß ſie wirken, laß ſie heilen
Dein verwundetes Gemüth,
Um noch lange, neu erblüht,
Hier auf Erden zu verweilen.

Kurz iſt doch das längſte Leben!,
Und nach dieſer Spanne Zeit
Wird dort eine Ewigkeit
Dir Auguſten wieder geben.

Langbein.

Ein Traum.

Als neulich nach dem Liederfeſte
Ich ſchon die lieben Freitagsgäſte
Im Geiſte wieder bei mir ſah,
Und, wie die Sinnen mir verſchwanden,
Sich Träume durch die Bilder wanden,
Als wäre ſchon der Freitag da;

Da kam ein ſchönes Weib gegangen
Mit Flügeln, die wie Saiten klangen,
Mit Sternen dicht das Haar beſät;
Und das Gewand der zarten Glieder
War tauſendfarbig auf und nieder
Von Iris Bogen angeweht.

Und Blumen, die ich bald erkannte,
Ob jede wohl in Farben brannte,
Von Edelſteinen eingefügt,
Und Blumen hielt ſie auszuſpenden
Die ſchöne Frau in ihren Händen
Und an den Buſen angeſchmiegt.

Ich war ſo furchtſam und betroffen,
Doch ihre Augen groß und offen,
Und lächelnd doch und liebend doch.
Sie zogen her wie goldne Flammen,
Und in dem ſchönen Strome ſchwammen
Wohl goldner ihre Worte noch.

Ich hab' Euch reine ſchöne Blüthen
In meines Gartens Luſtgebieten
Dort bei den Sternen abgepflückt.
Dort blüh'n ſie, wo die Götter wohnen,
Und aller Götter ſchöne Kronen
Sind mit den Blumen ausgeſchmückt.

Doch weil Ihr ſo mit Liebesblicken
An unſern Sternen, mit Entzücken
An Euern kleinen Blumen hängt;
So hab' ich, was ich dort gefunden,
Euch freundlich in den Strauß gebunden,
Wo Blume ſich an Blume drängt.

Für Einen weiße Hyacinthen
Mit Perlen thauig drauf zu finden,
Ich hab' Euch Alle ſtill genannt;
Und wieder Einem friſche Nelken,
Die Fülle duften, nimmer welken,
Mit ſchönen Farben zugewandt.

Für Einen iſt, umhaucht von Mooſe,
Die zarte, milde Frühlingsroſe
Zur Freudengabe ausgewählt.
Sie wird dem Heiterſten verliehen,
Und tauſend frohe Phantaſien
Sind ihren Knoſpen anvermählt.

Auch Lilien hab' ich gefunden,
Von Myrthenblättern dicht umwunden,
Aus denen ragt ein Lorbeerzweig,
Und Immergrün im Mondesſtrahle,
Das Laub der alten Göttermahle,
An heiliger Erinn'rung reich.

Der Senſitive weiches Leben,
In der die blauen Sterne beben,
Wenn ſie das Lüftchen ſanft berührt,
Und aus dem Reich der hohen Schöne
Ihr Himmelsfarben, Himmelstöne
Auf Flügeln leicht entgegenführt.

Und Amaranthen eng geſchloſſen,
Aurikeln duftig übergoſſen
Von Anmuth, die das Herz bewegt;
Und junge ſchüchterne Violen,
Reſeda, Krokus, der verſtohlen
Erſt auf die ſchönen Augen ſchlägt.

Für jeden hab' ich das beſchieden,
Was ſeiner Luſt und ſeinem Frieden
Vor andern dient, in meinem Strauß.
Und bringe Dir die Blumengabe,
Du theilſt, daß ſich ein Jeder labe,
Die Blumen und die Blüthen aus.

So ſagte ſie und war verſchwunden,
Und alle Blumen, dicht gebunden,
Sie lagen duftig vor mir da.
Doch theilen — ja das iſt es eben,
Ich möchte Allen alle geben,
Wie Jedem jede lieb und nah.

Drum bring' ich her den Strauß getragen,
Und Jeder wähle nach Behagen,
Und laſſe, was er nicht ſich nimmt,
Und bleibt ein Blümchen mir von allen,
So iſt auch mir das Loos gefallen,
Das mir die ſchöne Frau beſtimmt.

F. Kuhn.

An Haug.

Der treuen Muſe will ich leben,
So lang ein fühlend Herz mir ſchlägt,
Und meinen Geiſt mit leichtem Schweben
Der Phantaſie Gefieder trägt,
So lang auch mir die ſchönen Lenze
Der Mutter Erde freundlich blüh'n,
Und Muth und Hoffnung Roſenkränze
Um meine heitre Stirne zieh'n.

Die Muſe hat den kleinen Garten,
Und eine leere Einſamkeit,
Wo keine Feſte mich erwarten,
Zu einem Götterſitz geweiht:
Sie hat mir oft die düſtre Zelle
Mit überird'ſchem Glanz verklärt,
Und im Geſträuch der Murmelquelle
Mir Worte des Olymps gelehrt.

Sie kühlte mir die heißen Schmerzen,
Wenn keines Freundes Herz mir ſchlug.
Mit einem ſehnſuchtsvollen Herzen
War ich durch ſie mir ſelbſt genug.
Und wenn des Kummers Rieſengeier
Mit ſcharfen Klauen mich umſchlang.
Gab ſie in meine Hand die Leier,
Daß ich mein banges Leid verſang.

Sie rufet aus der Zeiten Grabe
Die holde Kindheit mir zurück,
Und weckt mit ihrem Zauberſtabe
Der ſanften Hoffnung zartes Glück.
Sie weiht mich oft, gleich einem Seher.
Vor dem der Zukunft Schleier fällt,
Und richtet Aug' und Herz mir höher
In's Unermeßliche der Welt.

Und mancher theure Freund hat gerne
Des Sängers Saitenſpiel belauſcht,
Und mancher Edle nah und ferne
Ein Bruderherz mit mir getauſcht.

Was iſts, wenn Haſſer auch mich kränken?
Ich werde doch in Frieden ruh'n,
Und ihrer Schuld mit Würde denken:
Sie wiſſen, traun! nicht, was ſie thun.

Iſt mir ein Lorbeer noch beſchieden,
Er wird von keiner Hand geraubt;
Denn ſelbſt die ſtrengen Eumeniden
Verſchonen ein geweihtes Haupt.
Doch hat ſich nach des Ruhmes Schimmer
Der matte Flug umſonſt bemüht,
So ſink' in meines Staubes Trümmer
Auch noch mein letztes Schwanenlied.

Reuſſer.

Agrionien *)

für Th. Hell.

Zum 9. Febr. 1815.

Als mir in Morpheus Armen
Sich heut, bei Taſſenklang,
Vorgeſtern — Geſtern — Karmen! —
In wirrem Traum verſchlang,
Denk', Freund, wie ich erſchrocken,
Als vor mir, Hand in Hand,
Im Schmuck der Jugendlocken
Ein reizend Kleeblatt ſtand.

Mir flirrt' es vor den Sinnen
Nach keuſcher Joſephs-Art —
War gleich, wie Huldgöttinnen,
Die holde Drei geſchaart.

---

*) Um die Auflöſung zu finden, wird der Kalender von 1815 zu Rathe zu ziehen ſeyn.

D 5

Doch galts hier wohl Intrike
Und argen Spuk — denn traun!
Es war von der Antike
Kein Fältchen dran zu ſchaun.

Modern war die Mänade,
Romantiſch angethan;
Es blinkte Bruſt und Wade
Aus Taſſt und Silberlahn;
Bunt, wie Harlekinette,
Umbäuſcht von Kranz und Flor,
Trat ſie zuerſt ans Bette,
Sprach liſpelnd mir ins Ohr:

„Betäubt, ermüdet, wandre
Ich, Freund Poet! zu dir;
Ich bin ein Tag, wie andre,
Doch gelt' ich nicht dafür,
Und ſcheine nur zum Darben,
Zum Mangel da zu ſeyn,
Obſchon in allen Farben
Genuß und Luſt ſich freun.“

Das Mädchen in der Mitte,
Die ſtrengſte Büßerin,
Nach Magdalenenſitte,
Süßſchmachtend, trat ſie hin
Und ſprach: „Doch ich muß büßen;
Wenn ſich mein Licht erhellt,
Eilt zu des Altars Füßen
Die luſtberauſchte Welt.“

Die Dritte ſchien von Allen
Die Herrlichſte zu ſeyn;
Um ihrer Locken Wallen
Ergoß ſich Strahlenſchein;
Wie Sterne blitzt' ihr Schleier —
Doch wies ſie mit der Hand
Verſtohlen eine Leier,
Die ſich dem Saum entwand,

Und ſprach: „Vom Märt'rerthume
Sind die Legenden ein;
Heut nenn' ich mich mit Ruhme
Des Gottes Schweſterlein.

Der mit dem Chor der Muſen
Am hohen Pindus ſingt,
Und um der Dichter Buſen
Das Band der Weihe ſchlingt.

O kränzt euch, junge Horen!
Heut mit des Lorbeers Kron';
An meinem Tag geboren
Ward Phöbus lieber Sohn" —
„Ich ſchenk' ihm Scherz und lachen" —
Rief raſch die Tänzerin —
„Denn Alles fröhlich machen,
War ſtets ihm Hochgewinn."

„Auch ich" — begann die Nonne
Verſchämt — „beſchenke ihn;
Die Macht der Thränenwonne
War ihm ſchon längſt verliehn;
Zu deinem Jokusſtabe
Leg' ich mit armer Hand
Der Aſche heil'ge Gabe,
Des frommen Sinnes Pfand."

Apollo's heil'ge Schweſter
Beſchloß voll Heiterkeit:
„Faſt ſpür' ich heute Reſter
Noch aus der Heidenzeit;
Aus dieſer Lyra ſprieße
Dem Sänger würd'ger Sold;
Von hübſchen Mädchen Küſſe —
Und Ruhm — und Traubengold!

„Das Andre wird ſich finden,
Magnet zieht Eiſen an;
Du aber ſollſt verkünden,
Was wir dir kund gethan;
Und willſt du uns erkunden,
Ich und dieß treue Paar,
Im Almanach verbunden
Stehn wir in dieſem Jahr!"

F. Kind.

An Th. Hell

am 9. Februar 1816.

Weißt Du es noch, wie all' die Engel hießen,
Die mit uns waren in der frühern Zeit,
Die lächelnd uns die zarten Flügel wieſen,
Zu kühlen und zu heben uns bereit;
Die mit uns waren und mit Blumen ſpielten
Und in den Händen goldne Schaalen hielten,
Aus denen, immer neuer Blüthen voll,
Des Lebens Luſt wie Roſendüfte quoll!

Weißt Du es noch? Du haſt ſie nicht vergeſſen!
Aus allen Himmeln kam der ſchöne Zug,
Und drängte ſich uns an das Herz zu preſſen,
Daß unſres auf in Stolz der Allmacht ſchlug.
Nun ward ſie klar uns erſt, des Lebens Gabe,
Die Erde dienſam unſers Armes Stabe,
Der blaue Himmel ein Gewand der Luſt,
Und Morgenroth ein Jauchzen unſrer Bruſt.

Du weißt es noch — wie aus den Bergen ſprangen
Wie Quellen auf die Lieder friſch und jung,
Die Poeſie kam aus dem Hain gegangen
Und vor ihr her trat die Begeiſterung.
Die Freundſchaft hielt cyanenblaue Kränze,
Die Liebe warf mit Roſen nach dem Lenze,
Die Jugend flog den Reigen wild voran,
Und Licht des Himmels war der Erde Bahn!

Wie Alles war an uns dahin gegeben,
Die alte Zeit mit ihrem Tempelglanz,
Die Erde rings mit aller Pulſe Leben,
Die Zukunft ſelbſt mit ihrem Sternenkranz;
Nach allen Pfeilen, die vom Götterbogen
Durch alle Zeiten, alle Himmel flogen,
Nach allen Pfeilen griff die kühne Hand,
Und drückte ſie wild an des Buſens Brand! — —

So liegt nicht mehr des Lebens volle Roſe
In unſrer Hand und vor dem trunknen Blick,
So hält ſie nicht mehr tauſend goldne Looſe
Für unſre Sehnſucht in dem Kelch zurück.
Die Welt von Reizen, die ſie einſt verſchloſſen,
Iſt nun enthüllt, iſt vor uns ausgegoſſen,
Und keine Ahnung und kein Göttertraum
Hat in der heil'gen Knoſpe jetzt noch Raum.

Doch iſt darum die Blume wohl entblättert,
Weil ſie uns bot die himmelſchöne Bruſt?
Die Nachtigall, die hat wohl aufgeſchmettert,
Doch zieh'n noch Lerchen in des Morgens Luſt.
Wenn Veilchen auch nicht mehr den Teppich weben,
Es zieh'n ſich Ranken mit dem goldnen Leben
Und ſchattige Platanen um das Haus,
Und halten freundlich mit den Männern aus.

Und Alle, die mit uns einſt ausgezogen,
Als unſers Lebens erſter Flug begann,
Die Heiligen, ſie ſind uns noch gewogen,
Und treten ſorgſam an das Haus heran.
Und wo ſie einſt nur kindlich mit uns ſpielten,
Nur Träume ſonſt an unſre Herzen hielten,
Da füllen ſie das Leben jetzt ſo ganz
Mit ihrer Gaben reifem Aerndtekranz.

Die helle Kunſt iſt uns zur Braut geworden,
Die Poeſie hat Gärten angepflanzt,
Wo nach der Seele trunkenen Akkorden
Die Geiſterwelt mit uns den Reigen tanzt.
Die Freundſchaft hat bei aller Stürme Walten
Den blauen Kranz hoch in die Luft gehalten,
Und ihn — von rohen Händen unverletzt —
Dort mit dem Thau der Ewigen genetzt.

Und unſre Liebe — die im weißen Schleier
Die erſte Sehnſucht unſrer Bruſt genannt,
Sie wartet jetzt des Hauſes heil'ges Feuer,
Von außen ab, dem Innern zugewandt.
Und, wie aus Blumen, nach des Künſtlers Schalten,
Sich Genien mit Fackeln ſanft entfalten,
So ſteigen aus des Hauſes Immergrün
Stets neue Lebensboten auf und blühn.

Das wollt' ich Dir, mein Freund! das mußt' ich ſagen,
Das — wenn auch ernſter jetzt das Auge blickt —
Das heute Dir — vor allen andern Tagen,
Wo meine Hand die Deine warm gedrückt!
Der Lebenstrank, den wir zur Kelter trugen
Und mit Geſängen in die Tonnen ſchlugen,
Der brauſt nicht mehr, der ſüße junge Moſt;
Doch er iſt Wein — doch er iſt Balſamkoſt.

Fr. Kuhn.

Am 4. März 1816.

an

die Familie ****.

Vier Lieder möchten faſt erklingen,
Vier Lieder, das iſt hell und klar;
Denn, wen ich heute ſoll beſingen,
Das iſt mir noch nicht offenbar.

Ein Feſt iſt heute hier erſchienen,
Doch Viere giebts in dieſem Kreis,
Und wem es eben gilt von ihnen,
Das iſt's, was leider! ich nicht weiß.

Und doch, es ſoll dem Dichter ſchaden,
Wenn er nicht weiß, was er beſingt;
Drum muß ich wohl mir ſelber rathen,
Weil Niemand iſt, der Rath mir bringt:

Und richte, wie ich ſing erſonnen,
Mein hohes Lied an alle Vier,
So hab' ich bald ſie eingeſponnen,
Und es entgeht dann keines mir.

Ihr alſo Alle Vier die Helden
Von Einem Eros ſeid gegrüßt!
Die Poeſie, die läßt vermelden,
Daß hier ſtatt Einheit Vierheit iſt!

Ein ſchweres Stück, denn Hauptperſonen
Die ſtören ſonſt und ſtoßen ſich;
Doch dieſe, weiß ich, dieſe wohnen
Schon lang beiſammen ſänftiglich.

Mit Dir nun muß ich wohl beginnen,
Du Dichter, Vater, Freund und Mann,
Doch möcht' ich faſt mich erſt beſinnen,
Was ich Dir wünſchen muß und kann.

Ein Harfner, der mit ſicherm Tone
Sein Lied nach allen Himmeln ſchickt,
Der hat wohl eine ſchöne Krone
Des Lebens ſchon auf's Haupt gedrückt.

Ein Harfner, den vor ſchwülen Tagen
Der Gattin Hand mit Myrthen deckt,
Der kann wohl froh die Harfe ſchlagen
Und ungeſtört und ungeneckt.

Ein Harfner, den mit zarten Kränzen
Umſchlingt des Hauſes Liebesgruß,
Dem muß das Auge freudig glänzen,
Wie es den Göttern glänzen muß;

Und wenn dazu von allen Seiten
Ihm Genien hernieder weh'n,
Und nur nach ihm die Arme breiten,
Ins Auge ſelig ihm nur ſeh'n;

Und wenn er nun, wie ſie ihn drängen,
Mit allen Geiſtern herrlich ringt,
Und ſeine Bruſt von tauſend Klängen,
Von tauſend Liedern wieder klingt.

Bey ſolchem Segen, Freund! hienieden,
Sprich, was die Erde ſonſt noch hat.
Du haſt den Himmel und den Frieden,
Sie höchſtens hat ein Lorbeerblatt.

Die Harfnersfrau! Wenn dieſem Tage
  Dein Feſt nun gälte ſchön und licht,
Was würf ich, ſprich, in Deine Wage,
  Das eigen noch Dir wäre nicht?

Was ſind des Weibes ſchönſte Looſe?
  Ein Wandel leis am ſtillen Heerd,
Ein lächelnd Kind im weichen Schooſe,
  Ein Haus, das freundlich Gott beſcheert;

Ein Mann, an den bei Noth und Drange
  Sich halten kann die zarte Bruſt,
Ein Mann, auf deſſen Siegesgange
  Die Roſen ſprießen und die Luſt.

Und dann in Weibchens eignem Sinne,
  Zart, wie der Lüfte Harfe bebt,
Ein Herz, das jeder Ton der Minne
  Mit goldnen Strahlen überwebt.

Ein Herz, das alle Harfnerstöne
  Ermeſſen kann und an ſich drückt,
Und wohl in ſeines Kranzes Schöne
  Zu Zeiten ſelbſt ein Blümchen pflückt.

Sprich, Harfnersfrau! was kann ich bieten
An Lebensglanz, an Himmelsſchein,
Er hat den Himmel und den Frieden,
Und beides iſt mit ihm auch Dein.

Und Ihr am friſchen Roſenſtrauche,
Ihr Knoſpen duftig jung und zart,
Um die mit warmem Liebeshauche
Noch ſpielt die goldne Gegenwart;

Für die aus ſeinem reichen Quelle
Der Frühling immer rauſcht und quillt,
Und immer Spiel und Ruheſtelle
Mit neuen Blumen überhüllt;

Die noch mit ſeinem erſten Muthe
Der Jünglingsarm des Lebens trägt,
Indeß er mit der Wünſchelruthe
Für Euch an alle Felſen ſchlägt;

Was, Knoſpen! könnt' ich wohl begehren,
Wenn Euer Feſt ich heut' beging!
Ihr habt die Blüthen mit den Aehren,
Das iſt der wahre Zauberring. —

So, Freunde! hab' ich doch beſtanden
Den leichten Scherz, den frohen Strauß:
Der Dichter wurde nicht zu Schanden
Und hielt in allen Nöthen aus.

Ob Ihr ihm auch das Feſt verſchwiegen,
Er lächelt nur und lauſcht und ſingt,
Und läßt getroſt die Taube fliegen,
Die jedem Theil ſein Blättchen bringt.

F. Kuhn.

Schneebälle und Päonien.

Am 8. Junius 1816.

Welchen gebühret der Preis? Euch, ſchneeige Bälle der Zweige,
Oder euch, Kronen des Beets, glühend an niederm Geſträuch? —
Was mit zitternden Händen der Winter, ein grämlicher Alter,
Iſt er bei Laune nun ja, ſpendet der Jugend zum Spiel,
Wirft nachahmend der Lenz, ſelbſt ſpielend und neckend, wie Knaben,
Spottend der rauheren Zeit, reichlich auf Garten und Buſch. —
Glänzender Aepfel Gebild, hellprangend an ſchwärzlicher Tanne,
Welche dem jauchzenden Kind freundlich die Weihnacht beſcheert,

Malt mit fertiger Hand, nicht ſparend die leuchtenden Farben,
Luſtig die Pfingſtzeit auf, drängend Rubin aus Smaragd. —
Prangen die ſchneeigen zart im weißen Gewande der Unſchuld,
Weben für Venus Geſpann dieſe das purpurne Neſt. —
Wie wohl ſchlicht' ich den Streit; prangt friedlich zuſammen, ihr Beide,
Welche mit künſtlicher Hand ſinnig Comala vereint;
Lieblich iſt Unſchuld, und Lieb' iſt ſchön; doch das iſt das Schönſte,
Wenn ſich zum reinen Gemüth fügt der Begeiſterung Glut.

F. Kind.

Die Akazie.

Sei mir, Akazie! gegrüßt, du Pſittig im Reihe der Bäume —
Goldgrün flattert dein Laub, flattert wie Federn im Wind.
Aber nicht deßhalb grüßt dich das Lied, grüßt nimmer die Schweſtern;
Eine nur denket der Sinn, eine nur preiſet das Wort,
Jene, die, ſchattend am Ufer der rauſchend enteilenden Elbe,
Holder Madonnen Gebild neben der Schöpferin umſchwebt;
Welche mit grünlichem Licht der Künſtlerin Zimmer umſpielet,
Die, was ſelbſt ſie erſchuf, ſinnig am Fremden erklärt. — *)

F. Kind.

---

*) S. die Erklärung der Kupferſtiche im Taſchenbuche für Damen 1817. S. 7 — 11.

Die Harfe.

Herausgegeben

von

Friedrich Kind.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Sechſtes Bändchen.

Leipzig,
bei Georg Joachim Göſchen 1817.

Inhalt.

Seite
I. Libelle. Romantiſche Erzählung von Benedicte Naubert. . . 1
II. Wanderbilder. Während meiner Fahrt vom Dnieper bis zur Narew, im Sommer 1813. Von Friedrich Krug von Nidda. 75
III. Xavier. Ein Familienbild von Louiſe Brachmann. . . 121
IV. Die Suppenanſtalt auf dem Deutſchen Parnaß. Ein Götterſpiel von Fr. Kuhn. 199
V. Erinnerungen aus einer Reiſe, im Auguſt 1816. Von Meſſerſchmidt. . 219
VI. Vermiſchte Gedichte.
  Oſter-Pſalm. Von Fr. Kuhn. . 245
  Erhebung. Von Louiſe Brachmann. 251
  Die Kränze. Von Auguſt Koch. . 254
  Mein guter Engel. Von Wilhelmine Rall. 263
  Bundesgeſetz. Von St. Schütze. . 264
  Die Jungfrau. Von Eduard Bienemann. 265
  Frühlingsſonnette. Von F. Krug v. Nidda. 267
  Ein Roſenblatt. Von Fr. Kuhn. . 270
  Geſtalt und Leben. Von Auguſt Koch. 274
  Die Hochjagd. Idylle. Von F. Krug v. Nidda. 277
  Minnelied. Von Haug. . 284

Inhalt.

Seite
Das Kreuz auf dem Berge. Von G. Jördens. 286
Ritterromanze. Von Arthur v. Nordſtern. 289
Troſt im Walde. Von St. Schütze. 293
Der erſte Kuß. Von Haug. . 295
Das Grübchen im Kinn. Von Th. Hell. 297
Das Grübchen im Backen. Von F. Kind. 300
Skolie. Von Haug. . . 307
An meine Hausfreundin. Von L. B. 308
Des Pachters Friedlieb Criſtel aus der Stadt. Von K. G. Prätzel. . 311
Guſtav Adolphs Denkmal bei Lützen. Von F. Krug von Nidda. . 320

VII. Denkmale.

Der ſchlummernde Amor. Von Böttiger. 323
Zur Aſchermittwoche 1816. Von F. Kind. 326
An *. Von F. Kind. . 347
Der kleine Robin. Von F. G. A. Haſſe. 328
Das Kleeblatt. Von demſelben. 331
Der Stern. Von Karl Grumbach. 333
Der edeln Mutter. Von Louiſe Brachmann. 335
Des Sängers letzter Morgen. Von B. N–t. 338
Zwei Gedichte auf F. L. Schröders Tod. Von K. G. Prätzel. . 342
In das Stammbuch einer ſcheidenden Freundin. Von F. Kind. . 356
Des Dichters Auszug. Von Th. Hell. 357

I.

Libelle.

Romantiſche Erzählung

von

Benedicte Naubert.

---

*) Auf Graf Raimunds Schloſſe machte jetzt die anfängliche Verwirrung der tiefſten Stille der Verzweiflung Platz; der Sohn war aus den Armen der Mutter, der Verlobte von der Seite der Braut verſchwunden. Kein Forſchen, kein Streben brachte Kunde von ihm.

Der dritte Morgen brach an, die Augen der troſtloſen Mutter ſchloß endlich ein leichter

---

*) Es zürne mir nicht die Nymphe des Rheins. Die Verf. — Dieſe Worte der verehrungswürdigen Dichterin beziehen ſich auf den Umſtand, daß ſie dieſe Erzählung an eine ähnliche der Fr. Charlotte von Ahlefeld, unter der Aufſchrift: Die Nymphe des Rheins (in Beckers Taſchenbuche auf das Jahr 1812) angeknüpft, und den dort niedergelegten Faden (auf eine gewiß höchſt anmuthige Weiſe) vollends abgeſponnen hat. Nach jener

Schlummer, tröſtende Träume verſchönerten ihn; das zeigte der Schlafenden lächelnder Mund. Bertha ließ die Schlummernde in der Huth ihrer Frauen, und floh in den Garten, um auch ihr gepreßtes Herz in dem lebenden Wehen des Frühlings zu erfriſchen. Sie fand das nicht, was ſie ſuchte. Hatte hier nicht der Geliebte neben ihr gewandelt? — dort ihr Blumen gebrochen? — und ſaß ſie nicht noch am letzten Abende nebſt ihm, dem Geräuſch des Verlobungsfeſtes entflohen, auf dieſer Stelle, und ſuchte die Züge des Grams, die ſo oft ſein Geſicht umwölkten, hinweg zu lächeln? — Ach, dieſe Spuren ver-

---

erſten Erzählung war Libelle, die Nymphe des Rheins, von ihrem Geliebten, Graf Raimund, aus Liebe zu Bertha, verlaſſen worden, wußte dieſen am Morgen nach dem Verlobungstage, durch einen von ihr gewonnenen jungen Fiſcher, Namens Ambros, und unter dem Vorwande, ſich mit ihm zu verſöhnen, und ſein Minnepfand, einen Ring, gegen das ihrige, eine Perlenſchnur, auszutauſchen, auf die Mitte des Rheins zu locken, und zog ihn mit ſich in die Fluten hinab.

Der Herausgeber.

ſchwiegenen Kummers, was waren ſie doch? auch die Freude, ihm auf ewig verbunden zu ſeyn, hatte ſie nicht ganz tilgen können. Lag vielleicht hier der Grund ſeines unerklärlichen Verſchwindens? Hatte er irgendwo anders, als an ihrem Buſen, Lindrung ſeines verborgenen Wehes geſucht, und wo?

Rein und unerfahren war das Herz der jugendlichen Braut, kein Gedanke der Eiferſucht kam in ihre ſchuldloſe Seele. Daß man feſt geſchworne Treue brechen könne, war ihr unbewußt. Ihre Gedanken hafteten am Ende einzig auf verborgenen Geſchäften, die der Mann ja wohl hat, und nach welchen das beſcheidne Weib nicht fragen darf. Sie fand Troſt in dieſer Vorſtellung, und ſchon ſah ſie nach geduldigem Ausharren den Geliebten wieder an ihrer Seite. Sie gelobte ſich, dem Wiedergefundenen den erſten Beweis treuer Unterwürfigkeit durch Entſagung jedes Forſchens zu geben. Ach, hatte ſie nicht bereits dieſe Probe mehrmals beſtanden, wenn Neugier nach ſo manchem Verborgenen ſie beſtürmte?

Schwärmerei war von jeher eine Gefährtin der Liebe; in jenen dunkeln Zeiten ſchwang ſie ſich oft zu der Höhe des Wunderglaubens empor. In einer ſchönen Stunde brach einſt Graf Raimund ein Reislein von jenem, dem Liebenden wohlbekannten deutungsvollen Kraute, Steinklee genannt; er pflanzt' es in eine Ritze des Felſens am Bache. „Verhängnißvoll," ſagte er, „ſind die Pfade des Mannes; das Weib kann ihm nicht überall folgen, wohin ihn das Schickſal ruft. Reißt mich einſt das Geſchick von Bertha, und fließen hier in die Fluten des Rheinquells die Thränen getrennter Liebe, ſo habe die Trauernde wohl Acht auf dieſe Pflanze: ſo lange ſie blüht, blühe auch ich; aber verdorren die kleinen Aeſte des Wunderkrauts, das gar bald dieſen ganzen Stein bekleiden kann, ſo bin ich dahin gegangen, woher ich nicht wieder kommen werde, und bald wird Bertha mir folgen."

Liebe und Gram hatten die troſtloſe Braut unvermerkt in die Gegend gebracht, wo ſich der Quell vom Felſen herabſtürzte, und die Pflanze der Liebe wäſſerte. Bertha ſchlug die Augen auf, und ſiehe! der kalte Stein war mit lachendem Grün bedeckt. Purpurroth glühten die Zweiglein, die den kahlen Fels umſtrickten, und fette, hellgrüne Blätter glänzten im Sonnenſtrahl; da erfüllte Freude das Herz der Jungfrau, und mit einem Strom von Hoffnungsthränen ſank ſie an den Rand des plätſchernden Quells.

Kurz ſind die Schmeicheleien jenes dunkeln Gefühls, das wir frohe Ahndung nennen; dauernd ſind nur die Schreckgeſpenſte der Verzweiflung. Bertha ſtürzte bald in den vorigen Abgrund zurück, wo kein Licht der Hoffnung ihr tagte. Dicht verhüllt in den wallenden Schleier, die ſchöne Bruſt gepreßt an den kalten Stein, ſo lag ſie und weinte; mit ihr klagte der rinnende Quell. Auf einmal fühlte ſie ſich ergriffen, wie von einer kalten Hand; ſie fuhr auf, und eine kleine Alte ſtand vor ihr.

„So jung, ſo ſchön, und doch ſo troſtlos?“ — flüſterte die Schattengeſtalt. — „Laß doch dem Alter den verzehrenden Gram; der Jugend winkt ja überall neue Freude, ob auch die alte verloren ſei!“

Bertha trocknete die Augen, und antwortete nicht. — „Biſt du die Herrin dieſes ſchönen Orts?“ fragte die Redſelige weiter, „und iſt mir es vergönnt, hier auszuruhen?“ „Gern!“ erwiederte Bertha, und lächelte unter den Thränen; „komm zu meiner Mutter; dort ſoll dir Alles werden, was du verlangſt.“

„Die, die du deine Mutter nennſt,“ verſetzte Jene, „iſt krank und traurig; wer weiß, ob ich ihr angenehm wär; auch bindet mich ein Gelübde, unter keinem Dach zu hauſen, bis meine Wallfahrt vollendet iſt.“

Bertha warf einen Blick auf das graue Pilgerkleid der Alten, und fand das Vorgeben glaublich. Eine geheime Pracht, die in der Einfachheit dieſes Gewandes herrſchte, ſprach von einem ſeltſamen, ſelbſt gewählten Gelübde. Ein grünlicher Schleier mit ſilbernem Saum, den eine große Perle auf den grauen Locken befeſtigte, gab der kleinen idealiſchen Figur eine Würde, welche jede Zudringlichkeit zurückſcheuchte. Bertha verbeugte ſich, und verſprach, vom Schloſſe ſogleich Alles herbei bringen zu laſſen, was zur Erquickung der frommen Wallerin nöthig ſei. — „Das verbiete ich,“ ſagte die Fremde mit einigem Unwillen. „Du kannſt mir einige Beeren zu meiner Labung pflücken. Waſſer des Quells ſchöpfe ich mir ſelbſt. Eile zurück zur Mutter, die eben erwacht iſt. Der heutige Tag wird leidlich und hoffnungsvoll ſeyn. Gegen Untergang der Sonne ſchlummert die Kranke von Neuem, komm dann zurück auf dieſe Stelle, damit ich dich näher kennen lerne. Vielleicht iſt etwas in meiner Macht, dein trauerndes Herz zu heilen, wenn es Heilung verdient.“

Bertha that eilig, wie ihr geboten war, verſprach wieder zu kommen, und flog dann zum Schloſſe zurück, um an dem Lager der Mutter keine Minute zu verſäumen.

Die Gräfin fühlte ſich wohl, aber mit ihr von dem Abenteuer am Waſſerfalle zu ſprechen, fand ſich den ganzen Tag kein Raum. Was gleich des erſten Tages hätte geſchehen ſollen, das geſchah heute: Eilboten wurden auf alle Schlöſſer des Grafen, zu allen ſeinen Freunden und Waffengefährten abgefertigt, ob etwa ſich Kunde von ihm finde. Ihn konnte ja wohl ein heimliches Geſchäft, eine ritterliche Fehde, ein Ruf des Kaiſers oder der heiligen Vehme, deren Verbündeter er war, unvermuthet aus den Armen der Seinigen geriſſen haben.

Alle dieſe Geſchäfte beſorgte Raimunds Mutter ſelbſt, und ermattet ſaß ſie am Abend nebſt Bertha auf dem hohen Zwinger, der die ganze Gegend beherrſchte. Jetzt ermannte ſich Bertha, von dem, was ihre ganze Seele beſchäftigte, von dem Abenteuer am Waſſerfalle, mit ihr zu ſprechen; aber die Gräfin legte ihr die Hand auf den Mund. „Rede mir jetzt nicht von fremden Dingen,“ ſagte ſie, „laß mir die ſeligen Hoffnungen, die meine Träume verſchönern werden. Siehe, der Abend iſt herrlich, gehe hinab in den Garten, um auch dich zu erquicken, und dann ſanfter zu ſchlafen. Siehe, dort rudert ein Schwan; ſiehe, wie ſchön er den ſchlanken Hals nach uns zurückdreht, als bemerke er uns, wie er bemerkt wird. Forſche, ob dieſer Vogel guter Vorbedeutung ſich bei uns angeſiedelt hat, und ſage mir morgen Nachricht." Bertha ſchaute hinab auf den tief unten vorbeifließenden Kanal. Ein königlicher Schwan mit blendendem Gefieder ſegelte im Abendroth durch die ſilberne Fluth, und zog glühende Furchen auf die ſtrahlende Fläche. Bertha eilte hinab; ein Meer von Wohlgerüchen umfing ſie. Nach einem Tage fernen Donners hatte ſich die Luft durch ſanften Regen gekühlt, alle Bäume hingen voll glühender Tropfen, und vor der ſcheidenden Sonne wölbte ſich ein Regenbogen empor. Bertha fühlte ganz das Schöne, das ſie umgab. Der Schwan, um deſſen willen ſie hinabgeſchickt wurde, war verſchwunden und vergeſſen; ganz andere Gedanken beſchäftigten ſie; ſie dachte an die Alte, und durchflog den weiten Garten, um ſie wieder zu finden. Jetzt kam der Schwan in der Ferne wieder zum Vorſchein; mit wehenden Flügeln ſprang er ans Land; aber ſie ſahe nicht ihn, ſondern die Alte, die ſie zu gleicher Zeit in der verglimmenden Abendröthe auf eben der

Stelle erblickte, wo ſie ſelbige am Morgen verlaſſen hatte.

„Gütiges, wohlthätiges Weſen!“ rief ſie, indem ſie mit ausgebreiteten Armen auf ſie zueilte, „wie ſoll ich immer dir danken! Ja, der Tag war ſchön und hoffnungsreich; laß mir den ſüßen Glauben, daß du ihn gabſt, nicht nur vorausſahſt!“

„Ich bin nicht das, wofür du mich hältſt,“ erwiederte die Alte. „Aber wo bleibſt du? ohne meinen Boten würdeſt du geſchwatzt, und dir die Möglichkeit genommen haben, mich wieder zu ſehen; jetzt ſetze dich, und gieb mir Kunde von dir; ich habe dir geſagt, daß ich dich heute näher kennen lernen will.“

„Ich dir Kunde geben,“ erwiederte Bertha, „dir, der Alles bekannt iſt? doch du gebeutſt, und ich gehorche. — Aber was iſts, das du von mir zu wiſſen verlangſt?“ ſetzte ſie nach einem kurzen Schweigen hinzu. — „Deine und Raimunds Geſchichte,“ erwiederte Jene; „ich muß ſie hören aus deinem Munde, wenn ich dir helfen ſoll.“ — „Meine und Raimunds Geſchichte?“ — erwiederte Bertha. „Seine Liebe für mich, die meinige für ihn, dieſe — ach, jetzt ſo ſchmerzlich getrennte Liebe, o, ſie begann mit meinem frühſten Selbſtgefühl! Worte ſchildern ſie nicht, du müßteſt ſelbſt ſie empfinden!“

„Ich, eine dem gräflichen Hauſe nah verwandte Waiſe, ward von der mildeſten der Mütter, der Mutter meines Raimund, mit ihm und für ihn erzogen. Wir liebten uns, ohne es zu wiſſen, wir waren Bruder und Schweſter, und nie kam mir ein Gedanke an eine noch zärtere Verbindung, bis man in meinem achten, in ſeinem zwölften Jahre uns ſagte, wir müßten uns trennen, um höherer Bildung, und erſt dann ewiger Vereinigung entgegengeführt zu werden.

„Die Gräfin theilte unſern bittern Jammer, und gab einem jeden von uns einen goldenen Ring, indem ſie uns ſagte, es werde eine Zeit kommen, da wir dieſe Kleinode gegen einander vertauſchen und erſt dann vollkommen glücklich ſeyn würden.“

„Einen Ring?“ wiederholte die neugierige Alte, „beſitzeſt du ihn noch? — o zeige mir ihn!“ — „Ach wohl beſitze ich ihn noch,“ verſetzte Bertha, und zog vom Finger eine goldene zuſammengekrümmte Schlange, „und ach! es iſt der nämliche, den mir die Mutter gab. Als ich ihn am Verlobungsfeſte gegen Raimunds austauſchen wollte, ſo fand ſich's, daß er den ſeinen verloren hatte, und andere mußten zu der Trauung gefertigt werden. Ich ahndete in jenen Zeiten der Kindheit nicht die Wichtigkeit dieſes Geſchenks. Man befeſtigte es mit einer ſeidenen Schnur um meinen Nacken, und befahl mir es heilig und geheim zu halten.

„Man brachte meinen Raimund in eine ritterliche Waffenſchule, mich führte die Mutter in ein Kloſter.

„Zu glücklich wär' ich, ſagte ſie zu den Nonnen, dieſes geliebte Kind ſelbſt erziehen zu können. Mich ruft meine Stelle im Gefolge der Kaiſerin nach Hofe. — Ich muß den Liebling meines Herzens Euch überlaſſen; erziehet das Kind wohl, aber nicht für das Kloſter;

Bertha iſt für die Welt beſtimmt, und zu ſeiner Zeit werde ich ſie zurückfordern.

„Als trennte ich mich von dem ſüßen Leben, ſo riß ich mich aus den Armen der Mutter, Raimunds Mutter und der meinigen. Die Wunde, welche die frühere Trennung von ihm in meinem kleinen Herzen geſchlagen hatte, blutete von neuem. Ich weinte einen oder zwei Tage untröſtlich, aber auch nicht länger. Nichts iſt in dieſen Jahren vorübergehender, als der Schmerz. Wohl brächte mir das Bild der göttlichen Mutter, das auf unſern Altären thronte, das Bild der meinigen täglich in den Sinn; wohl ſahe ich in den geflügelten Engelsköpfchen, die ſich in der Glorie der Heiligen ſonnten, noch lange das Bild meines goldgelockten Jugendgeſpielen; doch die Nonnen ſagten mir, dieß ſei Sünde, und mein Andenken verwandelte ſich am Ende nur in heiße Gebete für die geliebten Entfernten.

„Briefe und Botſchaften von der Mutter kamen in den erſten Jahren oft; von ihm vernahm ich weniger; ſo trat alſo nach und nach ſein Andenken in dichtern Schatten, als das ihrige."

„Ei," fiel hier die Alte ein, „ſo hat ja wohl Bertha früher die Treue gebrochen, als ihr Geliebter?" —

„Gebrochen, gebrochen?" wiederholte das junge Mädchen mit Befremdung; „brach ſie denn jemals mein Raimund? Auch brach ich ſie nicht, aber ich war noch ein Kind, und nur gar zu bald kehrte mir Andenken und Neigung zurück.

„Ich war der Liebling der Nonnen bis in mein zwölftes Jahr; dann behagten wir einander weniger; ſie hatten gar Vieles an mir zu tadeln, und ſie waren nicht mehr mein Alles. Ihre frommen Schwärmereien genügten mir nicht mehr, und ich fühlte mich oft in dem Augenblicke am einſamſten, da ſie ſich am dichteſten um mich drängten. Was ſie mir ſagten, gefiel mir nicht. Das Kloſter war wohl gut, aber nicht auf ewig. Daß ich jetzt von meiner Mutter wenig, von Raimund gar nichts mehr hörte, konnte wohl das die Urſache haben, die ſie mir angaben, gänzliche Vergeſſenheit?

„Raimunds Mutter,“ ſagten ſie mir, „hat ihm einen neuen Vater gegeben; dieſer hat eine Tochter, ſie wird einſt Raimunds Gattin ſeyn, und Bertha wird reichlich entſchädigt durch das Leben der Engel an unſrer Seite.“ — O der Fabel! konnte ich ſie glauben?

„Die liebſte der Nonnen war mir von jeher die Pförtnerin, ſie war es uns Allen. Das ganze Kloſter ehrte ſie wegen der Verläugnung, mit welcher ſie, die faſt Hundertjährige, Verzicht auf jede Standeserhöhung, auf jede Erleichterung ihres beſchwerlichen Dienſtes that. Der jüngere Theil der Schweſterſchaft liebte ſie beſonders wegen der ſchönen Geſchichten, die ſie zu erzählen wußte. Ihre Erfahrung und ihr mehrerer Verkehr mit der Welt machte ſie reich an Bemerkungen, die ſie mir freigebiger mittheilte, als allen Andern. „Bertha,“ ſagte ſie, „iſt für die Welt beſtimmt, und kann mancherlei wiſſen, das den andern nicht taugt.

„In allen meinen kleinen Bedrängniſſen nahm ich meine Zuflucht zu der guten Mutter Agathe. „Fräulein,“ ſagte ſie, als ich ihr beichtete, womit man jetzt im Kloſter mein kindiſches Herz beunruhigte: „die Gräfin iſt ſchön, ob ſie gleich nicht mehr jung iſt, und Raimund iſt der Erbe einer großen Grafſchaft. Verſuche, die Herzen beider der Treue zu ſtehlen, können wohl gemacht werden, aber Bertha traue auf Gott und die Standhaftigkeit der Gräfin.“ — „Verbürgte ſie ſich nicht auch für Raimunds Treue?“ fiel die Alte ein. — „Sie ſprach hiervon nichts,“ erwiederte Bertha; „dieß verſtand ſich ja von ſelbſt. Ich gehorchte ihr, und Hoffnung erheiterte mich bis in mein funfzehntes Jahr, da die Nachrichten von der Gräfin ganz ausblieben, und die Verſuche der Nonnen, mich für den Schleier zu gewinnen, immer deutlicher hervortraten, und mich in neuen Kummer ſtürzten.

„Mein ſechzehntes Jahr begann mit einer Jubelfeier unſers Kloſters; ein feſtlicher Tag, der, ſo wollte es die Sitte, die Scheidewand zwiſchen uns und der Welt auf einige glückliche Stunden ganz niederreißen, und uns eine Art von vollkommen freier Exiſtenz gewähren ſollte. Er erſchien; alle unſere Thore waren geöffnet, alle unſere

Altäre mit Blumen geſchmückt, alle unſere Kerzen angezündet, und die Bewohner aller umliegenden Orte ſtrömten herein, dieſe Blumen und dieſe Kerzen zu ſehen, und ſich in unſere Lobgeſänge zu miſchen; indeſſen manch verwaiſtes Herz unter dem Schleier der Möglichkeit entgegenſchlug, im Gedränge des Volkes unbewacht irgend eine verwandte, ſeit Jahren herbeigeſehnte Seele zu finden. Es war unmöglich, mehrere Annäherung des Volks zu den Nonnen zu verhüten; man mußte zufrieden ſeyn, daß in dieſen ſchönen Stunden, die nur den ältern Nonnen ängſtlich waren, heimlicher Entweichung zur Genüge vorgebeugt war.

„Ich hoffte und erwartete von dieſem Tage nichts außerordentliches. Hatten doch die, die mich vernachläßigten, ſo viel ich wußte, keine verborgenen Mittel nöthig, ſich mir zu nahen. Doch nahte ſich mir, als ich mich auf einem der Kreuzgänge im Gedränge des Volks mitten unter Geſtalten umhertrieb, die ich ſeit Jahren nicht geſehn hatte, und daher mit offenem Munde anſtaunte, doch nahte ſich mir plötzlich eine heimliche Hand; ein kleines Päckchen ſchob ſich unter meinen Schleier, zwiſchen meine Finger, und ein Zeichen gebot mir, die eben vor Ueberraſchung bereit war, laut aufzuſchreien, Stillſchweigen.

„Ich ſtaunte eine Weile, und eilte dann, ſobald es mir gelang, mich dem Wirbel, der mich umſtrickte, zu entreißen, nach dem Garten.

„Ich brannte vor Verlangen, das Geheimniß in meiner Hand zu enthüllen; aber der geheimſte Ort war mir jetzo noch nicht heimlich genug, und ich wählte endlich eine verrufene Stelle hinten am Waſſer, zu welcher, von böſer Erfahrung und ſtrengem Verbote geſchreckt, ſich niemand leicht wagte.

„Mich ſchreckte nichts in dieſen ſeligen Augenblicken; mich umſtrahlte ja das helle Licht der Sonne, das die Mächte der Finſterniß vertreibt, und das noch hellere Licht der Hoffnung und Freude in meinem Herzen. Faſt beraubte mich das Entzücken des Bewußtſeyns, als ich meinem Heiligthum die erſte Hülle entriß, und die lange nicht geſehene Hand der Mutter erblickte. Dieß waren ohngefähr die Worte, die das geliebte Blatt zu meinem Herzen ſprach:

„Traure nicht Bertha; denn die, welche uns trennen wollen, vermögen nichts über die Treue; niemand ſoll mir es wehren, dem geliebten Sohne nun bald die holde Braut zuzuführen. — Wahrſt du ihn noch, den Ring des heiligen Gelübdes? Halte ihn feſt und heimlich, und nimm hier das Bild deines Verlobten; du wirſt in ihm die verſchönerten Züge des zarten Jugendgeſpielen wiederfinden, ſo wie bald in dem Urbild das veredelte Herz des lieblichen Knaben.“

„Kaum konnte ich die Zeilen zu Ende leſen; denn ach, es wartete meiner noch höhere Freude. Das kleine Bild entſchlüpfte der goldenen Kapſel, und ich glaubte mich in die perſönliche Gegenwart des Geliebten verſetzt. — O meine damaligen Gefühle! — ſchildern kann ich ſie nicht. Sie gingen am Ende in ein wachendes Träumen über, welches lange genug gedauert haben mochte, und aus welchem mich nichts, als eine

Berührung von außen, erwecken konnte. Es war die leiſeſte geiſterartigſte, die ſich denken ließ. Ein zartes Inſekt hatte mich ſchon lange umſchwebt, bald mit den durchſichtigen Flügeln meine Augen, bald den Mund geküßt; jetzt ſaß es auf meiner Hand, jetzt auf dem zurückgeſchlagenen Schleier; jetzt ſetzte es ſich auf mein Knie, wo der Ring der Treue mitten auf dem Bilde meines Verlobten ruhte. In liebender Tändelei hatte ich den goldenen Reif aus dem Buſen gezogen, und ihn meinem Raimund geopfert. Er iſt dein, rief ich aus, dein, wie ich dir ihn in der heiligſten Stunde meines Lebens geben werde.

„Näher hüpfte jetzt die geflügelte Zeugin meines Bundes, eine prächtige, dunkelblaue, in magiſches Goldgrün ſpielende Libelle; jetzt ſaß ſie mitten in dem Ringe, und ſchien mich mit den diamantenen Augen zu betrachten.

„Kleine Freundin, rief das ſpielende Kind, und ſpitzte die Finger, die flüchtige zu faſſen; kommſt du vielleicht von ihm? biſt du geſandt, ihm Kunde zu bringen, wie mich ſein Anblick ergreifſt? ach du entfliehſt; nur noch ein Wort, ehe wir ſcheiden!

„Die ſchöne Nymphe war wirklich entflohen, und ich ſprang auf, ſie zu verfolgen. Neckend flog ſie von Blume zu Blume, von Strauch zu Strauch. Näher und näher zog ſie mich dem Strome, der die Gränze des Kloſterbezirks iſt, und in Gegenden führt, die ich nicht kenne. Jetzt wiegte ſich die Verfolgte, tief unten auf einer rothen pyramidenförmigen Waſſerblume; ihr ſchönes Bild ſpiegelte ſich in der ſilbernen Fluth. Sie ſchien ſich ſelbſt zu verwundern. Dorthin war es unmöglich, ihr ohne Lebensgefahr zu folgen; ich wandte mich um, und dachte an Ring und Bild, die mir im Aufſpringen entfallen waren, und dort blinkend im Sande lagen. —.

„Aber horch! was war das? — welche Zauberſtimme tönt dort aus der jenſeitigen Bucht? Hat je ein menſchliches Ohr Syrenenſtimme vernommen, ſo ertönte ſie jetzt mir! — Entzückt wandt' ich den Blick nach dem Strome zurück.“ —

„Bertha,“ unterbrach hier die Alte die Erzählerin; „du ſprichſt mir immer und immer von einem Bilde, und gleichwohl habe ich noch keins geſehn. Wo iſt es denn; zeige mir es doch, ich hoffe, daß du dieſes Kleinod nimmer von dir legeſt.“

Bertha machte eine ſeidene Schnur von dem ſchönen Nacken los, küßte das daran befeſtigte Bild, und gab es der Pilgerin. „Urtheile,“ fuhr ſie im Feuer der Rede fort, „wie bezaubernd die Stimme ſeyn mußte, die ich vernahm, da ſie mich dieſes Bild, das ſelbſt du, die vielleicht nie geliebt hat, nicht ohne Entzücken betrachten kannſt, von neuem vergeſſen machen konnte. Ganz hatte ich mich jetzt nach dem Strome zurückgewendet, um auch vielleicht zu ſehen, was ich vernahm. Und ſiehe, aus dem gegenüberliegenden Gebüſch ſchwamm ein zierlicher Nachen hervor; ein Mädchen ſaß darin, das an Schönheit alles übertraf, was ich je geſehn hätte. Mit einem kleinen Ruder ſpielend, das den Wellen zu gebieten ſchien, wiegte ſie ſich muthwillig in dem Schifflein, und von neuem tönte ihre himmliſche Stimme. Lieblich, ſang ſie:

Lieblich iſt verſtohlne Luſt!
Schlauen Wächtern unbewußt,
Winkt die jugendliche Freude!
Mägdlein, komm! ſie winkt nur heute.

Jetzt war das ſchönſte Geſchöpf, das je Gottes Sonne beleuchtete, ganz nah am Ufer, und näher konnte ich es betrachten. Ich ſchweige von ihren eigenthümlichen Reizen, und male nur die zierliche Kleidung: ſie war die gewöhnliche Tracht unſrer niedlichen Fiſchermädchen, aber durch Stoff und Haltung idealiſch verſchönert. Das Gewand war ein graulicher Silberflor; das blonde Haar bedeckte ein weißer Binſenhut, mit einem Kranze von gelben Seeroſen umgeben; den ſchönen Hals und die blendenden Arme umſingen Perlengewinde.

„Der Nachen befeſtigte ſich von ſelbſt im hohen Graſe des niedrigen Ufers. Die Sängerin warf das Ruder hinweg; ſie erhob ſich mit unnachahmlichem Liebreiz. Sie breitete die Arme nach mir aus. Mägdlein, komm, wiederholte ſie, und ihr Geſang ging unvermerkt in melebiſche Rede über. — Schweſter! Holde! Liebliche! Langerſehnte, komm, komm in meine Arme!

„Womit ſoll ich die Empfindungen vergleichen, die mich in dieſen ſeltſamen Augenblicken durchſchauerten! Ein tiefes, unnennbares Sehnen, wie nach dem Herzen des Geliebten, riß mich zu der holden Erſcheinung hin, indeß ein geheimes, namenloſes Grauen, wie vor einem fremdartigen, feindlichen Weſen, mich mehrere Schritte zurückbeben machte. Immer noch tönte die lockende Stimme, immer noch breiteten ſich mir die weißen Arme entgegen, und plötzlich kam mir der Gedanke: dieß ſei wohl Bothſchaft der Mutter. Ohne zu überlegen, wie unnöthig, wie mißſtändig der Gräfin dieß heimliche Mittel ſei, mich dem Kloſter zu entreißen, war ich bereit, mich in die Arme der ſüßen Schmeichlerin zu ſtürzen. Schon ruhte, ſo dünkte es mir, mein Fuß auf dem Rande des Kahns, ſchon berührte meine Hand die ihrige, da ertönte dicht hinter mir ein gellender Ruf: Bertha! Bertha!

„Erſchrocken ſah' ich zurück nach dem geweihten

Kloſterbezirke, den ich eben überſchreiten wollte, und ſiehe, aus dem nahen Gebüſch ſchwebte Agathens Geſtalt hervor. Noch einmal rief ſie: Bertha! und drohte mit aufgehobnem Finger; da kräuſelte ſchnelles Entſetzen mein Haar, ich zog den Fuß zurück, auf böſem Wege mich fühlend, der Warnerin zu folgen; aber ach! ſie war verſchwunden. Ich drehte mich nach dem Strande zurück, um der Lieblichen, die ich verlaſſen mußte, noch einen Scheideblick zu geben. — Ach, auch hier Alles öde! Eine graue Wolke zog langſam den Strom entlang. Auf der ſtillen Silberfluth begann ein leiſes Sieden und Wallen; es wuchs von Minute zu Minute, und bald tobte der volle Orkan mit tauſend Stimmen. Immer mehr trat das Waſſer über das Ufer; ich war zu Boden geſunken, ſchon netzte es meinen Fuß. Eine ſtarke Welle ſpülte herüber, und ich ward über und über mit Waſſer umfangen.

„Eine Macht außer mir mußte es ſeyn, die mich empor riß; in mir fühlte ich keine Kraft, doch jetzt ſtand ich, und wie auf Fittigen getragen, entkam ich dem grauenvollen Winkel, und athmete frei.

„Ich eilte, mich völlig beſinnend und keine Ermattung mehr fühlend, nach dem mittlern Theil des Gartens, wo die Stimmen mehrerer Nonnen tönten. Das Feſt war geendet; die Kloſterpforten waren geſchloſſen, die Schäflein alle überzählt, und niemand fehlte, als ich.

„Eine meiner Vertrauteſten eilte mir entgegen. Wo biſt du geweſen? — flüſterte ſie, und deutete auf mein durchnäßtes Gewand, und meine todtenbleichen Wangen. Wie konnteſt du dich dorthin wagen, wo noch keine von uns ungeneckt blieb? — Ich ſchwieg. Die Freundliche drängte mich, mich zu verbergen, in einen dichten Haufen von Laienſchweſtern; auch läutete man eben zur Veſper, und Viele bemerkten, man müſſe eilen, um dem drohenden Regen zu entkommen.

„In der Kirche gewann ich Muße, über das, was mir begegnet war, nachzudenken; es kam mir vor wie ein verworrener Traum. Nur der Anfang, nur die Botſchaft von der Gräfin war

Wahrheit; das bezeugte der Brief in meinem Buſen. Aber wo war das Bild, wo der ſo lang, ſo heilig bewahrte Ring? ach, auch das Ende meines Abenteuers konnte nicht Täuſchung ſeyn. Mit halbem Wahnſinn mußte ich mir die Wahrheit des Ganzen durch den Verluſt meiner liebſten Kleinode bezeugen. Ein Entſchluß war feſt in meinem Sinn: mich noch dieſen Abend auf jede Gefahr nach jener Stelle zu ſtehlen, und, es koſte was es wolle, das Verlorne wieder zu finden.

„Ich mußte den andern jetzt ins Refektorium folgen. Welche Mahlzeit! welch ein Schluß dieſes ſo glücklich begonnenen Tages! — Ueber der Tafel kam Bothſchaft, der Strom ſei im grauen Winkel ausgetreten, und drohe die fürchterlichſte Ueberſchwemmung, wenn nicht ſogleich die gewöhnlichen Vorkehrungen getroffen würden. Die Aebtiſſin ſahe ernſt, und gab der Pförtnerin, welche auch hier eine Art von Aufſicht hatte, Befehl, ſogleich die Schleußen öffnen zu laſſen, welche dem Strome Ableitung gaben, auch ordnete ſie eine Prozeſſion an. Gleich nach

Mitternacht ſollte ſie durch alle Kreuzgänge des Kloſters beginnen, da der ſtrömende Himmel das Weitere unmöglich machte.

„Traurig blickte jetzt die Domina im Kreiſe rund herum, als wollte ſie in aller Blicken forſchen. Die Schweſtern ſenkten das Haupt, und kreuzten die Hände über die Bruſt. „Ganz gewiß iſt's,“ begann jetzt die Oberin, „eine von euch hat das Kloſter verrathen, und den Geiſt des Waſſers gereizt; dieß bringt uns wieder das Unglück. Ihr, der Thäterin, bedeutet es das Härteſte, wenn ſie nicht ſogleich Zuflucht ſucht unter dem heiligen Schleier; denn unter den Novizen, unter den Koſtgängerinnen, muß das Verbrechen ſeyn. Eurer Frömmigkeit, eurer Treue, ihr heiligen Schweſtern! bin ich gewiß.“ Wir gingen beſtürzt aus einander. Um gegen Mitternacht munter zu ſeyn, muſten wir uns ſogleich zur Ruhe legen. Ich war froh, daß auf den Verdacht, der auch auf mich fiel, nicht unmittelbar auch die Entdeckung gefolgt war. Ich nützte den erſten freien Augenblick, zu Agathen zu ſchleichen; die Wandrung nach der Stelle des

Verlornen war jetzt unmöglich. Der Strom, ich könnte es aus dem Fenſter meiner Zelle ſehen, bedeckte bereits den halben Garten.

„Mutter! Retterin meines Lebens,“ rief ich, und warf mich in die Arme meiner bejahrten Freundin. „Ohne deine Erſcheinung, im ſchrecklichſten Augenblick der Gefahr, wo wär ich jetzt?“

„Was dir eigentlich begegnet ſeyn mag,“ entgegnete ſie traurig, „weiß ich nicht; du kannſt ermeſſen, daß ich meinen Poſten an dieſem geräuſchvollen Tage nicht verlaſſen durfte; aber wandelte doch mein Herz dir entgegen, da du am Strome ſtandeſt. Die himmliſche Macht, die mir Unglücksahndung verlieh, gab meinen Gedanken ja wohl auch Möglichkeit, dir mein warnendes Bild zu zeigen. Gott mußt du danken, nicht mir, und laß uns nun rathſchlagen, was hier ferner zu thun ſei. Aber vor allen, nimm deine verlornen Kleinode zurück; kaum gelang es mir noch, ſie dem wachſenden Waſſer zu entreißen. Laß dieſe Unterpfande deines Glücks in Zukunft nie von dir, und vertraue ſie nie fremder Hand.“

Ein plötzlicher Schauer unterbrach hier die

Rede der Erzählerin. — „Was stockſt du,“ fragte die Alte? — „Ach,“ entgegnete das kunſtloſe Mädchen, „iſt nicht mein Alles eben jetzt in fremder Gewalt?“ — „Es iſt dir unverloren,“ lächelte die Alte; „fahre jetzt fort, allein eile; denn weit komme ich her, und weit gedenke ich heute noch hin. Siehe, der Mond ſtehet ſchon hoch; ehe er ganz hinunter iſt, muß ich in meiner Heimath ſeyn.“

Bertha ſah um ſich her. Im Feuer der Erzählung, die ihr ganzes Herz beſchäftigte, war es ihr entgangen, wie aus immer dunkler werdender Dämmerung die tiefſte Mitternacht geworden war. Der Himmel über ihr wachte mit allen ſeinen tauſend Augen. Der junge Mond beſchaute mit ernſtem Blick die düſtre Gegend, ſein hellſter Strahl fiel auf den Strom, der ſich vom Felſen in das Flußbette hinabſtürzte. Wie eine Verklärte ſaß die Pilgerin im magiſchen Wiederſchein des Waſſers. Bertha ſah zwar das Bild an ihrem Halſe, den Ring an ihrem Finger blinken, aber ſie wußte nicht, wie ſie dieſer ehrwürdigen Geſtalt hatte mißtrauen können, und mit etwas gehemmter Stimme fuhr ſie alſo fort: „Ich übergehe Alles, was mir Agathe rathgebend ſagte. Schon der nächſte Morgen gab mir Gelegenheit, ihre Weiſungen zu nutzen. Die Aebtiſſin ließ mich vor ſich kommen. „Fräulein," ſagte ſie, „daß Euch etwas am Waſſer begegnet iſt, weiß der ganze Konvent; die Sitte erlaubt mir nicht, vor dem neunten Tage darnach zu fragen, dieß aber darf ich Euch nicht verſchweigen: einmal vom Böſen verſucht, ſeid Ihr vor ſeinen Anfechtungen nun nirgends ſicher, als unter dem heiligen Schleier. Entſchließet Euch alſo ſchnell; wir haben Beiſpiele, daß Perſonen in Eurer Lage, vom Geiſt der Verzweiflung getrieben, noch vor dem feſt beſchloſſenen Gelübd' das Ende ihres Lebens im Strome ſuchten."

„Ich war auf dieſe Anrede gefaßt. Ich bat um Bedenkzeit, und mein gutes Glück wollte es, daß noch vor der geſetzten Zeit meine Mutter erſchien, mich abzuholen; niemand durfte mich ihr verweigern. Ich letzte mich am herzlichſten mit der ehrwürdigen Pförtnerin, und verſprach, in jeder dringenden Noth ſie wieder zu ſuchen.

„Wie ſoll ich das Entzücken, nun ganz wieder meiner Mutter zu ſeyn, wie ſoll ich das noch Höhere ſchildern, als ſie mich meinem Raimund wiedergab?“ —

„Auch haſt du dieß nicht nöthig,“ unterbrach ſie die Zuhörerin. „Solche Scenen ſind langweilig und nur für die Hauptperſonen anziehend.“

„O!“ rief Bertha, „wie kann ich hoffen, daß Euch die Wiederherſtellung meines Glücks Etwas iſt, da Euch ſein erſtes Aufdämmern ſo kalt läßt? Doch es ſei! und es genüge Euch alſo, zu wiſſen, wir waren ganz glücklich.“ — „Ganz?“ unterbrach die Alte von neuem, „auch er? miſchte ſich in Eure Freude keine Bitterkeit?“

„Du ſcheinſt alles zu wiſſen, weiſe Alte,“ verſetzte Bertha, „und ſo ſei dir es denn geſtanden: Ja, es miſchte ſich oft ein ſeltſames Etwas in unſere ſeligſten Stunden, das Freude in Wehmuth verwandelte. Ich wußte, ich herrſchte in Raimunds Herzen, aber neben mir herrſchte ein heimlicher Gram, den nichts zu tilgen vermochte.

Oft, wenn er ſich liebend in meinem Anſchaun verlor, entquollen Thränen ſeinen Augen. Oft ſchwebte irgend ein Geſtändniß auf ſeinen Lippen; da drängte es ſich plötzlich zwiſchen uns, wie ein kalter Geiſt, die Worte ſtarben dahin, er mußte mich verlaſſen. Nicht gleichgültig ließ mich dieß, und am meiſten beengte es mein Herz am Abend vor unſerm Verlobungstage. Ihn durch Fragen zu beunruhigen, wäre grauſam geweſen; aber mein Entſchluß war gefaßt, und noch in nämlicher Nacht rüſtete ich mich, ihn auszuführen.

„Das Kloſter, in welchem meine geliebte Warnerin lebt, liegt nur eine Viertelſtunde von hier; wenn Ihr Euch ein wenig erhebt, ſo könnt Ihr es dort im Mondenſchein liegen ſehen. Agathe hatte mich den Gebrauch eines kleinen, nur ihr hörbaren Glöckleins, an der Pforte gelehrt; ſein leiſer Laut brachte mich in ihre Arme; wo anders ſollte ich Rath und Troſt ſuchen, als bei ihr? Raimunds Mutter konnt' ich mich nicht vertrauen, ohne ſie tödtlich zu betrüben.

„Die ehrwürdige Pförtnerin nahm die Sache, die ich ihr beichtete, nicht ſo leicht, als ich gehofft hatte. Der tiefe Ernſt, mit welchem ſie mich anhörte, zeigte mir: hier liege mehr verborgen, als ich gern glauben mochte.“

„Und,“ begann ſie nach langem Stillſchweigen: „nahmſt du nie in den äußern Umgebungen deines trauernden Bräutigams irgend etwas Befremdendes wahr, das dich auf die Spur des Geheimniſſes leiten könnte?“ —

„Das Befremdendſte,“ erwiederte ich, „war mir immer eine Schnur großer Perlen, die er auf bloßer Bruſt trug, und die ich einſt wahrnahm, als er in großer Hitze den Halskragen ein wenig lüftete. Der Faden, welcher ſie zuſammenhielt, ſprang neulich, als er, mir ewige Treue ſchwörend, mich feſter an ſein Herz drückte. Ich half ſie ihm ſuchen und von neuem anreihen, und die Sorgfalt, mit welcher er ſie zuſammenzählte, zeigte mir, wie wichtig ſie ihm wären.“

„Und fandet Ihr ſie alle,“ fragte die Nonne, freudig überraſcht, von neuem. — „Es ſollten vier und zwanzig ſeyn,“ erwiederte ich, „aber wir haben nur drei und zwanzig gefunden." — „O wär' die Fehlende in deiner Hand," rief Agathe. — „Und wär ſie es auch," verſetzte ich, „wie dürfte ich ſie dem Eigner vorenthalten, ob auch mein Leben daran haftete?" — „Es haftet mehr, als dein Leben daran," erwiederte ſie. „Das Schickſal, das dich retten will, wird dieſes verhängnißvolle Kleinod dir in die Hände liefern, und deine Treue wird es dann dem Eigenthümer nicht wiedergeben *können*. Bewahre es denn wohl; zu ſeiner Zeit wird ein guter Geiſt dir eingeben, was du damit zu beginnen haſt."

Bertha war in ihrer Erzählung ſo weit gekommen, da erhob ſich die zuhörende Alte mit Heftigkeit, und ſenkte ſich eben ſo ſchnell, gleich als ſagte ihr ein zweiter Gedanke das Beſſere, auf ihren Sitz zurück.

Bertha fragte befremdet, was ſie beunruhige. „Es iſt nichts," entgegnete die Alte. „Deine Erzählung dauert ſo lange, verkürze ſie, und ſage mir nur das Einzige: haſt du die Perl' gefunden?" —

„Ach!“ rief Bertha, und rang die Hände gen Himmel empor. „Ich fand ſie am Tage, da ich meine köſtlichſte Perle verlor. Am Morgen nach unſrer Verlobung trat ich gleich nach Sonnenaufgang in ſein Zimmer. Agathe hatte mir eingebunden: mit der erſten Morgendämmerung den frühwachen Geliebten aufzuſuchen, wo er auch ſei. Ich hatte ihn im Garten geſucht, wo ich ihn ſo oft im erſten Morgenroth betend fand. Ach, ich fand ihn da nicht, fand ihn nicht auf ſeinem Zimmer, aber neben einem friſchen, für mich gewundenen Roſenkranze, lag die verlorene Perle. Nicht weiß ich, ob der Zufall, oder er ſelbſt mir ſie zurückließ.“

„Und ſage, wo haſt du ſie,“ rief die Alte, ſich von neuem unruhig erhebend. „Gieb mir ſie unverzüglich! Ring und Bild genügen nicht, dir zu helfen. Die Perle muß die heilige Dreizahl voll machen; ſonſt biſt du ohne Rettung verloren. Zögre nicht! zweifle nicht! ich bin der gute Geiſt, von dem Agathe dir ſagte; ich allein kann dich mit dem Geheimniß deiner Rettung bekannt machen. Siehe, ſchon berührt der ſcheibende Mond den Rand des Himmels; ehe er ganz hinunter iſt, müſſen du und ich in meiner Behauſung ſeyn.“

„Wiſſet Ihr doch nicht,“ verſetzte die muthige Bertha, „ob ich Euch folgen will. Sehet, ſo wie Ihr in dieſer dunkeln Beleuchtung vor mir ſtehet, wie ſich Eure wunderbaren Züge vor mir immer wandeln und wandeln, ſo iſt mir gar eigen, als dürfte ich Euch in keinem Stücke folgen, bis Ihr mir mein höchſtes Gut wieder in meine Hände geliefert habt; gebt mir Ring und Bild zurück, ſo könnte ich vielleicht gehen, auch die Perle zu holen, die ich nicht bei mir habe.“

„Du würdeſt nicht wieder kommen,“ antwortete die Alte, „du würdeſt mich, ſo bedürftig ich auch deiner Hülfe auf dem letzten Wege bin, meinem Schickſal überlaſſen. Siehe, auch zwiſchen mich und dich legt ſich in dieſem Augenblicke ein kalter Geiſt; dein Mißtrauen erregt das meinige. Gehe Thörin, du biſt ſchlecht beſtanden in der Probe; behalte deine armſeligen Schätze; das Kleinod auf meinem Schleier zeige dir, daß ſie mich nicht reizen können; auch bin ich keine

Räuberin, aber ſchwach und alt bin ich, dein Arm muß mich leiten auf dem gefährlichen Wege, der mir bevorſteht; Ring und Bild erhältſt du jenſeit des Waſſers; gleich werden wir an dem Stege ſeyn, der hinüber führt.“

Sie waren im Sprechen dem Strome nah gekommen. Ein ſchmaler Steg, den Bertha nie zuvor in dieſer Gegend ſah, dehnte ſich von dem Ufer, über ſchäumende Wellen, nach dem jenſeitigen Gebüſch. Das junge Mädchen, die Alte ſo ſchwach und hülfsbedürftig neben ſich her ſchwanken ſehend, fühlte die Unfähigkeit Jener, hier ohne ihre Hülfe einen gewiſſen Schritt zu thun. Ihr Herz ward von Mitleid bewegt, und ſie zögerte nur darum, weil ſie ihr langes Gewand zu dem ſchlüpfrigen Wege aufſchürzen mußte.

„Wie?“ — rief die Alte, die einige Schritte vorausgegangen war, und jetzt zornig zurück ſah, „wie? du verweilſt? fürchteſt du dich?“ —

„Nein!“ erwiederte Bertha unſchuldig, und geſellte ſich wieder zu der nach dem Strande hinab wankenden Alten. „Fürchten? — Nein, dieß nicht! wiſſet“ — ſetzte ſie vertraulich hinzu, denn das Mitleid hatte allen Verdacht aus ihrem argloſen Herzen verjagt — wiſſet, hier iſt geweiheter Grund; himmliſche Legionen machen allnächtlich hier die Runde; von unſern Höhen ſehen wir ſie oft mit leuchtendem Schilde die Gegend durchziehen. Das Verbrechen flieht vor ihnen mit geſträubtem Haar, und die ihnen vertrauende Unſchuld iſt ſicher, kein Böſes darf ſich ihr nahen.“

Kaum hatte Bertha dieſe Worte geendigt, ſo geſchah ein betäubender Knall. Alle Gegenſtände verſchwanden vor ihren Augen. Die dichteſte Nacht umſchattete ſie. Die gefährliche Stelle, auf welcher ihr Fuß, vor Schrecken wie eingewurzelt, ruhete, konnte ſie nur aus dem fürchterlichen Getöſe, das ſie umſchallte, beurtheilen. Der nahe Waſſerfall ſchien ganze Ströme herabzuſchicken. Das Waſſer ſchwoll, und ſchon benetzte es die Spitzen ihres Fußes; da kam ihr plötzlich die Scene aus dem Kloſter vor die Seele, und auch jetzt, wie von Flügeln emporgehoben, gewann ſie Kraft zu fliehen, bis ſie den obern Theil des Gartens erreichte, ob es ihr gleich dünkte, als ob Fluthen ſich hinter ihr herwälzten, und Stürme ihr entgegen brauſten, ſie rückwärts in den ſchwellenden Strom zu ſtürzen.

Gerettet erreichte ſie jetzt eine Anhöhe. Da kam ihr vom Schloſſe her Fackelglanz entgegen. „O wo ſeid Ihr, Fräulein!“ rief eine Dirne, der ſie ſich athemlos in die Arme ſtürzte. „Die Gräfin ſorgt um Euch, ſie hat ängſtlich von Euch geträumt; wir ſuchten Euch vergeblich auf Eurem Zimmer, und unſerer Viele ſind ausgeſandt, Euch im weiten Garten zu ſuchen.“

Die Fackelträgerinnen kamen jetzt, alle um Bertha her, und geleiteten ſie nach dem Schloſſe zurück. Mit hochſchlagendem Herzen kniete ſie an dem Lager der Gräfin, und bedeckte die mütterliche Hand mit Küſſen.

„O, wo warſt du mein Kind,“ rief die Mutter, „und habe ich denn wirklich dich wieder? Siehe, mir träumte von dir. Der Schwan, den du ſuchteſt, hatte ſich in eine Schlange verwandelt. Mit tauſend Kreiſen hatte ſie dich umwunden, beide Augen hatte ſie dir geraubt, und jetzt zielte ſie dir nach dem Herzen.“

„Mütter! — der Traum iſt wahr," ſagte Bertha, „bildlich wahr! doch was und wie mir geſchah, das erlaſſet mir heute. Sehet, ich bin jetzt zu matt, und Alles erfahret Ihr morgen."

Die weinenden Dirnen ſahen die geliebte Gebieterin ſinken; ſie bereiteten ihr ein Lager dicht am Lager der Mutter, und in ihren Armen war's, daß ſie am Morgen erwachte.

„O mein Kind," ſagte die Gräfin, als ſie nun Alles wußte, was ihr Bertha ſagen konnte, „wir haben mächtige Feinde, Feinde, in deren Regionen keine ſterbliche Macht reicht. Laß uns nicht länger nach unſerm Verlorenen forſchen; mir ahnet, auch ihn riſſen ſie dahin, woher er nie wiederkehren wird, und verloren iſt er für uns, auf ewig verloren!" —

Ach das ſchreckliche Wort: „verloren, auf ewig verloren!" — tönte an dieſem und den folgenden Tagen noch oft aus der Trauernden Munde. Alle ausgeſandte Boten kamen zurück, und keiner brachte Kunde von Raimund.

Am Ende kam auch Einer, den niemand hier gern ſah, Ritter Bruno, des Hauſes nächſter

Verwandter; er, deſſen Erbe Raimund einſt ſeyn ſollte, der nun ihn beerbte. „Er war ein hochbejahrter, fühlloſer Hageſtolz, der des Hauſes Unglück ihm zum Verbrechen machte, und keinem ein freundliches Wort gönnte.

Die Gräfin, welche alle dieſe Tage über taub bei einem Vorſchlage geweſen war, den Bertha ihr that, willigte jetzt in Alles.

„Ja, mein Kind,“ ſagte ſie, „geh nach dem Kloſter, hole bei der weiſen Pförtnerin Rath, was uns zu thun ſei, aber wähle die gefahrloſeſte Zeit; denn ungern laſſe ich dich aus meinen Augen, und zitternd ſorge ich für dein Leben. Du kannſt die Feinde, die dich bedrohen, muthmaßen. Im Zeichen der Fiſche biſt du geboren, vor Waſſer mußt du dich hüten.“

Bertha durchwachte beinah die ganze Nacht, deren Morgen zu Ausführung ihres Anſchlags beſtimmt war. Angekleidet warf ſie ſich weit nach Mitternacht, nur eine Stunde auf das verlaſſene Lager. Der tiefſte Schlaf umſtrickte ſie. Kurz vor Anbruch des Tages erwachte ſie. Alles rund umher ſchwamm in blutrother Dämmerung, als ſie das Schloß verließ. Die Luft war bang und drückend; ein Gewitter hatte ſich vor die Sonne, die eben heraufſtieg, gelagert. Den Wald, durch welchen der Weg ging, deckte tiefes Schweigen; alle Vögel verbargen ſich vor dem kommenden Sturme, nur im fernen Waizenfelde lockte die Wachtel. Schon drehte ſich der Staub in kurzen Kreiſen, ſchon weinte der Himmel einzelne Tropfen, und jetzt hatte ſie das Kloſter erreicht. Das leiſe Glöckchen ertönte, und Agathe zog ſie behutſam herein.

„Die Zeit iſt kurz, die uns gegönnt iſt,“ ſprach die treue Pförtnerin. „Die Schweſtern ſind in der Matine, und willſt du nicht dem ganzen Kloſter ſichtbar ſeyn, und länger aufgehalten werden, als heute das Geſchick verſtattet, ſo müſſen wir fertig ſeyn, ehe die Hora geendet iſt. Alles, was du mir zu ſagen haſt, erſpare. Ich weiß jeden Vorgang; ich weiß mehr, als ich dir ſagen darf, und hätte gewünſcht, du wäreſt früher gekommen; doch die Mutter leitete dich; ihr zu gehorchen, war Pflicht. Jetzt ſendet ſie dich mit doppelter Frage zu mir. Die erſte iſt: ob Euch noch Etwas zu hoffen ſei, und ich antworte hierauf mit einem zagenden Ja. Die zweite Frage: was Euch zu thun ſei, um noch einige Kunde von dem Verlorenen zu erlangen, beantworte ich mit dem Rath: gebt Acht, auf alle, die in Eurem Hauſe ein- und ausgehen; der um Alles weiß, iſt unter ihnen; er wird zu ſeiner Zeit Euch nichts verſchweigen. Für dich nun noch eine beſondre Weiſung: Verſäume keine Gelegenheit, Menſchenleben zu retten, auch mit der Gefahr des deinen; du retteſt in andern dein Glück. Auch jetzt verſäume keine Minute. Siehe, es tobt draußen der Sturm; grauſam ſcheint es, dich jetzt hinaus zu ſtoßen; aber ich muß, ich muß es, wenn nicht Vieles, vielleicht Alles verloren gehn ſoll.“ Und mit dieſen Worten öffnete die Nonne die Thür, und gebot ihrer Freundin zu eilen. „Nicht einen Augenblick Aufſchub;“ ſagte ſie, „das Geſchick dieſes Tages iſt nach Momenten berechnet.“

Bertha floh dahin, unter der Gewalt des zürnenden Himmels. Die Macht des Sturms brauſte durch die Wipfel der tauſendjährigen

Eichen, und zerſplitterte ihre Aeſte. Die ſchlanken Birken beugten ſich vor ihm bis zur Erde, und berührten das Haupt der zarten Pilgerin, die, wie ein fliegendes Blatt, vom Winde den ſteilen Kloſterweg hinabgetrieben wurde. Tief unten ſchäumte der Bergſtrom, ein Kind des nahen Rheins; ſeine Fluth riß Felſen mit ſich fort.

Bertha wußte auf der Mitte des Kloſterwegs eine ſichere Felſenhöle; nur dieſe Stelle ſtrebte ſie zu erreichen, dann glaubte ſie ſich geborgen, und ſchon ſah ſie von ferne den oft beſuchten Ort. Heilige Stunden hatte ſie hier verlebt. Hier war ein uraltes Heiligthum, der Königin des Himmels gewidmet; vor dem kleinen Altar brannte eine ewige Lampe, von Raimunds Urahnen hieher geſtiftet. Noch dieſen Morgen hatte Bertha im Vorübergehn Blumen geopfert, und gelobt, bei der Rückkehr einige andächtige Minuten hier zuzubringen.

„O Zeugin meiner heiligſten Stunden!“ rief ſie, und breitete die Arme dem ſchon ganz nahe leuchtenden Flämmlein entgegen. „O nimm mich auf! und du, o göttliche Mutter, rette mich!“ — Jetzt öffnete ſich der Himmel mit erneuerten Blitzen, Bäume ſtürzten hinter der Pilgerin, und übertäubten den brüllenden Donner. Strömender Regen peitſchte das Land, und die hangende Nacht, die auf der ganzen Gegend ruhte, ging ſchnell über in falbes täuſchendes Licht. Da erblickte Bertha tief unten, wo der Strom in niedrigen Ufern ging, eine zarte jugendliche Dirne, vom Winde dem Abgrunde entgegengejagt. Ihr losgewundenes Haar; ſo wie das leichte, flatternde Gewand, flog, von dem Winde vorwärts getrieben. Sie ſchien ſich nicht länger halten zu können; auch wollte ſie es nicht. Bertha, die, eigner Gefahr vergeſſend, im Augenblick, da ſie die Hülfloſe wahrnahm, ihr nacheilte, war ſchon dicht hinter ihr; ſie mußte den Fußtritt der Eilenden vernehmen; da ſchwang ſich die Verzweifelnde auf einen kleinen Hügel, der in die Fluth ragte, breitete die Arme dem Tode entgegen, und ſtürzte hinab in den Strom.

Verloren wäre ſie geweſen, verloren auch Bertha, die, obgleich die Weiſung der Nonne in dieſen Augenblicken ihr ſchwerlich vorſchwebte, durch eignen Edelmuth beſtimmt, hier auf Gefahr ihres eignen Lebens zu retten entſchloſſen war; aber ein günſtiges Geſchick hatte das Gewand der Hinabſtürzenden in einen wilden Roſenſtrauch verwickelt; die tobenden Wellen riſſen an dem fluthenden Körper, aber ſie konnten ſich ſeiner noch nicht ganz bemächtigen. Da war Bertha nahe, da ergriff ſie ihre Beute, nahm die Gerettete auf den zarten Arm, und trug ſie mit einer Kraft, die ihr ſelbſt wunderbar dünkte, oft gleitend, den ſchlüpfrigen Weg hinauf nach der Grotte.

Dieß war das Werk weniger Augenblicke; ſchwerlich war ſich Bertha ganz der That bewußt, die ſie eben vollendet hatte. „Ich handelte blindlings, ich ſiegte bloß durch dich!“ ſagte ſie mit einem Blick nach dem Gnadenbilde.

Sanft ließ ſie die Gerettete auf das weiche Moos nieder. Ihre Arme hatten Bertha's Nacken feſt umſtrickt. Der Lebensinſtinkt, der, rettungbegierig, ganz gewiß dicht hinter der ſchrecklichen That, in jedem Selbſtmörder erwacht, hatte dieſen Knoten ſo feſt geſchlungen, daß Bertha kaum ſich loszuſtricken vermochte; doch jetzt gelang es, und die Gerettete, die auf einige Minuten jede Lebensſpur verlor, fiel nun ganz der beſonnenen Hülfe ihres Schutzengels anheim.

Bertha, ſelbſt erſtarrt und durchnäßt, ließ die Erſtarrte, ſo gut als ſie konnte, bedeckt, zündete an der hangenden Ampel, die wohl noch nie ſo wohlthätig geleuchtet hatte, dürres Laub und Reiſer an, und es glückte ihr endlich, durch das wohlthätige Feuer die Erſtorbene völlig zu beleben.

Jetzt erkannte ſie in der Beſchäftigung um die Unbekannte kenntliche Züge. Dieß Geſicht war ihr nicht fremd, dieß war Marie, die ihr am Abend der Verlobung, als die ſchönſte und vornehmſte der Mädchen des Thals, an der Spitze ihrer Geſpielinnen den Kranz gebracht hatte.

„Marie,“ rief Bertha jetzt, und drückte die Erwärmte feſter an ihr Herz, um ihr an demſelben noch mehr Wärme zu geben. „Weißt du, in weſſen Armen du dich befindeſt? holdes, liebliches Geſchöpf, willſt du leben? leben mir zu Liebe?“

Marie ſah wild um ſich her; noch wußte ſie nicht, wo ſie war, und erſt lange nachher nahm eine zuſammenhängende Unterredung zwiſchen den Mädchen Platz.

„O Fräulein,“ rief Marie, ohne das freundliche Forſchen ihrer Retterin nach der Urſache ihres ſchrecklichen Entſchluſſes zu beantworten, „warum entriſſet Ihr mich den Wellen? eines doppelten Todes laſſet Ihr mich ſterben; denn leben, leben kann ich doch nun nimmer!“

„Marie! das Leben iſt ſo ſüß, iſt ein Geſchenk der Gottheit; willſt du es ihr verächtlich zurückwerfen?“

„O Fräulein, beſſer thätet auch Ihr, Ihr endetet es in den Fluthen; denn Ihr habt verloren, was ich verlor.“

„Ich verlor mein Alles, aber ich verzage nicht; Gott kann mir es wiedergeben.“

„Er kann es nicht! Graf Raimund iſt todt, o! ſo gewiß todt als auch mir mein Alles geſtorben iſt!“

„Du ſchwärmſt, Marie; dir kann ſo wenig von meinem Geſchick bekannt ſeyn, als mir von dem deinigen; ſprich mir jetzt bloß von dir; was riß dich in die Fluthen, ſollte Marie auch einen Geliebten verloren haben?“

„Verloren, auf ewig verloren! Mich liebte Ambros, der edelſte Jüngling des Thals, aber treulos, tugendlos! Nein, dieß konnte Marie nicht überleben!“

Bertha faßte die Hand der Sprecherin, und bat mit beruhigendem Blick um Schonung der kaum wieder gewonnenen Kräfte. „Eure Güte ſchließt mein Herz auf,“ fing Marie nach langem Schweigen an. „Ihr müßt alles wiſſen, bis auf das Eine, das dieſen Lippen nie entfliehen wird; der Tod ſoll es verſiegeln! Wiſſet, Ambros war arm, der reiche Vater gönnte mich ihm nicht; o, dieß hätt' ich getragen, wär treu ihm geblieben, und nie eines andern geworden; nur das Eine trug ich nicht. Auf einmal war mein Geliebter reich, plötzlich reich, niemand wußte wodurch. Mein Vater, welcher wußte, daß er in ſeiner Hütte goldne Thaler in ſilbernen

Netzen verwahrte, trug mich ihm jetzt an bei Spiel und Tanz, und er verſchmähte mich! Und, das war der, der an jenem Abende, da wir Euch den Kranz brachten, unter Gottes heiligem Sternenhimmel feierlich zuſchwur, ewig mein zu ſeyn! Ich ging damals freudeweinend in meine Hütte, er nach dem Strande hinab zu den Netzen, wo ich ihn noch tief in der Nacht das traurige Lied von Liebe und Treue lieblich ſingen hörte. Ich wußte in dieſem Augenblicke, daß er meiner dachte, und ſchlief zu ſeligen Träumen ein. Aber am Morgen, als ich ihn aufſuchte, fand ich ihn ganz verändert, bleich, entſtellt, mit verwildertem Blick; er wollte mich nicht ſehen, nicht hören; er rang die Hände gen Himmel; er ſchwur, nie könne meine Hand ihn beglücken. Was war dieß, Ambros, das mich ſo ſchrecklich von dir riß; ach, ich erfuhr es erſt geſtern, als ich dir endlich Gegenrede abgewann. Was ich vernahm, das Schreckliche, das in dieſem Herzen brennt, ach, nur der Tod kann es löſchen. Laßt uns jetzt ſcheiden, Fräulein, der Mittag naht heran; das Gewitter iſt vorüber gerauſcht, und dort kommen Eure Jungfrauen, die Euch ſuchen. O, um der Heiligen willen, die hier thront, gebt mein Geheimniß ihnen nicht preiß; lieber will ich ſterben, als den Spott und das Mitleid der Hofdirnen ertragen.“

Marie verbarg ſich eilig in einem Winkel hinter dem kleinen Altar, und Bertha's Geſpielinnen kamen mit lautem Geſchwätz um ſie herum, erfreut, ſie endlich gefunden zu haben.

Bertha hieß ſie vorausgehen, und Marie ſtürzte ſich, ſo bald ſie allein waren, noch einmal weinend in die Arme ihrer Retterin. „Ich ſollte Euch danken, Fräulein,“ rief ſie ſchluchzend, „aber ich kann es nicht!“

„Es giebt nur Einen Dank, den du mir ſchuldig biſt,“ erwiederte Bertha, „gelobe mir feierlich, nie wieder daran zu denken, ein Leben zu enden, das nur Irrthum und falſcher Verdacht trübte.“

„Ja!“ antwortete Marie, nach einigem Bedenken, „dieß kann ich Euch geloben. — Und nun eilt; denn ſchon kommen ſie wieder zurück; Ihr bleibt ihnen zu lange.“

Bertha trat hinaus unter die ihr entgegen kommenden Dirnen, und in wenig Minuten war ſie in den Armen der ängſtlich harrenden Mutter.

Die Jungfrauen rangen die Hände, als ſie beim Umkleiden der geliebten Gebieterin ſahen, in welchen Gefahren ſie geweſen ſeyn mußte. Bertha geſtand der fragenden Gräfin nur die Hälfte von dem, was ihr dieſen Morgen begegnet war; zu heilig war ihr Mariens Geheimniß; aber aufs genaueſte unterrichtete ſie die Mutter von dem, was ihr Agathe aufgetragen hatte, und beſonders der zweite Theil ihrer Weiſungen ward mit tiefem Nachdenken beherziget.

„Wenn ich,“ ſagte die ſinnende Gräfin nach langem Stillſchweigen, „wenn ich glauben ſoll, irgend Jemand im Bezirk dieſes Schloſſes ſei mit dem ſchrecklichen Geheimniſſe vertraut, das uns den Verlornen raubte, ſo würden meine Gedanken auf Bruno fallen, der das Recht der Allgewalt hier ſchon als rechtmäßiger Lehnsherr übt, obgleich Raimunds Tod noch lange nicht rechtlich erwieſen iſt; jedoch Bruno iſt unſchuldig.

er freut ſich des Unglücks ohne heimliche Theilnahme. Sonderbar aber ſchwebt mir jetzt vor das Bild eines Andern, der, wenn Wirthſchaftsgeſchäfte mich hinabriefen an den häuslichen Herd, mir faſt allemal vor die Augen kam; er muß einer derjenigen ſeyn, die unſere Tafel mit dem Nothwendigen verſehen, und noch heute will ich den Hausvoigt um ihn befragen. Es iſt ein ſchöner, bleicher Jüngling mit dunkelm, wildſtarrenden Auge und Haar; ſein Benehmen hat etwas Befremdendes; immer naht er ſich mir, und ſcheu zieht er ſchnell ſich zurück; mit Wehmuth ruht ſein Blick oft lang auf mir, eine Thräne füllt ſein Auge, die er ſchnell zerdrückt, und auf ſeinen Lippen ſterben hervorbrechende Worte. Dieſen will ich befragen, vielleicht weiß er Dinge, an welchen er, ſein edles Anſehn ſpricht ihn los, gewiß unſchuldig iſt.“

Es war des Abends in der Dämmerung, daß die trauernden Frauen beiſammen ſaßen, und noch viel über dieſe Dinge ſprachen. Die Gräfin wußte jetzt, der ſchwermüthige Jüngling ſei Ambros, den die ganze Gegend den ſchönen Fiſcher nennte. „Seine Melancholie,“ ſetzte ſie hinzu, „gränzt, wie man ſagt, an Wahnſinn, und hat wahrſcheinlich mit unſerm Unglück nichts zu thun; ſeine Geliebte, das ſchönſte Mädchen des Dorfs, hat er ohne Urſache verlaſſen; ein ganzes Netz voll Gold, das ihn zum reichſten der Gegend machte, hat man ihn in den Strom ſchleudern ſehen, und ſchon zweimal ſoll er gehindert worden ſeyn, ſich ſelbſt das Leben zu nehmen.“

Bertha ſeufzte tief, ihr war nur gar zu viel von dieſen Geſchichten bekannt, obgleich bei weitem nicht das Ganze. Sie ſprachen noch, da verbreitete ſich unter dem Frauenzimmer der Gräfin, wo man immer gute Kunde von den Vorgängen des Dorfs hatte, auf einmal das Gerücht: Marie, die ſchöne Marie, des reichen Herrmanns Tochter, habe ſich heute kurz vor Sonnenuntergang in den Rhein geſtürzt, und ſchon kämen die Fiſcher zurück, welche ſie den Strom entlang vergebens geſucht, und nun, nach löblicher Fiſcher Weiſe, jetzt, da der Abendſtern herauf ſei, alles als vergeblich aufgegeben hätten.

Bertha fuhr voll Entſetzen auf, und nicht länger verſchwieg ſie der Mutter das Abenteuer dieſes Morgens, Marien als meineidig anklagend; denn ſie ahnete nicht den Doppelſinn in ihren damaligen Worten, welcher der, die zu ſterben entſchloſſen war, ſo bequem bei einem bindenden Gelübde vorüber half.

Sie redete noch, und mit Erſtaunen hörte die Gräfin ſie an, da erhob ſich im Vorzimmer ein verwirrtes Getöſe, die Thür flog auf und hereinſtürzte eine Schreckensgeſtalt, ein lebendes Bild der Verzweiflung. Ambros war es, der bleiche, zitternde Jüngling. Er warf ſich vor der Gräfin nieder. „Richterin!“ rief er, „Rächerin des unſchuldigen Bluts, hier iſt ein zwiefacher Mörder! Das Leben meines Herrn, des Grafen, habe ich auf meinem Gewiſſen, nun auch die Seele meiner, ach, meiner Marie!“

Kaltes Entſetzen hatte alle Anweſende ergriffen, der Ankläger war ſinnlos in den Staub geſunken, Raimunds Mutter und Geliebte lagen in den Armen ihrer Frauen; aber Ritter Bruno, der hier überall das Recht der Allgewalt übte, durch das Gerücht herbeigebracht, nahm der Richterin, die hier nicht handeln konnte, die Sache aus der Hand, und gebot dem Verbrecher, zu reden.

„Ich liebte Marien, des reichen Herrmanns Tochter; — ſtammelte der ſchuldloſe Sünder in abgebrochnen Sätzen — „ohne Hoffnung liebte ich ſie. Liebe und Gram trieben mich an jenem Abende, da ich ſie ſchöner, als jemals, erblickte, und gewiſſer, als jemals, ward: auch mich liebe ihr Herz, Liebe und Gram trieben mich hinab ans Ufer des Rheins: nicht Verzweiflung, Friede war noch damals in meiner Seele, und Hoffnung lächelte mir mitten in der Unmöglichkeit. Mein trauriger Geſang ſchien die Wellen zu bewegen, und übertäubte das ferne Geräuſch von Graf Raimunds Verlobungsfeſt, das ich nicht hören mochte. Da ſchwebte auf einmal über die Wogen heran eine Göttergeſtalt; lächelnd ſprach ſie zu mir: „ich bin die Nymphe des Rheins, was trauerſt du, Fiſcher? dein Weh lindert eine Hand voll Gold, das meinige iſt unſterblich. Hörſt du oben den Jubel glücklicher Liebe? er zerreißt mein Herz, wie er das deinige zerreißt! Ich hatte Raimunds frühere Gelübde! er iſt treubrüchig an mir! doch ich zürne ihm nicht; die Himmliſchen können nicht zürnen; aber ſehen möcht' ich ihn wohl, ſehen noch einmal, und Ring und Eid ihm zurückgeben. Siehe, er beſitzt von mir ein Perlenband, ihm in ſchönen Stunden gegeben; eine jede Perle in meine Fluthen geſenkt, hat die Kraft mich herauf zu rufen. Gelingt es dir, ihn zu bewegen, daß er in deinem Schifflein mit dir herauffährt auf die Höhe des Stroms, und mich ruft auf die ihm bekannte Weiſe, ſo will ich erſcheinen, und mich letzen mit ihm, und ihm wiedergeben den Ring und die Treue. Dich aber mache ich dann zum Reichſten der Fiſcher; mehr des Goldes iſt dann dein, als je einer deiner Gilde beſaß; auch Marie iſt dein, ſo bald du willſt; der reiche Herrmann wird dir ſelbſt die Braut entgegenführen.“

In einer Art von fröhlichem Wahnſinn that ich, was die Nymphe mich lehrte. Leicht bewog ich den Grafen, mir zu folgen, und als ich ihn auf die Höhe des Stroms ſteuerte, dachte ich nicht, daß ich die blutigſte Schuld auf mich lud, daß ich das Glück dieſes Hauſes zertrümmerte, und ach! das meine! — Der Graf ſenkte das ganze Perlenband in den Strom, als wollte er der Geliebten, von der er ſich trennen wollte, jede Möglichkeit zurückgeben, ſie wieder zu ſehn. Sie ſtieg herauf auf den Ruf in majeſtätiſcher Schöne, aber nicht liebend und verzeihend, nein, als unerbittliche Rächerin. Damals ging Graf Raimunds Leben zu Grunde, und willenlos rettete ich das meine; denn mit dem Augenblicke, da ich ihn ſinken ſah, begannen in mir die Qualen der Verzweiflung. Den ſchnöden Judaslohn, um den ich meinen Herrn verrieth, ein ſilbernes Netz mit Golde gefüllt, habe ich ihr, der Verführerin geſtern zurückgeworfen; denn durch ſie habe ich Alles verloren, Ruhe, Gewiſſen und Liebe. Meiner Marie, der Reinen, Unſträflichen, durfte ich mich jetzt nicht mehr nahen; auch muthmaßte ſie endlich, was uns trennte, und geſtern es völlig erkundend, riß ſie ſich los von mir, und begehrte nicht länger zu leben. „Das Verbrechen, um meinetwillen begangen, giebt mich dem Tode,“ ſagte ſie, und ſie hat erfüllt, was ſie ſagte. Dieſen Morgen rettete ſie ſchon einmal das Fräulein; jetzt wird nun niemand ſie retten, denn dahin iſt ſie auf ewig, und ſeht, ich folge ihr nach; darum übergebe ich mich Euren Händen; denn ein Mörder bin ich, und verlange mein Recht!“

„Und das ſoll dir werden,“ antwortete Bruno mit tödtender Kälte. „Man feſſele ihn ſogleich, und führe ihn in den ſchwarzen Thurm. Wenn wir Muße haben, wollen wir die Sache näher beleuchten; indeß büße er in den Schreckniſſen des Kerkers!“

Das ſchreckliche Licht, das nun plötzlich über das dunkle Geheimniß von Raimunds Verluſt verbreitet war, die fürchterliche Gewißheit, hier ſei nun nichts mehr zu hoffen, brachte das tiefe Schweigen der Verzweiflung über das Frauenzimmer der Gräſin, ein Schweigen, das nur durch den Laut der Seufzer unterbrochen wurde. Bertha erholte ſich am erſten. Sie trocknete die Augen, ſie ſchien tröſtende Gedanken zu faſſen, und als alle die andern ſich in den Schlaf geweint hatten, nahte ſie dem Lager der noch wachenden Mutter. Muthig ſprach ſie lang und viel mit ihr von den Vorgängen dieſes Tages, von ihrem Zuſammenhang mit frühern Ereigniſſen, von hier noch dämmernder Hoffnung, von Ambros und ſeiner Gefangenſchaft. Die Gräfin, durch lange Erfahrung belehrt, bezweifelte Alles, was Bertha ſagte; auch war hier das Fräulein nicht in Allem ganz aufrichtig. Sie bewegte ein Etwas in ihrem Herzen, das ſie freilich der liebenden Mutter nicht geſtehen durfte. In dem, was ſie über den gefangenen Fiſcher ſagte, war die ſchonende Richterin völlig mit ihr einverſtanden. Sie zog den Machtſchlüſſel, der alle Behältniſſe des Schloſſes öffnete, unter ihrem Hauptkiſſen hervor, und gab ihn dem Fräulein. „Handle damit, wie du geſagt haſt,“ ſprach ſie, „aber handle vorſichtig, und lege dich dann zur Ruhe; vielleicht kommt auch dir der tröſtende Schlummer, deſſen Vorboten ich jetzo fühle.“

Spät nach Mitternacht, als ſchon Alles im Schloß ruhete, und nur Ambros in ſeinem Kerker noch wachte, da rauſchte es an der äußern Thür, ſie ſprang auf, und Bertha trat herein. „Ambros,“ rief ſie, indem ſie auf ihn zueilte, „du darfſt nicht ſterben, du biſt unſchuldig.“ — „Unſchuldig,“ entgegnete er, „bin ich vielleicht vor jedem Gericht, nur nicht vor dem meinigen, auch vor dem Eurigen nicht; denn ich nahm Euch ja Alles.“ — „Ambros,“ ſagte Bertha, und nahm ihm die Feſſeln von den Händen; „ich habe eine Bitte an dich: du biſt jetzt frei, führe mich auf die Stelle, da du meinen Raimund verſinken ſahſt. Raimund iſt nicht todt, wie konnte die Liebende ihn tödten? auch grünt ja noch der Steinklee am Felſen. Führe mich auf die Höhe des Stroms; noch beſitze ich eine von Raimunds Perlen, ich ſenke ſie in die Fluthen, und rufe die Nymphe, wie deine Erzählung mich lehrt. Siehe! dann ſteigt ſie herauf, und gewiß erhört ſie mein Flehn; ſie nimmt dann mein Leben, und giebt den Geliebten der Mutter zurück. Freundlich theilt er dann die Zeit zwiſchen ihr und der Mutter.“

„Fräulein! Ihr fordert Unmöglichkeiten; ſoll ich dieß ſchöne Leben muthwillig opfern, ſo wie ich bei Raimund willenlos that? Auch wird ſchwerlich das Waſſerfräulein, und noch ſchwerer Raimund, ſollte er noch leben, drein willigen." — „Die Nymphe gewiß;" erwiederte Bertha, „denn nur nach meinem Tode herrſcht ſie allein in ſeinem Herzen. Auch Raimund willigt wohl ein, du ſagteſt ja: er liebe ſie, und ſei dir mit Freuden gefolgt, ſich mit ihr zu letzen."

„Dieß iſt der Weg zum gewiſſen Tode;" ſagte Ambros, den ein ſeltſames Staunen befiel. „Doch Ihr habt Recht! Tod iſt für Euch und mich das Beſte. Beide haben wir hier nichts mehr zu ſuchen."

Leiſe verließen beide das Schloß, und wie halb träumend, gelangten ſie an den Strand. Schon ſchwamm der Nachen, und jetzt waren ſie auf der verhängnißvollen Stelle. Um ſie her ruhete die dickſte, ſternenloſe Nacht, doch der Fiſcher, der hier jeden Punkt kannte, wußte wo er war, und rief: „jetzt ſind wir am Ziele. „Bertha erhob ſich, und durch Ambroſens Erzählung mit den heiligen Gebräuchen vertraut, rief ſie dreimal: „Libelle!“ Die Perle ſank in den Strom, und als ob ein Mühlſtein ſich ins Meer ſenkte, brauſte die Fluth. Tiefere Stille verbreitete ſich. Der Nachen ſchwankte ſanft, wie an ſeidenen Banden gehalten, und noch dauerte die Stille. Aber auf einmal grollte tief unten der Strom, er ſchien ſich zu öffnen. Ein bleicher Lichtſtrahl erhellte die Gegend umher. Ein bläulicher Dunſt erhob ſich aus der Tiefe, ſich immer anders und anders geſtaltend.

Und ſiehe! auf einmal ſchwebte aus dem Nebel hervor ein majeſtätiſcher Greis; ſein fragender Blick ruhte auf den Schiffenden, und in tiefen trauernden Ernſt ging am Ende ſein Lächeln über.

Ein ſanfter Schauer durchbebte den Fiſcher und das Fräulein. Beide verſuchten zu ſprechen, aber ſie vermochten es nicht. Da brauſte die Fluth noch ſtärker und melodiſcher in abgemeſſenen Akkorden. Und wie tiefer Orgelton umſauſten ſie folgende Worte:

„Still hier auf meiner ſtillen Fluth!
Den Finger auf den Mund!
Ich weiß, wo das Verbrechen ruht;
Die Perle that es kund!
Schon gränzt der Morgen an die Nacht,
Und was hier ſchlummerte, erwacht!

Wo meines Stroms kryſtallner Quell
Aus ew'ger Urne ſtürzt,
Da wandeln rein und ſilberhell,
Zum Wellentanz geſchürzt,
Wohl meiner blonden Töchter viel,
Und treiben unſchuldsvolles Spiel.

Da ruhen ſie am feuchten Strand,
Und ſtrahlen goldnes Haar,
Und weben zartes Silberband,
Und bieten Kränze dar,
Mit Zauberſtimmen flüſtern ſie:
Flieh', Wandrer, der Gefahr entflieh'!

Die Falſche, die auf dunkler Bahn
Dich nach dem Abgrund winkt,
So lange noch zum Ocean
Mein ſtolzer Wandel dringt,
Soll ſie im Sturm des Ufers Grün
Als zitternde Libell' umflieh'n.

Die Brandung toſ't, der Wind geht hohl
Auf ſteilem Klippenpfad,
Vielleicht, daß in der Zukunft wohl
Ihr noch Erlöſung naht.
Dort findet einſt der Unſchuld Hand,
Was die Verbrecherin entwand.

Bertha und Ambros vernahmen das letzte, wie im halben Schlummer; dem Fiſcher entſank das Ruder, und Bertha neigte ſanft ihr Haupt an ſeine Seite. Ein tiefer Schlaf bemächtigte ſich Beider. Die glühende Morgenröthe, die durch ihre geſchloſſenen Augenlieder drang, und der ſtärkere Zug des Kahns nach dem Ufer erweckte ſie am Ende. Ambros ſprang auf und warf die Arme auseinander. „Ha, was war das?“ rief er, „und wo ſind wir? Ermuntert euch völlig, Fräulein, wir ſind am Lande! und ſeht, dort haben wir Gefährten; ſeht, was treibt dort vor dem Winde? Dieß ſind zwei menſchliche Körper, ach, gewiß zwei meiner Gefährten, die ſpät noch nach meiner Marie forſchten, und im vergeblichen Suchen den Tod fanden. Laßt uns eilen, vielleicht iſt dort noch Leben!“ Er ſprachs und ſprang an das Ufer, das ſchlaftrunkne Fräulein ſich nachhebend.

Während der Fiſcher nach einer Bucht eilte, wo eben die bemerkten Gegenſtände ans Land ſchwammen, und die kaum zwanzig Schritt von dem Orte, wo ſie gelandet hatten, entfernt war, ſenkte ſich Bertha in das weiche Gras, rieb die Augen und wußte nicht wie ihr geſchehen ſei. „Ach!“ rief ſie, bei völliger Beſinnung die Worte der Erſcheinung wiederholend, die noch unabläſſig vor ihren Ohren ertönten, „ach! war dieß alles, was ich gewinnen ſollte? O Ambros, warum kehrteſt du nicht den Nachen um, und überließeſt uns beide den Fluthen? So wären wir nun da, wo man jedes Leides vergißt, und wo keine trüglichen Erſcheinungen des Elends durch ſinnloſe Räthſel ſpotten!“

Sie hatte dieſe Worte noch nicht geendet, da ſah ſie den Fiſcher von Waſſer triefend mit vollen Sprüngen herbeieilen. „Fräulein, Fräulein,“ ſchrie er faſt athemlos, „kommt eilig! Iſt dieß ein Traum? O ihr Himmel!“

Er faßte hiermit die Hand der Zitternden, und riß ſie ſich nach, an die Stelle, wo die ans Land gezogenen ruhten. Darf ich es dem Leſer erſt ſagen, bei wem Bertha jetzt halb ſinnlos vor entzückender Freude niederſank? und wen der Fiſcher mit lautem Freudengeſchrei an ſein Herz drückte?

„Raimund! Marie! o ihr Wiedergeſchenkten, Nein, es iſt ein Traum! Nein, es iſt unmöglich! wecke mich, Ambros! nein, erwecke mich nicht, daß ich ewig ſo träume!“

Daß es kein Traum war, was beide ſo glücklich machte, daß die freundlichen Götter des

Meeres ihnen wirklich die Verlornen wieder gegeben hatten, das erfuhren ſie erſt, als mehrere hinzukamen, und Bertha und Raimund auf das Schloß, den Fiſcher und ſeine Marie in die Hütte brachten. Die Geretteten lagen beide in feſtem Schlaf, der mehrere Stunden dauerte, und die, welche kaum athmend vor Freude um ihr Lager ſtanden, nicht ganz außer Sorgen ließ.

Marie wußte wenig von dem, was mit ihr vorgegangen war, und auch der erwachende Raimund konnte nicht begreifen, was die entzückende Freude derer, die ihn umgaben, zu bedeuten habe. Er glaubte, geträumt zu haben. Er reichte eine Hand der entzückten Mutter, die andre ſeiner Bertha. „Gottlob!“ ſagte er, „daß ich erwacht bin; ein böſer Traum umſchwebte mein Lager! Siehe, meine Bertha, mich dünkte, ich befände mich in Libellens Waſſerſchloß; mit namenloſem Reiz geſchmückt, ruhte ſie an meiner Seite, ihr Arm umſing mich, und zauberiſch tönte ihre Syrenenſtimme; ſie drang nicht in mein Herz, dieß Herz iſt ja dein! Aber nichts ſparte ſie, dich aus demſelben zu verdrängen. Sie zeigte mir Ring und Bild, zum Zeichen, daß du mich verachteteſt. Falſch, ſagte ſie, ſeiſt du, und treulos; auch die fehlende Perle habeſt du mir geraubt, um dich in die unglücklichen Geheimniſſe zu drängen, die ich dir aus Liebe verſchwieg. Dieſes duldet kein Mann; wäre ihr dieſer Beweis gelungen, ich wär' geſunken; aber noch ſtand ich feſt! Und ſiehe, da wars auf einmal, als ſenkte ſich ein ungeheurer Fels in die Fluth, welche die kryſtallne Burg umgab; die durchſichtigen Mauern zitterten, die ſchöne Verführerin an meiner Seite ſchauerte in ſich zuſammen, und plötzlich zerfloß ihre Geſtalt in einen dünnen, ſchnell verſchwindenden Nebel. Ich lag eine Zeit lang, wie betäubt, als ich mich beſann, ſtand ein ernſter Greis vor mir; er trug auf ſeiner linken einen blauen Waſſervogel, in der Rechten die Perle. „Kehre zurück zu den deinen,“ ſprach er, „du biſt ihnen wiedergeſchenkt; doch Nacht umhülle das Schickſal der Verführerin, bis auf die Stunde, da — —“ hier zerfloß ſeine Rede in dumpfes Murmeln, ſo wie alle meine Gedanken in verworrene Bilder. Ich hörte nichts um mich, als das Fluthen eines mächtigen Stromes. Jetzt erweckten mich Eure Thränen; ſagt, warum floſſen ſie doch, und was iſt's, das Euch jetzo erfreut?“

Wie nunmehr alles zum Glück beider liebenden Paare ſich endete, hiervon ſagen wir nichts. Oft in der Folge, wenn Raimund und Bertha, Ambros und Marie, zuſammen am Ufer des Rheins wandelten, und kurz vor dem nahen Ungewitter den Strom von dunkelblauen Libellen umſchwärmt ſahen, welche die Volksſage noch jetzt verwünſchte Jungfrauen nennt, ahneten ſie ihre Feindin unter denſelben, und ſahen ſich deutungsvoll an, gedenkend vergangener Zeiten, und des jetzt wohl verſtandenen Götterſpruchs. Doch ſein Schluß ward erſt ſpät erfüllt.

Einſt, als Bertha, den kleinen Raimund an der Hand, die Fiſcherin Marie beſuchte, und, wie oft geſchah, einen ganzen Tag bei ihr und ihren lieblichen Kindern verweilte, kam der vierjährige Knabe, den ſie wohl eine Stunde lang vermißt hatten, hüpfend den Klippenweg herab, und rief den Müttern, die unter der Linde vor dem Hauſe ſaßen, freudiglachend zu: „Seht, ſeht, was ich dort gefangen habe! — Seht,“ fuhr er im Näherkommen fort, „dort unten blinkte es im Sande, da klimmt' ich hinab und fand — —“

Und die Mütter ſahen in ſeiner Rechten Raimunds lang verlorenes Bild, und die beiden goldenen Ringe; auf ſeiner Linken ſaß ein ſchönes dunkelblaues Inſekt, mit goldbeflorten Flügeln, das jetzt ſchnell entfloh, und, in zarten Duft zerfließend, das Thal hinabzog. Und auf der Stelle, wo ſonſt ein lieblicher Felsbach rauſchte, der jetzt ſeit Jahren vertrocknet war, entquoll er von Neuem, und zog ſanft murmelnd dem väterlichen Rheine zu. Und die Glücklichen nannten das Bächlein Libelle.

II.

Wanderbilder.

Während meiner Fahrt
vom Dnieper bis zur Narew,
im Sommer 1813.

von

Friedrich Krug v. Nidda.

1.

Ueber Kiow's Berggefilde
Sah'n wir Reif und Stürme zieh'n;
Wie bekränzte Heldenſchilde
Leuchtete der Hügel Grün;
Reich an blühenden Juwelen
Hob die Erde ihre Bruſt,
Und, geſcheucht zu nord'ſchen Hölen,
Floh der Winter ſchuldbewußt.

Auch wir ſuchten Freudenſonnen
Nach der langen Kerkerhaft;
Licht und Leben war verronnen,
Abgeſchwächt des Armes Kraft;
Mit dem Schwert ward auch die Leier
Und die Harfe uns geraubt,
Und des Lenzes Roſenfeier
Hatte nicht ſie neubelaubt.

Gruß und Rede klangen
Trüb' und freudenlos;
Sehnſucht und Verlangen
Ward im Herzen groß:
Nach den heim'ſchen Gauen —
Unſrer Jugend Land —
Ach, wohin mit Grauen
Sich der Streit gewandt!

Trübe Sagen liefen
Durch der Freunde Reih'n;
Nach Erlöſung riefen
Wir im Morgenſchein,
Wie beim Spätgeläute,
Bis es Gott gefügt,
Daß uns mild befreite
Der, den wir bekriegt.

Freudiges Getümmel
Klang nun durch die Schaar,
Die zu ſchöner'm Himmel,
Wie zum Dankaltar,

Nach verzognen Wettern
Traulich wieder kehrt;
Zu der Heimath Göttern,
Zum entrißnen Schwert.

Alles war bereitet,
Und wir zogen aus,
Feierlich geleitet
Aus der Fremden Haus;
Dank und Jubellieder
Donnerten im Chor;
Denn wir ſtürmten wieder
Durch der Freiheit Thor.

Nur ein Freundespaar ſah ſchweigend
Durch der Landſchaft Sonnengründe;
Rückwärts ſich nach Kiow neigend,
Nach des Dniepers Fluthgewinde,
Strebt' es, Berg- und Hügel-Reihen
Fernen Nachglanz zu verleihen.

Denn es muß der Menſch beim Scheiden
Irgend ſüßes Weh empfinden!
Siedelnd in Numidiens Heiden,
Etwas würd' ich dennoch finden
Was ich ſcheidend noch begrüßte —
Wär's auch nur ein Born der Wüſte!

2.

Freudig wallten Gottes Fluren
Hochbehalmt und blühend näher,
Und vertiefter oder jäher
Längs des weißen Stromes Spuren,
Brauſend über ſand'ge Hügel,
Regte ſich des Eichwalds Flügel.

Ha, willkomm, ihr lichten Höhen,
Ihr Gefild', ihr Blumenwieſen!
Ihr beſonnten Wolkenrieſen,
Die im fernen Weſten ſtehen!
Flügelt mich empor in's Freie,
Auf, in eure ew'ge Bläue! —

Sind dieß wilder Beduinen,
Oder ſind's Pelasger Hütten?
Was ſich in des Thales Mitten,
Wanderern zum Schirm zu dienen,
Von der Gärten Grün umwebt,
Grau und mooſig dort erhebt?

Nein, es ſind Podoler-Herde,
Die im Ringe ſich erheben,
Und dem nahen Hain entſchweben
Mädchen, ſinnig von Gebehrde;
Regend ſich im Schmuck der Glieder
Zieh'n wie Elfen ſie hernieder.

Bald von Epheulaub umgittert,
Bald umprunkt von Pfauenſchwingen,
Blond und braun in loſen Ringen
Schwimmt ihr Haar, ihr Buſen zittert
Unter ſteigendem Gewande,
Zart umgrenzt vom Gürtelbande.

„Nur näher, ihr Lieben,
Mit argloſem Blick!
Eu'r einfaches Glück
Nicht wollen wir's trüben!
Doch ſagt uns in Hulden
Mit traulichem Sinn:
Wo ſind eure reiſigen
Jünglinge hin?

„Daß einſam und traurig
Mit bangem Gemüth
Den Gau ihr durchzieht —
Die Winde weh'n ſchaurig,
Die Roſe verglüht!
Rief Krieg eure Treuen
Ins feindliche Land?
Und blieb euch Verwaiſten
Kein irdiſches Band?“ —

Mit ſchmerzlichem Sehnen
Im irrenden Blick,
Weicht Manche zurück,
Und deutet durch Thränen
Auf einſtiges Glück;
Doch Viele gewährten
Und ſprachen ſich aus:
„Wohl zogen die Unſern
Zu blutigem Strauß!

„Geliebte und Bräute
Und Heimath und Korn,
Ihr hirtlich Geläute
Und Heerde und Horn,

Verließen die Kühnen,
Um Sieg oder Tod,
Und ließen uns Arme
In einſamer Noth!

„Ach, fandet ihr nimmer
Auf eiſerner Flur
Der Muthigen Spur
In blutiger Trümmer?
Verkündet es nur:
Die Furchtloſen büßen
Im Leichengefild!
Denn lebend verließen
Sie nimmer den Schild!“

„„Wohl trotzten, wie Eichen,
Sie jeglicher Fahr;
Sich nimmer zu beugen
Dem fränkiſchen Aar!
Doch auch zu den Todten
Stieg mancher hinab,
Auf feindlichem Boden
Ins feindliche Grab!““

Mit klopfendem Herzen
In ſtürmiſcher Bruſt —
Der Minne Geluſt
Bereit zu verſcherzen —
Erhuben die Stolzen
Manch Iſis Geſicht:
„Sagt, wichen den Reußen
Die Fränkiſchen nicht?“

„„Die Franken, wie Garben
Vom Schnitter gefällt,
Erlagen und ſtarben —
Die Blüt' einer Welt!
In nordiſchen Hainen
Der Rache geweiht,
Wird Galliens Leid
Sie ewig beweinen!““

Bang hörten die Zagen die tragiſche Kunde
Des heiligen Kampfs — in ambroſiſchem Glanz
Verſtrömten ſie Thränen — es welkte der Kranz
Stillhoffender Liebe zu ſelbiger Stunde.

Wie Waldlaub, erſchüttert von ſtürmiſchen
Wettern,
Zerriß ſich ihr Reigen, die Wipfel durchklang,
Gleich ſterbender Schwanen, ihr Todtengeſang,
Doch Hymnen des Sieges ertönten den Göttern.

3

Perlenthau im Thal und auf den Höhen,
Sonnenfunken auf der Strom-Kaskade,
Roſenlichter längs dem Felſenpfade,
Und Smaragden unter Silberſchleen;

Vom Altan des Burgwalls überſehen
Wir Vollhyniens blühende Geſtade;
Weiße Rinder hier im Wellenbade,
Dort am Bergwald Hirſche neben Rehen.

Gau des Friedens und der ſtillen Liebe!
Konnte Marons Seele Zart'res bilden?
Schön'res in auſoniſchen Gefilden?

Doch den Fremdling macht dein Himmel trübe:
Ach, Germanien ward zum Sitz der Wilden,
Und zur Wildniß flüchten Glück und Liebe!

Keiner vergeude
Innen den Muth!
Fern auch vom Streite,
Steht auf der Huth!
Nähret im Herzen
Heiliger Schmerzen
Lodernde Gluth!

Der heut' euch dränget,
Herrſcht morgen nicht!
Rache verhänget
Blutig Gericht!
Schweres ertragen,
Höheres wagen,
Iſt Mannespflicht!

Preiſet die Stunde,
Sie, die ſchon naht,
Wo wir im Bunde
Rüſtiger That,
Leben gewinnen —
Tage verrinnen,
Schroff wird der Pfad!

Sieh, zerſtückt in goldne Fluren,
Liegt der alte Zauberhain;
Alles trägt des Fleißes Spuren,
Zeugt von Segen und Gedeihn!
Glänzend aus dem Stamm gezimmert,
Schwellt die Säul' empor und ſchimmert,
Und der Thurm wiegt ſeine Kuppel
Weit hinaus im Morgenſchein.

Heil den Starken, die dem Lichte
Hier zuerſt den Arm gelieh'n!
Wie unſterbliche Geſichte
Werden ſie zur Nachwelt ziehn:
Die des Raubthiers Horſt zerſtöret,
Der Gewaltthat kühn gewehret;
Freiem Manne freie Rechte
Unterm Hüttendach verlieh'n!

Doch, gleich finſtern Mauſoleen,
Angeſchwärzt vom Weltenbrand,
Schattet über todte Seen
Jenes Waldſchloß über Land,

Wo ein Nero, von dem Blute
Andrer ſchwelgend, ſeine Ruthe
Um die Herzen unterjochter,
Zitternder Bewohner wand.

Menſchenweh und Thränen lindern,
Und der Wahrheit Gotteslicht
Mild verbreiten ſeinen Kindern,
Kennt der Staubgeborne nicht.
Nimmer löſend ſeiner Tage
Räthſelhafte Geiſterfrage,
Wägt ihm einſt, wie er gewogen,
Unbeſtechliches Gericht.

Doch hinweg, ihr Nachtgebilde,
Hier im ſonnentrunknen Thal!
Treuer ſchirmt dort im Gefilde
Jener Hirt der Lämmer Zahl. —
Dörfliche Geläute ſchallen
Fernher durch der Waldung Hallen;
Denn zum Feſt der grünen Maien
Schmückt ſich ſtill das Abendthal.

4.

Es wallt die heil'ge Früh empor,
Im griechſchen Kirchlein ruft's zur Hore;
Aus niedern Hütten ſtrömt im Chor
Das Landvolk hin zum Tempelthore;
Die Männer ſchön von Aug' und Haar —
Ein rauher Stamm von rüſt'gen Kräften, —
Die Jungfrau'n, Haupt und Füße bar,
An deren Zug ſich Frauen heften.

Kniebeugend treten Alle ein
In die durch Laub verjüngten Hallen;
Schon flimmt geweihter Kerzen Schein,
Auf Ahornlaub ſie niederfallen;
Das hohe Kreuz, woran der Chriſt
Für alle Sünder einſt gebüßt,
Von tiefſtem Erdenſchmerz zerriſſen,
Bedecken ſie mit brünſt'gen Küſſen.

Der Pope ſpricht des Troſtes Wort,
Und neigt ſich ſegnend zu der Menge,
Und Jeder fühlt an heil'gem Ort
Die Gnade nahn, hört die Geſänge
Des Chors, das durch die Himmel wallt.
Der Weihe Stunden zu begrüßen,
Wo ſich in ſichtbarer Geſtalt
Der Geiſt den Jüngern einſt erwieſen.

Ein Lebensſtrahl vom Kreuze dringt
In der Gemüther tiefſte Falten,
Die Seele körperledig, ſchwingt
Sich auf, wo Gottes Sonnen walten;
Entſündigt fühlt ſich jeder Chriſt,
Nun Jeſus Reich gekommen iſt,
Die Menſchheit zu erhabnern Pflichten
Vom Erdentand empor zu richten.

Geſegnet ſei des Menſchen Mund,
Der einſt dieß Höchſte uns verkündet,
Der ihn umfaßt den Geiſterbund,
Der Erd' und Himmelsring verbindet;

Geſegnet, der das Bild erhöht,
Das eine ſünd'ge Welt umſteht,
Um ſich im Sturm fluchwerther Zeiten
Zu ewgem Frieden zu bereiten! —

Leichter wird's der frommen Menge
Nach des Prieſters Segensgruß;
Heimwärts wallt das Feſtgepränge
Zu des Dörfchens Lindenfuß;
Wo lieblich mit Maien
Die Pforten umringt,
Der Ruf der Schalmeien
Vom Wieſenplan dringt.

Und bevor der Abend ladet,
Kettet ſich auf Blumenſammt,
Von der Sonne Gold gebadet
Von der Liebe Gluth entflammt,
Ein feſtlicher Reigen
Zu ſittigem Tanz;
Zum Kuſſe ſchon neigen
Die Frau'n ſich im Kranz.

„O nehmt, ihr Beglückten,
Uns Fremdlinge auf!
Die wehrlos und flüchtig
Vom Oſten herauf
Im Kriegsſturme zogen,
Dem Vaterland fern;
Bleibt ſtets uns gewogen
Und duldet uns gern!

„Auch uns überſchatten
In traulichem Reih'n
Auf heimiſchen Matten
Bebänderte Mai'n!
Und viel' eurer Söhne
In kriegriſchem Bund,
Begehn ihre Feſte
Auf ſächſiſchem Grund!“

Da rückten die Väter
Geſellig zum Herd;
Man achtet die Fremden
Der Gaſtlichkeit werth;

Auch Jungfrauen nahten
In blühender Pracht.
Und harmloſe Freuden
Verklärten die Nacht.

5.

Was wälzt ſich dort durchs Saatengrün
Wie Laub im Herbſteswehn?
Gewaffen leuchten, Speere glüh'n,
Und gleich Gebirgesfluthen zieh'n
Geſchwader von den Höh'n.

Nur mit dem Kreuz der Pilgerſchaar
An Haupt und Bruſt geſchmückt,
Noch ungeſchlichtet Bart und Haar,
Ein Jeder, trotzend der Gefahr,
Die Todeswaffe zückt.

Der ſtolze Tartar, der Kalmück,
Tunguſe und Kirgis —
Fremd mit des Krieges Waffenſchick,
Nur rohe Maſſe, Muth im Blick,
Bedeckt mit zott'gem Vließ.

Nur leicht bewehrt mit ſchwarzem Speer
Und mit der Klinge Blitz,
Zieht ſie vom hohen Ural her,
Des heilgen Bundes ſtarke Wehr,
Zu der Germanen Sitz;

Den ein vermeßner Nachbarſtaat
Mit ewgem Krieg umſpinnt,
Mit ſtets erneuetem Verrath
Sein Schirmrecht mißbraucht, arge That
In finſtrer Bruſt erſinnt.

Doch vor Allen lüſtet
Der Baſchkiren Schaar —
Seltſam ausgerüſtet,
Fahl von Aug' und Haar —
Tief in Feindesmaſſen
Ihren Mann zu faſſen.

Fern mit der Kalmücken
Wildem Stamm verwandt,
Mit Geſchützes Tücken
Völlig unbekannt;

Nur bei Pfeil und Bogen
Scythiſch auferzogen.

Hoch am Aether kreiſet
Still ein Kranichzug;
Ein Baſchkir entreißet
Seine Wehr im Flug,
Prüſt nicht Senn' und Pfeile,
Zielt und trifft in Eile.

Auch in Feindesheeren
Wird ſein ſtummer Tod
Manches Herz zerſtören,
Manches Wangenroth,
Unbemerkt entſendet,
Nimmer abgewendet! —

Wer ſtaunt nicht, daß es dahin kam,
Trotz des Erobrers Schwert:
Daß, aufgelöſt von Haß und Gram,
Europa ſeine Zuflucht nahm
Von Aſiens Völkerherd?

Daß frevelnd mit ſich ſelbſt entzweit
Der Weſt den Weſt bekriegt;
Sein Innerſtes — durch Kampf entweiht —
Verzweifelnd jedem Fremden beut,
Wem nur die Beute gnügt!

Und mochte eines Wüthrichs Geiſt
So Furchtbares vollzieh'n?
Und Er, den Menſch und Seraph preißt,
Trägt den Tyrannen noch, und heißt
Ihn nicht zum Orkus flieh'n?

6.

In pohlniſcher Poſada eine Nacht
Von Vampirweſen jeder Art vernichtet,
Wer zürnt dem Wanderer, der ins Freie flüchtet,
Eh' noch der Tag in Thetis Schoos erwacht?
Auf ſchnödem Lager am Cykadenherd,
Wie weiland Dionyſius vom Schwert —
Bedroht vom Pendel einer Wiege,
Wer hätte nicht der Qual zur Gnüge? — —

Genug des Widrigen! verfolgen wir dagegen
Den Wanderplan: die Gegend ſinkt gemach
Zur Meerverſandung ein, doch Ceres Halmendach
Beut überall noch Fülle, Kraft und Segen;
Im Aehrenfeld, in blauen Lüften wanken
Des ſeidnen Leins, des Hopfens grüne Ranken.

Der weite Raum vom Tetterew zum Styr,
Podolien und Volhyns, liegt ſchon dahinten;
Die letzten Berggeſtade ſchwinden;
Doch endlos folgt der Fichten ſtolze Zier
Dem ſand'gen Pfad, indeß wie Halmenſpitzen,
Beſonnte Thürm' aus grauer Ferne blitzen.

Hier traf ein kurzes, doch gerechtes Leid
Erinnernd mein Gemüth: kaum wenig Monden ſchwanden,
Seit ich im Roßgeſchwader hier geſtanden,
Und mich der Ehre Dienſt geweiht,
Als einſt — wie hochher donnernde Lawinen.
Ein blutig Abenteuer mir erſchienen!

Verſink in des Vergeſſens tiefſte Gründe
Treuloſer Styx! umhüllt von Wieſengrün;
Ach, tief verſchleiert von der Zukunft Binde,
Sah ahnungslos ich deine Küſten blüh'n;
Durchſchweifend deiner Thäler Goldgewinde,
Dich, Lethe gleich, im Licht vorüberzieh'n:
Als deine Wogen jäh' ans Herz mir drangen,
Und Feindesſchaaren ſieghaft uns umfangen!

7.

Eilt von hinnen, muntre Pferde!
Durch der Fluren Morgenglanz;
Eh' der Horen farb'ger Tanz
Dreißigmal umflicht die Erde,
Soll das Joch euch nicht mehr drücken,
Goldner Hafer euch erquicken!

Doch, ihr trefflichen Centauren,
Iſt's bewährt, daß der Pelid'
Eur' Orakel einſt beſchied,
Stürmend gegen Troja's Mauern?
O, ſo löſt auch meine Frage,
Kündend mir der Zukunft Tage!

Hat daheim der Kampf geendet?
Zogen Fried' und Freiheit ein?
Und erloſch der blut'ge Schein,
Als der Streit ſich abgewendet?
Oder mordet ſchon aufs neue
Der ergrimmte fränk'ſche Leue?

Wehe, eure Mähnen wallen
Flören gleich in ſtaub'gem Gleis, —
Eure Blicke lodern heiß,
Blut'ge Thränen ſeh' ich fallen!
Ach, wohl deut' ich euer Schweigen
Seh' der Hoffnung Sterne bleichen! —

Und weite Sümpfe wogen ſchauerlich
Um waldiger Gehege ödes Grauen;
Hier iſt kein Dorf, kein fröhlich Feld zu ſchauen —,
Des Lebens fernſte Spur entwich!
Nach leckrer Beute zieht der Sperber Schaar
Am hohen Aether luſt'ge Kreiſe;
Auf Sumpfgeflügel fällt der ſtärkre Aar,
Der Schildwurm irrt in feuchtem Gleiſe.

Nur Unkenruf und banges Rohrgetön
Statt Heerdenlauts und hirtlicher Schalmeien:
Hier ſchweift kein Blick um ſaatenreiche Höh'n,
Hier webt kein Tanz den mondbeglänzten Reihen.
Der wilde Wolf, der unwirthbare Bär
Zieh'n beutelauernd um dieß grüne Meer;

Kein Meiler kann ſich hier begründen,
Kein Wandrer ſchirmend Obdach finden.

Muthlos ſchweiften unſre Roſſe
Ueber Brüche, Sumpf und Moor;
Keine Jahresfriſt zuvor
Wich hier vor der Sachſen Troſſe
Und der Franken falſchem Glück,
Rußlands Doppel-Aar zurück.

Noch durchſtochen und zertrümmert
Liegen Brück und Dammespfad,
Zeugen mancher Frevelthat —
Doch beſtehet auch, was ſchimmert?
Denn bevor drei Monden ſchwanden,
Wich der Frank des Ural Banden. —

Weiter, weiter, meine Pferde!
Seht, die Sonne eilt voran!
Lichter wird des Waldes Plan
Und befreundet glänzt die Erde;
Röhrig, Moor und Haide weichen,
Muth! bald muß das Ziel ſich zeigen!

Alles, was im Menſchenleben
Irgend furchtbar ſich erhebt,
Rinnt vorüber und verſchwebt,
Wenn nur ernſt wir uns beſtreben,
    Männlich kühn es zu ertragen,
    Und den Kampf darauf zu wagen.

8.

Birken weh'n im Thale
Längs dem Pappelhain,
An des Aethers Schaale
Sinkt die Sonne ein;
Schwalb' und Käfer ziehen
Durch die Abendgluth;
Sonnenregen ſprühen,
Wald und Wieſe ruht.

Oft von Berges-Veſten
Heim im Vaterland,
Späht' ich gegen Weſten
Nach der Weſer Strand;
Wo einſt Herrmanns Rechte,
Eine Flamm' im Streit,
Roms Tyrannenknechte,
Varus Macht zerſtreut.

Nur zum Aufgang nimmer,
Sehnte ſich mein Herz;
Mit des Tages Schimmer
Taucht' es niederwärts;
Wollt' oft mit verſinken,
In Heſperiens Au'n;
Roſenäther trinken,
Palmenwälder ſchau'n!

Doch zur Morgenzone
Stieß mich mein Geſchick;
Während wie zum Hohne
Sich der Reußen Glück
Tief zum Weſten wandte,
Sonder Maß und Ziel;
Herrmanns Geiſt entbrannte,
Und der Franke fiel!

Ha, was hör' ich hier im wilden Walde?
Tönt mir nicht german'ſcher Redelaut?
Ragen nicht von naher Bergeshalde
Deutſche Hütten nachbarlich und traut?

Auch ein Kirchlein ſieht
Ueber wankend Ried,
Wo im Moosgebälk die Schwalbe baut!

Eingehegte grüne Gartenbeete,
Abgemarkte Felder, deutſcher Pflug,
Nirgends der Sarmathen wüſte Stätte —
Iſt es Wahrheit, oder iſt's nur Trug?
Treibt ein böſer Gott
Seinen freveln Spott
Mit Verbannten, die das Schickſal ſchlug?

Oder hat ein deutſcher Arm die Fluren
Der geliebten Heimath hier verjüngt?
Wo Natur mit reichen Segensſpuren
Thalgefild und Wieſenbett durchdringt.
Pflanzer, wer du biſt,
Sei mir hochgegrüßt!
Du, der mir Entferntes nahe bringt!

Ja, ſo iſts! die ſüßen Klänge
Deutſcher Zunge ſchlürf' ich ein,
Wie der Senn' im Weltgedränge
Seines Alphorns Melodei'n.

Deutſcher Bruder, ſei willkommen!
Ungetrübt ſei dein Geſchick!
Und dem heimſchen Schmerz entnommen,
Finde hier der Heimath Glück!

Denn es ſind nicht leichte Pflichten,
Die du einſam hier verübt:
Fremden Bau empor zu richten,
Ungekannt und ungeliebt!
Pflanze hier teutonſche Eichen!
Harre einer ſchönern Zeit!
Ach, vom Vaterlande weichen
Nimmer Fremdlingshaß und Streit!

9.

Die Wagen donnern, — wir ſind ſchon nah
Dem fernen, dem ladenden Ziel!
Die Stadt, die man geſtern im Geiſt nur ſah,
Sie ſteht ſchon mit Zinnen und Mauern da,
Und zeigt uns ihr Menſchengewühl.

Wer iſt dieß hohe verhüllte Weib,
Das ſinnig den Strom überblickt?
Den müſſigen Gaffern ein Zeitvertreib —
Vom Wagen neigend den Blüthenleib,
Von kindlicher Sehnſucht gedrückt?

Sie iſt des kriegriſchen Platow Kind,
Die, wandernd aus Aſiens Gau'n —
Nun Mavors Stürme gefeſſelt ſind,
Der Oder mäandriſchen Lauf gewinnt,
Den reiſigen Vater zu ſchau'n!

„Willkommen, du traziſche Frau'ngeſtalt,
Du deuteſt uns Frieden und Heil!
Verkündeſt, daß endlich der Streit verhallt,
Der Freiheit Panner ſchon nieder wallt,
Den Völkern zu ewigem Heil!“ —

Und freudiger zieh'n wir nach Weſten vor
Durch Lithauens waldige Mark;
Da trennt ſchon das Auge der Ferne Thor,
Aufrauſchen die Fichten in heiligem Chor,
Hoch über Bialyſtock's Park.

Schon ſind wir zur Stelle, — der duft'ge Kranz
Der Häuſer zerſetzt ſich in Licht;
Aufblicken die Thürme im Abendglanz,
Und nah, wie der Horen beſonnter Tanz,
Erſcheint uns der Straßen Geſicht. —

Wann ziehn wir von dannen? wann wird der Tag
Der wahren Befreiung ſich nahn? —
Da traf uns urplötzlich ein Wetterſchlag:
Unſre Freiheit berathe man erſt zu Prag,
Sie ſei nicht mehr Paulowitſch Plan.

Bei Lützen bedingte der Franken Schwert
Der Gnade gefeiertes Wort;
Und Rückkehr zum heimiſchen Vaterherd —
Durch früh're Ukaſe ſo hoch bewährt —
Verlegte man fürchterlich dort.

So fiel denn, ſo nah dem Erlöſungstraum,
Ein zwiefacher Bann uns aufs Herz;
Die Hoffnung verblühte, wie Farbenſchaum,
Und kaum erſt erwuchs unſrer Freiheit Baum,
So ward er zur Mauer von Erz!

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Erläuterungen.

Der Verfaſſer kam mit mehreren ſächſiſchen Offiziers aus ruſſiſcher Gefangenſchaft, die ein kaiſerlicher Ukas ſchon im Frühling 1813 aufgehoben hatte, jedoch verändertes politiſches Verhältniß, noch bis zum Spätherbſt fortbeſtehen ließ. Die kleinen Abenteuer ſeines Zugs von Kiow nach Bialyſtock und damals ihn bemeiſternde Empfindungen ſind Stoff und Vorwurf dieſes Gedichts; er knüpft' es an einander, wie Zufall und Moment es heiſchten und beabſichtete nichts damit, als *ſeinen Freunden ſich zu nennen*, für die er lange verſchollen war. Weiter hat er nichts darin verkleiden mögen, auch war ſein Geſichtskreis verengter als je, da er nur durch mündliche Ueberlieferungen den fernen Sturm der Schlachten hörte. Seine Wünſche ſind ſeitdem zum Theil erfüllt, die große Sache deutſcher Freiheit iſt mit Ehre ausgefochten worden, ein neuer Cyklus der Geſchichte hebt ſich an, und Glaube, Liebe und Vertrauen ſind wieder heimiſch auf germaniſcher Erde! —

Zur Erläuterung der einzelnen Romanzen ſchienen ihm folgende Nachweiſungen unentbehrlich, die er hier kurz, doch genügend, giebt.

Zu No. 1.

Eine langgedehnte Bergflur zieht ſich oberhalb Kiow, faſt parallel mit dem Strombette hin, und bietet treffliche Umſichtspunkte. In den maleriſch umher ergoſſenen Laubgehölzen hört man ſo herrliche Nachtigallen, als kaum in den Buchten des Unſtrutthals.

Am 21. Mai des Jahres 1813 ging die Befreiungsakte für alle in Kiow verhaftete Sachſen ein, und ward unverzüglich bekannt gemacht. Mehrere Offiziere gingen hierauf in den erſten Tagen des Juni mit eignen Pferden nach Bialyſtock, wo weiterer Befehl erwartet wurde. Ohne gegen Deutſchland ungerecht zu ſeyn, und unbeſchadet ſeiner landſchaftlichen Reize, ſind auch Podolien, Volhynien und der Ukraine mannichfache Schönheiten zuzugeſtehn; wohin die beiden letzten Strophen deuten.

Zu No. 2.

Die Figuren zu dieſem Gedicht lieferte der ukrainſche Flecken Beſchew, wo mehr als zwanzig junge ſchlanke Mädchen ſich in rührender Naivetät um die vorbeiziehenden Sachſen drängten, und manche unter ihnen, ihres entfernten Lieblings eingedenk, große Thränen im Auge hatte. Einige derſelben, bei meiſt ſonnenbrauner zarter Haut, hatten wahre Iſisköpfe und einen gemüthvollen, ſinnigen Blick. Sie trugen Epheu, Rosmarin und Blumen, hie und da auch Pfauenſpiegel im langen abwärts geflochtenen Haar, und blendend weiße feine Wäſche, worüber die tuchene Kurtka ſich ſchloß.

Zu No. 3.

Die Ausſicht vom vormals gräflich Subowſchen, jetzt kaiſerlichen Schloß zu Nowgorod-

Wolhynsk, veranlaßte dieſes Landſchaftsſonnet. Wälder, Wieſen, Felſen und das Flüßchen Sluz, ſind Eigenthümlichkeiten jenes ſchönen Ganzen. Die Natur ward nirgends durch Kunſt verdrängt, und ein ſtillverklärter Sommermorgen erleuchtete dieſes Friedensthal.

Zu No. 4.

Den altgermaniſchen Gebrauch, das Pfingſtfeſt durch geſchmückte Maien und geſtreute Blumen anzukündigen, trifft man in Volhynien größtentheils auch; nur hie und da erſetzt wohl Ahorn die ſchlanke minder häufige Birke. In allen Dörfern tönt dann Feſtgeläut, erſchallen herzliche Chorgeſänge. — Zwar eigentliche Rundtänze ſah ich nicht, doch öfters um Muſik verſammeltes Landvolk.

Zu No. 5.

Die Begegnung eines ruſſiſchen Landwehrhaufens — aus der weſtlichen Spitze unſeres Welttheils und den weſtlichen Landſtrecken Aſiens —

hat ſo viel eigenthümlich Pilgerhaftes, daß mir Peter der Eremit und ſeine Schaar ſtets unwillkührlich dabei eingefallen. Doch hat die That den falſchen Schein beſchämt, und tapfre wohlgeübte Gegner ſind ſolchen Angriffsmaſſen unterlegen, als jenen die Idee der Unbeſiegbarkeit ſchwand.

Zu No. 6.

Der Styr iſt ein Fluß von der Größe der Saale, der nahe bei Luzk — der Hauptſtadt in Volhynien — eine romantiſche Landſchaft durchſchlingt.

Zu No. 7.

Bekanntlich weiſſagte dem tapfern Achill ſein Wagenroß Xantus — nach dem 19. Buch der Iliade — den nahen unentfliehlichen Tod, der ihn durch Paris Pfeil auch ereilte. Daß man ſich daheim im Vaterlande mördriſch ſchlug, ja ſchon geſchlagen haben mochte, ahneten wir wohl, doch waren noch die Reſultate dunkel. Die nun folgenden Strophen ſind eine Schilderung der Rukitkoſümpfe, die eine weite Fläche überziehn, unbewohnt und unbewohnbar ſind. Hin und wieder traf man noch Verwüſtungsſpuren des vorjährigen Feldzugs, wo früher glücklich, doch ſpäter beſiegt, das Heer unter Reynier hier gefochten hatte.

Zu No. 8.

Ein unerklärbarer Zug nach Weſten, beherrſchte mich ſchon ſeit meiner Kindheit; in jetzigem Verhältniß um ſo mehr, da Sachſen, meine Heimath, gegen Abend lag, und deutſche Freiheit dort entſchieden wurde.

Zwiſchen den Flüßen Styr und Bug findet man häufig deutſche Kolonien, die ihren Sitten und Gewohnheiten treu, in Kleidung, Art und Weſen, Deutſche blieben. Wie tief ergreifend der Anblick einer ſolchen Pflanzung nach jahreslanger Verbannung iſt, wird Jeder fühlen, dem ein Vaterland blieb! — Der traurige Zufall: faſt alle Hauptſchlachten unſeres Kontinents auf deutſcher Erde auszufechten, wie auch, den Deutſchen überall im Ausland falſch zu würdigen, veranlaßte die Schlußverſe dieſer Romanze.

Zu No. 9.

In Brzesk am Bug, dem vormals ruſſiſchen Grenzpaß gegen Warſchau — deſſen herzogliches Gebiet dem Fluſſe gegenüber bei Terespol begann — trafen wir mit der Tochter des Hetmann Platow zuſammen, die eben aus dem Innern Rußlands kam und lang am Grenzzoll aufgehalten wurde. Ihre weitere Fahrt nach Schleſien, angeblich zu ihrem berühmten Vater, dünkte uns ein großes Friedenszeichen, obſchon dieß leider der Fall nicht war und ſie nur den Waffenſtillſtand vortheilhaft benutzte. Auch unbeachtet ihrer Herkunft und Geburt, hielt ſie ſich, wie mir ſchien, mit vieler Würde, ſo einfach auch ihre Kleidung und Umgebung und kriegriſche Geleitſchaft war. — Die örtliche Lage von Bialyſtock — einſt Beſitzung der Madame de Cracowie — iſt angenehm und freundlich überraſchend, und dünkte es uns anfänglich noch mehr, da wir aus ſchlecht bebauten Wüſten kamen.

Leider ward uns hier Beſtätigung der Erfolge der Lützener Schlacht, und unſre Freiheit blieb noch lange aufgeſchoben.

III.

Xavier.

Ein Familienbild

von

Louiſe Brachmann.

Es thut dem Herzen wohl, wenn man zuweilen beim Anblick ſeelenvoller Bilder vernimmt, daß es Portraits, und nicht bloß Schöpfungen der Künſtlerſeele ſind. Eine Geſchichte aus nicht allzulang vergangner Zeit ſprach mich vor Kurzem rührend an; ich nahm mir vor, das edle Bild auch meinen Freunden mitzutheilen. Einige ſelbſtverlebte ſchöne Tage mögen ihm gleichſam zum heitern Landſchaftsgrunde dienen.

Schon ſeit lang war ich auf das Schloß einer befreundeten Familie eingeladen geweſen. Nur geiſtig hatten wir bisher in Verbindung geſtanden, allein auch ungeſehen eine lebhafte, gegenſeitige Freundſchaft gefaßt. Ich freute mich, als ich endlich einmal die Reiſe dahin unternehmen konnte, und am Abend eines ſchönen Juniustages den Wohnſitz meiner Freunde begrüßte.

Herr und Frau von ** empfingen mich mit wahrhaft herzlichem Ausdruck von Freude. Beide, aus alten rühmlichen Rittergeſchlechtern entſproſſen, vereinen die Biederkeit der frühern Zeit mit lebhafter Empfänglichkeit für Kunſt und alles Schöne, alles Große, was die neuere bietet. Es war ſchon dunkel als ich ankam; man führte mich in einen mit Kerzen erhellten Saal im untern Stockwerk, wo unſrer die Abendmalzeit harrte. Wir gingen erſt ſpät aus einander; meine freundliche Wirthin führte mich ſelbſt die Treppe hinauf nach dem für mich beſtimmten Zimmer. Es war ein einfach ausgeziertes hohes Zimmer mit einem daran ſtoßenden freundlichen Schlafgemach; ich ſah mich wohlgefällig in dem ſtillen Beſitzthum; allein jetzt öffnete Frau von ** eine hohe Glasthür, welche von innen durch ſeidne, bis zum Boden herabwallende Gardinen verborgen geweſen war; wir traten heraus auf einen Balkon — und hier — mit einem Male lag eine Landſchaft vor mir, ſchön, in einem ganz ungewöhnlichen Charakter ſchön, und von dem zaubriſchen Licht des vollen Monds beleuchtet.

Der weite, laubenvolle Blumengarten, der ſich bis unter den Balkon hinzog, die Baumgruppen, die Haine rings um ihn her, nur hier und da von Wieſengrund durchbrochen, Alles wurde durch einen Halbkreis romantiſcher Felſen eingeſchloſſen, die, ſich von einer Seite zur andern ziehend, ein ſtilles Friedensthal zu bilden ſchienen, in deſſen Schooße Schloß und Garten wie in einer Wiege ruhten. Es machte einen eignen Eindruck von Ruhe, von ſanftem Schwindel, möcht' ich faſt ſagen, wenn man auf die ganz gleichen Steinſchichten der glatten, niederſteigenden Felſenwände ſah, ſo daß mich das Ganze beinahe wie eine Traumlandſchaft zu umdämmern ſchien.

Gerade eine ſolche Stimmung gehörte dazu, um mich ſo aufmerkſam auf die an ſich einfachen Worte zu machen, die eben Frau von ** zu mir ſagte, als ſie ſich wegbegeben wollte: „Ruhen Sie ſanft, meine Freundin! Sie wohnen, wo ehemals ein guter Menſch gewohnt hat!“

Ich glaubte einen eignen bewegten Ausdruck in ihrer Stimme zu bemerken. — „Und wer, wenn ich fragen darf?“ — verſetzte ich theilnehmend.

„Mein längſt verſtorbner Oheim, ein Ordensritter“ — erwiederte ſie, mit dem vorigen Tone, drückte mir herzlich die Hand, und entfernte ſich.

Dieſe wenigen Worte, mit einer Art wehmüthiger Bedeutung ausgeſprochen, beſchäftigten mich. Eine Menge dunkler Ideen ſchienen ſich ſchon mit dem Worte: Ordensritter, für mich zu verbinden, das ich nie mit Kälte nennen höre. Dieſe, ſo ſtille, feierliche, ätheriſch mich umſchwimmende Landſchaft, faſt war es mir, als ob ſie zuſammenflöſſe mit dem Gedanken an den edeln, unglücklichen Bewohner dieſer Zimmer!

Daß er edel geweſen war, konnte ich nicht bezweifeln; hatte ihn nicht Frau von ** mit einem ſo beſtimmten Accent einen guten Menſchen genannt? ſie, welche, die Beſcheidenheit ſelbſt, nie etwas Vortheilhaftes von ſich oder den ihr Angehörigen zu ſagen wagte, wenn es nicht in noch dreimal höherm Grade zu verbürgen ſtand! Daß er nicht glücklich war, dieß glaubte ich aus der Art ſchließen zu können, mit der ſie von ihm geſprochen hatte. — So wurde mir dieſe Stelle, die er vor mir bewohnt hatte, gleichſam zum ſtillen Heiligthum, und wie im Schutze eines guten Geiſtes ſchlief ich ein.

Ein himmliſcher Morgen erweckte mich; die Gegend prangte nun mit verändertem Reiz in ihrer maleriſchen Farbenfriſche, wo goldne Sonnenlichter über Felſen und Bäume ſpielten, die Wipfel von Geſang ertönten, und Bienen munter über die Blumenfelder unter meinen Balkon hinſummten. Erfreut nahm ich den Vorſchlag meiner liebenswürdigen Gaſtfreunde zu einem ländlichen Spaziergange an. Wir wählten die entgegengeſetzte Richtung von der Ausſicht, die ich aus meinem Zimmer hatte, und auch hier fand ich die anmuthreichſte Landſchaft. Die Felder, die wir durchwandelten, ſtanden in ſchwellendem Wuchs; Pflanzungen trefflicher Fruchtbäume zogen ſich an dem Fuße und oft zwiſchen den Spalten der Felſen am Stromgeſtade hin, und die hellen, reinlichen, freundlichen Dörfer ſchienen vom blühendſten Wohlſtand zu zeigen.

Mich erfreute dieſer Anſchein von Glück;

demohngeachtet verwebte ſich auch mit dieſem lachenden Gemälde das Bild des edeln, frühverſtorbnen Oheims, ſo wie es ſich mir geſtern auf den dämmernden Landſchaftsgrund gemalt hatte. Wie gern hätte ich etwas Näheres von ihm gewußt! doch wagte ich nicht, dieſe Saite zu berühren, aus Furcht, ſie möchte vielleicht ſeinen Verwandten empfindlich ſeyn.

Wir ſahen jetzt eine grünfunkelnde Wieſe vor uns liegen, um die ſich herrliche Baumgänge zogen, die Wege von einem Ort zum andern mit wohlthätigen Schatten deckend. Einer von dichten Buchen, einer von Linden, und wir ſtanden eben unter einem ſchattigten Pappelgange, der trotz ſeiner hochſtrebenden, luſtig flatternden Zweige, ſich doch zu einer dichten Säulenhalle bildete. Frau von ** blieb einen Augenblick ſtehen, und ſah empor zu dem hohen, flüſternden Laubdach; dann ließ ſie den Blick wieder langſam ſinken und ſagte halbleiſe: „Dieſe Schattengänge hat mein guter Oheim, der Ordensritter, auch angelegt.

Mir war, als ob ich dieß ſchon geahnet hätte;

doch höchſt erfreut, dieſen Gegenſtand endlich berührt zu ſehen, ſuchte ich eifrig ihn feſtzuhalten. „Wie?“ rief ich mit theilnehmender Aufmerkſamkeit und einem Blick auf beide, der mehr von dieſen herzlichen Aeußerungen zu bitten ſchien. „O ja!“ nahm jetzt Herr von ** mit warmer Dankbarkeit das Wort, „den größten Theil des Wohlſtands dieſer Fluren verdanken wir dieſem vortrefflichen Verwandten, der ehmals der Beſitzer dieſes Guthes war. — Dort, ſehn ſie jenes Dörfchen durch die Bäume blinken? Jene größtentheils neuen, reinlichen Häuſer hat er den armen Einwohnern nach einem großen Brande wieder aufgebaut.“

„Dort jene Kirche,“ ſagte Frau von **, nach einem andern, größern Dorfe zeigend, „die lange halb verfallen ſtand, hat er wieder zum Gottesdienſte eingerichtet — und ſehen Sie — dort kommen die lebendigen Zeugen ſeiner Wohlthätigkeit!“

Ein Zug fröhlicher, blühend geſunder Kinder kamen eben aus einem weißen, anſehnlich gebauten Hauſe nicht fern von der erwähnten Kirche, und ging nach dem umbüſchten Dörfchen zu. — „Dieß iſt das Haus des Lehrers,“ fuhr Herr von ** fort, „zu der Schule, die er geſtiftet hat, für die Kinder ſeiner ärmern Unterthanen; denn nicht bloß Felder wollte er verbeſſern, und Bäume pflanzen, auch das Gute hat er eifrig gepflegt in Seelen, welche ihm Gott anvertraute.“

Die Kinder gingen jetzt zutraulich grüßend an uns vorüber; Herr und Frau von ** unterhielten ſich theilnehmend mit ihnen, forſchten nach den Fortſchritten ihres Fleißes, theilten kleine, ermunternde Gaben aus; beſtellten manche, deren Eltern krank waren, nach dem Schloſſe, und dieß Alles mit einer ſo natürlichen, ſo anſpruchloſen Herzlichkeit, daß ſie meine Gegenwart beinahe ganz zu vergeſſen ſchienen. O wie gut muß der geweſen ſeyn, ſagte ich zu mir ſelbſt, den dieſe, ſchon ſelbſt ſo guten Menſchen, mit dieſer feurigen Bewundrung loben!

Indeſſen hatte die Dazwiſchenkunft der Kinder, die Erwähnung ihrer häuslichen Angelegenheiten dem Geſpräch eine andre Richtung gegeben.

Unſre Wandrung, die einen Zirkel beſchrieben hatte, neigte ſich zu ihrem Ende, und das Schloß lag ſchon nah und ſchimmernd vor uns, als wär' es der Juwel in dieſem ſchönen Ringe. Mit ſtiller Achtung ſchloß ich das Intereſſe, das nun ſo ſchön gerechtfertigt war, in mein Gemüth; allein in einer ungeſtörten Nachmittagsſtunde, wo eben Frau von ** bei mir in jenem, durch Erinnerung mir ſo bedeutend gewordenen Zimmer war, benutzte ich den Augenblick, und ſagte, ihre Hand ergreifend, mit nicht mehr verhehlter Wärme: „O halten Sie es nicht für Neugier, wenn ich ein inniges Verlangen hege, etwas mehr von dem Schickſal jenes edeln Todten zu wiſſen, der mich nach allen dem, was ich von ihm höre, ſehr lebhaft intereſſirt; und von dem mir ein innres Gefühl zu ſagen ſcheint — — daß er ſelbſt nicht ſo glücklich war, als er andre machte.“ „Wie könnte ich den Ausdruck wahren Antheils verkennen?“ erwiederte meine Freundin, „und gegen wen könnte ich daher lieber von ihm ſprechen, als gegen Sie? Ja, Ihr Gefühl hat Sie nicht betrogen; er war nicht glücklich! Er, der rings um ſich Segen zu verbreiten ſtrebte, mußte ſelbſt darben an den liebſten Wünſchen ſeines Herzens. Dieſe Stäte, dieſe einſamen Gemächer ſind wohl öfter Zeugen der ſtillen Kämpfe ſeines edeln, glückloſen Herzens geweſen.

„Die Geſchichte ſeines Schickſals iſt einfach, vielleicht nicht ungewöhnlich; allein die Art, wie er ſein Schickſal ertragen, beſiegt hat, mag nicht ganz gewöhnlich ſeyn. Ach, ich kann Ihnen mit allen ihren kleinſten Umſtänden dieſe Geſchichte mittheilen; denn von der früheſten Kindheit an hat mich eine innige Theilnahme zu dieſem guten Oheim gezogen, und das, was er meiner Mutter einſt ausführlich vertraut, habe ich von dieſer wieder erhalten, und unauslöſchlich feſt meinem Gedächtniß eingeprägt.

„Xavier von M.. — dieß war ſein Name, — der einzige Sohn meiner Großmutter mütterlicher Seite, und nach dem frühen Tode ſeines Vaters, der letzte Sproſſe eines angeſehnen Geſchlechts, war zu bedeutenden Anſprüchen an das Leben erzogen. Der Reichthum ſeines Erbes ſetzte ſeine Mutter und ſeine Vormünder in den

Stand, ihm die vollkommenſte Erziehung geben, und die natürlichen Anlagen ſeiner Seele auf das glänzendſte ausbilden zu laſſen, und ſo vereinte er mit der Empfindſamkeit des beſten Herzens einen ſehr aufgeklärten, durch Wiſſenſchaft geſchmückten Geiſt. Reiſen vollendeten, was er auf mehrern Akademien mit gründlichem Streben eingeſammelt hatte, und gaben zugleich ſeinem Aeußern jene anmuthige Gewandtheit, welche eine vortheilhafte Geſtalt erſt hervorhebt.

„Aber“ — unterbrach ſich Frau von * *, „Sie müſſen verzeihen, wenn ich vielleicht zu warm zu ſeinem Lobe hingeriſſen werde! müſſen vergeſſen, daß ich von einem Verwandten ſpreche! — — und iſt er denn nicht jetzt ein längſt verklärtes Weſen? — der Tod hebt ja über alle irdiſche Bande hinaus!

„Er war zur diplomatiſchen Laufbahn beſtimmt, und ſchon hatte er an unſerm Hofe einige Jahre mit Beifall und Ehre gedient, und das nach rühmlicher Auszeichnung dürſtende Gemüth ſeiner Mutter mit frohem Stolze erfüllt, als ihn eine Reiſe in Geſchäften des Staats in ein entferntes

Fürſtenthum führte. Er eilte auf das Schloß ſeiner Mutter, um dieſer und ſeiner kleinen Schweſter noch vorher Lebewohl zu ſagen.

„Seine Mutter, eine geborne Gräfin von S.., eine würdige Frau, aber mit etwas ſtrengem, faſt männlichem Geiſte begabt, ertrug die Trennung von dem theuern Sohne mit Standhaftigkeit; doch hielt ſie es für angemeſſen, ihm, welchen ihr die letzten Jahre faſt aus dem Geſicht gerückt, noch vor dem Scheiden die Wünſche und Hoffnungen ihres Lebens ans Herz zu legen. Sie, welche des Vaterloſen frühere Erziehung faſt allein und mit geiſtvoller Kraft geleitet hatte, ſtand in einem faſt überirdiſchen Anſehn bei ihrem Sohne, und jedes ihrer Worte war ihm bisher Befehl geweſen, jeder Blick ihrer feuervollen Augen gleichſam ein lohnender oder ſtrafender Urtheilsſpruch.

„Xavier — fing ſie mit einem halb gütigen, halb vorwurfsvollen Lächeln an, als die Stunde des Abſchieds nahte — iſt dir deine Mutter ſo fremd geworden, daß du mir nichts von dem zu ſagen weißt, was einem Menſchen in deinen Jahren immer das Wichtigſte iſt?“

„Was meinen Sie, theure Mutter?“ fragte Xavier beinah beſtürzt.

„Ich meine die Angelegenheiten deines Herzens!“ lächelte dieſe. — „Welche von den ſchönen Fräuleins der Reſidenz, Gräfinnen oder wohl gar Prinzeſſinnen hat denn den Preis bei dir davon getragen? und will ſich künftig herablaſſen, den Namen derer von M.. zu tragen?“

„Aengſtlich hatte Xavier umher geſonnen, wodurch er ſich wohl einen Vorwurf von der verehrten Mutter könne zugezogen haben? Jetzt athmete er wieder leicht, und blickte ſie mit freien treuherzigen Augen an. „Beſte Mutter,“ rief er fröhlich, „wenn Sie mich in dieſem Verdacht gehabt haben, ſo darf ich Ihnen auf mein Ehrenwort verſichern, daß Sie mir Unrecht thaten! Bisher hat nur der Wunſch meine Seele beſchäftigt, meine Stelle im Staate rühmlich zu erfüllen, was doch wohl des Mannes erſtes und edelſtes Ziel ſeyn ſoll. — — Noch fand ich kein Weib, — und aufrichtig geſagt, — achtete auch auf keins, — das mir hätte gefallen können!“

„Deſto ſchlimmer!“ rief die Mutter, „deſto ſchlimmer, mein Freund! Du ſtehſt in deinem ſechs und zwanzigſten Jahre; und haſt du nie daran gedacht, ob das Geſchlecht deiner edeln Ahnen fortblühen möge, oder untergehen? Dieß Geſchlecht, das glorreiche Helden in ſeiner Reihe zählt! Iſt dir es gleichgültig, ob der Name der M., fortan auf Erden genannt werde, oder nicht?“

„Dieſe Worte überraſchten Xavier. In dieſem Augenblicke fuhr ſein Reiſewagen vor. — „Geh, mein guter Sohn!“ ſagte die Mutter weicher, als gewöhnlich, und mit Thränen im Auge. — „Vielleicht, daß du in jenen fernen Gegenden findeſt, was uns beide beglücken kann! O daß mir Gott die Freude ſchenkte, noch Enkel an mein Herz zu drücken!“

„Erröthend und in höchſter Beklommenheit umarmte Xavier ſeine Mutter, verſprach ihr in ehrerbietigen, aber flüchtigen Worten, immer, ſo viel es ihm nur möglich ſei, ihren Wünſchen gemäß zu handeln, küßte noch ſeine kleine Schweſter, und warf ſich dann ſchnell in den Wagen.

„Er hatte unterweges Zeit genug, Betrachtungen nachzuhängen, die ſich je mehr und mehr zur Schwermuth neigten. Es lag wohl etwas Wahres, Gerechtes in den letzten, ſo bewegt ausgeſprochnen Worten ſeiner Mutter; auch war es ſein ganzes Leben durch ſein Ziel geweſen, die Wünſche dieſer hochverehrten Mutter zu erfüllen, und nun auf einmal ſah er ſich an dunkler Grenze ſeiner Macht, ja beinah ſeines Willens! Denn wenn auch tauſend zarte Bande von liebender Gefälligkeit die Welt gegenſeitig verknüpfen, bei dieſem Gegenſtand allein iſt ein edles Gemüth ewig frei, und wird durch keine Feſſel, wärs auch die Zarteſte, beſchränkt. Entſagen kann ein hoher Menſch aus Rückſicht gegen Andre dem Kleinod, das er liebt, doch nimmer aus derſelben Rückſicht ſich dem ergeben, was ihm nicht durch Liebe geheiligt iſt.

„Je inniger Xavier gewünſcht hätte, ſeiner Mutter auch hierin willfahren zu können, je mehr ſah er ſich in der Folge in Widerſpruch mit den höhern Forderungen ſeines Herzens. Er kam an dem Hofe an, für welchen ſeine Aufträge beſtimmt waren, und ward, als der Geſchäftsträger eines angeſehnen Fürſtenhauſes, mit größter Auszeichnung empfangen. Sein vortheilhaftes Aeußeres, wahrſcheinlich aber noch mehr der Ruf ſeines bedeutenden Vermögens, lenkten bald die Herzen aller Damen der Reſidenz auf ihn; allein weder unter ihnen, noch unter den zahlreichen Frauen und Fräuleins der benachbarten Gegenden, fand er Eine, die ſeinem dunkeln, aber heilig gehaltnen Ideal von Liebe ſich nur von fern genähert hätte. Und zog ihn auch wohl hin und wieder ein liebenswürdiger äußrer Schein von Seele an, ſo mußte er ihn immer nur zu bald für Schein erkennen.

„Einſt ward er mit mehrern Großen der Hauptſtadt auf das Schloß eines benachbarten, ſehr reichen Edeln geladen, der die Vermählung einer ſeiner Töchter durch achttägige Feſte feierte. In ſchimmerndem Gemiſch war hier die ſchöne Welt von nah und fern verſammelt; ſchwarze Augen funkelten neben ſchmachtenden blauen, und gingen ſieggewohnt zu offner Fehde aus, während jene gleichſam nur durch verdeckten Angriff in die Herzen zu dringen ſuchten. Bei Hebe's Jugendblüthe prangte dort Junoniſcher Wuchs, und Alles in der Glorie des höchſten Schmucks, der größten Pracht in den Gewändern, in der ſchimmernden Verklärung der Juwelen. Nur ein Gemüth, wie Xavier, konnte hier ungeblendet und ungefeſſelt bleiben.

„Ihm ward bald dieſes leere, luſtſüchtige Geräuſch zum Ueberdruß, und er ſtahl ſich nicht ſelten von der Geſellſchaft weg, um einen einſamen Spaziergang in die umliegende Gegend, vorzüglich in den nahen Wald zu machen. Ein Vergnügen, das er von jeher ſehr geliebt hatte, und das ihm bei ſeiner Neigung zu Ernſt und Stille, beinahe zum Bedürfniß geworden war.

„In einer ſchwülen Nachmittagsſtunde ſuchte er auch nach aufgehobner Tafel die Schatten des Waldes auf, deſſen naheliegender Theil durch mancherlei engliſche Parthien verſchönert war. Langſam wandelte er durch die grünen Irrgänge, und kam jetzt an ein recht ſtilles, heimliches

Plätzchen, zu einer Moosbank, rings von blühendem Geſträuch umgeben, und von ſchattenden Bäumen im Kreiſe eingeſchloſſen. Er warf ſich auf dieſen gleichſam der Ruhe geweihten Sitz, und fing ſchon an, bei dem leis flüſternden Geräuſch der Blätter ſich einem leichten Schlummer hinzugeben, als er nicht fern von ſich etwas Farbiges aus dem Graſe blicken ſah, was durch das Gebüſch halb verdeckt ward. Er hob es auf; es war eine kleine Brieftaſche von rothem Marokin. Flüchtig durchblätterte er ſeinen Fund, nur um vielleicht den Eigenthümer dadurch zu erkennen. Doch unwillkührlich ward er durch den Inhalt angezogen, und zu Uebertretung ſeiner ſonſt gewöhnlichen Diskretion verleitet. Es waren Denkſprüche von einer zierlich weiblichen Hand geſchrieben, hingeworfne Gedanken und Empfindungen, deren einige aus vorzüglichen Schriftſtellern entlehnt, andre aus der eignen Tiefe eines reichen Gemüths hervorgegangen ſchienen. An manchen ſah man es deutlich, wie ſie in bekümmerter Stimmung niedergeſchrieben waren, wie ſich das beklommne Herz durch ſie hatte Troſt zuſprechen wollen. Unter andern ſprachen ihn ein paar Strophen rührend an, die auch mir im Gedächtniß geblieben ſind:

„Wer ſchon ſeit der Kindheit Tagen
Glücklich darf durchs Leben geh'n,
O er mag durch kühnes Wagen
Seinen Muth unſterblich ſeh'n!

Doch dem Armen, dem im Leben
Nie gelacht des Glückes Huld,
Stärke du ſein mühvoll Streben,
Heldin, himmliſche Geduld!“

„Ein lebhaftes Intereſſe war nun für Xavier in dieſes leere, müſſige Geräuſch gekommen, das er vorher geflohen hatte; denn er konnte nicht zweifeln, daß eine von den Damen der Geſellſchaft die Schreiberin dieſer Sinnſprüche ſei. Denn benutzten doch auch die übrigen Theilnehmer an dem Feſte zum öftern dieß ländliche Recht des freien Umherſtreifens in der Gegend! Ein neues, lebhaftes Intereſſe auch für ſein ganzes Leben war ſeit dem Augenblicke aufgegangen. Mit Unruhe wartete er auf den Abend, wo ſich die Gäſte ſämmtlich im großen Saale zu verſammeln pflegten, und er im vielſeitigen Geſpräch die Unbekannte ſicher zu erforſchen hoffte.

„Der Abend kam; Wirth und Gäſte verſammelten ſich; allein Xaviers Hoffnungen wollten ſich nicht erfüllen. Schon der Charakter ſtiller Traurigkeit, duldender Ergebung, welcher die Verfaſſerin dieſer Aufſätze zu bezeichnen ſchien und ſie ſeinem großmüthigen Herzen nur unendlich werther machte, hätte ihm ein leiſer Fingerzeig bei ſeinen Nachforſchungen ſeyn können; doch dieſe Damen ſchienen alle glücklich faſt bis zum Uebermuthe. Durch tauſend zarte Wendungen, wie ſie einem geiſtreichen Weltmann wohl zu Gebote ſtehen, ſuchte er den Geiſt der Damen zu erforſchen; ſchlug alle Saiten jener in den Inſchriften geäußerten Ideen und Gefühle an, ohne daß ihm auch nur ein einziger antwortender Ton gekommen wäre. Endlich gab er ſogar ein Spiel an, worin Jeder eigenhändig einen Gedanken niederſchreiben mußte, um ſo mindeſtens durch die Handſchrift der Unbekannten auf die Spur zu kommen; doch auch nicht eine glich jenen eigen gefälligen Schriftzügen. Ihm blieb nun nichts, als den lieben Fund zu bewahren, da er ihn nicht gegen eine noch liebere Entdeckung hatte vertauſchen können.

„Indeſſen, eine Art von Unruhe, von Unbehaglichkeit hatte ſich ſeines ganzen Weſens bemächtigt, die er vorher nie gekannt; ſchlaflos warf er ſich einige Stunden der Nacht auf ſeinem Lager, und ſprang endlich auf, um, wie er ſich ſelbſt überredete, den Aufgang der Sonne einmal auf dem nahen Berge zu betrachten. Im Grunde hätte er aber wohl gewünſcht, eine andre Sonne am Himmel ſeines Lebens aufgehen zu ſehen.

„Im Schloſſe lag noch Alles im tiefen Schlafe; leiſe ging Xavier aus ſeinem Zimmer durch einen Seitengang deſſelben Flügels nach dem Garten; denn mild und ſchonend, wie er ſtets gegen Andre war, hatte er niemand wecken wollen, ſelbſt ſeinen Diener nicht. Er öffnete die Seitenthür, und trat hinaus in den Garten, der ſich in blühenden Teraſſen hinter dem Schloſſe hinzog, und dann durch den anſtoßenden Park ins Freie führte. Jetzt lag noch Dunkel auf dem Luſtgebiete; nur noch in unbeſtimmten Formen und Farben ſchwankten die hohen Blumen ihm entgegen, und thaten mehr durch reiche Düfte, die ihm Sehnſucht weckend entgegen wogten, ihren Blumenadel kund.

„Still wandelte er an der langen Seitenwand des Schloſſes hin; da ſah er aus einem Fenſter in dem unterirdiſchen Geſchoſſe, in dem die Küche lag, ſchon ſo früh den Schein eines Lichtes blinken. Er trat hinzu, und ſah, daß es aus einem kleinen Stübchen neben der Küche kam; das Fenſter ragte halb über dem Grund empor, und ſo ward es ihm leicht, das zu beobachten, was da unten vorging.

„An einem reinlich weißen Tiſche ſah er ein junges Mädchen emſig beſchäftigt, allerlei Gartengemüß für den nächſten Mittag zuzubereiten und zu ordnen. Sie ſchien ſo ſtill, ſo fromm einzig mit ihrer Arbeit beſchäftigt; er meinte, lang nicht ein ſo liebliches und zugleich ſo unſchuldig ſanftes Geſichtchen geſehn zu haben.

„Mein Gott! ſagte er gerührt zu ſich ſelbſt, wie hart iſt doch das Loos der dienenden Menſchenklaſſe! Während im Schloß die Herrn und Damen ſich noch ſtundenlang auf ihren ſeidnen Lagern wiegen, muß dieß arme Geſchöpf dem Tage voraneilen, und hier beim matten Lichtſchein für unſern flüchtigen Genuß arbeiten!

„Zögernd verließ er dieſe Stelle, und ging durch die dämmernden Fluren ſeinem ſich vorgeſetzten Ziele zu. Der majeſtätiſche Anblick des Sonnenaufgangs erhob ihn wohl auf Augenblicke, doch ganz konnte er ihn nicht zerſtreuen. Als er zurück kam, ſah er im Vorbeigehen an der Küche jenes anmuthige Geſchöpf ſchon nebſt andern Arbeiterinnen bei dem hochlodernden Feuer beſchäftigt, und ein leiſer Seufzer ſtieg in ihm empor.

„Drückend war ihm der Zwang, womit er der Geſellſchaft ſeinen Trübſinn verbergen mußte, um ſo mehr, als am vorigen Abend ſeine lebhafte Fröhlichkeit, eine ungewohnte Erſcheinung dargeboten hatte. Sobald der Anſtand es erlaubte, eilte er wieder zu einem einſamen Spaziergange.

„Er folgte heut einem ſchmalen Fußpfade, der zwiſchen Hügeln hinlief, und kam jetzt in ein kleines, abgeſchiednes Thal, wohl fähig, einem Zeichner den Stoff zu einem anziehenden Landſchaftsſtück zu bieten. Auf einer Seite Berge, auf der andern der maleriſche Wald, und im Hintergrunde eine Halmenhütte, die ſeine Blicke bald ausſchließend an ſich zog, denn er bemerkte eine Dame von der anmuthigſten Geſtalt mit flüchtigen Schritten auf die Hütte zu eilend, einen einfachen kleinen Strohhuth auf dem Haupte, und ein Körbchen am linken Arme. Im Näherkommen ſah er, daß ſie dieß in den Schooß einer Bäuerin leerte, die neben einem ſilberhaarigen Greiſe auf der Bank vor dem Hauſe ſaß.

„Unwillkührlich beflügelte auch Xavier ſeine Schritte, allein eh er ſie noch erreichen konnte, gab ſie den Landleuten die Hand, küßte ein Kind, das neben beiden auf dem Boden ſpielte, und verfolgte dann eilig ihren Weg.

„Wer war dieß?“ fragte Xavier den Greis im Vorübergehen.

„Ach, gnädiger Herr,“ verſetzte dieſer mit naſſen Augen, „dieß war das gute Fräulein, das uns durch ihre Wohlthaten noch das Leben erhalten hat. — Mein einziger Sohn iſt in der Schlacht geblieben; ſein Weib, hier dieſe junge Frau, fiel aus Kummer in eine tödtliche Krankheit; — Sie ſehen, wie ſie noch ſo blaß ausſieht! — Xavier ſah wirklich das todtenbleiche Geſicht der jungen Frau, die eben erſt das Bett verlaſſen hatte, und ſich ein wenig im Sonnenſchein erquicken wollte.

„Nur die Liebe zu ihrem Kinde,“ fuhr der Alte fort, „zu unſrer armen kleinen Magdalis hier,“ er zeigte auf das Kind, das unbefangen auf der Erde ſpielte, „konnte ihr das Leben noch wünſchenswerth machen; ich — —“

„Xavier reichte ſchnell dem Alten eine reiche Gabe; nur dießmal fühlte ſich ſein Herz nicht zu mitleidiger Aufmerkſamkeit geſtimmt — „Und wer iſt eigentlich die Dame?“ fragte er ungeduldig.

„Ach, ſie iſt eigentlich ſo in der Stille die Wohlthäterin von allen Armen im ganzen Dorfchen,“ verſetzte der Greis. — „Wir nennten ſie nur — —

„Gern hätte Xavier jetzt noch etwas mehr gehört, allein er ſah eben die Fremde in einen Gang des Waldes einlenken, und mußte fürchten, ſie ganz aus dem Geſichte zu verlieren. Mit magnetiſcher Kraft zog es ihn ihr nach. Er konnte ſich einer verwunderten Bewegung über ſich ſelbſt nicht enthalten, als er ſo die verſchlungnen Wege des Waldes nach einem unbeſtimmten Ziel verfolgte. Seltſam! dachte er bei ſich ſelbſt, ſonſt war mir das andre Geſchlecht ſo gleichgültig, als ob es gar nicht exiſtirte, und jetzt haben in vier und zwanzig Stunden mich drei verſchiedne Gegenſtände in eine ſo lebhafte Unruhe bringen können?

„Ach, er wußte noch nicht, daß dieß die einmal aufgeregte Sehnſucht war! Das menſchliche Herz gleicht einem ſchlummernden Kinde. Wenn es einmal aus ſeinem Schlummer aufgeweckt iſt, ſo quält und jammert es ſo lang, bis man ihm Nahrung reicht, oder auch wohl, bis es der Tod wieder in Schlummer wiegt!

„Der Pfad, den Xavier, der Dame folgend, einſchlug, führte ohne Abwege in den Park; und jetzt erblickte er die Fremde wieder, und zwar gerade an der Stelle, wo er die Brieftaſche gefunden hatte, und, wie es ſchien, bemüht, etwas verlornes aufzuſinden. — Ein reizender Gedanke flog leicht durch ſeine Seele. Er nahte ſich mit froher Schnelle; allein — — betroffen bebte er zurück; denn unter ihrem beſchattenden Halmenhuthe erkannte er das liebliche Geſicht der kleinen Köchin dieſes Morgens!

„Einen ſo angenehmen Eindruck auch dieſe Phyſiognomie auf ihn gemacht hatte, ſo überraſchte ihn doch eben jetzt ihr Erkennen höchſt unerwünſcht, jetzt, wo ſie ſeiner Erwartung von der idealiſirten Unbekannten in den Weg trat, von der hohen Dame, der das elegante Portefeuille gehörte, und vorzüglich der Schreiberin ſo ſeelenvoller Aufſätze.

„Es war, als ob das Mädchen den Ausdruck faſt an Unmuth gränzender Ueberraſchung an ihm bemerkte, und mit einer ſchüchternen Verneigung wollte ſie an ihm vorübergehen; doch ſchnell ſich bemeiſternd, fragte er ſanft: „Haben Sie vielleicht hier etwas verloren?“

„O nur eine Kleinigkeit,“ verſetzte ſie erröthend, — „Etwas, das wohl außer mir für niemand einigen Werth haben kann.“

„Wär' es möglich? flüſterte eine Stimme in ſeinem Innern, und auch er erröthete vor dem entzückenden Gedanken! Schon der Ton ihrer *Stimme, ihr ganzes* Weſen, ſo wie er ſie genauer betrachtete, verrieth eine gebildete Erziehung. Sie trug ein einfach weißes Kleid, das, ſo häuslich es war, doch durch die natürliche Anmuth ihrer Bewegungen zum idylliſchen Gewand erhoben ward; die ſeidnen braunen Locken fielen in weichen Wellen um das Oval ihres Geſichts, und ſtanden höchſt lieblich gegen die ſanften, ein wenig blaſſen Roſen ihrer Wangen.

„Xavier forſchte jetzt mit aller der Vorſicht, die er ſich vorgeſetzt hatte, nach ihrem Verluſt; und — o Wonne! deutlich und zweifellos erkannte er in ihr die ſo erſehnte Schreiberin jener Aufſätze, und fühlte nun mit Entzücken, daß ihn doch jene drei verſchiednen Eindrücke nur zu einem und demſelben würdigen Gegenſtand ſeiner Verehrung geführt hatten.

„Aber — o mein Gott, Fräulein!“ rief er, „wie iſt es möglich, daß ſo viele Vollkommenheiten in dieſer gänzlichen Verborgenheit begraben bleiben konnten?“

„Eine Thräne trat bei dieſen Worten in ihre Augen, die ſie aber ſchnell zu verbergen ſtrebte. — „Die überhäuften Geſchäfte im Hauſe meiner Anverwandten,“ ſagte ſie ſchonend, „wollen es jetzt nicht wohl erlauben, daß auch ich mit an der Geſellſchaft Antheil nehme.“

„Ihrer Anverwandten?“ wiederholte Xavier, „o nennen Sie mir Ihren Namen! ſagen Sie mir etwas von Ihrem Schickſal! Gott iſt Zeuge, daß Sie mit einem Freunde ſprechen!“

„Dank dieſer Güte!“ erwiederte das Mädchen mit einem beſeelten Blicke — „Mein Name iſt Otilie von R.. — Seit dem Tode meines guten, aber armen Vaters, den ich vor drei Jahren verlor, genieße ich den Schutz meiner

Verwandten, in deren Hauſe Sie, wie ich vermuthe, jetzt Gaſtfreund ſind.

„Wie?“ rief Xavier, dem in dem Augenblicke ein kränkender Zuſammenhang aufdämmerte, „ſo lange habe ich mit Ihnen unter einem Dache geathmet, ohne noch je das Glück gehabt zu haben, Sie zu ſehen?“

„Herr und Frau von B. haben mir ihre Wirthſchaft anvertraut;“ erwiederte Otilie — „Und ſo — ruft mich auch jetzt die Pflicht wieder nach Hauſe. — Haben Sie Dank für die Wiedergabe meines kleinen Verluſtes — und noch mehr — für dieſe freundliche Theilnahme!“ — ſetzte ſie mit höchſt einnehmender Verbindlichkeit hinzu, verneigte ſich achtungsvoll, und ſchlug unverzüglich den Rückweg ein.

„Xavier ſtand etwas überraſcht von dieſer Gegenwart des Geiſtes, ſo ſehr ſie mit Beſcheidenheit, mit Demuth faſt, verbunden war; doch im Gefühl ſeiner treuen Geſinnungen, eilte er ihr einige Schritte nach und ſagte: „Fräulein, ich muß ſie ehren, dieſe Gewiſſenhaftigkeit gegen einmal übernommene Pflichten, allein — bei

Allem, was heilig iſt! entfernen Sie Sich nicht ſo von mir! Sagen Sie mir, wann und wo ich Sie wieder ſehen darf.“

„Otilie blieb ſtehen, ſchwankend zwiſchen dem eignen Wunſche für das, was er als Gunſt erbat, und der Schwierigkeit, ihn unter ihren Verhältniſſen zu erfüllen. Sie errathend, ſuchte ihr Xavier zu Hülfe zu kommen. „Sie ſcheinen dieſen Spaziergang zu lieben, mein Fräulein,“ — ſagte er — „werden Sie ihn nicht morgen um dieſe Stunde wieder beſuchen?“

„Dieſe Worte ſchienen Otilien einen Augenblick zu überraſchen; ſie ſah den Fragenden an, allein der ſprechende Ausdruck von Achtung, von Innigkeit und Wahrheit in ſeinem Ton und ſeinen Mienen, beſiegte den Zweifel; erröthend neigte ſie das Haupt zum Zeichen der Bejahung.

„Gewiß?“ rief Xavier entzückt.

„Mit einer ſprechenden Bewegung legte ſie die kleine Hand betheuernd auf das Herz, und entfernte ſich dann ohne Aufenthalt. Xavier, voll zarter Schonung, verſagte ſich den Wunſch, ſie zu begleiten.

„Noch eine lange Zeit verweilte er auf der Stelle, die für ihn gleichſam die Geburtsſtätte ganz neuer, nie gekannter Gefühle und eines Glücks geworden war, das wie ein Traum um ſeine Sinne florte. Ja; wunderbar erſchien ihm Alles, was ſich im Laufe dieſer zwei Tage für ihn ereignet hatte; wunderbar kam ihm dieſe ganze Erſcheinung vor! Er dachte an das Märchen von Cendrillon, das ihn in ſeinen Kinderjahren ſo ſehr ergötzt hatte; ganz dieſem ähnlich dünkte ihm dieſe Begebenheit; und doch war Alles wieder ſo wahr, ſo einfach, hing an ſo natürlichen Fäden zuſammen, daß auch der gemeinſte Weltverſtand nicht daran zweifeln konnte.

„Als er zurück ins Schloß kam, wagte er nur ſehr leis die Saite zu berühren, von der ſein ganzes Innres wiedertönte, wohl fühlend, daß die Lage des Mädchens in dieſem Hauſe die höchſte Vorſicht forderte; nur leis und unvermerkt leitete er das Geſpräch gegen die Hausfrau auf dieſen Gegenſtand, und hörte mit der innigſten Bewegung Alles, was ſein Gefühl gegen Otilien nur vor ihm ſelbſt noch mehr rechtfertigen, aber auch ſeine Vermuthung über ihr unwürdiges Verhältniß außer allen Zweifel ſetzen mußte.

„Gluth der Entrüſtung flammte über Xaviers Geſicht bei dem Tone, in dem man von ihr ſprach, gleich wie von der geringſten Dienerin; und er ſah nun deutlich, daß die arme Otilie in der That ganz das Schickſal jener liebenswürdigen Märchenheldin theilte, und gleich dieſer, um der neidiſchen, gefallſüchtigen Töchter der Hausfrau willen, mit der grauſamſten Zurückſetzung behandelt wurde.

„Wie gern hätte der hochherzige Jüngling hier gleich ſeine Geſinnungen über einen ſo unedeln Mißbrauch äußrer Glücksgüter ausgeſprochen; indeß er hielt ſich noch zurück, bis er Otilien noch einmal ſelbſt geſehen. Auch machte das ſtets durch einander fluthende Geräuſch eine ernſtliche Mittheilung nicht wohl möglich. Allein beſtätigt waren ſeine Gefühle, erhöht zu einem Grade, deſſen nur ein ſo ſtark und feurig fühlendes Herz, als das ſeinige, fähig iſt. Selbſt der Umſtand von Otiliens Geburt, den er im Anfang nicht beachtet hatte, erſchien ihm bei reifrer Ueberlegung als dankenswerth gegen das Schickſal. Denn wenn auch ſeine eigene Denkungsart etwas Süßes darin fand, ein edles Weſen von geringerer Stufe zu der verdienten Höhe zu erheben, ſo war es doch gewiß ſeinen Verwandten nicht gleichgültig, daß Otilie einem edlen, alten Geſchlechte angehörte. So harrte er denn der Stunde des Wiederſehens ſchweigend und glücklich entgegen.

„Auch Otilien ſagte jener heilige Inſtinkt, der unerfahrne reine Herzen unterrichtet, daß Worte über einen theuern Gegenſtand, gegen unwürdige Hörer ausgeſprochen, immer Entweihung ſind, und ſo verſchloß ſie das, was ihr begegnet war, tief in die jungfräuliche Bruſt. Allein das Bild des edeln Fremdlings ſtand ohne Unterlaß vor ihrer Seele, und bot ihr ſeine reizende Geſellſchaft an. Und wohl mochte mein Oheim nicht unfähig ſeyn, das Herz und die Einbildungskraft eines fühlenden Mädchens zu beſchäftigen. Ich kann mich ſeiner noch aus meinen Kinderjahren mit innigem Wohlgefallen erinnern. Seine ſchlanke Geſtalt war voll Anſtand und männlichedel, ſo wie die Züge ſeines regelmäßigen Geſichts. Der Ernſt, die feſte Beſtimmtheit, welche vorzüglich ſeinen Karakter bezeichneten, wurden durch einen Ausdruck von großmuthvoller Güte gemildert, der ſich wie in ſeinen Handlungen, ſo in ſeinem ganzen Weſen ausſprach; vorzüglich in den ſanften dunkeln Augen, deren Blicken faſt nicht zu widerſtehen war.

„So, und noch einnehmender wohl von blühender Anmuth des erſten männlichen Alters geſchmückt, ſchwebte ſein Bild vor Otiliens Augen, und der Ausdruck von Adel, der ſich in ſeinem ganzen Weſen zeigte, beruhigte ſie über die Vorwürfe, welche doch hin und wieder in ihrem Innern rege wurden, daß ſie einem Manne ſo leicht eine zweite Zuſammenkunft zugeſtanden, und noch obendrein Einem, deſſen Namen ſie nicht einmal erfragt hatte.

„Des Vormittags ging die verſammelte Geſellſchaft zu einer Morgenwallfahrt über den Hof; ganz gleich ihrer Schickſalsſchweſter im

Märchen, wenn ſie die goldnen Sporen ihres Lieblings über den Schloßhof klirren hörte, drängte ſich Otilie an das eiſenvergitterte Küchenfenſter, und forſchte in der übrigen glänzenden Geſellſchaft den Gegenſtand ihrer ſtillen Gedanken aus. Gleich jener wußte ſie unbefangen ſeinen Namen zu erfragen, und — mit Entzücken hörte ſie, daß es derjenige ſei, von welchem ſie, ſchon vor der Ankunft der Gäſte, wo ſie noch am Tiſch ihrer Verwandten ſpeiſte, ſo viel Vortheilhaftes hatte ſprechen hören. War ſchon zugleich die Kenntniß ſeines bedeutenden Ranges dem mädchenhaften Sinne nicht ganz gleichgültig, ſo erhob ſie doch das Bewußtſeyn, ſich nicht in ihren Gefühlen, in ihrer ihm unwillkührlich zugeflognen Neigung getäuſcht zu haben, gleichſam über ſich ſelbſt, und ohne Wanken ward nun der verſprochene Gang feſtgeſetzt.

„Und ſo, als zur beſtimmten Stunde Xavier eiligen Schrittes durch die Blätter rauſchte, und ſich mit hochklopfendem Herzen auf die vertraute Moosbank warf, noch zweifelnd, ob ſie kommen werde oder nicht? flüſterten auch nach kurzer

Weile die Büſche wieder leiſe, und hold erröthend trat Otilie in den geweihten Kreis.

„O Dank! Dank!“ rief Xavier im leuchtenden Ausbruch der Freude, indem er aufſprang und der ihm hold Vertrauenden entgegeneilte; aber Worte konnte er nicht gleich mehr finden. Zärtlich und ehrerbietig führte er ſie zur Bank und nöthigte ſie, neben ihm Platz zu nehmen. Beide ſchwiegen eine Zeitlang, und blickten ſich halb ſchüchtern abwechſelnd an, gleichſam als wären ſie ſelbſt erſtaunt über den Rieſenſchritt, den die Liebe mit ihnen gethan hatte. Endlich fing Xavier mit jener Schüchternheit an, die immer der wahren, und vorzüglich der erſten Liebe eigen iſt: „Jetzt, theures Fräulein, nicht wahr, jetzt darf ich hoffen, etwas von Ihren näheren Verhältniſſen zu hören?“

„Und wie könnte ich wohl,“ verſetzte ſie gefaßter,“ dieſe großmüthige Theilnahme anders vergelten, als durch das unbeſchränkteſte Vertrauen? Gern will ich Ihnen Alles mittheilen, was ich ſelbſt über meine Verhältniſſe weiß.“

„Mein Vater, Maximilian von R..., war

Lieutenant in einem öſtreichiſchen Huſarenregimente; allein ſtammte er ſchon von einer angeſehenen Familie, ſo war doch drückende Dürftigkeit ſein Loos. Er hatte den Muth gehabt, ſich, trotz des Zorns ſeiner Verwandten, mit einem armen und bürgerlichen Mädchen zu verbinden, der er im Feuer jugendlicher Leidenſchaft Treue geſchworen hatte. Mein Großvater, deſſen Vermögen in unabhängigen Beſitzungen beſtand, hatte ihn enterbt, und da er frühzeitig durch Wunden zum Dienſte unfähig geworden war, ſo führte er mit meiner Mutter und mir ein ſehr beſchränktes Leben. An Verbeſſerung ſeiner Lage war nicht zu denken; denn ſein Vater hatte, durch einen ſchnellen Tod abgerufen, ſeinen Zorn mit ins Grab genommen, ehe Verſöhnung möglich war. „

„In meiner Kindheit war ich oft Zeuge mancher ſtürmiſchen Auftritte; mein Vater war von Natur etwas heftiger Gemüthsart. Weit rührender aber war es mir, als ſich ſein Schmerz allmählig in tiefe Niedergeſchlagenheit auflöſte. Sein größter Kummer war der, daß er jetzt meiner Mutter, ſtatt all des Glücks, das er ihr einſt mit ſeiner Hand verſprochen hatte, nur Dürftigkeit und Elend bieten konnte. Auch unterlag ihre ſchwache Geſundheit bald ſo vielen Leiden, und ſie ließ ihn allein in dieſem öden, freudenloſen Leben. Nur ich war das einzige Erbe, was ihm von der theuern Verſtorbenen blieb; und auf meine Erziehung wandte er alle Sorgfalt, alle Treue ſeines liebenden Herzens. Vermöge ſeiner Herkunft hatte er eine vielſeitige Bildung, welche er in den unbeſchäftigten Jahren, wo er von ſeinem kleinen Jahrgehalte lebte, aus eigner Neigung erweitert hatte. Er theilte mir ſeine Kenntniſſe mit, ſuchte mit der liebendſten Aufmerkſamkeit meinen Geiſt auszubilden, und noch in den letzten Tagen ſeines Lebens, als ſchon die Krankheit ſeinen an ſich feſten Körperbau untergraben hatte, gab er mir, nicht ohne Anſtrengung, Unterricht in einigen vorzüglichen Wiſſenſchaften. — Und — o wie undankbar hätte ich ſeyn müſſen, wenn ich dieß heilige Vermächtniß der Liebe meines guten unglücklichen Vaters nicht hätte hochhalten, mich nicht ſelbſt, unter zuweilen — ungünſtigen Verhältniſſen, hätte fortbilden wollen.“

„Sie blickte bei dieſer Stelle ihrer Erzählung wehmüthig vor ſich hin; „Himmliſches Mädchen!“ rief Xavier hingeriſſen. „Ja, dieß war es, was mich beim Leſen dieſer ſeelenvollen Aufſätze ſo entzückte!“

„Aber Otilie hörte nicht auf ſein begeiſtertes Lob; das Andenken an die letzten Tage ihres Vaters war mit überwältigenden Gefühlen in ihrer Seele wach geworden. Sie hatte ſich weg gewendet, und leiſe Thränen ſtrömten über ihre Blütenwangen.

„In heftiger Bewegung ſah Xavier ihren Schmerz; ſo lebhaft fühlte er ihn, als ob er ihm die eigne Bruſt zerriſſe. „Arme, theure Otilie!“ rief er im innigſten Ton, indem er theilnehmend tröſtend ihre Hände faßte und ſie, entſchuldigt durch die Macht eines ſolchen Augenblicks, mit Innigkeit an ſeinen Buſen drückte. Seine lichtvollen Augen drangen bittend in die ihrigen, als wollten ſie den aufgeregten Schmerz beſchwören. Und nicht vergebens; denn iſt es nicht die Wundermacht geliebter Augen, daß ſie, den Dioskuren gleich, beſänftigend in jeden Sturm der Seele leuchten?

„Otilie faßte ſich, und ihre Hände ſanft aus ſeinen windend, ſagte ſie: „Verzeihen Sie, wenn die Erinnerung der Vergangenheit mich zu ſchmerzlich ergriff. Zu tief hat ſich das Bild des armen Vaters in meine Seele geprägt, als daß ich es ſo leicht vergeſſen könnte. Ach, hatte er auch vielleicht früher gefehlt, hatte er auch übereilt von jugendlicher Hitze, manches gethan oder geſprochen, was nicht ganz recht zu nennen war; durch ſeine Treue gegen mich, durch ſein Betragen gegen Alle, mit denen er etwa noch in Beziehung kam, mit einem Wort, durch ſeine heiße Sehnſucht, Vergangnes wieder gut zu machen, hat er gewiß jeden kleinen Fehler verlöſcht. Allein zu leiden ſchien er in Geheim an Schmerzen der Erinnerung. Die Entfremdung mit ſeiner ganzen Familie nagte ſichtlich an ſeinem Leben, und darum freute es ihn auch wohl ſo ſehr, als ihn der Zufall wieder in eine Art Verbindung mit Einem ſeiner Vettern, mit eben dieſem Herrn von R. brachte, in deſſen Hauſe ich jetzt lebe. Es war nicht lang vor ſeinem Tode; unendlich ſchien es ihn zu beruhigen und ſelbſt ſeinem verletzten Ehrgefühle wohlzuthun, daß er ſeine Tochter im Schutze ſeiner Familie zurück laſſen konnte. O mit welchen rührenden Worten empfahl er mich auf ſeinem Sterbelager ſeinen Verwandten!"

„Und — o Gott! — dachte Xavier bei ſich ſelbſt, — wie hat man dieſes rührende Zutrauen vergolten!

„Mir," fuhr Otilie unter wieder aufquellenden Thränen fort, „mir prägte er mit herzeindringenden Worten Treu und Gehorſam gegen meine Verwandten ein; denn immer, Otilie, — ſagte er, ſtrafen ſich Vergehungen gegen ehrwürdige Bande des Bluts!"

„So bindet mich denn Gehorſam gegen ſeine letzten Befehle, und ſelbſt Dankbarkeit, daß ſie noch einen Schimmer von Freude für ihn veranlaßten, unauflöslich an meine jetzigen Beſchützer. — Es war natürlich, daß ich ſuchen mußte, mich auch dem Hauſe nützlich zu machen, deſſen Wohlthaten ich genoß; in den erſten Kenntniſſen des Hausweſens war ich ſchon unterrichtet, und eine würdige, bejahrte Frau, die damalige Wirthſchafterin, zu der man mich geſellte, unterwieß mich noch mehr darin, ſo daß man mir nach ihrem Tode — — ihre Stelle völlig vertraut hat.“

„Otilie endigte hier ihre Erzählung. Sie hatte die letzten Worte mit etwas leiſerer, kämpfender Stimme ausgeſprochen, aber ihre Thränen waren vertrocknet, und der Charakter duldender Ergebung war wieder auf das ſanfte, holde Geſicht gekehrt, wie ſie ſo ſchweigend vor ſich niederſah.

„Auch Xavier ſchwieg eine Weile und betrachtete ſie mit einem unbeſchreiblichen Blicke, dann ſagte er feſt:

„Fräulein, der Morgen Ihres Lebens iſt ſehr trübe geweſen; würden Sie wohl ein künftiges, heitres Loos von der Hand der treuſten, der zärtlichſten Liebe nicht verſchmähen? — — Otilie! — würden Sie *meiner* Liebe begegnen können?“

„Er war bei dieſen Worten aufgeſtanden und blieb fragend, in ehrerbietiger, erwartender Stellung vor ihr ſtehen. Sie ſah an ihm empor, und ein Glutſtrom ſchoß über ihr Geſicht. Die Wünſche, die ſie ſich in ihrer anſpruchloſen Demuth nie zu geſtehen gewagt hatte, die tiefe Neigung, die ſie zu ihm zog, Alles ward auf einmal in ihrem Innern wach; das Blut in ihren Adern jagte in ſchnellen Pulsſchlägen nach dem beſtürmten Herzen; Sie antwortete nicht, allein ihr glühendes Erröthen ſagte ihm mehr, als die beredetſte der Sprachen. „Otilie!“ flüſterte er im Hauch der tiefſten Liebe — und beugte ſich zu ihr herab, — und — der entſcheidende, weihende Augenblick vereinte ſie in einem ſanft berührenden Kuſſe.

„Eine Reihe glücklicher Tage, vielleicht die einzig wahrhaft glücklichen in ſeinem Leben, begannen nun für Xavier. Entſchloſſen in ſeinen Handlungen, war er unerſchütterlich treu in ſeinen Gefühlen. Eine ſelige Empfindung von Sicherheit, von Uebereinſtimmung mit ſich ſelbſt, zog ſeit dem Augenblick in ſeine Buſen ein; er hatte klar und ohne Wanken dem Götterſpruch in ſeinem Innern gefolgt, und wenn das Schickſal ſeinem Glück auch keine lange Dauer geben wollte, ſo durfte es doch wenigſtens kein leiſer Vorwurf trüben!

„Der folgende Tag war zur Abreiſe der Neuvermählten und der übrigen Gäſte feſtgeſetzt. Xavier bat um Vergunſt, noch einem Tag länger bleiben zu dürfen. Man konnte dieß von einem Manne in Xaviers Verhältniſſen nicht anders als verbindlich aufnehmen. Als nun die geräuſchvollen Scenen des Abſchiednehmens vorüber waren, die gewöhnliche häusliche Stille wieder eintrat und die ſehr klein gewordne Hausgenoſſenſchaft ſich zum Mittagsmal geſetzt hatte, wobei jedoch Otilie abermals nicht erſchien, begann Xavier, einen feſten Blick auf den Herrn des Hauſes richtend. „Herr von R.. haben Sie nicht noch ein Fräulein, eine Tochter des Lieutenants R.. in Ihrem Hauſe?“

„Dieſe Frage ſchien ſehr zu überraſchen. Herr von R.. blickte vom Teller auf zu ſeiner Gattin hinüber, und ſagte dann, ſeine Verlegenheit unter ein höfliches Lächeln bergend: — „In der That, unſer lieber Gaſt ſcheint ſchon ſehr unterrichtet von den Familienverhältniſſen in unſerm Lande.“ — „Allerdings,“ fuhr er nach einer Weile fort — „hat dieſer R.. unſerer Familie einen kleinen Flecken gegeben; indeſſen was kann man für ſeine Verwandten? und wo iſt ein gutes Haus, dem nicht etwas Aehnliches begegnet wäre? Uebrigens iſt das Mädchen gut, und warum ſollte man ihr einigen Schutz verſagen?“

„Ein leichtes Stechen zuckte durch Xaviers Bruſt bei der Art, wie ſeiner Geliebten und ihrer Herkunft Erwähnung geſchah; doch ſchnell darüber ſich erhebend, ſprach er mit Adel: „Nicht allein billigen muß ich den Schutz, den Sie dem Fräulein von R.. haben angedeihen laſſen, ſondern ich bitte Sie ſelbſt darum, und in noch näherer Beziehung.“

„Er erzählte hierauf, wie er Otilien habe kennen lernen und fügte hinzu, daß er es nun für Pflicht halte, ihre Anverwandten von ſeinen

Geſinnungen und Abſichten gegen ſie zu unterrichten.

„Dieſe Worte erregten ein grenzenloſes Erſtaunen. Alles, was ſeinen Entſchluß vielleicht hätte wankend machen können, glitt an dieſem feſten Herzen ab, und ſo gewann die Lage der armen Otilie in dieſem Hauſe mit einem Male eine zauberhafte Umwandlung. Ihr Geliebter mußte zwar des andern Morgens nach der Reſidenz zurück, allein, ſo oft ihm ſeine Geſchäfte einige Tage Freiheit gönnten, wandte er ſie zu Beſuchen bei der Erwählten an. Und immer theurer wurden ſich die Beiden, je näher ſie ſich kennen lernten; immer mehr fühlten ſie die ſchnelle, aber ſichre Wahl des entſcheidenden Augenblicks gerechtfertigt. Oft nutzte Xavier ſelbſt einige Nächte zur Hin- und Wiederreiſe, um dadurch einen Tag an ihrer Seite zu erkaufen.

„Er wollte ihr Anfangs den Aufenthalt in irgend einem andern anſtändigen Hauſe verſchaffen, bis er im Stande ſeyn würde ſie in das ſeinige zu führen; allein Otilie, voll zarter und gewiſſenhafter Ehrfurcht gegen alles das, was der letzte Wille ihres unglücklichen Vaters nur im Entfernteſten in ſich ſchloß, wünſchte den Zufluchtsort, den er ihr angewieſen, vor jener Zeit nicht zu verlaſſen; und da man jetzt die Braut eines bedeutend angeſehnen Mannes nicht mehr behandelte, wie die arme Verwaiſte, ſo fand auch Xavier keine Urſache, beſtimmt auf eine Aenderung zu dringen, zumal da er jenen glücklichen Zeitpunkt nicht entfernt glaubte.

„Sobald das Wichtigſte von ſeinen Staatsaufträgen beendigt, und ihm eine bedeutende Entfernung geſtattet war, ſäumte er nicht, die Reiſe in ſein Vaterland zu unternehmen, und ſeiner Mutter die getroffne Wahl mündlich vorzutragen, und ihre Einwilligung zu erbitten, die dem trefflichen Sohne allein zu ſeinem Glücke noch nöthig ſchien. Abſichtlich hatte er ihr nichts davon geſchrieben; zu wohl kannte er den etwas unbiegſamen Geiſt der ſonſt ſehr achtungswürdigen Frau, und zu zart, zu bedenklich kam ihm die Lage der Sache vor, als daß er ſie dem ungewiſſen Eindruck eines Briefs hätte anver=

trauen ſollen. Daß ſie vorzeitig davon erfahren haben ſolle, fürchtete er nicht; es war zu viel Anlage von Größe in ihrem Charakter, die ihr nicht geſtattete, durch kleinliche Nachforſchungen, wie viele ihres Geſchlechts, den Tritten ihrer Entfernten zu folgen.

„Zärtlich, leidenſchaftlich, doch nicht muthlos, ſagte Xavier ſeiner Geliebten Lebewohl; aber mit heftigen Thränengüſſen hing Otilie an ſeinem Halſe; gleich als wollte ſie die Gegenwart, die theure, vor unwiederbringlichem Verſchwinden zurückhalten. —

„Beinahe hätte ihr Zagen auch den hoffnungsvollen Muth ihres Freundes erſchüttert, und die düſtern, herbſtlich-traurigen Gegenden, durch die er reiſte, waren nicht geeignet, ihn aufzuheitern. Nach mehrern Tagen der Reiſe kam er einſt gegen Abend auf dem Landguthe ſeiner Mutter an. Er ſtieg am Eingange des Dorfes aus, und ging allein durch den langen, hochwipflichen Gang von italieniſchen Pappeln, der das Hölzchen vom Garten trennte, um ungeſtört die wohlbekannten, vertrauten Gegenſtände zu begrüßen. Wehmüthig ſah er in dem Halbdunkel, das ſchon hier herrſchte, wie der Herbſt rings Alles verödet hatte; der Kanal, der ſich längs den Pappeln hinzog, war mit gefallnen gelben Blättern dicht überdeckt, und ſchauerlich rauſchte bei jedem ſeiner Tritte das welke Laub vor ſeinen Füßen auf. „Herbſt?“ — fragte er leiſe, in ſich zuſammen ſchauernd — ſollte es denn ſchon Herbſt auch für mein Leben ſeyn?“

„Als er über den Hof ging, erkannten ihn troß der Dämmerung einige begegnende Dienſtleute, und grüßten ihn mit heller Freude; denn alle liebten ihren guten Herrn bis zur Anbetung.

„Was macht meine Mutter?“ fragte er ſie mit Haß.

„Die gnädige Frau iſt wohl!“ war die Antwort, und leichter athmend eilte er nun nach dem Schloſſe zu, in deſſen Fenſtern noch kein Licht brannte, ausgenommen in einem kleinen Kabinet, das ſeine Mutter zu bewohnen pflegte. Wie wohl ward ihm bei dieſem freundlichen Anblick!

„Alles ward nun rege, ihn zu empfangen; ſelbſt die Doggen, welche den Hof bewachten, erkannten ihn wieder, und ſprangen freudig ungeſtüm an ihm empor. Doch ehe noch jemand der Gebieterin ſeine Ankunft melden konnte, war er die Treppe ſchon hinauf geflogen, und eilte durch Saal und Zimmer zu dem bekannten Kabinet.

„Dort ſaß denn die verehrte Mutter, als er die Thür gehalten öffnete, auf ihrem kleinen Sopha, und hatte auf dem Tiſchchen vor ſich, beim grünbeſchirmten Kerzenſchein eine Menge der neuſten Schriften liegen, womit die geiſtreiche Frau ihre einſamen Stunden auszufüllen pflegte. Sie hatte bei dem Geräuſch in Hof und Vorſaal aufgehorcht, und jetzt beim Anblick des eintretenden geliebten Jünglings hob ſie ſich mit einem Ausruf der Freude von ihrem Sitz empor, und ſchloß den ihr Entgegenſtürzenden mit Heftigkeit an ihre Bruſt. —

„Der Ausbrüche der Freude, der Liebe, nach einer Trennung von zwei Jahren, war es kein Ende. Auch ſeine Schweſter — meine Mutter

— damals ein vierzehnjähriges Mädchen, eilte noch mit der alten kindlichen Herzlichkeit herbei, und überhäufte ihn mit tauſend Liebkoſungen. Nichts ward verſäumt, ihm zärtliche Aufmerkſamkeit zu zeigen. Die Mutter ließ ein freundliches Kaminfeuer entzünden, das mit den heitern Flammen bald alle Gegenſtände hell beleuchtete; ſie beſtellte wärmenden Thee — der zu jener Zeit noch nicht ſo in die Ordnung des Tages gehörte — um nach der kalten Herbſtluft dem lang entbehrten Lieblinge recht wohlzuthun. Auch die kleine geſchäftige Hauswirthin Camilla, ſeine Schweſter, war nicht langſam, die trockne Geiſtesſpeiſe, die Bücher, auf die Seite zu räumen, ſtatt deren ſie das ſchöne, weiße Porzelaingeſchirr vor ihrem Bruder aufſtellte. Bald rauchte und duftete eine Taſſe des köſtlichſten Getränks vor ihm, von der kleine Hebe eingegoſſen.

„Es hätte all dieſer liebenden Bemühungen, ihn zu erwärmen, nicht bedurft; ſein Herz ſchlug warm gegen die jugendliche Bruſt, und gab ſich mit aufwallender Rührung allen Eindrücken alter, heimiſcher Gewohnheit und nie erſetzbarer Verwandtenliebe hin.

„Während dem erſten fröhlich abgebrochnen Hin- und Wiederſprechen hafteten die Augen der frohen Mutter unverwandt auf den lieben, lang nicht geſehnen Zügen, und bald hatte ſie mit weiblichem, mit mütterlichem Scharfblick die Veränderung errathen, die unter dieſer Zeit in ſeinem Herzen vorgegangen war. Ein leichter Vorwand mußte Camillen bald entfernen; „und nun“ — ſagte die Mutter gütig — „nun wird mir mein Xavier ein Geſtändniß nicht länger vorenthalten, wonach ich mich ſo lang geſehnt habe; — nicht wahr? — ich leſe es in deinen Augen — du haſt gewählt?

„Ja, theure Mutter!“ rief Xavier, mit überraſchter tiefſter Weichheit des Gefühls,“ ja, ich habe gewählt, und nur ihres Segens bedarf ich noch, um innig und unausſprechlich glücklich zu ſeyn!“

„Er hatte ſich, vor ihr niederbeugend, ihre beiden Hände gefaßt, ſie mit heißen Küſſen bedeckt, und hielt ſie nun feſt zwiſchen die ſeinigen gepreßt, indem er ihr mit flehendem Blick ins Auge ſah.

„Die Mutter ſah ihn faſt betroffen an; einen ſo leidenſchaftlichen Ausbruch hatte ſie nicht erwartet, und es war faſt, als ob er ihr etwas Ungleiches verkündigen ſolle. „Nun, lieber Xavier?“ ſagte ſie langſam, und die vorige Freundlichkeit zurückrufend, „und wer iſt denn deine Geliebte?“

„Sie heißt Otilie von R..“ verſetzte Xavier.

„Nun dann!“ ſagte die Mutter mit merklicher Heiterkeit, „ſo iſt ſie ja von recht gutem Geſchlecht! — Und wer ſind, oder waren ihre Eltern?“

„Ihr Vater“ — erwiederte Xavier, jetzt etwas ſtockend — „Maximilian von R . . war Huſarenofficier in öſtreichiſchen Dienſten.“

„Wie?“ rief die Mutter herumſinnend, und Schrecken, Mißbilligung, Strenge und Unmuth malten ſich ſchnellwechſelnd auf ihrem Geſicht, wie? eine Tochter jenes Lieutenant R. ., der den Schimpf ſeiner Familie ausgemacht hat? der den Fluch ſeines Vaters erhalten, und durch den Kummer, den er ihn verurſacht, Schuld an deſſen frühzeitigem Tode iſt? dieſer ganz abgeſtorbne Zweig an einem edeln Stamme! — Und die Tochter eines verächtlichen, eines verabſcheuungswürdigen Menſchen haſt du erwählt?“

„Sie hatte dieſe Worte mit aller ihrer natürlichen Heftigkeit geſprochen. Xavier ſtand ſchweigend; der warme Blutſtrom, der in froher Wallung nach ſeinem Herzen getrieben und ſeine Wangen hochgeröthet hatte, ſtockte jetzt auf einmal in allen ſeinen Pulſen, und er wandte ſich traurig, aber ſtolz, in ſich zurück.

„Denn nicht allein,“ fuhr ſie erläuternd fort, „daß er durch ſeine Mißheurath, die an ſich doch immer ehrwürdige Ordnung einer untadelhaften Stammfolge verletzt, den Vortheil, von einer Reihe geachteter, edler Voreltern abzuſtammen, gleichſam verachtend von ſich geſtoßen hat, auch die erſten und heiligſten Geſetze der Natur hat er durch ſeinen Trotz, durch ſeine Uebereilungen gegen ſeinen Vater, freventlich übertreten, und ſo mit Recht die Geringſchätzung ſeiner ganzen Familie, ja aller andern guten Menſchen, auf ſich geladen.“

„Xavier wagte nun, ihr vorzuſtellen, wie doch die gute, fromme Otilie ganz unſchuldig an den Vergehungen ihres ſehr hart beſtraften Vaters ſei, und wie ſelbſt er durch tiefe Reue die Fehler einer zu brauſenden Jugend auf eine rührende Weiſe ausgelöſcht habe; doch immer kam ſie darauf zurück, daß die Stimme der Ehre, die unbeſtechliche, gegen ihn ſei, und daß, wer ſelbſt Ehre liebe, ſich nicht mit dem, was ihm angehöre, verbinden könne.

„Ein Bedienter meldete eben, daß die Abendmalzeit aufgetragen ſei, und Xavier, aufs neu empfindlich in ſeinem Innerſten verletzt, folgte ſeiner Mutter in das Speiſezimmer, wo die Gegenwart der übrigen Hausgenoſſen jede Fortſetzung dieſes Geſprächs unmöglich machte, und nun eine höchſt ſchmerzliche Spannung an die Stelle jener erſten entzückten Mittheilungen trat.

„Nach dem Abendeſſen wollte Xavier ſeiner Mutter in ihr Zimmer folgen. „Laß das, Xavier,“ ſagte ſie gemildert, „ich weiß ſelbſt, ich bin lebhaft; ich könnte vielleicht ein zu hartes Wort ausſprechen; darum will ich erſt beſſern Rathſchluß abwarten. Lege dich nieder, mein Sohn! du wirſt ermüdet ſeyn.“

„Gehorchend küßte Xavier ihre Hand, und ging traurig nach dem für ihn bereiteten Zimmer. Indeſſen ſtahl ſich doch die Hoffnung in ſein Herz, das mütterliche Herz werde den vorgeſtellten Gründen nachgeben.

„Des andern Morgens in aller Frühe eilte ein reitender Bote, mit einigen Zeilen der Mutter, nach dem Schloſſe des Grafen, ihres Bruders, worin ſie ihn beſchwor, auf kurze Zeit zu ihr zu kommen, um einer wichtigen Angelegenheit willen. Der Graf kam, und mit ihm noch ein älterer Verwandter, der eben bei ihm zu Beſuch geweſen war. Mit ihrem Bruder, mit ihm, von deſſen Geiſt und Einſicht ſie eine ausſchließend hohe Meinung hatte, ging ſie nun zu Rathe über das Schickſal des armen Xavier, und freilich mußte ein Mann, kalt und ſtolz von Natur, in ſeinem funfzigſten Jahre anders fühlen, als der, der eben ſieben und zwanzig zählte. Auch der Vetter ſtimmte ihm bei, und das entſcheidende Betragen der Mutter ward völlig gerechtfertigt und beſtätigt.

„Vor dieß Gericht nun ward Xavier gerufen; der Oheim trug einige an ſich ziemlich richtige Gründe für die Rechtmäßigkeit des Ahnenſtolzes mit Würde vor, und fügte dieſen noch mehrere philoſophiſche Scheingründe bei. Doch, wie erſtaunte er, als ſein Neffe gefaßt erklärte, daß er alle dieſe Gründe, die wahren und die ſcheinbaren, wohl kenne; daß aber die ſeinigen jene bei weitem überwögen.

„Der Unwille der Mutter ward aufs neue rege; der Vetter wußte noch viele nachtheilige Züge von Otiliens Vater zu erzählen; der Oheim aber ſuchte dem Jünglinge durch geringſchätzigen, ſtolzen Spott zu imponieren. Doch dieß war nicht der Weg zu Xaviers Herzen. Mit Ehrerbietung, aber zugleich mit Feſtigkeit, erklärte er, daß ſein Entſchluß gefaßt ſei, und daß ihn nichts zum Gegentheil bewegen werde.

„Er verbeugte ſich ehrfurchtsvoll, und verließ ſchnell das Zimmer, die Bruſt bis zum Zerſpringen voll; er hoffte ſich durch einen Gang ins Freie Luft zu machen, und eilte in den Garten, in das anſtoßende Hölzchen, durchſchweifte Wieſ' und Flur, ohne daß er ſich doch ganz ſelbſt wiederfinden konnte. Es mußte ihn freuen, ſich ſo behauptet zu haben, und gleichwohl war ihm das Herz doch beklommen.

„Es zog ihn bald wieder ins Schloß. Als er zurück kam, hörte er, daß der Oheim nicht lang nach ſeinem Weggehn nach dem Wagen gerufen habe, und mit dem Vetter fortgefahren ſei. Er eilte in das Zimmer ſeiner Mutter; allein betroffen bebte er einen Augenblick zurück, als er ſie auf dem Sopha liegend erblickte, und ſie die Augen bei ſeinem Nahen unwillig ſchloß, als ob ſie nicht geſtört ſeyn wollte.

„Beſtürzt ging Xavier nach dem Fenſter, nahm einen Stuhl, und ſetzte ſich, den Kopf in die Hand geſtützt. Die fröhliche Camilla trat jetzt ein, hüpfte, ohne die Mutter zu bemerken, nach dem Fortepiano, und ſpielte einige raſche Tänze. Indem ward ſie die Liegende gewahr, welche mit kranken Augen zu ihr hinſah; im

Augenblick, mitten im Takte, ſprang die Kleine empor, flog ängſtlich zu der Mutter hin, und rief mit dem kindlich zärtlichſten Tone: „Was fehlt dir, meine Mutter? Haſt du Kopfſchmerz? — O Gott, ich habe dir wohl mit meinem raſchen Spielen weh gethan? — Nein, da will ich in vierzehn Tagen nicht wieder ſpielen!“

„Willſt du?“ ſagte die Mutter die Hand ihr reichend, mit einem Tone, der Xavier durch die Seele ſchnitt — “ du alſo willſt mir deine Freude aufopfern, du gutes Kind? Dir iſt es nicht gleichgültig, ob deine Mutter vor Gram und Kummer ſtirbt. Nun, ſo hat mich doch Gott noch nicht ganz ſinken laſſen!“

„Dieſe Sprache konnte Xavier nicht ertragen; mit ſolchen Waffen durfte ſie ihren unglücklichen Sohn nicht angreifen, wenn ſie nicht wollte, daß er geſchloßnen Auges jedem ihrer Befehle folgen ſollte, und gält' es auch ſein ganzes Lebensglück. Er ſprang auf, eilte auf ſie zu, und ſich vor ihrem Lager niederſtürzend, wollte er ihre Hand ergreifen, indeß Thränen aus ſeinen männlichen Augen brachen; allein ſie richtete ſich halb empor und ſagte: „Was iſt das, Herr von M.?“ Und Xavier ſah, wie eine fieberhafte Röthe ihr Geſicht überzog — „Sie ſind ja längſt mündig! Sie haben nicht nöthig, bei Ihrer Wahl auf irgend jemand Rückſicht zu nehmen! Was kümmert Sie es, ob eine Mutter — —“

„O um Gotteswillen! meine Mutter, nicht dieſe Sprache!“ rief Xavier; „womit verdien' ich ſie? Hab' ich Sie je durch Ungehorſam beleidigt?“

„Auch hätt' ich warlich nicht gedacht, daß du mich je ſo bitter kränken würdeſt, als du es heut gethan haſt!“ fuhr ſie etwas gemilderter fort, als ſie ſeine Thränen auf ihren Händen brennen fühlte.

„Nein, Xavier, wer einen ehrwürdigen Oheim ſo beleidigen konnte! und gleichſam unſere ganze Familie! — denn Alle werden dagegen ſeyn, nach dem, was ich noch darüber gehört habe“ —

„O meine Mutter!“ unterbrach ſie Xavier, „hören Sie mich!“

„Ich will nichts mehr darüber hören!“ verſetzte ſie mit wiederkehrender Heftigkeit.“

Entweder du entſagſt dieſer Verbindung, oder, ich fühl' es, — der Kummer über deinen Undank wird mich tödten! — Xavier!“ ſagte ſie, und Thränen drangen auch aus ihren Augen, — „ich habe dich immer ſo gränzenlos geliebt; und nun ſollteſt du deinem Wunſche das Leben deiner Mutter opfern?“

„Wohlan!“ meine Murter!“ ſagte jetzt Xavier, indem er ſich emporrichtete, und wie ein ſiegender Engel ihr gegenüber ſtand, — „mein Kampf iſt ausgekämpft; leben Sie heiter! Ich werde mich nicht mit Otilien verbinden.“

„Iſt das dein Ernſt?“ fragte die Mutter wie neu belebt; „Xavier! verſprichſt du mir das?“

„Ich ſchwöre, daß ich mich nie gegen Ihren Willen vermählen werde!“ ſagte Xavier, und legte ſeine Hand aufs Herz; „allein auch nie, meine Mutter, verlangen Sie, daß ich mich mit einer Andern verbinde!“

„Seit dieſem Augenblicke war ihm zu Muthe, wie einem Helden, der zwar einen herrlichen Sieg errang, allein alle die Theuern, die er liebte, auf dem öden, blutigen Schlachtfelde zurück ließ.

„Er wünſchte nun, wenigſtens ſeine Geliebte perſönlich von dem ſchweren Opfer unterrichten zu können, das er der kindlichen Pflicht gebracht hatte; allein dem Grafen, ſeinem Oheim, war es leicht geworden, durch ſeinen bedeutenden Einfluß zu vermitteln, daß man ihn nicht an jenes entfernte Fürſtenhaus zurück ſandte, ſondern am vaterländiſchen Hofe ſo überhäuft beſchäftigte, daß ihm jede entferntere Reiſe unmöglich ward. Und ſo blieb ihm nichts, als ihr ſchriftlich die überſtrömenden Gefühle des geopferten Herzens auszuſprechen.

„Er ſchrieb ihr unter Andern: „Den Muth deines Vaters, theure Otilie, hab' ich nicht. Oder vielmehr, in meiner Lage würde er ihn auch nicht gehabt haben. Der Willkühr ſtolzer untheilnehmender Verwandten iſt man fähig zu widerſtehen; allein den Bitten, den Vorwürfen einer unvergleichlichen Mutter? ihr, für welche mir die Liebe, die Verehrung von Kindheit auf wie zur zweiten Natur geworden, gleichſam mit den Fiebern meines Herzens verwachſen iſt! — Und was ſag ich? ihren Bitten? — nein, ihren Thränen! O Otilie, — dir darf ich es nicht ſagen, du fühlſt ja auch, wie ich! — die Thränen einer Mutter, ſie fallen brennend auf das Herz, und wehe dem unglückſeligen, welcher ſie fließen ſieht, und nicht eilt ſie zu trocknen! — und wär es auch — mit Aufopfrung ſeines ganzen Glücks!

„Seines ganzen Glücks? — Ja, himmliſche Geliebte, daß ich dieß aufopferte, als ich deinem Beſitz entſagte, das fühl' ich wohl in allen Tiefen meines Lebens! Und wenn meine Liebe für dich nicht ſtärker war, als mein Gefühl für Pflicht und Tugend; ſo iſt ſie mindſtens ſtärker, als jede Möglichkeit von irdiſchem Glück. Ja, nimm den Schwur, theures geliebtes Mädchen, daß nie ein andres Weib — ach, du kennſt mich zu gut, um das zu fürchten! — aber daß nie ein Traum von Glück in die Seele deines unglücklichen Freundes kommen wird, wenn es nicht der Gedanke iſt, dir, auch getrennt, noch ewig zu gehören. —

„Still lebte er ſeit dieſer Zeit, in raſtloſer Thätigkeit, ſeinen Geſchäften als Staatsmann; keine Klage, nicht der leiſeſte Vorwurf, kränkte ſeine Mutter; allein unerſchütterlich ſtand auch ſein Entſchluß, nie eine andre Verbindung einzugehen. Die Mutter und ihre ſtolzen Verwandten ſahen nun wohl, daß nichts ſo leicht die Feſtigkeit dieſes Gemüthes brechen werde, und die Furcht, einen ſo edeln Stamm ausſterben zu ſehen, bewegte ſie endlich, in die Wahl ſeines Herzens einzuwilligen.

„Mit welchem Entzücken Xavier dieſe Einwilligung aufnahm, und wie ſehr er eilte, der Geliebten, nach nun beſiegten Schwierigkeiten, ſelbſt ihr vereintes Glück anzukündigen, bedarf keiner Worte. Er wollte dießmal die Reiſe zu Pferde machen, bloß von einem jungen Bedienten begleitet, den er erzogen hatte und ſehr liebte. In ſeiner glücklich liebenden Stimmung, und in der ſchönen Jahreszeit, — es war eben im Juni — kam ihm dieſe Reiſeart angemeßner vor, um ſich ungeſtörter ſich ſelbſt zu überlaſſen.

„Die Gegenden, die ihm bei ſeiner Heimreiſe in ihren düſtern Herbſtnebeln ſo traurig vorgekommen waren, ſchienen ihm jetzt nicht mehr dieſelben, da alle Wieſen und Felder mit ihren ſchönen farbigen Johannisblumen, die Hecken mit wilden Roſen, und die Wälder mit ihrem friſcheſten, vollgrünen Laube prangten. Die ſchönſten Farbenlichter aber goß Phantaſie und Hoffnung dem Liebenden über die ganze Schöpfung aus. Jetzt endlich durfte er ſich frei der reinen Neigung ſeines Herzens überlaſſen, jetzt wo ſeine Standhaftigkeit und Tugend alle Schwierigkeiten überwunden hatte, und nun der Lohn der ſchönſten Kämpfe ſeiner harrte.

„Der Weg war ohne Aufenthalt zurückgelegt worden, auch die letzte Nacht wandte er noch zur Reiſe an, da es herrlicher Mondſchein war, um des andern Morgens bei guter Zeit im Schloß der Liebe anzulangen. Er ritt, von ſeinem treuen Diener begleitet, über thauigte Wieſengründe, an feuchtflimmernden Erlenbüſchen hin. Zuweilen blickten maleriſche Höhen, bald Weinberge, bald romantiſche Felſen, mit mondbeglänzten Zinnen über die Erlenhaine. Xavier dachte hier unwillkührlich an die alte, ſchöne Romanze, vom ſchlanken Fortunat:

Thauig in des Mondſcheins Mantel
Ruht die ſtille Sommernacht;
Und ein Ritter reutet ſingend
Wieſenthal und Wald entlang.

Munter zu, mein gutes Pferdchen!
Sagt er, klopft ihm ſanft den Hals;
Weißt du nicht daß wartend Lilla
An dem offnen Fenſter wacht? u. ſ. w.

„So theilte ſich die Poeſie ſeines Herzens auch allen äußern Gegenſtänden mit; die Fluren wurden ihm zu Paradieſen, und als er einmal ſeinen Diener rufte, dieſer heranreutend das Haupt entblößte, und der Mond in ſein ſchönes jugendliches Geſicht ſchien, ſo kam es ihm nicht anders vor, als habe er einen goldlockigen Cherub zum Begleiter durch die einſame Nacht. „David!“ ſagte er freundlich, „du ſangſt vorhin leiſe für dich eine recht hübſche Melodie; was war dieß für ein Lied?“

„Ach, gnädiger Herr,“ erwiederte Jener, „es iſt ein ſehr ſchönes Lied! Ich hörte es geſtern Abend im Gaſthofe von ein paar Studenten, und weil es mir ſo ſehr gefiel, ſo hab’ ich es auswendig behalten.“

„So ſing es doch einmal!“ ſagte Xavier äußerſt froh.

„Aber lieber, gnädiger Herr,“ erwiederte der Jüngling, „es paßt ſich eigentlich jetzt nicht für Sie; es iſt ein wenig traurig.“

„Sing’ es nur, guter Junge!“ rief Xavier, und David faßte Muth und verſuchte leiſe den Ton.

„Die Gegend hatte ſich indeß verändert; das Thal war auseinander getreten; dunkelblaue Wälder dämmerten auf beiden Seiten die Felder hinüber, und ſtiegen langſam die lehmigten Höhen hinan; ganz einſam, einſam war es hier und ſchweigend; nur ein breiter Feldbach ging neben ihnen durch die Aehrenflur, als wolle er ihr Führer ſeyn, und miſchte ein ſchwermüthiges Geflüſter in die rings umwaltende Stille.

„Jetzt hatte David die Melodie gefunden, und ſang mit nicht anmuthloſer Stimme das nachfolgende Lied eines unſrer Dichter:

Knapp, mein Knapp, was für ein Läuten
Hör' ich, wo die Linde ſteht? —
„Herr, die Heerde wirds bedeuten,
Die am grünen Berge geht.“

Aber, Knapp, was für ein Singen
Tönet traurig immer fort? —
„Herr, im Dorf die Leute bringen
Eine Braut zur Kirche dort.“

Aber ſchau, was für Geſtalten
Wandeln ſchwarz und ſtill geſellt?
„Herr, die Brautmeß dort zu halten,
Kommen Mönche durch das Feld.“

Aber, Knapp, was ſeh' ich ſchweben
Für ein weißes Fähnlein hier?
„Fragt nicht weiter! Sie erheben
Es der Braut zu Ehr und Zier.“

Aber ſieh, was ſteht geſchrieben
Nah dabei am Marmorſtein?
„Herr, es iſt der Schwur der Lieben,
Treu bis in den Tod zu ſeyn.“

Wie? mein Knapp, der Liebſten Name?
Geh, und frage, was es giebt! —
„Nun ſo wißt: — Vor bitterm Grame
Starb, die ihr daheim geliebt.“

Knapp, was ſagſt du? — Fern geblieben
Härmte ſie ſich todt um mich?
Bertha todt? — „So ſteht geſchrieben.“
Bertha! nun ſo ſterb auch ich!

„Ein ſolches Lied hatte Xavier freilich nicht erwartet. Unwillkührlich drangen die Schauer der Einſamkeit auf ihn ein, und ernſter ritt er weiter.

„Doch ehe ſich der Mond noch ſenkte, ging ſchon die Sonne am andern Ende des Himmels auf, und zerſtreute mit ihrer heitern Pracht alle nächtlich ſchwermüthige Gedanken, ſo wie ſie eine veränderte, anmuthig blühende Landſchaft beſchien. Dörfchen blickten nun wieder aus buſchigen Vertiefungen, Kirchthürme hoben ſich aus dem Nebel vor, und ihre goldnen Fähnchen blitzten im Sonnenſtrahl, als wären es Sterne, die heut vergeſſen hätten unterzugehen. Und alle

Sterne der Hoffnung gingen wieder in Xaviers glücklichem Herzen auf.

„Nicht lang, ſo hob die Sonne die Zinnen des erſehnten, theuern Schloſſes, funkelnd wie Stahl auf klarem Himmelblau, hervor; und jetzt, jetzt bewillkommte er die Gegenden aufs neue, die ihm ſo lieb geworden waren, die Fluren, die er mit ihr durchwandelt hatte! Der heilige Hain des Parks, der ſie zuerſt zuſammen geführt, blieb zwar zur Seite liegen; doch grüßend ſandte er ſeine wehenden Schatten zu ihm herüber.

„Er ritt ins Thor des Schloſſes ein, da ſtand der Hausherr ſchon im Eingange des Hauptgebäudes, doch, wie es ſchien, empfing er ihn mehr überraſcht und verlegen, als erfreut. Er führte den Ankommenden ins Zimmer ſeiner Frau, wo dieſer, nach den erſten Begrüßungen der Höflichkeit, ohne Weiteres nach Otilien fragte, und die Urſache ſeiner Anweſenheit erklärte.

„Eine tödtliche Verlegenheit malte ſich bei dieſen Worten auf den Geſichtern; und — nach mancherlei marternden Umſchweifen erfuhr Xavier, daß — Otilie vor drei Tagen geſtorben ſei!

„Wer je ſein Herz mit allen Kräften ſeines Lebens an irgend einen theuern Gegenſtand gehangen hat; wer je nach qualvollen Hinderniſſen nun endlich auf höchſtem Gipfel ſchwindelnder Hoffnung ſtand, und nun mit einemmal in einen bodenloſen Abgrund ſtürzte, der vermag das Gefühl zu faſſen, das mit dieſen ſchrecklichen Worten in Xaviers Seele drang. Er forderte den Leichnam ſeiner Geliebten zu ſehen; man mußte den Sarg öffnen, wo ſie in ſchlichtem weißen Kleide lag, — ach, das Brautkleid der armen Otilie! Keinen Schmuck hatten ihr die ſtrengen Verwandten gegeben; allein ſeltſam war es, Tod und Verweſung ſchienen, mitleidiger als die Menſchen, gezögert zu haben, all dieſe Anmuth zu zerſtören, um der unglücklichen, verzweiflungsvollen Liebe noch einen Augenblick der Wonne zu gewähren!

„Xavier ſtürzte ſinnlos auf die geliebte Leiche; ſein Leben ſchien ſich an dem kalten Marmor auszuhauchen, worein der Tod dieſe ſanfte Geſtalt verwandelt hatte. — Eine ſchwere

Krankheit nahm ihn von Stund an in ihre tiefbetäubende Gewalt.

„Das weiche Herz Otiliens hatte die letzte Wendung ihres Schickſals nicht mit dem Muth ertragen können, den ihr Freund von ihr forderte. So lang ihr Leben einförmig ſtill und freudlos hingefloſſen war, ihr das Glück nie trügeriſch gelächelt und vor allen der Zauberſtrahl der Liebe die Veſten ihres Weſens noch nicht erſchüttert hatte, war ſie wohl fähig geweſen, ihr Herz mit Himmelsworten der Geduld in Ruhe zu wiegen; allein jetzt, da ſie die Seligkeit des Daſeyns erſt hatte kennen lernen, jetzt dieſen ſchnellen Wechſel, vom höchſten, nie geträumten Glück zur gänzlichen Vernichtung aller Hoffnungen, wie ſelten erträgt ihn ein menſchliches Gemüth! Zwar hatte Xavier eben ſo großmüthig, als zart, für die Sicherung ihrer äußern Lage geſorgt; allein die immer währenden kränkenden Bemerkungen ihrer Verwandten, über Demüthigung zu hochfliegenden Stolzes, über Leichtgläubigkeit der Mädchen und Unbeſtand der Männer, welchen ein Vorwand für ihren eignen Ueberdruß nur zu willkommen ſei, und alles was Neid und Alltäglichkeit gegen ſeltnere Liebe zu ſagen pflegt, verbitterten ihr das, was die zärtlichſte Vorſorge für ſie gethan hatte, und weckten quälende Zweifel in ihrem Innern auf. Selbſt der Nachtheil, den dieſe Auflöſung eines bekannten Verhältniſſes in den Augen der Welt auf ſie warf, — ihr Herz war nicht ſtark genug, dieß Alles zu ertragen, und unter vergeblichen Kämpfen gegen ihr Schickſal und verzehrender Sehnſucht nach dem unvergeßlich Geliebten, hauchte ſie ihre ſanfte Seele aus.

„Alles dieß, was er theils erfuhr, theils ahnen konnte, drängte ſich wechſelnd in fieberhafter Schnelle durch Xaviers Sinn; er ſagte ſich, wie ſeine Liebe, ſtatt ſie zu beglücken, ſie frühzeitig und qualvoll ins Grab geſtürzt habe; Verzweiflung, ja ſelbſt Wahnſinn, ſchlugen ſchon ihre dunkeln Flügel verlangend nach ihm auf. Allein die ewige Vorſicht ließ ihnen nicht ein ſo edles Opfer; nach drei Monaten ſchweren Leidens ſiegte die Kraft der Jugend; er konnte ſein Lager verlaſſen, und das Bewußtſeyn kehrte wieder.

Worte über den Zuſtand ſeines Gemüths kamen nicht über ſeine Lippen. — — Als er zum erſtenmal wieder ausfahren durfte, befahl er ſeinem Kutſcher, nach einem nah gelegnen Orte zu fahren, wo eine Commende der Maltheſer war. In Kurzem trug er das weiße Kreuz, das ihn auf immer vom bräutlichen Altare ſchied.

„Er machte, nachdem er ſeine Würde im Staate niedergelegt hatte, eine Reiſe nach Maltha, und in einem Zuge gegen die Algierer ſuchte er die erſten glühenden Schmerzen ſeiner Seele zu löſchen. Dann aber, als der Tod ihn hier vermieden hatte, hob er ſich groß über ſich und den Schmerz empor! Er kam zurück in ſeine Heimath, durch reiche Saaten des Wohlthuns wußte er das Geſchick zu beſiegen, und ihm für Andere wenigſtens das Glück abzuringen, das es ihm ſelbſt grauſam verſagte. Eben ſo viele Thränen hat er getrocknet, als er ſelbſt in heiß und ſchwer durchkämpften Stunden vergoſſen hat. — — Der Stamm der M . . iſt ausgeſtorben, allein das Andenken an den edeln

Xavier wird fortleben, ſo lange noch ein Enkel der jetzigen Bewohner lebt.

„Dieß Guth, das er zuletzt bewohnte, iſt das einzige, was nicht, wie die andern, als Mannlehn, an ſeine weitläuftigen Lehnsvettern gefallen iſt. Hier hat er mich als Kind oft auf den Knieen gewiegt; oft habe ich, von einer ſtillen Neigung angezogen, in ſein ſeelenvolles Geſicht geblickt, und oft mit dem hellen Kreuz auf ſeiner Bruſt geſpielt, deſſen dunkle, ernſte Bedeutung ich nicht ahnete! — — Laſſen Sie mich nichts hinzuſetzen,“ beſchloß Frau von ** unter hervorquellenden Thränen, — „dieſes Zimmer hat er bewohnt, und hier iſt auch die Seele des beſten Menſchen zu ſeinem himmliſchen Urquell zurückgekehrt.“

IV.

Die Suppenanſtalt auf dem Deutſchen Parnaß.

Ein Götterſpiel

von

Friedrich Kuhn.

Perſonen.

Apollo, der Winzer.
Alle neun Muſen als Traubenleſerinnen.
Erſte Hexe aus dem Macbeth.
Zweite. .
Dritte.
Ein Gaſt.
Ein Zweiter.
Ein Dritter.
Viele unſichtbare Gäſte und Dichter.

Schauplatz eine Weinpreſſe, aus der man auf den Deutſchen Parnaß, einen anmuthigen Weinberg, ſieht.

Die drei Hexen um den Zauberkeſſel mit langen Rührſtäben.

Erſte Hexe.

Tummelt Euch und kocht und rührt
Unbekümmert, ungenirt,
Was in tiefen Keſſels Grund
Fertig wird für Herz und Mund!
Unbekümmert, ungenirt,
Ob's etwa die Kehle ſchnürt,
Oder ob der alte Brei
Völlig ſchmecke nicht wie neu!
Wie am Keſſel hier wir ſteh'n!
Lahm uns faſt die Arme dreh'n,
Mag uns wohl die Luſt vergeh'n:
Aber, was wir kochen, iſt
Ja für uns nicht, wie Ihr wißt.
Haben, was wir hier zu thun,
Doch bequem uns eingerichtet,
Auf den Berg uns hier geflüchtet,
Wo wir wacker kochen nun;

Und Apollos Traubenpreſſe,
Wo wir nieder uns gelaſſen,
Kann in ihrer weiten Eſſe
Allen Rauch vom Keſſel faſſen.
Hier die Butten weit und leer
Füllen wir mit Allem ſchwer,
Was ſo auf dem Berg zu finden,
Tragen's ämſig hin und her,
Schütten's in den Keſſel, zünden
Feuer an von vorn und hinten,
Rühren's um mit Saus und Braus,
Was da will, das wird daraus! — —
Nun, was haſt denn aufgepackt?
Trägſt ja, daß die Tenne knackt.

Zweite.

Habe, wo die Siebenſchläfer
In der Erde, wie die Käfer,
Schlafen wollen, können nicht,
Weil's an Schlafe faſt gebricht,
Habe Mährchen mitgebracht
Und Geſchichten, ausgedacht,
Daß es, wenn ſie die erzählen.

Nimmer kann am Schlafe fehlen;
Bring' auch Ritter-Ach und Weh,
Mordgeſchichten, häusliche;
Zwerge, ſtehend auf der Zeh',
Und von weiter Bergeshöh'
Bis zum tiefen Grund der See
Sonſt viel Jammer noch und Weh,
Daß ich ſelber faſt vergeh' —
Und dann auch aus Island Schnee,
Den ich an der Traubenwand
Draußen in der Sonne fand,
Und mir in der Hand faſt brennt,
Weil man ſolches Ding nicht kennt.
Nun! ich hab' Euch viel genennt,
Und ich dächt', das thäten wir
Alles in den Keſſel hier.

Dritte.

Andre Dinge trag' ich her;
Denn auch ich geh ziemlich ſchwer;
Denn ich that im Sonnenſcheine
Draußen wahrlich auch das Meine;
Wo ſich in der Mittagsgluth,

So Apollo gütlich thut,
Jetzo aber nickt und ruht,
Wagt' ich mich auf leiſen Zehen
Selber auf des Berges Höhen,
Wo die warmen Lüfte wehen;
Raffte ſchnell, mir ward ganz warm,
Was ich fand, in meinen Arm,
Und war flugs den Berg hinunter,
Und da iſt der ganze Plunder!

Zweite.

Nun, was haſt denn du für Spaß?
Kennt man's ohne Brill' und Glas?

Dritte.

Sieh, da thut der Falſtaff hinken,
Egmonts goldne Kette blinken,
Hamlet mit der Feder ſieh!
Ja! den kennt man ohne Müh';
Klärchen auch iſt hier im Grünen,
Willhelm Tell mit Schreckensmienen,
Fackeln aus Fiesko glühend,
Zriny's Thurm in Feuer ſprühend.

Karlos, Philipps ganze Provinzen
Und auch andre ſtandhafte Prinzen,
Schuld und Unſchuld aus der Schuld
Und — nun habt nur noch Geduld! —
Etwas Heiden mit gräßlichen Schildern,
Und — einen Vandyk! — ſo zum Bildern!
Und zuletzt noch ſo in den Handel
Ein Stück Kragen von Fauſts Mantel,
Und wie das Alles ſo lag umher
Und die Hucke ward zu ſchwer,
Hab' ich mit Reimen und Jamben und Stanzen
Alles geſchnürt in Einen Ranzen.

Zweite.

Schweſterchen! man ſieht dir's an,
Haſt erſchrecklich viel gethan,
Aber du, Frau Aeſcherling,
Erſte! Sprich, wie dir's erging!

Erſte.

Ach! es hingen, wie ich ſo
Draußen ſuchte, friſch und froh
Hingen an ſich, wie die Kletten,

Mir Sonette mit Sonetten,
Daß mir faſt die Luſt verging,
Noch zu ſuchen andre Ding';
Faßt' indeſſen doch noch Muth,
Sucht' in heißer Mittagsgluth
Viele Blumen roth und bunt
Dort in jenes Thales Grund,
Das ſich durch die Lorbeerbüſche
Ziehet in des Thaues Friſche!
Seht! da giebt es friſche Blüthen,
Wie ſie's nennen, aus dem Süden,
Giebt's Seſtinen und Canzonen,
Die ſich auch der Mühe lohnen,
Und Canzonen und Sirventen
Und Terzinen, die nicht enden,
Provenzalen und Poeten,
Die nicht mal wie Andre reden,
Meiſterſänger, Troubadouren,
Reime los, und auch an Schnuren! — —
Hier ein anderes Paquet,
Welches man doch noch verſteht,
Schillers Künſtler und Romanzen,
Oden, Lieder, Sprüche, Stanzen,

Göthens Römiſche Elegien,
Daß man dorthin möchte ziehen,
Liederchen im leichten Schwung,
Daß man ſelbſt wird wieder jung.
Und das Herz wohl muß entgegen,
Wenn die Worte ſo ſich regen,
Und faſt wie mit Flügelein
Fliegen ſelbſt ins Herz hinein! —
Sind auch, daß es würde bunter,
Noch dabei Legenden und Wunder,
Aufgeputzt und aufſtaffirt —
Nun wie hab' ich mich aufgeführt!

Alle drei.

Wahrlich! wir ſind gut verſorgt,
Halb geſtohlen, halb geborgt,
Muß es wohl, wenn wir's recht miſchen,
Sauſen, brauſen, kochen, ziſchen,
Und wer auch den Rauch nur ſieht,
Wie er aus der Eſſe zieht,
Wird, was hier geſchieht, wohl merken,
Wird ſich melden, wird ſich ſtärken,
Nehmen, was hier iſt bereit.

Denn es iſt ſo ſchlechte Zeit!
Nun! die Löffel, packt ſie feſte;
Denn es kommen ſchon die Gäſte!

Erſter Gaſt.

Liebe Damen! ach mir fehlen
Form und Inhalt zum Erzählen,
Und erzählt, das will doch ſeyn!
Thut mir in das Näpfchen klein
Doch ſo etwas Karaktere,
Wendung, Verwicklung, Spruch und Lehre,
Reime, Proſa, Blumen, Blüthen,
Kräuter und Früchte aus Norden und Süden,
Und ich mache dann zu Haus
Wahrlich noch was rechts daraus.

Die drei.

Nun, es fehlt nicht an dergleichen;
Müſſen dem armen Mann etwas reichen!

Zweiter Gaſt.

Liebesflammen will ich koſten;
Will die Blätter hoher Palmen

Aus dem friſchen, reinen Oſten
    Winden um die Deutſchen Halmen.
Leichte Zeilen will ich weben,
    Reime ſanft dazwiſchen ſtreun,
Phöbus wird mir Hülfe geben;
    Denn ich möcht' ein Dichter ſeyn!

Alles Andre kann ich miſſen,
    Aber Blumen muß ich haben! —
Alles Kunden, alles Wiſſen
    Kann ja nicht den Sänger laben,
Wenn er ſo in ſel'gen Träumen,
    So von Allem ſingt und ſpricht — —
Nun ich könnte weiter reimen,
    Aber jetzo will ich nicht!

Erſte Hexe.

Nun, der ſcheint ſchon gut verſeh'n!
Dächt', er könnte weiter geh'n,
Weil hier noch ärmere Leute ſteh'n.

Zweiter Gaſt.

Alle hohe Dichtungsſtrahlen
    Einzufangen, einzuſammeln,

Aller Luſt, und allen Quaalen
  Nachzuſingen, nachzuſtammeln,
Kann ich nie zu viel gewinnen;
Denn wie ſo die Stunden ſpinnen,
  Brauchen ſie an ihren Rocken
  Alle Morgen neue Flocken.
Und das Alles zu erſinnen
Nein! das bringet faſt von Sinnen!
Komme drum auf leiſen Socken,
Nehme Bröckchen, nehme Brocken,
Wimmernd, ſchimmernd, naß und trocken,
  Aber leicht nur muß es klingen,
  Was man will zu Stande bringen,
Daß ſich ſo die Poeſieen
Leiſe, loſe, vorwärts ziehen,
Ohne Sorge, Kunſt und Mühen,
Keiner, wenn die Reime weben,
Nachricht kann und Auskunft geben,
Was der Dichter will ſo eben,
Ach! es iſt ein Götterleben!

Die Erſte.

Müſſen dem wohl etwas geben;

Will er auf das Töpfchen heben,
Aber laß' er nichts daneben!

Der zweite Gaſt.

In der Dichtung Alles Leben!

Die dritte Hexe.

Aber da kommt wieder Einer!
Iſt's ein Großer, iſt's ein Kleiner,
Kann man ſelber nicht recht ſehen;
Denn er ſcheint auf Stelzen zu gehen.
Hat ſich aber angethan,
Daß man's nirgend ſehen kann,
Was ihm ſelbſt gehöret an —
Nun! was will er, guter Mann!

Der dritte Gaſt.

Ein dunkler Geiſt geht durch der Bühne Schranken,
Nicht mehr erhellt von goldner Bilder Tanz,
Und um die alten Säulen, die ſchon wanken,
Da windet ſich nur noch der Todtenkranz;

Drum iſt vonnöthen, daß die neuen Ranken
Sich aufwärts heben in der Sonne Glanz,
Und neue Zeit ſich wiederum geſtalte,
Denn — — neue Zeit — nun! die iſt nicht die Alte.

Und auf des Deutſchen Pindus Sonnenhöhen
Wie kann der Deutſche ſo ſich Alles wählen,
Aus Schillern Kraft, aus Göthe Frühlingswehen,
Aus alter Zeit die Helden, die uns fehlen,
Aus Calderon, die Reime leicht zu drehen,
Aus Schakeſpear, was nur irgend iſt zu ſtehlen;
Das Schickſal ſelbſt, aus Griechenland entlaufen,
Es fehlt uns nicht, nur daß wir's anders taufen.
So muß der Deutſche herrliches vollbringen,
So muß u. ſ. w.

Man pocht.

Erſte Hexe.

Was giebt's da draußen?
Kann jetzt niemand mehr herein,
Müſſen hier erſt fertig ſeyn!

Eine Leſerin,

von außen.

Hör', Apollo! hör' das Sauſen!
Hör'! wer mag darinnen hauſen?
Müſſen ſprengen wohl die Thür
Mit den Butten ſelber hier,
Daß wir kommen nur hinein,
Keltern können unſern Wein.

Apollo als Winzer,

mit den Traubenleſerinnen ſprengt die Thüre.

Erſte Hexe.

Phöbus ſelber in der Preſſe
Hat die Muſen mitgebracht;
Ach! wo iſt die Feuer-Eſſe?
Hätten's nicht ſo ſchnell gedacht,
Suppenkeſſel! gute Nacht!

Die drei Hexen erſcheinen außen auf der Eſſe, und üben ſich einige Sekunden in mimiſchen Attitüden. Die drei Herren ſchleichen kopfhängend weg. Das übrige Gedränge verliert ſich.

Die neun Traubenleſerinnen

im Chor.

Was Sonne hat erzogen
An friſchen, freien Reben,
Die, was ſie eingeſogen
Am weiten Himmelsbogen,
Den Menſchen wiedergeben;
Was Wärme, Luſt und Licht
Aus Sonnen-Höhen ſpendet,
Daß, wer die Traube bricht
Dem Himmel zu ſich wendet;
Was aus der Götter Kreiſe
Noch Menſchen muß entzücken,
Daß ſie auf ihre Weiſe
Das Schöne fromm und leiſe
Noch an die Herzen drücken,
Das haben freudig wir
Gefaßt in goldne Schaalen,
Und keltern, keltern hier
Die Frucht der Sonnenſtrahlen!

Apollo.

Was in der Erde Räumen
Im Glanz der Sonne lebt,

Und in der Tiefe Träumen
Mit ſtummer Spindel webt;
Was Götter hoch entzündet;
Was in des Herzens Flamme
Den Menſchen ſich verkündet,
Daß jeder bald ergründet,
Woher das Herz ihm ſtamme;
Das tritt in heller Schöne
Durch Eure fromme Gunſt
Ins Land der Erdenſöhne,
Und wird zur heil'gen Kunſt;
Im heiligen Gewande,
Das Eure Hände ſchmücken,
Durchzieht es alle Lande,
Und muß im Liebesbrande
Die Seelen all' entzücken.

Die Traubenleſerinnen.

Des Oſtens heiße Sonne,
Des Nordens Eiſentöne,
Wir ſammeln's in die Tonne
Und keltern Liebeswonne
Und keltern Geiſtesſchöne;

Denn uns iſt alles eigen,
Was Menſchen ſchmückt und hebt,
Der ganze Götterreigen,
Der auf der Erde ſchwebt;
Was ſich in tauſend Strahlen
Der ew'gen Sonne ſpaltet,
Wir ſammeln's allzumalen
In unſre goldnen Schaalen,
Wo Schönheit ſchafft und waltet,
Und bieten freundlich Allen
Die ſchöne milde Gluth,
Und laſſen lieblich ſchallen,
Was wohl dem Menſchen thut.

Apollo.

Die Stimmen keiner Zeit
Und keiner Erdenzone
Verklingen ungeweiht
Und ohne Siegeskrone;
Denn, was, im Licht geboren,
Eintritt in's goldne Leben
Zum ew'gen Tanz der Horen,
Es geht ja nicht verloren,
So lang die Zeiten weben.

Und eine lange Schaar
Von Jahren hält die Palmen,
Und beut den Segen dar,
Und ſingt die hohen Pſalmen.
Die Zeiten ſteh'n und hoffen,
Und was Ein Herz empfunden,
Vom Götterpfeil getroffen,
Das wird ein Tempel offen,
Ein Meer voll Götterſtunden.

Die Traubenleſerinnen und Apoll

zuſammen.

Laſſet die unten drum dienen und ſchalten,
Laſſet ſie träumen und ängſtlich ſich müh'n
Götter ſind ewig! Die pflegen und halten
Sorglich die Kränze von ewigem Grün.
Strömen die Wolken auch mächtig zuſammen,
Decken auch bängliche Schatten das Land;
Nimmer verlöſchen der Sonne die Flammen, —
Nimmer die Pfeile, von oben geſandt!
Haben die unten ſich irrend betrogen,
Siehe! da haben die Götter den Bau,

Senden, wie Iris gewaltigen Bogen,
Heilige Stimmen ins himmliſche Blau.
Heilige Stimmen! — Die unten, ſie lauſchen,
Laſſen von Kümmern von Sorgen nun ab, —
Aber, wie laut die Jahrhunderte rauſchen,
Wandert der Stimmen geflügelter Stab.

V.

Erinnerungen aus einer Reiſe,

im Auguſt 1816.

Von

Meſſerſchmid.

1.

Berlin hatte mich länger feſtgehalten, als ich gewollt hatte. Ich mußte mich mit Gewalt von der prächtigen Königsſtadt losreißen, und hatte ſchon im Geiſte den kürzeſten Weg nach Hamburg eingeſchlagen, als ein Beſuch, den ich noch vor meiner Abreiſe dem Staatsrath Körner machte, mich anders beſtimmte. Nach einem langen Zwiſchenraume ſah ich jetzt die Eltern des Heldenjünglings wieder, die ich zuletzt in Dresden in ihrem Schmerze geſehen hatte. Unſere Geſpräche über Ihn waren unerſchöpflich, nachdem wir einmal eine Saite berührt hatten, mit welcher zugleich das ganze Gemüth erſchüttert wurde. Mit ſtiller Rührung ſchied ich von ihnen und mit dem feſten Entſchluſſe, das Grab des Unvergeßlichen in Mecklenburg zu beſuchen.

Mecklenburg, auf welches mir der tüchtige Jahn ein offenes Empfehlungsſchreiben gegeben hatte, iſt zu eigenthümlich, um nicht ein wenig dabei zu verweilen. Auch haben mir in dieſer Eigenthümlichkeit ſeine Bewohner ſehr wohlgefallen; es herrſcht in ihnen noch die alte Biederkeit, bekanntlich waren ſie auch nach den Preußen die erſten Deutſchen, die ſich den heiligen Fahnen anſchloſſen. Der fette Boden des Landes eignet ſich für Ackerbau und Viehzucht, die Wälder und Seen liefern Fiſche und Wildpret im Ueberfluſſe, und man wird leicht bemerken, daß, ſo bald man die Mark mit ihren Muſen und Grazien im Rücken hat, auch ſogleich ein friſcheres, wenn auch etwas materielles, Leben beginnt. Der Landmann befindet ſich bei der milden Leibeigenſchaft beſſer, als man glauben ſollte, und doch erfreuen ſich hier die Gutsbeſitzer, oder die ſogenannte Ritterſchaft, größerer Vorrechte, als irgendwo. — Es war an einem heitern Sonntagsmorgen, als wir in B — w, einem der anmuthigſten Ritterſitze, ankamen. Mein Gefährte, mit welchem ich, meiner Gewohnheit entgegen, von Berlin aus Extrapoſt genommen hatte, war ein junger kenntnißreicher Mann, welcher nach ſeinen in Jena und Heidelberg vollendeten Studien einen ehrenvollen Poſten in Schwerin bekleidete. Wir hatten uns in Berlin mehrmals bei gemeinſchaftlichen Freunden geſehen, und eine gewiſſe Uebereinſtimmung der Gefühle ſowohl, als der Geſinnungen, die ſich ſpäterhin auch poetiſch ausſprach, hatte uns bald in nähere Berührung gebracht. So entſchwand uns die Zeit, die wir im Wagen und auf den zum Theil ärmlichen Stationen mit einander zubrachten, ſehr genußvoll, und zuletzt noch verdankte ich ihm das Vergnügen, das gaſtfreundliche Haus eines Mecklenburgiſchen Magnaten zu begrüßen und mit einem Stillleben vertraut zu werden, welches ſich von dem gewöhnlichen nicht wenig unterſchied. Hier fanden wir die beſte Aufnahme. Der Herr ſowohl, als die Frau des Hauſes, beide in der Blüthe der Jahre, mit einer Verwandtin und zwei liebenswürdigen Kindern, erinnerten an jene kräftigen Geſtalten der Vorzeit, die wir nicht bloß aus Romanen und Ritterbüchern kennen. Eine Voſſiſche Idylle ſchien in die Wirklichkeit übergetreten zu ſeyn, und dieſes idylliſche Gemählde ward durch eine Heerde von Rindern, Gänſen und Enten belebt, die ſich auf dem geräumigen Hofe der Villa herumtummelte, welche von Italieniſchen Pappeln umkränzt war. Nach der Mahlzeit, bei welcher die Schinken und die Würſte keine geringe Rolle ſpielten, machten wir ſogleich, da die Sonne freundlich glänzte, eine Waldparthie, zu welcher auch ein nachbarlicher Gutsbeſitzer mit ſeiner liebenswürdigen Gemahlin eingeladen war. Es geſellten ſich noch einige Frauen dazu, und damit es an Nichts fehlen ſollte, war auch ein Original von Magiſter zu erſchauen, ein geborner Sachſe, welcher nach mancherlei Schickſalen hierher verſchlagen war, und in beiden Häuſern abwechſelnd den Gelehrten, den Erziehungsrath und den Rathgeber mit nicht eben ausgezeichnetem Glücke ſpielte. Indeſſen ward durch dieſe Erſcheinung die Unterhaltung ſelbſt lebendiger. Wir lagerten uns nach orientaliſcher Weiſe auf bunten Teppichen, der Scherz entfaltete ſeine farbigen Schwingen, und wir genoſſen mit Wohlbehagen ſitzend, liegend, oder luſtwandelnd, die Schönheit des Tages. Mit einbrechendem Abend wählten wir uns ein liebliches, von uralten Eichen umgebenes Plätzchen; die Waldnacht ward von Lampen erhellt, die, gleich Feuerzungen begeiſterter Barden, aus den Zweigen der heiligen Eiche auf unſer mahleriſches Abendmahl herniederſchimmerten. So wurde die männliche Geſellſchaft von einem lyriſchen Geiſte angehaucht, deſſen Sturm ſich nur durch die Anmuth weiblicher Sitte zügelte; die Luft erklang von Geſängen, und ſpät erſt kehrten wir fröhlich bewegt nach unſerm wirthlichen Landhauſe zurück. — Dieß war ein Tag, in Arkadien gelebt. Glücklich, wenn ich mich ſogleich aus den Armen dieſer geſelligen Freude, vom Genuſſe noch warm, hätte hinwegſtehlen können! Doch auch die zwei folgenden Tage ſollten nicht freudenlos vorübergehen, wiewohl der Regen, der ſich jetzt in Strömen vom Himmel ergoß, uns größtentheils im gemeinſchaftlichen Zimmer feſthielt. Wenn mir die Luſt ankam, bewegte ich mich mit Holzſchuhen im Garten herum, deſſen Anlagen mir mein Wirth ſchon früher gezeigt hatte, und welcher noch von den ſchönſten Roſen und Levkoien prangte. Am letzten Tage, als der Himmel etwas milder geworden war, fuhren wir nach W., einem ſchönen Landgute, deſſen Beſitzer ich bereits in jenem Walde kennen gelernt hatte. Der Mittag verfloß uns angenehm, und die heitere Stimmung, in die wir, auch durch den Genuß der Tafelfreuden, verſetzt waren, ſollte noch durch eine romantiſche Ueberraſchung geſteigert werden. Wir traten eben aus den reizenden Anlagen eines engliſchen Gartens, als wir in der Ferne einen Reuterzug erblickten. Voran ritten auf ſtattlichen Roſſen zwei ſchöne Jünglinge, die bei unſerm Anblick ein lautes Freudengeſchrei erhoben. Sie waren phantaſtiſch gekleidet und mit Waffen wohl verſehen. Bald aber erkannten wir in den ritterlichen Anführerinnen des Zuges unſere gäſtliche Dame und das Fräulein, die bei unſerer Abfahrt von B—w. ein Uebelbefinden vorgeſchützt hatten und jetzt, die fabelhaften Zeiten des Ritterthums erneuernd, mit ihren Edelknaben durch den Wald dahinſprengten. Jubelnd folgten wir ihnen zum Schloſſe; der Abend war der Muſik geweiht, und mit den Tönen des Klaviers und der Guitarre vereinigte ſich der Wohllaut weiblicher Stimmen.

V.

Gern hätte ich länger in dieſer Familie geweilt; allein Körners Geiſt ſchien mich zu rufen. Der Gedanke, von guten befreundeten Weſen, vielleicht auf ewig, zu ſcheiden, hat immer viel Niederſchlagendes, und ſo beſchleunigte ich den Abſchied. Ich eilte nun mit meinem edeln Reiſegenoſſen über Ludwigsluſt, in deſſen Paradieſe ich mich nicht länger aufhalten wollte, nach Wöbbelin, um Theodor's Manen ein Opfer der Freundſchaft zu bringen. Wöbbelin iſt ein gewöhnliches Mecklenburgiſches Dorf, eine Stunde vom ſchönen Ludwigsluſt, an der von

Grabow nach Schwerin führenden Straße. Es war Mittag, als wir daſelbſt ankamen und in das nahe Haus des Schulzen eintraten, welcher uns in einer kleinen Entfernung von der Straße durch einen von Pappeln und lebendigen Hecken eingefaßten Gang zu Körners Denkmal führte. Rings um daſſelbe zieht ſich eine Mauer, um welche wieder junge Pappeln und Blumen ſtehen. Inwendig, wenn man zur eiſernen Gitterthür hereingetreten iſt, erheben ſich die Gräber Theodor's und ſeiner Schweſter Emma mit dem in Eiſen gegoſſenen Monumente, von welchem uns freilich die bekannte in Kupfer geſtochene Zeichnung nur eine dürftige Anſchauung gewährt. Dieſes Denkmal, oben mit dem Schwert und der Leier, und in der Mitte von allen vier Seiten mit Inſchriften geſchmückt, wird von einer majeſtätiſchen Eiche beſchattet, und der ganze geweihte Platz erſchien mir wie ein Blumengarten Gottes, welcher ſich mit der Zeit auch für den äußern Sinn immer mehr verſchönern wird. Den letzten Brief von Körner, den Er mir von Breslau aus geſchrieben hatte, drückte ich, wie eine Reliquie, an die Bruſt, und ſo umwandelte ich mit mir und dem verklärten heroiſchen Sänger allein den von den Thränen des Himmels befruchteten Raſenhügel. So ſank ich mit den geliebten Zeilen auf das Grab nieder und küßte, ſeinen Namen leiſe ausrufend, das friſche Gras. Doch nicht will ich weiter durch Worte ein unausſprechliches Gefühl entweihen. Getröſtet verließ ich die heilige Stätte und überließ mich nun mit wehmüthiger Freude den Erinnerungen an einen Jüngling, der von der Natur und allen Göttern begünſtigt in das Leben und in das heitere Reich der Muſen eingetreten war, und der als Menſch und als Dichter gleiche Liebe verdient und gefunden hatte. Aber wenn Er auch Vieles verlaſſen hat, ſo hat Er auch Vieles gewonnen. Ich pries den Vollendeten glücklich, und es war mir, als ob mich ein gelinder Hauch von ihm ſegnend kühlte, als ob er mir daſſelbe Glückauf! zuriefe, mit welchem er in friſchem Lebensmuthe ſo oft mein Zimmer beſchritten hatte.

O junger Barde mit der Kraft des Aaren!
Die Leier ſchwangſt du in der Heldenrechte;
Die Bruſt bot'ſt du dem ſtürmenden Gefechte,
Dein Schwert drang blitzendkühn durch Todesgefahren.

Jetzt lebſt du froh im Kreis der Himmelsſchaaren,
Dem Freiheitsmorgen wichen Sklavennächte,
Und du erſcheinſt dem kommenden Geſchlechte
Ein Stern, den All' im Herzen tief bewahren.

Der du zu Gott riefſt mit erblaßtem Munde,
Der Freundesgeiſter männlich ſich erkoren
Und Liebe lieblich ſang mit zartem Sehnen!

Dein Grab hab' ich benetzt mit heißen Thränen. —
So hielt ich dir, was wir uns einſt geſchworen:
„Treu bleib' ich dir in jeder Weiheſtunde.“

Ich möchte nicht gern von Körners Grabe ſcheiden, ohne zugleich jene letzten Zeilen mitzutheilen, weil ich, keine Mißdeutung fürchtend, überzeugt bin, daß ich die Freunde unſers Körners wahrhaft erfreuen und Ihm ſelbſt mit ſeiner eigenen Gabe das beſte Todtenopfer bringen werde. Aus lieben Händen empfing ich im April 1813 Folgendes:

„Laß dir aus der Ferne ein herzliches Wort „der Liebe zurufen, alter treuer Freund! Ich habe „die Leier mit dem Schwerte vertauſcht, du wirſt „das recht und billig finden. Wenn wir uns „nicht wiederſehen, wir bleiben uns treu in jeder „liebevollen Stunde, und ächte Brüder in dem „einen großen Streben, für die Freiheit Muth „und Blut, Sang und Lied freudig einzuſetzen. „Ich habe ein göttliches Leben geführt. Mein „guter Stern und deine Wünſche, das weiß ich, „begleiten mich. Grüße die Freunde und Freundinnen! Auf gutes Glück!

Dein treuer

Theodor.“

[illegible]
[illegible]

Was ich als einen der hellſten Lichtpunkte meiner Reiſe heiß erſehnt hatte, ſollte ſich endlich in glücklicher Erfüllung zeigen; *Klopſtocks* Name war es, der ſchon den Jüngling in *Schulpforte* begeiſternd angeſprochen hatte. Ihn liebte und verehrte ich als den größten chriſtlichen und vaterländiſchen Dichter, und wenn ſich auch ſpäterhin einige Meiſter der deutſchen Poeſie meiner bemächtigten, ſo blieb doch die erſte Liebe dem Sänger des Meſſias zugewandt, der mein Gemüth mit den erſten Ahnungen des Unendlichen erfüllt hatte. Das Denkmal dieſes Unſterblichen ſollte ich nun ſchauen. Es war ein heller Sonntagsnachmittag, als ich in Begleitung eines Freundes in *Hamburg*, ſeiner Gattin und ſeiner Schweſter, durch *Altona* nach *Ottenſen* fuhr. O. iſt ein ſehr ſchönes Dorf auf Däniſchem Boden. In der Mitte deſſelben liegt die zwar einfache, aber nach den reinſten Verhältniſſen erbaute Kirche mit ihrem

Kirchhofe, der mich, wiewohl in verjüngtem Maaßſtabe, an den Deſſauiſchen Gottesacker erinnerte. Wir ſtiegen aus dem Wagen, und in ſtiller Ehrfurcht näherte ich mich den beiden Steinen von weißem Marmor, die unmittelbar vor der Kirche hinter einer ſteinernen Platte ſtehen, unter welcher die irdiſche Hülle Klopſtocks und ſeiner Meta ruht. Das Ganze iſt von den dichten Zweigen einer hohen Linde überwölbt, die Klopſtock ſelbſt im Jahre 1759 zu Ehren ſeiner Meta gepflanzt hatte. Sie blühte jetzt in üppiger Fülle und ſchien das Leben mit dem Tode freundlich verbinden zu wollen. Lange ſtand ich in tiefer Betrachtung verloren da, ehe ich zu den marmornen Denkmalen hinzutrat, um die Inſchriften zu leſen, mit welchen Liebe und Dankbarkeit dem Steine ſelbſt eine rührende Beredtſamkeit geliehen hatten. Die eine Inſchrift war von Klopſtock ſeiner Meta, die er auch als Cidli verherrlicht hat, und ſeinem frühverlornen Kinde geweiht; die andere, welche Klopſtocks Andenken feierte, war von der Erfindung des Domherrn Meyer in Hamburg. Er hatte zum

Theil aus einigen Stellen Klopſtockiſcher Oden eine Art von Moſaik gebildet, die auch in dieſer Form lebendig zum Herzen ſpricht. Meine Freundinnen überließen mich mir ſelbſt und meiner Empfindung. Es war mir, als ob ſich das überirdiſche Reich, in welchem Klopſtocks Genius ſo mächtig gewaltet hatte, vor meinen geiſtigen Augen entfaltete, und mit Liebe und Luſt, um mit unſerm Schiller, dem herrlichſten Lobredner Klopſtocks, zu reden, erging ich mich in den endloſen Räumen, die auch ihm in frühen Zeiten von dieſem Dichter aufgethan waren. Dieſe Gefühle wurden zum Gebet, und ſtill ſprach ich die Strophe aus der Ode an den Erlöſer:

„Auch du wirſt einmal mehr, wie Verweſung,
ſeyn,
„Der Seele Schatten, Hütte von Erd' erbaut!
„Und andrer Schauer Trunkenheiten
„Werden dich dort, wo du ſchlummerſt,
wecken."

Nur ein Wunſch blieb mir in dieſem Augenblicke übrig. Gern hätte ich Klopſtocks Wittwe geſehen, die noch in Hamburg lebt und Ihm mit liebendem Gemüthe dieſes Denkmal errichtet hatte. Die Empfindungen, in denen ich ſo ſelig gelebt hatte, zitterten noch lange in meinem Innern nach; ſie verließen mich auch dann nicht, als ich kurz darauf mit meinen Lieben in einem zierlichen Pavillon bei Renneville ſaß und der majeſtätiſche vielarmige Strom mir ein neues bewunderungswürdiges Schauſpiel darbot.

Der Himmel, der ſo heiter geweſen war, daß man Harburg, Stade, Buxtehude ſehen konnte, umzog ſich allmählig mit Nacht und ſchwärzte mit düſterem Wiederſcheine die Fluthen des Stroms, welche der Wind ſtürmiſch bewegte, und auf deſſen Oberfläche unzählige groſe und kleine Schiffe dahinglitten, die in der Ferne, wie ſchwarze Punkte, hervorragten. Der Horizont verſchleierte ſich in pittoresken Uebergängen immer tiefer, und jetzt in der allgemeinen Verfinſterung ſchien ſich der Himmel mit Gewalt in den dunkein Wogenſpiegel werfen zu wollen; ſo ungeſtüm entſtürzte der praſſelnde Regen dem Schooße der Wolken. Auch hier that ſich den ſtaunenden Sinnen ein neues Bild der Unendlichkeit auf. Ich dachte an einen Sturm des empörten Meers, welches ich kurz zuvor ſo friedlich bei Travemünde geſehen hatte; es verſchmolz damit der Gedanke an den erhabenen Ordner der Welt, dem alle Elemente gehorchen, und unwillkührlich drängten ſich dem bewegten Gemüthe die letzten Strophen aus jener Ode des gottgeliebten Dichters auf, in welchen er die Welten beſingend dem großen Gedanken unterliegt, und den Untergang des Schiffes auf dem großen immer offenen Grabe des Meers ſo erhaben darſtellt.

4.

Einer der geliebteſten Freunde Klopſtocks war Gleim geweſen, der Sänger lieblicher Lieder; und zugleich jener preußiſche Grenadier, deſſen Kriegsgeſänge aus dem ſiebenjährigen Kriege im Ganzen noch unübertroffen daſtehen und mit der deutſchen Sprache ewig fortleben werden. Wenn man die Schriftſteller im Allgemeinen nach dem Hervorragen einzelner Kräfte (denn nur Wenigen iſt die Harmonie aller verliehen) charakteriſiren, und dieſen z. B. einen Verſtand, Jenen einen Geiſt (Esprit) nennen, einen Andern wieder mit den Attributen des Geſchmacks, des Gedächtniſſes, der Phantaſie, oder der Genialität bezeichnen darf, ſo kann man dem Jünglingsgreiſe Gleim den Ehrennamen eines großen Gemüths nicht verſagen. Er umfaßte nicht allein die gleichzeitigen Freunde, mit welchen er in ununterbrochener Geiſtesverwandtſchaft lebte, mit zärtlicher, oft nur zu leidenſchaftlicher, faſt eiferſüchtiger Liebe, ſondern er bemächtigte ſich auch mit überwallendem Enthuſiasmus der jungen aufblühenden Dichterwelt, deren keimendes Talent er zu pflegen und mit Vaterliebe zu beleben wußte. Das Bild dieſes ewigen Jünglings hatte auch mich einſt wunderbar ergriffen, und noch gedenke ich der Begeiſterung, mit welcher ich im erſten Jahre meines akademiſchen Lebens, als er nach Leipzig gekommen war, zum Hôtel de Bavière hineilte, in welchem Er abgeſtiegen war. Ein Schneider, der bisweilen nicht ohne Erfolg im Lebensdrama die Rolle des Schickſals übernimmt, trägt die Schuld, daß ich damals das Glück, ihn dort zu ſehen, entbehren mußte. Er brachte mir ein beſtelltes Kleid zu ſpät, und gerade vor meiner Ankunft hatte er Leipzig verlaſſen.

Auf meiner Rückreiſe über einen Theil der Lüneburgiſchen Haide, welche nach der Angabe eines Franzöſiſchen Schriftſtellers das nomadiſche Volk der Haideſchnucken bewohnt, kam ich nach Halberſtadt, wo der Poſtwagen zum Glück einige Stunden verweilte. Dieſe nicht eben ſchöngebauete Stadt, wenn man den Domplatz mit dem ſtattlichen Dome ausnimmt, zog mich weniger an, als Gleims Freundſchaftstempel und das Grabmal, welches Er in einer kleinen Entfernung von H. gefunden hat. Nach einer kleinen irdiſchen Stärkung, eilte ich ſogleich zu Gleims

Großneffen, dem durch ſeine Ausgabe der Gleimiſchen Briefe und Schriften bekannten Domvikar **Körte**, welcher der Prieſter jenes Tempels iſt. Er empfing mich in ſeinem zierlichen Gartenhauſe mit zuvorkommender Gefälligkeit und führte mich bald durch den Garten, in welchem Vater **Gleim** ſo oft gewandelt und „den ſokratiſchen Becher mit der thauigen Roſe bekränzt hatte.“ Wir betraten zuerſt ein prunkloſes ſchönes Zimmer, deſſen eigentlicher Schmuck in den Portraits der Freunde beſtand, deren Zahl ich etwa auf 80 angeben möchte. Wer fühlte wohl in ſolchen Augenblicken Luſt, an eine Zählung zu denken? Sie ſind größtentheils in Oel nach dem Leben und gewiß von Meiſtern gemahlt; denn ein eigenes inneres Leben ging mir aus den äußern Zügen hervor, welches ſich freilich dadurch erklären läßt, daß man ſich gern ein Bild von Menſchen entwirft, die man aus ihren Werken liebgewonnen hat, und daß dann bei der wirklichen Anſchauung die Phantaſie geneigt iſt, wenn nicht den Ueberfluß zu vertilgen, doch das Fehlende zu ergänzen. Nachdem ich mich an den einzelnen Bruſtbildern ergötzt hatte, machte auch das Ganze in ſeinem Zuſammenhange bald einen erſchütternden, bald einen beruhigenden Eindruck auf das gereizte Gemüth. Jetzt war es mir, als ob ſich die Geſtalten regten, als ob mir ein ganzes Geiſterheer in ſeiner goldenen Waffenrüſtung entgegenſchritte; dann aber ſchienen ſich die Herrlichen in ſtiller Ruhe ihrer Verklärung zu erfreuen. Unter den Bildniſſen von Weiſſe, Utz, Kleiſt, Gellert, Leſſing, Wieland, Herder, Hölty; den Brüdern Jacobi, Göthe, Johannes Müller und ſo vielen Andern, erſchienen mir die Kopieen von Moritz, Bürger und Heinſe beſonders merkwürdig. Moritz, ſo wie er ſich auch in ſeinen Schriften als Myſtiker darſtellt, zeigte ein wunderbares, faſt groteskes Geſicht, in Bürger bemerkte man ſchon den Keim der Zerſtörung, und der Verfaſſer des Ardinghello und der Hildegard von Hohenthal, aus deſſen Augen eine verzehrende ſüdliche Gluth ſprühte, erinnerte mich an die lebensreichen Gemählde des Julio Romano.

Der wackere **Seume**, der letzte Ankömmling in dieſem Kreiſe, war zum Sprechen getroffen. Unter den weiblichen Bildniſſen ſprach mich vor allen das der **Fürſtin von Neuwied** an, die wir aus dem Schattenbilde eines für ſein Vaterland gefallenen deutſchen Prinzen als die zärtlichſte Mutter und als eine der hochherzigſten Frauen kennen, wenn ſie auch Manchem als Dichterin weniger bekannt ſeyn ſollte. Ungern trennte ich mich von dieſem in ſeiner Art einzigen Tempel, um mich ein wenig mit der Bibliothek des verewigten Sängers bekannt zu machen, die in zwei Zimmern aufgeſtellt iſt und mir z. B. in der altdeutſchen Literatur ſehr reichhaltig ſchien. Sie beſteht ohngefähr aus 10000 Bänden, die ſich außer ihrem innern Werthe auch durch zweckmäßige Zuſammenſtellung, durch Nettigkeit und durch das Gemeinnützige ihres Gebrauches empfehlen. Nur zu bald mußte ich mich von dieſen Schätzen trennen, und ich verließ das Heiligthum mit dem innigen Wunſche, daß der ehrwürdige Dichter mit ſeinem patriotiſchen Freunde Klopſtock noch ſo glücklich geweſen wäre, die glorreichſte Gegenwart zu erleben. Die Zeit drängte mich, und ſo konnte ich Gleims Denkmal außer der Stadt nicht ſehen. Doch ſuchte ich mich mit dem Gedanken zu tröſten, daß man ſich auch im Genuſſe des Guten und Schönen nicht überſättigen dürfe.

VI.

Vermiſchte Gedichte.

Oſter-Pſalm.

Chriſt iſt erſtanden
Aus Todesnoth,
Aus Grabesbanden,
Gelobt ſei Gott!
In allen Landen
Glänzt Morgenroth,
Tod iſt zu Schanden,
Gelobt ſei Gott!

Haſt du des Frühlings goldnes Wehen
Vernommen je mit Herz und Geiſt,
Wenn alle Saaten auferſtehen
Und jeder Baum ſich ſelig preiſt;
Wenn in den blauen reinen Lüften
Aus allen Blüthen klingt das Lied,
Und unſer Aug' in Sternenſchriften
Das Wort der Liebe flammen ſieht?

Der Winter hielt uns ſtreng gebunden,
Erloſchen ſchien der warme Strahl;
Da ſchlingt ein Kranz von neuen Stunden
Sich zärtlich um Gebirg und Thal.
Und aus dem Kranze quellen Funken
Der Sehnſucht und der Liebe weit,
Und Blüthen taumeln liebestrunken
In neuer Lebensfreudigkeit.

Wenn ihr die ſchönen Oſterlieder
Erklingen laßt bei Orgelton,
So hallt's im ganzen Frühling wieder,
Daß Tod und Winter ſind entflohn.
Dem Heiland, welcher auferſtanden,
Zieht alles Leben jauchzend nach,
Und alles Leben ſprengt die Banden,
Wie Chriſtus aus dem Grabe brach.

Chriſt iſt erſtanden
Aus Todesnoth,
ꝛc. ꝛc.

Bis in des Abgrunds finſtre Tiefen
Iſt Leben in den Tod geſät,

Wo in der Kluft die Waſſer triefen —
Im Erdenſchooß die Flamme weht;
Und wenn die Kräfte wild entbrannten,
Das Feuer ſchmolz, das Waſſer quoll,
Dann wird der Schacht der Diamanten,
Des reinen Golds die Erde voll.

Tief in der Muſchel zartes Leben
Drängt ſich ein Tropfen wild hinein,
Daß in des Thieres Saftgeweben
Sich weit ergießt der Schmerzen Pein.
Doch wenn das Leben iſt verloren,
Und wenn der Muſchel Schaale bricht,
Dann ſpringt die Perle neugeboren
Empor an's goldne Himmelslicht.

So fliegt durch alle Elemente
Des Lebens Spindel ſchaffend hin;
Wo Anfang war, iſt nimmer Ende,
Wo Sterben war, iſt nur Gewinn.
Die Blume wird ein Aſchentrümmer,
Wo bald die neue farbig ſteht,
Und immer ſtrahlt ein neuer Schimmer,
Wenn auch ein alter Stern vergeht.

Chriſt iſt erſtanden
Aus Todesnoth,
ꝛc. ꝛc.

Auch in des Herzens ſtille Kammer
Zieht Tod und Leben mächtig ein,
Tod iſt der Sünde Nacht und Jammer,
Und Tugend goldner Lebensſchein.
Wer ſich ergiebt der dunkeln Erde,
Den drückt ſie tief zu ſich herab,
Daß unſer Herz ihr ähnlich werde,
Ein kaltes finſtres Felſengrab.

Doch wie des Frühlings neues Leben
In alle Tiefen mächtig dringt,
Im Sonnenlicht die Quellen beben,
Wenn ihres Eiſes Rinde ſpringt;
So lenkt auch oft in unſre Tiefen
Ein Gottesſtrahl den hellen Lauf,
Und, wo erſtarrt die Todten ſchliefen,
Da ſteh'n entzückt die Engel auf.

Und zieh'n empor zum warmen Lenze
Mit Wunderkraft und Liebesſinn,

Und winden ihre Blumenkränze
Um alles Leben liebend hin,
Und theilen Korn und Wein und Segen
An alle Brüder liebreich aus,
Und winken mild, um ſie zu pflegen,
Die Kindlein in das warme Haus.

Chriſt iſt erſtanden
Aus Todesnoth,
ꝛc. ꝛc.

Wen hat das Leben nicht erſchüttert
Mit ſeinen Stürmen kalt und wild,
Wen Sehnſucht nicht das Herz durchzittert,
Das kein Geſchick hienieden ſtillt?
O nur ein Herz von todter Erde
Ergreift und füllt der Erde Luſt,
Und reiner, als auf unſerm Heerde,
Iſt ſie, die Gluth in unſrer Bruſt.

Was Eins nicht iſt, das muß ſich ſcheiden,
Das muß ſich trennen wunderbar,
Wie aus des Tiegels Gluth und Leiden
Das Gold ſich ſcheidet rein und klar.

Drum reißt ſich von der Erde Spielen,
Was beſſer iſt, als Erde, los;
Die Blumen, die das Herz uns kühlen,
Die zieht nicht unſre Erde groß.

Und wie durch alle Schöpfungsräume,
Das Leben in den Tod ſich gießt,
Wie Morgenlicht ſich an die Träume,
Das Kleid ſich an die Glieder ſchließt;
So leben ewig auch die Todten
In ihres Leibes dunklen Traum,
Wie wurzelnd tief im kalten Boden
Im Sonnenlichte lebt der Baum.

Chriſt iſt erſtanden
Aus Todesnoth,
Aus Grabesbanden,
Gelobt ſei Gott!
In allen Landen
Glänzt Morgenroth,
Tod iſt zu Schanden,
Gelobt ſei Gott!

Friedrich Kuhn.

Erhebung.

Lichte Sterne, Flor des Himmels,
Sel'ge Boten, ſeid gegrüßt,
Die, im Graun des Weltgetümmels,
Licht ihr in die Seele gießt!

Wenn bedrängt von tauſend Schmerzen —
Wohl vom äußern Zwang umwebt,
Heft'ger nur im innern Herzen —
Die gequälte Bruſt ſich hebt;

Wenn dann auf unendlich weiten
Azurfluren Licht erwacht;
Sterne milden Glanz verbreiten
In die irdiſch bange Nacht;

Wenn ſie rufen: Auf vom Traume
Dunkler Erde blickt erfreut;
Welten liegen noch im Saume
Ew'ger Unermeßlichkeit!

O dann wird die Seel' erweitert,
Wenn ſie ahnend aufwärts ſchaut,
Und der dunkle Blick, erheitert,
Grüßt ſie freundlich und vertraut.

Aber ſchwebt dem Sternenlichte
Trüber Erdennebel vor,
Dann zum Glanz der Weltgeſchichte
Flieh, gekränkter Geiſt, empor!

Sterne hoher Menſchenſeelen
Geh'n dort hehr und glänzend auf;
Gleich den Sternen, nicht zu zählen,
Strahlt erhabner Thaten Lauf.

Und ſie rufen: Auf! Gewendet
Kühn den Blick zur Ewigkeit!
Herrliches und Großes endet
Nicht im trüben Strom der Zeit!

Fühlſt du irgend dann im Herzen
Flugkraft, ihnen gleich zu ſeyn,
O dann weg die kleinen Schmerzen!
Erd' und Himmel ſind ja dein!

Selig wird die Seel' erweitert
Durch erhabner Thaten Kranz;
Und der dunkle Blick, erheitert,
Grüßt verwandt der Brüder Glanz!

Louiſe Brachmann.

Die Kränze.

Es wehten alle Lüfte lauer,
Von Bergen ſtieg ein leichter Rauch,
Und durch der Nebel trübe Schauer
Drang friſch und mild der Morgenhauch;
Da fragt' ich recht mit Freuden:
„Was mag das wohl bedeuten,
„Fühlt denn das Todte Leben auch?"

Und, Rieſen gleich, ſah' ich Geſtalten,
Entweichen vor der Sonne Glanz,
Auf grünem Teppich ſich entfalten
Der Horen ſchön geſchlung'nen Tanz;
Und da ich's kaum geſehen,
Sah' ich ein Mädchen ſtehen,
Das reichte lächelnd mir den Kranz.

Es drängte ſich, gar zart gewoben,
Geſchwellt von reger Lebensluſt,
Die blauen Augen aufgehoben,
Manch' Veilchen zu der frohen Bruſt;
„So biſt du, Lenz, gekommen;
So ſchlägt nicht mehr beklommen
Das Herz, der beſſern Zeit bewußt!

„So will ich denn der Liebe leben,
Der zarten Sehnſucht mich erfreu'n,
Mit Blüthen meine Zeit durchweben,
Den Blick am friſchen Grün erneu'n;
Bald fliehen ja die Jahre,
Es ſchwankt die Trauerbahre;
Man wird auf's Grab die Blüthen ſtreu'n!“

Doch dunkler ward das Grün der Bäume,
Es ſchwand der Lüfte heitres Blau;
Der Donner rollt durch ſchwarze Räume
Der Wolken, durch des Himmels Bau:
Doch Blitz und Stürme ſchweigen,
Und unter heil'gen Eichen
Umfängt mich kühler Abendthau.

Nur jener Kranz war abgeblühet,
Den mir das heitre Mädchen gab;
Die ferne Abendſonne glühet
Den Abſchiedsſtrahl auf ihn herab;
„So biſt du, Lenz, geſchieden,
So ſchläfſt du ſchon in Frieden
Nach kurzem Seyn im dunklen Grab!“

Und, Sylphen gleich, ſah' ich Geſtalten,
Entſchweben in des Mondes Glanz,
Auf buntem Teppich ſich entfalten
Der Horen ſchön geſchlung'nen Tanz;
Und, da ich's kaum geſehen,
Sah' ich ein Mädchen ſtehen,
Das reichte ſinnend mir den Kranz.

Mit ſtarker Eiche grünem Laube
Umſchloß er ſeines Ringes Kraft,
Als werd' er nie der Zeit zum Raube,
Die mir den Frühling hingeraff't;
Ich ſprach mit ernſten Mienen:
„Der Sommer iſt erſchienen,
„Der Dauerndes und Großes ſchafft!

„So will ich denn der Freundſchaft leben;
Sie gründet mir ein feſtes Haus;
Nach ſchwüler Tage regem Streben
Ruh' ich am treuen Buſen aus;
Still wird ſie mit mir ziehen,
Will auch die Liebe fliehen,
Durch Grabesnacht und Todesgraus!"

Wohl lange grünten Blatt und Zweige;
Sie welkte Sonn' und Regen nicht,
Bis einſt an eines Tages Neige
Das ſtarke Eichenband zerbricht,
Die Blätter ſchnell verwehen —
Kaum konnt' ich ſie noch ſehen;
Denn Nebel hüllte mein Geſicht.

Da rauſcht' es traurig in den Gipfeln,
Das ſchöne Reich ward öd' und weit,
Und an den letzten grünen Wipfeln
Nagt' ſchneller ſchon die neid'ſche Zeit;
„So willſt du Sommer fliehen,
„Und da hinunter ziehen,
„Wo dir das Leichentuch bereit?"

Und dunkel ſah' ich Nachtgeſtalten
Entweichen ohne Licht und Glanz;
Auf falbem Teppich fernhin walten
Die Horen zu dem Abſchiedstanz;
Und da ich's kaum geſehen,
Sah' ich ein Mädchen ſtehen,
Das winkte *aufwärts* mit dem Kranz.

Er war gewebt aus bunten Sternen,
Von dunkelrothem Mohn umreiht,
Und ſchwebte langſam zu den Fernen,
Als flieh' er das Gebiet der Zeit;
Da ſprach ich wohl beklommen:
„Nun iſt der Herbſt gekommen,
„Der uns die *letzten* Blumen beut.

„So will ich denn der *Hoffnung* leben,
Nach dieſem Kranze ewig ſchau'n;
Mag er der Erde auch entſchweben,
Ich ſah' ihn ja, ich will vertrau'n;
Laßt ſeine Blumen bleichen;
Aus jenen fernen Reichen
Wird er verjüngt einſt niederthau'n!“

Und Abſchied nahm ich von den Wieſen,
Vom hellen Bach, vom grünen Wald;
Das Leben glaubt' ich nun zu ſchließen —
Da ſah' ich eine Lichtgeſtalt;
Durch leichter Nebel Schleier
Blickt eine gold'ne Leier,
Und Aetherglanz die Stirn' umwallt.

O wie in hoher Hand die Krone
Von Blüthen, nicht der Zeit entreiſt,
Sie mit der Lyra Geiſtertone
Durch's nächtlich ſtille Leben ſchweift!
Und, wie die Saiten ſchallen,
Herabwärts Blüthen fallen,
Die ſchüchtern nur die Hand ergreift!

„Wohl hab' ich, Mädchen, dich verſtanden,
Mich zieht der Erde Laſt nicht mehr;
Mit dir ſchweb' ich zu fernen Landen;
Da unten nur iſt's eng' und leer;
Dort hör' ich deine Töne,
Und ſeh' dich, heil'ge Schöne,
In deinem Reiche groß und hehr!

„Du bringſt mir Lieb' und Leben wieder,
Du zeigſt mir den verlor'nen Freund;
Die Phantaſie ſchwingt ihr Gefieder
Dorthin, wo keine Thräne weint;
Da, wo die Lichtgeſtalten
In ew'ger Jugend walten,
Wird, was wir wünſchen, uns vereint!

„So mögen alle Kränze bleichen,
Die Lenz und Sommer mir verlieh'n:
Des Herbſtes Blume mag ſich neigen,
Und kalter Winter mich umzieh'n;
Beſtrahlt von deinem Glanze
Wind' ich mir ſelbſt zum Kranze
Die Blüthen, welche nie verblüh'n!“

Auguſt Koch.

Mein guter Engel.

Die milde Nacht ſank auf die Fluren nieder
Zu ſüßer Ruh',
Und drückte ſtill der Müden Augenlieder
So leiſe zu.

Da ſah im Traum ich ſchimmernde Palläſte
Im Sonnenſtrahl;
Es ſchallten laut der Wolluſt Jubelfeſte
Im weiten Saal.

Da ſchwebte leicht, umwallt von Blüthenregen,
In Frühlings-Weh'n,
Mein guter Engel himmliſch mir entgegen
Von lichten Höh'n.

„Du wandelſt hier“ ſprach er mit ſanften Tone,
„Von Pracht umringt,
„Und ahneſt nicht, daß von dem goldnen Throne
„Verderben winkt.

„Die Ruhe flieht, das Herz wird kalt und enge,
„Und wahres Heil
„Wird nimmer hier in wildem Welt-Gedränge
„Der Bruſt zu Theil.

„O folge mir mit kindlichem Vertrauen,
„Von Zweifel rein;
„Ein ſtilles Thal umblüht von holden Auen,
„Nimmt dort uns ein,

„Wo Freundſchaft lebt, des Himmels beſte Gabe,
„Wo Unſchuld weilt;
„Wo Mitgefühl ſo willig Glück und Habe
„Mit Armen theilt;

„Wo heilig wahr des Edlen gute Werke
„Der Barde ſingt,
„Und engelrein der Tonkunſt Zauberſtärke
„Das Herz durchdringt.

„Wie ruhig ſcheint hier auf des Meeres Fläche
„Des Mondes Licht!
„Bei Liljen blüh'n am Spiegel klarer Bäche
„Vergißmeinnicht.

„Auch Dornen, ſeh! Cypreſſen, Thränen-Weiden,
„Steh'n traurig hier;
„Doch fürchte nichts, ich will dich treu begleiten,
„Und folge mir.

„Ein ewig Glück lohnt hier des Lebens Mühe.“
Da ſchwand der Traum,
Es glänzte hell im Strahl der Morgen-Frühe
Des Himmels Saum. — —

Wilhelmine Natt.

Bundesgeſetz.

Lieb' um Liebe! — Freunden Freund!
Daß gemeinſam Hülfe wäre,
Daß des Weiſern Rath uns lehre;
Wohl! ſo hab' ich's auch gemeint.

Doch in reinem Glanz erſcheint
Eine mir, die ich verehre,
Der ich ewig angehöre,
Wahrheit, eng mit mir vereint.

Lockt ihr alſo hin und wieder,
Gleich werd' ich vom Bund' mich trennen,
Gattin, Kinder ſelbſt nicht kennen.

Die für Gott und Wahrheit brennen,
Das ſind — ſprach der Herr hernieder —
Meine Freunde — meine Brüder.

St. Schütze.

Die Jungfrau.

Zu der ſich Geiſterblicke wenden,
Die Heiliges nur ahnt und fühlt,
Mit Lilien, die Seraphshänden
Entgleiten, fromm und kindlich ſpielt,
Und ſinnig flicht des Lebens Krone
Und liebt und tröſtet, labt und kühlt —
Ihr wird der Hauch zum Pſalmentone
Und jeder Blick nach Sternen zielt —
Was vor mir ſteht als Zauberbild,
Es iſt die Jungfrau ſchön und mild!

Der Ton, der ſanft vorübergleitet,
Die Farbe, die ſo friſch erglüht,
Was mich zu Farben, Tönen leitet,
Wie Friede in die Seele zieht —
Die Züge, die der Griffel wählet,
Und ſchafft im liebenden Gemüth,

Was mich zum Harfenton beſeelet,
Als Hoffnung mir im Herzen blüht,
Das iſt der Liebe Roſenſchein,
Es iſt die Jungfrau zart und rein!

Was Seele mir und Sinn umfangen,
Und was die Phantaſie erhebt,
Woran die Blicke ſehnend hangen,
Was wechſellos im Buſen lebt,
Was Edens Fluren mir entſchleiert,
Was Licht und Schatten ſanft verwebt,
Was mit dem Seraph Frieden feiert,
Was mich in jedem Kreis umſchwebt —
Es iſt der Seele lichter Strahl —
Es iſt der Jungfrau Ideal.

Eduard Bienemann.

Frühlingsſonette.

1.

Sangesdeutung.

Was lehrt ihr mich, ihr trunknen Nachtigallen,
Durch eurer Klänge zauberiſche Fülle?
Denn mehr, als Lenzesluſt und Waldesſtille,
Dünkt mir durch euern Liederſtrom zu wallen!

O ſprecht es aus, was tief in Herzenshallen
Sich ſtürmiſch regt, ein dunkler Schickſalswille;
Den irren Geiſtern leihet Körperhülle,
Daß ihre myſtiſchen Gewande fallen!

Eu'r Sang verkündet: daß in ird'ſchen Räumen
Nichts ewig iſt, als unſer ew'ges Sehnen,
Nichts dauernd, als fortdauernde Vernichtung;

Und daß nur Liebe unter Wonn' und Thränen
In's Ew'ge dringt, wenn Traumgebild von Träumen
Des Menſchen Thun verhallt wie Fabeldichtung.

2.

Mein Vaterland.

Du Heimathfeld in deinen Aehrenwogen;
Waldgrün umhegt, meerblau im Oſt verrinnend,
Im Süden Form und Berggeſtalt gewinnend,
Vielfarbig überglänzt, umſtrahlt, umflogen!

Wo ich als Knabe Himmelsthau geſogen,
Unſichtbares am Sichtbaren erſinnend —
Aus Spinnenfäden Goldgewebe ſpinnend —
Was hat mich jetzt zu dir zurück gezogen?

Was einſt mich auswärts trieb: Sehnſucht nach Ruhe,
Nach ſtiller Lieb' und ungeſtörtem Bilden;
Nach einem Blumenbett zu Schlaf und Sterben! —

Was mag der Menſch vom Leben mehr erwerben:
Als freie Wandelbahn zur finſtern Truhe
An Freundeshand, in heimiſchen Gefilden?

3.

Blick zum Kiphäuſer.

Oft hing ich ſchon an deiner Dämmerbläue,
Du Hünenſitz mit ſtattlicher Ruine;
Oft thaute mir aus deiner Wälder Grüne
Uralte Kraft und ritterliche Weihe!

Jedoch je mehr ich Mond' an Monden reihe,
Mir und den frommen Muſen treuer diene,
Drängt ſich mein Herz aus flacher Lebensbühne
Gewaltiger zu deiner Gipfelreihe.

Stets fühl' ich dort mich geiſtig feſtgehalten
Von alter Sehnſucht Zauber-Phantaſieen,
Als ſollt' ich mich entſündigt dort verklären;

Ach, leblos dauern deine Berggeſtalten;
Der Menſch nur muß vergänglich weiter ziehen,
Nur Fühlendes das Leben früh entbehren!

F. Krug v. Nidda.

Ein Roſenblatt.

Roſenblüthe! Roſenblatt!
Schön und heilig iſt dein Leben;
Denn der Gott der Blumen hat
Dir vor allen Heil gegeben,
Aus der eignen Bruſt den Traum,
Seiner eignen Seele Klänge,
Daß am großen Lebensbaum
Froh auch deine Ranke hänge.

Deiner Farbe blaſſer Schein,
Das Erröthen deiner Wangen,
Iſt in unſer Leben ein
Wie ein fremdes Licht gegangen,
Ziehet da wie Duft und Hauch
Wunderbar die ſtillen Kreiſe,
Wie aus Nebelwölkchen auch
Nebelſterne zittern leiſe.

Iſt der Wangen Roſenduft
Nur im Leben aufgegangen,

Breitet auch ſich in die Luft
    Stark dein inniges Verlangen.
Deiner Seele goldner Strahl
    Kann in ſtiller Bruſt nicht bleiben,
Muß nach oben allzumal
    Seine ganzen Kräfte treiben.

Wie du mit den Farben wohl,
    Mit des Lichtes Schimmer, leiſe
Tratſt ein heiliges Symbol
    Sanft in unſers Lebens Kreiſe;
Deuteſt nun du wieder an
    Unſer frohes Erndteleben.
Wenn die Arbeit wird gethan
    Und die Trauben auf ſich heben.

Weit in alle Räume hin
    Ziehen deiner Düfte Wogen.
Die der leiſe Lebens-Sinn
    Aus dem Leben ſelbſt geſogen.
Deine ſanfte Jugend that
    Still die Arbeit und beſcheiden.
Bis ſie auf am Morgen trat,
    Ihr Gewebe auszubreiten.

Wie aus ſchwacher Menſchenbruſt,
Wie aus ſtillem Lebensſinne
Sich für tauſend ſüße Luſt
Und empor der Segen ſpinne,
Deuteſt wohl du Roſenblatt,
Immerwebend ſtill beſonnen,
Bis die Arbeit Ende hat
Und die Spende wird begonnen.

Seele du im Blumenreich!
Poeſie der zarten Kronen,
Die mit unſerm Stamm zugleich
Auf der warmen Erde wohnen,
Iſt erblaſſet auch dein Glanz,
Deiner Düfte Born geleeret,
Wird die ſchöne Todte ganz
Dennoch nimmer nicht zerſtöret?

Und es tritt ein alter Mann
Hin zu dir mit ſanftem Munde,
Sammelt, was er ſammeln kann,
Spricht den Segen zu der Stunde;
Hält dich mit dem Finger zart,
Drückt ſie ein ins matte Leben,

Und mit Flügeln neuer Art
  Seh ich's aus der Hand ihm ſchweben.

Was er ſo dir abgewann —
  Denn er hatt' es wohl verſtanden,
Was er that, der alte Mann, —
  Roſe geht dir nicht zu Schanden;
Ueber alles werth und hoch
  Hör' ich ſolchen Balſam ſchätzen,
Ueber Gold und Perlen noch
  Deines Duftes Odem ſetzen.

Und der König ſammlet ihn,
  Sammlet ihn in helle Schaalen,
Und nach allen Himmeln zieh'n
  Aus des Balſams goldne Strahlen.
In der Schaale Balſam taucht
  Bald der König ſeine Krone,
Und der Odem weht und haucht
  Immerdar am Königsthrone.

F. Kuhn.

Geſtalt und Leben.

Kühn, mit der Begeiſt'rung Strichen,
Wirft die bildende Gewalt
Leicht der Phantaſie entwichen
Auf das Blatt die Lichtgeſtalt.

Wie der Dichter die Gedanken
Auf des Maaßes Waage legt,
Tritt die Form in ihre Schranken,
Plaſtiſch ruhend und bewegt.

Und es folgt der Schönheit Zuge
Gern des Künſtlers ſichre Hand;
Leben wird im Lebensfluge,
Kampf und Arbeit ſind verbannt.

Wie die Geiſter ſich erheben
Von dem magiſchen Altar,
Siehſt als Körper du entſchweben,
Was vorher noch Umriß war.

Aber farbenlos im Raume,
Ohne Wechſel, ohne Gluth,
Iſt's ein Schatten, der im Traume
Deiner Phantaſieen ruht.

Nur noch auf der erſten Stufe,
Von der Fläche abgewandt,
Harrt das Bild dem höhern Rufe
In ein andres Zauberland.

Soll der Zeit es trotzend dauern,
Wähle dir des Bildners Stein;
Soll es lächeln, ſoll es trauern,
Muß die Seel' im Auge ſeyn.

Darum laß die Adern ſchlagen,
Und im Buſen klopf' ein Herz,
Kräftiger emporgetragen
Durch die Freude, durch den Schmerz.

Leicht um Stirne, Mund und Wangen
Ziehe ſich die holde Schaam,
Und der Liebe Gluthverlangen,
Und der Sehnſucht ſüßer Gram.

An der Formen Reize ſchmiege
Sich ein faltender Talar,
Und die Lilienkrone wiege
Duftend ſich im blonden Haar.

Aber um des Buſens Wallen,
Der der Lieb' entgegenſchlägt,
Laß der Hoffnung Farbe fallen,
Die das Leben täuſchend trägt.

Und in der Begeiſt'rung Stunde
Tauche ſich des Auges Blau,
Mit dem Heiligen im Bunde,
In der Andacht Himmelsthau.

So hinauf zu höhern Reichen
Wirſt dem Pinſel du entflieh'n;
Die Geſtalt ſie wird verbleichen,
Doch das Leben ewig blüh'n!

Auguſt Koch.

Die Hochjagd.

Idylle.

Sorglich pflegten im Thal, am ragenden Moosfels, der Ziegen
Und der fleckigen Rinder, im düſtern Genſter verbreitet
Edmund, der ſtattliche Hirt, und Marie, ſeine Geliebte —:
Als im nahen Gebirg des Jagdhorns ſchmetternde Stimme
Cynthia's heiliges Wild, den Hirſch, zum Todeslauf weckte.
Sinnig lauſchten ſie Beide dem Wiederhall; Er — der der Hochjagd
Kühnes ſchreckliches Spiel ſchon öfter vom Wipfel der Eſche,
Die ihren lieblichen Schatten durch duftige Waldgründe ausſtreckt,

Mit empörtem Gemüth und edlem Kummer verfolgte, —
Und die jüngere Hirtin, die in erſchallendem Jagdruf
Nur wildfreudigen Muth, nicht rohe Grauſamkeit, wähnte.
Stürmiſcher nahte dem friedlichen Thal, wo in ruhigen Gruppen
Die vereinzelte Heerde des Waldbachs Ufer bedeckte,
Wüſtes Hundegebell, das Hurrarufen der Jäger
Und der Roſſe Gewieh'r, als ſchnell ergriffen von Vorwitz
Marie, das bräutliche Mädchen, von fern ihren Liebling begrüßte:
„Edmund! reizt Dich denn nicht die wilde Freude der Jäger,
Nicht der Hörner ſchmeichelnder Ton? — Auf, laß uns gemeinſam
Jenen röthlichen Fels erklimmen; wie ſehnet mein Herz ſich
Nach dem Anblick der Jagd, der jauchzenden, feſtlichgeſchmückten!“

Ihr erwiederte hold mit liebender Rede der Jüngling:
„Ferne ſei es von mir, Dir je eine Bitte zu weigern,
Da Dein kindliches Herz allſtets dem Schuldloſen nachhängt;
Doch laß dießmal den Rath beſorgter Liebe Dir gnügen,
Weil' im heimlichen Thal' und warte geruhig der Heerde,
Deren ſchüchterne Flucht jetzt höhere Sorge Dir auflegt;
Rauh iſt die Stirn jener Klippe, die Umſicht düſter und traurig
In ein ödes Gefild voll Jammer und blutiger Thaten!“ —
„Und Du verſagſt mir den Wunſch — Untreuer! welchen ich vormals
Unter zahlloſen Hirten der grünen Alpe, allliebend
Unter Hunderten kohr? — So muß ich wohl einſam die Zinne,
Die den Wald überragt, ein ſchwaches Mädchen erklimmen!

Meine Heerde bewacht mir der Hund, der getreue, der willig
Jeglichen meiner Winke befolgt —, bleib immer, ich gehe!“ —
Sprach's und wandte den Fuß, den eilenden, kühn ins Gebirge;
Doch bevor noch ihr ſonniges Haar ſich im Dickicht verſtrickte,
Folgt' ihr im Fluge der liebende Hirt und umfing ſie am Gipfel.
Sieh, es wendet die Jagd ſich eben zu blut'ger Entſcheidung!
Athemlos ſtöhnt der geängſtete Hirſch, und die raſende Meute
Haſtet heiß an der blutigen Spur und ſtürmt dem Erſchöpften,
Krampfigröchelnden nach, der jetzt verzweifelnd die Stirn beut,
Und den grauſamen Tod durch wüthenden Nothkampf verzögert.
Jetzo nah'n die Söhne Dianens —, ſtaubiger Schaum deckt
Ihre ſchwankenden Roſſe, entnervt vom tödtlichen Rennen,

Und die luftleere Bruſt dem Zug des Abendwinds öffnend,
Weidet der folternde Schmerz des Hund'umringten, die Jagdſchaar, —
Spät endlich taucht der befreiende Stahl dem wundenbedeckten
Dulder ins zuckende Herz, und Nacht verfinſtert ſein Auge. —
Früher ſchon hatte das Mädchen beim Anblick der grauſamen Scene
Ihre blühenden Wangen mit Todtenbleiche gewechſelt,
Jetzt aber ſank ſie, erliegend dem Weh ihres Buſens, und hätte
Nicht der kraftvolle Edmund dem Sturz ihres Fall's ſich entgegnet,
Ach, ſo benetzte ihr Blut des Abgrunds ragende Klippen! —
Und der muthige Hirt — bald wär' er, vergeſſend des Mädchens,
Voll empörten Gefühls hinab auf die ruhmloſe Kampfbahn
Rache fordernd geſtürzt, und leicht aus verzeihlichem Eifer

Hätte ſchreckliche That das Schauſpiel tragiſch geendet.
Langſam entrollte das Nebelgewölk ihren fühlenden Seelen, —
Edmund am erſten erholte ſich jetzt: „O Inniggeliebte,
Fliehe, flieh' dieſen furchtbaren Ort, wo verwegne Gewaltthat
Unſre entarteten Brüder als rohe Wilde uns darſtellt,
Und den friedlichen Hain zum düſtern Blutgefild wandelt!“
Zagend am Arm ihres Trauten entwankte wie trunken das Mägdlein
Dem verräthriſchen Fels, — doch ſpät erſt erſahn ſie der Rinder
Und der Ziegen verkletterte Heer; der gewaltige Sturmlauf
Brauſender Roſſe, des Horns erſchütternde Nähe verſcheuchte
Tief ins verborgne Geklipp des Forſts die geängſteten Haufen.
Doch als endlich ſpürende Hund' und verrathende Glocken

Die Verſprengten entdeckt und nur mit Mühe geſammlet,
Kehrten die Liebenden beide im Mondenſchimmer zum Dörfchen
Und enthüllten dem lauſchenden Ohr ihrer Freunde des Tages
Schreckende Scenen voll Wehmuth, und Alle riethen gemeinſam:
Höher ins Zackengebirg zum Stromfall die Heerden zu leiten,
Fern dem Getümmel der Menſchen; damit nicht erneute Gewaltthat
In der Jünglinge Bruſt Gefühl und Menſchlichkeit tödte.

F. Krug v. Nidda.

Minnelied

nach Troubadour Folquet von Marſeille, geweſ. Biſchof zu Toulouſe. *)

Wäre Sie doch minder ſchön!
Ach, Sie hören
Oder ſehn
Heißt — Ihr Liebe ſchwören.
Wie bezaubernd lächelt Sie!
Aber nie
Wag' ich das Geſtändniß,
Daß Sie ganz mein Abgott iſt;
Doch in meinen Augen lieſt
Sie mein Herzbekenntniß.

---

*) Er liebte ſtill und hoffnungslos die edle Gattin ſeines Herrn, de Vicomte Barral, die ſchöne Agelais von Roquemartine. 1170.

Welche Kluft von Ihr zu mir!
Hochverwegen
Tret' ich Ihr,
Stummen Fleh'ns, entgegen —
Harre! Sie erbarmt ſich dein.
Sollt' allein
Unter tauſend Gaben,
Die der Himmel Ihr verlieh,
Mitleid, Sympathie
Er vergeſſen haben?

Haug.

Das Kreuz auf dem Berge.

Am Berge hoch hebt ſich des Kreuzes Schimmer;
Wie Morgengold flammt's durch den Nebelduft;
Dem Pilger winkt's vom öden Felſentrümmer,
Doch hört er nicht die Stimme, die ihn ruft.
Verwaiſet ſteht das Heilige noch immer,
Und ſtreckt' die leeren Arme in die Luft.
Des Nebels Grau'n zieht feſter ſich um's Zeichen,
Daß kaum ein menſchlich Aug' es mag erreichen.

Und durch die Felſen ſich ein Kriegsheer windet,
Und lagert ſich im grauen Thalgrund hin. —
„Iſt Keiner, der den Glanz des Kreuzes findet?
Der's nehmen wolle mit geweihtem Sinn?“ —
Kaum hat es Benno's klares Aug' ergründet,
So däucht's ihm hoher, köſtlicher Gewinn.
Er klimmt hinan des Felſen ſchroffe Höhen,
Hinan, hinan, wo er den Glanz geſehen.

Da ziehen Wetterwolken hoch am Himmel,
Und dunkeln ihm des Kreuzes lichten Schein,
Und Nachtgeſpenſter dringen im Gewimmel,
Und bleiche Schatten dringen auf ihn ein;
Doch achtet er nicht Dunkel, nicht Getümmel,
Was er begann, es muß vollendet ſeyn.
Und immer höher zu des Felſen Höhen
Klimmt er hinan, wo er den Glanz geſehen.

Doch immer düſt'rer wird's. Nun iſt er oben,
Die kühne Hand ſtreckt nach dem Kreuze ſich;
Da hört er gräßlicher den Donner toben,
Um ſeine Lenden ſchlingen Blitze ſich.
Doch als das Kreuz der heil'gen Erd' enthoben,
Wird's ſtill um ihn, die Luft weht mildiglich;
Es wandelt ringsum leiſes, lindes Wehen,
Sein Herz verſteht nicht, was mit ihm geſchehen.

Erwachet war im Thale neues Leben.
Der Fels entfloh, der dunkle Himmel ſchwand;
Vom Farbenglanz der Blumen rings umgeben,
Ein ſilbern Bächlein ſich durchs Grüne wand,

Und Engeltöne durch die Lüfte ſchweben,
Als Benno mit dem Kreuze unten ſtand;
Von Blumen, weiß und purpurroth, umſchlungen,
Ruht es am Buſen, den kein Graun bezwungen.

Guſtav Jördens.

Ritterromanze.

Als ich am Strand
von Pera ſtand,
wählt' ich, vom Gang ermüdet,
mir einen Kahn;
ein Greis war d'ran
zum Rudern feſtgeſchmiedet.

Ich trat in's Boot;
vom Abendroth
erglühend in den Wogen,
war hell dem Greis
mit Strahlenkreis
das Antlitz überflogen.

„O Greis, welch Loos
„iſt dir, zu groß
„für ſolchen Stand, geworden!

„Du, Sklave nur? —
„„Ich war Komthur
„„von Maltha's hohem Orden.

„„Mit Sieg und Glück
„„kam ich zurück
„„von ſieben Karavanen;
„„einſt ſtießen wir
„„nah bei Algier
„„auf feindliche Tartanen.

„„Mit Heldenmuth
„„floß Türkenblut
„„von unſern Schwerterhieben;
„„es ſchien bereits
„„vom weißen Kreuz
„„der halbe Mond vertrieben.

„„Da kehrt geſchwind
„„Glück, Meer und Wind
„„ſich ab von unſrer Seite,
„„und unſer Schiff,
„„verſehrt vom Riff,
„„ward Sarazenenbeute.

„„In ihrer Macht
„„ſchweift Tag und Nacht
„„mein Blick nach Maltha's Küſten!
„„Um Rettung fleht
„„mein heiß Gebet
„„hinauf zum Gott der Chriſten!

„„Wohl überm Meer
„„zur Wiederkehr
„„winkt Mutter, Schweſter, Bruder!““
Die Thrän' entrann
dem Rittersmann
und fiel auf's Steuerruder.

Und ſtammelnd ſank
zur Ruderbank
ich freudetrunken nieder.
„Wie? kennſt mich nicht?
„Kennſt das Geſicht
„vom Bruder Fritz nicht wieder?

„Vergebens war
„ſo viele Jahr
„das Streben, dich zu retten;

„ein Ungefähr
„führt jetzt mich her,
„bricht deine Sklavenketten!

„Gelöſt und frei
„zur Komthurei
„will ich zurück Dich bringen!
„Im Freundeskreis
„wird Lorbeerreis
„und Glück dich neu verjüngen.“

Arthur vom Nordſtern.

Troſt im Walde.

Es rinnt ein Quell im Walde fern,
Da ſitz' ich oft allein,
Und denke, wie am Leben gern
Ich oft mich mocht' erfreu'n.

Das Waldhorn tönt im grünen Haus,
Ein Echo meiner Bruſt;
Es ſpricht ein banges Sehnen aus,
Es tönt vergang'ne Luſt.

Da weht ein leiſer Weſt heran,
Der Schmuck der Blätter fällt;
Mich faßt ein kalter Schauer an,
Ich ſeh' das Loos der Welt.

Ein Sturmwind naht, die Eiche kracht,
Ein Grau'n befällt mein Herz;
Doch Schrecken ſcheucht des Kummers Macht,
Und ſtiller wird der Schmerz.

Horch, wie der Bach hinunterſchäumt
In's Thal mit ſchnellem Lauf!
Er bringt, was ich gedacht, geträumt,
Noch einmal hell herauf.

Und iſt ſie hin, die beſſ're Zeit,
Die uns ſo bald verläßt,
So halt' ich in der Traurigkeit
Doch noch das Leben feſt.

Ja, ſchließe du, o ſtiller Hain,
Bei Kummer und Verdruß
Mich oft in deine Schatten ein;
Auch Trauer iſt Genuß.

St. Schütze.

Der erſte Kuß.

Zu meiner Luſt und meiner Qual
Verfolgt mich Adolf überall.
Bin ich allein, ſo will er küſſen;
Doch immer hab' ich mich entriſſen.
O Freundinnen, geſteht mir ehrlich:
Iſt nicht ein Kuß gefährlich?

Ach, wenn er mir ſo hochentzückt,
Beſcheidenkühn, in's Auge blickt,
Muß ich's, beklommen, niederſchlagen,
Allein ich ſchäme mich zu klagen.
Muß ich ob einem Blick ſchon zittern,
Wie mag ein Kuß erſchüttern!

Doch lüſtet's mich nach einem Kuß.
Ich dächte: wenn er küſſen muß,
Dann ſoll's geſcheh'n vor euch, als Zeugen,
Um weit'rer Kühnheit vorzubeugen;

Nur glaub' ich, bliebet ihr zugegen,
Er wäre zu verlegen.

Wohl! Ohne Zeugen küſſ' er mich,
Doch er gelobe feierlich
Mir einen Kuß, nicht mehr, zu geben,
Den erſten Kuß in meinem Leben,
Nicht mehr! — Denn wenn er weiter küßte,
Wer da noch Zahlen wüßte!

Haug.

Das Grübchen im Kinn.

Nach Böttigers Erklärungen.

Endlich, endlich überwunden
Iſt der Zweifel bange Qual;
Eros hat ſie nun gefunden,
Die Geliebte ſeiner Wahl,
Und auf Roſenfittig nahet
Sich der ſeligſte Moment,
Wo mit Strahlengluth der Sonne
Nun des erſten Kuſſes Wonne
Auf der Nektarlippe brennt.

Und ſie ſchlingt um ihn die Linke,
Und die Rechte hält ſein Haupt,
Daß der Dürſtende nun trinke,
Was ihn Venus nicht mehr raubt;
Aber Er mit weiſem Zögern,
Wie der Zecher lüſtern hin

Nach dem goldnen Glas erſt blicket,
Eh' er ſich zum Trinken ſchicket,
Hält ihr ſanft das zarte Kinn.

Und mit Augen hoch entzücket
Blickt er in das Himmels-Blau
Ihrer Augen, und es drücket
Sich ſein Finger, gleich dem Thau
In den Düfte-Schooß der Blume,
In des Kinnes weichen Sammt,
Daß es ſchnell, gleich dunklern Roſen,
Halb vom Druck und halb vom Koſen,
In des Purpurs Gluth entflammt.

Pſyche fühlte leiſe Schmerzen,
Aber ſie vergaß ſie ſchnell;
Denn im Vollgenuß der Herzen
Rann der Seligkeiten Quell;
Doch als nun auf Eros Augen,
Sie, ſich ſelbſt beſchauend, weilt
In dem Himmelskuß der Minne,
Sieht ein Grübchen ſie im Kinne,
Das ſonſt voll und ungetheilt.

Aengſtlich ruft ſie: Eros! ſage!
Siehſt du auch dieß Grübchen hier?
Und er nickt, da ſchallt die Klage:
Ach! ich Arme! wehe mir!
Venus that mir dieſe Tücke,
Daß ich nicht mehr reizend ſei.
Eros! wirſt du mich verlaſſen,
Eros! wirſt du mich nun haſſen,
Da mein armes Kinn entzwei?

Doch der holde Fackelſchwinger
Küßte ſcherzend in's Geſtöhn:
Siehe! das that Eros Finger,
Und du biſt drum doppelt ſchön;
Denn ein ewig junges Lächeln
Soll umwehen dieſes Rund,
Und dieß ſüße, zarte Grübchen,
Mache künftig, holdes Liebchen,
Meine Macht auf Erden kund.

Th. Hell.

Das Grübchen im Backen.

Nach Michel Angelo. *)

Säuſelt Birken, flüſtert Quellen,
Sanft durch Blumenmatten hin!
Lagert euch auf Raſenſtellen
Um mich, Hirt' und Schäferin!
Laßt die Lämmer ſorglos ſpringen,
Doch nur dann die Flöten klingen,
Wenn es euch mein Wink gebeut;
Denn ich will ein Liedchen ſingen,
Das vielleicht euch Alle freut.

---

*) Dieſer auf eine Volksſage gebaute Scherz entſtand als Gegenſtück zu vorſtehendem Gedicht. Der Dichter legte hiebei des obgenannten Meiſters Erſchaffung Eva's (in der Sixtiniſchen Kapelle) zum Grunde, wovon ſich Umriſſe in Schnorrs Zeichenbuche und beim zweiten Jahrgange des Almanachs aus Rom befinden. (S. dieſen Almanach S. 96. u. f.) Daß er den vom Maler gewählten Moment nach eigener Abſicht fortſetzte, iſt ihm hoffentlich zu verzeihen. Man vergleiche den Umriß!

K.

Himmelsruh war noch auf Erden,
Noch floß nur der Feige Blut;
Reh' und Gemslein zog in Heerden
Sicher vor des Tigers Wuth;
Noch gab's Freie nicht und Sklaven,
Kain jagte nicht im Hain,
Abel lag nicht bei den Schaafen,
Ja, ſelbſt Adam konnte ſchlafen;
Denn — er war noch ganz allein!

Wie an's treue Herz der Amme
Angeſchmiegt mit Kindesluſt,
Ruht' er an des Pfirſichs Stamme,
Der die Frucht ihm bot ſtatt Bruſt;
Selig, wie im Mutterſchooße,
Träumt' er auf dem Veilchenmooſe
Beim Geſang der Nachtigall,
Daß vom Strauch ihm eine Roſe
In die braunen Locken fall'.

Schon begann des Weſts Erröthen
Und die goldne Sonne ſchied —
Nehmt, ihr Hirten, nun die Flöten,
Blaſ't ein muntres Abendlied.

Daß das Herz mir höher walle
Bei der Töne Liebesſchalle,
Daß von jenem Segensruf
Fern das Echo wiederhalle,
Der den Schmuck der Erde ſchuf!

Gott der Herr trat zu dem Baume,
Sah den Liebling ſo allein,
Sprach: „Bald ſchöner, als im Traume,
Sei die Roſ' von Eden ſein!"
Schnitt, daß Liebe Liebe lohne,
Eine Ribb' dem Adam aus,
Miſchte mit dem feinſten Thone
Lilje, Roſe, Anemone,
Modelte die Männin d'raus.

Wie ein Bildner kein Bemühen
An dem Lieblingswerke ſchont,
Bis dem inneren Erglühen
Gnügende Vollendung lohnt;
Alſo ſcheute bis zur Frühe
Gottes Finger keine Mühe.
Als das Morgenroth erſtand,

Sprach er zu ſich ſelbſt: „Nun ziehe,
Nicht mehr beſſernd, ab die Hand!“

Schnell gehorſam ſeinem Winke,
Nahm die Sonn' nun ſchnellern Lauf,
Daß das Bildniß Strahlen trinke,
Gluth die Näſſe zehre auf.
Raſch, im frohen Künſtlerweben,
Blies ihm Gott den Odem ein;
Schon begann die Bruſt zu beben,
Schon das Aug' ſich zu beleben,
Wandte ſich vom Sonnenſchein.

Noch war ganz der Gyps nicht trocken,
Als ſich zu des Schöpfers Lob
Mit den feuchten blonden Locken
Eva mit den Knie'n erhob:
„Unbekannter, deſſen Walten
Mich erſchuf — wohl reizend auch —
Laß die Glieder nicht erkalten,
Die noch kaum zuſammenhalten;
Bin ja deiner Liebe Hauch!“

Da ſah Gott mit ernſten Blicken
Eines Warners ſtill herab,
Obwohl künſtleriſch Entzücken
Inneres Genügen gab,
Sprach: „Ja, meine Hände ſchufen
Dich, mein ſchönſtes Werk, aus Staub;
Doch zu gleicher Hoheit Stufen
Hab' ich Lilith *) einſt berufen,
Und ſie ward der Hölle Raub!“

Forſchend hing an ſeinen Zügen
Schlau der weibgeſchaffne Sohn,
Sprach mit ſanftem Händeſchmiegen:
„Sei nicht bös mir, Herr!“ — und ſchon
Glich er dem, dem mehr gelungen,
Als er ſelber faſt geglaubt,
Glich dem Vater, der der jungen
Braut, von ihrem Reiz durchdrungen,
Zärtlich drückt den Kranz auf's Haupt.

---

*) Lilith, nach den rabbiniſchen Sagen, eine frühere Eva, die ſich vom böſen Geiſte noch weit ärger verführen ließ.

Leiſe hob der Weſte Fächeln
Ihrer Locken lichtes Gold,
Und ein felſenſchmelzend Lächeln
Ward des großen Schöpfers Sold.
An der Bruſt die Hand, mit Bangen,
Schmeichelnd, ſah ſie zu ihm auf;
Da hielt er die weichen Wangen
Mit den Fingern zart umfangen,
Sprach dann: „Lauf nur, Schelmchen, lauf!“

Alſo ward den Wangenroſen
Gottes Siegel aufgedrückt,
Das uns an den lieben, loſen
Töchtern Eva's ſüß entzückt;
Und — bei Pelew's und Morlakken,
Land- und ſeewärts, nah und fern,
Deutet's Grübchen in dem Backen
Auch auf's Schelmchen in dem Nacken,
Doch — man küßt die Schelmchen gern. —

Dichter ſelbſt ſind hold den Küſſen — —
Schäferinnen, flieht ihr ſchon's —

Ja, die Lieder wollt ihr wiſſen,
Aber nichts vom Liedeslohn.
Spät, im weinumrankten Stübchen,
Reimt' ich dieß bei Mond und Nacht;
Giebt es denn kein ſchelmiſch Liebchen,
Das mit zarten Wangengrübchen
Mir auch dankbar dafür lacht?

Kind.

Skolie.

Ich trink' und ſing' und liebe, Freund!
Der Abendſonne Strahl beſcheint
Vielleicht ſchon meine Leiche.
Zu bald ſteh'n alle Pulſe ſtill.
Drum, wer von Sorge reden will
Und gar vom Schattenreiche,
Der böſe Gaſt entweiche!
Genuß! — Kaum iſt für Saitenklang,
Für Liebe, Wein und Luſtgeſang
Ein Stündlein noch vorhanden,
Eh' wir im Hades landen.

Haug.

An meine Hausfreundin.

Du ſtill Geliebte, die mit ſüßem Reigen
So lange ſchon, ſo treu an mir gehangen,
Die — immer gleich — des Lebens Wechſelreigen
Mir oft verſüßet, ſtillend mein Verlangen, —
Nein! länger will ich's, kann ich's nicht verſchweigen,
Was mich an dich gefeſſelt, mich gefangen,
Und giebt die Muſe mir ein Lied zu ſingen;
So will ich's dankbar dir zum Opfer bringen!

Warum verſteckſt du dich, und willſt die ſchlanke,
Die reizende Geſtalt — verſchämt — nicht zeigen?
Biſt du ja doch der hold umlaubten Ranke —
So liebevoll dich ſchmiegend — zu vergleichen,
Und blieb dir fremd der eitele Gedanke,
Des Hauſes ödem Fange zu entweichen,
Und mit dem ſeidnen Schmuck und goldnen Spangen
Um's Haupt geſchlungen, vor der Welt zu prangen?

Du ſchmückſt dich nur für mich, und deine Sorgen
Sind ſittſam nur auf deinen Freund gerichtet,

Stets weißt du ſeinem Winke zu gehorchen,
Belauſchend, was er ſinnt und was er dichtet: —
Ein Abſchiedskuß trennt ihn von dir am Morgen,
Bis ſpäte Nacht die dunkeln Wolken ſchichtet;
Ob falſche Schaam am Tag' ihn dir entführet,
Hat er dich doch verdrüßlich nie geſpüret.

Und ob er mürriſch oft und mit dem Harme
Auf krauſer Stirn, in deine Wohnung kehret,
Empfängt von deiner Lipp' ihn ſtets das warme,
Beſcheidne Grüßen, ſo er dich gelehret:
Vertraulich ruheſt du in ſeinem Arme,
Durch überläſt'ge Fragen nicht beſchweret,
Und nicht geſtört durch eiferſücht'ges Zanken,
Folgt friedlich er dem Zuge der Gedanken.

Führt dieſer ihn einmal aus niedern Mühen
Und darf er ſich im kühnern Fluge ſchwingen,
Scheinſt du mitfühlend ſelber zu erglühen,
Und deines Beifalls lautern Zoll zu bringen,
Aus deinen Augen wollen Funken ſprühen,
Bei deiner Gluth mag oft ein Lied gelingen,
Und durch die Schauer mitternächt'ger Stunde
Weht ſüß und warm der Hauch aus deinem Munde.

Wie Artemis — nach abgelegtem Bogen
Dem Herzen folgend — einſt mit Wolkenſäumen
Endymion den Schläfer ſanft umzogen,
Und ihn gewiegt in freundlichholdes Träumen;
So zieheſt du um mich auch luft'ge Wogen
In des Gemachs verſchwiegnen ſtillen Räumen,
Und eileſt, will der Gott des Schlafes ſiegen,
Mich an der keuſchen Seite einzuwiegen. —

So hat ſchon längſt dein freundlichzartes Walten,
Du liebe Freundin! feſt mich dir verbunden, —
Ja! nimmer wird der inn're Trieb erkalten,
Den ich für deinen ſtillen Reiz empfunden:
Als trauliche Genoſſin ſollſt du ſchalten,
Was Hohn und Mißgunſt gegen dich auch funden,
Und ob manch ſchön'rer Mund mich ſtraf' und keiſe,
Du biſt und bleibſt, die heißgeliebte .....! —

L. B.

Des
Pachters Friedlieb Epiſtel
aus der Stadt.

Mein Lenchen! wohlgemuth ſtreckſt du im weichen Bette
Die Glieder aus; empfiehlſt zu ſanfter Ruh'
Den Engeln dich, und ſanft auf deiner Lagerſtätte
Drückt dir der Schlaf die Augen zu.
Ei, wenn ich dieß doch auch von mir zu rühmen hätte! —
Nein, denke dir! durchnäßt bis auf die Haut,
Als wär' ich tagelang im Meer herumgeſchwommen;
Erſchöpft bis auf den Tod, als hätte, kunſtvertraut,
Ein ganz Doktorenheer mich in Beſchlag genommen!
Beklemmung in der Bruſt, im Kopfe Zentnerswucht,
Und einen Schmerz in Rückgrat, Sohl' und Wade,
Als hätte Knut' und Baſtonade
Ohn' Unterlaß ihr Spiel mit mir verſucht.

O ſaurer Fleiß! o dreimal ſaure Frucht!
So war noch nie mir Kraft und Muth erloſchen!
Ich ſitz' und wundre mich, wie man vom Abend an
Bis an den lichten Tag — verſteh mich recht! — wie man — —
Mit einem Wort, ich ſitze wie durchdroſchen,
Und wundre mich, daß ich noch ſitzen kann!

„Haſt du," ſo hör' ich dich nun ſchon im Geiſte fragen,
„Haſt du vielleicht im Heben oder Tragen" —
Nein, Lenchen, nein, du triffſt es nicht!
Geduld! ich will es dir frei von der Leber ſagen;
Nur zieh dein freundliches Geſicht
Bei meiner Beichte nicht in Falten!
Ich habe nicht geraſpelt noch geſchanzt,
Nicht Berge weggekarrt, noch Wälder klein geſpalten;
Ach nein, das alles nicht! ich habe nur — getanzt! —

Mit jenem Mann, der mir ſeit langen Jahren
Die Butter abgekauft, die ich zur Stadt gefahren,

Schloß ich auch dieſesmal den Handel glücklich ab.
Die blinkenden Dukaten in der Weſte,
Griff ich bereits nach Hut und Stab;
Da lud er mich zu einem Freudenfeſte,
Das er denſelben Tag in ſeinem Hauſe gab.
Er hätt' es ſicherlich auf ewig krumm genommen,
Hätt' ich das mindeſte dagegen eingewandt;
Daher verſprach ich ihm, zu kommen,
Verſprach es ihm mit Mund und Hand;
Und als man in der Stadt, kurz vor dem Mittageſſen,
Die Pfahllaternen angebrannt,
Fand ich mich ein, ſo wie ich ging und ſtand.

Was ich getrunken und gegeſſen,
Davon ein mehreres, wenn mit zufriednem Sinn
Zur Mittagszeit ich nach dem Fenſter hin
Den rothen Klapptiſch wieder trage,
Und meinem Herzensweib mit tauſend Küſſen ſage,
Wie glücklich ich bei Milch und Früchten bin! —

Nachdem man fleißig die Pokale
Geleert und angefüllt; da ging das Unglück los!

Denn es erſcholl aus einem Nebenſaale
Als käm' der jüngſte Tag, dir ein Trompetenſtoß
Mit ſolcher Kraftgewalt, daß ich, bei meiner Ehre!
Vom Stuhle faſt gefallen wäre.
Ein jeder hielt nun ſeiner Nachbarin
Den ſpitzen Ellenbogen hin;
Sie hing ſich dran, und alle Herr'n und Damen
Begaben ſich im Sturmſchritt dann
Zum offnen Saal hinein. Hier ſaßen, Mann bei Mann,
Fünf Muſikanten da, die huben, als wir kamen,
Aus Leibeskraft zu fiedeln an;
Und eh' ich noch im ſtillen Geiſt ermeſſen,
Daß ungeſäumte Flucht hier wohl das beſte ſei;
Da drehte alles, wie beſeſſen,
Sich ſchon im Kreis herum. Auch mich ließ man nicht frei;
Denn mächtig packte mich — vom ſtarken Tiſchgetränke
Wahrſcheinlich noch erhitzt — ganz ohne Scham und Scheu,
Die dicke Hausmamſell, und riß mich fort! — Nun denke

Dir deinen Ehgemahl, vom alten Schrot und Korn,
Hufeiſen hinten, Zwecken vorn! —
Ich ſage dir, mir knackten die Gelenke,
Der Athem ging mir aus, ich keucht' und ſchnob
Wie ein gehetzter Hirſch und ſchwitzte wie ein Braten! —
So oft ich nur den Fuß erhob
Lief ich Gefahr, ins Stolpern zu gerathen!
Allein mein Plagegeiſt verſtand,
An Schränken, Stühlen, Spiegeln, Tiſchen
So klug mit mir vorbei zu wiſchen,
Daß zweimal nur, dem Schenktiſch zugewandt,
Ein Glasgeklirr erſcholl, und ich nur dreimal zwiſchen
Den Muſikanten mich befand! —

So dauerte der Lärm wohl eine halbe Stunde;
Doch glücklich hatt' ich mich nun nur zu früh geſchätzt!
Denn bald ward mir auf's neue zugeſetzt;
Und man beendete das Schwenken in die Runde
Nur in der Abſicht, wie es ſchien,
Um in die Läng' es nun zu treiben.

Aus dem Gedränge zu entfliehn
War keine Möglichkeit; vergeblich blieb mein Sträuben!
Vergeblich das Geächz, das ich von hinnen ſtieß!
Ich mußte, gleich den andern Tanzgeſellen,
Die, wie der Augenſchein bewies,
Es recht auf mich gemünzt, in Reih' und Glied mich ſtellen,
Und nun ging der Spektakel an!
Bald packte einer mich, und warf mich nach der Seite,
Bald mehrere zugleich; bald ward ich einem Mann,
Im raſchen Wirbelſchwung, bald einer Frau zur Beute!
Die Sinne ſchwanden mir; kein Augenblick
Ward mir vergönnt, um von dem Gaſſenlaufen
Der Exkuſäß ein wenig zu verſchnaufen.
Nur immer größer ward mein Mißgeſchick!
Hinunter mußt' ich durch die lange Kette;
Und meine Tänzerin gleich ohne Ruh und Raſt
Mir hinterdrein mit ſo gewalt'ger Haſt,
Als ob'ch ihr was geſtohlen hätte! —
Auf's gräßlichſte war ich bereits gefaßt!

Nur wußt' ich ſelber nicht, ob ich mein ſel'ges
Ende
Im Feuer oder Waſſer fände!
Und was bei dieſer Jagd nur noch das tollſte war:
Es ſchlug dabei die ſchadenfrohe Schaar
Mit rechtem Satanshohn lautklatſchend in die
Hände!
Das wurmte mich; die Galle trat herauf!
Und als ich wiederum, in Bürſtenbinderlauf,
Das untre End' erreicht, wohin ſich alle wandten,
Da ward es mir zu arg! Ich dreht' in Groll
und Haß
Mich trotzig um und rief: „Mamſell! wer
thut mir was?“ —
Da lachten ſelbſt die Muſikanten! —

Ich aber flüchtete ſtracks hinter einen Tiſch,
Wo Punſch- und Biſchofduft, in lieblichem Gemiſch,
Einladend mir entgegen wehte,
Und glaubte mich auf's beſte nun beſchirmt;
Denn vor mir ſtanden Butterbrödte,
Nebſt edlem Kuchenwerk zu Bergen aufgethürmt.

Doch ſelbſt aus dieſem Winkel eilte
Man mich hervor zu ziehn; ſo ſehr ich, auf der Flucht,
Den Zugang auch zu meiner Rettungsbucht
Durch Stühl' und Bänke rings verrammelt' und verkeilte!
All mein erneutes Flehn und Bitten frommte nichts!
Ich mußte wieder Theil am wilden Wirbel nehmen,
Und ohne Gnad', im Schweiß des Angeſichts,
Zu einem Viereck mich bequemen.
Ne, Lene, ſo was lebt nicht mehr!
Ich glaube gar, ſie nannten's Coteletten! —
Das ging dir in die Kreuz und Quer,
Bald drunter durch, bald drüber her,
Bald in vollſtändigen, bald in getheilten Ketten;
Als ob wir, bald zur Gegenwehr,
Und bald zur Flucht uns aufgeſchichtet hätten.
Ich wandte mich und brummte, wie ein Bär!
Ohn' Unterlaß mußt' ich, im Dreh'n und Schwenken,
An unſern Butterhandel denken,
Um meine Dienſtergebenheit
Als ſchuld'gen Frohndienſt anzuſehen,

Und mit der nöth'gen Höflichkeit
Das Abentheuer zu beſtehen! —

Man ließ nicht ab, man ließ nicht nach;
Und raſtlos dauerte das Hetzen und das Treiben,
Bis endlich durch die Fenſterſcheiben
Der liebe, lichte Morgen brach.
Da ſchien Erſchöpfung allgemach,
Was Odem hatte, zu beſiegen!
Auf's Polſter fiel nun jede Tänzerin,
Fiel jeder Tänzer keuchend hin;
Und alle lagen, wie die Fliegen! —

Ja, Lenchen, der Gedanke nur,
Daß ich zur Stadt mit Butter wiederkehre,
Der fort und fort mir durch die Seele fuhr,
Gab Folgſamkeit mir für die Lehre:
Welch' eine Pflicht der Umſtand nach ſich zieht,
Daß man ſich unter Wölfen ſieht!
Obgleich ich ſelbſt, gedrückt von ihrer Schwere,
Zu Butter faſt geworden wäre!

K. G. Prätzel.

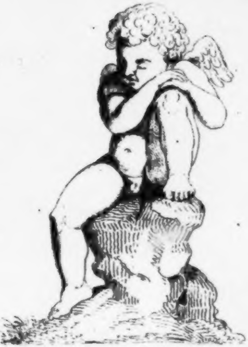
Guſtav Adolphs Denkmal
bei Lützen.

Am Pompejus Säule erhub neufränkiſcher Schwindel
Jeden blutloſen Kampf, jegliches Poſtengefecht;
Hier, wo der Fürſten edelſter fiel, — Zehntauſend ihn rächten,
Ragt ein mooſiger Stein, ſchweigend im Felde des Ruhms!

F. Krug v. Nidda.

VII.

Denkmale.



Der
ſchlummernde Amor im Antikenſaale
an
Adelaïde Gräfin Bombelles

zum 20. September 1816.

I.

Wie, Amor ſchläft? ſo fragt' ich jenen Knaben —
Ihr kennt ihn ja, den Wicht mit Pfeil und Bogen —
Haſt endlich, Wildſang, müde dich geflogen,
Und mußt, ein Gott, des Schlummers dich erlaben?

„Ach, rief das blonde Köpfchen hebend er, wie haben,
„Die mich im Schlummer wähnten, ſich betrogen;
„Zwar bin ich über Land und Meer gezogen,
„Doch brauch' ich nie des trägen Morpheus Gaben.

„Du glaubſt, ich ſchlief? Ich lauſchte nur mit Staunen
„Dem Zauberlied, das Ida's Mund entquillet,
„Und wiegte wachend mich in tauſend Träumen.

„Bei ihrem Lied vergaß ich Spott und Launen;
„Bei ihrem Lied wird jeder Wunſch geſtillet,
„Ihr Lied entrückt zu des Olympos Räumen!“

2.

Drauf rief ich: darf ich wohl nach deinen Träumen,
Du ſüßes Kind, in ſolcher Stunde fragen?
Und lächelnd liſpelte mit Wohlbehagen
Der kleine Schalk die Antwort ſonder Säumen:

„Mir war's, als ruhe Ida unter Bäumen
„Im Heſperidenland. Auf ſeinem Wagen
„Bracht' Oberon ein Knäblein ihr getragen.
„So ſehn wir Knospen neben Roſen keimen,

„Die Blätter wurden Zungen. Man hört's rauſchen:
„Zu deines Wiegenfeſtes Angebinde
„Bringt dir ein Gott der Liebe ſchönſten Segen.

„Da dacht' ich: könnt' ich doch mit dieſem tauſchen!
„Nimm, gute Ida, mich zu deinem Kinde;
„Sing' mir ein Lied! das heißt des Kindes pflegen."

Böttiger.

Zur Aſchermittwoche 1816.

Das Haupt ſoll ich mit Aſche mir beſtreuen, —
So will es heute der Kalender lehren —
Im Bußgewand, mit Beſemen mich kehren,
Wohl gar der Muſen frohes Spiel bereuen?

Ein Andres ruft das Herz! Ich ſoll mich freuen,
Mit Saitenklang die ſchöne Feier ehren,
Wo goldne Horen unſichtbar der hehren,
Huldvollen Freundin Lebenstanz erneuen!

Weg, Reu' und Leid! Die reichſte Blumenkette
Spannt, Sylphen, auf, — ſei's auch nur im Sonette; —
Komm früher, Lenz! der Tag heißt Henriette!

O, lang' noch ſoll Sie ......'s Lorberzweigen
Die Roſen miſchen, zu den Sternenreigen
Der Töchter hold, wie Luna's Licht, ſich neigen!

Kind.

An *.

Ein Lied für dich? — Gleich Sylphen möcht' ich ſchweben,
Von Frühlingsblüthen Duft und Farbe leih'n,
Von weißen Roſen, wenn im Morgenhain
An ihrer Bruſt demantne Tropfen beben.

Das ſtille Schöne würdig zu erheben,
Wünſcht' ich ein Stern, ein Mondenſtrahl zu ſeyn;
Sie neiden nicht der Sonne ſtolzern Schein,
Wenn ſie ihr Licht um Charis-Bilder weben.

Doch will dir auch der reichſte Klang nicht gnügen,
Verſagt dir Hain und Stern ſein Zauberlicht,
Dennoch, Sonett, ſollſt du zum Kranz dich fügen,

Zum Weihekranz, der in Aglaja's Bilde
Das Schönſte und das Edelſte umflicht,
Des Vaters Geiſt, der Mutter Reiz und Milde.

Kind.

Der kleine Robin.

Den Wald entlang
Ein Vöglein ſang:
„Ich hab verloren die Mutter mein,
Die Mutter mein!

Hier ſucht' ich ſie;
Ach, eitle Müh!
Der Sturm flog über die Haide hin,
Die Haide hin!

Da riefſt du mich:
„„Ich liebe dich;
Nach Welſchland wollen wir beide zieh'n,
Wir beide zieh'n.““ —

Ein Jäger kam,
Das Netz er nahm. — —
Ich hab verloren den Liebſten mein,
Den Liebſten mein! — —

Nun irr' ich hin,
Nun irr' ich her;
Allein ich bin;
Und ſinge nicht mehr,
Nicht mehr!“ —

Drauf einſam zog
Das Vöglein fort.
Wohin es flog,
Fand's keinen Ort
Um fröhlich zu ſeyn.
Es hatte verloren
Die Mutter ſein;
Den Liebſten hatt' es verloren!

„Du Thränenland,
Ade, Ade!
Jenſeit am Uferrand
Ich Blüthen ſeh'.“ —
Da flog es über die Elbe hin,
Die Elbe hin.

Ein Dörfchen dort
Am Ufer lag,
Still, wie am ſichern Port
Ein Frühlingstag!
Und freundlich winkt ihm ein kleines Haus,
Ein kleines Haus.

„Herein, herein!“
Rief Harfenlaut,
„Zu mir, du Waiſe mein,
Du Thränenbraut!
Ich will dir Mutter und Liebſter ſeyn,
Und Liebſter ſeyn.“ —

Hinein, hinein
Das Vöglein flog;
Kein Netz, kein Irrlichtſchein
Sein Herz betrog.
„Willkommen biſt du der Harfnerin,
Der Harfnerin!“

Ein Blätterſtiel
Von Wieſenklee
Da in den Schooß ihr fiel:

Der ſchönen Fee
Nun Ruh' und Friede vom Himmel kam,
Vom Himmel kam!

Das Kleeblatt.

Der kleine Robin an die Harfnerin.

Den 20. Dec. 1816.

Ruhe!

Süßer Ruhe Paradies
Sucht' ich mir in Winternächten,
Und ein Neſt wollt' ich mir flechten,
Süßer Ruhe Paradies,
Wo mir Engel Blumen brächten!
Als ſie mir das Pförtchen wies,
Wo die Englein wohnen möchten: —
Süßer Ruhe Paradies
Fand ich hier in Winternächten.

Friede!

Lauſch' ich ihrem Harfenliede,
Sinn' und träum' ich Lebensglück,
Und des Waldes ſtiller Friede
Kehrt in Robins Bruſt zurück.
Lauſch' ich ihrem Harfenliede,
Weht um mich, wie Lindenblüthe
Frühlingsluft im Sonnenblick.
Lauſch' ich ihrem Harfenliede,
Sinn' und träum' ich Lebensglück.

Himmel!

Daß zum Himmel auf ſie ſtiege,
Gleich der Lilie zart und rein,
Knieten an Thereſens Wiege
Fromm und treu die Engelein.
Daß zum Himmel auf ſie ſtiege,
Wie ich ihr entgegenſtiege,
Zog das Schöne zu ihr ein:
Daß zum Himmel auf ſie ſtiege,
Gleich der Lilie zart und rein!

F. S. A. Haſſe

Der Stern,

an Fanny Tarnow.

Aus wildempörten Wogen
Lacht mild ein Stern uns zu,
Ob Wünſch' und Hoffnung trogen,
Er ſpendet Heil und Ruh'!

Wo dumpf in dunkeln Fluthen
Der Zwietracht Quelle ſpringt,
Da leuchten ſeine Gluthen
Von lindem Weſt beſchwingt!

Wo Haß und Neid ſich gatten,
Im nächt'gen Schauergrund,
Stählt er zum Kampf die Matten.
Und ſprengt den böſen Bund.

Dem kranken Herzen gießet
Er Oel des Lebens ein,
Wo Thränenthau nur fließet,
Zehrt ihn der ſanfte Schein.

Wo Todeskämpfe zittern,
Stärkt er mit Manna mild,
Zeigt in verſchloßnen Gittern
Des Paradieſes Bild!

Kennſt du den Stern der Sterne?
Ahnſt du der Liebe Sohn?
Er heißt — in Nah' und Ferne —
Er heißt — Religion! —

Karl Grümbach.

Der edeln Mutter [*])
eines jungen in der Schlacht gefallnen Kriegers.

Stimmt den weichſten Ton der Leier,
Muſen, für den heil'gen Schmerz!
Leiſ' berührt, in ſanfter Feier,
Das zerbrochne Mutterherz!

Mag's auf Erden Tröſtung geben
Für ſo grauſamen Verluſt,
O ſo gieb ihn, armes Leben!
Troſt der ſchmerzzerrißnen Bruſt!

Sank nicht ihres Lebens ſchöne
Holde Blüth' im Sturm der Schlacht?
— Und der Wahlſtadt öde Scene
Deckt mit ſchwarzem Flor die Nacht. —

---

*) Frau Geheimeräthin Senft von Pilſach.

Doch — vom Himmel fließen Strahlen
Auf das nächtliche Gefild,
Mütterlicher Sehnſucht Qualen
Balſam bringend, himmliſch mild.

Sank er nicht der Kriegertugend?
Sank er nicht der heil'gen Pflicht?
Die im Lenzgefild der Jugend
Ihres Opfers Blüthen bricht.

Mancher, aus geliebten Kreiſen
Ging hinab zum dunkeln Schooß;
O wie manches Herz, mit heißen
Tiefen Jammer theilt dein Loos! — —

Doch vor Gottes Augen wallen
Dieſe Saaten hoch und ſchön;
Er gebeut, die Aehren fallen,
Jenſeit ſtrahlend aufzuſteh'n.

Liſpelt dann, ihr holden Muſen,
Eurer Schweſter Tröſtung zu!
Schenkt dem wunden Mutterbuſen
Linden Himmelsthau der Ruh!

Will ſie ird'ſche Nacht umgrauen,
Webt ihr Träume licht und ſchön!
Laßt ſie auf der Sel'gen Auen
Den verklärten Liebling ſehn!

Louiſe Brachmann.

Des Sängers letzter Morgen. *)

Wer ſingt im unbekannten Land
Des Sängers letztes Ziel?
Wo tönt, gerührt von Geiſterhand,
Das ernſte Saitenſpiel?
Der Hymnus, welchem Engel horchen,
Das Lied vom letzten Lebensmorgen?

Vom letzten Lebensmorgen? Wie? —
Hier iſt nur Todesnacht!
Hier iſt das Land der Phantaſie! —
Zur Wirklichkeit erwacht
Erſt der, der jenes Ziel erblickte;
Er kennt es jetzt, der Schnellentrückte.

Noch wandelt er in voller Kraft
Den ſchöngebahnten Pfad,
Und was er wirkt, und was er ſchafft,
Iſt wohlgelungne That.

*) Bei A. Apels Tode.

Und Roſen, welche nie verblühen,
Sind's, die die helle Stirn umglühen.

Mit keinen Dornen iſt umhegt
Für ihn der Muſe Thron.
Der Ruhm, auf Schwanenfittig, trägt
Der Lyra Silberton.
Hoch flammt der Altar ſeiner Laren,
Sein Genius ſcheucht die Gefahren.

Und wie ein Blitz aus heitrer Luft
Stürzt Jahr und Tod herab.
Die Gluth verdampft im Leichenduft,
Der Kranz, er ſchmückt ſein Grab.
Der letzte Lorbeer iſt errungen,
Er hat ſein Schwanenlied geſungen.

O du, um den die Muſe weint,
Um den die Freundſchaft klagt!
Mit höh'rer Sänger Chor vereint,
Wo reines Daſeyn tagt,
Singſt du, vor jedem Sturm geborgen,
Du ſelbſt des Sängers ſchönſten Morgen.

Den Schönſten, ja! — Vollendung ſtammt
Im letzten Morgenroth!
Ein Licht, das aus den Sternen ſtammt,
Von keiner Nacht bedroht!
Nur der vermag es zu beſingen,
Den ſeine Strahlen ſelbſt umringen.

Ob Täuſchung hier den Fuß umſäumt;
Der Nebelflor zerriß!
Der Traum des Lebens iſt geträumt!
Es flieht die Finſterniß!
Der morſche Nachen iſt am Lande,
Gebrochen ſind die Zauberbande.

Der Engel, der mit Flammenſchrift
Verzeichnet Menſchenthun,
Läßt, wo er Wahn und Irrthum trifft,
Den eh'rnen Griffel ruh'n,
Und eine helle Himmelsthräne
Verlöſcht die unvollkommne Scene.

Wer ſingt des Sängers letztes Ziel
Im unbekannten Land?

Wo tönt das goldne Saitenſpiel,
Das uns mit ihm entſchwand,
In welcher Lebensbäume Rauſchen
Der Hymnus, dem Aeonen lauſchen?

Ach! jenes Ziel, das du errangſt,
Verſchwimmt für uns im Licht!
Das Lied, das du den Himmeln ſangſt,
Ach! wir vernahmen's nicht!
Doch blieb in deiner Lieder Tönen
Der Wiederhall des Ewigſchönen.

B. N—t.

Zwei Gedichte auf F. L. Schröders Tod.

Geſprochen in der Maurerloge zu Hamburg.

1.

(Im September 1816.)

Vorüber ſchwebet der verblühte Traum,
Der uns umlächelt mit dem Kranz des Maien;
Zur Trauerhalle wird der Tempelraum,
Und ſchwarz bekleidet ſtehn die Säulenreihen.
Zur Nacht des Todes wend' o Auge dich!
Endloſer Schmerz, ergieße dich in Klagen!
Was kannſt du anders, da der Grundſtein wich,
Der einen heitern Götterbau getragen!

So mancher ſcheidet aus der Sonne Glanz,
Der edlen Seelen theuer hier geweſen;
Sein Todtenmal umgrünt der Rautenkranz,
In Erz geprägt ſteht ſein Verdienſt zu leſen. —
Den Grabgeſang entführt die leichte Luft;
Zum Hain erwächſt die Pflanzung der Cypreſſen,

Die Monde wechſeln über ſeiner Gruft,
Und eh' er Aſche wird, iſt er vergeſſen.

Wird ſolch ein Loos auch ihm beſchieden ſeyn?
Ihm, der betrauert lebt in unſerm Sehnen,
Dem wir dieß Todtenopfer liebend weihn,
Wie wir ſein Grab benetzt mit unſern Thränen?—
Dahin! dahin! — Verhängnißvolles Wort!
Es irrt der Blick mit glühendem Verlangen
Nach ihm umher; und an dem Bildniß dort
Bleibt er in ſchmerzlicher Betrachtung hangen!

So hat ein Künſtler einſt in Lieb' und Luſt
Ihn dargeſtellt. — Der Tod hat ihn bezwungen!
In Staub zerfallen iſt die treue Bruſt,
Die edlen Züge hat das Grab verſchlungen!
Bleich iſt die Lippe, die mit Rednerkraft
Den Sinn der Bundespflichten euch zergliedert;
Es liegt die Hand erſtarret und erſchlafft,
Die euern Gruß ſo herzlich ſtets erwiedert!

Wohl ziemen uns bei dieſem Sarkophag
Der frommen Wehmuth aufgeregte Triebe!

Er war der unſre, bis das Herz ihm brach,
War's in der reinſten Gluth der Bundesliebe.
Hier, wo kein andrer Lohn ihm theu'rer war,
Als ſeiner Brüder Achtung und Vertrauen,
Hier ſtand er unter uns, hier am Altar,
Um an dem Werk der Ewigkeit zu bauen.

Nicht ihn beklagt! — Es ziehn in Glanz und Pracht
Hoch über eurem Haupt die Himmelsgloben;
Nur in den Erdbezirken wirft die Nacht
Den Schleier aus; hellfreundlich bleibt es droben.
So innig er am Reiz des Lebens hing,
Ein ſchön'res Leben ward ihm auserkohren;
Er ſteht und wirkt in neuem Kettenring,
Er hat nicht uns — wir haben ihn verloren!

Der Todtenfeier heilig ernſte Pflicht,
Zu welcher wir uns heut verſammelt ſehen,
Sie kann den Ruhm des Abgeſchiednen nicht,
Nicht ſein Verdienſt, nicht ſeinen Lohn erhöhen!
Bedürfniß iſt es für das eigne Herz,
Was würdig war, gewürdigt auch zu wiſſen!
Uns ſelber ehren wir durch unſern Schmerz;
Denn unerſetzlich bleibt, was wir vermiſſen! —

Ward hier die ſeltene Vereinigung
So ſeltner Gaben jemals noch gefunden? —
Beſonnenheit bei kühnem Geiſtesſchwung,
Raſtloſer Fleiß mit frohem Ernſt verbunden;
Bei ſchneller Einſicht die Beharrlichkeit,
An wertherkannten Zwecken feſt zu halten;
Und zu dem Eifer, der kein Opfer ſcheut,
Der Ordnungsliebe ſtill durchdachtes Walten.

Umleuchtet von des Glückes Freudenglanz,
Und in ſich ſelber doch zurückgezogen;
Um ſeine Stirn des Ruhmes blüh'nden Kranz,
Und einer ſtillern Größe nur gewogen.
Verſehn mit allem, was das Leben ſchmückt,
Zu des Genuſſes läſſigem Behagen;
Und doch von ſeiner Lockung nie berückt,
Der ſtrenggewählten Regel zu entſagen.

So ſtand er, den jetzt unſer Kummer preiſt,
Hier unter uns in freud'ger Kraft des Lebens,
Ein in ſich ſelber abgeſchloßner Geiſt
Voll edler Wirkſamkeit und hohen Strebens.
Des reinen Zweckes fröhlich ſich bewußt,
Und klar zugleich die Mittel überſchauend;

Den kräftigen Entwurf in lichter Bruſt,
Und männlichfeſt auf den Erfolg vertrauend.

Was ihm ein gütiges Geſchick verliehn:
Der freien Muße unbedrängtes Leben,
Uns gab er es zum Eigenthum dahin,
Das Heil des Bundes ward ſein Lieblingsſtreben.
So ſchuf er ſelber ſich ein Pflichtgebot,
Unwandelbar von Sorg' und Müh' umfangen;
So war für uns ein heit'res Morgenroth
Aus ſeinem Lebensabend aufgegangen.

Dem Bruderkreis ein leuchtend Muſterbild,
In Sinn und Wandel treu der Bundeslehre,
Bekräftigt' er, von mildem Trieb erfüllt,
Durch edle Thaten ſeine Maurerehre.
Sie aufzuzählen, der beſcheidnen Nacht
Sie zu entziehn, verſucht der Wunſch vergebens;
Doch wie geräuſchlos er ſie auch vollbracht,
Sie ſtehn verzeichnet in dem Buch des Lebens.

Der reine Wandel, den er hier geführt,
Wird ſeliger auf's neue dort beginnen;

Wie fremder Gram ihn ſchmerzlich hier gerührt,
Wird er den Kranz der Freude dort gewinnen!
Das Ideal, zu dem er aufgeblickt,
Wird ſich mit wandelloſer Klarheit ſchmücken;
Wie ſeine Hand den Leidenden erquickt,
Wird des Vergelters Hand auch ihn erquicken!

Ach fort und fort kehrt die bewegte Bruſt
Sich trauernd hin nach den entwichnen Stunden!
Sie findet nur erſchütternden Verluſt,
Wo er erfreulichen Gewinn gefunden!
Was ſein Gedächtniß ihr ſo theuer macht,
So ſchnell vermag ſie nicht, es aufzugeben;
Zu lieblich ſchimmert durch des Grabes Nacht
Der ſchöne Lichtblick noch von ſeinem Leben! —

Vernichtet hat der Tod, was ſterblich war,
Die Form des Ird'ſchen iſt hinweg genommen;
Zur lichten Aetherflamme, rein und klar,
Iſt jeder Trieb des Buſens aufgeglommen.
In harmlos heitrer, freundlicher Geſtalt,
Vom Reiz der Welt und ihrem Gram geſchieden,
Ein ſel'ger Geiſt, der in der Klarheit wallt,
Erſcheint er uns, umſtrahlt von Himmelsfrieden.

So ſchaut er nieder auf den Bundeskreis,
Der ſeinem Herzen hier ſo werth geweſen;
Den er, in unermüdlich regem Fleiß,
Zu ſeines Wirkens Gegenſtand erleſen!
So ſchauet er mit hellverklärtem Blick
Auf ſein vollbrachtes Tagewerk hernieder;
Und lebt beſeligt in der Engel Glück,
Wie er betrauert lebt im Schmerz der Brüder!

Und wie wir ſeinem Sarge nachgeweint,
Als ſich das Grab aufthat, ihn zu empfangen;
So ſteiget jetzt, in Lieb' und Dank vereint,
Zu ihm empor das ſehnliche Verlangen:
Daß er — nach deſſen Beiſpiel immerdar
Der gute Zweck zur guten That uns treibe! —
Wie er des Bundes Zierd' im Leben war,
Im Tode noch des Bundes Schutzgeiſt bleibe!

2.

(Am Neujahrsabend 1817.)

Vollendet hat ein Jahr den flücht'gen Lauf;
Es weckt der Ruf erinnernder Gedanken
Verblühte Lebensbilder wieder auf,
Die, durch ſich ſelbſt verdrängt, in Nacht verſanken.
Gern wendet ſich der Menſch mit ernſtem Blick
Zum hingewelkten Kranz vergangner Stunden,
Den ihm aus Licht und Schatten das Geſchick,
Aus Roſ' und Dorn, aus Luſt und Schmerz gewunden.

Und wie voll Jugendreiz im Himmelsraum
Die Sternenbilder wandeln auf und nieder,
So ſcherzt der Freude längſt verwehter Traum
Um ſeine Bruſt in friſcher Klarheit wieder.
Auf's neu', im Spiegel der Erinnerung,
Begrüßen ihn des Glückes heitre Gaben,
Und jede Luſt wird wieder blühend jung,
Die längſt der Flug der Stunden ſchon begraben.

Doch gleich der Freude, pfleget auch der Schmerz,
Zu welchem ſinnend wir uns rückwärts kehren,
Wie ſeine Gluth geläutert Geiſt und Herz,
Sich ſelbſt in milderm Lichte zu verklären.
Gekettet an des Lebens Wechſelſpiel,
Den Doppelquell der Wonnen und der Leiden,
Mag gern der Menſch mit liebendem Gefühl
An ſeiner Luſt, an ſeinem Gram ſich weiden.

So fühlt er ſich durch einen Hang beglückt,
Der wunderbar im Innern kämpft und ſtreitet,
Daß ihn der Kummer nicht zu Boden drückt,
Die Freud' ihn nicht zum Uebermuth verleitet.
Und dankbar blickt er zu dem Himmel auf,
Der liebevoll durch das bewegte Leben
In Schmerz und Luſt, bis zum vollführten Lauf
Ausdauernde Begleiter ihm gegeben. —

Es iſt ein freundliches Geſetz der Zeit,
Das junge Jahr glückwünſchend zu beginnen.
Dem Frohſinn war bisher dieß Feſt geweiht;
Heut will der Schmerz auch ſeinen Zoll gewinnen!
Wohl fühlt unaufgefordert ſich die Bruſt
Zu ernſtlicher Betrachtung hingeriſſen,

Wenn jenes Bildniß zur Beſitzesluſt
Zugleich die Weiſung fügt, was wir vermiſſen!

Ein edler Freund verließ den Freundesbund,
Um einzugehen zu dem ew'gen Frieden.
Wie ſein Verdienſt, ſo iſt ſein Name kund;
Von Ehr' und Ruhm umglänzt, iſt er geſchieden.
Zu Staub geworden iſt ſein edles Herz,
Kein Sehnſuchtsruf kann ihn zurück erſtatten;
Und immer noch begehrt der tiefe Schmerz,
Beſchäftigung mit dem geliebten Schatten!

Der Zoll der Wehmuth ward ihm dargebracht;
In Aller Blicken ſtand der Gram zu leſen,
Daß er verſinken mußt' in Todesnacht,
Der uns im Leben ſtets ſo werth geweſen!
So haben wir zur Gruft ihm nachgeweint,
Bekränzt ſein Grab geſegnet ſeinen Schlummer,
Und, zur Gedächtnißfeier bang vereint,
Lautklagend ausgeſprochen unſern Kummer.

Jetzt, da der Lüfte Hauch ſein Grab umweht,
Und friedlich dort, befreundet unſerm Leide,

Indeß das Mondlicht auf und niedergeht,
Der Pflanzenſproß erwächſt zur Trauerweide;
Jetzt ſoll die Schwermuth, die das Herz durchbebt,
Mit lieblicher Erinn'rung ſich vereinen,
Und wie er freundlich unter uns gelebt,
So ſoll er auch im Tod' uns noch erſcheinen!

In ſeines Weſens reger Thätigkeit,
Schön und gedeihlich, wie des Fruchtbaums Blüthe;
In ſeiner Sitten ſtiller Einfachheit,
Im Anmuthszauber ſeiner Herzensgüte;
Im heitern Ernſt, im ſanft beſcheidnen Scherz,
In ſeines Forſchens hellem Denkerblicke;
Im tiefen Mitgefühl bei fremdem Schmerz,
Im neidlos frohen Sinn bei fremdem Glücke!

Was er, begabt vom Reichthum der Natur,
Der Kunſt geleiſtet und der Welt geweſen,
Wird auf des Gottesackers ſtiller Flur
Der fremde Wandrer bald in Marmor leſen.
Es wird, der dunklen Tiefe zugewandt,
Ein Genius die Lebensfackel kehren,

Und für die Nachwelt wird durch Bildners Hand
Der Meißelſchlag ſein leuchtend Lob verklären.

Hier, wo kein Marmor weint, kein Lorbeerkranz
Aus Erz gegoſſen, unſerm Blick begegnet,
Und keine Schrift durch güldner Züge Glanz
Anlockend winkt, die ſein Gedächtniß ſegnet;
Hier hat er ſich, in ſtill'rer Wirkſamkeit,
Durch ſeines Geiſtes liebenswürd'ge Gaben,
Empor geflügelt über Raum und Zeit,
Sein Flammendenkmal in das Herz gegraben. —

Hernieder blickt er aus dem Lichtgefild,
Ob wir durch dumpfen Gram ſein Werk zerſtören;
Ob wir, nacheifernd ſeinem Muſterbild,
Durch edles Wirken ſein Gedächtniß ehren!
Sein Beiſpiel winkt in Idealesſchein;
Und unbefehdet von des Grabes Schauern,
Soll unſer Bund mit ihm unſterblich ſeyn,
Und ſein Verdienſt in unſrer Liebe dauern!

Das war der Zweck, dem ſein erglühend Herz
Bis zu dem letzten Pulsſchlag ſich ergeben,

Der hohe Zweck, nicht bloß in unſerm Schmerz,
Nein auch in unſerm Fleiße fortzuleben.
Nur durch erhöhte Geiſtesthätigkeit,
Durch edler Kräfte fröhliches Vereinen,
Dem Wohl der Menſchheit wie bisher geweiht,
Kann uns des Troſtes milder Stern erſcheinen.

In raſchem Fluge ſchwindet Jahr um Jahr,
Eilfertig drängen ſich die Himmelsgloben;
Der Lebenskranz, der uns geflochten war,
Wie bald iſt er entblättert und zerſtoben!
Raubluſtig geht der Schattenfürſt umher,
Umnachtet uns den Blick mit düſtrer Hülle;
Und eh wir's ahnen, iſt die Stelle leer,
Wo wir gewirkt in friſcher Lebensfülle.

Wie liebevoll verknüpfen Wunſch und Pflicht
Sich im Beruf, ein Denkmal hier zu gründen,
Das dauernd ſtehen bleibt im heitern Licht,
Wenn hingemäht wir ſelbſt ins Dunkel ſchwinden!
Wie ſtärkt die Hoffnung den geſunknen Muth,
Mit welchem wir dem Wink der Gruft begegnen,
Daß Ehr' und Heil auf unſerm Namen ruht,
Und fromme Thränen unſre Aſche ſegnen!

Er hat's erreicht! — Ein ſanfter Uebergang
Zu hellverklärterm Wirken war ſein Scheiden;
Und gleich dem Loos, das droben er errang,
Iſt noch ſein Loos auf Erden zu beneiden!
Denn wie um den verklärten Liebling dort
Sich Licht und Wahrheit nebelfrei vereinen;
So wird ſein Ruhm hienieden fort und fort
Zum Ideal geläutert uns erſcheinen!

Ihm eifre jeder Trieb des Geiſtes nach!
Der Freundestreue willige Verpflichtung,
Wie er ſie übte, bis das Herz ihm brach,
Begleit' auch uns in's Dunkel der Vernichtung!
Dann wird auch unſre Ehr' auf immerdar
In liebender Erinn'rung ſich verklären;
Und wie ſein Ende ſchön und ſelig war,
Wird freundlich auch das unſre ſich bewähren!

K. G. Prätzel.

In das Stammbuch einer ſcheidenden Freundin.

Was bangt der Senn', nach fernem Land gezogen?
Iſt's denn in fremden Thälern nicht auch ſchön? —
Ob die Lawine dräut, ob zürnt der Föh'n,
Es drängt ihn nach der Heimath Felſenbogen!

Und ſieh! der goldne Traum hat nicht getrogen —
Von grünen Matten läutet ſüß Getön —
Geliebter Widerhall auf allen Höh'n! —
Beſchworen ſind der Sehnſucht ſtürm'ſche Wogen.

So ſehnt ſich auch im irdiſchen Gedränge,
Wo ihm *kein* Bild die liebe Heimath kündet,
Des Edlern Herz, für's Göttliche entzündet,

Nach jenem Land der heimathlichen Klänge,
Und nur beim Schall befreundet ſüßer Lieder
Kehrt ihm das Glück, kehrt ihm die Ruhe wieder.

Kind.

Des Dichters Auszug.

An ****.

Was iſt's denn nur, was dort in Lüften
Einherzieht wunderbar und kraus,
Gleich Strahlen, Schatten, Elfen, Düften,
Vom kleinen in das große Haus?
Ein wunderbar ätheriſch Völkchen
Unzählbar wahrlich allzumal,
Wie jener zarten Stäubchen Wölkchen
Im lichtgebrochnen Sonnenſtrahl?

Ich trete näher! welche Töne!
Iſt's eine Brücke denn von Klang?
Wie viele trockne Erdenſöhne
Geh'n ruhig fort, dem Weg entlang,
Und keiner ahnet, was ich höre,
Und keiner ahnet meinen Blick;
Ein Fürſten=Sohn zu ſeyn, iſt Ehre,
Ein Muſenſohn zu ſeyn, iſt Glück.

Da denken ſie, die Stühl' und Tiſche,
Die Kiſten, Kaſten, Bücherbret,
Die Töpfe, Tigel, Flederwiſche,
Und andres ſolches Hausgeräth,
Das ſei des Dichters wahre Habe;
Ja, großen Dank, da irrt ihr euch;
Was ich gehört, geſehen habe,
Das macht allein ihn groß und reich!

O könntet ihr mit mir beſchauen,
Was glänzend wogt in dieſer Fluth,
Beſonders ihr, geliebte Frauen!
Die ohnedem ihr ihm ſo gut,
Ihr fändet, daß ein Dichterweibchen,
Vorzüglich wenn's gleich unſerm hold,
In dieſen ſchönen Sonnenſtäubchen
Weit mehr beſitzt, als Schmuck und Gold.

Und während ſie mit regen Sorgen
Geräthe ſchafft in's neue Haus,
Und wohl ſich müht vom frühen Morgen
Bis Nachts Geduld und Zeit geht aus,

So zieht dem Manne ſonder Mühe
Selbſt hinter d'rein das bunte Heer,
Daß es dort wieder um ihn glühe
Ein unerſchöpflich Sonnen-Meer.

Ja, ja, ich habe ſie geſehen
In magiſch ätherleichtem Tanz
Von Haus zu Haus ſich wirbelnd drehen
In Phöbus ſchönſtem Sonnenglanz,
Sonnette, Stanzen und Terzinen,
Trochäen, Jamben, Daktylus,
Und Reime, wie ſie je erſchienen
Bei einer Muſe Feuerkuß.

Nicht ahnend ging durch dieſe Wogen
Ein ehrenfeſter Kommiſſar,
Da kam ein Epigramm geflogen
Und ſtach ihn die Naſe gar;
Der Mann, gewohnt allein an Prieſen,
Wußt' nicht, weß Geiſteskind dieß ſei,
Verzog den Mund und mußte nieſen;
Da ſtob das arme Ding entzwei.

Ich aber, öft'rer ſchon in Lagen,
Wo auch zu mir ein Reimchen kam,
Ich konnte mir es nicht verſagen,
Griff in das bunte Heer, und nahm
Auf gutes Glück beim Pſychenfittig
Mir eins davon, recht frank und frei,
Und fand, daß es gar fein und ſittig
Ein niedliches Sonnettchen ſei.

Das kommt nun nicht zur neuen Wohnung,
Geliebter Freund, o zürne nicht!
Erſt bat es flehend um Verſchonung,
Dann macht's ein grämliches Geſicht,
Und endlich ließ es ſich vernehmen:
„Nun wohl, kann es nicht anders ſeyn,
„So will ich mich für dich bequemen,
„Doch halte hübſch die Reime rein.“

Das gefangene Sonnett.

„Der Dichter trägt ſein Paradies im Buſen,
„Er ſchafft den Ort, ihn wandelt nicht die Stelle;
„Es ziehen Götter über ſeine Schwelle,

„Und baut' er ſie im Lande der Tonguſen.
„Darauf mögſt du, geliebter Dichter! fuſen
„Im neuen Haus! Dir rinne hier die Quelle
„Der Lieder, ſtrömend Well' auf Welle,
„Denn alles Glück kommt mit der Gunſt der Muſen.
„Auch hält die Liebe dich ja ſchön umſchlungen,
„Und Weib und Kinder kränzen deine Stunden;
„Das iſt dein Haus; da heimiſch ſich zu wiſſen
„Iſt mehr als aller Großen Huldigungen.
„Und ſelig iſt wer dieſes Glück empfunden“ — —
Da hatt' ich dem Sonnett das Schwänzchen abgeriſſen!

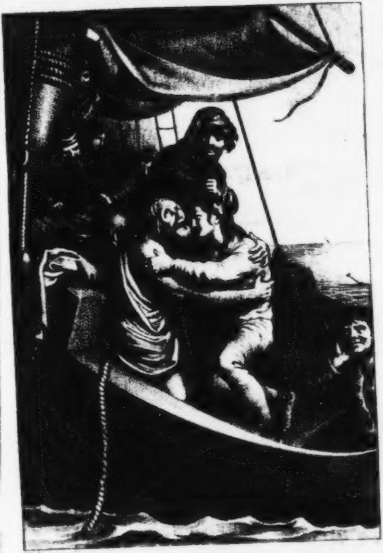
Th. Hell.

Bemerkung.

Im 4ten Bändchen der Harfe, S. 18. Z. 5. ſind nach: Wehen, noch die Worte zu ſetzen: nie gebar ich

Druckfehler
im ſechsten Bändchen.

S. 67. Z. 5. v. u. lies ſtrählen ſtatt ſtrahlen
— 166. Z. 9. v. o. l. jagte ſt. jagtr
— 170. Z. 10. v. u. l. um ſt. und
— 172. Z. 8. v. u. l. Haſt. ſt. Haß.
— 217. Z. 1. v. u. l. heben ſt. haben



Die Harfe.

Herausgegeben

von

Friedrich Kind.

Siebentes Bändchen.

Leipzig
bei Georg Joachim Göſchen. 1818.

Inhalt.

Seite

I. Sionitiſche Harfentöne, von K. W. Juſti. Zweite Sammlung.
  1. Strenge Sittenlehre eines morgenländiſchen Stammesfürſten. 3
  2. Der erſehnte König. Ein Gemälde der goldnen Vorzeit. 8
  3. Volksgebet um Kriegsglück und Erhaltung des iſraelitiſchen Staates. 11
  4. Lobgeſang auf den Weltſchöpfer und Weltregierer. 14
  5. Der ſiegreiche König auf Sion. 18
  6. Jeruſalem's verzweiflungsvolle Lage bei der Annäherung des aſſyriſchen Kriegsheers. 20
  7. Neue Blüte des durch die Aſſyrer verwüſteten Judäa's. 24
II. Einige Tage in Liſſabon. Briefe an eine Freundin in Deutſchland. Bruchſtücke

Seite

einer in den Jahren 1805 und 1806 gemachten Reiſe, von J. Ch. A. Haſſe 26
III. Das Schwert. Vier Scenen. Von Arthur vom Nordſtern 69

IV. Perſiſche Proben. Von L. B—r.

1. Der Papagei 105
2. Geſchichte vom Diebe 120

V. Romanzen und Erzählungen.

Der Schiffbruch, von Klotilde 143
Lenardo und Beatrice, von Karl Förſter 150
Die Belagerung von Arſuf, von Anton Riemeyer. 168
Philemon und Baucis, von Goeking 186
VI. Die Taube. Erzählung von Louiſe Brachmann 197

VII. Maler-Sonette. Von F. Kind. (Erſtes Dutzend.)

Blumenſtraus 225
Still-Leben 226
Portrait 227
Endymion 228
Schenkſtube 229
Alterthümelnde Schule 230

Seite
Viehſtück 231
Brand 232
Schlafende Venus 233
Wilde Landſchaft 234
Fruchtkorb 235
Madonnenbildchen 236
VIII. Die Eiche am See. Erzählung von Friederike Lohmann 237
IX. Gedichte.
1. Eingang, von Arthur vom Nordſtern 307
2. Ausgang, von demſelben 308
Natur und Kunſt, von Friederike Becker 309
Der Blitz, von Emil Reiniger 315
Die Weltgeſchichten, von Fr. Kuhn 317
Auf dem Rigi, von Agnes v. Einſiedel 322
Lied, von Helmine 324
Der Kuß, von Haug 326
Für mein Mädchen, von Th. Hell 327
Wie man's nimmt, von J. F. Caſtelli 331
Weinlied, von St. Schütze 333
Die Erde und der Mond, von Haug 334
X. Die Haarlocke, Erzählung von F. Laun 335

Seite

XI. Denkmale.

Dichter-Quadrille. Am 25. April 1817.

1. Grieche und Griechin, von F. 379
2. Troubadour und Dame von Romanin, von Kn. 383
3. Gottſched und die Frau Profeſſorin, von Th. H. 388
4. Neuer Alt-Teutſcher und ſein Geſpons, von Kd. 392
Bei der Jahres-Scheide 1817 — 1818, von Kind. 396

I.

Sionitiſche Harfentöne.

Aus dem Hebräiſchen
von
K. W. Juſti.

Zweite Sammlung.

Die erſte Sammlung befindet ſich im vierten Bändchen
der Harfe, S. 1. ff.

I.

Strenge Sittenlehre
eines
morgenländiſchen Stammesfürſten. *)

Geſchloſſen hatt' ich einen Bund mit meinen Augen,
Daß ich nicht achtete auf Jungfraun!
Doch, welch Geſchick ward mir von Gott dort oben?
Welch Loos von dem Allmächt'gen aus der Höhe?
Gebührt nicht Untergang dem Frevler?
Nicht offne Schmach dem Uebelthäter? — —
Sieht Er nicht meine Pfade?
Zählt Er nicht alle meine Schritte? —
Ging ich der Falſchheit Weg?
Und eilete zum Trug mein Fuß? — —

---

*) Hiob. Kap. 31.

Man wäge mich auf ſchärfſter Waage,
Und Gott wird meine Unſchuld finden!
Wich je mein Tritt vom rechten Pfade,
Und folgte meinen Augen je mein Herz,
Klebt' ungerechtes Gut an meinen Händen:
So eſſ' ein Fremder meine Saat,
Und was ich pflanzte, reut' ein andrer aus!
Ward je mein Herz nach einem Weibe lüſtern,
Und lauert' ich an meines Nächſten Thür:
So werde meine Frau des andern Sklavin,
Von einem Fremdling werde ſie mißbraucht!
Denn eine Schandthat wäre dieſes,
Ein Frevel wär's vor jedem Richter;
Ein Feuer, das bis in den Abgrund brennet,
Und meine Aernte bis zur Wurzel zehrte! —
Hätt' ich das Recht des Sklaven und der Sklavin
Verachtet, wenn ſie klagten gegen mich:
Was wollt' ich thun, wenn Gott ſich nun erhöbe?
Und was erwiedern, wenn er's unterſuchte?
Schuf ſie nicht der, der mich erſchuf im Mutterleibe?
Hielt' uns nicht Einer in dem Mutterſchooß
umſchloſſen?
Hab' ich dem Armen ſeinen Wunſch verſagt?

Ließ ich der Wittwen Augen ſchmachten?
Hab' ich mein Brot allein verzehrt,
Hat nicht davon der Waiſe mit gekoſtet?
Von Jugend auf war ich dem Waiſen Vater,
Von Kindheit an war ich der Wittwe Troſt!
Sah ich den Unglückſel'gen ohne Kleid,
Den Dürft'gen unbedeckt,
Und hätte nicht ſein Körper mir gedankt,
Daß ihn die Wolle meiner Schaafe wärmte?
Erhob ich gegen Waiſen meine Hand,
Weil ich gerechnet auf des Richters Hülfe;
So falle von der Achſel mir die Schulter,
Mein Arm zerbrech' in ſeinen Röhren;
Denn Gottes Strafgericht erſchreckte mich,
Vor ſeiner Hoheit wagt' ich's nicht!
Hab' ich auf Gold geſetzet mein Vertraun,
Zum gelben Erz geſagt: „Du biſt mein Troſt!"
Erfreut' ich meiner vielen Güter mich,
Und daß bedeutend war, was ich erwarb;
Schaut' ich zur Sonne hin in ihrem Schimmerlichte,
Und nach dem Mond, wenn er ſo prächtig wallte;
Ward je mein Herz im Stillen nur bethört,

Und warf ich je den Handkuß ihnen zu; *)
Auch dies wär' ein Vergehn, der Ahndung werth,
Verleugnet hätt' ich Gott, den Hocherhabnen!
War ich beim Untergang des Feindes froh,
Hab' ich gejubelt, wenn ihn Unglück traf?
Nie hab' ich dieſen Frevel mir erlaubt,
Nie fluchend ihm den Tod gewünſcht;
Selbſt, wenn die Männer meines Zeltes ſprachen:
„O hätten wir, zur Sättigung, ſein Fleiſch!“
Nie durft' ein Fremdling auf der Straße übernachten,
Geöffnet war dem Wandrer meine Thür!
Hab' ich, wie Adam, mein Vergehn verhehlt,
In meinem Buſen meine Miſſethat verborgen;
Dann will ich beben nun vor ihrer Größe,
Dann ſehe Volksverachtung mich in Schrecken;
Verſtummt, will ich mich vor die Thür nicht wagen! —
Wer ſchafft mir doch Gehör?

---

*) Hiob war frei von jener abgöttiſchen Verehrung der Sonne und des Mondes, die man, nach alter orientaliſcher Sitte, durch einen zugeworfenen Handkuß zu erkennen gab.

Hier liegt die Schrift, die für mich zeugt!
Antworten möge der Allmächtige,
Mein Gegner ſchreibe ſeine Klage wider mich!
Ich wollte ſie auf meine Schulter legen,
Als Diadem ſie meinem Haupt' umwinden,
Ich wollt' ihm jeden Schritt bekennen,
Und vor ihn treten, wie ein Held!
Hat jemals über mich mein Land geſchrien;
Und haben ſeine Furchen mit geweint;
Genoß ich, ohne Zahlung, ſeine Früchte,
Und preßt' ich Seufzer dem Beſitzer aus;
So mögen Dornen mir, ſtatt Waizens, ſproſſen,
Und Giftkraut, ſtatt der Gerſte! —

2.

Der erſehnte König.

Ein Gemälde der goldenen Zeit. *)

Dem Salomo geweiht.

Verleih', o Gott, dem König' dein Gericht, **)
Und deinen Richterſtuhl dem Königsſohne;
Daß er dein Volk gerecht regiere,
Und deine Unterdrückten ſchütze! —
 Die Berge ſprießen Heil dem Volke,
Gerechtigkeit die Hügel.
Dem armen Volk' verſchafft er Recht,
Beglückt der Dürft'gen Kinder,
Zermalmt die Unterdrücker. —
 Du wirſt verehrt, ſo lang' die Sonne glänzt
 Und Mondlicht leuchtet, für und für! —

---

*) Pſalm 72.

**) d. h. deinen Richterſinn.

Wie Regen wird er fallen
Auf die gemähte Flur;
Wie Wolken niederſteigen,
Und tränken das Gefild! —
In ſeinen Tagen wird der Fromme blühen,
Und Friede walten, bis der Mond erblaßt.
Von einem Meer' zum andern wird er herrſchen,
Vom großen Strom' bis an der Erde Gränzen. *)
Vor ihm wird ſich das Volk der Wüſte beugen,
Und ſeine Feinde lecken Staub. **)
Geſchenke bringen ihm
Die Könige von Tarſis und den Küſten;
Ihm huldigen mit ihren Gaben
Die Könige von Saba und von Seba. ***)
Es beugen alle Fürſten ſich vor ihm,
Und alle Völker huld'gen ihm;

---

*) d. h. vom Mittelmeere und dem Euphrat bis in die entlegenſten Erdgegenden.

**) Der Vaſall im Orient berührt die Erde mit der Stirne, oder küßt die beſtäubten Füße ſeines Oberherrn.

***) Die Könige der entfernteſten Küſtenländer und die Könige von Arabien und Afrika werden ſich dieſem erhabenen Herrſcher unterwerfen.

Denn er befreit den Armen, welcher fleht,
Den Unterdrückten, dem ein Helfer fehlet.
Er ſchont des Schwachen und des Armen,
Der Unterdrückten Leben rettet er.
Er ſchützt ſie vor Erpreſſung und Gewalt;
Denn theuer achtet er ihr Blut! *)
Er lebe! — Saba's Gold wird man ihm bringen,
Und beten wird man ſtets für ihn,
Ihn ſegnen jeden Tag! —
In langen Reihen ſproßt des Kornes Fülle auf,
Und auf der Berge Gipfeln rauſchen
Die Aehren, wie der Libanon;
Die Städte blühn, wie Halmen auf der Flur!
Sein Name wird unſterblich ſeyn,
So lang' die Sonne ſtralt, ſein Ruhm beſtehn;
Es ſegnen alle Völker ſich in ihm,
Und preiſen ihn glückſelig! —

---

*) Streng ahndet er jede, an ſeinen Unterthanen verübte Grauſamkeit.

3.

Volksgebet

um

Kriegsglück und Erhaltung des iſraelitiſchen Staates.

Ein Geſang Aſſaph's. *)

Hirt Iſraels, vernimm!
Der du, wie eine Heerde, Joſeph weideſt,
Und throneſt auf den Cherubim, erſcheine!
Vor Ephraim, vor Benjamin und vor Manaſſe,
Erwecke deine Heldenkraft, und komm', uns beizuſtehn!

Chor.

Gott, wende wieder dich zu uns,
Laß uns dein Antlitz leuchten,
So iſt uns Hülfe da!

---

*) Pſalm 80.

Jehovah, du, des Weltalls Gott!
Wie lange dampft dein Zorn
Bei deines Volkes Flehen?
Du gabſt ihm Thränenbrot zur Speiſe,
Den vollen Zährenbecher zum Getränke.
Du haſt zum Hohn den Nachbarn uns geſetzt!
Und unſern Feinden zum Geſpötte!

Chor.

Gott, wende wieder dich zu uns,
Laß uns dein Antlitz leuchten,
So iſt uns Hülfe da! —

Du holteſt aus Aegypten einen Weinſtock.
Triebſt Völker aus, und pflanzteſt ihn;
Du machteſt Raum vor ihm,
Und ließeſt feſt ihn wurzeln,
Daß er das Land erfülle.
Sein Schatten deckte Berge,
Den Zedern Gottes glichen ſeine Ranken.
Ausbreitet' er Senkreben bis an's Meer,
Und Sprößlinge bis an den Strom. *)

*) Vom Mittelmeere bis zum Euphrat, als den weiteſten Gränzen des iſraelitiſchen Staates.

Warum zerreißeſt du nun ſeine Mauer,
Daß Alles, was vorüber wandelt, ihn beraubt?
Der Eber aus dem Wald durchwühlet ihn,
Es weidet ihn das Wild des Feldes ab.
Des Weltalls Gott, o wende dich zu uns!
Vom Himmel ſchau' herab, und ſieh,
Beſuche dieſen Weinſtock wieder!
Erhalte, was du mit der Rechten pflanzteſt,
Den Zweig, den du dir ſelbſt erzogen! —
Verbrannt iſt nun dein Weinſtock, abgemähet,
Von deinem Zornhauch' wird er ganz vertilgt! —
Laß deine Hand bedecken den Erwählten,
Den Menſchenſohn, den du dir ſelbſt erzogeſt;
Damit wir nimmer von dir weichen,
Beleb' uns neu, und wir frohlocken dir! —

Schluß-Chor.

Gott, wende wieder dich zu uns,
Laß uns dein Antlitz leuchten,
So iſt uns Hülfe da! —

4.

Lobgeſang
auf den
Weltſchöpfer und Weltregierer. *)

Jehoven preiſe, meine Seele!
Jehovah, du mein Gott, wie groß biſt du!
Mit Glanz' und Herrlichkeit biſt du bekleidet! —
Er breitet Licht um ſich, wie ein Gewand,
Den Himmel ſpannt er aus, wie ein Gezelt.
Aus Waſſern wölbt' er ſeinen Söller ſich,
Zu ſeinem Wagen macht er Wetterwolken,
Und fährt dahin auf Windes-Flügeln.
Zu ſeinen Boten macht er Winde,
Zu ſeinen Dienern Feuerflammen;
Die Erde gründet' er auf ihre Säulen,
So daß ſie nimmer, nimmer wanke.

---

*) Pſalm 104.

Die Tiefe deckteſt du, wie mit Gewand,
Hoch über den Gebirgen ſtand die Fluth.
Sie floh vor deinem Drohen,
Vor deiner Donnerſtimme bebte ſie dahin.
Es hoben Berge ſich, und Thäler ſanken,
Dem Orte zu, den du beſchieden!
Du ſetzteſt Gränzen, nicht zu überſchreiten,
Nie kehrt die Fluth zurück, die Erde zu bedecken.
Du ließeſt Brunnen quellen in den Thälern;
Sie rieſeln zwiſchen Bergen hin.
Sie tränken alles Wild des Feldes,
Die wilden Eſel löſchen ihren Durſt.
Des Himmels Vögel wohnen über ihnen,
Und aus den Zweigen tönt ihr Lied hervor.
Die Berge wäſſerſt du aus deinen Söllern,
Von deiner Werke Frucht erſättigt ſich die Erde.
Du läſſeſt Gras für Thiere ſproſſen,
Und Saat, den Menſchen zum Gebrauch,
Um Brot der Erde zu entlocken,
Und Wein, der fröhlich macht das Herz des Menſchen,
Der mehr, als Oel, das Angeſicht erheitert,
Auch Brot, das ſtärkt des Menſchen Herz. —

Jehovens Bäume ſaugen ſich voll Saft,
Die Zedern Libanons, die er gepflanzt;
Damit darauf die Vögel Neſter bauen,
Auf Edeltannen baut der Storch ſein Haus.
Die hohen Berge ſind der Gemſe,
Steinklüfte ſind der Bergmaus Zufluchtsort! —
Er ſchuf den Mond, die Zeiten einzutheilen;
Die Sonne kennet ihren Untergang! —
Du ſendeſt Finſterniß, und es wird Nacht,
Da regt ſich jedes Thier des Waldes.
Die jungen Löwen brüllen nach dem Raube,
Und heiſchen von der Gottheit ihre Speiſe.
Kaum ſtralt die Sonne auf, ſo zieh'n ſie fort,
Und ſtrecken ſich in ihre Höhlen hin.
Dann geht der Menſch an ſein Geſchäfte,
Und an ſein Tagewerk, bis an den Abend. —
Wie viel ſind, o Jehovah, deiner Werke!
Sie alle haſt du weislich angeordnet,
Die Erd' iſt deiner Güter voll! —
Und jenes Meer, — wie groß und ausgedehnt!
Da wimmelt's ohne Zahl! Lebend'ges, klein und groß!
Dort wandeln Schiffe, hier der Krokodil,

Von dir gebildet, in der Flut zu ſcherzen,
Sie alle harren dein,
Daß du zu rechter Zeit ſie ſpeiſeſt.
Du giebſt; ſie ſammeln ein,
Du öffneſt deine Hand, ſie werden ſatt des Guten!
Du birgſt dein Antlitz, ſie erbeben,
Nimmſt ihren Odem hin, ſie ſterben,
Und kehren in den Staub zurück!
Es weht dein Lebenshauch, und ſie entſtehen;
Das Angeſicht der Erde wird verjüngt!
Jehovens Ruhm ſei ewig;
Jehovah freue ſeiner Werke ſich! —
Er blickt zur Erde hin, und ſie erbebt,
Die Berge rührt er an, ſie rauchen.
So lang' ich bin, will ich Jehoven ſingen,
Ihm tönt mein Saitenſpiel, ſo lang' ich lebe!
O möcht' ihm mein Geſang gefallen!
Ich freue mich nur in Jehoven!
(O wäre doch kein Sünder mehr auf Erden,
Und wär' doch kein Verbrecher mehr!)
Jehoven preiſe, meine Seele!
Gelobt ſei Gott!

5.

Der ſiegreiche König
auf Sion. *)

Ein Geſang, dem David geweiht.

Jehovah ſprach zu meinem Herrn:
„Verweile hier zu meiner Rechten,
Bis daß ich deine Feinde dir
Zum Schemel deiner Füße lege!“
Jehovah ſtreckt von Sion aus
Das Zepter deiner Herrſcherkraft;
„Regier' in deiner Feinde Mitte!“

„Freiwill'ge Gaben ſind mit dir
Am Tage deiner Heldenſchlacht,
Auf meinen heiligen Gebirgen!
Wie Thau vom Schooß' der Morgenröthe,
Wird deiner Jugend Thau mir ſeyn!“

---

*) Pſalm 110.

Jehovah ſchwört, und nie gereut es ihn;
„Du ſollſt mein Prieſter ſeyn auf immer,
Ich ordne dich mir zum Melchiſedeck!“
Jehovah, dir zur Rechten,
Zermalmet Könige, wenn er ergrimmt!
Er richtet Völker, füllt das Land mit Leichen,
Und ſchmettert Schädel auf dem weiten Schlachtgefild'.
Vom Bach' am Wege trinkt er dann,
Und hebet ſtolz ſein Haupt empor! —

6.

Jeruſalem's verzweiflungsvolle Lage bei der Annäherung des aſſyriſchen Kriegsheers. *)

Was iſt dir? was denn?
Warum doch ſteigt dein ganzes Volk auf's Dach? **)

Du, des Getöſes volle!
Stadt voll Getümmels! du, frohlockensvolle Stadt!
Nicht durch das Schwert ſind deine Todten hingewürgt,
Sie fielen nicht im Kampfe!

---

*) Jeſ. K. 22, 1 — 14.

**) Wenn im Oriente ſich etwas Merkwürdiges ereignet läuft Alles auf die flachen Dächer, um es zu ſehen.

All' deine Führer flohen vor dem Bogen,
Gefeſſelt wurden ſie,
Die Heimgeholten all' ſchlug man in Feſſeln; --
Sie waren fernehin geflohen! — —

Drum ſprech' ich: „laßt mich, daß ich bitter weine!
Und drängt euch, mich zu tröſten, nicht herbei,
Bei meines Volks Verwüſtung!"

Ein Tag voll Angſt, Zermalmung und Verzweiflung, —
Verhängt vom Herrn, Jehoven, dem Allherrſcher, —
Kommt über der Geſichte Thal, *)
Daß Mauern dröhnen, und Gebirge widerhallen!

Schon faſſet Elam ſeinen Köcher,
Dort ſtehen Wagen, Fußvolk, Reiſige,
Und Kir entblößt den Schild! **)

*) Das Thal der Geſichte, oder Seher-Thal, iſt wahrſcheinlich das ſüdliche Thal am Berge Moria, deſſen 1. B. Moſ. 22, 14. 1. Chron. 22, 16. und 2. Chron. 3, 1. erwähnt wird.

**) Die Elamiker waren damals aſſyriſche Unterthanen, und auch Kir war eine aſſyriſche Provinz.

Dein ſchönes Thal (o Sion!) füllen Kriegeswagen,
Bis an das Thor ſind Reiſige gelagert,
Und offen ſtehn die Schanzen Juda's;
Schon dringt dein Blick bis nach dem Waffenhaus im Walde! —

Ihr ſaht in David's Stadt der Riſſe Menge,
Und ſammeltet des untern Teichs Gewäſſer!
Ihr zähletet die Wohnungen Jeruſalems,
Und riſſet Häuſer ein, die Mauern auszubeſſern.
Ihr machtet zwiſchen beiden Mauern einen Graben
Für das Gewäſſer in dem alten Teiche,
Und ſahet nicht auf den, der ſie gebaut,
Auf ihren Bildner nicht von Alters her.

Der Herr, Jehovah, der Allherrſcher,
Rief euch zu Thränen auf,
Zu Winſeln, Haarausraufen, Trauerkleider-Tragen! —
Doch hier war Freude nur und Jubel,
Man würgte Rinder ab und Schaafe,
Aß Fleiſch, und trank den Wein.

„Eßt (hieß es) nur, und trinket;
Denn Morgen ſind wir todt!“ — —

Dieß drang zum Ohr Jehovens, des Allherrſchers;
„Ja wahrlich dieſe Schuld
Wird nur gebüßt durch euern Tod!“
So ſpricht der Herr, Jehovah, der Allherrſcher!

7.

Neue Blüte
des
durch die Aſſyrer verwüſteten Judäa's.

Ausſichten eines hebräiſchen Sehers. *)

Es freue ſich die Wüſte und das dürre Land,
Es jauchze das verödete Gefild,
Und, wie die Roſe, blüh' es auf!

Es blühe, jauchze, und frohlocke
Des Jordans waſſerreiche Flur; **)
Die Pracht des Libanons werd' ihr zu Theil.
Der Schmuck des Karmel und des Saron! — —
Sie ***) ſollen ſchaun die Herrlichkeit Jehovens.
Die Hoheit unſers Gottes!

---

*) Jeſ. Kap. 35.

**) Nach der Leſeart der LXX.

***) Die Wiederhergeſtellten, Neubeglückten.

Stärkt die erſchlafften Hände,
Und kräftiget die Knie, welche wankten!
Muthloſen ſagt: „Ermannet euch!
Seid ohne Furcht, ſeht, rächend nahet euer Gott!
Vergeltung Gottes kommt, er wird euch retten!“

Dann öffnen ſich der Blinden Augen,
Dann thun ſich auf der Tauben Ohren;
Dann ſpringt der Lahme, wie ein Hirſch,
Laut jubelt dann des Stummen Zunge;
Denn Waſſer quellen in der Wüſte,
Und Ströme in dem dürren Lande!
Der glüh'nde Sand wird dann zur See,
Das durſt'ge Land zum Quellengrunde,
Zum Heerden-Lager der Schakale Wohnung,
Das Gras wächſt auf zu Rohr und Schilf!

Dann hebt ſich dort ein wohlgebahnter Pfad;
Den heil'gen Pfad wird man ihn nennen,
Kein Sünder wird ihn mehr betreten, —
Gott ſelbſt begleitet ſie auf dieſem Pfade,
Kein Thor wird ſich darauf verirren! —
Da wird kein Löwe ſeyn,
Kein reißend Thier wird ihn betreten.

Noch dort ſich finden laſſen,
Erlöſ'te werden ihn betreten! —

Ja, die Jehovah rettet, kehren wieder
Nach Sion heim, mit Jubelſang;
Von ew'ger Wonne ſtralt ihr Haupt,
Begleiten wird ſie Luſt und Wonne,
Und Schmerz und Seufzer werden flieh'n! —

II.

Einige Tage in Liſſabon.

Briefe
an eine Freundin in Deutſchland.

Bruchſtücke einer in den Jahren 1805
und 1806 gemachten Reiſe

von

J. Ch. A. Haſſe.

Liſſabon, den 23. Nov. 1805. *)

Je länger ich hier bin, deſto lieber wird mir Liſſabon. Und dennoch ſehne ich mich nach Deutſchland zurück. Darum zürnen Sie nicht, liebe Freundin! Liſſabon iſt ſchön; Dresden noch ſchöner. Dort iſt das Auge; hier blieb das Herz.

Heute wanderte ich mit Herrn Guidotti, einem italieniſchen Kaufmanne, an den ich empfohlen bin, durch die Stadt. Das iſt doch weit anmuthiger, einem ſo gefälligen Führer zu folgen, als eine Chronik in Folio mit Holzſchnitten von einem grämlichen Bibliothekar ſich vorlegen zu

---

*) An die Briefe von der See aus London und Liſſabon von demſelben Verfaſſer, im dritten Bändchen der Harfe. S. 99 — 158., ſchließen ſich dieſe Briefe an, die einiges, was dort nur angedeutet war, mehr ausführen. Der Verfaſſer reiſte im Gefolge des ruſſiſchen Geſandten am Madrider Hofe, des Barons von Stroganoff, der gegenwärtig ruſſiſcher Geſandter in Conſtantinopel iſt.

laſſen! Hätten Sie, liebe Freundin, die Jahrbücher von Liſſabon ſo mit mir, Straße auf, Straße nieder, leſen können! Wenigſtens dachte ich mir dieß, und fand, daß Herr Guidotti ein vortrefflicher Autor war. Denn, wandte ich nicht jedes Blatt mit Ihnen um?

Zuerſt auf die Anhöhe faſt mitten in der Stadt. Hier liegt das alte Schloß, mit Gefängniſſen und einer Batterie. Es beherrſcht den Fluß und die Stadt. Die Mauren haben es angelegt. Welche Ausſicht vom Wallrande! Die reichſte und ſchönſte in der Stadt!

Dort an dem Abhange der Berge und Hügel ſtehn noch ganze Straßen Mauriſcher Gebäude, weiß getüncht, ſchmal und hoch. Die Gaſſen ſind eng und gekrümmt; kaum mag ſich ein Maulthier mit ſeinem zweirädrigen Fuhrwerke durchdrängen. Vor jedem Hauſe iſt ein Austritterker; wohl vergittert von allen Seiten, ſelbſt oben; kein Blick dringt hinein, auch der Ihrige nicht. Er würde nur Kummer und Mangel erblicken! Doch niemand wagt hier hinauf zu ſehn; vor ſich hin, liebe Freundin, ſein das Auge niedergeſchlagen! So gehn die Portugieſinnen. Denn ſie luſtwandeln in — Schlamm, und ſtolpern über das Pflaſter oder — über Hunde.

Dieſe Mohrenhäuſer kommen mir vor, wie Nachtigallbauer, grün verhangen, damit das Vöglein glaube, ungeſehn im dunkeln Gebüſch zu ſchlagen. So baut die Eiferſucht.

Fort von hier! Wir treten in ein andres Viertel der Stadt. Schutt und Trümmer, rechts und links! Hat die Liebe jene Käfiche der ſchönen Portugieſinnen zerſtört? Nein, liebe Freundin, das Erdbeben, vor funfzig Jahren. *) Noch leben viele, die dieſen Tag des Schreckens ſahen. Mehreren erbleichte das Haar. Man zeigte mir eine Perſon, die als ein vierzehnjähriges Mädchen verſchüttet, aber nach vier und zwanzig Stunden wieder ausgegraben wurde. Sie hat in der Zwiſchenzeit keine Kenntniß von ihrem Zuſtande gehabt, iſt aber nicht größer gewachſen, als ſie damals war.

Denken Sie Sich ein Ehepaar, das heuer am erſten November ſeine goldne Hochzeit feierte!

---

*) Den 1. Nov. 1755.

„Damals wurde mehr als Eins in der Brautnacht erſchlagen. Dieſes rettete ein Wunder. Es hatte ſich in die Kirche dort geflüchtet, die dem Erdbeben widerſtand. Wir treten hinein. Der heilige Vincenz gab ihr den Namen. Pellegrini hat den Bauriß gezeichnet. Sie ſollte die Kirche des heiligen Pellegrini heißen. Tauſende, liebe Freundin, wurden damals unter den Trümmern von Kirchen und Klöſtern begraben, wo die fromme Angſt Schutz bei den Heiligen ſuchte. Wir ſteigen über Schutt und Gräber, und wandeln unter den zerbrochenen Kreuzgewölben offner Tempelhallen. Mild und freundlich blickt jetzt der Himmel in die Einöde der Zerſtörung. Blumen erblühen aus den zerriſſenen Mauern, und im zerfallenen Nonnenkloſter grünt — endlich — die Myrthe!

Wir gehen weiter. Nur einige Schritte und Sie treten in eine Zeit von mehr als anderthalb Jahrtauſenden zurück, auf Römiſches Gemäuer, auf die Ueberreſte eines alten Amphitheaters. Auch dieſe widerſtanden der Zeit und dem Erdbeben. Sie ſind mit Moos bewachſen, und die Trümmer der Gothiſchen und der Arabiſchen Baukunſt ſind auf ſie hingeſunken. Was fühlen Sie, liebe Freundin, bei ſolchen Hieroglyphen der Weltgeſchichte?

Alt genug ſehen jene Römiſchen Steine aus: doch ich bekenne aufrichtig, daß ich zu kurzſichtig bin, um hier die Spur von einem Römiſchen Amphitheater wahrnehmen zu können. Mein Begleiter ſagte mir, daß man mehrere Basreliefs, Säulenknäufe und andre merkwürdige Alterthümer gefunden, ſie aber nicht geachtet, noch weniger geſammelt habe. Man hat nie planmäßig nachgegraben, und von der Felicitas Julia — ſo nannten die Römer dieſe Lieblingsſtadt des Auguſtus — ſind nur unbedeutende Bruchſtücke durch den Zufall von Liebhabern gerettet worden.

Jetzt hinunter an den Tejo, der — ein lebender Zeuge! — vor allem, was hier ſich zutrug, ſtumm vorüberrauſchte. Wir kommen auf die Praça do Rocio, den Muſterungsplatz für die Beſatzung. Rings umher ſind Kramladen; unter uns die Gefängniſſe der Inquiſition. Da, wo wir ſtehn, vollzog ſie ihre blutigen Urtheile. Dort iſt der Palaſt des heiligen Gerichts. Auf der

Stirnwand der Eingangspforte tritt die Religion ein Unthier, das die Ketzerei vorſtellt, mit Füßen. Bis hierher fluthete zürnend der Strom, als er bei jener furchtbaren Erderſchütterung austrat. Was er nicht konnte, das wird die Zeit hinwegſpülen. *)

Hier auf dem Rocio und auf dem ſchönen Platze, Terreiro do Paço, ſahen wir Pombals Liſſabon. War Er nicht, der Mann mit dem Adler-Auge und der Löwen-Bruſt, ſo bauten ſich die Einwohner, welche dem Erdbeben entrannen, anderswo Häuſer.

Die neuen Straßen ſind breit, gerade und regelmäßig angelegt. Sie haben erhöhte Fußwege, und durchſchneiden ſich rechtwinklig. Die Häuſer ſind hoch und vollkommen gleichförmig, wie in den neuen Stadtvierteln von London, ſo daß man ſie nur nach den Nummern unter-

---

*) Dieß iſt ſeitdem wirklich geſchehn. Die Inquiſition wurde 1814 in Portugall dieſſeit und jenſeit des Weltmeeres aufgehoben. In Goa brannten die Akten derſelben drei Tage. Zugleich erklärte der Prinz Regent, daß die Inquiſition nicht wieder eingeführt werden ſollte.

ſchreiben kann. Längs den obern Stockwerken ziehen ſich ſchön gearbeitete Austritte von Eiſengitter hin. Vorzüglich würde Ihnen die Attica gefallen. — Nur muß man nicht eben hier Wäſche trocknen. — Das fein durchbrochene eiſerne Geländer des Eiſen-Gitters iſt gewöhnlich vergoldet und mit einem ſeidnen Zeltdache überſpannt, unter welchem ſchöne Frauen auf Polſtern ſitzen, die Mandoline ſpielen, oder mit Leſen, Sticken, Nähen ſich unterhalten, auch wohl durch die Augenſprache mit dem Nachbar. —

Schade, daß man nicht, wie in London-Weſtminſter, an den Hausthüren Platten mit dem Namen des Beſitzers und metallene Klopfer findet; auch ließen ſich hier, noch leichter als dort, unterirdiſche Schleuſen anlegen, um die Straßen, wie in Weſtminſter geſchieht, im eigentlichen Sinne zu waſchen. Eins der ſchönſten Häuſer gehört dem reichen Kaufmann Quintella, der den ganzen Platz — ein großes Viereck von Häuſern, Largo do Quintella genannt — neu angelegt hat, und eigenthümlich beſitzt.

Die Bauart der Hauſer in Liſſabon iſt ziemlich ſonderbar. Zuerſt führt der Zimmermann von Holzwerk einen durchbrochenen Kaſten, drei, vier bis ſechs Stockwerk hoch auf. Dann kommt der Maurer und verkleidet die Pfahlwände mit Lehm, Kieſeln und Kalkſteinen zu einer Mauer. So gebaut, behauptet man, widerſtehn die Häuſer leichter dem Erdbeben. In dem obern Theile der Stadt ſieht man mehrere leicht und luftig auf einzelnen Felſenkuppen ſtehn, oder auf dem Schutte der Zerſtörung, wie große Vogelhäuſer aus Gulliver's Rieſenlande.

Die Hausthüren in Liſſabon ſind beſtändig offen. Man findet aber eine verſchloſſene Thüre an der Treppe. Da zieht man an einer Glocke, und die Thüre ſpringt mittelſt eines Zuges von oben auf. Der zweite Stock iſt der vornehmſte.

Das Innere der neuen Wohngebäude iſt ſelten bequem abgetheilt; oft noch finſtrer, als in den Häuſern auf Ihrer Schloßgaſſe. Darin müſſen wir Feſtländer überhaupt, von Dresden bis Liſſabon, bei den Londonern in die Schule gehn. Was fehlt hier nicht Alles!

Heute brannte in unſrer Nähe eine Feuereſſe

Jedes Haus hat — damit Sie, liebe Freundin, alles erfahren — in der Regel nur Eine, und dieſe geht zum Küchenfenſter hinaus. Geräth ſie in Brand, ſo fegt ſie ſich ſelbſt. Daher giebt es in Liſſabon keine Feuereſſenkehrer. Dort ging ſie aber durch mehrere Stockwerke.

Seit ich hier bin, hat es ſchon dreimal ganz in unſrer Nähe gebrannt. Doch fürchten Sie nichts, daß ich ſo zwiſchen Feuer und Waſſer lebe. Das Feuer war auch dießmal nur der Schornſteinfeger. Uebrigens ſind die Feueranſtalten gut. Man ſtürmte von der St. Pauls-Kirche, und ſtellte Schildwachen aus; bei dem vielen Sklaven- und Mulatten-Geſindel in Liſſabon ſehr nothwendig! Sogleich eilten drei Pumpen herbei, ſämmtlich von Menſchen gezogen; mit ihnen wetteiferten die Gallego's. Dieß ſind hochſtämmige, halbnackte Männer aus Galicien, die Waſſerfäſſer auf dem Rücken tragen, und überhaupt alles, was ſchwer und mühſam iſt, den Portugieſen und Spaniern in den größeren Städten leicht machen. Sie thaten auch hier das Meiſte. In wenig Augenblicken war das Feuer gelöſcht.

Es iſt alſo wohl unbillig, daß der erſte Gallego nur die Hälfte bekommt von dem, was die erſte Pumpe als Lohn empfängt. Nichts ohne Beweis. Dieſe erhält 6,400 Rees; jener nur 3,200. Ich frage nicht, liebe Freundin, ob dieſe polizeiliche Genauigkeit Sie unterhält, oder langweilt. Sie haben es nun einmal mit einem deutſchen „Wiſſenſchaftler“ zu thun, und dieſe ſind gründlich, ſelbſt in ihren Briefen an eine Freundin. Ehe Sie alſo einen Andern als mich fragen — ein Ree oder Rees iſt noch nicht ein Heller.

Doch Eſſe und Kamin ſind in Liſſabon die geringſten Unbequemlichkeiten. Ein guter Mantel, allenfalls noch, aber ſelten, eine Kohlenpfanne, brazeiro, zu den Füßen, vertritt die Stelle unſers nordiſchen Freundes, der Ihnen beim fröhlichen Wirbeltanze oft ſo unhöflich in den Weg tritt. Sehen Sie einmal das Zimmergeräthe. Da iſt nicht viel aus Europa; das meiſte aus China und Japan. Selbſt die Menſchen erinnern uns nicht ſelten — an Afrika.

Sind Sie müde, liebe Freundin? Steigen Sie in einen Sänfte-Wagen, mit zwei Maulthieren beſpannt; das eine zieht Sie; auf dem andern reitet der Kutſcher mit einem großen dreieckigen Hute, und langem, langem Haarzopfe, beiher. So rollen Sie ſchnell über Berg und Thal — ich ſpreche von dem Pflaſter — über brennende Fackeln, die man wegwirft, ohne ſie auszulöſchen, und — was liegt hier nicht alles ſonſt noch auf den Straßen! — bis vor unſer Hotel am Platze des heiligen Paul.

Liſſabon, den 14. Nov.

Glauben Sie nicht, liebe Freundin, daß Sie bei unſerm Engländer beſſer wohnen würden. Herrn Campbell's Hotel iſt groß genug; aber unbequem, luftig und leicht gebaut. Es hat geräumige Säle, aber wenig gute Zimmer. Viele ſind nur Anhängſel des Hauptgebäudes. Ein Beweis, daß der Wirth ſeinen guten Ruf behauptet hat: ſonſt hätte er wohl nicht angebaut.

Unſere Thüren ſtehen offen; keine hat Schlöſſer. Mag deren vorlegen, wer da will. Darum dringen zu allen Spalten und Ritzen Muskito's und Ratten herein. Das Windſpiel der Baronin jagt alle Nächte die Ratten; wir jagen die Mücken. Denn an ein Verjagen iſt in dieſer ſublunariſchen Welt kein Gedanke! Die letztern fallen vorzüglich über die Ausländer her; am grimmigſten über junge Damen. Das nordiſche Blut iſt ſo friſch! Nur die Kammerfrau bleibt verſchont; und faſt ſcheint ſie etwas ärgerlich zu ſeyn, daß die Muskito's ſie nicht mehr für jung anſehen wollen. Auf die Stiche dieſer kleinen Unholde folgt ein Hautausſchlag in Geſicht und Händen; zum Theil mag auch das Waſſer dazu beitragen, oder der Verdruß. Denken Sie Sich die Ungeduld und die Erbitterung unſerer Gouvernanten. Die eine ſchimpft franzöſiſch; die andre deutſch. „Je suis au désespoir. C'est l'enfer. Mes quatre voleurs — ſie ſpricht von ihrem Eſſig — ne sont que des vauriens! Quel misérable pays, que ce Portugal!" — „Rathen Sie uns, helfen Sie uns, beſter Herr Profeſſor. Ein Profeſſor weiß ja Alles!“ — „„Ach, meine Damen, wenn ich mir ſelbſt nur erſt helfen könnte!““ — Was ſchlage ich nicht Alles vor! Heroiſche und zärtliche Mittel. „Waſchen Sie Sich, meine Damen, mit friſcher, warmer Ziegenmilch. Oder zünden Sie Schießpulver an. Ein kleines Feuerwerk jedesmal, ehe Sie zu Bette gehn! Oder räuchern Sie mit Kümmel; oder — was hier ganz beſtimmt helfen ſoll — mit einem Inſekt, wovon es in Liſſabon Millionen giebt, und für deſſen Hunger der mitleidige Hindu in dem Thierhoſpitale zu Surate Bettler miethet.

Doch genug von unſern häuslichen Leiden in Liſſabon.

Liſſabon, den 28. Nov.

Heute wurde ein feierliches Todtenamt in der Kirche Nossa senhora dos Martyres, zum Andenken an die Märtyrer gehalten. Ich ging dahin. Sie liegt dem Opernhauſe gegenüber. Das Schiff und einige Altäre waren ſchwarz verhangen. In der Mitte ſtand ein großer Katafalk von brennenden Kerzen umgeben. Zwei Chöre von Prieſtern ſangen, oder — plärrten vielmehr, ſo rauh und grob waren ihre Baßſtimmen — die Vigilien und mehrere Pſalmen. Während der ganzen Handlung unterhielten ſie ſich mit den Umſtehenden, lachten, nahmen Taback, lorgnirten die Zuſchauer: kurz, ſie verrichteten das ernſte, ſinnvolle Amt ohne Gefühl und Würde, wie ein Alltagswerk. Ueberhaupt hat der Kirchendienſt in Liſſabon wenig Feierliches, bei aller Pracht, die das Ganze glänzend verhüllt. Der leichte, bewegliche, irdiſch-eitle Sinn des großen Haufens der Nation zieht ſelbſt das Große und Erhabene zu ſich herab. Doch war dieß heute weniger der Fall. Was konnte aber auch wohl mehr zum feierlichſten Ernſte auffordern, als ein officium defunctorum, ein Todtenamt für die Blutzeugen der Wahrheit!

Ein ſolcher Zeuge war der heilige Saturnin. Morgen iſt ſein Namenstag. Sie wollen mehr von ihm wiſſen? Ich ſchlage einen großen Folianten auf, die Acta Martyrum. (Verona 1731.)

Er erzählt mir, daß Saturninus, der erſte chriſtliche Biſchof zu Toloſa (Toulouſe in Frankreich), um das Jahr 250, war. Seine Kirche wurde gern beſucht. Die Orakel auf dem Kapitol verſtummten. Darob ergrimmten die Heiden. Als nun eines Tages der fromme Biſchof in ſeine Kirche gehen wollte, ſchleppten ſie ihn auf das Kapitol. Er ſollte den Göttern opfern. Allein er rief zu dem wahren Gott. Da banden ſie ihn an einen Opferſtier, und ließen ihn von dem wüthenden Thiere den Berge hinab ſchleifen, bis er ſtarb. Zwei alte fromme Frauen begruben den Märtyrer. Die Männer ſtanden von fern!

Die kleine Kirche war gedrängt voll. Unter dem Volke ſahe ich hier und dort rührende Zeichen der Andacht. Einzelne warfen ſich auf die Knie, und beteten mit einer Inbrunſt, oder ſie breiteten die Arme nach dem Himmliſchen aus mit einer Hingebung, wie ich ſie noch in keinem katholiſchen Lande wahrgenommen habe. Die Frauen ſaßen in Mänteln, nach Portugieſiſcher Art, auf ihren kreuzweiſe in einander geſchlagenen Füßen. Ihre Tracht iſt ſchön, etwas orientaliſch. Einige ſind ganz, andre halb verſchleiert. Ich ſahe unter ihnen viele Madonnen-Geſichter. Der Ausdruck iſt oft ſchwärmeriſch, ſelten ruhig. Heftige Wünſche ſcheinen das Herz zu bewegen, das feurige Auge zu trüben, die zarten Wangen zu bleichen. Ganz nahe ſtanden ihnen die jungen Männer. Doch trennte eine niedrige Wand beide Geſchlechter; auch gab es an den verſchiedenen Eingängen Schildwachen, um jeder möglichen Verwirrung zu wehren.

Die Kirche iſt im Italieniſchen Stile des 17ten Jahrhunderts gebaut; aber das Licht iſt nicht gehörig vertheilt. Außer dem Gemälde der heiligen Cäcilia ſcheinen mir die übrigen kein Verdienſt zu haben. Die Kapelle des Sakraments hat ein ſchönes Gitterthor von vergoldeter Bronze. Es iſt von einem Italieniſchen Meiſter, den mir mein Führer aber nicht zu nennen wußte, vortrefflich gearbeitet. Die Ueberſchrift des Thores: Pavete ad sanctuarium meum. Ego Dominus! — „Zittert an der Schwelle meines Heiligthums. Ich der Herr!“ — drückt den heil'gen Schauer dieſes Feſtes im Geiſte der katholiſchen

Kirche gut aus. Was aber die Römiſche Sprache ſo würdig ausſpricht, das erſtickt dieſe Fülle von Gold und Silber. Ueberall koſtbare Verzierungen; vorzüglich am Hochaltare. Orgel und Muſikchor haben allein eine edle, einfache Form.

Was dieſe Kirche auszeichnet, iſt die vortreffliche Muſik. Seit ich Dresden verließ, habe ich nirgends ein ſo vollkommnes Ganze des melodiſchen und harmoniſchen Tonſpiels gefunden, wie hier. Es entſprach ganz der Empfindung der Meſſe. Der Schmerz des Todes, die Trauer der Verlaſſenen, der freudige Muth des Glaubens, die Demuth und Reue des Sünders, das Hochgefühl des frommen Ueberwinders, die Hoffnung der Auferſtehung, die Erwartung des Himmels: alle die ſchönen, höheren elegiſchen Gefühle des von der Gottheit begeiſterten, menſchlichen Gemüths quollen hervor aus dieſem großen Hymnus der heiligen Tonſprache.

Die Inſtrumentalmuſik kam der in unſrer Vaterſtadt zum wenigſten gleich, was Beſtimmtheit, Rundung, Reinheit und vollkommene Uebereinſtimmung des Einzelnen zum Ganzen betrifft.

Der Chorgeſang war einfach und melodiſch, wie ich ihn ſelten gehört: — der volle, reine Einklang tiefer Empfindungen und der Seligkeit des Himmels aus der Bruſt eines Engels!

Wenn Sie bemerken, daß die kleine Kirche, deren Baumeiſter die Regeln der Akuſtik ſchwerlich kannte, dem Tonhall wenig Umfang und ſchwellende Rundung in den Wölbungen giebt, ſo werden Sie das Verdienſt dieſes Sängerchors noch höher ſchätzen. Es iſt die königliche Kapelle. Der Tonmeiſter heißt Marco Portugal. Auch das Aeußere lieh der ſchönen Kunſtleiſtung eine gewiſſe Würde. Die Sänger ſind ſämmtlich nach altitalieniſcher Sitte gekleidet, in violett ſeidene Gewänder, mit ſchwarzen ſeidenen Mänteln, die hinten zuſammengeſchlagen und um den Gürtel herum gelegt ſind.

Den 28. November in der Nacht.

Der acht und zwanzigſte November, meine liebe Freundin, war in Liſſabon ein ſchöner deutſcher Frühlingstag. Jener Geſang und dieſe milde Luft hatten mich eingewiegt in die ſanften Gefühle einer ſüßen Trauer. Da trieb mich das unheilige Gewühl der Alltagswelt aus dem untern, unreinen Stadtviertel, wo ich wohne, in die obere Gegend von Liſſabon, welche man, weil dort reinere und geſundere Luft weht, Buenos Ayres nennt; ein Spaniſches Wort, das man, ſo verhaßt übrigens alles Spaniſche iſt, der minder wohllautenden Portugieſiſchen Ausſprache bons ares, bonos ayres vorgezogen hat. Dieſer Theil der Stadt ward durch das Erdbeben faſt ganz zerſtört; er iſt daher von wohlhabenden Eigenthümern und von fremden Anſiedlern neu und gefällig aufgebaut, und wird ſehr reinlich gehalten. Hier wohnen einige fremde Geſandte; unter andern der Däniſche, in deſſen Hauſe deutſcher und proteſtantiſch-lutheriſcher Gottesdienſt Sonntags um 11 Uhr gehalten wird. Man konnte den Ort nicht glücklicher wählen. Die Lage deſſelben iſt entfernt von dem Geſchäftsleben des Welthandels am Strome, ſtill und einſam.

Dorthin wallfahrtete ich zu dem Kirchhofe der Proteſtanten. Man ſieht ſeine hohen Cypreſſen ſchon auf dem Platze des Herzens Jeſu. So heißt die Praça dell SS. corazaõ de Jesus, von der Kirche und dem Kloſter, welche die regierende Königin Maria Franciska in frommer Schwermuth dem Herzen Jeſu gelobt, und für 18 Nonnen, Töchter des hohen Adels, erbaut hat. *)

Dieſes Prachtgebäude, das über fünf Millionen Cruſaden, oder gegen vier Millionen Thaler gekoſtet hat, verdient als das Meiſterwerk der neueren Portugieſiſchen Baukunſt eine nähere Betrachtung. Es erhebt ſich in der Geſtalt eines Kreuzes aus der Mitte empor zu einem hohen Domgewölbe. Allein die Verhältniſſe ſind ſo unvollkommen angeordnet, daß das Ganze gedrückt und ſchwer erſcheint, und weniger durch ſeine Form anzieht, als durch ſeine Maſſe auffällt. Die kleinen Thürme und die Kugeln, welche rings um die Kuppel und über derſelben hervorragen, gewähren keine ſchöne Fernanſicht. Der Baumeiſter ſcheint die Regeln der Perſpektive nicht gefaßt zu haben. Auch iſt die zuſammengeſetzte Ordnung

---

*) Ihre Schwermuth war unheilbar. Sie ſtarb in Rio Janeiro 1816.

in der Stirnſeite des Gebäudes nach Morgen verfehlt; und die Säulen der Bogenhalle am Eingangsthore ſtützen, ſtatt das Gebäude ſelbſt zu tragen, nur einen kleinen Theil des Geſimſes. Uebrigens muß man dem Werkmeiſter ſein Verdienſt laſſen. Die Kuppel iſt von gehauenen Steinen aufgeführt; und ein Engliſcher Bauverſtändiger hat mich verſichert, daß man vielleicht nirgends in Europa ſo geſchickte Arbeiter in Stein und Mauerwerk antrifft, als in Portugal. Sie verarbeiten Marmorblöcke von 50 bis 60 Centnern.

Das ſchönſte Werk in dieſer an Kunſtpracht ſo reichen Kirche iſt vielleicht ein Gemälde von dem berühmten Battoni. Sie kennen den Meiſter und ſeine Magdalena in der Dresdner Gallerie. Nach Mengs's Tode war er der erſte Maler der Römiſchen Schule. Als ſein beſtes Gemälde nennt man die Decke der Gallerie Colonna in Rom. *) Hier wurde ſeine Kunſterfindung durch eine ſchwere Aufgabe geprüft. Die Königin verlangte von ihm, er ſollte für ihre Kloſterkirche die Verehrung des Herzens Jeſu malen. Wie

---

*) Pompeo Girolamo Battoni ſtarb 1787.

denken Sie, liebe Freundin, daß er dieſen Gegenſtand dargeſtellt hat? Er bildete die Königin ab. Sie iſt eine ſchöne, liebenswürdige Frau, über deren Geſicht eine fromme Schwermuth den Hauch des Ueberirdiſchen hinweht. In dem Gemälde ſtellt ſie die chriſtliche Liebe vor; ein Kind liegt an ihrem Buſen; die übrigen ſtehn um ſie her; die geſtorbenen ſchweben mit Engelsflügeln um ihren Kopf. Ihr gegenüber iſt der Pabſt, welcher die Kirche vorſtellt; in ſeiner Nähe ein Tiſch, auf welchem man den Kelch und die Hoſtie erblickt. Aus der Ferne treten die vier Welttheile heran. Dieſe Europa iſt eine ſchöne Geſtalt. Die Königin, oder vielmehr die carità zeigt ihnen das Herz Jeſu in den Wolken. Zugleich wendet ſie die Hand des Armes, mit welchem ſie das Kind im Schooße hält, nach dem Kelche hin. So hat der Künſtler mit feiner Schmeichelei und zartem Sinne die Verehrung des Herzens Jeſu in ihrem höchſten kirchlichen Symbole, in dem Kelche, allegoriſirt.

Jetzt ſind wir auf der Anhöhe in einer heitern freien Gegend, bei einem ſchönen, neuen Gebäude. Es iſt das Engliſche Hoſpital, und hat ganz die gefällig bequeme und reinliche Form, welche die Engliſche Bauart auszeichnet. Jch ſah einige Krankenſtuben. Keine Spur des menſchlichen Elends! Man glaubt in einem artigen Engliſchen Landhauſe bei einer glücklichen Familie zu ſeyn. Ueberall die größte Reinlichkeit, die freundlichſte Ordnung. Der Engel der Hoffnung und des Troſtes ſcheint dieſe Wohnung für Leidende gewählt zu haben. So zart iſt der Sinn des Mitgefühls in der ganzen Anlage.

Und gewiß, wenn äußere Umgebungen den Schmerz lindern können, ſo muß der Kranke hier weniger leiden, als anderswo. Dazu die ſüdliche Luft, welche die Bruſt mit erquickendem Balſam durchſtrömt; der Blick hinaus in das weitgeöffnete Stromthal des Lebens, in der Nähe des Meeres, wo die Heimath dem Geneſenden winkt; oder dort — ein Cypreſſenhain zu dem Ziele aller Leiden, zu der Ruhe des Friedhofs!

Aus dem kleinen Garten des Hoſpitals tritt man in den Eingang zu dem Begräbnißplatze. Ach! an andern Orten iſt dieſe Nähe oft die einzige Bequemlichkeit des Krankenhauſes! Beide liegen hier mitten unter Gärten und Feldern, die in dieſem Theile der Stadt mit ſchönen Wohngebäuden anmuthig abwechſeln. Engländer, liebe Freundin, haben hier gebaut und gepflanzt, ſeit ihnen — ſchon im Jahre 1655 — dieſer Platz zur Beſtattung ihrer Todten angewieſen worden war.

Der Ort iſt nicht groß; auch ein Troſt für die Bangenden! Ein längliches Viereck in einer Mauer eingeſchloſſen — das Einzige, was mir nicht gefällt, doch war es nöthig, um gegen den Eifer der Schwachen zu ſchützen — umfaßt die Gräber der Fremdlinge, welche nicht in geweihter Erde den Schlaf des Todes ſchlummern dürfen. In einer Todtenhalle, deren edle, reine Bauart die Doriſche iſt, wird der heimgegangene Pilgrim aufgebahrt. Für den Trauerzug iſt zwiſchen vier Reihen hoher Cypreſſen auf der einen, und fünf Reihen auf der andern Seite, ein breiter Gang angelegt. Die ſchöne luſitaniſche Cypreſſe, welche aus Goa nach Liſſabon gekommen iſt, hat weit verbreitete, in ſanften Schwingungen tief herabhangende Zweige — das Bild einer mild erhabenen

Trauer! — Auch Judasbäume hat man hineingepflanzt, weil ihre rothe Blüthe das dunkle Laub mildert und erheitert. Unter den Cypreſſen liegen die Grabſteine von weißem Portugieſiſchen Marmor. Die meiſten gehören Engliſchen Familien. Man findet aber auch Namen von Holländern, Schweizern und Deutſchen, beſonders aus Bremen, Hamburg, Altona, Stralſund und andern Orten.

Ach, meine Freundin, wie viele, die hier ruhen, ſtarben fern von Verwandten und Geliebten! Kein Auge, das an ihrem Lager weinte; keine theure Hand, die den letzten Druck der Liebe ihnen mit hinüber gab in jenes beſſere Land! Doch die Freundſchaft fehlte nicht. Selbſt im Auslande erquickte ſie die Scheidenden mit der ſüßen Sprache der mütterlichen Heimath. Dieß bezeugt mehr als einer dieſer Denkſteine durch die einfache rührende Aufſchrift. Viele haben keine. Ueber dieſen ſtummen Gräbern ſchwebt Fieldings Geiſt.

Der berühmte Fielding liegt hier, man weiß nicht mehr wo, begraben. Hat das Erdbeben ſein Denkmal zerſtört; oder haben die reichen Brittiſchen Kaufleute in Liſſabon den witzigen Dichter vergeſſen, dieſen humoriſtiſchen Zeichner des ſittlichen Lebens in ſeiner bunten Mannigfaltigkeit? Der Verfaſſer des Tom Jones war, wie mehrere Britten es thun, nach Liſſabon gereiſt, um ſeine Geſundheit wiederherzuſtellen. Vergebens hatte er ſich gegen Kränklichkeit und andre Uebel des Lebens — mit Scherz eingezäunt. Er, der ſo vielen Menſchen noch jetzt ein Lächeln abgewinnt, und unſer Bruchſtück von Leben um ſo viel vergrößert, als wir lachen können und dürfen: der arme Fielding ſtarb hier, im Jahre 1754, in einem Alter von 47 Jahren.

Durch Kunſtzier zeichnen ſich zwei Denkſteine aus, der Gildemeiſter'ſche und der Waldeck'ſche; beide um ganz entgegengeſetzter Verdienſte willen. Gildemeiſter war ein ſtiller, emſiger Kaufmann in Liſſabon, redlich und wohlwollend. Er hat daſelbſt einen der ſchönſten Gärten angelegt. Der Fürſt von Waldeck war ein wackrer Feldherr aus Friedrich's Schule, der das Portugieſiſche Heer nach Preußiſcher Kriegskunſt neu bildete. Jener Garten blüht noch; dieſes Heer hat andre Formen angenommen.

Das Denkmal des Kriegers fällt am meiſten in die Augen. Der Prinz Regent — der jetzt regierende König Johann VI. — hat es dem edlen Deutſchen Prinzen ſetzen laſſen, der hier auch vom Volke allgemein geliebt war. Auf einem Fußgeſtelle mit Marmorſtufen ſteht eine Spitzſäule, an der man das von Lorbeerzweigen umwundene Bruſtbild des Feldherrn erblickt, das ſehr ähnlich ſeyn ſoll. Neben den Vorderſeiten ſtehn zwei Urnen, welche Figuren und Basreliefs ſchmücken, die im ägyptiſchen Stil das kriegeriſche Verdienſt bezeichnen. Das Ganze iſt von weißem Portugieſiſchen Marmor, doch zu ſtark und zu ſchwer, um zu gefallen, ohne eben durch eine große ſtattliche Form viel Eindruck zu machen. Die Aufſchrift iſt lateiniſch. *)

---

*) Dieſe ſchon bekannte Aufſchrift ſagt im Deutſchen folgendes: Chriſtian Auguſt, Sohn des Fürſten von Waldeck, Karl Auguſt Friedrich, ſtarb den 22. Sept. 1798. 54 Jahr alt. Ihm ſetzte dieſes Denkmal Johann, Prinz Regent von Portugal, der den kriegskundigen Mann ſich zum Beiſtand aus Deutſchland herbeigerufen.

So, meine liebe Freundin, hatte dieſer ſchöne Herbſttag für mich die ſtille Feier der Wehmuth und der ſüßen Trauer. — Liegen nicht noch immer die Pyrenäen zwiſchen mir und unſrer Heimath? — Für tauſend Andre war der 28ſte November keine Elegie, ſondern ein prunkender, oder, wenn Sie lieber wollen, ein brauſender Feſttag.

Eine im Hafen liegende Franzöſiſche Fregatte gab heute der Gemahlin des Franzöſiſchen Geſandten, der Frau von Jûnot, ein glänzendes Mittagsmahl, um die von Napoléon in Deutſchland erfochtenen Siege zu feiern. Sie können Sich vorſtellen, wie die hundert Kanonenſchüſſe, mit welchen dieſe ſchöne Frau — ſie ſoll ſogar eine der ſchönſten ſeyn — zu Ehren des Tages begrüßt wurde, mich erſchüttern mußten. Das Feuer aus dem kleinen und groſen Gewehr hörte nicht auf. Die Ufer des Tejo waren mit Menſchen bedeckt, und durch die Hügelſtadt brauſte hundertfach verdoppelt der Wiederhall des Siegesgeſchrei von Ulm.

Natürlich wollte man in unſerm Hauſe von dem Triumphe der Adler am 14ten und 17ten

Oktober nicht viel wiſſen. Doch ließ man ſich aus Artigkeit für die Frau des Geſandten den Lärm ſchön gefallen. „Ja wohl muß ſie ſchön ſeyn, die Frau des Generals, ſagte ein Diplomatiker in unſerm Kreiſe, car sa beauté fait beaucoup de bruit.“ —

Dagegen freuten wir uns, ſo gut wir konnten, des Tages bei Trafalgar, des 21ſten Oktobers. Im Hauſe der Engliſchen Faktorei war deßhalb eben heute ein großer Cirkel verſammelt, und der Tag wurde mit einem glänzenden Balle beſchloſſen. So behielt in dieſem Doppelſtreite und feſtlichem Zweikampfe doch der Brittiſche Leopard, der true Briton, das letzte Wort!

Liſſabon, den 30. Nov.

Heute regnet es in Strömen. Dieſe Regentropfen, liebe Freundin, gleichen ganz den hieſigen Weinbeeren. Beide ſind um ein Merkliches größer, als bei uns. Dieß iſt der Liſſaboner Winter. Doch unter ſeinen Füßen ſproßen Blumen. Die freundliche Helena ſpielt mit Tazzetten, welche ihr die Brüder geſtern im Freien gepflückt haben.

Was könnte ich Ihnen wohl zeigen? Ich führe Sie in den Fruchtſpeicher unſers Gaſthauſes. Da werden Orangen eingepackt; jede noch grün; jede beſonders in Papier. Im December erſt werden ſie ſüß. Das iſt doch hier zu Lande ein vernünftiger December! Auf der See reifen ſie vollends. Darum zürnen Sie nicht, liebe Caroline, daß ich ſo lange in der Welt herumreiſe. Könnte ich eine Orange, die ſchönſte aus den reizenden Gärten von Bemfica, für Sie einwickeln: ich würde es in einem Sonett thun. Es iſt nicht möglich und — die Welt hat ein Sonett weniger — Auch Aepfel und Birnen giebt es hier, beide ſaftig und friſch; aber die ſchönen großen Aepfel von der feinſten Art, wie unſre Borsdorfer, nach dem Orte, wo ſie wachſen, Bem Posto genannt, ſind dennoch nicht ſo ſüß gewürzhaft, wie in der Normandie, in Süd-England, oder in ihren Spalieren an der Elbe.

Jetzt einen Blick in den Küchen-Speicher! Was kann ein wackrer Engländer lieber ſehn, als große Klumpen Rindfleiſch aus John Bull's Vaterland? Auch das inländiſche iſt ſchön, aber theuer; das Pfund 4 bis 5 gl. Deſto ſeltner iſt das Kalbfleiſch; denn es iſt Kontrebande. Dafür giebt es herrliche Seefiſche, rothe Rebhühner, Kaninchen und ſtattliche Truthühner, in jenem Koſtüm, worin einſt Diogenes einen Menſchen des Plato in die Akademie laufen ließ! Auch Liſſaboner Schinken, in der Gaſtronomie ſo berühmt, wie die Bayonner und die aus Weſtphalen! — Dazu denken Sie Sich noch junge hoffnungsvolle — Milchſchweine, mitten unter Fäſſern voll Irländiſcher Butter; Krüge mit Liſſaboner Oel, und Töpfe mit friſch gemolkener Ziegenmilch. Einige Klöſter, muß ich Ihnen bemerken, halten nämlich Ziegen, die des Morgens von Haus zu Haus ziehn, und vor jedem, ſo lange die Hausfrau es verlangt, an Ort und Stelle gleich gemolken werden. Endlich finden Sie Gemüſe aller Art; darunter Blumenkohl und junge Schoten, oder grüne Erbſen, die jetzt im Freien wachſen. Ueberdieß Oliven, Kaſtanien und Weintrauben, groß und ſchön, wie die aus Kanaan! Nicht wahr, dieſe Kammer, liebe Freundin, verdiente wohl einen Blick?

In der Nähe iſt ein eingeſchloſſener Platz mit einem Waſſerbehälter. Hier wandern friedlich grämliche Schildkröten ſchwerfällig hin und her. Möchten Sie doch den jungen kranken Engländer heilen, der über uns wohnt und in der Luft von Liſſabon geneſen will!

Den 1. December.

Abermals, ein Regentag! Die junge Welt, die keine Staatsbriefe zu ſchreiben hatte, war in Verzweiflung. Doch am Ende machte alles die neue Oper wieder gut. Man gab den Duca di Foix. Das Königl. Theater di S. Carlo, detta della Principessa, iſt das erſte in Liſſabon, und eins der erſten in Europa, nach dem zu Neapel und London. Ueberall ſieht und hört man gut. Das Haus ſelbſt iſt ſchön gebaut, in der Doriſchen Ordnung. Der Kaufmann, Ritter Quintella, gab einen großen Theil der Koſten her. Unter einem breiten Porticus halten die Wagen an. Das Parkett, oder die Plateia dos Nobres, iſt ſo geräumig, daß 800 Perſonen bequem darin ſitzen können.

Der Inhalt jenes prachtvollen muſikaliſchen Drama, das Giuſeppe Caravita gedichtet hat, und welches in dieſem Jahre zum erſten Male aufgeführt wurde, iſt aus dem bekannten Trauerſpiel von Voltaire, Amélie ou le Duc de Foix genommen. Dem Auge bietet die oft wechſelnde Scene mancherlei dar: ein Chriſtliches und Mauriſches Feldlager, große Waffenplätze, perſpektiviſche Anſichten einer Stadt mit Paläſten, eine alte Ritterburg mit Gothiſchen Thürmen, Ruinen von Prachtgebäuden, ein groſes Feldherrnzelt und einen Prachtſaal mit Gemälden und kriegeriſchen Ehrenzeichen. Alles war von dem Theater-Maler und Architekten Signor Vincenzo Mazzoneschi, einem Römer, meiſterhaft erfunden und ausgeführt. Ueberhaupt hatten ſich die Künſte, ſogar die Geſchützkunſt nicht ausgeſchloſſen, — obgleich das Stück in den Zeiten Pipins, des Majordomus des letzten Mervingers in Frankreich, alſo in der Mitte des achten Jahrhunderts ſpielt — ſämmtlich vereinigt, um ein groſes Heldenſpiel für Auge und Ohr bezaubernd hervorzubringen. Die Muſik von dem berühmten Königl. Kapellmeiſter, Marco Antonio Portugal (ſo ſchreibt er ſich), — er iſt ein geborner Portugieſe, der ſich in Italien gebildet hat, — wird hier ſein Meiſterwerk genannt. Er gründete ſeinen Ruf durch die Oper Adrasto, Re d'Egitto, welche 1801 hier zum erſten Male gegeben wurde. Den Maſchinenbau hat ein gewiſſer Teodoro Bianchi, das Koſtüm hat Franceſko das Chagas angeordnet; beide gelten in ihrem Fache als ſehr geſchickte Männer.

Den Herzog von Foix ſpielte Mombelli, den Bamiro Matucci, den Liſois Olivieri, die erſten Schauſpieler und Sänger der hieſigen Italieniſchen Bühne. Doch die Zierde derſelben iſt die gefeierte Angelika Catalani, welche den berühmten Creſcentini weit übertrifft. Sie ſpielte die Amelia.

Warum konnten Sie dieſe ſtolzen kriegeriſchen Chöre, oder noch lieber, das ſchöne Duett Mombelli's und der Catalani, nicht mit mir hören! Ich ſetze Ihnen die Worte des letzteren her. Ihre Einbildungskraft, Ihr Herz ſagt Ihnen die herrlichen wunderſüßen Töne des Geſanges.

Duca
Ah che d'amore avvampo
Per te, mio bel Tesoro!
Ah, nel partire io moro!
Sento spezzarmi il cor.

a 2

Amelie
Ah che d'amore avvampo
Per il mio ben, che adoro!
Languisco, oh Dio, mi moro!
Sento spezzarmi il cor.

Und die gegenſeitige Klage der Trennung Bamiro's und Amelia's:

Che barbaro addio!	Che fato crudel!
Ah numi tiranni!	Ingiusti voi siete
Pietà non avete.	D'un alma fedel.

Einige Arien der Catalani hörte ich in einem Privatcirkel Portugieſiſch vortragen; und es ſchien mir, als ob ſie in dieſer weichen Blumenſprache noch lieblicher erklängen. Urtheilen Sie ſelbſt, liebe Freundin, und vergleichen Sie den Italieniſchen Wohllaut mit dem Zauber der Sprache Camoens:

Italieniſch.	Portugieſiſch.
La pena, che sento,	A pena, que sinto
Il fiero tormento,	Em barbara lida,
Mia speme, mio bene	De ti, minha vida
Ah nasce da te.	So vejo nascer.

Und die das Herz zerreißende Klage:

Ah dove sei, ben mio?
Luce degli occhi miei.
Già negli Elisi anch' io,
Caro, verrò da te.

Meu bem, luz dos meus olhos,
Aonde estas gostoso?
No Elysio venturoso
Hirei comtigo estar.

Und dieſer Liebling des Publikums, Angelika Catalani —; denken Sie Sich den Schmerz der Liſſabener! — wird ihnen von den Engländern entführt. Die Regierung, ſagt man, wollte ihr ſtatt 24,000 Cruſaden (etwa 16,000 Thaler), die ſie bisher, außer einer Benefizvorſtellung, jährlich bezog, künftig nur 16,000 Cruſaden geben. Dagegen hat man ihr in London bereits auf Einen Winter 2,000 Pfund (über 12,000 Thaler) und eine Benefizvorſtellung zugeſichert.

Ihr Spiel übertrifft das der Bilington — die erſte Sangerin in der Londoner Oper — bei weitem; jedoch kommt es dem Spiele der erſten tragiſchen Schauſpielerin, die ich kenne, der berühmten Siddons, nicht gleich. Ich hatte das Glück, die Catalani als Circe und als Amelia zu ſehen und zu hören; Rollen, in denen ſie am meiſten bewundert wird. Eine Stimme, wie die ihrige, als ſie die Bravour-Arie im zweiten Theile der Circe ſang, habe ich noch nicht gehört. Bei einem freien und leichten Vortrage hat ihr Ton einen Umfang, eine Stärke, ein Metall, und zugleich eine Lieblichkeit, welche hinreißen und entzücken. Doch, behaupten einige Kenner, ſoll ihre Stimme nicht mehr ganz das ſeyn, was ſie ſonſt geweſen.

Heute war ihr Benefiz. Und, können Sie es glauben, die ſtolze, die gefeierte Angelika kam perſönlich in die Logen des 1ſten, 2ten und 3ten Ranges, um für die Gegenwart der Zuſchauer zu danken, und — ihre Geſchenke zu empfangen. Es iſt hieſige Sitte, daß die erſten Schauſpieler und Schauſpielerinnen, außer der Einnahme an der Kaſſe, noch Geſchenke in den Logen ſelbſt annehmen. Die unbedeutenderen Mitglieder der Geſellſchaft thun dieß nicht. Einige Logen geben ihre Spende gleich; andere ſchicken ſie in's Haus. Gewöhnlich giebt man Gold, 3, 5 und mehr Meedoren, oder Portugaiſen (ein Goldſtück, etwas mehr als ein Doppel-Louisd'or). Die fremden Geſandten gaben 10 und darüber. Das Beneſiz der Catalani aber war eine Diamanten-Erndte. Blumenkörbchen, Früchte und modiſche Galanterien maskirten das harte Wort: Geſchenk. Aus einer Loge des erſten Ranges warf man ihr einen Lorbeerkranz zu. Ein reicher Kaufmann hatte den ſinnreichen Einfall, der Sängerin ein goldnes Schreibezeug ins Haus zu ſchicken, das ſtatt des Streuſandes mit kleinen Diamanten angefüllt war, und das auf 2,000 neue Cruſaden (Gulden) geſchätzt wurde.

Jedermann nimmt hier lebhaften Antheil an dem Schickſale dieſer ſchönen Römerin, die auch durch Sittlichkeit und feinen Anſtand, ohne Anmaßung, liebenswürdig iſt. Gebürtig aus Sinigaglia im Kirchenſtaate, wo ihr Vater Goldſchmied war, und in einem Kloſter erzogen, wo eine ältere Schweſter ſie in der Muſik unterwies, hat ſie ihr Talent auf den Bühnen zu Rom, Mailand und Neapel entwickelt. Jetzt verſorgt ſie ihre Aeltern und zwei Brüder, die im Jahre 1801 mit ihr hierher gekommen ſind. Sie hat ſich kürzlich mit einem jungen Franzoſen verheirathet, der, wenn ich nicht irre, Walabreck heißt, und als Officier gedient hat.

Der Beſchluß folgt im nächſten Bändchen.

III.

Das Schwert.

Vier Scenen.

Von

Arthur vom Nordſtern.

Bei Feſtfeiern, wo der Muſe des Schauſpieles nur ein beſchränkter Zeitraum verſtattet werden konnte, wählte man zuweilen einzelne bekannte Scenen aus Opern und Schauſpielen zur Aufführung aus. Das Zuſammenhangloſe blieb jedenfalls dabei ſtörend. Dieß führte zu dem Verſuche: die Hauptmomente eines Schauſpiels, mit Beſeitigung aller Einleitungs-, Zwiſchen- und Ausfüllungspartheien, zur gedrängten dramatiſchen Handlung zu einen, und neben dem, was Dichtkunſt und Deklamation zu leiſten haben, auch Tonkunſt und Scenerie in Anſpruch zu nehmen.

In dem reich angebauten Gebiete der Kunſt bleibt dieſe kleine Anſiedelung wahrſcheinlich überſehen; möge ſie, wenn irgend ein forſchender Reiſender ſie näher ins Auge faßt, in ihm einen freundlichen Beurtheiler finden!

I.

Meergeſtade. Schiffe zur Abfahrt bereit. Im Vorgrunde ein Zelt. Sonnenaufgang.

Guelfo.

Mir brennt das Herz, mich reißt die Sehnſucht fort!
Zu lange ruh'n die Schiffe ſchon, im Port
wie angebannt, des beſſern Winds gewärtig.
Hinaus in's Meer! Kein Schmerz, kein Abſchiedwort,
mein Bruder! Sieh! bald ſind ſie ſegelfertig.
Hinaus in's Meer! daß, wie die Sonne dort
herauf ſteigt aus dem unbekannten Ort,
ich, in die Fluth hinab getaucht, vom Winde
getrieben, wär's auf halb zerborſtnem Boot,
der Heimath, die mein Unglück ward, entſchwinde
und fern von hier, mich ſelbſt — und Roſa finde —
wo nicht — im Kampf den Untergang — den Tod!

Giulio.

Gieb mir den Helm, in dieſes Wehrgehänge,
noch ungenützt, gieb, Guelfo, mir das Schwert!
Mit Schild und Lanze mache mich bewehrt!
Den Ritterſchlag — o daß es mir gelänge
durch dieſen Zug, durch treue Bruderpflicht
ihn zu verdienen! Woll'ſt die Bitte nicht
verſagen! Glaub's, im blutigen Gedränge
kämpft nie der Fremde, wie der Bruder ficht.
Wohlan! laß mich in den geworbnen Schaaren
als Knappe dienen —

Guelfo.

Nimmer! deine Pflicht
heißt dir, noch kaum gereift zu Jünglingsjahren,
für unſern Vater deine Tage ſparen.
Bös iſt die Zeit! In Städt' und Dörfern ſchweift
die wilde Fehde; Zinnen nicht, noch Wälle
beſchützen gegen kühne Ueberfälle; —
des Vaters Schutz —

Giulio.

In ſolchen Zeiten reift
zum Mann von ſelbſt ein rüſtiger Geſelle.

O glaube mir es, Guelfo, lang ſchon brennt
wie Feuer unter mir des Hauſes Schwelle!
Und einſam jetzt, und jetzt von dir getrennt,
wo dir die Blüten neuer Lorbern ſproßen,
die Helden mit dir ziehn, die Fahrtgenoſſen, —
ich trag es nicht! — Hier, an dein Knie geſchloſſen,
beſchwör' ich dich! es ſei — es ſei vergönnt —

Guelfo.

Was treibſt du, Bruder — ſteh' doch auf! nicht kennt
dein glüher Sinn, dein unbedachtſam Streben,
wohin dein Wunſch den Unerfahrnen führt.
Wild wie der Feuerſturm iſt Kriegerleben!
Fluch über ihn, der ſolchen Brand geſchürt!
Einmal entflammt, ſchont er nicht Feld, nicht Reben,
nicht Klage frommt und keine Bitte rührt!
Ich ſelbſt — o dürft' ich nicht den Schleier heben! —
Kein Lorber grünt um's Haupt uns unbethränt!
Unblutig wird kein Siegerfeſt erſtritten!
Wohin du blickſt — mit offnem Rachen gähnt

das Ungeheuer, tauſendfach bezähnt,
der Krieg, in Fluren, grauſend überſchritten,
vernichtend Menſchen wie Palaſt und Hütten!
Dein Wunſch iſt Thorheit! Laſter ſind die Bitten!
Weh' über ihn, der nach dem Krieg ſich ſehnt!
In Panieren tapfrer Welfen
zog ich aus Bologna's Thoren;
Herzog Guido, als verloren
ſchon die Hälfte ſeiner Staaten,
hatt' ich meinen Eid geſchworen.
Wohl verdient' die erſten Sporen
ich durch manche wack're Thaten.
Aber mocht' ich retten, helfen,
wo die Ritter gleich den Ranken
unter Schnitterſicheln ſanken?
wo im graunerfüllten Tage
unter Schwert- und Kolbenſchlage
in des Heeres Niederlage
Guido unter ſchweren Wunden
ehrenvollen Tod gefunden?

Ach, der Krieg wird zur Gewöhnung,
und es ſcheint in leichtern Schlägen

unter eines Harniſch Eiſen
ſich das wilde Herz zu regen,
Hoch ſich bis zu Himmelskreiſen
ſehnend nach der Stralenkrönung
unterm Helm das Haupt zu heben.
Leichter Sinn und gute Löhnung,
Jugendkraft und freies Leben,
Luſt zu kühnen Abenteuern,
wohl auch nebenbei zur Beute —
immer werben und erneuern
ſie dem Condottier' die Schaaren.

Doch mich konnte von dem Allen,
ob mich Jedes einzeln freute,
keins für Fehdeluſt befeuern.
Nein! mich lockte zu Gefahren
erſt die Treue des Vaſallen,
und als Herzog Guido — wahren
Römerhelden gleich, gefallen,
focht ich an Alfonſo's Seite,
dem ich Freundſchaft ſchwor ſeit Jahren.
Aber unerhört entweihte
er, der vielfach ſonſt Erprobte.

meines Lebens ſchönen Glauben
an die Freundſchaft, an die Ehre,
und an treue Dankverpflichtung.
Roſa durft' er, Roſa rauben!
Fort ſie führen durch die Meere,
ein Pirat, die mir Verlobte!
Wohl! ſo wird ein Gott ihn richten!
Ward ſein Leben mir Vernichtung,
ſoll mein Leben ihn vernichten!

Giulio.

Und ſolchen Kampf für ſo gerechte Sache
ſoll ich nicht kämpfen? Der Vertheidigung
des Bruderrechts entſagen? — Müßig Wache
hier halten, wo Gefahren ſchwerlich nah'n
dem Schloß, den feſten Wällen. — Nie fortan
glänzt ſchön'res Ziel mir, lockt mich ſchön're Bahn!
Laß mich dir folgen!

Guelfo.

Giulio, die Rache
ſei einzig mein, wie die Beleidigung
allein mich traf!

Giulio.

Ich zähle der Gedungnen
zur Fahrt dort viel; nur Einer, auf der Welt
dir doch der Nächſte, wird nicht beigeſellt.
Nicht gleicht er jenen halb vielleicht Gezwungnen,
die hoher Sold in deine Reihen ſtellt,
die nicht der Durſt nach Ruhm bei der gelungnen
Irrfahrt, nur Durſt nach Beute, dir erhält,
und deren Keinem an dem heißen Tage,
wo's der Gefahr gilt, nicht dem Ritterſchlage,
das Hochgefühl, das ich im Herzen trage,
die Bruſt für dich und Roſa höher ſchwellt —
die knechtiſch fliehn, wenn ihr Gebieter fällt —

Guelfo.

O Giulio, du quälſt mich — ob Entzücken
und Ahnung mich erfaſſen wunderbar,
ſeh' ich vom Felſenhorſt dich, junger Aar,
den Flügel heben, in die Sonne blicken!
Laß mich an dieſes warme Herz dich drücken!
für immer heilig bleibt mir dieſer Tag —
er ſei auch dir es! — Auf, Gefährten, Brüder!
Herbei! — So ſchließt den Kreis um uns! —

Wer mag

für dieſen Knappen hier den Ritterſchlag
verwehren? Sprecht? — Ihr willigt? — Kniee nieder!
Dein Herz iſt rein! Dein Schild, dein Helm ſind ächt;
Empfang den Schlag und leide keinen wieder!
„Beſſer Ritter als Knecht!“
Steh' auf! Nimm dieſes Schwert! Brauch's im Gefecht
Für Vaterland, für Ehre und für Damen!
Dich ſchütze Gott, wie du das gute Recht!
Geh, danke dieſen Rittern! —

Giulio.

Nachzuahmen
dir und den Edeln, daß den Ritternamen
die That veredle, wie er hoch mich ehrt,
das hat mein Herz — mehr hat es nie begehrt.
Dann erſt, wenn ich das größ're Gut erlange,
iſt euch mein Dank — bin ich der Edeln werth.
Doch — haſt du auch bedacht, was ich empfange?
Sieh — dieſes Schwert — es iſt Alfonſo's Schwert! —

Guelfo.

Ich wußt' es wohl; behalt es; eine Schlange
mit Drachenhaupt war ſonſt damit bewehrt.
Nach heißem Kampf, in dem ich abgelehrt
von ihm den Stoß, ward mir's als Freundesſpende; —
Ein Cherubſtral, ſtets flammend unverzehrt,
daß er im Sieg das Reich der Bosheit ende,
werd' es entſündigt nun durch deine Hände!

Giulio.

Und dennoch ſoll ich's nicht für Bruderglück
erproben! — Wie? Ob wohl den Weg es fände
zum erſten Herrn? Es gält ein Probeſtück!
Laß, edler Bruder — dich mein Flehn erweichen!

Guelfo.

Ich möchte — darf nicht! Ha das Abfahrtzeichen!
Die Wimpel weh'n! Leb wohl! Zurück! Zurück!

II.

Weinberg vor Valencia. Abenddämmerung. Winzer und Winzermädchen. Vorbeiziehende Wandrer. Im Vorgrunde Roſa in einer Weinlaube. Ihre Frauen entfernter.

Winzer.

Pflückt herbſtliche Trauben
mit fleißigen Händen!
Schon blinken die Sterne!
Bald müſſen wir enden,
der Abend bricht an!

Winzermädchen.

Ihr dort in der Ferne,
kommt, Pilger! wir ſpenden
euch herbſtliche Trauben!
Nicht dürft ihr ſie rauben!
Wollt freundlich uns nahn!

Die Wandrer miſchen ſich unter die Weinbergsarbeiter die ihnen Trauben bieten.

Roſa.

Ihr funkelnden Sterne,
ihr ſtärkt meinen Glauben!
Mein Jammer wird enden!
Der Tod Hülfe ſenden!
O wär' es kein Wahn!

Winzer und Winzermädchen, Reben und Blumengewinde Roſa darbietend.

Was ein langes Jahr wir pflegen,
unſrer Arbeit reichen Segen,
mehr noch — unſre Herzen legen,
milde Herrin, wir mit Freuden
unter Sängen dir zu Füßen!

Tanz.

Ein Wandrer.

Wie hier Trauben Blumen küſſen,
ſchweigend, innig und beſcheiden,
ſich, ſo müſſen
Wünſche ſich in Bilder kleiden,
deine Leiden,
holde Roſa, zu verſüßen.

Roſa.

Dank euch, ihr Guten, dank, ihr Lieben, euch!
Theilnahme ſtärkt in fremden Himmelsſtrichen
die Leidende, die, jener Taube gleich,
der ſtillen Heimath einſt im Herbſt entwichen,
ſich heimiſch wähnt, wo in dem Lenzgebiet
ein Saatfeld grünt, ein Roſenſtrauch erblüht.
Mir ſind die andern Roſen all verblichen,
nur die des Danks und der Erinn'rung glüht!
So nehmt als Pfand des Danks die kleine Gabe —

Geld vertheilend.

indeß die größ're euch mein Herz bewahrt!
Beginnt den Tanz auf's neu!

Tanz der Winzer und Winzermädchen.

Der fremde Knabe —
jung ſchien er mir — doch fremd nicht — und ſo zart
bei Wuchs und Kraft — mir dünkt, ſein Bildniß habe
ich ſchon geſehn; — und hier — wie ſchön gepaart
im Schilfkorb Obſt zu Blumen — es umgürten
die Traubenranken friſchentſproßne Mirthen; —
das iſt nicht dieſer Winzer Kunſt noch Art!
Bei Roſenknoſpen dieſe Goldgranate —

ach — Proſerpinen's Frucht, im friſchen Laub!
Doch Ceres bleibt für ihre Bitten taub.
Zu Pluto's Schloß nach irrer Wandrung nahte
die Flehende — ich bleibe Pluto's Raub! —
O du Guadalaviar's Silberwelle,
durchſchlängelnd dieß elyſiſch-ſchöne Land,
du wirſt mein Lethe! — Nein! am Grabesrand
ſtärkt Liebe noch aus der Erinn'rung Quelle!
Erinn'rung — Hoffnung — ſchöne Bilder! fand
ich doch euch wieder, als des Fremdlings Hand
mir dieſe Früchte, dieſe Blumenzweige
gereicht — wie? irr' ich? Nein! ſie knüpft ein Band
drauf eine Inſchrift:

„Dulde! hoffe! ſchweige!
„traue dem Pfand, das die Treue dir ſchickt!
„Wenn ich dir wieder mich zeige
„biſt du beglückt!“

Komm an mein Herz, du Pfand geliebter Treue!
Der Hoffnung — ob wohl ſchwach ihr Funke glimmt!
Hier ruhſt du gut —

Das Band verbergend.

Ein Ritter.

Gebieterin, verzeihe!
der Abend ſinkt, die Barke harrt und nimmt
dich auf.

Roſa.

Ich folge; ſpottet nicht! den Willen
der Uebermacht müßt ihr und ich erfüllen!
Nicht zum Gebieten bin ich hier beſtimmt.

Schiffer.

Ueber uns der Wolken Bläue!
Unter uns auf Wellenhöh'
Abulfera's weiter See!

Roſa.

Und im Herzen ſtilles Weh,
Und im Herzen, Hoffnung, Treue!

Schiffer.

Ueber uns der Wolken Bläue!
Unter uns die ſtille Flut
überglänzt von Purpurglut!

Roſa.

Und im Herzen Lieb' und Muth!
Und im Herzen, Hoffnung, Treue!

Schiffer.

Fort! hin auf die Purpurflut!
Schiffer halten frohen Muth!
Fürchten nicht der Stürme Wuth!

Roſa und Schiffer.

Die Gefahr erprobt die Treue.

III.

Rittergefängniß im Gewölbe eines verfallenen Thurmes. Schwache Lampenbeleuchtung. Im entfernten Hintergrunde ſind zuweilen auf- und abgehende Wachten ſichtbar.

Guelfo.

Das alſo iſt des Lebens Sinn, das Wort
des Räthſels, das wir endlich Alle löſen:
Gefangen bleibt das Recht im Garn des Böſen,
Macht ſtürzt das Recht, es treibt die Tugend fort!
Es ſei dein Wille rein wie Berges Quelle,
dein Glaube ſtark und dein Vertrauen ächt,
nur ſichrer trachtet dann das Menſchgeſchlecht,
wie es dich faſſe, kirre und umſtelle —
daß Beifall jauchze dem Verrath die Hölle
und Satan lohne den getreuen Knecht.
So war's von Anbeginn und ſo wird's enden!
Sei's Harniſch oder Toga, Feder, Schwert,
Feind oder Freund, arm, reich, dumm, vielgelehrt,
ſie bringen all dem Laſter ihre Spenden.
Der iſt der Beßre noch, der ſonder Scheu

das Böſe wählt, weil's ihm zum Hausbedarfe
gerathner ſcheint; der Satan's Liverei
und Farben trägt, als Knappe frank und frei.
Ihn kennſt du — doch, der Freund mit Engelslarve,
der dich umlauert, höhnend Ehr' und Treu',
den du gepflegt haſt unterm eignen Dache,
den du getränkt aus deinem Lebensbache,
der dann dich ſtürzt hinab in Moor und Schlamm,
den Rückzug wahrend ſich durch Schloß und Wache —
Alfonſo heißt er! — Sankt Georgens Drache
iſt neben ihm ein Schooßhund und ein Lamm!
Was Wunder, wenn er mich auch angefallen?
Wenn ſeine Hinterliſt mein Glück geſtürzt?
Stets lohnt das Laſter ſeine Kronvaſallen
und ihre Lehne bleiben unverkürzt!
Nicht konnten gute Sache, heil'ge Rechte,
mir Sieg verleihn; zahlreicher war der Troß
der feilen Buben, der leibeignen Knechte;
mir grollten alle gute Himmelsmächte,
es ſtritt wie ein gewaltiger Koloß
der Satan gegen mich, gehüllt in Nächte,
mein gutes Schwert zerſplittert im Gefechte,
es ſinkt verblutend mein getreues Roß,

und zum Gefängniß wird dieß öde Schloß.
Alfonſo ſchwelgte in der innern Halle,
indeß ſein Heer ein grauer Ritter führt.
Wer iſt's? Alfonſo hat in jedem Falle
den Rechten ſich zu ſeinem Schutz erkührt.
Mir däucht, ich ſah ihn ſchon; denn ſeines Gleichen
vergißt man nicht, wenn einmal man ihn fand.
Im Treffen wollt' er mich allein erreichen,
im Zweikampf wollt' er wanken nicht noch weichen,
getroffen ſchwer von meines Schwertes Streichen
bot er, als ſchon mir Kraft und Sinn entſchwand,
dem Schwerverblutenden die Rettungshand.
Ich dank ihm wenig; nichts gilt mir das Leben;
vom Tod befrei'n ſoll mich kein Löſegeld;
für Roſa kämpft ich, fiel ich als ein Held.
Mein Daſeyn möge hinter Eiſenſtäben
verlöſchen — wie die Lampe hier —

Proſpere, zur Wache.

Zurück!
Allein will ich mit dem Gefangnen reden!

Guelfo.

Der graue Ritter, trügt mich nicht mein Blick.

Proſpero.

Ihr kennt mich nicht?

Guelfo.

Mir ſcheint's in frühern Fehden
traf ich auf euch.

Proſpero.

Bekannt ſeid ihr auch mir.
Proſpero Strozza! war's nicht beim Turnier
von Piſa? leichter ward euch zu erbeuten
die Preiſe dort in Herzog Guido's Schaar —
auch Minnedank und Beifall zu erſtreiten;
doch geſtern galt's am Tage der Gefahr!

Guelfo.

Gefallen iſt mein Loos — ich ſeh' es klar;
der alte Feind am Guadalaviar,
wie an dem Po — ein Gibellinenaar
traf auf den Guelf; doch mag ihm Spott nicht ziemen,
wie dem Gefangnen nicht ein ſtolzes Rühmen.

Proſpero.

Wir waren Feinde, eh' wir noch uns ſahn;
der Haß uns angeſtammt von Ahn zu Ahn;
denn, wie ſich ächtes Korn und Spreu auf Tennen,
ſo muß ſich Welf und Gibelline trennen.
Nie mag, ſo lang nicht Raſt ſich die Parthei'n,
ſo lang die Städte Wohlſtand nicht ſich gönnen,
der Gibellinenlilie Weiß gedeihn,
wo rothe Lilien der Welfen brennen. *)
Das bleibt nun einmal ſo; in's Aug gefaßt
hab' ich euch doch und freute mich zu finden
den tapfern Mann im unwillkommnen Gaſt.
Erfreulich iſt es: Helden überwinden;
die Schwächlinge ſind mir wie Gift verhaßt. —
Doch g'nug der Rede; denn die Stunden ſchwinden.
Jetzt komm ich nur auf meines Herrn Gebot,
und ſeinen Ausſpruch ſoll ich euch verkünden.
Mir folgt der Mönch. Bekennt ihm eure Sünden.
Kurz iſt die Nacht.

Guelfo.

Ich fürchte nicht den Tod.

---

*) Partheienzeichen der Welfen und Gibellinen.

Proſpero.

Wie mochtet ihr des Wagſtücks euch erkühnen!
Faſt dauert ihr mich! Solch gewagter Zug —
in fernes Land! —

Guelfo.

Mit mindern Kräften ſchlug
oft Guido ſtärkre Macht der Gibellinen!

Proſpero.

So löſcht die Zeit nicht der Partheiwuth Brand!
Die ferne Fahrt — ein wohlbeſetzter Strand —
was konnte dieſe kleine Schaar euch helfen?

Guelfo.

Mir folgten ſie; „für Freund und Vaterland!“
Das iſt die Loſung meiner tapfern Welfen.

Proſpero.

Ihr zogt ſie mit in Unheil und Verluſt —
vielleicht — ich könnte euch und ſie noch retten —

Guelfo.

Spart euch die Müh'. Mir gelten meine Ketten
mehr, als das Goldſtück euch auf eurer Bruſt;
denn edeln Stolzes bleib' ich mir bewußt.
Willkommen ſei mir drum die Morgenſtunde!
Die Freiheit ruft und meine Feſſel bricht.

Proſpero.

Und Roſa?

Guelfo.

Nennt den ſchönen Namen nicht!
Entwürdigt wird er ſtets in ſolchem Munde.

Proſpero.

Und euer Bruder?

Guelfo.

Gebt ihm einſt die Kunde:
Sein Bruder ſtarb treu in der Welfen Bunde.

Proſpero.

Ihr bleibt mein Feind?

Guelfo.

Ja, recht vom Herzensgrunde.

Proſpero.

Ich ſchonte gern —

Guelfo.

Vollziehet eure Pflicht.

Proſpero.

Wohl — ich bin ſchuldfrei!

Guelfo.

Warum euch verſtellen?
Verrath und Bosheit habt ihr abgelernt
dem Soldherrn; Gleich und Gleich — ſo ziemt's
Geſellen!
Wohl hatte ſeine Liſt auch mich gekörnt!

Proſpero.

Wahrt euch vor Haß! Er zieht zur Hölle nieder!

Guelfo.

Dahin gehört er, der dieß Herz erfüllt
mit Haß und Schmerz, er, der als Herr euch gilt.
Schickt mir den Mönch. Lebt wohl.

Proſpero.

Ich ſeh euch wieder.

IV.

Reichverziertes Schlafgemach. Morgendämmerung.

Alfonſo.

Es iſt vergebne Müh'; ich kann nicht ſchlafen;
die böſen Träume ſchwärmen um mein Pfühl. —
War es mir doch, als ſtrandet' ich im Hafen,
als träf ein Speer mich in dem Kampfgewühl.
Wie ruhig träumen die erdungnen Sklaven!
Nicht kettet Liebe ſie mir, nicht Gefühl,
und höchſtens fürchten ſie nur meine Strafen.
Die Nacht entweicht: die Luft weht ruhig — kühl —
— nur mir nicht — Ruh' wohnt unterm Hüttendache —
hier Glut und Haß und Feindesſinn und Rache
im öden Herzen — öden Schlafgemache!
Nun wohl! ſo walte Rache! Gab der Sieg
ſie nicht mir in die Hand? Erfolg im Krieg
gilt ſtets als gutes Recht; — er war beleidigt —
er kam, griff an, ich habe nur vertheidigt,

was mir gehört, und meine Schaale ſtieg.
Noch Einen Schritt den Vortheil zu bewahren!
Iſt der geſchehn, dann trotz ich jeder Macht
des Schickſals! Nur darf Roſa nicht erfahren,
wie nah ihr Guelfo — was ihm zugedacht —
iſt's dann vorbei — dann — Guelfo! — Nimmt die Nacht
kein Ende? — Page! Schläft er auch noch? Wacht
nicht Einer?

Page.

Was befehlt ihr?

Alfonſo.

Nachzufragen,
ob Proſpero wach — in der Näh' iſt — ſagen
ſollſt du ihm — nein! verweile — noch iſt Ruh'
mir noth — vielleicht drückt mir noch vor dem Tagen
dein Lied und Saitenſpiel das Auge zu. —
Sing' mir ein Lied — magſt auch die Harfe ſchlagen!

Page ſingt.

Die Geſang und Ton verbunden,
Orgeltöne uns erfunden,
Himmliſche Cäcilia!

Engel unſrer beſſern Stunden!
Laß der Herzen tiefe Wunden
unter deinem Troſt geſunden!
Allen Guten biſt du nah!

Aber wo von Gott hienieden
ſich der irre Geiſt geſchieden,
Undank wohnt und Trugverkehr,
haſt du, Gotteskind voll Frieden,
ſtets das Fürſtenſchloß gemieden;
denn dem Sang des Iſaiden
droht dort des Tyrannen Speer.

Ob dein Ton durch Aetherräume
wie der Weſt durch Blütenbäume
melodieverbreitend wallt,
ſchreckt das Laſter — die geheime
Rächerin durch böſe Träume;
Endors durch die Morgenſäume
nicht verſcheuchte Truggeſtalt!

Alfonſo.

Wer ſang das? — Unverſchämter Reiterknecht!
Bedarf ich dein zur Lehr', was gut und ſchlecht?

Gehörſt auch du zu meiner Feinde Rotte?
Ja, ich bin Saul! Uneins mit meinem Gotte,
uneins mit mir und mit dem Menſchgeſchlecht!
Doch ſtark zur Rache, zahm nicht bei dem Spotte!
Sauls Speer verfehlte — doch mein Schwert fehlt
nicht!
Vertilgen wird es dich, du Wurmgezücht!

Page.

Wohlan, es gilt! Heraus aus deiner Scheide,
mein gutes Schwert, auf ritterlich Gefecht!
Kennſt du dieß Schwert? mein Bruder trug's; ihr Beide
war't damals Freunde! Jetzt gilt's meinem Eide:
„Gott ſchützt mein Schwert, wie ich das gute
Recht!“

Kampf.

Alfonſo.

Weh' mir — der Tod! Schwert Guelfo's, — gut
getroffen!
Der Himmel — Hölle — ſie liegt vor mir offen!

Proſpero.

Was giebt's — die Wache rief — der Graf iſt wach —

Giulio.

iſt todt — ſieh hin — für ihn iſt nichts zu hoffen!
Gott gnade ſeiner Seele!

Proſpero.

Schrecklich!

Giulio.

Jach
drang er auf mich, vom böſen Geiſt getrieben,
dem er ſich längſt mit Seel' und Leib verſchrieben.
Der Kampf war ungleich. Gott und Recht — ſie
blieben
auf meiner Seite und der Frevler fiel.

Proſpero.

Wohl mocht' ich ſolchen Ausgang nicht vermuthen,
als ich den Fremdling, deſſen Harfenſpiel
und Sang mich freuten, aufnahm.

Giulio.

Dank dem guten
Geſchick! Das war des langen Wanderns Ziel.

Proſpero.

Wie? wär' es möglich?

Giulio.

Ja, durch Sturm und Fluten
folgt' ich, oft wechſelnd Alter, Name, Tracht,
dem Bruder, meinem Guelfo — jetzt in Ketten;
ich ſah ihn kämpfen, fallen in der Schlacht;
o laß den Helden uns, den Bruder retten!
— Doch erſt zu Roſa — wie ich Troſt gebracht
beim Weinbergsfeſt ihr dort in Rebgewinden,
eilt ſie herab mit Troſt zur Kerkersnacht —
wird Leben — Glück — dem Liebenden verkünden!

Kniend, das Schwert in beiden Händen emporhaltend.

Gott dir ſei Dank! dem Schwachen liehſt du Macht!
Ihn ſoll dieß Schwert dir und der Pflicht verbünden!

IV.

Perſiſche Proben.

Von

L. B — r.

I.

Der Papagei.

Die nachſtehenden Mährchen ſind entlehnt aus dem Tooti Nameh, oder Papageienbuche des Mahommed Kadery, welches im Jahre 1801 zu London perſiſch und engliſch erſchien; und ſo wie der engliſche Ueberſetzer, hat auch der deutſche bei ihrer Uebertragung nur auf treue Nachbildung Anſpruch gemacht.

Der Roman dient, wie die meiſten perſiſchen und arabiſchen Gedichte dieſer Art, nur einer Reihe von kleinern Erzählungen zur Kapſel, und die hier wiedergegebnen ſcheinen ſich durch ihre originale Einfachheit zu empfehlen. Die kurze Inhaltsanzeige des Buchs wird zum Verſtändniß der mitgetheilten Proben hinreichen:

Miemun, der vom Himmel erflehte Sohn Sultan Ahmeds und der glückliche Gatte der ſchönen Kojiſteh, erkauft um großes Geld einen Papageien, welcher ihm ſeine prophetiſche Gabe durch die vorhergeſagte Ankunft einer Handels-Karavane bewährt. Aus Dankbarkeit für den großen Gewinn, den der junge Fürſt bei dieſer Gelegenheit durch Aufkauf und Wiederabſatz von „Lavendel“ gemacht, und „weil Art gern mit Art fliegt, Taube mit Taube, und Falk mit Falken,“ geſellt Miemun ſeinem Sprachvogel eine gleichbegabte Sharuck zu. Beide machen ſeine Luſt und theilen ſein Vertrauen, und als er ſich bald darauf genöthigt ſieht, eine Reiſe zu unternehmen, ſo überträgt er ihnen die Obhut ſeines geliebten Weibes, und empfiehlt dieſer beim Abſchied, nichts ohne ihren Rath zu unternehmen. Eines Tages während ſeiner Abweſenheit erblickt Kojiſteh — als ſie eben geſchmückt ſich nach dem Bade auf dem Dache des Hauſes ergeht — einen fremden durchreiſenden Prinzen, welcher ſich flugs in ihre „erröthenden Wangen“ verliebt, und durch eine ſchlaue Unterhändlerin auch bald das

Verſprechen eines Beſuchs erhält. Indem ſich nun Kojiſteh im ſchönſten Schmuck anſchickt, dieſes Verſprechen nach Mitternacht zu löſen, beſchließt ſie, die Sharuck hiebei ins Vertrauen zu ziehen, „von welcher ſie, als von einer Geſchlechtsverwandtin“ ein günſtig Gehör erwartet; da ſie ſich jedoch in dieſer Hoffnung getäuſcht ſieht, ſo rächt ſie ſich wegen des Widerſpruchs durch den Tod dieſes Vogels, und wendet ſich an den Papageien. Dieſer, klüger, als ſeine Geſellin, und gewarnt durch den Vorgang, „tadelt ſie ſehr, daß ſie ſich einem weiblichen Weſen anvertraut, welche oft der Weisheit ermangelten,“ verſpricht ihr bei ihrem Vorhaben beiräthig zu ſeyn, „ſo lange ſeine Seele in ſeinem Körper wohnen würde,“ und nimmt ſich indeß vor, die Pflichtvergeßne jeden Abend durch Erzählung eines paſſenden Mährchens von dem vorgehabten Beſuche abzuhalten. Darüber kehrt Miemun von ſeiner Reiſe zurück, und erfährt durch den ſchlauen Wächter die Treuloſigkeit ſeiner Gattin, welche das beabſichtigte Vergehen alsbald mit dem Tode büßen muß. — Folgendes ſind einige von den Papageien-

Mährchen, deren Einleitung und Schluß ſich, mit geringen Abänderungen, immer gleichen.

Als die Sonne geſunken und der Mond aufgegangen war, begab ſich Kojiſteh mit niedergeſchlagnem Sinne zu dem Papageien und ſprach: „O du Theilhaber meines Geheimniſſes: die Weiſen ſagen, daß ein Weib ohne Zucht das ſchlechteſte der Geſchöpfe ſei. Drum möcht' ich lieber nicht zu dem fremden Manne gehen, ſondern geduldig daheim ſitzen.“ Der Papagei aber antwortete: „Meine Herrin, du haſt recht in allem, was du ſageſt; aber ich fürchte, daß, wenn du dir Gewalt anthuſt, du ſelber drüber untergeheſt, wie jener König.“ Kojiſteh fragte: „Was hatte es mit dem König für ein Bewenden?“ Da begann der Papagei zu erzählen: „In einer gewiſſen Stadt lebte einmal ein Kaufmann, der beſaß vieles Geld und Gut, und hielt Pferde und Elephanten. Er hatte eine ſehr ſchöne Tochter, und der Ruf ihrer Reize breitete ſich aus nach entlegnen Gegenden und Städten. Viele Kaufleute des Landes hätten gern die Tochter gefreit, aber der Vater wies ihre Anträge ab. Als ſie aber herangewachſen war, ſchrieb der Kaufmann an den König, und ſendete ihm einen Brief folgenden Inhalts: „Ich habe eine Tochter, deren holdes Antlitz dem Monde gleicht, ihr Gang iſt anmuthsvoll, wie der des Berg-Faſans, und ihre Stimme, wie die der tauſendtönigen Nachtigall. Die Vögel halten ihren Flug auf vor Verlangen, ſie ſprechen zu hören, und ihr Zauber beraubt ſie der Sinne. Ich ſchmeichle mir, daß wenn Ew. Majeſtät Augen haben, Sie mein Kind Ihrer Wahl würdig achten, und mich ſelbſt zu Ehren bringen werden.“ Als der König dieſen Brief erhalten, war er höchlich erfreut, und ſprach: „Dem Glücklichen kömmt jeglich Gut entgegen!“ Er hatte aber vier Veziere, und befahl ihnen allen, hinzugehn nach des Kaufmanns Hauſe und ihm die Tochter zuzuführen, falls ſie ſie ſeiner Wahl werth fänden. Da begaben ſich die Veziere in das Haus des Kaufmanns, und als ſie der Tochter Antlitz erblickt, wurden ſie faſt bezaubert, gingen mit einander zu Rathe, und ſprachen unter ſich: „Wenn der König ein ſo reizendes Weib ſähe, ſo möchte er Tag und Nacht bei ihr verweilen, und alle ſeine Herrſcherpflichten darüber vergeſſen, und die Geſchäfte gingen darüber zu Grunde.“ Drauf kehrten ſie zurück zum Könige und berichteten, das Mädchen ſei nicht eben ſo ausgezeichnet ſchön zu nennen, und viele Weiber im Pallaſt des Königs könnten ſich wohl mit ihr meſſen. Der König entgegnete: „Wenn dem ſo iſt, wie ihr berichtet, ſo will ich ſie nicht heirathen,“ und kurz, er unterließ, um ſie zu freien. Der Kaufmann aber, hierüber in Verzweiflung, gab ſeine Tochter einem Holzhacker des Orts zum Weibe. — Einsmals ſprach die junge Frau zu ſich ſelbſt: 's iſt doch ſonderbar, daß der König mich zurück gewieſen, da ich doch ſo ſchön bin: ich will mich ihm doch eheſter Tage zeigen. Und als der König drauf zufällig an des Holzhackers Wohnung vorüberging, da ſie eben auf dem Dache ſtand, ließ ſie ſich ſehen. Der König aber, ſobald er ſie erblickt, verliebte ſich plötzlich, ſchickte nach ſeinen Vezirren, und ſprach: „Warum habt Ihr mir ſolches falſche Wort gebracht?“ Sie verſetzten: „Weil wir übereingekommen, daß, wenn Ew. Majeſtät dieſes Weib ſähen, Sie die Geſchäfte des Reichs hintanſetzen möchten.“ Da billigte der König ihre Ausrede, aber die Liebe zu der Frau griff ſeine Geſundheit an, und ſeine Miniſter riethen daher bald, daß er des Holzhauers Frau begehren, und falls dieſer ſie nicht gutwillig entlaſſen ſollte, ſie mit Gewalt entführen laſſen möchte. Er antwortete jedoch: „Ich bin der König dieſes Reichs, bedenkt, was Ihr mir rathet; ich will mich ſolcher ungerechten That nicht ſchuldig machen; denn es geziemet den Monarchen nicht, ſo tyranniſch mit ihren Unterthanen und Dienern zu verfahren.“ Kurz, wenige Tage darauf verfiel der König in Trübſinn wegen des Weibes, zehrte ſich bald ab, und ſtarb zuletzt vor Gram.

Als nun der Papagei dieſe Geſchichte geendet hatte, ſprach er zu Kojiſteh: „Es iſt nicht räthlich, daß du deiner Leidenſchaft Gewalt anthueſt; erhebe dich und beſuche deinen Geliebten, ſonſt könnteſt du leicht wie jener König an deiner Geſundheit leiden.“ Da wäre Kojiſteh gern gegangen; allein der Hahn krähte, die Morgenröthe brach an, und der Beſuch ward wiederum verſchoben.

Als die Sonne im Weſten untergegangen war, und der Mond im Oſten aufging, begab ſich Kojiſteh zum Papageien, Abſchied von ihm zu nehmen, und ſprach: „ich möchte, wenn ich zu meinem Liebſten komme, einmal ſeinen Verſtand auf die Probe ſtellen. Finde ich dann, daß er klug iſt, ſo will ich ihm feſte Freundſchaft zuwenden, außerdem aber lieber in Geduld ſtehen; denn die Weiſen ſagen, daß Freundſchaft mit drei Dingen nicht beſtehen könne: erſtlich Freundſchaft mit Weibern, ſodann Vertraulichkeit mit Kindern, und drittens Geſellſchaft mit Dummköpfen.“ Da ergegnete der Papagei: „Was du ſagſt, meine Frau, iſt ſehr verſtändig: erzähle deinem Liebſten in dieſer Nacht ein Mährchen, und weiß er dir auf die Frage darin eine geſchickte Antwort zu geben, ſo magſt du ihn für klug halten; giebt er aber eine unpaſſende Antwort, ſo ſei verſichert,

BIBL. UNIVERS. LIPS.

daß es ihm an Verſtande fehlt." Kojiſtch aber ſprach: „Welches iſt das Mährchen, worüber ich ihn befragen ſoll?"

Und der Papagei begann zu erzählen: „Der Sohn des Königs von Babylon begegnete einſt, beim Eintritt in einen Götzentempel, einem Mädchen, von holdſtrahlendem Antlitz, wie das des Mondes, umfloſſen von Locken, dunkel wie die Nacht; ihr Wuchs war ſchlank, wie der der Cypreſſe; und zierdevoll ſchritt ſie einher, wie der Faſan: er aber, plötzlich betroffen von ihrem Reiz, beugte ſein Haupt zu den Füßen des Götzen im Tempel, und ſprach im ſchmachtenden Tone des Flehens: „Wenn dieſes Mädchen meine Gattin werden wollte, gelob' ich mein Haupt vom Körper zu trennen und dir's zum Opfer darzubringen." Drauf ſendete der Königsſohn Botſchaft an den Vater des Mädchens, und ließ um ſie anhalten. Der Vater willigte ein und die Heirath ward alsbald nach den Sitten und Gebräuchen beider Häuſer feierlich vollzogen. Die Liebenden waren nun verbunden, und einige Tage darauf lud der Vater ſeine Tochter und ſeinen Tochtermann in ſein Haus. Der Königsſohn brach auf mit ſeinem jungen Weibe nach des Schwiegervaters Haus, begleitet von einem Brahminen, der ſeit lange ſein vertrauter Gefährte war. Als nun der Prinz beim Tempel vorbei kam, wo er ſein Weib zuerſt erblickt, und des Gelübdes gedachte, welches er dem Götzen des Orts gethan hatte, trat er allein hinein, es zu vollziehen, ſchnitt ſich das eigne Haupt vom Rumpf, und ließ es vor die Füße des Bildes hinfallen. Als aber bald darauf der Brahmin gleichfalls eintrat in den Tempel, und den Prinzen todt liegen ſah, erſchrak er ſehr und dachte bei ſich ſelbſt: wenn mich die Leute hier allein finden, ſo werden ſie mich für den Mörder halten. Und als er ſolches hin und her erwogen, ſprach er: am beſten wird es ſeyn, ich ſchneide mir das Haupt auch ab, und laſſe es hier zu des Götzen Füßen. Geſagt, gethan; alsbald lag des Brahminen Kopf vor dem Bilde da. — Im nächſten Augenblicke kam das Weib auch in den Tempel, und als ſie beide Männer erſchlagen daliegen ſah, entſetzte ſie ſich und wußte nicht, wie ſie's begreifen ſollte. Schon war ſie entſchloſſen, auch ihr Haupt vom Körper zu trennen, um mit dem Gemahl verbrannt zu werden, als eine Stimme ſich im Tempel alſo vernehmen ließ: „O Weib, ſetze die beiden Häupter jedes auf ſeinen Rumpf, ſo werden ſie leben!“ Deß ward die junge Frau, die es hörte, ſo überfröhlich, daß ſie in freudiger Uebereilung des Gatten Haupt auf den Rumpf des Brahminen, und den Kopf des Brahminen auf die Schultern des Gatten ſetzte. Im Nu wurden beide wieder belebt, und ſtunden vor dem Weibe: und nun erhob ſich ein Streit zwiſchen des Prinzen Rumpfe und dem Rumpfe des Brahminen, welchem von beiden ſie als Gattin zugehören ſollte?“

Als der Papagei ſeine Geſchichte ſo weit erzählt hatte, ſprach er zu Kojiſteh: „Wenn du deines Liebſten Verſtand auf die Probe ſtellen willſt, ſo laß ihn ſagen, wer ein beſſeres Recht an das Weib hatte, ob ihres Mannes Kopf oder ſein Rumpf.“ — Kojiſteh aber bat den Papageien, ſie über dieſen Punkt aufzuklären, und er verſetzte: „der rechte Eigenthümer von der Frau iſt des Mannes Kopf, weil der Kopf der Sitz der

Weisheit iſt, und über den Körper herrſcht.“ Da Kojiſteh das Ende des Mährchens vernommen, ſtand ſie auf, ſich zu ihrem Liebſten zu begeben: aber im Augenblicke krähte der Hahn, die Morgenröthe brach an, und ihr Gang ward abermals verſchoben.

Es war einmal in Cabul ein reicher Kaufmann, der hatte eine Tochter, mit Namen Zerah: Reiche Männer von allen Orten her bewarben ſich um ſie; allein dem Mädchen gefiel keiner von allen, und ſie ſprach zu ihrem Vater: „ich will keinen zum Manne haben, der nicht entweder vollkommen weiſe oder ſehr kunſtreich iſt.“ Der Ruf von dieſer Erklärung verbreitete ſich durch alle Länder, und unter andern nach einer Stadt, wo drei Jünglinge wohnten, deren jeder eine ſchätzbare Kunſt beſaß. Die drei Jünglinge begaben ſich nach Cabul, und ſprachen zu dem Kaufmanne: „wenn deine Tochter einen Mann von Wiſſenſchaft und Geſchicklichkeit haben will, ſo mag jeder von uns dreien ſich deſſen wohl rühmen vor andern. Ich, ſprach der eine, verſtehe die Kunſt, verlorne Dinge wieder zu finden, und künftige voraus zu verkünden; der zweite ſprach: ich kann ein Pferd von Holz zimmern, das ſeinen Reiter wie auf dem Throne Salomons durch die Lüfte trägt; ich, redete der dritte, bin ein Schütz, und getraue mir jeglichen Gegenſtand zu treffen, nach dem ich mit dem Pfeile ziele.“ Da nun der Kaufmann ſeiner Tochter hinterbrachte, weſſen ſich die drei Jünglinge gerühmt hatten, um ihr zu gefallen, ſprach ſie: „ich will bei mir ſelbſt die Sache erwägen, und dir morgen ſagen, welchem von ihnen ich den Vorzug geben will.“ Aber während der Nacht verſchwand die Tochter aus dem Hauſe, und da alles Nachſuchen am Morgen vergeblich war, und nicht entdeckt werden konnte, wohin ſie gegangen ſei, ſo begab ſich der Kaufmann zu demjenigen der jungen Leute, der verlornen Dingen nachzuſpüren verſtand, und forderte ihn auf, ausfindig zu machen, wo ſeine Tochter ſei? Nach einer Stunde Bedenkzeit antwortete der Jüngling: „eine Fee hat deine Tochter auf den Gipfel eines Berges entführt, wohin kein Mann gelangen kann.“ Da wendete ſich der Kaufmann zu dem zweiten Jüngling, und ſprach: „Mache du ein Roß von Holz für den jungen Schützen, damit er darauf des Berges Spitze erreiche, mit ſeinem Pfeile die Fee tödte, und das Mädchen zurück bringe.“ Und der Jüngling machte ein hölzern Pferd, welches der Schütze beſtieg; und nachdem er ſich drauf zum Berge erhoben, und die Hexe mit dem Pfeil durchbohrt hatte, befreite er die Jungfrau und brachte ſie heim. Jetzt — fuhr der Papagei fort — erhob ſich ein Streit unter den drei Jünglingen; denn jeder das Mädchen als ſein Recht begehrte. Du, Koſiſteh, lege deinem Geliebten nun die Frage vor, welchem von ihnen ſie gebührte? Weiß er ſie klug zu entſcheiden; ſo magſt du mit ſeinem Verſtande zufrieden ſeyn. — Als nun Koſiſteh den Papageien bat, daß er ſie vorher belehre, welchem der Jünglinge die Jungfrau in Rechten hätte zugeſprochen werden müſſen, ſprach er: „dem, welcher die Fee tödtete, und des Kaufmanns Tochter heimbrachte, weil die andern bloß ihre Geſchicklichkeit an den Tag legten, während dieſer den Kämpfen entgegen ging, und ſich, unbeſorgt um ſein Leben, den größten Fährlichkeiten unterzog.“

Da der Papagei ſeine Geſchichte geendet hatte, ſprach er zu Kojiſteh: „jetzt ſpude dich und gehe hin zu deinem Geliebten.“ Und ſie ſtand auf, und wäre gern gegangen; allein der Hahn krähte abermals, der Morgen brach an, und der Beſuch ward weiter ausgeſetzt.

2.

Geſchichte vom Diebe.

Die folgende durch Eigenthümlichkeit der Erfindung und Farbengebung ſich auszeichnende Erzählung iſt eine Epiſode aus dem „Garten der Weisheit“ (Bahar Danesh) des Einajut Ullah, überſetzt von Jonathan Scott. (Shrewsbury 1799. 3. Bd.) Der in Proſa, mit eingeſtreuten Verssprüchen, geſchriebene Roman enthält die Liebes- und Reiſe-Geſchichten des Schach Jehaundar und der Prinzeſſin Bherawir Banu.

Die Mahler der Ereigniſſe und die Ausleger der Zeichen und Begebenheiten haben das Blumenſtück folgender merkwürdigen Geſchichte in das Kapitel der Erzählung alſo eingetragen:

In irgend einer Gegend der Welt war ein Reich, und in dem Reiche ein König, der eine ſo ſtark eingeprägte Luſt zu Edelgeſteinen trug, wie wohl Sonnenſtrahlen im Staube ſich nach der Sonne ſehnen. Gleich dem Rauſche des funkelnden Weins mochte der Anblick eines klaren Rubins ſeine Seele mit Entzücken füllen, und Perlen waren ihm köſtlicher, denn der Zähne Glanz zwiſchen den Rubinenlippen roſenwangiger Mädchen. Darum ſtellte er oftmals alle in ſeinem Schatz geſammelte Juwelen zuſammen vor ſeinem Blicke aus, daß er ſich an dem Anſchauen der eigenthümlichen Schönheit eines jeden ergötzen möchte. Aber die mit der Sorge dafür betrauten Beamten, welche ſie täglich aus dem Schatze herbeiholen, aus- und einpacken mußten, ertrugen kaum die Laſt dieſer Mühen, und zeigten nach der Schwäche menſchlicher Natur, deren Begleiter Fehl und Unterlaſſung ſind, oft eine Läſſigkeit, die ihnen Vorwürfe zuzog, und den König im Herzen unzufrieden machte. Um daher ſeines Wunſches ohne Beſchwerde und beunruhigende Unterbrechung theilhaft zu werden, befahl er den Goldſchmidten, die kunſtreich und kunſterfahren, wie Somei, ausgezeichnete Proben von Zierde und Geſchicklichkeit in Werken von Gold und Edelſteinen gegeben hatten, daß ſie einen goldenen Fiſch machten, zierlich gebildet und niedlich geformt, auf welchen die köſtlichſten Kleinodien und die klarſten Perlen aus dem königl. Schatze, die erſten Seltenheiten der Bergwerke und des Oceans) eingeſetzt würden. Welch ein Fiſch, der ſelbſt ein unſchätzbarer Schatz zu nennen! ſeine Schuppenreihen bildeten Rubinen und Perlen; Diamanten und andre koſtbare Steine ſeine Floſſen. Die ganze Schöpfung, vom Monde bis zum Fiſche herab, ward von ſeiner unvergleichbaren Zierlichkeit eingenommen: der Ocean verlief in den Sand vor Neid über ſeine Schönheit, und die Demantgänge ſenkten ſich tiefer hinab beim Anblick ſeines Glanzes. Vor ſeinem Schimmer tauchten die Fiſche des Himmels in die Tiefe der Beſchämung, und die Fiſche im Kuſir und Tunſim (den Brunnen des Paradieſes) geſtanden ihm den Preis zu. Beim eignen Glanze mochte er die Ströme des Paradieſes miſſen, und wie er mit ſeiner Schöne der Alexander Heroenherzen feſſelte, bedurfte er nicht des Khizzers (Unſterblichkeitquells). Kurz ſein Ruf reichte, gleich der Freigebigkeit der Könige, bis zu den Enden der Welt, und durchzog den Erdball gleich dem Herrſcherruhm.

Ein Dieb, ein wahrer Profeſſor in ſeiner Kunſt, und dem es in vollendeter Geſchicklichkeit ein kleines war, die goldnen Sonnenſtrahlen heiß aus dem himmliſchen Schmelztiegel zu ſtehlen, den Rubin aus Sols Zügeln zu mauſen, noch ehe er der Grube Schooß erreichte, die flüſſige Perle aus der Regenwolke zu haſchen, bevor ſie in die Auſterſchaale eindringen konnte, und das Geſtirn der Fiſche aus den ſieben himmelblauen Seen aufzufiſchen — ein Dieb, ſag' ich, bekam von jenem Fiſche Kunde, und ließ, ſeine Ueberlegenheit in der Mauſekunſt und ſeine kecke Schelmerei zu erproben, ſich's beigehn, ihn zu entwenden. Feſt im Sattel des Vorhabens und auf der Stute des Entſchluſſes, kreiſte er umher auf der Erfindung weitausgedehnter Fläche, und nachdem er mit der Schnur der Betrachtung den königl. Pallaſt wohl ausgemeſſen hatte, bezeichnete er ſich den Platz zum Einſchleichen ſowohl, wie zur Flucht.

Als nun der goldne Fiſch des Himmels in den Brunnen des Weſten ſich verſenkt, und die Nacht ihren ſchwarzen Baldachin über die Welt erhoben hatte, ſchritt der berüchtigte Wandrer der Finſterniß, mit ſeinem Raubwerkzeug verſehn, rings um die Veſte her, die Munterkeit der Wachen und der Hüter Sorgſamkeit zu prüfen: überall vernahm er das: „Wer da!“ und von allen Seiten ertönte das: „Hütet und wacht!“ Darum ſetzte er ſich in einem Winkel nieder, die günſtige Gelegenheit erwartend, bis zuletzt das Geheimniß im Herzen der Finſterniß ſich zu offenbaren begann, und der Schmücker der Zeit ein flimmerndes Netz von leuchtenden Thautropfen über das ſchwarze Haupt der Nacht warf, oder mit andern Worten, bis die Hälfte der Nacht vorüber war. Da zogen die Wächter, zum Schutz gegen Nebel und Thau und gegen die Kühle der Luft, die Kappen über das Ohr, und zwiſchen Wachen und Schlaf ertönte der Wachtruf nur ſchwach, wie der Laut aus leeren Gefäßen. Aber im kritiſchen Moment dehnte der muthige Dieb ſich lang hin über den Boden, und erreichte, wie die Schlange auf dem Bauche ſich windend, die Wälle der Veſte. Aus dem Aermel zog er, gleich den krauſigen Flechten der Frauen verſchlungen und gewunden, ein langes Seil, warf es über die Zinne, ſchwang ſich mit der Behendigkeit eines Seiltänzers auf die Bruſtwehr, und ließ ſich von ihr in die Burg hinab. Da er in das Schlafgemach des Königs eingedrungen war, fand er ihn ruhend auf dem Polſter des Wohlſeyns und in Schlaf verſunken, wie die Geſtirne ſeiner Feinde: eine Lampe ſtand am Boden; der Fiſch, um deſſentwillen der Dieb herauf geglommen, wie auf der Himmelsleiter, und wieder herab geglitten war zur Erde, lag unter dem Kiſſen. Eine Magd, ſchön wie die Piries, rieb lind mit der Hand, ſanft und zart wie Roſenblatt, des Königs Füße, und ſchnell vorgehend ſchlüpfte der Dieb hinter den Vorhang, bis des Mägdleins Haupt, vom Schlaf überwältigt, ſich neigte und zur Ruhe geſunken war. Da entwand er leicht ihrer Schultern den Schleier, ſich damit zu bedecken, und fuhr fort im Dienſt, zu dem ſie dem Sultan verpflichtet geweſen. Als nach kurzer Zeit der König jetzt ſich auf die Seite gewendet, nahm der Dieb die Gelegenheit wahr, den Fiſch unterm Kiſſen hervorzuziehn, verließ die Veſte auf die Art.

wie er hinein gekommen, und entſchlüpfte unbemerkt mitten durch die ſchlaftrunkenen Wächter.

Weil aber der Fiſch, ſeiner Länge wegen, beim Tageslicht nicht wohl unter dem Arme verborgen werden mochte, und die Thore der Stadt noch verſchloſſen waren; ſo dachte der liſtige Dieb bei ſich ſelbſt, und ſprach: „Wollte ich zu „dieſer Zeit, wo Nacht mit der Heimlichkeit „ihres dunkeln Schleiers ſo den Räuber umfängt, „wie die Wachenden bei den Gebeten, mein „Unternehmen nicht vollenden, und den koſtbaren Fiſch in der Stadt bergen; ſo hieße dieß, „meine Hand im eignen Blute waſchen. Bald „muß der König ſeinen Verluſt gewahren, es „wird ſtrenge Nachforſchung gehalten werden, das „Stadtthor wird, dem Entrinnen vorzubeugen, „nicht geöffnet, und leicht ſeh' ich mich ſo gefangen im Netz des Verderbens. Geſetzt aber, „daß ſie beim Lächeln der Dämmerung die Thore „öffneten, ſo würd' ich aus dem Zirkel der Klugheit weichen, verſucht' ich's, ſolch eine Beute, „wie dieſe, und deren Glanz der Welt ſo wohl „bekannt iſt, beim Tageslicht davon zu bringen.“

Deßhalb wickelte er mit künſtlich erſonnener Liſt, den Fiſch in den Schleier, den er gleichſam zum Lohn für die übernommene Mühwaltung dem Mägdlein mitgenommen hatte, machte daraus ein Bündel als eines geſtorbenen Kindes, bedeckte es mit Kränzen von weißen Blumen, die er aus dem Hauſe eines Gärtners ſtahl, und erhob nun nach der Art von Leuten, die jähes Wehe betroffen, ein mächtiges Trauergeheul vor den Thoren der Stadt. Der Wächter fragte, ſprechend: „Wer biſt du, und weßhalb jammerſt du ſo laut?“ Er aber antwortete: „Ich bin ein armer „Schelm, ohne Habe, mit leerem Beutel, den „das wandelbare Geſchick verfolgt, und ein harter „Unſtern zu Grunde gerichtet hat. Ich hatte „ein Söhnlein, ſüß plauderte es wie ein Papchen; wie die Nachtigall dem Garten, gab es „dem niedern Hüttchen Melodie, und ließ aus „den verkümmernden Knospen meines verzagten „Herzens Blumen der Freudigkeit aufſprießen. „Da ſtarb es mir in dieſer Nacht an den „Pocken und ließ mich befangen in den Schlingen des Kummers, und mein Herz geſcheucht,

„wie die Tulpe, durch Wunden des Grams und „der Verzweiflung. Weil ich aber das Nöthige „nicht anſchaffen kann, um ihn auszuſtellen und „zu begraben nach der Sitte meines Gleichen „und der Verwandten, und mich fürchte vor „meiner Feinde Schmähung und dem Hohnlachen „der Angehörigen; ſo bin ich ängſtlich ſorgſam, „ihn, zur ſtillen Stunde, jetzt zu beſtätten, und „in die Wiege des Grabes zur Ruhe zu bringen, damit meine Verwandte und Freunde meine „Armuth nicht ſehen, und damit mein ſchon „durch des Kindes Tod in tauſend Stücke zerriſſnes Herz nicht noch vom Skorpionenſtich des „Hohns getroffen werde; der könnte meinen „Kummer nur erſchweren, und zu dem beißenden „Schmerz die Schmach der böſen Rede fügen.“

Drauf begann der Wächter einer, der märkiſchen Weiſe nach, zu brummen wie ein Schäferhund, und ſprach: „Was kann mir's helfen, „wenn ich einen armen Schlucker, wie du biſt, „um dieſe Mitternachtſtunde, und ohne Erlaubniß „hochedeln Raths zum Thor einlaſſe. Sitze ſtill „dann bis zum Anbruch des Morgens; enthalte

„dich des dummen Heulens, und ſtöre nicht „unvernünftiger Weiſe unſre ſüße Ruhe — kurz, „mache hier keinen Lärmen, wie ein Verrückter, „wenn dich nicht nach tüchtgen Prügeln gelüſtet." Ein kalter Seufzer drängte ſich ob dem Wort aus der heißen Bruſt des Diebes; der Erreichung ſeines Wunſches gewärtig, ſetzte er ſich erſt nieder, brach aber alsbald wieder in lautere Klagen aus, denn vorhin, und erhob ein ſolch Geſchrei, daß die Wächter alle zuſammen ihn ſchalten, und die Pforten der Schmähung und der Drohungen gegen ihn aufthaten. Aber der Durchtriebne bückte ſich vor ihnen in Demuth und flehend, bat um Gnade und ſprach: „O Ihr Spaziergänger am Ufer des „Wohlſeyns, erbarmt Euch meiner, der ich in „den Strudel des Jammers und der Sorgen „gerathen bin, und weicht den geplagten Schritten des Betrübten aus, welchen die Fußtapfen „der Verzweiflung in die geängſteten Seelen geprägt ſind." Als endlich die Wächter merkten, daß ſie den läſtigen Geſellen nicht anders loswerden, noch bei ſeinem unaufhörlichen Jammergeſchrei des Schlummers Süßigkeit genießen könnten, machten ſie ihm auf und ließen ihn ziehn.

Während ſich dieß begab, befand ſich ein andrer liſtiger, und in die Geheimniſſe, Pfiffe und Ränke der loſen Kunſt wohl eingeweihter Dieb, mit ſeiner Schönen koſend, in der Nähe des Thors, und hatte die verſtellten Wehklagen ſeines Bruder Schelms vernommen. Die eigne Praxis ließ ihn ſchnell den Grund errathen, und unbemerkt folgte er ihm nach, ehe die Wächter das Thor wieder ſchließen konnten. Nach ſeinem Gewerb und Treiben in deſſen nächtlicher Weile befragt, erwiederte er: „Der Mann, der eben ſo betrübt vorübergegangen iſt, iſt mein Bruder. Sein Söhnchen, deſſen unſchuldiges Geplauder an das des Papchens erinnerte, iſt in zarter Jugend entflohn aus dieſer engen vergänglichen Welt hinüber in die weiten Regionen der Ewigkeit, und hat die Wunden des Kummers in dem Herzen ſeines Vaters und ſeines jammernden Oehms zurückgelaſſen. Ich gehe, meines Bru-

„ders Sorge zu theilen, und ihm beim Begräbniß „meines armen Neffen beizuſtehn.“ Und ſo, mit Hülfe dieſes ſchlau erſonnenen Mährchens, kam er durchs Stadtthor und folgte dem erſten Diebe.

Dieſer ging gerade nach dem Richtplatz, wo er drei Räuber auf Pfählen geſpießt erblickte, und einen vierten leeren Pfahl nahe bei. Von dem ab zählt' er wenig Schritte, grub den Fiſch in die Erde, und holte einen blutbeſpritzten Stein von einem der Pfähle herbei; den legte er als Talisman auf ſeinen Schatz, daß er daran den Platz leicht wieder erkennen möchte. Während er ſo beſchäftigt war, das Loch zu graben, und den Fiſch zu bergen, kam der andre Dieb, der ihm gefolgt war, zu dem leeren Pfahl, und lehnte ſich darauf. Aber der erſte nach vollendetem Geſchäft ging, ſich genauer alles wohl zu merken, zu den Pfählen zurück und erblickte jetzt auf dem vierten auch einen Mann. Verwundert und erſtaunt über dieſen Umſtand ſprach er bei ſich ſelber: „Meint ich doch ſo eben noch einen leeren „Pfahl gewiß zu ſehen, wo kommt denn jetzt

„der Mann darauf her? Entweder hat mich mein „Auge betrogen, oder ich habe das Gedächtniß „verloren.“ Und voll Unruhe hierüber übte er ſeinen Witz, Gewißheit zu erlangen und den Knoten des Geheimniſſes zu löſen. Er befühlte zuerſt die Bruſt und Schläfe jedes der Verbrecher, um zu erkunden, ob ſie athmeten, und den Lebendigen von den Todten zu unterſcheiden, aber an keinem mochte er einen Unterſchied erfühlen. Betroffen von Verwunderung, ſchaute er noch eine Weile um, trat dann aufs neue zu dem verdächtigen Pfahle, hielt eine volle Viertelſtunde lang den Dieb bei der Naſe, und ſuchte den Odem zu gewahren; umſonſt, der pfiffige Schelm hielt ihn ſo gut an ſich, daß auch Plato's Finger vergeblich nach einem Pulsſchlage gefühlt haben würde. Nachdem der erſte Dieb nun alle ſeine Verſuche erſchöpft hatte, zog er, des Axioms eingedenk, daß das Schwerdt die letzte Hülfe iſt, einen kurzen Säbel, und hieb mit aller Kraft in den Backen des andern, der aber nicht um ein Haar breit wich, noch ſich im mindeſten bewegte, obſchon er eine ſchlimme Wunde empfing. Da entlaſtete der erſte Dieb ſein Herz vom Verdacht, ward der Beſorgniß ledig, und ging in vermeinter Sicherheit vor Unglück ſeines Wegs.

Als der erſte Dieb abgezogen war, ſtieg der andre von ſeinem Pfahl herab, ging nach dem Platze, wo der Juwelenfiſch vergraben war, grub ihn aus, und war überfroh beim Gewinn eines ſolchen Schatzes. Er wünſchte ſich Glück zu ſeinem Scharfſinne, ſeiner Spähkunſt und ſeiner Standhaftigkeit, und verband ſich die Wunde, nachdem er den Fiſch an einem andern Orte geborgen hatte. Indeß war der Fiſch des Tages aus der Tiefe des Oceans herauf geſtiegen, die Oberfläche des Erdballs mit den Strahlen ſeiner funkelnden Edelgeſteine zu erleuchten, und der Dieb ging zum Hauſe ſeines Mädchens zurück, die, beim Erblicken der Narben in ſeinem Geſicht, ihn nach der Urſache derſelben befragte. Der muthige Dieb aber, entſchloſſen das Geheimniß zu bewahren, hütete ſich wohl, ſie auf die Spur der Kenntniß zu leiten, oder das Verborgne ſeiner Lippe anzuvertrauen. „Frag' mich nicht — ſagt' er — „und hole mir einen Baader, daß er „mir helfe, meine Wunden heilen." — Da rief das Mädchen ihren Freundinnen, und fragte: „Hat in der langen Zeit, ſeit Ihr der Gluth der „Liebe pflegt, keine von Euch einen Baader zum „Geliebten gehabt?" Ein lächelndes Geſichtchen aber trat hervor nickend und winkend, und antwortete: „Ich habe einen Wundarzt zum Liebſten, der gar geſchickt und gelehrt in der Profeſſion iſt." Und die erſte dankte ihr freundlich und bat ſie, den Wundarzt zu holen, welcher bald angelangt, des Diebes Wunden unterſuchte, und nach vollendetem Verbande den Muth und die Standhaftigkeit ſeines Patienten rühmte.

Da nun im Laufe des Tages der Dieb, welcher den Fiſch aus des Königs Schlafgemach entwendet hatte, hinging, den Platz zu beſehen, um ſich zufrieden zu ſtellen, und Vorkehrung zu treffen; mußte er gewahren, wie die Fluth ſeine Errungenſchaft hinweg genommen, alle ſeine Anſtrengung den Winden hingegeben hatte, und daß der Dieb, den er am Pfahl verwundet hatte, wie ein Phönix verſchwunden war. Wuth entflammte ſeinen Buſen, und er ward wie ein Fiſch, der im Netze des Verderbens zappelte. In düſtrer Verzagtheit ging er zur Stadt zurück, wie ein Wahnſinniger, den Rücken gekrümmt unter der Grauſamkeit des Geſchicks, und zog ſich im Zuſtande der Verzweiflung in ſeinen Schlupfwinkel. Mit geſenktem Haupte, in ſich gebückt, auf ſeinen Knieen liegend, beſchäftigte er ſich, wie ein Melancholiſcher, mit nutzloſen Muthmaßungen und vergeblichen Grillen. — Endlich vernahm er ein großes Geräuſch, und laut wurde verkündigt: „Ein Dieb hat in vergangener Nacht des Königes mit Juwelen beſetzten Fiſch geſtohlen. Wer ihn wiederſchafft, wer er auch ſei, ſoll durch des Königs Gunſt ausgezeichnet werden, und den Phönix des Reichthums in dem Netze der Gewährung fangen.“ Hierauf eilte der betrübte Dieb noch einmal, ſein Glück im Pallaſt des Königs zu verſuchen, und zu gnädigem Gehör durch den Oberrichter eingeführt, gelangte er zuerſt in das Aſyl der Verzeihung, und ſprach ſodann, nachdem er vor den vertrauten Dienern der gegenwärtigen Majeſtät ſeine Begebenheit von Anfang bis zu Ende berichtet hatte: „Die Wunden, „welche ich in das Geſicht des wahrlich verſchlagenen Räubers gehauen habe, ſollen zu ſeiner „Entdeckung helfen, aber laß den weltgebietenden „Befehl ergehen, daß ich überall zugelaſſen werden möge, wo ich den unglückſeligen Schelm „zu ſuchen gedenke, ſo daß niemand meinem „Fuß einen Stein in den Weg lege, noch meine „Schritte aufhalte.“ So befahl der König dem Polizeirichter, ihm allen Beiſtand zu leiſten, und ihn in Freiheit zu ſetzen. —

Der Dieb begann jetzt alle Straßen und Plätze zu durchſuchen, und wenn er einen Wundarzt ſah, der Patienten beſuchte, beſtand er darauf, ihn auf ſeinen Wegen zu begleiten. Nach einigen Tagen folgte er dem rechten Manne nach dem Hauſe des Mädchens, wo er ſeinen Nebenbuhler auf einem fürſtlichen Lager ausgeſtreckt antraf, wie er, das Maaß ſeiner Verbrechen voll zu machen, eben Wein trank. Seine Wunden waren bereits heilend und faſt geſchloſſen. Aber nach tiefer Verbeugung ließ er der Zunge ſchmeichelnden Glückwunſches Lauf, und ſprach: „Ungemeſſener Ruhm gebührt einem Tauſendkünſtler, wie du biſt. Mutter Erde iſt ſtolz auf „einen ſo fähigen Sohn; ja ohne Uebertreibung „mag ich ſagen, daß das Auge der Zeit noch „nie einen geſchicktern Profeſſor ſah, als dich, „in den Geheimniſſen des Wegbringens und in „den Künſten der Schelmerei. Durch dich hat „das Diebsgewerbe Ruhm gewonnen in der ganzen Welt, und in deiner Perſon verehrt der „Erdball den Gipfel der Mauſewiſſenſchaft. So „wahr iſt's, daß Wiſſenſchaft durch die Geſchicklichkeit des Lehrers Anſehn gewinnt, ſo wie „die kunſtgemäße Politur von der Hand des „Juwelierers dem Diamante den Glanz ertheilt. „Wohl dann, erhebe dich jetzt, und bemühe dich „hin nach der paradieſiſchen Wohnung des Königs „der Könige, denn Se. Majeſtät erwartet deine „verehrliche Ankunft.“

Da gewahrte der fürtreffliche Dieb, daß ihm nichts übrig ſei, denn ſich dem Pfad der Wahrheit zu vertrauen, und verſetzte: „Preis und „Dank ſei Gott, daß ſo ein fähiger Unterweiſer, wie du, ein ſo ausgezeichneter Diebskünſtler und Späher, ein Schelmen-Inſtruktor, „der es verſteht, ſeine Leiter am Himmelszelt „zu befeſtigen, und aus dem Schmelztiegel des „Firmaments das glühende Metall der Sonne „zu entwenden, daß du deine Zunge ausgedehnt „zu meinem Lobe, und auf dem Prüfſteine der „Unpartheilichkeit das Gold meiner Kunſt als „ächt erprobt haſt. Wie glücklich bin ich! Wie „ruhmvoll iſt mein Gelingen, wie günſtig mein „Geſtirn! Dennoch erheiſchten Liberalität und „Großmuth, mir wohlwollend bis zur Heilung „meiner Wunden und zur Herſtellung von der „Verletzung Friſt zu geben, zum Danke für die „Uebung deiner edlen Natur. Hätte alsdann „mich der leitende Stern und des Geſchickes Führung in deine Nähe gebracht, da würde ich die „Schätze des Glücks genommen, und mit deiner

„Genehmhaltung unſerm allergnädigſten Monarchen den Fiſch überantwortet haben. Weil aber „nicht geſchehen iſt, was einer edelmüthigen Natur „und einem würdevollen Sinne geziemt hätte, „ſo bleibt mir nichts übrig, als mein Haupt „zu deinen Füßen zu legen. Meine Kunſt hat „das Glück mir mißgünſtig gemacht, und ſein „Schwerdt gegen mich heraus gefordert, und ob „unüberwunden auf dem Feld der Schelmerei, „hat doch die Zeit mein Blut geweiht, damit „des Pfahles Spitze zu färben.“ So endete er ſeinen Spruch, ſtand auf, ging im Geleite des Todes hin, dem Sultan ſeine Beute auszuliefern, und ward darauf unverzüglich abgethan. —

Dem Erfahrnen im Felde der Klugheit, der die Tiefen und die Höhen der Ereigniſſe mit dem Fuße der Prüfung gemeſſen, und den Punkt der Ueberzeugung erreicht hat, wird es aber klar werden, daß wenn der zweite Dieb, ſtatt ſich vor der Rache des erſten in Sicherheit zu vermeinen, ein entferntes Aſyl aufgeſucht hätte, die Vorrathskammer ſeines Lebens nicht in dem Feuer der Vernichtung aufgegangen ſeyn würde.

„Drum ſei bedacht, wer Miſſethat begonnen,
Daß falſche Sicherheit ihn nicht verblende;
Denn die Vergeltung folgt ihm ſtets behende,
Und alles Gut zerrinnt, wie es gewonnen!“ —

V.

Romanzen und Erzählungen.

Der Schiffbruch.

Auf den ſpiegelklaren Wogen,
glitt das Schiff in ſchnellem Lauf,
und die Morgenwölkchen zogen
hell am Horizont herauf.
Nach der ſchreckenvollſten aller Nächte
ſandte Gott der Milde, der Gerechte,
einen ſchönen friedlichheitern Tag,
und in brünſtigdankenden Gebeten
für die Rettung, die ſie heiß erflehten,
auf den Knieen jetzt die Mannſchaft lag.

Aufwärts zum Verdecke ſteiget
frommen Blicks ein edler Greis;
Alter nicht, was mehr noch beuget,
Kummer blich das Haar ihm weis!

Dieß bewährt des kühnen Auges Feuer,
dieſer Blick, um den ſich noch kein Schleier
einer altersſchwachen Seele zieht;
in die Harfe greift er, ſtark beſaitet,
von der Stimme hoher Kraft begleitet,
hebt er an ſein frohertönend Lied:

„Aus den Armen ſeiner Lieben
ward der Rittersmann vertrieben
durch den blutigwilden Krieg;
denn vom heimathlichen Strande
zog er aus zum heil'gen Lande,
zu erfechten Gott den Sieg.

Ach, ob auch die Herrin weine,
ob der unſchuldvolle Kleine
ſtammelnd ſtreckt die Händchen aus —
keine Hülf' iſt ihrem Leide:
denn das Kreuz auf Ritters Kleide
treibt allmächtig ihn hinaus.

Frohen Muths hat er geſtritten;
nicht dem Franzmann, nicht dem Britten,
ſtand er nach in tapferm Sinn —

Und er trug, was Gott beſchloſſen:
zwanzig Jahre ſind verfloſſen,
ſeit er zog zu kämpfen hin;

Denn es hielten ſtrenge Bande
ihn entfernt vom Vaterlande,
bis ein neuer Kreuzeszug
ihn befreit vom Sklavenzwange,
und dieß Schiff bei Harfenklange
ihn hinweg von Tunis trug.

Ob die Gattin wird noch leben?
Ob ſie noch in Lieb' ergeben
um den Langentfernten weint?
Ob, nach ſtillem Herzensbangen,
Sie und Rudolf eingegangen
dorthin, wo der Tod uns eint?

Nein, hinweg mit dem Gedanken!
Muth im Herzen ſonder Wanken
jeder teutſche Ritter trägt.
Rittersmann, du darfſt nicht zagen!
Mehr, als was er kann ertragen,
ward noch Keinem auferlegt.

In des Meeres wilden Stürmen
konnte Gott allein dich ſchirmen,
und er that's mit Vaterhuld;
drum, wo's helfen gilt und tröſten,
ahme nach dem Ew'gen, Größten,
thu' das Deine in Geduld."

Und kaum iſt das Lied verhallet,
als in weiter Ferne ſchon,
banger Klage Ruf erſchallet
und des Leidens bittrer Ton;
nicht ſo glücklich mieden alle Schiffe,
ſo die Sandbank, wie die Felſenriſſe,
in des Sturmes zügelloſer Wuth;
denn auf Trümmern, die ſie feſt umfangen,
nahen Wenige, dem Tod entgangen,
mühſam ſich erhaltend auf der Fluth.

Daß die Rettung ſie ereile,
eh' der Pulsſchlag ſtille ſteht,
fliegen Ballen, Taue, Seile,
aber ach, es iſt zu ſpät!
Denn es fehlt, die Rettung zu erfaſſen,
Kraft den Armen, und aus ihren blaſſen.

trüben Angeſichtern blickt der Tod.
Doch der Greis ruft: „Wohl! nach Gottes Willen
„wag' ich froh mein Leben, zu erfüllen,
„was ſein Wort mir und mein Herz gebot!"

Sieh, er ſtürzt ſich in die Fluthen
von des Schiffes Rand hinab!
Freundlich ehrten ſie den Guten,
und ſie wurden nicht ſein Grab;
er erſcheint nach wenigen Sekunden,
und der Tugend Lohn hat er gefunden,
denn er hält im kräftig ſtarken Arm
einen Jüngling; zwar Ermattung ſchließet
ſeinen Blick, doch in den Adern fließet
ihm das Blut noch friſch und lebenswarm.

Alle hatten ausgelitten,
dieſe Jugendkraft allein,
hätte ſo den Tod beſtritten,
konnte ſo der Sieger ſeyn.
Und das friſche Leben kehret wieder;
dankend ſinkt er vor dem Ritter nieder,
innig, liebend, hebt der Greis ihn auf,
daß er feſter an das Herz ihn drücke;

doch ein plötzlich Schrecken ſtarrt im Blicke
jetzt des Jünglings, hemmt der Freude Lauf.

Und mit lauten Jammerklängen,
die ſich mächtig, wie ſein Schmerz,
aus zerrißnem Herzen drängen,
blickt zur Fluth er niederwärts:
„Warum haſt du mich nicht auch verſchlungen,
„da du mir mein Liebſtes abgerungen,
„das, was mehr mir als mein Leben war?
„ihn, den Schatz, den ich ſo treu bewahret,
„ach, das Geld, das hoffend wir geſparet,
„willig darbend manch' ein langes Jahr!

„Mutter, Mutter, nun vergehe!
„Stirb in deinem Mißgeſchick!
„Denn des Sohns erſehnte Nähe
„bringt dir größern Schmerz zurück!“
Doch der Greis ſpricht ernſt: „Gott gab dir Leben.
— und du darfſt dich wider ihn erheben? —“
„Theurer Herr, mich leite Gottes Hand!
„Aber ach zur Löſung war's gemeinet
„ihm, um den die Mutter einſam weinet,
„ihm, dem Vater, den ich nie gekannt!“

Und mit wehmuthsvollen Blicken,
liebend ihn der Greis umſchlingt,
als auf einmal Wonnentzücken
ihm das tiefſte Herz durchdringt.
Wie im heißen, zärtlichen Umfangen,
ihm der Jüngling mit den blaſſen Wangen
ſtill und traurig in das Auge blickt,
wird's ihm plötzlich, wie in jener Stunde,
wo den Abſchieds-Kuß, mit bleichem Munde,
Bertha einſt auf ſeine Stirn gedrückt.

Und er ſieht, vom Gram verbittert,
jene Schwermuth ihres Blicks —,
und mit Einem Schlag durchzittert
ihn die Fülle ſeines Glücks.
Nur Ein Ton der Seeligkeit entwehet,
ſeiner Bruſt, und nur Ein Herz verſtehet
ihn: das Herz, das an dem ſeinen ſchlägt!
Gott vereinigt ſie, die nichts mehr ſcheidet,
und die ſanftbewegte Fluth durchſchneidet
ſchnell das Schiff, das ſie zur Heimath trägt.

Klotilde.

Lenardo und Beatrice.

1.

Unter ſeinem Mandelbaume
Saß Lenardo ernſt und trübe,
In der Hand die treue Laute,
In dem Herzen treue Liebe.

„Ach, warum doch, Beatrice,
„Muß ich dich in fremden Landen,
„Unter fremden Menſchen wiſſen,
„Die dich nimmermehr verſtanden?

„Dich nur denk' ich im Gebete,
„An des Hochaltares Stufen;
„Durch die Lüfte, die uns trennen,
„Muß ich deinen Namen rufen.

„Mögen, könnt' ich dein vergeſſen,
„Alle Heiligen mich haſſen,
„Und der Hölle tauſend Schrecken
„Sinnbethörend mich umfaſſen!“

Dumpf ertönt die treue Laute,
Und der Nachhall giebt es wieder,
Und es rinnt ein leiſer Schauer,
Plötzlich durch Lenardo's Glieder.

Horch, da rauſcht es durch die Zweige,
Und heran mit ihren Frauen
Kommt des Herzogs Tochter, reizend,
Wie ein Götterbild zu ſchauen.

Und ſie winkt ihm, und er nahet,
Und ſie ſpricht mit holdem Weſen:
„Singe meinem kranken Vater,
„Und er wird durch dich geneſen.“

Und wie ſie das Wort geſprochen,
Tritt verſchleiert ſie zurücke;
Zu des Gartens hoher Pforte
Folgen ihr Lenardo's Blicke.

Und er kann nicht länger ruhen,
Und es treibt ihn hin und wieder,
Schweigend zieht er durch die Fluren,
Müſſig hängt die Laute nieder.

Will er Beatrice denken,
Sieht er Fiammetten ſtehen;
Will er jenen Namen nennen,
Hört er klangreich dieſen wehen.

Nimmt vom Herzen er das Bildniß,
Was ſeit Monden er getragen,
Miſchen drin ſich beide Züge,
Beiden muß er Liebes ſagen.

Und er ſchweift durch Mittagsgluthen,
Durch der Nächte finſtres Grauen,
Lautlos läßt er unter Blumen
Seine Thränen niederthauen.

Ach, es hat ihn wild zertheilet,
Und ſein Frühling iſt geſchieden,
Und vom Himmel ruft verzweifelnd
Er zurück des Lebens Frieden.

2.

Oft ſchon hatte Herzog Carlo,
Unter Tönen zu geſunden,
Ausgeſendet nach Lenardo;
Aber Keiner hatt' ihn funden.

Jetzt an eines Gartens Mauer
Hält verſteint der Fuß des Irren:
Denn herüber hört er Laute,
Süß, wie Flötenliſpel, girren.

Und es drängt ihn, einzutreten
Durch des Gartens offne Pforte,
Und er folgt den ſüßen Klängen
Nach dem fernverſteckten Orte.

Immer näher durch die Blätter
Rauſcht der Saiten leiſes Klingen.
Immer weher fühlt zum Herzen
Er der Sehnſucht Flammen dringen.

Und er tritt heran, und ſiehet,
Sieht Fiammetta unter Zweigen,
Die mit roth und weißen Blüthen
Sich auf Wang' und Schultern neigen.

Und es ſtocken ſeine Pulſe,
Abwärts ſendet er die Blicke;
Doch die Füße feſtgewurzelt,
Halten treulos ihn zurücke.

„Ha, Lenardo!“ hört er's flüſtern;
„O Fiammetta!“ ruft ſein Leben,
Und er ſieht hervor aus Blüthen
Stolz die Herzogstochter ſchweben.

„Laßt fürwahr euch ſchwer erbitten!“
Ruft ſie ſcherzend ihm entgegen;
„Doch es heiſcht des Gaſtrechts Sitte,
„Keinen alten Groll zu hegen.

„Jetzt zum Schloſſe laßt uns eilen,
„Troſt dem ſiechen Fürſt zu reichen;
„Seiner Krankheit böſe Geiſter
„Wollen nur vor Tönen weichen.“

3.

Armer, armer Herzog Carlo,
Liegſt wohl hart auf deinen Pfühlen;
Doch mit Tönen kommt Lenardo,
Deiner Schmerzen Glut zu kühlen.

Bleich und ſtarr, als wär dem Grabe
Er ſeit Tagesfriſt entſtiegen,
Sieht geſtreckt auf ſeinem Lager
Schaudernd ihn der Sänger liegen.

Feſt ein Kruzifix umklammernd
Hält er die geſchloßnen Hände,
Und ſein Auge betet ſtammelnd,
Daß der Herr es gnädig wende.

Und begeiſtert aus den Saiten
Lockt Lenardo ſüße Töne;
Denn es ſtrahlt in Himmelsreine
Neben ihm Fiammetta's Schöne.

Ach, er kehrte gern ſein Auge
Von der Jungfrau lichten Wangen;
Aber dort ſchreckt Todesgrauen,
Hier hält Amor ihn gefangen.

Und es wallt ihm von den Lippen,
Leiſ' erſt, wie des Bächleins Wellen,
Immer voller dann und kühner
Rauſchen des Geſanges Quellen.

Und wie linde Balſamtropfen
Senkten ſich die Töne nieder,
Aus des Herzogs Augen quollen
Strahlen ſüßer Freude wieder. —

So vom Morgen bis zum Abend
Sitzt der Sänger ſieben Tage,
Der bequemen Stunde harrend,
Wo er in die Laute ſchlage.

Und er denkt nicht Beatrice;
Denn Fiammetta ſitzt zur Seite.
Wenn das Auge Nahes findet,
Kann es nicht hinaus in's Weite.

Doch des Herzogs matte Blicke
Schauen heller ſtets und heller,
Und nach ſieben Tagen kündet
Schon des Herolds Mund vom Söller:

„Euer Herzog iſt geneſen!
„Freu't euch, wackre Herzogsmannen;
„Was gezehret ihm am Leben,
„Zog vor Sanges Luſt von dannen.

„Eingezogen iſt der Frieden,
„Seit Lenardo drin geſungen.
„Sängers Kunſt ſei hoch geprieſen,
„Die ſo böſen Geiſt bezwungen!“

4.

Herzogs Tochter geht zum Garten,
Lichte Blumen will ſie pflücken,
Mit den Duftenden das Lager
Ihres Vaters aufzuſchmücken.

Und von glüher Luſt getrieben,
Hält Lenardo ſich nicht länger,
Durch den Garten eilt geflügelt
Auf Fiammetta's Spur der Sänger.

Dort in ſtiller Myrthenlaube,
Leicht umhüllt die ſchönen Glieder,
Ruht ſie; Dankes Zähren thauen
In den Schooß ihr reichlich nieder.

Und des Frühlings holde Kinder
Duften rings in heiterm Glanze,
Und die reg' geſchäft'gen Finger
Winden zierlich ſie zum Kranze.

Da mit Gluth im Angeſichte
Stürzt Lenardo in die Laube,
Und Fiammetta bebt zurücke,
Wie vor'm Falken bebt die Taube.

Und er ſinkt ihr zu den Füßen,
Meint, es ſoll das Herz ihm brechen;
Endlich durch ihr Schweigen kühner,
Hebt er alſo an zu ſprechen:

„Wollt euch huldreich zu mir neigen,
„Eh' die Flammen mich verzehren!
„Ach, nicht bin ich mehr mein eigen,
„Muß euch fürder angehören!

„Was ich innen lang getragen,
„Will hervor zum goldnen Lichte;
„Aus der Tiefe muß es tagen,
„Daß es mich nicht ganz vernichte!

„Hab dem Herzog ich das Leben,
„Eurem Vater ich's gerettet,
„Mögt ihr mir das Eine geben,
„Was mich an das Leben kettet!“ —

Und er zieht die kalte Rechte
An ſein Herz in Gluth ergoſſen;
Aber, wie es glüht und ſchläget,
Donna's Auge bleibt verſchloſſen. —

„Und dem Heiligſten, was immer
„Mir am Herzen treu gelegen,
„Dieſer Kette goldnem Schimmer,
„Dieſes Bildes lichtem Segen,

„Und mit ihm dem alten Sehnen,
„Und den lieben, goldnen Tagen,
„Und den ſüßen, heißen Thränen,
„Allem will ich froh entſagen!“

Und ſchon hat die goldne Kette
Mit dem Bild er losgeriſſen;
Aber, Schrecken! Bild und Kette
Fällt zerbrochen ihm zu Füßen.

Und urplötzlich durch die Wipfel
Geht ein Ziſchen und ein Brauſen,
Wie wenn heulend Sturmes Flügel
Durch empörte Lüfte ſauſen.

Beatrice! Beatrice!
Ruft es durch die Nacht der Eichen,
Und wie Hohngelächter ſchwirrt es
Gellend aus den nahen Zweigen.

Aus der Ohnmacht dunkeln Banden
Rafft Fiammetta ſich; erſchrocken
Flieht von dannen ſie; es flattern
Wild im Sturm die blonden Locken.

Und Lenardo ſinkt erbleichend
Auf zerfallne Kränze nieder,
Ihn umlagern finſtre Geiſter,
Froſt durchſchauert ſeine Glieder.

5.

Und nach ſieben neuen Tagen
Ziehen Boten durch die Lande,
Zu dem Feſte einzuladen,
Wer von ritterlichem Stande.

„Der Geneſung Hochgezeite
„Zwiefach feſtlich zu begehen,
„Hat der Herr aus edeln Freiern
„Einen Eidam ſich erſehen.

„Eint ſein Dank in hohem Dome
„Dem Gebete ſich der Seinen,
„Soll mit ſeines Hauſes Stolze
„Jenen Prieſters-Hand vereinen.“

Alſo rings die Boten künden
Und nach aber ſieben Tagen
Sieht man ringsum auf den Hügeln
Brünnen ſchimmern, Lanzen ragen.

Horch, es tönet Feſtgeläute,
Heim vom Dome zieht die Menge,
Selig Braut und Bräut'gam ſchreiten
Durch das jubelnde Gedränge.

Die Vermählten zu empfangen,
Schmettern drinnen Feſttrommeten;
Draußen aber ſitzt ein Andrer,
Kann nicht weinen, kann nicht beten.

Sitzt bei ſeinem Mandelbaume,
Finſter ſinnend ſeinem Looſe;
Neben ihm die treue Laute
Und ein Brieflein klein im Schooße.

Drinnen ſtand von Beatrice,
Wie ſie immer treu geblieben,
Wie ſie ſehnend ausgeſchicket
Oft nach Kunde von dem Lieben;

Und, als keine Antwort kommen,
Wie ſie da in ſtillem Wehe
Lebensluſt und Licht verloren,
Und nun bleich zu Grabe gehe.

6.

Durch die Fluren zieht der Sänger,
Mag nicht reden, mag nicht ſingen,
Und die Laut' auch muß im Weſte
Klagend neben ihm erklingen.

Nichts vermag ihm Luſt zu ſpenden,
Nicht das Leben in den Zweigen,
Nicht des Waldes frohe Klänge,
Noch der Blumen ſtilles Reigen.

Iſt das Gärtlein dieß der Süßen?
Das der Laube freundlich Düſter?
Wo die glühen Seufzer ſteigen
Und der Liebe leis Geflüſter?

Trauernd ſenken ihre Blätter
Silberpappeln, Tropfen thauen
Von den Halmen, und durch Thränen
Rings die Blumenäuglein ſchauen.

Durch die Pforte tritt der Sänger,
Schatten ſel'ger Stunden winken,
Und die erſten hellen Thränen
Ihm auf's Neu' im Auge blinken.

Und, o Himmel! durch die Blüthen
Sieht er wohlbekannten Schleier,
Hört er wohlbekannte Stimme,
Seines Namens ſüße Feier.

Glühend eilt er durch die Beete —
Ihn beflügelt das Entzücken —
Die Geliebte, Langentbehrte
An das ſel'ge Herz zu drücken.

Und es hat ihn nicht betrogen.
Singend geht ſie hin und wieder;
Aber unverwandt zu Boden
Starrt ihr trocknes Auge nieder.

Ach! verblichen ſind die Roſen
Auf des Mägdleins zarten Wangen,
Aufgelöſt die braunen Locken
Von den Schultern niederhangen.

Und ſie nimmt ein theures Bildniß
Aus des Buſens leichter Hülle,
Und mit großen, ſtarren Blicken
Sieht ſie's an und ſchweiget ſtille.

„Bice!“ ruft er, „ſüße Bice!“
Und ſie ſtarret auf erſchrocken,
Kennt nicht des Geliebten Stimme,
Nicht der Sehnſucht ſüßes Locken.

Und wie vor dem fremden Manne,
Scheu die Blicke abwärts wendend,
Hebt ſie eilig ſich von dannen,
Treuem Bilde Küſſe ſpendend.

Täglich wandelt ſie zum Garten,
Trägt des Liebſten Bild am Herzen;
Fernab ſtehet bleich Lenardo,
Schauend nach des Mägdleins Schmerzen.

Stillen Wahnſinns wirre Netze
Halten grauſam ſie umfangen,
Ihres Lebens heitre Sterne
Sind auf ewig untergangen.

Nicht des Sanges milde Töne,
Nicht der Laute leiſes Klingen,
Nicht der Liebe Schmeichelreden
Können ihr zum Herzen dringen.

Gleich als wollt' in feuchter Erde
Sie ein kühlig Grab erſpähen,
Ihre Blicke unverwendet
Niederwärts zur Erde gehen.

Was ihr Auge ſehnend ſuchte,
Ach! ſie hat es bald gefunden;
Dorten unter weißen Blumen
Heilen Beatrice's Wunden.

Und vom Grabe tönt es leiſe,
Und es rauſchet in den Blüthen. —
Wenn die Wechſellaute ſchweigen,
Iſt der Sänger auch geſchieden.

Karl Förſter.

Die Belagerung von Arſuf.

Erkämpfet war das heil'ge Land
Durch kühner Chriſten Macht
Und auf den Zinnen Salems ſtand
Das Kreuz in heller Pracht,
Und ſicher betete die Schaar,
Die gläubig hergewandert war
Aus weiter Fern' am Pilgerſtabe,
Jetzt an des Auferſtandnen Grabe.

Held Gottfried ſaß auf Salems Thron,
Im ſchwer errungnen Land —
Für ſeine Tapferkeit zum Lohn —
Als König anerkannt.
Viel Städte beugten ſeinem Joch
Erobert ſich, doch immer noch
Wollt' es dem Helden nicht gelingen,
Die Nachbarn alle zu bezwingen.

Stets ſann Verrath und Hinterliſt
Der Muſelmänner Schaar,
Von der ſo mancher tapfre Chriſt
Das blut'ge Opfer war.
Nicht heilig war der Treue Schwur;
Gezwungen hielten ſie ihn nur,
Und oft ward ſchon nach wenig Wochen
Ein kaum geſchloßner Bund gebrochen.

Verbündet war ſeit kurzer Zeit
Arſuf mit Gottfrieds Staat;
Bald aber ward der Bund bereut
Und, ſinnend auf Verrath,
Entfliehen, allzuleicht bewacht,
Die Geiſſeln Arſufs in der Nacht,
Doch Gottfrieds Geiſſeln hält voll Tücke
Feindſelig Arſuf ſtets zurücke.

Da rüſtet ſich der Chriſten Heer
Mit aufgebrachtem Sinn
Und wälzt ſich wie ein toſend Meer
Nach Arſufs Mauern hin.

Balliſt' und Katapulte droht
Vernichtung, Schrecken rings und Tod,
Doch ſcheint's, als ſollten dieſe Mauern
Für ganze Ewigkeiten dauern.

Umſonſt dröhnt dumpf mit Donnerton
Der Mauerbrecher an;
Die Felſenwand ſpricht ſtolz ihm Hohn,
Die nichts erſchüttern kann.
Geſchoſſe fliegen hin und her,
Es ſtürzt von glüh'ndem Erz ein Meer
Auf die Belag'rer von den Zinnen
Und Tod nur iſt hier zu gewinnen.

Doch achtet kühn der Chriſten Muth
Gefahren nicht, nicht Tod,
Der überall voll wilder Wuth
In tauſend Formen droht;
Und immer heißer glüht die Luſt
Nach einem Sturm in jeder Bruſt,
Bis endlich von den Kampfgenoſſen
Er nun auf morgen wird beſchloſſen.

Und Alles ſchläft in ſtiller Nacht
Ringsum auf Feld und Höh'n;
Allein das Heer der Chriſten wacht
Und ſchickt durch ſtilles Flehn
Sich zu dem nächſten Morgen an;
Auf ſeinen Knieen liegt Mann an Mann,
Und als die Sonn' erglüht in Oſten
Fliegt Jeder hin an ſeinen Poſten.

Und „Gott mit uns!“ ruft jeder Mund,
Die Sturmdrommet' erſchallt —
Gott mit Euch! ruft der Prieſter Mund,
Und ſo mit Sturmgewalt
Drängt jeder ſich mit kühnem Sinn
Zu Arſufs Felſenmauern hin,
Der will die Wälle dort zerſchmettern,
Der auf der Leiter ſie erklettern.

Wie in den Felſen Donner hallt,
Wie dumpf des Meeres Flut,
Gepeitſcht von wilden Stürmen, wallt
Am Klippenriff voll Wuth;

So dröhnt der Sturmmaſchinen Laſt
Und Arſufs Mauern brechen faſt,
Und ob auch Felſenſtücke fliegen,
Nichts kann der Chriſten Muth beſiegen.

Doch ſieh, was zeigt ſich da dem Blick?
Was hält mit Zaubermacht
Die Hand der Stürmenden zurück
Vom Werk, das faſt vollbracht?
Sie trauen ihren Augen kaum —
Hoch in die Lüfte ſteigt ein Baum
Und den als Geiſſel ſie gegeben,
Gebunden ſehn ſie ihn dran ſchweben.

Geſunken iſt der Stadt der Muth,
Da wilder Sturm ihr droht
Und, zitternd vor der Feinde Wuth
Und vor dem nahen Tod,
Erſinnen ſie ſich feige Liſt,
Da Gegenwehr vergeblich iſt
Und, bloßzuſtellen den Geſchoſſen
Der Geiſſeln einen, ward beſchloſſen.

Und eilends zieht man alſobald
Aus ſeines Kerkers Raum
Den Ritter Gerhard mit Gewalt.
An einen hohen Baum
Wird er gebunden und wo wild
Der Sturm der Feind' am laut'ſten brüllt,
Wird, bloßgeſtellt den tauſend Bogen,
Der Maſt nun in die Höh' gezogen.

Und wie gefeſſelt ruht die Wuth;
Es feiert jede Hand,
Als ihn, der ſonſt voll Heldenmuth
In ihren Reihen ſtand,
Das Heer der Chriſten jetzt erkennt
Und Jeder ſeinen Namen nennt,
Und, ihren eigenen Geſchoſſen
Ein Ziel, erblicket den Genoſſen.

Und er, vor ſolchem ſchmähl'gen Tod
Erzitternd, ruft hinab:
Erbarmt, erbarmt euch meiner Noth
Und ziehet friedlich ab!

Wollt ihr mit eurer eignen Hand,
Nicht achtend Glaub' und Vaterland,
Den Freund, den Bruder ſo verderben?
Und ſoll ich hier ſo ſchmachvoll ſterben?

Und als er Gottfried nun erkennt,
Den Freund, der jetzt herbei
In wilder Eil' zur Mauer rennt,
Da ruft er laut auf's Neu':
„Denk, wie in manchem heißen Streit
Mein Blut ich willig dir geweiht,
Duld' nicht, daß ich durch Chriſtenhände
Ein ruhmvoll Leben ruhmlos ende!“

Der fromme König blickt bewegt
Zu ſeinem Freund' empor
Und wie ein Meer des Jammers ſchlägt
Sein Flehen an ſein Ohr;
Das Mitleid ſpricht, es ſpricht die Pflicht,
Und lange weiß der König nicht,
Soll er die ſtrenge Stimme hören,
Soll er des Freundes Flehn gewähren?

Doch jetzt erkennet er es klar,
Was ihm ſein Amt gebeut,
Und ob ſein Herz zerriſſen war
Von einem harten Streit
Des Feldherrn und des Freundes Pflicht,
So ſchwanket er doch länger nicht;
Mit einer Stimme, welche bebet,
Ruft er ihm zu, der oben ſchwebet:

Ich kann, o Gerhard, nimmermehr
Gewähren dir dein Flehn
Und dieſes ſieggewohnte Heer
Zurücke heißen gehn.
Wir kämpfen ſchon acht Wochen lang
Und ſchwuren Arſufs Untergang:
Viel ſanken hin für unſre Sache,
Doch heut' erſcheint der Tag der Rache.

Und wenn mein Bruder dort empor
Gebunden wär' wie du,
Doch müßt ich ſeinem Fleh'n mein Ohr
Wie deinem ſchließen zu.

Zerriſſen blutet mir das Herz
Von tauſendfachem, wilden Schmerz,
Doch darf ich jetzt den Schwur nur hören,
Die Stadt zu ſtürmen, zu zerſtören.

Vergiß der kurzen Qual und Noth
Und gehe wie ein Held
Voll Muth entgegen deinem Tod.
In jener beſſern Welt
Da harret; dir zum ew'gen Lohn,
Die Märt'rerkrone deines Herrn;
Für den du in den Tod gegangen;
Wird dich mit offnem Arm empfangen.

Da fällt ein ſonnenheller Strahl
In des Gebundnen Herz;
Er denkt nicht mehr der kurzen Qual,
Blickt freudig himmelwärts.
Gern will dem Tod das ird'ſche Theil
Er geben für ſein ew'ges Heil;
Er ſieht im Geiſt die lichte Krone,
Und ruft herab mit feſtem Tone:

„Ja, König, ja ich bin bereit
Und fürchte jetzt nicht mehr
Den Tod, der mir ſo nahe dräut
Von meiner Brüder Heer!
Für Chriſtus Lehre, meines Herrn,
Sterb' ich, und darum ſterb' ich gern!
Doch höre meinen letzten Willen
Und ſchwöre, treu ihn zu erfüllen.

Drauf bittet er: verkauf mein Roß,
So edel, mir ſo lieb,
Und meine Rüſtung, mein Geſchoß.
Und was zurücke blieb,
Als ich als Geiſſel mich geſtellt,
Und reiche das gelöſte Geld,
Als meine letzte kleine Gabe,
Den Prieſtern an des Herren Grabe.

Und ordne, daß ihr fromm Gebet
An jener Stätte lang,
Wo unſer Herr begraben, fleht
Durch Meſſen und Geſang

Für meine arme Seel' um Ruh!" —
Drauf drückt er feſt die Augen zu,
Und als er eben ſie geſchloſſen,
Wird er durchbohrt von zehn Geſchoſſen.

Wie eine Löwin, die gereizt
Durch Rauben ihrer Brut
Nach ihres Räubers Blute geizt
Voll unbezähmter Wuth,
So ſtürzen jetzt die Chriſten ſich,
Als ſie dieß ſehen, fürchterlich
Von wilder Rache Geiſt durchdrungen,
Zum Sturm und — jetzt iſt er gelungen.

Doch wie, wenn nah' Gefahr ihm droht,
Vor der er ſonſt erblaßt,
Der Feige, achtend nicht den Tod,
Ein Herz auf einmal faßt,
Und um des Lebens theuern Preis
Im wilden Streite ringet heiß,
So raffen ſich bei'm nahen Falle
Auf die Belagerten jetzt alle.

Und wie ſich der Lawine Ball
Dumpf donnernd wälzt herab
Und was er trifft in ſeinem Fall
Bedeckt, ein weites Grab,
So wälzt ſich mit entflammtem Sinn
Die Menge zu den Wällen hin,
Um die Belag'rer zu verderben —
Wo nicht, für ihre Stadt zu ſterben.

Denn was — ſo fragt man bebend ſich —
Wird unſer Schickſal ſeyn,
Gelingt der Sturm und dränget ſich
Der Feind zu uns herein?
Mit welcher wilden Tigerwuth
Wird baden ſich in unſerm Blut,
Der ſeines Glaubens Mitgenoſſen
So heißem Flehn das Ohr verſchloſſen?

Und wilder wüthet nun der Kampf
Den Wall hinab, hinauf;
Dort kracht's, dort donnert's, dort wallt Dampf
Dort rothe Flammen auf,

Denn ziſchend ſtrömt ein Feuerbach,
Von glüh'ndem Erz dem andern nach,
Und krachend ſtürzen in den Flammen
Die Sturmmaſchinen nun zuſammen.

Und wie verzehrend ſo die Gluth
Sich wälzt durch ihre Reihn,
Da ſinkt der Chriſten kühner Muth
Und Schrecken reißet ein.
Umſonſt eilt Gottfried hin und her
Und hält ſie auf — ſie ſtehn nicht mehr;
Dem nahen Tode zu entrinnen,
Stürzt eilend Jeder ſich von hinnen.

Denn Gottes ſchweres Strafgericht
Für ihres Bruders Mord
Erkennet jeder, achtet nicht
Mehr ſeines Feldherrn Wort —
Verloren geben ſie die Schlacht,
Und, auf die Rettung nur bedacht,
Zerreißen ſie der Ordnung Bande
Und ſuchen Leben in der Schande.

Und Gottfried folgt mit finſterm Blick
Der Flieh'nden Schaaren nach;
Des Freundes trauriges Geſchick,
Des flücht'gen Heeres Schmach
Erfüllen ihm das edle Herz
Mit wildem Zorn und bittern Schmerz;
Er zieht, in dumpfen Gram verloren,
Ein mit dem Heer zu Salems Thoren.

Doch ob auch Gram und Unmuth tobt,
Gedenkt der König doch
Deß, was er ſeinem Freund gelobt
Und, eh' es Nacht, wird noch,
Was Gerhard ihnen hat vermacht,
Den frommen Prieſtern hingebracht,
Um des Verlornen letzten Willen,
Wie er's geſchworen, zu erfüllen.

Und an dem Grab, wo er einſt lag,
Der uns das Heil errang,
Des Todes eh'rne Feſſeln brach
Und ſich zum Himmel ſchwang.

Ertönt der ernſte Todtenſang
Für Gerhard ſchon eilf Monden lang,
Doch noch kann Gottfried nicht vergeſſen,
Was er verloren und beſeſſen.

Oft ſieht den Freund er in dem Traum
Vor ſeiner Seele ſtehn,
Gebunden an den hohen Baum —
Er hört ſein ängſtlich Flehn,
Durch das er um Erbarmen bat,
Er ſieht der ſpitzen Pfeile Saat
Den Leib des Märtyrers durchbohren
Und wacht dann auf in Schmerz verloren.

Und ob er ſiegt in mancher Schlacht
Und manche Stadt bezwingt,
Und unter ſeines Zepters Macht
Der Völker viele bringt,
Und dann durch Gnade und durch Huld
Sich Aller Lieb' erwirbt als Schuld,
Und ob ihn ſelbſt die Feinde ehren,
Er fühlt — er muß den Freund entbehren.

Einſt als die Sonne ſteigt empor
Im Glanz aus dunkler Nacht,
Da hält an des Pallaſtes Thor
Ein Zug in voller Pracht.
Es ſinken unter ihrer Laſt
Zu Boden die Kameele faſt;
Geſandte Iberia's begehren,
Der König möchte ſie doch hören.

Man führt ſie ein. Ein Emir tritt,
Ein edler Greis, hervor:
„Ich bringe Iberia dir mit,
Das dich zum Herrn erkor.
Wir ſehn, daß Allah dich beſchützt,
Und daß dein Schwert verderbend blitzt,
Doch daß dein Zepter ſanft und weiſe
Regiert nach eines Vaters Weiſe.

Nimm, was wir bringen, huldreich an!
Der Treue Unterpfand
Leg' ich in dieſem edeln Mann
In deine tapfre Hand!“

Da tritt aus der Geſandſchaft Chor
In reichem Schmuck ein Mann hervor,
Naht Gottfried ſich, — da fliegen Beide
Sich in den Arm voll ſüßer Freude.

Der Todtgeglaubte war's! — Er war,
Erhalten und geheilt
Von ſeinen Wunden wunderbar,
Als Sklave zuertheilt
Dem edeln Emir, deſſen Land
In einem Bund mit Arſuf ſtand,
War menſchlich von ihm aufgenommen
Und dann in ſeine Gunſt gekommen.

Und jetzt nach mondelangem Schmerz
Liegt nun der treue Freund,
An ſeines theuern Königs Herz,
Der ihn als todt beweint.
Und ſanfter Thau der Freude ſtrahlt
In ihrem Aug' und Wonne mahlt
Sich freudig ab in Aller Blicken
Bei dieſes Wiederſehns Entzücken.

Und als der erſte Sturm vorbei
Und Gottfried Worte hat,
Da ſagt zu Gerhard er: es ſei
Dein eigen eine Stadt
Zum Lohn für all dein Mißgeſchick.
Und zu dem Emir: geh zurück!
Nicht will nach deinem Land' ich ſtreben,
Laß friedlich uns verbindet leben!

Anton Niemeyer.

Philemon und Baucis. *)

Die folgende Erzählung hat ſich unter den nachgelaſſenen Papieren Meinhard's, des bekannten Verfaſſers der Verſuche über die italieniſchen Dichter, gefunden. Da ſie von ſeiner Hand iſt, ſo läßt ſich auch annehmen, daß ſie von ihm ſelbſt ſei: denn ſchwerlich möchte er ſich die Mühe gegeben haben, die Arbeit eines andern abzuſchreiben, es wäre denn, daß dieſe nicht zum Druck beſtimmt geweſen wäre. Auch erinnert ſich der Einſender nicht, ſie ſchon irgendwo geſehen zu haben.

---

*) Mitgetheilt von Ebeling.

Die Heil'gen jener alten Zeit,
Wie in Legenden ſteht geſchrieben,
Verließen oft die Einſamkeit,
Zu ſehen, was die Leute trieben,
Und gaben ſo Gelegenheit,
Die Chriſtenpflicht der Gaſtfreiheit,
An frommen Wand'rern auszuüben.

Es kam einſt, als der Tag kaum tagt,
Wie Swift, der weiſe Prieſter, ſagt,
(Was er erzählt, das iſt auch wahr!)
Im Winter ein gottſelig Paar,
Zwei Heilige von Amt und Namen,
Zerlumpt, verarmt, incognito,
Nach Kent in England. Ach! ſie kamen,
Doch kein in dulci jubilo!
Kein Beten, Betteln und kein Singen,
Konnt' ihnen ein Stück Brod erzwingen,
Oft hieß es: Schlingel! packt euch fort!

„Gott helf euch!“ war das beſte Wort,
Das unſre Wanderer empfingen.

Nach manchem Schimpf, nach viel Gefahr
So hart und gottlos mitgenommen,
War endlich unſer Heil'gen-Paar
Auch vor Philemons Thür gekommen:
(So hieß ein alter Bauersmann.)
Er ſprach die Bettler freundlich an,
Und bat ſie kurz, ſich nicht zu ſchämen,
Ganz ſchlecht mit ihm vorlieb zu nehmen.
Geh! Mutter Baucis! ſprach er dann,
Leg gleich ein Paar Scheit Holz noch an.
Der alte Vater ging indeſſen
Holt' aus dem Schlot die letzte Wurſt,
Auch ward die Sorge für den Durſt
Am wenigſten von ihm vergeſſen.
Er füllet für das Heil'gen-Paar
Das Hochzeitglas; doch wunderbar!
Schon dreimal ging es rund umher,
Man trank, allein es ward nicht leer.
Das alte fromme Ehepaar
Nahm ganz erſtaunt das Wunder wahr.

Nicht ihm, nicht ihr, war wohl zu Muthe,
Ja Baucis ſeufzte: Alle gute — —
Und ſah furchtſam nach dem Kamin,
Ob nicht die Schleiße bläulich ſchien.

Das that den Wanderern gar leid,
Sie gaben drum den guten Leuten,
Die kurz zuvor ſo ſehr ſich freuten,
Von ihrem Amt und Zweck Beſcheid.
Ei Mutter! jagt die Grillen fort!
Wir ſind ja Heil'ge! war ihr Wort.
Von nun an ſicht Euch, Euren Mann
Und Kindern, keine Noth mehr an.
Allein das wilde Bauernpack,
Das weder Flehn noch Droh'n bewegt,
Nicht werth, daß es die Erde trägt,
Das ſoll noch heut mit Korn und Sack
Die Fluth von den zerrißnen Dämmen,
Hinweg vor Euren Augen ſchwemmen,
Indeß in eine Kirche ſchier
Verwandelt ſich die Hütte hier.

Kaum war dieß noch geſagt: O ſeht!
Wie, langſam, ſich das Dach erhöht.

Die Balken folgen allgemach;
Und ſo auch die vier Wände nach.
Der Rauchfang ſteigt zum Dach' hinaus,
Und nimmt, als Thurm, ſich ſtattlich aus.
Ein Keſſel hing ſonſt überm Heerd,
Der aber ſollte beſſer prangen,
Er ſtieg, und blieb, doch umgekehrt,
Am ſchwarzen Schinkenbalken hangen.
Der obre Theil, herabgekehrt,
Zeigt zwar ſein Heimweh nach dem Heerd;
Umſonſt! Verdammt in harte Feſſel,
Iſt er nun Glocke, nicht mehr Keſſel.
Ein hölzernes Geſtell, vordem
Zum Bratenwenden ganz bequem,
Hat, Jahre lang vom Heerd' entfernt,
Sein altes Handwerk ganz verlernt.
Jetzt fühlt es plötzlich, wie es ſchwillt,
Mit neuem Räderwerk gefüllt,
Erwacht in ihm das alte Leben;
Ob's gleich den Schornſtein nie verließ,
So lange der ein Schornſtein hieß,
Wollt' auch mit ihm ſich jetzt es heben.
Es ſtieg den neuen Thurm hinauf.

Und ward zur Uhr. Noch giebt ſein Lauf
Sein vor'ges Handwerk zu erkennen;
Am Mittag zeigt es ſchallend an,
Den Braten ja nicht zu verbrennen,
Den es nun nicht mehr wenden kann.
Der alte Lehnſtuhl kroch und keichte
Auf ungewohnter Schneckenfahrt,
Bis er die halbe Wand erreichte,
Und hier zu einer Kanzel ward.
Ein Bettgeſtell, das hundert Jahr
Vorher, in neu'ſter Mode war,
Auf ew'ge Dauer fabricirt,
Ward ohne Tiſchler auf der Stelle
In der nun fertigen Kapelle
In Stühle metamorphoſirt.
Noch bleibt dem Holz die alte Kraft,
Die, trotz der Predigt, Schlaf erſchafft.

Als aus dem Hüttchen auf die Art,
In kurzem eine Kirche ward,
Und man Philemon nun befragte,
Was ihm am meiſten wohl behagte?
So dacht' er vorher reiflich nach,

Dann ſprach er mit beherztem Muthe:
Viel tauſend Dank für alles Gute!
Doch ſeht, ich bin nun alt und ſchwach,
Daher mein Wunſch und mein Beſtreben
Schon längſtens war, in Ruh zu leben.
Jetzt iſt mein Haus ſo hübſch und fein,
Ich nennt' es gar zu gern noch mein — —
Könnt' ihr's mir nicht als Pfarrer geben?

Da ward in einem Augenblicke
Sein weißes Haupthaar zur Perücke,
Das Halstuch ward zum Prieſterkragen,
Am ſchwarzen Kittel, ſonſt ſo leicht,
Hatt' er, als Mantel, jetzt zu tragen.
Was aber ihn gar ſeltſam deucht,
War, alles blieb für dieſes Mal,
So wie zuvor, beſtäubt und kahl.

Nun fing er an, ſtatt Sonntagszechen,
Von Zehnten und Gebühr zu ſprechen,
Las Zeitungen, rauchte oft Tabak,
Und fand am Cyder viel Geſchmack.
Nur ſah aus Mantel und aus Kragen,
Wie bibi, bibe digni, ſagen,

Der Bauer oft am Scheunenthor,
Im Stall', im Feld', am Pflug' hervor;
Doch wandt' er, um des Amtes willen,
Auch manchen Schilling an Poſtillen,
Und lehrte mit beredtem Mund,
So gut es nur im Cubach ſtund.
Bei Taufen, Hochzeit, Beicht' und Leichen,
Gab's keinen Pfarrer ſeines gleichen,
So laut von Ton, ſo ſtark von Bruſt,
Der die Agend' auswendig wußt.
Er war ein Feind der Pietiſten,*
Der Quaker, ſo wie der Papiſten,
Und kurz, mit Einem Wort', er war
Ein Orthodox mit Haut und Haar.
Sonſt hielt er nichts auf Studia,
Und ſprach: das ſind Allotria!

So war er fertig denn; indeſſen
Auch Baucis wurde nicht vergeſſen.
Statt ihrer ſelbſtgeſpann'nen Tracht,
Ward mancherlei Kattun gebracht,
Für Alltag, dann zum Sonntagskleide
That's nun nichts ſchlechteres, als Seide.

Das „Mutter Baucis“ klang ſo dumm!
Es ward ihr ſchlimm, es anzuhören;
So ſchmelz man denn den Titel um,
Und ſprach: Frau Pfarrerin mit Ehren!
Dem Mann war alles dieß ein Traum.
Er traute ſeinen Augen kaum,
War ſtumm, verloren in Entzücken,
Und ſie ſah eben ſo den Mann,
Noch vollends mit verliebten Blicken,
Und er die Frau bewundernd an.

So glücklich lebte nun dieß Paar
Im neuen Stande manches Jahr,
Bis einſt, ſo geht die alte Sage,
Am letzten ihrer frohen Tage,
Philemon, der Gewohnheit nach,
Viel von vergangnen Dingen ſprach,
Indem er um das Dorf ſpazierte,
Und ſeine Frau am Arme führte.
Von ungefähr bringt endlich ſchräg
Bis auf den Kirchhof ſie ihr Weg.
Die Frau ſteht plötzlich ſtill; mit Zagen
Kann ſie noch kaum zum Manne ſagen:

Schatz! deine Stirne! Sieh! ſie keimt!
Keimt? ſpricht der Mann, haſt du geträumt?
Du glaubſt mich doch nicht eiferſüchtig?
Was fühl' ich! Nein! hier iſt's nicht richtig!
Ha! deine Stirne keimt auch mit!
Und jetzt verſagt mir gar der Schritt;
Mein Fuß ſteht feſt und unbewegt,
Es iſt, als wenn er Wurzel ſchlägt.

Beſchreibung würde mich verſäumen;
Sie wurden, kurz, zu Ulmenbäumen.
Der alte Küſter Thurmſchalleck,
Erinnert ſich der Bäume noch.
Am Sonntag nach der Kinderlehre
Ruft er: Wer hören kann, der höre!
Und nun erzählt er lang und breit
Das Wunder der Vergangenheit,
Zeigt auf die noch ſichtbaren Stöcke;
Hier, ſpricht er, wuchs auf dieſem Flecke
Das Weib, und dort ſtand ſonſt der Mann!
Kaum kam ein neuer Pfarrer an,
So hieb er Baucis erſt in Stücken,
Die Scheune mit ihr aufzuflicken.

Philemon, wer es anders glaubt,
Verdorrte gleich vor Schmerz; entlaubt
Ließ man auch ihn nun niederreißen,
Und kurz und gut ins Feuer ſchmeißen.
Wer kann ſich Schonung wohl verheißen,
Wenn man ſelbſt Heilige beraubt!

VI.

Die Taube.

Erzählung

von

Louiſe Brachmann.

[illegible] rines

Ausgezeichnet durch Sitten, Geiſt und Wiſſenſchaften war Guſtav unter den übrigen akademiſchen Jünglingen zum Begleiter eines jungen preußiſchen Grafen auf ſeinen Reiſen gewählt worden. Dem unbegüterten Guſtav war dieſer Ruf im höchſten Grad willkommen, da er ſchon längſt mit heißem Drang darnach geſchmachtet hatte, durch Sehen fremder Länder, und alles Schönen, was Natur und Kunſt darbieten, das Gebiet ſeines Wiſſens zu erweitern, und ihm, dem Elternloſen, Unvermögenden, auch nicht die fernſte Ausſicht dazu blieb. Mit Freuden nahm er jetzt den Antrag an. Der Graf, beinah in gleichem Alter mit dem für ihn beſtimmten Führer, ſchloß bald einen herzlichen Freundſchaftsbund mit ihm, und beide trennten ſich von den Küſten der Oſtſee voll froher Sehnſucht nach der Ferne, voll jugendlicher Hoffnungen auf ein mannichfaltiges, buntes Leben.

Sie ſahen das ſüdliche Deutſchland, die Schweiz, und einen Theil Italiens, und dachten jetzt heimkehrend noch die Kunſtſchätze einer bedeutenden deutſchen Stadt zu ſehen, die unter weſtphäliſcher Hoheit ſtand. Sie fanden dort manches Beachtenswerthe aus dem Gebiet der Kunſt; Guſtav aber erſt den rechten Schatz für ſein Herz und für ſein ganzes Leben. — Auf Empfehlungsbriefe, welche der Graf bei ſich hatte, wurden ſie in dem Hauſe eines angeſehenen Kaufmanns eingeführt, der eine treffliche Sammlung von Gemälden beſaß.

Mehr ſtolz auf den Beſitz einer ſo auserwählten Sammlung, als eigentlich von ihrem wahren Werth durchdrungen, fühlte ſich der Beſitzer ſtets geſchmeichelt, ſo oft Fremde, und vorzüglich Fremde von Rang, ſein Kabinet zu ſehn verlangten; er führte ſie dann immer ſelbſt herum; ſo auch dießmal. Der Graf vertiefte ſich ganz in das Anſchaun, — vorzüglich der Blätter aus der italieniſchen Schule; denn in ſein ſonſt ziemlich reines Intereſſe für die Kunſt miſchte ſich jetzt noch ein mildes uneigennütziges Gefühl:

er glaubte nämlich in hundert reizenden Geſtalten wiederholt, immer die Züge einer ſchönen toskaniſchen Fürſtin zu ſehen, die er dort hatte kennen lernen, und die auch ſpäterhin ſeine Gemahlin wurde. Guſtav dagegen war vielleicht zum erſten Mal in ſeinem Leben ganz und gar nicht aufmerkſam auf die Schönheit der Gemälde; ihm ſchien in dieſem Augenblicke die Wirklichkeit das Ideal unendlich weit zu übertreffen. Die Tochter des Hausherrn war nämlich bei der Betrachtung der Gemäldeſammlung gegenwärtig, an welcher ſie mit außerordentlicher Liebe zu hängen ſchien. Ihr ganzes holdes Antlitz war beſeelt, ſo wie ſie die glänzenden Augen von einem der ſinnig betrachteten Stücke zum andern hinüber gleiten ließ. Sie machte ſelbſt die Fremden hier und da auf Schönheiten in den Gemälden aufmerkſam, in den ſie von früher Kindheit an einheimiſch war, ſo wie ſie ſelbſt gut zeichnete.

Zum Unglück hatte Guſtav früher auf ſie, als auf die Kunſtſchätze geſehen, und nun war ſeine Aufmerkſamkeit unwiederbringlich verloren. Immer, auch von den ſchönſten Nymphen, Göttinnen, oder Heiligen, ſtreifte ſein Blick unwillkührlich nach der holden Begleiterin zur Seite. Malwina dagegen war zu aufrichtig in das Anſchaun der Kunſtwerke vertieft, als daß ſie mehr auf die Mitbeſchauenden, als auf dieſe, geachtet hätte; doch als ihr Vater drauf die Fremden zum Abendeſſen einlud, als man den Thee nun unter den freundlichen Akazien des Gartens einnahm, da konnte ſie es unmöglich ſo ganz vermeiden, daß ihre Augen auch zuweilen auf die vortheilhafte Geſtalt ihres Bewunderers fielen, und ſeinen, obwohl ehrfurchtsvollen, doch ſehr zärtlich ſprechenden Blicken begegneten. Zuweilen mußte ſie ſogar erröthen, wenn ſich ein ſolches Begegnen der Blicke traf, und aus der Art, womit ſie ſeine ſtumme Huldigung aufnahm, hatte Guſtav wohl Urſach, einige nicht ungegründete Hoffnungen zu faſſen.

Der Vater unterhielt ſich angelegentlich mit dem Grafen; theils weil er der Vornehmere war, theils weil er ſeine Gunſt im höchſten Grad erworben hatte; denn außer jenen vielen, einzelnen Zügen, die eigentlich bloß in der Nationalähnlichkeit beſtanden, fand auch die Einbildungskraft des Liebegeblendeten Grafen, in einer Galatea eine ſo auffallende und außerordentliche Aehnlichkeit mit ſeiner Herzensdame, daß er nun dieſe Sammlung über alle Gallerieen von Medicis, von Borgheſe, und wie ſie alle heißen mochten, hinausſtellte. Der geſchmeichelte Beſitzer erhob ihn dafür, wie billig, über alle Kunſtkenner von Europa; und während ſich Beide in ſo erfreulichen Bemerkungen ergoſſen, hatten auch Guſtav und Malwina ihrerſeits Zeit, in einem angeſponnenen Geſpräche nicht minder ſchmeichelhafte über einander zu machen; ob ſie gleich nicht wagten, ſie ſo verbindlich zu eröffnen. Guſtav empfand nämlich beſtimmt, daß nun in allen den durchreiſten Ländern kein Mädchen Eindruck auf ihn gemacht habe, als dieß, und auch Malwina konnte ſich des Gedankens nicht erwehren, daß Guſtav der geiſtvollſte, liebenswürdigſte von allen Männern ſei, welche ſie je geſehen.

Der Vater war indeß weit mehr mit dem Wohlgefallen zufrieden, welches der eine Fremde ſeiner Gemäldeſammlung bezeigt hatte, als mit dem, daß der Andre ſeiner Tochter bewies. Mit ziemlich finſtrer Stirn war er es am Ende gewahr worden, als er mit dem Grafen, welchem er ſein Gewächshaus gezeigt hatte, wieder mit den Beiden zuſammen traf, die unterdeß nach dem Platanenwäldchen gewandelt waren. Zu vielen ſinnreichen und empfindſamen Geſprächen hatte dieſe einſame Wanderung Stoff gegeben. Malwina war ſeitdem wie in einen ſchönen Traum verſunken, und gab ſich alle Mühe, ihre Zerſtreuung zu verbergen, die aber doch dem Vater nicht entging.

Am andern Nachmittage, wo er die Fremden wieder eingeladen hatte, und der Graf früher kam, als Guſtav, der noch vorher einige Geſchäfte abzuthun hatte, lenkte ſein unruhiger Mißmuth bald das Geſpräch auf den Abweſenden. „Und wer iſt denn eigentlich dieſer Herr?“ fragte er, mit einem unmuthigen Seitenblicke auf Malwinen.

— „Er iſt,“ verſetzte der Graf unbefangen, „ein edler Pommeraner, bieder und gut, wie ſeine Landsleute größtentheils.“

„Ein edler,“ wiederholte der Vater mit Betonung, „er iſt alſo von Herkunft ——?“

„Von Herkunft iſt er, glaube ich,“ erwiederte der Graf, eben ſo arglos, als vorher, „der Sohn eines Schullehrers aus einem Dorfe an der Oſtſee, erzogen dann, nach deſſen frühen Tode, von einem Anverwandten in Stralſund.“

„Stralſund, die Stadt der Strahlen!“ wiederholte Malwina leiſe und wohlgefällig vor ſich hin, ohne nur im Geringſten zu bemerken, wie ſich das Antlitz ihres Vaters bei dieſer etymologiſchen Erläuterung aufs Furchtbarſte verfinſtert hatte. Was nun der Graf auch Alles von Guſtavs guten Eigenſchaften, ſeinen ausgezeichneten Wiſſenſchaften, ſeinen Tugenden ſagen mochte, Alles konnte nichts helfen, die jetzt von ihm gefaßte Meinung zu erhöhen.

Indeß, wenn Stolz und Vorurtheile bei dem nach Reichthum Strebenden ſtark und gewaltig ſind, ſo iſt die Liebe auch nicht unmächtig; beſonders wenn ſie ſich durch Blicke, und ſelbſt hin und wieder durch Worte, bereits die Bahn gebrochen hat. Sie nahm alſo hier ihren förmlichen

Gang, den der Graf, als ein treuer Freund, aufs Möglichſte begünſtigte. Die Liebenden wußten Mittel zu finden, einander doch auf Augenblicke, auf Viertelſtunden wohl, allein zu ſprechen; und Malwina entdeckte den heimlich Erwählten, wie ſie ihr Vater ſchon einem Andern beſtimmt, und ſelbſt vorläufig verſprochen habe; daß aber zum Glück der ihr zugedachte Bräutigam jetzt auf mehrere Wochen verreiſt ſei.

Dieſer Glückliche war ein reicher Finanzbeamter der fremden Regierung, einer von denen, wie ſie unter dem Namen der Douaniers ihr eignes Vermögen auf Koſten der eroberten Länder vermehrten. Malwinens Vater hoffte große Vortheile von dieſer Verbindung, und meinte ſelbſt das Glück der auf ſeine Weiſe ſehr warm geliebten Tochter dadurch aufs feſteſte zu gründen. Wie hätte ein Bewerber, wie Guſtav, ihn in dieſem entworfnen Plane irre machen ſollen? Alle die Strahlen, welche die Stadt Stralſund, und nach Malwinens Meinung, auch das jugendliche Geſicht ihres Lieblings umgeben ſollten, konnten bei ihm den Glanz nicht aufwiegen, den ſein erwählter Schwiegerſohn durch Reichthum und Verſchwendung um ſich zu verbreiten wußte.

Der Graf, der ſeinen Aufenthalt in dieſer Stadt aus Freundſchaft ſehr verlängert hatte, mußte jetzt endlich an die Abreiſe denken; ſeine Angelegenheiten riefen ihn zu einem hochgeachteten fürſtlichen Verwandten, der in der Entfernung einiger zwanzig Meilen eine anſehnliche Herrſchaft beſaß. Auch für Guſtav, ſeinen Freund, hoffte er dort eine vortheilhafte Anſtellung zu bewirken, und dieſe war das Hoffnungsziel der beiden Liebenden. Früher wollten ſie dem abgeneigten Vater nichts von ihren Wünſchen entdecken, mit Recht eine abſchlägige Antwort, und, was das Schlimmſte war, die Beſchleunigung jener verhaßten Heirath fürchtend. Dann aber, wenn erſt Guſtav eine, ſeinen Verdienſten angemeſſene, Verſorgung erhalten haben würde, wollte der Graf mit allem ſeinen Anſehn als Fürſprecher auftreten, und ſo hofften Alle den glücklichſten Erfolg.

Bis dahin wollte Malwina die Aeußerungen ihres Gefühls mit Gewalt bezwingen, um nur jene gefürchtete Verbindung hinauszuhalten; aber

Trennung war unter dieſen Umſtänden heilſam, war auch von dieſer Seite nothwendig; nur hart, ſehr hart fiel ſie den treuen Herzen, da auch nicht das geringſte Band für ihre Sehnſucht blieb, nicht einmal der gewöhnliche Troſt getrennter Liebenden, die Wonne, ſich zu ſchreiben, weil der einmal argwöhniſch gemachte Vater die ſtrengſten Maßregeln genommen hatte, daß kein Blättchen ohne ſein Wiſſen zu ihr gelangen konnte.

Allein die Liebe macht erfinderiſch. Malwina hatte, wohlwollend, wie ſie gegen alle Weſen war, vor ihrem Fenſter oft die nahrungſuchenden Tauben der Nachbarſchaft gefüttert, die ſich im bunten emſigen Gewühl um die holdſelige Wohlthäterin drängten. Von ihnen wählte Guſtav eine aus, um die Vermittlerin ihrer Liebe zu werden; mit unſäglicher Mühe lehrte er ſie, erſt von nur kleiner, dann von immer größerer Entfernung zu ihrer Gebieterin zurück zu kehren, die ihrer mit dem ſüßen Malz und Honig wartete; dieſelbe Koſt harrte dann ihrer auch aus Guſtavs Händen; und ſo zärtlich gepflegt von den zärtlichen Liebenden, flog die dankbare Botin hin und wieder, und brachte die Kunde der Liebe. Mit zierlich kleiner Schrift erfüllte, ſeine Blättchen, wurden jedesmal durch ein ſeidnes Band dem ſanften Hälschen angeknüpft, ſo fein, daß man ſie kaum bemerkte, und ſo fiel kein Gedanke auf die geflügelte Vertraute. Malwina's Fenſter ging nach dem Garten; kein Auge ward es da gewahr, wenn ihr Täubchen über die Bäume ſchwebte, und ſich auf ihrem Blumenbrete, zwiſchen den blühenden Hortenſien, Roſen und Orangen niederließ, welche die glückliche Empfängerin verbargen.

Was Anfangs nur Inſtinkt geweſen war, verwandelte ſelbſt bei dem kleinen Thiere ſich bald in treue, freiwillige Anhänglichkeit; auch ohne jene ſtarkreizende Nahrung zu erhalten, ſchien ſie gern den bekannten Wohlthätern zuzueilen, und Guſtav und Malwina führten durch ſie geraume Zeit ein ganz zufriednes Leben, ſich wechſelſeitige treuliche Kunde gebend von jedem, auch dem kleinſten Ereigniß, das ſich ſeit ihrer Trennung zutrug, und durch erneuerte Verſicherungen ihrer Treue die langweiligen Stunden täuſchend.

Malwina's Freier kam indeß zurück, und

erneuerte ſeine Anträge eifriger, als vorher; er hatte eine neue glänzende Equipage mitgebracht, die er, wie er ſagte, einzig und allein ſeiner ſchönen Gebieterin angeſchafft habe.

Allein bei dieſer gingen alle ſeine Künſte ganz verloren, ihr natürliches, richtiges Gefühl, das bei dem ſchwächeren Geſchlecht die Stelle ſcharfer Urtheilskraft erſetzt, hatte ihr vom Anfange ſeine Werthloſigkeit verrathen; und ſo erregten ihr die koſtbaren Geſchenke, die er ihr mit erfinderiſcher Feinheit bot, nur Widerwillen und Verachtung, da ſie errieth, aus welcher Quelle dieſe Schätze geſchöpft waren. Wenn er in ſeinem prächtigen Wagen vorüberraſſelte, und mit Bedeutung zu ihren Fenſtern heraufgrüßte, ſo konnte ſie der Eleganz des Wagens zwar ihren Beifall nicht verſagen, mußte auch ihrem Vater eingeſtehen, daß die herrlichen Apfelſchimmel, die ihre Köpfchen zu ihr aufwarfen, und die lockigten ſeidnen Mähnen ſchüttelten, die ſchönſten Thiere von der Welt ſeien; da ihr Beſitzer aber in eben dem Grade ſchlecht war, als ſie vortrefflich, ſo blieb ihr Herz doch ungerührt dabei; nur die Angſt fing allmählich an, ſich ſtatt der Liebe darin einzuſchleichen, da Guſtavs Hoffnungen zu einer guten Anſtellung bis jetzt noch immer fehlgeſchlagen waren. Sie wußte jetzt beinahe keinen Vorwand mehr, dem Dringen ihres Bewerbers und ihres unbeweglichen Vaters auszuweichen; zum Glück beſaß der ungeliebte Liebhaber einen ſo hohen Grad von Selbſtzufriedenheit, daß es ihm gar nicht einfiel, einen beglücktern Nebenbuhler zu fürchten, und ihr Vater ließ ſich nicht träumen, daß die ſo ſorgfältig bewachte Liebe zu ihrem Briefwechſel Flügel finden könne.

Während er nun zuweilen anſtatt der eigenſinnigen Malwina, die immer Kopfſchmerz, oder große Wäſche, oder ſonſt etwas vorzuſchützen hatte, die Einladung des künftigen Schwiegerſohns zu einer Spazierfahrt annahm, und nun die herrlichen Apfelſchimmel über das Pflaſter ſchmetterten, ſaß Malwina hinter den blühenden Hortenſien ihres Fenſters, ſchrieb Briefchen für die kleine Flügelbotin, und ſagte oft wehmüthig ſinnend zu ſich ſelbſt: Armer Guſtav! du kannſt mir keine Schätze bieten! Statt jener ſchönen, edeln Roſſe iſt nur die arme, kleine Taube dein Eigenthum! doch, o wie ſtolz bin ich auf deine Armuth, in Vergleich mit dem Reichthum jenes Elenden!

Indeſſen war der Krieg gegen die Fremden ausgebrochen, und für Malwina brach die ſchwerſte Zeit herein; denn nun drang ihr verhaßter Freier mit Ungeduld auf Vollziehung des Bundes, zu welchem ihm der Vater unzweifelhafte Hoffnung gemacht hatte, fürchtend, daß auch er bald auf ſchleunigen Rückzug werde denken müſſen.

Jetzt traf ein Brief von Guſtav mit der fliegenden Poſt ein, worin er der Geliebten meldete, daß er eben die Zuſicherung eines ſehr vortheilhaften und ehrenvollen Amts erhalten habe; daß aber Trieb und Ueberzeugung ihn auffordere, vorher die Waffen zu führen. „Deine Hand, du Geliebte,“ ſchrieb er ihr in ſeiner fröhlichen Begeiſterung, „ſoll dann der Lohn rühmlicher Thaten für mich ſeyn!“

Entzückt hatte Malwina die erſten Zeilen geleſen, die ihr das lang erſehnte Ziel aller ihrer Wünſche, eine ſichere und ehrenvolle Stelle für den Erwählten ihrer Seele, ankündigten, als ſeine letzten, begeiſterten Worte, der Entſchluß, den er kühn gefaßt, und auch bereits ausgeführt hatte, ſie aufs neue in eine hoffnungsloſe Ferne warf. So wird ein Schiff, das ſchon den Hafen grüßte, plötzlich durch einen Windſtoß wieder hinaus geſchleudert ins weite, ſturmbewegte Meer.

Und dennoch konnte ſie ſeinen Entſchluß nicht tadeln, ſo unbekannt ſie ſelbſt auch mit der Staatskunſt war. Ein Etwas in ihrem Innern ließ ihr den ſchönen Zug im männlichen Gemüth empfinden, das etwas Höheres kennt, als ſeine Liebe und ſein Glück. Sie mußte ſelbſt wehmüthig dabei lächeln, wie er Alles, was ſie oft für ihre Zukunft beſprochen hatten, bei dem Rufe zu That und Ruhm und zu Gefahren mit einem Mal ſo ganz und gar vergeſſen, wie er ſelbſt ihren Schutz dabei vergeſſen konnte, und ſie nur als Siegspreis in luftige Höhen vor ſich aufſtellte. Sie mußte lächeln, aber Thränen entſtürzten zugleich ihren holden Augen; denn alle Schrecken ihrer jetzigen Lage ſtellten ſich ihr dar: Entfernung, vielleicht bald Tod des Geliebten, waren jetzt ſtatt Brautaltar und Hochzeit in ihr Leben getreten, und was vermochte ſie dem Dringen, ja ſelbſt den Bitten eines geliebten Vaters entgegen zu ſetzen, deſſen Wünſche ihr ſonſt das ſüßeſte Gebot geweſen waren?

Und näher der Stadt drangen jetzt die ſiegenden Schaaren; Malwina's unglücklicher Freier bereitete ſich zur übereilten Flucht. Allein der Vater war zu ſehr rechtlicher Mann, um ſich im Unglück von dem abzuwenden, den er im Glück begünſtigt hatte; im Gegentheil ſetzte er eine Art von Ehre darein, jetzt gerade ſein Wort zu halten, und ſelbſt Malwina ging in dieſe Geſinnung ein, und würde, hätte es etwas Geringeres gegolten, als ihr Herz, ohnfehlbar ihres Vaters Wunſch erfüllt haben.

Beſtürmt von tauſendfachen Gefühlen, in namenloſer Angſt, eilte ſie in die vertraute Kammer, und ſank nicht fern dem Blumenfenſter, wo die Hortenſien noch immer freundlich ſchimmerten, auf ihre Kniee, die Hände flehend zum Gebet erhoben. Da rauſchte es mit einem Mal, wie Flügelſchlag; und — nieder flatterte die liebe Taube, noch einmal Botſchaft bringend von dem

Freunde. Doch blutend und erſchöpft flatterte ſie auf den Boden zu den Füßen des Mädchens nieder, und ließ Malwina das Blatt von ihrem weichen Hälschen löſen. Die Liebende that es mit zitternder Hand und mit hochklopfendem Herzen; ſie las, und der Ausdruck der zärtlichſten Liebe wehte ihr aus den flüchtigen Zeilen entgegen. Die Sorge um ſeine verlaßne Geliebte war nicht ſo ganz aus Guſtavs Bruſt verdrängt, als ſie Anfangs gefürchtet hatte; nur für den erſten Augenblick war ſie der Begeiſterung des Muths gewichen. „Sei ſtandhaft,“ ſchrieb er, „mein geliebtes Mädchen, nur wenig Stunden noch! Unſer Zug geht nach Eurer Stadt. Ich habe mich in einigen ſiegreichen Treffen ausgezeichnet, und werde ehrenvoll vor deinen Vater treten. Sei ruhig, und überlaß die Sorge für dein Wohl dem Himmel und der treuen Liebe.“

Ein neuer Lebenshauch war mit dieſen Worten in Malwina's Gemüth gekommen; ihre fürchterliche Angſt geſtillt. Erſt jetzt vermochte ſie, die arme kleine Botin zu beachten, die vor ihr zuckend auf dem Boden lag; ein Schuß war nach ihr gerichtet geweſen, und hatte ihren Flügel und ihre Bruſt geſtreift; vielleicht war das Geheimniß der Liebe verrathen worden, und ein Diener des eiferſüchtigen Liebhabers hatte, die Botin tödtend, die Botſchaft erbeuten wollen. Allein mit wunderbarer Treue hatte das arme Thier noch ſeine letzten Kräfte angeſtrengt, um vollends nach dem Fenſter der Herrin zu flattern, und ihr das Blatt zu überbringen.

Erſchrocken ſah das Mädchen ihren Zuſtand, und nahm ſie ſchonend und unter zärtlichen Liebkoſungen auf ihre Hand, indeß ihr Thränen in die Augen drangen. „Wie?“ ſagte ſie, „dieß ſollte der Lohn deiner Dienſte ſeyn? du, die mir einzig Retterin geworden iſt!“

Und ſorgfältig ſtrich ſie heilenden Balſam auf die zarten Glieder, und flößte ihr ſtärkende Nahrung ein, bis das freundliche Thier ſich, wieder auflebend, ſchauerte, das Köpfchen hob, und ſeine Pflegerin mit hellen Augen anſah, die nun erſt wagte, ſich ihrer Freude ungetrübt zu überlaſſen. Schmerz und Angſt dürfen vielleicht ſelbſtſüchtig kurze Zeit ihr Mitgeſchöpf vergeſſen, aber das Glück darf es nicht.

Feſt blieb Malwina nun in ihrer Weigerung gegen den Ungeliebten, der ſich auch ohne dieſes Kleinod, nur mit ſeinen beſten Habſeligkeiten, auf die eiligſte Flucht begab. Guſtav hatte in ſeinem Briefe nur einen warnenden Wink für den Vater hinzugefügt, ja vorſichtig zu ſeyn in ſeinen Verbindungen.

Und nur zu bald ward die Vorherſagung erfüllt; angeſprengt kam die fremde Reiterei, betrug ſich indeß mild und freundlich, da ſie von den Einwohnern mit Frohlocken empfangen ward. Nur wenige erfuhren eine Ausnahme; der gemeine Haufe des Volks, in ungezähmtem Haſſe gegen die Fremdlinge, bezeichnete die Häuſer derjenigen, die er des Verkehrs mit jenen in Verdacht hatte, und gegen dieſe richtete ſich nun alle Wuth. Malwina's Vater, und ſein ſchönes, ſtattliches Haus waren die vorzüglichſten der bezeichneten Gegenſtände; tobend brach eine Schaar herein, erfüllte bald die glänzenden Zimmer, riß Schränke und Kiſten auf, ohne auf Bitten und Erbietungen zu achten, welche der todtenbleiche Hausherr und ſeine Leute an ſie richtete, und war ſchon im Begriff zu zerſtören, was nicht zu plündern war, als plötzlich neuer Trommelſchlag durch die Straßen wirbelte!

Das Hauptheer zog in die Stadt, aus mildern Schaaren beſtehend, und ein mildres Recht einführend. Nur wenig Augenblicke noch — und herein trat ein Officier, mit Orden und allen Zeichen eines bedeutenden Ranges geſchmückt. Er rief mit gebietender Stimme den Plündrern zu, inne zu halten; und augenblicklich ſtanden Alle, von ſeinem Anſehn feſt gebannt; denn er war Adjudant eines der erſten Generale. — Gehorſam ließen die Zerſtörer das ſchon geraubte Gut zurück, und befriedigten ſich mit einer reichlichen Bewirthung, die auf Befehl des wieder auflebenden Hausherrn ſogleich aufgetragen wurde.

Erſt jetzt wagte er ſeinen Retter genauer ins Auge zu faſſen, — und wen ſah er! — daß es der ehemals ſo gering geſchätzte Guſtav war, der jetzt in allem kriegeriſchen Schmucke vor ihm ſtand, dieß hat wohl die mit ſolchen Scenen bekannte Phantaſie längſt errathen. — Der arme Guſtav war es, dem er jetzt die Erhaltung beinahe ſeiner ganzen Habe dankte! — Gerührt ſchloß er ihn in die Arme. —

Malwina, welche ſich vorher in das tiefſte Verſteck geborgen hatte, lauſchte jetzt auch wieder hervor; ſie ſelbſt ſchüchtern, wie ihr Täubchen, das ſie in der Eil doch treulich mit ſich genommen hatte. Ihr Entzücken, als ſie den nun erkannte, der ihres Vaters Gut, vielleicht ſein Leben ſelbſt, gerettet hatte, übertraf jede Darſtellung. — Beide geſtanden nun dem Vater ihre ſo lang verkannte und verfolgte Liebe, und überwältigt von den heiligſten Gefühlen, gab er ſeinen Segen zu der Verbindung, welche zwei der beſten Menſchen auch zu den ſeligſten auf Erden machte. Erſt nach dem nahen Friedensſchluß ward ſie vollzogen, und die Liebe vergalt dann tauſendfach alle Leiden, die ſie vorher verurſacht hatte. Der Vater hatte noch die Freude, daß Guſtavs Anſtellung ihn in die Nähe ſeiner Wohnſtadt führte, und daß er ſich am Glück der theuren Kinder weiden konnte.

Allein die treue Taube blieb für immer die freundliche Geſellſchaft beider Liebenden, und beide wetteiferten, ſie auf das Zärtlichſte und Dankbarſte zu pflegen. Ihr linker Flügel blieb zu weitem Flug gehemmt, doch wurde ihr die Nähe ſo ſorgfältig und liebevoll durch immer friſches Grün und Blumen verſchönert, daß ſie die Ferne nicht ſo ſehr vermiſſen durfte. Wenn Guſtav und Malwina in ihrem anmuthigen Garten wandelten, ſo war die freundliche Vertraute mit ihnen; wenn Malwina aus dem Klavier bezaubernde Harmonieen rief, ſo lauſchte ſie mit Guſtav auf die Töne. „Du liebes Täubchen!“ ſagte Malwina oft gerührt, „ohne dich wäre wohl all mein jetziges Himmelsglück nicht mein! Ohnfehlbar hätte meine Schwäche dem ſtürmiſchen Andringen doch endlich nachgegeben, hätteſt du mir nicht im entſcheidenden Augenblicke die Kunde der nahen Rettung gebracht! Und du ſelbſt haſt ſie ſo theuer bezahlt! Dein ſchneller Flügel trägt dich nicht mehr über Wald und Fluren, du armes, liebes, kleines Thier!“

Sie ſang dann wohl zu dem Klavier einige Strophen aus dem Liede eines gefühlvollen Dichters, der einen ähnlichen Gegenſtand beklagte:

Schönes Täubchen, das dem Regenbogen,
Mit des Halſes Farben ſchillernd, glich;
Das des Luftmeers azurblaue Wogen,
Gleich dem Weſt mit leichtem Flug durchſtrich:

Nicht mehr ſchwebſt du über Thal und Hügel,
Liebesbotin, jetzt in raſcher Eil;
Ach, noch ſchneller, als dein Windesflügel,
War des Feindes mörderiſcher Pfeil!

Und Guſtav ſtreichelte dann mitleidig das ſeidne glänzende Gefieder, und ſang beruhigend zur Antwort auf das Trauerlied:

Iſt gehemmt nun auch dein Windesflügel,
Nicht mehr darfſt du Botſchaft hin und her
Raſtlos tragen über Thal und Hügel;
Treue Liebe ſchmachtet, harrt nicht mehr.

Ruh nun aus auf unſern Mirthenzweigen,
Die ſo ſchön durch dich geſchützt erblüh'n.
Magſt du, wenn ſich Lieb' und Leben neigen,
Einſt mit uns zum ew'gen Frühling zieh'n!

VII.

Maler-Sonette.

Von

F. Kind.

(Erſtes Dutzend.)

Um Mißdeutungen zuvorzukommen, muß hier bemerkt werden, daß bei dieſen flüchtigen Spielen keine wirkliche Ausſtellung, auch, bis auf eine einzige Ausnahme, keine einzelnen Gemälde, ſondern blos Gattungen, dem Dichter vorſchwebten.

K.

Blumenſtraus.

Die Erde hat des Buſens Gurt erſchloſſen.
Ein liebend Weib in grünendem Gewande;
Aus ihrer Arme weitgeſchlungnem Bande
Seh' ich, wie Garben, Blumenbüſchel ſproſſen.

Auch über mich iſt neue Glut ergoſſen —
Aurikeln winken mit beſtäubtem Rande,
Der Lilie Schnee bei dunkler Mohnen Brande,
Und Roſen, drauf der Thau noch nicht zerfloſſen.

Schneebälle nicken, bläuliger Holunder;
Dort winkt mir ernſt der Leidensblume Wunder,
Hier ſeh' ich feur'ge Kaiſerkronen ragen —

O! euern Schmelz der Tafel einzuhauchen,
Möcht' ich, wie Bienen, mich in Kelche tauchen,
Den Blütenſtaub auf Flügeln mit mir tragen!

Still-Leben.

Nicht das Hohe nur erweckt Vergnügen,
Und die Kunſt bedarf nicht großes Maß —
Drum geſchwind, zu Caravin' und Glas
Soll'n ſich aufgebrochne Auſtern fügen.

Auch das Meſſer ſeht ihr blinkend liegen,
Dran ich ſelbſt den Roſtfleck nicht vergaß;
Der Citronſtern wird — das iſt mir Spaß! —
Bis zum Wäſſern jeden Gaum betrügen.

Da iſt Raum noch; muß mich wohl bequemen,
Was zerbrockt Konfekt dazu zu nehmen,
Ob's fürwahr nicht ſonderlich hier paßt,

Ein paar Mandeln, dran die Schaal' zerſprungen —
Dank den Göttern! Alles iſt gelungen,
Daß man mit den Händen darnach faßt!

Portrait.

Ich brenne jüſt nicht raſend auf mein Treiben —
Begeiſt'rung ſtrömt nur karg aus — leerer Kaſſe;
Doch ſchuf mich Gott, wie Euch, von weicher Maſſe;
Man will ſich auch bekindern und beweiben.

Gelingt mir's nur, recht mit Fraktur zu ſchreiben,
Mal' ich den Herrn mit Brief und Dintenfaſſe,
Die Alte jung, und roſenfarb die Blaſſe.
Werd' ich nicht groß, ich werde ſatt doch bleiben.

Doch weg mit Läſterung und bitterm Spotte —
Malt' ich nicht Euch auch, Vater! meine Lotte! —
Manch Himmelsmädchen — Helden, Weiſe, Dichter!

Ei nun, das nenn' ich auch nicht eigentlich Geſichter —
So was heißt Antlitz — her mit der Palette,
Daß ich dieß Antlitz für die Nachwelt rette!

Endymion.

Still vom reinen Aether ſchwebt ſie nieder,
Naht dem Liebling nur auf leiſen Sohlen;
Ein Gewand, gleich nächtlichen Violen,
Sterngeſäumt, umwallt die ſchönen Glieder.

Schloß dir Schlaf ſo feſt die Augenlieder?
Scheucht des Liljenbuſens Athemholen,
Nicht den Duft des Mohnkelchs, der verſtohlen
Dich umſtrickte? — auf! und küſſe wieder!

Zweifeln muß ich, daß in Flur und Haine
Je dein Blick das leichte Wild erſpähe,
Daß dein Spieß des Ebers Flucht erlange;

O die Glut ſo ſehnſuchtwarmer Wange,
Dieſes Buſens liebevolle Nähe
Hauchte Leben ſelbſt in Felſenſteine!

Schenkſtube.

Wie lernt man malen? und warum?
Man muß das Menſchenthier belauern —
Am liebſten halt' ich mich zu Bauern;
Die nehmen nicht ſo leicht was krumm,

Dort zechen ſie am Tiſch herum;
Ich ſeh' die Magd am Kohltopf kauern;
Die Spieler karten, ſtarr, wie Mauern;
Dort klingt des Dudelſacks Geſumm.

O ſchaut des Alten barſch Geſicht,
Weil Märten mit dem Wenzel ſticht;
Das muß ich zu Papiere bringen!

Doch was zuerſt? und was zuletzt?
Wie prächtig man im Tanz dort hetzt —
Juchhe! das Trommelfell will ſpringen!

Alterthümelnde Schule.

Der ächte Phönix iſt aufs neu geboren,
Die heil'ge Einfalt wiederum gefunden;
Vom Flittertand der Welt ſind wir entbunden,
Zum Paradies der Frommen auserkohren.

Die Guido Reni's ha'n das Heil verloren —
Auf morſchen Tafeln mußten wir's erkunden,
Und unſer iſt's, wenn wir auf Golde grunden —
Beſonders gut läßt das zum Schwarz der Mohren.

Weg, Haltung, Harmonie und Perſpektive!
Geſichter malt, recht lange, bärt'ge, ſchiefe,
Und drum im Ring des Heil'genſcheines Scheibe;

Recht ſteife Falten, aufgeleimt dem Leibe;
Steh'n unſre Heil'gen auch wie arme Sünder,
Was thut's? wir ſind der alten Meiſter Kinder!

Viehſtück.

Nichts gilt mir mehr, als wenn die Halmen rauſchen,
Des Leitſtiers Glocke tief im Riedgras ſchellt!
Was giebt es auch wohl Schön'res auf der Welt,
Als feiſter Heerden Sitte zu belauſchen?

Mit keiner Oper möcht' ich es vertauſchen,
Wenn reibend ſich die Kuh zum Baume ſtellt,
Den Bach durchwatet; wenn, von Milch geſchwellt,
Sie heimkehrt; wenn vom Klee die Backen bauſchen.

Und wie ſo nett die bunten Kälblein ſpielen,
Mit kurzem Horn die muntern Böcklein zielen,
Wie dort am Strauch das kecke Zicklein frißt!

Die Kuh ſei roth, ſei weiß, ſei ſchwarz, ſei Schecke,
Ich bin entzückt, glänzt ſie nur wie die Schnecke,
Selbſt, wenn geſpreizt ſie — den Reſpekt vergißt!

Brand.

Auf, in Brand ein Haus zu ſtecken!
Schwarz ſei Alles, gelb und roth!
Eine tücht'ge Feuersnoth,
Die nur kann mir Luſt erwecken!

Wie am Dach die Flammen lecken!
Wie der Giebel Einſturz droht!
Wie das qualmt und funkt und loht!
Glut und Rauch an allen Ecken!

Weg mit Eimer, Spritz' und Faß,
Haut die Pferde von den Schleifen, —
Laßt die Glut den Thurm ergreifen!

Großer Gott im Himmel laß
Mich den jüngſten Tag erleben —
Ha! dann wird's ein Feuer geben!

Schlafende Venus.

Auf weiche Polſter ruht ſie hingegoſſen,
Wie ſie entſtieg der Wellen Silberſchaum',
Und, weich verſenkt in ſeel'ger Liebe Traum,
Iſt ihrer Augen Wonneſtrahl geſchloſſen.

Von der gelöſten Locken Wog' umfloſſen,
Schwillt ſüß der reizerfüllten Glieder Flaum;
So zart färbt Eos weiße Roſen kaum,
Als Knospen hier auf Marmorhügeln ſproſſen.

O, all' ihr Blüten, ſpendet eure Düfte,
Doch wagt nicht, ihr zu nahen, laue Lüfte,
Der nur das goldne Haar noch Schleier leiht;

Ihr Weſte flieht und wagt es nicht zu flüſtern,
O eile, Nacht, ſie ſchattend zu umdüſtern,
Daß Faunenblick nicht Götterreiz entweiht!

Wilde Landſchaft.

Wenn Boreas orgelt, die Wolke ſich ballt,
Vom Brechen der Föhren das Echo erſchallt,
Und nieder zum ſchwarzen, zum gähnenden Spalt
Der Wogenſturz brauſet mit Rieſengewalt —

Oder wenn in nächtlichſtiller Stunde
Alles ſchweigt im ſchnee'gen Tannengrunde,
Nur die Flut, entſtrömt dem Felſenmunde,
Schollen bricht im Fall zum finſtern Schlunde —

Dann find' ich zum Himmel, zur Hölle die Spur,
Dann leben nur zwei noch, nur ich und Natur;
Das andre taugt zur Staffirung nur. —

O halt' aus, du ſeelerregend Beben!
Gern will ich, gleich ihm mich zu erheben,
Mit Salvator unter Räubern leben!

Fruchtkorb.

Dir weih' ich mich, Autumnus und Pomone!
Laßt eure Fülle auf der Tafel prangen,
Den goldnen Ananas, mit ſchilfner Krone,
Von weiß behauchter Pflaumen Sammt umfangen.

Dann, zart umſtrickt, die ſaft'ge Goldmelone,
Von dunkler Trauben ſüßer Laſt umhangen,
Und, daß bei Reichthum auch das Schöne wohne,
Den Pfirſich mit verſchämten Mädchenwangen.

Der Feige Grün mit violetten Streifen,
Und Quitt' und Miſpel, ſoll daneben reifen,
Des Apfels Roth, geſprengt mit Phöbus Strahle —

Ihr Bienen, naht! o ſeht nur, wie die hellen
Eirunden Beeren meiner Trauben ſchwellen!
Komm, Amor, preſſe ſie in Pſyche's Schaale!

Madonnenbildchen.

Roſig iſt ſie aufgegangen,
Schaut in Liebesträumen nieder
Auf den Schnee im roſ'gen Mieder,
Den der Liebling zart umfangen.

Süßes Leben! lieblich Prangen!
Lauſcht ſie nur auf Hirtenlieder,
Seel'ger Engel, ihrer Brüder,
Fern dem irdiſchen Verlangen,

Oder — ja im Erdgefilde
Stahlſt du Glut zu dieſem Bilde,
Maler, ſelbſt von Glut getrieben!

Eines bitt' ich, nicht zu Mönchen,
Gieb zu Nonnen dein Madönnchen;
Jene beten nicht, ſie lieben!

VIII.

Die Eiche am See.

Erzählung

von

Friederike Lohmann.

Der Amtsrath ſtand mit Herrn Weimann an einem Fenſter, während Cecilie im andern vor ihrem Nähtiſch ſaß, und heiße Thränen auf die ergriffene Arbeit weinte. Jedes Wort der beiden Männer durchſchnitt ihr Herz, und der Blick in die herrliche Ausſicht, die man hier rings umher genoß — weit entfernt ſie, wie ſonſt zu ſtärken und zu erheben, mußte heute ihren Kummer nur mehren.

Die Eiche dort vor uns, hob jetzt der Amtsrath an, hindert die Ausſicht nach der Ruine, die werde ich wegſchlagen. Solche alte knorrige Bäume ſind mir zuwider, ich denke der dicke Stamm giebt gute Breter, die wohl zu brauchen ſind.

Finſter erwiederte Weimann, daß ihm die Eiche ein ehrwürdiger Reſt der Vorzeit geſchienen, und er es nie gewagt haben würde, die Axt an ihren Stamm zu legen.

Cecilie war aufgeſtanden, und trat nun auch hinzu. Mein Herr Amtsrath, ſagte ſie ſehr lebhaft, nein gewiß, das werden Sie nicht thun. Dieſes friſche Leben in hundert Zweigen und Aeſten zu vernichten, den alten Baum, der ſo vielen Geſchlechtern Schatten gab, mit einem Male von ſeinem Boden zu trennen, dazu müßte ein ſehr hartes Herz gehören. Der Menſch kann ja kein Hälmchen Gras hervorbringen, mich dünkt, er ſollte es aus Laune nie wagen, einen Baum umzuhauen.

Das habe ich ſchon manch liebes Mal gewagt, lachte der Amtsrath. Wo mir ein Baum im Wege ſteht, oder ſein Schatten mich hindert — krak — da liegt er. Die liebe Jugend ſieht alles ſo romantiſch an, aber mein ſchönes Kind, das giebt ſich, das giebt ſich alles. Vor dreißig Jahren, da ſah ich auch nur nach den wehenden Blättern, und pries die Blüthen, jetzt liegt mir das Holz näher und die Früchte. Von den Blättern und dem Blüthenduft kann man nicht leben, niemand giebt was dafür, es bringt kein Geld ein, und Geld iſt doch der Hauptpunkt im Leben. Das Eichenholz kann ich jetzt gut brauchen, und die Ausſicht gewinnt obendrein. Folglich muß der Baum weg.

Tief im Innerſten verletzt, ſuchte Cecilie ihren vorigen Platz wieder auf, und nach wenig Augenblicken verließen die Herren das Zimmer. Sie riß das Fenſter auf, und heftete die ſtrömenden Augen auf die Eiche. Starr blickte ſie die Zweige an, die die Wolken berührten, und dachte ſie ſchon hingeſtreckt am Boden, ſah ſchon die leere Stelle, erlebte den Sturz des Rieſen, der alles umher erſchüttern mußte. Ach ihr war, als wäre nun erſt ihres Glückes Wurzel bedroht, denn es war der Baum ihrer Liebe, der fallen ſollte. Unter ihm hätte ſie ſo oft als Kind mit Otto geſpielt, im Kahne geſchaukelt, ſelbſt bei Sturm und Regen, von den weit ragenden Aeſten geſchützt, ihren kleinen Freund geſehen; und hier wares, wo ſpäter der Schwur der Liebe ihre Herzen unauflöslich band. Wenn ſie nun den Schauplatz aller ihrer Freuden verlaſſen mußte, war es nicht ſchon bitter genug; mußte er auch unkenntlich gemacht, mußten auch die ſtummen Zeugen ihres Glücks mit ihr verdrängt werden?

Die ganze Fläche, die Cecilie aus ihrem Fenſter überſah, gehörte vor Alters dem adelichen Geſchlecht von Wolfsthal. Die Ruine, dem Weimannſchen Hauſe gegenüber, war das Stammſchloß geweſen; jetzt ſtand nur noch ein unbewohnbarer Flügel, und ein Thurm, an dem die Zeit vergeblich ihre Macht übte. Mit der Burg zerfiel auch der alte Wohlſtand des Hauſes, der Sohn war nie mehr, was der Vater geweſen, und ſo kam es, daß endlich Einer die Hälfte ſeiner Beſitzung verkaufen mußte, ein reicher Mann ſein Nachbar ward, das ſchöne feſte Haus baute, in welchem jetzt Weimann wohnte, und die meiſten Felder und Gebüſche umher ſein eigen nannte. Vor 16 Jahren, als Weimann das Gut erkaufte, lag die Burg ſchon lange unbewohnt, und Herr von Wolfsthal lebte mit einer alten Schweſter, und ſeinem Sohn Otto, in einem kleinen Häuschen am Fuße des Hügels, von dem ſeine Vorfahren das Land beherrſchten. Weimann macht gute Freundſchaft mit ihm. Ceciliens Mutter vertrug ſich auch mit dem alten Fräulein, und die Kinder ſchloſſen ihre Herzen ſo feſt aneinander, daß ſie endlich wohl fühlten, kein Schickſal möge ſie wieder trennen. Seitdem hatte ſich freilich manches verändert. Cecilie verlor ihre Mutter, da ſie noch ein Kind war, und der alte Wolfsthal war vor einem Jahre von einem Ritt in den Wald nur heimgekehrt, um ſich von ſeinem Sohne und Fräulein Brigitten die Augen ſchließen zu laſſen. Jetzt aber fiel der härteſte Schlag auf das Herz der armen Cecilie. Gehäufte Unfälle zerrütteten das väterliche Glück; Weimann kämpfte vergebens gegen ſein Schickſal; er verlor eine Summe nach der andern, und ſah ſich gezwungen, für ſein Gut einen Käufer zu ſuchen. Sobald dieſer herbe Entſchluß, als der letzte mögliche Ausweg gefaßt war, ging er früh am Morgen zu Wolfsthal hinüber, und begehrte ihn allein zu ſprechen. Verwundert entfernte ſich Brigitte, während Otto, geſpannt durch Weimanns finſtern Blick, ihn ängſtlich zur Erklärung aufforderte.

Herr von Wolfsthal, begann Weimann, mich führt ein ſchweres Geſchäft zu Ihnen, und nie ſeit den ſechzehn Jahren unſerer Bekanntſchaft habe ich Ihre Schwelle ſo unruhig betreten. Es ſcheint ein unglücklicher Stern waltet über dieſem ſchönen Fleckchen Erde. Ihre Vorfahren trennten ſich gewiß mit Schmerz von dem Theil, den ich bis heute beſaß; jetzt muß auch ich mich davon trennen, und es thut mir nicht minder weh. Ich muß mein Gut verkaufen, und billig frage ich zuerſt Sie: Wollen Sie es wieder mit Ihren Beſitzungen vereinigen? — Es würde mich freuen, es in Ihre Hände zurückgeben zu können; ja ich glaube, ich wollte dann recht ruhig ſcheiden, und mich mit dem erneuten Glück einer alten edlen Familie über mein eignes Mißgeſchick tröſten.

Es iſt unmöglich, Herr Weimann, antwortete Otto, mit ſo wenig Worten mehr bittre Empfindungen zu erregen, als Sie jetzt eben in mir hervorgerufen haben. Dieß iſt der erſte Augenblick, in welchem ich das Unglück, den Verfall meines Hauſes recht lebhaft fühle. Wenn Sie wirklich verkaufen müſſen, und ein Fremder dort drüben wohnt, dann werde ich erſt trauern, nicht mehr zu ſeyn, was meine Voraͤltern waren; bis jetzt habe ich nie daran gedacht, ich glaubte von Kindheit an, wir wären nur eine verſchwiſterte Familie. Aber das iſt nicht genug. Sie können meiner noch ſpotten, können mich fragen, ob ich wieder kaufen will, was uns das Schickſal unwiederbringlich entriß. — Sie überſehen meine ganze Lage mit einem Blick, Sie kannten meinen Vater lange, und die Beſchränkung ſeiner Güter iſt Ihnen kein Geheimniß, beantworten Sie alſo ſtatt meiner Ihre Frage.

Wenn ich Ihnen weh that, Herr von Wolfsthal, ſo vergeben Sie mir, ſagte Weimann, und ſchüttelte Otto's Hand, allein Sie ſelbſt ſollen urtheilen, ob meine Frage ohne guten Grund iſt. Ich will geſtehen, daß ich Ihre Lage zu überſehen glaubte, und ſie für eingeſchränkt hielt, obgleich nie ein Geſpräch zwiſchen mir und Ihrem Vater dieſen Punkt berührte. An dem unvergeßlichen Tage, der mir meinen Freund raubte, wurde mein Glaube hierüber wankend. Ich begegnete ihm im Walde. Er war zur Jagd gerüſtet, und rief mir ein fröhliches Willkommen entgegen. In heiterer Unterhaltung gingen wir eine Weile miteinander; er führte ſein Pferd hinter ſich her; ich begleitete ihn länger, als ich Anfangs gewollt hatte, und ſo kamen wir auf den erhöheten ausgeholzten Platz, von wo man unſere Wohnungen überſieht. Der See lag vor uns wie ein klarer Spiegel, an meinen Fenſtern ſpielte die Morgenſonne, die grüne und gelbliche Saat lag gleich einem ſtreifigen Teppich am Boden; halb vom Walde verſteckt, erhob ſich die alte Burg ernſt und feierlich über dem Gemälde. Wir waren beide davon ergriffen, und ich äußerte Ihrem Vater mein Gefühl. Wie herrlich wohnen wir doch, ſagte ich, wahrlich ich vertauſchte dieß Plätzchen mit keinem andern in der Welt.

Laſſen Sie uns nicht vergeſſen, erwiederte er, was unſer Glück vollkommen macht: daß wir auch Freunde ſind. Ja, lieber Weimann, ich möchte jetzt nicht ohne Sie hier leben, und wenn ich auch den Platz von neuem gewinnen könnte, den meine Ahnen von der zerfallenden Burg überſahen. Sie gehören mir hieher, und ſo Gott will, wollen wir noch manches Jahr beiſammen fröhlich ſeyn. Ich hoffe, Sie verkaufen nicht, auch wenn Sie es mit Vortheil könnten. Sollte dieß aber dennoch einmal ſeyn, ſo verſprechen Sie mir die erſte Nachricht davon; denn mit keinem Andern würde ich wieder theilen, und in dieſem Fall, den Beſitz für mich und meinen Sohn wieder erkaufen. — Ich verſprach lächelnd, was er wollte, und wir ſchieden vergnügt. Wie wenig ahnete ich, daß ich ihn zum letztenmale lebend ſah; und daß ich ſo bald mein Wort löſen würde.

Ich kenne die Mittel nicht, entgegnete Otto, die mein Vater anwenden wollte, um ſich wieder zu erwerben, was uns nicht beſchieden ſcheint. Seine Gedanken waren immer auf dieſen Punkt gerichtet, bis er ſich an Sie gewöhnte, und Ihnen gern unſer vormaliges Eigenthum gönnte. Er war lebhaft und offenbar kühnerer Unternehmungen fähig, als ich. Reiche Freunde hatte er viel; vielleicht hoffte er Hülfe von Einem, und gewiß hätte er alles gewagt, um keinen andern Beſitzer drüben einziehen zu ſehen. Mit mir iſt es anders. Der Gedanke, fremde Hülfe anzuſprechen, iſt meinem Gemüth ein unmöglicher, ich weiß keinen Ausweg, und erkenne in dieſem neuen Unfall eine Weiſung, mein Glück außer den befreundeten Umgebungen meiner Kindheit zu ſuchen. Ohne Sie kann ich hier nicht bleiben. Lieber Vater! Sie wiſſen, was Cecilie mir iſt. Die unglückliche Cecilie iſt mir ja wohl erreichbarer, als die reiche Erbin, und habe ich erſt für Tante Brigitten geſorgt, ſo gehe ich in die Welt, und wende Kraft, Muth und Thätigkeit auf, um ihr ein würdiges Loos zu bieten.

Gerührt umarmte Weimann den Jüngling, und ging der ſchweren Minute entgegen, in der Cecilie alles erfahren mußte. Wie dieß vorüber war, wurde ihm leichter; öffentliche Blätter boten das Gut zum Kauf, ein Käufer erſchien nach dem Andern, bis zuletzt der Amtsrath die geforderte Summe zahlte, und man nun ſchon die Woche nannte, wo Cecilie ihr Paradies verlaſſen ſollte. — Arme Cecilie! Mit welcher Pracht kleidete der Frühling die Gegend, die du zum letztenmale in verjüngter Schönheit erblickteſt. Jeder Baum, jeder Strauch, jede Quelle waren ſüße

Vertrauten ihrer Kinderſpiele, ihrer erwachenden Jugendgefühle. Sie durchſtreifte die Fluren und den Wald in einſamer Dämmerung; und jedes Flüſtern im bewegten Laube ſchien ihr ein wehmüthiger Zuruf, ein ſchmerzliches Lebewohl. Noch traf ſie Abends, mit dem Geliebten am See unter der Eiche zuſammen, aber nicht mehr fröhlich wie ſonſt. Traurige Geſpräche, Gedanken ewiger Trennung, ungewiſſen Wiederſehens füllten dieſe Stunden aus; und freundlich nahm die Freundin ihrer Liebe, die hohe Eiche, die ſtillen Klagen in ihren Schatten auf, wie ſie die unſchuldsvollen Freuden geborgen hatte.

Am Abend nach des Amtsraths letztem Beſuch trat ſie auch hinaus in die glühend beleuchtete Gegend, um den bittern Empfindungen ihres Herzens zu entfliehen. Sie wollte Fräulein Brigitten beſuchen, und ihr und Otto das drohende Geſchick des Baumes klagen, über deſſen Rettung ſie den ganzen Tag vergebens nachgeſonnen hatte. Da ſtand er nun vor ihr, hoch und hehr, die Abendſonne küßte ſeine Zweige, und muntre Vögel ſchaukelten ſingend auf ſchwanken Aeſten. Noch ſtrebte er kühn hinauf in die blaue Luft, ſein moſiger Stamm redete von den Jahrhunderten, die über ihm hingezogen waren. Alle ihre Stürme hatten ihn verſchont, und jetzt ſollten Gewinnſucht und Laune das tödtliche Eiſen in ſeine Wurzel ſchlagen! Betrübt ſetzte ſich Cecilie auf die Bank nieder, die den Baum umgab, und ſtarrte in die kräuſelnden Wellchen des Sees, auf dem die heimgehende Sonne lagerte. Die Ruine im Dunkel der werdenden Dämmerung lenkte ihre Gedanken noch mehr auf Vernichtung. Was war ſie vor Jahrhunderten geweſen, und was war ſie jetzt! — Bald, ſagte ſie, wird auch dieſer Reſt verſchwinden; die Stelle, auf welcher ich jetzt noch unter grünendem Dach ſitze, wird leer ſeyn; der Wald vielleicht gelichtet, und alles, alles anders. Aber Liebe und Trauer wird auch dann noch hier empfunden werden, und ein neues Geſchlecht wird unſere Gefühle erben. O daß es auf meinem Grabe wandelte! — So gern hätte ich hier gealtert, wäre hier entſchlummert.

Sie erhob ſich, und ging langſam weiter, bis zu Wolfsthals Hauſe, wo ſie das Fräulein und

Otto beiſammen fand. Welch eine Süßigkeit liegt doch in dem Augenblick, wo wir unſeren Kummer vor theilnehmenden Herzen ausſprechen, und gleichſam die Laſt, die uns drückt, theilen dürfen. Auch Cecilie fühlte dieß ganz, und hatte ſie Antheil erwartet, ſo fand ſie mehr, fand in des Fräuleins Blick und Worten ein ſo lebhaftes Entſetzen bei ihrer Erzählung, daß ſie ſtaunend vor der ſonſt ſo gemeſſenen ruhigen Alten ſtand.

Die Eiche, rief Brigitte endlich aus, die Eiche will er ſchlagen. Lieber Himmel, Otto, ich glaube das dürfen wir nimmer zugeben. Zwar du weißt wohl ſchwerlich etwas von dieſen Dingen. Dein Vater, Gott tröſte ihn, war ungläubig, und hat mich oft verlacht, wenn ich davon ſprach, doch weiß ich, wenn er gleich alles für ein wohlerſonnenes Mährchen hielt, er würde ſeine Hand nicht an den Baum gelegt haben.

Das glaube ich ſelbſt, ſagte Otto, ohne deßhalb an etwas Anderes, als an die Schönheit und das Alter des Baums zu denken. Aber wiſſen Sie wirklich etwas Geheimes, was mit dieſem Gegenſtande in Beziehung ſteht, ſo möchte ich Sie wohl um eine Erzählung bitten, die mir aus manchem Grunde richtig ſcheint. Den Wichtigſten von allen will ich Ihnen nicht vorenthalten, und dieſer iſt es auch, der mich beſtimmt, alles zu thun, um die Eiche zu retten, die mir ſelbſt das Denkmal unvergeßlicher Stunden iſt. Sie wiſſen, wie mein Vater an jenem Morgen nach der Jagd zu uns heimkehrte. Vom Schlage getroffen, und ſchon ſprachlos, hielt er ſich nur mühſam auf ſeinem Pferde, das Bewußtſeyn war ihm noch treu, nur ein Arm und die Zunge gelähmt. Alles lief hin und wieder nach Hülfe, ich blieb an ſeinem Lager, und wollte ich ihn einen Augenblick verlaſſen, ſo winkte ein ſchmerzlicher Blick mich ſogleich zurück. Er mühete ſich, mit einer Anſtrengung, die mich über allen Ausdruck erſchütterte, mir etwas zu ſagen. Vergebens legte ich mein Ohr an ſeinen Mund, er zog mich krampfhaft an ſich, aber nur Laute ohne Sinn vermochte er zu ſtammeln. Ich brachte endlich Schreibzeug, er konnte keinen Zug auf das Blatt zeichnen. Seine Unruhe wuchs mit jedem Augenblicke, was ich dabei litt, kann ich nicht beſchreiben. Endlich ſchlummerte er ein; wir glaubten, es ſei der Todesſchlaf, und ich ſtand ganz allein neben ihm, in feierlicher Wehmuth ſeine bleichen Züge betrachtend. Plötzlich ſchlug er die Augen auf, wollte ſich erheben, ſah mich an, und ſagte: — die Eiche am See — dann folgten mehrere Worte, deren ich keins verſtand, als zuletzt noch das Eine: Unſer Archiv. — Kurz darauf war ſein Geiſt entflohen. — Ich vergaß die Worte nicht, doch wußte ich ſie nicht zu deuten. Mehreremal bin ich ſeitdem in dem Zimmer geweſen, das drüben im Thurm unſere Familien-Papiere bewahrt; ich habe Tage und Nächte geforſcht, ob irgend etwas für mich Wichtiges dort verborgen wäre, allein vergebens. Sagen Sie uns alſo, was Sie wiſſen; die Stunde iſt traulich, und ſollte uns ihre Erzählung auch nur die trüben Gedanken verſcheuchen, ſo wäre ſie ſchon nicht umſonſt aus ihrem Munde gegangen.

Otto, entgegnete das Fräulein, du ſetzeſt mich in Erſtaunen. Sollte dein Vater geglaubt haben, was er ſo oft verſpottete? Noch recht gut erinnete ich mich des Tages, an welchem ich ihm zuletzt davon ſprach, und niemals iſt wieder ein gleiches Wort über meine Lippen gekommen. Was mich betrifft, ſo wurde mir ſchon als Kind erzählt, was Ihr jetzt hören werdet, und den Ring, der in der Geſchichte vorkömmt, habe ich einsmals mit eignen Augen geſehen. Meine Mutter zeigte ihn mir auf vieles Bitten, auch muß er noch vorhanden ſeyn, obgleich ein halbes Jahrhundert, das ſeit meiner Jugendzeit verfloß, ihn vollends in Vergeſſenheit gebracht hat. Verſetzt Euch denn alſo vor allen in eine ferne Vorzeit, und denkt Euch unſere Gegend, wie ſie damals war, und wie wir alle ſie wohl ſchwerlich wieder erkennen möchten. Die Burgruine prangte da noch mit feſten Mauern und vielen Thürmen, im Hofe wurde allerlei Waffenübung getrieben, die jetzt verwitterte Zugbrücke ließ ſich täglich nieder, und der Hufſchlag muthiger Roſſe donnerte über ſie hin. Dort vom Thurme ſchaute ein Wächter mit dem Horn, und aus den zerfallenen Fenſtern manche ſchöne ſittſame Frau. Rings umher aber zog ſich dichter Wald, von dem der heutige nur noch ein kleiner Reſt ſeyn mag, und die Eiche am See, die nun ſchon lange einſam da ſteht, hatte damals viele Nachbarn, ihr völlig gleich an Schönheit und Stärke. — Wollt Ihr einmal den Weg in die alte Burg mit mir machen, ſo zeige ich Euch auch die Helden meiner Erzählung im Bilderſaal, die fromme Frau Charitas im ſchwarzen Gewande, mit einer breiten goldenen Kette um den Hals, und einem Ringlein am Finger. Neben ihr, ihren Herrn, Walter von Wolfsthal, dem ſein trotziges Gemüth unter den buſchigten Augenbraunen hervorblickt, und an der andern Seite Hartmann und Engeltraut, die Ihr alle gleich kennen lernen werdet. Wie oft habe ich vor dieſen Bildern geſtanden! Wenn ich der Mutter entſchlüpfen konnte, war ich drüben, wo in meiner Jugend noch ein alter Caſtellan ſeine Wohnung hatte. Der führte mich denn, wohin ich wollte, und als ein faſt hundertjähriger Diener des Hauſes, wußte er der Geſchichten viel zu erzählen, die ich alle im Schatz meines Herzens ſorgſam verwahrte.

Es war alſo zu der Zeit der Kreuzzüge, als Ritter

Walter von Wolfsthal mit Frau Charitas hier hauſte; glücklich, wie es damals die Frauen ſelbſt mit einem rauhen Gatten ſeyn konnten, doch zur Zeit noch kinderlos. Wenn Walter weit umher im Walde der Jagd nachging, mochte wohl auch Charitas ihr Zimmer verlaſſen, und den Weg zum See machen, wo ſie ſich immer unter jener Eiche im Graſe niederließ, Blumen pflückte, und manches ſinnige Kränzchen band, oder zu ihrer Laute, die ſie kunſtreich ſchlug, ein Lied ſang. Der ſchattige Platz wurde ihr lieb und vertraut, und es that ihr weh, als ſie eines Tages vernahm, Herr Walter wolle die Bäume ſchlagen, um eine leere Stelle, ich weiß nicht für welchen Zweck, zu gewinnen. Doch wagte ſie keine Gegenrede, die Holzhauer zogen an den See, und Charitas konnte aus ihrem hohen Fenſter erkennen, wie ein Wipfel nach dem Andern ſank, bis die dunkle Nacht der Arbeit ein Ende machte. Traurig legte ſie ſich auf ihr Lager, und immer umtönte ſie der Fall der Bäume, das laute Krachen der geſtürzten Aeſte. Da war es ihr plötzlich, als öffne ſich ein Fallthürchen im fernſten Winkel ihres Zimmers, und vor ihr ſtand eine kleine glänzend weiße Geſtalt in lange Schleier gehüllt, die bis an den Boden reichten. Stehe doch auf, Frau Charitas, und folge mir, ſagte ſie mit zarter Stimme, eine Hülfsbedürftige begehret dein, und es ſoll dir nichts wiederfahren. Frau Charitas zitterte wohl ein wenig, aber dennoch ſtand ſie auf vom Lager, kleidete ſich in der Eil, hüllte ſich in ihren Schleier, ſchlug ein Kreuz und war bereit. Steige hier hinab, ſagte die Fremde, ich führe dich in bekannte Gegenden, wo du wie zu Hauſe biſt, aber den dunkeln Weg müſſen wir gehen; denn die Zugbrücke hängt feſt an der Kette, und des Wächters Horn würde flugs alles erwecken! Schweigend gehorchte Charitas mit geheimen Schauer, doch ohne Macht zu widerſtehen; ſie folgte der leuchtenden Geſtalt, und trat viele Stufen hinab, die ſie ſorgſam zählte. Dann kam ein enger abwärts führender Gang, in welchem ihr immer nur der weiße Schimmer, der ihre Führerin umfloß, zur Leitung diente. Wie es dunkel um ſie her war, ſo war es auch ſtill wie im Grabe, bis auf einmal ein Rauſchen, wie das Rinnen eines Gewäſſers, ihr Ohr traf. Was iſt das? rief ſie aus, und hemmte ihren Schritt. Wir ſind am Ausfluß des Sees, erſcholl die zarte Stimme zur Antwort, fürchte dich nicht, der Weg führt vorüber; wie ſie nun etwa noch hundert Schritte weiter gegangen waren, ſtieg es plötzlich in die Höh, über ihrem Haupt öffnete ſich abermals eine Fallthür, und Charitas erblickte den unbewölkten Nachthimmel mit ſeinen tauſend Sternen.

Schon ermuthigt durch dieſen Anblick, ſahe Charitas hervortretend ſich in der Gegend um, und wurde allerdings gewahr, daß ſie ſich an einer befreundeten Stelle befand. Die Thürme der Burg erhoben ſich ganz nahe, vor ihr lag der See, und ſpiegelte den Himmel mit ſeinen Lichtern zurück; aber um ihn her ſtanden nicht mehr alle Bäume, die Charitas ſonſt hier kannte. Hingeſtreckt am Boden lagen ſie traurig, und weit umher zerſtreut war der grüne Schmuck ihrer Häupter. Der blaſſe ſichelförmige Mond gab eben Licht genug, die Verwüſtung zu beſchauen, und ſchier hätte Frau Charitas darüber vergeſſen, nach ihrer Führerin umzublicken. Doch als ſie die Augen aufhob, und die Eiche noch freudig begrüßte, unter der ſie jedesmal zu ſitzen pflegte — ſiehe, da umgaben ihren Stamm mehrere leichte Nebelgeſtalten, der ähnlich, mit welcher ſie gekommen war, nur ſchlanker, höher und ſchöner. Komm näher, Frau Charitas, rief eine von ihnen mit ätheriſchen Lauten, und ſie gehorchte dem Befehl, muthig fragend, was man von ihr begehre. — Sieheſt du nicht, klang es wieder, die Vernichtung um uns her? An dieſem Morgen kamen viele grauſame Männer, ihre rohe Arbeit ſcholl weit durch den Hain, und wie der Abend herabſank, war manches blühende Leben in das Gras hingeſtreckt. Wiſſe aber, du Freundin unſeres Waldes, ein fühlendes Weſen belebte jeden dieſer Bäume, und mit meinen Schweſtern, die weit her kamen, aus der Tiefe des Forſtes, beweine ich nun die Gemordeten. Noch ſteht dieſer Stamm, an welchen das Schickſal mein Leben knüpfte, ſchütze ihn vor mörderiſcher Hand, denn auch du möchteſt ſeinen Fall mit bittern Thränen beweinen. Wende alles an, den rauhen

Gatten zu bewegen; denn, ſo er ſeine Hand freventlich ausſtreckt, den Baum zu fällen, wird ſein Name erlöſchen, und ſeines Hauſes alter Glanz untergehen. Schon hemmt eine Wunde meinen flüchtigen Fuß; denn als die Dämmerung einbrach, und rund um mich her alle meine Geſpielinnen gefallen waren, da hieb ein kecker Burſch die Mordaxt, wie ſpielend, auch in dieſen Stamm. Ein Greis that ihm Einhalt, mein Tod ward auf das nächſte Morgenlicht beſtimmt. Der Burſch aber büßte ſeinen Frevel zur ſelbigen Stunde. Sprich nun Frau Charitas, willſt du mich ſchützen, und kannſt du mir die Erhaltung meines Lebensbaums verbürgen?

Ja, das will ich, das kann ich, ſagte Charitas, und ein Schauer lief durch ihre Glieder, ob der Worte, die ſie eben gehört hatte. Das Schickſal des kühnen Holzſchlägers war ihr nicht ganz unbekannt; ihre Dirnen hatten ſie beim Entkleiden davon unterhalten; ſie zitterte für den Gemahl, und verſprach gern alles, was man forderte.

So habe Dank, begann die Elfe von Neuem;

ihre Stimme klang wie Harfenlaut vom Winde gerührt. Nahe dich ohne Furcht, ich bin deine Freundin, und dieſes Kleinod nimm zu meinem Andenken. Hege es wohl; denn das Ringlein bringt dir und deinen ſpäten Enkeln Glück; darum mag es jede Braut am Hochzeittage tragen, und vor ſeinem Verluſt mögt Ihr Euch wohl hüten.

Charitas ſtreckte die Hand aus, nahm den Ring, ſchob ihn an ihren Zeigefinger, und dankte der Geberin mit wenig Worten. Darauf nahte ſich ihr die kleine Führerin wieder, und leitete ſie den vorigen Weg zurück, bis zu den Füßen ihres Lagers. Hier brannte noch die Kerze mit langer trüber Flamme, und Herr Walter ſchlief ungeſtört und ruhig. Wie aber Charitas, nach langem Sinnen entſchlummert, mit der Morgenröthe erwachte, wollte ihr alles wie ein Traum dünken; allein der fremde Ring, an ihrem Zeigefinger, ſprach für die Wahrheit des Geſchehenen. Sie erweckte ihren Herrn mit ſchmeichelnder Rede, erzählte ihm das nächtliche Begegniß, zeigte ihm den Ring, und fügte die ſüßeſten Bitten hinzu, die von heißen Thränen begleitet wären. Solchen Waffen widerſtehen Männer wohl ſelten; auch Herrn Walters harter Sinn unterlag ihnen; um ſo mehr, da Charitas ſelten etwas bat, ſich immer mit Sanftmuth fügte, und niemals aus Laune und Eigenſinn weinte, welche Thränen nicht zieren, ſondern ſtets entſtellen. Er verhieß ihr alſo die Eiche zu verſchonen, und ſchenkte ihr ſolche zum Eigenthum; gab auch alsbald alle Befehle, die ſeiner Hausfrau ängſtliches Herz heiſchte. Den Ring beſahe er oft und lange, er ſchien ihm ein unbekanntes Metall, und prangte mit ſeltnen Steinchen. Das Zimmer wurde insgeheim ſorgfältig unterſucht, doch fand ſich kein Ritzlein im Getäfel, und keine Spur des Eingangs, der jene Fremde in das Schlafgemach gebracht hatte.

Ob nun gleich des Baumes reichbelaubte Krone ſich munter in der Luft wiegte, auch die Wunde am Stamm zu verheilen anfing, ſo ſchien es dennoch, als wäre Herrn Walter die Gewaltthat nicht vergeſſen, die er an den ſchweſterlichen Eichen verübt hatte. Denn in Jahresfriſt, die ſeitdem verfloß, war ihm mancher Unfall begegnet, und ſein heißeſter Wunſch, einen Erben ſeines Namens zu ſehen, blieb noch immer unerfüllt. Da beſchloß er, ſich an die Kreuzfahrer anzuſchließen, und durch einen Zug ins heilige Land ein früher gethanes Gelübde zu löſen. Zagend mit Unglücksahnung im Herzen trennte ſich Charitas von ihm, der baldige Wiederkehr verſprach, und weithin ſchaute ſie ihm vom Thurme nach, wie er mit ſeinem Fähnlein dahin zog. Es ward nun ganz einſam in der Burg, denn Charitas lebte nur für die Arbeit, und das liebevolle Andenken des fernen Gemahls. Lockte ſie aber ein thauiger Morgen, oder ein ſchöner Abend ins Freie, ſo verſäumte ſie nie, den Platz zu beſuchen, wo ſie in jener Nacht das ſeltſame Abenteuer beſtand, und immer beſchlich ſie hier ein leichter Schlummer voll lieblicher Geſichte. Das Rauſchen der Blätter über ihr klang ihr wie das Flüſtern einer ſanften beruhigenden Rede, und übte die Kraft über ihre Lebensgeiſter aus, die ein leiſe geſungenes Wiegenlied für das halb erwachte Kind hat. Dann ſahe ſie jedesmal im Traume Ritter Waltern, unter fremden Umgebungen, aber kräftig und wohlauf, bald auf dem wohlbekannten Roſſe, bald mit den Seinen der Ruhe pflegend, und recht viel Muth und Troſt trug ſie von ſolchem Spaziergang in ihr ſtilles Zimmer zurück. Doch, was am geſchickteſten war, ihr die Trennung zu erleichtern, das war wohl die ſüße Hoffnung, deren ſie, gleich nach Walters Abſchied, gewiß ward, ſie werde ihn bei ſeiner Heimkehr mit dem Anblick eines Kindes erfreuen können. Von nun an dünkte ihr die Einſamkeit nicht mehr drückend, denn es gab genug zu thun, was zum Empfange des kleinen Lieblings nöthig war, und bei dieſer Arbeit konnte kein trüber Gedanke in ihrer Bruſt Raum finden. Tage und Wochen vergingen und wurden allgemach zu Monaten. Von Waltern war lange keine Kunde gekommen, doch genoß Charitas noch immer unter jenem Baum ſeinen Anblick, wie er friſch und freudig, in voller Geſundheit lebte, und ſo war ſie ruhig über des Vaters Schickſal, als ſie, voll unendlicher Freude, einen Sohn in ihren Arm ſchloß. Wie nun Mutterluſt und Muttersorge ſie wenig ſchlafen ließ, erſchrak ſie wohl in der erſten Nacht ein wenig, als ſie die bekannte Nebelgeſtalt der ſchlanken Elfe an der Wiege, und das Knäbchen in ihren Armen ſah; doch wie es nach ihrem Verſchwinden ruhig fortſchlummerte, und am andern Morgen nur blühender und ſchöner war, faßte ſie neues Vertrauen zu der, die ſich ihre Freundin nannte, und gönnte ihr gern die Umarmung des zarten Kindes.

Wenn man eine Weile in der Welt gelebt hat, ſo lernt man wohl, daß der Gang unſeres Schickſals der Natur nachahmt, wo nach dem fröhlichen Sommer der Winter, nach heitern lichtvollen Tagen Regengüſſe, und auf die erquickendſten Sonnenblicke ſchwarze Gewitter folgen. Wenige Auserwählte nur leben in einem unwandelbaren Süden, wo kein Winterſturm den blauen Himmel trübt, und wir wiſſen ja nicht, ob ſie deßhalb glücklich zu preiſen ſind. Denn die Bergeshöhen erſteigen ſich am ſchwerſten beim brennenden Sonnenſtrahl, und iſt das hohe Ziel, das wir erreichen ſollen, einem lichten Berge zu vergleichen, ſo meine ich, die Strahlen des Glücks ſind uns oft hinderlicher, als alle winterlichen Stürme.

Charitas ſollte jetzt auch erfahren, wie wandelbar unſere Freuden ſind. Zwar wuchs und gedieh der kleine Hartmann an ihrer mütterlichen Bruſt, und ſchien ſie ſchon zu verſtehen, lächelte ihr freundlich zu, und ſchuf ihr durch ſein unſchuldiges Tändeln der frohen Stunden viel; aber dafür nahm ernſte Sorge für Walter Platz in ihrem Herzen, und ſelbſt ihre Träume zeigten ſein Bild nicht mehr. Ein Jahr war verſtrichen, ſeit er aus der Heimath zog, dieß ſollte die längſte Zeit ſeiner Abweſenheit ſeyn, und er kam nicht zurück, ja es verbreitete ſich murmelnd ein Gerücht, Ritter Walter ſei in der Ferne geſtorben, und werde ſein Haus nimmer wieder ſehen. Auch zu den Ohren der trauernden Frau kam dieſe Sage, Pilger, ſo hieß es, hätten ſie hergebracht, und Charitas weinte Tag und Nacht über ihrem ſchlafenden Knaben, der ſo früh ſchon eine Waiſe werden mußte. Oft beſuchte ſie mit ihm die Eiche, ſetzte ſich weinend an den See, während Hartmann zu ihren Füßen ſpielte, rief auch mehr als einmal die freundliche Elfe, doch nur ein trauriges Flüſtern im Laube war die Antwort.

Indeſſen erſah ſich ein benachbarter Ritter die reiche Habe des verſchwundenen Walter zur freien Beute. Er zog auf die Burg mit gewaffneten Schaaren, ſprechend, er wolle des Knaben Gut beſchirmen, und nahm alles in Beſitz, ſo daß die verlaſſene Charitas ſchier ſeine Gefangene ward, und unbeobachtet keinen Schritt mehr thun konnte. Mancher Bote von ihr war ſchon ins gelobte Land abgeſchickt, doch keiner kam zurück, ihr gute Kunde zu bringen. Alles ſchwieg der Armen, nur das Kind ward immer lieblicher, ſchmiegte ſich immer mehr an ſie an, und lehrte ihren kummervollen Zügen noch manchmal ein vergängliches Lächeln.

Hartmann mochte ein Jahr alt ſeyn, und ſchon länger als ſechs Monden betrauerte Charitas ihren Gatten, da ging ſie eines Abends in der Dämmerung allein an den See. In einiger Entfernung folgten ihr die Späher, die ſie jetzt immer mit ſich wußte, ſie achtete ihrer nicht, und warf ſich im Graſe nieder. Ach! rief ſie aus, nur einmal — einmal wieder, den ſüßen Schlummer, den ich ſonſt hier ſchlief, und in ſeinen Träumen die Gewißheit von Walters Geſchick! — Dieſe Worte waren kaum geſprochen, als das bekannte Flüſtern im Laube begann, das ſie hier ſo lange nicht hörte, doch ſchien es Charitàs heute deutlicher als je, und ſie unterſchied die Laute: Warum kamſt du nie allein? eine Mutter, die ihr Kind im Arme hält, darf nicht entſchlummern. Gleich darauf umfing ſie ein Traum, und vor ihr ſtand Walter, zwar im Sklavenkleide, aber ſtark und rüſtig wie vormals. Ein üppiger Garten voll fremdartiger Gewächſe umgab ihn, er blickte ſehnſüchtig in die Ferne, und ſeine Augen ſchienen der Träumenden zuzulächeln. Wie ſie nun erwachte, ſank ſie dankend auf ihre Knie, denn ihr Gemahl lebte ja noch, ſie konnte hoffen, ihn einſt wieder zu ſehen. Ihr Tag- und Nachtgedanke ward es nun, einen treuen Menſchen zu finden, der mit ihrem Brautſchmuck auszöge, den Gefangenen zu ſuchen, und zu erlöſen; auch fand ſich ein alter Diener, dem ſie trauen durfte, und der ihr mit heiligen Eiden ſeine Treue ſchwor. Er entwich heimlich bei Nacht aus der Burg, und Charitas betete um Segen für ſeine Reiſe.

Ach das Maaß ihrer Leiden war noch nicht voll. Als ſie einſtmals ziemlich ſpät aus dem Walde zurückkehrte, wohin ſie jetzt immer allein ging, und immer ihren Walter ſah, da fehlte die Wärterin mit dem Knaben. Man ſagte ihr, die Frau ſei mit ihm ihr entgegen gegangen, und voll tödtlicher Angſt ging Charitas ſelbſt hinaus, ſie zu ſuchen, während viele Leute auf verſchiedenen Wegen ausgeſandt wurden. Doch vergebens blieb ihre Mühe. Vergebens ließ die verzweifelnde Mutter Hartmanns Namen durch die Luft erſchallen, keine Stimme kam tröſtlich zurück. Tiefe Nacht ſank herab, man kam auf der Burg wieder zuſammen. Die Sterne ſtiegen auf, hell und funkelnd, wie immer; der Mond durchlief ſeine Bahn; der Morgen dämmerte — das Kind blieb verloren. Man durchſtrich den Wald; man ſuchte auf dem Grunde des Sees, und zitterte zu finden — doch es entdeckte ſich nichts. Charitas lag von ſo vielem Kummer zu Boden gedrückt, faſt ohne Bewußtſeyn auf ihrem Lager.

Eine ſchwere Krankheit ſchien auch ſie hinwegnehmen zu wollen, und wenn gleich ihre Jugend und Kraft dem Tode trotzte, ſo war doch eine lange Zeit vergangen, als ſie zuerſt ihr Lager wieder verlaſſen konnte.

Der ungerechte Beſitzer von Walters Habe hatte nach dem Verluſt des Erben — der nur zu gewiß ſeinem Eigennutz geopfert ward, ſich völlig zum Herrn der Burg gemacht. Die alten Diener waren verſchwunden bis auf wenige Frauen — die Zimmer, die ſonſt Charitas häusliches Glück ſahen, hallten jetzt von wildem Becherklange bis in die tiefe Nacht, und ſie erhielt Winke, wie die ehrwürdige Veſte der Mittelpunkt arger Räubereien ſei. Was konnte die Trauernde noch an den Ort feſſeln, der ihr alles raubte? Während ihrer Krankheit war es Winter geworden, und über Schnee und Eis ging ihr Weg ins nahe Nonnenkloſter, wo ſie ihres Schickſals Wendung erwarten, oder den Kummer ihrer Seele mit dem heiligen Schleier verhüllen wollte. Sie blickte wohl im Vorüberziehen nach der entblätterten Eiche, und nahm wehmüthig Abſchied von ihr; doch glaubte ſie nicht mehr an ihre räthſelhafte Bewohnerin, und hielt alle ihre Geſchenke für argen Trug und bittern Hohn. Eine enge dunkle Zelle nahm ſie auf, das Trübe, Ernſte ihrer Umgebungen, die Gebete, die ſtille Geſellſchaft entſagender, vergeſſener Schweſtern, gab ihrem Herzen eine Beruhigung, die ſie dieſſeits des Grabes nicht mehr gehofft hatte. —

— Wie es Frühling ward, Quellen und Bäche wieder ungefeſſelt rauſchten, die Erde friſches Grün und junges Laub die Bäume kleidete, kam ſie auf einem Spaziergange der heimathlichen Gegend ganz nahe. Erinnerung ſchöner und ſchmerzlicher Stunden zog ſie unwiederſtehlich an, ſie ging weiter, und ſah ſich auf einmal vor dem Spiegel des Sees, der ihre bleiche Geſtalt in ſeiner klaren Tiefe abmalte. Leiſe und harmoniſch ſäuſelten die Blätter über ihr, und es ſchien, als neigten ſich die Zweige, ihr Haupt zu berühren. — Willkommen! tönte die wohlbekannte Harfenſtimme — willkommen, Charitas, im Gebiet deiner Freundin! warum trauerſt du ſo ſchmerzlich, und vergiſſeſt ganz, daß mein Schutz dir blieb? Sieh, ſo lange der Ring an deinem Finger glänzt; iſt dein Glück nicht verloren. Setze dich, und prüfe ſeine Kraft noch einmal. — Eine leiſe Hoffnung zog mit dieſem Geiſterliſpeln in Charitas Bruſt ein; ſie ſank ins weiche Moos nieder, lehnte ſich an den Stamm der Eiche, und gab dem Schlummer gern nach, der ſie gleich mit matten Bildern umhüllte. Ihr war es, als ſchwebe ſie über dem unermeßlichen Meer. Vor ihr lag ein unbekannter Hafen, und Schiffe mit luſtig wehenden Flaggen waren bereit zur Abfahrt. Und ſiehe! am Ufer ſtanden zwei Männer, mit fröhlichem Angeſicht, das weite Meer begrüßend, Herr Walter, und jener alte Diener, den Charitas abſandte, den Verlornen zu ſuchen. Sie jauchzte laut auf, ſie breitete die Arme aus, und nannte erwachend Walters Namen. Ein lauer Weſtwind regte das luftige Gewölbe über ihr, und ſpielte mit ihren Locken; es war ihr unausſprechlich wohl, ſie wollte dem Geſchehenen nachdenken, und entſchlief von Neuem. Da erſchien ihrem Blick eine ländliche abgeſchiedene Flur. Zwiſchen dichtem Geſträuch und breitäſtigen Ulmen ſah ein

Strohdach hervor, das eine beſcheidene Hütte friedlich bedeckte. Wie ein reizendes Gemälde ſtand die Landſchaft vor der Schauenden, und ſchien ihr ſeine Ruhe ins Herz zu gießen; jetzt öffnete ſich die niedre Hüttenthür, und drei Geſtalten traten in die abendlich beleuchtete Scene. Ein ſilberlockiger Greis von einem jungen Weibe geführt, und neben ihnen ein hüpfender kräftiger Knabe, mit blonden Locken und heitern blauen Augen, unſchuldig in die ſchöne Welt hinausblickend. Nein, das iſt nicht des jungen Weibes Kind! — es iſt Hartmann, der Verlorne, der Todtgeglaubte, unter Tauſenden hätte Charitas ihn erkannt. Der Schlummer weicht ihrem heftigen Entzücken, ſie erwacht zu vollem Bewußtſeyn, und wie ſie mit matten zögernden Schritten kam, verläßt ſie nun mit dem Gang eilender Freude die wohlthätige Eiche, und ihre ſtille Zelle ſieht heute, vielleicht zum erſten Male, Thränen der Wonne fließen.

Charitas ging nun oft an den See; doch was ſie dort erblickte, und wie viel Zeit ihr in ſtiller Hoffnung verfloß, kann ich Euch nicht umſtändlich ſagen. Genug, daß ſie endlich einmal nur die Hütte ſah, und auf der Bank unter der Ulme Ritter Waltern, bei einem gaſtlichen Trunk, den Knaben auf ſeinen Knieen ſchaukelnd. Sein glänzendes Waſſenkleid zog des Kindes Blicke an, und Walters Augen ruhten mit weicher Rührung auf dem Geſicht des Engels. O mein Walter! rief Charitas, mein Hartmann! Ihr vereinigt? Wo iſt der friedliche Ort, der Euch beherbergt, daß auch ich Verlaſſene mich zu Euch geſelle! — — Sie mußte heute lange geſchlummert haben, Dämmerung lag ſchon auf der Gegend, und der Mond ſtieg groß und voll über dem See auf. Wie ſie ſich nun erhob, ihren Weg eilends anzutreten, da ſtand die glänzende Geſtalt der Elfe neben ihr, hell ſchimmernd wie die Scheibe des nächtlichen Geſtirns. Sei gegrüßt, holde Frau, redete ſie die Ueberraſchte an, und vernimm von mir, daß dein Leid ein Ende hat. Ueber zwei Tagen, wenn uns das Mondlicht wieder zum Tanze herbei ruft, wirſt du an der Hand deines Gatten vorüber ziehen, und an dieſer Stelle ſollſt du deinen Knaben finden. Empfange ihn von der Hand jener Bäuerin, die du kennſt. Ich entriß das Kind ſeinen Mördern, eingedenk der Wohlthat, die du einſt an mir übteſt, und die deinem Hauſe Früchte trägt, ſo lange die Eiche hier am Boden wurzelt. Fällt ſie einſt, ſo bricht der Ring ihr nach, der deinen Enkeln meinen Schutz ſichert, und Euer Name vergeht, wie mein Weſen, im Strome der Zeit. — —

Charitas behielt dieſen Ausſpruch wohl, und nicht lange, ſo erfüllte ſich ſeine erſte freudige Hälfte. Ritter Walter kam heim, und vor ihm entfloh der feige Räuber ſeines Guts. Da eilte der liebende Gemahl, die treue Charitas aus dem Kloſter zu führen, und wie ſie im Mondlicht der Eiche vorüber zogen, trat die Bäuerin ſie an, und übergab den Knaben den mütterlichen Armen. Fröhlich erklang das Horn des Wächters vom Thurme, die Zugbrücke donnerte herab, und ſie zogen vereinigt wieder in die vertrauten Hallen. Kein Schlummer kam dieſe Nacht in die Augen der Glücklichen. Charitas horchte, und erzählte. Walter wurde nicht müde, das ſchlafende Kind zu betrachten, das ihm ſchon unerkannt ſo lieb ward, wie er auf ſeinem Zuge in jener Hütte einkehrte — die Morgenſonne fand ſie noch im ſüßen Geſpräch, und bliebe des Menſchen Gemüth immer rein und vergebend, wie in der Stunde des Glücks, ich würde Euch nichts mehr zu ſagen haben.

Aber als der erſte Rauſch der Freude vorüber war, erwachte in Walters Herzen die Rache. Er ſammelte ſtill eine Schaar von Reiſigen um ſich her, und wie er einſt an ihrer Spitze auszog, las Charitas ſein Vorhaben auf ſeiner tiefgefurchten Stirn. Was wollt Ihr thun, mein Gemahl? fragte ſie zagend. — Das Kind will ich rächen, das uns nur ein Wunder erhielt, antwortete Walter, hob den Knaben zu ſich auf, reichte der bangen Frau finſter die Hand, und war wie ein Sturmwind mit ſeinem brauſenden Roſſe ihren Augen entſchwunden. Ach, ihrem ſanften Herzen war die Rache ſo fremd, daß ſie für den Beleidiger zitterte, und Gott heißflehend bat, des rauhen Gatten Gemüth nach ſeiner Milde zu lenken. Aber wie es Abend ward, ließ ein Feuer ſich vom Thurme erkennen, und es flammte nach der Gegend zu, wohin Waltern die Rache zog. Ahnend erwartete Charitas ſeine Wiederkehr. Er kam, und auf ſeinem düſtern Geſicht ſtand Alles, was ſie fürchtete. Er hatte ſeines Feindes Wohnung verbrannt, ihn ſelbſt getödtet, und alles ſeinem Haſſe geopfert, was ihm angehörte. Charitas ſchwieg, aber ihr Herz blutete. Reiche Gaben an den Altären und fromme Gebete ſollten ſie beruhigen, doch ihr blieb ein geheimer Kummer, und Walters finſtre Blicke zeigten ihr an: auch ihn verfolge das Schreckbild der Verwüſtung, die ſein Schwerdt angerichtet hatte.

Wie ſie nun ſo kummervoll und bange manche ſchlafloſe Nacht durchkämpft hatte, kam ihr noch einmal eine Botſchaft ihrer geheimnißvollen Freundin. Genau, wie jenes Mal, entſtieg die Botin dem düſterſten Winkel ihres Zimmers, beredete ſie freundlich zum Mitgehen, und Charitas zitterte heute nicht, ob des dunkeln Wegs, der ihr ja bekannt war. Aber beim Heraufſteigen empfing ſie keine mondhelle friedliche Nacht. Dunkel bedeckte die Erde, der Sturm brauſte in der Eiche Wipfel, und herbſtlich verwehten ihre Blätter. Nur die weißen Geſtalten, die im Kreis den Stamm umgaben, erkannte das Auge in der tiefen Finſterniß. — Charitas, begann die Eine — ich fordere deine Hülfe noch einmal! Nimm dieß Kind, das erſt heute das Licht ſah, pflege ſeiner, und ſei ihm Mutter. Wiſſe, es iſt des Mannes Kind, den dein Herr erſchlug! In einer verlaßnen Waldhütte gab die Mutter ihm ſterbend das Leben; ſeine Wohnung iſt ein Aſchenhaufen, ſeine Brüder hat Feuer und Schwerdt ihm geraubt. Dir vertrauen wir ſein Daſeyn, und ſein Glück, doch magſt du nicht über deine Lippen kommen laſſen, was du weißt, daß nicht Walters Rache auch dieſen letzten Sprößling des gehaßten Stammes vertilge.

Mit zärtlichem Erbarmen empfing Charitas das Kind, hüllte es dicht in ihren Schleier ein, und drückte es heimlich alles gelobend, was fromme Liebe geben kann, an die Bruſt. Wie ſie umſchaute, waren die Lichtgeſtalten verſchwunden, nur die Eine, mit welcher ſie kam, winkte ihr ſchweigend, den Rückweg anzutreten, und ſie zauderte nicht, denn der Sturm umſauſte ſie ſchneidend, und das Kind begann leiſe zu wimmern. Unterwegs dachte ſie nach, wie ſie den neuen Ankömmling bei ihrem Gemahl einführen möchte, auch für ſeine Pflege und erſte Nahrung war ſie beſorgt, und es mußte ſich fügen, daß unter ihren Dienſtleuten eine junge Frau war, die ſie ihm zur Amme geben konnte. Sie trat am Morgen zu Waltern, das kleine Mädchen zierlich gewindelt im Arm, und bat mit niedergeſenktem Blick um Vergunſt, dieß Kind neben Hartmann aufzuziehen, weil es ihr in der Nacht von unbekannten Eltern geſandt ſei. Thut, was Euch gefällt, ſagte Walter freundlich, denn ihm dünkte es ſchon recht, wenn Frau Charitas durch gute Werke ſeine harten Thaten verſöhnte — und ſo war die fromme Frau berechtigt, der armen Kleinen ein Mutterherz zuzuwenden.

Engeltraut — ſo taufte man ſie — wuchs mit Hartmann heran, und zeigte ſchon früh eine ſeltne Schönheit, wie Ihr drüben im Bilderſaal ſehen könnt. Deßhalb, und weil ſie auch eben ſo gut als ſchön war, ging es wohl ganz natürlich zu, daß ſie Hartmanns Liebe gewann; allein Charitas glaubte dabei an höheren Einfluß, und hielt der Kinder herzliche Einigkeit für Veranſtaltung ihrer Schützerin, mit welcher ſie wohl zufrieden war. Allerdings war Engeltrauts liebſter Gang an den See, und immer erwartete ſie da den jungen Ritter, wenn er von der Jagd heimkehrte; auch war es hier, wo beide zuerſt der Mutter ihr Herz öffneten, und die erfreute Charitas den Ring der Elfe vom Finger zog, damit Hartmann ihn ſeiner Geliebten als Braut anſtecke. Wie dieß nun geſchah, und die ſittſame Engeltraut ihn erröthend umarmte, da flüſterte es ſo ſüß im Laube, daß Hartmann eine nahe ſeltſame Muſik zu hören meinte — doch die beiden Frauen blickten ſich bedeutend an — Charitas kannte dieſe Harmonien, und auch Engeltraut mußte ſie ſchon mehr vernommen haben. —

Länger aber vermochte die Mutter ihren Herrn nicht zu täuſchen; er erfuhr Engeltrauts Abkunft, und die frohe Rührung, mit welcher er die Braut umfing, belehrte Charitas, daß ſein Herz bereue, was wilde Leidenſchaft einſt verübt hatte. — —

Hier ſchwieg Brigitte, und Otto reichte ihr lächelnd die Hand. Haben Sie Dank, Tante, ſagte er, es iſt Ihnen wirklich gelungen, mich durch Ihr hübſches Mährchen von meinen Gedanken abzuziehen. Allein das glauben Sie doch nicht, daß mein Vater aus Furcht vor der Elfe in ſeinen letzten Stunden den Baum genannt hat? Dieß Räthſel bleibt leider ungelöſt, wenn ich Ihnen auch zugebe, daß er mir wahrſcheinlich gebieten wollte, die Eiche nicht vernichten zu laſſen.

Glaube du, was du willſt und kannſt, antwortete das Fräulein. Immer bleibt es mir merkwürdig, daß er zugleich von dem Archiv ſprach, wo die Geſchichte, die Ihr eben gehört habt, nebſt dem Ringe verwahrt ſeyn ſoll.

Von Beiden fand ich nichts, erwiederte Otto, ſo genau ich alles durchſuchte. Kaufbriefe, und andere ſtaubige Urkunden genug, doch weder romantiſche Erzählungen noch Kleinode. Haben Sie den Ring noch geſehen, ſo muß er ſeitdem abhanden gekommen, oder nur dem Gläubigen ſichtbar ſeyn.

Als ob ich deinen Vater hörte, rief Brigitte. Gerade ſo ſprach der auch. Ich weiß es noch genau, denn es war kurz vor ſeinem Tode. Ein fremder Juwelier kam zu uns; es gab die Rede von Edelſteinen, und ich erwähnte das Ringelchen, weil ehedem niemand zu ſagen wußte, was für Steine es zierten. Der Mann wünſchte es zu ſehen, aber dein Vater lachte nur, und meinte: den Ring könne nur der ſchauen, der Glauben an das Mährchen mitbrächte. Er ſei drüben im Archive wie zu Hauſe, und habe nie etwas geſehen, was auch nur entfernten Bezug hätte. Ich ärgerte mich, und wandte mich mit meiner Rede von ihm ab, zu dem Fremden. Kommen Sie nur auf der Rückreiſe wieder, ſagte ich, indeſſen will ich ſelbſt nach dem Ringe ſuchen. Mir iſt es ganz deutlich, als hätte ich von einem Schränkchen in der Wand gehört, als mir meine Mutter vor mehr als funfzig Jahren das Kleinod zeigte. Dein Vater lachte wieder, und der Juwelier ging. Acht Tage darauf war dem

Vater todt, und ich hatte Ring und Juwelier vergeſſen.

Cecilie ſtand jetzt auf, wünſchte der Tante eine gute Nacht, und Otto nahm ſeinen Hut, ſie hinüber zu begleiten. Wenn gehen wir einmal in die Burg, Tantchen? ſagte Cecilie, Charitas und Engeltraut ſind mir lieb geworden, ich muß ſie ſehen. Ohnedem bin ich nun nicht lange mehr hier, und möchte auch von jenen zerfallenden Gängen noch Abſchied nehmen, die immer ſo ſchauerlich ſüße Gedanken in mir weckten. Brigitten war jede Stunde zu dem Spaziergange recht, ſie umarmte das junge Mädchen, und ſah dem Paare durch die Dunkelheit nach, traurig an die erwähnte Trennung denkend, die ihrem Alter wieder eine ſeiner ſparſamen Freuden entriß.

Die nächſten Tage waren betrübend für Cecilien. Sie mußte mit dem Vater in die Stadt fahren, wo ſie künftig leben wollten, um die von ihm gemiethete Wohnung zu beſehen. Wie war ihr alles hier ſo finſter und enge! Das düſtre Thor dünkte ihr eine Gefängnißpforte, die hohen beſchränkten Straßen, der Lärmen umher, die

Dächer, ihrem Fenſter gegenüber, der kleine Raum, der ihr den blauen Himmel zeigte —— es raubte dem fröhlichen Landmädchen allen Muth. Sie ſahe ſich ſchwermüthig in ihrem leeren Stübchen um, und dachte nur an die Thränen, die hier der beſſeren Vergangenheit fließen würden. Auch zu Hauſe erregte nun alles den Schmerz des Abſchieds. Der Amtsrath kam hinaus, brachte Bauverſtändige mit, berathſchlagte manche Veränderung, und mit ihm war ſeine Wirthſchafterin, die Cecilie in Küche und Keller, in Ställen und Gärten umherführen mußte. Wie ſie endlich frei war, und eben aus dem Garten ins Haus trat, begegnete ihr Otto, der nach dem Amtsrath fragte. Die Holzſchläger ſind da, ſagte er haſtig, ich that ihnen Einhalt, und will das letzte verſuchen. Der alte Baum iſt mir von Jugend auf ſo unendlich lieb, alle ſchönen Erinnerungen meines Lebens hängen mit ihm zuſammen. Die Tante ſitzt drüben und weint; ich glaube, die gute alte Frau kann ſich des Aberglaubens nicht völlig erwehren, und mit der Eiche ſtürzt ihr Glaube an mein Glück und Leben.

Ihr zu Liebe muß ich mit dem Amtsrath ſprechen, ſo gern ich ihn bis jetzt gemieden habe. Ich ſoll den Baum kaufen, ſagt ſie, um jeden Preis — und das Wenige, was ihr von dem Schmuck ihrer Mutter blieb, iſt dazu in meinen Händen.

Cecilie that ihm die Thür des Wohnzimmers auf, wo ihr Vater mit dem Amtsrath bei einer Flaſche Wein ſaß, und Otto, von Weimann herzlich begrüßt, nannte dem neuen Nachbar ſeinen Wunſch und ſein Erbieten.

Sie wollen den Baum kaufen? lachte der Amtsrath, nun in Gottes Namen, ich bin es zufrieden. Aber er wird theuer ſeyn, Herr von Wolfsthal, das können Sie denken; denn von wunderlichen Einfällen zieht man gern ein Vortheilchen. Ueberdem iſt mir der alte Stamm in den Tod fatal, und wenn ich ihn ſtehen laſſe, ſo muß ich einen erheblichen Nutzen davon haben. Nun, in ein paar Tagen ſollen Sie den Preis erfahren, und aus nachbarlicher Gefälligkeit will ich ſo lange mit dem Umhauen warten. Wiſſen Sie was, Freundchen? kaufen Sie mir das ganze

Gut wieder ab. Was? Sie ſollen es um das nämliche Geld haben, das ich hier dem Herrn zahlte. Es wäre doch hübſch, wenn alles beiſammen wäre. Was? oder fehlt's am Beſtand? Ja, ja, wenn die liebe Eiche goldne Blätterchen trüge. Na kaufen Sie Sich das Bäumchen, ſetzen Sie Sich drunter, wenn Sie wollen, es iſt ſo eine ſchöne Ausſicht von da aus nach der alten Stammburg. — Kommen Sie jetzt mit ins Feld, Herr Weimann, ſo können wir gleich unterwegs mit den Holzſchlägern ſprechen. "

Otto! ſagte Cecilie, wie Beide hinaus waren, und er, ohne ſie anzuſehen, die heiße Stirn an das Fenſterglas drückte — lieber Otto, mit dieſem Manne, das fühle ich wohl, werden Sie hier nicht wohnen können.

Keine Stunde, rief er aus. Mag es gehen, wie es will, ich muß fort! Ach, Cecilie, der enge liebliche Weg, den wir bisher Hand in Hand gingen, erweitert ſich nun, und führt uns auseinander. Unſere Hände können ſich nicht mehr erreichen, mögen ſich nur die Herzen nicht trennen. Laß uns Beide das Andenken der Jugendliebe nicht verlieren, und wenn unſere Gedanken hier verweilen, ſo wollen wir uns wenigſtens durch ſie vereinigen. Vergiß mich nicht, Cecilie, und daß ein Preis meines Strebens mir am Ziele ſteht; für dich fühle ich Kraft es zu erringen!

Sie fiel ihm weinend um den Hals, er verſtand ihr Gelübde in ihren Thränen, und drückte ſie in ſeliger Begeiſterung an die Bruſt. Der Amtsrath war vergeſſen. Er ging, und ſie begleitete ihn, er zog ſie mit ins Freie, Arm in Arm wandelten ſie im Schatten. Hier iſt meine Grenze, ſagte ſie wehmüthig lächelnd, wie Weimanns Gartengehege zu Ende war; wiſſen Sie noch, hier ſchieden wir immer, um uns den nächſten Morgen wiederzuſehen. Heute ſoll es noch eher geſchehen, denn ich denke, wenn unſre Gäſte fort ſind, machen wir den verabredeten Gang in die Burg. — —

Wie die Tante nach Tiſch Cecilien von Ferne ſah, war ſie ſogleich bereit, nahm ihr Mäntelchen, und den großen grünen Fächer, und ging der Kommenden entgegen. Otto trug ein Bündel ſchwere Schlüſſel, und ſo ward die Wanderung begonnen. Ziemlich ſtill legte das Kleeblatt den Weg zurück, denn hatten die jungen Leute genug Stoff zu ſchwermüthigen Gedanken, ſo lebte in Brigitten die Vergangenheit auf, und ſie gedachte der Tage, da ſie im Schmuck der Jugend mit geflügelten Schritten hier ging, und manche Freude zum Geleit hatte, deren Schatten jetzt kaum noch heraufzurufen war. Jahrelang war ſie nicht hier geweſen; ſie fand das große gewölbte Thor wieder mehr verfallen, und ſchritt traurig über Schutt und hohes Gras den weiten Hof entlang, bis zu einem Gange, der in den noch erhaltenen Flügel führte. Ueberall traf das Auge hier Spuren der Vergänglichkeit, eingeſunkene Wendeltreppen, halb verſchüttete Gänge, offne hochgewölbte Säle, mit eingeſtürzten weiten Fenſterhallen. Alles betrachtete Brigitte lange, in feierlicher Rührung; wußte bei allen zu ſagen, wie es vor 60 Jahren war, und folgte dem voranſchreitenden Otto zögernd nach. Endlich ſtanden ſie vor einer feſten Flügelthür, deren ſchwere Schlöſſer, halb verroſtet, nur langſam wichen. Sie öffnete ſich mit einem Geräuſch, das in den Gewölben zehnfach wiedertönte, und Otto ließ die Frauen in eine geräumige Halle ein, zu deren beiden Seiten wohlerhaltene Treppen ins obere Geſtock führten. Doch auch an den Zimmern, die man nun durchſtrich, ſchien die zerſtörende Zeit zu arbeiten. Wände und Decken waren hie und da geſtützt, hie und da ſchon herabgeſunken, prächtige Tapeten hingen in Stücken umher, Feuchtigkeit und Moder hatten ihre Farben vernichtet. Nur das Zimmer zunächſt am Thurme war völlig erhalten, und hieher hatte die Familie die Bilder ihrer Ahnen geflüchtet. Brigitte betrat es mit ſüßer Wehmuth. Lieber Gott, ſagte ſie, als ich zuletzt hier wär, hätte ich wohl nicht gedacht, dieſen Ort nach ſolchem Zeitraum wiederzuſehen. Ich war achtzehn Jahr, flink und munter, und der alte Spiegel dort, malte mich ganz hübſch ab. Damals ochte ich mich wohl mit den Frauen an der and meſſen, und mein grauer Führer verglich ich mehr als einmal mit Hartmanns Gemahlin, ich immer beſonders liebte. Seht hier, Kin-, hier hängt erſt Ritter Walters Vater, und e Mutter, die eine Reichsgräfin war, dann kömmt Walter, nicht wahr ein ſtattlicher Mann! und das iſt die ſtille ſanfte Charitas, der man es wohl anſieht, daß ſie manche trübe Stunde gelebt hat. Hartmann und die blonde Engeltraut werdet Ihr nun ſelbſt errathen. Sie hat drei ihrer Söhne zur Seite, von denen der alte Caſtelan manches zu ſagen wußte; aber nur einer war vermählt, wie uns die ſtolze eitle Geſtalt neben ihm zeigt, die in ihrer prunkenden Tracht recht ſeltſam gegen ihre Vorgängerinnen abſticht.

Cecilie betrachtete die Bilder mit großem Antheil. Der beiden Frauen ganz verſchiedene Schönheit zog ihren Blick wechſelnd an, und in Hartmanns Zügen wollte ſie ihren Otto wieder finden. Welch eine magiſche Gewalt, ſagte ſie, übt doch das Andenken der Vorzeit über uns aus. Aus ihrer Dämmerung gehen ſo viele Bilder hervor, dunkel und unentwickelt, wie ſie ſelbſt, ſchauerlich, aber unendlich anziehend. Wie dieſe Männer und Frauen ihre Blicke auf uns richten, iſt es mir als redete die alte Zeit mit mir, und entſchleierte ihre Geheimniſſe, nach denen ſchon meine Kindheit ſo gern forſchen mochte. Hier muß ich an die Erzählung der Tante glauben, der düſtre Saal und dieſe Geſtalten ſtimmen das Gemüth unwillkührlich dazu, draußen in der hellen Sonne mag man freilich wieder anders denken.

Otto lächelte, und Cecilie ging einige Schritte weiter. Sehen Sie doch, Tante, rief ſie, dieß reizende Geſicht im Nonnenſchleier, das mir vor allen andern gefällt.

Fräulein Claudia von Altringen, berichtete Brigitte, die im zwanzigſten Jahre den Schleier nahm. Sie iſt unſerer Zeit ſchon um Jahrhunderte näher, wie Ihr an der Tracht ihrer weltlichen Umgebungen ſehen könnt. Einer von Wolfsthal ſoll ihr Verlobter geweſen ſeyn; der Tod mag ihn ihr geraubt, und ſie deßhalb den Nonnenſtand gewählt haben.

Cecilie konnte ſich von dem Bilde nicht trennen. Dieſe Augen, ſagte ſie, ſehen mich wahrhaft vertraut und liebend an. Immer hatte ich eine große Vorliebe für Porträts, ja auch von ganz fremden Menſchen waren ſie mir nicht unbedeutend. Aber die Blicke der Nonne haben etwas ganz vorzüglich mildes und wohlthuendes für mich.

Alle dieſe Bilder heißen dich willkommen, gute Tochter, erwiederte Brigitte mit weicher Stimme. Denn ſo Gott will, wirſt du einmal in ihren Kreis gehören. Muthig, lieben Kinder, fuhr ſie fort, und drückte beider Hände in den ihrigen zuſammen — müßt Ihr auch jetzt von einander, und wißt nicht, wie Ihr wieder zuſammen kommt — Treue überwindet Alles, und was Ihr nicht wißt, weiß der da oben.

Cecilie küßte des Fräuleins Hand, und barg dann die naſſen Augen an Otto's Bruſt. So ſtanden ſie lange, alles um ſich her vergeſſend, im Genuſſe des Segens, den die mütterliche Freundin ihrem Bunde gab. Brigitte aber war indeſſen an die andere Seite des Saales gegangen, und forderte jetzt von Otto den Schlüſſel zur Thurmthür. Laßt uns hinaufſteigen, ſagte ſie, wer weiß, ob ich noch einmal im Leben hieher komme. Sie ſchloß auf, und man erſtieg die enge Wendeltreppe, an deren Ende ein kleines rundes Zimmerchen das Archiv verwahrte. Welche himmliſche Ausſicht! rief Cecilie, und Otto trat zu ihr ans Fenſter. Die weite lachende Gegend breitete ſich vor ihnen aus. Blaue Berge begränzten die Ferne, und zerſtreute Wohnungen belebten die blühende Natur. Ach wie werde ich hieher mich ſehnen, flüſterte ſie, hier bleibt mein Herz zurück! Was gleicht der Gegend, wo wir jung und glücklich waren, ein Paradies kann ſie nicht erſetzen!

Der Ort, wo wir uns wiederfinden werden, um nie mehr getrennt zu werden, wird nicht minder ſchön ſeyn, Cecilie, entgegnete er. Laſſen Sie uns von der alten ehrwürdigen Tante den kindlichen Glauben lernen, und der Zukunft in fröhlicher Hoffnung vertrauen.

Komm doch einmal her, Otto, rief die Tante,
nd lache mich nicht eher aus, bis ich ganz be-
immt Unrecht habe. Sieh, hier klingt es hohl,
h will wetten, hier iſt der verborgene Wand-
rank, aus dem meine Mutter jenesmal den
ing genommen hat. An dem Schnitzwerk umher
ſicherlich eine Feder, die ihn öffnet, wer es
r wüßte. Ich verſuche alles, denn hier iſt

keine Wand, dabei bleib' ich. Wenn du doch einmal ſo recht ſtark an den hervortretenden Sternen ziehen und drehen wollteſt; ich habe freilich die Kräfte nicht.

Otto lachte, und drehete. Zwei Sterne ſaßen feſt wie Eiſen, er lachte noch lauter, und faßte den dritten. Aber der drehete ſich knarrend, ging aus der Oeffnung heraus, und ein Riegel ward ſichtbar. Brigitte drängte den erſtaunten Otto weg, und ſahe neugierig in ein enges Schränkchen. Ein Handſchuh war das Erſte, was ihr nebſt einem Päckchen Schriften in die Augen fiel. Du mein Gott, ſagte ſie tief gerührt. Das iſt ja ein Handſchuh von deinem Vater! Sieh nur, lieber Otto, du wirſt ihn ſo gut als ich erkennen. Da hat alſo der gute ſelige Mann meine Worte doch nicht in den Wind geſchlagen, hat hier geſucht, und wie wir, gefunden. Das ſind die Schriften, die die Geſchichte enthalten, ein gelehrter Mönch hat ſie verfaßt, aber zu meiner Eltern Zeit, das weiß ich gewiß, waren ſie uneröffnet, und auch daran, daß ſie ſo zerſtreut umher liegen, ſieht man, dein Vater hat das Siegel gelöſt. Hier aber in dieſem winzigen Käſtchen, das mir ſehr bekannt iſt, wird der Elfenring ſeyn.

Haſtig mit zitternden Händen hakte die Alte das Käſtchen auf, und ein unſcheinbarer Ring ging daraus hervor, den ſie freudig von allen Seiten beſah. Ja ja, das iſt er, ſo nahm ich ihn damals aus der Mutter Hand, und meine Augen begleiteten ihn, bis ihn die nämliche Hülle wieder umſchloß.

Otto hatte indeſſen einen Blick in die Schrift geworfen, er zweifelte immer noch, daß ſie von jener Erzählung handle, und die Tante ſchalt ihn einen ewigen Zweifler. Sie hieß ihm die Schrift zu ſich nehmen, den Ring ſteckte ſie an Ceciliens Finger, ihn zum Andenken ihres Verlobten zu tragen. Die Pforten der alten Burg ſchloſſen ſich tönend wieder, und die drei Wanderer traten aus dem Schatten der Vergangenheit hinaus in das Licht der Sonne.

Vor dem Wolfsthalſchen Hauſe nahm Brigitte Abſchied, Otto aber ſagte zu Cecilien: Haben Sie noch Zeit, ſo gehen wir jetzt unter die Eiche, und unterſuchen unſeren Fund miteinander. Der Abend iſt ſo ſchön, und die Sonne ſteht noch hoch. Sie nickte ihm Beifall zu, und hing ſich traulich an ſeinen Arm. Ohne Zweifel, ſprach ſie ſcherzend, ſind wir der Elfe wohlgefällig, denn haben Sie ihr nicht heute wieder das Leben gerettet, und trage ich nicht ihren Ring am Finger?

Sie ſetzten ſich auf die Bank nieder, und Otto zog das Gefundene hervor. Ein einzelnes Blatt fiel ihm zuerſt in die Hände, er las:

Wer dieſes Schreiben findet, der möge wiſſen, daß der alte Berthold es in der Angſt ſeines Herzens für ihn abgefaßt hat. Mein Herr iſt todt, die heilige Frau Beate haben wir ſterbenskrank in ihr Kloſter geflüchtet, weil der Feind ſehr nahe; ſo bleibt mir denn weiter nichts übrig, als meinen jungen Herrn aufzuſuchen, und ich will es thun, trotz der Kriegsgefahren, die überall auf einen einſamen Wanderer lauern. Was die Nonne hier in ſchlafloſen Nächten aufgezeichnet hat, füge ich mit dieſem Schreiben zuſammen. Ich weiß, es enthält die wichtigſte Nachricht, und ſollte ein ſchneller Tod mich hindern, ſie meinem jungen Herrn ſelbſt zu ſagen, ſo laſſe ihn der Himmel finden, was ich für ihn verberge. Hoffentlich weiß er den geheimen Schrein ſo gut als ich, und hat er gefunden, ſo mögen ihn die Klagen der heiligen Frau, mit welchen ſie beginnt, nicht verblenden, das Ganze für unwichtig zu halten — er leſe weiter, und erfahre, was mich die Eil verhindert, umſtändlich zu melden.

Otto legte das Blatt ſchweigend nieder, nahm ein zweites, und fuhr fort:

Nacht und Dunkel liegt auf der Welt, wie auf meiner Seele, Stille iſt um mich, und Stille wird nun auch in mir. Zwar iſt es Ruhe des Todes, die mich umgiebt, doch die Kloſterfrau, ſchon mehr jenſeits, als hienieden heimiſch, fürchtet ſie nicht. Was habe ich ſeit geſtern erfahren! Zwanzig Jahre in der Einförmigkeit meiner Zelle, faſſen nicht die Begebenheiten dieſes Einen Tages in ſich. Welche Gefühle weckte er in mir, und welche Schmerzen! Kein lebendes Weſen mag ſie aus meinem Munde erfahren, doch dieß Blatt nehme ſie auf, und die verſchwiegene Nacht.

Das weite Zimmer, in welchem ich einſam

ſchreibe, iſt mir nicht unbekannt. Hieher kam ich oft mit meinem Vater, hier ſchloß die edle Frau von Wolfsthal mich in ihre Arme, hier begegnete ich Huberts zärtlichen Blicken, hörte Worte der Liebe von ihm, hier umarmte ich ihn als Bräutigam vor den ſegnenden Eltern, und weinte Thränen des Abſchieds, als er in die Ferne zog. Wie mein Vater ſtarb, und mich die Mutter des Geliebten freundlich in ihren Schutz nahm, war es dieß Gemach, wo wir arbeiteten, des Entfernten gedachten, und uns der ſchöneren Zukunft erfreuten." Dann kam Hubert zurück, aber er war nicht mehr der Vorige. Sein Herz hatte ſich von mir einer ausländiſchen Schönheit zugewandt, mir gehörte nichts, als ſein adeliches Wort. — Ach, neu und lebendig wird mir heute der Augenblick, wo dieß Geheimniß durch Zufall mir kund ward. Ich weinte und betete, kämpfte und ſiegte, und ſtatt des Brautkranzes wählte ich den heiligen Schleier. — Zwanzig Jahre ſind ſeitdem vergangen; die Welt hat mich vergeſſen, ich hing mit ihr nur durch ein ſchmerzliches Band zuſammen. Frau von Wolfsthal beſuchte mich oft, ich hörte gern durch ſie von Hubert, von ſeiner Gemahlin, und ihrem Sohne. Freud' und Leid theilte die Liebe der theuren Frau mit mir, und als ſie, krank und ſchwach, nicht mehr den Weg in meine Wohnung machen konnte, war der alte Berthold unſer treuer Bote.

Horch! mein Kranker regt ſich leiſe, er iſt erwacht, ich eile zu ihm.

Hubert war mit ſeinem achtzehnjährigen Sohn beim Heere. Der Feind nahete ſich unſerer Gegend, geſtern mit dem grauenden Tage kam es zum Gefecht. Wir Jungfrauen hörten zitternd was vorging, und der verhängnißvolle Morgen floß uns in Beten, Singen und Faſten hin. Da begehrte man mich zu ſprechen, ich ging ans Gitter, und gewahrte den treuen Berthold. Er kannte mich als eine alte Freundin des Hauſes — meines Herzens Geſchichte war ihm unbewußt, vielleicht hätte er mich ſonſt nicht an das Sterbebett ſeines Herrn gefordert. Zum Tode verwundet war Hubert auf das Schloß gebracht worden, ihm labte ſchon ſeit Jahren keine Gattin mehr, und das Bangen vor dem nahen Unglück hatte ſeine Wohnung verödet. Von mir wollte der Himmel das ſchwerſte Opfer, und ich mußte es bringen. Ich zauderte nicht, aber wie ich das Schloß betrat, wie ich nach zwanzigjähriger Trennung Huberts Züge wiederſah, bleich, vom nahen Tode entſtellt, da wollte ſchier mein Herz brechen; und nur der Glaube hielt mich aufrecht. Meine bebenden Hände verbanden ſeine tiefen Kopfwunden, er kannte mich nicht, denn ein ſchwerer Schlaf liegt auf ihm, der Vorläufer des Todes. — Ich werde ihn ſterben ſehen — am Ende ſeiner Tage wird mir die Vereinigung zu Theil, die mein junges Herz für das Leben wünſchte — träumte und nicht erreichen ſollte.

In der Dämmerung habe ich die weiten Zimmer des Schloſſes durchſtrichen, und mit wehmüthiger Luſt alle bekannten Stellen begrüßt. Vor allem zog der Bilderſaal mich an, wo ich meine theure Frau von Wolfsthal zu finden wußte. Aber welche Feder beſchreibt die Gefühle, die vor dieſen Bildern mich ergriffen! Ich ſah Hubert, ſah ſeine ſchöne Gemahlin, und endlich mich ſelbſt neben ihr im Nonnengewand. Frau von Wolfsthal hatte dem Bilde dieſen heiligen Schmuck nach meiner Einkleidung zufügen laſſen — ſelbſt auf der todten Leinwand ſollte die glückliche Claudia der verarmten Schweſter Beate weichen! — — Lange ſtand ich hier, mich ſelbſt und die betrachtend, die ſo tief in mein Schickſal verwebt waren, ſo müßte es einem abgeſchiedenen Geiſte ſeyn, der in nächtlicher Stille den Schauplatz ſeines irdiſchen Wirkens beträte, und mitleidig auf die Spur ſeiner Thränen zurückblickte.

Hubert hat mich erkannt! O ihr Heiligen, ich weiß nun, wie ſelige Engel ſich droben begrüßen werden. Wir beide gehören der Welt nicht mehr an; was wir empfanden, war zu ſchön, zu erhebend für ihre Dunkelheit. Er war ganz bei ſich, in Bertholds treuer Bruſt legte er das Vermächtniß für ſeinen Sohn nieder, deſſen Aufenthalt uns jetzt unbekannt iſt. Auch ich will es hier aufzeichnen. Der Feind nahet ſich uns ſtündlich mehr, Flüchtige bedecken die Gegend. Hubert gab eine bedeutende Summe in unſere Hand, eitel Gold, der geſammte Reichthum der Wolfsthal, nebſt dem Nachlaß von Huberts begüterter Gemahlin. Sein Wille war es, dieſen Schatz unter der Eiche am See zu vergraben, wo die heranſtürmenden Krieger ihn nicht zu finden wüßten. Wir haben gethan, was er begehrte. Die tiefe Nacht barg unſern Weg, niemand weiß davon, als Berthold und ich. Dieſe Blätter ſollen — — — —

Hier endete abermals ein Abſchnitt, und Otto wußte genug, um nicht weiter zu leſen. Staunend ſah er Cecilien an, die das ihm entfallene Papier hielt, und die letzten Zeilen unverwandt betrachtete. Ja! rief Otto aus, das war es, was meines ſterbenden Vaters Worte mir deuteten, was er kurz vor ſeinem Tode fand, worauf er die Hoffnung beſſerer Tage gründete. Cecilie, wenn uns kein Trug geneckt hat, ſo biſt du nun auf immer mein, und ſchon die nächſte Zukunft giebt uns, was wir ſo fern und unerreichbar wähnten.

— Am andern Morgen, wie die Sonne erwachte, beſtieg Otto ſein Pferd, und trabte vor Weimanns Hauſe vorüber; Cecilie, obgleich dieſe Nacht kein Schlaf ihre Augen bedeckt hatte, ſtand ſchon am Fenſter, und winkte ihm fröhliche Grüße entgegen. Wie ſtaunte der Amtsrath, da Wolfsthal vor ſeiner Wohnung abſtieg, und ihn nach wenig Worten an ſein Erbieten mahnte, ihm das Gut für den an Weimann gezahlten Kaufpreis zu überlaſſen. Er wollte läugnen, nannte ſeine Rede einen Scherz, und wußte den glücklichen Käufer zu bewegen, ihm einen ziemlichen Gewinn zu geben. Gern gönnte ihm dieſer die armſelige Freude, beſtimmte den Tag der Zahlung, und flog zurück in die Heimath, wo ſeiner Liebe und Entzücken harrten. Wenig

Wochen ſpäter feierte das glückliche Paar den Tag ihrer Vermählung, ſtill, im Genuß der Natur, die ſie früh einander zuführte — und Fräulein Brigitte rühmte ſich mit Freudenthränen, wie ohne ſie und den Ring ſo Erfreuliches nicht zu Stande gekommen wäre.

IX.

Gedichte.

1.

Eingang.

Glocken von des Domes Thurm erklingen,
Morgenſtrahlen über dem Altar,
Ihm geweiht, der ſein wird, iſt und war,
durch die bunte Fenſterwölbung dringen!

Hohe Bilder, die den Chor umringen,
treten vor in Lichtern hell und klar.
Still verſammelt ſich der Frommen Schaar,
Himmelsahnung hebt die Serafſchwingen!

Blicke, tiefer in das Herz geſenkt,
ſtille Opfer, Gott und Herz verſöhnend,
Stärkung aus der Liebe reichem Meere,

und Vertraun auf Ihn, der Welten lenkt,
einen ſich dem Worte, feſtlich tönend
vom Altar: „Gott in der Höh' ſei Ehre!“

2.

Ausgang.

In des Domes dunkelhellen Bogen
iſt der Orgel letzter Ton verhallt,
und der Gläubigen Verſammlung wallt
fort, wohin ſie andre Pflicht gezogen.

Doch, wie vom Gewölb herabgeflogen,
naht ſich eine himmliſche Geſtalt!
Vom Altar her ihre Stimme ſchallt,
wie ein Hauch aus fernen Meereswogen:

„Sterblicher, der du den Tempel wölbſt,
ihn beſuchſt, für Troſt und Andacht offen,
aus ihm ſcheideſt, wenn der Sand verronnen;

Gottes ſchönſter Tempel biſt du ſelbſt!
Bau' ihn auf durch Glaube, Liebe, Hoffen!
wenn er bricht, ſteig' auf zu unſern Wonnen!“

Arthur vom Nordſtern.

Natur und Kunſt.

Zwillings-Roſe, die in ſüßer Fülle,
Sterblichen des Lebens-Kranz verſchönt —
Du, Natur, einſt in der Iſis Hülle,
Als Camöne, du, o Kunſt, gekrönt!

Innig fühlet, mit der Liebe Feuer,
Sich mein Geiſt dir holdem Paar vermählt;
Doch zur Hymne ſei der frommen Leier
Jetzt die jüng're Schweſter auserwählt! —

Seh' ich dich in deines Reizes Milde,
Deiner Stärke, herrliche **Natur**,
So begegnet mir im ernſten Bilde,
Wie im ſanften, ſtets der Gottheit Spur;

Ueberall — in ew'ger Nächte Gründen,
Dort, wo eiſig ſtarr die Jungfrau ragt;
An des Aetna, des Veſuves Schlünden,
Und im Hain, wo Philomele klagt;

An des Rheins und Niagara's Falle,
Deren Sturz im Abgrund donnernd kracht;
In des Harzes feuchter Felſenhalle,
Wo erglänzt der Stalaktiten Pracht;

In der See-Geſchöpfe großem Heere,
Das durch Fluthen raubbegierig zieht,
Wie im zarten Bau der Ephemere,
Die Ein Tag entſteh'n und ſterben ſieht;

In dem Purpurkelch der jungen Roſe,
Der dem Strahl des Morgens ſich erſchließt,
Und im kleinſten, unbemerkten Mooſe,
Das des Nordens rauher Flur entſprießt!

Groß erſcheineſt du in jedem Bilde,
In den Wundern jeder Blumenflur;
Aber in Uraniens Gefilde
Find' ich dich als Göttertochter nur.

Dir Verehrung! — Alſo dich vollenden
Konnte nichts, als eines Gottes Macht;
Doch mein Lied ſei jetzt des Künſtlers Spenden,
Ird'ſcher Flur entſproſſen, dargebracht.

Denn nicht mit der Gottheit mächt'gen Schwingen
Dringt der Menſch zum Heiligthum der Kunſt;
Eigne Schwäche muß er erſt bezwingen,
Eh' ihm wird der Pierinnen Gunſt.

Muß im regen Kampfe nie ermüden,
Trotz empörter Elemente Spiel,
Viel der Prüfungen beſteh'n hienieden,
Eh' er nahet dem erſehnten Ziel.

Aber wenn mein Blick nun wonnetrunken
In der Künſte Meiſterwerken ſieht,
Daß Prometheus reiner Götterfunken
Unauslöſchlich noch im Menſchen glüht:

Stolzer fühl' ich dann der Menſchheit Würde,
Näher höh'ren Geiſtern mich verwandt,
Freier mich von jeder Erdenbürde
In der Muſen hellem Zauberland.

In der Künſte enggeſchloßnem Kreiſe
Scheint bezaubernd die — die minder ſchön;
Doch vermag — nur in verſchiedner Weiſe —
Jede uns das Leben zu erhöh'n.

Wenn in reiner Farben Glanz und Milde
Rafael den Meiſterpinſel taucht,
Und im herrlichen Madonnenbilde
Leben auf die todte Leinwand haucht:

Sinkt ergriffen von dem Himmelsglanze,
Von der Huld der Himmelskönigin,
Gluterfüllt, am Hochaltar, die ganze
Betende Gemeinde vor ihr hin.

Wenn uns im Carariſchen Geſteine
Durch des Meiſels hohe Bildnermacht,
In der Schönheit lieblichem Vereine,
Paphos holde Götterfürſtin lacht.

Troja's Prieſter, von der Hyder Schlingen
Rings umklammert, noch im Marmor lebt,
Und bei mächt'ger Kräfte letztem Ringen,
Uns des Mitleids tiefſter Schmerz durchbebt.

Majeſtät, mit Jugendreiz verbunden,
In Latona's Sohne uns erſcheint,
Und im Stein der Kinder Todeswunden
Noch Amphions behr Gemahl beweint;

Zu des Himmels höherem Gefühle
Wähnen wir der Erd' uns dann entrückt —
Wie wenn fern vom lauten Weltgewühle
Franklins holdes Glockenſpiel entzückt;

Wenn die Fülle blühender Gedanken,
Durch des Rythmus ſüße Harmonie,
Und, umfangen von der Tonkunſt Schranken,
Sich ergießt in reiner Poeſie;

Uns Homeros ſeine Iliade,
Hohe Götterhymnen Schiller ſingt,
Auf zum Himmel in der Meſſiade
Klopſtock ſich mit Seraphsflügeln ſchwinget! --

Am verfallnen Coliſeum trauert
Unſer Blick um dich, geſunknes Rom!
Doch der Baukunſt Majeſtät durchſchauert
Noch die Geiſter in Sankt Peters Dom:

Deines Tempels ſtolze Colonnade,
O Diana, ward der Flammen Raub!
Und die Pracht von Caracallas Bade
Liegt umwuchert von des Epheu Laub.

Aber hehr erglänzt des Münſters Spitze
Noch im Sonnenſtrahl, im Abendroth,
Obgleich jüngſt aus feindlichem Geſchütze
Der Vernichtung Schrecken ihm gedroht.

Jene zaubervollen Gärten, ſchwebend,
Grauer Vorwelt Wunder, ſind dahin;
Doch, Venedig, ſtolz der Fluth entſtrebend,
Thronet noch als Meeres-Königin.

So erſcheinen, mild im Strahlenglanze,
Alle Künſte unſerm trunknen Blick,
Einen freundlich ſich zum ſchönſten Kranze.
Und beglücken irdiſches Geſchick.

Und ich fühl' es! wer ſich den Camönen
Mit des Geiſtes Kraft und Fülle weiht,
Der erblickt ſchon hier die ewig ſchönen
Himmelskinder der Vollkommenheit.

Friederike Becker.

Der Blitz.

Flackernde Flamme woher? —
Aus der Wolkenumarmung? —
Aus dem Brande der Sonnen? —
Zuckſt du vom Himmel ein rächender Strahl? —
Flamme, woher? —

Biſt du ein feurig Geſpann
Vor dem Wagen der Gottheit,
Von dem Throne des Ew'gen? —
Blinkſt du hernieder, ein ſchimmernder Glanz? —
Flamme, woher? —

Schaurig erhellſt du die Nacht,
Vor dir berſten die Wolken,
Eichen ſchütteln die Häupter,
Schnell, wie du kamſt, ſo verſinkſt du in Nacht;
Flamme, wohin? —

Fliegſt du von unſerm Geſtirne
Zu den andern Geſtirnen,
Und verkündeſt den Richter,
Daß in dem Staube der Sterbliche bebt?
Flamme, wohin?

Löſcht dein entſchwindender Strahl
Aus im Dunſte der Erde? —
Giebt's für dich nicht ein Leben
Hinter der Wolken verhüllendem Schwarz? —
Flamme, wohin?

Alſo das Leben in uns.
Niemand rathet, *woher* es?
Und dem Menſchen in Nachtgraun
Tönt keine Antwort, wenn ſterbend er fragt:
Leben, wohin? —

Emil Reiniger.

Die Weltgeſchichten.

Die alten Weltgeſchichten,
Die ſchönen dunkeln Blätter,
Die ſtreng, wie ernſte Götter,
Noch über Menſchen richten;
Die Weltgeſchichten ſprechen
Mit ew'ger Donnerſtimme;
Sie loben und ſie rächen
In ihrer Wahrheit Grimme!

Wie Falken, aufgeſtiegen,
In ihrer ſtolzen Freude,
Und mit der ſichern Beute
Herab zur Erde fliegen,
So zieh'n die alten Jahre
Aus jedem Grab die Todten,
Daß jedes Aug gewahre
Was ſie der Welt geboten;

Was Menſchenlob erſonnen,
Was Menſchenwitz geprieſen
An Zwerglein oder Rieſen
Wenn noch ſo fein geſponnen,
Das hält des Armes Stärke,
Der aus den Zeiten greifet,
Nicht aus, wenn der die Werke
Nun in die Schaale häufet. —

Die Menſchlein dort im Süden
Was thäten die erſinnen,
Was thäten die beginnen? — —
Ein Dutzend Pyramiden!
Da liegen ſie und ſchlafen,
Gar wenig drob bewundert
Die Könige, die Sklaven!
Ein namenlos Jahrhundert!

Die Menſchlein dort im Weſten!
Was thäten die erbauen,
Das herrlich wär zu ſchauen? —
Sie ſchlugen ſich am beſten,

Und haben ſich geſchlagen
Und haben ſich vermeſſen,
Nur daß ſie uns zu ſagen
Die Urſach noch vergeſſen!

Die Menſchlein dort im Norden! —
Doch was ſoll ich berichten,
Die ärmlichen Geſchichten
Von morden nur und morden? —
Iſt das die Weisheit alle,
Die ſie Jahrtauſend haben
In unſers Stammes Halle
Auf Stein und Erz gegraben?

Wie Wellen ſolche Thaten!
Wie Wellen, die ſich treiben
Und nimmer ſelbſt ſie bleiben,
Weil ſie der Kraft entrathen,
Die aus dem Strom der Zeiten
Heraus hebt Fundamente,
ein Denkmal zu bereiten
Für jede Sonnenwende!

Wer ſelber nicht begriffen,
Woher die Stürme kommen,
Wohin der Lauf genommen
Muß ſeyn von allen Schiffen;
Der halte nur ſich ferne
Vom Steuer auf den Meeren!
Ihm werden keine Sterne
Des Schiffleins Straße lehren! —

Nur Einzelne, die ſchalten
Im großen Geiſterreiche
Als hohe, Göttergleiche,
Als herrſchende Gewalten!
An ihren hohen Händen
Da ſchwebt der Zeiten Waage;
Sie blättern drin, ſie wenden
Weltalter um, wie Tage!

Erkenntniß ihre Krone!
Ein Wille ſonder Wandel
Ihr ſtolzer Fürſtenmantel,
In jeder Erdenzone!

Und raſtlos menſchlich Streben
Ihr Tagewerk auf Erden,
An dem die Meiſter weben
Und endlich fertig werden!

Fr. Kuhn.

Auf dem Rigi.

Hier ſteh' ich, wo in ewig hohem Walten
Die heilige Natur mich groß umgiebt;
Hier, wo nur mächt'ge Formen und Geſtalten
Ihr tiefer Sinn, gewaltig ſchaffend, liebt.

Hier lauſch' ich an des Tempels hoher Pforte,
Hier näher ihrem lichten Sternen-Kranz!
Verſagt iſt dem Gefühl die Macht der Worte —
Wie dem Verdienſte jeder Flitterglanz.

Ach, einſam ſteh' ich hier, dich anzubeten,
Gewaltige, und heilige Natur!
In deinen Tempel näher dir zu treten
Und anzuſtaunen deines Schaffens Spur.

O! wär der Schleier nicht ſo dicht gewoben,
Der dich und deine Wunder ſtill verhüllt!
Ich ſehe dich mir nah im Donner toben —
Mir nah, wenn ſich der Kelch der Roſe füllt.

Ich ſehe dich im Aufgang deiner Sonne
Und in des Mondes nächtlich ſtillem Glanz;
Ich ahne dich in jeder reinen Wonne,
In Geiſtes-Freuden fühlt mein Herz dich ganz!

Agnes v. Einſiedel.

Lied.

„Wer hat dir was genommen,
Du bleiche, ſtille Maid?
Was biſt du ſo beklommen,
Woher ſo herbes Leid?“

„Was Niemand mir genommen,
„Was bleibt auf ewig mein,
„Darum bin ich gekommen,
„So muß ich traurig ſeyn!“

„Das Eine, das entriſſen
Dir iſt, und ewig dein,
Du Kind, das muß ich wiſſen,
Wie konnte das nur ſeyn!“

„Ach! haſt du nie beſeſſen
„Ein Glück, das ſchnell verſchwand,
„Das, weil du's nie vergeſſen,
„Dein Herz noch wiederfand!“

„Haſt nie du eine Blume,
„Bis ſie verwelkt, gehegt,
„Und dann zum Eigenthume
„Sie ſorglich hingelegt?“

„In einen Schrein von Golde,
„Von Gold und Helfenbein?
„So pfleg' auch ich die holde,
„Verwelkte Blume mein!“

„Sie war ein Stern der Sterne,
„War aller Düfte Duft;
„Der ſüße Glanz iſt ferne,
„Der Duft flog in die Luft.

„Nun feucht' ich ſie mit Thaue,
„Der warm vom Herzen quillt,
„Doch iſt's nicht auf der Aue
„Der Thau des Lebens mild!“

„Nicht kann ich ſie erquicken,
„Nichts giebt ſie wieder mir,
„Will feſt an's Herz ſie drücken
„Und welken hin mit ihr!“

Helmine.

Der Kuß.

Beſinge nicht den erſten Kuß, den ſüßen,
Der geſtern dir in Molly's Armen ward!
Denn Thränen würd' ihr frommes Herz vergießen:
Jungfräulich iſt ihr Sinn, ihr Schämen zart.

Geheim, verſchwiegen blüht das Glück ja ſchöner.
Genieße ſtill'! Erinnerung iſt ſüß.
Gott Amor wiſſ' allein den Namen Jener,
Die Küſſe dich unſtrafend rauben ließ.

Ja, träumeſt noch von Hoffnung, von Erhörung,
Vom ſchönſten Loos, von Hymens Feſte du,
So wage nicht der ſcheuen Unſchuld Störung,
Und gönne ſtumm ihr Sicherheit und Ruh!

Der Zauber-Augen Reiz und ſchnelle Siege
Hat vorſichtlos dein Lied geoffenbart.
Ihr Zartgefühl — o ſchon's! Dein Schwur genüge,
Daß treu dein Mund all ihr Geheimniß wahrt.

Haug.

Für mein Mädchen.

Leih' o! ſchönſte der Camönen,
Die zum Himmel uns entrückt,
Mir von deinen Zaubertönen,
Von den ſanften, großen, ſchönen,
Den, der jedes Herz entzückt;
Gieße Feuer, gieße Flammen
Lodernd allen Worten ein,
Bilder, die vom Himmel ſtammen,
Laß ſich um die Laute reih'n!

Deine Schweſter zu beſingen,
Flügle mich zu höherm Flug;
Gieb mir der Begeiſt'rung Schwingen,
Laß mir jene Harfe bringen,
Die dein erſter Zögling ſchlug,
Und die ſchwache Zunge löſe,
Daß, wie Nachtigallenſchlag,
Was der Geiſt in ſeiner Größe
Angeſtaun't, ſie ſingen mag!

Stolz, daß er den Namen trage,
Dem mein Herz entgegen ſchlägt,
Töne dieſer Vers und ſage
Jeder Nacht und jedem Tage,
Allem, was ſich fühlt und regt,
Allem, was die Gluth der Triebe
Gern empfängt und wiedergiebt,
Daß mein Herz mit heißer Liebe
Ewig nur — Eliſen — liebt.

Sag' es laut, daß ſie umfangen,
Voller Liebe, ſtolz und frei,
Ach! mein innigſtes Verlangen
Seit ſo vielen langen, langen,
Durchgeſtöhnten Monden ſei.
Trete auf und ruf' es ſtärker,
Als des Donners Stimme ſpricht,
Bis ſie endlich auch den Kerker
Langer Schüchternheit zerbricht.

Stelle, Lied, dich an die Schranken
Jedes Kampfes hin für ſie,
Ringe, ſtreite, ſonder Wanken,

Glücklich in dem Hochgedanken:
Aechte Liebe ſinket nie;
Rufe Alles auf zum Streite,
Rang und Würde ſei dir gleich,
Und erkämpfe dir zur Beute
Ihres Adels Thron und Reich.

Und wer wagt's mit dir zu rechten?
Nur ein Blick, es iſt gethan! —
Wie in hellen Sommernächten
Sterne ſich in Sterne flechten,
Um des Mondes Silberbahn,
So, der Himmliſchen zu dienen,
Stehen andre nur ihr nah,
Und ſie ſtrahlet unter ihnen,
Venus Amathuſia!

Und wer wagt's, mit dir zu ringen?
Hört! ſie ſpricht, er iſt beſiegt! —
Wie mit ſtolzen, feſten Schwingen,
Zu der Sonne Quell zu dringen,
Hoch empor der Aar ſich ſchwingt,
So beſiegt ihr Geiſt das Leben,
Schwingt ſich zu der Engel Bund;

Uns gen Himmel zu erheben,
Oeffnet ſich ihr Roſenmund.

Und wer kann's mit dir beſtehen?
Eine Handlung, und er ſinkt! —
Wie, nach Sommer-Odems Wehen,
Ohne drückend erſt zu flehen,
Armuth aus der Quelle trinkt,
So beglückt ſie, ſonder Klage,
Jedes Weſen, das ihr naht;
Die Geſchichte ihrer Tage
Iſt nur eine Edelthat. —

Und dieß Mädchen, brav und bieder,
Und dieß Mädchen, hold und ſchön,
Liebt mein Herz, und meine Lieder
Dürfen heut' und immer wieder
Dieſe Flammen ihr geſteh'n!
Glücklicher! — Ach! zu beklagen
Bin ich wahrlich nur darum,
Ich wohl darf von Liebe ſagen,
Aber ach! ihr Mund bleibt ſtumm!

Th. Hell.

Wie man's nimmt.

Ihr ſagt: Mein Mädel ſei zu klein. —
Kann ſeyn!
Doch kömmt es auf ein Küßchen an,
So bringt — Euch wird's unmöglich ſcheinen —
Sie ihren Mund gerad' an meinen,
Wie's keine Große beſſer kann.

Ihr ſagt: Des Mädels Aug' ſei grau
Statt blau!
Ich ſtreite auch darüber nicht;
Wenn ſich die Himmel grau umziehen,
Nur dann wird d'raus die Flamme ſprühen,
Die nie aus blauem Aether bricht.

Ihr ſagt: Es ſei des Mädels Mund
Zu rund!
Doch glaubt mir, ſie iſt ſo geſchickt,
Und weiß ſo fein ſich zu gebährden,
Daß dieſer Mund muß ſpitzig werden,
Und ſpitzig bleibt, bis man ihn drückt.

Das ganze Angeſicht iſt Euch
Zu bleich! —
Doch kennet Ihr wohl höh're Luſt,
Als wenn für Euch — durch Euch die Wangen
Sich ſchmücken mit Aurorens Prangen
Und nur erglüh'n an Eurer Bruſt? —

Ihr ſchätzt an ihr noch manches Ding
Gering! —
Nur zu! — das freut mich, iſt mir lieb;
Kennt Niemand ihre Süßigkeiten,
Wird Keiner ihr ein Netz bereiten,
Und meinem Schatze droht kein Dieb.

J. F. Caſtelli.

Weinlied.

Ein Lied iſt noch kein Gläschen Wein,
Ein Gläschen noch kein Lied.
Der Trank, der feurig glüht,
Kann ſtumm uns doch nur halb erfreun,
Nein, eins muß bei dem andern ſeyn,
Ein Gläschen und ein Lied!

Seht! Himmelsthau und Sonnenſchein
Iſt Wein mit ſolcher Luſt;
Kaum lechzt die freie Bruſt,
So kommt der Wirth und ſchenkt uns ein,
Und lacht er freundlich obendrein,
So ſteigt des Liedes Luſt.

In Reben rankt ſich fort der Wein,
Das Band iſt treu und ächt,
Wir fühlen ſein Geflecht,
Und ſchließen in der Brüder Reihn
Vergnügt die ganze Welt mit ein;
So, Brüder, iſt es recht.

St. Schütze.

Die Erde und der Mond.

Die Erde.

Sollteſt, Luna, traun! dich ſchämen:
Du beſtiehlſt das Sonnenlicht.

Der Mond.

Und Miß Erde ſchämt ſich nicht,
Mein Geſtohlnes — anzunehmen?

Haug.

X.

Die Haarlocke.

Erzählung

von

F. Laun.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

1.

Doktor Werner kam bei Zeiten von ſeinem botaniſchen Morgenſpaziergange zurück durch den Garten des Medicinalraths und Profeſſors Rebentroſt. Lange hatte er des letztern Famulus gemacht und hielt ſich noch immer in ſeinem Hauſe auf. Es trieb ihn, jetzt leiſe, ganz leiſe an die Glasthüre des Gartenſaals zu ſchleichen, und den Sonnenſtrahlen Geſellſchaft zu leiſten, welche durch die hellen Scheiben hinein auf das liebenswürdigſte Figürchen der ganzen Univerſitätsſtadt blickten. Und nicht wegen des Figürchens allein, ſondern auch wegen ihrer Heiterkeit und Geiſtesanmuth wurde Minna Rebentroſt weit und breit genannt und geſchätzt. Ihre, oft recht ſonderbaren und drolligen Launen waren ſo bekannt, daß ſie gar nicht mehr auffielen, und man ſich von ihr recht Vieles gefallen ließ, was man von tauſend Andern ſchwerlich ertragen hätte. —

Die ſchlanke, holde, herrliche Minna! flüſterte Doktor Werner, und war ganz außer ſich vor — Mordbegier. Eine verwünſchte Fliege nämlich ſtörte das liebliche Kind immerfort. Minna ſchien, um den ſchönen Morgen am Stickrahmen zu genießen, ſehr früh aufgeſtanden, und dann wieder ſanft und ſelig entſchlafen zu ſeyn. Ihr Engelsgeſicht ruhte auf den Händen, und die runden ſchneeweißen Arme lagen auf beiden Seiten des Rahmens hinaus. Die Fliege aber ließ nicht ab, ihrer Stirne zuzuſetzen, wie ſehr auch Minna im Schlafe die blonden Locken nach ihr ſchüttelte.

Hätte der Doktor beſſere Gelegenheit finden können, Minna um eine ihrer goldenen Locken zu bringen? Gleichwohl drohte die immer auf denſelben Fleck zurückkehrende Fliege, ſolches zu vereiteln.

Wagen gewinnt! dachte er indeſſen in dieſem Augenblicke, und öffnete leiſe und ſchnell die Glasthüre. Aber ſie knarrte, und ſein Schritt fühlte ſich auf Augenblicke gefeſſelt. Vorwärts! rief jedoch ſein Herz, und er eilte nach dem Stickrahmen, ergriff die drauf liegende, kleine Scheere, und — legte ſie wieder hin, weil ſämmtliche Löckchen ihn recht rührend und ungefähr alſo anredeten: Laß uns doch, du Unhold, hier an dem ſchönſten Platze, den wir nur finden könnten!

Endlich, als er die Fliege glücklich im Fluge erlegt hatte, dachte er aber: Nein, allzudumm muß der Menſch auch nicht ſeyn, denn die Gelegenheit hat Flügel! — Somit nahm er die Scheere nochmals, und ehe man ſich's verſah, hatte er, zwar keins von den ſprechenden Löckchen, welche ihr in's Geſicht hereinhingen, doch ein nicht minder reizendes unbemerktes auf der Mitte des reichbewachſenen Köpfchens in ſeinen Händen.

Damit rannte er davon; denn ſo eben ſchrie im Nebenzimmer jemand, offenbar der Medicinalrath, als ob er am Spieße ſtecke, und Minna ſchien noch munterer zu werden, als vorhin durch die Fliege. —

2.

Der Medicinalrath bekam nämlich wieder ſein bekanntes Uebel, das Zipperlein. Minna eilte, ihrem Vater beizuſtehen.

Den Doktor! rief ſie hinaus, und bald nachher trat der Lockenräuber herein, und ging dann wieder, die nöthigen Linderungsmaßregeln anzuordnen. —

Das wird eine allerliebſte Geſchichte werden! wimmerte der Arzt, der ſich nicht ſelber helfen konnte. Die vielen Gäſte heute, und was ich mir alles dabei vorgenommen hatte! So geht es mit den menſchlichen Vorſätzen! Vermuthlich wirft mich's wieder einmal auf eine Stelle, von der ich drei Wochen lang mich nicht rühren darf. Darin wenigſtens haben wir Aerzte etwas vor Andern voraus, daß wir ſolche Dinge wiſſen und uns danach richten können. —

Zum Glücke bewies die Folge ſeinen Satz gar nicht. Denn als ein halbes Stündchen ſpäter Doktor Werner mit Geſundheitstaft und der übrigen Weinemballage herbeikam, war alles ſchon vorüber. Der Kranke konnte wieder auftreten, und ſagte: das verſtehe ich nicht! Unfehlbar iſt es der Schreck geweſen über die ſchlimme Sache ſo zur höchſten Unzeit, was mir in die Beine gefahren iſt und ſie auf der Stelle kurirt hat. Tauſend Dank dafür dieſem unzünftigen Arzte! — Ich muß dir nur ſagen, Minna —

In demſelben Momente entdeckte er die Anweſenheit ſeines Exfamulus, und ſprach zu ihm: Lieber Doktor, für dießmal ſind Sie der Sorgen um mich quitt, und ich will Sie keinesweges von Ihren Geſchäften abhalten. —

Darauf entfernte ſich Werner, der, dem Anſcheine nach, weit lieber die Anrede abgewartet hätte. —

3.

Der Menſch, liebe Minna — fuhr der Medicinalrath fort — der Menſch wird alle Tage älter.

Faſt hätte das gute Kind lachen müſſen über ſeine wichtige Miene bei dieſer unbeſtrittenen Wahrheit.

Nun — ſprach er ferner — gehört Ihr

Weiber, ſo zu ſagen, auch zu den Menſchen, und es geht Euch um kein Haar beſſer, als uns Uebrigen. Noch mehr, es geht Euch ſogar ſchlimmer. Wenn wir, ſo zu ſagen, noch im beſten Flore ſtehen, wirft man Euch ſchon in's alte Regiſter, und aus dem giebt es, wie aus der Hölle, keine Erlöſung, in Euerm ganzen Leben. Sechzehn Jahr, wie du eben haſt, ſichern zwar, denkſt du, noch ein ziemliches Weilchen davor. Aber die böſe Zeit kneipt dir von nun an jedes Jahr kürzer und kürzer, und am Ende ſitzeſt du in dem Regiſter, ſo zu ſagen, wie die arme Mücke im Spinnengewebe, und fällſt vertrocknet in's Grab, ohne eine Spur hinter dir zu laſſen. Beſſer drum, bei Zeiten auf Ergänzungstruppen, ich meine: Kinder, gedacht! — Nun, nun, brauchſt über das Wort nicht roth zu werden, denn das verſteht ſich wohl, alles in Ehren! Kurz, Kind, du ſollſt heirathen. — Gott im Himmel, laß mich doch, ſo zu ſagen, ausreden! Der heutige Tag iſt auch hauptſächlich zu dieſem Zwecke von mir angeordnet. In der vorigen Woche nämlich haben bald nach einander drei verſchiedene Perſonen um dich angehalten, welche von mir an dich ſelbſt verwieſen worden ſind. Der eine iſt ein Mann vom Degenhandwerke, ein hübſcher, wohlgewachſener, ja anſehnlicher Kavalier. Als einen Fehler betrachte ich es freilich, daß er ſich beſonders aufs Fluchen gelegt hat. Doch auch dagegen giebt es oft kein beſſeres Hausmittelchen, als das Haus ſelber, oder die Ehe, zumal wenn der Pantoffel, auf den ſich jede kluge Frau verſteht, nicht von hartem Sohlenleder, ſondern von ſeidenem Material iſt. Der zweite Werber iſt einer, an deſſen ſchwarzer Seite deine Tanzſchuhe freilich ewig müßig gehen werden; denn die Frauen der Paſtoren an der hieſigen Univerſitäts-Kirche ſcheinen übereingekommen, den rauſchenden Freuden dieſer Art mit dem Schritte zum Altare Valet zu geben, und welche klug iſt, die darf in dergleichen Fällen nie eine Ausnahme machen wollen; wie ich denn überhaupt diejenigen Weiber nicht leiden mag, welche für Ausnahmen von der Regel, ſelbſt für Ausnahmen zu ihrem Vortheile gelten. Uebrigens iſt der ſchwarze Galan eine ſtattliche, ſchöne Perſon, und immer nett und zierlich in Reden und

Kleidern. — Vom dritten Freier kann ich dir freilich wenig mehr ſagen, als daß ſein Name in unſerm Lektionskatalog mit vorkommt, und daß ich ihn durchaus nicht verſtehe. Doch findet er als Profeſſor der Philoſophie viel Freunde und Bewunderer. Dazu macht er Verſe, und wie viele mit ihm glauben, ſchöne Verſe. Uebrigens iſt er auch vom Anſehen, ſo zu ſagen, ein Apollchen im Taſchenformat.

Der Medicinalrath hatte keinen Namen genannt, dennoch errieth, auch nach ſeiner oberflächlichen Skizze, Minna den rechten für jeden der drei Bewerber. Jeder derſelben war in ſeiner Art nicht zu verwerfen. Gleichwohl ſchien es, als ob, wenn von Minna's Seite eine Wahl erfolgte, dieſe nicht grade von ſtarkem Herzpochen begleitet ſeyn werde; denn bei keiner der drei Schilderungen ihres Vaters ſoll ihr hochgewölbtes Halstuch in ſonderliche Bewegung gerathen ſeyn.

4.

Da haben wir den Teufel! — rief der Medicinalrath zwei Stunden ſpäter, und noch immer im Schlafrocke, als jetzt ein Paar Sporen dem Gartenſaal näher klapperten. Dazu eilte er nach ſeiner Perrücke und ſetzte dieſe ſchleunigſt ſtatt der Nachtmütze auf.

Pardon, Herr Medicinalrath! fing der eintretende Major Sender an. Auch Sie, mein Fräulein, verzeihen. Wo es gute Beute giebt, da machen wir Soldaten uns gern recht früh auf's Gleis. Als ich vorhin vom Exerciren und hier vorüberkam, ſchien Ihre Küche in Feuer aufgehen zu wollen. Da dachte ich, gewiß werden außer dir noch manche Andere ſeyn, und Morgenſtunde hat Gold im Munde. Herzlich, mein Fräulein, wünſchte ich, daß Sie dieſes gute Sprichwort berückſichtigten, und mir erlaubten, Ihnen ſogleich das Gold in natura, das heißt, in einem Verlobungsringe abzutragen. —

Herr Major — antwortete Minna durch Zurücktreten dem Ringe ausweichend, den er in der That ſchon bei der Hand hatte — Ihrer kriegeriſchen Raſchheit können meine langſamen Gedanken nicht nach. Vergönnen Sie mir daher einige Bedenkzeit.

— Potz — verſetzte der Major — Bedenkzeit klingt faſt wie Bedenklichkeit, und das iſt, ſtraf mich — — grade das bedenklichſte Wort für mich in meiner Lage.

Gleichwohl — antwortete Minna — kann ich Sie deſſen, um unſers beiderſeitigen Glückes willen — nicht überheben. Uebrigens muß ich Ihnen noch ſagen, daß ich die abgeſagteſte Feindin aller Flüche bin. Nun beißen Sie zwar den Ihrigen in meinem Beiſeyn die Köpfe ab, wie ich merke. Doch gilt mir jeder geringſte Theil eines Fluches ſogleich für den ganzen, und ich kann Ihnen während unſers heutigen Beiſammenſeyns durchaus nicht mehr, als noch höchſtens drei dergleichen Flüche zugeſtehen. Ihr vierter würde Ihnen ſogleich als die verneinende Antwort auf Ihren vorigen Antrag gelten können.

Bravo! rief der Medicinalrath, das fängt bei Zeiten an ſeinen Eigenſinn walten zu laſſen!

Lieber Vater, ſo etwas iſt bekanntlich das Vorrecht der Mädchen, und uns Frauen ſind, wie von allen Seiten verlautet, ſo wenig Rechte überhaupt zugeſtanden worden, daß wir das Wenige fein zu Rathe halten müſſen. —

Wohlan — ſprach der Major mit ernſtem faſt finſterm Geſichte — ich gehe es ein. Aber, ſtraf mich — —

Halt! — unterbrach ihn Minna, ohne auf ſeinen Verdruß zu merken. Das war bereits einer der drei Gnadenflüche. Bedenken Sie, daß Ihnen nur noch zwei übrig bleiben, und geben Sie mir, dieſer Ermahnung halber, das Zeugniß, daß ich Sie rechtſchaffener Weiſe gewarnt habe.

Das wollte ich noch ſagen — fügte der Major hinzu: Ich vernahm von Ihrem Herrn Vater, daß zwei Mitwerber kommen werden. Meine militäriſche Ehre würde ſich verletzt fühlen, wenn ich Bedingungen eingehen ſollte, und dieſe nicht. Drum muß ich darauf antragen, daß Sie auch den Andern ihr heutiges Beiſammenſeyn mit Ihnen nicht unbedingt erlauben.

Gut! — ſagte Minna — und da, wie es ſcheint, mein Vater einem jeden von Ihnen dreien, die mir von den andern Beiden ebenfalls zugedachte Ehre verrathen hat, ſo ſoll auch jeder von

Ihnen die den Andern gemachten Bedingungen erfahren.

Des Majors Fuß trat hier ſo vernehmbar auf, daß Minna den Finger empor hob, und ſagte: Herr Major, ich könnte das für einen verkappten Fluch nehmen, aber ich will es nicht.

Minna glaubte den vorigen lauten Fußtritt des Majors jetzt in einer krampfhaften Bewegung ſeiner Lippe wiederzuſehen. Doch war ein feines Lächeln alles, wodurch ſie es zu erkennen gab und ſich dann entfernte.

5.

Sich gekränkt glaubend, ſank der Major in einen Lehnſtuhl, und ſchlug mit der flachen Hand ein Paarmal auf ſeine Stirne.

Wenn ich nur keine Schulden und ſie keine dreißigtauſend Thaler hätte! — ſchien dieſe Pantomime ſagen zu ſollen.

Ein Wettermädel! lachte der Medicinalrath. Und ich wette, ſie wird den Andern auch tüchtige Nüſſe aufzuknacken geben. —

Herr Medicinalrath — rief der Major aufſpringend — Ihr ruhiges Zuſehen zu dergleichen — Mädchenlaunen gefällt mir gar nicht. Element! — —

Sachte, ſachte, Herr Major — fiel der Medicinalrath ein — Sie hat ein gar zu treffliches Gehör, und dann wäre Ihnen nur noch ein einziger Fluch übrig.

Möchte einem aber auch nicht die Geduld reißen, Herr Medicinalrath? Statt ein Vaterwort zu ſprechen, laſſen Sie dem Eigenſinn Ihrer Tochter vollen Lauf. —

Herr Major — ſagte jetzt empfindlich geworden der Alte — mit Minna's Launen werden Sie gewiß noch eher fertig, als mit meinem Vaterworte. Wollte ich die Meinung meiner recht verſtändigen Tochter auch nur im mindeſten beſchränken, ſo würde ich ihr gradezu abrathen von einem, der das Kriegshandwerk treibt; aus tauſend Gründen! —

6.

Das ſtillte wenigſtens den Mund des Majors, wenn es ihn auch nicht beruhigte. Zu letzterm

Zwecke ſchlug der Medicinalrath ein gemeinſchaftliches Tabakrauchen vor, welches auch zu Stande kam. Doch ſah, der Gaſt, als ſie im Garten eine Stunde lang auf- und abgingen, bald hierhin, bald dorthin, nirgends aber war die holdſelige Minna zu erblicken.

Ganz natürlich: Erſt hätte ſie ihren Anzug auf den Mittag einzurichten, und kaum war ſie, fertig mit dem, in den Gartenſaal getreten, ſo erſchien auch ſchon der ſchwarze Bewerber um ihre Hand.

Minna's Auge mußte ſeinem wohlgebauten Körper Gerechtigkeit wiederfahren laſſen. Das hielt ſie indeſſen nicht ab, ihrem dem Major gegebenen Worte genau nachzugehen.

Herr Paſtor — ſo begann ſie, nachdem er in einer wahrhaft zierlichen Rede ſeinen Antrag gemacht hatte — mir geſchieht heute eine ganz unverdiente Ehre. Drei ſtattliche Werber um eine geringe Hand, wie die meinige! Mein Vater hat Sie vermuthlich von dem wunderbaren Ereigniſſe unterrichtet?

Allerdings! antwortete der ſchwarze Freier.

Wenn ich aber auch bei dieſem Stande der Dinge meinen Antrag um ſo gewagter finde, ſo kann ich darin kein Wunder ſehen, daß ein die andern überſtrahlender Stern drei Paar Augen zugleich anzieht.

Wollte Gott — lächelte Minna — Ihre Galanterie hätte mehr Grund, und ich wäre ein Stern im eigentlichen Verſtande. Dann würde ich ſämmtliche drei Herren recht freundlich anblicken, und käme nicht in den Fall, durch die Wahl des einen von Ihnen, zwei Andre zurückſetzen zu müſſen; denn, wie Göthe ſagt: die Sterne, die begehrt man nicht. Um indeſſen doch irgend ein Anhalten zu haben bei der Entſcheidung, welche mir zugemuthet wird, bin ich bereits mit einem der Herren übereingekommen, jedem von Ihnen eine Bedingung aufzuerlegen. Vom Major habe ich gefordert, mich dieſen ganzen Tag über nicht mehr als drei Flüche hören zu laſſen. — Der vierte Fluch — hier zuckte ſie die Achſeln — ſchließt ihn von der Mitbewerbung gänzlich aus.

Beſtes Fräulein — rief der Paſtor zagend —

ſollte nicht eine große Vorliebe nur; Sie haben vermögen können, dem Manne ſo leichtes Spiel zu machen?

Keinesweges! antwortete Minna lächelnd. Vielmehr beſorge ich, dem würdigen Manne die Sache allzuſehr erſchwert zu haben. Denn ſogleich in den erſten Momenten entſchlüpfte ihm einer der drei Flüche, ſo daß er auf den ganzen Tag deren nur noch zwei übrig behält. Allein ich bin eine zu große Feindin alles Fluchens, um nicht zu prüfen, wie weit darin derjenige, der um meine Hand wirbt, ſich im Zaume halten könnte. — Derſelbe Fall, Herr Paſtor, iſt es mit einer Ihrer Gewohnheiten.

Mit welcher? rief der Paſtor, und ſein ganzes eitles Blut flüchtete ihm darüber empört in's Geſicht.

Faſt ſcheue ich mich — antwortete Minna — es Ihnen unter die Augen zu ſagen, auch iſt es an ſich etwas überaus Unbedeutendes.

Sprechen Sie, Fräulein, ich bitte. Was würde mir zu ſchwer ſeyn um ſolchen Preis?

Dieſe Aeußerung — verſetzte Minna — nöthigt mir eine Erklärung ab. Mißverſtehen Sie mich nicht, Herr Paſtor. Meine Hand, ſo gering ihr Werth auch ſeyn dürfte, iſt darum dem noch nicht zugeſprochen, welcher die Bedingung erfüllte. Nur der, der ſie nicht erfüllte, fällt dadurch von ſelbſt aus der Zahl der Mitbewerber hinweg.

Die Bedingung, mein Fräulein!

Wohlan — antwortete ſie — Sie ſchließen bisweilen Ihre Augen, grade wenn Sie mit jemand am ſchönſten ſprechen, und das, verzeihen Sie, iſt mir zuwider. Der beſte Bürge der Worte ſcheint mir das redliche Auge. Darum ſei Ihnen das Zumachen deſſelben bei dieſer Gelegenheit, während unſeres heutigen Beiſammenſeyns, nicht mehr als dreimal erlaubt. Das vierte Mal würde — —

7.

Minna zeigte eine bedauernde Miene und der Paſtor ging die Bedingung ein. Sein aufkochender Zorn ſchien aber doch noch ausbrauſen zu wollen, als das Eintreten desjenigen, den der Medicinalrath ein Apollchen in Taſchenformat genannt hatte, ihm den ſchon geöffneten Mund verſchloß. —

Es lag viel Triumph über die Gemeinheit ſeiner Mitbewerber in der Miene des kleinen Philoſophen und Dichters, als Minna ihm von den Verhältniſſen und den Verbindlichkeiten erzählte.

Ich bin doch begierig — ſagte er lächelnd zu ihr — ob Sie auch an mir eine Gewohnheit ähnlicher Art zu rügen haben. —

Auch an Ihnen, Herr Profeſſor! antwortete Minna, und ſein plötzliches Verziehen der Lippe deutete auf ein mehr als mäßiges Befremden hin. Ihr anhaltendes Hineinziehen der, wie Sie ſagen, einzig ächten Philoſophie und Poeſie in alle Geſpräche, ſtört, wie ich gefunden habe, nicht ſelten die Heiterkeit einer ganzen Geſellſchaft. Der Lehrſtuhl ſcheint mir für gewichtige Worte der Wiſſenſchaft und Kunſt ehe der Ort zu ſeyn, als eine Verſammlung, der es um geſellige Heiterkeit hauptſächlich zu thun iſt. Daher kann ich Ihnen denn heute nur dreimal erlauben, Invektiven gegen andere, auch noch ſo unächte, Arten von Philoſophie und Poeſie auszuſtoßen! —

Mein Fräulein — antwortete hierauf der Taſchenapoll — wo ich bin, müſſen auch Poeſie und Philoſophie ſich geltend machen dürfen: haben Sie daher die Güte, mich aus der Liſte der Mitbewerber um Ihre Hand auszuſtreichen und meine Entſchuldigung bei Ihrem Herrn Vater zu übernehmen. —

Der Medicinalrath und der Major traten eben herein, als mit dieſen Worten der Zornige auch ſchon ſeinen Hut genommen hatte. Der Hauswirth that alles, ihn wenigſtens der Geſellſchaft für dieſen Tag zu erhalten. Umſonſt. — Ein Werber war ſonach weniger. Major und Paſtor betrachteten ſich, wo ſie konnten, und jeder von ihnen dachte dabei: Dir werde ich doch wohl, Gott Lob! den Rang ablaufen. —

8.

Bei Tiſche ſaß Minna zwiſchen beiden; zu großem Verdruſſe des Doktors Werner, der ſonſt gewöhnlich ſeinen Platz neben ihr hatte, dießmal aber an das äußerſte Ende der Tafel verwieſen war. Für ihn hätten die Speiſen bei weitem nicht ſo erleſen ſeyn dürfen, als ſie es wirklich waren; denn wenn er ſolche auch mechaniſch in ſeinen Mund beförderte, ſo wußte ſein Gaumen doch nichts davon, und er ſelbſt wußte nichts mehr, als daß der Medicinalrath den, in ſeinen Augen höchſt unvernünftigen, Gedanken gehabt hatten, Minna, die von ihm ſo innig geliebte Minna, neben zwei ſtattliche Werber zu ſetzen, und daß jeder von denſelben ſich bemühte, ihre Aufmerkſamkeit beſonders anzuziehen. Jedes Wort zwiſchen dieſen drei Perſonen ſuchte ſein Ohr zu erhaſchen, und als einmal in ſeiner Nachbarſchaft ein Paar Gäſte ſo laut wurden, daß er jene nicht mehr verſtehen konnte, vergaß er ſich in ſeiner Liebeshitze dergeſtalt, um ihnen ein ſt! zuzuraunen; welches natürlich ſehr üble Aufnahme fand.

9.

Mein Fräulein — ſagte jetzt der Major zu Minna, auf ihr Haar deutend: Wie reizend dieſes Gold ſie umſtrahlt! Ein Löckchen, nur das kleinſte, verehren Sie mir davon!

Herr Major — erwiederte Minna lächelnd — das ließe ganz gegen meine Grundſätze. Wenn ich auch — was gewiß die meiſten bezweifeln — wirklich Reize hätte, ſo würde ich doch niemals geneigt ſeyn, ſie alſo zu vereinzeln. Wer mich ſelbſt bekommt, der mag auch alle meine Locken mitnehmen!

Trefflich geſprochen! ſagte hier der Paſtor, nachdem er durch Erfaſſen ihrer Hand ihre Aufmerkſamkeit auf ſich gelenkt hatte. —

Halt! — rief der Major ohnehin mißvergnügt über die Bemerkung — Ihre Augen, Herr Paſtor, waren völlig geſchloſſen!

Der Paſtor wollte läugnen.

Mord — — verſetzte der Major zornig — ich werde doch wohl wiſſen, was ein Paar geſchloſſene Augen ſind! —

Mord — —? fragte ihn der Paſtor höhniſch — was bedeutete das?

Minna that hierauf den Ausſpruch, daß der Paſtor das Schließen der Augen noch zwei, der Major aber ſein Fluchen nur noch ein Mal zu wiederholen habe. —

10.

Deſto dringender — ſagte letzterer — wird nun meine Bitte um eine Haarlocke. Sie ſind zu reich daran, mein Fräulein, als daß Sie ſo etwas meiner Armuth abſchlagen könnten — Sollte denn wirklich noch niemand die Gunſt einer Locke dieſes Haars von Ihnen erhalten haben? —

Herr Major — entgegnete Minna — Ihnen alle Zweifel an meiner Verſicherung zu benehmen, ſage ich hiermit zu, dem der eine Haarlocke von mir aufzuzeigen hat, meine Hand, wenn ihm daran gelegen wäre, ſelbſt zu reichen. — Es verſteht ſich, daß er's beweiſen müßte, ſie ſei auch gewiß von meinem Haar. — Ferner verſteht es ſich, daß das Vorzeigen der Locke noch heutiges Tages erfolgen, und daß ſie mir nicht jetzt erſt entwendet werden müßte, weil außerdem allzuleicht ein Betrug unterlaufen könnte. —

Ein häusliches Geſchäft rief ſie hierauf hinweg.

Als ſie zurückkehrte, war ſie gar nicht mehr zu erkennen. Ihre ſonſt ſo glückliche Unterhaltungsgabe ſchien gänzlich erſchöpft. Entweder mußte ihr in ihrer Abweſenheit etwas äußerſt Unangenehmes begegnet ſeyn, oder ſie machte ſich doch Gedanken wegen der gegebenen Zuſage in Anſehung der Haarlocke. Major und Paſtor zogen ſie beide damit auf, und es war noch ein Glück, daß erſterer, ſobald jetzt ſein dritter und vierter Fluch dicht hinter einander ihm entſchlüpften, voller Verdruß den Stuhl zurückſchob und unter dem Vorwande des Uebelbefindens ſich entfernte; denn nunmehr hatte Minna doch nur noch mit dem Paſtor allein zu ſchaffen. —

Auch den aber und den Speiſeſaal überhaupt verließ ſie bald plötzlich, unter demſelben Vorwande als der Major.

11.

Dem Doktor Werner entging natürlich nichts von dieſem allen. Sein Glück wäre ja wahrlich durch den Lockenraub des Morgens gemacht geweſen, hätte Minna's Forderung eines Beweiſes ihn nicht gedrückt. Womit ihn führen, da ſein Frevel durchaus keinen Zeugen hatte und die Verſicherung des Frevlers ſelbſt keine Kraft haben konnte?

Minna's Verſchwinden verurſachte ihm nur neue Unruhe. Zwar wußte er ſchon aus ſeiner kurzen Lebenspraxis, daß die Mädchen ihre ſo mannichfachen Launen gewöhnlich unter der allgemeinen Rubrik der Krankheit aufzuführen pflegen, allein zuweilen ſind ſie doch auch wirklich krank. — Welch ein Gedanke, wenn das mit Minna der Fall war, für ihn, der barbariſch genug geweſen wäre, den ganzen vaterländiſchen Mädchenflor lieber erkrankt zu wiſſen, als die einzige, ſchöne Minna. —

Zu ſeiner großen Freude kehrte ſie jetzt zurück, und kein Gedanke mehr an Krankheit oder Verdruß in ihrem heitern Geſichtchen. —

12.

Auch als die Tafel ſchon aufgehoben war, ließ der Paſtor Minna noch immer nicht von der Seite. Der Medicinalrath näherte ſich ihnen, und dachte bei der Eintracht, in welcher er ſie beiſammen ſah: Nimmermehr hätte ich dem

Weltkinde von Mädchen ſo viel geiſtliches Blut zugetraut! Denn das wird ein Pärchen, dafür bürge ich.

Bald aber, und zwar noch ehe es zum Kaffeetrinken kam, ergab ſich's, daß die kleine Argliſt nicht nur ihn, ſondern hauptſächlich auch den Paſtor mit ihrer jetzigen traulichen Unbefangenheit hinter das Licht geführt hatte. Sie wollte nämlich den Freier gern damit ſicher machen, um ſeine zudringliche Zärtlichkeit, die ſich vorhin ſehr vor dem Augenſchließen hütete, deſto geſchwinder abzufertigen.

Dem Medicinalrathe fielen die Schuppen ſchon vom Auge, da jetzt, wie eben der Werber ſeine Augen bei einer recht ſüßen Schmeichelei völlig zumachte, die Tochter ihn bedeutend anſtieß, als wolle ſie ſagen: Still, ganz ſtill, Väterchen, denn er muß gar nicht merken, daß man ihn beobachtet, damit er fortfährt in ſeiner mir für heute gar lieben Gewohnheit, und man hernach auf Einmal das Facit Vier ziehen kann!

Minna erreichte dadurch auch ihren Zweck völlig. Ganz kurz hinter einander ſchloß der

Paſtor die drei ihm noch übrigen Male ſeine Augen und ſich hiermit ſelbſt aus von aller fernern Werbung um das holde Kind. —

Zwar wollte er, als Minna beim vierten Augenſchließen ihm mit einer artigen Verbeugung die Summe auf Einmal vorhielt, die Exception machen, daß man ihn zuvor billig hätte erinnern ſollen. Aber Minna äußerte mit vieler Höflichkeit, daß ſie hierzu keine Verpflichtung übernommen habe. Uebrigens bezog ſie ſich des Beweiſes wegen auf ihren Vater, der ihn mit einem Achſelzucken abfertigte.

Auch der zweite Konkurrent um Minna's Hand hatte, wie der Major, nunmehr genug, ſeine drei Taſſen Kaffee aber wartete er doch noch ab, ehe er ſich entfernte.

13.

Muthiger, als gewöhnlich in ſeiner Liebe, näherte ſich Werner jetzt Minna, und drückte ihre Hand an ſeine Lippen und ſonnte ſein verlangendes Herz in dem milden Strahle ihres blauen Auges.

Gott — dachte er — wenn dieſe Hand und dieſes Auge mein werden ſollten! Mein! — Zugleich verſank er in die Betrachtung von Minna's goldenem Haar und ſagte zu ſich: Nein, ſolch ein Haar giebt es nicht mehr auf dem ganzen weiten Erdenrunde, und die Locke, welche ich beſitze, wird den Beweis, daß ſie auf dieſem Köpfchen gewachſen iſt, ſchon durch ihr bloßes Erſcheinen führen.

Bereits in Begriff nach dem Kleinod ſelbſt auf ſein Zimmer zu gehen, zögerte ſein Fuß immer wieder. Wenn ſchon die beiden offenbaren Bewerber um Minna's Hand abgefertigt waren, ſo war dadurch gegen das Bewerben um ſie überhaupt noch gar wenig geſchehen. Vielmehr drängten ſich einige ſehr artige junge Männer ſo eben recht emſig an ſie heran, und fanden auch recht artige Aufnahme bei ihr.

Ein einziger Augenblick vermag oft ungeheuer viel — dachte der Doktor — und wer weiß, ob du noch vor Thorſchluß mit deiner Locke zurückkehreſt?

Endlich aber faßte er wirklich ein Herz und eilte auf ſein in der That entlegenes Zimmer. Doch wie ſtarrte, als er ſein Pult aufgeſchloſſen, ſein Auge die Stelle an, wo die Locke liegen ſollte und — nicht lag. Ein Verlegen derſelben von ſeiner Seite konnte nicht Statt finden; denn als er vor Tiſche das Pult zuſchloß, hatte ſein Blick noch zuvor lange an der ſchönen Beute gehangen. Er war um ſo mehr außer ſich, da er gar nicht weiter daran zweifelte, daß mit der Locke ſelbſt ihm auch der Beweis gegeben war, wem ſie gehörte.

Wer, wer hatte dieſes Bubenſtück begangen, da im Pulte auch gar nichts fehlte, als ſein liebſter, ſein einziger Schatz, die Haarlocke? Sogleich ſchwankte ſein Argwohn zwiſchen einigen jungen Männern, von denen, welche Minna eben umlagerten. So gut wie er, hatten ſie den Ausſpruch der Schönen über Tiſche gehört. Er hatte mit dem einen den alten Philipp heimlich ſprechen ſehen, denſelben Bedienten, der ihn, den Dokter, zu Tiſche geholt und ihn beim Küſſen der Locke betroffen hatte.

Ja — rief Werner aus — der alte Philipp, der iſt der Verräther! Zwar hält man den Kerl für die Ehrlichkeit und Treue ſelbſt. Aber wie Viele hat man nicht ſchon gleiches Zutrauens gewürdigt, die am Ende doch Schurken waren! —

14.

Mit ſolchen Gedanken eilte Werner die Treppe hinunter in den Geſellſchaftsſaal. Niemand in dieſem Augenblick beachtend, als den Alten, ſchrie er: Philipp, was haſt du mir aus dem Pulte genommen? — Dazu packte er den zitternden Mann heftig an der Bruſt.

Alles ſprang herzu.

Lieber Werner — rief Minna, erſchrecken ſich hindurchdrängend — was fehlt Ihnen denn?

Dieſe Worte und die Geſichter ſämmtlicher Anweſenden, die er auf ſich haften ſah, brachten ihn wieder zur Beſinnung. Er ſchlug ſich vor die Stirn, und ſeine bittende Miene deutete Minna an, daß er ihr alles zu eröffnen denke. Darauf ſchlüpfte ſie mit ihm hinweg von den Uebrigen in ein offenſtehendes Nebenzimmer.

Mein Fräulein — begann er — was werden

Sie ſagen, Sie, die Sie Sich meiner eben ſo großmüthig annahmen, wenn ich die Erklärung der ſchreienden Unſchicklichkeit, welche mein empörtes Gefühl ſich eben erlaubte, mit einem Wageſtücke einleiten muß, das — wie zittre ich vor dem Gedanken! — das mich vielleicht auf immer aus Ihren Augen verbannt.

Lieber Werner — verſetzte Minna theilnehmend, indem ſie einen Schritt zurücktrat — Sie ſind in einem ſehr leidenſchaftlichen Zuſtande. Sammeln Sie Sich und tragen Sie mir dann alles ruhig vor.

Alles! — erwiederte er — ja! — Nur mit Ruhe wird's nicht gelingen. — Ein Zuſammentreffen ſeltſamer Umſtände reißt mir jetzt ein Geſtändniß aus der Bruſt, zu dem mir zeither der Muth gänzlich fehlte: Minna, ich liebe Sie!

Ein Purpurſchein überſtrahlte plötzlich des Mädchens Geſicht, während ihr leuchtendes Auge den Boden ſuchte. —

Werner fuhr fort: Nur meine unendliche Liebe kann ein Vergehen entſchuldigen, das ich dieſen Morgen gegen Sie beging; daher mußte ich nothwendig mit ihr anfangen. Ich fand Sie im Gartenſaale entſchlummert, und wagte — mit der Scheere, welche vor Ihnen lag, eine Locke dieſes Haares zu rauben. Philipp, als er mich zur Tafel rief, fand mich grade, wie mein trunkenes Herz den Schatz betrachtete. Ich erſchrak heftig, verſchloß ihn und ging. — Und nun, wie ich jetzt hinaufeile, um mich des theuern Beſitzes wieder zu erfreuen, liegt alles in meinem Pulte ungeſtört, nur die Locke iſt daraus verſchwunden. —

Denken Sie Sich, Minna, dazu, was Sie vor Kurzem erſt dem Beſitzer einer Ihrer Locken verheißen haben, und daß der treuloſe Philipp mich zuverläſſig verrieth und die Locke einer Hand ſchändlich verkaufte, welche nun damit auf Ihre Hand Anſprüche gründen wird — —

Sehen Sie wohl — ſagte Minna mit aufgehobenem Finger — wie die Vergehungen ſich ſelbſt beſtrafen! Sie beraubten mich einer Locke, um damit — alle Hoffnung auf Erfüllung Ihrer Wünſche durch mich, für immer zu verlieren! —

Minna — rief Werner in der heftigſten Leidenſchaft — ſo könnten Sie wirklich Ihre ganze Zukunft jedem zueignen, der ſich auf den Beſitz jener Locke zu berufen vermöchte; auf einen Beſitz ſo unrechtmäßig, wie dieſer?

War der Ihrige vielleicht rechtmäßiger? entgegnete. Minna.

So wollten Sie — wiederholte Werner — einem ſo böſen Zufalle das ganze Glück Ihres Lebens überlaſſen?

Und wer iſt Schuld daran, wenn's geſchieht? Ohne Ihr Vergeben von dieſem Morgen könnte mein Ausſpruch über Tiſche auch mir keine Gefahr bringen.

O Gott, Gott! rief Werner in Verzweiflung.

Beruhigen Sie Sich, mein Freund, ſagte hierauf Minna. Wie wenn Philipp die Locke, welche er als die meinige erkannt, der rechtmäßigen Eigenthümerin zurückgeſtellt hätte? — Vielleicht iſt es ſo! fuhr ſie fort, als er, Furcht und Hoffnung zugleich in ſeiner Miene, ſie anſchauete. Wenigſtens hat mich Philipp von der Gefahr befreit, welche meine voreilige Zuſage mir drohete.

Werner drückte ihre Hand heftig an ſeine Lippen. Minna — ſo rief er dann — das Geſtändniß iſt heraus; Ihnen kommt es nun zu, mein Urtheil zu ſprechen.

Sie ſprach es mit einem Drucke ihrer Hand und einem Blicke, der ihn ſo wenig im Zweifel ließ, daß er ihr ſogleich einen Kuß auf die Lippen drückte.

Das jetzt ausbrechende Geräuſch ſagte, daß ſie durch die Thürſpalte beobachtet worden waren.

Ei, ſieh doch, rief der Medicinalrath, mit Mehren hereintretend, hat der vielleicht eine Locke von dir aufzuweiſen?

Allerdings! antwortete Minna.

So iſt — verſetzte ihr Vater lächelnd — meine Einleitung vom Heirathen dieſen Morgen nicht vergebens geweſen.

Und — ſagte Minna Abends bei Tiſche, wo ſie mit dem Medicinalrathe und dem Verlobten allein war — glaubten Sie wohl, lieber Werner, daß ich ſchon, als wir uns zur Mittagstafel ſetzten, von Ihrem Lockenraube wußte? — Wirklich war es ſo, auch fügte ich über Tiſche bei dem Verſprechen, das ich dem Beſitzer einer meiner Locken gab, wohlüberlegt hinzu: daß der Urſprung der Locke gehörig atteſtirt ſeyn müſſe! — Nur allzubald aber fand ich das nicht hinreichend. Der alte Philipp nämlich, mit dem ich draußen Hausangelegenheiten abzuthun hatte, ſah mich offenbar mit halbverhaltener, ſo wunderlicher Freude an, daß ich ihn wohl fragen mußte, was er doch auf dem Herzen habe? — Einen Glückwunſch — antwortete er — einen recht aufrichtigen Glückwunſch. Wozu? erkundigte ich mich weiter kopfſchüttelnd. — Ih nun — ſprach er — wenn Sie's nicht nicht übel nehmen wollen, zu einer gewiſſen, bevorſtehenden Veränderung. Was Sie vorhin über Tiſche dem zuſagten, der eine Locke von Ihnen aufweiſen könnte, das freute mich ungemein; denn ich wußte ſogleich, auf wen Sie damit zielten. — Ach, Sie hätten nur ſehen ſollen, wovon ich Zeuge geweſen bin, wie der gute Doktor Werner vorhin die Locke von Ihrem Haar an ſeine Lippen drückte! — Von meinem Haar? rief ich, und ein Feuerſtrom durchzitterte plötzlich mein Geſicht. Wie Er nur ſolche Dinge behaupten kann, lieber Philipp! — Hm — ſprach er — darauf wollte ich doch ſogleich mit dem beſten Gewiſſen einen Eid ablegen. Und jeder könnte das, dem dieſe Locke vorkäme, wenn er auch Ihr Haar nur einen einzigen Augenblick geſehen hätte. —

Dieſe Bemerkung, lieber Werner, durchſchnitt mir das Herz, und man muß mir bei meiner Rückkehr an den Tiſch meine Verlegenheit angemerkt haben. Ich ſagte Ihnen vorhin, daß ich bereits wußte, es ſei eine Locke von mir in Ihren Händen. Es fehlte daher nichts, als eine Muthmaßung dieſes Umſtands von Ihrer Seite, um mein Zartgefühl auf das entſetzlichſte zu beleidigen. — Daher ſuchte ich bald Philippen draußen wieder auf, forſchte nach, wo er Sie mit der Locke geſehen, und hörte, daß es an Ihrem Pulte geſchehen war, worein Sie auch die Locke verſchloſſen hätten. Nun wiſſen Sie, daß jenes Pult früher mir zugehörte. Zu jener Zeit verlegte ich einmals den Schlüſſel dazu und es ward ein anderer gefertigt. Der erſte fand ſich nachher wieder und blieb zufällig in meinen Händen. Er fiel mir jetzt ein. Lieber die größte Indiskretion, dachte ich da, als eine ſolche Verlegenheit! Ich ging ſelbſt auf Ihr Zimmer, öffnete das Pult und entwendete die Locke — Hier haben Sie ſolche zurück; doch müſſen Sie mir verſprechen, dem ehrlichen Philipp ſogleich eine förmliche Abbitte zu thun. —

Von Herzen gern! ſprach der Dokter und holte ihn ſelbſt dazu herein.

Aber — mit dieſen Worten wendete er ſich an Minna — alles iſt mir darum noch immer nicht klar. Woher wußten Sie denn bereits vor Philipps Erzählung von meinem Beſitze der Locke? —

Weil — — ich vielleicht ein noch ſchärferes Auge habe als Sie. Ich ſah Sie dieſen Morgen ſchon von Weitem im Garten und zwar kamen Sie grade auf den Saal zu. Das war mir unlieb. Sie eben ſollten die Stickerei nicht bemerken, welche ich zu vollenden dachte. Daher warf ich ein Tuch darüber und legte mich ſelbſt, als ſchlafend, drauf:

So hätten Sie alſo nicht wirklich geſchlafen? — fragte der Doktor verwundert.

Ganz und gar nicht. Die Hand nur halb vor die Augen gehalten, wurde ich ſogar Augenzeugin Ihres Diebſtahls. Wahrlich, es koſtete mir viel Mühe, mich nicht zu verrathen, als Sie erſt auf eine meiner Stirnlocken ausgingen! Ihr Gewiſſen regte ſich indeſſen noch zu rechter Zeit. Wäre das aber auch nicht geſchehen, ſo hätte ich doch gewiß Niemanden lieber den Raub verziehen als Ihnen! — Hier — dabei holte ſie eine geſtickte Brieftaſche aus ihrem Tiſche, welche ſie ihm überreichte — hier iſt auch die vollendete Arbeit ſchon ſelbſt. Sie war Ihnen für morgen, Ihren Geburtstag, beſtimmt. Mögen Sie ſolche nunmehr am Verlobungsabende hinnehmen! —

Ei, du gottloſes Kind, ſo zu ſagen! — rief der Medicinalrath, Minna in ſeine Arme ſchließend.

Ja, ich mit meinem Heirathsvorſchlage dieſen Morgen! Da hätte ich früher aufſtehen müſſen. Ich hätte bedenken müſſen, daß faſt eine jede ſchon beim Ausziehen der Kinderſchuhe den Mann im Auge hat, an deſſen Arme ſie ſich im Brautſtaate vorzüglich gut gefallen würde! —

XI.

Denkmale.

Dichter-Quadrille.

Am 23. April 1817.

Dieſe kleine Feierlichkeit wurde in einem dichteriſchen Kreiſe zu Begrüßung eines befreundeten, neu verbundenen Ehepaars veranſtaltet. Die vier auftretenden Paare waren dem angenommenen Charakter völlig gemäß, und zwar die zwei erſtern im reinſten Geſchmack, die zwei letztern aber mit einiger Karikatur gekleidet, und überbrachten verſchiedene Brautgaben, nämlich das erſte Paar Kränze von Roſen, Mirthen und Lorbern, das zweite ſüdliche Früchte und Blüten, das dritte mancherlei, größtentheils koloſſale Geräthſchaften, und das vierte Rocken und Spindel, eine Windel und einen Wolfszahn mit Schellen. — Daß einige Anſpielungen auf die Namen der Neuvermählten Bezug haben, würde dem Leſer auch ohne Erinnerung ſchwerlich entgehen. —

v. H.

I.

Grieche und Griechin.

So! das Körbchen vom Haupt! Und nun zu lichtem Olymp klimmt,
Ehrend der Himmliſchen Recht, von bebender Lippe das Wort auf.
Und vor Allen zu dir, o Herrſcher im Donnergewölk', Zeus,
Der mit rieſigem Arm hochherrlich thronend die Welt hält,
Schwingt ſich empor mein Geſang mit feſtlich rollendem Prallhall!
Here Zygia, dir zunächſt aufrauſchet, Teleia,
Heilige, Heimliche, dir, mein Sang, Hochzeitliche, Hehre!
Zeusblauäugige Tochter, auch dir, o Pallas Athene!

Und Amathuſia dir, der ſchaumentſtiegenen Göttin!
Feiert in himmliſchem Chor, in glanzkranzfröhlichem Reigen,
Götter und Göttinnen, heut' lauttrautbrautfeſtlichen Tag nach!
Eros, unzähmbar du! du, dem die Götter ſich beugen —
Kein Unſterblicher iſt dir entfliehbar und keiner der Menſchen;
Auf den Wangen des Mädchens und in des bräutlichen Weibes
Gluthmuthfluthendem Blick, im flammenleuchtendem Antlitz
Kampfanſtrebenden Mann's ragt hoch ein Thron dir errichtet! —
Steig' hernieder! du bringſt zur Erd' allein den Olympos!
Wo die Himmliſchen ſind, darfſt du, der Schönſte, nicht fehlen,
Aus der Himmliſchen Chor; drum ſteig' zu den Deinen hernieder!
Heb' aus kriſtallenem Bett, aus Thetis liebendem Arm warm,

Helios, flammender Gott, dein Haupt, das ſtrahlenbekränzte,
Daß die Nacht ſich licht' und Tages Schimmer ſich breite!

Trefflichen gilt es fürwahr, die fromm euch immer geliebet!
Euren Prieſter ja ſelbſt, des Heiligen treuen Bewahrer,
Haben zum Leiter ſie ſich, zum liebenden Vater erkohren.

Zur Begleiterin.

Gattin, ſchüre die Gluth! — Ha, grad auf ſteiget der Flamme
Fröhliches Zeichen! die Götter erhör'n der Frommen Gebete,
Wenn für Geliebte zumal, wie heut', zum Himmel ſie fliegen.

Nun das Körbchen zur Hand! daß über der heiligen Flamme
Es empfange die Weih'! Zwar kleine Gaben nur birgt es;
Doch aus dem Kleinſten auch ſpricht, wie aus dem Größten, die Liebe.

Einen von Roſen! So recht! der kündet das Glühen des Herzens!
Haben ſie doch ſich geliebt ſo treu und wollen es ewig!
Scheu verbarg ſich zuerſt, wie unterm Blatt ſich die Knoſpe,
Was ſie im Herzen gehegt; doch wie ſich entfaltet die Blume,
Weichen die Blätter zurück, und aus verhüllendem Dunkel
Steigt Verborgnes an's Licht und frei nun pranget die Roſe.
Knöſpchen auch ſeh' ich an Knöſpchen geſchaart! Ha, glückliches Zeichen!
Fröhliches künden die Götter in euch auch künftigen Jahren.

Einen von Mirthen! — Das hat wohl klüglich mein Weibchen erwogen!
Mirthe windet zum Kranz ſich nur um Glücklicher Schläfe.
Darum haſt du ſo zart das zarte Bäumchen gepfleget,

Recht wie's Freunden geziemt! Wie ſproßten die Zweige ſo üppig!
Wahrlich, da zeigte ſich's klar, wen hoch die Götter vor Allen
Lieben. Es wuchs ja für ſie; drum mußt' es ſo herrlich gedeihen!

Einen von Lorbeer zuletzt, die Stirn zu kränzen des Siegers,
Der in Kypria's Schutz den herrlichſten Preis ſich errungen.
Sie, die unſterbliche Götter wohl ſelbſt vom Himmel gelocket,
Die mit jeglichem Reiz der Anmuth Charis umwoben,
Pallas Athene gelehrt, zu himmliſch lauteren Gluthen
Heſtia ſelber entflammt, nennt Herr zugleich und Gemahl ihn.

All' ihr Götter zumal, die über die Wiege des Kindleins
Segnende Händ' ihr ſtrecktet, o höret die frommen Gebete:

Kranzweihe.

Roſen.

„Roſig weile die Freude fortan zur Seite der
Guten!“

Mirthe.

„Unverwelklich umſchlinge ſie ſtets die Mirthe
der Liebe!“

Lorbeer.

„Dräuet ein zürnender Gott in dunkelnachtendem Wolkgraus,
Rüſtig zum Kampf! den Muthigen lohnt hellleuchtender Siegkranz!“

Zur Begleiterin.

Sprich, wo finden wir nun den vielgewanderten Gatten
Und ſein junges Gemahl, die heitre, geſchäftige Hausfrau,
Daß die Gaben wir ſpenden, die kleinen, doch freundlich gereichten?

Zu den Neuvermählten.

Nehmet mit Liebe denn hin, was liebender Sinn euch geſpendet,
Seht in der Gabe das Herz, und bleibet fortan uns gewogen!

F.

2.

Troubadour und Dame von Romanin.

Der Troubadeur.

Ich! aus dem Land des alten Provenzalen
Hab's unter meinen Mirthen auch vernommen,
Wie Luſt und Pein im Herzen ſind entglommen
Der Schäferin fern in der Elbe Thalen.

Wie Liebesglück nun ſind des Auges Strahlen,
Ihr Herz ſich hebt, bald ſelig, bald beklommen; —
Bei Arthus Haus! ſo hat es müſſen kommen;
Wem Amor leiht, der muß ihn auch bezahlen!

Wohl dacht' ichs wohl, wenn ich ſie Blick und Worte
So wechſeln ſah in Eines Tons Akkorde,
Und immer fiel mein letztes Lied mir ein,
Wenn Sie geſchmückt für Ihn im großen Garten
So freundlich thät auf ſeine Tritte warten:
Wenn du nicht Liebe biſt, was kannſt du ſeyn?

Weil aber auch die alten Troubadouren
Wohl Hochzeitfeſte ſonſt auch ſchon begangen,
Wo um die Cither, daß die Saiten ſprangen,
Sich wanden aller Freuden Perlenſchnüren,

So tritt einher mit mir, dem Troubadouren,
Ein Fräulein, reich von aller Huld umfangen,
Von der Ihr ſollt noch Gaben hier empfangen,
Die goldig tragen Unſrer Sonne Spuren.

Von Romanin, dem Liebeshof der Frauen,
Hat Sie geſandt, das Feſt anheut zu ſchauen,
Die hohe Dame, die dort hält die Wage,
Sie ſoll Euch reichen die Orangenblüthe
Und dann verkünden im Romanſchen Liede
Das Wort der Frau'n zum ſchönen Liebestage.

Sie.

Weit aus den Mirthen- und Citronenbüſchen
Hab' ich mit Fleiß den leichten Kranz gewunden,
Ein holdes Bild von Euren Lebensſtunden,
Wo Blüthen gern ſich in die Blätter miſchen! —

Nach heißem Tag die Stirn Euch zu erfriſchen,
Hat die Limone hier ſich eingefunden,
Sind Feig und Dattel, die ſo lieblich munden,
Geſtiegen ſelbſt von ihren Balſambüſchen.

Im Süden iſt ihr Leben aufgegangen,
Das iſt die Glut, die ſie von Gott empfangen,
Im tiefen Norden auch noch nicht erkaltet.
So zieht auch Ihr die warme Jugendſonne
Tief in das Herz, zu künft'ger Zeiten Wonne!
Denn Blüthe wird nur ſo zur Frucht entfaltet.

Kn.

3.

Gottſched und die Frau Profeſſorin.

Gottſched.

Als Herrmann hat zur Frau die Schäferin genommen,
Iſt die Begeiſterung ſchnell über mich gekommen,
Und eingetaucht den Kiel hat ſie in Hippokrene,
Daß heut' mein ſchlechtes Lied ſo ſchön wie Logau töne.
Denn welch erfreulich Licht iſt plötzlich angebrochen —
Da muß ja wohl das Herz gleich einem Hammer pochen!
Die Hochzeitfackel glänzt, mit Hymen kämpft Kupido,
Treu war Aeneas hier, verließ nicht ſeine Dido,
Und nie hat Phöbus noch ein ſolches Band beſchienen,
Als hier, wo Kraft ſich eint mit wunderſchönen Mienen.

Ja, werther Bräutigam, ſo mag ich Ihn noch nennen,
Da wenig Tage erſt von dieſem Stand Ihn trennen,
Er hat ein Schäflein ſich in Seinen Stall geführet,
Das mehr, als goldnes Vlies, das Reiz und Schönheit zieret.
Betrachtet Er's genau, von außen und von innen,
So muß es immerdar an Werth nur noch gewinnen.
Die Tugend, die es ſchmückt, iſt Perlen zu vergleichen,
Die ſich den Gaffern nicht, nur emſ'gen Suchern zeigen.
Bei ihres Geiſtes Werth, wird Er entzückt gewahren,
Wie ſich Beſcheidenheit und das Verſtändniß paaren.

Ja, hochgeehrte Braut, auch Sie darf ſich ergötzen,
Daß nun die Weiberhaub' man kommt Ihr aufzuſetzen;
Denn ob der Eheſtand gleich bringet viel Beſchwerden,
Iſt doch das Mädchen ſtets beſtimmet Frau zu werden.

Und da den Herrmann Sie zu Ihrem Mann erkohren,
Iſt gleichſam Kraft für Mild und Schwerdt für Stab geboren;
Ihr blondgeſtrahltes Haar erinnert an Thusnelden,
Da mußte ſich für Sie ja ſolch ein Herrmann melden,
Und da die *letzte* Silb' durch Sie er thät ereilen,
Mög' er die *erſte* nun, hinkünftig mir Ihr theilen.

Zeuch, ungemeines Paar! nun an dem Ehſtandswagen;
Du wirſt am leichten Joch mit treuem Sinne tragen.
Doch, daß kein Steinchen dir auf dieſem Gange ſchade,
So pflaſtert Liebe ſchon mit Blumen deine Pfade.
Das ſchönſte Paradies eröffnet ſeine Pforten,
Die Zukunft glänzt im Schmuck' von Liebes-Mandeltorten,
Und vieles was ſich noch vor meinem Geiſt will zeigen,
Muß, weil die holde Braut erröthet, ich verſchweigen.

So bring' denn du Gemahl! noch jetzt die kleinen Gaben,
Die Amuretten uns für Euch vertrauet haben.

Die Frau.

Empfanget, theures Paar, hier den Pandoren Beutel;
Wohl ſchmücket Frauen er, die ſämmtlich etwas eitel.
Hier dieſer Rechenknecht, im neuſten Stil gedichtet,
Bewahrt vor Irrthum, wer ſich gläubig darnach richtet.
Der Fächer kühle dir die Liebesglut der Backen;
Hier auch etwas, um Ehſtandsnüſſe drauf zu knacken.
Dieß nimm als Symbolum des Küchenregimentes,
Und damit rühr' den Brei des Schmachtens, ſonſt verbrennt es.
Du aber Bräutigam, nimm dieſes Einſchlagmeſſer,
Und ſchlage ſelbſt gut ein, ſo — wie mein Herr Profeſſer.

Umarmt Gottſched.

Th. H.

4.

Neuer Alt-Teutſcher und ſein Geſpons.

Wie mögt ihr Andern euch erkecken,
Zu angeln nach Geſangesruhmb?
Nur Siegfried, Hagen und die Recken
Bekunden ächtes Dichterthumb.

Noch einmal bronnen güldne Ströme,
Als, faſſend Feder für den Kneif,
Hans Sachs und Er, St. Jakob Böhme,
Sich ſchrieben ſchier die Finger ſteif.

Seit jenen Tagen lief das Waſſer
Nicht mehr hinan den Muſenberg;
Nun gab's nicht Dichter, nur Verfaſſer,
Der Freihart: Menſchheit, ſchwand zum Zwerg.

Doch Altes muß ſich neu gebären,
Das Teutſchthumb iſt zurückgekehrt.
Ich teutſcher Manne kann's bewähren —
Mein iſt die Leier, mein das Schwerdt!

Feinslieb heißt wieder Königinne —
In Redondill, Sonett und Stanz'
Verklärt ſich ächte teutſche Minne,
Umflittert mit — Marienglanz.

Verbannt aus Teutſchlands heil'gen Gauen
Iſt die Mamſell auf jedem Bal;
Man ſieht nur Fräulein und nur Frauen
In Petinet und türkſchen Schawl.

Weit muß der Mannen Beinkleid fließen,
Litevka heißt der teutſche Rock;
Im Schutz hiſpan'ſcher Brille ſchießen,
Hilf Gott! wir ſelten einen Bock. —

Doch nichts von ſolchem eitlen Treiben,
Nichts von der Teutſchler Affenſchaar —
Daß wackre Teutſche Teutſche bleiben,
Bewährt dieß junge Ehepaar.

Du, bieder, wie dein Name deutet,
Haſt dir ein trautes Ehgeſpänn,
Die treuſte Schäferin erbeutet;
Dein Herrmann ward dein Herr und Mann.

Nimm, Freundin, deutungsvolle Gaben,
Und bleib uns auch als Weibchen hold;
Wenn wir auch keine Schätze haben,
Ein redlich Herz gilt mehr, als Gold!

Nimm hin den Rocken und die Spindel,
Ein zartes Bild der Häuslichkeit,
Und — ohne Zuſatz — auch die Windel;
Gewiß, du brauchſt ſie mit der Zeit.

Und weil die dritte Zahl die beſte,
So nimm auch hin des Wolfes Zahn.
Ich raubt' ihn nicht dem Wolf im Neſte,
Doch hätt' ich's gern für dich gethan!

Vielleicht, weil unſre Hand ihn bringet,
Fehlt auch der Muſe Segen nicht;
Das liebe Herrmannsſöhnchen ſinget,
Sobald der erſte Zahn durchbricht.

Gleicht's auch in Windeln nicht den Helden,
Und thurnt, noch in der Wiege, ſchlecht —
G'nug, du bringſt Herrmanns und Thuſnelden,
Stark — ſchön und ſittig — Niemands Knecht!

Kd.

Bei der
Jahres-Scheide 1817 — 1818.

Horcht auf! — Hört Ihr vom Thurm die Glocke
hallen? —
Hemmt jetzt die Rede! Sprecht ein ſtill Gebet!
Pauſe, bis der letzte Schlag vorüber war.
Sie iſt verſtummt — der zwölfte Schlag gefallen!
Der Stundenherold, dort in Nacht erhöht,
Verkündete des Zeitenſohns Entwallen,
Und mit dem Schall iſt ſeine Spur verweht.
Kein Liebesruf kann je zurück ihn rufen;
Er trat als Zeuge vor des Richters Stufen.

Doch laßt uns des Entfloh'nen noch gedenken,
Der vielfach uns getröſtet und erfreut;
Laßt uns ein dankbar Abſchiedswort ihm ſchenken,
Den Blumen gleich, die man auf Gräber ſtreut;

Laßt uns den Blick ſelbſt nach dem Bruder lenken,
Der ihm vorausgeeilt zur Ewigkeit;
Denn wie nach Nebeln reiner ſtrahlt die Sonne,
So glänzt nach Thränen herrlicher die Wonne.

Wohl ziemten Roſen zu der heut'gen Feier —
Doch als der ält're Bruder uns entſchwand,
Verbargen wir den düſtern Trauerſchleier,
Der wohl erkannt ſich um die Seelen wand;
Wir mißten Eine, unſerm Herzen theuer —
Und Brüder ſah'n wir an des Abgrunds Rand;
Wir mußten, nicht der Freude zu entbehren,
Die Blicke nur auf unſre Eintracht kehren.

Still ſah'n wir auf zum neugebornen Jahre —
Es winkt' uns zu als holder Genius;
Es wand ſich Veilchen in die blonden Haare,
Ließ Roſen blüh'n, geröthet wie vom Kuß,
Und, daß Erfüllung ſich der Hoffnung paare,
Wuchs Korn und Frucht in reichem Ueberfluß.
Vereinigt wallte Ceres und Pomone
Mit vollem Horn ſelbſt zu der Armuth Sohne.

Und allgemach verharſchten jene Wunden,
Die uns der ält're Bruder trauernd ſchlug;
Die Prüfungszeit, der Mangel war entſchwunden,
Selbſt Amor kam zurück mit roſ'gem Flug;
Manch ſanftes Herz ward innig uns verbunden,
Dem unſer Herz erfreut entgegenſchlug.
Das ſchöne Jahr hieß nah ſchon dem Entſchwinden,
Uns abermals die Hochzeitfackel zünden.

Kein theures Haupt ward unſerm Kreis entriſſen,
Heut' blitzt im Aug' nur jener Wehmuth Glanz,
Womit wir froh die jungen Paare grüßen,
Euch, holde Roſen, neu verwebt den Kranz!
Und wenn wir jetzt den Bruderkuß uns küſſen,
Klopft laut das Herz: Heut' iſt die Freude ganz! —
Glück auf, Ihr Schweſtern! Heil Euch, edle Brüder!
Feſt ſteh der Bund der Liebe und der Lieder!

Kind.

Druckfehler
im ſiebenten Bändchen.

S. 27 l. F. Ch. A. Haſſe. ſt. J. Ch. A. Haſſe.
— 114 Z. 3 v. o. l. Hauſe, ſt. Haus,
— 116 Z. 9 v. u. l. Das Gerücht ſt. Der Ruf
— 125 Z. 9 v. o. l. deſſenwillen ſt. deſſentwillen
— 162 Z. 1 v. u. l. Brünnen ſt. Brümen
— 185 Z. 8 v. o. l. verbündet ſt. verbindet
— 259 Z. 6 v. o. l. ſchöner. ſt. ſcheuer.

In der Oſter-Meſſe 1818. ſind bei mir erſchienen:

Albers, I. A., Icones ad illustrandam anatomen comparatam, Folio. 1 rthl.

Clodius, C. A. H., Von Gott, in der Natur, in der Menſchengeſchichte und im Bewußtſeyn, 1ſten Theils 1ſte Abtheil. gr. 8. 1 rthl.

Hayner, D., Aufforderung zur Abſtellung einiger ſchweren Gebrechen in der Behandlung der Irren, gr. 8. 6 gl.

Kind, Fr., Weinberg an der Elbe, gr. 8. broch. 21 gl.

— — **D. J. A. G.**, Ueber die Bildung juriſtiſcher Staatsdiener, gr. 8. 12 gl.

Müllner, A., Spiele für die Bühne, 1ſter Band, neue Auflage, 8. 1 thlr. 16 gl.

Spiker, D. S. H., Reiſe durch England, Wales und Schottland im Jahre 1816. 1ſter Band, 8. mit Kupf. und Vignetten. 2 rthlr.

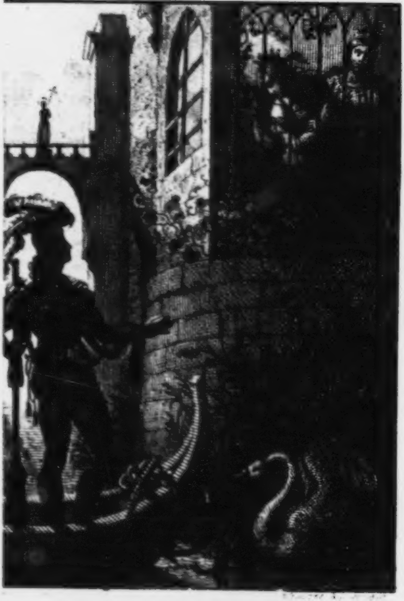
Nach Michaelis 1817. erſchienen:

Gottſchalck, Fr., Almanach der Ritterorden, 2ter Jahrgang.

Kind, Fr., Van Dycks Landleben.

Zu Michaelis dieſes Jahres erſcheint Thümmels Lebensbeſchreibung von einem ſeiner Freunde, als der 7te Band der Werke.

G. J. Göſchen.



Die Harfe.

Herausgegeben

von

Friedrich Kind.

BIBL.
[illegible]
LIPS.

Achtes und letztes Bändchen.

Leipzig
bei Georg Joachim Göſchen 1819.

Inhalt.

Seite

I. Dionyſius und Odalia. Erzählung von Benedicte Naubert 1

II. Einige Tage in Liſſabon. Von J. Ch. A. Haſſe 189

III. Die Bildergallerie in Dresden. Von Dr. Carl Witte d. j.

- Die ſixtiniſche Madonna von Raphael 220
- Die Verlobung der heil. Katharina von Andrea del Sarto 221
- Vier Heilige von Bagnacavallo 222
- Die heil. Jungfrau v. Benv. Garofalo 223
- Die heilige Magdalena von M. A. Fraceſchini 224
- Die Anbetung der Könige von Raphael oder Marco Ravenna 225
- Der Burgemeiſter von Holbein 226

IV. Reinholde. Märchen v. L. Brachmann 227

Seite

V. Gedichte von Haug.

Geſetzgebung 265
Nudiskar und ſein Arzt 268
Lilie und Roſe 269
Laura 271
Roſamunde 272
Freundſchaft und Liebe 273
Auf dem Gottesacker 274
Grabſchrift Ludwig XVI. 274
Homer und Virgil 274
An Wieland 275
Als in einem Tempel berühmter Männer Schiller fehlte 275
Geßners Grab 275
Wieland 276
Unter Schillers koloſſale Büſte 276
Neue Grabſchrift 276
Gay's Grabſchrift 277
Klage 277
Leander 277
Das Vogelneſt im Rachen eines ſteinernen Delphins 278
Wenn ich ſinge 278
An Göthe 278

Seite
Matthiſſons Erinnerungen 279
An einen Säugling 279
Opferung 279
Klage eines Unglücklichen 280
An Eliſen 281
Er und ich über Glorwina 281
Als Klärchen die Rolle der Semiramis ſpielte 282
An Miſander 282
Gloſſen 283
Politur 283
An Aſot 283
Anmaßung 284
VI. Noch einige Reliquien von Käſtner 285
VII. Chriſtiane Benedikte Naubert. Skizze von Moritz K. 299

VIII. Gedichte.

Selbſtgeſpräch. Von Fr. Kuhn 313
Der Miſſionar auf Grönland. Von Arthur vom Nordſtern 319
Die Waiſe. Von Klotilde 323
Ahnung. Von Buri (†) 327
Der Empfang. Von Neſe 329
Die junge Droſſel. Von Fr. Kind 331
Reimſpiel. Von L. P — r. 337

Seite
Die Todtenhochzeit. Von Langbein 340
Frau von Stael. Von Göckingk 342

IX. Denkmale.

An Werthes Grabe. Von Haug 345
Ein klein Geſpräch im Olymp. Von Reſe 347
Der Blumenaſch. Von Karl Förſter 348
An Agnes, bei Zuſendung eines Leuchters, einen Engel vorſtellend, der das Licht hält. Von Th. Hell 350
An Thereſe von N. mit einem goldnen Lorberkranze. Von Fr. Kind 352
Die Grazie. Von Apel (†) 353
Von Herder in ein, der Gräfin Brühl geſandtes, Exemplar ſeiner „Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit“ geſchrieben 354

I.

Dionyſius und Odalia.

Erzählung

von

Benedicte Naubert,

geb. Hebenſtreit.

(† zu Leipzig den 12. Januar 1819.)

Der Mönch verließ das Haus des Voigts und eilte nach dem Kloſter hinüber; denn ſchon kam der Mond wie ein bleich goldnes Wölkchen über den Kirchthurm herauf, und das Veſperläuten war nahe. Noch hatte der Pater die Stufen des kleinen Hofes nicht erreicht, da war hinter ihm Odalia. Er wandte ſich nach ihr um; ſie gewahrte eine Thräne in ſeinem Auge. Wie ſeh' ich euch ſo bewegt! rief ſie, und auch ihre Augen trübten ſich. Konnte die Verſagung einer ſolchen Kleinigkeit euch ſo verletzen? — Hier iſt ſie, die Roſe; ich brach ſie ja für euch: es iſt die erſte — für wen hätt' ich ſie ſonſt brechen ſollen? Noch iſt ſie nicht ganz aufgeblüht; auch ihr werdet ſie pflegen und nicht vernichten. Der Mönch nahm das Geſchenk und verbarg es in ſeinem Buſen. Er legte die Hand auf Stirn und Herz nach der Sitte ſeines Ordens, und dankte ſo ohne Worte. Ach! dacht' er bei ſich ſelbſt, die Roſe, um welche ich weine, wird niemand mir brechen!

Und jetzt hatt' er die wenigen Schritte bis zur Kloſterpforte zurückgelegt. Aber ſollte er läuten?

Wenn ihm nun Jemand begegnete? — in dieſem Zuſtand durfte ihn ſelbſt der treue Pförtner nicht erblicken.

Er wandte ſich rechts, um durch den Kloſtergarten zu gehen; der Schlüſſel war ja in ſeinen Händen, und ein Umweg mit ſolchen Gedanken war nicht verdrießlich. Daß er die kleine Pforte angelehnt fand, befremdete ihn nicht ſehr. Schlüſſel zu allen Ausgängen beſaßen mehrere der Brüder, und dergleichen kleine Vergeſſenheiten waren nichts ſeltnes.

Als er an die große Geisblattlaube kam, wo er ſo oft dachte, was ein Mönch nicht denken ſoll, — und wo er auch jetzt einige Minuten ruhen wollte, da trat ihm ein freundlicher alter Mann in anſtändiger bürgerlicher Kleidung entgegen. O mein Vater! rief der Jüngling und breitete die Arme nach ihm aus. Seh' ich euch endlich einmal! Ich war ſehr oft hier, mein Kind, aber Babo ſagte mir immer, du ſeiſt in der Wohnung des Kloſtervoigts. Du habeſt dort ein Kind zu unterrichten — —

Ja, ein Kind von achtzehn Jahren, lächelte Dionyſius. Es ſei eine Fremde, fuhr Jener fort, mit ihrer Mutter aus dem fernen Orient gekommen, und nach deren Tode der Vormundſchaft des Kloſters anheim gefallen.

Ja, ich bin Mädchenſchulmeiſter geworden, verſetzte der erröthende Jüngling. Sie ſei — ſagt man — eine Chriſtin, aber nicht ſo ganz; ſie fühle ihre Mängel und habe nach deinem Unterricht verlangt.

Babo hat euch viel geſagt, entgegnete der Mönch.

Aber was machſt du, Dionyſius? — fiel der Alte ein; du zerpflückſt eine Roſe? — eine Seltenheit bei dieſer frühen Jahreszeit! —

Ja — nein — rief Dionyſius — o mein Gott! ich weiß nicht, was ich ſage — o was hab' ich gemacht! — ſie pflegen, nicht vernichten wollt' ich ſie. — —

Der Jüngling war in einem Zuſtande, der ihn nöthigte, ſich zu ſetzen. Der Alte ſetzte ſich an ſeine Seite.

Mein Sohn! begann er nach einem langen Stillſchweigen — wie ſeh' ich dich ſo verändert, ſo bleich? — Mit naſſen Augen — in ſolcher Verwirrung — Darf ich deinen Gedanken Worte geben?

O um aller Heiligen willen nicht — Ich würde hören, was Babo euch ſagte. Laßt mich einige Faſſung gewinnen, und dann von andern Dingen reden! —

Ja, Vater, begann er, nach einer kurzen Entfernung zurückkehrend, ja, es iſt wahr — meine Leiden — meine Kämpfe — meine Anfechtungen ſind groß. Dieß war es, erwiederte der Alte, was ich beſorgte. Als mich der Verſucher verließ, gelobte er, ſich deſto ernſtlicher an dich zu wenden.

O Vater, ſprach der Jüngling, hinweg mit dieſer Träumerei; ich trage ſchwer genug an der Wirklichkeit.

Der Alte ſah traurig vor ſich nieder und ſchwieg. O, begann der Jüngling von neuem: Daß ihr mich dieſem Stande widmen mußtet! In eurem Stande wär' ich glücklicher geweſen!

Ich bin ein Weber — Du wirſt vielleicht nächſtens hier Abt ſeyn — dieß ſetzt deinen Stuhl unter die Fürſten.

Strebt' ich je nach hohen Dingen? — und Abt in dieſem Kloſter! Wäre dieß wünſchenswerth für mich? — Geſetzt auch, daß es dem Biſchoff gelänge, ſo hoch mich zu heben; aber das wird es nie! — ſie haſſen mich; ſie wiſſen, käm' ich an das Regiment, ſo würde den jüngern Brüdern Jagd und Spiel verkürzt, ſo käme der Eine der Väter um ſeine gefüllten Pokale, der Andre um den unrechtmäßigen Gewinn, den er ſich auf Unkoſten des Kloſters erlaubt, um ſich vielleicht eine Inful zu kaufen. Und dieß iſts nicht allein — mir liegt noch mehr auf dem Herzen; aber ich ſcheue mich es zu ſagen.

Und warum? — fragte der Alte.

Ihr würdet glauben, fuhr Jener fort, wenn ich meine Bedenklichkeiten zu ſehr aus einander ſetzte, mir ſchwebe wirklich die Möglichkeit vor — ich, der Sohn eines Bürgers — ich, einer der Jüngſten im Kloſter, könne einſt auf jenem erhabenen Poſten ſtehen.

Herzlich gern erließ der Vater ſeinem Sohn dieſer ſtolzen Gedanken, dem er ſelbſt nie im Ernſt Platz gegeben hatte. Aber tiefer und tiefer verſtrickte ſich jetzt das Geſpräch in die Verhältniſſe der damaligen, beſonders den Klöſtern ſo gefährlichen Zeiten. Egbert, der Markgraf von Thüringen, hatte geſchworen, dem Biſchoffe von Mainz die Forderung an ſeine Unterthanen, zu deren Durchſetzung er den Kaiſer gegen ihn aufgehetzt hatte, redlich an ſeinen Schooskindern, den Pfaffen, zu vergelten. Verſchiedene Klöſter hatten das ſchon erfahren, auch auf ſächſiſchem Grund und Boden; denn Markgraf Dedo, der Sachſen Herrſcher, war mit Jenem Eins. Das Catharinenkloſter zu Leipzig lehnte und zinſte nach Mainz. Was hatte dieſes zu gewarten?

Hier zu retten, hier zu ſchützen, rief Dionyſius, bedarf es der Hand eines Fürſten — nicht der meinen. Und ich ſage euch, Vater — fuhr er fort und ſtand auf, und war ganz ein anderer, als vorhin der Jüngling mit der entblätterten Roſe:

Wär' ich Abt und ſtänd' ich dieſem Egbert gegenüber, ſo würd' ich ihm keinen Fuß breit weichen, ſo ſchwach ich auch bin! Mein Eid und meine Pflicht gehört dem Kloſter, ſo ſchwer mich auch mein Gelübde drückt; ſo ſehr ich ſeine ausgearteten Söhne haſſe! Mit ihm würd' ich ſtehen und zu Grunde gehen. — Auch der Alte hatte ſich jetzt erhoben, und ſtand ſtaunend ſeinem Sohn gegenüber. Dieſer aber fuhr fort:

Egbert haſſe ich nicht, ob ich ihn gleich weder liebe, noch begreife. Unleidlich iſt mir es, wenn man ihn hier täglich mit Worten todt ſchlägt. Ich haſſe meuchleriſche Reden, wie meuchleriſche Thaten. Wär' er in meinen Händen, er würde ſicherer ſeyn.

Mittlerweile hatte die Kloſterglocke zum zweitenmal geläutet; der Mond war höher herauf gekommen, und zog ſchon merkliche Schatten. Der Alte und ſein Sohn gingen langſam der Gartenpforte zu. Unterweges kam der Vater wieder auf das, was der Jüngling ſeine Träume nannte, und nie anders als mit Unwillen hörte. Er wandte ſich ängſtlich um und ſiehe! da kam aus der Ferne vom Kloſter her Babo, wahrſcheinlich um ihm zu ſagen, daß man ihn vermiſſe. Vater, ſagte der Jüngling, indem er auf Jenen deutete, wär's möglich, daß ihr dieſem ſchlauen, ausforſchenden Buben, der euch nicht unbekannt zu ſeyn ſcheint, ein Wort von euren Phantaſien offenbart hättet? Und wär's unter dem Siegel der Beichte — vermehrt und umgewandelt — würde er es zu unſerm Schaden nützen.

Jeder Menſch, erwiederte der Alte mit einiger Empfindlichkeit, hat denn immer ein Weſen um ſich, dem er mehr traut, als er ſollte — was iſt das z. B. für ein Thier, das an deiner Seite geht?

Das iſt mein treuer Bruno, entgegnete der Mönch, indem er einen großen braunen Jagdhund, der ihn faſt nie verließ, liebkoſete. Ich brauch' ihn wenig; denn nicht leidenſchaftlich lieb' ich die Jagd; aber ich kann ihn nicht von mir treiben.

Und wo geſellte er ſich zuerſt zu dir? frug der Alte mit ernſter, faſt drohender Miene — war's nicht in jenem verrufenen Haine, der an euren Kloſtergarten gränzt? —

Babo war jetzt nahe; weiterer Wortwechſel unmöglich. Vater und Sohn trennten ſich nicht ganz ſo zärtlich, wie die ſich trennen ſollten, welche ſcheiden auf ewig. Doch wenn hat der Sterbliche den Augenblick erſpäht des letzten Scheidens von dem nie wieder Geſehenen.

Und iſt es nicht zu läugnen — ergreift hier der alte Chronikenſchreiber, unſer Währmann, das Wort, daß von jenem Hain, welchen der Weber den Verrufenen nannte, gar wunderbare Sagen gingen. Er erſtreckte ſich von den Gränzen des Kloſtergartens bei drei Meilen weit in die Länge, und in die Breite bis an die Martisburg, und war, ſo fabelte man, bei unſern abgöttiſchen Vorfahren das gemeinſchaftliche Eigenthum beider Gränzgötter, des Todtengottes oder Hermes, welchen die Leute von Leipzig, und des Kriegsgottes, welchen Jene verehrten. Daß man ihn damals den Roßhain nannte, wovon auch noch in ſeiner jetzigen Benennung eine Spur vorhanden iſt, ſoll daher entſtanden ſeyn, daß zur nächtlichen Geiſterjagd der verbrüderten Beide daſelbſt Roſſe und Hunde unterhalten wurden, welche keines Menſchen Ruf gehorchten, die auch nie ein Menſch gebändigt hat. Aber zur Neu- und Vollmondszeit, unter [illegible] Ruf geiſtiger Hörner, wurden ſie rege zur wilden Jagd, und gar viel des gefällten Wildes fand ſich am andern Morgen, eine reiche Beute der Umwohner. Als in der Folge St. Bonifacius dieſem Geſpenſterwerk und abgöttiſchem Weſen ein Ende machte, iſt hier das Catharinenkloſter, in alten Schriften auch das Kloſter am Hain genannt, erbauet, und der Bernhardiner-Regel unterworfen worden. Die Mönche aber lagen dem Waidwerk gar gern, und faſt über die Gebühr ob, ſagend, es ſei dieß ein Theil ihrer Ordenspflicht zu Steuer des armen Landmanns, dem das gehäufte Wild ſonſt Feld und Saat verheerte; durfte auch keiner des Ordens ſich ganz dieſer Pflicht entziehen, wollt' er nicht als ein Verzagter und Zärtling verachtet ſeyn.

Daß aber dem Dionyſio einſt im Götzenhaine ein Sonderliches zugeſtoßen, dieß war eine gemeine Kloſterſage. Er ſelbſt war hievon nur ſo viel eingeſtändig: Als er ſich eines Tages bei Verfolgung eines Wildes bis zu Anbruch der Nacht verſpätigt, ſei er am Ende ſo irre geworden, daß er ſich nicht weiter zurecht finden können, als bis zu der Gegend des Druidengrabes, habe auch immer und immer zu demſelben zurückkehren müſſen, bis er endlich, der Bethörung müde, den Mond erwartend, ſich zwiſchen die beiden uralten Eichen niegeſetzt, welche das Grab nicht unlieblich beſchatten; und deren eine, zu den Füßen des Todten, von Menſchenhänden gepflanzt, die andere zu ſeinen Häupten von den Sproſſen ſeines Eichenkranzes empor gewachſen ſeyn ſoll. Und iſt dieſer Hügel im beſagten Walde noch gar kenntlich bis auf dieſen Tag. Zu dem Mönche aber hat ſich, laut ſeiner Ausſage, ſo wie der Vollmond herauf gekommen, aus dem Innern des Forſtes ein unbekannter Hund geſellt, durch deſſen Leitung er endlich den Weg zu dem Kloſter wieder gefunden; und iſt dieß derſelbe geweſen, der ihn nach der Zeit nie verlaſſen, auch auf keines Menſchen Ruf gefolgt, als auf den ſeinigen. Ob nun aber dem Mönche in jener Nacht wirklich nichts weiter begegnet, laſſen wir mit den Altvätern dahin geſtellt ſeyn. Im Kloſter will man ſeit jener Zeit an ihm noch mehr tiefen ſinnenden Ernſt bemerkt haben, als zuvor, und heißere Wiſſens-Begierde. Sein Sinn hat aber allewege geſtanden nach verbotener Kunde, ſo dem frommen Kloſtermanne nicht anſteht, und nur hinderlich iſt an der heiligen Meditation.

Mag auch dieſer, Gott weiß, durch weſſen Macht, viel Ahnung deſſen voraus gewonnen haben, was erſt ſpätern Jahrhunderten aufbehalten iſt. Dionyſius hielt ſeit jener Zeit noch genauern Umgang mit den gelehrten Paulinermönchen vom Auguſtiner-Orden, welche ſchon damals, ſeit Kaiſer Heinrich dem Andern, die Stadt mit Ringmauern umgeben, ein ſchön Kloſter und Sternwarte hatten, an den dem Catharinenkloſter entgegengeſetzten Seiten der Stadt. Daheim aber hat er in jeder Stunde der Erholung viel gekünſtelt an allerlei Werkzeugen, deren Nutzen kein Menſch begriff, wie er denn in ſeiner Zelle ein wunderſam Räderwerk aufgeſtellt, welchem ſich kein Mönch nahen dürfen, darob man ihn ſehr gehaßt und verfolgt. Haben ihn aber müſſen walten laſſen, weil er allewege bei den Obern viel gegolten.

Wie nun die ältern und verſtändigern des Ordens ihn achteten und ſchonten, weil ſie, ihn nicht begreifend, ihn fürchteten und ſcheuten; ſo neideten und neckten ihn die andern, und zwar um keines mehr, als um die Jungfrau Odalia; denn es waren die Mönchlein gar gute Urtheiler weiblicher Schönheit, und wenn die ſchöne Mündel des Kloſters, die in der Koſt war bei dem Voigt, ihnen, obwohl ſelten einmal, von weitem erſchien, ſo war es eben, als leuchtete ihnen ein Stern. Es war aber die Jungfrau hoch und hehr, als ein Engel Gottes, ſtolz, und doch regſam und leicht in allen ihren Bewegungen; dabei ſcheu und ſchüchtern, wie die Rehe ihres Vaterlandes, deren große ſchwermuthvolle Augen ſie hatte. Wenn ſie den dunkeln Blick unter den langen ſeidenen Wimpern verſchämt ſenkte, war es, als ſähe man die Hochgebenedeite vor dem Engel der Verkündigung ſtehen; und ſchlug ſie die Augen auf, ſo glaubte man in einen Himmel zu ſehen. Ihr Ganzes aber war unbeſchreibbar, daher wir uns des weitern enthalten. Daß nun Dionyſius dieſes Wunderbild täglich ſehen durfte, ja ſehen mußte, in Pflicht des Kloſters, das war ihnen ärgerlich. Konnten ſie denn ſein Glück durch nichts hindern oder trüben, ſo geſchah es durch den Vorwurf, er danke es, ſo wie des Biſchoffs Gunſt, nicht ſich ſelbſt, ſondern ſeinem Hunde.

Es war aber dieß eines Theils nicht unrichtig; denn als dieſes wilde Ungeheuer gleich des andern Morgens, nachdem ihn ſein Herr mit aus dem Walde gebracht, von einem der Brüder geneckt ward, iſt er entſprungen, hinüber zu dem Kloſtervoigt, und hat ſich, die Jungfrau im Garten findend, zu ihren Füßen gelegt, wie der Drach zu den Füßen der Heiligen, welche St. Georg befreite; hat dieſe Jungfrau auch niemand von dem unbefugten Wächter trennen können, als nur Einer. Daß aber ein zartes Mägdlein vor dergleichen Rieſenhunde wohl heftig erſchrecken können, und daß Odalia, als man den Dionyſius endlich zu Hülfe gerufen, ſolchem herzlich gedankt, iſt leicht zu ermeſſen. Es iſt aber der Hund von der Stund an ſehr oft hinübergekommen, und hat geſchienen, ihr ſo ſehr anzuhangen, als ſie ihn haßte. Da nun dieß auch ſeines Herrn Gegenwart gar oft nöthig gemacht, ſo hat ſich nach und nach ergeben, daß ſie ſeiner Hülf auch anderweit bedürfe; denn mit ihm allein hat ſie ſich in der lateiniſchen Sprache gnüglich verſtändigen können, da ſie die unſre ſchwer redete und verſtand, auch hat ſich gefunden, daß ſie, in manchen Stücken des heiligen Glaubens noch gar ungelehrt, beſſern Unterrichts bedürfe, weshalb ſie ſich vom Kloſter den Pater Donys, wie er um beliebter Kürze willen oft genannt wird, zum Lehrer erbeten.

Mit dem Biſchoff aber hatte es beinahe ähnliche Bewandniß. Denn als derſelbe, ein Herr von drei und achtzig Jahren, bei damaliger Vacanz zum Kloſter eingeritten, und, vormalen wohl ein guter Jäger, den Hund geſehen und zu ihm Belieben getragen, hat ihn Niemand denſelben vorſtellen können, als ſein Herr, der auch ſogleich bereit geweſen, ihn dem Biſchoffe zum Geſchenk anzubieten, welches zwar der Herr ausgeſchlagen, ihm aber wohlgefallen. Und den Jüngling näher ins Auge faſſend, hat er zu ihm geſagt: Wie iſts, mein Sohn? iſt nicht euer Kloſtername Dionyſius? und habe ich nicht vor nunmehr funfzehn Jahren euch als einen neunjährigen Knaben hier im Kloſter aufgenommen? — Welches der Jüngling ehrerbietig bejahend, den Befehl erhalten, zu benannter Stunde zum Biſchoffe zu kommen, und ſeiner weitern Befehle gewärtig zu ſeyn. Als aber der Biſchoff nun täglich Befehl für ihn hatte, wie denn jeder, der den Dionyſius nicht mit befangenem Herzen ſah, gewünſcht, ihn oft zu ſehen, ſo iſt daraus die Red' erwachſen von des Biſchoffs übergroßer Gunſt, die ſich leicht für ihn erſtrecken könne bis zu Ertheilung der höchſten Würden.

Befanden ſich aber im Kloſter ihrer zwei, die, gegen den Jüngling um ſolcher Urſach den bitterſten Haß hegend, ſolchen bargen unter anſcheinender Verachtung. Und waren ſolches der Pater Prior und der Pater Amtmann, oder Schaffner. Dieſe beide, faſt immer ihres Standes halber um die Perſon des Biſchoffs, hatten an jenem Abende, der den Anfang giebt dieſer Blätter, am Abende, da ſich der Vater letzte mit dem Sohne, bei dem hochwürdigen Herrn zu Nacht geſpeißt, ſaßen auch nun, um ihm Raum zu laſſen zu den heiligen Uebungen, bis zu Schlafenszeit in deſſen Vorgemach, wie ſie pflegten, bei gefüllten Bechern, und ſprach einer zum andern: Wie iſts, daß er dieſen Abend den Donys nicht gefordert? — Mag wohl ſeyn, entgegnete der Andere, daß es heute der hochfliegenden Unterhaltung des ſeraphiſchen Bruder Donys gar nicht bedarf. Seine hochwürdige Gnaden waren durch unſer Tiſchgeſpräch ſo herabgeſtimmt, daß — mußt' es denn nun einmal in den Schlaf geplaudert ſeyn, heute der Ruf wohl eher ſeinen alten Mährchenerzähler Babo treffen könnte — auch habe ich ihn ſchon beſtellt — und ſiehe, da iſt er! —

Babo öffnete leiſe die Thür, und fragte noch leiſer, ob der Biſchoff ſeiner begehre? — Noch nicht, erwiederte der Andere, aber tretet ein und nehmt einſtweilen einen Trunk — Doch was iſt euch? Ihr ſeid außer euch? —

Babo faßte den Becher und rief: er wolle den Tod trinken, wenn er dieß länger müßig mit anſehe. Und was? — ſprach Jener — doch redet leiſer — Wahrſcheinlich iſt der Biſchoff über dem Gebete eingeſchlafen, und dort ſeht ihr auch einen Entſchlummernden! Der Prior, der die Kräfte des Weins zu fühlen anfing, ermunterte ſich ſo weit, Babo zum Trinken zu nöthigen, und ſchloß die Augen von neuem.

Ja, ſprach Babo, und ſetzte den geleerten Becher hin, wenn dieſer Mönch, dieſer Elende, Abt wird, ſo ſtürze ich mich in den Kloſterbrunnen, oder ich nehme eins von Heinrich Adelmeyers Schlaftränklein. — Aber, ſo begreift euch doch, flüſterte der Amtmann, und ſagt, was euch vorkommen iſt? — Gar viel, und weiß ich nicht, wo ich anfangen ſoll, euch alles zu verkünden. Heute war der Vater aus dem Gebirge wieder da, und endlich hat er den Sohn getroffen. Er kam heute gar ſpät von der Odalia, und wär hiervon nichts zu ſagen: denn wohl ein jeder von uns ſein Liebes hat — Aber, daß Vater und Sohn es einander geſtehen, daß ihnen der Krummſtab erreichbar dünkt: daß der Sohn ſchon Pläne macht, wie es dann mit dem Kloſter werden ſoll; daß er geſteht, wie er Muth genug habe, auf dieſen Fall ſelbſt dem Markgrafen entgegen zu ſtehen, dem Markgrafen, den der Kaiſer nicht gewachſen iſt; daß er demohngeachtet einig ſei mit dem Erbfeind des Kloſters, dem Egbert — daß er geſteht, daß, ob man jenen gleich hier im Kloſter täglich todt ſchlage, er ihn friedlich ziehen laſſen würde, wenn er in ſeine Hände käme — dieß iſt das Entſetzliche. —

Ihr macht mich zu Stein, ſprach der Amtmann — Er, einig mit Egbert, zu Schaden des Kloſters! — Doch hört! des Biſchoffs Glocke! Eins! Zwei! Es gilt heut euch, zweiſylbiger Babo — macht eure Sache gut; das Andere, wenn ihr wiederkommt; es iſt erſt zehn Uhr, ihr werdet uns noch hier finden.

Ja, traun! murmelte Babo im Fortgehen, ich werde heute nicht zweiſylbig, nicht einſylbig ſeyn. Will der Biſchoff heut ein Mährlein, ſo ſoll er eins haben, das, halb wahr, halb falſch, ſeinen Abgott auf einmal zerſtören ſoll!

Der Amtmann ging ihm nach, und führte ihn zum Becher zurück.

Nein, flüſterte er, in dieſer Bewegung dürft ihr nicht vor den Alten kommen; ihr würdet alles verderben!

Und die Verachtung, fuhr Babo fort, nachdem er noch einen Trunk gethan, die Verachtung, mit welcher er unſer Einem begegnet — Meint ihr, daß er, als ich ihn ins Kloſter zurückholte, mir ein Wort gegönnt hat? da es doch eine wahre Freundſchaft war, daß ich das unſinnige Geſchwätz endlich ſtörte.

Aber ſagt mir nur, fragte der Amtmann, um dem Wüthenden durch Einſchiebung anderer Dinge ein wenig Faſſung zu geben — ſagt mir nur, wie es euch möglich iſt, ihn, den der fürchterliche Hund immer und ewig bewacht, zu belauſchen? —

O wir verſtehen uns, lachte Babo, wir verſtehen uns, ich und der Hund — wohl ſieht er mich lauſchen; aber komm' ich ihm nur nicht zu nahe, ſo ſchweigt er.

Hier ertönte des Biſchoffs Ruf von neuem, und Babo trat ein. Er fand den Greis, den ſeine Leute verlaſſen hatten, bereits auf dem Lager.

Ich bin heut einer leichten, lindernden Erzählung ſehr bedürftig, mein Babo! Der Schlaf wird mich fliehen bis an den Morgen, ſo ihr nicht etwas erſinnt, die unruhigen Bilder aus meiner Seele zu verſcheuchen.

Babo meinte, indem er auf dem ihm angewieſenen niedern Schemel Platz nahm, in ſeinen Erzählungen ſei von Erdichtung gar wenig die Rede, ſondern alles die lautere Wahrheit.

So erzählt denn, was euch in den Sinn kommt; und nichts von Engeln und Heiligen, auch nichts von Königen, Fürſten und Päpſten, am liebſten etwas aus der niedern Welt, die das Vorrecht der Ruhe hat, welche den höhern Ständen fehlt!

Dieß ſei denn doch nicht allemal der Fall, erwiederte Babo — wenigſtens in der Geſchichte nicht, die er nach kurzem Beſinnen alſo anfing:

Tief in den Gebirgen des Thüringer Landes ſoll noch zu unſern Zeiten ein Mann gelebt haben, der manches bezeugen könnte, was unſere hochgelahrten Zweifler verneinen. Er war ein armer, doch kunſtreicher Wirker, der bei der tiefſinnigen Berechnung ſeiner Muſter und Fäden ſich immer tiefer verirrte in den Abgrund des Elends, der ihn umgab. Er ſchnitt das eben gewebte Stück Arbeit vom Stuhle, tröſtete Weib und Kinder, ſich ſelbſt getroſt ſtellend, auf den Arbeitslohn, den er aus der Stadt zurückbringen würde, ſagte ihnen, wenn der reiche Nachbar, dem ſein Häuslein verſchuldet war, wiederkäme mit den gewöhnlichen Drohungen, ihn durch Bitten und Flehen zur Geduld zu bewegen, — und — ſelbſt Geduld zu haben. Er aber trat ſeinen ſauern Weg an zu ſeinem Brodherrn, von welchem er wenig hoffte, weil er ſchon zu viel von ihm voraus genommen hatte, aber noch weit weniger erhielt; denn der Hartherzige ließ ihn nach angenommener Arbeit gehen, ohne ihm auch nur ſo viel zu zahlen, daß er ſein Verſprechen löſen und den Seinen etwas Nahrung mitnehmen konnte. In halber Verzweiflung trat der Weber ſeinen Rückweg an, und es wuchs ſeine Angſt mit jedem Schritte, der ihn den troſtloſen Seinen näher brachte. — Doch, hochwürdiger Herr, unterbrach ſich hier der Erzähler, was ich erzähle, iſt euch eine traurige Mähr, ſo ihr doch Erheiterung und Schlaf verlangt —

Fahre nur fort, mein Babo, entgegnete der Greis, dem eine Mitleidsthräne über die ehrwürdige Wange floß. Gott muß dieſen Leuten helfen; denn ſo hätt' ich gethan, ich — ein Menſch, hätten ſie ſich an mich gewandt.

Ja, erwiederte Babo erbaulich einſtimmend in des Biſchoffs Sinn, wenn nur der Menſch die rechte Thür zu finden wüßte; aber ſo ſucht er eher Zuflucht bei dem Böſen, als bei Gott und guten Leuten. — Der Weber aber hatte nun den höchſten Gipfel des Tannengebirges erreicht, das noch zwiſchen ihm und ſeiner Heimath lag. Er ſtand, ſchwer athmend und mit Schweiß bedeckt, auf der ſchwindelnden Höhe. Dort zur Rechten, tief unten, lag ſein Häuslein, aus deſſen Schornſtein ein kleiner Rauch aufging, welches ihn in Verwunderung geſetzt haben würde, hätte er noch etwas Beſinnung übrig gehabt; denn auf dieſem Heerde gar ſelten ein Feuer brannte. Er aber maß über ſich die wolkenloſe Bläue eines Himmels, wie er ſich am längſten Tage des Jahres über uns wölbt, und in grauenvoller Tiefe unter ſich den langſam gleitenden Strom. Rundum war nur bange Oede; nur am weit entlegenen Himmelsſaume ſchien ein Fiſcherkahn zu ſchwimmen, und aus tiefer Ferne tönte es ihm wie ein heiliges Schlummerlied:

Nun ruhe du aus von des Lebens Beſchwerden!
Nun ruhe! du haſt nun genugſam gekämpft!

Dieß tief in der Seele fühlend, halb willenlos, und halb empört gegen die oberſte Macht, erhob er den einen Fuß; der andere gleitete nach — und er ſtürzte hinab, wo keine Rettung möglich ſchien. Ihm vergingen die Gedanken — lebte noch etwas in ihm, ſo war es zagende Sehnſucht nach ewigem Schlummer.

Die Erfüllung derſelben ward ihm nicht; zu dieſem Leben ſollte er erwachen. Als er ſich völlig beſann, ſah und fühlte er ſich im heißen Sonnenſtrahl, gleichwohl zitternd von Froſt, auf dem Boden eines ſchmalen Fiſcherkahns ausgeſtreckt liegen.

Das war ein Sprung! — ſagte ein alter Fiſcher, der ihm gegenüber auf dem Rande ſeines Nachens ſaß. Ich ſah dich fallen, und ruderte eilends herbei. — Dir bin ich alſo mein Leben ſchuldig? — ſagte der Unglückliche mit bebender Stimme: wie ſoll ich euch danken?

Ich rettete dich nicht, erwiederte Jener, dieß iſt ſo meine Sache nicht, am wenigſten am Johannistage; aber verfallen biſt du mir freilich, und löſen mußt du dich; denn dich umſingen unſichtbar meine Netze. Der Gerettete hörte nur halb, was der Fiſcher ſagte; wie hätte er den Doppelſinn ſeiner Rede verſtehen ſollen? Seine Seele war bei Gott, ihm inbrünſtig für das gerettete Leben zu danken, ſintemalen ſolcher That die Reue nacheilt, und keiner iſt, der ſich nicht ſollte gern gerettet ſehen.

Als nun der Weber ſeine Kleider völlig getrocknet, auch ſich ſelbſt gnugſam erholt, um weiter zu gehen, hat er ſich nochmahlen dem Fiſcher dankbar erzeigt, welcher, die dargebotene Hand feindlich von ſich abwehrend, alſo ſprach: Bloßer Dank hilft mir nicht, und eitles Verſprechen gnügt mir nicht; ſo ſchwöre mir nun nach deiner Weiſe, zu der Zeit, da ich es fordern werde, mir das zu geben, was in deinem Hauſe iſt — was du aber noch nicht weißt. — Ach Herr! entgegnete Jener, was könnte ich in meinem Hauſe haben, das euch für ein gerettetes Leben gnügte! — Das ſind Ausflüchte, rief der Fiſcher, die ich bei deines Gleichen gar wohl kenne. Schwöre du nur, und dünkt dir das bereits Empfangene, das freilich nicht viel iſt, zu wenig, ſo nimm mein Gegengelübde, dir jede Bitte zu gewähren, die du hier, wo du mich immer finden kannſt, an mich thun wirſt, in der Maaße, daß du deines Eides quitt ſeyn ſollſt, wenn ich dir des Geſuchten irgend eins verſagte.

Betäubt von dem kaum verſchmerzten Sturz, und noch halb träumend, leiſtete der Weber den Eid, den ihm der Fiſcher in furchtbaren räthſelhaften Worten vorſagte; darauf ſchieden ſie.

Gar langſam ſetzte der Gerettete den kurzen Weg nach der Heimath fort, und erſt am ſpäten Abende langte er daſelbſt an.

Sein junges Weib kam ihm heiter und in ſonntäglicher Kleidung entgegen. Meiſter, ſagte ſie freundlich, ob dir auch dein Weg mißlungen wäre, wie mich faſt dein trauriges Anſehen glauben macht, ſo betrübe dich nicht; denn Gott hat uns indeſſen Gutes geſendet.

Sendete es Gott, verſetzte er, wie kann es anders als gut ſeyn! —

Sie aber erzählte, wie ſie, nachdem er ſie verlaſſen, nach langem Weinen und Beten, ſich endlich entſchloſſen, hinüber zu gehen zu dem reichen Nachbar, um, ſo das möglich, durch Vorſtellung ihrer Noth, durch Weinen und Bitten, ſeiner Mahnung zuvorzukommen.

Aber, fuhr ſie fort, ich fand nicht ihn, ſondern ſeine Hausfrau, eine gar leutſelige Alte, die ich zuvor noch nie geſehen. Dieſe hat mich geheißen gutes Muths ſeyn, indem ſie dafür haften wolle, daß uns der Schuldherr nimmer mahnen ſollte, um die alte Schuld, ſo, daß das

Häuslein unſer bleibe. Auch fragte ſie mich nach meinem Gewerbe, hat mir auch all mein geſponnen Garn abgekauft und gut bezahlt; mir auch, da ich von den hungernden Kleinen ſagte, und wie heute Johannistag ſei, da niemand etwas kauft oder verkauft, Fleiſch und Brod gegeben, nebſt' einer Flaſchen Weins. Dir aber läßt ſie ſagen: ſollteſt nun nicht verzagen, ob auch der Herr aus der Stadt dir keine Arbeit mehr geben ſollte, ſo würde es doch nie in deinem Hauſe an Beſtellung fehlen, wie denn auch dergleichen bereits da iſt, daß du morgen ſchon zu arbeiten anfangen kannſt.

Der Weber konnte ſolch Glück kaum begreifen, wußte auch, als noch halb von Sinnen, wenig darauf zu antworten, als daß er nach den Kindern fragte, und ob auch dieſe gegeſſen. Sie antwortete mit Ja, und zeigte ihm die ſchlummernden Kleinen: da er denn ſie ſegnend geküßt, auch ſeinem Weibe mit Thränen um den Hals gefallen, und ſie einen Engel Gottes geheißen.

Als ſie nun aber bei dem Abendmahl saßen, und er, trotz des Weins, der ihm doch ungewohnt war, immer noch ſtill und traurig blieb, iſt ſie ihm näher gerückt und hat alſo begonnen: Mein geliebtes Herz! Ich muß dir doch noch Eins melden, das dich, des Trübſinns ungeachtet, vollkommen erfreuen könnte. Ich habe dir's bisher nur darum verſchwiegen, weil ich befürchtete, bei unſerm Elend würde dich dieſes mehr erſchrecken als vergnügen; jetzt bei unſerm Wohlſtande iſt dieß nun eine andere Sache. Wiſſe alſo! bald, ſehr bald, wirſt du von neuem Vater werden, und wollte es doch Gott! Vater eines Sohnes, der dir dereinſt in deinem Geſchäft helfen könnte! „— Da hat den Vater die Freude ſo übermocht, daß er alles Gute, was ihm heute außer dieſem wiederfahren, für einen Traum gehalten, ſo wie auch das Böſe. Von dem letzten aber ſagte er ſeinem Weibe nichts, um ſie nicht zu erſchrecken, welches ſie doch eines Theils errathen, da ſie beim Auskleiden die noch nicht völlig getrockneten Kleider wahrgenommen. Er hat ihr hievon nur ſo viel geſtanden: Er ſei unterwegs ins Waſſer gefallen, und ein Fiſcher habe ihn gerettet.

Als nun die wohl ängſtlich herbei gewünſchte Zeit herankam, und er wirklich Vater eines ſchönen Knaben wurde, da rufte die Wöchnerin den Weber ans Lager, und ſprach mit ihm von der Taufe des Kindes. Ich, ſagte ſie, bin der Meinung, daß wir keine andern Pathen zu unſerm Sohne wählen dürfen, als unſere Retter an jenem ſeltſamen Johannistage, des reichen Nachbars Frau und deinen hülfreichen Fiſcher. Der Meiſter ging dann am erſten hinüber zu dem Nachbar, welcher lachend, aber nicht unfreundſich, geantwortet: Die, welche ihr meint, iſt nicht meine Hausfrau geweſen; ich habe nie ein Weib gehabt; ſondern die Fremde, die damals eure Schulden bezahlte, habe ich nimmer wieder geſehen, weiß auch nicht, wo ſolche wohnt. — Der Vater wunderte ſich wohl ſehr über dieſer Antwort, trat aber doch deſto muthiger den Weg zum Fiſcher an, bei welchem er ſich noch nicht wegen desjenigen erkundet, was er ihm eidlich verſprechen müſſen, und vor welchem er ſich alſo gefürchtet. Nahm aber mit ſich Alles, was an Gelde vorräthig war, um ihm das zu vergnügen, was er allerdings an jenem Tage in ſeinem Hauſe gefunden, ohne zu wiſſen, wie reich er ſei, und was alſo dem Fiſcher verfallen war.

Er fand ihn auf der nämlichen Stelle ſitzen, wo er ihn jenes Mal geſehen hatte; nur dünkte ihm ſein Anſehn etwas freundlicher als damals; doch hatte ſich ſein Geſicht wieder mit Zornwolken überzogen, als ihm der Weber ſein Geſchäft vorgetragen.

Schweig mir, ſchrie er mit gewaltiger Stimme, von dem bettelhaften Ueberfluß, mit dem ſich deine Beſchränktheit begnügt! Du könnteſt es beſſer haben durch mich, dafern du kein Thor wäreſt, und kennteſt du mich, ſo könnteſt du wohl denken, daß ich unter deinem dir unbewußten Eigenthum nicht ſolche Kleinigkeit verſtanden! So bleib mir auch fern mit dem abergläubiſchen Ceremonienwerk bei der Weihe meines Kindes, die du meinetwegen entrathen könnteſt! — Denn wiſſe! Mein — mein iſt das Kind! — Wiſſe! Eben dieſes war jener dir unbekannte Schatz, den du mir zugeſchworen haſt, und den ich nicht laſſen werde nun und in Ewigkeit! —

Dem Vater kam ein Grauen an ob dieſen Worten; der Fiſcher kehrete ihm zwar den Rücken, rufte ihm aber doch noch nach, als jener ſich entfernte: So er etwas bedürfe zu ſeinem Feſte, ſo ſolle er nur heiſchen, auch nicht vergeſſen, viel und oft auf dieſe Stelle zu kommen: denn er zürne ihm nicht, ob ihn ſchon der Unmuth etwas übermocht.

Der Weber ward ſehr nachdenklich über dieſes Ereigniß, hat aber an dieſem Tage ſeinem Weibe nichts davon geſagt, als, wie er den Fiſcher nicht finden können; haben ſich auch alsdann zu dem Kindlein andere Pathen gefunden, und man hat es Johannes geheißen.

Als aber der Meiſter ſeiner Frau nach einigen Monaten den ganzen Vorgang eröffnet, iſt ſie ſehr traurig geworden; ihrem Manne nicht alles geſtehend, was ſie von der Sache meinte, lebte ſie an jedem Tage in höchſter Furcht, daß ihr das Kind abgefordert, oder von der Seiten geraubt werden möchte. Daher der Vater einſtmals ſich entſchloſſen, wiederum zu dem Fiſcher zu gehen, und dafern ſich die Sache nicht durch Darlegung aller ſeiner Habe abmachen ließ, mit ihm zu dingen um die Zeit, wenn er den Knaben in ſeine Pflege abholen wolle, und dieſelbe ſo weit hinaus zu ſpielen, als irgend möglich.

Er fand ihn bald, und hat ſich zwiſchen beiden angeſponnen ein weitläuftig Geſpräch über die Sache, und ſind am Ende eins worden, daß der Fiſcher den Knaben allererſt im Lauf ſeines fünf und zwanzigſten Jahres zu ſich nehmen ſollte. Worüber der Vater faſt froh geworden; doch ſind ihm noch geblieben der Zweifel viel, weil der Fiſcher gar manches Wort fallen laſſen, das ihm nicht behagt. Hat deshalben gefragt, zu was er dann den angenommenen Sohn anhalten wolle, ob etwa zu ſeinem Gewerbe? — O auf alle Weiſe! lachte der Fiſcher. Und ſoll er bei mir lernen im goldenen Netze goldene Fiſche fangen, und darüber allen Tand vergeſſen, den du ihm etwa bis dahin beigebracht haſt. —

Der Vater ward hierüber ſehr traurig, und um den Fiſcher zu binden, daß er den Jüngling nicht abwenden möchte von Gottesfurcht und Tugend, ſprach er alſo zu ihm: Eine Bitte müßt ihr mir noch gewähren, und, wie ich euch einſt geloben müſſen, was ich nicht verſtand, ſo müßt auch ihr mir geloben, was ich wünſche, in Werten, die ich euch verſtändlich verſagen will. Der Fiſcher ſprach: ſage an!

Da redete er, indem er in ſich ſelbſt geſammelt, begann: Ihr ſollt mir ſchwören bei der furchtbaren Gegenwart deſſen — — —

Der Weber, der ſchon beim Beginnen dieſer Worte ein leiſes Zittern der Erde unter ſich gefühlt, konnte nicht weiter ſprechen, als bis hieher: denn merkbarer bebte jetzt der Grund, und aus der Bruſt des Fiſchers, der hier faſt erſchrecklich anzuſehen war, erhob ſich ein leiſes Grollen, allmählich endend in das fürchterliche Gebrüll eines Löwen, alſo daß der Weber faſt entſeelt zu Boden geſunken, und aus dem Gebrülle gingen hervor dieſe Worte, die er, wenn auch nicht mit dem gellenden Ohr, doch mit dem innern Sinn gar deutlich alſo vernahm: Niedriger Sclav! Meinſt du den durch Eide zu binden, der den heiligen Eid, welchen jeder erſchaffene Geiſt unausgeſprochen auf ſich hat, an ſich ſelbſt brach, und ſich zu endloſem Elend verdammte?!

Wohl erſt nach langer Zeit hat der Erſchrockne vermocht, ſich empor zu richten, da er zwar den Fiſcher nicht mehr geſehen, aber auf der ganzen Gegend ruhte ein bläulicher Schwefeldampf, in welchem er nicht zu athmen, gleichwohl aber auch nicht zu fliehen vermocht, bis er von weitem ſeine Hausfrau, mit dem zarten Knäblein im Arm, erblickt, die, ihn ſuchend, auch in dieſe Gegend gekommen; da hat er ſich plötzlich erhoben, iſt wie auf Flügeln ihr entgegen geeilt, und, ſie nebſt dem Kinde in ſeine Arme faſſend, iſt er mit ihnen geflohen, und hat nicht eher geruht, bis er des Hauſes Schwelle erreicht, über welche er ſie hineingezogen und die Thür hinter ſich verriegelt, als vor einem verfolgenden Feinde.

Nach dieſem Vorgange ſind beide nicht mehr zweifelhaft geweſen, wer der ſei, dem es gelungen, ſie in ſeine Netze zu ziehen.

Die Frau aber, gar fromm und verſtändig, hat am Ende guten Muth gefaßt und zu ihrem Manne geſagt: Dafern du feſt dabei bleibſt, nie Etwas von dem Argen anzunehmen, was er dir bieten möchte, ſo hoffe ich noch wohl, mit Gott mein Kind alſo zu erziehen, daß keine feindliche Macht an ihm Theil haben ſoll, welches ihr auch der Vater verſprochen. Es hat aber faſt nie gefehlet, daß, wenn er irgend im Geſchäfte ausgegangen, ihm der Fiſcher gar freundlich begegnet, hat ihm Alles ausgeredet, was ihm jenes Mal vorgekommen, ihn einen Schwärmer geſcholten, der durch das unendliche Gewirre ſeiner Fäden, das er Tag vor Tag unter Händen habe, noch endlich um Verſtand und Sinnen kommen werde.

Mag auch wohl oft ſeyn, daß wenn ihm der Betrüger alſo zugeredet und ihm große Gaben angeboten, ſein Herz, etwa von häuslichen Sorgen geängſtet, geſchwankt, und er beinahe gefallen in die Stricke des Böſewichts, und dieſes beſonders das eine Mal.

Es waren nämlich ſeine beiden älteſten Mägdlein einſt gar ſchwer erkrankt; da iſt er in die Stadt gegangen, um Arzenei zu holen. Siehe! da begegnete ihm der Fiſcher, ihn freundlich anredend: Mein Freund und Gevatter! wie geſchieht es, daß du ſpäte Hülfe von dorther holeſt, die doch vergeblich ſeyn wird? kannſt ſolche ja näher haben! Bin ich doch ſelbſt ein Arzt, kundig der verborgenſten Heilkräfte der Natur! Nimm dieſes Kraut, und lege es unter der kranken Kindlein Hauptkiſſen, ſo werden ſie geſund!

Sehr ſchwer war es, hier zu ſiegen; doch hat er es überwunden, und ſeine Lieblinge ſterben geſehen. Der Vater hat ſie gerufen! ſprach die fromme Mutter. Der Feind durfte ſie nicht aufhalten; auch hätte er es ſchwerlich vermocht.

Der kleine Johannes, nun die einzige Freude ſeiner Aeltern, erreichte das neunte Jahr; er war ein Engel an Schönheit und Unſchuld. Da legte ſich die Mutter zu ſterben, und von Neuem nahte der Verſucher. Er ſuchte den troſtloſen Gatten in ſeinem eigenen Hauſe auf; er ließ Heilmittel und Erquickungen zurück; aber die Kranke war entſchloſſen zu ſterben, und ihr

Ehefreund wagte keinen Verſuch, der wider ſein Gewiſſen geweſen wär'. Kurz vor dem Hinſcheiden ſagte ſie zu ihm: Gewähre mir noch eine Bitte, du, der mir nie eine abgeſchlagen: Wenn ich meine Augen geſchloſſen habe, ſo laß den Leichnam unter den Händen der Nachbarinnen, die ihn ſchon bereiten werden zum Begräbniſſe, bis du wieder kommſt: denn du mußt nach meinem letzten Athemzuge augenblicklich dieſes Haus verlaſſen, und mit dir nehmen unſern Johannes, den ich ſchon geſegnet habe, und ihn bringen in das Kloſter auf dem flachen Lande, wo dermalen der Biſchoff gegenwärtig iſt wegen der Weihe das neuerbauten Hochaltars, und ſo ſollſt du zu ihm ſagen: Deine Hausfrau, Maria, die einſt, als er noch ein Pater geweſen, gar oft bei ihm gebeichtet, und ſtets nach ſeiner heiligen Leitung gelebt habe, lege hier ihren Johannes in ſeine Hände, mit Bitte, ihn aufzunehmen in den heiligen Kloſterſtand und ihn zu bewahren vor den Verſucher, der ihm nachſtellt. —

So wie Babo an dieſe Stelle ſeiner Erzählung gekommen, hat ihn der Biſchoff, der ſchon beim Anfang des letzten Satzes unruhig geworden, haſtig unterbrochen. Daher, die Namen: Maria und Johannes wiederholend, wie auch all die Worte, die die Sterbende zuletzt geſagt, hat er den Erzähler ſcharf befragt, ob es richtig ſei mit den Namen, und ob die Weberin wirklich alſo und alſo geſprochen?

Da hat ihm der Mönch geantwortet: Relata refero. Und als er auf vielfältiges Forſchen, ob er nicht wiſſe das Kloſter, worein man den Knaben gebracht, auch nicht den Namen des Abts, und den Kloſternamen, ſo er dem Kinde beigelegt, iſt dieſer, auf alles dieſes Unwiſſenheit vorſchützend, endlich wieder in das Gleis der Erzählung kommen, und hat ungehindert alſo beſchloſſen:

Es hat aber der Weber bei dem Biſchoff und den Mönchen, welche gar fromme und heilige Leute geweſen, gute Aufnahme gefunden, und iſt zwar trauervoll, doch wegen der Sicherheit des Kindes getröſtet, zurückgekehrt. Ob er nun dem Biſchoff, wie ihm wohl gebühren wollen, von all der Sachen Verlauf völlige Kunde gegeben, iſt mir nicht wiſſend.

Nein, das that er nicht! Ach Gott! das that er nicht! fiel hier der Biſchoff ein. Ach, wollten die Heiligen, daß er es gethan hätte! gar leicht wär' ihm alsdann zu rathen geweſen. Mein Babo! du haſt mir, was das Letzte betrifft, nichts Unbekanntes gemeldet, und wundert mich, daß nicht auch du von der Sache einige Kunde haben ſollteſt! Worauf der Babo ohne Weiteres fortgefahren:

Der Weber hat nach ſeines frommen Weibes

Tode gelebt gar manches Jahr, nicht ohne Verſuchung des Böſen, welcher gleichwol am Ende ihm ſeltner erſchienen, als des vergeblichen Drängens müde. Mittlerweile iſt der Alte gar oft im Kloſter geweſen, hat geſehen ſeines Söhnleins, dann ſeines Sohnes leibliches Heranwachſen, auch die Ehre an ihm erlebt, daß er empfangen die heilige Weihe und die höheren Grade. Wie nun aber der Johannes gar ein hochgelahrter Herr geworden, und immer nach den höchſten Dingen geſtrebt, iſt er oftermalen traurig von ihm geſchieden, weil ihm, dem ſchlichten einfältigen Manne, freilich beſſer behagt die Einfalt des Knaben, als der kühne Muth des rüſtigen Jünglings. —

Da nun nahte der Anfang des fünf und zwanzigſten Jahres, ward der Vater ſehr unruhig. Hat ihn auch der Arge faſt unabläſſig umſchwebt in mancherlei Geſtalten, und unaufhörlich verſichert, wie er nicht laſſen werde von dem, was ihm nun zukäme, und wie er ſich an dem Vater ſchadlos halten werde, dafern es ihm fehlen ſolle mit dem Sohne. Der Weber, ſich endlich nicht mehr zu retten wiſſend, benennete ihm den nächſten Johannistag, da er wieder bei ihm ſeyn wolle, wo er vor vier und zwanzig Jahren zuerſt ihn geſehen; doch ſolle er bis dahin ihm Ruhe laſſen zu ſo wichtiger Sachen Ueberlegung. Welchen

Uebungen nun der Angefochtene dieſe Zeit gewidmet, iſt leicht zu erachten.

Eines Tages, als er auch in ſeinem Hauſe trauernd und betend ſaß, ging die Thüre auf, und es trat herein die Fremde, die ſich vor der Geburt ſeines Sohnes ihm und ſeiner Hausfrau ſo hülfreich erwieſen. Sie ſah aber aus nicht um ein Haar anders, als ſie ihm damals Maria beſchrieben; hat alſo ſie, ob er ſie ſchon zuvor nie geſehen, ſo gleich gekannt.

Seid Ihr ein Engel? Seid Ihr eine Heilige? rief er aus, und trat ihr hocherfreut entgegen, und halte ich, Ihr erſcheint mir, wie jenesmal, mit Hülfe nahe am Abgrunde der Verzweiflung. — Der Engel der Rettung, erwiederte die Fremde, bei ihm ſich niederlaſſend, ſteht ja allemal neben dem böſen Geiſte der Verzweiflung, ſo, daß der, der den letzten wählt, dicht hinter der That über eigene Blindheit erſtaunen muß. Ich bin aber dennoch weder ein Engel, noch eine Heilige, ſondern ein ſchwach ſterblich Weib, das jedoch von deinem Kummer weiß, und jetzt zu dir kommt, dir guten Rath zu geben, wenn du ihn nur annehmen willſt. Was du auf den nächſten Johannistag vorhaſt, weiß ich; und da du's nun einmal zugeſagt, ſo mag es drum ſeyn; du mußt dich ſtellen; auch läufſt du dabei keine Gefahr, auch nicht die kleinſte, ſo du nur Muth faſſeſt und genau befolgſt das, was ich dir ſagen werde. Doch ehe ich rede, bekenne du mir, ob du je Etwas von dem Feinde gefordert oder angenommen?

Gefordert, entgegnete der Weber, habe ich von ihm einen heiligen Eid zur Sicherheit meines Kindes, welchen er mir aber nicht leiſten können oder wollen, ſchon vor den erſten Worten erſchreckend. Angenommen habe ich von ihm nicht das Kleinſte, obſchon er mir gar Manches geboten, ich auch manchmal oft nicht ohne ſchweren innern Kampf ausgeſchlagen, darnach ſich mein Sinn, ſich zum Böſen neigend, oft wohl heiß und innig geſehnt.

Du haſt geſiegt, erwiederte die Fremde, und du wirſt auch diesmal ſiegen.

Als nun der Weber gar feſt in den Sinn gefaßt Alles, was ihm die Frau vorgeſchrieben, iſt ſie von ihm geſchieden. Er aber hat ſich, als benannter Tag gekommen, nicht ohne Grauen, aufgemacht nach dem Orte, wo er den Fiſcher, wie gewöhnlich ſeiner harrend, fand. Und ſiehe! da der Geängſtete die Stelle betrat, iſt eben die Sonne heraufgekommen in all ihrer Herrlichkeit, und ein allmächtig Gefühl der Gegenwart Gottes hat ihn überſtrömt, ſo daß er ſich kaum entbrechen können, niederzufallen und anzubeten; iſt ihm auch im Herzen gewiß worden, daß jenesmal, als er ſich verzweifelnd hinabgeſtürzt, ihn nicht der Feind, ſondern jene Hand gerettet habe, die uns nie ſinken läßt.

Zum Fiſcher aber ſprach er: Ich habe heute zuförderſt eine Bitte an dich, ſo du mir nicht abſchlagen darfſt, wie jenesmal den Eid; denn ſie iſt gar klein. Es könnte die erſte — denn ihrer ſind zwei — mir wohl ein Kind leiſten, wenn ich dich vorübergehen wollte! Erhebe dich alſo, und nahe dich mir, wo ich hier auf dem Steine mich niederlaſſe, und ziehe aus dieſen krauſen, allgemach ergrauenden Locken ein einzelnes Haar aus! Zu was Ende, ſollſt du hernach erfahren.

Dieſes hörend, verſtellte der Fiſcher ſeine Geberde, und prallte zurück, als vor einem Donnerſchlage, ſagend: Niedriger Sclav! vergißt du deſſen, der euch glückliche Elende in ſolcher Huth hat, daß keines eurer Haare ohne ſeinen Willen auf die Erde fallen darf? — Zittre Elender! Denn wollte ich mich dir nahen, wie du mich aufforderſt, ſo müßteſt du in Aſche zerſtäuben, oder Er, den ich nicht nennen darf, würde mich hinüberſchleudern in den unendlichen Raum, daß meine Stätte nirgend funden würde.

So du denn dies nicht vermagſt, fuhr Jener ruhig fort, ſo will ich dir zu Hülfe kommen, und zur zweiten Bitte ſchreiten. Nimm dieſes kraus zuſammengelaufene Haar, das ich mir nun ſelbſt ausgezogen habe, weil du nicht einmal in dieſer

Kleinigkeit meiner mächtig biſt; nimm und trage es in die nächſte Schmiede, mir es gerade ſchmieden zu laſſen, daß es nie ſich wieder krümme!

Verworfener! brüllte hier der Arge, ſich ganz vergeſſend und ihm gegenüberſtehend in ſchrecklicher Geſtalt. Verſtehſt du auch dieſer Worte tiefen Sinn, die dich irgend ein Mönch oder ein Geiſt der Tiefe gelehrt haben muß? Vermöchte ich, was du forderſt, ſo würde dieſes Haar zur demantnen Kette werden, mit welcher mich der Unnennbare ſchmieden könnte an irgend einen Planeten, mich mit ihm zu drehen in endloſen Kreiſen.

Da du denn alſo, fuhr hier der Weber mit gelaſſener Stimme fort, mir bereits die zweite Bitte nicht erfüllen können, wie unſer Vertrag doch nicht anders lautet, ſo ſind wir quitt, wie du damals ſagteſt. Weiche, weiche von mir, du gefallener Geiſt! und beunruhige nicht weiter, was unter dem Schutze des Höchſten ſicher iſt. —

Ja! ſchrie der Feind mit donnernder Stimme; weichen will ich; doch nicht eher, bis ich dich mit mir in den Abgrund genommen, und unterwegs die Erde in Aſche verwandelt, das Meer in Dampfwolken aufgelöſt habe. Dehnte ſich auch bei dieſen Worten rieſenhaft empor, daß ſeine Stirn die Wolken zu berühren ſchien. Aber anſtatt dann ihm, dem Schaudernden, irgend ein Leid zu thun, oder das Meer und die Erde zu ſchlagen, zerfloß er allgemach in einen dünnen Nebel, der ſich am fernen Horizont verlor, wo Gewitter ſich aufthürmten.

Der Weber aber kehrte heim, Gott dankend für den erhaltenen Sieg. Dann ging er mit dem Vorgefühl der Seligkeit zur Ruhe, wo himmliſche Träume ihn umſchwebten. Aber weit gegen den Morgen ſtieg vor ihm auf ein ander Geſicht: Es ſtand an ſeinem Bette der alte Fiſcher, gar höhniſch lächelnd, und ihn anredend mit dieſen Worten: Ja! ich habe dich nun verlaſſen, und werde mich dir nie wieder nahen, als etwa im Traume; aber mit deſto heißerer Anfechtung will ich mich nun bemächtigen deines Sohnes; und ich denke, mein Werk ſoll mir beſſer glücken bei dem Jünglinge, als bei dir!

Hier ſchwieg der Mönch, und der Biſchoff fragte, ob ſeine Erzählung nun geendet ſei? Er ſprach ja! und wollte ſich entfernen. — Aber wie? fragte der Biſchoff, was iſt aus dem Jüngling worden? —

Der Vater, fuhr Jener fort, mag ihm wohl nunmehr Kunde gegeben haben von ſeinem bedenklichen Zuſtande, hat aber wenig Glauben funden, wie denn derlei hochgelehrte Herren heut zu Tage wenig wiſſen wollen von den Wundern der Geiſterwelt.

Daß der junge Mönch von jener Zeit gar

viel gelitten haben mag von geiſtlichen Anfechtungen, hat ſein Beichtiger aus ſeinem eigenen Munde vernommen; ob er aber allemal obgeſiegt, wie ſein Vater, iſt ſchwer zu glauben: denn er noch bis auf den heutigen Tag bei ſich haben ſoll zum beſtändigen Begleiter einen spiritum familiarem in ſichtbarer, nicht unverdächtiger Geſtalt.

Da ſchwieg der Biſchoff, und ſehr traurig werdend, ſprach er dann zu dem Mönch: Du haſt wohl und faſt erbaulich erzählt, mein Babo! mehr als ich dir jemals zugetrauet. Verlaß mich jetzt, und melde dem Kloſter, daß ich morgen den ganzen Tag ganz allein bleiben will unter Faſten und Beten: denn mich heute Zweierlei gar zu hart getroffen, welches ich Gott und ſeinen Heiligen vortragen, dann aber des nächſten Tages Unterſuchungen beginnen will deſſen, was ſich erforſchen läßt.

Da nun Babo zurückkam in des Biſchoffs Vorgemach, ſchlug die Thurmuhr Mitternacht. Er fand aber noch die beiden andern, wie er ſie verlaſſen; der Amtmann hatt' eine groſe Tafel vor ſich, ſo er allweg bei ſich führte, um in jedem Augenblicke der Muße Zinſen und Renten zu berechnen, deſſen er nie müde wurde. Den Prior aber fand er ſchlafend.

Der Amtmann aber deutete ſchweigend auf den Schlummernden, und Babo, ihn verſtehend, flüſterte: Dies wird einen guten Abt geben, einen beſſern, als den Dionyſius, den ich heute weidlich bei dem Biſchoff angegoſſen. Ich hoffe, ſagte der Prior, Ihr habt nicht über die Schnur gehauen: denn wie jener Schläfer, wenn er nicht ſchläft, und ihm die Kräfte des Weins geſprächig machen, mehr redet, als er ſoll, und dabei oft eigner Worte Wirkung verhindert; ſo auch Ihr, wenn der Zorn aus Euch ſpricht.

Ich habe, erwiederte Babo, des Dionyſius Sache ſo leiſe berührt, daß er ſelbſt nicht wiſſen würde, ob er gelobt oder getadelt ſei. Hat aber irgend der Prior heute beim Nachteſſen etwas Unſtatthaftes gegen den Biſchoff geplaudert —, wie ich faſt aus einigen ſeiner Worte ſchlieſſen möchte?

Gar viel und mancherlei, erwiederte der Amtmann, hat der Schwätzer geredet, das eben nicht für den Biſchoff taugte. Das Vernünftigſte war noch, daß er mir half, dem alten Herrn vor Marggraf Egbert bange zu machen, von welchem allerdings dem Kloſter gar viel bedroht. Vielleicht daß, wenn der Biſchoff ja noch nach Eurer Erzählung den Dionyſius zum Abt beſtimmen könnte, es ihm doch wenigſtens einleuchten wird, daß hier kein Weberſohn, kein ſchwindelnder Träumer, uns ſchützen wird. — Aber horch! Iſt dies nicht die Kloſterglocke? Wer begehrt ſo ſpät noch Einlaß in dieſer Sturmnacht? Iſt denn hier kein Kloſtervoigt, daß man unſere heilige Ruhe ſtört? —

Hier ermunterte ſich auch der Prior von dem wiederholten Läuten. Babo aber eilte hinaus, um ſelbſt bei dem Pförtner nachzufragen und dann Nachricht zu bringen. — Seine Wiederkunft verzögerte ſich. Der ungeduldige Amtmann eilte ſelbſt hinunter; aber der gähnende Prior nahm die Kerze und den Becher, und ging zur Ruhe.

Babo ſtand bald darauf mit der Nachricht vor des Priors Bette, man habe dem Fremden die Aufnahme nicht verſagen können. Er ſei, ſo viel ſich unter der zehnfachen Regenhülle wahrnehmen laſſe, ein anſehnlicher, junger und ſchöner Mann, von faſt vornehmen Anſehen, daher ihn auch der P. Amtmann in die ſchönen Gaſtzimmer geführt, welche die Ausſicht in die Gärten nach dem Walde zu haben. Ihn, den Prior aber, laſſe der Amtmann bitten, da er, wie bekannt, morgen mit dem früheſten Tage fortreiſe in Kloſtergeſchäften, der Fremde aber gebeten habe, einen Tag oder länger hier zu bleiben, dieſem, dafern er wünſche, im Kloſter herumgeführt zu werden, doch ja nicht alles zu zeigen, was nicht Jedermann ſehen dürfe, maßen der Zeit nicht Allen zu trauen ſei. —

Der Prior, welcher auf Babos Erzählung ganz munter ward, lachte und ſprach: Wie iſt doch jener Ueberkluge ſo irre! Der Beſchreibung nach, glaube ich den Fremden wohl zu kennen, dem ich freilich nichts verhehlen werde, was irgend ſehenswürdig iſt! — fragte auch den Babo, ob er die heilige Tonſur wahrgenommen auf ſeinem Haupte, welches Babo nicht beantworten konnte, da der Fremde keine der Hüllen von ſich gethan.

Als der Prior allein war, da fand ſich's, daß der Schlaf für dieſe Nacht gänzlich von ihm gewichen war. Denn ihn umſchattete ein ſchöner wachender Traum: wie nämlich der heilige Vater, den er noch von Alters her kannte, und mit ihm in heimlichem Briefwechſel ſtand, nun endlich ſein Wort erfüllt haben würde, einſt Einen ſeiner Nepoten zu ſenden, und das Kloſter in Augenſchein zu nehmen, auch mündlich mit dem Prior dies und jenes zu verhandeln, welches ſich Briefen nicht anvertrauen ließ, woraus, wie der beglückte Träumer wähnte, ihm ſelbſt, wo nicht Erlangung des Krumſtabes, doch viel anderes Gute erwachſen könne. Auch dankte er ſeinem Heiligen, daß dieſer Beſuch ſich gerade an einem Tage einfand, da ſich der Biſchoff wegen geiſtlicher Uebungen von jedem weltlichen Geſchäft ausgeſchloſſen hatte, deſſen Gegenwart ihm ſonſt hinderlich geweſen ſeyn würde.

Während dieſer die Stunden durchwachte bis zur Zeit der Frühmetten, flohe noch einen Andern der Schlaf. Dionyſius, der ſo manche Nacht im ewigen Kriege mit ſeinem eigenen Selbſt durchkämpfte, riß ſich am Ende von ſeinem Lager auf, und warf ſich nieder vor dem kleinen Altar in ſeiner Zelle. Ein düſtres Lämpchen brannte vor dem heiligen Kreuze, das über demſelben ſchwebte, und welches er ſtatt aller Heiligenbilder zum Symbol ſeines Glaubens und ſeiner Andacht gewählt hatte.

O du! rief der fromme Jüngling mit ſchwimmenden Augen, du, deſſen Blick in die Dunkelheit meiner Zelle, ſo wie in die Nacht meines Herzens dringt; du, der du allen Erdbewohnern den Kelch der Ehre, des Wiſſens und der Liebe vollgeſchenkt darreichſt, daß ein Jeder wählen und zur Gnüge ſich laben möge, warum muß nur mir dies allgemeine Labſal mit Dornen bekränzt ſeyn!

Als er dieſe Worte tief im Herzen geſprochen, verſank er in trübes Sinnen. Ihm ſchwebte vor ſein beſchränktes Forſchen in den Tiefen der Natur, beſchränkt nicht allein durch die Dämmerung des Jahrhunderts, in welchem er lebte, ſondern auch durch Kloſterpflicht; ihm ſchwebte vor die wohlzuerlangende Abtſtelle, die ſeinem jugendlichen Muth, er mochte ſagen, was er wollte, doch nicht mißfiel, und ach! ihm ſchwebte vor Allen vor Odalia. Daß ihn mehr an ſie feſſelte, als Wohlgefallen des Lehrers an der Schülerin, ward ihm allgemach klar. Und wie vertrug ſich das mit der heiligen Kloſterpflicht! — Fliehen, fliehen mußte er den

Umgang mit ihr; das hatte er oft gedacht; aber nie es deutlicher empfunden, als heute, da er zu merken begann, wie lieb auch er ihr ſei! — Entferne, rief er, vom Boden ſich emporhebend, entferne, o du, der die Schwachheit dieſes Herzens kennt, entferne die Macht, die es bedroht! Laß irgend ein Etwas ſich abwehrend ſtellen zwiſchen mich und die, die ich vergeſſen muß! Du weißt, daß ich ſelbſt dies herbeizubringen, immer wieder zu dem Verbotenen zurückkehrend, nicht fähig bin!

Damit kein kühner Wunſch das heilige Gebet entweihe, riß er ſich jetzt empor. Mit unruhigen Schritten die kleine Zelle meſſend, und ſich immer tiefer und tiefer in Gedanken verlierend, gewahrte er Brunos, der ihm gegenüber ſaß, und, wie [illegible], mit menſchlich höhnenden Blicken ſein Thun und Treiben bemerkte. Ein Gedanke an das, was der Vater heute im Garten ſprach, flog ihm durch die Seele; die ganze Fülle der Träume des guten Alten folgte dieſem Führer. Die Nacht, die Freundin der Phantaſie, that das Ihrige hinzu. Im halben Wahnſinn ſank er am Ende auf ſein Lager, wo ihn ein kurzer Schlummer erquickte, bis das Glöcklein ins Chor rief, wo er den ganzen Convent ſchon verſammelt fand, und viel hörte, aber wenig vernahm, ſo von dem dieſe Nacht angekommenen Fremden, als von dem, was ſich, aus des Priors Gehirn, ihn betreffend, allen Brüdern mitgetheilt hatte.

Der Befehl des Priors gab heute den ganzen Vormittag über, dem Bruder Dionyſius auswärtige Geſchäfte. Bei der, diesmal fürſtlich angerichteten Tafel, wo die ganze Brüderſchaft dem hochgeehrten Fremden vorgeſtellt wurde, ward viel geſprochen von den Wundern des Kloſters, die er heute geſehen. Aber Dionyſius, der ihn nicht kannte und mit ſeinen Gedanken ganz am andern Orte war, beobachtete wenig, und ging nach der Mahlzeit wieder an andere Geſchäfte, bis endlich die Stunde des ſpäten Nachmittags ſchlug, die heißerſehnte, die ihn Odalien näher brachte.

Er fand die Jungfrau wie gewöhnlich im Garten, fand ſie — weinend — Bruno, den ſie ſonſt nie ſo nahe um ſich duldete, zu ihren Füßen — und neben ſich den Kelch einer entblätterten Roſe. Schüchtern, wie allemal, nahte der Mönch; immer war hier für ihn die Schwelle eines Heiligthums.

Odalie, ſtatt, wie gewöhnlich, ihn zu begrüßen, ſah ein wenig auf, und reichte ihm die traurigen Ueberbleibſel der geſtern geſchenkten Roſe. Sie pflegen, nicht ſie vernichten ſollteſt du! ſprach ſie, mit von Schluchzen unterbrochner Stimme.

Dionyſius fuhr zurück, ſtarr vor Entſetzen.

Und da du alſo dieſe Kleinigkeit, fuhr ſie fort, nicht zu bewahren wußteſt, wer wollte dir das Heilige anvertrauen?

Gott und all' ihr Heiligen! rief der Mönch; wer iſt mein Verräther? — Verräther? entgegnete ſie mit faſt höhniſchem Blick, wenn dieſer Entſtellung ihr himmliſches Geſicht fähig geweſen wär': Verräther? mußteſt du einen fürchten? So konnteſt du auch denken, daß die Engel, welche die argloſe Unſchuld bewachen, ſelbſt die unvernünftigen Thiere lehren würden, ſie zu warnen!

Wie? ſchrie Dionyſius, und erhob die Hand gegen Bruno, der zu ſeinen Füßen kroch, wie? du der Schöpfer dieſes entſetzlichen Augenblicks?

Ja, Pater! fuhr Odalik, ſich ein wenig ermannend, fort; ja, durch ihn erfuhr ich, wie unwerth ich Euch bin. Vor wenig Minuten jagte er, wie gewöhnlich, den Gang herauf, ein Verkündiger Eurer Ankunft; fröhlich tobte er hin und her, und legte am Ende dieſes, dieſes Zeichen Eurer Verachtung zu meinen Füßen nieder. Ich hoffe, Ihr werdet nicht ſo thöricht ſeyn, an einem vernunftloſen Thiere zu rächen, was die Schickung durch ſeine Hülfe bewirkte.

Noch immer ſtand der Jüngling, mit dem hohen Erröthen der Schuld, ſprachlos ihr gegenüber. Er wollte ſich entſchuldigen, wollte den ganzen Vorgang erzählen: aber welch eine Aufgabe! Die Verwirrung, in welcher ſie geſtern ihr

Geſchenk vernichtete, hätte zu laut von ſeinem Innern geſprochen; dies konnte, durfte nicht ſeyn.

Auch Odalia ſchwieg. Mir iſt, ſagte ſie, als gewahrte ſie, wie blos ſie ſich ſelbſt durch ihre Empfindlichkeit gegeben hatte, — mir iſt das Einzige klar: Wir dürfen uns nicht mehr ſehen.

Ja! rief der Jüngling, ja! fliehen, fliehen auf ewig muß ich Euch!

Und ſo ſei denn dies mein letztes Lebewohl! ſprach Odalia, ihm die Hand bietend. Er aber, ſich nicht erkühnend, ſie zu ergreifen, kniete nieder, um ein Gelübde auszuſprechen, dem ſein Herz widerſprach. — Thränen verhinderten es; Odalia entfernte ſich, ehe er beginnen konnte.

Der Mönch verlies den Garten des Kloſtervoigts in halber Verzweiflung. Durch ſein ganzes Weſen tönte es wieder: Verbannt! verbannt auf ewig von der, die meines Lebens Seele iſt! Ein Glück war es für ihn, daß man ihn nicht ſobald im Kloſter zurückerwartete. Dieſe Stunden, dieſe noch geſtern ſo ſelig mit Odalien verbrachten Stunden, waren nun ſein, waren ſein, auch für alle künftige Tage; denn er war ja von ihr verbannt. Die Oede der Zeit, die ihm ſonſt die Bitterkeiten jedes Tages verſüßt hatte, lag wie unermeßlich vor ihm. Er wußte es gewiß, konnte ihn der Verſucher, unter deſſen Macht er ſich zuweilen wirklich fühlte oder glaubte, konnte er ihn in irgend einem feindlichen Augenblicke faſſen, ſo wär es in ſolchen, wie ihm nun täglich bevorſtanden. Schon jetzt fühlte er ſeine beginnende Gewalt, und ſtürzte ſich hinaus in Feld und Wald, ob vielleicht die Umgebung von Gottes lebender Schöpfung ihm Linderung bringe. Endlich überwand ſein frommer Sinn, und, etwas beruhigt, ſaß er jetzt auf dem Druidengrabe, nur die Abendglocke erwartend, um nach dem Kloſter zurückzukehren. Und, ſprach er zu ſich ſelbſt: iſt dies nicht vielleicht Erfüllung meines Gebetes? Flehte ich nicht in voriger Nacht: Lege Hinderniſſe zwiſchen mich und eine Leidenſchaft, die ich nicht länger zu bekämpfen weiß! Will ich denn zürnen mit dem Mittel, das ſich zu meiner Rettung fand? Nein, nein Bruno! ſetzte er, den Hund liebkoſend, der zu ſeinen Füßen lag, hinzu, nein! du thäteſt mir kein Leid; nicht Verräther, ſondern Schutzgeiſt will ich dich nennen. — Der Hund murrte und zog ſich ihm die Zähne weiſend, unwillig auf die Seite; aber im Gebüſch erhob ſich ein Geräuſch, und Dionyſius merkte, daß er nicht mehr allein war.

Der Fremde, der dieſe Nacht im Kloſter zugebracht hatte, trat hervor. Mit über die Bruſt gekreuzten Armen erhob ſich der Mönch ehrerbietig nach Kloſterſitte; aber der Fremde zog ihn auf ſeinen Sitz zurück und ſetzte ſich neben ihm.

Man hat mir alle Herrlichkeiten des Kloſters gezeigt, begann er, als der Mönch keine Luſt zu haben ſchien, das Stillſchweigen zu brechen; man hat mehr gethan, als ich zu bitten gewagt haben würde. Nun finde ich die Umgebungen des Kloſters nicht minder ſchön und gefällig, als ſeinen Bau und ſeine Mönche.

Dionyſius nannte Alles, was der Fremde rühmte, Pflicht und göttliche Gabe.

Das Geſpräch war zu Ende, und der Fremde begann nach einer Weile von Neuem: Traun! Euer Kloſter hat rüſtige Mönche. Viel haben mehr das Anſehen muthiger Kriegsleute, und in allen Zellen, die man mir zeigte, bemerkte ich Waffen- und Jagdgeräthe.

Dionyſius nannte dies Kloſterpflicht und Nothwendigkeit, und man ſchwieg von Neuem.

Solltet Ihr allein unter den Muthigen muthlos ſeyn? fing der Fremde wieder an. Wie ſeid Ihr ſo ſtill, ſo einſilbig? Ihr ſeid dies doch nicht immer? — Stille und das heilige Schweigen der Abgezogenheit iſt das Element des Kloſtermanns. — Was ſoll Euch denn der Hund, fuhr der Fremde faſt unwillig fort, ſo Ihr die Jagd nicht liebt, wie die Andern? Wär mein ſolch köſtliches Thier; ich wollt es wenig müßig laſſen.

Nehmet ihn, ſprach Dionyſius, Ihr werdet ihn beſſer nutzen, als ich!

Wie? Mir ſolch fürſtlich Geſchenk? Und von einem armen Mönche? Nein, mein Pater! aber abkaufen will ich ihn Euch, ſo er Euch feil iſt.

Er iſt mir nicht feil; der Zufall gab ihn mir, und nur verſchenken werde ich ihn.

Endlich war der Eingang zu einem Geſpräch gefunden. Der Fremde, das Geſchenk hartnäckig ausſchlagend, nutzte die gegebene Gelegenheit zu einigen Fragen; aber das Läuten der Vesperglocke erſparte dem Mönche, der zu keinem Zweiſprach aufgelegt war, die Antwort, und ein Jeder ging ſeines Weges; der Mönch nach dem Chor, wo er außer Faſſung ſtand, und der Fremde, nachdem er noch ein wenig die Gegend durchſtrichen, zu des Priors reichbeſetzter Tafel. Dieſe war aufgehoben, und man begab ſich zur Ruhe. Der Fremde aber, nicht gewöhnt, ſich dem Schlafe ſo bald zu übergeben, und in drei hochgewölbten Fenſtern des Vordergebäudes noch Licht vermerkend, eilte dahin, Geſellſchaft zu ſuchen. Er fand den Prior einſam beim gefüllten Becher, gar ſehnlich harrend des Gefährten; denn der P. Amtmann war noch nicht zurück.

Da trat herein der Fremde, ſich ſein Becherlein mitbringend, höflich bittend, daß ihm hier erlaubt ſei, den Nachttrunk zu nehmen, welches auch, wie der Chroniker verſichert, der Prior gern zufrieden war. Dieſer, welcher hoffte, nun würde ſich der päbſtliche Legat entdecken und Kunde geben von dem heimlichen Auftrag, der ſich bei ihm vermuthen ließ, hat auch den Fremden zum Trinken genöthigt und gebeten, nun nicht länger hinter dem Berge zu halten, maßen man ja doch wohl wiſſe, daß hier Etwas verborgen ſei.

Der Fremde entfärbte ſich ein wenig ob ſolcher Rede, hat auch den Prior lang und forſchend angeſehen, dann aber, ſchnell ſich beruhigend, geſprochen: Seria in crastinum! Wollen uns den Schlaf nicht verſcheuchen mit wichtigen Dingen, und habe ich Euch noch Etliches zu fragen: Lieber! ſaget mir, wer iſt doch der hochgewachſene, wunderſchöne Jüngling, den ſelbſt die Tonſur nicht entſtellt? und habe ich je einen lebenden St. Stephanus oder Johannes geſehen, ſo iſts dieſer!

Der Prior errieth augenblicks, wen er meinte; jedoch ein wenig verletzt, daß der Gehaßte überall hervorſteche, ſtellte er ſich unwiſſend, meinend, es gäbe der Mönche ſo viel im Convent, die Gott ausgezeichnet mit äußerlichen Gaben, daß er nicht errathen könnte, auf welchen er ziele.

O dieſen kennt man unter Tauſenden! rief Jener; doch ihn Euch zu bezeichnen durch ein faſt unwerthes Merkmal, ſo iſts der, dem allewege der ſeltene Hund zur Seite iſt, desgleichen ich noch nie geſehen.

Ach! ſprach der Prior, den Dionyſius meint

Ihr? und möchte ich Eures Wahn's faſt lächeln. Wiſſet denn! hat uns je die Natur in einer Form häßlich belogen, ſo iſts in dieſer; denkt Euch in ihm von allem das Gegentheil, was er ſcheint, ſo habt Ihr ſein Bild; ſing auch an den unſchuldigen Jüngling zu verleumden nach allen Ordnungen, daß der Fremde ihn gar bald unterbrach, ſagend: Gemach! denn ich habe noch mehr zu fragen: Und wer iſt denn zweitens die lange, hagere Figur, ein bleiches Schreckensbild, dem Grabe entſchlüpft, mit hohlen, feurig glimmenden Augen, in welchen der Scharfblick eines Dämons oder der Wahnſinn funkelt?

Ach! entgegnete der Prior, diesmal habt Ihr das Rechte getroffen: denn dieſer nicht allemal sanae mentis iſt. Dies iſt der Heinrich von Oſterland, wie er ſich nennt; hat, wenn ihm der Anfall kommt, immer viel mit Fürſten und Königen zu thun, von welchen er viel Unrecht erlitten haben, und ſolches an ihnen nun rächen will.

Heinrich von Oſterland? wiederholte der Fremde bedenklich. Iſt's nicht richtig in dieſes Menſchen Gehirn, wie kommt Ihr dazu, ihn frei herum gehen zu laſſen?

O, ſo arg iſt's noch nicht mit ihm, ſprach der Prior, auch iſt er uns nur auf Bedingung übergeben worden, wie ihr denn aus ſeiner Kleidung ſeht, daß er noch nicht ganz zu dem Orden gehört.

Wohl gut, redete der Fremde; ſo laßt uns auf den Letzten kommen, um den ich Euch fragen wollte! Wer iſt denn der kleine glatte Rundbauch? der — —

O, unterbrach ihn der Prior, das iſt unſer Babo, unſer Mährchenerzähler, ohne deſſen Hülfe der Biſchoff faſt keine Nacht Schlummer finden kann, — und ſeht, hier kommt er ſelbſt!

Babo war ſchon eingetreten, und hatte nicht ohne Empfindlichkeit dies Letzte vernommen. Er ſtellte ſich hinter des Priors Stuhl und murmelte zwiſchen den Zähnen: Rundbauch! Mährchenerzähler! Warte, ich will dir ein Mährlein erzählen, welches den Einen zu ſchneller Reue bringen, dem Andern die Larve abziehen ſoll, wenn er der iſt, für den ihn der Heinrich hält.

Da Niemand des Babo Rede vernahm, ſo fuhr der Fremde indeſſen mit einiger Beſtürzung alſo fort, ſich auf des Priors letzte Worte beziehend: Ihr ſagtet von einem Biſchoff, iſt ein ſolcher hier? und iſt es der von Martisburg?

Der iſt's! ſprach der Prior. Er befindet ſich hier wegen dermaliger Vacanz, vielleicht päbſtliche Leitung erwartend zur Wahl eines Abts, wenn Ihr etwa hierüber Auftrag haben ſolltet. Er iſt ein gar alter Herr, bekümmert ſich wenig um das Weltliche des Kloſters, und hält ſich dieſen Tag verſchloſſen zu geiſtlicher Uebung; aber morgen werdet Ihr ihn ſehen und ihm Euer Geſchäft melden, ſo Ihr es mir nicht vertrauen wollt, wie ich gehofft hätte.

Der Fremde ward ſehr ſtill und nachdenkend, ermannte ſich aber am Ende wieder, meldend, wie er morgen mit dem Früheſten weiter reiſen müßte, würde aber nächſtens wieder kommen, und alles ausführen, was er im Sinne hätte. Wär' aber heute unmöglich aufgelegt zu ernſten Handlungen. Und, ſprach er, ſich an Babo wendend: iſt es wahr, was der Pater Prior an Euch rühmt, mein ehrwürdiger Pater, ſo nehmt doch Platz bei uns, und gönnt uns Eine Eurer Erzählungen, die uns wohl nicht in Schlummer wiegen, ſondern wachend erhalten wird, bis der Morgenſtern aufgeht!

Der Fremde war Einer von denen, die nicht gern eine Beleidigung der Höflichkeit unvergütet laſſen, und glaubte dem Babo einige Genugthuung ſchuldig zu ſeyn; dieſer aber, nicht achtend ſeiner überzuckerten Reden, ſprach: Mein Herr, laßt mich ſtehen! damit ich, als gar klein, Euch Sitzenden gleich ſei, und Euch in die Augen ſehen könne, wie mich denn auch mein runder Bauch bei ſothaner Stellung weniger hindert! Was aber die Erzählung anbelangt, ſo habe ich noch dieſen Abend eine geleſen, welche kein Mährlein iſt, ſondern hohe Wahrheit, und dafern ſie von dem rechten Ohr vernommen wird, die gewünſchte Wirkung thun kann.

Mittlerweile war der Pater Amtmann eingetreten, der ſich, die Geſellſchaft leicht begrüßend, auf den Platz ſtellte hinter des Priors Stuhl, dem Fremden gegenüber, als welche Stelle der Babo, ſich zum Erzählen anſchickend, eben verlaſſen hatte.

Es ſchien aber der Amtmann in großer Beſtürzung zu ſeyn, die er indeß als ein gar feiner Weltmann durch Schweigen zu verhehlen wußte, und kam ihm hierbei jetzt des Babo Mährlein wohl zu ſtatten, welches dieſer alſo begann.

Childerich, einer der letzten Merovingiſchen Könige, der Uranherr eines noch jetzt blühenden deutſchen Fürſtenhauſes, fuhr in einer bang durchträumten Nacht plötzlich ſchreckensvoll aus dem Schlafe, und wandte ſich auf die andere Seite, um wachend zu träumen; denn der Zeiten Bedenklichkeit lies dem frommen Könige weder Tag noch Nacht Ruhe. An ſeinem Lager, auf dem niedrigen Schemel, ſchlummerte der wachthabende Edelknabe, und heiſer ruften draußen die Wächter die erſte Stunde nach Mitternacht, die der Hahn bereits verkündet hatte. Es war dem Könige unmöglich, ungeachtet der noch nicht geöffneten Augen, den Schlummer wieder zu finden; da erhob er ſich, um, wie er gewohnt war, den Wächter zu wecken, und mit Vorleſung alter Geſchichte die Stunden vertreiben zu laſſen. Als er aber hell um ſich ſah, ſo fand er wohl die Ampel neben ſeinem Bette verlöſchen, ſich ſelbſt aber von einem Lichte umleuchtet, wie der Wiederſchein von zahlreichen Kerzen. Seinem Lager gegenüber zogen ſich die hochgewölbten Fenſter des Schlafgemachs, welchen, in den weiten Schloßhof gehend, in ziemlicher Ferne ſich entgegenſtellten die Fenſter des Kronenſaals, der nie geöffnet wurde, als bei den höchſten Feierlichkeiten, und aus welchen gleichwol jetzt in tiefer Nacht jener Abglanz herüber ſtrahlte. Der König, ſich feſt überzeugend, daß dies keine Täuſchung ſei, rief den Edelknaben: Sage mir, was iſt dort drüben in der Halle des Throns für blendendes Licht, und wie darf man es wagen, zu dieſer Zeit ohne mein Wiſſen in meinem Heiligthum zu walten? — Der Jüngling rieb die Augen: Mein König! das iſt der Mondſchein, der ſich in den Fenſterſcheiben ſpiegelt. Der König begnügte ſich eine Weile. Endlich, nochmals hinüber blickend, rief er faſt unwillig: Aber das iſt doch nicht der Mond! Geh' und rufe den Seneſchal! denn die Urſache dieſes Unfugs muß ich wiſſen. Der König hatte, als der Seneſchal eintrat, ſchon das Bette verlaſſen, und ſtand angekleidet am Fenſter. Ich will wiſſen, rief er zornig, was dort drüben vorgeht, oder willſt auch du mich bereden, dies ſei Wiederſchein vom Monde?

Ach, mein König! antwortete der alte, treue Diener gar traurig, ſehet Ihr dies heut zum erſtenmale? Dies iſt, was wir jetzt ſehr oft, faſt jegliche Nacht ſehen. Wohl hat man ſchon einige Unterſuchung gewagt, aber die Sache bleibt unerklärlich, und ich weiß nichts davon zu ſagen, als daß man in alten Büchern lieſt, wie ſich ſonſt vor ſehr bedeutenden Ereigniſſen ſolch Zeichen wohl auch hat ſehen laſſen, und ſchwebt ſelbſt mir aus früher Kindheit davon Etwas gar dunkel vor; worauf die ſchreckenvollen Zeiten erfolgten, die kurz vor Eurer Geburt das Land verheerten.

Der muthige König lachte. Ich will dies Wunderzeichen ſelbſt unterſuchen: denn ſiehe! jetzt werden vor den Lichtern dort drüben auch Schatten von Menſchen ſichtbar! Auf! und rufe den wachthabenden Hauptmann! doch ihn allein, und ohne Geräuſch, damit wir nicht verſcheuchen, was ich erkunden will: denn mit dir und ihm allein will ich hinüber, um zu ſchauen und zu prüfen. — Der zagende Alte wollte einige Einwendungen machen; aber der König befahl zu gehorchen, nahm auch aus ſeinem geheimſten Fache den Schlüſſel zum Kronſaal, wo ſelbiger ruhig lag auf der gewöhnlichen Stelle. Der Hauptmann kam;

nach vorhergegangener bedenklichen Vorſtellung, machten ſie ſich endlich auf den Weg. Bald wurde der öde Schloßhof zurückgelegt, und näher ſchienen die Kerzen, deutlicher ward das lebende Wanken einer großen Verſammlung. Das Thor, das zu der Stiege führte, war leicht geöffnet. Sie waren im Vorgemach, und durch die Spalten der noch verſchloſſenen Hauptthür ſchimmerte helles Licht. Keiner von den zitternden Gefährten des Königs wollte hier den Schlüſſel gebrauchen. Er ſelbſt, jetzt nicht ganz ohne ahnendes Grauen, verrichtete dieſes Werk. Weit flogen die Flügel der Pforte aus einander, und eine tiefe Ausſicht in den hellen, mit zahlloſen Menſchen erfüllten Saal öffnete ſich dem Auge. Indeß die Gefährten des Königs zurückblieben, trat er ſelbſt muthig ein. Die Seiten einer langen Tafel, der Thür gegenüber, waren beſetzt mit gerichtlich gekleideten Männern; Einer ſchrieb, indem die Andern rathſchlagten, und Niemand nahm den Eintretenden wahr. An den beiden Seiten der Pforte, durch welche der König eingetreten, ſtanden einige halbnackte Männer von wildem, blutgierigen Anſehen, als wollten ſie ſtracks das Urtheil an dem vollziehen, über welchen hier gerichtet ward. Aber am entfernteſten Ende, auf dem Throne, ſaß ein königlicher Jüngling, mit der Krone des Landes und allen Reichsinſignien geſchmückt, den der König nicht kannte. Starr von Entſetzen ſtand der Monarch, und die Frage, die er im Sinne hatte, erſtarb auf ſeinen Lippen.

Da erhob ſich, ihn gewahrend, der junge König. Fürchte dich nicht, Childrich! ſprach er freundlich: denn was hier verhandelt wird, gilt nicht dich, ſondern dein Geſchlecht. Jetzt ſind wir eben beſchäftigt, das Urtheil über den Neunten nach dir abzufaſſen. Du aber wirſt friedlich und mit deiner Krone zu Grabe gehen, deren Verluſt ſchon den Nächſten deines Namens bedrohet. Er wird, vom Throne entſetzt, ins Kloſter gehen und ſterbend den Fluch hinterlaſſen über alle ſeine Nachkommen, die auch Fürſten ſeyn werden, obſchon keine Könige, daß wer von ihnen die Hand ausſtrecken würde nach einer Krone, oder beeinträchtigen würde Kirchen und Kloſterguth, nicht in das Grab ſteigen ſollte ohne Blut. Siehe, das wird erfüllt werden ſchon an dem Siebenten nach dir, noch mehr aber an dem Neunten.

Den König ergriff eiskaltes Grauen, als er vernahm die Worte der Weiſſagung; mit Zittern wankte er weit zurück, und als er über die Schwelle war, da ſchloſſen ſich die Flügel der Thüren mit großem Krachen. Das Licht verſchwand, und er und die Seinigen, welche ſchon lange vor ihm die Stiege zurückgelegt hatten, kamen in halber Bewußtloſigkeit zurück. Der Morgen dämmerte;

der König entließ ſeine Begleiter, ihren Mund verſiegelnd mit heiligem Schweigen. Doch hat ſie nicht verwehren können die Verzeichnung des Vorgangs; daher ſie gekommen iſt bis auf unſre Zeiten.

Hört einmal! ſprach der Fremde, nachdem er einen Trunk aus ſeinem Becher gethan, gleichſam um ſich zu faſſen: Wer ſind wohl die deutſchen Fürſten, deren Stammvater jener Merovingiſche König war? — Dies müßte leicht auszumitteln ſeyn, entgegnete der Mönch, ſo ich nachforſchen wollte in meinem Buche. Und liegt Euch daran, ſo könnt Ihr es morgen erfahren, oder, ſo Ihr wollt, auch noch heut'. —

Für heut' iſts genug! antwortete der Fremde, faßte ſein Becherlein, daraus er faſt wenig genoſſen, und nahm es mit ſich zum Schlaftrunk, die Mönche geſegnend mit gar ſchlechter Verbeugung. Stumm ſtaunten ſie ihm nach, der die Thür hinter ſich zuwarf, daß die Pfoſten bebten.

Kennt Ihr ihn nun? lachte Babo, indem er ſich zum Amtmann wandte, und iſt hier irgend noch ein Zweifel?

O Babo! rief Jener verweiſend. Seyd Ihr jemals mit der Thür in's Haus gefallen, ſo iſt's jetzt. Er weiß nun, daß wir ihn kennen; und was ihm auch begegnen mag; ſo iſt er nun gewarnt; — weiß nicht, ob zu unſerm Vortheil.

Aber ich bitte Euch! fiel hier der ſtaunende Prior ein. Wer iſt gewarnt? Wer? — wer?

Herr Prior! antwortete der Amtmann mit vollem Lachen, ſo hättet ihr früher fragen ſollen. — Vergönnt, daß ich, Euer Untergeordneter, ich, der ich nur Amtmann, nicht Prior, bin, Euch ſage: Hat Jemand heute unklug und zu unerſetzlichem Schaden des Kloſters gehandelt, ſo ſeyd Ihr es geweſen. Dies iſt der Egbert, der thüringiſche Markgraf; und dieſem, dieſem habt Ihr gezeigt, alle Heimlichkeit des Kloſters und ſeine verborgenen Schätze.

Der Prior ſtaunte mit offenem Munde, und ehe noch, als er fragen konnte nach der Sachen Beſchaffenheit: da ſtürmte herein, todtenbleich und entſtellt, der Heinrich von Oſterland, ſchreiend: Es iſt, es iſt der Egbert, um deſſenwillen ich meiden mußte Land und Leut, mir von dem Mainzer zu eigen geſchenkt! Nicht lebend ſoll er das Kloſter verlaſſen; ſterben ſoll er — und ich will ſterben mit ihm!

Er eilte davon, und Niemand hielt ihn, oder ſchien ſeine gefährliche Rede zu faſſen, denn jene Drei waren jetzt in vollem Streit über das, was vorgegangen. Der Amtmann ſtritt mit dem Prior, welcher vorſchützte ſeine der Sachen Unwiſſenheit, und ſchalt heftig auf den Babo, der durch ſeine zu deutliche Weiſung vollends Alles verderbt; worauf Jener am Ende antwortete: Ich bin ein Paulus; die Gegenwart des Leibes iſt gering, und die Rede ſcheint Euch verächtlich; aber ich gehe gerade hindurch, und will den ſehen, der mir dies tadelt.

Da nun Babo bei dieſer Rede mit der Fauſt auf den Tiſch ſchlug, auch die Andern gar laut wurden: ſo war es unmöglich, daß nicht am Ende der Biſchoff wach werden ſollte, als in deſſen Vorgemach ſich all dieſes zutrug.

Schon zum zweiten Mal hatte ſeine Glocke getönt; und Babo verſtand ſich dazu, hinein zu gehen, um ihn zu beruhigen, ihn unwiſſend laſſend in dem, was vorgegangen, um ſeine Nachtruhe zu ſchonen.

Die beiden Andern waren indeſſen gegangen ihres Weges, ſich wieder vereinigend, weil hochnöthig war, nun Rath zu pflegen, wie die böſe Sache des Kloſters, deſſen Feinde gegenüber, doch noch zu retten wär' durch einige Mittel.

Aber Egbert, der Marggraf, war indeſſen in ſeinem Schlafgemach angelangt, und, wohl nicht minder unruhig, als Jene, ſann er nach, was ihm zu thun ſei in einem Kloſter voll rüſtiger Mönche, die ihn haßten, ſo wie er gehaßt war von allen Kloſterleuten, als deren Untergang.

Daß er entdeckt war, zeigte des Babo Erzählung; denn ihm gar wohl bewußt war, daß er abſtamme von den alten Merovingern, auch war ihm kund jene alte Sage von dem Fluch ſeines Hauſes, der an ſeinem Großvater, dem trefflichen Marggrafen Eccard, ſchon in Erfüllung gegangen, und davon ihm, bei gleichem Beſtreben mit jenem, denn auch er trachtete nach der Kaiſerkrone, das Gleiche ſo umſtändlich geweißagt worden war, daß er beinahe das Jahr ſeines Todes ausrechnen konnte, welches jedoch noch nicht erſchienen war; daher er noch Rettung hoffte aus der gegenwärtigen Gefahr.

Des Sinnens endlich müde, hat er ſich zuletzt gar angekleidet, wie er war, auf ſein Lager geworfen, doch nicht eher, bis er zuvor alle Ausgänge des Zimmers wohl unterſucht und verriegelt, davon er jedoch einen verfehlt.

Während dieſer nun dort ſich lang vergeblich um den Schlummer bemühte, war in einer andern Gegend des Kloſters auch Einer, den der Schlaf floh, bis er ſich endlich ſeiner in unruhigen Träumen bemächtigt.

Und dies war Dionyſius, den die Verzweiflung über den Verluſt des Liebſten, was er hatte, mit allen ihren Qualen befiel; wie denn überhaupt die Nächte ſchwer für ihn waren, ſo daß er ſich oft geneigt fand, des Vaters verſchmähte Warnung vor Anfechtung des Argen, wenigſtens in ſolchen Stunden, nicht ganz für vergeblich zu halten. Zuletzt, von Weinen und Beten ermattet, ſank er diesmal in ſchweren Schlummer, und dies war es, was ihm vorkam:

Ihm däuchte, er ruhe noch auf ſeinem Bette, aber wach und mit offenen Augen, und ihm gegenüber ſaß Bruno mit menſchlich verſtändigem Blick, ihn anſprechend mit menſchlich verſtändiger Rede: Wie hätteſt du, ſprach er, ſo glücklich ſeyn können! Wie unausſprechlich glücklich in dieſem Augenblicke! Fürſtengunſt, ſchöner Mägdlein Hulde, erwarb ich dir bereits, Reichthum und die höchſten Würden wären gefolgt, ſo du gewollt hätteſt; aber — wie lohnſt du mir! du haſt heute die Hand gegen mich aufgehoben, welches ich dir nie verzeihe; du haſt mich heute zum zweitenmal ausgeboten, ſo ich doch nicht dein erkaufter Sclav, ſondern nur dein Diener bin aus freiem Willen. Wiſſe! ſehr leicht iſt das Band geſchlungen, das mich an dich feſſelt. Hätten Jene mich angenommen, ſo würde vielleicht dem Einen die dreifache, dem Andern die Kaiſerkrone zu Theil, und nicht die Gefahr, die jetzt ſein Lager umſchleicht, und ihn doch noch treffen wird. Giebſt du mich zum drittenmal hin, ſo wird man mich nicht ausſchlagen, und du haſt mich verloren auf ewig!

Und was verlör ich an dir, du Verräther? antwortete der Träumende. Dir danke ich nichts, als die Entzweiung mit meinem liebſten Selbſt.

Dies iſt ein Schade, den du nimmer vergüten wirſt.

Verräther? wiederholte Jener, und ſeine Geſtalt ſchien im bleichen Dämmerlichte hinüber zu ſchweben zu menſchlichen Formen. Verräther? Wie verkennſt du dein Glück! Im Sturm brachte ich es heran! Was ſollte auch am Ende aus dieſer blöden Leidenſchaft werden, in welcher du und die Jungfrau ſich verzehrten in nutzloſer Glut? Hier mußte ich wirken! Zwiſt brachte Erklärung: dieſe Verſöhnung, und mit ihr die ſeligſten Stunden heran, die du verſäumt haſt mit wahrhaft mönchiſcher Einfalt.

Der Jüngling glaubte hier zum zweitenmal den Blick teufliſchen Hohns wahrzunehmen; ihn befiel ein Grauen, und er erwachte. — Bruno ſchnarchte ruhig in ſeinem Winkel, durch das Geräuſch, mit welchem der Geſchreckte vom Lager aufſprang, nicht erweckt, da er doch ſonſt wach ward auf ſeines Herrn leiſeſte Bewegung.

Dionyſius entſchloß ſich, nicht wieder zu ſchlafen, und trat an das Fenſter, weil er im Kloſterhofe etwas Reges zu vernehmen meinte. Bald darauf ereignete ſich auch ein Geräuſch an der Thür der Zelle. Der Jüngling öffnete; der alte Pförtner trat herein mit geiſterbleichem Angeſicht. Hier im Kloſter, flüſterte er, gehen ungeheure Dinge vor! Auf! mein Sohn! uns zu retten von neuer Blutſchuld! Du weißt, daß mein Kämmerlein gränzt an des Kloſters Officin. Da kam eben der Tolle zum Kräuteler, und forderte in des Biſchoffs Namen Heinrich Adelmeyers Schlummertränklein; und ſie haben ihm gegeben ſo viel der betäubenden Tropfen, daß mehr denn Einer davon finden könnte den ewigen Schlaf. — Eile und rette! denn dies gilt dem Fremden, von welchem die Rede geht im Kloſter, es ſei Marggraf Egbert.

Der Pförtner verſchwand, und mit der Eil des Entſetzens ſchritt der Jüngling über die Schwelle, ſeinen Weg nehmend nach dem ihm bekannten Gartenzimmer. Da war plötzlich der Hund hinter ihm, mächtig erfaſſend ſein Gewand, um ihn zurück zu halten, ſo, daß er ihm, indem er ſich los riß, den Schenkel ſchwer verletzte.

Dionyſius, nicht den Schmerz der blutenden Wunde achtend, wählte den kürzern, verborgenen Weg, dergleichen in allen Klöſtern und Schlöſſern ſind, über die kleine Treppe nach der Thür, hinter der Bekleidung der Wand. Da begegnete ihm im Dunkeln Heinrich von Oſterland, dicht neben ihm hinſtreichend, und hinab eilend die Stiege, welche in den Kloſterhof führte.

Der Marggraf war indeſſen doch auf ſeinem Lager vom Schlummer übereilt worden, ſo ſehr er ſich hier an einem gefährlichen Orte fühlte, und derhalben wach zu bleiben wünſchte. Da erweckte ihn plötzlich ein Zugwind, der die Vorhänge ſeines Bettes wehen machte. Er lag ſtill und lauſchte. Da trat aus einer Tapetenthür hervor eine, ihm wohlbekannte Grabgeſtalt und leerte eilig eine kleine Phiole in den Becher aus, den er des Abends mit ſich genommen und vor ſein Bette geſtellt hatte zum Nachttrunk. Haſtig richtete ſich Egbert empor; aber die Erſcheinung war verſchwunden, und dicht hinter ihr kam eine zweite. Der St. Stephanus, den er des vorigen Abends kennen lernte, und dem gar hell der Mond in das ſchöne ernſte Geſicht ſchien, goß ohne beſondere Vorſicht den gefüllten Becher aus auf das ſteinerne Pflaſter. Hier war es unmöglich, noch Schlaf zu erkünſteln. Dionyſius! rief der Marggraf dem Fliehenden nach, der ſich umwandte und auch ihm zurief: Schweigt und wachet! jetzt iſt's nicht Schlafenszeit!

Egbert aber, der Marggraf, erhob ſich und trat an eins der hohen Bogenfenſter, welche in den Garten gingen, um allda die Sonne zu erwarten; aber kaum röthete ſich der ferne Himmelsſaum ein wenig, ſo ſtieß er in ein Horn, ſo er alleweg bei ſich führte, um ſeine Begleiter zu rufen, die hier und da in der Gegend vertheilt lagen: denn er, meuchelmörderiſcher Nachſtellungen wohl gewohnt, wie ihm denn auch geweißagt war daß er in ſolchen fallen würde, wagte ſich nie ohne Begleitung auf verdächtigen Grund, daß ſeine Diener wenigſtens ſeinen Tod rächen könnten, ſo ſie ihn nicht zu hindern vermöchten. — Er hatte diesmal kaum zwier getrommetet, ſo ſah er ſchon Einen der Seinigen die Mauer überſteigen, welche den Garten vom Walde trennte, und, dicht unter ſein Fenſter kommend, ihn fragen um ſeinen Befehl. Verſammle, ſprach der Marggraf, ſogleich mein ganzes Gefolge, und komm mit ihm an die Kloſterpforte, mich abfordernd von den Mönchen unter meinem wahren Namen.

Als er dieſen Befehl gegeben, ward er ruhiger; hatte auch nicht ſobald, etwa nach einer Stunde, das ſtarke Lauten an der Kloſterpforte vernommen, als er hinab eilte, ſintemal auch unten ſchon längſt Alles rege war, und er gar ſeltſame Unruh unter den Mönchen vernahm.

Er fand aber den ganzen Convent verſammlet in der unterſten Halle, und die Väter kamen ihm, beklagend, bittend, entſchuldigend, entgegen, daß ſie, ſolches hohen Gaſtes nicht gewärtig, ſo wenig gethan zu ſeiner Bewirthung, luden ihn auch ein zum Frühtrunk in ihre Mitte. Ob er aber groß Belieben getragen, hier noch icht was zu genießen, laſſen wir an ſeinen Ort geſtellt ſeyn. Jedoch hat er die Väter gebeten, ſich zu gedulden bis zu ſeiner Wiederkunft, die er nicht lange verſchieben, und dann dem Kloſter danken wollte, wie es verdiente. Eins, ſetzte er hinzu, Eins muß ich noch bitten, nämlich daß ich den ganzen Convent verſammlet ſehe, wie ich ihn geſtern geſehen habe, damit ich mit Allen mich letze, nach eines jeglichen Verdienſten.

Es traten hierauf gar bald, nach des Priors Befehl, alle Mönche herein, und gingen vor dem Marggrafen über, der faſt Jedem ein Wörtlein geſagt und faſt Aller Namen gewußt.

Als nun Alle vorüber waren, ſprach er: Dies iſt nicht genug, und miſſe ich noch Einen, nämlich den Heinrich von Oſterland, als welchem ich, weil er mich des Nachts auf meinem Gemach beſucht und mein Schlaftränklein angefriſcht, meinen Dank zu ſagen habe.

Ach, mein Herr! fiel hier der Prior mit getrübtem Auge ein: Ihr fragt nach Einem, der geſchieden iſt aus dem Reiche der Lebendigen in dieſer Nacht, und auf faſt ſchreckliche Weiſe, maßen man, als Einer der Brüder dieſen Morgen Waſſer ſchöpfen wollt' aus dem Kloſterbrunnen, auf deſſen Rande des Heinrichs Kapuze, und in demſelben deſſen todten Leichnam entdeckt, den man ſo eben kurz vor Eurer Herabkunft heraus gezogen hat, ohne ihn retten zu können. Mag ſich wohl in Einem ſeiner wüthigen Anfälle das Leben ſelbſt alſo abgekürzt haben, und hattet Ihr wohl recht, als Ihr geſtern Abend meintet; man ſolle ſolchen Tollen nicht frei herum gehen laſſen.

Der Marggraf, ſich nicht in die Mönche finden könnend, und ihnen nicht allerdings trauend, hat verlangt, den elenden Leichnam zu ſehen, hat auch ob ſolchem Anblick ſich nicht der Thränen enthalten können, und geſagt: Du Armer hätteſt vor mir wohl leben mögen, ſo du mich nur leben laſſen wollen! Hat auch den Mönchen freimüthig erzählet, was ihm dieſe Nacht begegnet, doch mit Hinweglaſſung des Antheils, welchen Dionyſius an ſeiner Rettung genommen. Hat aber am Ende doch zu ihm ſich, Abſchiednehmend, gar freundlich genaht und mit ſonderlichem Nachdruck zu ihm geſprochen, deſſen eigene Worte wiederholend: Schweiget und wachet! denn jetzt iſts nicht Schlafenszeit!

Als nun der Marggraf faſt eilig mit den Seinen davon gegangen, und die Kloſterpforte wieder geſchloſſen war: da hat ſich auf Aller Geſichtern erſt völlig dargethan die Beſtürzung ob der graunvollen Vorgänge dieſer Nacht.

Der P. Amtmann aber, der hier mehr gebot als der Prior, hat den unnützen Erklärungen und Gegenerklärungen bald ein Ende gemacht und befohlen: ein jeder Bruder ſolle ſich auf ſeine Zelle begeben, und ſich allda verſchloſſen halten, bis er gefordert würde, ſich auch bei hoher Strafe enthalten jeder Conferenz mit ſeinem Nachbar, maßen man dieſen furchtbaren Dingen, ſo mit eines Menſchen Leben bezahlt worden, noch lange nicht auf den Grund gekommen ſei.

Als dieſem Folge geleiſtet, verſammleten ſich die Väter in enger Berathſchlagung; denn ſie ſchlechterdings die bedenkliche Sache zuerſt in eine rechtliche Form bringen müßten, ehe ſie dem Biſchoff vorgelegt werden könne, der indeſſen ſchon einmal über das andere geläutet und dem man einſtweilen den Babo zugeſandt, mit gemeſſenem Befehl, was ihm kund werden durfte.

Die Berathſchlagung der Väter dauerte aber bis faſt an den Mittag, da ſie am Ende über folgende Punkte einig waren. Ueber das, was dem Marggraf, laut ſeiner Ausſage, dieſe Nacht begegnet ſeyn ſollte, habe man ſchlechterdings außer ihm keinen Zeugen, da dem von Oſterland der Tod die Lippen verſiegelt. Doch wolle es faſt das Anſehen gewinnen, als wiſſe noch Einer des Kloſters um die Sache, nämlich der Donys; maßen man von ſeiner Zelle bis zu des Marggrafen Bette blutige Spuren gefunden, ja ſogar an der Kapuze des Entleibten einen Blutflecken wahrgenommen, deſſen Körper doch übrigens ohne alle Beſchädigung gefunden worden ſei. Nun habe zwar der Dionyſius ſich gleich dieſen Morgen vom Wundarzt verbinden laſſen, eine faſt gefährliche

Wunde, die, ſeiner Ausſage nach, ihm ſein eigner Hund verſetzt haben ſolle, auch wohl könne; zeige aber doch alles dieſes einen geheimen Zuſammenhang und Mitwiſſenſchaft der Sache an, worüber ſelbiger ſcharf zu vernehmen ſei, wie nicht weniger, ob er von der Anweſenheit des Marggrafen Kunde gehabt, und in welcher Verbindung er mit ihm ſtehe? denn dieſer geſtern Abend ſehr vortheilhaft von ihm geſprochen, ihn auch heute beim Abſchiednehmen vor allen Andern ausgezeichnet und ſich mit Worten von ihm getrennt, deren tiefen Sinn er wohl am beſten verſtehen möge. –

Hat ſich alſo dieſe Sitzung geendet mit des Dionyſius ſchwerer Verhaftung: denn, als er vorgefordert, hat er zwar Alles offen und der Wahrheit treu dargelegt, welches ihn ſtraflos ſtellen müſſen, hätte er nur nicht Eins im Dunkeln laſſen müſſen, nämlich: Wie Er zu der Kunde von Oſterlands That und zu des Marggrafen Rettung gekommen, worüber Er ſich nicht deutlich erklären können, da Er gewünſcht, ſeinen alten Freund, den Pförtner, von welchem er Alles vernommen, ganz aus dem Spiel zu laſſen, und dem guten Greis auch nicht die kleinſte Nachfrage in dieſen mißlichen Dingen zuzuziehen. Welches nun zwar ſehr redlich geweſen, aber gleichwol der Ausſage ſoviel Schwankendes und Ungewiſſes gegeben, daß wohl gerechtere Richter, als dieſe, an dem Dionys möchten irre worden ſeyn, ihn verdächtig haltend heimlicher Schuld, wär' es auch nur des verborgenen Einverſtändniſſes mit dem Marggrafen, welches hier im Kloſter bedeutender war, als die blutigſte That. —

Babo hatte den Biſchoff gar wohl vorbereitet auf das, was er nun vom Rathe der Väter vernahm, ſo daß es denſelben wohl innig betrübte, aber keinesweges in Verwunderung ſetzte, als er vernahm, Dionyſius ſei einſtweilen, bis er ſich beſſer gerechtfertiget, hingeſetzt in enge Gewahrſam. Daß man den armen Jüngling, mit Ketten belaſtet, hingeworfen in ein abſcheulich Verließ, das erfuhr er freilich nicht, bis am vierten Tag, da Dionyſius ſah, daß Niemand nach ihm fragte, er ſich des Lebens erwog und zu beichten begehrte, und zwar bei dem Biſchoff ſelbſt, welches man nach der Weiſe des Kloſters weder ihm abſchlagen, noch dem Biſchoffe verſchweigen durfte, der ohnedem, trotz den Vorſpiegelungen der Mönche, des Sinnes war, nun Anſtalt zu machen und der Sache ſeines Lieblings ſelbſt auf den Grund zu gehen.

Als nun der Biſchoff hinabgeleitet wurde in des Gefangenen Kerker, maßen dieſer, als ſchwer erkrankt, nicht hinauf gebracht werden konnte, da iſt der alte fromme Herr ſchier erſtarrt über das Elend, ſo den guten Jüngling umgeben. Man hatte nicht einmal in dieſen Tagen nach ſeinem Schaden geſehen, und iſt derſelbe daher gar ſehr verärgert und lebensgefährlich worden.

Dionyſius empfing den Biſchoff, wie ein Kind den Vater, hat ihm auch eine ſolche Beichte abgelegt, und in derſelben ſo gar nichts verſchwiegen, daß der Biſchoff, ihn unſchuldig findend, Bürgſchaft für ihn geleiſtet, und ihn herauf bringen laſſen in ſeine Zelle bis auf weitern Beſcheid.

Der fromme Biſchoff war froh, ſeinem Lieblinge einſtweilen leidlichern Aufenthalt und beſſere Pflege ſeiner faſt gefährlichen Wunde geſichert zu haben. Sich ſelbſt noch mehr von der Unſchuld des Beſchuldigten zu verſichern, hat er kein Mittel verſäumen wollen. Und da ihm der Jüngling in der Beichte Alles geſtanden, auch des Pförtners Antheil an den Begebenheiten jener Nacht, hat der freundliche Greis der erſten Gelegenheit wahrgenommen, den Pförtner heimlich über die Sache zu befragen, und, deſſelben Ausſage wörtlich gleichlautend findend mit des Dionyſius Geſtändniß, hat er dem Alten verſprochen, von der Sache gegen die Mönche keine Meldung zu thun, um ihm zu erſparen derſelben Haß und heimliche Verfolgung. Aber der Kräuteler in der Officin hat ſehr ſtrenger Verweiſung nicht entgehen können, daß er jene gefährliche Tropfen dem Tollen ausgeantwortet, und zwar in des Biſchoffs Namen, da doch allbekannt, daß ſich ſolcher in den ſchlummerloſeſten Nächten lieber bedient des Babo gefahrloſer Mährlein, als ſolcher zweifelhafter Arzenei, bei welcher gar ein Weniges mehr den Tod bringen könnte. — Auch ſind die Obern nicht ohne Weiſung geblieben, daß ſie den Oſterland ſo frei ſchalten laſſen, da doch bekannt, daß dieſer Unglückliche wegen hohen Sinnes und verfehlter irdiſcher Größe nicht allemal bei hellem Bewußtſeyn geweſen. Auch deckten deſſelben Grab manche Spuren verborgener Schuld, ſofern nur der Biſchoff, als ſehr tiefſehend, hier weiter hätte unterſuchen wollen.

Um den Gehaßten auf jede Weiſe bei einem, vielleicht nahen Sterbefall zu ſichern, iſt nun der fromme Greis mit ſich ſelbſt Raths worden, ihm einen Unſchuldsbrief oder Literam innocentiae zu ertheilen, in welchem nach damaliger Weiſe geſchrieben ſtand, daß der Ausſteller eines ſolchen Briefs haften will mit eigner Unſchuld für die des Beklagten, und dieſes, ſo es noth wär', ſelbſt vor dem göttlichen Gerichte; welches traun viel war.

Konnt' auch nicht ein Jeder ſolchen Brief rechtsbeſtändig ausſtellen, ſelbſt päbſtliche Heiligkeit nicht, ſondern mußt' Einer ſeyn, wie dieſer Biſchoff, ganz reinen Wandels, ganz fromm, rein, wahr und ſchuldlos, ſo daß weder Flecken, noch Verdacht auf ihm gehaftet in ſeinem ganzen Leben.

Wie denn dieſer Biſchoff ein ſolcher geweſen, ſo daß er nie einen Feind gehabt, auch die, ſo ſich Feinde nannten, doch immer ihn ſcheuten, ſchonten, ehrten, und ihn lieber erhoben, als erniedrigten, ſich gleichſam ſonnend in den Strahlen ſeiner Glorie. Iſt auch Jedem geweſen in ſeiner Nähe, wie in der Nähe eines Engels; denn er war freundlich, kein Feind unſchuldiger Freude, kein ſtrenger Richter fremder Fehler, gern die Strenge des Lebens blos für ſich behaltend, zu eigner Uebung, mit Andern aber es leichter nehmend, und gern ihnen gönnend den bequemern Weg.

Als nun der Biſchoff jenen Schutzbrief, unter den gehörigen Formalitäten, ausgefertigt und in des kranken Dionyſius Hände gegeben: da haben ſeine Feinde und Neider zwar wohl geſehen, daß ſie hier nichts gegen ihn offenbar könnten beginnen, haben es aber doch nicht aufgegeben, ihm heimlich zu ſchaden, wozu denn der Babo, als bei dem Biſchoff gar wohl gelitten, Gelegenheit gehabt, und das zwar täglich.

Er fing einſtweilen damit an, daß er jenes Mährlein von dem Bündniß des Webers mit dem Argen wieder in Anregung brachte, jetzt nicht mehr leugnend, daß ihm bewußt wär', der Dionyſius ſei des Webers Sohn, hat auch viel von den ſchweren Anfechtungsſtunden des armen Jünglings erwähnt, welches dem Biſchoff, der hierzu ſchwieg, nicht unbekannt war aus des Geängſteten eigner Beichte. Als nun der Babo zuweilen leiſe auf den Hund angeſpielt, der ihn nicht verließ, und den er ſelbſt jetzt nicht von ſich thät, da er faſt tödtlich von ihm verletzt worden wär', ſo iſt der Biſchoff gar traurig worden und hat den Babo aufhören heißen.

Eben ſo nachdenklich hat er aufgenommen, wenn zuweilen geredet ward, daß man doch nicht wiſſe, was man ſich zu dem Marggrafen zu verſehen habe, ob er gleich ſchweige; vielleicht geſchreckt durch des Biſchoffs Gegenwart, deſſen Name und Anweſenheit ihn ja jenes Abends ſtumm und verlegen gemacht. Daß aber er, der Egbert, vom Kloſter ſoviel wiſſe, ſei nicht gut; was er durch des Priors Einfalt erkundet, ſei das Wenigſte; er wiſſe wohl mehr; heimlicher Verbindung mit ihm ſei Dionyſius wohl nicht ganz klaglos zu ſtellen: denn man wiſſe ja, daß er auch im Walde mit ihm eine Zuſammenkunft gehabt, und der ganze Convent es gehört, daß er beim Abſchiede, ihn vorzüglich geſegnend, Worte zu ihm geſagt, deren Sinn man nicht wiſſen könne.

Reden dieſer Art wirkten denn, was ſie vermöchten. Denn — wie der Chroniker hier in einem lateiniſchen Sprüchwort ſagt, dergleichen er ſich gern bedient, um gar gelahrt zu ſcheinen, — denn auch wohl ein oft fallender Tropfen einen Stein aushöhle.

Die drei Verbündeten aber, der Prior, der Amtmann und der Babo, hatten in der Zeit der geheimen Sitzungen viel, des Dionyſius halber, der ſich nun allmählich erholt, alſo daß er vom Bett aufſtehen können. Am Ende einer ſolchen Berathſchlagung ſagte der Babo: Glückts mir nicht, ihm beim Biſchoff zu ſchaden, ſo weiß ich noch Eins, das ich durch das Schlüſſelloch ſeiner Zelle lauſchend gar oft bemerkt; hat mich auch der Bruno, allezeit die Thür bewachend, als gar wohl einverſtanden mit mir, nie gehindert an der Sachen Beleuchtung. *Und kann ich einſtens bewirken*, daß der Biſchoff erblicke, was ich ſah, oder ihm widerfahre, was mir einſt geſchahe, ſo iſt der Verhaßte geſtürzt, der Unſchuldsbrief zurückgenommen, er wieder uns preisgegeben nach eigener Willkühr, und ſein Einverſtändniß mit dem Argen dem ſtarkgläubigen Biſchoff weit mehr erwieſen, als uns, die dergleichen Sachen dahin geſtellt ſeyn laſſen.

Als ſich nun der Babo hierüber gegen die Andern deutlicher erklärt, haben ſie ihm Recht gegeben, und ſind alſo geſchieden.

Als nun der Babo des nächſten Tages beim Biſchoff war, erzählt er faſt freudig, daß Dionyſius wieder aufſeyn könnt', auch allerlei ſchafft' in ſeiner Zelle, innig nur darüber klagend, daß er den Biſchoff noch nicht ſprechen und ihm danken könnt für alle ihm erwieſene Milde.

Ei, antwortete der Biſchoff, ſo wollen wir ihm zuvor kommen! Es hätte mir faſt geziemen wollen, ihn öfters heimzuſuchen, ſo ich jedoch unterlaſſen, um ihn zu entbrechen der Brüder Beneidung. Iſt auch alsbald mit dem Babo hinüber gegangen, den Dionyſius beſchäftigt findend, wie Jener wohl wußte, mit Wiedereinrichtung ſeines Räderwerks, das während ſeiner Krankheit etwas in Unordnung gekommen.

Als nun der Jüngling eintreten ſahe den ehrwürdigen Greis, faſt ſchwankend von der Laſt der Jahre, iſt er ſchier entzückt worden vor Freude, vergeſſend, daß er noch gefeſſelt war an ſein Räderwerk mit einer Ketten, hat auch des Biſchoffs Hand ergriffen und ſie inbrünſtiglich an ſein Herz gedrückt.

Aber ſiehe! da fährt aus ſeiner Hand empor ein lichter Funken, und der Greis bekommt hinterwärts einen Schlag, daß er zu Boden geſunken.

Der Jüngling, hinwegwerfend die Kette, und zu des Biſchoffs Füßen ſinkend, den ſchon der Babo im Fallen aufgefangen, hat ängſtlich gefragt, ob auch dem Herrn ein Leid widerfahren und ob er zu heftig erſchrocken?

Weiche, weiche von mir! ſchrie der ſich erholende Biſchoff, ihn von ſich abwehrend: denn jetzt weiß ich, mit wem du im Bunde ſtehſt. Hat auch ſogleich die Zelle an Babo's Arm verlaſſen und dem Jüngling anſagen laſſen: er möge nicht von derſelben weichen, und ſie als verſchloſſen achten; auch den Heiligen danken, daß man ihn nicht wieder hinabgeſtoßen ins unterſte Verließ; welches Letztere etwa der Babo, als welcher die Botſchaft thät, von ſeinem Eigenen hinzugefügt haben mag, maßen der fromme Biſchoff ihm ſolches ſchwerlich aufgetragen.

Iſt alſo der Unſchuldige von Neuem verfallen, und zwar in freie Haft, welches ſeinen Feinden allerdings nicht angeſtanden, und hätten ſie ſolches wohl anders gehofft; iſt ihm auch nächſten Tages aufgegeben worden, ſich über einige Fragen zu erklären, welches ihnen noch weniger gefallen; denn ſie wohl wußten, daß, wo es zu vernünftiger Beleuchtung der Sachen gekommen, er ihnen allemal obgeſiegt.

Die Fragen aber waren dieſe: Welches eigentlich ſein Bündniß mit dem Argen ſei? und, dafern er ein ſolches leugne, wie er retten wolle vor übler Deutung unerklärliche Dinge, die man ſo oft bei und um ihn wahrgenommen? Ferner: ob er, dafern er hierin Alles geleiſtet, was man fordern könne, bereit ſei, ſich durch irgend ein ſichtbares Zeichen los zu machen von dem Bunde mit dem verworfenen Geiſte, und ſich, als von demſelben befreit, zu erklären?

Letztens: ob er nicht ingeheim gegen den Biſchoff, ſodann öffentlich vor der Verſammlung der Väter, erklären, auch eidlich erhärten wolle, wie er mit dem Marggrafen ſtehe? was er in allen ſeinen Zuſammenkünften mit demſelben verhandelt? ob er unſchuldig ſei an Allem, was Egbert ſchon allgemach gegen das Kloſter begonnen? wie auch, was der Verſtand jener Worte geweſen, die er ihm beim Scheiden zugerufen: Schweiget und wachet! denn jetzt iſt es nicht Schlafenszeit?

Wenn er nun all dieſes geleiſtet, ſo ſolle er ſich ſchlüßlich noch zu irgend einem, in die Augen fallenden Beweis verſtehen, daß er für, nicht gegen den Nutzen des Kloſters ſei, dem er ja Treue geſchworen, und daß er handeln wolle entgegen dem Egbert, deſſen Abſichten gegen das Kloſter nun allgemach ſichtbar wären.

Als man nun dem Dionyſius all dieſes ſchriftlich gegeben, und er ſolches wohl erwogen: hat er erklärt, wie er Alles gern und ohne Bedenken leiſten wolle, und verlange er hiezu eines Tages Anberaumung. Wozu ihm auch von dem, ſchon wieder zu ſeinem Beſten geſinnten Biſchoff der nächſte angeſetzt worden.

Dieſe nun, des Dionyſius Rechtfertigung, ward eine allgemeine Kloſterangelegenheit; Jeder war darauf begierig; und daß er beſonders zu Leiſtung des erſten Punkts den ganzen Convent beſchieden in ſeine kleine Zelle, iſt nur von Einigen fälſch ausgelegt worden, weil freilich dieſer kleine Raum nicht alle Mönche faſſen können, ſo daß am Ende doch nur der Biſchoff und jene drei Verbündeten gegenwärtig geweſen.

Letztere aber haben den Mönchen nur ſo viel Kunde davon geben können, daß er, wohl wiſſend, daß aller Verdacht verbotener Künſte gegründet ſei auf die feuerſprühende Zaubermaſchine in ſeiner Zelle, angefangen habe, darüber viel zu demonſtriren, das aber Keiner verſtanden, bis er am Ende ſich auf das Zeugniß künftiger Jahrhunderte berufen, welche hierin mehr leiſten, als er, durch Zufall geleitet, vermocht, und ihn ſchuldlos erklären würden.

So ſchlecht er nun hierin beſtanden, maßen die Aufrufung eines noch ungebohrnen Zeugen in keinem Gericht etwas gilt, ſo wohl hat er das Uebrige geleiſtet.

Er trat nämlich auf und ſprach: Ihr wollt, daß ich durch irgend ein ſichtbar Zeichen mich des Verdachts entbreche, in welchem Ihr mich haltet?

Nun wohlan! Ich weiß, was Ihr meint: Ihr wollt, daß ich mich ſcheide von dieſem Hunde, welchem Ihr, Gott weiß, welche Deutung gebt, die mir fremd iſt. Ich habe gar wenig Urſach, ihm hold zu ſeyn; denn er mich jetzt an die Pforten des Todes gebracht, und mir ſonſt noch Böſes erwieſen, das ich ihm, als einem vernunftloſen Thiere, nicht zurechne. Wohlan denn, Bruno! gehe zu dem unter den Brüdern, zu dem du Luſt haſt, und mich verlaß auf ewig! Hat ihm auch einen derben Schlag gegeben, und ihn von ſich geſtoßen, da denn Bruno heulend zu des Babo Füßen gekrochen, und von ihm freundlich aufgenommen worden.

Auf den dritten Punkt wegen des Marggrafen hat Dionyſius zuletzt auch das Geforderte geleiſtet, ſich wegen des Zeichens, das man von ihm verlangt, daß er für das Kloſter und wider ihn ſei, nur noch einige deutlichere Beſtimmung erbittend, maßen er ſelbſt noch nicht mit ſich einig ſei, was man hierunter verſtehe. Es möchten die Mönche ſich hierüber berathen, und ihm einen Vorſchlag thun, in welchen er willigen wolle, dafern es nicht wider Recht und Pflicht ſei.

Es war aber allerdings wahr, daß der Marggraf begann, ſich auf nachtheilige Art zu eignen, die nicht allein dieſem, ſondern allen Klöſtern Sorge machte.

Er hatte öffentlich erklärt: Der Kaiſer hat mir meine Schlöſſer, die Gleichen, verheert, ſo ich ihm zwar wieder abgenommen, ſo daß er ſich des Vortheils nicht ſehr rühmen wird; aber dafür iſt er, der Kaiſer, mir verfallen mit ſeiner Krone, der Mainzer mit ſeinen Kloſterleuten, und werde ich mich an beiden zu erholen wiſſen.

Dieſer Drohung Erfüllung ſahe man beim faſt an jedem Tage. Alle Nacht flammte Eins von des Kaiſers, in Thüringen erbauten, Schlöſſern, und unterweilen wohl ein Klöſterlein; auch an das Catharinenkloſter zu Leipzig war bereits die Forderung von einer großen Schatzung ergangen; denn er brauchte Geld zum Kriege, und Markgraf Thebo hatte ihm ſolche Schatzung erlaubt.

Die Rechtfertigung des Jünglings gnügte dem Biſchoff, und der Unſchuldsbrief blieb in ſeiner Kraft; den Mönchen gnügte ſie nicht; ſie nannten ſie Sophiſterei und ſpürten nach Mitteln, wie ſie ſelbige entkräften, oder ihn jenſeit derſelben ſchuldig machen wollten. Als nun eines Tages Dionyſius zum Biſchoff kam, fand er denſelben ganz traurig. Mein Sohn! ſagte er, das Unglück naht ſich Euch mit fürchterlichen Schritten! Man will mich, vielleicht noch durch meine Gegenwart geſchreckt, von Euch reißen. Der heilige Vater fordert mich nach Rom in dieſen hohen Jahren. Werde ich die Reiſe vollenden? Werde ich Euch wiederſehen?

Daß hinter dieſer Ladung der Marggraf ſteht, iſt mir gewiß. Ich will Euch vertreten vor dem heiligen Stuhle, und ſo Gott will, komme ich wieder. Ich werde Euch einſtweilen dem Kloſter empfehlen, und offenbar wird man nichts gegen Euch vorbringen; aber ich empfehle das Kloſter auch Euch. Ihr ſorgt für Euch ſelbſt, indem Ihr für das Kloſter ſorgt, weil Ihr vielleicht einſt an deſſen Spitze ſtehen werdet. Ich meine nicht unter dem Kloſter das ſteinerne Haus. — Aber ſchrecklich wär's, wenn die Geheimniſſe des Ordens, ſeine Heiligthümer und ſeine Schätze, in die Hände des Egberts fielen.

Eine allgemeine Trauer umzog das Kloſter, als dieſe Nachricht kund ward. Die, welche nicht edel genug waren, den frommen Biſchoff zu lieben, fühlten wenigſtens, daß mit ihm der Schutzgeiſt der ganzen Gegend wich, und dicht hinter ihm der Feind ſein Reich behaupte.

Es war an einem ſchwülen Auguſtusabend, da der Tag ſich mit der Trennung des vielbeweinten Vaters von den Kindern beſchloß, als Dionyſius ſeinen erſten Ausgang ins Freie wagte. Immer mehr vertiefte er ſich in den Wald, und ſpät war es, als er im Zurückkehren den gewöhnlichen Ruheplatz auf dem Druidengrabe wählte. Nicht lange hatte er allda geſeſſen, als ſich zu ihm fand der P. Amtmann, der ſich jetzt ſehr oft zu ihm geſellte nach Freundes Weiſe.

Wie iſt's, fragte er nach kurzem Schweigen, daß ich Euch hier finde, und nicht lieber drüben bei der Jungfrau Odalia, wohin Euch die Pflicht fordert?

Es iſt ein eignes Gefühl, den Namen außer ſich nennen zu hören, der unaufhörlich in allen Tiefen unſers Innern wiederhallt, ob ſich ſchon nie die Lippen erkühnen, ihn auszuſprechen.

Ein unwillkührliches Zittern befiel den Jüngling, als er die nennen hörte, die nie von ihm gewichen war, die mit ihm in den Kerker ſtieg, ſein Krankenbett umſchwebte, ihm jede Prüfung leicht und jeden Sieg entzückend machte, oder vielmehr dies beides umgekehrt: denn, was war ihm die ganze Welt, ſeitdem er von ihr verbannt war?

Der Amtmann ſah ſeine Bewegung, und dies war ihm genug. Er wußte nun, was ihm Odalia galt; und fuhr fort, den ihm bereiteten Gift in ſein Herz auszuſtrömen.

Ihr müßt ſie wieder beſuchen, redete er weiter; denn noch bedarf ſie Eures Unterrichtes. Die Nonnen in dem Marienkloſter dort drüben, bei denen ſie ſich nach ihrer Wiedergeneſung um den Schleier bewirbt, haben bei der Prüfung gefunden, daß ihr gar noch viel fehle zur Aufnahme. Dies gereicht Euch, als dem Lehrer, zum Schimpf. Verdoppelt alſo nunmehr Euren Fleiß, ob ſie auch, wie uns iſt berichtet worden, Euch im ſtolzen Mägdlein-Sinn ſelbſt verabſchiedet habe.

War ſie, fragte der Jüngling, der ihren Namen nicht über die Lippen bringen konnte, ich will ſagen, war ſie — ſie krank? — Bleich und ſtammelnd hielt er hier inne; er konnte nicht weiter reden.

Sie war kränker, als Ihr, entgegnete jener. Der Bruder Kräuteler, ihr Arzt, wußte lange nicht, was hier verwaltete, ob Leibesſchwachheit oder Schwermuth des Geiſtes; bis ſich endlich die Krankheit in jenes anſteckende Fieber auflöſte, das die Gegend verheert, und welches, wie Euch bekannt iſt, auch Euern Vater hinraffte.

Mein Vater! ſchrie der Jüngling, und die langverhaltenen Thränen ſtrömten jetzt verdachtlos dahin. Gott! mein Vater!....

Iſt das Euch eine neue Kunde? fuhr der Feind fort. Der Bote, den der Biſchoff ſandte, um ihn über verſchiedene bedenkliche, auch Euch betreffende Dinge zu vernehmen, fand ihn ſterbend, welches eben ſo gut iſt, maßen er harten Prüfungen nicht würde entgangen ſeyn.

Dies war zu viel! Auch wich nun der Unglücksſtifter; denn er hatte genug gethan. Die ſchlafende Liebe aufgeregt, ſie neuen Prüfungen entgegen geworfen, Lebensgefahr der Geliebten, ihr Verluſt auf ewig, des liebſten Freundes Tod, ſeine mögliche Kränkung noch vor den letzten Stunden, Alles hatte er in ein Gifttränklein zuſammen gedrängt, welches Heinrich Adelmeyers tödtende Tropfen noch weit übertraf. Um den Schlag zu vollenden, hatte er noch leiſe angedeutet, daß des Biſchoffs Vertrauen auf die gethane Ausſage doch nicht ſo ganz feſt ſtehe, ſonſt würde er dem, der hier mit eingeflochten war, ja die Prüfung erſpart haben.

Es war faſt Nacht, als Dionyſius ſich endlich ermannte, um den Rückweg zu beginnen. Als er vor der Wohnung des Kloſtervoigts überkam, zog ihn ſein Herz hinüber zu Odalien, die er drüben in den Gängen des kleinen Gärtleins, wie ein bleiches Schattenbild, auf und ab ſchwanken ſah. Er zögerte lang hinter einem Gebüſche; aber das Zagen der Liebe und des Körpers Schwachheit behielt den Sieg; er fühlte, er mußte zurück in ſeine Zelle, um ſich zu legen und beſſerer Faſſung gewärtig zu ſeyn.

Der Arzt konnte ihm des andern Tages nicht erlauben, aufzuſtehen; und da ſich auch von außen neue Bedrängniſſe zeigten, ſo war der Lebensbecher, den ihm vielleicht ausgeſöhnte Liebe gereicht hätte, ſeinen Lippen entzogen auf lange Zeit.

Die Angriffe des Marggrafen auf das Kloſter wurden, ernſtlicher. Der Amtmann kam und legte dem Kranken einen großen Brief vor, von Egbert an den Convent erlaſſen, welcher alles enthielt, was Furcht erregen und Rettungsbegierde anfachen konnte. Erinnert Euch, ſprach der Amtmann, der das Schreiben zurückließ, weſſen Ihr verdächtig ſeid: denn ohne Euch würde der Marggraf nicht leben, uns elend zu machen. Erinnert Euch, was ihr zum Beſten des von Euch verrathenen Kloſters verſprochen habt, und was, ich bürge Euch dafür, Ihr auch leiſten könnt, ſo Ihr Euch nur ſtark machen und anhören wollt, was wir Euch vorzulegen haben. Alles, Ihr ſeht es ſelbſt ein, kommt hier darauf an, dem Feinde ſeinen Raub auf eine verdachtloſe Art zu entrücken. Welche dieſes ſei, das ſollt Ihr bald hören. Macht Euch ſtark, und erſcheint morgen in den Frühſtunden bei dem Prior, wo Ihr niemand finden werdet, als ihn und mich: denn auch Babo muß fremd bleiben in dem, was blos unter der heiligen Zahl Drei ganz ſicher iſt.

Des Körpers Ermattung nach einem Tage, voll der heftigſten Stürme der Seele, brachte endlich den Schlaf herbei, einen wüſten Schlaf, voll der wildeſten Bilder. Odalia, bald zürnend, bald ausgeſöhnt, bald im Nonnenſchleier, bald umſtrahlt von der himmliſchen Glorie, umſchwebte Dony's Lager. Der ſterbende Vater und der drohende Markgraf wechſelten in den wunderbarſten Verkettungen, und am Ende kroch aus einem Winkel ſeiner Zelle eine ungeheure feurige Spinne hervor, welche das ganze Kloſter umwebte mit glühenden Fäden, und ihn und das ganze Traumgewühl begrub unter einſtürzende Trümmer. Da fühlte er ſich von einer ſanften Hand ergriffen, und er erwachte. Der alte Pförtner ſaß an ſeinem Bette, und um ihn graute kaum der Morgen.

Ich mußte dich wecken, mein Sohn! ſprach der Greis zu dem Jüngling, der, ſich ſchnell dem fürchterlichen Geſicht entreißend, aufgerichtet ihm gegenüber ſaß. Du ſchienſt ſehr ſchwer zu träumen, mein Sohn! was iſt dir?

O mein Vater! rief der Kranke, was danke ich Euch all, von der Pflege und dem Unterricht meiner früheſten Jahre an, die Ihr mir gabt, da hier Alles mich verſtieß, bis auf die Erweckung aus dieſem entſetzlichen Traume! Weiß doch nicht, ob ich noch geworden wär', was ich etwa bin, ohne Eure treue, einfältige Lehre.

Schweig davon, mein Sohn! ſprach der Alte; auch ich danke dir viel, du mein treuer Pfleger in Krankheit! du mein treuer Vertreter in mancherlei Beſchuldigungen! du, der mich noch bei den letzten ſo kindlich ſchonte mit eigner Gefahr, mich blos entdeckend dem frommen Biſchoffe, der mit uns einen Weg geht, den Weg der Wahrheit und des Heils! — Doch laß das jetzt! Ich wollte dich blos ſehen, und dir Etwas ſagen, das dich vielleicht freuet. Der Stunden giebt's im Leben, da es uns erquickt, wenn nur ein gutes Weſen Theil an uns nimmt. Wiſſe alſo! Als ich geſtern zum Kloſtervoigt hinüber kam in meinen Geſchäften, da begegnete mir die Jungfrau, ſchön, wie ein Engel Gottes, und hat ſie mich ſchüchtern gefragt um dich, geſtehend, ſie habe dich geſtern geſehen, als einen vorüber gleitenden Schatten, und gehofft, du würdeſt hinüber kommen zum Unterricht, maßen ſie dich faſt lange nicht geſehen, hat auch gefragt, ob du krank geweſen, indem du ſehr bleich und verändert ausgeſehen.

Iſts möglich? rief der erfreute Jüngling. Iſts möglich? ſagte ſie dieß?

Ja, entgegnete der Pförtner. Ich habe ihr Alles erzählt, was dir begegnet, ſo viel ich das durfte nach der heiligen Kloſterpflicht. Da weinte ſie faſt ſehr, und iſt ſchnell von mir geſchieden, zwar wortlos, doch mit ſo holdſeliger Begrüßung, daß ich ſolche, die wohl nicht mir galt, ſondern dir, ihrem Lehrer, dir zu bringen herüber eilte.

Da ergriff Dionyſius, noch halb in des Schlummers Gewalt, der jede Bedenklichkeit niederreißt, eine Roſe, die im Blumentopf ſtand neben ſeinem Lager. Sie ſchnell beraubend all ihrer Blüten, hat er den blätterloſen Kelch dem Alten hingereicht mit den Worten: Da, Vater! bringt das ihr, und ſagt ihr, ſie ſolle vergeſſen und nicht verdammen, den ſie noch nicht gehört!

Der Alte etwa denkend, daß in dieſem Sinnbild liege die Darſtellung ſeines eigenen Zuſtandes, hat das ſeltſame Geſchenk genommen und iſt geſchieden zu deſſen Beſtellung; aber der Mönch hat ſich weinend nach der Wand gekehrt, bis ihn wiederholter Ruf zum Prior genöthiget, ſich ſchwächlich zu erheben und hinüber zu gehen, wo er den geiſtlichen Herrn allein fand, der ſich ihm faſt freundlich genaht, und milder ihn anſchauend, als er ſonſt gepflegt gegen einen der jüngern Brüder, alſo zu ihm geſprochen: Mein Dionyſius! wie ſehe ich Euch ſo ſchwach? Ermannet Euch! denn Ihr heute Etwas von uns vernehmen ſollt, welches erfordert des Mannes Feſtigkeit und kühnen Entſchluß, dem armen Kloſter zu helfen, wie Ihr denn wohl vermöget.

Da nun Dionyſius ſich der Fragen erkühnt, wie dies geſchehen könne? ſprach der Prior: Jetzt nicht; denn ſolch hohes Geheimniß erfordert die Gegenwart in gedritter Zahl, wie denn auch bei der erſten Erfindung des Raths, den Ihr ausführen ſollt, ihrer Drei gegenwärtig waren; nämlich ich, der Pater Amtmann und noch Einer, den Ihr bald erfahren ſollt. —

Aengſtlich fragte hier der Jüngling, ob dieſer

Dritte etwa der Babo ſei, als mit welchem er ungern etwas gemein haben wollt'.

Worauf der Prior gelacht und geſagt: nein, dieſer nicht: denn auch wir ihn als falſch und verrätheriſch kennen. Auch hat ſich derſelbe, beſonders ſeit Ihr ihm den Hund geſchenkt, Euch ſelbſt dadurch böſen Verdachts entbrechend, dem Kloſter in Vielen verdächtig gemacht, ſo, daß man ſagen will, jenes Unthier, welches man jetzt wenig bei ihm ſieht, walte allewege um ihn in mancherlei andern Geſtalten, und ſei ein ſogenannter Spiritus Familiaris, der auch ihm die Gabe gegeben, ſich zu verwandeln in mancherlei Formen; maßen er ihm beſſer die Geheimniſſe abzulauſchen gewußt, als etwa Ihr in Eurer Unſchuld.

Dionyſius heftete bei dieſer, des Priors Rede, einen Blick auf ihn, wie wir oft in den Augen derjenigen wahrnehmen, die, ſich hocherfahren glaubend in den Geheimniſſen der ſichtbaren Natur, gar wenig halten von den Wundern der Geiſterwelt.

Der einfältige Prior aber, dieſen Blick nicht verſtehend, nahm ihn an für ein Zeichen heißer Wiſſensbegier, nach dem, was er ihn lehren wollt', und redet alſo weiter: Wir Drei, ich, der Amtmann und jener Dritte, haben deß, was Euch mit Recht wunderſam dünkt, augenſcheinliche Kunde: — Als wir vor gar wenig Tagen an dem nämlichen Fenſter geſtanden, wo wir jetzo ſtehen, da ſchwirrt bei uns vorbei eine Mücke mit heiſer ſchrillerndem Tone. Der Ungenannte aber, ſie erſehend, ruft: Halt! ein Kundſchafter; laßt uns ſchweigen! wir werden belauſcht! ergreift auch ein Meſſerlein, um, wie er ſagte, den Horcher zu zeichnen, hat aber das Vöglein nur ein wenig verletzt an einem ſeiner hintern Spindelbeine; denn es ſogleich zum offnen Fenſter hinausgeſchwebt, welches wir hinter ihm verſchloſſen, und nun freier geſprochen von dem, was Ihr noch nicht wißt, aber nun bald erfahren ſollt. — Aber am nächſten Morgen hat man den Babo vermißt in der Frühmetten; der Sache nachforſchend haben wir ihn gefunden ſich eine Wunde verbindend an dem einen Fuß, welche ihm, wie er geſagt, der Bruno verſetzt, den er auch derhalben als gar beißig von ſich gejagt. Wir ſandten aber ihn, ſo ſehr er ſich deſſen gewehret, den Bruder Wundarzt, welcher den Kopf geſchüttelt, und, die Spur von des Ungeheuers Tigerzähnen, aus Euerm Beiſpiel gar wohl kennend, geſagt, dies ſei der Hieb eines ſcharfen ſchneidenden Werkzeugs; worauf denn der Babo irgend eine andere Ausflucht erſonnen; wir aber wohl wiſſen, wie er, der noch heute lahm gehet, zu ſeiner Verletzung gekommen.

Es war aber während des geſchwätzigen Priors Rede herein getreten der Amtmann; welcher, ihn unterbrechend, geſagt, man müſſe ſolche Dinge an ſeinen Ort geſtellt ſeyn laſſen, und nun ohne Zeitverſäumniß ſchreiten zu wichtigern Dingen. Ihr wißt, mein Dionyſius, fuhr er hierauf fort, ſich gar freundlich zu dem Jüngling wendend, was wir von dem Egbert zu fürchten haben, der ſeine Forderungen auf nichts Geringers anlegt, als auf unſere ganze Habe. Auch wiſſet Ihr, was Ihr verſprochen habt, um Euch ganz zu entſündigen jedes Einverſtändniſſes mit ihm. Kommt nun alſo und gelobt uns in die Hand mit heiligem Eide, das verſprochene Zeichen darzulegen! denn hier gilts Rettung des ganzen Kloſters, nämlich ſeines beſſern Theils, ſeiner Heiligthümer, Heimlichkeiten und Schätze.

Laßt mich erſtlich, erwiederte der Jüngling, ehe ich ſolchen Eid leiſte, gewiß werden zweier Dinge, nämlich, ob mir das Geforderte möglich; dann auch, ob es rechtsbeſtändig ſei mit Gottesfurcht und Tugend.

Das Erſte, erwiederte der Amtmann; können wir hoffen, nach dem, was wir eher aus Eurem Munde vernommen. Für das Zweite könnte wohl allein unſer Name bürgen; doch wär' allerdings hier noch eine Clauſul nöthig.

Wir geloben alſo Euch an Eidesſtatt, daß ob auch das, was wir von Euch fordern, gefahrvoll und bedenklich ſcheinen möge, es ſich doch vertrage als ein Nothwerk mit Pflicht- und Tugend, dafern nämlich und in der Maße, als es etwa mit Euerm feuerſprühenden Räderwerk, dabei wir Euch noch geſtern durch eine Lücke an Eurer Thüre erlauſchten, nicht mit dem Argen zugeht.

Als nun hier der Dionyſius ſehr aufmerkſam worden, und weiter zu reden gebeten: ſiehe, da ſchlüpft über das Fenſtergeſims ein Mäuslein, ſich verbergend in einer unmerkbaren Hölung. Darüber beſonders der Prior faſt ſehr erſchrocken und überlaut gerufen: Laßt uns abbrechen! denn wir ſind nicht mehr allein. Der Amtmann aber hat noch gar ſehr in den Jüngling gedrungen, welcher Bedenkzeit gebeten, und ſind alſo geſchieden.

Als nun Dionyſius zurückkam in ſeine Zelle, da war das Erſte, was er erblickte, in dem Blumentopfe vor ſeinem Bette eine herrliche, vollaufgeblühte Roſe, nebſt einer ſich eben Aufſchließenden an Einem Stängel gewachſen, auch mit viel ſchönen grünen Blättern geziert, woraus er ſogleich erkannte, daß der Pförtner wieder hier geweſen, und daß Odalla ihm dieſes ſende zur Antwort; hat auch über dieſem Anblick alles Ernſte vergeſſen, und das Glas in beide gefaltete Hände genommen, und es, als gleichſam Gott dankend, emporgehoben, welches, wie der Chroniker meint, von ſolchem verſtändigen, auch ſchon fünf und zwanzigjährigem Jüngling faſt ſehr zu verwundern; iſt auch ohne weiteres Bedenken ſchnell hinübergeeilt in des Kloſtervoigts Garten, als woſelbſt er die Jungfrau vermuthet. Als er nun auf einmal vor ihr geſtanden in der Laube, wo ſie traurig ſaß mit untergeſtütztem Arm: da fuhr ſie erſchrocken empor und rief des Jünglings Namen. Er aber, ſich ein wenig zurückziehend, ſprach: Und habt Ihr mir wirklich verziehen? — Und könnt Ihr, Ihr, mir verzeihen, erwiederte ſie, was ich gegen Euch verbrach, und ſeitdem wohl mit tauſend Thränen beweinte?

Wollte ich, fuhr er fort, und eine Thräne fiel aus ſeinen ſchwermüthig zur Erde geſenkten Augen, wollte ich Euch erklären, in welcher Gemüthsbewegung ich jenes Mal die meiner Pflege empfohlne Roſe zerpflückt, ſo würde ich auf jede Weiſe zu viel ſagen.

Und, fiel ſie ein, ſollte ich Euch geſtehen, wie — hier erlaubte ihr die Bewegung nicht, weiter zu reden; ſie wandte den ſchönen Kopf auf die Seite, nicht trauend den feuchtwerdenden Augen und der ſchwankenden Stimme.

Jungfrau! begann der Mönch, nach langem beiderſeitigen Schweigen: Wohl habe ich gedacht, ich wollte nun künftig wieder ſo unbeſtligen Euch gegenüberſitzen, wie vormals geſchehen, als ich mich noch nicht kannte in ſeliger Unwiſſenheit; aber ich fühle, dies muß bleiben, wenigſtens verſetzt, bis ich zu beſſerer Faſſung gekommen. Gewährt mir aber noch eine Bitte vor der langen Trennung! Reichet mir noch einmal ſo die Hand, wie damals, als ich vor Euch knieend mich nicht getraut, ſolches Zeichen Eurer Huld anzunehmen!

Und ſie reichte ihm beide, er aber riß ſie an ſein Herz, nun nicht mehr zurückhaltend den Thränenſtrom, welcher ſeinen Augen entſtürzte.

Da er nun in ſolchem Augenblick gefühlt die Seligkeit ausgeſöhnter Liebe, da dachte er an die Worte, die jener alte gefährliche Menſchenkenner durch des Hundes Mund zu ihm im Traume ſprach, iſt auch heftig erſchrocken, als vor verletzter Ordenspflicht, hat ſchnell die Hände des Mägdleins ſinken laſſen und iſt entflohen. — Jedoch bald zurückkehrend hat er geſagt: Nur noch eine Bitte gewährt mir, o Ihr, einziger Aufenthalt und Endzweck meines Lebens! — Nehmt nicht den Schleier! Es iſt genug, daß Eins von uns dieſe grauſamen Feſſeln trage.

Und werde ich Euch nie, nie wiederſehen!

— weinte Odalia, nicht mehr die ſchönen Thränen verbergend.

Da ſei Gott vor! entgegnete er, und ich bitte Euch, ſeid oft hier in der Laube, damit Euch wenigſtens meine Gedanken finden! Aber jetzt, jetzt laßt uns ſcheiden!

Man mußte ſo ſtreng ſeyn, wie Dionyſius, um ſich Empfindungen, wie die, mit welchen er ſich vor dem Kreuze in ſeiner Zelle niederwarf, zur Sünde zu machen. Sein frommes Zagen gab ihm die höchſte Weihe. In einem ſeligen Traume entſchwand ihm der Tag; er hatte nur einen Gedanken; es war Odalia. Es iſt eine bekannte Bemerkung, daß das Schickſal die Freuden, die es uns ſo gern mit dem Gegentheil aufwiegt, mehr nach dem Gehalt, als nach der Dauer berechnet. Wer in ſeligen Momenten die ganze Wonne eines Himmels trank, kann auf Tage ſchleichenden Grams rechnen. Stehen doch auch dem, welcher ſich in entſetzlichen Augenblicken dem Abgrunde der Verzweiflung näherte, wenn er überwand, Jahre der Ruhe und ein Glück bevor, das er nicht ahnete!

Dionyſius ſollte jetzt das Erſte erfahren. Schon der Ruf, der ihn des nächſten Morgens wieder zum Prior brachte, endete ſein Glück. Ganz in das Entzücken der erſten, glücklichen Liebe verloren, hatte er vergeſſen die bedenklichen

Vorträge, die man ihm gethan hatte; jetzt ſollte er ſie näher kennen lernen. Man ſprach deutlich mit ihm von dem, was man zu Rettung des Kloſters von ihm forderte und erwartete. Ein Ungeheuer von Plan lag vor ihm, dem er mit ſtarrem Entſetzen gegenüber ſtand. Man ſagte ihm, daß ſeine Einſtimmung unerläßlich ſei. Mit zur Erde gerichtetem Blick und in halber Verzweiflung kehrte er auf ſeine Zelle zurück. Es ſtand nicht zu läugnen, das Unrechtmäßige in der Sache ließ ſich hinweg vernünfteln, aber das Grauenvolle, das Gefährliche nicht. Er ſprach entſchloſſen: Nein! ſprach es noch nach mehreren Tagen, bis der Pater Chryſoſtomus hervortrat, jener Dritte des ſchrecklichen Bundes, den man ihm noch verſchwiegen hatte, und der mit ſeiner Beredſamkeit nicht allein, der mit der Glorie, die ihn umgab, mit ſeiner ganzen Perſönlichkeit vollendete, was kein Anderer vermocht hätte.

Chryſoſtomus war der älteſte Mönch des Kloſters; er nah'te ſich dem Ende eines Säculums. Nie hatte er Rang, Würden oder andere Vortheile annehmen wollen, und das war die Urſach, warum ihn Keiner je beneidet hatte. Höhere Weisheit und Erfahrung machte ihn Allen zum Orakel. Er erſchien ſelten, weil die Zahl der Jahre ihn von vielen Kloſterpflichten entband; aber, wenn er einmal ſich ſehen ließ, ſo war es, wie eine Erſcheinung aus der andern Welt, die man nur bei bedeutenden Vorfällen erblickt, und ſeinem Aeußern glichen auch ſeine Worte. Er ſprach wenig, aber mit dem höchſten Nachdrucke. Er hatte auch mit dem Jüngling wenig geſprochen, ſo war er gewonnen, und nahm, traurig und mit Schauer, auf ſich, was er mußte.

Was der Prophet ihm ſagte, iſt uns unbekannt. — Man ſäumte nicht, den Widerſtrebenden durch fürchterliche Eide zu dem zu feſſeln, was er einmal eingegangen war. Kurz war die Zeit, die man ihm zur Ausführung verſtattete; denn der Marggraf klopfte von Neuem an. Er ſprach von den Forderungen, die er an das Kloſter zu machen habe, von Beſitznehmung deſſelben. Die Gefahr war dringend.

Von nun an erhob ſich ein wunderliches Weſen in den heiligen Mauern, und Dionyſius, den man jetzt ſehr ehrte, waltete in Allem. Das Feſt der heiligen Catharina, der Schützerin des Kloſters, war nahe, und es ſollte auf die glänzendſte Art, Niemand wußte, wie? gefeiert werden. Verrichtungen wurden in allen Zellen gemacht; zudem fanden ſich verborgene Bauſchäden; auch dieſe mußten gebeſſert werden. Werkleute arbeiteten von der Spitze des Kloſterthurms an bis in den unterſten Keller, und Dionyſius war die Seele des Ganzen. Er gab Befehle, welche die, welche ſie ausrichten mußten, ſelbſt nicht verſtanden; aber ſie waren Werkzeuge in ſeiner Hand, und mußten gehorchen. Wenn er dann des Nachts nicht ruh'te von des Tages Beſchwerden, ſondern mit ringendem Gebete zu entſündigen ſtrebte, was er ausführen mußte, ſo war es auch da nicht ruhig im Kloſter. Heimliche Boten gingen ab und zu, und beladene Wagen nahmen den wenig befahrnen Weg durch den Wald; ihre Beſtimmung war, man wußte nicht, wohin? ihre Ladung, man wußte nicht, was? Vielleicht des Biſchoffs Guth, das er nach Rom förderte, wo man ihm den Cardinalshut angetragen hatte; vielleicht Kornlieferungen: denn das Kloſter beſaß den größten Theil der Felder um die Stadt, und hatte große Vorräthe. In Allem aber herrſchte das tiefſte Geheimniß, und Verſchwiegenheit wurde hier und da mit Gelde erkauft. Bei dem gemeinen Manne gnügte der Kloſterbann, ihm, bemerkte er ja Etwas, die Zunge zu binden.

Jetzt war der Catharinentag ganz nahe; das Werk der Vorbereitung auf ein Feſt, wie es noch kein Kloſter ſah, ſchien ſo weit geendet, daß Dionyſius wieder Muße gewann zu dem Spielwerk mit ſeiner Zaubermaſchine, welches man ihm jetzt gönnte, es ruhig belachte, wenn öffentlich davon die Rede kam, und es ihm nur zur Pflicht machte, jederzeit bei verſchloſſener Zelle zu üben, damit die jüngern Mönche kein Aergerniß nähmen an ſolchem nutzloſen Treiben. An Odalien, ach! an Odalien ward jetzt nur im Innerſten des Herzens gedacht; ſie zu beſuchen, war unmöglich. — Nicht als ob, fährt der Chroniker fort, ihm verſagt worden wär' der Jungfraun Beſuchung: denn, als er ſich in dem Einen gefügt, ihm wohl Alles vergönnt war, man ja auch der Odalia Liebe ſelbſt zum Mittel gebraucht, ihn in's Netz zu ziehen, und ihm verheißen Enthebung des Kloſtergelübds und Vereinigung mit der, ſo er liebte. Aber ſein Sinn war zu ſehr beſchäftigt mit einem ungeheuern Verhängniſſe, ſo ihn hinriß, als daß ihn hätte reizen ſollen das Winken irdiſcher Liebe! und iſt freilich die Odalia ihm auch jetzt, wie immer, im Sinn geweſen, aber nur durch das graunvolle Ganze hindurch gleitend, als ein klagender, Rettung flehender Schatten.

Da nun Alles zur Ausführung gediehen war am Vorabende des St. Catharinentags, ermannte er ſich jedoch, und ging hinüber zu der Jungfrau, die ihn freudig erſchreckend empfing, maßen ſie ſein wohl alle Tage gewärtig geweſen in der Lauben, aber, ihn niemalen erblickend, jetzt dennoch von ihm überraſcht war. Er hat aber ſich wohl vorbereitet gehabt, und alſo zu ihr geſprochen: Odalia! mein Sinn war, heut mit Euch zu beginnen den Unterricht nach alter Weiſe; ſintemal aber eben ſind die Vigilien vor unſerm Feſte, ſo komme ich nur um Eins zu fragen und Eins zu bitten, nämlich: Ob Ihr mir zu Lieb' morgen entſagen wollt der Theilnahme an des Feſtes Feierung: denn ich wohl weiß, daß auch Ihr hinüber geladen ſeid, nebſt dem ganzen Hauſe des Kloſtervoigts, um Euch mit uns zu freuen. Wollt' aber, ſo Ihr geneigt wäret mir dieſes Opfer zu bringen, Euch lieber einladen, morgen gegen Abend zu einem einſamen Spaziergange, etwa zu eurer Bekannten, der Müllerin des Barfüßerkloſters, wie wir wohl ſonſt gethan in beſſern Zeiten, oder irgend an einem andern Ort, da ich dann Euch laſſen wollt und allein zurückkehren zu unſerm Feſte, deſſen ich wohl gern entübrigt wär'?

Die Jungfrau beantwortet dies mit Ja ohne weiteres Beſinnen; ſchaut ihn aber gar eben an, und brechen ihr die Thränen aus den hellen Himmelsaugen. Auf ſein Befragen antwortet ſie: Ei, wie ſeh' ich Euch ſo verändert! maßen Ihr das Anſehen habt, als wäret Ihr eben dem Grabe entſtiegen!

Der Jungfrau Thränen aber lockten die ſeinen hervor. Alle Verſtellung auf die Seite ſetzend, ſprach er: O meine Odalia! wollt' ich Euch Alles ſagen, was mir indeſſen begegnet, die Zeit würde nicht zureichen von Mitternacht bis an den Morgen. Der Sachen nähere Erklärung wäre nutzlos.

Jetzt blos Euer Verſprechen, daß ich Euch morgen hier finden werde um dieſe Zeit, und daß Ihr mir folgen wollt, wohin es etwa mir gut dünkt.

In den Tod, wenn Ihr wollt! rief das Mägdlein, war auch erbötig zum Handſchlag, welches er jedoch nicht verlangt, als ſich vielleicht fürchtend vor dem Brand ſolcher zündenden Fackel.

Darauf hat die Jungfrau begonnen: Ich weiß faſt wohl, warum Ihr mich entfernen wollt; auch weiß ich, was Euerm Kloſter bevorſteht, dem ich freilich nicht preisgegeben werden möchte.

Dionyſius, ſtarr vor Erſtaunen, hier vielleicht entdeckt zu ſehen das fürchterliche Geheimniß, hat kaum gewagt, ſie zu fragen, was ſie meine.

Sie nah'te ſich ſeinem Ohr und flüſterte gar leiſe: Euch bedroht in den nächſten Tagen des Marggrafen Gewalt, und iſt der Kloſtervoigt auf ſeiner Seite. Wenn denn hier Alles drunter und drüber geht, möcht' ich freilich wohl fern ſeyn, daher ich Euch doppelt gern folge.

Da hat der Jüngling ſeine Hände gefaltet gen Himmel, und geſprochen mit bewegter Stimme: Herr! du willſt es, und ſo geſchehe denn, was geſchehen muß in Zuverſicht auf dich! — Hat ſich darauf zu Odalien gewandt, und ihr gar noch viel ſagen wollen, am Ende aber doch nichts herfürgebracht, als die wiederholte Bitte, ſein ja nicht zu fehlen des morgenden Abends; denn ſie ihm kühnlich trauen könnte, als ihrem Bruder.

Odalia ſah ihm verwunderud nach, als er ſich hierauf eilends entfernte; hat auch den ſchönen Lockenkopf faſt zweifelnd hin und her bewegt, und zu ſich ſelbſt geſagt: Wie war er ſo kalt! Iſt dies die Glut jenes unvergeßlichen Tages? Ach! ſie hat nicht gewußt, daß eben in dieſer anſcheinenden Kälte Beweis der höchſten Liebe gelegen; hat nicht gewußt, welche Stürme in Wolken hüllen des Mannes glühendes Herz, indeſſen die Liebe der Frauen immer ſich gleich erſcheint, als eine im innern Tempel des Herzens geſicherte ſtille Flamme.

Um indeſſen bereit zu ſeyn ohne Verdacht auf den morgenden Abend, hat ſie geſprochen zu den Leuten des Kloſtervoigts: Sie möchten hinüber gehen zu dem Feſte, ſie, als ſchon im Herzen dem Schleier geweiht, wolle hin zu der Barfüßer-Müllerin, wollt' auch ſchon Einen finden, der ſie geleitete.

Es war aber im Kloſter zu dem Feſte Alles zubereitet auf das herrlichſte, auch der umwohnenden Frauen und Jungfrauen gar viel geladen; denn den Mönchen an ſolchen Tagen auch nicht verſagt war ein Ehrentanz, wie denn ſchon Viele den Dionyſius neideten um die Odalia, als wohlwiſſend, daß die Schüchterne keinem andern die Hand bieten würde, als etwa ihrem Lehrer.

Als man aber aus dem letzten Gottesdienſte kam, kurz vor des Feſtes, des weltlichen, Beginnen: da berief der Prior zu ſich die zwölf Aelteſten des Kloſters in den geheimen Saal, wo keine, als die allerwichtigſten Verhandlungen gehalten wurden, hat ihnen auch nach Ablegung eines Eides, den ſie unweigerlich geleiſtet, Verſchiedenes offenbaret, und ihnen Weiſung gegeben, wie ſie ſich mit Beibehaltung der Verſchwiegenheit verhalten müßten gegen die Brüder, deren ein Jeder fünf unter ſich gehabt.

Die Mönche aber waren ſehr erſchrocken. Doch der Amtmann und der Pater Chryſoſtomus, welche auch gegenwärtig waren, brachten ſie am Ende zu einiger Faſſung, ſo daß ſie dem Anſcheine nach ruhig ins Kloſter zurückgekehrt ſind, und ein Jeder den Seinen nur ſo viel geſagt hat: Des Priors Befehl ſei, weil morgen ein großer Faſt- und Trauertag beginnt, heute, als am Tage der Freude, ſich mäßig zu verhalten im Genuſſe des Weins, auch, wenn die Gäſte geſchieden, ſich dem Schlafe nicht zu ergeben, damit man ſogleich wach ſei des andern Morgens zur Frühmetten. Welches auch die Mönche weiter nicht Wunder genommen: denn es eine alte Obſervanz des Kloſters war, dicht hinter jedem Feſttage einen Faſttag zu verhängen, damit man ſich nicht überhebe.

Noch hatten die Väter Einiges zu verfügen, wie nicht minder der Dionyſius. Aber ſchon ſammelten ſich die Gäſte, und man ſetzte ſich zum Mahle an die reichlich beſetzten Tafeln.

Als aber nach abgehobener Mahlzeit man ſich zerſtreute in die weitläuftigen Gärten, und in dem Gebüſche die Waldhörner erwachten, um die Frauen geneigt zu machen zum Tanze und feſtlicher Freude, bis der Abendſtern herauf käm; da ſtahl ſich der Jüngling leiſe hinüber zu der ſchon ſeiner wartenden Odalia, und man trat ſchweigend den Weg an.

Es war ein ſchöner Septemberabend; der Tag war heiß geweſen, leichte Blitze zuckten durch den Himmel, und in dem Gebüſche des Waldes, durch welchen ſie, den Garten umgehend, einen kurzen Weg nehmen mußten, blühten zum zweiten Male in dieſem Jahre die wilden Röslein. Dionyſius pflückte Eins derſelben, und gab es der Jungfrau. Das ſtumme Zeichen unſerer Liebe! dachte er; doch das Wort kam nicht über die ſcheuen Lippen.

Ach! ſprach ſie, als hätte ſie ihn verſtanden, ſie ſind feucht von den Thränen des Thaues und voller Dornen!

Ja wohl! erwiederte er. — —

Im Garten war noch ein Theil der lauten Geſellſchaft, indeß die Andern ſich ſchon zur Abendtafel geſetzt hatten. Reu't es Euch, fragte der

Mönch leiſe, nicht dort drüben zu ſeyn und nun bald zu theilen die Freude des Tanzes? — Odalia ſchwieg.

Freilich, mit ihm zu ſchweben, wie Engel auf leuchtenden Wolken, in den ſittigen Verkettungen des Kloſtertanzes! — — Dies wäre Etwas geweſen. — Laßt Euch dieſes Opfer nicht reuen, ſagt' er, als ihre Gedanken verſtehend; auch ziemt uns nicht ſolche irdiſche Luſt, hinter der oft genug das Schrecken einher ſchleicht.

Dies wird auch hier der Fall ſeyn, ſprach die Prophetin: denn ſolche Tage ſtehen ganz nahe bevor!

Ihr ſagt mir das zum zweiten Male, ſprach er, und hielt den raſchen Schritt ein, ſie verwunderungsvoll anſchauend.

Habt Ihr die Brüder gewarnt? entgegnete ſie. Ich ſagte Euch ja ſchon geſtern, was Euch in den nächſten Tagen bedroht von dem Marggrafen, und glaubte ich, Ihr wolltet mich retten; auch habe ich, was etwa koſtbar, zu mir genommen, wie ich denn auch weiß, daß bei dem Kloſtervoigt dergleichen Manches geborgen iſt.

Dich retten? ſprach der Mönch. ,Ja, das will ich. O du mein liebſtes Kleinod!

Die frühe Dämmerung brach ein; ſie zog mehrere Vertraulichkeit herbei; die Enge und Beſchwerlichkeit des Wegs an mehrern Stellen machte dem zitternden Mägdlein einen Führer nöthig; ihre Rechte ruhte in ſeinem linken Arme, und hörbar fühlte ſie das Schlagen ſeines Herzens. Gern hätte ſie gefragt: Wem ſchlägt es alſo? Doch, ſie ſchwieg.

Jetzt gingen ſie aus dem düſtern Wege hervor, und ein Blitz des näher heraufkommenden Gewitters umleuchtete ſie.

Glaubt Ihr wohl, ſagte Dionyſius, den großen Blick verloren in dem fern donnernden Himmel, glaubt Ihr wohl, daß ein Sterblicher es wagen dürfte, der Natur dieſe Waffen zu entreißen und ſie zu leiten nach Willkühr?

Wie vermöchte das ein Menſch! erwiederte ſie. Und ſo ja Einer die Gabe beſäß, ſo käme ſie von Gott, der ihm auch Weisheit geben würde, das hohe Geſchenk zu gebrauchen, oder verzeihen dem Kinde, ſo es handelte über menſchliche Kräfte.

Engel! rief der Mönch. Der Troſt des Himmels iſt auf deinen Lippen! Nun antworte mir weiter: Darf der Menſch wohl Böſes thun, daß Gutes daraus erwachſe?

O mein Lehrer! wie verſucht Ihr mich! Aus Böſem Gutes erwachſen zu laſſen, dies iſt ein Vorrecht der Gottheit; iſt, wollte ſich der Menſch deſſen bedienen, ein Schwerd in des Trunkenen Hand. Drum, wie Ihr mich ja ſelbſt gelehrt, es ſich der Ewige allein vorbehalten.

BIBL. UNIVERS. LIPS.

Dionyſius ward ſehr traurig. Die Jungfrau merkte an ſeinem ſchnellen Athem, wie er kämpfte, nicht auszubrechen in Thränen.

Donys, mein Donys! flüſterte ſie, habe ich dich mit irgend Etwas verletzt?

Odalia! meine, meine Odalia! rief er, und wagte es, ſie näher zu ziehen an ſein Herz. That ich, was geſchah, nicht auch um deinetwillen? und war mir nicht vorgeſpiegelt — Ach! Unmöglichkeit! Die Jungfrau zog ſich ſchüchtern zurück, und, ſchnell ſich wendend, ſprach ſie: Doch ſiehe! da ſind wir ja ſchon am Ziele! Dort liegt das Barfüßerkloſter, und weiter hin das Haus der Müllerin.

Wie? rief der Jüngling, mich jetzt ſchon trennen von dir? — Nein! — Auch wäreſt du hier nicht ſicher: denn nicht nur Gefahr, auch jegliches Schrecken, wollte ich ſo gern dir erſparen.

Ich verſtehe dich nicht ganz, ſprach Odalia. Aber willſt du mich hier nicht laſſen, ſo führe mich zu den Trümmern der kleinen Jacobskirche! Dort kennt mich der Eremit; er war es, der mir und der Mutter die erſte Zuflucht gab und mich dann Eurem Schutze empfahl, als wir herüber kamen in das rauhe unbekannte Land! —

Höre, was ich dir ſage, ſprach Dionyſius. Dich müſſen bergen Schlöſſer und ſteinerne Mauern vor den Gefahren dieſer Nacht, nicht der armſelige

Schutz eines betagten Einſiedlers! Willſt du dich mir vertrauen; ſo folge mir zu dem Kloſter der Pauliner. Der Schlüſſel zu ihrer Kirche iſt in meiner Hand. Dort findeſt du Alles zu deinem Empfang bereitet. Denn lange, ach lange ſchwebte vor mir die Stunde des heutigen Tages!

Odalla ward ſehr ängſtlich; doch ſie ſchwieg, befürchtend den Freund zu betrüben, und raſchen Schrittes gingen beide die letzte Hälfte des Weges; denn er riß ſie mit ſich fort, als hefteten ſich Verfolger an ihre Sohlen. Auch wurde wenig Rede unter ihnen gewechſelt, als einige Worte der Liebe, welche ganz nun hervortretend aus ihrem Schleier, kein Hehl mehr hatte.

Sie waren jetzt am Ziele und ſtanden athemend an der Pforte des Begräbnißplatzes, der die Kirche umgiebt. Der Schlüſſel öffnete dieſe, und bald darauf auch die Kirchenthüre.

Sie traten ein. Der Hauch des kalten Gewölbs wehte ihnen entgegen, ſo daß ſich Odalla dichter verhüllte. Die Pforte ſchloß ſich hinter ihnen; der Wiederhall gab den Ton zurück aus den entfernteſten Hallen. Als ſie dem Altar ſich nah'ten, zeigte er ihr hinter demſelben die Thür, welche auf den hohen Thurm oder die Sternwarte führte. Die Zeit hat dieſen ganz vernichtet, und hat dieſe Kirche gegenwärtig nichts, als ein klein unbedeutend Spitzthürmlein.

Laß uns hier beten! ſprach er, und zog ſie mit ſich auf des Altars Stufen, über welchen, beleuchtet von der ewigen Lampe, das höchſte Symbol unſers Glaubens ſchwebte. Ach! rief er, und zog die Erſchreckende dicht an ſein Herz: Möcht' ich einſt ſo knien mit dir zum heiligen Gelübde!

Haſt du mir, ſagte ſie mit frommer Einfalt, haſt du mir doch ſelbſt verſagt das Gelübde des heiligen Schleiers! —

Und giebt es kein Heiligers? entgegnete er. O Odalia! meine Liebe zu dir iſt heilig und rein! Wie dürfte ich ſonſt von ihr ſprechen in dieſer erhabenen Nähe! und wenn jemals, o wenn jemals — — die Worte gebrachen ihm, und ſeine Stirne ſank auf die Stufen, wo auch die Jungfrau ſich niedergebeugt hatte, um zu verbergen, was ihr Herz nicht mehr ertrug, und was ſie hier aushauchte in Gebeten, die ihr Engel vernahm, und zur Erhörung aufbewahrte.

Als ſie ſich erhoben, tönte die Glocke zehen Mal: denn ſie, ungeachtet des nicht weiten Wegs und der ziemlich eilfertigen Schritte, nicht wenig Zeit zugebracht hatten auf der Wanderung, wie denn das Sprichwort gar richtig ſagt von einer Meile, welche kaum eine halbe Stunde betrifft: Die Liebe habe ſie gemeſſen.

Dionyſius erſchrak heftig, als er die Stimme der Zeit vernahm, und, ſchnell ſich erhebend ſprach er: Jetzt ſind uns nur noch Augenblicke übrig: dann ruft mich das Verhängniß. Wird Odalia allein — allein hier verbleiben? hier übernachten müſſen unter den Todten?

Und iſt denn dies die erſte Nacht meines verhängnißvollen Lebens, entgegnete ſie, die ich zubringen mußte an grauenvollen Orten?

Und, fuhr er fort, darf ich dich noch tiefer hinabführen in die Verborgenheit? Denn meinen liebſten Schatz ich nirgend genug ſichern kann vor Gefahr und Schrecken.

Hierauf, ohne zu erwarten die Antwort des bleichen zitternden Mägdleins, riß er ſie mit ſich fort zur linken Seite des Altars in den Kreuzgang, bis noch jetzt kenntlich iſt; zu unterſt am Ende deſſelben, nach der Gartenmauer zu, wieder Stufen hinab in eine ſchön gewölbte Halle, die von zwei kriſtallenen Lampen erleuchtet, auch mit mehreren Blumentöpfen geſchmückt, in welchen die Roſe der Liebe nicht fehlte, gar ein freundlich Anſehen gab; ſo daß der Odalia wieder kam der Wangen holde Röthe und der getröſtete Muth. Er aber nöthigte ſie niederzuſetzen auf ein Ruhebettlein, ſagend: Nun ruhe du hier, du Leben meines Lebens! Hier hab' auch ich gar oft geruht, wenn ich herabſtieg von der Sternen Beobachtung, weil der Morgenſtern nun am Himmel verloſchen war.

Aber du leuchteteſt noch in meinem Herzen, wie ich denn auch hier von dir gar oft geträumt. Damit du aber verſchlummerſt die Stunden dieſer Nacht, ſo nimm hier einen Trunk aus dieſem Kelche, den ich dir gern credenzen würde, müßt' ich nicht heute wach ſeyn bis an den Morgen, da ich denn komme, um dich abzuholen, oder, verbeut mir dies ein fürchterliches Geſchick, dir einen Andern ſenden will, der da weiß um die Geheimniſſe, ſowohl um das ſchöne Geheimniß unſerer Liebe, als auch um das Schreckliche dieſer Nacht.

Es war aber in dem Kelch ein köſtlich milchartiges Getränk, wovon die Jungfrau ohne Verdacht getrunken; maßen er ihr ja nicht verhohlen, es ſei ein Schlummertrank, und ſei es gut, unglückliche Stunden des Lebens zu verträumen.

Damit es dir aber, ſollteſt du wachen, ſetzte er hinzu, auch nicht an Unterhaltung gebreche, ſo iſt hier ein geiſtlich Labſal, das Köſtlichſte, was ich dir zu reichen wußte, bot ihr dar ein, von ſeiner eigenen Hand ſchön geſchriebenes Evangelium St. Johannis, ihr als werthes Andenken dieſer Stunde zu eigen geſchenkt. Und nun endlich, ſchloß er tiefſeufzend, laß uns ſcheiden! denn der Warner dort draußen auf dem Thurme meldet mir, daß eben wieder eine Viertelſtunde verfloſſen. Ich werde dich hier verſchließen; aber dir jeden herzbeengenden Gedanken zu benehmen, bleibt über

Schlüſſel in deinen Händen! Leb' wohl! auf Wiederſehen! —

Sie aber eilet ihm nach, als ihn zu halten; und er, ſchnell zurückkehrend, ſprach: Jedoch noch Eins! denn wer kennt die Pfade der nächſten Stunde! — Sollte das Aergſte erfolgen, und in dieſem Felſengewölbe für dich keine Sicherheit mehr ſeyn! ſo ſiehe hier einen Ausweg, welcher tief hinab, weit unter der Stadtmauer hin, in freies Feld leitet; öffnete hiermit eine kleine eiſerne Pforte, die gar ſchauerlich zeigte den Eingang eines dunkeln Pfades, in deſſen tiefer Ferne jedoch eine Ampel zu brennen ſchiene. Dies auf den äußerſten Fall! fügte er hinzu. Doch ſäh ich ungern, wenn du dich hier allein und ohne Führer wagteſt: Bleib auf dieſer Stelle! Bleib ja auf dieſer Stelle, damit wir dich finden! Denn außerdem kein ander Mittel wär', zur Rettung für dich, als dich zu ſetzen in irgend eine Kapelle, bis morgen die Kirche ſich fülle mit Leuten zu Anhörung der heiligen Meſſe, mit denen du denn verdachtlos, aber auch heimlos, gehen müßteſt Gott weiß, wohin!

Darauf ſich gewaltſam vor die Stirn ſchlagend, rief er: Ach Gott! wer mißt all der Dinge Möglichkeit! und iſt ſo endlich verſchwunden, die Odalia zurücklaſſend in einem Zuſtande, der ſich beſſer denken, als beſchreiben läßt.

Den Heimweg aber endete er in gar kurzer Zeit: denn er wählte den kürzern, durch die Stadt; auch war es, als wären ihm Flügel an die Schultern geſetzt; ſo floh er, wohin ihn Geſchick und Nothwendigkeit ruften.

"Im Kloſter ſchien Alles todt und erſtorben zu ſeyn, als er dahin kam. Sie ſchlafen, ſprach der Pater Amtmann, der ihm an der innern Pforte entgegen kam, aber nur zu bald werden ſie erwachen. Und wo bleibt Ihr? Wißt Ihr auch, daß Ihr, vielleicht irgend einen Schatz vergeſſend, den ich errathen kann, ſchier die Zeit verſäumt habe zu dem, was nun geſchehen muß, und was ich an Eurer Statt verrichtet habe? Fühlt Ihr, fühlt Ihr ſie nicht, die Gegenwart des furchtbaren Elements, unſers Retters? Längſt ſind die Räder im Umſchwunge, und hier iſt Alles in einer Viertelſtunde entſchieden!

Entſetzlicher! rief Dionyſius, was haſt du gethan? denn es jetzt noch nicht Zeit war!

Feigherziger! entgegnete Jener, ſollt' ich vielleicht harren auf dich, dem es ewig gefehlt haben würde an Muthe in dem entſcheidenden Nun, bis am Ende verſäumt worden wär' die glückliche Stunde!

Die unglücklichſte aller Stunden! rief Dionyſius, in halber Sinnloſigkeit davon eilend nach ſeiner Zelle, wo er vielleicht noch zu retten gedachte einige ſeiner Schriften.

Es wird aber nun Zeit, dir, ſcharfſinniger Leſer, der du das Meiſte ſchon errathen, deutlicher darzulegen, was eigentlich die Mönche, dem drohenden Egbert den Raub aus den Zähnen zu rücken, gegründet hatten auf des Dionyſii natürliche oder übernatürliche Kenntniß verborgener Dinge. Es war der ungeheure Gedanke von verdachtloſer Einäſcherung des Kloſters, mit Rettung ſeiner Heiligthümer, Schätze und Geheimniſſe, beſonders des geheimen Archivs, an deſſen Verbergung vor den profanen Augen ſelbſt dem heiligen Stuhl gar viel gelegen war. Iſt ihnen auch leicht geworden des Pabſtes Indulgenz, ja ſogar Befehl zu ſolchem Schritte zu erlangen, als mit welchem ſie meinten, den zweifelhaften Dionyſius ganz zufrieden geſtellt zu haben, welches aber nicht der Fall geweſen. Iſt auch, da es endlich ſeyn müſſen, daran gegangen, aber mit ſo ſchwerem Herzen, als großer Kunſt. Was aber und wie er alles geſchafft, und wie er die Zellen all unter einander, und dieſe wieder mit dem Hauptbau verbunden, ſo wie mit der Kirche und dem Thurme bis an deſſen Spitze, durch Anlegung vieler, in den Zwiſchenwänden verborgener Zündelfäden, ſo hie und da zum Theil auch herabgehangen und mit Erde in Eins zuſammen gelaufen in ſeine Wundermaſchine, das hat er Keinem entdeckt, aber geweiſſagt, daß der Nachwelt in etwa ſieben bis acht Jahrhunderten, ſolches zu errathen und zu verbeſſern, gar ein Leichtes ſeyn würde!

Weil denn nun aber am Ende, die völlige Conſtagtution zu bewirken, nöthig geweſen raſtloſer Räderumſchwung, welchen kein Menſch hervorbringen können, ohne ſelbſt dabei am Ende zu Grunde zu gehen: ſo hat er erfunden eine gar einfache Vorrichtung, wie durch Einlegung zweier Gewichte, davon das eine unabläſſig das andere aufwog, dies Räderwerk in Bewegung zu ſetzen ſei. Und dies war ein Unheil, welches zuletzt kein Menſch mehr hemmen können; wie denn auch der Künſtler, als er jetzt verzweiflungsvoll ſeiner Werkſtatt zugeeilt, zwar ſchon von ferne vernommen der Maſchine, welche der Amtmann in ſeiner Abweſenheit in Bewegung geſetzt, donnerndes Toben; auch, als er durch die Spalten der Wand hineingeſchaut in das Kämmerlein, welches er aus Furcht, durch den Zug Alles zu frühzeitig zu enden, nicht geöffnet, erblickt, daß es zu ſpät ſei und er hier nicht retten könne. Er ſahe aber darin alles mit ſprühenden Funken erfüllt, gleich einem feurigen Bienenſchwarme, die Räder leuchten, die Luft rund umher war entzündet, und das Mauerwerk war ſo heiß, daß man die Hand daran verſehrte, auch kniſterte es links und rechts, und Wolken des Rauchs thaten ſich hervor aus allen Ecken. Er aber ſtürzte hinab, wo er den Amtmann gelaſſen an dem einzigen ſichern Orte, nämlich an der Pforte des Ausganges, fand ihn ängſtlich fragend, wo gerettet ſei der Prior und der alte Chryſoſtomus?

O, verſetzte Jener, der Erſte iſt ſchon gar weit hinweg, maßen er mir nicht vergönnte, eher das Kleinſte zu verfügen, bis er geborgen. Der Greis aber iſt gegangen, ſo wie uns die Gäſte verließen, zu den Barfüßern, als in irgend einem Geſchäfte. — Wollt Ihr hier Etwas thun, das Euer würdig iſt, ſo geht nun in's Kloſter zurück, und ſendet mir die Aelteſten, daß ſie ſchleunig, wie verabredet, das Feuergeſchrei, und öffnen die Zellen der Brüder, daß deren Keiner, wo möglich, verderbe!

Es hatten dieſe aber ſchon von ſelbſt gethan, was hier noth war; maßen ſie kaum verbergen können vor den Gäſten ihre Mitwiſſenſchaft des ſchrecklichen Geheimniſſes, und wohl gern die Gefahr ausgerufen, ehe ſie losbrach. Und noch früher, als ſie geben konnten das Zeichen der Rettung, erwachte bei einigen Brüdern Ahnung des Unglücks; denn Einer, nicht ſchlafen könnend und ſich wunderbar beengt fühlend, wie denn eigentlich Keiner ſich niedergelegt, riß auch Fenſter: da glüht unter ihm das Fenſtergeſims, gleich einem heißen Ofen; er ſchaut hinaus, da glimmen die herabhängenden Fäden, ſo man faſt an jedem Fenſter bemerkt; man ruft ſich hierauf zu aus den Zellen. Einige ergreifen die Jagdhörner, die bei Keinem der Mönche fehlten, zum Zeichen der Gefahr, weil man ſich verſchloſſen glaubt, welches aber dieſe Nacht nicht geſchehen. Mittlerweile beginnt draußen das Feuergeſchrei, da dann die Thüren auffliegen und nun Alles flieht, mit ſich nehmend, was am erſten zur Hand iſt. Und war es der Meiſten Abſicht, zu fliehen in die Kirche. Als aber Einige das Seil ergriffen, um die Sturmglocke zu ziehen, ſie aber, da die Seile oben ſchon abgebrannt, ſich kaum retten können vor den niederſtürzenden Glocken: da ſahe man, daß hier keine Rettung war, als im Freien, wohin denn auch Alles geflüchtet, und nur Einige mit Faſſung, die Meiſten mit erkünſtelter Ruhe, angeſehen den fürchterlichen Brand, den keine herbeigeſchaffte Hülfe löſchen können. Auch Dionyſius ſtand auf einem niedrigen Hügel des Gartens mit in einander geſchlagenen Armen, und ſtarrte hinüber in die Glut. Der Garten war jetzt die einzige Stelle, die Sicherheit gab vor den ſprühenden Funken, die wie ein feuriger Regen Alles überſtrömten. An Rettung war hier nicht zu denken. Der kleinſte Verſuch war den Mön-

[illegible] als unmöglich und lebensgefährlich, verboten. Wie hätte man ſtreben ſollen, eignes Werk zu vernichten! Viel Hülfe kam dem Kloſter aus der Stadt, die, als mit ihm in eine Ringmauer eingeſchloſſen; die weiten Gärten ausgenommen, welche außerhalb lagen, für eigenen Untergang fürchten mußte.

Als man aber nun ſahe, daß hier nichts zu retten war, auch die Nachläſſigkeit der Mönche bemerkte: ſo eilte man davon, für eigne Sicherheit zu ſorgen, daß alſo die Flamme endlich hier völlig ſiegte.

Du ſchöner Bau! ſagte der Jüngling vor ſich ſelbſt, das trübe Auge ſenkend in die ferne Gluth; du Wunder der Welt mit deinen goldnen Pfeilern, mit deinen Marmorgewölben und lebensgleichen Gemälden! Ach! ich mußte dich in das Nichts verſenken!

Redet nicht ſo laut! flüſterte der Amtmann lachend, der dicht hinter ihm ſtand; Ihr verkündet eigne Schuld. Denkt lieber? Vanitas vanitatum!

Der Hochbekümmerte antwortete ihm nicht. Sein Auge hing, da eben ein Flammenſtrom ſich des Thurms bemächtigte und ihn himmelan lodern ließ, an dem herrlichen Säulengewölbe, welches den Saal trug, in dem die Librarei aufbehalten wurde, die er geborgen glaubte. Er hatte dort der zündenden Zauberfäden wenig angelegt, oder keine: denn gern hätte er gerettet den Ort, wo er leſend, meditirend, abſchreibend ſo manche ſelige Stunde verlebte. Und wohin, fragte er, indem er ſich zu dem Amtmann wendete, wohin habt Ihr unſern höchſten Schatz, die Bücher, gerettet?

Die Bücher? fragte Jener mit wildem Lachen. Schade für die Bücher! Sind deren genug in der Welt, mehr als man leſen möchte; und mögen alſo dieſe brennen!

Entſetzlich! ſchrie Dionyſius, wär' dies möglich? Unvorſichtiger! Nimmer verzeiht Euch der Orden dieſen ungeheuern Verluſt!

Wollen ſehen, ſprach Jener, und ſich darauf zu den Mönchen wendend, rief er überlaut, daß es Alle hörten: Auf! Ihr Väter und Brüder! Dort ſteht noch unverſehrt und feſt, vor den Flammen geſichert, unſer Bücherſchatz! Wer dort retten will, der rette und behalte das, was er dem Untergang entriß, als Beute für ſich!

Aber der Mönche Keiner bewegte ſich; meinten auch: Schade für die Bücher! deren wären noch genug in der Welt, und mehr, als man leſen möchte; hätten wohl mögen aufgerufen werden zur Rettung beſſerer Schätze, ihr ganzes Eigenthum alſo brennen ſehen!

Während dieſes Geſchrei wild durch einander ging, war Dionyſius ſchon in den Flammen, bemühte ſich zu Vergütung ſeiner verlornen Schriften, deren Rettung man ihm unmöglich gemacht hatte, und die ihm faſt ſehr ſchmerzten, nur das herrlich vollſtändige Convolut all unſrer heil'gen Bücher zu holen, von welchen geſagt ward, daß die Schriften St. Lucä drinnen von deſſen eigner Hand geſchrieben, und mit etlichen Gemälden verſehen worden wären.

Ein Ruf des Entſetzens ging aus Aller Munde, als man den kühnen Jüngling jetzt, nachdem er den glühenden Weg zurückgelegt, zwiſchen den Säulen zum Vorſchein kommen, und bald darauf über die, durch die Flamme geöffnete Treppe, das Innere des Büchersaals betreten ſah! Alle gab ihn verloren; denn jetzt leuchtete ein ſchneller Feuerſtrahl auch dort durchhin. Man ſahe, das Feuer war im Saale, vielleicht ihm nach durch Eröffnung der Thür gezogen, die Bekleidungen der Bogenfenſter flammten auf; die Scheiben, ſo von buntem Frauenglas, ſprangen. Die Glut ſchlug aus allen Oeffnungen hervor. Noch einmal und noch einmal ſahe man den Unglücklichen zum Vorſchein kommen. Jetzt verſchwand er gänzlich. Und indem doch einige ihn bedauerten, dachte der Amtmann im Herzen, daß es ſo übel nicht ſei, dieſen Zeugen der ganzen ungeheuern That alſo vernichtet und unſchädlich gemacht zu ſehen.

Aber nein! dies ſollte das Ende des Frommen nicht ſeyn! Gottes ſchützende Engel und die Geiſter, welche die heiligen Blätter bewachten, und ſie wohl eher in den Flammen erhielten, hatten das Verderben abgewendet auch von ihm.

Auf einmal ſtand er tiefathmend unter dem ſtaunenden Haufen, auch nicht im mindeſten verſehrt an Haar und Kleidung, und konnte, als noch faſt außer ſich, auf alle Fragen nichts weiter antworten, als: Es ſei geſchehen. Wie es aber geſchehen ſei, wüßte er nicht. Dabei den köſtlichen Raub feſt an ſein Herz drückend, iſt er hinüber geeilt in des Kloſtervoigts Wohnung, von welcher ein Theil den Flammen entriſſen, und der Reſt durch naſſe Thierhäute kümmerlich geſichert war, damit die Mönche doch einſtweilen einige Zuflucht hätten.

Es hat aber der Voigt dem Jünglinge keinen andern Ort zu Verwahrung ſeines köſtlichen Raubes anweiſen können, als das Kämmerlein der Odalia, ſagend, er glaube, wenn ſie von der Müllerin, wo ſie wahrſcheinlich ſei, zurückgekommen, würde ſie ſich wohl mit dem Lehrer um die Stelle vergleichen.

Dionyſius glaubte das auch, und, in dieſem Augenblicke gar ſchmerzhaft an die Jungfrau denkend, dankte er Gott, daß ſie ſicher ſei in ihrem unterirdiſchen Gewölbe, und allenfalls, dafern ja ein zündender Funke hinüber ſprühte in jenes entfernte Viertel, zur Zuflucht habe den verborgenen Eingang, der ins freie Feld führte. Er fragte aber den Voigt nach dem Pförtner, und als ihm dieſer antwortete, er ſei hinüber gegangen zu der Barfüßer Müllerin, um nach der Jungfrau zu ſehen, da ward ſein Herz ruhig: denn er wußte wohl, was er ihm befohlen hatte; ſah auch, daß der treue Alte nicht erwarten wollen die letzte Gefahr, und wohl ſchon drüben ſei bei den Paulinern. Iſt ihm ſolches aber nicht ganz recht geweſen, indem ja ſchon der Tag graute, und er ſelbſt hinüber wollte zu der Geliebten Rettung.

Aber in dieſem Augenblicke kam zu ihm des Priors Befehl, welcher ſich wieder zu den Seinen gefunden, als hätte er ſie in der Gefahr nicht verlaſſen: Dionyſius ſolle hinüber kommen, weil der Dominus, wie ihm zukam, verlangt, alle Mönche zu ſehen, um zu wiſſen, ob keiner umkommen.

Als ſich nun der Jüngling geſtellt unter ſeine Ordnung, hat ſich gefunden, daß Alle gegenwärtig waren, ausgenommen Babo. Darauf iſt der Aelteſte, unter deſſen Anzahl er gehört, hervorgetreten und hat geſagt: Des Vermißten Zelle ſei gleich zu Anfang geöffnet, er auch aufgerufen worden: er ſei aber, als ſchlafend auf ſeinem

Lager verhärrend, eine gutwillige Beute der Flamme worden.

O, rief Dionyſius, dies wär' zu ſchrecklich! nein, dies wär' zu ſchrecklich! Und ſollt' ich nun auch noch eines Menſchen Leben auf meinem Gewiſſen haben! Hat ſich auch ſchnell noch einmal aufgemacht in das glühende Meer, da ihm jedoch der Amtmann zurückgehalten und gerufen: Seid kein Thor! denn dieſer die Rettung um Euch wohl am wenigſten verdient!

So riefen auch noch viele Andere: Laßt ihn brennen, wenn ihn nicht ſein dienſtbarer Geiſt ſchon gerettet hat! Er war Euer erbittertſter Feind! —

War er mein Feind, dachte der Jüngling, ſich zum letzten Mal losreißend, ſo habe ich nicht darum das Geſetz der Liebe eben an meinem Herzen getragen, um zu verfehlen, was ich jetzt thun muß!

Es hing aber die Zelle des Babo noch unverſehrt an der morſchen Mauer, wie ein Vogelneſt, wie ſie denn auch, zu Jedes Verwunderung, vom ganzen Kloſter allein der Zerſtörung entgangen, und Viele darob den Babo für einen Heiligen, oder für einen Zauberer halten wollen.

Als nun der Dionyſius ſich den Weg gebahnt durch glühende Trümmer, trat er endlich ein in die Zelle, wo Alles leer war, als ſei ſie ausgeräumt, eilte auch nach des Babo Bette, ſo er etwa, wie ſehr wahrſcheinlich, trunken ſei, denſelben auf die Schultern zu laden und wider ſein Wiſſen zu retten. Aber das Lager war leer, und hinter demſelben aus dem finſterſten Winkel ſtürzte hervor der wüthige Hund, packte ſeinen vormaligen Herrn mit den grimmigen Zähnen, ihn hinüber zu reiſſen in die Glut, die draußen Alles überwölbte.

Man ſah ihn auf dem morſchen Gange, der ihn zu den Zellen geführt, kämpfend mit dem Ungeheuer hervorkommen, deſſen Uebermacht ihn auch einmal zu Boden geriſſen; aber am Ende ſiegte er doch, und ſchwer verwundet, auch verletzt vom Feuer, und des Unthiers Zähnen, langte er endlich unter den Mönchen an, die zu innigem Mitleid bewogen, ihn in die Arme faßten, und ohnmächtig hinüber trugen in des Voigts Wohnung, der ihn auf der Odalien Bettlein gelegt, auch verſprochen, ihn treu zu warten, wie denn dieſe letzte That wohl jedes Herz gegen ihn bewegt, ſogar das Herz des Priors und des Amtmanns, der ſelbſt gekommen, um zuzuſehen, daß es ihm, welcher ſchwebte zwiſchen Leben und Tod, an keiner Hülfe gebrechen möchte.

Mittlerweile ſaß die Jungfrau, ſo ruhig ſie vermochte, in ihrem unterirdiſchen Gewölbe, nahm von dem köſtlichen Milchtrank, den ihr der Geliebte zur Beförderung des Schlummers gelaſſen, faſt wenig, willens, ihn wachend zu erwarten.

Leicht war es ihr, die Stunden der Nacht zu durchwachen bei dem, was vor ihr lag. Es waren die heiligen Blätter in der Grundſprache, die ſie gnüglich verſtand, das Ganze, deſſen einzelne Theile, wenn ſie ſie aus des geliebten Lehrers Munde vernahm, ihr Herz ſo oft entzündet. Sie las und las, die Stunden flogen; und wenn ſie zuweilen mit entfernten Gedanken überging zu den Ereigniſſen des vorigen Tages, wenn ſie dann befiel Ahnung von etwas Fürchterlichem, das wohl dieſe Nacht vorgehen könnte; wenn ſie irgend befiel das Grauen der Einſamkeit, die ſie umgab; und ſie, horchend auf das Picken des Holzwurms im Getäfel, oder auf des Mäusleins Nagen an ſparſamer Koſt, gedachte, daß ſich auch wohl etwas Böſes nahen könne der Unſchuld in heimlicher Mitternacht, da ermannte ſie ſich ſchnell, und las überlaut die heiligen Stellen, wohl wiſſend, welche Kraft hierin liege, wenn auch nicht zu Bannung feindlicher Geiſter, doch zu eigner Ermuthigung.

Am Ende behauptete doch entweder die Kraft des Schlummertranks, oder des zarten Körpers Ermattung, ihre Rechte, und ſie entſchlief, lieblich zurückſinkend auf die Polſter, ein holdes Kind ſchlummernd am Buſen der Mutter, ein Anblick, Engel mit Liebe zu erfüllen. Und Engel waren es auch, die durch ihre Träume ſchwebten, bis weit gegen den Morgen ſie auf einmal ergriff ein jähes Erſchrecken, und ſie zitternd erwacht iſt, unwiſſend wovor, mit heftigem Herzpochen.

Als ſie ſich völlig ermunterte, da brannten die Lampen gar dunkel; die Eine nah dem Erlöſchen; aber ihr gegenüber, aus der niedrigen eiſernen Pforte, durch welche ſie geſtern mit Grauen geblickt in den unterirdiſchen Gang, ſprang hervor der Bruno, rund den Raum umkreiſend, und dann ſich ſchmiegend zu ihren Füßen, wie er gewohnt war, wenn er verkündigen wollte des Geliebten Nähe. O! rief ſie und erhob ſich. Er iſt da, und jedes Schrecken hat ein Ende!

Der Hund aber ſprang auf und keuchte umher, bald verweilend an der Pforte des Ganges, bald an der, welche herauf führte in die Kirche, als wolle er ihr laſſen die Wahl unter beiden. Sie, ſich nicht lang bedenkend, wählte die letzte, als wo es am wahrſcheinlichſten war, ihren Freund zu finden, öffnete die Thür mit dem Schlüſſel, ohne ſich im Taumel der Freude ſehr zu verwundern, daß der Hund ſchon durch die ungeöffnete gegangen war.

Es ſchwamm aber, als ſie heraufſtieg, der ganze Tempel mit ſeinen weißen Rieſenpfeilern in einem feurigen Roſenlicht, gleich dem der Morgenröthe, ſo ſie ſo ſchön, ſo ſchauerlich ſchön, noch nie geſehen hatte. Indeß gewahr werdend, daß

Bruno ſich verlor hinter dem Altar auf der Stiege, welche hinaufführte zur Sternwarte, ward ſie ihr gewiß, daß ſie den Geliebten dort finden würde, den Aufgang der Sonne zu betrachten.

Sie eilte alſo ihm nach, und, um ihre Nähe anzudeuten, rief ſie zweimal den Namen des Freundes, daß ihn die Hallen, auch die entfernteſten, doppelt zurückgaben. Und jetzt war ſie oben auf der äußerſten Höhe des Thurms, die eine freie Ausſicht gewährte über die ganze Gegend, nur durch ein bruſthocheiſern Gitter geſichert vor jähem Herabſtürzen. Alles war leer und hier weder der Freund, noch ihr grauenvoller Führer; aber ſtatt des Anblicks gehoffter Freude, ſtatt des herrlichen Heraufgehens der Sonne, ein anderes Meteor der Urſprung jener gewähnten Morgenröthe. Ach! und rund umher fürchterliche Nacht, erhellt durch die Glut eines fernen Feuers! Ein Flammenregen ſtrömte über die Stadt, faſt erreichend den Ort, wo ſie ſtand, unten auf der Straße das Getümmel der Gefahr, und herauftönend einige Worte, die, das Catharinen-Kloſter nennend, ſie aller Beſinnung beraubte, ſo daß ſie ohnmächtig zu Boden ſtürzte.

Und es waren dieſes wirklich die Augenblicke der höchſten Noth.

Dionyſius lag in dieſem Moment faſt ſterbend und außer Stand, ſich zu beſinnen. Die um ſich greifende Flamme bedrohte jetzt ſelbſt die Wohnung des Kloſtervoigts, und der hohe Thurm der Catharinenkirche, von welchem eine Feuerſäule gen Himmel ſtieg, die an Höhe ihm ſelbſt glich, ſtreute Funken umher, welche entweder dort Alles vernichten, oder ſich, wie denn geſchah, nach der Stadt wendend, hier Alles verderben mußten. Schon hatte das Flugfeuer ein Häuslein ganz nahe bei dem Pauliner-Kloſter ergriffen.

Nahe, nahe war dir das Verderben. Odalia! Wohl dir, daß du auch dieſes verſchlummerteſt!

Als ſie ſich erholte, weil eben den Morgenwolken ein leichter Regen, wie einzelne Thränen, enträufelte: da war es Tag, und unter ihr, wie in der Ferne, ſchien die Glut im Abnehmen; aber unten in der Kirche deuchte es ihr gar eben, als ob ſie Menſchenfußtritt vernähme. Dionyſius! Dionyſius! rief ſie. Hier bin ich! o eile, eile mich zu retten! Sie eilte, ſie ſtürzte beinahe herab: aber ihr Geſchrei verhallte an den Wänden, und ehe ſie die endloſen Stufen zurückgelegt hatte, da vernahm ſie ſchon, daß man die Pforte von außen dreimal verſchloß, und ſie die rettende Hand verfehlt hatte.

Endlich war ſie unten in der Kirche, und verzweifelnd von einem Thore eilend nach dem andern, deren keines doch die Schlüſſel in ihrer Hand öffneten, ſetzte ſie ſich endlich, nahe an der hohen

Pforte, dem Säulengange des Alters gegenüber in einen Stuhl, theils aus Mattigkeit, theils gutes Willens allda verweilend, weil ſie dort Menſchenſtimmen vernahm.

Es führt nämlich dieſe Pforte noch heutiges Tages auf einen ſchmalen Gang, an welchen Gärten der Stadt und Häuſer gränzen. Dorthin hatten die Leutlein, deren Haus durch das Flugfeuer in die Aſche gelegt war, ihre gerettete Habe geflüchtet; dankten nun Gott, der ihr Haus das Opfer werden laſſen für die ganze Stadt, als welche nun gerettet ſei; wie denn auch die Flamme im Kloſter aufhöre zu wüthen, weil ſie dort nichts mehr zu verzehren finde. —

Odalia horchte ängſtlich, mehr zu vernehmen; denn jetzt kamen Andere und wieder Andere, die drüben bei dem Feuer geweſen, und brachten den Nachbarn Botſchaft, wie es dort ſtehe, und wie man Keinen der Mönche miſſe, als den Schlimmſten und Beſten des Kloſters, nämlich den Babo und noch Einen, den ſie nicht zu nennen mußten, weil ſein Name faſt ausländiſch und ſchwer ſei; er werde aber beklagt von Allen, ſelbſt von ſeinen Widerwärtigen, und ſolle er umkommen ſeyn in Rettung ſeines Feindes.

O Odalia! brauchte es Etwas mehr, dir deinen Freund zu bezeichnen? Und war die Wirkung zu bewundern, die darauf erfolgte? O der

Märtyrer einer ſchönen That! dachte ſie im allmähligen Hinſterben aller Sinne. Dies war's, dies hätte mir ahnen ſollen! Das Echo aus den Hallen, das mir, als ich hinabſtieg, ſeinem Namen zurückgab, war Todtenruf! Der Fußtritt, den ich hörte unten in der wiederhallenden Kirche, war nicht der raſche Schritt meines Freundes; es war das ſchwere Schleichen des Todes, der mir künden wollte, daß er mir das Liebſte geraubt hätte; er verſchloß dreifach die Pforte. So iſt die Pforte des Glücks mir auf ewig verriegelt!

Der Morgen blickte trübe in das, durch einſtürzende Trümmer gehemmte und wiederaufflammende Feuer. Drei Tage flammte die Glut: am Ende wurde ſie erſt mit Ernſte gelöſcht, weil die Stadt bedroht war.

Der Marggraf Egbert kam, nicht wie ſein Vorſatz geweſen war in dieſen Tagen, mit reiſigem Zeuge, um Beſitz zu nehmen von dem Kloſter. Hier hatte ſchon ein furchtbarerer Feind Beſitz genommen, dem, wie die Kirche lehrt, einſt Alles unterliegen wird am Ende aller Dinge. Auch war hier ein Bild der letzten Zerſtörung; wer ſie ſahe, mußte die Augen abwenden und weinen, ob dem Siege der Vernichtung über alle Herrlichkeit der Erde.

Nicht weinend, ſondern zürnend, ſtand Egbert an dem rauchenden Aſchenhaufen. Der Kloſtervoigt, ihm heimlich ergeben, ſtand neben ihm. Er haderte mit ihm über die nachläſſige Löſchung des Brandes, und über der orientaliſchen Jungfrau Verſchwinden, die er einſt geſehen und ſich auch erkohren zur guten Beute. Er fragte über die Entſtehung des Feuers, und der Kloſtervoigt leugnete, daß ſolches über der Schwelgerei und Trunkenheit des Catharinenfeſtes angegangen ſei, betheuernd, wie er das konnte, daß nie bei einem Kloſterfeſt es mäßiger und nüchterner zugegangen, als bei dieſem, und habe nirgend die hier gewöhnliche Freude recht haften können; die Mönche wären herum gegangen, als ahnend das drohende Unglück, und hätten immer nur den jüngern Brüdern Trunk und Ausgelaſſenheit gewehrt. Daß dieſer zerſchmetternde Schlag vielleicht vom Himmel gekommen, leugnete er nicht ganz: denn wirklich in voriger Nacht der heiße Tag ſich entladen in einem Gewitter, deſſen Blitze wohl hier gezündet haben können: denn ſchnell wie ein Blitz ſei die Feuersbrunſt aufgeſtiegen, und Rettungsloſigkeit ſei da geweſen, ehe man noch Gefahr geahnet. Des Marggrafen Entſchluß, die Trümmer bewachen zu laſſen, billigte er: denn es war den Mönchen gelungen, ihn bei Hinwegſchaffung ihrer Schätze zu täuſchen, oder ihm gingen jetzt erſt die Augen über Manches auf, was vor ſeinen Augen vorgegangen und was er dem Marggrafen nicht melden möchte, um noch herberer Verantwortung zu entgehen.

So ward denn der ganze Umkreis mit Kriegsleuten umzogen, welches der Meißniſche Marggraf dem Thüringer verſtattete, mit ihm habend, Gott weiß, welchen Vergleich zu des Kloſters Verderben!

Aber die Meißniſche Marggräfin Adela, welche reſidirte auf der Pleißenburg, trauerte und zürnte über die Macht, die man den Feinden lies im eignen Lande. Sie haßte den Egbert wie die Sünde, und war einverſtanden mit ihrer Freundin, der Aebtiſſin von Quedlinburg, Egberts alter Feindin, daß dieſem geſteuert werden müſſe, wenn nicht am Ende der Thüringer zu ſehr überhand nehmen ſolle, und, da er ſich ſchon ſolcher Dinge erkühnte, dem ſchwachen Freunde rauben möchte das eigne Land, um mit deſto ſtärkerer Macht die Hand ausſtreckend nach der Kaiſerkrone.

Indeß nun um die Verheerung des Egberts Wagenburg gezogen war, und innerhalb derſelben allgemach das Suchen und Graben nach den Kloſterſchätzen begann, zerſtreuten ſich die Mönche, zu ihrem Verluſt auch noch fürchtend die Verantwortung, und gern zurücklaſſend, was man etwa noch in den ausgebrannten Zellen fand, ſo nicht viel mehr war, als etwa Jagd- und Spielgeräth und ſchöner Mägdlein Bildniß.

Dionyſius aber lag des erſten Tages allewege in ſchwerem Schlummer, ſich nur ermunternd bei ſchmerzhafter Verbindung ſeiner Wunden. Seine erſte beſonnene Frage war, da er ſeine Odalia nicht zu nennen wagte, nach dem Pförtner. Der, den man ihm zum Krankenwärter zugeſellt, wußte nichts davon, daß er geſandt worden wär zu irgend einer Botſchaft nach dem Barfüßerkloſter, welches der Kloſtervoigt zu des Jünglings Troſt verſicherte; vielmehr wollte er wiſſen, daß der redliche Alte, gleich dem Babo, im Feuer verdorben, wovon man Spuren in ſeiner Zelle gefunden, welches denn den kranken Jüngling vollends ganz zu Boden geſchlagen, und von Neuem an die Pforten des Todes gebracht. Er ward aber bemitleidet von Allen, auch vom Kloſtervoigt, der ihn nie gehaßt, obgleich zuweilen beargwöhnt um die Jungfrau, ſo er aber dem Marggrafen nicht entdeckte, um nicht hier neuen Vorwürfen den Weg zu bahnen.

Es kam aber Egbert ſelbſt ſehr oft, den Jüngling zu beſuchen, ihm verſchaffend mancherlei Pflege, und ihm verſichernd, wie er ihm nie vergeſſen werde die wahrſcheinliche Rettung ſeines Lebens, hat ihm auch angeboten, nach ſeiner Geneſung bei ihm zu verbleiben, und ihm verſprochen, durch Hülfe des Biſchoffs von Mainz Entbindung vom Kloſtergelübd und hohe weltliche Ehre, welches aber Dionyſius ausgeſchlagen, ſagend, daß, ſo wie er geneſen, er geſonnen ſei gen Rom zu ziehen, und dort zu ſuchen ſeiner Sünden Loszählung und Ruhe ſeines bekümmerten Herzens.

O du fromme reine Seele! ſprach dann der Marggraf. Gern wollt' ich deine kleinen Sünden vertreten bei dem ewigen Richter, wär' nur ich ſo fromm und rein, wie du!

Da hat ſich der Jüngling ermannt und aufgerichtet von ſeinem Lager, und den Fürſten angeſchaut, wie ein Apoſtel, und geſagt: Herr Egbert! ich weiß, daß auf Eurer Seele haftet faſt große Schuld! Da Ihr nun jetzt zur Erkenntniß kommt, ſo laßt ab vom Böſen, und hört auf von Verfolgung der heiligen Kirche und anderm Uebel! Ich weiß wohl, daß Ihr, faſt noch als ein Kind, zur Regierung kommend, erzogen ſeid von der Schmeichelei in dem Wahn, als ſei Alles da um der Fürſten willen; weiß auch, daß Ihr bald hinüber geſchleudert in das wüſte Leben des Krieges, auch oft ſelbſt unbillig verfolgt und beeinträchtigt wurdet in Euren Rechten. Es kann Euch gar viel zur Entſchuldigung dienen, ſo Ihr nur nun ablaßt.

Der Marggraf hatte keinen Wohlgefallen an der Rede des eifernden Jünglings, und ſprach zu ihm: Mein Vater! Ihr ſprecht noch im Taumel des Fiebers, hat ihn auch verlaſſen und ihn nicht wiedergeſehen zu dieſer Zeit, als auf den Ruinen des Kloſters noch zuletzt, wovon weiter unten.

Dafür beſuchten aber den Kranken deſto fleiſſiger die Brüder Pauliner. Davon aber gleich der Erſte, welcher kam, ihn zu ſehen, ihm gebracht gar ſchlechte Botſchaft. Es trug nämlich ſolcher in ſeinen Händen die heiligen Blätter, Odaliens Zeitvertreib in jener Schreckensnacht, zuſamt ihrem unterwärts, wie gewaltſam, abgerißenen Schleier, ſo beides gefunden worden, ohne daß man die Stelle, wo? behörig erfahren können.

Mit Entſetzen nahm der Kranke das Gefundene aus des Pauliners Händen, erklärte ſolches, ſo gut er konnte, und hätten auch Jene kein Arges draus: denn ſie waren ſo fromm und verdachtlos im Irdiſchen, als gelehrt und ſcharfſinnig im Ueberſinnlichen.

Dionyſius gab ihnen Kunde von ſeiner Sorge um die verlorne Schülerin; haben auch die Patres alles gethan, zu erkunden, wohin ſie gekommen, und als alle Nachfrage vergebens war, den bekümmerten Lehrer damit getröſtet: Der nächſte Tag nach jener Schreckensnacht, als der Tag Mariä Geburt, habe der Fremden gar Viele in ihre Kirche bracht, und ſei die Jungfrau, ihren Zufluchtsort eingeäſchert wiſſend, etwa mit deren Einem entwichen, und finde ſich wohl unter Gottes Schutz bei guten Leuten.

Aber ach! die ſorgende Liebe iſt ſo leicht nicht zu befriedigen. Dionyſius gedachte gar viel anders.

Er muthmaßte nämlich des Marggrafen Leidenſchaft für ſie, und fürchtete deren ernſtes Aufwachen; vielleicht konnte ſie, entfliehend durch den dunkeln Gang, ſo er ihr verboten, gerathen ſeyn in die Gewalt des Verführers, welches das Schrecklichſte geweſen, ſo er ſich denken können; hat jedoch auf Gott getraut und ihre Tugend.

Als nun der Kranke geneſen war in der Maßen, daß er ſich hinaus wagen dürfen in die ſpäte Herbſtluft, wandelte er gar oft auf den Trümmern des zerſtörten Kloſters, wie der Prophet auf den eingeſtürzten Mauern Jeruſalems; erinnerte ſich auch, wie, da der königliche Bau noch ſtand, er zwiſchen ſeinen goldnen Pfeilern, ſeinen Marmorgewölben und ſchönen Gemälden umhergegangen, beweinend dieſer Herrlichkeit nahen Untergang.

Einſt, als der Mond ſchon heraufgekommen, fand ihn da der alte Pater Chryſoſtomus, der Einzige der Mönche, welcher noch hier weilte, ſeine Wohnung am nahen Kloſter der Barfüßer genommen hatte, und entſchloſſen war da zu ſterben, wo er den größten Theil ſeines Lebens verbracht hatte, nämlich in der Nachbarſchaft des Catharinen-Kloſters. Dionyſius ſtand gerade über der Stelle, wo ehedem ſeine Zelle geſtanden, ſtörte eben herauf aus der Aſche ein Stück verbrannten Pergaments, oder einen Theil ſeiner verderblichen Zaubermaſchine, welche endlich, durch ihren endloſen Umſchwung ſich ſelbſt zerſtörend, hier gleichfalls untergegangen. Es iſt umſonſt, mein Sohn! redete der Greis ihn an. Was hier unterging, werdet Ihr nie wieder erneuern, ob auch in Eurem Gemüth noch leben ſollte das Ganze. Und war es auch für dieſe Entdeckungen noch zu früh am Tage. Die ſpäte Nachwelt wird die Fußtapfen der Weisheit finden, die ja Jedem kenntlich ſind, und ihr weiter folgen in ihr innerſtes Heiligthum, als Ihr vermöchtet. Nach Jahrhunderten wird Stadt und Kloſter vielleicht durch ähnliche Mittel zu Grunde gehen, frömmer, als dieſes, und des Verderbens weniger würdig; ſintemal nichts Neues unter der Sonne geſchieht, und die Zeiten ſich oft wörtlich wiederholen.

Der Alte ſtand mit der Geberde eines Propheten auf der Trümmer einer eingeſtürzten Säule; ſeine Hand war gegen den Mond ausgeſtreckt; er wollte weiter reden: aber ſiehe! da geſellte ſich ein Dritter zu ihnen, deſſen Gegenwart nicht heilig genug war zu ſo heiliger Rede. Es war der Marggraf.

Wie, ehrwürdige Väter! ſprach er mit dem fein ſpottenden Scherzton, der ganz in ſeiner Gewalt war, ſeid Ihr hier Schätze zu ſuchen? — Sollte ſie nicht ſchon ein Anderer vor uns gefunden und in Sicherheit gebracht haben? entgegnete der Alte.

Nicht ich! zürnte der Marggraf. Und ſagt mir, ich bitte Euch! Wo iſt all das blieben, was ich ja zum Theil ſelbſt geſehen habe durch des Priors Gutmüthigkeit?

Dort liegen unſre höchſten Schätze begraben, ſprach der Greis, auf die Trümmer der Librarei deutend, ſo wir leider nicht zu retten vermochten.

Und geſteht mir jetzt offenherzig, fuhr Egbert fort, aus der einfältigen Antwort ſchließend, er habe einen Blödſinnigen vor ſich, war es das Feuer des Himmels, was dieſen unglücklichen Brand entzündete?

Allerdings! das Feuer des Himmels, welches ich nothfalls beſchwören wollte.

Und war dies nicht göttliche Rache für hier verübte Sünden?

Richtet nicht! Richtet zuvor Euch ſelbſt! Auch zerſtört das Schickſal eben ſo oft, Sünden zu verhüten, als zu beſtrafen. Manche Schuld, Herr Marggraf! die Ihr auf Euch geladen haben würdet, liegt hier begraben, ehe ſie geboren ward.

Und welche Schuld? rief Egbert. Man verſchuldete ſich an mir. Ihr Dionyſius! Ihr Retter meines Lebens! ſeid Zeuge.

Und legt Ihr Allen zur Laſt, fragte der ſanfte Jüngling, was vielleicht Einer in der Tollheit verübte?

Dionyſius! fiel der Greis ein, es iſt die Weiſe der Welt, an Vielen zu ſtrafen, was vielleicht

Einer verbrochen. So leiden wir Alle für die Sünden des Mainzers und des Kaiſers; aber irret Euch nicht, Marggraf! Das Schickſal richtet anders! An den Enkeln rügt es der Väter Thaten, nicht die der Fremden. Ihr wißt, was Euch geweiſſagt iſt; Ihr wißt, was Eurem Ahnherrn, dem Marggrafen Eccard, ſo beſſer war, als Ihr, widerfahren iſt. Laßt ab vom böſen Thun und hochfahrenden Entwürfen! Auch über ihnen ſchwebt der verheerende Strahl des Himmels, wie über dieſem Kloſter.

Marggraf Egbert ſtand hocherröthend vor Zorn dem Greis gegenüber. Doch zu drohen dieſem ehrwürdigen, mit Schnee bedeckten Haupte, war er nicht ruchlos genug. Er kehrte dem Alten den Rücken, und, den Jüngling bei der Hand ergreifend, ſprach er: Ihr ſeid mein Mann! Euch will ich gerecht werden für das gerettete Leben! Auf! verlaßt den Mönchsſtand; für welchen Ihr zu gut ſeid, und ſucht Euer Glück bei mir!

Und werdet Ihr dieſes thun? fragte Chryſoſtomus, nachdem ſie der Marggraf ſchon eine Weile verlaſſen hatte.

O! rief Dionyſius, die doppelſinnigen Antworten des Alten bewundernd, wie habt Ihr Euch ſo ſchlau zwiſchen Wahrheit und Trug hindurch gewunden, und doch kein Wort geſagt, das Ihr nicht beſchwören könntet!

Dies iſt das einzige Mittel mit dieſer Art Leuten auszukommen, ſprach der Alte. — Doch beantwortet meine Frage! — Ich gehe nach Rom, ſprach der Jüngling. — Thut das! Dort werdet Ihr finden Heilung Eures verwundeten Herzens in jedem Verſtande. Aber kehrt eilend zurück! Denn hier blüht das Glück Eures Lebens, nicht in der Nähe des Vaticans. Und ob auch die dreifache Krone Euer werden könnte! Alt und Lebens ſatt würdet Ihr ſie vielleicht erlangen, wenn nicht Tücke und Hinterliſt Euch unterwegs aufrieben. Aber hier blüht Euch die beſſre Krone im Genuß häuslicher Freude auf gebahntem unbeneidetem Pfade.

Dionyſius bat um deutliche Erklärung.

Wie kann ich Euch deutlich machen, verſetzte der Alte, was ich ſelbſt nur im Dunkeln ſehe? —

Sie ſchieden. Und bald darauf trat der Jüngling die Reiſe an, die vielleicht das einzige Mittel war, durch Anſtrengung und geänderte Gegenſtände das zerriſſene Herz zu heilen, und mehr als dieſes, dachte Dionyſius, möchte der Greis auch wohl nicht gemeinet haben.

Der erſte Weg des Pilgers war, als er die heilige Roma erreicht und die geweihten Stufen geküßt hatte, zu dem Biſchoffe, den man hier am heiligen Stuhl mit groſer Verehrung feſt hielt, und ihm gern den Purpur gegeben haben würde, hätte er ihn nur annehmen wollen. Der heilige Vater war ſehr alt, der Biſchoff noch älter; ihn, wenn der heilige Stuhl leer würde, einzuſchieben, bis noch ein Anderer zur Tiara reif war, wär' nicht uneben geweſen. Der Biſchoff wünſchte nicht als Mittel zu irgend einem politiſchen Endzwecke zu dienen, und blieb, der er war.

Wie der Empfang des Sohns beim Vater, war der Empfang des Jünglings bei ihm, — ach noch mehr! Es war dies ein Ereigniß aus der andern Welt; ein heiliges, ein gehofftes Wiederſehn: denn verloren glaubte der fromme Alte den Jüngling, verloren bei dem Brande zu St. Catharinen.

Als Rede und Gegenrede gehaltener floß, als Frage und Antwort Statt fand; da ſchickte ſich Dionyſius zu erzählen, wornach, wie er meinte, der Biſchoff verlangend ſeyn müßte: aber es fand ſich, daß ihm Alles ſchon bekannt war vom Untergang des Kloſters bis auf einige ganz geheime Umſtände, die er jetzt aus des erſten und vornehmſten Theilnehmers Munde erfuhr.

Dringender ward nun des Biſchoffs Nachfrage nach des Lieblings eigenem Ergehen; und er warf ſich zu des Greiſes Füßen und bekannte ihm Alles beichtweis, was ſein Herz beängſtete, von der Liebe zu Odalien an bis auf die Unruhe ſeines Gewiſſens wegen zwei hingeopferter Menſchenleben;

welche am Ende doch, wie er meinte, auf Niemand laſteten, als auf ihm.

Da lächelte der Greis, und hat ihn ruhig ſeyn heißen und ihm völlige Abſolution verſprochen an heiliger Stelle; dann auch und vornehmlich durch des Pabſtes Ablaß und Indulgenz, als um welcher willen er als ein frommer Pilger gekommen; ſprach auch weiter zu ihm: Mein Sohn! Ihr ſeid nun in meinem Hauſe, und bleibt bei mir, ſo lange Ihr ſelbſt wollt. Thut nun auch, wie Ihr wohl ſonſt gethan, und ſeid in meinen Dienſten! Läutet dem Diener im Vorgemach, daß er mir den Hausmeiſter rufe, dem ich Befehl thun will Euretwegen.

Als nun der Hausmeiſter, gar ein alter, ehrwürdiger Mann, eingetreten und mit ſeinem Herrn einige Worte geredet: hat er die Augen geworfen auf den Jüngling; der, ihn mit ſtarrem Blick anſehend, ſeinen Augen nicht trauen wollte, und ſich mit Noth entbrechen könnend des Ausrufs entzückender Freude, mit welcher jetzt beide lagen Einer in den Armen des Andern. Dann der Dionyſius den todt geglaubten Pförtner erblickt, und dieſer den vielbeweinten Freund und Wohlthäter.

Der alte Biſchoff aber ſtand dabei mit der Freude eines Schutzengels, welcher hier getrennte Seelen vor Gottes Thron wieder vereint ſieht. — Und ſeht! ſprach er, als am Ende der Jüngling die hocherfreuten Blicke zu ihm kehrte, ſeht hier die herrlichſte Entſündigung von Einer Eurer gewähnten Schulden! — Können ihrer wohl mehrere folgen.

Es lag aber dem Dionyſio hart an, zu erfahren aus des Hausmeiſters Mund, wie das Alles ſich begeben, und beſonders Nachricht zu haben durch ihn von ſeiner Jungfrau, die er, nun einmal erfreut, faſt hier zu finden hoffte; wie denn der Menſch immer mehr vom Schickſal fordert, als es ihm geben kann.

Ihr wollt zuviel, ſeufzte der Alte. Alles, was ich Euch ſagen kann, iſt dieſes: Als ich in jener Unglücksnacht ſahe, daß Alles verloren war; auch wohl merkte, daß Ihr nicht ſobald frei ſeyn würdet, ſelbſt zu thun, was Ihr mir befohlen hattet: da ſprach ich zu dem Kloſtervoigt, wie ich hinüber wollte zu der Barfüßer-Müllerin, um nach der Odalia zu ſehen und ſie zu tröſten. Bin aber, wie Ihr mich angewieſen hattet, hingeeilt in die Kirche der Pauliner, auch für jene Gegend, ſo entfernt ſie war, das Aergſte fürchtend: denn der Wind trieb den Flammenſtrom von dem Thurm die Höhe hinab ganz hinüber in jenen Winkel; wie ich denn wirklich in des Kloſters Nähe ſchon ein Häuslein brennend gefunden, und mich mit Mühe hindurch winden können durch das Gedräng der Löſchenden.

Als ich aber in der Kirche hinabgeeilt zu dem unterirdiſchen Gewölbe, wo ich die Odalia finden ſollen; ſiehe! da war Alles leer. Mir aber gegenüber ſah ich offen die kleine eiſerne Pforte, ſo daß ich denken mußte, die Jungfrau ſei, ſich vermuthlich vor Gefahr fürchtend, etwa dort hin geflohen; kam auch bis auf die Stelle, da zwei Wege ſich theilen, ſo daß ich am Ende, zweifelhaft werdend, lieber wieder hinauf gegangen, ob die Jungfrau dennoch oben in der Kirche ſei, wie ich denn oft ihren Namen durch die Hallen ertönen lies, aber vergeblich!

Als ich nun ſo hin und her eilte, faſt Willens, die Sternwarte zu beſteigen, als deren Thür ich offen fand: ſiehe! da ſpringt hervor des Wabo Hund, das Ungeheuer, ſo daß ich, erſchrocken und faſt überzeugt, die könne die Jungfrau nicht ſeyn, hinaus geeilt, verfolgt von dem Hunde. Mir kam aber in den Sinn, Odalia könne, den rechten Weg findend durch den unterirdiſchen Gang bereits im Freien, und vielleicht in höchſter Verlegenheit ſeyn, ohne Führer und ganz unbekannt in dieſer Gegend. Eilte alſo dorthin durch die von der Glut beleuchteten Wege; habe aber daſelbſt neues Schrecken gefunden: denn ſich dort gelagert hatten des Egberts Reiſige, welche da waren, Ihr wißt in welcher Abſicht; haben auch von mir die erſte Nachricht erhalten vom Brande des Kloſters, da ſie denn mich feſt hielten, und mich viel befragten, das ich nicht beantworten können, mich auch führen wollten zu dem Marggrafen, bis ich ihnen endlich entkam zu dem Einſidler in der alten Jacobskirche, da meiner wartete die Fülle des Jammers. Denn ich vernahm von denen ſich hier ſammelnden Mönchen die völlige Zerſtörung des Kloſters, und ach! die Kunde, daß Ihr, mein Dionyſius! auch verdorben wäret in des Feuers Gluth, nebſt vielen Andern. Mir war nun in der Welt nichts mehr übrig, und entſchloß mich alſo am Ende, nebſt Vielen der zerſtreuten Mönche zu wallfarthen nach Rom, um zu den Füßen des heiligen Vaters irgend zu finden, wo ich hinbringen ſollte den Reſt meines elenden Lebens. Welche Gnade und hohe Verſorgung ich nun hier gefunden bei dem Biſchoffe, das ſeht Ihr ſelbſt, und fügt Gott heute zu dem Allen noch hinzu das Glück Euch wiederzufinden.

Dionyſius war ſehr traurig auf dieſen Bericht ſeines alten Freundes, ſich tauſend fürchterliche Möglichkeiten bildend der Odalia wegen, und alle Hoffnung aufgebend, ſo daß auch der Biſchoff des andern Tages, ſeinen Jammer ſehend, zu ihm geſagt: Mag denn der Menſch nimmer zufrieden ſeyn und Zuverſicht faſſen zu dem, der ihm ſo viel giebt: Er könne ihm auch wohl noch mehr geben!

Der Biſchoff ermahnte aber nun den Jüngling, friſch ans Werk zu gehen, und einen Anfang zu machen der Erfüllung ſeiner Pilgerpflichten. Vor dem heiligen Altar, ſagte er, habt Ihr, das weiß ich, ſchon gekniet; ſo ſucht nun, denn dies iſt Eure nächſte Pflicht, Zutritt bei dem heiligen Vater, bei welchem ich Euch heute ſelbſt nicht einführen kann, maßen er krank iſt; müßt Euch wenden an ſeinen Hauskaplan, welcher bei ihm Alles vermag, und bei welchem Euch auch eine freudige Ueberraſchung bevorſteht; hoffe, er wird Euch vermittelſt derſelben wohl aufnehmen, und ſoll Euch der Hausmeiſter zu ihm führen.

Jawohl war die Ueberraſchung des Jünglings Anfangs freudig, und dann wenigſtens groß als er endlich, durch zahlreiche Diener eingeführt ward bei dem Hauskaplan, der ſchier mehr weltliche Pracht um ſich gehabt, als der Biſchoff, ja ſelbſt, als ſein Herr, der Pabſt.

Endlich ſtand der Jüngling ihm gegenüber, und das erſte Wort, das über ſeine Lippen flog, war der freudige Ausruf: Babo!

Babo, hatte ihn ſchon erkannt, und in ſeinem böſen Herzen all den Unmuth gefühlt, den der Beleidiger empfindet, wenn ihm entgegen ſteht der Beleidigte, dem er vielleicht noch zur Zugabe verpflichtet iſt zur höchſten Dankbarkeit.

Ja, rief er, das Entzücken des Jünglings über ſein Leben durch eine finſtre Miene ſchnell in ſtarre Kälte verwandelnd, ja! ich bin Babo! — Aber nicht der, gegen den man ſich ſonſt wohl Vertraulichkeit, wo nicht gar Verachtung, erlauben konnte. Ich ſtehe jetzt eine Stufe oder etliche höher. Wohl weiß ich, in Euern Augen liegt Aufrückung, mir erzeigte vorige Wohlthat ins Andenken zu bringen. Aber man thut denn wohl viel, ſich vor den Leuten zu ſchmücken mit Heldentugend; auch hatte ich Eurer Hülfe nicht nöthig! Geht denn! entfernt Euch! denn ſelbſt Eure Freude iſt beleidigend.

Dionyſius eilte tief erſchüttert zum Biſchoffe, ihm zu ſagen, was ihm begegnet war, der ſich vor die Stirn ſchlug und ſagte: Wie? Hat mich denn die Erfahrung noch nicht belehrt? Wie? weiß ich denn noch nicht, daß der fromme Beleidigte dem Feinde gern, dieſer ihm nie verzeiht? Thörichter Weiſe glaubte ich, Dir, mein Sohn! heute eine Freude zu bereiten, der geſtrigen ähnlich, und durch einen unvermutheten Schlag vielleicht ein hartes Herz zu erweichen. Es war umſonſt! und habe ich dich leider gegeben in deines Feindes Hände!

Der Biſchoff bewies überall, daß er bei ſeinen drei und achtzig Jahren immer noch kein Menſchenkenner war. Er hatte offne Fehde beſorgt zwiſchen Babo und ſeinem Liebling; wie konnte er dieß denken! Der Hauskaplan des

Pabſtes mußte ja fühlen, daß er doch dem Biſchoffe, der die Hand nach dem rothen Hute ausſtrecken durfte, nicht gewachſen war. Ganz weich, ganz geſchmeidig, kam er des andern Tages ſelbſt, ſich bei dem Jünglinge wegen der geſtrigen üblen Laune zu entſchuldigen, ihm zu danken wegen einer Wohlthat, davon er, durch höhere Hand gerettet, freilich nicht bedurft hätte; auch ihm vorzuſpiegeln irgend eine falſche Erdichtung ſeiner wundervollen Rettung, welche Dionyſius nicht glaubte, doch ſich ihm ſcheinbar hingab, als ſei er getäuſcht. Wie denn auch dies ſeine Wirkung that, und er noch heute eingeführt ward bei dem heiligen Vater.

Seine, des holdſeligen Jünglings, Gegenwart, wirkte aber auch hier, wie immer: Man ſah ihn; man wünſchte ihn oft zu ſehen; man verlangte nach ihm, und konnte ihn am Ende nicht mehr entbehren.

Der heilige Vater, ein ſehr alter und kranker Mann, ließ den Mönch jetzt täglich rufen, und mit ſelbigem war ſeine liebſte Unterhaltung. Des Pabſts Urtheil aber war allemal, in ihm lägen verborgen gar hohe Dinge, und müſſe man ihn näher verbinden dem heiligen Stuhle, als welchem er leiſten könne gar mächtige Dienſte, vielleicht in ferner Zukunft ſich ſelbſt nähernd den hohen Stufen.

Babo nahm Alles, was ihm hierbei vorkam, wohl zu Herzen, und wand ſich freundlich um den glücklichen Jüngling, gleich einer geſchmeidigen Schlange.

Dionyſius wußte dieſes wohl zu würdigen. Er nahm ihn, wie er ſich gab, ohne ihm zu trauen; fand ſich aber wohl in des Pabſts und Biſchoffs Gunſt mit erheitertem Gewiſſen, allein betrübt über die Ungewißheit über Odaliens Schickſal, worüber ihn aber der Biſchoff gar oft getröſtet, ihm ſagend, es werde auch hier beſſer ſeyn, als er meyne.

Dionyſius ſuchte vergeblich, die noch lange nicht geſtillte Unruhe ſeines Herzens durch das Staunen über das Neue und Befremdende, das nur zum Theil befriedigend iſt, ſo wie durch das Geräuſch, das die Stadt durchkreuzte, in Schlummer zu wiegen. Hier lebte man ein anderes Leben, als in ſeinem Vaterlande. Hier beſchränkten ſelbſt die Geiſtlichkeit nicht ſo enge Grenzen, wie an andern Orten. Tage giebt es hier, an welchen Allen Alles erlaubt iſt, und an einem ſolchen war es, da er ſich hinaus ſtürzte in das wilde Gewühl, um auszuruhen von dem noch wildern Getümmel im Innern ſeines Herzens.

Es war Maskenfreiheit. Der Gebrauch, ſich zu manchen Zeiten verlarvt zu erlauben, was man mit bloßem Geſicht nicht wagen möchte, verliert ſich in der graueſten Vergangenheit. Dionyſius wollte unſchuldig genießen, wenigſtens beobachten, was Andern erlaubt war; er wollte es mit unverdecktem Geſicht, weil er es unſchicklich fand, hier ſich zu verhüllen. Kaum aber hatte er ſich aus dem Pallaſte des Biſchoffs in den Strom der Menge gemiſcht, die raſtlos die unabſehliche Straße auf und ab wogte: da geſellte ſich aus dem Strudel eine Geſtalt zu ihm: Ein anſehnlicher Mann, welcher die Kleidung und Larve eines böhmiſchen Wahrſagers trug. Jüngling! ſagte er zu ihm mit heiſerer verſtellter Stimme: Komm mit mir aus dem drückenden Gedränge an einen ruhigen Ort, ſo will ich Dir die Geheimniſſe Deines Sterns löſen. Dionyſius folgte, und Beide ſetzten ſich auf den Rand eines Springbrunnens, unweit der Säule Trajans, und beide athmeten hoch auf von der unleidlichen Hitze erfriſcht durch die kühlenden Tropfen.

Ehe ich Dir ſage, was Dir bevorſteht, ſprach der Fremde, ſo laß mich zuvor erkennen aus den Linien Deiner Hand, wer Du biſt, damit ich Deinen Glauben gewinne. — Lächelnd gab ihm der Jüngling die Rechte. — Wie? rief der Andere nach einiger Betrachtung, auch dieſes Kleid trügt nicht, und Du biſt wirklich ein Mönch? Und was bewegt Dich, Dich der Menge ſo ganz hinzugeben, wie Du biſt? Warum verhüllſt Du nicht wenigſtens Dein Geſicht?

Ich haſſe jede Verſtellung, antwortete Dionyſius; mein Geſicht iſt Maske genug; hier kennt mich Niemand.

Und doch kenne ich Dich! und wollte Dir Deinen Namen ſagen, wenn er nicht zu ſchwer, zu ausländiſch lautete!

Rede weiter! ſprach der Jüngling.

Da begann der Fremde in verdeckten Worten eine Erzählung, die ſehr Vieles von dem enthielt, was dem Mönche zuletzt begegnet war.

Dionyſius ſah ihn ſtaunend an, und that einige Fragen: Und, fragte er, das große Feuer, dem ich, wie Du ſagſt glücklich entkommen, wie iſt es entſtanden? Du ſprichſt: durch die Flamme des Himmels. Du haſt Recht. Aber wie? wie wirkte das Feuer? und wo am erſten? Und der Gram, der mein Herz beängſtet, was iſt er? Sage mir auch dieß, wenn Du mich bereden willſt, daß Du alles weißt. Und wer iſt der fürſtliche Freund, deſſen Huld ich durch Vorwürfe zurückſtieß, ohne ſie tilgen zu können?

Dieſer Fürſt, antwortete der Andere, der Dich immer noch liebt, iſt Egbert, der thüringiſche Marggraf!

Und dieſer Egbert ſeid Ihr! rief Dionyſius, indem er aufſtund und ſich ehrerbietig ihm gegenüberſtellte, Euch verrieth Eure Geſtalt und Eure Stimme noch eher, als mir Kunde gab der unbewachte Schluß Eurer Rede.

Ja, Dionyſius! rief Egbert, ſich gleichfalls erhebend, ich bin's, aber kenntlich bloß für Dich. Ich bin als Pilger hier, um das zu büßen, was Du mich büßen lehrteſt. Mit Freuden entdeckte ich in Dir einen Bekannten! Ich werde Deine Dienſte benutzen, und ſie Dir lohnen. Uebrigens ſei hier jeder Standesunterſchied zwiſchen uns aufgehoben, und, gilt meine Bitte etwas vor Dir, ſo geh' mit mir in den nächſten Laden und kaufe Dir eine Maske! Unter den Verlarvten fällt ein Menſch mit ſeinem eigenen Geſicht am meiſten auf. Ich will nicht durch Dich Aller Augen auf mich ziehen.

Dionyſius gehorchte; und es fand ſich, daß der Larvenhändler auch ein Glücksrädlein hatte, in welchem man bei geringer Einlage eine Menge der zierlichſten Kleinigkeiten gewann, die bei dem Vorzuge, den ihm Materie und Arbeit gab, auch noch eine Eigenſchaft zu beſitzen ſchien, deren Wirkung man an Allen bemerkte, die hier ab und zu flutheten, die Eigenſchaft, einem Jeden durch Beziehung auf geheime Dinge wichtig zu werden.

Laß uns hier auch unſer Glück verſuchen! ſprach Egbert, und legte ein. Dionyſius that desgleichen. Das Loos fiel. Der Marggraf bekam einen Fehler, und der Jüngling ein Papier, aus welchem, als er es von einander ſchlug, ein zierlich gearbeiteter Dolch fiel. Was iſt dies? fragte der Gewinner. Lies die Inſchrift! ſprach der Kaufmann. Sie wird Dir die Deutung geben. Dionyſius las auf der Klinge des Dolchs in zarter Schrift die Worte: Dank für das gerettete Leben! Entſetzlich! rief der Mönch, den Marggrafen anſchauend, der ſchon die zweite Niete gezogen hatte, indeß der Mönch einen blühenden Myrthenkranz erhielt. Dieß iſt der Kranz der Liebe, deutete der Kaufmann, der keiner weitern Inſchrift bedarf. Aber, Ihr Herren! bei mir iſt das Geſetz: Wer zweimal vom Glück getäuſcht wird, darf nun ſelbſt wählen.

Als nun der Mann vor ſie geſtellt ein zierlich Käſtlein, erfüllt mit einem bunten Gemiſch von Cardinalshüten, Infuln, Krummſtäben, Sceptern und Kronen; da griff der Marggraf begierig nach einer deutſchen Kaiſerkrone. Der Kaufmann aber, ſich zu dem Mönche wendend, ſprach: Ei, ſo ſollt auch Ihr nicht leer ausgehen, Ihr Redlicher, der es gewagt, unter lauter Verlarvten einherzugehen mit bloßer Stirn, und erſt bei mir gekauft ein fremdes Geſicht, das Ihr nun freilich nicht ablegen dürfet; iſt Ihr erwählt, was ich Euch bieten werde! Hat auch, ein wenig ſuchend, endlich hervorgezogen eine päbſtliche Tiara, und ſie auf der Spitze des Zeigefingers dem Jüngling dargereicht. Dieſer aber ſolch Geſchenk von ſich abwehrend, ſprach: Mir genüget an meinem Myrthenkränzlein.

Da nun indeß herbeifluthete ein neuer Strom von Menſchen, die an dieſer ſeltſamen Bude nimmer fehlten, den Markgrafen und ſeinen Begleiter hinwegdrängend; da ſaßen auf einmal Beide, wie hinüber geſchleudert, wieder auf ihres Brunnens Rand, und der Markgraf betrachtend das zarte Spielwerk, ſo er gewonnen, drehete mit Eins aus demſelben hervor, einen Todtenkopf. Sehet! rief er, was unter meinem Gewinn für ein Schreckbild gelauſcht! Ob wohl für Euch unter der verſchmähten Pabſtkrone das Nämliche verborgen geweſen?

Dionyſius lachte, beſahe ſein Myrthenkränzlein, ſprechend: O ſo dieſes mein werden könnte! welches mir aber unerreichbarer iſt, als das Verſchmähte!

Als nun Dionyſius am Abende bei ſeinem Freunde, dem Hausmeiſter, ſaß, und ihm erzählte von dem Spielwerk des Tages, nur das verſchweigend, was den Marggraf betroffen, weil dieſer hier nicht bekannt ſeyn wollte; da iſt der Alte ſehr traurig worden, ſagend: Ich weiß faſt wohl von dieſer Zauberbude, aus welcher manches Sinnbild hervorgegangen, durch die Wirklichkeit erfüllt, ſo daß ſie auch nicht geduldet wird, als an Tagen, wo hier jede Ausgelaſſenheit geſtattet werden muß. Hat ſich auch den gewonnenen Dolch zeigen laſſen, ein zart ſcharf geſchliffen Stahlwerk, kaum eines halben Fingers lang, hat aber die auf demſelben eingegrabenen Worte nicht leſen wollen: Vita salvata; ſondern Vita sacrificata, mit warnendem Tone hinzufügend: Hütet Euch vor dem Babe! für welchen Ihr freilich Euer Leben geopfert, ohne das ſeinige zu retten, welches ſchon geborgen war.

Es gewann aber Dionyſius große Gnade nicht allein beim Pabſte, ſondern auch bei Andern aus dem heiligen Collegio, und das nicht allein durch äußere und innere Trefflichkeit, ſondern auch durch den Wahn, der durch die geheime Geſchichte des Catharinen-Kloſters erregt ward, er ſei im Beſitz übermenſchlicher Kunde. Daß nun die Dinge, ſo er vermochte, gerade nicht mit dem Argen zugingen, war ihnen deſto lieber: denn gar Viele, die nothfalls auch deſſen Gemeinſchaft nicht ſcheuen, ſehen's doch nicht ungern, wenn ſie all ihre irdiſchen Wünſche erreichen können auch ohne ihn. Und hätte dann der Jüngling hier der ſeltſamen Anträge viel, die er oft nicht ohne Mühe von ſich wies.

Aber in der Nacht nach dem Tage, da der Pabſt, von ihm gearzneyt, zuerſt entſtieg ſeinem langwierigen Krankenlager, ſich vermeſſend gegen den Jüngling großer Gnad und Beförderung, da ließ der Biſchoff ihn zu ſich rufen und ſprach faſt traurig zu ihm: Mein Sohn! Es iſt Noth, daß wir uns trennen, und zwar ſogleich, wie denn ſchon bereit ſteht Alles zu Eurer Abfahrt. Die hier gefundene große Gnade unterwirft Euch großer Verfolgung, und mag der Dolch wohl ſchon geſchliffen ſeyn, der Eure Bruſt heimlich durchbohren ſoll. Fliehet! und ſeid der Nachricht von mir gewärtig in dem Kloſter auf der italiäniſchen Gränze, dahin ich Euch bringen laſſen. So es möglich, ſchicke ich Euch dahin Euern Freund, den Hausmeiſter mit mündlicher Botſchaft: denn heut zu Tage den Briefen nicht allerdings zu trauen iſt.

So letzte ſich denn der Jüngling gar ſchnell mit dem, den er ſo kindlich geliebt, zum zweiten Mal hier von einem Vater getrennt, den er nie wieder ſehen ſollte.

Es trieb aber der Biſchoff ſo eilig zur Abfahrt, daß Dionyſius nicht erſt Abſchied nehmen konnte von dem Hausmeiſter; darüber ihn der geiſtliche Vater getröſtet, und geſagt: Er ſolle ihn bald wiederſehen, mit vielleicht guter Botſchaft von ihm.

Es dauerte aber faſt lang, daß der Mönch in dem Gränzkloſter, welches er ohne Anſtoß erreicht, auf ſolche Botſchaft warten müſſen; bis endlich nicht der Hausmeiſter, ſondern ein Brief ankam, eingereicht durch einen ſtummen Boten und enthaltend dieſe Worte, von des Biſchoffs eigener Hand, in Ausdrücken, die nur er verſtehen konnte, und doch nicht ganz: Es war die höchſte Zeit! und hat man Mittel gefunden, ſelbſt Euern alten Freund verdächtig zu machen, den ich Euch ſenden wollt, und der jetzt, von mir geriſſen, in Feſſeln liegt, aus welchem ich ihn jedoch zu löſen hoffe: denn man nichts gegen ihn aufbringen kann, als ſeinen genauen Umgang mit Euch. Euch aber macht man verdächtig, weil Ihr oft geſehen worden ſeid mit Einem, den die Kirche haßt, ſo Ihr freilich auch mir verſchwiegen. — Aus dieſem Allen ſehet Ihr, daß Euch nicht allein bedroht der heimliche Dolch, ſondern auch das öffentliche Rachſchwerd. Und hättet Ihr zwar vielleicht noch erſteigen können die höchſte Stufe, aber gar ſpät und unter täglicher Lebensgefahr. Bleibt an dem ſichern Zufluchtsort, wo Ihr jetzt ſeid, noch eine Weile! denn ich hoffe für Euch zu ſorgen. Glückt mir, was ich im Sinne habe, und was das Einzige iſt, was man mir gern gewähren wird; ſo winken Euch Tage der Freude in der Zukunft, die Ihr nie hättet hoffen können.

Es hat aber Dionyſius gar lange warten müſſen auch auf dieſe Botſchaft, bis endlich ſelbige gekommen, nicht an ihn, ſondern an das Kloſter; da ihn denn der Abt zu ſich berufen und alſo geſagt: Mein Pater! Hier iſt angelangt ein großer Brief von Rom an Thedo, den Marggrafen von Meißen, mit Befehl, ihn durch den abzufertigen, welcher zuletzt im Kloſter aufgenommen worden iſt, welches denn Niemand ſeyn kann, als Ihr. Ihr dürft aber hierunter nicht beſorgen verdächtige Sendung, vielleicht zu Eurem Schaden; denn dieſer Brief, wie uns gemeldet wird, nichts enthält, als Bewilligungen des römiſchen Hofes für Thedo, zu Errichtung einer hohen Schule in ſeiner Stadt, zu Unterweiſung erwachſener Jünglinge und junger Männer in weltlichen Wiſſenſchaften zu des Vaterlandes Dienſt, als um welche der Marggraf etwa nachgeſucht; und reiſet alſo, und dieß ſogleich, Euch fürchtend vor keiner Gefahr, als welche vorüber.

Der Abt trieb nicht ohne Urſache zum Abſchied. Verfolgung heftete ſich an die Fußtapfen des Entdeckten; doch, ehe ſie ihn erreicht, kam er an in dem Ort der Sicherheit, wo ſie ihm unter dem Schutze eines weiſen Fürſten nicht nahen durfte.

Sein erſter Gang, als er die Hauptſtadt des Marggrafen von Meißen erreicht hatte, war nicht zu ihm. Sein Herz hatte andere Bedürfniſſe. Er eilte nach den Ruinen des Catharinen-Kloſters, um dort die Erinnerung der ſchönſten und ſchrecklichſten Augenblicke ſeines Lebens zu feiern. Gern hätte er dort einſam gewandelt; doch daran war nicht zu denken. Hier hatte bereits Alles eine andere Geſtalt gewonnen. Die betriebſamen und bauluſtigen Leutlein dieſer Stadt, nimmer müßig, ewig ſchaffend und erneuernd, gleich der Natur, hatten hier längſt Schutt und Steine hinweggeräumt. Und da die Geiſtlichkeit dem Marggrafen, dem der Pabſt günſtig war, Grund und Boden nicht ſtreitig machen konnte, ſo wählte er den weiten Bezirk des Kloſters zu Vergrößerung ſeiner Stadt. Zwei neue Straßen wurden angelegt: die Eine in der Gegend, wo die Gärten an den Wald gränzten, ſollte den Namen des Hains, und die Andere, die auf die Ruinen des Kloſters gegründet ward, den Namen des Schutzheiligen deſſelben führen. Aber auf den Trümmern der Kirche war bereits der Grund gelegt zu einem prächtigen Baue, der den Namen des Bischofshofs führen, und dem Legaten, den der heilige Vater zu senden versprochen hatte, zur Wohnung dienen sollte.

Dionyſius floh von dem, was er nicht tadeln konnte, welches aber ſein Herz verwundete, weil es noch an dem Alten hing. Er eilte alſo in die entgegengeſetzte Gegend der Stadt, zu den geliebten Paulinern. Mit Freude wurde er empfangen. Er brachte mit viel heilige Schätze von Rom, Ablaß und Indulgenzen, ein Stück vom heiligen Kreuze und andere Reliquien. Das Schätzbarſte aber war ein, in der Librarei des Vaticans von ſeinen eigenen Händen genommene Abſchrift der Epiſteln des heiligen Jacobs und Judas Thaddäus, welche in dem Codex der Pauliner noch fehlten. Zur Dankbarkeit lud man ihn ein, ſo lange er noch keine andere Beſtimmung hätte, im Kloſter zu wohnen, um allda freier, als ſonſt, ſeinen liebſten Uebungen, den Studien und der Erforſchung der Naturgeheimniſſe obzuliegen.

Wie reich war die Unterhaltung einer ſeligen Stunde mit ſeinen alten Freunden! Viel ſagte er ihnen, und o! wie viel hatte er von ihnen zu fragen! Das, was am erſten aus dem Herzen nach den Lippen ſtrömte, ohne ſich im ganzen langen Lauf des Geſprächs über dieſelben zu wagen, war der Name Odalia. Zitternd fragte er am

Ende nach ſeiner Schülerin; aber man wußte nicht mehr von ihr, als man ihm vor ſeinem Abſchiede an ſein Krankenlager gebracht hatte. Traurig! ſchrie der Jüngling, und drückte die Hand aufs Herz, wo noch ſeit jener Zeit der Schleier die Reliquie ſeiner liebſten Heiligen, ruhten.

Die Stunde der Meditation kam heran, welche einen Jeden der Brüder auf ſeine Zelle forderte; die Mönche beurlaubten ſich, und gern überließ man ihm den Schlüſſel zur Kirche und zur Sternwarte, um da auch die Stunden des heiligen Sinnens zu feiern. Von der letzten, von der Sternwarte, ſagte man ihm, daß ſie nicht beſucht worden wär' ſeit ſeiner Abreiſe. Der Bruder Obſervator, der ſchon damals krank lag, war geſtorben; vom Schaugeräth war Vieles ſchadhaft, das nur Dionyſius, der hiervon Wiſſenſchaft hätte, ergänzen konnte; auch, und dieſes ſagte man ihm in Geheim, ginge unter den ungelehrtern Brüdern eine Sage, welche freilich von den gelehrten Vätern nicht angenommen würde, es gehe in der daſigen Gegend bei Tag und Nacht um der Schatten des Rieſenhundes, der, irgend bei dem Kloſterbrand umgekommen, nun ſein geſpenſtiſches Daſeyn hier eigene, wo man ihn, Dionyſius wiſſens wohl, lebend nie gern an ſeiner Seite geſehen.

Dionyſius lächelte; aber ein leiſes Grauen rieſelte ihm doch über die Haut, als er das Weſen nennen hörte, über welches er ſich nie mit ſeinen Freunden erklärt, ſich auch jetzt darüber zu erklären, weder Zeit noch Luſt hatte.

Als er die einſame Kirche betrat; als ſich die hohe Pforte hinter ihm verſchloß; als er den Gang begann durch die kalten, wiedertönenden Gewölbe; wer ſchildert da die Gedanken und Gefühle, die ihn umſchwebten! Er maß den Gang zwiſchen den Pfeilern von der Pforte bis zum Altar mehrmal. Als er dieſem nahte, ſtrömten ſeine Augen; denn Odalia lebte in ſeiner Seele, bis er endlich, ſich erholend; zur lindernden Andacht vor dem Altare niederſank, und die Stufen mit ſeinen Thränen netzte, auf denen er einſt auch mit ihr gebetet und geweint hatte.

O du Heilige des Himmels! rief er laut von dem Altare nach dem unterirdiſchen Gewölbe ſchwankend: Was mochte hier dein Schickſal ſeyn? und warum mußte unter allen Möglichkeiten, ob ich mit dir hier verabredete, die Einzige verfehlt werden, die dir wahrſcheinlich hier den Untergang brachte?

Als er in dem unterirdiſchen Gewölbe ankam, war dort die heilige Lampe verloſchen; kaltes Grauen kam ihm entgegen; und ein Zugwind, als ſei die Thür nach dem ſchmalen, weiter hinabführenden Gange offen geblieben, hauchte ihn an:

alſo auch hier war Alles verödet. Wehe dem, der die Stellen ſeiner Ruhe ſo wiederfindet! Er eilte zurück: denn es war unmöglich, hier zu weilen. Dieſer Weg mußte in Geſellſchaft, oder wenigſtens beim Scheine des Lichts, in den nächſten Tagen unternommen werden, ob ſich vielleicht dort Muthmaßungen von dem Wege, den die Verlorne genommen hatte, als ſie floh, geſcheucht von irgend einem Schrecken.

Er ging zurück, und als er herauf in die Kirche kam, veranlaßten ihn die Strahlen der ſinkenden Sonne, hinauf zu ſteigen auf die Sternwarte, um dort in dem Anblicke des herrlichſten Schauſpiels der Natur ſich Troſt zu holen. Jetzt war er oben. O, hätte er gewuſt, welche Füße dieſe Stufen zuletzt betreten hatten! Doch, daß ſich Odalia in jener Nacht hieher gewagt haben ſolle, davon kam ihm kein Gedanke in den Sinn! Er hatte den freien Umgang erreicht, und der Anblick des mit goldnen Wolken umſäumten Abendhimmels goß Ruhe in ſeine Seele. Hier wollte er den Untergang der Sonne und den Aufgang des Mondes erwarten; denn den Weg zum Marggräfen, welcher heute noch gemacht werden mußte, hatte er vergeſſen.

Es erhebt ſich aber, ſagt hier der Chronikſchreiber, auf den wir uns gründen, und deſſen Worte wir ſo oft beibehalten, es erhebt ſich auf der Mitte des Beobachtungsplatzes eine thurmhohe Stange, welche gen Himmel ragt mit einem ſtählernen ſcharfgeſpitzten Schrift, und iſt an ſelbiger Stange ein Kettenwerk befeſtigt, mit welchem die abergläubiſchen Mönche jener Zeit gemeint, den Blitz des Himmels zu feſſeln, daß er ihnen nicht ſchaden möchte, wenn ſie hier weilten, nach den Geheimniſſen der Oberwelt forſchend. Tief ſenkt ſich dieſes Kettenwerk hinab, bis unter den Grund des Thurms, in einen bodenloſen Abgrund, iſt auch rund um die Stange, aus welcher man oft hat Flammen und Funken aufſteigen ſehen, ſo Einer ſich hier verſpätete zur Zeit des Gewitters, ein bruſthocheiſern Gitterwerk gezogen, daß Niemand hinabſtürze in die Tiefe; und hat der gelehrte Dionyſius, ſonſt ein Feind alles Wahns, nicht getadelt, was die Väter etwa hiemit gemeint, es auch weder unvernünftig, noch eingreifend in göttliche Rechte gefunden, ſondern beſcheidentlich geäußert, was ihm hier unbegreiflich ſei, oder wie von ihm nur ein Fünklein tage, das werde die ſpäte Nachwelt beſſer erkennen, ob auch jede Spur von gegenwärtiger Muthmaßung im Sturme der Zeit verloren ging'; wie denn auch zu jetzigen Wunderzeiten, — (es iſt aber dies geſchrieben im Jahr 1552. —) es faſt das Anſehen haben will.

Dionyſius aber, ſich jetzt der ſinkenden Sonne gegenüber, lehnend an das eiſerne Gitterwerk, womit jener Abgrund umzogen war, ſchaut zurück in die grauenvolle Tiefe, und wird da dicht neben ſich an einem Haken des Gegitters Etwas gewahr, das er, ſolches aufnehmend und näher betrachtend, mit Entſetzen für das erkannt, was es war, nämlich für das von Wind und Regen ſchier unſcheinbar wordene untere Theil von Odaliens Schleier, noch an einigen Stellen zeigend den Saum, ſo ihm von dem größern Halbſchied, welcher ſtets an ſeinem Herzen ruhte, wohl bekannt.

Wie hierauf Gedanken mit Gedanken wechſelten, als er das Gefundene verglich mit dem, was er bei ſich trug, das hat er nie nachſagen können; denn jetzt überſiel ihn, wie ein heimtückiſcher Feind, die ſchrecklichſte und gefahrvollſte Stunde ſeines Lebens, die wir, gut überſtanden oder bös, nie beobachten oder ſchildern können; denn ſie endet mit uns, wie ſie uns findet, feſt im Glauben an Gott, oder dahin gegeben in die Gewalt des Verſuchers; daher ſich ein Jeder vor ſolcher wahre.

Ein Gedanke war jetzt dem Jünglinge gewiß: Seine Odalia, durch Schrecken oder Gewalt hinab geſtürzt, vielleicht durch den fürchterlichen Hund, der faſt auch ihm den Tod gegeben, den der Pförtner auch hier erblickt, habe geendet in dieſer Tiefe. Fürchterlich war dieſe Vorſpiegelung einer feindſeligen Macht; aber ein noch entſetzlicherer Gedanke folgte ihr. So gleitet über den reinen Himmel eine ſchwarze Wolke, ſo miſcht ſich in den Kreis der Kinder Gottes der Arge; beide ſo ſchnell verjagt, als ſie ſich zeigten.

Nein! rief der Unglückliche, und warf ſich auf die Knie, mit aufgehobnen Händen; nein! an dir will ich nicht verzagen, der du, Allen ewig wohlthuend, dort die Sonne untergehen läſſeſt, um ſie morgen wieder herauf zu bringen aus dunkler Nacht! Auch mir wird die Sonne wieder aufgehen, die Sonne des Glaubens und der Hoffnung, ob auch die irdiſche hier auf ewig in Nacht verſenkt worden wär'.

Damit iſt er, wohlwiſſend, daß in ſolchen Stunden nächſt dem Mittel, das er eben ergriffen, Nichts rette, als Menſchennähe und Ergreifung irgend eines Geſchäfts, hinabgeeilt mit ſchnellen Schritten, hat ſich auch nicht in der Kirche länger verweilt, ſondern, als er wieder im Gedränge der lebevollen Stadt war, gleich den Nächſten Beſten angeredet, und ihn gefragt, ob der Markgraf anweſend ſei auf ſeiner Burg, und als man ihm geantwortet: man wiſſe es nicht, hat er ſich aufgemacht nach dem etwas entlegenen Schloſſe, um ſelbſt nachzufragen. Denn er ſein Geſchäft an ihn ſogleich ausrichten konnte, alles, was er hatte, bei ſich tragend, und den päbſtlichen Brief, nebſt ſeinem Siegel ſicher fühlend in den Falten ſeines Manärmels, welches, wie bekannt, der einzige Ort iſt, wo ein Kloſtermann Etwas zu bergen vermag.

So wie Dionyſius nun daherging unter der auf- und abwogenden Menge der, damals ſehr volkreichen Stadt, ſo gewann er mehrere Faſſung. Fröhliche und abgehärmte Geſichter begegneten ihm, an welchen er ſich labte oder tröſtete, denkend, das allgemeine Menſchenſchickſal ſei ſein eigenes, ſich gar nicht zugebend, er ſei von Andern ausgezeichnet durch beſonderes Unglück.

Als nun dicht vor der Pleißenburg auf ihn zukam ein alter Bekannter, ſo wohl oft bei ihm gebeichtet, welcher zu ihm ſprach, ihn freudig anredend: Ei mein Pater! wie hat Euch Gott erhalten in dem ungeheuern Brande, den wir Alle als todt beweinten! und als ſolcher von ihm darauf den Segen verlangte, den er ihm auch ertheilt; da hat ſich ſein Herz erhoben, denkend: Wenn ich noch zu ſegnen vermag, wie darf ich denn verzagen? Darauf denn ein guter Geiſt ſein Herz überſtrömt mit der ſüßen Ahnung, welche jede Seele befällt, die, im letzten Kampfe ſiegend, das dunkle Thal zurückgelegt hat, welches ſie ſcheidet vom beſſern Geſchicke. Und kann man es dem zagenden Menſchen nicht genug wiederholen, daß es ſolche

Augenblicke giebt, wo uns das Schickſal um den höchſten Preis ſeine edelſten Gaben verkauft.

Dionyſius trat ein in die Fürſtenwohnung, und die Marggräfin ließ ihm herausſagen: Ihr Herr ſei noch nicht zurück von der Jagd, werde auch faſt ſpät erwartet. Wenn aber der ehrwürdige Pater, als Botſchaft bringend vom heiligen Stuhle, ſo ſie erwartete, eintreten wollte, der Marggräfin einige Kunde zu geben von ihren Bekannten in Rom, ſo würde ihr daran ein ſonderlicher Wille geſchehen.

So trat ſolcher Geſtalt der päbſtliche Geſandte hinein. Und als Frau Adela, unter all ihren Frauen ſitzend und am ebenholzenen Rocken mit elfenbeinerner Spindel gar zierlich ausziehend den zarten Faden, gewahrete den majeſtätiſchen Jüngling in vornehmer, geiſtlicher Tracht, geziert mit dem goldnen Kreuz, dem Gnadengeſchenke des Pabſtes; da erhob ſie ſich und trat ihm ehrerbietig entgegen. Und ſo wie ſie that, erhoben ſich auch die Aeltern ihrer Frauen, welche neben ihr ſpannen. Aber die jüngern Fräulein, die drüben im hochgewölbten Bogenfenſter noch nützten den letzten Strahl der Abendſonne, um zu enden, was ihnen geſetzt war an der köſtlichen Tapetenarbeit, erhoben ſich nicht; jedoch des Eintretenden wohl gewahrend, wie ſich aus dem leiſen Geräuſche, das unter ihnen entſtand, vermerken ließ.

Dionyſius aber hielt in ſeiner Hand den großen Brief, meldend, wie er hoffe, daß derſelbe angenehme Kunde und Gewährung alles deſſen enthalte, was man gewünſcht, welches die Marggräfin ehrerbietig beantwortet, und den Boten, nach ſeinem Namen fragend, bat, ſich niederzulaſſen ihr gegenüber, bis ihr Herr komme. Als nun der Jüngling ſeinen Namen genannt, da erhob ſich drüben unter den Jungfrauen ein ſtärkeres Geräuſch, weil Eine derſelben plötzlich zu Boden geſunken.

Als nun die Marggräfin ſelbſt herzueilte, nach dem Unfall zu ſehen, und auch Dionyſius, ſich zurückziehen wollend, einen Blick hinüberwarf in den, vom goldenen Abendſonnenlicht hell beglänzten Haufen; da iſt es ihm nicht beſſer gegangen, als Jener, und, ſich ſelbſt nicht erkennend, auch nicht begreifend, an welchem Ort er war, iſt er mit dem Worte: Odalia! O meine Odalia! faſt beſinnungslos dahingeſunken.

Da er ſich aber wieder erhob, war das Gemach leer, maßen Frau Adela die Ohnmächtige hinweg bringen laſſen, auch ihr ſelbſt folgend, ihren Hausmeiſter, einen alten ehrbaren Mann, und den nämlichen, ſo dem Jüngling hart beim Schloß begegnet, zu ihm geſandt, ihn zu laben und zu beruhigen.

Faßt Euch, mein Pater! ſprach der Alte, und ob die Jungfrau Odalia Eure Schweſter, oder Euch ſonſt verwandt iſt, ſo wißt, ſie iſt wahrſcheinlich ſo erſchrocken über Euer, als Ihr über ihr Wiederfinden, hat, Euch kennend, vielleicht auch Euch mit uns Allen für todt gehalten, welches Ihr denn wohl auch von ihr geglaubt haben könnt.

Dionyſius wußte hierauf nichts zu antworten. Auch kam bald darauf Frau Adela, welche, Jenen hinausgehen heiſſend, ſich an des Dionyſius Seite geſetzt, und mit ihm geſprochen eben wie eine Mutter, ſagend: Mein Pater! Ich weiß zwar nicht, was hier für Geheimniſſe obwalten; doch wird mir aus den Worten, welche meine Odalia beim Erwachen geſprochen, auch aus ihrer bisherigen Traurigkeit, manches klar. Beunruhigt Euch indeſſen nicht! Ich beſorge hier nichts, ſo Eurem Stande und dem, den ſie zu wählen gedenkt, nämlich dem heiligen Kloſterſtande, ungemäß ſei. Sie hat aber, ſich völlig ermunternd, mich gebeten [illegible], Euch nämlich zu befragen, wie Ihr gerettet worden ſeid aus dem Brande Eures Kloſters, und auch, dafern Ihr um ſie forgtet, zu ſagen, wie ſie gekommen ſei in meine Hände.

Dionyſius, unvermögend, zuſammenhängend zu ſprechen, hat gebeten, ihm vorjetzt zu erlaſſen jede Erzählung und nur ihm zu ſagen, wie gerettet worden ſei die Liebſte ſeiner Schülerinnen, als um welche er noch heute getrauert bis ſchier zum Tode.

Die Markgräfin lachte des Lehrers und der Schülerin, und fing mit folgenden Worten an: Die Geſchichte iſt gar kurz, auch Ihr zu angegriffen, um Viel zu hören. Wißt alſo! daß, als ich am Morgen nach dem Brande Eures Kloſters hinab ging nach der Kirche der Pauliner, wo ich allwege meine Andacht zu haben pflege, nicht allein um zu feiern das Feſt ſelbigen Tages, ſondern auch Gott zu danken für Rettung der Stadt, als welche in großer Gefahr geweſen, da haben meine Leute in einem Stuhle eine Ohnmächtige ſitzend gefunden, welche, ſich ermunternd, ſich bekannt gemacht als die orientaliſche Jungfrau, die Mündel des Catharinen-Kloſters, von welcher ich faſt viel gehört, auch mich gewundert, daß ihre Mutter, welche ich, als ich meinem Gemahl folgte ins heilige Land, gar wohl gekannt habe, ſie nicht eher in meine Hand gelegt, als in die der Mönche. Als ich nun die Jungfrau zu mir führen laſſen, hat ſie mir hierüber gnügliche Kunde gegeben, auch meinen Schutz gar gern angenommen, welchen ſie wegen irgend eines Mißverſtändniſſes zwiſchen mir und ihren Aeltern nie hoffen dürfen. Iſt auch ſeitdem bei mir blieben, doch allewege ſehr traurig; weswegen? das erfuhr ich erſt heut. Auch iſt die Jungfrau faſt hohes Standes, will aber, weil hier irgend Einer ſie verfolgt mit unſtatthafter Liebe, den Schleier nehmen in den nächſten Tagen, wozu Ihr derſelben eher förderlich, als hinderlich ſeyn werdet.

Wie könnte ich dies! rief der entzückte Jüngling, und kennt Ihr uns wenig, ſo unter uns etwas Irdiſches vermuthet. Hat darauf der Marggräfin Einiges erzählt, was, als das Geheimniß eines reinen Herzens, ein Jeder wiſſen dürfte, der auch reines Herzens war; auch ſich darauf ſtark machend, ſeinen Abſchied genommen, als für heut unfähig, den Marggrafen zu ſprechen. Da ihn denn Frau Adela freundlich entlaſſen und gebeten, des andern Morgens wieder zu kommen, und Antwort zu holen auf das, was vielleicht in dem Briefe enthalten, ſo er ihr da gelaſſen. Er aber iſt heim gekehrt in das Pauliner Kloſter, noch nicht begreifend das Glück, ſo ihm der heutige Tag gebracht; denn was etwa die Marggräfin eingeſtreut, ihn nicht verletzen können, da er ja nie hegen dürfen einen Gedanken irdiſcher Hoffnung.

Welch eine Nacht folgte dieſem wundervollen Tage! Sie wurde wachend verträumt, bis der Morgenſtern blinkte. Seine Augen ſchloſſen ſich, und im heiligen Geſicht führten Engel die Liebenden in den himmliſchen Freudenſaal.

Ach ja! Nur dort! nicht hier! Dies waren die Worte, mit welchen der Jüngling erwachte. Und haſt du denn je anders gedacht oder gewünſcht? ſtrafte er ſich ermannend. Schäme dich der kleinſten Vorſpiegelung, die deinem Stande nicht ziemt! — Nur ein Gedanke quälte ihn, als er den Weg auf die Burg antrat: Ob ihm vergönnt werden würde, die Wiedergefundene zu ſehen? — O nur noch einmal! nur noch ein einzigesmal! rief es in dem Innerſten ſeiner Seele, um ihr nur zu ſagen, um ſie nur zu fragen, Alles, was mir auf dem Herzen liegt, und dann zu ſterben. Aber nein! Sie werden mir es nicht geſtatten! Was lag alles in den Worten der Marggräfin? Strenge Mißbilligung deſſen, was die Ueberraſchung an das Licht zog! Und warum ſagte ſie mir von Odaliens hohem Stande, den ich ja längſt ahnete? Warum von den Bewerbungen Anderer? Thut dieſes Etwas bei Gefühlen, wie die meinen?

Jetzt war er angelangt; ſein alter Bekannter meldete ihn, und ſogleich wurde er vorgelaſſen, wo er den Marggraf allein fand. Er war ein freundlicher, Scherz und Lachen liebender Herr, und freundlich und lachend wurde er von ihm empfangen. Nur ſo viel Ernſt, als der Eingang des Geſchäfts erforderte, welches er hier hatte, und dann die Miene leichter Fröhlichkeit, die den Mönch, der ſehr ernſt, ſehr feierlich geſtimmt war, mehr irrte, als ihm wohlgefiel.

Er fragte ihn in faſt ſcherzhaften Ausdrücken: was denn nun ſein Plan ſei für das künftige Leben?

Dionyſius antwortete: wie er hoffe, die Pauliner würden ihn aufnehmen.

Aber, fragte der Fürſt, ohne daß ihr dem Kloſter Etwas mitbringt? — O trauet dieſen Herren nicht, und tretet lieber in meine Dienſte!

Der Jüngling antwortete: er habe ſich die Bitte vorbehalten um eine Lehrſtelle bei der neuen Einrichtung in dieſer Stadt, zu welcher er dem Marggrafen des Pabſts Verwilligung überbracht.

Und die ſollt Ihr haben unverzüglich, ſprach Thedo ſcherzend; päbſtliche Heiligkeit ſelbſt meint: zu weltlichen Wiſſenſchaften gehören Weltleute. Wollt Ihr denn Eurer alten Braut, der Kirche, den Scheidebrief geben, und mir dienen, ſo ſollte mir ſolches lieb ſeyn!

Ausdrücke, wie dieſe, verletzten des Jünglings zartes Gemüth, und mit niedergeſchlagenen Augen ſagte er: den Eid, einmal geſchworen, dürfe kein Biedermann brechen, und der bloße Gedanke ſei wider die Pflicht des geiſtlichen Standes.

Ei mein Pater! ſprach der Marggraf faſt zürnend: ſteht es mit Euch ſo, — ſo iſt hiervon nicht weiter zu reden, und hätte ich ſolches nicht erwartet von dem, um deſſentwillen ſchöne Mägdlein in Ohnmacht und Todesgefahr gerathen. Auf dieſe Weiſe werdet Ihr auch ſchwerlich verlangen, die Jungfrau Odalia zu ſehen, obſchon ſie Euer harret.

Des Jünglings Wangen glühten, ſo daß er ſich deſſen ſchämte, und darüber immer mehr überzogen ward mit hoher Röthe. Er ſtammelte die Worte: Gern hätte er ſeine wiedergeſchenkte Schülerin noch ein einziges Mal geſehen.

Nun, ſo ſteigt hinab! erwiederte der Fürſt; ſie iſt im Schloßgarten. Und damit Ihr doch irgend ein Gewerbe an ſie habt und nicht vor ihr ſtehen müßt, wie jetzt vor mir: ſo ſeid gebeten und redet ihr zu, daß ſie nicht länger ausſchlage die Hand des Egberts, der nun bald aus Rom kommen und ihre endliche Entſchließung holen wird! Er hat ſich um ſie beworben faſt ſehr, ſeit ſie bei uns iſt. Und ich ſollte glauben, Thüringiſche Markgräfin zu werden, ſei keine Sache, die großes Bedenken erfordere.

Dionyſius ſtand wie eingewurzelt, und ſanft ſagte der Markgraf: Geht hinab, mein Pater und redet mit der Jungfrau zum Anfange, was Ihr wollt! Ich werde auch hinab kommen mit meiner Gemahlin, maßen ich noch wohl manches Wort an Euch habe.

Sehr herabgeſtimmt trat der Jüngling den Weg an in den Schloßgarten. Aber das Hauptgefühl behielt ſeine Rechte, und ſie ſuchend, die ſeine ganze Seele erfüllte, hatte er am Ende kein Gedanke mehr, als den: Ich werde ſie ſehen!

Und ſiehe! da iſt ſie! Aus einer Laube tritt ſie hervor, wie ehemals. Odalia! Dionyſius! tönt aus beider Munde. Du lebſt? — Iſts ein Traum? daß ich das Vielbeweinte wiederſehe?

Was dieſem Eingange folgte, welche Erläuterungen, welche Auseinanderſetzungen, welche Ausbrüche hoffnungsloſer Leidenſchaft? Der Leſer erräth es.

Der Marggraf und Frau Adela beobachteten die Liebenden unbemerkt am Fenſter. Sie ſahen ſie jetzt unruhig die Gänge des Gartens auf und ab wandeln, jetzt in die Laube zurückkehren. Am Ende einer Stunde gingen beide hinab, um auch Worte zu erlauſchen. Alles war ſtill in der Laube; nur ein leiſes Schluchzen Odaliens vernahm man. Die Marggräfin bog ein wenig das Laubwerk zurück. Odalia hatte über einen kleinen Tiſch, der zwiſchen ihr und ihrem Freunde ſtand, ihre Hände hinüber in die ſeinigen gelegt; ſeine Stirn ruhte auf denſelben; Worte ſchienen zuweilen über ſeine Lippen gehen zu wollen, aber zu tiefe Bewegung hielt ſie zurück. Endlich erhob er das Geſicht. Nein! rief er, nein, Odalia! So dürfen wir uns nie wiederſehen! Kämpfe, wie dieſe, bedrohen unſer beſſeres Selbſt. Ich bin überwunden! Nimm den Schleier! Nimm ihn! Dich mir auf doppelte Art unerreichbar zu machen, bringt am Ende vielleicht dir und mir einige Ruhe!

Herr Dionyſius! rief hier der Marggraf eintretend, das nehmt mir nicht übel! Ihr vertretet Euer Amt ſchlecht. Was ſetzt Ihr dem Kinde da für Grillen in den Kopf? Wollt Ihr, wie Euch befohlen war, nicht für einen Andern reden, warum ſprecht Ihr nicht für Euch ſelbſt? Will Odalia ſich bewegen laſſen, an die Stelle ihrer grauen Vorgängerin der Kirche zu treten, wie könnt Ihr Euch Euern Glück entziehen?

Faſt erſchrocken hatten ſich jetzt die Liebenden erhoben, und ſtanden mit niedergeſchlagenen Augen dem Marggrafen gegenüber, der einen großen Brief nebſt einigen kleinern vor den Jüngling legte, und zu ihm ſagte: Hier leſet ſelbſt! Hier ſchreibt der heilige Vater: Mir ſei nöthig an der Spitze meines, von ihm gutgeheißenen Vorhabens ein Weltmann, der zugleich dem heiligen Stuhle gnugſam verpflichtet wär', ſein Beſtes nicht zu verſäumen. Beides ſchenke er mir in Eurer Perſon. Er zähle Euch los des heiligen Kloſtergelübds, allein den Theil des Gehorſams und der Treue unveränderlich erklärend; maßen man im weltlichen Stande ſowohl fromme und hochgelehrte

Leute brauche, als im geiſtlichen, und wohl noch mehr.

Der Jüngling wollte ſeinen Sinnen nicht trauen ob dem, was vor ihm lag. Zagend und zitternd ſtand er dem Fürſten gegenüber, der ihm noch ein Schreiben in die Hände legte, ſagend: Leſet dieſes! Leſet es vor Euch, um zu mehrerer Faſſung zu kommen! Es iſt von Euerm alten Freunde, dem Biſchoffe. Wir wollen hier Eure Antwort erwarten.

Und der Jüngling nahm und las, in den Gängen des Gartens auf und abgehend, was er, vor Uebermaß der Freude kaum zu leſen vermochte; hat auch ſolches am Ende, zu den Andern zurückkehrend, in die Hände des Marggrafen gelegt, welcher leſend alſo ſprach: Ja! und hier ſteht es! Kurz iſt das Leben des, ſich ſeinem Ende nahenden Pabſts; kurz auch wahrſcheinlich das meinige. So lange wir beide noch vorhanden ſind, könnten wir vielleicht Euch vor dem Dolche des Meuchelmörders ſichern; aber was denn hernach? Es iſt wahr, die, ſo in Euern Sternen geleſen haben wollen, verſichern: Euch wären die höchſten Stufen der Kirche zu erſteigen beſchieden. Aber eben darum iſt mir jetzt jeder Schritt zu Euerm Beſten erſchwert, und nur der Eine leicht gemacht, die Erlaſſung Eures Gelübds. Der Pabſt iſt ſchwach; ich bin es auch. Nehmt der Gelegenheit wahr! Sollte Odalia noch leben, leben, wie verlauten will, am Hofe des Marggrafen, ſo winkt Euch ein Glück, das Mancher dem Biſchofsſtabe und der Inful vorgezogen haben würde, wär' es ihm, ſo wie Euch geboten worden.

Die Augen des Jünglings ſtahlen ſich, während der Marggraf ſprach, leiſe hinüber zu Odalien, die mit thränenſchwerem, tief zur Erde geſenktem Blicke neben der Marggräfin ſtand. Er nahte ſich; leiſe fanden ſich ihre Hände. Umarmt Euch! ſprach die tiefbewegte Fürſtin, die die Verlegenheit der klöſterlich Liebenden ſah. Und innig umſchlang der Jüngling ſeine Odalia, und beide wagten den erſten Kuß heiliger Liebe — Sie flüſternd: Iſt's möglich! Ich dein? — ohne Sünde und Vorwurf? — Und er: Dies war mein Traum: Engel führen uns nun in den himmliſchen Freudenſaal!

Von dem, was jenſeit dieſer Scene vorging, meldet der Chroniker wenig. Nur dieſes ſagt er, daß, als, nach Wahrnehmung noch einiger Formalitäten, Dionyſius und Odalia, am Altar der Paulliner-Kirche auf ewig verbunden, zurückkamen, ſich unter den Glückwünſchenden auch fand Marggraf Egbert. Dies war's, ſagte er mit erkünſteltem Lächeln; dies deutete Euch der blühende Myrthenkranz!

Ja! antwortete der Neuvermählte: aber mein war auch der Dolch der Verfolgung!

Und iſt dieſer —, verſetzte der Thüringer, iſt er nicht noch immer auch in meinem Nacken?

Er wird Euch nicht treffen, ſprach Dionyſius ſanft, ſo Ihr dem Streben nach unerreichbaren Dingen entſagt. Nur unter der Euch bewußten Hülle lauſchte das Schreckbild, der Todtenkopf!

Egbert antwortete nicht; hat auch Odalien weder eines Grußes, noch Glückwünſchens gewürdiget, ſondern hat ſich wieder hinaus geſtürzt in das wilde Kriegsleben, bis im fruchtloſen Bemühen nach der Krone, die ihn floh, er endlich ein Raub ward heimlicher Nachſtellungen in der Mühle zu Eiſenbüttel.

Aber auch Dionyſius blieb mitten im Schooſe der Liebe und der ſchützenden Freundſchaft nicht verſchont von Verfolgung des Feindes. Babo war der Erſte, welcher als päbſtlicher Legat Beſitz nahm von dem neuerbauten Biſchoffshofe, bis der Marggraf nebſt den Seinen, zu welchen auch Dionyſius und Odalia gehörten, flüchtete, als 1082 die Böhmen ſeine Stadt bedroheten, in ſchönere Gegenden.

Als damals die Mauern von Leipzig, die kaum vor 60 Jahren neu erbaut worden waren, wieder geſtürzt wurden, da iſt auch zerſtört worden der Biſchoffshof.

Babo, der nie von ſeinem dienſtbaren Geiſte erlangen können Erreichung der höchſten Staffel, ward am Ende ſeiner mächtig, und entweder, weil Jener nicht gehörte zu den Schlaueſten unter den Legionen der Hölle, oder weil der Babo ärger war, als Alle, hat dieſer ihn gebannt in ein gläſern Gefängniß, verſiegelt mit einem Siegel, welches kein Geiſt des Abgrunds brechen kann, und ſolches vergraben im Grund ſeines Hauſes. Woher ſich wahrſcheinlich auch das Mährlein ſchreibt, welches noch in unſern Tagen am Weihnachtsabend in der Ammenſtube erzählt wird:

Ein vorwitziges Mägdlein fand an ſolchem Tage, hinab in den Keller geſchickt, in einem Hauſe, das wahrſcheinlich auf jene Trümmer gebaut war, ein ſchönes Chryſtallglas, wo in einem durchſichtigen Naß ein leuchtendes Inſekt ſchwamm. O, rief die Kleine, Mutter! ſchenke mir dies leuchtende Vöglein, daß ich es ſetze meinem Bette gegenüber meinen Nächten zu leuchten.

Aber die Mütter ahnden leichter die Nähe eines verführeriſchen Geiſtes, als die Töchter, und heftig erſchreckend gab dieſe Befehl, dies gefährliche Glas zu befeſtigen an einem 9 Pfund ſchweren Stein, und ſolches mit ihm zu verſenken an der Stelle, wo die Pleiße ſich ſtürzt in die Arme der Elſter.

Wehe dem, der es findet, und den feindlichen Geiſt befreit aus ſeinem Gefängniſſe. Wiewohl Einige fabelhaft erzählen: Er ſei ſchon frei geworden zu unſrer Aeltern Zeiten, und wandle ſeitdem durch die Fluren einer benachbarten Stadt in Geſtalt des Bruno, des Rieſenhundes, allemal wenn er erſcheint, als ein Verkündiger böſer Zeiten. Welches wir denn billig, ſo wie das ganze Mährlein, mit dem Chroniker an ſeinen Ort geſtellt ſeyn laſſen.

II.

Einige Tage in Liſſabon.

Briefe

an eine Freundin in Deutſchland.

Bruchſtücke einer in den Jahren 1805. und 1806. gemachten Reiſe.

Von

J. Ch. A. Haſſe.

Beſchluß.

Den 3. December.

Außer dem italieniſchen, gibt es in Liſſabon noch drei Schauſpielhäuſer. Ich war heute in dem Nationaltheater o Salitre, wo Maria da Luz die erſte Sängerin iſt. Sie ſoll ſogar den Marſchall Lannes bezaubert haben. Ein zweites heißt dos Condes. Das dritte, wo der portugieſiſche Pickelhäring, der Gracioſo, ſeine Poſſen treibt, kenne ich noch nicht. In allen iſt es gewöhnlich, jedem, der bei der Bühne angeſtellt iſt, ein Benefiz zu bewilligen. Der Thürſteher der prima Aſsignatura (erſten Logenreihe) — ſo meldet er ſich in der demuthvollen Einladung an — trat in die Loge mit einer tiefen Verbeugung, wobei er die Hüfte des erſten beſten ſeiner hohen Gönner umfaßte. Dies iſt Landesſitte, wenn ein Niederer den Höheren um etwas bittet. Das Haus hat drei Logenreihen, eine Gallerie und ein doppeltes Parterre; in jeder Loge iſt für drei, höchſtens vier

Perſonen Platz. Das Ganze iſt eng und winklicht gebaut; in den Gängen finſter, und ſo niedrig, daß man manchmal gebückt gehn muß. Der Winkel, wo man Erfriſchungen verkauft, iſt ſchmutzig, und ſo alles Uebrige. Seit Kurzem erſt dürfen hier Frauenzimmer auftreten, deren Rollen ſonſt verkleidete Männer übernahmen. Unter den Schauſpielern befinden ſich mehrere Handwerker, die am Tage ihr Gewerbe treiben. Der Portugieſe hat zu allem Talent. Im Komiſchen bewegt er ſich am leichteſten.

Sämmtliche vier Theater ſind der Cenſur unterworfen. Dieſes Amt wird von einem ehemaligen proteſtantiſchen Geiſtlichen bei der däniſchen Geſandtſchaft in Liſſabon verwaltet; ein merkwürdiger Mann, deſſen geiſtvollem Umgange ich die genußreichſten Stunden in Liſſabon verdanke. Es iſt der Oberſte J. W. C. **Müller**, ein Schüler von Michaelis und Heyne, ein Zeitgenoſſe von Voß, Hölty und Miller in Ulm. Eben ſo klug, als freimüthig, ſtiftet er hier viel Nutzen, weil er nichts unternimmt, was er nicht ausführen kann. Er iſt gegenwärtig Oberappellationsrath, Aufſeher über die königliche Druckerei und Spielkartenfabrik, Cenſor, Mitglied der königlichen Akademie der Wiſſenſchaften, Dolmetſcher, Fregattenkapitain, und Oberſter in der Rangliſte. Doch mehr über ihn ein andres Mal.

Die hieſige Nationalbühne iſt fruchtbar, obgleich nicht an Originalproducten. Meiſtens gibt man Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen, Engliſchen und Italieniſchen. So hat man die meiſten Stücke von Goldoni, viele von Shakeſpeare, Voltaire, Racine und Arnauld, auch mehrere deutſche von Leſſing, Kotzebue und Andern auf die portugieſiſche Bühne verpflanzt; So wurde kürzlich Cabale und Liebe vom „Famoso Chillet“ aufgeführt. In den letzten 15 Wochen waren überhaupt 61 neue Producte für das Theater der Cenſur vorgelegt, und faſt ſämmtlich angenommen worden. In den letzten zwei Jahren bis zum erſten Auguſt 1805 hatte die Cenſur 343 Theaterſtücke beurtheilt. Zu den beſten portugieſiſchen Ueberſetzungen im dramatiſchen Fache gehören Othello und Mahomed. Minna von Barnhelm erhielt die Erlaubniß der Cenſur nicht, weil der Ueberſetzer einen ganz unbedeutenden Zuſatz aus der franzöſiſchen Bearbeitung mit aufgenommen hatte. Vor funfzig Jahren zählte die portüzieſiſche Literatur 163 dramatiſche Schriftſteller, von denen noch 190 Theaterſtücke vorhanden ſind.

Unter den jetzt lebenden dramatiſchen Dichtern nenne ich Ihnen den armen dos Santos e Silva. Er iſt blind und lahm. In ſeiner Jugend war er Ingenieur, hatte in Coinbra ſtudirt und ſich durch Kenntniſſe in ſeinem Fache ausgezeichnet. Jetzt iſt er etwa 50 Jahr alt; aber auch das Unglück hat ſeinen Geiſt nicht niedergedrückt. Da er in großer Dürftigkeit lebte, hat ihm die Regierung vor Kurzem eine Stelle im königlichen Hoſpitale de Joſé gegeben. Von hier aus ertönt ſeine hohe und rührende Poeſie in Sonetten und Oden. Er hatte ein Trauerſpiel in fünf Akten, in ſechsfüßigen ungereimten Jamben (versos soltos) geſchrieben, el Rey D. Sebastiaõ em Afrika, dem aber eben jetzt wegen einiger zu freien Aeußerungen die Erlaubniß, aufgeführt zu werden, nicht ertheilt werden konnte! Denken Sie ſich den Schmerz des armen Dichters! Doch man lieſt ihn in der Handſchrift, und findet in ſeinem Trauerſpiele große Schönheiten des Plans, der Charakterzeichnung und der Sprache

Ein andres Drama der ernſteren Gattung von demſelben Verfaſſer, A. Restauracao de Pernambuco (die Befreiung von Pernambuc, nach Vertreibung der Holländer, welche dieſe wichtige Colonie erobert hatten,) wurde im September zum erſten Male gegeben. Es erhielt großen Beifall. Ein Lieblingsſtück des hieſigen Publikums iſt die Restauracao de Portugal, oder die Acclamacao — Ausrufung des Herzogs Johann von Bragança, (im J. 1640) zum König von Portugal. Ich ſah dieſes heroiſche Nationalſchauſpiel im Theater os Contes, wo ich die Theilnahme des Volks mehr noch an dem Gegenſtande, als an der Darſtellung wahrzunehmen glaubte. Es kommen darin harte Stellen gegen Spanien vor; ſie wurden jedesmal mit dem lebhafteſten Gefühle beklatſcht. — In dem Hoftheater di S. Carlo, wo die italieniſchen Opern gegeben werden, klatſcht man gar nicht. Nur ein leiſes Bravo läßt ſich hören; und wie mich dünkt, jedesmal mit richtigem, geübtem Kunſtgefühl. — Ein drittes Nationalſchauſpiel, die Eroberung Indiens, oder Vasco da Gama, füllet ebenfalls das Haus; ein Beweis, daß die portugieſiſche Nation für alles Vaterländiſche und für ihren Heldenruhm noch jetzt lebhaft empfindet. Ueberhaupt ſcheint es mir, daß dieſes geiſtreiche und wahrhaft achtungswürdige Naturvolk nur ſchlummere, und keineswegs für ſeine — unter günſtigeren Verhältniſſen wieder zu erweckende — Größe abgeſtorben ſei. Der Gedanke, den Sitz der Regierung nach Rio Janeiro zu verlegen, iſt hier in mehreren Köpfen rege. Noch ein Trauerſpiel muß ich Ihnen nennen, das aber bei meinem Hierſeyn nicht aufgeführt wurde. Es heißt Osmia. Der Gegenſtand iſt aus der älteſten Zeit Luſitaniens, wo ſich das Volk gegen die Römer erhob, gewählt. Osmia kämpft mit der Liebe zu einem edlen Römer und mit der Pflicht gegen ihr Vaterland. Ihr Tod verſöhnt ſie mit der Pflicht. Die Verfaſſerin dieſes Trauerſpiels iſt eine edle Portugieſin, die Gräfin Vimeira. Die Akademie der Wiſſenſchaften hatte einen Preis auf das beſte portugieſiſche Trauerſpiel geſetzt. Osmia erhielt ihn, aber man fand in dem beigefügten verſiegelten Zettel den Namen der beſcheidenen Verfaſſerin nicht, ſondern bloß die Bitte, den Preis, wenn ihn das

Stück erhalten ſollte, zur Ermunterung des Anbaus von Oſivengärten zu beſtimmen. *)

Sie fragen mich, liebe Freundin, ob ein ſo witziges Volk, wie die Portugieſen, nicht auch gute Luſtſpiele habe? Der Witz iſt überall gefährlich; hier ganz vorzüglich. Ein armer Winkeldichter, ein Jude, Antonio Joſé, wurde um ſeines Witzes willen von der Inquiſition verbrannt. **). Er hatte zuerſt mit Glück das Poſſenſpiel, mit ächtem, fröhlichen Volkswitze reich ausgeſtattet, auf die portugieſiſche Bühne gebracht. Zehn Jahre lang füllten ſeine Stücke das Haus. Seine Aeſopiade iſt voller Lazzis, nicht ohne Salz und Geiſt. Unter mehreren andern Paſſen, die äußerſt komiſch ſind, hatten zwei am meiſten das heilige Gericht erzürnt. In der einen unterredet ſich ein Deliquent unter dem

---

*) Oberſt Müller erzählte mir dieſen Zug. Auch Simonde de Sismondi hat ihn in ſeiner Literature du Midi de l' Europe, aufgenommen. Osmia iſt das erſte regelmäßige Trauerſpiel der portugieſiſchen Literatur. Die Verfaſſerin hat ſich nach Voltaire gebildet.

**) Dies geſchah bei dem letzten Auto da Fe in Portugal im Jahre 1745.

Galgen mit ſeinem Beichtvater. Sie können hieraus auf den Harlekinston und den burlesken Plan des ganzen Stücks ſchließen. In der andern examinirt ein Arzt den Kranken am Bette, wobei die Fakultät übel wegkommt. Nach Joſé's Verurtheilung wagte man nicht mehr, ſeine Stücke aufzuführen.“ Unter den jetzigen Luſtſpieldichtern müßte man Joaquim Manoel — den Sie aber nicht mit dem Ueberſetzer des Oberon Francisco Manoel, gegenwärtig in Paris, verwechſeln dürfen; — und einen reichen Kaufmann Botelho, wenn ich anders ihn richtig ſchreibe. Allein von beiden iſt nichts gedruckt. Eins der neueſten Originalluſtſpiele, das Erwähnung verdient, iſt o Caffé o o Bilhar, ein treues Sittengemälde von Liſſabon. Das Stück ſpielt in der Billardſtube eines Caffeehauſes, und die Entwickelung, welche der letzte Akt herbeiführt, iſt eines Molière nicht unwerth.

Doch mehr als zu viel von dem Theater in Liſſabon.

Den 4. Dezember.

Heute iſt der Tag der heiligen Barbara. Sie iſt die Schutzheilige der Artillerie, daher wurde ſie gleich am frühen Morgen mit Kanonen begrüßt.

Kein Maitag kann bei Ihnen ſo ſchön ſeyn, wie hier die Tage ſeit vorgeſtern. Dabei weht der Wind aus Nord. Dies ſpannt die Nerven, und wir Nordländer befinden uns ungemein wohl. Aber die Portugieſen zittern vor Kälte; und es kommen einige tauſend Mäntel mehr als gewöhnlich zum Vorſchein. Man ſagt mir, die größte Kälte, welche hier im Freien ſtatt finde, betrage ſelten 2 bis 4 Grad unter dem Gefrierpunkte.

Ich machte heute mit meinem Freunde Herrn Guidotti in deſſen Familie ich, auf die Empfehlung des H. v. d. B. in Dr., wie der Sohn vom Hauſe aufgenommen worden bin, eine Spazierfahrt auf dem Tejo. Wie belebt iſt dieſer große Strom! Wir fuhren durch einen Wald von 1200 Maſten hin; ſo viel Seeſchiffe ſollen hier vor Anker liegen. Wohl an hundert Barken, meiſtens Felucken, jagen den Strom auf und nieder. Wind und Ruder treiben ſie. Sie faſſen zehn bis zwölf

Menſchen. Das ſind wilde Menſchen, die Bootsleute und Ruderer! Bei der angeſtrengteſten Arbeit luſtig und froh, und gewaltige Schwätzer. Die geübteſten Seeleute und Matroſen ſind Algarvier; kühne und behende Ruderer, die fertigſten Kletterer und Schwimmer, dabei trotzig, unbändig und widerſpänſtig. Sie dienen auf den königlichen Barken. In ihrer Mundart erlauben ſie ſich gegen jedermann, ſelbſt gegen die Königin, beißende Anreden, oft nicht ohne Witz. Man kennt ſie dafür, und läßt ihnen manches als gebornen Schalksnarren ſo hingehn.

Von dem Handelsplatze, wo man in allen europäiſchen Zungen ſprechen hört, bis zum Fiſchmarkte iſt das Gewühl am größten, das Leben am bunteſten. Nahe am Strome liegen die Börſe, das Zollhaus und das Aſſecuranztribunal. Ein ſchöner Steindamm wehrt die Meerfluth ab; doch hat kürzlich der Sturm aus Süden ein Schiff auf den Quai geworfen und zertrümmert. Sie ſollten das indiſche Waarenlager ſehn! Hier treiben der Groß- und der Kleinhandel neben einander ihr Geſchäft; der Trödler neben dem Bankier. Mitten unter knarrenden Ochſenfuhren, zerlumpten Arbeitern und herrenloſen Hunden, ſieht man für Gebildete und Müſſiggänger: eine Gaza da-Gazetta mit englischen und franzöſiſchen Zeitungen, auch einige Bücherläden. Doch denken Sie an kein literariſch-artiſtiſches Muſeum, wie wir in Deutſchland haben. Prunk und Elend ſind auf dem Platze die Hauptperſon. Hier kauft der Fidalgo Juwelen, und der Millionär ganze Ladungen der koſtbarſten Erzeugniſſe beider Indien; dort handelt der Bettler um zinnerne Schuhſchnallen ohne Dornen. Die alten Dornen ſind ja noch gut. Jeder Portugieſe, auch der Bettler, trägt Schnallen von anſehnlicher Größe.

Iſt dieſes Land das Reich des Midas? Ueberall ſieht man Gold und überall Lumpen! Bettler bewohnen die Straßen, halten vor den Paläſten, auf Marmorſtufen ihre Sieſta, und liegen vor den Klöſtern, wo ſie zu Hunderten geſpeiſt werden. Häufig begegnet man ausgemuſterten Soldaten. Auf meine Nachfrage, ob ſich ein Invalidenhaus in Liſſabon befinde, antwortete mir ein Portugieſe lachend, indem er die Schultern in die Höhe zog: Si, Senhor, a rua (die Gaſſe)! Doch die Soldaten ſelbſt hungern, wenn ſie nicht nebenbei arbeiten. Jeder erhält täglich 2 Vinteins (etwa

w. gr. 6 pf.) nebſt Brot, Sardinen und Wein, wenig für Liſſabon, wo alles ſehr theuer iſt, und der Soldat viele Bedürfniſſe ſich ſelbſt anſchaffen muß. Hört man dagegen von reichen Kaufleuten ſprechen, ſo verſteht man darunter Millionärs, deren es mehrere gibt. Für die erſten Häuſer gelten die Barros, Quintella und einige Andre. Ein Vermögen von 100,000 Cruſaden gibt nur Wohlſtand. Die reichſten Fidalg'os haben 200,000 Cruſaden jährliche Einkünfte. Allein man bemerkt ſie kaum. Dagegen wimmelt es überall, wo es lebhaft iſt, von Bettlern und Krüppeln, oder armſelig gekleideten Menſchen, die in zerriſſenen Mänteln frieren. Und dieſer Nation gehört doch Braſilien, doch goldreiche Minas Geraes?

Dieſer große Landſtrich, meine liebe Freundin, iſt Portugals Eldorado, — wenn Gold glücklich machte *). Wir in Sachſen wiſſen beſſer, was glücklich macht. Unſer Eldorado iſt der häusliche

---

*) Der Boden jener Landſchaft, Minas Geraes, iſt — nach Langsdorf, — mit grobem und feinem Goldſtaube bedeckt; man bedarf nicht des mühſamen Bergbaus. In mehreren Gegenden kann ein ein-

Herd; um den ein frommer, fröhlicher Sinn in Fleiß und Ordnung wohnt. Nicht wahr? Sie wiſſen es, und auch ich?

Doch wir kehren wieder in das Getümmel an den Fluß zurück. Der Fiſch-, Gemüſe-, Frucht- und Obſtmarkt, (die Pröço da Figueira, nahe am Tejo bei San Paulo) iſt ein großer mit Häuſern umgebener Platz. Allein man muß über große Haufen Schutt und Schlamm wegſteigen, um zu den Orangekörben und den in Schnüren künſtlich aufgereihten Weintrauben zu gelangen. Neben uns weiden Kühe; auch Hunde ſuchen in dem Kehricht ihr Futter. Fiſcher ſchleppen ihren Fang heran, große und kleine Fluß- und Seefiſche, Störe, Schollen, Schleien, Lampreten, Aale, Forellen, Karpfen, Barben, Sardellen, Goldfiſche u. ſ. w. — Die hieſigen Naturforſcher zählen mehr als 60 Arten; — ohne die Auſtern, Muſcheln und Seekrebſe. Man verzollt ſie auf dem Platze. Das iſt ein ſehr ernſthaftes Geſchäft! Die Einnehmer in ihren Mänteln machen ſtrenge Amtsgeſichter.

---

zelner Menſch 80000 bis 100,000 Cruſaden jährlich auswaſchen und graben. Und dennoch iſt dieſe Provinz die ärmſte in Braſilien!

Aber wie werden die armen Lachſe und Thunfiſche hin und her gezogen! Den ganzen Platz bedecken vier Quer- und acht Hauptreihen von Buden mit durchlöcherten Schirmdächern von Ziegeln. Zwiſchen durch gehn regelmäßige Wege von Quaderſteinen für die Fußgänger. Wie leicht ließe ſich dieſer Platz zu einer anmuthigen, naturhiſtoriſchen Wanderung einrichten, wenn man nur auf Reinlichkeit zu halten wüßte. Da iſt der Londoner Fiſchmarkt ein wahres Stilleben dagegen! Man ſieht daſelbſt die ſchönſten Seefiſche, maleriſch geordnet, ohne Spur von Blut, ſtets mit friſchem Waſſer aus einem Druckwerke beſpült, auf blanken Marmortiſchen, — wie in einem Prachtwerke mit illuminirten Kupfern!

— Wir fuhren weiter, und traten bei dem Landungsplatze der Seebarken aus. Solch ein Getös von Menſchenzungen haben Sie, liebe Freundin, noch auf keiner Leipziger Meſſe gehört! Jedermann ſchreit; und alle in einem gellenden Tone, der für ein nordiſches Ohr etwas Fremdes und Furchtbares hat. Zank und Spaß, oder, wenn Sie lieber wollen, Ernſt und Scherz, iſt an allen Ecken zu ſehen und zu hören. Dort — ich muß

Ihnen nun einmal die ſonſt ſo liebenswürdigen und höflichen Portugieſen von der Kehrſeite zeigen, — dort prügeln ſich ein Paar Laſtträger. Niemand kümmert ſich um ſie. Hier ſchimpfen ſich ein Paar Eſeltreiber. Andre necken ſich mit Ribbeilſtößen, und faſſen ſich in aller Liebe und Freundſchaft bei der Gurgel. Geht es ernſthafter her, ſo ſchlägt und ſticht man zu auf Tod und Leben; dann erſt kommt die Polizeiwache, gewöhnlich zu ſpät. Zuletzt macht die Ave Maria Glocke dem Lärmen ein Ende.

Der Portugieſe iſt wie Strohfeuer. Er lodert ſchnell auf; und eben ſo ſchnell iſt alles vorüber. In ſeiner Kurzweil, und in ſeiner Ruhe, wie mitten in der Arbeit, kann ihn nichts ſo leicht ſtören, als irgend ein kleiner Anlaß zum Zank, oder eine — Proceſſion, vorzüglich, wenn das Hochwürdige zu einem Kranken getragen wird. Dann fällt alles mitten im Schlamm auf die Knie, und wer zu ſchwer bepackt iſt, oder weſſen Eſel nicht warten will, der nimmt wenigſtens den Hut ab, ſo lange er die Glocke hört. Herr Chiarini gab neulich ſein Schauſpiel in der Reitkunſt. Eben hatte er, als Officier, auf zwei Pferden im Rennlauf, ſein Gewehr geladen, und wollte es abſchieſſen, als jene Glocke ertönte. Sogleich nahm er den Hut ab, fiel auf die Knie, und ritt in dieſer Stellung im Circus herum, bis ſich das Glöckchen drauſſen nicht mehr hören ließ. Auch Bajazzo hatte mit ſeinen Poſſen inne halten müſſen. Er rannte, als Teufel verkleidet, mit den Hörnern gegen den reizenden Schützen an, und trieb unbändigen Spaß, als jener Ton ihn zwang, ſeine Rechtgläubigkeit zu beweiſen. Von den Proteſtanten verlangt man bloß, daß ſie den Hut abnehmen. Ueberhaupt iſt man in Liſſabon gegen die Fremden, welche in der Regel für Engländer und Ketzer gelten, ſehr duldſam, höflich und dienſtfertig.

Deſto ſtiller, ja ſittſam, wie in einem Kloſtergange, ſieht es auf dem Paſſejo publico aus. Die Portugieſen gehn nicht gern ſpazieren, daher ließ Pombal mitten in der Stadt einen groſſen Platz zum Luſtwandeln anlegen. Olivenbäume, Pappeln, Platanen, Buchsbaum und anderes Strauchwerk in geſchorenen Bruſthecken, der ſchöne friſche Oleander und angenehm duftende Ciſten faſſen den Hauptgang und mehrere Seitengänge ein. Alle Wege ſind ſehr rein gehalten. Männer mit Mänteln werden nicht eingelaſſen. In der Mitte liegen einige Frucht- und Gemüſegärten, die ſich recht freundlich mit dem Ganzen verbinden. Durch ein eiſernes Gitterwerk ſieht man — in die ſchmutzigen Seitenſtraßen. Längs der Mauer ſind Rundſitze in Vertiefungen mit Gitterfenſtern angebracht. Das iſt doch ein klöſterlicher Gartenſtil! Der Ort hat keinen Durchgang. Man muß alſo einſiedleriſch hin und her gehen. Auch begegnet man bis zur Ave Maria Glocke, wo dies eiſerne Gitterthor raſſelnd zugeworfen wird, blos einzelnen Mönchen, ältlichen Frauen und Fremden, was mir aber am meiſten auffiel, keinen Kindern!

In der Regel ſieht man die Portugieſinnen aus den gebildeten Ständen nur zweimal des Tages öffentlich; wenn ſie in die Kirche gehen, und wenn ſie aus der Kirche kommen. Auch dann ſind ſie ganz, oder zur Hälfte wenigſtens, in einen weißen Schleier gehüllt. Sie ſind im Allgemeinen mehr klein, als groß. Sie haben eine blaſſe Geſichtsfarbe, wenig Phiſiognomie, aber ſchwarze Augen voll Feuer. Die Kleidung fällt ins Auge. Inweſten; Gold, Franzen und Stickerei ſind nicht geſpart; darüber ein Umhängetuch von Scharlach, oder anderem Zeuge. Eben ſo wenig zeichnen ſich die Männer durch Wuchs und Haltung aus. Ihre Geſichtsfarbe iſt braun; ihr ganzes Benehmen ſehr in ſich gezogen. Voll Aufmerkſamkeit und zuvorkommend gegen Fremde, ſind ſie auch unter ſich äußerſt höflich. Wenn ſie ſprechen, belebt ſich jeder Zug. In den höheren und mittleren Ständen nimmt man mehr Aufklärung wahr, als unter den ſpaniſchen Dons und Caballeros. Es gibt unter den Portugieſen eine Menge guter Köpfe. Sie leſen gern die geiſtvollen Schriftſteller des Auslandes. Mit eigentlicher Gelehrſamkeit befaſſen ſie ſich weniger, als der Spanier. Dichtkunſt und Muſik, dabei etwas Lebensphiloſophie, bewegen leicht und munter ihr geiſtiges Leben. Das Volk iſt überaus witzig, froh und zur Satire geneigt, obgleich das Wort Witz in der portugieſiſchen Sprache fehlt. Entzündbar, wie ein Häufchen Pulver, bedarf der Liſſabonner nur eines Funkens, um in Feuer und Flamme zu gerathen. Doch die reiche Sinnenluſt ſchwächt die Kraft und den Willen. Man begnügt ſich mit Plaudern und lacht. Für die geſcheuteſten gelten hier die Braſilianer; und man ſagte mir, daß in Braſilien, wo nicht mehr, doch eben ſo viel Licht verbreitet ſei, als in Portugal; dabei ein reinerer Naturſinn und eine friſchere Willenskraft. Ein Umſtand erklärt viel. Es giebt in Rio Janeiro, der Hauptſtadt Braſiliens, einige zwanzig Logen von Freimaurern; auch in Liſſabon kennt man mehrere, ob ſie gleich von der Regierung überall verboten ſind. Einzelne Oberbeamte benutzen die Entdeckungen des Auslandes. So kam vor wenig Tagen die Nachricht hier an, daß der Generalkapitän von Minas Geraes die Vaccine daſelbſt eingeführt habe.

Natürlich mußte bei ſolcher Erregbarkeit auch der Dichtergeiſt der Braſilianer erwachen. Mit glühender Sehnſucht nach der Rückkehr jener alten Zeit der großen Luſitaner, hat ein kürzlich verſtorbener braſilianiſcher Dichter, Antonio Diniz da Cruze Silva, die Helden Portugals in pindariſchen Oden beſungen. *)

---

*) Sie erſchienen nach ſeinem Tode unter dem Titel: Odes Pindaricas posthumas de Elpino Nonacriense. Coimbra 1801.

„Braſilien," ſagte mir der Oberſte Müller, „nähert ſich einer großen Reife, und man erwartet dort wichtige Ergebniſſe." —

Doch, liebe Freundin, dort liegt nicht meine Zukunft. Sie geht mir in Oſten auf. Alſo kein Wort mehr von Braſilien.

Den 24. Dec. früh.

Ich habe geſtern Abſchied genommen von Liſſabon. Es iſt mir ſchwer geworden. Gern wäre ich länger hier geblieben, und doch treibt es mich fort. Der Himmel Liſſabons iſt ſchön, ſehr ſchön, allein er hält mich nicht zurück. Die Menſchen, liebe Freundin, ſind ja überall das Erſte, was vor allem uns anzieht, oder abſtößt. Ich komme meinem Vaterlande, ich komme Ihnen näher: das macht mich innig froh; aber daß ich die guten, liebenswürdigen Menſchen, die ich hier verlaſſe, nie wieder ſehen ſoll, ach, liebe Freundin, das geht gewiß auch Ihnen nahe. Ohne

Guibotti und Müller, hätte ich hier wohl viel geſehen, aber wenig empfunden. Alles, was die Erde Schönes beut, werde dieſen wackern Männern, dem Hauſe Lindenberg, und ihren Kindern und Enkeln zu Theil!

Heute Nachmittags ſchiffen wir uns ein. Ich kann Ihnen daher noch ein Wort von den hieſigen Dichtern und Künſtlern ſagen.

Die Dichter ſterben hier im Hoſpitale. So der große Camoens vor 226 Jahren, und vorgeſtern der vielgeprieſene Barboſa dù Bocage. Er wird ſehr geſchätzt. Einige ſtellen ihn dem Garcaô zunächſt, den man den portugieſiſchen Horaz nennt. Ich bringe Ihnen die Rimas des armen Bocage mit. Auch er hatte ſein Glück in Indien geſucht. Die zweite Ausgabe ſeiner Gedichte erſchien in drei Bänden vor fünf Jahren. Seine Cançonetas Anacreónticas ſind allerliebſt, und durch einen gewiſſen elegiſchen Ton ungemein zart.

Sollten Sie es glauben, daß die Schreibekunſt hier mehr Glück macht, als die Dichtkunſt?

So iſt es in der That. Die Liebhaberei für jene bringt den Meiſter bald in Brod und Amt.

Auch die Reitkunſt hat viele Verehrer; und trotz des Hügellandes und der ſchlechten Wege, wo man nur a borrico — wie Sancho Panſa — fortkommen kann, wetteifern die Liſſabonner mit den Roſſe tummelnden Centauren. Doch ſind Muſik und Tanzkunſt unter allen die gefeiertſten Künſte. Das Ballet auf dem italieniſchen Theater hat ſich ſeit Kurzem durch den Balletmeiſter Roſſi ſehr gehoben. Unter den von ihm erfundenen pantomimiſchen Balleten zeichnen ſich beſonders aus: das Urtheil des Paris, und die Ankunft des Aeneas in Latium. Man hat Tänzerinnen aus Italien und Paris verſchrieben. Den Portugieſen ſelbſt gelingt vorzüglich der groteske Tanz.

Die bildende Kunſt wird geſchätzt, aber wenig geübt. Der Hofmaler heißt Trono. Leider habe ich nichts von ihm geſehen. Als Abbildner rühmte man Pellegrini, der faſt alle portugieſiſche Große porträtiert hat. Was ich von ihm ſah, zeigte den geübten Farbenkünſtler und den

Charakteriſtiker. Das gröſte Verdienſt als Maler hat unſtreitig Francisco Vieira. Er ſtarb vor Kurzem in Madeira, wo er geboren war. Im königlichen Palaſte Ajuda hat er mehrere Scenen aus der Luſiade recht brav in Oel gemalt. Auch ſchätzt man ſeine Copieen von Correggio's Gemälden im Kloſter S. Paolo zu Parma, die Bodoni 1800 zu Parma herausgegeben hat.

Ueber die hieſigen Baumeiſter habe ich Ihnen ſchon einige Bemerkungen mitgetheilt. Das bewunderungswürdigſte Werk der portugieſiſchen Architektur iſt und bleibt noch immer die Waſſerleitung von Alcantara. Sie widerſtand dem Erdbeben. Manoel da Maja, ein Portugieſe, hat ſie vor einigen ſiebzig Jahren gebaut.

Unter den fremden Künſtlern, die hier leben, iſt der italieniſche Kupferſtecher Bartolozzi der berühmteſte; ein kräftiger, munterer Jüngling, voll Feuer und Geiſt, in der Körperhülle eines Greiſes! Sie kennen dieſen Meiſter, der die punktirte Manier mit dem Grabſtichel ſo glücklich zu vereinigen weiß, aus Twiſt's Travels, wo ſich ein ſchöner Kupferſtich der berühmten Raphaelſchen Madonna del Pesce (im Escorial) von ihm befindet. Nach mehrjährigem Aufenthalte in London, wo er eine eigne Kupferſtecherſchule geſtiftet hat, folgte er der Einladung des Prinzen Regenten nach Liſſabon, um deſſen Porträt zu ſtechen, wofür man ihm einen Ehrenſold von 8000 Cruſaden verſprochen hat. Er arbeitet daran bereits zwei Jahr; allein unter großen Schwierigkeiten. Da es in Portugal an allen Werkmitteln zu ſeiner Kunſt fehlt, ſo muß er ſie aus England kommen laſſen. Dazu hat aber die Verwaltungsbehörde, an die er gewieſen iſt, oft weder Geld, noch Einſicht, noch Luſt genug. Er iſt als Lehrer bei der aula do commercio mit einem Gehalte von 1600 Cruſaden angeſtellt; aber auch hier fehlt es an der gehörigen Einrichtung, um ihn recht brauchbar zu machen. Ich ſah von ihm eine mater dolorosa; ganz des Meiſters würdig, und welch ein Werk für einen Mann von 78 Jahren! *)

---

*) Er iſt kürzlich in Liſſabon geſtorben.

Unter den Miniſtern der Königin befördert der Staatsſekretär der auswärtigen Angelegenheiten, der Marquis Araujo d' Azeredo, die Künſte faſt allein. Ohne ihn würde gar nichts geſchehen. Araujo iſt einer der feinſten, geiſtreichſten und gebildetſten Staatsmänner, nicht blos in Portugal, ſondern vielleicht in ganz Europa. Er war ehemals Geſandter in Petersburg. Man ſchätzt ihn als Dichter. Er hat mehrere engliſche Gedichte von Grey, Dryden u. a. ins Portugieſiſche überſetzt, und zuerſt ſich gegen das Einförmige der Schäferpoeſie, die lange Zeit Nationalgeſchmack geweſen iſt, erklärt. Auch den Stoff der Geſchichte der Oſmia hat Araujo in einem Trauerſpiele bearbeitet, das viel Verdienſt haben ſoll, aber nur in der Handſchrift bekannt und nie aufgeführt worden iſt. — —

Doch die Maulthierkutſchen aus Madrid ſind jenſeit des Fluſſes in Aldea-Gallega ſchon angekommen. Der Ober-Caleſero, ein ſtattlicher Spanier, hat die Befehle des Barons empfangen. Alles rüſtet ſich zur Abreiſe. So empfangen Sie meinen letzten Gruß aus Liſſabon! Das Chriſtfeſt feire ich in Aldea-Gallega, in den Haiden von Alemtejo. Die heilige Zeit bringe Ihnen und mir die ſchönſten Hoffnungen zum Chriſtgeſchenke! Das meinige erwartet mich in Madrid — Briefe von Ihnen!

III.

Die Bildergallerie in Dresden.

Am 20. Mai 1818.

Von

Dr. Carl Witte d. j.

Vertauſcht ſich mit dem Neuen jetzt das Alte
Und führt mich zu Heſperiens ſchönen Gauen,
So werd' ich doch noch einmal feſtgehalten
In der geliebten Elbe reichen Auen.

Da nahn ſich mir die herrlichen Geſtalten,
Erfüllen mich mit Ehrfurcht und Vertrauen.
„Verſuch' ich's, ſie in Worten feſtzuhalten?
„Und läßt ein Bild ſich in der Rede ſchauen?“

So ſprach ich wohl in meines Zweifels Bangen,
Und blickte noch einmal zu den Gebilden.
Da ſenkten ſich dem ſcheidenden Verlangen

Die Hohen redend in der Bruſt Gefilde.
Und was der Pinſel glühend einſt empfangen,
Sucht' ich in Dichterformen umzubilden.

Die ſixtiniſche Madonna
von Raphael.

Maria ſchwebt mit dem erhabnen Sohne
Als aller Herrlichkeit und Gottheit Bild,
Und eine Glorie hat die Luft erfüllt,
Die ihre ird'ſche Demuth ſtrahlend lohne.

Da kniet, geſenkt die dreifach mächt'ge Krone,
Ein Pabſt, und fühlt des Forſchers Trieb geſtillt;
Hier beugt das Haupt in Demuth, fromm und mild,
Die Heil'ge, fleht, daß ſie der Richter ſchone.

Unendlich, unerkannt zu ew'gen Zeiten,
Im Glanze unbegriffner Herrlichkeiten,
Iſt Gottes Größe, Liebe, Huld und Macht.

Dem Glauben neigt ſich aller Himmel Pracht,
Die Weisheit muß ihr Haupt in Demuth beugen,
Nur Offenbarung kann das Ew'ge zeigen.

Die Verlobung der heiligen Katharina

von Andrea del Sarto.

Vom Schleier iſt das Heilige umfangen,
Der es dem ungeweihten Blick entzieht,
Jedoch in der der Liebe Feuer glüht,
Die Seele naht mit Sehnſucht und Verlangen.

Des Heiligthumes göttlich ſtrahlend Prangen
Erſcheint dem Auge, das voll Glauben ſieht,
Und wenn die Heil'ge mit Vertrauen kniet,
Wird ſie mit Liebespfand vom Kind empfangen.

Doch nur dem Gott geweiht einfält'gen Sinne
Verklärt mit milder Liebe ſich der Himmel
Und ſtrahlt im Spiegel reiner Gottesminne.

Das Lamm verfolgt vom feindlichen Getümmel
Erhält vom Arm des reinen Kindes Schutz
Und bietet muthig dem Verächter Trutz.

Vier Heilige
von Bagnacavallo.

In tiefem Ernſte ſtehn Geminian,
Sankt Paulus, Peter, und Antonius,
Um in der Andacht feurigem Erguß
Den Glauben ihrer frommen Bruſt zu nahn.

Doch, dünkt ſich Einer auf der rechten Bahn,
So ſieht er dennoch, daß er zweifeln muß
Und ſchwankt umſonſt von Meinung zu Entſchluß.
In Demuth ſehn ſie endlich himmelan.

Da ſchwebt aus goldner Glorie hervor
Die Jungfrau demuthsvoll und morgenſchön;
Der Arm umſchlingt den gottgeſandten Sohn.

Der zeigt zur Erde nieder und empor
Zu ſeines Vaters unbegränztem Thron
Und ſpricht: „wollt Ihr das Ewige verſtehn.“

Die heilige Jungfrau

von Benv. Garofalo.

Ein neuer Born iſt aus dem Fels geſprungen,
Und feuchtet nährend rings das grüne Land.
Die Mutter ſelbſt hat ihren Sohn erkannt,
Weiht kniend ihm der Andacht Huldigungen.

Da iſt im Traume ein Geſang erklungen
Von Engeln, die dem Gotteskind verwandt;
Aus deren Hymnen Chriſt das Wort verſtand:
„Vom Schwerdte wird dein eigen Herz durchdrungen.“

Und einen Engel hat der Herr geſendet
Mit Martertuch und mit der Dornenkrone,
Und in der Luft erſcheint ein Engelkranz,

Und zeigt des Todes Schmerz dem Sohne,
Doch auf den Vater, der die Qualen endet,
Vertrauend, ruht das Kind im Friedensglanz.

Die heilige Magdalena

von M. A. Fraceſchini.

„Genuß rings um, und rings um freudig Streben,
Wie Blumen uns zur Liebeswonne blühn,
So ſoll ich einzig freudenlos verglühn
Und vor der ſchönen Gegenwart erbeben?“

Die Heil'ge ſpricht's und giebt ihr ſündhaft Leben
Nur dem Genuß des Augenblickes hin;
Doch, wie im Zeitſtrom die Minuten fliehn,
Muß Magdalenen auch die Luſt verſchweben.

Sie fühlt zerknirſcht das haſſenswerthe Trachten,
Sie muß die eignen Gluthen tief verachten,
Und glaubt die Seele rettungslos verloren.

Da naht ſich tröſtend ihr Religion
Und führt durch Glauben ſie zum Himmelsthron,
„Den reu'gen Sünder hat der Herr erkohren.“

Die Anbetung der Könige
von Raphael oder Marco Ravenna.

Noch war die Nacht mit drückend dunklen Schwingen
Rings auf das Land des Orients gegoſſen,
Da ſtralt ein Stern, von Morgenglanz umfloſſen;
Es ſchien umſonſt mit ihm die Nacht zu ringen.

Und von den Vielen, die vorüber gingen,
Iſt keinem aus dem Zeichen Heil entſproſſen;
Der Wahrheit war ein jedes Ohr verſchloſſen
Und mußte ungehört vorüber klingen.

Und Dreie nur, die auserkohren waren,
Erkannten freudig hier den Morgenſtern
Und eilten gläubig hin zum Abendlande.

Mit ihnen zogen fromme Pilger-Schaaren,
Durch ſie geführt erkannten ſie den Herrn,
Und ſprengten ſchnell der geiſt'gen Knechtſchaft Bande.

Der Burgemeiſter.

von Holbein.

Des Burgemeiſters Haus war trauervoll,
Denn lange lag das jüngſte von den Kleinen
An böſer Sucht darnieder, daß von Weinen
Und Klagen laut das ganze Haus erſcholl.

Doch Murren nicht, noch frevelhafter Groll,
Vermochte in den Buſen zu erſcheinen;
Sie gehn ſich in der Kirche zu vereinen,
Wo heiß Gebet von ihren Lippen ſchwoll.

Das kranke Kind in den betrübten Armen
Schien bald zum neuen Leben zu erwarmen
Und ſprach mit heitrem Blick: ich bin geſund!

Jedoch des ſeel'gen Geiſtes bleicher Mund
Sprach ſcheidend zu den Betenden von oben:
Lebt wohl, ich bin zum Himmel aufgehoben.

IV.

Reinholde.

Märchen

von

Louiſe Brachmann.

Ein edler Graf verlor ſeine Gemahlin durch einen frühen Tod, und da er ſie aufs äußerſte geliebt hatte, ſo wollte er ſich nie wieder vermählen; ſondern fand ſeine einzige Freude in ſeinen beiden Töchtern, dem koſtbaren Vermächtniſſe der Verſtorbenen.

Die beiden jungen Fräulein ſchienen auch ganz ſo große Liebe zu rechtfertigen; ſie waren beide von ſo außerordentlicher Schönheit, daß man ſie weit und breit die ſchönen Kinder nannte; allein ihr Inneres ward, je mehr ſie heraufwuchſen, ſehr verſchieden; denn eben ſo beſcheiden, ſittſam und mild Reinholde war, eben ſo eitel, ſtolz und leichtſinnig war ihre Schweſter Schönehild, oder Schönhilde insgemein genannt.

Der Graf that alles, ſie wohl zu erziehen; und ſie wurden auch in den ſchönen Künſten und Geſchicklichkeiten bald eben ſo bewundernswerth, als ſie es ſchon nach ihrem Anſehen waren; ſo daß ſich auch ſchon eine große Menge der jungen Herren um ſie drängten und ſie mit Lobeserhebungen überhäuften.

Zum Glück war noch keiner darunter den ſchönen Schweſtern hübſch genug, um ihnen durch ſeine Schmeichelreden gefährlich zu werden. Der Graf aber hielt ſeine beiden Töchter werther, als ſeine beiden Augen; und als er einſt genöthigt war eine Zeitlang auf einem ganz entlegnen Schloß nicht fern vom Meeresufer zuzubringen, ſo nahm er ſeine Lieblinge dahin mit ſich, um ſie ſtets unter ſeiner Aufſicht zu haben.

Sie lebten hier ein ſehr einſames Leben, doch fehlte es ihnen nicht gerad an Zeitvertreib, da ſie ſo vieler kunſtreichen weiblichen Arbeiten erfahren waren; auch pflegten ſie ſich oft im Freien zu ergötzen in der zwar einſamen, doch gar nicht anmuthloſen Gegend; zur einen Seite lag das Meer, zur andern ein uralter Wald mit hohen ſchattenreichen Bäumen, zerſtreute Felſen neben an, doch bis dahin, vom Schloſſe aus, eine ſehr ſchöne mit Blumen bunt durchſtickte Wieſe. Auf dieſer pflegten nun die Fräulein ſehr oft zu luſtwandeln.

Auf einer dieſer Wanderungen bemerkte die ſanfte Reinholde einen Hänfling, der, wie es ſchien, immer neben den Wandelnden in dem Gebüſche hinflog und ſie mit ſeinem lieblichen Geſang begleitete; Sie glaubten, dieſen ſchon öfter gehört zu haben, und ſahen jetzt den kleinen Sänger zwiſchen dem flüſternden Geſträuche. Er war nur einfärbig grau und glanzlos, allein gefällig von Geſtalt, und ſein Geſang hatte ſo etwas eigen rührendes, daß es Reinholden in die Seele drang, ob er gleich heut' nur leis und traurig ſang.

Indem ward ſie gewahr, daß Blut an ſeinen weichen Federn hing, und daß er wahrſcheinlich im Flügel verwundet war, da er nicht wie gewöhnlich fliegen konnte. O ſieh, Schönhilde! rief ſie der Schweſter zu, das arme kleine Thier, das uns ſo ſchön geſungen hat! Laß es uns haſchen und es heilen!

Schönhilde blickte hin, doch in dem Augenblicke flog ein ſchöner, glänzender Schmetterling vor ihnen auf, deſſen Flügel mit allen Farben prangten. — Ach, laß den einfältigen Hänfling! rief Schönhilde, komm, laß uns lieber dieſen ſchönen Flüchtling fangen.

Mit dieſen Worten eilte ſie über Stock und Stein dem leichten Sommervögel nach; allein der

der gutmüthigen Reinholde mußte die Freude an der glänzenden Erſcheinung bald dem Mitleiden für den armen, kleinen Sänger weichen. Er flatterte blutend und mühſam vor ihr her, doch ohne daß ſie ihn erreichen konnte, bis er an eine tiefe Felsſchlucht kam, wo er flatternd zwiſchen den Felſen hinunter ſank.

Ach, nun wird er ſich vollends ganz beſchädigt haben und hülflos in der Tiefe liegen! ſeufzte Reinholde, und leichten Fußes, wie ſie war, ſtieg ſie vorſichtig die Klippen hinab, um ihn zu ſuchen. Allein, als ſie hinunter kam, war kein Vogel zu hören, noch zu ſehen; dagegen fand ſie den Eingang einer Höhle, aus welcher ihr ein ſchwacher Schein entgegen kam. Vermuthlich glaubte ſie den Hänfling da zu finden; genug, ſie ging hinein, und ſtieg die breite Treppe hinab, von welcher der Lichtſchein heraufdämmerte.

Sehr viele Stufen mußte ſie niederſteigen, dann kam ſie in ein mildерhelltes Zimmer, das auf das anmuthigſte ausgeſchmückt war, aus dieſem noch in eine Reihe anderer von ähnlicher Einrichtung und Verzierung, bis ſie in Eines gelangte, worinnen ein einziger Gegenſtand ſie alles übrige vergeſſen hieß.

Auf einem Ruhebette in einer Vertiefung der Mauer ruhte ein Jüngling, ſchön, wie ſie nie einen geſehn zu haben meinte, in tiefem Schlummer, wie es ſchien. Der Ausdruck einer ſtillen Traurigkeit lag ſo rührend auf ſeinen holden Zügen, daß es ihr war, als ob ſie ſelbſt das tiefſte Leid empfände.

Er trug vornehme Ritterkleidung; ein Mantel, der ihn halb bedeckte, konnte das Ebenmaaß der herrlichſten Geſtalt nicht bergen! Jetzt war es, als ob ein freudiges Lächeln über ſein leidendes Geſicht zucke, und jetzt öffnete er auf einen Augenblick die ſchönen Augen, Reinholde anzuſehen und ſie dann gleich wieder zu ſchließen.

Erſchrocken dachte jetzt das Mädchen an ſich ſelbſt und ihre Lage, ſo ganz allein im Zimmer eines fremden Mannes, und noch dazu des ſchönſten, welchen jemals die Welt geſehen hatte. Sie flog eilig hinaus und kehrte auf ihr Schloß zurück.

Hier war auch ſchon die unbefriedigte Schönhilde angekommen, die ihren Schmetterling ohne Raſt verfolgt hatte; auf einer luſtigen Höhe war er ihr entflogen. Sie fühlte ſich nun gar nicht in der Stimmung, Reinholdens Abentheuer anzuhören; auch war es, als ob dieſe keinen Muth habe, davon zu ſprechen; ſie wurde roth, ſo oft ſie nur jener Felſengegend erwähnte, und eine wunderbare Unruhe ſchien ſie immer dahin zurückzuziehen.

Aufrichtig, wie ſie ſtets gegen ihren trefflichen Vater gewöhnt war, erzählte ſie ihm auch das Vorgefallene treu, und wenn ſie ihm gleich das nicht ſagen konnte, was ſie in ihrem Innerſten empfand, weil ſie das ſelbſt nicht wußte, ſo entgieng es doch ſeinen erfahrnen Blicken nicht, und es ward dem guten Grafen ganz bang vor Schönhildens Leichtſinne und Reinholdens Stärke des Gefühls.

Er ſandte indeß ſogleich nach der Felſenwohnung, um ſich des Näheren nach dem ſchönen Schläfer erkundigen zu laſſen; doch ſiehe da, die Höhle mußte ſich geſchloſſen haben, denn in der ganzen Gegend war keine Spur von einem Eingange in den Felſen zu finden.

Um dieſe Zeit mußte der edle Graf zum Kriege ziehen in ein fernes Land; und ob ihn gleich, als einen wackern Krieger, der Ruf der Ehre nur erfreuen konnte, ſo ſchlug ſein väterliches Herz doch in großer Bekümmerniß ſeiner unbeſchützten Töchter willen; er klagte dieſes einer weiſen Zauberin, die ſeine Freundin war, und fragte ſie um ihren Rath. Sie ſchlug in einem großen Buche nach, und ſagte dann: deine Töchter, mein Freund, werden ſelbſt ihr Schickſal zu wählen haben, und mich dünkt, ſie haben ſchon gewählt. Was aber deine Sorge um ihren Schutz in deiner Abweſenheit betrift, ſo will ich dir den Rath geben, welchen ich für den beſten halte. Gern nähme ich ſie ſelbſt in meine Obhuth, allein ich muß einer wichtigen Veranlaſſung willen in ferne Länder reiſen; und an den Höfen deiner fürſtlichen Verwandten wären ſie, ihrer großen Schönheit wegen, allzuſehr der Verführung ausgeſetzt. Nun haſt du aber einen feſten Thurm in dem Gebirge, darein verwahre ſie bis zu deiner Zurückkehr! ſo daß ſie nie heraus und keine lebendige Seele zu ihnen hinein kann. Dann will ich jeder eine Harfe geben, welche die Eigenſchaft hat, daß ſie ohne Rettung zerſpringt, ſobald ihre Beſitzerin nur im Geringſten von der Tugend und guten Sitten, oder auch nur von dem Anſtande abweicht.

Der Graf dankte für den erhaltenen Rath und befahl ſogleich, den alten Felſenthurm aufs freundlichſte für ſeine herzgeliebten Kinder einzurichten. Er ließ einige ſchöne Zimmer anlegen, verſehn mit allem, was nur ein weibliches Herz freuen kann; mit Schränken, Spiegeln, ſchönen ſeidnen Betten, und vorzüglich mit einem reichen Vorrathe von Mitteln zu anmuthiger Beſchäftigung, des Goldes und der Seide von allen Farben und Arten zum Sticken, des feinſten Flachſes zum Spinnen, auch eine große Menge Bücher, Bilder und dergleichen, damit ſie ſich die Zeit recht angenehm verkürzen möchten. Auch ein freundliches Gärtchen ließ er hinter dem Thurme anlegen, worin ſie ungeſtört der freien Luft genießen könnten, doch ebenfalls von einer hohen, unerſteiglichen Mauer umſchloſſen. Darauf beſtellte er bei ſeinem treuen Burgvoigt, von dem nicht fern gelegnen Schloſſe, daß man den Einſamen jeden Morgen die allerbeſten Speiſen und Getränke in einem Korbe hinaufwinden ſollte, doch allemal vor Anbruche des Tages, wenn die Fräulein noch unbeſorgt auf ihren weichen Bettchen ſchlummerten.

Nach allen dieſen Anſtalten und am Abende vor ſeiner Abreiſe führte er ſeine beiden Lieblinge in ihren künftigen Aufenthalt, zeigte ihnen Alles, und gab ihnen dann die beiden für ſie erhaltenen, bezauberten Harfen. Das Geſtell derſelben war von reinem Criſtallglas, die Saiten aber vom feinſten Golde geſponnen. Er machte ſie mit ihrer Eigenſchaft bekannt, gab ihnen dann auch noch die Schlüſſel zu der Thurmthür; denn, ſagte er, ich will Euch nicht als Gefangene einkerkern, freiwillig erwart' ich von Eurer Lieb' und Eurer Klugheit, daß Ihr nachdem, was Ihr nun wißt, die Schwelle dieſer Freiſtatt nie übertreten und keinem lebenden Weſen den Eingang hierher geſtatten werdet.

Und nun, beſchloß er, indem er ſie, Thränen im Auge in die Arme ſchloß, und nun lebt wohl, meine guten geliebten Kinder! und denkt, daß Ihr die einzige Freude meines Lebens ſeyd! denkt, daß von Eurer Aufführung mein ganzes Glück, die ganze Ruhe meines Herzens abhängt. Kehr' ich glücklich zurück, ſo ſollen Tage voll Luſt und Freude Euch dieſe kurze Einſamkeit vergelten, und fall' ich in der Schlacht, nun, ſo wird es Euch zum Troſte gereichen, dem Vater, der Euch ſo unendlich liebt, noch einen letzten Wunſch erfüllt zu haben.

Mit tauſend Thränen küßte Reinholde ſeine Hand, drückte ſie an ihr Herz und betheuerte ihm, daß ſie aufs treu'ſte ſeinen Wunſch befolgen wolle. Auch Schönhilde weinte und verſprach ebenfalls pünktlichen Gehorſam; doch ihre Thränen waren wie Regen im April, und ſie beruhigte ſich bald im Anſchaun all der ſchönen Sachen, welche der Vater ihr zurückgelaſſen hatte.

Der edle Graf war unterdeſſen um die beſtimmte Stunde abgereiſt. Im Kreiſe ſeiner Leute herrſchte Trauer, auch die Abweſenheit der guten freundlichen Reinholde beklagte man, denn ſie war milden Herzens wie ihr Vater. Aus Schönhildens Entfernung machte ſich eben niemand etwas, da ſie in ihrer Eitelkeit und ihrem Leichtſinn an andern Menſchen zu wenig Antheil nahm. Die Fräuleins lebten während dem ihr ſtilles Leben; die erſten Tage waren ſelbſt für Schönhilde an mannigfacher Unterhaltung reich, denn außer allen Schönheiten, die in ihren Zimmern und Gärten zu muſtern waren, bot auch die Ausſicht aus den Fenſtern einen zum mindeſten neuen Genuß;

ſchroffe, wunderbar geſtaltete Felſen ſchloſſen das kleine Thal in einen Halbkreis ein, und wurden hin und wieder von ſchwarzgrünen, tiefhängenden Tannen bekränzt, die aus den grauen Steinklippen hervorſproßten; am Fuße des Felſenkreiſes wallte ein mäßig breiter Strom vorüber.

Die beiden Schweſtern hatten noch nie eine ſo einſam romantiſche Gebirgsgegend geſehen, und ergötzten ſich daher Anfangs recht ſehr an dem Anblicke; als ſie indeß Felſen und Tannen und Strom genau betrachtet hatten, ſo bemerkte Schönhilde doch, daß die Tannen nach wie vor einförmig im Winde ſchwankten, der Strom eintönig rauſchte, und die Felſen gar unbeweglich auf einer Stelle ſtanden.

Reinholde langte ſtill nach ihrem Arbeitsgeräthe, nach der blinkenden Nadel und der ſchönfarbigen Seide, vorzüglich aber nach ihrer lieben Harfe, die ihr nach ihrem inwohnenden Zauber gleichſam als eine freundliche Zeugin ihres unſchuldigen Lebens theuer war. Sie fand in dem Reiz der Beſchäftigung ein wohlthätiges Heilmittel gegen den Unmuth der Langenweile; auch fing ſie oft mit ihrer Schweſter ein freundliches, liebevolles

Geſpräch an, worauf indeß Schönhilde in ihrem Unmuth wenig Acht gab. Schönhilde achtete der melodiſchen Harfe nicht ſehr. Nur dann und wann trat ſie damit ans Fenſter, um irgend woher Bewunderer herbeizulocken. Dann aber erklangen die Seiten verſtimmt und brachten nur verworrene Weiſen vor.

Sie benutzte jetzt ihre Freiheit, ſich des Morgens recht lang zu putzen, aber leider! da war niemand, der ihre Schönheit nur geſehen, vielweniger bewundert hätte, und wenn auch zuweilen ein einſiedleriſcher Häher oder anderer wilder Waldvogel aus den Steinritzen aufflog, ſo wandte er doch keinen Blick ſeiner ſcharffunkelnden Augen nach der am Fenſter ſtehenden Schönen.

Reinholde fiel wohl auch zuweilen in ſtill wehmüthige Betrachtungen, wenn ſie ſo einſam ſich ſelbſt überlaſſen an ihrer Harfe ſaß; ſie dachte an den ſchönen Jüngling, den ſie in jener unterirdiſchen Wohnung geſehen hätte, und den ſie nun wohl nimmer wieder ſehen ſollte, während ſie dieſe Mauern von ihm und von dem Leben ſchieden; allein geduldig fügte ſie dem frommen Sinn in ihres Vaters Willen, und war einzig darauf bedacht, wie ſie ihre Pflicht treu erfüllen wollte. Da rief einſt auf einmal Schönhilde: O ſieh doch, Schweſter! komm geſchwind an's Fenſter, liebe Reinholde! — Sieh nur den ſchönen Jäger dort, der auf dem Vorſprunge des Felſens erſcheint!

Und als Reinholde hinſah, erblickte ſie in Wahrheit einen Jüngling in blankem Jagdgeſchmeide, der, an dem Felſen empor geklommen, zwiſchen den Tannen ſtand und nach den beiden ſchönen Mädchen herüber zu blicken ſchien.

Reinholde zog ſich ſittſam betroffen zurück. Allein Schönhilde rief voll Freude: O ſieh! er hat auch uns bemerkt; nicht Pfeile ſendet er vom Bogen, nur Pfeile ſeiner lichtbeſchwingten Blicke! — O nun iſts gut! rief ſie, und ſchlug dabei in ihre kleinen weißen Hände, nun fängt doch unſere Einſamkeit an ſich ein wenig zu beleben! —

Und wie ein unbedachtes Kind ließ ſie ein ſchönes vielfarbig geſtreiftes Band hinunter flattern, welches der Wind nach den Bergen hinüber wehte. Der Jäger ward es gewahr, und klimmte ihm nach in die Felsvertiefungen. Schönhilde aber ſah ihm nach und wartete den ganzen Tag ungeduldig auf ſein Wiedererſcheinen.

Am andern Morgen nun ſtanden beide Schweſtern in aller Frühe an ihrem Fenſtergitter; denn auch Reinholde pflegte ſich des Morgens und Abends dieſen ergötzenden Anblick zur Erholung zu gönnen, und wenn die roſigten Streiflichter der auf- oder niedergehenden Sonne die grauen Felſen, den einſamen Strom, und die ſchwarzen traurigen Tannen beleuchtete, ſo fand ſie auch in der einförmigen Gegend einen immer veränderten und mannichfachen Reiz.

Die Sonne war jetzt eben aufgegangen, und blickte durch eine Thalöffnung zwiſchen den Bergen herein, gerade auf den wallenden Strom, den ſie mit ihrer Strahlenfluth verklärte. Da ſahen mit einemmal die Jungfrauen einen Nachen den Strom herunter ſchweben, und einen ſchlanken Schiffer darin ſtehend, der mit dem Ruder leicht die Wellen beherrſchte und fröhlich in die Morgenſonne ſchaute. Er ſang, als er den Fenſtern beinahe gegenüber kam, mit munterm Tone:

Flüchtige Wellen,
Gleitet dahin,
Zeiget den hellen,
Fröhlichen Sinn!

Jugendlich Leben
Schwellt noch die Bruſt;
Vor dem Entſchweben
Faſſet die Luſt!

Mädchen, ſie gleichen
Wechſelnder Fluth;
Sie zu erreichen
Strebe der Muth.

Schimmer vergolden
Wogen und Grab;
Mädchen! ihr holden!
Lächelt herab!

Er hatte während des Geſanges ſeinen Nachen angehalten, und ließ ſich den Fenſtern gegenüber von den flutenden Wellen ſchaukeln, indem er mit fröhlicher Zuverſicht hinauf nach den reizenden Mädchen blickte.

Reinholdens ſittſames Gefühl hatte die freie Sprache ſeines Liedes verletzt, und wie bei wahrhaft reinen Seelen, eine kühnfreie Liebesſprache nicht ſowohl Zorn erregt als vielmehr innerliche Traurigkeit, ſo wollte ſie ſich auch gekränkt zurückziehen; allein die Schweſter hielt ſie bei der Hand, und rief voll Freude: O ſieh, liebe Reinholde! erkennſt du wohl den ſchönen Jägersmann von geſtern? die waſſerblaue Schifferkleidung ſteht ihm nicht minder ſchön, als das hellgrüne Jagdgewand.

Reinholde blickte ſchärfer hin, erkannte wirklich an der Geſtalt den Jäger von geſtern, und — um den linken Arm hatte er das farbig geſtreifte Band gewunden, das ihm Schönhilde froh entgegen flattern ließ.

Bei dieſem Anblicke ward Reinholde bleich; ſie zog ihre Schweſter vom Fenſter hinweg, und ſprach mit aller ihrer liebevollen Innigkeit: O liebe Schweſter! was haſt du doch für eine große Unbedachtſamkeit begangen, indem du jenem fremden Jünglinge ein ſolches bedeutſames Zeichen fliegen ließeſt. Du ſiehſt, wie er ſich damit ſchmückt, und aus den Worten ſeines Liedes ſchien ein ziemlich freier und leichter Sinn zu ſprechen. Laß uns nun ja durch allergrößte Sittſamkeit ſeine beleidigende Zuverſicht widerlegen. Durch ſolche und ähnliche Reden hielt ſie, wiwohl mit großen Mühe, ihre leichtſinnige Schweſter einige Zeit von dem Fenſter zurück.

Als dieſe dahin zurückkam, war der ſchlanke Schiffer endlich verſchwunden, ihr Unmuth kehrte nun im höchſten Grade zurück und ſie brachte den Tag in heimlichem, doch vergeblichem Harren zu.

Als aber des andern Morgens die beiden Schweſtern wieder an das Fenſter traten, um friſche Luft zu ſchöpfen, da ſahn ſie wie durch Zauberhand ein holdblühendes Gärtchen unter ihren Fenſtern, welches mit ihrem einſamkleinen, von Mauern umſchloſſenen Zwingergärtchen gar nicht zu vergleichen war, mit den ſchönſten buntſtrahlenden Blumen, abgetheilt in zierliche Beete, mit ſaubern Gängen durchkreuzt und mit ſchattenden Büſchen gemiſcht; in einiger Entfernung aber ſahen ſie einen anmuthigen jungen Gärtner zwiſchen ſeinen Pflanzungen hinwandeln, den ſie bald für den Jäger und den Schiffer der vorigen Tage erkannten. Er trug wieder die Armbinde von Schönbildens buntſtreifigtem Bande, in welchem Roſenfarbe und ſichres Hoffnungsgrün die Hauptfarben ausmachten, blieb jetzt ſtehen, nahm eine Zither zwiſchen den Blumenſträuchen auf, die er mit großer Leichtigkeit rührte, und ſang dazu mit ſeiner wohltönenden Stimme:

Blüht, ihr Tulpen! blüht, ihr Roſen!
Zeigt der holden Mädchen Bild.

Bei des muntern Weſtes Koſen,
Blühn' ſie ſchön im Lenzgefild.

Fröhlich ſpiegeln alle Farben,
Bieten hold ſich ſeinem Gruß;
Wenn die frohen Schimmer ſterben,
Dann vorüber Lenzgenuß!

Schimmert, Blumen; glänzt, ihr Schönen!
Während euch der Frühling lacht,
Bald, befeindet Luſt und Tönen,
Kömmt des düſtern Herbſtes Nacht.

Fröhlich ſpiegeln alle Farben,
Bieten ſiegenden Gewinn;
Wenn des Lenzes Blumen ſterben,
Sind auch Blick und Kuß dahin!

Reinholde hatte ſich wieder, erröthend vor den verletzend freien Worten dieſes Geſanges, von dem Fenſter entfernt, und bittend auch ihre Schweſter mit ſich fortgezogen; der Geſang ſchwieg, und jetzt ſahen ſie mit einemmal an ihren Fenſtern, welche, da ſie das erſte Stockwerk des Thurmes bewohnten, nicht von unerreichbarer Höhe waren, ein paar blühende Roſenbäumchen ſich empor richten, die der ſchöne Gärtner in Gefäßen unter das Fenſter getragen hatte, und die ihre purpurnen Blüthen nun funkelnd in das Zimmer hinein rankten. Kindliche Freude über den ſchönen, lang entbehrten Anblick zog beide Schweſtern an das Fenſter, um den erquickenden Duft zu athmen; allein, wie bebten ſie zurück, als ihnen, ſo wie ſie nahten, zwiſchen den Roſen ein ſchönes jugendliches Männergeſicht entgegen blickte, eben ſo friſch und ſtrahlend in Roſenglut, als die purpurnen Roſen ſelbſt, mit lieblich funkelnden Augen und ſüß verführeriſchem Lächeln; ſtrahlend, verblendend für die entzückte Schönehild, herzdurchdringend für die erſchütterte Reinholde. Ach! es war daſſelbe reizende Angeſicht, das ſie in jener Höhle geſehen hatte, das ihr als Lichtbild ihrer geheimſten ſeligſten Gedanken vorgeſchwebt hatte! Allein der Ausdruck des edelſten Gefühls, ja ſelbſt der tiefſten geheimen Schwermuth war damals auf dem ſchönen Antlitz ſichtbar geweſen, während hier nur verführeriſcher Leichtſinn aus allen Zügen ſprach. Er war an den Spalieren, die er ſelbſt angelegt, heraufgeklettert in ſeiner Gärtnerkleidung, und während er die ſchlanke Geſtalt, ſelbſt wie ein jugendlicher Baum, anmuthig hin und wieder wiegte, flüſterte er mit einſchmeichelnder Stimme: Nun endlich, o ihr holden, ſchönen Mädchen, gelingt es mir, Euch in der Nähe zu ſehen! Ihr holden Roſen! die ihr einſam hier verblühen ſolltet! — Nein! dank ſei es der Macht der Liebe, die mich alle Schwierigkeiten beſiegen lehrte; gebt mir nun eilig den Schlüſſel zu Eurem traurigen Heiligthume! da mir die Eiſengitter hier den Zugang wehren.

Und ſeine Augen blitzten dabei ſo reizend, daß es ſchien, als ob ſie wenigſtens den Eingang zu den Herzen finden müßten.

Reinholde hatte ſich zurückgewendet, und, ihr Geſicht in ihre beiden Hände bergend, ſtürzten reichliche Thränenſtröme vor ihr nieder; Schönhilde aber, ganz bezaubert von der Schönheit und dem reizenden Weſen des Fremdlings, hatte ſich mit ihm in ein flüſterndes Geſpräch eingelaſſen, und nach einigen von ihm bald widerlegten Einwendungen, verſprach ſie ihm, daß ſie zuſehen wolle, den Eingang zu eröffnen, wenn ihre Schweſter, welche über die Maaßen bedenklich ſei, ſich auf den Abend zur Ruhe begeben haben werde. Er ſolle ſich dann nur an der Thüre des Thurmes einfinden.

Der frohſinnige Bewerber ließ ſich mit dieſer

Zuſage befriedigen, und ſchied auf Wiederſehen bei der ſchönen abenteuerlichen Stunde.

Schönhilde war nun den ganzen Tag über ſehr vergnügt, und kümmerte ſich wenig um die heimlichen Thränen ihrer armen Schweſter; ſie dachte nur auf alle die ſchönen Reden, womit ſie dieſen Abend die Huldigungen des reizendſten der Männer erwiedern, und an den vortheilhaften Anzug, den ſie heute nachläſſig ſcheinend und doch geſucht anlegen wollte.

Reinholde hätte vielleicht bei ihrer gewöhnlichen zärtlichen Sorgfalt für ihre Schweſter etwas von ihrem thörichten Anſchlage erfahren können; allein diesmal war es ihr wohl zu verzeihen, wenn ſie weniger auf ſie achtete, da ſie ſo ſehr in eigenen Gram verſunken war. Sie ſuchte ſich nur deſto eifriger mit Arbeit zu beſchäftigen, um ihn dadurch unwirkſamer zu machen. Als nun jetzt die Abenddämmerung kam, und ſie an Fortſetzung ihrer Arbeit hinderte, Schönhilde aber ſo eifrig mit Suchen in ihrem Putzwerk beſchäftigt war, daß ſie gar nicht mit ihr ſprechen konnte; da ging die ſtillbekümmerte Reinholde auf kurze Zeit hinab in ihr kleines, beſchränktes Gärtchen, um freie Luft zu ſchöpfen, weil ihr die Ausſicht aus dem Fenſter jetzt auch verwehrt war durch die Furcht vor den frevlen, ihr nur zu gefährlichen Fremdlinge.

Hier, zwiſchen den beſchützend hohen Mauern, ſtrich zwar die Luft weniger frei und kühlend, und fiel der letzte verbleichende Abendſchimmer nicht mehr freundlich herein; doch war ſie wenigſtens geſichert, daß kein verwegner Blick in ihre fromme Stille fiel.

Allein auch hierher ſollte ſie die ſchmerzlichreizende Gefahr verfolgen! Jenſeit der hohen Mauer vernahm ſie jetzt ſchmelzende Lautenklänge, die ausdrucksvoll zu ihr herüber ſchwebten, und unterſchied deutlich die nachfolgenden Worte von einer bewegten Männerſtimme geſungen:

Endlich hab' ich dich gefunden,
Dich, nach der mein Leben rang!
Ach! da hält mich ſtreng gebunde
Ein geheimer, finſtrer Zwang!

Und dich bergen feſte Mauern
Vor der treuen Sehnſucht Blick;
Nur in hoffnungsloſem Trauern
Grüß' ich meiner Jugend Glück.

Liebend mit Geſang umgeben
Durft' ich ehmals deinen Sinn;

Doch aus meinem armen Leben
Schwand auch dieſer Reitz dahin.

Da ich wieder dich gefunden,
Soll mit weicher Töne Flehn,
Noch, wie ſonſt, in ſtillen Stunden
Dich mein leiſer Flug umwehn!

Dieſe flücht'gen Augenblicke,
Wo ich ſcheine was ich bin,
Wie mich deine Näh' entzücke,
Ach wie ſind ſie ſchnell dahin!

Doch ob auch kein Lenz erfreue
Meine dunkle Lebenszeit,
Meines Herzens tiefe Treue
Sei doch ewig dir geweiht!

Reinholde war im Innerſten durchdrungen von den Tönen und Worten dieſes rührenden Geſanges, deſſen räthſelhaften Inhalt ſie gleichwohl nicht zu deuten wußte. Sie mußte unwillkührlich an den ſchönen Geliebten denken, obwohl ſeine leichtſinnigen Lieder und Handlungen keineswegs zu dem Tone *dieſes* Liedes zuſammenſtimmten. Ihr Herz antwortete dem Sänger, und wie gern hätte es auch ihr Mund gethan! allein die rührenden Bitten ihres ſcheidenden Vaters waren doch mächtiger, als die mächtige Leidenſchaft, welche ſie zu dem ſchönen Unbekannten zog. Seufzend ging ſie zurück nach ihrem Zimmer, da rief ihr Schönhilde ſchon entgegen: Ach, gut daß du kommſt, Schweſterchen! Ich bin heut Abend ſo erſtaunend müde; wir wollen uns doch zeitig niederlegen! Und aus Gefälligkeit willigte die gute Reinholde ein, ob es gleich noch ſehr zeitig war; ſie meinte ihrer Schweſter Schlaf zu ſtören, wenn ſie allein aufbliebe. So legten beide ſich zur Ruhe.

So müd Reinholde aber auch war, ſo konnte ſie doch nicht einſchlafen, theils von der innern Unruh' über das Vorgefallne, theils von einer ängſtlichen Ahnung gequält. Immer mußte ſie ihre ſchönen, traurigen Augen wieder öffnen.

Der Vollmond war indeſſen aufgegangen, ſchien durchs Fenſter in das jungfräuliche, ſtille Gemach, und ſchmückte es mit hellen Silberblumen aus; es ſchien durch die weißen reinlichen Vorhänge, welche Reinholdens Lager umgaben, wie durch ein duftiges Gewölke um ein unſchuldiges Kind.

Da war es Reinholden, als höre ſie ihre Schweſter leis durch das Zimmer nach der Thüre ſchleichen; ſie blickte hin, ſie rief ſie, doch vergebens; und nun glaubte ſie ſich getäuſcht zu haben, und wollte Schönhildens Schlummer nicht ſtören.

Allein jetzt hörte ſie ganz deutlich unten an der Thür den Eiſenriegel aufſchieben, welcher nächſt dem Schloſſe den Eingang ſchützte; da flog ein Todesſchreck durch ihre Glieder; ſie warf ſchnell ein Gewand um ſich und eilte die Stiegen hinab.

Doch ach! es war zu ſpät! ſchon war die Thür geöffnet, ſchon war der ſchöne Abenteurer eingedrungen, und befand ſich bereits mit Schönhilden in traulichem, liebkoſendem Geſpräche.

Angſtvoll bebte Reinholde zurück, und wandte ſich unwillkührlich zu fliehen. Allein der kühne Fremdling hatte ſie ſchon bemerkt, und da ihm ohnehin viele Eroberungen lieber waren, als eine, überdieß Schönhildens unbedachtes Entgegenkommen ihm den Reiz der Schwierigkeit entzog; ſo flog er, leicht wie der Wind, an der betroffnen Schönhilde vorüber, und hatte, ehe ſie es ſich verſah, die bange, zitternde Reinholde überholt, und ihr den Rückweg nach der Treppe abgeſchnitten.

O ſchönſtes Mädchen! rief er aus, und hatte ſich dabei zu ihren Füßen geworfen, du biſt die Göttin, die ich lieb' und ſuche!

Durch den geöffneten Eingang des Thurmes fiel der helle Mondſtrahl herein, und ſtreifte das ſchöne Geſicht der Knienden. Reinholde ſah nun den zu ihren Füßen, der lang das höchſte Ziel ihrer andächtigen Zärtlichkeit geweſen war. Doch hatte er nicht vor wenig Augenblicken dieſelben Schmeichelreden an ihre Schweſter gerichtet? war er nicht der verwegne Eindringer in ihre ſtille Freiſtätte? Und mehr als dies, die kühne Art, womit er ſie zurückzuhalten ſtrebte, womit er Wort und Blicke, und ſelbſt Liebkoſungen an ſie zu richten wagte — ihr ganzes Gefühl regte ſich [illegible] laſſen, als dem [illegible] [illegible] [illegible] als [illegible]

Verzweifelnd blickte ſie umher, und da ſie keinen andern Ausweg ſah, ſo floh ſie, indem ſie ſich, wie von wunderbarer Kraft geſtärkt, von dem Verführer losriß, hinaus in die einſame, mondbeleuchtete Gegend.

Alle ihre Stärke und Schnelligkeit aufbietend, flog ſie dahin gleich einem aufgejagten Rehe, ſo ſchnell, daß ſie der Jüngling, der ihr voll Eifer folgte, nicht erreichen konnte; doch hörte ſie mit Todesangſt ſeine fliegenden Tritte und ſah ihn bei einer Wendung des Pfades ſchon ganz dicht hinter ſich. Noch einmal faßte ſie ihre Kräfte zuſammen, und jetzt bog ſie um eine Felſenecke, wo ſie ſich faſt ſchon vor ihm ſicher glaubte; — Ach Gott! da trat er ihr, den ſie vor wenig Augenblicken hinter ſich geſehen hatte, auf einmal von dieſer Seite entgegen, in aller ſeiner Herrlichkeit, und in der vollen, blendenden Beleuchtung der Mondenſtrahlen, die, von den Felſenwänden zurückfallend, ſich gleichſam zu verdoppeln ſchienen, um ſein reizendes Bild zu verklären. Wunderbar war es, daß ihr auch ſeine Geſtalt noch bei weitem höher vorkam; auf ſeinem ſchönen jetzt hellbeleuchteten Geſicht erblickte ſie einen Ausdruck von Hoheit, von Milde, und zugleich von Ernſt, den ſie bisher gar nicht an ihm geſehen hatte.

Mit unendlicher ſchmerzlicher Sehnſucht ſchien es ſie zu ihm hinzuziehen; doch ihre Tugend ſiegte; mit heißem Schmerz wandte ſie ſich, zu fliehen.

Da rief er mit einem Tone, der durch ihr tiefſtes Leben drang: O! fliehn willſt du vor mir, du holde, himmliſche Geliebte meiner Seele, du, die ich lang geſucht! was that ich dir, daß du mich fliehen willſt?

Es war, als ob ſie von dem Leben ſcheiden ſollte, mit dem Scheiden von dieſer holden Stimme; doch blieb ſie ſtandhaft, und wandte ſich ſchnell zur Flucht: da, wie durch Zaubermacht, trat er ihr plötzlich noch einmal entgegen, im raſchen Laufe um den Felſen lenkend.

Erſchrocken blickte ſie zurück; und zweimal ſah ſie jetzt den geliebten Gefürchteten; denn auch er mit der ſüßen Stimme und dem holden, bittenden Blicke ſtand dicht hinter ihr, während der eben angekommne mit glühenden, vom Laufe erhitzten Wangen, mit ſeiner gewöhnlichen Kühnheit die Arme nach ihr ausbreitete, indem er rief: Hab ich dich endlich, ſchöne Beute? Nun ſollſt du mir nicht mehr entfliehen, du ſcheues flüchtiges Reh!

Halt! rief der Andre, ſchnell dazwiſchen tretend, willſt du gewaltſam dieſen Preiß erringen, ſo kämpfe erſt mit mir!

Und in dem Augenblicke fuhr ſein ritterliches Schwert hellklirrend aus der Scheide; doch auch ſein kühnes Ebenbild ſtand ihm an Muthe nicht nach; auch ſein Schwert flog in demſelben Augenblicke raſchfreudig durch die Luft, und beide Klingen funkelten nun im Mondenlichte todfordernd gegeneinander, und beide ſchöne Angeſichter, mit ſo verwandten, vielmehr mit völlig gleichen Zügen, blickten einander mit zornblitzenden Augen an.

Geblendet, wie durch Zauberſpiel, in Angſt und Furcht und Zärtlichkeit getheilt, ſtand Reinholde einige Augenblicke, und blickte, gleichſam Rettung flehend, zum Himmel auf. Da war es, als ob ſich eine weiße duftige Wolke vom zarten, den Mond umſchwimmenden Gewölke lößte, und herab auf die Erde ſchwebte. Und eh' noch Blut die Glieder der entrüſteten Kämpfer färbte, ließ ſich auf dem Kampfplatz ein weißer blendender Wagen herab, von zwei ſilberhellen Schwänen gezogen; daraus ſtieg die mächtige Zauberin, welche dem Vater der Mädchen die wunderbaren Harfen gegeben hatte.

Haltet ein! rief ſie mit mildem, aber zugleich gebietendem Ton, indem ſie ihren, mit Lilien umwundenen Scepter zwiſchen die todfunkelnden Schwerter neigte, ſoll Bruderblut Eure durſtenden Klingen tränken?

Und augenblicklich ſenkten die beiden Kämpfer ihre Schwerter, und blickten, überraſcht und ehrfurchtvoll erwartend, nach der blendenden Erſcheinung; während Reinholde wieder Athem ſchöpfte, als ob ihr eine Felſenlaſt von dem Herzen genommen wäre, und freudig hoffend zu der hohen Fremden aufſah.

Auch Schönhilde war unterdeß hinzugekommen; nicht ſowohl Beſorgniß um ihre Schweſter, als der Wunſch, unter dieſem Vorwande einmal der lang gewünſchten Freiheit zu genießen, hatte ſie in das Feld gelockt.

Mit Wohlgefallen ruhten die Blicke der Fremden auf Reinholden. Der Zauber iſt gelößt; ſagte ſie, gelößt durch dich, du reines holdes Kind! Wiſſe, dieſe ſchönen Jünglinge ſind Brüder, Zwillingsbrüder, von der Natur durch eine ſeltne, bewundernswerthe Aehnlichkeit bezeichnet. Sie ſind die Erben einer mächtigen Herrſchaft. Allein durch einen böſen Zauber war ihre Jugendzeit getrübt; Selenio dort, er mit dem edeln, ſtillen Ernſte in den anmuthigen Zügen, war beſtimmt, die Hälfte des Tags in einen Hänfling, Cephirio, dort jener leichtſinnige Wildfang, in einen Schmetterling verwandelt, umher zu flattern; die andre Hälfte aber, jeder getrennt von dem andern, in einer Felſenhöhle zu verſchlafen. Nur wenige

Stunden des Jahrs war es ihnen vergönnt, in ihrer eigenthümlichen Geſtalt zu erſcheinen, und zu handeln; du weiſt wie Zephirio dieſe Stunden angewandt hat. Der Bannſpruch aber lautete: Nur, wenn ein ganz ſchuldloſes Mädchen, von tiefſter Leidenſchaft für ſie entflammt, ſtandhaft genug in ihrer Tugend wäre und ſie unerſchüttert zu fliehen, ſollte des Zauberband gelöſt ſeyn. Du, ſchuldloſe Reinholde, du haſt das Löſungswerk vollbracht! Und in mir, welche man die Schwanenfürſtin nennt, ſieh die Belohnerin weiblicher Tugend und Güte. Dein Mitleid für den armen Hänfling, als du den kleinen, blutenden Sänger vor dir ſahſt, den der Pfeil eines Jägers den Flügel verwundet hatte, zog dich zuerſt zu dem Anblicke des ſchönſten Mannes; die Stunde ſeines Schlafs hatte geſchlagen, und zwang ihn gebieteriſch zurück in ſeine Felſenhöhle. Der Vogel nahm wieder die menſchliche Geſtalt an, in welcher du ihn ſahſt, doch der verhüllende Mantel hinderte dich, ſeinen verwundeten Arm und dadurch den Zuſammenhang des Zaubers zu entdecken. Schönhilde hätte damals lieber den Schmetterling Zephirio verfolgt, der ihr nach ſeiner Art leicht und ſcherzend verſchwand. Sie ſind nun beide frei und werden ihre Geſtalt nie mehr verlieren.

Die beiden Brüder hatten voll Erſtaunen die Rede angehört; jetzt ergriff ſie das Gefühl ihrer Befreiung mit freudiger Gewalt, und beide ſtürzten zu Reinholdens Füßen, um ihrer Retterin zu danken. Doch nur auf dem edeln Selenio ruhten ihre feuchten Blicke mit warmer, erwiedernder Zärtlichkeit. Indem vernahm man ein frohes Getön aus dem Thale. Der frühe Sommermorgen war war ſchon angebrochen, und glänzte roſig zwiſchen den Bergen herein. Da klang aus einem Felsgrunde heller Trompetenſchall herauf, und bald ſchimmerten blanke Rüſtungen im erſten Morgenſtrahle, und wohl bekannte Waffenzeichen winkten. Der edle Graf kam aus dem Kriege wieder.

Nun war ein jubelvolles Wiederſehn zwiſchen ihm und ſeinen geliebten Kindern; er ſchloß ſie immer wieder in die Arme, nachdem er ſeine hohe Freundin ehrfurchtsvoll und auch die beiden jungen Fremden höflich begrüßt hatte. Die Freude, ſeine Kinder lebend wieder zu finden, überwog in den erſten Augenblicken bei dem guten Vater jeden andern

Gedanken; erſt ſpäter fiel es ihm auf, daß er ſie ſo ganz wider ſeine Vorſchrift, außerhalb des Thurms und im freien Felde antraf. Seine Freundin gab ihm deshalb eine flüchtige Erläuterung, und rieth ihm, nur den Zug ungehindert bis zu dem Thurme fortzuſetzen, wo er ſchon weiteren Aufſchluß erhalten werde.

Alle brachen dahin auf, und als ſie in dem Thurme angekommen waren, begrüßte erſt der gute Vater mit Rührung den einſamen Aufenthalt, der ſeine Lieblinge ſo lang geborgen hatte, dann verlangte er die koſtbaren Harfen, die Zeugen ihrer Tadelloſigkeit, zu ſehen.

Beſcheiden freudig hohlte Reinholde die ihrige, die unverſehrt und glänzend war, ſo wie ſie ſelbige erhalten, während Schönhilde langſam und verlegen zurück kam, und die zerſprungenen Theile der ihrigen mit einem Schleier umhüllt hatte.

Und wo haſt du deine Harfe? fragte die Schwanenfürſtin ſtreng, und ihr leuchtender Blick durchdrang augenblicklich die Hülle. Freilich, ſagte ſie dann zu der betretnen Schönhilde, freilich eine Jungfrau, welche ſo leicht die Bitten eines trefflichen Vaters vergißt, und der verführeriſchen

Schmeichelei ſo leicht den Eingang ihrer frommen, ſichern Freiſtatt eröffnet, kann ein ſo zartes Unterpfand nicht aufbewahren. Ihr habt Euch beide Euer Schickſal ſelbſt gewählt.

Die Jünglinge hatten, in der Ehrerbietung, welche ihnen die Gegenwart des alten Helden, und vorzüglich der mächtigen Schwanenfürſtin einflößten, vor welcher ſelbſt der ausgelaßne Cephirio eine ungewöhnliche Scheu empfand, noch nicht von von ihren Empfindungen zu ſprechen gewagt; nur in beredten ſeelenvollen Blicken hatten Selenio und Reinholde einander ihre Liebe geſtanden. Die mächtige Geiſterfürſtin ward ihre Vermittlerin, und der Vater gab mit Freuden ſeine Einwilligung. Dem ſchönen Schmetterling Cephirio und der leichtſinnigen Schönhilde blieb nichts übrig, als zu einander zurückzukehren.

Das, ſprach die Schwanenfürſtin zu Schönhilden, wirſt du dir nun freilich müſſen gefallen laßen, daß er von einer Blume zu der andern flattert!

Du aber, wandte ſie ſich zu Reinholden, die hold erröthend, leuchtend in ihrer ſchüchtern liebenden Seligkeit, an der Seite des entzückten Geliebten ſtand, du trägſt die Sicherheit unwandelbaren Glücks in deinem Herzen; denn wahre Lieb' und Tugend ſind untrennbare, himmliſche Geſchwiſter!

V.

Gedichte

von

Haug.

Geſetzgebung.

Frei, nach Amrd Ben Mohameds oriental. Apologen.

Auf that der Engel der Gerechtigkeit
Des Firmamentes Pforten mit Geräuſch.
Des Weltalls Echo's klangen alle nach.
Geſchwinder, als Gedanken, ſchwang er ſich
Aus Himmelshöhen zu der Erdenluft,
Und ſpähte rings, ob ein Gerechter nicht
Zur Umgeſtaltung menſchlicher Geſetze
Zu finden wäre, ſcharfen Blicks umher.
Confugius erſchien, deß hohe Stirn,
Hellſchimmernd, in des Sommers Morgenroth
Die Stirnen aller Weiſen überſtrahlte.
Der Engel goß auf ſeine Augenlieder
Flugs einen Geiſt, der ſcharfen Adlerblick
Und Denkkraft, übermenſchlich, ihm verlieh.
Sein herrlich ausgeſpanntes Flügelpaar,
Worauf des Regenbogens Farben ſpielten,
Trug mit des Blitzes Eile hin den Weiſen,
Wo er die ungeheure Welten-Schöpfung,
Der Glückliche! — zu überſchau'n vermochte.
Confugius, voll Hochbewunderung,
Stand marmorgleich, anſtarrend eine Rieſin,

„Wie keine ſich die Phantaſie noch dachte:
Die Sterne bildeten ihr Diadem;
Das Aug' auf ihrer Stirne war — die Sonne,
Die Erde und der Vollmond — ihre Bruſt;
Ihr Haupt verlor ſich in die Himmelsräume,
Die unermeßbar'n; ihre Füße reichten
Noch tiefer, als der Hölle Schlund, hinab.
Was lebt, was iſt, umſpannten ihre Arme,
Und ihre Fingerſpitzen gränzten dort an,
Wo Daſeyn endet, wo das Nichts beginnt. *)

„Mein Sohn, rief majeſtätiſch ihre Stimme:
„Vernimm, was deine Mutter, die Natur,
„Dich lehrt, und nütz' es zu der Menſchheit Wohl!
„Zum Sporn der Thätigkeit, des Nimmerruh'n's
„Gab ich dem Staubgebornen heiße Wünſche,
„Und, ſtillt' er dieſe, des Vergnügens Glück.

„O hüte dich, den Thoren nachzueifern,
„Die, meinen Urgeſetzen ungetreu,
„Kühn widerſprechen. Werke meiner Hand!
„Ihr werfet euch zu meinen Richtern auf?
„Euch kennt ihr nicht, und wähnet mich zu kennen?

„Weh' euch vor Allen, die Ihr Blut vergießt,
„Die Ordnung neu zu gründen. Fühlet ihr,
„Tyrannen, eines Menſchenlebens Werth?

---

*) Man bezüchtige ja den feurigen Dichter hier keines Materialismus.

„Sohn, wandle, wenn du Sklaven machen willſt,
„Zuvor, gekettet und gequält, mit Sklaven
„Die blutbefleckte Bahn des Deſpotismus!

„Sohn, willſt du Menſchen? — Lehr' Erhebung ſie!
„Laß, ihres Daſeyns Majeſtät ſie fühlen!
„Nicht Einen Bürger nur veredle du,
„Nur Einen Stamm, o nein! das ganze Volk!

„Geuß Reichthum, Ehren in der Tugend Schooß,
„Des Fleißes und des Wiſſens Ruhm in Thaten,
„Ein ſchöner edler Ehrgeiz, leb' in Allen.
„Der allbeglückenden Geſetze Bau
„Soll ruh'n auf unerſchütterlichem Grund!

„Dann öffnet eure Kerker, trümmert all
„Die Hochgerichte! Wahrheit, Ehre halt'
„An euren Pforten Wache! Furcht vor Schande
„Sei ſtärker als der Tod, ſei Damm des Friedens,
„Und, wie die heiligen Geſetz', unſterblich!“

Rudiskar und ſein Arzt.

Monarch Rudiskar wollte ſeinen Staat
Neu bilden. Um die zweite Schmerzgeburt
Geſchwinder zu erſtehen, gab er täglich
Der Bürgerſchaft Geſetze ſonder Ende.
Er krankte plötzlich, und ſein Arzt verſchrieb
Ihm täglich Arzeneien ſonder Ende.
Er fragt: Warum? — „Um ſchneller dich zu heilen.“ —
Jedoch Ein Mittel hemmt des andern Kraft. —
„Ich glaube ſelbſt, ich habe ſehr gefehlt;
„Vergieb! — allein ich wollte deine Krankheit
„Behandeln ganz, wie du den Staat behandelſt.“

Lilie und Roſe.

Frei, nach Cowper.

Zwei Jungfraun'n bleiben einander nicht hold,
Wird mehr Bewunderung Einer gezollt;
Doch wenn ſich die Blumen ſogar entzwein,
Wo ſoll des Streites ein Ende ſeyn?

Einſt bot in friedlichem Gartenſchutz
Doch einer Roſe die Lilie Trutz,
Und Jede verkündigte: „Nein, nicht dein —
„Der Königin Rang und Recht iſt mein!“

Die Roſe ward röther vor inn'rer Gluth,
Sie ſchwoll in eiferſüchtiger Wuth:
„Für mich, als der Königin Majeſtät,
„Iſt jeder Liebende, jeder Poet.“

Der Lilie weiland Beſcheidenheit wich;
Hoch ſtand ſie, ſtrahlend und königlich.
„Ich ſcheine beſtimmt für der Flora Hand
„Als Zepter der Macht im Blumenland.“

Die Göttin vernahm den gehäſſigen Strauß
Und ſann ein gefälliges Mittel aus,
Geſchwind zu erſticken den Bürgerzwiſt,
Deß Ausbruch immer gefährlich iſt.

„Wohl, Roſe, fiel ſchönere Farbe dir zu;
„Doch hehrer geſtaltet biſt, Lilie, du;
„Wißt: Königin heißen ſoll Jede von euch,
„Bis einer Verdienter'n gebührt das Reich.“ —

Nun müht ſich Jede, beruhigt, verſöhnt,
Daß Euch, Ihr Schönen, ſie noch verſchönt,
Und neidlos herrſchen, in Harmonie,
Bezaubernd auf Euer'n Wangen ſie.

Laura.

Nach Petrarch.

O wie beneid' ich die Erde, die Neidiſche! Heimlich umfängt ſie
Lauren, verſagt mir, ſie nur zu ſeh'n, und verbirgt mir die Zauber
Jenes ſo lieben Geſichts, wo Frieden ich fand nach Befehdung.
O wie beneid' ich den Himmel! Zu ſich nahm, gierig verſchloß er
Laurens Geiſt, zu frühe getrennt von der ſchönen Umhüllung,
Ach, und weigert nur mir, nicht Andern, das Oeffnen der Pforte.
O wie beneid' ich die Geiſter, die doppeltſeligen, jenſeits,
Die nun Laura gewonnen zur heiligen ſüßen Geſellſchaft,
Welche mit Glut und Geſang, doch hoffnungslos, ich erſehnte.
O wie beneide den Tod, den herben gefürchteten Tod ich,
Der, unfühlend, in mir auslöſchte mein innerſtes Leben,
Ihre bezaubernden Augen mir ſtahl, und mich nicht hinwegruft.

Roſamunde.

(In eine Eiche gegraben.)

Wolk' um Wolke ſteigen;
Alle Vögel ſchweigen,
Alle Thiere flieh'n;
Selbſt die Hirten zieh'n
Heimwärts mit den Herden;
Zackenblitze ſprüh'n.

Vor den Donnerſtreichen
Sichern nicht die Eichen.
Wenn Gewitter droht,
Lehrt uns ein Verbot:
„Fleuch nicht unter Bäume,
„Oder dein iſt Tod.“

Gott! Vergieb mir Armen!
Triff mich aus Erbarmen
Unter dieſem Baum!
Süßen Liebestraum
Träumt' ich, ward betrogen,
Fühl's und lebe kaum.

Unter dieſer Eiche
Rief die junge bleiche
Roſamunde ſo,
Der Gefahren froh,
Und ein Blitzſtrahl zückte,
Und ihr Leben floh.

Freundſchaft und Liebe.

„Die Liebe — Wein? Die Freundſchaft —
Waſſer?“
Gerechter ſollte doch das Gleichniß ſeyn.
Die Liebe ſcheint mir gährender Champagner,
Jedoch die Freundſchaft edler alter Wein;
Wenn dort die Reize ſchnell verfliegen,
Wirkt ſtille Kraft hier ſegnend ein.

Auf dem Gottesacker.

Todte! zu euch entfloh ich. Des Friedhofs heiliges Schweigen
Iſt ja belehrender mir, als der Lebend'gen Geſchwätz.

Grabſchrift Ludwig XVI.

Ludwig konnte nur lieben, verzeih'n und ſterben. Der Gute!
Lange wol hätt' er regiert, hätt' er zu ſtrafen gewußt.

Homer und Virgil.

Virgil ſei Latiums Homer? —
Allein Homer — Verkennt ihn nicht!
Iſt mehr, als Griechenlands Virgil.

An Wieland.

Du haſt der Weisheit nur, den Muſen dich ergeben:
Das iſt der wahre Geiſt, das wahre Leben.

Als in einem Tempelchen berühmter Männer Schiller fehlte.

Wie? daß unter großen Namen
Nicht im Heiligthum von Famen
Schiller eingegraben iſt? —
„Er hat einen Namen,
„Den man nie vergißt.“

Gesners Grab.

Hier ſchlummert, des Lyra, voll Harmonie,
Von ſchönen Töchtern der Unſchuld klang,
Der ſeinen Hirten im ſchlichten Geſang
Die Tugenden ſeines Herzens lieh.

Wieland.

Kritikaſter beleidigen,
Wieland, du Proteus, dich.
O die Muſen vertheidigen
Vor den Lächerlich-Neidigen
Mit Unſterblichkeit dich.

Unter Schillers koloſſale Büſte von Dannekker.

Ein ewiges Denkmal weihteſt du hier
Dem Weiſen, dem Dichter, dem Freund und dir.

Neue Grabſchrift.

(In Guido's Namen.)

Ach, unter dieſem Leichenſteine
Ruht, deren Herz ich mir erwarb,
Die mir vor dreißig Jahren ſtarb,
Und die ich noch beweine.

Gay's Grabſchrift.

Das Leben iſt nichtig, und unſer Thun.
So glaubt' ich vor Zeiten; ich weiß es nun.

Klage.

Mein Alles iſt dahin ſeit Julias Entſchweben
Ins beſſ're Vaterland. Nur Sie war mein Idol.
Ach, meine Ruh, mein Glück entfloh'n für dieſes Leben.
Sprich, Liebesgott, warum mein Herz noch glühen ſoll?

Leander.

Unter nicht ging in der ſtürmiſchen Fluth dein Leander, o Hero!
Nein! — Von des Jünglinges Reiz fühlte ſich Venus entbrannt:
„Da mir der Himmel den Mars, den Adonis die Erde beneidet,“
Rief ſie, „hab' ich im Meer, das mich gebar, dich entführt.“

Das Vogelneſt im Rachen eines ſteinernen Delphins.

Wahr iſt's, frommer Delphin! Du liebeſt die Kinder der Menſchen:
Selbſt dein ſteinernes Bild ſchützt ja der Vögelein Brut.

Wenn ich ſinge.

Nach Janus Pannonius.

Fänd' ich der Leſenden auch und der Hörer nicht Einen, doch ſäng' ich.
„Wem?" So fragt Ihr vielleicht ſpöttiſch. — Den Muſen und mir!

An Göthe.

Du Sohn des Apoll! Beglücktes Genie!
Dich ſchmücken die Lorbern, doch mehr du ſie.

Matthiſſons Erinnerungen.

Dank, Beſter! — Deine Berichte
Auf wechſelnder Reiſebahn
Belehren uns, wie die Geſchichte,
Ergetzen uns, wie ein Roman.

An einen Säugling,

deſſen Geburt die Mutter nicht überlebte.

Erſt ſollen achtzig Jahre hier
O Säugling dir entſchweben;
Dann ſei der Tod, wie heute, dir
Der Eingang in das Leben.

Opferung.

Dichtes Gewölk ſteigt wirbelnd empor von der Gottheit Altären.
Aber die Opfer ſind meiſt nur der Unglückſeligen Spende.

Klage eines Unglücklichen.

O du betrügeriſches Leben! —
Wie vor der jungen Phantaſie
In lichter freundlicher Magie
Der Zukunft Scenen ſich erheben,
Bis, wenn Erfahrung, ernſt und kalt,
Den Schleier hob von allen Seiten,
Die Ausſicht daliegt ungeſtalt
In ihren furchtbar'n Wirklichkeiten.
So lockt den matten Pilgersmann
Durch Wüſtenei'n in ſüßem Wahn
Fern' idealer Seen Helle;
Er dürſtet, kommt in froher Schnelle
Dem Glanzſtreif nah' und findet dann
Sandböden ach! und keine Quelle!

An Eliſen.

Du biſt ſo wunderlieblich, Mund,
Zum Küſſen und zum Hören;
Doch thuſt du ſüße Wörtchen kund,
Muß ich den Kuß entbehren.
Verhaßte Schranken der Natur!
Du ſchufeſt mir ein zweites Eden,
Pſycharion, o könnteſt nur
Du redend küſſen, küſſend reden!

Er und ich über Glorwina.

Er.

Sie iſt gemahlt — bei Gott!

Ich.

Laß unverdienten Spott!
Sie iſt gemahlt — von Gott.

Als Klärchen die Rolle der Semiramis ſpielte.

Heil dir, *Semiramis*, nicht mehr Schauſpielerin!
O deine Zauberkunſt reißt alle Herzen hin.
Mit *falſchem* Zepter biſt du *wahre* Königin!

An Miſander.

Du Nichtsthuer, verflucheſt das „*erzlangweilige Daſeyn.*“
Wehe, Miſander! du fluchſt deiner Unſterblichkeit ſo.

Gloſſen.

1.

Vergebens birgſt du deinen Lebenslauf.
Dein letzter Tag klärt all die andern auf.

2.

Die Weltgeſchichte wird gefährlich für die Jugend:
Das Laſter iſt durchaus beglückter, als die Tugend.

Politur.

Ueberbilden iſt mir ein Verbilden: denn ewiges Glätten
Reibt vom innern Gehalt mählig das Beſſere fort.

An Aſot.

Dir glückt, Aſot, der Grobheit Sprache.
Verachtung rettet dich vor Rache.

Anmaßung.

H.

Wie? du nennſt dich den Sohn Apolls; du kein
Arzt und kein Dichter?

S.

Iſt nicht Apoll auch ein Schütz?

H.

— Aber ein Schütze, der trifft.

VI.

Noch einige Reliquien

von

Käſtner.

Nach den Urſchriften mitgetheilt.

1.

Eben jetzt, 20. Aug. 1786. leſe ich in den Zeitungen, daß in St. Petersburg das Collegium medicum der Kaiſerin 25. Regierungsjahr gefeyert und an einer fünfeckichten Tafel geſpeiſt, welche das Sinnbild der Geſundheit ſey.

Die wenigſten Leſer werden wohl wiſſen, wie das Fünfeck und die Geſundheit zuſammenkommen. Auch muß es eine Griechiſche Geſundheit ſeyn, keine Deutſche. Das Griechiſche Wort Ὑγιεια hat fünf Buchſtaben, oder deutſch Hygieia, den Doppellaut ει für einen, und das H. nicht mit gerechnet, welches im Griechiſchen durch das Häkchen, in der Kunſtſprache spiritus asper, angedeutet wird.

Dieſe fünf Buchſtaben ſchrieb man in die Winkel eines Fünfecks, aber nicht des gewöhnlichen, ſondern der Figur, welche die drey Diagonalen machen, die ich allein ausgezogen und die Seiten zum Unterſchiede nur getüpft habe.

Die Figur heißt auch ſonſt Druidenfuß, Pentalpha, gleichſam Fünfalpha. *)

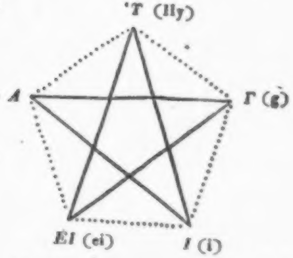
Weil nicht jeder, dem das ordentliche Fünfeck dabey nicht vorgezeichnet wird, einſieht, wie ſie gemacht wird, ſo haben Viele ſie für was hexenmäßiges gehalten.

Sie kommt auch in Wapen vor. Als Gatterer vor mehren Jahren ſeine Heraldik ſchrieb, war es ihm angenehm, da ich ihm die Zeichnung wies. Der Heraldiker wußte ſonſt nichts davon zu ſagen, als daß Triangel über einander gelegt wären; eigentlich aber iſt kein Triangel da.

Ob nun die Herren Medici an einem Druidenfuße, oder an einem Cinquillirtiſche geſpielt haben, laſſe ich unentſchieden. Eigentlich hat der Druidenfuß zehn Winkel, nicht fünf.

---

*) Indem ſie 5 A. in einem Zuge darſtellt. Auch Pentagramma, Drudenfuß und Alpkreuz wird ſie genannt. D. H.

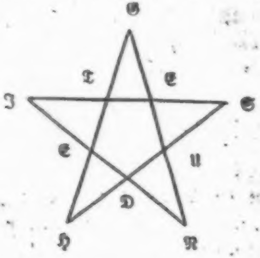


Als ich dieſe Figur gezeichnet und das auf vorigem Blatte geſchrieben hatte, ſann ich nach, in was für Büchern meines Vorraths ſtehen könnte, was ich mich gewiß erinnerte, über dieſe Geſundheitsfüße geleſen zu haben. Ich fand es endlich in **Kirchners** Arithmologia, *) aber

---

*) Auch im: Schauplatz vieler ungereimter Meinungen (von **Tharſander**) wird das Pentalpha erwähnt (II. B. S. 288). Als **Antiochus Soter**, König von Syrien, wider die Galater zu Felde zog, ſoll ihm **Alexander** der **Große** erſchienen ſeyn, und ihm anempfohlen haben, das Wort ὑγιεια zur Loſung zu geben. Antiochus folgte dieſer Anweiſung, ließ überdieß das Pentalpha auf die Fahnen mahlen, und ſiegte. —

die Buchſtaben an die einwärts gehenden Winkel des Fünfecks geſetzt, nicht an die auswärts gehenden. Ich habe alſo die Figur anders gezeichnet und laſſe gegenwärtige nur, beyder Correſpondenz zu zeigen.



Da die Figur eigentlich zehn Winkel hat, ſo

Nach der Verſicherung Einiger ſoll das Kreuz des Ordens der Ehrenlegion dieſer Sage ſeine Form verdanken. — Uebrigens werden Manche nun auch die Worte des Mephiſtopheles in Göthe's Fauſt beſſer verſtehen:

„Geſteh' ich's nur! daß ich hinausſpaziere,
Verbietet mir ein kleines Hinderniß,
Der Drudenfuß auf eurer Schwelle."

D. H.

könnte jemand, der ſpielen wollte, die zehn Buchſtaben des deutſchen Worts Geſundheit daran ſchreiben.

2.

Göttingen.
9. Januar 1783.

Wohlgebohrner Herr,

Hochzuehrender Herr Hauptmann,

Ihr caſſeliſches Programm hatte Hr. Rath Caſparſon mir geſchickt.

Ihre beyden Briefe haben mir viel Vergnügen gemacht. Die Schilderung im erſten iſt ſehr glaublich; es geht in unſerm Kriegs- und Friedensleben ſo zu, daß die Directoren weniger verſtehen, als die Subalternen. Die Einrichtung iſt ſehr weiſe; denn ſo ſind die Schulen ſchon eine Vorbereitung auf die große Welt, da es in der Regierung des Staats und der Armeen häufig auch ſo beſchaffen iſt.

Ich gratulire zu der Hauptmannſchaft bey der marburger Kriegsſchule. So viel ich weiß, iſt es mit ein für M. geſtempelter Gedanke, des Hr. GR. Baldingers geweſen.

Nach geendetem ſiebenjährigen Kriege wollte man hier in G. eine Kriegsſchule anlegen, und der jetzige Hofr. Meiſter bekam Auftrag, deswegen nach Frankreich zu reiſen und die daſige Kriegsſchule zu beſehen. Meine Freunde hier hielten ſich darüber auf, daß das alles ſo ohne mich dabey zu Rathe zu ziehen unternommen ward, und reizten mich, darüber an Hr. v. Münchhauſen zu ſchreiben, der es gern hätte, daß man ihm frey ſchrieb; deswegen that er doch, was er wollte. Ich ſchrieb alſo etwa ſo:

Ich habe im Kriege franzöſiſche Officiere zu unterrichten gehabt, die in ihren Kriegsſchulen geweſen ſind. Theorie der mathematiſchen Kriegswiſſenſchaft wird da nicht beſſer gelehrt, als auf deutſchen Univerſitäten, nur noch flüchtiger. Der Vorzug iſt, daß mehr praktiſche Uebungen auf dem Felde vorgenommen werden; denn Feſtungen mahlen oder ſchnitzen heiße ich nicht Praxis; dieß iſt noch Theorie. Wollte man alſo einer hieſigen Kriegsſchule dergleichen Vollkommenheit geben, ſo wünſchte ich dazu ein paar Morgen Land — wie

Corporal Trim im Triſtram Shandy — wo man Schanzen aufwerfen, Minen anlegen könnte, dazu etliche Centner Pulver, Geſchütz u. ſ. w. allenfalls auch Geld zur Bezahlung der Arbeiter.

Die Folgen meines Vorſchlags auf die Studenten fielen Münchhauſen ſo in die Augen, wie ich es haben wollte. Er antwortete mir alſo, der Unterricht ſollte nur theoretiſch bleiben. Indeſſen that M. die Reiſe, und erzählte mir bey ſeiner Wiederkunft Manches, das ich ſchon wußte. Er hat auch ein Programm drucken laſſen, darin er von den Kriegsſchulen Nachricht giebt.

Man war auf dieſe Kriegsſchule ſo erpicht, daß man dazu einen Lehrer aus Strasburg Herrenſchneider haben wollte. Weil Münchhauſen nun gut fand, mich über ſolche Dinge zu fragen, ſo ſchickte er mir den Briefwechſel mit Herrenſchneider zur Einſicht. Herrenſchneider war ſo beſcheiden, daß er erſt anfragte, was er eigentlich hier ſollte. Es ſchien ihm in der That nicht viel daran gelegen zu ſeyn, hieher zu kommen. Ich machte Münchhauſen leicht begreiflich, daß Meiſter alles lehren könnte, was man von H. erwartete, und ſo unterblieb Herrenſchneiders Ruf, wofür

Meiſter mir ſehr viel Dank wußte. Meiſter hat fortgefahren, wie er vorhin that, Fortification und dergl. zu lehren, auch Taktik. Es haben auch einige Officiere bey ihm und bey mir gehört, bald aber iſt der ganze Gedanke an eine hieſige Kriegsſchule verſchwunden. Ein vormaliger hieſiger Commandant, Gen. v. Zaſtrow, ſagte darüber: Wenn man haben wollte, daß Officiere hier ſtudieren ſollten, müßte man ihnen auch mehr Gage geben, von ihrer bisherigen könnten ſie das nicht. Eine Erinnerung gegen eine Kriegsſchule auf einer Univerſität iſt: daß in der Kriegsſchule nothwendig Subordination und Gehorſam ſeyn muß, und da ſtechen die Kriegsſchüler zu ſehr gegen die Facultätenſchüler ab, die kein Commando erleiden. Auch ſollte allerdings wenigſtens der Director der Kriegsſchule Officier ſeyn, und am beſten die Lehrer alle. Jetzo iſt in Hannover eine Kriegsſchule.

Ich habe jetzo zu Zuhörern ſeit Oſtern privatiſſime einen Duc de Montmorency, ſeinen Bruder, Prince de Luxembourg, einen Comte Senechal, und einen Comte de Fernay und ihren Hofmeiſter, einen Capitain und Edelmann.

Einige ſind auch ſchon in Kriegsſchulen geweſen. Ich muß ſie in ihrer Sprache unterrichten, weil ſie erſt jetzo etwas deutſch verſtehen. Ich habe gefunden, daß ich ihnen doch allerley auch zur Kriegswiſſenſchaft gehöriges ſagen kann, das ihnen noch nicht ſo ſehr bekannt. Indeß gefällt es mir ſehr, daß ſie mehr Vorbereitung mitbrachten, als viele Andere von der Univerſität wegbringen; z. B. Decimalrechnung, Buchſtabenrechnung, quadratiſche Aufgaben waren ſelbſt dem Prinzen, der etwa 13 Jahr, nicht unbekannt. — Wie viel deutſchen . . . . *) darf man mit ſo was kommen? Ich wünſche Ihrer Kriegsſchule vorzüglich Ihrentwegen ſehr viel Glück, und verharre voll Hochachtung

Ew. Wohlgeb.

gehorſamſter
Käſtner.

---

*) Docti male pingunt. Dieß Wort iſt aus Käſtners unleſerlicher Handſchrift (ſ. das fac simile B. 5. der Harfe S. 252. wovon jedoch das Original noch lesbarer iſt, als das vorliegende) durchaus nicht zu entziffern. D. H.

3.

Beſter Gönner,

Was Sie nicht alles leſen! Sogar das leipziger mathematiſche Magazin!

Da ich von der deutſchen Union nichts weiter weiß, als was Sie mir geſchrieben haben, ſo habe ich auf beyliegendem Blatte meine Aeuſerung darüber aufgeſetzt.

Zu Tempelhofs guten Eigenſchaften gehört mit, daß er, als ſelbſt Artilleriſt, von der Wirkung der Artillerie in ſeiner Geſchichte des ſiebenj. Kriegs nicht übermäſſiges Aufheben macht. Nicht ſo, wie ein gewiſſer Gelehrter, der im Gelehrten Anzeiger ſagte:

„Griechiſche und lateiniſche Philologie trage das meiſte zum Ruhme einer Univerſität bey, und ziehe Ausländer dahin.

Daß ich die Theorie von nicht muſikaliſchen Orgeln liebe, iſt, weil ſie zur Mathematik gehört; übrigens bin ich zufrieden, daß ich durch die Ausübung deren nie wider das fünfte Gebot geſündigt habe.

Die Erklärer des fünften Gebotes reden zwar auch von einem Zungentodſchlage; aber auch von dem bin ich ſo ziemlich frey.

Und an den Federtodſchlag haben ſie nicht gedacht. Von dem wüßte ich mich freilich nicht anders zu reinigen, als daß ich ihn allemal im Kriege für Wahrheit und Vernunft begangen habe.

Ich weiß nicht, was es in M. für Aufſehen über die Reinigkeit der Lehre giebt. Das Verbot, die Kantiſche Philoſophie zu lehren, war doch im letzten Bicennio des 18. Jahrh. ſehr unerwartet. Es iſt gut, daß es aufgehoben iſt.

Wie: materia non potest cogitare, eine Gotteslästerung ſeyn ſoll, begreife ich nicht. Die Herren Inquiſitoren könnten es eher übel nehmen; denn ſie mögen ziemlich materiell ſeyn und ſo würde ihnen das Denken abgeſprochen.

So will hier ein Gelehrter kein verſteinertes Holz glauben. Denn, weil er einen hölzernen Kopf hat, befürchtet er, der möchte darnach gar zu Steine werden.

Bey Sömmerigs Anatomietheater, das beſſer iſt, als alle andere, nahmentlich auch das göttingiſche — nur noch keinen Platz hat, wo es hinkommen kann, fielen mir Lowitzens Weltkugeln ein; die wären beſſer, als alle andere geweſen, NB. wenn ſie wären fertig geworden!

Hier wird auch viel von einem neuen Obſervatorio geredet; alle Leute wiſſen mehr davon, als ich, und ich denke eben jetzt auf Vorſchläge, etwas zu machen, das beſſer iſt, als das jetzige; aber ſo lange es noch nicht iſt, halte ich das jetzige immer noch für beſſer.

Totus tuus

G. 26. M. 1788. **Käſtner.**

4.

An Baſedow.

Warum nennſt du den Mann Göttingens Pädagogen?
Hat er doch niemand hier, als ſeine Frau gezogen!
Und hätte die Verſtand bei ſeiner Zucht bekommen,
So hätte ſie ihn nicht genommen.

Iſt Mopſens Kinderzucht wohl gut?
Das hab' ich noch nicht recht erwogen.
Von Mopſen ſelbſt zeigt alles, was er thut,
Er iſt erſchrecklich ungezogen.

Vielleicht iſt Baſedow ein Irrender, ein Ketzer,
Doch redlich, Menſchenfreund, kein Prahler und kein Schwätzer. *)

---

*) Im Original ſteht, als andere Leſart, noch ein Eigenname im Einſchluſſe dabei, welcher im Druck aus Achtung wegzulaſſen geweſen iſt.
D. H.

VII.

Chriſtiane Benedikte Naubert,

geb. am 13. September 1757. geſt. am 12. Januar 1819.

Skizze

von

Moritz K.

Ihr Vater war D. Johann Ernſt Hebenſtreit, Prof. Med. auf der Univerſität zu Leipzig. Er hat ſich einige Jahre in Afrika aufgehalten, wohin er nebſt D. Ludewig im J. 1731. vom Könige von Pohlen und Churfürſten von Sachſen, Auguſt II. geſchickt worden war, um Thiere dortiger Zone für die Menagerie in Dresden einzukaufen. *) Er ſtarb, als ſie noch Kind und kaum 9 Jahr alt war; daher die vom Prof. Schütz in N. 36. der Zeitung f. d. eleg. Welt vom J. 1817. erwähnte Anektdote einer Berichtigung zu bedürfen ſcheint; vielleicht iſt bei dem angeblich von der Dichterin ſelbſt Erzählten ihr

*) Dieſe beiden Gelehrten brachten auch als Ballaſt — zum Drechſeln für den König — die großen Orangeriebäume mit, welche, wie man ſagt, mit der Krone in die Erde geſetzt — noch jetzt den Dresdner Zwinger zieren. S. darüber eine treffliche, für Dresden örtliche Charade von Arthur vom Nordſtern in der Abendzeitung J. 1817. N. 130. und 132. D. H.

Stiefbruder, der Prof. Theol. Hebenſtreit, gemeint geweſen, dem ſie einen groſsen Theil ihrer Bildung zu verdanken hat.

Ihre Mutter, Chriſtiane Eugenia, war die Tochter D. Benjamin Gottlieb Boſseck's, des Schöppenſtuhls zu Leipzig Senioris, und Beiſitzers des Raths-Collegii. † 1758.

Von ihrer Mutter genoſs ſie Unterricht in allen damals üblichen weiblichen Arbeiten, vorzüglich im Sticken, worin ſie es zu einer ſolchen Fertigkeit gebracht hat, daſs ſie ganze Gegenden mit leichter Mühe mit der Nadel aufnahm, und ganze Gedichte ſtickte. Ihre gelehrte Bildung verdankt ſie vorzüglich ihrem obgenannten Stiefbruder, der ſie in der Philoſophie, Geſchichte, in der lateiniſchen und griechiſchen Sprache unterrichtete. Die Kenntniſs in der franzöſiſchen, italiäniſchen und engliſchen Sprache verdankt ſie ihrem eigenen Studium. Mythologie der Griechen und Römer, Geſchichte des Mittelalters und neuere Sprachen waren ihre Lieblingsbeſchäftigungen. Muſik war ihre angenehmſte Zerſtreuung; ſie ſpielte Pianoforte und Harfe, vorzüglich die letztere meiſterhaft, ſelbſt in den letzten Jahren ihres Lebens. Dieſer gelehrten

Bildung ungeachtet verſäumte ſie nie die Pflichten, eren Erfüllung ihrem Geſchlechte zur Ehre gereicht. Sie war häuslich und lebte eingezogen, ührte in früherer Zeit die Wirthſchaft ihrer Mutter nd war die unverdroſſene Pflegerin an dem Krankenbette derſelben. Oftmals äußerte ſie mit ſtillem Tadel unſerer heutigen Sitten, daß ihr Mann ſie nicht auf Bällen oder in Geſellſchaften, ſondern in dem Hauſe und am Krankenlager ihrer Mutter habe kennen lernen. Ueberhaupt glich ſie den ſogenannten geiſtreichen Damen unſerer Zeiten in keiner Hinſicht. Ihr erſter Mann war Lorenz Holderieder, Kaufmann und Rittergutsbeſitzer zu Naumburg, mit dem ſie gegen ſechs glückliche Jahre verlebte. Ihr zweiter Mann iſt Johann George Naubert, ehemaliger Kaufmann zu Naumburg, anjetzt in Leipzig ſich aufhaltend.

Die Beſchäftigungen ihres regen Geiſtes waren ihr in der früheſten Zeit Erhohlung, in den ſpätern Jahren, wo ſie an Schwäche des Geſichtes und Gehörs unendlich litt, Bedürfniß. — Ueber ihre Herzensgüte, ihr freundliches Entgegenkommen, ihre Tugenden herrſcht unter allen, die ſie kannten, nur eine Stimme; man mußte ſie erzählen hören von den frühern Zeiten, um in ihr die geiſtreiche Frau zu verehren, die rathende Freundin zu achten, die liebevolle Mutter zu lieben. — Ihr religiöſer Sinn ſpricht ſich in den meiſten ihrer Schriften aus. Folgende Aeußerung möge ihn beurkunden. Nach dem Tode eines ihrer Anverwandten, der in der letztern Zeit ſeines Lebens wegen heftiger Krankheit an den Füßen nicht hatte gehen können, und den ſie mit Liebe gepflegt und gewartet hatte, fand man ein Tuch, auf welchem die Worte geſchrieben ſtanden: „Die Leiche hineinzulegen.“ Dieſe Worte haben ihr ſtets um deswillen gefallen, weil der Oheim nicht geſchrieben hatte: meine Leiche hineinzulegen. „Denn,“ ſetzte ſie ſtets hinzu, „er war nicht allein Philoſph, er war auch Chriſt.“

Sie hatte im Herbſt 1818 Naumburg verlaſſen und war nach Leipzig zurückgekehrt, um in ihrer Vaterſtadt ſich zu einer Operation an ihren Augen vorzubereiten. Eine Erkältung ſcheint die erſte Veranlaſſung zu ihrer Krankheit geweſen zu ſeyn. Sie ſtarb nach einem kurzen Krankenlager an einer Lungenentzündung.

Zu Ende des Jahres 1818 hatte ſie eine innere Furcht vor dem Monat Januar des folgenden Jahres, und äußerte ſie oft im vertraulichen Geſpräche. Vielleicht iſt der Grund davon in der trüben Erinnerung an ſo manche ihrer Lieben, die ihr den Tod in dieſem Monate entriſſen hatte, zu ſuchen. Sie fragte auch jeden Tag ihrer Krankheit ängſtlich und ahnungsvoll nach dem Datum. Jedoch hatte ſie ſo viel Beſonnenheit und Geiſtesgegenwart, daß ſie noch am Tage vor ihrem Tode einige Worte in einer Erzählung, die im Frauenzimmer-Almanache zum Nutzen und Vergnügen auf 1820 erſcheinen wird, abänderte, und einem ihrer Verwandten dictierte, indem ſie ſich wohl erinnerte, daß dieſe Erzählung in dieſen Tagen vollendet und abgegeben werden müſſe.

Ihre letzten Augenblicke waren dem Andenken ihrer Lieben und ihrem Gotte geweiht. Sanft und ruhig, wie ihr Leben, war ihr Tod.

Ihre zahlreichen Schriften ſind theils Originalwerke, theils Ueberſetzungen aus dem Engliſchen. Die Aechtheit der folgenden kann der Verfaſſer dieſes Aufſatzes verbergen; viele der von Prof. Schütz genannten ſind nicht von derſelben, manche ihrer Schriften fehlen in ſeinem Verzeichniſſe. Der

Grund hiervon möchte in ihrer eigenen Beſcheidenheit liegen; erſt vor wenigen Jahren nannte ſie ſich auf dem Titel eines ihrer Werke.

Emma, Tochter Kaiſer Karls des Groſſen. 2. Th. 1785.

Die Ruinen (enthaltend die Geſchichte der Eliſabeth, Maria Stuart und des Grafen von Eſſex) 3. Th. 1786.

N. B. Nach der Abendzeitung 1817. No. 115. ſollen die Ruinen, die vor 20 Jahren viel Glück gemacht, zu Prag unter dem Titel: Mathilde und Eleonore von Norfolk, heimliche Tochter der Maria Stuart, erſchienen ſeyn. Ob dieſe Ruinen hiermit gemeint ſind? —

Amalgunde, Königin von Italien. 1786.

Walther von Montbarry. 2. Th. 1786.

Hermann von Unna. 2. Th. 1788.

Thecla von Thurn. 2. Th. 1788.

N. B. Mit Recht iſt ſchon öfters, namentlich vom Prof. Schütz in der Zeitung f. d. eleg. W. 1817. N. 36 und Karl Grumbach in Grote's und Raßmanns Thusnelde 1816. No. 13. die Anfrage geſchehen, warum Meuſel in ſeinem gelehrten Deutſchland der Verfaſſerin der Theile von Thurn nicht erwähne. Auch Iſidorus Orientalis Deutſche Worte über die Anſichten der Frau von Staël u. ſ. w. (1814.) S. 221 machen es dieſer zum Vorwurf, daß ſie jene verſchweigt.

Walther von Stadion. 1794.

Konradin von Schwaben oder Geſchichte des unglücklichen Enkels Kaiſer Friedrich II. 1788.

Elfride. 2. Th. 1788.

Hatto, Biſchoff von Maynz. 1789.

Pauline Frankini. 1789.

Marie Fürſt oder das Alpenmädchen. 1792.

Philippe von Geldern. 2. Th. 1792.

Alf von Dülmen oder Geſchichte Kaiſer Philipps und ſeiner Tochter. 1791.

Eliſabeth, Erbin von Toggenburg. 1739.

Neue Volksmährchen der Deutſchen 5. Th. (der 5. auch unter dem Titel: Erzählungen und Wallfahrten der Pilger.) 1789 u. fde.

N. B Hieraus hat zum Theil Hoffmann in dem Kampf der Sänger auf der Wartburg (Urania 1819.) geſchöpft.

Ulrich Holzer, Burgemeiſter von Wien. 2. Th. 1793.

Der Bund des armen Conrads. 1795.

Joſeph Mendez Pinto. 1802.

Geſchichte Heinrich Courtlands oder ſelbſtgeſchaffene Leiden. 2. Th. 1791.

Fontanges. 1805.

Gräfin von Wallis. 2. Th. 1791.

Alme. 5. Th. 1793 ⸗ 1797.

Edwy und Elgiva. 1791.

Verkannte Liebe oder Geſchichte des Lord Fitzherbert und ſeiner Freunde. 1790.

Lord Heinrich Holland, Herzog von Exeter. 1791.

Die Amtmännin von Hohenweiler. 1798.

Emmy Reinolds oder Thorheiten der Großen und Kleinen. 1790.

Sitten und Launen der Großen. 1794.

Graf Roſenberg oder das enthüllte Verbrechen. 1792.

Corelia oder die Geheimniſſe des Grabes. 2. Th. 1803.

Gebhart Truchſeß von Waldburg, Churfürſt von Cöln. 1791.

Conrad und Siegfried von Feuchtwangen. 2. Th. 1792.

Die Grafen von Frondsberg. 1806.

Barbara Blomberg. 2. Th. 1790.

Eudocia. 1806.

Miß Louiſe Fox. 1792.

Lucinde. 1793.

Heinrich von Plauen. 1793.

Werner Graf von Bernburg. 2. Th. 1790.

Brunhilde. 1796.

Mathurin. 1809. (Iſt früher unter dem Titel Lioba und Zilia erſchienen.)

Heitere Träume. 1806.

Valeria. 1804.

Eliſabeth Lezkau oder die Burgemeiſterin. 1808.

Velleda. 1795.

Ihre neueſten Schriften ſind:

Azaria. 1814.

Roſalba. 1818.

Alexis und Louiſe (in Briefen.) 1819.

In Zeitſchriften und Almanachen.

1) Im Journal für Deutſche Frauen:

Die Minyeden; Portia; die Frau von 63

Jahren; die Laren; (bei Gelegenheit dieſer Erzählung wurde ſie durch Briefe mit dem verewigten Wieland bekannt.) Conſtanze Cecili. Minona.

2) In der Selene, (Fortſetzung des obigen Journals.)
Leichtſinn; Darſiph, eine Dichtung der Unterwelt; die Warnerin.

3) In der Harfe (VI. S. 1.) Libelle, und (VIII. S. 1.) Dionyſius und Odalia, zwei Erzählungen. (IV. S. 365.) die Hyacinthe und (VI. S. 338.) des Sängers letzter Morgen, zwei Gedichte.

4) Im Frauenzimmer-Almanach zum Nutzen und Vergnügen (Leipzig 1817.) Laura und (auf 1819.) Stephan Wacker.

5) Im Erzähler (herausgeg. von Hartwig von Hundt-Radowsky (2. Bd.) der Schloßherr.

6) In der Zeit. für die eleg. Welt 1818. No. 28—37. die Verräther.

In den beiden erſten Journalen befinden ſich auch Gedichte von ihr, unter dem Titel: Lieder einer Ungenannten.

VIII.

Gedichte.

Selbſtgeſpräch.

1.

Haſt du erwogen, haſt du nie vergeſſen,
Daß alle dunkle Mächte, die uns richten,
Das Irdiſche mit eignen Maaßen meſſen
Und wägen einſt nach eigenen Gewichten,
Und, was auf Erden groß und wunderbar
Und faſt gewaltig in den Zeiten war,
Im ehrnen Sieb mit Geiſterhänden ſichten?

Die Waagſchaal' donnert, und die ew'gen Hände,
Die ſie erfaſſet, wägen ernſt und ſtille,
Sie zieh'n herbei vom Anfang und vom Ende,
Daß ſich das Recht, das ew'ge, nun erfülle.
Die ird'ſchen Gaben alle ſind nicht mehr,
Doch blieb Ein Erbtheil von der Erde her,
Eins nur! — das Herz und unſer reiner Wille!

Das iſt die Wehr! das iſt die goldne Rüſtung,
In der einher die frohen Streiter ſchimmern,
Wenn nun die Urkraft, gährend in Verwüſtung,
Sich neue Globen ballt aus allen Trümmern;
Der Talisman, der in der Zeiten Brand
Noch wiederhält an unſrer Geiſterhand,
Noch ſchimmert, wenn die Sterne nicht mehr ſchimmern.

An ſolchem Stein, zum Prüfſtein aufgehoben,
Wird dann allein der Menſchen Thun geſchieden,
Und hält es Glanz noch bei den ſichern Proben,
So zieht es ein zum ſchönen Gottesfrieden,
Und in die Waagſchaal', wo der Segen träuft,
Sanft von der Hand des Richters aufgehäuft,
Legt Gott dann auch, was erſt ſchon galt hienieden.

2.

Ach! wenn du mit dem ſtarken Bogen,
   Von tauſend Kräften leicht geſpannt,
Faſt wie ein Jäger aufgezogen,
   Mit ſichern Pfeilen in der Hand;
Wenn, was du nur als Wunſch erkohren,
   Der goldne Bogen flugs bezwingt,
Daß weit an deines Hauſes Thoren
   Der Segen ſich in Kränze ſchlingt;

Wenn dich im jungen Morgenlichte
   Des Liedes Flammen ſtark umweh'n,
Und Götter mit dir, und Geſichte
   Mit dir ins neue Leben geh'n,
Und bald gebändigt und gebunden
   Die wilde ſchöne frohe Gluth,
Das zarte Kind der Weiheſtunden,
   Das Lied, in deinen Händen ruht;

Und, wenn, bei aller Welten Treiben
   Im Weltlauf draußen trüb und kraus,
So ruhig klar die Augen bleiben,
   Und freundlich ſehen ſtets hinaus,

Weil ſich in deiner Augenferne,
In deiner Seele ſanftem Licht,
In immer neue ſchöne Sterne
Das Wechſelſpiel des Lebens bricht;

Und wenn im Jauchzen deiner Triebe,
Mit Augen, herrlich aufgethan,
Wie Rieſenkinder, die nur ſchliefen,
Stets neue Kräfte ziehn heran,
Vor dir einher ins Leben treten,
Und was du willſt, was dir gefällt,
Beim Segen, den die Lippen beten,
Flugs iſt auch in der Gotteswelt;

Daß deine Arme Quellen ſchlagen
Aus dürrem Sand und hartem Stein,
Und heimwärts immer Trauben tragen
Zur Kelter für des Lebens Wein;
Und doch beim raſtlos ſtarken Streben
Der Leib ſich wie auf Flügeln wiegt,
Wie auch dem Adler iſt gegeben,
Wenn er hinauf zur Sonne fliegt;

Und wenn im leichten Spiel der Kräfte,
Im Einklang mit der frohen Bruſt,
Ein Lächeln ſind des Tags Geſchäfte,
Ein Odemzug in Lieb und Luſt;

Und ſo in deines Daſeyns Fülle
Das Wort von Gräbern dich nicht ſchreckt,
Weil's doch mit ſeiner zarten Hülle
Nur einen neuen Frühling deckt;

Hat dann wohl deines Lebens Gabe
Noch Bürden, für die Schultern ſchwer,
Iſt irgend eines Segens Habe,
Die nicht in deinen Armen wär?
Die Kraft, die deinen Stab erhöhte,
Von oben iſt es, daß ſie ſtrahlt,
Und alles Roth der Morgenröthe,
Das ſich in deinem Herzblut mahlt;

Doch, wenn ſo leicht die Flügel wallen,
Wenn, ſtreifend an die Geiſterwelt,
Schon faſt des Leibes Schleier fallen,
Der nimmer deine Flügel hält;
Iſt das des Fleißes Gottesſegen
Und deiner Arbeit Ehrenpreis,
Wie viele Brüder allerwegen
Sich pflanzen ihrer Mühe Reis?

Ach! wer in Thränen ſä't auf Erden,
Der ärndtet nur in Würdigkeit,
Und Schultern, müde von Beſchwerden,
Sie tragen nur das Ehrenkleid.

Und Eins nur hält, das iſt zu wahren
Von aller Füll' und allem Schein,
Und wird uns dort erſt offenbaren —
Das Herz, der tiefe Demantſtein!

Das Leben! ſchimmernde Kriſtalle!
Die mancher ſeltſam aufgehäuft —
Im Aufſchwung und im Niederfalle,
Auf die das Licht der Sonne träuft!
Wie ohne Sonne muß er darben;
Wie ohne ſeiner Hände Müh'n,
Sind alle ſchöne Himmelsfarben,
Die herrlich im Kriſtalle glüh'n!

Wie ohne ſeiner Hände Walten,
Wenn aus der Kräfte dunklem Streit
Sich ſchöne Formen ſanft entfalten
In Ebenmaß und Freudigkeit!
Und dann noch ohne Schein und Glänzen,
Wenn nicht das todte Element
Im Strahle dort aus andern Gränzen,
Im Wiederſchein von dort erbrennt.

Friedrich Kuhn.

Der Miſſionar auf Grönland.

Das walte Gott! heut' ſind's zehn Jahr,
ſeit ich der neubekehrten Schaar
das Wort vom Kreuz verkünde,
daß ſich im Herzen rein und klar
des Glaubens Gluth entzünde.

Dieß Wort, von treuer Hand geſät,
nur allzuoft der Wind verweht
in teutſchen Kirchenhallen;
hier iſt es auf ein fruchtbar Beet,
nicht auf den Fels gefallen.

Drum preiſ' ich Gott, deß Segensthau
in dieſen Zonen, kalt und rauh,
bereitet Blumenweiden,
daß Lichtenfels und Lichtenau
erblühten unter Heiden. *)

---

*) Lichtenfels, Lichtenau, Neuherrnhut, Gemeinörter auf Grönland.

Dieß Gnadenlicht, ſo reich verliehn
dem lieben Grönlandvolk, erſchien
als Aufgang von der Höhe,
daß nie der Glaube mehr an Ihn,
der es erlöſt, vergehe.

Der Herr der Heiden nicht vergaß!
Wo eiſig Feld und ſparſam Gras
verkümmern karge Nahrung,
ſpürt man ſein Wirken, nimmer laß,
in ſeliger Erfahrung.

Das Wort hat ſeine Wunderkraft,
die aus den Wilden Menſchen ſchafft,
am Heidenſtamm erwieſen,
den aus der Laſter Kettenhaft
zur Kindſchaft Gott erkieſen.

Es gnügt dem Volk im kleinen Kraal *)
ſein Farolik **) und Rennthiermahl,
oft in Gefahr erbeutet;
aufmerkſam hört es in dem Saal ***)
das Wort der Schrift gedeutet.

*) Kraal, Hüttendorf.

**) Farolik, Stockfiſch.

***) Gemeindeſaal, Bethaus.

Wie vormals, nach dem Anbeginn
der Kirche Gottes, frommer Sinn
und Andacht reger walten,
der Gnadenmittel Vollgewinn
vollkräftig zu erhalten;

So richtet der Bekehrten Blick
hinauf ſich und beſchämt zurück
bei jedem Liebesfeſte.
Von Itterſarmiek, Iglomik, *)
erſcheinen werthe Gäſte.

Es ſchreckt ſie nicht der ferne Gang,
die See, durchkreuzt beim Seehundsfang,
des Eiſes Wand und Zacken,
nicht die Gefahr die Bucht entlang
beim Kantern **) der Kajakken. ***)

Sie lernten, hartbedrängt durch Noth,
das Bild deß, der dem Sturm gebot,
ins Herz vertrauend faſſen,
und Brüder von Gefahr bedroht
nicht hülflos zu verlaſſen.

---

*) Itterſarmiek, Iglomik, Immakſuk ꝛc., entfernte Wohnungsplätze der bekehrten Grönländer.

**) Kantern, Sinken und Stranden.

***) Kajakken, grönländiſche Boote.

Sie lernten manchen ſchönen Spruch
aus Liedern und dem Loſungsbuch *)
zum Troſt und zum Erwägen,
und ſahn, wie freundlichem Beſuch',
dem Tod getroſt entgegen.

Schon fünf und achtzig Jahr vorbei
ſeit, Herr, auf Grönlands Wüſtenei
dein Zelt du aufgeſchlagen!
„Laß deinen Namen ferner treu
mich vor den Heiden tragen!“ **)

Arthur vom Nordſtern.

---

*) Alljährlich erſcheinen im Druck: „die täglichen Loſungen und Lehrtexte der Brüdergemeine zum Gebrauch aller Gemeindeälteſte.“

**) Apoſtelgeſch. IX. 15. Lehrtext der Brüdergemeine für das Jahr 1818. am 19. Jan. als am Gedächtnißtage der erſten Miſſion unter den Heiden in Grönland.

Die Waiſe.

Nach einem Ereigniſſe, das 1814 bei der Verſorgung der Waiſen im Meißner Kreiſe Statt fand.

Die heil'ge Vorſicht, die die Welt regieret
Und für ein höh'res Leben uns erzieht,
Den ſchönſten Troſt hat ſie uns zugeführet,
Die Sympathie, die heiß und innig glüht.
Wenn unſer Herz der Theuern eins verlieret,
Dann zaubert ſie uns hin in ihr Gebiet
Und zeigt' den Gram durch Bilder zu betrügen,
Uns das Verlorne in verwandten Zügen.

Es tobte wilde Fehde einſt im Lande
Und alle Braven zogen muthig aus;
Des Kriegers Mantel ward zum Sterbgewande,
Und wenig kehrten heim vom blut'gen Strauß;
Der Tod zertrennte alle zarten Bande
Und bange Trauer füllte jedes Haus;
Wo muntrer Scherz ſonſt wohnte und die Freude,
Schlich Waiſ' und Wittwe jetzt im Trauerkleide.

Doch was den Balſam gießt in tiefe Wunden,
Der milden Seele reinſtes Unterpfand,
Das weiche Mitleid haben ſie gefunden,
Und Hülfe bot beglückt'rer Brüder Hand.
O hätten Aeltern in des Todes Stunden
Geahnt die Zuflucht, die ihr Liebling fand,
Sie wären froh geſchieden, ſonder Kummer
Geſunken in des Grabes ſanften Schlummer.

Antonia vernahm mit tiefer Trauer
Des Gatten Tod, krönt' ihn gleich Lorbeerlaub.
So kurz, als groß, war ihres Schmerzes Dauer,
Die treue Liebende ward bald ſein Raub;
Auch ſie durchdrang willkommner Todesſchauer,
Eint' ihre Aſche des Geliebten Staub'. —
Gern folgt ſie ihm, doch in der Kindheit Morgen
Verläßt die Tochter ſie; dieß blieb ihr Sorgen.

Allein ihr Segen auf der Kleinen weilet!
Der Mutter Leid fällt nicht auf ſie zurück.
Zur ſelben Zeit der Todesſtreich ereilet
Roſetten, einer reichern Mutter Glück.
Wird von dem Schmerz gleich ſchwer die Bruſt geheilet,
Fällt auf Antoniens Waiſe doch der Blick;

Man hofft, daß, könne fremde Noth ſie mindern,
Des eignen Buſens Gram ſich werde lindern.

Gern willigend, das Mädchen aufzunehmen,
Erwartet ſie auch davon Tröſtung nicht.
Sehr ſchwach, ſo glaubt ſie, wird die Trauer lähmen
Das Hochgefühl erfüllter Nächſtenpflicht,
Und, könnte jemals ſie das Herz bezähmen,
So lang des eignen Kinds Erinn'rung ſpricht?
Doch zieht ſie's an, daß Alter hier und Namen
Ganz überein mit ihrer Kleinen kamen.

Die Mutter eilt, die Kleine zu empfangen,
Die ſchlummernd ruht, der Wärterin im Arm;
Doch woher ſchon dies zärtliche Umfangen,
Und dieſer Kuß, ſo freudig liebewarm?
„Das iſt mein Röschen!“ — ruft ſie — „dieſe Wangen
„So blühendvoll! die Mienen ſonder Harm!“
Ihr Kind, wähnt ſie, ſei ihr zurückgegeben;
Aus dieſem Anblick ſchöpft ſie neues Leben.

Sie fühlt ſich mächtig zu ihr hingezogen,
Im feuchten Blick wird ihr Entzücken kund;
Sie weilet freundlich über ſie gebogen,

Des Kindes leiſen Hauch empfängt ihr Mund.
O ſüßer nie hat Liebe wohl getragen!
Das Auge glänzt, das Herz iſt nicht mehr wund!
Froh lebt ſie bei des Wiederſehns Gedanken,
Die Kniee beugen ſich von ſelbſt zum Danken.

Und vor der Wiege bleibt ſie betend liegen;
Da ſchlägt das Kind die Augen auf zu ihr,
Sie ſieht die Kleine feſt ſich an ſie ſchmiegen:
„Da biſt du, Mutter, bleibſt du nun bei mir?“
O wunderbar! ſelbſt in der Mutter Zügen
Fand dieſe ſüße Aehnlichkeit ſich hier!
„Mein, biſt du,“ ruft ſie, „nun ſoll Trauer
ſchwinden —
„Antonia wird Röschen jenſeits finden!“

Klotilde.

Ahnung.

Die Veſperglock' im Dorfe ruft
Zum Abendpſalm;
Bedeutſam regt die ſchwüle Luft
Des Raſens Halm.

Mit leiſer, zarter Weihe ſchwebt
Der Ahnung Traum
Um alles, was da lebt und webt
Im Schöpfungsraum.

Ich ſinne, wo im klaren Bach
Der Himmel ſchwimmt,
O Ahnung, deinem Flüſtern nach,
Vom Mond umglimmt.

Doch ſinn' ich Stunden lang — mein Sinn
Erſann' es nicht,
Was mir dein Mund, o Flüſtrerin,
In Räthſeln ſpricht.

Du zitterſt um das Felsgeſtein,
Ein Schattenbild;
Du ſchwebſt im Wolken-Wiederſchein
Durchs Nachtgefild.

Geflügelte Gewölke ziehn
Voll Schwefeltracht;
Und ſchlängelnd hellt der Flammen Sprühn
Die dunkle Nacht.

Biſt mir in Sturm und Wettern du
Verſtändlicher,
Als in des Abendſäuſels Ruh?
Kein Räthſel mehr?

Wo brauſender Gewäſſer Flut
Orkan zerwühlt,
Nach meinem Leben Blitzesglut
Stets drohend zielt:

Raunt mir ein Seufzerliſpel zu,
Wie Geiſterwehn:
„Mann! rüſte dich, nach kurzer Ruh
Im Sturm zu ſtehn!"

Buri. (†)

Der Empfang.

Neu, in ſchöne Gewand' nun hat mich Mutter gekleidet;
Wie die Seide ſo leicht ſpielend die Glieder umfließt!
Dieſe Roſ' in dem Haar und vorn am Buſen die Blumen,
Zieren ein wenig und froh blickte die Mutter darauf.
„Säume nun, Töchterchen, nicht und ſag' ein Willkommen dem Freunde,
Welchen die ſtürmiſche Fahrt lange vom Haſen getrennt.
Kaum noch wähnt er dich ſo und wird die Erwachſene kennen;
Sittſam gehabe dich dann, wie es der Jungfrau geziemt.“
Alſo die Mutter mit Ernſt, doch ach! wie ſoll ich's beginnen?
Worte reden ſich leicht, aber das Werk iſt ſo ſchwer!

Wär' ich das Mädchen doch noch, das fröhliche, nimmer beſorgte,
Das dem kehrenden Freund ſtürmiſch entgegen oft flog!
Lächelnd empfing er mich dann und hob mich empor an den Buſen,
Und mit herzlichem Kuß drückt' er im Arme mich feſt.
Und nun ſoll ich dem Freunde ſo ernſt und erwachſen erſcheinen,
Welcher der Mutter Gebot wahrlich vorher nicht errieth.
Lächeln wird er wie einſt und bald die Nahende küſſen;
Nicht jungfräulich einmahl, mein' ich, iſt ſolcher Empfang.
Ach! ihr ſchwandet zu ſchnell mir hin, ihr flüchtigen Jahre;
Euer Fliehen, es bringt, ahnd' ich, des Leides noch viel.

Neſe.

Die junge Droſſel.

Ein Sänger ging zum Waldesgrün —
Hinaus in Gottes Frühlingswelt;
Die goldne Morgenſonne ſchien
Gar hell am blauen Himmelszelt.

Der Sänger trug im ſtillen Sinn
Ein lieblich Gaukelbild der Nacht,
Und wähnte, leicht nur würf' ers hin,
Was mehr geträumt er, als gedacht.

Doch als nun ſo der Windes [illegible]
Im Laub' der ſchlanken Birken wühlt,
Durch Nadelholz und Haſelſtrauch
Des Flieders weiße Blüthe ſpielt;

Und jeden Zweig und jeden Halm
Des Thau's Demantenſchmuck verſchönt;
Der froh erwachten Lerche Pſalm
Hoch in den klaren Lüften tönt;

Da ſchwillt ſein Herz, als würd' auch ihm
Gelöſ't der Pſychen-Fittig bald;
Mit nimmer ſattem Ungeſtüm
Durchſtreiſt er Saaten, Wieſ' und Wald;

Und ſteht nur, wo Vergißmeinnicht
Den Raſen blau und goldig ſtickt,
Das Veilchen nach der Sonne Licht
Mit thränenfeuchtem Kelche blickt;

Und weilt nur, wo ein höh'rer Baum
Die Rieſenarme mächtig ſchwingt,
Mit ſtolzem Haupt zum Aetherraum,
Als dächt' er nicht der Wurzeln, dringt;

Und horcht nur, wo der Vögel Schall
Wohl werth iſt, daß man ihn belauſcht;
Wo ſchaum-umperlt der Waſſerfall
Aus epheugrüner Urne rauſcht.

Da zwitſchert leiſes Angſtgeſchrei
Vom Boden, in dem feuchten Sand;
Wie Herbſtlaub oder falbes Heu
Bewegt ſich was am Wieſenrand.

Ein Droßlein hat, zu zeitig kühn,
Gleich Ikarus, des Flugs begehrt,
Das — da er's greift, ſich gegen ihn
Mit offnem gelben Schnäblein wehrt.

Es flattert, doch das iſt nur Scherz;
Bald iſt die Freiheit ihm entwandt.
Schon ſchlägt das angſtbeklommne Herz
Des Vögleins in des Sängers Hand.

Ach, wohl hat ſchon die kühle Nacht —
Die Füßchen ſind ſo ſtarr und kalt —
Das Droßlein nicht im Neſt verbracht;
Sein Ruf iſt ungehört verhallt.

Da hüllt's der Sänger ſorglich ein
Und wärmt es an der eignen Bruſt;
Doch bald hört' er's im Dickicht ſchrei'n —
Klagt wohl die Mutter den Verluſt?

„Nein, Arme! trauern ſollſt du nicht —
Ich fühls, der Schmerz wär allzugroß —
Komm her und übe deine Pflicht!“ —
Er legt das Vöglein ſanft ins Moos,

Wo Sonne ſcheint gar warm und lind,
Und tritt nun fern, und harrt nun ſtill,
Ob zu dem bang vermißten Kind
Liebmütterchen nicht kommen will.

Vergebens ſperrt das Vögelein
Das Schnäblein auf; ſchon ſinkt's zurück,
Und hüllt ſich, wie zum Sterben, ein,
Und blinzt nur noch mit mattem Blick.

Da nimmt der Sänger es geſchwind,
Und ſtreicht die ſtrupp'gen Federn glatt,
Und ſpricht: „Ein ſolch verwaiſtes Kind
Wird noch bei meinen Kindern ſatt!"

Er denkt heut' nicht an Wort und Reim,
Und wärmt's von neuem an der Bruſt,
Und trägt's an ſeinem Herzen heim —
Ha! da giebts Freude! da giebts Luſt!

„Mir, Vater!" — Väterchen, nein, mir!" —
„„Da! da! nur ſchnell bringt Futter her!"" —
Man ſchafft mit fröhlicher Begier
Milch, Semmel, Würmchen, und noch mehr.

So eifrig Droßlein würgt und ſchlingt,
Krank ſcheint es, ſchwächlich, huckt und duckt,
Bis nun das Füttern ganz gelingt,
Der Gaſt ſchon muntrer um ſich guckt.

Nach mancher lieben Sorg' und Müh
Frißt ſich das Vöglein hübſch heran,
Und — denkt das Glück! — 's iſt keine Sie!
So kräftig zwitſchert nur ein Hahn!

Bald ſitzt der Schalk im netten Haus,
Als wär's ein Schlößlein eigner Wahl,
Und lärmt und pocht und ſchreit heraus,
Und fodert auch ſein Theil vom Mahl.

Doch, ſchmückt ihm auch des Mitleids Hand
Den Kerker grün mit jungen Mai'n,
Ihm ſcheint das nur ein leerer Tand —
Was weiß wohl er von Flur und Hain?

Nur, wenn im Herbſt die Brüder zieh'n,
Dann kommt des Freiheittriebes Macht —
Natur! du Große! — über ihn;
Dann ſchwärmt er wild, ſelbſt in der Nacht.

Doch bald kehrt wieder ihm die Ruh',
Es weicht der Wunſch nach fernem Land —
Und Jedes ſpricht ihm freundlich zu,
Und Jedes pickt er in die Hand.

Dann ſitzt er auf den Stängelein,
Als ſänn er tief, wer weiß, auf was!
Und plötzlich geht's nun aus Schalmei'n,
Bald grob, bald klar, ohn' Unterlaß.

Wohl mancher Wandrer vor der Thür,
Der ſich auf Vogelſang verſteht,
Ruft; Ei, wie pfeift das Vöglein hier!
Und wundert ſich, noch wenn er geht.

Auch wenn der Sänger ſinnt und ſpinnt,
Was kümmert das den Störenfried?
Er lärmt und flattert, und beginnt
So fröhlich, wie im Wald, ſein Lied.

Und wär' der Sänger noch ſo trüb',
Er denkt an Wald und Sonnenſchein,
An Alles, was ihm werth und lieb,
Und läßt die Menſchen — Leute ſeyn!

Kind.

Reimſpiel.

Aibi! durch die Nebel, durch die grauen
Wolken bringt der Sonnenſchein und ſtrahlen
Helle Sterne, denen wir vertrauen,
weil ſie uns der Freunde Blicke mahlen. —
Blumen mögen wir auf Felſen ſchauen,
heitre Stunden müſſen trüben zahlen
und bald ſüß, bald bitter iſt der Frauen
Gabe, wie der Trank in den Pokalen.
Was wir dichten, was wir hoffend bauen
fällt in der Geſchicke Doppelſchaalen;
unſer Schifflein wogt an morſchen Tauen
zwiſchen Freuden bald und zwiſchen Quaalen.
Zornverkündend ſchreckten J[illegible]ns Brauen
ja die Götter auch bei frohen Mahlen,
und entführt durch ſeines Adlers Klauen
blickt das Lamm zurück nach niedern Thalen.
Sanfte Hirten in des Friedens Gauen
macht des Eris Hauch zu Kannibalen,
aber Saaten grünen in den Auen
ob Tyrannen höhnend ſie befahlen. —

Winterſtürm' entweichen vor den lauen
Frühlingslüftchen, aber auf die fahlen
durſt'gen Fluren ſchießt bald, aus dem blauen
Aether, Phöbus ſelber giftge Strahlen,
und es muß die Nacht mit ihren Thauen
mühevoll des Tags Gelüſt bezahlen! —

Thöricht wär's drum, wollten wir ergrauen
vor Gefahren, die nur Träume mahlen,
heimlich Gift in Wonnekelchen brauen
oder, gleich den Wechslern und Senſalen,
mäkeln um die Freude mit genauen
neidſchen Blicken und in kalten Zahlen! —
Aber thöricht wär es auch zu trauen
auf des blinden Glückes blinde Wahlen,
und, wie mit dem Federſchmucke Pfauen,
mit dem kurzgeliehnen Gut zu prahlen;
denn Fortuna trüget auch die Schlauen
und ihr Finger zeigt auf beide Scalen, —
und der Zeitgott wandelt mit dem rauhen
Spruche Lockenhäupter um zu kahlen. —

Dreimal glücklich wer, von dem Beſchauen
nicht verlockt durch Wahn und eitles Dahlen,
ſtill und ruhig wandelt auf dem ſchmalen
Pfade, ſtark durch beſſeres Vertrauen!

Doch was hilft es Weisheit wiederkauen,
ob ſie Götterboten auch empfahlen,
kann ſie doch kein Sterblicher verdauen,
droht der Spott doch ihren Warnungsmaalen:
„Laßt die klugen Kater nur miauen,
„uns beneiden, was wir glücklich ſtahlen“
— und ſo liegt die Perle vor den — Sauen! —

L. W. — r.

Die Todtenhochzeit.

Wer ſcheidet hier ewig von Hof und Haus?
Wen trägt man ſo ſtill auf den Kirchhof hinaus?
Es iſt Andreas, der alte Mann,
Der kärglich ſein Brod mit der Geige gewann;
Man hat, wie er wünſchte beim Schritt aus dem Leben,
Ihm ſeine Fiedel ins Grab mitgegeben.

Und um die Mitte der folgenden Nacht
Hält oben der Thürmer die Feuerwacht.
Er ſchauet hinab auf das Todtenfeld,
Das eben die Leuchte des Mondes erhellt.
Da hebt ſich Andreas hervor aus dem Sande,
Und ſtehet und geigt an des Grabes Rande.

Flugs wallen zwei andere Hügel empor;
Ein Männlein und Fräulein ſchlüpfen hervor.
Sie fliegen einander ſogleich in den Arm,
Sie küſſen ſich raſch, wie noch lebenswarm;
Denn einſt ſchied ein Feind die verlobten Leute,
Und Gram übergab ſie dem Tod zur Beute.

Indem ſie ſo zärtlich beiſammen ſtehn,
Dann hüpfen und ſpringen und munter ſich drehn,
Thun all' ihrer Freunde Gräber ſich auf;
Die Todtengebilde ſteigen herauf,
Umringen das Pärlein, mit Grüßen und Neigen,
Und luſtig beginnt der hochzeitliche Reigen.

Die Gräber umwirbelt die knöcherne Schaar;
Dem Thürmer treibt Grauſen zu Berge ſein Haar.
Das Tanzfeſt zu ſtören, bedünket ihn Pflicht,
Er aber, ein Laie, vermag es ja nicht.
Drum hält er für räthlich, den Prieſter zu rufen,
Und tappet und ſtolpert hinunter die Stufen.

Stracks rennet der Pfaff, durch die Meldung empört,
Mit allem Geräth, das zum Bannen gehört.
Getreu läßt die Köchin den Herrn nicht allein;
Sie folgt, und er donnert zum Kirchhof hinein:
„Ihr Todten wollt leben? — Verruchtes Erfrechen!"
Drauf rüſtet er ſich, um den Bann zu ſprechen.

Da geiget Andreas mit Haſt und Gewalt;
Das Pfäfflein erwiſcht ſeine Köchin alsbald,
Stürzt walzend mit ihr in den Ringelreihn,
Hebt hoch, wie ein Luftſpringer, Bein um Bein,
Und ſchwingt ſich herum, daß der Kopf ihm rauchet,
Bis wieder die Schaar in die Erde ſich tauchet.

Der Spielmann nur bleibt noch, als alles entweicht,
Und ſagt zu dem Pfaffen, der athemlos keicht:
„Seht, Herrlein, weil Euer giftſprühender Mund
Vor Zeiten geſtört dieſer Liebenden Bund,
Und Ihr auf der Kanzel den Tanz oft geſcholten,
So ward Euch das heute zuſammen vergolten.“

Langbein.

Frau von Stael.

Ward ſie nicht gezeugt von einem redlichen Deutſchen?
Und gebahr ſie nicht eine Helvetierin?
Ward ſie nicht vermählt mit einem wackeren Schweden?
Liegt ihr ſchönes Cozet nicht im Gebiete von Bern?
Warum macht ſie ſich denn durchaus zu einer Franzöſin?
Schätzt man vielleicht in Paris eine Pariſerin nur?

v. Göckingk.

IX.

Denkmale.

An Werthes Grabe. *)

1.

Nach Pope.

Beſcheid'ner Grabſtein, ſprich, was Marmor ſelten kann,
Die ſchöne Wahrheit aus: „Hier liegt ein Biedermann,
Ein Dichter, auserwählt beglückt vor Dichter-Reih'n,
Treu dem Geſchick bewahrt vor Stolz und Außenſchein.
Entzückt bei Geiſteskoſt, der Muſen wahrſter Freund,
Im ſtillen Prüfungsthal dem lauten Preiſe feind,
Hatt' er, geraden Blicks auf jenen beſſer'n Ort,
Nichts zu bereuen hier, und nichts zu fürchten dort.

---

*) Friedrich Auguſt Clemens Werthes, K. Württembergiſcher Hofrath, (geb. 1748. † 1817.) machte ſich vorzüglich bekannt durch ſeine Ueberſetzung des Orlando Furioso, und: der theatraliſchen Werke von Carlo Gozzi, ſeinen trefflichen Roman: „Begebenheiten Eduard Bomſtons," eigne Schauſpiele und Gedichte, und zuletzt durch ſeine „ſieben Heroen." Er hatte ſich durch

2.

Hier ſchläft, deß Leier gefällig klang,
Deß Locken Thaliens Kron' umſchlang,
Der mit Arioſt, ſein Verdeutſcher, rang,
Der Gozzi's proteiſchen Geiſt durchdrang,
Lauretta's und Bomſton's Lebensgang,
Die Hirten, und die Heroen ſang. —
Dir, lieblicher Sänger, Preis und Dank!
Sanft ſchlumm're, du Theurer, von uns beweint,
Menſch, Weiſer, Chriſt, und Vaterlandsfreund!

Studium, langen Umgang mit Wieland, und mehrere Reiſen bedeutende Kenntniſſe erworben, war ein ſtillethätiger Gelehrter, ein angenehmer Geſellſchafter und treuer Freund. Eine Auswahl ſeiner poetiſchen und proſaiſchen Werke von den Hirtenliedern (1772.) an bis zu ſeinen noch ungedruckten Gedichten wird gewiß allen Freunden des Schönen eine angenehme Erſcheinung ſeyn. —

Haug.

Von ſeinen handſchriftlich hinterlaſſenen Gedichten werden in der Allgem. halliſchen Lit. Zeit. (1818. No. 60. S. 479.) drei Geſänge, Jeſus, und ſechs andere unter demſelben Namen erwähnt, wovon der ſechſte noch unvollendet ſei, und die er prophetiſch ſeinen Schwanengeſang genannt habe.

D. H.

Ein klein Geſpräch im Olymp,

am 29. Dezember 1816. *)

Klio.

Wem doch wandeſt du jetzt den Kranz mit lächelnder Sorgfalt?
  Schon gewahrt' ich: es gilt einen geliebteren Mann.

Erato.

Einen Geliebteren, ja! der auch im Alter mir werth iſt,
  Und es heget ihn dort eine befreundete Flur!
Konnt' ich weniger thun? Er weihte mir Leben und Jugend;
  Dankend geb' ich ihm jetzt Jugend im Alter zurück!

Polyhymnia.

Reihe dem ehrenden Kranz noch dies unwelkbare Grüne an;
  Polyhymnia läßt freundlich entbieten den Gruß!

Alle Muſen.

Freundlichen Gruß insgeſammt, und daß er noch oftmals die Cyther
  Wiederbeſaite! Wir leihn alle begierig das Ohr.

Reſe.

---

*) An dieſem Tage trat der Dichter Klamer Schmidt das ein und ſiebzigſte Lebensjahr an.

Der Blumenaſch.

Ein klein Gefäß, ein leerer Schrein
Ward zu den Menſchen ich geſendet;
Was auch die milde Hand mir ſpendet,
Ich nehm' es gern und willig ein.

Sei's Kraut, ſei's Bäumlein, was ſie giebt,
Ob dunkle oder lichte Blume;
In meinem ſtillen Heiligthume
Wird Alles gleich gehegt, geliebt.

Für Mägdlein zieh' die Myrth' ich groß,
Den Lorber für des Dichters Brauen,
Schön Immergrün für edle Frauen;
Gleich öffn' ich allen meinen Schooß.

Und ſenkt der Menſch Cypreſſen ein,
Zu ſeiner Lieben Angedenken
Mit ſtillen Thränen ſie zu tränken,
Ich muß des Bäumleins Wiege ſeyn.

So hält es auch das Menſchenherz,
Darein der große Gärtner leget,
Wie es ſein Kind, der Menſch, erträget,
Bald ſeine Luſt, bald ſeinen Schmerz.

Und beides wächſt und grünet drin
Und ſchläget ſeine vollen Reben
Mit jugendlichem friſchen Leben
Um ſeine Wiege ſchattend hin. —

O du, dem mich das Loos beſchied!
Schon leſ' ich es in deinen Blicken,
Du wirſt mich mit dem Schönſten ſchmücken,
Was dir in deinem Gärtchen blüht.

So ſenk' in deines Herzens Schrein
Der liebe Gärtner auch dort oben
Aus Gluth und Duft und Licht gewoben
Die vollſten Freuderoſen ein!

Karl Förſter.

An Agnes,

bei Zuſendung eines Leuchters, einen Engel vorſtellend, der das Licht hält.

Der Henker mag das Licht dir halten, ſpricht
Das Volk, das oft recht weiſe ſich verkündigt,
Hat Jemand am Gebot des Herrn geſündigt,
Und Unrecht hat es, ſcheint's mir, wahrlich nicht.
Denn wenn zu Nacht ſich Böſes will geſtalten,
Mag wohl gar oft das Licht der Henker halten.

Wer hielt es ſonſt, wenn in der trüben Nacht
Der Wandrer wird von Räuberhand ergriffen,
Wenn für die Bruſt der Mordſtahl iſt geſchliffen,
Wenn böſe Luſt im finſtern Winkel wacht,
Wenn Habſucht zählt, was ſie der Noth geſtohlen,
Wenn ſich ihr Gift Verläumder bübiſch holen.

Doch wo noch ſpät am Werk der frommen Huld
Ein edles Herz ſich hohe Luſt bereitet,
Das Mitleid zu des Armen Hütte ſchreitet,
Ans Krankenbett, bei liebender Geduld,
Wenn Tugenden mit jedem Glück begaben,
Wer mag wohl da das Licht gehalten haben.

Ein Engel nur! Und alſo mög' auch ſtets,
Wenn Fleiß dich hält am Arbeitstiſch gebunden,
Wenn dir bei Wohlthun ſchwinden deine Stunden,
Wenn einſam du im Segen des Gebets,
Wenn liebend und beglückend all dein Walten,
Das Licht dir nur ein guter Engel halten.

Th. Hell.

An Thereſe v. N.

mit einem goldnen Lorberkranze.

Ein ſchöner Stern iſt ſtrahlend aufgegangen,
Das Diadem bring' ich dir huld'gend dar.
Auf, ſticht den Lorber in dein nächtlich Haar;
Erfülle, was die Herzen heiß verlangen!

Ob grüne Lorbern Phöbus Haupt umſchlangen,
Daß dieſe doch verwelklich ſind, iſt klar;
Drum wählten wir, gleich Golde treu und wahr,
Des goldnen Lorbers unverwelklich Prangen.

So wird auch deine Anmuth nie vergehen,
So wird beherrſcht von deinem milden Sinn
In freud'gem Flor das Sängerreich beſtehen!

„Iſt's eine Huldin!“ — tönt's in aller Buſen —
„Steig lichtumfloſſen, und zur Königin,
Vom Helikon die Holdeſte der Muſen!“

Am Silveſter-Abende 1818.

Kind.

Die Grazie.

Mit der Jugend Roſenlicht umgeben,
Anmuth in Geſtalt und Blick und Sitte,
Rührt ſie kaum den Boden, wenn zum Schritte
Ihre Füße ſchwebend ſich erheben.

Alle Weſen athmen neues Leben,
Naht die Liebliche ſich ihrer Mitte;
Es begleiten jeden ihrer Tritte
Koſend Genien, ſie zu umſchweben.

Ueber Purpurlippen haucht ſie holde
Töne, und der Wangen Morgenröthe
Trägt das Zeichen von des Himmels Sendung.

Nicht der Grazien Schweſter nennt die Holde;
Eine Grazie ſelbſt vereint ſie Jede,
Ruht in eigner göttlicher Vollendung.

A. Apel. (†)

Von Herder in ein, der Gräfin Brühl geſandtes, Exemplar ſeiner „Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit" geſchrieben. *)

Des Menſchen Leben beſchränkt ein enger Raum,
Ein engerer beſchränket ſeinen Sinn,
Sein Herz der engſte. Um ſich her zu ſehen,
Zu ordnen, was man kann, unſchuldig zu
Genießen, was uns die Vorſicht gönnt,
Und dankbar froh hinweg zu gehen:
Das iſt des Menſchen Lebensgeſchichte,
Nicht Idee, es iſt Gefühl.

*) Dieſe Worte ſind auch zu der Inſchrift unter Herders Büſte im Seifersdorfer Thale gewählt worden.

A. d. H.

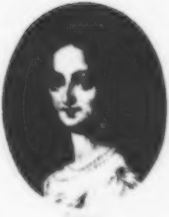
Leipziger
Stadtbibliothek

55- 5335

MALERISCHE SCHAUSPIELE.

No. II.

DER WEINBERG AN DER ELBE.



Ihre K. K. Hoheit,
die Frau Erzherzogin
MARIA ANNA CAROLINA
Großherzogin von
TOSCANA

DER WEINBERG
AN DER ELBE.

von

FRIEDRICH KIND.

Aufgeführt
auf dem Königlichen Theater zu Dresden
am 12 und 16 November 1817.

LEIPZIG
bey Georg Joachim Göschen 1817.

Universitäts-Bibliothek Leipzig

55 - 5835

D

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

IHRER K. K. HOHEIT

DER FRAU ERZHERZOGIN

MARIA ANNA CAROLINA

ERBGROSSHERZOGIN

VON TOSCANA

GEBORENER

K. PRINZESSIN VON SACHSEN

EHRFURCHTVOLL GEWEIHET.

Vom Grün der Mirte bräutlichhold umwunden,
Vergönntest Du mit fürstlichhehrer Güte,
Daſs, was sein Herz bei Deinem Glück empfunden,
Der deutsche Sänger Dir in Schriften biete;
Er sah Dich Deinen Theuern noch verbunden,
In Deren Blicken Wonn' und Wehmuth glühte — [*]
Die ihn zum Lied begeistert als Camöne,
Nahm mild es auf, in Charitinnen-Schöne.

---

[*] Am 24. October 1817.

Geflügelt sind so Amor, als die Zeiten —
Umfing Dich schon des schweren Abschieds Bangen,
Doch konnten wir das Opfer bloſs bereiten;
Dich rief, zu eilen, zärtliches Verlangen;
Nur unsre Thränen konnten Dich begleiten,
Sie perlten sanft auch von den zartsten Wangen,
Und nur der Trost war unserm Schmerz verliehen:
Die Rosen läſst bald Liebe wieder blühen!

Es ward erfüllt! Die freundlichsten der Horen
Verwebten sinnig ihre Schwestertänze,
Daſs mit dem Namen Deſs, Der Dich erkohren,
Noch schöner Dir die goldne Sonne glänze,
An deren Licht Du Ihm und uns geboren;
Daſs Wiedersehn es herrlicher noch kränze;
Daſs es nur scheide, Hymens Blumenwagen
Mit frischerm Glanz die Fackel vorzutragen.

Die Rosen blüh'n! Es grünt die Mirtenkrone!
Sie kam, sie kam, die seligste der Stunden!
Dein Auge sank Toscana's Heldensohne,
Der Arm der Liebe hielt Dich zart umwunden;
Die Hand der Treue führte Dich zum Throne,
Wo Du ein zweites Vaterherz gefunden;
Dir jauchzt ein Volk, und Freudenklänge hallen
Die Hoffnung nach, von der die Herzen wallen!

Wenn wolkenan die Jubellieder steigen,
Die dort am Arno segnend Dich begrüſsen,
Wie könnten Deine treuen Sachsen schweigen,
Die wohl Dich Selbst, nicht Deine Züge missen? —
Es schaart sich schnell zum Feierspiel der Reigen;
Dein Bild muſs uns der Trennung Schmerz versüſsen —
Und Er, wie sollt' Er unsrer Wonne wehren,
Den mehr, als Kronen, Huld und Tugend ehren?

Laut tönten Dir auch unsre Huldigungen,
Zwar ländlich nur, doch redlichtreuer Weise;
Dein edler Vater, und, durch Lieb' verschlungen,
Die Hohen Alle ſchmückten unsre Kreise —
O sprich, ist nicht ein Ruf an Dich erklungen?
Trug nicht zu Dir ein Geisterhauch es leise?
Und wirst Du hold auf diese Kränze sehen,
Die um Erinn'rung an die Heimath ſlehen?

Friedrich Kind.

DER WEINBERG AN DER ELBE.

Ländliches Lust- und Festspiel

in einem Aufzuge.

PERSONEN.

HAINAU.
WILHELM, } seine Kinder.
ANNA, }
FLORESTIN.
PETER DUNKEL.
WALL.
GÄSTE. SCHNITTER und WINZER mit ihren FRAUEN und MÄDCHEN.
NEBENPERSONEN.

Das Stück spielt auf einem herrschaftlichen Weinbergsgrundstück, bei der Feier der hohen Vermählung durch Procuration.

ERSTER AUFTRITT.

Saal mit drei Thüren. Zwei davon sind verschlossen.

ANNA legt Kränze und Blumengewinde in den vor ihr stehenden Korb. FLORENTIN, neben sich Farbentöpfe und anderes Malergeräth, beschäftigt sich in ihrer Nähe mit der letzten Säule der späterhin vorkommenden Decoration, kniet dann nieder, reicht Annen vom Boden Guirlanden zu u. s. w. WILHELM guckt von Zeit zu Zeit, ein Taschenbuch in der Hand, aus dem offenen Cabinet.

Anna.

Es sei genug!

Florentin.

Gewifs, wir reichen so.
Die Kränze sind recht schön!

Anna.

Wie bin ich froh,
Dafs dieser Herbst solch frisches Grün den Reben,
Den späten Blumen Frühlingsschmelz gegeben!

Florentin.

Wer fühlt es nicht, es ist ein Segensjahr!

Anna.

Es gab uns Überfluſs — für ärm're Brüder —
O welche Brust wär' nicht ein Dankaltar!

Florentin.

Die Freude kehrte auf die Erde wieder!

Anna.

Und doch — bin ich nicht ganz von Wehmuth frei —

Florentin.

Auch Sie? darf ich die Ursach' wissen?

Anna, ablenkend.

Ei,
So schön die Blumen mir entgegen winken,
Sie wollen doch nicht schön genug mir dünken;
Denn, wenn den Kranz ein Herz voll Liebe flicht,
Dann gnügen ihm selbst Maienrosen nicht.

Florentin.

Ein Herz voll Liebe —?

Anna.

Ja, dieſs Fest zu ehren,
Das mit der Liebe schönstem Rosenband

Zwei Länder und *zwei Herzen* eng' umwand,
Möcht' ich Armida's Zaubergärten leeren!

Florentin.

Sie *wollen* meine Frage nicht versteh'n!

Anna.

Wer heiſst Sie auch, mit Doppelsinn zu fragen!

Florentin.

Kann ich Sie so — als Blumengöttin seh'n,
Und Ihnen nicht, was ich empfinde, sagen?

Anna.

O —! Seh'n Sie nur der Malv' und Aster Pracht,
Der Sonnenblumen Gold —

Florentin.

Wär's wohl erdacht,
Daſs die sich nach der Sonne wenden?

Anna, lächelnd.

Nun, wenn's, wie sie, auch der Herr Maler macht,
Wird er die eil'ge Arbeit schwerlich enden.

Florentin.

Das hat er schon! Nur trocknen muſs es noch.

Anna.

So steh'n Sie auf! mein Bruder ist ein Spötter —

Florentin.

Dazu hab' ich nicht Lust. Die guten Götter
Verleih'n die Gunst des Augenblickes, doch
Man muſs sie nutzen! Nur noch auf den Bühnen
Darf man getrost des Fuſsfalls sich erkühnen;
Im Leben wird man damit ausgelacht.
Jetzt bin ich ex officio dazu gebracht,
Jetzt soll'n Sie, wie ich Sie verehre, wissen —

Anna

hält sich die Ohren zu.

So nicht! Nur auf erst! Warlich, ich bin taub!

Florentin.

Und ich, ich weiche nicht von Ihren Füſsen,
Um keinen Preis!

Aufspringend.

Sie müſsten denn mich küſsen!

Anna,

sich ihm mit Grazie entziehend.

Warum nicht gar?

Er küſst zärtlich ihre Hand.

Auch dieses war ein Raub —

Florentin.

Den mir gewiſs die Grazien verzeihen,
Und drum auch Sie! — Hinweg jetzt mit dem Scherz!
Geläng es mir, Gefühlen Ton zu leihen,
So warm und wahr — Sie schenkten mir Ihr Herz!

Anna.

O schweigen Sie! — wir handeln unbesonnen —

Florentin.

Ich mein' es treu! — Wie? hätt' ich's schon gewonnen?

Anna, ernst.

Das Herz ist mein, des Vaters ist die Hand!

Florentin, feurig.

So fühl' auch ich — doch Liebe dir zu schwören,
Sei mir vergönnt! — Er liebt den Künstlerstand,
Er ist so gut — er segnet unser Band!

Anna.

O nicht so laut! Der Bruder wird es hören —

Florentin.

Mein Wilhelm weiſs es schon —

ZWEITER AUFTRITT.

DIE VORIGEN. WILHELM (mit dem Buche) schnell eintretend.

Wilhelm.

Und hofft drum, nicht zu stören.

Anna, verlegen.

Doch störten wir wohl dich?

Wilhelm.

Worin?

Anna.

Nun, beim Gedicht!

Wilhelm.

Da braust ein Wehr umsonst —

Anna.

Du wollt'st auch memoriren —

Wilhelm.

Ich denk', es steckt im Kopf! Auch braucht's das wörtlich nicht;
Denn heute wollt' ich wohl, thät's noth, improvisiren!

Florentin.

So bist du fertig?

Wilhelm.

Ja! Seht, hier ist das Sonett,
Das noch im Chaos lag! — Nun, ist's auch nicht so nett,
Als jene, die Petrark, nicht dichtete, nein! hexte,
Es kommt doch aus der Brust —

Steckt das Taschenbuch ein.

Drum fahrt nur fort im Texte!

Anna.

In welchem Texte denn — ?

Wilhelm.

Je nun, dein Blick, dein Mund,
That, irrt' ich mich nicht ganz, ein süſs Geständniſs kund.

Anna,

mit sanftem Vorwurf.

Du bist —

Wilhelm.

Ei, was du willst! Nur nicht ein Mensch in Prose!
Doch — Schwester! ist das recht? da steht sie da und glüht,
Wie die am Morgenstrahl erst aufgegang'ne Rose,

Und — dankt's dem Bruder nicht, der nur für sie sich müht,
Birgt nicht an seiner Brust der Liebe Erstlingszähren —

Anna.

Der nur für mich sich müht?

Wilhelm.

Das läſst sich leicht erklären!
Eh's völlig dunkel wird, ist schon dazu noch Zeit,
Und — schwerlich winkt so hold Euch je Gelegenheit —

Florentin, ihn umarmend.

Mein Freund!

Anna.

Was habt Ihr denn?

Wilhelm.

Geruh', mich anzuhören!
Hier, unser Florentin, kam mit den Lerchenchören —
Denn, mit den Schwalben, nein! das klingt zu platt und matt —
Voll edler Künstlerglut in unsre Königsstadt,
Und, wie an einem Strahl zwei Fackeln sich entzünden,
Gelang's der Galerie, Bekanntschaft zu begründen.

Anna.

Du sagtest mir davon —

Florentin.

Ich stand nicht mehr allein;
Wir wallten Hand in Hand durch Felsengrund und Hain —

Wilhelm.

Und mit dem Morgenroth liefs mich in Feld und Garten
Mein theurer Florentin nie lange auf sich warten.

Florentin.

Wie fühlt' ich mich beglückt, dafs mich dein Herz erkohr!
Wie schnell entfloh die Zeit!

Wilhelm.

Wir lasen uns was vor;
Er stahl sich einen Baum, versteht sich, in die Mappe;
Ich sann, auf Moos gestreckt, ob auch mein Reim recht klappe;
Wir stritten über Kunst — genug, mit Hand und Mund
Besiegelten wir bald der Freundschaft heil'gen Bund.

Anna.

Davon schriebst du mir nichts —

Wilhelm.

Ei ja, 's kam bald auch mehr!
Der sieb'nte Junius zog dich vom Weinberg her —

Anna.

Es lieſs mich hier nicht ruh'n an diesem Freudenfeste —

Wilhelm.

Laut scholl das Jubellied im Kreise froher Gäste —

Anna.

Es gab nur ein Gefühl!

Wilhelm.

Mein Freund hier kam erst nach,
Obschon er mir vorher, mein Gast zu seyn, versprach.

Florentin.

Du hast es mir verzieh'n. Es trieb mich, das Entzücken
Des treuen Sachsenvolks im Bilde auszudrücken —

Wilhelm, zu Anna.

Du kennst den Genius, der auf zum Himmel schwebt
Und nach dem Sonnenstrahl die Hände betend hebt.

Anna,

Florentin mit Innigkeit die Hand bietend.

Ja, lieber Florentin —!

Wilhelm.

Ich hatte zu dem Haufen,
Der unter Linden saſs, mich weit von dir verlaufen.
Dort traf mich Florentin; er faſste meine Hand

Bibl. Univers. Lips.

Und zog mich stürmisch fort bis an der Elbe Strand.
„Komm, komm!“ so rief er schnell — „ich sah ein Mädchen stehen,
Ein wahres Engelsbild, wie ich noch kein's gesehen!“
Ich fragte: „die im Hut?“ — „Nun freilich!“ rief er warm,
Und ich — und ich — je nun, ich schlang um ihn den Arm —
Vor allen Leuten, ja — und jauchzte: „Liebster, bester,
Charmant'ster Florentin — ja, das ist meine Schwester!

Anna.

O schön! Nur wendest du zu helle Farben an;
Doch — wenn ein Dichter spricht, wird Alles zum Roman!

Florentin,

Anna's Hand ans Herz drückend.

O nein! er malt zu matt —

Wilhelm.

Ich konnte kaum mich fassen;
Ich konnte ihm doch nicht die Freude merken lassen —

Anna.

Herr Bruder — !

Wilhelm.

Wie ich dann, halb toll, und halb gerührt,
Dir den Herrn Florentin gar stattlich vorgeführt,
Ist dir wohl noch bekannt —

Florentin.

Es waren sel'ge Stunden;
Doch mit dem schönen Fest war auch mein Glück verschwunden.

Wilhelm.

Beim Dichter, der mit Macht in's Rad des Schicksals greift,
Ist kaum der Halm gekeimt, so ist er auch gereift!
Bald stand mein Florentin beim Vater hoch in Gnaden,
Indem mit jedem Brief ich von dem Maler schrieb,
Der stets — das zieht bei ihm! — Originelles trieb!
Bald wurden wir vereint zur Landlust eingeladen,
Und — dafs dann deinerseits, was ich gehofft, geschehn,
Hab' ich, wenn du erlaubst, nun deutlich gnug gesehn.
Darum —

Es wird an einer der verschlossenen Thüren gepocht.

DRITTER AUFTRITT.

DIE VORIGEN. BUNKEL noch vor der Thür.

Wilhelm.

Wer Geier kommt! Ich war so recht im Zuge —

Anna.

O ja — !

Florentin

geht an das Decorationsstück.

Die Zeit verstreicht auch heute wie im Fluge —

Wilhelm, an der Thür.

Wer da?

Bunkel.

Ich, ich!

Wilhelm.

Ei was! so heiſsen viele Leute,
Und hier in diesen Saal darf keine Seele heute —

Bunkel.

's ist auch Herr Bunkel nur —

Florentin, zu Wilhelm.

Gut Freund! Nur aufgemacht!

Bunkel,

eine Schmiege in der Hand, tritt mit einigen Zimmerleuten ein.

Wo ist das letzte Stück? 's wird schon von Weitem Nacht.

Florentin.

Hier ist's! Du weiſst, wohin —

Bunkel, den Trägern aufhelfend.

Da seyn Sie auſser Sorgen!
Wer sich auf mich verläſst, der ist und bleibt geborgen,
Indem ich, ohne Ruhm, nun drei und vierzig Jahr
Bald Stuben schön bestrich, bald auf der Bühne war!
's giebt drum in Dunkelheit mitunter gute Köpfe —

Florentin.

Das hab' ich längst gehört! Ei mach nur fort jetzt! schnell!

Bunkel.

Ich sag's auch Ihnen nicht! Ich sag's hier der Mamsell!

Florentin.

Rasch! Alles aufgeräumt! — Die Blumen hier — die Töpfe —
Fein alles accurat, ganz wie der Riſs es weist —

Bunkel.

Spaſs! Unser einer fühlt wohl auch, was Ehre heiſst!

Mit den Trägern, die alles mit sich nehmen, ab.

VIERTER AUFTRITT.

VORIGE, ohne Bunkel und die Träger.

Anna

will die eine noch verschloſsne Thür öffnen.

So könnten wir ja wohl —

Zu Wilhelm, der die zweite wieder verschlieſst.

Warum auſs neu verriegeln?
Hier giebt's nichts mehr zu seh'n —

Florentin.

Der Weg ist völlig rein —

Anna.

Der Vater kann gewiſs die Ungeduld kaum zügeln;
Bald kommen Gäste an —

Wilhelm.

Nein, sag' ich, Kinder! nein!
Ich habe nicht umsonst den Kopf mir fast zersonnen;
Doch — seid Ihr selbst gescheidt, ist auch das Spiel gewonnen!

Anna.

Was, Wilhelm, hast du vor?

Wilhelm.

Geschwind hört meinen Plan!
Und drum wird noch zur Zeit die Thür nicht aufgethan.

Anna.

Vermuthlich kreist ein Berg —

Wilhelm.

Ich kenne unsern Vater,
Besuchte nicht umsonst tagtäglich das Theater;
Die Probe sei gewagt, ob ich auch selbst was kann!

Mit Wärme.

Der Vater — o Ihr wiſst's! er ist ein Ehrenmann,
Und, was die Nachwelt auch vom ganzen Volk wird sagen,
In keinem Busen kann ein treuer Herz doch schlagen,
Ein redlicher Gefühl in keiner Sachsenbrust —

Anna.

Gewiſs!

Florentin.

Er war auch heut' erfüllt mit Jünglingslust!

Wilhelm.

Nun seht! drum winden wir dem Kranze goldner Ähren,
Dem frischen Winzerkranz die Königsmirte ein;
Ein lustbestürmtes Herz pflegt auch geneigt zu seyn,

Anna's Hand fassend.

Was ihm das Liebste ist, dem Andern zu gewähren.

Anna.

Mein Wilhelm — !

Florentin.

O mein Freund! wie bist du lieb und gut!

Wilhelm, zu Florentin.

Ich habe dich erprobt! — Drum, Kinder, faſst nur Muth!
Sagt, läſst sich schöner wohl die heut'ge Feier ehren,
Als wenn um Glückliche die Glücklichen sich mehren?
Noch ist ein Sturm zurück auf unsers Vaters Gunst —

Anna.

Was meinest du damit?

Wilhelm.

Wie Keinem auf der Erde,
Fehlt's auch dem Väterchen nicht ganz am Steckenpferde,
Und sein's ist, kurz und gut, nun — die Erfindungskunst!

Florentin.

Ha, nun versteh' ich ganz —

Wilhelm.

Giebt's irgendwo zu lesen
Von einer Festlichkeit, so heiſst's: „Schon da gewesen!

Copien von Copie'n!“ — Doch dünkt ihm etwas neu,
Dann schmeckt das Gläschen ihm, dann spricht er: „Sieh doch — ei!
Lies doch dieſs Blatt einmal! Ein Künstler muſs erfinden,
Sonst ist und bleibt er stets ein Künstler nur mit Sünden!“

Florentin.

So wird's auch mir ergeh'n!

Wilhelm.

Getrost! ich denke, nein! —

Riegelt die eine Thür auf.

Jetzt, Schwester, ist es Zeit, den Vater zu befrei'n!

Anna öffnet die zweite und geht durch selbige ab.

FÜNFTER AUFTRITT.

WILHELM. FLORENTIN.

Wilhelm.

Nun noch ein Wort mit dir! Gewiſs, du darfst nicht zagen —
Nun, unerhört ist nichts im Reich der Endlichkeit;
Das sagt schon Salomo —

Florentin.

Ich bin so ängstlich heut' —

Wilhelm.

Bring' deinen Antrag an —

Florentin.

Ach, Bruder, soll ich's wagen?
Verdien' ich auch dieſs Glück?

Wilhelm.

Nur frisch! Wer wagt, gewinnt:
So übergütig trifft man Väter nicht gesinnt,
Um: Wollen Sie mein Kind? gefälligst uns zu fragen.

Florentin.

Du scherzest grausam.

Wilhelm.

Freund!

Florentin.

O Keiner noch betrat
Den Weg so bang', als ich, jetzt, da Entscheidung naht.
Diefs, Wilhelm, bürge dir —

Wilhelm.

Du Guter! — Still! sie kommen!
Der Vorhang rollt sich auf! Hübsch dich zusammgenommen!

Florentin.

Nun, gutes Glück, so hilf dem zagenden Acteur!

Wilhelm.

Getrost, ich helfe ein! Spiel' nur auf den Souffleur!

SECHSTER AUFTRITT.

DIE VORIGEN. HAINAU. ANNA.

Anna.

Jetzt, Väterchen, steht's frei —

Hainau.

Lang habt Ihr warten lassen —

Wilhelm.

Gelobten Sie doch an, sich in Geduld zu fassen,
Nicht in den Malersaal, nicht nach dem Berg' zu seh'n,
Kurz, weil's so dienlich war —

Hainau.

In Hausarrest zu geh'n.

Anna, schmeichelnd.

Wie haben Sie indefs Sich denn die Zeit vertrieben?
Nicht wahr, ich fehlte stets?

Hainau.

Ein wenig erst geschrieben;
Dann lauscht' ich recht mit Lust der Winzer frohem Sang,
Der mir noch nie so mild und so gemüthlich klang.
Ich sah die Trauben an, worin du auf dem Tische
Der Goldmelone Netz recht malerisch versteckt —

Wilhelm.

Die wuchsen am Geländ —!

Hainau.

Welch liebliches Gemische!
Die braunroth, diese blau —

Wilhelm.

Und die vom Fuchs geleckt!

Hainau.

Ich brach ein Träubchen ab. Ich sag' Euch, süſs, wie Zucker,
Das Schälchen dünn und zart, das Beerchen weich und voll —

Anna.

Wahrhaftig, Väterchen?

Wilhelm, wie vor sich.

Nun wart', du alter Mucker!

Hainau.

Ich prieſs recht dankerfüllt den Sachsen - Noah, Knoll —

Wilhelm.

Wart' nur!

Hainau.

Wem drohst du denn?

Wilhelm.

Dem achtzigjähr'gen Bauer,
Dort, hinter unserm Berg. Der schalt die Trauben sauer!

Hainau.

Er — Junker Nirgendsau! Er hat davon Verstand!
Ja, ja, bei ihm geht's zu, wie in Schlaraffenland;
Da wachsen über Nacht rubinenklare Trauben,
Die Musen tragen zu, und Amors dreh'n die Schrauben!

Anna.

Nun, wär' das denn so schlimm?

Hainau.

Mehr gilt mir *der*, der früh
Und spat im Weinberg schwitzt! Es lohnt sich *wohl* der Müh'!
Pflegt nur des Mosts mit Fleifs — umsonst ist nichts auf Erden —
So kann der heur'ge Wuchs ein wahrer *Eilfer* werden!
Und würd' ers auch nicht ganz, man denkt beim Glas zurück
An dieses reiche Jahr, an dieser Lese Glück;
Wir trinken Lebehoch **dem Paar, das heut' verbunden!**
Den Hochzeitvätern Heil! Gewifs, dann wird er munden!

Anna.

Mein Vater!

Wilhelm.

Sind Sie bös?

Hainau.

Ei, nicht doch!

Florentin.

Wackrer Mann!

Hainau.

Was diese Lese bring', das überschlug ich dann;
Ich trat an's Fenster hin, die Gegend zu besehen.
Die Sonne nahte sich bereits dem Untergehen —
Hier sah ich Rebengrün, dort dunkle Tannenwand —
Die Elbe schlang sich durch, ein silberflornes Band —
Gold und Violenblau verschmolz sich in den Lüften,
Rechts lag die Königsstadt in rosenfarbnen Düften;
Die Thürme winkten mir; der Kuppeln Schatten fiel —
Ich sah's genau durchs Glas — ins rege Wellenspiel.
Links kam von fern ein Schiff auf lichterhellten Wogen
Mit stiller Majestät, recht wie ein Schwan gezogen;
Ein Feuer brannte drauf; das Seegel blähte voll,
Bis — diesem Seegel gleich mein Herz im Busen schwoll!
Da wünscht' ich mir das Schiff, daſs ich's hinauf zur Brücke,

Mit Kränzen reich verziert, um dort zu ankern, schicke,
Daſs mit dem Blumenschmuck es nach dem Schlosse hin,
Und nach dem Altan zu mit Flagg' und Wimpeln wehe,
Daſs wohl mein König Selbst, wie wir Ihn lieben, sehe —
Und nun — ich sag' Euch frei — 's ist nicht nach meinem Sinn,
Daſs ich nichts thuen soll, mein Frohseyn zu verkünden,
Daſs Ihr allein hier sorgt —

Wilhelm.

Ei, da wär' Rath zu finden!

Hainau.

Sprich, wie?

Wilhelm.

Ein guter Sohn erräth den Vater gern,
Kommt seinem Wunsch zuvor —

Hainau.

Nun, du beginnst von fern;
Vermuthlich ein Prolog — ?

Wilhelm.

Wie trefflich Sie doch rathen!
Ich sah es leicht vorher, daſs Sie auch heut' durch Thaten —

Hainau.

Das ganze Sachsenland ist ja ein Vaterhaus:
Drum — scheidet auch von mir das holde Bräutchen aus,
Und ganz ist mir's zu Muth, als hätt' ich für den Gatten,
Dem theuern Prinzen gleich, ein Kind mit auszustatten —

Wilhelm.

Drum folgen Sie auch heut' dem Beispiel an dem Thron,
Die Herzen zu erfreu'n —

Hainau.

Gern, gern, du wackrer Sohn!
Fehlt Vorwort? Geld? Fehlt Korn? Nichts soll mich heut' gereuen!
Verlange, was du willst! Heut' soll sich Jeder freuen!

Wilhelm.

Das thaten Sie ja längst, und Alles ohne mich;
Doch mehr noch wird verlangt —

Zu Florentin.

Jetzt, blöder Schäfer, sprich!

Hainau, verwundert.

Was kann —? Herr Florentin —

Florentin.

Die Glut auf meiner Wange
Verrathe, daſs ich's weiſs, wie Theures ich verlange.
Mich zog nicht blos der Wunsch in dieses Paradies,
Der Lüfte reines Blau, den Baumschlag abzulauschen,
Nein! um den höchsten Schatz mir liebend einzutauschen,
Den Sie —

Hainau.

Ihn nur genannt!

Florentin,

Anna's Hand faſsend.

Und wenn er Anna hieſs?

Anna.

Mein Vater —!

Wilhelm.

Tritt **Florenz** mit **Anna** zum Altare,
So paſst auch Florentin und Anna schön zum Paare,
Die Feier zu begeh'n —

Florentin.

O seyn Sie liebevoll!

Hainau.

Ihr überrascht mich da —

Beiseits zu Wilhelm.

Ich glaube, du bist toll! —

Laut.

Das ist mir doch fürwahr im Traum nicht eingekommen —

Das heiſst — die ganze Hand statt Fingers hingenommen —

Zu Anna.

Was sagst denn du dazu? du stehst so schweigend da —

Wilhelm.

Dieſs Schweigen ist beredt, beredter, als ein Ja!

Anna.

Mein Vater — Bruder —!

Hainau, vor sich.

Ja, das kann man leichtlich sehen,

Auch ohne Brillenglas, wie hier die Sachen stehen;

Doch — nein! es ist zu arg! Wo hatt' ich das Gesicht? —

's ist freilich — so was — nein! entgeht mir sonst doch nicht!

Zu Florentin.

Freund Maler! wissen Sie, daſs Sie mir wohlgefallen —

Ein lieber junger Mann — jedennoch — bei dem Allen,

Seh'n Sie wohl selber ein, das geht nicht so geschwind —
Die einz'ge Tochter ist's, mein liebes, sanftes Kind;
Da werd' ich nicht so leicht des Umgangs mich entwöhnen;
Selbst nur mit der Idee mich gänzlich auszusöhnen,
Erfodert manchen Mond — doch Rosen bringt die Zeit —

Wilhelm.

Giebt's dann auch just ein Fest, ein Namenspiel, wie heut?

Hainau.

Geht nicht! — Herr Florentin! ich weiſs den Wunsch zu ehren;
Ob ich erfüllen kann, das wird die Zukunft lehren.
Genug!

Florentin.

So geben Sie doch meiner Hoffnung Raum?

Hainau.

Ja — ja!

Florentin.

O Dank!

Hainau.

Genug!

Wilhelm, vor sich.

Je nun, fällt auch der Baum
Nicht auf den ersten Schlag, man kommt zum zweiten Male.

Reißt die Uhr heraus.

Ei was! wie eilt die Zeit!

Zu Helenen.

Sie führ' ich selbst zum Saale,
Wo unsre Gäste sind —

Zu Florentin und Anna.

Doch Eurer harrt man dort!

Die Abgehenden begleitend, leise.

Das Eisen ist recht warm; ich schmiede wacker fort.

Florentin und Anna ab. Wilhelm bleibt lauschend stehen.

SIEBENTER AUFTRITT.

Hainau,

sich allein glaubend.

Hm! hm! — Ja, hätt' ich selbst dieſs Plänchen mir erfunden —
Hübsch wär das Namenspiel — ich hätte sie verbunden;
Doch daſs nun der Herr Sohn sich das so ausgedacht,
Daſs er den Dichter spielt, und mir die Rolle macht —
Nein! das behagt mir nicht. — — Ganz artig wär' die Rolle!
Er ist ein wackrer Mann, dem gern ich Achtung zolle,
Er ist nicht eben arm, und ehrenvoll sein Stand,
Sein Geist erfinderisch und kunstreich seine Hand. —
Mein Wilhelm auch ist brav, und schwer wird mir's gelingen,
Den Bruder und Poet um diesen Stoff zu bringen. —
Das Mädchen — ist verliebt! — — Sie wohnten in der Stadt,
Im Sommer hier bei mir — hm! wenn man Pferde hat —
Je nun, kommt Zeit, kommt Rath! wer weiſs auch, ob's nicht glücket,
Daſs sich's zusammenstellt, als hätt' ich sie berücket —
Als hätt' ich's längst gewuſst, und nur nach meiner Art
Die Katastrophe noch ein wenig aufgespart. —

ACHTER AUFTRITT.

HAINAU. WILHELM, sich wieder nähernd.

Wilhelm, vor sich.

O das soll gern gescheh'n!

Laut.

Hier, Vater, bin ich wieder;
Doch mit dem Florentin — er ist so brav und bieder —

Hainau,

sich verdrüſslich stellend.

Mach' mir den Kopf nicht warm, und denk' mir nicht daran;
Ich hab' schon lange Zeit ganz einen andern Plan.
Laſs uns hinunter geh'n —

Wilhelm.

Noch nicht! man wird uns rufen.
Es ladet uns Musik hin zu des Tempels Stufen —

Hainau, aufhorchend.

Ein Tempelchen! So, so? — Nun ja, ich dacht' es gleich;
Du und dein Florentin sind auch nicht eben reich —

Wilhelm.

Das ist nur Nebenwerk! Ihr Vorwurf wird verschwinden —

Hainau.

Ich wette meinen Kopf —

Wilhelm.

Daſs Sie was Neues finden?

Hainau.

So? — Neugier plagt mich nicht; doch wüſst' ich
dieſsmal gern —
Denn sieh' nur! 's ist oft gut, so was voraus zu wissen;
Ich könnte doch vielleicht was dazu sagen müssen —

Wilhelm.

Wenn Sie's errathen, gut!

Hainau.

Nun, etwa so ein Stern,
Ein flammend Sonnenrad mit einem Namenszuge?

Wilhelm.

Da irren Sie gar sehr!

Hainau.

Ein Engelchen im Fluge,
Das einen Zettel trägt, ein Vivat —

Wilhelm.

Das ist's nicht.

Hainau.

Ein Altar des Hymen mit einer Opferflamme?

Wilhelm.

Auch nicht!

Hainau.

Ein Schäferzug mit Taubenpaar und Lamme?

Wilhelm.

's ist noch was sinniger —

Hainau.

Ah, nun errath' ichs schon!
Ein Ehrenbogen ist's mit Chronodistichon —

Wilhelm.

Geirrt!

Hainau.

So strebt Ihr wohl gar nach Thaliens Kranze?

Wilhelm.

So viel auf uns beruht, das haben wir gethan,
Und nehmen Sie am Schluſs sich auch des Dichters an,
So wird durch Ihre Huld ein Lustspiel noch das Ganze.

Hainau.

Ei rede —!

Wilhelm.

Nimmermehr, Sie gäben denn die Hand,
Wenn unser Florentin was nicht Errathnes fand —

Hainau.

Bleib mir vom —

Man hört Musik.

Wilhelm.

Hörten Sie der Pauke Wirbel schallen?
Fort! fort! hinunter nun!

Pathetisch.

Kommt, kommt zu Fingals Hallen!

Beide ab.

NEUNTER AUFTRITT.

Das ganze Theater wird durch einen Tempel und zwei, hinten geschlossene Weinlauben von dem Hintergrunde geschieden. Alles ist mit Blumenvasen und gehöriger Beleuchtung verziert. Die Lampen des Tempels mit den Toskanischen, die der Lauben mit den Sächsischen Farben. Das Innre des Tempels mit einem Vorhange bedeckt. An den Seiten Rebenbögen.

BUNKEL. WALL, mit einem Spazierstock, ein Paquet unterm Arm.

Bunkel, zurückweisend.

Herr Florentin und Wilhelm sind jetzt nicht
Zu sprechen —

Wall.

Nun, so muſs ich warten.

Bunkel.

Ja, eigentlich darf Niemand in den Garten —

Wall.

Ich heiſse Wall, und bringe ein Gedicht.

Bunkel,

höflich die Mütze ziehend.

Ah so — ah so — da können Sie spazieren!

Vergebung! ei, da macht man Unterschied!

Vor sich.

Jetzt blüht mein Waizen!

Laut.

Sind Sie nicht zu müd',
Beehr' ich mich, Sie selbst herumzuführen.

Wall.

Sehr angenehm! Was ist denn hier zu seh'n?

Bunkel.

O Wunderdinge! und ich muſs gesteh'n,
Ich sag' es nicht, um mit Verdienst zu prahlen,
Doch nahm auch ich hier Antheil mit beim Malen.

Wall.

Ihr Name?

Bunkel.

Peter Bunkel, zu Befehl!
Seyn Sie mir günstig! Denn ich hab's kein Hehl,
Daſs groſse Männer ich nach Würden achte,
Nach ihrem Beifall, so zu sagen, schmachte!

Wall.

Wer wollte die nicht schätzen!

Bunkel.

Ei ja wohl! —
Es bleibt so mancher gute Kopf im Dunkeln,

Wohl werth, der Welt als ein Komet zu funkeln!
Wird man gedruckt, dann ist's ein andrer Kohl.
O! seyn Sie ein Mäcen für Peter Bunkeln —!

Wall.

Wie? ich

Bunkel.

Ja, Sie! — den Daum wollt' ich drum geben.
Ständ' beim Bericht mein Name mit daneben;
Nun mein' ich, da sichs just so glücklich trifft —

Wall.

Ja, freilich hat man so was untern Händen;
Man könnte auch sich allenfalls verwenden;
Doch zweifl' ich fast —

Bunkel.

Sind Sie denn nicht ein Schrift-?

Wall.

Schrift-Setzer, Freund! doch keineswegs ein Steller.

Bunkel,

setzt die Mütze wieder auf.

Für einen Setzer geb' ich keinen Heller!
Das fiel mir nicht im Schlafe ein —

Wall.

Nu, nu!
So weiſen Sie mir nur den Herrn Hainau zu.

Bunkel.

Da, nur g'rad aus! Sie werden ſchon ihn finden;
Mir fehlt's an Zeit; ſie brauchen mich dort hinten.

Wall ab.

Wenn du das Setzen, nicht das Stellen, treibſt,
So ſieh getroſt nur ſelber, wo du bleibſt!

Ab.

ZEHNTER AUFTRITT.

Musik. HAINAU. VORNEHMERE GÄSTE und LANDLEUTE, alle festlich gekleidet, unter ihnen auch WALL. Sie werden von WILHELM eingeführt und ordnen sich zu beiden Seiten. Wilhelm und Wall vertheilen den späterhin vorkommenden Gesang. Dann

Wilhelm.

Mir sei's vergönnt, andeutend zu verkünden,
Was diese Feier auszusprechen strebt.
Heut', da aufs neu' die Völker sich verbünden,
Vereinte Wonne jedes Herz belebt,
Da ein Gebet, der Liebe Glück zu gründen,
Empor am Arno und der Elbe schwebt,
Geziemt's auch wohl, in anspruchlosen Spielen
Das abzuschatten, was die Herzen fühlen.

Drei Segenskränze flechten wir zusammen.
Der Acker bot der Ähren reiches Gold;
Die Ranken, die dem fernen Ost entstammen,
Bewährten sich auch unsern Freuden hold;
Der Liebe Glück verschmilzt zwei edle Flammen
Zu einer Glut — Anna und Leopold!
Wir seh'n die Herrscher sich die Hände reichen;
Der Lorbeer grünt; nie wird die Raute bleichen!

Doch, wie **die Braut** zum Lebewohl begrüſsen,
Der Sachsenros', die Tuscia entreiſst,
Die Fluren zeigen, die **Sie** trauernd missen,
Die werth wohl sind auch **Ihrem** Herz und Geist?
Der Trennung Schmerz, wie durch Gebild verſüſsen,
Das nach dem Lande **Ihrer** Liebe heiſst? 1)
Wie die Erinnrung deſs genau verbinden,
Was **Sie** verläſst, und was **Sie** dort wird finden.

Erscheint denn ihr, versunkner Zeiten Gaben,
In Rebenbergen, die das Mondlicht hellt,
Ihr theuern Schätze, tief dem Schutt entgraben,
In **zwei Florenzen** glorreich aufgestellt! 2)
Ihr Bilder, die mit dem Gedanken laben:
Die Liebe folgt selbst in die Unterwelt!
Und an die Brust beglückter Schatten dränge
Sich froher Schall der Vaterlandsgesänge!

Vier Stimmen singen:

Hold ist der Cyanenkranz
In der Schnitt'rin Locken,
Dreht sie sich beim Ärndtetanz
Oder spinnt am Rocken;
Aber schöner ist es noch,
Spendet Huld die Garben —

Chor.

Friedrich August lebe hoch!
Der läſst Keinen darben!

Der Tempelvorhang hebt sich und das erste, durch lebende Personen dargestellte Vasengemälde: **Die Erscheinung des Triptolemus**, 5) wird im Innern des Tempels vorgezeigt.

Wilhelm spricht:

Triptolemus eröffnet unsern Reigen!
Ihn, der des Pflugschaars Segensschwert erfand,
Nach dem sich aus der blonden Ceres Hand
Des goldnen Waizens Ährenbüschel neigen,

Ihn hieſs den Drachenwagen sie besteigen,
Hat ihn wohlthätig auch in unser Land
Zu wonnekündendem Triumph gesandt,
Auf reiche Frucht und gutes Glück zu zeigen.

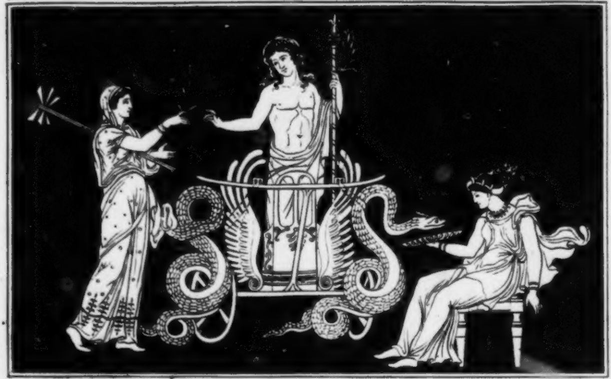
So mög' er denn in jedem Jahr erscheinen;
Den Brüdervölkern, die sich jetzt vereinen,
Mit jeder Sonne Heil und Segen bringen!

Er deutet auf Gedeihen und Gelingen; 4)
So zieh' er denn **dem neu vermählten Paare**
Heilkündend vor zum häuslichen Altare!

Der Tempel-Vorhang fällt.

I.

N.° 44



Vier Stimmen singen:

Mag der Winzerin der Wein
Holde Kränze leihen,
Trägt sie ämsig Trauben ein,
Oder schwebt im Reihen;
Schöner um die Ulme hin
Winden sich die Reben —

Chor.

Hoch soll unsre **Königin**,
Hoch **Augusta** leben!

Das zweite Gemälde: **Ein bacchischer Tanz** 5) wird eben so vorgezeigt.

Wilhelm spricht:

Daſs sie im bacchischen Tanze hier springen,
Frohsinn im Herzen und Glut im Gesicht;
Daſs sie die Fackel, das Tamburin schwingen;
Davon erlaſst ihr mir gern den Bericht.

Gab uns doch Evan noch edlere Freuden,
Edlere Stärkung beim labenden Wein!
Nimmer von Recht und von Treue zu scheiden,
Wollen dabei das Gelübd' wir erneu'n!

Und wie die Rebe den Ulmbaum umwindet
Dort in dem schönen hesperischen Land,

Also auf Liebe und Treue gegründet
Bleibe **des Brautpaars** geheiligtes Band!

Der Vorhang fällt.

Vier Stimmen singen:

Wie so schön das Mirtenreis
In den Locken thronet,
Wenn es, edler Tugend Preis,
Reine Liebe lohnet!
Kronen weichen diesem Sold,
Hat es Lieb' gewunden —

Chor.

Anna Heil und **Leopold**,
Die Sich so gefunden!

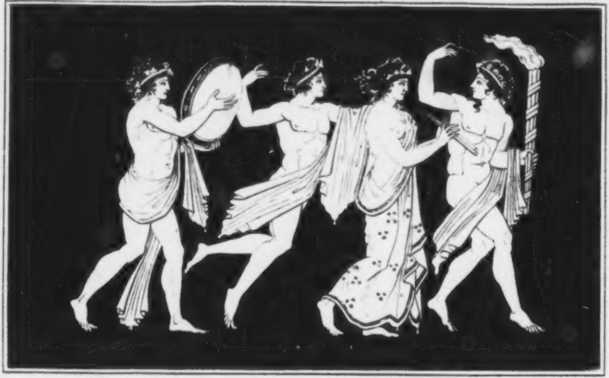
Das dritte Vasengemälde: **Die Griechische Braut** 6), wird in gleicher Maaſse vorgezeigt. **Anna** und **Florentin** stellen dabei die Braut und den mit Mirten bekränzten Jüngling vor.

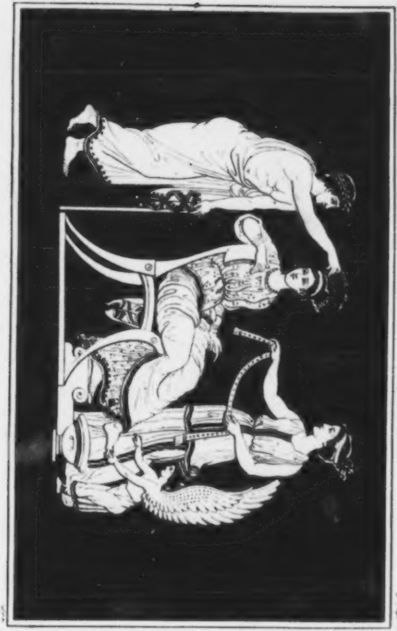
Wilhelm spricht:

Hier müht sich alles, eine Braut zu schmücken,
Ein Fürstenkind, erzeugt im Glanz der Kronen,
Wohl werth, ein edles Fürstenherz zu lohnen.
Der Liebbeglückte schaut ihr übern Rücken

Und sieht mit Lust und zärtlichem Entzücken
Die Liebliche auf goldnem Sessel thronen;

II





Den Flügelknaben aus Olymp'schen Zonen,
Das Bad darreichend, dienend ihr sich bücken.

Des heil'gen Bades silberklare Welle
Entfloſs der Schönheit ewigreiner Quelle. — 7)
O wohl versetzt mit ahnendem Entzücken

Des Fernen Geist sich an des Jünglings Stelle,
Sieht uns die Braut mit Liederkränzen schmücken —
Heil, Ferner, Dir! Sie wird Dich reich beglücken!

Der Vorhang fällt.

Vier Stimmen singen:

Heil Dir, Ferner, und der Braut,
Die für Dich geboren,
Die Du liebend Dir erschaut,
Liebend Dir erkohren!
Immer soll der Liebe Kranz
Blühend Euch umschlingen —

Chor.

Jedes jungen Morgens Glanz
Soll Euch Segen bringen!

Hainau,

im höchster Fröhlichkeit zu Wilhelm.

Mein lieber wackrer Sohn! — Ihr habt das gut gemacht.
Das heiſs' ich brav und gut, kurz, wie ein Sachs', gedacht.
Doch wo ist Florentin? Darf ich heraus sie rufen
Als —

Laut.

Braut und Bräutigam!

Wilhelm

öffnet schnell den Vorhang wieder, wohinter man nur noch Anna im Sessel und Florentin, zärtlich ihre Hand fassend, erblickt.

Herunter von den Stufen!

Hainau zu Wilhelm.

Nicht wahr, du Kraftgenie! *Der* Einfall auch ist neu?
Raus, Braut und Bräutigam!

Zu Anna und Florentin, die sich schnell genähert haben.

Seid glücklich, brav und treu!
Ihr sollt am selben Tag im Hochzeitkranze prangen,
Den glorreich *Leopold*, ein theurer Name, schmückt,
An dem *die holdste Braut* das erste Licht erblickt,

Wo sich **die Glücklichen**, nun Aug' in Aug',
umfangen! 8)

Kurze Umarmungen und Freudensbezeigungen. Zwei als Genien gekleidete Kinder mit brennenden Fackeln lauschen hervor.

Wilhelm,

sie zurück winkend.

Zu früh, ihr Genien! Wird euch die Zeit zu lang?
Es fehlt ja noch der Schluſs von unserm Rundgesang!

Vier Stimmen singen:

Immer bleibe dieses Band,
Wie am Traualtare,
Ein geheiligt Unterpfand
Reicher Friedensjahre!
Max'milian und **Ferdinand!**
Kinder, Schwestern, Brüder!

Chor.

Tuscia und **Sachsenland!**
Segen auf **Sie** nieder!

Die Genien kommen auf Wilhelms Wink hervor und wollen das Brautpaar mit einer Guirlande umschlingen.

Florentin.

Nein! nicht für uns! **Ihr** beute alle Kränze!
Nur **Sie** allein erhebe dieses Fest!

Anna.

O gern umwänd' ich Sie mit einem ganzen Lenze

Die tief Ihr Bild in Aller Herzen läſst —

Sie wenden sich beide nach dem Tempel. Kurzer Trompeten- und Pauken-Wirbel. Der Vorhang erhebt sich wieder, die Hinterwände der zwei Seiten-Lauben öffnen sich. Im tiefsten Hintergrunde der Prospect von Dresden in mondlicher Beleuchtung, an den Seiten Weinbergserhöhungen. Im Tempel die Büste der huldreichen Braut, um welche weiſsgekleidete Mädchen, im Costum der Grazien, Gewinde von weiſsen und rothen Rosen halten. In der Seitenlaube rechts Gruppen von Schnittern und Schnitterinnen, in der Seitenlaube links Winzer und Winzerinnen. Die erstern sind mit Feuermohn und Kornblumen, die letztern mit Epheu und herbstlichen Blumen bekränzt. Florentin und Anna nähern sich der Büste mit ihren Blumengewinden, knien davor nieder; die Genien, in der Mitte bleibend, halten die Fackeln kreuzweis über einander.

Florentin.

O nichts jetzt von der bangen Trennung Klage!
Heil den Vermälten! Heil dem schönen Tage,
Wo nicht allein zwei Völker sich verbanden,
Nein! wo Ihr Glück zwei edle Herzen fanden!

Anna.

Heil Ihr und Ihm! — — o denk' in heitern Stunden
An uns zurück — was wir für Dich empfunden!

Dein Muttervolk entläſst Dich still mit Segen,
Dein künft'ges Volk jauchzt freudig Dir entgegen —

Die Winzer und Schnitter, gleichfalls mit Blumenschnüren, haben sich in den Vorgrund gezogen. Alles bildet eine einzige Blumenkette. Alle wiederholen des Gesanges letzte Strophe: „Immer bleibe dieses Band u. s. w." Unter Trompeten- und Paukenschall fällt der Vorhang.

Anmerkungen.

1) Das nach dem Lande Ihrer Liebe heiſst. Dem Verf. ist bekannt, daſs die früherhin von den berühmtesten Alterthumsforschern für Etrurisch gehaltenen, und auch jetzt noch gewöhnlich so genannten Vasen, nunmehr von Kennern für Alt-Griechisch gehalten werden. Indeſs sagt die Überlieferung, daſs die im Groſsherzogl. Museum zu Florenz befindlichen Vasen im Toskanischen ausgegraben worden sind; es wird auch zugegeben, daſs sich auf einigen Etrurische Schrift befinde, und die Etrurischen Künstler bei Griechischen gelernt haben möchten. Vergl. Hamiltons Einleitung in das Studium der antiken Vasen, in „Böttigers Griechischen Vasengemählden“ Bd. I. Heft 1. S. 15. ff. und Stollbergs Reisen Th. 3. S. 7. Sei dem übrigens, wie ihm wolle, ein dramatisches Spiel ist keine antiquarische Abhandlung.

2) In zwei Florenzen glorreich aufgestellt. Sowohl in Florenz, als in Dresden, befindet sich eine Vasensammlung. Über erstere s. eine Abhandlung des Prof. Meyer in Weimar b. Böttiger a. a. O. 1. Bd. 2. Heft. S. 1. ff. über letztere Böttiger ebendaselbst 1. Bd. 3. Heft. S. 1. ff.

3) Die Erscheinung des Triptolemus. Die Vase, von welcher dieses Gemälde entlehnt ist, war ohnweit Bari in der Puglia ausgegraben worden. Der kunstliebende Fürst Stanislaus Poniatowski in Rom erkaufte sie für 21 Zechinen, und Visconti erläuterte sie in einem besondern Commentar. Vergl. Ovids Verwandlungen Buch 5. V. 642. ff. Böttiger a. a. O. 1. Heft. S. 14. und 2. Heft S. 203. ff. ingleichen Millin *Peintures des Vases antiques* 2. Band Taf. 30.

4) Er deutet auf Gedeihen und Gelingen. Die Römer verwandelten den Triptolemus in den Gott: *Bonus eventus* (guter Erfolg).

5) Ein bacchischer Tanz. S. bei Millin *Peintures des Vases antiques* 1. Band Taf. 27.

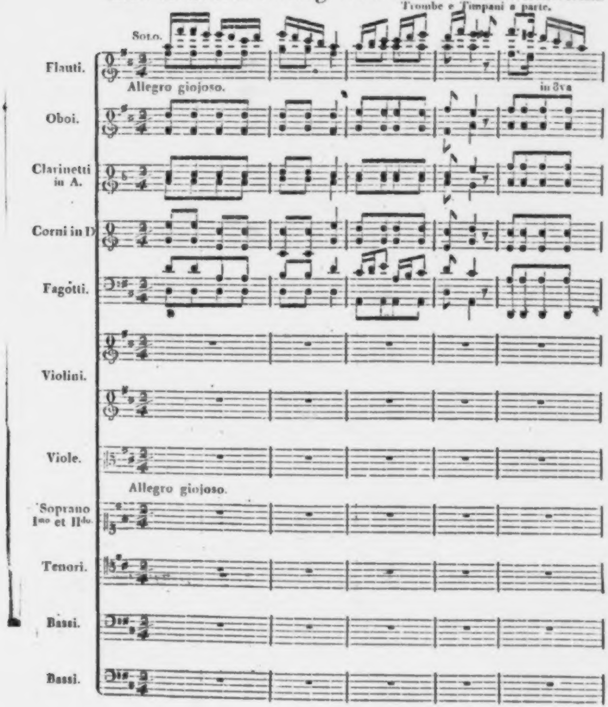
6) Die Griechische Braut. S. die Hamilton-Tischbeinische Sammlung Theil 1. Taf. 2. und Böttiger a. a. O. 1. Heft S. 139. ff.

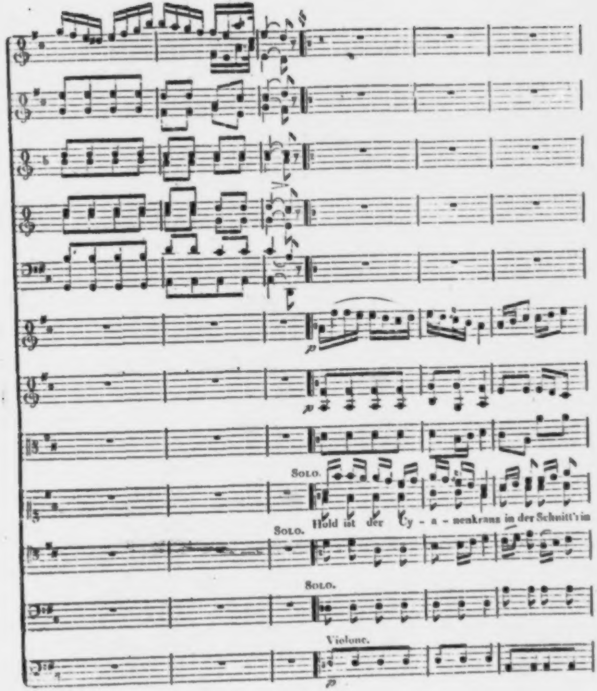
7) Entfloſs der Schönheit ewigreiner Quelle. In Athen hieſs die Quelle, woraus ein Knabe aus der Familie der Braut einen Krug Wasser zu diesem heiligen Bade schöpfen muſste, Kalirrhoe (die Schönflieſsende). Vergl. Böttigers Aldobrandinische Hochzeit S. 158.

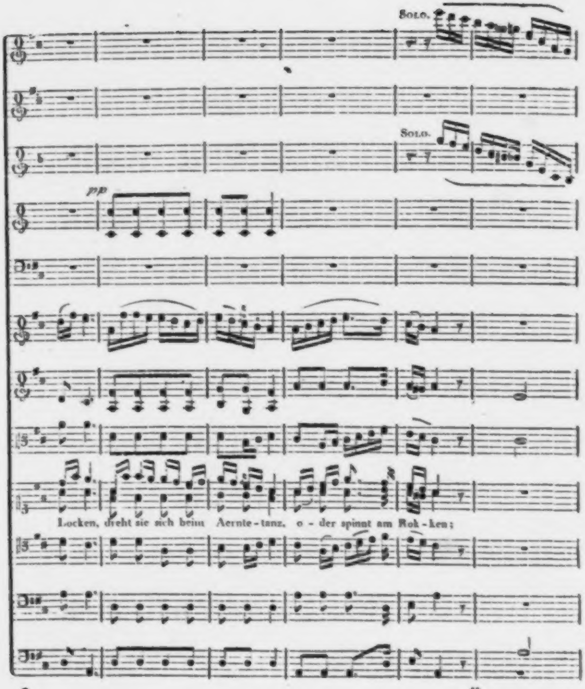
8) Der zu der persönlichen Zusammenkunft des hohen Ehepaars bestimmte 15. November ist zugleich der Namenstag des Herrn Erb-Groſsherzogs und der Geburtstag der Frau Erb-Groſsherzogin. Tags darauf, am 16. erfolgte der feierliche Einzug in Florenz.

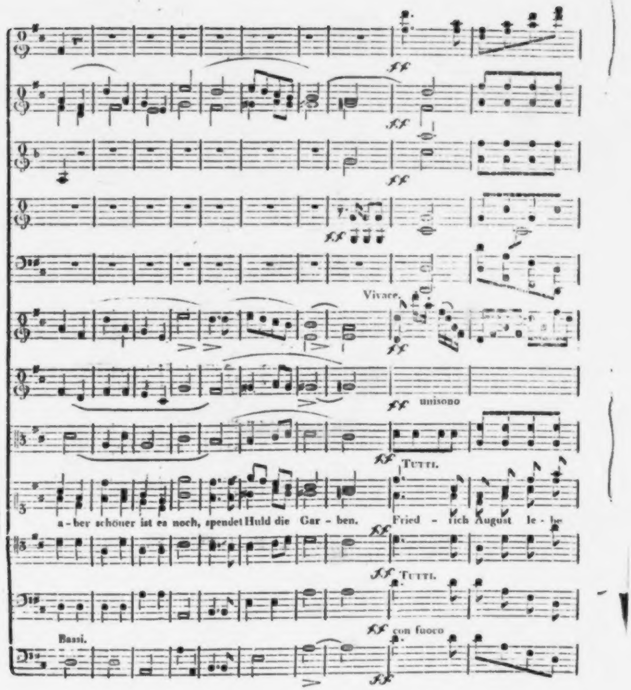
Lied zu dem *Weinberg an der Elbe.*

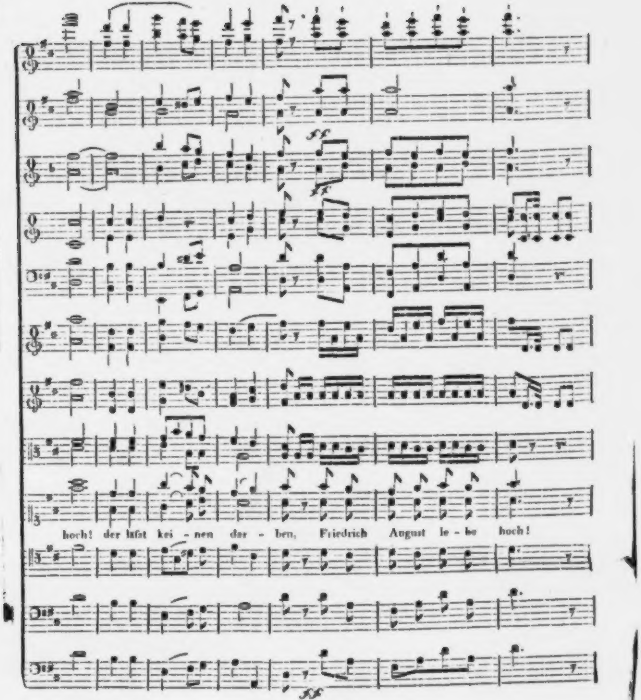
Musik v. C. M. v. Weber.

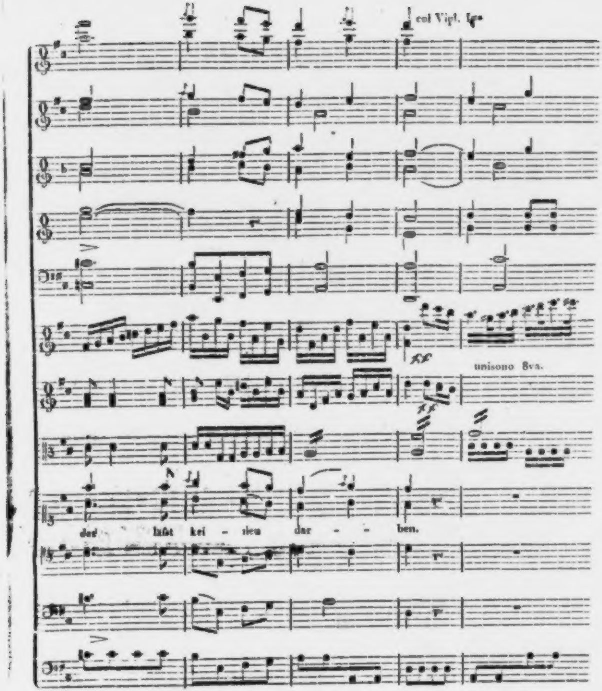

Trombe e Timpani a parte.
Solo.
Flauti.
Allegro giojoso.
Oboi.
in 8va
Clarinetti in A.
Corni in D
Fagotti.
Violini.
Viole.
Allegro giojoso.
Soprano Imo et IIdo.
Tenori.
Bassi.
Bassi.

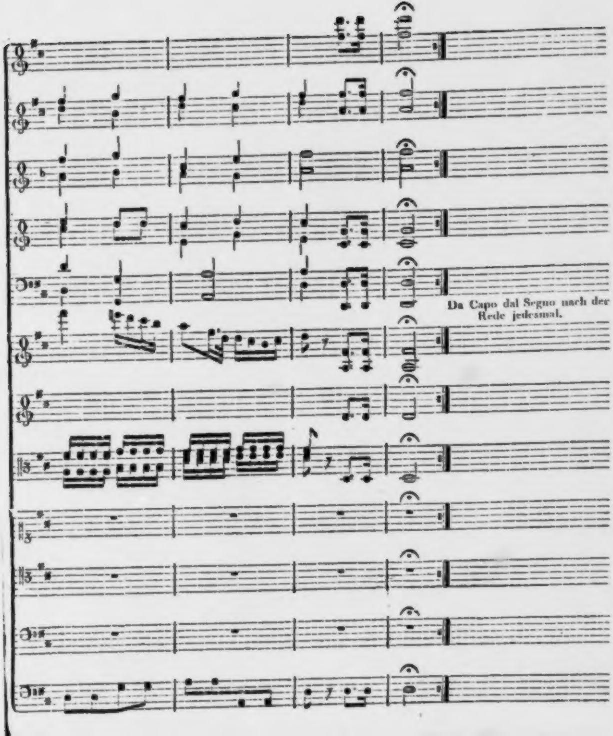

Solo.
Hold ist der Cy - a - nenkranz in der Schnitt'rin
Solo.
Solo.
Violone.
p

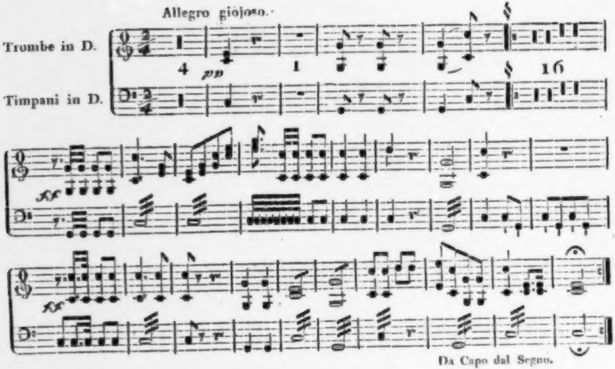

Solo.
Solo.
pp
Locken, dreht sie sich beim Aernte-tanz, o-der spinnt am Rok-ken;


ff
ff
ff
ff
Vivace.
ff
ff unisono
ff Tutti.
a-ber schöner ist es noch, spendet Huld die Gar-ben. Fried-rich August le-be
ff Tutti.
ff con fuoco
Bassi.
ff

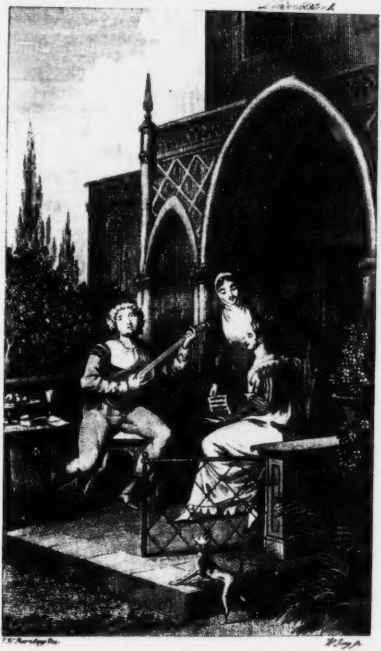

ff
ff
hoch! der läßt kei - nen dar - ben, Friedrich August le - be hoch!
ff


col Viol. Imo
ff
ff
unisono 8va.
der läfst kei – nen dar – – ben.


Da Capo dal Segno nach der Rede jedesmal.


Allegro giojoso.
Trombe in D.
Timpani in D.
4
pp
1
16
ff
ff
Da Capo dal Segno.

[illegible]



J. W. Ramsay Del. [illegible]

Lindenblüten.

Von

Friedrich Kind.

[illegible]

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Erſter Band.

Leipzig,
bei Johann Friedrich Hartknoch.
1818.

Stephan Schütze

in Weimar

freundſchaftlich gewidmet.

Da
ner
erſch
die
lun
Tu
ſche
ohn
neu
wir
ode
ein

Vorwort.

etzt eine vollſtändige Sammlung mei-
edichte im engern Sinne des Worts
nt, ſo finde ich es für zweckmäßig,
rtſetzung meiner geſammelten Erzäh-
en, welche bisher unter der Aufſchrift:
en, und: Roswitha, mit metri-
Dichtungen vereint, ans Licht traten,
jene, und deshalb auch unter einem
Titel herauszugeben. Ueber dieſen
hoffentlich Niemand mit mir rechten,
zu Begründung ſeiner Ausſtellung,
nicht ganz alltäglichen, paſſendern

vorſchlagen. Die Linden ſpenden bekanntlich ihre Düfte vorzüglich des Abends, und auch mein irdiſcher Mittag iſt vorüber. — Friede und Freude allen meinen nahen und fernen Freunden!

Dresden, im October 1817.

F. Kind.

Lindenblüten.

I.

Die Engelsehe.

Der rüſtige Jungherr, Veit Vollrath, aus einem alten reichsſtädtiſchen Geſchlecht, unternahm in früher Zeit mancherlei Reiſen, von welchen er auch zuletzt noch ein Mehres, als gute Erfahrung und ehrſame Bekanntſchaften, in ſeine Heimath zurückbrachte. Zu Genua nämlich, als er eines Abends von der Luſtfahrt auf dem Meere in den Haven zurückkehrte, begab es ſich, daß er mit dem Schiffer des Fährlohns halber in Unfrieden gerieth. Der Gondelirer, der ein ſehr heftiges und jähzorniges Gemüth beſaß, ließ ſich weder durch gelinde, noch harte Worte zurechtweiſen, und behandelte ihn, als einen Fremden, ſehr ſchnöde. Obwohl nun Herr Vollrath gar kräftigen Wuchſes und entſchloſſenen Muths war, und Mann gegen Mann keine Furcht kannte, ſo hätte doch leichtlich der Handel für ihn übel genug ablaufen können, weil der Schiffer in blinder Wuth einen Dolch aus dem Gürtel zog, und deſſen Genoſſen, als gelte es den Gerechtſamen der ganzen Zunft, den Jungherrn mit geballten Fäuſten und erhobenen Ruderſtangen trotzig umtraten.

Indem aber das Getümmel alſo um ihn anwuchs, daß er ſich des Zudrangs kaum länger erwehren konnte, gebot eine Stimme außerhalb des Kreiſes Friede. Es erfolgte alsbald eine tiefe Stille, und Herr Vollrath erblickte einen ſtattlichen Alten in ſchwarzer weiter Kleidung und mit goldener, vielfach gewundener Halskette, dem einige Diener ehrerbietig folgten. Die Gondelirer aber wichen mit ſichtlichem Erſchrecken augenblicks aus einander, ſo daß der Jungherr leichtlich abnahm, dieſer anſehnliche Greis ſey ein Mitglied des hohen Rathes.

Der edle Genueſer forſchte nunmehr nach der Zwietracht Urſache, und als er Veits deutſche Abkunft und deſſen Vaterſtadt erkundet hatte, auch des Schiffers Anſinnen gar unmäßig und betrügeriſch erfand, ſprach er zu dieſem mit ſtrengem Ernſt: „Hüte dich, Marco, daß man dich binnen drei Tagen nicht wieder in der Darſena erblicke! Sollſt du einem Deutſchen alſo ſchaamlos begegnen? Sollſt du alſo der Fremdlinge Unglimpf von unſerer Stadt beſtätigen?“ Es ſagt nämlich von Genua ein Sprichwort, als ſeyen daſelbſt die See ohne Fiſche, die Luft ohne Vögel, die Männer ohne Treue und die Frauen ſonder Schaam. Den Jungherrn aber beſchied er mit freundlichen Worten und nicht ungeläufiger deutſcher Rede des nächſten Mittags zu ſich, angebend, daß er ſelbſt ein Durazzo ſey.

Einer ſolchen Ehre hocherfreut, begab ſich Vollrath des andern Tages zur beſtimmten Stunde in Durazzo's Marmorpallaſt, und ward daſelbſt mit zur Tafel gezogen, zu welcher außer ihm nur annoch einige männliche Verwandte und Freunde des Hausherrn geladen waren. Durazzo erkundigte ſich während des Mahles auf's neue nach Vollraths Heimath und Herkommen, und dieſer mußte ihm über mancherlei Umſtände ſo genauen Beſcheid ertheilen, daß nicht zu verkennen ſtand, der Alte habe ſich vordem ſelbſt in den deutſchen Landen, und ſogar in des Jungherrns Vaterſtadt, umgeſehen. Da dieſem nun auch nicht entging, daß ſein fertiges Redeſtehen und ſonſtiges Weſen vor den Augen des ehrwürdigen Genueſiſchen Herrn großen Gefallen fand, ſo faßte er ſich einen Muth und ſprach: „Mein edler alter Herr! ich bitte meine Neugier zu befriedigen, und mir zu ſagen, warum Ihr Euch geſtern im Haven dem deutſchen Volke alſo gewogen bewieſet?“

Der Greis aber lächelte, und leerte, obwohl ſchweigend, doch mit wehmüthigem und gleichſam jugendlichem Feuer, als ob die Erinnerung früheren Wohlergehens über ſein Herz ſich ergieße, ſeinen Becher, erhob ſich dann vom Seſſel, und winkte Vollrathen, ihm zu folgen.

Hierauf führte er den Gaſt durch eine lange Reihe der Zimmer und Säle, deren prächtiges Geräth nebſt den Spiegeln des reinſten Venediſchen Glaſes der Jungherr nicht ohne Verwunderung anſehen konnte, in ein entlegenes Cloſet, deſſen Wände ſämmtlich mit Bildniſſen in künſtlich geſchnitzten und vergoldeten Rahmen bedeckt waren. Vollrath konnte ſeine Augen an dem Anblicke ſo vieler trefflicher Stücke kaum erſättigen, und der Alte nannte ihm die Namen mehrerer der abgeſchilderten Perſonen, mit beſonderer Liebe aber zweier ſeiner Enkelinnen, deren Abconterfeiung die Kunſt der Römiſchen Meiſter eben ſo wenig, als ihre holden

Geſichter und brennenden Augen die Italieniſche Schönheit, verläugneten. Deſto auffallender mußte es dem Jungherrn dünken, als er weiter gehend auf ein weibliches Gemählde traf, das von zwei männlichen umgeben ward, und nebſt dieſen, ſowohl durch die reichsſtädtiſche Ehrentracht, als durch die Behandlung der Farben, offenbar die deutſche Abkunft verrieth. Die Holdſeligkeit und fromme Sittigkeit des weiblichen Bildes ließ ihn lang die beiden Nebenſtücke überſehen; als er ſich aber endlich auch zu dieſen wandte, dämmerte in ihm, wie aus weiter Ferne, die Erinnerung auf, etwas den Zügen des jüngern männlichen Bildes Aehnliches vor Zeiten erblickt zu haben.

Seine Neugier ward hierdurch nur noch höher getrieben, und, dieweil das ſcharfe Auge ſeines edlen Wirths prüfend, doch wohlgefällig, auf ihm haftete, wandte er ſich nochmals zu dem ſchönen Frauenbilde, und frug den Alten beſcheidentlichen Jugendmuths: „Galt dieſer der letzte Becher, edler alter Herr?“

„Es ſey dir unverholen,“ verſetzte jener, „daß er ihr galt. Aber begleite mich nun in den Garten, damit du von mir vernehmeſt, weshalb ich ihrer und des deutſchen Bodens alſo in Ehren gedenke.“

Als ſie ſich nun auf die Zinne des Hauſes, die mit Citron-, Jasmin- und Rosmarin-Bäumen, auch vielerlei künſtlichen Blumenkrügen, artig verziert war, und von wannen man einen Theil der prächtigen Stadt nebſt den Segeln der Galeeren in der Darſena überſchauen konnte, zuſammen verfügt hatten, begann der Alte alſo:

„Du würdeſt irren, guter Geſell, wenn du vermeinteſt, als ob deiner ſchönen Landsmännin eine weltliche Liebe dieſen Platz unter meinen nächſten Blutsverwandten zugeeignet, und überhaupt eine ſo hohe Gewogenheit gegen deutſche Lande in meiner Seele erzeugt habe. Sondern der Hauptgrund iſt, weil ich der redlichen Pflege jener drei Perſonen, welche du neben einander erblickt haſt, die Erhaltung meines Lebens verdanke, da ich in deiner Vaterſtadt als ein Fremdling an einem ſchleichenden Fieber hart darnieder lag, und weil ich bei Gelegenheit dieſer Krankheit der Deutſchen redlich und treues Gemüth ſattſam erkannt habe.“

„Es wohnten nämlich daſelbſt, meinem Gaſthofe gegenüber, zwei Brüder, beide gar edlen und ehrbaren Anſehens, und, wie ich leicht wahrnehmen konnte, auch anſehnlichen Standes. Sie waren einander ſchon dem äußerlichen Benehmen nach in Vielem gar ähnlich, erhöheten dieſe Gleichheit, wie ich ſpäterhin erfuhr, gänzlich unwiſſend und aus bloßer Uebereinſtimmung der Herzen, durch gleichkommende Tracht und Farbe, und lebten übrigens, abgerechnet ihre Geſchäftsgänge, äußerſt eingezogen und einſam. Das einzige lebendige Weſen, in deſſen Umgange ſie Erholung und Ergötzung zu finden ſchienen, war das Fräulein, deſſen Bildniß du gleichfalls geſehen haſt, und das für beſtändig, obwohl in den feinſten, doch ſtets in Gewändern von den einfachſten Farben, nämlich größtentheils weiß oder ſchwarz gekleidet, einherging. Nur mit dieſem ſah ich ſie zuweilen des Abends, aber immer zu drei, ſich am Fenſter unterreden, oder am Spiel auf der Harfe ergötzen; nur mit dieſem, aber jederzeit auch wieder zu drei, im Freien luſtwandeln."

„Da ich nach Allem, was ich der Nachbarſchaft halber beobachten konnte, das holde Fräulein für ihre Schweſter hielt, und die ſittſame Schönheit derſelben oft vor Augen hatte, ſo entſtand nach und nach in meinem Innern eine heftige Neigung zu ihr. Ja, ich faßte nach meiner damaligen feurigen Gemüthsart ſogar den Entſchluß, ihr meine Hand anzutragen, als von welchem Gedanken mich auch, da ich auf meinen vielen Reiſen über die Lehren unſerer Mönche freier denken gelernt, die Verſchiedenheit unſers Glaubens nicht abbringen konnte. Solchemnach wich ich, um ſie immer zu ſehen, wenig vom Fenſter, und folgte, wenn die drei einigen Geſchwiſter das Haus verließen, ihnen von weitem nach. Ehe ſich jedoch eine Gelegenheit zeigte, mit ihnen bekannt zu werden, ergriff mich ein ſchleichendes Fieber, und warf mich danieder auf's Krankenlager. Ich bediente mich zu meiner Heilung des Arztes, welcher im Gaſthofe den Fremden empfohlen ward, aber, trotz der von ihm verſchriebenen Mittel, wuchs die Heftigkeit des Uebels von Stunde zu Stunde. Ich fing daher an, dem Leben Valet zu ſagen, und nahm Bedacht darauf, meinen letzten Willen zu errichten. Ich beſchied ſogleich den Wirth des Hauſes zu mir, und verlangte von ihm, ſowohl um noch das letzte zu verſuchen, daß er mir den erfahrenſten Arzt, als auch, um wegen meines Vermögens Vorſehung zu treffen, daß er mir den bewährteſten Rechtsgelehrten der Stadt herbeirufen laſſe. Er verſprach mir dieſes, und zu meiner nicht geringen Verwunderung treten kurz hinter einander die beiden gegenüberwohnenden Brüder bei mir ein.“

„Der Arzt und Aeltere unter ihnen, den man zum Unterſchied nur bei ſeinem Vornamen Doctor Andreas nannte, fand die Krankheit allerdings gefährlich, und ſchien vorzüglich zu wünſchen, daß ich, wegen der mir nöthigen Ruhe, das Gaſthaus mit einem ſtillen Bürgerhauſe vertauſchen könne. Der Rechtsgelehrte und jüngerer Bruder, Doctor Georg aber, gab mir über des Orts Rechte und Gewohnheiten klärliche Auskunft, und erſtaunte nicht wenig, als ich ihn zuletzt um die Erlaubniß bat, in dem von ihm niederzuſchreibenden Teſtament auch ſeiner Schweſter ein nicht unbedeutendes Vermächtniß ausſetzen zu dürfen. „Meiner Schwägerin, Signor?“ frug derſelbe betroffen, „wie kommt Ihr auf dieſen ſonderbaren Gedanken?“

„Seine Frage, die mich zugleich belehrte, daß die zarte Harfenſchlägerin vereheligt ſey, machte einen heftigen Eindruck auf mich; doch ſuchte ich mich zu faſſen, und ſtammelte eine Antwort hervor, ſo gut ſie mir einfiel. Er rieth mir dagegen an, dieſen ſchnellen Einfall auf das reiflichſte zu überlegen, und verließ mich, ohne ſeine Zuſtimmung zu erklären. Als ſein Bruder mich nach Verfluß einiger Stunden wieder beſuchte, fand er meinen Geſundheitszuſtand nicht wenig verſchlimmert.“

„Ich konnte hiebei aus ſeinem ganzen Weſen füglich abnehmen, daß Doctor Georg ihm meine Abſicht in Betreff des, ſeiner Frau auszuſetzenden Vermächtniſſes, mitgetheilt, und daß die beiden Brüder nach dem, was der Arzt über die nachtheilige Unruhe im Gaſthofe geäußert hatte, in dieſem meinem Entſchluſſe blos den Wunſch laſen, wo möglich in ihre eigene Wohnung aufgenommen zu werden. Ob auch Maria, ſo hieß die liebreizende Hausfrau des Arztes, etwas davon erfahren, ob mithin Erkenntlichkeit für das Wohlwollen eines Unbekannten, oder nur das Mitleid gegen einen im Auslande Erkrankten, ſie zu Uebernehmung dieſer Beſchwerde bewogen, iſt mir nicht bekannt worden. Genug, am folgenden Tage bezeigte ſich der Arzt bereitwillig, mir einige Zimmer bei ſich einzuräumen, wiewohl unter der ausdrücklichen Bedingung, daß ich, außer dem Miethspreiſe, nie und auf keine Weiſe eine Vergeltung dafür an ihn oder die Seinigen im Sinne trage. Dieß hinzuzufügen ward er zweifelsohne von ſeinem Edelmuthe bewogen, um nicht bei mir in den Verdacht des Eigennutzes zu fallen.“

„Nach was konnte ich damals ſehnlicher verlangen, als gleichſam ſtets unter den Augen des Arztes, und eines ſolchen Arztes, zu leben? Die Gefahr, zugleich in Maria's Nähe zu ſeyn, dünkte mir kein Hinderniß; denn von dem Augenblicke an, da ich erfuhr, ſie ſey an einen dieſer edlen Brüder vermählt, hatte ich mich beſtrebt, meine bisherige heiße Liebe in die reinſte Hochachtung zu verwandeln.“

„So ward ich denn von meinen Dienern und einigen Kellnern auf einer Tragbahre in die gegenüber gelegene Wohnung geſchafft, und fand hier Alles zu meiner Aufnahme ſo trefflich vorbereitet, daß dabei weibliche Vorſorge, ſo wie überhaupt in dem ganzen Hauſe eine ganz beſondere Reinheit und Zierlichkeit nicht zu verkennen war. Meine Geneſung ging langſam, doch immer ſchneller von ſtatten, als dieß anderwärts hätte geſchehen können, und kaum fing ich an das Bette zu verlaſſen, als anfänglich die beiden Brüder allein, zuletzt aber auch mit der holdſeligen Hausfrau mich von Zeit zu Zeit des Abends beſuchten, und durch freundliche Geſpräche meine Stunden kürzten. Was ich in jenen Stunden von den beiden eben ſo edlen, als kenntnißreichen Brüdern gelernt, wie mein Herz, mehr noch durch Maria's Blicke und ſtilles Walten, als durch ihre Aeußerungen, erhoben und geläutert worden, deſſen habe ich nimmer vergeſſen, ſondern ſtets in der Folge, wenn mir etwas löbliches gelungen, auch jenen drei Freunden im Stillen ihren Theil daran zugeeignet.“

„Bald betrachtete ich mich nun bei ihnen nicht mehr als einen Fremdling; aber ihre Lebensweiſe unter einander, welche ich jetzt auf das genaueſte zu beobachten Gelegenheit fand, dünkte mir auch von Allem, was mir bis dahin im Leben vorgekommen, gänzlich abweichend. Denn ward gleich Maria des Andreas eheliche Hausfrau genannt, ſo bewies ſie doch gegen beide Brüder eine ſchier gleiche Zuneigung und Freundlichkeit, die jedoch mehr einer geſchwiſterlichen Zärtlichkeit, als einer andern Liebe, vergleichbar ſchienen. Auch waren beide Brüder, obſchon der ältere zuweilen traurig und ſtill ſchien, die einträchtigſten, die wohl je die Erde getragen, und, ſo wie Georg Marien unabläßig die zärtlichſte Verehrung an den Tag legte, ſo geſtattete ſich gleichergeſtalt Andreas gegen ſie, nicht allein in Beiſeyn, ſondern auch in Abweſenheit des Bruders, niemals die mindeſte, ihm gar wohl zuſtehende Liebkoſung. Nicht weniger ließ Maria in ihrem ganzen Thun und Weſen eine ſchier jungfräuliche Sittſamkeit an ſich bemerken; aus ihren Geſichtszügen leuchtete jene Heiligkeit und Reinheit, welche unſre Welſchen Meiſter in den Bildern der unbefleckten Jungfrau darzuſtellen ſich beſtreben, und ihre Ehe war, ungeachtet ihrer blühenden Geſundheit und innigen Zuneigung zu Kindern, welche ſie jedoch nur in Abweſenheit der beiden Brüder gegen einige Nachbarskinder zu erkennen gab, völlig unfruchtbar."

„So ſehr ich mich aber auch während meiner Anweſenheit in dieſem gaſtfreien Hauſe beſtrebte, über dieß Geheimniß einigen Aufſchluß zu erlangen, ſo wollte es mir doch nimmer nach Wunſche gelingen. Wohl aber gelobte mir kurz vor meinem Abſchieds der jüngere Bruder, deſſen Vertrauen ich hôchlich gewonnen, mich von ſeinem und der Seinigen Befinden dann und wann wiſſen zu laſſen, und gab mir zugleich Hoffnung, daß ich einſt über die Geſchichte ſeines Herzens vollſtändige Auskunft erhalten ſolle. Solche Zuſage hat auch Doctor Georg treulich erfüllt, und ſo iſt mir nicht nur von dem Leben meiner deutſchen Wohlthäter und Freunde zuweilen Nachricht, ſondern auch nach Georgs, als des von allen Dreien zuletzt verſtorbenen, Tode, nebſt den Bildniſſen, die du geſehen, ein von demſelben hinterlaſſenes Schreiben zugekommen. Aus dieſen ſämtlichen Schriften aber gehet hervor, daß, nach des ältern Bruders Tode, Georg, auf erlangte geiſtliche Vergunſt, ſich mit deſſen Wittwe ehelich verbunden, jedoch beide Brüder mit ſelbiger in einer ſogenannten Engelsehe gelebt haben.“

Als der alte Durazzo mit ſeiner Erzählung bis hieher gediehen, unterbrach er ſeine Rede, und richtete ſeine Augen aufmerkſam auf den Gaſtfreund, gleichſam um zu erforſchen, ob ſeine Worte bei demſelben Begierde nach noch näherem Bericht erregt habe? Der Jungherr aber verſetzte mit freundlicher Verneigung des Hauptes: „Deutet mir es nicht als eine Unbeſcheidenheit, wenn auch mich verlanget, den eigentlichen Zuſammenhang dieſer Begebenheit ausführlich zu erfahren. Denn Eure Erzählung hat, um ein Mehres anjetzt zu verſchweigen, mich eines Grabſteins in meiner Heimath erinnert, den ich oft in frühen Jahren mit ſonderbarem Nachdenken betrachtet. Es beſagt nämlich die Inſchrift deſſelben, daß allhier ein herzeiniges Kleeblatt der fröhlichen Auferſtehung harre, das die Freundſchaft zu Drei, die Liebe zu Zwei und Zwei, und das Grab wieder zu Drei, eng verbunden. So mich nun meine Vermuthung nicht täuſcht, möchte ſolcher Leichenſtein auf dieſe Geſchichte leichtlich hindeuten.“

„Dein Wunſch ſey gewährt,“ verſetzte hierauf der alte Genueſiſche Herr, „verziehe allhier, daß ich dir das Vermächtniß meines Freundes in der Urſchrift herausſende. Solches allhier in der freien, erquickenden Luft, unter den blühenden Bäumen, zu leſen, wird dich nicht gereuen.“

Nachdem ſich nun Durazzo mit dieſen Worten vom Söller entfernt hatte, und Vollrath der Erfüllung ſeines Verſprechens begierig harrte, vernahm er hinter einem mit Jasmin umrankten Gitterwerk ein leiſes Geräuſch und Geflüſter, und gewahrte, ſich ſchnell dahin wendend, zwei leuchtende Augenpaare, welche durch das Laub und die ſchwarzen Meſſero's feurig hervorlauſchten, jedoch alsbald ſich wieder zurückzogen. Bevor er aber dieſer lieblichen Erſcheinung weiter nachſpüren konnte, überbrachte ihm ein von Durazzo geſandter Diener, nebſt einem Credenzteller mit mancherlei Erfriſchungen, ein rothſamtenes Briefkäſtlein. Er eröffnete ſolches alsbald mit dem daran ſteckenden Schlüſſel, fand darin ein mit drei ſchwarzen Siegeln, wovon nur das erſte erbrochen war, verwahrtes Schreiben, und entdeckte zu nicht geringer Verwunderung, daß er ſelbſt den Siegelring, welcher auf dieß Schreiben gedrückt, am Finger trage. Dieſer Siegelring nämlich war ein Erbſtück ſeiner Familie, das ihm ſeine Mutter kurz vor ſeiner Abreiſe verehrt hatte.

Wurde er aber durch dieſe Entdeckung auf den Inhalt des Schreibens immer neugieriger gemacht, ſo mußte er dennoch die Befriedigung ausgeſetzt ſeyn laſſen. Denn in demſelben Augenblicke, als er die beſchriebenen Blätter aus ihrem Verſchluß hervorziehen wollte, traten, gleichſam ſeine Gegenwart nicht im mindeſten vermuthend und ſelbige anfänglich nicht einmal gewahrend, zwei wunderliebliche Fräulein auf den Blumenſöller, in welchen er leichtlich die beiden Enkelinnen des alten Durazzo, die er kurz zuvor im Bildniſſe geſehen, wieder erkannte. Die ältere derſelben, die ihm ſein edler Wirth Durazzo **Beatrix** genannt hatte, trug eine Art Nonnengewands, wie ſie denn auch nur auf etliche Tage zu einem Beſuch aus dem Kloſter gekommen, die jüngere, **Arabella** aber, die in Wahrheit einem Italieniſchen Engelsbild zu vergleichen, war mit weltlicher Tracht angethan; jene hielt eine Laute, dieſe ein Notenbüchlein in der Hand, und beide ſchienen geſonnen, ſich hier in der lieblichen Einſamkeit der duftenden Bäume und Stauden mit Spiel und Geſang zu erluſtigen.

Der wackere Jungherr ließ ſeine Augen eine Zeit lang auf dieſem holden Anblicke verweilen, ſodann aber trat er hervor und begrüßte die beiden Fräulein mit ehrerbietiger Verneigung und höflicher Anrede. Und ob dieſe wohl ſich das Anſehen gaben, als wären ſie über das Erſcheinen eines Fremden betroffen, ſo ließ er ſich doch dieſes nicht irren, wohl wiſſend, daß dieſelben Fräulein ihn ſchon vorhin durch die Jasminranken in's Auge gefaßt, folglich den wahren Zuſammenhang insgeheim unſchwer errathend. Es hatte nämlich der alte Durazzo, vermöge ſeiner beſondern Zuneigung gegen die Deutſchen, ſeinen Enkelinnen ſchon früherhin manches löbliche von den deutſchen Landen berichtet, auch denſelben Abends zuvor, wie er einen wackern jungen Deutſchen gegen den zornigen Gondeſirer und deſſen Genoſſen in Schutz genommen, ihn auch zur Tafel geladen habe, fröhlicher Laune zu wiſſen gethan. Hierdurch war bei den Fräulein ein heftiges Verlangen entſtanden, den Fremdling zu ſehen, und nach Beſinden deſſen Bekanntſchaft zu machen, als wozu ſie anjetzt deſſen eben ſo beſcheidenes, als heiteres Benehmen, verbunden mit dem lieblichen Anſehen ſeiner gelben Haare und hellblauen Augen, ſo wie ſeiner ganzen kräftig anmuthigen Geſtalt, nur noch mehr ermunterte.

Solchergeſtalt fand der gute Vollrath, als er die Welſchen Fräulein in ihrer Landesſprache, deren er vollkommen mächtig, auf dem Söller zu bleiben erſuchte, freundliches Angehör, und erhielt von ihnen in kurzem Vergunſt, ſich neben ihnen unter den Bäumen nieder zu laſſen. Beide Schweſtern, vorzüglich aber die weltlichere Arabelle, zogen bei ihm nach der Beſchaffenheit und den Sitten ſeines Vaterlands, insbeſondere aber nach der Tracht und Lebensart der deutſchen Jungfrauen und Frauen, genaue Erkundigung ein, und ließen ſich letzlich auch durch ſein Bitten bewegen, auf der Laute zu ſpielen und nach ihrer lieblichen Landesweiſe zu ſingen. Da ergriff den guten Vollrath eine wunderbare Sehnſucht, und die Erinnerung an das theure Vaterland kam gewaltig über ihn, alſo daß er auch, als jene geendigt, ſich von ihnen die Laute erbat, und mit ſeiner ſtarken volltönigen Stimme allerlei einfach herzliche Liedlein ſang, wobei die Fräulein, obwohl ſeiner Sprache nicht kundig, mit inniglichem Wohlgefallen ſtill zuhorchend da ſaßen, und von Zeit zu Zeit mit gar holdſeligen Blicken ihn zu Anſtimmung eines noch Weitern auffoderten.

Als nun ſolchergeſtalt, unter abwechſelndem Geſpräch und Geſang, ſchier die Abenddämmerung herannahte, kehrte, allen noch unverſehen, der edle Durazzo auf den Söller zurück, und ſprach zu den alſo vereinigten Dreien mit verſtelltem Zorne: „Siehe da, mein luſtiger Sänger, haſt du alſo der alten Schriften über den Worten der jungen Mägdlein vergeſſen? Sehet da, ihr leichtſinnigen Mägdlein, hegt ihr ſo wenig Furcht vor einem Deutſchen, der aus ſeinen kalten Wäldern und Bergen, aus der Heimath der Bären und Wölfe, daher gekommen, ja ſogar dem Sauerteige des Lutherthums zugethan?“ Und obwohl hierauf Vellrath ſich bei dem Alten zu entſchuldigen verſuchte, konnte er doch aus deſſen ſchlau lächelnden Blicken leichtlich abſehen, daß es nicht ſo ernſtlich gemeinet, vielmehr alles mit Durazzo's Vorwiſſen und Vergünſtigung geſchehen ſey. Auch überreichte ihm in kurzem der Alte den Schlüſſel des Briefkäſtleins, und verſprach, als man ſich gegenſeitig freundlich beurlaubte, ihn ſolches durch einen Diener in den Gaſthof nachzuſenden.

Als nun Vollrath daſelbſt anlangte, folgte ein Diener auf dem Fuße, welcher ihm nebſt dem Käſtlein eine Verehrung von treflichen friſchen und eingemachten Früchten einhändigte, nicht weniger einige Flaſchen edlen Weines, den man nennt Thränen Chriſti. Solches ließ ſich der Jungherr gar wohl gefallen, insbeſondere weil er daraus des ehrwürdigen Greiſes und ſeiner ſchönen Enkelinnen gute Geſinnung ſattſam erkennen konnte, reichte dem Diener ein reichliches Botenlohn, ſetzte ſich dann zu einer der Caravinen, leerte auf das Wohl der Geber, zumal auf das Wohl der reizenden Arabella, manch' Gläslein, und las ſodann, bis ſpät in die Nacht hinein, die empfangene Handſchrift des Doctors Georgs, die hauptſächlich alſo lautete.

Daß mir, mein theurer Freund Durazzo, die Erfüllung meiner Zuſage, Euch alles dasjenige, was Euch vor Zeiten räthſelhaft gedünkt, ſonder Rückenhalt zu entdecken, anjetzt nicht wenig hart angehen müſſe, ja, daß mir zu dieſem Geſchäft ſchier die Feder den Dienſt verſage, werdet Ihr von ſelbſt finden, wenn Ihr bis ans Ende dieſes Schreibens gelangt ſeyd. Dennoch liegt mir ob, ſolches zu vollenden, bevor auch ich zur gewünſchten Ruhe des Grabes eingehe.

Nachdem meine Mutter noch in meiner Kindheit mit Tode abgegangen, lebte mein Vater, ein wohlverdienter Rathsmann allhier, an die ſieben Jahre im Wittwerſtande, und folgte ſelbiger, da ich eben das zehnte Jahr angetreten. Ob nun wohl mir und meinem Bruder ein kleines Vermögen hinterblieb, ſo würde uns doch dieſes, da unſer Vormund ſich jederzeit als ein ſehr fahrläßiger Verwalter dieſes Waiſengutes erzeigte, wenig gefrommt haben, hätte nicht mein Bruder Andreas ſchon in frühester Zeit Alles auf das klüglichſte einzurichten verſtanden. Dieſer treue Bruder aber, ſo zu jener Zeit ſelbſt erſt das neunzehnte Jahr ſeines Alters erreicht hatte, genoß wegen ſeines edlen Gemüths, beſonderen Fleißes und höflicher Sitten, von jeher die Gunſt ſo der Vornehmern, als der Geringern, und ſeine brüderliche Liebe zu mir brachte es dahin, daß auch mir in kurzem das Lob eines der fleißigſten und geſchickteſten Schüler zu Theil ward. Und ſo wie ſelbiger mir gewöhnlich jeden Abend freundliche Unterweiſung und Nachhülfe widerfahren ließ, ſo verſpätigte er auch, aus redlicher Neigung zu mir, gleichſam ſeine eigene Reiſe, alſo daß wir zuſammen die hohe Schule bezogen. Auch hier diente er mir mit unzuermüdender Sorgfalt zu Lehre und Beiſpiel, und wir empfingen, nach Verfluß dreier Jahre, an zwei hinter einander folgenden Tagen den Doctorhut, nämlich er in der Arznei, ich aber in der Rechtsgelahrtheit.

Als wir hierauf wieder in unſerer Vaterſtadt angekommen waren, und auch hieſelbſt in kurzem allgemein die treuen Brüder genannt wurden, fügte es ſich, daß eine reiche und hochbejahrte Wittwe aus eigener Bewegung unſere Bekanntſchaft verlangte. Dieſe hatte nämlich ſchon, bevor wir uns auf die hohe Schule begeben, uns völlig, unwiſſentlich, die Sorgfalt und Geſchicklichkeit, womit Andreas gleichſam Vaterſtelle bei mir vertreten, mit großem Vergnügen wahrgenommen, und richtete anjetzt, da ſie, ihrer leiblichen Schwäche nach, das Stündlein nahe bevorſtehen ſah, wo ſie ihre einzige, damals vierzehnjährige Tochter hülflos und unberathen zurücklaſſen müſſe, insbeſondere auf meinen Bruder Andreas ihre Abſicht.

Solchergeſtalt ward dieſer, zuvörderſt unter dem Vorwand, ſich ſeines ärztlichen Beiſtandes zu bedienen, zu ihr beſchieden, und mußte von nun an jeden Tages zu zweien Malen ſich bei ihr einfinden. Mir aber ward die Errichtung ihres letzten Willens, ſo wie alles, was anſonſt zu Verſorgung ihrer zeitlichen Habe erforderlich, unbeſchränkten Zutrauens überlaſſen.

So wie nun auch die holdſelige Maria, die jederzeit bei der Mutter ſtill und eingezogen gelebt und mit Perſonen männlichen Geſchlechts wenig Umgang gepflogen, ſich zu meinem Bruder, der damals öfter, als ich, ja täglich, bei ihr eingeſprochen, mit wahrhaft kindlichem Vertrauen hingeneiget; alſo hat auch die Mutter, wie mir jedoch damals, da ich wegen eines entfernten Geſchäfts auf mehrere Wochen eine Reiſe antreten müſſen, nicht bekannt worden, hierin ihren längſt gehegten Wunſch in Erfüllung übergehen geſehen, und auf ihrem Todesbette die Hände meines Bruders und Maria's, mit dem Zuſatze, daß er nicht allein ihr Vormund, ſondern auch dereinſt ihr Ehemann werden möge, in einander gelegt. Hierauf iſt die Wittwe beruhigt dahingeſchieden, auch, annoch, bevor ich zurückgekommen, unter Vorſorge meines Bruders, ſtandesmäßig zur Erde beſtattet worden.

Nunmehr, mein werther Freund, kann ich Euch nicht verſchweigen, daß, wie ich ſchon früherhin gegen die ſittige Maria eine ſtille, aber innige Neigung gefaßt hatte, alſo auch bei meiner Zurückkunft, da ich die holde Jungfrau in tiefer Trauer, und über den Tod ihrer Mutter in ſanfte Thränen ausbrechend, wieder erblickte, mein Herz nur noch heißer gegen ſie entzündet ward. Gleichergeſtalt ließ die gute Maria mitten durch ihren Schmerz, die Freude über meine glückliche Rückkunft nicht undeutlich hervorſcheinen, reichte mir zum öftern ihre Hand, und gab zu verſtehen, daß ſie ſich nicht ganz hülflos und einſam auf der Welt bedünke, da ſie in

mir

mir und Andreas ein ſo getreues und wohlmeinendes Brüderpaar gefunden. Andreas aber legte hiebei ſeine Linke um meinen Hals, und ſprach: „Ja, theure Maria, ſchenkt ihm euer Vertrauen und eure Liebe, wie mir; denn in ſeiner und meiner Bruſt ſchlägt nur ein Herz!“

Von dieſer Zeit an ſprachen wir bald zuſammen, bald beſonders, wie die Nothwendigkeit dieß erfoderte, in Maria's Wohnung wie bey einer Schweſter ein, was denn auch, da durch Vermittlung meines Bruders eine ehrbare Predigerswittwe zu ihr gezogen, ohne nachtheiliges Aufſehen füglich geſchehen konnte. Ich würde jedoch, ob ich wohl die zarte Jungfrau mit jeglichem Beſuch nur noch tiefer ins Herz gefaßt, die eigentliche Lage der Dinge zweifelsohne früher erkannt und ſorgfältiger über mich zu wachen vermocht haben, wäre mein Bruder Andreas ſtets mit uns vereinigt geblieben.

In dieſem hatte jedoch ſchon von Jugend

auf eine ſonderliche Wißbegierde und Liebe zur Erkenntniß der Natur, vorzüglich in Hinſicht auf die mancherlei heilſamen Blüthen und Kräuter, den Wunſch zu einer weiten Reiſe erzeugt, welchen er damals nur aus brüderlicher Liebe zu mir unterdrücket. Nunmehro aber, da nicht nur ſein anſehnliches Einkommen als Arzt dieſes geſtattete, ſondern er auch mich und Marien wohl verſorgt wußte, und ein angeſehener Reichsfürſt, dem er rühmlich bekannt worden, ſeine Begleitung erfoderte, konnte er ſolchem Triebe nicht länger widerſtehen, um ſo weniger, da er auch zu Zeiten einen beſorglichen Hang zur Einſamkeit und zu innerm Mißmuth in ſich verſpürte, und von lang anhaltender Bewegung eine Heilung dieſes Uebels verhoffte. Solchemnach entdeckte er ſowohl mir, als Marien, ſein Vorhaben, empfahl mir beim Abſchiede, wie bisher, alſo auch fernerhin, Marien brüderlich zu beſchützen, und beurlaubte ſich von uns mit dem Verſprechen, uns von ſeinen Reiſebegegniſſen fleißig Nachricht zu ertheilen.

Von ſolchen Berichten, die wir größtentheils von Monat zu Monat richtig erhielten, iſt anjetzt nur ſo viel zu erwähnen, daß nach ſelbigen Andreas anfänglich durch die mancherlei neuen Bekanntſchaften allerdings eine gar freimüthige, ja von ihm ſchier unerwartet fröhliche Gemüthsſtimmung zu erlangen geſchienen, zuletzt aber, da er ſich ſchon auf dem Rückwege befunden, ein gar großes, ihn ganz zu Boden drückendes Unglück erlebt. Denn, als ihm einſtmals auf einem jähen Felſenabſturz ſehnlichſt nach einer ſeltenen, herrlich blühenden Alpenpflanze für ſein Kräuterbuch verlangt, hat ſich ein junger Student, Namens Helfreich, ſo ihm aus inniger Zuneigung mehre Monat lang zum Führer gedient, und von ihm väterlich geliebt worden, mit keckerer Wagniß für den hochgeehrten Lehrer, als geziemender Vorſicht, über den Abgrund gebeugt, und iſt alſo, die ſo eben dem Felſen kühnlich entriſſene Pflanze freudig emporſchwingend, plötzlich hinabgeſtürzt, und vor ſeinen Augen jämmerlich zerſchmettert worden. Dieſer Unfall hat des guten Andreas ſchwermüthige Stimmung in vollem Maaße zurückgerufen, und des liebreichen Jünglings Geſtalt, wie er, gleichſam vor Freude und Liebe triumphirend, in den Arm des Todes geſunken, ja ſein blutiger Leichnam nicht einmal dem Abgrund entriſſen und beerdigt werden können, hat immer vor ſeinen Augen geſchwebt, ſo, daß auch durch ſeine Briefe, ſo ſehr er ſich des Gegentheils beſtrebt, immer ein düſterer Ernſt, ſo der Melancholie nahe gekommen, hindurch geſchimmert.

Doch, um wieder zu Marien und mir ſelbſt zurück zu kehren, ſo iſt leicht zu erſehen, daß bei dem täglichen Umgange mit ihr meine Neigung nicht wenig vermehrt werden mußte. Gleichwohl kam zwiſchen uns nicht von einer Verheirathung die Rede, wie Maria denn auch ohne Zweifel niemals ernſtlich daran gedacht, ob ſie mir mehr meines Bruders, oder meiner ſelbſt wegen, zugethan ſey. Endlich, da wir an die drei Jahr vergeblich auf die Wiederkehr des Andreas gewartet, wurde mir eines Abend ein Brief deſſelben überantwortet, worin er mir ſeine, den nächſten Tag bevorſtehende, Zurückkunft verkündete. Dieſem Brief war zugleich ein Päcklein an Marien beigeſchlagen, welches ich ſelbiger, nebſt den an mich gerichteten Zeilen, alsbald zuſtellen ließ, mit dem Verſprechen, ſie, wie unter uns hergebracht, mit nächſtem Morgen zu beſuchen.

Als ich nun an ſolchem Morgen frühe in ihr Zimmer trat, fand ich ſie, die Haare zierlicher, als jemals, aufgeflochten, und mit einem hellglänzenden weißſeidenen Gewand angethan, wie ſie eben einige, aus ihrem Garten erhaltene purpurne Erdbeeren auf grünen Blättern und einer köſtlichen criſtallenen Schaale zuſammengeſchichtet, und nunmehr die gerötheten Fingerſpitzen in einem ſilbernen Waſchgefäß wiederum netzte. Auf dem Tiſchlein aber ſtrahlte mir ein prächtiger Ring entgegen, welchen ſie beim Waſchen vom Finger gezogen, und den ich vorhin niemals bei ihr geſehen.

Da nun Maria, alſo einer Heiligen nicht unähnlich, in dem Schmuck ihrer keuſchen Schönheit ſich gegen mich hinwandte, gieng zugleich vor Freuden über die nahe Ankunft des theuern Andreas, und vor Liebe zu der lieblichen Jungfrau, meine Seele auf, und ich entdeckte ihr mit zärtlichen Worten und Blicken meine lang im Herzen gehegte Zuneigung, und wie ich ſolche Erklärung immer bis auf dieſe Zurückkunft verſchoben, nunmehr aber, falls ſie ſelbige nicht verſchmähe, den geliebten Bruder kurz nach dem Empfange mit dieſer Nachricht zu überraſchen gedenke. Da ergriff ſie eilig mit zitternden Händen den Ring, und ſprach, ſelbigen an den Finger ſteckend: „Iſt euch unbekannt, guter Georg, daß ich, faſt ein Kind noch, mich vor dem Todenbette meiner Mutter eurem Brüder verlobt habe? Dieſen Ring empfing ich geſtern als Trauring in dem von euch mir zugeſendeten Päcklein.“ Als ſie dieſes geſagt, ſtrömten ihre, bis dahin zurückgehaltenen Thränen aus den Augenliedern auf die Wangen über, und ſie wankte erbleichend nach dem nahe ſtehenden Ruhebett. Ich aber, ob ich gleich wie von einem vor mir niederſchlagenden Blitz betäubt geweſen, kniete neben ihr nieder mit den Worten: „So beſchwöre ich euch, theure Schweſter! daß ihr dieſen meinen Antrag, wie er anjetzt hier verhallt iſt in Luſt, auch auf ewig in euerm Herzen verhallt ſeyn laſſet, und daran nimmer wieder, weder bei euch ſelbſt, noch gegen meinen Bruder, gedenket.“ Und ſie antwortete: „Es ſey euch geſchworen, ſo viel an mir iſt, theurer Schwager Georg!“

Hierauf ſuchten wir beide von fremden Dingen zu ſprechen und einen anderen Muth zu gewinnen, was auch in ſo weit gelang, daß wir zuſammen ſtillſchweigend im Zimmer auf und nieder giengen, und nur, als der Reiſewagen meines Bruders abgeredeter Maaßen vor Maria's Wohnung anhielt, uns noch einmal mit abgewandtem Antlitz die Hände reichten. Sodann eilten wir ſchnellen Schrittes die Treppe hinab, dem guten Andreas entgegen, und umarmten denſelben, gegenſeitig in unzähliche Thränen ausbrechend.

Unſer Vergnügen, den redlichen Bruder und Verſorger wieder in unſrer Mitte zu ſehen, erlitt jedoch nicht geringen Abbruch, als wir in kurzem wahrnehmen mußten, daß ſein ernſtes und ſtill nachdenkliches Weſen durch den Tod des jungen Schülers, der noch dazu einer armen Wittwe einziger Sohn geweſen, um ein Großes verſtärkt worden war. Wir beſtrebten uns daher aus allen Kräften, ihn von ſeinen finſtern Gedanken durch heitere Geſpräche, ſo viel möglich, abzuziehen, und wie dieſes Marien durch ihre Geſchicklichkeit auf der Harfe, ſanfte Zuredung und unſchuldige Liebkoſungen nicht ſelten vorzüglich gelang, alſo konnte auch Andreas, nach meinem öffentlichen Bezeigen, keinen Zweifel hegen, daß mir ſeine frühe Verlobung mit ihr längſt bekannt geweſen, und ich dieſer Verehelichung mit brüderlich theilnehmenden Herzen freudig entgegen ſehe.

Dieſes war auch in ſo weit gegründet, daß ich, da hiebei einmal keine Aenderung, ja nicht einmal eine Entdeckung zuläſſig, denjenigen Tag, an welchem das Band zwiſchen Marien und Andreas durch prieſterliche Einſegnung unauflöslich verſchlungen würde, ſehnlichſt herbeiwünſchte, immer über mich wachend, zugleich aber befürchtend, daß ſich meine nicht zu unterdrückende Neigung einmal wider meinen Willen verrathen könnte. Wie ich aber, ſowohl während dieſer, einige Monate lang daurenden Zwiſchenzeit, als an dem endlich angeſetzten Trautage, in meinem Innern gekämpft, wird daraus erſichtlich, daß ich an ſolchem Tage, wo ich mich als Brautführer gar ſtattlich und hochzeitlich gekleidet hatte, auch ein ſehr fröhliches Weſen annahm, kurz nach der Einſegnung von einem unwiderſtehlichen Uebelbefinden befallen wurde, auch deshalb, vom Altare hinweg, eiligſt in einer der bereitſtehenden Kutſchen nach Hauſe geſchafft werden mußte.

Durch dieſen widrigen, obwohl Seiten meiner unabwendbaren Zufall, wurde das Hochzeitfeſt, wozu mehrere gute Freunde und Verwandte geladen, plötzlich in einen Trauertag verwandelt, wie denn auch die Gäſte alsbald aus einander gegangen, und mein Bruder nebſt der jungen Frau dieſe und mehre der folgenden Nächte, da ich, meiner ſelbſt gänzlich unbewußt, in heißen Fieberphantaſieen gelegen, treulich theils an meinem Lager gewacht, theils anſonſt in der Nähe geblieben. Nach einiger Zeit, da meine Krankheit allen verſuchten Arzneien nicht weichen wollen; ſelbige auch nach den wahrgenommenen Anzeigen meinem Bruder immer ungewöhnlicher und unerklärlicher geſchienen, hat er, als ein erfahrner Herzenskündiger und Arzt, auf ein geheim verſtecktes Seelenleiden geſchloſſen, iſt auch, nach gnugſamer Ueberlegung aller Umſtände, der Wahrheit ziemlich nahe auf die Spur gekommen. Und obwohl Maria, eingedenk ihres mir gegebenen Verſprechens, ſo wie der ſchuldigen Pflicht gegen den ihr angetrauten, von ihr hochgeachteten Bräutigam, mit der von mir geſchehenen Erklärung noch immer zurückgehalten, ſo hat ſich doch Andreas jener alten Geſchichte in kurzem erinnert, wie der junge Antiochus in ſeine Stiefmutter Stratonice heimlich entbrannt geweſen, und ſolche Liebe, auf flehentliches Bitten des tiefbetrübten königlichen Vaters, von einem geſchickten Arzte durch Beobachtung des Erbleichens und Erröthens, auch des Pulſes, vollſtändig entdeckt worden. Solchemnach iſt er auch, da er, nach angeſtellter ſorgfältiger Beobachtung, ſeiner Sache immer gewiſſer worden, auf das ernſtlichſte in die immer weinende Maria gedrungen, ſo daß dieſe endlich, was wir den Morgen vor ſeiner Zurückkunſt mit einander geredet und uns gegenſeitig gelobet, einzugeſtehen nicht umhin gekonnt. Da iſt der gute Andreas, die Hände ringend, mehrmalen die Stube auf= und abgegangen, und hat immer gerufen: „O mein Bruder! o mein Bruder! o du, der mit mir unter einem Herzen gelegen! o du ſelbſt mein zweites Herz! warum haſt du mir das gethan?“

Auch hat er gegen Marien unter mancherlei zärtlichen Vorſtellungen geäußert, wie ſie eigentlich durch heißere Liebe nicht ihm, ſondern mir, angehöre, auch durch meine fröhlichere Gemüthsſtimmung und gleicheres Alter mit mir glücklicher geweſen ſeyn würde, und mit ihr die Verabredung getroffen, daß ſie von nun an, wie bisher geſchehen, einander jederzeit mit brüderlicher und ſchweſterlicher Liebe zugethan bleiben wollten, maaſen ihm ſein Gewiſſen ein anderes nicht geſtatte. Solches Verſprechen haben ſie einander gegenſeitig mit einem heiligem Eide beſiegelt.

Ihr werdet leicht erachten, mein werther Durazzo! daß mir dieſes alles erſt ſpäterhin, da ich mich, durch meines redlichen Bruders treue Sorgfalt und die Kraſt meiner ungeſchwächten Jugend, in etwas wieder erholt, und auch da nur nach und nach, bekannt worden. Ja, es wäre mir ſolches wahrſcheinlich noch länger, und vielleicht gänzlich, verborgen geblieben, hätte nicht der gute Andreas, da ich zuerſt wieder der freien Luft genoſſen, in einem unvermutheten Anfalle ſeiner Schwermuth, mir den Vorſchlag gethan, ſich von Marien, die er von je mehr wie ein Bruder geliebt, ſcheiden zu laſſen, weil er meine heftige, unauslöſchliche Liebe gegen ſie gar wohl kenne. Von dieſer Vorſtellung konnte ich ihn nur durch das Anführen zurückbringen, daß ja weder Marie, noch ich, jemals in etwas dergleichen willigen könne, es auch ein gar übles Beiſpiel abgeben würde, ſo ein Bruder die Abgeſchiedene des andern eheliche. Durch dieſe und ähnliche Zuredungen hat er ſich nun zwar von dieſem Gedanken abbringen laſſen, jedoch, ſo oft ich ihm das gethane Gelübd, als den göttlichen und menſchlichen Geboten, wenigſtens nach dem Proteſtantiſchen Glauben, zuwiderlaufend vorgeſtellt, nichts weiter hievon hören wollen, ſondern nur immer geſeufzt und zu mir geſagt: „O mein Georg! mein guter Georg! wehe, daß du es mir verſchwiegen! Soll meine thörigte Neigung zu einer ſchönen Blume auch dich in den Abgrund ſtürzen; wie den armen, treuen Hyacinth?“ Mit dieſen Namen nannte er nämlich, wenn der finſtere Geiſt ſich ſeiner bemächtigte, gewöhnlich den guten Helfreich, ohne Zweifel, weil der Heilgott Apoll ſelbſt, nach der alten Fabellehre, dieſen ſeinen Liebling dem Tode nicht zu entreißen vermocht, und daher zum traurigen Andenken die aus ſeinem Blute entſprungene

Blume mit deſſen Namen belegt. Bei ſolchen Gelegenheiten pflegte er dann in ſeinem Herbarium eine leer gelaſſene, mit Helfreichs Namen bezeichnete Seite aufzuſuchen, erklärte uns auch wohl die Geſtaltung und Eigenſchaften der von dem Verunglückten vom Felſen geriſſenen Pflanze, als liege ſelbige getrocknet vor unſern Augen, und mußten wir ihn eine Zeit lang gewähren laſſen, ſodann aber Marie leiſe mit ihrem Spiel auf der Davidsharfe, ſo wie ich mit freundlicher Zuſprache anheben, welches er uns immer mit ſtillem, freundlichen Lächeln zärtlich verdankte. Da auf dieſe Weiſe meine treugemeinte Ermahnung jedesmal ſeine düſtere Stimmung erneuert, habe ich es fernerhin, hierüber etwas zu ſagen, unterlaſſen, und ſomit der wunderbaren Fügung unſerer Schickſale, ſo auch mich an eine eheliche Verbindung nicht weiter denken laſſen, in Geduld nachgegeben.

Hier, mein theurer Herr und Freund, habt Ihr denn die Entzifferung deſſen, was

Ihr bei eurer Anweſenheit in unſerm Hauſe beobachtet, und habe ich anjetzt nur noch ein Weniges hinzuzuſetzen, nämlich, daß mein lieber Bruder Andreas kurz zuvor, als er, wie ich euch bereits gemeldet, mit Tode abgegangen, mir und der guten Marie, unter der Aeußerung, daß er uns anſonſt in jenem Leben nicht mit ſo freudigem Muthe erwarten könne, das Verſprechen abgefodert, uns nach abgelaufener Trauerzeit ehelich mit einander zuſammen geben zu laſſen. Als wir nun dieſes auf ſein wiederholtes Verlangen, um den Sterbenden zu beruhigen, ihm gelobten, erheiterten ſich ſeine Blicke wunderbarer Weiſe, er erhob ſeine Hände, in welche er feſt die unſrigen geſchloſſen, freudig gen Himmel, und verſchied mit den Worten: „Helfreich lebt, und reicht mir die ſchöne Alpenpflanze aus den Wolken!“ Daß wir übrigens das Andenken dieſes redlichen Bruders durch eine gleiche reine Liebe geehrt, folglich auch zwiſchen mir und Marien die kurze

Zeit

Zeit unſerer Ehe über gleichergeſtalt nur eine geſchwiſterliche Liebe ſtatt geſunden, werdet Ihr nach dem Obigen ohnſchwer ſelbſt ermeſſen.

Zum Schluſſe habe ich Euch anjetzt noch zu berichten, daß vor drei Wochen auch dieſe meine herzgeliebte Freundin und Schweſter, nachdem ſie der Armuth viel Gutes erwieſen, auch zuletzt, unter meinem Beiſtande, mit einem anſehnlichen Theil ihres Vermögens ein Waiſen- und Findelhaus geſtiftet, in Gott ſanft und ſeelig entſchlafen, und zur Seiten des guten Andreas beerdiget worden iſt.

Nunmehr iſt es in meinem Alter, und da ich immer nur mit meinen lieben Geſchwiſtern zuſammengelebt, gar ſtill und einſam um mich, welches mir zu ertragen ſehr hart ankommen würde, wäre ich nicht in meinem Innern, ſo wie auch durch meine leibliche Schwäche, ſattſam überzeugt, daß die dritte Stelle in dem Begräbniſſe, -ſo ich meinen Seligen dermalen errichte, nicht lange mehr leer bleiben werde. Sehet daher dieſe Zeilen, ſo euch ohnedieß nebſt unſern drei Bildniſſen erſt nach meinem Tode zugeſandt werden ſollen, als das Vermächtniß eures redlichen alten Freundes in Deutſchland an, und hoffet, wie ihr früherhin gethan, mit mir zu Gott, daß uns, ob wir ſchon hienieden verſchiedenen Glaubens geweſen, dennoch ein ſchöneres und ſeligeres Leben wieder vereinigen werde. Bis dahin gehabt Euch wohl, theurer Durazzo, und genießet der Würden, womit Euch die hohe Republik nach Verdienſt bekleidet hat, zu Ehren Gottes und des gemeinen Weſens heilſamer Förderung!

Der wackere Vollrath hatte dieſe Blätter zwar heitern Muthes und fröhlicher Laune zu leſen begonnen; allein, wie ihm dabei zu Zeiten gar beklommen ums Herz worden, auch mit unter manch eigenes Thränlein in den Thränenwein getropft war, alſo ſah er ſich auch, da er bei faſt ausgebrannter Lampe das Leſen vollendet, in eine recht wehmüthige und traurige Stimmung verſetzt. Auch wollte ihm, da er ſich, um zu ſchlafen, auf das Lager warf, der beiden Brüder Geſchichte, nebſt Maria's ſanftem und des guten Helfreichs leuchtendem Bilde, nicht aus den Gedanken weichen, vielmehr trieb er ſich bis weit über Mitternacht mit Hin- und Hergrübeln herum. Zuletzt, da er alles reiflich erwogen, auch mit ſeinen Jugenderinnerungen und dem Umſtande, daß ihm ſelbſt der Ring zu den Siegeln von ſeiner Mutter geſchenkt worden, ſorgfältig verglichen hatte, waltete ihm kein Zweifel mehr ob, daß die beiden treuen Brüder von mütterlicher Seite ſeine Oheime geweſen, von deren Geſchichte er einiges, wiewohl als ein Kind nur von weitem, vernommen.

Endlich, da ſchon der Morgen zu grauen begann, bemächtigte ſich ſeiner auf etliche

Stunden ein erquickender Schlummer, in welchem ihn ein Traum anfänglich von neuem die drei Bilder in Durazzo's Cloſet, ſodann aber deſſen liebliche Enkelinnen auf dem Gartenſöller, vorſtellte. Als er aus dieſem Traum erwachte, geſchah es ihm unwiſſentlich, daß die Geſtalt der jungen Kloſternonne Beatrix allmählich immer mehr und mehr vor ſeinen Augen zurückwich, dagegen aber die liebreizende Arabella ſich immer lebhafter ſeiner Einbildung einprägte. Und ob er ſich wohl des immerwährenden Gedankens an ſie zu erwehren verſuchte, gelang ihm dieſes doch wenig, alſo, daß er bald deutlich einſah, wie ihm die leuchtenden Augen der ſchönen Genueſerin einen gar ſcharfen Pfeil im Herzen zurückgelaſſen.

Als er nun auch faſt den ganzen folgenden Tag wie ein Träumender herumgegangen, gleichwohl alle geflogene Ueberlegung die Hoffnung nicht gänzlich aus ſeinem Herzen zu verbannen vermochte, gedachte er des guten deutſchen Sprichworts, daß der Wager gewinne. Er beſchloß deshalb, wenigſtens einen Verſuch zu machen, falls aber der Erfolg ungünſtig ausfalle, in möglichſter Eil Genua und ganz Italien zu verlaſſen, um ſich durch Fortſetzung ſeiner Reiſe von der quälenden Unruhe wiederum zu befreien. Solchemnach ſchrieb er alsbald einige höfliche Dankſagungszeilen an Durazzo, und verſiegelte in ſelbige den Schlüſſel zum Briefkäſtlein gar groß und deutlich mit ſeinem Siegelringe, in Erwartung, daß dieß Petſchaft Durazzo's Neugier erregen, und ihm eine anderweite baldige Einladung in deſſen Pallaſt zu Wege bringen werde.

Dieſe ſeine Erwartung gieng auch in fröhliche Erfüllung über, indem er ſchon Tags darauf durch einen Diener abermals zu dem edlen Genueſer beſchieden ward. Hieſelbſt war er kaum angelangt, als ihn Durazzo von neuem in das Cloſet mit den Bildniſſen führte, daſelbſt neben das eine derſelben hinſtellte, und indem er mit ſcharfen Blicken, bald das Bild, bald den Jungherrn betrachtete, ihn um die Weiſe befragte, wie er das Siegel Georgs alſo fertig und geſchickt in das Wachs auf dem Brieflein abdrücken gekonnt.

Da maß der gute Vollrath dieß, höflich lächelnd, einem Kunſt- und Zauberſtück bei, das er gelegentlich auf ſeinen Reiſen von einem Welſchen Boſſirer erlernt habe. Aber der Alte verſetzte: „Wohl mag dir etwas von natürlicher Zauberkunſt beiwohnen. Denn es will eine meiner Enkelinnen, Arabella, die ſchon von Kindheit auf immer mit ſonderlichem Vergnügen vor dem Bilde des guten Georgs verweilt, behaupten, daß zwiſchen dieſem Bilde und dir, den Unterſchied des Alters abgerechnet, eine wunderbare Aehnlichkeit obwalte. Und ob ich dieß wohl anfänglich blos dem ungewohnten Anblick deiner gelben Locken und hellblauen Augen beigemeſſen, bedünkt es mich doch nun, da ich dich mit dieſem Conterfei verglichen, allen Ernſtes, daß das Mägdlein vollkommen das Wahre getroffen.“

Solche Rede gefiel dem deutſchen Jungherrn nicht wenig, ſowohl deshalb, weil die holde Arabella ſeiner gedacht, als auch, weil ihm dieſer Zufall, wäre er auch nur ein Trug der Sinne, eine glückliche Vorbedeutung zu enthalten ſchien. Als er jedoch ſelbſt das Gemälde Georgs mit mehrerer Aufmerkſamkeit betrachtet, konnte er die gefundene Gleichheit ſich nicht abläugnen, ſondern nahm wahr, daß ihm eben deshalb ſchon das erſtemal dieſes Bild, obſchon er das Urbild nie im Leben geſehen, gleichſam wie aus früher Zeit bekannt vorgekommen. Deshalb faßte er immer freudigern Muth, und bemerkte gegen den alten Genueſer, wie die Natur in Familien gar oft dieſelben Züge wiederhole, und er ſelbſt, falls nicht alles täuſche, von mütterlicher Seite mit Andreas und Georg zweifelsohne nahe verwandt ſey. Und obwohl Durazzo dieß anfänglich noch bezweifeln wollte, fing doch ſelbiger an zu ſtutzen, da ſich Vollrath auf das Siegel ſeines Dankſagungsſchreibens berief, und, um die angebliche Hexerei nunmehr gänzlich zu erklären, ſeinen vom Finger gezogenen Siegelring dem alten Genueſer ehrerbietig überreichte.

Alsbald ward der edle Durazzo von großer Freude erfüllt, alſo, daß man wohl abnehmen konnte, wie hoch er den Doctor Georg im Leben geliebt und deſſen Gedächtniß annoch heilig halte, umhalſete den Jüngling väterlich, und verlangte von ihm, ſich etwas zu erbitten, damit er ihm diejenige Dankbarkeit und Freundſchaft, ſo er gegen die drei Geſchwiſter noch im Grabe hege, durch die That bewähre. Da erbat ſich der Jungherr, weil er ſich mit dem ſtillen Verlangen ſeines Herzens noch nicht heraus gewagt, nichts, als die Erlaubniß, während ſeines Aufenthalts in Genua ungehindert ſich in ſeinem Hauſe einfinden zu dürfen, welches ihm Durazzo mit Verwunderung über ſeine Beſcheidenheit und deutlich an den Tag gelegtem Vergnügen geſtattete.

Wie aber der wackere Jungherr dieſe Vergünſtigung eben ſo klüglich, als treulich, angewendet, und wie die ſchöne Arabella, die ihn gleich auf dem Blumenſöller nicht ungeſtraft angeblickt, dem guten Vollrath, ſo viel dieß in Züchten geſchehen können, halben Liebesweges entgegen gekommen; ſolches iſt daraus zu erſehen, daß er nach halber Jahresfriſt die reizende Enkelin Durazzo's, zu Befremdung und Neid vieler edlen jungen Genueſer, als ſeine eheliche Hausfrau mit ſich nach Deutſchland heimgeführt. Und hat ſelbiger ſeinen guten Bekannten zuweilen unter der Roſe erzählt, wie der alte Durazzo ihn bei der Verlobung ſcherzhaft vor einer Engelsehe gewarnt, ſeine holde Braut aber in voller Unſchuld: „Warum nicht, mein theurer Großvater? o gewiß, wir werden leben, wie die Engelein im Himmel!“ hierauf erwiedert, jedoch, als der Alte lächelnd mit dem Haupte geſchüttelt, einen verſteckten Sinn ahnend, eilig ihr hoch erglühendes Geſichtlein mit ihren rabenſchwarzen Locken und an der Bruſt des Bräutigams verborgen habe.

2.

Die weiße und rothe Roſe.

Die Aeltern des Erbgrafen Eduards von Scharfeneck waren frühzeitig verſtorben, und er ſelbſt in der Familie ſeines Vormunds und entfernten Verwandten, des Miniſters von Hainau, den ſein Staatsamt an die Reſidenz feſſelte, erzogen worden. Kurz vorher, ehe der junge Graf volljährig wurde und die eigene Verwaltung ſeiner weitläufigen Beſitzungen übernahm, vermählte er ſich mit der Gräfin Iſidore von Lindenkron, einer reizenden Blondine mit ſehr lebhaften ſchwarzen Augen, die bis dahin Hofdame geweſen war.

Gleich nach Eingehung dieſer Verbindung und Antretung ſeiner Erbgüther, faßte der Graf den Entſchluß, eins derſelben nach dem andern, in Geſellſchaft ſeiner Gemalin zu bereiſen, ſowohl um ſelbſt von Allem genauere Kenntniß zu erlangen, als auch um ſeinen Unterthanen ſich und die nunmehrige Gefährtin ſeines Lebens perſönlich vorzuſtellen.

Schon in der Hauptſtadt hatte Iſidore das Bild von Eduards Vater geſehen. Dieſer war nicht allein bei Hofe ſehr beliebt, ſondern auch Obriſter eines Cüraſſier-Regiments geweſen, und im ein und dreißigſten Jahre auf dem Schlachtfeld rühmlich geblieben. Anerkennung ſeiner Verdienſte und Familienſtolz hatten daher ſein Bildniß vervielfältigt.

Auch auf den zunächſt liegenden, und daher zuerſt beſuchten Güthern fanden ſich Copien davon, aber nirgends das Portrait ſeiner Gemalin, ein Umſtand, der, vereinigt mit der erlangten Ueberzeugung, daß Eduards Vater, nach ſeinen Bildern zu ſchließen, einer der ſchönſten und geiſtreichſten Männer geweſen ſeyn müſſe, Iſidorens Wunſch, ſich auch von der Mutter ihres Gemals eine

Vorſtellung zu machen, in ſehr hohem Grade erregte.

Als man eben im Begriff ſtand, von einem dieſer Güther zu dem wieder zunächſt gelegenen abzugehen, erhielt der Graf von dem Aufſeher ſeines allerentfernteſten Schloſſes, der ſchon Kammerdiener ſeines Großvaters und Vaters, dann aber des letztern Haushofmeiſter geweſen war, eine Bittſchrift, den Beſuch in Tannenberg doch ja nicht länger aufzuſchieben. Die Gründe, womit der ſiebzigjährige Valentin dieß Geſuch unterſtützte, bezogen ſich ſowohl auf die Begierde der dortigen Unterthanen, ihre junge Herrſchaft kennen zu lernen, als auch auf ſeine eigene Sehnſucht, wie er nach ſeiner frommen und treuherzigen Art ſchrieb, mit Simeon ausrufen zu können: Herr, nun läſſeſt du deinen Diener in Friede dahin fahren!

„Ja!“ — rief Graf Eduard feurig zu Iſidoren, als er den Brief zuſammenſchlug. —

„Der Alte hat Recht! Dorthin wollen wir unverzüglich! Es ſchwebt mir wie im Traum vor, daß ich in Tannenberg die erſten Tage meiner Kindheit verlebt habe, und findet ſich das Bild meiner Mutter irgendwo, ſo iſt es dort anzutreffen!“

Iſidore beſtürmte nun ihren Gemal mit den zärtlichſten Bitten, dieß Vorhaben doch ja ſofort auszuführen, und der treuë Valentin bekam daher mit ſeinem Boten die erfreuliche Anweiſung zurück, zu Empfang des Grafen und ſeiner Gemalin Alles ſchleunigſt in Bereitſchaft zu ſetzen.

Das Schloß Tannenberg liegt, wie ſchon ſein Name andeutet, tief in mit Nadelholz bewachſenen Felſen und Thälern; nicht allein ſeine Gothiſche Bauart, ſondern auch der nie erneuerte düſtere Anſtrich, bezeichnen es als die Stamm-Burg der Familie. Je mehr ſich die Reiſenden nach Verfluß einiger Tage dieſem ehrwürdigen Sitz ihrer Voraltern näherten, deſto bekannter und befreundeter ward dem

dem jungen Manne die Gegend, mit deſto lieblicherm Zauber drangen alle Anſichten an ſein Herz. Die Ausrufungen, die ihm darüber entſtrömten, trugen nicht wenig dazu bei, auch die Ungeduld ſeiner Gemalin zu erhöhen.

So angenehm und wohlthätig daher für Beider Herzen die Aeußerungen der Freude waren, womit ihre Unterthanen die erwünſchte Ankunft zu verſchönern ſuchten; ſo einen freundlichen Anblick die entgegenkommenden Kinder, Jünglinge und Jungfrauen, ſämtlich mit Blumen bekränzt, und die Bejahrteren in ihrer eigenthümlichen Landestracht gewährten; ſo blieb doch bei den Eingeholten immer der Wunſch im Hinterhalt, daß dieſe Feſtlichkeiten bald vorüber ſeyn möchten. Nur die ehrwürdige Geſtalt des Anführers, des alten Valentins, der an der ſtattlich verzierten Ehrenpforte, nach langer Zeit wieder zum erſten Male, in dem ſauber erhaltenen dunkelbraunen Feierkleide erſchien, war im Stande, die

Aufmerkſamkeit des Grafen auf etwas längere Zeit zu feſſeln.

Der ergraute Diener wollte ſein faſt kahles Silberhaupt, aller Befehle und Bitten ungeachtet, durchaus nicht eher mit dem ſchwarzen Samtkäppchen wieder bedecken, bis er ſeinem jungen Herrn und ſeiner ſo liebreichen Gemalin die Hand geküßt habe, und je länger ihn Eduard vom Scheitel bis zur Sohle betrachtete, deſto mehr glaubte er ſich dieſer Geſichtszüge dunkel zu erinnern, deſto gewiſſer ward es in ihm, von dieſem Greis einſt auf den Armen in einem ſchwarzen, mit Wachskerzen erleuchteten Saal getragen worden zu ſeyn. Da nun alles Zureden bei dem, ſtreng auf ſeine Schuldigkeit haltenden, Haushofmeiſter nichts fruchtete, ſo entſchloß ſich das freundliche Ehepaar, es nicht bei einer bloßen Anrede aus dem Wagen bewenden zu laſſen. Vielmehr ſtiegen beide aus, und wurden nun von dem ſchon zitternden Alten, unter frohem Jubel der nachfolgenden Landleute, unter Freudenſchüſſen der Jünglinge, unter dem Geläut der kirchlichen Glocken, in die Burg ihrer Ahnen feierlich eingeführt.

Aber kaum waren ſie dort angelangt, als ſie nur flüchtig, nur aus Erkenntlichkeit gegen Valentins Vorſorge, von den aufgetragenen Erfriſchungen etwas genoſſen, und ihn dann auffoderten, ſie kraft ſeines Amtes, in alle Gemächer des Schloſſes einzuweiſen.

Schon hatte ſie der vom Alter langſamer gemachte Beſchließer, der ſo manche faſt erloſchene Schilderei kläglich deutete, ſo manchen kunſtvollen Pokal, ſo manches von Mochen gebräunte Stammbuch, ſo manchen Helm und Panzer mit innigem Genuß aus den alterthümlichen Schränken hervorzog, durch eine lange Reihe der hohen, weit widerhallenden Gemächer geführt, ohne daß ihre geheime Erwartung einer Art Geſchlechts-Gallerie in Erfüllung gegangen wär; als Iſidore ihre Hofnung nicht länger beſchwichtigen konnte, und den, vor Freuden immer redſeliger werbenden Greis mit der Frage unterbrach: wo ſich die zuletzt bewohnten Zimmer, und ob ſich darin nicht auch Familienbilder befänden?

Valentin ſchien, durch Taubheit behindert, ſie nicht verſtanden zu haben, und fuhr im Vorzeigen ſeiner Seltenheiten fort. Als ſie jedoch ihre Frage, und nun lauter, wiederholte, zuckte er, ohne zu antworten, die Achſeln, warf dann einen bedeutenden Blick auf den Grafen, und konnte nur durch deſſen gleichartigen Wunſch bewogen werden, mit der Sprache heraus zu gehen.

„Nun ja!“ — ſagte er, indem er das Käppchen bedächtig hin und herſchob — „es ſind wohl einige Gemälde vorhanden — in des ſeel. Herrn Obriſten gewöhnlichem Wohnzimmerchen — nur wollte ich — nur weiß ich nicht — der ſeel. Herr Obriſt führten ſelbſt Niemand in dieſes Eckzimmer“ —

Seine Verlegenheit, und die Art, womit er ſie zu erkennen gab, konnte nur dazu dienen, die Aufmerkſamkeit und Neugier des jungen Paares zu ſteigern. Der Graf äuſſerte gegen Valentin halb heimlich, er könne doch kaum glauben, daß ſich etwas Anſtößiges, etwas nicht Anſtändiges dort vorfinden ſollte.

„Nein! das nicht! Gott bewahre mich, einen ſo alten Diener, vor ſolchen Gedanken! Nein! der ſeel. Herr Obriſt, ſo ein lebhafter und wohlgebildeter Herr ſie waren, benahmen ſich doch auch jederzeit als der modeſteſte Cavalier, und die Bilder, die dort zu erblicken ſind — o! nichts als Liebes und Frommes, obwohl“ — — Er hielt inne, und erhob ſeine zitternden Hände, faſt wie zum Gebet.

„Nun, ſo ſey unbedenklich, guter Valentin!“ — ſchloß der Graf, dem Iſidore freundlich zuwinkte — „was überhaupt ein guter Menſch ohne Aergerniß ſehen, und was ich wiſſen darf, kann auch Iſidore erfahren!“

Valentin ſuchte unter den vielen, am gewichtigen Bunde hängenden Schlüſſeln einige heraus, und ſchritt durch verſchiedene ſeitwärts gelegene Zimmer voran, die nach den, in etwas neuerem Geſchmack gearbeiteten Geräthſchaften zu urtheilen, in ſpäteren Zeiten, und zwar, wie die heiteren Verzierungen, freundlichen Thürſtücke und Japaniſchen Vaſen vermuthen ließen, für Damen eingerichtet zu ſeyn ſchienen. Dann blieb er abermals einige Augenblicke vor einer Thür nachdenkend ſtehen, und öffnete ſie erſt, als er nochmals gegen den Grafen bemerkt, dieß ſey eigentlich das alſo genannte Obriſtenzimmer.

Das Gemach, in das man nun trat, war von eben ſo anſehnlicher Höhe, als die übrigen, und bildete mit dem daran ſtoßenden Alkoven das Ende dieſes Flügels.

Tapeten von dunkelgrünem Damaſt, mit goldnen Leiſten umgeben, bedeckten die Wände. An einem Pfeiler der Fenſterſeite ſah man unter andern Geräthſchaften einen künſtlich gearbeiteten, noch ganz in Stand erhaltenen Schreibeſchrank. Auf dem entgegengeſetzten Grunde der Rückſeite aber hiengen über einem gründamaſtnen Sofa zwei weibliche Bilder in Lebensgröße, beide ſehr von einander verſchieden, und doch beide bewundernswürdig ſchön.

Das eine Portrait zeigte eine ſchlanke, faſt nonnenhaft-fromme Geſtalt, mit dunkelbraunem, in zierliche Flechten gewundenem Haar, mit Augen, die einer Heiligen anzugehören ſchienen, Wangen, faſt nur ſo viel geröthet, als der innerſte Kelch einer eben aufgegangenen weißen Roſe, und einem Munde, nur zum Beten, nicht zu Küſſen! Auch war die Dame ganz in weißen Atlaß gekleidet, und trug nichts Farbiges, als einen Kranz rother Roſen.

Gerade das Gegentheil fand ſich auf dem daneben hängenden Gemälde. Ein niedlicher, jugendlich voller Wuchs; goldgelockte, über Achſel und Buſen frei hinabwallende Haare, mit blühenden Mirten bekränzt; blaue Augen voll Schelmerei und Lebhaftigkeit; ſanft gerundete, roſig blühende Wangen; zarte, gleich einer Blütenknospe aufgeworfene Lippen; das Grübchen im Kinn der Sitz des Lächelns und der Amoretten! Auch war dieſe luſtathmende Hebe durchaus in die Farbe der Jugend und Liebe, in roſenrothen Atlaß gekleidet, und die ſchönen Augen ſchienen ſelbſt über die Demuth der weißen Centifolie am Buſen zu lächeln.

Sowohl der Graf, als ſeine Gemalin, konnten ihre Augen an dem Anblick der holden Gebilde kaum ſättigen, ſagten zu Zeiten nur: „O ſchön! himmliſch!" — und verloren ſich dann wieder in Gedanken, um die Deutung dieſer Gemälde, den Grund der gewiß nicht zufälligen Darſtellung zu ergrübeln

„Sind es Portraits?" — wandte ſie dann Iſidore fragend an Valentin.

„Zuverläſſig!" — fiel ſchnell Eduard ein — „oder gewiſſe Bilder meiner Phantaſie müßten trügen, gewiſſe Gefühle meines Herzens müßten mich gänzlich täuſchen!"

„Die Gemalin des ſeel. Herrn Obriſten, und ihre Freundin" — antwortete Valentin mit abgemeſſenem Tone.

„O welche es ſeyn mag?" — rief feurig die Gräfin aus.

Valentin ſchwieg, als vernehme er nicht, was ſie frage.

„Laß uns nicht rathen, liebe Iſidore!" — verſetzte Eduard — „es könnte mich ſchmerzen, geirrt zu haben, obwohl hier ein Irrthum verzeihlich wär" —

„Welches iſt meine Mutter, guter Valentin?" — fragte er dann mit lauterer Stimme.

Der Alte ſah verlegen zur Erde, und erwiderte, ohne aufzublicken: „In der That, ich kann darüber keine Auskunft geben!"

„Nicht? Du nicht?" — rief verwundert der Graf — „Warſt Du nicht bis faſt zur letzten Zeit immer um meinen Vater?"

„Ich bin zu alt," — antwortete Valentin — „um mein Gewiſſen mit einer Ausſage zu beſchweren, die ich nicht auch beeidigen könnte. Nun denn, dieſes" — er deutete auf die blühende roſige Geſtalt — „war, wie ich glaube, die Frau Obriſtin!"

„O ein herrliches, kindlichfrohes, liebeflehendes, liebegebietendes Weſen!" — ſagte Iſidore ſchmeichelnd — „Möchte ich Dir immer eben ſo reizend erſcheinen, Eduard! möchteſt Du mich immer ſo lieben, als gewiß Dein Vater dieſe liebliche Roſe!"

Eduard warf ihr, ſie leicht umarmend, einen dankbaren Blick zu, und ſagte dann, wie nicht ganz befriedigt, zu Valentin: „So, ſo, lieber Alter! Weiſe er uns nun unſere Zimmer an!" — Nur als der beſorgliche Greis Alles ſorgfältig wieder verſchloſſen hatte, was Iſidore gegen ihren Gemal lächelnd bemerkte, befolgte er dieſen Befehl.

Am nächſtfolgenden Tage harrte Valentin ſchon mit früher Zeit im Vorzimmer des Grafen. Auch Eduard hatte ſich zeitig ankleiden laſſen, und dem Kammerdiener geheiſen, ſobald der Caſtellan komme, ihn vorzulaſſen; denn es war ihm geſtern nicht entgangen, daß der bedenkliche Alte durch die Gegenwart Iſidorens zurückhaltend gemacht worden war.

Doch kaum hatte Valentin ſeinen unterthänigen guten Morgen geziemend abgeſtattet, als leider! auch die Geiſtlichkeit des Orts, Verwalter und Schöſſer, Abgeordnete der Gemeinden u. ſ. w. um Erlaubniß anſuchten, dem Grafen ihre Aufwartung zu machen. Dieſe konnten ſämtlich, ohne ſie zu kränken, nicht zurückgewieſen werden, und verwickelten nun den neuen Gutsherrn in ſo mancherlei ernſte Geſchäfte, Unterſuchungen und Berathſchlagungen, daß er ſich ſelbſt zur Mahlzeit nur wenige Augenblicke abmüßigte, und der größte Theil des Tages darüber hingieng.

Selbſt die Abendröthe fand ihn noch unter Papieren vergraben, und nur ſanfte Silbertöne, die ſich aus einem entfernten Zimmer herüberſtahlen, erinnerten ihn endlich, daß er ſich nun geſtatten könne, die Arbeit zu unterbrechen, und in die Arme ſeiner Iſidore zu eilen.

„Hab' ich Dich doch zu mir gelockt, Eduard?" — rief ſie ihm, ſich mit der Guitarre reizend zurückbeugend, liebreich entgegen — „ſieh! ich bin unterdeſſen auch beſchäftigt geweſen, habe alles im ganzen Schloſſe durchſtöbert, und zuletzt hier ganze Stöße Muſikalien gefunden."

„Sollte ich gleich ein Bischen mit dir ſchmollen," — fuhr ſie dann fort, indem ſie ein verblaßtes Notenblatt hervorſuchte — „ſo will ich Dir doch etwas zum Beſten geben, das Du vielleicht gar ſchon in Deiner Kindheit gehört haſt!"

Sie ſpielte dann eine zwar einfache, aber herzliche Melodie, und ſang:

Wenn Dein ſüßer Athem webet,
Wenn Dein Mund Entzücken haucht —
Weiß ich's, ob der Mond erſtehet,
Ob in's Meer ſich Phöbus taucht,

Holde Roſe!
Fromme Roſe!
Wenn Dein ſüßer Athem wehet?

Wenn Dein Buſen liebend wallet,
Wonne athmet Deine Bruſt,
Ob Aeodi's Kehle ſchallet,
Hör' ich's wohl in trunkner Luſt,
Fromme Roſe!
Holde Roſe!
Wenn Dein Buſen liebend wallet?

„Fromme Roſe, nimm die Krone,
Nimm, was Dir gebühret, an;
Veilchen, Nelke, Anemone
Sind Dir willig unterthan,
Schweſter Roſe,
Weiße Roſe!
Fromme Roſe, nimm die Krone!“ —

„„Steig' zum Thron, dem Du geboren,
Sey der Blumen Königin;
Jedes Lieblingskind von Floren
Huldigt Dir mit treuem Sinn,
Schweſter Roſe,
Rothe Roſe!
Steig' zum Thron, dem Du geboren!““ —

„Laß mich Dir den Purpur reichen“ —
„„Hehre! nimm den Königskranz““ —
„Deiner Schönheit muß ich weichen“ —
„„Willig weich' ich Deinem Glanz““ —
„Rothe Roſe!“
„„Weiße Roſe!““
„„„Laß mich Dir den Purpur reichen!“““ —

Wenn Dein ſüßer Athem wehet,
Liebend wallet Deine Bruſt —
Weiß ich's, ob der Mond erflehet,
Ob er ſinkt, in trunkner Luſt,
Meine Alba!
Meine Roſa!
Wenn Dein ſüßer Athem wehet?

Sowohl die hinreißende Melodie, als die liebliche Stimme der Sängerin, ſchien den Grafen mit unwiderſtehlicher Gewalt gefeſſelt zu haben. Wenigſtens erwachte er erſt aus ſeinen Gedanken, als Iſidore ſchon einige Augenblicke aufgehört hatte, und ihn zärtlich fragte: „Nun, habe ich Dank damit verdient?“

Er umarmte ſie auf das innigſte, ſteckte das Blatt zu ſich, brach ſodann ab, und ſchlug, ſich gleichgültig ſtellend, einen Spaziergang vor. Doch ſo ſehr er ſich auch den ganzen Abend über bemühte, heiter und unbefangen zu ſcheinen, ſo hatte ihn doch, beſonders weil an dem Text die Handſchrift ſeines Vaters unverkennbar war, die Liebeserklärung an die Roſen und ihr zärtlicher Wettſtreit, der ganze, etwas räthſelhafte Inhalt des Liedes, auf's neue nicht wenig beunruhigt, und — die Abſicht Iſidorens, die Valentins geſtrige Zurückhaltung nur zu gut bemerkt hatte, und doch ſo ſehr hinlängliche Auskunft wünſchte, war vollkommen erreicht.

Eduard kannte am zweiten Morgen nichts Angelegentlicheres, als den Alten in aller Frühe zu ſich beſcheiden zu laſſen, und gab ihm nun ſeine Vermuthung zu erkennen, daß er von ſeiner Mutter noch ein Mehres wiſſen möge, als er vorgeſtern zu entdecken für gut gefunden.

„Was ich weiß, iſt wenig, lieber gnädiger Herr Graf" — erwiderte der Greis, die

Hand auf's Herz legend — „und, ſo zu ſagen, nur meine eigene Einbildung. Denn der ſeel. Herr Obriſt ſandten mich ſchon vor der Vermählung hieher, und auch, als ſie alle Drei nachkamen, konnte man nicht recht ſehen, welche von beiden Damen eigentlich die Frau Obriſtin war. Sie riefen ſich unter einander ſelber nur bei ihren Vornamen: Roſa und Alba; der einzige Bediente, den der Herr Obriſt dießmal mitbrachte, war erſt nach der Hochzeit angenommen. Hier wurden ſie beide, auf Befehl, gnädige Gräfin genannt; übrigens, wenn etwa Fremde zuſprachen, kamen ſie nie zur Tafel. Fragen mochte denn auch Niemand den Herrn Obriſten, da er ſelbſt nichts ſagte. Indeſſen — was ich etwa hierüber weiß und glaube, will ich Ew. Gnaden treulich eröffnen, wie mir obliegt. Nur wünſchte ich, daß es in dem Obriſtenzimmer geſchehen könnte, wo ſich wohl auch das Andere finden wird. Ich hoffe dann, daß ich dort unter den Bildern

Alles. ſo getreu und wahrhaftig ausſagen werde, als wenn die lieben ſchönen Damen es ſelbſt mit anhörten, und ich möchte doch um nichts in der Welt der Wahrheit in Etwas Abbruch thun!"

„So komm, wunderlicher Alter!" — antwortete Eduard lächelnd, und Valentin, der dieſe Eröffnung lieber noch verſchoben hätte, mußte ohne weiteres folgen.

„Nun, Sie brauchen Sich darum weder eine Unruhe, noch ein Gewiſſen zu machen, lieber gnädiger Herr Graf!" — begann hier Valentin, als er nach langer Weigerung, und auch dann noch mit ſorgfältiger Aufhebung der geſteiften Rockſchöße, auf dem Sofa Platz genommen hatte — „denn ſowohl die Frau Obriſtin, als die Dame daneben, konnten ja doch nur über ihr eigenes Guth und Habe ſchalten, und von beiden ſind Ihr Herr Vater und Sie durch ein förmliches Teſtament eingeſetzt. Das Uebrige aber, was ich denke und glaube, und Ihnen anjetzo vertrauen werde, nimmt der alte treue Diener als ein Geheimniß mit ins Grab.

„Dieß beſtehet aber darin — ja; und wenn die lieben ſchönen Damen hier von der Wand herunterſtiegen und ſich neben uns ſetzten, ſo dürfte ich's nicht anders ſagen — daß ich eigentlich doch nicht ganz genau weiß, welche von Beiden die ſeel. Frau Obriſtin, noch weniger aber, welche von Beiden Ihre Mutter geweſen iſt.“

„Die Sache hatte gar eine wunderliche Bewandniß. Es war Anno — Anno — ja, ich habe das Büchelchen nicht bei mir, wo ich Tag und Jahr eingeſchrieben habe. Aber an einem erſten Junius, am Tage Nicodemi geſchah es, daß der ſeel. Herr Obriſt, der damals aber noch Rittmeiſter und kurz vorher von einer Reiſe zu dem Herrn Oheim Otto zurück gekommen war, einmal am Fenſter ſaß, und, wie er ſich denn auch ſonſt manchmal recht luſtig und aufgeräumt bezeigte, mit einem Scheerlein Geſichter von ſchwarzem Papiere ausſchnitt. Wie ich nun ſo hereintrete, ſagt der Herr Obriſt zu mir: „Valentin, ich werde eine Frau nehmen; gieb mir aber einmal einen guten Rath, welche?“ — und weiſt mir dabei zwei allerliebſte Frauensgeſichtchen, nämlich ein längliches, und ein rundes mit einem Stumpfnäschen.“

„Ei! ei!“ — ſagte ich, wie ich denn wohl ſo von Zeiten des Herrn Vaters her ein Wörtchen reden durfte — „wenn Sie mich fragen, ſo iſt's wohl noch im weiten Felde!“

„Meine Antwort aber mußte ihm dießmal mißfallen. Der Herr Obriſt, oder vielmehr Rittmeiſter — denn Graf ſollte ich ihn ein für allemal nicht nennen, weil er das Militair ganz erſtaunlich liebte — ſchlug ſich vor die Stirn, und ſah recht verdrüßlich. Dann ſagte er ganz kurz: „Du weißt viel! — Genug, reiſe noch heute nach Tannenberg, und laß dort alles einrichten. Ich verlaſſe mich auf dich!“

„Nun, das konnte er wohl; das wußte er auch — genug, ich reiſete fort. Er ſchickte einen Tapezierer und andere Handwerker nach, und die Zimmerchen waren gar bald fertig, ganz wie ſich's für ein junges Pärchen geziemt."

„Endlich, nach vier oder fünf Wochen, kam denn der Reiſewagen hier an; aber, ſtatt einer jungen Dame ſtiegen gleich zweie aus, und ſie beide, und auch wieder alle drei zuſammen, ſchienen nur ein Herz und eine Seele, viel mehr, als leibliche Verwandte und Geſchwiſter, und waren auch ſonſt gegen alle Menſchen ſo gut — ach! ſo engelgut! — Zwar, wenn ſie im Garten oder ſonſt öffentlich herumgiengen, führten der Herr Obriſt gewöhnlich die weiße Dame am Arme, und die rothe hüpfte nur immer neben ihnen her; aber wer wollte nun wiſſen, ob die Fremde, die auch Alles im Hauſe anordnete, da die andre nur das that, was jene wollte, dieſe Ehre genieße, oder die Frau Gemalin? Waren ſie hingegen allein, und niemand von den Leuten, als ich, zugegen, da gab es vollends wenig Unterſchied. Ein alter Spitzkopf von Jäger aber, der ſich einmal mit ſeinem Herrn hier befand, hatte die Frau Gräfin Roſa am Fenſter erblickt, und ſagte darauf zu mir: „Warum läßt ſich denn eure junge Gräfin verleugnen? Sie ſtand ja leibhaftig am Fenſter, wie immer, in einem rothen Kleide — ich werde ſie ja kennen — und ſie ſah mir nicht ein bischen unbas aus, es müßte denn ſo die Krankheit von drei viertel Jahren ſeyn" — Sie nehmen mir das nicht ungnädig auf, daß ich Alles ſo gerade heraus plaudere, wie es der Jäger ſelbſt zu mir ſagte."

„Etwas mochte indeß wohl an ſeinem Scherz ſeyn; nur hätte ich nach meinen Augen faſt eher geglaubt — Nun, kurz und gut, bald darauf verreiſten ſie alle Drei, und nach zwei Monaten kamen ſie wieder, aber nicht ſo allein. Denn der junge gnädige

Herr waren nun auch dabei, ſamt einer Amme, und die beiden lieben Damen nahmen den jungen Herrn immer eine der andern aus den Armen, und herzten und küßten ihn, ſo daß wieder ſelbſt der König Salomo es nicht errathen hätte, welche eigentlich die wahre Mutter zum Kinde ſey?"

„So blieb es einige Zeit, an die drei Jahre, bis Krieg wurde, und der Herr Obriſt ſich nicht abhalten ließ, zum Regiment zu gehen. Da hätten Sie es nun wieder mit anſehen ſollen, wie die beiden lieben Damen, als es zum Abmarſch gieng, mit einander weinten, und ſich gar nicht zufrieden geben konnten."

„Der Herr Obriſt aber — denn nun war er's ſchon längſt — ließ mich am Abende vor ſeiner Abreiſe hieher aufs Zimmer kommen — dort, an ſeinem Schreibetiſche, ſaß Er; da ſtand ich! Er ſiegelte eben ein Paket vollends zu, und legte es in ein Schubfach. Dann ſagte er zu mir: „Välentin;

der Schlüſſel hier bleibt anſtecken, und Alba und Roſa können ungehindert ins Zimmer. Sie wiſſen Alles, und auch von dem Päckchen da! Aber — nun! ich ſterbe darum nicht, doch man kann das nicht wiſſen — alſo, wenn ich bleiben ſollte, und die guten Weiber verlören etwa den Kopf, ſo ſchließe Du das Zimmer gleich zu, und öffne es erſt wieder, wenn ſie beſſer ſind. Wären ſie aber dann nicht hier, oder ſie reiſten ſchnell fort, ſo bleibt das Zimmer zu, und du giebſt den Schlüſſel einſt meinem Sohne, aber erſt, wenn er vermält, oder wenigſtens zu reifern Jahren gelangt iſt. Sollte er eher ſterben, als Du, ſo verbrenne das Paket uneröffnet. Sollteſt Du eher ſterben, ſo vertraue die Sache dem Redlichſten, den Du weißt, im Nothfalle deinem Beichtvater. Leb' wohl, Valentin!"

Jetzt konnte der Alte vor Schluchzen eine Weile nicht ſprechen, und fuhr erſt nach einer Pauſe fort: „Ja, ſo ſagte der gute Herr zu mir, ob er es gleich nicht nöthig gehabt hätte, und ich habe ihn, außer da er fortritt, nicht wieder geſehen.“

„Der Schlüſſel aber ſteckt noch hier an, wie ihn der Herr Obriſt, oder eine von den lieben Damen, die etwa hereingekommen ſeyn mag, was ich aber nicht glaube, haben ſtecken laſſen, und es iſt keine fremde Seele in der Stube geweſen, und das Paketchen muß ſich ſonach auch finden, wie es der Herr Obriſt hingelegt hat, und ich kann jetzt in Wahrheit ſagen: Herr, nun läſſeſt du deinen Diener in Friede fahren!“

Nach dieſen Worten zeigte Valentin dem Grafen den Schlüſſel, ſo wie, nach erfolgter Eröffnung, das Schubfach, und der Graf erbrach, nachdem er den Alten für jetzt entlaſſen hatte, mit der lebhafteſten Ungeduld das Siegel des: „Für meinen Sohn, Graf Eduard von Scharfeneck“ überſchriebenen Pakets.

Das erſte, was ſeine Aufmerkſamkeit auf

ſich zog, war ein zuſammengeſchlagenes Papier, worinn ſich zwei, mit einem ſeidenen Faden zuſammengebundene, jetzt gänzlich verdorrte Roſen befanden. Auſſen auf dem Umſchlage ſtand Tag und Jahr. Es war, wie der Graf ſich nach andern, ihm bekannt werdenen Umſtänden genau erinnerte, der Vermählungstag ſeines Vaters. Das zweite, worüber er nicht wenig erſtaunte, war eine, von dem vorigen König eigenhändig unterzeichnete Urkunde ſeiner Eheligſprechung. Das dritte beſtand in einigen eng beſchriebenen Blättern folgenden Inhalts.

* * *

Ich ſtehe im Begriff, dahin abzugehen, wohin Pflicht und Ehre mich rufen. Gewiß würde mir dieß nicht ſchwer, da ich nie den Tod gefürchtet habe, müßte ich nicht ſo Viel in dieſem Schloſſe zurücklaſſen, was die Bahn meines irdiſchen Lebens verſchönerte, und ſagte mir nicht eine Stimme der Ahnung, daß ich nicht zurückkehren werde!

Doch, ſey über mich verhängt, was da wolle, ſo fodert es mein Gewiſſen, für die Zukunft zu ſorgen. Ich würde im Grabe nicht ruhen, wenn je mein Sohn einen Theil meines beſſern Selbſt, dem ich ſeine Liebe und Treue nie gnugſam habe vergelten können, betrübte und kränkte; ſelbſt der Fluch würde vielleicht ihn dann unſchuldig treffen. —

Meine Neigung zog mich frühe zum Soldatenſtande, aber ich trieb daneben auch mit angeſtrengtem Fleiß diejenigen Wiſſenſchaften, ohne deren Erlernung der Soldat nur ein ſclaviſches Werkzeug in der Hand des Mächtigern iſt. Als ich einige Jahre lang fremde Länder durchreiſt war, nahm ich Dienſte unter dem Leibregiment. Der regierende Herr war mir ſtets ſehr gewogen, und ich erhielt zum Beweis hievon kurz nach meiner Zurückkunft Kammerherrenſchlüſſel und Orden.

Meine Verwandte hatten ſchon mehrmals den Wunſch geäußert, mich vermält zu ſehen, und ich ſelbſt ſehnte mich nach dem Genuß eines Glücks, das kein, blos aus Rang- oder Geld-Sucht geſchloſſenes Bündniß, ſondern nur Uebereinſtimmung der Herzen, gewähren kann. Indeſſen fand ich lange keinen mich anziehenden Gegenſtand, und doch war ich entſchloſſen, ohne wahrhafte Liebe nicht zu heirathen.

Endlich lud mich mein Oheim, Graf Otto, zu der Hochzeit ſeiner Tochter, Tags vorher aber zu einer Jagd ein. Als ein leidenſchaftlicher Freund dieſes Vergnügens, wollte er es ohne Zweifel ſeinen männlichen Gäſten gleichſam zum Voraus gönnen; mir aber legte er ſcherzend die Pflicht auf, als naher Verwandter des Hauſes für die Hochzeitbraten mit zu ſorgen.

Zugleich machte er mich aufmerkſam, daß ich bei der Hochzeit vermuthlich die Gräfin Roſa von Strahlenheim antreffen würde. Er ſetzte, wider ſeine ſonſtige Gewohnheit, ſehr viel zu ihrem Lobe hinzu, und gab mir den Wink, daß hoffentlich ihre Mutter, die verwittwete Gräfin, wegen der ſchon früher unter beiderſeitigen Familien ſtatt gefundenen Verbindungen, ſo wie wegen der Gleichheit unſerer Jahre und Vermögensumſtände, keine Schwierigkeit in den Weg legen werde. Auch habe die junge Comteſſe einſt bei ihm mein Bildniß erblickt, und ſich, nach ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit, nichts weniger, als unvortheilhaft, darüber geäußert.

Da mir bereits anderwärts die Liebenswürdigkeit der Gräfin Roſa oft gerühmt worden war, und ich immer ſehnlicher wünſchte, nicht länger einſam zu leben, ſo ergriff ich die Gelegenheit, ſie kennen zu lernen, mit der größten Bereitwilligkeit.

Ich ſuchte auf einige Monate um Urlaub an, erhielt ihn aber einen Tag zu ſpät, um früher, als an dem zur Jagd beſtimmten Tage, eintreffen zu können. Ich vertauſchte an dieſem Morgen meine Uniform mit einem Jagdkleid, und machte, als ich mich dem Guthe des Onkels bis auf einige Meilen genähert hatte, um den guten Alten gleich im Forſt zu überraſchen, den Reſt des Wegs vollends zu Pferde.

So ſprengte ich denn, nicht ohne zuweilen an die ſchöne Roſa zu denken, nur von einem Reitknecht begleitet, dahin, als ich einen Reiſewagen mit der Livree der Strahlenheimiſchen Familie in der Ferne gewahr ward. Das Herz fieng mir an gewaltig zu klopfen, und dieſe Unruhe verdoppelte ſich, als ich unter höflicher Begrüßung in den Wagen ſah, und darin eine junge Dame erblickte, die, ſo viel mich der in dieſem Augenblick zurückgeſchlagene Schleier bemerken ließ, das huldvollſte und reinſte weibliche Weſen ſchien, das mir bis dahin vorgekommen war.

In Wahrheit, noch nie hatte mich das Feuer eines dunkeln Augenpaars, das jetzt unter den zarteſten, ich möchte ſagen, orientaliſchen Augbraunen und Wimpern geiſtvoll hervorſchaute, in ſo wunderbare Bewegung geſetzt! Ich überließ, da der Wagen ſehr geſchwind fuhr, meinen brauſenden Engländer ſeiner Willkühr, und verlor den Wagen nicht aus dem Geſicht. Dieſer hielt vor einem Wirthshauſe an der Landſtraße. Ich ſah, indeß die Pferde gefüttert wurden, die junge Dame ausſteigen und mit einigen Bauerkindern ſich freundlich unterhalten.

Der Gaſthof lag in einer idylliſchen Gegend, und ward von hohen Linden beſchattet. Die Gräfin ſetzte ſich unter die ſchönſte derſelben auf die Bank, indeß ihr Kammermädchen im angränzenden Gärtchen einen Blumenſtrauß für ſie abſchnitt.

In wenig Minuten ſtieg auch ich vor dem Wirthshauſe ab, überzeugte mich noch mehr durch das Wappen am Wagen, daß es die Comteſſe ſey, und gerieth auf den Einfall, bei der ſchlanken Schönen, mit der ich aller Wahrſcheinlichkeit nach ſehr bald im Hauſe meines Onkels wieder zuſammentreffen mußte, meine erſte Bekanntſchaft, ohne mich zu nennen, oder unter fremdem Namen, zu machen. Die Art meines Benehmens hiebei ſollte nach meiner Meinung zu einem fröhlichen Scherz Anlaß geben, und zugleich die Gräfin, deren Anblick mich immer mehr und mehr begeiſterte, in Voraus für mich gewinnen. Ach! wie ſpielt man oft mit den Pfeilen der Liebe, ohne zu ahnen, daß ſie vielleicht vergiftet ſind! —

Die reizende Fremde dankte mir auf meine verbindliche Anrede mit einer Anmuth, die mich faſt meines Vorſatzes vergeſſen ließ. Doch gab ich ihr, gleichſam zur Entſchuldigung meiner, vielleicht ſchon im erſten Augenblick verrathenen Verehrung, zu verſtehen, daß ich ihren Stand und Namen kenne, und erzeugte in ihr ſelbſt den Gedanken, daß ich dieß Errathen keiner prophetiſchen Gabe, ſondern meiner Kenntniß in der Heraldik verdanke.

Wir ſprachen nun einige Augenblicke über Wappen, über den Urſprung derſelben, über ihre, wenn man nur von den nähern Umſtänden unterrichtet ſey, zu Zeiten ſehr ſinnige Deutung, kamen davon weiter zu den Ritterzeiten und Thurnieren, zu den Tagen der treuen Minne, zu den Liebeshöfen, und ſehr bald war ich überzeugt, daß Roſa's Geiſt eben ſo ausgebildet, als ihre, ein wenig faſt kränkelnde Zartheit abgerechnet, in der That ſeltene Schönheit wahrhaft bezaubernd ſey. Als der Wagen wieder in Bereitſchaft war, bedauerte ſie mit dem edelſten Anſtande die Kürze der Zeit, und der feine Schleier ſank über ein paar Augen herab, in die meine erwachende Sehnſucht von nun an immer zu blicken wünſchte.

Indem der Wagen allgemach aus meinen Augen verſchwand, bereuete ich es faſt, mich nicht genannt, und nicht um Erlaubniß gebeten zu haben, ſie zu begleiten. Ich tröſtete mich mit der Gewißheit, ihr in kurzem und auf längere Zeit wieder zu begegnen, und freute mich in Voraus darauf, was ſie bei der Wiedererkennung ſagen würde. Doch bald ward dieſer Troſt durch eine unangenehme Erinnerung verdrängt. Ich hatte an Roſa's Buſentuche eine Nadel, und darinn auf blonden Haaren ein goldenes R. bemerkt. Ich konnte nicht glauben, daß ſie ihren eignen Namen trage — alſo gab es vermutlich irgend einen verwünſchten Rudolph, Robert, oder Reinhard, genug, einen glücklichen Nebenbuhler!

In ſolche Gedanken, und dann wieder in ſüß ſchmeichelnde Träume der Zukunft verloren, ſetzte ich meinen Weg zu der mir bekannten, ſeitwärts gelegenen Waldung fort, und ward weit eher, als ich es gewünſcht und vermuthet hätte, durch die rufende Fanfare aus meinen Phantaſien geweckt.

Graf Otto, der ſchon wegen meines Ausbleibens geſchmollt hatte, empfieng mich nun mit um ſo größerer Herzlichkeit; aber kaum hatten wir uns bewillkommt, als ich ihm mein gehabtes Abenteuer, als ich ihm die Geſchichte meiner Bezauberung anvertraute.

„Bravo! Bravo! lieber Junge!“ — rief er mit der lebhafteſten Theilnahme — „das nenn' ich mir, wie ein wackerer Soldat und Waidmann, wie ein Scharfeneck, agiren! Alſo du haſt ſie ſchon geſehen? Du biſt ſchon auf den erſten Anblick bis in die Fingerſpitzen verliebt? Seht, nicht einmal abwarten hat Er's können, bis im Hauſe des Onkels! Auf der Straße fällt er die Ritterfräulein an, und vergafft ſich vor der Herberge! Nun, es kann ja nicht fehlen! So war's Väterſitte; ſo ſoll's bei uns ſeyn! Keine Hochzeit ohne Ausſicht auf eine neue!“

Das edle Waidwerk ward nun mit hergebrachter Luſt und Liebe betrieben; doch wollte mein Oheim mich dießmal nicht für den ſonſtigen bewährten Schützen erkennen. Wir zogen dann, wie Sieger, unter Hörnerklang in das hochzeitliche Schloß ein, und kaum hatte ich mich ein wenig abgeſtäubt, als ich den Kreis der Frauen aufſuchte.

Die Braut, mit Namen Eugenie, ein

liebtes, natürliches, gutmüthiges Mädchen, mit dem ich als naher Vetter immer in ſehr traulichem Verhältniß geſtanden hatte, kam mir entgegen, und lobte es, daß ich, obſchon ſie die Hoffnung faſt aufgegeben, ihren Brautzug doch noch vermehren wolle. Dann ſtellte ſie mich den Anweſenden vor, unter welchen mein Auge die reizende Strahlenheim, die ſie mir auch nannte, längſt geſucht und gefunden hatte. Mein Blick ſchärfte ſich bei der Nennung meines Namens, was er nur konnte; in dem ihrigen zeigte ſich Verwunderung, ich möchte faſt ſagen, Beſtürzung. Er ſchien einige Secunden auf mir zu ruhen. Mein ſchneller klopfendes Herz ſchrieb dieß der Vergleichung meiner Perſon mit meinem Bilde zu, und wünſchte nichts inniger, als daß nur diesmal der Maler nicht geſchmeichelt haben möchte. Dann ſanken ihre dunkeln Augen zur Erde, und ein etwas höheres Colorit verbreitete ſich über ihre blaßrothen Wangen.

Nachdem ich die Mutter der Braut und

einige bejahrte Tanten, die mich ſofort in Beſchlag nahmen und um Neuigkeiten aus der Reſidenz befragten, begrüßt und, ſo viel der Anſtand von dem Neffen erfoderte, gehörig befriedigt hatte, wandte ich mich wieder an Eugenien, um ſo mit guter Manier auch der ſchönen Strahlenheim nahe zu kommen. Die Comteſſe ſchien jedoch, wenn ich nicht ganz irrte, mir dieß nicht im mindeſten zu erleichtern. Indem ich endlich dennoch bis zu ihr gedrungen war, öffneten ſich die Thüren, und, faſt im Tanz, wie ein ſchwebender Zephyr, flog noch in Reiſekleidern, ein liebliches roſiges Weſen herein, dem eine ältere Dame auf dem Fuß folgte. Alle Frauenzimmer ſtanden auf, den Ankömmlingen entgegen. Auch meine ſchöne Schlanke eilte, mich faſt zu wenig beachtend, mit dem Ausdruck der innigſten Freude auf ſie zu.

Die junge Fremde beſchäftigte ſich nicht allzu lange mit der ſie bewillkommenden Braut und andern, ihr dem Anſcheine nach ſchon bekannten Frauenzimmern, ſondern kehrte ſich raſch nach der Schlanken, und beide umarmten ſich nun mit einem Feuer, das mir damals, ſo unendlich reizend dieſe Umarmung war, um ſo mehr etwas übertrieben dünkte, weil ich aus dem Geſpräch abnehmen konnte, daß ſie ſich nur erſt an dieſem Morgen getrennt hatten.

Als ſie ſich ein wenig erholten, flüſterte die Roſige mit ſchalkhaftem Lächeln der Blaſſen einige Worte in's Ohr. Dieſe antwortete. Das Auge der Roſigen traf ſchnell auf mich, der im Fenſter ſtand; die Schlanke ſchien etwas betroffen.

Da mich die Roſige einen Augenblick betrachtet hatte, kehrte ſie ſich ſchnell wieder ab, und nunmehr gieng es, indem ſie die Schlanke immer an der Hand behielt, an ein Fragen und Scherzen, bald mit dieſer, bald mit der andern der verſammelten Frauen und Fräulein, das ſie faſt Alle allein beſchäftigte, bis endlich die ältere Dame für ſich und ihre

Tochter um Anweiſung der ihnen beſtimmten Zimmer bat. Beide Freundinnen, und die Mutter der jüngern, begaben ſich dann, von der ganzen weiblichen Geſellſchaft begleitet, aus dem Saale.

Mir ſelbſt war indeſſen im Fenſterbogen recht warm, recht ſonderbar zu Muthe worden. Die zwei, ſich ſo zärtlich umarmenden jungen Damen ſtanden auch jetzt noch vor meinen geiſtigen Augen. Ich konnte mir nicht abläugnen, daß die Roſige unter allen mir bekannten Mädchen höchſtens der Gräfin Strahlenheim weiche. Die Grazie ihrer ſo lebendigen Bewegungen, das Ebenmaas ihrer Glieder, ihr blühendes Geſicht, die Zartheit und ſchwellende Fülle ihres Wuchſes, ihre himmelblauen, jedes Herz um Liebe flehenden Augen, ihr hinreißendes Lächeln — —

Indem ich mir noch alle dieſe Reize vorzählte, ſchlug mich mein Oheim auf die Achſel, daß ich zuſammenfuhr.

„Nun, wie hält's, Neffe?“ — ſagte

er — „nicht wahr, ein herrliches, allerliebſtes Geſchöpf?"

„O ja! ganz gewiß! Sie meinen" — fragte ich verlegen.

„Nun, ich meine, daß du doch bei Damen nicht ſo viel Kühnheit beſitzeſt, als ich dir vorher zutraute. Du erzählſt mir, daß du dich ſelbſt vorzuſtellen gewußt haſt, und nun ſtehſt du des ungeachtet da, wie Petrus am Kohlfeuer!"

„Sie ſahen es ja, lieber Oheim, daß ſie mich vermied!"

„Ich dächte denn doch nicht, daß etwas dergleichen in ihren Blicken zu leſen geweſen wär!"

„Ja, ihre Augen ſind unendlich ausdrucksvoll, faſt Ehrfurcht gebietend! Aber — wer iſt die Andre?"

„Welche denn?"

„Nun, die eben ankam!"

„Wie? was? Du haſt mir ja geſagt, daß du ſie ſchon am Wirthshauſe geſprochen" —

„Nun ja doch, die Comteſſe Strahlenheim!“

„Alle Wetter!“ — rief Graf Otto, mußte laut lachen, und ſchüttelte dann mit dem Kopfe — „Nun ja! aber welche meinſt du denn?“

„Nun, die ganz Einfache, blos mit ihrem Caſtanienhaar Geſchmückte — der ſanfte Mond aus hehrer Nacht“ —

„Schön geſagt! — iſt Gräfin Alba von Strahlenheim“ —

„Alba? — und das Lenzkind im blaßgrünem Reiſekleid, in dem Hütchen mit weißen Födern“ —

„Deine Zugedachte, Gräfin Roſa von Strahlenheim!“

Wir bemerkten nun beide, daß ich, wenigſtens nach des Oheims Meinung, einen drolligen Mißgriff begangen, und eine entfernte Verwandte jenes Hauſes, die vorausgeſchickt worden war, für die mir von meinen Verwandten auserſehene Roſa gehalten hätte. Zugleich erfuhr ich vom Grafen Otto ſämtliche näheren Verhältniſſe.

Die zuletzt angelangte ältere Dame, die verwittwete Gräfin Strahlenheim, war nämlich mit Alba's Mutter, welche auch einen Strahlenheim geheirathet hatte, durch die engſte Jugendfreundſchaft verbunden geweſen. Als letztere ſtarb, nahm die Gräfin, welche damals noch nicht Mutter war, mit Bewilligung ihres Gemals, Armgard — ſo hieß Alba eigentlich — an Kindesſtatt an. Der Vater Armgards war ſchon früher, und, als ein jüngerer Sohn, ohne Hinterlaſſung ſtandesmäßigen Vermögens, mit Tode abgegangen. Nach einigen Jahren ward die Gräfin ſelbſt von einer Tochter entbunden, die den Namen Roſa erhielt. Ob nun wohl hierdurch Armgard in Anſehung deſſen, was ſie ſonſt zu hoffen gehabt hätte, anſehnlich verlor, ſo wurden doch beide Kinder ganz wie Geſchwiſter mit einander erzogen. Die Gräfin legte ihrer Pflegetochter, da der, im Verfolg der Jahre immer mehr hervörtretende Unterſchied im Aeußern, die gegenſeitige Anhänglichkeit der Mädchen, und ſelbſt ihr Charakter, der Mutter gleichſam von ſelbſt zu dieſem Spiele Anlaß gab, im Gegenſatz ihrer roſigen, den Namen ihrer weißen Roſe bei, und hieß ſie Alba.

Uebrigens war die Zärtlichkeit Beider gegen einander mit den Jahren immer, und in ſo hohem Grade gewachſen, daß ſie ſchon frühe von denen, welche ſo etwas nicht zu würdigen verſtanden, halb gutmüthig, halb ſpottend, nach jenen bekannten niedlichen Vögelchen die Unzertrennlichen genannt wurden. Auch würde man, da Alba geiſtreicher und entſchloſſener, Roſa lebhafter und nachgiebiger war, eher die erſte für die Tochter vom Hauſe, und die letzte für die Angenommene gehalten haben, hätte nicht Alba ſelbſt, ſo viel ihr nur geſtattet wurde, ſich immer blos als Geſellſchafterin und gleichſam als die Untergebene von jener zu zeigen geſucht.

Dieſe, mir von meinem Oheim hinterbrachte Geſchichte konnte indeß nicht im mindeſten dazu beitragen, meinen, unter ſich ſelbſt uneins gewordenen Gefühlen eine ſichere Richtung zu geben. Vielmehr gerieth ich, obwol die Damen ſich für heute nicht wieder ſehen ließen, als ich auf mein Zimmer kam, in noch lebhaftere Beklemmung, in einen nur noch wunderbarern Widerſpruch mit mir ſelbſt. Sollte ich meinen damaligen Gemüthszuſtand mit Etwas vergleichen, ſo müßte ich es ungefähr mit demjenigen, worinn ich mich während meiner Reiſen manchmal befunden hatte, wenn ich eine reiche Gemäldegalerie in wenig Stunden zu beſehen genöthigt geweſen war, und nun unter dem Tumult, in welchen ſich all das Geſehene verwirrte, dem überſättigten Auge die Erinnerung zweier Lieblingsſtücke, des einen von der erhabenen, des andern von der anmuthigen Gattung, etwa einer heil. Jungfrau von Raphael, und eines Madönnchens von Carlo Dolce, immer wieder und wieder ſich aufdrängte. Wie dann bald die hehre Himmliſche, bald die huldvolle Liebende, abwechſelnd das ganze Herz zu erfüllen ſtrebte; wie ich jeder von beiden den Kranz hätte reichen mögen, und doch den Einzigen weder zertheilen, noch beiden zugleich zu Füßen legen konnte; ſo hatte ich auch jetzt für die herrliche, vor meinen offenen Fenſtern ausgebreitete Gegend, für die majeſtätiſchen Baumgruppen, für den Abendhimmel mit ſeinen Sternen und dahineilenden Wolken, für den, ſo ſilbern und ſanft auf den Wellen ſpiegelnden Mond, keine Augen. Wohl aber trat, bald im Glorienſchein, bald im Roſenlichte, jetzt Alba, jetzt Roſa, vor mein Inneres, und ich hätte jedes dieſer holden Luftgebilde in ſüßer Trunkenheit an mein glühendes Herz reißen, ich hätte vor dem einen niederknieen, und das andere inbrünſtig küſſen mögen, bis ſich zuletzt beide in die reizende Umarmung, wovon ich Augenzeuge geweſen war, wieder verſchlangen, und ich, ergriffen von ſüßem Wahnſinn, meine Arme ausbreitete, um beide, ſo in holder Zärtlichkeit ſchön vereinigt, wetteifernd an unſchuldigen Liebkoſungen, mit zu umfaſſen.

Daß ich in dieſer Nacht, vielleicht zum erſten Male in meinem Leben, keinen Augenblick ſchlief, deſto mehr aber wachend träumte, läßt ſich leicht errathen. Selbſt, als die Ermüdung von der Reiſe und Jagd mich endlich gegen Morgen in leichten Schlummer verſenken wollte, verwehte der plötzlich erwachende Gedanke an die ſchlummernden Mädchen, die vielleicht mir ſehr nahe, vielleicht, ihrer engen Freundſchaft nach, in einem Zimmer, wohl gar dicht neben einander ruhten, jedes Mohnkörnchen, das die Genien des Schlafs wohlthätig herabſtreuten. Ich war froh, als die roſige Aurora, dann aber die Sonne, die ich jedoch beide augenblicklich mit Roſa und Alba verglich, mir geſtatteten, ohne Aufſehen zu erregen, in das Luſtwäldchen des Gartens zu flüchten, um mich in der freien Natur einigermaaſen zu ſammeln, und zum Umgange mit kühler empfindenden Menſchen geſchickt zu machen.

Ich wurde an dieſem Morgen der verwittweten Gräfin Strahlenheim und ihrer Tochter förmlich vorgeſtellt. Beide benahmen ſich mit vieler Güte, faſt darf ich ſagen, herzlich und zutraulich gegen mich. Ich konnte, da Roſa das, was ſie dachte und fühlte, ſelten zu verheimlichen, und wenigſtens durch Blicke zu verrathen pflegte, ſehr leicht abnehmen, daß ich bei dem einſtigen Antrage meiner Hand ſchwerlich eine abſchlägliche Antwort zu befürchten habe.

So wohlthätig jedoch dieſe Beobachtung für mein Herz war, da man in der That Roſa nicht ſehen konnte, ohne ihren Beſitz für den Vorgeſchmack des Himmels zu halten; ſo konnte ich es doch auch meinen Angen nicht verſagen, abwechſelnd die Augen Alba's zu ſuchen, die jetzt gleichſam ihre Krone freiwillig nieder zu legen und abſichtlich in den Schatten zu treten ſchien. Auch zogen, ſoll ich aufrichtig ſeyn, Roſa's hellblondes Haar und ihre jugendliche Fülle, nicht allein des eignen Reizes halber, ſondern auch mit um deswillen meine Blicke ſo wiederholt an ſich, weil ich an ihrem Buſen eine ganz ähnliche Halstuchsnadel, nur mit einem A. auf dunkelbraunen Haaren, entdeckte, und hiedurch meine eiferſüchtelnde Grille wegen des, auf blondem Grund ruhenden R. völlig verſcheucht ward.

Von dem eigentlichen Trauungstage, der, wie gewöhnlich, unter Pomp und Getümmel verfloß, weiß ich jetzt nur noch ſo viel zu ſagen, daß beide junge Gräfinnen, für die jetzt in meinem Herzen ein Altar brannte, in die Farben ihres Namens gekleidet waren; daß Roſa weiße, und Alba roſenfarbige Schleifen trug, und daß die ſtralenden Diamanten, womit Roſa, die beſcheidenen Perlen, womit Alba geſchmückt war, nicht wenig dazu beitrugen, die jeder derſelben verliehenen Reize in einem nur noch blendendern Lichte zu zeigen. Man wies mir bei der Tafel den Sitz neben Roſa an, und Alba erhielt den ihrigen uns beiden gerade gegen über.

Ich brachte dieſe Nacht etwas ruhiger zu, obwohl auch dießmal Alba's und Roſa's Bild mich umſchwebte; denn unſere Unterhaltung war, durch Roſa's Güte, die ihrer Alba ſelten Ruhe ließ, ganz gemeinſchaftlich geweſen. Auch hatte ich, Alba's Zurückhaltung ungeachtet, ſo viel nicht undeutlich bemerkt, daß beide Damen mich vor allen Anweſenden, ſo viel dieß ohne aufzufallen geſchehen konnte, am meiſten begünſtigten. Es ſchien faſt gewiß, daß ich bei ihnen beiden keinen gefährlichen Mitwerber zu fürchten habe.

Doch ſchon am Morgen des Strohkranztages drohete meinem, jetzt ſchwächeren Herzen, ein unerwarteter Sturm, den vielleicht

nur

BIBL. UNIVERS. LIPS.

nur ein Halbgott an meiner Stelle zu beſchwören im Stande geweſen wär.

Meine Couſine Eugenie, die nunmehrige Baronin Berka, hatte das Frühſtück unter der Orangerie veranſtaltet. Einige gute Muſiker ließen ſich auf Blas-Inſtrumenten aus dem Luſtwäldchen concertirend hören. Der Anblick der gegenwärtigen Damen in der gewähltеſten Morgentracht gewährte ein hinreißendes Schauſpiel, bei welchem jedoch der holden Alba und Roſa, die jetzt, in den leichten, eng anſchließenden Gewändern, durch den geſtrigen Schmuck mehr verhüllt, als verſchönert worden zu ſeyn ſchienen, von ſelbſt wieder die erſten Rollen zufielen. Die junge Frau flüſterte einigemal mit ihnen verſtohlen, und ihr dabei ſchalkhaft auf mich fallender Blick ließ mich beſorgen, daß bei ihr eine Neckerei gegen mich im Reifen ſeyn müſſe.

Kurz nachher nahm mich die Baronin, gleichſam um dem ſie verfolgenden Scherz der Männer unter dem Schutz eines mitleidigern

Verwandten zu entgehen, bei der Hand, und zog mich in eine Seiten-Allee.

„Wenn Sie mir jemals ein wenig gut geweſen ſind, was doch meinen lieben Baron zu Zeiten faſt eiferſüchtig gemacht hätt', ſo müſſen Sie mir etwas verſprechen!“

„Die Treuloſe übt über den Verſtoßenen noch die alte Gewalt aus!“ — verſetzte ich, den angeſtimmten Ton ſchäkernd fortſetzend.

Ich erfuhr nun ihren, wie mir dünkte, leicht zu erfüllenden Wunſch. Sie wußte von ehedem, daß ich ziemlich fertig tanze, und eine Freundin aus der Reſidenz hatte ihr von einer Allemande unter Dreien geſchrieben, die ich vor einiger Zeit auf einem Balle mit den Töchtern des Hausherrn, zwei Mädchen von eilf und zwölf Jahren, getanzt hatte. Die Unſchuld und gefällige Jugend der beiden Kinder, die kurz zuvor von einer durchreiſenden Ballettänzerin unterwieſen worden waren — was denn die Aeltern bei dieſer Gelegenheit gern zeigen wollten — hatte mehr Aufſehen erregt, als die Sache verdiente. Meine neugierige Couſine erſuchte mich daher, auch dem ihr zu Ehren angeſtellten Tanzfeſte dieſe Verſchönerung nicht zu entziehen.

Ich hatte mein Wort gegeben, und fand keinen Grund, es zu widerrufen. „Recht gern, liebe Eugenie!“ — ſagte ich — „Nur mögen Sie auch für die Mittänzerinnen Sorge tragen!“

„Darf ich welche vorſchlagen?“

„Vorſchlagen? Mir ziemt hier keine Wahl!“

„Die beiden Gräfinnen Strahlenheim?“

Ich glaube, daß mir bei dieſer Frage alles Blut in die Wangen geſchoſſen ſeyn muß. Ich konnte kaum athmen. Ich wagte es nicht, zu hoffen, was ich doch nach dem bemerkten geheimen Geſpräch kaum bezweifeln konnte; ja, ich geſtehe es, ich zitterte faſt vor dieſer Gewährung.

„Sie wollen mir Körbe einhandeln“ — ſagte ich verlegen.

„Gefangen! gefangen! — rief die Baronin, und klatſchte, augenblicklich ſich umblickend, ob ſie nicht zu laut worden ſey, in die kleinen Hände — „Glauben Sie, allein tanzen zu können, mein eitler Couſin? Die Gräfinnen haben auch bei der Morelli Stunde gehabt, und mir den Tanz bereits zugeſagt!“

Sie ſah ſich bei dieſen Worten nach Alba und Roſa um, und beide beſtätigten aus der Ferne ihr Verſprechen, Alba durch ein Augen niederſchlagen, Roſa durch ein Lächeln — nein! beſchreiben läßt ſich dieß beides nicht, doch fuhr bei der dafür unerläßlichen Verbeugung meine Hand unwillkührlich an das Herz. Ich küßte der Couſine mit ſolchem Feuer die Hand, daß ſie es augenblicklich, mit warnend aufgehobenem Finger, für fremde, ihr nicht geweihte Flammen erklärte.

Als ich wieder allein war, ſchämte ich

mich über mich ſelbſt. Mein Entzücken, meine Seeligkeit, meine Unruhe, mein Bangen vor dem heutigen Abende — warlich, bei ſo manchem Duell, im Kugelregen der Schlacht, war mir ſo nicht zu Muthe geweſen! Ich lächelte über meine Eitelkeit, über die Sorgfalt, womit ich zu dieſem Balle mich ankleidete — kaum ein Mädchen hätte darin mit mir wetteifern können! — und doch fand ich dieß auch wieder ſo nothwendig, ſo unerläßlich! Genug, ich gieng mit einer Zerſtreuung, ich kann ſagen, mit einer Geiſtesverwirrung zu dem Tanze mit demjenigen Paar, das für mich das ſchönſte, das einzige auf Erden ſchien, wie kaum ein Andrer zu dem für ihn aufgeworfenen Sandhügel.

Indeſſen, ob mir ſchon bei Erblickung der beiden Strahlenheim in der geſchmackvollſten und glänzendſten Ballkleidung, die nun wieder die ihnen einzig und für immer zukommende Tracht ſchien, das Herz nur noch ſchwerer ſchlug, ſo ward ich doch nach und nach, durch die Pracht des Saales, durch das Geräuſch der Inſtrumente, durch die fröliche Unterhaltung, und beſonders durch Alba's und Roſa's freundliches, doch gleichgültiges Geſpräch, ein wenig erheitert, und fieng an, mich an den Gedanken meines Glücks, mit dieſen beiden, und dieſen Tanz mit ihnen zu tanzen, zu gewöhnen. Nur, als die Zeit heranrückte, ſie dazu aufzuziehen, verließ mich der Muth wieder, und ich unterlag einem Gefühle, wie vielleicht den jungen Dichter befällt, wenn ſein erſtes Stück, das noch ſchüchterne Kind ſeiner Liebe und Sorge, vor der horchenden Menge erſcheinen, und nun eben, nun endlich der Vorhang aufgehen ſoll. Doch ſchon rief die von mir ſelbſt den Muſikern mitgetheilte Tanz-Muſik, und ich —

Von dieſer ganzen Allemande weiß ich nichts mehr, oder doch nur ſoviel, daß ich mich immer wie von Silber- und Roſen-Gewölk gehoben fühlte, von Gewölk, auf welchem mit mir zugleich eine fromme Heilige, eine ſüße Göttin ſchwebte, und daß, als ich die beiden Gräfinnen wieder zu ihren Seſſeln führte, eine ſo tiefe Stille herrſchte, als wären wir drei hier die Einzigen, gegen welche der nun plötzlich und faſt ohne Ende ertönende Beifall nur um deſto merkbarer abſtach.

Aber wär' hinter mir auch eine Welt eingeſtürzt, mich hätte es gleichgültig gelaſſen! Dieſe beiden Augenpaare hatten mich, jetzt feurig, jetzt wieder ſchmachtend angeblickt; dieſe vier blendenden Schwanenarme hatten mich ſittſam und zärtlich umſchlungen; an dieſe beiden hochwallenden Buſen hatte ich mich ſchmiegen dürfen; dieſe beiden Sylphiden-Geſtalten hatten mich im lieblichen Wechſel, bald im Fliehen mit liebreichem Entgegenſtreben, bald im Wiederkehren mit reizender Sprödigkeit, umgaukelt; — mochte auch nur die Regel des Tanzes, oder die Macht der Töne, mochten beide meine Mittänzerinnen wider Willen dazu verleitet haben: mir war doch dieß alles in Wirklichkeit zu Theil worden, und was die Gunſt der Götter mir geſchenkt hatte, konnte Niemand, ja, die beiden Himmelentwandten ſelbſt nicht, mir wieder entreißen!

Die Folge dieſes ſeligen Abends war keine andere, als daß ich mich die wenigen noch folgenden Tage des Feſts über nur wie der Schatten Alba's und Roſa's benahm, daß auch ſie, — warum ſollte ich es mir jetzt nicht eingeſtehen? — wie durch eine unwiderſtehliche Sympathie gezwungen, weit inniger, als vorher, mit mir verbunden ſchienen, daß ich bald, nicht blos von meinen Verwandten, ſondern auch von den übrigen Anweſenden, als Roſa's erklärter Verehrer angeſehen ward, und daß mir, als die verwittwete Gräfin mit ihren holden Töchtern wieder abreiſete, eine ſehr ehrenvolle Einladung zu baldigem Beſuch auf dem, nur ſechs

Meilen entfernten Schloſſe Strahlenheim, zu Theil ward.

Ich befolgte dieſen Wink um ſo eher, da mir nach dieſer Trennung das Haus meines Oheims gänzlich verödet dünkte, und er entließ mich, was ich auch dagegen ſagen mochte, in der gewiſſeſten Ueberzeugung, mich als Roſa's Verlobten wieder zu ſehen.

In der That hatte ich auch nie vorher ſo frohe Tage verlebt, als mir jetzt auf dem Strahlenheimer Schloſſe zu Theil wurden. Mein Rang, mein Name, meine, wenn ſchon entfernte Verwandſchaft mit der Strahlenheimiſchen Familie, verliehen mir Rechte, die mich, ohne aufzufallen, bald ſelbſt als ein Mitglied derſelben erſcheinen ließen. Die allgemein, auch von der verwittweten Gräfin, angenommene Meinung, daß ich mich um Roſa's Hand bewerbe, geſtattete mir eine mehr als gewöhnliche Annäherung an ſie, mithin auch an ihre unzertrennliche Geſellſchafterin, die himmliſche Alba.

Die Gräfin Mutter war eine eben ſo unterrichtete, für alles Schöne und Große lebhaft fühlende Dame, als gegen ihre Töchter faſt bis zur Schwachheit zärtlich und nachſichtsvoll. Doch wer, der ein Herz im Buſen trug, hätte ihr dieſen gerechten mütterlichen Stolz verübeln, hätte ſie wegen dieſer Nachgiebigkeit nicht doppelt hochſchätzen ſollen? Ein ſo reizendes Töchterpaar, das, ſeiner Verſchiedenheit im Aeußern, ſo wie im Denken und Handeln ungeachtet, doch ſo einig, ſo ganz für einander geſchaffen war, ſo ganz nur für und in einander lebte, hatte wohl kein anderes edles Geſchlecht aufzuweiſen!

Je näher ich Alba und Roſa kennen lernte, deſto inniger mußte ich beide verehren, deſto heißer beide — o das war ja eben der Gipfel meines glücklichen Unglücks! — mit ganzer, ungetheilter Seele lieben und anbeten. Ich durfte in kurzem, wie ein trauter Freund, wie ein Sohn des Hauſes, bei ihnen nach Willkühr eintreten; ich durfte einen Zuhörer abgeben, wenn bald Alba, bald Roſa auf einem Inſtrument ſpielte, und die andere, oder auch beide vereint, wie wetteifernde Nachtigallen, dazu ſangen. Ich durfte, wie Alba ſagte, wenn ich fromm wär, wie Roſa aber meinte, als ein ſchon verzogenes Kind, ohne Zuſatz, mit ihnen ſingen. Ich durfte ſie auf allen Spaziergängen in Wald und Garten begleiten. Ich durfte ſie im Zimmer, wie in der Laube überraſchen, wenn Alba vorlas, und Roſa wie auf ein liebes Märchen aufhorchend, irgend eine niedliche weibliche Arbeit wo nicht eigentlich trieb, doch wenigſtens damit tändelte.

Sehr bald hatte ich entdeckt, daß Alba und Roſa mit allem Wiſſenswerthen, was die Vorzeit und Mitzeit erzeugt habe, innig vertraut waren. Sehr bald konnte ich nicht daran zweifeln, daß ſie, obwohl hauptſächlich auf Alba's Antrieb, alle gute Proſaiſten und Dichter ihrer Nation, ja zum Theil auch des Auslandes, mit einander nicht blos geleſen, ſondern auch verſtanden, und, wenn ich ſo ſagen darf, durchempfunden hatten. Sehr bald wußte ich, daß Beide Harfe, Laute und Clavier, und zwar Alba als Meiſterin, Roſa mit nicht gewöhnlicher Fertigkeit, ſpielten. In kurzem machten ſie auch mir im zufälligen Geſpräch kein Geheimniß daraus, daß der Einen der beſſere Theil ihres Ichs mangele, wenn die Andere abweſend ſey, daß ſie getrennt nie glücklich ſeyn würden, und ſich daher auch gelobt hätten, ſelbſt bei einer ſtatt findenden Vermälung einander nicht zu verlaſſen. Auch waren dieſe Geſtändniſſe ſo natürlich und unbefangen, ſo unvorbereitet und nur vom Augenblicke erzeugt, daß alle meine inneren Beſtrebungen, dieß nach der gewöhnlichen Erfahrung für jugendliche Schwärmerei, für ſchöne Selbſttäuſchung zweier feurigen, in der Einſamkeit lebenden Mädchen zu halten, den Glauben an ihre Worte nicht zu erſchüttern vermochten.

Hätte meine Seligkeit, und meine Qual — denn was wohl kann ein für zwei liebenswürdige Gegenſtände zugleich glühendes Herz anders empfinden? — noch durch etwas geſteigert werden können; ſo wäre dieß durch das Vertrauen geſchehen, welches dieſe beiden edlen weiblichen Weſen auch dann, wenn eins davon nicht zugegen war, mir bewährten.

Befand ich mich, ſo ſelten ſich dieß auch traf, mit der immer frölich ſcheinenden Roſa allein; ſo bat ſie mich, als zweifle ſie keinen Augenblick, daß alle meine Gedanken und Wünſche ſich auf Alba beſchränkten, doch ja ihrer Alba recht von ganzer Seele gut, ganz ſo gut, als ſie es verdiene, zu ſeyn und zu bleiben; ſo verrieth ſie mir, obwohl, wie es ſchien, halb furchtſam, durch dieſen Verrath die Pflichten der Freundſchaft zu verletzen, daß Alba mich vor allen übrigen Männern auszeichne, daß ſie faſt ſelbſt auf den Platz, den ich in Alba's Herzen eingenommen habe, eiferſüchtig werden könne; ſo wußte ſie von dem Zuſammentreffen unter der Linde alle Umſtände, und konnte es kaum begreifen, wie ich ſchon damals, ſchon beim erſten Anblick, auf Alba ſo tiefen Eindruck gemacht habe.

Konnte dagegen Alba, was ſie ſelbſt, ſo ſehr ſie es anfänglich vermieden hatte, jetzt möglichſt aufzuſuchen ſchien, eine Gelegenheit finden, mit mir ohne Zeugen zu ſprechen; ſo nahm ſie es als entſchieden an, daß meine Gegenwart keine andere Abſicht habe, als um Roſa's Hand anzuhalten. Sie verſicherte mich ihrer Freude und Theilnahme darüber, daß die verwittwete Gräfin mir äußerſt gewogen ſey. Sie führte mich dann, wie mit ſchweſterlicher Traulichkeit, in die einfachen Begebenheiten von Roſa's ſchönem, ſchuldlos und heiter dahin fließendem Leben ein, ließ mich einzelne Scenen deſſelben in dem lieblichſten Roſenglanze erblicken, in einem Glanze, den nur ein ſo reines, himmliſches Weſen, als Alba ſelbſt war, hervorzuzaubern vermochte, und prieß endlich nicht ohne War=

nung, deſſen auch immer würdig zu bleiben, mein Glück, ſo heiß und innig geliebt zu werden, ja ſchon vorher im Bilde geliebt worden zu ſeyn!

Ach! und dieß alles widerfuhr mir, dieſe Geſtändniſſe geſchahen mir, dieſe Ausſichten wurden mir eröffnet, der ſchon längſt auf dem ſtürmiſchen Meer wilder Leidenſchaften hin und her ſchwankte, der, indem er für Roſa glühte, Alba anbetete, der, indem er Alba's Hand an ſeine Lippen preßte, ſchon die ſeinige im Geiſt auch nach Roſa ausſtreckte, der, indem ihm Roſa's Schönheit und Güte das beneidenswürdigſte Loos des Erdenlebens darbot, von einem Blick aus Alba's Augen in den Himmel verſetzt ward, ach! mir, der in ſeiner Bruſt Seligkeit und Verdammniß trug.

Je länger ich in Strahlenheim verweilte — und dieß dauerte nicht kürzer, als volle drei Wochen — deſto mehr ward ich, obwohl ich in der Geſellſchaft immer wie in ſüßem

Rauſch lebte, überzeugt, daß ich fort müſſe, daß meine Unruhe in der Einſamkeit, mein Wollen und Nichtwollen, mein bald dahin, bald dorthin Neigen, meine weder Gränze noch Maas anerkennende Leidenſchaft, endlich zum Verbrechen, oder zum Wahnſinn führen müſſe. Ich ergriff daher, als ich einſt an ſpätem Abend wegen eines unbedeutenden Vorfalls von meinem Oheim einen Boten erhielt, mit Aufbietung aller mir noch verliehenen Kräfte, dieſe Gelegenheit, mich von Straßlenheim für jetzt zu entfernen.

Aber durfte ich, ohne alle Schicklichkeit zu verletzen, ohne die Ehre der Strahlenheime und meine eigne anzutaſten, ohne unedel, undankbar, ja verabſcheuungswürdig zu erſcheinen, ſo ein Haus verlaſſen, welches ich, nach den früheren Verhandlungen meines Oheims, und nach meinem eigenen, jene ganz beſtätigenden Benehmen zu urtheilen, als Bewerber um Roſa's Hand betreten hatte? Konnte ich, ohne mich wenigſtens einigermaaſen

maaſen zu erklären, von einer Familie ſcheiden, in der ich wie ein geachteter und geliebter Verwandter, wie ein Sohn und Bruder, wie der unbezweifelte Verlobte der Tochter, aufgenommen worden war?

Nein! was es auch koſtete, was auch mein, mit ſich ſelbſt ſtreitendes Herz dagegen einwendete, ich mußte die Stimme der Pflicht hören, mußte wenigſtens den entſcheidenden Wurf wagen, wenn ich mir auch jetzt nicht Muth genug zutrauen konnte, den kaum zu bezweifelnden Ausfall zu erwarten.

Mit einer an Verzweiflung gränzenden Heftigkeit ergriff ich ſchon bei Tagesanbruch die Feder, um an die verwittwete Gräfin ein Abſchieds- und Anhaltungs-Billet zurück zu laſſen. Ich ſtrengte mich an, Roſa's liebliches Bild, ihre ſüße Heiterkeit, ihre Herzensgüte, mit den lebhafteſten Farben vor meine Augen zu bannen. Ich ſuchte mit aller Macht den Gedanken an Alba aus meiner Seele zu verdrängen. Ich ſchrieb der Gräfin mit bebender Hand, daß ein unaufſchieblichea Geſchäft mich zu dem Grafen Otto abrufe, daß ich aber meine, ihr gewiß längſt verſtändlichen Hoffnungen, meine Bitten um Roſa's Herz und Hand, hier zurücklaſſe, und in kurzem wiederkommen würde, um von ihrer mütterlichen Güte mir perſönlich die Antwort zu holen.

Kaum hatte ich das Billet geſiegelt, und, um mir ſelbſt für immer jedes Wanken, jeden Rückzug abzuſchneiden, wie von böſen Geiſtern getrieben, dem Bedienten zur Ablieferung eingehändigt, als ich anſpannen ließ. Aber kaum war ich im Wagen, mir wieder allein überlaſſen, als mich der Gedanke an den Schritt, den ich, und nun unwiderruflich, gethan habe, wie ein gewappneter Mann überfiel.

Jede Ungewißheit meines Schickſals, auch im Kleinen, hat mir immer peinlicher und unerträglicher geſchienen, als das Unglück ſelbſt, welches noch im Ungewiſſen beruhte;

auch der Tod hat mir nie widrig gedünkt, wohl aber die Furcht vor dem Tode, und die Krankheit. Auch jetzt entwickelten ſich ähnliche Gefühle in meinem Herzen. „So willſt du dich denn abmartern," — ſagte ich zu mir ſelbſt — „nicht blos Augenblicke, nein! Stunden, Tage und Nächte lang, ohne zu wiſſen, ob Roſa dein iſt, ob Alba noch dein werden könnte! So willſt du dich abquälen, wie der Schmetterling an der Nadel, ohne den Todesſtreich zu empfangen?" — „Todesſtreich?" — rief ich bitter; Roſa's Phantaſiebild lächelte freundlich, mit ſanftem Vorwurf, mich an; ihre ganze Liebenswürdigkeit erwachte in meiner Seele; ich ſchlug mich wild vor die Stirn, und warf mich in die andre Ecke des Wagens.

Doch ſo viel ich ſann, um einen Ausweg aus dieſem Labyrinthe zu finden, die Irrgänge wurden immer dunkler und verworrener. Selbſt der verrätheriſch auf mich einſtürmende Gedanke, daß Alba ihre Roſa nie verlaſſen, daß ſie mit in mein Haus kommen werde, konnte nur dazu beitragen, mich noch mehr zu beängſtigen. Alles, was zuletzt klar und deutlich vor meinem Geiſte ſtand, war der feſte Vorſatz, ſofort umzukehren, um der Gräfin entſcheidende Antwort, um den Ausſpruch des Verhängniſſes über mein ganzes künftiges Leben, recht bald, um ſie noch heute zu erfahren!

Ich mochte mir nun ſo viel und ſo oft, als ich wollte, ſelbſt ſagen, daß ich durch meine übereilte Abreiſe einen Fehler gegen den Anſtand begangen habe, und dieſen nur durch einen ähnlichen verbeſſern wolle; die marternde Unruhe meiner Bruſt ließ ſich nicht beſänftigen. Ich gab Befehl, wieder nach Strahlenheim umzulenken.

Ich verbrachte den Rückweg in dumpfem Hinbrüten. Ich dachte nichts Beſtimmtes, und gab mir alle erſinnliche Mühe, nichts Beſtimmtes zu denken. Ich befand mich in einer Art Trunkenheit, und wollte nicht nüchtern werden. Erſt um die Mittagszeit, als ich den Umgebungen des Strahlenheimiſchen Schloſſes wieder bis auf zwanzig Schritte nahe war, ſchienen meine Augen die Kraft zu erlangen, einen Gegenſtand deutlich zu erblicken, und das erſte, was ich gewahr ward, war Alba und Roſa in jener Laube, die ſo oft Zeuge meiner Freuden und Leiden geweſen war, mit einem Buche beſchäftigt.

Ich verließ augenblicklich den Wagen und ſchlich der Laube näher. Alba ſchien noch bläſſer, als ſonſt; in ihrem großen Auge ſchwammen Thränen. Roſa, beide Hände vor die Stirn gekreuzt, lag mehr, als daß ſie ſaß, mit dem Kopfe auf der Lehne der Gartenbank, mit dem Ausdruck eines Schmerzes, deſſen ich die Fröliche nie fähig geglaubt hätte, ſprang dann auf, warf ſich vor Alba nieder, erhob flehend ihre Hände zu ihr, und umarmte die zu ihr Gebeugte.

War es möglich, mich länger zu halten? Ich ſtürmte hinein. Beide ſchrieen auf, und ſtürzten fort, als ſähen ſie einen Geiſt. Alba ließ im Entfliehen das Buch zur Erde fallen. Ich könnte nicht zweifeln, daß beide bereits von meinem Antrage wußten. Ich hob das Buch auf, und beſah in dumpfer Fühlloſigkeit den Titel.

So ſtand ich einige Augenblicke, ohne einen Gedanken in mir auffinden zu können. Dann aber trat mein Entſchluß wieder vor meine Seele, und ich eilte, wie ein Verfolgter, nach den Zimmern der Gräfin Mutter, um von ihr die Erlaubniß eines Beſuchs zu erbitten. Ich ward augenblicklich vorgelaſſen.

„Lächeln Sie immerhin, meine Gnädige, meine gütige Freundin,“ — redete ich ſie mit gewaltſamer Faſſung an, die mein ganzes Weſen zu zerſtören drohte — „daß ich ſchon wieder hier bin! So feſt ich mir vorgeſetzt hatte, jeden Anſchein voreiliger Zudringlichkeit zu vermeiden, ſo übermannte mich doch, da ich mich von Ihrem Hauſe getrennt hatte, die Ueberzeugung, daß ich mein Herz bei

Ihnen zurückgelaſſen habe, zu heftig, um die Ungewißheit meines Schickſals länger ertragen zu können!“

Die Gräfin, durch meine unerwartete Zurückkunft, und das Ungewöhnliche dieſes Auftritts, doch ein wenig beunruhigt, lächelte in der That, wiewohl nur in der Abſicht, um nicht augenblicklich antworten zu müſſen. Als ſie ſich geſammelt hatte, ſah ſie mich mit freundlich-bedenklichen Augen an. Nicht ſowohl hierdurch beherzter gemacht, als vielmehr mit dem Krampfe der Verzweiflung, fuhr ich fort: „Finden Sie dieſe Art, zu handeln, etwas ſonderbar, auffallend, oder ſonſt tadelhaft, ſo ſchreiben Sie es meinem ſtürmiſchen Herzen, der gewohnten Raſchheit eines Soldaten, und der unwiderſtehlichen Liebenswürdigkeit Ihrer holden Roſa zu!“

Es war heraus. Mein Herz ſchien auf einige Augenblicke ſtill zu ſtehen. Ich ergriff der Gräfin mir dargebotene Hand.

„Ihr Antrag“ — erwiderte ſie nun mit

allen Zeichen mütterlicher Rührung — „kommt mir nicht unerwartet. Briefe Ihres, für Sie väterlich beſorgten Oheims haben ihn vorbereitet, Ihre eigenen Handlungen mich in dieſem Gedanken beſtärkt. Es könnte Ihnen leicht übertriebene Delicateſſe, oder, was ich um keinen Preis wünſchte, Empfindlichkeit über Ihre ſchnelle Abreiſe ſcheinen; wollte ich Ihnen das Geſtändniß vorenthalten, daß Sie mir ein erwünſchter Schwiegerſohn ſeyn werden. Ich verweiſe Sie daher an meine Tochter, und hoffe, daß Roſa's oft zu weit gehende Offenherzigkeit Ihnen auch dießmal ihre wahren Geſinnungen bald verrathen wird.“

Sie ließ mich hierauf durch ihre Geſellſchafterin bei der Comteſſe Roſa zu einem Geſpräch unter vier Augen anſagen, und ich ſah in dem Augenblick, da ich in Roſa's Zimmer trat, Alba daraus verſchwinden.

Roſa empfieng mich freundlich, doch ohne ſprechen zu können. Ihre Augen blitzten.

Ihre Wangen glühten wie Feuer. Ihre gehobene Bruſt ſtieg und ſank mit ſichtbarer Bewegung.

Als ich mit möglichſter Sanftheit ihre runde, weiche Hand ergriff, als ich zu ihr aufſah, drangen ihre Reize mit unwiderſtehlicher Magie auf mich ein. Ich vergaß alles Andere in dieſem Moment; ſpiegelte mich mit ſüßer Trunkenheit in dem reinen Himmel ihrer Augen, und drückte dann mit leidenſchaftlicher Heftigkeit ihre Hand an mein Herz. „Ich liebe Sie, holde Roſa!“ — rief ich aus — „ich liebe Sie auf das feurigſte, und Ihre gütige Mutter hat mir erlaubt, Ihnen dieß zu geſtehen.“

Ihre Hand zitterte in der meinigen. Sie drückte mich mit ſanftem Widerſtand von ſich ab, zog mich wieder näher, und antwortete dann mit ſchmelzender Sanftmuth, ja nicht ohne Thränen: „Ach, ich war Ihnen ſchon längſt gewogen, und wenn Sie es wünſchen, ſo — nun ja, ich liebe Sie, ich will Ihnen ganz angehören. Ja, ja, lieber Scharfeneck!"

Sie beugte ihr blondes Lockenköpfchen mir ein wenig näher, und im ſeligſten Rauſche drückte ich den erſten Kuß auf ihre, wie Roſenknoſpen mir entgegen blühenden Lippen.

Plötzlich entwand ſie ſich, faſt wie verſchüchtert, meinem Arm, und ſetzte hinzu: Zwei Bedingungen muß ich jedoch machen!"

„Und welche, ſüße Roſa?"

„Eine Nebenbuhlerin, eine glückliche ſogar, um mein und Ihr Herz, müſſen Sie mir geſtatten. Ich und Alba ſind Eins; ich würde den Tag, der ſie mir entriß, nicht überleben. Wollen Sie daher dieſe Freundin, wie Sie bis jetzt thaten, innigſt verehren — — wollen Sie Alba als die Dritte in den Bund unſerer Herzen aufnehmen? —"

Das meinige dröhte ſchon zu zerſpringen. Wie auf einem Kirchenraub betroffen, ſtand ich beſchämt, ſchweigend, und meine Beklemmung ward nur noch heftiger, weil ich in dieſem Augenblick ein Geräuſch im Nebenzimmer vernahm, das aller Wahrſcheinlichkeit nach nur von Alba herrühren konnte, doch bald wieder verhallte.

„Wer ſchweigt, willigt ein!“ — — fuhr Roſa mit unbeſchreiblichem Lächeln fort — „Meine zweite Bedingung iſt, daß wir weder in der Reſidenz, noch, obſchon meine Mutter dieß wünſcht, auf meinem Guthe Silberbach, ſondern auf Ihrem Schloß Tannenberg leben. Die gute Mutter wünſcht freilich, uns recht in der Nähe zu behalten, aber — ſie wird einige junge Mädchen ſtatt unſerer zu ſich nehmen, und ſich nach und nach an die Trennung gewöhnen. O! in Tannenberg ſoll es ſo ſtill, ſo einſam, ſo heimlich ſeyn, und, ſo gern ich meiner Mutter in allen Stücken gehorche, ſo ſehne ich mich doch unendlich nach Tannenberg, weil ich — weil meine Alba —“

Jetzt ward das Geräuſch im Nebenzimmer lauter; es klang, als ob etwas falle.

Roſa fuhr erſchrocken nach der Thür, und wir erblickten Alba ohnmächtig auf ein Ruhebett geſunken. Als wir uns beſtürzt näherten, um ihr Hülfe zu leiſten, erhob ſie ſich wieder, und ſagte, indem ihre leichenähnliche Bläſſe plötzlich in das höchſte Roth übergieng, mit abgewandtem Geſicht und gegen uns ausgeſtreckter Hand: „Keine Beſorgniß, gute Roſa! du kennſt ja meinen gewöhnlichen Schwindel — — mach' nur ein Fenſter auf!"

Ich fand es ſchicklich, ſo laut auch mein Herz dagegen ſprach, mich jetzt zu entfernen. Doch hatte dieſer Vorfall meine ganze, mir gewiſſermaaſen abgetrotzte Standhaftigkeit wieder zu Boden geworfen. So ſeelig ich mich noch vor wenig Augenblicken gefühlt hatte, ein ſo reizendes Weſen, als Roſa, mein, mein mit Herzen und Geiſt, nennen zu können; ſo ſchmerzlich empfand ich es nun auch, daß ich durch die Bitte um dieſe Gewährung gänzlich auf Alba Verzicht geleiſtet hatte, und, wie jeder unerfüllbare Wunſch das Herz nur um ſo heftiger beſtürmt, ſo erſchien mir auch Alba's Beſitz jetzt um ſo mehr als ein Guth, das ich mit meinem Leben nicht zu theuer erkaufen könnte.

Ich mußte aufs neue allen mir verliehenen Mannſinn, jeden Reſt meiner früheren Grundſätze aufbieten, mußte mir ſelbſt ſagen, was Ehre und Pflicht, was die heiligſten Verhältniſſe von mir foderten, um beim Wiederzuſammentreffen mit Roſa und Alba nicht weiter zu verrathen, was in meinem Innerſten vorgehe.

Es gelang mir, wie ich wenigſtens glaubte, Alle, die mich beobachten konnten, zu täuſchen, und nur das Auge der Gräfin Mutter ruhte manchmal auf mir ſo ſcharf, daß ich insgeheim zitterte. Es gelang mir, zu Alba und Roſa wieder meine Blicke zu erheben. Es gelang mir ſogar, meine Leidenſchaft zu beherrſchen, aber nur auf ſo lange, bis, durch dieſen Anſchein der Ruhe verleitet, Alba einen Augenblick nicht vermied, mit mir allein zu ſeyn.

Jetzt ſchien die Decke des Zimmers, das uns umgab, über mich einzuſtürzen. Jetzt mußte es ſeyn, oder nie! Jetzt ſollte es Alba erfahren, was in der Tiefe meines Herzens ſchlummere, und mochte ſie und Roſa mich dann auf ewig aus ihren Augen verbannen! „Sie müſſen mich haſſen!“ — rief ich mit unbeſiegbarer Glut aus, und ſtürzte vor Alba nieder, die eben, mit weiblicher Arbeit beſchäftigt, abſichtlich nicht zu mir aufſah.

„Graf! ich beſchwöre Sie“ — erwiederte ſie, aber ihre Stimme ſtockte, ihre Hände ſanken ſchlaff nieder. In dieſem Augenblicke flog auch Roſa herein, legte, ehe ich aufſpringen konnte, ihre Hand auf meine Schulter, und ſagte halb ſchalkhaft, halb ſchmerzlich lächelnd: „Ei, ei, lieber Bräutigam! dieß ſchon jetzt — und ohne meine Erlaubniß?“

Dieſe Worte, und die ganze Art ihres Betragens, konnten gewiß nicht dazu dienen, mir Faſſung zu geben. „Immer gekniet“ — fuhr Roſa eben ſo fort, und ſetzte ſich, Alba umarmend, neben ſie — „ſo — vor beiden gekniet! Es möchte uns künftig von dem Herrn Rittmeiſter nicht oft wieder ſo wohl werden!“

Indem ich immer noch ungewiß war, wie ich mich zu benehmen habe, um mich wenigſtens einigermaaſen zu entſchuldigen, ſprang ſie ſchon wieder auf, und zog mich vertraulich ins Fenſter.

„Ich will Ihnen jetzt ein Geheimniß anvertrauen, lieber Scharfeneck! das Sie, bei unſerer Liebe! niemand, ſelbſt meiner Mutter nicht entdecken dürfen — und dann nie wieder ſo ernſthaft, bis Sie als Gemal Fug und Recht dazu haben! Ein alter Philoſoph ſoll die Seelen der Liebenden für zwei von einander geriſſene Hälften eines Ganzen erklärt haben, die ſich eben deshalb unaufhörlich ſuchten. Wenn der Mann Recht haben ſollte, ſo ſind wir drei bei der Austheilung wohl zu kurz gekommen, und haben jedes nur ein Drittheil erhalten! Was meinen Sie dazu, beſter Graf?“

Es war unmöglich, Aug' in Aug' und Hand in Hand mit dieſer, auch mit dem Ernſt tändelnden Schwärmerin lange in Verlegenheit zu bleiben; und hatte ſie nicht ſelbſt meine Rechtfertigung mit ſeltener Großmuth auf ſich genommen? Auch ſchlug ſie, um keine bedenkliche Stille einreißen zu laſſen, ſogleich eine Doppel-Sonate auf dem Flügel vor, und blieb ſich dabei, ſo wie an allen folgenden Tagen, ſo ſcharf ich ſie auch beobachtete, ſo ſehr ich ſie in Verdacht zog, daß ſie ſich nur verſtelle, dennoch vollkommen gleich, dennoch ganz ſo freundlich und zärtlich, als zuvor.

Ich fing nachgerade an, das, was ich für jetzt nur noch Schwachheit nannte, faſt verzeihlig zu finden, und bei mir ſelbſt zu entſchuldigen. Wer konnte dieſer Alba widerſtehen, deren Geiſt ſo mächtig über das glühende

hende Herz herrſchte? Wer dieſer Roſa, deren heißes Herz ihren Geiſt oft beſiegte? Und welch ein Zauber lag in jenen Augenblicken, wenn Alba's Herz über den Geiſt, Roſa's Geiſt über das Herz einmal die Obergewalt ausübte!

Nachdem ich mit Roſa verabredet hatte, daß wir uns zwar, um ihre Mutter zu befriedigen, einige Wochen nach Silberbach begeben, ſodann aber, wie ſie gewünſcht, nach Tannenberg gehen, und uns wenigſtens den größten Theil des Jahres über dort aufhalten wollten, verließ ich, obwohl nicht im mindeſten ruhiger, als das erſtemal, den mir ſo theuern Schauplatz meiner Wonne und Qual. War gleich nun Alles entſchieden, verlor ich mich gleich oft in Gedanken an die ſüße Roſa, in Träume meines künftigen Glücks; ſo ſetzte es mich doch eben ſo oft in Verzweiflung, daß Alba mir nun unwiederbringlich verloren ſey. Selbſt Graf Otto, der über die Nachricht von dem erlangten

Jäwort in die höchſte Freude gerieth, wußte ſich in mein unſtätes Weſen nicht zu finden, und äußerte zuweilen voll Verwunderung, daß man nach jetziger Sitte doch ganz anders lieben müſſe, als zu ſeiner Zeit üblich geweſen ſey.

Ich brachte ein getheiltes, von Leidenſchaften gefoltertes Herz in die Hofſtädt zurück, und kann mit Wahrheit betheuern, daß ich manchen ſchweren Kampf mit mir ſelbſt gekämpft habe. Wie oft, zumal wenn ich kürzlich Briefe von Roſa und Alba erhalten hatte, überfiel mich die tiefſte Schwermuth! Wie oft machte ich abenteuerliche Entwürfe, Alba, mit oder wider Willen, zu entführen, und in irgend einem verborgenen Winkel der Erde, mit ihr — doch ach! ohne Roſa — zu leben! Wie oft bat ich Gott um Schutz gegen mich ſelbſt, um ein anderes Herz, ſelbſt um den Tod!

Da ich jedoch in kühleren Augenblicken einſah, daß ich nun zu meiner Vermälung mit Roſa Vorkehrungen treffen müſſe; ſo ſuchte ich um die Erlaubniß an, mich, entfernt von dem Regiment, auf meinen Güthern aufhalten zu dürfen, mit dem freiwillig beigefügtem Verſprechen, wozu mein Ehrgefühl, meine Liebe für König und Vaterland mich zwangen, ſobald es Krieg werde, wiederum einzutreten. Der Monarch, der mir ſchon mehrere Beweiſe ſeiner Huld ertheilt hatte, nahm dieſes und die Nachricht von meiner Verletzung ſo außerordentlich gnädig auf, daß er mir zugleich das Patent als Major zuſtellen ließ, und mich kaum einen Monat darauf zum Obriſten des eben erledigten Regiments aus eigner Bewegung ernannte.

Ich übergehe meine Zurückkunft zur Hochzeit, die auf Roſa's Verlangen ganz im Stillen vollzogen werden ſollte, und mein erneuertes Verhältniß zu Roſa und Alba, als Dinge, die ſich aus dem Obigen von ſelbſt ergeben, und erwähne nur ſo viel davon, daß ich Alba anbetete und für Roſa glühte, dahingegen, wie mir nun nicht länger entgehen konnte, Alba die heißeſte Liebe für mich empfand, und ich — wenn ein Mann etwas dergleichen ſagen darf — von Roſa beinahe vergöttert ward.

Bei meiner, mit Roſa vollzogenen Haustrauung erſchien meine Braut abermals roſenfarb gekleidet, einen Mirtenkranz im Haar, eine weiße Roſe vor der Bruſt, ſo wie Alba ein weißes Kleid und einen Kranz von rothen Roſen trug. Sie ſind ſpäterhin von einem trefflichen Künſtler alſo gemalt worden.

So wie Alba den ganzen Tag über bläſſer, als ſonſt, aber ruhig und faſt feierlich war, ſo erſchien Roſa heute noch blühender, heißer, aber auch unſtäter, als ich ſie jemals geſehen hatte. Ja, am Abende, da ich in ihr Schlafgemach kam, ſchützte ſie, indem ſie ſich zärtlich lächelnd die Stirn hielt, einen leichten Kopfſchmerz vor. — „Die Liebe wohnt überall! Darum habe Nachſicht mit mir, bis wir in Silberbach oder in Tannenberg ſind!“ — Dieß ſprach ſie mit ſo ſchmelzender Stimme, mit ſo ſüß flehenden Augen, mit ſo ſanftem Anſchmiegen, daß ich, beſiegt, bezwungen, zu ihrem Sclaven gemacht, der Zauberin ihren Wunſch gelobte, was ſie mir freiwillig mit Küſſen vergalt.

Bei dieſer Gelegenheit entdeckte ich, daß ſie eine weiße und eine rothe Roſe am Nachtkleide trug, und meine Lippen fühlten unter ihren Spitzen ein goldenes Medaillon, das auch bei der Trauung darunter hervorgeblickt hatte.

„Was iſt das, ſüße Roſa? — fragte ich zärtlich. Sie zog das Medaillon mit der ſchaamhaften Schüchternheit einer jungen heißliebenden Frau aus ſeiner ſchönen Umgebung. Ich erblickte, nicht ohne Verwunderung, ein Doppelbild, das meinige auf der einen, Alba's auf der andern Seite.

„Muß ich dirs denn nochmals deuten, du Lieber! — flüſterte Roſa mit einem Blick ihren ſchmachtenden Augen mir zu, den kein Künſtler zu malen vermöchte — „daß Alba mit mir getraut worden iſt? Auch ſie trug heute Dein Bild nebſt dem meinigen. Da haſt du die beiden Roſen!“

Sie erwiderte nach dieſen Worten meine Umarmung mit gleichem Feuer; ihr glühender Athem begegnete mir; ihre roſigen Lippen brannten auf den meinigen — ihr Auge, in das meine verſenkt — ihr aufſtrebender Buſen, hochklopfend an dem meinigen — und dieß ganze ſüße Leben meinen Küſſen hingegeben — alle meine Sinnen wogten im wildeſten Sturm!

Doch gewaltſam riß ſich jetzt Roſa von mir los. „Laß mich, o laß mich, ſüß Geliebter! Du haſt mir's gelobt!“ — Es war einer jener ſeltenen Augenblicke, wo ihr Geiſt das Herz bezwang. Mir noch Küſſe zuwerfend, ſchimmernde Thränen im Auge, verſchwand ſie durch eine Tapetenthür.

Wie mir nach ihrer Entfernung zu Muthe war, ſage ſich jeder ſelbſt, den einſt Liebe beglückte! Und warum das Alles? Was hatte ſie vor mit mir? Wie konnte ſie ſo mild, ſo nachgiebig, und zugleich ſo grauſam ſeyn? Wie mit ſo ſiegender Gewalt mich zähmen, und mich bewegen, das abgedrungene Gelübd zu erfüllen? Tauſend wunderbare Ahnungen und Gefühle beſtürmten mein Herz; tauſend, ſich kreuzende Gedanken wogten in mir auf und ab. Wenn ich ihre Worte von den zertheilten Seelen der Liebenden mir in's Gedächtniß zurückrief — und dann, war es denn ganz zufällig, daß — erſt in dieſem Augenblick ſchien mir dieß von Bedeutung! — daß jenes Buch, was ich in der Laube fand, Göthe's Stella mit enthielt? — war es denn blos Zufall, daß Roſa während der Trauung, als wir ſchon vor dem Prieſter knieten, ſich umwendete, als müſſe ſie ihr Kleid zurechtlegen; daß Alba hülfreich herzuflog; daß ſie dicht hinter Roſa ſtehen blieb; daß — ich hatte es ja deutlich genug bemerkt — ihr

Fuß Roſa's Schleppe berührte? Nahm ich nun Roſa's Wunſch, dem Verlangen ihrer ſo geliebten, aber auch nur gar zu ſcharfſichtigen Mutter zuwider, in der Einſamkeit, nicht in der Nähe dieſer Mutter zu leben — und das Medaillon, das noch auf dem Nachttiſch lag — und das zweifarbige Roſenpaar, gleichſam die Minnegabe meiner Braut, dazu — — nein! nein! ich mochte meine Gedanken nicht ordnen, ich mochte meine Augen nicht öffnen! —

Von dem folgenden Morgen an, wollte es weder meiner Roſa, noch mir, länger in Strahlenheim gefallen. Wir erfüllten den Wunſch der verwittweten Gräfin, uns zuförderſt nach Silberbach zu begeben, obwohl gleich in der Abſicht, nicht lange dort zu verweilen, ſondern uns unter irgend einem Vorwand, ehemöglichſt nach Tannenberg zu begeben, und unſere Zurückkunſt von Zeit zu Zeit ſo lange zu verzögern, bis man ſich endlich an unſere Abweſenheit gewöhnt habe.

Der erſte Tag in Silberbach verfloß uns auf das heiterſte, ſo viel ich nämlich dieß noch zu ſeyn vermochte, und nur etwas Geheimnißvolles ſchien zwiſchen den beiden Freundinnen zu ſchweben. Alba mußte zuletzt auf Roſa's dringende Bitte bis in die Nacht auf der Laute ſpielen, und ſingen. Die Erde verſchwand für mich während ihres Geſangs; meine ganze Seele ſchwebte mit ihren Tönen zum Himmel. Roſa — hatte ich die Zärtliche vielleicht zu ſehr überſehen? hatte ich ihr heißliebendes Herz gekränkt? wollte ſie dieß mein Unrecht nur noch durch höhere Milde ſtrafen? — Roſa ſah mir, da wir uns trennen wollten, mit unbeſchreiblichem Ausdruck in die Augen, und — erließ mir ſüßflüſternd mein Gelübd.

Ich eilte nach Verfluß von kaum einer Viertelſtunde zu ihr. Ich fand in dem Schlafgemach kein Licht, aber — o ihr höheren Geiſter, die ihr, frei von irdiſchen Leidenſchaften, in ewiger Klarheit wandelt! war es

Sünde, ſo wird ſie Vergebung finden dort oben! — — wenn in der liebeheilgen Dämmerung alle meine Sinne nicht täuſchten, ſo war es die himmliſche Sängerin, die verſchleiert und ſchweigend ihr Geſicht an meinem Buſen verbarg.

Als ich mit Aufgang der Morgenröthe erwachte, erwacht ich, von Küſſen. Alba war verſchwunden. Roſa hatte ſich über mich gebeugt, und preßte meine Hand an ſich. In ihren, von ſüßen Thränen verſilberten blauen Augen ſchwamm eine Zärtlichkeit, eine Wehmuth, eine Schwärmerei, wofür der Sprache die Worte fehlen. Sie, ſie allein ſchien es zu ſeyn, die der Vergebung bedürfe. — In der nächſten Nacht war das Zimmer abermals nicht erleuchtet; aber Roſa's Liebesgeflüſter benahm mir jegliche Ungewißheit. — Zwei Tage nachher, reiſten wir nach Tannenberg ab. —

So wär das laſtende Geſtändniß meines Fehltritts, meines Verbrechens, wenn man will, denn abgelegt! Wem die Natur ein kälteres Herz verlieh, breche den Stab über uns! Nichts hat je unſern innern Frieden, nichts unſer ſtilles Glück in der Einſamkeit unterbrochen. Nur eins hat mich oft bekümmert, und ſelbſt den Tod mir zu Zeiten als wünſchenswerth dargeſtellt, Alba's Schwermuth und fromme Thränen, die mir nicht entgiengen, obwohl die büßende Heilige ſie mir und Roſa verbarg! Sie, und nicht Roſa, iſt die Mutter meines Sohnes nach der Natur, obwohl beide durch Mutterſorge und Liebe! — —

* * *

Graf Eduard hatte dieſe Blätter, ohne ſich vor völliger Beendigung davon los reiſſen zu können, eiligſt durchleſen. Indem er ſie wieder in den Umſchlag ſteckte, und überlegte, ob er Etwas, und was er davon Iſidoren mittheilen ſollte, lauſchte ſie ſelbſt ſchon zur Thüre herein, und ſchalt über ſein abermaliges langes Ausbleiben. Sie war ſo hold, ſo reizend, daß er dem Zuge ſeines Herzens nicht widerſtand.

„Was mich angehet, gehört auch Iſidoren!“ — ſagte er — „Du haſt gewiß von der Sultanstochter und dem Grafen Gleichen gehört — „Ließ denn dieſes zu Entſchuldigung meines Zögerns. Vielleicht wird dir zugleich die Erfüllung deines längſt gehegten geheimen Wunſches!“

Iſidore konnte nun kaum das Ende der Tafel erwarten, um nur recht bald ihre, kaum mehr zu bezwingende Neugier zu befriedigen. Dießmal kam die Reihe des Abrufens an Eduard, was von ihm ungefähr gegen ſechs Uhr geſchah. Iſidore ſtellte ihm die Blätter wieder zu, und ſagte dabei mit ſüß ſchmachtender Stimme: „Es hat mich wunderbar ergriffen, lieber Eduard! Ich weiß nicht, ob ich ihre Schwäche verzeihlich nennen darf, aber der Tod ſühnt Alles, und ſie ruhen nun in Frieden. Sollte uns nicht Valentin auch von ihrer folgenden Geſchichte wenigſtens noch etwas zu ſagen wiſſen?“

Dieſen hierüber zu befragen, war ſchon vorher Eduards Gedanke geweſen, und der Alte ward daher ſogleich, und zwar, weil er es einmal ſo verlangt hatte, wieder ins Obriſtenzimmer gerufen. „Wir wiſſen nun beide Alles“ — ſprach der Graf zu ihm — „aber von Dir wollen wir hören, was ſich nach der Abreiſe meines Vaters begab?“

„Der Herr Obriſt“ — begann der redliche Greis — „mußte eine Ahnung gehabt haben, wie es nach ſeinem Ableben ergehen könne. Als die Trauerpoſt, daß der Herr geblieben ſey, hier anlangte, fielen die lieben Damen einander um den Hals, und ſtürzten dann alle beide auf einmal, faſt für todt, nieder.

Sie mochten den Herrn wohl von ganzem Herzen geliebt haben; denn ſie wurden nun auch beide gefährlich krank. Man mußte ihre Betten zuſammenſetzen, und konnte ſie nicht eher von einander bringen, bis die Gräfin Roſa ſchon verſchieden war, und die Gräfin Alba aus Ermattung in tiefem Schlummer lag.

Da die liebe Dame aufwachte, und die Stelle neben ſich leer ſah, wollte ſie mit aller Gewalt aus dem Bette, und ließ ſich nur durch den Arzt davon abhalten. Dieſer ſagte: die Luft werde im Zimmer durch zwei Kranke allzuverdorben, und es könne ſonſt, beſonders für Roſa, äußerſt bedenklich ausfallen.

Damit ließ ſich denn die Frau Gräfin Alba zwar beruhigen; aber ſie zog nun unaufhörlich über Roſa's Befinden Erkundigung ein, und ſandte ihr die zärtlichſten Grüße. Wir mußten ihr, wenn wir es gleich vor Wehmuth kaum vermochten, auf Befehl des Arzts Grüße und Beſtellungen zurückbringen. Das Herz hätte einem brechen mögen dabei!

So hielten wir ſie einige Tage hin, bis Roſa's Begräbnißtag kam. Da ward es nun freilich befohlen, nicht zu ſingen, und auch ſonſt kein Geräuſch zu verurſachen, und die Fenſter in der Frau Gräſin Alba Zimmer blieben auch ganz verhüllt.

Doch die liebe Dame mochte, während des ſtillen Zuges, durch die Verhänge einen Schimmer von den Fackeln erblickt haben; genug, ſie hat in dem Augenblicke, da der Sarg aus dem Hauſe getragen worden iſt, zu der Wärterin geſagt: „holt mir den Valentin; er ſoll mir den jungen Grafen herbringen!“ Das that ich denn, da ſie mich von der Leichenbegleitung abriefen, mit weinenden Augen — ja, auf dieſen meinen Armen trug ich Sie hin, lieber, gnädiger Herr! — und die ſeelige Alba küßte Sie lange, ſegnete Sie dann ein, und übergab Sie wieder in meine Hände. Mir aber reichte ſie noch die ihrigen, die ich küſſen durfte, ſagte dann: „Valentin! ich weiß es nun von Roſa. Lebt alle wohl!“ drehte ſich nach der Wand, und erwachte nicht wieder.

Drei Tage nachher ſtand auch ſie in dem

ſchwarzausgeſchlagenen Saale, und ich trug das junge Herrchen wieder dahin, um die ſo treue Freundin ſeiner Mutter noch zum letzten Male zu ſehen. Dann wurde ihr Sarg gleich neben dem Sarge der Frau Gräfin Roſa in der Erb-Gruft beigeſetzt. . . .

Nach einigen Monaten kam auch ein Feldarzt hieher, der bei dem Herrn Obriſten in den letzten Stunden, und auch bei ſeiner Beerdigung zugegen geweſen war, und brachte ſein Herz in einer goldenen Capſel. Seitdem ſteht das Gefäß auf den beiden Särgen. Wer aber die Schrift geſchrieben hat, die unter demſelben über die Särge herunterläuft, und nur die Worte enthält: „Verbunden in Leben, Liebe und Tod!“ werden Sie vielleicht erkennen, wenn Sie einmal das Erbbegräbniß beſuchen! Ach, hätte ich nur dem guten gnädigen Herrn, wenn auch im Tode, noch einmal die Hand drücken und küſſen können!“

Als Valentin jetzt vor Thränen nicht fortfahren konnte, fiel Iſidore, auch weinend, ihrem Gemal um den Hals, und rief: „O wie lieb ich Deine Mütter! o wie gut waren ſie! Willſt Du mir etwas verſprechen?"

„Und was, meine Iſidore?"

„Laß auch mir ein Doppelbild malen, Alba und Roſa! Ich bin keins von beiden —"

„Du haſt Alba's Augen, Roſa's Goldlocken und Grazien=Wuchs —"

„Ich bin auch recht froh, Schmeichler! daß Du nicht Zweie liebſt, aber ich will mich beſtreben, dir Beides in Einem zu werden!"

„Bald werd' ich ihn nun wieder ſehen!" — fiel Valentin mit ſtarrem Blick wieder ein, wankte zu einem Tiſch, um ſich darauf zu ſtützen, und richtete ſeine Augen nach der Sonne, die eben im Scheiden Berg und Wald mit goldnem Abendroth färbte. Dann entblößte er mit auffallender Rührung den weißumlockten Scheitel, und ſprach ernſt und feierlich: „So: Beide in Einer! lautete auch der Seegen, lieber junger Herr, den die ſterbende Alba über Sie ausſprach!" —

Ein freierer Geiſt ſchien bei dieſen Worten über ihn zu kommen, die Rinde des Standes und Ranges für ihn ſchon zerſprungen. Nicht mehr als Diener, als Menſch zu Menſchen, als Greis zu einem jungen Ehepaar, als Altvater zu ſeinen Kindern, ergriff er die Hände Eduards und Iſidorens, und fügte ſie in einander. Dann erhob er die ſeinigen, wie ein Prophet der Vorzeit, ſeegnend gen Himmel, rief mit ſchon lallender Stimme: „Ja! Amen! So wird es geſchehen!" — und ſank in demſelben Augenblick, als die Sonne durch die ſich erhebenden Nebel ihre letzten Stralen auf die herrſchaftliche Capelle warf, dorthin abgerufen, wo Treue belohnt wird, zu Boden.

3.

Der Schwan und der Sonnenſtaub.

Zwei Criminal-Geſchichten.

Georg B. war der Sohn eines Tagelöhners, zeichnete ſich aber ſchon frühzeitig durch Stärke, Gewandtheit und Lebhaftigkeit, vor der übrigen Dorfjugend aus. Bei jedem muthwilligen Streiche ward er als Anführer genannt; aber er that es auch in der Schule allen andern zuvor.

Um dem Soldatenſtande zu entgehen, gegen den er, ungeachtet ſeines unternehmenden Geiſtes und kräftigen Körpers, entſchiedne Abneigung fühlte, verdingte er ſich im ſechzehnten Jahre bei einem Gaſtwirthe an der Gränze als Fuhrknecht, und kehrte erſt nach ſieben Jahren, da eben in ſeinem Geburtsorte ein nicht ganz unbedeutendes Grundſtück feilgeboten ward, in die Heimath zurück.

Georg kaufte das Gütchen um einen ziemlich hohen Preis, und zahlte das ganze Kaufgeld ſogleich baar; aber niemand wunderte ſich darüber, weil es hieß, er habe unter der Hand mit Pferden gehandelt und ein Anſehnliches dabei gewonnen. Auch ertheilte ihm ſowohl ſein voriger Dienſtherr, als alle, die ihn kannten, das Zeugniß der raſtloſeſten Arbeitſamkeit und der genaueſten Sparſamkeit.

Die Bewirthſchaftung und Verbeſſerung des angekauften Guthes beſtärkte dies bald noch mehr. Sein Wohlſtand vermehrte ſich faſt von Tage zu Tage; alle junge Bauerſöhne ſuchten die Kameradſchaft des ſogenannten langen Georgs; alle Mädchen ſahen auf ihn, und belegten ihn mit dem Namen des ſchönen.

Doch Georg hatte dagegen unter den mannbaren Mädchen des Dorfs ſein Augenmerk auch nur auf das anerkannt ſchönſte und reichſte gerichtet, wo freilich am erſten eine abſchlägliche Antwort zu befürchten ſtand. Weit gefehlt, daß dieſe Schwierigkeit ihn abgeſchreckt hätte, diente ſie vielmehr dazu, ihn in Verfolgung ſeiner Abſicht deſto beharrlicher und hartnäckiger zu machen.

Margareth — ſo hieß das Mädchen — war die jüngſte Tochter des Beſitzers eines Freiguths, und die ſittigſte, frömmſte Jungfrau in der ganzen umliegenden Gegend. Die ältere Schweſter hatte den reichen Pachter eines benachbarten Kammerguths geheirathet, und da kurz nach ihrem Hinwegziehen die Mutter verſtorben war, ſo führte jetzt die jüngere dem Vater die Wirthſchaft.

Die Einſamkeit, in welcher ſie ſich nun öfters befand, und die ſich immer erneuernde Trauer um den Tod ihrer, auf das kindlichſte geliebten Mutter, machten auf Margareths ſtilles Gemüth den tiefſten Eindruck, und verwandelten ihre Eingezogenheit faſt in Menſchenſcheu, erhöhten ihre Gottesfurcht faſt zu ſchwärmeriſcher Andächtelei.

Doch ſelbſt Heilige haben ein Herz, und ein, mit frommer Liebe zum Himmel gerichtetes Herz iſt auch oft, eben deshalb, um ſo empfänglicher für die irdiſche.

Margareth, die zwar nie bei den Luſtbarkeiten der Dorfbewohner, aber deſto pünktlicher jedesmal bei dem Gottesdienſte ſich einfand, mußte bald bemerken, daß Georg auf dem Kirchwege jederzeit ſie erwarte, und jede andere Gelegenheit ergreife, ihr ſeine Neigung zu erkennen zu geben. Sein vortheilhaftes Aeußeres, ſein Ruf als ein thätiger und verſtändiger Landwirth, ſelbſt die Art von Oberherrſchaft, die ihm bald, nicht nur die jüngern Bauern, ſondern auch ihre Väter, ſtillſchweigend über ſich einräumten, ließ ſie bei ſeinen Bewerbungen nicht gleichgültig bleiben, und bald kam es dahin, daß Georg bei ihrem Vater um ſie anhielt.

Dem Vater dünkte die Ungleichheit des Vermögens zwiſchen ſeiner Tochter und ihrem Freier denn doch allzu groß; aber er hätte ſich wahrſcheinlich endlich doch ergeben, wäre er nicht von ſeinem Schwiegerſohn, dem reichen Pachter, deſſen Stolz einen ſolchen Schwager nicht wünſchte, ganz beherrſcht und immer aufs neue mit Widerwillen gegen dieſe Heirath erfüllt worden.

Aller Bitten und beweglichen Zuredungen von Seiten Margareths ungeachtet, erhielt daher Georg vom Vater eine Zurückweiſung ſeines Antrags, und der Pachter konnte es ſogar nicht unterlaſſen, ihm mit verachtendem Spott zu begegnen.

Georg unterdrückte ſeinen gereizten Unwillen über die Verweigerung und ſeinen Groll gegen den Pachter eine Zeit lang, weil er noch hoffte, den Vater zu gewinnen.. Als aber dieſe Hoffnung, und, wie er erfuhr, auf immer fortdauernde, geheime Anſtellung des Pachters, nicht in Erfüllung gieng, verwandelte ſich ſeine Beharrlichkeit in Erbitterung und Trotz, und er faßte den Entſchluß, was er durch Bitten und Vorſtellungen nicht erlangen könne, auf eine andere Weiſe durchzuſetzen.

Es gelang ihm. So ſtreng und züchtig Margareth auch immer geweſen war, ſo konnte ſie doch in einer ſchwachen Stunde dem ſchlauen, von ihr geliebten Manne, nicht widerſtehen. Sie war über ihren Fehltritt untröſtlich, und weinte Tag und Nacht. Der Vater mußte, um ſein Kind nicht aufzuopfern und die Ehre ſeiner Tochter einigermaaſen herzuſtellen, dem abgewieſenen Freier halben Weges entgegenkommen; auch der Pachter mußte zu dem verlornen Spiele gute Miene machen.

Georg, hierdurch zwar im Innern erfreut, aber der ſchimpflichen Zurückweiſung immer noch eingedenk, beſtand, um ſich eine öffentliche Genugthuung zu verſchaffen, auf Ausrichtung einer feierlichen Hochzeit; faſt alle Einwohner des Dorfs, alle beiderſeitige nahe und ferne Verwandte, wurden eingeladen. Die gute Margareth konnte vor Schaam kaum die Augen aufſchlagen; doch fühlte ſie ſich in ihrem Gewiſſen beruhigter, fühlte ſich glücklich, die Frau eines Mannes zu werden, den ſie liebte.

Als nun am Abend des Hochzeittages die jungen Purſche und Mädchen ſich beim Tanze, die Väter und Altväter aber beim vollen Kruge ergötzten, pries Martin Wermuth, ein alter Gerichtsſchöppe, die reiche Gaſtfreiheit des Hochzeitvaters und die laute Frölichkeit des Bräutigams, und ſetzte dann, nach ſeiner eingewurzelten Gewohnheit, hinzu: „Warlich, hier gehts zu, wie bei Kaſpar Rungens Kindtaufen!“

„Du ſprichſt allemal ſo“ — ſagte ein anderer Gaſt — „wenn du dir ein Räuſchchen getrunken haſt oder noch trinken willſt; aber du haſt uns noch nie erzählt, wie's da zugieng?“

„Ja,“ — erwiderte Martin ſchmunzelnd — „davon weiß ich ſelbſt ſogar viel nicht, weil ich nicht dabei geweſen bin;

aber, als ich noch Soldat war, ſtand ich mit dem Commando um den Kreis, als er geköpft wurde."

„Geköpft? geköpft?" — riefen alle Anweſende, die von Executionen nur gar zu gern hörten.

„Gerichtet iſt er worden?" — fragte aufhorchend und ziemlich ernſt der Bräutigam, der ſich eben in der Nähe befand.

„Nun freilich" — antwortete Martin — „Wenn ichs Euch ſage! Geköpft und aufs Rad geflochten! Ich werde doch behaupten können, was ich mit eignen Augen ſah!"

„Es iſt einfältig von dir, Martin!" — verſetzte Georg mit Verdruß — „daß du meine Hochzeit mit dem Kindtaufſchmaus eines armen Sünders vergleichſt. Rede was Geſcheidters!" —

Aber hiermit waren die übrigen Zuhörer keineswegs einverſtanden, ſondern verlangten einſtimmig die Erzählung von Kaſpar Rungens Kindtaufen. Auch der nunmehrige

Schwager Pachter trat dieſer Meinung bei, und es fehlte wenig daran, daß er und der Bräutigam ſich nicht gleich am erſten Tage ihrer Schwägerſchaft ſehr ernſtlich überworfen hätten. Nur mit vieler Mühe gelang es den dazwiſchen eilenden Greiſen, die erhitzten jungen Brauſeköpfe aus einander zu bringen.

„Kannſt du doch fortgehen, lieber Georg!" — ſagte der Schöppe Martin begütigend — „und mit der Braut und ihren Muhmen den Vorreihen anführen!" — Aber Georg gieng nicht, und Martin begann:

„Ich kann euch die Hiſtorie nur ganz ſchlecht und recht erzählen; denn ein Schelm giebts beſſer, als ers weiß. ›Der Kaſpar Runge war ein Häusler, und blieb im Anfange ſeiner Nahrung mit Erbzinſen und Steuern immer in Reſt. Der Gerichtsfrohn kam faſt nicht aus ſeinem Hauſe.

Doch auf einmal fieng er an, ordentlicher einzuhalten, und auch wohlhabender zu werden. Er bezahlte nach und nach ſeine Reſte und andere Schulden; er baute ſein Haus, das alle Augenblicke einfallen wollte, und beſſerte auch die Scheune aus; er fieng an, zu proceſſiren; er kaufte ſich einen Acker nach dem andern, zuletzt gar ein großes Bauergut mit vier Hufen Feldes. Alles, was er vornahm, glückte ihm; ſeine Kühe gaben mehr Milch, als alle andere; ſeine Pferde waren glatt und fett, wie die Schnecken; ſeine Kaleſche war faſt eben ſo ſchön, als die Sonntagskutſche des gnädigen Herrn.

Bei alledem war er aber auch in ſeinem Hausweſen nicht etwa ein Knauſer. Wenn er in die Stadt fuhr, that er ſich gütlich; wer zu ihm kam, konnte mit ihm eſſen und trinken; er ging alle Sonntage in die Schenke, und machte auch wohl ſein Spielchen.

Endlich kam Kaſpars Frau wieder ins Kindbett, und er nahm ſich vor, ein recht großes Kindtaufen auszurichten. Er bat alles zuſammen, was er nur wußte, und die Gäſte ſollten noch mitbringen, wen ſie nur wollten.

Da es Abend wurde, führte er die Gevattern und Gäſte in die Schenke, und jeder, den er hier antraf, mußte ſein Gaſt ſeyn.

Hier giengs nun gar hoch einher; alles lebte in Saus und Braus, und der Kindtaufenvater ſelbſt mochte wohl einen Schluck übern Durſt zu ſich genommen haben. Seine Gäſte ſchienen ihm des Guten noch immer zu wenig zu thun, und er ermunterte ſie dazu auf alle Weiſe.

„Ei ſo trinkt“ — ſagte er endlich mit einem kräftigen Fluche — „und lebt nicht, als wäre ich ein Filz, oder ein Bettler! Ich habe vor zehn Jahren einmal einen Schwan geſchlachtet, und der giebt noch lange Fett!“

Die Gäſte achteten nicht auf ſeine wunderbare Rede; aber zwei fremde Bäuerlein, die mit ihren Dachsranzen hinterm Ofen ſaßen, machten lange Hälſe und ſteckten die Köpfe zuſammen.

„Höre, Gevatter!“ — fragte der eine — „kannſt du dich nicht mehr beſinnen, wie der Handelsmann hieß, den wir vor zehn, zwölf Jahren in dem Graben am Kollen-Buſch fanden?“

„Blitz!“ — ſagte der Andere — „du haſt recht! Schwan hieß er, ich laſſe mein Leben drauf, und kein Menſch hat erfahren können, wer ihn erſchlagen hat!“

Die fremden Bauern munkelten noch einige Zeit unter ſich, erkundigten ſich dann beim Schenkwirth nach den Umſtänden des Kindtaufvaters, und zogen dann im Stillen ihrer Straße.

Gleich nach ihrer Heimkehr zeigten ſie ihrem Gerichtsverwalter an, was ſie aus Rungens Munde vernommen und bedenklich gefunden hatten. Im Archiv wurde nachgeſucht, und es fand ſich in der That, daß

vor

vor mehrern Jahren ein durchreiſender reicher Kaufmann, laut der bei ihm gefundenen Päſſe, Schwan genannt, vieler tauſend Thaler beraubt und am Kollenbuſche ermordet worden, von dem Thäter aber keine Spur zu erlangen geweſen ſey.

Der Gerichtsverwalter ſchöpfte gegen Kaspar Rungen nicht geringen Verdacht, und ſandte die Acten an deſſen Obrigkeit. Man verglich die Zeit und alle Nebenumſtände; alle Anzeichen fielen gegen Rungen aus. Er wurde endlich vernommen, und geſtand Alles im erſten Verhör.

Ungefähr nach Jahresfriſt ſollt' er gerädert werden, aber ſie ſchenktens ihm halb, köpften ihn diesmal nur, und flochten den Leichnam aufs Rad. — Wie ichs Euch ſage, ich ſelbſt habe den Kreis um den Richtplatz mit geſchloſſen, und der abgehaute Kopf mit den ſtarren Augen und dem krauſen, ſchwarzen Haar ſchwebt mir noch immer ſo deutſich vor, als wäre die Execution vor einer Stunde geſchehen!“ —

Die ganze Geſellſchaft hatte bis zum Schluſſe der Geſchichte ſteif und feſt, wie die Bildſäulen, geſeſſen; nur Georg hatte manchmal haſtig den Krug ergriffen und ſtarke Züge daraus gethan. Jetzt fuhr er ſich unwillkührlich und ſchnell nach dem Kopfe, und zog dann mit langſamer Bedächtigkeit den Kamm einigemal durch die kurzverſchnittnen Haare.

„Dummes Zeug!“ — ſagte er dann — „Erzähle was Geſcheidteres, Vater Martin! Solche Scharfrichters-Geſchichten paſſen nicht zu meiner Hochzeit.“

Sämmtliche Gäſte wurden nun wieder lauter, und das Geſpräch lenkte ſich auf andere Gegenſtände. Georg ließ die Alten ſchwatzen, ſuchte ſeine Braut und fieng an zu tanzen. Dann zog er alle Mädchen, ſo viel ihrer nur da waren, nach der Reihe auf; die Muſikanten konnten nicht ſchnell und rauſchend genug aufſpielen; er trank jedesmal Wein auf die Geſundheit der abgehenden Tänzerin, oft in ſtarken Zügen.

Alles Zureden Margareths, ſich zu mäßigen, war vergeblich. Er ſuchte ſie zwar zu beruhigen, aber mit der ausſchweifendſten Luſtigkeit trank und jubelte er immer fort, bis man ihn endlich völlig betrunken ins Bett bringen mußte.

Traurig und beängſtigt folgte Margareth. Das Laſter der Völlerei war ihr von jeher abſcheulich vorgekommen, und ſie hielt Georgs Trunkenheit am erſten Tage der Ehe für eine ſchreckliche Vorbedeutung auf ihre ganze Zukunft.

Mit wieder anbrechendem Morgen, da ſchon die Sonne durch die Ritzen der verſchloßnen Fenſterladen ſpielte, erwachte Georg. Seine ſtarke Natur hatte ſich durch den Schlaf von der unmäßigen Schwelgerei faſt ganz wieder erholt; nur ein leichter Rauſch ſchien zurückgeblieben zu ſeyn. Er reichte der ſtill nach ihm hinblickenden Margareth freündlich die Hand, ſagte, daß er, vermuthlich, weil er zu viel getrunken, recht ſchwere, furchtbare Träume gehabt, und richtete dann ſeine Augen auf die Fenſterläden.

„Hm! dummes Zeug!“ — murmelte er mit erzwungenem, faſt einfältigem Lächeln — „Dummer Kerl mit ſeinem Schwane! Dummer Kerl mit deinem Sonnenſtaub!“

„Was willſt du damit?“ — fragte Margareth mit Schreck.

„Da ſieh nur!“ antwortete Georg, und wies mit dem Zeigefinger nach dem Fenſterladen, durch deſſen Lücken die Sonne einen langen, wirbelnden Strahl in die Kammer herein warf.

„Ja, die Sonnenſtäubchen ſehe ich wohl, aber“ —

„Haſt du nichts von der geſtrigen Schwan-Geſchichte gehört?“

„Ja! der Pachter hat ſie ſeiner Frau und mir wieder erzählt.“

„Nun ſieh — da der fatale Sonnenſtrahl, den ich gar nicht leiden kann, erinnert mich an eine faſt ähnliche Geſchichte — ähnlich, meine ich, was den Anfang anlangt, doch gewiß nicht im Ausgange — nein gewiß nicht — haha!“

„Und die wäre, lieber Georg?“

„Sieh, Margareth! dir kann ich ſo etwas wohl erzählen; denn du biſt ja nunmehr mein Weib, und das wärſt du doch ſchwerlich ohne dieſe Geſchichte.“

„Ich bitte dich, Georg! auf was deuten dieſe bedenklichen Worte?“

„Habe nur Geduld; ich erzähle dirs! Sieh, als ich noch Fuhrknecht im Gränz-Gaſthofe war, da kam einmal ein Polniſcher Jude mit einem ſchweren Koffer und einem kleinen Käſtchen voll Ducaten und Juweelen dort an. Er wollte mit frühſtem Morgen weiter, konnte aber keine Poſtpferde bekommen. Endlich erbot ſich mein Dienſtherr, ihm Vorſpann und einen ſichern, zuverläſſigen Knecht zu geben. Dieſer Knecht war ich!“

„O Gott! wohin ſoll das führen?“ — ſeufzte Margareth.

„Wenn du ſchon in Voraus heulen willſt, ſo kann ich ja ſchweigen“ — antwortete Georg — „doch aber möchte ich gern, daß du es wüßteſt. Du biſt ja eine fromme Chriſtin, und wirſt mich ja aufrichten können. Warum wärſt du auch ſonſt in alle Predigten gelaufen? — Gut alſo — Der Jude ſah mir ins Geſicht und ſchien Zutrauen zu mir zu faſſen; ich durfte ihn fahren, und das Gold und die Juweelen, die ich von ungefähr geſehen hatte, flimmerten mir, während wir auf der Landſtraße blieben, immer vor den Augen; ſelbſt wenn ich die Sterne am Himmel ſah, die ſchon nach und nach verſchwanden, ſchienen ſie mir weniger glänzend, als die Edelſteine in dem Käſtchen.“

„Großer Gott! ſollteſt du dem Verſucher in die Hände gefallen ſeyn?“

Still, Margareth! oder du machſt mich wild! — Endlich kamen wir in den Wald. Ich ſtieg einen Augenblick ab, um mich umzuſchauen. Kein Blatt regte ſich; kein Menſch, kein Haus war weit und breit; der alte Mauſchel ſchlief, hatte das Käſtchen vor ſich ſtehen und ſeine Geſetzriemen in der Hand. Doch ſchien mir ſein Schlummer mehr Schwäche des Alters, als ordentlicher feſter Schlaf.

„Hm!“ — dachte ich in dieſem Augenblick — „was hilft auch der Plunder dem Alten, der ohnedies nicht lange mehr leben wird? Mir aber könnte er helfen! Zudem iſt's ja nicht einmal ein Chriſt, und zu ſeinem Gott Abrahams hat er ja auch eben gebetet. — So wie mir dies durch den Kopf fuhr, ſchien auch ſchon alles mein Eigenthum. Ich griff nach der Radhaue, und ſchlug damit den Juden vor die Stirn. — Nun, ſagſt du gar nichts, Margareth? Du biſt ja auf einmal ganz todtenſtill!“

Margareth hatte die Hände gefaltet und zitterte; ihr Geſicht war todtenbleich; die Sprache verſagte ihr jeden Laut.

„Ich hatte aber“ – fuhr Georg fort — „den Alten doch nicht recht getroffen. Er wachte auf und ſchrie. — „Wei, wei!“ wimmerte er — (und Georg ſelbſt verzerrte jetzt Geſicht und Juden-Dialekt zur ſchneidendſten Uebertreibung) — „Wei! Chriſt! was thuſt du? was haſt du gethan? Habe Barmherzigkeit mit mir. Der Gott meiner Väter wird dich ſtrafen; der Bluträcher wird dich finden“ —

„Selbſt der Teufel wird das nicht, alter Flachsbart!“ — antwortete ich.

„Sieht dich kein Auge, ſchau — ſo wird Gottes Auge dich ſehen, und der Sonnenſtaub wird dich verrathen!“ — krächzte er noch einmal. Wirklich drang plötzlich ein Strahl der Sonne durch die düſtern Zweige. Mir fieng an zu grauſen; alle Bäume ſchienen ſich zu bewegen; aus allen Holzwegen ſchlenen Geſichter hervorzukommen; ich erhob ſchnell die Radhaue noch einmal. Jetzt traf ich beſſer. Der Jude zuckte kaum noch, und gab nur noch lallend den Laut von ſich: „Der Sonnenſtaub wird dich verrathen!“

„Jeſus —!“ ſchrie Margareth auf.

„Schweig, Weib! oder bei Gott — Sieh, gute Margareth! ich fuhr noch eine Strecke tiefer in den Wald, bis über die Gränze. Dort packte ich Koffer und Käſtchen aus, verſcharrte ſie mit dem Alten, reinigte den Wagen vom Blute und fuhr dann wieder heim. Als ich ins Freie kam, ſah ich drei Raben. Dieſe flogen auf von dem Anger, drehten ſich in der Luft über mir herum, ſchrieen unaufhörlich und folgten dem Wagen immer von weiten. Kannſt du's glauben, daß mich dies faſt erſchreckt hätte? — Doch ich ſuchte mir Muth zu machen und ſtimmte ein geiſtliches Lied an; aber das wollte nichts helfen. Die Raben verfolgten mich immer erbitterter, als wollten ſie auf mich hacken. Da verſuchte ichs und pfiff ein liederliches, und fluchte dazu. Da blieben ſie zurück, und ich kam ungeneckt zu Hauſe.

Ich vergrub nun meinen Schatz einſtweilen unter einem Baume, ſetzte erſt nach mehreren Jahren die Perlen und Edelſteine zwanzig Meilen von hier in Geld, und kein Menſch hat je etwas von der Sache entdeckt; ja ich ſelbſt habe nicht gern mehr daran gedacht. Heute Nacht aber träumte mir wieder von den verwünſchten drei krächzenden Raben, die ſich diesmal weder durch Fluchen, noch ſonſt, wollten wegbringen laſſen, und als ich die Augen aufſchlug, blendete mich der Sonnenſtrahl. Doch gewiß, ich bin nicht ſo dumm, wie der Kaſpar Runge mit ſeinem Schwane, und der Sonnenſtaub, denk' ich, wird mich wohl auch unverrathen laſſen! — Nun, du ſagſt ja kein Wort?"

„Jeſus Chriſtus! was ſoll ich ſagen?" — ſtöhnte die unglückliche Margareth, aus einem todtenähnlichen Erſtarren erwachend und mit

Verzweiflung die Hände ringend — „O mein Gott! ſo ſind wir denn beide verloren! Ja, ich ſehe es — meiner Sünde wegen werde ich beſtraft — ich bin das Weib eines Straßenräubers, eines Mörders!“

Georg ſchien ſich jetzt erſt zu beſinnen und ſeine Unvorſichtigkeit einzuſehen; ſein Rauſch verflog gänzlich. Er ſuchte Margareth zu beruhigen, ſuchte ihr ſogar alles nur als Traum und Erdichtung vorzuſtellen; aber mit zu furchtbaren Zügen hatte ſich die Wahrheit ſeiner Erzählung in Margareths Seele geprägt.

Nach dem ſchrecklichſten Kampfe zwiſchen der Pflicht als Gattin und Mutter, und der lautrufenden Stimme ihres Gewiſſens, ſiegte endlich die letztere. Margareth nahm, von Angſt und ſtäter Unruhe getrieben, ihre Zuflucht zu ihrem Beichtvater, und entdeckte ihm, was ſie am Morgen der Brautnacht erfahren.

Auch dieſer hielt es für Schuldigkeit, den

Vorfall dem Gericht anzuzeigen. Georg entfloh, wurde aber bald von der verfolgenden Gerechtigkeit eingeholt. Die Unterſuchung begann, und die finſtre Mordthat ward ſehr bald in das helleſte Licht geſetzt.

Die arme Margareth ſtarb, ſchon längſt durch Angſt und Erſchöpfung dem Grabe nahe gebracht, an den Folgen einer frühzeitigen Niederkunft. Bald nachher empfieng Georg — nach dem Fluch des ermordeten Greiſes, vom Sonnenſtaube und ſeiner eignen Schwatzhaftigkeit verrathen, die Strafe ſeines Verbrechens.

4.

Das Hochzeitgedicht

ohne Arreſt.

„Kanonikuſchen! Kanonikuſchen! auf ein Wort!“ — rief der Kommerzienrath Neunauge haſtig zum Fenſter hinaus, da er ſeinen geſchätzten Mitſtreiter am Whiſt-Tiſche, Herrn Kanonikus Goldhahn, die Straße heraufkommen ſah, und winkte ihm dabei mit der Bernſteinſpitze des langen türkiſchen Pfeifenrohrs. Dann ſtrich er den feinzitznen Schlafrock glatt über den Bauch hinab, und verfügte ſich nach der Thür, um ſie dem werthen Freunde entgegenkommend zu öffnen.

„Was giebt's? was habt Ihr?“ — fragte der Eintretende, indem er ſich mit dem Oſtindiſchen Tuch die Schweißtropfen von der Stirn wiſchte.

„Delicate, vortreffliche Neuigkeiten! Die Nervenfieber graſſiren mit jedem Tage gräßlicher; die Menſchen ſtürzen hin, wie die Fliegen, und —"

„Das nennt Ihr delicat?" — unterbrach ihn Goldhahn verdrüßlich, brachte die in Unordnung gerathene Schleife des theuer erkauften Stiftskreuzes wieder in Ordnung, und zog, um ſich in etwas zu präſerviren, dem Kommerzienrath die Pfeife ohne Umſtände aus dem Munde — „deshalb habt Ihr mich die Treppe heraufgeſprengt?"

„Ei! was geht mich und dich die Epidemie an? Sichern uns nicht die Schutzfläſchchen, die du für ſämmtliche Mitglieder des Donnerſtags gütigſt verſchrieben haſt?"

„Kleinigkeit das! Macht keine Umſtände!" — nahm Goldhahn wieder das Wort, und blies aus dem verlöſchenden Meerſchaumkopf Aſche und Funken. — „Ja, in meiner Jugend, da ich noch nichts war, nichts hieß, hätte mich vielleicht ſo Etwas auch beruhigt. Aber jetzt — und bei dermaligen ſchweren Zeiten! Habe ich mich nicht

ſo

ſo eben bei einem endloſen Zug Kanonen und Pulverwagen und Granaten wie ein Aal vorbei winden müſſen? – Alle Wetter! wenn ſo ein Teufelsding in die Luft fliegt, und mir nichts, dir nichts, unſer einem Arm und Beine zerſchmettert.“ — —

Aber laß mich nur zum Worte kommen, Kanonikuschen! Du biſt von der Angſt noch ganz wie gekocht. Ja, leider die Zeiten ſind miſerabel, und die Nervenfieber greifen täglich weiter. Kaum vor einer Viertelſtunde fuhren der Hofrath Trampel und der Doctor Schrenz drüben bei Raths vor, und ſtiegen ſofort wieder ein. Wenn ſolche Herren bei reichen Patienten ſich ſo ſchnell beurlauben — — kurz, gewiß hat in dieſer Nacht der alte Narr Blumbach des ewigen Trommelns und Pfeifens endlich müde, dieſe Zeitlichkeit verlaſſen, um ſich dort von ſeinem Mozart und Haydn eins aufſpielen zu laſſen, und — merkſt du nun, wo ich hinaus will, Kanonikuschen? — die junge

Frau, nach der dir von jeher der Mund gewäſſert hat, iſt nun wieder frank und frei, wie ſie unſer Herrgott erſchuf!“

Kaum hatte Neunauge ausgeredet, als ſeine Vermuthung durch die, noch im Pudermantel eintretende Kommerzienräthin volle Beſtätigung erhielt, und ſchon ſah man durchs Fenſter den Tiſcher mit dem bedenklichen Maße und den Leichenbittter mit Degen und Flohr ſtracklich auf das Leichenhaus zuſchreiten.

Die, ſolchemnach ſeit vergangener Nacht verwittwete Räthin war denn auch ohne Widerſpruch ein ſo allerliebſtes und, als einzige Erbin ihres Mannes, auch ſo reiches Weibſchen, daß nicht nur einem gewöhnlichen Eheſtandskandidaten, ſondern auch Jedem, dem Sinn für das Schöne und Gute verliehen war, bei der Nachricht von dem Tode des alten Raths ein wenig das Herz klopfen konnte.

Ihr verſtorbener Vater, Namens Freund, hatte auf einer benachbarten anſehnlichen Herrſchaft lange Jahre hindurch das Amt eines Gerichtsdirectors bekleidet, und ſie ſelbſt war, nach dem frühen Tode ihrer Mutter, unter Aufſicht der daſigen Pfarrerin, ſo lieblich herangewachſen, daß ſelbſt der Schulmeiſtersſohn und damalige Schreiber ihres Vaters, Johann Goldhahn, von dem Zauber ihrer großen ſchmachtenden blauen Augen, von der Zartheit ihrer Haut und der Anmuth ihres ganzen Weſens gerührt und zur tiefſten Verehrung gegen ſie hingeriſſen ward.

Natürlich durfte es jedoch der, überdieß ziemlich plumpe Johann nicht wagen, die eignen etwas kalbsartig hervorſtehenden Augen zur einzigen Tochter ſeines Herrn und Meiſters zu erheben; ſondern alle Andeutungen ſeiner geheimen Zuneigung mußten ſich darauf beſchränken, daß er beim Serviren Mamſell Eliſen nie den Teller oder die Bratenſchüſſel reichte, ohne dazu, wenn auch insgeheim, mit dem Fuſſe auszuſcharren. Aeußerſten Falls gelang es ihm, des Sontags, wenn ſie zur Kirche ging, ihr an der Kapellenthüre mit dem nachgetragenen Geſangbuch ein ſüß duftendes Sträuschen in die Hand zu ſpielen, das er aus dem, ſeiner Obhut gleichfalls übertragenen Garten mit ſorgfältiger Wahl geſchnitten hatte. Eliſe dankte dann freilich mit einem freundlich auf die gefüllten Hyacinthen oder Lack, und Levkoyſtengel fallenden Blicke, rühmte auch wohl gelegentlich aus angeborner Gutherzigkeit Johanns glückliche Hand, ließ es ſich aber dabei nicht im Traume einfallen, daß irgend eine Art beſonderer Ergebenheit hinter der Galanterie des handfeſten Schreibers lauſche.

Auch erhielt ihr eigenes, nichts weniger, als gefühlloſes Herz nur gar zu bald eine Beſchäftigung, die ihre Aufmerkſamkeit von Anſtellung aller, entfernter liegenden Beobachtungen ablenkte. Herr Freund ſah ſich nämlich durch Weiterbeförderung ſeines bisherigen, ſchon ziemlich bejahrten Aktuars genöthigt, einen andern Gehülfen anzunehmen, und ſeine Wahl traf einen jungen Mann, Namens Anſelmi, der kürzlich von der Akademie gekommen, und eben ſo talentvoll, als liebenswürdig und feurig war.

Kaum hatte Anſelmi die Tochter ſeines Prinzipals bei der erſten Mahlzeit geſehen, als es ihm faſt leid that, die mit ſeiner ſo gefährlichen Nachbarſchaft verbundene Stelle angenommen zu haben. Kaum hatte Eliſe bei ſeinem erſten Tiſchgeſpräch aufmerkſam zugehorcht, als ſie ſich, faſt mit Verwunderung, zu der Ueberzeugung hingeriſſen fühlte, es gebe eine Art ihr bis jetzt noch unbekannt gebliebener Annehmlichkeit des Umgangs; als ſie beim Stricken und Nähen an Anſelmi recht oft, mit einiger, obſchon zugleich faſt ſcheuer Hochachtung, denken mußte.

Die gegenſeitige Bangigkeit ward jedoch, zumal, da der ſonſt gar nicht leicht zu befriedigende Gerichtsdirektor von Anſelmi's Geſchicklichkeit und Gewandtheit nicht genug rühmen konnte, der neue Gehülfe ſelbſt aber ein Paar der ſprechendſten Augen beſaß, ſehr bald von ſich begegnender Zutraulichkeit, und dieſe hinwiederum von recht inniger, für jeden Theil wohlthätiger Zärtlichkeit abgelöſt. Der Weg zur Gerichtsſtube führte ſo unmittelbar bei Eliſens Zimmer vorbei; war es ein Wunder, wenn ſich Anſelmi's und Eliſens Blicke oft zufällig begegneten? Johanns Blumenbeete waren in dieſem Sommer mit ſo ſüß duftenden Lilien und Nelken beſetzt; das Birkenwäldchen, das den Garten begränzte, hatte diesmal eine ſo geſangluſtige Nachtigall an ſich gelockt; der Aufgang des Mondes nahm ſich durch dieſe Birkenzweige ſo maleriſch und zauberiſch aus; Anſelmi ſpielte zu Zeiten ſo zärtlich auf der Guitarre oder auf der Flöte; war es ein Wunder, wenn der nicht ohne Eiferſucht alles beobachtende Schreiber eines Abends, da der Direktor zum Edelmanne eingeladen war, in der ſchattenden Jasminlaube ein Geräuſch hörte, das in ſeinen anſehnlichen Ohren beinahe wie Geflüſter der Liebe und recht zärtlicher Küſſe klang?

Dies, dem lauſchenden Johann äußerſt ärgerliche Flüſtern und Liſpeln wollte gar kein Ende nehmen. Er wußte ſich vor Abgunſt faſt nicht länger zu faſſen. Da er es aber gleichwohl, aus Reſpect gegen den Herrn Aktuar und die Mamſell, nicht wagte, ſich der Laube zu nähern, ſo ließ er ſich zuletzt von einer Art Verzweiflung verleiten, einen Noth- und Hülfsſchuß zu thun, d. h. aus der, gegen die genäſchigen Spatze immer bereit ſtehenden Vogelflinte, obſchon dieſe Kirſchräuber vorlängſt zu Bette waren, einmal zu feuern.

Seine Abſicht, die Liebenden zu ſtören, gelang nur faſt zu gut. Beide guckten auffahrend aus der Laube, um zu ſehen, was es gebe. Aber leider hatte in der grünen Dunkelheit weder Anſelmi bemerkt, daß Eliſens roſenfarbnes Lockenband, wie ein Orden, von der Achſel ſeines blauen Fracks herabflatterte, noch Eliſe, daß beim Feuer der Küſſe ihr braunes Halstuch von der ihrigen ein wenig herabgeglitten war. Dieſe deutungsvollen Unregelmäßigkeiten fanden jedoch außerhalb der Laube an der Mondgöttin, die, ſeitdem man ſie mit Endymion ins Gerede brachte, gegen die Schwachheiten ihrer Mitſchweſtern überhaupt etwas nachſichtlos ſeyn ſoll, eine Verrätherin. Der eiferſüchtige Schütze konnte vor Ingrimm kaum ſein: „Gehorſamſten guten Abend! die verdammten Sperlinge halten jetzt auch des Nachts keine Ruhe" — hervorſtottern. Anſelmi aber hatte mit ſchleuniger Abnahme ſeines Minne-Ordens, ſo wie Eliſe mit Aufnahme des Tuchs, gerade genug zu thun, um auf dieſen ungelegenen guten Abend den Dank ſchuldig zu bleiben.

Nicht ganz zufrieden mit ſich, weniger wegen des Vorfalls ſelbſt, als wegen des Ertappens dabei, ſchieden die Liebenden, diesmal auf beſondern Wegen, von einander, und jedes von ihnen begab ſich auf ſein Zimmer, obwohl die milde Nacht recht füglich noch längeres Zuſammenbleiben geſtattet, und die innere Wärme wohl auch eine kühlere Nacht unſchädlich gemacht hätte.

Der lächerlich eiferſüchtige Schreiber konnte heute zum erſten Male bei der Lampe, womit er auf den Herrn warten mußte, nicht einnicken. Er brannte vor Begier, dem Gerichtsdirektor das Benehmen des Aktuarius und der Mamſell beim Auskleiden kund zu thun; aber er wußte auch, daß mit Herrn **Freund**, beſonders wenn er vom Schmauſe kam, nicht immer zu ſpaſen ſey, und er erinnerte ſich der Ohrfeigen, die ihm einige Mal, wenn etwa der Stiefelknecht fehlte, oder ein Pantoffel am unrechten Platze ſtand, wohl abgemeſſen zu Theil worden waren.

Er beſchloß daher, ein vielleicht ſich anbietendes Stündchen abzupaſſen, und erwiederte auf die Frage des etwas benebelten Gerichtsdirektors: ob indeſſen was vorgefallen ſey? mit etwas dumpfem Tone, nichts weiter, als: in Sachen Steffen Sperlings contra Caspar Bachenſchwanz ſey, wie der Herr Aktuar ſich habe verlauten laſſen, ein allerhöchſtes Naſenreſkript eingelangt.

Doch indem er eben die Perücke des Gerichtsdirektors beim Beutelzopfe faßte, um ſie dem, von langen Zeiten her zu dieſer Servitut verurtheilten Corpus juris aufzuhängen, fiel ſie ihm vor Schreck plötzlich aus der Hand, weil — mit gewaltigem Blaſen ein Poſtillon durchs Dorf ſprengte, und, ſchnell abſitzend, mit gewichtiger Fauſt an den Thorweg donnerte.

Auch Herr Freund, der in dieſer Staffette den Ueberbringer irgend eines wichtigen, keinen Aufſchub leidenden Auftrags vermuthete, fuhr augenblicklich wieder in den einen Stiefel, und eilte dann, unter Ausſtoßung einiger Ehrentitel, dem zu Oeffnung des Hauſes abgeordneten, doch ihm nun viel zu lang ausbleibenden Johann ſpornſtreichs mit dem Lichte nach.

Aber da, gleich oben an der Treppe, lag der arme Johann, ſtarr und ſteif, wie vom Schlage gerührt, hielt einen, mit goldenen Buchſtaben gedruckten Zettel in der weit ausgeſtreckten Rechte, und — Nein! war es zu glauben? dieſem Tölpel, der ſeine, den Bauern abgezwackten Nebenſporteln in träger Stumpfheit ſämtlich zum Kollekteur trug, war das große Loos zu Theil worden, da Fortuna ſeinen pfiffigen Herrn Prinzipal ſchon ſeit Jahren nur mit: Niet! Niet! abgeſpeiſt hatte!

Eine Zeitlang ſtand der Gerichtsdirektor in tiefes Nachdenken verſunken, und überlegte, ob es nicht möglich ſey, ſich ſelbſt den Gewinn zuzueignen, da ja doch jene Sporteln dem Schreiber eigentlich nicht gebührten. Indeß, da ihm alle aufgeſuchten Rechtsgründe dennoch nicht hinlänglich ſchienen, ſo beſchloß er, lieber gütlicher Weiſe von dieſem Verfalle möglichſten Nutzen zu ziehen.

„Das groſſe Loos! funfzigtauſend Thaler, Goldhahn!“ — rief er daher, rüttelnd und ſchüttelnd, mit einer Stimme, die Todte erwecken konnte, dem ſich nach und nach erholenden Schreiber in's Ohr, und befahl dem herzu gekommenen Poſtillon, einen Tuſch zu blaſen. — „Lieber Herr Goldhahn! belieben Sie doch aufzuſtehn, und ſich aufs Canapee zu verfügen!“ — Die funfzigtauſend hatten bei dem ſpekulativen Alten augenblicklich den Johann in einen Goldhahn, das Er in ein Sie, und den Tölpel in einen Herrn verwandelt.

„Es iſt Ihnen doch kein Leid widerfahren? Sie haben doch kein Loch in Dero Kopfe, lieber Herr Goldhahn?“ – fuhr er dann noch zärtlicher fort — „Sollten Sie vielleicht etwas zerbrochen haben, ſollten Sie Sich wohl gar nicht einmal mehr in dem Zuſtande befinden, Derjenigen, welche Sie von jeher ausnehmend ſchätzten, in einer letzten Willensmeinung gütigſt und cum effectu zu denken? — Doch — der Himmel ſey geprieſen, ich ſehe ja, daß Sie Sich noch gänzlich bei geſunden Gliedmaßen befinden, und ich eile daher, Ihnen rückſichtlich des gehabten Freudenſchrecks eine Taſſe ſchwarzen Kaffee's zu beſtellen!“

Unter dieſen Worten war es ihm, mit Beihülfe des Poſtillons, gelungen, den erſtaunten Johann, der ſich in ſein unverhofftes Glück noch gar nicht zu finden wußte, in die Stube und auf's Canapee zu befördern.

Er ſelbſt aber verfügte ſich nun in möglichſter Haſt an Eliſens Kammer, um ſie zum Herausgeben des Kaffee's aus dem Schlafe zu pochen.

Eliſe, durch ein etwas unſanftes Antrommeln aus dem erſten Schlummer, und — einer vom Traum gedichteten Fortſetzung des Schäferſpiels in der Jasminlaube geweckt, fuhr erſchrocken auf. Ihr erſter Gedanke war Feuer! ihr zweiter — was doch ein böſes Gewiſſen thut! — Verrath ihres zärtlichen Verhältniſſes, und eine ſtrenge väterliche Vorhaltung.

Sie war daher nicht wenig vergnügt, als ſie endlich aus des Vaters abgebrochenen Worten ſo viel zuſammen ſetzen konnte, daß von nichts weiter, als einem, dem Schreiber zu Theil gewordenen großen Looſe und ſchleunigſt zu bereitenden Kaffee die Rede ſey. Ohne dem Johann ſein Glück im mindeſten zu beneiden, aber auch, ohne ihm, wie der Gerichtsdirektor zu verſtehen gab, trotz der tiefen

Nacht, perſönlich dazu Glück zu wünſchen, weckte ſie die ſchwerhörige Juſtine, überließ dann dieſer die Zubereitung und Auftragung des braunen Trankes, und dachte ſelbſt beim Wiedereinſchlaſen nur flüchtig vor ſich: Ob denn Anſelmi nicht auch in die Lotterie ſetzen mag!

Als am nächſten Morgen der Gerichtsdirektor fortfuhr, ſeinen, nun ſchon zum „allerliebſten Goldhähnchen" beförderten Schreiber mehr ſelbſt zu bedienen, als ſich von ihm bedienen zu laſſen; als, geweckt und beflügelt von der ſchnell durchs ganze Dorf eilenden Glücksfama, Alt und Jung, ja ſelbſt Johanns ſonſt ſtreng auf ihr Anſehen haltenden Aeltern, demüthig herbeitraten, und ſich der Gewogenheit und kindlichen Dankbarkeit des Herrn Johanns angelegentlichſt empfahlen; dämmerte auch in ihm ſelbſt nach und nach der Gedanke auf, daß mit funfzigtauſend Thalern noch bei weitem mehr anzufangen ſeyn müſſe, als mit vierhundert, dem höchſten Ziel ſeiner bisherigen Wünſche, daß aber auch der Beſitzer einer ſo feinen Summe ſich vor allen Dingen eines gewiſſen vornehmen Anſtandes zu befleiſſigen habe. Das erſte, was er zu Erfüllung dieſer neuen Pflicht that, beſtand darin, daß er ſein, von Fett glänzendes Haupthaar heute, zum erſten Male auch am Werkeltage, tüchtig mit Mehl beſtreute, und ſeinen pflaumenfarbenen Sonntagsrock mit den blanken Stahlknöpfen anzog. Dann ſagte er ohne weitern Verzug, wiewohl nicht ganz ohne einen Reſt vormaliger Furcht, ſeinem Prinzipal vorläufig den Dienſt auf, und bat ſich zugleich Urlaub aus, um, wie er etwas demüthig zu verſtehen gab, wegen Erhebung und Unterbringung ſeines Vermögens das Erforderliche zu beſorgen.

Dieſen Entſchluß hatte natürlich Herr Freund längſt vorausgeſehen, und bereits im Stillen ſeine Maasregeln darnach ergriffen. Jetzt, da er zum Vorſchein kam, kannte der

Gerichts-

Gerichtshalter nichts Eiligeres, als dem Großknecht zu Anſchierung des, etwas ſchwerfälligen Stadtwagens Befehl zu ertheilen, und ſich dem Herrn Goldhahn, da ja doch reiche Leute ſich mit dem Gelde nur in ſo weit abzugeben pflegten, daß ſie es anſtändig verzehrten, zum Reiſegeſellſchafter und Gehülfen anzubieten.

Der reichgewordene Schreiber nahm dieſen Antrag um ſo bereitwilliger an, je mehr er eines Theils in der That nicht wußte, was er mit dem vielen Gelde anfangen ſolle, andern Theils aber auch aus ſeiner täglichen Anweſenheit in der Gerichtsſtube doch ſo viel ad notam genommen hatte, daß bei Gelderhebungen, Darlehnen und ähnlichen Geſchäften die Unterlaſſung einer einzigen Formalität große Gefahr bringen könne.

Wir haben nicht Luſt, die werthen Reiſenden auf ihrem ziemlich langweiligen Wege nach der Stadt, dann zum Kollekteur u. ſ. w. zu begleiten. Wir enthalten uns gleichergeſtalt, etwas von den mancherlei drolligen Verlegenheiten zu erwähnen, in welche der plötzlich zum Herrn gewordene Schreiber ſeiner Neuheit in dieſem Verhältniſſe, ſeiner Beſorgniß, das viele Geld etwa wieder einzubüßen, und ſeines nach und nach immer ſteigenden Eigendünkels halber, in einer Stadt verwickelt werden mußte, die von Juden, Freudenmädchen und andern das Geld eines Neulings ſogleich witternden Spekulanten wimmelte. Nur ſo viel gehört zur Sache, daß Herr Freund ſeinem Schützling während der Reiſe, mit aller ihm ſelbſt zur Seite ſtehenden Erfahrung, eine Art künftigen Lebensplans vorzeichnete; daß er Goldhahn's Kapitale, ohne ſeinen eignen Vortheil im mindeſten aus den Augen zu ſetzen, ſicher unterbrachte, und daß er nicht eher, und zwar allein, auf ſein Dorf zurückkehrte, bis dies alles völlig in Ordnung war.

Dem zu Hauſe zurückgelaſſenen Anſelmi war indeſſen die Zeit keinesweges lang geworden. Auch läßt ſich nicht behaupten, daß Eliſe unaufhörlich an den Kapplöchern geſtanden und alle Bergſpitzen erklettert habe, um den, die Zurückkunft des Vaters verkündenden Staub ſchon von fern aufwirbeln zu ſehen. Einige Nachbarn wollen vielmehr beide junge Leute mehrere Abende in der Jasminlaube, und die ſchon etwas überreife Tochter des Chauſſee-Einnehmers ſogar in der Gerichtsſtube eine Umarmung bemerkt haben.

Wie dem aber auch ſey, ſo wurden wenigſtens beide Zurückgebliebene durch die gerunzelte Stirn des ausſteigenden Gerichtsdirektors in eine Art geheimer Beklommenheit verſetzt. Dieſe Wolken deuteten augenſcheinlich auf ein heranziehendes Ungewitter, und leider! brach dies nur gar zu bald aus.

Der nunmehrige Herr Goldhahn hatte nämlich kurz vor dem Abſchiede, durch einige, auf ſeine Rechnung gemeinſchaftlich genoſſene Flaſchen alten Rheinweins mit völliger Unbefangenheit begabt, dem ehemaligen Prinzipal ſeine ſchon längſt gehegte Zuneigung gegen Mamſell Eliſen, zugleich aber ſein Bedenken wegen des an dem bewußten warmen Sommerabende von ſeiner Bahn gewichenen Lockenbandes und Tuchs, zu erkennen gegeben. Herr Freund war ganz der Mann, der einen Schwiegerſohn mit funfzigtauſend Thalern gehörig zu ſchätzen wußte, und ſchon bei der erſten Erblickung des goldgedruckten Looſes war ihm, wenn auch nur entfernt, ein Heirathspläncheu durch den Kopf geſurrt. Wie entzückend war ihm daher die erſte, wie ärgerlich die darauf folgende Nachricht!

„Laß das gut ſeyn, allerbeſtes Goldhähnchen!“ — beſchloß er nach einigen Hin- und Wiederreden die für ihn halb erfreuliche, halb verdrüßliche Unterhaltung. — „Folge du nur in Allem meinem gegebenen Rathe, damit du dich zuförderſt in der Welt auch ſehen laſſen kannſt! Uebrigens überlaß mir die Sorge, ſo einem armen Schlucker, wie der Aktuarius iſt — was bildet ſich der Laffe wohl ein? — die Luſt nach einem ſo prächtigen Mädchen aus dem Kopfe zu bringen!“

Schon mit Anbruch des folgenden Tages beſchied der Gerichtsdirektor ſeine Tochter zu ſich, und verkündete ihr ganz kurz und bündig ſeine Abſicht, ſie in wenig Tagen in eine Penſion nach der Stadt zu bringen, indem ſich durch beſonderes Walten der Vorſehung eine ſo anſehnliche Parthie für ſie gefunden habe, daß es unerläßlich werde, ihre bereits erlangten, jedoch nicht ausreichenden Kenntniſſe noch mehr auszubilden. Er ſetzte hinzu, daß er an gewiſſe Dinge, ſo ihm von guter Hand hinterbracht worden, nicht glauben wolle; aber auch irgend einen Widerſpruch weder erwarte, noch berückſichtigeſt werde; übrigens habe ſie ſofort das im Hofe gelegene Hinterſtübchen einzunehmen, und ſelbiges bis auf weitern Beſcheid, bei Vermeidung harter Ahndung, nicht zu verlaſſen. Sein zorniger Blick war hinlänglich, bei Eliſen jede Erwiederung zu unterdrücken. Sie verließ ſchweigend, die Hand vor den weinenden Augen, faſt ohne Beſinnung, das Zimmer und begab ſich in den angewieſenen Hausarreſt.

Nunmehr ließ Herr Freund auch Anſelmi zu ſich rufen. Sehr gern würde er mit dieſem eben ſo in der Manier eines Gerichtshalters verfahren ſeyn; allein, theils durfte er nicht hoffen, dieſen einzuſchrecken, theils ſtand auch der Aktuarius, genau betrachtet, in Pflichten des Gerichtsherrn, und es war ihm in Verrichtung ſeiner Geſchäfte nicht der mindeſte Vorwurf zu machen. Alſo mußten hier gelindere Saiten aufgeſpannt werden.

Doch ein alter erfahrner Praktikus weiß

in allen Sachen Rath. Der Gerichtsdirektor fieng daher mit Bezeigung ſeiner Zufriedenheit über Anſelmi's bisherige Geſchäftsführung an, wünſchte aber ſodann, auch ein Gleiches in Hinſicht ſeines moraliſchen Wandels rühmen zu können. Natürlich ward Anſelmi hierdurch gereizt, und bat ſich ziemlich trotzig eine Erläuterung aus.

„Die Erinnerung an einen gewiſſen, wohl nicht gern, doch zur rechten Zeit vernommenen Flintenſchuß mag Ihnen dieſe geben!“ — verſetzte der Gerichtsdirektor, und jagte damit alles Blut in die Wangen des liebenden Jünglings.

Jetzt ſah ihn der Alte außer Faſſung gebracht, und nun konnte es ja nicht fehlen, und nun ſprach er ſo lange von Verführung eines unerfahrnen Kindes, von Verhinderung eines auf Eliſen harrenden Glücks, von der Unmöglichkeit, ſie je, auch nur auf entfernte Art, diesfalls zu entſchädigen, von Eliſens Reue über eine begangene Unvorſichtigkeit, von beleidigtem Gaſtrecht, gekränkten Vaterherzen und Undank, bis Anſelmi, in Aufwallung eines edlen Zorns, ohne weiteres ſeine Entlaſſung foderte, und freiwillig das heiligſte Verſprechen beifügte, Eliſen vor ſeiner Abreiſe nicht einmal wieder zu ſehen.

Die Erb- und Inventarienſtücken weiblichen Geſchlechts pflegen im Punkte der Liebſchaften gegen die Töchter ihrer Herrſchaft ein ſehr mitleidiges Gemüth zu beſitzen, und Eliſe fand auch an der alten Juſtine insgeheim eine raſtloſe Tröſterin und getreue Berichterſtatterin. Sie hielt daher die ertheilte Erlaubniß, das Hinterſtübchen wieder mit ihrem vorigen Zimmer zu vertauſchen, für das ſicherſte Zeichen der ewigen Trennung von dem, jetzt nur noch heißer geliebten Anſelmi, und dieſe ſchmerzliche Vermuthung ward durchgängig beſtätigt. Haus und Garten ſchienen ihr nun verödet. Sie ſah dem herannahenden Tage ihrer eigenen Abreiſe nicht ſowohl mit Gleichgültigkeit, als mit Sehnſucht, entgegen. Nachdem ſie von Juſtinen noch alle kleinen Umſtände von der Entfernung des Geliebten erforſcht, ihn darüber, daß er nicht wenigſtens einige Zeilen an ſie zurückgelaſſen, bald zärtlich verklagt, bald entſchuldigt, und alle, ihr liebgewordenen Plätzchen des Gartens, zuletzt auch das von Anſelmi bewohnte Zimmer, beſucht hatte, wurde ihr Wunſch, auch das Haus zu verlaſſen, immer lebhafter, und nur die, durch die Vorbereitungen zur künftigen Einrichtung entſtehenden Zerſtreuungen konnten ihre Lage einigermaaßen erträglich machen.

Endlich erſchien der ſehnlich erwartete Morgen, und ſie ſetzte ſich, von ihrem Vater, wie eine halb ungerathene Tochter, mit Kälte und ſcharfer Verwarnung entlaſſen, mit der Pfarrersfrau, die ſich zu ihrer Begleitung erboten hatte, unter Thränen, die jedoch weniger dieſer, als der früheren Trennung galten, in den bereitſtehenden Wagen.

Die weibliche Erziehungsanſtalt, welche dem Gerichtsdirektor ſein Agent in der Stadt vorgeſchlagen hatte, ſtand zwar in einem vorzüglichen Rufe, war aber darum weder beſſer, noch ſchlechter, als gewöhnlich dergleichen Inſtitute ſind. Demoiſelle Mecour, über deren eigentliche Herkunft und frühern Schickſale niemand genau unterrichtet war, eine lange, faſt zum Anbrennen dürre Figur, deren Teint vor gemachter Toilette völlig in Ungewißheit blieb, galt für die geſchickteſte Lehrmeiſterin in der franzöſiſchen und italieniſchen Sprache, und begnügte ſich damit, dieſe ihr verliehene Fertigkeit dem, ſie, wie den Weiſel im Bienenſtocke, umgebenden Schwarm ihrer Zöglinge mitzutheilen, im übrigen aber — ihr Geld einzuſtreichen. Für die häuslichen Bedürfniſſe ſorgte eine, dazu eigends angenommene Ausgeberin, für den Unterricht in den andern, zu einer ſogenannten feinen Erziehung unentbehrlichen Kenntniſſen, möglichſt karg beſoldete Unterlehrer, die denn gröſtentheils auch nichts ſehnlicher erwartten, als den Glockenſchlag und den letzten Tag des Monats. An eine Veredlung des Herzens, an eine Ausbildung des Verſtandes, wurde, ſo viel man auch davon ſprach, der Sache nach nicht im mindeſten gedacht.

Die, in ländlicher Stille und Sitte erwachſene Eliſe, obwohl von der Natur mit ſehr richtigem Gefühl und gelehrigem Kopfe begabt, und von dem Pfarrer mit gewiſſenhafter Treue unterrichtet, hatte einige Monate damit zu thun, ſich in den Ton ihrer neuen, mit der Welt ſchon recht gut bekannten Geſpielinnen einzugewöhnen, und es abzulernen, was vor den Augen der Demoiſelle Mecour als ſchicklich oder unſchicklich erſcheine, mit andern Worten, was der grillenhaften Eitelkeit derſelben ſchmeichle, oder nicht ſchmeichle. Deſſen ungeachtet, ward ihre jetzige Lage nicht im mindeſten unangenehm, oder drückend; denn ſie war ja immer von fröhlichen Geſichtern umringt, immer beſchäftigt, und, falls ſie auch ja dann und wann beim Unterricht lange Weile ſpürte, ſo konnte es ihr doch niemand wehren, gleich den meiſten ihrer Mitſchülerinnen, insgeheim an die Freuden und Leiden ihrer Liebſchaft zu denken.

Auch fand ſie in kurzem eine Gattung des Unterrichts, worin ſie ſich auszeichnete, ein vorzügliches Mittel, die Gunſt der Demoiſelle, die gern in jedem Fach einen zum Paradiren tauglichen Zögling beſaß, zu gewinnen, nämlich die Muſik.

Da ihr die Natur eine ſehr reine Stimme verliehen, und der Pfarrer, der ſelbſt muſikaliſch war, ſie im Singen und Clavierſpielen unterrichtet hatte, ſo brachte ſie hierin eine weit größere Geſchicklichkeit in die Penſion mit, als Andere gewöhnlich herausbrachten. Welch eine unſägliche Freude war dies für den alten Organiſt Quendel, der bei Demoiſelle Mecour in der Muſik Unterricht gab, dem, im ſchönen Enthuſiasmus, die Muſik für die Kunſt aller Künſte galt, und der, zu ſeiner tiefſten Kränkung, allen, mit dem raſtloſeſten Eifer ausgeſtreuten guten Samen bei den meiſten ſeiner Schülerinnen immer vom böſen Geiſte des Leichtſinns zertreten ſah!

Schon nach einem Monate war die gute Eliſe Quendels Goldtöchterchen, dem er, indeß er die übrigen klimpern und hacken ließ nach Belieben, keinen Fehler überſah, aber auch, ſo wenig er es ſelbſt übrig hatte, zu Zeiten eine Düte mit Himbeeren, oder eine Orangerieblüte mitbrachte; ſchon nach einem Halbjahr ſprach ſie das, als Hülfsmittel unentbehrliche Italieniſche mit ziemlicher Fertigkeit; nach Verfluß des Jahres aber mußte ſie ſich nicht allein beim Beſuch prüfender

Väter und Vormünder ſtets zuerſt an den Flügel ſetzen, ſondern auch im Dilettantenkonzert ihre Geſchicklichkeit hören laſſen.

Kurz nach Eintritt dieſer, für Eliſen äußerſt angenehmen und faſt glänzenden Periode, widerfuhr ihr auch eine minder erfreuliche Ehre, die ſie jeder ihrer Mitſchülerinnen, welche ſie zum Theil darum beneideten, von ganzem Herzen gegönnt hätte.

Ein gewiſſer junger, reicher, jetzt recht wohl genährter Mann nämlich hatte ſich, unter Anleitung mehrerer, leicht aufgefundener Lehrmeiſter, in kurzem völlig modiſch ausſtaffirt, und, wenigſtens nach ſeiner Meinung, im vornehmen Tone ſehr vervollkommt. Da ihm das Project, ſich adeln zu laſſen, verunglückt war, hatte er zuförderſt ſeinen Namen in das goldne Buch der Muſenſöhne eintragen laſſen, für einige, nicht gehörte Collegia, gutes Honorar bezahlt, und zuletzt, um doch etwas, wenn auch nicht zu ſeyn, doch zu heißen, mit ſchwerem Gelde eine Kanonikatſtelle erkauft. Mit einem Worte, ein alter Bekannter, Herr Kanonikus Goldhahn, fuhr in der galanteſten Equipage bey Demoiſelle Mecour vor, und ließ ſich durch den treſſengeſchmückten Bedienten bei ihr und Demoiſelle Eliſe Freund nach Standesgebühr anſagen.

Demoiſelle Mecour, die, ihrer vierzig Jahr ungeachtet, in einiger Ungewißheit ſchwebte, wen von Beiden eigentlich dieſer ehrenvolle Beſuch gelte, konnte nichts Eligeres, als das rouge ihrer Wangen noch ein wenig zu erhöhen, und die für Nothfälle immer bereit liegende Petinet-Enveloppe umzuwerfen. Demoiſelle Freund hingegen war heute recht unpaß, fühlte unleidliche Kopfſchmerzen — doch, was konnte das helfen? der Herr im Wagen ſollte und mußte ja angenommen werden!

Aufflogen daher die weit auseinander geriſſenen Flügelthüren, und — Eliſe mußte, mußte erſtaunen! Kaum war es ihr möglich, in dieſem, obwohl etwas ſtammhaften Adonis, mit dem hochaufſtarrenden, ſüß duftenden Tituskopfe, mit dem meerlinſengrünen, kurzgeſchößten Rock, mit den brabahter Spitzen, mit den beringten Fingern, mit dem befiederten Klapphut, mit dem ſtrahlenden Kreutz im Knopfloche, den ehemaligen Schreiber Johann wieder zu erkennen, und ſie trat daher mit einer Art ſcheuer Verwunderung vor aller dieſer, plötzlich auf ſie einſtürmender Liebenswürdigkeit, gleichſam betroffen zurück.

Der Herr Kanonikus, ſeines Siegs hierdurch nur noch mehr verſichert, überreichte ihr alsbald einen Brief ihres Vaters, und trug ihr zu gleicher Zeit mit einigen nicht zum Beſten hervorgeſtammelten Worten nichts geringeres, als den Schatz ſeines Herzens, und die Ehre ſeiner Hand, feierlichſt an.

Eliſe öffnete zitternd und erblaſſend den empfangenen Brief, der ohne vielen Umſchweif die Anweiſung zu augenblicklicher Ertheilung des Jaworts in ſich enthielt. Sie ſah auf den faſt lächerlich prächtigen Kanonikus; das Bild Anſelmi's, von dem ſie durch dieſen erbärmlichen Schützling des Glücks getrennt worden war, trat in einfacher Schönheit und Glorie vor ihre Seele, und ſo ſehr auch Demoiſelle Mecour, und die an der Thür lauſchenden Koſtgängerinnen erſtaunten, ſo verſtändlich die erſtere, in gewiſſer Rechnung auf ein, von einem ſolchen Bräutigam beim Abſchiede zu erhaltendes anſehnliches Präſent, huſtete und winkte, Eliſe erwiederte feſt und entſchieden: „Ich danke Ihnen für die zugedachte Ehre recht ſehr, aber mit meinem Willen werde ich nie die Ihrige!“

Zugleich verneigte ſie ſich, und ging, ohne ſich nach dem ſtarr und ſteif ſtehenden, dann mit dem Fuß ſtampfenden Kanonikus auch nur noch einmal umzuſehen, ſtill und mit langſamen Schritten aus dem Sprachzimmer.

Hatte Herr Goldhahn den, durch einen ſeiner Vertrauten, den Spiel-Baron Saaring, in ihm erregten Gedanken, ſeiner Freiheit keine Feſſeln anzulegen, und ſich des Heirathsantrags nur zu Erreichung anderer Abſichten zu bedienen, blos durch den Stolz unterdrückt, der Gemahl eines der ſchönſten und dabei unſchuldigſten, nach dem Auftritt im Konzert nun auch in der Stadt zur Celebrität gelangten Mädchens zu heißen; war ihm, nach ſeinen nunmehrigen Erfahrungen, nicht die Möglichkeit eingefallen, daß die Tochter eines nur wenig begüterten Gerichtshalters die Hand eines ſo vornehmen und — wie Fortuna nun einmal gewiſſen Leuten wohl will! — trotz ſeines Aufwands täglich reicher werdenden Kanonikus ausſchlagen könne; hatte Eliſens Vater ihm deutlich genug zu verſtehen gegeben, daß er nur anpochen dürfe, um aufgethan zu erhalten; und war durch Eliſens immer mehr ſich entfaltende Schönheit ſein Herz bei dieſem Beſuche nur noch heißer entzündet worden; ſo läßt ſich auch leicht errathen, mit welchem Ingrimm ihn die erhaltene abſchlägliche Antwort erfüllen mußte.

Er verließ Demoiſelle Mecour mit einigen ſpöttiſchen, nichts weniger, als höflichen Worten. Er warf ſich im Wagen hin und her, und fuhr alsbald zum erſten Doctor der Stadt, um ſich etwas Niederſchlagendes eingeben zu laſſen. Und kaum hatte er der Sorge für ſeine theure Geſundheit gehörig Genüge geleiſtet, als er, ſelbſt mangelnd des Rathes, zum berühmteſten Reſtaurateur eilte, um Saaring aufzuſuchen, und mit dieſem zu berathſchlagen, wie er ſich rächen ſolle?

Der Baron, der ſchon längſt gern bei Verwaltung von Goldhahns Vermögen die Hand mit im Spiele gehabt hätte, ſchlug in dieſer Hinſicht augenblicklich vor, dem Vater der, ihr Glück mit Füßen von ſich ſtoßenden Spröden ohne Weiteres dieſe Aufſicht zu entziehen. Dies hieß doch wenigſtens in etwas ſein Müthchen kühlen, und wenn ſchon Goldhahn auf der einen Seite nicht im mindeſten Luſt trug, den Baron an Freunds Stelle zu ſetzen, ſo hatte er doch auf der andern nunmehr nach gerade ſelbſt ſo viel Verſtand erlangt, um ſein Geld auf ſichere Art werben zu laſſen. Er dankte dem Baron, ohne ſich auf etwas Weiteres einzulaſſen, mit einer Umarmung, und ſtyliſirte ſogleich nach ſeiner Heimkunſt an einem möglichſt ſpitzigen Auf- und Abſagebrief, welchen er mit erſter Poſt an den Gerichtsdirektor abgehen ließ. Herr Freund ward faſt wüthend, als dieſe Hiobsposſt bei ihm einging, nicht allein, weil ſolchergeſtalt das ſchöne Heirathsproject verunglückte, ſondern auch ein recht hübſcher jährlicher Gewinn zu Waſſer geworden war. Auch er mußte daher ſeinen Aerger einem Dritten, er mußte ihn der Schuldigen empfinden laſſen! Er befahl in dieſer Abſicht, ſofort anzuſpannen, überhäufte nach ſeiner Ankunft in der Stadt Eliſen mit Vorwürfen, und erpreßte endlich von der Zitternden, durch die

Drohung, ſeine Hand gänzlich von ihr abzuziehen, das Verſprechen, ja den Schwur, zwar nicht dem Kanonikus, gegen welchen er jetzt ſelbſt erbittert war, wohl aber, mit Ausnahme jenes, jedem, der um ſie anhalten und ſeine Zuſtimmung erhalten werde, ihre Hand zu reichen.

Das Schickſal nahm Eliſen in kurzem auf eine Weiſe beim Worte, die wohl ſelbſt die Grundſätze des feſteſten, mit ſich ſelbſt ganz abgeſchloſſenen weiblichen Gemüths hätte erſchüttern können. Es lebte nämlich in der Stadt, wo ſie ſich aufhielt, der ſchon den Sechzigen nahe Rath Blumbach, dem die Vorſicht, bei ſehr günſtigen äußern Glücksumſtänden, doch auch ſchwere Prüfungen aufgelegt hatte.

Er war durch den Tod ſeiner Aeltern und einiger entfernten Verwandten ſchon ſehr frühe zum Beſitz eines anſehnlichen Vermögens gelangt, eine Begünſtigung, die der, ſchon ſeinem Aeußern nach, ſehr ſanfte und freund:

liche Jüngling durch die Reinheit ſeines Wandels, durch ſein, für das Glück der ganzen Menſchheit fühlendes Herz, durch den angebornen Hang zur edelſten Wohlthätigkeit, in jeder Hinſicht verdiente.

Mit dieſen zarten Empfindungen, womit er unter der gewöhnlichen Menſchenmaſſe wie ein Fremdling erſchien, verband er zugleich einen leidenſchaftlichen Hang zur Muſik, der ihn auch vorzüglich bewog, fremde Länder, zumal das Land des Geſangs, Italien, zu bereiſen. Aber kaum war er von dort, immer in der Geſellſchaft einſam, und in der Einſamkeit in Geſellſchaft mit Tönen, zurückgekehrt, als ſeine, ſchon vorher etwas blöden Augen gänzlich erblindeten — ein Unfall, gegen den ihn ſein großes Vermögen, ſein ſanfter Charakter, ſein Hang zum Wohlthun, und ſeine Liebhaberei zur Muſik, gleichſam im Voraus zum Schutze verliehen ſchienen, und den daher auch vielleicht nur Er, mit dieſer Standhaftigkeit zu ertragen vermochte.

Wie der ſchuldloſe, wahrhaft edle Menſch ſich überhaupt in jede Lage zu finden weiß, ſo hatte auch Blumbach, ſobald ihm die Aerzte zu Wiederherſtellung ſeines Geſichts keine Hoffnung mehr gaben, ſich ſehr bald einen Lebensplan entworfen, ganz dazu geeignet, ihn mit ſeinem harten Geſchick auszuſöhnen. Der noch von ſeinem Vater ererbte Bediente, den er in allem mehr als ausreichend unterſtützte, mußte ein armes, doch geſittetes und wirthliches Mädchen heirathen, und dieſe die Führung des Hausweſens übernehmen. Ein, in allen Wiſſenſchaften wohl unterrichteter, doch wegen eines jugendlichen Fehltritts aller Ausſichten beraubter Theolog erhielt das Vorleſeramt und einen anſtändigen Jahrgehalt. Der größere Theil des Tags aber, der von jenen wiſſenſchaftlichen Vergnügungen übrig blieb, wurde der ſanfteſten Tröſterin eines Blinden, der Muſik, gewidmet, ſo daß Blumbach bald auf den mancherlei, ſchon in früherer Zeit erlernten

Inſtrumenten ſelbſt ſpielte, bald junge und alte Tonkünſtler, die er reichlich belohnte, zu ſich kommen ließ, bald auch, ſo oft dies ohne Mißfallen der Sehenden geſchehen konnte, öffentliche und Privatkonzerte beſuchte.

Dieſe Lebensweiſe hatte er denn auch, ſo weit ihn nicht ſeine ſchon frühe anhängente Geſundheitsſchwäche daran verhinderte; bis faſt in ſein ſechzigſtes Jahr, nur lebend unter ſeinen Büchern, Inſtrumenten und Noten, ununterbrochen fortgeſetzt, als ihn der Zufall in eins jener Liebhaberkonzerte führte, wo Eliſe, von den Vorſtehern freundlichſt darum erſucht, ſich abermals auf dem Flügel, und ſodann mit einer italieniſchen Arie hören ließ.

Schon während des Konzerts, das ſie ſpielte, drückte Blumbach, was bei ihm für das Zeichen des höchſten Beifalls galt, ſeinem geprüfteſten Freunde und öfterſten Begleiter, dem Organiſt Quendel, heimlich die

Hand. Als aber Eliſe zu ſingen anfing, da ſchien ſein ganzes Gefühl in dem rechten Ohr ſeines vorgeſtreckten Kopfs Sitz zu nehmen, und der ſanfte Alte blieb, als ſchon geendigt war, noch einige Augenblicke in dieſer Richtung, als wolle er den Lüften die etwa noch herumirrenden Töne entwenden.

Erſt, als der lautſchallende Beifall der Verſammlung gänzlich verhallt war, verließ er dieſe aufhorchende Stellung, und kannte nun nichts Angelegentlicheres, als ſich von ſeinem Freunde den Namen der Sängerin nennen, und ihr Herkommen, ihren dermaligen Aufenthalt, ihren Charakter, ihre Geſtalt, ihren Anzug, kurz, jede der geringſten Kleinigkeiten, genau beſchreiben zu laſſen.

Auch in den folgenden Tagen fragte er jeden, zu dem er Vertrauen hegte, nach Eliſe Freund, und, mag man es der Schwäche des Alters zuſchreiben, mag man eine, blos durch den Sinn des Gehörs erzeugte Liebe unwahrſcheinlich finden, oder nicht, genug, in wenig Wochen gelangte, von der Hand des ehrlichen Quendels geſchrieben, ſowohl an den Gerichtsdirektor ein förmlicher Heirathsantrag, nebſt dem Verſprechen der Erbeinſetzung, als an Eliſen eine freundlich-zärtliche Bitte, falls ihrer nicht bereits eine glücklichere Beſtimmung harre, ſein täglich mehr dem Ende nahendes Leben durch freundſchaftliche Nachſicht und tröſtende Töne zu erfreuen, und, unter dem Namen ſeiner Gattin, ſeine Tochter zu werden. Ein Schmuck der auserleſenſten Perlen, ein koſtbarer Ring mit dem Kopf der heiligen Cäcilia, und eine köſtliche Harmonika, ein Wunſch Eliſens, den der Organiſt ihr, der gute Blinde dieſem abgelauſcht hatte, waren Begleiter dieſes, vielleicht in ſeiner Art einzigen Liebesbriefs.

Dem Gerichtsdirektor war es ſchon von langen Zeiten her bekannt, daß der Rath Blumbach zwei beträchtliche Rittergüther, und ſogar ein Fabrikſtädtchen beſitze. So angenehm ihm aber auch dieſe Bewerbung in finanzieller Hinſicht ſchien, ſo dünkte es dennoch ſelbſt ihm eine faſt überſpannte Foderung, daß ein feuriges, jetzt ungefähr zwanzigjähriges Mädchen einem, noch dazu blinden, Sechziger ſich dahin geben ſolle. Gleichwohl, wenn man in Erwägung zog, daß man ſo anſehnliche Beſitzungen, verbunden mit einem gar nicht unbedeutenden baaren Vermögen, denn doch nicht auf jeder Straße finde, daß ein ſechzigjähriger Lebensfaden nach der gewöhnlichen Procedur der Parcen dem Zerreißen ziemlich nahe ſey, daß eine reiche, noch dazu ſchöne Wittwe eine faſt fürſtliche Gewalt beſitze, ſo war die angetragene Parthie doch gewiß auch nicht von der Hand zu weiſen!

„Tauſend Element!“ — ſagte er im ganzen Geſicht röther werdend zu ſich ſelbſt — „Doppel-Louisd'ore ſind keine Rechenpfennige, Brillanten keine Kieſelſteine, Rittergüther keine Kartenhäuſer! Und — dem aufgeblaſenen Tölpel, dem Johann-Kanonikus, könnte man dabei auch recht ins Fäuſtchen lachen!" — Er ſchellte dem Johann-Bedienten, um Befehl zum Einſpannen zu geben, weil nach ſeiner Meinung man das Eiſen ſchmieden müſſe, weil es warm ſey, und derlei Geſchäfte, auch mit einer Tochter, ſich am füglichſten mündlich verhandeln ließen.

Doch zu ſeinem nicht geringen Erſtaunen bedurfte es nicht einmal dieſer Weitläuftigkeiten. Die, durch Blumbachs Brief tief bewegte Eliſe nämlich hatte ſich gleich nach deſſen Empfang in ein einſames Zimmer zurückgezogen. Hier durchlas ſie die erhaltenen Zeilen nochmals, und ſchwankte zwiſchen mancherlei ſich kreuzenden Vorſtellungen und Entſchlüſſen. Anſelmi hatte ſeit ſeiner Entfernung nichts wieder von ſich hören laſſen; ſie war durch ihr Verſprechen, durch ihr Gelübde gebunden, jedem künftigen Bewerber ihre Hand zu geben; es war ſogar möglich, daß der Kanonikus ſeine Anträge erneuerte, daß ihr Vater von neuem in ſie dränge; ſollte ſie einmal nicht glücklich werden, was nur durch Anſelmi's Hand möglich war, ſo konnte ihrem treuen, feurig ſchlagenden Herzen kein angenehmeres Loos zu Theil werden, als bei jenem ſo ſanften, ſo anſpruchloſen, ſo wohlthätigen Greiſe.

Je mehr ſie dies bei ſich ſelbſt überlegte, deſto lebhafter ſchwebte Anſelmi's Bild, der ſo ſtreng gegen ſich ſelbſt, ſo voll Duldung gegen Andere war, der ſo getreu dem Ruf jeder Pflicht folgte, und im Nothfall auf eignes Glück ſo willig verzichtete, vor ihren Augen; dies Bild ſchien ihr zu rathen, ſchien ſie zu bitten, da ihr Herz ihm angehöre, ihre Hand keinem zu ſchenken, als dem, der mit der Hand nicht zugleich auf das Herz Anſprüche mache — und, war noch etwas nothwendig, um den Ausſchlag zu geben, auch der gute Quendel, der, nach seiner Art zu denken und zu fühlen, eine Verbindung mit dem muſikliebenden Blumbach für das größtmöglichſte Glück anſah, das ſich ſeinem Goldtöchterchen anbieten könne, trat jetzt herein, mit der zuverſichtlich=freundlichen Frage: ob man künftig nun zuſammen recht con amore ſpielen und ſingen wolle?

Genug, indem der Gerichtsdirektor ſich eben zur Abfahrt anſchickte, überbrachte ihm ein Bote einen Brief von Eliſen, worin ſie ihm den an ſie ergangenen Antrag meldete. Sie ſetzte hinzu, daß ſie ihre kindliche Pflicht in ihrem ganzen Umfange kenne, und, wenn er ſie nicht freiwillig ihres Verſprechens und Eides entlaſſen wolle, jeden Augenblick bereit ſey, dem in jeder Hinſicht hochachtungs= und verehrungswerthen Rath Blumbach anzugehören.

„Wahrlich, das Mädel hat Verſtand“ — meinte Herr Freund — „wahrlich, es vatert ſich mit ihr!“ — und nun ſprang er mit faſt jugendlichem Feuer in die bereit ſtehende Kutſche, um den Handel in puncto der Erbeinſetzung vollends in Richtigkeit zu bringen.

In einigen Monaten drang auch bis zu dem Kanonikus Goldhahn das immer geſchäftige Gerücht mit der Nachricht, daß Eliſe mit dem Rathe Blumbach förmlich verſprochen ſey. Er trat augenblicklich vor den hohen Spiegel, ließ darin ſeine Ringe ſpielen, und fuhr dann in ſchnell aufwallendem Aerger ſchleunigſt zum Doctor Krummhand, einem der berühmteſten oder berüchtigſten Sachwalter; um Eliſen einen Einſpruch zu thun. Der, in Conſiſtorialſachen höchlich erfahrne Doctor ließ ſich zuvörderſt alles, was ſich vom Anfange her zwiſchen Goldhahn und Eliſen begeben, des breiteren referiren, klatſchte während des Berichts einigemal in die ausgeſtopften Fäuſte, und nahm es ſodann auf ſich, ſelbſt die, vor langer Zeit von dem

Amanuenſi des Herrn Vaters in der Kirche überreichten Sträuße, ſelbſt die gerühmte glückliche Hand, in ein gewiſſes verdächtiges, Eliſen und ihrem alten Bräutigam ſehr anſtößiges Licht zu ſtellen.

Doch beſſerer Rath kam über Nacht, als Goldhahn bei einem Bachanal' im Italienerkeller mit ſeinem lockern Freund, dem Kommerzienrath Neunauge, zuſammen traf, und dieſer, der nach ſeinen eignen Erfahrungen, in Abweſenheit ſeiner Ehehälfte, über Weiber und Heirathen ſich ziemlich freimüthig äußerte, ihn lautlachend, mit Reſpekt zu ſagen, einen dummen Teufel ſchalt.

„Was willſt du denn, Kanonikuschen?" — ſtammelte der ſchon halb trunkene Kommerzienrath mit ſonſt ſeltner Beredſamkeit hervor. — „Iſt's denn ſo dringend, dir Weib und Kinder und Wehmütter und Ammen, oder im glücklichſten Fall, eine Xantippe auf den Hals zu laden, die, indem ſie ſelbſt alles verſtaatet und die Halstücher nicht dünn genug kaufen kann, über jede Flaſche Wein, über jeden verſpielten Dukaten, über jeden Blick nach einem hübſchen Dienſtmädel, mit dir hadert? Siehſt du denn nicht ein, daß ein Kerl, wie du, bei einem allerliebſten, zwanzigjährigen Weibchen, das nur einen ſechzigjährigen, ſtockblinden Mann zum Hüter hat" — —

„Alle Wetter!" — unterbrach ihn der Kanonikus, und zog ſeine von Gold ſtrotzende Börſe, um auf den glücklichen Einfall noch einige Flaſchen des Edelſten, was Santoni's Keller hegte, zum Beſten zu geben; und am andern Morgen ward der Advokat, unter Auflegung des ſtrengſten Geheimniſſes, mit einem Goldröllchen abgelohnt, das ihn allenfalls des eben ſo einfältigen, als fetten Clienten, für diesmal vergeſſen ließ.

Der Rath Blumbach und Eliſe wurden hierauf, ohne von der, ihnen zugedachten boshaften Kränkung das mindeſte zu erfahren, im Stillen getraut, und die junge Frau, eines ſo glänzenden Wohlſtandes eben ſo wenig, als eines ſo edlen, nur im Glück des Andern ſein eignes findenden Betragens gewohnt, würde ſich in den Himmel verſetzt geglaubt haben; hätte nicht ihr Herz noch immer ſo feurig für Anſelmi geſchlagen, hätte ihre Phantaſie ihr nicht ſo oft die Stunden ihrer erſten Liebe in roſigem Lichte gezeigt.

Doch je öfter und lebhafter ſie in ihrer, ſich ſelbſt nun aufgelegten Zurückgezogenheit an den Geliebten ihrer Jugend dachte; je ſüßer ſie, um ihren Wohlthäter zu unterhalten, auf dem Flügel und der Harmonika ſchwärmte; deſto lebendiger und kräftiger ward auch in ihr der Entſchluß, ſich der einſtigen heißen Liebe Anſelmi's, ſo wie der Güte und Großmuth ihres jetzigen Gemahls, täglich würdiger zu machen, und nicht nur dem edlen Greiſe ſein Leben möglichſt zu verſchönern, ſondern auch jeden Schatten, der ihre und ſeine Ehre beflecken könne, mit der vorſichtigſten Beſonnenheit von ſich abzuwenden.

Weit gefehlt daher, daß der, weder Mühe noch Geld ſchonende Goldhahn, Neunaug's Prophezeihungen und ſeine eignen Hoffnungen auch nur auf die entfernteſte Weiſe in Erfüllung hätte gehen ſehen, waren vielmehr auch die Bemühungen aller andern, obwohl weit liebenswürdigeren und geiſtreicheren Männer, um die ſchöne junge Frau völlig fruchtlos. Eliſe ſchien nichts Angelegentlicheres und Angenehmeres zu kennen, als dem ſanften Blinden Tochter, Freundin, Vorleſerin, Virtuoſin, Leiterin und Pflegerin zu ſeyn. Selbſt die auflauernde Verläumdung konnte an dieſer Sonne keinen Flecken finden, und der Herr Kanonikus, der ſchon längſt auch allen Eigenſinn vornehmer, d. h. reicher Leute im höchſten Grade beſaß, mochte aus Verzweiflung über die eingehandelten Körbe, bald in die Bäder, bald in die Sächſiſche oder Helvetiſche Schweiz reiſen; wenn er zurück kam und wieder anpochte, hatte ſich die Lage der Dinge nicht im mindeſten verändert!

Jetzt endlich, da bereits ſeit einem Halbjahr auch der Gerichtsdirektor vor ein höheres Gericht gezogen worden war, hatte der Tod dem alten, von Eliſen mit kindlicher Liebe gepflegten Rath Blumbach die Augen vollends geſchloſſen, um ſie anderswo heller und freudiger wieder zu öffnen, und jetzt glaubte der Kanonikus, dem ſich nun nicht blos Eliſens Hand, ſondern auch, als Beilage, ein, das ſeinige weit überſteigendes Vermögen in glänzender Perſpektive zeigte, unter Beirath ſeines treuen Neunaugs, nichts eifriger betreiben zu müſſen, als die ſofortige Wiederanknüpfung der, nach ſeiner Verſicherung ehedem ſehr genauen Verhältniſſe mit Eliſen.

Nach langem Hin- und Herüberlegen, und bei Einſchlürfung einiger Taſſen Chokalade, wofür Goldhahn, der Kommerzienräthin zum Trotz, mit vornehmer Impertinenz ſofort einen Dukaten auf das Kaffeebret legte, gerieth Neunauge auf den Einfall, daß der erſte Schritt am füglichſten durch eine Art Leichengedichts auf den alten Blumbach geſchehen könne. Er hielt dieſen Gedanken für äußerſt glücklich, weil etwas dieſer Art, abgerechnet, daß es eine ſofortige Annäherung mehr als hinlänglich entſchuldige, von Eliſen nicht wohl von der Hand gewieſen werden könne, überdies bei ſo empfindſamen Seelen, wie die Frau Räthin zu ſeyn ſcheine, nichts eher das Herz gewinne, als Mitgefühl und zärtliche Theilnahme.

„Ja, aber — ich habe in meinem Leben nicht einſehen können, wie ſich eigentlich ein Gedicht durch etwas andres, als die abgeſetzten Zeilen, von anderm Gedruckten unterſcheidet!“ — meinte Herr Goldhahn, indem er ſich dumm im Spiegel beſah — „und ob ich gleich übrigens mit der Feder perfekt umzuſpringen weiß, ſo zweifle ich doch faſt“ —

„Ei! wer ſagt denn, daß du es ſelbſt machen ſollſt? Zu ſolchen Dingen hat man ſeine Leute, die nach einem Gulden, Species, oder Dukaten alle zehn Finger ausſtrecken.“

„Wißt Ihr Jemand, Kommerzienrath? Ich nicht! Die ganze gelehrte Raſſe iſt mir verhaßt!“

Neunauge zog das Adreßbuch herzu, ſchlug das Kapitel: privatiſirende Gelehrte und ſchöne Geiſter auf, und nannte, die Spalte mit dem Finger durchlaufend, zuvörderſt einen gewiſſen Amſel.

„Nein!“ — fiel Goldhahn hitzig ein — „der Schuft hat mich letztlich bei wohlbeſetzter Tafel gefragt, womit ich eigentlich mein Stiftskreuz verdient hätte? Verdaminter Kerl! verdammte Frage!“

„Nun, ſo nehmen wir hier dieſen Brumm!“

„Den eben ſo wenig! Der Grobian ging vorgeſtern bei meinem Wagen vorbei, gaffte ſtarr hinein, und zog nicht einmal den Hut.“

„Er iſt überſüchtig — Gut! Gegen den Herrn Cedro wird nichts einzuwenden ſeyn!“

„Man hält ihn für unmoraliſch.“

„Hm! — und iſt doch aus der myſtiſchen Schule! — Hier, das wird der rechte ſeyn, Kanonikuschen! Doctor Dürrholz.“ —

„Wo denkt Ihr hin? der bringt ſein D. mit in Anſchlag, und ſodert für ſo ein Ding — Nun! es kommt unſer Einem darauf nicht an; aber doch“ —

„Ja, ja, Kanonikuschen! Ereifere dich nur nicht! Hier kommt Emmerling, Magiſter Emmerling; der iſt fromm, wie ein Lamm, demüthig, wie ein Pudel, keuſch und züchtig, wie eine Spittelfrau, und arm, mit einem Biſſen, den du ihm zuwirfſt, zufrieden, wie eine Kirchenmaus!“

„Bravo! dem wollen wir's zuwenden!" — ſchloß der Kanonikus das Geſpräch, und nahm ſeinen Hut — „ſey ſo gut, ihn heute nach dem Mittagsſchläfchen zu mir zu ſenden!

Magiſter Emmerling wurde alſo zum Herrn Kanonikus beſchieden, und nachdem er im Bedientenzimmer gehörig gewartet hatte, unter genauer Angabe der ſtattfindenden Verhältniſſe mit dem ehrenvollen Auftrage beglückt. Sehr vergnügt, daß der liebe Gott, der für junge Raben ſorge, auch ſeiner in dermaligen ſchweren Kriegsläuften nicht ganz vergeſſe, eilte er, ungeachtet es zu regnen drohte, ſeiner Gewohnheit nach ins Feld, um ſofort zu Ausarbeitung des Leichencarmens ſich anzuſchicken.

Als er, in der Stadt ſchon zuweilen über einen Reim dahinſtolpernd, endlich in's Freie, und bei der neu aufgeworfenen Schanze vorüber kam, zog er das vom Alter gebräunte

Taſchenbuch hervor, und fing zuvörderſt an, nach den, ſeinem hohen Gönner entlockten Umſtänden, einen recht rührenden Titel zu entwerfen.

Kaum hatte er einige Zeilen ſeiner poetiſchen Beſtrebungen an's Licht gefördert, als die Wolken ſich verdunkelten und reichlich ergoſſen. Doch ein Genie iſt auf Alles gefaßt, und nicht umſonſt trug Emmerling auch im hellſten Sonnenſchein den zupfſeidenen Regenſchirm bei ſich.

„Impavidum ferient ruinae!“ — rief er lächelnd aus, ſetzte ſich auf einen hervorragenden Feldſtein, und fuhr, unter dem Schutz des hinter ſich aufgeſpannten Rohrdachs, ohne ſich irren zu laſſen, in ſeinen Meditationen fort.

Aber leider! ſah er zu oft, nach Gedanken haſchend, in die Lüfte, und zuvörderſt nach der Schanze empor, um nicht von der wachthabenden, ganz unpoetiſchen Schildwache bemerkt, und als Spion, als mit Abzeichnung der Schanze beſchäftigt, in Verdacht gezogen zu werden.

Der Lammfromme, kein Wäſſerchen trübende, aber auch vor einem Haſen ausziehende Poet gerieth in ein tödtliches Erſchrecken, als der fremde Soldat ihn barſch anrief, mit gefälltem Bajonnet auf ihn los lief, ihn ſogar beim Krägen faßte! Er ſah ſich ſchon im Geiſt an den erſten beſten Baum aufgehängt; er rief alle Najaden und Dryaden zu Zeugen ſeiner Unſchuld und zu ſeiner Rettung auf. Aber je heftiger er zitterte, je flehentlicher er bat, je mehr er den bärtigen Grenadier Himmel und Hölle vorſtellte, dieſer Unerbittliche verſtand weder ein Wort deutſch noch lateiniſch, und wurde daher durch Emmerlings Angſt in der Wahrheit ſeines gefaßten Argwohns nur noch mehr beſtärkt.

Es galt hier kein Erbarmen! Emmerling wurde, er mochte flehen und jammern, ſo viel und ſo beweglich er wollte, förmlich verhaftet, und zum nächſten Vorpoſten, von da aber zum nächſten Unterofſiziere geführt. Der Corporal hier verſtand eben ſo wenig deutſch, tràuete ſich auch nicht, etwas ſelbſt zu verfügen. Es konnte nichts helfen, der unglückliche Magiſter mußte zum kommandirenden Offizier!

Die Entfernung bis dahin war ziemlich groß. Emmerling kam an Bleſſirten und Todten, an Wachtfeuern und Erdhütten, an Truppen jeder Waffengattung, vorbei. Die Furcht flößte ihm Liſt und Entſchloſſenheit ein; er nahm eine Gelegenheit wahr, um zu entſpringen.

Aber ach! nun war es vollends um ihn geſchehen! Man ward ſeiner augenblicklich wieder habhaft; man viſitirte ihn durch und durch, und fand — wer hätte das in ihm geſucht? — in dem einen ſeiner, nur noch nothdürftig beſohlten Stiefeln einen Paß ins Gränzland, eine Reiſeroute, und ſogar eine Landcharte. Nun war es ja entſchieden, daß er ein Spion, folglich ohne Widerſpruch an den Oberſten ſelbſt abzuliefern ſey.

So ging denn die Reiſe zwei Tage lang immer weiter und weiter, und bald wußte es nebſt der ganzen Stadt auch Goldhahn, daß Magiſter Emmerling, hinter dem kein Menſch ſo Etwas vermuthet hätte, wegen Spionerie und verrätheriſcher Korreſpondenz arretirt und erſchoſſen worden ſey.

Der Kanonikus ward über dieſe Nachricht äußerſt beſtürzt, und rannte zu dem Kommerzienrath um ihm die bitterſten Vorwürfe zu machen.

„Was iſt leichter," — meinte er — "als daß Emmerling auch von mir ſchwätzt, und daß auch ich, der Geld und Rang hat, als ſein Mit-Spion angeſehen werde?" — Selbſt die gegründetſten Vorſtellungen Neunaug's konnten ihn hierüber nicht ganz beruhigen, und er hielt ſich mehrere Tage lang auf einem abgelegenen Garten verſteckt.

Der mitleidswürdige Dichter athmete indeſſen zwar noch immer die liebe Luſt dieſes

Erdſterns, ſah indeſſen unter manchem tiefen Seufzer nach den Bergen, von welchen ihm Hülfe kommen ſollte: Erſt am dritten Tage, da bereits der Leichenwagen vor Blumbachs Hauſe ſtand, die irdiſchen Ueberreſte des zu beſingenden Hausherrn in ſich aufzunehmen, gelangte der arme Sänger zu dem Städtchen, wo der über ſein Schickſal entſcheidende Oberſt im Quartier liegen ſollte.

Doch dieſer Oberſt war Tages vorher in einem hitzigen Gefechte geblieben, und Emmerlings günſtiger werdendes Schickſal überlieferte ihn daher einem andern, einſtweilen kommandirenden Offizier, der, ungeachtet ſeines recht kriegeriſchen Anſehens und Anſtandes, doch zugleich im Benehmen außerordentlich gefällig, und, was jetzt Emmerling über alles ging, auch der deutſchen und lateiniſchen Sprache mächtig war.

„Was hör ich?“ rief Emmerling, als der Offizier auf ſeinen deutſchen Gruß eben ſo dankte, in froher Entzückung aus: — „O ſüſſe Muſik vom Ufer meiner Elbe!" — und erſuchte den Offizier zugleich, ſeine Brieftaſche zu durchſehen, und ihn über alles, etwa Verdacht Erregende Red' und Antwort geben zu laſſen.

Man verſtändigte ſich in kurzem, daß Paß, Reiſeroute und Landcharte von dem furchtſamen Eminerling, bei der jüngſt ſtatt gefundenen Beſchießung der Stadt, zu Rettung ſeiner werthen Perſon, und ſeines noch ungedruckten Trauerſpiels: Tamerlan, angeſchafft worden war. Eben ſo bald fand ſich der Offizier überzeugt, daß von dieſem argloſen Sohne Apolls nicht der mindeſte Nachtheil zu befürchten ſtehe.

Er durchblätterte daher nur noch das Taſchenbuch, worin er nichts, als ſeltene Reime, geſchraubte Gleichniſſe und zuſammengeſtoppelte Gedanken fand, gelangte dann zu den einzigen, zuſammenhängend geſchriebenen Zeilen; und las. „Rosmarienzweige um die Urne des weiland wohlgebor nen ꝛc. Blumbachs, ſeiner liebenswürdigen Wittwe Eliſe, geborner Freund, gewidmet" — oder: „Die Liebesgötter, klagend und zagend an der Gruft des ꝛc." — oder auch: „Trauerblumen am Bache, und Roſen für eine Freundin, gepflückt vom Kanonikus Goldhahn."

Nachdem er dieſe Titel einigemal überleſen, fragte er den, nun Muth faſſenden Dichter noch verſchiedenes über Stand, Aufenthalt und Verhältniſſe der genannten Perſonen, ſchenkte ihm dann ſeine Freiheit, gab ihm einen Paß, um frei und ungehindert durch alle Vorpoſten zurückkehren zu können, und fügte, was Emmerlingen vollends ganz für ihn einnahm, dieſem Schutz- und Trutzbriefe noch einige Gulden bei, um den beim Entwiſchen eingebüßten Rohrſchirm wieder vergeſſen zu können, und auf den gehabten Schreck ſeines Leibes zu pflegen.

Emmerling kam erſt in der Mitternacht

des vierten Tages nach ſeiner Heimath zurück, und hätte faſt am folgenden, ſtatt des verſäumten Blumbachiſchen, auf ſeine alte Wirthin ein Leichencarmen fertigen müſſen, weil dieſe ihn längſt für erſchoſſen oder gehängt hielt, und daher in der gefährlichen Geſpenſterſtunde den ausgetrockneten Poſten für ſeinen umgehenden Geiſt hielt.

Die nähere Beſchreibung ſeiner Gefangenſchaft iſt von ihm bereits unter dem Titel: Die ſchrecklichſten Tage meines Lebens, auf Pränumeration angekündigt.

Herr Goldhahn gewann nun auch wieder Herz, und kroch wie ein Schmetterling aus ſeiner Puppe hervor. Indeſſen mochte er doch mit Emmerlingen ſich nicht weiter befaſſen, ſuchte vielmehr, da er ſich auf den Einfall wegen des Trauergedichts einmal nicht wenig einbildete, für Geld und gute Worte einen andern Rosmarienzweig-Flechter. Dieſer neue Dollmetſcher ſeiner Gefühle fand es jedoch nun, da der Rath Blumbach längſt begraben war, nicht mehr ſchicklich, ein eigentliches Leichencarmen zu überreichen, brachte vielmehr nur eine, auf Blumbachs Tod mit Bezug habende Ode in Vorſchlag. Die Sache ſchob ſich etwas in die Länge, und erſt in vier Wochen war das gewünſchte Gedicht unter dem, durch Einfachheit imponirenden Titel: **Goldhahns Klagen an Eliſen,** mit möglichſter Eleganz gedruckt und gebunden, um der ſchönen Wittwe zu Füßen gelegt zu werden.

Als Goldhahn hierauf nach einigen Tagen wieder, doch diesmal ziemlich in ſich gekehrt, beim Kommerzienrath vorbeirollte, klang das: „Kanonikuschen! Kanonikuschen!“ abermals vom Fenſter herab.

„Laß gut ſeyn! ich komme“ — rief Goldhahn hinan, und wurde oben von dem Kommerzienrath mit einem: „Nun, wie gehts? wie ſtehts?“ freundlich bewillkommt.

„Nun, Freundchen!" — eröffnete dann Neunauge das Geſpräch: — „Nicht wahr, es iſt eine allerliebſte Frau? Nicht wahr, ſie hat jetzt wieder wie ein Engel geſungen? Nicht wahr, die Trauer läßt ihr allerliebſt? Nicht wahr, du wirſt nun bald auch ein eigenes Haus machen, und deine guten Freunde dann und wann bei dir ſelbſt bewirthen können?"

„O laßt mich zufrieden!" — erwiederte der Kanonikus erboſt. — „Könnt Ihr's glauben, daß ſie mich nicht einmal vorgelaſſen, daß ſie — ſo zu ſagen, Goldhahns Klagen nicht einmal angehört hat?"

„Aber ich weiß ſchon, ich weiß ſchon" — fuhr er erhitzter fort — „ich weiß ſchon die Urſache! Nein! könnt Ihr es glauben — es iſt eine Schande vor Gott und der Welt — ich komme doch ehegeſtern Nachts um eilf Uhr von Santoni — warlich ſein Caviar iſt jetzt extra gut! — Nun, dieſe ſpröde, züchtige, hochmüthige Dame — die verdammte Einquartierung! — ja! Eliſe hat ſchon wieder, da ihr würdiger Gemal noch kaum kalt iſt, eine andere, und für meine Ehre abermals recht kränkende Liebſchaft! Kurz und gut — nun traue mir einer den Weibern — ſie iſt in einen Mohren verliebt!“

„Das wär' der Teufel!“ — rief der Kommerzienrath, vor Verwunderung zurückprallend — „aber — ja, ich beſinne mich — ja wahrhaftig, ſo ein paar ſchwarze Teufel ſind ſchon einigemal des Abends bei Mondenſchein hier die Straße auf und ab ſpatziert, und haben dabei gar lieblich und zärtlich, gar kläglich und beweglich, muſizirt und geſungen!“

Mit dieſer Thatſache hatte es nun freilich ſeine vollkommene Richtigkeit, aber auch eine ganz andere Bewandtniß, als der Kommerzienrath und ſein nicht ſcharfſichtiger Freund Goldhahn ſich einbildete.

Der damalige Gouverneur der Stadt, die den Schauplatz dieſer Geſchichte abgiebt, wollte nämlich zur Todtesfeier eines gebliebenen, sehr geſchätzten und tapfern Offiziers, deſſen Regiment eben eingerückt war, eine muſikaliſche Akademie veranſtalten, an welcher alle vorzügliche Virtuoſen und Dilettanten Theil nehmen ſollten.

Um dies deſto leichter zu Stande zu bringen, verband man es mit einem wohlthätigen Zweck, ſetzte eine freiwillige Einnahme feſt, und beſtimmte ſie den Bewohnern eines, bei der letzten Affaire in Feuer aufgegangenen Städtchens. Der hiebei mit zu Rath gezogene alte Organiſt Quendel, der, wenn es Muſik galt, noch ſo jugendlich fühlte, als in ſeinen Jünglingsjahren, machte nun, nicht ohne gerechten Stolz, hauptſächlich auf Eliſen, ſeine ehemalige Schülerin, aufmerkſam, die auch bei Blumbachs Lebzeiten an dieſer edleren Art des Vergnügens manchmal Theil genommen hatte. Man zweifelte nicht, daß die Räthin auch jetzt noch, obwohl verwitwet, eine ſo gute Abſicht durch ihr Talent zu unterſtützen geneigt ſeyn werde, und der alte Organiſt übernahm es, ihre Einwilligung zu verſchaffen.

Da er, als ein in Blumbachs Hauſe faſt einheimiſcher Gaſt, auch nach deſſen Tode die junge Witwe ſchon mehrmals beſucht hatte, ſo konnte er ohne Umſtände die Urſache ſeines Beſuchs entdecken. Allein er fand mehr Widerſtand, als er geglaubt hatte. Eliſe hielt es, unter Vorbringung mehrerer Gründe, nicht ganz für ſchicklich, ſo kurz nach dem Tode ihres Mannes und Wohlthäters öffentlich zu erſcheinen, ließ ſich jedoch, theils weil ſie ſeitdem noch nie ausgekommen war, und wohl eine Erholung bedurfte, theils auch, weil ſie dem ehrlichen Alten etwas von ihm ſo ſehnlich Gewünſchtes nicht abſchlagen konnte, theils auch endlich, weil es ja doch eine mit einer Sammlung für Unglückliche verbundene Todtenfeier war, zu Ertheilung ihrer Zuſage bereden.

Die Nachricht von den auftretenden Sängern und Sängerinnen verbreitete ſich, wie gewöhnlich, ſehr bald durch die ganze Stadt, und es mag dahin geſtellt bleiben, ob nicht auch der Wunſch, die ſchöne und kunſtreiche Witwe nach dem Tode ihres Mannes zum erſten Male wieder zu ſehen, den Abgebrannten einen Theil der ſehr beträchtlichen Einnahme verſchafft haben mag.

Der Konzertſaal war nie ſchöner dekorirt und erleuchtet, aber auch nie überfüllter geweſen, als diesmal. Alles, was vornehm, für Kunſt eingenommen und ſchön war, befand ſich unter der Verſammlung. Die Reize der ſämmtlich ſchwarz gekleideten und ſorgfältig geſchmückten Sängerinnen gewährten einen unbeſchreiblich hinreißenden Anblick, und der Muſik konnte man es leicht abmerken, daß ſich hier nur Erleſene, und dieſe mit rühmlichen Wetteiſer, hören ließen.

Deſſen ungeachtet entſtand, da nun auch Eliſe, in tiefem Kreppſchleier, gleichſam als Oberprieſterin dieſes heiligen Kreiſes, auftrat, um die ihr zugetheilte Arie vorzutragen, unter den Zuhörern anfänglich eine ſo auffallende Bewegung, und dann eine ſo feierliche Stille, daß man wohl nie deutlicher den Zauber einer, n Trauer gekleideten Schönheit bemerken konnte. Doch wer hätte auch dieſes reine, ſchmachtende Auge, dieſe mit künſtleriſcher Nachläſſigkeit geordneten Locken, dieſe von blaſſer Roſenfarbe überhauchten Wangen, dieſen blendenden, durch die ſchwarze Kleidung nur noch mehr gehobenen Hals und Nacken, kurz, dieſen ganzen Triumph edler Weiblichkeit erblicken können, ohne gerührt, ohne zu ſtiller Bewunderung hingeriſſen zu werden?

Jünglinge, Männer und Greiſe ſtarrten mit ſtillem Entzücken nach der huldvollen Sängerin, und als ſie geendigt hatte, ſchwebte, da man, beſonders für diesmal, das Applaudiren für unſchicklich hielt, ein ſtiller

Ausdruck des Wohlgefallens, der innigſten Bewunderung, auf aller Lippen und Blicken.

Hatte jedoch Eliſens Geſang und Geſtalt ohne es zu wollen, faſt alle Herzen erobert, ſchwor jetzt ſelbſt der Herr Kanonikus Goldhahn, der ſich vorher daran weidete, Eliſe nun doch für ſein baares Geld ſehen zu können, und an der Caſſe offen einen Doppel-Louisd'or hinwarf, ſich insgeheim zu, di ſchöne Witwe ſolle und müſſe doch noch di ſeinige werden; ſo ſchien vorzüglich Einer de zahlreich verſammelten fremden Militairs vo Eliſen ganz geblendet, und ſeiner Empfindung gar nicht mehr Meiſter zu ſeyn. Wenigſtens lehnte er, da Eliſe geſchloſſen hatt ſein Haupt, uneingedenk der umringende Menge, auf die Schulter ſeines zunächſtſtehenden Freundes, und mußte dann von ih aus dem Saale geführt werden; ein Zufal den ſowohl der Zurückkehrende, als ande

Offiziere, damit entſchuldigten, daß der gefeierte Todte ſein Obriſt und inniger Freund geweſen, und an ſeiner Seite gefallen ſey. Zugleich ergoß man ſich in Lobſprüche dieſes trefflichen Kameraden, durch deſſen Muth und Beſonnenheit allein, nach dem Tode des Obriſten, der Reſt des Regiments über einen dreifach überlegenen Feind geſiegt habe.

Viele der Anweſenden fanden durch dieſe Erläuterung den ganzen Vorfall hinlänglich erklärt. Andere, deren Herzen vielleicht gleich geſtimmt fühlten, ſahen darin die Gewalt der Schönheit. Noch andere endlich befleißigten ſich, dieſe Begebenheit der bewunderten Sängerin zu hinterbringen, die denn Alles der Kunſt des Komponiſten zueignete, doch insgeheim — denn ſie wär' ſonſt kein Weib, viel weniger ein liebenswürdiges, geweſen — ſich allerdings angenehm geſchmeichelt fand.

Indeſſen hatten Diejenigen, welche auch Eliſens Reize hier mit im Spiel ſahen, am beſten die Wahrheit errathen. Der, von der ſchönen Sängerin bezauberte Hauptmann kannte ſehr bald kein angelegentlicheres Geſchäft, als Eliſens Wohnung auszukundſchaften, keinen innigern Wunſch, als ſie einmal wieder zu ſehen.

Nun hielt aber der Inhaber des Regiments, bei welchem er ſich befand, außerordentlich viel auf ein gut beſetztes und glänzendes Muſikchor, und unter ſeinen Hautboiſten befanden ſich auch zwei junge Mohren, die in faſt idealiſche mauriſche Tracht gekleidet, gewöhnlich auf der großen Trommel und den Becken weidlich arbeiteten, zugleich aber vortreffliche Lautenſpieler und Sänger waren, und ſich hiermit nicht ſelten während der Tafel hören ließen.

Der, von Amors Pfeil tief verwundete Hauptmann nun hatte ſchon öfters alle Kirchen und öffentliche Spaziergänge, noch öfterer die Straße, wo Eliſe wohnte, durchkreuzt, ohne auch nur einen Zipfel ihres Schleiers gewahr zu werden. Auch durfte er nicht erwarten, ſie in irgend einer öffentlichen oder Privatgeſellſchaft wieder anzutreffen, da ſie, allen eingezogenen Erkundigungen nach, außerordentlich eingezogen lebte, und jede Einladung ausſchlug.

Als er jedoch einſt bei ſchon herannahender Nacht, dem Zuge ſeines liebenden Herzens folgend, abermals die Gaſſe durchſtrich, die ihm vor allen andern dem Himmel nahe ſchien, tönten ihm aus den halbgeöffneten Fenſtern himmelentwandte Töne entgegen, und er ward bald überzeugt, daß ſie, die Holde, die Angebetete, auf der Harmonika ſpiele.

Man denke ſich ſeine Empfindung! Die Gaſſe war ſchon ziemlich verlaſſen; über ihm ſtanden in reinem Lichte die Sterne. Töne drangen zu ihm, ganz dazu geeignet, jedes Herz mit unerklärlicher Wehmuth, mit einer

Ahnung zu erfüllen, die hienieden keine Erfüllung findet; und dieſe Töne wurden von der unendlich Reizenden den lebloſen Glocken entlockt, der ſeine Liebe und Phantaſie, wenn dies anders möglich war, nur noch höheren Glanz lieh.

So lange die Harmonika hallte, ſtand er, wie eine Bildſäule, mit untergeſchlagenen Armen, dem Hauſe gegenüber; er hoffte, vielleicht werde nach beendigtem Spiel die Sängerin auf einige Augenblicke ans Fenſter treten. Aber die Fenſter wurden von einem Mädchen geſchloſſen, und ſelbſt die Lichter verſchwanden allgemach aus dem Zimmer.

„Sollte es nicht möglich ſeyn, ſie, die ſchmeichelnde Töne ſo liebt, durch Töne an's Fenſter zu locken?“ — ſagte der Hauptmann im Heimgehen zu ſich ſelbſt, und augenblicklich ward beſchloſſen, Eliſen des nächſten von den mauriſchen Lautenſpielern, jedoch ohne die

Aufmerkſamkeit der Nachbarn zu reizen, eine Serenade bringen zu laſſen.

Dieſer Entſchluß gedieh auch ſchon in der folgenden Nacht zur Ausführung, und dieſe gelang über Erwarten. Die Mohren, die in der That Meiſter auf ihrem Inſtrument waren, boten aus Gefälligkeit gegen den Hauptmann alle ihre Kräfte auf. Da Eliſe Blumen vor ihren Fenſtern zog, und, um der Düfte zu genießen, dieſe gewöhnlich des Abends öffnete, konnten ihr die Töne nicht entgehen, und bald entdeckte der insgeheim lauſchende Hauptmann die Geliebte, welche eine feine Weile am Fenſter ſtand, und den, Straße auf- und abziehenden Mohren wohlgefällig zuhörte.

Hierdurch ermuthigt, ließ der Hauptmann den Verſuch mehreremal wiederholen, doch mit weniger erwünſchtem Erfolg. Eliſe fing an, irgend einen Zuſammenhang zu ahnen, und hielt es für dienlich, das nächtliche Ständchen gänzlich unbeachtet zu laſſen. Zwar waren, wie gewöhnlich, ihre Fenſter geöffnet, aber keine Seele ließ ſich daran blicken, und höchſtens der Schatten einer weiblichen Figur ward einigemal hinter den Vorhängen ſichtbar.

Die wandelnden Virtuoſen blieben nun einigemal aus; aber ungefähr am dritten Abend waren abermals Lautentöne zu vernehmen, und Eliſe hörte, da ſie heute ihre Tuberoſen und Volkmannien ſelbſt tränkte, zu ihrer Verwunderung, von einem ſchönen Tenor vorgetragen, diesmal deutſchen Geſang:

„Stille Töne durch die Nacht —
Durch die Straßen auf und nieder,
Forſchend, ob die Holde wacht,
Zieht der Liebe ſüße Macht —
Tönet leiſe, ſüße Lieder,
Stille Töne durch die Nacht!

Stille Blumen durch die Nacht,
Süß erquickt durch Abendlüfte,
Und von zarter Hand bedacht —
Fühlt auch ihr der Liebe Macht? —
Haucht ihr ſchmachtend eure Düfte,
Stille Blumen, durch die Nacht!

Stille Sterne, durch die Nacht
Gießt ihr freundlich ſanftem Schimmer;
Doch, ſo ſüß ihr lockt und lacht —
Fühlt auch ihr der Liebe Macht? —
Doch die Holde zeigt ſich nimmer,
Stille Sterne, durch die Nacht!

Stilles Mondlicht, durch die Nacht,
Durch des Himmels helle Räume,
Wandelſt du in ſtiller Pracht —
Du, der Liebe ſüße Macht!
Gib der Holden ſüße Träume!
Gib ihr Küſſe, Mond und Nacht!“

Dieſe Strophen, ſo einfach ſie waren, ſchienen doch auch ſo vom Augenblicke geboren, ſchienen ſo paſſend, wurden ſo zärtlich nur von einer Stimme geſungen, und von einer ſo lieblichen Weiſe begleitet, daß Eliſe keine ſo leidenſchaftliche Liebhaberin der Muſik, und kein Weib geweſen ſeyn müßte, hätte ſie keine Neugier gefühlt, den Sänger zu ſehen. Doch, indem ſie ſchon leiſe den herabgelaſſenen Vorhang zurück bog, ſchien ſich der Geſang zu wiederholen:

„Stilles Mondlicht, durch die Nacht
Schien mir oft dein Silberſpiegel,
Oft ſchon auf verlorner Wacht —
Ob auch mir noch Liebe lacht?
Oder fällt auf meinen Hügel
Bald dein Licht in ſtiller Nacht!“

Hatte ſchon vorher der Vorhang ſich leiſe hin und her bewegt, ſo ward er jetzt ganz beſeitigt. Eliſe beugte ſich ein wenig heraus, und bemerkte ſchnell zurückfahrend mit Erſtaunen, daß der eine Mohr nur ein Halbmohr war, oder vielmehr, daß der Sänger, wahrſcheinlich durch das Geräuſch, den der zurückgeſchobene Blumenaſch verurſachte, aufmerkſam gemacht, eine Maske abnahm, und aus dem halb aufgehenden Kaftan eine Uniform und ein Ordenskreuz ſchimmerte. Trog nicht alles, ſo war es kein anderer, als der Hauptmann, der, auch von ihr nicht gänzlich

lich überſehen, im letzten Konzert die für ſie nicht unrühmliche Störung verurſacht hatte!

Am Abende des folgenden Tages kam Herr Kommerzienrath Neunauge ſehr übel gelaunt in das Kränzchen, und kaum war auch Freund Goldhähnchen eingetreten, und hatte ihn um ſein heutiges langes Geſicht befragt, als er ihn eifrig mit ſich an's Fenſter zog..

„'s iſt dir faſt nicht mehr zum Aushalten, liebes Kanonikuschen!" — raunte ihm Neunauge in's Ohr — „du weißt doch die neue Einrichtung mit den Miethern. Ich habe mich lange geſperrt, bin immer noch ſo, ſo, mit der Höflichkeit durchgekommen; aber heute bringt mir ſo ein Herr Hauptmann, mir nichts, dir nichts, ſein Billet, und ich mag mich mit ihm herum komplimentiren, ſo viel ich will, mag ſauer oder ſüß dazu ausſehen, er nimmt ohne Umſtände Beſitz; meine theure Hälfte muß ihm ihr Putzzimmer einräumen; die Ordonanzen rennen neben meinem Sansſouci hin und her, ſtören mich ſelbſt im Nachmittagsſchlafe; ich muß meinen Weinkeller aufthun, ich muß —"

„Hahaha!" — unterbrach ihn Goldhahn lachend — „das gönn' ich Euch, Kommerzienrath! Habt ihr mich nicht letzthin mit dem Nervenfieber erſchreckt, daß ich faſt des blaſſen Todes geweſen wär', als wenn ſo ein Krieg für unſer einen gar nichts zu ſagen hätte? Habt ihr mich nicht in die infame Geſchichte mit dem Versmacher Emmerling verwickelt? Habt ihr mich nicht manchmal ausgelacht, daß ich das große Haus auf dem Halſe habe? Recht gut, daß es Euch nun auch auf die eigne Haut kommt! — O die neue Einrichtung mit den Miethern — das hat die Quartier-Commiſſion, lauter Hausbeſitzer, wohl eingeſehen — — iſt die vortrefflichſte, rein vernünftigſte, ſeit Gott die Welt ſchuf!"

„Rechne nur Einer auf freundſchaftliche Theilnahme“ — ſchloß Neunauge, und wandte ſich, nicht ohne Bosheit, von ihm ab, weil ſchon, als Signal zum Angriff, die Stühle an den Spieltiſchen in Bewegung geriethen — „aber, liebſter Herr Kanonikus, ich wäre gewiß noch verſchont worden, hätten meine Zimmer nur keine Fenſter vorne heraus, der ſchönen Räthin gerade gegenüber — merkſt du nun was, mein verliebtes Goldhähnchen?“

Der Herr Kommerzienrath hatte diesmal wirklich eine feine Naſe; denn der bei ihm Einquartirte war kein anderer, als der Hauptmann, der, vermuthlich durch den in geſtriger Nacht nicht ganz verunglückten Erfolg nur noch feuriger gemacht, das Einquartierungsbillet bei dem Kommerzienrath ſich zu verſchaffen gewußt hatte.

Als Eliſe, die hinter ihrem Blumenfenſter zu ſticken pflegte, einmal von ungefähr aufſah, erblickte ſie, zu nicht geringer Befremdung, im gegenüber gelegenen Fenſter, nicht blos einen fremden Offizier, ſondern auch — wahr und wahrhaftig den geſtrigen falſchen Mohr! Zwar war auch er von der Sonne ziemlich gebräunt, und ſeine Wange von einem recht kriegeriſchen Backenbarte umſchattet; dies verhinderte aber nicht im mindeſten, daß er in der reich geſtickten Uniform als ein recht ſtattlicher Mann, man könnte ſagen, als ein Apoll in den Waffen des Mars, erſchien, und, ſobald er das lang erharrte Augenaufſchlagen der ſchönen Wittwe gewahrte, ſich auf das verbindlichſte gegen ſie verbeugte.

Die ſchöne Wittwe dankte nicht herablaſſender, als es die Höflichkeit foderte, und wendete ſich dann weit eifriger, als vorher, zu den unter ihrer ſchöpferiſchen Hand aufſprießenden Blumenguirlanden. Doch ſo gleichgültig ſie that, und auch ſelbſt zu ſeyn glaubte, ſo fühlte doch ihr zartes Geſicht die unleidliche Sonnenwärme jetzt weit ſtärker; denn — daß Kommerzienraths nicht ſo ganz von ungefähr dieſe Einquartierung erhalten hatten, ſchien doch ſehr glaubhaft, und das Weib, das ſich durch eine anhaltende zärtliche Bewerbung nicht geſchmeichelt fühlen ſollte, auch wenn ſie noch ſo wenig geſonnen iſt, ſie zu erwiedern, ſoll noch geboren werden!

Genug, die Räthin mußte bei ihrer Arbeit doch zu Zeiten ein wenig vor ſich lächeln, dachte dabei: je nun, wer kann das wehren? rief aber augenblicklich das jetzt öfter, als je, vor ihre Augen tretende Bild ihres Geliebten zu Hülfe, und war nun in kurzem feſt mit ſich einig, ſich um den neuen Nachbar auch nicht im mindeſten zu bekümmern.

Doch der neue Nachbar ſchien ganz andern Sinnes. Er war, ſo oft es nur die

Dienſtgeſchäfte erlaubten, ſo unaufhörlich zu Hauſe, ſo unaufhörlich an das Fenſter poſtirt, daß Eliſe zuletzt gar nicht mehr an das ihrige treten konnte, ohne ſeinen Blicken zu begegnen, ohne ihm auf ſeine ehrerbietigen Grüße, des Anſtandes halber, danken zu müſſen; war dabei immer und immer ſo ſtattlich und prächtig gekleidet, daß auch ſie, wollte ſie nicht ganz der friſchen Luft und der Ausſicht auf die Straße entbehren, auf eine etwas gewähltere Kleidung denken mußte.

Zudem brachten es die ſo oft wiederholten Grüße und Gegengrüße zuletzt ganz natürlich mit ſich, daß man ſich, ohne etwas weiteres dabei zu denken, daran gewöhnte. Nach und nach ward dem liebenden Hauptmann nicht mehr blos das Glück zu Theil, die Geliebte zuweilen hinter den Vorhängen lauſchen zu ſehen, ſondern es begab ſich nun wohl auch öfter und öfter, daß die Flügel ſich aufthaten, und die Holde an's Fenſter trat, oder ſich wohl gar auf die Straße herausbeugte. Nach und nach fing Eliſe auch wieder an, mit einbrechender Nacht auf Harmonika und Flügel zu ſpielen, und ließ ſich nicht irren, wenn auch die Pauſen von einer gegenüber hallenden Laute unterbrochen wurden. Nach und nach ſchien man gegenſeitig ordentlich die Stunden zu kennen, wo der ehrerbietige Freund weder beim General, noch beim Exerziren war, wo die einſiedleriſche Witwe weder ſtickte, noch, was ſchon ſeit mehrern Wochen die Hauptbeſchäftigung der Mitleidsvollen geweſen war, durch einige von ihr erzogene Waiſenmädchen für die Verwundeten Charpie zupfen ließ, oder ſelbſt zupfte. Nach und nach fing der zärtliche Krieger an, einige Hoffnung der Gegengunſt zu ſchöpfen, wagte es endlich ſogar, einen Kuß nach den Tuberoſen zu werfen, aber — nun war auch Alles vorbei! Eliſe wich augenblicklich mit kalter Empfindlichkeit vom Fenſter zurück, und dies Fenſter blieb nun für immer geſchloſſen, Beweiſes genug, daß alle ähnliche Verſuche gänzlich vergeblich ſeyn würden!

Der Hauptmann mochte ſich noch ſo viel Vorwürfe über ſeine zu weit getriebene Keckheit machen, mochte noch ſo feſt ſich vorſetzen, bei der erſten Gelegenheit durch den demuthsvollſten Gruß ſeine innigſte Reue zu bezeigen, wer ſich weder um ſeine Vorwürfe, noch um ſeine Vorſätze bekümmerte, wer ſich gar nicht ſehen ließ, war Eliſe!

Doch ein Krieger, der ſo heiß liebt, läßt ſich nicht ſo leicht abweiſen, und wo offnes Entgegentreten nicht helfen will, muß man zur Kriegsliſt ſeine Zuflucht nehmen. Schon einigemal hatte der Hauptmann beſchloſſen, ſich geradezu bei Eliſen ſelbſt vorzuſtellen, aber jene Furcht, die ein wahrhaft liebendes Herz weit behutſamer macht, als irgend ein anderes, ließ ihn nicht zur Ausführung ſeines Vorſatzes kommen. Da ihm jedoch ſeine Liebe durchaus nicht geſtattete, gänzlich unthätig zu bleiben, ſo recognoſcirte er allenthalben das Terrain, und fiel endlich in halber Verzweiflung auf den Gedanken, ſeine Wirthin, die einem ſo ſchönen und artigen Manne die Entheiligung ihres Putzzimmers längſt verziehen hatte, zur Vermittlerin zu gebrauchen.

Die Kommerzienräthin bildete ſich zwar, ihrer faſt unförmlichen Dicke ungeachtet, auf ihren weiſen Teint gerade noch genug ein, um ſelbſt Anſprüche zu machen, und hatte daher das, ihrem Scharfblick nicht entgangene Liebesſpiel am Fenſter etwas mißfällig wahrgenommen. Da jedoch manche Damen ihrer Gattung, wenn ſie nicht die erſte Rolle ſpielen können, allenfalls auch, um doch etwas zu gelten, mit der zweiten vorlieb nehmen; da ſie dem lockern Kanonikus, der ſie zu Zeiten Madam, ja, in ſeiner vornehmgroben Manier, ſogar Ihr nannte, übrigens in ihren Augen als der Verführer ihres Mannes galt, außerordentlich gram war; ſo nahm ſie des Hauptmanns mit möglichſter Galanterie vorgebrachte Bitte, ehemöglichſt auf ſeine Koſten ein Mittagsessen zu veranſtalten, und ihre Freundinnen und Nachbarinnen dazu einzuladen, ſehr bereitwillig auf.

„Doch auch die Frau Räthin Blumbach?“ — fragte ſie mit möglichſt ſchalkhaftem Blick und drohend aufgehobenem Finger — „ja, es wird freilich auffallen, da wir ſonſt ſo wenig zuſammen gekommen ſind, und, wenn ſie nicht vielleicht in Hinſicht der, einem Fremden ſchuldigen Artigkeit eine Ausnahme machen ſollte —“

Dieſe Bedenklichkeit war dem Hauptmanne aus Unkenntniß der Verhältniſſe noch gar nicht eingefallen. Man überlegte hin und her. Die Kommerzienräthin, durch die

Schmeicheleien und Handküſſe des Hauptmanns immer noch mehr für ihn eingenommen, gab Rathſchläge. Sie ermunterte ihn, Muth zu faſſen; genug — am nächſten Morgen wurde Eliſen von dem, zu ſo etwas recht gut paſſenden Zöſchen der Frau Kommerzienräthin zuvörderſt ein recht niedliches Körbchen voll Roſen und Pomeranzen überbracht, unter dem Vorwande, die Kommerzienräthin habe aus dem Garten einer Freundin einen ganzen Hebekorb ſolcher Früchte und Blumen zum Geſchenk erhalten, und nehme ſich daher die Freiheit, ihrer geſchätzten Nachbarin mit einem Theile ihres Ueberfluſſes ihr freundſchaftliches Andenken zu bezeigen.

Eliſen mußte dies unerwartete Gaſtgeſchenk allerdings etwas verdächtig vorkommen. Sie und ihr verſtorbener Mann hatten mit Kommerzienraths nie in einem andern, als dem

Verhältniſſe nachbarlicher Höflichkeit geſtanden; beide Familien hatten ſich nie anders, als etwa auf der Straße und an öffentlichen Orten, geſehen. Dennoch gab es, ohne in den Verdacht der Ziererei und Unhöflichkeit zu fallen, keinen Vorwand, die Fruchtſpende auszuſchlagen, und man mußte ſich daher daran begnügen, das Geſchenk durch ein reichliches Gegengeſchenk an die Ueberbringerin ſo gut, als zu bezahlen.

Aber die Blumen und Früchte waren doch gar zu anziehend, und das Körbchen zu prächtig und zierlich, um nicht wenigſtens eine genauere Anſicht zu erfordern. Eliſe, die, wie wohl die meiſten weichgeſchaffenen weiblichen Weſen, an Früchten und Blumen vorzüglich Gefallen fand, konnte ſich nicht enthalten, alles einzeln zu betrachten, und ſiehe! gerade in dem ſchönſten dieſer Hesperidenäpfel befand ſich ein Einſchnitt, aus dem die Ecke eines Kartenblatts faſt unmerklich herausguckte.

Eliſe hatte augenblicklich ihre Gedanken. Indeſſen, das Geſchenk war einmal angenommen; die verdächtige Frucht konnte auf keine, nur halbwege anſtändige Weiſe zurückbefördert werden; es war durchaus nichts weiter zu thun, als von dem, allem Anſcheine nach darin verborgenen Billet, das man ja deſſen ungeachtet Spaßes halber leſen konnte, durchaus keine Notiz zu nehmen.

Eliſe zog endlich den Zettel heraus, und las: „Wenn Sie einem Manne, der Sie ſchon längſt innig verehrt hat, nicht die Genugthuung entziehen wollen, Ihnen für den hohen Genuß, den Sie ihm bei der Todtenfeier ſeines Oberſten und Freundes ſchenkten, perſönlich danken zu dürfen; ſo nehmen Sie eine Einladung an, die in kurzem an Sie ergehen wird. Weder die Erfüllung, noch die Verweigerung dieſes Wunſches, kann Ihnen im mindeſten nachtheilig werden, da von dieſen Zellen durchaus Niemand, als nur derjenige weiß, der von innigſter Bewunderung der liebenswürdigſten Sängerin hingeriſſen, ſie zu ſchreiben nicht unterlaſſen konnte!“

Daß dieſer Brief von dem Hauptmanne herrühre, galt wohl keinen Zweifel. Aber er war doch auch ſo anſpruchlos, ſo voll zarter Schonung; er konnte eben ſo gut von einem feurigen Freunde der Kunſt, als von einem zudringlichen Liebhaber abgefaßt ſeyn; er ſprach zudem von einer bevorſtehenden Einladung, die man ja erwarten, und immer ausſchlagen konnte! Aber — eine Kühnheit blieb es doch immer, und wie hätte irgend eine, auch nur ſcheinbar günſtige Aufnahme vor den Augen des geliebten Anſelmi's beſtehen können? Dies entſchied! Es ward feſt und unwiderrüflich beſchloſſen, den allzukühnen Ueberſender zu demüthigen, und ihm bemerken zu laſſen, daß man ſein Billet weder entdeckt, noch weniger erwartet habe.

Noch war Eliſe eifrig damit beſchäftigt, das Körbchen völlig wieder in vorige Ordnung zu bringen, um es dann an ein Fenſter zu ſtellen, und dort dem Anſcheine nach ganz zu vergeſſen; als, zur ungelegenſten Zeit von der Welt, ihr Mädchen hereintrat, und einen Offizier anmeldete, der der Frau Räthin im Namen des Gouverneurs für die großmüthige Unterſtützung der Kranken und Verwundeten danken ſolle, und ſich, wie er gleich hinzugeſetzt, zufolge erhaltener Ordre, durchaus nicht abweiſen laſſen könne.

So ganz unerwünſcht Eliſen in dieſem Augenblick dieſer Beſuch kam; ſo verdrüßlich es ihr fiel, das Körbchen noch in ſo wenig geordnetem Zuſtande vor irgend einem Fremden, vielleicht gar vor einem Kameraden des Abſenders, erblicken zu laſſen; ſo war doch irgend ein Ausflüchtemittel nicht zu finden. Ja, hätte ſich auch ein Vorwand entdecken laſſen — noch ehe das Mädchen ihren Beſcheid erhielt, trat der Offizier ſchon herein, und — es war die Uniform deſſelben Regiments — Himmel! Er war es ſelbſt!

Der Hauptmann, der beim Stabe, wegen ſeiner vorzüglichen Kenntniſſe, auch in ſchriftlichen oder mündlichen Unterhandlungen vorzüglich gebraucht ward, hatte kaum das geheimnißvolle Fruchtkörbchen abgeſendet, als er, wie gewöhnlich, zum General mußte, und dort von demſelben einen Zettel mit den Namen einiger vornehmen Damen erhielt, die ſich gegen die Kranken beſonders mitleidig gezeigt hätten, und daher mit einer Dankſagung beehrt werden ſollten. Da er unter den erſten Namen, auch den der Räthin Blumbach fand, war er einige Augenblicke unentſchloſſen; eine ungewöhnliche Glut flog über ſein Geſicht; endlich mußte er wegen des, mit ſo lang überlegter Liſt überſandten Briefchens insgeheim lächeln, und übernahm den Auftrag, des Generals ohne weiteres.

Auch ſcheint er, obſchon das, kurz nach ſeinem Eintritt erſt zum Dableiben angewieſene Mädchen durch einen Wink beurlaubt wurde, folglich die erzählende Muſe ſelbſt nicht bei der Zofe etwas erforſchen kann, nicht Urſache gehabt zu haben, ſeine Zudringlichkeit zu bereuen. Wenigſtens war ſeine Unterhaltung mit der ſchönen Witwe ſo lebhaft und langwierig, daß ſie ohne Zweifel auch ſehr intereſſant geweſen ſeyn muß. Wenigſtens begleitete ihn Eliſe mit recht gefälligem Blick, ja wohl gar mit einem Händedruck aus der Thür. Wenigſtens wurde die, noch an demſelben Tage an ſie ergehende Einladung zu dem Gaſtmahl bei Kommerzienraths, ohne Weigerung angenommen.

Auch der Herr Kanonikus Goldhahn erhielt ziemlich unvermuthet eine ähnliche Einladung, und ward nicht wenig erfreut, als ihm der Bediente zugleich unterthänigſt meldete, daß auch die Frau Räthin zugegen ſeyn würde — ein Umſtand, den ſeine vornehme Eitelkeit ſogleich auf das allervortheilhafteſte zu deuten verſtand.

Hatte er jemals auf die Verzierung ſeines Leichnams Sorgfalt verwendet, ſo geſchah es diesmal. Alle Wohlgerüche Frankreichs ſchienen aus ſeiner Titusperücke zu düften, alle Edelſteine Golconda's an ſeinen Fingern zu blitzen, und kaum hatte er den Kommerzienrath, heute weit zärtlicher, als je, in ſeine Arme geſchloſſen, als er ihm ins Ohr raunte: „Es iſt doch ein charmantes, kluges, herrliches Weib! Gewiß hat ſie — ſchweigt mir, Kommerzienrath! ich mag nichts wiſſen — ihren neulichen Verſtoß bereut, und nun durch Euch — nun gut, gut! freilich iſt's Euch verboten; doch Ihr ſollt ſchon noch beichten!“

Dieß vertrauliche Geſpräch wurde in dieſem Augenblick durch den Eintritt des Hauptmanns mit einigen, ihm befreundeten Offizieren, und andrer Gäſte unterbrochen. Zuletzt kam auch die charmante Räthin, heute zum erſten Male wieder in blendendes Weiß gekleidet, und ſetzte den Kanonikus eben ſo ſehr durch ihre Schönheit in Feuer, als durch ihr beſonders freundliches Benehmen gegen den fremden Hauptmann, und durch ihr ſehr kaltes gegen ihn, in ſtarre Verwunderung.

Der Kanonikus tröſtete ſich indeſſen mit der gewiſſen Hoffnung, wenigſtens bei Tiſche unmittelbar bei ihr ſeinen Platz angewieſen zu erhalten. Aber auch hier ſchien kein günſtiger Glücksſtern für ihn aufzugehen. Denn ungerechnet, daß der fatale Hauptmann, wie es ſchien, als vorzüglichſter Fremder, den oberſten Platz neben Eliſen einnahm, ſo ward auch dem Herrn Kanonikus ein, hier ſehr unerwarteter, und ihm ſehr gering dünkender Nachbar, nämlich der erſt ganz zuletzt angekommene Magiſter Emmerling zu Theile.

Die Unterhaltung bei Tiſche führte ſehr bald zur Heiterkeit und Fröhlichkeit; alles war luſtig und guter Dinge, und unter den beiden feindlichen Nachbarn zeigte ſich der auffallende Kontraſt, daß der Kanonikus mit gar keinem, der Poet aber mit recht bewunderungswürdigem Appetit ſpeiſte. Als man endlich zu den Toaſt's gelangte, — denn auch wir Deutſche trinken nicht mehr Geſundheiten — brachte der Hauptmann, Eliſen die Hand küſſend, Emmerlingen im trefflichſten Ungarſchen Ausbruch den, etwas räthſelhaften Trinkſpruch zu: „Ein Hochzeitgedicht ohne Arreſt!“ — und wurde ſogleich von der ganzen Geſellſchaft um Erläuterung beſtürmt.

„Sehr gern, meine Herren und Damen!“ — erwiederte er verbindlich — „denn meine gütige Wirthin hat, da ich hier fremd bin, Sie ſämtlich, auf meine Bitten, zu meinem Verlobungsfeſte eingeladen! Ich liebte in meinen Jünglingsjahren mit unendlicher Zärtlichkeit ein Mädchen, und gewann ſeine Gegenliebe. Wir wurden durch das Schickſal getrennt. Die Nachricht, daß ſie verheirathet ſey, trieb mich aus meinem Vaterlande; mancherlei Zufälle ließen mich den Soldatenſtand wählen. Das Glück begünſtigte mich im Aeußern, indem ich auf inneres Glück gänzlich verzichtete.

Ungefähr zwölf Meilen von hier fiel mein Oberſt in einem blutigen Gefecht; ich übernahm, da mehrere meiner braven Waffengefährten gefallen oder verwundet waren, mit nicht ungünſtigem Erfolg das Kommando des Regiments. Mein Kaiſer hat mich ehegeſtern deshalb zum Major befördert.

Als ich dieſer Gegend mich näherte, war ich feſt entſchloſſen, ſie möglichſt zu meiden, um nicht meine Geliebte im Beſitz eines Glücklichern zu ſehen. Doch dem Herrn Kanonikus Goldhahn, und dieſem, von ihm begünſtigten Dichter, den man als Spion in Verdacht zog und deshalb mir überlieferte, habe ich es zu verdanken, daß mir gründlichere Nachrichten von meiner Geliebten zu Theil wurden. Ich ſah ſie ſelbſt, nicht ohne die höchſte Ueberraſchung, wieder, in dem, zu Ehren meines gebliebenen Oberſten und Freundes gegebenen Konzert, und mit welchen Empfindungen! Eine, wohl verzeihliche Grille verleitete mich eine Zeit lang, der Nebenbuhler meiner ſelbſt zu werden. Doch das Herz meiner Geliebten ſchlug noch für den Freund ihrer Jugend, und — falls nicht früher eine Kugel für mich gegoſſen wird, ſo habe ich Hoffnung —"

„Lieber Anſelmi!" — liſpelte Eliſe, mit einem ſüßflehenden Blick — „nichts von einer ſo furchtbaren Ahnung!"

„Alle Wetter! Es iſt Anſelmi!" — brummte zu gleicher Zeit Goldhahn vor ſich, indem er eine Gabelzinke zerbrach, und unterm Tiſche mit dem Fuß ſtampfte — „doch es kann noch Kugeln geben, die —"

„Was iſt das? was iſt das?" — fuhr die Kommerzienräthin auf, und warf die Serviette weg — „es wird geblaſen —"

„Wirklich? wirklich?" — frug der Kanonikus, gleichfalls auffahrend — „ich habe in der Amſterdamer Lotterie; wär' es möglich, daß ich abermals —?"

„Zehn — zwölf, zwanzig Poſtillons — der Poſtmeiſter mit dem ſilbernen Horne voran! — hört, wie ſie ſchmettern! — es iſt Friede! Friede!" — ſchrien alle Gäſte unter einander, und umarmten ſich wechſelſeitig, und die Kanonen donnerten zum erſten Mal wieder von den Wällen, als Verkünderinnen des Glücks und der Hoffnung.

Doch ſchon längſt lag Eliſe in den Armen ihres Majors, und rief unter Blicken der Seeligkeit ihm zu: „Keine Kugel nun, Anſelmi! — Friede! Deutſchland frei und Friede!“

5.

Der dumme Hans.

Ein Ammenmährchen.

Es lebte vor langer, langer Zeit ein armes, aber redliches Ehepaar, das hatte drei Söhne, wovon der jüngſte von den andern immer verachtet und gewöhnlich der dumme Hans genannt wurde. Als ſie alle drei herangewachſen waren, hielt es der Vater für gut, daß ſie auf die Wanderſchaft gehen und ihr Glück in der Welt verſuchen ſollten. Er gab jedem von ihnen ein Ränzel nebſt ſeinem Segen, und die Mutter weinte ſich beim Abſchiede faſt die Augen aus dem Kopfe. Auch den Söhnen ward es ganz weich ums Herz, wenn ſie daran dachten, daß ſie nicht mehr, wie ſonſt, ſich jeden Abend auf das gewöhnliche Bett legen und jeden Morgen von der Mutter ihr Butterbrod bekommen ſollten; doch ſchöpften ſie wieder einigen Muth, da ſie nur erſt das våterliche Haus aus den Augen verloren hatten.

Als die drei jungen Burſche eine Strecke gegangen waren, kamen ſie an einen Dreiweg. Sie beſchloſſen ſich hier zu theilen, machten aber zugleich unter ſich aus, ſo lange ihre Wanderſchaft dauere, jedes Jahr an demſelben Tage hier wieder zuſammenzutreffen, und dann mit einander die lieben Aeltern zu beſuchen.

Da dieſe Verabredung getroffen war, zogen die beiden åltern Brůder pfeifend und ſingend ihrer Straße; dem dummen Hans aber fiel es wie ein Stein aufs Herz, daß er nun auch von ſeinen Brůdern ſich trennen und ſo ganz allein gehen můſſe, und er vergoß noch im Stillen unzåhlige Thrånen darůber.

Endlich ſuchte er ſich doch aber auch zu faſſen, und trat mit gewaltig großen Schritten ſeine Reiſe an. Er ging dabei immer der Naſe nach, ohne ſich viel um rechts und links zu kümmern, und gelangte gegen Mittag auf eine blumenreiche Wieſe, die mit einem dichten Walde umgeben, und auf welcher ein groſses, helles Feuer angezündet war, obwohl ſich nirgends ein Menſch hören und ſehen lieſs. So wunderbar ihm dieſes vorkam, ſo grübelte er doch nicht im mindeſten drüber nach, ſondern ſah nur ganz gelaſſen in das Feuerchen, und hatte ſeine Freude daran, wie es ſo allerliebſt brannte.

Indem er ſo mit aufgeſperrtem Munde daſtand, hörte er plötzlich eine Stimme, die ihm zurief: „Hans, willſt Du mir drei Jahr lang redlich dienen?“ Hierüber fuhr er freilich ein wenig zuſammen; doch erholte er ſich bald wieder, und antwortete: „Warum nicht, wenn der Dienſt nicht allzuſchwer iſt, und ich ihn verrichten kann.“

Die Stimme unterrichtete ihn nun, daſs er nichts zu thun habe, als das Feuer immer brennend zu erhalten; Holz dazu ſey im Walde übergenug vorhanden, und für gutes

Eſſen und Trinken brauche er nicht zu ſorgen. Dieſe Bedingungen gefielen dem dummen Hans nicht übel, und da ſeine neue unſichtbare Herrſchaft ihm auch erlaubte, jedes Jahr einmal nach Hauſe zu gehen, ſo war der Handel bald geſchloſſen, und Hans trat fröhlich und guter Dinge ſeinen Dienſt an.

Wie er es angefangen, das Holz zu fällen und zu trocknen, auch in der Nacht immer zur rechten Zeit aufzuwachen, davon berichtet das Mährchen nichts, wohl aber, daß Hans alle Tage ſeinen Tiſch gedeckt fand, und das Feuer niemals verlöſchen ließ.

Als auf dieſe Weiſe in ungeſtörter Ruhe das erſte Jahr verfloſſen war, legte er ſo viele Schragen Holz an, daß die Flamme zur Noth mehrere Wochen lang daran zehren konnte, und ſchickte ſich an, ſeine Reiſe anzutreten. In dem Augenblicke aber, als er mit einem guten Wunſche von ſeinem Feuerchen Abſchied nahm, trat eine wunderſchöne Dame auf ihn zu, dankte ihm für die bisher geleiſteten treuen Dienſte, überreichte ihm ein nagelneues braunes Kleid mit ſilbernen Knöpfen, einen feinen Huth und ein ſpaniſches Rohr mit ſilbernem Beſchlag, um damit gebührlich in ſeiner Heimath einziehen zu können, und war augenblicklich wieder verſchwunden.

Hans beſann ſich nicht lange, dieſe Geſchenke anzulegen, und als ſeine zwei Brüder mit ihm auf dem Dreiwege zuſammentrafen, erſtaunten ſie nicht wenig, daß der dumme Hans ſo herrlich gekleidet war, da ſie ſelbſt in durchlöcherten Wämſern einhergingen und in der Fremde gar nichts vor ſich gebracht hatten. Sie erkundigten ſich daher, während ſie alle drei bei den Aeltern waren, bei Hanſen genau nach dem Wege, welchen er eingeſchlagen habe, und da man ſich auf dem Dreiwege wieder trennte, mußte er einen andern von den drei Wegen nehmen, dahingegen der älteſte Bruder denjenigen wählte, auf welchem Hans das erſtemal weiter gegangen war.

Der ehrliche Hans ließ ſich dieſen Tauſch ohne alle Widerrede gefallen, und lebte der guten Ueberzeugung, was ihm einmal beſchieden ſey, das werde ihm doch nicht entlaufen. Auch hatte er ſich hierin nicht geirrt. Denn kaum war er wieder bis zu Mittage gewandert, als er auf der ſchönen Wieſe ſein Feuerchen noch auf das luſtigſte brennen ſah.

Er verrichtete von nun an wieder ein Jahr hindurch ſeinen Dienſt auf das treulichſte, und da er ſich abermals zur Heimreiſe anſchickte, kam auch die ſchöne Dame wieder zu ihm, und machte ihm ein grasgrünes Kleid mit goldnen Treſſen, einen Treſſenhuth und eine ſilberne Uhr mit einer mächtigen Trobbel zum Geſchenk.

Diesmal riſſen die Brüder auf dem Dreiwege noch weit mehr die Augen auf, als Hans, recht wie ein Edelmann, daher trat, da ſie ſelbſt faſt den Bettlern glichen und kaum ihre Blöße bedecken konnten. Er mußte daher auch bei der abermaligen Trennung nunmehr den dritten Weg einſchlagen, gelangte aber auch auf dieſem um die Eſſenszeit richtig und ehrlich zu ſeinem Feuerchen.

Als nun auch das dritte Jahr bis auf einen Tag verſtrichen war, ließ ſich von neuem die ſchöne Dame ſehen und überreichte Hanſen ein großes, ſcharfes, blitzendes Schwerdt. „Du haſt mir drei Jahr lang redlich gedient, lieber Hans!“ — ſagte ſie mit ſüßer Stimme — „aber nun naht die Zeit, wo Du mir Deine Liebe und Treue erſt recht beweiſen mußt. Wiſſe, ich bin eine verwünſchte Prinzeſſin, und morgen werden eine große Schildpatte, eine abſcheuliche Schlange und ein ungeheurer Adler kommen, und ſich alle Mühe geben, lebendig in das Feuer zu gelangen. Dieſes mußt Du aber auf alle erdenkliche Art zu verhindern ſuchen; denn jene drei Ungethüme ſind meine tödtlichſten Feinde, und wenn ihnen ihr Vorhaben gelingt, ſo bin ich auf immer unglücklich.“

Hans verſprach, ſein möglichſtes zu thun, und die ſchöne Dame entfernte ſich mit halb traurigen, halb zärtlichen Blicken.

Als nun am folgenden Tage kaum die Sonne aufgegangen war, kroch eine Schildkröte langſam daher, ſo groß wie ein Wagenrad, und von ſo abſcheulicher Farbe, daß man ſie ohne Ekel und Schreck nicht anſehen konnte. Hans ließ ſich jedoch dieſes wenig anfechten, ſondern lachte in ſeinem Innern über ihre Schwerfälligkeit, und glaubte, mit dieſem Feinde bald fertig zu werden. Doch ſo leicht, wie er meinte, ging es nicht. Denn die Patte war mit ſo gewaltig langen Beinen verſehen, daß ſie trotz ihres kleinen Kopfes und ſchweren Schildes ganz entſetzlich ſpringen konnte. Nachdem er ſich aber eine halbe Stunde mit ihr herumgetummelt hatte, ſo daß ihm der Schweiß von der Stirn troff, und ſie eben einmal von neuem anſetzte, gelang es ihm endlich, ihr mit dem Schwerdte einen tüchtigen Hieb von unten in den Bauch beizubringen. Dieſer zerborſt alsbald, der

Leib des Unthiers fiel ins Feuer, und die Luſt wurde weit und breit mit einem faſt unerträglichen Geſtank angefüllt.

Jetzt ſetzte ſich Hans, um ein wenig zu verſchnaufen und ſich mit Speiſe und Trank in etwas zu erquicken; aber die noch übrigen Feinde der ſchönen Prinzeſſin waren zu klug, um ihn ordentlich zu Kräften kommen zu laſſen. Vielmehr ſchnellte augenblicklich in ungeheuern Ringen eine wenigſtens zwölf Ellen lange Schlange daher, und Hans hätte tauſend Augen haben mögen, um nur immer zu ſehen, woher und wohin ſie den Anlauf nehme, um ſie theils von dem Feuer, theils von ſich ſelbſt abzuhalten. Erſt nach einer Stunde gelang es ihm, die Schlange in mehrere Stücken zu hauen, die auch wieder ſämmtlich ins Feuer fielen, und ein ſolches Geziſch und Gepraſſel verurſachten, daß er faſt ſein eignes Wort davor nicht hören konnte.

Nun, dachte Hans, wird doch wohl der

Plack auf eine Weile zu Ende ſeyn; aber noch hatte er ſich nicht einmal die Stirn trocknen können, als ein ungeheurer Adler mit ſeinen Fittigen die Sonne verdunkelte und, wie ein Blitz, aus den Wolken in das Feuer herabſchoß. Augenblicklich ſprang Hans wieder herbei und hielt dem mächtigen Raubvogel die Spitze des Schwerdts unter, in der Hoffnung, er werde ſich ſelbſt daran aufſpieſſen. Doch der Adler bezeigte dazu keine Luſt, erhob ſich vielmehr wieder und wieder, ſchlug Hanſen mit ſeinen Flügeln, umkreiſte ihn in weitern und engern Kreiſen, und hieb unabläſſig mit Schnabel und Fängen nach ihm. Schon wußte Hans ſeiner Seele keinen Rath mehr, und war nahe daran, vor Furcht und Kraftloſigkeit zu Boden zu ſinken. Doch noch einmal raffte er ſich auf, und zog nach dem Vogel einen ſo gewaltigen Hieb, daß der Kopf des Adlers vom Rumpfe fuhr und der ganze Rieſenleib in die Flamme ſank. Dieſe verlöſchte, und wo noch vor kurzem der Scheiterhauſen gebrannt hatte, ſtand ein prächtiges, von Kryſtall und Karfunkel erbautes Schloß, von den ſchönſten Gärten und Springbrunnen umgeben. Aus der Mittelthür des Schloſſes aber trat die ſchöne Dame, ganz wie eine Königin gekleidet, fiel ihrem Befreier um den Hals, daß ihm plötzlich alle Müdigkeit verging, und ernannte ihn ohne weiteres zu ihrem Gemahl, wogegen Hans nicht das mindeſte einzuwenden fand.

Hierauf eilten alsbald prächtig gekleidete Hofjunker herzu, führten Hanſen in das Schloß, öffneten ihm ein ganz mit Spiegeln getäfeltes Badezimmer, und nöthigten ihn in eine von balſamiſchen Kräutern duftende Wanne. Als er ſich hier genugſam erquickt hatte, wurde ihm ein ſcharlachnes, mit Edelſteinen geſticktes Kleid angezogen, ein Federhuth aufgeſetzt, und ein Degen an ſeine Seite geſteckt, alles, wie es damals die allervornehmſten Leute trugen. Vor der Schloßtreppe aber harrte ſeiner ſchon die Prinzeſſin in einem goldenen Wagen mit ſechs milchweißen Schimmeln, den Vorreiter, Laufer, Jäger, Heiducken und eine unüberſehliche Menge anderer Bedienten umringten.

Man fuhr im geſtreckten Galopp bis nach dem Dreiwege, und die beiden Brüder zogen vor der durchlauchtigen Herrſchaft auf das allerdemüthigſte die Hüthe ab. Aber Hans ſchämte ſich ihrer nicht, ob ſie gleich unredlich an ihm gehandelt hatten und in Lumpen daher gingen, ſondern lud ſie mit Erlaubniß ſeiner neuen Gemahlin zu ſich in die Kutſche. So ſehr ſie ſich auch deſſen weigerten, ſie mußten ſich doch auf ſein und der ſchönen Prinzeſſin Zureden zu ihnen einſetzen.

Die Aeltern glaubten vor Freude zu vergehen, als ſie den Wagen vorfahren ſahen, und hörten, daß der dumme Hans Gemahl einer ſo ſchönen Prinzeſſin und Herr über viele Städte und Länder geworden ſey; ſie trauten ſich kaum, Hanſen Sohn und die Prinzeſſin Frau Tochter zu nennen. Indeſſen fanden ſie ſich doch in ihr Glück, als die Prinzeſſin verlangte, ſie in ihr Reich zu begleiten. Dort lebten die guten Alten in Ruhe und Ueberfluß, und auch die abgünſtigen Brüder wurden zu ſo großen Herren erhoben, daß es ihnen leicht wurde, den garſtigen Fehler des Neides ſich vollſtändig abzugewöhnen.

Inhalt.

1.
Die Engelsehe . . . . Seite 1

2.
Die weiße und rothe Roſe . . . . . — 59

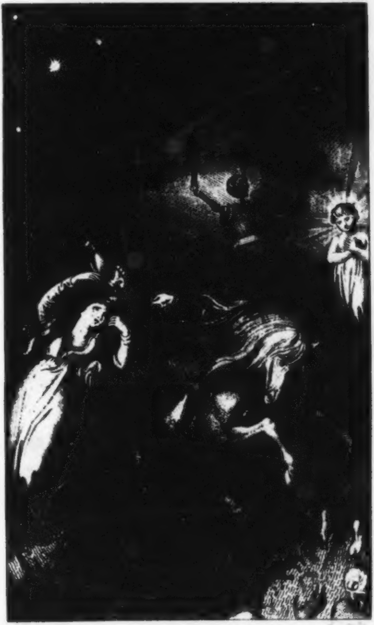
3.
Der Schwan und der Sonnenſtaub . . — 163

4.
Das Hochzeitgedicht ohne Arreſt . . . — 189

5.
Der dumme Hans . . . . — 297

Sch.

[illegible]



Lindenblüten.

Von

Friedrich Kind.

135717

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Zweiter Band.

Leipzig,
bei Johann Friedrich Hartknoch.
1818.

C. A. Semler

in Dresden

freundſchaftlich gewidmet.

Lindenblüten.

Zweiter Band.

I.

Die neue Lenore.

Nah dem Schlachtfelde bei * * * * * liegt ein ſonſt wohlhabendes und glückliches Dörfchen. Friſchrothe Ziegeldächer und verkohlte Lindenwipfel bezeichnen die Grenzen, die Brand und Verwüſtung ſich dort ſetzten. Das Unterdorf, wo die Hütten der Aermeren ſtanden, iſt noch immer ein öder Schutthaufen, auf dem nur ſelten eine bleiche Kummergeſtalt, wie auf dem Grabe beſſerer Vergangenheit, herumwankt. Die etwas höher gelegene Kirche und das Pfarrhaus ſind ziemlich erhalten; doch künden auch hier Bretervermachungen und unangeſtrichene Fenſterläden das Geſchehene an.

Der Geiſtliche des Dorfs, ein drei und ſechzigjähriger Greis, ſaß in der Nacht von

Sonnabend zu Sonntag noch ſpät bei der Studirlampe, um die morgende Predigt, nach langer Zeit wieder die erſte, zu vollenden. Er hatte in den Tagen des Schreckens, trotz ſeines hohen Alters, mit männlichem Muthe ſeine Pfarrkinder beſchützt, und ruhig die irdiſche Habe preis gegeben, um jenen Schonung zu erkaufen. Aber auch ihn wußte ſpäterhin die Hand des Schickſals zu ereilen. Hatte ſchon die treue Gefährtin ſeines Lebens das Kriegselend, ſelbſt mit ſtiller Ergebung und Erhebung getragen, ſo äußerten ſich doch bei wieder eingetretener Stille die Folgen der überſtandenen Leiden auf ihre ohnedies ſchwächliche Geſundheit. Ein Fieber ergriff ſie und riß ſie in wenig Tagen dahin. Einſam und getrennt von Allem, was ihm das Leben erheiterte, ſtand nun der alte Pfarrherr; ſelbſt die traurige Beruhigung blieb ihm bei der damaligen Unordnung und Furcht vor Anſteckung nicht übrig, ſeiner ſanften Pflegerin im Kreiſe der liebenden Gemeinde einige

Worte der Dankbarkeit und Hoffnung in das Grab nachzurufen.

Jetzt, zu Ende des Märzmonats, ſollte die nothdürftig hergeſtellte Kirche wieder eingeweihet werden, und jetzt wollte der Greis am Schluſſe der Predigt, nebſt ſo vielen Leiden, auch das ſeinige an das Herz des Allerbarmenden legen. Dies ſchmerzlich-ſüße Geſchäft verlängerte ſeine Arbeit bis zur Stunde der Mitternacht. Eben verkündete die Thurmuhr Zwölf in dumpfen Schlägen. Sonſt allenthalben umgab ihn tiefe Stille und Dunkelheit; er war ganz in Gedanken, und faſt in den Zuſtand völliger Abgeſchiedenheit von der Körperwelt verſunken.

Da öffnete es ſchleichend die Thür, und als er, wie aus einem Traume erwachend, ſich umwandte, trat die alte redliche Magd ein, auf deren bleichem Geſicht und ſtarren Augen das Erſchrecken mit den deutlichſten Zügen zu leſen war. „Gott ſey Dank, daß Ihr' Ehrwürden noch auf ſind;“ — ſagte

Marthe, die Hände faltend — „es hat drei Mal an die Pforte geklopſt, und da ich endlich hinaus ſchaute, ſah ich am Grabe der Frau Pfarrerin einen Geiſt, gewiß iſt es ein Anzeichen; ich wollte darauf ſchwören, die liebe Selige war es ſelbſt.“

Den Pfarrherrn, ſo wenig er ſonſt an eine Wiederkehr aus den Gräbern zu glauben geneigt war, überlief es doch kalt. Die feierliche Ruhe, die dichte Finſterniß der Nacht, ſeine lebhafte Erinnrung an die theure Verſtorbene, der er eben im Geiſte ein Wiederſehn im Himmel nachgerufen hatte, brachten ſeine Grundſätze zum Wanken. Doch ermuthigte er ſich bald, und öffnete gelaſſen das Fenſter. Der Mond ſchien bleich durch zerriſſene Wolken; der Kirchhof mit ſeinen überſchneiten Hügeln und Kreuzen — denn der Winter hatte in dieſer Nacht noch ſeine vollen Rechte geltend gemacht — lag ſchweigend vor ihm; aber in dieſem Augenblicke klopfte es nochmals an die Pforte, und er gewahrte in der That eine ſich langſam bewegende weiße Geſtalt.

„Ich werde öffnen! — rief er, nicht ohne Beklommenheit, hinab, nahm Licht und Schlüſſel zur Hand, und ſtieg, ſo raſch es ihm das Alter erlaubte, die Treppe hinab. Und als die Pforte ſich aufthat, hob die verhüllte Geſtalt aus dem Tuche die Hände gegen ihn auf und flehte: „Erbarmt euch einer armen Verirrten! Ich muß ſonſt umkommen in dieſer naßkalten Nacht.“

Der Pfarrer ſah augenblicklich, daß hier an keine Geiſtererſcheinung zu denken ſey, und hieß mit väterlichem Mitleid die Bittende eintreten. Auch Marthe kam, obwohl noch furchtſam, voll Erbarmens herzu, und näherte ſich dem ſpäten Gaſte. Die Fremde ſchien ungefähr zwanzig Jahre alt, doch ſehr angegriffen und etwas verſtört; ſie hatte ſich gegen das Schneegeſtöber mit einem weißen Tuche geſchützt und war ganz mit Flocken bedeckt. Der Pfarrer öfnete ihr die geräumige

Unterſtube, und befahl der Magd, ſchleunigſt einzuheizen, Trank und Speiſe herbeizubringen und ein Bett zu bereiten. Dann ermunterte er die vor Froſt ſchauernde Jungfrau, gutes Muths zu ſeyn, und ſich's hier, wie bei Freunden, gefallen zu laſſen und ſuchte, indeß ſich Marthe der übertragenen Bewirthung mit langentbehrtem Genuſſe unterzog, nun endlich auch die ihm ſo nöthige Erquickung.

Bei Ueberbringung des Frühſtücks ergoß ſich die Magd in die beredteſten Lobſprüche der Fremden, wie ſie ſo fein gebildet und ſanft ſey, wie in ihrem Gefühle etwas ſo Edles ſich abſpiegle. Die von ihr gepflegte Jungfrau ſchien in der kurzen Zeit ihr ganzes Herz gewonnen zu haben.

Der alte Pfarherr glaubte nach Martha's Aeußerungen den Gaſt noch ſchlafend; als aber die Glocken nun nach langer Ruhe zum erſten Mal wieder ins Gotteshaus riefen, und er, von ihrem feierlichen Klange mit frommer Dankbarkeit gegen Gott erfüllt, ſich auf den Weg machte, trat auch die Fremde ihm aus der Unterſtube entgegen, ein Geſangbuch in Händen und völlig zum Kirchgange angeſchickt. Der Greis ſtutzte über ihren Anblick. Nicht blos ihre anſtändige Kleidung, ſondern mehr noch die Sittigkeit ihres ganzen Weſens, flößten ihm das reinſte Wohlgefallen, ja ſelbſt eine Art von Ehrerbietung gegen ſie ein. „Wollen Sie nicht lieber erſt ſich ganz erholen, liebe Tochter?“ redete er ſie an. — „Unmöglich können ſchon Ihre Kräfte wieder völlig erſetzt ſeyn.“ Doch ſie antwortete mit ſanftem, zur Erde geſchlagenem Blicke, mit einem leichten Erröthen, das ſie noch mehr verſchönerte: „O erlauben Sie mir immer, daß ich Ihnen folge. Ich kam lange in keine Kirche, und ſehne mich jetzt darnach.“

Der Pfarrer faßte ſie nach dieſen Worten noch ſchärfer ins Auge, und neigte einwilligend ſein ſilberweißes Haupt. Sie folgte ihm in einiger Entfernung; man hätte ſie für ſeine wirkliche Tochter halten können. Er wies ihr in der Nähe des Altars einen vergitterten Sitz an, und bemerkte, ſo oft während des Gottesdienſtes ſeine Augen auf ſie fielen, daß ſie heftig weinte, jedoch dies zu verbergen bemüht war. Es dämmerte in ihm der Gedanke auf, dieſe ſey vielleicht die Unglücklichſte unter der ſehr zahlreichen Verſammlung ſo vieler Leidenden; es entſtand aber auch in ſeiner Bruſt der feſte Entſchluß, ſie nicht anders, als aufgerichtet und getröſtet, aus ſeinem Hauſe zu entlaſſen.

Nach der Kirche traf er ſie ſinnend und wehmüthig in der Unterſtube. Während der gemeinſchaftlichen Mahlzeit unterhielt ſie ihn heiter und freundlich, und bewies ſich mehr bereit, ihm zu dienen, als ſich bedienen zu laſſen. Er hatte Gelegenheit, nicht nur von ihrer geiſtigen Ausbildung, ſondern auch, wenn nicht alles trog, von ihrem Herzen, die vortheilhafteſte Vorſtellung zu erlangen.

„Ich erkenne Ihre edle Gaſtfreiheit,“ — fing ſie endlich an — „und die Schonung, daß Sie mich über meinen Namen und Stand nicht befragen; aber ich fühle mich auch deshalb um ſo mehr verpflichtet, Ihnen aus meiner Abkunft kein Geheimniß zu machen.“ Sie nannte hierauf ihren Vornamen **Mathilde**, und den Geſchlechtsnamen einer angeſehenen ausländiſchen Familie.

„Wie, mein Fräulein?“ — fragte der Pfarrer verwundert, und wiederholte den Zunamen.

„Kennen Sie dieſes Geſchlecht? — verſetzte Mathilde.

„Wie ſollte ich nicht? Ich ging von der Akademie ins Ausland, und ward Hofmeiſter bei einem Landdroſte dieſes Namens. Nie werde ich die damals verlebten glücklichen Jahre vergeſſen!“

Es ergab ſich nun, daß Mathilde die jüngſte Tochter dieſes Landdroſts, daß ihr weit älterer Bruder, der eigentliche Zögling des Pfarrherrn, in einem der vorigen Kriege vor dem Feinde geblieben, ihre Aeltern aber ſchon früher geſtorben waren. Bei der Nachfrage nach der ältern Schweſter Antonie, die auch bei dem Geiſtlichen Unterricht genoſſen hatte, ward das Fräulein augenſcheinlich unruhig. Sie erzählte nicht ohne Anſtrengung, Antonie ſey vermählt geweſen, und ihr Gemahl in der letzten Zeit gleichergeſtalt im Kampfe gefallen, ſie ſelbſt aber habe ſich weit früher, und gleich nach dem Tode ihrer beiderſeitigen Aeltern, zu dieſer Schweſter gewendet. Doch ſey das Ritterguth einſt bei Nachtzeit von feindlichen Truppen überfallen, und ſie ſelbſt in der furchtbaren Unordnung von dieſer Schweſter getrennt worden, ſo daß ſie bis jetzt nicht einmal von ihrem Leben, geſchweige denn von ihrem Aufenthalte, etwas Beſtimmtes wiſſe.

„Nichts mehr hievon!“ — ſchloß ſie beinahe heftig, indeß Todtenbläſſe über ihr Geſicht gleitete, und ſie gewaltſam zuſammen ſchauderte. Dann ging ſie, ängſtlich die Hände windend, mehrere Male auf und ab, als ſuche ſie Faſſung zu gewinnen. Da jedoch dieſes nicht gelang, ſchützte ſie zuletzt eine Anwandlung von Müdigkeit vor, und der Geiſtliche, der dies, ſchon wegen ihrer geſtern erlittenen Unfälle, ſehr natürlich fand, übergab ſie aufs neue Martha's ſorgſamer Pflege.

Als der alte Pfarrherr Alles, was er von Mathilden vernommen, in ſeiner Einſamkeit nochmals überdachte, vermuthete er freilich, daß in ihrer Geſchichte noch irgend ein trauriges Geheimniß obwalten müſſe. Doch glaubte er zugleich nach ſeiner Gottesfürchtigen Weiſe, in der Ankunft des Fräuleins bei ihm, einen deutlichen Fingerzeig der Vorſehung zu entdecken, und war bald mit ſich einig, dieſem höheren Winke mit frommem Gehorſam zu folgen.

„Es iſt mir in dieſer Nacht ein Gedanke eingekommen,“ — ſagte er am folgenden

Tage mit furchtſamer Gutmüthigkeit zu Mathilden — „in dem Sie wenigſtens meinen guten Willen nicht verkennen werden. Ihr Vater war mein Wohlthäter, mein Freund; die Hand Gottes, die ich mit gebeugtem Herzen ehre, hat mir in meinem Weibe Alles genommen, was mir im Alter Unterſtüzzung und Troſt gewährte; auch Sie ſcheinen jetzt eines väterlichen Beſchützers, eines rathenden Freundes zu bedürfen. Wollen Sie daher auf einige Zeit, wenigſtens bis ſich Ihnen etwas Beſſeres zeigt, als eine werthgehaltene Tochter in meinem Hauſe bleiben? Wollen Sie bei mir ausruhen von den Stürmen des Schickſals, die, wenn ich nicht irre, auch Ihre frühe Jugend nicht verſchont haben?"

Mathilde ſtand einige Augenblicke ſtill vor ihm, indeß ihre Blicke mit dem ſprechendſten Ausdrucke auf ſeiner ehrwürdigen Geſtalt ruhten. Sie athmete tief; ihre dunkeln Augen erhoben ſich glänzend gen Himmel; es zuckte um ihre Lippen.

„Mein Vater! vielleicht mein Retter!“ — rief ſie dann mit einem Thränenſtrom aus, indem ſie vor ihm auf die Knie ſank und ſeine Hand an ihre Lippen drückte. — „Wollen Sie das ſeyn? wollen Sie das werden?“

Der Alte hob ſie väterlich auf und ſuchte ſie zu beruhigen, was ihm ſpät erſt gelang. Mathilde nahm ſein Anerbiethen mit faſt leidenſchaftlicher Freude an. Sie verſicherte, daß ſie ihm nie läſtig werden würde, und erſuchte ihn zugleich, ihre Börſe und einige Ringe einſtweilen in Verwahrung zu nehmen. Sie bat mit unwiderſtehlicher Sanftmuth um die Erlaubniß, künftig ſeine Wirthſchaft zu führen, und gelobte, ihm gewiß mit kindlicher Zärtlichkeit jeden Wunſch an den Augen abzuſehen; aber ſie verlangte auch, zum Beweiſe, daß er ſie gern um ſich haben werde, ihrer Herkunft gegen Niemand zu gedenken, ſondern ſie unter dem Namen einer Verwandtin in ſeinem Hauſe leben zu laſſen. „Wenn Sie mich als Ihre Nichte Mathilde behandeln wollen;" — ſagte ſie — „wenn ich wie eine dankbare Waiſe bei Ihnen bleiben darf — O, kann mir irgendwo Ruhe zu Theil werden, ſo wird ſie's in Ihrer Nähe!"

Der Pfarrer gab nach kurzem Einreden auch dieſem Wunſche, auf welchen Mathilde dringend beſtand, mit Freundlichkeit nach, und bald ward die künftige Einrichtung des Hausweſens durchgängig verabredet. Die redliche Marthe, die ſich aus alter Gewohnheit nur in einer untergeordneten Lage zufrieden fühlte, war wie aufs neue belebt, und ſah ihren, durch den Tod der Pfarrerin erlittenen Verluſt gewiſſermaaſen vergütet; Mathilde ſelbſt aber ſuchte durch Entfernung alles deſſen, was an ihren Stand erinnern konnte, ganz als die Tochter eines Landgeiſtlichen zu erſcheinen, und erſchien in der ſittſamen Tracht, in dem feinen, zartgefältelten Weißzeug, eben ſo reizend, als in ihrem ganzen Benehmen ſanft und gefällig.

So war denn die Ordnung und friedliche Einfachheit, die vordem im Hauſe des Pfarrherrn geherrſcht hatte, vollkommen hergeſtellt, und bot dem Beobachter in der That einen ſehr anmuthigen Anblick dar. Der Greiß ſchloß ſich im Umgange mit einem ſo gebildeten, zärtlich für ihn ſorgenden Weſen, wieder dem Leben an, von dem er vorher ſchon halb wie geſchieden war. Mathilde übte alle Pflichten einer erwachſenen Tochter, die in die Stelle einer geliebten verſtorbenen Mutter eintritt, mit der gewiſſenhafteſten Sorgfalt, ja, wie es ſchien, mit innerer Heiterkeit. Marthe erhob die Jungfer Muhme, die ſie aus Eitelkeit, um einen Theil des Geheimniſſes zu wiſſen, nie oft genug alſo nennen konnte, bei der ganzen Gemeinde bis in den Himmel, und die Bauern und Bäuerinnen, obſchon ſie Mathilden bis jetzt nur in der Kirche geſehen hatten, brüſteten ſich in kurzem ſelbſt mit der Schönheit und Freundlichkeit der neuen Pfarr-Jungfer.

Und jetzt kam, um dies Bild eines einfachen, patriarchaliſchen Glücks gleichſam ſchöner einzufaſſen, auch der Frühling mit ſeinen Veilchen und Baumblüthen, mit ſeinen Schwalben und Nachtigallen, in das immer mehr und mehr aus ſeiner Aſche ſich erhebende Dorf eingezogen. Der Pfarrherr begrüßte den erſten warmen Lenztag mit dem frommen Gedanken, daß der Vater im Himmel noch der alte ſey, daß der Herr voll Langmuth und Milde alle Wunden heile, welche die Menſchheit, ſein vergeſſend, ſich ſelbſt ſchlage; Mathilde brachte ihm, ganz wie eine liebende Tochter, die erſten Schneeglöckchen des Pfarrgartens mit wehmüthigem Lächeln. „O wie wohl iſt mir bei Ihnen, mein Vater! — hub ſie an, und küßte ſeine dargebotene Hand, aber Thränen ſtürzten dabei aus ihren Augen, und ihre Stimme ſtockte.

„Kommen Sie, liebe Tochter!“ — antwortete der gerührte Greis — „und begleiten ſie mich zum erſten Spaziergange durch die aufſproſſenden Saaten; ſo hat meine ſeelige Marie auch gethan, und wir kehrten immer mit erhöhetem innern Frieden, mit neu geſtärktem Muthe zurück. Vielleicht daß auch Ihr Herz den erſten Sonnenſtrahlen ſich öffnet — vielleicht — Kommen Sie, mein doch wohl nicht ganz glückliches Kind!“

Das Fräulein nickte freundlich ihre Zuſtimmung, und ſtand bald, zum erſten Ausgange ins Freie bereit, wieder an ſeine Seite, um ſich ihm als Führerin anzubieten. Es blieb anfänglich unter beiden bei allgemeinen Ergüſſen über das Wiedererwachen der ſchlummernden Natur, bei frommen Betrachtungen über die Güte deſſen, der Alles zum Wohl des Wurms, wie des Menſchen, alſo weislich eingerichtet. Doch als endlich, ſchon auf dem Rückwege und bei eintretender Dämmerung, eine Lerche aus der Saat ſich erhob, und mit ſchmetternden Tönen in den Lüften ſchwebte; als beide lange mit Rührung zu ihr hinaufgeſchaut hatten, da faßte

Mathilde inniger die Hand des Greiſes und fing an, von ihrer früheren, ungetrübten Jugend ihm zu erzählen.

„So glücklich und fröhlich,“ — ſagte ſie — „ſo rein, wie dieſe Lerche, war auch ich einſt. Selbſt nach dem Tode meiner Mutter, die dem Vater in Jahresfriſt nachfolgte, fühlte ich zwar die Größe dieſes Verluſts, aber mein Herz konnte ſich kindlich zu Gott erheben, und Troſt in ſeinem heiligen Worte finden. Auch meine äußere Lage wurde im Ganzen bald wieder ſehr glücklich. Meine Schweſter war an einen ſehr edlen Mann, den Baron von S. verheirathet, den ſie mit der treueſten Zärtlichkeit liebte; an mir hing ſie mit einer Innigkeit, die ſie ihre eignen Vorzüge vergeſſen ließ, und dieſe mir beilegte; ich war in dem Hauſe meines Schwagers, wo man mich mit zuvorkommender Güte aufgenommen hatte, ohne es zu wollen, ja oft wider meinen Willen, die Gebieterin.

So genoß ich mehrere Jahre lang das Glück einer zarten häuslichen Verbindung zugleich mit dem der freieſten Selbſtſtändigkeit, als der grauſamſte aller Kriege ſelbſt unſern entfernten Gränzen ſich näherte. Mein Schwager, der bei allen männlichen Tugenden auch die der Vaterlandsliebe und des Muthes im hohen Grade beſaß, riß ſich los von dem Herzen der geliebten Gattin, und nahm wieder Dienſte. Ich weinte nebſt meiner Schweſter bei dieſer Trennung nach dem Tode unſerer Aeltern wieder die erſten Thränen; doch der Gedanke, daß der Baron nur dem Rufe der Ehre und der Pflicht gefolgt ſey, erhob unſere Seelen; die Liebe der Unterthanen, die mit ganzem Herzen uns ergeben waren, ließ uns unſere Lage weniger hülflos erblicken. Wir tröſteten uns bei jedem Ausbruche des Schmerzes gegenſeitig mit Hoffnungen des Siegs oder eines baldigen Friedens; aber dieſe Hoffnungen trogen. Die vaterländiſche Armee zog ſich nach manchem blutigen Kampſe tiefer in das Land; feindliche Heerhaufen drangen nach, und in kurzem war unſere friedliche Heimath von ihnen überſchwemmt.

Auch in unſerm Schloſſe wimmelte es bald von Soldaten; ein General ſchlug bei uns ſeine Wohnung auf; wir verdankten unſere perſönliche Sicherheit nicht blos dem eigenen vorſichtigen Benehmen und der Treue unſerer Leute, ſondern auch dem Umſtande, daß die Einquartirten nicht zu den eigenen Truppen des Verwüſters, ſondern zu den gehörten, die damals noch, obwohl mit Zähnknirſchen, ſeinen blut- und raubgierigen Adlern folgen mußten. So erleichterte denn wenigſtens eine gemeinſchaftliche Sprache das gegenſeitige Verkehr; ja, wir wurden gewiſſermaßen als Befreundete und geheime Verbündete behandelt.

In dem zahlreichen Gefolge des Generals, der ſich bei ziemlicher Rohheit dennoch ſehr ſchonend gegen uns benahm, befand ſich ſein Neffe, der Dragonerhauptmann und zugleich ſein Adjutant war. Kaum hatte ich dieſen erblickt, kaum mich einige Mal mit ihm unterhalten, als mein Herz unruhiger ſchlug, und kaum, ich kann wohl ſagen, mit Widerwillen gegen meine Schwäche, mir meine entſtehende Neigung ſelbſt eingeſtanden, als er mit dem Feuer des Kriegers, aber auch mit edlem, männlichen Ernſt mir ähnliche Geſinnungen bekannte. Ich weigerte mich, ihm jetzt eine Erklärung zu geben; ich wankte, öfterer von ihm beſtürmt; die Nachricht des bevorſtehenden baldigen Aufbruches entwand mir zuletzt das Geſtändniß der Gegenliebe. Wir durchlebten einige Tage in den ſeligen Gefühlen der erſten, reinſten Zärtlichkeit; meine Schweſter ward unſere Vertraute; auch der General, gegen den Max ſich erklärt hatte, bezeigte uns mit edler Treuherzigkeit ſeine Freude, und entfernte von nun an mit doppelter Strenge alle Unannehmlichkeiten, als —"

Bei dieſen Worten war der Geiſtliche und Mathilde von einer andern Seite, als von welcher ſie ausgegangen waren, wieder zum Pfarrhauſe gelangt. Auf dieſer Seite, in der Nähe der Kirche, ſtand ein alabaſternes Denkmal, von dem Vaterſchmerz des Dorfedelmanns errichtet. Es war das Bild ſeines früh verſtorbenen Kindes, das knieend beide Hände, wie im Gebete, gen Himmel erhob. Lange war dieſer, von einem trefflichen Künſtler gefertigte Grabſtein, als die Zierde des Kirchhofes für unverletzlich gehalten worden; doch jetzt hatte der Frevelmuth auch ſeiner nicht verſchont, ſondern ihn durch Säbelhiebe verſtümmelt. Dies Bild aus der Ferne erblicken, und, mit dem Ausrufe: „Ach Gott, das Kind! ohne Arme!“ zu Boden ſtürzen, war bei Mathilden nur Eins.

Der tödtlich erſchrockene Greis wußte ſich einige Augenblicke nicht zu rathen. Er ſuchte anfänglich, um jedes Aufſehen zu vermeiden, die Ohnmächtige ſelbſt aufzurichten und ins Leben zurück zu bringen. Da aber Alles bei ihr umſonſt war, und ſie nur einige Mal die Augen ſtarr nach dem Bilde richtete, und dann aufs neue zuſammenſank, ſo mußte er Martha herbeirufen. Nur mit vieler Anſtrengung gelang es endlich beiden, die ſich langſam Erholende in die Pfarrwohnung zurück, und dort in ihr Bett zu bringen.

Nach Verlauf einiger Stunden war jedoch Mathilde völlig zur Beſinnung gelangt, und wieder nach einigen Stunden konnte ſie ſogar das Bette verlaſſen. Sie bat den Pfarrherrn mit rührender Weichheit wegen des verurſachten Schrecks um Vergebung, ließ ſich von ihm mit ſcheinbarer Ruhe die Geſchichte des Denkmals erzählen, und verſprach dann mit ſeltſamen Lächeln, daß ſie ſich nie wieder von einer ähnlichen Schwäche übereilen laſſen werde. Eine nähere Veranlaſſung des jetzigen Zufalls wollte ſie ſelbſt nicht auffinden können, gab ſich aber augenſcheinlich die nur möglichſte Mühe, ihn gänzlich in Vergeſſenheit zu bringen. Außer dieſem, dem Pfarrherrn keineswegs entgehenden Beſtreben, anſer einer Anſtrengung, recht heiter zu ſcheinen, wobei ſie jedoch zu Zeiten unwillkührlich in tiefes Schweigen und Vorſichhinſtarren verſank, und außer dem Umſtande, daß ſie, wenn ſie ſich allein glaubte, oft ſogar in der Nacht, anhaltend und mit Aengſtlichkeit ſchrieb, war in den nächſtfolgenden Wochen nicht das mindeſte Ungewöhnliche an ihr zu entdecken. Auch drang der erfahrne Pfarrherr abſichtlich nicht tiefer in ſie, weil er dies bei einem verwundeten Herzen, wie das ihrige doch wohl war, nicht für zweckmäßig hielt, vielmehr glaubte, daß ſie ihm gewiß zur rechten Zeit, eben ſo gut, wie das erſte Mal, auch das Weitere, was etwa auf ihrer Seele laſte, freiwillig entdecken werde.

Dieſer Augenblick blieb jedoch immer aus, und beinahe ward der Greis nach und nach überzeugt, daß jene Ohnmacht nur ein Zufall geweſen ſey. Mathilde betrieb die Führung der Wirthſchaft aufs neue mit der unermüdlichſten Thätigkeit, ja, wie es das Anſehn gewann, mit großem eigenen Wohlgefallen; ſie ward wieder ſo heiter und zutraulich, wie zuvor; ſie ſchien an dem Umgange mit den Frauen und Kindern des gutmüthigen Bauervölkchens, ja auch an der Schönheit der Gegend, innigen Genuß zu finden, und kehrte oft erſt mit Aufgang des Mondes, wie ſie ſagte, von dem Vorgefühl der nahenden Nacht zu ſtiller Betrachtung hingeriſſen, in die Pfarrwohnung zurück.

Bei dieſer anhaltenden heitern Spiegelfläche ihres, wie der Pfarrherr täglich mit Wohlgefallen bemerkte, ſo reichen und feurigen Gemüths, mußte es dem Greiſe um ſo unerwarteter kommen, daß Mathilde ſich eines Abends mit einer gewiſſen Heimlichkeit zu ihm in die Laube ſetzte, und nach langem Stillſchweigen die Frage an ihn richtete: „Sie haben mich ſo oft geſtärkt und belehrt, mein theurer Freund und Vater! Sagen Sie mir doch jetzt auch, was Sie von Geiſtererſcheinungen halten?“

Der Pfarrherr erwiederte mit der Behutſamkeit, welche er jetzt um ſo nöthiger fand, weil ſie wahrſcheinlich entſchloſſen war, ihm irgend etwas zu vertrauen, daß man über dieſen Gegenſtand zwar nicht geradezu abſprechen könne, daß aber Vernunft und Erfahrung mehr wider, als für den Glauben an eine ſo nahe Berührung der Körper- und Geiſterwelt ſprächen.

Mathilde hörte ihm mit geſpannter Aufmerkſamkeit zu, und ſchien ſich ſehr gern durch ſeine Worte überzeugen laſſen zu wollen; doch ſetzte ſie endlich, wie nicht ganz befriedigt, hinzu: „Wenn Ihnen nun etwas erſchiene, und Sie auffoderte, ihm zu folgen, was würden Sie thun?“

„Der Fall iſt nicht wahrſcheinlich, ja, wenn die Ihnen angegebenen Gründe ausreichen, ſogar unmöglich.“

„Wenn Ihnen nun aber doch etwas erſchiene? Ich frage Sie auf Ihr Gewiſſen, was würden Sie thun?“

„Wie kommen Sie auf dieſe wunderbare Frage, liebe Tochter? Sollten Sie vielleicht ſelbſt glauben, einen Geiſt geſehen zu haben?“

„Nein, nein! Es iſt gewiß nicht ſo! Aber, antworten Sie mir doch! Um meiner Ruhe willen, antworten Sie mir!“

„Nun, erwiederte der Pfarrer — wenn mir etwas erſchiene, und ich ungewiß wäre, ob ich recht ſähe — wenn mein Gewiſſen mir in dem Augenblicke ſagte, daß ich nicht unrecht daran thue — ja! ich würde den Herrn der Geiſter und ſeinen Beiſtand anrufen, und der Erſcheinung folgen, um mich auf eine oder die andere Art zu überzeugen.“

Mathilde meinte nach dieſer Aeußerung ſehr ungezwungen, daß ſie ſich dies gerade auch ſo gedacht habe, und dankte ihm für Befriedigung ihrer Neugier, die durch manche, in ihrer frühern Kindheit gehörte Erzählung gereitzt worden ſey, und oft, wenn es Abend werde, ſich in ihr erneue. Bald darauf wandte ſie jedoch das Geſpräch auf die eintretende Kühle. Der Greis ſchien dieſes ſchnelle Abbrechen nicht zu bemerken, und ging auf ihr Zureden in das Haus, ob er ſchon nun abermals einen Blick in ihre Seele gethan zu haben glaubte, und daher feſt entſchloſſen wär, Mathilden bei der nächſten Gelegenheit, allenfalls geradezu, über ihr ferneres Leben genau auszuforſchen.

Schon am folgenden Abend dachte er darauf, ein zu dieſem Ziele führendes Geſpräch einzuleiten, und wartete in dieſer Abſicht auf Mathilden, die ins Dorf gegangen war, wie gewöhnlich in der Laube. Aber der Abendſtern blickte ſchon durch ihre Blätter, der Mond ſchimmerte in den Wellen des Mühlenwehrs, und Mathilde kehrte immer nicht zurück. Beſorgt um die Geſundheit des Hausherrn, kam Martha aus dem Hauſe, und glaubte ihr geliebtes Pflegekind gewiß bei ihm zu finden; doch Mathilde war immer noch nicht zugegen, und Martha mußte ſich daran begnügen, den Pfarrherrn mit furchtſamer Unterwürfigkeit ſelbſt an die Nachtheile der Nachtluſt zu erinnern. Auch als dieſer, den Wink befolgend, ſich auf ſein Zimmer begeben, als er einſam, wie ſonſt, ſein Abendpfeifchen angezündet, und in einem alten Buche ziemlich lange geleſen hatte, wollte Mathilde immer noch in das Stübchen nicht eintreten, um ihm gute Nacht zu wünſchen.

Endlich da die Thurmuhr ſchon halb eilf Uhr verkündigte, und im Dorf ein Lämpchen nach dem andern erloſch, fing eine Art von Beſorgniß in dem Greiſe an zu erwachen. Er beſchied Martha, die in der eignen Angſt ihres Herzens dieſes Rufs ſchon längſt gewärtig geweſen war, endlich zu ſich, und befahl ihr, ſich allenthalben nach der Vermißten zu erkundigen.

Martha eilte, dieſen Auftrag zu erfüllen; aber in den meiſten Häuſern waren die Einwohner ſchon zu Bette, und nirgends wollte man etwas von Mathildens Gegenwart wiſſen. Nur einige Bauerdirnen verſicherten, ſie, als ſie ſelbſt vom Felde heimgekehrt, nach dem Schlachtfelde zugehend geſehen und gegrüßt zu haben.

Durch dieſe unerwartete Nachricht wurde der Pfarrherr, der ſie alsbald mit einer gewiſſen Ahnung, und mit Manchem, was ihm Mathilde geſagt, beſonders mit der geſtrigen Unterredung, in Zuſammenhang brachte, nicht wenig beſtürzt. Er harrte noch eine Viertelſtunde; als aber Mitternacht immer näher rückte, da mußte ſelbſt ſeine, mit dem Alter geſtiegene Geduld der Liebe zu Mathilden, der Unruhe um ſie, weichen. Er ließ ſich ſeine Kleider und ſeinen Stab reichen, um die Dorfbewohner zu Aufſuchung der Verlornen aufzufordern, und in eigner Perſon ſo viel dabei zu thun, als ſeine Kräfte vermöchten.

Der Schulze des Dorfs, an den er ſich zuerſt wandte, hieß ihn mit ehrerbietiger Treuherzigkeit ganz ohne Sorge zu ſeyn, und alles ihm zu überlaſſen; was nur geſchehen

könne,

könne; ſolle mit dem redlichſten Eifer verſucht werden. Auch war in der That nach kaum einer halben Stunde die ganze rüſtige Mannſchaft des Dorfes mit Laternen und Stangen auf den Füſſen, und verbreitete ſich in der umliegenden Gegend, um die vielleicht Verunglückte, vielleicht Verirrte, an allen Teichen und Bächen, auf allen Land- und Feldwegen ſorgfältig aufzuſuchen.

Doch vergebens durchwachte der alte Pfarrherr mit Martha die Nacht, um die verlorne Tochter wieder in ſeine Arme zu ſchließen. Erſt gegen Sonnenaufgang brachte ein junger Burſche ein weißes Tuch, das er bei dem jetzt zerſtörten Verhaue gefunden hatte, und das, obſchon es nicht mit Mathildens Zunamen, ſondern mit M. v. A. bezeichnet war, dennoch, als jener gehörig, von Martha anerkannt wurde. Einige Stunden ſpäter kam der Schulze mit der freudigen Nachricht, daß auch ſie ſelbſt gefunden ſey; bald darauf aber langten einige Bauern mit einer

Kaleſche vor der Pfarre an, und trugen Mathilden, als eine gefährliche Kranke, behutſam in das Haus. Sie hatten ſie auf dem Schlachtfelde, auf einem der Wahlhügel, wo die Todten zu hunderten eingeſcharrt worden waren, völlig erſtarrt angetroffen. Ihre Kleider waren vom Thau ganz durchnäßt; ihre herabgefallenen braunen Haare hingen zerſtreut um das liebe Geſicht, auf welchem Tod und Leben zu kämpfen ſchienen.

Die väterliche Sorgfalt des Pfarrherrn, der ſogleich in demſelben Wagen den bewährteſten Stadtarzt herbeiholen ließ, und die treue Abwartung, der ſich Martha unterzog, trugen nicht wenig dazu bei, in kurzem einen Anſchein von Beſſerung in Mathildens Befinden zu bewirken; doch war ſie nach dem Urtheil des Arztes von einem ſehr bedenklichen hitzigen Fieber ergriffen, das ſich auch durch öfteres und heftiges Phantaſiren äußerte.

Erſt nach einigen Tagen ſchien ſie aus dieſem zu einer Art von Beſinnung zu erwachen, und verlangte nun flehendlich, zuletzt faſt mit Ungeſtüm, nach der Gegenwart des Pfarrherrn. Sobald dieſer Nachricht hievon erhielt, eilte er an das Krankenbett, und war nicht wenig erſtaunt, als bei ſeinem Eintritte die Kranke ſich lächelnd gegen ihn aufrichtete, und mit feſt auf ihn gehefteten Blicken, mit kindlich frommer Gebehrde, ihn bat, einige Stunden bei ihr zu verweilen.

„Ich fragte Sie nicht ohne Urſache über Ihre Meinung, lieber, gottergebner Vater!“ — begann dann die Kranke mit allen Zeichen des vollen Bewußtſeyns. — „Schon längſt vor jenem Abende in der Laube, konnte ich, obwohl ich es Ihnen nicht eingeſtand, eine gehabte Erſcheinung mir ſelbſt nicht abläugnen. Jetzt zwingt mich mein Herz, Alles zu entdecken; jetzt, da jene Erſcheinung deutlicher und furchtbarer zurückgekehrt iſt, müßt' ich am eigenen Daſeyn zweifeln, wollt' ich das, was ich mit wachenden Augen ſah' noch länger für leere Geſtalten einer erhitzten

Einbildungskraft halten. Es mag ſeyn, daß ich in Fieberphantaſien lag; aber was ich Ihnen jetzt bekenne — um alles Heiligen willen, nehmen Sie dieſes nicht auch für Trugbilder eines gehemmten Seelenvermögens an! Fragen Sie mich, wenn Sie meinen Worten nicht trauen, was Sie wollen, und urtheilen Sie dann nach meiner Antwort, ob ich weiß, was ich rede.“

Der Geiſtliche erwiederte, obſchon mit innerm Mißtrauen, daß eine Prüfung der Art nach ihrem ganzen Benehmen völlig überflüſſig ſey, bat ſie aber zugleich, ſich zu ſchonen, und lieber das, was ſie ihm zu ſagen habe, auf eine, für ihre Geſundheit gefahrloſere Zeit zu verſparen.

„Nein, jetzt!“ — antwortete ſie ſanft und gefaßt, „wer bürgt uns, ob es mir noch vergönnt iſt, mit Ihnen, mein theurer Vater und Freund, viele Worte zu wechſeln? Es wühlt tief in meinem Innern — Gott allein weiß, wenn es ausbricht. Hören Sie denn!“

Bei dieſen Worten ſchloß ſie die Hand des Pfarrers, als fürchte ſie, daß er ſie verlaſſen könne, feſt in die Ihrige, und fuhr dann mit ſcheinbarer Ruhe und rührender Freundlichkeit fort:

„Schon zwei Wochen vorher, ehe ich in der Laube Ihnen jene Frage vorlegte, war mir im Dunkeln, wenn ich von einem Beſuche oder Spaziergange in das liebe Vaterhaus heimkehrte, zuweilen eine lichte liebliche Kindesgeſtalt erſchienen, hatte mir gewinkt und bittend die Worte zugeflüſtert: Mathilde, komm mit mir! komm mit! Am nächſtfolgendem Abende, da ich mich abſichtlich erſt in der Dämmerung auf den Rückweg machte, wartete dieſelbe Geſtalt auf mich unter den tiefen Weiden, winkte dringender, als jemals vorher, nach der Gegend des Schlachtfeldes, und bat ſehnlicher: Mathilde, komm mit! Was fürchteſt Du Dich? O komm doch mit mir, meine Thilde!“

„Unmöglich konnte ich länger dieſem Ruf

widerſtehen, zumal da das Kind nur wegen einiger Blutſtreifen furchtbar, ſonſt aber lieb und freundlich, wie ein Engel, war, und ich es an Geſtalt und Stimme, und vor Allem an dem letzten, ſonſt oft gehörten Liebestone erkannte. Ich nickte, daß ich folgen wolle; doch feſſelte die Furcht noch immer meine Schritte.“

„Das Kind ſchwebte voran, und ſchritt ſchnell vorwärts; das von ihm ausſtrömende Licht beleuchtete mir den Pfad, daß ich eben ſo geſchwind folgen konnte, und niemals ſtrauchelte.“

„Wir gelangten auf dieſe Weiſe an jene mir längſt bekannte Stelle, wo noch der Verhack zu ſehen iſt, der die letzte Wehr der Verzweiflung, die erſte Bürgſchaft des vollen Sieges, aber auch das Grab tauſend Tapferer war.“

„Sie kannten die Stelle ſchon? — unterbrach ſie der Pfarrer.“

„Vollkommen;“ — erwiederte Mathilde mit der größten Unbefangenheit — „ich bin ſchon ein Mal dort geweſen — an demſelben

Tage, da ich mich in der Nacht zu Ihnen verirrte, da Sie mich, wie ein Vater die zärtlich vermißte Tochter, bei ſich aufnahmen, in jener Nacht, wo ich den Frieden wieder fand, den ich auf dieſer Erde noch finden konnte. Aber hören Sie weiter!“

„Die ſtarke Ermüdung zwang mich, an jener Verſchanzung ein wenig zu ruhen. Das Kind harrte meiner, wie ein leuchtender Stern, und winkte immer aufs neue. Doch jetzt verfinſterte ſich die Mondſcheibe; ein Wirbelwind löſte meine Locken und trieb ſie hoch in die Luft; die Sterne flimmerten mit ungewiſſem Lichte, fielen vom Himmel auf die Erde, und ſtiegen wieder von der Erde zum Himmel empor; Nebelgeſtalten erhoben ſich aus dem Boden, und tauchten dann wieder unter, theils in weiße Gewänder gehüllt, theil Gerippe, welche Blut gegen die Wolken ſprützten; und ſchauerlich ſcholl's in der Ferne, wie Roſſeshufe. Ich ſah nach der Gegend, woher der Schall kam, und mit verhängtem Zügel, mit flatterndem Helmbüſche, mit gezogenem Säbel, doch nicht, wie vordem, in der Farbe der Hoffnung und Liebe, ſondern in ſchwarzer Uniform, ſchwarzem Helme, und auf einem weiſſen, langgemähnten Pferde, ſprengte mein Max — ich nannt' Ihnen den theuren ja wohl ſchon — auf mich zu, und rief: Komm mit, ſüße Mathilde! Das Brautbett harrt! Liebſt Du mich noch, ſo komm mit!“

„Ich kann Ihnen nicht ſchildern, wie dieſer Zuruf mich durchbebte und mein ganzes Weſen erſchütterte; nur ſo viel weiß ich mich zu erinnern, daß ich meine Arme dem Reiter entgegenwarf, und eben ſo augenblicklich, ihn umſchlingend, hinter ihm auf dem jagenden Schimmel ſaß. Doch jetzt durchzuckte mich tödtliche Kälte, und ein Schauer durchdrang alle meine Glieder, wie ich ihn noch nimmer empfand, und wie er“ — ſie huſcherte ſich zuſammen und zog das Deckbett bis über die Augen — „ach Gott! mich iſt dieſem Augenblicke wieder überfällt. — Verzeihen Sie mir — meine Zunge iſt gelähmt — ein andermal, lieber Vater! — Todeskälte hat mich aufs neue mit Rieſenfäuſten umſchlungen. —"

Von dieſem Augenblicke an war ihr Bewußtſeyn augenſcheinlich dahin, und alle ſchon vorher bemerkte Symptome traten von neuem, und in erhöhetem Grade, wieder ein. Der alte, tieferſchütterte Pfarrherr konnte nichts thun, als ſie der Vorſorge ihrer Wärterinnen überlaſſen.

Dies Mal ſchien auch der Anfall der Krankheit hartnäckiger auszuhalten, als das erſte Mal. Ein ganzer Monat verfloß, ohne daß ſich eine Art von Beſſerung, eben ſo wenig aber auch eine bedeutende Verſchlimmerung zeigte, und was ſie in wenigen lichten Augenblicken zu verſtehen gab, beſtand in kurzen Ausrufungen, daß ſie zu ſterben ſehnlichſt wünſche, doch nicht zu ſterben vermöge; der Engel, der ſie abrufen werde, wolle noch immer nicht erſcheinen.

Der Pfarrherr, von dem innigſten Mitleid über ihre Leiden ergriffen, ſann unaufhörlich auf Mittel und Wege, die etwas zu ihrer Geneſung beitragen, oder ihr wenigſtens einige Erleichterung verſchaffen könnten. Er kam dabei wieder auf den Gedanken, mit, für jeden andern räthſelhaften, doch Mathildens etwaigen Angehörigen verſtändlichen Worten, ihren Aufenthalt bei ihm in öffentlichen Blättern bekannt, und diejenigen, die vielleicht Antheil an ihr nähmen, auf ſie aufmerkſam zu machen. Schon früher hatte er dies mehrere Mal Mathilden angerathen, aber ſie war durch dieſen Vorſchlag immer in eine ganz beſondere Unruhe verſetzt worden, und unter dem Vorwande, ihre Schweſter ſey gewiß todt, ſie könne nicht mehr am Leben ſeyn, niemals zu einer Anzeige zu bewegen geweſen.

Drei Wochen, nachdem des Pfarrers Anzeige in den Zeitungen eingerückt worden war, vergingen, ohne daß jemand von der Famiſie ſich meldete, und ohne daß Mathilde geſundete, noch auch ihre Kräfte ſichtlich abnahmen. Selbſt der erfahrne Arzt verſicherte achſelzuckend, daß hier ſeine ganze Wiſſenſchaft trüge; eine gleiche Anſpannung und Auflöſung, ein gleicher Kampf eines mächtigen Geiſtes mit ſo hart angegriffenen, ſo gänzlich geſchwächten Körperkräften, ſey ihm niemals vorgekommen, ſey ihm unerklärlich; faſt müſſe etwas Uebernatürliches, etwas Wunderbares hier obwalten!

„Ich hoffe durchaus nichts mehr von meiner Kunſt“ — ſetzte er, die Hand des Alten drückend, hinzu — „ich fürchte, Sie ſelbſt ſind hier der beſte Arzt, Seelentroſt das einzige Mittel.“

„ „Sprechen Sie deutlicher, lieber Doctor“ “ — antwortete mit beklommener Bruſt der Pfarrherr — „ „auch über meiner Seele hängt ein ſchwarzer Vorhang, hinter den ich es nicht wage zu blicken. — Sollte es möglich ſeyn, daß — “ “

„Aufrichtig denn! Mann gegen Mann! Ja, ich läugne es nicht: irr' ich nicht ganz, ſo laſtet auf dem Gewiſſen dieſer Kranken irgend ein ſchweres Verbrechen. — “

„ „Sprechen Sie es aus! ſchonen Sie nicht meines Alters. — “ “

„Die Kranke ſchauderte einmal im Fieberparoxismus vor mir zurück, und nannte mich den Kinderfeſſelnden Saturn. Ein ander Mal frug ſie mich nach dem blutigen Male des Thyeſtes; wieder ein ander Mal hielt ſie ſich ſelbſt für die raſende Medea. — Löſt ſich Ihnen noch nicht das ſchreckliche Räthſel?“

„ „Sprechen Sie es aus; ich will es nicht errathen! “ “

„Nun denn,“ — entgegnete der Arzt dumpf. — „Das von mir Geahnete heißt — Kindermord!“

„ „Barmherziger Gott! ſo ein frommes, zartfühlendes Herz, — armes unglückliches Weſen! “ “ — rief der Pfarrherr, und erhob ſeine Hände gen Himmel. — „ „Ja, lieber Herr Doctor, an ſo etwas habe ich auch zu Zeiten gedacht. Aber — laſſen Sie uns davon ſchweigen; wir ahnen blos, ſagen Sie ſelbſt; wir wiſſen alſo nicht! Der dort oben allein iſt der Herzenskündiger; er ſelbſt wird alles nach ſeiner Weisheit fügen; laſſen Sie uns ihm alles anheimſtellen!“ “ —

Bald nach dieſem erſchütternden Auftritte meldete Martha dem Pfarrer eines Abends mit Thränen, Mathilde fühle ſich auf einmal wieder wunderbar geſtärkt, und verlange aufs neue, ihn zu ſprechen; die Krankheit ſcheine gänzlich von ihr gewichen, aber auch jener Zeitpunkt gekommen, der oft bei Kranken unmittelbar vor dem Sterben eintrete.

„Wo der Himmel ſich öffnet, und die Erde unter uns weicht,“ — ſagte der Pfarrherr vor ſich, und faltete die Hände. — „Sag' ihr, Martha, ich werde ſogleich zu ihr kommen.“

Bei dem Eintreten fand der Geiſtliche,

der ſchon Erfahrungen dieſer Art genug geſammelt hatte, ſeine Vermuthung völlig beſtätigt. Wie ein faſt ſchon vollendetes Weſen, Demuth, Ruhe und Himmel im Blicke, ſtreckte ſie ihm ihre Hand entgegen, und zog dann die ſeinige an ihre Lippen.

„Der Allgütige,“ — redete ſie ihn an, — „hat mir noch Zeit vergönnt, Ihnen alles, was mich ſo lange drückte, zu entdecken, und von Ihnen die Ankündigung der Vergebung zu erhalten; auf die ich nun mit kindlicher Zuverſicht hoffe. O ſtärken Sie die Kleingläubige, wenn ich wiederum wanke; verlaſſen Sie mich nicht, wenn ich noch nicht ausgekämpft haben ſollte!“

„Ich beſinne mich in dieſem Augenblicke aufs genaueſte,“ — fuhr ſie fort, — „wie weit ich Ihnen meine Lebensgeſchichte bereits mittheilte. Es war der Zeitpunkt, wo die befürchtete Marſchordre mir ein Geſtändniß gegen Max abdrang, und der General von unſerer Liebe erfuhr. Ich habe ſchon in frühern Zeiten auf den möglichen Fall, daß mir nicht vergönnt wäre, Ihnen mündlich meine Beichte abzulegen, Alles für Sie aufgeſchrieben. Nehmen Sie; hier iſt der Zeitpunkt, bis zu welchem ich Ihnen erzählte. Leſen Sie, jetzt, in meiner Gegenwart, daß ich Ihnen Auskunft geben kann, wenn ich vielleicht undeutlich war, daß ich Troſt finde in Ihren Mienen!“

Sie übergab ihm mit dieſen Worten einige beſchriebene Blätter, wo die zur Fortſetzung ihrer Geſchichte nöthige Stelle richtig eingezeichnet war, und deutete auf einen am Bette ſtehenden Stuhl. Der Pfarrherr erfüllte ihren Wunſch, und las, während ſie ihn immer mit ſcharfen Blicken beobachtete, ſtill vor ſich folgendes:

„Die befürchtete Ordre blieb nicht aus. Wir trennten uns mit erneuten Schwüren. Meine Schweſter und ich genoſſen, nach dem Abzuge der fremden Truppen, einige Monate lang der Ruhe, und nur dann erſt unterbrach die Nachricht von dem Tode meines Schwagers unſre frohen Ausſichten für die Zukunft. Ich weinte mit meiner Schweſter, und erhielt um dieſe Zeit von Maxen oftmals Briefe, mit Verſicherungen ſeines Wohlbefindens und ſeiner gränzenloſen, ewigen Liebe.

Doch bald nachher blieben Maxens Briefe gänzlich aus, und wieder nach einer Weile verbreitete ſich erſt insgeheim, und bald öffentlicher, die Nachricht von der gänzlichen Niederlage und dem ſchrecklichen Rückzuge der feindlichen Armee, in deren Reihen gleichwohl mein Verlobter bis jetzt noch kämpfte. Indem ich über das Glück meines Vaterlandes jauchzte, mußte ich wegen meines eigenen bange Beſorgniß hegen.

Der angekündigte Rückzug, deſſen Schrekken jede Schilderung überſteigt, verbreitete ſich endlich auch bis zu unſerm Gute. Nahe bei demſelben befand ſich eine bergige, ſehr günſtige Stellung, und der Anführer einer kleinen, aber muthvollen vaterländiſchen Schaar

faßte

faßte den Entſchluß, hier, ſey es auch mit Verluſt ſeines Lebens, den fliehenden Feind zu überfallen. Sein Vorſatz gelang. Er richtete unter dem fliehenden Heere eine furchtbare Niederlage an, aber er mußte endlich der verzweiflungsvoll andrängenden Menge mit den Seinigen unterliegen. Die zur blutigſten Rache aufgereitzten Mordbrenner ſtürzten in unſer Dorf, und bald gingen an mehreren Orten hell lodernde Flammen auf.

Daß man das Schloß nicht verſchonen werde, ließ ſich erwarten. Meine Schweſter, die ſelbſt bei der tödtlichſten Angſt großen Muth zeigte und allerlei Vorſichtsmaßregeln traf, übergab mir ihr einziges, zweijähriges Kind. Ich hatte Lilly aus der Taufe gehoben; ich hatte ſie, weil meine Schweſter lang darnieder lag, anfänglich allein aufgezogen; ach, es war eine liebe, herrliche Kleine, die mich mehr faſt, als die eigene Mutter, liebte! Meine Schweſter drang in mich, mit Lilly vorauszufahren. Sie ſelbſt wollte noch vorher einige Koſtbarkeiten verbergen, und verſprach, in einem zweiten Wagen ungeſäumt nachzufolgen. Kaum war ich mit dem Fuhrmann eine Viertelſtunde tief im Walde, als der ſich vergrößernde Feuerſchein uns auch das Schloß in vollem Brande zeigte. Ich ſchickte den Wagen augenblicklich meiner Schweſter entgegen; aber er kam nicht zurück. Ob ſie dem Tode entgangen, iſt mir noch bis dieſen Augenblick, aller in jener frühern Zeit, oft mit der ängſtlichſten Anſtrengung, angeſtellten Nachforſchungen ungeachtet, gänzlich verborgen geblieben.

Sobald ich fähig war, einen Entſchluß zu faſſen, fand ich in dieſer hülfloſen Lage nichts zu thun übrig, als, mit dem Kinde auf dem Arme, immer weiter, und, um der furchtbaren Rotte möglichſt auszuweichen, immer ſeitwärts zu flüchten. Aber auch hier fand ich meilenweit nichts, als leere Dörfer; alles Vieh war in die Wälder getrieben; alle Vorräthe waren davon geführt. Ich ward durch Ermattung endlich genöthigt, in einem dieſer verlaſſenen Häuſer, wo ich einige Lebensmittel antraf, zu übernachten.

Doch ich mußte länger hier verweilen, als ich wollte. Meine Füſſe waren wund, meine Kräfte völlig erſchöpft. Es mögen einige Tage verfloſſen ſeyn, ehe ich mich wieder ſo weit geſtärkt glaubte, um die Wanderung fortzuſetzen, wozu Mangel an Lebensmitteln mich dringend aufrief. Denn ſchon konnte ich mich ſelbſt nicht mehr ſättigen, noch den Hunger der weinenden Kleinen ſtillen. Als ich mich aber zum Weitergehen anſchickte, verſagten mir meine Füße aufs neue den Dienſt; ich mußte, wollte ich nicht unter freiem Himmel verſchmachten, nach kaum zwanzig Schritten in meine furchtbare Einöde umkehren. — —

Gott ſchenkt mir mehr Kraft, als ich hoffen durfte. Seine Gnade will mich nicht, mit einem ſchweren Geheimniſſe belaſtet, aus dieſer Welt gehen laſſen, und ſo fühle ich mich denn ſtark genug, Ihnen, mein Freund und Vater! den Gedanken wenigſtens anzudeuten, vor dem meine ganze Seele zuſammen ſchaudert.

Um dieſe Zeit war es, daß das Heer des Tyrannen, von kühnen, nie zu ermüdenden Verfolgern unaufhörlich beunruhigt, dem feindlichen Schwerte, der Wuth der Einwohner, der Krankheit und dem furchtbarſten Mangel preis gegeben, auch bis in jene Gegend gelangte. Ich bemerkte dies aus einer Oberſtube des Hauſes; ich ſah die fliehenden Maſſen in der wildeſten Unordnung auf den Straſſen dahin eilen, ſah die Felder mit eingebrochenem Geſchütz und gefallnen Pferden bedeckt; ich hörte die Donner, welche die gerechte Rache den Flüchtlingen nachbrüllte. Ruhig, auf alles gefaßt, wie die Betäubung dies iſt, ſetzte ich mich an einen Tiſch, ſchloß Lilly in meine Arme, und hob meine Hände im Gebete zu dem auf, der mich allein retten konnte.

Plötzlich hörte ich ein Getümmel im Unterraume des Hauſes, hörte Tritte auf der Treppe. Die Thür ward aufgeriſſen, und — Max lauſchte herein. Warlich er ſelbſt war es, kein Phantom, obſchon ich anfänglich nur ſeinen Geiſt zu erblicken glaubte. Aber es war der Max nicht mehr, der mit Blicken der Liebe unſer Schloß verlaſſen hatte, nicht mehr der ſchöne, ſtolze Jüngling, der männliche Krieger — hohl war ſein Auge, bleich ſeine Wange; auf ſeiner, ſonſt ſo edlen Stirn, in den ſonſt ſo lieblichen Zügen ſeines Mundes lag der Ausdruck des Schreckens, der Wuth, der gräßlichſten Verzweiflung.

Auch er ſtutzte vor mir, wie vor einer Erſcheinung; auch er konnte nicht daran glauben, daß ich ſelbſt es ſey. Doch auf einmal ſchien es ihn wie Blitz zu durchzucken; ſein ſtarres Auge ward lebendiger; er ſtürzte auf mich zu, und ſchloß mich feurig in ſeine Arme.

„Seh' ich dich ſo wieder, meine Mathilde?“ — rief er mit wilder Freude aus, —

„Ja, du biſt es — du biſt meine Mathilde — du wirſt meine Retterin ſeyn! O gib mir Brot. — Nur einen Biſſen, ſüße Mathilde!“

Sie können es ſich vorſtellen, mein Vater, ob ich bei dieſen Worten mehr einer Todten, als einer Lebendigen, glich. Ich hielt ihn wieder in meinen Armen; ich ſollte ihn retten — aber ich konnte es nicht! Auch den letzten Reſt der Lebensmittel hatte an dieſen Morgen die jammernde Kleine von mir erhalten. Mein Auge und mein Herz brach. Ohne mich zu regen, zeigte ich dem Geliebten eine leere Schale, in welcher ich kurz vorher für Lilly die letzten trocknen Rinden aufgeweicht hatte.

Max verſtand mich augenblicklich. Das Kind erhob ſeine Hände gegen ihn, als erkenne es ihn wieder, und lächelte halbweinend zu ihm auf. Er ſtand einen Augenblick unbeweglich, und ſtrich mit der Hand über die Stirn. „Ich bin ja ein Mann,“ — ſagte er dann, wie im halben Traume, — „ich kann ſterben, holde Mathilde — aber du — Still, was zögr' ich denn hier und vergeſſe, was Gott ſelbſt von mir verlangt? — Gib mir das Kind, Unglückliche! gib mir es, — ich bringe es in Sicherheit, bring' es zu ſeiner Mutter. — Auch du mußt hier fort, du mußt mit mir!“ —

Kaum hatte er das geſagt, als er mir die Kleine vom Arme riß, ſie mit Thränen liebkoſete, dann in einen abgeriſſenen, blutbefleckten Reitermantel wickelte, und, ehe ich in der Betäubung ihn weiter ausfragen konnte, die Treppe hinab floh. Ich verſank einige Augenblicke in den Zuſtand voller Bewußtloſigkeit.

Da ich wieder zu mir kam, ſprang ich auf. Mich befiel eine unbeſchreibliche Angſt; ich wollte Maxen nacheilen und vermochte es nicht; ich horchte, ob er nicht die Treppe wieder herauf komme. Aber, ſtatt ſeiner Tritte hörte ich nur ein dumpfes Geſchrei, zu Zeiten mit einzelnen Piſtolenſchüſſen vermiſcht. Ich ſtürzte ans Fenſter; leichte Reiterei mit mir unbekannter Bewaffnung jagte jubelnd und Hurrah rufend durchs Dorf. Dann wurde es einige Augenblicke ſtill.

Ich rannte hinunter, ich floh ins Feuer „Das Kind! das Kind!“ rief ich jammernd, und rang die Hände zu Gott. „Das Kind. und dann mit ihm den Tod!“

In dieſem Augenblicke ſah ich mich von Coſaken umringt, und hielt mich nun für verloren. Ich warf mich verzweifelnd vor ihnen auf die Knie, und erhob flehend meine Hände. Aber mein Anblick ſchien die wilden Herzen zu rühren, und ihr Offizier, ein freundlicher, ehrwürdiger Alter, ſuchte mich zu bedeuten, daß ich nichts zu befürchten habe. „Ich auch Vater, — ich Minka — ſchön Tochter, wie du — nicks thun — niemand dir“ — dies rief er mir zu, indem er ſeine Hand auf den krauſen Bart legte, und mit den kleinen feurigen Augen mitleidig zu mir herabſah.

Auch erfüllte er augenblicklich ſeine Zuſage, führte mich vom Pferde herab bei der Hand bis zum Ende des Dorfs, und ließ mich hier eine reichlich mit Lebensmitteln verſehene Kibitke beſteigen, die dem Anſcheine nach ihm ſelbſt angehörte. So gelangte ich, geſättigt, und von einigen ſeiner Leute begleitet, in ein, im Rücken gelegenes, von Feinden völlig geſäubertes Städtchen, wo eine mitleidige Bürgersfrau mich aufnahm, und der edle Alte mich am folgenden Morgen wieder aufſuchte. Mit tiefer Empfindung drückte ich beim Abſchiede ſeine rauhe, ſchützende Hand; er ſagte wohlgefällig: „du Minka, Minka!“ empfahl mich, ſo gut er ſich verſtändlich machen konnte, der Wirthin, gab ihr Geld, und drückte mir ſelbſt beim Fortreiten einige Geldſtücke in die Hand.

Nach dem Abmarſche der Coſaken wurde es im Hauſe, ſo wie im ganzen Städtchen, außerordentlich ſtill, und nun erſt kam ich wieder völlig zu Bewußtſeyn. Zugleich aber fiel der Gedanke an Max und an das Kind mir, wie eine Centnerlaſt, auf das Herz. Was war aus ihnen beiden geworden? und was war der Sinn von Maxens ſo heftiger, ſo ſonderbarer, ſo räthſelhafter Aeußerung? Ein ſehnſüchtiges Verlangen nach dem Kinde, ein unerklärliches Grauen befiel mich, ſo oft ich mir jenen Augenblick vergegenwärtigte. Ich hatte nirgends Ruhe, ſo menſchenfreundlich ſich die Bürgersfrau meiner annahm; ich ſchrieb an einen entfernten Freund unſeres Hauſes, mir nach * * * * * einen Wechſel zu ſenden, und machte mich ſelbſt dahin auf den Weg. Jetzt galt es nicht mehr allein der Stimme der Liebe; ich mußte auch das Kind wiederfinden, oder die Ruhe meines Herzens war auf ewig dahin!

Meine ſtille, innere Angſt vermehrte ſich mit jedem Tage, in welchem ich dem, jetzt von der flüchtigen Armee verlaſſenen Landſtriche näher kam, je furchtbarere Nachrichten ich über die ausgeſtandene Hungersnoth hörte, je mannigfaltigere und ſchrecklichere Spuren ich ſelbſt davon vorfand. Aber ſie ſtieg aufs höchſte, als mich ſelbſt der Augenſchein davon überzeugte, was ich bis jetzt immer noch für Uebertreibung gehalten hatte, daß nämlich die Flüchtigen ſich ſehr oft vom Fleiſche längſt in Fäulniß übergegangener Pferde genährt hatten. Ich kann, ich mag es nicht ſchildern, wie fürchterlich der erſte Anblick dieſer Art auf mich einwirkte; ich muß Ihnen ſelbſt den dunkeln Argwohn nur errathen laſſen, der, durch Maxens furchtbare Verzweiflung, durch ſein ſcheues, ich möchte ſagen; unheimliches Benehmen in mir erregt, wie ein blutiges Geſpenſt der Hölle im tiefſten Grunde meines Herzens von Zeit zu Zeit aufſtieg. „Nein! nein!“ — ſagte ich oft zu mir ſelbſt, — „Barbaren kann der Heißhunger entmenſchen, aber nicht einen Jüngling, wie Max! Eine Gränze des Schrecklichen gibt es; darüber hinaus, trägt ſelbſt der Gedanke der Verzweiflung nicht!“

Es gelang mir, mich einigermaßen zu beruhigen, oder vielmehr, ich erzwang es bei mir ſelbſt, mir das vorzuſagen. Ich gelangte in * * * * * ohne weitern Unfall an. Auch hier hörte ich das Schaudernde in jeder Geſtaltung, aber eine — eine dunkle Sage ſchmetterte mich gänzlich zu Boden. Es lief nämlich ein ſcheues Gerücht im Volke umher, daß ein hier durchgekommener Offizier derſelben Armee, bei welcher Max diente, zu Zeiten in Wahnſinn gefallen, und ihm in ſolchen Augenblicken nach ſeiner Einbildung immer ein Kind zur Seite getreten ſey; dies ſolle er, wie er ſelbſt bekannt, in einem Anfalle wüthenden Hungers getödtet haben. Etwas Näheres über die Perſon konnte ich, alles ängſtlichen Nachforſchens ungeachtet, nicht herausbringen; ja, das Gericht ſelbſt verlief ſich immer mehr ins Zweifelhafte, je mehr ich ihm nachſpürte. Doch war es auch ſo noch hinreichend, mich unſäglich elend zu machen.

Immer mit dieſen marternden Vorſtellungen beſchäftigt, war ich endlich ſo glücklich, den weitern Weg zu erfahren, den Maxens Regiment von * * * * * * aus, genommen hatte. Bald ging auch die Nachricht von der bei * * * * * vorgefallnen entſcheidenden Schlacht, zugleich aber von der faſt gänzlichen Niederlage jenes Regiments ein. Ich brachte einige Wochen in der fürchterlichſten Pein zu, bis die Straſſe wieder offen, und es thunlich war, meine Reiſe nach * * * * * fortzuſetzen. Schon nach einigen Tagen brachte ich hier in ſichere Erfahrung, daß Maxens Regiment in der Nähe eine heftige Affaire gehabt, daß mein Max dabei gefallen, und ohnweit dieſem Dorfe begraben worden ſey.“ —

Als der Geiſtliche bis hieher geleſen hatte, hielt er inne, und fragte nach Maxens Geſchlechtsnamen. „Ein * * * * * ſches Regiment,“ — ſetzte er hinzu, — „lagerte allerdings in der Nacht vor der Schlacht bei unſerm Dorfe, und“ —

„„Max von Arxheim —““ ſeufzte Mathilde.

„So iſt kein Zweifel an ſeinem Tode! Der Herr Rittmeiſter dieſes Namens lag ſelbſt bei uns mit im Quartiere, und hatte ſehr bald meiner und meiner verſtorbenen Frau ganze Liebe gewonnen. Traurig ſchien er mir wohl, aber nie im hohen Grade unruhig. Ich wollte bürgen für ihn! Nur Ihre Erſchöpfung konnte eine ſo furchtbare Vorſtellung in Ihnen aufkommen laſſen! Drei Tage nach dem Siege war ich ſelbſt mit auf dem Schlachtfelde, und zugegen, als der Rittmeiſter, mit mehrern ſeiner braven Leute, zur Erde beſtattet wurde; ich habe mit eigner Hand die Granate auf dem Hügel gelegt, von welcher er getroffen ſeyn ſoll.“

„„Was Sie mir ſagen — glauben Sie es, lieber Vater! gießt Beruhigung in meine Seele. Ein gequältes Gewiſſen ergreift jeden Strohhalm. — Gott! in dieſem Hauſe, vielleicht in dieſer Stube, verweilte mein

Max. Hätt' ich ihn nur einmal ſehen, hätt' ich ihn nur fragen können: Was begannſt du mit dem Kinde, und er hätte mit ſeiner edlen, lieben Miene geantwortet: Sey ruhig, meine Mathilde, es iſt geborgen, — oder ſelbſt: es ſtarb, es ſtarb, es verſchmachtete in meinen Armen, und hätte dieſe Antwort dann mit ſeinem Tode beſiegelt; — ach! dann könnte auch ich ruhig ſcheiden, könnte mich freuen auf das Wiederſehen dort oben! — Aber fahren Sie fort, dieſe Blätter zu leſen! Bald iſt nun das ganze drückende Geheimniß von meiner Seele gewälzt.“ “

Der Pfarrherr nahm wieder die Schrift zur Hand, und las ſie vollends aus: „Die Nachricht von Maxens Tode war mir in der That nicht an ſich die furchtbarſte, aber ganz zu Boden drückend ward ſie mir darum, weil nun wahrſcheinlich der Einzige dahin war, welcher mir meinen ſchrecklichen Argwohn benehmen konnte. Dieſe, nun nie ganz zu beſeitigende Ungewißheit ergriff mich täglich heftiger, je mehr ſich die Nachricht von Maxens Tode beſtätigte. Ich gerieth in Verzweiflung, in oft lang anhaltende Geiſtesabweſenheit, und in einer derſelben faßte ich den Entſchluß, ſelbſt nach dem Schlachtfelde zu gehen, dort Maxens Todtenhügel aufzuſuchen, und den Todten um eine Antwort zu beſchwören. Ich fand den Weg ziemlich richtig; ich ſank auf dem Hügel nieder und blieb dort, ungeachtet des nahenden Sturms, bis es dunkelte. Keine Antwort wollte mir werden. Ich raffte mich auf, um die Poſtchaiſe, welche ich in * * * hatte halten laſſen, wieder aufzuſuchen. Aber auf dem Heimwege kam ich gänzlich von der Straſſe ab, und die Nacht übereilte mich. Damals war es, als Sie mich nach mehreren Stunden hülfloſen Herumirrens liebreich aufnahmen. Nun wiſſen Sie alles!"

Als der Pfarrherr die Blätter ausgeleſen hatte, übergab er ſie, wieder in Mathildens Hand. Sie ſchien jetzt ruhiger, aber auch

wie-

wieder ſchwächer zu werden. Der Alte ſtand ihr mit geiſtlichem Troſte treulich bei, und hätte ihr eben das Abendmahl gereicht, als ſich leiſe die Thür öffnete und eine blaſſe, ſchlanke Frau, ein liebliches Kind auf dem Arme, im Eingange ſtehen blieb.

Mathilde ſchlug gegen die Eintretenden die Augen auf. „Mir iſt vergeben!“ — rief ſie aus. — „Die Engel kommen, mich abzurufen; — ach, Antonie ſelbſt mit ihrer, mit meiner Lilly!“ Sie erhob ſich, und wollte ihnen entgegen.

„O meine Mathilde, meine treue Schweſter! Muß ich dich ſo wiederfinden,“ erwiederte die Fremde, indem ſie auf Mathilden zueilte, und auch das Kind über ſie hinab beugte. — „Kennſt du deine Antonie, kennſt du deinen Liebling nicht mehr, den du retteteſt, den dein Max der verzweifelnden Mutter wieder in die Arme legte?“

„Und ihr lebt? und ihr lebt wirklich beide?“ — liſpelte Mathilde, wie ein triumphirelider Engel, — „ich fühle eure Herzen noch an meinem ſchon erſtarrenden klopfen; eure warmen Lippen ruhen an den meinigen, noch ehe ſie ganz erkalten! Gott; welche Seligkeit haſt du mir bereitet! Nun kann ich ſterben, nun kommt mir mein Max mit der Palme entgegen — ſeht ihr — dort iſt er — lebt wohl, Schweſter und Vater —! leb wohl, ſüße Lilly!“ — Bei dieſen Worten ſank ſie zurück, um ſich nie wieder aufzurichten.

Antonie hatte die Nachricht von Mathildens Aufenthalte in den Zeitungen gefunden, und war auf den Flügeln ſchweſterlicher Zärtlichkeit herzugeeilt. Die Aeußerung des Rittmeiſters, daß er Lilly zu ihrer Mutter bringen wolle, war allerdings gegründet geweſen. Er hatte Antonien, die ängſtlich nach Mathilden umhergereiſt war, doch freilich auch nicht in dem erfreulichſten Zuſtande, im Walde gefunden. Der Gedanke, dieſer das verſchmachtete Kind zu überliefern, erwachte daher augenblicklich in der Seele des Edlen. Mathilden aber wagte er nicht, etwas davon zu entdecken, weil er ſie bei Antonien nicht für ſicher genug hielt, ſondern ſie ſelbſt mit ſich zu nehmen und zu beſchützen gedachte. Der Ueberfall durch die leichte feindliche Reiterei, dem er und Antonie im Walde noch entging, trennte ihn von Mathilden, und machte es ihm auch ſpäterhin unmöglich, Nachricht über ſie zu erhalten. Er glaubte ſie geraubt oder getödtet, und wünſchte ſich ſelbſt nun den Tod, den er auch im nächſten Kampfe aufſuchte und fand. — —

Antonie drückte der geliebten Schweſter die Augen zu. Der Pfarrherr trauerte um ſie, wie um eine Tochter, begrub ſie neben ſeinem Weibe, und folgte ihr nach wenig Monden. Das Denkmal des Junkers ließen deſſen Aeltern wieder ergänzen, und Antonie ſorgte für ein ähnliches Bild Mathildens, wie ſie, einen Lilienzweig in der Linken, mit dem Blicke geſtillter Sehnſucht zum Himmel aufſchwebt. Die reine Schönheit dieſes Kunſtwerks machte die ganze Gegend auf Mathildens Schickſale aufmerkſam, und ſo wird in jener Gegend die Geſchichte ihrer Liebe und ihrer unverdienten Leiden wahrſcheinlich noch lange ein ſchauriges Mährchen für fühlende Herzen bleiben.

2.

Die Winterblumen.

Der Jagd-Junker Bodo von Arlheim und Baroneſſe Juliane von Brand waren auf dem letzten Caſino als ein neues Brautpaar vorgeſtellt worden. Beide beſaßen ein anſehnliches Vermögen, konnten über ihr Herz und ihre Hand ſelbſt verfügen, und gehörten zu den Gebildetſten ihres Standes. Er war der Schönſte und Feurigſte im Gefolge des Fürſten; ſie die Blühendſte und Geiſtvollſte in den Kreiſen des Adels.

Die reizende Juliane war ein Kind des Winters; faſt zu Ende des Januars fiel ihr Geburtstag. Bodo, der ſchon längſt keine Gelegenheit verſäumte, die Geliebte angenehm zu überraſchen und von ſeiner aufmerkſamen Liebe zu überzeugen, hatte ihr bei ähnlichen Feſttagen immer koſtbare Geſchenke verehrt, war aber nie ſo glücklich geweſen, ihren Geſchmack zu treffen. So glaubte er wenigſtens! Denn ſo entzückt ſie ſich auch gewöhnlich ſtellte, ſo beredt und zärtlich ſie ihm dankte, ſo wenig ſie es erwarten konnte, das Liebesgeſchenk recht bald an ſich zu ſehen; ſo geſchwind erkaltete doch dieſe Wärme, und die Herzensgabe ward bald entfernt und vergeſſen.

Bodo war dießmal in einiger Verlegenheit, wie er einer ähnlichen, ihn heimlich kränkenden Erfahrung entgehen ſolle, ohne gleichwohl bei Julianen Zweifel an ſeiner Liebe zu erregen.

„Iſt ſie doch ſelbſt eine Roſe des Winters," — dachte er endlich — „ſollten ſchöne Frühblumen ſie nicht erfreuen? Gewiß trägt ſie meine Gabe wenigſtens einmal an der ſchönen Bruſt, und wenn dann auch die Blumen verblühen und bei Seite gelegt werden, ſo tröſtet mich die allgemeine Hinfälligkeit der Natur, und ich kann Julianen nicht im Stillen der Veränderlichkeit und Gleichgültigkeit anklagen.“

Dieſer Einfall gefiel ihm. Er hatte gehört, daß bei dem Gärtner Fabian Kohl, faſt am Ende der äuſſerſten Vorſtadt, immer die ſchönſten und ſeltenſten Blumenſtöcke zu kaufen wären, und er gieng am Nachmittage vor dem Geburtsfeſte in Begleitung ſeines Reitknechts zu ihm hinaus.

Der Garten, in welchen er trat, war ziemlich beſchränkt, das Wohnhaus und ſelbſt das Gewächshaus niedrig und klein; gleichwol hatte das Gerücht von dem alten Gärtner nicht zu viel verſprochen. In zierlicher Reihe ſtanden die zarteſten und duftendſten Kinder des Frühlings, ungeachtet des harten Winters, in völligem Flor; feines Moos bedeckte den Boden, dem ſie entſproßt waren, und geſchmackvolle Gefäße von Porcellain und Fayance ſchienen beſtimmt, die irdenen Blumenäſche in ſich aufzunehmen. Man ſah wohl, daß Fabian ſeinen Handel verſtand und an Vornehme zu verkaufen gewohnt war.

Kaum hatte der Jagdjunker ihm zu erkennen gegeben, daß er Blumen zum Geburtstagsangebinde für ſeine Braut wünſche; als der heitere, ſchlaue Alte es ſich angelegen ſeyn ließ, ihm die Wahl zu erleichtern. Kunſt- und welterfahren wußte Fabian jeder Blume, die er vorſchlug — es verſteht ſich, daß die wohlfeileren dieſes Glücks nicht theilhaftig würden — eine artige, ſinnvolle Deutung beizulegen, und bald war ein halbes Dutzend der ſchönſten in- und ausländiſchen Blütenſtöcke mit den dazu gehörigen Vaſen ausgeſucht. Der Alte entfernte ſich, um aus ſeinem Stübchen einige Materialien zu deſto ſicherer Verwahrung und Einpackung ſeiner leicht vergänglichen und zerbrechlichen Waaren herbeizuholen.

Er kehrte in wenig Augenblicken zurück, und mit ihm ſeine Tochter. „Laß er mich die ſchönen Blumen noch einmal ſehen, Vater! Nur einer Braut kann ich ſie gönnen" — rief eine liebliche Stimme vor der Thür des Treibhauſes; Arlheim ſah auf; ein roſenwangiges, hoch aufgeſchoßtes Mädchen grüßte ihn mit Blödigkeit und faſt etwas bäuriſch, lief dann zu den auf die Seite geſezten Blumenſtöcken, knieete zu ihnen nieder und ſagte, ohne ſich weiter um ihn zu bekümmern, mit faſt wehmüthigem Tone: „Alſo — dieſe gehen fort?"

Dem Jagdjunker gefiel dieſe Unſchuld und Natur; ja bei näherer Betrachtung auch die Unſchuldige, Natürliche ſelbſt. Das Mädchen war nur in grobe Leinwand gekleidet; aber man mußte geſtehen, daß ihr dabei das buntgeſtreifte Kopftuch und die reinliche, grünwollne Schürze gar nicht übel ſtand. Auch hat ja, wie man verſichern will, ein ſchönes, großes blaues Auge, eine zarte, blühende Wange, eine Stirn, auf der die Unſchuld, und ein Mund, auf dem die Liebe wohnt, die ganz eigne Gerechtſame, daß ſie ſelbſt durch ein Bettlergewand nicht entſtellt werden dürfen; Schönheit – ſingen die Dichter, und ſo muß es wohl wahr ſeyn — iſt auch ohne Krone eine gebohrne Königin!

Auch Bodo empfand etwas von dieſem geheimen Zauber. Sein Auge ruhte mit Wohlgefallen auf dem Mädchen. Die Tochter des Gärtners ſchien ihm — um in der Manier ſeines Standes ihn empfinden und denken zu laſſen — in der That nicht wenig intereſſant.

Er trat der reizenden Unſchuldigen lächelnd näher. „Es thut dir wohl leid, mein Kind!“ — redete er ſie freundlich an — „daß du dich von dieſen Blumen trennen ſollſt?“

Sie betrachtete ihn vom Scheitel bis zur Sohle mit einem einzigen, ſchnellen Blicke, als wollte ſie erforſchen, ob ſie ihm trauen dürfe. „Ach ja“ — antwortete ſie dann etwas furchtſam — „Sie ſind freilich zum Verkauf bei uns da, aber, wenn man ſie ſo keimen und von Tage zu Tage wachſen, endlich gar Blüten treiben ſieht, da gewinnt man ſie am Ende ordentlich lieb, wie Geſchwiſter. — Doch für ein gnädiges Fräulein Braut kann nichts auf der Welt zu ſchön ſeyn; damit tröſt' ich mich!“

„So, mein Kind? Du mußt dir eine recht liebliche Vorſtellung von einer Braut machen!“

„Je nun — Ihre Braut wird ja wol eben ſo hübſch ſeyn, als —“ ſie ſtockte und das hohe Feuerroth ihrer Wange verrieth nicht undeutlich, daß ſie den Bräutigam hatte nennen wollen.

Arlheim fühlte ſich immer mehr dem Mädchen gewogen, und fragte, indem er ihre Hand ſanft berührte: „Wie alt biſt du denn, du artiges Mädchen?“

„Auf Walpurgis werde ich funfzehn!“

„Und biſt ſchon ſo groß und ſo hübſch und verſtändig? —“

Noch ehe er völlig ausgeredet hatte, drängte ſich Vater Fabian zwiſchen die Sprechenden, und ſchob die Tochter ziemlich unſanft auf die Seite. „Friſch an die Arbeit, Dore!“ — rief er ihr eifernd zu — „Die Stöcke werden in dieſe Aeſche geſetzt, und der Korb mit Moos tüchtig ausgefüttert. Hier iſt Baſt! Die Roſenknospe und den Pastor fido und den Narcissus poëticus — ſo heißt die weiße Marziſſe mit dem rothen Rande, das habe ich Ihnen zu ſagen vergeſſen“ — wandte er ſich zu Arlheim — „magſt du noch ein wenig anbinden! — Kommen Sie, gnädiger Herr! das Mädel verplaudert mir ſonſt die Zeit. Ich zeige Ihnen noch mancherlei ſeltne, fremde Gewächſe, und drehe dabei die Grenadiermützen!“

Dorchen machte ſich, ſchnell gehorchend und ohne gegen Bodo wieder die Augen aufzuſchlagen, an die Arbeit, und der Jagdjunker mußte gern oder ungern dem Alten folgen. Dieſer prieß ihm mit vielem Feuer ſeine Seltenheiten, und bereitete zu gleicher Zeit von geöltem Papier für die Blumen eine Art Kapſeln oder Schirme, die er Grenadiermützen nannte. Bodo hörte auf ihn nur halb, und ſchielte immer verſtohlen nach der verſchüchterten Schöne.

Doch Dorchen hatte bald an Bodo's Heinrich einen Gehülfen und Tröſter gefunden. Dieſer, als Nacheiferer ſeines Herrn, viel zu artig, um ein hübſches Kind, das noch dazu ſeines Standes war, allein mit den Töpfen hanthieren zu laſſen, leiſtete ihr allen möglichen Beiſtand, und ermangelte nicht, ſeinen Dienſten durch gefällige Worte einen noch höhern Werth beizulegen. Bodo bemerkte gar wohl, daß Dorchens Geſicht ſich wieder erheiterte, daß ſie bald beredter ziſchelte, als ſie vorher laut geſprochen hatte, daß ſie endlich gar lachte. Nur als der galante Reitknecht durch ihre Freundlichkeit ſich verleiten ließ, ſie, obwohl ſehr ſanft und mit Anſtand, in die blühenden Backen zu kneipen, ſtieß ſie ihn ſo muthig und kräftig zurück, daß der zutäppiſche Liebhaber faſt das Gleichgewicht verloren hätte.

Endlich hatte Fabian ſeine botaniſch-blumiſtiſche Vorleſung beſchloſſen und die Bewaffnung der die Winterluft ſcheuenden Grenadiere zu Stande gebracht. Das Mädchen brachte den eingepackten und mit Moos reichlich ausgelegten Henkelkorb, und erhielt von dem Alten ein beifälliges Gutachten.

Man zog die Papierdüten über die Blumen, und Dorchen wurde gar nicht fertig, ihre Lieblinge immer noch ſorgfältiger zu verwahren. Den Jagdjunker in Gegenwart des Vaters wieder anzublicken, konnte ſie unmöglich übers Herz bringen, ſondern benahm ſich beim Abſchiede gegen ihn mit der größten Blödigkeit; aber dem Reitknechte empfahl ſie, faſt mit mütterlicher Beſorgniß, ihre Blumen, und Bodo vernahm noch vor der Hausthür, daß ſie die „wohlſchlafende Nacht“ ſeines Dieners mit einem recht höflichen: „Leben Sie wohl, Muſje!“ erwiderte.

Heinrich hatte den laſtenden Blumenkorb glücklich in die Wohnung ſeines Herrn gebracht, und die Stöcke wurden einſtweilen, nach der Vorſchrift ihres Erziehers, in ein nicht geheiztes Zimmer geſetzt, das jedoch aus der Nebenſtube einige Wärme erhielt. Hätte Baroneſſe Juliane der zärtlichen Zuneigung ihres Verlobten nur im mindeſten mißtrauen können, in dieſem Blumenzimmer hätte ſie ihn belauſchen müſſen, um von ſeiner Liebe und Treue auf das feſteſte überzeugt zu werden. Denn ſo hoch auch der Staub auf dem in dieſem Zimmer ſtehenden Flügel lag, ſo wenig Bodo ſonſt gewohnt war, ſich bei Abend und zumal in ungeheizten Zimmern mit Muſik zu beſchäftigen; ſo kam er doch heute faſt alle Stunden, öffnete den Flügel, zündete die Armleuchter an, und — beſah dann die für die Geliebte beſtimmten Blumen.

Ja ſelbſt in der Nacht hatte er keine Ruhe, ſondern wurde wahrſcheinlich von böſen Träumen verfolgt. Wenigſtens erzählte Heinrich am andern Morgen dem artigen Dorchen — das ſchmucke, rothwangige Mädchen, das noch dazu die Erbin eines Häuschens und Gärtchens war, ſtach dem flinken Purſchen nicht wenig in die Augen, und er konnte nicht unterlaſſen, auf dem Rückwege von der Baroneſſe in voller Staats-Livree bei Dorchens Marktſtande vorüberzugehen —: Sein Herr habe dieſe Nacht ſogar im Schlafe von den Blumen geredt. Er habe immer im Traume gerufen: „Verwünſchter Kerl! mußt du die Roſe mit Händen angreifen!“

Schon verbreitete das noch vor dem Aufſtehen erhaltene Blumen-Opfer an dem Putztiſche der reizenden Baroneſſe die angenehmſten Düfte; ſchon war Arlheims roſenfarbnes, goldgerändertes Glückwünſchungsbriefchen, drei- viermal geleſen worden; ſchon erwartete ſie im reizendſten, leichteſten Morgenanzuge, eine Cythere von der Hand leichtfertiger Grazien geſchmückt, ſeine verſprochne Ankunft, und kaum vermochte der eben anweſende Modeſchneider der Reſidenz, trotz der mitgebrachten vortrefflichen Zeuge, trotz der Beſchreibung des allerneueſten Schnitts, ihr die bangen Augenblicke der Sehnſucht in etwas zu verkürzen.

Endlich, endlich wurde Bodo gemeldet; aber — Juliane ſtand eben vor dem Spiegel und der Schneider nahm das Maas. Sollte ſie den Künſtler in der Begeiſterung ſtören? ſollte ſie den ſchwer zu erlangenden Meiſter des Geſchmacks in ſeinem wichtigen Geſchäfte unterbrechen? Ach, unter ſo nahen Bekannten nimmt man es nicht ſo genau, und ein Jagdjunker darf ja wol ſeiner Verlobten unter allen Umſtänden ſich nähern!

„Nur herein, lieber Arlheim!" — rufte die Baroneſſe, ohne ſich umzuwenden. Der Glückliche flog herein, und das Bild der Geliebten lächelte in voller Glorie der Schönheit ihm aus dem Spiegel entgegen.

„Tauſend Dank, Beſter!" — lispelte die Zärtliche im Tone der Nachtigall — „Alſo bis hieher!" ſagte ſie dann zu dem Schneider, und bezeichnete mit der Hand, wie weit das Kleid um die Bruſt offen bleiben ſolle.

„Bis hieher!" — ergegnete der Ehrenmann und zog gleichergeſtalt die ſchöne Demarcations-Linie mit dem aufgehobenen Zeigefinger — „Danke unterthänigſt!" — Mit tiefer Reverenz trat er auf die Seite und packte zuſammen.

„Nun mein beſter, liebſter Freund!" — fieng Juliane wieder an, und legte die Hand auf Bodo's Schulter — „ſind Sie endlich da? Ach, wie ſehnſuchtsvoll habe ich alle Augenblicke gezählt! und wie ſoll, wie kann ich Ihnen genug danken für dieſe freundliche Ueberraſchung, für dieſe ſchöne, ſinnvolle Gabe —?"

„Könnte wol eine Blume zu ſchön ſeyn" — antwortete Bodo ſchmeichelnd, und ſtrich, ein Lächeln hervorrufend, mit der flachen Hand über die etwas gerunzelte Stirn — „für eine Braut? für eine Geliebte, wie meine reizende Juliane?“

Der ſich zu Gnaden empfehlende Schneidermeiſter empfahl ſich eben zur rechten Zeit, um von der zierlichſt geſchlungenen Umarmung keinen Augenzeugen abgeben zu müſſen. In Zuſicherungen der Liebe verloren, ſezten ſich die Liebenden auf den Sofa, und Bodo gieng erſt, wiewol ohne über die Flügel der Zeit ſich allzu bitter zu beſchweren, nach einer vollen Stunde.

In den nächſtfolgenden Tagen machte Bodo, wie ſchon vorher eingeführt worden war, bei ſeiner Verlobten faſt täglich einen kurzen Beſuch und verbrachte zu Hauſe — ſonderbar genug! — ſeine müſſigen Stunden mit Leſung der Geſchichte Margots in Thümmels Reiſen. Warum gerade dieſer Gegenſtand für ihn jezt ſo viel Anziehendes hatte, läßt ſich nun ſo ſchwerer errathen, weil er ſich ſelbſt überredete, eben eine neue Probe von Julianens Zärtlichkeit erhalten zu haben. Denn obſchon einige Bälle die ſchicklichſte Gelegenheit darboten, ſo wurde doch keine der Geburtstagsblumen abgeſchnitten und getragen. — „Sie will nicht, daß ſie ſo ſchnell verblühen“ — ſagte Bodo vergnügt zu ſich ſelbſt. — „O gewiß, ich bin geliebt, und die Zweifel, die manchmal in mir aufſteigen — — ach, warum ſuch' ich denn alles gefliſſentlich auf, was mich beunruhigen kann?“ —

So dachte Arlheim faſt eine Woche hindurch; das heißt, eben ſo lange, als er noch die Blumenſtöcke gewahr ward. Als dieſe aber auf einmal aus Julianens Zimmer verſchwanden; als Sie ſelbſt gelegentlich über die Betrügerei der Gärtner klagte, welche die Blumen durch allzugroße Hitze heraustrieben, daß ſie dann natürlich ſchnell verwelken müßten; als er endlich gar die Vermißten durch ein unglückliches Ungefähr im Bedientenſtübchen bemerkte, die augenſcheinlich blos aus Mangel an Waſſer verdorrt waren; da ſtellten ſich in einſamen Augenblicken ſeine bis jezt nur mit Gewalt verbannten Grillen wieder ein, und eine ſehr unangenehme Empfindung, vermiſcht mit einer zwar fremdartigen, aber gar nicht unangenehmen Erinnerung, drängte ſich in ſein Herz.

„Wie zärtlich beſorgt war das gute, natürliche, unſchuldige Dorchen um die Blumen“ — dieſes Gedankens konnte er ſich nicht entledigen — „um die Blumen, die doch nur zum Verkauf gezogen waren; wie ſorgſam empfahl ſie ihre Lieblinge dem — verwünſchten, zutäppiſchen Heinrich! — Und Juliane, die dieſe Blumen aus meinen Händen empfieng — aus meinen Händen! — die ſo feurig mir dafür dankte, der ich es ſagte, ſie ſolle die Blumen pflegen wie meine Liebe in ihrem Herzen, der es täglich nur einen Augenblick, nur einen Befehl an ihr

Mädchen, gekoſtet hätte — nein, ſo lächerlich Sie meine Vorwürfe finden würde, ſo gern ich ſelbſt Sie entſchuldigen möchte; — nein! nein! ich fühle es anders!“

Ohne daß er es wollte, ſtahl ſich nun von Zeit zu Zeit Dorchens Bild neben das Bild Julianens, und er war ſo unruhig, ſo mit ſich ſelbſt uneins, daß ſogar ſeine Beſuche bei der Baroneſſe kürzer und ſeltner wurden. Juliane beſchwerte ſich zwar darüber; aber ſie ließ auch ſeine ziemlich leeren Entſchuldigungen ohne weitere Unterſuchung gelten, und ſagte ſogar einmal wie im Scherz: ſie werde ihn ja nun bald auf immer, mithin gewiß lange genug, haben! — So wenig aber jetzt dieſe und ähnliche Neckereien bei ihm einen guten Eindruck zurückließen; ſo feſt er ſich mitunter überzeugte, daß für einen Höfling das Herz zu viel bei ihm gelte; ſo wenig wagte er es doch, Julianen oder ſonſt Jemanden in ſein Inneres blicken zu laſſen, ja er ſuchte vielmehr ſeine Gefühle vor ſich ſelbſt zu verbergen, ſich ſelbſt in Hinſicht auf den wahren Zuſtand ſeines Herzens zu täuſchen.

„Dieſe peinliche Ungewißheit, dieſe unerträgliche Lauheit darf nicht länger dauren!“ — ſagte er endlich ſehr raſch und entſchloſſen eines Morgens, da eben kein Markttag, folglich — doch daran hatte Bodo wol nicht gedacht! — Dorchen vermuthlich zu Hauſe war — „Die verwünſchten Blumen haben am Ende das ganze Unheil zwiſchen mir und Julianen geſtiftet, und noch habe ich nicht einmal unterſucht, ob Julianens Entſchuldigung vielleicht gegründet iſt. Daß der alte Schlaukopf, trotz des hübſchen, ehrlichen Geſichtchens ſeiner Tochter, nur auf ſeinen Vortheil denkt — iſt doch gar nicht unwahrſcheinlich. Und, warum ſollte er auch Bedenken tragen, die Blumen zu übertreiben, wenn er nur ſein Geld dafür einſtreichen kann? — Warte, warte, alter Fabian Kohl! wir müſſen das unterſuchen, ob dir

Juliane, oder ob ich Julianen unrecht gethan habe!“

Innig erfreut über dieſen verſtändigen Entſchluß befahl er, augenblicklich zu ſatteln.

„Ich reite doch mit?“ fragte Heinrich.

„Nein! nur den neuen Braunen vorgeführt! Ich mache einen kleinen Morgenritt und komme in einigen Stunden wieder!“

Bei Schön-Dorchen hatte Heinrichs Geplauder von der Schlafrednerei ſeines Herrn einen ganz andern Eindruck gemacht, als der ſpaßhafte und hiebei nicht ganz uneigennützige Purſche gewollt hatte. Sie ſollte den Jagdjunker ein wenig auslachen; aber ſie brachte es höchſtens zu einem für Bodo gar nicht unvortheilhaften Lächeln; denn — ſie blieb, ſo anſpruchlos und unſchuldig ſie auch war, doch immer ein Mädchen!

Zwar hatte ſie bei Arlheims erſtem Erſcheinen nur einen wohlgebildeten, vornehmen

Herrn in ihm erblickt; denn aber doch — das war nicht zu läugnen! — das goldne Jagdkuppel mit dem blitzenden Hirſchfänger und die feine grüne Uniform auch ganz prächtig ließ; zwar hatte ſie anfänglich ſich kaum getraut, ſeine Anrede zu beantworten, hatte ſein ganzes Benehmen höchſtens für eine freundliche Herablaſſung angeſehen. Als aber die Nacht hereinbrach und Dorchen bei der düſter brennenden Lampe am Spinnrädchen ſaß; als der alte Vater ſchon zu Bette und die nicht jüngere Baſe in dem geräumigen Großvaterſtuhle unweit des Ofens eingenickt war; da brachte die Fee Langeweile den heutigen glücklichen Blumenverkauf mit allen kleinen Nebenumſtänden, gleich einem ſchönen Traume, vor Dorchens Augen, und das gute Kind wiederholte nachdenkend die ganze kurze, doch für ſie ſehr ſchmeichelhafte Unterredung.

„Der Herr Jagdjunker“ — dachte ſie ſo vor ſich“ — war doch gar nicht, wie andere

Edelleute; es lag doch nicht der mindeſte Stolz, nicht das mindeſte Vornehmthun oder Falſchfreundliche in ſeinem ganzen Weſen; wär' ich ein vornehmes Fräulein geweſen, wahr und wahrhaftig, er hätte nicht artiger und liebreicher ſeyn können!" —.

„Aber ſeine Braut möchte ich kennen" — fuhr ſie in ihren Abend-Betrachtungen fort — „gewiß, die muß recht ſehr ſchön ſeyn — und recht geliebt! Denn — daß er recht gut gegen ſie, recht zärtlich iſt, daran läßt ſich nun gar nicht zweifeln! Wenn ich nur denke, wie er ſo gutmeinend ſeine weichen Finger auf meine Hand legte — und das war doch nur ich! — wie er mir ſo ganz ſonderbar unter die Augen ſah — wahrhaftig, ſo angeſehen hat mich noch kein Menſch! — wie es ihm ordentlich leid that, daß der Vater mich ſo hart anfuhr, wie er immer ſo verſtohlen herüberblickte — — o es war doch recht einfältig und unſchicklich von mir, daß ich ihn nicht wenigſtens einmal, nicht ein einzigesmal, wieder anſah, daß ich ſo mit dem Bedienten plauderte; daß ich nicht wenigſtens beim Abſchiede —

„Hinunter iſt der Sonnenſchein!“ ſtimmte in dieſem Augenblicke die Frau Baſe, deren ſpitze Naſe ſo eben mit dem Stuhle in eine unangenehme Berührung gerathen war, zum Zeichen des Aufbrechens an, und Dorchen, obſchon das Unterſinken der Sonne wenigſtens ſchon ſeit fünf Stunden ihr nichts Neues mehr ſeyn konnte, fuhr gleichwol dießmal durch und durch zuſammen; ſo tief war das arme Mädchen in ihre Gedanken verſenkt geweſen!

Doch dieß Commando zum Aufbruche ſchnitt auch zugleich die Reihe ihrer Gedankenbilder völlig ab, und ſie ſchlief wenigſtens weit ruhiger, als nach Heinrichs Berichten der liebende Jagdjunker; ja, wir können ſogar verſichern, daß ſie ſelbſt am folgenden Morgen nur ein einzigesmal, und zwar in dem kurzen Augenblicke, da ſie vor dem Ausſehen ſich im Spiegel begukte, an den geſtrigen Tag zurück dachte, und auf dem Markte nur dann erſt — aber auch da mit einiger Bänglichkeit — ſich wieder daran erinnerte, als Heinrich, der Treſſengeſchmückte, mit zierlicher Flüchtigkeit ſeinen ergebenſten guten Morgen anbrachte.

Daß ſie ihm freundlich dankte, verſteht ſich von ſelbſt; daß er die Hälfte dieſer Freundlichkeit Dorchens Hoffnung, durch ihn etwas von ſeinem Herrn zu erfahren, zu verdanken gehabt habe, läßt ſich weder geradezu bejahen, noch verneinen; daß Dorchen aber nach ſeiner Erzählung etwas ſtiller und beinah einſylbig geworden ſey, ſteht nicht zu läugnen.

„Verwünſchter Kerl! mußt du die Roſe mit Händen angreifen!" — wiederholte ſie, vor ſich nachſinnend, ſobald der Reitknecht ſich entfernt hatte, und ſo wie Heinrich — denn der mußte ja doch gemeint ſeyn — durch die eben nicht empfehlende Benennung aus dem

Munde ſeines Herrn um einige Stufen bei ihr ſank, ſo ſtieg der Herr wenigſtens um eben ſo viele; denn — daß keine wirkliche Roſe, daß ſie ſelbſt unter dem Bilde der Roſe verſtanden worden war, das hatte Schön-Dorchen, durch mädchenhafte Eitelkeit ſchlau gemacht, augenblicklich errathen. „Die Roſen waren ja über und über eingepackt“ — dachte ſie lächelnd — „und vorher — das weiß ich gewiß — iſt Heinrich keiner zu nahe gekommen. — Hm! wer würde auch von ſo etwas in der Nacht träumen? — Daß aber der Herr Jagdjunker herüberſchielte, als Heinrich mir ins Geſicht fuhr, daß er die Stirn in recht verdrießliche Falten zog, das weiß ich auch wieder gewiß. O der liebe Herr war doch recht um meine Ehre beſorgt, und wahrhaftig ich muß mich ſchämen, daß ich es nur zu einer ſolchen Vertraulichkeit kommen ließ — was wird Er nur von mir denken? —

Einige Tage noch kamen dieſe Gedanken

von Zeit zu Zeit wieder in Dorchens Stele, und ſie konnte und konnte ſich die begangene Unſchicklichkeit nicht vergeben; aber nach und nach ſprachen ſie ſeltner und immer ſeltner bei ihr ein, und höchſt wahrſcheinlicher Weiſe wäre alles bald gänzlich vergeſſen worden, hätte nicht Bodo ſelbſt ſich unvermuthet wieder eingefunden.

Kurz, wie der Jagdjunker zu dem Reitknechte geſagt hätte, war allerdings der Spazierritt. Denn ob er ſich gleich vorgenommen hatte, erſt um die Schläge zu reiten und nur auf dem Rückwege bei Fabian einzuſprechen; ſo hätte doch der ſchöne Engländer, vermuthlich blos aus Unachtſamkeit des Reiters, den Weg gerade zu dem Thore hinaus genommen, wo der Gärtner wohnte, und Arlheim hielt, ohne es ſelbſt recht zu wiſſen, gerade vor der bewußten Hausthür. Was war zu thun? Bodo gukte durch die runden, nur wenig aufgethauten Scheiben,

ſprang

ſprang dann vom Pferde und band es an den Fenſterladen.

Man denke ſich jezt Dorchens Erſchrecken, da ſie, durch das Getrappel aufmerkſam gemacht, gleichergeſtalt durch das Fenſterchen ſah und den Herrn Jagdjunker gewahr ward; man denke ſich ihre Verlegenheit! Der Vater war im Gewächshauſe; die Baſe war ausgegangen und ſie ſelbſt — eben im Begriffe, ſich die Haare aufzuflechten.

Es iſt gewiß ein ſchönes Ueberbleibſel altdeutſcher Zucht und Sitte, *) daß die Mädchen aus den untern Ständen ſich weit ungerner in bloßen, zumal in fliegenden, Haaren von männlichen Augen überraſchen laſſen, als die vornehmern Frauenzimmer in dem

---

*) Es ſcheint in ältern Zeiten ein Vorrecht reiner Jungfrauen geweſen zu ſeyn, an ihrem Brauttage — und da vermuthlich zum erſten Mal — in bloßen Haaren zu erſcheinen. Wenigſtens findet man noch jezt in manchen, beſonders reichsſtädtiſchen, Taufzeugniſſen: daß des N. N. Mutter als Braut in freien, fliegenden Haaren zur Kirche gegangen.

leichteſten Nachtgewand. Dorchens goldgelbe Locken, waren ſie gleich ſo ſchön, als nur irgend ein Gärtnermädchen im heiligen Römiſchen Reiche welche zeigen kann, hatte außer dem Vater gewiß noch kein Männerauge geſehen, und jetzt — jetzt klopfte der reizende Bodo an die einzige Ausgangsthür.

Mit unbeſchreiblicher Angſt, die ihr keine Beſinnung verſtattete, rannte ſie, ohne herein zu rufen, im Stäbchen umher, konnte, ungeachtet alles Suchens, nirgends eine Art von Kopfbedeckung finden, und fuhr in dem Augenblicke, als Arlheim öffnete, wie ein geſcheuchtes Reh, hinter den grünen, coloſſalen Ofen, wo ſie ſich noch zu mehrerer Sicherheit mit dem gleichfalls nicht zwerghaften Großvaterſtuhle, ſo viel es deſſen Schwerfälligkeit erlaubte, verſchanzte.

„Iſt niemand zu Hauſe?“ — fragte Bodo, ob er ſchon die Fliehende ein wenig bemerkt hatte. Keine Antwort! — Aber er konnte die ſchöne Ueberraſchung ſich nicht ganz verſagen. „Ah, ſagte er, ſich umdrehend — da iſt ja wol Dorchen?“

„Ach gnädiger Herr!“ — ſtammelte das arme Mädchen hinter ihrer Bruſtwehr in halb weinerlichem Tone hervor, drückte ſich immer feſter in den Winkel, und zog endlich die Schürze über den Kopf — „ich bitte, ich bitte Sie recht ſehr — mein Vater iſt im Treibhauſe — und ich — habe die Haube noch nicht aufgeſezt.“

„Seyn Sie unbeſorgt, liebes Kind!“ — erwiderte Bodo mit Gefühl — „ich gehe ja ſchon!“ —

Er gieng in der That augenblicklich, und ſo wie dieſe Schonung, ja ſelbſt in dieſem Augenblicke, das feinere Sie an der Stelle des frühern vertraulichen Du's, auf Dorchen einen zwar dunkeln, aber auch unverlöſchlichen Eindruck zurückließ; ſo konnte auch Bodo dieſe Scene der reinſten, kindlichſten Unſchuld und Verlegenheit nie wieder vergeſſen. Vielmehr erſchien ſie ihm bald im auffallendſten Gegenſatze mit der Schneiderſcene an Julianens Toilette, und das zitternde, ſchaamhaft erglühende, vor Angſt faſt weinende Gärtnermädchen mit den ſchönen blonden, dem hochrothen Kopfbande entſchlüpften Flechten, ſchwebte ihm ſpäterhin wenigſtens eben ſo oft vor, als ihm die Baroneſſe, bald in ſchwarzer, bald in blonder, bald in brauner Perücke, à la Ninon, à la Sapho, à la Pſyche, rauſchend entgegenflog. —

— Bodo wandelte, da er die liebliche Blonde verlaſſen hätte, in tiefem Nachdenken nach dem Treibhauſe. Er hatte ſich vorgenommen, den alten Fabian zur Rede zu ſtellen, oder wenigſtens deſſen Schuld durch ſchlaue Fragen herauszulocken; ſtatt deſſen wurde er aber ſelbſt ein wenig betroffen, als der Alte ihm zurief: „Willkommen, gnädiger Herr! Nun, nicht wahr, meine Blumen halten ſich wacker?“

Der gnädige Herr antwortete mit einem kurzen, etwas mürriſchen: Ja, ſo viel er wiſſe! — berichtete aber bald dem ehrlichen Fabian mit zunehmender Freundlichkeit, daß Er ſelbſt, ohne zu wiſſen, wie? ſeit kurzer Zeit ein — erſtaunlicher Blumenliebhaber geworden ſey, und daher für ſich etwas ausſuchen, auch von Zeit zu Zeit wiederkommen wolle.

Das war nun Fabian Kohl herzlich zufrieden; man wurde bald wieder Handels einig, und Bodo ließ die Blumen durch einen Gartenarbeiter nach Hauſe ſchaffen. Denn — daß er den Heinrich darnach herausſchicken könne, mochte ihm wol nicht beifallen. —

So lange auch Bodo unter mancherlei ſehr unnöthigen Fragen und Erkundigungen noch zögerte, ſo ließ ſich doch Dorchen dießmal nicht wieder erblicken; als er aber aufſtieg, erſchien ſie erröthend auf einige Augenblicke am Fenſter. — Ob es wol Zufall dabei war, daß ſie heute ihren Sonntags-Kopfputz ergriffen und mit dem ſchönſten ihrer Bänder umwunden hatte?

Der Jagdjunker zeigte ſich nun in der That als ein ſorgſamer Blumenfreund, und obſchon die für ſich ſelbſt eingekauften Stöcke mit dem Angebinde für die Baroneſſe größtentheils von gleicher Gattung waren, ſo hielten ſie ſich doch vortrefflich. Natürlich ward dadurch der, Julianen insgeheim gemachte, Vorwurf ſo gut als erwieſen, und nach und nach hatte ſich die unter den Verlobten ſchon vorher eingetretene Lauigkeit ſogar in Kälte verwandelt. Dagegen ſchalt Heinrich das Gärtnermädchen gar bald ſchnippiſch und vornehmthuig; der Jagdjunker ſtellte ſich zuweilen, um einzukaufen, bey dem alten Fabian ein, und man will ſogar behaupten, daß ſich nicht ſelten gegen Abend auf dem Gärtnermarkt und in, der zu Fabians Garten führenden Allee ein langer Grünmantel herumgetrieben habe.

Wie dem auch ſey, ſo iſt doch gewiß, daß Bodo's Zerſtreuung und Tiefſinn, ſo oft er Julianen beſuchte, täglich auffallender ward, und ihr ſelbſt ſo wenig, als ihren Anverwandten, länger entgehen konnte. Man nahm daher zu einem gemeinſchaftlichen Freunde, zu einem von den ſehr gewöhnlichen Menſchen ſeine Zuflucht, die, größtentheils nicht ohne eigenliebige Abſichten, überall ſo gern Vermittler zum Frieden abgeben.

Bodo ſtutzte über die ſogenannte gutgemeinte Warnung und wurde etwas empfindlich, erklärte aber zugleich nicht ohne Heftigkeit, daß er ſein, als Mann von Ehre gegebenes Wort auch als ſolcher halten werde, daß er nie aufgehört habe, die Verbindung mit Julianen zu wünſchen, und daß er zu jeder Zeit, deren Beſtimmung einzig und allein von ihr ſelbſt abhänge, ihr ſeine Hand zu geben bereit ſey.

Der geſchäftige Unterhändler ſtutzte ein wenig, umarmte jedoch den Jagdjunker mit verſtellter Freude und flog mit dieſer Antwort zu Julianens Familie.

Gern hätte Arlheim ihn zurückgerufen;

denn ſchon — und leider jetzt erſt — fiel es ihm ein, wie ſehr er ſich übereilt habe.

„Ja, ich werde, ich muß Sie heirathen“ — ſagte er tiefſinnig und ſtützte die heiße Stirn mit der Hand — „aber bei Gott! Sie weiß nicht, was Liebe iſt; Sie liebt mich nicht, wie ich Sie lieben könnte; Sie liebt mich nicht, wie“ — kaum wagte er dies auszudenken, — „wie mich an ihrer Stelle eine Andre, wie das reizende Dorchen mich lieben würde!“

Er gieng unruhig auf und ab, und trat an das Fenſter. Dieſe waren durchgängig mit Blumenäſchen beſetzt, und Blumen dienten jetzt am allerwenigſten dazu, ihn zu beruhigen.

„So ſoll ich dich denn aufgeben, du holdes Kind der Natur?“ -- fuhr er in ſeinem Selbſtgeſpräche fort — „du, die, ohne es zu wiſſen, mit ganzem, glühendem Herzen an mir hängt? So ſoll ich dich fliehen, du, die, ohne es zu wiſſen, ſo ſchön, ſo über alles liebenswürdig iſt?“

„Sie aufgeben? ſie fliehen? und warum das?“ — flüſterte jetzt ein böſer Dämon ihm zu, und bald hatte ſich in ſeiner Seele ein Gedanke ausgebildet, den eingeſogene Begriffe ſeines Standes und ſeine ganz eigne Lage allenfalls entſchuldigen, aber nichts in der Welt rechtfertigen kann.

Das der Baroneſſe gegebene Verſprechen unerfüllt zu laſſen, ſie und ihre ganze Sippſchaft ſo empfindlich zu beleidigen, war kein Gedanke; aber zweifeln konnte er ja auch nicht, daß er Dorchen auf das zärtlichſte liebe. Bei alle dem, und ſelbſt wenn Juliane ihm ſein Verſprechen zurückgäbe, heirathen, nein! heirathen konnt' er das Gärtnermädchen nicht! Himmel! was würde der Hof, wo er in Gunſt ſtand, was ſeine reiche adelſtolze Familie, was die ganze feine Welt von ihm urtheilen? Wem könnte er das gute, aber wenig gebildete, Mädchen vorſtellen, ohne beſchämt zu werden? und müßt' er nicht vor ſich ſelbſt erröthen, ein Mädchen zur

Gattin zu wählen, bei welcher ſogar ſein Bedienter einen Nebenbuhler abgegeben hatte? —

„Heirathen könnt' ich ſie ja doch nicht!" — das war der Ausſchlag ſeines Nachdenkens — „aber was hat die Liebe mit der bürgerlichen Verfaſſung zu ſchaffen? Meine Hand reiche ich Julianen; aber kann ich dafür, wenn mein Herz einer Andern angehört? Iſt dies nicht immer das Loos höherer Stände, und findet man es nicht ſogar lächerlich, wenn Mann und Frau noch nach den Flitterwöchen ernſtlich in einander verliebt ſind? — Wird nur der äußere Anſtand nicht vernachläſſigt — und ſo weit werde ich mich nie vergeſſen — ſo verſtattet man ja allgemein eine Nebengeliebte! — Nebengeliebte? das gute, unſchuldige Dorchen? Pfui! — und was ſoll am Ende aus ihr werden? — — Ach, wer wird ſo weit in die Zukunft hinausdenken? Leben und Lieben iſt eins, und nur die Gegenwart iſt unſer; leben wir denn für die Gegenwart — für die Zukunft mögen die Götter ſorgen!" —

Auf dieſe Art ſuchte Bodo ſein widerſprechendes beſſeres Gefühl durch Sophiſtereien zu betäuben und dem kalten Verſtande zu unterjochen. Da dieß jedoch nicht vollſtändig gelingen wollte, beſchloß er gar weislich, durchaus über dieſe Sache nicht mehr nachzudenken, ſondern alles gehen zu laſſen, wie es wolle.

Noch an dem nämlichen Tage führte ihn der tückiſche Zufall an Dorchens Marktſtande vorüber, und da ihre blitzenden Augen ſchon von fern ihm freundlich zuwinkten, konnte er unmöglich, ohne ſie zu ſprechen, vorübergehen.

„Wie theuer dieſe gefüllte fleiſchfarbne Hyazinthe und hier das dunkelblaue Sammet-Aurikel, mein liebes Dorchen?, — fragte er lachend, und der Kauf ward ſogleich unter der Nebenbedingung abgeſchloſſen, daß Dorchen ſelbſt ihm die Blumen überbringe. „Es hat Zeit damit, bis auf den Abend, ſchönes Kind!“ — meinte Bodo beim Weggehen — „Kommen Sie nur, wenn Sie nach Hauſe gehen. Ich werde dann zuverläſſig in meiner Wohnung ſeyn!“

Das niedliche Dorchen war gewohnt, ihre Gartenwaaren den Abkäufern zuweilen ins Haus zu tragen, und ob ſich ſchon diesmal in ihrem Herzen etwas ſonſt nie Gefühltes dagegen ſträubte, ſo überwand ſie doch alle Bedenklichkeiten, und ſtellte ſich zur abgeredeten Zeit pünktlich ein.

Der Jagdjunker, welcher, heimlich vor ſich ſelbſt erröthend und doch einer unſeligen Leidenſchaft nachgebend, nicht nur den Heinrich, ſondern auch den Jäger abſichtlich auswärts geſchickt hatte, lauſchte mit innerer Beklemmung bei einbrechender Dämmerung hinter den Fenſtervorhängen. Da ſchritt das liebliche Mädchen, Hyacinthen und Aurikel in jedem Arm, nett und furchtſam durch die abendlichen Schatten daher, hob die großen himmelblauen Augen halbverſtohlen zu ſeinen

Fenſtern hinauf, und ſchlug ſie dann mit holder Schaam auf das, die ſchönſten, jungfräulichſten Formen züchtig verhüllende braunſeidne Halstuch nieder.

Bodo, ergriffen von Entzücken und Glut, öffnete ihr eilig die Thür, legte freundlich ſeinen Arm um ihre Achſel, und wagte es jetzt, da die artige Blumenträgerin es nicht wehren konnte, zum erſten Male, ihre blühende Wange zu küſſen.

Das Mädchen erſchrak, ließ ſich aber bald wieder beruhigen. Der ſchöne Jagdjunker ſprach zu ihr mit ſo hinreißender Wärme, mit ſo entzückender Freundlichkeit, daß ſie ſogar ſeiner Bitte nicht widerſtand, ſich auf einige Augenblicke zu ſetzen. Nun erinnerte er ſich denn auch, daß es dieſen Abend ſehr nebelig und kalt ſey, daß er Vorwürfe verdiene, ſeine Freundin bei ſo rauher Abendluft noch bemüht zu haben, und nöthigte ihr, um dieſen Fehler einigermaßen zu verbeſſern, ein Glas Sekt und einige Confituren auf.

Dorchen, die ſo etwas nie gekoſtet hatte und halb noch ein Kind war, nippte zwar erſt nur ganz ſittſamlich, ließ ſich aber doch nach und nach die ſüßen Tropfen trefflich ſchmecken. Bald ſaß Bodo an ihrer Seite, bald ward die Unterredung unbefangener und vertraulicher, bald ergriff er nur auf Augenblicke ihre Hand oder ſchlang ſeinen Arm um ihren ſchlanken Leib, bald umfaßte er ſie länger und inniger, drückte ſie an ſeine Bruſt; endlich küßte er ſie feurig auf die glühenden Lippen, und Dorchen überließ ſich, zitternd zwar, doch von einem nie gefühlten Feuer zum Widerſtreben kraftlos gemacht, ſeinen zärtlichen Liebkoſungen.

Doch plötzlich ertönte eine warnende Stimme in ihrem Innern, und ſie ermannte ſich. — „O laſſen Sie mich, guter Bodo!“ — ſtammelte ſie mit hervorbrechenden Thränen, und machte ſich mit faſt männlicher Stärke von ihm los — „um Gottes willen laſſen Sie mich! Bodo! lieber Bodo! könnten Sie mein Zutrauen mißbrauchen? wären auch Sie nicht beſſer, als die Andern?“

Bodo war zuweilen leichtſinnig und konnte von heftiger Leidenſchaft zu den freiern Grundſätzen ſeiner Genoſſen hingeriſſen werden; aber er war kein Böſewicht. Er fühlte ſich durch den Vorwurf des ſich losringenden Mädchens tief erſchüttert; er ſtand beſchämt und erblickte ſich als einen Verbrecher; ſein Gewiſſen ſagte es ihm, daß es ſchändlich ſey, dieſe aufblühende Roſe zu brechen, dieſe ihm kindlich Vertrauende zu überliſten und elend zu machen.

„Sie ſollen es nie bereuen, daß Sie mich einer ſchlechten Handlung nicht für fähig hielten!“ — antwortete er mit Entſchloſſenheit — „Gehen Sie jetzt — oder bleiben Sie auch. Ich konnte mich auf Augenblicke vergeſſen; aber von nun an ſind Sie mir heilig, wie eine Schweſter!“

Bodo war aufgeſtanden und gieng unruhig einigemal auf und ab. Beide ſchwiegen;

Dorchen verbarg ihr Geſicht, trocknete ſich die Augen, und blickte ihn dann wieder, wie um Vergebung bittend, mit inniger Zärtlichkeit an.

„Seyn Sie nicht böſe auf mich!“ — liſpelte ſie ſanft.

„Ich auf Dich?“ — erwiderte er gerührt — auf Dich, reine, unſchuldige Seele?“

Wiederum eine Pauſe.

„Kommen Sie nun, liebes Dorchen!“ — fieng Bodo endlich an — „es iſt völlig dunkel worden; ich begleite Sie nach Hauſe.“

Er warf ſeinen Mantel um und ergriff ihren Arm. Es wollte nicht gelingen, auf dem Wege die ehemalige unſchuldige Vertraulichkeit wieder herzuſtellen; aber beim Abſchiede, der einige Schritte von Dorchens Wohnung erfolgte, küßte ihr Bodo die niedliche, keineswegs von rauher Arbeit zeugende Hand, und dieſer Handkuß, der erſte in ihrem ganzen Leben, und noch dazu von einem ſo ſchönen, durch Geburt und Rang weit

über

BIBL. UNIVERS. LIPS.

über ſie erhabnen Manne, drang dem armen Mädchen bis in die innerſte Seele.

Arlheims Empfindungen hatten ſich ſeit einer Stunde ſehr verändert. Der eben ſo ernſtliche, als zärtliche Widerſtand der holden Unſchuldigen ſtellte ſie ihm jetzt noch weit edler, noch weit liebenswürdiger dar; aber ſein leichtſinniger Vorſatz erſchien ihm auch in einem deſto haſſenswürdigern, verächtlichern Lichte. Noch konnte und mochte er nicht über ſich ſelbſt nachdenken; aber, als ein ächter Verliebter, näherte er ſich, um die Reizende noch einmal zu ſehen, ihrem Hauſe, und blickte durch die Ritzen der Fenſterladen.

Von der Magie des erſten Handkuſſes ſüß berauſcht, und eben deshalb zur fröhlichſten Stimmung erhoben, war Dorchen in das Stübchen getreten; aber der Bewillkommungsgruß, der ſie erwartete, war wenig dazu geeignet, ihre Freude nicht zu trüben.

Vater Fabian, dem Dorchen weit über die geſetzte Zeit ausgeblieben, fragte barſch und mürriſch, wo ſie ſo lange geweſen? Dorchen antwortete der Wahrheit gemäß, ſie habe zu dem Herrn Jagdjunker Blumen hingetragen.

„Zu dem Jagdjunker? und dort haſt du bis in die tiefe Nacht geſteckt? Das ſollſt du mir nicht zum zweiten Male verſuchen, Dore!“ — antwortete der Alte noch weit aufgebrachter, und berührte zu gleicher Zeit beide Wangen der Erſchrocknen ſehr unſanft mit ſeiner harten Hand.

Wollte jedoch Bodo das Ungewitter nicht wahrſcheinlich noch verſtärken, ſo mußte er bloß einen ſtummen Beobachter dieſer tragiſchen Scene abgeben. Dorchen ſchluchzte: „Er iſt auch gar zu hart, Vater!“ — aber da ſie durch ein rauhes: „Schweig, unbeſonnenes Ding!“ ab- und zur Ruhe verwieſen ward, da die gutmeinende Baſe ihr heimlich winkte, den Zorn des Vaters ja nicht zu telzen; ſezte ſie ſich ſtill in einen Winkel und nahm zu Thränen ihre Zuflucht.

Bodo konnte von ihr nichts mehr hören und ſehen, und begab ſich nach Hauſe. Doch ſo grell auch dieſer Auftritt mit ſeinen Gefühlen für das Mädchen abſtach; ſo vermehrte ſich doch ſogar durch den ſtrengen Gehorſam der Tochter, und durch den Gedanken, daß Er ſelbſt Dorchen dieſe Behandlung zugezogen habe, ſeine Zuneigung zu ihr, und er wünſchte nichts mehr, als ſie deshalb recht bald um Vergebung bitten zu können.

Doch weit angelegentlicher, als er ſelbſt es wagte, ſorgte der Zufall für ſeine Liebe, und ſehr gleichgültig ſcheinende Umſtände vereinigten ſich, um ihm die Erfüllung ſeiner geheimſten, aber feurigſten Wünſche gleichſam aufzudringen.

Der alte Fabian traf nach einigen Tagen mit Bodo's Reitknecht zuſammen. „Hör' Er, Freund!“ — ſagte der Alte — „daß mir das nicht wieder geſchieht; oder es wird nicht gut! Mein Mädel iſt vorgeſtern Abends bei Ihm geweſen, und ſie hat ein paar tüchtige Ohrfeigen dafür gekriegt.“

„Ich weiß nicht, was Er will“ — verſetzte Heinrich — „ich habe Jungfer Dorchen ſeit vier Wochen mit keinem Auge geſehen!“

„Mein Mädel lügt nicht, wie Er, und Er thät gut, es ſich auch abzugewöhnen. Richte Er ſich nach dem, was ich Ihm geſagt habe, und damit Punctum!“ — ſo erwiederte Fabian, und gieng trotzig ſeiner Wege.

Heinrich konnte ſich anfänglich nicht recht in die Sache finden; aber bald beſann er ſich, daß ihn ſein Herr vor einigen Tagen wegen einer Geringfügigkeit den ganzen Abend verſchickt habe. Dies und überhaupt Bodo's ſeit kurzem ſo ſtarke Neigung zur Blumenzucht gab ihm genugſame Erläuterung. Es verdroß ihn gewiſſermaßen, daß Dorchen ſeiner ernſtlichen Bewerbung kein Gehör gegeben habe, und ſich nun von ſeinem Herrn bei der Naſe herumführen laſſe, und er wußte ſich dafür nicht anders zu rächen, als daß er die ganze, halb nur errathene, Geſchichte, der Dienerſchaft der Baroneſſe mittheilte.

Juliane vernahm nun ſchon am folgenden Morgen aus dem Munde der getreuen Joſe, daß Jungfer Kohl allein bei Arlheim gewesen und dieſer frechen Aufführung halber von ihrem Vater dermaßen abgeprügelt worden ſey, daß die ganze Nachbarſchaft in der Meinung, es ſey Feuer, ſich ums Haus verſammelt habe.

Vielleicht wäre die Baroneſſe, hätte ſich dies etwa ein Jahr nach ihrer Verheirathung zugetragen, ziemlich gleichgültig bei dieſer Nachricht geblieben; allein jetzt wurde ihr Stolz durch den Sieg einer gemeinen Dirne über ihre eignen Reize nicht wenig empört, und ſie konnte es nicht erwarten, bis Bodo nach ſeiner Gewohnheit einmal zuſprechen würde, ſondern bat ihn in einem ziemſich lakoniſchen Billet um einen kurzen Beſuch.

So wenig aufgelegt dieſer jetzt dazu war, ſo mußte er ſich doch einfinden. Juliane machte ihm die bitterſten Vorwürfe, ließ ſich in der Hitze ſogar zu den entehrendſten Beſchuldigungen gegen ihn und zu Schimpfworten gegen das arme Dorchen herab, und, da der jetzt außerordentlich reizbare Arlheim nach und nach gleichfalls ſeinen Gleichmuth verlor, ſo kam es zuletzt zu einem förmlichen Bruche.

Man ſandte ſich gegenſeitig Geſchenke, Briefe und Gemälde zurück, und Bodo erfuhr nach wenig Tagen, daß Juliane dem vorherigen Friedensſtifter zwiſchen ihm und ihr, der ſchon vor ihm um ſie geworben, das Jawort ertheilt habe; daß aber auch durch ſie und ihre Leute das Gerücht von ſeinem Abenteuer mit dem ſchönen Gärtnermädchen und der darauf erfolgten Züchtigung, mit den boshafteſten Zuſätzen verziert, in der ganzen Reſidenz verbreitet worden ſey.

Tiefer Unwille über dieſe niedr'ge Verläumdung und ein nicht unangenehmes Gefühl über ſeine wieder erlangte Freiheit vereinigte ſich jetzt in ihm mit der Ueberzeugung, daß das gute Dorchen durch ſeine Schuld an ihrer Ehre leide, und daß er deshalb zu einer Vergütung verpflichtet ſey; aber freilich war ihm alles noch zu neu, freilich ſchienen ihm ſein Stand und die Vorurtheile der Welt, ja ſelbſt die Gewißheit von Dorchens mangelhafter Erziehung, noch viel zu unüberſteigliche Hinderniſſe, als daß er zu irgend einem feſten Entſchluſſe hätte gelangen können.

Doch mitten in dieſer Unruhe erſchien ihm, wie ein leitender Schutzgeiſt, ſein älteſter und redlichſter Freund, und ſchon bei der erſten Umarmung war es beſchloſſen, dieſem ſich ganz mitzutheilen.

Herrmann — ſo hieß Bodo's Jugendfreund — war der Sohn des ehemaligen Verwalters auf Bodo's Ritterguthe, und hatte die Rechte ſtudirt. Als einem Manne von ausgezeichneten Talenten und ausdauerndem Fleiße, hatten ſich ihm, kurz nach Beendigung ſeiner academiſchen Laufbahn, die günſtigſten Ausſichten gezeigt; aber faſt zu gleicher Zeit war er von der Liebenswürdigkeit eines ſchönen, aber armen Mädchens — einer Pfarrerstochter, ſo viel Bodo gehört hatte — gefeſſelt, und durch eine Verheirathung mit ihr aller ihn erwartenden Vortheile beraubt worden. So war es denn gekommen, daß er einige Jahre in einem kleinen Städtchen unter ziemlich drückenden Verhältniſſen gelebt hatte; doch ganz vor kurzem war Bodo's Gerichts-Director geſtorben, und Bodo hatte bei Beſetzung dieſer ſehr einträglichen Stelle vor allen andern auf ſeinen Jugendgeſpielen Rückſicht genommen. Jetzt war dieſer gekommen, um ſeinem Freunde und künftigem Gerichtsherrn perſönlich dafür zu danken.

Kaum waren die erſten Fragen zweier, nach langer Zeit ſich wiederſehender Freunde beantwortet, als Bodo ſeinem Herrmann, zu dem er wegen ſeines faſt ähnlichen Schickſals in der Liebe, doppeltes Zutrauen gefaßt hatte, zum Vertrauten ſeines Herzens-Geheimniſſes machte. Er erzählte ihm von dem tiefen Eindruck, den beinahe vom erſten Anblicke an ein ſchönes und unſchuldiges Mädchen, aber aus dem niedrigſten Stande, in ihm zurückgelaſſen habe; er ſetzte ihm die mit der Baroneſſe ſtatt gefundenen Verhältniſſe bis zur Trennung aus einander; er war aufrichtig genug, ſeine Schuld in Hinſicht auf Dorchen zu bekennen, und erwähnte ſowohl des Nachtheils, den der gute Ruf des Mädchens durch ihn erleiden könne, als der geringen geiſtigen Ausbildung, die ihn von einer ernſtlichen Verbindung mit ihr abhalte. — „Meine übrige Lage in Hinſicht auf meine Hofſtelle und auf eignes Vermögen" — ſo ſchloß er ſeine Erzählung — „iſt dir zur Gnüge bekannt; rathe mir nun als ehrlicher Mann und als aufrichtiger Freund, was ich thun ſoll?"

„Zu dem Bruche mit der Baroneſſe“ — verſetzte Herrmann mit der innigſten Theilnahme — „wünſche ich Ihnen Glück. Tief würde es mich geſchmerzt haben, Ihre künftige Zufriedenheit nicht feſter gegründet zu ſehen, als bei den Meiſten Ihres Standes! — Aber glauben Sie deshalb nicht, daß ich, ob ich ſchon ſelbſt alle bürgerlichen Vortheile aus den Augen geſetzt habe, um durch Liebe glücklich zu werden, Ihnen unbedingt zu einer Verbindung mit dem Mädchen rathen werde. Zwar, wenn es wahr iſt, daß die Ehre der Armen durch Sie untergraben worden, wenn das ſchuldloſe Mädchen ſich künftig vielleicht nirgends zeigen darf, ohne daß man mit Fingern auf ſie zeiget; ſo wiſſen Sie ſelbſt, daß Sie zu jeder möglichen Entſchädigung verpflichtet ſind. — Ob dieß aber durch Ihre Hand, oder durch die Hand eines andern braven Mannes, den das Mädchen leiden könnte, geſchehen müſſe, darüber enthalte ich mich vor der Hand alles

Urtheils.“ Denn ſollte ſie vielleicht nicht fähig ſeyn, dem höhern Kreiſe, in den ſie verſetzt werden müßte, ſich anzubilden; ſollte ſie nicht Verſtand, Talent, Feuer — kurz nicht Gehalt genug haben, um einem gebildeten Manne in der Länge gnügen zu können; ſo wäre das ihr dargebrachte Opfer auf einer Seite zu groß, auf der andern nur dem Scheine nach genugthuend.“

„Du haſt, ohne es zu wollen, das Urtheil geſprochen;“ — antwortete Arlheim — „das Mädchen iſt die Unſchuld und Liebe ſelbſt, aber es fehlt ihr auch nicht an natürlichem Verſtande, ja ſelbſt nicht an jener hinreißenden Schalkhaftigkeit, die eine ſchöne Geſtalt, wie der Dorn die Roſe, nur noch liebenswürdiger und begehrenswerther macht. Mein bisheriger Umgang mit ihr und die Zartheit ihres Benehmens dabei hat mich völlig überzeugt, daß ſie die Fähigkeit, ſich in jeden, ſelbſt in den höchſten Stand, zu finden, in reichem Maaße beſitzt; ſie iſt ein köſtlicher, nur noch ungeſchliffener, Diamant! — Doch du wirſt nur den Liebhaber in mir zu hören glauben; aber du ſollſt ſie ſelbſt ſehen, ſollſt ein Zeuge ſeyn, daß ich thue, wozu die Pflicht und mein Herz mich auffodert! Komm, lieber Herrmann!“

Raſch nahm Bodo den Arm ſeines Freundes, um ihn nach Fabians Garten zu führen. Da ſie nahe am äußerſten Thore waren und Dorchens Wohnung ſchon von ferne erblickten, fragte Herrmann mit einiger Verwunderung: „Alſo in dieſer Gegend wohnt Ihre Schöne?“

Bodo zeigte auf das Haus.

„In dieſem Hauſe wohnt ſie? Eben hieher ſollte mein erſter Gang gerichtet ſeyn, wenn ich von Ihnen gekommen wär.“

„Hier wohnt das gute Dorchen!“

„Dorchen? und wer iſt ihr Vater? Das haben Sie mir noch nicht geſagt.“

„Der Gärtner Fabian Kohl.“

Herrmann faßte Bodo's Hand, und ſah ihm bedeutend und zärtlich in die Augen.

„Nun kann ich Ihnen gar nicht rathen, lieber Bodo! Nun gar nicht!“ — ſagte er ernſt — „nun mag ich Sie jetzt nicht einmal begleiten. Gehen Sie denn und thun Sie, was das Herz Ihnen heißt. Heute Abend beſuche ich Sie wieder; dann laſſen Sie mich Ihren Entſchluß wiſſen!“

Herrmann entfernte ſich, ohne auf Bodo's Nachrufen zu hören. Dieſer ſah ihm, nichts begreifend, eine Weile nach, und gieng, nachſinnend über das räthſelhafte Benehmen ſeines Freundes, zum alten Fabian.

Er traf nur Dorchen und die alte Baſe in der Stube, beide beſchäftigt, aus Primeln, Veilchen und Krokus — denn der Frühling ſpendete nun freiwillig der freien Erde, was die Kunſt vorher nur mit Mühe den Treibhausbeeten abgetrotzt hatte — kleine Sträußer zum morgenden Verkauf zu binden.

Das ſchöne Dorchen ſchien faſt bei dieſer niedlichen Arbeit noch einmal ſo reizend, als ſonſt, und der Gedanke an den Handkuß übergoß ihr Geſicht beim Eintreten des männlich ſchönen Bodo's mit einer Glorie, die ſelbſt der ſich ſogleich damit verbindende Gedanke an die Ohrfeigen nicht ganz verwiſchen konnte. Sie hätte ſelbſt in dieſem Augenblicke gar gern um den erſtern noch einmal die letztern ertragen; ſie bewillkommte Bodo aufs freundlichſte, bot ihm das ſchönſte ihrer Sträuschen dar, und liſpelte ihm, ſobald es unbemerkt von der etwas ſchwerhörigen Baſe geſchehen konnte, mit dem ſanfteſten Tone die Worte zu: „Ich darf keine Blumen wieder zu Ihnen bringen. Der Vater hat mirs verboten, und wenn Sie wüßten, was die Nachbarn von mir ſprechen — ach, ich mag es Ihnen nicht ſagen!“

Bodo's Herz klopfte laut. Er drückte ſanft ihre Hand an ſeine Bruſt, und eine innere Stimme rief ihm zu: Sie muß mein werden! Ich kann ohne das Mädchen nicht leben!

Ganz nun mit ſich ſelbſt einverſtanden, ſuchte er den Vater im Garten auf.

Fabian oculirte eben ein Bäumchen, und rief ſchon von weitem ihm entgegen: „Es iſt mir recht lieb, daß Sie mich wieder einmal beſuchen; ich wollte Ihnen ohnedies gern etwas ſagen.“

„Ich Ihm auch, Vater Kohl!“

„Nun, ſo hören Sie erſt das meinige! — Sehen Sie, gnädiger Herr, ich halte wirklich große Stücken auf Sie — und da muß ich Ihnen denn frei bekennen: Es iſt nicht recht, daß Sie ſo was leiden.“

„Was denn, lieber Alter?“

„Mein Mädel iſt letzthin faſt den ganzen Abend bei Ihnen geweſen; Sie ſind zwar ein junger vornehmer Herr, aber, wie die ganze Stadt ſagt, doch auch ein braver, ehrlicher Mann, — Sie müſſen mir das nicht übel nehmen, wenn ich nicht höflicher rede, als ich's verſtehe — ja, und mein Mädel iſt auch brav, aber ein junges, einfältiges, unerfahrenes Ding; der Muſje Heinrich iſt immer dem Mädel nachgeſchlichen — — Kurz und gut, das Zuſammenkriechen will ſich nicht ſchicken, und Sie ſollten da ſtrengeres Commando halten in Ihrem Hauſe!"

„Ja, es war wol nicht ganz recht, Fabian! aber laſſe Ers gut ſeyn! Ich will das wieder gut machen; ich komme jezt blos in der Abſicht, um mir Seine väterliche Einwilligung zu erbitten."

Fabian horchte hoch auf, ſchob die Mütze von einem Ohre zum andern, hielt in ſeiner Beſchäftigung inne, und ſtaunte Bodo verwundert an. — „Iſt das Ernſt?" fragte er langſam.

„Voller, wahrer Ernſt. Ich würde es für unrecht halten, bei ſo etwas zu ſcherzen."

„Hm! —" erwiederte der Alte, indem er bedächtig das Haupt wiegte — „die Sache wäre zu überlegen. Das Mädel iſt jung und feurig,

feurig, und das Mannsvolk fängt nach gerade an, ihr nachzulaufen — arm iſt ſie auch; denn ich habe noch Schulden auf meinem Grundſtück — übrigens denke ich zwar nicht eben hoch mit ihr hinaus, aber doch bei all dem — hinter dem Zaune ſind meine Kinder doch nicht gefunden, und wir haben gar eine hübſche Verwandſchaft. Ich habe ſo immer gedacht, mir einen jungen hübſchen Purſchen heranzuziehen, der mich im Alter mit durchſchleppte und künftig mein Krämchen übernähm — da hätten denn die Leutchen ſchon Brod — inzwiſchen, wenn Sie dem Heinrich ein gut Atteſtat geben könnten, daß er ein redlicher Menſch ſey, und kein Spieler und kein Säufer und dergleichen — wenn Er etwa ein kleines Kapitälchen ſich erſpart hätte, oder Sie Selbſt wollten die Gnade haben, ihn mit einer Kleinigkeit zu unterſtützen, oder ihm wol gar ſo ein hübſches faules Aemtchen bei Hofe zuzuſchanzen, daß er mir dabei noch beiſtehen könnte —"

„Was ſpricht Er mir denn von dem Heinrich? Ich ſelbſt will ja das Mädchen!"

„Herr! — Herr Jagdjunker!" — rief der alte Gärtner, wie aus den Wolken gefallen und höchſt erbittert — „Alſo bei Ihnen iſt meine Dore geweſen? Ha! das hätt' ich wiſſen ſollen! — Herr! ich bin nur ein niedriger Mann, aber mein Haar iſt mit Ehren grau worden; mein Biſchen Hab' und Gut iſt im Schweiß meines Angeſichts erworben; an mir und meinen Kindern haftet kein Flecken — und ehe ich zugeben wollte, daß meine Dore um ſchnöden Guts und Gelds willen ſo eine — ſo eine Mamſell in langen Kleidern werden ſollte, ehe wollte ich" — Fabian ergriff hier das junge Pfirſchſtämmchen, bei dem er ſtand, und war in der blinden Wut nahe daran, es umzubrechen — „ehe wollte ich, daß das Mädel, ob ſie gleich das Neſthäkchen iſt und ich ihr oft nur gar zu ſehr durch die Finger ſehe, hier vor meinen Augen im Sarge läg!"

„Beruhige Er Sich doch, lieber Vater! Meine Abſichten ſind die redlichſten von der Welt. Ich will Seine Tochter heirathen“

„Wie können Sie das nur ſagen? So etwas können Sie wol dem einfältigen Mädel weiß machen — was könntet Ihr Herren nicht? — aber nicht dem alten Fabian! Zudem — haben Sie nicht ſchon eine Braut?“

„Ich habe dieſe vernachläſſigt, aufgegeben, aus Liebe zu ſeinem Dorchen. Meine ehemalige Braut iſt bereits mit einem Andern vermählt.“

„Iſt das wahr?“ — fragte der Alte mit Verwunderung, aber auch mit mehrerer Achtung — „Wahrhaftig, Sie ſehen mir ſo offen und ehrlich in die Augen, wie ein junger Bauerpurſche, und ich kann es nicht glauben, daß Sie Sich mit einem alten Manne, der Sie nie beleidigt hat, nur einen Spaß machen wollten. Es iſt viel, ſehr viel von Ihnen — eine ſo reiche, vornehme Braut um ein armes Gärtnermädel! — aber bei alle dem — wahrhaftig, ich bedaure Sie und das Mädel, aber ich ſehe doch keine Möglichkeit, daß ich Ihnen mein Kind geben kann. Sie müßten ja von Stund an den Hof meiden, und meine Dore — die würde ſich ſchön ausnehmen als eine gnädige Jagdjunkers-Madam!"

„Das wird ſich finden! Sie oder keine Andre ſoll mein Weib werden! Ich liebe das Mädchen von ganzem Herzen; ich glaube auch, daß ſie mir nicht abgeneigt iſt." —

„Ha! was das Abgeneigtſeyn anlangt" — ſagte der Alte in luſtiger Laune — „warte, warte, Blitzmädel! jetzt geht mir ein Licht auf — ja, wahrhaftig, das will ich Ihnen wol glauben! Hat doch die Baſe ſchon lange darüber geſcholten, daß die Dore gleich ans Fenſter läuft, ſobald ein Grünrock vorbeiſchackt — und ein großes Glück wär es ſchon für mein Kind, und man weiß freilich nicht allemal, was der liebe Gott mit einem hübſchen Mädel im Sinne hat, und es iſt die

Pflicht der Aeltern, ſo etwas nicht von ſich zu weiſen — — Aber ich alter Narr! was ſchwatze ich nur da? wie kann ich im Ernſt an ſo etwas glauben?“

„Es iſt mein Ernſt, Vater! Hier hat Er meine Hand; es iſt die Hand eines ehrlichen Mannes!“

„Herr Jagdjunker! ich weiß nicht mehr, was ich ſagen ſoll, und wenn ich Sie ſo anſehe und an das Mädel dabei denke, wahrhaftig ich möchte lieber weinen! Ich ſehe es, Sie meinen es ehrlich und gut — und das Mädel iſt auch ſo — aber dennoch iſt mir noch alles zu rund. Ich bin wol ein alter Mann und habe in meiner Jugend bei einem fürſtlichen Kunſtgärtner gelernt und ſo manches in der Welt erfahren, aber — Sie dürfen mir das nicht übel deuten, denn es ſoll Ihnen eigentlich gar nicht gelten — mit den Vornehmen ſeh' ich mich immer noch vor; bei denen kann ich mich ſelten zurecht finden.“

„Wie ſoll ich es denn aber anfangen, um Ihn zu überzeugen?“

„Wiſſen Sie was, gnädiger Herr! mir fällt was ein. Ich habe da einen Schwiegerſohn, und erwarte ihn alle Tage. Der verſteht ſich auf ſo etwas beſſer, als unſer eins, und wenn mir der zu der Heirath räth“ —

„Er hat noch eine Tochter, Fabian?“

„Ja, ſehen Sie nur! Meine Schweſter, die eine Prieſterswittwe iſt, nahm nach dem Tode meiner Frau das älteſte Mädchen zu ſich, und hat ſie im Chriſtenthume und zu allem Guten erzogen. In die hatte ſich nun ein ehrlicher, aber geſtudirter junger Mann verliebt, und hat ſie auch geheirathet. Die guten Leutchen haben ſich lange Zeit ärmlich und ſpärlich genug behelfen müſſen, aber nun hats keine Noth weiter. Denn der Eidam hat mir kürzlich geſchrieben, daß er eine reichliche Verſorgung gekriegt habe, und noch in dieſer Woche herauskommen werde, um ſich bei dem Herrn, der ſie ihm zugeſchanzt, perſönlich zu melden.“ —

„Wie heißt der junge Mann?“ — fragte Arlheim angenehm beklommen.

„Er heißt Herrmann!“ — verſetzte der Alte.

„Herrmann! Herrmann!“ wiederholte Arlheim in froher Ueberraſchung, ſchloß den Alten, der ihn ſchier für halbtoll hielt, heftig in ſeine Arme, rannte dann zu Dorchen, rief ihr zu: „Gieb mir auch ein Sträuschen für deinen Schwager!“ riß ihr eins aus der Hand, küßte ſie auf die Wange, und war, ehe ſich noch Dorchen beſinnen konnte, auf und davon.

Bodo eilte wie im Fluge nach Hauſe, und die Stunden, bis Herrmann nach ſeinem Verſprechen ſich wieder einfand, dünkten ihm eine Ewigkeit.

„Willſt du mein Bruder werden, wie du längſt mein Freund warſt?“ — rief er ihm entgegen und bot ihm die Hand.

Herrmann trat ein wenig zurück, ohne einzuſchlagen. „Sie wiſſen alſo alles?“ — fragte er mit tiefem Ernſt — „wiſſen es, daß ich Dorchens Schwager bin?“

„Freilich, freilich, du Guter!“

„Und Sie haben nicht auf Ueberredung, nicht in einer flüchtigen Aufwallung, ſondern beſonnen, nach der Stimme Ihres Herzens, als ein freier, denkender Mann, als ein Mann von Ehre, feſt und unabänderlich beſchloſſen, das zwar niedrige, aber unſchuldige und makelloſe Mädchen zu Ihrer Gattin zu wählen?“

„Das habe ich. Mich treffe die Verachtung jedes Redlichen, wenn ich je wanke!“

„Herr von Arlheim! jetzt iſt es noch Zeit, zurückzutreten; aber dieſer Augenblick iſt entſcheidend. Sie ſind mein Freund, mein Wohlthäter, mein und meiner Familie Verſorger, aber, ſobald Sie auf dieſem Ihren Entſchluſſe beharren, ſo müſſen Sie von nun an nicht blos Ihren dankbaren Freund in mir erblicken, ſondern auch den Beſchützer meiner Schwägerin und — das verhüte Gott! — im ſchrecklichſten Fall ihren Rächer!“

„Du wirſt, du ſollſt ewig mein guter, treuer, theilnehmender Bruder ſeyn — Bruder auf Du und Du!“ — antwortete Arlheim, ihn feurig umarmend.

„Auf Du und Du, wie in den Tagen unſrer Jugend, aber nun, wie Männer, in Leben und Tod!“ — verſetzte Herrmann und erwiederte ſeine Umarmung. —

So war denn der Bund geſchloſſen, und die beiden Freunde blieben den ganzen Abend, ja ſelbſt die Nacht über, bei einander. Sie überlegten gemeinſchaftlich, wie für Dorchens feinere Ausbildung am beſten geſorgt, wie ihre Verbindung mit Arlheim, die nach beiderſeitiger Meinung noch einige Jahre verſchoben werden ſollte, mit möglichſter Vermeidung alles Auffallenden, mit möglichſter Schonung ſeiner bisherigen Verhältniſſe eingeleitet und zu der fröhlichſten Vollziehung gebracht werden könne.

Am folgenden Morgen eilten ſie vereinigt zu Fabian, und die Freude des Empfangs war von allen Seiten ſehr groß. Dorchen zeigte auch bei dieſer Gelegenheit ſo viel inniges Gefühl, ſo viel Zärtlichkeit gegen Schweſter und Schwager, ſo viel unwillkührliche, bezaubernde Hinneigung gegen Bodo, daß dieſer den Rath ſeines Freundes, ihr von ſeinen Abſichten vor der Hand gar nichts merken zu laſſen und blos im Verhältniſſe eines theilnehmenden Freundes zu bleiben, nur mit höchſter Anſtrengung und Ueberwindung befolgen konnte. Herrmann zog bei der erſten Gelegenheit ſeinen Schwiegervater auf die Seite, und da dieſer das größte Zutrauen in ihn ſetzte, ſo war ſehr bald alles Erforderliche in Ordnung gebracht.

Noch vor Herrmanns Abreiſe wußte Dorchen, daß ſie ihre Schweſter, ſobald dieſe an dem Ort ihrer künftigen Beſtimmung, einem

Städtchen unweit des Arlheimiſchen Guths, angelangt ſeyn würde, beſuchen und ſich einige Zeit bei ihr aufhalten ſolle. Sie freute ſich darauf mit kindlicher Innigkeit, und nur der tief im Herzen verſchloßne Gedanke, daß ſie dann Bodo nicht mehr ſehen werde, ſtörte zuweilen ihr Glück.

Erröthend, doch nichts weniger, als ungern, gab ſie es zu, daß ihr Freund ſie noch kurz vor der Abreiſe als Veilchenbinderin mahlen ließ, und beim Abſchiede von ihm vergoß ſie unzählige, nicht ganz zu verhehlende, Thränen. —

Auch der alte Fabian wurde bald darauf nach Bodo's Guthe gelockt, und ließ ſich, aus Liebe zu ſeinen Kindern, endlich bereden, ſeine Beſitzung in der Reſidenz aufzugeben und die Aufſicht über den ſehr weitläufigen Garten des Arlheimiſchen Ritterguths zu übernehmen. Der Reitknecht Heinrich erhielt ſeinen Abſchied, und Bodo bat in der Abſicht, eine Reiſe ins Ausland zu unternehmen, um ſeine Entlaſſung, die ihm denn auch auf das ehrenvollſte, mit der Anwartſchaft auf die Oberforſtmeiſterſtelle desjenigen Kreiſes, in welchem ſein Guth lag, ertheilt wurde.

Dorchens ältere Schweſter, Namens Sophie, gehörte zu den edlen weiblichen Weſen, die, auch bei ſehr geringer Anleitung, das Vortreffliche erreichen, und ihre Tante war eine ſehr brave und verſtändige Hausmutter. Da nun Sophie auch durch frühzeitigen Umgang mit Herrmann nicht nur Gelegenheit, ſondern auch den ſtärkſten Antrieb zu einer höhern Ausbildung erlangt hatte, und von der Natur mit Klugheit und Scharfſinn reichlich ausgeſtattet war; ſo konnte es nicht fehlen, daß ſie bei Ausführung des von ihrem Manne und Bodo entworfenen Planes die geſchickteſte Gehülfin abgeben mußte. Beide Ehegatten machten es ſich zur heiligſten Pflicht, Schweſter Dorchen zu einer würdigen Gattin des edlen Bodo auszubilden, und der glücklichſte Erfolg krönte ihre Bemühungen.

Dorchen erhielt, theils durch einen Geiſtlichen des Orts, theils durch Herrmann und Sophien ſelbſt, in allem für ein edles Weib Wiſſenswerthen den vollſtändigſten Unterricht, und kaum hatte ſie mit ziemlicher Anſtrengung die erſten Schwierigkeiten beſiegt, als ſie bald ſehr bemerkbare Fortſchritte that. Ein neues Licht ſchien ſich für ſie über die Welt zu verbreiten, und ihr feuriges Herz umfaßte alles Gute, Große und Schöne mit der glühendſten Empfindung.

Bald war ſie ſo weit gebracht, daß ſie ſelbſt wieder die ganz an ihr hängenden Kinder Sophiens unterrichten konnte; bald wurde ſie von den Angeſehenſten des Städtchens ihren Töchtern als Muſter der Nachahmung angeprieſen.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß bei dieſer nach und nach ſteigenden Veredlung ihres

Geiſtes auch das Aeußere nicht überſehen wurde. Bodo hatte, ihr unwiſſend, zu ihrem Unterhalt ein viel Anſehnlichers ausgeſetzt, als die wirthſchaftliche Sophie für ſie auszugeben vermochte; gleichwol erhielt ſie, angeblich von Herrmann und Sophien oder der Tante, immer mehr und ſchönere Kleider. Niemand würde in ihr mehr die Blumenverkäuferin erkannt haben, ob ſie gleich auch als dieſe jedes Herz zu feſſeln vermocht hätte.

Doch je mehr ſich ihr Anſtand verſchönerte, je mehr ihre Gefühle ſich verfeinerten, deſto zärtlicher wurden zwar ihre Erinnerungen an den ſo lange vermißten Bodo, aber deſto ſcheuer und zurückhaltender auch die Briefe, die ſie auf Herrmanns Veranlaſſung von Zeit zu Zeit an ihn ſchrieb. Herrmannen und Sophien entgieng der Grund hievon nicht; ſie freueten ſich innig darüber, und konnten Dorchen oft nur dadurch zum Schreiben an ihn bringen, daß ſie ihr irgend ein Geſchenk, als wirklich von Bodo geſchickt, überreichten. Nun mußte ſie ihrem Freunde für ſein Andenken doch danken; nun wurde nach langer und ſtrenger Wahl endlich ein Brief fertig, und nun ſchwebte auch Dorchen Tage und Wochen lang in ſchönen, nur mit Mühe zu verbergenden, aber ach! wie ſie glaubte, für ſie ganz trügeriſchen Träumen.

Der reiſende Oberforſtmeiſter, der das Ideal weiblicher Unſchuld und Liebenswürdigkeit nur in Dorchens Bilde erblickte, konnte endlich ſeine, durch die Briefe der Heißgeliebten immer verſtärkte Sehnſucht nicht länger bekämpfen. Er meldete ſeinem Freunde die bald bevorſtehende Zurückkunft, und beſtimmte zuletzt auch den Tag, an welchem er bei ihm eintreffen wollte. Herrmann ritt ihm entgegen, und konnte den Ungeduldigen nicht zurückhalten, Dorchen noch heute zu ſehen.

Sie ſchlichen ſich beide durch den an Herrmanns Wohnung gränzenden Garten; Dorchen, weit ſchöner, als ſelbſt Bodo ſie ſich gedacht hatte, ſaß im weißen Gewande der Unſchuld in einer Laube; zwei kleine Mädchen Sophiens lehnten ſich an ihre Knie, und reichten ihr ſchmeichelnd Kornblumen zu, um Kränze daraus zu binden.

„Meine geliebte Freundin!“ — rief Bodo in ſüßer Ueberraſchung und breitete die Arme nach ihr aus.

Sie fuhr zuſammen. „Großer Gott Bodo!“ — ſchrie ſie heftig erſchrocken; die Kinder hüpften zu dem rückkehrenden Vater; Dorchen ſprang durch den andern Ausgang der Laube, lief in das Haus und warf ſich zitternd und weinend in Sophiens Arme.

So ward ſie von Bodo und Herrmann noch gefunden, als dieſe eintraten, und nur nach und nach konnte ſie ſich von dem freudigen Erſchrecken erholen. Den ganzen Tag über ſprach ſie nur wenig, und oft, wenn

ihr

ihr Auge auf Bodo traf, mußte ſie ſich abwenden.

Bodo verließ ſie mit ſtillem Entzücken, und lud Herrmannen mit ſeiner ganzen Familie auf übermorgen zu ſich ein, weil an dieſem Tage das froheſte Feſt ſeines Lebens gefeiert werden ſolle. — „Sie kommen doch auch, liebes Kind?“ — ſagte er ſanſt bittend zu Dorchen; aber ſie konnte vor Wehmuth nicht antworten.

Am folgenden Abende langten Geſchenke an, die Bodo von der Reiſe mitgebracht haben ſollte — für Dorchen ein feiner Schleier, ein koſtbares weißes Kleid, Halsband und Armbänder von Brillanten.

„Das müſſen wir alle morgen tragen!“ — ſagte Sophie — „Bodo könnte ſich ſonſt für beleidigt halten.“

„Gott! was denkſt du?“ — erwiederte Dorchen glühend, obſchon ſie den hohen Werth der Edelſteine nicht kannte — „Gott!

nein, das gebührt mir nicht; das darf ich nicht annehmen, noch weniger tragen!"

Sophie ſtellte Dorchen aufs neue die unerläßliche Nothwendigkeit davon vor, und geſtand zuletzt offenherzig, daß ſie alles, was ſie erlernt habe und beſitze, dem, mit zärtlicher Großmuth für ſie ſorgenden Bodo zu verdanken habe. Dorchen erhob, wie aus einem Traume erwachend, die ſchönen Augen langſam gen Himmel. — „Hätt' ich das nicht errathen ſollen?" — ſtammelte ſie mit gerungenen Händen — „wie war es möglich; daß ihr von dem Eurigen ſo ein Anſehnliches auf mich wenden konntet? — Ach, wie ſoll ich es ertragen, dem Guten, Edlen wieder unter die Augen zu treten? Muß ich nicht verſinken vor Schaam über dieſe unverdiente Güte?"

Dorchen konnte die ganze Nacht hindurch kein Auge zuthun. Still und ohne Widerſpruch kleidete ſie ſich am Morgen an, wie Sophie es anordnete; die ſchönen Haare wurden auch diesmal faſt ganz durch den Schleier verbergen. — „Ich will dir ja gern folgen, Schweſter!“ — ſagte Dorchen — „wenn du glaubſt, daß es Ihn erfreut; aber ich wollte; es wäre ſchon Nacht.“

Sophie konnte, ſo viel ſie ſich auch Mühe gab, einen lächelnden Zug um den Mund nicht ganz unterdrücken; zwei prächtige Equipagen kamen angefahren, und Alt und Jung wurde eingepackt.

Alle Bedienten und Unterthanen Bodo's ſtanden in feſtlichen Kleidern bereit, als Herrmann und die Seinigen anlangten; alle Zimmer des Schloſſes waren aufgeſchmückt; aber von fremder Geſellſchaft war nichts zu erblicken. Bodo in der glänzenden Oberforſtmeiſter-Uniform empfieng zuerſt Dorchen, dann auch die übrigen, mit zärtlicher Herzlichkeit; Dorchen konnte vor Beklemmung kaum athmen.

„Es freut mich unendlich“ — fieng Bodo endlich, zu ihr gewandt, an — „daß Sie meine Geſchenke nicht verſchmäht haben; nur dieſer Schleier verbirgt zu viel ſchönes, als daß ich ihn nicht hinwegwünſchen ſollte."

„Ich lebe ſeit geſtern" — erwiederte Dorchen mit himmelvollen Blicken — „wie zu einem immerwährenden Zauber. Ich will alles gern, was meinem Wohlthäter angenehm ſeyn kann."

Eine Seitenthür öffnete ſich, und der alte Fabian, feſtlich, doch einfach gekleidet, trat mit einem bedeckten Körbchen herein.

„Du biſt ja fürſtlich geſchmückt, meine Tochter!" — ſagte der tiefgerührte Greis im ehrwürdigen Silberhaar — „Solche Geſchenke kann dein Vater dir freilich nicht geben; aber du biſt und bleibſt doch immer die gute Tochter des alten Gärtner Fabians, und da bringe ich dir etwas, das wol noch koſtbarer iſt, als dieſe Juwelen."

Bodo hob das Tuch. Auf einer Unterlage der ſchönſten Blumen lag ein friſcher Mirtenkranz.

„Darf ich den Schleier mit dieſem Kranze vertauſchen?“

„Bodo! — um Gottes willen —!“

„Liebes, holdes Mädchen, das ich von dem erſten Augenblicke an liebte, willſt du meine Braut, meine Gattin ſeyn?“

Nieder zu Bodo's Füßen ſtürzte Dorchen; er nahm den bräutlichen Kranz, und ſchmückte ihre Locken damit. Dann hob er ſie auf, und drückte ſie feurig an ſeine Bruſt.

„Willſt du mir folgen?“ — fragte er aufs neue zärtlich — und die Hauptthüren des Saals öffneten ſich, und Altar und Pfarrer ſtanden bereit.

„Wohin du willſt, Bodo!“ — ſchluchzte Dorchen. — „Willig bin ich deine Magd, doch auch freudigen Muthes dein Weib!“ —

Mehrere Tage hindurch ſchwebte Dorchen wie in einem Feentraume, und konnte alles, was ihr begegnete, kaum für Wirklichkeit halten. Die feurigſte Dankbarkeit, die innigſte Zärtlichkeit, die treueſte Liebe machten Bodo zu dem Glücklichſten auf Erden, und der faſt tägliche Umgang mit Herrmann und deſſen Familie ließ ihn gar gern der Feſte des Hofs und der rauſchenden Freuden der Reſidenz vergeſſen. Noch da die Oberforſtmeiſterin von Arlheim als die reizendſte Mutter blühender Kinder, als die mütterliche Wohlthäterin aller Unterthanen, in der ganzen Gegend gekannt, verehrt und faſt angebetet ward, zog ſie in jedem Winter die auserleſenſten Blumen. Wenn ſie dann blühten, führte ſie ihren Bodo davor hin, ſchlang die Arme um ſeinen Hals, und ſagte mit dem innigſten Gefühle: „Solche Blumen haben meinem edlen Bodo eine Gemahlin geraubt, die weit reizender, vornehmer und geiſtvoller, als das arme Gärtnermädchen, war; aber ſie haben dir auch ein Weib zugeführt, die in dir und deinen Kindern die ganze Fülle der Seligkeit findet!“

3.

Das Frauenhemd.

Als im Jahr 1809. das tröſtende: „die Waffen ruhn!“ — freilich nur auf kurze Zeit — für Deutſchland errungen war, und die verſchüchterten Täubchen Cytherens allgemach wieder herbeiflatterten, um im Helme des Kriegsgottes zu niſten, konnte auch die reizvolle Gemahlin des * * * * ſchen Generals Arnheim, eine gebohrne von Bardeleben, ſich nicht die Freude verſagen, ihrem heißgeliebten, ſo lange entbehrten Gemahl ein Stück über die Gränze entgegen zu reiſen. Dieſe holde Ueberraſchung wand dem Tapfern in den blutigen Lorbeer Roſen der Liebe, und ſein Rückmarſch in das Vaterland glich von nun an, mehr einer frohen, friedlichen Luſtfahrt, als einem kriegeriſchen Zuge.

Der General war bei dem letzten Vorrücken der Armee in das Schloß der verwittweten Gräfin von * * * * einquartiert, und dort mit ſo zuvorkommender Gaſtfreiheit aufgenommen worden, daß er, wie ohnedieß in ſeinem Charakter lag, Ueberhebung unnöthiger Bedrückungen und ſtrenge Mannszucht ſeinen Untergebenen zur unerläßlichen Pflicht machte. Dieß, und ſein, dem Krieger ſo wohl laſſendes feines Benehmen, hatte zwiſchen ihm und der Gräfin eine Freundſchaftsverbindung geſtiftet. Er verließ das Schloß als ein gern geſehener Gaſt, und mußte ſich anheiſchig machen, wenn die Gelegenheit es nur immer verſtatten wolle, auf der Heimkehr wieder dort einzuſprechen.

Da ſein ehemaliges Standquartier dem General ſtets eine angenehme Erinnerung geblieben war, und die Gräfin überdieß zwei liebenswürdige Töchter beſaß, von deren Bekanntſchaft er ſeiner Gemahlin großes Vergnügen verſprach, ſo dachte er bei Wiederannäherung an jene rebenbekränzte Ufer ſeiner ehemaligen Zuſage. Um die Gräfin nicht zu beläſtigen, ſtieg er zwar in einem Gaſthofe der zunächſt gelegenen Stadt ab, wo das Hauptquartier ſeines Regiments war; allein kaum hatte er alles Erforderliche beſorgt, als er ſich mit ſeiner Gemahlin auf dem Schloſſe anmelden ließ.

Schon nach Verfluß weniger Stunden kam der junge Graf Eduard, ein weitläufiger Vetter der verwittweten Gräfin, vor das Hotel geſprengt, und überbrachte dem General einen Brief von ihr. Sie klagte darin über Wortbruch, der einem Deutſchen nicht zieme, machte ihre, ihm noch unbewußte Bekanntſchaft mit der Familie ſeiner Gemahlin geltend, und drang in ihm mit aller Feinheit weiblicher Beredſamkeit, ihrem Schloſſe das ſchon früher erworbene Recht zuzugeſtehen. Wäre dem Briefe noch etwas von Ueberredungskunſt abgegangen, ſo würden die verbindlichen Einladungen ihres Abgeſandten dieß ergänzt haben. Graf Eduard verſicherte der lächelnden Generalin geradezu, daß ihm ohne ſie die Zugbrücke des Schloſſes nicht wieder herabrolle, und ſo mußte denn die ſchöne Mitleidige ſich endlich entſchlieſſen, mit ihm gegen den eignen Gemahl Parthie zu machen. Man befahl anzuſpannen; Arnheim übertrug das Commando ſeinem Oberſten, und in kurzem war der junge Graf, mit ſeiner holden Gefangenen und ihrem tapfern Beſchützer, ſchon wieder auf der, zum Schloſſe führenden Landſtraße.

Die freundlichſte und ehrenvollſte Bewillkommung verſteht ſich von ſelbſt. Die bezaubernde Höflichkeit der Gräfin Mutter, die einſchmeichelnde Artigkeit ihrer Töchter, nahmen die Generalin augenblicklich für ihre Wirthinnen ein, und, da ſie ſelbſt nur wenig älter war, als die jungen Gräfinnen, ſo hatte die hohe Geiſtesausbildung der ältern Schweſter Agnes, die ſelbſt als Dichterin ein nicht gewöhnliches Talent beſaß, und die naive Heiterkeit der jüngern, Charlotte, zwiſchen dieſen und ihr, ſehr bald ein, auf gegenſeitiges Wohlwollen und Hochachten gegründetes Bündniß geknüpft. In der That gehörte wenig Phantaſie dazu, in dieſer Dreieinigkeit Modelle jener Göttinnen zu entdecken, die dem Maler zu einem Urtheile des Paris erforderlich ſind.

Das gräfliche Schloß lag in einer lachenden Weingegend, und war mit einem weitläufigen Park umgeben; ſein Bau kündigte es als ein ehrwürdiges Ueberbleibſel früherer Jahrhunderte an, durch die nachhelfende Hand der ſpätern erweitert und geſchmückt. Die Bewohnerinnen machten es ſich zur angelegentlichſten Pflicht, ihren Gäſten den kurzen Aufenthalt nach Möglichkeit zu verſchönern; alle angenehm überraſchende Parthien des Gartens wurden genoſſen; alle romantiſche Ausſichten, auch die wenigen Alterthümer des Schloſſes, gezeigt; nur von dem Rüſtſaal ſprach man je zuweilen mit geheimnißvöllem Flüstern, und schien ihn, gleichsam als das Merkwürdigste, für den letzten Tag aufzusparen.

Als dieser, von allen gefürchtete Zeitpunkt mit starken Schritten herannahte, und der Theetisch die ganze Gesellschaft bei schon dämmerndem Abend in ein lieblich-schauerliches Lustwäldchen versammelt hatte, erinnerte Gräfin Charlotte wie von ohngefähr an die Rüstkammer, und der General, alsbald zum Gehen sich anschickend, machte darauf aufmerksam, daß es nun die höchste Zeit sey, das gegebene Versprechen zu erfüllen.

„Es ist nur ein Scherz von den Mädchen,“ — antwortete die verwittwete Gräfin mit lustiger Miene, — „wir sollten eigentlich die Plunder-Kammer sagen! Zudem, was dort allenfalls noch der Erwähnung verdient, läßt sich mit leichter Mühe hierher bringen — Lolo! du weißt ja wohl das alte Schlüsselbund zu finden! — denn es ist nichts mehr und nichts weniger, als ein Frauenhemd!“

„Ein Frauenhemd?“ — wandte ſich die Generalin verwundert an die lächelnde Wirthin — „o ſo ein Putzartikel unſerer Urmütter iſt bei alledem nicht wenig merkwürdig. Ich habe dergleichen Alterthümer, ſelbſt von fürſtlichen Bräuten, geſehen, deren durchbrochener Spitzengrund unſern Petinet weit hinter ſich zurückläßt, und gegen die gerühmte Sittigkeit jener Zeiten beinahe Zweifel erregen könnte!“ — Hatte die ſchöne Geſetzpredigerin dieſe Worte gleich nur an die Gräfin gerichtet, ſo überzog doch eine ſchöne Röthe ihre Wangen, und ſie hüllte ſich ſelbſt etwas dichter in den türkiſchen Shawl.

„Darf ich das Frauenhemd holen?“ — fiel Charlotte fröhlich ein, und ſchien im Begriff, muthwillig davon zu ſpringen.

„Eile mit Weile, mein Kind!“ — erwiederte die Gräfin, mit dem Finger drohend — „erſt, wenn unſere lieben Gäſte die Geſchichte wiſſen, kann ihnen die Vorzeigung dieſer ſonderbaren Reliquie einiges Vergnügen gewähren.“

Charlotte ſetzte ſich wieder, und die Gräfin foderte den Grafen Eduard zur Erzählung auf. Dieſer, deſſen Blicke eben ſehr angelegentlich mit Charlotten beſchäftigt waren, verſicherte etwas betroffen, nicht gehörig unterrichtet zu ſeyn, und ſchob das Amt des Erzählens der, es ablehnenden Gräfin Agnes zu.

„Auch gut!“ — verſetzte die Gräfin leicht — „da ſchöpfen wir aus recht ächter Quelle! — Können Sie es glauben, Frau Generalin, daß mir das Mädchen hier Tag und Nacht über alten und neuen Büchern ſitzt, und vor Luſt, ihre Wißbegier zu befriedigen, nicht einmal von einem Freier hören will?“

„Ich ſende ihr einen aus der Fremde!“ ſcherzte die Generalin, und drang dann mit den übrigen in Agnes, ihre, kaum mehr bezwingliche Neugier zu befriedigen.

„Es iſt nicht Dilettanten-Sprödigkeit, die gebeten ſeyn will;“ nahm Agnes das Wort, „ſondern die Geſchichte hat ihre Stellen,

len, die meine Bedenklichkeit wohl rechtfertigen könnten. Indeſſen, den Wünſchen einer ſo holden Kriegerin läßt ſich nicht widerſtehen — ich fange ſchon an!

Man mißt, und wohl nicht mit Unrecht, den Ritterzeiten Rohheit der Sitten bei. Aber man kann ihnen auf der andern Seite eine ſanfte Innigkeit, oder, ſoll ich lieber ſagen, das lebhafteſte Gefühl für das Schöne, nicht abſprechen. Die Vorliebe der damaligen Edlen für Geſang und Muſik bewähret dieſe Behauptung. Der wandernde Harfner war in der Ritterburg, wie bei der fürſtlichen Hofhaltung, ſtets willkommen; mehrere der Vornehmſten liebten und übten ſelbſt ſeine Kunſt; man hielt ſeinen Stand für ſo heilig, daß Heerführer und Könige oft die Tracht der Sänger zur Maske liehen, um unerkannt die Läger ihrer Feinde auszukundſchaften und in ihre Burgen zu dringen.

Unter die, gleich ſorgloſen Nachtigallen, frei und fröhlich herumziehenden Sänger gehörte auch Wolfart, den man, ſeines kurzgelockten ſchwarzen Bartes wegen, gewöhnlich Krausbart nannte.

Eines Abends, da Wolfart Krausbart ſich mit ſeinem Diener Conrad ziemlich ermüdet, dem Flecken Kirchheilingen näherte, zeigte er dieſem ſchon von weitem das Haus, wo ihrer das Nachtlager harre. Ein mit Kürbißranken luſtig überlaufenes Vordach ſchien jeden Wanderer gaſtfrei einzuladen; die Sturmhaube und der Bruſtharniſch über dem Pförtlein, kündigte den Beſitzer als einen Waffenſchmidt an. — „Hier wohnt Veit Strobel,“ ſagte Wolfart. Der wackere Meiſter iſt gar kunſtreich und wohlhabend; ich habe mit ihm vor langen Jahren auf einem Heerzuge gegen den Landgrafen gute Bekanntſchaft gemacht.“

Der ſchon mit Hahnenruf zum Ambos eilende Veit hatte jetzt eben Feierabend gemacht, und ſaß unter der belaubten Halle, mit zwei reiſigen Knechten weidlich zechend, am rieſenförmig ſich ausſpreizenden Tiſche. Kaum wurde er Wolfarts und ſeines Dieners gewahr, als er dem alten Freunde mit voller Weinkanne entgegen trat, und ihn mit einem derben Handdrucke willkommen hieß. Daß die Fremdlinge bei ihm herbergen müßten, ſchien ſich von ſelbſt zu verſtehen; er gab, ohne deshalb ein Wort zu verlieren, ſeiner Hausfrau durch das Fenſterlein die nöthige Anweiſung, und nach wenig Augenblicken ſaß der Harfner bei den andern Zechern, um redlich Beſcheid zu thun.

Auch ſein Diener Conrad wurde zum Gelage gerufen; doch dieſer, ein unruhiges junges Blut, ſtillte blos flüchtig den Durſt, und ſtellte ſich dann an eine der Säulen, um der untergehenden Sonne noch ein wenig in die Augen zu ſehen.

„Iſt's denn wahr,“ — frug, nachdem er ſich ſattſam gelabt, Wolfart Krausbart, ſich vorſichtig umſchauend — „daß euer edler

Ritter von ſeinem alten Feinde heimlich überfallen und gefangen worden iſt?"

„Gott mög' es beſſern!" — verſetzte der Schmidt mit einem trotzigen Blick auf die Reiſigen — „ſeht Ihr's nicht an den blauen Büſchen dieſer Lungerer, daß wir jetzt alle wie irrende Schaafe ohne Hirten ſind? Wären's nicht ſonſt wackere Leutlein, denen manch rauher Wind unter den Stutzbart geweht hat, zu Gift ſollte mir der Tropfen werden, daß ich mit ihnen aus einem Kruge tränk'." — Er klappte dabei den noch aufgehobenen Deckel des Kännleins heftig zu, und ſetzte es ſchallend weit von ſich weg.

„Warum mußte euer alter Starrkopf" — hub einer der Reiter an — „unſerm jungen Herrlein auch ſeine Tochter verſagen?"

„Wohl!" nahm der andere Reiter mit einem kräftigen Reiterfluche das Wort; „ſein Trotzen wird ihm nimmer Heil bringen! Wollte doch Uffſtein darob aller alten Fehde vergeſſen! Aber nun iſt dem Stäudlinger auch das Gnadenpförtlein verſchloſſen auf ewig! Hoch und theuer hat ſich unſer Ritter vermeſſen, nicht eher ſolle der Stolze Sonne- und Mondlicht wieder erblicken, bis ſein ſprödes Töchterlein bei offener Heerſchau im bloßen Hemd für ihn bitte!“

„So werden des Steudlingers graue Haare wachſen wie Adlerfedern, und ſeine Nägel wie Geiersklauen;“ ſeufzte finſter vor ſich hinſchauend, der Schmidt — „denn das ſittige Fräulein wird eher Tod leiden, als Schande!“

So begierig des Harfners Diener bis jetzt auf das Geſpräch der Zechbrüder gehorcht hatten, ſo zog doch in dieſem Augenblick ein anderer Gegenſtand ſeine Aufmerkſamkeit auf ſich. Denn aus der Thür der Schmiedewerkſtatt lugte ein, trotz der bräunlichen Hautfarbe, gar holdes, roſiges Dirnlein, das ſich anfänglich verſchämt zurückzog, aber nach einer Weile wieder verſtohlen nach dem feinen Jünglinge hinlauſchte. Indeß Conrad, als konnt' er ſich gar nicht erſättigen, ſtarr nach ihr hinblickte, fieng der Schmidt, dem dieß vielleicht nicht entgieng, in den Bart brummend an:

„Was ſteht dort euer Diener ſo müſſig, Meiſter Wolfart? Laſſet ihn: Ei was ſoll der gute Wein ꝛc. oder: Nach grüner Farb' mein Herz verlangt, *) oder ſonſt ein luſtiges Liedlein aufſpielen, daß unſer Sinn ſich der bittern Sorge entſchlage!"

Der Diener Conrad hatte kaum dieſe Worte gehört, als er die Harfe zu ſtimmen und eine der gewünſchten Weiſen zu ſpielen anfieng.

---

*) Wirklich alte Lieder. Das erſte heißt:

Ei, was ſoll der gute Wein,
Wenn kein' friſche Trinker ſeyn!
Was ſollen Roſen und Nelken,
Soll'n ſie verdorren und welken?
Was ſoll'n junge Mägdelein,
Soll'n ſie allzeit ſitzen allein?
O nein, die ſchöne Röſelein,
Die geben uns ſchön Kränzlein;
Die zarten hübſchen Jungfrauen
Sind lieblich anzuſchauen!
Anſchaun und nicht genießen
Möcht' einen traun verdrießen!

„Kannſt du nicht den Trinkreihen, Büblein, den dein Meiſter aus alter Freundſchaft für mein Haus eigends geſetzt hat?" unterbrach ihn Veit Strobel! „damals lebte meine Tochter noch, und mein Sohn, der wackre Kriegsknecht, war auch hier. Alle gute Zechbrüder haben das Liedlein ſeitdem von mir gelernt; auch mein Nichtlein, das dort, wie Sara nach den einkehrenden Engeln, in der Thür lauſcht, weiß ihn auswendig."

„Den: die Traube hat der fromme Gott?" — fragte Conrad.

„Den Reitervers kann ich auch;" fiel einer der Reiſigen ein: „unſer Rottmeiſter ſingt ihn, ſo oft er den Becher in die Hand nimmt. Dazu aber kommt's ſelten; denn

---

Von dem zweiten: Nach grüner Farb' ꝛc., das ein allgemein beliebtes Liebeslied geweſen zu ſeyn ſcheint, iſt mir nur der Anfang bekannt. Beide befinden ſich weder im Wunderhorn und Büſchings Volksliedern, noch in ähnlichen Sammlungen.

was man hochhält, läßt man nimmer abhanden!“

„Nun, ſo wären wir bereit,“ verſetzte fröhlich der Schmidt, da er den Reiterſcherz gehörig belacht hatte: „und du, Gundel, kannſt an's Fenſterlein treten, um das Lied einmal von Männern recht ordentlich zu hören, wie's ziemt, auch dein Lerchenſtimmchen dazu geben!“

„Können Sie uns das Liedchen nicht mittheilen?“ fragte die Generalin, die Erzählerin unterbrechend.

„Wenigſtens einen Ableger davon,“ erwiederte Agnes mit ſchalkhafter Ziererei — „den eine gewiſſe junge Dichterin unſerer Tage, die ich unmöglich nennen kann, für dieſes ihr kleines feines Mährlein zugeputzt und geſchneitelt hat. Wollen Sie ſich die tiefen Baßkehlen der Trinker hinzudenken, ſo laſſe ich meine Laute holen, und ſinge Ihnen den Trinkreihen.“

Die Generalin wiederholte ihren Wunſch,

und Gräfin Charlotte war augenblicklich bei der Hand, die Laute aus dem nahen Pavillon herholen zu laſſen.

„Jetzt müſſen Sie denken, daß der Schmidt Veit Strobel ſingt, — fieng Agnes an, da ein Kammermädchen die Laute gebracht hatte, und begann:

Die Traube hat der fromme Gott
Dem wackern Schmide erſchaffen.
Dem harten Eiſen Trutz und Spott;
Ein Stärk'rer beugt's zu Waffen!
Rinnt von berußter Stirn der Schweiß,
Macht Glut und Hammerswucht zu heiß,
Dem müden Feuermanne
Perlt Jugend in der Kanne!

Nun fällt der Harfner Wolfart Kransbart ein:

Dem Sänger ließ der liebe Gott
Der Traube Gold ſich klären,
Er ſpricht der Erde Gütern Spott,
Berauſcht von ihren Zähren;
Hell wird ſein Auge, ſcharf das Ohr,
Er hört Geſang im Engelchor,
Wo ſüße Weiſen ſchallen,
Und wagt ſie nachzulallen.

Des Uffſteiners Reiſiger:

Die Traube hat dem Lanzenknecht
Herr Zebaoth erſchaffen;

Im heißen Strauß, im Mordgefecht,
Mag Arm und Fauſt erſchlaffen;
Wir brechen ein mit Löwenmuth,
Nach Feindesblut fließt Rebenblut;
Friſch auf! friſch auf! dort ragen
Voll Eimer Feindeswagen!

Nun ſingt Mümchen Gundel am Fenſterlein:

Den Schwachen ſchuf das Vaterherz
Der Traube ſüße Gaben;
Des Alters Gram, des Kranken Schmerz
Soll Troſt und Stärkung laben.
Gott gab dem Weibe nur Geduld,
Nur Mitleid, Thränen, ſanfte Huld;
Wohl ihr, glückt's ihren Händen,
Den Lebenskelch zu ſpenden!

Und nun hätte eigentlich das Schlußchor einfallen ſollen. Aber Conrad bat um Erlaubniß, auch etwas für ſich dazufügen zu dürfen, und ſang mit immer gegen das Fenſterlein gerichteten Blicken:

Mag in der Laube Schattendach
Die Schaar der Zecher trinken;
Ich lauſche gern im Burgemach,
Wenn Liebchens Augen winken;
Das Alter ſey im Wein berauſcht,
So wird kein ſüßer Blick belauſcht;
O gern wollt' ich bei Küſſen,
Des Bechers Taumel miſſen.

Wohl labend iſt der Traube Saft,
Doch mehr, als Blut der Reben,
Kann, treue Liebe, deine Kraft
Ein edles Herz erheben;
Den Wein dem Kranken und dem Greis;
Des Jünglings-Buſen liebeheiß
Darf fremde Glut nicht leihen,
Dem Tode ſich zu weihen!

„Seht mir den Buben an!“ — ſagte Krausbart — „das Ei will klüger ſeyn, als die Henne. Aber den Endreim ſoll uns der Schalk nicht rauben! Stimmt an!“

Nun erſcholl die vereinte Stimme Aller;

„Der Traube, die mit Kraft begabt,
Den Geiſt erhebt, den Körper labt,
Wird auch in Edens Garten,
Das ſchönſte Englein warten.“

„Ich habe Ihnen nun das Liedchen gegeben,“ — fuhr Agnes fort — „und eile zum Verfolg meiner Erzählung.“

Das ſchöne Mühmchen Gundel hatte ſich bereits glühendroth vom Fenſter weggeſtohlen; die Reiter zäumten ihre Roſſe, und ritten davon; den Waffenſchmidt aber erinnerte die einbrechende Nacht, daß es Zeit ſey, ſeine

Gäſte unter Dach und Fach zu bringen. So viele Luſt Conrad auch bezeigte, noch ein Weilchen auszubleiben; denn er hoffte immer Gundel wieder zu ſehen, woran ihm gar höchlich gelegen war; ſo mußte er ſich darein ergeben, und dem Harfner, der, nach alter Sängerweiſe, im Haupte etwas ſchwer, zur Ruhe verlangte, in das angewieſene Gaſtkämmerlein folgen.

Doch kaum war am nächſten Morgen Wolfart friſch und fröhlich erwacht, als Conrad gegen ihn mit dem Vorſchlage hervortrat, nach des Uffſteiners Schloſſe zu ziehen. Freilich hatte Krausbart dagegen nicht wenig einzuwenden; denn er war des Ritters von Staundlingen Freund, mithin ſeinem Feinde keineswegs gewogen; doch ſiegte endlich des Dieners Beredſamkeit, und man beurlaubte ſich von dem, ſchon ſeit Morgenzwielichte hämmernden Meiſter Stroby, von Hausfrau und Geſellen, ohne von dem ſchönen Mühmchen, das der Alte, dem Anſcheine nach, nüchternen Muthes ſorgfältig hütete, auch nur den kleinen Finger erblickt zu haben.

Ritter Uffſtein, ſo tollköpfig und hartherzig er auch übrigens ſeyn mochte, hielt dennoch, wie die meiſten ſeines Standes, die Harfner in Ehren. Krausbart und ſein Diener fand in ſeiner Burg die gaſtfreiſte und ehrenvollſte Aufnahme, und vergalt dieß, dann und wann mit Conrad abwechſelnd, durch Geſänge bei den täglichen Gelagen.

Hatte ſich Conrad bei dieſer Gelegenheit ſchon durch ſein Saitenſpiel und allerlei Kurzweil bei dem alten Ritter, wie bei deſſen Sohne, beliebt zu machen gewußt; ſo wandten ihm beide noch weit größere Gunſt zu, als ſie ihm einſt auf dem Schloßplatze im Schimpfgefecht mit den Knappen überraſchten. Der alte Ritter bemerkte alsbald mit Vergnügen, daß der Jüngling eben ſo fertig mit Waffen, als mit ſeiner Harfe umzugehen wiſſe, und äußerte gegen ihn den Wunſch, einen ſo wackern Degen in ſeine Dienſte zu nehmen.

So verwundert Conrad über dieſen Antrag ſchien, ſo wieß er ihn doch nicht gänzlich von der Hand, ſondern gab vielmehr ſeine Luſt zu erkennen, ſich wohl auch etwas mit Lanze und Schwert zu verſuchen. Das Leben der Lanzenknechte dünkte ihm, nach ſeiner Verſicherung, ſo frei und luſtig, daß es ſelbſt das der herumziehenden Harfner noch übertreffe.

Er bat daher um Vergunſt, ſich mit ſeinem Herrn und Meiſter, den er doch nicht ohne Weiteres verlaſſen könne, zu beſprechen, und, nachdem er mit dieſem Rath gepflogen, bot er dem Uffſteiner ſeine Dienſte an. Der alte Harfner aber zog nach einigen Tagen reichlich beſchenkt ſeiner Straße.

Nun beſchloß der Ritter vor allen Dingen, den Muth des neuen Knappen zu prüfen. Hiezu fand ſich, da er faſt mit allen ſeinen Nachbarn in ewiger Fehde lebte, ſehr bald gute Gelegenheit. Knapp Conrad mußte unter dem Oberbefehl des jüngern Ritters zu dem nächſten Strauße mit ausziehen und beſtand ſein Probeſtück aufs Beſte. Denn das Fähnlein kam ſiegreich, mit anſehnlicher Beute, zurück, und Junker Uſſtein ſchrieb, nach ſich ſelbſt, dem neuen Knechte den größten Antheil dieſes glücklichen Erfolgs bei.

Von nun an ſtieg der Knappe Conrad bei dem alten Ritter, theils durch ſeine Tapferkeit, theils durch ſein fröliches Benehmen, mit jedem Tage, und gewann nach und nach ſein Vertrauen in ſo hohem Grade, daß er gelegentlich ſogar das Burgverließ erfuhr, in welchem der Steudlinger gefangen ſaß. Dieß befand ſich in einem, ganz von Wällen umgebenen Thurme, deſſen feſtes und düſteres Aeußere man nur zu ſehen brauchte, um ſich von der Abſcheulichkeit des unterirdiſchen Kerkers einen Begriff zu machen.

Wie aber immer ſchnelle Gunſt eben ſo ſchnell den Neid erregt, ſo erging es auch dem neuen Knappen. Hatte er gleich durch ſein, dem Anſcheine nach, ſtets fröliches Weſen, faſt alle ſeine Cameraden, beſonders die einſt bei Meiſter Strobeln angetroffenen zwei Reiterknechte, für ſich zu gewinnen gewußt, ſo ließen doch einige Neidharde ſich's deſto angelegener ſeyn, ihn bei dem alten Ritter verdächtig zu machen. Sie wollten Conrad mehrere Male bei nächtlicher Weile in der Nähe des Burgverließes herumſchleichend bemerkt haben; ſie verſicherten, daß er oft, wenn ſie einen Ritt gemacht, ſeitwärts ausgebeugt, und erſt nach einigen Stunden bei dem Zuge wieder eingetroffen ſey.

Schon war der alte Ritter entſchloſſen, Conraden, als wenigſtens verdächtig, in gefängliche Haft bringen zu laſſen. Doch begnügte er ſich vor der Hand, weil der junge Ritter ſich Conrads annahm, den neuen Knappen, der ihm in der That faſt allzudienſtfertig und allzuliſtig ſchien, mit eigenen Augen zu beobachten.

Leider beſtätigte ſich ſein gefaßter Argwohn ſchon in einer der nächſtfolgenden Nächte.

Nächte. Denn da er in ſelbiger, wie er aus immerwährender Vorſicht zu thun pflegte, vom Lotterbettlein aufſtand, um in die umliegende Gegend herabzuſchauen, ſah er ganz deutlich, wie ſich ein Knappe von den, die Burg umgebenden Felſen auf einer Strickleiter herabließ. Für ein Liebesabenteuer war die hiemit verknüpfte Gefahr augenſcheinlich zu groß. Uffſtein rief daher ſogleich die Wache an, und gab Befehl, die Knechte zu verſammeln. Alle waren vorhanden; nur ein Einziger fehlte, unſer Conrad!

Auch kam der verwegene Flüchtling mit anbrechendem Tage nicht wieder; wohl aber entwichen noch an demſelben Tage die beiden Reiſigen, Conrads Vertraute, und die eilig ausgeſandten Kundſchafter kehrten mit der Nachricht zurück, daß ein Fähnlein fremder Reiter in Uffſteiners Gau eingefallen ſey, und weit und breit alles verwüſte. Einige, im Forſt hie und da auflodernde Wachfeuer ſetzten dieß bald außer Zweifel.

Der Ritter Uffſtein überzeugte ſich nun, daß Knapp Conrad hiebei im Spiele ſey. Er bot alsbald ſeine Knechte und nächſten Vaſallen auf, die ihm zugefügte Unbill zu rächen.

Kaum hatte er ſich mit ſeinem, in der Eil geſammelten Häuflein in Bewegung geſetzt, als aus dem Walde eine faſt gleiche Anzahl Bewaffneter muthig und jubelnd hervorbrach.

Beide Heerhaufen, da ſie einander erblickten, machten Halt. Aber von dem feindlichen Trupp ſprengte ein unbekannter Ritter hervor, und verlangte mit dem Uffſteiner zu ſprechen.

Uffſtein erſchien. Alsbald warf ihn der Fremde ſeinen Handſchuh entgegen, und rief dazu mit lauter Stimme: „Ritter Uffſtein! Ich begehre mit euch zu kämpfen, Schwert gegen Schwert, um die Löſung des Ritters von Steudlingen. So ihr mich beſieget, gebe ich mich euch hin zu euerm Eigenen;

ſo ich euch, ſollt ihr unentgeldlich den Steudlinger der gefänglichen Haft entledigen!"

„Wer biſt du," — fragte Ritter Uffſtein höhniſch — „daß du mir dieſes zu bieten wagſt?"

„Euch ebenbürtig!" — ergegnete der Unbekannte, und ſchlug ſein Viſir auf.

„Knapp Conrad!" — riefen Uffſteins Leute. „Ritter Conrad!" — ſcholl es auf der feindlichen Seite.

„Wer du auch ſeyſt, den nach meinem Schwert lüſtet," — ſchrie Uffſtein, und ſprengte mit eingelegter Lanze auf ihn ein — „ich ſcheue den Kampf nicht!"

Beide Lanzen ſplitterten beim Zuſammenrennen; man griff augenblicklich zum Schwerte, und

Wie Wetter erhob ſich der grimmigſte Kampf,
Das Stampfen der Pferde zermalmte zu Dampf
Den Sand und die Schollen der Erde.

Sie hau'n und hauen mit Tiegerwuth
Bis Schweiß und Blut

Die Panzer und Helme verhauen;
Doch Keiner vermag, ſo gewaltig er ringt,
So hoch er das Schwert und ſo ſauſend er's
ſchwingt,
Den Gegner zu Boden zu hauen.
Doch als wol Beiden es allgemach
An Kraft gebrach. — *)

da bewog ſie das Schmettern einer Trompete zu kürzem Stillſtande.

„Mich ſendet Adelheid von Steudlingen!" rief der Herold, der dem Trompeter folgte: „Ihr habt ihrem Vater Löſung gelobt, wenn ſie vor euch und euerm Heere in bloßem Hemd darum flehen wird!"

„Das hab' ich," verſetzte Ulfſtein, bitter lachend, „und werde es halten, ſobald es dem tugendlichen Fräulein beliebig."

Sie iſt erbötig dazu!" erwiederte der Herold, und zeigte auf eine, vom Kopf bis zum Fuße geharniſchte Geſtalt, die, von einigen Bewaffneten in Steudlingers Farbe begleitet, auf einem ſchönen weißen Zelter, unweit des Waldes hielt. —

---

*) Bürgers Lied von der Treue.

„Sie iſt es!“ — tönte, der Erzählerin ins Wort fallend, wie ein fernes Echo, in demſelben Augenblicke eine Stimme aus dem Luſtwäldchen. „Adelheid im Frauenhemd!“ ſchrie Graf Eduard, wie vor einem Geiſt erſchreckend. Ein geſpenſtiges Weſen in ſchwarzer, mit Silberrändern verzierter Rüſtung, trat, in Gefolg einiger Frauenzimmer, die entfernt zurück blieben, langſam feierlich hinter den Bäumen hervor.

„Was ſoll das heißen?“ fragte Arnheim verwundert.

„Das iſt kein Frauenhemd!“ ſetzte die Generalin hinzu, der die nagelneu ſcheinende, weiß und feuerfarbne Helmfeder, und die gleichartige Waffenbinde alle Furcht benahmen.

„Daſſelbe meinte auch Ritter Ulfſtein,“ fuhr Agnes lächelnd fort; „aber die geharniſchte Schöne verſetzte: In keinem andern kann die züchtige Tochter eines Edeln vor einem Edlen erſcheinen! Bringt mich zu eurer ehelichen Hausfrau, und laßt ſie prüſen, ob dieß eiſerne Hemd nicht das einzige ſey, das mich bekleidet?" —

„In der That, die zarte Taille und die jungfräulichen Umriſſe des Harniſches deuten auf eine liebenswürdige Amazone," ſcherzte der General, etwas von dem Zuſammenhang ahnend! „aber darf dieß reizende Geſpenſt ſich nicht nähern? Ich ſpüre in dieſem Augenblick den gröſten Beruf, ein Geiſterſeher zu werden!"

„Sie harren nur der Beſchwörungsformel aus Agnes Munde" — erwiederte die Gräfin.

Agnes nahm wieder das Wort:

„Die Entwickelung darf ich Ihnen nur andeuten. Junker Conrad war ein, in Adelheid heimlich entbrannter Ritter. Adelheid, durch irgend ein unbekanntes anti-kosmetiſches Mittel im Antlitz gebräunt, und durch die Tracht einer Bürgersdirne unkenntlich gemacht, hatte nach Verwüſtung des väterlichen Schloſſes bei dem treuen Schmidte, unter den Namen Gundel, eine Zuflucht gefunden. Kindliche Liebe und weibliche Liſt gab ihr die Fertigung eines leichten, ziemlich weich und warm gefütterten Harniſches an die Hand, und der kunſtreiche Strobel bot alle Geſchicklichkeit auf, ihren Wünſchen zu genügen. Der Ausſpruch von des Ritters Gemahlin fiel völlig beifällig für die verſchlagene Jungfrau von Steudlingen aus, und Ritter Uffſtein, ſein Wort, wie ein Kaiſerwort, über alles Deuteln erhaben achtend, entließ ihren Vater ſeines Kerkers. Der ſchönen Adelheid Hand und Herz ward dem, für die Befreiung des Steudlingers alles wagenden Conrad zu Theil; kurz, alles endete ſo glücklich, wie es die Haupt- und Nebenperſonen nur wünſchen konnten, und ſie auch ohne mein Zuthun wohl errathen hätten.

Unbekannt und unerwartet iſt es Ihnen aber vielleicht, daß dieſer treu liebende Ritter Conrad ehemaliger Beſitzer dieſes Schloſſes, unſerm Geſchlechte nahe verwandt, und ein Ritter von Bardeleben war!"

„O ſo iſt ja unſere Freundſchaft ſchon durch die Bande des Blutes geheiliget!“ rief die Generalin mit freudigem Entzücken, und umarmte Agnes und die Gräfin Mutter.

„Und daß,“ fiel die Erzählerin nochmals ein, „dieſe Rüſtung vielleicht nur um deswillen noch ſo wohl erhalten, ſo blank polirt, und mit dem ſchönſten rothen Sammt ausgelegt iſt, weil faſt alle Bräute unſerer Familie eine unüberwindliche Luſt verſpüren, mit dem Hemd der edlen Adelheid, wenn auch nicht in ſo ſtrengem Sinn, wie jene, ſich wenigſtens einmal zu ſchmücken.“

„Alle Bräute?“ — fragte die Generalin verwundert!

„Wenn Sie es gütigſt erlauben, gnädige Couſine: „liſpelte ſchalkhaft die geharniſchte Figur, ließ ſich vor der Generalin auf ein Knie nieder, und ſetzte den abgenommenen Helm neben ſich nieder, aus welchem, wie bei Wielands Hüon, das lange gelbe Haar in großen Ringen herabrollte und —

das niedliche Köpfchen der Comteſſe Charlotte hervorſchaute. — „Dieſer da, Graf Eduard, iſt, wenn mich ſeine Schwüre nicht täuſchen, mein liebeſchmachtender Conrad!“

Alles löſte ſich nun in gegenſeitige Freudensbezeugungen und Glückwünſche auf, und Charlotte, die ſich im zierlichen Jungfrauen-Harniſche faſt nicht weniger gefiel, als im netteſten Schnürleib, trieb mancherlei Scherze, bis ſie vor Müdigkeit kaum mehr fort konnte. Bei der Abendtafel ruhte die kleine blonde Cythere nicht eher, bis auch die fremde hochbuſige Juno, als zur Familie gehörig, einwilligte, ſich die Rüſtung von ihr und einigen dienenden Horen anlegen zu laſſen, und ſchon war es Mitternacht, ehe man von einander gieng.

Man trennte ſich am folgenden Morgen nicht ohne Thränen. Graf Eduard führte bald darauf ſeine kleine Amazone heim, und bei Charlottens Vermählungsfeier fand ſich, ſtatt der eingeladenen Generalin, ihr, der holden Abſenderin in keiner Hinſicht nachſtehen-der Bruder, der Rittmeiſter von Bardeleben, ein. Ihm zu Gunſten entſagte die wißbegierige Agnes - Minera nach Verfluß eines halben Jahres nicht blos ihrer unbezwinglichen Luſt zum Studieren und dem veſtaliſchen Gelübd, ſondern unterwarf ſich ſogar am Polterabende der empfindlichen Strafe, das eiſerne Frauenhemd tragen zu müſſen.

4.

Prinzeſſin Röschen.

Du klagſt, liebe Amalie, über die Kürze und Trockenheit meiner Reiſeberichte. Es genügt dir nicht an den Namen der Städte, die ich durchziehe, nicht an Aufzählung und Beſchreibung ihrer Thürme und Brücken. Selbſt das Verzeichniß der Kunſtwerke, die ich Glücklicher dann und wann zu ſchauen gewürdiget werde, wünſcheſt du lieber, wie ſonſt, mit Zügen aus dem Leben der Künſtler durchwebt. Wie in aller Welt macht man's auch Mädchen zu Dank? Mußte ich nicht früher, da die gütigen Götter mir zu Zeiten ein Abenteuer in den Weg warfen, oft genug deinen Spott fühlen? Gabſt du mir nicht Schuld, jede rothwangige Bauerdirne, die mir mit ſonnenverbrannten Armen ihren

Milchkrug vom Kopfe hebe und zur Erquikkung darbiete, verwandle ſich unter meiner Feder in eine Arkadierin? Sollte ich nicht — nein! es iſt entſetzlich! — in die plattdeutſche Wirthstochter im ſchwarzen Wolfe zu * — bei allen Muſen! ſie hätte, ihres ſteifen Vorſtecklatzes und der thurmähnlichen Haube ungeachtet, einem Mahler zum Modell dienen können! — mich bis zum Sterben verliebt haben?

Doch wie es mir auch ergehe, dießmal magſt du eher über zu freie Dichtung ſpotten, als der zu matten Wahrheit mich anklagen! die Gewitterwolken, welche geſtern Abend von fern leuchteten, haben ſich am Morgen in Landregen aufgelöſt, und reichliche Güſſe halten mich in einer Dorfſchenke feſt. Vernimm alſo eine Geſchichte aus den Tagen unſerer Großältern, vielleicht noch weiter hinaus, die mir geſtern von Roſenlippen, noch dazu von den Lippen einer Braut, mitgetheilt worden iſt, zuvörderſt aber, als Prolog, die Art und Weiſe, wie ich ſelbſt zu dieſer Mittheilung gelangte.

Der geſtrige Sonntag war ſo ſchön, und * *, das einſtweilige Ziel meiner Reiſe, lag ſo nahe, daß ich die Mittagshitze gemächlich auf der Hälfte des Weges abwarten konnte. Erſt um fünf Uhr ergriff ich den Knotenſtock wieder, und bald öffnete ſich meinen Augen ein reizendes Thal, vom Strome begränzt und mit ſchattendem Schwarzholz maleriſch bewachſen. Ich ließ den Tannenwald linkwärts liegen, und wanderte am Geſtade dahin. Der Fluß, das wußte ich ja, gab den ſicherſten Wegweiſer ab. Auch konnte ich hier der freien Ausſicht nach den jenſeitigen Ufern genießen, wo ein Weidengang dicht neben ſanft aufſteigenden Hügeln dahin führte.

Schon fing die Natur wieder an aufzuathmen, ſchon erblickte ich im Strahl der ſinkenden Sonne den Domthurm von * *, als einzelne Laute von Muſik, wie ferne

Geiſterſtimmen, an mein Ohr drangen. Die Töne ſchwollen nach und nach näher heran; ich unterſchied deutlich Waldhörner und Clarinetten. Hierdurch aufmerkſamer gemacht, ſetzte ich mich unter eine Fichte auf's Moos. Bald traten grüngekleidete Muſiker aus einer Oeffnung der gegenüber liegenden Anhöhen, und unmittelbar auf dieſe folgte — denke dir ſelbſt mein Erſtaunen — eine Königin!

Ja, ja nicht anders, liebe Schweſter! Du ſelbſt würdeſt die wunderbare Erſcheinung dafür erkannt haben; denn eine goldne Krone deckte ihr Haupt, ein ſcharlachrother, mit Gold beſetzter Mantel floß von ihrer Schulter herab. Feſtlich geſchmückte Mädchen und Weiber, gleich der Gebieterin mit Mänteln, doch von dunkelblauer Farbe, angethan, dann Jünglinge, Männer und Greiſe, alle in Feierkleidern, ſchloſſen ſich paarweiſe an.

Du weißt, daß ich bei der letzten Kaiſerkrönung einen Zuſchauer abgab; wir ſahen zuſammen den Krönungszug aus Schillers Jungfrau auf dem Berliner Theater; aber beide, ſo prächtig jener, ſo gut berechnet für's Auge dieſer ſeyn mochte, feſſelten das meinige weit weniger, als dieſe lange, ſich wie in einer Zauberlaterne vorüber bewegende Reihe der, unter den Uferweiden frölich dahin ziehenden Landleute.

Ich wünſchte mir die Flügel der Schwalbe, um ungeſäumt über den Fluß zu gelangen; ich ſah mich ſehnſuchtsvoll nach einem Fährmann um, und ſprach pathetiſch mit Maria Stuart:

> Beladen wollt' ich ihn reich mit Schätzen,
> Einen Zug ſollt' er thun, wie er keinen gethan;
> Das Glück ſollt' er finden in ſeinen Netzen,
> Nähm' er mich ein in den ſchwankenden Kahn!

Doch ungehört ſchienen meine Seufzer in der unermeßlichen Leere zu verhallen. Schon entſchwanden die Töne meinem Ohr, bald auch die Geſtalten meinem Auge, und noch immer wollte meiner Neugier kein Retter ſich zeigen. Da vernahm ich hinter mir raſchelnde Schritte, und ein ſchlanker, ſtattlich geputzter Jäger eilte an mir vorbei.

„Können Sie mir nicht ſagen,“ rief ich ihm nach – „was da drüben vorgehen mag?“

„Er blieb ſtehen und faßte mich ins Auge.

„Bei der Windmühle geht der Weg 'num! – “ fieng er ſingend an, und fuhr dann weniger lyriſch fort: „Kommen Sie mit; mein Bruder macht Hochzeit; jeder Gaſt iſt willkommen!“

Und ſchon hatte der Wild-Frôliche, ohne eine Antwort zu erwarten, den willig Folgenden bei der Hand gefaßt. Er zog mich haſtig nach einer bebuſchten Anfuhr, wo ein bereit liegender Kahn ungeduldig auf der Fluth ſchaukelte, und ergriff das Ruder, mich und ſich überzuſetzen.

Der junge Charon ſteuerte ſo eilig und eifrig, daß das Weiterfragen ſehr an unrechter Stelle geweſen wäre, und kaum hatten wir gelandet, als er durch eine Bergſchlucht voranflog. Ich erblickte auf den Hügeln eine für heute in Ruheſtand verſetzte Windmühle, und dicht daneben ein ſtattliches Haus, in und vor welchem die Hochzeitgäſte tranken und jubelten.

Indem ich mir noch die Gegend und Geſellſchaft betrachtete, kam mein Führer nebſt dem Bräutigam auf mich zu. Der letztere lud mich mit biederer Treuherzigkeit ein, ſeinen Ehrentag durch mein Dableiben zu verherrlichen. Ich erfuhr von ihm, er ſey königlicher Förſter, und heute mit der Schulmeiſterstochter aus dem nächſten Dorfe getraut worden; ein altes Gewohnheitsrecht bringe es mit ſich, daß jedes Brautpaar, bevor es zum Tanz gehe, in der Prinzeßin-Windmühle einſpreche.

„Ein altes Recht? Prinzeßin-Windmühle?“ — ſprach ich zu mir ſelbſt — „was mag das bedeuten?“ — Doch barg ich meine Gedanken vor der Hand in einem ſeinen guten Herzen, und bat vor allen Dingen, mich der Jungfer Braut vorzuſtellen.

Fürchtete ich mich nicht vor dir, liebe Boshafte, ich würde dem Triebe nicht widerſtehen, dir das artige Bräutchen, der Wahrheit gemäß, äußerſt anziehend zu ſchildern; aus Beſorgniß, von dir wieder der Verſchönerungsſucht bezüchtigt zu werden, begnüge ich mich, dir zu ſagen, daß dem niedlichen, nur faſt allzugedrängten Geſchöpf, die mit Mirten umwundene Krone, obſchon nur aus Goldlahn geflochten, und der Scharlachmantel — beiläufig geſagt, kurze, dunkelblaue Tuchmäntel ſind hier zu Lande allgemein eine Art Ehrenkleidung für das weibliche Geſchlecht mittlern Standes — ein gewiſſes romantiſches Anſehen lieh, und daß die Feinheit der ſchönen Gekrönten mich auf die ſpäterhin von ihr ſelbſt erhaltene Nachricht vorbereitete, daß ſie bis zu ihrer Verheirathung als Kammermädchen der Guthsbeſitzerin in der Reſidenz geweſen ſey.

Da ich als Reiſender auf kein Hochzeitgeſchenk gefaßt war, gleichwohl für die gaſtfreie Aufnahme nicht ganz den Dank ſchuldig bleiben wollte, ſo mußte mich, wie den Fauſt ſein Mephiſtophiles, meine Muße aus der Verlegenheit reißen. Ich zog mich auf wenig Augenblicke von der weidlich zechenden Menge in das Aſyl einer Bohnenlaube zurück, ſchrieb dort einen, bei anderer Gelegenheit gedichteten Glückwunſch auf, und überreichte das Blatt der kleinen Königin mit möglichſter Zierlichkeit.

Dieſer poetiſche Weihrauch würkte ſo glücklich für mich, daß mir ſogleich die königliche Gunſt, dann auf dem Rückwege von der Windmühle in die Schenke, die Ehrenſtelle neben dem Brautpaar, und zuletzt, theils bei dieſer Begleitung, theils in den Pauſen, wenn die Braut vom Tanze ermüdet ausruhte, über das, mir nicht unwichtige Gewohnheits-Recht volle Auskunft zu Theil ward. Ich gebe ſie dir wieder, wie ſie ſich während rauſchender Tanzmuſik und betäubenden Getümmels in meinem Kopfe ausgegebildet haben mag; noch immer wirbeln Geigen und Pfeifen, ſummt der tiefe Baß vor meinem innern Gehör.

„Es blitzt im Mittage, und der Schäfer treibt eilig heim! es iſt ein ſchweres Gewitter im Anzuge!" — rief Röschen, die Leinwand von den Bleichſtöcken abſpannend, zum alten Vater hinauf, der aus dem Kapploche der Windmühle aufmerkſam herumlugte.

„Gott geb' es gnädig!" — brummte Vater Michael von oben, warf das Fenſterchen zu, und ſtieg die Treppe hinab.

Er ſah nach allen Himmelsgegenden, zuckte mit Augenwimpern und Achſeln, und legte dann ein Ohr auf die Erde. So frei von Gewitterfurcht der Alte ſonſt war, ſo zeigte er ſich doch dießmal auffallend ängſtlich.

Und immer weiter ſchienen ſich am äuſſerſten Horizonte die Wolken zu öffnen, immer feurigere Blitze ſchleuderten ſie aus;

auch der Donner rollte bald näher und vernehmlicher.

„Gott ſteh' uns bei," — rief endlich der Müller ſich aufrichtend, mit gefalteten Händen — „das iſt Kanonenfeuer. Die Unſrigen ſind zurückgetrieben!"

„Du biſt noch ein junges, aber rüſtiges und entſchloſſenes Mädchen," — wandte er ſich dann zu Röschen — „ich kann dir das Unglück nicht länger verbergen. Alles deutet darauf hin, daß unſere Truppen der überlegenen Menge weichen. Bald wird es auch hier nicht mehr ſicher ſeyn. Darum mache dich auf, und gehe ſchleunig zu deinen Pathen in die Stadt. Wären es noch lauter ordentliche Soldaten, aber —".

Röschen, ſo muthig ſie ſonſt war, ſo ungern ſie den Vater verließ, begriff doch Etwas von der Nothwendigkeit, ſeinen Willen ſogleich zu befolgen. Auch wurde die Gefahr immer dringender. Denn ſchon konnte man auf der Anhöhe, wo die Windmühle ſtand, zerſtreute, eilig flüchtende Heerhaufen und Züge von Geſchütz unterſcheiden, die aus dem Walde hervorbrachen und ſich in wilder Verwirrung durchkreuzten.

Röschen hatte in möglichſter Eil ein kleines Bündel geſchnürt, und vom Bruder Conrad, der mit Hand und Mund angelobte, dem Vater nicht von der Seite zu weichen, kurzen Abſchied genommen, als unter nicht allzuſtarker Bedeckung mehrere verſchloſſene Sechsſpänner, ſo ſchnell nur die abgejagten Pferde laufen konnten, in dem Hohlwege zunächſt der Mühle daher rollten. In der Entfernung von kaum zehen Schritten ſtürzte das Deichſelpferd vor dem erſten Wagen, und ſo war, wie es ſchien, zur aller ungelegenſten Zeit, die Straße auch für die folgenden gänzlich geſperrt.

Das ſchnelle Herzuſprengen mehrerer Reuter, das verworrene Rufen, das Ertheilen und Verwerfen immer nicht zum Zweck führender Befehle, die Beſtürzung, die ſich in dem ganzen Zuge zu verbreiten ſchien, deutete zu augenſcheinlich auf die Nothwendigkeit des ſchleunigſten Weiterkommens, als daß nicht der Müller und ſein Sohn augenblicklich zu Hülfe geeilt wären. Auch das gutmüthige Röschen vergaß darüber die vorgehabte Wanderſchaft, und lief voll theilnehmender Neugier auf den Rand des Hohlwegs, um in den Wagen zu gucken.

So fruchtlos dieſer Verſuch ablief, weil wenigſtens die vorderſten Wagen mit ganz herabgelaſſenen Vorhängen verſehen waren, ſo diente er doch dazu, Röschen unter dem Gefolge auch den alten Oberamtmann, und dieſem das raſche Landmädchen gewahren zu laſſen.

Dieſer Oberamtmann, Namens Warring, wurde im ganzen Kreiſe, ſeiner Strenge und ſeines gebieteriſchen Aeußeren wegen, mit Furcht und Zittern geehrt. Seine ſchwarze Geſichtsfarbe, ſein finſtrer Blick, ſeine Habichts-Naſe, ſeine hagere Geſtalt, ſein, ungeächtet eines reichlichen Auskommens und anſehnlichen Vermögens, ehe- und kinderloſes Leben, waren keinesweges dazu geeignet, irgend jemand für ihn zu gewinnen. Dagegen wußten alle arbeitsſcheue Fröhner und ſorgloſe Verwalter von ihm mit Beſtimmtheit, daß er wahr und wahrhaftig doppelt ſey, und oft zu derſelben Zeit in Schlafrock und Pantoffeln die Amthaustreppe hinan ſchlurfe, als man ihn noch ſo eben geſtiefelt und geſpornt zu Pferde geſehen. Sein Neffe Gotthelf, den er erzogen hatte, und der bei ihm wohnte, war gleichergeſtalt nicht von der vortheilhafteſten Seite bekannt. Von dieſem hieß es gar, daß es, kurz nach ſeiner Zurückkunft von der Univerſität, vor gar zu großer Gelehrſamkeit mit ihm übergeſchnappt habe.

„Halt mir den Braunen, Mädchen!“ — rief Warring, indem er abſaß mit krauſer Stirn und barſchem Tone dem faſt vor ihm erſchreckenden Röschen zu, und das raſche

Windmüller-Mädchen griff in demſelben Augenblick nach dem Zügel. Aber ſo erbittert, ſo wüthend ſaſt der Oberamtmann über den, die Weiterreiſe verzögernden Zufall, ſo wenig er jetzt zu irgend einer Unterhaltung aufgelegt ſchien, ſo weilte ſein Auge doch mit einer Art Verwunderung auf Röschens Geſtalt, und ſein Blick ſchien ſie oft ſcharf zu meſſen, als gelte es hier einen auszuhebenden Recruten. „Wem gehörſt du an, Mädchen!“ fragte er, und ſchien irgend etwas zu überdenken.

Röschen nannte ihren Vater. Warring eilte nun zum zweiten Wagen, und klopfte den Hut ziehend, ans Fenſter. Es wurde herunter gelaſſen. Nachdem er einige Minuten eifrig hinein geſprochen, kam er haſtig zu Röschen zurück.

„Haſt du kein Obſt, keinen Strauß bei der Hand, mein Kind? aber gleich, augenblicklich!“ — —

„Nichts, als einige recht ſchönrothe Jungferäpfel noch auf dem Baume, die ich für die Frau Pathe Conrectorin in der Stadt aufgeſpart habe, oder fette Ziegenmilch, wenn Ihnen damit gedient wäre,“ — erwiederte Röschen kleinlaut.

„Lauf ſo ſchnell du kannſt, und bring' die Aepfel der jüngſten Dame im zweiten Wagen!“

Röschen ließ ſich dieß nicht zweimal ſagen, ſprang ſchnell nach einer Leiter, pflückte die lieblich benannten Früchte wie im Fluge, hielt ſie, in Ermangelung eines Tellers, ſonder Arg, mit dem Arm ans hochwallende Mieder, und wäre, als ſie im Wagen drei vornehme Frauenzimmer erblickte, vor Blödigkeit faſt wieder davon gelaufen, hätte ſie nicht der ſchon hinter ihr ſtehende Warring daran verhindert. Die jüngſte und ſchönſte der Damen nickte mit unbeſchreiblicher Huld, wie bejahend, dem Oberamtmanne; und hielt durch den freundlichſten Dank und verſchiedene Fragen, Röschen noch bei dem Wagen, als jener ſchon den alten Windmüller aufgeſucht und bei Seite gezogen hatte.

„Du haſt vordem als Soldat gedient?“ — fragte Warring den Alten.

„Ich diene aufs neue, wenn der König mich braucht!“ erwiederte jener mit aufblitzendem Feuer.

„Würdeſt du etwas wagen, um ihm einen wichtigen Dienſt zu leiſten?“ — —

„Für unſern König? — Mein Leben, Herr!“

„Auch deine Tochter?“

„Meine Tochter?“ — fragte der Müller erſtaunt, und ſchüttelte den grauen Kopf — Wie ſoll ich das verſtehen?“

„Auch nicht, wenn ich ſie begleite, wenn ich dir verſpreche, nicht von ihrer Seite zu weichen?“

„Sie, Herr Oberamtmann? — Sie wollten — bedenken Sie nicht die drohende Gefahr — die königlichen Caſſen —?“

„In dir, Alter! rinnt ächtes Blut, wie in mir; du kannſt alles wiſſen! — Auch nicht, wenn" — Warring ſagte ihm das übrige heimlich ins Ohr.

„Ja, ja!" — fiel der Müller nach einer Weile, vor Beſtürzung bleich und kaum die Thränen zurückhaltend, ein — „in Gottes Namen, wenn dem ſo iſt — ich will mit ihr reden!"

Warring ſchickte Röschen zu ihrem Vater, und dieſer ging mit ihr hinter den Gartenzaun. Bald kamen beide wieder zum Vorſchein, und Röschen, obwohl dem Weinen nahe, nickte dem finſterblickenden Oberamtmann ſo freundlich, als ſie ſonſt kaum Vater und Bruder, wenn ſie vom Jahrmarkte zurückkamen, zuzunicken gewohnt war.

Das gefallene Pferd war indeſſen aus dem Wege geſchafft, und ein anderes angeſpannt. Man nahm aus dem zweiten Sechsſpänner ein Päckchen, in ein weißes Tuch geſchlagen. Alle Wagen bis auf zwei, zu welchen ein Theil der Bedeckung geſandt wurde, fuhren eilig weiter. In die erſte der zwei zurückgebliebenen Kutſchen ſtieg, ſo große Augen der Bruder auch machte, ſo ſehr er den Vater bat, es nicht zuzugeben, das liebliche Röschen. Der Oberamtmann ſetzte ſich wieder auf, und fort ohne weiteres folgte auf demſelben Wege auch die zweite Abtheilung des Zuges.

Warring, der von nun an die Oberaufſicht zu führen ſchien, befahl anfänglich, gemächlicher zu fahren. Nur erſt, da von Zeit zu Zeit mehrere Verſprengte ſich zeigten, drang er auf größere Eile, ritt dann ſelbſt mit unermüdlichem Eifer bald vor, bald zurück, und rief den Flüchtlingen zu: „Hieher! Hieher! hier iſt Euer Platz, wenn Ihr Ehre kennt — in dieſem Wagen flieht Prinzeſſin Sophie!“ — Dies einzige Wort war hinreichend, auch dem Erſchrockenſten wieder Muth einzuflößen, und bald hatten ſich gegen funfzig Mann um die Wagen geſammelt. Ein Lieutenant mit ganz verbundenem Kopfe, finſter in ſich gekehrt, und ohne Worte, nur mit dem Säbel commandirend, ſetzte ſich an ihre Spitze.

Hatte man gleich auf der letzten Station die Pferde gewechſelt, ſo bedurften doch jetzt Mehrere des Gefolgs Erholung. Ein, unweit der Landſtraße gelegener Edelhof, bot dazu Gelegenheit. Man hielt. Eine Dame im weißen Schleier und grünem Jagdkleide, von zwei andern begleitet, ſtieg aus, verweilte, ohne mit jemand zu ſprechen, ein Viertelſtündchen in dem Schloſſe, und ward dann wieder in den Wagen gehoben. Beidemale riſſen ſelbſt die gemeinen Soldaten, wie vom Blitz ergriffen, ihre Säbel heraus, und ſchwuren unter wildem Zuruf, die Prinzeſſin zu ſchützen oder zu ſterben!

Die Reiſe gieng von neuem vorwärts; Warring blieb eine kurze Zeit zurück. Nach wieder einer Weile fing er an, unaufhörlich ab- und zu zu reiten; die Angſt trieb große Tropfen auf ſeine gefurchte Stirn. Er ſprach leiſe in den erſten Wagen, erhielt einen Damenmantel herausgereicht, befahl dem Kutſcher, von der Landſtraße auszubeugen, und blieb abermals zurück.

Nach ungefähr einer Viertelſtunde ſprengten im Rücken, was die Pferde nur laufen wollten, leichte feindliche Reuter auf der Straße daher; ein an eine Lanze befeſtigter Damenmantel diente dem Trupp zur Standarte. Wie in einer Art Verzweiflung rief Warring: „Nun gilts!“ nun — riß in demſelben Augenblicke den Radedeckel vom Vorderrade des erſten Wagens, daß das Rad weit davon hinrollte, und der Wagen ſtürzte.

„Verräther!“ — ſchrie der Lieutenant, und drang wüthend mit dem Säbel auf den Oberamtmann ein. „Halt, halt ein!“ — rufte der feindliche Major in gebrochenem Deutſch dieſem zu, und hatte ihm faſt eben ſo ſchnell den Säbel entwunden. Zu gleicher Zeit ſah ſich das ganze tapfere Häuflein von Feinden umringt.

Der Lieutenant zog ſein Piſtol, ungewiß, ſolle er es auf den Feind, oder auf ſich ſelbſt, abdrücken; aber die Beſorgniß, daß im Fall eines Kampfs das Leben der Prinzeßin der Gefahr mit ausgeſetzt ſey, lähmte ſeinen Muth. Er ergab ſich. Der Major (er ſoll Karſakow geheißen haben) ritt mit ſeinem Adjutanten an das bereits geöffnete Wagenfenſter.

Hier begrüßte er die Damen mit aller ihm möglichen Artigkeit, und mühte ſich ab, in jeder der ihm geläufigen Sprachen eine verbindliche Anrede herauszubringen. Die verſchleierte Dame verbeugte ſich ſchweigend ein wenig; Karſakow gab Befehl, in die nächſte Stadt zu fahren, und die bärtigen Reuter, obſchon ihre Freude über den lang verfolgten unſchätzbaren Fang kaum verbergend, umgaben mit ehrfurchtsvoller Stille die Wagen. Auch dem Oberamtmann, der ſeinen Hirſchfänger freiwillig überliefert hatte, wehrte es niemand, neben dem Kutſchenſchlage zu bleiben.

Man gelangte endlich in das nächſte Quartier, ein geringes Städtchen, von den ſiegenden Truppen ganz überſchwemmt. So groß ſchon vorher die Beängſtigung und Noth der Einwohner geweſen war, ſo hatten ſie doch ihr Schickſal ſtill ertragen; nur erſt, als ein vorausgeſandter Courier dem dort commandirenden General die Nachricht überbrachte, die Prinzeßin ſey auf der Flucht eingeholt worden, und dieſe Schreckenspoſt ſich bald weiter verbreitete, ward die allgemeine Beſtürzung anfänglich zu dumpfer, alles aufgebender Verzweiflung, ſpäterhin aber zu einer Art Zuſammenrottirung geſteigert.

Kaum hatte man die hohe Gefangene im vornehmſten Hauſe des Städtchens untergebracht, als der General ſelbſt zu ihr eilte. Er fand ſie noch verſchleiert, den Kopf auf die Hand geſtützt; aber all ſeine Mühe reichte nicht aus, ihr eine Antwort zu entlocken. Die Prinzeßin ſchien ihm entweder nicht zu verſtehen, oder vom Schmerz zu betäubt, um ſprechen zu können. Er entfernte ſich daher wieder, und gab Befehl, ihre Kammerfrauen und Warring, den er für eine Art von Haushofmeiſter hielt, bei Ausübung ihrer Dienſte nicht im mindeſten zu behindern. Uebrigens ließ er alle Wachen drei- und vierfach verſtärken, und fertigte eiligſt einen Courier zu der Hauptarmee ab.

Am folgenden Morgen wiederholte der General in Begleitung des ganzen Stabes ſeine Aufwartung. Der Major, dem ein ſo unermeßlich glücklicher Fang gelungen war, und die Hoffnung auf den Orden und das Patent, als wenigſtens Oberſter, die ganze Nacht durch den Schlaf geraubt hatte, blieb am allerwenigſten zurück; ein Adjutant, vollkommen des Deutſchen mächtig, ſollte zum Dollmetſcher dienen.

Heute ſchien die ſchöne Gefangene ſich in etwas erholt und gefaßt zu haben. Obwohl noch immer verſchleiert, begrüßte ſie doch die Eintretenden mit einer ſehr huldvollen Verbeugung, und ließ ſich ſogar nach einigen kurzen Antworten geneigt finden, ihr Geſicht offen zu zeigen.

„Das wär' die Prinzeßin, Herr Major?“ — rief der Adjutant — „welch ein Fehlgriff!“

Alles drängte ſich näher.

„Ein recht ſchönes Kind haſt du aufgegriffen, Herr Bruder!“ — fiel einer der vornehmſten Offiziere, der vor kurzem Deutſchland durchreiſt hatte, ein — „und wahrlich, ähnlich, ſehr ähnlich iſt das ſchlanke Mädchen Ihrer königlichen Hoheit, aber ſie ſelbſt, auf Ehre, iſt das nimmermehr!“

Die Verwunderung und das Gemurmel verbreitete ſich durch die ganze Verſammlung. Der General, obwohl auf ſich ſelbſt erbittert, daß er ſich durch Karſakows Bericht habe täuſchen, daß er ſogar eine voreilige Nachricht in das Hauptquartier abgeſandt habe, konnte zu gleicher Zeit kaum das Lachen unterdrücken. Je mehr er nachforſchte, deſto wahrſcheinlicher ward ihm ein vorgefallener Irrthum. Karſakow knirſchte mit den Zähnen, und hätte ſich in dieſem Augenblick lieber eine Kugel durch den Kopf gejagt.

„Entſcheiden Sie ſelbſt unſern Streit“ — ließ der General endlich die Gefangene fragen — „Wer ſind Sie?“

„Windmüllers Röschen,“ — antwortete das Mädchen, halb vor Angſt, halb ſchalkhaft lächelnd, dem Adjutanten — „jetzt mögen Sie's wiſſen! Verlangen Sie aber weitere Auskunft, ſo fragen Sie den Herrn Oberamtmann!“

Der Adjutant zog augenblicklich Warring auf die Seite, und dieſer, deſſen Patriotismus ſich auf den geſpielten Betrug nicht wenig zu Gute that, war viel zu ſtolz, um etwas zu beſchönigen, oder auch nur den geringſten Umſtand zu verſchweigen.

„Auch bei Ihnen“ — antwortete er mit Feſtigkeit — „weiß man hoffentlich Treue und Pflichtgefühl zu ſchätzen, und unbeſorgt um alles, was Sie über mich beſchließen werden, mache ich Sie mit meinem, durch den Drang der Umſtände und ein Ungefähr entſtandenen, faſt über Erwarten geglückten Plane bekannt.“

„Das Vertrauen auf die Tapferkeit der Unſrigen war zu groß, um auch nur die Möglichkeit eines ſo ſchnellen Vordringens Ihrer Truppen in hieſige Gegend zu ahnen. Unſer König befindet ſich bei der Armee, die Königin in ſeiner Nähe; ſeine Schweſter wollte den ſchönen Herbſt auf ihrem Luſtſchloſſe zu * * * verleben. Niemand von uns maß den Nachrichten von der zahlreichen Verſtärkung, die Sie erhalten haben ſollen, den mindeſten Glauben bei; ſelbſt die, doch ziemlich glaubwürdigen Berichte von einem verlornen Treffen wurden anfänglich für Märchen gehalten.“

„Als endlich die Gewißheit der dießeitigen Niederlage ſich von allen Seiten beſtätigte, kannte man nichts Eiligeres, als die

Prinzeßin zu ſichern. Da ihre Fluchtreiſe den mir untergebenen Kreis berührte, in welchem ich natürlich am beſten Beſcheid weiß, mußte es meine erſte, unerläßlichſte Pflicht ſeyn, den Zug perſönlich zu begleiten."

„Ich hatte ſchon vor Ankunft der Prinzeßin über Alles die zuverläßigſten Nachrichten eingezogen; einige treue, mir ganz ergebene Eilboten ritten ununterbrochen ab und zu; ich erfuhr zuletzt ſogar, daß den feindlichen Anführern die Nähe der Prinzeßin verrathen ſey, daß einzelne Streifende ihres Heeres ſchon hie und da herumſchwärmten. Jeder verlorne Augenblick brachte augenſcheinlich unüberſehbare Gefahr."

„Stellen Sie ſich daher mein Erſchrecken vor, als in den Hohlwegen bei der Windmühle zu * * das erſte Deichſelpferd ſtürzte, ein Zufall, der den ganzen Fortgang der Reiſe wenigſtens auf eine Zeitlang unterbrach!"

In demſelben Augenblick, da ich abſaß, um ſchleunigſt Anſtalt zu treffen, fiel mir die

Tochter des Windmüllers und ihre ſehr täuſchende Aehnlichkeit mit der Prinzeßin in die Augen. Der Entſchluß, die Gefahr wenigſtens zu theilen, folgte dieſer Bemerkung auf dem Fuße.“

„Kaum hatte mein Einfall von der Prinzeßin und Obriſthofmeiſterin Genehmigung erhalten, als ich ſchleunigſt Vater und Tochter in das Geheimniß zog. Die Prinzeßin wird, ihrer Schönheit und Güte wegen, von den Unterthanen faſt angebetet; der alte Müller iſt ein Ehrenmann, ſeine Tochter ein braves verſtändiges Mädchen!“

„Es ſtand daher der Ausführung meines Vorhabens nichts im Wege. Die geängſteten Damen reichten mir auf mein Verlangen das gewöhnliche Reiſekleid der Prinzeßin und andere Kleinigkeiten aus dem Wagen, um die, jetzt ſo wichtige Maskerade veranſtalten zu können. Ich überließ die ächte Prinzeßin der Obhut des Beſchützers dort oben, und zögerte ein wenig mit der Reiſe der unächten.

Sollten wir ja einem feindlichen Corps in die Hände fallen, ſo gewann dadurch wenigſtens die Prinzeßin einen Vorſprung.“

„Begreiflicher Weiſe, mußte mir daran liegen, den von mir begleiteten Wagen einen Schein von Bedeutung zu geben; in dieſer Abſicht zog ich alle auf uns ſtoßende Flüchtlinge an mich, ohne ihnen das Geheimniß zu entdecken. Selbſt den, mit uns gefangenen Lieutenant ließ ich in dem Irrthum.“

„Der kurze Aufenthalt in einem Edelhofe unweit der Landſtraße mußte den Kammerfrauen dazu dienen, das Müllermädchen noch vollſtändiger in die Prinzeßin zu verwandeln. Um, ſelbſt im Fall einer Gefangennehmung, einer zu frühzeitigen Entdeckung zuvor zu kommen, und ſo der wahren Prinzeßin deſto mehr Zeit zum Entkommen zu verſchaffen, nahm ich die Kleidung des Müllermädchens an mich, und warf ſie bei Fortſetzung der Reiſe in ein Gebüſch.“

„Da ich von Zeit zu Zeit die Gegend

recognoscirte, und durch das Fernrohr einen feindlichen Trupp, ohne Zweifel die Leute des Herrn Majors Karſakow, in unſerm Rücken entdeckte, fand ich für gut, dieſe Verfolger irre, und von dem Wege, welchen die Prinzeßin eingeſchlagen, abzuführen. Ich ließ mir einen Mantel der Prinzeßin geben, und warf ihn, als ſey er auf der Flucht verloren gegangen, gerade dahin, wo ſich der von mir erwählte Weg von der Hauptſtraße ablenkte.“

„Bald ſah ich den Mantel als feindliches Panier hinter uns wehen, zugleich aber, daß es für uns unmöglich ſey, den Verfolgern zu entgehen. Ich beſchleunigte daher unſere Gefangennehmung, die ohnedieß nicht viel länger zu vermeiden ſtand. Je früher ſich das Gerücht von Einholung der Prinzeßin verbreitete, deſto gewiſſer mußten nach meiner Vermuthung alle übrige Anführer vom Nachſetzen abſtehen.“

„Den weitern Verfolg wiſſen Sie, der Hauptſache nach, ſelbſt. Das wackere Müllermädchen hat ihre von mir eingelernte Rolle ſchnell begriffen, und völlig zu meiner Zufriedenheit ausgeſpielt. Ich hoffe zu Gott, daß die Prinzeßin ſich bereits an einem Orte befindet, wohin Ihre Armee nie, wenigſtens ſo bald nicht, zu dringen im Stande iſt. Sagen Sie dieß alles dem Herrn General. Ich bin in ſeiner Hand; ich habe die Ihrigen getäuſcht, aber ich habe nur meine Pflicht gethan!“

Als der Adjutant dieſe Erzählung dem General hinterbracht hatte, ſah dieſer zwar rauhe, aber edle Krieger, daß, bewandten Umſtänden nach, hier wenig anders zu thun ſey, als den Schimpf der begangenen Uebereilung durch Abſendung eines zweiten Couriers, ſo viel als möglich, auszuwetzen. Er ballte gegen die ſchlaue Müllersdirne und dann gegen den Oberamtmann, die beide durch ihre Treue und Verſchlagenheit ſein Wohlgefallen erregt hatten, mit verſtelltem Zorne die Fauſt, und gab Befehl, ſowohl ſie ſelbſt, als die übrigen Mitgefangenen, gut zu verhalten. Dann erſäufte er, nebſt Karſakow, der von nun an ihm und den übrigen Offizieren zur Zielſcheibe des Spottes dienen mußte, den Unmuth über die gegebene Blöße bei einem prächtigen Gaſtgebot; es blieb ja leider nichts übrig, als zu einem mißlichen Spiele gute Miene zu machen! —

Nach einigen Tagen, als er mit ſeinen Offizieren abermals weidlich banquettirte, und die vornehmſten Frauen des Städtchens, die von dem geſpielten Betruge Nachricht erhalten hatten, mit Erlaubniß des Generals, das Windmüllerröschen im Arreſt aufs beſte bewirtheten, wurde plötzlich Lärm geblaſen, und neues Schrecken verbreitete ſich durch das ganze Städtchen.

Doch ſchon nach Verlauf einer Stunde kehrte die aufgeſeſſene Reuterei mit einigen erbeuteten Pferden und mit Gefangenen zurück, an deren Spitze ſich — Warrings Neffe, Gotthelf, befand.

Niemand, außer dem Oberamtmanne, hatte bis jetzt die wahre Urſache ſeines, faſt in Melancholie ausartenden Trübſinns geahnet; doch jetzt fand ſich für den Scharfſichtigern Gelegenheit, den Baum an ſeinen Früchten zu erkennen.

Gotthelf vereinigte in ſich ſchon von früher Jugend auf mit der vortheilhafteſten Geſtalt einen faſt grenzenloſen Ehrgeitz, mit ſehr hohen Talenten eine, durch nichts zu ermüdende Beharrlichkeit. Die ſtrenge Zucht des Oheims konnte nur dazu dienen, die in dem Neffen ohnedieß ſchlummernde Glut noch mehr anzufachen, und ſo war es eben nicht zu verwundern, daß der Jüngling auf der Univerſität überall Auszeichnung, und ſelbſt in den höhern Kreiſen zuvorkommende Aufnahme fand.

Vielleicht jeder andere, ihm ähnliche Feuerkopf wäre bei dieſer ſo günſtigen Gelegenheit, auch von Amors Pfeilen nicht ungeſtraft geblieben; allein ſo artig ſich Gotthelf gegen das ſchöne Geſchlecht zu benehmen verſtand, ſo kalt und gefühllos blieb doch, dem äußern Anſcheine nach, ſein Herz. Und dennoch täuſchte dieſer äußere Schein, und dennoch entglomm in dieſem Herzen eine, nah an Wahnſinn ſtreifende Leidenſchaft.

Gotthelf, der von je immer nur nach dem Größten geſtrebt, dem der Eintritt in die Welt nur geringe Bemühung gekoſtet hatte, äußerte ſchon früh gegen ſeine wenigen vertrauten Freunde, daß, ſolle er ſich einmal verlieben, der Gegenſtand ſeiner Verehrung gewiß ein ſehr würdiger, ein ſehr erhabener ſeyn werde. Man hielt dieß für einen vorübergehenden, tollen Gedanken, aber freilich konnte man damals noch nicht vermuthen, daß die allgemeinen Lobpreiſungen, womit Dichter und andere Künſtler — die Prinzeſſin Sophie erhoben, auf ſein Herz tiefen Eindruck gemacht hatten.

Ein Bildniß der Prinzeßin, das er ſich zu verſchaffen wußte, verſtärkte dieſe thörigte

Neigung nicht wenig, und Gotthelf ruhte von nun an nicht eher, bis er von ſeinem Oheim die Erlaubniß erhielt, nach dem Abgange von der Akademie eine Reiſe nach der Hauptſtadt anzutreten.

Kaum war es ihm hier gelungen, die Prinzeßin, welche in der That für ein Meiſterſtück der Schöpfung gelten konnte, zu erblicken, als ſeine verwegene Glut nur noch höher aufloderte. Er ſuchte jede Gelegenheit auf, die Prinzeßin von neuem zu ſehen, und ein unglücklicher Zufall, der jedoch von ihm für die ſchönſte Blüte ſeines ganzen Lebens gehalten wurde, fügte es, daß Sophie bei einem Spazierritte durch den Luſtgarten in ſeiner Nähe ihre Reitgerte verlor. Gotthelf ſtürzte herzu, den ihm unermeßlich dünkenden Fund aufzuheben und der ſchönen Beſitzerin wieder zu überreichen; die Prinzeßin dankte dem wohlgebildeten Fremdling mit einem freundlichen Blick ihrer feurig blitzenden Augen — und nun war der Unglückliche verloren,

loren, nun war er von ihrer geheimen Gegenliebe überzeugt!

Als ihn die wiederholten, und zuletzt ſehr geſchärften Befehle des Oheims endlich nöthigten, zu dieſem zurück zu kehren, ſah der Alte alle von dem Jünglinge geſchöpfte Hoffnung gänzlich vereitelt. Wenige, von Gotthelf in halber Geiſtesabweſenheit hingeworfene Winke belehrten ihn auch bald über die nähere Veranlaſſung, und er überzeugte ſich nun, ſtatt eines lebensfrohen Jünglings, aus dem er einen brauchbaren Geſchäftsmann zu bilden ſich vorgeſetzt hatte, einen in ſich gekehrten, der Verrückung nahen Schwärmer zurück erhalten zu haben.

Dieſe traurige Wahrnehmung konnte jedoch Warring nicht vermögen, von dem Bedauernswerthen, den er einmal als Sohn angenommen hatte, ſeine Hand abzuziehen. Vielmehr bemühte er ſich, Gotthelfs Schwermuth, bald durch Beſchäftigung, bald durch kleine Reiſen, zu zerſtreuen. Dieß gelang denn auch, da Gotthelf in ganz lichten Augenblicken ſeine Tollheit ſelbſt erkannte, und eifrig an ſeinem Herzen arbeitete, wenigſtens in ſo weit, daß der Neffe in jeder Hinſicht einen der geſchickteſten Arbeiter abgab, und nur noch zu Zeiten auf einſamen Spaziergängen ſeiner fixen Idee nachhing.

Doch auch dieſe Rückkehr zu ſeiner Verirrung trat immer ſeltener ein, und nur noch ein leiſer Anflug von Exaltation hätte dem Menſchenkenner in Gotthelfs Weſen auffallen können, als, kurz nach Warrings Abreiſe, deren Urſache er vor dem Neffen abſichtlich verbarg, auch zu dieſem, erſt die Nachricht von der Gefahr der Prinzeßin, und bald das Gerücht von ihrer Gefangennehmung, gelangte.

Von dieſem Augenblick an erſchien er als ein anderer, aber auch höherer Menſch. Der Gedanke, die heimlich Angebetete aus den Händen der Feinde wieder zu befreien, dünkte ihm nicht viel weniger, als ein Werk göttlicher Eingebung, und dieſe Ueberzeugung lieh ihm zugleich eine Klugheit und Beredſamkeit, daß er zu Ausführung ſeines Entſchluſſes auch einige andere, leicht zu entflammende Gemüther mit ſich verbündete.

Noch am Abend deſſelben Tages verließ er mit mehrern Berittenen und in der Eil Bewaffneten ſeinen Aufenthalts-Ort, erkundigte ſich allenthalben aufs genaueſte, raffte allenthalben Flüchtlinge zuſammen, und drang mit ſehr ſchlauer Vorſicht auf Abwegen faſt mitten durch die Feinde, bis zu dem Städtchen, wohin, dem Gerücht nach, die Prinzeßin gebracht worden war. Daß es hier der Ueberlegenheit des Feindes ohne große Anſtrengung gelang, ein Häuflein unbeſonnener, größtentheils im Kampf nicht geübter Jünglinge zu überwältigen und zu entwaffnen, iſt leicht zu begreifen.

Als der alte Warring, der ſich durch ſeine Feſtigkeit und Treue bei den feindlichen Offizieren in große Achtung geſetzt hatte, und den Grund von Gotthelfs Tollkühnheit augenblicklich errieth, von der unvermutheten Gegenwart ſeines Neffen Nachricht erhielt, bat er, um deſſen Schickſal zu erleichtern, bei dem General um Gehör. Dieſer, ob er ſchon die Entdeckung von der wahnſinnigen Leidenſchaft des Jünglings, mehr für eine, zu deſſen Entſchuldigung erſonnene Erdichtung, als für Wahrheit, anſah, fand gleichwohl das Ganze ſo drollig, und wenigſtens ſo unbedenklich, daß er Warring recht gern die Erlaubniß ertheilte, den Neffen mit in ſeinen eignen Arreſt bringen zu laſſen.

„Du biſt zu ſpät gekommen,“ redete Warring Gotthelf an, als er eintrat. — „Hier iſt die Prinzeßin!“

„Gott! — Sie iſt's — iſt's nicht — und iſt's doch!“ — rief der junge Feuerkopf, und ſtand einige Minuten von Röschens Anblick wie verſteinert.

Die Hoffnung, durch dieſe Cur den geliebten Neffen für immer der Menſchheit zu retten, blitzte in dieſem Augenblick durch den Kopf des herrlichen Alten.

„Beſinne dich, Gotthelf,“ — rief er gutmüthig, und faßte ihn bei der Hand. — „Alles iſt Täuſchung; nicht die Prinzeßin iſt dieß, aber ein wackeres, ihr ſehr ähnliches für König und Vaterland warm fühlendes Mädchen, das ſich zur Rettung der Königs-Tochter freiwillig zum Opfer darbrachte!“

Noch immer ſtand Gotthelf, wie von einem lebhaften Traumbilde gefeſſelt, und erhob die ſtarrblickenden Augen bald aufmerkſam zu dem Oheim, bald entzückt zu dem freundlichen Röschen. Erſt als Warring ihm den ganzen Zuſammenhang weitläuftig erzählt hatte, und das ſchöne Röschen, Gotthelfs Verirrung kaum von fern ahnend, ihm mitleidig die runde, obwohl von Arbeit gehärtete Hand reichte, ſchien Gotthelf in das würkliche, ja in ein glücklicheres Leben zurück zu kehren. Die Ueberzeugung, daß ein zweites, ſeinem Ideal täuſchend ähnliches

Weſen lebe, zu dem er ohne Furcht aufblikken dürfe, der Gedanke an Röschens heroiſchen Patriotismus, das gehäufte wunderbare Zuſammentreffen ſo vieler traurig ſcheinender, und doch glücklicher Ereigniſſe, endlich Röschens blühende, hinreißende Schönheit, der ſüße Ton ihrer Stimme, der bezaubernde Blick ihrer ſchwarzen Augen, alles, alles dieß drang wohlthätig auf den Jüngling ein. Es fiel wie Schuppen von ſeinen Augen, es löſte ſich, wie ein zwängender Harniſch, von ſeinem Herzen; er fühlte ſich glücklich und ruhig, er athmete nach langer Zeit wieder frei, und kannte von nun an keinen höhern Wunſch, als dieß Abbild ſeines Ideals einſt ſein nennen zu können.

So ſtanden die Sachen, als nach Verfluß von ohngefähr einer Woche, der General Antwort auf ſeine Rapporte erhielt. Da dieſe es ihm geſtattete, Warring, Gotthelf und Röschen mit den beiden Frauen zu entlaſſen, wohin ſie ſelbſt Luſt hätten, ſo ſtand er keinen Augenblick damit an, ihnen ihre Freiheit anzukündigen. Warring und alle andere faßten den Entſchluß, ſich einſtweilen nach dem Hauptquartier ihres Königs zu begeben, und erhielten von dem, ſie mit Wohlgefallen entlaſſenden General noch zu mehrerer Sicherheit eine kleine Bedeckung, die ſie bis an die Vorpoſten brachte. —

Weit ſchlimmer, als der muthigen Tochter, war es indeſſen zu Hauſe dem Vater Michael und Bruder Conrad ergangen. Ein großer Theil der feindlichen Armee marſchirte gleich nach gewonnener Schlacht durch die Gegend der Windmühle; ſtreifende Abtheilungen, Marodeurs und mancherlei lüderlich Geſindel folgten. Was Plünderung übrig gelaſſen hatte, die Mühle und das Haus mit leeren Wänden, wurde zuletzt ein Raub der Flammen.

Lange ſchon waren Michael und Conrad ohne Obdach, gleich Bettlern, herumgewandert, als die, für ſie wenigſtens betäubende Nachricht zu ihnen gelangte, die wahre Prinzeſſin ſey gerettet worden, aber eine andere an ihrer Statt in die Hände des Feindes gefallen. Die Liebe zu Tochter und Schweſter, die Angſt um ſie, erwachten in beiden mit unbeſiegbarer Stärke; ſie beſchloſſen, die Verlorne, ſey es auch mitten durch die Haufen der Feinde, aufzuſuchen, oder wenigſtens nicht eher zu raſten, bis ſie von ihrem Schickſale etwas Näheres erfahren hätten.

Beinahe ſechs Wochen lang ſtrichen ſie unter fruchtloſen Nachforſchungen, nur von dem Mitleid anderer lebend, doch auch wegen ihrer Dürftigkeit ohne alle Anfechtung, als ſogenannte Feierburſche raſtlos herum; da nöthigte ſie eines Abends Müdigkeit und Erſchöpfung, in einem, ohnweit der Heerſtraße liegenden Dorfe ein Nachtlager zu ſuchen.

Fiel es ihnen hiebei gleich anfänglich auf, daß die Gegend umher ſo ganz ausgeſtorben und leer ſchien, ſo erriethen ſie doch bei mehrerer Annäherung leicht den Grund; das Dorf war jetzt ein rauchender Schutthaufen.

Indem ſie deſſen ungeachtet — denn ihnen konnte dort eben ſo gut eine Streu, und Schutz vor Wind und Wetter, zu Theil werden, als irgendwo ſonſt — auf die Brandſtelle zuwanderten, erblickten ſie bei aufgehendem Mondſchein eine weibliche Geſtalt, die, mit dem Rücken an einen Baumſtamm gelehnt, feſt zu ſchlummern ſchien, und deren Geſicht ein herabgeſunkener Stohhut bedeckte. Sie traten näher, und gewahrten, zwiſchen Beſtürzung und Freude getheilt, Röschens wohlbekannte Kleidung; ſie wollten ſie aufwecken, ſchoben den Strohhut zurück — es war ein mit Blut bedeckter, ſchon ganz in Verweſung übergegangener weiblicher Körper. Ein Stich in die Bruſt, allem Anſcheine nach von einer Lanze, ließ das Entſetzlichſte ahnen. —

„Als deine Todtengräber müſſen wir dich hier finden, armes Röschen?“ — ſtotterte nach langem Schweigen, ohne Thränen für ſeinen Schmerz zu finden, Vater Michael —

„guter Conrad, geh' ins Dorf, und ſuche, ob du ein paar Spaten finden kannſt!“

Conrad vermochte nicht zu antworten, ſah unverwandt nach dem Leichnam, weinte, rang die Hände, raufte ſich die Haare.

„Soll mein Kind unbegraben hier liegen?“ — fieng der Vater wieder an — „meine Füße tragen mich nicht weiter; ſonſt gieng ich wohl ſelbſt nach dem Dorfe.“

Der Alte legte ſich nach dieſen Worten neben den Leichnam nieder; Conrad ſchlich zum Dorfe, und kam bald mit Hacke und Spaten wieder. Dann ſcharrten beide, in ihrem Schmerz ganz verſunken, eine Grube, und legten den Leichnam hinein; nur der Mond war ein ſtiller Zeuge der Thränen, die vom Auge des Greiſes und Jünglings auf die Erdſchollen träufelten.

Nun war für beide auch die letzte Hoffnung verloren!

Ohne Zweck, ohne Luſt zu leben, durchzogen ſie von neuem das faſt ganz verwüſtete

Land, und fanden endlich in einer Mühle, als Knappen ein Unterkommen. Konnte auch der Alte, von Gram zur Erde gebeugt, nur noch wenig arbeiten, ſo übertrug ihn die jugendliche Kraft des Jünglings, und das Mitleid mit ſeinem Schickſal hielt jedermann ab, etwas über Vermögen von ihm zu fodern.

Endlich ſcholl, gleich der Stimme eines Engels, der Freudenruf von einem geſchloſſenen Frieden, und bald erhielt dieſe Nachricht volle Beſtätigung. Alles jubelte und ſchöpfte Hoffnung auf beſſere Zeiten. Nur Michael und Conrad blieben gleichgültig dabei.

Doch auch ſie ſollten getröſtet und wieder erfreut werden. Faſt zugleich mit der Friedenspoſt verbreitete ſich im ganzen Lande die Erzählung von Prinzeßin Röschen, und bald erfuhr man auch an Michaels Aufenthalts-Orte, daß das ſchöne Müllermädchen ſowohl bei Prinzeßin Sophien, als bei der Königin, in großer Gunſt ſtehe, und nur um deswillen bekümmert ſey, weil alle, nach Vater und Bruder angeſtellte Nachforſchungen zur Zeit ohne Erfolg geblieben wären.

„Auf die Wanderſchaft! Nach der Hauptſtadt!“ — rief Michael, der Hoffnung nicht trauend, doch vor Freude zitternd, Conraden zu. Sein Meiſter erbot ſich freiwillig zu einem Vorſchuſſe, und beſtellte ſelbſt eine Fuhre.

Da ſie in der Hauptſtadt ankamen, und als nächſte Verwandte des guten Röschens bekannt wurden, wollte alles ſie ſehen; am nächſten Morgen wurden ſie zu Hofe beſchieden. Röschen, ſchon von weitem darauf vorbereitet, mußte ihrer im Vorzimmer der Königin warten; auch Warring und Gotthelf, welcher letztere auf der Reiſe und während des übrigen Zuſammenſeyns mit Röschen ihre ganze Liebe erworben hatte, waren gerufen worden.

Und kaum öffneten ſich dem Müller und ſeinem Sohne die Thüren, als ſie und Röschen, ohne zu bedenken, wo ſie waren, einander um den Hals flogen; jetzt lag es am Tage, daß irgend eine dritte Perſon Röschens, von Warring ins Gebüſch geworfene Kleider gefunden, und ſich damit bekleidet haben mußte.

Die ſich Wiederfindenden kannten ihrer Freude kein Ende, und nur Gotthelf, deſſen Eiferſucht im Bruder einen ältern, glücklichern Liebhaber zu ſehen argwohnte, entfiel auf Augenblicke ſeinen Himmeln.

Und ſchon trat die Königin und Prinzeſſin, die dieſe Scene hinter einer Gardine beobachtet hatten, in den Saal. Die Prinzeßin dankte mit hinreißender Huld Warring und dem beſchämten, vor ſich ſelbſt erröthenden Gotthelf, Michael und Röschen für ſo große Treue und Liebe; die Königin ſchlug dem alten Müller, huldvoll lächelnd, Gotthelf zum Schwiegerſohne vor, und verſprach, ſelbſt für Röschens Ausſteuer zu ſorgen.

Das Ende läßt ſich errathen. In kurzem wurde Gotthelf und Röschen in der Hofcapelle getraut. Die Königin ſetzte Prinzeßin Röschen, — ſo nannte man das brave Müllermädchen allgemein — mit eigner Hand eine, mit bräutlichen Mirten umgebene Krone auf, und ſchenkte ihr einen Mantel, nach der in ihrer Gegend üblichen Art, nur prächtiger und von brennenderer Farbe. Die Prinzeßin ließ auf ihre Koſten Windmühle und Haus weit herrlicher wieder aufbauen, in welchem, nachdem Knapp Conrad ſich eine hübſche Müllerin ausgeſucht hatte, Michael, als doppelter Großvater ſeine Tage beſchloß. Der König ernannte Gotthelf, deſſen Geiſt jetzt von neuem aufgelebt, und an dem nie wieder eine Spur ſeiner frühern Verirrung zu entdecken war, auf Warrings Anſuchen, zu deſſen Nachfolger, und ertheilte nicht nur den künftigen Bräuten in jenem Dorfe das Recht, bei der Trauung eine Krone zu tragen, ſondern wies auch der Prinzeßin-Windmühle bei jeder künftigen Hochzeit aus der Hof-Kellnerei drei Eimer Wein an, die, zum ewigen Gedächtniß der treuen Windmüllers-Familie, jederzeit von den Gäſten daſelbſt getrunken werden müſſen.

5.

Die Vaterſchaft.

1.

Die Pfirſchen.

Mit vorſichtig geſpitzten Fingern brach Ehrn Trautmann, der erſt ſeit ein paar Jährchen wohlbeſtallte Schulmeiſter zu Wilmsdorf, die ſchönſten Spalier-Pfirſchen, und bettete ſie behutſam Stück für Stück in die Weinblätter des, von ſeiner Frau ihm vorgehaltenen Körbchens. „Nein,“ — ſagte er mit dem Lächeln der Behaglichkeit — „ſo groß und ſchön zieht ſie keiner im ganzen Kreiſe! Sieh nur, Tinchen! Sind ſie doch wie ein Schnee im Abendroth! Doch dafür biege ich auch, wenn ſie noch ganz grün ſind, ſorgfältig alle Zweige und Blätter davon ab, daß ſie ſich recht ſonnen können, und roſige Wangen kriegen, wie du ſonſt beim Tanze!“

„Doch dafür, Samuel!“ — unterbrach ihn, mit den ſchwarzen Augen liebreich flehend, Chriſtinchen — „darfſt du mir dieſe auch nicht in die Stadt zum Verkauf ſchikken. — Nein, dieſe ſollen der Oberſtin! — — Mann! und das mußt du mir verſprechen! Wenn ich“ — ſie ſah ſchamhaft auf ſich herab — „Nun, mit einem Wort, die Oberſtin muß vor allen Andern unſere Frau Gevatterin werden, und ich habe auch ſchon halb und halb ihr Verſprechen!“

„Höre, lieber Samuel!“ — fuhr ſie feuriger fort, und ſchlang dabei vertraulich die Hand um ſeinen Nacken — „das iſt dir ein Weib, das in ihrer Art wohl eben ſo einzig iſt, als deine Pfirſchen, und wenn ich was zu ſagen hätte, die müßte mit unſerm gnädigen Herrn ein Paar werden! Kommt ſie dir doch vorgeſtern, da ich nach dem Flachſe ſehe, mit dem kleinen Junker beim

Reine vorbeigefahren. Nun, ſie trug nur ein Reiſekleidchen von grünem Tuche — denn ſie war wieder einmal in der Stadt geweſen, wo ſie ihr das Leben recht ſauer machen — aber warlich! ſie ſah doch geradeswegs aus, wie ein leibhaftiger Engel! Ich war ordentlich froh, daß du nicht dabei warſt! — Kurz, Männchen, wenn du mir eine Liebe thun willſt, ſo ſchenkſt du die Pfirſchen mir, und ich ſchicke ſie mit Taubenhinzen nach Hellbrunn!"

Die ſchmeichelnde Rednerin wußte dieſe Worte mit ſo zärtlichen Blicken und Liebkoſungen zu begleiten, daß Samuel mit Vergnügen einwilligte, und ſogar verſprach, die kleine Fruchtſpende durch etliche Reime zu verherrlichen, eine Geſchicklichkeit, auf deren Ausübung ſeine ſchulmeiſterliche Eitelkeit ſich zu Zeiten etwas einbildete. Arm in Arm, und faſt Wange an Wange, wandelte das glückliche Pärchen in das Schulhaus.

2.

Der Behorcher.

Doch ſo unbeobachtet ſie ſich bei dieſer Scene ehelicher Zärtlichkeit geglaubt hatten, ſo war doch ein recht aufmerkſamer Zeuge zugegen geweſen, und noch dazu ihr eigener Gerichtsherr und Kirchen-Patron!

Dieſer, ein Baron von Malten, ſtand noch nicht in den Dreißigen, hatte aber dennoch in Hinſicht des weiblichen Geſchlechts mancherlei Erfahrungen gemacht. Sein heiteres Temperament zog ihn früh in die große Welt. Er diente eine Zeitlang aus Neigung unter der Garde, und erwarb ſich durch Ausführung mancher toller und leichtſinniger, doch nie ſchlechter Streiche, eine Art von Berühmtheit. Sein anſehnliches Vermögen und ſeine einnehmende Geſtalt wendeten ihm in allen angeſehenen, beſonders in den weiblichen Zirkeln, nicht geringe Gunſt zu. Eine Weile ſpielte er mit der Liebe wie mit einer zahmen Schlange; ſpäterhin verliebte er ſich ernſtlich in eine reizende, aber eben ſo coquette Gräfin, die ſeine Huldigung anfänglich mit der größten Zärtlichkeit annahm, ſich aber, da ein noch reicherer Freier erſchien, von ihm zurück zog. Dieſe für ihn ſehr ſchmerzliche Hintanſetzung ward ziemlich ſtadtkundig, und bewog ihn zu dem Entſchluſſe, wider den Willen ſeines mütterlichen Onkels, des Kriegsminiſters, ſeinen Abſchied zu nehmen, und ſich auf ſeine Güter zurückzuziehen. Er entſagte nun jedem Gedanken an eine Verheirathung, und wollte ganz als Philoſoph leben, eine Rolle, wozu weder ſein Alter, noch die Unruhe ſeines Geiſtes, im mindeſten paßte!

Dennoch blieb er ihr eine Zeitlang getreu, und beſchäftigte ſich auf ſeinem väterlichen Schloſſe blos mit Lektüre und Oeconomie. Seine einzigen Vergnügungen beſtanden theils in kleinern oder größern Reiſen, theils in der Jagd, wovon er ein leidenſchaftlicher Liebhaber war.

3.

Der Bote.

Auch an dieſem Morgen war er mit Büchſe und Hund ausgegangen, und wollte eben zum Mittageſſen zurück kehren, als er im Vorbeigehen am Zaun des Schulgartens ein koſendes Flüſtern vernahm. Er ſelbſt hatte dem jungen Schulmeiſter die Stelle gegeben, und die artige Cantorstochter, die Ehrn Trautmann bald nachher heimführte, ſtach ihm zu Zeiten noch etwas mehr, als er nach ſeiner im Ganzen rechtlichen Denkungsart ſelbſt wünſchen konnte, in die Augen.

Dieß geheime Wohlgefallen an Chriſtinchen machte ihn dann auch jetzt zum Belauſcher; doch zum Glück leitete die junge Frau durch Erwähnung der Oberſtin ſeine Aufmerkſamkeit von ſich ab. Da er wenig Geſellſchaft mit den benachbarten Edelleuten hielt, ſo wußte er bis dahin von dieſer Oberſtin weiter nichts, als daß ſie, nach dem

Tode ihres Gemahls, mit ihrem einzigen Kinde ziemlich einſam auf dem Guthe Hellbrunn lebe. Aber das Lob der Oberſtin in Chriſtinchens Munde erweckte, wie nicht ſelten das Lob einer dritten Perſon aus einem Munde, der uns ſelbſt recht wohl gefällt, ſeine ganze Neugier; der Anblick des liebenden Pärchens erregte wunderbare Gefühle in ſeinem Herzen; der Gedanke der Schulmeiſterin, ihn mit der Oberſtin zuſammen zu bringen, erhob dieſe Gefühle bald zu Wallungen. Kurz, nachdem er bei einer Flaſche alten Rheinweins alles hin und her überlegt hatte, verſpürte er eine Art von Recidiv in ſeine Lieutenantsjahre, und beſchloß, bei der Obſtlieferung den Botenläufer zu machen.

4.

Taubenhinz.

Die Ausführung dieſes Vorſatzes unterlag wenig Schwierigkeiten. Der ſo genannte

Taubenhinz gehörte zu den geſchäftigen Müßiggängern, deren es faſt in jedem Dorfe wenigſtens einen giebt. In ſeiner Jugend zum Gänſehüten gebraucht, und am Leibe, wie am Geiſte verwahrloſt, lebte er bei dem Hirten und erwarb ſein ſpärliches Brod bald durch Beſenbinden und Taubenneſterflechten, bald durch Fiſchefangen und Vogelſtellen. Zu unbrauchbar, um etwas Ordentliches zu verrichten, verdarb er doch auch nichts geradezu; zu albern, um ſich ſelbſt fortzuhelfen, war er doch auch eine zu ehrliche Haut, um von den Gemeindegenoſſen nicht übertragen zu werden. Wo es etwas zu thun und zu verrichten gab, das blos ein paar Hände und Beine brauchte, und wozu ſich kein anderer finden wollte, da glaubte man dem Taubenhinz einen Verdienſt zuwenden zu müſſen. Ob er wegen der Taubenneſter, oder wegen ſeiner Taubheit auf einem Ohre, jenen Spitznamen erhalten habe, wußte niemand ſo eigentlich zu ſagen.

5.

Die Maskerade.

Den Schulmeiſter und das liſtige Chriſtinchen mit in ſein Spiel zu ziehen, wäre dieß auch nicht wider die Erhaltung des Reſpekts geweſen, trug Malten aus mancherlei Gründen Bedenken. Er gab daher aus ſeinen Schloßfenſtern, von wo aus er gemächlich das ganze Dorf überſchauen konnte, auf alles, was im Schulhauſe vorging, genau Acht. Taubenhinz wurde geholt, ging und kam endlich mit Mütze und Stecken wieder, augenſcheinlich in der Abſicht, um ſeine Fracht nunmehr abzuholen. Jetzt befahl Malten ſeinem Leibreitknecht, der mit ihm unter der Garde geſtanden hatte, augenblicklich zwei Pferde zu ſatteln und ſeinen Leinenkittel aufzupacken, um mit ihm nach Bora, einem unweit Hellbrunn gelegenen Dorfe, zu reiten. Der alte Murrkopf befolgte die Ordre pünktlich, obwohl ein wenig vor ſich brummend.

Malten ſelbſt hatte ſich indeſſen in ſein vollſtändiges, eben nicht glänzendes Regencoſtüm geworfen. Die beiden Reiter überholten den fußwandernden Hinz in kurzem, und kehrten in Bora ein. Und ſchon fing es an zu dämmern, als Malten unweit eines Hölzchens den Pfirſchboten wieder heran kommen ſah.

Jetzt ließ er ſich den Leinenkittel bis zum Buſch nachtragen, und dort geſchwind umwerfen. Er ſah in dem Kittel einem Boten nicht unähnlich, erwartete nun Taubenhinzen, verſtellte ſeine Stimme, und machte dem albernen Menſchen, zwar mit Anſtrengung ſeines Sprachorgans, doch übrigens mit leichter Mühe, begreiflich, daß er einen Theil ſeines Wegs erſparen könne. So gelang es ihm, Taubenhinzen den Korb mit Pfirſchen abzujagen.

6.

Botenſchickſale.

Als Taubenhinz wieder mit ſtarken Schritten ſeines Wegs trollte, fiel es Malten denn doch ein, daß zu Ausführung ſolcher Genieſtreiche, die ihn in frühern Jahren ſo ſehr beluſtigt hatten, auch der leichte Muthwille und die unbefangene Keckheit jener Jahre gehöre. Indeſſen — die Poſſe war einmal angeſponnen, und was konnte es am Ende auch ſchaden, mit einer hübſchen jungen Wittwe, wofür Malten die Obriſtin auf jeden Fall halten mußte, ein wenig Komödie zu ſpielen?

Schon im Voraus ſeiner Rolle getreu, ſchnitt er ſich daher einen tüchtigen Haſelſtekken ab, ſchlenderte mit einer Art taktmäßigen Trabes nach dem Edelhofe, und hatte zuvörderſt mit den Hofhunden eine kleine Defenſiv-Action zu beſtehen, wobei ihm die eben erlangte Wehr treffliche Dienſte leiſtete. Von einigen dieſer Feinde ſorgſam bewacht, gelangte er endlich in das Herrenhaus, und ließ ſich daſelbſt getroſt als den Wilmsdorfer Taubenhinz, der von der Frau Schulmeiſterin Chriſtina etwas zu überbringen habe, bei der Obriſtin melden.

7.

Beſtellung.

Die Obriſtin war huldvoll genug, ſelbſt in den Saal zu kommen, und Matten, über ihre Schönheit betroffen, hätte beinahe ſich aufs zierlichſte verneigt und ihre Hand geküßt. Doch beſann er ſich noch zeitig genug, und ſtotterte mit weit vorgeſtrecktem Kopfe eine Art Compliment hervor, das, ſo natürlich es herauskommen ſollte, doch ziemlich den Redensarten glich, womit man uns gewöhnt hat, die Bauern auf dem Theater zu hören.

Die Obriſtin ſtutzte ein wenig, und maß ihn mit den ſcharf blitzenden Augen vom Scheitel bis zur Sohle. Erſt jetzt fiel ihm die Möglichkeit ein, daß der wahrhaftige Taubenhinz vielleicht ſchon vorher einmal zu einer ähnlichen Ambaſſade gebraucht worden ſey. Durch dieſen, zum Glück ungegründeten Gedanken, ſtieg ſeine Verwirrung aufs höchſte; die Verzweiflung am glücklichen Durchführen ſeiner Rolle trieb ihn zu mancherlei Verſuchen, ſeine Taubheit geltend zu machen, und zuletzt zu dem drollichten, faſt dummdreiſten Verlangen, die gnädige Frau ſolle doch auch die Pfirſchen koſten, damit der Herr und die Frau Schulmeiſterin erführen, wie ſie geſchmeckt hätten. Dieſes Werk der Angſt fiel drollig genug aus, und glückte über Erwartung. Die Obriſtin ſchien von der Aechtheit des Pſevdo-Taubenhinzens völlig überzeugt, und ließ ſich von ihrem Mädchen eine Pfirſche ſchälen. Dann bezeigte ſie Malten ihren völligen Beyfall über die auserleſenen Früchte, reichte ihm ein Trinkgeld und verließ ihn.

8.

Malten an ſeinen Schwager, den Kammerherrn von Brink.

Hätt' ich es nicht hoch und theuer geſchworen, nie wieder an der Angelruthe eines Weibes hängen zu bleiben, ſo — nein! auch dann wäre ſo leicht nichts zu befürchten!

Nicht wahr, lieber Freund und Bruder, du ſtutzeſt über den Eingang? Deine Neugier und — deine Schadenfreude iſt ein wenig geſpannt? Du biſt ordentlich ſeelenfroh darüber, einmal wieder eine Tollheit zu erfahren? Nun, darin betrügſt du dich; indeſſen hat ſich doch etwas mit mir ereignet, das des Schreibens verlohnt.

So wiſſe denn, daß unweit meines Guthes die Obriſtin Minna — von Barnhelm; — nein, nicht ganz ſo, aber etwas ähnliches; oder vielmehr etwas noch Vorzüglicheres! — alſo die Obriſtin Minna von Wiedersheim ihren Wittwenſtuhl aufgerichtet hat, und daß ich ſie vor acht Tagen zum erſten Male beſucht habe.

Unter welchen Umſtänden dieß geſchah, gehört nicht zur Sache, obwohl die Umſtände dich nicht wenig ergötzen, und mit mir in die vergangenen Pagen- und Fähndrichs-Jahre zurückverſetzen würden; allein die Hauptſache kann ich dir nicht verſchweigen, nämlich, daß die Obriſtin mir eines der wenigen vollkommenen weiblichen Weſen zu ſeyn ſcheint, die die Erde etwa noch zu beſitzen das Glück hat. Die Anmuth und Würde ihres ganzen Betragens, die Liebesgötter und Grazien, die ſich um ſie gleichſam zu ſtreiten ſcheinen, die Gewalt ihrer dunkeln Augen, ihre Schönheit, die, trotz der größten Einfachheit im Anzuge, nur um ſo blendender erſcheint, kann ich dir nicht mit Worten beſchreiben; aber — damit du doch wenigſtens eine Gelegenheit findeſt, über mich zu lachen — ich hatte das Glück, ſie in dem Augenblicke zu beobachten, da ſie — eine Pfirſche aß, und bin nun von der Wahrheit der Behauptung überzeugt, daß es Sterbliche giebt, die nichts ohne bezaubernde Grazie thun können, die mit Grazie einen Stuhl ſetzen, mit Grazie einen Pantoffel anziehen! Warlich, als die Pfirſche zum Theil abgebiſſen war, glaubte ich nicht anders, als die Farbe ihrer Perlenzähne und ihres Roſenmundes ſey auf das Fleiſch der Frucht übergegangen, und — ſo wenig ich in die Obriſtin verliebt bin, ſo ſehr ich nichts weiter wünſche, als ihr Freund zu werden, ſo ſchmückt doch ſeitdem täglich ein lebendiges Fruchtſtück, bei dem auch ein aufgebrochener Pfirſich nicht vergeſſen iſt, meinen Schreibtiſch! Haſt du nun genug, um deinen entſchlummerten Satyr gegen mich aufzuwecken? Von Minna's häuslichen Verhältniſſen habe ich bis jetzt nur ſo viel erfahren, daß ſie ihren, vor dem Feinde gebliebenen Gemahl ſtets zu betrauern entſchloſſen iſt, daß ſie einen ohngefähr fünfjährigen Knaben von ihm hat, daß ſie — wohl eine Seltenheit in unſern Tagen! — die von ihm gemachten Schulden bezahlt, und, um daneben ihr Kind anſtändig zu erziehen, eine Penſion zwar geſucht, aber noch zur Zeit, wegen der vielen ähnlichen Geſuche, nicht erlangt hat.

Sollteſt du beiläufig durch unſern wunderlichen Onkel etwas zu ihrem Beſten ausrichten können, ſo würdeſt du mich — ſie ſelbſt

ſelbſt weiß von dieſem Wunſche kein Wort — nicht wenig erfreuen!

Ich küſſe meiner Schweſter den ſchneeweißen, obwohl faſt allzugerundeten Arm, und laſſe meine jungen Nichten mit geziemender Würde meiner völligen Affection hiermit vergewiſſern.

9.

Ehrn Trautmann an die Obriſtin von Wiedersheim.

Hochwohlgeborne Frau,

Gnädige Frau Obriſtin!

So wie die Sonne vom ganzen azurnen Gezelt des Himmels auch auf die niedrigſten Pflanzen und Blumen ihre wohlthätigen Stralen herabſchießt, alſo pflegen auch die mit einem edeln Gemüth begabten Perſonen vornehmen Standes dem Allergeringſten milde und gnädige Geſinnungen zu bezeigen.

Nachdem es nun dem grundgütigen Gott gefallen, mich und meine geliebte Eheſrau in der vergangenen Nacht mit einem jungen geſunden Söhnlein zu ſeegnen, uns aber als chriſtlich denkenden Aeltern obliegt, ſolches Kind in die Zahl der chriſtlichen Gemeinde aufnehmen zu laſſen, auch meine Eheſrau zu Hochdenenſelben ein beſonderes demüthiges Vertrauen heget; als ergehet an Hochdieſelben meine dienſtgefliſſentliche und unterthänigſt-gehorſamſte Bitte, dieſen Knaben aus der heiligen Taufe zu heben und ſich in dieſer Abſicht auf den 23ſten dieſes in allhieſiger Schulwohnung perſönlich einzufinden. Hochderoſelben Mitpathen werden nach unſerm demüthigen Wunſche ſeyn: Sr. Hochwohlgeb. der Herr Oberforſt- und Wildmeiſter Curt Damm von Dammendorf, ſowohl unſer gnädiger Gerichtsherr und Kirchenpatron, Sr. Hochwohlgeb. Herr Baron Heinrich Detlev von Malten. Womit ich mich und meine liebe Ehegenoſſin zu Gnaden empfehle, der ich mit Gebet zu Gott in tiefer Unterwürfigkeit lebenslänglich verharre

Meiner Hochwohlgeb. Frau Obriſtin
und gnädgen Frau Gevatterin
unterthänig gehorſamſter
Samuel Trautmann.
Ludi Mag.

P. S.

Dem Ueberbringer dieſer Zeilen —
Man nennet Taubenhinz ihn hier —
Hab' ich nichts weiter mitzutheilen,
Als höchſtens eine Kanne Bier;
Denn ſein gebührend Botenlohn
Empfieng er von sub scripto ſchon!
Ipse fec.

10.

Die Gevatterſchaft.

Man kann leicht denken, daß die Obriſtin, da mit dieſer Einladung ein zweites, wiewohl dießmal ächtes Exemplar von Taubenhinz zum Vorſchein kam, ſich nicht wenig verwunderte. Ihre Zweifel, die ſich gegen den Nachdruck ſchon früher einigermaßen gelegt hatten, ſchienen nun volle Beſtätigung zu erhalten; der wahre und aufrichtige Taubenhinz trug gleichſam zu mehrerer Beglaubigung einen Korb mit ſchnatternden Gänſen auf dem Rücken, die mit dieſer Gelegenheit zugleich auf ein nahes Dorf ſpedirt werden ſollten; ſie war nicht wenig neugierig, den Zuſammenhang der Sache zu erfahren, doch zu vorſichtig, ſich mit dem Gänſe-Courier dießfalls auf Erörterungen einzulaſſen.

Malten ſeiner Seits hätte die Einladung gern ausgeſchlagen, wenn dieß, ohne das ehrenwerthe Pärchen zu betrüben, nur thunlich, und ihm übrigens, die Furcht vor dem Wiedererkennen abgerechnet, das Zuſammenſeyn mit der Obriſtin nicht äußerſt erwünſcht geweſen wäre.

Er entſchloß ſich daher, zu dem, wenigſtens ſchon halb verlornen Spiele die beſte Miene zu machen. Theils um der Obriſtin eine Artigkeit zu erweiſen, theils um der bekannten Bequemlichkeit des mit eingeladenen

Oberforſtmeiſters, der jeden Falls nur aus Achtung gegen ihn den Gevatterbrief angenommen hatte, dieß nicht allzuſehr bereuen zu laſſen, entlehnte er von der Enge der Schulwohnung einen Vorwand, bei ſich auf dem Herrenhauſe eine kleine Gaſterei zu veranſtalten. So viel auch die junge Wöchnerin dagegen einzuwenden hatte, ſie mußte es ſich gefallen laſſen, nach Verrichtung der heiligen Handlung ihre vornehmen Gäſte wiederum einzubüßen.

Da der beſtimmte Nachmittag heran kam, warf er ſich ſelbſt mit größerer Sorgfalt, als er ſeit ſeinem Aufenthalte auf dem Lande gewohnt war, in die eleganteſte Kleidung, und eilte dann in die Schulwohnung, um ſeine Mitgevattern dort zu empfangen. Zur rechten Zeit kam der wohlbeleibte Oberforſtmeiſter angefahren, und bald darauf hielt auch die Obriſtin vor der Thüre, die, für heute ganz in weißem Atlas gekleidet, nicht blos bei der reichlich verſammelten Dorfjugend das größte Erſtaunen erregte, ſondern auch Malken in eine Art von Bezauberung verſetzte.

11.

Fortſetzung.

Als er die ſchöne Mitgevatterin aus dem Wagen hob, und dieſe auf den erſten Anblick den falſchen Taubenhinz in ihm erkannte, flog eine leichte Röthe über ihre Wangen. Gerieth ſie gleich durch dieſe Entdekkung gewiſſermaßen in Verlegenheit, ſo miſchte ſich doch auch in dieſe Verlegenheit ein nicht eben unangenehmes Gefühl. Denn unmöglich konnte doch die Verwegenheit des Barons, womit er in einer Verkleidung ihre Bekanntſchaft geſucht hatte, in etwas anderm ihren Grund haben, als in einer Neugier, die ſie erregt haben mußte, in einer Huldigung ihrer Liebenswürdigkeit! daß aber in dieſem Falle die Weiber eher zur Verzeihung, als zur Strafe, ſich hinneigen, bedarf wohl keiner Erläuterung.

So geſtalten Dingen nach ergriff denn die Obriſtin die beſte Parthie, die ſie wählen konnte, nämlich die, auf den ehemaligen Pfirſchenträger ſich dem Anſcheine nach gar nicht mehr zu beſinnen, und ſich gegen Malten mit der feinſten Artigkeit, wie gegen eine eben erſt gemachte, willkommene Bekanntſchaft, zu benehmen.

Dem Baron war es ſehr erwünſcht, von der Keckheit, auf welche er ſich ſchon vorbereitet hatte, keinen Gebrauch machen zu dürfen, und wie dieſe weibliche Klugheit ihm nur noch mehr für die Obriſtin einnahm, ſo war auch der huldvolle Anſtand, womit ſie ſich gegen den Geiſtlichen, gegen den, ganz in Ehrfurcht verſunkenen Kindtaufenvater, und gegen die hübſche Wöchnerin, ſo war auch die geiſtreiche Art, womit ſie ſich bei dem Abendeſſen, theils gegen ihn ſelbſt, theils gegen den, von der ſchönen Frau nicht wenig angeſtochenen Oberforſt- und Wildmeiſter benahm, ganz dazu geeignet, ſeine Theilnahme an der reizenden Wittwe aufs höchſte zu ſteigern.

12.

Malten an Brink.

Meine gefährliche Nachbarſchaft ſcheint Deine Neugier zu erregen, und meine Schweſter glaubt, die Obriſtin in früher Jugend gekannt zu haben? So iſt es ja wohl Pflicht für mich, einen Theil meiner Muße, wovon mir täglich nicht weniger, als vier und zwanzig Stunden zu Theil werden, Euch zu ſchenken, und von meinem jetzigen Leben dann und wann etwas zu melden.

Alles, was ſich Neues bei mir ereignet hat, beſteht darin, daß die liebenswürdige Obriſtin, bei Gelegenheit einer Gevatterſchaft im Dorfe, mein Gaſt geweſen iſt, und daß ich ihr, da ich ſie wieder in den Wagen hob, den — Handſchuh geküßt habe.

Nun, ſpottet immer über dieſen Verſtoß! Unſer eins weiß ſo gut, als einer, wie weit nach der Sitte die Verehrung ſich erſtrecken darf; aber was will man machen, wenn man den bloßen Arm nicht mehr küſſen kann, und das Herz einen doch ordentlich bei den Haaren dazu hinzieht?

Auch ließ ſich über die Wirkung eines Kuſſes auf den Handſchuh wohl mancherlei ſagen, und ein Ovid, der Zweite, dürfte in ſeiner Liebeskunſt dieſen Artikel keineswegs vergeſſen. Eben weil dieſe Art von Huldigung wider die Regel läuft, weil ſie von der unwiderſtehlichen Gewalt zeugt, welche die Schönheit ausübt, kann und muß ſie, zu rechter Zeit angewendet, Wunder wirken!

In Hinſicht meiner hat ſie dieß freilich noch nicht gethan, aber doch — hat ſie mir aus dem ſchönſten Munde eine Einladung zugezogen, die angeknüpfte Bekanntſchaft nicht ganz zu vergeſſen, ſondern gelegentlich einmal in Hellbrunn einzuſprechen.

Ob das wohl geſchehen wird?

13.

Derſelbe an Denſelben.

Ich bin nun in Hellbrunn geweſen, und denke, nicht zum letzten Male!

Als ich meinen Braunen im Hofe abgab, hörte ich, die Obriſtin ſey im Garten. Ein Frauenzimmer im Garten hat mir immer noch einmal ſo liebenswürdig geſchienen, als im geſchmückteſten Zimmer; weiß der Himmel, wo ſich dieſe wunderbare Magie der Bäume und Blumen herſchreiben mag!

Auch dießmal ließ ich mir es nicht nehmen, die ſchöne Frau im Grünen zu überraſchen; aber, um ehrlich zu ſeyn, ich ſelbſt ward ein wenig überraſcht! Denkt Euch eine Laube mit Weinranken überlaufen, mit der weiten Ausſicht auf beſonnte Hügel, wo friedliche Heerden gehen; denkt Euch eine ovale Oeffnung darin, von Blättergewinden üppig bekränzt; denkt Euch in dieſem Oval eine reizende Frau noch im Morgenkleide, die von einem allerliebſten Kinde auf das zärt=

lichſte geliebkoſt wird; und dann ſagt ſelbſt, ob mir bei dieſem Anblicke nicht Venus und Amor einfallen mußte!

In der That, einen herrlichern, wilderen und doch freundlicheren Jungen, als den Guſtav der Obriſtin, könnt Ihr Euch nicht vorſtellen, und ich wollte meiner Schweſter wohl anrathen, wenn ſie einmal aufhören wird, für die weibliche Nachkommenſchaft zu ſorgen, ſich an dieſem Guſtav zu verſehen! Ich bin mit ihm bereits auf Du und Du — aber ich weiß auch ein Steckenpferd zu ſchneiden, ich kann auch noch von Alters her trommeln, daß ich gewiß meinen Meiſter ſuche.

Uebrigens, um Eure Neckereien wenigſtens mit einigen Worten zu entkräften, kann zwiſchen mir und der Obriſtin durchaus nur von Freundſchaft, nie von Liebe, die Rede ſeyn; denn, mein eignes Gelübd der Ledigkeit abgerechnet, iſt auch die Obriſtin feſt entſchloſſen, dem Schatten ihres Gemahls ewig getreu zu bleiben. Sie hat mich ſelbſt nach einem mit Pappeln und babyloniſchen Weiden lieblich bekränzten Trauermonumente geführt, und mir — wie es ſchien, nicht ganz ohne Abſicht — dieß ganz rund zu erkennen gegeben. Ihr Gemahl iſt allerdings jener Wiedersheim ſelbſt geweſen, der an der Spitze ſeiner Diviſion einen ſo rühmlichen Heldentod fand. Nach allem, was ich von ihm weiß, muß er Minna's Liebe in hohem Grade verdient haben.

Ließ ſich denn bei — „dem Bär" gar nichts zum Beſten der Wittwe thun?

14.

Derſelbe an Denſelben.

Dieſe Zeilen ſind nur dazu beſtimmt, mich ſelbſt anzukündigen. Haltet mir ein Gaſtzimmer bereit. Die Obriſtin will in Kurzem abermals nach der Reſidenz, um die Erlangung ihrer Penſion ſelbſt zu betreiben. Sie muß es ohne Zweifel wiſſen, daß der Kriegsminiſter mein Oheim iſt. Dennoch kenne ich den Grund ihrer Reiſe nur durch ihren alten Pfarrer, der ehemals Hofmeiſter ihres Gemahls war. Will Minna von Wiedersheim mir durchaus nichts verdanken? oder ſcheut ſie den Verdacht, daß ihre Güte und Freundſchaft gegen mich Nebenabſichten habe?

Wie dem auch ſey, ſie ſoll mich als einen wahren Freund kennen lernen, und in der Reſidenz bereits vorfinden!

15.

Mancherlei Wirkungen.

Malten hatte über die Wirkungen eines Kuſſes auf dem Handſchuh nicht ganz unrichtig philoſophirt. Minna von Wiedersheim war bei allem Mangel an Gefallſucht, bei aller Zärtlichkeit gegen ihren verſtorbenen Gemahl, bei allem Stolze, den ein edles Herz verleiht, dennoch ein junges, mit der Macht ihrer Reize nicht unbekanntes, und für Huldigung keineswegs unempfindliches Weib. Hatte ſie daher den Genieſtreich des

Barons, obſchon er ſie auf Augenblicke aufreizte, ihm in ihrem Innern bald verziehen; ſo konnte auch Maltens Beſtreben, ihr zu gefallen, ſein leichter Witz, die Artigkeit ſeines ganzen Benehmens, ſie nicht gleichgültig laſſen. Doch dieß alles war vielleicht noch blos auf die Rechnung der gewöhnlichen Lebensart eines Cavaliers zu bringen. Als er aber beim Abſchiede ihre Hand ergriff, als er ſie mit einer Art Begeiſterung an ſein Herz drückte und dann feurig küßte, da ſtieg bei der Obriſtin die Gewißheit ihres Sieges auf, und ihre ſchöne Bruſt hob ſich doch auch ein wenig unruhiger unter den Spitzen.

Entſchuldigte ſie nun gleich während des Heimfahrens ihre, in der That ziemlich verbindliche Einladung — ihre Augen hatten dabei wohl noch mehr verrathen, als ihre Lippen — mit der unerläßlichen Höflichkeit, ſo ſagte ihr doch ſpäterhin eine geheime Stimme, daß ſie gegen ſich ſelbſt auf der Huth ſeyn müſſe. Die Bekanntſchaft abzubrechen, erlaubte die Schicklichkeit nicht; gegen Malten, der ſich mit ſo vieler Wärme, mit ſo zarter Schonung aller Verhältniſſe benahm, ſich kalt und gleichgültig zu bezeigen, hätte auf ihr Herz, wie auf ihren Verſtand, nur einen nachtheiligen Schatten werfen können. Alſo — blieb nichts übrig, als von nun an wenigſtens jedes Entgegenkommen zu vermeiden, und dem neuen Freunde ihren, von der Liebe gegen ihren Gemahl und ihr Kind, und von dem Wunſche, die Gläubiger ihres Gemahls zu befriedigen, erzeugten Entſchluß, nie wieder zu heirathen, zu verſtehen zu geben. Der, ein wenig gereizte Stolz des Barons rächte ſich dafür mit der gelegentlich hingeworfenen Aeußerung, daß er aus Grundſätzen auf das Glück einer Verbindung Verzicht geleiſtet, und die nicht ganz verborgene Empfindlichkeit, womit er dieß that, machte es der Obriſtin ganz unmöglich, ihn um ſeine Verwendung bei ſeinem Onkel anzugehen.

16.

Der Bär.

Sobald Malten in der Reſidenz angekommen war, durfte er, um ſich ſeinem Zwecke zu nähern, die Säure des Apfels nicht ſcheuen; er mußte ſich entſchließen, ſein nicht eben gutes Vernehmen mit dem Onkel auf beſſern Fuß zu ſtellen.

Dieſer Alte, der Kriegs-Präſident und General von **Bärenhorſt**, war in ſeiner Art ein ziemlich wunderlicher Heiliger. Schon von den frühſten Jahren an im Cadettenhauſe erzogen, hatte er, wie er ſich deſſen oft ſelbſt rühmte, gewiſſermaßen von der Pike an gedient, und ſich dabei an militäriſche Strenge und Steifheit gewöhnt. Dieſe bekam ſpäterhin durch die Trockenheit des Geſchäftsganges, in den er ſowohl wegen bewieſener perſönlicher Bravour, als wegen ſeiner Kenntniſſe und Ordnungsliebe, verſetzt ward, noch mehrere Schärfe. Er hielt pünktlich auf das

Gewöhn-

Gewöhnliche, oder, wie er ſagte, auf die Probe, und ſeine Uniform ſowohl, als ſeine Stiefelmanſchetten, behielten immer den alten Schnitt. Er verheirathete ſich erſt als General mit einer reichen Dame, wirthſchaftete aber nach wie vor, blos mit ſeinen Bedienten, und kam mit der Frau Generalin oft Monate lang nicht zuſammen. Wo ſie eingeladen war, durfte man in der Regel nicht auf ſeine Gegenwart hoffen!

Nach dieſen einzelnen Zügen ſeines Charakters war es eben nicht zu verwundern, daß man ihn für ein Mittelding von militairiſchen Pedanten und Philiſter anſah, und mit der Anſpielung auf ſeinen Namen gewöhnlich, „den alten Bären“ nannte.

Doch gab es auch Augenblicke, wo dieſer Bär ſeine rauhe Natur ablegte, nämlich, wenn er ſich an einer reich beſetzten Tafel, deren Freuden er ſehr liebte, ein wenig berauſchte, oder wenn er von einem Paar hübſcher Augen in ein Kreuzfeuer genommen würde. Ließ ſich gar beides mit einander vereinigen, dann zog der General zuverläſſig den Kürzern, und benahm ſich ſogar mit einer Art von Laune und alt fränkiſcher Galanterie.

Wollte man ihn aber hiebei erhalten, ſo mußte man ihn bei ſeinem Bachusopfer ja das rechte Maaß treffen laſſen. Denn bei einer zu reichlichen Libation fieng er gewöhnlich an, ſich als einen alten deutſchen Degenknopf anzupreiſen, und ertheilte ſich damit einen Freibrief, die ihm ohnedieß oft läſtigen Feſſeln des Anſtandes abzuſchütteln, und, vorzüglich ſeinen Verwandten, nach Befinden aber auch Fremden, alles, was er gegen ſie auf dem Herzen hatte, mitunter auch Grobheiten, zu ſagen. Sobald der alte deutſche Degenknopf in ſeinen Mund kam, dann rückten gewiß alle Damen von ihm weg, und wer von den jungen Offizieren nur konnte, ſuchte Hut und Degen.

17.

Vergebne Mühe.

Malten hatte ſich ſchon während ſeiner Dienſtzeit nicht ſelten die Unzufriedenheit dieſes bärenhaften Onkels zugezogen, durch den, wider deſſen Willen genommenen Abſchied aber ihn vollends gegen ſich erbittert. So ſehr er daher jetzt ſeine Gewogenheit wieder zu erlangen ſuchte, ſo oft er ihm aufwartete; ſo konnte er doch für ſeine noch abweſende Freundin durchaus keinen erwünſchten Erfolg bewirken. Alles, was er bei dem Onkel erlangte, beſtand in der leidigen Vertröſtung, zu rechter Zeit werde ſich ja das alles noch finden.

Was blieb nun wohl noch übrig, als ein Verſuch, den Bären mit Reben und Roſen zu feſſeln?

18.

Zuvorkommen und Zutrauen.

Kaum hatte Malten die Ankunft der Obriſtin erfahren, als er zu ihr gieng. Sie hatte ihn, nach der Angabe ſeiner Leute anderswohin verreiſt geglaubt, und ward daher durch ſeine Anweſenheit nicht wenig überraſcht, zugleich aber, da ſie die Abſicht davon leicht errathen konnte, nicht blos mit noch höheter Achtung, ſondern auch mit ſtiller Erkenntlichkeit, gegen ihn erfüllt. Eine ſo zuvorkommende thätige Freundſchaft konnte unmöglich des verdienten Lohnes gänzlich verfehlen!

So wie daher Malten ſeinerſeits die Jugendbekanntſchaft ſeiner Schweſter mit der Obriſtin auf jede Art geltend zu machen wußte, und ſich vor allen Dingen angelegen ſeyn ließ, Minna im Hauſe ſeines Schwagers einzuführen; ſo benutzte auch dieſe ihrer Seits die Gelegenheit aufs Beſte, und bewies dem Baron bei der erſten ſchicklichen Gelegenheit ihr Vertrauen dadurch, daß ſie ihn, wiewohl in Gegenwart ſeiner Schweſter, um ſeine Verwendung bei dem Kriegsminiſter anſprach. Malten gelobte ſeine Dienſte mit dem überzeugendſten Feuer, und hatte bereits ſchon die Einleitungen gemacht. Aber ſeinen ganzen Plan durfte er der Obriſtin auf keine Weiſe entdecken!

19.

Die Eheprocuration.

Maltens Schweſter lebte mit ihrem Manne in einer ſehr glücklichen Ehe, und ſah das Leben nur von der heiterſten Seite an. Da ſie ſelbſt mit ihrem Zuſtande zufrieden war, hegte ſie auch eine große Luſt, wo ſie nur konnte und wußte, Ehen zu ſtiften, ein Hang, der vielleicht dadurch noch einen Zuſatz erhielt, daß ſie ſelbſt ihren Gemahl nur mit Töchtern beſchenkt hatte. Aeltern vieler Töchter, die doch alle auch einmal verſorgt werden wollen, ſcheinen nicht ſelten, gleichſam im Voraus, ſich ſo etwas anzugewöhnen!

Natürlich war ſonach der Kammerherrin die Ledigkeit ihres Bruders, den ſie außerordentlich liebte, ein Dorn im Auge, und ſie gab die Hoffnung, ihn dieſer Verdammniß zu entreißen, nicht im mindeſten auf.

Aeußerſt willkommen war es ihr daher ſchon damals geweſen, als Malten in ſeinen Briefen der Obriſtin gedacht hatte; noch höher aber ſtieg ihre Freude, als ſich die Scene nun in ihre Nähe verlegte. Sie war der Obriſtin ſchon in ihrer Jugend geneigt geweſen; jetzt ſchien ihr Minna ganz die Frau, die Malten vollends zum vernünftigen Menſchen machen könne und müſſe!

20.

Die Doſe.

Zum Glück oder Unglück fiel Maltens Geburtstag gerade um dieſe Zeit, da die Obriſtin in der Reſidenz war. Die Kammerherrin fand im Allgemeinen ein großes Vergnügen daran, Jemanden zu necken, und bald hatte ſie ein Plänchen erſonnen, gleichſam zwei Fliegen auf einen Schlag zu treffen, nämlich den Bruder aufzuziehen, und zugleich ſein Herz in die Preſſe zu nehmen.

Es war bald dahin gekommen, daß die Obriſtin die Kammerherrin faſt täglich beſuchte, und auch ihren Knaben mitbrachte. Die Kammerherrin verſteckte daher, um ihr Vorhaben auszuführen, einen im Treffen ſehr glücklichen Maler in ein Cabinet, und ſandte dann Malten am Morgen jenes Geburtstags eine Doſe mit den Bruſtbildern der Obriſtin und des kleinen Guſtavs, die, in einer Einfaſſung von Reben, ganz wie Malten dieß ſelbſt in einem ſeiner Briefe geſchildert hatte, als Venus und Amor vorgeſtellt waren. Es verſteht ſich, daß man dem Maler zur Pflicht gemacht hatte, die bei dieſer mythologiſchen Aufgabe immer mögliche Decenz zu beobachten; nur die Stellung der Figuren, nur der von dem Kinde der liebreizenden Mutter vorgehaltene Pfeil und ſein Flügelpaar erklärten den eigentlichen Sinn. Eine Einladung, dieſen Mittag der Gefeierte des Feſtes zu ſeyn, mit der Bemerkung, daß auch der Onkel und die Frau

Obriſtin zu kommen verſprochen hätten, begleitete dieß Geſchenk.

21.

Reiſende Pläne.

Der Baron konnte ſich bei Empfang dieſes Angebindes nicht enthalten, das Portrait, das, bewandten Umſtänden nach, ſehr gelungen war, an ſeine Lippen zu drücken. Doch, je roſiger dadurch ſeine Laune, je lebhafter hierdurch ſeine Erinnerung an die ſchöne Obriſtin ward, deſto willkommener war ihm auch die Nachricht, daß ſowohl der Miniſter, als die Obriſtin, von der Partie ſeyn werde. Eine günſtigere Gelegenheit, den Alten, der die Empfehlungen der Penſions-Angelegenheiten noch immer mit jenem, eigentlich abweiſenden Verſprechen von ſich ablehnte, zu beſiegen, fand ſich vielleicht nicht ſo bald, vielleicht niemals wieder! Heute alſo ſollten und mußten alle Batterieen auf das Herz des Onkels gerichtet werden!

22.

Die Vorbereitung.

Sobald es Mittag wurde, verfügte ſich Malten in das Speiſezimmer, nachdem er, ob er ſchon ſelten Taback nahm, theils um ſich bei ſeiner Schweſter zu bedanken, theils auch, um das liebe Bild bei ſich zu haben, die Doſe gefüllt zu ſich geſteckt hatte. Er bat ſeine Schweſter, die den Platz neben der Obriſtin ihm beſtimmt hatte, dieſe Stelle für heute dem Herrn Onkel einzuräumen; er ſuchte die Weine aus, die, wie er wußte, dem Onkel beſonders zuſagten.

Der eingeladenen Gäſte waren nur wenige, und dieſe gehörten faſt alle zur Familie; die Obriſtin erſchien heute faſt noch reizender, als je; zuletzt fuhr auch der Miniſter an, und Malten, der ihn gerne noch vorher mit einigen Worten auf ſeine Clientin aufmerkſam machen wollte, eilte ihm ſelbſt zum Empfange entgegen.

23.

Die Priſe.

Leider ſtand heute auf dem Geſicht des Oheims nichts weniger als Sonnenſchein; er kam eben aus einer verdrüßlichen Seſſion, und es ſchien viel dazu zu gehören, die Nebel ſeiner gefalteten Stirn zu zerſtreuen.

„Sie finden heute auch die Obriſtin, beſter Onkel“ — fing Malten auf das höflichſte an — „für die ich ſchon ſo oft bei Ihnen bat, und werden ſelbſt bemerken können — —“

„Iſt mir nicht lieb, möchte lieber gleich wieder umkehren!“ — brummte der Bär — „Nichts, als Bitten und Plagen! Sag' er mir, Neffe, was geht ihn die Obriſtin, was alle Obriſtinnen der ganzen Armee an? Zu ſeiner Zeit, wie ich ihm ſchon geſagt habe — — Aber verdammt“ — er klopfte dabei heftig auf ſeine Weſten-Taſchen — „habe ich den Pulverkaſten wieder einmal in der Seſſion ſtehen laſſen! Geſchwind geb' er mir eine Priſe!“

Malten zog ſeine Doſe mechaniſch heraus, und erſchrak, daß es die neue war. Aber der Alte konnte, beſonders wenn er böſe war, des Schnupfens durchaus nicht entbehren; er riß Malten die Doſe faſt mit Gewalt aus der Hand.

„Seht doch, überall hat der Herr Neffe Weibsbilder!“ — ſagte er ſchmunzelnd, und nahm alle Finger voll — „aber mich laß er damit zufrieden, und — jetzt komm' er! mich hungert!“

24.

Das Gaſtmahl.

So unfreundlich ſich der General gegen Malten benommen hatte, ſo machte er doch bei dem Eintritte in die Geſellſchaft ſeine möglichſt beſte Miene; ſein Auge verweilte auf der Obriſtin, und — ihre Aehnlichkeit mit dem eben erblickten Portrait ſchien ihm ſogleich aufzufallen.

Kaum hatte er mit einem ſonderbaren Lächeln neben ihr Platz genommen, als das

Wetter auf ſeiner Stirn ſich nach und nach aufklärte; kaum hatte die Obriſtin, die denn doch auch wußte, wie wichtig für ſie dieſer Nachbar ſey, ihm einige Verbindlichkeiten geſagt, als er anfieng, dem Glaſe auf das tapferſte zuzuſprechen. Faſt mit jedem dieſer Beſänftiger wurde er heiterer und ſcherzhafter, nannte ſeine Nachbarin nun einmal über das andere ſeine charmante Gnädige! und — ließ ſich zuletzt von ſeiner Laune — zum großen Schreck für Malten und die Kammerherrin! — gar verleiten, nachmals Maltens Doſe zu verlangen.

Malten ſtellte ſich taub; der Kammerherr, der von Allem wußte, rief ſogleich: „Ganz friſchen von der Meſſe, Herr General!“ und ſetzte ſeine eigene Doſe auf einen Teller, um ſie dem Onkel zu überſenden.

„Na, laß er nur gut ſeyn, Neffe!“ — rief der Miniſter dem Baron zu — „wir verſtehen uns halt!“

Da mitbrach er ab, regalirte die Obriſtin mit einem Hiſtörchen aus dem ſiebenjährigen Kriege, das er bei jeder vergnügten Tafel zum Beſten gab, und ſtand endlich ſo warm, und ſo verliebt, vom Tiſche auf, als ihn die Glut von drei geleerten Flaſchen und die Nachbarſchaft eines ſchönen Weibes nur zu machen vermochten.

25.

Daumenſtöcke.

Malten war recht froh, daß die Tafel aufgehoben wurde, weil nach ſeiner Meinung der Onkel eben das rechte Maaß haben mußte. Er kannte die Wahrheit des Schrüchworts, daß man das Eiſen warm ſchmieden müſſe, zu gut, und war ſelbſt durch die Flammen, die den Onkel geſchmolzen hatten, zu ſehr in Regſamkeit verſetzt, um den Alten jetzt aus dem Garne zu laſſen. Faſt mit Gewalt nahm er ihn beim Arme, und zog ihn in ein Seitenzimmer. Denn in der That kam jetzt alles darauf an, dem General ſein

Ehrenwort abzunöthigen, daß morgen die Sache in Vortrag gebracht, oder was eben ſo viel galt, bewilligt werden ſolle.

„Darf ich nun, meine Bitte wegen der Obriſtin wiederholen, beſter Onkel?“ — fieng Mälten an — „Sie haben ſie nun ſelbſt kennen gelernt! — “

„Ein charmantes Weib, das weiß Gott! — Neffe, Neffe! nimmermehr hätte ich ihm den Verſtand zugetraut, daß er dieſe allerliebſte, kluge, artige Frau, die doch warlich an dem Oberſten einen braven Mann hatte, hm! hm! ſo zu ſagen verblenden könnte!“

„Was denken Sie, lieber Onkel? In der That Sie irren ſich, wenn Sie — “

„Sey er ſtill! ſchweig' er! — Und daß er's nur weiß — ihm verdenk' ichs gar nicht! und daß ers nur weiß, ich halte auch etwas auf unſere Familie, wenn Ihrs gleich nicht um mich verdient, und wenn ich gewiß wäre, daß die Obriſtin, daß ihr Kind, auf deſſen Erziehung es ja nun einmal bei der

Penſion abgeſehen ſeyn ſoll, ſo gewiſſermaßen zu uns gehörte — He! was verfärbt er ſich? was macht ihn ſo nachdenklich? — Na! in dem Falle wäre es freilich ein Anderes, und ich müßte dann ſchon eine Ausnahme ſtatuiren!“

„Beſter Onkel“ — fiel Malten, dem in dieſem Augenblicke alles gleich galt, wenn er nur ſeinen Zweck erreichte, ihm ins Wort, und ergriff mit verſtellter Beſchämung ſeine Hand, als wollte er ſie reuig küſſen — „und Sie gäben mir dann wirklich Ihr Ehrenwort, daß morgen, gewiß morgen die Penſion — “

„Nun, was will ich thun? — wegen der Verwandtſchaft, verſteht er? Da hat er meine Hand!“

26.

Der Blumenſtrauß.

Malten war vor Freuden faſt außer ſich, doch zugleich klug genug, dem Alten jetzt im günſtigen Augenblicke den Rückzug abzuſchneiden. Er riß ſchnell die Seitenthüre auf, und rief ins andere Zimmer: „Kommen Sie herein, Frau Obriſtin! der Herr Miniſter ertheilt Ihnen ſein Ehrenwort!“

Die Obriſtin und die noch übrige Geſellſchaft kam herzu; doch indem ſich die reizende Frau noch bei dem Miniſter bedankte, öffnete ſich von der andern Seite die Hauptthüre, und [illegible] Sohn, der kleine Guſtav, lief freudig auf Malten zu. Die Obriſtin hatte von deſſen Geburtstage ſchon vorher etwas gehört, und da ſich Malten immer vorzüglich mit dem Kleinen abgab, ihn auch oftmals beſchenkte, ſo fand ſie es ſchicklich, ihm wenigſtens einen Blumenſtrauß von dem Knaben überbringen zu laſſen.

27.

Das Horoſkop.

„Da bringt dir dein Guſtav auch etwas zum Angebinde!“ — rief der Knabe, und langte an Malten hinauf, bis ihn dieſer auf den Arm nahm und küßte. Alle Gäſte lobten den hübſchen Knaben; ſelbſt der alte Miniſter, der ſich unterdeſſen geſetzt hatte, verlangte ihn zu ſich, und nahm ihn dann zwiſchen die Knie.

„Ei ſieh doch, Neffe!“ — fieng er hierauf an, indem ſich die Kräfte des Weins

etwas

etwas deutlicher bei ihm zeigten — „ein herrlicher Junge, wie gewöhnlich ſolche Kinder – hm! hm! — Nur Schade, Schade um dich, hübſcher Kleiner, wenn es ſich mit dir vatern ſollte!

Die Obriſtin ward aufmerkſam.

„Sieh, ich will dir dein Horoſcop ſtellen;" — fuhr der General fort — „du wirſt ein ausgelaſſener, wilder Fähndrich werden, wie dein Vater! Du wirſt allen Juden ſchuldig ſeyn, und allen Mädchen nachlaufen, wie dein Vater! Du wirſt wider alle Ordnung dich auflehnen, und nur fünf Knöpfe auf der Rabatte tragen, wenn ſechs vorgeſchrieben ſind, wie dein Vater! Du wirſt deinem redlichen Onkel faſt die Schwindſucht an den Hals ärgern, und dieſen alten ehrlichen deutſchen Degenknopf, wie andere alberne Menſchen, einen alten Bär heißen!"

„Laſſen Sie es dabei bewenden!" — unterbrach ihn Malten, vor Schreck faſt außer ſich, weil der Degenknopf ſeine Angſt aufs höchſte ſteigerte. Aber der General ließ ſich nicht irren: „du wirſt dich aus toller Liebe einige Male erſchießen wollen, aber das bleiben laſſen, und dafür ein junges, ehrenwerthes, allerliebſtes Weib — nun! das verſtehſt du noch nicht, aber — auch wie dein Vater!“

Malten ſowohl, als die Obriſtin, waren ſchon vorher bald blaß, und bald roth werden. Jetzt konnte ſich die Letztere nicht mehr faſſen. —

„Sein Vater war ein braver Offizier, Herr General; der im Dienſte für König und Vaterland den Tod fand!“ — ſagte ſie beleidigt mit edlem Zorngefühl.

„Ich bitte, ich beſchwöre Sie, Onkel!“ — fiel Malten ein. —

„Nun ja, nun ja doch, Kinder! was habt Ihr denn?“ — ſtammelte der Alte — „Sind wir doch heute alle ein Herz und eine Familie — He! Neffe! weiſ' er uns doch ſeine Doſe! Ein allerliebſtes Bild das — und“ — er ſah dabei der Obriſtin in die Augen — „Mutter und Kind ſehr ähnlich!“

„Was iſt das?“ — drang die Obriſtin, die ſchon bei der Tafel eine Art Anſpielung bemerkt hatte, faſt ganz außer ſich gerathend, in Malten — „Zeigen Sie mir augenblicklich Ihre Doſe, oder ich muß glauben“ —

Die Kammerherrin eilte vermittelnd herzu; Malten in einer Art von Verzweiflung, überreichte der Obriſtin die Doſe. — „Ein Scherz, ein Mißverſtändniß, liebſte Freundin! das ſich bald enträthſeln wird, eine Unvorſichtigkeit, die ich beging,“ — ſagte er ſanft bittend —

„Das iſt entſetzlich!“ — ſchrie die Obriſtin, auf das heftigſte empört — „das iſt abſcheulich! Kann man ſo mit einem Weibe verfahren, die Ihres Beſchützers beraubt iſt? — Malten! nie hätte ich Ihnen dieſe Niederträchtigkeit zugetraut, aber wir ſind auch von nun an ewig geſchieden! — Herr General! Ich gebe Ihnen Ihr Ehrenwort zurück; ich entſage allen Anſprüchen auf die Penſion; nie, nie werde ich ſie durch einen ſchändlichen Betrug, durch eine Erniedrigung meiner ſelbſt, durch eine Beſchimpfung meines edlen Gemahls im Grabe erkaufen!“

Alle Anweſende, die den Zuſammenhang mehr ahneten, als erriethen, waren in Verlegenheit, und ſuchten dieſe Scene zu endigen, ohne doch, aus Unkenntniß der eigentlichen Lage der Dinge, den rechten Weg dazu einzuſchlagen; die Kammerherrin weinte beinahe vor Angſt.

28.

Reue und Erſatz.

Aber vor allen andern war Malten in einem Seelenzuſtande, in dem er ſich noch niemals befunden hatte. Daß er die Obriſtin, obwohl wider Willen, tief gekränkt habe, ſah er wohl ein, und der Abſcheu, den ſie ihm jetzt zu erkennen gab, war ihm unerträglich.

„Sie haben Recht,“ — fieng er mit dem glühendſten Feuer an — „daß Sie meinem Onkel ſein Ehrenwort zurück geben; Sie würden ſeiner Gewogenheit ohnedieß nicht lange bedürfen, könnten Sie ſich entſchließen, den ſehnlichſten Wunſch meines Herzens zu erfüllen! O, meine Freundin! ich liebte Sie längſt unausſprechlich; ich fehlte nur aus Liebe zu Ihnen! ein gutgemeinter, vielleicht etwas unbedachter, Scherz meiner Schweſter, ein Spiel des Zufalls, ſtellt mich ſtrafbarer dar, als ich bin! Ich kann und werde mich bei Ihnen rechtfertigen, und — es kommt ja blos auf Sie an, wenn dieſer, mein Liebling," — er nahm den Kleinen ſchnell auf die Arme und trug ihn zu der Mutter — „in der That mein Sohn werden ſoll, für den ich ihn in einer gutmüthigen Uebereilung, mehr durch die Umſtände aufgefordert, als aus Abſicht, und, genau beſehen, nur ſtillſchweigend ausgab! Bitte du für mich um Verzeihung, Kleiner! — hilf mir gut machen, was ich gefehlt habe!"

Der Onkel ſowohl, als die übrige Geſellſchaft, erſtaunte über die Wendung der Dinge, die allen erfreulich war; die Kammerherrin ging von der größten Verlegenheit zu der innigſetzt Freude über, und umarmte die Obriſtin; dieſe ſelbſt verbarg die Augen mit den Händen, und wußte nicht, was ſie antworten ſollte.

„Wollen Sie nicht?“ — fragte Malten aufs zärtlichſte, und hielt ihr den Knaben näher — „Nicht wahr, Guſtav, du willſt mein Sohn werden?“

Der Kleine ſchlang einen Arm um Malten, und ſtreckte den andern nach der Mutter aus. Die Obriſtin wankte; die Entſchuldigungen der Kammerherrin kamen hinzu; die Erhebung zur leibhaftigen Göttin der Liebe that dann auch das ihrige, ſie konnte zuletzt dem Zuge ihres Herzens nicht länger widerſtehen. —

Nach Verfluß einiger Monate verkündete Schulmeiſters Chriſtinchen, nicht ohne ſich etwas darauf einzubilden, der ganzen Gemeinde ihre Vorherſagungsgabe, und der alte Bär unterließ eben ſo wenig, ſich bei der zu Wilmsdorf ausgerichteten Hochzeit, nicht blos abermals den alten deutſchen Degenknopf, ſondern auch den Stifter dieſer Ehe, zu nennen.

6.

Kaſſandra.

Als noch die Unſterblichen in traulicher Gemeinſchaft mit dem Geſchlecht der Sterblichen lebten, und mancher der Olympiſchen Götter, von der Schönheit eines Erdenmädchens beſiegt, ſeine Hoheit ablegte, um in menſchlicher Geſtalt das Glück zärtlicher Zuneigung und ſanfter Hingebung zu genießen; als Paris noch zu Sparta ſich aufhielt und friedliche Heerden noch auf den Gefilden Troja's weideten; da war Kaſſandra, die ſchönſte und geiſtvollſte von Priamos Töchtern, zur Jungfrau herangereift.

Schon in den heitern Tagen der Kindheit hatten die jugendlichen Freuden ihrer Geſpielinnen wenig Anziehendes für ſie; ein innerer, unerklärlicher Sinn erhob ſie weit über ihr Alter. Nachdenken und Ernſt ruhte auf ihrer hochgewölbten Stirn; ein verhaltenes

Feuer ſtrahlte aus ihren dunkeln Augen; ihr unſtätes, höchſt entzündbares Herz ſchien nur die höchſten Grade der Freude oder des Schmerzes zu kennen.

Wenn Hekabe's Töchter an den blumenvollen Geſtaden des ſchönen Skamandros mit Spielen und Tänzen ſich beluſtigten, dann führte ſie wohl unaufgefodert, um den Kreis der Schweſtern zu beleben, den künſtlichen Reigen auf, den Dädalos für Ariadne erfand, und jeder hätte ſie für die leidenſchaftlichſte unter den Tänzerinnen halten müſſen; aber kaum ſah ſie Vergnügen und Heiterkeit um ſich verbreitet, kaum durfte ſie hoffen, in dem lauten, fröhlichen Geräuſch nicht vermißt zu werden, ſo ſchlich ſie ſich heimlich nach einer hervorragenden, von Bäumen verdeckten Erdſpitze des Ufers, und ſah ſinnend auf des vorüberrauſchenden Stromes ſilberne Wellen.

Wenn die königliche Hekabe im Innerſten des Palaſts den Töchtern und Dienerinnen die Arbeit des Tages vertheilt hatte, und die muntern Dirnen, mit Spindel und Nadel beſchäftigt, durch trauliches Geſchwätz und fröhliche Mährchen ſich ergötzten, dann miſchte ſich wohl auch Kaſſandra in das Geſpräch und erzählte, in leichtem Tone beginnend, die Geſchichte, welche eine der ältern Töchter Hekabe's mit kunſterfahrner Hand in ein Prachtgewand für König Priamos oder in einen Waffenrock für Hektor ſtickte; aber nach und nach erhob ſich die Stimme der zarten Erzählerin, ihre Wangen färbten ſich höher, ihre Bruſt ſchlug ſichtbar ſchneller, hohe Worte entquollen ihren Lippen, ihre Augen richteten ſich ſtarr empor, und füllten ſich mit Thränen — ſie ließ die Nadel ruhen und ſchien alles, was ſie umgab, zu vergeſſen, bis die beſorgte Mutter oder eine der zärtlichen Schweſtern, über die wundervolle Rede des Mädchens erſtaunt, ſie unterbrachen und zu ſich ſelbſt zurückbrachten. Dann warf Kaſſandra die Augen erſchrocken im Kreiſe umher, hielt plötzlich inne und arbeitete ämſiger;

oder ſie ſtreichelte begütigend die Hand der ſtrafenden Mutter oder die Wange der verweiſenden Schweſter, und ergriff dann, wenn jene wieder lächelten, die ſilberne Leier — denn ſchon frühe hatten ihr die Götter die Gabe der Leier verliehen — und ſang zu raſchen, rauſchenden Tönen ein begeiſtrungvolles Lied.

Wenn zum Schmuck oder zur Ausſtattung einer ihrer Schweſtern ſchöne, mit Gold und Purpur durchwirkte Gewänder und Schleier oder zierliche Teppiche gewebt wurden, dann half Kaſſandra mit freudefunkelnden Augen; aber nie fiel es ihr ein, für ſich ſelbſt ein ſchimmerndes Gewand zu verlangen. Kein mädchenhafter, eitler Wunſch fand in ihrer Seele Raum; kein Gebet um irdiſche Güter drang von ihr zu den Göttern; nur zu Phöbos-Apollon flehte ſie oft heimlich, flehte von ihm die Gabe der Weisheit und Prophezeihung.

Einſt brachte Priamos, der Hirte der Völker, dieſem Gotte ein feierliches Opfer. Längſt war es vollendet, aber Kaſſandra kniete noch immer in brünſtige Andacht und Verzückung verloren, auf den Stufen des Altars. Die Prieſter ehrten die betende Jungfrau und entfernten ſich, ohne ſie zu ſtören, aus dem Tempel. Von der Inbrunſt des Gebets ermattet, ſank ſie endlich unwillkührlich in einen tiefen, unruhigen Schlaf, und ſonderbare Träume umgaukelten ſie.

Phöbos-Apollon war es ſelbſt, der dieſe Träume ihr ſandte. Er hatte, von den frommen Gebeten der Troer und den Düften des Opfers herbeigerufen, den hohen Olymp verlaſſen, und war zu dem Tempel herabgeſtiegen. Hier ſah er die holde Kaſſandra, von allen Reizen der aufblühenden Jungfräulichkeit ſanft umfloſſen, das lang herabwallende Haar mit grünen Zweigen bekränzt, mit einem weichen anſchließenden Gewande geſchmückt, mit von Andacht gerötheten Wangen und flehenden Augen zu ihm aufblickend — und der Anblick der reizenden Beterin erfüllte ihn mit dem Wunſche, der Sterblichen einer zu ſeyn.

Kaſſandra kehrte endlich zu den in der Vorhalle des Tempels auf ſie harrenden Dienerinnen und, von dieſen begleitet, zu der beſorgten Mutter zurück; aber ihr ganzes Weſen, ſo ungewöhnlich für ihr Alter es auch ſchon vorher geweſen war, hatte eine noch weit auffallendere, nicht zu verkennende Aenderung erlitten.

Sie antwortete auf alle ihr vorgelegte Fragen einſylbig und doppelſinnig; ſie kleidete ſich ſchweigend in ein langes Gewand, wie die Prieſter es trugen, und umwand ihre Stirn mit der prieſterlichen Binde; nur die Bitten der zärtlich in ſie dringenden Mutter vermochten ſie endlich, derſelben den Grund dieſes auffallenden Benehmens zu entdecken.

Sie ſey — ſo erzählte ſie Hekaben mit ſchaamhaft niedergeſchlagenen Augen und leiſer, furchtſamer Stimme — unter brünſtigem Gebet im Tempel Apollons entſchlummert. Plötzlich habe eine goldne Wolke die hohen Säulen des Heiligthums erfüllt, und Phöbos-Apollon ſelbſt ſey in der Geſtalt eines blühenden Jünglings ihr erſchienen. Sie habe die Gabe der Weiſſagung von ihm gebeten, und dieſe Bitte ſey ihr von dem Gott unter der Bedingung gewährt worden, daß ſie ganz ſich ihm ergeben wolle. Da ſie dieſes gelobet, habe ihr der Gott bei dem Schwur, der ſelbſt den Unſterblichen unverletzlich iſt, bei den heiligen Gewäſſern des Styx, Erfüllung ihres Wunſches zugeſagt. Auf einmal ſey es wie eine Decke von ihren Augen gefallen. Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft habe ſich vor ihr aufgethan, ſelbſt die Abſicht, in welcher Apollon ihr ſo hohe Gabe verliehen, ſey ihr offenbar worden. Sie habe, ohne letztere zu berühren, dem Gotte aufs neue gelobt, ihr ganzes Leben hindurch Prieſterin ſeines Tempels zu ſeyn; aber Phöbos habe ſich zürnend von ihr gewandt und ihr zugerufen, daß zwar nach ſeiner unwiderruflichen Zuſage die Gabe der Prophezeihung ihr bleibe, aber zur Strafe ihres doppelſinnigen Gelübdes niemand ihren Vorherſagungen glauben ſolle.

Hekabe und ihr Gemahl Priamos, dem die zärtlichſorgende Mutter dieß Geſicht wieder erzählt hatte, bemühten ſich zwar, dem ſchwärmeriſchen Mädchen dieſe Erſcheinung als Täuſchung eines Traums vorzuſtellen; aber mit Thränen im Auge blickte Kaſſandra ſie an, und erwiederte zwar mit rührender Sanftheit, doch auch mit Feſtigkeit: „Ihr könnt mir nicht glauben — ſo will es Phöbos-Apollon — ach leider! werdet ihr mir noch vieles nicht glauben!“

König Priamos und die liebreiche Mutter, von der hohen Begeiſterung der Tochter wunderbar ergriffen, getraueten ſich nicht, die Wahrheit der göttlichen Erſcheinung geradezu zu bezweifeln, ſondern überließen Kaſſandra von nun an ihrer eignen Willkühr. Sie blieb fortdauernd traurig und in ſich ſelbſt verſchloſſen, und nach manchem vergeblichen Verſuch, ſie zu erheitern, richteten ihre Aeltern die einzige Hoffnung einer Sinnesänderung darauf, daß die Liebe eines edlen Jünglings das fühlende

lende Herz des wunderbaren Mädchens rühren und ſie dem Leben zurückgeben werde.

Bald ſchien dieſe Hoffnung ſich ihrer Erfüllung zu nähern. Koroebos *), Sohn des Königs Mygdon, kam um dieſe Zeit an Priamos Hof, um den geehrten Gaſtfreund ſeines Vaters ſich zu zeigen, und ſich mit deſſen Hauſe zu befreunden. Kaum hatte er die ſchöne, ſchwermüthige Kaſſandra erblickt, als aus dem holden Blumenkranze der Töchter Priamos nur dieſe einzige ſtill dahinwelkende Blüthe ihm reizend und begehrenswerth ſchien.

Er ſuchte ſich Kaſſandren beſcheiden zu nähern, und durch die ſanfteſte, ausdauerndſte Bewerbung ihre Liebe zu gewinnen, und da Kaſſandra, durch die zarten Aeußerungen ſeiner Liebe gerührt, und von dem Edelmuth, der aus jeder ſeiner Handlungen hervorleuchtete, mit Wohlwollen gegen ihn erfüllt, nicht ſelten ſeinen Augen mit ſchwermüthig freundlichen

---

*) Aeneis B. 2, V. 34. Ilias B. 13. V. 361.

Blicken begegnete, nicht ſelten den Druck ſeiner Hand leiſe erwiederte, ſo wagte er es endlich, dem König Priamos ſeine Wünſche zu entdecken.

„Dir iſt bekannt, erhabener Priamos!“ — redete er ihn mit achtungsvollem Anſtande an — „daß das Geſchlecht meines Vaters nicht geringer ſey, als der erlauchte Stamm der Dardaniden; du haſt ſchon damals, als mein Vater noch Jüngling war, ihn deiner Freundſchaft gewürdigt, und in dem Waffenſaal meines väterlichen Palaſts ſah ich oft einen goldgeſtreiften Panzer, den du als Gaſtgeſchenk gegen eine aus Silber zierlich gearbeitete Schaale mit ihm vertauſcht haſt. Auch herrſchet mein Vater über eine volkreiche und fruchtbare Landſchaft; zahlreiche Rinder- und Lämmerheerden bedecken ſeine Fluren, und in ſeinen Hallen liegt künſtlich getriebenen Erzes und Eiſens die Fülle. So bin ich denn auf ſein Geheiß nun gekommen, um deiner blühenden Töchter eine für mich zur Gattin zu werben, und die Freundſchaft der Väter durch die Liebe der Kinder noch feſter zu knüpfen. Aber vor deinen lieblichen Töchtern allen hat Kaſſandra, die reizende Traurige, meine Liebe, und ich bitte dich, du wolleſt mir ihre Hand nicht verſagen.“

Ihm erwiederte mit väterlicher Milde König Priamos: „Mögen die unſterblichen Götter dir und meinem werthen Jugendgenoſſen Mygdon immer ſo gnädig ſeyn, als ich deinen Wunſch zu erfüllen mit Freuden bereit bin. Wohl iſt mir bekannt der Ruhm deines Stammes und der Reichthum deines Vaters. Auch ſind in meiner Burg funfzig Zimmer neben einander gebaut und zierlich geſchmückt, wo meine Söhne wohnen ſollen mit ihren züchtigen Weibern, und zwölf Zimmer, wo meine Eidame wohnen ſollen mit ihren züchtigen Weibern. So nun die Götter es wollen, ſo magſt du Kaſſandra heimführen in deine väterliche Heimath, oder du kannſt mit ihr bleiben im heiligen Ilion, Priams geliebter und geachteter Eidam.

Doch vor allen Dingen ſuche das Herz Kaſſandra's zu erforſchen, und zu erfahren, ob ſie deine Liebe erwiedert. Denn tiefe Schwermuth ruhet ſchon mehrere Monden lang in ihrer Seele, und ein wunderbares, unbegreifliches Geſicht hat ihre Jugend umdüſtert."

Koroebos, durch die günſtige Antwort des Königs höchlich erfreut, kannte nun nichts angelegentlicheres, als Kaſſandra überall aufzuſuchen, um, ſo die Götter ihm günſtig wären, das ſüße Geſtändniß der Liebe ihren Lippen zu entlocken.

Unfern von Ilions Mauern lag das Grabmal des Ilos, von ſeinem Sohne Laomedon, der mit Hülfe Apollons und Poſidons die Mauern von Pergamos baute, ihm errichtet. Dieß heilig gehaltene Denkmal ſtand auf einem Hügel, und wurde von einem alten, ehrwürdigen Feigenbaume beſchattet, von niedrigen Tamarindenbüſchen bekränzt. Hieher flüchtete oft Kaſſandra, wenn Trauer über unglücksvollen Tage, die ſie durch Wunbergabe in trüber, ungewiſſer Ferne herannahen ſah, ſie ſo heftig ergriff, daß ſie ſich der Geſellſchaft der Menſchen entziehen mußte. Dann richtete die ſchwermüthige Seherin ihre Augen nach Ilions Mauern, oder ſie lauſchte auf die unſchuldigen Geſpräche der vorüberweidenden Hirten, oder ſie beobachtete die Wettläufe und Kampfſpiele der Trojaniſchen Jünglinge — bis die Stimme des Gottes lauter in ihrer Seele ertönte und ſie, von Schreckbildern beängſtigt, die Saiten rührte, und die Trauer ihres beklommenen Herzens über die Unglücklichen, die aus Unwiſſenheit ihres bevorſtehenden Schickſals der lauten Freude ſich überließen, in ſchwer zu deutende Worte und bange Klagen ergoß.

Auch dießmal hatte ſie bei herannahendem Abend ſich in die heiligen Schatten des Todtenhügels begeben, und der treuliebende, hoffende Koroebos war ihr von weitem gefolgt.

„Warum biſt du ſo einſam und ernſt, lieblichſtes der Trojaniſchen Mädchen!“ —

redete er ſie endlich mit ſanftem Tone und theilnehmenden Blicken an — „warum fliehſt du die Geſellſchaft der Menſchen, die dich lieben?“

Sie neigte ihr Haupt wohlgefällig ihm entgegen; ſie gab ihm die Hand und ihr Auge ruhte dankbar auf ihm. Aber plötzlich ſchauderte ſie zurück, entriß ihm mit zärtlicher Wildheit die dargebotene Rechte, ſtarrte lange vor ſich hin und brach dann, vom Geiſte getrieben, mit heftiger Anſtrengung in Unglück verkündende, zum Theil unverſtändliche Worte aus. „Fliehe, unglücklicher Jüngling!“ — rief ſie ihm zu — „fliehe eiligſt dieſen Boden und kehre nimmer wieder. Eile, eile zu deinem harrenden Vater, den daheim das Alter danieder drückt, und vergiß Kaſſandra, die Geweihte Apollons! Und hätt' auch der Gott mich nicht ſelbſt zu ſeiner Prieſterin erkohren, und umſchläng dieſe Locken auch nicht die heilige Stirnbinde, doch würde nimmer der bräutliche Schleier ſie ſchmücken; doch dürft' ich nimmer deine Liebe erwiedern! O wehe mir, wehe dir, bedauernswertheſter aller liebenden Jünglinge! Brennende Mauern ſind deine Brautfackeln — Sterbegewinſel umtönt dich ſtatt Geſangs und des Tones der Flöten — — Zurück, zurück, blutgierige Krieger! mordet Koroebos nicht, mordet den Jüngling nicht, der für die zu zärtlich geliebte Braut in Gefahren und Tod gieng! — Aber ſie hören mich nicht, die unerbittlichen Grauſamen! — ach, ſie reißen ihn fort und zerfleiſchen den Edlen — unglücklicher Koroebos! bedauernswerthe Kaſſandra!"

Sie ſank erſchöpft nieder, und Koroebos beſprengte ihr blaſſes Geſicht mit Waſſer der kalten Quelle, die mit einer heiſſen zugleich dem goldnen Xanthos entſpringt und neben jener ſich hinſchlängelt. Aber kaum hatte ſie ſich erholt, als ſie aufs neue in die Worte ausbrach: „Fliehe, fliehe, unglücklicher Jüngling, und kehre nimmer wieder! Nimmer blüht der Brautkranz in Kaſſandras Haar, nimmer darf ſie deine Liebe erwiedern!" und ſich ſchnell entfernte.

Koroebos, deſſen Hoffnungen nun auf einmal vernichtet waren, folgte ihr von weitem, verſchloß mehrere Wochen ihre Worte in ſich ſelbſt, und ergriff jede Gelegenheit, ſich ihr von neuem zu nähern. Aber ſo oft es ihm gelang, ein Wort der Liebe ihr zuflüſtern zu können, ſo oft wandte ſie ſich mit Schaudern von ihm ab, und wiederholte aufs neue die Warnung: „Fliehe, fliehe, unglücklicher Jüngling! und kehre nimmer wieder!“

Nach langem vergeblichen Harren beurlaubte Koroebos ſich bei Priamos. „Mögen die Götter dich ſegnen, erhabner Hirte der Völker! der du Koroebos zu deinem Eidame nicht verſchmäht haſt. Aber ſie kann mich nun nimmer lieben, Kaſſandra, die reizende Traurige; in finſtre Geſichte verloren verblühet die Gottgeweihte, ohne die ſanfte Stimme der Liebe zu hören. So lebe denn glücklich, königlicher Priamos! und laß ſie gewähren, und laß uns erwarten, ob vielleicht noch die Götter ihr

Herz lenken. Dann ſende mir erfreuliche Boten, und ich kehre eilend zurück."

Nachdem Koroebos das Trojaniſche Gebiet verlaſſen hatte, drang Kaſſandra eines Morgens in das Gemach ihres Vaters.

„Vergieb, König Priamos!" — ſo ſprach ſie — „der beängſtigten Tochter, daß ſie zu deinem Vaterherzen ihre Zuflucht nimmt. Furchtbare Geſichte verfolgen mich des Tages, furchtbare Träume ängſtigen mich des Nachts. Siehe! ſchon naht das Verderben auf den Wogen des Meers. O könnt' ich mit meinen Thränen, könnt' ich mit meinem Blute den Brand löſchen, der aus dem Ei eines Schwanes hervorbricht, und dieſe ſtolzen Paläſte einſt in Aſche legt — es wird der Tag kommen, da wird das heilige Ilion ſinken!"

Umſonſt ſuchte Priamos die klagende Tochter zu beruhigen; umſonſt ſuchte er ihre Furcht dadurch zu mindern, daß er ſie auf die gnädigen Zeichen der Götter, auf die Stärke der Mauern, auf den Heldenmuth ſeiner tapfern Söhne und Eidame, auf die Anzahl ſeiner Unterthanen und Bundsgenoſſen aufmerkſam machte. „Du kannſt mir nicht glauben, — ſo will es Phöbos Apollon — aber ſchon hat das Verderben unſre Geſtade berührt!“ So antwortete ihm Kaſſandra und wollte ſich entfernen.

Da trat augenblicklich ein Bote herein, und meldete dem König, daß ſein Sohn Paris eben gelandet ſey, und ein götterähnliches Weib mit ſich zurückbringe.

„Wehe! wehe!“ rief Kaſſandra — „es iſt die Tochter der Leda und des göttlichen Schwanes — das heilige Gaſtrecht iſt verletzt, und die Rache der beleidigten Götter ſtürzt das heilige Ilion von ſeiner Höhe herab!“

Noch immer konnte Priamos den geheimen Sinn von Kaſſandra's Worten nicht entziffern, obſchon eine unglückbringende Begebenheit ihm ahnete. Von väterlicher Liebe und ſtiller Beängſtigung getrieben, erwartete er nicht die Ankunft des zurückkehrenden Sohnes im Palaſt, ſondern verließ, von ſeinen Freunden und von ſeiner Familie begleitet, die Burg und eilte Paris entgegen.

Die Straßen wimmelten von der unruhigen Volksmenge, und bald vernahmen einige aus dem Gefolge des Königs, daß Paris die Gattin des Königs Menelaos zu Sparta entführt habe und mit ſich zurückbringe; ein dumpfes Gemurmel und kurz abgebrochne Verwünſchungen zeugten von dem Unwillen aller, die von dieſer Verletzung des heiligen Gaſtrechts gehört hatten.

Auch Priamos und die ihn begleitenden Aelteſten des Volks erſchraken über dieſe Unglück verkündende Nachricht; finſtrer Ernſt und tiefer Kummer ergriff ihre Seelen.

Aber jetzt wälzte ſich ein langer Zug vom Ufer heran durch das Skajiſche Thor, der ſchöne Königsſohn führte ein verſchleiertes Weib an der Hand.

Staunen und Verwunderung verbreitete ſich durch die Menge. Paris hob den goldgewebten Schleier der göttlichen Helena — niemand konnte der ſiegenden Gewalt ihrer Schönheit widerſtehen, alle wähnten, Aphroditen ſelbſt zu erblicken.

„Heil dir, glücklicher Paris! Heil der göttlichen Helena!" riefen entzückt mit einer Stimme alle Jünglinge. „Wer mag dieß Weib ſehen, und den Raub dem Königsſohne verübeln?" flüſterten die Greiſe ſich einander ins Ohr.

Priamos und Hekabe's Herz wallten von zärtlichen Gefühlen über, ſie umarmten wechſelsweiſe den wiederkehrenden Sohn und die reizende Schnur. Hektor und Deiphobos und alle Söhne und Töchter Priamos folgten freudig dieſem Beiſpiel; nur Kaſſandra ſtand noch entfernt und unbeweglich, ſtarrte feſt auf die Angekommenen, und glich mit den gehobenen Armen, mit den von kalten Thränen erfüllten Augen einer marmornen Bildſäule.

„Nein, ich kann dem hinreißenden Gefühl

nicht länger widerſtehn!" — rief ſie endlich mit bebender Stimme aus, und warf ſich an Helena's Buſen — „ich kann nicht haſſen, wo alles lieben muß! kann dich nicht haſſen, du meines Vaterlandes Verderben!" — Sie lag lange ſprachlos in den Armen der reizenden Schwägerin, und riß ſich mit unaufhaltſam hervorſtrömenden Zähren von ihr los.

Man eilte nun, die Tempel zu ſchmücken, und den Göttern Opfer zu bringen; begeiſtert feierte das ganze Volk die Rückkehr des Paris und die Ankunft der göttlichen Helena durch rauſchende Spiele und Tänze; alle Einwohner, vom Kinde an bis zum Greiſe, nahmen an dem Jubel Theil; nur Kaſſandra verließ voll Wehmuth die Stadt, und floh nach dem Grabmal des Ilos.

Sie ſuchte eine Zeit lang die prophetiſche Stimme in ihrem Innern zu unterdrücken, und äußerte wenigſtens nicht laut, was ſie im Geiſte vorausſah, ſondern flehte nur Priamos insgeheim, an den beleidigten König von Sparta Friedensgeſandte zu ſchicken und ſich zum Kriege zu rüſten.

Endlich landete ein Schiff mit Argeiiſchen Herolden, die von Priamos die Zurückgabe der geraubten Helena und eine anſehnliche Buße für die zugefügte Beleidigung foderten, im Weigerungsfall aber drohten, daß ganz Troja mit einem Kriegsheer überzogen und gänzlich zerſtört werden ſolle.

Priamos berief eine Verſammlung aus den Vornehmſten des Volkes, und Kaſſandra, die man nun ſchon, wann auch nicht für eine von Apollon begeiſterte Seherin, doch für eine mit männlicher Klugheit begabte Jungfrau anzuſehen anfieng, durfte den Berathſchlagungen beiwohnen.

Die weiſeſten Greiſe riethen, die gerechten Foderungen der Herolde zu erfüllen und das Land nicht der drohenden Gefahr Preis zu geben, und Kaſſandra ſuchte dieſen Rath durch beſcheidne, tief eindringende Worte, durch flehentliche Bitten zu unterſtützen. Paris hingegen weigerte ſich ſtandhaft, ſein holdes Weib dem beleidigten, zürnenden Gemahl wieder auszuliefern, und alle Söhne Priamos ſtanden ihm bei, ſchlugen feurig an ihre Schwerdter, ſpotteten der Macht des Königs von Sparta, und gelobten dem Paris, ihn männiglich zu vertheidigen und eher zu ſterben, als ſchimpflicherweiſe den ſchönen Lohn zurück zu geben, den ihr Bruder durch die Gunſt der Göttin Aphrodite erworben habe.

„Es iſt umſonſt! — rief Kaſſandra endlich aus — „nicht eure Verblendung allein, der Zorn der Götter wird Ilion ſtürzen! Unglückliche Spötter! wißt, dieſer Menelaos wird mit furchtbaren, zahlloſen Kriegsſchaaren euch überziehen — ſchon ſehe ich dieſe Ufer von einer unüberſehlichen Flotte beſetzt — ſchon ſehe ich dieſe fruchtbaren Felder mit einem endloſen Lager bedeckt — ſchon ſeh' ich zahlreichere Geſchwader unter dieſen Mauern in Schlachtordnung, als Heerden auf dieſen

Triſten weiden! — O wehe! wehe! Verderben umſchwebt die Mauern von Troja — es kommt ein Tag, da wird Ilion ſinken!"

Die muthvollen Jünglinge lächelten. Aber das ſchwärmeriſche Mädchen, und die Herolde wurden, mit Hohn und Spott von ihnen verfolgt, zu Menelaos zurückgeſandt.

Aber auch dießmal erfuhr man gar bald die Wahrheit von Kaſſandra's Vorherſagung; abgeſchickte Kundſchafter brachten die Nachricht, daß nicht Menelaos allein; ſondern alle Könige Griechenlands, unter Anführung des mächtigen Agamemnons, zur Landung an Trojas Ufern ſich rüſteten, und kaum hatte Priamos ſeine Bundesgenoſſenſchaft zur Hülfleiſtung aufgefodert, als ſchon die feindlichen Wimpel am Meeresgeſtade ſich zeigten.

Umſonſt ſuchten die Trojaner den Argeiern die Landung zu wehren; vergeblich erlegten ſie den kriegeriſchen Proteſilaos, der zuerſt aus den feindlichen Schiffen an's

Land ſprang. Tauſend ſeiner Streitgenoſſen rächten ſeinen Tod, und, nach mancherlei hitzigen Gefechten, war Ilion von dem Lager der Achaier auf mehrern Seiten umzingelt, und die Stadt wurde von ihnen hart bedrängt.

So oft das wankelmüthige Kriegsglück den Achaiern günſtig war, ſuchte Kaſſandra den Muth der ihrigen zu befeuern; ſo oft aber die Trojaner ſiegten, brach die Seherin in Unglück verkündende Worte aus.

„Frohlocket nicht, übermüthige Krieger!“ — rief ſie ihnen dann zu — „jauchzet nicht, ihr Verblendeten! Verſchont uns auch jetzt noch die Langmuth der Götter, doch kommt ein Tag, wo Troja in Trümmer ſinkt. Ich ſah einen Drachen, der wand ſich um den dichtbelaubten Stamm eines Ahorns. In dem Wipfel des Baumes hatte eine Taube geniſtet mit acht noch unbefiederten Jungen. Der Drache verſchlang die acht Jungen und zuletzt auch die ängſtlich herumflatternde Mutter. Doch kaum hatte die geflügelte Schlange die neun Vögel gefreſſen, da ward ſie ſelbſt durch ein Wunder verſteinert. Wiſſet! neun Jahre wird das Verderben dieſe Mauern umſchweben — im zehnten ſinket das heilige Ilion!"

Und ſchon waren unzählige der Söhne und übrigen Edlen des Königs Priamos in der Feldſchlacht dahingeſunken, und, obſchon Achilleus, der Sohn des Peleus und der Göttin Thetis, dem Agamemnon die roſenwangigte Briſeis gewaltſamer Weiſe entriſſen hatte, an dem Gefechte nicht mehr Antheil nahm, ſo wurde doch die Lage der Trojaner immer bedrängter und hoffnungsloſer.

Da ſtand Kaſſandra einſt auf den Zinnen der Burg, überſah die feindlichen Gezelte und flehte zu den Göttern um Rettung ihres Vaters und ihres Volkes. Ein Wald von ſchimmernden Lanzen ſchien ſich aus dem Boden zu heben; hell leuchteten die blanken Waffen, die Kaſſandra ſogleich für fremde erkannte. Mit eilenden Schritten naheten die unbekannten Krieger den Thoren von Ilion, und Kaſſandra verließ ſchnell den Thurm, um dem Kriegshaufen entgegen zu fliegen. Sie hatte in dem Anführer den edlen Koroebos erkannt, der ein zahlreiches Heer ſeiner Mygdonier als Hülfsvölker für Priamos herbei führte.

Kaſſandra war durch ſeine treue, unverlöſchliche Zuneigung auf das innigſte gerührt, und wollte ihm zärtlich danken; aber plötzlich erklang in ihr die Stimme des Gottes, und ſie bebte zurück.

„Unglücklicher Jüngling!“ — rief ſie mit hoher Wehmuth — „warum mußteſt du meine Warnung verſchmähen? Hüte dich vor den Waffenröcken der Feinde, hüte dich vor dem Altar Pallas-Athene's!“

Jetzt ſchien das wankelmüthige Kriegsglück ſich wieder auf die Seite der Troer zu wenden; die Argeier wurden zu den Schiffen zurückgedrängt, ein Bollwerk, das ſie zu ihrer Beſchützung errichtet hatten, erſtiegen, und Hektor, der Tapferſte von Priamos

Söhnen, warf nicht nur Feuerbrände in die Schiffe, ſondern erlegte auch den Patroklos, den zärtlichgeliebten Freund des großen Peliden, und erbeutete deſſen Waffen, in welchen Patroklos gekämpft hatte.

Kaſſandra begegnete dem heimkehrenden Sieger, der triumphirend die ruhmvolle Beute ihr zeigte. „Hektor!“ — antwortete ſie ihm, und blickte mit hoher Rührung ihn an — „Hektor! bewahr' es im innerſten Herzen, was ich dir verkünden muß. Lange lebſt du nicht mehr! Schon ſteht dir der Tod und das unerbittliche Schickſal zur Seite. Bald erliegſt du unter der Hand des großen Achilleus!“

Und nur zu bald gieng auch dieſe Prophezeihung in Erfüllung. Achilleus, durch den Tod ſeines Freundes mit der tiefſten Trauer erfüllt und zur wüthendſten Rache gereizt, erſchien nun wieder in dem Heer der Argeier; alles floh vor ihm; nur Hektor, uneingedenk der Warnung Kaſſandra's, ungerührt von dem Flehen ſeiner greiſen Aeltern, wagte es, den Götterſohn zu beſtehen.

Indeß Priamos und faſt alle Einwohner Ilions auf den Mauern dem Kampfe mit bangen Herzen zuſahen, irrte Kaſſandra, vom Geiſte getrieben, durch die leeren Gaſſen und erhob jammernd ihre Stimme:

„Unglücklicher Hektor! warum wageſt du es, mit dem Sohne der Thetis zu kämpfen? Ach! du wirſt fallen, und mit dir Troja's letzte Hoffnung! Bald werden die Argeler Ilions Weiber und Kinder als Beute davon führen. Dann werden die Töchter Troja's weben müſſen bei einer harten Gebieterin, und Waſſer ſchöpfen aus den Quellen in Argos, gedrückt von der Härte des Schickſals! Dann wird einer der Achiver ſpottend ſagen: Sehet, das iſt Andromache, die Gattin des Hektor — und weinend wird die Unglückliche das Auge zu Boden ſchlagen!“

Ein lautes Wehklagen unterbrach die Stimme der Prophetin. Hektor, ſo muthvoll er auch anfänglich den Kampf mit Achilleus erwartet hatte, war doch von dem furchtbaren Anblick des auf ihn zuſtürmenden Göttersohns ſo erſchüttert worden, daß er, noch ehe jener ihn erreicht hatte, die Flucht ergriff. Wie ein Raubvogel von wilder Gier getrieben auf die flatternde Taube ſchießt, ſo jagte der Pelide ihm nach, und trieb ihn dreimal vor ſich her um die Mauern von Ilion.

Endlich ermannte ſich Hektor; Schaam und wiederkehrender Muth rief ihn auf, den Todeskampf zu beginnen. Schrecklich kämpften die Helden; aber die Götter hatten Hektor zum Tode beſtimmt; er ſank von Achilleus Lanze getroffen.

Ein weithallendes Geſchrei des Entſetzens ertönte auf den Trojaniſchen Mauern, und löſte ſich bald in Geheul und Verwünſchungen auf, da der grauſame Sieger dem Erlegten die Rüſtung abzog, da mehrere der herbeieilenden Griechen den Leichnam verwundeten, da endlich Achilleus ſeine Füße durchſtach und ihn, mit Riemen an den Streitwagen geheftet, in grimmigem Uebermuth um die Mauern ſchleifte.

Kaſſandras Schmerz hatte keine Thränen. Mit funkelnden Augen raunte ſie raſtlos umher und fluchte dem harten Peliden. — „Wehe, wehe dir, Blutiger!“ — rief ſie, einer Rachgöttin ähnlich, drohend aus. — „Auch dich wird das Schickſal ereilen. Fallen wirſt du, wie tapfer du auch ſeyſt, am Skaiſchen Thor — getödtet von der Hand eines Weichlings!“

Achilleus, von wilder Rachſucht gegen den Mörder ſeines Freundes befeuert, hatte geſchworen, Hektors Leiche, ob auch Priamos zwanzigfältige Löſung verhieß, unbegraben liegen zu laſſen, und ſein Fleiſch den Hunden und Geiern zum Raube zu geben. Priamos, deſſen Trauer faſt in Verzweiflung übergieng, wand ſich weinend im Staube, raufte ſein graues Haar, und faßte endlich den

Entſchluß, mit einbrechender Nacht als ein Flehender in das feindliche Lager zu ziehen und zu verſuchen, ob er durch Geſchenke und Thränen den Zürnenden nicht erweichen könne.

Der eben ſo edle, als heftige, Achilleus konnte dem fußfälligen Flehen des königlichen Greiſes nicht widerſtehen; er beſiegte ſeinen Unwillen, behandelte Priamos ſchonend, gab ihm den Leichnam des Sohnes zurück, und verſtattete ſogar einen Waffenſtillſtand, damit die Trojaner zu dem Scheiterhaufen für Hektor Holz in den Gebirgen fällen und ſein Leichenfeſt würdig begehen könnten.

Getröſtet kehrte Priamos mit der Morgenröthe von den Schiffen zurück; ihn gewahrte von den Zinnen der Burg die harrende Kaſſandra. Der Anblick des ehrwürdigen Greiſes, der die Zurückgabe ſeines ermordeten Sohnes als Linderung ſeines Unglücks anſehen, der ſelbſt dieß traurige Geſchenk dem Mörder als Wohlthat verdanken mußte — der Anblick des einſt ſo blühenden, jetzt ſo entſtellten **Hektors**, der auf einem Wagen langſam daher gefahren ward — der Gedanke, welchen der Gott jetzt ihr eingab, daß auch **Priamos** ſeinem edlen Sohne bald zu den Schatten nachfolgen werde, erſchütterte den tiefſten Grund ihrer Seele — jetzt erſt entſtürzten ihren Augen wieder lindernde Thränen.

Sie eilte vom Thurme herab und dem Zuge entgegen; ſie wollte ausbrechen in laute Klagen und in Worte der Prophezeihung, aber ſie vermocht' es nicht. „Kommt hervor" — nur dieß erlaubte der Schmerz ihr zu ſagen — „kommt hervor, ihr Männer und Weiber von **Ilion**, **Hektors** Leichnam zu ſchauen! Oft jauchztet ihr ſonſt ihm entgegen, wenn er wiederkehrte aus der Feldſchlacht — kommt hervor, ſeinen Leichnam zu ſchauen!" —

Von dieſem Augenblick an verſchloß ſie allen Kummer in ihr Herz; nur ſelten tönte ein leiſes Wort der Weiſſagung von ihren Lippen; ſie wandelte mit zu Boden geſenkten Augen ſtill vor ſich hin, und nur ihre Thränen, nur ihre gewundenen Hände verkündeten, was ſie empfand und was die innre Stimme ihr von der Zukunft offenbarte. Koroebos Anblick vermied ſie; konnte ſie ihm aber nicht ausweichen, dann bebte ſie ſchaudernd zuſammen, und bedeutete ihn durch einen Wink, durch eine rührende Gebehrde, ſich von ihr zu entfernen.

Nach mancherlei, bald glücklichen, bald unglücklichen Gefechten, und nachdem auch der große Achilleus von einem Pfeil des Paris erlegt worden war, beſchloſſen die Argeier, die nun faſt zehnjährige Belagerung durch eine Kriegsliſt zu endigen. Sie erbauten das Trojaniſche Pferd, verbargen in der Hohlung des Bauchs eine Anzahl Bewaffneter, feierten ein Opferfeſt, um, wie es hieß, von den Göttern eine glückliche Heimkehr zu erflehen, beſtiegen dann ihre Schiffe, ſeegelten ab und giengen, von den hohen Ufern verdeckt, bei der benachbarten Inſel Tenedos vor Anker.

Ihr vermeintlicher Abzug erfüllte nach ſo harten Drangſalen ganz Ilion mit lautem Jubel; alle Thore wurden geöffnet, und die neugierige Menge ſtrömte in dichten Haufen heraus, um das verlaßne Lager der Feinde zu beſehen. Vor allem andern zog das coloſſaliſche Pferd die Aufmerkſamkeit Aller auf ſich; einige riethen, es zu zertrümmern oder zu verbrennen oder ins Meer zu ſtürzen; mehrere, es im Triumph nach der Stadt zu bringen.

Laokoon, ein Prieſter Poſidons, widerſetzte ſich mit Heftigkeit dem letztern, und ſtieß endlich mit ausbrechendem Unwillen einen Speer in die Seiten des Pferds, daß es durch und durch erzitterte, und die darinn verborgnen Waffen laut erklangen.

Doch die zürnenden Götter hatten Ilions Untergang beſchloſſen, und da ein vorgeblicher Griechiſcher Ueberläufer, Namens Sinon, mit der liſtigſten Verſtellung und durch falſche Schwüre die Troer überzeugte, daß dieß Pferd Pallas-Athenen geheiligt ſey, und ſtatt des von Diomedes geraubten Palladions Ilion unüberwindlich machen werde — da zwei ungeheure, aus dem Meer ſich erhebende Schlangen den opfernden Laokoon und ſeine beiden Söhne umſchlangen und quaalvoll erwürgten, und der Aberglaube des Volks dieß für eine Strafe der Götter anſah, weil Laokoon das heilige Pferd verletzt habe; ſo wurde allgemein beſchloſſen, das geweihte Bild in die Stadt zu ziehen. Mit unglaublicher Schnelligkeit führte man dieſes aus; man riß einen Theil der Stadtmauern nieder, legte Walzen unter das Pferd, legte Seile vor; alles wollte an die Stricke ſich mit anſpannen; junge Knaben und Mädchen, mit Blumen geſchmückt und Loblieder ſingend, umgaben den Zug, und unter ſchallendem Freudengeſchrei ward das wunderbare Pferd im Vorplatze der königlichen Burg aufgeſtellt.

Jetzt näherte ſich Kaſſandra; lauter,

als je, ertönte in ihr die prophetiſche Stimme, und ſie brach in laute Klagen und Weiſſagungen des nahenden Verderbens aus. Doch umſonſt! auch dießmal gieng ihr Verhängniß in Erfüllung; niemand glaubte ihren Worten, obgleich ihre Verkündigungen ſchon ſo oft durch den Erfolg beſtätigt worden waren. Freudetrunken zerſtreute ſich das Volk in den Tempeln der Götter, kränzte die Altäre, und überließ ſich bei einbrechender Nacht ſorglos dem Vergnügen oder dem Schlummer.

Und ſchon näherte ſich wieder durch die Dunkelheit die Griechiſche Flotte; Sinon öffnete die verſchloßne Seitenwand des Pferdes; Odyſſeus und Neoptolemos, der Sohn des großen Achilleus, und mehrere der Achiviſchen Helden ließen ſich an Stricken herab.

Sie hauen die Wachen nieder; ſie eilen ſchweigend durch die Stadt, deren Bewohner in Schlaf und Wein begraben ſind; ſie öffnen die Thore, laſſen die Heereshaufen ihrer

Verbündeten ein, und verbreiten nun überall Mord und Brand. Nach und nach verbreitet ſich Geheul und Gewinſel durch die Stille der Nacht; Waffengetös erklingt hie und da, helle Flammen und lichte Rauchwolken wälzen ſich über einige Theile der Stadt, und machen durch ihren furchtbaren Schein den Anblick des Mordens und der grauſen Verwüſtung ſichtbar.

Alle Troer entreißen ſich dem ſüßen Schlafe; ihr erſter Blick trifft auf brennende Häuſer und Tempel; jammernde Weiber und Kinder fliehen auf die Straßen und werden gemißhandelt oder in die Flammen geworfen; die Männer rufen zu den Waffen, die Trompeten ertönen, verſchiedne Haufen der Troer ſammeln ſich und kämpfen in wilder Verwirrung.

Auch Kokoebos hat ein Häuflein Helden um ſich geſammelt, und ſtürzt mit dem Muth der Verzweiflung durch die Gaſſen. Auf ihn trifft ein Haufen der Feinde, die ſein Geſchwader für ein Griechiſches halten. Indem ihr Anführer dem Koroebos zuruft, ſticht ihn dieſer ſchon nieder; die Griechen werden umzingelt, und keiner von ihnen entgeht dem Schwerd der tapfern Mygdonier.

Koroebos, deſſen Hoffnung durch dieſen glücklichen Erfolg ſteigt, räth ſeinen Genoſſen, ihre Waffen mit den Waffen der Feinde zu vertauſchen. „Mag Tapferkeit oder Liſt“ — ruft er ſeinen Gefährten zu — „den Sieg uns verleihen, gleichviel! wird nur Kaſſandra gerettet!“ — Er ſelbſt iſt der erſte, der Waffenrock und Schild und Helm des Griechiſchen Anführers an ſich reißt.

Sie miſchen ſich nun, beſchützt von der Finſterniß, in die Heereshaufen der Achiver; viele derſelben werden von ihnen getödtet.

Jetzt ſchleift ein Trupp der Feinde die Seherin Kaſſandra bei dem langen aufgelöſten Haar aus dem Tempel Pallas-Athene's; nur ihr Auge fleht um Hülfe, ihre Hände ſind gebunden. Dieſen Anblick trägt Koroebos nicht; mit blinder Wuth, mit tollkühnem Wahnſinn, wirft er ſich in den dichteſten Haufen; ſeine Begleiter ſtürzen ihm nach; es entſteht ein mörderiſches Gefecht; ein Hagel von Pfeilen der Troer, die Koroebos der verwechſelten Waffen halber verkennen, fällt auf ihn und ſeine Genoſſen. Er ſelbſt wird verwundet; ~~doch~~ Liebe und Raſerei läßt ihn die Wunde nicht gewahr werden; er wüthet wie der Kriegsgott durch die feindlichen Reihen, bahnt ſich über Leichen den Weg, und entreißt den Feinden die heißgeliebte Kaſſandra.

Doch immer dichter und dichter drängen die Argeier auf ihn zu, ihre tapferſten Helden, unter ihnen ſelbſt Agamemnon und Menelaos, erbittert über das Glück des Wüthenden, erbittert über den Raub der königlichen Jungfrau, umringen ihn von allen

len Seiten. Koroebos und die Seinigen werden von der Menge übermannt; er ſelbſt — die Geliebte noch immer umfaſſend, er, der, obſchon von Blutverluſt ganz ermattet, immer noch wie ein Raſender ficht, wird vom Peneleus am Altar Pallas-Athene's niedergeſtoßen. — „Geh jetzt" — rufen die Griechen dem Ermordeten zu, indem ſie ihn noch tauſendfach durchboren, und ſich Kaſſandra's bemächtigen — „geh' jetzt und wirb um Priamo's Tochter, und verheiß deinem Schwäher, ſeine Stadt von den Argeiern zu retten!"

Nun wurde der Kampf und das Blutvergießen allgemein; Freunde und Feinde tödteten ſich unter einander. Hier riß man Thürme und Häuſer nieder, um ſich mit den Balken und Steinen zu verſchanzen; dort beſetzten die Troer die Burg, um ihren König zu vertheidigen.

Doch jeder Verſuch einer Rettung war vergeblich. Neoptolemos tödtete den ehrwürdigen Priamos mit empörender Grauſamkeit vor den Augen der Seinigen; nach ihm ward Hekabe und mehrere ihrer Töchter an den Altären der Götter ermordet; Ilion ſelbſt war in kurzer Zeit durch Flamme und Verwüſtung der Erde gleich gemacht.

Unter der reichen Beute, unter den gefangenen Weibern und Mädchen, welche die Sieger unter ſich vertheilten, befand ſich auch Kaſſandra, die Seherin. Ihre Schönheit, ihre Schamhaftigkeit, die Weisheit, die aus allen ihren Worten und Handlungen hervorleuchtete, ihre rührende Trauer, die hohe Standhaftigkeit womit ſie den Fall ihres Vaterlands ſtill ertrug, rührten das Gemüth des mächtigen Agamemnons, und er beſchloß, ihr Schickſal, ſo viel an ihm ſey, zu lindern, ſie in ſein Vaterland Mykene mit ſich zu führen, und ſeiner Gemahlin Klytaemneſtra, als eine edle, bedauernswerthe Unglückliche, zur Freundin und Geſellſchafterin zu überlaſſen.

Die Schonung und der Edelmuth, womit Agamemnon die ſchwermüthige Gefangne behandelte, erweckten in dieſer das Gefühl der lebhafteſten Dankbarkeit; aber die Stimme der Prophezeihung blieb auch jetzt in ihrem Innern nicht aus, und die tiefſte Traurigkeit bemächtigte ſich Kaſſandra's, wenn ihr Auge auf Agamemnon ruhte, der mit freudiger Ungeduld die Schiffe zur Heimkehr ausrüſtete. . . . . . .

O wäreſt du rühmlich gefallen, mein König!" — rief ſie nicht ſelten warnend ihm zu — „wärſt du gefallen von den Schwerdtern der Troer! Ich klage nicht über mein finſtres Verhängniß, ich beweine das deinige!"

Agamemnon lächelte über die Weiſſagung der traurigen Königstochter; er betrat mit der reinſten Wonne nach ſo langer Abweſenheit den Boden ſeines Reiches, und wurde nebſt Kaſſandra von ſeiner Gemahlin zärtlich empfangen.

Doch längſt war ihm ein boshafter Verlämder zuvorgekommen. Dieſer hatte die Eiferſucht der ſtolzen Königin wider Kaſſandra rege gemacht, und, noch ehe Agamemnon landete, hatte ſich ſeine treuloſe Gemahlin ſchon mit ihrem Buhler Aegiſthos zu ſeinem Untergange verbunden.

Indem Agamemnon und an ſeiner Seite Kaſſandra den Göttern ein feierliches Opfer brachten, wurden ſie mit Opferbeilen von Aegiſthos und Klytaemneſtra ermordet.

Inhalt.

1.
Die neue Lenore . . . . Seite 1

2.
Die Winterblumen . . . . — 69

3.
Das Frauenhemd . . . . — 151

4.
Prinzeßin Röschen . . . . — 187

5.
Die Vaterſchaft . . . . — 239

6.
Kaſſandra . . . . — 295

Lindenblüten.

Von

Friedrich Kind.

68, 5177

Dritter Band.

BIBL. VNIVERS. LIPS.

Leipzig,
bei Johann Friedrich Hartknoch.
1819.

C. A. Tiedge

freundſchaftlich gewidmet.

I.

Der Familienbund.

Seit langen Zeiten mit einander befreundet und verſchwägert waren die gräflichen Häuſer Hohentanna und Rothheim. Auch ſchien Natur und Zufall gewiſſermaßen dieß ſelbſt alſo gefügt zu haben. Die Beſitzungen beider Familien lagen einander gegenüber, nur von einem fiſchreichen Fluſſe geſchieden, der, wie er auf einer Seite das Zuſammenkommen erleichterte, ſo auf der andern, als unverrückbares Grenzmaal, die Möglichkeit jeder nachbarlichen Zwiſtigkeit gleichſam im Voraus abſchnitt. Durch ihn ſchien zugleich Klima und Charakter der Gegend eine, wenn auch allmähliche, Abſtufung zu erhalten. Die Landſchaft des nördlicher liegenden Hohentanna war ziemlich rauh, doch dabei erhaben und romantiſch; die des ſüdlichen Rothheims mild, ſchön und idylliſch; dort ſteile Felſen, rauſchender Schwarzwald, ſchaurige Grotten, hier liebliche Thäler, flüſternde Haine, blühende Lauben! Man konnte mit Recht ſagen, was einer dieſer Herrſchaften abgehe, das erſetze im Ueberfluſſe die andere, und zum Genuſſe vollkommenen Glücks ſey beyderſeitigen Bewohnern nichts unentbehrlich, als ſtete Eintracht.

Was gebieteriſches Bedürfniß erzeugt, freundliche Gewohnheit genährt hatte, die engſte Vereinigung beider Familien, dem verlieh ſpäterhin eine tragiſche Begebenheit höhere Weihe. Der Erſtgeborne des Hauſes Hohentanna, Graf Joſeph, war, wie dieß unter beiden Häuſern faſt als Regel galt, mit der Gräfin Thereſe von Rothheim verlobt, und nichts ſtand ihrer Vermählung entgegen, als der eigene Wille des jungen Brautpaars, das, ſeelig durch die Begünſtigung, einander täglich zu ſehen, der ſchönen

Blütenzeit der Liebe die längſte Dauer wünſchte. — Konnte Etwas ihrer ſchwärmeriſchen Wonne noch lieblicheren Glanz, ihren Roſenmonden noch ſüſſeren Zauber ſchenken, ſo geſchah dieß durch die Gegenwart des Baron Altieri, eines Jugendfreundes des Bräutigams. Dieſer ließ ſich von Joſeph leicht bewegen, in den Armen der Natur und Freundſchaft einen Sommer auf Hohentanna zu verleben, und kaum hatte er ſich in den beiden Familien eingeführt, als die Verlobten und Er völlig unzertrennlich wurden. Das Bewußtſeyn, geliebt zu werden, iſt die Sonne des Lebens; aber das Glück, einen edlen Freund zum Zeugen dieſer Seligkeit zu haben, iſt der Wiederſchein dieſer Sonne im Wellenſpiegel, iſt Erde und Himmel in Eins verſchmolzen.

Schon nahte der Herbſt, und noch durfte Altieri es kaum von weitem wagen, ſeiner, verſchiedener Verhältniſſe wegen, doch nicht länger zu verſchiebenden Abreiſe zu erwähnen.

Auch ſuchte Graf Joſeph, um jedem Gedanken daran zuvorzukommen, Altieri jetzt mehr, als jemals, zu beſchäftigen, und bediente ſich dazu hauptſächlich der Jagd, eines Vergnügens, wovon der raſche Altieri leidenſchaftlicher Liebhaber war, und zu deſſen Genuß das wildreiche Hohentanna die günſtigſte Gelegenheit darbot. Faſt kein Tag verfloß, ohne daß der junge Graf, ob er ſelbſt gleich den Wald nur aus Neigung zur Pflanzenkunde liebte, aus Hingebung für ſeinen Freund, bald mit dieſem allein, bald auch mit zahlreichem Jagdgefolge, die väterlichen Forſten durchſtrich.

An einem derſelben, als ſie eben durchs Ellerngebüſch längs des Ufers heimkehrten, und Altieri ſeine Büchſe ſchon dem Leibſchützen des Grafen zurückgegeben hatte, rief er haſtig: „ein Reh!“ und zeigte auf eine Stelle im Dickicht, wo ſich etwas unter den Zweigen bewegte. Joſeph, mehr aus Gefälligkeit gegen den jagdluſtigen Gefährten, als aus eigenem Antriebe, zielte. Der Schuß und ein kläglicher Ruf, folgten unmittelbar auf einander. Entſetzt flogen Beide hinzu, und das blendendſte aller Rehe, Gräfin Thereſe, lag in ihrem Blute, nur noch ſchwach athmend, auf dem Moosteppiche. Der heitere Herbſtmorgen hatte die Liebende gelockt, den Bräutigam zu überraſchen, die an der Anfurth immer bereit liegende Gondel ſie an's Ufer getragen, eine ſchöne Wald-Lilie ſie zu ſich herabgezogen — und, die Lilie im Arm, war ſie dahin geſunken, mit dem ſchönen blaſſen Geſicht, mit dem weiſſen Gewand, mit den lang herabwallenden Locken, einem entſchlummerten Engel gleich.

Nichts von den Klagen der herzuſtürzenden Dienerſchaft, deren Abgott die holdſelige Thereſe geweſen war; nichts von dem wilden Schmerz Altieri's, der, weil er Joſeph zu dem Schuß aufgefordert hatte, ſich Thereſens Mörder nannte; nichts von des Bräutigams ſtummer, oft an Wahnſinn grenzender Verzweiflung; nichts von dem Jammer der troſtloſen Aeltern! Joſeph war lange Zeit nicht zu bewegen, die Leiche zu verlaſſen, und nur die geäußerte Beſorgniß, daß ſo Altieri's Reue und Gram ihn zum Selbſtmord verleiten könne, ſchien ihm wieder Beſinnung und Sprache zu geben. Gänzlich erſchöpft ſank er an Thereſens Begräbnißtage auf ein langwieriges Krankenlager; ohne ſeine Begleitung ward die getödtete, noch als Leiche liebliche Braut Abends bei Fackelſchein übergeſchifft, und im Rothheimiſchen Erbbegräbniſſe beigeſetzt.

Altieri, deſſen unſäglicher Schmerz, eben dieſer Heftigkeit wegen, ſich eher in etwas abſtumpfte, deſſen ſtärkerer Körper und Geiſt früher wieder Faſſung gewann, gerieth freilich auf den Gedanken, durch ſeine Entfernung den Augen des jungen Grafen und der beiden trauernden Familien einen, wie er dafür hielt, verhaßten Gegenſtand zu entziehen. Allein, da der geliebte Kranke in jedem heileren Augenblicke nur ſtets nach ihm verlangte, nur jeden der Anweſenden aufforderte, Altieri zu tröſten; ſo ward es ihm unmöglich, ſeinen Entſchluß auszuführen. Vielmehr hielt er es von nun an für ſeine erſte, heiligſte Pflicht, dem leidenden Freunde, mit Vergeſſung aller Rückſichten auf ſich ſelbſt, bis zur völligen Geneſung nicht von der Seite zu weichen. Was ſonſt blieb ihm nach ſeiner Empfindung auch wohl übrig, um ſeinen Antheil an Thereſens Tode einigermaßen abzubüßen, und ihre kummervollen Aeltern und Verwandten, die ihm ſtets mit edler Selbſtüberwindung nur das innigſte Mitleid an den Tag legten, auch im Innern mit ſich auszuſöhnen?

Es gelang mehr noch ſeiner zärtlichen, kein Opfer ſcheuenden Freundſchaft, als der Geſchicklichkeit der Aerzte, den unglücklichen Mörder der Geliebten dem Leben nach und nach wieder zu ſchenken. Joſephs körperliche Kräfte erholten ſich nach Verfluß einiger bangen Monate. Er fing an, über ſeine Lage mit einiger Ruhe nachzudenken; er verbarg, was er fühlte, ſeinen Aeltern, den Aeltern der Braut, ſeinen zärtlich um ihn beſorgten Geſchwiſtern; aber er war auch von nun an, ſobald Altieri ihn verließ, faſt ganz in ſich ſelbſt verſchloſſen und der Außenwelt abgeſtorben.

Die beiden Freunde, durch den ſchrecklichen Vorfall, und alles, was ſich nach ihm zugetragen hatte, nur noch enger an einander gekettet, betrachteten ſich gegenſeitig als Leidensgefährten, und fanden allmählig in der Erinnerung an die holde Thereſe eine Art Troſtes und wohlthätigen Schmerzes. Als aber endlich Altieri auf Befehl ſeines Fürſten in ſein Vaterland zurückkehren mußte, da ſchien auch unter Joſeph der heimiſche Boden zu brennen, und kaum hätte er ſeinen Lieblingsgedanken, der Geliebten in einem der Rothhelmiſchen Haine ein Marmordenkmal zu errichten, ausgeführt, als ſein, ſchon früher gefaßter Entſchluß, eine langwierige Reiſe zu unternehmen, zur vollen Reife gedieh.

Seine Aeltern waren mit dieſem Vorſatze, der allen ihren Plänen widerſtritt, äußerſt unzufrieden; doch umſonſt! denn nun entdeckte Joſeph ſein längſt im Stillen abgelegtes Gelübd, der getödteten Braut ewige Treue zu bewahren, und, gegen eine ſehr mäßige Leibrente, ſeinem noch einzigen, um vieles jüngeren Bruder, unter der Bedingung, daß er ſich einſt mit einer Schweſter Thereſens vermähle, bei einem völligen Ausſterben des Hauſes Hohentanna aber deſſen Beſitzungen den Nachkommen Altieri's anheim fallen ſollten, die Grafſchaft abzutreten.

Man erhob dagegen mancherlei Vorſtellungen; allein Joſeph bewarb ſich nun, ohne ein Geheimniß daraus zu machen, durch Altieri um das Maltheſerkreuz, und ſetzte hiermit die Feſtigkeit ſeines Entſchluſſes auſſer allen Zweifel. Die Aeltern gaben daher endlich ſeiner, durch nichts zu erſchütternden Beharrlichkeit nach. Graf Joſeph verließ die vorher ihm ſo theure Heimath, die jetzt nicht mehr die Heißgeliebte, nur ihre Aſche umfing, und Graf Laurent trat nach Ableben des Vaters die Regierung der Grafſchaft an.

Nach Joſephs Abreiſe ward, was früherhin nur zu Ausfüllung ſeiner Muße gedient hatte, ihm zum einzigen Troſte, zum angelegentlichſten Geſchäft. Sein Lieblingsfach, die Pflanzenkunde, zog ihn täglich immer mehr, und endlich ſo heftig an, daß er, zu Befriedigung ſeiner Wißbegierde in dieſem Fache, nicht nur Italien, die Schweiz, Schweden und Norwegen, ſondern auch zuletzt Aſien und Afrika bereiſ'te. Erſt als Greis, da bereits ſeine und ſeiner Braut Aeltern, und faſt alle Bekannte ſeiner Jugend längſt verſtorben waren, und man oft jahrelang keine Nachricht von ihm gehabt hatte, kehrte er zu ſeiner Familie zurück, um neben Thereſen ſeine Ruheſtelle zu finden.

Hatte ſchon längſt die Trauerkunde von der ſchönen Gräfin Liebe und Tode, die durch das Marmorbild mit dem Lilienſtengel im Rothheimer Birkenhaine ſtets in friſchen Andenken erhalten ward, die Einbildung der Jugend, wie des Alters, beſchäftigt; hatte die Erzählung, daß Graf Laurent eigentlich nicht regierender Herr von Hohentauna ſey, ſondern der wahre Erbgraf ſich im Morgenlande aufhalte, den Abweſenden in jenes heilige Dunkel gehüllt, welches einſt im Mittelalter manchen unerklärlich verſchwundenen Fürſten und Ritter umgab; hatte die Liebe zum Wunderbaren zwei blendend weiße Schwäne, die einſam und menſchenſcheu im Geröhr des Fluſſes wohnten, mit Joſeph und Thereſen in eine gewiſſe geheimnißvolle Verbindung zu bringen gewußt, ja wohl zu Zeiten des Nachts die Fackeln der Trauergondel auf der ſilbernen Waſſerfluth zu erblicken geglaubt; ſo war es auch nicht zu verwundern, daß die Wiedererſcheinung des

Vielgeprüften und Vielgewanderten die Neugier der ganzen umliegenden Gegend im höchſten Grade erregte. Die ehrfurchtsvolle Aufnahme, welche er bei dem Grafen Laurent und deſſen Angehörigen fand — denn dieſe umarmten in ihm ja nicht blos einen edlen, langerſehnten Bruder und Oheim, ſondern auch ihren Wohlthäter — ſein eigenes ehrwürdiges Anſehen, ſein grau gebleichtes Haar, ſeine durch Gewohnheit liebgewonnene, faſt morgenländiſche Tracht, ſpannte natürlich dieſe Aufmerkſamkeit noch mehr. Die Güte und Sanftmuth, womit er ſich auch zu dem Geringſten herabließ; die Einfachheit ſeiner Lebensart, die Einſamkeit ſeiner Wohnung, wozu ihm auf ausdrückliches Verlangen eine ſchon früher vorhandene Einſiedelei im nahgelegenen Wäldchen eingerichtet worden war, ſeine immerwährende Beſchäftigung mit Pflanzen und Büchern, mußte das Wunderbare, das ihn zu umgeben ſchien, nur noch ſteigern. Daher wurde er denn auch in beiden befreundeten Familien allgemein nicht ſo wohl als Vater, ſondern mehr noch als eine Art außerirdiſchen Weſens geehrt, und von den Unterthanen mit kurzer, doch gerechter Würdigung, der Schloßherr genannt.

Wie aber ſelbſt die zärtlichſten Aeltern ſich oft bei dem angeſtrengteſten Beſtreben nicht ganz der Schwäche erwehren können, einem oder dem andern ihrer Kinder insgeheim den Vorzug einzuräumen, ſo glaubte auch der Schloßherr von Hohentanna, der die Kinder beider verwandten Stämme ganz wie die Seinigen liebte, an ſeiner etwa zehnjährigen Enkelin Franziska die auffallendſte Aehnlichkeit mit ſeiner verklärten Thereſe entdeckt zu haben, und dieſe Vorliebe für Franzisken wendete zugleich einem Knaben der Familie Rothheim von faſt gleichem Alter, Namens Alfred, dem er ſie insgeheim zur einſtigen Gattin beſtimmte, eine ähnliche Gunſt zu. Längſt hatten die beiderſeitigen Aeltern dieſes bemerkt, und ſich einander ihre

Beobachtungen mitgetheilt, doch niemand darin etwas Beſonderes gefunden, bis ſpäterhin eine, vielleicht zufällige Fügung dieſem Umſtande den Anſchein höherer Bedeutung gab.

Als nämlich Graf Joſeph einige Jahre in ländlicher Stille zu Hohentanna verlebt hatte, nahte ſein ſiebzigſter Geburtstag. Da er ſelbſt einige mal im Voraus, und mit beſonderer Rührung, davon geſprochen hatte; da er bei aller eigenen Eingezogenheit doch ſehr auf den ſtandesmäßigen Glanz der vereinigten zwei Geſchlechter hielt; ſo trafen die beiderſeitigen Aeltern unter ſich die Verabredung, das Jahresfeſt des trefflichen Oheims dießmal auf eine recht feierliche und gewiſſermaßen ritterthümliche Weiſe zu begehen. Nach mancherlei Vorſchlägen hiezu, ward zuletzt ein, von den Kindern beider und einiger bekannten Familien aufzuführendes Ballet in Ueberlegung gezogen, und dieſe Idee behielt, da ſich hiebei Glanz und Empfindung, Pracht und Geſchmack vereinigen ließen, vor allen andern

andern den Vorzug. Der geräumigſte Saal des Hohentannaer Schloſſes ward feſtlich bereitet. Man kleidete Jünglinge und Jungfrauen, Knaben und Mädchen, zur Hälfte in Roth und Gelb, zur Hälfte in Blau und Weiß, als die Schildfarben beider edlen Stämme. Die Gärten mußten ihre reizendſten Schätze zu Kränzen und Blumenketten ſpenden. Ein Tanz, an deſſen Schluſſe Joſephs Namenszug gebildet, und er ſelbſt als König des Feſtes bekränzt werden ſollte, wurde eingelernt. Alles ſah mit geſpannter Erwartung dem frohen Abende entgegen, wo jedes der Mittanzenden dem verehrten Greiſe, und nebenbei ſeiner eigenen Liebenswürdigkeit, oder der verzeihlichen Eitelkeit der Aeltern, ein ſchmeichelndes Opfer darbringen konnte.

Doch die Freude iſt eine wildwachſende Pflanze, die am beſten ohne Pflege gedeiht. Will man ſie ſäen und pflanzen, Thau und Sonnenſchein ſorglich für ſie abwägen, ſie wohl gar im Treibhauſe erziehen, ſo giebt es immer nur ein, am Heimweh kränkelndes, ärmliches, trauerndes Gewächs. Auch auf Hohentanna und Rethheim verbreiteten die vielfachen, langbeſprochenen Vorbereitungen eine ganz andere Stimmung, als die beabſichtigte, und ſtatt daß das Herannahen des Feſtes der Erwartung immer reizendere Bilder hätte vorſpiegeln ſollen, ſo trat vielmehr allmählig eine gewiſſe Abſpannung und Bangigkeit ein, die bei der Ehrfurcht, die man für Graf Joſeph hegte, und bei den ernſten Betrachtungen, die der Geburtstag eines Greiſes herbeiführt, freilich ganz in der Ordnung waren, jedoch von mehrern Gliedern der vereinten Familien für eine Art ahnenden Vorgefühls angeſehen wurden.

Der feierliche Morgen brach endlich heran, und Graf Joſeph, der das Feſt in den letzten Tagen wieder vergeſſen zu haben ſchien, wurde von ſeinen Neffen, Nichten und den ſämtlichen Unterthanen mit Muſik und frommen Geſängen geweckt. Erſt nach Beendigung derſelben trat er nebſt ſeinem alten Diener aus der Einſiedelei, dankte mit Rührung und Erhebung für die aufs neue bewährte Liebe, und bat, ihn am Tage ſich ſelbſt zu überlaſſen; dann hoffe er den Abend im Kreiſe der Seinigen deſto heiterer zu verleben.

Sein Wunſch, der mit der Vermuthung und den Abſichten beider Familien übereintraf, würde auch widrigenfalls als unverbrüchliches Geſetz gegolten haben; man befolgte ihn daher von Seiten der Verwandten und Gäſte aufs pünktlichſte, und benutzte die Zwiſchenzeit um ſo ungeſtörter zu Treffung der noch erfoderlichen Vorkehrungen.

Der Schloßherr blieb bis zur einbrechenden Dämmerung in ſeiner Wald-Wohnung allein, und man erfuhr nur ſo viel von ihm, daß er, gleichſam mit ſich ſelbſt Rechnung haltend, ſeine Sammlungen, Tagebücher und Briefe geordnet, und viele der letztern verbrannt habe.

Nach Vollendung dieſes Geſchäfts trat

er heiterer, und auch feſtlicher, als ſonſt, doch, wie immer, faſt morgenländiſch gekleidet, in den hell erleuchteten Saal, wo Graf Laurent und die übrigen Erwachſenen den ſehnlichſt Erwarteten mit Umarmungen und Glückwünſchen empfingen.

Man hatte aus dem Saale, um bei dem Jubelgreiſe nicht trübe Erinnerungen zu erregen, ſämtliche Bilder hinweggeſchaft, und deren Stelle durch Blumen, Fahnen und Familienwappen erſetzt. Er ſchien die Abſicht hievon zu errathen, und richtete beim Eintreten die Augen ſchweigend gen Himmel. Doch unterdrückte er ſehr bald dieſen Anflug von Schwermuth, und bezeigte mit ſanften Worten ſeine Freude über die nun ſo lang gedauerte Eintracht beider Geſchlechter, die ihn heute zu einem ſo reich geſegneten Vater mache.

Die gewöhnlichen Höflichkeitsbegrüßungen der eingeladenen Gäſte verbreiteten nach und nach eine weniger ans Herz gehende

Stimmung. Die Klänge der ſich einmiſchenden Muſik rauſchten erhebend und ſtärkend von der Gallerie herab. Der Greis wurde zu einem ausgezeichneten Sitze geführt, und die übrige Geſellſchaft umgab ihn im glänzenden Halbkreis.

Nun nahten, erſt langſam daher ſchwebend, die geſchmückten Tänzer, einem belebten Blumenbeete nicht ungleich. Der Takt ward raſcher. Es bildeten ſich vielfache Verſchlingungen und Gruppirungen, die ſich zuletzt zu einer einzigen verbanden, Die Kinder knieeten vor dem Jubelgreiſe nieder; die Erwachſenern umarmten ihn von allen Seiten, und bekränzten ihn mit den erwählteſten und ſüßduftendſten Blüten.

Graf Joſeph hatte bis dahin mit ſtillem Ergötzen dem Tanze zugeſehen, und ſich wie ein Vater an den mannichfaltigen Reizen der Unſchuld und Schönheit geweidet; doch wollten einige der Gäſte ſein Geſicht bläſſer, ſeine Augen matter, als ſonſt finden, und hegten daher geheime Beſorgniß. Jetzt ruhte ſein Blick lang und trüb auf den vor ihm niedergeworfenen Kindern, und erhob ſich dann mit blitzendem Feuer; eine glühende Röthe überlief auf Augenblicke ſeine bleiche Wange. „Seit Jahrhunderten“ — ſprach er mit hohem und faſt prophetiſchem Tone — „verband dieſe Geſchlechter Eintracht, Freundſchaft und Liebe. Möge dies ſchöne Band noch durch ſpätere Jahrhunderte fortdauern! Mögen auch, wenn die meiſten dieſer Zweige dahinſinken, aus dem letzten derſelben zwei neue Stämme aufſproſſen, und, wie die erſtorbenen, wohlthätigen Schatten über dieſe fruchtbaren Ufer verbreiten!“

Nach dieſen Worten ſchien Graf Joſeph ſehr erſchöpft, und glich durch ein gewiſſes ſcheues Benehmen einem Seher, der, von unbekannter Gewalt ergriffen, etwas wider Willen entdeckt hat. „O, ich möchte euch alle an mein Herz drücken!“ — fuhr er dann mit ſanfterer Stimme fort, indem ſein Blick im Kreiſe herum ſuchte, und bei ſeinen beiden Lieblingen verweilte. — „Franziska! Alfred! gebt Ihr mir, ſtatt Aller, die Hände!“ — Er ergriff hiebei ihre Hände und legte ſie übereinander gekreuzt auf ſeine Bruſt.

Dieſer Auftritt war zu auffallend, zu erſchütternd, als daß nicht einige Sekunden allgemeine Stille und eine Art ängſtlicher Beklemmung geherrſcht hätte. Der Hausherr und die Geiſtvollſten der Anweſenden ſahen die Nothwendigkeit ein, dieſe Stimmung zu verſcheuchen. Sie riefen dem Jubelgreiſe ein ſchallendes Lebehoch! Tuſch und Tanzmuſik ertönten. Die Speiſezimmer wurden geöffnet.

In kurzem wich Ahnung und Ernſt den Einwirkungen der Geſelligkeit, des Weins und der Tanzluſt. Das heiterſte Familienfeſt begann, und ſelbſt Joſeph überließ ſich ſo willig den Gefühlen der Freude, daß man ſich nie erinnerte, ihn ſo dem äußern Eindruck ſich dahingebend, ihn ſo faſt jugendlich theilnehmend, geſehen zu haben. Nur, als ihn um Mitternacht, da er ſich heimlich entfernen wollte, die Gräfin von Rothheim auf Morgen zu einem Beſuche bei ſich einlud, antwortete er ihr leiſe mit etwas auffallender Haſtigkeit: „Ja, gewiß! Morgen! O, bei Ihnen giebt's ſo freundliche, ſtille Plätzchen — nicht wahr, liebe Gräfin, eins davon gönnen Sie mir?" — Dann drückte er ihr feſt und gutmüthiglächelnd die Hand, trug ihr noch auf, das Vergnügen der Jüngern ja nicht unterbrechen zu laſſen, und rief ſeinen alten, auf ihn wartenden Diener.

Als am nächſten Morgen Graf Laurent ſich in der Frühe nach Joſephs Befinden erkundigen ließ, erfuhr er nicht ganz ohne Verwunderung, daß der Greis, des ſpäten Ausbleibens ungeachtet, wie gewöhnlich mit Sonnenaufgange das Bett verlaſſen habe, und ſo eben mit ſeinem Diener nach Rothheim übergefahren ſey. Man beruhigte ſich hiebei, weil Joſeph zu Zeiten an heitern Morgen daſſelbe gethan hatte. Allein nach Verfluß weniger Stunden kam eilig die Rothheimer Gondel ans jenſeitige Ufer, um den Grafen eiligſt hinüber zu holen. Joſeph war gar nicht ins Rothheimiſche Schloß gekommen, ſondern hatte, alle Vorſtellungen ſeines treuen Begleiters und des Kirchners überhörend, den letztern vermocht, ihm die Begräbnißkapelle aufzuſchließen. Dann war er in die Gruft hinabgeſtiegen, und, über Thereſens Sarg gebeugt, ohne Zweifel vom Schlage gerührt, zu Boden geſunken.

Das ſtille Plätzchen, das er ſich in der vorigen Nacht bei der Gräfin erbeten hatte, ward nun erklärbar, und ſo ungern man ſeine irdiſchen Ueberreſte in Hohentanna entbehrte, ſo hielt man ſich doch für verpflichtet, Joſephs letztem Wunſche und Willen gewiſſenhaft nachzukommen. Zwei gleichförmige, mit ſchwarzem Sammt bekleidete Särge enthalten ſeine und Thereſens Aſche.

Das Ungewöhnliche in Joſephs Weſen, das ſich nun auch noch bis auf ſeinen Tod zu erſtrecken ſchien, war ganz dazu geeignet, die Gemüther ſeiner Angehörigen auf wunderbare Art aufzuregen. Man wiederholte ſich nun jede Aeußerung des Greiſes am Abende ſeines letzten Geburtstags, der zugleich der Vorabend ſeines Todes war, vorzüglich ſeine letzten, an die Gräfin von Rothheim gerichteten Worte, und, da dieſe eingetroffen waren, ſo fing man auch an, der ziemlich räthſelhaften, auf das Erſterben und Wiederaufſproſſen der Geſchlechtszweige hindeutenden Weiſſagung einige Glaubwürdigkeit beizulegen; man fing an, in Joſephs Ergreifen und Feſthalten der Hände Alfreds und Franziska's ein Zeichen übler Vorbedeutung zu erblicken. Die beſorgten Mütter fürchteten, daß er ſeine Lieblinge bald nach ſich ziehen werde, und ſchauten täglich nicht ohne banges Zagen auf die, von Geſundheit gefärbten Wangen dieſer beiden, allmählig zum Jüngling und zur Jungfrau heranreifenden Kinder. Nichts iſt ja abergläubiſcher, als die Liebe, und keine Liebe beſorgter, als die älterliche!

Doch wie trügeriſch ſind alle Fragen an die Zukunft! Wie ſo oft irren diejenigen, die hinter ihren Schleier geblickt zu haben vermeinen! Wie ſo oft trifft gerade der Gegenſatz des Erwarteten ein!

Faſt ein Jahr verſtrich, ohne daß ſich in den befreundeten Familien auch nur der entfernteſte Augenſchein einer Krankheit gezeigt hätte. Dann aber kränkelte zuerſt eine Tochter zu Rothheim, bald darauf ein Sohn zu Hohentanna, und beide wurden in wenig Wochen hintereinander ein Opfer des Todes. Kurz nachher ſtarben wieder zwei Kinder des Grafen Rothheim, dann wieder eins des Grafen Hohentanna, nach einiger Zeit wieder eins der erſtern; genug, nach Verfluß von nicht ganz drei Jahren, waren von der Nachkommenſchaft beider Familien nur noch

Franziska und Alfred übrig, und ſelbſt der Graf Laurent ſank vor Gram über ſo zahlreiche Verluſte in die Gruft, ſo daß nun Graf Rethheim ſich der Vormundſchaft über Franzisken unterziehen mußte.

Jetzt geſtand man ſich freilich ein, der rechten Deutung verfehlt zu haben, gab aber deshalb den Glauben an den Schwanengeſang des Schloßherrn keineswegs auf. Vielmehr hielten ſich nunmehr nicht nur alle, die bei jenem Gaſtmahle zugegen geweſen waren, ſondern vorzüglich die übrig gebliebenen Aeltern, für überzeugt, daß der Oheim eine Verbindung Franziska's und Alfreds nicht blos innigſt gewünſcht, ſondern auch im Geiſte vorausgeſehen habe. Seine Aeuſſerung diente ihnen zur Bürgſchaft für die Erhaltung dieſer, noch einzigen Kinder, und für die Erfüllung deſſen, was ſie nach ihrer nachbarlichen Eintracht, und ſelbſt in Hinſicht auf das irrdiſche Wohl ihrer Nachkommenſchaft, hoffen und wünſchen mußten. Sie verſtändigten ſich hierüber gegenſeitig, beſchloſſen, daß Alfred, um ſo viel möglich Joſephs Vorherſagung aufrecht zu halten, die Namen Rothheim und Hohentanna zugleich führen ſolle, und legten nun der, oft insgeheim bemerkten, zärtlichen Zuneigung der einzigen Erben nicht das geringſte Hinderniß in den Weg.

Gewiß, eins der herrlichſten aller Erdenlooſe war den jungen Liebenden vom Schickſal beſchieden! Beide die einzige Freude und Hoffnung ihrer Aeltern, beide von ihrer Geburt an in ein irdiſches Paradies verſetzt, beide einſt Erben der reichſten Güter, beide von der Natur mit allen Vorzügen des Körpers und der Seele verſchwenderiſch ausgeſtattet, ſollten ſie nun nur auf dem Blumenpfade der Liebe durchs Leben wallen, und ohne Kampf zu der reinſten Erdenſeligkeit gelangen, die tauſend andere nur ſpät, oft durch lange Qualen, viele nimmer erringen!

Das reizende Paar trat jetzt in jenes

Alter, wo die Kindheit von der Jugend ſich völlig abſcheidet, und der ungehinderte Umgang, der Beiden bis jetzt nur unterhaltend und angenehm geſchienen hatte, ward ihnen allmählig zur innern Zufriedenheit unentbehrlich. Sie waren von nun an öfter, als vormals, am Ufer des Fluſſes zu treffen, warfen ſich Blicke und Grüße zu, und fingen ſelbſt an, ſich mit Joſeph und Thereſen, wohl gar mit Hero und Leander, zu vergleichen; die Schifffahrt gerieth in ſo blühende Aufnahme, als ſie nur zu Zeiten des Oheims und ſeiner, durch die Sage mit der Glorie des Wunderbaren umſchleierten Braut geweſen ſeyn konnte.

Doch Alfred hatte nunmehr das achtzehnte Jahr erreicht, und ſein Vater konnte es ſich ſelbſt nicht länger verbergen, daß ſeinem Sohne, der einſt Herr zweier Grafſchaften werden ſolle, annoch jene Feſtigkeit und männliche Reife abgehe, welche ſich nicht in ländlicher Einſamkeit, ſondern nur im Umgange der Welt, erlangen laſſe. So viel daher auch die Beſorgniß der beiderſeitigen Mütter dagegen einzuwenden fand, ſo ward doch endlich beſchloſſen, daß der junge Graf, unter Aufſicht eines erfahrnen Freundes, ein Jahr lang nach Italien gehen, und erſt nach ſeiner Zurückkunft mit Franziſken vermählt werden ſolle.

Alfred ſelbſt, der noch keine Trennung erlebt hatte, folglich auch die Trennung von Franziſken nicht eben für unerträglich hielt, fühlte nicht blos die Nothwendigkeit eines ſolchen Ausflugs, ſondern ſogar eine Art von Ungeduld darnach, und Franziska ſenkte wohl anfänglich ein wenig das Köpſchen, ſagte dann aber, nach einiger Ueberlegung, doch auch: „Ja, Alfred, reiſen Sie! Unſere Liebe iſt unwandelbar, und ein Jahr keine Ewigkeit!“

Es fehlte ſonach blos noch an einem Reiſegefährten, deſſen väterlicher Vorſorge man die Leitung des jungen Grafen mit Zuverſicht anvertrauen könne; aber auch dieſer fand ſich nach einigem Umherblicken näher, als man gehofft hatte, in der Perſon des erſt vor einem halben Jahre vom Ausland zurückgekehrten, mit dem Rothheimiſchen Hauſe weitläuftig verwandten Barons Fallbrück. In dem Charakter dieſes, ungefähr vierzigjährigen Mannes, deſſen gereiſter Verſtand, geprüfte Erfahrung und edle Geſinnung keinem Zweifel unterlag, kreuzten ſich mancherlei ſcheinbare Widerſprüche. Die Lebhaftigkeit, frohe Laune und Wißbegierde ſeines Geiſtes ward nämlich nicht ſelten durch die Wohlbeleibtheit und Schwerfälligkeit ſeines Körpers gehemmt, und bis zu einem auffallenden Grade der Bequemlichkeit, Einſylbigkeit und Gleichgültigkeit abgeſtumpft. So hatte er ſchon in früheren Jahren aus freiem Antriebe als Soldat gedient, und bald den Schein der Zaghaftigkeit auf ſich geladen, bald unwiderlegliche Beweiſe hoher Entſchloſſenheit und Tapferkeit abgelegt. So hatte er, nach erlangtem Abſchiede, weitläuftige, ja ſelbſt höchſt beſchwerliche Reiſen unternommen, war aber auch, ſeinem eignen Geſtändniß zufolge, nicht ſelten in irgend einer Sennhütte oder in einem Gaſthauſe wochenlang liegen geblieben, ohne die Merkwürdigkeiten der Natur und Kunſt, weshalb er doch eigentlich die Gegend beſucht hatte, zu ſehen. So hatte er auch, nach ſeiner Zurückkunft, zu Zeiten für eine und die andere der Fräulein und jungen Wittwen heftige Leidenſchaft bezeigt, und ſich, mit angeſtrengter Aufbietung ſeines reichen Geiſtes und ſeines, nicht im mindeſten mißfälligen Aeußern, um ſie beworben, allein eben ſo oft, obwohl ſchon dem Sieg nahe, ihn aufgegeben, und war jetzt auf dem Wege, ein Hageſtolz zu werden. Dieſer Sonderbarkeit ſeines Weſens war es denn auch zuzuſchreiben, daß die Frauenzimmer, deren Scharfblick jede Lächerlichkeit und Auſſergewöhnlichkeit eben ſo ſchnell zu entdecken, als ſcharf zu bezeichnen weiß, ihn insgeheim, mit übertriebenem Muthwillen, ſtatt Baron Fallbrück, Baron Falſtaff nannten, über welchen Namen er ſelbſt, da ihm die Sache verrathen ward, mit unerkünſtelter Luſtigkeit ſeinen Scherz trieb.

Die kleinen Eigenheiten ſeines Benehmens konnten inzwiſchen nicht dazu dienen, Fallbrücks Brauchbarkeit als Führer eines jungen Mannes zu vermindern; vielmehr war im Ganzen ſeine Beſonnenheit und Kälte ganz dazu geeignet, die Unbedachtſamkeit und Reizbarkeit eines Jünglings nöthigen Falls zu zügeln. Unter ſeiner Aufſicht reiſte Alfred, von Segenswünſchen der Aeltern und Braut begleitet, mit einem kleinen Gefolge nach Italien ab.

Doch ſo ſtandhaft die liebende Franziska ſich bis dahin bewieſen, ſo gute Vorſätze ſie gefaßt hatte, ſo ward es ihr doch nicht leicht, ihre nunmehrige Einſamkeit zu ertragen. So oft ſie ſich allein überlaſſen war, beſonders wenn der Abend herannahte, mangelte ihr allenthalben Alfred; ſie ſelbſt kam ſich wie früh verwittwet vor; Laube und Garten, Wald und Bergeshang ſchienen verwaiſt.

Nach einigen traurig dahin gefloſſenen Monaten war es jedoch ihrer lebhaften Phantaſie ziemlich gelungen, jene reizenden Einöden wieder zu bevölkern. Der Gedanke an Alfred und an ihre Liebe rückte ihr das Bild des Oheims, der dieſe Liebe ſelbſt geheiligt hatte, der einſt von Thereſen eben ſo innig geliebt worden war, um vieles näher. Sie beſuchte mit ſchauerlichem Wohlgefallen Joſephs ehemalige Lieblingsplätzchen; ſie war oft in der, zwiſchen der Kapelle und dem Fluß gelegenen Fiſcherhütte, und ließ ſich von einem Alten, der den Schein der Trauerfackeln einſt bei Nacht geſehen haben wollte, dieß erzählen und wieder erzählen; ſie wußte die geheimnißvollen Schwäne an ſich zu locken, und ward ihre ſorgſamſte Pflegerin; ſie kannte kein größeres Vergnügen, als bei Mondlicht mit ihrer Geſellſchafterin auf dem Fluſſe zu fahren, und glaubte wohl gar, die

Schatten Joſephs und Altieri's, als Jäger, oder Thereſens mit dem Lilienſtengel, im Gebüſch des Ufers zu erblicken. Das Ende ſolcher Spiele der Einbildung war gewöhnlich ein tiefer Seufzer, der ſich dem jugendlich geſchwellten Buſen entwand, und die Frage an ſich ſelbſt: „Ach, werde ich gewiß auch ſo heiß geliebt, als Thereſe, und wird unſere Liebe glücklicher ſeyn?“

Hatte auf dieſe Weiſe die Trennung Franzisken in eine zärtliche Schwärmerin verwandelt, ſo verlieh auf der andern Seite dem Grafen Alfred die immerwährende Bewegung und der Anblick ſo vieles Neuen, ſo wie die oft krauſe Laune Fallbrücks, eine höhere Friſchheit und Lebhaftigkeit. Faſt überall, wohin ſie kamen, traf der Baron auf Reiſende, mit denen er ſchon früher zuſammen gelebt hatte, oder war noch von ehedem in den vornehmſten Familien bekannt. Wo Alfred von Fallbrück eingeführt ward, machte ſeine angenehme Geſtalt und jugendliche Beſcheidenheit den vortheilhafteſten Eindruck, und es lag nur an ihm ſelbſt, nur an Franziskens Bilde, das immer ſeiner Seele vorſchwebte, wenn man in Hinſicht auf das weibliche Geſchlecht eine gewiſſe Kälte und Unempfindlichkeit an ihm tadelhaft fand. Ein Abenteuer, das ihm beim Fortgang der Reiſe begegnete, wär jedoch leicht im Stande geweſen, auch dieſen Vorwurf von ihm zu entfernen.

Die fahrenden Ritter waren auf Vorſtellung des gedungenen Vetturino's, um die glühendſte Hitze vorüber zu laſſen, Mittag und Nachmittag über in einem Dorfe geblieben, und ſetzten ſich erſt gegen Abend wieder ein. Der helle italieniſche Himmel, die Roſenglut der untergehenden Sonne, der Duft der Blumen und Bäume, der ganze Reiz der Gegend, auf der einen Seite mit ſteil emporſteigenden Felſen, auf der andern mit fruchtbaren Thälern umgeben, öffneten Alfreds Herz jedem Anklange der Freude. Fallbrück hatte ſich mißlauniſch in die Ecke des Wagens gedrückt und ſchmollte mit der Sonne, die noch immer, wie ein fliehender Feind, ſenge und brenne. So gelangten ſie allgemach einen Berg hinab, an deſſen Ende im Schatten hoher Bäume ein Marienbild ſtand.

„Es iſt doch ein Feenthal hier!“ — rief Alfred entzückt.

„Nun ja!“ — verſetzte Fallbrück gähnend, und ſteckte erſt hinterher den Kopf ein wenig aus dem Wagen — „und Feen ſcheinen auch d'rin herum zu reiten.“ — Seine Hand zeigte dabei nach einem entgegen kommenden Zuge Maulthiere, auf deren jedem ein reizendes Mädchen ſaß. Die überraſchende Anmuth dieſes Anblicks feſſelte Alfreds Aufmerkſamkeit, vorzüglich aber dünkte ihm die Anführerin der Reiſegeſellſchaft, trotz des Schleiers, welcher ihr Geſicht bedeckte, von ganz ungewöhnlicher, noch nie geſehener Schönheit. Er konnte, obwohl von der Spottluſt ſeines Begleiters deshalb verfolgt, gar nicht die Augen wieder von ihr abziehen.

Die weiblichen Pilgerinnen gelangten etwas früher als Alfreds Wagen, zu dem Heiligenbilde. Sie ſtiegen in deſſen Nähe ab, übergaben noch ſcherzend ihre Thiere einem Diener, und knieeten andächtig vor Madonna nieder.

„Gönn' deinen Pferden am Fuße des Bergs ein Ausruhn!“ — rief Alfred dem Vetturino zu, und war mit einem Sprunge aus dem Wagen. Fallbrück verſpürte nicht die mindeſte Luſt, ſeinem Beiſpiele zu folgen.

Der junge Graf näherte ſich langſam den Beterinnen; er ſtand, um ihre Andacht nicht zu ſtören, faſt ohne zu athmen. Jetzt warf der letzte Strahl der ſcheidenden Sonne einen matten Schein durch die Wipfel der Ulmen; der zurückgeſchlagene Schleier der ſchönen Jungfrau glänzte davon wie Silber; das Dämmerlicht verbreitete über alles, außer ihr, heiligen Schauer; der Wind regte ſich leiſe in den Zweigen; Alfreds Bruſt ward immer beklommener.

Erſt als ſich die Schöne von den Knieen erhob, kehrte ſeine Beſinnung zurück, und er faßte Muth, dem reizenden Kreiſe näher zu treten. „Wer auch in ſolch ein Gebet eingeſchloſſen wäre!“ ſagte er mit einer achtungsvollen Verbeugung, zu der Holden, ihre Begleiterinnen gänzlich überſehend.

Sie wandte ſich nach ihm um; der Blick eines ſchwarzen Augenpaars, dem jeder Zauber verliehen ſchien, ruhte lang auf ihm, und ſenkte ſich dann zur Erde. „Sie waren mit eingeſchloſſen, alle Menſchen ſind es!“ — ſagte das unbekannte Fräulein etwas verſchüchtert, mit dem edelſten Anſtande und ſüßeſten Tone.

In dieſem Augenblicke kam ein ſchlanker junger Mann auf brauſendem Roſſe herzu, ſprang eilig ab, und faßte mit einer Art gekränkten Stolzes der Schönen Hand, um ihr wieder auf das Maulthier zu helfen.

Alfreds Blut gerieth über die Geringſchätzung, welche im Blick des Ritters lag, in Wallung; aber ein Lärm, der ſich in der Nähe erhob, zog aller Aufmerkſamkeit an ſich; auch die beiden Jünglinge eilten nach der Stelle, wo ſich die Streitenden befanden. Die Urſache des Zanks lag alsbald vor Augen. Alfreds Vetturino haderte mit der Dienerſchaft eines herrſchaftlichen Wagens, der, wie ſich bald auswies, dem ſtolzen Jünglinge angehörte, wegen des Ausweichens; Fallbrück hatte ſich ſeiner Bequemlichkeit entriſſen, und drohte, ohne ſich jedoch ſelbſt dabei eben ſehr zu erhitzen, der Gegenparth mit dem Stocke.

Es war kein Wunder, daß die ſchon früher gegen einander aufgereizten Jünglinge, ſtatt den Handel zu ſchlichten, ſich darein miſchten. Jeder von ihnen verfocht das Recht ſeiner Leute mit höflich-ſpizzigen Worten; der Italiener vergaß ſich zuerſt zu einer Aeuſſerung, welche für Beleidigung gelten konnte.

„Ihr Name, mein Herr? wo finden

wir uns?" — rief Graf Rothheim mit jetzt ausbrechendem Zorne.

Das noch immer fortdauernde Geſchrei der Bedienten verhinderte ihn jedoch, die Antwort zu verſtehen, und indem er die Frage wiederholte, ſchob ihn Baron Fallbrück, der ſchon vorher dem Fuhrmanne gewinkt hatte, mit den Worten: „Kommen Sie! Ich zerfließe noch. Sich die Hälſe zu brechen, giebt es kühlere Tage!" halbgewaltſam in den Wagen, und der Vetturino hieb auf die Pferde ein.

Hatte die Zwietracht erſt auſſerhalb des Wagens getobt, ſo erhob ſie ſich nun innerhalb deſſelben. Alfred ſah ſeine Ehre für auf das bitterſte gekränkt, ſah ſich ſelbſt in den Augen der unbekannten Schönen für aufs tiefſte erniedrigt an, und Fallbrück, der bei allen Vorwürfen gelaſſen blieb, mochte ihm noch ſo dringend vorſtellen, daß er heute zum Schlagen gar nicht aufgelegt, daß ſie bei weitem übermannt geweſen wären, daß es aber drum dem Italiener nicht geſchenkt ſey; es gelang ihm nur erſt nach einigen Tagen, Alfred in ſo weit mit ſich auszuſöhnen, daß man ſich zuſagte, des Handels nicht eher wieder zu erwähnen, bis er auf eine oder die andere Art werde gerochen ſeyn.

Hätte es nur auch in Alfreds Macht geſtanden, ſich bis dahin die ganze Sache aus dem Sinne zu ſchlagen! Aber ſchloß ſich dieſer, ſo kränkende Auftritt nicht ganz unmittelbar an einen ſo reizenden an? Berührte ſich das Andenken an ihn nicht ſo nahe mit dem, an die ſchöne Beterin, die Alfred doch weder vergeſſen wollte, noch konnte? Ach! leider hatte die blendende Schönheit der hehren Italienerin die liebliche Franziska plötzlich in den Hintergrund ſeines Herzens gedrängt; leider waren Alfreds Gedanken, neben der Erinnerung an die Verlobte leiſe vorbeiſtreichend, nur immer darauf gerichtet, nach dem, was er ſich ſelbſt glauben machen wollte, ſeinen Beleidiger, in der That aber, die Angebetete wieder ausfindig zu machen.

Erſt nach Verfluß eines bedeutenden Zeitraums, da er ſich in Erſinnung aller dahin abzielenden Möglichkeiten ohne Erfolg völlig erſchöpft, da ſich ſeine Phantaſie in Hervorrufung der reizenden Unbekannten gänzlich ermüdet hätte, wurde das ihm vorher ſo theure, doch nun faſt ganz vergeſſene Miniaturbild Franziska's zu Zeiten wieder geöffnet; erſt jetzt ſollte es ihn wieder als Talisman vor fremdem Zauber bewahren, als Schutzgeiſt auf den Pfad der Pflicht zurück leiten.

Ob, und in wie weit das Bildniß dieſe Wunder bewirkt habe, bleibe dahin geſtellt. Indeß glückte es doch dem jungen Grafen bei immer weiterer Fortſetzung der Reiſe, des lieblichen Abenteuers mit geringerer Leidenſchaftlichkeit zu gedenken, und zu der Ueberzeugung zu gelangen, daß er doch wohl an der Liebe zu Franziska geſündigt habe. Um nun dieſen Fehltritt einigermaaßen wieder gut zu machen, faßte er den heldenmüthigen Entſchluß, in ſeinem Tagebuche, das er Franzisken anfangs pünktlich von drei zu drei Wochen, in der letzten Zeit aber gar nicht geſandt hatte, jener Reiſebegebenheit gewiſſenhaft, wenn auch mit gemäßigtem Farbenſpiel, zu erwähnen. Er führte dieſen Vorſatz mit möglichſter Vorſicht aus; doch, ſey es nun, daß ein böſes Gewiſſen ſich nur gar zu leicht ſelbſt verräth, oder daß ihn bei ſeiner Beichte wider Willen die Schönheit der Unbekannten aufs neue verblendete, oder auch, daß Fallbrücks, nur in einigen coloſſalen Ausrufungszeichen beſtehende Noten zum Text den Handel verſchlimmerten, genug, Franziska, die ſchon ſeit einiger Zeit mit Alfreds kürzer werdenden Briefen gar nicht zufrieden geweſen war, las aus den Denkblättern etwas ganz Anderes heraus, als der Verfaſſer geſchrieben zu haben vermeinte.

Hatte ſchon Alfred, wie er glaubte, das ganze Zuſammentreffen vor dem Madonneubilde nur wie ein gefälliges idylliſches Landſchaftsgemälde in ſeiner Reiſebeſchreibung angebracht; hatte er ſchon des fremden Fräuleins faſt nur wie eines liebenswürdigen Kindes gedacht, dem er, wär es ſeine Schweſter, recht von Herzen gewogen ſeyn würde; ſo bewährte es ſich doch abermals, wie bedenklich es ſey, einem Frauenzimmer ein anderes weibliches Weſen vortheilhaft zu ſchildern, wie noch weit bedenklicher, einer entfernten Geliebten! Franziska, das bis jetzt noch ſchmetterlingsartig um die Flamme der Liebe gaukelnde Mädchen, empfand nach Leſung des Tagebuchs zuerſt Qualen der Eiferſucht. Bald darauf fühlte ſie ſich gekränkt und beleidigt, und ſchrieb daher nun auch ihrer Seits an Alfred mehr höflich, als herzlich. Zuletzt, nach Verfluß einiger Monate, zürnte ſie in Stunden der Einſamkeit mit ſich ſelbſt, und mußte ſich eingeſtehen; daß ſie, wär Alfred auch ſtrafbar, ihn zu verurtheilen doch nicht mehr berechtigt ſey.

Ja, ſie konnte es ſich nicht mehr abläugnen, auch bei ihr fing ein fremder Gegenſtand an, die Züge des entfernten, treulos erſchienenen Alfreds allgemach zu verdunkeln; auch auf ihr, wie ſie wähnte, verſchmähtes, und doch ſo heiſſer Gegenliebe fähiges Herz hatte ein Fremdling nur allzutiefen Eindruck gemacht.

Als ſie eines Abends mit der einzigen Freundin, der ſie das Geheimniß ihres Grams über Alfreds Untreue zu entdecken gewagt hatte, nach Rothheim übergefahren war, und, um ſich an ihrem Schmerz recht zu weiden, zu Thereſens Marmorbilde eine Wallfahrt anſtellte, traf ſie dort einen Unbekannten, der, unter einer der Trauerbirken gelagert, die Bildſäule abzeichnete. War ſie gleich bei Erblickung des Fremdlings ein wenig betroffen, und ſogleich entſchloſſen, ſich wieder zu entfernen, ſo hatte er doch ihre Gegenwart ſchon bemerkt, ſprang ſogleich auf, und bat mit eben ſo vielem Anſtande, als überſtrömendem Feuer, um Verzeihung, falls er ſo unglücklich geweſen ſeyn ſollte, ihre vielleicht gewünſchte Einſamkeit zu unterbrechen. Sein großes, mit Entzücken auf ihr haftendes Auge verrieth eben ſo ſehr, daß ihr Anblick ihn auf das angenehmſte überraſcht habe, als der Adel ſeiner Geſtalt und ſein ganzes Benehmen, daß er zu den ausgezeichneten Ständen gehöre. Franziska konnte und wollte das Geſpräch, das er mit geiſtvoller Gewandheit nicht nur an- ſondern auch fortzuſpinnen verſtand, nicht gewaltſam abbrechen, und bemerkte zu ihrer Verwunderung, daß er bereits von der Bedeutung des Marmorbildes und von der ganzen Geſchichte Thereſens unterrichtet ſey. Sie verweilte, ohne es zu bemerken, faſt eine halbe Stunde bei ihm in, obwohl zurückgezogener, doch nie ſtockender Unterhaltung, und kehrte dann nicht ohne höhere Wangenröthe zu der Geſellſchaft zurück.

Und

Und kaum hatte ſie, zu ihrer Freundin eilend, ſich wieder einigermaßen geſammelt, als auch der Unbekannte in das Zimmer trat, und ihr als Marcheſe Renaud, der auf ſeinen Reiſen jetzt die Reſidenz beſucht, und nach dieſen ſchönen Gegenden einen Ausflug gemacht habe, vorgeſtellt ward. Sie konnte aus dem achtungsvollen Benehmen der Rothheimiſchen Familie gegen ihn leicht ſchließen, daß er an ſelbige auf das vollgültigſte empfohlen ſeyn müſſe, wie denn auch jedes ſeiner Worte ganz dazu diente, ſowohl die Herzen der Männer, als der Weiber ihm zu gewinnen.

Muſte es daher ihrer weiblichen Eitelkeit ſchon jetzt nicht wenig ſchmeicheln, daß dieſer, von Allen Geachtete und Bewunderte, ſo viel nur die Schicklichkeit erlaubte, ſich vorzugsweiſe immer mit ihr beſchäftigte, konnte ſie nach ihrer Zurückkunſt ſchon dieſen Abend die hohe Geſtalt des Marcheſe, aller Anſtrengung ungeachtet, nicht ganz aus ihren

Vorſtellungen verbannen; ſo iſt auch erklärlich, warum ſie, ohne ſich ſelbſt einen Grund davon anzugeben, ihre Beſuche in Rothheim während der Gegenwart dieſes Gaſtes mehreremal wiederholte, und von nun an faſt mit jedem Tage unruhiger und mit ſich ſelbſt unzufriedener ward.

Auch der Marcheſe, der nicht unterließ, ſich von der Rothheimiſchen Familie bei der verwittweten Gräfin Hohentanna einführen zu laſſen, und deſſen Leben von nun an faſt nur in einem Hin- und Herreiſen aus Rothheim nach der Hauptſtadt, aus der Hauptſtadt wieder nach Rothheim beſtand, verlor, je enger ſeine Verbindung mit beiden Häuſern, je mehr er in die Familiengeheimniſſe derſelben eingeweiht war, deſto mehr von ſeiner bisherigen Lebhaftigkeit, von ſeinem Unterhaltungstalent, von ſeiner frühern Erhebung über jeden Zufall. Ein Widerſtreit ſeiner edelſten Kräfte ſchien, wie Feuer und Waſſer im Innern eines Veſuvs, unaufhörlich in ſeinem Herzen zu kämpfen; Franziska wußte es längſt, daß er ſie anbete; ihm konnte es nicht entgehen, daß er feurig wieder geliebt werde; aber, ſo wie ſie dieſes gefährliche Geheimniß feſt in ihre Bruſt verſchloß, ſo vermied auch er jedes Alleinſeyn mit ihr, jede, auch noch ſo entfernte Erklärung, und ſchien beſonders, wenn die Gräfin bei ihrem Familiennamen Hohentanna genannt wurde, mit gewaltſamer Anſtrengung ſich eines kühleren Bezeigens gegen ſie zu befleißigen.

Als dieſer für beide ſo peinliche Zuſtand eine Weile gedauert hatte, kamen Briefe von Alfred und Fallbrück, welche ihre baldige Zurückkunft verkündigten. Franziska, die in ihren Briefen an den Verlobten die bisherigen Verhältniſſe ſtets geſchont hatte, konnte die Freude der Aeltern nicht mit ihnen theilen, obſchon ſie Theilnahme heucheln mußte. Den Marcheſe aber verſcheuchte dieſe Nachricht alsbald nach der Reſidenz, und Franziska blieb nun den Vorwürfen ihres Innern und den Qualen ihrer hoffnungsloſen Liebe zu Renaud allein überlaſſen.

Schon hatte ſie, nach langem Kampfe mit ſich ſelbſt, den Entſchluß gefaßt, Renauds zu vergeßen, und ihre Verirrung Alfred reuig einzugeſtehen; ſchon war ſie mit ſchwerem Herzen nach Rethheim übergeſchifft, um bei Empfang des Erwarteten nicht zu mangeln; ſchon lag ſie mit klopfendem Herzen in ſeinen Armen; als Alfreds zwar freundliche und zärtliche, doch mehr brüderliche Erwiederung ſie von der Gewißheit überzeugte, daß ſie ſich keineswegs in ihm geirrt habe. Dieſe Entdeckung drängte den gehabten Vorſatz tief in ihr Herz zurück, und beruhigte zwar ihr Gewiſſen, war aber gleichwohl nicht dazu geeignet, ihre und Alfreds Lage im Allgemeinen ſehr zu verbeſſern. Beide wichen jetzt einander zwar nicht aus, aber ſie ſuchten ſich auch nicht auf; ſie wußten ſich einander beſtimmt, und glaubten auch, recht glücklich mit einander zu werden, aber ſie hielten doch noch ein höheres Glück für möglich; ſie waren einander noch mit jugendlicher Freundſchaft, mit faſt geſchwiſterlicher Neigung zugethan, aber ſie liebten ſich nicht mehr!

Ehe es noch über dieſes, von den Aeltern gänzlich unbemerkte Verhältniß ihrer Kinder unter letztern zu einer Erörterung kommen konnte, langte, ſtatt des lang ſchon erwarteten Fallbrücks ſelbſt, ein Brief von demſelben aus der Reſidenz an, dieſes Inhalts:

„Wir können nun wieder von der bewußten Sache ſprechen. Ich kam und ſah und — ward beſiegt. Kühle Witterung iſt trefflich, aber verwünſcht ſey mein Fett! Ich habe mich vorgeſtern mit dem Italiener gehauen, und bin tapfer von ihm zuſammengehauen worden. Er iſt ein Ehrenmann. Der Wundarzt erlaubt mir nicht eher, als künftige Mittwoch, abzureiſen. Tags darauf kommt todt oder lebendig in Rethheim an

Baron Falſtaff.“

Die Leſung dieſes Briefs ſetzte den Grafen Alfred faſt außer ſich; Entrüſtung und Entzücken theilten ſich in ſein Herz. Der Feind war ja nun wieder gefunden; der ihn ſo tief beleidigt hatte, der — ein weit größeres Verbrechen! — vermuthlich ein begünſtigter Nebenbuhler, wo nicht gar Gemahl der ſchönen Unbekannten, war; er hatte nach Verdienſt gezüchtigt werden ſollen, und ſtatt deſſen den treuen Reiſegefährten und Freund ſchwer verwundet; gewiß das verdiente blutige Rache! Aber — jetzt war es ja auch nicht nur möglich, ſondern ſogar wahrſcheinlich, von der noch immer, obwohl heimlich, doch heiß Geliebten etwas Näheres zu erfahren, ſie wohl gar ſelbſt wieder zu ſehen; darüber konnte man doch auch nicht ganz gleichgültig bleiben!

Obwohl alle dieſe Gedanken und Empfindungen den jungen Grafen zu gleicher Zeit beſtürmten, ſo behielten doch bald die gebieteriſchen Forderungen der Ehre die Oberhand. Er wollte, ohne von dem beabſichtigten Zweikampf ſeinen Aeltern etwas zu entdecken, augenblicklich ſelbſt nach der Hauptſtadt, und nur die ernſtliche Vorſtellung ſeines, den ungefähren Zuſammenhang leicht ahnenden Vaters, daß es unerläßlich ſey, Fallbrücks verſprochene Ankunft auf dem Schloſſe abzuwarten, und, da dieſes nichts fruchten wollte, deſſen ernſtes Verbot, hielten ihn davon zurück. Dagegen fertigte er heimlich einen reitenden Boten mit Briefen an Fallbrück und einer Ausforderung an den Unbekannten ab, welche Fallbrück überſchreiben und an die Behörde befördern ſollte.

Nach einigen Tagen kam der Bote mit der kurzen Antwort zurück:

„Ich kann mich mit Graf Rothheim, dem Verlobten der Erbin von Hohentanna, nicht ſchlagen, und werde mich nächſtens perſönlich deshalb erklären.

Renaud.“

Es iſt leicht erklärlich, daß dieſe lakoniſchen Zeilen den Grafen Alfred nur noch mehr erbitterten; allein er verſchloß vor der Hand ſeinen Zorn in ſich ſelbſt, weil Fallbrücks Ankunft in den nächſten Tagen bevorſtand, und mit dieſem ja wohl das Weitere zu überlegen war.

Man hatte zu dieſer Feier der Freundſchaft und Dankbarkeit verſchiedene von des Barons alten Bekannten, ingleichen die Gräfinnen von Hohentanna eingeladen. Die Geſellſchaft verfügte ſich nach der Mittagstafel in den Park, wo der Baron vorbei kommen mußte. Jetzt ward ein Wagen verkündet, und unter Freudengeſchrei angehalten. Alfred öffnete die Thür, und — fuhr wie vor einer Erſcheinung zurück. Renaud ſtieg aus; Alfred hatte auf den erſten Blick die ſchöne Italienerin wieder erkannt, die ſchnell ihren Schleier herabließ, und ſich in den Grund des Wagens zurückzog. Man bewillkommte Renaud, obwohl dem ältern Grafen Rethheim ſeine Ankunft höchſt unerwünſcht war, nach Standesgebühr; man erſuchte ihn, auch die Dame ausſteigen zu laſſen. Renaud lehnte aber dieſes ab, und ergriff mit den Worten: „Schenken ſie mir einige Augenblicke allein!“ die Hände der beiden Grafen.

Sie gingen mit einander in ein Gebüſch; Franziska war einer Ohnmacht nahe, die ganze Geſellſchaft zwiſchen Neugier und banger Erwartung getheilt.

„Ich bin der älteſte Enkel des Barons Altieri,“ — hub nun der Italiener in einer Seiten-Allee an — „obgleich mein Vater von einer ſpäter zugefallenen Beſitzung den Namen Renaud annahm; meine Reiſegefährtin iſt deſſen Enkelin und meine einzig noch lebende Schweſter. Ich kenne die Geſchichte Ihrer Familien durch die von meinem Großvater hinterlaſſenen Papiere; ich geſtehe, daß ich nicht blos aus Reiſeluſt, ſondern mehr noch wegen der mir zugekommenen Nachricht vom baldigen Erlöſchen des Stammes Hohentanna, nach Deutſchland gekommen bin. Ich habe Sie, mein Herr, ohne Sie zu kennen, noch in meinem Vaterlande beleidigt; es war jugendliche Uebereilung. Ich habe Fallbrück Genugthuung gegeben; Sie bitte ich deshalb um Verzeihung. Schlagen kann und werde ich mich nie mit Ihnen. Joſeph und Altieri waren Freunde in Leben und Tod; ſelbſt mein Ehrgefühl erlaubt mir nicht, mit dem Verlobten der Erbin von Hohentanna zu fechten. Was ich ſonſt noch auf dem Herzen habe, muß ich für jetzt unterdrücken."

Der ältere Graf Rothheim fand dieſe Erklärung eben ſo hinlänglich, als eines Mannes würdig. Alfred, deſſen Haß ſchon bei Nennung des Schweſter-Namens entwaffnet worden war, ſchloß Renaud in die Arme; auch Fallbrück, der indeſſen angelangt war, trat, den Arm in der Binde, hinter einer Buchenwand vor, und rief freudig! „So recht! der Marcheſe iſt brav! Seht, wie er mich heimgeſchickt hat!"

Verſöhnt, Hand in Hand, kamen die Männer zur Geſellſchaft zurück. Alfred flog wieder an den Kutſchenſchlag, und als Bianka, nun mit Renauds Zulaſſung, ausſtieg, ſchien die Sonne aus dem Wagen aufzugehen. Jedermann war von ihrer Schönheit entzückt; Alfred ſchien nur für ſie Augen zu haben, wie Renaud nur für Franzisken.

Daß nach und nach die Geheimniſſe der Liebenden denjenigen, welche über ſie zu gebieten hatten, bekannt wurden, verſteht ſich von ſelbſt. Auch Bianka hatte Alfred nicht vergeſſen, und ſich blos aus dieſem Grunde zur Mitreiſe nach Deutſchland entſchloſſen. Ihre Mitgiſt war ihrem Stande völlig angemeſſen. Nach Verfluß einiger Monden ward Alfred mit Bianka, Altieri mit Franziska vermählt, und letzterer nannte ſich nun Altieri-Hohentanna. Auf dieſe Weiſe entſproßten nach des Schloßherrn Andeutung, aus den letzten Zweigen der verbündeten Familien zwei neue Stämme, die noch jetzt über jene fruchtbaren Ufer wohlthätigen Schatten verbreiten.

2.

Die Dornenkrone.

Aus den Denkblättern des Oberforſtmeiſters, Rudolfs von R.

Es war ein Schneegeſtöber, daß man kaum die Hand vor den Augen erkannte. Vereinigten ſich die kämpfenden Winde auch ja zuweilen in gerader Richtung, und geſtatteten wenigſtens eine Ausſicht; ſo diente dieß doch nur dazu, von den überhangenden Schwarztannen um ſo reichlichere Schnee- und Eiszapfen-Ladungen auf meine Wildſchur zu ſchütteln, und mich zu überzeugen, daß der Schlitten gänzlich von der Landſtraße abgekommen war, gewiß keine reizende Wahrnehmung bei herannahender Dämmerung!

Dieſe kleinen Unfälle konnten jedoch meine heitere Laune nicht verſcheuchen. Hatte bloß, ohne prophetiſche Gabe vorherzuſehende Nova-Zemblas-Wetter meinen Vorſatz, nach der Hauptſtadt zu reiſen, um ſo weniger umgeſtoßen, je glänzender die vom Adel, zu Ehren der durchreiſenden Fürſtin angeſtellte Redoute zu erwarten ſtand; ſo mußte ich wohl auch jetzt zu dem verdrüßlichen Spiele gute Miene machen. Ich führte mir zu Gemüthe, wie ſehr für mich der durchwärmte Prachtſaal, durch den Gegenſatz mit dieſer wilden Wintergegend, das Vergnügen ſteigern werde, und jede wankende, recht weiß eingeſchleierte Birke ward mir zum Vorbild einer tanzenden Grazie, die in wenig Stunden meiner Huldigung harre.

„Dort kommt ein Bauer!“ — rief endlich der Jäger, der voraus ritt, um fahrbaren Weg zu ſuchen. „Er muß uns wieder auf die Fahrſtraße bringen,“ — verſetzte ich,

ich, und ließ den Schlitten halten — „ſei's in Güte, oder gezwungen!"

Der vermeinte Bauer kam mit feſtem, weitem Schritte näher; die braune Kutte und der anſehnliche Bart ließ mich einen Mönch in ihm erkennen; ſein Auge ſtarrte, ohne uns zu bemerken, vor ſich hin. Ich weiß nicht, auf welche Weiſe dieſe finſtre, überdieß faſt übermäßig lange Figur der vor mir ausgebreiteten Schneelandſchaft plötzlich eine höhere Bedeutung mittheilte; doch hinderte mich dieſes nicht, den in ſich gekehrten Wanderer nach der Landſtraße zu fragen.

„Memento mori!" — antwortete der Mönch mit holem Tone, deutete nur mit dem aufgehobenen Zeigefinger links, und ſchritt tiefer in den Tannenwald, ohne daß ich verſuchte, ihn zurück zu halten.

Es war indeſſen ziemlich düſter worden. Die Mondſichel kämpfte mit den ſchweren Wolken, ohne ſie durchſchneiden zu können; nur einzelne Spitzen brachen zuweilen hervor, und verwandelten mit ihrem Schimmer die feinen Schneeflocken in glänzende Federchen:

„Warum hielten Sie den Mönch nicht auf?“ — fragte der Jäger — „Ohne Zweifel iſt er aus dem Grenzkloſter. Wenigſtens des Wegs mitten durch die Bäume ſchien er kundig zu ſeyn!“

In demſelben Augenblicke hörten wir den Nothruf eines Poſthorns. War ich gleich ſelbſt in der Lage, eines Wegweiſers zu bedürfen, ſo befahl ich doch dem Kutſcher, die Richtung nach dem Schalle hin einzuſchlagen, was bald um ſo leichter ward, da wir dort als Leitſtern eine angezündete Fackel entdeckten.

Ich gewahrte ſchon von fern einen Kutſch-Schlitten, der wenig Schritte vor einem tiefen Graben umgeworfen und gänzlich zerbrochen war. Der Fackelträger leuchtete hin und her; ein herrſchaftlicher Poſtillion ſuchte, bald jammernd, bald fluchend, die Trümmer einer zur Schlittenfigur gemißbrauchten goldnen

Sirene zuſammen. Drei in ſeidene Pelze gehüllte weibliche Geſtalten ſtanden auf der Anhöhe, unter einer über und über bereiſten Föhre, und ſchienen ſich unter dieſem, freilich wenig Schutz darbietenden Obdache, von dem beim Fall eingeſammelten Schnee beſtmöglichſt zu ſäubern.

Da wir uns näherten, erſtaunte ich nicht wenig, unter dieſen winterhaften Geſtalten zwei Frauenzimmer zu entdecken, welche für eine ſo rauhe Winterparthie gar nicht geſchaffen ſchienen. Die, nach dem Aeußern zu ſchließen, Vornehmſte war eins der zarteſten weiblichen Weſen, die ich jemals erblickt hatte. Auch ihre Geſellſchafterin, etwa um ein Jahrfünftel älter, würde, nur nicht neben dieſe Pſyche geſtellt, die Blicke jedes irrenden Ritters an ſich gefeſſelt haben,

Ich meiner Seits ſtand nicht lange im Zweifel, was hier zu thun ſei. Tigerdecke und Wildſchur war im Nu zurückgeworfen, das ſchreckliche Wetter, die ganze Irrfahrt, ſelbſt das Memento des finſtern Kuttenträgers augenblicklich vergeſſen, und mein Schlitten eben ſo ſchnell den reizenden Verunglückten zum weitern Fortkommen, wohin es auch ſei, angeboten.

Schienen gleich die Fräuleins ſchon vorher nicht eben muthlos, ſo überzeugte mich doch ihre Antwort, noch mehr aber ihre Blicke, daß dieſe, obwohl halb und halb erwartete Höflichkeit, ihnen äußerſt willkommen ſei. Ich erfuhr, daß auch ſie nach der Stadt wollten, und ſich zu dieſer Reiſe erſt Nachmittags, aus Verzweiflung über die langen Winterabende, entſchloſſen hätten.

Wir ſchichteten uns nun ſo gut oder übel zuſammen, als der Raum meines Schlittens geſtattete. Dieſer war zwar zum Glück vierſitzig, aber das zweite Polſter, als entbehrlich, zu Hauſe gelaſſen worden. Die Fräulein nahmen den Ehrenſitz ein; ich und die Kammerfrau kauerten auf dem, aus dem andern Schlitten ſchnell herübergepackten Koffer und einigen Heubündeln; der fremde Bediente mit der Fackel poſtirte ſich auf die Pritſche; der Reitknecht mit dem Poſtzuge und der geſcheiterten Sirene ward nach Hauſe beordert.

So höchſt unbequem meine niedrige Sitzung und ſo widrig blendend der Fackelſchein, zumal in dieſer Schneegegend, war; ſo gewährte doch auch beides meinen Augen den Vortheil, ſich von Zeit zu Zeit unter die Flohrkappen meiner holden Reiſegefährtinnen zu ſtehlen. Dieſe Unterhaltung war nicht blos um deswillen für mich äußerſt erwünſcht, weil der immer erneute Schneeſturm jede andere unterbrach, ſondern weil auch unter dieſen Schleiern, wie hinter den Fenſtern eines Wintergartens, der üppigſte Frühling zu blühen ſchien, und beſonders die ſchwarzen Augen der jungen Gräfin den heißeſten Sonnenſchein erſetzen konnten. Ich fing von dieſen Feuerblicken ſo viel auf, als der gegen Alle, nur jetzt gegen mich nicht, grämliche Nordwind vergönnte, und dieß reichte vollkommen hin, den Wunſch in mir zu erzeugen, daß auch meine ſchönen Gefährtinnen die Reiſe wegen des Maskenballs unternommen haben möchten.

Als wir endlich, faſt verſchneit, und ſo einer großen ſteinernen Gruppe nicht ungleich, zum Stadtthor hereinfuhren, geſtattete ich mir eine Frage darnach, und erhielt weder zu- noch abſagende Antwort. Dann erſuchte mich die Gräfin Cäcilie, ſie an die Wohnung ihrer Tante, der verwittweten Generalin von Bentheim, zu bringen, und behielt ſich, als der heruntergeſchellte Vorleuchter erſchien, mit der anziehendſten Anmuth vor, mir für den erwieſenen Ritterdienſt bei günſtigerer Gelegenheit zu danken.

Als ich nach Verfluß einer Stunde mich im Gaſthofe geſtärkt und in einen Domino gehüllt hatte, warf ich mich, nicht ohne Ungeduld, in den Wagen. Der günſtige Zufall, daß ich in dem Hauſe der Generalin längſt bekannt war, der genoſſene Nektar des Adlerwirths, das aus dem Ballſaal mir entgegenſtrömende Lichtmeer, der Flöte Liſpeln und der Pauke Donnerton, die Pracht des, in einen Feen-Tempel verwandelten, Theaters, das Hin- und Herwogen der in Schmuck und koſtbaren Stoffen ſchimmernden Masken, dieß Alles verſetzte mein Herz in die wohlthätigſte Wärme; meine Hoffnung auf die Fortſetzung der kürzlich angeknüpften Bekanntſchaft erhöhte dieß Feuer noch mehr. Doch ſo eifrig ich auch unter Bekannten und Unbekannten meine Reiſegefährtinnen, wenigſtens Jemand aus der Familie der Tante aufſuchte: ſo blieben doch meine Bemühungen bis gegen Mitternacht fruchtlos.

In dem Augenblicke aber, als die Flötenuhr in einem Nebenzimmer zur zwölften Stunde aushob, ſtand, als wär' er aus der Erde gewachſen, obſchon jetzt in ſeidnem Gewand und eine weiße Larve vorm Geſicht, wenn mich nicht alles täuſchte, derſelbe braunbekuttete Mönch vor mir, den ich im Freien geſehen hatte, und begrüßte mich mit ſeinem eintönigen Memento mori. So wenig ich jemals an etwas Uebernatürliches glaubte, ſo ließ mich doch die Sonderbarkeit dieſer Erſcheinung nicht ganz kaltblütig. Ich maß die Maske vom Scheitel bis zur Sohle, indeß auch des Mönchs Augen eben ſo ſtarr, wie vorher, auf mir hafteten. „Was krächzeſt du Unglückswerte hier? frommer Vater!“ — ſagte ich endlich, und ſtand im Begriff ſeine Hand zu faſſen. Doch ein, in der Nähe ertönender, Ausruf, worin ich Cäciliens Stimme zu entdecken glaubte, und eine alsbald unter den Masken entſtehende Bewegung, lenkte meine Aufmerkſamkeit von ihm ab. Ich drängte mich eilig durch das Getümmel, und fand in der That die Gräfin Cäcilie und ihre Begleiterin, beide in prächtiger Polniſcher National-Tracht, in Geſellſchaft der mit ihr beſchäftigten Generalin und einiger andern Damen. Cäcilien hatte beim Anblick des Mönchs eine Ohnmacht angewandelt, und dieß zu dem Zudrange Veranlaſſung gegeben.

Sobald ſie ſich erholt, und mich an der Sprache erkannt hatte, ergriff ſie mit einer Art Aengſtlichkeit meine Hand, und fragte mich leiſe: „Sahen Sie ihn auch?“

„Wen, meine Gnädige?“ — erwiederte ich, ob ich gleich den Sinn ihrer Frage errieth.

„Den Barnabit, den nämlichen, der vor wenig Stunden uns im Walde erſchreckte, und nun — es iſt unbegreiflich!“

Sie ſprach dieß mit einer Heftigkeit, und ihr großes, ausdrucksvolles Auge, worüber das ſchwarze Haar ſich in glänzendem Bogen herabdrängte, war dabei ſo leuchtend auf einen Punkt gerichtet, daß in mir Beſorgniſſe entſtanden. Hatte daher auch für mich die Mönchsmaske gleich etwas Auffallendes gehabt, ſo ſuchte ich doch jetzt der Gräfin, und beiläufig mir ſelbſt, dieſen Auftritt von der ganz gewöhnlichen Seite vorzuſtellen.

Daß unter ſo vielen Masken auch ein Mönch ſich befinde, ſagte ich ihr, daß dieſer den Ordensgruß im Munde führe, daß uns die Nachbildung an ein wirkliches, kurz vorhergeſehenes Original erinnere, ſei ja wohl ſehr natürlich.

„Aber iſt es das auch,“ — verſetzte ſie, mich ſcharf ins Auge faſſend, als zweifle ſie, ob ich aus Ueberzeugung ſo ſpreche — „daß dieſe hagere, bleiche Geſtalt mir und meiner Freundin ſchon einigemal auf einſamen Spaziergängen erſchienen iſt, daß ſie an uns vorhin in dem Augenblicke vorüberſchwebte, als die Pferde ſcheu wurden und durchgingen, daß ſie vor dieſe mit ausgeſtrecktem Arme hintrat, und dieſe augenblicklich ſtanden, daß der Mönch dann, wie ich und meine Freundin ſehr genau bemerkten, über den hohen Schnee wanderte, ohne einzuſinken, daß er jetzt in dem Augenblicke, da Sie ſeine Hand ergreifen wollten, daß er mit dem Schlag zwölf Uhr, wieder verſchwand?“

„Der Schlag der Glocke“ — erwiederte ich in Ermangelung beſſerer Antwort — „war doch wohl höchſt zufällig, und was Sie verſchwinden nennen, ſollte wohl mehr: unter dem Getümmel ſich verlieren, heißen.“ —

Das Herzutreten des jungen Barons Holm, der von Cäciliens Unfall gehört hatte und um ſie äußerſt beſorgt ſchien, ſo wie bald darauf der Eintritt der gefeierten Fürſtin, die durch einen eben ſo glänzenden, als geſchmackvollen Aufzug bewillkommt wurde, unterbrach hier unſer Geſpräch. Doch verſchaffte mir dieſe, immer etwas Sonderbares an ſich tragende Spuckgeſchichte den, in meinen Augen ſehr bedeutenden, Gewinn, daß meine Bekanntſchaft mit der Gräfin faſt ſchon im Beginnen den Charakter einer älteren annahm, und ſie ſelbſt, ſo ſehr Holm ſich um ſie bemühte, mir mit einer Art Zutrauens erlaubte, ihr den Arm zu reichen.

Da ich auf dieſe Weiſe in den Familienzirkel der Tante für dieſen Abend gewiſſermaßen eingeführt war, und die junge Gräfin keine Luſt zu tanzen bezeigte, ſo konnte es mir an Augenblicken nicht fehlen, meine reizende Gefährtin, die ſich ſpäterhin auch demaskirte, der ſtrengſten Muſterung zu unterwerfen, oder, was ziemlich gleich galt, von ihren Reizen geblendet zu werden. So vollſtändig meine Bekanntſchaft in den höheren Kreiſen, und ſo reich der Hof an blühenden Schönheiten war; ſo befand ſich doch, wenigſtens nach meinem Urtheil, keine Einzige darunter, die mit ſo nächtlich ſchwarzem Haar eine ſo blendende Weiße der Haut, ſo reizende Fülle mit ſo anmuthiger Schlankheit, ein ſo hinreißendes Feuer mit ſo holder Jungfräulichkeit, ſo viel Würde mit einem ſo feinem Wuchſe in ſich vereinigte. Vorzüglich aber ſchien ein reger, alles umfaſſender Geiſt in dieſer zarten, faſt ätheriſchen Hülle ſich zu regen, der bei jeder ſich darbietenden Gelegenheit durch Wort und Blick die Schranken zu durchbrechen und ſich höher zu ſchwingen ſuchte, als die Feſſeln des Staubs dieß vergönnen.

Die nächſte Stelle nach ihr würde ich ohne Bedenken ihrem Geſellſchaftsfräulein, der braungelockten Clementine, zugetheilt haben, die, ohne ſie ununterbrochen zu begleiten, gleichwohl immer zur Hand war, um ihr etwas Angenehmes ins Ohr zu flüſtern, oder von ihr zu vernehmen. Dieſe, obwohl eine halbe Kopfslänge größer, als die Gräfin, gehörte zu den holden, mehr frucht- als blumenähnlichen Geſtalten, welche mehr das Herz, als den Geiſt beſchäftigen; doch lag auch in ihren heitern hellblauen Augen zu Zeiten ein Etwas, das unendlich für ſie einnahm, und deutlich genug zu erkennen gab, dieſe Augen wären nicht blos des Lächelns gewohnt.

Man wird mir leicht glauben, daß ich die Pracht des Feſtes bei der Herrlichkeit meiner Gefährtin und der Anmuth ihrer Geſellſchafterin faſt überſah, und daß mir die

Stunden, von Cäcilien abwechſelnd mit, nur noch der letzten Hand bedürfenden, Epigrammen und erhebenden, mehr angedeuteten, als ausgeführten Gedanken, mit kindlicher Natürlichkeit und an Begeiſterung gränzender Beredſamkeit durchwürzt, flüchtig, wie Augenblicke, entſchwanden. Mir viel zu früh verkündete die Generalin gegen drei Uhr, daß es Zeit ſei, nach Hauſe zu fahren, was ich ihr nur um deswillen verzieh, weil ſie mich zu gleicher Zeit auf den morgenden Abend in ihre Familie einlud.

Da ich wieder in den Gaſthof zurückgekehrt war, ſchien es mir, ungeachtet der Ermüdung, zu ſpät, noch zum Schlaf ſich niederzulegen. Vielmehr ließ ich dieſe fröhlich durchſchwärmte, oder vielmehr ſelig durchträumte Nacht mit allen ihren bunten Geſtalten und Abwechslungen vor meiner Einbildungskraft vorüber gehen, wobei freilich ein Bild, nämlich das der Reizendſten aller Polinnen, die übrigen immer zurückdrängte.

Eine Neſſel miſchte ſich jedoch in die Roſen, womit mir die Phantaſie dieſen Wintermorgen bekränzte. Ich hatte nämlich, als Cäcilie ſich einmal nach ihrem entfallenen Handſchuh bückte, ein in Brillanten gefaßtes Jünglingsportrait erblickt, dem ich — ſo weit war es ſchon mit mir gekommen — ſeine reizende Lage nicht wenig beneidete. Dieſer Gedanke, einmal in mir entglommen, erweiterte ſich bald zur Flamme, und erfüllte mich, beſonders da ſich ihm die, an dem Baron Holm bemerkte, ängſtliche Beſorgniß augenblicklich anknüpfte, mit einer Unruhe, die noch mehr, als die wohlthätige Erinnerung an Cäciliens mir bewieſene Güte, den Flügeln der Zeit bis zum Abend ein Bleigewicht anzuhängen ſchien.

Ich ſuchte den ganzen Tag über Zerſtreuungen auf, ohne mich jedoch zerſtreuen zu können. Das, mir jetzt gehäſſige Licht der Brillanten flimmerte unaufhörlich vor meinen Augen. Als es endlich dunkelte, ſtand der Entſchluß feſt in mir, bei der bevorſtehenden Zuſammenkunft wenigſtens eben ſo bedeutende Vorſchritte in Cäciliens Vertrauen zu machen, als in der Ballnacht, und, gehe es auch wie es wolle, das von mir geahnte Geheimniß der Liebe zu erfahren.

Ich war, wofür mir die Generalin, als für einen Beweis meiner Anhänglichkeit an ihr Haus, mit feinem Lächeln dankte, der Erſte, der ſich zur Geſellſchaft einfand, und nahm, um meine Verlegenheit zu verbergen, in kaum glaublicher Zerſtreuung, die feine Wendung, mich nach Cäciliens und ihrer Geſellſchafterin Familiennamen und gewöhnlichem Aufenthaltsorte zu erkundigen. Mohrenfels hieß die erſtere, und wohnte bei ihrem Stiefvater, dem Grafen Erling, der, wie mir bekannt war, in meiner Nachbarſchaft vor einigen Jahren ein Ritterguth erkauft hatte; von Lilienthal hieß ihre Freundin.

Indem

Indem noch die Tante und ihre jüngeren Töchter über die geſtrige abenteuerliche Schlittenfahrt mit mir ſcherzten, wovon Cäcilie und das Fräulein kurz nach ihrer Ankunft einige Bruchſtücke mitgetheilt hatten, und mir über den, ihrer Verwandtin geſchenkten Schutz mancherlei Verbindliches ſagten, traten beide mit Holm und der älteſten Bentheim in das Zimmer, Cäcilie, wie mir dünkte, heute in dem ſchwarzſammtnen Leibkleide noch unendlich reizender, als geſtern in dem einengenden Polniſchen Maſkenhabit. Doch ach, was mich entzücken mußte, diente zugleich dazu, mich zu betrüben. Auch das verhaßte Miniaturbild, ein junger ſchwarzgelockter Mann in dunkelgrüner Uniform, mit gen Himmel gerichtetem Blick, einen Säbel in beiden aufgehobenen Händen, war heute weit weniger eingekerkert. Was ich für ein Geheimniß gehalten hatte, ſchien leider für Niemand in der Familie, nur für mich es zu ſeyn!

Ich weis nicht, ob es mir gelang, meine

Beſtürzung über dieſe unangenehme Entdeckung ganz zu verbergen; doch darf ich dieß faſt hoffen, da ſich Cäcilie in ihrem Benehmen gegen mich völlig gleich blieb. Ihre, mit dem feinſten Anſtande verbundene Hingebung und die trauliche Freundſchaft, womit ich mich, ganz wie ehedem, in der Wüntheimiſchen Familie aufgenommen ſah, verſcheuchten in kurzem einen Theil meines Mißvergnügens, und die Pflicht des Anſtandes erinnerte mich, eine gemeinſchaftliche Unterhaltung anzuknüpfen. Ich bemerkte hiebei noch deutlicher, als bei dem Balle, daß alle Mitglieder der Familie Cäciliens überwiegendem Verſtande und feurigem Herzen volle Gerechtigkeit wiederfahren ließen, doch nebſt dem Fräulein Lilienthal auch jede Gelegenheit vermieden, ihre, ohnedieß immer thätige Lebhaftigkeit zu reizen.

In der That bedurfte es auch nur eines Funkens, um das in ihr verborgene Feuer in volle Flammen zu ſetzen. So war, um nur ein Beiſpiel anzuführen, das Geſpräch kaum auf das letzte Schauſpiel, Schillers Johanna, gekommen, als Cäcilie, ſo wenig ſie übrigens ihre Talente geltend zu machen ſuchte, den Monolog: „Lebt wohl, ihr Berge, ihr geliebten Triften!“ mit einer Empfindung und Virtuoſität recitirte, die gewiß ſelbſt den hohen Dichter befriedigt und entzückt hätte. Doch mußte die zarte Begeiſterte, der die ſchwarze Tracht und der Hut mit wallenden Federn in meinen Augen hiebei etwas ganz Eignes, etwas recht Feierliches verlieh, auch bald für dieſe Erhebung büßen. Nach Beendigung der Stanzen ſetzte ſie ſich erſchöpft nieder, und hielt ihre Stirn mit der Hand. Ich erfuhr von den Anweſenden, daß ſie zum öftern an Kopfſchmerzen leide.

„Seid unbeſorgt! Es iſt vorüber!“ — rief Cäcilie, nach Verfluß kaum einiger Minuten vom Sofa aufſpringend, und dieß gab das Zeichen, daß ſich die Töchter vom Hauſe und Clementine an den Flügel ſetzten, weil nach frühern Erfahrungen Muſik und Geſang auf Cäcilien jederzeit höchſt wohlthätig wirkten. Dann zerſtreuete ſich die Geſellſchaft hiehin und dorthin; mich aber zog Cäcilie in ein Fenſter, und ſagte mit zur Erde geſchlagenen Augen: „Sie haben mich wohl geſtern für ſehr ſchwach und abergläubig gehalten? Und doch — ſelbſt auf Gefahr, von Ihnen belächelt zu werden! — ſagen Sie mir aufrichtig, was halten Sie von dieſer Erſcheinung?"

Ich ſuchte aufs neue, nach meiner, bei kälterer Ueberlegung, in der That erlangten Ueberzeugung, alles für ein Spiel des Zufalls zu erklären, und beſtritt beiläufig im Allgemeinen den Glauben an eine ſo körperliche Einwirkung der Geiſter auf die Sinnenwelt. Hierin aber war die junge Gräfin ganz und gar nicht meiner Meinung, ſchüttelte vielmehr einigemal mit bedeutendem Schweigen das liebliche Köpfchen, und ſchien unentſchloſſen, ob ſie mir etwas vertrauen ſolle.

„Damit Sie mich wenigſtens“ — fing ſie endlich an, und drückte das Portrait mit inniger Heftigkeit an die blendende Bruſt — „nicht für eine blos eingebildete Geiſterſeherin halten, will ich Ihnen erzählen, was ich und die Lilienthal ſelbſt erlebt haben. Ich hatte einen Bruder, den ich mit voller ſchweſterlicher Seele, und vielleicht um ſo heftiger liebte, weil er, vorzüglich wegen ſeiner, nicht ganz verhehlten, Leidenſchaft für Clementinen, nie die Zufriedenheit unſers Stiefvaters erwerben konnte. Er ſtand unter dem tapfern Schwarzhelmſchen Dragoner-Regiment, und ward von jedermann für einen der geſchickteſten und bravſten Officiere gehalten. Doch zog ihn ſein ſanfter Charakter auch zur Kunſt, und vorzüglich zur Malerei, mit welcher letztern er alle Stunden ſeiner Muße auszufüllen gewohnt war.

Ich hatte ſchon ſeit langer Zeit mich nach einem Miniaturbilde von ihm geſehnt, und, obwohl er ſich lieber mit Oelmalerei beſchäftigte, ſein Verſprechen erhalten. Dieß galt mir bei ihm ſo viel, als ob ich das Bild ſchon beſitze; denn es gehörte zu den ſchönen Eigenthümlichkeiten ſeines Herzens, ein gegebenes Wort, ſelbſt wenn es nur geringe Gegenſtände betraf, für heilig und unverletzlich zu halten.

Auch erfuhr ich in kurzem, daß das Portrait angefangen war; doch dießmal ſchien die Erfüllung ſeines Verſprechens von einem unausweichlichen Schickſals verhindert zu werden. Sehr unerwartet bekam Albert Ordre, eiligſt im Standquartiere einzutreffen. Es blieb ihm kaum Zeit genug übrig, das Nothwendigſte einpacken zu laſſen, und von mir und Clementinen in Gegenwart meiner weinenden Mutter Abſchied zu nehmen.

„Ich ließ nie ein Verſprechen unerfüllt, und würde, glaub' ich, mit ſolch einer Schuld ſelbſt im Grabe nicht ruhen können" — ſagte er, ſanft lächelnd, mir wie zur Beruhigung über ſeine Abreiſe, und wandte ſich dann zu

Clementinen, als Graf Erling eintrat. Jetzt eilte Albert nach einer ehrerbietigen Verbeugung davon; das Getrappel der Pferde im Hofe rief uns ans Fenſter; wir warfen ihm noch einige, ach! die letzten Küſſe nach.

Ich habe Ihnen hiermit ſchon das Schmerzlichſte verrathen. Mein Bruder zog mit ſeinem Regimente gegen den Feind, und blieb in dem erſten, unglücklichen Treffen. Man hat ihn unter den dichteſten Leichenhügeln, und es dabei bemerkenswerth gefunden, daß der Todte ſeinen Säbel, ein Geſchenk von mir, noch ſo feſt in der eingekrampften Hand hielt, daß man ihm denſelben kaum entreißen konnte.

Meine eigne, und Clementinens und die Trauer meiner ſtillen, tief fühlenden Mutter brauche ich Ihnen nicht zu ſchildern. Wir hatten in Albert alles verloren, was uns auf erhebende Weiſe mit dem männlichen Geſchlecht zuſammen hielt, und doch bedarf wenn es ihr [illegible] auch ein ſtarkes weibliches Gemüth des Umgangs mit edlen Männern.

Wir lebten von nun an in unſern gemeinſchaftlichen Schmerz ganz verſenkt, und auch dem Aeußern nach faſt wie Nonnen. Eines Abends, da wir abermals das Andenken an unſern geliebten Todten erneuert, und mit wehmüthigem Genuſſe uns daran geweidet hatten, verließ ich und die Lilienthal ſehr ſpät meine Mutter. Die ſchöne Mondgegend lockte uns an, auf der Gallerie zu verweilen und herabzuſchauen. — Doch faſt zu gleicher Zeit ſtießen wir einander furchtſam an; denn — wir glaubten Licht in jenen Zimmern zu ſehen, die Albert bewohnt hatte. „Komm!“ — ſagte ich entſchloſſen zu Clementinen; eine ſonderbare Ahnung, Alberts Worte, daß er eines unerfüllten Verſprechens wegen aus dem Grabe zurückkehren werde, durchſchauerten mein Herz.

Wir gingen langſam und ſchweigend über den Hof, die Treppe hinan, und ſo durch einige Gemächer. Wir traten in das Vorzimmer, und ſahen im Mondlichte vor Alberts aufgeſchlagenem Pianoforte noch den Stuhl, und die Noten noch auf dem Pulte, ſahen die Blumenſtöcke, womit wir ſelbſt ſeine Fenſter geſchmückt hatten, doch jetzt alle verwelkt. Wehmuth und zärtliche Erinnerung bemächtigten ſich unſerer ſo heftig, daß wir uns weinend umfaßten. Endlich ermannte ich mich, und öffnete leiſe die Thüre. Ein lieblicher Schimmer, ich möchte ihn aus Silber und Roſenlicht gemiſcht nennen, ein ſtarker Blumenduft, quoll uns entgegen. Albert, ganz in Uniform, doch lieb und freundlich, wie immer, ſaß an ſeinem gewöhnlichen Maleriſch, und arbeitete ämſig.

Sie werden leicht vermuthen, daß bei dieſem, obwohl gar nichts Furchtbares an ſich tragenden, Anblick, unſere Kräfte dahinſchwanden. Ich erwachte im Vorzimmer in den Armen der mich tröſtenden Clementine. Wir kehrten ſchwach und lautlos nach unſern

Zimmern zurück, und beredeten uns am Morgen, Niemand von der Erſcheinung zu ſagen, aus Furcht, man möchte uns ſonſt abhalten, Alberts Zimmer nochmals, wie wohl am Tage, zu beſuchen.

Wir vollführten dieſen Vorſatz mit heimlichem Zagen. Alberts Mahlergeräthſchäften waren alle aufs beſte geordnet; ein weißer Bogen lag auf dem Tiſchblatt; ein Nelkenſtock, nach dem halb vollen Gefäße zu ſchließen, noch am letzten Abende von ihm begoſſen, hatte ſeine Blätter, wie trauernd um ſeinen Verſorger, drüber ausgeſtreut, eine hohe, ganz verdorrte Tuberoſe ſtand daneben, und als ich das Papier aufhob, fand ich dieß völlig fertige Portrait.“

Als Cäcilie geendigt hatte, bemerkten wir, daß die Tafel gedeckt war, und hielten es, um nicht die Aufmerkſamkeit auf uns zu ziehen, für nothwendig, uns ſogleich unter die Uebrigen zu miſchen. Auch wär' es gewiß vergeblich geweſen, die gehabte Erſcheihung der lieblichen Schwärmerin zu beſtreiten, ob ſich gleich aus den Abſchiedsworten des Lieutenants, nach welchen er das Bild vermuthlich in der letzten Nacht vollendet hatte, aus der lebhaften, ſo ſehr aufgeregten Phantaſie der beiden Mädchen, aus den Wirkungen des Mondlichts in einem, vielleicht mit rothen Vorhängen oder Tapeten verſehenen Zimmer, und aus den abgeblüheten Tuberoſen und Nelken, ſo ziemlich Alles erklären ließ.

Bei der Mahlzeit ward ich von Cäcilien, wenn ſchon nicht geiſtig, doch leiblich, getrennt. Dieß hinderte mich aber nicht, an der allgemeinen heitern Stimmung Theil zu nehmen; denn die gewünſchte Entdeckung war ja nun auf eine ſo befriedigende Weiſe gemacht; das beneidete Bild, nur ein, noch im Tode geliebter Bruder, konnte ja meine Eiferſucht nicht mehr reizen.

Auch erhielt mein Vergnügen noch einen Zuwachs. Beim Auseinandergehen der Geſellſchaft ſuchte mich Cäcilie auf, ſagte mir, ach; wie hold und feurig zu mir aufblickend! daß ſie morgen früh wieder abreiſe, und ich ihre Mutter, der ſie unſer Reiſeabenteuer bereits gemeldet, gewiß ſehr verpflichten würde, wenn ich ihr durch einen Beſuch Gelegenheit ſchenkte, den hülfreichen Schutzgeiſt im Schneewalde kennen zu lernen. Noch in meinen Träumen hallte der Klang ihrer Stimme, wie ein fernes Flötenecho, unaufhörlich wieder.

Da ich ſelbſt, verſchiedener Geſchäfte halber, mich noch einige Tage in der Hauptſtadt aufhalten mußte, und den Einladungen meiner Bekannten ſo viel immer möglich auswich, ſo ſpeiſte ich einigemal an der Wirthshaustafel, wo gewöhnlich ein erleſener Kreis der gebildetſten Männer zuſammen kam. Eines Tags brachte mein Nachbar, den eine Bleſſur am Fuße als geweſenen Officier bezeichnete, das Geſpräch auf die Geſchichte des Tages, auf die drückenden Lieferungen, auf die neueſten Kriegsvorfälle, und erzählte dabei, daß ſein Regiment abermals mit der gewohnten Tapferkeit gefochten, aber auch von neuem große Einbuße erlitten habe.

„Bei welchem Regimente ſtanden Sie?“ — fragte ich ihn, weil er dieß zu erwarten ſchien.

„Bei dem bravſten, aber auch am meiſten preisgegebenen;“ — erwiederte er mit Bitterkeit — „ich war Major bei Schwarzhelm-Dragoner.“

„So kannten Sie ohne Zweifel auch den Lieutenant Mohrenfels?“

„Ob ich ihn kannte? Auch die Todten ſollen leben!“ — erwiederte er, indem er mit ſichtbarer Rührung ſein Glas leerte — „War Er es doch, der mich, da ich ſchwer verwundet war, aus dem Feind heraushaute, und dieſe That mit ſeinem eigenen ſchönen Leben bezahlte!“

„Hätt' er aber auch dieß nicht gethan“ — fuhr er mit feuriger Geſchwätzigkeit fort — „wer konnte ihn ſehen, ohne ihn zu lieben?

Hätt' ich eine ſchöne erwachſene Tochter, Herr Baron! und er hätte ſie nicht nehmen wollen, ſchießen hätte er ſich mit mir müſſen! Das Mädchen aber, hätt' es ſich nicht bis zum Raſendwerden in ihn verliebt, aus dem Hauſe hätt' ich es geſtoßen! Doch damit würde es auch keine Noth gehabt haben. Waren doch ſchon meine kleinen Mädchen auf ihn erpicht! War er doch der ſchönſte Blondin im ganzen Regimente, was gerade bei dieſem, wo der ſchönen blonden Jungen nicht wenig waren, etwas ſagen wollte!"

„Der ſchönſte Blondin?" — murmelte ich vor mich, eingedenk, daß der Kopf auf dem Miniaturbilde mit dieſer Beſchreibung nicht im mindeſten übereinſtimme.

Major Seefeld ſchien dieß entweder nicht zu verſtehen, oder für eine Aeußerung meiner Theilnahme an dieſer Familie anzuſehen. „Es iſt auffallend" — nahm er wieder das Wort — „daß dieſe Familie, die ſo viel treffliche Menſchen unter ſich zählt, gleichwohl wie zum Unglück beſtimmt ſcheint: Der Sohn fiel als Jüngling, in dem Augenblick, als ihm die glänzendſte Auszeichnung nicht länger entgehen konnte. Sein Vater, von Allen geliebt und von ſeiner ſchönen Gemalin faſt angebetet, ward vom Grafen Liancourt, der ſich in die Mohrenfels bis zum Wahnſinne verliebt hatte, im Duell erſtochen. Die Gemalin ſelbſt ließ ſich von ihren Verwandten zur zweiten Ehe bereden, und iſt nun an einen Mann gekettet, der ihr das Leben zur Hölle macht. Die Tochter, an Leib und Geiſt ein wahrhafter Engel, ſoll zuweilen an Zufällen leiden, die ihr ſchwerlich ein langes Leben verſprechen. Doch — ich ſcheine Sie zu langweilen; verzeihen Sie! Stoßen Sie an! Noch einmal — Mohrenfels! Auch die Todten ſollen leben!"

So bereitwillig ich war, das Andenken eines ſo edlen, mir nun ſo lieb gewordenen jungen Helden zu feiern, ſo hatte mich doch alles Gehörte nicht wenig betroffen gemacht.

Vorzüglich aber haftete das Wort: Blondin, noch immer in meiner Seele, und drohte das ſchönſte meiner Luftſchlöſſer über den Haufen zu blaſen, zumal da der Major auf meine etwas kleinlaut wiederholte Frage: Lieutenant Mohrenfels war blond, und der Einzige dieſes Namens beim Regimente? dieß, als eine ausgemachte Sache, lächelnd bejahte. Centnerſchwer fiel es mir nun aufs Herz, daß Cäcilie von dem Portrait ja nicht gerade, als von Alberts eignem, ſondern nur als von ſeiner Hand, geſprochen hatte, daß die Schwarzheimiſche Uniform freilich grün ſei, aber ich das Bild nur bei Licht ſah, wo Blau und Grün ihre Rollen vertauſchen. Baron Holm, wie ich mir nicht abläugnen konnte, ein ſehr liebenswürdiger junger Mann, ward mir von neuem ein gefürchteter Nebenbuhler.

Im höchſten Mißmuthe verließ ich den Tiſch, im höchſten Mißmuthe beſorgte ich die noch rückſtändigen Angelegenheiten, unterließ ſogar die Höflichkeit, noch einmal im Bentheimiſchen

heimiſchen Hauſe zuzuſprechen, und reiſete wieder auf mein Guth. Aber was ich auch hier anfing, keine Beſchäftigung wollte mir zuſagen; die Brillanten hatten bei mir die vorige gehäſſige Wirkung wieder erlangt, und mein Alleinſeyn ward mir faſt zum erſtenmal läſtig.

Um mich meiner, durch die immer drückender werdenden äußern Verhältniſſe noch verſtärkten menſchenfeindlichen Laune zu entreißen, ſah ich bald kein Mittel, als eine Reiſe zum Grafen Erling. Ich ſann daher auf einen Vorwand, mich, ohne Aufſehen zu erregen, in ſeinem Hauſe einzuführen. Eine, kurz nach dem Einrücken der feindlichen Armee zur Sprache gekommene Angelegenheit der adelichen Vaſallen, deren ich mich ſchon vorher thätig angenommen hatte, bot mir eine ſchickliche Gelegenheit hiezu an die Hand. Ich warf mich jetzt mit verdoppeltem Eifer gewiſſermaßen zum Sprecher auf, doch wahrlich weniger vom Geiſte des Standes, als von

Vaterlandsliebe und — vom Geiſte der Liebe beſeelt.

So traf ich denn, nachdem ich vorher mit mehrern benachbarten Edelleuten Verabredung getroffen, und — mich im Wagen von Zeit zu Zeit abgequält hatte, in dem bewußten Portrait bald eine Aehnlichkeit mit Holm, bald aber einen Familienzug von Cäcilien zu entdecken, mit einem anſehnlichen Stoß geſchriebener Verhandlungen auf dem Schloſſe Hellwangen ein, und ward von dem Grafen Erling mit zuvorkommender, doch abgemeſſener Höflichkeit aufgenommen.

Seine lange, ausgetrocknete Figur fiel vorzüglich durch eine weit vorgebaute Stirn und hervorſtehende, faſt durchſichtige Augen, widrig auf; er hatte in frühern Zeiten am Hofe gelebt, und charakteriſirte ſich noch jetzt durch ſein ganzes Benehmen als ein aufgeblaſener, herrſchſüchtiger, herzloſer Höfling. Seine Gemalin, Gräfin Maria, eine ſtillfreundliche Vierzigerin, mit allen Spuren früh verblühter Schönheit — ich möchte ſie, um mit wenig Strichen das ganze Bild auszuzeichnen, das Vorbild zu einer Mater doloroſa nennen — ſchien, durch die ſtarre Kälte ihres jetzigen Gemals für alle Freuden des Lebens ertödtet, ohne Murren über ihr Schickſal, der Erlöſung davon gelaſſen entgegen zu harren. Bei weitem weniger leidend, doch nicht minder groß, benahm ſich Cäcilie, die von ihrem Vater und Bruder ein anſehnliches Vermögen ererbt hatte und daher von dem Stiefvater völlig unabhängig war. Dieſe, im tiefſten ſchmerzlichſten Gefühl alles deſſen, was ihre Mutter erduldete, und durch dieſe Begegnung nicht wenig erbittert, ſetzte dem Eigenſinn des Grafen nicht ſelten einen ähnlichen, ja wohl gar offenen Trotz entgegen; lebte ganz nach ihrem Gutdünken und erlaubte ſich, je nachdem es kam, ſogar in Geſellſchaft, anderer Meinung zu ſeyn, als der hochgräfliche Haustyrann. Auch ſchien ſie durch ihren ausgezeichneten Verſtand und die Feſtigkeit ihres Charakters es endlich dahin gebracht zu haben, daß der Graf eine Art Scheu vor ihr trug, und dem häuslichen Frauenzirkel, gleichſam überſehend, geſtattete, ſich ſeiner Gegenwart möglichſt zu entziehen.

Es war natürlich, daß ich mich, ſo bewandten Umſtänden nach, lieber zu dem weiblichen Kreiſe hielt, als den Umgang des Hausherrn aufſuchte.

Hatten ſchon bei der erſten Mahlzeit die leuchtenden Augen, womit mich Cäcilie empfing und der mir ſanft, faſt zärtlich, dankenden Mutter vorſtellte, der Flamme, welche längſt in meinem Innern brannte, neue Nahrung gegeben; war die Achtung, die Cäcilie mir bewies, als ſie hörte, ich komme in Angelegenheiten des Ganzen, ſichtbar geſteigert worden, da ſie aus den Aeußerungen ihres Stiefvaters abnehmen konnte, daß unſere Meinungen einander gerade entgegen liefen; ſo trugen auch alle ihre Umgebungen, die ich jetzt kennen lernte, nicht wenig dazu bei, meine Bewunderung eines ſo ſeltenen weiblichen Geiſtes auf den höchſten Grad zu ſpannen. So waren z. B. ihre Zimmer, größtentheils nach ihrer eignen Angabe, mit verſchiedenen, aufs glücklichſte ausgeführten Allegorien, eins mit den erleſenſten Tropus-Gewächſen, das andere mit trefflichen Copien berühmter Gemälde, das eigentliche Wohnzimmer aber mit der reichhaltigſten Bibliothek und den Kupferſtichen der berühmteſten Helden und Gelehrten verziert, wovon ich, außer dem herrlichſten Chriſtus-Kopf, den ich je ſah, von den Hingeſchiedenen nur Tell und den weit größeren Winkelried, Las Caſas und Luther, Washington und Moreau zu nennen brauche, um die Gattung derjenigen Männer zu bezeichnen, welche ſie wahrhaft ehrte.

Ich rückte in den zwei Tagen, welche ich zu Hellwangen verweilte, meiner eigentlichen Abſicht, mich in Cäciliens Herzen feſter zu ſetzen, oder meinen Nebenbuhler kennen zu ſehnen, wenig näher. Gewiß wär' ich daher äußerſt übelgelaunt wieder abgereiſet, hätte ich nicht durch den Grafen ſelbſt erfahren, daß man ihn und mich, mithin den hartnäckigſten und den gemäßigſten Vertheidiger der vom Geiſte der Zeit angefochtenen Freiheiten, zu Abgeordneten erwählen wolle, ein Verhältniß, das mich zugleich ſehr oft nach Hellwangen bringen mußte, und bald darauf, wiewohl nur auf kurze Zeit, wirklich eintrat. Denn ſchon erheiſchte das Verdringen zahlreicher, zum Theil an Allem Mangel leidender Armeen gewaltſamere Maasregeln; ſchon galt kein Geſetz, als das vom Schwert vorgezeichnete!

Doch ſchien das Schickſal mir auch jetzt die Erheiterung, die ich im Umgange mit Cäcilien und Clementinen ſuchte und fand, nicht gänzlich entziehen zu wollen. Graf Erling erhielt nämlich um dieſe Zeit unvermuthet den Ruf zu einer Geſandtſchaft ins Ausland, und ſeine Abreiſe hatte auf mein

Verhältniß zu den Gräfinnen Mohrenfels den günſtigen Einfluß, daß ich bald ohne allen Zwang nach Hellwangen kommen, und, ſo oft es mir beliebte, den Beſuch erneuern konnte.

Aber ſo ſehr ich mich auch dort immer eines freundſchaftlichen, ja oft zärtlichen Empfanges zu erfreuen hatte; ſo manche Augenblicke es gab, wo Cäciliens Zuneigung mir ganz unzweifelhaft, wo ihr Herz ſich dem meinigen öffnen zu wollen ſchien; ſo mußte ich doch auch, zu meiner nicht geringen Kränkung, bemerken, daß ſie, faſt gewaltſam, jedesmal abbrach, ſo oft ich dieſe Augenblicke zu einer Erklärung benutzen wollte.

Ermüdet durch öftere dergleichen Verſuche, und nun feſt überzeugt, daß irgend ein geliebter Abweſender mir ihre Liebe entreiße, benutzte ich endlich ein Alleinſeyn mit Clementinen, um ſie, bei der ich die Bekanntſchaft mit den Geheimniſſen ihrer Freundin vorausſetzen konnte, für mich zu gewinnen.

Aber dieſe, welche mein Inneres längſt errathen hatte, und meine Wünſche mit der theilnehmendſten Güte begünſtigte, wollte durchaus von keinem glücklicheren Nebenbuhler etwas wiſſen, und verzog, als ich mich endlich zu der Frage ermuthigte: Iſt das Bild, das Cäcilie trägt, das Bild ihres Bruders? ihr Geſicht zu jenem, ſchon an ihr gewohnten angenehmen Lächeln, welchem Niemand, und ſelbſt ich nicht zürnen konnte, obſchon ſie die Frage verneinte.

„Das Bild eines Verſtorbenen überhaupt?“ — fuhr ich fort.

„Auch nicht, ſo viel ich weiß!“

„So viel Sie wiſſen? Vermuthlich alſo eines abweſenden Militairs?“

„Allerdings!“

„Und Sie können mir Hoffnung machen? Sie können ſo grauſam meiner ſpotten? Nennen Sie mir denn den vom Schickſal Begünſtigten! Nicht wahr, Baron Holm hat auch Dienſte genommen?“

– Clementine ergriff, wie mit ſanftem Vorwurf und ſchweſterlichem Zutrauen, meine Hand. „Sie verkennen meine Freundin, Sie ſchaffen ſich Truggeſtalten, um ſich ſelbſt zu quälen! Es mag etwas ſeyn, das Cäcilien, nicht ſowohl von einer Verbindung mit Ihnen, ſondern überhaupt von einer Verbindung zurück hält; faſt ahne ich ſelbſt, daß es etwas dergleichen gebe, ob ich mir gleich nichts, als die Furcht vor männlicher Unterdrückung, die ſie ſich bei den Leiden ihrer Mutter eingeprägt haben mag, dabei denken kann. Aber wegen des Bildes können Sie ganz unbeſorgt ſeyn. Vom Baron Holm, der längſt mit der älteſten Gräfin Bentheim verlobt iſt, hat es gewiß nicht die mindeſte Aehnlichkeit. Vielmehr ſtellt es, wie Sie längſt bemerkt hätten, wäre die Liebe nicht blind, zwar einen edlen, tapfern Mann, dem Cäcilie von je mit jugendlicher Schwärmerei zugethan war, aber auch einen Mann, den ſie nie geſehen hat, mit einem Worte — Kosciusko vor!"

Ich erfuhr nun zur Erläuterung, daß Cäcilie mit jener Wärme, womit ſie ſchon von früher Kindheit an alles wahrhaft Große umfaßt habe, beſonders für Kosciusko begeiſtert geweſen ſei, und ihren Bruder ſpäterhin unzähligemal um deſſen Bildniß gebeten habe. Jetzt trage ſie es, nicht ſowohl wegen des Gegenſtandes, als wegen des Malers, der — dieß ſetzte Clementine mit nicht ganz zurückgehaltenen Thränen und von mir abgewandtem Geſicht hinzu — vielleicht ſelbſt im Grabe nicht eher Ruhe gefunden, bis er ſein gegebenes Verſprechen in Erfüllung gebracht.

Ich bemerkte ſehr deutlich, daß auch Clementine an jene Wiedererſcheinung ihres verſtorbenen Geliebten glaube, obſchon ſie ſich nicht damit gegen mich herauswagte. Mißgönnte ich übrigens faſt ſelbſt dem nie geſehenen Kosciusko ſeine Verklärung, ſo faßte ich doch nun den Entſchluß, mich bei der erſten ſich darbietenden Gelegenheit Cäcilien zu entdecken. Ein Leben ohne die Gewißheit ihrer Gegenliebe ſchien mir jetzt um ſo weniger erträglich, je näher der Zeitpunkt heranrückte, wo ich vielleicht auf Jahre, vielleicht für hienieden auf immer, von ihr ſcheiden ſollte.

Schon in den erſten Augenblicken des nächſten Beſuchs, der, wegen plötzlich veränderter Umſtände, zugleich der Abſchiedsbeſuch, und daher auch der entſcheidende ſeyn mußte, führte ſie ſelbſt dieſe Gelegenheit unwiſſend herbei. Da ich von den Bedienten bei meiner Ankunft erfuhr, Cäcilie ſei mit dem Fräulein im Garten, und längſt die Rechte eines Hausfreundes genoß, trug ich kein Bedenken, ſie dort aufzuſuchen. Ich fand beide im Schatten dreier Luſitaniſcher Cypreſſen, — aus Ines Thränenthale, wie Clementine mit ſüßer Freundlichkeit ſagte — deren tief herabhängende Zweige mit den äußerſten Spitzen in dem kleinen, daneben plätſchernden Waſſerfall ſchwammen. Cäcilie war mit einer Arbeit beſchäftigt, die ſilbern, wie der Waſſerfall, glänzte, Clementine ſang zur Laute, deren Ton ſich lieblich mit dem Gerieſel des Baches verſchmolz. Unter dem ſanften Grün der Bäume ſchimmerte ein einfacher Marmorſtein mit dem Namen der Verklärten hervor, die ewig in Aller Herzen lebt, ob ſie ſchon längſt die irdiſche Krone mit dem Sternenſchleier vertauſchte. Clementine unterbrach ihren Geſang, da ſie mich kommen ſah; die Gräfin bedeckte das Gewebe mit ihrem Umſchlagetuch.

Das letztere geſchah jedoch zu ſpät, um mich nicht in der Arbeit ihrer ſchönen Hände eine Feldbinde entdecken zu laſſen, und meine, von Clementinen eingeſchläferte Eiferſucht im vollſten Maaße wieder aufzuwecken.

Vielleicht beherrſchte ich auch meine Blicke nicht genug, oder beſaß zu wenig Verſtellungsgabe, um mir nicht eine Anwandlung von Niedergeſchlagenheit abmerken zu laſſen. Wenigſtens ſchien mich Fräulein Lilienthal, vielleicht in Erinnerung unſers letzten Geſprächs, zu errathen, ſpiegelte ſich eine Zeit lang nachdenkend in der klaren Quelle, und ließ uns dann unter einem Vorwande allein.

Dieſe Einſamkeit, die erſte, die mir mit Cäcilien im heiligen Dunkel des Gartens zu Theil ward, nahm mir anfänglich allen Muth, aber gab mir ihn in wenig Augenblicken wieder. Nicht blos Monate, Jahre vielleicht — ſo wollte es das Schickſal meines Vaterlands, mithin mein eignes — konnten ja leicht vergehen, ohne daß ich die Angebetete wiederſah, und höchſtwahrſcheinlich war ich heute keinen Augenblick bei ihr, ohne Unterbrechung befürchten zu müſſen.

„Sie ſcheinen ſo zerſtreut, ſo ungewöhnlich bewegt, lieber Baron!“ — fragte Cäcilie mit einiger Beklommenheit, und ſah der ſchon verſchwindenden Freundin nach, als bange ihr vor unſerm Alleinſeyn.

„Ich bin es, Gräfin!“ — antwortete ich — „und könnten Sie, auch bei ſo Manchem, was noch in dieſer Bruſt verſchloſſen bleiben muß, ſich darüber wundern? Schon längſt konnten Ihnen meine Empfindungen, meine Verehrung für Sie, kein Geheimniß bleiben. Mein Herz — ich ſage dieß mit feſter Ueberzeugung, ohne den Vorwurf der Eigenliebe zu ſcheuen — darf ſich eines Herzens, wie das Ihrige, nicht unwerth halten, und meine Beſitzungen, inſofern man jetzt etwas ſein nennen kann, laſſen auch in Hinſicht auf äußere Glücksgüter mich die Augen zu Ihnen erheben. Gleichwohl vermieden Sie ſchon öfter die Augenblicke, wo mein Herz es wagen wollte, ſich zu entdecken, und ich muß daher befürchten, daß irgend ein Glücklicherer mir zuvorgekommen ſei.“

Cäciliens Wangen überlief bei dieſen Worten ein höherer Scharlach; ihre Augen blitzten; ſie ſtand heftig auf, und durchbohrte mich faſt mit ihren Blicken. — „Sie haben zufällig ſelbſt meine Antwort vorbereitet“ — antwortete ſie dann in großer Bewegung — „Inſofern man jetzt etwas ſein nennen kann, ſagen Sie — und Sie ſtehen hier? Sie fühlen es ſelbſt, in welcher Schmach das Vaterland ſeufzet, und Sie ſtehen hier, und Sie fodern in ſolch einem Augenblicke die Hand einer ſeiner hochfühlendſten Töchter? Hören Sie denn, was ich ungern, doch dem Drange meines Innern folgend, Ihnen antworten muß. Ich habe Sie geachtet, ich würde Sie vielleicht auf das feurigſte geliebt haben, aber — das iſt alles vorüber! Gehen Sie! ich achte keinen Lebenden mehr!“

Sie ſagte das letztere mit einem ſo kalten, ſchneidend abſtoßenden Tone, daß ich gewiß tief beſchämt worden wäre, hätt' ich in der That dieſe Vorwürfe verdient. „Sie verkennen mich, Gräfin!“ unterbrach ich ſie, halb und halb noch unentſchloſſen, was ich thun ſolle.

„Gehen Sie! Laſſen Sie mich!“ —

fuhr ſie fort, ohne auf mich zu hören — „Sie fühlen es ſelbſt, daß das Vaterland aus tauſend Wunden verblutet, Sie ſehen Hütten und Schlöſſer den Bewohnern entriſſen, beraubt, in Flammen aufgehend, ſehen die Thränen Ihrer unterdrückten Brüder, hören die fernhertönende Stimme, die mahnend zu den Söhnen des Vaterlands ſpricht, — und Sie ſind ein Mann, können ein Schwert führen, und ſtehen hier? O daß ich ein Jüngling, nicht ein ſchwaches Mädchen, wär! daß mir die Natur auch als Weib ſo ſtarke Kraft verliehen hätte, als den ſtarken Willen! O daß mein Albert noch lebte!“

„Doch ich habe Sie vielleicht beleidigt“ — unterbrach ſie ſich ſelbſt, und kämpfte mit ihrer Empfindung, um ſich zu mäßigen. Tief Athem ſchöpfend, und wie in der Abſicht, das Geſpräch zu beendigen, ergriff ſie die von Clementinen zurückgelaſſene Laute, und ſang, wie in der vorigen Ballade fortfahrend, nicht

BIBL. UNIVERS. LIPS.

ohne ſichtliche Anſtrengung den Hohn zu unterdrücken:

„Schweſtern! nimmer kehrt der Knappe wieder
Aus des heil'gen Kampfes blut'gem Feld!
Weidet zagend eure Lämmer, Brüder,
Fromme Hirten, und beklagt den Held!“

Länger konnte ich mich nicht halten, länger mußte ich die Bewahrung meines Geheimniſſes für Verrath an Cäciliens Herzen anſehen! — „Cäcilie!“ — rief ich jetzt, indem ich ihre Hand faſt gewaltſam an meine Lippen preßte — „nur ein Wort noch, und Sie ſollen mit mir zufrieden ſeyn! Für wen ward dieſe Schärpe gewebt?“

„Für jeden ächten Sohn des Vaterlands, für jeden, der ſie dem Feinde entgegen trägt und ſie ſich lebendig nicht entreißen läßt!“

„So werde ſie mein!“ — rief ich aus, und warf mich vor ihr nieder — „mein, großherziges Mädchen! Sie dürfen alles wiſſen! Ich kam heute, um Abſchied zu nehmen, aber auch, um die Gegenwart über meine Zukunft zu befragen. Morgen verlaſſe ich dieſe Gegend, um ſie frei, oder nie wieder zu ſehen! Dreißig der kühnſten und geübteſten Schützen, völlig gerüſtet, werden mir heimlich folgen, und wenn Sie von meiner Jägerſchaar nicht bald etwas hören, ſo laſſen Sie Ihrem Freunde ein Todtenamt halten!"

„Rudolf, Rudolf!" — ſchwärmte ſie, hingeriſſen von freudigem Entzücken, mir entgegen und ſchlang mir die Schärpe und zugleich ihren Arm um den Hals — „ſo biſt Du ihrer, ſo meiner werth! Könnte ich in dieſem Augenblicke noch mit Dir zürnen, ſo wär' es darum, daß Du mich ſo lange an Dir zweifeln ließeſt. Doch Du haſt Recht; die Tugend muß noch, gleich dem Laſter, das Licht ſcheuen. Aber bald ſind die Aehren gereift, und am Tage der Aerndte — ja Rudolf! Ich bin ein deutſches Mädchen, und Dein hier oder dort!"

Der Erde entrückt, vergöttert, hielt ich die Herrliche umſchlungen; gleich zwei Fakkeln, die ſich an einander entzünden, brannten unſere Küſſe in vereinigter Glut. Clementine, die zurück kam, und uns vielleicht ſchon einige Zeit belauſcht hatte, trat ſtill weinend näher, faßte unſre Hände, und ſagte, die Augen gen Himmel erhebend: „Albert!“ Dann ſchloß ſie Cäcilien, die nach einer ſo heftigen Erſchütterung allerdings einer Erholung bedurfte, zärtlich, wie ein kränkelndes Kind, an ihre Bruſt, und machte ihr Vorwürfe, daß ſie ihrer ſelbſt ſo wenig ſchone.

Cäcilie nahm es ſodann auf ſich, ihrer ſanften, nur zu ängſtlichen Mutter, für die mein Vorhaben noch verſchwiegen werden müſſe, während meiner Entfernung unſere Liebe zu entdecken, und wir verbrachten den Tag, ohne von dem Vergangenen und Bevorſtehenden das mindeſte zu erwähnen, in wehmüthiger Heiterkeit. Nur als ich im Begriff ſtand, wieder abzureiſen, konnte das, jetzt wie in höhern Regionen ſchwebende, holde Mädchen ſich eines feierlichen Abſchiedes nicht ganz enthalten, ſondern trat, weiß gekleidet, in den lang herabwallenden ſchwarzen Haaren einen Eichkranz, unvermuthet aus ihrem Zimmer. „Wenn Sie wiederkehren, ſollen es Roſen ſeyn!“ — ſagte ſie leiſe und nach dem Kranz deutend zu mir, zu ihrer Mutter aber: „Verzeihen Sie dieſen Scherz, der auf ein Morgengeſpräch ſich bezieht!“ Der Druck ihrer Hand und ihr Blick dabei konnte mir für einen eben ſo feurigen Kuß gelten, als mir am Morgen in Luiſium zu Theil worden war.

Meine nächſten Begebenheiten gehören mehr in ein kriegeriſches Tagebuch, als in die Geſchichte meines Herzens. Hier erwähn' ich nur ſo viel davon, daß ich mit den Meinigen, vermöge unſerer Bekanntſchaft mit allen Fußſteigen und Schlupfwinkeln in meinem

Revier, ohne einen Mann einzubüßen, zu den Panieren der Freiheit gelangte; daß meine Jäger-Compagnie bald ſehr vollzählig ward, und bei jeder Gelegenheit Ruhm und Sieg mit ihren Mitkämpfern theilte; daß ich gefährlich verwundet ward, und nur meiner jugendlichen Kraſt die Erhaltung meines Lebens verdankte. Der Gang des Krieges hatte uns indeſſen weit von den vaterländiſchen Fluren entfernt, und brachte uns erſt nach Jahresfriſt in die Nähe derſelben zurück.

Aber freilich war es ſchwer, die einſt ſo geſegnete Gegend, in welcher ein, erſt übermüthiger, und zuletzt verzweifelnder Feind Monate lang gehauſt hatte, in ihrer furchtbaren Verödung wieder zu erkennen. Durchwühlte, mit Leichnamen bedeckte Felder; niedergehauene Alleen, Stämme ohne Zweige und Gärten ohne Zäune, niedergeriſſene Häuſer und abgebrannte Brücken, menſchenleere Dörfer und verpeſtete Städte, bezeichneten uns weit und breit den Weg, welchen das ſtehende Heer genommen hatte, und jeder von uns bebte, in die liebe Heimath zurückzukommen, aus Beſorgniß, ſie verwüſtet, und Alle, die ſeinem Herzen theuer waren, im Grabe zu finden.

Für meine eigenen Beſitzungen kannte ich ſchon längſt keine Furcht mehr, im voraus überzeugt, daß ſie von dem erbitterten Feinde, der mich öffentlich als Ueberläufer und Rebellen genannt hatte, mit verdoppeltem Grimme zerſtört ſeyn würden. Ich ſah dieſe Vermuthung, da ich bis dahin gelangte, in die ſchauervollſte Erfüllung übergegangen, und wäre vielleicht durch das Unglück meiner, erſt jetzt aus den Wäldern zurückkehrenden, Unterthanen ganz zu Boden gedrückt worden, hätte ich nicht noch Mittel gehabt, ihnen wieder aufzuhelfen, und zugleich die erhebende Erfahrung gemacht, daß Cäcille nach meiner Abreiſe von Zeit zu Zeit in mein Dorf gekommen war, und ſich, ſo lange es nur die Umſtände erlaubten, als einen Schutzengel meiner Unterthanen bewieſen hatte. Ein Mehreres aber von der Mohrenſeiliſchen Familie und den Schickſalen ihres Ritterguthes, beſonders etwas aus dem letzten furchtbarſten Zeitpunkte, wußte mir niemand zu ſagen.

Sobald ich daher zu Unterſtützung meiner Unterthanen Alles aufgeboten hatte, was vor der Hand in meiner Kraft ſtand, benutzte ich den erſten Urlaub, den ich mir geſtatten durfte, zu einem Ritt nach Hellwangen. „Werd' ich ſie wieder finden?“ — ſprach ich zu mir ſelbſt — „Und mit Roſen bekränzt, wie ſie mir beim Scheiden verſprach?“

Es war mir ſchon bekannt worden, daß in der Nähe dieſes Guthes ein bedeutendes Treffen vorgefallen ſei, Grund genug, das Aeußerſte zu befürchten! Einige Windmühlengerippe und die jetzt leere Stelle, wo ſonſt der Hellwanger Kirchthurm über den Wald hervorgeragt hatte, verkündete mir noch von fern, das Gerücht habe nichts ins Schwärzere gemalt. Ich fand das Schloß als Ruine, das ganze Dorf als Brandſtelle; nur einige der entlegenſten Hütten waren verſchont geblieben, aus deren, zum Theil mit Bretern verſetzten, Fenſterlücken hie und da ein altes Mütterchen mit wackelndem Haupte, oder bleiche, halb verhungerte, Kinder furchtſam hervorlauſchten.

Ein zitternder Greis, der mit ſchwacher Kraft und dumpfer Fühlloſigkeit die Brandbalken ſeiner ehemaligen Wohnung unter Schutt und Aſche hervorarbeitete, war der Erſte, der mir einige Auskunft geben konnte. Aber auch er wußte nur ſo viel zu ſagen, daß Graf Erling einmal zurückgekehrt, aber bald wieder geflüchtet, und die Gräfin Maria geſtorben ſei. Von der jungen Gräfin und dem Fräulein ſei es ungewiß, ob ſie, wie einige wiſſen wollten, von den fliehenden Feinden davon geführt und in eine Feſtung geſchafft, oder bei dem Brande verunglückt wären.

So ſtand ich denn, wo nicht auf dem

Grabhügel aller meiner ſanfteren Hoffnungen, doch der marterndſten Ungewißheit, der Furcht vor dem Schrecklichſten übergeben. Jeder Verſuch, in den benachbarten, weniger mitgenommenen Ortſchaften etwas Genaueres zu erfahren, blieb völlig ohne Erfolg. Einige Gerüchte wollten ſogar verſichern, Cäcilie ſei als Hochverrätherin verhaftet, und, unter ſtarker Bedeckung, nach dem feindlichen Hauptquartier abgeführt worden, eine Nachricht, die bei ihrer Heftigkeit und feurigen Vaterlandsliebe ganz und gar nicht zu den unwahrſcheinlichen gehörte.

Doch ſo erſchütternd dieß alles für mich war, ſo hatte ich doch einer Seits ſchon in dem kurzen Zeitraume des letzten Jahres zu viel herzzerreißende Auftritte erlebt, um vor etwas noch Ungewiſſem zu zittern, anderer Seits aber gingen auch die Hoffnungen der Vaterlandsfreunde in zu glänzenden Erfolg über, als daß ich mich meinem Schmerz unmännlich hätte überlaſſen können. Vielmehr dienten meine Beſorgniſſe für Cäcilien und Clementinen nur dazu, meine Erbitterung gegen den Feind bis zum Haſſe zu ſteigern, und den Durſt nach Rache noch heftiger in mir zu entzünden. Es war mir daher auch höchſt erwünſcht, daß die Abtheilung, bei welcher meine Jäger-Compagnie ſtand, Befehl zum Vorrücken erhielt.

Wir marſchirten einige Tage lang ohne Raſt durch die mehr oder minder verwüſtete, zum Theil ſich allmälig erholende, Landſchaft, und gelangten endlich in eine Gebirgsgegend. Hier ſollten wir Halt machen, um einen Zug von Geſchütz zu erwarten.

Meiner Schaar ward ein Dorf zum Quartier angewieſen. Es war ein düſterer, ſtürmiſcher Herbſt-Nachmittag. Berg und Wald hatten einen finſtern Charakter. Ich ſelbſt fühlte eine wunderbare, mir unerklärliche Beklommenheit, und recht, als müſſe ſich heute Alles vereinigen, mich noch mehr zu verſtimmen, begegnete mir, als ich nach dem etwas entlegenen Herrnhof ritt, ein, dem ſchon früher erwähnten Barnabit ganz ähnlicher, Mönch, der über meinen Anblick zu ſtutzen ſchien, doch auf meinen Anruf abermals nichts, als das widerliche Memento, entgegnete.

Die mancherlei trüben Erinnerungen, die dieſe Erſcheinung in mir aufregte, wurden jedoch bald durch den herzlichen Empfang des Guths-Beſitzers verdrängt, in welchem ich zu meiner Verwunderung den, an der Wirthstafel liebgewonnenen, Major Seefeld wieder erkannte. Auch er ſchien ſehr erfreut, mich in ſeinem kleinen Eigenthume bewirthen zu können, prieß mit faſt jugendlichem Feuer meinen Entſchluß, dem Rufe des Vaterlands gefolgt zu ſeyn, kannte alle Affairen, bei welchen meiner Compagnie rühmlich gedacht worden war, und ſchloß mit dem Berichte, daß auch er, ungeachtet ſeiner Wunden, nicht zu feiern gedenke, ſondern bereits in der ganzen Gegend den Landſturm errichtet, und ſich an deſſen Spitze geſtellt habe.

Mit gleicher Gaſtfreundlichkeit empfing mich auch die Majorin, eine recht ſtattliche, noch friſche Hausfrau, und ihre Töchter, zwei ſchöne Kinder von zehn und zwölf Jahren. Ich würde daher bei dieſen biedern Menſchen mich aufs Beſte befunden haben, hätte ſich nicht an meiner freundlichen Wirthin, als ſie einigemal abgerufen worden war, eine gewiſſe Verlegenheit und Aengſtlichkeit geäußert, die nach einiger Zeit auch auf den Major überzugehen ſchien. Faſt mußte ich befürchten, wegen Mangels an Raum, nicht der willkommenſte Gaſt zu ſeyn.

Dieſer, von mir vermuthete, Grund widerlegte ſich aber, da mir der Major die für mich beſtimmten Zimmer anwies. Das ſogenannte Herrenhaus, das eigentlich mehr einem Vorwerks-Gebäude glich, war außerordentlich geräumig, trug aber in ſeinem Ganzen das Anſehen einer gewiſſen Leerheit, Verfallenheit und Schwerfälligkeit, die entweder von dem ſehr beſchränkten Vermögenszuſtande des Beſitzers, oder von ſeiner gänzlichen Unbeſorgtheit um ein gefälliges Aeußere zeugten. Alle Geräthſchaften, woran es übrigens gar keinen Ueberfluß gab, waren aus dem vorigen Jahrhunderte, wie blos vom Zufall in einander geworfen, verblichen und unbehülflich; die ſchweren, mit Goldleder beſchlagenen Stühle, die plumpen Tiſche ſchienen, ihrer Schwere wegen, ewig auf demſelben Flecke geſtanden zu haben; die runden, ſchadhaften Fenſterſcheiben raſſelten bei jedem Windzuge; die hohen Zimmer, zum Theil mit altmodiſchem Täfelwerk und unverkleideten Deckſparren verſehen, ſtießen den Blick allenthalben feindlich zurück.

Ich erbat mir, um ſo wenig, als möglich, läſtig zu fallen, das Abendeſſen für heute auf die Stube, und entließ ſehr zeitig meinen Reitknecht. Verdrüßlich, mit mir ſelbſt unzufrieden, kurz, in der unbehaglichſten Stimmung, legte ich mich weit früher, als ſonſt, nieder.

Die Natur, die bei mir jetzt aus Angewohnheit nur wenig zur Erquickung bedurfte, ſchien nach einigen Stunden befriedigt. Ich erwachte. Der Luftzug hatte einen der ſchlecht verwahrten Fenſterflügel aufgeſtoßen und das Nachtlicht verlöſcht. Ich warf mich einige Zeit unruhig im Bette umher. Der Dorfſeiger ſummte; ich zählte eilf Uhr. Da ich, aller gegebenen Mühe ungeachtet, nicht wieder einſchlafen konnte, ſchlug ich Feuer, und fing an, mich anzukleiden, um in aller Stille ſatteln zu laſſen, und die ausgeſtellten Poſten zu viſitiren.

Ein Geräuſch, wie von leiſen Tritten, erregte meine Aufmerkſamkeit, und ließ mich vermuthen, daß Jemand neben mir wohne. Ich öffnete ein wenig die Thüre, und hatte einen Anblick, der gewiß auch den Kaltblütigſten außer Faſſung gebracht hätte. Eine weiße, geiſterähnliche Geſtalt, die eine brennende Kerze in der Hand, ein feuerfarbnes Oberkleid um die Schultern, auf dem Haupte aber eine noch grünende Dornenkrone trug, ging mit langſamen Schritten über den Saal. Sie ſchien tief zu ſeufzen; Blutperlen rieſelten von ihrer Stirne. Zuletzt blieb ſie in einem der entferntern Zimmer, durch welche ſich mir die offene Ausſicht darbot, auf einige Augenblicke ſtehen, und ſah mit langſamer Erhebung des Haupts, dann aber wie unbeweglich in die Höhe. Hätte der mindeſte Reſt von Geſpenſterglauben in meiner Seele Platz gefunden, jetzt wär' er zur feſteſten Ueberzeugung worden.

Doch, ſo unerſchrocken ich auch war, dennoch überlief mich eine Art Schauers. Ich ging nach meinem Lichte, feſt entſchloſſen, der Erſcheinung zu folgen. Sie ſchwebte in dem Moment, da ich wieder in die Thüre trat, weiter, und verſchwand in einem der abgelegenſten Gemächer.

Da ich in das Zimmer kam, wo ſie einige Zeit verweilt hatte, fand ich daſelbſt ein großes ſchwarzes Crucifix mit dem bunt bemalten Leichname des Heilands, an die, größten Theils von Kalk entblößte Mauer befeſtigt, zu welchem Maria und Johannes, beide gleichergeſtalt in lebensgroßer Figur aus Holz geſchnitzt und bunt übertüncht, mit erhobenen Händen aufſchauten. So wenig dieſe Art frommer, alterthümlicher Verzierung gerade in dieſem Hauſe zu verwundern war; ſo erhob ſie doch gewiſſermaßen das Grauſende des Auftritts, das noch höher ſtieg, als ich auf den Boden leuchtete, und friſche Blutstropfen auf den Dielen erblickte.

Schon ſtand ich im Begriff, den Zuſammenhang dieſes ſchauerlichen Geheimniſſes, komme es auch, wie es wolle; genauer zu unterſuchen, als ich einige Perſonen mit Licht eine Hintertreppe heraufkommen hörte. Es war die Majorin im Nachtkleide, mit einigen Mägden, zu denen ſich auch in kurzem der Major, der blos einen Ueberrock übergeworfen hatte, geſellte.

Kaum entdeckte er mich, als er auf mich zukam. „Sie ſind im Schlafe geſtört worden; verzeihen Sie!“ — ſagte er, auffallend beſtürzt — „es iſt nichts — das Schloßgeſpenſt iſt's — Ich bitte Sie, gehen Sie auf Ihr Zimmer.“

Die Weiber waren indeſſen nach dem Hintergrunde der Zimmer geeilt. Ich fand es ſonderbar, daß ich mich furchtſamer oder unthätiger, als jene, beweiſen ſollte, und lenkte den Arm des Majors von mir ab: „Bleiben Sie zurück,“ — rief er mit faſt beleidigender Hitze — „oder bei Gott —! Wollen Sie ſich in die Geheimniſſe einer Familie eindrängen, die Sie gaſtfrei aufnahm; und die dieſe Geheimniſſe nur aus Menſchenpflicht, aus Mitleid, aus Achtung für die Tugend, zu den ihrigen machte?“

Dieſe Vorſtellung hatte mich entwaffnet; ich ſtand unſchlüſſig, und, wiewohl mit nicht ganz unterdrücktem Unwillen, im Begriffe, nach meinem Zimmer zurückzugehen, als ein

Jammergeſchrei mich dieſes Vorſatzes vergeſſen ließ. Ich ſtieß den Major zurück, flog pfeilſchnell nach dem Orte, woher es erſcholl, und fand die Weiber ängſtlich beſchäftigt, die weiße Geſtalt feſt zu halten und zu beruhigen. Sie ſelbſt bemerkte mein Eintreten, faßte mich feſt ins aufblitzende Auge, rief: „Es iſt vollbracht!“ und ſank ohnmächtig zu Boden. Barmherziger Gott! es war Cäcilie!

Noch weiß ich nicht, wie ich mich ſelbſt bei dieſer Entdeckung aufrecht erhielt. „Der Roſenkranz ward zur Dornenkrone!“ — dieſer Gedanke war der erſte, war der einzige, deſſen ich mich entſinne. Ich konnte ja nach der zärtlichen Behandlung, womit die Majorin ſich um die Leidende beſchäftigte, keinen Augenblick zweifeln, daß eine der edelſten Seelen dem Unglück unterlegen, daß in Cäcilien ein Geiſt, zu mächtig für die irdiſchen Schranken, dieſe Schranken durchbrochen habe.

So furchtbar aber auch dieſe Ueberzeugung meine Seele angriff, und ſo gern ich zu Cäciliens Beiſtande Himmel und Erde bewegt hätte; ſo wußte ich doch den Vorſtellungen des Majors, der den Grund meiner ſo tiefen Bewegung nicht in ihrem ganzen Umfange zu errathen ſchien, daß meine Gegenwart eher ſchädlich, als nützlich, werden könne, und daß für die Kranke durch weibliche Hülfe am beſten geſorgt ſei, nichts entgegen zu ſetzen. Ich ließ es daher geſchehen, daß die Frauenzimmer Cäcilien, jetzt bleich, hinwelkend, doch rührend ſchön und, die zarte Weiblichkeit abgerechnet, dem Bilde des Heilands bei einer Grablegung nicht unähnlich, nach ihrem Schlafzimmer trugen, und begab mich ſelbſt in das meinige. Unter welchen Qualen ich den Reſt dieſer Nacht, vielleicht der furchtbarſten, die ich je erlebte, ſtill vor mich hinbrütend, zubrachte, wie oft ich das gehörte Jammergeſchrei wieder zu vernehmen glaubte, wie oft ich aufhorchte, und es für Täuſchung erkannte, mag jedem ſein Herz ſagen, der ſich in die Lage des meinigen zu verſetzen vermag.

Da es endlich tagte, beſuchte mich der Major. „Ich habe nun erfahren, daß der Gräfin Geheimniß, daß ihr Unglück auch das Ihrige ſei“ — ſagte er — „Vergeben Sie meine geſtrige Uebereilung! Ich glaubte, den Zuſtand der Unglücklichen, die wir alle auf das innigſte lieben, jedem fremden Auge entziehen zu müſſen. Die Kranke ſchläft jetzt in gänzlicher Ermattung, und erlebt vermuthlich kaum den Abend. Meine Schwägerin läßt Sie daher dringend um einen Beſuch bitten.“

„Ihre Schwägerin, lieber Major?“ — fragte ich verwundert.

„Ich vergaß, daß Ihnen dieß vermuthlich noch unbekannt iſt; Clementine von Lilienthal!“ — Nicht ohne wehmüthige Freude über dieſe Ueberraſchung, zeigte ich mich ſogleich zu der gewünſchten Zuſammenkunft bereitwillig.

Clementine empfing mich durch Thränen lächelnd; doch würde ich ſie, hätte ich es nicht gewußt, kaum wieder erkannt haben. Die blühende Friſche, welche ſonſt jedes Auge anzog, war, dieß lehrte der Augenſchein, unter ſchweren Prüfungen verblichen, die Roſenwange jetzt blaß, die hellen Augen verweint, und daher von lichterer Bläue. Doch verlieh ihr dieſes ſchmachtende Aeußere eher noch ein höheres Intereſſe; ſie ſchien zu den Dulderinnen zu gehören, die das Leiden verſchönt.

„Meine Schweſter und ihre Töchter wachen an dem Krankenbette Ihrer Geliebten,“ — fing ſie tief gerührt an — „und werden mich abrufen, ſobald etwas vorfallen ſollte. Laſſen Sie uns die Zeit, während ſie ſchlummert, zu der Ueberlegung benutzen, ob wir es wagen dürfen, Sie bei ihr einzuführen. Noch iſt es uns ungewiß, ob Sie geſtern von ihr erkannt, oder blos für eine Erſcheinung gehalten worden ſind.“

Ich erſuchte nun Clementinen, mir Alles

zu erzählen, was ſich ſeit meinem Abſchiede von Hellwangen ereignet habe, und ſie fand dieß ſelbſt unerläßlich, bevor wir zu einem feſten Entſchluß gelangen könnten.

„Es wird mir ſchwer werden," — begann ſie, und bedeckte die vom Weinen angegriffenen Augen — „nichts zu übergehen, und doch nicht zu weitläuftig zu werden. Die Zeit drängt jetzt Monate in Stunden, Jahre in Tage. Wenigſtens mir ſcheint ſeit dem Abende, da ich den Eichblätterkranz auf Cäciliens ſchönen Locken befeſtigte, bis zu dieſem Morgen, ein ganzes Jahrzehend verſtrichen!

Wie tief unſere holde, ach! nur allzureizbare Freundin die Leiden des Vaterlands ſich zu Herzen zog, kann Ihnen nach der letzten, ſie Beide ſo innig verbindenden Zuſammenkunft kein Räthſel geblieben ſeyn. Nach der Trennung von Ihnen ſchwelgte ſie in dem Gedanken, daß der Mann, an den ſie ſich vom erſten Augenblicke gefeſſelt fühlt habe, ihre Achtung, ihre Liebe rechtfertige, daß er mit Sieg gekrönt zurückkehren, oder — Sie ſehen, wie hoch der Patriotismus ſie ſchon damals begeiſterte — mit dem Schwert fürs Vaterland rühmlich fallen werde! Sie zeichnete und ſtickte um dieſe Zeit mit raſtloſem Fleiße an einer, für Ihr Regiment beſtimmten Fahne, und ich mußte ihr oft dabei helfen. Da die Stickerei ziemlich beendigt war, überraſchte ſie mich eines Morgens auf faſt erſchreckende Art. Sie hatte in der Nacht die Arbeit allein vollendet, und trat jetzt, das ſchimmernde Fahnentuch um ſich geſchlagen, mit einer Art Triumphs und den Worten: „Nicht ohne meine Fahne darf ich kommen!“ in mein Zimmer. Es lag ein Etwas in ihrem Tone und Blick, das mir für ihre Geſundheit große Beſorgnis erregte. Auch machte die Gegenwart eines feindlichen Generals, der mit ſeinem zahlreichen Gefolge im Schloſſe einquartirt war, jede laute Aeußerung dieſer Art immer bedenklich.

Indem noch Cäcilie damit umging, Ihnen die Fahne durch einen treuen Boten zuzusenden, und ſich zu dieſem Endzweck insgeheim nach dem Standorte Ihres Regiments erkundigte, verſtärkten ſich die Feinde in der Gegend um Hellwangen täglich mehr, und benahmen uns durch Wort und Werke jeden Zweifel an ihrem Vorſatze, ſich aufs hartnäckigſte dort zu halten.

Zu dem Mißmuth, den Cäcilie hierüber empfand, geſellte ſich bald eine zweite Unannehmlichkeit, nämlich die Zurückkunft des Grafen Erling, der einſt bei der Nacht als halber Flüchtling auf dem Schloſſe eintraf, wo er, als Partiſan der feindlichen Armee, völlig geſichert zu ſeyn glaubte. Er mochte durch ſeine Aufpaſſer auch von Ihren öftern Beſuchen in Hellwangen gehört haben, und glaubte ſeine, hierdurch nur noch heftiger gereizte, Erbitterung gegen Cäcilien nicht beſſer befriedigen zu können, als daß er ſich in Schmähreden gegen die Ueberläufer, wie er jeden muthvollen Vaterlandsfreund nannte, und in Drohungen gegen alle ihre heimlichen Anhänger ergoß. Die Verachtung, welche Cäcilie dieſen Aeußerungen entgegenſetzte, trieb ſeine Bosheit aufs höchſte. Er vergaß ſich zu Zeiten ſogar an der Tafel und in Gegenwart der fremden Officiere, ſeine Gemalin und Stieftochter, wenn ſchon wie im Scherz, einer Vorliebe für die Gegenparthei zu beſchuldigen. Wie oft habe ich bei dieſen Mahlzeiten, wovon wir uns doch nicht allezeit ausſchließen konnten, im Stillen gezittert; wie oft gefürchtet, Cäcilie werde einmal die Schranken der Mäßigung und damals ſo nöthigen Vorſicht überſchreiten!

Doch mit ſo kriechender Unterwürfigkeit und ſo beträchtlichen Aufopferungen auch Graf Erling die Gunſt der Fremdlinge zu gewinnen und ſich zu erhalten ſtrebte, ſo konnten doch bald ſelbſt die Anführer ihn und ſeine Beſitzungen vor der Zügelloſigkeit ihrer Untergebenen nicht mehr ſchützen. Es war oft unmöglich, die täglich erforderlichen Lebensmittel, ſelbſt mit Anwendung der empörendſten Gewaltthätigkeiten, herbei zu ſchaffen, und die, durch den ſich vorbereitenden Rückzug immer mehr anſchwellende Menſchenmaſſe auch nur leidlich unterzubringen. Schon fielen ganz in der Nähe kleinere und größere Gefechte vor; den eingebrachten wenigen Gefangenen, bald darauf aber, einer großen Anzahl Verwundeter von beiden Partheien, mußte in der Dorfkirche ein, freilich ſehr nothdürftiges, Unterkommen verſchafft werden.

Jetzt, da Cäciliens Scharfblick die eigentliche Lage der Dinge, ſo gefliſſentlich man uns ſolche verbarg, mithin das Fortſchreiten der guten Sache, vollkommen errieth, wurde der Schleier, den ſie wohl noch zu Zeiten um ihre Geſinnungen geworfen hatte, immer dünner. Sie unterſtützte die Gefangenen mit unverholener Theilnahme; ſie beſuchte und pflegte die Verwundeten, wobei ſich zwar ihre menſchenfreundliche Theilnahme auf Alle, jedoch freilich am meiſten auf die Vernachläſſigteſten, folglich auf die für feindlich aufgegebenen Kranken, erſtreckte. Auffallend war es hiebei, daß ſie zu dieſem Zwecke, wie ich von ihr ſelbſt erfuhr, von ganz unbekannter Hand ſehr bedeutende Summen heimlich überſchickt erhielt, ſo daß, da ſie ſelbſt faſt ihre ganzen Einkünfte hiezu aufwandte, die von ihr getroffenen Anſtalten allerdings Aufſehen erregen mußten. Zuletzt wagte ſie es ſogar, einem feindlichen Officiere, Namens Ricard, der ſich, mit nicht verhehltem Selbſtvertrauen, äußerſt zudringlich um ihre Gunſt bewarb, mit verlachendem Spotte zu antworten: „Dort drüben kämpft und ſiegt meine Liebe!“

Ungefähr um dieſe Zeit konnte die ſchwache Geſundheit der Gräfin Maria den mancherlei Unglücksfällen, die, von dem Tode ihres erſten Gemals an, ihre Seele beſtürmt hatten, der immerwährenden Unruhe und Angſt, dem Schreck über ſo manchen ſchauderhaften Anblick, und der Furcht vor der Zukunft, nicht länger widerſtehen. Sie verfiel in eine ſchleichende Krankheit, die der, kurz nachher von den Bergen herüber hallende, Kanonendonner mit jeder Minute verſtärkte. Das Kriegsungewitter wälzte ſich furchtbar näher. Schon reichten die Kugeln zu Zeiten bis auf das Kirchendach; ſchon ſtürzten die Fliehenden oft in der wildeſten Unordnung durch die Dorfgaſſen, um ſich hinter denſelben wieder zu ſammeln.

Bei jedem Kanonenſchuß, bei jedem Geſchrei, bei jedem Pferdegetrappel fuhr die Gräfin hoch im Bette empor; wir ſahen ihrem Tode jeden Augenblick entgegen. Dieß hatte jedoch den Grafen, der nun endlich auch an dem Siege ſeiner flüchtenden Beſchützer zu zweifeln begann, nicht verhindert, alle Koſtbarkeiten aufpacken zu laſſen, und, da der Wagen bereit war, mit den Worten ins Krankenzimmer zu treten: „Wollen Sie mit, Frau Gräfin und Gräfin Cäcilie? Es iſt angeſpannt. Ich reiſe!"

Die Gräfin Maria fuhr bei ſeinem Anblicke und dieſer Anrede zuſammen, ſchüttelte mit dem Kopfe, und deutete mit beiden aufgehobenen Händen gen Himmel, als gehe nur dorthin ihr Weg; Cäcilie ward leichenbleich, und trat dann einige Schritte ihrem Stiefvater entgegen. Ihre Lippen zitterten, ihr ganzer Körper ſchien von Froſt durchſchüttelt; ſie faßte den Grafen bei der Hand, führte ihn an die Thüre, und ſagte mit kaltem höhnenden Tone: „Reiſen Sie, reiſen Sie doch ja augenblicklich, Herr Graf! Ich bleibe bei der ſterbenden Mutter, und dieſe Weiber werden mich nicht verlaſſen!"

Eine Kugel, die eben durch ein Schloßfenſter klirrte, ließ den Grafen Erling dieſen Rath eiligſt befolgen. Cäcilie ergriff meine Hand und ſetzte ſich mit mir ans Krankenlager; wir hörten den Wagen abfahren. Es fielen noch einige Schüſſe, die zum Theil ins

Schloß trafen; doch hörte das Feuern bald auf, und der Kampf ſchien für heute beendigt. Gräfin Maria gab gegen Mitternacht ihren reinen, ſo hart geprüften Geiſt wieder in die Hände ihres himmliſchen Vaters.

Es verfloſſen einige Tage ohne erneuerte Angriffe, während welchen die verſtorbene Gräfin, von allen Unterthanen wie eine Mutter beweint, beigeſetzt ward, und Cäcilie, für den Augenblick der Außenwelt gänzlich vergeſſend, ſich nur mit den Leiden ihrer Mutter beſchäftigte. Sie ſchrieb ihren Tod einzig und allein den lang erlittenen Mißhandlungen und der noch zuletzt bewieſenen Schändlichkeit ihres feigen Gemals zu, und ging hievon zu Zeiten überhaupt auf die Tyrannei der Männer über, wovon ſie freilich auch anderwärts Erfahrungen gemacht hatte. „Wer wird unſer Geſchlecht von dieſer Unterdrückung erlöſen?“ — ſagte ſie manchmal — „ſollen wir ewig dieſe Ketten tragen, und ſclaviſch dem Manne dienen, der uns hohnlächelnd den Dolch in die krampfende Bruſt ſtößt, der in dem Augenblicke, da er unſre Schwäche ſchützen ſoll, feig, kalt und herzlos uns verläßt? Und war es nicht ein Mann, liebe Clementine, der meinen edlen Vater ermordete? der Marien Gegenliebe abtrotzen wollte, wär' dieſe ſchon verbrecheriſch geweſen? der meiner hülfloſen Kindheit den liebevollen Verſorger, meiner verklärten Mutter einen Gemal entriß, in deſſen Liebe ſie jede Erdenſeligkeit fand?"

Ich ſah es für einen günſtigen Zufall an, daß ihr Nachdenken über dieſen Gegenſtand kurz nachher wieder auf andere Gegenſtände gelenkt, und, wie ich wenigſtens hoffte, dadurch unſchädlicher gemacht wurde. Einige, von neuem hier ankommende, Gefangene, deren Cäcilie ſich, wie immer, eifrigſt annahm, hatten ihr heimlich hinterbracht, daß der Sieg der gerechten Sache immer unzweifelhafter werde, daß auch Ihr Regiment ſich auf das rühmlichſte gehalten habe, und Cäcilie ward hierdurch in Feuer und Flammen geſetzt.

So deutlich ich dieſes ſah, ſo wenig konnte ich doch die Folgen davon berechnen, weil Cäcilie mit männlicher Feſtigkeit ſich nur im Nothfalle meines Beiſtandes bediente, und erſchrack daher nicht wenig, als Ricard mich eines Tags mit erheuchelter Theilnahme, doch ſchlecht verhehlter Schadenfreude, erſuchte, die Gräfin doch ja zu warnen, und ihr ein vorſichtigeres Betragen anzuempfehlen. Vor der Hand — meinte er — werde er zu ſchweigen wiſſen, und ſeines Schutzes könne Cäcilie immer gewiß ſeyn, wenn ſie ſich deſſen ſelbſt nur bedienen wolle. Er vertraute mir zugleich, wie erzählungsweiſe und halb mißfällig, doch offenbar in der Abſicht, uns zu ſchrecken, es ſei faſt keiner ſeiner Kameraden, der nicht in dieſer und jener Stadt, in welche ihr ſiegreiches Heer ohnfehlbar in kurzem einrücken werde, frühere

Belei-

Beleidigungen zu rächen habe, und dieſe gewiß rächen werde!

Ich hielt es für unerlaßlich, ihr nichts hievon zu verſchweigen. Sie gerieth dabei doch ein wenig außer Faſſung, gewann ſie aber bald wieder, und gab mir auf das deutlichſte zu erkennen, daß ſie nun Ricard doppelt verabſcheue. „Dir will ich es denn ſagen" — ſetzte ſie flüſternd hinzu, ohne ihren heimlichen Triumph zu verbergen — „die Gefangenen ſind durch meinen Beiſtand entkommen!"

Ich erſchrak um ſo heftiger über dieſe Nachricht, weil in demſelben Augenblicke ein Adjutant eintrat. Doch beſtand ſein Verlangen nur darin, daß Cäcilie, als dermalige einzige Herrſchaft des Hellwangiſchen Guthes, ein Bekenntniß über irgend eine früher zurückerſtattete Lieferung unterſchreiben ſolle. Cäcilie ſtutzte, ergriff haſtig die Feder, zögerte dann einen Augenblick, und unterſchrieb mit ſehr flüchtigen Zügen. Die Sache ſchien hiermit abgethan.

Auch ward bald die Zeit zu weitern Ueberlegungen und Unterredungen nicht geſchickt; denn ſchon begann von außen ein furchtbares Gekrach. Das Gebrüll der Kämpfenden, das Gewinſel der Sterbenden drang bis zu uns; Brandkugeln flogen allenthalben; mehrere Häuſer des Dorfs wurden von den Flammen verzehrt.

Cäcilie, die auch jetzt noch männlichen Muth bewährte, traf eben Veranſtaltung, einiges von den beſten Habſeligkeiten in die Keller ſchaffen zu laſſen, als, zu meinem faſt tödtlichen Schreck, Ricard das Zimmer mit Wache beſetzen ließ, und Cäcilien höhniſch lachend erſuchte, ihm ſowohl die Schlüſſel zu ihrem Schreibetiſche zu überliefern, als ſich augenblicklich reiſefertig zu machen. Der im Hofe bereitſtehende Wagen, ſagte er, harre ſeiner ſo reizenden Bürde; man könne eine ſo heroiſch fühlende Amazone unmöglich den feindlichen Streifpartheien in die Hände fallen laſſen.

„Wohl!“ — erwiederte Cäcilie, ohne ihn eines Blicks zu würdigen, wandte ſich dann zu mir, und ſagte auf Engliſch: „Lebe wohl! Sie haben die Gefangenen erwiſcht; ein Brief von mir, und die Fahne, die ich ihnen mitgab, meine Unterſchrift des Zeugniſſes, haben mich verrathen.“

Ich beſann mich keinen Augenblick, was ich zu thun habe. „Ich begleite dich, Cäcilie!“ — antwortete ich, und ſah wohl, daß ſie dieß erwartet hatte. Ricard ertheilte mir mit einer boshaften Verbeugung die Erlaubniß dazu, und winkte der in der Thüre ſtehenden Wache. Wir nahmen unſere Mäntel und Schleier, und ſetzten uns ein. Er ſelbſt und einige dreißig Huſaren umringten die Kutſche.

Alles dieß war während des, immer lebhafter werdenden, Kanonendonners ins Werk geſetzt. Es fing an zu dunkeln. Wir konnten leicht abnehmen, daß die feindliche Parthei ſich keineswegs im Vortheile befinde, wie gleichwohl unſere Begleiter höhnend verſicherten. Fliehende Marketenderwägen und andere leichte Fuhrwerke ſuchten uns immer zu überholen; Pulverwägen, abſichtlich angeſteckt, flogen auf; mit einbrechendem Abend ſtand in Hellwangen Schloß und Kirche in hellem, die ganze Gegend furchtbar erleuchtendem, Feuer.

Auch unſere Bedeckung fing allgemach an, ſich noch mehrerer Eil zu befleißigen. Sie ſchlugen auf Pferde und Kutſcher auf das unbarmherzigſte los, und ſahen oft ſelbſt verlegen rückwärts. Auch Ricard kam näher an den Wagen, und warf uns einen Blick zu, in dem Aengſtlichkeit und Rachſucht ſich deutlich genug ſpiegelten. So kräftig ich auch Cäciliens Charakter immer kannte, ſo ward ihre Faſſung mir doch erſt dann ganz erklärlich, als ſie mir verſtohlen zwei kleine Terzerole zeigte, die ich nie vorher bei ihr geſehen. Sie verſprach mir heimlich, ſie mit mir zu theilen.

Doch bedurfte es nicht dieſes äußerſten Mittels, welches ich jedoch, von Cäciliens Muth zu ihr emporgehoben, keineswegs von mir wies. Denn ſchon war von einer andern Seite ein Engel der Rettung für uns erſchienen. Als wir nämlich in eine Felſenſchlucht gelangten, fielen Schüſſe, und plötzlich brach ein Haufen, mit Büchſen, Senſen und Spießen bewaffneter Bauern hervor.

Die grünen Zweige auf ihren Hüten verkündeten ſie als zu den Unſrigen gehörig. Ein brauner Mönch, der, mit einem großen Schwerte umgürtet und ein Kreuzpanier in der Hand, ein ſtattliches weißes Pferd ritt, — warlich er glich dem Engel des Verderbens und der Rache! — führte ſie an, und ſchien, nach ſeinem ganzen Benehmen, der Waffen vollkommen kundig. Dieſer Streiter Gottes war kein anderer, als der uns vorher ſo oft furchtbar geweſene Barnabit.

Die uns zur Bedeckung dienenden Huſaren, die wahrſcheinlich bewaffnete Mönche an der Spitze von Bauern ſchon fürchten gelernt hatten, ſchienen bei dieſem Anblicke von einem wahrhaft Spaniſchen Schrecken überfallen zu werden. Sie ergriffen eiligſt die Flucht, und was von ihnen nicht blieb, fiel in Gefangenſchaft. Ihr verabſcheuungswürdiger Anführer, der, nach ſchon erhaltenem Pardon, einen der Landſtürmer hinterrücks durchboren wollte, ward von dem Mönch mit einem Piſtolſchuſſe zur Erde geſtreckt.

„Freiheit!" — rief Cäcilie, und umarmte mich mit ausbrechenden Thränen. Der Barnabit kam an unſern Wagen geritten und rief uns zu: „Seyn Sie ohne Furcht! Die Hand Gottes ſchwebt über mir, und die meinige über Ihnen. Hellwangen iſt nieder. Wiſſen Sie einen Ort, wohin Sie gebracht werden wollen?"

Nach einiger Ueberlegung nannten wir, da Cäcilie durchaus zu keinem Schloſſe ihres

Stiefvaters ihre Zuflucht nehmen wollte, dieſes Guth meines Bruders, wo ich uns die beſte Aufnahme verſprechen durfte. Der Mönch begleitete uns mit dem größten Theile ſeiner Leute, und mag noch jetzt in dieſer Gegend ſich aufhalten.

„Und erfuhren Sie nie den Namen dieſes Räthſelhaften?"

„Täuſcht uns nicht Alles, ſo iſt es Graf Liancourt, der Mörder von Cäciliens Vater. So viel iſt uns wenigſtens ſpäterhin bekannt worden, daß dieſer aus Reue über den begangenen Mord in ein Kloſter gegangen, und, von Gewiſſensunruhe getrieben, immer raſtlos herumgewandert ſei, auch daß er es geweſen, durch den Cäcilie zu Verpflegung der Kranken ſo anſehnliche Beiträge erhielt. Zudem deuteten mehrere ſeiner Worte darauf hin, daß er hoffe, ſeine Schuld durch die Erhaltung von Cäciliens Leben und Ehre gewiſſermaßen gebüßt zu haben."

„Faſt unerwartete Auflöſung!" — fiel

ich Clementinen ins Wort — „nach welcher mir nur noch der Auftritt bei dem Maskenball dunkel bleibt.“

„Die Mönchsmaske war Baron Holm, der etwas von unſerer, bei der Schlittenreiſe ausgeſtandenen Angſt durch ſeine Couſinen erfahren hatte, und ſich daher einen etwas unüberlegten Scherz erlaubte. Da die Folgen davon ſo übel ausfielen, war er in die größte Beſtürzung gerathen, und hatte ſeine Braut beſchworen, ihn nicht zu verrathen, was ſpäterhin nur um deswillen geſchah, um Cäciliens gereizte Einbildungskraft wenigſtens von dieſer Seite zu beruhigen. Wären alle andere früher und ſpäter erhaltene gewaltſame Eindrücke eben ſo gut aus ihrer Seele zu verlöſchen geweſen!

Doch ſo muthvoll ſich Cäcilie bis jetzt benommen hatte, ſo mußte ihr ſchwacher Körper der heftigen Anſtrengung doch endlich unterliegen. Als wir hier, in dieſem ſo gaſtfreundſchaftlichen, doch auch ſo düſtern

Hauſe meines Bruders, das nur treue Anhänglichkeit an das altväterliche Erbe erträglich machen kann, ein wenig zur Ruhe gelangt waren, überfielen ihre heftigen Kopfſchmerzen ſie wieder, die ſie, zur Verwunderung Aller, in den langen angſtvollen Zeiten gänzlich verlaſſen hatten. Mit dieſen vereinigte ſich in kurzem ein tiefer Trübſinn, der weder durch mein Zureden, noch durch die zärtlichen Bemühungen meiner Schwägerin und ihrer beiden freundlichen Kinder, verſcheucht werden konnte. Cäcilie ſelbſt ſchien für ſich zu fürchten, ob ſie ſchon nichts darüber äußerte; ſie betrieb mit einer Art Aengſtlichkeit die, von ihr beſchloſſene, Errichtung ihres letzten Willens. Wen unſere zärtliche Freundin zu ihren Erben ernannt habe, überlaſſe ich Ihnen zu errathen.

Als ſie damit in Ordnung war, ſchien ſie etwas beruhigt. Es wurde um dieſe Zeit ein Lazareth hier in die Nähe gelegt, und ſie übte von neuem, mit heldenmüthiger

Aufopferung ihrer ſelbſt, die Pflichten der Menſchlichkeit und des Mitleids. Die Stiftung eines, blos zu Pflegung der Verwundeten beſtimmten, weiblichen Ordens, nach Art der barmherzigen Schweſtern, war jetzt ihr Lieblingsgedanke.

Da ſich dieſem Vorhaben mancherlei, leicht vorherzuſehende Schwierigkeiten in den Weg ſtellten, ging ſie zu einer andern Idee über. Die Fabel von den Amazonen, die lieblichen Sagen vom Mädchenwald und Mädchenkrieg *), die Geſchichte von den

---

*) Mädchenwald. — „Hernach zog Keyſer Carl auf den König in Galizia“ — ſagt Johannes Pomarius in ſeiner Sächſiſchen Chronik, S. 51. — „da ward er geſchlagen, daß er ſelbſt kaum hinweg kam, vnd floh in eine Wüſte, da ſetzte er ſich auf einen Stein, vnd hub an bitterlich ſeine erſchlagene zu beweinen. Indeß kam ein Engel zu jm vnd ſprach, Gott wil dir helffen, vnd dir guten troſt geben, du ſollt ſenden in alle deine Landt, vnd ſamlen alle deine Meade, die du kriegen kanſt, Gott wil dir helffen. Man ſchreibt, daß der Stein noch nas ſey von den threnen, die Carolus damals weinete. Der

ritterlichen Genneſerinnen und tapfern Piſanerinnen, von den Heldenmädchen der

---

Megde wurden mehr denn tauſend wolgewapnet geſamlet vor der Burg Ceſare; da die Heyden ein ſolche ſchar volkes ſahen, fing ihnen an zu grawen, vnd ſprachen zu ihrem Könige, Herr, wir haben die alten geſchlagen, die Jungen wellen ihre Eltern rechen, ſie ſeindt ohne Bart, dicke um die Bruſt, wolgeſchaffen zu keiſſe; rechte nicht wider ſie, das raten wir alle. Der König von Galizia fiel Keyſer Carl zu gnaden, vnd ward mit allem volk ſeines Landes Chriſtlich. Alſo zog König Carl mit den Megden nach Hauß, vnd benachtete an einer Wieſen. Als nun König Carl am grünen Anger mit den Megden benachtigte vnd dieſelben ſich züchtig hielten, denn ſie erkannten, daß Gott ihr Helfer geweſen ware, vnd die nacht da lagen, da ſteckten die Megde ihre gluniuk (Lanzen) die man do ſcheate hieß, in die Erde, do begab ſich die Nacht ein gros wunder, denn die ſcheate grüneten, truegen grün Laub vnd blüten; da dies König Carl ſah, wurden ſie alle erfrewet vnd baweten alda eine Stadt vnd Kirche, in die ehre des heil. Geiſtes vnd S. Marien vnd aller Gottes Megde zu troſt aller Chriſten, darumb das Carolus durch reinigkeit der Megde den ſtreit behalten hatte, vnd ſoll die Stadt heiſſen Dom ſanctus, das heißt auf latein Domus ſanctitatis, vnd daſelbſt iſt auch ein Waldt, geheißen der Megde ſchegte Waldt, Schweiz und Tyrols, waren ihr Lieblingsgeſpräch, und nur zu Zeiten ſchienen durch dieſe

---

auff Sechſiſch Megdeaſkinlingkwald. Alſo zog Carl mit frewden wieder nach Haus in Frankreich.“ — Mädchenkrieg. Nach Libuſſa's Tode (735) führte die Anführerin ihrer Leibwache, Walaſka, oder Wlaſta genannt, zu Behauptung der weiblichen Regierung neun Jahre lang einen Amazonenkrieg wider Libuſſa's Gemal, den einſtigen Bauer Primislaus. Die Weiber beſiegten die Männer jedesmal, ſowohl bei Belagerungen, als in offener Feldſchlacht, und dieſer Krieg konnte von den Männern nur durch niedrige Ueberliſtung und Wortbrüchigkeit beendigt werden. — Im Zeughauſe zu Genua werden den Reiſenden 133 Küraſſe Genueſiſcher Frauen gezeigt, welche im Jahre 1301 einen Kreuzzug nach Paläſtina unternommen haben ſollen; Pergamentbriefe, welche Pabſt Bonifaz VIII. an dieſe Heldinnen erlaſſen, ſind zur Beſtätigung daneben aufgehangen. — Die Piſanerinnen haben einſt bei Befeſtigung und Vertheidigung ihrer Vaterſtadt ſehr thätig gewirkt, wie ein treffliches Gedicht des Grafen Caſtiglione auf den ſchönen Tod einer edlen Jungfrau außer Zweifel ſetzt. Die letzten Zeilen ſind:

Hanc ego ſola meo ſervavi ſanguine terram,
Haec ſervata meos tegat cineres.
Quod ſi iterum ad muros accedet Gallicus hoſtis,
Pro patria arma iterum haec oſſa cinisque ferent. —

Lichtparthien Erinnerungen an die Leiden ihrer Mutter, an die Niedrigkeit ihres Stiefvaters, an Ricards Abſcheulichkeit, wie ſchwarze Schatten hindurch zu fliegen. Sie gehörte einige Wochen lang zu den wenigen unſers Geſchlechts, welche die Errichtung der damals in Anregung kommenden weißen Schaar, für etwas mehr, als eine, zwar rühmliche und lieblich romantiſche, doch unausführbare patriotiſche Schwärmerei hielten.

Ihr heller Verſtand überzeugte ſie jedoch auch hiebei in kurzem vom Gegentheile, und

---

Die Schweizerinnen fochten mehreremale auf das Tapferſte. Um nur ein Beiſpiel anzuführen, gedenken wir der Befreiung von Schiers, (in Graubünden; 1622) wo die Weiber das in einer Kirche, wohin ſich die Oeſterreichiſche Beſatzung geflüchtet hatte, aufbewahrte Pulver anzündeten. Zwei von ihnen, Salome Lenzhard, die ſieben Mann, und Catharine Haberſtraus, die einen, mit ſeinem eigenen ihm entriſſenen Schwert tödtete, leben noch jetzt im Munde der Geſchichte. — Das übrige bedarf keiner Erläuterung.

wir hegten Hoffnung, ſie wieder in das wirkliche Leben zurückführen zu ſehen, als die, auch bis zu uns dringende, Nachricht von einer unglücklich abgelaufenen Schlacht, wobei vorzüglich Ihr Regiment äußerſt gelitten habe, als der Bericht, daß auch Sie ſich unter den Todten befänden, alles änderte. Jetzt ſchien ſie völlig muthlos, völlig am Sieg des Guten verzweifelnd, und als ſie ſich mit Aufbietung aller Kräfte wieder emporraffte, hatte bereits ihre Phantaſie über das übrige Geiſtesvermögen ein furchtbares Uebergewicht erlangt. Sie bildete ſich oft ein, eine Andere zu ſeyn, und ſpielte, ſo zu ſagen, alle Rollen der Ausgezeichnetſten ihres Geſchlechts durch, war bald Tomyris, bald Charlotte Corday, bald Schillers Thekla oder Johanna, bald Göthe's Clärchen, bald Arria, bald Thusnelde, ja wohl zu Zeiten eine, auf lichten Wolken, mit dem Siegspanier und himmliſchen Schaaren, herabſchwebende Abgeſandtin jener ſchönen Königin, der ſie in glücklicheren Tagen mit an Anbetung gränzender Liebe das Denkmal unter den Cypreſſen errichtet hatte.

Zuletzt mochte das, in dem leeren Zimmer erblickte, Crucifix eine neue fixe Idee in ihr erzeugt haben, und ſie ſprach nun von ihrer Mutter, als ſei dieſe die Jungfrau Maria, von ſich ſelbſt aber als von einem weiblichen Erlöſer, welcher nicht nur ihr Geſchlecht von dem Druck der Männerherrſchaft, ſondern auch überhaupt die Erde von aller Sclaverei befreien, und deshalb leiden und ſterben müſſe.

Geſtern früh ſchien ſie ruhiger, als je, und nannte oft Ihren Namen mit voller Beſinnung und lieblicher Erinnerung. Sie ſagte ſelbſt, der trugvolle Geiſt ſei von ihr gewichen. In deſto größere Beſtürzung verſetzte ſie uns gegen Abend, weil ſie in einem unbewachten Augenblicke aus dem Hauſe verſchwunden war. Doch indem wir ſie noch allenthalben aufſuchten, kam ſie lächelnd aus dem Garten zurück, und redete uns zu, doch ja nicht um ſie zu ſorgen. Sie trug zwei Aeſche blühender Herbſtroſen in ihren Armen, die ſie unter den Fenſtern erblickt hatte.

Wir bemerkten nicht das mindeſte Befremdliche an ihr, und trauten um ſo mehr, da ſie ſich ſehr zeitig und ſehr heiter niederlegte. Auch ich, vom langen Nachtwachen ermüdet, folgte ihrem Beiſpiele, zumal da mein Schlafzimmer nur durch eine Glasthüre von dem ihrigen geſchieden iſt. Welchen Gebrauch ſie indeß in der Nacht von den Ranken der Roſenſtöcke gemacht habe, und daß ſie der, zur Wächterin beſtellten Magd im Vorzimmer, die vermuthlich auch eingeſchlafen war entwiſcht ſei, wiſſen ſie als Augenzeuge.“

Als Clementine geendet hatte, erſchien ſie ſelbſt mir noch viel edler und größer, als ich ſie bis jetzt erblickt hatte. Sie war augenſcheinlich über alle Stellen, wo ſich ihre treue Freundſchaft für Cäcilien zu Theilung jeder Gefahr entſchloſſen hatte, nur flüchtig hinweggeeilt; aber der rührende Ton ihrer Stimme, der Ausdruck ihrer ſchmachtenden Augen, der Geiſt, den ſie, ohne es zu wollen, in der Erzählung entfaltete, bewies es hinlänglich, daß ſie zu den ſchönen weiblichen Seelen gehöre, welche Allen ihre Freuden, keinem ihren Schmerz mittheilen.

Auch hatte ſie kaum geendet, als ſie aufſtand, um ſelbſt wieder nach der geliebten Kranken zu ſehen. Erſt nach Verfluß einer Stunde kam ſie zurück. — „Sie iſt nun erwacht,“ — ſagte ſie leiſe — „freier, ruhiger, heiterer, als ſich nach dem Schreck der geſtrigen Nacht erwarten ließ. Ihr Geiſt ſcheint ſchon feſſellos und nur auf Augenblicke aus höheren Sphären auf die Erde zurückgekehrt. Sie ſpricht völlig zuſammenhängend, ſanft und ſchön, und ſagt ſelbſt vorher, ſie werde heute noch ſterben, doch nicht eher, bis ſie Rudolf noch einmal geſehen. Ein wunderbarer Traum, wie ſie meint, den ſie in dieſer Nacht gehabt, habe ihr dieſes verkündigt. Meine Schweſter und der Arzt halten es für ganz unbedenklich, Sie zum Krankenbette zu führen.“

An Clementinens Hand trat ich in das Zimmer, mit welcher Empfindung, brauche ich wohl nicht zu ſagen. Die Majorin, wie eine ſorgende Mutter, hatte ſich über die Kranke gebeugt; die beiden Kinder, gleich dienenden Engeln, knieten zu den Füßen des Bettes. Cäcilie ſelbſt, durch die Krankheit geröthet und faſt ſo ſchön, als in geſunden Tagen, durch das weiße Gewand und die Blutſpuren auf ihrer Stirn einer leidenden Heiligen ähnlich, richtete ſich mit leuchtenden Augen auf, und winkte mir, näher zu kommen. Ich faßte ihre Hand und küßte ſie heftig.

„Hab' Dank, daß du kamſt, wie dein Bild mir in dieſer Nacht gelobte“ — fing ſie mit himmliſch ſüßem Tone an — „Das Gute triumphirt, und ſo habe ich ohne

Murren die Dornenkrone getragen. Ich war ſchon im Himmel, war bei meiner Mutter, bei Maria, wo ſich die Dornenzweige in einen Sternenkranz verwandelten. Doch für Euch, Ihr Geliebten, blühen noch irdiſche — gieb mir das Körbchen dort hervor, holde Clementine, du, meine, meine Clementine!“

Das Fräulein, halb ungewiß, ob die Kranke phantaſire, hob den Vorhang des Tiſchchens auf, nach welchem Cäcilie deutete, fand zu ihrem Erſtaunen in einem weißen Körbchen die Roſen von jenen Ranken zu einem künſtlichen Kranze zuſammengewunden, und überreichte Cäcilien das Körbchen.

„Kniee nieder!“ — ſagte die ſchon halb Verklärte. Clementine gehorchte; Cäcilie legte ihr den Kranz auf die hellbraunen Locken, und küßte ſie auf die Stirn.

Dann ergriff ſie ihre und meine Hand. „Sie lohne Dir hienieden ſtatt meiner! Verſtehſt Du meine letzte Bitte Rudolf?“

„Jeder Deiner Wünſche ſei mir heilig" — antwortete ich tief gerührt, und bedeckte ihre heiße Hand mit Küſſen und Thränen.

„So lebt wohl, ihr Geliebten!" — erwiederte ſie noch ruhig, und gerieth dann in eine Art von Entzückung. — „Seht ihr den Regenbogen in der Luft? Wie wird mir! — leichte Wolken heben mich — Hinauf, hinauf — die Erde flieht zurück" — Mit dieſen Worten ſank die Liebliche hin, um hienieden nicht wieder zu erwachen.

Wir bekränzten die theure Leiche, über deren reizende Züge der Hauch des Todes nur leiſe hinweggeweht zu haben ſchien, mit Zweigen der Eiche. Wer ſie je im Leben geſehen, weinte an ihrem Sarge. Mein General, die Officiere des Regiments, meine Compagnie begleiteten ſie zu der ſtillen Ruheſtätte, die ihr auf dem Kirchhofe, neben dem Grabe eines ſechzigjährigen, vor einem

Halbjahre hier heldenmüthig gebliebenen Oberſten, angewieſen worden war. Ueber ihrem Grabe verkündeten die Feuerröhre meiner tapfern Brüder, daß hier eine der edelſten Töchter des Vaterlands eingeſenkt werde, und kaum ſtanden ſie wieder in Linie, als langſam und feierlich der Barnabit ſich näherte, ſein bloßes breites Schwert, deſſen Eiſengriff einem Kreuze glich, zu den Häupten des Hügels in den Raſen ſtieß, und, von Niemand geſtört, doch von Allen bewundert, von mir zugleich gehaßt, bemitleidet und beneidet, auf ſeinen Knieen dort betete.

Dieß Schwert dient zu Cäciliens Todtenkreuze; das Liancourtſche Wappen auf dem Griffe, und die Inſchrift auf der Klinge: Für Maria's Tochter, laſſen über Stand und Namen des Barnabiten keinen Zweifel zurück.

Wenn es *mir* einſt vergönnt werden

wird, das Schwert zu den Füßen von Cäciliens Grabe niederzulegen, und im vaterländiſchen Forſte an die Stelle der, vom Feinde gefällten Eichen wieder junge anzupflanzen, dann wird Clementine, mit Roſen und Cypreſſen gekrönt, mich bräutlich empfangen.

3.

Die Gebirgs-Reiſe.

I.

Die friedfertigen Nachbarn zählten den alten Brunner, der ſich in frühern Zeiten, vorzüglich durch ſchwunghaften Betrieb der Tiſchler-Profeſſion, ein ſchuldenfreies Haus und nebenbei ein artiges Vermögen erworben hatte, zu den Stillen im Lande; die feindſeligen nannten ihn einen Hexenmeiſter.

Die Veranlaſſung zu der erſten Nachrede beſtand darin, daß der überhaupt etwas wunderliche Alte in ſeiner Familie, welche ſich dermalen blos auf Frau und Tochter und einen Geſellen beſchränkte, ſtreng auf Zucht und Ordnung hielt, daß ſein ehrbares Kleid in Schnitt und Farbe ſich immer gleich blieb, daß er für ſeine Perſon ſelten die Kirche beſuchte, dagegen jedesmal nach beendigtem Frühgottesdienſte, zu ſeiner und der Seinigen Erbauung, auf dem ſelbſt erbauten Flötenwerk einige Choräle ſpielte, und daß man ihm nie hatte bewegen können, einen Eid abzulegen. Dabei war er gewohnt, in Stunden der Ruhe gute, theils theologiſche, theils hiſtoriſche, theils mediciniſche Bücher zu leſen, würzte ſeine Rede zu Zeiten mit alterthümlichen Kernſprüchen, und fand in der Bibel nicht blos Beiſpiele, die er gern auf ſich und ſein Hausweſen anwendete, ſondern auch, wie nun jeder auf Erden ſein Steckenpferd hat, in den Propheten des alten Teſtaments, beſonders aber in der mehrmals durchleſenen Offenbarung Johannis, die unverkennbarſten Weiſſagungen auf die Welthändel ſeiner Zeit.

Auch der Vorwurf der Hexerei ſtützte ſich auf ſcheinbare Gründe. Denn ungerechnet, daß der alte Brunner ſich doch in der That in beſſern Umſtänden befand, als die übrigen, gleich fleißigen Kunſttiſchler, daß er eine Elektriſirmaſchine, viele aſtronomiſche Inſtrumente, ſo wie noch manchen andern, den Nachbarleuten nicht erklärlichen Apparat beſaß, unternahm er auch in jedem Sommer regelmäßig eine Reiſe, von welcher er erſt in vier bis ſechs Wochen zurückkehrte, verrichtete unter der Hand ſogenannte ſympathetiſche Curen, und erhielt zuweilen, halb wie verſtohlen, Beſuche von fremden, unbekannten Perſonen.

2.

Seine Frau Rebekka, die er erſt im reifen Mannesalter aus der Fremde mitgebracht hatte, war eine gelaßne, ſtillfreundliche, Alles zum Beſten kehrende Matrone, die, ſo innig ſie ihn liebte, doch noch weit mehr das Wort des Prieſters: Er ſoll dein Herr, und dein Wille ſoll dem ſeinigen unterworfen ſeyn! beherzigt zu haben ſchien, und daher jeder Anordnung ihres Eheherrn mit einer Art ſcheuer Ehrerbietung nachkam.

„Seine Tochter Rahel, der etwas ſpäte Sprößling dieſer ruhigen Ehe, blühte ſüß und lieblich heran wie ein Veilchen im kühlen, einſamen Thale. Ein alter Candidat, der einzige Hauslehrer der Stadt, den Brunner nach ſeinem Herzen fand, und zugleich ein Mann, der bei dem reinſten Moral-Syſtem und der ſanfteſten Erziehungs-Methode, gleichergeſtalt eine gränzenloſe Verehrung gegen die Apokalypſe hegte, gab ihr in der Religion und andern, zur Bildung eines Mädchens erforderlichen Wiſſenſchaften, ſo wie die Mutter in weiblichen Arbeiten, Unterricht. Nur ſelten, und nur an der Hand von Vater und Mutter, ſchritt das ſittſame Kind über die Schwelle des älterlichen Hauſes.

Der ſchon den Dreißigen ſich nähernde Geſelle endlich, Namens Ehrmann, den Brunner aus dem Waiſenhauſe angenommen und erzogen hatte, war ein guter treuer Menſch, ganz in die Art ſeines Lehrherrn eingewohnt, bei großer Geſchicklichkeit demüthig, bei blühender Geſundheit und einer ſehr vortheilhaften Geſtalt äußerſt zurückgezogen, ja faſt jungfräulich verſchämt, bei den lockendſten Anerbietungen anderer Meiſter dem ſeinigen auf das redlichſte ergeben. Kaum waren ihm die, nach Handwerksgebrauch vorgeſchriebenen Wanderjahre verſtrichen, während welcher ſich Brunner zu Hauſe allein behalf, als er dankbar und freudig, wie ein Sohn zum väterlichen Heerde, aus der Fremde zurückkehrte, mit dem feſten Vorſatze, ſeinen Wohlthäter nie wieder zu verlaſſen. Die Nachbarſchaft ziſchelte ſich ins Ohr, daß er, wie einſt der Erzvater Jacob, vierzehn Jahre lang um die ſchöne Rahel dienen, und dann Mädchen und Werkſtatt zugleich überkommen ſolle.

3.

Ohne irgend eine Unterbrechung waren in Brunners Hauſe Monde und Jahre dahin geſchwunden, als die Neugier der Nachbarn durch den einigemale dort wiederholten Beſuch des vor kurzen angetretenen Diaconus nicht wenig geſpannt wurde. Man legte ſich aufs Rathen, und bald war man darüber einig, der junge Geiſtliche habe aus Gewiſſenspflicht dem alten Separatiſten nicht länger nachſehen können, und es ſei ihm gelungen, Brunnern zu dem Häuflein der Rechtgläubigen zurückzuführen; aber man irrte hiebei doch einigermaßen.

Die liebliche Rahel hatte nämlich das funfzehnte Jahr erreicht, und wäre nun eher der Roſenknospe, wenn der erſte Strahl der Morgenſonne ſie aufblättert, als dem Veilchen im Thale, zu vergleichen geweſen. Ihr Vater, der, wenn er ſich ſchon an den Predigten der ältern, ziemlich beſchränkten Geiſtlichen des Orts nicht erbauen konnte, und die kirchlichen Feierlichkeiten dem Willen ihres Stifters widerſprechend fand, dennoch jedes Aergerniß gern vermied, hielt es für nothwendig, ſeine Tochter zum Tiſch des Herrn zu führen.

Um aber dieſe heilige Handlung ſich und den Seinigen noch erhebender und unvergeßlicher zu machen, hatte er hierzu denſelben Tag auserleſen, da er vor fünf und zwanzig Jahren mit ſeiner Gattin getraut worden war.

Um dieſes doppelten Anliegens willen hatte er ſich zuerſt zu dem Geiſtlichen verfügt, dieſer aber an ihm einen Mann gefunden, deſſen Umgang eben ſo lehrreich, als ſein Herz redlich und mit wahrer Gottesfurcht erfüllt ſei.

Der Diaconus ſah ſich hierdurch bewogen, den Beſuch zu erwiedern. Die ganze Einrichtung in Brunners Hausweſen, ſeine männliche und väterliche Würde, die hingebende Verehrung der Frau, die Unſchuld und Sittigkeit der Tochter, der dankbare Gehorſam des Geſellen, die fromme Eintracht Aller unter einander, gab ihm ein ſo treues Bild ehemaliger Reinheit und Einfalt, als er ſonſt nirgends zu finden wußte. Er prüfte die Tochter in Hinſicht ihrer Religionskenntniſſe, und fand ſeine, obwol nun nicht geringe, Erwartung weit übertroffen. Er fühlte ſich von Tage zu Tage zu Brunners Familie immer mehr hingezogen, trug das Vorhaben des achtbaren Meiſters ſeinem Senior vor, und erhielt um ſo leichter deſſen Einwilligung, weil Brunner nichts weiter verlangte, als ohne alles Aufſehen das Abendmahl mit den übrigen Communicanten zu genießen, und nur erſt nach vollendetem Gottesdienſte mit ſeiner Frau noch einmal eingeſegnet zu werden.

4.

Wenn ſchon im Allgemeinen eine junge Schöne von Schaam und Andacht eine Art himmliſcher Verklärung erhält, ſo mußte dieß bei Rahel um ſo mehr der Fall ſeyn, da ſie jetzt gewiſſermaßen zum erſten Mal öffentlich, und zwar in feſtlicherer Kleidung, als je, erſcheinen ſollte, da ſowohl ihr alter ſanfter Lehrer, als die treuen, ehrwürdigen Aeltern,

gleichſam

gleichſam als nochmalige Brautleute, ſie zum Altar begleiten wollten, da ſie an dieſen, außer der Rührung über ihr innig geliebtes, einziges Kind, auch die Stimmung dankbarer Erinnerung an ein langes, in häuslichem Frieden verfloſſenes Leben, an wechſelſeitige Ergebenheit und Treue, an ſo manche göttliche Wohlthat, wahrnehmen mußte.

Ohne vor Wehmuth ein Wort zu wechſeln, hatte Mutter und Tochter ſich mit Tagesanbruch angekleidet; die Mutter trug beſcheidenes Aſchgrau, die Tochter das keiner mehr, als ihr, zukommende Gewand der Unſchuld, und einzelne Roſenknospen im Haar. Der alte Candidat, Brunner und Ehrmann, letztere beide, ihren Jahren gemäß, doch gleichartig in dunkles Braun gekleidet, holten ſie ab.

Vater Brunner erhob Augen und Hände, da er Weib und Tochter ſo ſittſam und nett, ſo wohlthätig ins Auge fallend, erblickte, uns küßte dann, von Gefühl überwältigt, beide auf die Stirn. Der Candidat sah gerührt auf seine Schülerin, faltete die Hände und vergaß der kurzen Anrede, auf die er ſich vorbereitet hatte. Der treue Ehrmann zauderte lange unſchlüſſig in der Thüre, und überreichte dann mit ſtockender Stimme der mütterlichen Wohlthäterin, der ſchweſterlichen Freundin, Sträußer mit Früchten, die damals keiner feſtlichen Blumengabe leichtlich fehlen durften, da wir uns jetzt, gleichſam den Unterſchied alter und neuer Zeit ſelbſt fühlend, blos an Blüten begnügen.

Die Mutter ward blaß, und lehnte das Geſicht auf Rahels Achſel. Alle ſchwiegen, waren die Herzen gleich ſo voll. Endlich unterbrach Brunner die feierliche Stille.

„Haben wir uns einander je unwiſſentlich beleidigt, oder gekränkt,“ — ſprach er mit heiligem Ernſt — „wiſſentlich geſchah es nimmer — ſo ſei uns allen vergeben!“

„Amen! Amen!“ — ſetzte der Candidat feierlich hinzu, und richtete ſeine Augen andächtig gen Himmel.

„Und ſo ſegne ich dich, treue, viel geprüfte Rebekka“ — fuhr Brunner fort — „meine Braut, die ich liebe, wie vor fünf und zwanzig Jahren! dich, mein liebes, frommes Kind! und dich, guter, redlicher Ehrmann! — Ihnen, alter, hochachtbarer Freund, drücke ich nur die Hand.“ — —

Jetzt erſt entſtrömten jedem Auge die lang zurückgehaltenen Thränen; unwillkürlich ergriffen, reichten alle fünf einander ſchweigend die Hände, und ſtanden ſo einige Augenblicke, ein ſeltener Kreis, ein Vorbild des friedlichen Himmels!

5.

„Kommt nun! der Wagen wartet“ — fing der alte Brunner, ſich am erſten ermannend, wieder an, und führte Rebekka mit ſo zärtlicher Höflichkeit, wie vor einem

Viertel-Jahrhundert zum Kirchengange, die Treppe hinab. Ehrmann wagte es nicht, ſeinem Beiſpiele zu folgen, bis ein Wink des Candidaten ihn dazu auffoderte, und ſeine Wangen mit glühender Röthe übergoß. Und auch jetzt noch wär' er vielleicht zu keinem Entſchluſſe gekommen, hätte nicht Rahel, ſobald ſie den Arm in den blendenden Handſchuh gehüllt hatte, ihm ſelbſt freundlich lächelnd die Rechte geboten. Ach, eben dieſe weiß glacirten Handſchuhe gaben ja der holden Meiſters Tochter in Ehrmanns Augen ein ſo feſtliches, ein ſo brautmäßiges Anſehen! — —

Nach Abwartung der Predigt, ging Alles, wie es verabredet worden war, ohne äußeres Geräuſch vor ſich. Rahel trat zum Altar, bis zu Thränen beklommen, in der weißen Kleidung, mit den geſenkten Augenliedern, einer jungen Heiligen gleich; die übrigen mit ſtiller, tiefer Bewegung. Man hatte die bevorſtehende Einſegnung des Jubelpaares geheim gehalten; mithin war dieſe Feierlichkeit ſchon vollzogen, ehe die Neugier etwas davon erfuhr. Dann fuhren alle fünf wieder heim, heiter und freudig, doch mehr mit Blicken, als Worten, ihre Empfindung ausſprechend.

Der Diaconus und einige alte Freunde waren zum Mittagseſſen geladen. Aber die zu ſehr angegriffene Hausfrau konnte, ſo eifrig und ſorglich ſie das Mahl vorbereitet hatte, an demſelben nicht Theil nehmen. Sie mußte ſich, noch ehe man zum Sitzen kam, auskleiden, und ward von einem heftigen Schwindel überfallen. Ihre Schwäche nahm, aller angewandten Hülfe ungeachtet, zuſehends zu. Abends um ſieben Uhr, in derſelben Stunde, da ſie Rahel zur Welt gebracht hatte, ſchloß ſie, Brunners Hand an ihre Lippen ziehend und dann von allen Umſtehenden mit freundlichem Blick Abſchied nehmend, die ſanften Augen. Der Tag ihrer ſilbernen Hochzeit war ihr letzter hienieden.

6.

Keine Veränderung wird wohl tiefer empfunden, als diejenige, die plötzlich eine langwierige liebgewordene Gewohnheit unterbricht, und keine Gewohnheit kann lieber werden, keine Verbindung verſchlingt ſich inniger, als eine lange Jahre hindurch gedauerte glückliche Ehe.

Es war daher nicht zu verwundern, daß der alte Brunner von dem Augenblicke an, da er von dem Begräbniſſe des geliebten Weibes zurückkehrte, ſeinen Verluſt in ſeiner ganzen Größe empfand; denn früher mußte er ja noch ſelbſt, zum letzten Zeichen der Liebe, an ihrem Sarge mit Hand anlegen, und, ſo lange ihre Ueberreſte noch im Hauſe waren, ſchien ſie noch nicht ganz ihm entriſſen. Nun aber ſchien ihm Alles zu weit und leer; er arbeitete, um zu vergeſſen, in ſeiner Werkſtatt auf das ämſigſte, aber, ſo oft ſein Blick auf den treuen Ehrmann fiel, deſſen weiche Seele dem Schmerz beinahe unterlag, erwachte er nur um ſo ſchrecklicher aus dieſer erzwungenen Betäubung.

Rahel ihrer Seits hatte mit ihrer Mutter zwar Alles auf Erden verloren, was ſie im eigentlichen Sinne des Worts liebte, — gegen den Vater fühlte ſie mehr, wie die damalige Erziehung dieß nicht ſelten bewirkte, eine Art dankbarer, zärtlicher Ehrfurcht — allein Rebekka's Tod verlieh ihr auch zugleich eine gewiſſe frühere Reife, und erweckte in ihrer Seele Gedanken und Vorſätze, die ohne dieſe traurige Veranlaſſung vielleicht noch lange geſchlummert hätten.

Mit einer Anſtrengung, die dem feſten Willen auch bei weiblichen Gemüthern gelingt, verbarg ſie ihre Thränen vor den Augen des Vaters. Sie hielt ſich für verpflichtet, ihm die Hausfrau und Verſorgerin nach Vermögen zu erſetzen. Sie ſuchte jeden ſeiner Wünſche, ſelbſt jede ſeiner Launen, zu erlauſchen, und ihm durch genaue Beobachtung aller mit ihm alt gewordenen Einrichtungen die Erinnerung an die ſo ſchmerzliche Veränderung zu entwenden. Hätte ſie nur auch den vierten Platz am Tiſche, hätte ſie den Stuhl am Fenſter, wo Rebekka ſonſt geſponnen und genäht hatte, mit der Mutter Schattengebild ausfüllen können, der alte Brunner hätte oft recht lange der beruhigenden Täuſchung genoſſen!

7.

Doch noch eine andere harte Prüfung ſtand dem ehrlichen Alten und dem tief fühlenden Mädchen bevor, die das Andenken an den Verluſt der Frau und Mutter lebhaft erneuen mußte. Auch der alte Candidat endigte nach ungefähr Vierteljahrsfriſt an einer lang mit ſich herumgetragenen Verzehrung ſein mühevolles, oft mit Nahrungsſorgen verknüpft geweſenes Leben. Nur Brunner und Ehrmann ſollten ihn nach ſeinen Wünſchen zum Ort der Ruhe begleiten; aber das Leichengefolg vermehrte ſich, ungeachtet des frühen

Morgens, ziemlich anſehnlich — durch weinende Arme. Der treue Verehrer ſeines Hellands, und des Lieblingsjüngers Johannes, hatte in vollem Sinne den Hungrigen ſein Brod gebrochen! — Rahel pflanzte mit eigner Hand Rosmarinſtöcke auf ſeinen Hügel.

Nun, da Brunner faſt jeden Umgang, ja ſelbſt des Sonntagsabends das Geſpräch des ſich mit ihm in die Offenbarung vertiefenden Candidaten, entbehren mußte, ward er finſterer, ſtiller, ja grillenhafter, als er je geweſen; weder Ehrmann, noch Rahel, ſo ſorgſam beide auf alles dachten, was ihm nach Sinne ſei, konnten ihm etwas zu Dank machen; ſelbſt kein Sterbelied, wie bis jetzt öfter geſchehen, ward mehr auf dem Poſitiv geſpielt; ſelbſt die hochgeſchätzteſten Chronicken und andre alte Bücher gewährten ihm nicht lange Befriedigung.

8.

Zum größten Glück nahte der Sommer, mithin die Zeit, wo Brunner gewöhnlich ſeine

Reiſe unternahm, und die aufmerkſame Rahel verſpürte nicht ohne heimliches Vergnügen an ihrem Vater faſt dieſelbe Regſamkeit und Unruhe, mit welcher bei Vorahnung des Herbſtes, die Schwalbe ihr Neſt umkreiſet, oder der ausgeruhte Schiffer ein Fahrzeug in See ſtechen ſieht.

In der That würde es auch dem alten Brunner äußerſt ſchwer gefallen, wo nicht unmöglich geweſen ſeyn, für dießmal zu Hauſe zu bleiben, hätte auch ſeine, ihm zur andern Natur gewordene Betriebſamkeit dieß geſtattet; denn, um jeden Verdacht auch in ſo weit von ihm zu entfernen, er unternahm ſeine Wanderungen blos in der Abſicht, um auf entfernten Gebirgen Blüten und Kräuter einzuſammeln, aus welchen er nach einigen, immer von dem Vater auf den Sohn fortgeerbten Rezepten, mancherlei, zur Heilung und Stärkung dienende Mittel bereitete, und verkaufte dieſe, wiewohl, der privilegirten Apotheker wegen, insgeheim, nicht ohne anſehnlichen Gewinn an fremde Herumträger. Doch konnte er lange Zeit nicht mit ſich einig werden, wie die Reiſe nunmehr recht ſchicklich einzurichten ſei. Seiner Tochter und dem Geſellen allein das Hausweſen zu überlaſſen, dünkte ihm, ſo wenig Mißtrauen er in beide ſetzte, doch wegen der Leute nicht thunlich; alle bejahrte Baſen und Muhmen aber, die er ſich ſelbſt zur einſtweiligen Mitaufſicht in Vorſchlag brachte, ſchienen ihm bei genauer Muſterung, ihrer mancherlei geiſtigen und leiblichen Eigenheiten halber, zu dieſem Poſten nicht recht zu paſſen.

„Wie richte ich es nur ein?“ fragte er ſich eines Sonntagsmorgens aufs neue, klappte mechaniſch das noch von geſtern offen daliegende alte Kräuter=Buch mit von ihm ſelbſt illuminirten Holzſchnitten zu, nahm dagegen die Bibel zur Hand, und ſchlug ſie auf. Siehe, da fand er auf der erſten Zeile des Blatts: „Maria ging über das Gebirge endelich.“ Alle ſeine Zweifel waren augenblicklich gehoben, und der Entſchluß, ſeine Tochter mitzunehmen, dünkte ihm faſt durch höhere Einwirkung zugeflüſtert.

9.

Der wunderliche Alte, der freilich die mancherlei Beſchwerden einer ſolchen Reiſe aus Erfahrung kannte, wünſchte jedoch ſeine Rahel, der er nach der Mutter Tode allgemach in den häuslichen Angelegenheiten eine Stimme eingeräumt hatte, zu dieſem Wageſtück lieber zu bereden, als ſelbiges geradezu von ihr zu fodern, und konnte daher kaum den Mittagstiſch erwarten, bei welchem er ſein Vorhaben in Anregung zu bringen gedachte.

Kaum war das Benedicite geſprochen, als er zuförderſt die Untrüglichkeit des alten Sprichworts, daß von gereiſeten Frauenzimmern wenig zu halten ſei, mit vielen, aus der geiſtlichen und weltlichen Geſchichte entlehnten Beiſpielen zu beſtreiten ſuchte, dann nicht ohne Erhebung des Geiſtes aus einander ſetzte, wie wunderbar ſich Gottes Allmacht, beſonders in den Gebirgen, an mancherlei Gewächſen und Pflanzen verherrlicht habe, und endlich, wie ſelbſt nachſinnend, hinzufügte: „Was meinſt du Rahel? Ich reiſe — möchteſt du mit?"

In Rahels Seele fiel bei dieſen Worten ein Funken; ihr Auge blitzte; der Alte konnte leicht gewahr werden, daß es ſeiner ganzen Beredſamkeit nicht bedurft hätte.

„O wenn Er wollte, lieber Vater!" — rief ſie freudig aus; wie ein Vogel durch das Weite dahin zu ſchweifen, fremde Menſchen und Städte, ſogar Berge, zu ſehen, ihren Vater durch die Fremde begleiten zu dürfen, alle dieſe Vorſtellungen drängten ſich augenblicklich an ihre kindliche, ſtill glühende Seele. Sie hing mit erwartendem Blick an Brunners Lippen, und kaum hatte er ihr Gewährung zugenickt, als ſie ſich vor Freuden nicht länger zu halten wußte, und ihm, mit bis jetzt immer unterdrücktem Feuer, um den Hals fiel.

10.

Auch dem guten Ehrmann war zwar anfänglich ein Stein vom Herzen gefallen; denn er hatte zu Zeiten nicht ohne Beklemmung daran gedacht, wie es werden ſollte, wenn er mit Rahel allein haushalten müſſe. Doch jetzt, da dieſe ſchwierige Frage auf eine ganz unerwartete Weiſe entſchieden wurde, da er ſchon im Geiſt Rahel mit dem Vater fortwandern ſah; thürmten ſich noch weit ſchwerere Laſten über ihn auf, und er ſtarrte bei Rahels lauter Freude verlegen und gedrückt auf den Teller.

„Sei auch du gutes Muths, Ehrmann!“ — rief ihm Brunner, froh, daß ſein Entwurf über Erwarten gelinge, mit väterlichem Tone zu. — „Wir kommen bald wieder, und auch für dich habe ich während unſerer Abweſenheit auf hinreichende Beſchäftigung gedacht. Du ſollſt indeſſen nicht blos unſere Kundſchaft verſehen, ſondern auch dein Meiſterſtück anfangen. Du kommſt ja nun auch in die Jahre, wo der Mann den eigenen Heerd wünſcht! Eine Frau Meiſterin denk' ich dir aus dem Gebirge denn auch wohl zuzufreien, von der es heißen ſoll: Wer ein Weib findet, findet was Gutes!"

Jetzt konnte der ehrliche Geſell ſeine Gefühle nicht länger unterdrücken. — „Wollt ihr mich verſtoßen?" — rief er heftig aus, und ſtand auf — „Nein, nein! ſo lange Ihr lebt, nicht Meiſter, ſo lange Ihr lebt, Brunners Geſell!"

Er hielt beide Hände vor die Augen, und ging langſam aus dem Zimmer, indeß Brunner und Rahel, über dieſe an ihm ungewohnte Aufwallung höchlich verwundert, ſich wechſelſeitig mit den Augen fragten: „Was wandelt ihn an?"

II.

Ehrmann hatte ſich in kurzem geſammelt, und nannte nun ſelbſt ſein Benehmen thöricht.

„Haſt du je" — ſo kreuzten ſich ſeine Gedanken — „auf die Hand der jungen ſchönen Meiſterstochter die Rechnung gemacht? wie geſchah es doch, daß du vorhin Alles ſo anders anſaheſt? Hätte ſie der Vater zurückgelaſſen, wie peinigend wäre dies für dich geweſen! Würdeſt du gewagt haben, ihr frei unter die Augen zu ſehen, geſchweige denn, wie bisher, freundlich mit ihr zu reden? Und was würde ſie dann von dir gedacht, für wie unmanierlich und undankbar würde ſie dich gehalten haben! Nun, ſo iſt's ja wohl beſſer, ſie reiſet! Mag ſie auch im Gebirge einen reichen, recht ſtattlichen Freier finden — vermuthlich hat ihr Vater ſchon einen im Vorſchlage — wollteſt du ihr, wollteſt du jenem das mißgönnen? Dein kann ſie ja doch nimmer werden!"

Voll dieſes Gedankens, ſuchte er ſeine Uebereilung durch ein unbefangen ſcheinendes, doppelt zuvorkommendes Betragen in Vergeſſenheit zu bringen, und der Alte ſowohl, als

als Rahel, fanden, da ſie dieſes bemerkten, für gut, des Vergangenen vor der Hand gar nicht zu erwähnen.

Es gelang in einiger Zeit, das vorherige zutrauliche Weſen dem äußern Anſcheine nach herzuſtellen. Ehrmann ſuchte ſich vorſätzlich dadurch abzuhärten und gegen jeden Rückfall zu ſtählen, daß er, ſo oft als möglich, der an ihren Reiſekleidern arbeitenden Jungfrau wie mit ſtillem Wohlgefallen zuſah, und ſodann dem Meiſter bei dem Ordnen des Reiſegeräths auf das eifrigſte half.

Der zur Abreiſe feſtgeſetzte Morgen tagte, und man ſchied von einander am äußerſten Thore, bis wohin Ehrmann, alles Weigerns ungeachtet, dem Meiſter das Bündel ſelbſt nachtrug, unter guten Wünſchen und treuherzigen Händedrücken.

12.

Es war ein herrlicher Sommermorgen; die Lerchen ſchwirrten; der friſche Oſtwind und der fallende Nebel verſprachen langwierige gute Witterung. Rüſtig und leicht; in die Jünglingsjahre zurückverſetzt, ſchritt der Alte durch die wogenden Kornfelder voran; leicht, die Morgenluft behaglich einathmend, ſich ganz ungewöhnlich frei fühlend, folgte Rahel in ihrem kurzgeſchürzten, gar nett anſchließenden Linnenkleidchen, hüpfte zu Zeiten wie ein junges Reh, und konnte ſich nicht enthalten, im Vorbeigehen Cyanen, Raden und Feuermohne zu brechen, wovon jedoch nur ein Theil zum Schmuck des Strohhütchens verwändt, der bei weitem größere Reſt aber, ganz wie bei Kindern, kaum gepflückt wieder weggeworfen ward.

So lange die Gegend noch flach, und Rahel ziemlich bekannt war; empfand dieſe nichts, als eine nur um etwas erhöhete Behaglichkeit; aber ſchon, als man eine Fähre paſſiren mußte, als man zu Mittage in einer Bauerſchenke einkehrte und des Abends im Nachtquartier anlangte, ſah ſich die kleine

Pilgerin in eine ganz fremde Welt verſetzt, und hatte den Vater über tauſenderlei zu fragen, was ihr auffiel.

Brunner hatte ſchon von alter Zeit her ſeine Stationen, und blieb nur ſelten in Wirthshäuſern, größern Theils aber bei Pächtern und Förſtern, Schulmeiſtern und Pfarrherren, Gerichtshaltern und Landedelleuten, die er dagegen mit ſeinen Arzneien verſorgte. Wohin er nur kam, wurde er wie ein alter, lang erwarteter Hausfreund gaſtlich aufgenommen, und ſchien jetzt wegen ſeiner artigen, jedem Auge gefallenden Begleiterin, doppelt willkommen. Rahel wußte ſich vor Freude und Vergnügen kaum zu laſſen, und wünſchte dieſem Leben eine Ewigkeit. Ihre blühende Geſundheit, ihre Luſt; ihre erregte Neugier, ließ ihr jede Beſchwerlichkeit der Reiſe um ſo leichter ertragen, je klüglicher der Alte, des Nachhalts wegen, nach ſeiner langen Gewohnheit nur kurze Tagereiſen machte, und es an nichts gebrechen ließ, was zur Erquickung und Stärkung der ſinkenden Kräfte dienen konnte.

13.

Je weiter man ſich von der Heimath entfernte, deſto neuer und herrlicher erſchienen der jungen Wanderin alle Gegenſtände. Bei Erblickung eines ſchiffbaren Fluſſes wünſchte ſie der Meerſchwalbe zu gleichen, die ſich bald in den Waſſerſpiegel hinabſtürzte, bald glänzender, als vorher, aus demſelben auftauchte; nach Erſteigung des erſten Bergs glaubte ſie ein Panorama des halben Erdkreiſes vor ſich ausgebreitet zu ſehen.

Bald gelangten die Reiſenden in Gegenden, wo die Dörfer abwechſelnd von lauter katholiſchen Glaubensgenoſſen bewohnt wurden. Die abweichende Bauart der Häuſer, die veränderte Kleidung der Landleute, ihr: Gelobt ſei Jeſus-Chriſt! die Kreuze und Heiligenbilder am Wege, einzelne, ſtill daher ſchreitende Mönche in ihren Kutten, ein

Wallfahrerzug — von allen dieſem hatte Rahel bis jetzt kaum etwas gehört, geſchweige denn geſehen; der Anblick drang faſt beklemmend und einengend an ihr Herz; ſie faßte, obwohl ſich ihrer Scheu ſchämend, zuweilen ihren Vater bei der Hand, und getraute ſich doch nicht, die Urſache einzugeſtehen.

Doch noch andere Ueberraſchungen warteten der kindlichen Jungfrau, die einen weit tiefern, lebenslänglichen Eindruck in ihrer Seele hinterlaſſen ſollten.

Ein Nonnenkloſter, auf das ſie ſtießen, hatte ſchon von fern durch das feierliche Läuten der Glocken ihre Aufmerkſamkeit auf ſich gezogen. Der Vater zählte die Aebtiſſin unter ſeine Gönnerinnen und Kundleute; die mildthätige Domina trieb nebenbei das Handwerk des Arztes, und hatte ſchon ſeit längſt zu keiner Arznei höheres Zutrauen, als zu den Hausmitteln des wackern Ketzers. Es koſtete ihm nur ein Wort, ſeiner Tochter den Eingang in das Innere des Kloſters zu eröffnen.

14.

Kaum konnte ſich Rahel, ſo ſehr ſie dieſen Beſuch anfänglich gewünſcht hatte, zu der ſo kurzen Trennung von ihrem Vater entſchlieſſen, was doch nach der ſtrengen Ordensregel, falls ſie Alles beſehen wollte, unerläßlich war; nur die Freundlichkeit, womit einige der jüngern Nonnen ſie am Sprachgitter begrüßten, nur die kleinen Geſchenke eigener, zierlicher Arbeit, womit ſie die artige Fremde gutmüthig überhäuften, flößten ihr feſtern Muth ein.

Der Sprachſaal entriegelte ſich für ſie; die Domina reichte ihr die Hand zum Kuſſe, und befahl einigen Nonnen, ſie herumzuführen. Die reinlichen Zellen, die niedlichen, abgezirkelten Gärtchen, fielen der an Beſchränktheit Gewöhnten wenig auf; deſto mehr aber erfüllte ſie auf dem Rückwege der hohe gewölbte Kreuzgang mit ehrfurchtsvollem Schauder.

Hierdurch faſt in jene Bangigkeit verſetzt, die man bei Herannahung ſchwerer Gewitter empfindet, trat ſie in das Refectorium, wo ein großes, wunderbares Gemälde die mit den Wirkungen der Kunſt noch nicht im mindeſten Vertraute, gleich einem heftigen Blitze, faſt verblendete.

Eine vornehme Pilgerin, die durch ein Mirakel einſt aus einer Todesgefahr errettet worden, ſoll dieß Bild aus frommer Dankbarkeit dem Kloſter verehrt haben. Es iſt eine Flucht nach Aegypten von einem unbekannten Meiſter mit eben ſo viel Liebe, als ausſchweifender Phantaſie gemalt. Die ganze Gegend iſt Nacht; regnende Wolken kämpfen mit den Winden; ungeheure Felſen, mit morgenländiſchen Sträuchern und Bäumen wild bewachſen, thürmen auf der einen Seite ſich auf. Maria mit dem göttlichen Kinde ſcheint verirrt, und erklimmt wie im Begriff, von der Höhe nach Hülfe, nach irgend einem Lichtchen in einer Hütte, ſich umzuſchauen, eine Steinwand, unter deren jähem

Abſturz ein Strom ſtillwirbelnd, heimtückiſch dahin fließt. Joſeph ſteht ein wenig hinterwärts, und müht ſich vergeblich, einen ausgelöſchten Brand wieder anzufachen. Von der andern Seite nahen kleine, geflügelte Genien, einige auf dem ausgeſtreckten Zeigefinger ein erglimmendes Sternchen emporhaltend, andere ämſig beſchäftigt, die Sternchen anzublaſen. Dennoch ſchimmert das Sternenlicht zu blaß; die finſtern Wolken umflohren es; mit einem einzigen noch vorwärts gethanem Schritte droht der erhabenen, von Liebe und Vertrauen auf Gott ermuthigten Mutter unvermeidlicher Untergang, der Sturz in die Tiefe! Siehe! da drängt ein Engel, ſchön und herrlich, wie ein Held, der hervortritt aus ſeiner Kammer, die übrigen geflügelten Knaben zurück, und ſchwingt eine Fackel, aus deren Flammen unter mehrern funkenden Sternen der volle Mond, alles erleuchtend, im ſchwarzen Bergſtrome ſich düſter abſpiegelnd, durch Silberwölkchen dahinrollt. Man lieſt es deutlich in ſeinen ſiegenden Mienen, man ſieht es an dem holdſeligen Lächeln des nach der Mondſcheibe ſich hinwendenden Kindes, man ſieht es an Maria's erhobener Hand, an ihrem zurückweichenden Fuße, der Herr hat der Hochgebenedeite dieſen Retter geſendet!

15.

Rahel ſtand lange, beide Arme über die junge Bruſt kreuzend, ſchweigend, kaum Athem holend, vor dem Bilde; der Engel ſchien ihr ſelbſt ſich zu nähern, ihr zu winken. Nur von den Nonnen aus ihrem traumähnlichen Anſtaunen erweckt, riß ſie ſich von dem Gemählde los, und gelangte ins Sprachzimmer zurück, von wo ſie, faſt des Dankes vergeſſend, ihrem Vater wieder überliefert ward.

Die Wanderung ging von nun an immer mehr bergan, und ſchon konnte die zarte Jungfrau, ihrer jugendlichen Kräfte ungeachtet, dem betagten, doch abgehärteten Vater nicht immer ſo ſchnell folgen, als er, ſelbſt auf den ſteilſten Pfaden, voranſchritt. Oft mußte er Halt machen, um ſie wieder Athem ſchöpfen zu laſſen; der tiefe Eindruck, den das Bild in ihrer Seele zurückgelaſſen hatte, ward durch die Mühſeligkeiten der Reiſe und eine Menge neuer Gegenſtände faſt gänzlich in den Hintergrund ihrer Erinnerungen zurückgeſchoben.

Endlich gelangte das pilgernde Pärchen an den Fuß des hohen Gebirges, mithin an das eigentliche Ziel von Brunners gewöhnlicher Wanderſchaft. Ein geräumiges Haus, mit Schiefer bedeckt, durch umrankendes Wintergrün angenehm ins Auge fallend, diente dem alten Botaniker, wie er ſeiner Tochter ſchon auf dem Wege erzählt hatte, zur langwierigen Herberge. Als er es von fern gewahr ward, ſpiegelte ſich Freude in allen ſeinen Geſichtszügen. — „Du findeſt Geſellſchaft hier!“ — ſagte er ſtill lächelnd — „und dieß war ein Grund mehr, dich mitzunehmen!" — Rahel ſtutzte und beflügelte ihre Schritte.

16.

„Ach da iſt er ja, der gute Schwager Nathanael!" — fieng der Alte bald darauf von neuem an. Rahel erblickte einen blinden Greis vor der Thüre ſitzend, der auf einer Davids-Harfe ſpielte; einige Bergziegen weideten um ihn her; eine friſche, blonde Dirne, nach dortiger Landestracht knapp aufgeſchnürt und das Haar in viele Zöpfe geſchlagen, ſpann in einiger Entfernung, flink und die Melodie nachträllernd, an der Spindel.

„Gieb mir die Hand, Toni!" — rief der Blinde, da er Brunners Stimme vernahm, und ſtand, zitternd vor Haſtigkeit, auf, — „ich wußte es wohl, daß ich ihn noch einmal ſehen würde!"

Brunner umhalſete den Greis, und küßte Toni auf die Wange; und kaum hatte dieſe erfahren, wer die junge Fremde ſei, als ſie Rahel unzählige Male umarmte und herzte. Zuletzt nahm ſie die liebe Kleine, wie ſie das Mühmchen im Ausbruch ihrer Freude immer nannte, wie ein Kind auf ihre Arme, und trug ſie ſo, ſich öfter mit ihr herumdrehend, jubelnd ins Haus.

Rahel ſah bald, daß ſie ſich nicht blos unter guten Freunden, ſondern auch unter nahen Verwandten befand. In der That war der Blinde ein Bruder von Rahels Mutter und das rüſtige, hoch aufgeſchoſſene Bergmädchen ſeine jüngſte, zwanzigjährige Tochter. Er ſelbſt hatte in früherer Zeit auch das Kräuterſammeln betrieben, und war darin gewiſſermaßen Brunners Lehrer geweſen. Jetzt lebte er, faſt wie ein Einſiedler, in der ihm gehörigen Herberge am Fuße des Gebirgs, und nahm alle Wanderer, die dort zu verkehren gedachten, gegen billige Vergütung darin auf.

17.

Bei dem Nachtmahl, das zwar ländlich, doch nach alter Sitte reichlich und ſchmackhaft war, gab es tauſenderlei Fragen zu thun und zu beantworten. So verlängerte es ſich, ungeachtet man immer von der Müdigkeit der Ankömmlinge ſprach, bis ſchon längſt die Sterne am Himmel ſtanden. Dann wies Toni Brunnern ſeine gewöhnliche, ſtets für ihn bereit gehaltene Lagerſtatt an, und nahm Rahel, an welcher ſie ſich gar nicht ſatt ſehen konnte, mit in ihre Kammer.

Hier hatte ſie für die armen, wunden Füßchen, ob ſie ſich dieſe gleich nur aus übertriebener Zärtlichkeit in ſo übler Beſchaffenheit dachte, von wohlriechenden Kräutern ein linderndes Bad bereitet, und bediente Rahel dabei wie eine Mutter ihr kränkelndes Kind. Das Mühmchen ſollte durchaus das Bette allein einnehmen, und nur Rahels Betheuerungen, daß ſie unter dieſer Bedingung die Nacht auf dem Strohſeſſel zubringen werde, vermochten die beſorgte Wirthin, ſich mit ihr niederzulegen.

Von Toni geliebkoſet, eingebetet und mit drei heiligen Kreuzen wider allen Schabernack der böſen Nachtgeiſter kräftiglich verwahrt, verſank die kleine Reiſende in wohlthätigen Schlummer.

18.

Als Rahel erwachte, erſchrack ſie nicht wenig, als ſie ſich allein, und um ſich ſchon das helleſte Tageslicht erblickte. Der Schlaf, der zärtlichſte Kinderfreund, hatte über das noch in kindlicher Unſchuld lebende Mädchen ſeine ſüßeſten Mohnkörner ausgeſtreut.

„Langſchläferin!“ — rief ihr Toni, die ſchon lange an der Thüre auf ihr Erwachen geharrt hatte, neckend zu — „Vater Brunner klettert ſchon längſt ungeduldig mit dem Bergſtocke auf den Felſen, und kehrt erſt mit Sonnenſinken zurück!“

So war es denn auch, und Rahel ließ

es ſich um ſo lieber gefallen, weil ſie doch noch etwas ermüdet war, überdem die kleine Reiſegarderobe in Ordnung gebracht werden mußte. Hierbei ließ ſich jedoch Toni durchaus nicht ins Handwerk greifen. Sie allein wuſch und trocknete mit luſtiger Behendigkeit Rahels Kleider und Wäſche; wäre dieſe eine Prinzeßin geweſen, eine bereitwilligere und geübtere Dienerin hätte ſie nicht finden können!

Bald von Toni mit der ſüßeſten Innigkeit umgaukelt, bald von dem blinden Oheim mit wunderbaren Gebirgsſagen, mit lieblichen Liedern unterhalten, verlebte Rahel den Tag in ununterbrochener Heiterkeit, bis der mit großen Kräuterbüſcheln zurückkehrende Vater das Zeichen zum Abendeſſen gab, und man ſich dann wieder, wie geſtern, zur Ruhe legte.

19.

Am nächſten Tage ließ es ſich Rahel nicht nehmen, ihren Vater zu begleiten; Toni konnte, ſo ſehr ſie es gewünſcht hätte, wegen

Abwartung ihres Vaters und Beſtellung des Hauſes nicht dabei ſeyn. Die kleine Pilgerin ertrug mit vielem Muthe die Hitze des Sommers und die nicht geringen Beſchwerlichkeiten des Emporklimmens; ſie fand ſich dafür durch ſo manche bezaubernde Ausſicht, durch ſo manches Merkwürdige, was ihr der Vater an den Felſenwänden zeigte und erklärte, reichlich belohnt. Da jedoch nun Brunner von einer das nächſte Mal zu beſteigenden, weit höheren Koppe ſprach, und Rahels Kräfte ihrer Luſt doch nicht ganz gleichkamen, ſo wurde beſchloſſen, daß ſie für diesmal zurückbleiben ſolle.

Auch heute hatte ſie bei Nathanaels belehrender, bei Tonis erheiternder Unterhaltung, nicht im mindeſten Urſache über Langeweile zu klagen. Doch ſpürte ſie gegen Abend ein Verlangen, dem ihr zu lang ausbleibenden Vater entgegen zu gehen. Was er ihr achtlos von der Gefährlichkeit ſeines heutigen

Weges

Weges geſagt hatte, erweckte in dem guten Mädchen heimliche Beſorgniſſe.

Von ihrer Freundin, die heute um ſo weniger abkommen konnte, weil der blinde Vater nach dem Mittagstiſche von einer ihm oft zuſtoßenden Schwäche überfallen worden war, auf den rechten Weg gewieſen und gebeten, ja recht bald umzukehren, gelangte ſie in einen freundlichen Grund, deſſen Schönheit ſie viel weiter verlockte, als ſie anfänglich Willens geweſen war.

Und ſchon fing es allmählich an düſter zu werden. Rahel, die ſich nur immer nach ihrem Vater umgeſehen, und aus Unerfahrenheit auf den Weg wenig geachtet hatte, bemerkte nicht ohne Erſchrecken, daß ſie ſich verirrt habe, ja nicht einmal mehr die Richtung wiſſe, in welcher man nach dem Berghauſe gelangen könne.

Was ihre aufwachende Beängſtigung noch um ein Beträchtliches mehrte, war ein Gewitter, das, obwol langſam, doch ſchwarz, wie ein Bahrtuch, ſeitwärts dahinzog. — „Gott! wo bin ich?“ — rief ſie zitternd aus. — „Was ſoll ich anfangen, wenn das Gewitter, oder gar die Nacht, mich hier überfällt!“

20.

Mit immer bänger klopfender Bruſt ſah ſich Rahel allenthalben um; ſie erinnerte ſich, daß ihr Toni gerathen habe, vorwärts immer links zu gehen, und entdeckte rechts einen zwar ziemlich verwachſenen, doch unverkennbaren Fußſteig. Dieſer, glaubte ſie, müſſe ſie in die Herberge zurückführen.

Kaum war ſie zwanzig Schritte gelaufen, als ſich der Waldweg in einer Schlucht verlor, welche neben zwei mit Sträuchern bewachſenen Felſenmauern in ein Thal leitete. Unfern deſſelben ſtürzte ein Waſſerfall rauſchend und donnernd über Wacken hinab. Der Pfad war nur wenig ſteil; ſie gelangte ſicher hinab, und ſtand nun an einem coloſſalen, von der Natur gewölbten Felſenbogen.

Das Neue des Anblicks, die noch immer rege Hoffnung, hier den Rückweg zu finden, vermochten ſie, immer vorwärts zu ſchreiten.

Aber kaum trat ſie durch das wie von Rieſen erbaute Steinthor, als ſie ſich an die Pforten der Ewigkeit verſetzt glaubte. Hohe, endlos ſcheinende, das Licht verſperrende Felſenkegel, die von Ewigkeit ſo über einander gethürmt, der Vernichtung zu trotzen ſchienen, ſchloſſen ſie, grau und ſtarr, dunkel, bemooſt und von Waſſer triefend, hier wild aus einander geriſſen, dort in wunderbarer Geſtalt zuſammengefügt, allenthalben ein; zu ihren Füßen ſproßte üppig und wuchernd Nachtſchatten, Lavendel und andere, durch ſtarken Geruch faſt betäubende Gewächſe, die ſie ſonſt nur in Gärten erblickt hatte; ewiges Schweigen ſchien in dieſer Abgeſchiedenheit zu herrſchen.

„Gott iſt allmächtig!“ — rief ſie mit ſchwer athmender Bruſt, warf ſich ergriffen auf die Knie, und faltete die Hände. Alle

Furcht war in dieſem Augenblicke vergeſſen. Kein Unfall, ſo wähnte ſie, konnte ihr in dieſer majeſtätiſchen Einöde begegnen; hier war ſie das einzige menſchliche Weſen; nur in des Einen Hand ſtand ihr Leben und Tod, in der Hand deſſen, der dieſe mächtigen Hallen hervorrief!

21.

Erſt nach einigen Minuten erwachte ſie aus dieſer frommen Geiſtesabweſenheit, und je ruhiger ſie eine Weile, von dem großen Anblicke ſich ſelbſt entriſſen, geweſen war, deſto grenzenloſer war ihr Entſetzen, als jetzt ein hellleuchtender Blitz die ſchwarzen Felſenwände erleuchtete, und ein heftiger, vom Echo des Gebirgs vielfach wiederholter Donnerſchlag, ſo furchtbar, als wollte er dieſe ewigen Mauern in der Tiefe erſchüttern, über ihrem Haupte dahin rollte. Unmittelbar darauf ergoſſen ſich die Wolken, und der Schlagregen troff in kleinen Bächen von den alten, ganz vermooſten Tannen, von den durchfurchten Steinklippen herab. Sie ſah rückwärts; ſchon ſchien die Vertiefung zunächſt des Felſenthors ein angeſchwollener See. Sie ſah vorwärts; nur ein ſchmaler Weg führte weiter, und verlor ſich dann ſteil anlaufend auf einer Höhe, in deren Mitte ſie eine gebrechliche Leiter gewahrte.

Es galt hier keine Wahl mehr. Wollte ſie wieder zu Menſchen, wollte ſie hier nicht umkommen, ſo mußte ſie das Wagſtück unternehmen.

Vor Angſt und Froſt zitternd, in halber Verzweiflung, die Hände an dem ſcharfen Geſtein, an den Dornſträuchern ſich verwundend, klimmte ſie empor; der Pfad war jäh und ſchlüpfrig; der Waſſerfall tobte; die Blitze leuchteten zornig; dumpf bald, bald ſchmetternd, rollte der Donner; ſie gleitete aus; ſie verlor alle Beſinnung; dichte Finſterniß umhüllte ihre Augen.

22.

Wie lange ſie alſo gelegen, wußte ſie ſpäterhin ſelbſt nicht anzugeben. Als ſie aber wieder einigermaßen zu ſich ſelbſt kam, und um ſich herumtappte, glaubte ſie blos zu träumen. Die Sterne waren aufgegangen. Ein ſchöner Jüngling, eine Fackel emporhaltend, ſtieg durch eine Felſenſchlucht zu ihr herab, und über ſeiner Fackel leuchtete herrlich und freundlich der Vollmond. — „Biſt du der Engel?" — rief ſie, von ſeiner Erſcheinung geblendet, und verſank dann von neuem in todähnliche Betäubung.

In welcher Beſorgniß nach ſeiner Heimkunft Vater Brunner, mit wie bangen Ahnungen erfüllt der, immer das ſchlimmſte fürchtende Blinde, in welcher Verzweiflung die gutherzige Toni war, als Rahel, ſelbſt bei herannahender Dunkelheit, nicht zurückkehrte; wie ängſtlich man bei einbrechender Nacht mit angezündeten Fichtenſpähnen nach ihr ſuchte; wie die Beängſtigung durch das

Verlöſchen der Kienfackel beim Gewitter und die nun pechfinſtere Mitternacht bis aufs höchſte geſteigert ward, läßt ſich nach den Umſtänden leicht ſchließen.

Erſt, als der Sturm nachließ und die Donner verhallten, feuerte Brunner, um Rahel, wo immer möglich, auf den rechten Weg zu leiten, eins der Terzerols ab, die ihm Nathanael zu dieſem Behuf mitgegeben hatte, und — o! kaum war der Schuß verklungen, als ein anderer aus der Ferne dieſes Nothzeichen beantwortete.

Noch hielt der bangende Vater und die jammernde Toni dieß für Täuſchung des Ohrs; ein zweiter Schuß ward verſucht, und eine zweite, ſchon etwas nähere Antwort ſachte gewiſſere Hoffnung an.

Noch mehrere Schüſſe fielen von Zeit zu Zeit von derſelben Richtung aus, doch immer mehr ſich nähernd, die Brunner aus Mangel an Pulver, nicht auf gleiche Weiſe, doch, dem hülfreichen Echo vertrauend, durch lautes Rufen erwiederte.

„Und ſiehe! nach Verfluß einer Viertelſtunde, fuhr ſeitwärts auf der geebneten Bergſtraße ein ſtattlicher Reiſewagen daher. Ein Reiter neben demſelben wedelte den ängſtlich Harrenden, ſo bald er ſie anſichtig ward, mit einem weißen Tuche entgegen, und kaum hatten dieſe ein Freudengeſchrei erhoben, als der Wagen ſchneller fuhr.

23.

Brunner und Toni liefen darauf zu. Der Reiter, ein junger ſchöner Mann in einfacher Kleidung, zog bei ihnen Erkundigung ein, wer ſie wären, ſprang dann vom Pferde, und ſprach: „Hier iſt deine holde Tochter, Alter, allem Anſcheine nach nicht gefährlich beſchädigt!“

Als Brunner den Wagen öffnete, erblickte er Rahel, die zu ſchlummern ſchien; ein alter Jäger ſaß neben ihr, brachte eilig die Reiſepiſtolen in Ruhe, und beugte ſich dann, gutmüthig beſorgt, über die Ohnmächtige.

Brunner und Toni mußten auf Verlangen des Reiters einſteigen, und man gelangte noch vor Anbruch des Tages in das Haus des, auf ſeinen Knieen eifrig zu Gott betenden Oheims Nathanael.

Die nur zuweilen matt die Augen aufſchlagende Rahel wurde nun ſogleich in ein Bette gebracht, und ſah ſich, da ſie nach einigen Stunden zur Beſinnung gelangte, an die Bruſt der zärtlichen Toni gelehnt. Ihr Vater ſchlug um ihre verwundete Schulter heilende Kräuterſäfte, und — ſie glaubte noch immer zu träumen — ihr Retter ſelbſt hielt ihr ein glänzendes Fläſchchen mit ſtärkenden Gerüchen vor.

Nachdem man ſich noch einige Stunden mit ihrer Wiederherſtellung beſchäftigt hatte, erholte ſie ſich völlig, und erzählte, um alle Anweſende über ihren Zuſtand zu beruhigen, obwol mit leiſer Stimme, was ihr begegnet ſei. Zu Zeiten fielen dabei ihre ſchönen Augen auf den Fremdling, mit einer Art, die ihn gewiß von ihrer heiſſeſten Dankbarkeit überzeugen mußte.

Von dieſem ſelbſt erfuhr man, ungeachtet alles Befragens, nur wenig. Er hieß Wilhelmi, und war Secretair eines benachbarten Grafen. Da er jetzt eben von einer, in Aufträgen ſeines Herrn unternommenen Reiſe zurückgekehrt war, hatte er ſich vorgenommen, bei dieſer Gelegenheit das Innere des Gebirgs zu beſehen. Auch ihn überraſchte hiebei die Nacht und das Gewitter. Er ſchützte ſich gegen den Regen in einer Höhle, vernahm von da aus ein ängſtliches Winſeln in der Tiefe, und war, mit Hülfe ſeines Begleiters, des mit der Gegend vollkommen vertrauten alten Jägers, ſo glücklich, die Verunglückte aufzufinden, und in ſeinen, ihn erwartenden Wagen zu ſchaffen.

24.

Noch vor Abend deſſelben Tages konnte man alle Beſorgniſſe um Rahel aufgeben.

Nur die Angſt, die Furcht und der Schreck hatten ſie ſo ſehr angegriffen; die beim Herabſtürzen davon getragene Beſchädigung der Achſel war wenig bedeutender, als die Dornritze an Händen und Füßen; Brunners balſamiſche Mittel ſchlugen auf das herrlichſte an.

So beſorgt der junge Fremdling um Rahel war, ſo traf er doch nun, um dem Danke ſich zu entziehen, Anſtalt, wieder abzureiſen. Nur durch treuherziges Nöthigen, und Rahels ſanft flehende Blicke, ließ er ſich bewegen, an der Abendmahlzeit Nathanaels und ſeiner Gäſte noch Theil zu nehmen, und gab im Geſpräch mit den beiden Alten die überzeugendſten Beweiſe des gebildetſten, durch frühzeitige Reiſen gereiſten Verſtandes, und des edelſten, doch zugleich feurigſten Herzens. Sobald es dämmerte, ließ er von dem Jäger die Pferde vorziehen, und entfernte ſich, von Segenswünſchen und erkenntlichen Blicken noch weit in die Ferne begleitet.

Nunmehr ließ Toni ihrer kleinen Verirrten durchaus keine Ruhe, bis ſie ihr das ganze Abenteuer mit allen und jeden Nebenumſtänden ausführlich erzählte. So ſehr ſie dabei von Zeit zu Zeit ſchauderte, ſo dünkte es ihr doch auch mitunter faſt lächerlich, daß Rahel ſich ſo mancher Gefahr unterzogen hatte, der ſie mit nur geringer Aufmerkſamkeit und Beſonnenheit gänzlich hätte entgehen können; denn in der That führte ein ziemlich bequemer, und nicht leicht zu verfehlender Weg aus dem Grunde zurück.

Noch mehr aber fiel es ihr auf, daß die junge Erzählerin, ſtatt bei dem Hauptfaden zu bleiben, immer und immer wieder auf das Bild im Kloſter und auf die Aehnlichkeit ihres Retters zurückkam, daß ſie mit dem, was zu ſeinem Lobe zu ſagen war, gar nicht fertig werden konnte.

Rahel, obwohl durch eine darauf hindeutende Bemerkung beſchämt, ſchloß deſſen ungeachtet mit der Aeußerung, daß Toni ſie nächſtens einmal nach dem Orte begleiten müße, wo ſie dem Tode ſo nahe geweſen, und — ſie wollte ſagen, durch den Engel, unterdrückte es aber — und durch eine wunderbare Fügung der Vorſicht gerettet worden ſei. Toni verſprach die Erfüllung dieſes Wunſches mit Freuden, ſo bald ihr Vater einmal ſchlummern, oder ſie ſonſt im Hauſe entbehrlich ſeyn werde.

25.

Der alte Brunner ſetzte nun ſeine botaniſchen Wanderungen nach, wie vor, fort, trug aber um ſo mehr Bedenken, Rahel wieder mitzunehmen, weil dieſe auch ſelbſt nicht die mindeſte Luſt dazu bezeigte.

Eines Tages, da Nathanael recht ſanft eingeſchlafen, und ein Bauerknabe, der das Haus gewöhnlich mit Lebensmitteln verſorgte, zugegen war, erinnerte Rahel Toni an ihr Verſprechen. Dieſe glaubte, wenigſtens ſo lange ſich entfernen zu können, bis ſie Rahel auf einen Punkt gebracht, wo der Rückweg gar nicht zu verfehlen ſei, und die Freundinnen traten Hand in Hand den Spazierweg an.

Bald ſah ſich Rahel wieder von den Felſenmauern umringt. Eine wunderbare Rührung überfiel ſie; ihre Wange röthete ſich; ihr Buſen ſchlug unruhig. Schweigend blickte ſie zu den Steinwänden auf, ohne ſich doch wieder zurecht finden zu können; ſie ſuchte und ſuchte ſo lange die rechte Stelle, bis der Schlag einer fernen Dorfuhr ihrer Führerin bemerkbar machte, daß nun Nathanael nach ſeiner Gewohnheit bald erwachen werde.

Allein Rahel war noch nicht zum Rückgange zu bewegen. Sie bat Toni, ſie noch hier zu laſſen, und bewog ſie endlich dazu, weil in der That keine Gefahr des Verirrens zu befürchten war, und man das, auf dem Giebel der Herberge befindliche Kreuz durch die Spitzen der Tannen gewahr werden konnte. So verließ denn Toni ihre liebe Kleine mit unzähligen Warnungen und Betheurungen.

Dieß war es, was die liebliche Schwärmerin, dem ſtillen Rufe ihres Herzens folgend, längſt gewünſcht hatte. Sie wollte allein ſeyn; ſie wollte den ganzen Vorfall, der wie ein ſchauerlich liebliches Traumbild in ihrer Seele haftete, an Ort und Stelle noch einmal an ſich vorübergehen laſſen; ſie wollte hier für ihren Retter beten, ſie wollte — ach! was will nicht alles ein feuriges, ſechzehnjähriges Mädchen, dem ein rettender Engel erſchienen iſt?

26.

Indem Rahel, immer vorſichtig nach dem Dachkreuze zurückſchauend, ſich noch ein wenig weiter vorwagte, ward ſie an einer Steinwand einige Immortellen gewahr, und erinnerte ſich dabei nicht ohne Wehmuth des treuen Ehrmanns, der ſie kurz vor der Abreiſe, wie er halb lächelnd ſagte, zum ewigen Andenken, um einige Blumen von den hohen Bergen gebeten hatte. Nichts ſchien ihr zu dieſem Zweck brauchbarer, als dieſe genügſamen, dem Verwelken trotzenden Felſenkinder: Sie beugte ſich bald hiehin, bald dorthin, um die ſchönſten zu pflücken. Der Boden war etwas abhängig; Steine lagen umher; einige davon rollten, von ihrem Fußtritt berührt, in die Tiefe, und, dem Klange nach, in ein Waſſer. Sie hielt ſich an einen Stamm, und ſah ihnen nach. In kleiner Entfernung ſaß ein Zeichner mit ſeiner Mappe, der die Gegend aufnahm. Das Geräuſch des Waſſerfalls vernehmen, den ſteilen, mit gebrechlichen Leitern hie und da verſehenen Felſenſteig, woran ſie herabgeſtürzt ſein mußte, und — Wilhelm erkennen, war das Werk eines Augenblicks! Froh beklommen, doch leiſe, ſtieg ſie auf einer gemächlichern Seite des Abhangs zu ihm herab.

27.

Auch dem Herzen des Jünglings hatte ſich das Bild des ſo reizenden und ſittſamen Mädchens weit tiefer eingeprägt, als er anfänglich ſelbſt wußte. Nur mit den Gefühlen des innigſten Wohlwollens, nur mit der Freude über ſeine gelungene gute That, verließ er an jenem Abende Nathanaels Behauſung; aber kaum war er in ſeinem Aufenthaltsorte wieder angelangt, kaum ſich ſelbſt ungeſtört überlaſſen, als er ſein Innerſtes ſo ganz verändert, ſo unruhig, ſo von unerklärlicher Sehnſucht erfüllt fand.

Liebliche Erſcheinungen traten von nun an unaufhörlich vor ſeine Augen, und, mochte er leſen, mochte er in den Garten oder in den Wald gehen, mochte er Beſchäftigung oder nur Zerſtreuung ſuchen, immer kehrten ſie wieder. Bald erblickte er die holde Jungfrau, wie ſie, von Regen ganz durchnäßt, mit geſchloſſenen Augen, mit aufgelöſeten Haaren, dem Alabaſterbild eines vollendeten

Künſtlers gleich, nur von der Fackel beleuchtet, in der grauſenden Wildniß zu ſeinen Füßen lag, bald trat der Augenblick vor ihn, wo er ſie mit Aufbietung aller Kräfte auf den Armen zum Wagen trug, wo ihr Arm bewußtlos um ſeinen Hals geſchlagen war, ihr leiſer Athem ſeine Stirn, ihr, ſich nur noch matt hebender Buſen ſeine Wange berührte; bald ſah er ſie, einer ſchlummernden Heiligen gleich, mit ſo manchem enthüllten Reiz, den die Beſorgniß um die Ohnmächtige, das Bedürfniß mehrerer hülfreicher Hände fremden Augen zu entziehen vergaß, in der Herberge auf Toni's Lager; bald vergegenwärtigte er ſich ihr erſtes Augenaufſchlagen und ſo manchen vielſagenden Blick, womit die Gerettete mehr noch, als mit Worten, ihre Empfindungen verrathen hatte.

Sein prüfender Verſtand legte ihm die Pflicht auf, ſie, ſollte er ſie auch noch in Nathanaels Hauſe finden, nicht wieder aufzuſuchen; um aber das widerſprechende Herz zu beſchwichtigen, faßte er den Entſchluß, ſich die Gegend, wo er ſie gefunden, zu zeichnen, und ſo viel ſeine Einbildungskraft dies vermöge, das geliebte Bild darin aufzunehmen, welches ihm jene wilde Gegend zu einem Heiligthume geweiht hatte.

Mit unendlicher Liebe und günſtigem Glück arbeitete er mehrere Male an den Felſengruppen, an dem Baumſchlage, an dem Waſſerfalle; jetzt war er ſo weit fertig, daß er zur Staffirung übergehen konnte; jetzt blickte er auf, um die holde Geſtalt dem unbekannten Gefilde der Ideale zu entwenden, und — jetzt ſtand Rahel ſelbſt vor ſeinen leiblichen Augen, an Tracht, Demuth und Sittſamkeit einer Hirtin, an Gang und Haltung einer Königin, an Macht der frommen Augen einer Verklärten ähnlich!

28.

Alle, von der Pflicht ihm früher als unerläßlich vorgezeichnete Vorſätze waren in dieſem Augenblicke vergeſſen. Er ſprang auf; unbändig ſchlug ſein Herz; ſeine Arme breiteten ſich aus. Doch raffte er ſeine Beſinnung zuſammen, und begnügte ſich, die ſittige Blumenſammlerin freundlich zu begrüſſen.

So ſanft er ſich hiebei benahm, um ſie nicht von ſich zurück zu ſcheuchen, ſo hatte doch ſchon ſeine Gegenwart, und noch mehr der Blick ſeiner entzückt auf ihr ruhenden ſchwarzen Augen, die junge Schöne in ſo große Bewegung geſetzt, daß eine Purpurglut ſich ſichtbar über ihre Wangen ergoß.

Schamhaft zur Erde blickend, um Worte verlegen, konnte ſie keine finden, bis auf die endlich leiſe hervorgeſtammelte Frage, womit er ſich hier beſchäftige?

Er zeigte ihr die Skizze, deutete mit dem Bleiſtift auf die noch ledige Stelle, und antwortete mit ſchwärmeriſchem Feuer: „Ich zeichne den Himmel, aber der Engel fehlt noch!“

„Ach ja wohl der Engel!“ — erwiederte Rahel mit einer leichten Bewegung der Hand in die Höhe, als ſei er ſelbſt von dort oben herabgeſchwebt, ſchrack zuſammen, glaubte nun das ſtille Geheimniß ihres Herzens verrathen, glaubte, da der unwillkührliche Ausruf kaum ihren Lippen entſtrömt war, vor Beſchämung in die Erde ſinken zu müſſen.

Wilhelmi bemerkte die Haſtigkeit ihres Gefühls und ihr Zittern, ohne den Sinn ihrer Worte ganz zu faſſen, und ward nicht wenig um ſie beſorgt. Er nahm zärtlich ihre Hand. — „Ruhen Sie ein wenig hier auf der Felſenbank“ — lispelte er ihr bittend zu — „die überſtandene Gefahr dünkt Ihnen wohl zu groß — mir wenigſtens ſind Sie keinen Dank ſchuldig!“

Sie folgte ſchweigend ſeinem Wunſche, und ſetzte ſich auf die bemooſten Steine. Wilhelmi trat mit überſchlagenen Armen vor ſie hin und ſuchte ein anderes Geſpräch einzuleiten, was ihm auch endlich gelang.

Doch — das Herz iſt ja ein zart beſaitetes Inſtrument, wo, wenn Leidenſchaft, auch die edelſte, es ſpielt, die Töne ſich innig verſchmelzen — nur wenig Minuten blieb die Unterredung gleichgültig. Bald ging es in das Freundliche, dann ins Liebliche, dann ins Zärtliche über, und, ſo ſehr jungfräuliche Schaam mit der Dankbarkeit, Unſchuld mit dem Feuer der Jugend, ſtrenge Sitte mit der Glut der erſten Liebe kämpfte, ſo durfte doch Wilhelmi beim Abſchiede den Lippen der nur halb ſich Sträubenden den erſten Kuß rauben, und erhielt, wenn auch nur von ihren Augen, die erflehte Zuſage, wenn es möglich ſei, noch einmal hieher zu kommen.

29.

Mit ſichtbarer Unruhe, mit heißem Geſicht, mit einer zwiſchen Furcht und ſüßer Erinnerung getheilten Empfindung, langte Rahel in der Herberge an, legte die, ohne es recht zu wiſſen, immer in der Hand behaltenen Immortellen zu dem Reiſegeräthe, ſuchte dann die im Hauſe beſchäftigte Toni auf, und flog ihr ſo heftig in die Arme, daß das ſcharfſichtige Bergmädchen irgend einen nicht gewöhnlichen, doch keineswegs ſchreckbaren Vorfall ahnete. Sie fragte die auffallend bewegte Freundin mit gutmüthiger Theilnahme, was ihr begegnet ſei, und dieſe bedurfte jetzt zu ſehr einer Vertrauten, um nicht wenigſtens einen Theil ihres zärtlichen Abenteuers, obwol mit niedergeſchlagenen Augen, einzugeſtehen.

Toni ſtutzte anfänglich, fand aber doch, nach ihrem gewöhnlichen leichten Sinn, den Vorfall nicht eben bedenklich, ſcherzte darüber mit mädchenhafter Neckerei, und ließ ſich ohne große Mühe bereden, Rahel an einem der nächſten Tage abermals in das Felſenthal zu begleiten.

Wilhelmi ſchien von nun an in dem Grunde faſt einheimiſch; bald lieh ihm das

Zeichengeräth das Anſehen des eifrigen Landſchaftmalers, bald das Gewehr das Anſehen des leidenſchaftlichen Jägers. Die Freundinnen kamen und gingen; Toni, welche der ſchöne Jüngling gar bald für ſich gewonnen hatte, und deren eignes raſches Herz ſie über die Wünſche zweier Liebenden wohl belehren mochte, war zu Zeiten gefällig, oder, wie es Rahel nannte, boshaft genug, eine weite Strecke voraus zu gehen, oder gar, aus Sorge für ihren blinden Vater, ſich früher auf den Rückweg zu begeben. Es gedieh bald dahin, daß Wilhelmi und Rahel, die ganze Erde um ſich vergeſſend, einander mit Hand und Mund ewige Treue gelobten.

30.

Doch je ſorgloſer man dieſen Bund eingegangen war; je mehr man noch mit einander zu verabreden hatte; je gewiſſer man den heimlichen Umgang wenigſtens noch einige Wochen fortſetzen zu können glaubte; deſto niederſchlagender traf auf Rahel eines Morgens der Befehl ihres Vaters, ſich reiſefertig zu machen, indem man nun auf den Rückweg denken müſſe. Ob dieſer, oder Nathanael von den heimlichen Gängen der Mädchen etwas bemerkt hatte; ob dieß, oder eine andere Urſache den Vater zu einer frühern Rückkehr bewegte, blieb völlig unbeſtimmt; wenigſtens hatte weder Rahel, noch Toni, den Muth, darnach zu fragen, geſchweige denn Einwendungen zu machen.

So mußte denn Rahel ihr beklommenes Herz zu ſtiller Ergebung verweiſen. Brunner und Nathanael hatten noch eine langwierige Unterredung. Rahel ertheilte indeſſen Toni, mit weinenden Augen, mit Mitleid erregender Zerſtreuung, mancherlei Aufträge und fuhr heftig zuſammen, als der Vater, noch immer viel zu früh, ſie abrief.

Man eilte, Abſchied zu nehmen, der um ſo rührender war, weil der blinde Greis ahnend verſicherte, für ihn ſei es auf dieſer Erde der letzte.

Die beiden Mädchen zerfloſſen beinahe in Thränen, und Rahel, noch einmal nach dem Felſenthal zurückſchauend, wo der Geliebte, getroffener Abrede nach, ſie dieſen Abend, ach! nun vergebens, erwarten ſollte, folgte ihrem Vater mit trübſeligen Blicken.

31.

Kaum hatten ſich die Reiſenden entfernt, als Nathanael mit ſtrengem Ernſt, und, wie es ſchien, mit Beziehung, Toni unterſagte, irgend Jemand, wer es auch ſei, über Aufenthaltsort und Namen des Schwagers und Bäschens Auskunft zu geben, was ſie denn, theils aus Gehorſam, theils weil ſie nun allgemach ſelbſt von der Unzuläſſigkeit des bis jetzt begünſtigten Liebesverſtändniſſes ſich überzeugte, treulich zu befolgen beſchloß. Ihr würde es ja ohnedieß unſäglich ſchwer geworden ſeyn, dem feurigen Wilhelmi die plötzliche Entfernung ihrer Freundin bekannt zu machen. Sie nahm ſich daher feſt vor, lieber gar nicht mehr nach dem Felſengrunde zu gehen.

Rahel war auf der Rückreiſe, wie bewandten Umſtänden nach zu vermuthen, ein wenig kleinlaut, und entſchuldigte dies gegen ihren Vater damit, daß die Trennung von Toni ihr zu ſchmerzlich falle, übrigens alle Gegenſtände, die ſie jetzt ſehe, ihr ſchon bekannt wären.

Einige Tage lang beobachtete Brunner über alles, was ſich näher auf das Herz ſeiner Tochter beziehen konnte, ein beharrliches Stillſchweigen; als ſie aber ſpäterhin eines Mittags, um auszuruhen, am Fuß eines Berges im Schatten ſaßen, und Rahel in einiger Entfernung ein verfallenes Kreuz von Feldſteinen bemerkte, fragte ſie, um wenigſtens die Augen des ſie ſtill beobachtenden Vaters von ſich abzulenken, nach der Veranlaſſung. Brunner ergriff dieſe Gelegenheit zu einer ſchon längſt herbei gewünſchten Herzenserleichterung.

Er erzählte ſeiner Tochter, ohne im mindeſten einer Anwendung zu gedenken, daß hier vor langen Jahren ein Mädchen, weil eine unglückliche Liebe ihre Sinne verwirrt habe, herabgeſprungen ſei. Von dieſer Erzählung ging er im Allgemeinen zu den traurigen Folgen eines ohne Ueberlegung geſchloſſenen Liebesbündniſſes über, erwähnte insbeſondere die Nachtheile einer Liebe unter ungleichen Ständen, und ſchloß, nicht ohne innere Bewegung, mit der Geſchichte eines Mädchens von ſeiner frühern Bekanntſchaft, die von einem Vornehmern bethört worden ſei, und dafür, ob ihr gleich ſpäterhin ein rechtlicher Mann ſeine Hand gereicht, ihr ganzes Leben hindurch im Stillen gebüßt habe.

„Doch genug!“ — endigte er aufſtehend — „Du, meine Rahel, mußt es wiſſen, daß du keinen treuern Freund auf Erden haſt, als deinen Vater. Auch wird dich die Vorſehung hoffentlich vor jeder ähnlichen Prüfung bewahren!“

32.

Schon war Rahel im Begriff geweſen, ihrem Vater von ihrer zwar unſchuldigen, doch unüberlegten Verbindung ein Geſtändniß abzulegen; aber das ſcheinbare Zutrauen ihres Vaters, deſſen ſie ſich unwürdig fühlte, hielt ſie davon zurück.

Man ſprach bei Fortſetzung der Reiſe nur über geringere, von der Gelegenheit herbeigeführte Dinge, und gelangte ſo, ohne irgend einen bedeutendern Vorfall, wieder zur Heimath, wo der treue Ehemann, durch die noch unerwartete Ankunft überraſcht, ſich vor Freuden kaum zu laſſen wußte.

Nachdem er dem Meiſter über alles, was indeſſen treulich von ihm beſorgt worden ſei, ausführlichen Bericht abgeſtattet, und Rahel ihm die mitgebrachten Immortellen, nicht ohne lebhafte Erinnerung an alles dasjenige, was nach Abbrechung derſelben ſich begeben, und daher mit ſichtbarer Bewegung, überreicht hatte, brachte Ehrmann dagegen mit ängſtlicher Scheu, ein auf das ſauberſte mit Schlangen- und Roſenholz ausgelegtes Nähkäſtchen herzu, und ſetzte es ſtillſchweigend vor ſie hin.

„Was iſt das?" — fragte der alte Brunner, der als Kenner die Mühſamkeit und Schönheit der Arbeit ſattſam zu würdigen verſtand."

„Mein Meiſterſtück," verſetzte der Geſell betreten — „das Ihr mir vor der Abreiſe zu arbeiten befahlt, aber nicht für die Zunft, blos für die Tochter meines achtbaren Meiſters! Ich habe mit Aemſigkeit daran gearbeitet, und wünſche, daß es der Jungfer gefallen möge!"

Mit Röthe im ganzen Geſicht übergoſſen, verließ er das Zimmer, vergnügt über den Beifall, den Brunner der fleißigen und künſtlichen Arbeit ertheilte, und deſſen hinzugeſetzte Worte, daß Ehrmann im nächſten Sommer ihn ins Gebirge begleiten ſolle, gänzlich überhörend.

33.

Unter andern kleinen Begebenheiten, welche Ehrmann dem heimkehrenden Meiſter zu hinterbringen hatte, befand ſich auch die, daß der Herr Diaconus einige Male nachgefragt. Nach einigen Tagen fand ſich der Geiſtliche abermals bei Brunnern ein. Er bat dieſen um eine Unterredung unter vier Augen; man ſah es ihm wohl an, daß eine ſehr wichtige Angelegenheit ſein Kommen veranlaſſe.

So war es denn auch, wie Brunner nunmehr erfuhr. Rahels zarte Schönheit, ihr über ihr Alter ausgebildeter Verſtand, ihr züchtiger Anſtand, hatten ſchon früher auf den jungen Geiſtlichen tiefen Eindruck gemacht; die hinreißende Anmuth, womit die junge, feſtlich geſchmückte Andächtige ſich dem Altar nahen, ihre Thränen am Sterbebette der geliebten Mutter, hatten dieſen Eindruck um ein Großes erhöht. Jetzt befand ſich der Diaconus durch den Tod eines ältern Geiſtlichen in der Lage, heirathen zu können, ja, in gewiſſer Hinſicht, zu müſſen. Die Rechtlichkeit und Wohlhabenheit des Vaters, ſelbſt die Zurückgezogenheit, in welcher Brunner und die Seinigen lebten, ſtellten dem Heirathluſtigen eine Verbindung mit Rahel als äuſſerſt wünſchenswerth vor; kurz, ſein heutiger Beſuch galt keinem geringern Zwecke, als dem; um Rahels Hand förmlich anzuhalten.

Der alte Brunner, obwol durch dieſen Antrag überraſcht, fand jedoch ſich und ſein Haus nicht wenig geehrt. Der Geiſtliche ſtand im beſten Rufe; gegen ſein Leben, gegen ſeine Perſon war nicht das mindeſte einzuwenden; auf der andern Seite war Rahel mannbar, und beſaß ſo mancherlei

Vorzüge, daß der Vater, obwol er keinesweges hoch mit ihr hinaus wollte, ſie dennoch eben ſo wenig an Jemanden zu verheirathen gedachte; der ihr an Geiſtesbildung und äußern Vermögen allzuſehr nachſtehe.

Brunner gab daher nach alter Sitte dem Geiſtlichen eine ſehr ehrenvolle und Hoffnung erregende Antwort, bat jedoch vor der Hand, bis er mit ſeiner Tochter darüber geſprochen, ſich noch gegen Niemanden etwas abmerken zu laſſen.

Der Geiſtliche nahm von ihm ſehr freudig Abſchied, und hielt ſich, obwol von ſüßer Hoffnung erfüllt, gegen Rahel ſo ziemlich, außer daß er dem ſchönen Beichtkinde dießmal durchaus nicht geſtattete, ihm, wie ſonſt üblich, die Hand zu küſſen, vielmehr der ſich herabbeugenden Rahel durch einen recht ſanften Händedruck noch ein wenig mehr Röthe ins Geſicht jagte.

34.

Am folgenden Sonntagsmittage brachte Brunner nach ſeiner Gewohnheit dieſe Familienangelegenheit in Vortrag, und ſetzte, einigermaßen wider ſein Erwarten, die beiden Beiſitzer des Familien-Raths in nicht geringe Beſtürzung.

So wohl Rahel, als Ehrmann, ſchienen, da er geendigt hatte, mehr Statuen, als lebendigen Menſchen zu gleichen; beide waren ſo blaß, als hätte der Tod ſie berührt... Ehrmann ſtammelte, obwol faſt von Thränen unterbrochen, nach ſeiner vollkommenen Ueberzeugung ein Lob des Geiſtlichen, und die Meinung hervor, daß ſein Antrag für die Jungfer freilich ein Glück ſei. Rahel hielt ſich feſt an den Tiſch, ſchwankte einige Male hin und her, lehnte ſich dann an die Achſel ihres Vaters, und rief mit der heftigſten Erſchütterung: „Vater vergebt mir! Ich ehre den Diaconus, aber ſeine Frau kann ich nie werden; meinem Retter im

Gebirge habe ich ewige Liebe zugeſchworen, und nimmer, nimmer kann ich dieſen Eid brechen!"

Ehrmanns, bei ihren erſten Worten, obwol ſchwach aufkeimende Hoffnung ward durch den Schluß derſelben, wie von einem Blitz aus unſichtbaren Wolken, plötzlich niedergeſchmettert. Mehr noch aus Furcht, ſich gänzlich zu verrathen, als aus dem Gefühl der Schicklichkeit, daß das Weitere von Rahels Geſtändniſſen dem Vater allein angehöre, eilte er ſogleich in die neben angelegene Werkſtatt. Auch dort litt es ihn jedoch nicht lange; er beſchloß ins Freie zu gehen, und kam erſt mit einbrechendem Abende, obwohl ſtill traurig, doch gefaßt, wieder zum Vorſchein.

35.

Es war indeſſen Rahel durch Bitten und Vorſtellungen gelungen, den Vater von dem Gedanken an eine Heirath mit dem Diaconus abzubringen. Denn ſo ernſtliche Gegenvorſtellungen er ihr auch machte, ſo war er doch weit entfernt, ſeine Tochter zu zwingen, und da ſie ihm vollends von dem Eidſchwure erzählte, den die ſchwärmeriſch Liebenden in der That einander abgelegt hatten, hielt er, obwol über dieſen Leichtſinn zitternd, ſich verbunden, alles dem Gewiſſen ſeines Kindes zu überlaſſen, und abzuwarten, ob die Länge der Zeit, oder die Fügungen der Vorſicht, etwas Anderes über ihr Herz beſtimmen würden.

Der Diaconus erhielt wider Vermuthen eine, zwar äußerſt ſchonende, doch ablehnende Antwort; blos von der Nothwendigkeit dazu beſtimmt, und erſt nach Verfluß eines Jahres, verband er ſich mit einer ſanften, in dem beſten Rufe ſtehende Wittwe.

Von dem Augenblicke an, als die Unterhandlung mit dem Diaconus für völlig abgebrochen anzuſehen war, trat in Brunners

Hauſe eine tiefe, nicht eben wohlthätige Stille ein. Rahel, da ſie nun das auf ihrem Herzen laſtende Geheimniß abgewälzt hatte, dachte nun zwar nicht mehr darauf, ihre innern Gefühle zu verbergen, betrieb aber dagegen die Sorgfalt für ihren Vater mit um ſo größerer, ja faſt ängſtlicher Aufmerkſamkeit.

Der Vater, der die Unüberlegtheit ſeiner Tochter, und die geſcheiterte Hoffnung ihrer Verheirathung an den Geiſtlichen, nicht ganz verſchmerzen konnte, war in ſich noch weit zurückgezogener und noch grillenhafter, als vor der Reiſe; es gab zu Zeiten faſt gar kein Auskommen mit ihm.

Ehrmann endlich hatte alle Hoffnung auf eignes Glück aufgegeben, beſchloß nun, ſich im Leben nicht zu verheirathen, dachte an nichts, als nur immer den Meiſter zufrieden zu ſtellen, und litt im Stillen mit der ſich abhärmenden Rahel. — „Ich konnte mir ja nie Rechnung auf ſie machen“ —

ſagte der gutherzige Geſell zu ſich ſelbſt, — ich habe es auch nicht gethan. O, wenn nur ihre Geſundheit nicht untergraben wird; o wenn nur Gott es fügt, daß der Mann, den ſie ſo heiß, ſo innig liebt, ſie auch verdient, daß er ſie aufſucht und glücklich macht!“

36.

Recht gut war es ſonach, daß in kurzem ein, obwol an ſich betrübtes, Ereigniß dieſe bängliche Einförmigkeit unterbrach, und ein neues, bis dahin ganz ungewöhntes Leben in Brunners Haus führte.

Der blinde Nathanael war nämlich, wie er vorhergefühlt, nach Verfluß eines halben Jahres mit Tode abgegangen, und, da ihm der alte Brunner das Verſprechen ertheilt hatte, Toni nach ſeinem Ableben zu ſich zu nehmen, ſo gelangte bald darauf das raſche Bergmädchen, durch ihre fremde Tracht und die Trauer nur noch verſchönert, bei Brunners an.

Kaum hatte man ſich gegenſeitig mit Wehmuth und Freude umarmt, kaum hatte Toni der ſie ſtill aushorchenden Freundin erzählt, daß ſie Wilhelmi auf Befehl ihres Vaters nie wieder habe aufſuchen dürfen, daß der junge Mann ſelbſt ſpäterhin bei Nathanael ſich eingefunden, und Erkundigung eingezogen, von dieſem aber die Antwort erhalten habe, er kenne weder Vater, noch Tochter genauer; als ſie ſich auch mit der rührigſten Lebhaftigkeit der ganzen Wirthſchaft bemächtigte, und bald den ernſten Meiſter in eine frohere Stimmung verſetzte, bald Rahel tröſtete und beruhigte, bald den ununterbrochen fleißigen Ehrmann aus ſeiner Träumerei, wie ſie es hieß, auf die wirkliche, doch im Ganzen recht wunderſchöne Gotteserde zurückzog.

Sie hatte ihm bald abgemerkt, daß ihm das ſchöne Mühmchen gar tief im Kopf und im Herzen ſtecke, und da, auch nach ihrer Ueberzeugung, daraus nun einmal nichts werden konnte, ſo ſetzte ſie es ſich, ohne an etwas weiteres zu denken, recht ernſtlich vor, wieder einen geſcheuten Menſchen aus ihm zu machen,

67.

Wie ſie dieß eigentlich angefangen, läßt ſich nicht gründlich ſagen, da Ehrmann, wenn ſie ihn mit ihren großen blauen Augen anſah, oder auslachte, gewöhnlich davon lief, mithin es gar nicht zu Worten kommen ließ. Doch ſchien ihr die Cur nach und nach ziemlich zu gelingen. Wenigſtens hatte Ehrmann um dieſe Zeit einmal die zwar einfältiglichen, doch inhaltſchweren Worte:

Glücklich iſt, wer vergißt
Das, was nicht zu ändern iſt;

mit recht zierlicher Fractur, auf eine neu verfertigte ſchwarze Schultafel geſchrieben; wenigſtens ſchien ſeine, im Verborgenen glühende Zuneigung gegen Rahel nach und nach mehr den Charakter einer ſehr unterwürfigen

Verehrung anzunehmen; wenigſtens ſtaunte der Meiſter eines Morgens nicht wenig, als er den ſonſt ſo fleißigen Geſellen in der Werkſtatt ſtarr und ſteif am Gitterfenſter ſtehend, und in den Vorſaal lauſchend, antraf, wo doch in der Welt nichts weiter zu ſchauen war, als die, auf einem Schemel kauernde und mit ihren aufgeſtreiften, freilich recht weißen und runden, Armen, grüne Böhnen abfädnende Toni.

38.

Rahel konnte, obwol ſie es unterdrückte, der Freundin den pünktlichen Gehorſam gegen den Befehl Vater Nathanaels doch nicht ganz verzeihen. Dahingegen gab ſie, wie die feurigſte Liebe immer am erſten verzweifelt, um ſo mehr alle Hoffnung auf, den Geliebten jemals wieder zu ſehen, je mehr ſie aus Brunners Aeußerungen ſchloß, er werde nun, nach dem Tode des Schwagers, die beſchwerliche Bergreiſe in den folgenden Sommern unterlaſſen." So war ja der Armen auch die letzte, ohnedieß ſchwache Hoffnung auf das Mitnehmen in jene Gegend, und vielleicht auf das Wiederſehen ihres Geliebten, entzogen!

Wie groß war daher ihre Ueberraſchung und Beſtürzung, als einſt Toni mit haſtigen Schritten vom Markte zurückkehrte, den reinlichen, mit dem Einkauf gefüllten Gemüßkorb mehr hinſchleuderte, als hinſetzte, und dann mit den Worten auf ſie zuſtürzte: „Rahel, ich habe Wilhelmi geſehen, aber wie?"

„Und wie denn?" — antwortete Rahel erſchrocken, obwol ſie an die Wahrheit nicht glaubte — „Um Gotteswillen was haſt du denn?"

Toni erzählte nun unter einander von einem prächtigen Wagen, von mit Treſſen beſetzter Livrei, von Wilhelmi in koſtbar geſticktem Kleide, einen Stern an der Bruſt. So wollte ſie ihn im raſchen Vorbeifahren erkannt haben.

„Es iſt gut, Toni!" — ſagte Rahel,

nach beendigter Erzählung, abgeſpannt und mit wehmüthigem Lächeln — „deine Liebe zu mir hat dich getäuſcht. Wir wollen nicht mehr davon reden!“

Einige Tage vergingen, ohne daß Wilhelmi, weder mit, noch ohne Stern, zum Vorſchein kam, und Toni ward nun ſelbſt überzeugt, durch eine leicht mögliche Aehnlichkeit betrogen und zu einem unbedachtſamen Schritte gegen die Freundin verleitet worden zu ſeyn.

39.

Bald darauf wurde Meiſter Brunner, wie dieß oft der Fall war, angeblich wegen eines Möbel-Ankaufs, zu einer Herrſchaft in den Gaſthof beſchieden. Er ſtutzte, da ihm von dem Aufwärter der Name des fremden Herrn genannt wurde, verſprach aber zu kommen.

Er fand, da man ihn vorließ, einen jungen Mann von der edelſten Geſtalt, und traute kaum ſeinen Augen; denn er erkannte in ihm nach kurzer Beſinnung den Retter ſeiner Tochter.

„Wie, Herr Graf!“ — rief er aus — „Sie ſind es ſelbſt? — und Sie ſind Graf B****?“

„Wie? Sie ſind es? Sie ſind Rahels Vater?“ — rief zu gleicher Zeit der Fremde, im lauten Ausbruche des Entzückens.

Beide ſtanden in großer Bewegung; der Graf ging einige Male auf und ab.

„Setzen Sie ſich, alter Mann!“ — ſagte er dann — „Laſſen Sie mich erſt ein fremdes, ſchwer auf meinem Herzen laſtendes Geſchäft abthun, ehe ich an mich ſelbſt, an das Glück meines Lebens, denke! — Ihre holde Rahel hat keine Mutter mehr, aber ſie hieß Rebekka, und war aus dem Gebirgsdorf C. gebürtig?“

„So iſt es!“ — verſetzte dumpf der alte Brunner.

„Dieſe Mutter war früher ſehr unglücklich, und Sie waren edel genug, ihr einen Fehltritt zu verzeihen?" —

„Ich kannte Rebekka und ihren Bruder Nathanael noch in meinen Jünglingsjahren; ich war der Freund beider Geſchwiſter. Graf Joſeph B. verführte die Unſchuldige." —

„Nicht alſo! Dieſer Graf Joſeph war mein Oheim, dem ich meine Erziehung, und, nach ſeinem, vor wenig Wochen erfolgten Tode, die anſehnlichſten Beſitzungen verdanke. Er liebte Rebekka unendlich, und nur ſeine Familie hielt ihn ab, das ihr zugefügte Unrecht zu vergüten!"

„Die Folgen dieſer unglücklichen Verbindung" — fuhr Brunner fort — „mußten in der umliegenden Gegend verborgen bleiben, oder die Unglückliche hätte ihre Schande nicht überlebt. War ich ſchon damals noch unverheirathet, ſo wußte ich doch dieſes zu bewerkſtelligen. Späterhin konnte ich einer ſchon früher gegen Rebekka gefaßten Neigung nicht widerſtehen. Sie ward mein Weib, und hat mir meine Liebe zu ihr reichlich vergolten.“ —

„„Faſt alles dieß weiß ich ſchon durch den Inſpector des Waiſenhauſes. Er ſelbſt hat mich an Sie verwieſen.““ —

„Ich brachte das Kind,“ — nahm Brunner von neuem das Wort — „das jener frühern unglücklichen Leidenſchaft das Daſein verdankte, im Waiſenhauſe unter, und nahm es, da Rebekka mein Weib worden war, ohne irgend Jemanden etwas von dem nähern Zuſammenhange zu entdecken, in mein Haus. Ich nannte den Knaben nach ſeiner Mutter Ehrmann, und warlich, Herr Graf! es iſt ein Ehrenmann aus ihm worden!“

Die Freude blitzte bei dieſen Worten dem Grafen aus den Augen. — „O ſo ruhe ſanft, lieber Oheim!“ — rief er aus — „dein letztes Gebet ward erhört, der letzte Wunſch, der deinen ſchon erblaſſenden Lippen entſtrömte, ſoll erfüllt werden!“

„Und nun auch zu den ſüßeſten Foderungen meines eignen Herzens!“ — ſetzte der Graf, in die ſanfteſten Töne übergehend, hinzu — „Ich liebe ihre Tochter. Der Zufall, o! ſoll ich nicht ſagen, der Wille des Himmels machte uns mit einander bekannt. Ich habe raſtlos ihr nachgeſpürt, ohne ſie wiederaufſinden zu können. Ich bin frei. Ich habe, als Augenzeuge der unglücklichen Ehe meines Oheims, zu ſehr in Erfahrung gebracht, was es heißt, ohne Zuſtimmung des Herzens ſich vermählen? Wollen Sie mich an Rebekka's Tochter die Schuld abtragen laſſen, die mein Oheim, willenlos und nur zu ſchwach, an Rebekka abzutragen unterließ?“

Brunner, ſo überraſcht er durch die Aeußerung ward, ſo ſehr ſich ſeine Vaterliebe durch dieſen Antrag geſchmeichelt fand, machte dennoch, ſeinen alten Grundſätzen getreu, verſchiedene Einwendungen. Doch der Beredſamkeit des jungen, feurig fühlenden Grafen ließ ſich nicht wohl widerſtehen, und, da in dieſem Augenblicke dem ehrlichen Meiſter, wie durch höhere Einwirkung, zu gutem Glücke das Beiſpiel der frommen Eſther einfiel, die ja gar zu einer Königin erhoben ward, gedieh man endlich zu der Verabredung, daß man alles dem Himmel und der — leicht vorauszuſehenden Entſcheidung Rahels anheimſtellen wolle.

40.

Brunner gelangte, feierlich, unruhig bald ſtehen bleibend, bald ſchneller fortſchreitend, nach Hauſe. Er berief Ehrmann zu ſich, der im Zurückgehen die Hand vor die Stirn hielt, und die im Wege ſtehende Toni nicht bemerkte, ihr aber, da er an ſie angeſtoßen war, recht freundlich die Hand gab. Er berief Rahel zu ſich, aber — noch war er in der Einleitung ſeines Berichts begriffen, als das ſchnelle Anfahren eines Wagens alle weiteren Unterhandlungen abbrach.

Die Ungeduld des liebenden Grafen hatte ihn die beſtimmte Stunde nicht abwarten laſſen.

laſſen. Jetzt riß er die Thüre auf, ſchön, wie ein Halbgott, die Glorie glücklicher Liebe in jedem Geſichtszuge. Rahel — ſtürzte laut aufſchreiend in ſeine Arme, und erwachte erſt nach langer Ohnmacht von ſeinen Küſſen.

In wenig Wochen war alles geordnet. Graf Wilhelm wies ſeinem natürlichen Vetter, dem ehrlichen Ehrmann, ein ſehr anſehnliches Capital an, ließ ſich dann mit Rahel im Stillen trauen, und eilte nach ſeinen Beſitzungen in der reizenden Berggegend. An der Hand der groſſen, freien Natur und dankbarer Liebe, entbehrte er gern alle Vergnügungen, die er mit dem geliebten Weibe, ihrer geringern Abkunft halber, nicht hätte theilen können.

Ehrmann gewann das Meiſterrecht, und Toni ward bald unter dem Namen der hübſchen Tiſchlersfrau bekannt, geliebt und geachtet.

Der alte Brunner brauchte Hobel und Schnitzer noch einmal, um für einen jungen

Grafen und Tiſchler zwei wenn auch nicht gleich prachtvolle, doch gleich kunſtvolle Wiegen zu fertigen, gab dann ſeinem Handwerk Valet, und wanderte vom Blachfeld ins Hochgebirg, vom Hochgebirg wieder ins Blachfeld.

Zur rechten Zeit lag in jeder der Wiegen ein liebliches Knäblein. Erſt, nachdem Brunner noch mehrere Enkel geſehen hatte, legte er ermüdet den Wanderſtab nieder, und ward nach ſeinem Wunſche neben Nathanael am Fuß des kräuterreichen Gebirges begraben.

4.

Der Weſpenſtich.

1.

Das Gewitter war vorüber. Ein Windſchauer ſchüttelte die Regentropfen von erfriſchten Zweigen. Die ſchweren Wolken hatten ſich um die Häupter der fernen Berge gelagert, und durch die gekühlten Lüfte zeigte ſich in reiner Bläue der Abendhimmel. Auf wenig Augenblicke trat noch einmal die Sonne hervor, als wollte ſie den erquickten Blumen zulächeln, als wollte ſie der Erde verkünden: „Sey getroſt. Ich kehre morgen wieder!“ Aus jedem Gebüſch ſchlugen ihr Nachtigallen wetteifernd ein Abſchiedslied. Glühend verſank ſie hinter den ſchwarzen Tannenhang, und durch die Linden jenſeits des Fluſſes blinkte mit blaſſem Schimmer der Mond.

Goldgrüne Funken entglimmten am dunkelnden Aether und im ſchattigen Graſe, dort in unermeßlichen Bahnen ſich ſchwingende Sterne, hier im kleinen Kreiſe ſchwirrende Johanniswürmchen, beide gleich nahe dem Herzen deſſen, der ſie liebend erſchuf.

„Möge auch in der ſittlichen Welt der vorübergezogene Sturm einen ſo heitern Abend herbeiführen!“ — rief der ehrwürdige Freiherr von Helmold ſeinem jüngern Neffen Kurt von Münchberg gefühlvoll zu, indem beide die ſchützende Jagdhütte verließen — „möge Beruhigung und Troſt, Erquickung und Freude, ſich in jede bekümmerte Bruſt ſenken!“

Gerührt drückte der Jüngling dem Greiſe die Hand, ſah ihm freundlich ins Auge, und zwang ſich, ruhig und froh zu ſcheinen. Was an ſeinem Herzen nagte, war keines Geſtändniſſes fähig.

„Laß uns auf morgen“ — begann der Oheim aufs neue — „der umwölkten Gegenwart und Zukunft vergeſſen! Der Johannistag war mir immer ein Freudentag. Und darf es jetzt anders ſeyn? Uebermorgen reiſen wir nach der Reſidenz, wo deiner ein wiedergeſchenkter Bruder, Johannens der Verlobte; meiner ſelbſt ein Sohn harrt! Auch will unſre liebe, räthſelhafte Fremde unſer Haus übermorgen verlaſſen. Wohlan denn! laß uns Erwartung und Trennung — ſo unmittelbar berührt ſich ja ſelten im Erdenleben Freude und Wehmuth — durch ein kleines, doch fröhliches Feſt zu verſüßen ſuchen!"

2.

Dem alten Freiherrn war von mehreren Kindern nur Johanna übrig geblieben, und doch durfte er mit dem Schickſale nicht rechten. Denn, wie an dem Baume, deſſen übrige Blüten ein Aprilſturm vernichtete, oft die einzige verſchonte um ſo reizender ſich entfaltet; ſo ſah auch die ſehnſüchtige Hoffnung des zärtlichen Vaters durch Johannens geiſtige und körperliche Vorzüge ſich in ſo hohem

Grade belohnt, daß er ſein Loos mit Recht für das Glücklichſte hielt.

Auch dem ſehr verzeihlichen Wunſche, die geliebte Tochter mit einem würdigen Gemal verbunden zu ſehen, ſchien der Zufall entgegen zu kommen.

Seine Schweſter war Hoffräulein geweſen, und hatte in früher Jugend einen nicht ſehr vom Glück begünſtigten Officier, Namens von Münchberg, kennen und lieben gelernt. Der reiche, in großem Anſehen ſtehende Kammerherr, Graf Amarelli ward von ihrer Schönheit bezaubert, und wußte den ärmern Nebenbuhler leicht zu verdrängen. Das Hoffräulein gab ihm, der Uebermacht weichend, ihre Hand, und gebar einen Sohn, der Bruno genannt wurde. Bald nach ihrer Niederkunft verſtarb der Vater, und die junge Wittwe, nun im Beſitz ihrer Freiheit, verband ſich nach Verfluß des Trauerjahrs mit dem frühern Geliebten. Ihre Ehe ward mit drei Kindern geſegnet, wovon nur der mittlere Sohn, Kurt, die noch im Sommer ihres Lebens verblühende Mutter, und den nach wenigen Jahren ihr folgenden Vater überlebte.

Nach deſſen Tode übernahm Baron Helmold die Vormundſchaft über die zwei Neffen. Der ältere, Graf Amarelli, ein aufſtrebender, kraftvoller Feuerkopf, hatte faſt noch als Knabe den Militairſtand erwählt, hingegen der jüngere, von Münchberg, der das tiefſte Gefühl hinter einer ſtillern Außenſeite verbarg, ſich den Wiſſenſchaften gewidmet. Amarelli war bereits Lieutenant in einem Garderegiment; Münchberg ward nach Beendigung ſeiner Studien zum Forſtrathe ernannt. Beide Brüder liebten ſich, ungeachtet der Verſchiedenheit ihres Glaubensbekenntniſſes — denn jeder war in der Religion ſeines Vaters erzogen worden — mit einer Zärtlichkeit, die unter Geſchwiſtern höherer Stände ſelten zu finden iſt; beide brachten gewöhnlich die Frühlingsmonate auf dem

Ritterguthe Heldmoldshauſſen zu, und wie oft in Brüderherzen eine junge, ſchöne Verwandte den erſten Funken der Liebe — leider! eben ſo oft der Eiferſucht und Feindſeligkeit, wirft; ſo erblickten auch Bruno und Kurt das Ideal ihrer Phantaſie, welches ſie bis dahin blos für ein Traumbild gehalten hatten, in der aufblühenden Couſine.

3.

Da jedoch Amarelli älter und kühner, Münchberg jünger und verſchloſſener war; da der Oheim, ſo wenig er großen Reichthum für unentbehrlich zum wahren Glück hielt, dennoch ſich an dem Gedanken weidete, ſeine Tochter in den beneidenswertheſten äußern Verhältniſſen zu wiſſen; ſo hielt er ſich bald von dem überzeugt, was er wünſchte, nämlich, daß Johannens Herz dem Grafen den Vorzug einräume, und für Münchberg nur die Gefühle einer Schweſter hege.

Seine Tochter, noch kaum ſechzehn Jahr

alt, ein Bild kindlicher Unſchuld, von der Zuneigung beider Brüder ſüß geſchmeichelt, kannte nichts Schöneres, als jeden Wunſch ihres Vaters in ſeinen Augen zu leſen und zuvorkommend zu erfüllen; Amarelli's Feuer riß ſie unwiderſtehlich hin; ſeine, faſt Liebe gebietende Geſtalt konnte keinem Weibe mißfallen. Auch ſie glaubte in kurzem, dem ältern Bruder angehören zu müſſen, und erwiederte ſeine Zuneigung mit ſich ihm ganz hingebenden Herzen.

Schon war der Liebesbund Bruno's und der erröthenden Johanna durch den Seegen des Vaters geheiligt, als das Regiment, bei welchem der Neuverlobte diente, Befehl zum Aufbruche erhielt. Zwar blieb der Ort, wohin es marſchiren ſollte, noch ein Geheimniß; doch ließen alle Zurüſtungen eine ſehr weit entlegene Beſtimmung vermuthen; gewiß eine niederſchlagende Ausſicht für Bräute!

Die gefühlvolle Johanna empfand die Schmerzen der bevorſtehenden Trennung in ihrer ganzen Größe; ihr Vater theilte ihre Beſorgniſſe; aber beide hegten zu ſtrenge Begriffe von Ehre, und ſchätzten Bruno's Muth zu hoch, um von Suchung des Abſchieds auch nur einen Gedanken zu äußern. Liebe ohne Ehrgefühl — ſo ſagten ſie bei ſich ſelbſt — verdient dieſen ſchönen Namen nicht, und, dem geliebten Manne eine Erniedrigung anſinnen, heißt ſich ſelbſt bei ihm herabſetzen.

4.

Amarelli ſchied von der ſtillweinenden Baroneſſe unter den feurigſten Schwüren ewiger Liebe, unter den heiligſten Verſprechungen, ſo oft es nur die Umſtände geſtatten wollten, von ſich Nachricht zu geben. Auch erfüllte er dieſe Zuſage anfänglich auf das pünktlichſte.

Späterhin, da das Contingent erſt über die Vaterlandsgränze, ſodann über die Pyrenäen rückte, wurde der Briefwechſel oft unterbrochen. Sowohl der Baron, als Johanna, äuſerten aber gegen einander keine Unruhe deshalb, weil dieß, ſowohl wegen der weiten Entfernung, als wegen der Unſicherheit der Couriere, nicht anders zu erwarten ſtand.

Endlich hatte jedoch Bruno ſeit länger, als halber Jahresfriſt, nicht das mindeſte von ſich hören laſſen, und die lang insgeheim herumſchleichende Nachricht von einer vorgefallenen blutigen Affaire, bei welcher die Garde ſich vorzüglich ausgezeichnet, aber auch vor allen andern gelitten habe, drang bis zu Johannen.

Hatte das ſanfte Mädchen, um ihres Vaters zu ſchonen, bis jetzt alle Kraft aufgeboten, ihre bangen Ahnungen nicht in Worte ausbrechen zu laſſen; ſo geſtattete ihr nun die Macht ihrer zurückgehaltenen Gefühle keine weitere Verſtellung.

Ihr Vater, der nach einigen ihm mitgetheilten Winken ſchon längſt das Schrecklichſte fürchtete, liebte ſie zu innig, um ſie durch leere Hoffnungen aufzurichten; er hielt es einem leidenden Herzen für zuträglicher, es ſeinen Beſorgniſſen und ſich ſelbſt zu überlaſſen, als durch eitles Hinhalten ſeine Qual zu verlängern, und es dann, wenn auch der letzte Hoffnungsſtrahl verlöſcht, um ſo ſchmerzlicher leiden zu laſſen.

5.

Auf dieſe Art ging der nach einiger Zeit eintreffenden Nachricht, daß Amarelli an der Spitze ſeiner indeß erlangten Grenadiercompagnie bei einem Sturm geblieben ſey, wenigſtens der Schreck der Ueberraſchung ab. Johanna hatte ſchon längſt den gefallenen Helden beweint; die Todespoſt fügte ihrem Kummer nichts, als die äuſſere Trauer, bei.

Faſt ein ganzes Jahr verfloß der duldenden Johanna in tiefſter Betrübniß. Nach und nach milderte jedoch die Zeit ihren Schmerz, und der Baron, der ſeine früher gehegten Hoffnungen um ſo weniger aufgab, weil Bruno vor dem Ausmarſche ſeinen Stiefbruder zum Erben aller ſeiner Güther eingeſetzt hatte, richtete ſeine Blicke auf den zweiten Neffen. Er benutzte den Umſtand, daß ſich der Waffenklang aus den entfernten Gegenden wieder näher zog, zu einer Einladung an Kurt, und zu der Bitte, ihn, da er nur allzuſehr die Beſchwerden des Alters fühle, bei den bevorſtehenden Durchmärſchen zu unterſtützen. Münchberg folgte dieſem Rufe um ſo bereitwilliger, da, auſſer der Dankbarkeit gegen den edlen Oheim, auch der ſtille Zug des Herzens alle ſeine Gedanken unaufhörlich nach Johannens Aufenthalte lenkte.

Mit ſo zärtlicher Anhänglichkeit er von Jugend auf den feurigen Bruder geliebt, mit ſo heldenmüthiger Entſagung er ſeine Empfindungen für Johannen unterdrückt, mit ſo zahlreichen Thränen er Bruno's Tod beweint hatte, ſo war es doch nicht zu verwundern, daß ſeine Leidenſchaft bei dem Anblicke der, in ihrer Schwermuth nur noch liebenswürdigern Johanna, in ungetheilter Stärke erwachte.

Ließ den tieffühlenden Kurt ſeine hohe Achtung für die verwaiſte Braut ſeines Bruders, ließ ihn ſein Zartgefühl jedes Wort meiden, das auch nur auf die entfernteſte Hoffnung hingedeutet hätte; ſo verrieth doch ſeine Unruhe, ſeine Beklommenheit, die Unſtätheit ſeiner Blicke nur zu ſehr, was in ſeinem Innern vorging. Auch die junge Freiin fühlte ſich — ſo ſagte ihr wenigſtens eine wohlthuende, und doch von keinem, der menſchlich fühlt, zu verdammende Täuſchung — durch Kurts Aehnlichkeit mit dem frühern Geliebten, durch ſeine tiefe Trauer über deſſen Tod, ſanft zu ihm hingezogen. — „Iſt doch Freundſchaft nicht Liebe!" — rief es in ihrem Innern. — „Ich liebte ihn immer, wie eine Schweſter. — Er iſt Bruno's Bruder, das Einzige, was von dem Theuren mir übrig blieb; warum ſollte er mir fremd ſeyn? warum ſollte ich ihn fliehen? warum ſeine ſanfte Hingebung nicht dankbar erwiedern?"

6.

Indeſſen Kurt und Johanne, ohne den wahren Zuſtand ihrer Herzen zu kennen, ſich insgeheim bald anklagten, bald entſchuldigten; las nur der Dritte, der alte Freiherr, deutlicher in ihrer Seele. Doch ſo erwünſcht es ihm war, wenn ſein Plan auch jetzt noch in Erfüllung gehen ſollte; ſo ſehr ihn Kurts edler Charakter täglich mehr für ihn einnahm; ſo gewiß er ihn für den würdigſten Eidam anſah; ſo enthielt er ſich doch aller Einwirkung, feſt überzeugt, daß Herzen, die für einander beſtimmt ſind, ſich ſelbſt finden.

Auch verſtattete der Heranzug einer zahlreichen Armee gar bald keinen Gedanken an Familien-Angelegenheiten. Der Freiherr ſowol, als Kurt, hatten vollauf zu thun, den durchmarſchirenden Truppen hinreichende Verpflegung zu verſchaffen, und bald die Pflichten der Höflichkeit gegen die im Schloß einkehrenden Gäſte, bald die Pflichten der

Menſchlichkeit gegen die Kranken in ihrem ganzen Umfange zu erfüllen. Des letztern Amts bemächtigte ſich jedoch bald ausſchließlich Johanne. So zart ihre Geſundheit, ſo ungewöhnt ihr Auge bis jetzt des menſchlichen Elends war, ſo erſchien ſie doch, gleich einem ſtärkenden Engel, überall, wo es der Hülfe bedurfte, und entlockte manchem Munde einen frommen Seufzer, ein ſtilles Gebet, der ſeit Jahren nur Flüche und Läſterungen ausgeſtoßen hatte.

Nach einigen ſtürmiſchen Wochen zog das kriegeriſche Getümmel vorüber, und ſo lauter das Waffengeräuſch noch vor kurzem getobt hatte, deſto verödeter und ausgeſtorbener ſchien nun auf einmal die Gegend. Nur wenige Nachzügler erneuerten zuweilen das Andenken an die Vergangenheit; ſonſt war der Anblick der wieder beruhigten Landſchaft ganz dazu geeignet, die Seele in ein ſtilles, zwiſchen Bangigkeit und Hoffnung getheiltes Nachdenken zu verſetzen.

7.

Eines Abends, da der Baron mit Johannen und Kurt, in dergleichen Betrachtungen verloren, auf einer Gartenbank ſaß, und ihre Blicke über die Fluren hinſtreiften, wo noch vor kurzem Geſchütz aufgeführt geweſen war, fiel ihnen ein Wägelchen in die Augen, das, obſchon das Ausländiſche im Allgemeinen für ſie den Reiz der Neuheit verloren hatte, dennoch ihre Aufmerkſamkeit an ſich zog.

Ein zweirädriger Karrn, mit blendendweißer Plane bedeckt, ein abgetriebenes Maulthier, mit gehörntem Kummet verſehen, mit Glöckchen und bunten Büſcheln ſeltſam verziert, ein bejahrter Fuhrmann, der in ſchwarzer Weſte und rothem Gurt, mit zwei Terzerolen bewaffnet, ernſt und ſtattlich einher trat, kurz, ein ſo fremdartiger Anblick war ihnen bis jetzt doch nicht vorgekommen, und da der Maulthiertreiber, nach allen Himmelsgegenden umſchauend, ein wenig anhielt, ſo konnten ſie ihre Neugier nach den Inſaßen des auffallenden Fuhrwerks um ſo leichter befriedigen.

Dieſe ward jedoch bei weitem übertroffen, als ſie näher kamen, und ein auf das netteſte gekleidetes Frauenzimmer ſich von den Knieen erhob und herausbeugte, deſſen Geſicht ſo hohe Schönheit verrieth, daß man bei ſeinem Anblick jeden Gedanken an eine gewöhnliche, dem Heer folgende oder ſonſt auf Abenteuer herumziehende Landſtreicherin ſogleich aufgeben mußte. Eine bejahrte, wohlbeleibte Frau ſaß im Hintergrunde, ihrem Aeußern nach zur Bedienung der Jüngern beſtimmt.

8.

Die ſchlanke Ausländerin — denn daß ſie dieſes war, zeigte ſogleich ihre Madonnengeſtalt, ihr großes, brennendes Auge, ihre Adlernaſe, ihr nachtſchwarzes, beim Zurückwerfen des Sonnenhutes ſich loswindendes

Haar — bemerkte kaum den Baron mit den Seinigen, als ihr glänzendes Auge mit dem Blick erwachender Hoffnung auf ihnen, vorzüglich aber auf Johannen, verweilte. Sie faltete gegen dieſe, wie um Beiſtand flehend, ihre Hände; es lag in ihrem Blick, in der knieenden Stellung, in dem Aufheben ihrer ſchön geformten Arme, etwas unbeſchreiblich Anziehendes, etwas wahrhaft Bezauberndes.

Hätte es ſchon bei dem Freiherrn und ſeinen Begleitern dieſer rührenden Geberden nicht bedurft, um ſie zu jeder Art des Beiſtands bereitwillig zu machen, ſo verſtärkte doch das Aeußere der ſchönen Flehenden die Regungen des Mitleids, und foderte nur noch dringender zur lebhafteſten Theilnahme auf.

Man ließ gegenſeitig nichts unverſucht, ſich einander verſtändlich zu machen. Aus dem Kauderwälſch des Maulthiertreibers konnte niemand klug werden; die eigentliche Sprache der jungen Ausländerin war die Spaniſche, die Münchberg aus Neigung zu den Spaniſchen

Dichtern ein wenig gelernt hatte, ohne ſie ſprechen zu können. Da jedoch die Fremde auch etwas gebrochen Franzöſiſch und Deutſch untermiſchte, ſo gelang es endlich, dahinter zu kommen, daß ſie um einige Tropfen Wein bitte, weil ihre Begleiterin äußerſt ſchwach und krank ſey.

Kaum hatte Johanne dieſes gehört, als ſie, nach einem den Vater fragenden Blick, darauf drang, das Fuhrwerk in den Schloßhof zu bringen. Sie ließ die, mit geſpannter Erwartung aufhorchende Fremde verſtändigen, daß ſie nicht eher weiter dürfe, bis die Kranke völlig geneſen ſey, und dieſe erhob ihre Augen mit einem Blicke gen Himmel, drückte ihre Hand mit einer Inbrunſt an die Bruſt, daß man wohl ſehen konnte, auf wie viel harte Herzen ſie während ihrer Reiſe geſtoßen ſeyn mochte.

9.

Die Krankheit des ältern Frauenzimmers, das man der Tracht nach für eine

Nonne zu halten verſucht ward, war gefährlicher, als man anfänglich vermuthete. Der herbeigerufene Arzt zweifelte lange an ihrem Aufkommen. Die Jüngere, Iſaura genannt, die in ihrem ganzen Weſen höchſt leidenſchaftlich, und eben ſo heftig im Haß, als in der Liebe ſchien, wich faſt keinen Augenblick von ihrer Seite. Sie wachte alle Nächte ſelbſt bei der Patientin, lag, ſo oft jene ſchlummerte, den Roſenkranz betend, auf den Knieen, und kannte nichts angelegentlicheres, als den Baron und beſonders Johannen, deren gefühlvolles Herz bei der jetzigen Krankenpflege in ſeinem ſchönſten Lichte ſich zeigte, mit den beredteſten Blicken und Händedrücken ihre gränzenloſe Dankbarkeit an den Tag zu legen.

Trug nun dieſe edle, mit der größten Beharrlichkeit verbundene Anhänglichkeit der reizenden Fremden um ſo mehr dazu bei, ſie auf dem Schloſſe durchgängig beliebt zu machen, weil man nach und nach mit Gewißheit erfuhr, die Kranke ſey weit geringeren Standes; entfernte ihr feiner Anſtand, ihre Sittigkeit, ihre, bei der größten Einfachheit doch koſtbare Garderobe, ja ſelbſt der, in den Reiſepäſſen enthaltene Geſchlechtsname, jeden zum Mißtrauen Anlaß gebenden Verdacht; ſo konnte es auch nicht fehlen, daß Johanne, bei ihrem regen Sinn für alles Schöne und Gute, und bei der immer mit Iſauren getheilten Vorſorge für ihre Dienerin, die lebhafte Spanierin in kurzem außerordentlich liebgewann. Bald war eine Art Freundſchaftsbündnißes zwiſchen beiden geſtiftet, wie nur bei den Edleren des weiblichen Geſchlechts, die ſich ohne Furcht vor einem möglichen Fehlgriff einzig und allein den Gefühlen ihres Herzens überlaſſen dürfen, ſo bald und ſo innig entſtehen kann.

Dieſe gegenſeitige Zuneigung und der unaufhörliche Trieb nach Mittheilung beſiegte auch einigermaßen die Schwierigkeiten, welche die Verſchiedenheit der Sprache den Freundinnen in den Weg legte. Johanne erlernte bald einige Spaniſche Wörter, noch eher aber Iſaura ſo viel deutſch, daß man über die gewöhnlichſten Gegenſtände nothdürftig mit einander auskam. Gleichwohl erfuhr die Baroneſſe von der Fremden nichts weiter, als daß ſie aus einer ſehr vornehmen Familie entſproſſen, und in einem Kloſter erzogen ſey. Von der Veranlaſſung ihrer Reiſe erwähnte die Fremde nichts, und Johanne vermochte es nicht über ſich, ein Geheimniß, das jene verbarg, ihr entreiſſen zu wollen.

10.

Um dieſe Zeit erhielt der Baron Briefe, welche ihn und die Seinigen in eine ſonderbare Unruhe verſetzten; denn — ein Todtgeglaubter trat wieder in die Reihe der Lebendigen.

So ſelten auch dieſer Fall ſich ereignet, ſo geſchieht es doch wohl nie, ohne auf die Zurückgebliebenen eine ganz eigne, gewiſſermaßen beängſtigende Wirkung hervorzubringen. Es iſt hier nicht von rohen, niedrigen Gemüthern die Rede, welche die Habſucht beherrſcht. Aber auch viele der edelſten, gefühlvollſten Menſchen, die ihre nähern Verwandten und Freunde mit unzähligen, aufrichtigen Thränen beweinten, die dieſen Verluſt faſt nicht überleben zu können glaubten; würden, wenn dieſe noch im Tode Heißgeliebten durch ein Wunder erweckt würden, nicht wiſſen, ob ſie dieß bei ſich ſelbſt ein glückliches oder unglückliches Ereigniß nennen ſollten. Die Zeit hat lindernden Balſam in die Wunde gegoſſen; die Veränderlichkeit des menſchlichen Gemüths, die nie raſtende Sehnſucht nach zärtlicher Anhänglichkeit, hat andere Bande geknüpft; die Rechte des Todten ſind verjährt; Andere ſind im Beſitz; genug, es iſt bei weitem nicht alles mehr, wie es war, und der übrig gebliebene Theil glaubt, ſo ungerecht er dadurch gegen ſich ſelbſt wird, erröthen zu müſſen.

In ein ähnliches Verhältniß geriethen der Baron, Johanne und Kurt, als ganz unerwartet Nachrichten von einem entfernten Freunde eingiengen, Bruno ſey ſeiner bewieſenen Tapferkeit wegen zum Major ernannt, und werde mit nächſtem in das Vaterland zurückkehren. Ein kurz darauf folgender eigenhändiger Brief von ihm an den Baron, worinnen er an Johannen blos einen Gruß und Entſchuldigungen beſtellte, ſetzte dieß außer Zweifel, und enthielt gleichergeſtalt einige vorläufige, doch unbeſtimmte Nachrichten über ſeine bevorſtehende Zurückkunft.

II.

Der Baron war am erſten gefaßt; denn zwiſchen ihm und Kurt war es noch nicht zu der mindeſten Erklärung gekommen. Derſelbe Fall trat zwar auch, das Wort im ſtrengſten Sinne genommen, bei Johannen und Münchberg ein, allein ihre Lage war doch bei weitem verwickelter.

Schon längſt waren ſie gewohnt, ſich immer zu ſehen; ſchon längſt hatten ſich ihre Herzen einander, obwohl unmerklich, genähert; ſchon längſt hatte Johanne kein Vergnügen gekannt, ohne es mit dem Freunde zu theilen; ſchon längſt hatte Kurt den Tod ſeines Bruders für einen Wink angeſehen, daß ihm das höchſte, vorher mit unſäglicher Entſagung aufgegebene Glück noch beſtimmt ſey.

Jetzt trat der erſte Geliebte, jetzt trat der theure Bruder, wieder auf; und, ſchlug gleich das Herz noch ſo unruhig, der Verſtand konnte nicht lange ungewiß bleiben, was die Pflicht fodere.

12.

Kurt und Johanne verſchloſſen alle ihre Empfindungen in ſich ſelbſt; denn wie hätten ſie unter dem nun eintretenden Verhältniſſe wohl vermocht einander zu entdecken, was ſelbſt vorher nur Blick und Händedruck zu verrathen gewagt hatte? Sie fühlten ſich zu einander unaufhörlich hingezogen, und fanden es doch nothwendig, ſich zu meiden. Ihre Augen — und in der That die Augen beider gehörten zu den ausdruckvollſten, ſanft flehendſten, die man ſehen konnte — ſuchten einander überall, und ſanken dann betroffen zur Erde. Jedes Wort, das ſie einander ſagten, und, des öftern Zuſammenkommens wegen, ſagen mußten, ſchien ihnen bei ruhiger Prüfung zu zärtlich, zu vertraut, und doch wäre es für beide unmöglich geweſen, ſich kalt und gleichgültig zu benehmen.

Endlich faßte Kurt nach mancherlei Kämpfen den Entſchluß, unter dem Vorwande, ſeinem Bruder entgegen zu reiſen, das Schloß, das ſein Liebſtes umfing, zu verlaſſen, als ein abermaliger Brief Amarelli's deſſen gewiſſe Ankunft in der Hauptſtadt auf den Johannistag, zu Helmoldshauſſen aber auf einige Tage ſpäter, feſtſetzte, und der Baron, der ſchon längſt eine Reiſe in die Reſidenz zu unternehmen geſonnen war, ſich erklärte, den Wiedergefundenen mit Johannen dort zu überraſchen.

Nun hielt Kurt für unerläßlich, geſchähe es auch mit der ſchmerzlichſten Anſtrengung, der Pflicht jedes Opfer zu bringen. Er wollte die Reiſe mitmachen, er wollte ganz der vorige ſcheinen; dem theuren Bruno ſollte kein Gedanke entſtehen, daß es je anders geweſen ſeyn könne, als vor ſeinem Abſchiede. Er allein wollte leiden, wollte Zeuge der erſten Wiederumarmung ſeyn, und, durch Ueberwindung ſeines Herzens, der ihm von Johannen gewährten Zuneigung, der Liebe des wiedergeſchenkten Bruders, würdig werden.

13.

Dem alten Freiherrn war der innre Kampf des Jünglings nicht gänzlich entgangen; aber er hielt ſich für verbunden, die Auflöſung dieſer verworrenen Verhältniſſe dem Herzen ſeiner Tochter und der zwei

Brüder ſelbſt zu überlaſſen. Auch an jenem ſchönen Gewitterabende, deſſen wir im Eingange gedachten, blieb er, obſchon mehrmals wankend, dieſem Vorſatze getreu, und beſtimmte den Namenstag der geliebten Tochter, nicht ohne innere Beklommenheit, zu einem geſelligen Feſte, weil dieß an Johannens Namenstag immer der Fall geweſen war, und er ſowohl dieſe, als Iſauren, die, nach erfolgter Wiedergeneſung ihrer Begleiterin, ſich von Fortſetzung ihrer Reiſe nicht länger zurückhalten ließ, durch die Anweſenheit einer frohen Geſellſchaft zu erheitern hoffte.

Es tagte ein Morgen, hehr und herrlich, wie jener, der zuerſt über Eden herandämmerte, und kaum färbte die Morgenröthe den äußerſten Rand des Himmels, als ſchon auf den umliegenden Bergen die Johannesfeuer, von Jünglingen und Mädchen entzündet, gleich Opferflammen, hellſchimmernd aufloderten.

Iſaura, die jetzt vor ſteter Sehnſucht,

baldigſt weiter zu kommen, immer mit dem früheſten erwachte, hatte dieſe Freudenfeuer mit ſtillem Vergnügen betrachtet. Kaum waren ſie niedergebrannt, als ſie ſich eilig ankleidete, und kaum hatte die Sonne in goldner Klarheit die perlenden Halme und Blumen vom nächtlichen Thaue getrocknet, als ſie lauſchend den Vorhängen vor Johannens Schlafzimmer nahete.

Auch die Baroneſſe hatte voll Unruhe, womit die bevorſtehende Zuſammenkunft mit Amarelli ſie erfüllte, nicht lange des Schlummers genoſſen, und bald waren beide Freundinnen einverſtanden, des ſchönen Morgens auf einem Hügel, von dem man die ganze Gegend überſehen konnte, noch zum letztenmal recht mit vollem Herzen zu genießen.

Als ſie Arm in Arm durch den Engliſchen Garten die Wanderung antraten, blieb Iſaura am Eingange eines Lindenkreiſes ſtehen, zeigte ins Gras, und rief verwundert aus:

aus: „Sieh, ſieh, liebe Johanne! viele, viele Kränze!“

Die Baroneſſe hob einen der zunächſt liegenden auf; er war von Sternblumen geflochten, den von zärtlichen Herzen hochgeachteten Wahrſagerinnen, ob und in welchem Grade man geliebt ſey? Bald errieth auch Johanne die Urſache dieſer Kranzſammlung, und erklärte dann ihrer aufhorchenden Freundin, die Landesgewohnheit, nach welcher in jener Gegend die mannbaren Jungfrauen am Abende vor Johannis mit ſolchen Kränzen nach Baumzweigen werfen, und ſich von dem Zufalle, ob der Kranz das erſte, zweite oder drittemal hängen bleibt, die Gewißheit verbürgen laſſen, in welchem der nächſtfolgenden Jahre ihnen der Liebſte zu Theil werde.

14.

Iſaura hörte aufmerkſam, mit wehmüthigem Lächeln, zu; eine Thräne verſchönerte ihre großen, blitzenden Augen. — „Wir auch werfen!“ — rief ſie dann raſch aus — „du Braut — ich gemerkt; ich klug; du Frau über's Jahr — ſehen, ob Wahrſagung richtig!

Johanne, die in dieſem Augenblick ſo gern der Freundin alles, was laſtend auf ihrem Herzen lag, entdeckt, die eben ſo gern etwas von den Schickſalen der nun bald Scheidenden erfahren hätte, wäre nur das Mittel der gegenſeitigen Verſtändigung nicht zu unbehülflich und langweilig geweſen, gab ſich dem, für ſie ſchmerzlichen Spiele willig hin, warf den Blumenkranz, und verfehlte den Zweig.

„Sieh', wie thörigt es iſt, das Schickſal zu fragen“ — ſagte ſie ſchwermuthsvoll.

„Du nicht rechtgläubig — du Ketzerin“ — antwortete Iſaura mit mitleidsvollem Blick — „nicht in Himmel kommen, ach, heilige Jungfrau! — Ich werfen — ich!“ — —

Sie ergriff einen Kranz, hing ihn an den Arm, kniete auf einer Raſenerhöhung nieder, und betete dann mit niedergeſchlagenen Augen einige Ave's ſo innbrünſtig, daß Johanne tief gerührt ward. O gewiß, Iſaurens Andacht mußte ihrem Heiligen einen heißen Herzenswunſch im Gebete vortragen, und ſo fromme Seufzer mußten Erhörung finden!

Feurig ſprang dann Iſaura auf, zielte einige Augenblicke und warf nach dem Zweige. Der Kranz blieb ſogleich hängen. Die ſchöne Gläubige ſchmiegte ſich mit dem Ausbruche der heftigſten Freude ihrer Freundin in die Arme, und weinte an ihrem Buſen tauſend, dem Himmel dankende Thränen.

15.

Der günſtige Ausſpruch des ländlichen Gottesurtels, auf das Iſaura feſtes Vertrauen zu ſetzen ſchien, gab der lebhaften Spanierin eine ſo heitere Stimmung, als Johanna noch niemals an ihr bemerkt hatte; die Freude lieh ihren Augen das ſchönſte Feuer.

ihrem ganzen ſo ſtolzen, und doch ſo hinreißenden Weſen einen unbeſchreiblichen Reiz. Johanna konnte ſich an dem Anblicke der holden Erſcheinung kaum ſättigen; ihre Gutmüthigkeit bewegte ſie zu der Aeußerung, daß Kurt hier zugegen ſeyn möge. An dieſem glaubte ſie bemerkt zu haben, daß er Iſaurens nie ohne die größte Huldigung erwähnen könne, ſo wie an Iſauren, daß ihr großes Auge oft auf Münchbergs Zügen ſinnend verweile. Doch vermuthlich war dieß alles nur Täuſchung ihres Herzens. Sie ſchob ſich den Wunſch unter, ihren Freund durch eine Andere getröſtet und belohnt zu ſehen, und war doch auf beide faſt eiferſüchtig.

Iſaura ſah in dieſer Aeußerung nichts weiter, als die Beſtätigung ihrer geheimen Vermuthung, daß die Baroneſſe und Münchberg ein liebendes Pärchen ſey, und die beiden Freundinnen, von der Anmuth der vor ihnen ausgebreiteten Landſchaft, von dem

Anblicke weidender Heerden und vorüberwallender Landleute ergriffen, geriethen bald auf andere Gegenſtände, die ſich eher mit Geberden und wenigen Worten abfertigen ließen.

16.

Erſt als die Mittagszeit herannahete, ſchieden die Freundinnen von der ſchattigen Laube, und erfuhren durch einen entgegen geſchickten Diener, daß der Baron, um nicht das mindeſte von dem ſchönen Tage einzubüßen, unter einem Zelte habe decken laſſen.

Schon von weitem lud das Zelt, mit Guirlanden von Laub, Feldmohn und Kornblumen verziert, freundlich in ſeine Umſchattung ein; die Tafel ſelbſt aber ſchien ein Göttertiſch, von Flora und Pomona mit ihren geliebten Töchtern verſchwenderiſch ausgeſtattet. Roſen aller Art und Farbe bildeten einen Kranz; Erdbeere und Kirſchen lockten in den glänzendſten und geſchmackvollſten Gefäßen; Körbchen, mit Orangen und frühen, vom altem Schloßgärtner dem Gewächshauſe nicht ohne Stolz abgewonnenen Weintrauben, ſollten Iſauren in die ſüdliche Heimath verſetzen; Schmetterlinge und Käſer, von dem lieblichen Duft und Blumenſchein angelockt, ſchwärmten und ſummten darüber hin, und ſchufen durch ihre, wenn gleich zu Zeiten beſchwerliche Gegenwart, ein nur noch lebendigeres Blumen- und Fruchtſtück.

Beſtand gleich die Geſellſchaft nur aus der Familie des Barons und einigen benachbarten Edelleuten, ſo erweckten doch die Landluſt und die heitern Umgebungen ſehr bald laute Freude. Wie von einem ſüßen Traume erhoben, zeichnete ſich vor allen andern Iſaura aus; ſie ließ ſich ſehr leicht bereden, ein Spaniſches Liedchen zu ſingen, und entfaltete bei dieſer Gelegenheit, ohne es zu wiſſen und zu wollen, durch Blick, Miene und Beugung des Kopfes den Ausdruck jeder zärtlichen Leidenſchaft, von dem erſten, ſittigen Erröthen an, bis zur ſchmachtendſten Liebesglut; ſie unterhielt die Damen, ſo gut ſie es vermochte, von der Tracht und den Sitten ihrer Landsmänninen; ſie war die erſte, die ihre geliebte Freundin und ſich ſelbſt mit den auserleſenſten Roſen bekränzte.

Doch indem ſie noch mit ihrer Munterkeit, mit ihren feurigen Augen, alles belebte, und eben, um auf die aufgebrachte Geſundheit der Braut und des Bräutigams mit zu trinken, das Glas an die Lippen ſetzte, ſtieß ſie plötzlich einen heftigen Schrei aus, drückte, nicht achtend der zerbrechlichen Knospen, die Hand auf den Buſenſtrauß, wurde bleich, und bat zitternd Johannen, ſie in den nächſten Pavillon zu begleiten.

Niemand wußte, was ihr begegnet ſey, und alle wollten ihr helfen. Doch ſie wies die Erſchrockenen mit der Hand winkend zurück, und ſtürzte, Johannen mit ſich fortziehend, in den Gartenſaal.

17.

Noch war alles voll Beſorgniß und auf den Ausgang geſpannt, als Iſaura die Thüren des Pavillons aufriß, und mit lauter Stimme: „Todt! todt! zu Hülfe!“ rief. In demſelben Augenblick warf ſie die Thüren wieder zu; man hörte Geräuſch am Schloſſe, als wolle ſie zuriegeln. Die Anweſenden ergriff Verwirrung und Beſtürzung. Man eilte zu dem Pavillon; man rief um Eröffnung; man ſprengte endlich die Thür, da keine Antwort erfolgte. Iſaura, beide Arme feſt an ſich gepreßt, drängte ſich gewaltſam durch die Hereinſtürzenden, und flüchtete in das gegenüberſtehende Luſthaus. Die Baroneſſe lag todtenblaß auf dem Sopha. Münchberg ſchrie laut auf. Ein ſchrecklicher Argwohn erwachte, und der Ausruf: „die Spanierin hat ſie ermordet!“ ſchwebte auf mehreren Lippen.

18.

Allerdings gab die auffallende Gereiztheit und die Flucht der, in ihrem ganzen Aeußern ſtets leidenſchaftlichen Fremden, ſo wenig man einen Zuſammenhang finden konnte, dieſem Verdachte einigen Anſchein; doch entdeckte man in kurzem, daß man geirrt habe. Johanna war blos ohnmächtig, und bald eilte auch Iſaura, immer noch die Hand ſchmerzlich aufs Herz haltend, wieder herbei, um den Damen, die ſich mit der Baroneſſe beſchäftigten, auf das thätigſte beizuſtehen.

Erloſch gleich hierdurch die übereilte Erbitterung gegen die ſchöne Spanierin augenblicklich; ſo blieb doch das Räthſel noch immer ohne Auflöſung. Ein Theil davon ward aber von Iſauren, die man von allen Seiten deshalb beſtürmte, theils durch Worte, theils durch die ſprechendſte Pantomime baldigſt erklärt.

Die, in eine Art lyriſcher Schwärmerei verſetzte Iſaura, hatte ſich, wie ſchon erwähnt, Buſen und Haare mit Roſen geſchmückt. Durch die Süßigkeit des Spaniſchen Weins, den die Donna gefodert hatte, oder durch den Blumenduft angelockt — (ein entzückter Dichter würde vielleicht einer ſchönen Täuſchung erwähnen) — wählte ſich eine herumkreiſende Wespe die Blumen an ihrer Bruſt, und bald ein Plätzchen neben denſelben, zum einſtweiligen Ruheſitze. Kaum erblickte die Spanierin das unheildrohende Inſect, als ſie vor Schreck nach der bedrohten Stelle fuhr. Durch dieſe Bewegung erzürnte ſie die kleine Stachelträgerin, und Iſaura bewirkte, ſtatt ſie von ſich abzuwehren, gerade das Gegentheil. Die gereizte Näſcherin ſuchte den einzigen Zufluchtsort, der ihr offen ſtand. Sie ſchlüpfte in das Thal der reizendſten, jetzt unruhigwallenden Lilienhügel. Iſaura drückte nun, vor Angſt, nur noch heftiger, und ward von der verzweifelnden Feindin auf das empfindlichſte geſtochen. Mit aller Faſſung, die ihr zu erzwingen möglich war, — konnte ſie vor Männern wohl ſagen, was ihr begegnet ſey?" — rief ſie die Freundin zu Hülfe, und entfloh mit ihr in den Pavillon. Das, wie ſie glaubte, immer aufs neue Gefahr drohende, doch in der That ſchon früher erdrückte Inſect, mußte entfernt werden; dieß aber ſtand nicht anders zu bewirken, als durch Auflöſung ſo mancher einengenden Feſſel. Bei dieſer Beſchäftigung ſank Johanna in Ohnmacht, ohne daß Iſaura nach ihrer Verſicherung, eine Urſache angeben konnte. Die Donna, hierdurch in die größte Beängſtigung verſetzt, ſchrie, ihrer Entkleidung vergeſſend, um Hülſe; aber ein Blick auf ſich ſelbſt ließ ſie in denſelben Moment jedes fremde, beſonders jedes männliche Auge ſcheuen. Sie verſchloß eilig die Thür des Pavillons, weil entweder jungfräuliche Schüchternheit über den Wunſch, der Freundin Beiſtand zu verſchaffen, ſiegte, oder ſie auch hoffte, Johannen allein wieder ins Leben zu rufen. Nach gewaltſamer Eröffnung der Thüre, ſah ſich die Schamhafte plötzlich im Zuſtande der Verzweiflung. Nur der allgemeinen Beſtürzung hatte ſie es zu verdanken, entweihenden Blicken entgangen zu ſeyn. Um ſich zu retten, war ſie geflohen, und erſt dann zurückgekehrt, als ſie das, ſelbſt vor dem Monde zu verbergende ſchöne Geheimniß wieder verſchleiert hatte.

19.

Während Iſaura, mit hoher Purpurröthe, den Damen dieſe Geſtändniſſe halb that, halb errathen ließ, und dieſe den, von Neugierde geplagten Eheherren und Liebhabern einen Auszug mittheilten, hatte ſich Johanna auf ihrem Zimmer ziemlich wieder erholt.

Der um ihre Geſundheit zärtlich beſorgte Vater gab ihr ſeine Beunruhigung über dieſen, bei ihr ſonſt ungewöhnlichen Zufall zu erkennen, und ihr Herz bedurfte jetzt zu ſehr eines Vertrauten, um nicht dem Baron die Veranlaſſung dieſes Ereigniſſes offenherzig einzugeſtehen.

Sie erzählte ihm die Umſtände von Anfange an genau ſo, wie er ſie durch eine Dame nach Iſaura's Bericht vernommen hatte.

„Aber, o mein Vater!" — fuhr ſie fort — „da ich der, ihrem Schmerz faſt unterliegenden Freundin Linderung ſchaffen wollte, nimmer werden Sie errathen, was ich erblickte! Der Brillantring, an eine ſeidne Schnur befeſtigt, war es, was die ſchöne Fremde an ihrer Bruſt trug, derſelbe Solitair, den ich Bruno beim Abſchiede gab! Der mich, ich weiß ſelbſt nicht, wie? überfallende Gedanke an jenen Tag, an meine Thränen, an ſeine Schwüre, der Gedanke, daß der mir beſtimmte Bräutigam treubrüchig ſey, der Gedanke, der Gedanke — ach, muß ich endlich die Schwäche meines Herzens verrathen? — daß meine Liebe zu Kurt — ja, ich liebe ihn unſaglich; in dieſem

Augenblick ward es mir deutlich! — kein Verbrechen ſey: — Alles, Alles dieß beſtürmte mich, als ich jenen Ring gewahr ward, und die Natur war zu ſchwach, um nicht dem Andrange ſo mannigfaltiger, zugleich in mir erregter Gefühle zu unterliegen.“

20.

Dem alten Freiherrn befremdete dieſe, ihm kaum glaubliche Entdeckung nicht wenig. Er meinte, daß hier vermuthlich ein Irrthum im Spiele ſey, daß Ringe einander gleich ſähen. Doch, als Johanna ihn an die, gewiß ſeltene Koſtbarkeit jenes Edelſteines erinnerte, als ſie ihn verſicherte, daß ſie noch denſelben grünen Faden am Bügel des Ringes erblickt habe, den ſie ſelbſt darum gewunden, konnte er kaum ſeine Unruhe länger mäßigen.

Er verließ ſeine Tochter, die der Ruhe bedurfte, und hinterbrachte der Geſellſchaft, bedauernd, daß Johannens Krankheit ihr, nicht erlaube, wieder zu erſcheinen. Hiermit erreichte er ſeine Abſicht, die ihm jetzt läſtig fallenden Gäſte zu entfernen.

Kaum hatten jene Abſchied genommen, als er Kurt auf die Seite zog, und mit ihm Iſauren aufſuchte, die indeſſen, unter Beiſtande ihrer erfahrnen Duennä, den Schmerz des verwundeten Buſens mit kühlenden Blättern geſtillt hatte. Mit Hülfe Kurts, als Dollmetſchers bat er ſie, ihm, ſo viel es einem Dritten geſtattet ſey, jetzt zum Abſchiede einen Blick in ihr Schickſal zu vergönnen, wozu ſie ſich um ſo lieber entſchließen werde, da, dem Anſcheine nach, die Beruhigung ſeiner Tochter davon abhänge.

21.

Donna Iſaura, die noch immer von der plötzlichen Ohnmacht ihrer Freundin keine Urſache ergründen konnte, ließ ſich hiezu bereitwillig finden, und erwiederte in den ſüßeſten Tönen ihrer hochklingenden Sprache folgendes, was Kurt dem Baron ſo gut als möglich, ins Deutſche übertrug:

„Schon längſt, — begann Iſaura — „ſchien es mir Pflicht, wenigſtens meiner holden Wohlthäterin das Räthſel meiner Wallfahrt zu erklären. Nur die Unmöglichkeit, mich ihr anders, als durch einen männlichen Dollmetſcher, völlig verſtändlich zu machen, hielt mich davon zurück. Jetzt, da ich nach Ihren Aeußerungen auf irgend ein Mißverſtändniß ſchließen muß, könnte es Kaltſinn und Undank verrathen, wenn ich länger ſchwieg.“

Das unglückliche, doch groß gefallene Saragoſſa war mein Geburtsort. Ich gehöre einer der angeſehenſten ſpaniſchen Familien an, und begab mich kurz vor Ausbruch der Unruhen, nach dem Wunſche meiner Aeltern, als Novize ins Kloſter. Unbekannt mit der Welt, hegte ich ſonſt keine Wünſche, und konnte den Tag kaum erwar-

erwarten, an welchem ich eingekleidet werden ſollte.“

Um dieſe Zeit näherten ſich die Schrecken des Kriegs unſerm Aufenthalte; wir, wenigſtens wir Jüngern, erfuhren in unſerer ſtillen Zelle nicht eher etwas davon, bis wir den Donner der Kanonen vernahmen. Wir lagen täglich und nächtlich vor den Altären, ohne eigentlich zu wiſſen, um was wir zur Himmelskönigin beten ſollten.“

„Das erſte Schießen, das wir gehört hatten, rührte von einem Ausfalle der Belagerten her. Sie waren zwar mit Verluſt zurückgetrieben worden, hatten aber doch Gefangene gemacht. Ein Theil der Bleſſirten wurde, da unſer Kloſter überhaupt zur Krankenpflege beſtimmt war, wegen Mangel andern Platzes, in demſelben verwahrt.“

„Unter den am ſchwerſten Verwundeten befand ſich auch ein feindlicher Officier, der ſich durch ſeine Tapferkeit vor allen andern ausgezeichnet hatte. Hingeriſſen von der

Hitze des Kampfs, war er zuletzt in einen Hinterhalt der Unſrigen gefallen, und nur durch einen bejahrten, die Tapferkeit des Jünglings achtenden Commandeur, der nichts mehr verſchonenden Wuth entriſſen worden.“

„Die Menge der Verwundeten, und der daher entſtehende Drang der Nothwendigkeit, veranlaßte es, daß man ſich jetzt nicht blos der ältern Nonnen, ſondern auch der jüngſten, zur Wartung bediente. – So lernte ich den fremden Officier kennen. Mein unbewachtes, unerfahrnes Herz wurde ſchon bei ſeinem erſten Anblicke von nie gefühlten Regungen erfüllt; jeder Tag unſers Umgangs entzündete eine Leidenſchaft heftiger, die mir bis dahin gänzlich unbekannt geblieben war.“

„Es glückte mir, zu ſeiner Geneſung beizutragen, ſo wie ſpäterhin, eine drohende Gefahr von ihm abzuwenden. Die Dankbarkeit ſeines Herzens vermochte ihn vielleicht, die Empfindungen, die er in meinen Augen las, zu erwiedern.“

„Doch, ſtellte mir ſchon die erwählte Beſtimmung, und das im Herzen längſt abgelegte Gelübde dieſes Bündniß als ein Verbrechen vor; ſo war auf der andern Seite die Zeit, in welcher wir uns gefunden hatten, einer nähern Verbindung nicht günſtig. Mein Vater war während der Belagerung rühmlich gefallen, meine Stiefmutter geflüchtet. Von meinen übrigen Verwandten hatte ich keine Nachricht. Auch wurde die Lage der Stadt täglich bedrängter und furchtbarer.“

„Endlich — o laſſen Sie mich über die ſchrecklichſten Tage meines Lebens hinweg eilen — erfolgte, nach an Raſerei gränzender Vertheidigung, falls ſich anders dieß von einem Aſchenhaufen ſagen läßt, die Eroberung. Unſer Kloſter ſtand, wie Alles, in Brand; die Pförtnerin, meine jetzige Begleiterin, die mich von jeher mit einer Art Abgötterei geliebt hatte, theilte alle Gefahren mit mir, bis mein, indeß längſt befreiter Geliebter mir zur Rettung erſchien!“ — —

„Ich war ohne Obdach, ohne Schutz. Ich ergab mich ohne Vorwurf meines Gewiſſens einer Liebe, die ſchon vorher das Glück meines Lebens geweſen war, und nun, nach Vernichtung des Kloſters, ſelbſt von der Vorſicht gebilligt ſchien. O wie ſeelig prieß ich das Loos, mich die Seinige nennen zu dürfen; wiederfinden muß ich ihn, oder ſterben!“

„Die noch immer nicht ganz geheilte Armverwundung meines Geliebten bewirkte nach einiger Zeit ſeine Zurückſendung mit einem Theile anderer Bleſſirten, über die ihm das Commando übertragen ward. Er entdeckte mir ſeinen Entſchluß, ſich an der Gränze von Deutſchland anſäſſig zu machen, und in meinen Armen das Glück ſeines Lebens zu finden; er rettete mir einen Theil des väterlichen Vermögens.“

„Als ich eines Tags dem Zuge, voll der ſüßeſten Hoffnungen, folgte, ward ich durch eine aus den Gebirgen herabſtürzende

Bande ſogenannter Brigands von dem Geliebten getrennt. Die Begierde, womit dieſe, ohne uns zu bemerken, den Bewaffneten nachſetzten, verſchaffte uns zwar Gelegenheit, durch eine Schlucht zu entfliehen; doch der größte Theil unſerer Wägen verſank von einer morſchen, jetzt zu ſehr belaſteten Brücke, in einen faſt unermeßlichen Abgrund.“

„Da wir überall als Spanierinnen erkannt wurden, gelangten wir ohne große Schwierigkeit über die Gränze. Auf eingezogene Erkundigung erhielt ich die Beſtätigung meiner Vermuthung, daß mein Freund mit den übrigen Entkommenen nach Deutſchland abmarſchirt ſey. Von dieſem Augenblick an habe ich ihn überall, doch ach, vergebens, geſucht. So lange meine Baarſchaft und die wenigen, mir angehörigen Koſtbarkeiten zureichen, werde ich nicht davon ablaſſen. Meine Heiligen haben mir an dieſem Morgen ein günſtiges Zeichen gegeben, dem ich gläubig vertraue.

22.

Dieß ungefähr war der Inhalt von Iſaura's Erzählung, und nun eilte ſie zu ihrer Freundin, von welcher man ſie bis jetzt aus dunkler Beſorgniß zurückgehalten hatte.

Der Baron ging, einen Zuſammenhang ſuchend und, beinahe wider Willen, ahnend, noch mit ſich ſelbſt zu Rathe, was ferner zu thun ſey, als ihm ein Brief Amarelli's überbracht wurde. Dieſer meldete ihm, daß er bereits in der Hauptſtadt angelangt ſey, aber, wegen mancherlei verwickelter Aufträge, vermuthlich erſt nach einigen Wochen des Glücks genießen könne, ihn und die geliebte Braut in Helmoldshauſſen zu umarmen.

Die Kürze des Schreibens, der offen beiliegende, mehr verbindlich, als zärtlich, abgefaßte Brief an die Baroneſſe, ſelbſt der auf ein ungewiſſes hinausgeſchobene Beſuch, beſtärkten den Baron nur noch mehr in der ſchon früher gefaßten Vermuthung, daß vielleicht — —

„Doch warum nicht auch den letzten Schritt thun, der ja alles aufhellen muß!“ — rief er bei ſich ſelbſt, als er durch das geöffnete Fenſter in dieſem Augenblicke die im Garten luſtwandelnde Iſaura bemerkte.

Nach einer kurzen, ruhig, doch, ſo viel die Unbehülflichkeit der Sprache es verſtattete, höchſt intereſſant ſcheinenden Unterhaltung, war ſein weiterer Entſchluß augenblicklich gefaßt. Er begab ſich von neuem zu Johannen, und, da er ſie wieder verlaſſen wollte, fühlte ſich die Kranke ſo wohl, ſo geſtärkt, daß, nach ihrem Wunſche, der Baron Iſauren und Münchberg zum Abendeſſen in ihr Zimmer lud.

Faſt wär man zu glauben verſucht worden, die beiden Freundinnen hätten jetzt die Rollen vertauſcht. Belebte die Spanierin am Mittage die ganze Geſellſchaft, ſo ward jetzt das Abendeſſen von Johannen, die wie auf Roſenwolken zu ſchweben ſchien, mit ſinniger Zartheit erheitert.

Doch bald ſchien das Vorgefühl der morgenden Trennung ſich ihrer zu bemächtigen. Sie ſchloß, wie vom Schmerz der Trennung plötzlich ergriffen, Iſauren auf das zärtlichſte in die Arme, und rief ihr bittend ins Ohr: „Verlaß uns noch nicht, Iſaura! Reiſe mit uns nach der Hauptſtadt!“

Der Baron und Kurt fanden dieſe Idee ungemein natürlich und erfreulich. Iſaura ſprach lange zu Münchberg von der Unmöglichkeit, von ihrem feſten Entſchluſſe, von ihrer Raſtloſigkeit, die ſich nicht länger bekämpfen laſſe. Als jedoch dieſer ſowohl, als der Baron, ihr vorſtellte, daß ſie gerade in der Nähe des Hofes am erſten diejenigen Nachrichten einziehen könne, welche zu Erlangung ihres Wunſches erforderlich wären; als Johanna ſie immer feſter umſchlang und durchaus nicht eher, bis nach ertheiltem Jawort, aus dieſer ſchönen Gefangenſchaft laſſen wollte; da vermochte ſie endlich nicht länger zu widerſtehen. Es war ja nur ein Umweg von drei Meſſen, und dann wollte ſie um ſo ſchneller — der Armee nach — geradesweges über die Gränze!

23.

Mit Anbruch des nächſten Morgens beſtieg die wieder geneſene Pförtnerin, unter tauſend, dem Schloſſe und ſeinen wohlthätigen Bewohnern ertheilten Seegnungen, ihr Spaniſches Fuhrwerk; ſelbſt dem jetzt wohlbeleibten, ungeduldig klingelnden Maulthier, und ſeinem wortkargen, doch freundlich blinzelnden Treiber, konnte man es anſehen, daß ſie hier noch die alte, deutſche Gaſtfreiheit gefunden. Bald darauf folgte auch der Guthsbeſitzer mit den Seinigen und der ſchönen Fremden.

Sobald der Baron an Ort und Stelle angelangt war, ſuchte er den Major auf, doch ohne von Johannens und Kurts Mitgegenwart etwas gegen ihn zu erwähnen. Amarelli zeigte ſich zwar über die angenehme

Ueberraſchung erfreut, zog Erkundigungen über Johannens Befinden ein, und ſuchte das Geſpräch ſo lebhaft, als möglich fortzuſetzen; doch ſchon nach den erſten Ausbrüchen ſeines Gefühls verſank er in eine auffallende Stille. Sein Auge ſtarrte düſter vor ſich hin. Man ſah es deutlich, nicht blos überſtandene Beſchwerden, nicht blos Entfernung vom Vaterlande, konnte dieſen Blick ſo getrübt, dies, ſonſt ſo feurige Herz ſo erkaltet haben.

So wenig dieſe Bemerkungen dem gutmüthigen Oheim entgingen, ſo wenig fand er doch für gut, etwas darüber zu äußern. Vielmehr lud er Amarelli auf einige Stunden ſpäter in ſein Abſteigequartier ein, was denn jener bereitwillig, ja zuletzt ſogar zärtlich gerührt und ganz wieder der vorige ſcheinend, zuſagte.

24.

Münchberg, in deſſen Bruſt, beſonders in den letzten Tagen, Liebe zum Bruder und zu deſſen Braut, Pflicht und Neigung, ſo manchen harten Kampf unter ſich beſtanden hatten, war blos auf dringendes Verlangen des Oheims indeſſen bei den Frauenzimmern geblieben. Aber faſt bereute er ſeine Nachgiebigkeit; faſt verließ ihn alle, bis jetzt ſo muthvoll zuſammengehaltene Kraft; denn, ſo wenig er nun noch auf Johannens Herz den mindeſten Anſpruch machte, mit ſo hoher Achtung ihn ihre Faſſung, ihre Fügung in die veränderten Umſtände erfüllte, ſo dünkte ihn doch in dieſen entſcheidenden Augenblicken ihre innere Ruhe auch allzunatürlich, ihre Heiterkeit zu wahr, ihre Luſtigkeit, mit welcher ſie um Iſauren tändelte, faſt übertrieben. Ward es ihr denn ſo ſehr leicht, ihn aufzugeben? oder hatte er ihr nur zum Spielballe gedient und war ihr nicht wenigſtens werth genug, daß ſie die Qualen ſeines Herzens kannte?

Selbſt Iſaura, ununterrichtet von Allem, was um ſie vorging, wußte ſich kaum in die ſanfte Freundin zu finden, und gab dieß zuletzt ſogar laut zu erkennen. Doch die Baroneſſe brachte nun das geſtrige Kranzwetſen wieder in Erinnerung, und wußte die Wundergläubige mit ſo ſüßen Hoffnungen und Ahnungen zu erfüllen, daß um beider Herzen bald Scherz, bald Wehmuth, zu ſtreiten ſchien, und für Kurt bei den beiden Mädchen nun vollends kein längeres Bleiben war.

25.

Sobald der Baron zurückkam, eilte Münchberg zu ihm, und erhielt die Nachricht, daß Bruno in kurzem den Beſuch erwiedern werde. Man traf die Verabredung, Kurt ſelbſt ſolle ihm die Thür öffnen. Dann begab ſich der Baron noch auf einige Minuten zu Johannen, und ging dann, ſich mit Ungeduld die Hände reibend, wieder zu Kurt.

Faſt eine Stunde lang hatte dieſer ſehnſüchtig am Fenſter gelauſcht, als er endlich den theuern Verlorengeglaubten die Straße herauskommen ſah. Uebermannt von unausſprechlichen Gefühlen, ſprang er auf, ihm entgegen; beide Brüder ſanken ſich mit der zärtlichſten Inbrunſt in die Arme. Wer an Brudertreue nicht glauben will, der hätte Münchberg ſehen ſollen, der doch durch Bruno's Zurückkunſt von den ſchönſten Hoffnungen ſeines Lebens auf ewig getrennt ward.

„Auch meine Tochter iſt mit uns gekommen“ hub der Baron an, da ſich die Brüder ein wenig erholt hatten.

„Auch Johanne?“ — erwiederte Bruno, und auf ſeinem Geſicht wechſelte mehrmals Erröthen und Erbleichen.

Und ſchon öffnete der Baron die Flügelthüren einer anſtoßenden Reihe Zimmer: Amarelli's Augen fielen auf den im letzten Cabinet ſtehenden Sopha. Die Eine der darauf ſitzenden Damen richtete ſich in die Höhe, und — ſowohl Bruno, als Iſaura, ſtanden verzückt, als erblickten ſie einen geliebten Schatten! Dann auf einander zufliegen, und ſich umarmen, und vor Entzücken weinen und lachen, war den ſich Wiederfindenden Eins.

Auch Kurt und Johanne blickten einander unverwandt an, und wären ſo gern dem Beiſpiele jener gefolgt. Doch ihre Mienen ſprachen ja deutlich genug; ihre Herzen klopften ja faſt hörbar!

26.

Erſt nach einigen Tagen konnte der Baron dazu gelangen, ſich die etwa noch unaufgelöſeten Räthſel von Amarelli aufhellen zu laſſen.

Iſaura — dieß war der Hauptinhalt von des Majors Erzählung — hatte ihm zweimal das Leben gerettet; einmal, da er tödlich verwundet, ohne ihre zärtliche Pflege völlig hülflos geweſen wäre; das zweitemal mit Preisgebung ihres eignen Lebens, da die bis zur Wuth erbitterten Einwohner alle

Gefangene aufſuchten, um ſie zu ermorden, und jedes Verbergen mit dem Tode beſtraften.

Schon im Anfang ſeiner Wiederherſtellung hatte er der liebenswürdigen Pflegerin, zum Zeichen ſeiner innigſten Erkenntlichkeit, den von Johannen beim Abſchied erhaltenen Ring, die einzige Koſtbarkeit, die dem Scharfblicke ſeiner Feinde entgangen war, nach langer Weigerung aufgedrungen. Damals glaubte er dieß noch bei ſeiner Braut verantworten zu können; denn — ſo entſchuldigte er ſich wenigſtens bei ſich ſelbſt — auch die Braut mußte ja der Retterin ſeines Lebens jeden Beweis ſeiner Dankbarkeit gönnen!

Späterhin, da Iſaura's Leidenſchaft ſich nicht mehr verbarg; da er ſeine längſt empfundene Liebe von der feurigen Kloſterjungfrau auf das zärtlichſte erwiedert ſah; da ſie Alles für ihn aufs Spiel ſetzte; ward es ihm zur Gewißheit, daß er ſo, wie Iſauren, keine andre Sterbliche, ſelbſt nicht Johannen, zu lieben vermöge.

Er ſuchte ſeine Retterin, ſeine Heißgeliebte, bei der, nach der Eroberung erfolgten gräßlichen Verwirrung lange vergebens, und erſt am dritten Tage war er ſo glücklich, ſie, mitten zwiſchen brennenden Gebäuden, endlich aufzufinden. Auf ſeinen Schultern trug er ſie durch Flammen und Einſturz drohende Mauern.

Von nun an ſahen ſich beide als für einander beſtimmt an. Bei dem Ueberfalle in den Pyrenäen wurde Bruno aufs neue gefangen, aber bald nachher wieder befreit. Er ſpürte nun raſtlos der Verlorenen nach, erhielt aber bald die ſchreckliche Nachricht, daß auf der Flucht alle, bei ſeinem Zuge befindlich geweſene Wägen in einen reißenden Bergſtrom herabgeſtürzt, und nur einige zerſchmetterte Leichname, unter dieſen auch ein, durch Jugend und Schönheit das Mitleid um ſo mehr erregendes Frauenzimmer, aufgefunden worden wären. Das Kloſter, wo man die Verunglückten begraben, wurde ihm

ihm genannt. Mit Gefahr, auf's neue in Gefangenſchaft zu gerathen, kehrte er dahin zurück, beſtand auf Eröffnung des Sarges, und erlangte dieſe endlich. So viel die traurigen Ueberreſte noch ein Erkennen geſtatteten, hielt er ſich für überzeugt, in dem Leichname des jungen Frauenzimmers den Körper ſeiner geliebten Iſaura zu erblicken.

Viele Monate hatte er keinen Gedanken, als den ſeines Verluſts, und verſank in die tiefſte Melancholie; nach und nach, bei der Annäherung an ſein Vaterland, erwachte in ihm der Gedanke an Johannen, und ſeine Wortbrüchigkeit fiel ihm laſtend aufs Herz. Die Erinnerung an die Liebenswürdigkeit ſeiner Braut verband ſich damit; die Hoffnung drang lindernd an ſeine Seele; die Ueberzeugung, daß wenn irgend etwas fähig ſey, ihn über ſeinen Verluſt zu tröſten, dieß der Beſitz Johannens ſeyn werde, brachte ihn zu dem Entſchluſſe, der Baroneſſe einen Theil ſeiner Begebenheiten zu entdecken, und, hielt die Verlobte ihn dann ihres Herzens noch würdig, ſein jugendliches Bündniß auf immer zu befeſtigen.

Der Baron, den das Beiſpiel der eigenen Tochter um ſo nachſichtiger gegen fremde Schwächen machte, der Johannen gränzenlos liebte, ja, ſelbſt vor Iſaura's Geſtändniſſen, zu Zeiten gewünſcht hatte, den treuen Münchberg durch die Hand ſeiner Tochter auf immer an ſich zu feſſeln, leitete nun mit aller Klugheit, die ihm Umgang und lange Erfahrung verliehen hatte, mit möglichſter Uebergehung jedes Umſtands, der einen oder den andern Theil unangenehm hätte berühren können, dasjenige ein, was, bewandten Umſtänden nach, zu thun übrig blieb. Noch vor Verfluſſe des Julius wurde der Bund Bruno's und Iſaura's durch einen Prieſter ihrer Kirche geweiht. Die, durch die Macht erhabener Schönheit alles bezaubernde Braut trug an dieſem feſtlichen Tage neben dem Mirtenkranze eine Weſpe von

Brillanten, das Geſchenk des Barons, in den dunkeln Locken. Vielleicht ohne den Stich jener rachgierigen Näſcherin, die für ihre Kühnheit einen beneidenswerthen Tod fand, wären hienieden vier liebende Herzen einander entriſſen worden. Denn in der That hatte der Baron, nach dem Wunſche einer Tante Johannens, deren Univerſal-Erbin ſie werden ſollte, ſchon alle Anſtalten getroffen, die Vermählung ſeiner Tochter in der Reſidenz ſelbſt aufs baldigſte zu begehen, und das treue Spaniſche Mädchen wäre vielleicht noch lange in der Irre herumgeſchweiſt, ohne auch nur zu ahnen, wie nahe ſie dem geliebten Amarelli geweſen ſey, und daß ſie in dem Schloſſe ſeines Oheims, in der Nähe ſeiner Verlobten einen Zufluchtsort gefunden habe.

Als wieder Johannistag kam — ein Jährchen glaubten Kurt und Johanna dem Anſtande ſchuldig zu ſeyn — reichten auch dieſe vor dem Altare zu Helmoldshauſſen einander die Hand. Iſaura, jetzt ſchon eine glückliche Mutter, prieß am Abende des Hochzeitfeſtes die Zuverläſſigkeit des weiſſagenden Kranzwerfens. Ihr felſenfeſter Glaube fand jetzt neue Beſtätigung; denn war ſie ſelbſt nicht in dem nämlichen Jahre, Johanna erſt mit Anfange des zweiten, dem Geliebten zu Theil worden?

5.

Das Einhorn.

Mährchen.

Tief in Arabia lebte ein Prinz mit Namen Nadir, ſchön, wie der Tag, muthig, wie der Löwe, wenn er aufſpringt vom nächtlichen Lager.

Unermeßliche Schätze hatte ſein Vater ihm verlaſſen; ſeine Roſſe und Kameele bedeckten weite Ebenen; Perlen und Gold ſchmückten ſein Gewand, wie ſeine Tafel; die ſchönſten Blumen des Morgenlandes ſchienen nur zu blühen, um ſeinen Augen zu gefallen.

Noch ehe er das Jünglingsalter erreicht hatte, war ihm von ſeinem Vater Zulima, die Tochter eines andern Arabiſchen Heerführers, zum Weibe erkohren worden. Sie war reizend, aber ſtolz und herrſchſüchtig. Nie hatte ſie der Liebe Sehnſucht gekannt; ſie wollte nur glänzen und gebieten! Nadir ehrte ſie, aber er konnte ſie nicht lieben.

Doch unter den Roſen ſeines Harems blühte eine junge Sklavin, Saide, auf, die ſein Vater noch in ihrer Kindheit von Hali, dem Anführer einer räuberiſchen Horde und ſeinem Todtfeinde, erbeutet hatte. Saidens Wange glich der Morgenröthe, ihre Augen den Augen der Gazelle, ihr Mund dem Ritz am Granatapfel. Ihre Haut war weißer, als weiße Seide, ihre Zöpfe ſchwärzer, als Ebenholz. Sie liebte den Prinzen Nadir, nicht als ihren Gebieter, ſondern als den einzigen Jüngling ihres Herzens; Nadir glühete für ſie, doch ſeine Empfindungen glichen zugleich der Zärtlichkeit eines Gärtners, der die ſchönſte Blume ſeines Gartens nur mit Entzücken betrachtet, aber nicht zu berühren wagt. – Der letzte Lohn ſeiner Liebe ſollte eine fromme Gabe ihres liebenden Gefühls, nicht ein Opfer der Achtung, nicht eine Folge ihres Gehorſams ſeyn.

So hatte Nadir und Saide ſchon mehrere Monden lang, faſt nur wie Bruder und Schweſter, im reizendſten Bande der Vertraulichkeit mit einander gelebt. Sie wich nur ſelten von ſeiner Seite, und er verſtattete ihr, feſt ſich auf ihre jugendliche Unſchuld verlaſſend, jede Freiheit, die den übrigen Weibern ſeines Harems verſagt war.

Eines Morgens fand Nadir ſeine geliebte Saide in Thränen. Ein fremder Araber hatte ihr einſt eine Taube von der ausgezeichneteſten Schönheit überbracht. Das Gefieder derſelben war blendend weiß, und eine roſenfarbne Federkrauſe — niemand konnte unterſcheiden, ob dieſe ſeltne, liebliche Farbe durch die Natur oder Kunſt hervorgebracht worden war? — umgab ihren ſchimmernden Hals. Sie kam augenblicklich herzugeflogen, ſobald Saide ſie lockte; ſie ſaß oft auf dem Finger ihrer reizenden Gebieterin, ſchlug ſie liebkoſend mit den Flügeln und pickte girrend und ſchnäbelnd ſüße Körner aus ihren knoſpenden Lippen, oder zupfte an dem Schleier, der, wie ein ſilberner Nebel, die reizendſten Früchte umgab. Jetzt war das getreue Lieblingstäubchen der kindlichen Saide entkommen, und nichts vermochte ſie über dieſen Verluſt zu tröſten.

„Reich' mir meine Waffen, meine Saide!“ — ſagte Nadir, die Holde umarmend — „gieb mir die Jagdlanze, und Köcher und Bogen! Die Hüter meiner Heerden haben ſchon, noch ehe die Mondſcheibe ſich füllte, mir berichtet, daß ein Einhorn ſich ſehen läßt in der Wüſte. Schwer zwar iſt dieſes flüchtige und muthige Thier zu fangen, aber leicht dann zu zähmen. Wohlan denn! ich verſuche es, und bringe dir, bin ich glücklich, die Beute der Jagd zum Erſatz für deine Taube.“

Bekümmert gehorchte ihm das liebende Mädchen. Sie fürchtete von der Wildheit und Stärke des Thieres tauſend Gefahren für den Jüngling ihres Herzens; aber ſie wagte es nicht, dem Tapfern ihre Furcht zu erkennen zu geben.

Nadir, von der Hand der Liebe gewaffnet, gab Befehl, daß ihm die Greiſe, Weiber und Kinder in langſamen Zuge bis an die Gränze der Wüſte folgen ſollten; er ſelbſt beſtieg mit den rüſtigen Männern flüchtige Roſſe, und eilte dahin voraus.

Kaum war er mit ſeinem Jagdgefolge dort angekommen, als ſie in weiter Entfernung einen glänzend weißen Punct gewahr wurden; bald ſahen ſie das Einhorn aus dem niedrigen Gebüſch aufſpringen, und wiehernd von einem Berge herabkommen. Es näherte ſich, ſchien die Jäger auszuwittern, blieb trotzig ſtehen und ſchaute ſie mit hellen Augen an; aber kaum ergriffen ſie ihre Bogen und wollten die Pfeile auflegen, als es ſcheu davon lief und mit ſo ungemeiner Schnelligkeit die Flucht ergriff, daß es, ungeachtet des eifrigſten Nachſetzens, gänzlich aus ihren Augen verſchwand.

Die ſchlanke, majeſtätiſche Geſtalt, das blendende Weiß der Haut, das glänzende Schwarz der langen, wild flatternden Mähne, und das hoch auf der Stirn hervorragende gewundene Horn des Wunderpferdes waren für Nadir und ſeine Diener viel zu anlockend, als daß ſie die Hoffnung, es leicht zu verwunden und dann lebendig einzufangen, oder äußerſten Falls es zu erlegen, nach einem einzigen fruchtloſen Verſuche hätten aufgeben ſollen.

Vielmehr umzogen ſie den ganzen Berg, wohin es ſich wieder geflüchtet hatte, mit Netzen, Tüchern und Seilen, und ſuchten aufs neue ſeine Fährte mit unermüdeter Begier.

Mehreremale kamen ſie ihm auf die Spur; mehreremale entdeckten ſie es ſogar ſelbſt; aber alle Pfeile und Wurfſpieße flogen bei ihm vorbei, und, wenn ſie auch einmal glaub-

glaubten, es in die Netze getrieben zu haben, ſo ſprang es leicht darüber hinweg, oder zerriß ſie mit unglaublicher Gewandtheit und Stärke.

Ermüdet und über die Vereitlung ſeiner Anſtrengungen mit ſich ſelbſt zürnend, kehrte endlich Nadir eines Abends aus den wüſten Steppen zurück. Er erblickte ſchon aus weiter Ferne ſeine Gezelte, freute ſich auf den Empfang ſeiner Saide, und ſpornte ſein flüchtiges Roß. Doch ehe er noch das Lager erreichte, gewahrte er unter einem duftenden Tamariskenbaum ein ſich zärtlich umarmendes Pärchen. Kaum traute er ſeinen Augen; es war ſeine Saide und ein unbekannter ſchöner Jüngling!

Nadirs Erſchrecken und Wuth war ohne Gränzen. Von Eiferſucht und Rache getrieben, ſtürzte er ſich auf das liebende Paar, und durchbohrte mit ſeinem Dolche den Fremdling, daß er ohne einen Laut in Saidens Arme ſank. Ohne auf ihr Flehen, auf ihre Thränen zu achten, beſahl er ſeinen Dienern, die Ungetreue zu feſſeln, und begab ſich, voll düſterer Schwermuth in ſein Gezelt.

Hier ſaß er die Nacht über, ohne ſchlummern zu können. Die Sterne am hellen Himmel ſchienen ihm nicht mehr, wie ſonſt, einen frohen Reigen zu tanzen, ſondern wandelten einſam mit trübem Scheine ihre nächtliche Laufbahn; der Mond hatte ſich für ihn mit einem Schleier umhüllt, und die Thautropfen der Blätter ſchienen ihm Thränen. Er verwünſchte Saiden und ſein Geſchick. — „Ich liebte ſie mehr, als mich ſelbſt! — ſagte er — „Aus Liebe wagte ich es nie, ihre Blüthe zu brechen, und doch konnte ſie mich hintergehen! Sie ſchien ſo gut, ſo unſchuldig, ſo zärtlich, und ein Fremdling konnte in wenig Tagen den Gebieter und Freund aus ihrem undankbaren, untreuen Herzen verdrängen.“

Jetzt gieng die Sonne auf hinter den

BIBL. UNIVERS. LIPS.

blauen Gebirgen, und ſeine Gemalin Zulima trat in ſein Gezelt. Schon längſt neidiſch über die, der jungen Sklavin geſtatteten Vorzüge, haßte ſie Saiden mit der höchſten Erbitterung; jetzt hoffte ſie, die ihr längſt zugeſchworne Rache ausführen zu können.

„Du haſt dich umſonſt abgemühet, mein Herr und Gemal!“ — redete ſie den, durch ihre Ankunſt überraſchten Nadir mit verſtellter Zärtlichkeit an — „das wilde Einhorn iſt dir entgangen, und, was du auf der Heimkehr fandeſt, mochte dir freilich unerwartet ſeyn!“

„Laß mich Zulima!“ — erwiderte Nadir — „Ich kann Vorwürfe von dir verdienen, aber ich ertrage nicht deinen Spott.“

„Fern ſey es von mir“ — verſetzte Zulima — „deiner zu ſpotten; dich zu tröſten, mit dir zu trauern, bin ich gekommen. Kann ich nicht mehr deine Geliebte, ſo kann ich doch deine theilnehmende Freundin, deine vorſichtige Rathgeberin ſeyn, und daß ich das immer war, werde ich dir beweiſen. Alſo — höre mich an, und wenn du es gerecht und gut findeſt, was ich dir zu ſagen habe" —

„So ſprich, Zulima!"

Boshafte Freude glänzte jetzt aus Zulima's Augen, und ſie hub mit, dem Anſcheine nach, begütigender Stimme an: „Noch haſt du, lieber Nadir, wie ich wenigſtens glaube, keine hinlängliche Urſache, über Saiden zu zürnen und dich über ihre Undankbarkeit zu grämen. Es iſt wahr, Saide hat ſich ſchon längſt mir verdächtig gemacht; es iſt wahr, du fandeſt ſie in den Armen eines Andern, den man ſchon mehrmals in der Nähe unſers Lagers erblickt haben will; aber dennoch — wer weiß auch, ob deine Augen dich nicht verblendeten, ob nicht dieſer Umgang, dieſe Vertraulichkeit ſich entſchuldigen läßt?"

Was Zulima wünſchte, geſchah; Nadir ward immer zorniger; er befahl, die Verbrecherin an ſeiner Liebe herbeizuführen.

Mit Eiſenketten belaſtet, mit blaſſen Wangen, mit verweinten Augen, erſchien Saide; Nadirs zürnender, Zulima's triumphirender Blick ſchien jeden Lebensfunken in ihr zu erlöſchen. Aber hätte auch ihr Anblick Nadir erſchüttern und rühren können, ſo hätten doch ihre Worte ſeinen Zorn wieder wecken müſſen.

„Ich möchte dich haſſen, Nadir!“ — redete ſie ihn weinend an — „ob ich dich gleich lieben muß. Du haſt mir den Einzigen getödtet, der mir nächſt dir theuer war!“

„Elende!“ — knirſchte Nadir.

„Sey ruhig, mein Gemal!“ — unterbrach ihn Zulima — „Der Zorn thut nicht, was von Allah gerecht erfunden wird; mich, die unbefangene Richterin, laß mit Saiden ſprechen!“

Finſter ſchwieg Nadir, und Zulima wandte ſich zu Saiden. — „Wohl glaub' ichs, Unwürdige!“ — ſagte ſie zu ihr — „daß der Erſchlagene dir, daß du ihm theuer warſt!" Schon längſt ſchöpfte ich Argwohn wegen der von dir ſo geliebten, wegen der ſo wunderbaren Taube; aber erſt vor kurzem iſt es mir gelungen, die getreue Briefbotin aufzufangen. Hier iſt ſie!"

Zulima zog das erwürgte Täubchen aus einem Körbchen hervor, und zeigte Nadir ein goldſtoffnes Beutelchen, das unter dem roſigen Federkragen verborgen war.

Saide bebte; zitternd vor Zorn löſte Nadir die Schnur auf, und fand ein zuſammengewickeltes Palmblatt mit folgender Schrift: „Ich ſehne mich unbeſchreiblich, dich einmal wieder zu umarmen, und werde immer in der Nähe ſeyn, wenn Nadir ſich entfernt. Sind gleich unſre Gebieter feindlich geſinnt, ſo wird doch mein Herz ewig für dich, meine erſte Liebe, mit ungetheilter Zärtlichkeit ſchlagen."

„War der Brief an dich, Schändliche?" — fragte Nadir mit glühenden, verzehrenden Blicken.

„Er war es“ — antwortete Saide — „und doch bin ich unſchuldig. Der Jüngling, den du ermordet haſt, war mein einziger Bruder; meine Mutter, eine Sklavin Hali's, iſt längſt geſtorben. Er ſelbſt diente ſchon im Heere des Hali, als dein Vater mich erbeutete; er liebte mich von jeher unausſprechlich, und fühlte in ſpätern Jahren die Sehnſucht, mich einmal wieder zu ſehen. Er ſchickte mir durch den Araber die Taube, und dieſe war zu Zeiten der treue Bote zärtlicher Geſchwiſterliebe.“

„Gut ausgeſonnen Sklavin!“ — ſagte Zulima höhniſch — „er war dein Bruder, und iſt getödtet; deine Mutter iſt längſt verſterben; nur die Todten können für dich zeugen!“

„Ich bin unſchuldig“ — wandte ſich Saide an Nadir, ohne Zulima einer Antwort zu würdigen — „Nur die Fortſetzung des väterlichen Haſſes zwiſchen dir und dem Sohne Hali's war Urſache, daß ich dir aus dem Beſuch ſeines treueſten und tapferſten Dieners ein Geheimniß machte. Ihm war ich mit ſchweſterlichem Herzen zugethan; geliebt habe ich nur dich, und nie hat ein Mann mich berührt. Für dich nur habe ich geblüht; aus Liebe zu dir werde ich verwelken, wenn du mich ausrotteſt aus deinem Garten."

„Nur die Todten können für ſie zeugen!" — wiederholte Zulima zu Nadir gewandt — „aber," da die zärtliche Schweſter ſo ſehr auf ihre Unſchuld trotzt," ſo bietet ſich jetzt eben ein Mittel dar, uns von ihrer Treue zu überzeugen, und dadurch meinem Nadir ſeine verlorne Ruhe vielleicht wieder zu ſchenken."

„Und welches?" — fragte Nadir tiefſinnig.

„Bei dem Stamme" — verſetzte Zulima mit heuchleriſcher Beſtimmtheit, ob ſie gleich ſelbſt an die Wahrheit der Sage nicht glaubte, — „bei dem Stamme, den mein

Vater beherrſcht, iſt es allgemein bekannt; daß das Einhorn der Gewalt und Geſchicklichkeit der tapferſten Männer ſpottet; aber, wenn eine reine, unberührte Jungfrau ihm entgegentritt, ſich von ihr mit einer goldnen Kette willig feſſeln läßt.“

„Auch ich habe in meiner Kindheit dies gehört“ — ſagte Saide — „und was iſt mir ohne Nadirs Liebe das Leben? Gern unterwerfe ich mich dieſer Prüfung, und vertraue der Gerechtigkeit des Himmels.“

„So laß ihr denn eine goldne Kette reichen;“ — ſprach Nadir zu Zulima — „und ſie hinbringen nach dem Einhornsberge! Morgen mit Sonnen-Aufgang will ich dort wieder jagen.“

Die boshafte Zulima, im Voraus ſchon über den wahrſcheinlichen Tod der gehaßten Nebenbulerin frohlockend, ließ Saiden alsbald abführen, und legte zugleich den Worten ihres Gemals einen ganz andern und weit grauſamern Sinn unter, als er ſelbſt ſich gedacht hatte. Unter Nadirs Koſtbarkeiten befand ſich nämlich auch eine ſchwere goldne Kette, welche der übermüthige Hali ausdrücklich für Nadirs Vater hatte ſchmieden laſſen, die aber dem letztern nach einem erfochtenen Siege nebſt anderer Beute in die Hände gefallen war. Gegen dieſe groſe goldene Kette wurden auf Zulima's Befehl Saidens Eiſenbande vertauſcht, und dann die Unglückliche, faſt ganz entkleidet, an eine hervorragende Felsklippe damit angeſchloſſen.

In der peinlichſten Lage mußte die Arme, den heißen Strahlen der Mittagsſonne ausgeſetzt, faſt verſchmachten. Erſt gegen Abend gelangte Nadir mit ſeinem Jagdgefolge in jene Gegend; ſie trieben das Einhorn vor ſich her.

Noch weit wilder und unbändiger, als die erſtern Male, hatte diesmal das Bergroß der vereinigten Macht der Jäger ſich entgegengeſtellt, und viele von ihnen verwundet, einige ſogar getödtet. Jetzt rannte es, zur höchſten Wuth aufgereizt, nach der Felſenklippe. Nadir erblickte die angefeſſelte, hülfloſe Geliebte; Mitleid und tödtliche Angſt bemächtigten ſich ſeines Herzens. In dieſem Augenblicke hätte er ihr gern jedes Vergehen verziehen; von ſeinem Gefühl fortgeriſſen, eilte er mit der höchſten Verzweiflung ihr beizuſtehen.

Doch noch ehe er den Berg mit ſeinem ſchnellen Roſſe erreichen konnte, hatte das Einhorn mit einem Satze den Felſen erklimmt. Es erblickte Saiden, ſprengte augenblicklich mit dem Horn ihre Ketten vom Steine los, und ſchmiegte ſich dann, als ſucht' es bei ihr Schutz und Errettung, ſanft und zahm an ſie an. Saide warf ihre Feſſeln um ſeinen ſchlanken Hals, und führte es an der Hand, wie ein zahmes Hündchen, ihrem Nadir entgegen. „Der Himmel hat mich errettet" — rief ſie ihm zärtlich zu — „der unbezwingliche Sohn der Wüſte hat meine Unſchuld bezeugt; wirſt du noch länger deine Saide verkennen?„

Nadir, von dieſem wunderbaren Ereigniſſe erſchüttert, ſchlang entzückt ſeine Arme um ſie. — „Du biſt mein, und nichts ſoll uns wieder trennen!" antwortete er, und hob ſie vor ſich aufs Pferd. Wie im Triumph führte er ſie nach ſeinem Lager, und das Einhorn folgte ihr geduldig an der goldnen Kette. Er verſtieß Zulima, befahl für Saidens Bruder unter der Tamariske ein prächtiges Grabmal zu errichten, und erhob dann die ſchöne Sklavin zu ſeiner Gemalin.

Noch lange Jahre blieb das Einhorn Saidens immerwährender Begleiter und Beſchützer, und da es ſtarb, ließ Nadir aus ſeinem Horne viel künſtliche Becher ſchnitzen und allerlei goldnes Bildwerk nebſt Saidens Namenszuge darauf einlegen. Alle Töchter ſeines fürſtlichen Stammes erhielten eins dieſer Trinkgeſchirre als Mitgift, und man ſagt, daß nie ein Gift ſich in dieſen wunderbaren Gefäßen gehalten, ja daß ſelbſt die Bräute nur vor der Hochzeitnacht daraus hätten trinken dürfen, weil ſonſt das eingegoßne Getränk aufgebrauſt und über den Rand des Bechers zur Erde gefloſſen ſey.

Druckfehler.

S. 22 Z. 10 l. ſpäte ſt. ſpätere.
— 27 — 12 l. Anſchein ſt. Augenſchein.
— 145 — 3 l. unerläßlich ſt. unerträglich.
— 146 — 21 l. einer ſt. ſeiner.
— 193 — 3 l. dir ſt. die.
— 244 — 18 l. ſiebenden ſt. ſiebende.
— 295 — 8 l. aufgebrachte ſt. aufgetrachte.
— 299 — 15 l. demſelben ſt. denſelben.
— 214 — 10 l. erkältet ſt. erkaltet.

Inhalt.

1.

Der Familienbund. . . . . Seite 1

2.

Die Dornenkrone. . . . . — 61

3.

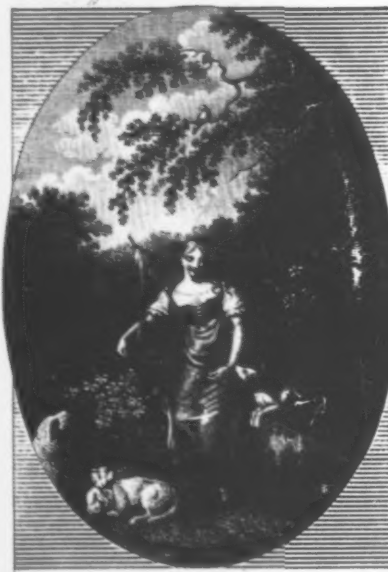
Die Gebirgsreiſe. . . . . — 167

4.

Der Weſpenſtich. . . . . — 259

5.

Das Einhorn. . . . . — 325



MARIECHEN.

Lindenblüten.

Von

Friedrich Kind.

Vierter Band.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Leipzig,
bei Johann Friedrich Hartknoch.
1819.

A. F. E. Langbein

in Berlin

freundſchaftlich gewidmet.

I.

Glaube und Liebe.

Der rüſtige Baſtian Straub hatte ſich ſchon in früher Jugend bei der Inſprucker Schützengilde einſchreiben laſſen, und dann dem hohen Kaiſerhauſe mit alttiroliſcher Treue lange Zeit als freiwilliger Jäger gedient. Da er funfzig Jahr alt war, faßte er den Entſchluß, ſich zur Ruhe zu ſetzen. Indeß beſtand dieſe Ruhe blos darin, daß er nach genommenem Abſchied ein Häuschen mit den angränzenden Bergäckern kaufte, und eine noch recht hübſche kinderloſe Wittwe zum Weibe nahm. Nun ſtellte er ſeiner Margreth und der alten Magd, die von ihr als ein liebgewordnes unveräußerliches Erbſtück mitgebracht worden war, die Pflege der wenigen Rinder und Ziegen, ſo wie die Beſorgung der kleinen Wirthſchaft gänzlich anheim; er ſelbſt aber gieng Tag und Nacht der Gemsjagd nach, oder bewährte, da er zugleich für einen der mannhafteſten Robler *) galt, ſeine Kraft und Gewandtheit bei Jahrmärkten und andern Volksfeſten. An wenig Bedürfniſſe gewöhnt, rauh, wie ſeine Felſen, abgehärtet und mit jeder Gefahr längſt vertraut, ſah er dieſe körperlichen Uebungen nicht für anſtrengend, ſondern für ein Vergnügen an, welchem man ſich bei herannahendem Alter wohl dahingeben dürfe, und zeigte auf ſeinem trotzigen Geſicht nur dann Merkmale von Freude, wenn ihm, nach manchem halsbrechenden Wagſtück, die lang im Auge gehabte Beute doch endlich zu Theil worden war, oder ein, beim feierlichen Wett-

---

*) Robler ſind Fauſtkämpfer und Ringer, welche, gleichſam als herausfodernde Kennzeichen, Hahnfedern am Hute, und einen ſchweren zinnernen Ring, Schlag- oder Stoß-Ring genannt, am kleinen Finger der rechten Hand tragen.

kampfe davon getragener Sieg die Zahl der von ſeinem Hute wehenden Hahnfedern abermals um eine vermehrt hatte.

Nach dieſen, ihm zum Bedürfniſſe wordenen Liebhabereien, war es denn auch kein Wunder, daß er ſie auf ſeinen, von mehrern Kindern allein übrig gebliebenen Sohn Ignaz fortzupflanzen ſuchte. Dieſer ſollte, mochten auch die beiden Mütter — denn dieſe Würde war auch der alten Elsbeth, wenigſtens der Sache nach, vorlängſt zu Theil worden — noch ſo oft gegen dieſe, wie ſie meinten, wilde und gottverſuchende Lebensart eifern, ein freier und geachteter Mann, folglich der keckſte Gemsjäger und geſchickteſte Robler werden, und der rüſtige Knabe gab, ſo fromm und kindlich geſinnt er im übrigen war, die beſte Hoffnung dazu. Kaum zählte Ignaz zwölf Jahre, als ihm Vogelfang und Vogelflinte, als ihm Ballſpiel, Wettlauf und Balgen mit ſeinen Schulkameraden nicht mehr gnügte, und er die ihm zur Aufſicht übergebenen Kühe und Ziegen oft nur durch das Läuten ihrer Glocken wiederfand, weil er, indeß ſie ruhig im Graſe wateten, irgend eine Schlucht, irgend einen Bergjöcher erklettert hatte, um einem Geierhorſt nachzuſpüren. Und kaum war es dem Vater gelungen, den gleich einer Bergtanne aufgeſchoßten Knaben bei einem Freiſchießen mit einzuführen, als der anfangs gering geachtete Schütz nicht nur in ſeinem Gurt einen Gewinn an baarem Gelde, ſondern auch außerdem den verwunderten Weibern eine blinkende zinnerne Schüſſel, als ſelbſt erworbenen Preis, in die Wirthſchaft mitbrachte. Bald war es nun in der Regel, daß er, wenn der Alte in die Felſen ging, denſelben begleitete, ja, es fehlte ihm ſogar nichts mehr, als reifere Körperkraft, um als Gemsjäger jenem ſelbſt nicht im mindeſten nachzuſtehen.

Einſtmals, da Baſtian, weil es ſich eben ſo gefügt hatte, allein auf der Jagd geweſen war, kehrte er, mißmuthiger und finſterer, als jemals, ſchon mit anbrechendem Abende in das Berghäuschen zurück, und es ward der guten Margreth unmöglich, den Grund dieſer auffallenden Unruhe von dem ohnedieß ſelten Geſprächigen zu erforſchen. Sie wurde daher von ihrer gewöhnlichen Beſorglichkeit dießmal weit ſtärker, als zu andern Zeiten, befallen, hielt dieß Gefühl für Vorahnung eines, ihrem Manne oder Sohne bevorſtehenden Unfalls, und fand am nächſten Morgen anfänglich nur darin einigen Troſt, daß der Alte, da er Jagdſtutz und Springſtock zur Hand nahm, den Jüngling mit barſcher Stimme zurückbleiben hieß. Hatte ſie aber bei Baſtians Weggange etwas freier geathmet, weil ihr auf dieſe Art die Gefahr wenigſtens getheilt, wenigſtens von einem ihrer Lieben abgewandt ſchien, ſo wußte ſie ſich dagegen, da er nun aus ihrem Geſicht war, kaum vor Angſt zu laſſen. Denn nun hielt ſie es wieder für ſicherer, hätte Ignaz den Vater begleitet; ſie glaubte, in Geſellſchaft des Knaben würde jener weniger gewägt, oder der gute Engel des Sohns würde über beide ſein ſchirmendes Schild gehalten haben.

Doch alle dieſe Gedanken und Beſorgniſſe kamen ja nun zu ſpät. Jetzt hegte die Beklommene nur noch einen Wunſch, nämlich, daß Baſtian dießmal nicht, wie ſehr oft geſchah, zur Nacht ausbleiben, daß er ſie nicht eine ſo lange, lange Zeit ihrer Furcht überlaſſen möge; aber auch dieſer Wunſch gieng nicht in Erfüllung. Baſtian kehrte in der erſten, in der zweiten, ja, was noch nie der Fall geweſen war, auch in der dritten Nacht nicht zurück.

Jetzt konnte auch der muthvolle Ignaz, der bis dahin die Aengſtlichkeit der Mutter, als eine weibliche Schwäche, durch freundliche Zuſprache zu verſcheuchen und hinweg zu ſcherzen geſucht hatte, nicht länger die Beſorgniß um den Vater unterdrücken. Er lief mit der Mutter in das Waldgebirg, um den Vater aufzuſuchen. Er verdoppelte ſeine Sorgfalt, als Margreth auf den ſteilen Gaiswegen ihm nicht länger folgen konnte. Er durchſpürte alle Schluchten, wo er früher mit dem Vater geweſen war. Er fragte jeden, der ihm begegnete. Er rief, wo ein Widerhall war, Baſtians Namen. Er gab mit der Pfeife das bekannte Zeichen. Umſonſt! niemand gab Antwort, niemand hatte den alten Gemsjäger geſehen; nirgends, nirgends war er zu entdecken. Von Kummer und körperlicher Anſtrengung faſt bis zur Entkräftung ermüdet, kehrte der wackere Knabe erſt mit Nachtem zu der Mutter, ohne ihr Troſt zu bringen; mit jeder der nächſtfolgenden Morgenröthen machte er ſich von neuem, machten ſich auch einige von Baſtians Freunden und Verwandten auf den Weg, den Verlornen zu ſuchen; doch immer ohne allen Erfolg. Es blieb blos die Vermuthung übrig, daß der kühne Gemsjäger in einen Abgrund geſtürzt ſey, und dort ſeinen Tod gefunden habe; ja, zuletzt würde ſelbſt hievon eine Gewißheit der troſtloſen Margareth, die wegen des, von Baſtian in den letzten Tagen bewieſenen nachdenklichen Weſens, zu Zeiten gar noch das Schrecklichere, einen Selbſtmord fürchtete, zur Beruhigung gedient haben. Wie dem aber auch ſeyn mochte, — denn Margareth ſuchte ſelbſt dieſen grauſenvollen Gedanken aus ihrem Herzen zu verbannen — ſo blieb der frommen Wittwe doch immer die quälende Vorſtellung, daß ihr Mann nicht einmal in geweihtem Boden ſeine Ruheſtätte gefunden habe, daß ſein Leichnam, wie der eines Verbrechers, in irgend einer unzugänglichen Felſenſchlucht unbegraben liege, und dem Wüten der Stürme, dem Fraß der Raubvögel preisgegeben ſey.

So ſehr auch der gute Ignaz, der, wenn er allein war, noch nach Verlauf von Wochen und Monden den Namen ſeines Vaters oft ſo lange laut in den Felſen rief, bis ihm vor Schluchzen die Stimme verſagte, zu Hauſe bemüht war, die Trauernde aufzurichten, und ihr durch kindliche Dienſte den erlittenen Verluſt minder fühlbar zu machen; ſo ſehr Margareth durch ſtilles häusliches Wirken und eifriges Gebet ſich ſelbſt zu beruhigen ſuchte; ſo war doch ihr, ohnedieß nicht kräftiger Körper durch dieß Unglück außerordentlich angegriffen und geſchwächt worden. Sie verfiel daher, als noch kein Vierteljahr verfloſſen, in ein ſchleichendes Siechthum, ſo daß zuletzt Ignaz, nur von der alten treuen Magd unterſtützt, die Bewirthſchaftung des kleinen Guthes übernehmen mußte. Von nun an gab er ſeine Lieblingsbeſchäfftigung, die Gemsjagd, ſo viel dieſe Entſagung ihm auch anfänglich koſtete, gänzlich auf, blos um ſeine kranke Mutter auf jede ihm mögliche Art zu unterſtützen; ja, es würde von ihm nach und nach alle Lebensluſt und Freude gewichen, er würde völlig in den Zuſtand einer ſehr mißbehäglichen Ruhe verſunken ſeyn, hätte die Redſeligkeit der treuen Elsbeth nicht unwiſſender Weiſe ſeiner Geiſtesthätigkeit eine aufrichtende

Beſchäftigung dargeboten. Elsbeth war nämlich, als ein früh verwaiſtes Kind, in dem Hauſe eines in der Landesgeſchichte ſehr bewanderten Sacriſtans erzogen worden, und hatte bei dieſer Gelegenheit ihrem Gedächtniſſe einen reichlichen Vorrath tiroliſcher Volksſagen eingeprägt, welche ſie nun, ſo oft es ſich thun ließ, nicht ohne ſich auf ihre Gelahrtheit etwas einzubilden, wieder an Mann brachte. Solchergeſtalt vergieng faſt kein Abend, an dem ſie nicht, wenn Ignaz von Beſtellung der Aecker, oder mit der kleinen Heerde nach Hauſe gekommen war, bei dem vor dem Krankenlager der Hausfrau bereiteten Nachteſſen, bald auf Herzog Friedrich mit der leeren Taſche zu kommen wußte, der das goldne Dächelchen erbaut habe, bald mit dem verwegnen Maximilian die Martinswand erkletterte, und den vielgeliebten Kaiſer, nach gehörig überſtandener Angſt, durch einen Engel in Schäfertracht mitten durch die Felſenwand hindurchführen ließ.

Ihr Leib- und Prachtſtück, welches ſie immer mit vorzüglichem Genuſſe zum Vorſcheine brachte, war und blieb jedoch die Liebſchaft des jungen Erzherzog Ferdinands zu der ſchönen Philippine Welſerin, die nun, wie ſie einſt mit eignen Augen geſehen habe, in der ſilbernen Capelle zu Inſpruck unter einem weißen Marmor-Denkmale ruhe, aber bei Lebzeiten mit einem ſo zarten Schwanenhalſe begabt geweſen ſey, daß man, wenn ſie getrunken, den röthlichen Tiroler Wein habe hindurch ſchimmern ſehen. Auch ſchien mit der Zeit ihr einziger Zuhörer — denn Margreth war größtentheils während des Geſprächs ſanſt entſchlummert — ſeine Aufmerkſamkeit von den Schickſalen des kaiſerlichen Gemsjägers in etwas abzuziehen, und ſie dagegen beſonders der letzten Erzählung zuzuwenden, was denn die erfreute Alte nicht allein zu noch öfterer Wiederholung vermochte, ſondern ihr auch eine günſtige Vorbedeutung für gewiſſe andere, in Hinſicht ſeiner gehegte, doch zur Zeit noch zurückgehaltene Wünſche ſchien.

Hierbei hatte ſie ſich jedoch vor der Hand wohl ein wenig verrechnet. Denn, als nach Verfluß einiger Jahre, auf Elsbeths geheimes Anſtiſten, Margaketh ihrem Sohn es ans Herz legte, nicht immer ſo einſam zu bleiben, ſondern dann und wann Verwandte und Freunde zu beſuchen, und ſich unter ihren Töchtern ein Weib zu wählen, ſtutzte der Jüngling wohl anfänglich, wollte aber bald nichts weiter davon hören, weil ja doch keines der Mädchen ſeiner Mutter diejenige Achtung und Vorſorge, die er für ſie verlange, beweiſen, folglich, ſtatt der gehofften Mithülfe und Unterſtützung, nur Mißmuth und Unfrieden in das Haus kommen werde. Noch weit weniger wollten über dieſen Gegenſtand Elsbeths nach und nach hervortretende Anſpielungen bei ihm etwas verfangen, welcher er vielmehr, ſo oft ſie darauf zurück kam, mit muthwilligem Necken in's Ohr ſang:

„Ein Büchslein zum Schießen,
Und ein'n Stoßring zum Schlagen,
Muß ein friſcher Bub' hab'n“ —

das dritte, in dieſem Lieblingsliedchen des Volks erwähnte Erforderniß:

„Und ein Dirnlein zum lieben“ — *)

böslicher Weiſe unterſchlagend.

Endlich, da Margareths Geſundheitsumſtände ſich von Tage zu Tage verſchlimmerten, und alle dagegen gebrauchte Kräuterſäfte und Oele nichts fruchteten, trat Elsbeth mit einem Gedanken hervor, den ſie ſchon lange in ihrem Herzen gepflegt hatte. „Hör', lieber Ignaz“ — ſagte ſie mit der Treuherzigkeit einer im Hauſe mitregierenden Dienerin — „mußt's am rechten End' anfaſſen, wenn Frau Margreth wieder geneſen ſoll. All' der Rosmarin und Lavendel, und die ſonſtigen heilſamen Pflanzen, ſind auch Gottes Gabe; ich verſchmäh' ſie darum nicht;

---

*) Die Melodie findet ſich in Bartholdys: „Krieg der Tiroler Landleute im J. 1809.“ S. 48.

doch ohn' die Vorbitt' der Heiligen bleibt die Heilkunſt doch eitel Menſchenthun; frag' nur den hochwürdigen Pater Ambroſius, der ſo etwas am beſten verſtehen muß! Nun aber iſt nächſten Freitag eine Wallfahrt zu der benedeiten Mutter Gottes vom blutigen Herzen, und wenn du als ein guter Sohn Alles zu Margareths Erhaltung gethan haben willſt, ſo ſollteſt du auch den Weg nicht ſcheuen, ſondern der hochheiligen Helferin deine Noth vortragen. Dürften wir die Kranke beide verlaſſen, ich wollt' wohl auf den Knieen bis zu dem Gnadenort rutſchen." Da die alte Magd alſo redete, dünkte es dem frommen Sohne ſchier wunderbar, daß er noch nicht ſelbſt hierauf verfallen ſey. Er bat daher ſeine Mutter um Erlaubniß zu dieſer Reiſe, und, ob dieſe wohl im Stillen vermeinte, ihr Stündlein würde in kurzem ſchlagen, wollte ſie doch die Hülfe der Heiligen eben ſo wenig verſchmähen, als ihren Sohn an Ausführung ſeines löblichen Vorſatzes hin-

hindern. Solchergeſtalt machte ſich Ignaz, von den Frauen behörig ausgerüſtet, mit Tagesanbruch auf den Weg, nachdem er Alles im Hauſe theils ſelbſt wohl verſorgt, theils der Obhuth der Magd übergeben, auch von ſeiner Mutter beim Abſchiede, nicht ohne Thränen, den Seegen erhalten hatte.

Es ward ihm gar wunderſam zu Muthe, da er ſich jetzt zum erſtenmal aus ſeinem Vaterhauſe entfernte, nicht, um ihm wohlbekannte einſame Pfade aufzuſuchen, ſich in Untiefen hinabzuwinden, und ſteile Felſen zu erklimmen, ſondern um unter eine Menge ihm ganz fremder Menſchen eine Reiſe anzutreten. Sein Herz war eine Zeitlang zwiſchen Gedanken an die zurückgelaſſene Kranke, zwiſchen der auflebenden Luſt, in jenen Gebirgsmaſſen, die jetzt das Morgenroth lieblich beleuchtete, wieder zu jagen, und zwiſchen der Hoffnung, durch dieſen Betgang die Geneſung ſeiner Mutter zu erwerben, getheilt. Als er aber endlich von fern den, über einen

Hügel langſam daher ſchreitenden Pilgerzug mit ſeinen Fahnen und Kreuzſtäben erblickte; als die Geſänge ihm an's Ohr drangen, womit die Wallfahrter ihren Weg kürzten; als er ſich, allen fremd und doch mit allen durch den Glauben befreundet, unter den Zug miſchte; als ſich ihm endlich nach zwei Tagereiſen die heilige Capelle öffnete und in ihr das Gnadenbild ſelbſt zeigte; da verdrängten Gefühle der kindlichen Liebe und frommer Andacht alle andere, und, wer den jugendlich blühenden Tiroler, mit tiefer Rührung und Inbrunſt auf ſeine Knien niedergeworfen, bemerkte, der hielt ſich leicht für überzeugt, daß ſein Gebet dem reinſten Herzen entſtröme. Auch ſtand er nach beendigtem Gottesdienſt mit einer ſo ſtärkenden Erhebung, mit einem ſo feſten Vertrauen zu den Wundern der Gnade auf, daß er kaum den Augenblick erwarten konnte, wo er wieder an das Krankenbett ſeiner Mutter treten, und die Feſtigkeit ſeiner Hoffnung auch ihr mittheilen werde.

Aus dieſem Grunde machte er ſich denn auch noch vor Abend auf den Rückweg, und zwar mit ſolcher Eilfertigkeit, daß er nicht einmal daran dachte, ſich vorher mit Speiſe und Trank zu erquicken. Als er jedoch, zwar in Geſellſchaft Mehrerer, welche ſich gleich ihm nach ihrer Heimath begaben, doch um ſie unbekümmert, eine Weile gewandert war, erinnerte ihn der Durſt, ſich nach einer Quelle umzuſchauen; und ſiehe! er erblickte in kurzem einen Waldbrunnen, welchen mehrere Pilger aus gleicher Abſicht umlagerten. Auf einer der Stufen aber ſtand ein ſchlankes, zwiſchen Kindheit und Jungfräulichkeit mitten innen ſchwebendes Mädchen in gewöhnlicher, doch ſehr feiner, Tirolertracht, das, den Strohhut nachläßig am Arme, und mit klaren, hellbraunen Augen um ſich herſchauend, aus einem ſteinernen Waſſerkruge die durſtigen Wanderer labte.

Das ganze Weſen des holden Dirnleins war ſo unſchuldvoll und lieblich, daß Ignaz ſeines Durſtes eine Zeitlang vergaß, und, ganz in Anſchauen verloren, mit weit geöffneten Augen nach ihr hinſtarrte. Er wußte ſelbſt nicht, wie ihm geſchehen war. Ihr wie Seide glänzendes, lichtbraunes Haar, wenn man Braun mit Gold durchſchienen alſo nennen darf, umſpielte in leichten Ringellocken die reine Stirn, die mit blaſſem Roſenhauch überlaufenen Wangen, und floß in zierlich geflochtenen Zöpfen auf den Rücken herab; jeder ihrer Blicke, jede ihrer Bewegungen, die Aemſigkeit, mit der ſie ſich zum Schöpfen herabbeugte, die Freundlichkeit, mit der ſie den Durſtenden, ohne zu ermüden, den Krug darbot, gewährte den reizendſten Anblick; was aber den ehrlichen Ignaz mehr noch, als alles übrige, bezauberte, war ihr hoch gerundeter, milchweißer Hals, den hellrothe Granaten-Schnuren, bis zum Rande des knappen Mieders herabfallend, und jede einzeln auf die Lilienhaut einen Strahlenbogen werfend, nur noch blendender zeigten. Gleich einem Sonnenblick durchzückte es den jungen Tiroler. „Wie Philippine Welſerin!“ klang es im Tiefſten ſeines Innern. Was lange, ihm ſelbſt unbewußt, als das Höchſte weiblicher Anmuth ſeinem Herzen vorgeſchwebt hatte, ſtand jetzt athmend in der Wirklichkeit vor ihm.

Und ſchon fieng es an, leerer um die freundliche Mundſchenkin zu werden, als ſie ſelbſt Ignazens gewahrte, und, ſeinen auf ſie gerichteten Blick dahin auslegend, mit dem lieblichen Roſenmund, der zwei klare Perlenreihen zeigte, mit einer Stimme, in welcher Herzensgüte und Schalkheit ſich vereinten, ihm zurief: „Willſt du auch noch trinken, du Laurer?“

„Wohl bedarf ich deß, ſchmuckes Maidl!“ erwiderte er, wie aus einem Traume erwachend. — — „Biſt du hier zu Haus?“ — ſetzte er dann treuherzig hinzu, ſich dem labenden Kruge nähernd.

„Wallfahrterin, wie du!“ antwortete das

Mädchen leicht, indem es ihn trinken ließ. „Welch Anliegen brachte dich hieher?"

„Liebe zu einer Mutter — und dich?"

„Liebe zu einem Vater!"

„Du biſt glücklich, daß du noch einen Vater haſt!"

„Ach! wüßt' ich das!" verſetzte ſie, und hob traurig das helle Augenpaar gen Himmel — „Ich erinnere mich ſeiner nur wie eines Traumgeſichts. In finſtrer Schwermuth iſt er eines Morgens ausgegangen und nicht wieder zurückgekehrt. Darum betete ich jetzt für ſein ungewiſſes Schickſal, oder für ſeine Ruhe im Grabe."

„Sonderbar; daſſelbe iſt mein Schickſal!" —

„So ſind wir ja Unglücksgeſchwiſter. Nun habe ich dir noch einmal ſo gern zu trinken gereicht!" —

Mit dieſen Worten brach ſie das Geſpräch ab, und wandte ſich zu einigen Pilgern, die ſie gleichfalls um Waſſer angeſprochen hatten.

Aber Ignaz konnte ſeine Augen noch nicht von ihr wenden, und wurde zugleich gewahr, daß ihr Strohhut unbeachtet auf dem Rande des Brunnens lag. Er ſchlich leiſe hinzu, wand ſein eigenes grünes Hutband darum, und nahm dagegen einige, mit Blumen von Goldfaden durchwundene Rosmarinzweiglein von dem Strohhute. Da rief aus der Ferne eine Stimme. Das Mädchen ſprang ihren, ſchon eine Strecke vorausgeeilten Verwandten oder Nachbarn eilig nach, und verſchwand unter dem Getümmel.

Als die liebliche Geſtalt ſich ſeinem Geſicht eine Weile entzogen hatte, ſtand er noch immer und ſah in die leere Luft vor ſich hin. „Ein liebliches Kind!“ ſagte er dann halblaut vor ſich. „Ja wohl, ein Kind noch!“ ſetzte er langſam hinzu. Dennoch ſchaute er, ſelbſt im Weiterwandern, immer von neuem nach der Stelle zurück, wo er ſie aus den Augen verloren hatte, beſchleunigte von Zeit zu Zeit ſeine Schritte, wenn er in der immer mehr einbrechenden Dämmerung eine Aehnlichkeit von ihr zu entdecken glaubte, und guckte unter alle Strohhüte der eingeholten Mädchen. Doch unter keinem derſelben, obwohl aus ſo manchem recht muntere Augen und friſche Wangen hervorlauſchten, ſchimmerten die goldbraunen Flechten, blühte das Roſengeſichtchen, leuchteten die Glutgranaten auf dem Alabaſterhalſe der für ihn wieder erſtandenen Herzogsbraut, alſo, daß er auch, als es Nacht ward, ſchier mißmuthig in die nächſte Herberge einkehrte, und daſelbſt nach kurzer Friſt eine Lagerſtatt ſuchte.

Er hatte ſich vorgeſetzt, noch am folgenden Tage ganz gewiß in ſeiner Heimath einzutreffen. Als er nun nach ſeiner Gewohnheit mit der Morgendämmerung aufſprang, war es ihm wieder ganz friſch und frei um das Herz. Eilig machte er ſich auf den Weg. Der Gedanke an ſeine Mutter beflügelte, wie ſein Herz, ſo ſeine Schritte; das Gezwitſcher der Vögel hallte freudig in ſeinem Innern wieder; das Grün der Bäume, das er ſo ſehr liebte, und bald der Anblick der befreundeten Felſen noch in weiter, wolkenhoher Ferne, erweckten in ihm die angenehmſten Empfindungen; Alles dünkte dem jungen Wanderer heute ſo lachend und ſchön, als er es kaum je geſehen! Daß vielleicht das Bild des jungen Mädchens, an das er in der friſchen Morgenluft, in der frommen Erhebung ſeines kindlichen Gefühls, nur noch wie an eine liebliche, ſchnell wieder verſchwundene Erſcheinung dachte, alle dieſe Gegenſtände ihm vergolde und mit hellerer Morgenröthe umgebe, davon kam ihm ſchwerlich auch nur der entfernteſte Gedanke ein.

Mit Troſt noch heute zu ſeiner Mutter zu kommen! das war es, was der junge Tiroler jetzt einzig im Sinne trug, und ehe es noch völlig nachtete, trat er in die Thür ſeines Berghäuschens. Er fand ſeine Mutter etwas beſſer, als er ſie verlaſſen hatte, ſey es nun, daß der neue Beweis ſeiner zärtlichen Sohnesliebe, oder die Hoffnung auf die Wunder der Gnade auch ſie geſtärkt, oder daß die Mutter Gottes in der That ſein frommes Gebet erfüllt hatte. Auch war dieſer Zuſtand nicht blos vorübergehend, ſondern Margreth ſchien nach und nach völlig zu geneſen, ſo, daß die gute Elsbeth auf den von ihr gegebenen Rath ſich nicht wenig einbildete — zumal da Ignaz, als ſie ihn einſt auf einem nahen Bergrücken beim Weiden der Rinder belauſchte, das bewußte Liedchen *vollſtändig* vor ſich hin ſang.

Doch auch dießmal ſchien ſich die gute Alte betrogen zu haben. Es verfloſſen abermals einige Jahre ohne alle Aenderung, während deren Ignaz ſchon wieder dann und wann auf die Jagd gieng, und es, ſo oft er einen Gemsbock oder ſonſt etwas von Wildpret nach Hauſe brachte, von neuem anhören mußte, daß es doch nachgerade Zeit werde, auf Einführung einer Schwiegertochter zu denken. Doch das lag ihm jetzt noch viel weiter, als jemals. Er dachte dann wol flüchtig an das Ebenbild der ſchönen Welſerin, zugleich aber fiel es ihm ein, daß er das ſchmucke Dirnl vermuthlich zum erſten und letzten Male in ſeinem Leben geſehen habe, daß außer ihr keine Schwiegertochter die Mutter, wie ſichs gebühre, ehren und pflegen werde, und kurz und gut, daß es nun im Rathe des Schickſals nicht alſo beſchloſſen ſey.

Jetzt wurde unvermuthet die Ruhe und alltägliche Ordnung des kleinen Hausweſens unterbrochen. Margareth erkrankte plötzlich von neuem, und gefährlicher, als je. Am dritten Tage war ſie verſchieden. Nach ihrem Begräbniſſe fühlte ſich der gute Ignaz wie von der übrigen Welt völlig wie abgeſchnitten. Er überließ daher der alten Dienerin die ganze Wirthſchaft, und ergab ſich wieder, theils, weil es ihm zu Hauſe ſo öd' war, theils auch aus erwachender Neigung, der freudigen Gemſen-Jagd, beſuchte auch wohl zu einiger Abwechſelung die benachbarten Freiſchießen, wie er meinte, um doch auch manchmal unter Menſchen zu kommen, doch im Grunde mehr in der Hoffnung, das Mädchen vom Brunnen einmal wieder zu finden. Aber jugendlichheiter und fröhlich, wie in den erſten Jünglingsjahren, da ſein Vater noch lebte, ward er nie wieder; ein wüſter, unſtäter Geiſt ſchien ſich mit der neubelebten Jagdbegier ſeiner bemächtigt zu haben; es trieb ihn immer raſtlos in die Ferne, ohne daß er ſich ſelbſt ein Ziel davon angeben konnte.

Eines Tags, da er wider Gewohnheit mehrere Stunden lang kein Wild gefunden, nicht einmal einen Raubvogel in den Wolken geſehen hatte, zeigte ſich ihm endlich, auf dem entgegen ſtehenden ſchroffen Abſatze eine Gemſe, welche die Schlauheit und ſchüchterne Gewandtheit ihrer Gattung mit ganz beſonderer Nettheit der Geſtalt und Schönheit der Farbe vereinigte. Er ſprang, um ſie mit dem Schuß erreichen zu können, von Platte zu Platte, von Zacke zu Zacke; aber ſie wurde ihn ſtets mit ihren hellen Augen augenblicklich gewahr, wußte ſich, faſt neckend, ſeinen Nachſtellungen ſtets ſehr geſchickt zu entziehen, und verlockte ihn auf dieſe Weiſe immer weiter und weiter, ja, zuletzt in eine ihm ganz unbekannte Gegend. Wurde er nun ſchon hierdurch immer gereizter und auf die Beute erpichter, ſo verdoppelte ſich noch ſeine Begier, als er zuletzt der Gais ziemlich nahe kam, und an ihrem Halſe ein zierliches Halsband mit einem Glöckchen gewahr ward. Er glaubte, ſich ihrer nun ganz gewiß zu verſichern, als ſie, eben da er anlegte, einen kurzen Anlauf nahm, und ſich wie ein Pfeil in eine Vertiefung der Felſen hinabſtürzte.

Auch Inaz, noch immer von der Verfolgung nicht ablaſſend, klimmte mit an Vermeſſenheit gränzendem Muthe auf ſteilem, pfadloſem Steige herab, und gelangte auf dieſe Weiſe zu ſeiner Verwunderung in ein weitläuftiges, lachendes Thal, das, rings von Felswänden umſchloſſen, von der übrigen Welt völlig abgeſondert ſchien. Nur dieſes hohe, in den Wolken ſich verlierende Geſtein, nur die ſchräg ſtehenden, vom Sturm entwurzelten Tannen, und die Ruinen alter, längſt verfallener Burgen, die abwechſelnd die äußerſten Spitzen bekränzten, erinnerten an die umliegenden rauheren Gegenden; übrigens wehte in dieſer Niederung, weil ſie durch die Berge vor den Winden geſchützt ward, eine faſt ſüdliche Luft; alle Bäume, worunter ſich ſogar Maulbeerbäume und Weinſtöcke befanden, glänzten mit dem friſcheſten, üppigſten Grün, alle Sträucher und Blumen mit den buntfarbigſten und gefüllteſten Kronen; einige kleine Waſſerfälle, im Strahl der ſchon ſinkenden Sonne Regenbogen bildend, plätſcherten hie und da herab, und aus einer niedrigern Oeffnung des Felſens, ergoß ſich ein ſilberner, durchſichtiger Bergquell, der, unter Lerchbäumen und Weiden dahingleitend, das ganze Thal durchſchlängelte, dann mit dem Waſſer der höheren Fälle ſich vereinigte, und ſo, mit jenen zugleich, zuletzt in einer grottenartigen Höle verſchwand.

Doch indem noch Ignaz alle dieſe Gegenſtände nicht ohne Ueberraſchung betrachtete, gewahrte er unter einem der älteſten Bäume das Gemslein, das hier ruhig und nichts fürchtend aus der Quelle trank. Die lang geſuchte Beute erblicken, ſcharf auf ſie anlegen, und abdrücken war Eins. Aber, noch nie war dem geübten Schützen das begegnet! die Pfanne brannte ab, der bewährte Jagdſtutz verſagte. Verwunderend, faſt erſchrecken, blickte er pfeilſchnell nach dem Baumſtamme; ein weiſſes Crucifix zeigte ſich ihm über dem Kopfe der Gemſe; ein lichter, gleich einer Engelserſcheinung glanzumfloſſener weiblicher Schatten ſchien ſich über die Gemſe herab zu beugen; die Erſcheinung, und bald darauf auch die Gais, waren verſchwunden.

Ignaz, mit der Hand ſchon wieder am

Pulverhorn, um neu aufzuſchütten, und ſe
nie gewohnt, zu beben, bebte jetzt, von
willkührlichem Schauder ergriffen. Er er
nerte ſich auch des von Elsbeth vernommen
Jagdbegegniſſes des edlen Herzogs Hubert
dem einſt zwiſchen dem Geweih eines St
hirſches das Bild des Gekreuzigten ſich off
barte, und glaubte faſt, ihm ſey ein äh
ches Geſicht zu Theil worden. Mit leiſ
Grauen ſetzte er die Büchſe in Ruhe, u
faßte den Entſchluß, dem Ort, wo die li
Geſtalt ſich gezeigt hatte, näher zu gehen.

Noch aus weiter Entfernung bemerkte
nun; daß das ſichtbar gebliebene Cruc
nicht, wie er erſt geglaubt, in freier L
ſchwebe, ſondern am Stamme eines hoch
jahrten Kaſtanienbaumes befeſtigt ſey; es w
mit ſchlichter, einfacher Kunſt aus Lind
holze geſchnitzt und ſchon ſehr veraltet; ma
cherlei verdorrte Kränze ſchlangen ſich u
eine Laube darum. Ein Mehreres war,
ſehr er ſich nach allen Himmelsgegend

umſch

umſchaute, nirgends zu erblicken. Auch ſchien die Landſchaft völlig einſam und verlaſſen; alles war ſo ſtill und heimlich; nicht einmal ein Zweig rührte ſeine Blätter.

Da es ſolchergeſtalt unmöglich war, zu einer weitern Entdeckung zu gelangen, und der Mond ſich bereits über die Gipfel der Felſen erhob, ſo ſchien es dem noch immer nachſinnenden Schützen am gerathenſten, für jetzt den Weg nach der Heimath anzutreten, wo er denn auch nach manchem ſauern Schritt um Mitternacht eintraf.

Aber ſo ermüdet Ignaz war, das Wunderbare der erlebten Begebenheit ließ ihn nicht einſchlafen. Sollte er, da das Crucifix kein bloßes Luftbild war, da es vermuthlich nur ein hier vorgefallenes Unglück, eine hier verübte Mordthat bezeichnete, im übrigen an ein himmliſches Geſicht glauben? ſtand die Gemſe unter dem beſondern Schutz einer Heiligen? oder — der Gedanke verſetzte ihn in die ſchaudervollſte Unruhe — wär' er vielleicht in Gefahr geweſen, ein menſchliches Weſen durch ſeinen Schuß zu tödten? War aber dieſes, welche unſichtbare Macht hatte es gefügt, daß gerade diesmal ſein ſonſt nie fehlendes Gewehr verſagte? und blieb mithin, ſelbſt eine lebendige Beſchützerin der Gemſe angenommen, nicht immer eine höhere Einwirkung, nicht immer die Leitung der Vorſehung unverkennbar?

Als kaum der Morgenſtern wieder erblaßte, machte er ſich mit ſeinem Jagdgeräth abermals auf den Weg, weniger dießmal, um ſeiner Lieblingbeſchäfftigung nachzugehen, als um jene, ihm ſo wichtig wordene Gegend nochmals aufzuſuchen, und ſich, wo möglich, eine Erläuterung zu verſchaffen.

Allein, er hatte bei der geſtrigen Beſtürzung und in der eingetretenen Dämmerung völlig unterlaſſen, auf den Weg zu achten, oder ſich wohl gar Merkzeichen zu ſtecken. So eifrig er ſich daher auch beſtrebte, über Klippen und Untiefen wieder zu dem Thale zu gelangen, ſo war doch alle Mühe vergeblich, und er mußte ſowohl an dieſem, als an dem folgenden Tage, unverrichteter Dinge nach Hauſe kehren.

Schon ſchweifte er am dritten Tage mit faſt aufgegebener Hoffnung in ſehr entfernten Gegenden umher, als er einen Waldbach rauſchen hörte, und, ihm ſich nähernd, nicht ohne Erſtaunen bemerkte, daß auf deſſen Wellen friſch blühende Roſen und andere Blumen ſchwammen. Dieſer hier unerwartete Anblick erinnerte ihn alsbald an die Kränze des alten Caſtanienbaums, an den Quell, der ſein Bett unter der Steinwand durchgegraben zu haben ſchien. Er entſchloß ſich daher alsbald, ſtromaufwärts zu gehen, und ward in kurzem inne, daß ſich das Waſſer in der That aus der Tiefe hervorſtürze, und von da über einen ſanften Abhang herabfließe. Höchſt wahrſcheinlich kam es blos darauf an, den Felſen zu umgehen oder äußerſten Falls zu erklimmen. Doch ward das letztere nicht nöthig, da Ignaz, als ein erfahrener Bergwanderer, die Richtung der Gebirgslagen ziemlich zu errathen wußte. Kaum nach Verfluß einer halben Stunde, befand er ſich abermals in dem lachenden Thale.

Aber auch jetzt war weder Menſch, noch Thier, in dieſer reizenden Einöde zu finden; nur der Umſtand, daß der Baum und das Crucifix mit Kränzen aus Goldflittern und den ſchönſten Roſen geſchmückt waren, gab zu erkennen, das Thal ſey nicht ſtets ſo verlaſſen. Unbefriedigt und mißmuthig ging Ignaz nur mit geringem Eifer ſeinem Geſchäfft nach, ward aber an einem der nächſten Tage durch Neugier und Sehnſucht aufs neue nach der blühenden und grünenden Gegend gezogen.

Dießmal ſchien ſein Forſchen nicht ganz fruchtlos bleiben zu wollen. Denn er entdeckte, als er kaum das Thal betreten hatte, vor dem, an dem Caſtanienbaume befeſtigten Crucifixe einen Einſiedler auf den Knieen, der inbrünſtig betete, und ſich oft im Feuer ſeiner Andacht mit der Stirn auf den Erdboden warf. Er unterfieng ſich nicht, die Andacht des Eremiten zu unterbrechen, wohl aber ſchlich er ſich ihm zur Seite, um ihn genauer zu beobachten.

Als er hiezu nahe genug war, erblickte er einen Greis, deſſen bleiches ſtarres Geſicht weniger Frommes, als Furchtbares, an ſich trug. Der Einſiedler ſchlug ſich zu mehreren Malen mit der Fauſt vor die Bruſt, und kniete nicht blos vor, ſondern auch auf einem Crucifixe, welches letztere von dicken, knotigen Aeſten in einander gefügt, und daher ohne Zweifel zu einer Art Bußübung und Kaſteiung beſtimmt war; er ging barfuß und trug eine härene Kutte; ſeine dunkeln Augen ſtarrten finſter unter buſchigen Augbrauen hervor; alle ſeine Geſichtszüge waren ſcharf und eckig, ſeine grauen Haupt- und Barthaare wild verworren, ſeine gefaltet aufgehobenen Hände ſtark knochig, doch abgemagert.

Als der Alte ſein Gebet vollendet und das ſchwere zackige Kreuz, unter der Laſt faſt erliegend, rückwärts auf die Schultern geladen hatte, trat Ignaz mit dem Gruß: Gelobt ſey Jeſus Chriſt! auf ihn zu, und ſuchte ihm Rede abzugewinnen. Aber, obwohl der Eremit das: In Ewigkeit, vor ſich hinmurmelte, und ſogar dem Grüßenden mit der Hand den Seegen ertheilte; ſo ging er doch mit großen Schritten an ihm vorüber, rief mit rauher Stimme: „Hebe dich weg von mir, Gemsjäger! Du treibſt ein ruchloſes Handwerk. Gehe in dich noch in jungen Jahren!“ und winkte ihm zornig, ihn nicht aufzuhalten. Nicht wenig über dieſe unfreundliche Sitte verwundert, folgte ihm Ignaz nur von weitem, und ſah, daß er ſich in einer Höhle verlor, die, von vorn nur durch wenige Strohſchauben und Schilfdecken gegen Sturm und Regen geſchützt, mehr zum Schlupfwinkel wilder Thiere, als zum Aufenthalte eines menſchlichen Weſens geeignet ſchien. So heilig der alte Mann ſeyn mochte, ſo hielt es doch Ignaz weder für wünſchenswerth, noch für möglich, mit dieſem rauhen und menſchenfeindlichen Eremiten genauere Bekanntſchaft anzuknüpfen, ſondern kehrte auch dießmal unverrichteter Sache in ſeine Heimath zurück.

Aber er ließ deshalb ſeinen Muth nicht ſinken, und am vierten Tage ſchienen ſich ihm, zum Lohn für ſeine Beharrlichkeit, weit beſſere Ausſichten zu öffnen. Denn ſchon, als er den Eingang des Quellenthals betrat, ward er an dem aufwirbelnden Staube in der Ferne eine treibende Heerde gewahr, und kaum rauſchte das unterirdiſche Bergwaſſer weniger betäubend vor ſeinem Ohr, als er in der Nähe des alten Caſtanienbaums eine ſanfte ländliche Muſik vernahm. Bald nachher aber traf er auf einen Trupp fröhlicher Hirten, die, friſche Alpenkräuter und Feldblumen auf den Schäferhüten, und friedlich um den Baum gelagert, ſich abwechſelnd mit Jodeln und dem Klang ihrer Schwegel *) und Maultrommeln ergötzten, indeß das Vieh theils weidete, theils aus dem ſilberklaren Quell trank.

Mit dieſem heitern und gutmüthigen Völkchen hoffte er ſchon eher in vertrauliches Geſpräch zu kommen. Er trat daher, ſie freundlich begrüßend, mitten unter ſie, und erkundigte ſich, was das Crucifix und die Kränze, womit es jetzt täglich friſch geſchmückt werde, zu bedeuten hätten.

„Ja, Bruder Gemsjäger!“ — erwiederte der Aelteſte, der über die andern eine Art von Oberherrſchaft zu führen ſchien — „ganz genau und von vorn herein wiſſen wir ſelbſt nicht viel hievon, — doch was wir wiſſen, das wollen wir dir ſagen. Darum lehne getroſt deinen Nährvater **) hier an den Baum;

---

*) Schwegel, auch Schwebel, eine Art kleiner, im Tirol üblicher Querpfeifen.

**) Nährvater, ſo heißen die Gemsjäger ihren Jagdſtutz.

ſetz' dich zu uns, iß von unſerm Haberbrot, trink' von unſerer Milch, und höre:

Schon von alten Zeiten her hat ſich's von Kind auf Kindeskind fortgepflanzt, daß dieß ein heiliger oder gar ein Wunderbrunn ſey. Es iſt auch daran nicht zu zweifeln, da er der St. Apollonias-Quell heißt, da unſere Heerden immer beſſer gedeihen, als alle andere, und da wir ſelbſt immer geſund und mit unſerm Schickſal zufrieden ſind. Ob aber die Heilige dieſes Waſſer insbeſondere beſchützt, oder was es ſonſt damit für Bewandniß hat, mag vielleicht dem alten Einſiedler am beſten bekannt ſeyn, der ſich nun ſchon ſeit langer Zeit in jener Felſenſchlucht birgt, und nicht allein dieß Crucifix ſelbſt an den Baum befeſtigt haben ſoll, ſondern auch täglich davor betet und ſich geißelt.

Dagegen können wir dir über die neueſte Zeit, und warum jetzt das Crucifix täglich mit Rauſchgold und friſchen Blumen bekränzt iſt, vollſtändige Auskunft geben. Es wohnt nämlich dort hinter der fruchtbaren Alpe eine junge Dirne, die ſehr wohlhabend und ein Engel an Herzensgüte und Schönheit iſt. Auch ſie führt den Namen Appollonia, und mag wohl ſchon deshalb zu dieſer Quelle ein beſonderes Zutrauen hegen, wie ſie denn auch ſehr oft hier herum anzutreffen und die einzige iſt, welche der menſchenfeindliche Waldbruder nicht von ſich zurück weiſet.

Unter andern Tugenden, welche das ſchmucke Maidl beſitzt, iſt auch die des Mitleids, nicht allein gegen Menſchen, ſondern ſogar gegen die unvernünftige Creatur Gottes, keine der geringſten. — Sieh, Bruder Gemsſchütz, ſo hört ſie einſtens, da ſie ihr Pfad dort oben über die Berge führt, in einer der Schluchten etwas winſeln, und ob es gleich ſchon ſehr dunkel iſt, auch ihre Begleiterinnen aus Furcht vor Geſpenſtern und böſen Geiſtern davon laufen, ſo überwindet ſie doch aus Erbarmen alle Bangigkeit, und klimmt noch etwas höher, um in den Felſenkeſſel hinab ſehen zu können. Da erblickt ſie nun tief, tief in der Kluft ein Gaislein, das durch einen Fall, oder auch von einem Jäger verwundet, ſich kläglich im Blute windet, und immer aufſchauet, als ſolle ihm von oben Hülfe kommen. Appollonia kann den Jammer nicht unbewegt anſehen, läuft augenblicklich heim zu den Jünglingen und Männern ihrer Bekanntſchaft, und verſpricht dem, der ihr die Gemſe heraufhole, ein goldenes Kettlein, das ſie von einer Taufpathin geerbt hat. Nun, Gold lockt. Alſo machen ſich, von ihr geführt, flugs Einige mit Stangen, Stricken und Kienfackeln auf, und laſſen beim Schein derſelben den Beherzteſten in den dunkeln Abgrund hinab, der zuletzt auch das winſelnde Gemslein glücklich heraufbringt. Darüber hat nun das Maidl eine unmäßige Freude, reißt ſich augenblicklich das Kettlein ab, und will es dem kecken Manne geben; aber — da ſiehſt du, wie gut ſie ſeyn muß, und wie gut ſie auch alle macht, die ſie nur ſehen — nein! der ſagt, daß er für Goldeswerth nicht ſein Leben daran geſetzt habe, ſondern blos, weil ſie ihn darum gebeten, ſchüttelt ihr die Hand, und geht davon; und nun ſchämen ſich auch alle die andern, das Kettlein zu nehmen, und keiner mag es von dem ganzen Haufen. Zuletzt iſt ſie ordentlich verlegen geweſen, das Kettlein behalten zu müſſen und zugleich das Gemslein zu haben.

Weil es jedoch nun einmal ſo war, trug ſie die junge Gais, wie einen großen Schatz, nach Hauſe, und verband ſie täglich mehreremal, bis das Thier endlich — Du weißt, ſo ein Ding hat ein zähes Leben — die zerbrochnen Gliedmaßen wieder ausgeheilt, und gleichſam zum Dank ſeine ſcheue Natur ganz abgelegt hat, ſo daß es ſeitdem dem Maidl folgt, wie ein zahmes Hündlein, und zu ihm aus der Wildniß immer zurück kehrt.

Doch dieß alles hat ſich nun ſchon vor drei, vier Jahren zugetragen. Aber in vergangener Woche ſteht einmal Apollonia hier unter dem Baume, und das Gemslein, das ihrer gewahr wird, will freudig auf ſie zuſpringen. In demſelben Augenblicke aber ſieht die Dirn' auch in der Ferne hinter den Tannen einen Jäger ſtehen, der auf das Gemslein zielt, vergißt in der Angſt die eigne Lebensgefahr, und ſtreckt, ſtatt ſich ſelbſt ſchnell zu flüchten, vorbittend die Hände gegen ihn aus. Kannſt Du es glauben, der Ruchloſe drückt dennoch die Büchſe ab. Aber die Allmacht Gottes läßt den Frevel nicht zu; das Pulver brennt von der Pfanne. Nun entflieht Appollenia, und die Gemſe läuft ihr nach. Tödtlich erſchrocken kommt das Mädchen nach Hauſe, iſt aber dennoch durch alles Zureden nicht zu bewegen, das Ausſehen des Wildſchützen zu beſchreiben. Warlich ſein Glück! Kennte ihn jemand von den Nachbarn, oder auch von uns allen, ſeine Bosheit würde ihm übel bekommen! — Seit dieſer Zeit nun hat die Dirne, weil ſie behauptet, unter dieſem Baume einmal einen wunderbaren Traum gehabt zu haben, und daher auch dem Crucifix oder dem Schutze der heiligen Appollonia ihre Lebensrettung zuſchreibt, nicht, wie ſonſt, nur zuweilen, ſondern jeden Morgen den Baum friſch bekränzt, auch Sträußer und Blumen in die Quelle geworfen. Sieh, Bruder, dieß iſt, weil wir auf der entgegengeſetzten Seite des Thals wohnen, und Appollonia nur von Anſehen kennen, alles, was wir durch Hörenſagen von der Sache wiſſen."

Es läßt ſich leicht denken, daß Ignaz dieſer Erzählung aus mehreren Gründen ſehr aufmerkſam zugehört hätte, aber auch durch ſie immer noch nicht befriedigt war. Als daher der Hirt von der Raſenerhöhung aufſtehen wollte, faßte er ihn, nicht ohne innere Beklommenheit, bei der Hand, und bat ihn um Auskunft, wem Appollonia angehöre? Da maß der Alte ſeinen Gaſt einigemal mit den Augen, und ſprach dann mit ſchlauem, doch gutmüthigem Lächeln: „Kommſt du mir doch ſonderbar vor, ſchlanker Bube! Was geht dich das Maidl an? Auch iſt es bei uns keineswegs Sitte, jungen Fremdlingen, die ſich nach den Dirnen unſers Sprengels erkundigen, freundlichen Beſcheid zu geben, und haben wir Manchem, der ſich in unſer Gehege verlaufen, das Haingartlen *) wacker verſalzen. Indeß, da du mir gefällſt, und dir wohl ſo gut, wie unſern jungen Purſchen, dieſe Trauben zu hoch hängen, ſo höre, was mir ſelbſt hierüber geſagt worden. Appellonia's Vater wohnt dort jenſeits der grünenden Alpe, und iſt früher auch nicht reicher und vornehmer geweſen, als ein anderer, aber durch Arbeitſamkeit und Fleiß ſo in die Höhe gekommen, daß man ihn nur

---

*) Haingortlen, Haingartlen z' Nachten, nächtliche Zuſammenkünfte zwiſchen Liebenden, die auch in Tirol, und, wie man verſichert, unbeſchadet der Sittlichkeit, üblich ſind. Läßt ein Auswärtiger ſich bei etwas dergleichen ertappen, ſo pflegen ihn die Einheimiſchen auf alle Weiſe, ja oft thätlich, deßhalb zu necken.

den reichen Fabrikherrn **Martin** nennt. Liegt dir nun noch genauere Nachricht gar zu ſehr am Herzen, ſo mußt du ſuchen, mit ihm ſelbſt bekannt zu werden, oder auch der ſchönen Dirn' einmal aufpaſſen, die gegen jedermann freundlich und liebreich iſt.“

Allerdings hatte der ehrliche Ignaz gerade genug gehört, um auf Appollonia's Bekanntſchaft ſehr begierig zu ſeyn, aber auch genug, um zu wiſſen, daß er unmöglich gut bei ihr angeſchrieben ſtehen könne. Da es ihm überdieß wieder einfiel, wie unglücklich er geweſen ſeyn würde, wenn er ein ſo gutes, von allen ſo hoch geprieſenes Mädchen durch ſeine Kugel getödtet hätte; ſo wurde er immer kleinlauter, dankte halb wehmüthig dem Hirten für die gaſtfreie Aufnahme, und ſchlich in Gedanken vertieſt abermals, ohne an Jagdbeute zu denken, nach ſeinem Berghüttchen.

Auch hatte er in den nächſtfolgenden Tagen nicht den Muth, das ihm ſo liebwordene Thal aufs neue zu betreten. Wohl aber erklimmte

klimmte er bald einen der, es begränzenden Felſen, um herab zu ſehen, ob jemand in der Nähe des heiligen Brunnens zu entdecken ſey, oder gieng an den Ausfluß des unterirdiſchen Wildbachs, angelte, wenn es ſich gerade ſo traf, einige der darauf ſchwimmenden Blumen, und befeſtigte ſie, halb wie träumend, an ſeinen Hut.

Faſt zwei Wochen lang wollte es ihm nicht glücken, irgend etwas an dem Quelle zu erſpahen, und er würde zuletzt jeden weitern Verſuch aufgegeben haben, hätte ihm nicht hauptſächlich das wehe gethan, von irgend jemand, wär' es auch unbekannter Weiſe, für einen Verächter der Heiligthümer, für einen Ruchloſen; der auf vorſätzlichen Mord gedacht, gehalten zu werden. Hierüber wünſchte er ſich jeden Falls zu rechtfertigen, und ſollte er auch ſeine Entſchuldigungsgründe blos den Hirten vortragen, und dieſen ſeine weitere Vertheidigung überlaſſen. Er beſchloß daher endlich, einmal ganz in der Nähe des

Thals zu übernachten, um ſich gleich mit Tagesanbruche auf ſeine hohe Warte zu verfügen.

Kaum erhellten die erſten Sonnenſtrahlen die Spitzen der Tannen auf dem Hochgebirg, als er mit ſeinem Jagdſtutz, doch dießmal keinem Wild nachſpürend, auf einem Felshange ſtand, und kaum hatte das Glöcklein des Waldbruders zum Frühgebet ermuntert, als er eine hohe Jungfrau ſchlank und leicht im Thale daher kommen ſah, die einen Korb mit Blumengewinden auf dem Kopfe, einen mit Lebensmitteln am linken Arme trug. Das Mädchen nahm von dem Caſtanienbaume die verwelkten Blumen ab, hieng friſche dafür auf, und betete, andächtig vor das Crucifix niedergeworfen, ihren Roſenkranz.

Je länger Ignaz der ſchönen Andächtigen zuſah, deſto unruhiger ſchlug ihm das Herz. War ſie gleich nur ländlich gekleidet, und wegen der kühlen Morgenluft in ein weites blaues Tuch gehüllt, ſo ſchienen doch über die hie und da ſich vordrängenden caſtanienfarbnen Locken unſichtbare Engel eine Krone zu halten; ihre Augen, von Glut des Gebets nur noch ſtrahlender, glänzten wie freundliche Sterne, ihre Wangen, wie Roſen im Widerſchein der Morgenröthe; ihre blendende Bruſt ſtieg und fiel in dem ſchwarzen Mieder, wie im Gartenbeet die Lilie zittert, wenn ſich im erſten Strahl der Sonne ihre Blätter entfalten. Doch jetzt erhob ſie ſich wieder, ſtürzte den Korb mit den welken und dem Reſt der friſchen Blumen über den Bach um, ſah ihnen ſinnig nach, und warf dann einen Blick gen Himmel, in dem Unſchuld, Sehnſucht und Liebe ſich abſpiegelten.

Jetzt konnte der feurige Jüngling nicht länger einen ſtummen Beobachter abgeben; er kletterte thalwärts, und rief ihr noch von der ziemlich gefährlichen Steile ſein: Gelobt ſey Jeſus Chriſt! zu.

Appollonia — denn ſie war es in der That — ſtutzte, ſah nach der Höhe, wo die Stimme herkomme, und erkannte in ihm augenblicklich den Gemsjäger, deſſen Rohr ihr Leben bedroht hatte. Ein Schauer überlief ſie; ſie verbarg ſich zurücktretend hinter einer Tanne, lehnte die Stirn an den Stamm, und ſah beklommen zur Erde.

Ignaz wiederholte ſeinen Gruß, doch mit furchtſamer Stimme; denn es konnte ihm nicht entgehen, daß ſie ſich ſeines Aeußern erinnere und ſeinen Anblick ſcheue.

„In Ewigkeit!" erwiderte Appollonia nicht ohne Aengſtlichkeit. — „Was ſuchſt du hier? — ſetzte ſie dann hinzu" — Haſt du dich verirrt, ſo will ich dir gern den Weg zeigen; brauchſt du Lebensmittel, ſo nimm von dieſen; willſt du mich aber tödten, die dich nicht kennt, die dir nie ein Leid zugefügt hat, ſo bedenk', daß die Strafe den Ruchloſen zu finden weiß, auch wenn kein menſchlich Auge die That ſah!"

Da lehnte Ignaz ſeine Büchſe an einen Stein, zog ſeinen Hut ab, ſtrich ſich die krauſen Locken von der Stirn, legte ſeine Hand aufs Herz und erwiderte mit dem frommen Ernſt eines Schwörenden: „Fürchte nichts von mir! Die Thalhirten haben mir verkündet, welchen Argwohn du gegen mich hegſt. Aber, ſo wahr Gott und ſeine Heiligen mir am Lebensend' ihr Auge zuwenden ſollen, ich habe kein Böſes gegen dich im Sinne getragen. Nur die wilde Jagdluſt konnte mich verleiten, daß ich auf das Gemslein unterm heiligen Baume zielte. Doch ſobald ich das Crucifix und deine Geſtalt erblickte, die mir damals nur ein Engelsſchatten ſchien, erſtarrte vor Angſt Hand und Herz. Wenn ich dich tödtlich getroffen, hätte ich ja verzweifeln, und mein Rohr gegen mich ſelbſt kehren müſſen!"

Nach dieſen Worten erhob Appollonia freier aufathmend die lieblichen Augen, und legte die Hand auf die pochende Bruſt; nicht allein die ſtattliche Geſtalt des Jünglings, ſondern noch mehr die Frömmigkeit ſeiner erſten Rede, machten ſie ihm geneigt, und lieſeit ſie die leidenſchaftliche Keckheit des Schluſſes überſehen; ſie zog die Hand vom Herzen, bot ſie ihm zur Verſöhnung dar, und ſprach: „Wenn dem ſo iſt, junger Schütz, ſo ſey dir alles vergeben. Vergieb auch mir meinen Argwohn und die Härte meiner Worte!“

Aber Ignaz, in deſſen Innern ſich jetzt, wegen dieſer Freundlichkeit, zu der, gleich beim erſten Anblick erwachten Liebe auch ein Strahl von Hoffnung geſellte, wollte ſich mit der dargereichten Hand, als Beweis des geſchloſſenen Friedens nicht begnügen, ſondern bat um die Erlaubniß, die Dirn' eine Strecke Wegs zu begleiten, ja wohl auch öfter in das Thal zurückkommen zu dürfen.

Lächelnd meinte Apollonia: ſie könne ihm Beides nicht wehren; ſie gehe jetzt zum Einſiedler,“ dem ſie täglich Lebensmittel bringe, und die Thalſtraße ſey breit Morgens und Abends komme ſie gewöhnlich an die Quelle, und jeder könne daſſelbe thun.“ Aber es lag in ihrem ganzen Weſen und Tone wohl etwas Mehreres, und da ſie ihn vollends beim Weitergehen erinnerte, auch die, von jedem Jäger ſo hoch gehaltene Büchſe nicht zu vergeſſen, die er vor Freuden faſt hätte ſtehen laſſen, da ward ihm gar leicht im Gemüth, alſo daß er ſie auch während des Gehens, ſo viel ſich dieß ſchicken wollte, nach ihrem Herkommen, nach ihrem Aufenthalt, zuletzt auch nach ihrer beſondern Zuneigung zu der heiligen Quelle fragte.

„Gnügt es dir nicht, guter Gemsjäger,“ — verſetzte ſie freundlich — „daß ich Appollonia heiße, mithin die Schutzheilige dieſer Quelle auch die meinige iſt und wohl mein Leben durch Abwendung deines Schuſſes gerettet hat, ſo will ich dir auch noch andere Gründe nicht verſchweigen. Ich weidete einmal vor Jahren hier einige Lämmer, legte mich, laß vor Hitze, unter den Schatten dieſes Baums, und dachte — an Mancherlei. Zuletzt war ich eingeſchlafen, und erblickte im Traume über mir in den Zweigen eine himmliſche

Jungfrau'ngeſtalt; ich weiß ſelbſt nicht, war es St. Appollonia, oder die Hochgebenedeite! doch glaube ich eher das letztere, weil ich zu Maria eben gebetet hatte. Die ſchöne Heilige beugte ſich über mich und ſprach: „Sey getroſt, junge Hirtin! ich kenne deine geheimſten Gedanken, und was zu deinem Frieden dienet, werden die Wellen des Baches zu dir geleiten!“ — Hierauf verſchwand das Geſicht, und ich erwachte. Von dieſer Zeit an liebe und ehre ich die Quelle noch mehr, ob ich gleich nicht begreifen kann, wie ſie, die aus dem Felſen hervorſtrömt, mir mit ihren Wellen die Gewährung irgend eines Wunſches aus der Tiefe heraufführen ſoll.“

Durch dieſe Worte ward Ignaz höchlich erfreut, und erzählte, das Orakel insgeheim auf ſich deutend, mit zaghaftem Lauſchen, wie er lange vergeblich den abermaligen Eingang in's Thal geſucht, und nur durch die Blumen, welche ſich auf dem unterirdiſchen Ausfluſſe des Waldbachs gewiegt hätten, den Weg wieder gefunden. Zum Beweis zeigte er ihr die Blumen auf ſeinem Hute.

Aber Appollonia maß ihn ſchweigend mit den Augen, ſchüttelte dann betrübt den Kopf und beugte ſich traurig zur Erde, daß nun die reichen dunkelbraunen Locken, ihre Lilienhaut nur noch mehr erhebend, über Hals und Schultern herabwallten. Dann ſagte ſie leiſe mit halbwehmüthigem Lächeln: „Du biſt ſchlau, Gemsjäger! ſcheinſt wohl auch ein wackerer Purſch, mit dem ein Mägdlein nicht ſchlecht fahren würde — aber, an was ich damals gedacht hatte, muß ich ſelbſt am beſten wiſſen — und damit du dir nichts einbildeſt, du biſt das nicht! du kannſt das nicht ſeyn, was zu meinem Glücke dienet.“

„Doch iſt jetzt auch nicht die Zeit“ — unterbrach ſie ſich ſelbſt — „länger hievon zu reden. Siehe, dort iſt die Höhle des Eremiten, und der würde es ungern ſehen, wenn du mit mir kämeſt. Denn, wie er überhaupt die Menſchen fliehet und meidet, ſo ſind ihm die Gemsjäger vor allen andern verhaßt, weil er dieſe für die boshafteſte, ruchloſeſte Menſchenart hält. Du hätteſt nur hören ſollen, was er ſagte, als ich ihm von der überſtandenen Gefahr erzählte; nun will ich ihn eines Beſſern deshalb belehren. So zieh' denn deines Wegs, guter Schütz, und gelange wohlbehalten in deine Heimath."

Dieß geſagt, reichte ſie ihm nochmals mit gutmüthiger Traulichkeit zum Abſchiede die Hand, und überließ ihn ſeinen Gedanken. „Du biſt's nicht! du kannſt's nicht ſeyn!" ſprach er leiſe vor ſich, und legte die Hand an die Stirn — „du biſt's nicht! und doch klingt in meinem Herzen der Ruf, ſie würde mein Glück werden!" — Immer fortſinnend, und zuletzt ſehr niedergeſchlagen, ſchlug er den Weg nach ſeinem Berghauſe ein, und wiederholte ſich noch oft in der Nacht und am frühen Morgen die Worte: „Nein, du biſt's nicht!"

Aber ſo ſehr jede Hoffnung von ihm gewichen war, ſo konnte er es ſich doch nicht verſagen, faſt an jedem der künftigen Tage, wenn er auf die Jagd gieng, den Weg nach der Quelle einzuſchlagen, wo er denn auch zuweilen die reizende Dirne, bald allein, bald in Geſellſchaft anderer Mädchen antraf. Sie bewies ſich ihm jedesmal höflich und freundlich, ja ſogar vor allen andern Anweſenden ihm am meiſten geneigt, aber ſo oft er allein mit ihr ſprach, und etwas von ſeiner geheimen Liebe verrieth, antwortete ſie mitleidig: „Nein! Es könnte wohl ſeyn, aber es iſt nicht.“

Da nun Appollonia immer von dieſer Antwort nicht abgehen, und eben ſo wenig einen genauern Grund angeben wollte, wurde Ignaz täglich ſchwermüthiger in ſeinem Innern, ſo daß zuletzt auch der guten Altmutter Eisbeth ſein ſo ganz verändertes Weſen nicht mehr entgieng. Lange wollte es ihr nicht gelingen, die Urſache davon zu erforſchen, weil er vielmehr alles ins Längnen ſtellte, oder wohl gar, wenn ſie länger in ihn drang, ſeinen Unwillen bezeigte. Endlich, da er einmal, um ſich der Liebesgedanken zu entſchlagen, wieder ſein altes Waldſtücklein anſtimmte, und, ohne es zu wollen, die Stelle von dem zum Glück eines friſchen Purſchen nöthigen Liebchen nicht nur zweimal ſang, ſondern auch dann ſchwieg und recht tief ſeufzte, da verſpürte Elsbeth in ihrem Herzen ſtatt des Kummers eine geheime Freude, faßte ihn bei der Hand, ſah ihm unter die Augen und ſprach: „Es muß heraus! Du haſt keinen Vater und keine Mutter mehr, haſt keine Schweſter und keinen Freund; wem kannſt du dein verborgnes Leid entdecken, armer Purſch! als deiner Alten, die dich von Kindsbeinen an mit erzogen, und mehr wohl, als andere den eignen Sohn, geliebt hat? Ich weiß es längſt, wo es dir eigentlich fehlt, nämlich im Herzen, und kann das noch dazu nicht einmal für ein Unglück anſehen. Darum, wenn ich dir von Kindheit auf Treue und Liebe bewieſen, ſo vergilt ſie mir jetzt mit wenig Worten, und ſag' an, was dich ſo bekümmert?"

Dieſe Rede drang dem wackern Ignaz, der ja in der That einer theilnehmenden Seele bedurfte, ans Herz, und er entſchloß ſich daher, Elsbeth alles zu erzählen, wie er anfänglich bei der Betfahrt ein junges Mädchen geſehen, und wegen dieſer ſpäterhin nie von einer Frau habe hören mögen; wie er deß ungeachtet nunmehr eine zweite Dirn' gefunden und ihr ſeine ganze Liebe zugewandt habe; wie aber leider! nach allem Anſcheine für ihn nicht die mindeſte Hoffnung ſey.

Elsbeth ward durch dieß Geſtändniß, das ſie durch Ausdrücke der Verwunderung, ſo wie durch neugierige Fragen, bis ins Einzelne zu vervollſtändigen wußte, immer mehr erfreut, und ſah die Sache bei weitem nicht für ſo verzweifelt an, als Ignaz ſie darſtellte. Das Maidl, meinte ſie, möge auch ſagen, was es wolle, es ſey ihm dennoch nicht gram;

er ſey auch kein Purſch dazu; habe Appollonia übrigens Vermögen, wo ſtecke da das Unglück? Sey er auch nicht reich, doch ſey er kein Bettler! Kurz, er ſolle nur *ihr* folgen, friſchen Muth faſſen, ſich des eheſten im beſten Staate zu dem reichen Vater und Fabrikherrn auf den Weg machen, und mit klaren Worten um die Dirn' anhalten. Dieſe ſowohl, als der Vater, müßten ja keine Augen und kein Herz haben, wenn ſie am Ende nicht zuſchlügen.

Durch ſolche, ſo oft möglich, wiederholte Vorſtellungen brachte ſie den Jüngling, dem die Liebe immer heftiger zuſetzte, zu dem Entſchluſſe, ſein Heil zu verſuchen. Beſſer ſey es doch immer, dachte er bei ſich ſelbſt, im ſchlimmſten Falle zu wiſſen, woran man ſey, als noch länger zwiſchen Hoffnung und Zweifel ſich herumzutreiben und das Leben in erſchlaffender Unthätigkeit zu verbringen.

Kaum hatte Ignaz der gutmeinenden Alten das Verſprechen gegeben, ihr zu gehorchen, als dieſe mit zu ihrem Leidweſen langentbehrter Geſchäfftigkeit alles herbeiſchaffte, was ſie für nothwendig hielt, der Geliebten ihres Lieblings die Augen zu öffnen. Die lang in der Truhe verwahrt gelegene veilchenblaue Jacke, das Beinkleid von ſchwarzem, knapp anſchließendem Gemſenfell, wurde eifrig gebürſtet, Knopf und Buckel des Leibgurts aufs blankſte geputzt; dem weißen Strumpf durfte der grüne Zwickel, dem grünen Hute das Band mit goldner Franze, die Pfaufeder und ſonſtige Zierrath nicht fehlen.

Alſo ſtattlich geſchmückt entließ ſie ihn eines Morgens, nicht ohne reichliche Freudezähren. Auch mußte ſie wohl, nicht blos von mütterlicher Eitelkeit beſtochen, von ſeinem Aeußern ſich ſo guten Erfolg verſprochen haben; denn Alle, die den rauhen Gemsſchützen ſonſt wenig bemerkt hatten, blieben jetzt, da der männlich ſchöne Freier mit den blitzenden Augen, mit den blühenden Wangen, mit dem ſchwarzen, von der Bergluft leicht gekräuſelten Haar keck und leicht, wie ein Edelhirſch, an ihnen vorbeiſchwebte, verwundert ſtehen, und bekannten einmüthig, einen ſo feinen, rüſtigen Jüngling noch niemals geſehen zu haben. Nur ihm ſelbſt, der jetzt der Endſcheidung ſeines Glücks entgegen gieng, war wieder aller Muth entſunken; er überhörte die Stimmen der richtenden Männer und Frauen, pfiff ſich verlegen die Weiſe ſeines Waldſtückchens, und dachte dabei: „Ach, du biſt's doch nicht, den ſie meint!“

Mit jeder Viertelſtunde, in der er ſich der grünenden Alpe, mit jeder Minute, in der er ſich der genau erforſchten Wohnung des reichen Martins mehr und mehr näherte, ward es ihm immer bänger und heißer ums Herz. Als er aber nun von fern das Haus, als er davor eine Menge zierlicher Dirnen, mit Strohflechten und Garnſpinnen beſchäfftigt, als er zuletzt gar in ihrer Mitte Appollonia ſelbſt erblickte, die in reizender Stellung ſtickte, indeß das Gemschen zahm zu

ihren

ihren Füßen ruhte; da entgieng ihm vollends der Muth, und er wußte kaum, ob er wieder umkehren, oder das Wageſtück beginnen ſolle.

Doch ſchon ward er gewahr, daß ihn Appollonia ſcharf ins Auge gefaßt hatte, und mit ſtarren Blicken der Verwunderung nach ihm hinſah. So ſchritt er denn zagenden Herzens aufs neue vorwärts. Appollonia, hold und ſchön wie ein Altarengel, erhob ſich von ihrem Sitze, breitete weit die Arme gegen ihn aus, rief: „Du biſt's! du biſt's doch!“ und blieb dann erſchrocken ſtehen.

Auch Ignaz ſtand, von wunderbarer Ahnung berührt. Dann faßte er die Fingerſpitzen der hocherröthenden Jungfrau, und ſagte leiſe: „Wie iſt mir?“

Da wies Appollonia auf die Rosmarinzweiglein mit Goldfäden durchflochten, welche Elsbeth unter anderer Zierrath des Huts nicht vergeſſen hatte, fragte ihn mit hochathmender Bruſt: „Warſt du nie bei dem Gnadenbilde zum blutigen Herzen?“ — und es bedurfte keiner weitern Erläuterung unter ihnen, daß ſie in dem rauhen Gemsjäger den ſanften frommen Jüngling am Brunnen nicht wieder erkannt hatte, daß das liebliche Kind, deſſen goldbraunen Locken der Verfluß einiger Jahre die reizendſte Caſtanienfarbe verliehen hatte, und die herrliche, einem Engelsbild gleiche Jungfrau, Eins war.

Hiermit war denn eine Felſenlaſt von Ignazens Herzen gewälzt, und er konnte nun, um nur ſein ganzes Schickſal baldigſt entſchieden zu ſehen, den vorher ſo gefürchteten Augenblick kaum erwarten, wo er dem Vater der Geliebten ſein Anliegen würde vortragen können. So rüſtig daher, auf Appollonia's Wink, die Mädchen hin und her eilten, um den ſchönen Fremdling nach Landesart mit Honigſchnitten und Kirſchgeiſt gaſtfrei zu bewirthen, ſo erfüllte er doch blos die Pflichten der Höflichkeit, und fragte Appollonia mit ſanftflehenden Blicken: „Kann ich deinen Vater nicht ſprechen?“

„Meinen Vater?“ — verſetzte ſie traurig — „Martin iſt nur mein Oheim; aber früh verwaiſt, bald nach dem Tode meiner Mutter, der meine Geburt das Leben koſtete, ihm übergeben, und ſtets von ihm als Tochter gehalten, habe ich ihn immer Vater genannt. Auch weiß er ſchon von meiner Neigung zu dem jungen Wallfahrter, und wird ſich nicht wenig verwundern, dieſen mit dem eifrigen Gemsjäger vereint zu finden.“

Appollonia gieng hierauf in das Haus, kam bald wieder zurück, und führte dann Ignaz durch mehrere Werkzimmer zu Martin, der den ſtattlichen Brautwerber mit treuherziger Biederkeit empfing und mit beſonderm Wohlgefallen betrachtete. Auch hörte er im Ganzen ſeinen Antrag mit Zufriedenheit an, ſtutzte nur bei Ignazens Namen auf ſonderbare Weiſe, ließ ſich von ſeiner Habe genauen Beſcheid ertheilen, rechnete ihm dann getreuſich Appollonia's Mitgiſt vor, und ſchloß, nicht ohne einige Unruhe dabei zu äußern, mit der Verſicherung: „Wenn es der Heiligen und Appollonia's Wille iſt, Du gefällſt mir, junger Purſch; ja, faſt ſcheint mir hiebei eine höhere Einwirkung im Spiele. Alſo, vor mir in Gottes Namen! Doch eins dürfen wir nicht übergehen. Der alte Eremit Xaver hat ſich von jeher Appollonia's auf das redlichſte angenommen; ſie darf daher einen ſo wichtigen Schritt nicht ohne deſſen Beirath unternehmen; wendet euch denn beide an dieſen; von ſeiner Zuſtimmung hängt auch die meinige ab."

Ignaz, obwohl über dieſe Erklärung etwas erſtaunt, war dennoch damit zufrieden. Er konnte ſich nicht denken, daß die Einwilligung des Einſiedlers ſo ſchwer zu erlangen ſeyn werde. Etwas weniger ruhig hiebei ſchien jedoch Appollonia, ob ſie gleich eingeſtand, daß ſie ſich ſelbſt für verpflichtet halte, Xaver wegen dieſer Angelegenheit zu Rathe zu ziehen.

„Weißt du was, Ignaz?“ — ſagte ſie zu dieſem, als er ſich nach einem ländlichen Mahle, erfreut über den erhaltenen Beſcheid, wieder entfernen wollte — „laß mich zuerſt mit Xaver ſprechen; du kennſt ſchon ſeine wunderbare Abneigung gegen die Gemsjäger; dieſe muß ich zuvor zu bekämpfen ſuchen, und das ſoll noch heute geſchehen. Harre alſo meiner an der heiligen Quelle; dort will ich dich abrufen.“

Ignaz trennte ſich alſo an dem heiligen Baume von der Geliebten, und harrte dort ſehnſüchtig auf ihre Zurückkunft. Endlich ſah er ſie wieder durch's Gebüſch kommen, aber langſamen Schrittes und die Hand vor den Augen.

„Wir ſollen nicht glücklich werden!“ — ſagte ſie weinend zu Ignaz — „wir müſſen uns zu vergeſſen ſuchen, wenn von dem Willen des Eremiten unſere Vereinigung abhängig iſt. Nicht einmal anhören wollte er mich. Mit unbeſiegbarem Starrſinn bleibt der Greis dabei, ich ſolle, wem ich wolle, ſey es auch dem ärmſten Hirten, nur keinem Gemsjäger, meine Hand geben; mit einer Heftigkeit, wozu ihm kein Recht zuſteht, droht er mir widrigenfalls ſelbſt mit ſeinem Fluche!“

Indem ſich die Liebenden noch darüber beſprachen, näherte ſich der Eremit ſelbſt, im aufgehenden Mondſchimmer einem umgehenden Geiſte nicht ungleich. Er trat auf ſie zu, und ſprach zu Ignaz mit dumpfer Stimme: „Klage mich nicht des Eigenſinns an, Gemsjäger! Appollonia hat mir berichtet, daß du ein frommes Herz in der Bruſt trägſt, daß du nicht die Abſicht hatteſt, ſie zu tödten und das Zeichen des heiligen Kreuzes zu entweihen. Aber die Lebensart der Gemsjäger iſt rauh und gottlos; lange Gewohnheit kann auch den beſten verhärten; ſie kann ihn zum Kain machen!“

„Du urtheilſt zu hart, Vater!“ fiel ſowohl Ignaz, als Appollonia, ein.

„So höre denn meine eigne Geſchichte,

junger Purſch; und vernimm, was nach ſo langen Jahren, nach ſo harten Büßungen, noch immer mein Gewiſſen quält — hier, ſetzt euch beide zu mir, ich will euch die Unglücksgeſchichte erzählen, was es mich auch koſte.

Noch ehe ich Jüngling ward, faßt' ich eine ſchier brüderliche Neigung zu einem Knaben gleichen Alters. Wir durchſtrichen mit einander Wälder und Felſen, und wurden nimmer froh, waren wir nicht beiſammen. Als wir heranwuchſen, verließ er ſeine Heimath; ich blieb daheim und ergab mich der Gemsjagd.

Endlich, nach langen Jahren, kehrte er zurück. Als wir uns beide, nun ſchon hoch bejahrte Männer, auf einem ſteilen Felſen zum erſten Mal wieder ſahen — o es ſchien, als wär' die ganze Zwiſchenzeit vor uns verſunken, als lebte die Jugend wieder vor uns auf! Wir fielen einander um den Hals; wir herzten und küßten uns; es ſchien uns beiten bis dahin etwas gemangelt zu haben, das uns nun erſt wiedergegeben ſey. Die Jagd ſelbſt hatte nun größeren Reiz für uns, weil wir ſie oft vereinigt betrieben, oder uns doch trafen und einander von unſern Abenteuern erzählten; wir nannten die Gegend, die jeder von uns zu begehen pflegte, anfänglich im Scherz, zuletzt aber wohl ernſtlich, eines Jeden Revier.

So verlief eine geraume Zeit; wir wurden älter, finſterer, mürriſcher; wir ſprachen weniger mit einander, aber wir hatten uns darum nicht minder von Herzen lieb. Endlich ſtreute der böſe Feind Unkraut unter den Waizen.

Als ich nämlich meinem alten Freunde einmal begegnete, erzählte er mir von einem großen Hirſche, den er in meinem Revier ausgeſpürt habe. — „Haſt du ihn ſchon?“ — fragte ich halb höhniſch. — „Du wirſt mir ihn doch nicht nehmen!“ — verſetzte er kurz.

Wir ſchieden das Erſte Mal in laut ausgeſprochenem Unfrieden.

Den nächſtfolgenden Tag ſtand ich frühzeitig auf der Lauer. Der Hirſch wechſelte vorüber; ich ſchoß; in demſelben Augenblicke fiel ein zweiter Schuß; ich ſprang auf meine Beute zu, und gab ihr vollends den Fang. Aber, da der Hirſch eben verendete, kam auch mein Camerad herzu, behauptete, den Hirſch geſchoſſen zu haben, und foderte ihn als ſein Eigenthum. Wir ſtritten darüber hitzig, und geriethen immer mehr in Heftigkeit; von Hader kam es zum Fauſtkampf. Mein Gegner, mir an Stärke überlegen, überwältigte mich, nahm mir meine Büchſe, warf ſie in einen Abgrund, lud die ſeinige vor meinen Augen, ſetzte den Fuß auf den Hirſchwanſt, und fragte mich nun, ob ich noch des Hirſches begehre?

Trotzig gieng ich meines Wegs mit der Drohung: „Wir treffen uns ſchon!“

Wirklich trieb mich auch der böſe Feind, ihm mehrere Tage aufzupaſſen. Er kam endlich, hatte meine Büchſe wieder zu erlangen gewußt, und trug jetzt die ſeinige in der Hand, die meinige über der Schulter. Hätte ich ſchon vorher Rache beſchloſſen, jetzt ward mein Ingrimm zur Wuth. Ich drückte mein Gewehr ab; mein Camerad ſtürzte. — „Du wärſt's, Bruder?" — rief er röchelnd — „Es reute mich längſt; ich wollte dir eben dein Gewehr wieder bringen, wollte dir anbieten, dir den Schimpf nächſten Sonntag vor der Kirchthür abzubitten" — *) Er zuckte noch einigemal, und war dahin. —

Welche Angſt mich nun befiel, können Worte nicht ſchildern. Ich verſcharrte den Leichnam hier unter dem Baume, wo den alten Herzensfreund meine Kugel traf. Aber mein Gewiſſen ließ mich von nun an nirgends raſten. Ich übertrug meinem Bruder, der mein einziges Kind ſchon vorher zu

---

*) Ein in Tirol zu Zeiten ſtatt findender Gebrauch.

ſich genommen hatte, die Sorgſalt für meine Güther, und begab mich ins Kloſter der Büßer. Aber auch da fand ich keine Ruhe, und erhielt endlich die Erlaubniß, hier als Einſiedler zu leben. Doch noch immer erſcheint mir das Bild des Getödteten in meinen Träumen — treues Bruderherz! Baſtian! laß ab, laß ab, mich zu verfolgen!"

„Baſtian?" — ſchrie Ignaz.

„Baſtian Straub;" — erwiderte Xaver mit hohlem Tone — „hörteſt du jemals von ihm?"

„Verruchter! Mörder! Mörder meines Vaters!" rief der Jüngling mit wilder Bewegung. Der Einſiedler zitterte, warf ſich in halber Verzweiflung mit dem Geſicht auf die Erde, ſtöhnte und betete laut. Dann erhob er ſich ein wenig, und ſprach noch auf ſeinen Knieen: „Gott kann vergeben; vergieb auch du, junger Mann! Meine Kugel traf deinen Vater; die deinige zielte auf die Bruſt meiner einzigen Tochter, und nur ein Engel wandte die Blutſchuld von dir ab.“

Kaum hatte Appollonia dieß gehört, als auch ſie neben dem Einſiedler niederſank, und ihre Hände bittend zu Ignaz aufhob, deſſen Herz jetzt zwiſchen Schrecken und Freude getheilt war. Er kniete mit zu ihnen nieder; alle drei erhoben ihre Hände zum Lenker im Himmel, und umarmten ſich dann mit Thränen.

Nach einigen Monden ſegnete der Eremit ſelbſt die Liebenden ein, und kehrte dann, aller Bitten ungeachtet, in ſein Kloſter zurück. Der reiche Martin übergab als ein redlicher Vormund Appollonia's Habe in Ignazens Hände, und fügte noch von dem Seinigen Manches hinzu. Das ganze Thal hallte von Freudenſchüſſen wieder, als Ignaz, der aus Liebe zu ſeinen Aeltern das Berghaus nicht verlaſſen wollte, die reizende junge Frau nach ſeiner Heimath führte, und die Gemſe, die er früher hatte tödten wollen, folgte hüpfend nach. Die geſchäfftige Elsbeth wußte ſich vor Freuden nicht zu laſſen, als in der von ihr bräutlich eingerichteten Wohnung die ſchöne und reiche Appollonia anlangte, und die gutmüthigen Waldhirten, obwohl von Zeit zu Zeit auf Ignaz ſcheltend, daß er ihnen die Roſe des Thals entführt habe, brachten den jungen Eheleuten am Abende des Einzugs mit Pfeifen- und Saitenklang ein fröhliches Ständchen.

2.

Der erſte Blick.

Bill [illegible]

Als der Dichter * bei einer Sommerreiſe durch * * ſeinen Freund, den Hofmaler * * *, auf deſſen herrlich gelegener Villa beſuchte, und nun beide an der ländlich Luculliſchen Tafelrunde einander unter ſechs Augen — denn die reizende Hausfrau nahm den dritten Platz ein — in die innre Werkſtatt ihrer geiſtigen Schöpfungen blicken ließen, äußerte unter andern der Dichter: „Manchmal mag etwas verunglücken, wovon ich mir bei der Empfängniß Gutes verſpreche; aber warlich, nimmer iſt mir etwas gelungen, welchem ich gleich beim erſten Wurf mißtrauete!"

„Ich habe daſſelbe erfahren;" — nahm der Maler das Wort — „und ſtimmt nicht auch das Leben mit der Kunſt vollkommen überein? Der erſte Blick feſſelt oft Herzen an einander; aber er ſollte ſie, mein' ich, auch auf ewig trennen. Zweifle an Sympathie und Antipathie, wer da wolle, niemand ſoll mir es einreden, daß wir auf den erſten Eindruck, den eine menſchliche Geſtalt auf uns macht, nicht wie auf das Wort einer gottbegeiſterten Pythia hören ſollten. In dieſem Moment wirkt der Dämon in uns noch frei; ſpäterhin wird er gar oft durch das Geſchwätz der kalten Vernunft, oder durch das Gauckelſpiel der Sinnlichkeit, in ſeinen Wirkungen gehemmt.

Der Dichter wollte dieſe Sätze, vielleicht nur zum Scheine, in Anwendung auf geſellſchaftliche, ja ſogar zärtliche Verbindungen nicht gelten laſſen, und nannte den Glauben an ein ſolches Orakel des erſten Blicks, bei günſtigem Ausſpruche bedenklich, bei ungünſtigem grauſam. Doch hier fand er eine hartnäckige Gegnerin an der aufmerkſam zulauſchenden Wirthin, die freilich hinlänglichen

Grund in ihrem Innern vorfinden mochte, der Macht des erſten Blicks nichts vergeben zu laſſen. Der Dichter vermuthete dieſen Grund; denn er hatte gehört, daß die Malersfrau von vornehmer Geburt und ſehr reich ſey. Er bediente ſich daher aller ihm verliehener Rednerkünſte, und brachte die freundliche Feindin endlich dahin, daß ſie ſeinen Gründen und Spitzfindigkeiten nicht mehr zu begegnen wußte, vielmehr zu einzelnen Erfahrungen und — obwohl dieß zuletzt mit tiefer Wehmuth — zu erläuternden Beiſpielen ihre Zuflucht nahm.

„Haſt Du“ — fragte ſie endlich ihren Mann mit lieblich geſenktem Köpfchen, indem ſie vom Tiſche aufſtand, und ihr Tuch vor die Augen hielt — „unſerm lieben Gaſt nie etwas von dem unglücklichen Arno erzählt?“

„Gut, daß du mich daran erinnerſt!“ — verſetzte der Maler ſehr bewegt, und wandte ſich an den Dichter — „Morgen ſuche ich

Ihnen Arno's Papiere zuſammen; aber um dieſe ganz zu verſtehen, müſſen Sie erſt einiges über mein Zuſammentreffen mit ihm und mit meiner Blanka hören!"

„Sie erinnern ſich wohl noch von der Akademie des Barons Z., der unter allen ſeinen Landsleuten für den ſchönſten und ausgezeichnetſten jungen Mann gehalten ward. Er hieß mit dem Vornamen Arno, war der einzige Sohn des verſtorbenen Generals, und der Bruder meiner nunmehrigen Frau. Seine Liebe zu den Künſten knüpfte zwiſchen ihm und mir erſt Bekanntſchaft, dann Freundſchaft an, und bald mußte ich ihm verſprechen, bei den nächſten Ferien mit ihm nach ſeiner Heimath zu reiſen, um ſeine Mutter und Schweſter für ihn zu malen. Ich übergehe mit Stillſchweigen, welchen Eindruck Blanka's erſter Anblick auf mein Herz machte, und wie unendlich dieſer Eindruck ſich ſpäterhin bei der Arbeit an ihrem Gemälde verſtärkte; die, von unſerer gegenſeitigen Liebe überſprungene Kluft äußerer Glücksumſtände, der Augenſchein, daß Bianka ſchon ſeit Jahren die Meinige iſt, giebt Ihnen ja den Aufſchluß unſers Lebens- und Liebesromans. Doch legt mir die Pflicht der heißeſten Dankbarkeit die Erklärung auf, daß Arno allein es war, welcher uns ſo manche, nicht leicht zu beſeitigende Schwierigkeit glücklich beſiegen half, und zuletzt auch ſeine Mutter zu ihrer Einwilligung bewog.“

„Er ſelbſt war in Gemäßheit ſeiner Wünſche und Talente ſchon ſeit einiger Zeit beim Cabinet angeſtellt, und wurde nun, weil eben der Geſandte am ****ſchen Hofe mit Tode abgegangen war, mit einem geheimen Auftrage dahin abgeſchickt. Wir erhielten anfänglich ſeine Briefe ſehr ordentlich, größtentheils durch die Couriere; dann langten zu Zeiten mehrere Blätter davon zuſammen an; endlich blieben ſie gänzlich aus. Sie können leicht denken, daß wir hierüber in große Beſorgniß geriethen. Doch alle, ſowohl Seiten des Hofs, als unſerer, angeſtellte Nachforſchungen brachten uns nicht weiter auf die Spur, als ſeine früheren eigenen Briefe, nämlich, daß er zuletzt eine Reiſe nach dem Schloſſe Dr***z unternommen habe. Ueber ſeine Zurückreiſe von daher war hingegen durchaus nichts Beſtimmtes zu erfahren, ob ſich ſchon mancherlei dunkele Gerüchte verbreiteten. Jeden Falls ſchien er auf irgend eine Weiſe verunglückt zu ſeyn. Nach einiger Zeit erhielt ich jedoch aus dem Barfüßer-Kloſter zu W. die Nachricht, daß man einen jungen ſchönen Mann, von einem Piſtolenſchuſſe, wahrſcheinlich durch eigene Hand, getödtet, im nah gelegenen Walde gefunden habe; man überſchickte mir zugleich einige Briefe *), die ſich, verſiegelt und an mich addreſſirt, in ſeinem Taſchenbuche gefunden hatten. Inwendig ſtand nichts, als: „Gute Nacht, ihr Lieben!" — Alles, was zu einer vollſtändigern Auskunft über ſein trauriges Schickſal dienen kann, werde ich Ihnen morgen zuſtellen."

---

*) Es ſind die Nummern 19. bis 23.

Am folgenden Tage erfüllte denn auch der Maler ſein Verſprechen, und überſandte ſeinem Freunde die folgenden Blätter, deren Umſchlag eine andere Hand, vermuthlich der Maler ſelbſt, mit der Aufſchrift:

Suleicha

bezeichnet hatte.

1.

Nantchen kommt noch nicht nach H.... zurück. Ich fand ihr niedliches Brieſchen, das mir dieſe Trauerpoſt verkündigte, — eine ſüße Elegie im kleinſten Format, an welcher die Kunſt nicht den mindeſten Antheil hat — nach meiner Zurückkunft von einem Spaziergange, und — gleich als müſſe alles, was von ihr kommt, doppelt gefällig erſcheinen, hat mir der ſpielende Morgenwind eben jetzt, da ich noch einmal hineinſehen will, das roſenfarbne, goldgeränderte Blättchen entführt; es flattert um den Blumenkorb, den unter dem Spiegel eine ſchön geformte Karyatide mir ſinnig darbietet. Doch ich habe den Schmetterling erhaſcht.

O wie ſpricht aus jedem ihrer Worte die reinſte, unſchuldigſte Seele, und zugleich eine ſchwärmeriſche Liebe, wie faſt nicht mehr auf Erden wohnet. Sie wird, ſo ſehr ihr Herz widerſtrebt, noch einige Zeit länger von mir getrennt bleiben, weil eine, Gott weiß, woher? auf dem Ritterguthe des Onkels angelangte Fremde die glänzendſten Luſtbarkeiten veranlaßt, welchen Nantchen, ſo gern ihre Mutter dieß vermied, durchaus beiwohnen ſoll. Sie äußert ſich über dieſe Fremde mit Bewunderung, doch zugleich mit ehrerbietiger Scheu; faſt möcht' ich ſie einer kleinen Eiferſucht beſchuldigen. Dennoch legt ſie es mir dringend ans Herz, ſobald nur möglich, zu ihr zu kommen.

Ich weiß in der That nicht, ob — o ja Ihr Lieben! ich weiß es nur gar zu gut, daß ich ohne das kleine Feenkind nicht länger leben kann!

2.

Unſere Briefe haben ſich begegnet, und da meinem Geſchäft eine unerwartete Zögerung in den Weg tritt, ſo findet mich der Eurige immer noch hier.

Ihr fragt, wer dies Nantchen, deſſen ich ſo oft erwähnt, denn eigentlich ſey, und ſcheint, mein Verhältniß zu dem lieblichen Geſchöpf nur für ein flüchtiges Abenteuer zu halten. So muß ich Euch doch wohl ſchon jetzt umſtändlicher beichten, ob ich dieß gleich lieber einer mündlichen Unterhaltung vorbehalten hätte, wenn Ihr mein Bräutchen ſchon von Angeſicht zu Angeſicht kenntet.

Daß ich das reizende Mädchen auf einem Abſtecher nach dem ***er Bade kennen lernte, wißt ihr ſchon aus meinen vorigen Briefen. Warlich, romantiſch und wunderbar genug hat ſich alles gefügt!

Ich machte damals, weil die bergige Straße eine andere Art des Fortkommens erſchwert, den größten Theil des Wegs zu Fuße;

Heinrich, Ihr kennt ja den trocknen ehrlichen Pommer, trug mir meine Reiſetaſche nach. Ermüdet kam ich bei ſchon einbrechender Nacht in dem Gaſthofe zu H..... an; dieſes, zwar abgelegene, doch freundliche Dorf giebt faſt den Mittelpunkt der herrlichen Gründe ab, in welchen ich mich einige Tage oder Wochen herumzutreiben gedachte. Kaum hatte ich mich hier mit Trank und Speiſe gelabt, als ich, unbekümmert um meine Umgebungen, das Bett ſuchte, und in feſten Schlummer verſank.

Etwa früh gegen drei Uhr mochte ſich mein Körper hinlänglich erquickt haben; ich hörte, in dem myſtiſchen Zwiſchenzuſtande des erſten, ungewiſſen Erwachens, dicht neben mir eine leiſe, wunderbar liebliche Muſik, die von nirgends recht eigentlich herzukommen ſchien, und zart, wie ein Engelſtimmchen, zu meinen Ohren drang. Ich rieb mir die Augen, um gewiß zu werden, daß ich nicht noch träumte; der unſichtbare Tonkünſtler flötete noch einige

Augenblicke fort, dann ward es wieder ſtill.

Dürfte man in unſern Tagen nur halbweg mit Ehren an das fabelhafte Geiſterreich glauben, ich hätte mich leicht überredet, ein Elfenconcert vernommen zu haben; ſo aber unterſuchte ich höchſt proſaiſch mein Zimmer etwas genauer, und fand dieß nur durch einen Verſchlag von einem andern geſchieden. Ich vermuthete alsbald, daß jemand neben mir wohne, und ein Aſtloch ließ mich ein friſches jugendliches Geſichtchen, in Wahrheit den Kopf eines ſchlummernden Engels, entdecken, dem ein nicht minder ſchöner Arm zur Unterlage diente. Gern hätte ich in dieſem Augenblicke dem pfenniggroßen Aſtloche die Größe eines Guldens gegönnt; doch keine Fee ſprang mir zu Hülfe; die Fortſetzung der ſchönen Büſte blieb meinem Auge entzogen.

Mit dem feſten Vorſatze, auf den Abend hier wieder einzukehren, kleidete ich mich an, um des ſchönen Morgens im Freien zu genießen. Weibliche Pantoffeltritte ſchallten von der Hausfluhr herauf; ich ſchärfte meine Ohren. Ein niedliches Zöſchen trippelte die Treppe herauf, grüßte mich im Vorbeigehen, und eilte mit dem Frühſtücke auf die fragliche Nebenthür zu. Dieß und ein ſeidner Mantel, den ich durch die halb geöffnete Thür erblickte, beſtärkte mich nur noch feſter in der angenehmen Vermuthung, daß ich weibliche, und zwar ziemlich vornehme Nachbarſchaft habe; ein im Schuppen ſtehender, völlig abgepackter Reiſewagen ließ meine Neugier nach näherer Bekanntſchaft, bei der Zurückkunft Befriedigung hoffen.

So unſäglich ſchön der Sonnenaufgang, und ſo paradieſiſch die einſame Frühgegend war, ſo ward alles für mich doch noch weit paradieſiſcher, weil mir aus jeder Felſenſchlucht, aus jeder maleriſchen Baumgruppe, das bewußte Engelsköpfchen entgegen lauſchte. Lange blieb dieß bloße Phantaſie; aber nach Verfluß einiger Stunden gewahrte ich, nahe bei mir aus dem Gebüſch heraus tretend, eine ältliche, noch ſchöne Frau, die — nun ja! von dem blondgelockten Engel — der aber ein Knabe war — begleitet wurde.

3.

„Angeführt!“ — rief ich, mich mit meinem Verdruſſe ſelbſt neckend, und belächelte im Stillen meine einſtigen Kunſtſtudien, die mich nicht einmal Kopf und Arm eines Amors von dem einer Pſyche unterſcheiden lehrten. Indeſſen ſchied die beiden Luſtwandelnden nur noch ein kleiner Bach von mir, und ich konnte nicht füglich umkehren, ohne die Höflichkeit zu verletzen.

Das Frauenzimmer ſchritt nun ziemlich vorſichtig über den ſchmalen, etwas ſchräg herablaufenden Steg; ihrem jüngern Begleiter aber dünkte dieß zu langweilig; er nahm, mir faſt gerade gegenüber, einen Anlauf, um herüber zu ſpringen. Mochte nun aber das ängſtliche Aufſchreien der Mutter, da ſie dieß gewahr ward, den kleinen Wagehals irre machen, oder reichten ſeine Kräfte wirklich nicht hin, genug! ich bemerkte im Nu, daß der Sprung mißglücken müſſe, und flog eiligſt herbei, um ein Unglück zu verhindern. In der That konnte, wegen der am dießſeitigen Ufer liegenden ſcharfen Steine, ein Fall ſehr gefährlich ablaufen.

Ich fieng, mit dem einen Fuße ins Waſſer tretend, den ſinkenden Ikarus glücklich auf, aber — denkt Euch ſelbſt meine Ueberraſchung, als das Gefühl meiner Hand, durch den zurückfliegenden Ueberrock des engelgleichen Weſens begünſtigt, mich aufs unwiderſprechlichſte überzeugte, daß der Drang der Nothwendigkeit mich faſt ſo kühn gemacht habe, als jenen Spaniſchen Ritter *), mit einem Wort, daß ich das jungfräulichſte aller Mädchen umfaſſe.

---

*) Vermuthlich der Spaniſche Grand, der, als die Königin vom Pferde geſchleift wurde, ihr Knie berührte, um ſie vom Steigbügel zu befreien, und wegen dieſer hochverrätheriſchen Keckheit faſt mit dem Tode beſtraft worden wär.

So ſtand ich denn, mit dem Arm die verkleidete Schöne eng umſchlingend, einige Sekunden unbeweglich; Angſt und Schaam, Verwirrung und Dankgefühl, jagten Roſen auf ihre Wangen, blitzten aus dieſen himmliſchen Augen, ſetzten den, vom leichten Gilet nur dünn bedeckten Buſen in noch ſchnellere Wallung, bis ich endlich durch das Herzueilen der, zwiſchen Beſorgniß und Freude getheilten Mutter bewogen ward, die liebliche Laſt aus meinen Armen in die ihrigen zu legen.

Es dauerte eine Weile, ehe die beiden zarten Weſen ſich von ihrer Beſtürzung erholten, und kaum war dieſes geſchehen, als ſie ſich vereint in Dankſagungen gegen mich ergoſſen.

Aber warlich, der geleiſtete Ritterdienſt war durch ſich ſelbſt ſchon allzureizend belohnt, um mich über dieſe Lobpreiſungen nicht erröthen zu laſſen. Ich ſuchte daher, ohne übrigens von der gemachten ſchönen Entdeckung gegen die Mutter das mindeſte zu verrathen, —

daß die Tochter mich nicht mehr für unwiſſend hielt, ſagte mir ihre Wangenglut, ſo oft ſie mich anſah — dieß Geſpräch abzukürzen.

„Ward es mir doch heute früh ſchon durch ein Engelſtimmchen verkündet," — fiel ich ein, indeß meine Blicke Nanchens zur Erde geſchlagene Augen ſuchten und fanden — „daß ein Glück mir bevorſtehe!"

„Durch ein Engelſtimmchen?" — fragte das Blondchen neugierig. — „Wie ſo?" ſetzte die Mutter mit ungewiſſem Tone hinzu.

Ich erzählte ihnen nun, weil ich ſelbſt einigen Aufſchluß darüber wünſchte, von der in der Frühe zu mir herabgeſchwebten Muſik, und, unſchuldig und freudig zog das Mädchen an einer ſeidenen Schnur eine niedliche Taſchenuhr aus dem Weſtchen, die, nach einem Druck an die Feder, das niedliche Stückchen wiederholte, das mir in der Frühſtunde eine Art von Tonzauber gebannt hatte. „Denken Sie nur," — ſagte die Holde dann unbefangen, obwohl ihrer Knabenrolle, ein wenig vergeſſend — „vor einigen Wochen ſehe und höre ich mit der Mutter in einem Galanterie-Gewölbe dieß artige Spielzeug, und bald darauf, da die Mutter eben ausgegangen iſt, wird mir's von unbekannter Hand überſchickt."

„Du weißt ja, wie ſehr deine Pathin dich liebt" — fiel die Mutter etwas ernſt ein, und ihr Blick, welchen das Mädchen alsbald verſtand, ließ es unentſchieden, ob ihr nur das aus der Rolle Fallen des mädchenhaften Knabens, oder das, freilich ſehr koſtbare Uhrengeſchenk ſelbſt, Verdruß errege.

Doch genug für heute; Ihr habt doch längſt errathen, daß der kleine goldgelockte Seraph hienieden den Namen Nantchen führt!

4.

Eben ſo leicht werdet Ihr nach der geſtrigen Einleitung darauf ſchließen, daß ich Nanthen und ihre Mutter in den Gaſthof zurück egleitete, und, ſobald ich hörte, daß beide ſich in einem Hauſe des Dorfs ordentlich eingemiethet hätten, auch meinen Reiſeplan abänderte. Schon der erſte Blick, den mir das Aſtloch auf die kindlich Schlummernde geſtattete, noch mehr aber jene ſüße Trunkenheit, als die Zitternde mit hochklopfender Bruſt in meinen Armen lag, das Geräuſch des Bergwaſſers mir Sphärenmuſik dünkte, und ihr großes blaues Auge mich für Augenblicke in den Himmel entrückte, hatte alle meinen Gedanken und Gefühlen plötzlich eine andere Richtung gegeben; ich fühlte mich jetzt ſchon glücklich, mit dem himmliſchen Geſchöpf dieſelbe Luft einathmen zu können; ich fühlte es deutlich, meine Stunde habe geſchlagen.

Bei Nantchen gab mir denn auch ſchon die erſte Zuſammenkunft die freundlichſten Hoffnungen, und nur die Mutter behandelte mich mit ſcheuer Zurückgezogenheit. Indeſſen mußte am folgenden Morgen, da ich ſie in ihrer neuen, nun bezogenen Wohnung aufſuchte, entweder auch ſie mehreres Zutrauen zu mir gefaßt, oder durch Nantchen den zufälligen Verrath ihres Geheimniſſes erfahren haben; wenigſtens hatte ſich nun der niedliche Knabe, und zwar von nun an für immer, in das lieblichſte aller Mädchen verwandelt. Auch erfuhr ich nach einiger Zeit von der Mutter ſelbſt, daß ſie die Wittbe des verſtorbenen Hofraths von **** ſey, und eine, den Verdienſten ihres Mannes angemeſſene Penſion vom Hofe beziehe. Die Verkleidung der Tochter wurde nur beiläufig erwähnt, und für einen Scherz ausgegeben, wozu ſie die größere Bequemlichkeit auf der Reiſe verleitet hätten.

So angenehm es übrigens für mich war, durch dieſe Demaskirung zugleich das Recht erlangt zu haben, dem Fräulein auch im gemeinſchaftlichen Geſpräch etwas von dem anzudeuten, was ich für ſie empfand; ſo ſehr es mir ſchmeichelte, als ich durch das liſtige Kammermädchen, das ſich trefflich auf Liebeshändel zu verſtehen ſchien, heimlich zwar, doch unverlangt, es erfuhr: Fräulein Nantchen ſelbſt habe auf Ablegung der männlichen Tracht beſtanden, und nur mit vieler Mühe der Hofräthin die Erlaubniß dazu abgeſchmeichelt; ſo war doch auf der andern Seite die letztere auch viel zu klug und zu wenig romanhaft, um bei ihr nicht irgend eine verborgene Urſache der Verkleidung vorauszuſetzen. Allerdings grübelte ich hierüber — wie denn überhaupt die Liebe auch Kleinigkeiten ſo gern erklärt wiſſen will — verſchiedentlich nach; da es jedoch vor der Hand unmöglich ſchien, etwas näheres zu erfahren, ſo verwies ich meine Neugier zur Ruhe, und beſchloß dagegen, von der günſtigen Gelegenheit, die Einſamkeit, Landleben, und die damit verbundene größere Ungezwungenheit des Umgangs mir darboten, beſtmöglichſten Gebrauch zu machen. Die Hofräthin hielt ſich in H....., ſo hieß es wenigſtens, einer Molkenkur wegen auf; ich ſandte augenblicklich meinen Pommer, zu Nachbringung meines Koffers und einer gewaltigen Kiſte Selterbrunnens, in die Stadt.

Die auf dieſe Art angefangene und fortgeſetzte Bekanntſchaft brachte uns nun von Tage zu Tage einander näher. Ich begleitete meine artigen Nachbarinnen auf allen Spaziergängen. Ich las ihnen bei trüben Tagen die neueſten Schriften vor. Ich entdeckte ihnen mit achtungsvoller Traulichkeit nach und nach meine Familienverhältniſſe. Die Mutter hörte mir gern zu, und bewies mir, auch in Hinſicht auf ihre Tochter, ein ehrenvolles Zutrauen; von Nantchen ſelbſt ward mir ſo mancher ſüße Blick, ſo mancher erwiederte Händedruck zu Theil, und bald lag ihre reine, kindliche Seele ſo offen vor mir, als der Wieſenbach, worinn ſie ihr liebes Geſicht manchmal an meiner Seite ſpiegelte. Nichts fehlte noch zu unſerm Glücke, als das Geſtändniß deſſen durch Worte, was ſich unſere Blicke, unſere Pulsſchläge ſchon oft genug verrathen hatten. Doch auch hierzu verhalf uns bald die Gunſt des Zufalls.

5.

Ich hatte mir eines Tages eine etwas größere Wanderung vorgenommen, an welcher die Frauenzimmer wegen Rauhheit der Gegend nicht Theil nehmen konnten, und wovon in einem Tage zurück zu kommen, zwar möglich, doch kaum wahrſcheinlich war. Ich äußerte daher am Abende vorher gegen die Hofräthin, daß ich vermuthlich erſt übermorgen zurück kehren werde, und Nantchen flüſterte mir mit der guten Nacht noch die ſüße Bitte zu: „Wenn es eher möglich wäre, es würde mich freuen!“

Ihr könnt denken, daß ich mit der Morgenröthe aufbrach und der Füße nicht ſchonte; doch ſah ich erſt ſpät, da bereits der Mond aufgegangen war, den Kirchthurm des Dörfchens wieder durch die Bäume blicken.

„Dort ſchlummert die Liebliche wohl ſchon, und die Liebesengel wachen an ihrem Lager!" — rief ich mit der innigſten Sehnſucht aus, als ich nun auch ihre Fenſter gewahrte, — da entdeckte ich ſie ſelbſt auf einem Raſenſitze unter einer hohen Linde, die flüſternde Akazien mit ihren ſchlanken, ſilbergrünen Zweigen magiſch umkränzten, einfach und weiß gekleidet, die Hände vor ſich in den Schooß gelegt und ſinnig in die Gegend hinausblikkend. Die, obwohl ungewiſſe Erwartung, hatte ſie, wie ich nachher von ihr ſelbſt erfuhr, nicht ruhen laſſen, und die Mutter ihr auf vieles Bitten erlaubt, in Begleitung des Kammermädchens — das aber gleich, da es mich erkannte, einem Johanniswürmchen nachſetzte, und erſt an der Hausthüre wieder zum Vorſchein kam — des Lindenduftes zu genießen.

„Da bin ich wieder, liebes Nantchen!" — rief ich ihr entgegen, und breitete meine Arme nach ihr aus — „werd' ich oft ſo empfangen werden?" — Es kam über mich, als wäre ſie ſchon mein, als kehrte ich heim in unſere gemeinſchaftliche, friedliche Wohnung — ich wollte nur ihre Hand an meine Bruſt, an meine Lippen preſſen, aber, da ſie die andere mit aufblitzender Freude auf meine Schulter legte — und hätte die Mutter ſelbſt am Fenſter geſtanden, ich hätte Nantchen umarmen, ich hätte ihre Lippen küſſen müſſen! Dieſer Kuß dauerte aber wohl etwas länger, als wir ſelbſt ahneten — „mein Nantchen! mein Arno!“ riefen unſichtbare Liebesengel um uns — ſo meinten wenigſtens wir, unſerer ſelbſt vergeſſend. Doch die klopfende Bruſt und der Blick beim Abſchiede verriethen es nur zu deutlich, daß es unſere eigenen Stimmen geweſen waren. —

6.

Endlich, nachdem Nantchen mich mehreremale an den verſprochenen Beſuch dringend gemahnt hatte, habe ich, wenigſtens der Sache nach, meine Abfertigung erhalten, und kann nun für mich ſelbſt einige Wochen verwenden. Ich benutze die Stunde bis zur Abreiſe auf das Guth des Onkels, Euch noch alles zu melden, damit ich, wenn ich bei Nantchen bin, nur von der Gegenwart ſchreiben darf.

Schon am Morgen nach unſerer gegenſeitigen Erklärung hielt ich mich für verpflichtet, unſre Liebe auch Nantchens Mutter zu entdecken. Meine Geliebte dankte mir für dieſen Entſchluß mit ſüßen Blicken, geſtand mir, daß ihre Mutter mich ſehr hochſchätze, und machte, um nicht zugegen zu ſeyn, einen lang verſchobenen Beſuch bei der Pfarrerin des Orts.

Ich fand bei dieſer Unterhaltung mit der Hofräthin nur noch mehr Grund, ſie hoch zu achten, und ſogar wie eine Mutter zu lieben. Sie ſprach zu mir mit hoher Rührung, mit faſt männlicher Feſtigkeit; ſie unterrichtete mich, ſo wenig ich davon hören wollte, von dem, was ihre Tochter an äußerlichen Glücksgüthern beſitze, und was ſie zu hoffen habe;

ſie erblickte in der Annäherung unſerer Herzen eine höhere Leitung, und äußerte freiwillig, daß unſerer baldigen Verbindung ihrer Seits durchaus kein Hinderniß im Wege ſtehe. . . . .

„Ich danke der Vorſehung,“ — ſetzte ſie dann, wie zur Erklärung, hinzu — daß ſie meinem Nantchen einen edeln Mann ſchenkt, der ihre unerfahrne Jugend beſchützen kann, und ſie ſelbſt einer entfernten Heimath zuführt. Sie iſt rein und unſchuldig, wie ſie aus der Hand ihres Schöpfers hervorging. Doch — jetzt mögen Sie es wiſſen — zu meiner hieſigen Verborgenheit, und ſelbſt zu Nantchens Verkleidung, beſtimmten mich hinlängliche Gründe. Das Uhrgeſchenk von fremder Hand, die ich ohnſchwer errathe, hat mir die Augen geöffnet. Sollte es nöthig werden, gebe ich Ihnen deutlichern Aufſchluß.“

Als Nantchen nach einem Stündchen zurückkam, und in meinen Blicken die Einwilligung ihrer Mutter deutlich genug leſen konnte, legte ſie ihr blondes Köpfchen der Mutter ſtillſchweigend auf die Achſel, und ſah mit den zärtlichen Augen bittend zu ihr auf. „Geh nur“ — ſagte die Hofräthin lächelnd, doch eine Thräne im Auge — „die Blicke der Mutter ſind eben ſo mild und nachſichtsvoll, als das Mondlicht.“

Ihr könnt leicht denken, daß wir über dieſe mütterliche Schalckheit, obgleich in jener ſchönen Mondnacht von ihr belauſcht, oder von Henrietten verrathen, doch nicht allzuſehr errötheten, wohl aber die uns ſtillſchweigend ertheilte Erlaubniß benutzten, uns nun im Angeſichte der ſanften Mutter ans Herz zu ſinken. Späterhin wurde auch unſere Verbindung noch vor meiner Abreiſe in die Heimath feſtgeſetzt. Deſſen ungeachtet wollte ſich die Hofräthin durchaus nicht dazu verſtehen, mit mir in die Stadt zurückzukehren, vielmehr wurde, da ſie noch zuvor einige Briefe von dort erhalten hatte, von ihr beſchloſſen, auch von H..... abzureiſen, und ſich einſtweilen mit Nantchen nach dem, zehn Meilen von hier gelegenen Gute eines Onkels, des Oberförſtmeiſters von ***, zu begeben. Von dort ſoll ich mir nun mein Bräutchen holen; und ſchon ſchmettert das Poſthorn die Straße herauf, das mich zu ihr abruft.

7.

Ich bin nun wieder bei Nantchen, und ſpäteſtens in vier Wochen wird ſie mein Weib ſeyn, ſpätſtens in zwei Monaten ſollt Ihr ſie kennen lernen. Auch die Hofräthin, welche ſich hier wenig gefällt, wird uns, (und ob ſie gleich dadurch mit der Länge der Zeit vielleicht die Penſion einbüßt,) hoffentlich für immer, begleiten. Sie hat nur die einzige Tochter, hängt an dieſer, wie dieſe an ihr, mit ganzer Seele, und iſt, ein wenig Aengſtlichkeit abgerechnet, eine ſo herrliche, bei aller Weltklugheit doch für alles Schöne und Gute ſo warm fühlende Frau, daß ihre Gegenwart unſere Seeligkeit erſt ganz vollkommen machen wird.

Hier im Schloſſe des Oberforſtmeiſters, der von meinem Verhältniſſe zu Nantchen unterrichtet iſt, und bei aller Rauhheit ſeines Charakters an mir Geſchmack zu finden ſcheint, geht es denn freilich ziemlich unruhig zu. Die ſogenannte Faniska — doch von dieſem — verzeiht den ſonderbaren Ausdruck! — in der That merkwürdigen Prachtſtück der Natur und Kunſt verlohnt es ſich ſchon der Mühe, etwas ausführlicher zu ſchreiben.

Wer dieſe angeſtaunte Fremde eigentlich iſt, ſcheint für alle, den Oberforſtmeiſter vielleicht ausgenommen, ein Räthſel zu ſeyn. Sie ſelbſt giebt ſich für eine, zu ihrem Vergnügen reiſende Polin aus, macht jedoch zu Zeiten kein Geheimniß daraus, daß ſie anders heiße. Sie ſpricht neben dem Polniſchen faſt alle lebendige Sprachen, obwohl die unſrige mit einem fremden, ihr vortrefflich laſſenden Dialekt. Sie ſingt und tanzt, wenn ich den Verſicherungen einiger hier oft zuſprechender Officiere trauen darf, wie eine

Mara und Vigano, und malt, wie ich mich ſelbſt überzeugt habe, wie Angelika, nur mit weniger weiblicher Zartheit.

Was ihr Aeußeres anlangt, ſo kann ich nicht läugnen, daß, als ich das erſtemal mit ihr zuſammentraf, ihre auffallende Schönheit, beſonders die Allgewalt ihrer leuchtenden, ich möchte ſagen, ſtechenden Augen, mich faſt mit einer Art heimlichen Entſetzens erfüllten. Einen reizenderen Wuchs, gerade das Mittel zwiſchen üppiger Frucht und ſchüchterner Blüthe, blendendere Haut, einen mehr zum Kuß leckenden Mund, ſchönere Perlen-Zähne, ein reicheres, nächtlicher ſchwarzes Haar — eine ähnliche Lebhaftigkeit des Geiſtes, im Bunde mit jeder körperlichen Annehmlichkeit — eine gleiche Miſchung von Scherz und Ernſt, von einſchmeichelnder Gefälligkeit und alles beherrſchender Macht, könnt Ihr Euch nicht denken. Sie fleht mit dem Silberton ihrer Stimme, indeß ihre Blicke der Erfüllung gewiß ſind; ſie ſcheint um jedes Herz zu werben; und iſt ſich doch bewußt, daß ihr alle ſclaviſch unterworfen ſind; ſie ſcheint jenem höhern Lichtreich entſchwebt, und doch, wenn mein Gefühl mich nicht täuſcht, trägt ihre Allgewalt etwas an ſich, das beinahe Grauen erregt.

Indeß ſcheint jetzt ſelbſt Nantchen und ihre Mutter den geheimen Widerwillen, den ſie anfänglich gegen ſie gefaßt hatten, größtentheils aufgegeben zu haben. Freilich kommt auch die, ſonſt ſo ſtolz ſcheinende Faniska ihnen mit der einſchmeichelndſten Freundlichkeit zuvor, nennt Nantchen nur ihre Goldlocke, hat ſich jetzt ihre Zimmer gleich neben ihr anweiſen laſſen, und ſogar angefangen, ſie in Miniatur zu malen. Noch iſt nur der trefflich gerathene Kopf fertig, und ich wäre auf die Ausführung wohl neugierig, da das Elfenbein-Täfelchen dazu ein breites Oval iſt. Indeß geräth dieſe Arbeit, wie es ſcheint, in Vergeſſenheit,

B.

Wir ſind noch immer hier, und mir kann

das gleich ſeyn, da ich ohnedieß nicht hoffen kann, meine förmliche Abfertigung ſo bald zu erhalten. Auch geſtattet man, ungeachtet der ziemlich lauten Freude, die hier einheimiſch iſt, unſerer Liebe zu Zeiten den Genuß der Stille und ländlichen Ruhe, ſo daß wir die Annehmlichkeiten des Brautſtandes gewiſſermaßen in erhöhterm Grade genießen. Warum ſollten wir unter dieſen Umſtänden auch eilen, die ohnedieß flüchtigen Roſenmonde des Lebens noch mehr zu verkürzen?

9.

Geſtern hatten wir das Erndtefeſt. Es ſollte, wie Faniska geltend zu machen wußte, zu Ehren des ſchönen Bräutchens, im Grunde aber zu Huldigung ihrer ſelbſt, mit einem ländlichen Tanze gefeiert werden. Dieſer artete jedoch, wie die Vornehmen denn gewöhnlich die ganze Stadt mit aufs Land bringen, in den ſchwelgeriſchſten Ball aus, und — aufrichtig muß ich es geſtehen, vorher nie ge-

wußt

BIBL. UNIVERS. LIPS.

wußt zu haben, was eigentlich Tanz ſey. Doch Dir, lieber Schwager, als Künſtler, muß ich wohl den ganzen Hergang gleich von vorn herein etwas ausführlicher berichten.

Die Ballgeſellſchaft ſollte ſich Abends um ſechs Uhr verſammeln. Nantchen hatte mich ſchon um vier Uhr zu ſich beſtellt, um erſt eine Weile bei ihr zu bleiben, und ſie dann nebſt der Mutter nach dem Saale zu begleiten. Ich fand die Blühende ſchon völlig bereit; Jugend, Anmuth, Unſchuld und Sitte, faſt bis zum Ideal erhoben! Wir plauderten und laſen ein wenig diesmal in Geßners Idyllen, für welche Nantchen faſt bis zur Schwärmerei eingenommen iſt.

Nach einem Stündchen pochte Faniska an die Thür, die ihre Zimmer von Nantchens Wohnung trennt, und rief: „Kommt doch herüber, Kinder! Einer Einſiedlerinn, wie mir, wird zuweilen die Zeit lang!“

Als Nantchen die Thür öffnete, hieß Faniska ziemlich übelgelaunt ihr Mädchen hinausgehen. Sie hat zwei dergleichen, ein Paar ſehr anziehende Geſchöpfe, zur Bedienung. „Die Mädchen haben nicht das mindeſte Geſchick!“ — rief ſie Nantchen entgegen.

Ich trat hinter dieſer herein. Faniska, in einem weit gefalteten, ziemlich offnem weißen Gewande, ſtand eben vor dem Spiegel, hatte ihr rabenſchwarzes Haar oben auf dem Scheitel mit der Hand gefaßt, und wandte ſich ſo lächelnd nach uns zurück. Da ſie noch mit Ankleiden beſchäftigt ſchien, wollte ich zurückbleiben. Aber — „immer näher!“ rief ſie ganz unbefangen — „wir Polinnen“ — ſie ſagte dieß ſo ernſthaft, als könnte kein Menſch auf Erden an ihrer Landsmannſchaft zweifeln — „ſcheinen wohl freier, als wir ſind; bei den deutſchen Mädchen — meine ſüße Blondlocke nehm' ich aus — iſt der Fall oft umgekehrt.“ —

„Zudem“ — fuhr ſie mit einem gewiſſen ſpöttiſchen Pathos fort, das den zauberiſchen

Mund allerliebſt kleidete, und ließ zugleich das lange Haar nachläſſig über den Buſen herabfallen — „halte ich überhaupt jeden Bräutigam für einen unverwundbaren Achill, und nun erſt der Bräutigam eines Nantchens!“

„Aber, ſagt mir nur“ — fuhr ſie, den Ton wechſelnd, fort — „wie ihr euch fandet! wie ihr euch kennen und lieben lerntet! Es iſt erſt fünf Uhr, und die Geſellſchaft hat ſchon die Güte, auf uns ein wenig zu warten. Noch in meinem Leben ſah ich kein junges Pärchen, das ſo ganz eigentlich im Himmel verbunden worden wäre. Macht eure Freundin auch zur Vertrauten!“

Wir gaben ihr nun wechſelſeitig einige Bruchſtücke unſerer Herzensgeſchichte, und ſie zeigte die theilnehmendſte Aufmerkſamkeit. „Ja, ſo eine Liebe!“ fiel ſie dann mit leidenſchaftlicher Sehnſucht, wie in ſchwärmeriſcher Trunkenheit, ein — „o was iſt das Leben ohne ſie? — Sie gieng einigemal auf und ab; ihre Augen flammten; ſie umarmte Nantchen, und drückte dann meine und Nantchens Hand vereinigt an den vollen, nur von ihrem ſeidenen Haar verſchleierten Buſen. Ich zitterte über die Heftigkeit, über dieß Vergeſſen ihrer ſelbſt, und glaubte auch an Nantchen daſſelbe zu bemerken.

Ich weiß nicht, ob Faniska etwas hievon in unſern Mienen las; genug, ſie ließ augenblicklich meine Hand fahren, ſah Nantchen lange und ſtarr in die Augen, und ſagte mit hoher Empfindung: „O mögen Sie ſo glücklich werden, theures Fräulein, als es Faniska wünſcht!“ — „Doch!“ — unterbrach ſie ſich dann ſelbſt — „Sie könnten mich aufflechten helfen, ſüßes Nantchen! Von einem ſolchen Bräutchen geſchmückt, werde auch ich ein wenig gefallen!“

Sie klopfte bei dieſen Worten Nantchen neckend auf die Wangen, warf mit einer Art Züchtigkeit ihren Shawl um Bruſt und Nacken, und kniete dann, ohne die Antwort abzuwarten, faſt mit kindlicher Natürlichkeit vor Nantchen nieder. Ich erinnerte mich, — ſey's dahin geſtellt, ob ein guter oder böſer Geiſt in mir waltete? — Deiner Magdalene, die mir auch jetzt noch weit wahrer und charakteriſtiſcher dünkt, als ſelbſt Battoni's recht hübſches Blondchen, und ließ mich ſogar verleiten, Faniska der verführeriſchen Sünderin zu vergleichen. Kaum hatte ich dieſe, immer etwas doppelſinnige Schmeichelei über die Lippen gebracht, als die Zauberin, gleichſam als hätte ich ſie dazu aufgefordert, eine Reihe ſchöner Magdalenen Stellungen vor uns vorüberführte, und uns durch dieß anmuthige Spiel in ein, faſt mit Bangigkeit vermiſchtes Verwundern und Entzücken verſetzte. Gleichwohl blieb ſie durchgängig in den Schranken des Anſtandes, und nur am Schluſſe, da ſie, gleichſam zum Himmel aufſchwebend, ſich mit ausgebreiteten Armen ein wenig erhob, erinnerte ihre vorgewandte Stellung, der in dieſem Augenblicke vom Buſen zurückſinkende blaue Shawl, und ihr zündender, faſt läſterner Blick, meine Phantaſie ziemlich ſtörend an des bekannten Cignanl: Potiphars Weib.

Faniska äußerte hierauf von ſelbſt, daß es Zeit werde, ſich zum Gehen anzuſchicken, ſchlug augenblicklich ihr glänzendes Haar mit einem brillantenen Kamm zuſammen, ſchlang noch einige Schnüre Perlen um den blendenden Hals, und war nun, mit Hülfe eines andern, noch prächtigern Shawls, ſo reizend gekleidet, als hätte ſie ſich ſtundenlang vor dem Spiegel geſchmückt.

Bei dem Balle ſelbſt hielt ſie ſich anfänglich äußerſt zurückgezogen, und ſchlug es, unter dem Vorwande eines leichten Kopfſchmerzes, jedesmal aus, wenn ſie aufgezogen ward. Nur, als nach Mitternacht Luſt und Freude allgemeiner, und ſogar etwas vorlaut ward, ſchien auch ſie davon ergriffen. Wenigſtens war ſie jetzt durch Nantchens Bitten leicht zu dem Verſprechen zu bewegen, etwas von ihrer Geſchicklichkeit ſehen zu laſſen. Sie verſchwand alsbald in ein Nebenzimmer, und ſchwebte nach einigen Secunden, wie verwandelt, ganz in Tricot gekleidet, ein Tamburin in der Hand, wieder in den Saal. Das Orcheſter fiel auf ihren Wink ſogleich ein, und ſie wechſelte nun in den vorgeſchriebenen Pauſen, Tanz mit Geſang. Doch über das: Wie? fragt mich nicht! Unter allen Zuſchauern befand ſich kein Einziger, der nicht in Entzücken ſchwelgte, und wenn das für einen Bräutigam Sünde iſt, ſo war auch ich nicht ohne Sünde. Aber mein Gewiſſen iſt ruhig; hat mir doch Nantchen ſelbſt wegen dieſer Sünde noch beim Abſchiede unter manchem Kuſſe volle Abſolution ertheilt!

10.

Sowohl ich, als Nantchen und ihre Mutter, ſehnen uns weg von hier, wo augenſcheinlich aus Rückſicht auf Faniska's uns unbekannte Verhältniſſe, des Herumtreibens kein Ende iſt. Gleichwohl zeigt ſich mir ein unvermuthetes Hinderniß. Der Prinz Rudolph, der ſich ſeit einigen Tagen im ſtrengſten Incognito auf einem benachbarten Jagdſchloſſe aufhält, ladet mich zu ſich ein, und läßt mich errathen, daß er auf einige Wochen meiner Dienſte zu einem gewiſſen, ihm äußerſt wichtigen Geſchäfte bedürfe. Er verſichert zugleich, meine förmliche Abfertigung bei Hofe könne erſt in Monatsfriſt erfolgen, und nimmt in dieſer Hinſicht alle Verantwortlichkeit auf ſich. Alles, ſelbſt ſeine Anweſenheit, ſoll jedoch ſtreng geheim bleiben; nicht einmal einen Bedienten ſoll ich von hier mitbringen. Ich bin dieſem geiſtreichen Prinzen große Auszeichnung ſchuldig, und bei dem Verhältniſſe unſers Hofes zu ihm, das Ihr vielleicht errathet, muß mir ſein Wunſch für Befehl gelten. Noch heute reiſe ich ab. Wäre der Abſchied von Nantchen nur ſchon vorüber! Doch dieſe Trennung iſt ja ſo kurz, iſt die letzte! Nantchen, der ich meine Reiſe als unerläßlich vorgeſtellt habe, tröſtet ſich auch hiermit, und doch ſcheint ihr die Scheidungsſtunde centnerſchwer auf dem Herzen zu liegen.

II.

Der Prinz iſt über meine Gefälligkeit, wie er es nennt, entzückt, und verſchwendet an mich die ſchmeichelhafteſten Verſicherungen ſeiner Gnade und ſeines Zutrauens. Der Auftrag, zu deſſen Ausführung er mich beſtimmt, iſt mir ſelbſt noch nicht ganz klar. Ich ſoll die Fürſtin L., deren verſtorbenem Gemale der Prinz große Verbindlichkeiten ſchuldig ſeyn will, mit den Verwandten dieſes ihres Mannes auseinander ſetzen. Mich hat er, anderer Gründe, die ſeine Zuverſicht auf meine Talente ihm angeblich darbietet, zu geſchweigen, zu dieſem Geſchäft erleſen, weil ich der Sprache jenes Landes vollkommen mächtig ſey, und es hiebei beſonders der Deutung verſchiedener wichtiger Urkunden bedürfe. Morgen reiſe ich nach dem Schloſſe Dr — tz ab, das ich bis jetzt kaum nennen gehört habe. In drei Wochen, meint der Prinz, könne dieſe Angelegenheit ins Reine gebracht ſeyn.

12.

Ich bin troz der abſcheulichen Landſtraßen und eines Umweges von ſechzehn Meilen, den ich nach dem Wunſche des Prinzen, einer andern Angelegenheit halber, nehmen mußte, glücklich am Ort meiner Beſtimmung angelangt, und nur das einzige beunruhigt mich, daß ich in W — keinen Brief von Nantchen vorfand, wie ich doch noch vor meinem Abgange von dem Jagdſchloſſe ſchriftlich mit ihr ausgemacht hatte. Iſt meine Unruhe hierüber, oder was iſt ſonſt daran Schuld, genug, ich dünke mich in einen der abſcheulichſten Winkel der Erde verwieſen. Das alte, bis zum Verirren weitläuftige Schloß, blickte mir ſchon von außen mit ſeinen grünverſchimmelten Thurmknöpfen, mit ſeinen Storch-Neſtern auf den Giebeln, nicht im mindeſten einladend entgegen. Auch ſtimmen die Umgebungen: finſtre, keinen Sonnenſtrahl durchlaſſende Alleen, wild verwachſene, immer feuchte Fußpfade, Schilf ſtatt Graſes, Moor ſtatt Wieſe, kurz Alles und Jedes, mit dem Gebäude auf das paſſendſte überein, und ſelbſt die im Innern deſſelben herrſchende ſchwerfällige Pracht, auf eine ganz eigne Weiſe mit Geſchmackloſigkeit und ſogar Unſauberkeit innig verſchwiſtert, macht einen ſehr widrigen Eindruck. Der, mir zu Zeiten zu Theil werdende Beſuch eines alten Mönchs, der hier zugleich die Stelle des Archivars bekleidet, und mir, nachdem er meine Beglaubigung geprüft hat, ganze Stöße halb vermoderter Urkunden zuſchleppt, trägt nicht im mindeſten dazu bei, mich in angenehmere Stimmung zu verſetzen. Schon habe ich einige der alten Pergamente, nicht ohne Mühe, entziffert, ohne doch das mindeſte, auf den Hauptpunkt, um den ſich alles dreht, Bezug habende aufzufinden, und noch will weder die Fürſtin L., als deren Bevollmächtigter ich auftrett, noch jemand von den feindlich geſinnten Anverwandten, ſich zeigen.

13.

Noch immer ſendet mir mein Banquier in W. keine Briefe von Nantchen, ob ich ihn ſchon aufs dringendſte zu ſofortiger Ueberſendung alles Eingehenden angewieſen habe. Doch kündet mir der Caſtellan an, daß, einer Staffette zu Folge, die Fürſtin noch heute eintreffen wird. Faſt reut es mich mit jeder Stunde immer mehr, mich dem Willen des Prinzen gefügt zu haben. Bei etwas weniger Ehrſucht wär' es doch wohl möglich geweſen, einen Ausweg zu finden.

14.

Ich bin in der heftigſten Unruhe, die faſt zur Angſt ſteigt, ohne mir den Grund dazu gänzlich erklären zu können. Doch auch Ihr werdet wenigſtens erſtaunen, wenn Ihr hört, daß die nun angekommene Fürſtin, oder die, welche man dafür ausgiebt — Faniska iſt! Noch kann ich keinen Zuſammenhang finden; noch weiß ich ſelbſt nicht, was ich denken ſoll; aber doch iſt's mir faſt, wie einſt im Fieberparoxysmus, da mich meine erhitzte Phantaſie in ein Schlachtgetümmel verſetzte. Wie damals die Schwerter in finſtern Nebeln, zwiſchen ſchwarzen Felsſchluchten, um mich würgten; wie ich ſelbſt blindlings mordete, und nur am Geächze der Sterbenden mit Grauen gewahr ward, daß ich meinen, damals ſchon längſt verſchiedenen Vater, daß ich Dich, lieber Bruder, daß ich irgend einen andern meiner liebſten Freunde getödtet habe; ſo ſcheint auch jetzt eine dunkle Hand mich ergriffen, und in ein düſteres Gewühl geſchleudert zu haben, aus welchem mir wohlbekannte warnende Stimmen, aus welchen auch Nantchen mir ängſtlich zuruft.

Doch bin ich nicht bedauernswerth, daß ich mich von meinem Mißmuth über das

Ausbleiben der erwarteten Briefe, von meinem Verdruſſe, daß man eine Art von Comödie mit mir geſpielt hat, zu ſo trüben Vorſtellungen hinreiſſen laſſe? Ich glaube, ſo ſchwach iſt man nur, wenn man liebt. Sollt' ich vielleicht hinzuſetzen: und kein gutes Gewiſſen hat? — Nein, ſey ſie verſühreriſcher, als Leda und Helena — — —

15.

Wie man oft ſo thöricht iſt, lieber Bruder und Schweſter! wie eine beunruhigte Phantaſie oft Geſpenſter erblickt, wo einer weniger leidenſchaftlichen Stimmung nur freundliche Genien lächeln würden! Iſt es denn ein Verbrechen, geiſtreich und ſchön zu ſeyn? oder iſt's weniger vergönnt, an den Götterſchöpfungen der ewigen Meiſterin Natur, als an den Gebilden ihrer Nachahmerin, der Kunſt, ſich zu weiden?

Doch genug des Grübelns! Ihr, deren Sinne weniger befangen ſind, als geſtern die meinigen, werdet ohnedieß in dem, was ich ſchrieb, hinlänglichen Stoff zu Ergüſſen Eurer muthwilligen Laune, und es gar nicht ſo furchtbar finden, mit einem der reizendſten irdiſchen Weſen unerwartet wieder zuſammenzutreffen. Wahrhaftig, ich möchte jetzt Faniska im Stillen knieende Abbitte leiſten; denn, die Mächtige, die ich in einer ſonderbaren Anwandlung für eine böſe Zauberin hielt, iſt für mich die wohlthätigſte Fee worden, mit andern Worten, ſie ſelbſt hat mir Grüße, und — ohne jedoch den Auftrag hiezu zu befolgen — Küſſe von Nantchen, hat mir ein zärtliches Briefchen von der Geliebten überbracht. Allem Anſcheine nach ſind einige frühere fehl oder gar verloren gegangen, was bei der Unordnung des hieſigen Poſtweſens freilich nicht auffallen kann.

Nantchen ſcheint etwas traurig, etwas unruhig zu ſeyn; ſie ſchreibt auch, daß ihre Mutter ſeit einiger Zeit wieder ängſtlich ſey, obwohl ſie keinen Grund davon angebe —

doch, ſpricht nicht aus jedem ihrer Worte die zärtlichſte, treueſte Liebe? und würde es denn meinem Herzen wohl thun, wenn Nantchen die Schmerzen der Trennung ſo gar leicht zu ertragen wüßte?

Aber ich muß Euch nun wohl auch von der erſten, ſo gefürchteten Zuſammenkunft etwas melden. Kurz nachher, als ich geſtern abbrach, trat Faniska's Mädchen ein, und beſchied mich lächelnd, mit einem Knix, der meine Neugier und Verwunderung beſchwichtigte, zu ihrer Gebieterin. Faniska ſchrieb, da ich eintrat, und hatte den Kopf nachdenkend untergeſtützt, wendete ſich aber augenblicklich zu mir, und frug mit einem Blicke, aus dem alle Liebesgötter ihre Pfeile abzudrücken ſchienen: „Nicht wahr, mich hätten Sie nicht erwartet?“

„Hierüber“ — fuhr ſie augenblicklich fort — „ſo wie über alles, was Sie ſonſt wiſſen müſſen, ein andermal; jetzt allein zu den Angelegenheiten Ihres Herzens! Dieſes Brief-

chen

chen von einem gewiſſen blondlockigten, heißgeliebten und heiß wieder liebenden Mädchen, und ſo manches — trotz kleiner Eiferſucht — zu mündlicher Beſtellung" — ſie legte dabei den ſchönſten aller beringten Finger, die es geben kann, mit ſchalckhafter Tändelei an die roſigen Lippen — „doch ich muß jetzt ſchreiben, und Sie werden ja leſen wollen. Sie kommen doch wieder, wenn ich darum bitte?"

Nach dieſen Worten trieb ſie mich wieder zur Thür hinaus, und ließ mir kaum Zeit, die Hand der ſtralenden Liebes-Botin dankbar an meine Lippen zu drücken.

16.

Ich bin aufs neue in ein Chaos verworrener Ideen gerathen, indem ich mich beinahe ſelbſt verliere. Daß irgend ein verdecktes, unſicheres Spiel hier getrieben werde, kann mir nicht entgehen, aber mit wem? mit Faniska's Anverwandten, und nur mit dieſen? nicht vielleicht auch mit mir?

Der Schleier des Geheimniſſes, wenigſtens ein Theil deſſelben, iſt gefallen — und, ein Gott oder ein Marmorblock müßte ich ſeyn, wenn ich ruhig wäre! Faniska hat mir heute unbefangen geſtanden, daß ſie nicht die Fürſtin, wohl aber die Schweſter derſelben, und — ein bischen Jugend abgerechnet, meint ſie — ihr täuſchend ähnlich ſey. Jene ſelbſt, verſichert Faniska, ſey nie auf dieſes Guth, nie mit den Verwandten ihres Mannes zuſammen gekommen, und wiſſe ſich weniger in dergleichen Angelegenheiten zu benehmen; ſie aber habe man auch darum mit zu ihrer Stellvertreterin gewählt; weil man von ihrem Aeußern ſich, aus allzugünſtiger Vorſtellung, einige Einwirkung auf die Gegenparthei verſpreche.

„Und könnten Sie" — ſetzte ſie dann ernſter werdend hinzu, indem ſie vor ſich zu Boden ſah, und ihre warme Hand leicht auf die meinige legte — „ſich keinen Grund denken, warum ich mich dieſer Rolle ſo willig unterzog?" Sie athmete tief, und fuhr mit dem zärtlichſten Feuer fort: „Arno! keinen Grund warum die ſtolze, an Weichlichkeit gewöhnte, geſchmeichelte Faniska dieſe beſchwerliche Reiſe nicht ſcheute?"

Es war mir unmöglich, ſie länger zu mißdeuten. Wie ein elektriſcher Blitz zuckte es durch alle meine Nerven; das ſchönſte Weib der Erde ſtand, Liebe um Liebe bietend, vor mir, und ihr gewaltiges, jetzt ſchmachtendes feuchtes Auge ruhte mit unſäglichem Zauber auf mir.

„Wenn ich Sie verſtehe, Faniska!" — antwortete ich, doch mit einem weniger feſten Tone, als ich wohl geſollt hätte — „mir ſchwindelt vor einem Gedanken, der —"

„Reden Sie nicht aus, Arno!" — unterbrach ſie mich mit der weichſten Stimme, mit der hinreiſſendſten Gutmüthigkeit — „Halten Sie mich immer für ſtärker, als ich bin! Es iſt ſo beſſer! beſſer für Sie, für uns Beide! — Aber wenn Sie mich erriethen —

könnten Sie mich verdammlich finden, weil eine Glücklichere mir zuvor kam?"

„Arno! Arno!" — ſetzte ſie dann heftiger hinzu, indem ich Wahnſinniger den Druck ihrer Hand erwiederte — „Jetzt nicht! o, um aller Engel willen, jetzt keine Antwort!" —

Sie riß ſich heftig von mir los, warf mir im Fortſchreiten über die Achſel noch einen Blick zu, für den ich umſonſt ein genügendes Wort ſuche, und entfloh dann durch eine Seitenthür, die ſie inwendig verriegelte.

17.

Faniska ſcheint zu zürnen! Sie iſt einige Tage völlig unſichtbar für mich geweſen. — Von unſerm Erbtheilungs-Geſchäft ſcheint kaum mehr die Rede zu ſeyn, und vielleicht iſt alles —

Wenn ſie mich liebte — wenn die Krone der Schönheit, wenn dieß ſtolze, in Glut und Zärtlichkeit getheilte Herz mein würde, — wenn ich an Nantchen kein Verbrecher wär —

Ach, wohin wird das noch führen?

18.

Man ſage doch ja nicht, Weiber ſollen nicht gefallen wollen; die bemerkte Abſicht zerſtöre den Zauber. Dieß iſt nur ein Nothbehelf der Häßlichkeit, der Bequemlichkeit und des Kaltſinns; dieß iſt einer der vielen albernen Machtſprüche, deren ſich die Diätetiker der Seele, die alles nach ihrem eigenen abgeſtumpften Gefühl meſſen, ſchuldig gemacht haben. Ich gebe es zu: von dem Beſtreben, allgemein erobern zu wollen, mag der Satz gelten; aber der Liebende, der es weiß oder wähnt, ein liebenswürdiges, wenigſtens von ihm dafür gehaltenes Weſen, biete alle ihre Reize, ja ſelbſt die Hülfsmittel des weiblichen Putzes auf, ihm zu gefallen, ihn zu entzükken, ihn nur noch enger an ſich zu feſſeln, iſt in meinen Augen immer beneidenswerth! Lieh doch ſelbſt die Götterkönigin von Cytheren den verſchönernden Gürtel!

Doch wozu jetzt das Alles? Wollte ich Euch doch nur ſagen, daß Faniska heute, da ſie mich zu ſich rufen ließ, durch ihre Kleidung, durch ihr ganzes, verführeriſch frommes Weſen, die reizendſten Magdalenen mir wieder ins Gedächtniß rief. Ach, wohl hatte ich in jenem Augenblicke zuerſt meine leidenſchaftliche Schwäche verrathen! — und geſchah das jetzt ſo ganz ohne Abſicht? und für wen wollte ſie reizend ſeyn? Wahrlich, der alte, der Welt abgeſtorbene Caſtellan, und der eisgraue Mönch, Beide ſähen ſie lieber im härenen Bußgewand!

Was mir noch einigermaßen auffiel, und mich wunderbar befieng — auch Faniska ließ heute, vor ſich hintändelnd, ein ähnliches Spieluhrchen ſeine Künſte zeigen, wie ich bei Nantchen zuerſt ſah. Sie allein beſitzt dieſes, wie ſie behauptet, für ihr Geld. Alle übrigen, die aus England gekommen ſind, ſoll der Prinz Rudolph ſogleich aufgekauft haben.

19.

Faniska iſt abgereiſt; unter mir brennt der Boden — und doch darf ich, ohne vom Prinzen Antwort zu haben, das Schloß nicht verlaſſen. Es wird mir immer heller, daß man mit mir nur ein ſchändliches Spiel getrieben hat; aber noch kann ich nichts thun, als mit den Zähnen darüber knirſchen.

Geſtern Mittag ließ mich Faniska einladen, mit ihr zu ſpeiſen. Sie ging dießmal ganz einfach in dunkelm Sammt, das Haar in ein Silbernetz geſchlagen. Einige Rechnungen, welche wir nach Tiſch durchgehen wollten, lagen auf ihrem Schreibtiſche.

Unſere Unterhaltung während der Mahlzeit war die heiterſte, aber auch unſchuldigſte von der Welt; der finſtre Schloß-Mönch hätte zugegen ſeyn können.

Als wir aufſtanden, nahm Faniska ihre Laute, und ſang einige italieniſche Arien, legte aber, da eben der Geſang eine heimlich glühende Liebe zu athmen anfieng, das

Inſtrument aus der Hand, und hielt inne.

„O fahren Sie fort, Zauberin!“ — bat ich, mich vergeſſend.

„Schweiger! Grauſamer!“ — rief ſie, nun plötzlich erglühend, und ſprang vom Divan auf, — „willſt Du Dich an meiner Quaal noch weiden? Verſchmähſt Du noch immer ein Herz, das Dich anbetet, und bewahreſt Deine Schwüre einem Kinde, das, bei allem Schein ſittiger Unſchuld, längſt ſchon zu dem Serail des Prinzen gehörte? — O komm an mein Herz — fühle es, wie ein liebendes Weib lohnen kann!“ —

Ich war meiner nicht mehr mächtig. Der Verdacht gegen Nantchens Treue, die Erinnerung an das, was ich von den Spiel-Uhren wußte, die in dieſem Augenblicke plötzlich auf mich eindrang, Faniska's blendende Schönheit — ich ſtand, ohne einen Gedanken in mir aufzufinden, wie in einem magiſchen Kreiſe.

Jetzt warf ſich Faniska in Sapphiſcher

Glut vor mir nieder, und hob ihre Arme leidenſchaftlich nach mir auf; durch Zufall, oder durch dieſe Bewegung, ſprang die Steinroſe, die das knappe Gewand auf der Achſel zuſammenhielt; die blendendſten Reize athmeten mir wallend entgegen, aber auch Cignani's Suleicha *) drängte ſich aufs neue widrig mir auf! Mein Schutzengel trat mir wieder zur Seite.

„Buhlerin!“ rief ich, mich ermannend, und entriß mich ihren umſchlingenden Armen. — „Verläumderin eines Engels!“

Sie ſandte mir einen Blick nach, in welchem die ganze Hölle aufloderte, und wenig Stunden darauf fuhr ſie ab.

20.

(Von der Hand der Hofräthin.)

Kommen Sie eiligſt zurück! Man hat ihre Abweſenheit benutzen wollen, Nantchen dem Prinzen Rudolph in die Hände zu ſpie-

---

*) So ſoll nach Rabbiniſcher Ueberlieferung die Frau des Potiphar geheißen haben.

ſen. Er war es, deſſen Nachſtellungen ich ſchon längſt fürchtete. Die bezweckte Entführung iſt zwar durch den Muth Ihres treuen Dieners, der ſeit Ihrer Abreiſe uns für ſeine Herrſchaft anſah, vereitelt worden; aber der Schreck hat Nantchen auf das Krankenlager geworfen. Zwar ſcheint ſich die Krankheit zu brechen; doch ſehnt ſie ſich unaufhörlich nach Ihnen, und vor Ihrer Zurückkunft iſt kaum auf Geneſung zu hoffen.

21,

(Von Faniſka's Hand.)

Sie waren der einzige Mann, vor dem ich kniete! Brüſten Sie ſich mit dieſer Erinnerung! — —

Ihr blondes Fräulein iſt rein, wie die Sonne, obwohl der Prinz eine lächerliche Leidenſchaft für die Kleine gefaßt hat. Das gute Kind liebt Sie; es betet Sie an. Ich kam auf das Ritterguth, um Nantchen in die Hände des Prinzen zu ſpielen, dem ich dieſen Wankelmuth großmüthig verzieh. Der Bräutigam trat uns unvermuthet in den Weg, und die Mächte der Hölle entzündeten mein Herz, daß ich den lieben mußte, den ich zu betrügen gekommen war. Ich verſprach Opfer für Opfer. Das Bild des ſittigen Bräutchens. — Sie verzeihen mir doch? — zu einer Danae verwendet, ſandte ich dem Prinzen. Der fürſtliche Freund glühte noch höher auf. Nantchen ſollte ſein, Sie und jenes Schloß mit allen ſeinen reichen Umgebungen, ſollten mein ſeyn! — Daß Ihre und Nantchens Briefe mir nicht entgehen konnten, errathen Sie wohl! den weitern Erfolg wiſſen Sie; aber noch nicht, wie eine Italienerin liebt. — —

22.

(Von Nantchens Hand.)

Mein Arno! mein! Ich bin ſchwer geprüft worden, ſeit Du mich verließeſt. Man hat mir auch Deine Treue verdächtig machen wollen; aber ich habe nie im Glauben gewankt. — Ach, ſollt' ich Dich nur einmal noch ſehen! — Ich bin wieder ſehr krank; doch ſey ruhig! Vielleicht — Ich kann kaum noch die Feder halten. Müßt' ich auch ſo jung ſterben — doch ewig Dein, und Du mein!'

23.

(Von unbekannter Hand.)

Vor zwei Stunden hat Fräulein Nantchen hier auf dem Schloſſe, unter den ſchrecklichſten Zuckungen, ihre reine Seele ausgehaucht. — In einem Glas Limonade ward das Liebenswürdigſte aller Mädchen vergiftet. — Die unglückliche Mutter ſcheint die Sprache verloren zu haben, und iſt von der Leiche nicht zu trennen. — Das Kammermädchen und zwei Bediente ſind eingezogen. Henriette hat auf die, vor drei Wochen von hier verſchwundene Fanicka bekannt. Man will dieſe vor einigen Tagen im Schloßwäldchen wieder geſehen haben. — Eben ſprengt der Prinz todtenbleich über die Wallbrücke. Furien ſcheinen ihn zu verfolgen. —

3.

Torte, Halstuch und Knute.

Die Frau des Förſters Frankenberg zu Werlingen hatte ihn ſo eben mit dem fünften Kinde, aber mit dem erſten jungen Herrn Förſter beſchenkt. Nun hauſte zwar damals in jener Gegend der Krieg, mithin ſang jeder, wer ja noch ſang: Bei mir iſt Spiel und Tanz vorbei! Weil aber wenigſtens vor der Hand die Stürme ſich in etwas weiter gezogen hatten, und der joviale Förſter ein ſo erfreuliches Familienereigniß gebührend begehen wollte, ſo ſandte man Boten aus in alle Lande, um zu laden Verwandte und Freunde, und einzukaufen Alles, was den Augen und Gaumen der Geladenen gefallen könne.

Vor allen Dingen ſchien eine mit bunten Mandeln und eingemachten Früchten verzierte

Torte zum Schmuck der Tafel, gleichſam als Hauptſtein in dem Ringe der übrigen Schüſſeln und Teller, ganz unentbehrlich, und die raſche Förſterin, die eine Niederkunft eben ſo kurz abfertigte, als Andere eine Thee-Viſite, hatte daher durch die Gumpenauer Botenfrau dieſe Unentbehrlichkeit, unter genauer Angabe aller darauf anzubringenden Namenszüge und Allegorien, vorläufig beſtellen laſſen. Da jedoch die ganze ältere Dienerſchaft im Forſthauſe, mit Einſchluß des Jägerpurſchens, am Vortage des Feſtes theils ſehr beſchäftigt, theils anders wohin verſchickt war, das neuangenommene Kinder-Mädchen aber, ein voll aufplatzendes Dorfröslein, wegen der jezuweiligen Durchmärſche, dem Landfrieden nicht traute; ſo entſtand die Streitfrage, wer zu Abholung der beſtellten Torte, nach Gumpenau abzuordnen ſey?

„Der Vetter Auguſtin wär' wohl ſo gut!" — ſagte endlich mit freundlichen Augen die Förſterin — „der Schimmel frißt ohnehin

hin den Hafer umſonſt, und der Einſpänner hält gewiß die Reiſe noch aus!"

„Mit tauſend Vergnügen!" — erwiederte Auguſtin, dem ohnedieß des Scheuerns und Fegens im Forſthauſe zu viel ward, und eilte ſofort in ſein Dachſtübchen, um ſich reiſefertig zu machen.

Dieſer Auguſtin war der Bruderſohn des Förſters, ein junger Menſch von gar nicht übler Figur, und dabei die ehrlichſte und gutmüthigſte Seele von der Welt. Auch wäre vielleicht ein brauchbarer Mann aus ihm worden, hätte ſein verſtorbener Vater, ein wohlhabender Pachter, ihn nicht unwiderruflich zum Studiren beſtimmt, und wäre nicht Auguſtin in Hinſicht des weiblichen Geſchlechts zugleich die verliebteſte Seele von der Welt geweſen.

Dieſe Neigung hatte ihn ſchon auf der Schule zu Immenthal in ein Romänchen verwickelt, das für ihn zwar ſehr ergötzlich, aber auch ſeinem Fleiße, womit es bei ihm überhaupt nicht viel auf ſich hatte, außerordentlich nachtheilig war.

Es kehrte nämlich gerade um die Zeit, da Auguſtin ſiebenzehn Jahr zählte und in Prima ſaß, in Immenthal eine wandernde Truppe ein, und erlangte, gegen Anerbietung der geſetzten Freibillets, beim Hochedlen Rathe Erlaubniß zu ſpielen. Dieſe Geſellſchaft gab größtentheils Operetten und Ballets, und nur dann Schau- und Trauerſpiele, wenn das Singen und Springen nicht länger ziehen wollte. Da es aber bei der Oper natürlich an Chorſängern fehlte, ſo nahm der Directeur zu den Schülern ſeine Zuflucht, und dieſe erhielten auf Verwendung der Frau Amtmännin, die eine ehemalige Schönheit der Reſidenz, und nebenbei eine leidenſchaftliche Beſchützerin der ſchönen Künſte war, zu großem Vergnügen des Cantors, aber eben ſo großem Leidweſen ſeines Todfeindes, des Rectors, gemeſſenen Befehl, den Prieſtern Thaliens hülfreiche Hand zu bieten.

Der Jubel, den dieſe Nachricht unter den Schülern erregte, war gränzenlos. Auch Auguſtin, der eine vorzügliche Stimme beſaß, hätte deckenhoch ſpringen mögen, hütete ſich aber weislich, dieß dem Rector merken zu laſſen.

So geſpannt indeß ſeine Erwartung war, ſo wurde ſie doch noch bei weitem übertroffen. Er hatte noch nie eine andere, als eine Vorſtellung mit Marionetten, geſehen. Er lebte noch in den glücklichen Flitterjahren, wo Jeder ſo gern die offene Seele einer lieblichen Täuſchung dahin giebt. Er hatte ſich den wenigen hübſchen Rathsherrentöchtern nur immer mit ſcheuer Ehrerbietung nahen dürfen. Ach! und nun ſtürmte Lichterglanz und Muſik, und Decoration, auf einmal über ihn her. Ach! und nun ſchaute er die Reizenden, die in ihrer romantiſchen Tracht, mit ihren hochgeſchminkten Wangen, mit ihren nicht eben karg verhüllten Reizen, ihm geradezu als Göttinnen erſchienen! Ach, und nun war vorzüglich der Page in Figaro's Hochzeit, womit, als mit einem Bravourſtücke, die Bühne eröffnet ward, ein ſo allerliebſtes, ſchwarzgeaugtes, ſechzehnjähriges Mädchen, daß dem armen Auguſtin, als er ſie in der Spaniſchen Kleidung, mit den lang herabwallenden Haaren, erblickte, faſt die Augen vergiengen! Ach! bei der Romanze: Mein Herz, mein Herz hat viel Leiden ꝛc. ſchien ſich ſein ganzes Inneres in ein Echo aufzulöſen, und er würde mit Freuden all' ſein noch in der Büchſe befindliches Currendegeld darum gegeben haben, hätte er nur die Spitzen dieſer goldblonden Locken, nur den ſilberbefranzten Zipfel dieſes Mantels, einmal an ſeine Lippen drücken dürfen!

Von dieſer erſten Vorſtellung an, war es nun vollends mit aller Luſt zu den Büchern gänzlich bei ihm aus; dagegen ergab er ſich mit einem gewiſſen Eifer der Muſik, und ſann Tag und Nacht auf nichts, als auf Mittel, wie er ſich der liebenswürdigen Elvire —

ſo hieß die junge Schauſpielerin — einigermaßen bemerkbar, oder gar angenehm machen könne.

Dieß glückte ihm jedoch, da er als Sänger ihrem Vater, dem Directeur, ſehr brauchbar, übrigens ein hübſcher ſchlanker Junge war, weit eher und leichter, als es ſich bei ſeinem tiefen Reſpect gegen die, ihm ſo erhaben erſcheinende Genoſſenſchaft, nur im Schlaf hätte beikommen laſſen. Sehr bald nahm der Directeur ſein höfliches Anerbieten, dann und wann Rollen und Noten für ihn abzuſchreiben, mit um ſo größerer Bereitwilligkeit an, da dieß unentgeldlich geſchehen ſollte. Eben ſo bald ließ ſich Elvire die von ihm, mit Sprengung ſeiner Caſſe erkauften, und anfänglich mit ſchüchterner Ehrerbietung hinter den Couliſſen dargebotenen Zuckerpapierlein ohne Umſtände trefflich ſchmecken.

Der unſäglich verliebte Auguſtin lebte von jetzt an, wie in einem magiſchen Kreiſe. Elvire ſah freundlich, zuweilen auch für die

Bonbons dankbar, zu ihm herab. Die Rollen- und Notenſchreiberei öffnete ihm die Thür der im Hinterhauſe des rothen Hirſches befindlichen Zimmer, wo der Directeur mit mehrern ſeiner Leute in geſchwiſterlicher Verträglichkeit oder Unverträglichkeit, gemeinſchaftlich hauſte. War er von den Reizen ſeiner Angebeteten, die auch in Ballets allerliebſt tanzte, in dem erleuchteten Hauſe bis in den Himmel entzückt, und oft hinter den Couliſſen mit zum Applaudiren hingeriſſen worden; ſo durfte er ſelbſt, nach Beendigung des Stücks, es wagen, ihr durch die dicke Finſterniß mit der Laterne vorzuleuchten, oder ſie hieng ſich wohl gar, wenn es geregnet hatte, freiwillig an ſeine Linke, indeß ſeine gefällige Rechte bald Helm, Krone und Zepter, bald einen Pack mit Königs- und Schäfergewändern, in den rothen Hirſch zurückbringen half.

Doch man würde zuletzt, ſelbſt im Himmel, einer nicht fortſchreitenden Seeligkeit überdrüßig werden! So unermeßlich daher eine Zeitlang die Wonne des beſcheidenen Auguſtins war, wenn der Directeur ſeine Handſchrift außerordentlich ſauber fand; ſo eine Amorsfackel ihm oft in den kleinen, zum rothen Hirſch führenden Gäßchen, die hörnerne Fuhrmannslaterne dünkte, mit welcher er Elvirens Flitterſchuhen die erſprießlichſten Dienſte leiſtete; ſo ſchmachtete er doch endlich auch nach einer Zuſammenkunft unter vier Augen, um die bis jetzt verſchwiegenen Leiden ſeiner Bruſt der angebeteten Einzigen zu entdecken. Hiezu wollte ſich jedoch leider! keine ſchickliche Gelegenheit finden, weil er die Geliebte, ſo wohl zu Haus, als auf dem Theater, immer nur unter der übrigen Geſellſchaft fand, und ſelbſt das Ankleidezimmer ſämmtlicher Herren und Damen, in ächter paradieſiſcher Unſchuld, eins und daſſelbe war.

Er beſchloß daher nach mancherlei Grübeln, Elviren auf ſeine innere Neigung vorläufig durch ein artiges Geſchenk und deutſames Symbol aufmerkſam zu machen, und alle Kräfte ſeiner Finanzen wurden aufgeboten, ſelbſt ein Griechiſches Lexicon mußte zum Büchertrödler wandern, um beim nächſten Immenthaler Jahrmarkte eine Buſennadel von ächtem Prager Golde, vorſtellend ein Sträußlein ſchmachtender Vergißmeinnicht, dem berühmteſten Tabuletkrämer abzuhandeln.

Die Buſennadel gefiel, wie er wünſchte, und feſſelte augenblicklich, was er gerade nicht ſo ſchnell wünſchte, die etwas aufklaffende Halskrauſe der ſchuldloſen Agnes Bernauerin; denn Elvire war Tochter des Directeurs; ſpielte mithin alle erſte Rollen, und auch das Immenthaler Publicum nahm es mit der Kunſt nicht ſehr genau, wenn nur Mutter Natur das Ihrige gethan hatte. Und kaum war, nach Herablaſſung des Vorhangs, die unglückliche Geliebte des Bayern-Prinzens den Wellen des Stroms, oder vielmehr den ſie bettenden Strohpfühlen, mit heiler Haut wieder entriſſen, als ſich ihre Wange an die ſeinige neigte, ihre Hand die ſeinige jener Halskrauſe anſchmiegte, und ihre ſüße Stimme bei einem verſtohlnen Händedrucke ihm zuflüſterte: „Morgen um Eilf iſt Probe, wobei ich nichts zu thun habe; dann iſt Ihre verwünſchte Schule ja wohl aus, lieber Frankenberg!“

Auguſtin erwiderte den Händedruck vor Entzücken ſo derb, daß der eben Nacht verbreitende Lampenputzer über Elvirens: „Pfui doch!“ ſchier erſchrak, und ſtolperte dann vor gleichem Entzücken, ſowohl auf dem Wege nach dem Gaſthofe, als in die roſtige Schule, über alle Steine. Er konnte vor Unruhe nicht ſchlafen, und als er am folgenden Morgen ſich vor dem Dreieck des zerbrochenen Spiegels das Halstuch zurecht band, als er auf ſeinem linken Backen einen Fleck rother Schminke entdeckte, da wiſchte er dieſes Wahrzeichen ſeiner aufgehenden Glücksſonne mit einem ſaubern Tuche auf das ſorgfältigſte ab, um es für Zeit und Ewigkeit aufzubewahren.

In den Schulſtunden ſchwebte ihm das bevorſtehende Stelldichein unaufhörlich vor Augen, und er ertrug es mit der Standhaftigkeit eines Märtyrers, als ihm wegen ſeiner Unachtſamkeit der Terenz des Rectors an den Kopf flog. Endlich erſcholl die, nie ſehnlicher, als heute, erwartete Glocke der Freiheit. Die mittägige Poſaune des Thürmers klang in ſein Ohr, gleich dem Rufe zur Auferſtehung. Er rannte, wie unſinnig, in ſeine Zelle, und vertauſchte das Bücherbündel mit dem ſchon vorher auf das ſorgfältigſte abgebürſteten, und heute ſogar mit einer Stahlſchnalle geſchmückten Hute.

Als er darauf im rothen Hirſche ſich durch die Frachtwagen und Gabelchaiſen glücklich durchgearbeitet hatte, tönten ihm ſchon auf dem Hofe, als Verkünder ſeines Glücks, Silbertöne lieblich entgegen. Die wackelnden, einer Hühnerſteige gleichenden hölzernen Treppen, ſchienen ihm elaſtiſch emporhebende Wolken, die offenſtehende Thür der Eingang ins

Feenland, und Elvire, die eben, ſey es aus Zufall oder mit Abſicht, ein niedliches, zum morgenden Ballet gehöriges Koſtüm anprobirt hatte, ſaß wie ein Feenkind am Pianoforte.

„Willkommen, willkommen, lieber Frankenberg!“ — rief ihm das Feenkind mit ſchmachtenden Blicken entgegen, indem es ſich mit der lieblichſten Grazie über die Stuhllehne zurückbeugte, und durch dieſe Bewegung dem ſilberbeflitterten Gürtel des Roſatafftkleibchens beinahe zu viel zumuthete. Auguſtin flog hinzu und erfaßte die dargebotene kleine Hand, um ſie an ſein klopfendes, jetzt faſt zerſpringendes Herz zu drücken.

Elvire ließ dieß geſchehen, lächelte ihn an, ſeufzte einigemal, und ſah dann, wie in holder Verwirrung, auf das, von ſchönen Wellen gehobene Vergißmeinnicht-Sträußchen herab.

„Wollen wir nicht“ — fieng ſie dann, wie mit unſchuldiger Blödigkeit an, — „zur einſtweiligen Unterhaltung, bis mein Vater zurückkommt, etwas zuſammen ſingen?“

„Ach ja!“ verſetzte Auguſtin, deſſen Verwirrung nicht im mindeſten erkünſtelt war — „Was Sie wollen, muß ich!“

Aus Elvirens Augen ſtrahlte ein Blick, der ſeine Worte nur noch wahrer machte; dann wandte ſie ſich nach dem Pianoforte, ſpielte Reichards Melodie zu Göthe's: Kennſt du das Land ꝛc., und ſang dazu mit ſo lockenden Sirenen-Tönen, daß Auguſtin nur ganz leiſe einſtimmte. In den erſten Zeilen gieng es jedoch noch ſo ziemlich. Als man aber zu der Stelle kam: Dahin, dahin, möcht' ich mit dir ꝛc., da entfloh Beiden plötzlich Athem und Stimme, und nur ein langer, vielſagender Blick ſchien die entſtehende Pauſe ausfüllen zu wollen. Doch bald, bei Elviren eher und mit einer Art losringender Begeiſterung, bei Auguſtin ſpäter, ſtellten ſich die Flüchtlinge wieder ein; im ſüßeſten Einklang folgte nun: o, mein Geliebter! o, du Geliebte — flieh'n! und eine Umarmung, deren Innigkeit ein Bildhauer bei Amor und Pſyche nachahmen könnte, unterbrach die ganze muſikaliſche Unterhaltung.

„So war es denn heraus, was ich ſo lange auf dem Herzen trug — und Sie zürnen mir nicht, himmliſche Elvire?“ ſeufzte der heißverliebte Primaner.

„Warum denn zürnen, guter Frankenberg?“ — erwiederte die junge Prieſterin Thaliens, in heiterern Ton übergehend, indem ſie ſich tändelnd niederſetzte und freundlich zu ihm aufſah — „ich bin Dir ſchon längſt gut geweſen, und ſeit Du mir geſtern die hübſche Buſennadel mitbrachteſt — o, Du glaubſt nicht, wie ſie mir gefällt — weil ſie aus Deinen Händen kommt, nämlich!“

Elvire fieng nun an, bald mit dem ihr wohllaſſenden Leichtſinn, bald mit kindlich frommer Schaam und ſchwärmender Empfindſamkeit, das, wie ſie verſicherte, auch von ihr lang bewahrte Geheimniß ihrer zärtlichſten

Neigung dem glücklichen Auguſtin zu verrathen. Dann nahm ſie es, nur flüchtig darüber hingehend, als ausgemacht an — wogegen Auguſtin nicht das Mindeſte einzuwenden fand — daß der Bund ihrer Herzen nun auf Ewigkeiten hinaus geſchloſſen ſey, und gieng ſodann zu der, etwas räthſelhaften Verſicherung über, daß auch ihr Vater, obwohl er ihre Hand ſchon manchem Edelmann und Grafen verſagt habe, dieſem Bündniſſe nicht abgeneigt ſeyn werde, falls nur Auguſtin Glut für das Schöne und Muth genug beſitze, die unläugbar in ihm ſchlummernden Talente; mit Ueberſehung kleinlicher Rückſichten, vollends auszubilden.

Dem liebenden Schüler fiel bei dieſen Worten, wie aus fernem Himmel, ein leuchtender Strahl in die Seele; da er ihn aber doch nicht recht ins Auge zu faſſen wagte, ſo bat er ſich Erläuterung aus. Und nun erfuhr er unter mancherlei Ausbrüchen einer jetzt ungeheuchelten Zärtlichkeit, daß die Geſellſchaft bald weiter zu ziehen gedenke, daß der Directeur den Herrn Frankenberg, wegen ſeiner Muſikkenntniß und Figur, für die Truppe ſehr brauchbar anſehe, und kurz und gut, daß ſie Beide ohne Zweifel ein Pärchen werden könnten, wenn Auguſtin ſelbſt es nur wolle.

An dieſem Wollen war nun freilich bei ihm nicht der mindeſte Mangel, und wenn er ſeine jetzige beſchränkte Lage, und die Ausſicht, immer ſtudiren zu müſſen, mit dem freien, ihm ſo glänzend erſcheinenden Theaterleben verglich, ſo pochte ihm das Herz laut vor Vergnügen; indeſſen erregte ihm doch auch der Gedanke an ſeinen Vater, der bereits ſo vieles auf ihn verwandt habe, manches Bedenken. Es gelang jedoch Elviren ſehr bald, dieſe Zweifel zu zerſtreuen, und nach wenigen Tagen war, mit ſtillſchweigender Zulaſſung des Directeurs, der überhaupt ſeine Tochter nicht mit Argus-Augen hütete, das Plänchen entworfen, und bis in die kleinſten Umſtände verabredet, daß Auguſtin bei Abgange der Geſellſchaft die Schule heimlich verlaſſen, und, unter einen angenommenen Namen, als Schauſpieler auftreten ſolle.

Höchſt wahrſcheinlich wäre auch dieſer Beſchluß vollkommen ausgeführt worden, hätte nur Auguſtin, wie die ſchlauere Elvire ihm zur heiligſten Pflicht machte, von ſeinen goldenen Hoffnungen gegen Jedermann reinen Mund gehalten. Aber er war viel zu glücklich, und viel zu gutmüthig, um ſein beſeligendes Geheimniß nicht wenigſtens in die Bruſt eines Einzigen, ſeines liebſten Jugendfreundes und Kameradens, niederzulegen. Ob nun dieſer aus heimlichem Neide, oder aus ächter Freundſchaft und gründlicherer Anſicht des Lebens, den ganzen Plan an den Rector verrieth, bleibe dahin geſtellt. Genug, der Rector meldete dieſe, ihn höchſt erbitternde Mähr unverzüglich an Auguſtins Vater, und dieſer erſuchte ihn in ſofortiger Gegenantwort, unter Beifügung einiger coloſſalen Schinken, um die beſondere Güte, das liebe Söhnlein

ſcharf

ſcharf ins Auge zu faſſen, und ſelbigem, ſobald etwas von der Abreiſe der Comödienſpieler verlaute, ein Quartier im Schul-Carcer anzuweiſen.

Als der Rector dieſen Brief erhielt, lächelte er mit einer Behaglichkeit, womit man ihn ſelten lächeln ſah, man konnte ſchwerlich errathen, ob aus Zufriedenheit über die trefflichen Schinken, oder aus Vergnügen über des Pachters Einfall und ſeine eigene überlegene Klugheit. „Verlauten!" — brummte er vor ſich hin, indem er mit den Händen die tiefen Taſchen der beglasknopften ſchwarzen Droguet-Weſte wie Windflügel auf- und niederfächerte — „wenn etwas von der Abreiſe verlautet! — ja, ſolche Landſtreicher laſſen auch von ihrer Abreiſe verlauten!"

„Excellentissime!" — ſetzte er dann, von einem glücklichen Einfall überraſcht, ſchneller hinzu, und rieb ſich die lang befingerten Hände — „dieſe delicaten Schinken ſcheinen meine Sagacität quasi noch mehr zu ſchärſen! Ja, das heißt zwei, drei Fliegen quaſi mit einem Schlage treffen, und der ſaubere Cantor, die kupfernaſige Frau Amtmännin, ſollen es nun mit allen ihren Arioſo's und Lamentoſo's, mit allen ihren Fantangen und Schlumpern, nicht hindern, daß ſehr bald, ja ſehr bald! von der Abreiſe dieſer Hiſtrionen verlaute!"

Kaum hatte er hierauf die erhaltenen Xenien ſeiner zahnloſen Haushälterin überliefert, als er eiligſt die Alltags- mit der Feſtags-Perücke vertauſchte, und ſpornſtreichs zum Herrn Superintendenten rannte. Da dieſer ſchon längſt ein Aergerniß daran genommen hatte, daß die Schüler, ſo bei dem Gottesdienſte ſängen, dermalen mit geſchminktem Angeſicht, in üppiger, wohl gar weiblicher Verkleidung, die Narrenbühne beträten, ſo fand der Rector ſehr leicht offene Ohren. Und kaum hatte er, unter gehöriger Anſpielung auf den gefährlichen Catilina-Cantor dem Superintendenten die Abſicht der, für die

Moralität ohnedieß ſo verderblichen Comödianten eröffnet, die Schuljugend, und namentlich den jungen Frankenberg zu verführen, und quasi, wie die Zigeuner, ehrlicher Leute Kinder zu ſtehlen; als der Feuereifer des geiſtlichen Oberhauptes in helle Flammen ausſchlug.

Der Amtmann, Bürgermeiſter und Stadtrichter wurden ſofort beſchickt, und konnten, bei dieſer Bewandniß der Dinge, beſonders weil der Superintendent mit dem Conſiſtorio drohte, das Consilium abeundi nicht verweigern. Die Geſellſchaft mußte, ganz wider ihre Abſicht dießmal mit Bezahlung des Wirths, welcher für den nicht aufzubringenden Reſt einen Theil der Garderobe und Decorationen annahm, ſich ſchleunigſt davon machen. Elvire trällerte, aus Verzweiflung über die vermeinte Treuloſigkeit ihres Geliebten und Entrüſtung über die Vorwürfe ihres Vaters, auf ihrem Leiterwagen einmal über das andere: Liebevolle treue Herzen! trauet Amors Flattern nicht! und dieſer arme Amor ſelbſt, die Urſache ſeiner Einkerkerung errathend, ſtimmte hinter den vergitterten Fenſtern des Carcers das: Dahin! dahin! möcht' ich mit dir, o, du Geliebte flieh'n! wiederholt an, ohne es vor Schmerz ausſingen zu können.

Als der vertriebene Thespis-Karren aller Vermuthung nach weit genug entfernt ſeyn mußte, um Auguſtinen an jedem Erfolg des Nachforſchens und Nachreiſens verzweifeln zu laſſen, wurde der gefangene Primaner, nach überſtandener ſcharfer Strafpredigt, ſeiner Haft entlaſſen, und trat nun ganz wieder in ſeine vorige Lage. Waren aber nun gleich die zärtlichen Hinderniſſe ſeines Fleißes gehoben, ſo fehlte es ihm doch jetzt weit mehr, als je, an Luſt zu den Wiſſenſchaften, und er bezog nach zwei Jahren, da er das Thörigte ſeines Plans bereits ſelbſt eingeſehen hatte, und an Elviren nur noch, wie an ein holdes Traumbild dachte, mehr ſeines Alters, als ſeiner dazu hinreichenden Kenntniſſe halber, die Akademie.

Aber auch dort waren die kunſtreichen Trichter nicht erfunden, womit man Jemanden ohne Mühe und Anſtrengung alles, was ihm fromme, beizubringen vermag; auch dort benutzte Auguſtin ſeine Zeit nicht zum Beſuch der Collegien und Bibliotheken, ſondern der Spaziergänge, wo artige Luſtwandlerinnen, und der Wirthshäuſer, wo niedliche Schenkmädchen anzutreffen waren, und als nach einiger Zeit ſein Vater verſtarb, folgte er ſeinem Hange zum Müßiggehen, und begab ſich zu ſeines Vaters Bruder, dem Förſter, wo er nun von den Zinſen ſeines mäßigen Erbtheils lebte, und bald Pferde zuritt, bald Krähen und Elſtern ſchoß, bald Spinnen zähmte, bald mit Beihülfe der Erdwürmer, Mäuſe ſkelettirte *), bald, auf ſich ſelbſt gänzlich verzich-

---

*) Die Verfahrungsart dabei beſteht darin, daß man vorſichtig getödtete Mäuſe in Maulwurfshügel vergräbt. Das Fleiſch derſelben wird von Ameiſen und andern unterirrdiſchen Koſtgängern ſo ſauber abgenagt, daß auch nicht das kleinſte Knöchelchen leidet. Iſt dieſe Arbeit vollendet, ſo bleicht

lend, mancherlei kleine häusliche Handreichungen und Liebesdienſte übernahm, und ſeiner Gefälligkeit halber, in kurzem, ſowohl bei Verwandten, als Fremden, unter den Namen des Herrn Vetters curſirte. —

Auch jetzt bei der Verlegenheit wegen des Torten-Transports, hatte die geſchäftige Wöchnerin dem guten Auguſtin, der auf die vorſorgende Frau Muhme aus guten Gründen beſondere Stücke hielt, ihren Wunſch mit der geziemenden Schonung kaum zu erkennen gegeben, als er in ſeinem beſten blauen Frack und blankſten Stiefelpaar ſchon wieder daſtand, von ihr noch einige Nebenaufträge, nebſt dem erforderlichen Gelde, erhielt, und ſodann in den Stall eilte, um den, bereits in den beſten Jahren ſtehenden Schimmel, weiland ein gar regſames Dragonerpferd, vor die

---

man die Gerippe an der Sonne, und ſie werden dann, ihrer außerordentlichen Feinheit halber, von Curioſitäten-Liebhabern oft mit einigen Dukaten bezahlt.

baufällige Chaiſe zu ſpannen. Das Selbſt fahren gehörte mit zu ſeinen Lieblingsvergnügungen, und er ſprang daher ſehr rüſtig in das angeſchirrte Fuhrwerk, grüßte mit der Peitſche noch einmal zum Fenſter hinan, und ließ dann den Schimmel, von dem ohnedieß nicht viel zu befürchten ſtand, nach eigner Luſt und Begier in Gottes freie Natur dahin laufen.

So mochten ſie erſt ohngefähr dreihundert Schritte weit gelangt ſeyn, und wollten eben bei dem Pfarrhauſe vorüber, als ſich bereits eine angenehme Veranlaſſung fand, noch einmal zu halten. Auguſtin, deſſen Herz gegen das weibliche Geſchlecht immer noch eben ſo empfänglich war, als in ſeinen Schuljahren, obgleich er ſich nicht getraute, jemals an eine Heirath zu denken, hatte nämlich ſchon längſt Mamſell Leopoldine, die bei mehr als gnügender Fülle doch ſehr artige Tochter des Paſtors, ſcharf ins Auge gefaßt, und ihr ſeine Aufmerkſamkeit durch alle, in ſeinen Kräften ſtehenden Gefälligkeiten, zu beweiſen geſucht. Da er nun an ſich, ſeine Geſchäftloſigkeit abgerechnet, ein recht hübſcher Menſch, und ſeine Gutherzigkeit oft wirklich unwiderſtehlich war, ſo spürte auch Leopoldine nicht die mindeſte Abneigung gegen ihn, und wer weiß was geſchehen wäre, hätte nur Auguſtin ſich ſeiner Trägheit entreißen und zu Unternehmung einer ihn, anſtändig nährenden Beſchäftigung, entſchließen können.

Da man indeß jeden Menſchen zu dem brauchen muß, wozu er gut iſt, ſo faßte auch Mamſell Poldchen, als ſie den Herrn Vetter in der Chaiſe daher kommen ſah, und ſeine Abſicht, nach Gumpenau zu reiſen, aus den Umſtänden errieth, alsbald den Entſchluß, ihn mit einem, ihr ſehr an Herzen liegenden Auftrage zu beehren. Sie war nämlich, nicht blos als Nachbarin und Tochter des taufenden Pfarrers, ſondern auch als Pathe einer ältern Tochter des Förſters, mit zu dem Kindtaufen geladen, und hatte, dieſe Ausſicht ſchon längſt im Auge, ſeit einiger Zeit zu einem großen modiſchen Halstuche zuſammengeſpart, welches ihr zu ihrem Staate bei dieſer feſtlichen Gelegenheit, ihrer Meinung nach, abgieng. Sobald die Niederkunſt der Förſterin erfolgt war, hatte ſie ſogleich eine Freundin in Gumpenau um Einkaufung eines ſcharlochrothen Umſchlagetuchs erſucht, und war eben im Begriff, einen Expreſſen darnach abzufertigen, als ſie Auguſtin gewahr ward. Geſchwind lief ſie daher vor den Spiegel, um zu ſehen, ob ihr Anzug völlig geordnet ſey, und kaum hatte ſie ſich hievon überzeugt, als ſie leiſe ans Fenſter pochte, und nach deſſen Eröffnung mit der höflichſten Stimme: „Bſt! bſt! Herr Vetter! Auf ein einziges Wort, lieber Herr Frankenberg!" ihn anrief.

Dieß hören, und Prr! ſagen, war bei ihm Eins. Eben ſo geſchwind hatte er das Pförtlein der Pfarrwohnung und die Thür der Unterſtube geöffnet, und war nicht wenig erfreut, Leopoldinen ſo ganz allein und, wie nicht zu läugnen ſtand, noch im Morgenanzüge ſo außerordentlich reizend anzutreffen. Auch nahm ſich in der That ihre anſehnliche Figur in dem enganſchließenden Haushabitchen von bunter Leinwand nicht wenig vortheilhaft aus, und ihr aufgeſchlagenes hellbraunes Haar, durch den ſchildkrötenen Kamm nur ſo viel zuſammengehalten, um aus dieſer Beſchränkung auf üppigen Ueberfluß ſchließen zu laſſen, ward für Auguſtin zu einem, ſein ganzes Herz beſtrickendem Liebesnetze.

„Ich hätte eine Bitte an Sie, lieber Herr Frankenberg!“ fieng Leopoldine an, nachdem ſie ihn zum Sitzen genöthigt hatte — „aber ich wage es kaum“ — —

„O mit tauſend Vergnügen“ — erwiederte dieſer nach ſeiner Angewohnheit, und nun wurde der Wunſch des breitern auseinander geſetzt. Leopoldine meinte, ſie könne bei dem Kindtaufen doch nicht gleich anfänglich ſo gehen, und ſchilderte dabei, ſich ein wenig vorbeugend, mit einer Bewegung der Hand, wie ſie dieß verſtehe; Frankenberg aber meinte, die Augen zu Boden ſchlagend, daß ſie nach ſeiner unvorgreiflichen Meinung allerdings ſo gehen könne, es aber, wenn ſie nicht alſo meine, auch nicht ſolle! Genug, er verſprach mit tauſend Vergnügen in Allem und Jedem die gewiſſenhafteſte und pünktlichſte Beſorgung.

Vergnügter und verliebter, als ſeit langer Zeit, ſetzte ſich Auguſtin in den Einſpänner, wiederholte ſich immer halblaut: „Alſo die Torte für die Frau Muhme, zwei Bouteillen Canárienſect, Schweizergebackenes für einen Gulden, und das Halstuch für Mamſell Poldchen, damit ſie nicht ſo zu gehen braucht" — und gelangte, bald ſich dieſen angenehmen Gedanken überlaſſend, bald auch mit glücklicher Selbſtzufriedenheit die Gegend beſchauend, ohne den mindeſten widrigen Vorfall nach dem Städtlein Gumpenau.

Auch dort gelang ihm die Ausrichtung ſeiner Aufträge über alle Maßen, und er würde ſelbſt in ſeiner Auto-Biographie nichts weiter davon aufzuzeichnen wiſſen, als daß er, die Tortenſchachtel und zwei Flaſchen Wein, item ein Paket, worin ein ſcharlachnes, fünf Ellen im Durchmeſſer haltendes Halstuch, ein dito, worin für ſechzehn Groſchen Confect, und eine Extrazugabe, worin für vier Groſchen dergleichen zu eignem Bedarf, in der Gabelchaiſe, die Thore des edlen Gumpenau's glücklich wie ein König wieder verlaſſen habe. Doch jeder Sterbliche, wenn er dem Wohlbehagen gewiſſermaßen ganz im Schooße ſitzt, fürchte am erſten die Wandlung des Schickſals; und rufe ſich, die Nemeſis fürchtend, ſelbſt zu: Traue nicht dem falſchen Glücke! nicht der Hoffnung eitlem Spiel! Wenigſtens brachte Auguſtin die Wahrheit dieſer Warnung in Erfahrung, als er kaum das Weichbild jenes berühmten Städtleins verlaſſen hatte.

Jedem Topographen iſt auch ohne unſere Erinnerung bekannt, daß ungefähr eine Viertelſtunde von Gumpenau, auf dem Wege nach Werlingen zu, ein recht hübſches Tannenwäldchen gelegen iſt; aber wenige werden ſich aus dem Gumpenauer Merkur noch erinnern, daß in dieſem Wäldchen kurz vor dem Zeitpunkte, in welchem unſere Geſchichte ſpielt, ein, ſeit faſt undenkbaren Zeiten unerhörter Sturm gehauſt, und mehrere Tannen und Fichten auf eine wahrhaft cannibaliſche Art umgebrochen oder entwurzelt hatte. Dieſen furchtbaren Merkzeichen der Vergänglichkeit war unſer Auguſtin bei der Herreiſe vorſichtig ausgewichen. Als er aber auf der Heimreiſe, von einigen, im goldnen Faſſe zu Gumpenau genoſſenen Schoppen Weins ſorgloſer gemacht, den alten Dragonerſchimmel gänzlich ſeiner Willkühr überließ, ſo war es kein Wunder, daß deſſen rechtes blindes Auge einen dergleichen Baum-Torſo überſah, und die Speiche des, ſchon vorher etwas zweifelhaften Hinterrades dem Andrange der Uebermacht unterlag.

Ziemlich unſanft aus einem recht ſanften Nachmittagsſchläfchen gerüttelt, gewahrte Auguſtin, mit ſchnell aufgerißnen Augen, den Baum des Anſtoßes, und die traurige Beſchaffenheit des Rades. Doch als einem des Fahrens und der Schirrmeiſterei Erfahrnen, machte ihm dieß wenig Sorge, und er ſchickte ſich ſofort an, mit Hülfe der im Kutſchkaſten befindlichen Beile und Stricke, von den Aeſten des im Wege liegenden Feindes ſelbſt, eine Surrogatſpeiche zu fertigen. Indeſſen gieng dieß doch nicht ſo leicht von Statten, als er geglaubt hatte, und er fand ſich, beſonders da die Sonne auch einen Zahn auf ihn gewetzt zu haben ſchien, ihr gleichſam zum Trotz, nach glücklich vollbrachter Arbeit veranlaßt, das Poſtament einer Stundenſäule zum Sitz zu erkieſen, und daſelbſt ſeine, vom Conditor erhaltene Zugabe, benebſt einem aus eigner Caſſe erkauften Reſerve-Fläſchchen Perſico, ſich zu Gemüthe zu ziehen.

Noch war er mit Verzehrung dieſes Nektars und Ambroſia eifrig beſchäftigt, als ſich ihm in einiger Entfernung ein Gegenſtand zeigte, der ſeine Zähne im Kauen, ſeine Kehle im Schlucken plötzlich ſtocken ließ. Denn, wie in irgend einem Zauberwalde, ritt auf dem niedlichſten Füchschen, mit einer Art Huſarenwämschen bekleidet, eine Guitarre hinter ſich aufgepackt, einen Birkenzweig ſtatt Reitgerte in der Hand, übrigens in den aufgeflochtenen kaſtanienfarbnen Zöpfen eine jungfräuliche Roſe, eine allerliebſte Amazone ihres Weges daher, deren Anblick, falls auch der ſchäkerhafte Weſt die Wellen des Reitkleidchens nicht in etwas zurückgeweht, und dabei einen höchſt niedlichen Saffianſtiefel und die zierlichſte, nur mit feinem Leder bekleidete Wade gezeigt hätte, ſelbſt einen Andern, als den zärtlich geſinnten Frauendiener Auguſtin, in Unruhe verſetzt haben würde.

Je näher die, dem Anſcheine nach gar nicht zaghafte Reiterin, heranſprengte, deſto blendender ſchien ihm ihre Haut, deſto ſchöner ſchien ſie ſelbſt zu werden, und kaum hätte ſie unter den zart gezeichneten dunkeln Augenbraunen hervor, auf Auguſtins Wägelchen und ihn ſelbſt einen muſternden Blick geworfen, als ſie anhielt, und ihren ſie anſtaunenden Bewunderer mit einer Holdſeligkeit grüßte, die augenblicklich ſein ganzes Herz für ſie einnahm.

„Sind Sie vielleicht hier auch fremd, mein Herr?“ — liſpelte ſie ihm mit recht wohlklingender Stimme zu, indem ſie abſprang, und ihr Rößchen an den nächſten Baum band — „oder können Sie mir den Weg nach Gumpendorf zeigen? Wären Sie vielleicht galant und gütig genug, ſich zur Erquickung einer Dame, die ſich von ihrer Dienerſchaft verirrt hat, bei dieſer unſinnigen Hitze, einen Theil Ihres Ueberfluſſes zu entziehen?“

Auguſtin ward durch die Schönheit und Herablaſſung der jungen Dame ſo außer Faſſung gebracht, daß er von wegen des ſchon völlig verzehrten Schweizergebackenen nur ſtotternd eine Entſchuldigung aufbrachte, zugleich aber, aus Verwirrung der ſchuldigen Devotion gegen eine wahrſcheinlich ſehr zart Erzogene uneingedenk, der Amazone mit gutmüthiger Uebereilung das korbumflochtene Liqueurfläſchchen mehr zu Füßen legte, als überreichte.

„Man muß aus der Noth eine Tugend machen" — ſcherzte die Huldvolle mit ſich ſelbſt vergeſſender Würde, und that einige Schlucke — „aber mein Hunger iſt größer, als mein Durſt. Hätten Sie noch irgend etwas bei ſich, was mit Gold aufzuwiegen und zu erkaufen wäre; dürfte ich es wagen — oder beſäßen Sie ſo viel Reſignation, daß ein ſchwaches, des Hungers nie vorher gewohntes weibliches Weſen" — Sie ſah dabei unaufhörlich nach der im Wagen ſtehenden Schachtel, die ihren Inhalt durch die äußere Form deutlich genug verrieth, und ſchien nur aus Delicateſſe zu ſchweigen.

„Sind Sie denn wirklich hungrig, gnädiges Fräulein, oder gnädige Baroneſſe, gnädige Gräfin — —?“ fragte Auguſtin, dem die Ehrfurcht immer noch nicht erlaubte, ſich gegen die ſtechenden Sonnenſtrahlen durch Aufſetzung des Hutes zu ſchützen.

„O Sie glauben es nicht, wie? Ich ſchäme mich, ein Wort auszuſprechen, das ich nie noch zu nennen brauchte — aber die heutige Jagd, meine Ermüdung, meine Verirrung in dieſem Walde, die Unachtſamkeit meines Gefolgs, die Sonnenhitze, meine Beängſtigung — ja, die Nothwendigkeit verbannt meine Schaam, und ich geſtehe es Ihnen, den ohne Zweifel der Himmel ſelbſt mir zugeführt hat, offen — ja! ich bin hungrig, hungrig, wie ein Wolf!“

„Ich habe dort wohl eine mit Früchten belegte Torte,“ fiel Auguſtin mitleidig ein, — „aber meine Frau Muhme, das Kindtaufen — darf ich es wagen, Ihnen die Urſachen auseinanderzuſetzen, die —“

„O Sie können jetzt bei mir alles wagen!" — erwiederte die Amazone — „Noth bricht Eiſen, und Ihre Frau Muhme, oder wen Sie ſonſt nannten, iſt gewiß zu menſchenfreundlich und Ihnen an Geſinnung zu ähnlich, um nicht" — Sie warf Auguſtinen dabei einen ſchmelzenden Blick zu, der ihn faſt verſteinerte, gieng dann unbefangen nach dem Einſpänner, holte die Tortenſchachtel und eine Flaſche mit Sekt hervor, ſetzte ſich lächelnd auf den Raſen, und fieng ohne weiteres an, zuförderſt die eingemachten Nüſſe und Aprikoſen abzuſchälen, ſodann aber auch den ſolideren Inhalt der Torte, und den Sekt mit großem Appetit zu verzehren.

Auguſtin, zwiſchen dem Zauber, in welchen ihn die Schönheit der Amazone verſtrickte, und zwiſchen dem Gedanken, wie er dieß bei der Frau Muhme verantworten wolle, raſtlos hin und her geworfen, gab lange einen ſtummen Zeugen dabei ab; aber ſein Mitleiden mit dem Bedürfniß einer ſo vornehmen und liebenswürdigen Perſon überwand in kurzem ſeine Furcht, und ſein Auge blieb auf den weißen Zähnen und den roſigen Lippen, die ſeine Kindtaufen-Torte zermalmten, ſeinen ſüßen Wein in ſich aufnahmen, mit ſtillem Entzücken haften.

„Eſſen Sie doch auch, mein Herr!" rief die Amazone ihm lächelnd zu — „Es ſchmeckt mir niemals allein! O ich bitte! Ohne Umſtände — langen Sie zu! Wahrhaftig, Sie müſſen heute mein Gaſt ſeyn!" — Nach dieſen Worten lief ſie eilig nach ihrem Pferdchen, ſuchte aus einem eleganten Felleiſen ein ſilbernes Mundbecherchen hervor, ſchenkte es voll, und überreichte es dann, nebſt einem Stück Torte, dem zagenden Auguſtin.

Halb erſtaunt über die hohe Genialität, halb geblendet von den feurigen Augen dieſer Erhabenen, befolgte er, obwohl zögernd, ihren Befehl, und immer aufs neue ſchenkte die Schöne ein, und trank bald ſich ſelbſt, bald dem ehrlichen Auguſtin, zu.

„Was haben Sie denn noch weiter dort?“ — fragte ſie endlich, nachdem die Flaſche ziemlich geleert war — „Laſſen Sie doch ſehen! Sie wiſſen, daß Frauenzimmer neugierig ſind, und wenn man von Jugend auf gewohnt iſt, jedem Einfall in Voraus errathen und zur Erfüllung deſſelben unzählige Hände in Bewegung zu ſehen“ —

Sie gieng abermals an die Gabelchaiſe, und nahm nun auch das Paket mit dem feuerfarbnen Tuche ohne die mindeſten Umſtände in Beſchlag. „O vortrefflich!“ — ſagte ſie, da ſie das Papier geöffnet hatte — „irgend eine wohlthätige Fee dieſes Waldes ſcheint ihren liebenswürdigſten Sylphen abgeordnet zu haben, um mich heute gegen jeden Unfall zu ſchützen. Die Hitze, womit ich den Sechzehnender verfolgte, dann meine Angſt, als ich mich in dieſem unbekannten Walde allein ſah, hat mir eine Transſpiration zugezogen, und — meine zarten Nerven laſſen mich faſt fürchten, daß eine Erkältung meiner Geſundheit äußerſt nachtheilig werden könne. Erlauben Sie, daß ich mich einſtweilen mit dieſem Tuche, das mich, ſeines geringen Werths halber recht ſchäferlich kleiden muß, ein wenig einhülle, und — Sie werden vielleicht über meine Ungezwungenheit ſich wundern und neugierig ſeyn, wer ich bin — ſetzen Sie ſich zu mir, und laſſen Sie mich Ihnen dieß Räthſel löſen!"

Auguſtin ſtand ſchon lange, wie ein halb Träumender, ſtarr vor ſich hingaffend, aber die einnehmende Beredſamkeit und — die ſammetweiche Hand der Amazone, womit ſie ihn neben ſich auf den Raſen zog, indeß ihr Auge immer voll Ungeduld nach der Straße ſah, als erwarte ſie die Ankunft ihrer Dienerſchaft, ließ ihn ihrem Wunſche augenblicklich gehorchen.

„Mein Vater iſt General in ***ſchen Dienſten," — fieng die Amazone an — „und — ich würde in der That nicht fertig werden, wollte ich die Würden alle aufzählen, die er nach und nach rühmlich bekleidet hat. Da jetzt auf einige Zeit die Waffen ruhen, des Krieges Stürme ſchweigen, ſo wünſchte er ſehnlich, ſeine lang entbehrte Einzige wieder einmal zu umarmen. Meine Mutter, um welche, wie Sie ohne Zweifel gehört haben, der Fürſt **** im Duell geblieben iſt, ruht längſt, von mir mit unzähligen Thränen beweint, in den heiligen Hallen unſers Erbbegräbniſſes. Ich liebe nichts zärtlicher, als meinen Vater; ich war überdieß in der Reſidenz gewiſſen Verfolgungen des ungemein verführeriſchen Erbprinzen ausgeſetzt; genug! Pflicht und Liebe geboten mir, keine Strapazen zu ſcheuen, um, wie einſt Thekla zu Wallenſtein, mitten durch Läger und Verſchanzungen, in die Arme meines Vaters zu eilen. Mein Vater iſt jetzt in das, Ihnen ohne Zweifel bekannte Luſtſchloß des Fürſten von *****, von woher ich komme, einquartirt. Die Fürſtin iſt eine ungemein liebenswürdige Dame, und kaum hatte mein

Vater mich ihr vorgeſtellt, als ſowohl das Durchlauchtige Ehepaar, als der ganze Hof, nichts Angelegentlicheres kannte, als mich durch Concert, Schauſpiel, Redoute und andere Feſte, deren ich freilich leider! allzugewohnt bin, auf das angenehmſte zu unterhalten. Endlich, da dieſes alles meinem etwas feurigen Gemüth nicht mehr ausreichen wollte, brachte man das, mir noch einigermaßen neue Vergnügen einer Hirſchjagd in Vorſchlag, und ich muß geſtehen, daß ich mich durch meine leidenſchaftliche Vorliebe zu ritterlichen Uebungen, ſo weit ſie den für Damen erforderlichen Anſtand nicht verletzen, durch die Schönheit des Morgens, durch die Geſchwindigkeit des prächtigen Hirſches, zu der Unbeſonnenheit hinreiſſen ließ, ihm, mit vielleicht zu weit gehender Kühnheit, auch noch dann nachzuſetzen, als Sr. Durchlaucht mich auf das huldreichſte baten, zurück zu bleiben, und Selbſt zurückzubleiben geruhten.“

„Sollte ich Ihnen von der Gaſtfreiheit

des fürſtlichen Paares, die oft ſelbſt mich, die ſtets Geſchmeichelte, überraſchte, mehrere einzelne Beweiſe erzählen, und die Feſte nennen, womit ſie bis jetzt meine Gegenwart, wie einſt die ſchönen Tage zu Aranjuez, zu verherrlichen ſuchten, ſo würden Sie — —"

Zu dieſem Augenblicke wandte die Huldvolle, als wäre ſie des ſtaunenden Zuhörers überdrüßig, ihr Geſicht nach der Landſtraße, und auch Auguſtin folgte ihrem Beiſpiel, weil er in der Ferne Pferdegetrappel vernahm.

Das, was er gewahrte, ſchien hinlänglich, ihn von dem hohen Stande ſeines Gaſtes gänzlich zu überzeugen; denn es nahten ſich, unter Begleitung einiger Packpferde und eines Jokeys in einer Art von Uhlanenuniform, abermals einige reitende Damen, die, wie man aus der Schnelligkeit und Sicherheit ihres Reitens urtheilen konnte, gleichergeſtalt eine ſtandesmäßige Erziehung genoſſen haben mußten.

So wenig Zweifel daher bei Auguſtin

darüber entſtehen konnte, daß dieſe Reiterinnen zum Gefolge der ſchönen Generalstochter gehörten, ſo bemerkte er doch, als ſie ſich näherten, ſehr bald, daß ſie nur einen Theil der niedern Dienerſchaft ausmachen mußten; denn nicht allein ihre Pferde waren äußerſt mager und abgezehrt, ſondern auch das Anſehen und der Aufzug der Damen ſelbſt, nahm ſich nicht auf das allervortheilhafteſte aus. Zwar fiel die jüngere, ein hochaufgeſchoßtes, ungefähr dreißigjähriges Frauenzimmer, mit pechſchwarzem Haar und ziemlich freiem Weſen, in ihrem mit einem Federbuſch verzierten Hute und den großen goldnen Ohrreifen, noch leidlich genug in die Augen, und nur gegen ihre gelbbraune Hautfarbe wäre mit Recht Manches einzuwenden geweſen; Dagegen würde man die ältere, ein wohlgenährtes, von Fett faſt glänzendes Weibsbild, das in einem weiten Mannsmantel einherzog und, gleichſam die eigne Häßlichkeit verhöhnend, auf dem unmäßigen Kropfe eine goldene Kette trug, eher in einer Dorfſchenke, als in einem fürſtlichen Gefolge, aufgeſucht haben. Doch mußten Beide des Reiſens, oder möglicher Verirrung auf der Jagd, ſchon ziemlich gewöhnt ſeyn, indem die Packpferde aus Verſorge mit ſeitwärts aufgeladenen Körben, ſie ſelbſt aber mit zierlichen, um die Achſel gehängten Fäßchen, verſehen waren.

Auguſtin ſtarrte mit einer Art dummen Erſtaunens auf die Herannahenden. Auch die ſchöne Amazone, dieß bemerkend, richtete ſich auf, und wendete ſich aufhorchend zu ihrem angebundenen Jagdpferde. Aber kaum hatte die, dem Anſcheine nach der Fiſchhalle entlaufene Kropf-Inhaberin der zigeunerfarbigen Schlanken in fremdartigen Dialect: „Halt, halt man, Charlott'! da iſt die Margot! Können man nun zuſamm' reiten!" mit einer wahren Pfauenſtimme zugerufen, als Auguſtin's reizende Amazone ſich, wie ein Blitz, in den Sattel ſchwang, und, in der Eil des ſcharlachnen Tuchs vergeſſend, mit dem an ihr Gefolg gerichteten Zuruf: „Kommt! kommt!“ eiligſt auf und davon ſprengte.

Der ehrliche Auguſtin, für den alle dieſe Ereigniſſe unerklärlich waren, ſah ſowohl ihr, als den ihr nachſprengenden bejährteren Reiterinnen, mit bewunderndem Kopfſchütteln nach; als ihm jedoch endlich das im Sonnenſchein flatternde Halstuch in die Augen fiel, und er dadurch an die Vergeßlichkeit der Amazone erinnert ward, hielt er es für gerathen, dieſer zu Hülfe zu kommen, und rief aus vollem Halſe: „Halt! halt! gnädiges Fräulein! Baroneſſe! Comteſſe! halt, halt! mein Halstuch! mein Scharlachtuch! mein Tuch für Mamſell Leopoldinen!“

Doch ſo ſehr er auch ſchrie, die treuloſe Luft verwehte alle ſeine Angſt- und Nothtöne; wenigſtens ſchienen ſie nichts anders zu bewirken, als daß die Damen, mitunter laut lachend, ihre Pferde immer ſchneller laufen ließen.

„Das iſt mir zu toll!“ — rief endlich Auguſtin, mit dem Fuß ſtampfend, und rannte nach dem ausgeflickten Einſpänner, um den Entfliehenden nachzuſetzen.

Ehe er jedoch gänzlich dahin gelangen und die Zügel faſſen konnte, erklang ſeitwärts aus dem Gebüſch eine Trompete; ein bärtiger Huſaren-Offizier mit vorgeſtrecktem Säbel rief: „Dort iſt das Blitzmädel! Nach! Nach!“ und ſeine Schwadron jagte luſtig dahin, gerades Weges den Damen nach.

„Meine Herren Huſaren!“ — rief Auguſtin, — „Meine Herren Huſaren! helfen Sie mir! Ums Himmelswillen! mein Halstuch, das Halstuch von Mamſell Poldchen“ —

Schon längſt war der Trupp jubelnd und hetzend vorübergeſprengt; er ſah nichts mehr, als die aufwirbelnde Staubwolke, und — hatten ſich denn alle Götter wider ihn verſchworen? — ſeinen, ſonſt ſehr phlegmatiſchen Schimmel, der, dem einſt gewohnten Trompetenruf mit neuerwachtem Feuer folgend, wie ein junger Pegaſus mit dem knackenden Cabriolet nachtrabte. Nichts half nun ſein: Prr! prr!

Schimmel! — halt Männchen! halt! oh! oh! — ſo eifrig er es nachrief. In wenig Sekunden war die ganze Geſellſchaft, nebſt Schimmel und Einſpänner, aus ſeinen Augen verſchwunden.

Da ſtand nun der Herr Vetter, vor kurzem noch der Ueberbringer einer prächtigen, fruchtbelegten Torte, eines koſtbaren Halstuchs, einiger Fläſchen Sekt u. ſ. w. vor kurzem noch der Günſtling einer ſchönen, in ihrem Ueberfluſſe einer Kleinigkeit, wie ſo ein Halstuch iſt, nicht achtenden Generalstochter; da ſtand er, die Hände empor ſtreckend, verſteinert, der in eine Salzſäule verwandelten Frau Loth außerordentlich ähnlich.

Da jedoch alles Staunen und Händeemporſtrecken nun einmal, weder zur Torte und Halstuch, noch zum Schimmel und Wagen, verhelfen konnten, ſo ſah er nach gepflogener Ueberlegung kein anderes Mittel, wenigſtens zu den noch vorhandenen Stücken wieder zu gelangen, als eine Umkehr nach Gumpermu-

Mit geſenktem Haupt trat er dieſe Rückreiſe an, fragte zu Gumvenau Thorwache und Viſitator, Hausknecht und Höckerfrau, nach reitenden Damen und Huſaren, nach Schimmel und Einſpänner, und ſah ſich endlich, da er vor Müdigkeit nicht mehr fortkonnte, und mehrmals von den Befragten für verrückt angeſehen worden war, genöthigt, ſein noch weniges Geld, wofür er erſt allenfalls noch einen Teller Confect, als Subſtitut der Torte, einzukaufen gedacht hatte, auf Zehrung und Nachtlager im dortigen Gaſthofe zu verwenden.

Nach einer höchſt unruhigen Nacht, verließ er, ſeinen Unſtern fluchend, die ihm jetzt gehäſſigen Mauern, und zog nun auf derſelben Straße, wo er geſtern ſtolz, wie ein Sieger, daher gerollt war, demüthig zu Fuße dahin.

Als er abermals zu der verwünſchten Stelle gelangte, wo er alle ſeine Schätze durch ein widriges Ungefähr eingebüßt hatte, fiel ihm ſein Unglück doppelt ſchwer aufs Herz, zugleich aber entſtand in ihm die bedenkliche Frage: wie er ſich nun bei Mamſell Leopoldinen und der Frau Muhme entſchuldigen wolle? Die Wahrheit, das ſah er offenbar, durfte er nicht eingeſtehen; aber auch gegen den Vorwand, daß ihn der Schimmel, dem Niemand ſo eine Tücke zutraute, mit der ganzen Ladung entlaufen ſey, ſträubte ſich ſein Ehrgefühl, ſträubte ſich der Stolz eines vorzüglichen Kenners und Lenkers der Roſſe.

Horch! da erklangen ſeitwärts aus dem Walde von neuem ſchmetternde Töne, und die Hoffnung erfüllte des Zagenden Herz, daß wohl gar die Herren Huſaren auf ſein Fluchen gehört hätten, und jetzt das ſcharlachne Halstuch wie im Triumphe zurückbrächten.

Doch die Hoffnung iſt die ſchändlichſte Betrügerin! Nicht der gekränkten Unſchuld zu Hülfe eilende Huſaren kamen unter dem Siegesruf der Trompete heute daher geſprengt, ſondern ein zurückkehrender Poſtillon ließ die abge-

abgeſpannten Pferde langſam hinter ſich her ſchlendern, und blies dabei auf dem Poſthorne zu eigner Beluſtigung — oder geſchah es gar zu Verſpottung eines vom Schickſal Verfolgten? — die damals ſehr beliebte Weiſe: O, du armer Auguſtin, alles iſt hin.

Jetzt war der, in der That bedauernswürdige Auguſtin, der dies Liedchen ſehr wohl kannte, faſt bis zur Verzweiflung gebracht. Er mochte den verwünſchten Virtuoſen gar nicht ſehen; er wandte ſich ab und ſeitwärts zur Erde, wo verloſchene Kohlen und halb verbrannte Zweige umherlagen.

„Was ſucht der Herr da?“ — rief der ſchackende Schwager mit lachendem Tone ihm zu — „wo die geweſen ſind, wird er auch mit der Laterne nichts finden!“

„Wer denn?“ — fragte Auguſtin, indem er unweit des Kohlenhügels zu ſeiner Verwunderung eine unförmlich geſtaltete dicke Peitſche ſah, und bei dem: die, ſeufzend an die ſchöne Generalstochter nebſt Hofſtaate dachte.

„Nun, die Herren Koſaken! Das wird er doch, zum Teufel! gehört haben, daß ſie vor acht Tagen hier geweſen ſind! Dort liegen noch die Kohlen vom Wachtfeuer!“

Vorüber war der etwas gröbliche Schwager; doch brachte den armen Auguſtin dieſe Nachricht auf einen Gedanken, der ihm augenblicklich aus ſeiner Verlegenheit half. Man ſprach ja noch immer in der ganzen umliegenden Gegend, daß bald hier, bald dort, ein verſprengter Koſakentrupp ſich erblicken laſſe; was war daher leichter, als auch ſich für im Walde von Koſaken überfallen, und ſeines Wägleins, wie ſeiner Ladung, beraubt auszugeben, zumal da die gefundene Knute zum redendſten Beweis dieſes Vorgebens dienen konnte?

Getröſtet, ja ordentlich geſtärkt durch dieſen Einfall, ſteckte Auguſtin ſorgfältig die Knute zu ſich, eilte dann ſchneller, als vorher, nach der Heimath, klopfte, freilich etwas kleinlaut, mit der Koſakenpeitſche an Leopolhinaus Fenſter, und brachte der faſt Verzweifelnden ſein erſonnenes Mährchen vor. Dann ſchlich er zum Forſthauſe, und entſchuldigte ſich bei der beſtürzten, ſeiner und der Torte ängſtlich harrenden Förſterin, gleichergeſtalt und ſo lange mit der vorgeblichen Plünderung, bis dieſe endlich, voll Mitleids über ihn, ſich die Sache aus dem Sinne zu ſchlagen ſuchte. Da er ſie einigermaßen beruhigt ſah, ſchlich er auf ſein Bodenſtübchen, und überließ ſich, theils vor Müdigkeit, theils vor Verdruß über ſich ſelbſt, dem, Vergeſſenheit darbietenden Schlafe, bis der Nachmittag herbei kam, und es für ihn Zeit ward, ſich zu dem Kindtaufen feſtlich anzukleiden.

Schon erſchienen allgemach die ſtattlichen Gäſte; ſchon fand ſich der Pfarrer, und das, dießmal den Herrn Vetter ganz überſehende, Poldchen, das auch ſo, ſelbſt einigen anweſenden alten Herren vom Adel, nicht wenig in die Augen ſtach, mit Küſter und Zubehör ein; ſchon war der böſe Geiſt aus dem Kinde geſagt, und die Gäſte verbrannten ſich an dem lang erſehnten, doch jetzt noch zu heißen Martinique die voreiligen Gaumen; ſchon ward das Speiſezimmer geöffnet; ſchon fieng der Wein an, die Köpfe zu erleuchten, und die um Erhaltung ihres guten Namens beſorgte Frau Muhme entſchuldigte ihren Verſtoß von wegen der mangelnden Torte; da trällerte der bereits trefflich gelaunte Kindtaufvater erſt vor ſich: „Wenn jemand eine Reiſe macht, ſo kann er was erzählen ꝛc.“ wandte ſich dann an den, bis jetzt ſehr verſchüchterten Auguſtin, und rief ihm, das Glas von neuem leerend, mit lauter Stimme zu: „Aber zum Kukuk, Vetter Auguſtin! Du haſt uns ja noch gar nicht die näheren Umſtände von der verdammten Koſakengeſchichte erzählt, und Mancher gäbe wohl einen Dukaten darum, ſo ein fremdes Menſchengeſicht nur einmal zu ſehen! Friſch! drücke ab!“

Dieſem Verlangen konnte ſich natürlich Auguſtin, um die Frau Muhme bei den

Gäſten, und ſich ſelbſt bei dem immer noch zürnenden Poldchen zu entſchuldigen, nicht widerſetzen; auch wandelte ihn plötzlich die Luſt an, die geſtern bei der Amazone gehabte Lection im Erzählungston, mit gehörigen Variationen, nach Vermögen zu wiederholen. Er nahm daher, da er es überdieß wohl leiden mochte, wenn man ihn ein wenig zum beſten hatte, alle ſeine Beſinnung zuſammen, und erzählte, ſeine Herzhaftigkeit zu Zeiten durch ein friſches Glas ſtärkend, wie folget:

„Denken Sie ſelbſt, meine Herren! ob man ſich ſo ein Unglück auch nur träumen laſſen ſollte! Ich richte meine Aufträge aufs pünktlichſte in Gumpenau aus. Der Conditor packt mir die Torte ein, und ich muß es ihm zum Ruhme nachſagen, ſie war vortrefflich; ein wahres Meiſterſtück kann ich ſagen, und ſo — wahrlich ſo groß! In einem gewaltigen Jagdhorn von Citronat der Namenszug unſers Durchlauchtigen Landesvaters, Tag und Jahr, alles, wie vom Hofmaler geſtreut!

Die eingemachten Aprikoſen rund und voll, wie Melonen, durchſichtig zum Zerblaſen! Die Pflaumen, wenigſtens noch einmal ſo groß, als ſie ſonſt wachſen, und ſchwarz, ſchwarz, wie — die Kohlen! und ein Geſchmack auf der Zunge — nun! ich meine nämlich, ſo viel man vermuthen konnte — nein! es mußte Ihnen nichts darüber gehen! — Ich hole das Scharlachtuch, nach Mamſell Leopoldinens Anweiſung, mit tauſend Vergnügen bei der Mamſell Grünholz ab. Es war Ihnen ein Tuch, eine Farbe — ich kann Ihnen ſagen, groß wie ein Bettuch, ein Scharlach, der brannte! Selbſt die Tochter eines Generals — eines General-Superintendenten mein' ich — würde darin allerliebſt ausgeſehen haben! — Es iſt Alles eingepackt. Die Weinflaſchen ſind aufgeladen. — Ich fahre guten Muths aus den Thoren von Gumpenau. — Schon an dem nah gelegenen Wäldchen winkt mir ein alter Bauer, zu halten, und warnt mich, weiter zu fahren, weil es im Buſche, ja in der ganzen Gegend, wegen der Koſaken nicht geheuer ſey. Ich lache über die Leichtgläubigkeit des ehrlichen Alten, und, wie ich überhaupt mit Pferden auszukommen weiß, ſo denk' ich: Mit dem Schimmel — deſſen verborgenes Feuer ich ſeit kurzem in ſehr ſichere Erfahrung gebracht habe — kommſt du durch die halbe Welt!

Bis zur Dämmerung geht es vortrefflich! Auch keine Maus begegnet mir, die zu meiner Torte, geſchweige denn zu dem Halstuche, Appetit bezeigt hätte. Da ich aber in das Werlinger Dickicht komme, ſprengen plötzlich, mit geſenkten Lanzen, drei furchtbar geſtaltete Reiter auf mich zu, die ordentlich aus allen wilden Völkerſtämmen dazu ausgeſucht ſchienen, mir Wehrloſen das Leben ſauer zu machen.

Der Eine war ohne Zweifel ein ächter Koſak, und hatte ein Geſicht wie ein Bär, einen Bart bis auf den Gürtel; ſeine Augen funkelten, wie ein Paar Irrwiſche. Der

Zweite, ſeiner Tracht nach ein Kirgiſe, mit einer wunderbaren, zuckerhutförmigen, pelzverbrämten Mütze, ſchien beim Austheilen der Geſichtsfarbe vergeſſen worden zu ſeyn; ob ſie grau, grün, oder gelb war, ob ſie aus allen dieſen Farben ſchattirte, ſelbſt mit dem Vergrößerungsglaſe hätte man es nicht entziffert! Der Dritte mit einer kürbißartigen Kopfbedeckung, ſchien mir ein Tartar, oder ſonſt ſo ein Teufelskerl, wenigſtens waren ſowohl Augen, als Naſe, ganz ins Geſicht hineingekrochen, als wenn ſie einander inwendig ſuchten. Die beiden letztern trugen, außer der Lanze, noch Bogen und Pfeile, alle drei aber waren mit Piſtolen und Säbeln, wie Haſen, von allen Seiten geſpickt.

In demſelben Augenblicke, da ſie, mehr liegend, als ſitzend, auf ihren unbeſchlagenen Gaulen, über mich losſtürzen, greife ich, ohne mich lange zu beſinnen, nach meiner Peitſche, und haue augenblicklich dem Tartar nach ſeinen, kaum ausfindig zu machenden Augen.

Wir ringen; ich entwinde ihm dieſe Knute" — die Auguſtin bei dieſen Worten auf einen Teller legte, und ſeiner Nachbarin präſentirte — „er mir meine Wagenpeitſche; ich bin endlich ſo glücklich, ihm das eine Auge ganz und gar auszuſpitzen. Aber was kann das helfen? Viele Hunde ſind nach dem Sprichworte der Haſen Tod! Genug, die Teufelskerle hauen, ſie ſtoßen, ſie ſtechen unbarmherzig auf mich los. Sie faſſen mich bei der Gurgel, und ſetzen mir das Piſtol auf die Bruſt; ſie binden mich an einen Baum. Der einäugige Tartar, voll Rache, ſtellt ſich funfzig Schritte von mir an, und zielt, zielt — ich bitte Sie — er zielt mit dem vergifteten Pfeile nach meinem Herzen. Ich ſtehe, ich ſehe mich ſchon im Geiſte durchbohrt, wie der heil. Sebaſtian, und zittre wie ein Espenlaub. Doch die andern, menſchlicher geſinnt, verhindern ihn noch zum Glück am Abdrücken. Sie begnügen ſich damit, mich tiefer ins Gebüſch zu ſchleppen, und abermals an eine Eiche zu binden. Indem ich mich auch jetzt noch wie ein Löwe wehre, und immer losringen will, muß ich es mit anſehen, wie die Barbaren — o noch jetzt zerfleiſcht es mir das Herz! — die ſüßen Sektflaſchen faſt auf einen Zug, die herrliche Torte faſt auf einen Haps, in ſich hineinſchlingen, und dann, ohne auf mein Geſchrei, daß ſie als deutſch freilich nicht verſtehen mochten, zu hören, Schimmel und Wagen im Galopp mit ſich fort ſchleppen. Mein armer Schimmel ſieht ſich bei dieſer Entführung noch recht traurig und melancholiſch nach mir um; ſein Wiehern klingt genau, wie Seufzen und Stöhnen.

Schon ſehe ich leider! daß alle Mühe, mich von dem Baume loszuwinden, vergebens iſt; ſchon näßt der Thau mein Haar; ſchon fange ich an, in der kühlen Nacht wie ein Wolf zu frieren; ſchon habe ich meinen Tod vor Augen, und jammre nur darüber, kein Teſtament machen zu können; da erſcheint, wie ein rettender Genius — —"

„Der Schimmel! der alte Schimmel mit dem Einſpänner iſt da! — —“ ſchrie in dieſem Augenblicke der Jägerpurſche noch vor der Thür, und fiel faſt vor Freuden ins Zimmer — „eben bringt ihn ein fremder Bauer, und noch etwas Silberwerk dazu!“

„Vivat der Schimmel! vivat der heilige Sebaſtian! Das nennen wir rechtſchaffene Koſaken!“ — erſcholl, mit Ausſchluß Auguſtins, ein Tutti unter einander, und jeder drängte ſich in den Hof, um den Wiedergefundenen zu ſehen, und von dem Ueberbringer deſſen weitere Begebenheiten zu erfahren. Der alte Bauer aber wandte ſich, über den Andrang verwundert, an den Förſter, und überreichte dieſem einen: „An Herrn Frankenberg; beifolgend ein alter Schimmel und ein Wagen, nebſt einem Päckchen,“ überſchriebenen Brief. Der Förſter öffnete hierauf, und las mit lauter Stimme:

„Allerliebſter Herr Frankenberg!

Wenn ich Ihre Torte mir recht gut

ſchmecken ließ, und das hübſche Scharlachtuch nicht ausſchlug, ſo ſchreiben Sie dieß meinem, Ihnen ſchon von Immenthal her bekannten Appetit zu Süßigkeiten und meiner Eiferſucht zu. Das Tuch ſteht mir eben ſo gut, als Ihrer etwaigen Braut, und im Felde kann man ſo etwas brauchen! Dabei bin ich aber nicht ſo eigennützig, Sie zugleich des edlen Roſſes nebſt Phaeton zu berauben, die, wie ein Zettel am Kutſchkaſten mir glücklicher Weiſe verrieth, vermuthlich nicht Ihnen, ſondern einem Ihrer Verwandten angehören. Ich habe daher auch meinen Kameradinnen, die große Luſt dazu trugen, dieſen Spaß verdorben. Der ehrliche Bauer, welchem Sie ſeine Mühe großmüthigſt lohnen werden, wird Ihnen beides richtig überliefern. Damit Sie übrigens nicht glauben, als verlange ich etwas ohne Gegengeſchenk, und ſich der, unterm Schatten der Tannen gemeinſchaftlich genoſſenen trefflichen Torte, mithin auch meiner zuweilen gütigſt erinnern, ſende ich Ihnen anliegenden Becher, aus welchem, von meiner Hand credenzt, der Gumpenauer Sekt Ihnen zum wahren Göttertrank ward. Schlüßlich freue ich mich, Sie Treuloſen, den mein klopfender Herzſchlag, auf den erſten Augenblick wieder erkannte, obgleich meine, jetzt ins Schwarzbraune überſetzten Locken, und manche, auf meiner vorigen Laufbahn erlernte Toilettenkunſt mich von Ihnen kein Gleiches befürchten ließen, dem ſchönen Geſchlecht noch eben ſo geneigt gefunden zu haben, als in Ihren Schuljahren, wo ſich auf einige Zeit die Ihrige nennen durfte

Elvire,

Tochter des weil. Generals Schlenzheim
u. ſ. w. jetzt die ſchöne Margot genannt,
und erſte Sängerin, wie auch Marketenderin beim löbl. Leibhuſaren-Regimente."

Ob dieſer Brief dazu diente, einer Seits den armen Auguſtin faſt zum Raſen zu bringen, anderer Seits aber die Heiterkeit der Kindtauf-Gäſte zu erhöhen, bleibe dem geneigten Leſer anheimgeſtellt. Nur ſo viel kann von dem Berichterſtatter nicht ganz mit Stillſchweigen übergangen werden, daß Auguſtin ehemöglichſt für Poldchen ein noch ſchöneres Umſchlagetuch anſchaffte, und dieſem, da er es nicht ſelbſt zu überbringen wagte, gleichſam als Schutzrednerin, eine, eigentlich für künftige anatomiſche Präparate beſtimmte, doch noch den Parzen entgangene weiße Maus beifügte; daß dieſes artige Thierchen, oder die Gutherzigkeit des Ueberſenders, ihm in kurzem Poldchens Herz vollends zuwandte; daß er, auf ernſtliches Zureden des Förſters, und — von der Liebe ermuthigt, eine Pachtung übernahm, und, nach etwas über ein Jahr, Pfarrers Poldchen, als ſein munteres Weibchen, ſo oft als er wollte, mit dem Scharlachtuche, oder auch ſo ſehen konnte!

4.

Die Unſchuld der Hirtin.

Der Maler Darnow an ſeinen Freund, Julius von Buſch.

Du erinnerſt mich abermals an das Bild, das Du der Hirtin Unſchuld genannt wiſſen willſt. Du ſchließeſt aus meiner Vorliebe für dieſes Stück auf irgend ein zärtliches Abenteuer, das ich unter Emine's Augen zu erzählen Bedenken trage. Du dringſt auf Erfüllung des mir abgelockten Verſprechens, Dir das Nähere mitzutheilen.

Aufrichtig denn, wie ich es immer gegen Dich war! ja, Du errietheſt ziemlich die Wahrheit. Allerdings iſt jenes Gemälde das Kind einer frühern, doch wahrhaft idylliſchen Liebe, und, obgleich Emine von der Hauptſache, größtentheils durch mich ſelbſt, unterrichtet iſt, ſo mußte ich ihr doch, wie Du im Verfolg finden wirſt, manchen kleinen Nebenumſtand, wo nicht verſchweigen, doch mit etwas gedämpften Farben ſchildern. Jetzt, da die Heißgeliebte mich auf einige Wochen verlaſſen hat, um an der Seite ihres trefflichen Vaters der Landluſt zu genießen, wird dem jungen Strohwittwer Muße genug bleiben, Dir den kleinen Roman mit der unſchuldigen Hirtin, die ſich ſo ſehr Deiner Gunſt zu erfreuen hat, ſo wie beiläufig Einiges von dem Anfange meiner Bekanntſchaft mit Eminen — denn beide greifen in gewiſſer Hinſicht eng in einander — mit derſelben Offenherzigkeit zu erzählen, mit welcher ich Dich von der früheſten Jugend an, in jede, auch noch ſo geheime Falte meines Herzens blicken ließ. Die Abendröthe hat den Tannenwald mit roſenfarbnem Schimmer umgeben; nur hie und da brechen goldene Strahlen der untergehenden Sonne durch die ſchwarzgrünen Zweige; Blumenduft ſtrömt zum offenen Fenſter herein, und im nahen Nußbaum ſchlägt eine Nachtigaſſ — Alles verſetzt mich in die Stimmung, deren ich zu dieſer Beichte bedarf. Auf dann, zur Sache!

Daß ich, auch während meines hieſigen Aufenthalts, die früher gewöhnlichen Wanderungen fortgeſetzt habe, iſt Dir aus meinen Briefen zum Theil ſchon bekannt. Einſtmals, da ich in entfernter Gegend dem lieben Gott und den Grundbeſitzern abermals manche herrliche Baumgruppe, manchen Ruin, manchen grünenden Triſtenhang, glücklich genug abgeſtohlen hatte, fühlte ich mich durch dieſe Streifereien zu ermüdet, um zu Fuße nach B. zurückzukehren. Das Bergklettern hatte meiner Bruſt trefflich zugeſagt. Ich fühlte mich unendlich frei und heiter. Meine gute Laune ſtreifte nahe an fröhliche Trunkenheit. Um ihr nicht den mindeſten Zügel anzulegen, um ihr vielmehr einen recht freien Tummelplatz zu geſtatten, wählte ich zu meinem Fortkommen die Poſtkutſche.

Der Poſtſchaffner war, wie ich bald entdeckte, ein alter trockener, welterfahrner, doch zugleich ſehr ehrlicher und gutmüthiger Kauz. Meine Jagdluſt nach dergleichen Originalen bewog mich zu dem Verſuche, mich ſeiner Gunſt zu verſichern, und einige Schlucke des beſten Arracks aus meiner ihm angebotenen Reiſeflaſche ſchienen hinlänglich, mir dieſen Schatz zuzuwenden. „Prr! wie Feuer“ — ſagte Herr Andreas, da er mir die Korbflaſche zurück gab — „Wiſſen Sie was, junger Herr! halten Sie Sich heute dazu. Blitz! ich habe was Rares unter meiner Fracht — Herr! ein Frauenzimmerchen, zart, wie ein Roſenpfirſich, friſch und rund, wie eine Melone! Ein paar Augen im Kopfe — hu! durch zehn eiſerne Thüren!“

Du wirſt geſtehen, die Vorbedeutungen ſchienen ſehr günſtig! Leider fielen jedoch die Aktien meiner Hoffnung bedeutend, als ich nebſt der übrigen Fracht eingeladen ward, und unter mehrern ziemlich roh ſcheinenden Paſſagieren kein weibliches Weſen, als eine bejahrte, und, um mit wenigen Strichen zu zeichnen, ſchier eulenartige Frau bemerkte. Schon grollte ich im Innern mit dem Schaffner, der uns eine Strecke vor die Stadt hinaus zu Fuße folgte; ſchon dachte ich ihm für die vermeintliche Fopperei irgend einen vergeltenden Streich zu, als ich durch die Nebel des trüben Tages — denn wir lebten im Herbſte — ein kleines weibliches Weſen in der Ferne gewahr ward, das auf einem Feldraine nach der Kutſche losſteuerte. Herr Andreas pfiff durch die Finger; das Frauenzimmerchen wedelte mit einem Tuche; bald war es deutlich, es gehöre zu unſerer Ladung.

Als beide dem Wagen nahe genug kamen, ſchärfte ich meine Augen. Die niedliche Pilgerin war in einen kurzen blauen Mantel gewickelt, und trug ein blendendes weißes Tuch über den Kopf, ein Bündelchen unter dem Arme. So viel mir die Verhüllung zu entdecken geſtattete, ſchien ſie höchſt anziehend. Das Schnupftuch, das ſie zu Zeiten an die

Augen drückte, noch mehr aber dieſe dunkeln Veilchenkelche ſelbſt, verriethen hinlänglich, daß ſie geweint habe. Ihr Geſichtchen war im höchſten Grad niedlich und regelmäßig, beinahe fromm; ihre Wangen blühten; ihr reizend aufgeworfener Mund, aus dem zwei Reihen der reinſten Perlen ſchimmerten, glich der eben geplatzten Granatblüte.

Kaum hatte die junge Fremde auf dem ihr beſtimmten Rückſitze, der alten Frau zur Seite, und Herr Andreas im Schlage Platz genommen, als die übrigen Reiſegefährten das Mädchen mit ziemlich plumpen Scherzen zu necken anfingen. Sie ſchwieg eine Zeit lang, und wieß zuletzt dieſe Unart, zwar nicht ohne Schüchternheit, doch mit deutlich genug an den Tag gelegtem Unwillen, von ſich zurück.

Ich meiner Seits hatte natürlich an den elenden Witzeleien nicht auf die entfernteſte Weiſe Antheil genommen, vielmehr meine Unzufriedenheit damit gar nicht verborgen.

Dagegen konnte ich es mir nicht verſagen, von Zeit zu Zeit die Augen der kleinen Schöne zu ſuchen, was ſie denn auch nach mehrmaliger Wiederholung mit dankbarem Lächeln erwiederte. Es lag etwas unbeſchreiblich Rührendes in dieſem Lächeln; man ſah es den Augen wohl an, das Weinen würde ihnen immer noch lieber ſeyn.

Als der Wagen auf der gewöhnlichen Mittagsſtation anhielt, boten uns Bauerkinder Sträußer von Herbſtblumen an. Ich kaufte den ſchönſten und benutzte, da das Mädchen zum Mittagseſſen nicht mit ausgeſtiegen war, die Gelegenheit, ihr den Strauß und etwas Kuchen in den Wagen zu bringen. Sie nahm dieſen geringen Dienſt nicht ohne Ueberraſchung, doch mit freundlich verſchämten Augen an; ſie ſteckte die Blumen an die hochgewölbte, doch ſittſam verhüllte Bruſt. Da ich mich wieder entfernen wollte, gab ſie mir wie zum Danke die Hand, und ſagte recht treuherzig: „Setz' Er ſich nachher doch zu mir, junger

Herr! Da kann ich doch auch was reden. Die Andern ſind mir alle zuwider.“

Ich hatte im Stillen nicht das Mindeſte dagegen einzuwenden; ich verſprach es ihr, falls es ſich einrichten laſſe. „Das wird ſchon“ — meinte ſie — „wenn Er nur will!“ Da wir wieder einſtiegen, überließ ich der Matrone mit komiſcher Galanterie meinen weit bequemern Sitz, und bekam auf dieſe Art meinen Poſten neben dem niedlichen Kinde. Der Schaffner warf mir einen glückwünſchenden Blick zu; das Mädchen gab mir leiſe die Hand und flüſterte: „So iſt's recht ſchön; ſei Er auch herzlich dafür bedankt!“

So lang es hell blieb, wechſelte ich mit der hübſchen Nachbarin nur wenig freundliche Worte; für freundliche Blicke mag ich nicht bürgen. Als wir aber nach dem Abendeſſen abermals im Wagen Platz genommen hatten, als es immer dunkler und dunkler um uns wurde, wußte ich mich allmählig ihrer Hand zu verſichern, die ſie mir auch willig überließ.

Endlich war es völlig Nacht; die Mitreiſenden fingen an zu ſchnarchen; die Luft ſtrich, waren gleich die Seitenflügel herabgelaſſen, ziemlich rauh durch die Lücken. „Es wird kalt, liebes Kind!“ ſagte ich jetzt dem Mädchen leiſe ins Ohr — „Hüllen Sie Sich ja vor dem Zugwind hübſch ein!“

„Ich?“ — erwiederte ſie eben ſo — „ich bin vollkommen durch den Mantel geſchützt; aber Er?“ — Sie ſchlug nach dieſen Worten mit der größten Unbefangenheit die Hälfte ihres Mantels um meine Schulter.

Ich will ehrlich ſeyn, lieber Julius! fühlſt Du Dich ſtärker, ſo wirf den erſten Stein auf mich! Dieſe unſchuldvolle Vertraulichkeit, die geheimnißvolle Finſterniß, die Nähe eines ſo reizenden weiblichen Weſens, erwärmten mich mehr, als die Hälfte des Mantels. Ich lehnte meine Wange an die Achſel der gutmüthigen Nachbarin, und ſie duldete es ohne Widerrede. Ich legte meinen Arm um ſie; meine Lippen ſuchten ihre Wange —

„Laß Er das, lieber Herr!“ — lispelte ſie, obwol immer noch freundlich bleibend — „es ſchickt ſich nicht in der Dunkelheit. Oder könnt' Er vielleicht Unrechtes von mir denken, weil Er mir beſſer gefällt, als die Andern?“

„Ich wollte Dich nicht beleidigen!“ — ſagte ich, mich zurückziehend — „Sei nur wieder gut!“

„Ich bin es ja!“ erwiederte ſie. Dann ſetzte ſie ſchüchtern, mit faſt komiſcher Aengſtlichkeit, hinzu: „Ich bin nicht argdenklich. Aber faſt möchte ich glauben, Er hätte mir etwas in den Kuchen gethan. So ſchnell wie ihm, habe ich noch keinem Manne getraut.“ — Sie gab mir hierauf ſelbſt wieder die runde Hand, lehnte nach kurzer Weile ihr Köpfchen an meine Schulter, ſchien recht ſanft zu ſchlummern, und erwachte nicht eher, als bis gegen eilf Uhr der Wagen zu dem Marktflecken hineinrumpelte, wo die Poſt gewöhnlich bis zum Vormittage des folgenden Tags liegen bleibt.

Ich meiner Seits hatte, die leichte, doch liebe Laſt am Herzen, und zuletzt doch auch ein wenig im Arme, angeweht vom warmen Athem der Schlummernden, der wie aus einem Blumenkelche zu mir aufſtieg, kein Auge zuthun können. Das holde, freundliche Geſchöpf hatte ſich auf unbegreifliche Weiſe auch in das Herz geſtohlen. Ich mochte mir meine Thorheit nicht eingeſtehen; ich legte ihr den künſtleriſchen Wunſch unter, das niedliche Weſen für meine Studienſammlung abzuzeichnen.

„Haſt Du Vertrauen zu mir?“ fragte ich die Erwachende, als die Kutſche vor dem Poſthauſe anhielt.

„Ich dächte, das ſäh' Er!“ erwiederte ſie.

„Wo wirſt Du bis zum Abgange der Poſt bleiben?“

„Das weiß ich nicht. Es wird ſich ja ein Plätzchen für mich finden — wo die Uebrigen bleiben — nun, wo Er bleibt!“

Dieſe faſt im Ton einer Schweſter gegeſene Antwort machte mir ein wenig heiß. Ich war in einer ſonderbaren Verlegenheit. In der Poſtſtube die Nacht zuzubringen, war mir gar nicht gemüthlich. Doch in dieſem Augenblicke ſchlug mich, wie ein deus ex machina, Freund Andreas hinterrücks auf die Schulter, und ſagte: „Nun, wie hält's, junger Herr? Wo ſoll das arme Ding in der kalten Nacht bleiben? Sie haben Sich ihrer nun einmal angenommen, und ich ſehe wohl, Sie gehören nicht zu den Schlimmſten. Wiſſen Sie was? Hier im Poſthauſe giebt's höchſtens eine Pritſche oder eine Streu; der Poſthalter iſt ein Trunkenbold, ich darf mich daher nicht vom Wagen entfernen. Aber drei Häuſer von hier iſt der ſilberne Anker. Das iſt kein eigentlicher Gaſthof mehr, aber die Beſitzerin, eine alte, ehrliche Frau, hat einige Stübchen, die ſie wohl zu Zeiten an Fremde überläßt. Wenn Sie nun das Mädchen dahin bringen wollten — Sie brauchen Sich nur auf mich zu berufen — —"

„Von Herzen gern!“ — erwiederte ich, ohne mich zu beſinnen, und wollte ſchnell fort. Er hielt mich aber noch bei der Hand zurück, und ſagte ſehr ernſt: „Verſtehen Sie mich recht! Sie kommen doch wieder?“ — Die Redlichkeit des wackern Alten beſchämte mich gewiſſermaßen, gab mich aber auch augenblicklich mir ſelbſt zurück!

„Ich komme!“ — ſagte ich, und ſchüttelte ſeine rauhe Hand. Dann ſuchte ich eilig die kleine Schöne auf, gab ihr zu bedenken, daß ſie nach der Meinung des Schaffners nicht füglich im Poſthauſe übernachten könne, und erklärte meine Bereitwilligkeit, ihr ein ſchickliches Unterkommen zu verſchaffen. „Doch nur unter einer einzigen Bedingung!“ — ſetzte ich hinzu.

„Und die wäre?“ fragte ſie, ein wenig ſtutzend.

„Ich bringe Sie zu einer gutdenkenden Wittwe; ich ſelbſt gehe dann in das Poſthaus zurück, aber — morgen früh beſuche ich

Sie, und zeichne mir — wenn Sie wollen, in Gegenwart der Wirthin — Ihr Geſichtchen ab. Sie müſſen wiſſen, ich bin ein Maler!“

Das Mädchen mußte lachen, meinte, das ſey bei weitem zu viel Ehre für ſie, und verſtand ſich ſehr gern zu dieſem Vertrage.

So zogen wir denn Hand in Hand nach dem ſilbernen Anker, und die Wirthin zeigte ſich, ſobald ſie hörte, daß ich blos für das Mädchen Dach und Fach wünſchte, ſogleich zur Aufnahme bereit. Meine kleine Pflegebefohlne wünſchte mir ſehr dankbar, faſt zärtlich, mehreremal gute Nacht. Ich — drückte meine Augen ſanft an ihre Achſel.

Die mir angewünſchte gute Nacht fand ich nun freilich nicht im Paſſagier-Zimmer, theils wegen des fürchterlichen Tabackrauchs und Lärms, theils auch, weil — warum ſollte ich Dir's verbergen? — meine Gedanken ſich immer mit der artigen Reiſegefährtin beſchäftigten. Sobald es daher Tag ward, eilte ich wieder nach dem ſilbernen Anker, und erſuchte die Wirthin, nachzuſehen, ob ihr kleiner Gaſt aufgeſtanden und angekleidet ſey.

„Da ſorgen Sie nicht!“ — ſagte die Frau gutmüthig, und, wie mir nicht entging, mit Wohlgefallen über mein Benehmen — „für einen Liebhaber“ — ſie mochte mich dafür halten — „heißt es immer viel, daß Sie mich darum erſuchen. Aber das gute Kind iſt längſt munter. Sie hat mir auch ſchon geplaudert, daß Sie ſie abmalen wollen. Das heiß' ich mir eine Liebe! Ihr dürft Euch wohl nur ſelten, nur ſo auf den Huſch, ſehen? Gelt, das hübſche Mädel iſt Ihren Verwandten zu arm und niedrig? Nun, geh'n Sie immer hinauf — ab und zu will ich wohl gehen, ob es bei Ihnen Beiden ſchon nicht nöthig ſeyn mag — Nein! So eine Liebe iſt mir noch nicht vorgekommen!“

Ich ließ die ehrliche Alte ſchwatzen, und flog ſüß beklommen die Treppe hinauf. Ein frommes Morgenlied, mit heller reiner Stimme geſungen, tönte mir entgegen. — Haſt Du ſt, lieber Julius, ein reizendes Mädchen am frühen Morgen geſehen, wenn es ſo, geſtärkt durch den Schlummer der Unſchuld, erfriſcht vom kalten Kryſtall, mit klaren freundlichen Augen dem jungen Tage entgegen lächelt? wenn es ſo, gleich der aufknoſpenden Roſe im Morgenthaue, dem neuerwachten Lichte, Jedem, der es erblickt, gleichſam zuruft: Hier bin ich auch wieder! Julius, ſo war ſie! Ich breitete unwillkührlich meine Arme gegen ſie aus, und trat ihr dann, ſchnell wieder gefaßt, entgegen. Ich ſah mit ſüßem Erſtaunen, daß ſie weit, weit ſchöner war, als ſie mir geſtern in den Reiſekleidern geſchienen. Zudem hatte ſie in der Erwartung, abgezeichnet zu werden, nicht ganz ohne jene holde Eitelkeit, die ſelbſt dem Kinde der Wieſenflur mit der Muttermilch eingeflößt ſcheint, ſich nach ihrer Art aufs beſte geputzt. Ihr hellblondes Haar war in eine Art Neſt geſchlagen, und mit einem hochgethürmten, feuerfarbenen Tuche umwunden; einige ſeidene Löckchen

chen ringelten ſich hie und da um Stirn' und Wange; ein ſchwarzes Leibchen mit ſilbernen Hefteln, ein gleichfarbiger Rock kleidete ſie ſehr vortheilhaft, bunte Hemdärmel bauſchten um die rundeſten, niedlichſten Arme; Bruſtkoller und Strümpfe waren von blendender Weiße.

Der freundliche Morgengruß des reizenden Landmädchens, das niedere Zimmer mit dem altmodiſchen, kattunumhängten Bette — drollig genug hatten die Baalspfaffen bei der keuſchen Suſanna, dieſe Nacht über das Kind der Unſchuld umſchattet — der Ofen von ſeegrünen Fließchen, die runden Fenſterſcheiben, ein Spinnrocken, an dem das Mädchen zum Zeitvertreib ſpann, verſetzten mich auf Augenblicke in die niederländiſche Schule; ich bat ſie, ſich zu ſetzen, und packte meine Geräthſchaften aus.

„Er iſt recht gut, junger Herr!“ — ſagte ſie, und legte die Hand an das Mieder — „daß Er ſo für mich geſorgt hat, und nun gar mich abzeichnen will. Dazu fänd' Er wohl tauſend vornehmere Mädchen, die es eher verdienten!"

„Das muß ich wiſſen, liebes Kind!" — verſetzte ich — „Doch wir ſind nun ſchon einen Tag mit einander gereiſet, und ich weiß Sie noch nicht einmal zu nennen!"

„Mit dem: Sie, verſchone Er mich nur. Das ſteht mir nicht zu; laß Er es lieber bei dem Du!" — erwiederte ſie, und ſenkte das Auge auf den Buſen — „Ich heiße Marie. Manche Leute nennen mich auch Mariechen!"

„Nun denn, Du liebes Mariechen!" — ich fing wohl an zu zeichnen, aber meine Augen blieben immer nur gar zu lange auf der holden Geſtalt haften — „Ich bin recht froh, daß ich Dich malen kann, daß Du Dich auch ſo hübſch dazu gekleidet haſt! Doch wünſchte ich — —"

„Was denn? Er kann es ja ſagen."

„Ich wünſchte lieber Deine blonden Locken nicht ſo ſtreng geflechten —"

„Das habe ich nicht gewußt; bei uns tragen wir ſo ein Tuch zur Kirche; wir denken, bloßes Haar ſchicke ſich nicht vor Gottes Angeſichte. Doch, wenn Er meint, ſo kann Er's ja ſelbſt machen, wie es ſich zum Malen am beſten ſchickt.“ Sie band bei dieſen Worten das Tuch ab; ſie neſtelte die flächſenen Zöpfe auf, die ihr faſt bis zu den Knieen herabreichten. Ich wand ſie behutſam aus einander; ich breitete die goldgewellten Haare faſt wie einen Mantel um ſie aus; nur noch eine Krone auf's Haupt, ſo war Mariechen Holbeins verjüngte Maria!

Ich ſetzte mich und that wieder einige Striche. Doch je länger ich ſie anſchauete, deſto unſicherer ward meine Hand, und ich hatte daher gar nichts dawider, als das gute Kind endlich ihre Neugierde nicht länger bekämpfen konnte, ſondern, um etwas von der Zeichnung zu ſehen, aufſprang, und nun, die Hand auf meiner Schulter, das kaum angelegte Bildchen auch gar zu allerliebſt fand.

Ich meiner Seits merkte nur zu gut, daß ich bei mir ſelbſt heute wenig Ehre einlegen würde, ſchüttelte daher ſtillſchweigend mit dem Kopfe, und ſtützte ihn dann, zu ihr aufſehend, unmuthig auf die Hand.

„Aber was fehlt Ihm denn?“ — fragte Mariechen gutmüthig — „Er iſt ja gar nicht wie geſtern mehr; Er iſt ja recht traurig. Ich habe Ihm doch nichts zu Leide gethan?“

„O nein, liebes Kind. — Ach, ich bin dir nur gar zu gut —“

„Da ſeh' ich kein Unglück! Alle Menſchen ſollen ſich gut ſeyn —“

„Liebes Mariechen!“ — ich warf Pergament und Silberſtift zuſammen, und ſtand auf — „Nein, ich ſehe ſchon, heute bringe ich nichts mir zu Danke hervor. Auch braucht es deſſen ja nicht. Ich habe dein Bild nun in Kopf und Herzen — Ich will lieber gehen — Gieb mir zum Abſchiede jetzt bei hellem Tageslichte einen Kuß; denn vor den Andern mag ich ihn nicht von dir fordern.“

„Einen Kuß?“ — fragte ſie halb verwundert. — „Da bin ich armes Mädchen wohl zu gering dazu; und doch — weiß ich nicht einmal, ob ich es darf?“

„Warum denn nicht, Mariechen?

„Je nun, denk' Er darum nicht ſchlechter von mir, ich habe ſchon einen Bräutigam. Eben der Abſchied von dem und von meiner alten Mutter koſtete mich geſtern ſo viele Thränen, und doch mußte es geſchehen, um für ſie und zwei jüngere Geſchwiſter mehr zu verdienen. Deßhalb reiſe ich jetzt auf das Gut des Herrn Barons von * *, bei deſſen Fräulein ich als Jungfermädchen in Dienſt komme.“

„Was ſagſt Du?“ — antwortete ich, doch ein wenig betroffen — „Du kleines Weſen biſt ſchon förmlich verſprochen? Da iſt's denn freilich ein Anderes — —“

Ganz mir wie gerufen, tönte in dieſem Augenblicke das Poſthorn, welches das Bereitſtehen der Kutſche verkündete. Mariechen brachte eiligſt ihren Kopfputz wieder in gewöhnliche Ordnung, legte Mantel und Regentuch an, und wir ſetzten, obwohl etwas einſylbiger, doch eben ſo zutraulich und freundlich, als zuvor, mit einander die Reiſe fort. Erſt gegen Abend trennte ſich Mariechens Weg von der Landſtraße. Ich begleitete ſie noch eine Strecke zu Fuße, und drang ihr zuletzt einen neuen Thaler auf, den ſie, nach langem Weigern, nur mit dem Zuſatze annahm: „Ja denn, lieber junger Herr, weil Er einmal ſo gut iſt; aber nicht für mich, nur für meine Mutter! Da wird Er Segen davon haben!“

Erſt nachdem ich mich völlig wieder mit mir allein befand — meine Reiſegefährten waren für mich ſo gut, wie nicht vorhanden — ward ich es inne, wie tiefen Eindruck Mariechen auf mich gemacht hatte. Ich konnte das Andenken an das gute Mädchen auf keine Weiſe aus meinem Gedächtniſſe verbannen, und ſo lieb es mir war, daß ihre Beſtimmung ſie nicht in die Stadt meines Aufenthalts geführt hatte, ſo dringend foderte mich mein Herz auf, das Bild der niedlichen Reiſegefährtin, theils nach dem genommenen Umriſſe, theils auch und mehr noch aus der Phantaſie, in Oel anzulegen. Ich malte es ganz ſo, wie ich Mariechen an jenem Morgen geſehen hatte; nur verſetzte ich es, wie Du geſehen haſt, in eine friedliche Baumgegend; der Spinnrocken durfte nicht fehlen; einige im Gras ruhende Lämmer und das weiße Taubenpärchen über ihr in den Zweigen ſchienen mir nicht nur zu Mariechen recht hübſch zu paſſen, ſondern auch den Charakter des Ganzen noch deutlicher zu bezeichnen.

Doch meiner zärtlichen Erinnerung gnügte dieſes noch nicht. Vielmehr ſandte ich, da ich den Ortsnamen von Mariechens Aufenthalt durch ſie ſelbſt erfahren hatte, mit einem Boten daſiger Gegend ihr von Zeit zu Zeit kleine Geſchenke, Bänder, Tücher, zuletzt einige Schnuren hübſcher Bernſteinperlen. Ich ließ nichts dazu beſtellen, als einen Gruß aus dem ſilbernen Anker. Nach dem Ritterguthe ſelbſt mochte ich aus Mißtrauen gegen mich und, um zu keinem, ihr nachtheiligen Aufſehen Anlaß zu geben, niemals reiſen. Dagegen nahm ich bei dem nächſten maleriſchen Ausfluge, welchen mir der wiederkehrende Lenz verſtattete, die Richtung nach Mariechens Geburtsdorfe, das ſie mir gleichergeſtalt, noch ehe wir uns trennten, genannt hatte.

Hier erfuhr ich denn, indem ich mich für einen Bekannten ihrer jetzigen Herrſchaft ausgab, bei dem ehrwürdigen Geiſtlichen, daß ſie mich in Allem mit Wahrheit berichtet hatte. Mariechen war die Tochter des verſtorbenen Schulmeiſters, hatte ſchon als Kind die beſten Anlagen gezeigt, und ſehr fertig leſen, ſchreiben und nähen gelernt. Nach dem Tode des Vaters ging ſie in dem Hauſe des kinderloſen Pfarrers faſt wie eine Tochter ab und zu, lebte aber übrigens mit ihrer alten Mutter treulich zuſammen, und half dieſe nebſt den jüngern Geſchwiſtern durch ihrer Hände Arbeit ernähren. Niemand wußte ihr etwas Unrechtes nachzuſagen, als daß ſie ſich zuletzt mit einem jungen Gärtnerburſchen in ein Liebesverſtändniß eingelaſſen habe, der ſie, ſobald er etwas vor ſich gebracht, heirathen wolle. „Hat doch der Arme ſo gut ein Herz wie der Reiche!" — ſetzte der brave Pfarrherr, halb wie entſchuldigend, hinzu — „überdieß denkt das gute Mädchen, theils um ihrer Mutter reichlichere Unterſtützung zu verſchaffen, theils auch wohl, um keiner Verſuchung zu unterliegen, bis dahin auswärts in Dienſten zu bleiben." —

Ich kehrte von dieſer Reiſe mit noch größerer Theilnahme für Mariechen, ich ſollte ſagen, mit noch zärtlicherer Neigung zurück, und fuhr fort, an der Vollendung ihres Bildes mit noch höherer Luſt zu arbeiten. — Doch meine Erzählung macht hier eine Einſchaltung nothwendig.

Etwa eine Woche vorher, ehe ich die eben erwähnte Reiſe antrat, kopirte ich einmal auf der Gallerie, und bemerkte unter einer Geſellſchaft, die ſich herumführen ließ, eine reizende, faſt majeſtätiſche Geſtalt, die mir nicht nur wegen ihres vortheilhaften Aeußern, ſondern auch, ſo viel ich davon verſtehen konnte, wegen ihres geiſtreichen Geſprächs, nicht wenig auffiel. Auch wendete ſich die hehre Schöne im Vorübergehen mit einigen Fragen an mich, und gab mir ſo gewünſchte Gelegenheit, ſie genau in's Auge zu faſſen. Ihr Anzug war äußerſt geſchmackvoll, beinahe prächtig, ihr Wuchs zwar über die mittlere Größe, doch im ſchönſten Verhältniſſe, ihr glänzendes, kunſtreich aufgewundenes Haar, ihre Augen und die ſcharf gezeichneten Braunen brennend ſchwarz, ihre Haut zwar ſehr fein, doch eher wachsbleich, als blendendweiß, ihre ganze Form die einer Griechin — Du erräthſt wohl, daß ich von Eminen ſpreche. Ich erkundigte mich nach ihrem Namen, und erfuhr, daß ſie die Tochter des reichen Barons von L. und ihm, als er noch Reſident in Conſtantinopel geweſen, von ſeiner ſpäterhin verſtorbenen Gemahlin, einer gebornen Circaſſierin, geboren worden ſei; über ihre leiblichen und geiſtigen Vorzüge gab es nur eine Stimme.

Auch auf mich hatte ihr ganzes Weſen mehr als gewöhnlichen Eindruck gemacht; doch war das Andenken an ſie während meiner Reiſe faſt gänzlich wieder erloſchen, als es ſich durch einen Zufall erneuerte. Ich zeichnete kurz nach meiner Zurückkunft eines Abends noch ſpät in unſerm Luſtwäldchen nach der Natur, als ich Eminen am Arm eines andern Frauenzimmers, wie ich nachher erfuhr, ihrer Geſellſchafterin, luſtwandelnd, auf mich zukommen ſah. Auch ſie ſchien mich zu bemerken, flüſterte ihrer Begleiterin mit feinem Lächeln etwas in's Ohr, und machte Miene, mit ihr umzukehren. Ich hatte nicht Luſt, dieß geſchehen zu laſſen. Ich ſtand auf und näherte mich den Freundinnen mit einer freundlichen Begrüßung. Emine ſchien der Unterhaltung mit mir keineswegs auszuweichen; ſie verlangte meine Zeichnung zu ſehen, und urtheilte darüber mit vieler Kenntniß; ich durfte ſie bis an's Ende des Luſtwäldchens begleiten; ihre Aeußerungen, und ſelbſt ihre Blicke, konnten mich nicht im Mindeſten zurückſcheuchen.

Kaum waren nach dieſem zufälligen Zuſammentreffen einige Tage vergangen, als Emine mit ihrem Vater und einigen Freunden meine Werkſtatt beſuchte. War ſie mir ſchon vorher höchſt reizend vorgekommen, ſo erſchien ſie mir dießmal wahrhaft bezaubernd. Sie war ganz weiß gekleidet, wodurch ihr dunkles Haar, ihre feine Wangenröthe, nur noch reizender hervorgehoben ward; das leichte Gewand zeigte mir die vollendetſte Form; faſt glaubte ich, kein lebendes weibliches Weſen, nein! ein Götterbild vom reinſten Elfenbein oder Alabaſter vor mir zu ſehen. Deſto lebhafter ſprachen ihre Augen; deſto einnehmender war jedes ihrer Worte, die ſie, wiewohl mit dem feinſten Anſtande, nicht ſelten zuvorkommend an mich richtete. Ich zeigte nach und nach alle meine vorräthigen Gemälde, zuletzt auch das, vor kurzem vollendete von Mariechen vor, und ärndtete beſonders mit dieſem das ſchmeichelhafteſte Lob ein. Eminen ſchien es nicht allein zu gefallen, ſondern — es kann immerhin ſeyn, daß ich ſelbſt mit zu großer Lebhaftigkeit davon ſprach — auch gewiſſermaßen aufzufallen. Sie erkundigte ſich genau nach ſeiner Entſtehung, ſchien jedoch, da ich es für ein bloßes Spiel der Phantaſie erklärte, völlig zufrieden geſtellt.

Der Erfolg dieſes Beſuchs beſtand darin, daß Eminens Vater, der ſich durchgängig nicht blos als einen der feinſten Kenner, ſondern auch als einen der reichſten Sammler zu erkennen gab, mich einlud, ſeine Tochter zu malen. Emine ſchien mich blos mit Blicken zu fragen, und lächelte dazu mit ihren feinen Lippen unendlich bezaubernd; ich ſtand nicht an, meine größte Bereitwilligkeit zu verſichern.

So innig meine Freude darüber war, daß ein ſo herrliches Geſchöpf, wie Emine, mir ſitzen wollte, eben ſo wohlthätig für mein Herz war die Ueberzeugung, die ich mir nicht abläugnen konnte, daß mir Emine in ziemlich hohem Grade gewogen ſey. Jetzt — lächle immer über meine Thorheit, an der doch zuletzt die Weisheit zu Schanden ward — jetzt erſt ſchien es mir nicht gleichgültig, daß man meinen Stammvater, ſo gut wie nur einen, ſchon zu Zeiten des Rothbarts für helm- und ſchildsfähig erkannt hatte. Iſt auch der Künſtler immer ein Edelmann, ſo konnte es mir doch bei Eminens Vater vielleicht nützen, wenn ich mich auch durch den Wappenbrief als ſolcher zu beurkunden im Stande war. Du ſiehſt leicht, Eminens Reize hatten mir ſchon ziemlich den Kopf verdreht.

Aber meine ſtillen Hoffnungen, die ſich, wie Veilchen und Krokus im erſten Lenze nur erſt halb an's Licht wagten, wurden gewaltig niedergedrückt, als ich mich auf erhaltene Einladung, um die verſprochene Arbeit anzufangen, in des Barons Garten einfand, wo mir allenthalben eine ſo auffallende Pracht, ein ſo orientaliſcher Luxus ſichtbar ward, daß dem vom Plutus wenig begünſtigten, wenn auch noch ſo ſehr thurnierfähigen Maler aller Muth ſinken mußte.

Meine Staffelei und die ſonſtigen Geräthſchaften waren auf Befehl des Barons in einem Kiosk aufgeſtellt worden, durch deſſen hohe Kryſtalltafeln das reinſte Licht herabfiel. Hier fand ich Eminen in Geſellſchaft ihrer Freundin mich erwartend, in einer höchſt maleriſchen, der morgenländiſchen nahe kommenden Tracht. Sie ſaß auf einer köſtlichen, durch einige Stufen erhöheten Ottomane, unter dem Schatten eines blühenden Orangen- und Granat-Baums, und ſpielte auf einer zwar fremdartigen, doch ſehr zierlich geformten Laute. Die Wände des Gartenſaals waren mit Spiegeln und Gemälden auf's koſtbarſte verziert; unten herum ſtanden die zarteſten Gewächſe und Blüten, und, außer den Blumendüſten, war das ganze Gemach noch vom Geruch des edelſten Roſenöls faſt bis zur Beklemmung erfüllt.

Ich will Dir nicht beſchreiben, wie ich auf's neue von Eminens Reizen geblendet ward; ich brauche Dir eben ſo wenig die bedenkliche Lage eines Malers zu ſchildern, der, einem der ſchönſten weiblichen Weſen gegenüber, Fug und Recht hat, die holde Geſtalt gleichſam in ſich aufzunehmen, um ſie dann, auf dem nicht minder gefährlichen Wege durch Auge, Herz und Hand, wie von neuem zu erſchaffen. Auch würde es überhaupt jetzt, da ich Dir nur die Mähr von der Hirtin Unſchuld zu berichten habe, zu weit abführen, wollt' ich meiner täglich wachſenden Liebe zu Eminen von Schritt zu Schritt folgen. Es ſey dir daher an dem Berichte genug, daß auch Emine mir mit jedem Male, da ich an

ihrem

ihrem Gemälde arbeitete, immer deutlichere Beweiſe ihrer eben ſo feurigen, als zärtlichen Zuneigung gab, daß ich nach und nach durch ihre Geſellſchafterin erfuhr, ſie habe ſchon nach dem Beſuche der Gallerie ſehr vortheilhaft von mir geſprochen, und den Beſuch meines Arbeitszimmers ſelbſt eingeleitet; ſie wiſſe auch längſt, daß ich ihr ebenbürtig ſey, und werde von ihrem Vater ſo ſehr geliebt, daß Seiten ſeiner ein Widerſpruch gegen eine von ihr gewünſchte Verbindung gar nicht zu befürchten ſtehe.

Schon lächelte das Gemälde mir dankbar von der Leinwand entgegen, und es waren nur noch einige Nebendinge, die Bäume und das Saiteninſtrument etwas fleißiger auszuführen; — denn ich hatte Eminen ganz mit den vorgefundenen Umgebungen gemalt, und die Bewegung des Lautenſpiels that mir treffliche Dienſte, ihren ſchönen Fingern und Armen volle Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen — als das holde Original mir zu wiſſen that, ſie werde mit ihrem Vater eine befreundete auswärtige Familie beſuchen, doch gleich nach ihrer Zurückkunſt mir davon Nachricht ertheilen. Ich verſprach, indeſſen das Gemälde an Ort und Stelle — der Kiosk war mir ſchon unendlich theuer worden — vollends fertig zu machen, und erhielt von der Geliebten bei der Trennung den erſten, zwiſchen Schaam und Liebe ringenden Kuß. Nun war die Herrliche ja mein! Nun konnte ja Nichts ſie mir wieder entreißen!

Ich arbeitete nach ihrer Abreiſe ſo fleißig, daß das Gemälde in wenig Tagen zur Vollendung gedieh, und ich nun, obwohl mit ſtets ungeduldiger werdender Erwartung eines Rufs von Eminen, wieder in meinen eigenen Zimmern meine Kunſt betrieb. Hier überbrachte mir eines Morgens ein Unbekannter ein kleines Päckchen, und entfernte ſich mit dem Zuſatze, es bedürfe keiner Antwort. Ich riß das Billet ungeduldig auf. Es war von Eminen. Ich drückte es an meine Lippen, ich küßte die Schriftzüge! Urtheile nun ſelbſt, wie mir ward, als ich den Inhalt las, und die mich empörenden Zeilen fand: „Ich habe das Gemälde vollendet angetroffen. Ich danke Ihnen dafür, aber ich werde Sie nie wieder ſehen. Nehmen Sie das Anliegende als einen kleinen Beweis meiner Hochachtung für Ihre Kunſt.“

Nicht wahr, Du glaubſt es mir, daß ich daſtand wie aus dem Himmel herabgeſtürzt? Ich traute kaum meinen Augen. Ich las das Billet wieder und wieder. Ich riß die Beilage auf, und fand eine Anweiſung auf hundert Louisd'or! Jetzt brach das, was lange in mir gekocht hatte, in Flammen aus. Bezahlen will ſie mich!“ rief ich aus. „Durch falſche Liebkoſungen hat ſie mich gelockt, alles aufzubieten, was ich vermochte — jetzt, da ſie und ihr kunſtgieriger Vater meiner nicht mehr bedürfen, verwirft ſie mich mit kaltem, höhnendem Spott.

Tauſend tolle Entwürfe kreuzten ſich in meinem Kopfe. Ich wollte den Judaslohn zurückſenden, mein Gemälde verlangen, und die ſchönen Locken in Schlangengeringel umſchaffen; ich wollte ihr das Bild laſſen, und für das Geld ein Feuerwerk geben; ich wollte die Goldſtücke vor ihrem Garten unter die Bettelbuben auswerfen. — Alles war mir noch immer nicht genug, um ſie meine ganze Verachtung, meine ganze Rache fühlen zu laſſen.

Indem ich noch ſo vor mich hin wüthete, pochte es abermals an meine Thür, und der Bote, der gewöhnlich meine Sendungen an Mariechen beſtellt hatte, trat etwas furchtſam herein. „Was iſt Ihnen denn?“ — ſagte er — „Wiſſen Sie es vielleicht ſchon?“

„Was denn?“ — fragte ich, und gab mir Mühe mich zu beruhigen.

„Nun, nehmen Sie's nur nicht für ungut,“ — fuhr der Alte fort — „daß ich Sie heute ſelbſt aufſuche, Sie haben mir immer etwas für Mariechen mitgegeben; da hängt auch ihr Bild leibhaftig an der Wand; Sie müſſen doch wohl dem Mädchen gut ſeyn — nun, ich weiß davon kein Wort. Doch aber muß ich Ihnen aus guter treuherziger Meinung ſagen, daß das Mädchen zwar bis jetzt von der gnädigen Herrſchaft und dem ganzen Dorfe immer ſehr geliebt worden iſt, daß ſie nun aber Knall und Fall abziehen ſoll, weil man Ihre Geſchenke bei ihr entdeckt hat. Die Herrſchaft iſt in ſolchen Dingen ſehr ſtreng, beſonders weil Mariechen bei den drei jungen Fräulein iſt, und dieſe ſie ordentlich wie eine Schweſter lieb haben. Die Herrſchaft weiß auch davon, daß das Mädchen mit einem armen Burſchen verſprochen iſt. Nun, aber ſo ein Burſche macht keine ſolchen Geſchenke, und ſonſt will das Mädchen nichts geſtehen. Unſer eins hat denn in Amtsſachen auch ein Schloß vor dem Maule. Genug, die Herrſchaft glaubt kütt, Mariechen ſei eine liederliche Dirne. Nur mit Mühe hat ſie, daß die Schande nicht gar zu groß werde, es erbettelt, daß ſie noch bis zum Johannistag bleiben darf. Einen Dienſt wird ſie hier nicht erhalten, weil doch etwas von der Sache verlautet hat. Was ſoll ſie nun anfangen? Da iſt mir denn eingefallen, Ihnen ſo bloß für mich die Sache zu ſtecken. Sie werden am beſten wiſſen, ob Sie etwas für Mariechen thun können.

Der Bote hatte noch nicht ausgeredet, als mir ſchon ein glücklicher Gedanke durch den Kopf fuhr. Von dem heftigſten Zorn zu faſt wilder Freude übergehend, fiel ich dem Alten mit lautem Jubel um den Hals, dankte ihm für die Nachricht, hieß ihn wegen Mariechens ganz ruhig ſeyn, und beſchenkte ihn reichlich. Kopfſchüttelnd, vielleicht an meinem Verſtand zweifelnd, verließ er mich; ſolche Aufnahme mochte ihm noch nie bei ſchlimmer Mädchen-Botſchaft zu Theil worden ſeyn.

„Gutes, gutes Mariechen!“ rief ich, ſobald er fort war, vor ihrem Bilde, und war nahe daran, die Leinwand zu küſſen — Du wollteſt mich nicht verrathen; Du glaubteſt, es könne mir nachtheilig werden. Ich muß, ich werde Dir helfen! Der Sold, den ich bei der herzloſen Sultanin verdient habe, ſey für die Unſchuld von mir verdient!“

Ich ſuchte alsbald die Anweiſung wieder auf; ich wechſelte die Goldſtücke ein; ich packte ſie zuſammen; überſchrieb ſie an den guten alten Pfarrherrn, und trug das Päckchen ſelbſt nach der Poſt. Auf dem beigelegten Zettel ſtand nichts, als die Bitte, das Anliegende im Namen eines unbekannten Freundes zu Mariechens Ausſteuer zu verwenden.

Nach Verfluß von nicht ganz drei Wochen erhielt ich von Mariechens eigner Hand dieſen Brief:

„Lieber, junger Herr! So muß ich Sie nennen, ob ich's gleich ganz anders möchte.

Sie ſind ſo gut; Sie haben Mariechen nicht vergeſſen, ob ſie das gleich nicht gehofft hätte. Ich weiß ſchon längſt, wer Sie ſind; ich bin auch Ihretwegen einmal in der Stadt geweſen, aber ich habe ſie nicht anreden mögen. Nein, ich wollte ſie nur ſehen. Alle ihre ſchönen Geſchenke habe ich erhalten, und wahl gewußt, von wem ſie kämen. Sie waren alle zu vornehm für mich; doch habe ich ſie manchmal des Nachts getragen, und wenn ich dachte, ich wär' ganz allein. Aber das Kammermädchen, das mir von je ſpinnefeind war, ob ich ihr gleich gar nichts that, muß mich doch einmal belauſcht haben. Die hat es der Herrſchaft wieder geſagt. Aber ſeyn Sie ohne Sorgen; ich habe Sie nicht verrathen; da meide ich lieber den Dienſt. Ich habe auch von dem Boten gehört, daß Sie mich recht ſchön und bunt gemahlt haben; das iſt wieder recht gut von Ihnen; ich ſehe doch, Sie ſchämen Sich meiner nicht. Warum wollten Sie das auch, ob ich ſchon arm bin? Wir haben uns ja nichts vorzuwerfen; nicht einmal den Kuß haben Sie genommen, den ich Ihnen anfänglich abſchlug. Nun, unrechtes wär das wohl auch nicht geweſen; aber es iſt doch ſo beſſer. Jetzt — das iſt die Hauptſache, weshalb ich ſchreibe, haben Sie Sich gar für mich ganz arm gemacht, wie mir der Herr Pfarrer und auch meine Mutter geſchrieben hat. Aber, wenn das wäre, ſo nehmen Sie das Geld lieber wieder. Ich denke immer im Herzen voll Liebe an Sie, und habe auch alles meinem Bräutigam zu wiſſen gethan. Der iſt ganz vor Freuden außer ſich, weil Sie ſo gar gut ſind, und hat mir geſchrieben, Sie hätten wohl mehr um mich verdient, als er ſelber, und ich ſolle auch, ehe ich heimkäm, einmal zu Ihnen gehen, und mich für die große Wohlthat in meinem und ſeinem Namen hübſch bedanken. Nun kann er, wenn Sie das Geld nämlich nicht wieder brauchen, ein Gûthchen käufen oder pachten, wie er nur Luſt hät. Ach Gott, wir ſind nun reiche Leute, und lieb behalten, ſo wie einen Bruder, mein' ich, darf ich Sie ja auch. Aber das in die Stadt kommen, wie mein Bräutigam will, nein! das thue ich nicht. Das könnte Sie dort in ein Gerede bringen. Die Menſchen ſind argdenklich; ich habe das erfahren, hier bei meiner Herrſchaft. Nun weiß ich nichts mehr, als daß ich in drei Tagen abziehen muß, und zum Johannistage gegen Mittag in Gründorf ſeyn werde. Sie wiſſen, wo ich bin, und können thun, was Ihnen gut dünkt. Wenn ich Sie auch niemals wiederſehe, werde ich Sie doch niemals, niemals vergeſſen, und immer mit treuem Herzen verbleiben

Ihr

dankbares

Marlechen."

Ich weiß nicht zu ſagen, wie wunderbar wehmüthig mir nach Leſung dieſes Briefs zu

Muthe war. Faſt gönnte ich das herrliche Mädchen dem ehrlichen Burſchen nicht; faſt träumte ich, ſelbſt durch ſie glücklich werden zu können. Doch dieß — zu laut ſprach der Verſtand — war ja nicht möglich; was aber möglich war, das wenigſtens ſollte geſchehen!

Ich warf mich, um alles Aufſehen zu vermeiden, am Vorabend des Johannistags in geringe Kleidung, worin ich allenfalls für einen Gärtnerburſchen gelten konnte. Ich eilte nach dem angegebenen Dörfchen, und beſprach im Gaſthofe ein Stübchen; ich äußerte gelegentlich, ich ſey ein Gärtnerburſche und meiner Braut entgegengekommen.

Schon mit frühem Morgen war ich auf dem Wege nach dem Ritterguthe zu. Mariechen kam erſt gegen neun Uhr. Wir trafen uns in einem Hölzchen. Mariechen breitete ſchon von weitem die Arme nach mir aus; wir umarmten uns; ich legte meinen Kopf auf ihre Achſel, ſie ihre Stirne an meine Wange. „Weißt Du was, Mariechen!“ — ſagte ich dann — „ich habe mich im Gaſthofe für einen Gärtnerburſchen, für Deinen Bräutigam, ausgegeben; Du darfſt den Spaß nicht verderben.“ — Sie ſann einige Augenblicke nach, nickte und lächelte dann, ob ihr das Weinen ſchon näher ſchien. Dennoch wußte ſie ſich bald in die Rolle des Bräutchens zu finden, und ſchien ſich etwas darauf einzubilden, daß ſie mich jetzt auch Du nennen konnte und mußte.

Ich ließ das Mittagseſſen in das von mir in Beſchlag genommene Stübchen bringen. Mariechen hatte die Augenblicke, da ich dieß beſtellte, dazu benutzt, ſich ganz wieder ſo zu kleiden, wie an jenem Morgen. Nur die flächſenen Haare waren gleich völlig aufgelöſt, wie ich es damals verlangt hatte; nur mehrere meiner kleinen Geſchenke trug ſie an ſich, und die Bernſteinperlen warfen auf den züchtigen Buſen liebliche Lichter.

Wir ſetzten uns in dem Wirthshausſtübchen neben einander zu Tiſche; eine wehmüthige Erinnerung des erſten Zuſammenſeyns im ſilbernen Anker bemächtigte ſich unſerer; wir wollten wohl eſſen, aber es wollte nicht ſchmecken; ſelbſt der ſüße Wein, den ich für Mariechen mitgebracht hatte, glitt, ſo ſehr ſie ihn lobte, nicht hinunter; es traten ihr zu Zeiten Thränen in die dunkeln Augen. Doch gab ſie ſich Mühe, heiter und fröhlich zu ſcheinen. Wir tranken auf ſtetes Andenken, und ein Thränchen perlte über ihre Roſenwange in das Glas. Stürmiſch ergriff ich es und ſchlürfte es aus. „Laß mich nun gehen!“ ſagte ſie zitternd. „Nur erſt, da wir das Dorf verlaſſen hatten und eben am Scheidewege ſtanden, konnte ſie den vollen Ausbruch ihrer Wehmuth nicht mehr bemeiſtern. Jetzt ſchluchzte ſie laut. Sie gab mir die Hand, und ſprach mit hocherröthenden Wangen: „Jetzt küſſen Sie mich! Es iſt das erſte und das letzte

Mal. — Und nun gehen Sie, Sie dieſſeits, ich jenſeits! Ich werde nie dieſe Stunde vergeſſen; ich werde immer für Sie beten! Leben Sie wohl!" — Sie riß ſich von mir los, wandte ſich ab, warf ſchnell ihren Sonnenhut über, und ging ihre Straße, ohne ſich umzublicken. Ich hätte ihr nacheilen und ſie in meine Arme ſchließen mögen. Aber ich fühlte wohl, daß ich das nicht dürfe. —

Nach Verfluß eines Vierteljahres erfuhr ich denn auch, daß Mariechen mit ihrem Verlobten, welcher eine hübſche Gärtnernahrung angekauft, ſich verheirathet habe. Sie iſt jetzt die niedlichſte Gärtnerfrau der ganzen Gegend und bereits Mutter zweier geſunder Buben.

Ich ſetzte nun eine Zeitlang — denn ich muß ja wohl den geſchlungenen Knoten völlig auflöſen — mein ſtilles Künſtlerdaſeyn, faſt von aller Geſellſchaft zurückgezogen, fort, und fand mein Glück nur in Ausübung meiner Kunſt. An Eminen konnte ich nie ohne Erbitterung denken, obwol es meinem Herzen nicht gelang, ſie ganz zu vergeſſen, wie mein Stolz es forderte. Endlich führte Zufall oder Abſicht in einem öffentlichen Garten ihre Geſellſchafterin mir einſtmals entgegen. Ich wollte ihr ausweichen; doch ſie gab mir einen Wink, daß ſie mit mir zu ſprechen wünſche.

„Ich glaubte gar nicht, daß Sie Sich noch hier aufhielten!“ redete ich ſie mit ſo kalter Ruhe an, als ich aufzubringen vermochte.

„O ja! Wir kommen nur ſelten aus!“ — Sie ſchwieg.

„Baroneſſe Emine befindet ſich doch recht wohl?“

„Ja und nein! — Darnow! Sie hatten einſt Vertrauen zu mir, ich zu Ihnen; ich liebe meine Freundin über Alles; ich lebe und leide mit ihr. Hinweg denn die Maske, die uns beiden läſtig wird! Meine Freundin iſt, bei jeder Ausſicht auf das glänzendſte Glück, unglücklich; ſie iſt es, weil ſie noch immer Sie liebt, und doch Ihnen nicht vergeben kann!"

„Sie? Mir? Die Gefühlloſe dem Verſchmähten? dem bitter Beleidigten?" —

Ich erfuhr nun den ganzen Zuſammenhang. Jene Familie, zu welcher Emine mit ihrem Vater verreiſte, war die nämliche, bei welcher Mariechen in Dienſten ſtand. Emine hörte von dem Mädchen viel Gutes, aber auch, daß man ihr aufgeſagt habe, weil ſie aus der Stadt anſehnliche Geſchenke erhalte, folglich hier eine geheime, auf keine Weiſe zu billigende Liebſchaft zu Grunde liegen müſſe. Sie ward neugierig, das Mädchen zu ſehen, und erkannte in ihr auf den erſten Blick das Original jenes Gemäldes, wovon ich mit ſo groſſer Theilnahme geſprochen hatte. Sie war bei Mariechens Erblicken einer Ohnmacht nahe, nur das Aufbieten aller ihrer Kräfte machte es ihr möglich, ſich nicht ganz zu verrathen. Die heftigſte Eiferſucht, die marterndſte Qual über

über meine vermeinte Untreue ergriff ſie; ihr Stolz erwachte; ſie beſchloß, mich, was es ihr auch koſte, auf ewig aus ihren Augen zu verbannen.

„Der Anſchein mag wider mich ſeyn, und doch hat mich Emine verkannt!“ — nahm ich nach dieſem Geſtändniſſe das Wort — „Nicht um Eminens Liebe wieder zu gewinnen, ſondern um mich und das ehrliche Landmädchen zu rechtfertigen, nehmen Sie dieſen Brief von ihr, und laſſen Sie ihn von Eminen leſen. Wenn mich und das Mädchen dieſer Ausdruck der Unſchuld nicht rechtfertiget, ſo habe ich nichts weiter zu ſagen.“ Ich gab bei dieſen Worten dem Fräulein Mariechens Brief, den ich, als ein theures Andenken, noch immer in meinem Taſchenbuche trug.

Am nächſtfolgenden Tage erhielt ich von Emine's Hand eine kurze, ſehr fein gewendete Einladung. Sie hielt bei meinem Eintreten den Brief in der Hand, und hatte geweint;

ſie kam mir reuig und liebevoll lächelnd entgegen. — Wozu dieſe Verſöhnung geführt hat, bedarf keiner Ausführung, da Du bereits Eminen als meine Gattin kennſt. — Ich hatte Mariechen, ſelbſt auf Emine's Verlangen, meine bevorſtehende Verheirathung gemeldet. Am Abende vor der Trauung überbrachte ihr Ehemann, des weiten Weges ungeachtet, einen mit den ſchönſten gefüllten Blüten prangenden Mirtenbaum, nebſt tauſend Glückwünſchen von ſeinem Weibe. Meine holde Braut verſchmähte die Gabe der Armuth nicht; in ihren ſchwarzen Locken grünten die Zweige beim Gange zum Altare. — Beſchützt der Himmel das herrliche, von ihm ſelbſt mir geſchenkte Weſen, ſo werde ich in einigen Monaten nicht bloß durch Liebe, ſondern auch durch Vaterfreuden beglückt ſeyn.

5.

Der Landpfarrer.

An einem angenehmen Frühlingsmorgen wanderte ich nach Erlendorf. Es war Sonntag. Die Kirchgänger mit Geſangbuch und Strauß zogen ernſt daher. Der Feierklang der Glocken ſcholl mir entgegen. Das alte, vergraute Gebäude mit ſeinem bemooſten Dache, mit dem auf ſpitzen Bogen emporſteigenden Thurme, erfüllte mein Herz mit ſchauerlicher Andacht. Aus der offen ſtehenden Halle, mit Bildern aus der bibliſchen Geſchichte und Flitterkränzen reichlich geſchmückt, wehte einladende Kühle. Ich konnte dem Triebe nicht widerſtehen, den Gottesdienſt abzuwarten.

Der Geſang nahte ſeinem Ende. Mein Auge haftete erwartungsvoll auf den rothen

Kanzelvorhängen, die ſich über den Leuchtern und Blumentöpfen des ländlichen Altars leiſe bewegten. Der auftretende Prediger war ein Mann in der Blüthe ſeiner Jahre; ſein Auge ſcharf, doch ſanft; ſeine Miene liebevoll, doch ernſt. Das ſchlicht herabhängende braune Haar und der weitfaltige Prieſterrock liehen ihm in meinen Augen ein ganz eignes, alterthümliches, apoſtoliſches Anſehen; Bläſſe der Geſichtsfarbe und in allen Zügen ſich ausſprechende Schwermuth machten ſeine Geſtalt noch anziehender.

Kaum hatte er zu reden angefangen, als mich der Wohlklang ſeiner Stimme und die edle Einfalt ſeines Vortrags unwiderſtehlich hinriß. Er ſprach von der Geduld im Leiden, mit einer Rührung, mit einer Würde, mit einer ſo ganz aus dem Innerſten ſtrömenden Empfindung, daß ſich jedes Herz, auch das meinige, öffnen mußte. Anfänglich war ſtiller Ernſt, himmliſche Ergebung, aber ſein Geſicht verbreitet, die ſich nach und nach in ſtille Traurigkeit auflöſten. Sein Ton wurde ſchwächer, ſein Auge ſchien Thränen nur mit Gewalt zurück zu halten. Aber als er am Schluſſe auf Tod und Fortdauer, auf Wiederſehen unſerer Geliebten kam, da glänzte ſein gen Himmel gerichteter Blick voll Heiterkeit und Freudigkeit zu Gott, wie der Blick eines Verklärten. Alle Zuhörer — konnte es wohl einen unter ihnen geben, der ſich nicht irgend eines theuern Verluſts erinnerte? — waren tief bewegt; ich ſelbſt fühlte mich über das Irrdiſche erhoben.

Meine ganze Seele war an den Redner gefeſſelt. Ich ſah ihn nach beendigtem Gottesdienſte durch die Reihen ſeiner harrenden Zuhörer wandeln und pries ſein Loos glücklich; ich hatte kaum im Wirthshauſe mein ländliches Mahl eingenommen, als ich ſeine Wohnung aufſuchte.

Er empfing mich mit einnehmender Freundlichkeit, und wir wurden in kurzem vertraulich. Dann zeigte er mir ſeinen Garten. Die Bäume waren mit Blüthen bedeckt, der Boden mit jungen Grün überzogen, die Luft lieblich und rein. Vögel ſangen auf den Bäumen; Bienen und Schmetterlinge gaukelten um die Blumen.

Lange war unſer Gefühl in die Bruſt verſchloſſen; vielleicht hätten wir noch länger, in ſprachloſen Genuß verſenkt, neben einander geſtanden, hätte mich nicht ein hoher Aepfelbaum, den ich wegen ſeiner roſigen Blüthen mit inniger Wonne betrachtete, zur Mittheilung aufgefordert.

„Ein herrlicher Baum!“ — rief ich aus. „Ja wohl, ein ſchöner Baum!“ — erwiederte der Pfarrer, und Thränen verſilberten ſein ſtrahlendes Auge. Man kann Freudenthränen vergießen beim Anblick blühender Gärten und geſegneter Fluren; aber ich ſah wohl, das war keine Thräne der Wonne. — „Woher dieſer Blick in der Fülle fröhligen Lebens? — fragte ich theilnehmend, ſo wenig mir ein ſolcher Zuſtand fremd ſeyn konnte.

Schweigend ergriff der Pfarrer meine Hand, und führte mich näher zu dem Baume. Ich ſah in der Rinde verſchlungene Nameneszüge. Er blickte gen Himmel.

„Kommen Sie!“ — ſagte er endlich — „ſetzen Sie ſich hieher in die Hollunder-Laube, wo ſonſt oft mein ſeliges Minchen ſaß! Ich will Ihnen erzählen, warum ich traure! Ich bin der Schulmeiſtersſohn aus dem Dorfe. Die Mutter ſtarb mir in früher Kindheit; mein alter Vater wurde, noch ehe ich von der Univerſität zurückkehrte, vom Schlage gerührt, und konnte ſein Amt nicht länger verwalten.

Mein Vorgänger im Amte, ein Diener Gottes, wie wenige ſind,“ — er mußte hier vor Rührung einige Augenblicke inne halten — „ein edler ſechzigjähriger Greis, nahm ihn zu ſich, und pflegte des kranken Freundes — mit dieſem Namen ehrte er ihn, ſo oft er ſeiner gedachte — bis er ſtarb. Auch mich unterſtützte er mit mehr als väterlicher Liebe."

„Mit tief gerührter Seele kehrte ich ſobald als möglich zurück, um meinem Wohlthäter dieſe Güte zu vergelten. Ich ſah ſeine achtzehnjährige Tochter. Ihre Unſchuld, ihre Schönheit, ihr ſanftes tugendhaftes Herz, der tägliche, faſt geſchwiſterliche Umgang — brauche ichs Ihnen noch zu ſagen, daß wir uns liebten, und zuletzt nach langem Kampfe von meiner Seite, einander unſere Empfindungen geſtanden? Aber kaum war dieß geſchehen, als ich mir die Undankbarkeit gegen ihren Vater auf das Härteſte vorwarf. Verſchiedene anſehnliche Land-Geiſtliche warben um ihre Hand; ich beſchwor ſie mit Thränen, mich, einen Jüngling ohne Vermögen, ohne alle Ausſichten, zu vergeſſen, und einen Gatten zu wählen, der ihr ein würdiges Glück anbieten könne. Sie warf mit weinend meine erzwungene Feſtigkeit vor, geſtand ihrem Vater unſere gegenſeitige Zuneigung, und noch an demſelben Abende gab uns der nun verklärte Greis ſeinen Segen. Es war ein Lenztag, wie der heutige. Dort, an jenem Aepfelbaume, warfen wir uns auf die Knie; mein ſeliges Minchen gab mir, erröthend, wie ſeine Blüthen, den erſten Kuß, und ich ſchnitt an ihrer Seite dieſen Namen, mit einem Kranze verſchlungen, in die Rinde.

Unerwartet ſtarb ein Geiſtlicher in der Nachbarſchaft, und der Hofmeiſter des Kirchenpatrons, dem meine nachherige Stelle beſtimmt war, erhielt jene noch einträglichere Pfarre.

Durch die Bitten meines überall geachteten Wohlthäters ließ ſich der Edelmann bewegen, mich zu adjungiren, und ich reiſte ab, um mich der gewöhnlichen Prüfung zu unterziehen. Ich beſchleunigte ſie, ſo viel wie möglich, und begab mich, durch den Befehl meiner Obern geſtärkt, von den angenehmſten Hoffnungen empor gehoben, auf den Rückweg. Als ich von fern die Kirchthurmſpitzen über den Tannenwald ſchimmern ſah, umſchwebten mich die Bilder der glücklichſten Zukunft, und ſo näher ich dem Dörfchen kam, deſto lebhafter fühlte ich ſchon in Voraus die Freude der Wiederumarmung. Stellen Sie ſich meine Angſt, mein Erſchrecken vor, als ich vor der Pfarre eine aufgebahrte Leiche gewahr wurde. Greiſe und Jünglinge, Weiber und Kinder ſchluchzten; mit wankenden Knieen gieng ich durch die Leichenbegleiter in das Pfarrhaus.

„Minchen, in tiefer Trauer, flog mir an den Hals. „Mein Vater!“ — Das war alles, was ſie ſagen konnte. Nach einiger Zeit fiengen die Schulkinder an zu ſingen; das Crucifix erhob ſich vor den Fenſtern; betäubt und faſt ſinnlos folgte ich noch in Reiſekleidern dem Leichenzuge. Ich konnte nur wenige Worte an dem Grabe ſprechen; aber ſie kamen aus dem Herzen. Es war ein Anblick, der den Unempfindlichſten hätte erweichen müſſen. Hier ſtand ein Greis auf ſeine Krücke geſtützt. „Ohne ihn wäre ich in der Theurung verhungert!" — ſagte er, und warf eine Scholle Erde auf den herabſinkenden Sarg. „Er verſchaffte meinem Sohne, dem Weber, die erſte Arbeit!" — ſchluchzte ein zitterndes Mütterchen, und faltete die Hände. „Durch ihn hab' ich mein Dortchen!" ſagte ein junger Bauer, und pflanzte mit ſeinem blühenden Weibe einen Rosmarinſtock auf das friſche Grab."

Da ich zurück kam, führte mich Mitzchen in den Garten. „Du biſt nun das Einzige, was ich auf dieſer Welt habe!„ rief ſie aus, indem ſie mich feſt umſchlang. Wir ſetzten uns unter den Aepfelbaum, und ſie erzählte von dem ruhigen Ende ihres Vaters, wie er gebetet hätte für uns, und gewünſcht, mich noch einmal zu ſehen, und unſere Verbindung geſegnet. Nach einiger Zeit fing ſie an, zu ſchlummern. Niemals werde ich vergeſſen, wie ſie an meiner Bruſt lag, im ſchwarzen Kleide, mit blaſſen Wangen und thränenfeuchten Locken. Ich zitterte bei dem Rauſchen der Blätter, und hütete mich ſorgfältig auch vor der leiſeſten Bewegung, um ſie nicht zu erwecken. Aber ach! dieſer Schlummer war der Anfang einer hitzigen Krankheit, der unmittelbaren Folge ihrer raſtloſen Beſorgniß, ihrer Nachtwachen am Krankenbette des Vaters. Da ich kaum die Anzugspredigt gehalten hatte, begrub ich ſie an ſeiner Seite. Jene Trauerweiden, die dort über die Mauer ragen, wehen von den mir heiligen Hügeln herüber!

Hier ſtand er auf, und wollte mich nach dem Kirchhofe führen. Aber ein Krankenbeſuch, zu dem er abgerufen ward, verhinderte es. Wir nahmen Abſchied, und ich machte mich in ſtiller Wehmuth auf den Heimweg.

Nach und nach giengen meine traurigen Gedanken in ſtille Heiterkeit über; die Gegend mit ihren grünenden Bergen, mit ihren flüſternden Birken, war zu ſchön, um nicht leiſe Klänge der Freude im Innerſten zu erwecken. Doch faſt ſchien es heute Beſtimmung, daß ich immer wieder an den Pfarrer zu Erlendorf und ſeine unglückliche Liebe erinnert werden ſollte.

Ich mochte ohngefähr ein Stündchen gegangen ſeyn, und ſehnte mich nach einem labenden Trunke, als das Klappern eines Mühlrades dieſem Wunſche Befriedigung verſprach. Die Mühle, mit hohen Pappeln umgeben, trat luſtig hervor; mein Auge fiel ſchon von fern auf ein etwa funfzehnjähriges Mädchen, das mit einem Buche unter der großen Linde vor dem Hauſe ſaß, und einen Blumenſtrauß neben ſich liegen hatte.

Die Landestracht dieſer Gegend iſt nicht wenig romantiſch; faſt möchte man abentheuerlich ſagen. Allein das hübſche Müllermädchen ſchien, von einer Art Inſtinkt geleitet, nur das Wohlkleidende davon beibehalten zu haben, und, da ſie eben ſo zart von Haut, als niedlich gebildet war, ſo dünkte mir die ländliche Schöne in ihrem ſilbergeſchnürten Mieder, mit den aufgewundenen Zöpfen, überaus reizend.

Indem ich meine Schritte verdoppelte, ſtand ſie, ohne mich zu bemerken, langſam auf, gieng nachdenkend einige Schritte, ſtützte ſich mit Hand und Köpfchen an den Stamm einer Pappel, ſah in das rauſchende Wehr, und warf ihren Strauß hinein.

Faſt in demſelben Augenblicke war ich nahe genug, um ſie anzureden. „Schade um die ſchönen Blumen!“ — ſagte ich faſt unwillkührlich, und ſchickte mich an, den Strauß mit dem Stocke wieder aufzufiſchen. „Das

wüßte

wüßte ich nicht!" — erwiederte ſie, obwohl etwas erſchrocken, doch eifrig. — „Der Mühlbach rinnt nach Erlendorf hinunter!" — Die Kleine wurde feuerroth, und konnte nicht aufſehen.

Ihre Verwirrung konnte nur dazu dienen, mich neugieriger zu machen. „Ich komme eben daher," — verſetzte ich. — „Haben ſie auch Bekannte dort?" Meine geltend gemachte Bekanntſchaft in Erlendorf, obwohl erſt von heute her, ſchien mir Zutrauen zu erwerben. Sie fragte nach einigen dort Wohnenden, ſchien aber nicht unzufrieden, daß ich ihr nicht Auskunft geben konnte. Vielmehr war das, was ihr eigentlich auf dem Herzen lag, nichts geringeres, als daß der Pfarrer zu Erlendorf ſie zum Abendmahl vorbereitet und confirmirt habe, daß ſie ſeine Nachſicht, ſeine väterliche Liebe und Güte nimmer — nein! nimmer vergeſſen werde. Ein Communionbuch, das er ihr geſchenkt habe — meinte ſie — ſey ihr das Liebſte, was ſie beſitze!

Es kam mir beinahe vor, als ob ſie nach Beendigung dieſer kurzen Erzählung ihre Schreckhaftigkeit wieder bereut. Sie fragte mich mit inniger Verlegenheit, ob ſie mir vielleicht mit einem Glas Milch dienen könne? und verließ mich, da ich dieß dankbar bejahte, außerordentlich ſchnell.

Ich bekenne meine Schwäche, nie ein Buch in der Hand eines hübſchen Mädchens ſehen zu können, ohne faſt unbezähmbare Neugier nach dem Titel zu verſpüren. Man beurtheile nun ſelbſt, ob ſich dieſe Neugier durch die Schwärmerei des Landmädchens mit dem in den Bach geworfenen Strauße, nicht verdoppeln mußte. Ich benutzte die Abweſenheit der hübſchen Kleinen, mich zu der Bank zu ſchleichen, und fand zu meiner Verwunderung Hölty's Gedichte!

„Nun, nun, Hannchen! er wird dich nicht gleich beißen!" ſcholl eine derbe Baßſtimme innerhalb der Thüre. Ein wohlgenährter Alter, den die blaue Weſte mit ſilbernen Knöpfen und das grüne Sammtmützchen als den Müller ankündigte, brachte mir eben ſo gaſtfrei, als behaglich, einen Glaskrug mit ſchäumenden Rohm, ein ungeheures Schwarzbrod und treffliche Maibutter.

„Gelt, der Herr wundert ſich auch,“ — fragte er ſchmunzelnd, da ich ſchnell das Buch aus der Hand legte, und er eben das abgezogene Mützchen wieder aufs Ohr rückte — „daß mein Mädel ſolche lateiniſche Bücher lieſt? Das muß ich ſelbſt bleiben laſſen!“

Dieſe Frage war nur die Einleitung, mich mit ſeinem Wohlſtande und der Geſchichte ſeiner Familie ſelbſtgefällig bekannt zu machen. Gab er ſich gleich das Anſehen, als ſey er mit der Leſerei ſeiner Tochter nicht zufrieden, ſo merkte man es ihm doch nur allzugut ab, daß er ſich nicht wenig darauf zu gute that. „Nun, ich habe alles an meine Kinder gewendet,“ — ſchloß er ſeinen Sermon —

„und es weder an Lehre, noch an Geld, fehlen laſſen. Recht iſt mir's aber doch nicht, daß mein Sohn, der auf die Kanzel los ſtudirt, und ſich den Erlendorfer Herrn da drüben ganz zum Muſter erwählt hat, der Schweſter ſolch Zeug herſchickt. Meinethalben! Wenn's Sonntag iſt, mag ich ihr's nicht wehren; aber ich denke immer, ſie wird mir am Ende noch drüber confus! Ich und die Mutter wiſſen uns manchmal in das Mädel gar nicht zu finden; ſie hätte ein Bube werden ſollen, mein' ich! Für einen tüchtigen Müller, den ſie nun einmal nehmen muß, da der Bruder ein Pfarrherr wird, taugt ſie nimmer!"

Noch lange Zeit fuhr er fort, mir mit gutherziger Offenheit die Geſchichte ſeiner Familie zu entdecken, und erſt der, durch die Pappeln hereinſchimmernde. Mond, machte unſerer traulichen Unterhaltung ein Ende.

Ich würde zuverläßig meinen Beſuch in Erlendorf bald wiederholt haben, hätte mich nicht Zufall und eigne Luſt zu Antretung einer langwierigen Reiſe vermocht. Ich verlebte drei Jahre in der Fremde, und freute mich bei der Rückkehr nicht wenig, als ich den Poſtillon nach dem nächſten Dorfe fragte, und dieſer Erlendorf nannte.

Da es noch früh am Tage war, und ich bei dem Poſtmeiſter den Verzug zu entſchuldigen verſprach, ſo hielt der Poſtillon beim Wirthshauſe an, ich aber gieng nach der Pfarre. Kirchhof und Pfarrgarten ſtanden offen. Der Aepfelbaum, jetzt mit den Gaben des Herbſtes roth und golden belaſtet, lockte mich in ſeine Schatten. Ich ſah nach den verſchlungenen Zügen, und fand unter dem Kranze nicht ohne Verwunderung einen dritten Namen eingeſchnitten.

Ein Geräuſch ſtörte mich in meiner Betrachtung. Ein junger Mann in Ueberrock und ſchwarzen Unterkleidern, übrigens geſtiefelt und geſpornt, ſprang die Stufen herab. Geſundheit und Lebensluſt war auf ſein Geſicht geprägt, und ſo ſehr ich dieß dem heitern Jünglinge gönnte, ſo fiel mir doch die Vermuthung ſchwer aufs Herz, daß auch mein ſanfter Jünger Johannes — ſo hatte ich den Erlendorfer Pfarrer immer bei mir ſelbſt genannt — nicht mehr am Leben, und dieſer Fröhliche ſein Nachfolger ſeyn möge.

„Willkommen, Freund Muſenſohn!“ — rief mir der Geſtiefelte luſtig entgegen. — „Nicht wahr, Sie ſind's, oder wären es doch? Woher des Landes, und wohin? Iſt das Frühſtück im Wirthshauſe zu ſchlecht, hier im Keller liegt ächtes Gewächs vom Rheine! — Am Rhein, am Rhein, da wachſen unſre Reben!“ ſetzte er hinzu.

Dieſer muntere Geſang, zu verſchiedenartig von meiner Erinnerung, foderte zwar meine Dankbarkeit, konnte mich aber nicht vermögen, in die Freude mit einzuſtimmen. „Wo iſt der vorige Pfarrer hin, der vor drei Jahren hier wohnte? Lebt er noch?" — erwiederte ich abgeſpannt.

„Er lebt," verſetzte jener, mir die Hand ſchüttelnd, — „und ſoll hoffentlich noch lange leben; wir aber wollen von ſeinem Weine einſtweilen auf ſein und ſeines Weibchens Hochleben trinken. Vermuthlich kommen indeſſen auch beide zurück. Sie ſind ſeit geſtern zu einer Uebergabe gereiſt; darum bin ich jetzt Heber und Leger im Hauſe!" — Er ließ, ohne meine Zuſtimmung abzuwarten, Gläſer und Backwerk, Licht und Tabackspfeifen in die Laube bringen, und ſchenkte mir lächelnd ein.

„Geben Sie mir vor allen Dingen Nachricht von meinem und ihrem Freunde!" ſagte ich dringend. — „Sein Schickſal, der Tod ſeiner Braut, der Gedanke an ſein einſames, freudenloſes Leben, der Wunſch, ihn glücklich zu wiſſen, laſtet zu ſehr auf meinem Herzen. Können Sie mir Auskunft geben?"

„Niemand kann das beſſer, als ich!“ — erwiederte der Unbekannte — nur wird mir es ſchwer werden, mich auf den Ton zu ſtimmen, womit ſo etwas eigentlich zu erzählen iſt. Freilich bin ich auch Candidat der heiligen Theologie, doch zur Zeit noch Hofmeiſter, und das luſtige Huſarenleben bei meinem Herrn Prinzipal iſt eine zu paßliche Fortſetzung der akademiſchen Freiheit, als daß Ernſt und Wehmuth ſo leicht bei mir einkehrten! —

„Doch Sie könnten wohl denken,“ — unterbrach er ſich ſelbſt, — „als ſpotte ich der Empfindung; wahrhaftig, dann würden Sie mich verkennen! Ich muß Ihnen sub rosa geſtehen, ich bin auch einmal verliebt geweſen, und das tüchtig! Hören Sie dann!“

„Sie wiſſen, daß unſer beiderſeitiger Freund ein eben ſo wohlgebildeter Mann, als beliebter Redner und thätiger Freund ſeiner Gemeinde iſt. Eins der reichſten Mädchen hieſiger Gegend, eine Beichttochter von ihm, hatte, ſo ein ſtilles Heimchen ſie ſonſt ſcheinen mochte, ohne es zu wiſſen oder zu wollen, die nämliche Entdeckung gemacht. Sie war noch zu jung, um ernſthaft darüber nachzudenken; ſie fühlte ſich zu tief unter ihm, um, wenn ſie auch ihre eigenen Empfindungen gekannt hätte, auf einen glücklichen Ausgang zu hoffen.“

„Sich ſelbſt nicht verſtehend, mit ihren Empfindungen ſpielend, in ländlicher Abgezogenheit lebend, verſchloß ſie das ihr ſelbſt nicht klare Geheimniß in ſich ſelbſt, und ward ſo in kurzem den Ihrigen ein Räthſel. Ihre Aeltern hielten ſie für körperlich krank; andere, worunter auch ich gehörte, hofften das Beſte von ihrem Verſtande, der in der That für ein Landmädchen gebildet genug, vielleicht nur zu gebildet war. Auch glückte es mir, da ich irgend eine heimliche Neigung, welche ſie zu geſtehen nicht zu bewegen war, an ihr entdeckt hatte, ſie dem Anſcheine nach zu beruhigen. Sie war nie arbeitſamer, nie eifriger in dem Geſchäfte des kleinen Lebens, als in dieſem Zeitpunkte; ich hielt alle Gefahr für überſtanden."

„Doch das Herz behält ſeine Rechte! das Herz kommt mir wie eine ſchöne Sünderin vor, zu welcher der fromme Beichtvater Verſtand auf das Beweglichſte ſpricht. Sie hört ihn wohl gelaſſen, ja zerknirſcht, an; doch, ſage er was er wolle, in ihrem Innern ſchlummert der Gedanke: Vergieb mir nur diesmal die begangenen Sünden; mit der Zukunft wird ſich's ja finden! — Hab' ich wohl Unrecht, Freund?"

„Auf unſern braven Pfarrer zu kommen, ſo kannte dieſer zwar das ihm heimlich mit ganzer Seele ergebene Mädchen, doch ohne das Mindeſte von ihrer zärtlichen Neigung zu ahnen. Gewogen war er ihr von jeher geweſen; doch wie der Vater einem begünſtigterem Kinde. Seine ganze Liebe wandte ſich nach dem Grabe, und es vergieng ſelten ein

Abend, ohne daß er die Hügel ſeiner geſchiedenen Lieben beſucht hätte.“

„Er war es ſchon längſt von ſeinen Kirchkindern gewohnt, daß man in jedem Frühlinge dieſe Gräber mit friſchen Blumen und Geſträuchen umpflanzte; aber ſeit einiger Zeit fand er auch, oft mit früheſtem Morgen, Leichenſtein und Kreuz mit Blumen bekränzt, und, was ihm am meiſten dabei auffiel, unter dieſen Blumen befand ſich eine Art vollen, weiß und roſenfarb geſtreiſten Mohns, dergleichen Niemand im ganzen Dorfe zog. Er wußte dies ziemlich genau, weil er von jeher ein großer Gartenliebhaber war, und ſpäterhin, durch den, in ſeiner Lage ſehr natürlichen Gedanken des Verblühens und Wiederaufblühens geleitet, die Blumen, dieſe freundlichen Herolde des Wiederſehens, mit großer Sorgfalt hegte und pflegte.“

„Ich komme nun auf ein Geheimniß der Geiſterwelt, deſſen Auflöſung ich gern jedem

Geübteren überlaſſe. Ich erzähle Ihnen nur, was ich aus dem eignen Munde unſers Freundes weiß, ohne irgend einem näheren Zuſammenhange des Seelengewebes nachzuſpüren. In einer ſtillen Mondnacht hatte unſer Pfarrer abermals die geliebten Gräber beſucht, und ſie wieder mit den geſtreiften Mohnblumen bekränzt gefunden. Als er, wie ſich wohl denken läßt, mit lebhafter Erinnerung an die früh entriſſene Braut, entſchlummerte, hatte er einen ſonderbaren Traum. Es kam ihm vor, als entſchwebe ſeine Geliebte dem Grabe, nehme einen Kranz hinweg und reiche ihm denſelben lächelnd dar. Mit der Ahnung, als bedeute ihm dieß baldige Wiedervereinigung, griff er haſtig darnach; die Lichtgeſtalt legte den Kranz in ſeine Hand, blickte ihn ſanft bittend an und verſchwand. Und da er den Kranz betrachtete, grünte er; die rothgeränderten Mohnblumen hatten ſich in Myrten verwandelt.“

„Als er erwachte, konnte er dieſes, ſo lebhaften Traums durchaus nicht wieder vergeſſen. Erſchüttert, tief gerührt, von Wehmuth und Freudigkeit ergriffen, beſtieg er am folgenden Morgen — es war gerade Sonntag — die Kanzel, und waren jemals ſeine Worte an die Herzen der Zuhörer gedrungen, ſo geſchah es diesmal, wo eine Art ſtiller Ahnung und Begeiſterung aus ihm ſprach. Nach der Predigt trat ein treuherziger Alter etwas verlegen in die Sacriſtei. „Herr Pfarrer!“ — ſagte der Greis —„Sie ſind nun einmal ein guter Hirt, und alle unſere Sorgen liegen auf Ihrem Herzen. Meine Tochter hat mir ſchon lange nicht gefallen, und ich habe ſchon oft zu Ihnen gehen wollen; aber das Mädchen hat mich himmelhoch gebeten, es zu unterlaſſen. Nun iſt es immer ſchlimmer und ſchlimmer mit ihr worden, und ſie hat immer geſagt, daß ſie fort wolle in die Stadt, zu meinem Bruder, dem reichen Bauer, und zu ſeiner Frau, die ihre Pathe iſt; denn ſie könne es hier, hat ſie geſagt, nicht länger aushalten! Wir haben ſie darauf angehalten, fleißig zu beten und die Kirche zu beſuchen; aber dadurch iſt es immer noch ſchlimmer worden, und ſie will nun heute mit der neuen Kaleſche in die Stadt fahren. Da wird ſie nun draußen warten bei den übrigen Kirchleuten, und will Abſchied nehmen von Ihnen, und wir Aeltern bitten Sie, unſrer Tochter dies nicht abzuſchlagen, ſondern ihr ein Wort des Troſtes mit auf den Weg zu geben!"

„Unſer Freund willigte ſehr gern in des Greiſes Wunſch, und trat nach beendigtem Gottesdienſte aus der Halle auf den Kirchhof, wo gewöhnlich alle auf ihn warten, die irgend ein Anliegen an ihn haben, oder auch ihn nur gern noch einmal ſehen wollen. Gleich zur rechten Hand ſtand der Greis und ſein Weib, und hinter ihnen trat das weißgekleidete Mädchen reiſefertig hervor, wollte näher treten, und ſank, von einer Ohnmacht überwältigt, vor ihm auf die Kniee. Er wollte ihr die Hand reichen, oder ſie ſegnend ihr auflegen; da ſah er um ihren Strohhut einen Kranz von weiß und rothgeſtreiſten Mohnblumen, die ſie ſich gewunden hatte zum Abſchiede, wurde blaß, und zitterte ſelbſt, und mußte alle Kräfte aufbieten, um nicht zu wanken.“

„Das Mädchen ſchien auf das heftigſte angegriffen, und mußte in die Schulmeiſterwohnung gebracht werden. Hier ſtand der Pfarrer in ihrer Nähe, als ſie wieder zu ſich ſelbſt kam, und das Geheimniß ihres Herzens war verrathen, und der Pfarrer dachte ſeines Traumes, und die Aeltern und Alle, die es hörten, weinten in kurzem vor Freude.“

„Doch gut daß ich mit meiner Erzählung zu Ende bin! Hören Sie doch, es fährt ein Wagen in den Hof. Die Uebergabe muß vorbei ſeyn. Meine Aeltern und die Schweſter und Ihr Freund kommen zurück.“

Er ſprang auf, und eilte nach dem Thorwege; ich folgte ihm von weitem mit noch nicht ganz befriedigter Neugier. Mein Jünger Johannes und — das zärtliche Müllermädchen, ſchön wie ein liebender Engel, kamen Hand in Hand durch den Garten, und der ſtattliche Alte, der mir einſt gaſtfrei den Milchkrug gebracht hatte, reichte mir treuherzig die Hand. „Ne, für einen Müller“ — meinte er traulich — „taugte ſie nicht, aber wohl für einen Pfarrherrn, und die Mühle iſt nun auch verkauft, und ich ziehe hieher auf das große Bauergut neben der Pfarre, und der Candidat hier wird auch wohl nicht verderben, und meine Magiſterin kann nun den Hölty leſen, oder wie er heißt, und was ſie nur will!“

---

6. Der

6.

Der Sommermorgen.

Bei der Lätitia, einer Geſellſchaft lebensluſtiger Menſchen, welche mich mit dem Diplom eines Ehrenmitglieds beſchenkt hat, wird jeder Jahreszeit ein eigenes Feſt gefeiert. Abwechſelnd und nach gemeinſamer Wahl führt bald ein Mann, bald eine Frau dabei die Regierung, welchen Vorſtehern und Vorſteherinnen dann auch, je nachdem ſie ihr Amt beſſer oder ſchlechter verwaltet haben, in Gemäßheit der Stiftung, Beifall oder Uebergehung mit Stillſchweigen, zu Theil werden ſoll. Der letzte Fall iſt jedoch ſeit Menſchengedenken nicht eingetreten. Uebrigens hat der frohe Kreis längſt eingeſehen, daß im Vorausberechnete und gleichſam zugemeſſene Luſtbarkeiten ſelten luſtig ſind. Weitläufige Zurüſtungen werden daher niemals getroffen. Man begnügt ſich daran, den Mitgliedern Ort, Tag und Stunde der Zuſammenkunft bekannt zu machen. Jedem ſteht es nun frei, von der Parthie zu ſeyn, oder wegzubleiben. Das Beſte wird dem Zufalle überlaſſen, der auch bis jetzt dieß Zutrauen immer gerechtfertigt hat.

Am dießjährigen Sommerfeſte war Frau von [illegible] Königin unſers blumenſuchenden Bienenſchwarms. Da ſie dieſe Blätter leſen wird, ſo begnüge ich mich, hier zu erwähnen, daß ihr die Geſellſchaft, in welcher jedes Mitglied ſo gut ſeinen Zunamen erhält, als unter den Arkadiern und in der weiland fruchtbringenden, von ihrer berühmten Kunſtgenoſſin den Namen Angelica lieh.

Ich weiß nicht, wer zuerſt behauptete, die Einwohner der Stadt D. könnten die Schönheit ihrer Gegend mit Gründen beweiſen;

aber gewiß hat dieſer Beurtheiler auch den Grund bei W. gekannt, der idylliſche Lieblichkeit und romantiſche Wildheit in ſich vereint. Den höchſten, und wahrſcheinlich ſchönſten Punkt deſſelben, von welchem das Auge über die Häupter hochragender Tannen hinweg, auf eine Reihe über einander ſanft anſteigender, mit goldnen Garben und ſaftigem Grün bekleideter Hügel fällt, und ſich von da aus in eine unendliche, in blaue Nebel gehüllte Ferne verliert, hatte Angelica zum Platz der Tafelrunde beſtimmt; eine im Rücken der reizenden Ausſicht an jähem Felſen klappernde Mühle war einige Tage zuvor zur Garküche, inſoweit es deren bedurfte, in Beſchlag genommen worden.

Ich und Alles, was näher mir angehört, hielt ſich zu den Fußgängern. Mehrere von dieſen, beſonders die Jüngern, waren ſchon vorausgeeilt; ſo oft der frohe Wallerzug neuen Zuwachs erhielt, wurden die Ankömmlinge noch aus der Ferne mit freudigem Zurufe begrüßt.

Schon während des Marſches hatte ſich allmählig, ohne Abſicht und Willen, das Gleiche zu Gleichem geſellt. Die Knaben ſchwärmten, gleich ſchnurrenden Maikäfern, auf den Flanken; bald war links ein Ball ins Waſſer gefallen, bald wurden Weidenruthen zu Reitgerten geſchnitten, bald ſprang ein Eichhörnchen von Zweig' zu Zweige, das man vergeblich mit Steinwürfen einlud, ſich gefälligſt herunter zu bemühen. Als Vortrupp gaukelten die jüngern Mädchen voraus, die in der Ferne mit ihren buntfarbigen, vom Zephyr geblähten Umhängetüchern, leichtflatternden Schmetterlingen ähnelten. Das Centrum beſtand in Erwachſenen, deren Herzen jedoch heute eben ſo unbefangen der Freude entgegenſchlugen, als die offne Bruſt der blühenden Jugend.

Schon waren wir faſt zwei Stündchen

gewandert, indem wir ſtets nicht den kürzeſten, ſondern den anmuthigſten Weg ſuchten, und befanden uns, von den Glocken einiger im hohen Gras weidenden Kühe bewillkommt, im Eingange des Thales, deſſen ſanft plätſchernde Quelle uns wie die freundliche Tochter des Hauſes einladend entgegen kam; ſchon hatte Angelica's Herrſcherwort, hier ſolle gefrühſtückt werden, das leichte Mädchen-Corps beflügelt, einen Lagerplatz aufzuſuchen; da prallte die Avantgarde ſchnell zurück und hielt an, als erwarte ſie von uns Verſtärkung.

Neugierig, was es gebe, verdoppelten wir unſre Schritte. Das Unglück war aber bei weitem nicht ſo groß, als aus der übereilten Flucht des Vortrabs zu vermuthen geweſen wäre.

Die Tochter des Hauſes, das plauderhafte Wieſenwäſſerchen, ſchien nämlich gegen jeden Vorübergehenden gleiches Gaſtrecht auszuüben, und hatte noch früher, als uns, einen recht hübſchen müden Wanderer zu ſich eingeladen. Wie lange, und was ſie mit ihm geſchwatzt, ob ſie ihm ein recht langweiliges Geſchichtchen vorerzählt, oder ein recht kurzweiliges Liedchen vorgeſungen, ließ ſich nicht errathen; ſo viel aber lehrte der Augenſchein, daß er neben dem Quellchen, gerade, wo ſie ſich nymphenhaft-ſchlank durch Steine und Baumwurzeln wand, lang ausgeſtreckt lag und ſanft ſchlummerte.

Es iſt kaum glaublich, daß ein rothwangiger, braungelockter, noch dazu ſchlafender Jüngling einen Trupp Mädchen, worunter ſich nicht bloß Kinder befanden, ſo gar gewaltig erſchrecken müſſe; faſt ſteht daher zu vermuthen, daß das Schnurrbärtchen über des Fremdlings Oberlippe, oder der über ſeinem Haupte an einem Baumaſt aufgehangene Säbel, den guten Kindern irgend einen der, in der Regel doch nur Männern furchtbaren Rinaldini's in ihm erblicken ließen. Den gewaltigen Sarras abgerechnet, wäre man eher verſucht worden, in dem Schlummernden einen arkadiſchen Schäfer zu erblicken. Sein Reiſebündel, worauf der Kopf ruhte, war weit zierlicher, als der Dachsranzen des vormals ſo rüſtigen Spaziergängers nach Syrakus; ſein Anzug ganz von Nanking, ſein runder, mit einem Strauß wilder Roſen gezierter Hut, ſeine offen daliegende Schreibtafel, endlich vor allem Andern die ſeitwärts herabgerutſchte Guitarre, auf der noch ſeine Finger ruhten, gaben ein Bild, das, von dem modiſchen Zuſchnitte abgeſehen, recht gut auf die Fächer unſrer Mütter und Großmütter gepaßt hätte.

„Ein junger Milton!“ — flüſterte Angelica, und winkte mit der Hand, des Waldes heilige Ruhe nicht zu ſtören. „Sie ſind heute unſre Fürſtin; Sie wiſſen, was Sie zu thun haben*)!“ — fiel einer der Männer voreilig ein, und erröthete, da das Wort ſeinen Lippen entſchlüpft war. — „Wir wollen ihn mit Roſen feſſeln, wie den Amor!" — lispelte der Geſellſchafts-Anakreon. — „Wir wollen ihn mit Weiden an den Baumſtamm binden, wie den jungen Faun" — fielen die Jünglinge ein — „und er ſoll uns für ſeine Loslaſſung ein Lied ſingen, oder ein Mährchen erzählen!"

---

*) Das Geſchichtchen vom ſchlummernden Milton iſt ja wohl allen Leſern bekannt.

Unſere Vorſteherin fand Anakreons Vorſchlag zu zierlich, den Vorſchlag der Jüngern nicht manierlich; da aber gleichwohl die Meiſten von dem Lied oder Mährchen nicht abgehen wollten, ſo wurde, wie unter allen guten Regierungen, ein Mittelweg eingeſchlagen. Eine ganz in der Nähe ſtehende Eiche, mit Epheu umſponnen, bot poëtiſche Ranken, und ſo wurden denn in aller Geſchwindigkeit für den Schläfer, der, die Wahrheit zu ſagen, vom Amor und jungen Faun auch ein Mittelding war, leicht zerreißbare Bande geflochten.

Irre ich nicht ganz, ſo ſchliefen auch hier nicht alle, die die Augen zudrückten; der Schalk mochte wohl erwacht ſeyn und unter ſeinem Zweige hervor das Spiel bemerken; er fand aber keinen Grund, den Spaß zu verderben.

Wir lagerten uns nun, die luſtigſte Zigeunerbande, die man ſehen kann, etwa dreißig Schritte von dem Schläfer hinter Bäume, als wüßten wir gar nichts von ihm. Er ſchlief noch eine Weile, oder ſchien zu ſchlafen, und öffnete erſt bei dem Freudenzuruf und Gläſergeklirr, womit auf Verabredung eine Geſundheit ausgebracht wurde, die geſchloſſenen Wimpern. Wir ſchwiegen, neugierig, was er beginnen werde. Vermuthlich war er hierüber, während er die Rolle des Schlafenden fortgeſpielt hatte, ſchon mit ſich ſelbſt zu Rathe gegangen. Er ſchien über ſeine Feſſeln zu ſtutzen, machte ſie lächelnd von ſich los, ſchielte lauſchend nach uns hin, hing das Gewinde an einige Aeſte, ſtimmte dann ſeine Guitarre, und ſang einige leicht gereimte Strophen, worin er der Nymphe des Quells für die ihm geſchenkte Erquickung, den Hirtinnen des Thals für die immer grünenden Kränze dankte. Dann warf er den Säbel über die Achſel, griff nach dem Hute, und rüſtete ſich, dem Anſcheine nach, zur weitern Wallfahrt.

„Allerdings war nun die Reihe an uns, den fröhlichen Muſenſohn als Gaſt einzuladen, was denn auch Herr von S. im Namen der Geſellſchaft ſogleich that. Der junge Fremdling folgte ihm ohne Weigerung, begrüßte uns mit vielem Anſtand, und ſchien nur die Frage nach: Woher? und Wohin? zu erwarten, um uns lächelnd zu vertrauen, er ſey der ſemperfreie Reichsritter von Helfa, und pflege in jedem Sommer eine Entdeckungsreiſe zu unternehmen. „Schon längſt“ — ſagte er ganz unſchuldig zu Herrn von S. — „würde ich das Serail des Großſultans als Augenzeuge beſchrieben haben, gehörte dazu nicht eine noch größere Entſchloſſenheit, als vor kurzem Röntgen bewies.“ Dann wandte er ſich zu den Damen und fuhr fort: „Ich ſammle bei Sonnenſchein, wie die Bienen, um im Winter nicht zu darben. Sie müſſen dieß übrigens nur geiſtiger Weiſe nehmen; denn, was das Leibliche anlangt, ſo hat mir, den Unſterblichen ſey Dank! mein Vater, wie Schillers Rekruten, eine kleine Mützenfabrik hinterlaſſen.“

Die Bahn zur Unterhaltung war nun gebrochen, und man konnte es dem ſemperfreien Heiſa billigerweiſe nicht verdenken, daß er ſich nun auch gelegentlich nach den Hirtinnen des Thals erkundigte, welchen er vorhin ſingend ſeinen Dank gezollt habe. Von dieſen Hirtinnen, die den Fremdling zwar nicht gefeſſelt, aber doch zu ſeinen Banden zugetragen hätten, meldete ſich nun freilich keine; vielmehr nahmen die Männer, um jene nicht in Verlegenheit zu ſehen, die ganze Schuld auf ſich; jedoch wollten die erſtern mit reiner Hand die Frucht des Frevels brechen, und ſpielten daher von fern auf das ſchon vorher beſprochene Lied oder Mährchen an.

„Recht gern!“ — erwiederte Heiſa — „wenn Sie ſtatt deſſen mit einer Anekdote aus dem geheimen Archiv meines Herzens, mit einem Abenteuer des vorigen Sommers vorlieb nehmen, womit ich vorhin dort, wo ſich das Bächelchen freundlich um bemooſte Steine und alte Baumwurzeln ſchlängelt, ehe ich einſchlief, völlig ins Reine kam. Iſt ſchon das Geſchichtchen eine ſo wahre Begebenheit, als irgend eine; ſo klingt ſie doch, ich läugne es nicht, beſonders im Anfange faſt märchenhaft, und ein Liedchen findet ſich vielleicht in den Kauf!“

Alle waren über dieß Verſprechen erfreut; Angelica verſicherte, daß man bis zum Mittagsmahle noch wenigſtens drei Stunden Zeit habe. Man lagerte ſich um den Erzähler in einen Kreis. — „Hören Sie denn das Mährchen von dem Drachen und der Heuſchrecke!“ — ſagte dieſer, und ſetzte ſich in die Mitte auf den Stumpf eines gefällten Stammes.

„Die jungen Schneeglöckchen hatten kaum auf den Wieſen den alten Herrn Schnee abgelöſt, und Krokus, gelb, blau und weiß, hob eben im Garten das Köpſchen, um zu ſehen, ob's Zeit ſey? da konnte ich's in den dumpfen Mauern der Stadt nicht länger aushalten. Mein Freund, den ich, ob er ſchon gleich mir von gutem Adel iſt, beliebter Kürze halber, bei ſeinem Vornamen Ernſt nenne, hatte ſich ganz hypochondriſch ſtudirt, und ließ ſich endlich durch mein Bitten, noch mehr aber durch die Vorſtellung ſeines Arztes bewegen, mich zu begleiten. Wir ſind nicht immer ganz eines Sinnes; er hat mich ſchon oft einen Schmetterling, ich ihn einen Käfer an der Nadel genannt; dieß hindert aber nicht, daß wir uns im Ganzen herrlich vertragen. Auf der Akademie bewohnten wir ſtets eine Stube."

„Ich kaufte bei dem ehrlichſten aller Roßtäuſcher zwei herrliche Kaſtanienbraune für die Kleinigkeit von dreihundert Louisd'or; einen recht ſchönen Engliſchen Wagen hatte ich einige Tage vorher durch eine Wette gewonnen; und ſo gelangten wir denn ziemlich bequem, durch mancherlei Umwege, nach dem Ritterguthe Weiſſenſtein, im ſchönen [illegible] Lande gelegen; das iſt die kleine Mützenfabrik, deren ich oben gedachte!"

„Wenn ich Sie insgeſammt in dieſem Augenblick auf Fauſts Mantel dorthin verſetzen könnte; ich bin gewiß, Sie würden mir eingeſtehen, es ſey einer der liebſten Winkel auf Erden. Dort gibt's noch Eichenwälder, wo nie eine Axt gehört wurde; aber Sie müſſen ſich darum keine nordiſche Wildniß denken! Nein, die Roſen wachſen dort im Freien, wie hier;

hier; die Goldorangen glühn, wie hier zu Lande, des Sommers im Garten. Von Geſangvögeln, Fiſchen und Wildpret, ſo wie von der prächtigen Einrichtung des Schloſſes und dem reichlichen Erwerb der Wirthſchaft, will ich gar nichts erwähnen. Sie glaubten ſonſt wahrhaftig, ich erzählte Ihnen ein Mährchen!“

„Wir mochten uns etwa einen Monat lang auf meinem Guthe herumgetrieben haben, und hörten, ſo oft wir bei dem Glashauſe vorübergingen, wie die Blumen, gleich gefangenen Prinzeſſinnen, dem Gärtner flehentlich anlagen; wie ſie immer wiederholten: ’s iſt ſchön Wetter draußen, laß uns heraus! — da hörten wir auch von der Jungfer Salome des Schloſſes, es ſey in der benachbarten Herrſchaft während des vorigen Herbſts und Winters das Oberſte zu Unterſt gekehrt worden, und nun im Herrenhauſe eine ſehr reiche, fremde Dame eingezogen, die den Sommer dort zubringen wolle. Die Dame, — ſo lautete weiter der Bericht der Ausgeberin — ſey von Geburt eine Deutſche, aber an einen Ausländer verheirathet geweſen und nun Wittwe; ſie habe zwei Nichten bei ſich, ſo ſchön, als man noch nie etwas geſehen; das Wunderbarſte an ihnen aber ſey ihr Name; denn, wie das Tantchen überhaupt ſeltſame Einfälle haben ſolle, ſo werde auch das ältere Nichtchen Heimchen, das jüngere Mohnblättchen gerufen."

Herr Heiſa erzählte dieß Alles mit ſo ernſthafter Miene, mit ſo unbefangenem Tone, daß man, ohne unhöflich zu werden, nicht lachen durfte; ſelbſt die jüngſten Mädchen unterdrückten das Kichern über die lächerlichen Namen, ſo gut ſie konnten, und ſo vernahm man höchſtens hie und da ein gedämpftes Huſten. Doch der Erzähler ließ ſich nicht im mindeſten anfechten, nahm vielmehr ganz geſetzt ſeine Guitarre, und ſang:

„Knapp ſattle mir mein Dänenroß,
Daß ich mir Ruh' erreite;
Es wird mir hier zu eng' im Schloß;
Ich muß hinaus ins Weite!"

„So, meine Herren und Damen!“ — fuhr er fort, indem er die Guitarre nachläſſig ſinken ließ — „ſang ich meinem Freunde Ernſt entgegen, als er am andern Morgen aus ſeinem Schlafkabinet trat, und er errieth ſogleich, daß Heimchen und Mohnblättchen mir Kopf und Herz eingenommen hatten; denn, unter uns geſagt, — ſo heilſam iſt die Frühlingsluſt ſelbſt für einen Hypochondriſten! — auch ihm hatten die beiden ſonderbaren Namen eine ſchlafloſe Nacht verurſacht. Wir ließen, ohne uns lange zu beſinnen, die beiden Kaſtanienbraunen anſpannen, und da die feurigen Thiere mehrere Tage lang im Stalle geraſtet hatten, ſo rollten wir, ſo viel Ernſt auch bat und warnte, wie in einem Sprunge nach der, wenigſtens drei ſtarke Meilen entfernten, jetzt wahrhaſt romantiſchen Burg!“ —

„Seyn Sie willkommen!“ — unterbrach Angelica, die im Stillen eingeſchenkt hatte, den Erzähler — „Iſt Ihnen Mandelmilch, oder Malaga gefällig?“ —

„Zu früh, zu früh, meine Gütige!“ — erwiederte Herr von Heiſa — „Verzeihen Sie, daß ich Sie durch unbeſtimmten Ausdruck zu einem Irrthume verleitete. Zwar hörten wir ſchon die Hofhunde, welche die Ankunft der irrenden Ritter vermuthlich witterten, ſehr vernehmlich bellen; zwar ſahen wir ſchon die chineſiſche Drachenfahne auf dem neuerbauten Thürmchen des Schloſſes ſich hin- und herdrehen; allein, noch waren wir lange nicht am Burgthor, als — wer hätte das erwarten ſollen? — ein ganz anderer Drache ſich unſerm Einzuge entgegenſtellte!“

„Erſchrecken Sie nicht im Voraus, damit Sie etwas für die Zukunft übrig behalten; der beſte Schreck kommt noch nach! der Drache, welcher jetzt unſre Augen an ſich feſſelte, gehörte keineswegs zu den gift- und feuerſpeienden, von welchen in der Regel die

Gefängniſſe und Zauberſchlöſſer reizender Prinzeſſinnen bewacht werden, ſondern war, obſchon mit Feuerfarbe bemalt und mit einem entſetzlichen Schwanze verziert, für dießmal nur ein papierner. Von der Morgenſonne glühend durchſchienen, ſchwebte er an einem bunten Bande hinter einer jähen Felsklippe zu der Götter Wolkenſitzen empor. Wir ſehen ihn, und ſtaunen. Wir hören über uns Geſchrei, und rufen: Burr! die Pferde, ſtatt anzuhalten, reißen aus. Ich, von einer wunderbaren Ahnung befallen, ſpringe aus dem dahin raſenden Wagen. Ich ſpringe ſo glücklich, wie Tell am Fuße des großen Axen*), und ſtehe gerade unter der überhängenden furchtbaren Klippe. Ich höre über mir einen Angſtruf, breite mechaniſch die Arme aus, und kaum iſt das geſchehen, als von der entſetzlichen Höhe, gleich der natürlichen Tochter, doch ohne Pferd, herabſtürzend, das zarteſte Fräulein mit auf und um den Hals fällt!" —

---

*) S. Schillers Tell 4. Aufz. 1. Sc.

Herr Heiſa war bei den letzten Punkten, vom Feuer ſeiner Erzählung hingeriſſen, aufgeſtanden, und ſtellte ſeinen Sprung, ſeinen Schreck, das Auffangen der Herabgeſtürzten durch Miene und Stellung ſo natürlich dar, daß eine Bewegung unter den Zuhörern entſtand. Dann ſchöpfte er auf einige Secunden Athem, und fuhr pathetiſch fort.

„Ich ehre das Gefühl der Theilnahme, meine Herren und Damen, das in Ihrem Geſicht ſich ausſpricht; ich ſehe mit Entzücken, wie die Größe der Gefahr Ihre Herzen zittern macht, Ihre Augen mit Thränen füllt! Ich ſelbſt kann an den entſetzlichen Augenblick nicht zurückdenken, ohne von neuem zu beben. Da ſtand ich, ſah die unermeßliche Höhe hinauf, ſah oben einige händeringende Zofen, wie jene, die einſt der berühmten Prinzeſſin

Europa vom Meeresſtrande nachjammerten, ſah wieder herab auf die reizende Laſt, die ohne Bewußtſeyn in meinen Armen lag."

„Daß die junge Dame noch lebe, ſagte mir das Klopfen ihres Buſens an dem meinigen; daß ſie ſich an keiner Felſenecke verwundet, nicht einmal an einem Strauche geritzt habe, konnte ich auch hoffen; daß man in dergleichen Fällen die Schöne mit möglichſter Decenz auf den Raſen legen und nach einer Quelle ſich umſehen muß, konnte mir bei der Fülle meiner Lektüre gleichergeſtalt nicht unbekannt ſeyn. Allein Fräulein Mohnblättchen — denn ich will Ihnen nicht verſchweigen, daß dieſe ſelbſt die Gerettete war, — hatte ſich mit ihren runden Lilienarmen auch gar zu feſt an mich angeklammert, und erwachte zu gutem Glück noch weit eher von ſelbſt, als irgend eine erwünſchte Quelle mir entgegen rauſchen wollte."

„Sie ſah ſich mit großen Augen um, ſah

in die Höhe und drückte die Augen zu, ſah dann auf mich und lächelte. „Der verwünſchte Drache!“ — hub ſie dann beklommen an, indem ſie das ſchwarze Lockenköpfchen erhob und ſich ſanft von mir los wand — „Das war ein tüchtiger Sprung! — Meinen Sie nicht auch, ich hätte ein Bein brechen können?“

„Ich war immer noch ungewiß, ob ſie natürlich, oder in Fieberwahn ſpreche. Aber Mohnblättchen benahm mir bald allen Zweifel, da ſie meine Hand faßte und im naivſten Tone von der Welt fortfuhr: „Was ſtehen wir hier? Geſchwind kommen Sie mit zu meiner Tante; die wird ſich recht freuen, daß Sie gleich bei der Hand waren! O, da nun alles ſo glücklich abgelaufen iſt, nähm ich nicht die halbe Welt dafür, den Sturz nicht gethan zu haben. Vielleicht heißt dieſer Berg nach mir noch in tauſend Jahren der Mädchenſprung!“ —

„Ich bot ihr den Arm, dachte nun erſt, da mir ein Wagen ganz an ſeiner Stelle zu ſeyn ſchien, an den meinigen, und — ein neuer Schreck befiel mich — an meinen Freund Ernſt, der zu bedächtig, gleich mir, einen Sprung zu wagen, vielleicht ſchon ein Opfer des Todes war!“

„Sie werden mir ſämmtlich zugeben, daß meine Lage unter die verwickeltſten gehörte, daß zwei Pflichten ſich höchſt feindſelig in meinem Gemüth kreuzen mußten! Eine eben erſt vom Tode Gerettete, deren ſchneller Erholung ich noch immer nicht ganz traute, die ich durch Mittheilung meiner Angſt um den Freund nicht aufs neue erſchrecken durfte, an meinem Arme, die Furcht, daß Ernſt und mein Kutſcher vielleicht in einem Abgrund geſtürzt oder ſonſt verunglückt ſeyn könnten, in meinem Herzen — ich ſtand einen Augenblick ſchweigend, und überlegte, was zu thun ſey. Schon war ich entſchieden, Fräulein Mohnblättchen zum Sitzen zu nöthigen und dem Wagen nachzurennen, als ich, gerade im rechten Moment, von einer Seite des vor uns liegenden Wäldchens den Kutſcher, den brauſenden Pferden nachſehend, von der andern meinen ganz unverſehrten Freund an der Hand eines ſchlanken, weiß gekleideten Frauenzimmers gewahr ward.“

„Mohnblättchen und Heimchen, — denn das weiß gekleidete Mädchen war die ältere Schweſter — Ernſt und ich, eilten nun ſo ſchnell, als es die noch nicht ganz vorübergegangene Betäubung erlaubte, einander entgegen, und es dauerte eine feine Weile, ehe wir uns über die gegenſeitige Gefahr und glückliche Rettung verſtändigten. Fräulein Heimchen hatte nach ihrer Gewohnheit leſend im Birkenwäldchen geſeſſen; die wilden Braunen hatten endlich Deichſel und Schloßnägel zertrümmert, und ſo war Ernſt aus dem Wagen und der reizenden Leſerin gleichſam vor die Füße geflogen.“

„Unſere Freude über den glücklichen Ausgang dieſer unglückſchwangern Zufälle kannte keine Gränzen, brach vielmehr zuletzt in Umarmungen aus; wenn ich mich recht beſinne, ſo fügte es ſich ſogar im Taumel des Entzückens, daß die beiden Schweſtern und die beiden Freunde ſich manchmal verſahen. Wenigſtens wollte ich darauf ſchwören, von Mohnblättchens Roſenlippen einen Kuß, der ohne Zweifel Heimchen zugedacht war, auf meiner Wange gefühlt zu haben.“

„Da der frohe Rauſch des Wiederſehens ſich etwas abgekühlt hatte, wurde einmüthig beſchloſſen, ſich unverzüglich nach dem Herrenhauſe zu begeben. Erlaſſen Sie meiner Beſcheidenheit die Lobſprüche und Dankſagungen, womit mich die angſtvoll entgegeneilende Tante, eine noch recht hübſche, etwas ſentimentale Vierzigerin, und die ganze weibliche Dienerſchaft überhäufte. Nur ſo viel gehört zur Sache, daß das holde Mohnblättchen, ſo ſehr es ſich dagegen ſträubte, der erlittenen Anſtrengung halber endlich doch zu Bette gebracht werden mußte; daß ſich Heimchen, unter welcher Sie ſich die ſanfteſte Blondine in der ſittigſten, einfachſten Tracht denken müſſen, mit der Sorge für die Schweſter ununterbrochen beſchäftigte; daß wir es bald ſchicklich fanden, für heute uns zu entfernen; daß endlich die Tante uns auf das verbindlichſte einlud, die in der That auf höchſt intereſſante Art angeknüpfte Bekanntſchaft als getreue Nachbarn und desgleichen gefälligſt fortzuſetzen."

„Mein Kutſcher und Bedienter hatten indeſſen längſt die verwünſchten Tollköpfe eingefangen, und, da ſtatt des zertrümmerten Wagens in den Remiſen der Tante wenigſtens ein Dutzend bereit ſtand, ſo gelangten wir noch zum Mittagseſſen in die väterlichen Hallen des Weißenſteins."

„Schon die Höflichkeit erforderte es nun, ſich von Tage zu Tage nach Mohnblättchens Befinden erkundigen zu laſſen, und ſo war denn mein Reitknecht täglich unter Weges. Da die Bülletins bald die allererfreulichſten von der Welt waren; ſo gebot es abermals die Höflichkeit, ſtatt des außerordentlichen Geſandten nun in Perſon zu erſcheinen, eine Schuldigkeit, die ſowohl ich, als Ernſt, ohnedieß längſt auf das ſehnſuchtsvollſte herbei wünſchten."

„Mohnblättchen hatte, da wir ankamen, weil ſie früher, als der Arzt und Heimchen es geſtatten wollten, davon gelaufen war, doch wieder eine unruhige Nacht gehabt, und ſollte nun durchaus nicht einmal das Bette verlaſſen. Da ſie jedoch darauf beſtand, uns zu ſehen, ſo erhielten wir die Erlaubniß, das Krankenzimmer zu beſuchen. Wir erwarteten nach der Stille, womit uns das gute Heimchen empfing, eine ſchwache, langſam Geneſende, und fanden eine ungeduldige Muthwillige."

„Beliebt Ihnen?" — rief ſie, da wir

eintraten, uns munter zu, und hielt uns einen künſtlich geſchälten, auf die Spitze des Obſtmeſſers geſpießten Apfel entgegen. — „Die ehrliche Doktorperücke nennt mich krank und ich bin doch eben ſo friſch, als damals, da ich den verwünſchten Drachen ſteigen ließ!“

„In dieſem Tone ging es dieſen und die folgenden Tage über unaufhörlich fort. Bald mußte Heimchen, die als Meiſterin auf dem Fortepiano galt, etwas vorſpielen; bald verlangte Mohnblättchen ihren Canarienvogel aufs Bette, um ihm mit dem Purpurmunde Bisquit zu reichen; bald verlangte ſie Blumen, und wand Kränze, die ſie in kurzem wieder zerriß.“

„In einigen Wochen war Mohnblättchen völlig geneſen, und wir durften uns von nun an, da man mir auf dem Schloſſe große Verbindlichkeit ſchuldig zu ſeyn glaubte, da übrigens mein und Ernſts Herkommen und Vermögen dem der ſchönen Mädchen völlig gleich kam, ganz als Hausfreunde betrachten. Heimchens ſtiller Sinn fing nach und nach an, ſie meinem Freunde unendlich theuer zu machen; Mohnblättchens Lebhaftigkeit hatte mich ſchon längſt entzückt; es kam bald dahin, daß man mich für Mohnblättchens, meinen Freund für Heimchens erklärten Liebhaber hielt, und wir hatten alle Vier nichts Erhebliches dagegen einzuwenden.“

„Doch der Juniusmond war noch nicht ganz verfloſſen, und ich hatte bis zu meiner, für voriges Jahr beſchloſſenen Fußreiſe wohl noch einen Monat Zeit übrig, als ich und Ernſt, wenn wir des Abends nach Hauſe fuhren, uns weit ſchläfriger, wenigſtens wortkarger benahmen, als vorher. Sprachen wir ja mit einander, ſo war der Inhalt des Geſprächs kein anderer, als wie trefflich wir uns mit den geliebten Schönen unterhalten hätten, bei welcher Verſicherung wir aber von Herzen gähnten. Nach einigen Tagen fügte es ſich wie von ſelbſt, daß wir nicht mehr, wie vorher, ich mit Mohnblättchen, Ernſt mit Heimchen allein, ſondern in gevierter Zahl luſtwandelten, und nach aber einigen Tagen trat gar der Fall ein, daß ich mich, ohne es zu wiſſen, mit Heimchen in das Birkenwäldchen verloren hatte, von wo aus wir, ordentlich mit Erſchrecken, Ernſt und Mohnblättchen auf dem Mädchenſprunge erblickten. Heimchen gab mir bei dieſer unerwarteten Entdeckung, zur Erde blickend und erröthend, die ſchneeweiße Hand, und ich küßte ſie ſo zärtlich und feurig, als ich ſonſt kaum Mohnblättchens Blüthenmund geküßt hatte."

„Ich konnte es dießmal beim Heimfahren meinem Freunde nicht verbergen, daß ich Heimchen weit geiſtreicher und lebendiger fände, als ich je nur von ferne geahnet, und mein Freund, wie von mir angeſteckt, erhob dagegen Mohnblättchens Verſtändigkeit, wovon ich nie etwas bemerkt hatte, bis in den Himmel. Ich ſprach denn von Mohnblättchens oft doch gar zu aus-

ausgelaſſener Laune; er tadelte Heimchens zuweilen beſchwerlich fallende Grillen. Mir ſchien Heimchens Geſicht einer Madonne entwandt; er fand bei Mohnblättchen die zauberiſchen Züge einer jungen Cythere."

„So dauerte es wieder eine Woche, als mein Freund eines Morgens mit abgemeſſenem Schritt zu mir trat und meine Hand nahm. „Laß uns mit einander reden, wie Männer;" — hub er an — „was ſoll unter Freunden das Geheimthun? Man ſollte freilich denken, gleiche Seelenſtimmung müſſe eine gute Ehe erzeugen; allein, daß Miſchung des Ungleichartigen nicht eben etwas verderbe, beweiſt unſre Freundſchaft; beweiſen, wenn Du noch ein irrdiſcheres Beiſpiel verlangſt, faſt alle Biſchofslieder. Aufrichtig alſo! Du fühlſt Dich jetzt unwillkührlich zu Heimchen gezogen; ich kann Mohnblättchen nicht mehr aus dem Sinne bringen. Der ältern Schweſter klarer, ruhiger Sinn würde das Ausſchwelſende Deiner Denkungsart mildern; die Heiterkeit der jüngern würde meinen Tiefſinn zerſtreuen, und ſo könnten wir alle glücklich ſeyn!"

„Ich umarmte Ernſten ſtillſchweigend, und hieß dieß vernünftig geſprochen. Mein Herz ſchlug ungeſtüm, wenn ich an das ſanfte, ſtillwohlthätige Heimchen nur dachte! Wir beſchloſſen unter uns, vor allen Dingen auch unſre Mädchen zu prüfen, und dann erſt uns näher über etwas zu beſtimmen, was wenigſtens von mir ſchon ſo gut als beſchloſſen war."

„Die Gelegenheit zu dieſer Prüfung bot ſich bald wie von ſelbſt an die Hand. Heimchen ſpielte am folgenden Tage wieder am Flügel, und Mohnblättchen verlangte gebieteriſch, ich ſolle ſingen. Ich blätterte unter den Noten, und fand zu gutem Glück ein Liedchen, ganz wie ichs wünſchte. Ich kann Ihnen den Anfang um ſo eher vorſingen, weil das ganze Liedchen juſt auf Ihr heutiges Feſt paßt."

„Es iſt ein Geſellſchaftsliedchen, beſſrer Rath überſchrieben" — fuhr Heiſa fort, nachdem er die Guitarre genommen hatte, und ſang:

„Mit des Apfels Roſenblüte
Schmückt die Hüte — —
Ey, ich dachte gar!
Sollten wir die Früchte rauben?
Veilchen und Narziſſen lauben
Sich nicht wunder ſchön ins Haar!" —

„Das iſt ein recht einfältiges, altkluges Ding von einem Liede!" — unterbrach mich Mohnblättchen launiſch — „ich mag's nicht aushören! Kommen Sie, lieber Ernſt, begleiten Sie mich auf die Wieſe; ich ſehe den Leuten bei der Arbeit gar zu gern zu!"

„Mit dieſen Worten war ſie ſchon zum Zimmer hinaus, und Ernſt, dem ich einen Wink gab, folgte ihr mit ungewöhnlicher Eile."

„Vergeben Sie ihr die Unart!“ — ſagte Heimchen, ſanft entſchuldigend, ſobald wir allein waren — „gewiß, ſie meint es nicht bös — und ſingen Sie jetzt weiter! Mir ſcheint das Lied gar nicht uneben.“

„Vielleicht gefiel Ihnen das Ende weniger“ — erwiederte ich lächelnd, und ergriff die niedlichen Finger der Spielerin — „die Dichter ſind Schälke, denen man nicht immer trauen darf!“

„Sie wurde verlegen, ließ mir aber die niedliche Hand. Wir traten ans Fenſter, und ſtanden einige Augenblicke ſtumm. — „Wir müſſen doch wohl nach dem kleinen Wildfange ſehen, daß er nicht wieder zu Schaden kommt!“ ſagte Heimchen dann einlenkend.“

„So gingen wir denn Hand in Hand, unter ſanftem Geſpräch nach der Wieſe, die mit Mähdern und Mähderinnen und hohen Heuhauſen bedeckt war. Mohnblättchen ſaß mit meinem Freund Ernſt auf der Anhöhe im Baumſchatten, und winkte uns zu ſich."

„Sind Sie noch bös?" — fragte ich noch von Weitem.

„Weder bös noch gut!" antwortete Mohnblättchen drollig, und drehte das Köpfchen.

Ich trat näher. „Seyn Sie aufrichtig, liebes Kind!„ — redete ich ſie mit ſcheinbarer Eiferſucht und komiſchem Ernſt an — „es iſt nicht alles unter uns, wie es war. Sollten Sie in dieſem Augenblick eine kategoriſche Antwort geben, wem von uns beiden, mir oder meinem Freunde, der größte Theil dieſes kleinen launenvollen Herzens angehöre" — —

„Nach dem die Heuſchrecke ſpringt" — erwiderte ſie luſtig, ſetzte einen gefangenen Grashüpfer auf die flache Hand, und gab dem grünen, langgebeinten Ungeheuer mit faſt unmerklichem Druck eine Richtung, daß es mit ſeinen zangenförmigen Hufen ſich unmittelbar an Ernſtens Buſenſtreif anhäckelte —

Sie ſehen, es iſt nicht meine Schuld" — fuhr ſie fort — „das Ordal hat entſchieden!"

„Sehr bald, meine Herren und Damen, gediehen dieſe Präliminarien zu einem förmlichen, ſo Gott will, ewigen Frieden; es wurde aus Scherz Ernſt gemacht, und die gutmüthige Tante, die den lieben Nichtchen überhaupt in Allem den Willen läßt, fand den zu treffenden Tauſch ſehr vernünftig. Hiermit iſt denn mein Geſchichtchen aus, und ich muß mich Ihnen empfehlen, um deſto eher wieder zu Heimchen zurückzukommen!" —

Dieß geſagt, machte ſich der fröhliche Fremdling, aller Nöthigungen zum Dableiben ungeachtet, reiſefertig, und nur mit Mühe konnte Angelica ihm noch einen Ehrenbecher aufzwingen. Er trank auf das Wohl der Lätitia, nahm, da unſer ganzer Kreis dieß erwiderte, noch einmal die Guitarre, und ſang, rückwärts abgehend, nach der vorigen Melodie:

„Seht nur, wie die Mädchen trinken,
Zipp, wie Finken;
Ey, ich dachte gar!
Jede, die das Glas nicht leeret,
Und des Nachbars Küſſen wehret,
Iſt kein Bräutchen über's Jahr!“ —

Das Band der Guitarre kreuzte ſich mit dem Degengehänge; die Saiten erklangen auf ſeiner Schulter und — fort war der junge Apoll! Die Umſichtigeren der Geſellſchaft wollten in ſeiner Erzählung etwas von Allegorie und moraliſcher Tendenz, etwa, daß Ernſt mit Phantaſie, Scherz mit Vernunft gepaart, ein gutes Eheband gebe, oder etwas dem Aehnliches, finden; andere waren genügſamer und zufrieden, daß ein Stündchen nicht ganz übel verfloſſen war. Alle aber hätten gern näher gewußt, wer der räthſelhafte Fußwanderer eigentlich ſey?

Unſere Neugier ward jedoch erſt ein halbes Jahr ſpäter befriedigt, da man den ſemperfreien Ritter von Heiſa in einem neuangekommenen Sänger der ****iſchen Geſellſchaft, dem geiſt- und kunſtvollen ******, wieder erkannte.

7.

Die Dame am Brunnen.

Churfürſt Friedrich der Weiſe, deſſen Eiſer für das Gute die Univerſität Wittenberg ſtiftete, deſſen vorſichtige Freundſchaft Luthern auf Wartburg gefangen hielt, deſſen Großherzigkeit die deutſche Kaiſerkrone ausſchlug, unternahm im zwei und dreißigſten Jahre ſeines Alters und im achten ſeiner Regierung (1493) eine Wallfahrt nach Jeruſalem, und blieb, ungeachtet ſeiner ritterlichen Sitte und einnehmenden Geſtalt, ſtets unvermählt. Die wahrſcheinliche Veranlaſſung zu Beidem iſt in einer wenig bekannten Handſchrift ſeines Kanzlers, A. von Hammerſtein, vom

Jahre 1496 für die Nachwelt aufbewahrt.*) Hoffentlich wird der Hauptinhalt dieſer Nachricht, verbunden mit einigen geſchichtlichen Zuſätzen, wenigſtens als Sittengemälde jenes Zeitalters, jedem Leſer willkommen ſeyn.

Der löbliche Fürſt hatte geraume Zeit lang einer durch Rang und Schönheit ausgezeichneten Dame auf das treueſte in Ehren gedient, aber unverſchuldet, blos aus weiblichem Wankelmuth, ihre Gunſt verſcherzt. Nachdenkend über dieſen Verluſt ſuchte er Linderung und Vergeſſenheit bei dem freundlichen Tröſter vieler Leiden, dem Schlafe, und war kaum entſchlummert, als ein wunderbarer Traum ſich ihm zeigte.**) Es dünkte

---

*) Das Original befindet ſich auf der Königl. Bibliothek in Dresden, ein, wiewohl etwas fehlerhafter Abdruck im 1ſten Bande des Dresdniſchen Magazins. (1760) S. 18. und 133. ff.

**) Auch in ſpätern Jahren ſcheint ſeine Phantaſie im Traume ſehr geſchäftig geweſen zu ſeyn. Sein ihm nämlich, als ſchaue er, um ſich zu ergötzen, von einer Zinne des Schloſſes in die umliegende Gegend. Da traten aus dem Walde verſchiedene Stücke Wildes, worunter ein wunderſchöner Hirſch mit einem ganz güldenen ſeltſam gewundenen Geweih, vorzüglich ſeine Aufmerkſamkeit erregte. Der Träumende ſah ſich augenblicklich auf ſein Roß verſetzt, und eilte dem Hirſche durch Holz, Haide und Moor mit der hitzigſten Begierde nach. Er gerieth hierbei von Abwege auf Abwege, verlor bald gänzlich die Spur, und gelangte endlich, von dieſer vergeblichen Verfolgung ſehr ermüdet, zu einer Steinwand, von welcher ein ſchnelles, ſtark rauſchendes Waſſer durch rauhe Felſen in das Thal her-

---

Traum in der letzten Nacht des Oktobers 1517: von dem Mönche mit der langen Feder, die in Rom einem Löwen ins Ohr ſtach und die dreifache Krone erſchütterte, ſo wie die Deutung, die man hinein legte, iſt bekannt. Am 1. November deſſelben Jahres ſchlug Luther ſeine Theſes an.

abſchoß. Ein ſchmaler Fußſteig führte dicht daneben auf eine wonnigliche, luſtige Wieſe, die mit den edelſten Kräutern und Blumen aller Art und Farbe auf das herrlichſte prangte, und kaum hatte er dieſe betreten, als er ſich aller Bekümmerniß und Beſchwerde plötzlich entbunden fühlte. In einiger Entfernung bemerkte er einen Brunnen, mit Marmorgeſtein und künſtlichem Schnitzwerk köſtlich verziert, auf welchen er zueilte. Als er näher kam, ſtieg er vom Pferde, und band es an einen Baum. Aber wie ſehr ward er überraſcht, als er nun am Brunnen eine bezaubernde weibliche Geſtalt gewahr ward! Die ſchöne Dame hatte ihren Schleier abgenommen; ihr goldfarbnes, lang herabwallendes Haar flatterte zerſtreut im Winde. Schmerzlich rang ſie die ſchneeweißen Hände und richtete ihre Augen, an Feuer den Augen des Falken gleich, wenn er ſich auf hoher Stange ſchwingt, traurig zur Erde. Nie glaubte der

BIBL. UNIV.

Fürſt ein ähnlich Himmelsgebild geſehen zu haben. Er ward ſelbſt im Traume ſo heftig in die holde Erſcheinung entzündet, daß er ſchweigend vor ihr ſtehen blieb und nicht wußte, was er thun, oder wie er ſie anreden ſolle. Nach kurzem Verweilen entſchloß er ſich jedoch, vom innigſten Mitleid beſtürmt, die Dame um Entdeckung ihres Kummers zu bitten, und ihr dagegen auch ſein Leiden zu klagen, wie er alle ſeine Dienſte an eine treuloſe Geliebte verſchwendet habe und nur mit Undank belohnt worden ſey. Aber die Dame erwiderte kein Wort, ſondern ſchien, da er geendigt hatte, entſchloſſen, ſich zu entfernen. Zärtlich wollte er ihre Hand ergreifen und ſie zurückhalten. Schon glaubte er in ihren Augen einen wohlwollenden Blick zu entdecken, da war die himmliſche Geſtalt und ſein ſchöner Traum verſchwunden.

Als er erwacht war, erinnerte er ſich zwar noch oft dieſes Traumes, doch ohne der Hoffnung allzuviel Gewalt über ſich einzuräumen. Bald rief er ſich ins Gedächtniß zurück, daß dem Menſchen dasjenige, was ſein Gemüth beunruhigt, und womit er am Tage umgehet, oft auch im Schlafe vorkomme, bald aber auch, daß die Träume Joſephs und Daniels in Erfüllung gegangen wären.

Nach kurzer Zeit, als der Fürſt, wie er immer, beſonders zur Zeit des Maien, gewohnt war, mit frühem Morgen aufſtand und ſein Gebet am Fenſter verrichtete, ſchaute er wachend und mit unbefangenen Sinnen nach Feld und Gehölze; ſiehe! da weidete unter anderm Gewild auch ein Hirſch mit güldenem Gehörn und ganz ſo geſtaltet, wie er ihn in jenem Traumgeſichte erblickt hatte. Froh erſchrocken rief der Fürſt nach ſeinem Gaule, warf ſich unverzüglich darauf und ſetzte dem Hirſche durch Feld und Wald, Bruch und Sumpf eifrig nach, bis er zuletzt an einem wilden See deſſen Spur verlor. Doch

auch

auch jetzt zeigte ſich der ſchmale ziemlich verwachſene Fußpfad; auch jetzt führte dieſer Weg auf die im Traume erſchienene luſtige Blumenhalde; auch jetzt blinkte in einiger Entfernung der marmorne Brunnen, der wie Silber glänzende Springquell, und kaum hatte der Erſtaunte ſein Roß angebunden, als auch die Dame mit abgenommenem Schleier und zerſtreuten goldfarbnen Haaren, die ſchneeweißen Hände ringend, die Augen zur Erde ſenkend, ſeufzend und heiße Zähren vergießend, in engliſcher Schönheit wahr- und leibhaftig vor ihm ſtand.

„Edle Frau!“ redete der Fürſt, ſich ritterlich verneigend, die Trauernde an — „dürft Ihr Euern Kummer einem Manne anvertrauen, der getreu und verſchwiegen iſt, ſo ſehet dieſen in mir! nicht verſchwiegen allein würde ich ſeyn, ſondern auch Euer Leiden mit Euch tragen; ja, wenn es deſſen bedürfte, mit Freuden mein Leben für Euch aufopfern. Dieß lobe ich Euch bei dieſem meinem treuen Gemüthe und bei ritterlicher Ehre!“

Auf dieſe unvermuthete Anrede ſchien die Dame keine Antwort zu haben, ſondern ſchickte ſich an, den Sitz am Brunnen eiligſt zu verlaſſen. Als jedoch der Fürſt mit den feurigſten Bitten in ſie drang, noch zu bleiben und ihm Gehör zu ſchenken, ließ ſie ſich endlich bewegen und antwortete, ſey es nun, daß ſie ihn nicht kannte, oder nicht kennen wollte, mit ſittſamer Geberde und zur Erde geſchlagenen Augen alſo:

„Wohlan, lieber Geſell! Dein Mitleid, Dein edler Anſtand, Deine Miene, in der ich den Wunſch, mich glücklich zu ſehen, leſe, verdient meine Dankbarkeit; ich wage es im Vertrauen auf Dein theures Gelübd, mein geheimes Leiden Dir ohne Vorbehalt zu offenbaren. Ich bin aus fürſtlichem Geſchlechte, und dieſe Geſtalt, die Deine Theilnahme weckt, ließ mich wohl auf glückliche Tage Anſpruch machen. Doch habe ich, ungeachtet meiner blühenden Jugend, weder Freude noch Muth. Mein ungünſtiges Geſchick verband mich mit einem Gemal, der zwar mächtig und reich, aber ſtets übel gelaunt und voll des unerträglichſten Eigenſinnes iſt.*) Läßt er gleich faſt täglich mancherlei Ritterſpiel üben, ſo gewährt mir doch dieß kein Ergötzen und ich genieße deſſen nicht wie andere Frauen meines Alters. O! wehe der Stunde, die mich an ihn feſſelte! Welch Loos iſt ſchrecklicher, als dem Liebe zollen zu müſſen, den man ohne Widerwillen nicht anblicken kann! O! möchte der Tod mich von ihm befreien, möchte der Tod mich oder ihn dahin reißen! — Du kennſt nun die Urſache meines Kummers; hilf mir, ſo Du es vermagſt, ſeine Bürde ertragen, wie Du mir zugeſagt haſt!"

---

*) In der Urſchrift: „ein wunderlicher Greyner."

Heiße Zähren, gleich orientaliſchen Perlen oder dem Maienthaue, wenn er bei aufgehender Sonne im Kelch der Lilie glänzt, rannen bei dieſen Worten aus den Augen der Dame auf ihren blendenden hochklopfenden Buſen; auch der Fürſt fühlte ſich faſt bis zu Thränen gerührt, und bot alles auf, die Weinende aufzurichten und zu beruhigen.

„Von jeher, edle Frau!“ erwiderte er — „hegte ich den Wunſch, Eures Gleichen mit Leben und Guth treulich zu dienen; kann es Eure Traurigkeit mildern, ſo haltet Euch für feſt überzeugt, daß Ihr in mir den treueſten und verſchwiegenſten Freund gefunden habt. Nehmet mein, Euch ergebnes Gemüth, nehmet meine Dienſte mit Wohlwollen an; ich werde Eure Ehre bewahren, wie meine Seele; niemals ſoll Euch an der Aufrichtigkeit meiner Geſinnungen ein Zweifel obwalten!“

Dieſe Worte ſchienen die Dame nicht wenig zu erzürnen; entrüſtet über des Fürſten Kühnheit, hielt ſie ihm die Beleidigung vor, die er ihr zufüge, wenn er ſich durch die Erzählung ihres Schickſals zu der Hoffnung verleiten laſſe, ſie werde ſich einer fremden, ihrem Stande wohl nicht gleichen Liebe überlaſſen.

Nur die beredteſten Verſicherungen, daß die reinſte, edelſte Neigung aus ihm ſpreche, daß er, eingedenk der erlittenen Untreue, feſt entſchloſſen geweſen ſey, nimmer wieder zu lieben, daß einzig und allein ihre unwiderſtehliche Schönheit dieſen Entſchluß beſiegt habe; nur die heiligſten Betheurungen, daß er treue Liebe zu bewahren wiſſe, daß er ſelbſt jener Treuloſen nicht Gleiches mit Gleichem vergolten und ſich ihrer Gunſt nimmer gerühmt habe; nur ſein Erbieten, ſich jeder Prüfung zu unterwerfen, konnten ſie nach und nach beſänftigen und zu der Erklärung bewegen, daß ſie ſeine Dienſte annehmen wolle. Doch beſtand alles, was er durch dieſe Zuſage erlangte, in dem Befehle, ſich zu Pfingſten bei einem zu Arnſtadt ausgeſchriebenen Thurnier einzufinden, woſelbſt er ſie in vollem Schmuck wiederſehen und weitere Beſchickung erwarten ſolle. Der Fürſt bezeigte ihr über dieſen Beweis von Huld den feurigſten Dank, und ſie beurlaubte ihn mit freundlichen Blicken.

Fröhlich kehrte der Fürſt in ſein Schloß zurück und traf im Stillen Anſtalt, ſich zu dem Ritterſpiele auf das köſtlichſte zu rüſten. Als der angeſetzte Tag erſchien, war er unter den Rittern, die ſich einfanden, einer der erſten, doch ohne ſeinen hohen Stand zu erkennen zu geben.

Als nun der Dank ausgetheilt worden war, und der Tanz beginnen ſollte, da erſchien die Dame ſeines Herzens ganz in goldenes Stuck gekleidet, mit den prächtigſten Edelſteinen und Perlen geſchmückt, ja mit einer käiſerlichen Krone auf dem Haupte*); er erkannte in ihr des Grafen Günthers von Schwarzburg, der das Thurnier ausgeſchrieben hatte, erlauchte Gemalin, die an Schönheit der Seele und des Körpers alle andere Fürſtinnen und Ritterfrauen überglänzte, wie die Sonne den Mond und die Sterne.**)

Jetzt ertönten Trompeten und Clarinetten, Zinken und Pauken, und der Tanz begann. Friedrich, hoffend auf freundliche Blicke und

---

*) Wie kam ſie zu dem Rechte dieſen Schmuck zu tragen? Vielleicht in Beziehung auf den Grafen Günther von Schwarzburg XXI. der 1349 zum Gegenkaiſer Carls IV. ernannt wurde, jedoch noch in demſelben Jahre an Gift ſtarb? — Oder wie ſonſt?

**) Sie hieß Amalia und war eine gebohrne Gräfin von Mannsfeld. Ihr Gemal, Günther XXXIX. führte den Zunamen: der Bremer, entweder, weil er ſeines Bruders, des Erzbiſchoffs zu Bremen und Biſchoffs zu Münſter, Statthalter zu Bremen geweſen war, oder wegen ſeiner großen Neigung zu Ritterſpielen, von dem Worte: bremen, d. i. ſtoßen, ſtechen.

Zeichen, trat ein wenig hervor. Aber nichts von dem Gehofften ward ihm zu Theile. Die ſchöne Gräfin ließ nicht im mindeſten abmerken, daß ſie die Urſache ſeines Hierſeyns wiſſe, oder ihn jemals geſehen habe.

Als jedoch das Thurnier gänzlich zu Ende war, und die Fürſten und Herren mit ihren Gemalinnen wiederum heimzogen, da beſchickte ſie ihn insgeheim durch einen Zwerg, und beſchied ihn zu ſich in den Garten. Er erblickte die Reizende im Schatten eines Baums und ward von ihr mit holdſeligem Lächeln begrüßt.

„Lieber Geſell!" redete ſie ihn an — „Du biſt nach meinem Befehle bei Ritterſpiel und Tanz erſchienen, und haſt mich geſehen, wie ich Dir verſprach. Damit Du aber auch mein Wohlwollen erkenneſt und auf der Reiſe nach Jeruſalem, welche Du nun mir zu Lieb' antreten wirſt, ſowol zu Land, als bei Sturm und Ungewitter auf der Meerfahrt, einigen Troſt habeſt, ſo nimm dieſen Schleier von meinem Haupte und dieſen Handſchuh. Denke dabei meiner und vergiß nicht Deines hohen Gelübdes, vergiß nicht meiner ſtillen Liebe und feſten Treue. Zeuch hin in Gottes Namen, und kehre, von ihm beſchützt, glücklich wieder!“ Mit dieſen Worten reichte ſie ihm freundlich erſt die Gaben, dann die Hand und wandte ſich von ihm ab zu ihrer Hofmeiſterin und den aufwartenden Jungfrauen, welche in einiger Entfernung ihrer harrten.

Der Fürſt, obwol über ſeinen erhaltenen Abſchied tief betrübt, ließ ſich vor ihr auf ein Knie nieder und empfahl ſich ihrer Liebe und Gnade.

Bald darauf reiſete er eilends nach Venedig, fand dort als Pilgrime viele Fürſten, Grafen und Herren, und begab ſich, um das Gebot der Geliebten treulich zu befolgen, auf ein nach dem heiligen Lande abſeegelndes Schiff.

Etliche Tage wehte der Wind auf das

günſtigſte; das Schiff flog mit geſchwellten Seegeln vogelſchnell über die Wellen dahin. Bald aber änderte ſich die Witterung und die ſcharfen Winde und grauſamen Ungewitter zogen dem liebenden Wallfahrter eine Krankheit zu, welcher wenige Seefahrende entgehen. Er betrübte ſich nun oft über die Sprödigkeit und Härte, womit ihm ſein hohes Erbieten vergolten werde, zog aber dann den Schleier und Handſchuh hervor, und rief ſich die himmliſche Geſtalt ſeiner Gebieterin ins Gedächtniß. „Wenn ich nun mit Gottes Beiſtand“ — ſprach er dann zu ſich ſelbſt — „wieder heim und an den Brunnen komme, wird ſie dann abermals ein Geſpött mit mir treiben, oder wird mein Gehorſam ihr gefallen, und ſie zur Dankbarkeit bewegen? O! wäre dieſes, ſo wollt' ich gern aller Beſchwerden und Gefahren vergeſſen und alle Süßigkeit der Ruhe mit vollem Herzen genießen.

Er kehrte glücklich zurück, und führte von nun an den Reim:

Dir unverwendt
Bis an mein End!*)

Als er nun bei Sonntagsfrühe wieder zum Brunnen kam, um die geliebte Gräfin zu erwarten, trat ſie bald darauf, mit einem Kranze geſchmückt, aus den Gebüſchen. Und da ſie ihn von Wetter und Seeluft etwas gebräunt, auch, nach Art ritterlicher Pilger, mit langem Barte erblickte, hub ſie etwas ſpöttiſch alſo an! „Ich ſehe wohl, lieber Geſell! daß Du die Pilgerſchaft vollendet; allein, wer kann wiſſen, in weſſen Namen? Vielleicht haſt Du ſchon vor langen Jahren, etwa bei einer Krankheit oder anderer Gefahr, dieſe Wallfahrt gelobt, und giebſt nun vor, es ſey meinetwegen geſchehen!“

---

*) Dieſe Worte ſtehen in der Urſchrift mit großen Buchſtaben in Deutſcher, Wendiſcher und Franzöſiſcher Sprache.

Der Fürſt erwiderte: „Dieſen Dank, den ich jetzt erfahre, weiſſagte mir oft mein ahnendes Herz auf dem ſtürmiſchen Meere, auf der Fahrt, die ich allein auf Euern Befehl, zu Gottes und Eurer Ehr' unternahm. Noch will ich dasjenige, was Ihr ſagt, blos für Hofworte halten; laſſet es aber nun an der Prüfung bewenden und ſchenkt mir Eure Gnade!“

Alsbald reichte ihm die Gräfin mit freundlichen Geberden die ſchöne Hand, und antwortete zärtlich: „Herzliebſter Geſell! Du haſt ritterlich und treulich deine Fahrt vollbracht, auch bisher Dich in Allem ſo löblich erwieſen, daß ich Dir meine Gnade und Gunſt in Ehren nicht länger verſagen kann. Doch mußt Du die Zeit erharren, und nun weitere Ritterſchaft ſuchen, um indeſſen Dir Preis und Ehre zu erwerben. Laß Dich nichts irren, und vernimm nun weiter mein Vorhaben, Lehre und Gebot. Zeuch hin an

der

der Könige und Fürſten Höfe, halte Dich ehrlich und ritterlich, diene Gott fleißig, ſey fröhlich in Züchten und mit Maaßen, vergiß meiner nicht, ſonderlich bei Frauen! Fahre hin, im Namen des allmächtigen Gottes und auf meine Bitte, einige Monde und Jahre; wer weiß, ob Gott nicht in kurzem uns zu Freuden ein Ziel ſetzt. Alsdann will ich Dir unverzüglich ein Schreiben ſenden, und Du ſollſt einen Lohn Deiner ritterlichen Thaten und getreuen Dienſte empfangen, der Dir an meiner Gnade, Liebe und Erkenntlichkeit keinen Zweifel übrig läßt."

Der Fürſt dankte ihr für dieſe Zuſage auf das feurigſte, verſprach, in Allem Gehorſam zu leiſten, betheuerte nochmals ſeine unveränderliche treue Liebe, und erhielt zum Abſchiede ihren Seegen.

Bald darauf rüſtete er ſich auf das köſtlichſte, ſaß auf und begab ſich an der Kaiſer und Könige Höfe, ſtets im fremden Lande

Hoffnung nährend, ſtets harrend des Schreibens ſeiner Dame," feſt, ſtett und gerecht," — ſagt die Urſchrift, — „ihr unverwendt, bis an ſein End! *)"

Doch die Hoffnung des Liebenden ging nicht in Erfüllung. Die ſchöne Gräfin ſtarb zu Arnſtadt im Jahre 1517, Churfürſt Friedrich im Jahre 1525, der Gemahl der Dame, Graf Günther von Schwarzburg, aber erſt im Jahre 1531.

---

*) Einſtmals ſendete Friedrich zwar ſeinen Beichtvater, Namens Staupitz, nach Jülich zur Brautſchau. Es ſcheint jedoch kein rechter Ernſt damit geweſen zu ſeyn, weil er auf Verſicherung des Abgeſandten: „die dortige Prinzeſſin ſchicke ſich nicht für Se. Gnaden," den Gedanken ohne Weiteres aufgab.

Inhalt.

1.

Glaube und Liebe. . . . . Seite 1.

2.

Der erſte Blick. . . . . . „ 79.

3.

Torte, Halstuch und Knute. . . „ 141.

4.

Die Unſchuld der Hirtin. . . . „ 207.

5.

Der Landpfarrer. . . . . „ 259.

6.

Der Sommermorgen. . . . „ 289.

7.

Die Dame am Brunnen . . . „ 329

Druckfehler:

S. 32 Z. 4. l. des auch ſt. auch des.
— 40 — 9 und
— 41 — 16 l. Crucifix.
— 99 — 14 l. hätte ſt. hätten.
— 129 — 10 l. trieb ſie mich ſt. trieb ſie mich wieder.
— 129 — 16 l. in dem ſt. indem.
— 119 — 7 l. als er es ſt. als es.
— 162 — 5 l. Fontangen.
— 274 — 3 l. Schwatzhaftigkeit ſt. Schreckhaftigkeit.
— 274 — 4 l. einiger ſt. inniger.
— 285 — 21 l. Brauer ſt. Bauer.

GERHARD VON KÜGELGEN.

EINE FANTASIE.

GEDICHTET

AM GRUNDONNERSTAGE 1820.

ALS

DEM TAGE SEINES BEGRÄBNISSES

1820.

Bibliothek des Hausfideikommiſſes des Großh. Hauſes.

Wein', o Himmel! birg in Schleier
Dich noch länger, ird'sches Land!
Den ich klage, Er war euer —
Staub, entflammt von Himmelsfeuer,
Himmelssohn im Staubgewand! —
Und Er sank von Mörderhand! —
Wein', o Himmel! birg in Schleier,
Dich noch länger, ird'sches Land!

Erschienst du nicht selbst Ihm,
Tochter des Himmels,
Begeisterung?
Erschienst du nicht selbst Ihm,
In der Linken des Wohllauts
Sanft'gende Macht —
Ordnend mit der Rechten
Das gahrende, brausende,
Flammende Chaos —
Scheuchend mit Allgewalt
Dunkelnde Wolken —

Rufend mit Herrscherblick:
Es werde Licht! —
Bot'st du nicht selbst Ihm
Die lodernde Fackel,
Zu beleben den Staub,
Zu entzünden mit Schöpferkraft
Selbst den Prometheus? —
Bot'st du nicht selbst Ihm
Den schimmernden, gaukelnden
Lieblichen Flatt'rer,
Psyche's Beleber einst,
Jetzt Ihrer Betrachtung
Sinnigen Traum? —
Lieh'st du nicht selber
Die göttliche Macht Ihm,
Liebreich zu winken
Den tröstenden Brüdern,
Schlummer und Tod?

Schlaf sanft, schlaf süſs, Endymion,
Berauscht vom duft'gen Purpurmohn,
In hehrer Sternennacht!
Die holde Göttin nahet schon,
Die deinen Traum bewacht.
Sie naht dir — süſs befangen,
Dich nur zu seh'n, entzückt —

Bis sie auf deine Wangen
Der Kusse sanft'sten druckt.

Wehe dir! wehe!
Zogernde Luna!
Konnt'st du nicht fruher
Senden den Schimmer,
Den zu erretten,
Der deiner Liebe Gluck
Liebend verherrlicht?
Konnt'st du nicht fruher,
Hellend die Busche,
Den lauernden Tiger
Warnend Ihm zeigen? —
Mufst' Er erblassen,
Armer, als Philoktet,
Von Allen verlassen? —
Konnt'st du keinen Wand'rer senden,
Rettend aus des Räubers Händen? —
Schaue durch's Fenster nun
In seine Werkstatt,
Sieh' dich und farbe
Deinem holden Gebilde
Selbst die bluhenden,
Rosigen Wangen bleich!
Leer ist die Werkstatt

Des herrlichen Meisters,
Verwaist seiner Schöpfungen
Heiliger Tempel!
Verwaiset das Haus!
Der dich verherrlicht,
Nie kehrt er wieder! — —
Schweif' in den Wald hinaus,
Schweif' in die Flur —
Find'st du Ihn, find'st du Ihn?
Wehe dir! wehe!
Zögernde Luna!
Wache beim Todten nun,
Küsse die starrenden
Wangen des Leichnams!
Glanz' in den perlenden
Tropfen des Blutes!
Spüre des Raubthiers
Blutige Fährte aus —
Was kann es fruchten,
Hüllst du dein Antlitz auch
Trauernd in Schatten?

Auch **Hyacinthus** Wunden flossen,
Von unglückseel'gem Wurf erschlossen,
Als er im jugendlichen Spiel,
Doch — von der Hand des Freundes fiel!

In Freundes Arm ward süſs der Tod,
Und bald sah man die Blume sprossen,
Gemischt den Kelch aus Weiſs und Roth,
Weil weinend es Apoll gebot.
O daſs auch jetzt der Gott erschiene —
Eröffn', o Erde, deinen Schooſs!
Es winde sich die jüngste Blume,
Erzeugt zu des Gefallnen Ruhme,
Aus dem von Eis gelös'tem Moos,
Das erste Kind des Frühlings, los,
Geliebt von Schmetterling und Biene —
Die Nachwelt heiſst sie: „Gerhardine!“

Kindlich liebt' Er dich, Erde!
Er, deiner Söhne
Einer der Reinsten.
Fliehend mit jedem Lenze
Das Getümmel der Stadt,
Eilt' Er in deine Arme,
Milde Mutter Natur!
Dort, am silbernen Strome,
Der — weinet, ihr Wellen! —
Wohl sein Sterbegeröchel vernahm,
Dort auf grünenden Hügeln,
Reizend mit Reben bekränzt,
Fand Er sein Heimathland, [1]

Sein' und des Dioskuren
Freundliche Pflegerin,
Dich, o Hesperia, wieder! —
Hoher Gedanken voll
Irrt' Er in schattigen Gründen,
Weilt' Er am rieselnden Waldquell,
Sang wohl ein liebliches Liedchen,
Lauschenden Freunden zu Lieb',
In die Saiten der Cither,
Seiner Begleiterin —
Und das wallende Grün
Stärkte die freundliche Gluth
Seines sonnigen Blicks,
Und die fächelnde Luft
Lieſs auf der Wange des Mannes
Nie den rosigen Hauch
Blühender Jugend vergeh'n! —

Jetzt auch nahte der Lenz,
Und Er harrte sein
Sehnsuchtvoller, als je!
Was Ihm lange versagt,
Was wohl Jedem der Ihren
Mutter Erde beschied,
Was des strebenden Mannes,
Wie des ermüdeten Greises,

Letzte Sehnsucht oft ist,
War Ihm gewähret nun,
Eigener Boden und Grund.
Schmücken wollt' Er ihn nun
Mit den Farben der Blumen,
Mit der Bäume
Schattendem Grün,
Zur Erquickung der Gattin
Und zur eigenen Ruh'!
Freudig kehrt' Er zurück,
Sah im hoffenden Geiste
Schon die Knospen sich öffnen,
Schon die Zweige sich breiten,
Prangend mit säuselndem Laub' —
Da — wehe! wehe!
Mir versagt sich das Wort! — —

Wein', o Himmel! birg in Schleier
Dich noch länger, ird'sches Land!
Ihm kehrt nie des Frühlings Feier —
Er sank hin von Mörderhand!
Warum riefst durch Haines-Stille
Du kein Warnungswort, Sibylle?
Warum that Johannis Mund
Ihm nicht Offenbarung kund? — —

Dunkel, Ew'ger, ist dein Wille;
Keiner ist, der ihn enthülle!

Prophetisch ist die Kunst —
Hüllte das Düster
Dem Blicke des Sehers
Nur das eig'ne Geschick?
Schwieg nur für das Ihm
Die weissagende Stimme?
Schwieg sie Ihm,
Als Er den Moses gemalt,
Den Eif'rer auf Sinai,
Der das Gesetz gab:
Du sollst nicht tödten!
Bebt' Ihm die Hand nicht,
Rief's nicht im Innern:
Meide das Zwielicht!
Meide die Waldschlucht!
Tödten wird dich ein Bube
Um kargen Gewinn!
Schwieg sie Ihm,
Als Er den David gemalt,
Scheuchend mit Saitenspiel
Sauls bösen Geist?
Bebt' Ihm die Hand nicht,

Rief's nicht im Innern:
Sanftmuth zwingt Wahnsinn,
Nicht der Hyäne
Tückische Mordgier! —
Fühlte der Geist Ihn doch
In jenes Patmos
Mondliche Grotte,
Zeigte Gestalten Ihm,
Wie sie Johannes
Vormals geschauet! — —
Laut brüllen Donner —
Dem tiefsten Pfuhle
Entschwebt der Dämon,
Drachenbeflügelt,
Vernichtung im Blick! —
Wehe! wehe!
Reitend auf fahlem Ross'
Naht der Verderber;[3]
Tod ist sein Name,
Die Hölle sein Gefolg',
Hunger und Seuchen
Seine Begleiter!
Wehe! wehe,
Den bebenden Völkern! —
Aber verzaget nicht,
Harret, harret des Herrn!
Sehet den Engel,

Michael, den Gewaltigen,
Mit dem flammenden Schwert'!
Sein ist der Sieg,
Und, gebunden mit Ketten,
Stürzt Satanas
In den flammenden Abgrund!
Er ist überwunden
Durch des Lammes Blut — —

Göttlicher! Heiliger!
Allerbarmender,
Der du am Kreuze starbst!
Mufste der Fromme
Leiden den Qualentod?
Mufst' Er ihn leiden,
Deiner Blutzeugen,
Deiner Märtyrer Tod?
Deiner Märtyrer? Ach!
Hätt' Er gelitten um Dich!
Muthig hätt' Er gekämpft,
Unter dem Mörderstreich'
Deinen Namen bekannt!
Fromm war sein Herz,
Sanft und liebend,
Wie deines Jüngers,

Wie des Johannis Herz;
Wie deines Geweihten,
Der die Verklärung sah,
Rafaels!
Rafaels, dessen Madonna,
Durch des Erschlagenen Hand
Nochmals der Erde gegeben,
Nun im Heiligthum thront!
Konnt' Er nicht sterben vor ihr,
Als sie den häuslichen Heerd
Noch zum Altar erhob,
Im Arm' seiner Lieben,
Schmerzlos gerufen
Zu ihren Himmeln hinauf?
Sterben, wie Rafael —
Starb Er doch auch, wie er,
In der Woche des Leidens,
Als dreihundert Jahre vollendet!? —
Aber auch sterben, wie jener,
Die Verklärung im Blick —
Konnt' Er nicht sterben,
Als die ermattete Hand
Mit dem Pinsel nun sank
Von dem verlorenen Sohn,*
Und Er mit frommem Gemüth'
Sicher zum Ewigen rief:
Dank, Herr! auch dieſs ist vollbracht!

Dämmernd zieht herauf die Nacht,
Und in dumpfen Tönen
Hor' ich Glockenschlage dröhnen —
Sieben Mal — noch ein Mal! — Acht! —
Ha! um diese Stunde
Starrte wohl die Todeswunde,
Und sein Leiden war vollbracht!

Sieh dort!
Der Himmel röthet sich!
Rief sein Blut
In die Wolken hinauf? —
Wehe dir, Blutiger!
Offen wird deine That —
Jetzt — oder einst! —
Und burg' sie,
Der sie erzeugt,
Der Abgrund der Hölle!

Die Trommet' im Wundertone
Dringt durch Gräber jeder Zone,
Alles fodernd zu dem Throne!

So Natur, als Tod, erbeben,
Wenn Gebeine sich erheben,
Antwort vor Gericht zu geben!

Auf wird man ein Buch dann breiten,
G'nug erfüllt auf allen Seiten,
Um zum Weltgericht zu schreiten!

Sitzt der Richter dann zur Stelle,
Tritt, was je sich barg, in's Helle,
Nichts schirmt vor des Zornes Schnelle!

Röther wird der Himmel,
Heller die Sternennacht;
Durch noch entlaubte Bäume
Schimmert's, wie Sterne,
Und immer gröſser,
Dunkler geröthet
Wird der Schein.
Das sind Fackeln,
Leichenfackeln —
Ja, sie tragen zu Grabe
Den irdischen Leib,
Und im silbernen Strome

Zürnender rauschend jetzt,
Weil er — rauscht nur, ihr Wellen! —
Wohl sein Sterbegeröchel vernahm,
Und im silbernen Strome,
An dessen Schimmer
Oft sich sein Aug' ergötzt,
Spiegeln die Kerzen sich,
Die Ihn geleiten
Zu der Pforte der Ruh'!
Leuchtet, ihr Fackeln!
Nicht in den Wellen allein,
Spiegelt euch in den Thränen —
Manche wohl ähnlichen Werths,
Als die ehrenden Perlen,
Die der dreifach Gekrönte
Einst um Urbino vergoſs! —
Leuchtet, ihr Fackeln,
Daſs das Grab empfange,
Was der Erde gehört!
Aber Er selbst hat vollbracht,
Wandelt nun schmerzlos
Dort mit Schiller und Herder
Und der Vollendeten mehr,
Die Er der Erde verlieſs,
In der himmlischen Haine
Ewig grünenden Palmen;
Sein ist die Krone des Lebens

Und gefunden hat Er,
Den schon hier Er erkannt,
Seinen Lehrer und Freund —
Rafael, dich! — —

Ruf' auch uns zu deinen Knechten
Fern den sündigen Geschlechten,
Stell' uns, Herr, zu deiner Rechten!

Wenn auch unser Tag verglommen,
Wenn auch unsre Nacht gekommen,
Ruf' uns, Herr, zu deinen Frommen!

F. Kind.

Anmerkungen.

1) Alle ausgezeichnete Worte deuten auf Werke des Vollendeten. Denjenigen, welche sie gesehen haben, werden auch die kurzen Schilderungen derselben verständlich seyn.

2) Am zweiten Abende nach der schrecklichen That war um dieselbe Stunde (Abends von 7 bis 8 Uhr) eine Mondfinsterniſs.

3) Bacharach am Rheine war seine Vaterstadt.

4) Gerhards v. K. Zwillingsbruder ist der berühmte Landschaftmaler Karl v. K. Beider Ähnlichkeit war so groſs, daſs Lord Bristol, ein Gönner des letztern in Italien, als er Gerhard zu München traf, ihn für jenen, in Italien zurückgebliebenen ansah, und schwer vom Gegentheile zu überzeugen war. Wer beider Bildnisse, von Gerhard v. K. in Miniatur gemalt, gesehen hat, wird dieſs sehr begreiflich finden.

5) Apokalypse Cap. 6. V. 9.

6) Lindernd, tröstend und erhebend sind oft für die Lebenden Worte der Todten. So stehe denn hier eine Äuſserung des Vollendeten, die ich gewissenhaft verbürgen kann. Ich war durch zwei Gedichte nach seinen Bildern: Der gute und der böse Genius, näher mit ihm befreundet worden. Er hatte, als Ausnahme von der Regel, auf mein und unsers gemeinschaftlichen (späterhin am 8. Sept. 1819. in der Elbe verunglückten) Freundes Hartknoch, sich entschlossen, eine Zeichnung zum ersten Theile meiner Gedichte zu liefern. Er wählte hiezu, mit einigen Abänderungen, eine Copie seines Bildes: Begeisterung, welche von W. Böhm in Kupfer gestochen ward. Als er hierauf dieſs Bändchen Gedichte gelesen hatte, sagte er mir Manches, was der Freund dem Dichter so gern sagt, setzte aber hinzu, daſs er doch einen Anstoſs gefunden. Ich bat ihn, mir diesen anzugeben. Da nannt' er die Stelle in: „Dichters Morgengebet" (B. I. S. 6.)

> So kling' denn, Harf'! so kling', Gemüth!
> So lang' der Himmelsfunken glüht.
> Doch lischt die Flamm' am heil'gen Heerd',
> Dann, Höchster, nimm mich von der Erd'!

„Dieser Wunsch" — sagte Er — „ist nicht fromm. Auch wenn der Himmelsfunken verlischt, darf der Künstler nicht seinen Tod wünschen. Er kann ja dazu bestimmt seyn, durch schwere lange Leiden geprüft und geläutert zu werden!" — So dachte, so fühlte der Gottergebene, so sprach er mit Wärme und der festesten Überzeugung!

7) Rafael starb bekanntlich am Charfreitage 1520.

8) Das letzte Werk des Meisters, kurze Zeit vor seinem Tode vollendet.

9) Der Elbstrom ist seit einigen Tagen aus seinem Ufer getreten.

Schön Ella.

Volks-Trauerſpiel

in fünf Acten.

Von

Friedrich Kind.

V/

Leipzig,

bei G. J. Göſchen, 1827.

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

1949 [illegible] 3012

Schön Ella.

Volks-Trauerſpiel in fünf Acten.

Perſonen.

Gebhard, reicher Kaufherr und Rathmann.
Wilhelm, ſein Sohn.
Ehrenberg, ſein Buchhalter.
Eliſabeth, reiche Familientochter, Wilhelms beſtimmte Braut (erſcheint blos maskirt.)
Silberſtröm, Schwediſcher Hauptmann vom blauen Regiment (Südermannland,) bei Gebhard im Quartier.
Sparre, Cornet von demſelben Regiment.
Margreth, Wittwe eines Schullehrers.
Ella, ihre Tochter.
Rahel, eine Nachbarin, früher Wilhelms Amme.
Hanna, Magd.
Joſeph, ein junger Goldarbeiter, Margreths Pathe.
Kätchen, ſeine Schweſter, ungefähr 14 Jahr alt.
Walther, ſein Freund,
Curioni, angeblich Capitain, ein Spieler,
Lunger, Inhaber einer Taberne,
Lucia, deſſen Frau,
} erſcheinen blos maskirt.

Berndt, Hochzeit- und Grabebitter.

Eine Marketenderin.

Eule, ein Nachtwächter.

Zwei Leichenwächter.

Zwei Gärtner, Vater und Sohn.

Masken, Musikanten, Kellner und Diener.

Leichenbegleiter.

Soldaten, Bürger, Mädchen und Kinder.

Zeit: In der zweiten Hälfte des dreißigjährigen Kriegs — unter Banner und Torſtenſon.

Erſter Act.

Erſte Scene.

Bürgerliches Wohnzimmer mit einer Eingangs- und zwei Seitenthüren, wovon eine als ungangbar bezeichnet iſt. Die Fenſter ſind mit Gardinen verhüllt. **Ella** im Vorgrunde an einem Tiſchchen, ein Gebetbuch vor ſich aufgeſchlagen, einige andere Bücher herumliegend, neben ihr ein Spinnrad. Die zinnerne Lampe iſt gegen den Hintergrund zu verdeckt. Dort ſitzt Margreth in einem Lehnſtuhl, die Hände gefaltet, unter dem Häubchen einen grünen Schirm.

Ella,

das Haar glatt geſcheitelt, hinterwärts knapp aufgeflochten, hat aufgehört zu leſen und lauſcht nach der Mutter.

Sie ſchläft wohl? blättert. Ach, der Abendſegen iſt noch ſo lang! ſteht leiſe auf und nähert ſich ihr. Wirklich, ſie iſt ſchon eingenickt! Die gute Mutter! dann iſt ihr am wohlſten. Ich möchte oft weinen, wenn ſie klagt, daß ihr am Tage die Zeit ſo lang werde, daß ihr nur der Schlaf tröſtlich ſey, weil ſie im Traume ſehe — oft traurige, doch liebe Geſtalten — auch die meinige! Nun, ſo ganz hat ſie wohl keine Vorſtellung von mir! der Vater lebte noch; es ſind faſt zwei Jahr, ſeit ſie blos einen Schimmer hat, ich war damals halb noch Kind. — *Klappt das Gebetbuch zu, holt einen Spiegel und lehnt ihn daran. Sich beſehend und Haar und Tuch ordnend:* Nein! ſogar ſehr iſt's nicht zu verwundern, daß der ſchöne Raths- und Kaufherrn-Sohn mich verfolgt, wenn ich nur aus dem Hauſe trete, daß er letzthin auf dem Domplatze mich ſogar anredete. Ich weiß nicht mehr, was er Alles ſagte, aber es klang ſo ſüß — ich mag mich recht einfältig benommen haben! Ich ſah nur immer zur Erde, ſo ſtürmiſch mein Herz ſchlug. Nun, böſe muß er doch nicht geworden ſeyn; er ging ſeitdem alle Abende vorbei und grüßte ſo höflich — als wär' ich eine Gräfin! — Ob er wohl heute ausbleibt? *ſie zieht eine Gardine halb auf, öffnet ein Schiebchen und ſieht hinaus.*

Margreth,

in ſauberer altmütterlicher Tracht, aufwachend.

Warum lieſeſt du denn nicht mehr, Ella? War das Gebet ſchon aus?

Ella,

zwiſchen Fenſter und Spiegel getheilt.

Es war — — Ihr holtet ſo ſanft Athem —

Margreth.

Aber ich höre auch dein Rädchen nicht. Kind! Kind! ein junges Mädchen darf nie müßig gehen; da kommen eitle Gedanken — Iſt denn eine Thür auf? es zieht ſo —

Ella

macht behutſam das Fenſter zu und will den Spiegel wegſetzen.

Ich fürchte, das Schnurren möchte Euch ſtören —

Margreth.

Gehorſam iſt beſſer, als Opfer! — aufſtehend. Aber — was iſt das? was flimmert denn ſo? Ich glaube gar, du ſchaueſt bei Licht in den Spiegel?

Ella.

Ich wollte blos nachſehen, ob —

Margreth.

Nur die Hirtenbräute dürfen ſich des Abends putzen, und zur Braut haſt du noch weit hin. Hüte dich, Kind! Wenn man ſich bei Licht im Spiegel beſieht, ſchauet manchmal ein Anderer mit hinein.

Ella.

Bewahr uns der Herr! Das iſt nur ſo eine Redensart, Mutterchen! — Zudem laßt Ihr mich wohl, wenn die Nachbarin noch herüber kommt, ein wenig an die Hausthür treten; da könnte Joſeph vorbeigehen — drum mußt' ich doch zuſehen, ob Alles ſchmuck und ordentlich ſey.

Margreth.

Reinlich und ordentlich! Das iſt genug. Und weshalb brauchſt du hinunter zu gehen? Das könnte dich ins Gerede bringen. Es ziemt nicht, daß ſich junge, geſchniegelte Dirnen an die Hausthür ſetzen, als geſchäh' es zur Schau —

Ella.

Ihr ſeyd auch gar zu wunderlich, Mutterchen! Andere meines Gleichen thun ja daſſelbe, binden ſich Bänder in die Haare, weiße Schürzen vor, gehen zum Brunnen mit ihren Krüglein. Und die Rathsherrn- und Kaufmannstöchter erſt! die dürfen luſtwandeln in den Gärten und auf dem Walle —

Margreth.

Das ſind die Lilien auf dem Felde; ſie arbeiten nicht, ſie ſpinnen nicht, und doch war Salomo in aller ſeiner Herrlichkeit nicht gekleidet, wie ſie!

Ella.

Ihr habt mir doch ſelbſt erlaubt, mit Joſeph zu reden —

Margreth.

Das hab' ich. Aber wer wehrt ihm, heraufzukommen? Bin ich nicht ſeine Pathe, und war es nicht des ſeligen Vaters Wille —

Ella.

Ich höre die Nachbarin auf der Treppe —

Margreth.

Ach, die Nachbarin —! Die ſchwatzt immer ſo lang' Alles durch einander, bis mir der Kopf ſchmerzt. Sieh zu, wie du allein mit ihr fertig wirſt. Geht.

Ella

leitet ſie bis an die Kammerthür; dann mit einem Blick nach dem Fenſter.

Ach! — heute wird jemand vergebens vorbei gehen. Zieht die Gardinen ganz auf und öffnet die Fenſter.

Zweite Scene.

Ella. Rahel mit **Joſeph** eintretend.

Rahel,

ein rothes Tuch über den Kopf, in kurzem Mantel, zu Joſeph.

Seyd höflich bedankt, werther Jungmeiſter, für das Geleit — wenn's anders meiner blauen Augen halber geſchah.

Joſeph.

Ich ehre das Alter, aber — wer wird

allem ſo nachgrübeln? Wär es denn unrecht, hätt' ich zugleich meine Frau Pathe und — drückt Ella die Hand. — die liebe Ella einmal ſehen wollen?

Ella.

Guten Abend, Joſeph! willkommen Frau Nachbarin! — zu Joſeph. Was macht Kätchen?

Joſeph.

Iſt friſch und munter und läßt ſchön grüßen. Aber wo iſt die Mutter? — doch wohl?

Ella.

Nicht ganz! — Etwas Kopfweh —

Rahel vor ſich.

Recht erwünſcht! mit Blick auf Joſeph. Wär' ich nur auch dieſen ſchon los!

Joſeph.

Es thut mir leid —

Ella.

Sey ohne Sorgen! ihr gewöhnlicher Schwindel, ein wenig Mattigkeit — nichts von Bedeutung!

Joſeph.

Wenn auch! Ich hätte ſie ſo gern zu ſprechen gewünſcht —

Ella.

Weshalb denn?

Joſeph

ſieht Ella und Rahel an.

Rahel, neugierig.

Iſt's ein Geheimniß, vielleicht gar ein Antrag — ein Anhalten, mein' ich — nun, ich weiß mich zu beſcheiden; ich kann ein andermal wiederkommen.

Joſeph.

Nicht doch, Frau Rahel! Ihr ſeyd ja befreundet hier, habt mir und Ella ſtets wohl gewollt — wißt auch, wie die Leute glauben, ohnedieß mehr, als man Euch ſagt. Und wär's denn ein Schelmſtück, das ſich verbergen müßte, wenn ein junger Mann ein allerliebſtes Mädchen, mit dem er heraufgewachſen iſt, von Herzen lieb hätte?

Rahel, immer geſpannter.

Ei, ei! warum nicht gar? das war ſchon im Paradieſe Gebrauch.

Joſeph.

Was meinſt Du, holde Ella?

Ella,

ſehr verlegen, ſchlägt die Augen zu Boden, legt die Hand aufs Herz.

Was willſt du denn?

Joſeph

nimmt ihre Hand; dann mit ſteigender Wärme.

Sieh, liebe Ella! Unſere Väter waren Freunde, waren Brüder, wenn die Treue es macht. Deine Mutter hat der meinigen die Augen zugedrückt. So bin ich denn in die Fremde gezogen nach der Aeltern Tode, und Ihr habt Euch meines Schweſterleins indeß angenommen; ich bin fortgezogen mit Gedanken an dich, bin Deutſch- und Welſchland durchwandert und habe dich nie vergeſſen, bin heimgekehrt und habe dich wiedergefunden, ſchöner als alle Roſen, lieb und hold, wie ein Engelsbild! Frau Margreth hat mir auch in der Fremde ein mütterliches, Du ein ſchweſterliches Gemüth bewahrt; nun bin ich gekommen und gegangen und wiedergekommen, habe es immer tiefer gefühlt, daß du — — Ella! haſt du keinen Blick für mich?

Ella, immer abgewandt.

Joſeph — dringe nicht in mich — laß mich —

Rahel.

Nun, nun, das iſt deutlich geſprochen, Kinderchen! Aber freilich ſollte vor allen Dingen Frau Margreth —

Joſeph.

Ich weiß das; ich verlange auch jetzt keine Zuſage. Nur hinterbringen, liebe Ella! ſollſt du's der Mutter, nur dieß kleine Unterpfand meiner Liebe, an dem ich täglich und nächtlich gearbeitet, von mir annehmen — Ella! nur das! — — und ſollteſt du mir auch das Herz brechen! Hat ihr eine kleine Kapſel in die Hand gedrückt und geht ſchnell ab.

Dritte Scene.

Ella. Rahel.

Ella

breitet ihm die Arme nach, tritt ſchnell zurück und wiſcht ſich die Augen.

Der gute Joſeph! Er meint es doch recht vom Herzen —

Rahel.

Das wollt' ich meinen! Nun, nun, du biſt auch ein Mädchen danach. Sagt es doch die ganze Stadt, deine Augen und Haare wären ſchöner, als die der welſchen Sängerin, die vorm Jahr hier durchreiſete — haſt du nicht von ihr gehört? Alt und Jung ſtand für ſie in Feuer und Flammen — nun ja, ſchöner, ſag' ich, als der hochberühmten Sängerin — und wenn auch dein Geſichtchen — Aber geſchwind! laß ſehen, was er dir gebracht hat.

Ella.

Ich ſcheue mich faſt, das Käſtchen zu öffnen.

Rahel

nimmt die Kapſel und öffnet ſie.

Das laſſ' ich gelten! Eine herrliche goldne Kette! Und wie zierlich, wie fein gearbeitet! Ja, ja, ſeine Kunſt verſteht er! — Und dabei — wiegt ſie in der Hand. ſchwer; ſehr ſchwer!

Ella.

So werd' ich ſie nicht behalten dürfen!

Rahel.

Sey kein Närrchen! Du wärſt wohl das erſte hübſche Mädchen, das ſo etwas zurück wies — ſelbſt wenn es den Liebhaber nicht ausſtehen könnte! Was thut's?

Ella.

Meine Mutter wird nimmermehr zugeben, daß —

Rahel.

Brauchſt's ja dem Mutterchen nicht zu ſagen! — Ja, wenn's noch ein Ring wär; da könnte man eher an etwas Verbindliches denken! Und freilich — ein Mädchen von deinem Ausſehen kann auf mehr, als auf einen

Goldſchmidt rechnen; es giebt wohl recht reiche, recht vornehme Jungherrn, die mit Freuden — aber das Halskettchen iſt auch gar zu allerliebſt! Geſchwind ſetz' dich; ich will dir's umbinden.

Ella, mit Verſtellung.

Wie Ihr auch quälen könnt! ſetzt ſich. Aber was meintet Ihr vorhin — Rahel bindet ihr eine Korallenſchnur ab, woran ein Kreuzchen hängt; Ella greift danach und drückt ſie an die Lippen. Der Vater gab mir dieß Halsband an meinem letzten Geburtstage, den er erlebte, und es iſt mir lieber, als Gold und Edelſteine!

Rahel.

Recht ſo! Andenken muß man werth halten! — Nein! wie herrlich dir auch das Kettchen läßt! nimmt ihr die Korallen und giebt ihr den Spiegel. Hä! hä! ich weiß warlich nicht, was die Leute wollen —

Ella,

ſich beſehend und das Kränzchen ein wenig von Hals und Buſen abbeugend.

Was meinen denn die Leute? Ihr ſagtet ſchon vorhin —

Rahel.

Es iſt gerade kein Unglück. Nein! Es iſt nur — Nun die ſchöne Venezianerin, der du ſo ähnlich biſt, ſoll noch feinere und weißere Haut gehabt haben. Ich weiß nicht, ob was daran iſt — Wär's aber auch wahr, wer kann wiſſen, was die Signora für Schönheitsmittel gebraucht!

Ella, etwas erbittert.

Das iſt leicht einzuſehen! Schminkbüchschen! Solche Prinzeſſinnen kaufen die Roſen und Lilien beim Farbenhändler. Das darf ein ehrliches Mädchen freilich nicht.

Rahel.

Es kann ja auch andere Mittel geben, unſchädliche und unträgliche —

Ella.

Unſchädliche, unſchuldige Mittel!

Rahel,
den Kopf wiegend, in ſingendem Ton:

Die Nix' wäſcht ſich im Sternenlicht;
So weiß iſt Flaum der Schwäne nicht;

Die Nix' wäſcht ſich im Mondenſchein,
Hat Hals und Hand wie Helfenbein,
Hat Arm und Bruſt wie Marmelſtein.
Lala! Wie Marmelſtein! Wie Helfenbein!
Lala!

Ella.

Was wollt Ihr wieder mit dem alten Liedchen? Klingt es doch wie ein Zauberſpruch!

Rahel,

nach dem Fenſter deutend.

Der Himmelsſchäfer erinnert mich daran, der dort oben ſeine Heerde austreibt.

Ella.

Der Mond? — Aber noch verſtehe ich nicht — ſagt mir's ehrlich, glaubt Ihr an ſolche Dinge?

Rahel.

Glauben? Hä hä! hätteſt du nie erfahren, daß ich ſolche Dinge weiß?

Ella.

Freilich nennen Euch die Leute eine kluge

Frau, eine Wahrſagerin, und wohl noch was Schlimmeres —

Rahel.

Thorheit läſtert Kenntniß — Wenn ich dir nun ſage, daß ich ſelbſt der Italienerin für ein blankes Goldſtück die Kunſt gelehrt habe? Sie war, als ſie aus dem Reiſewagen ſtieg, ſo gelb, wie eine Citrone.

Ella.

Rahel! liebe Nachbarin! lehrt mir die Kunſt auch!

Rahel.

Recht gern, ſchöne Ella! Hab' ich dich nicht ſo lieb, wie das eigne Kind? Hab' ich dir's nicht bewieſen? — Wem dankſt du den Glanz und die Länge deines Haares? Wer ſteckte dir die Schlangenhaut heimlich zu, die du Nachts unterm Stirntuch trugſt? — Nun, wer das Eine gethan hat, thut wohl auch das Andre!

Ella.

Wie ſehr will ich Euch's danken! O ſagt —

Rahel.

Das ganze Geheimniß beſteht darin, daß man ſich an einem der neun Abende nach Johannis, wenn Mond und Sterne leuchten, im friſchen Springquell wäſcht, jenes Sprüchlein dabei ſpricht — du haſt's doch gemerkt?

Ella.

Ihr habt mir's ſchon vorgeſtern geſagt, doch ohne die Anwendung.

Rahel.

Alſo — das Sprüchlein dabei ſpricht und Geſicht, Hals und Arme dann im Mondſcheine trocknen läßt. — Nun, heut' iſt gerade der neunte, folglich letzte Tag nach Johannis, und drüben in Gebhards Garten plätſchert ein Waſſerwerk —

Ella.

In — Gebhards Garten?

Rahel.

Näher weiß ich's nicht! Du kannſt durch eure Hinterthür gehen, es ſind höchſtens zweihundert Schritte; das eine Gartenthor ſteht immer offen —

Ella.

Ihr meint alſo —

Rahel.

Ich? ich meine nichts — du wirſt ja recht roth, Jüngferchen! — Höchſtens, daß ſo etwas, wenn's auch nicht hülfe, doch gewiß nichts ſchaden könnte.

Ella, nachdenkend.

In Gebhards Garten? — — Wenn aber die Mutter — ſie nimmt einen Strohhut und beſieht ihn.

Rahel.

Ich bleibe indeß hier, und wenn Frau Margreth ruft, ſage ich, es wär dir in der ſchwülen Zimmerluft unwohl worden — es iſt ja eine Hitze hier zum Erſticken — nimmt ihr Tuch ab und legt es auf den Fenſterſtock, daß ein Theil davon hinabhängt. — ich hätte dich hinaus auf den Gang geſchickt —

Ella,

an der Kammerthür lauſchend.

Sie ſcheint recht feſt zu ſchlafen; dann wacht ſie immer erſt um Mitternacht auf.

Rahel.

So geh, Schelm!

Ella, wieder unſchlüſſig.

Werd' ich aber in Gebhards Garten auch allein, auch unbemerkt ſeyn?

Rahel.

Wer ſollte kommen? — es iſt in dem Garten immer ſo einſam, als wär's ein verwünſchter. Denkſt *du* an Jemand, der dort ſeyn könnte?

Ella.

O nein! Ich will euer Mittel verſuchen!
will die Kette ab- und die Korallen umbinden.

Rahel.

Laß doch! die Kette ſteht dir gar zu ſchön! Zudem heißt's, man dürfe kein Kreuzlein bei ſich tragen, ſolle das Waſſer Kraft üben —

Ella bewegt.

Aber mit Joſephs Kette — in Gebhards Garten —

Rahel.

Es iſt ja Niemand dort —

Ella.

Wenn's aber doch wär — ?

Rahel.

Wär's deine Sache, dabei Seide zu ſpinnen. Jeder iſt ſelbſt ſeines Glückes Schmidt — und nach rothen Kirſchen ſteigt man hoch! Gelt, Herzchen?

Ella.

Sagt doch nicht ſolche Dinge! — ſetzt vor dem Spiegel den Hut auf. Ja, wenn ich noch weißer werde, dann bin ich die Schönſte! — Ade, liebe Nachbarin! Ich komme bald wieder.

Ab.

Rahel

Geh nur, Kleine! Mir und meinem Söhnchen entgehſt du nicht! Ich waſche meine Hände in Unſchuld; hab' ich dir nicht eine gute Lehre mit auf den Weg gegeben? Hä hä! Dir wirds wohl oder übel ausſchlagen, je nachdem du klug biſt!

geht in die Kammer.

Vierte Scene.

Ein ſchöner Garten mit Hecken, Blumenbeeten u. ſ. w. Im Hintergrunde ein herrſchaftliches Sommerhaus, vor dem Bäume ſtehen. In der Mitte ein Springbrunnen mit einem großen und vier kleinen Waſſerſtrahlen und der Figur einer Nymphe. Vorn auf beiden Seiten eiſerne Gitterthore. Mond und Sternenhimmel.

Silberſtröm und **Wilhelm**, Arm in Arm.

Silberſtröm.

Da ſind wir nun Freund Wilhelm! doch wozu?
So zeitig machten wir noch niemals Schicht —
Ich hätte gern ein Weilchen noch des Glücks
Beſtändigkeit verſucht; denn Frau Fortuna
Schien heut' verzweifelt ſtark in uns vernarrt.
Post tergum calva! ſagt ihr Federhelden —

Wilhelm.

Ich denk', ich ſteh' auch anders meinem Mann,
Hab' auf der Fechtſchul' manchem Eures Stands
Eins angehängt; auch ſonſt, wo's Händel gab —

Silberſtröm.

Ei, alle Ehr'! — Doch mußt du eingeſteh'n:
So ganz verblüfft krieg' ich den Fuchs nicht wieder,
Der's linke Aug' vor Tripolis verlor.
Glaub's ihm Herodes!

Wilhelm.

Ja! ganz blind ſchien er,
Als du die falſchen Würfel confiſcirt.

Silberſtröm.

Drum war's verdrießlich —

Wilhelm,
ſich verſtohlen umſehend.

Weshalb bliebſt du nicht?
Ich hätte wohl den Weg allein gefunden.

Silberſtröm.

Seht den Hans Undank! Weil ich gut ihm bin,
Weil mich ſein Muth, ſein kecker Geiſt ergötzt,
Weil mich ein Dämon — heiß' er, wie er mag! —

An ſeiner Tollheit feur'gen Wagen feſſelt,
Fragt mich der Luſtling: Weshalb bliebſt du nicht?
Ich ſah dich heute, ſeit die Hexen-Altfrau —
Ich wette, die Cumäiſche Sibylle,
Und die des Sehers Geiſt zu Endor rief,
War eine üpp'ge Hebe gegen ſie —
Dich wispernd in das Winkelgäßchen zog,
So wirr gelaunt, ſo unſtät, ſo erhitzt;
Ich denk', aufs neu giebts wohl ein Abenteuer,
Wo Freundeswarnung, und im ſchlimmſten Fall
Auch —

an das Schwert ſchlagend.

ſolch ein Flederwiſch oft brauchbar wird.
Du ſattelſt früh; kann ich zurücke bleiben?
Du reißeſt mich im Sturmſchritt mit dir fort
Und bringſt mich — in den väterlichen Garten!

Wilhelm.

Hab' ich dir von Schön Ella nicht geſagt?

Silberſtröm lächelnd.

Nun ja, du haſt's — daß ſie Cythere ſey,
Obwohl in niedrer Hütte nur erzeugt —
Die Augen Sonnen, Milchſchnee ihre Haut,
Vom Purpurſtrahl Aurorens überhaucht —

Wilhelm.

Daß ihre Locken, dunkler als die Nacht,
An ſeidnem Glanz das Ebenholz beſchämen,
Der Mund Granaten, ihre Zähne Perlen —

Silberſtröm.

Daß du der Welſchen Säng'rin Zauberreiz,
Der bis zum Liebes-Wahnſinn dich entflammt,
Mit zücht'ger Schaam in ihr vereint gefunden;
Gnug, daß jetzt Zeuxis *Einer* nur bedürfte
Zu *aller* Schönheit hohem Muſterbild.

Wilhelm umarmt ihn.

Nun dieſe, dieſe — Bruder, ahnſt du nichts?

Silberſtröm.

Was ſoll ich ahnen?

Wilhelm.

Dieſe kommt hierher,
Da jener Alten ſchlaue Liſt gelang.

Silberſtröm.

Die kommt hierher? noch heut? in dieſen Garten?

Wilhelm.

So iſt's! ſo iſt's!

Silberſtröm, unwillig.

Säß' ich am Würfeltiſch!
Der Hexe Mäklerlohn ward leicht verdient;
Noch eh' ſie feilſchte, war der Handel richtig.

Wilhelm, die Hand am Degen.

Was — ? Dir, nur dir, ſey dieſes Wort verzieh'n;
Doch wiſſe, Freund! Du läſterſt einen Engel!
Die Schmähſucht ſelbſt erlahmt an Ella's Ruf;
Das Veilchen, das im öden Felſenthale,
Die Lilie, die am Heilgenbild erblüht,

Iſt reiner nicht; denn Ella auch erblühte
Am Krankenbett der blinden Mutter nur.

Silberſtröm.

Und dennoch hat die Alte —

Wilhelm.

Sie bewogen,
In dieſes Springborns kühlen Silberwellen,
Als Balſam ew'ger Jugend, ſich zu waſchen.
So war der Alten Plan; daß er geglückt,
Verrieth am Fenſter mir ein rothes Tuch.

Silberſtröm.

Was Satan nicht, vermag ſolch ſchändlich Weib;
Der Spinne gleich umſtrickt es ſelbſt die Roſe! —
Doch — wenn dem ſo iſt, weich' ich nicht von hier.
Ich bin ein Kind des Mars und nehm's bei Dirnen,
Die's nun nicht beſſer wollen, nicht genau;
Krieg iſt nun Krieg und der Soldat kein Klausner;

Was Andre thun, kann ich verſchmäh'n, nicht richten;
Doch Unſchuld, Frauenehre gilt mir hoch!
Drum ſoll kein Wurm an dieſer Lilje nagen,
Den Stab der blinden Mutter Niemand brechen!

Wilhelm.

Bleib' oder geh'! Du haſt mich kühn gekannt;
Ich bin's nicht mehr, ſeit Ella ich geſehen.
Von rein'rer Glut iſt jetzt mein Herz entbrannt;
Als meine Braut ſoll ſie vor'm Altar ſtehen.
Ich ſchwör' es dir! — ſonſt räche deine Hand
An meinem Blut den Meineid, das Vergehen —

Silberſtröm, ſehr ernſt.

An deinem Blut!

Wilhelm, aufhorchend.

Ich höre Schritte ſchleichen;
Verbirg dich mit, das Reh nicht zu verſcheuchen!

Silberſtröm geht in das Haus; Wilhelm verbirgt ſich hinter eine Buchenwand.

Fünfte Scene.

Ella. **Wilhelm** verborgen.

Ella,

anfänglich furchtſam am Gitterthore lauſchend, dann ſchüchtern eintretend.

Das Thor iſt auf — und alles hier ſo ſtille,
So ruhig ſchön! —
Den Mond deckt nicht die leicht'ſte Silberhülle,
Die Sterne funkeln — welche reiche Fülle! —
So hell in dunkelblauen Höh'n!

einige Schritte vor.

Und welch ein Duft! — kaum kann man Athem holen,
Zu ſchlummern ſcheint der Weſte Heer —
Wie? oder ſchlüg' mein Buſen nur ſo ſchwer — ?
Nein, Lindenblüten, Nachtviolen
Erſchlieſſen ihren Kelch verſtohlen;
Drum ſcheint die Luft ein wonneathmend Meer.

noch einige Schritte vor.

Vernahm ich recht? es war, als ob was rauſchte —

Wenn hier — ſo ſpät — mich Jemand fänd,
Wenn — Er wohl ſelber mich belauſchte,
Verborgen im Gebüſche ſtänd?
Gar leichtlich könnt' er Arges von mir denken —
Man darf das Herz, nicht guten Ruf verſchenken!
Einige Schritte zurück.
Was ſchimmert dort? — 's iſt ein Johanniskäfer!
Wie bin ich denn, daß Alles mich erſchreckt!
Iſt er nur wach, ſonſt ringsum nichts als Schläfer,
So bleibt mein Thun wohl unentdeckt —
Wieder langſam vorwärts. Wilhelm lauſcht einigemal hervor.
Nein! nein! es rauſcht!
Will entfliehen und erblickt die Fontaine. Freudig.
Du biſt es, muntre Quelle,
Wie ſpringſt du ſchön! im Mond wie ſilberhelle!
Welch reiner Spiegel!
Geht ſchnell hinzu; blickt in das Baſſin und fährt zurück.
Ach! — wär' es kein Wahn,
Daß noch ein Andres in den Spiegel ſchaue,

Wenn man bei Nacht —? welch Schrecken kommt mir an! —
Wer war die bleiche, weißlichgraue,
Wer war die winkende Geſtalt,
Die mir entgegen aus dem Grund gewallt?
Wohl gar die Nix' — eintönig. im Mondenſchein
Der Hals — lala! wie Helſenbein?
blickt auf und erblickt die ſteinerne Nymphenfigur.
Was zag ich denn? Es iſt ein Bild von Stein.
Du, Nymphe! magſt herniederſchauen,
Wenn deine Perlen Hals und Arm bethauen!
ſie hält den Arm an einen der kleinern Strahlen, daß das Waſſer empor ſpritzt.
Wolan!
ſie bindet den Strohhut auf, nimmt ihn ab, ſtreift die Hemdärmel zurück, knöpft die Kette ab und erſchrickt.
Was mußt jetzt du mir in die Augen fallen?
Ich glaubt', es wären meine Halskorallen —
läßt trübſinnig ſie in den Strohhut gleiten. Dann wieder muthig.
Thu' ich denn unrecht? — Gleich' ich nicht dem Kinde,
Daß allenthalben ich Geſpenſter ſeh'!

Schön ſeyn zu wollen — iſt das Sünde?
Wäſcht nicht das Täubchen, weißer ſchon als Schnee,
An jedem Strand von neuem ſein Gefieder? —
Strömt, reine Perlen, ſegnend auf mich nieder!

ſie netzt Arm und Geſicht und ſingt leiſe:

Die Nix' wäſcht ſich im Sternenlicht,
So weiß iſt Flaum der Schwäne nicht;
Die Nix' wäſcht ſich im Mondenſchein,
Hat Arm und Hals wie Helfenbein —

indem ſie ſich tiefer in den Brunnen bückt, tritt Wilhelm ſchnell hervor und wirft aus einem Gartenkorbe Blumen auf ſie.

Sechste Scene.

Ella. Wilhelm.

Wilhelm.

Nein, Holde! Lieb' iſt von Verrathe fern —

Ella

ſchreit auf und entflieht.

O Himmel!

Wilhelm,

in ſtehender Stellung.

Weile, weile, holder Stern!
Sey nicht ſo hart, das Glück mir zu entwenden,
Das heiß erſehnte, kaum gehoffte Glück,
Das mitleidsvolle Mächte ſpenden!
Verweile — o, nur einen Augenblick!

Ella bleibt in weiter Entfernung ſtehen und ſchlägt die Augen zu Boden.

Und wollt'ſt du auch — umſonſt!

Zeigt auf den Strohhut, aus welchem die Kette hervorhängt.

in meine Hand
Gab Venus Gunſt dieß ſichre Unterpfand;
Ich will es nicht entweihen, nicht berühren,
Nein! — fromm wie Hirten einen Altar, zieren.

Schüttet den Blumenkorb über den Strohhut aus.

Ich raubte ſchnell was in der Nähe ſtand;
Die Blumen ſchienen flehend ſich zu bücken;
Von allen, ſchien's mir, werd' es heiß begehrt,
Mißtrauten ſie auch ihrem Werth,
So ihre, wie der Mädchen Königin zu ſchmücken!

Der Mond fängt an, von erſt leichtern, dann ſchwerern Wolken überzogen zu werden; es wird nach und nach düſter, dann finſter.

Ella,

die Locken und Gewand ſchämig geordnet hat, nur noch mit halbem Blick aufſehend.

Kennt Ihr mich denn —? ich kann mich nicht entſinnen —

Wilhelm.

Du, ſchönes Kind? — O ja, das glaubt ſich leicht —

Ella.

Ich komme wenig aus —

Wilhelm.

Doch mir entweicht
Dein Bildniß nie! — Wie könnt es mir entrinnen?
Vor meine Augen führt's der Traum der Nacht,
Aurorens Strahl, wenn ſie im Oſt erwacht;
In Luſt und Leid — wenn ich zum Altar trete,
Verirren ſich zum Ird'ſchen die Gebete —

Und all' mein Sinnen, all mein Sehnen — nur
Für dich zu leben, iſt's Gelübd und Schwur!

Ella,

einige Schritte ſich näherend.

Seyd ihr mir denn ſo gut —?

Wilhelm,

ihre Hand faſſend und feurig küſſend.

Das: Wie? Dir zu verkünden,
Läßt mich kein Wort die kalte Sprache finden!

Ella,

über den Handkuß beſtürzt.

Seyd ihr mir denn ſo gut —

ihre Verlegenheit bemeiſternd, mit ſchüchterner Zärtlichkeit.

ſo laßt auch mich bekennen,
Daß, wenn ihr im Vorübergehn
So mild mich grüßtet, ich Euch nachgeſeh'n,
Als müßt' ich mich vom — liebſten Freunde trennen —

Wilhelm.

Iſt's wahr, der Erde Schönſte! Iſt's kein Traum —?

Ella,

prüfend, mit ablehnender Hand.

Doch geb' ich nicht ſo ſtolzer Hoffnung Raum,
Mich jemals Eure Braut zu nennen;
Drum — laßt nun eilig mich entfliehn;
Der Mond erblich und düſtre Wolken
zieh'n —

es blitzt von weitem.

Wilhelm.

Nicht eher, bis aus deinem Munde
Mir liebende Erwied'rung klingt;
Wie heiß erſehnt' ich dieſe ſchöne Stunde,
Mit Windesflügeln ſcheint ſie jetzt beſchwingt!
Nicht ruhen werd' ich, bis zu ew'gem Bunde
Sich deine Rechte in die meine ſchlingt —

Ella.

Was ſagt Ihr da? wie? habt Ihr auch
bedacht —
Stand, Reichthum — Wilhelm, könnt'ſt du
mich bethören —

Wilhelm.

Ich trotze Allem, ſelbſt des Himmels Macht! —

Gelobſt auch du mir ewig zu gehören —
In Freud' und Leid — ſelbſt in des Grabes
Nacht;
So laß es uns bei jenen Blitzen ſchwören,
Und dann —

Ella.

Hab' Mitleid!

Wilhelm, drängend.

Mein für alle Zeiten!

Da ſie ſchweigt.

Du haſt gelogen —!

Ella ſinkt in ſeinen Arm.

Dein auf Ewigkeiten!

Blitz und dumpfer Donner, wovon ſie aufgeſchreckt werden.

Ella.

Hörteſt du? Haben wir Unrecht begangen?
Haben wir Sünde, wohl Frevel verübt?

Wilhem.

Laß ſie nicht bleichen, die glühenden Wangen;
Seelig, gleich Göttern, iſt ewig wer liebt!

Ella.

Sieh! es wird helle! Es hat wohl gezündet —
Gott! meine Mutter! — bei Feuer-Unglück —!

Siebente Scene.

Die Vorigen. Der alte Gebhard im Mantel, mit einem Diener, der eine Fackel trägt, vor dem andern Thore, das der Diener aufſchließt.

Wilhelm.

Nicht doch! — Es kehret mein Vater zurück.
Daß nicht zu früh er das Bündniß ergründet,
Komm und entziehe Dich noch ſeinem Blick!

giebt ihr den Hut und verbirgt ſich mit ihr hinter einer Buchenwand.

Gebhard.

Es giebt ein ſchwer Gewitter dieſe Nacht,
Ob einzeln gleich die Tropfen nur erſt fallen;
Denn es ging übern Mond. Der Sturm kam ſchnell —
Verſchließe wiederum das Thor —

Der Diener ſchließt mit der Rechten zu, indem er mit der Linken leuchtet.

Ella

will den Hut aufſetzen; die goldne Kette und die Blumen fallen zur Erde. Sie greift darnach und ſchaudert zuſammen.

Wilhelm! was haſt du für Blumen geſunden?

Wilhelm.

Myrten, brennende Liebe, Jasmin —
Konnt's in der Eile nicht ſorglich erkunden.

Gebhard,

zu dem Diener, indem er ſelbſt in das Haus geht.

Und ſieh,
Ob auch die andre Pforte feſt verſchloſſen?

Ella.

Leichengeruch ſcheint mir entgegen zu zieh'n;
Wachholder iſt's, Wermuth und Roſemarin —

Wilhelm,

indem der Diener langſam herbei kommt.

Bald ſeh' ich dich wieder! jetzt eile zu flieh'n!

er küßt ſie, ſie entſchlüpft durch das Thor. Indem Wilhelm es ſchnell zuſchlägt, leuchtet ein heftiger Bliz, dem ein ſtarker Donnerſchlag folgt.

Zweiter Act.

Erſte Scene.

Herrſchaftliches Zimmer mit hellrothen Tapeten (wegen einer ſpätern Scene) und zwei Cabinetsthüren, in Gebhards Stadt-Hauſe. Der **alte Gebhard** geht mit großen Schritten auf und ab. **Wilhelm** tritt ein.

Wilhelm, nach einer Pauſe.

Ihr ließt mich rufen, theurer Vater!

Gebhard.

Ja!

bleibt vor Wilhelm ſtehen und ſieht ihn an; dann:

Ich muß ein Wort des Ernſtes mit dir ſprechen.
Wenn lang' ich ſchwieg, geſchah es in der Hoffnung,
Du würd'ſt von ſelbſt die beſſ're Stimme hören,
Wie manchmal früher —

Wilhelm.

Werther Vater! ſagt,
Womit ich Euern Unwill'n auf mich lud?

Gebhard.

Womit? Ich dächte wahrlich, dein Benehmen
Beim geſtrigen Banket gäb ſelbſt die Antwort. —
Du warſt Eliſabeth ſchon früh geneigt.
Ihr ſeyd Verwandte, wuchſt zuſammen auf;
Sie hieß beim Spiel die Braut, der Bräut'gam du,
Und Beider Aeltern freu'ten ſich des Spiels,
Als ſichrer Bürgſchaft eines frohen Alters.
Du kehrteſt heim, du ſchienſt von ihr entzückt,
Bis — in ihr Netz die Sängerin dich zog.

Wilhelm.

Ein Rauſch der Jugend!

Gebhard.

Wohl! ein Spiel des Zufalls
Entlarvte jene, führte dich zurück;
Dir ward verziehen von der Liebenden,
Und du botſt Alles, ſie zu feſſeln, auf.

Wilhelm.

Ich läugn' es nicht; ihr Reichthum, ihre Anmuth,
Die ſie zum höchſten Preis des Wettkampfs machten,
Erweckten meinen Stolz —

Gebhard.

Nichts weiter? iſt ſie
Wie reich, nicht gut — wie ſchön, nicht ſittig auch?

Wilhelm.

Die Holdſte, Beſte — Eine aufgenommen!

Gebhard,

ihn fixirend, doch als hätt' er das Letztere überhört.

Und nun! und nun! wie hielt'ſt du's geſtern Abend?
Du ſaßeſt kühl, verlegen ihr zur Seite,
Du, der im Frauendienſt als Meiſter gilt,
Und hätte Silberſtröm dich nicht beſchämt,
Verlaſſen, ja verſtoßen hätte ſie
Bedünkt den Gäſten. Ich bemerkt' es wohl,
Daß Thränen ihr im blauen Auge ſtanden.

Wilhelm.

Es thut mir leid; ich dacht' an etwas Andres.
Doch kaum begreif' ich, Vater —

Gebhard.

Heuchle nicht!
Sehr wohl begreifſt Du! — Laß denn jetzt den Vater
Zurück dich führen zur Vergangenheit,
Ihn Vaterliebe, Vaterrecht in eine
Und in die andre Wagſchaal' Sohnespflicht legen,
Selbſt bloße Dankbarkeit! wir wollen ſeh'n,
Auf welche Seite ſich das Zünglein neig'!

Wilhelm.

Nie war ich undankbar —

Gebhard.

Jetzt ſchweig und höre.
Du warſt der Einz'ge, der uns blieb, der Mutter —
Ich mag nicht — Abgott ſagen; denn auch ich
War oft zu gut, und — Achtung ihrer Aſche!

Die Vorſicht hatte reichlich uns geſegnet
Mit ird'ſchen Gütern; ich vermehrte ſie
Durch regen Fleiß und kluge Sparſamkeit,
Soviel dieß Stand und Menſchenpflicht vergönnte.
Ich bin der Reichſten Einer, doch auch Greis.
Wem wird die Aernte meines Sommers reifen?

Wilhelm.

Mögt Ihr noch lang die Früchte ſelbſt genießen!
Doch was Ihr thatet, es geſchah für mich.

Gebhard.

Es war mein liebſter wohl *gerechter* Wunſch,
Die Handlung, die mein Vater ſchon geerbt,
Auch durch den Enkel fortgeſetzt zu ſehn;
Die weit'ſte Ausſicht war dir aufgethan!
Du zogſt die Laufbahn des Gelehrten vor.
Ich ſuchte meinen Willen zu bekämpfen,
Gab deinen und der Mutter Bitten nach,
Gab dir die größten, reich belohnten Lehrer

Und ſandte dich, aufs Beſte vorbereitet,
Dann auf die hohe Schule —

Wilhelm.

Immer werd' ich
Es Euch verdanken, hoff' auch Eurem Namen
In dem erwählten Stand —

Gebhard.

Ich will nicht zweifeln;
Doch magſt du in der eignen Bruſt erwägen,
Ob du das Meiſte deiner Wiſſenſchaft,
Die man mir rühmt, dem redlich treuen Fleiße,
Der immer *wohl* genutzten Zeit verdankſt,
Nicht den von Oben dir verlieh'nen Gaben?
Ob, wenn in irgend Einem ich gefehlt,
Dieß Liebe nicht, zu große Langmuth war?

Wilhelm.

Ihr habt mich ausgerüſtet, habt mich unterſtützt,
Daß wohl mit fürſtlicher Geſchlechter Söhnen
Ich um den Preis rang; habt mir *viel* verziehn —

Gebhard, ſehr ſanft.

Du praßteſt ja von deiner Erbſchaft nur! —
Es iſt vorüber; nunmehr biſt du hier.
Bei meinem Reichthum und bei deiner Abkunft,
Bei meinem Anſehn und bei deiner Kenntniß,
Wird man ein ehrend Amt dir nicht verſagen.
Doch mußt du ernſter werden, mußt bedenken,
Daß Jünglingsweiſe nicht dem Manne ziemt,
Und, weil nun einen Flüchtling deiner Art
Ein liebevolles Weib nur leiten kann,
So — wirbſt du heut' noch um Eliſabeth!
Gehorſam fodr' ich jetzt —

geht.

Wilhelm.

Ich kann das nicht!

Gebhard, wieder umkehrend.

Du biſt ſehr kurz, doch offen; ich will's auch ſeyn.
Ich kenne deiner Weig'rung Urſach wohl;
Die ſchöne Ella heißt mit Recht auch gut.
Ein Makel nur ſchwärzt ihren reinen Glanz —

Wilhelm.

Und dieſer wär' — ?

Gebhard.

Der — daß ſie dich geſehn,
Vor dir geflohn nicht iſt, wie vor der Schlange!

Wilhelm.

Wollt Ihr im Sohn Euch ſelbſt beſchimpfen, Vater?

Gebhard.

Was ſoll daraus entſteh'n? Dein wird ſie nimmer
Und war — ich weiß es — faſt ſchon wie verlobt
Mit einem jungen ſehr geſchickten Meiſter,
Den allgemein man ſchätzt —

Wilhelm.

Ich kenn' ihn wohl.
Er iſt ein guter, bied'rer Menſch, an Geiſt
Und Leib nicht wenig liebenswerth; wir waren
Schulcameraden — Ihr beſinnt Euch — Joſeph!

Gebhard.

Der — einmal dich mit eig'ner Tod'sgefahr
Dem Strom entriß — ?

Wilhelm.

Es iſt derſelbe.

Gebhard.

Wie?
Biſt du noch Wilhelm? biſt du noch mein Sohn?
Und dieſem, dieſem wollteſt du die Braut,
Dem Lebensretter — du — das ſein'ge rauben?
Man ſagt, noch lieb' er ſie ſchier bis zum Wahnſinn —

Wilhelm.

Wär' Er, den ſie erwählt, mir ging's nicht beſſer.
So tief mich's ſchmerzt, bei Gott, ich kann's nicht ändern.

Gebhard.

Du wirſt das Mädchen nimmer glücklich machen
Und ſie nicht dich. Da iſt nichts einzuwenden.
Du ſtiehlſt ihr Ehre — einen wackern Freier —

Wilhelm.

Die erſte keineswegs, den zweiten nur,
Um ihr mich ſelbſt dafür zu geben. —

Gebhard.

Wilhelm!
Welch eine Sprache? Wie? Vergißt du ganz,
Was Pflicht und Recht iſt, was dem Sohne ziemt?

Wilhelm.

Verlanget Alles — doch was möglich iſt!
Ich liebe Ella, und mit einer Glut,
Die nimmer endet, athme nur in ihr!
Ich kann nicht von ihr laſſen; könnt' ich's auch,
Ich wollt' es nimmer — doch ich kann auch nicht!
Die heil'gſten Schwüre binden uns zuſammen,
Geſchworen bei der Himmelsblitze Flammen!

Gebhard, mit ſteigendem Zorne.

Wie? wär das möglich? hielt'ſt denn du, hielt ſie
Den Vater ſo für gar nichts? glaubtet Ihr,

Ich ſchlumm're ſchon im Erbbegräbniß draußen,
Wo nur die Pappeln, die die Gruft umſteh'n,
In ſtillen Nächten Einſpruch flüſtern könnten? —
O Zeit genug wird's dahin kommen! dann
Magſt du, mag ſie, in Prunk und Hoffarth ſchwelgen,
Von Luſt zu Luſt, von Feſt zu Feſte fahren,
Doch — ja die Roſſe lenken von dem Pfad,
Der bei dem Todtenhof vorüberführt,
Daß ſie nicht, ſcheu vor einer Gruft-Geſtalt,
Zum nächſten Abgrund mit Euch rennen! — Oh!

Wilhelm.

Vergebung, Vater! Sie hat mein Gelübd
Für Tod und Leben, Zeit und Ewigkeit!

Gebhard,
ohne auf ihn zu hören.

So lang ich aber noch hier oben wandle — —
Du kannſt und willſt nicht, ſagteſt Du? — ich auch!
Ich kann und will nicht, ſelber wenn ichs könnte!

Nie ſegn' ich Euren Bund —
Wilhelm in flehender Stellung.
Hinweg von mir!
Vergeſſen will ich, daß ich Vater war,
Dem Undankbaren und der Heuchlerin,
Die ſo der Pflichten heiligſte vergaßen,
Noch ſterbend — *) bleib im Innern, furchtbar Wort!
Daß noch du dort
gen Himmel deutend.
nicht donnernd wiederhallſt!
ſchnell ab.

Zweite Scene.

Wilhelm allein.

Er geht ihm nach und findet die Thür verſchloſſen.

Verſchloſſen! — ſo ſein Ohr mir, wie ſein Herz!
So zornig hab' ich ihn noch nie geſehn,
Doch — nimmer auch ſo bitter ihn gekränkt!
ſteht einige Augenblicke in tiefem Nachſinnen.

---

*) Er will: „fluchen“ ausſprechen.

Doch — noch iſt ja der Fluch nicht ausgeſprochen,
Noch hörten ihn des Himmels Mächte nicht,
Die meinen und der Holden Eid gehört
Und aus den Wolken Antwort uns gegeben.
Er kann zurücke noch; wir nicht! für uns
Giebt's einen Pfad, nur einen noch! die Brücke,
Die übern Abgrund führt, iſt abgebrochen
Und nur der ſchon erglommne Fels iſt unſer! —
Er kann, er wird — er hat ſchon oft verzieh'n,
Er liebt mich noch und — wenn auf ihren Knie'n
Schön Ella liegt, im Aug' ihr Thränen beben,
Er kann nicht widerſteh'n, er wird vergeben!

will ab.

Dritte Scene.

Wilhelm, **Silberſtröm** ihm in der Thür begegnend.

Silberſtröm.

Ich ſuchte dich umſonſt in deinen Zimmern
Und hörte dich hier ſprechen; ſprachſt alſo
Wohl mit dir ſelbſt? — *auch* der Verliebten Sitte!

Wilhelm, zerſtreut.

Ja, ja! Was bringſt du?

Silberſtröm.

Wenig Angenehmes!
Ein Graupelwetter fällt in unſre Freude.

Wilhelm.

In welche?

Silberſtröm.

Nun, in unſern Maskentanz.

Wilhelm.

Wird's nichts?

Silberſtröm.

O ja!

Wilhelm.

Doch du bleibſt aus?

Silberſtröm.

O nein!
Doch komm' ich nur ſo halb und halb —

Wilhelm.

Wie ſo?

Silberſtröm.

Nicht ganz, mein' ich, die Freude zu genießen,
Mit dir und Ella; — mit den ſchönen Kindern —
's giebt hier fürwahr recht flinke Tänzerinnen —
Einmal zu fliegen recht nach Herzens-Luſt.

Wilhelm.

Warum denn nicht?

Silberſtröm.

Weil mein Herr General

Gelernt, die Vorſicht ſey in Allem nütz.
Da meint' er denn, es dünk' ihm hoch vonnöthen,
Daß bei dem Maskentanze Aufſicht ſey,
Doch eine ſeine — —

Wilhelm.

Nun?

Silberſtröm.

Und weil er wiſſe,
Daß in den beſten Häuſern ich willkommen,
So ſolle *mir* die hohe Ehre werden —
In Staats-Montur — verſteht ſich —

Wilhelm.

Das iſt Schade!

Silberſtröm.

Sag' mir nur, wie du biſt? Was fehlt dir denn?
Auf alles: „So? — Warum nicht? — Das iſt Schade!“
Was fuhr dir durch den Kopf —?

Wilhelm.

Dir kann ich's ſagen.
Mein Vater weiß von meiner Liebſchaft All-

Und weil ich geſtern Abend unterließ,
Der mir beſtimmten Braut den Hof zu machen,
So —

Silberſtröm.

Schalt er dich ein wenig aus. Mit Recht!
Du denkſt nur ſtets an Ella — auch mit Recht,
Da's einmal alſo nun gekommen. Punctum!
Doch höflich kann man darum ſeyn; auch iſt
Eliſabeth fürwahr ein lieblich Mädchen,
Wo Artigkeit dem Mann zur Freude wird;
Mich hat ihr Weſen ungemein entzückt.

Wilhelm.

Mein Vater war ſehr zornig, drohte endlich,
Mich zu verſtoßen, drohte —

Silberſtröm, plötzlich ernſt.

Alſo kommſt
Du heut' wohl nicht — und mindſtens nicht mit ihr?

Wilhelm.

Ei, warum ſollt' ich nicht? ſie hat ſich längſt
Darauf gefreut, noch nie ſo was geſehn.
Wie wird es mich ergötzen, wenn der Glanz,
Der Töne ſüß Gewirr, das Wunderbare
Des Maskenſpiels dieß junge Herz beſtürmt! —
Auch hab' ich Putz und Schmuck für ſie beſorgt,
Und auch noch Andern halb mein Wort gegeben —

Silberſtröm.

Wie leicht wird's deinem Vater hinterbracht!
Es könnt' ihn mehr erbittern —

Wilhelm.

Wer erfährts?
Und wenn auch! Alles kommt ja dort zuſammen,
Was noch für Luſt empfänglich iſt; wie kann
Er mir's verargen? Nein, ſo iſt er nicht;
Und thät er's doch, dann wär's wahrhaftig Grille.

Silberſtröm.

Bedenke, was du thuſt! Er iſt dein Vater —

Wilhelm.

Doch bin ich mündig —

Silberſtröm.

Zieh's in Ueberlegung!
Hör' Freundesrath! und thu' nicht, was dich reut.
Bedenk' — nur böſe Frucht entkeimt dem Böſen;
Was ſchlimm beginnt, kann ſich nicht glücklich löſen!
Leb' wohl! wenn ſeh'n wir uns?

Wilhelm, lächelnd.

Vermuthlich heut!

Vierte Scene.

Margreths Wohnzimmer wie im erſten Acte.

Ella, (zierlich weiß gekleidet, die Haare in einem Netze) kommt zur Eingangsthür herein und ſingt träumeriſch:

Sie ſchritt in Sammt und Seide,
Nur Luſt und Freud' im Sinn,
Des Liebſten Augenweide
Den Brautweg ſtolz dahin.

Auf ſchwarzem Roß im Fluge,
Sprengt wüthig her ein Knapp',
Und reißt mit raſchem Zuge
Das grüne Kränzlein ab.

„Haſt Treue mir verſprochen,
Hab' noch dein Ringelein!“ —
Starr war ihr Aug', gebrochen,
Schön Bräutchen kalt wie Stein.

Sie legt den Kopf in die Hand und ſtützt den Arm auf das Spinnrad. Kleine Pauſe. Dann:

Weiß ich denn nichts beſ'res, um die Zeit hinzubringen, als das alte Lied? Freilich ging Joſeph vorhin recht verſtört vorüber; aber iſt's meine Schuld? Ich hab' ihm nie etwas zugeſagt, habe Wilhelm nicht an mich gelockt und — konnt' ich dem ſchönen, vornehmen — konnt' ich Ihm widerſtehen? ſchlug nicht längſt heimlich für ihn mein Herz? — — Die Nachbarin bleibt recht lange, und mir iſt ſo heiß, ſo ängſtlich! — an den Hals fühlend. Ach, die Kette iſt ſchuld. Sie preßt und drückt! Ich hätte ſie längſt nicht mehr getragen, hätt' ich nicht gefürchtet, Joſeph zu betrüben. Weg damit! ſie reißt ſie ab und wirft ſie in eine Spinde. Nun iſt mir leicht. Ich bin ja Wilhelms; meine Seligkeit iſt ja nur Er! — Ach wie freue ich mich! Nun werd' ich doch auch einmal die Pracht mit anſehen, und auch ſo geputzt, wie die Reichen. ſieht zum Fenſter hinaus. Rahel kommt noch nicht. Was weiß ſie von meiner Ungeduld, was weiß ſie, welche Gedanken mir oft in der Einſamkeit aufſteigen? — Komm du hervor, ſüßer, halb noch räthſelhafter Brief! ſie zieht ein Briefchen aus dem Buſen, kniet auf den Tritt des halb geöffneten Fenſters und lieſt: „Kleide dich verſtohlen nett und zierlich an, Heißgeliebte! und halte dich bereit. Der Wagen ſoll vor der Hinterthür halten, daß deine Mutter nichts hört. Frau Rahel wird dir Alles bringen, was nöthig iſt, und deine Mutter zur Einwilligung bereden. Nicht länger kann ſich meine Zärtlichkeit die Wonne verſagen, dich ſo geſchmückt zu ſehen, als deiner Schönheit gebührt. — Dein in Leben und Tod!“ — O wie liebt er mich! — er betet mich an! — O wie glücklich bin ich! — küßt den Brief.

Fünfte Scene.

Ella. Rahel, ein verdecktes Körbchen unter dem Mantel.

Rahel.

So recht! — Ei, ei, du biſt ja ſo weiß wie ein Schwänchen! Das Herz lacht mir im Leibe, wie du ſo hübſch ausſiehſt. Was wird mein Söhnchen dazu ſagen! — Nun, nun, werde mir nicht roth, werde nicht böſe auf mich! Sieh, ich bringe dir da auch viel

Schönes; Alles, was du brauchſt, um deinem Bräutigam Ehre zu machen! — Kann ich denn mit der Mutter ſprechen? Du haſt ihr doch nichts geſagt?

Ella,

immer nach dem Körbchen ſehend.

Kein Wort! Ihr verbotet mir's ja!

Rahel.

Mußt's auch nicht! Alte, kränkliche Leute ſind bedenklich. Frau Margreth wird ſich einmal ſchön freuen, wenn du ſo eine große, reiche, vornehme Frau wirſt. Sie kommt wohl nun bald?

Ella.

Die Zeit iſt ſchon vorbei, wo ich ſie wecken ſollte. Ich ließ ſie nur noch ruhen, weil ich Euch erwartete.

Rahel.

Gut ſo! ich werde bald mit ihr fertig ſeyn! — ſtreift langſam das Tuch vom Korbe, worin ein roſenfarbenes Ueberkleid mit Gürtel, Flinkerſchuh, eine Schnur Perlen, ein Kranz, Handſchuhe, und eine Halbmaske von ſchwarzem Sammt liegen. Nun Herzchen! ſieh einmal. Wie gefällt dir das? Du wirſt wie der Frühling, wie die Liebe ſelbſt einhergehen.

Ella.

Himmel! das ſoll alles mein! Was für köſtliche Blumen — Hyacinthen, Veilchen, Narziſſen, und das jetzt ſchon; die mögen was koſten! Und hier — das ſoll ich anziehen?

Rahel.

Das verſteht ſich. — Schau nur! das ſind ächte Perlen; eine Prinzeſſin könnte ſie tragen! Gelt, das iſt was andres, als ein Spänglein von Golddrath — ?

Ella,

die haſtig die Perlen vor dem Spiegel umbindet.

Jen's kam doch auch aus gutem Gemüthe! — Still, die Mutter pocht an die Thüre; ſie iſt munter.

Rahel.

Putze dich dann nur immer an; die Mutter ſieht's ja nicht! Ich will indeß ſpinnen, daß ſie glaubt, du biſt's. Ich weiß ſchon, ſie kanns nicht leiden, wenn das Rädchen ſtockt. Das überlaß du künftig deinen Mägden.

Sechſte Scene.

Die Vorigen, Margreth (jetzt die Augen ganz mit einem ſchwarzen Tuche verbunden) wird von Ella geleitet.

Ella.

Hm! — Die Frau Nachbarin iſt da, liebes Mutterchen!

Rahel.

Ja, ich muß ſchon wieder einmal kommen, und aus wahrer Liebe, aus wahrer Freundſchaft. Wie geht's denn?

Margreth.

Ihr könnt wohl denken, wie es dem geht, der nun auch den letzten Schein verloren hat und in ſteter Nacht lebt. Faltet die Hände. Ella ſenkt traurig das Haupt. Rahel winkt ihr, ſetzt ſich an's Spinnrad und ſpinnt eifrig. Ella tritt vor den Spiegel und fängt, erſt wehmüthig, dann, obwohl zu Zeiten wieder zögernd, mit immer ſteigender Eitelkeit ſich zu putzen an.

Rahel.

Ich kann Euch's glauben, muß ja ſelbſt ſchon bei ſeiner Arbeit die Brille brauchen.

Gewiß, ich trage wahres Mitleid mit Euch; aber Ihr ſolltet doch über eignes Unglück nicht alles Andre vergeſſen.

Margreth.

Wie meint Ihr das? Was meine Armuth vermag, habe ich an noch Aermern ſtets mit willigem Herzen gethan.

Rahel.

Das weiß die ganze Stadt. Nur — überſieht man bei dem Weitern oft das Nächſte.

Margreth.

Ich verſtehe Euch nicht.

Rahel.

Wahre Freundſchaft muß das Wort auf der Zunge tragen. Ihr ſeyd gut, und voll liebreicher Sorgfalt für Alle, aber ihr vergeßt darüber Euer eigenes, einziges Kind —

Ella, ſchnell.

Sagt doch *das* nicht!

Rahel winkt ihr.

Margreth.

Meine Ella, die Freude und Stütze meines Alters? Ihr erſchreckt mich! Wie denn, Frau Nachbarin?

Ella.

Liebe Mutter! —

Margreth.

Schweig, Ella, und laß ſie reden.

Rahel.

Nun, ich meine eben nicht — — Seht nur! Sie iſt freilich Eure beſtändige Krankenpflegerin, und das iſt ihre Pflicht; ſie thuts auch gerne und hat nie gemurrt. Aber das ewige zu Hauſe Sitzen, die Zimmerluſt, der Mangel an Bewegung und aller Jugendluſt — ei, laß das Winken, Ella! Jemand muß es ſagen! — Nun, kurz und gut, das arme Mädchen wird alle Tage bleicher, die Augen matter, die Wangen bläſſer —

Ella.

Es iſt nicht wahr! Glaubt es nicht, Mutterchen!

Rahel

winkt ihr immer ernſtlicher, ſie reden zu laſſen und den Anputz zu vollenden, iſt ihr auch zuweilen dabei behülflich.

Das weiß man ſelbſt nicht, Kindchen! das ſehen nur Andere.

Margreth.

Ihr könnt recht haben, Frau Nachbarin! ich habe das nicht ſo bedacht, und — wie ſteht's zu ändern? Ich bin arm, faſt von aller Welt verlaſſen, und ſich einſchließen zu laſſen, iſt doch auch recht ängſtlich.

Rahel.

So gar ſchlimm müßt Ihr's nicht nehmen, liebe Frau Margreth; ich meine nur, Ihr ſolltet ſie manchmal, wenn ſich eine Gelegenheit findet, ausgehen laſſen, ſolltet ihr ein unſchuldiges Vergnügen gönnen —

Margreth.

Ach, das wollt' ich recht gern, wenn nur —

Rahel.

Nun, ſo eine Gelegenheit fänd ſich heute. Ich habe mich eingerichtet, daß ich dieſe Nacht bei Euch bleiben kann —

Margreth.

Die Nacht? Was wär denn das für eine Gelegenheit?

Rahel.

Ei nun, bis zehn, eilf Uhr könnt' es doch dauern. Hört nur: Ein weitläuftiger Vetter von mir iſt kürzlich Böttchermeiſter worden, und richtet heute das Eſſen aus. Dabei giebt's Reifentanz und manche andere Ergötzlichkeit, wie's der Jugend eben Freude macht. Ich bin darüber hinaus; darum, als der Vetter und die Frau Obermeiſterin Reinwaldin mich einluden — Ihr wißt, das iſt eine ſehr rechtſchaffne Frau —

Margreth.

Gewiß! klug und fromm —

Rahel.

Habe ich gebeten, Euer Töchterchen ſtatt meiner ſchicken zu dürfen. Das war eine Freude! — und die Frau Obermeiſterin hat verſprochen, wenn Ihr nichts dagegen habt, die werthe Jungfrau Ella mitzunehmen und nicht aus den Augen zu laſſen, nicht aus ihren Augen!

Margreth.

Wenn dem ſo iſt — Freilich, Kind! eine Abwechslung wär dir wohl dienlich. Was meinſt du?

Ella, beſchämt und verlegen.

Es ſteht ganz bei Euch, liebe Mutter!

Sie iſt völlig bis auf den Kopfputz gekleidet.

Margreth.

Du möchteſt dich vor allen Dingen ein wenig anziehen — da, nimm die Schlüſſel!

Rahel.

Nicht nöthig, Frau Nachbarin! Es ſind nur gute Freunde, und die gute Ella geht ja immer auch im Hauskleide wie ein Döckchen! Etwa die Haare noch ein wenig in Ordnung gebracht —

Ella bindet das Netz auf.

Margreth.

Wird denn Joſeph auch dabei ſeyn?

Rahel.

O! da iſt kein Zweifel. Er iſt ja bei Alt und Jung, Vornehm und Gering beliebt, und man rechnet ſich's ordentlich zur Ehre —

Margreth.

Nun, Ella, halt' es gut mit ihm! Kätchen hat mir's letzthin faſt weinend geklagt, daß er wie ein Schatten herumgeht.

Ella.

Wer kann für ſein Herz? Ich bin ihm gut, aber —

Rahel.

Das giebt ſich wohl mit der Zeit, Frau Margreth! Sie iſt ja noch jung, hat noch nichts verſäumt —

Margreth.

Und — liebe Ella! komm bald wieder! Es fehlt mir allenthalben, wenn du nicht da biſt.

Ella, faſt mit Thränen.

Ich will lieber zu Hauſe bleiben, Mutter.

Drückt beide Hände in die Augen.

Margreth.

Nein, geh' nur, gutes Kind! Du mußt auch einmal eine Freude haben!

Die Thür wird vorſichtig aufgemacht. Ella erſchrickt.

Siebente Scene.

Die Vorigen. Wilhelm (in prächtiger weiß und roſenfarbner Maſkenkleidung) ſchleicht herein und nimmt die Halbmaſke ab. Er und Ella breiten die Arme gegen einander aus, Wilhelm ſieht auf Ella mit Entzücken.

Rahel.

Mach dich doch vollends fertig —

Ella nimmt das Haarnetz ab; einige Locken fallen herab. Wilhelm nähert ſich leiſe und löſt eine, die über die Achſel rollt. Ella greift ſchnell nach einer Scheere und ſchneidet die Locke ab. Wilhelm mit Blicken der Zärtlichkeit und des Vorwurfs, windet ſie um ſeinen Hals, daß die Enden das Kleinod ſeines Hemdkragens umſchlingen, und ſteckt Ella einen Rubin an den Finger. Während deſſen:

Margreth.

Was raſchelt denn ſo?

Rahel,

einen Strähn Flachs ergreifend und näher zu Margreth tretend.

Ich beſah mir nur Euern Flachs; der iſt wie Seide! Schönern kann die Todtengräbersdirn' nicht gehabt haben, die immer bei Mondſchein auf dem Kirchhofe ſpann — rothe Fäden, und Liebesknoten daraus wand. Habt Ihr nie davon gehört? Der Ritter mußt' ihr eine Locke dafür ſchenken — *)

Wilhelm hält zu gleicher Zeit den Blumenkranz; Ella beugt ſich; er ſetzt ihr ihn auf und küßt ſie auf die Stirn. Dann giebt er ihr Handſchuhe und Maske.

Margreth.

O laßt mich mit ſolchen Geſchichten —

Ella, weich.

Nun ſo lebt wohl, Mutterchen! ich bleibe nicht lange.

Sie ſteht wehmüthig ſtill; Wilhelm umſchlingt ſie.

Rahel, zu Beiden.

Recht viel Vergnügen, Ella! So iſt's recht! ſo iſt's ſchön!

Beide Arm in Arm ab.

Margreth.

Bringt mich nun wieder in mein Schlafſtübchen, Frau Nachbarin! Ich dank' Euch für Eure redliche Geſinnung, aber ich bin doch ängſtlich.

---

*) Siehe den Anhang unter N. 4.

Rahel.

Ihr könnt ganz ruhig ſeyn. Es iſt Alles aufs Beſte verſorgt! Alles aufs Beſte!

Beide ab.

Achte Scene.

Großer Saal, prächtig erleuchtet, bis faſt zum Vorgrunde mit einer Colonnade umgeben; zwiſchen den Säulen lang heruntergehende Vorhänge. Im Vorgrunde ſeitwärts einige Tiſche. Im Hintergrunde das Orcheſter. Muſik und Maskengetümmel. Curioni (einäugig, in groteskem, feuerfarbigen Tabarro, mit dergleichen Geſichts-Maske), Lunger und Lucia, gleichfalls maskirt, nehmen an einem Tiſche Platz. Joſeph (in grauer Rüſtung mit Silberrändern) und Walther, auch maskirt, ſetzen ſich an den entgegenſtehenden.

Joſeph, zu Walther.

Du haſt nicht wohlgethan, Freund! mich hierher zu ſchwatzen. Die laute Freude verſtimmt mich noch mehr; ich gehöre nicht unter Frohe.

Curioni.

Wein, Kellner! Wein für uns!

Kellner bringt.

Walther.

Du mußt dich durchaus zerſtreuen, darfſt nicht immer wie ein Eremit leben. Zu dem vorüberziehenden Kellner. Uns auch! — Denk' an Schweſter Kätchen; wenigſtens für dieſe mußt du dich erhalten.

Kellner bringt.

Joſeph, düſter.

Du meinſt es gut, aber — legt die Hand aufs Herz.

Walther.

Zudem will alles den neuen Tanz ſehen. Zum Kämpfer iſt keiner geſchickter, als du, und Berndt hat mir keine Ruhe gelaſſen, bis ich ihm mein Wort gab, dich zu bewegen. Er iſt allenthalben Heber und Leger und eine drollige, aber redliche Seele!

Curioni, präſentirend.

Beliebt, Signora! — Und auch Ihr, Junger!

Lucia, die gleich trinkt.

Sehr verbunden! — Es wird heut ſplendid; welch ein Gedräng am Einlaſſe!

Lunger.

Die Herren Schweden haben auch tüchtig geworben.

Curioni.

Verſteht ſich! Sie wollen ſich erluſtigen, und die Frauen — ſind Frauen!

Lucia.

Mit Unterſchied, muß ich bitten —

Curioni.

Trinkt lieber, ſchöne Maske!

Silberſtröm

in Staats-Montur, iſt indeß durch eine der vordern Thüren mit zwei Ordonanzen eingetreten, winkt ihnen, ſich im Saale aufzuhalten, und geht ſelbſt herum.

Lunger, ſtößt Curioni.

Das iſt der Hauptmann, der Euch im vorigen Sommer —

Curioni.

Hab' ihn lange weg; er ſcheint hier Uebelaufſeher, um nicht Spion zu ſagen. Die Herren Officiere trauen den Bürgern nicht.

Lucia, mißverſtehend, verächtlich.

Wer kann's ihnen verdenken? Es iſt ja kaum erträglich, wie der gemeine Bürger ſich in Alles miſcht. — Die Gewerke wollen es den Geſchlechtern gleich thun; man muß ſich faſt ſchämen, hier zu ſeyn.

Curioni, vornehm.

Maskenfreiheit! Ein Karneval in Rom, in Venedig, in Florenz muß man geſehen haben!

Lucia.

Ei, man läßt paſſiren — nur moderat! Aber da iſt des Prunkens kein Ende, nirgends ein Unterſchied! Der dort in Rittertracht iſt der junge Goldſchmidt neben unſerer Taberne, meine Ehre zum Pfande!

Curioni.

Leichter Satz!

Lucia.

Was beliebt?

Curioni.

Hm — was giebt's dort?

Lunger.

Es drängt ſich Alles um neue Ankömmlinge.

Curioni.

Seht mal nach, Freund'!

Lucia.

Nimm mich mit, Schatz! hängt ſich an ſeinen Arm. Curioni geht auf und ab und faßt Joſeph ins Auge.

Walther.

Sieh einmal! Dort wimmelt's, wie ein Ameiſenhaufen. Komm!

Joſeph.

Laß mich!

Walther ab.

Curioni ſetzt ſich zu Joſeph.

Mit Verlaub. Ich ſitze nicht gern allein.

Joſeph.

Ich aber.

Curioni

wirft ihm einen hämiſchen Blick zu. Dann geſchmeidig.

Eine Warnung werdet Ihr nicht verſchmähen.

Ohne Zweifel ſeyd ihr von der Nobleſſe, ein junger Patricier wenigſtens?

Joſeph.

Eine Maske! Eure Warnung kommt an den Unrechten.

Curioni.

Meint Ihr? Wißt denn, man hat Euch erkannt, die von Stande ſind den Zünftlern nicht hold; man wird's an Euch bringen! Seht Euch vor! ſieht auf; vor ſich. Nimm fürlieb, Schmiedeknecht! geht.

Joſeph.

Ich wär' dabei!

Lunger und Lucia kommen zurück. Man ſieht Wilhelm und Ella unter den Tanzenden.

Lucia, zu Curioni.

Ein Götterpaar!

Curioni.

Wer denn?

Lunger.

Die eben Angekommenen, um die ſich Alles drängt. Sie eine Venus!

Lucia.

Er ein — wie heißt er nun gleich? den Galan von der Venus mein' ich.

Lunger.

Gewachſen, wie eine Nymphe, Rabenlocken, wie glänzende Schlangen. Ein Paar Augen —! Wetter und Hölle! Die an den Spieltiſch! [illegible] ſtumm, wirft einen Blick auf die Tanzenden und eilt haſtig ab.

Lucia.

Was fuhr dem in den Kopf? — Es iſt die ſchöne welſche Sängerin, die ſchon vorm Jahre hier war; ich wette meine Ehre! ſpöttiſch. Sie mag wohl beſſer ſingen, als tanzen!

Lunger.

Ihn hab' ich an der Stimme erkannt. Der reiche Kaufherrnſohn iſt's, der Euch mit Silberſtröm ein Loch in die Caſſe bohrte.

Curioni.

Haben mich auch blamirt! Zwangen mich fortzuſpielen! Nannten meine Würfel Diebsknöchel; — verdammt will ich ſeyn, wenn ich's ihnen vergeſſe! — Wer weiß, wie ſich's fügt!

Lunger.

Was ſinnt Ihr, Herr Capitain?

Curioni.

Hm! wenn's Händel gäb, ſo wär's mit dem Tanz aus; vielleicht florirte König Pharao — oder käm's erſt bei der Bank dazu, ſo —

Lunger.

Fiſchte ſich's im Trüben! —

Curioni.

Wollen recognosciren! Kommt!

Alle drei ab.

Neunte Scene.

Joseph.

Zurückkommend, im Vorgrunde allein.

Wach' ich denn? leb' ich, athm' ich noch? O weh euch, meine Augen, daß ihr nicht erblindetet! weh euch, meine Adern, daß Ihr nicht ſprengtet, wehe dir, mein Herz, daß du noch ſchlägſt! Oder hätte jener Becher mich berauſcht, hätte meine Sinne verwirrt — und die erhitzte Einbildungskraft gaukelte mir ein hölliſches Faſtnachtſpiel vor? — Nein! nein! es iſt wahr — Erbarmer im Himmel! es iſt Ella, die ſittige Jungfrau, die fromme Tochter, das Abbild aller Schönheit und Tugend — Ella an der Hand, in den Armen eines reichen Wüſtlings — um ſeinen Hals eine Locke ihres ſchwarzen Haares, das alle meine Sinne beſtrickte, und das ich doch nie zu berühren wagte! — Die Muſik etwas raſcher. Jubelt nur, ihr Töne! rauſcht ihr Saiten, bis zum Zerſpringen! wiegt Euch, ihr Flöten, wie wollüſtige

Weſte! — — So recht! auch das Schmettern der Trompete, der Pauke Wirbel darf nicht fehlen! ſo nur wird die Luſt vollkommen! — düſter nach ſeinem Becher greifend. Man hat mir in Welſchland von einer Schale der Vergeſſenheit erzählt; im Todtenreiche rinne ein Fluß — daß es einen ſolchen Trank gäb! — Da kommen ſie! — in den Becher ſehend. Leer biſt du? — Wein! Wein, Kellner! es kommt einer herbei, wenn du nicht Gift haſt! Der Kellner ſieht ihn furchtſam an und ſpringt fort, bringt aber in kurzem einen neuen Becher. Joſeph ſetzt ſich halb mit dem Rücken gegen den entgegenſtehenden Tiſch gekehrt, und trinkt zu Zeiten haſtig. Der Tanz hat aufgehört, aber andere Masken treten wieder an, und ein neuer, ſanfterer beginnt.

Zehnte Scene.

Joſeph. Silberſtröm und Wilhelm, an deſſen rechtem Arme Ella hängt. Curioni und Lunger nähern ſich zu Zeiten beobachtend. Auch andere Masken ziehen ſich mehr in den Vorgrund. Unter dieſen nach einiger Zeit Eliſabeth (ganz in ſchwarzem Dom.) in Geſellſchaft einer männlichen und einer weiblichen Maske; letztere beide ſehr anſtändig, doch einfach gekleidet.

Silberſtröm,
im Vorgehen zu Wilhelm.

So biſt du doch gekommen?

Wilhelm.

Still, Herr Feldprobſt!
Wie? ſollt' ich ihr die ſeltne Freude rauben
Um eines mürr'ſchen Alten Eigenſinn?

Silberſtröm, empfindlich.

Da muß ich ſchweigen!

Wilhelm.

Sollt' ich mir ſie rauben?
Nimm's nicht ſo ernſt! Haſt du denn nicht bemerkt,
Wie Alle uns verfolgen und bewundern,

Wie Alle mir die Huldgeſtalt beneiden,

Halb zu Ella gewandt.

Welch eine Göttin meine Ella iſt!

Silberſtröm.

Ei das! wer will es läugnen?

Verbindlich zu Ella.

Roſ'ge Freude!

Du biſt erhitzt; leicht ſchadet Uebermaß.

Bietet ihr einen Stuhl. Alle drei ſetzen ſich Joſeph gegenüber.

Ella, in Wallung.

Nicht ſagen kann ich's, wie mir iſt — dieß
Feſt
Wirkt ſchmerzlich ſüß auf meine Sinne — —
Wilhelm!
Iſt denn das Alles wirklich? iſt's kein Zauber?

Wilhelm.

Mein Freund hat Recht. Im Rauſche meiner
Wonne
Vergaß' ich ganz, daß du noch ſterblich biſt.
Dein Puls jagt ſchnell —

Küßt ihre Hand. Joſeph hält die Hand vor die Stirn.

und ſtürmiſch wallt die Bruſt —

Ella,

halb mit Scham, halb mit feuriger Zärtlichkeit.

Wohl! Doch für wen?

Wilhelm,

Ihre Hand an ſein Herz drückend.

Nicht neid' ich Götterluſt!

Joſeph ſteht haſtig auf, doch ohne bemerkt zu werden. Walther tritt wieder zu ihm. Wilhelm und Ella flüſtern; Eliſabeth mit ihren Begleitern geht vorüber.

Silberſtröm.

Hier ſcheint ein Dritter ganz entbehrlich, aber
Dort naht Eliſabeth in Trauer —

Zu Eliſabeth.

Schöne Maſke!
Trotz dieſer dichten, nächtlich dunkeln Wolke,
Glaub' ich den Stern zu kennen; darf ich bitten — ?

Eliſabeth,

ihm die Hand entziehend.

Ihr huld'gtet dort der Freude. Laßt uns tauſchen!
Wer iſt die Roſ'ge?

Silberſtröm.

Ganz mir unbekannt —

Eliſabeth.

Wie mir mein Name! Nehmt dafür den
Spruch:
Von der Freude oft nicht weit
Schleich' ich, bin die Traurigkeit.
Will gehen.

Silberſtröm.

Wenn ſie ſo reizend iſt, liebt man auch ſie!
Der Tanz hat aufgehört. Die Inſtrumente werden geſtimmt.

Eilfte Scene.

Die Vorigen. Berndt, unmaskirt, als Ceremonienmeiſter, in glänzender, doch carikirter Hoftracht, tritt vor.

Berndt.

Still Ihr dort oben, Pfeifen und Geigen! —
Ich thu' mich in tiefſtem Reſpeckt verneigen,
Geehrte Frauen, Jungfrau'n und Herrn!
Was ich Euch berichte, vernehmt Ihr wohl
gern,
Und conſentiret ſämmtlich, immaaſen

Gar Viele von Euch mir's eingeblaſen.
Der neue Tanz aus Italia,
Wo eingewebt gute Moralia —

Einige Maſken.

Still, Ceremonienmeiſter! — Wir wiſſen's ſchon!

Andere Maſken.

Hört ihn doch an!

Berndt.

Die deutlich bewähren, wir ſollen uns freu'n,
So lang uns noch mundet der goldene Wein —

Eine Maſke.

Heißt ihn ſchweigen! Solche Worte ſtören leicht die Heiterkeit —

Eine andere.

Die manchmal recht langweilig wird! laßt doch! es giebt gewiß einen Schwank.

Eine Doctor-Maſke.

Et variatio delectat! Dixi!

Curioni.

Der Weiſe ſchätzt auch bei'm Vergnügen

die Moral, und in fremden Ländern iſt es nicht ſelten —

Eine vierte Maske.

Wißt Ihr's denn noch nicht? Es iſt ja blos von einem ſchönen Ballet die Rede —

Die zweite Maske.

Von einem Reimſpiel und Schwerttanze, den der berühmte Tanz- und Fechtmeiſter Girolamo in Neapel erſunden —

Die vierte Maske.

Den der groſſe Tänzer, der die Signora Fiametta begleitete, mitgebracht und ein aufgeweckter Kopf für uns mundrecht gemacht hat!

Die Doctor-Maske.

Pallida mors — ſagt der römiſche Poet Horatius! Dixi!

Die zweite Maske.

Vom Begräbniſſe des Carnevals auf eine neue Manier — in vielen groſſen Städten ſchon geſehen —

Viele Masken, applaudirend.

Herrlich! herrlich! Wir wollen es auch ſehen! Wer kann's uns wehren? ſtürmiſches Geklatſch.

Berndt.

So vergönnt, daß ich dazu die Einrichtung treſſe!

Masken, lärmend.

Ja! Ja! — Nur geſchwind! nur ſchnell! Viele der Masken, worunter die glänzendſten, umringen Wilhelm, andere Joſeph.

Berndt.

Welcher von den höchſtgeehrten Herren übernimmt die Haupt-Rolle?

Einige auf Wilhelms Seite.

Hier, die weiße und roſenfarbne Maske! — Der beſte Tänzer, der beſte Fechter! — Das iſt ausgemacht!

Eine Maske, zu Ella.

Himmliſche Freude, der hier alle Herzen huldigen, erſuche deinen Begleiter im Namen der Verſammlung —

Ella fährt ein wenig zurück und ſieht Wilhelm verlegen an.

Wilhelm.

Ich bin bereit, wenn die Geſellſchaft es wünſcht.

Masken, auf Wilhelms Seite.

Vivat! vivat!

Applaudiren.

Berndt.

Und wer iſt der Gegenkämpfer?

Walther.

Hier, der grau Geharniſchte! Er hat das Fechten bei Girolamo ſelbſt gelernt und kann's mit Jedem aufnehmen.

Eine Maske, zu Wilhelm.

Einer von den Zünftlern!

Masken auf Josephs Seite.

Der graue Harniſch!

Berndt zu Joſeph.

Iſt's Euch gefällig?

Curioni zu demſelben.

Fürchtet Ihr Euch?

Ella,

die Hand auf Wilhelms Achſel legend.

Es hat doch keine Gefahr?

Joſeph,

mit wüthendem Blick und dumpfer Stimme.

Ich will!

Masken auf ſeiner Seite.

Vivat!

Wilhelm zu Berndt.

Für Alles Erforderliche iſt geſorgt?

Berndt.

Pflichtſchuldigſter Maaſen.

Wilhelm und Joſeph treten einander entgegen, werfen ſich den linken Handſchuh zu und heben ihn auf. Dann geht Wilhelm ab.

Berndt.

Zur Ordnung! Platz! Platz! — So, Hochverehrteſte!

Er ordnet die Maſken in einen ovalen Halbkreis. Silberſtröm reicht Ella den Arm. Eliſabeth mit ihrer Geſellſchaft in beider Nähe. — Rauſchende Tanz-Muſik beginnt, im Fortgange immer im angemeſſenen Tempo. Die Maſken in der vorderſten Reihe machen Ronde. Nach Beendigung derſelben wird der Haupteingang im Hintergrunde geöffnet. Wilhelm als Pilger (Gewand, Hut, Stab, deſſen Knopf ein geſchnitzter Todtenkopf iſt, und Maske, alles gar, weiß;) tritt ein und verneigt ſich. Die Masken ſchauen, zum Theil betroffen, nach ihm hin. Die Muſik ſchweigt.

Wilhelm.

Darf ſich ein Fremdling hier ergötzen,
Würd' ich mir's hoch zur Ehre ſchätzen —

Berndt.

Was ehrbar iſt, Beluſt'gung giebt,
Iſt hier geſtattet und beliebt!

Wilhelm, zu Berndt.

Gieb mir für Muſchelhut und Stab
Den Hochzeitkranz, den gern Ich hab'!

Er übergiebt ihm Hut und Stab und empfängt von ihm einen, aus Cypreſſengrün und Silber gewundenen Kranz, den er aufſetzt. Veränderte Ronde. Berndt iſt abgegangen und kommt bald darauf wieder, auf dem Arme ein zierlich gekleidetes und mit Blumen geſchmücktes Kind, dem er zuredet. Wilhelm wieder zur Verſammlung.

Ich Pilgersmann aus fernem Reich,
Fand keinen noch im Tanz mir gleich,
Fand keinen, der im Kampf beſtand; —
Weß Fuß iſt ſchnell, weß ſtark die Hand?

Die Augen im Kreiſe herumwerfend, als ſinne er, wen er aufziehen ſolle.

Will Keiner? — Herrſcherin der Welt!
Schau, wie der Vorreih'n dir gefällt!

Einige Masken, welche ſich gemeint glauben, ſuchen zu entſchlüpfen und flüchten in die Colonnade. Runde. Wilhelm eilt nach und kommt in kurzem mit der erwählten Maske, alſo hier mit einer Harlekinette, die Thorheit vorſtellend (mit Schellen und einer Krone von Pfaufedern) anderswo wieder heraus. Charakteriſtiſcher Tanz, wobei die Tänzerin bald ermattet und von Wilhelm in die Colonnade gebracht wird. Wilhelm wieder hervortretend.

Nun du, o roſig ſüßes Kind!
Ich wiege dich gar ſanft und lind.

Berndt mit dem Kinde entflieht, kommt aber zu einer andern Halle wieder herein. Wilhelm ihm folgend, entreißt ihm das Kind, faßt es bei den Händchen, nimmt es auf den Arm und wiegt ſich mit ihm, bis es das Köpfchen ſinken läßt. Er blickt umher, legt es Eliſabeth in den Arm (welche es ſpäterhin an die Hand nimmt) und verliert ſich. Runde. Dann kommt er wieder.

Auch du, hochweiſer Aſtrolog!
Laß ſehn, ob dich dein Stern nicht trog.

Wie oben. Er kommt mit einem Zauberer, bringt nach kurzem auch den in die Colonnade und kehrt zurück.

Du, Schönheit! —

Raſch auf Ella zu, ſcheint aber zu ſtutzen und weicht ehrerbietig zurück.

Nein! hier muß ich zagen;
Mit dir mag ich den Tanz nicht wagen.
Wo Roſen prangen, Sonnen glüh'n,
Da — blieb' ich gern — und muß doch flieh'n!

Ella legt den Zeigefinger an die Lippen und wirft ihm einen Kuß zu.

Maſken, jubelnd und applaudirend.

Brav improviſirt! — Triumph der Schönheit! — Der weiße Pilger ſoll leben!

Joſeph,

ſchnell hervortretend, mit verbißner Wut und dumpfer Stimme.

Trotz dir! komm an, komm an, tritt her!
Beſieg' ich dich, ſtirbt keiner mehr.

Berndt

will ihn zurückhalten.

Halt! Nicht doch! Es iſt noch zu zeitig!

Joſeph.

Höchſte Zeit!

Curioni.

Braviſſimo!

Wilhelm.

Laßt ihn! Wir werden bald fertig ſeyn. — Ich ändre den Schluß. Rappiere!

Sie werden von Berndt Beiden gekreuzt überreicht.

Ein Harlekin,

mit der Pritſche wedelnd, zu Joſeph.

Soll ich ſecundiren, Herr Ritter?

Joſeph haut nach ihm; er entflieht; ſie ſtellen ſich.

Wilhelm ſpöttiſch.

Komm an, geprieſ'ne Tapferkeit!
Was gilts, du unterliegſt im Streit?

Muſik. Sie fechten erſt nach dem Tacte, mit faſt gleichem Vortheil. Beifallruf bald hier, bald dort. Dann werden ſie hitziger, ohne daß es die Zuſchauer für etwas andres, als was der einſtudirte Kampf mit ſich bringt, anſehen. Dann:

Einige Masken,

plötzlich gegen Wilhelm ſchreiend.

Haltet ein! der Knopf Eures Rapplers iſt abgeſprungen!

Dieß und das Folgende ſehr ſchnell.

Joſeph.

Gleichviel!

Giebt Wilhelm, der ſich vorſichtig vertheidigt, einige Stöße. Gelächter.

Einige.

Haltet doch!

Curioni.

Laßt ſie! Es ſind Fechter. — Zu! zu!

Lunger.

Hat ja einen Harniſch!

Joſeph

bricht den Knopf ſeines Rappiers ab.

Wir ſind gleich. Steh, Bube!

Wilhelm.

So hab's!

Fällt wütend gegen ihn aus und ſticht ihn nieder.

Masken,

wild durch einander ſchreiend.

Barmherziger Gott! — Mord! Mord! — *Walther und noch Einige knien zu Joſeph nieder und nehmen ihm den Helm ab.* Es iſt der junge Goldſchmidt! — *Er richtet ſich krampfhaft noch einmal auf und ſinkt zuſammen.* Schrecklich! — So jung noch! — — Laßt den Thäter nicht entfliehn! — Mitten durchs Herz! — Todt! Todt!

Silberſtröm hat Ella der Eliſabeth übergeben, die ihn pantomimiſch bittet, Wilhelm zu retten. Er drängt ſich durch das Gewühl, und nach Wilhelm zu. Ella iſt zu Boden geſunken. Eliſabeth, von einigen Frauen unterſtützt, kniet zu ihr nieder und hält ſie in den Armen. Das blumenbekränzte Kind voll Furcht daneben. Wilhelm reißt Maske und Kranz ab, ſchleudert das blutige Rappier von ſich und beugt ſich mit Entſetzen über den Leichnam. Die Muſik iſt nach und nach verſtummt. Mehrere Masken auf Wilhelm zudringend. Allgemeine Gruppe des Schreckens, der Verwirrung und der Erbitterung.

Dritter Act.

Erſte Scene.

Aermliches Zimmer, nur von einem Lämpchen erhellt. Hier und da Kräuterbüſchel, Arzneiflaſchen und ähnliches Gerüll. An einer Seite ein kleiner runder Tiſch ſchwarz behängt. Darauf zwei gelbe Wachskerzen und eine Cryſtallſcheibe mit gelben Vorhängen — letztere anfänglich mit einem rothen Tuch bedeckt.

Rahel, allein.

Ob ſie wohl kommen wird? O ja! Bei ſolcher Angſt, wie ſie ausgeſtanden hat, bei ſo verliebtem Weſen, bei ſolchem Spott — Hä hä! — der Ertrinkende ergreift auch ein Strohhälmchen! — — Ich hätte mir nicht träumen laſſen, daß mein Söhnchen ſo ernſtlich gegen das Jüngferchen geſinnt ſey — wer weiß auch, wie's noch gekommen wär', hätt' er nicht flüchtig werden müſſen! Auf welchem Schlachtfelde mag er faulen, mit welchem

Schiffe untergegangen ſeyn? es ſchlägt in der Ferne eine Uhr. Drei Viertel! es wird Zeit. Nun, jetzt hab' ich doch nicht umſonſt bei Gebhards Haushälterin einmal zugehorcht. Daß der Alte endlich auch dran gemußt hat — je nun! er hat in der letzten Zeit nicht auf Roſen gelegen! Daß er auf dem Landguthe geſtorben iſt, freut mich; Ella erfährt's ſchwerlich eher, bis ſie ihn mit Laternen hereinbringen. Daß er aber ſo ein wunderliches Teſtament gemacht hat, darüber war Frau Barbara freilich Gift und Galle, aber — Hä hä! — mein Schade ſoll's hoffentlich nicht ſeyn! es wird leiſe gepocht. Sieh' mal! Schon da, Liebchen? laut. Immer herein, wenn's ein guter Geiſt iſt! öffnet.

Zweite Scene.

Rahel. Ella, *in ein Tuch gehüllt, mit einer Blendlaterne.*

Rahel.

Ei, ſchön willkommen! Wird mir endlich die Ehre? Nun — — es iſt mir doch noch erlaubt, dich zu dutzen? Leg' ab; wärm' dir die Händchen! Laß dich nieder! — *iſt ihr behülflich und beleuchtet ſie.* Alle Tage ſchöner, blaß wohl ein wenig, aber gar nicht zum Nachtheil — Hä hä! *in ſingendem Ton:*

Hälschen, wie Schnee,
Aeuglein, gleich der Schleh',
Rubinener Mund,
Aermchen zart und rund,
Schelm-Grübchen im Kinn;
Mädchen, nach dir ſteht mein Sinn!

Ella.

Meint Ihr, liebe Frau Rahel, daß ich noch immer — ?

Rahel.

Wie du auch fragſt! Dein Wuchs ſo

ſchlank, das ganze Weſen ſo vornehm; ich kenne dich kaum noch. Da heißt's freilich: Lange nicht geſehn, recht groß gewachſen!

Ella.

Seyd nicht böſe —

Rahel.

Ei nun — recht war's wohl nicht, daß Ihr mir ſagen ließt, Ich brauche nicht mehr zu kommen; daß Ihr mir den Stuhl vor die Thür ſetztet!

Ella.

Wie das nun geht! Man ſchiebt oft im Unglück die Schuld einem Andern zu. Das Schrecken über Joſephs Tod, meine Angſt um Wilhelm — es ſchauderte mir oft vor Euch; ich meinte manchmal, es wär' Alles beſſer gekommen, wär't Ihr nicht geweſen.

Rahel.

Der Welt Dank! Ich will mir's hinter's Ohr ſchreiben!

Ella.

Nicht doch! — Eigentlich that's die Mutter. Die war freilich, als mich die mitleidige Jungfrau Eliſabeth in ihrem Wagen nach Hauſe gebracht hatte und der erſte Schreck vorüber war, ſehr unwillig über meinen Ungehorſam; ſchalt es Betrug, ſagte, Ihr hättet mich verführt —

Rahel.

Seht doch! Einem blutarmen Mädchen einen ſchönen reichen Freier zuweiſen — Betrug! Verführung! Aber — wenn ich nicht zu dir kommen durfte, ſo hätteſt du mich doch beſuchen können!

Ella.

Ja, die Mutter hatte auch erfahren, daß Ihr wahrſagt, Träume deutet und dergleichen; deshalb verbot ſie mir allen Umgang mit Euch.

Rahel, *vor ſich.*

Die Blindſchleiche! — *laut.* Nun, des Menſchen Zorn taugt nicht. Ich will ihr und dir alles vergeben, da du doch heute

Nacht meine Bitte ſtatt finden ließeſt. Konnteſt du denn abkommen?

Ella.

Sehr leicht. Ich habe jetzt ein beſonderes Zimmer und Schlafſtübchen — gleich neben an — und wir halten auch eine Magd. Die Mutter läßt mich niemals des Nachts rufen; ſie denkt, das Aufſtehen ſchade mir.

Rahel, neugierig.

Sieh doch! Eine Magd! — Was treibt Ihr denn ſonſt?

Ella.

Ich brauche nicht mehr ſo fleißig zu ſpinnen, habe auch die Laute wieder vorgenommen, die mir noch mein Vater ſpielen lehrte —

Rahel.

Die Laute?

Ella.

Nun ja, es dient doch dazu, meiner Mutter die Zeit zu vertreiben, und die Leute ſagen, es laſſe recht hübſch — wenn man nämlich einen leidlichen Arm, eine feine Hand hat!

Rahel, immer aufhorchend.

So befindet Ihr Euch wohl jetzt in guten Umſtänden? — o ſage doch! es freut mich gar zu ſehr!

Ella.

Unſer großes Unglück abgerechnet, das Ihr kennt, ergeht es uns recht erträglich, ich könnte ſagen, wohl. Wir haben immer von unbekannter Hand Geld zugeſchickt bekommen; auch durch ein ſtummes Mädchen Blumen und Obſt.

Rahel.

Geld? Blumen und Früchte? und Ihr wißt nicht, von wem? Doch wohl auf Wilhelms Veranſtaltung —

Ella, traurig.

Nein! der hätte geſchrieben dazu. — Ach, der iſt wohl weit! Wir wiſſen gar nichts von ihm, als daß er unter die Schweden gegangen ſeyn ſoll — unter das ſchwarze Regiment. — O liebe Rahel, wie unglücklich bin ich! Muß ich nicht dem Himmel danken, daß es ſo iſt? Wär ihm nicht Silberſtröm zur Flucht behülflich geweſen — barmherziger Gott! ich hätte ſein Haupt unter dem Richtſchwert — —

Rahel.

Aber wer ſollte ſonſt — ? Mädchen, Mädchen! Du haſt dir wohl einen neuen Liebhaber angeſchafft?

Ella.

Glaubt das nicht von mir! Es fänden ſich freilich welche, aber ich ſehe keinen an.

Rahel.

Nun die ganze Stadt ſagt's, und wenn die Gutes nachredet, iſt's wahr. — Es muß aber doch Einer — ?

Ella.

Ich habe den Gedanken — o es wär mir ſo ſüß, dürft' ich's glauben! — Wilhelms Vater —

Rahel,

es verbergend, daß ihr die Sache nun klar iſt.

Wilhelms Vater? — Hm! der alte Geizhals? — nun, ich habe in ſeinem Hauſe gedient, auch immer dort Gutes genoſſen, aber du liegſt mir mehr am Herzen! — der hochfahrende Mammonsknecht, dem du zu ſchlecht warſt, der ſeinen einzigen Sohn zur Verzweiflung brachte?

Ella.

Sagt das nicht! die Schuld war unſer. Er hätte ſich am Ende erweichen laſſen! Wilhelm glaubte das ſelbſt.

Rahel.

Nun, wie du meinſt! es ſchlägt eilf Uhr. Horch! nun iſt's Zeit — ſoll ich dir über dein Schickſal — ?

Ella.

Ja wohl, gute Rahel, obgleich mir graut. O! eine Centnerlaſt liegt auf meinem Herzen. Hättet Ihr mich nicht zu Euch beſchieden, ich wär' morgen ſelbſt gekommen. Es geht die Rede von einer großen, blutigen Schlacht!

Rahel.

Freilich, die Zornruthe und die feurigen

Schwerter am Himmel, was können die anders bedeuten! *rückt den Tiſch in die Mitte, ſetzt zwei Stühle und brennt die Kerzen an.* Nun ſetz' dich! Mir gegenüber! Du darfſt nicht mit in den Cryſtall ſchauen. Das könnte Unheil bringen. *ſchlägt die Vorhänge zurück.*

Ella *ſetzt ſich.*

Ach, wie bebt mein Herz!

Rahel.

Sey ohne Furcht! *ſetzt die Brille auf und ſchaut in den Cryſtall.* — — Hm! Hm!

Ella,
ſtets in ängſtlicher Spannung.

Seht Ihr was?

Rahel.

Eine weiße Hand.

Ella, *träumeriſch.*

Wohl — vom weißen Pilger?

Rahel.

Nicht doch, eine recht zarte, die vom weißen Engel! Er heißt Holderblüth, trägt ein weiß Röcklein, goldkrauſes Haar, goldenen Gürtel —

Ella.

Holderblüth?

Rahel.

Ja doch, die Hand von dem Geiſte, der mir heute weiſſagen will. Ein herrliches Vorzeichen! Im Gegentheile erſcheint eine Mohrenfauſt. *ſchaut wieder hinein.* O! freu' dich! freu' dich!

Ella.

Was iſt's?

Rahel.

Die Hand zeigt einen Ritter-Sporn. Wilhelm iſt ſchon zu hohen Ehren gelangt.

Ella.

Wenn er nur lebt und mich noch liebt!

Rahel, *wie oben.*

Hm! hm! — wie kommſt du hierher?

Ella.

Was denn? Sagt geſchwind —

Rahel.

Die Hand zeigt einen Rosmarinzweig; das bedeutet einen Todesfall.

Ella.

Doch nicht Wilhelm? doch nicht meine Mutter?

Rahel.

Nein! Der Zweig iſt mit einem Purpurfaden umwunden; es iſt nicht aus der Familie; ſonſt wär's ſchwarze Seide! Der Todesfall ſchlägt zu deinem Glück aus.

Ella.

Wie wär' das möglich?

Rahel.

Richtig! richtig! Die Hand zeigt eine goldene Kugel! Das iſt die Fortuna'skugel — erſchrick nur nicht! — Ei! ei! was wird denn das? das wächſt ja allenthalben — Häuſer, Gärten, Landgüther, Palmbäume, Negerſclaven und Schiffe, alles auf goldnem Grunde — du thuſt eine große Erbſchaft, gelangſt zu unermeßlichem Vermögen!

Ella.

Das kann nicht ſeyn. Wir haben keine reiche Verwandtſchaft —

Rahel.

'ſ kommt von fremder Hand! Verlaß dich darauf. Hm! jetzt wird's bedenklich — ein Schwert!

Ella.

O Himmel! Legt mir's geſchwind aus, gute Rahel!

Rahel.

Das deutet auf eine grauſame, entſetzliche Schlacht.

Ella.

Was ſeht Ihr nun?

Rahel.

Immer noch das Schwert. Die Schlacht dauert zwei Tage.

Ella.

Erbarmer dort oben! ſchütze Wilhelm!

Rahel aufſpringend.

Eine bekränzte und eine zerbrochene Fahne! die bekränzte blau mit drei goldnen Kronen! die Schweden haben geſiegt!

Ella, gen Himmel ſehend.

O Dank! — Iſt's ſchon aus?

Rahel, wieder hineinſehend.

Nein, die Hand iſt noch da. Sie zeigt ein Kartenblatt, das Herz-Eins —

Ella.

Ein blutiges?

Rahel.

Nicht doch, ein feuriges! Das iſt der Liebes-Carfunkel als Siegelring. Du bekommſt von Wilhelm Botſchaft, wohl gar einen Brief.

Ella.

O wenn das wahr würde! — Seht doch noch weiter zu!

Rahel.

Schön! immer beſſer! Die Hand zeigt einen blühenden Lindenzweig, dem Bienen zufliegen. In ſingendem Ton:

Die Biene kam geflogen, baut' in der
Lind' ihr Neſt;
Es kommen hergezogen ins Ländchen fremde
Gäſt'.

Ella.

Was ſoll das heißen?

Rahel.

Die Deutung iſt klar. Wir kriegen bald Einquartirung. Die Schweden kommen zum dritten Mal wieder. von neuem ſchauend. Viel Glück's! viel Glück's, ſchöne Ella! Die Hand zeigt einen Brautkranz mit drei Roſen; — jetzt iſt's aus, die Hand verſchwindet! — in drei Wochen oder drei Monaten — ich habe nicht genau geſehen, ob die Roſen einfach oder voll waren? — führt dich Wilhelm heim! verſteckt ſchnell den Spiegel und ſteht auf.

Ella.

Nur zu viel, zu viel des Glück's! Ich kann's nicht glauben, Rahel! Du liebſt Wilhelm und mich, haſt nur Gutes ſehen wollen; nein! ſo viel verdiene ich nicht.

Rahel.

Die Niedrigen werden erhöh't; du wirſt's bald erfahren! Ach, ich weiß mich ſelbſt vor Freude kaum zu laſſen; ich werde mein Söhnchen wieder ſehen und dich im Hochzeitſtaate; ich möchte weinen, wenn ich daran denke. Sey nur getroſt, ſchöne Ella! ſey fröhlichen Herzens! Doch vergiß meiner auch nicht, wenn dir's wohl geht!

Ella.

Verlaßt Euch darauf. Da, nehmt indeß eine Kleinigkeit. giebt ihr Geld. Aber jetzt — mein Herz iſt ſo unruhig; laßt mich an die friſche Luft, laßt mich nach Hauſe! Rahel zündet die Blendlaterne an und giebt ihr das Tuch. Wir ſehen uns recht bald, und ſeyd Ihr keine falſche Prophetin, glücklich, o! überglücklich wieder! Dann ſollt Ihr noch reichern Dank empfangen.

Rahel.

Soll ich dich heim begleiten?

Ella.

Nicht doch! Es iſt nur ein Huſchchen über die Gaſſe und alles einſam; höchſtens begegn' ich dem Nachtwächter. Lebt wohl, gute Rahel!

Rahel, ſie hinaus begleitend.

Leb' wohl, ſchöne Ella! leb' wohl, glückliche Braut, und gedenke meiner!

Beide ab.

Dritte Scene

Margreths Zimmer, wie in den vorigen Acten, mit etwas beſſeren Geräthſchaften. Das Band von der zweiten Seitenthüre iſt weggenommen und ſie ſteht auf. Im Fenſter Blumen, auf dem Tiſche Bücher, Notenblätter und eine Laute. Margreth tritt mit Hanna durch die Kammerthür ein.

Margreth.

Um welche Zeit iſt's denn? iſt's noch ſo frühe? iſt meine Tochter noch nicht wach?

Hanna.

O ja, Frau Margreth! Jungfer Ella iſt heute recht früh munter worden; ſie war ſchon völlig angezogen und ſah nach Euch in der Thür, hob die Hände auf — dann kam ſie zu mir, ſagte, ſie hätte was gar Herrliches geträumt; es ſolle mir recht gut gehen bei ihr; dann aber, ſie wolle in die Frühkirche.

Margreth.

Geträumt? — Es gefällt mir gar nicht, daß ſie ſo viel auf Träume hält; ſie kömmt mir überhaupt zu Zeiten recht wunderbar vor. — Sie braucht Stärkung von oben!

Vierte Scene.

Vorige. Ella, anders gekleidet, ein Geſangbuch in der Hand. Hanna geht nach kurzer Zeit ab.

Ella.

Guten Morgen, liebe, liebe Mutter! ich habe Euch ſchon geſehen. Ihr ſchlummertet ſehr ſanft, ſeht auch heute recht wohl aus. Ich bin's auch, bin recht fröhlich; es trieb mich zum Kirchgange und das Herz iſt nun leichter. Ach, Mutter! es kann noch vieles gut werden und ich will es auch; ich habe es eben gelobt. Ich will Euch alles ſagen, was ich jemals Unrechtes gegen Euch gethan habe, auch was Ihr noch nicht wißt —

Margreth.

Es iſt dir vergeben —

Ella.

Ich will Euch noch viel beſſer pflegen und warten, und wenn meine Hoffnungen in Erfüllung gehen, ſo ſollt Ihr —

Margreth.

Hänge dein Herz nicht an eitle Hoffnungen! Der Verſucher naht den Menſchen auf mancherlei Wegen; Schönheit, Reichthum, vornehmer Stand — alles ſind Lockſpeiſen und haben ſchon manches Mädchen in's Unglück geführt.

Ella.

Ihr ſeht aber auch alles ſchwarz, liebe Mutter! Wenn ich Euch nun ſage —

Margreth.

Ich will's nicht wiſſen; aber folge meinem mütterlichen Rathe! Mache dir mehr Beſchäftigung, lies nicht ſo viel in weltlichen Büchern — Der Vater ſah es ſchon in deiner Kindheit nicht gern; nun bin ich blind! Spiele nicht ſo oft auf der Laute! Ach liebe Tochter! ſo gern ich's höre, wenn du mir dazu eine ſchöne geiſtliche Arie ſingſt, ſo merk' ich doch oft, daß ſich deine Gedanken zu irdiſchen Dingen verirren. Das iſt nicht gut! — — Haſt du geſtern Abend die Blumen begoſſen?

Ella.

Nein, ich hab's vergeſſen, will's aber gleich thun! ſie nimmt eine Flaſche vom Tiſche. Warlich, die Roſen ſind recht blaß worden; aber ſie ſollen ſich wieder röthen — ſich im Spiegel beſehend. alle werden es! O liebe Mutter, wenn ich erführ', daß die Blumen wirklich aus Gebhards Garten wären, dann verſäumt' ich ſie gewiß keinen Abend!

Fünfte Scene.

Die Vorigen. Hanna.

Hanna.

Es iſt ein alter, ehrbarer Herr draußen, der Euch zu ſprechen verlangt.

Margreth und **Ella**, zugleich.

Mich?

Hanna.

Alle beide, wenigſtens Eine von Beiden, ſagte er.

Margreth.

Kennſt du ihn nicht?

Ella.

Gott! wenn es Gebhard wär!

Hanna.

Geſehen habe ich ihn wohl oft, aber ich weiß ſeinen Namen nicht. Er iſt ſchwarz gekleidet und hat ein junges Mädchen an der Hand, das auch Trauer trägt.

Margreth.

Laß ihn herein!

Hanna ab.

Ella, vor ſich.

Wer das ſeyn muß? Möch'te ſchon die Erfüllung?

Sechſte Scene.

Margreth. Ella. Ehrenberg in Trauer.

Ehrenberg, noch vor der Thür.

Bleib' hier; ich werde dich rufen — eintretend. Die liebwertheſte Frau Margreth und Jungfrau Ella werden mich vielleicht nicht kennen, ich aber ſie, beſonders die letztere. Ich habe den kleinen Schwarzkopf, wenn ich, als ein ſtets ledig gebliebener Junggeſell, im Comtoir-Fenſter Federn ſchnitt, gar oft, als er erſt ſo mit der Hand zeigend. groß war, vor der Hausthür ſpielen ſehen. Dermalen komme ich, zwar als ein betrübter Trauer-, aber auch als ein gratulirender Glücks-Bote.

Ella,

in großer Spannung vor ſich.

Trauerbote — Glücksbote — wie wunderbar trifft das zu!

Margreth.

Eure Stimme glaube ich gehört zu haben; aber wie ſollen wir Eure Worte deuten?

Ella.

Um wen trauert Ihr, werther Herr?

Ehrenberg

Dieſe ſchwarze Kleidung trage ich nicht blos hinſichtlich des äußern Anſtandes, obwohl es ſich allerdings ſo geziemt, ſondern auch mit wahrhaft tiefbewegtem Herzen. Es hat nämlich dem Herrn über Leben und Tod gefallen, meinen Principal, den Herrn Rathmann Gebhard —

Ella.

Rathmann Gebhard — ?

Ehrenberg.

— bei welchem ich von Jugend auf conditionirt, vor drei Tagen auf einem ſeiner Landgüther, nämlich dem zu Hilmersgrün, aus dieſer Zeitlichkeit abzurufen. Deſſen verblichene Hülle iſt geſtern Abends, wie der Wohlſelige angeordnet, in ſeinem allhieſigen Erbbegräbniſſe ſtill beigeſetzt worden.

Ella.

Himmel! was ſagt Ihr?

Margreth.

Gott ſchenk' ihm ſanfte Ruh'!

Ehrenberg.

Amen! Er iſt hienieden reichlich geſegnet geweſen, aber auch in den letzten Zeiten ſeines Lebens ſchwer heimgeſucht worden — wodurch? iſt Euch unverborgen —

Ella.

Wohl fühl' ich's!

Ehrenberg.

Seit jener Zeit hat er ſein Gemüth von aller weltlicher Eitelkeit abgezogen und immer an das Ewige gedacht, auch ſeinem verlornen Sohn, von deſſen Leben oder Tode er gänzlich keine Nachricht erhalten, Alles verziehen.

Ella.

Er hat Wilhelm verziehen? alſo auch mir? — Es fängt an hell zu werden! — O wie wird Wilhelm ſich freuen!

Ehrenberg.

Füge der Himmel, daß er deſſen noch fähig.

Ella.

O zweifelt daran nicht! Sein Leben iſt mir verbürgt — es ſpringt ein Glas. Was war das?

Ehrenberg.

Sonderbar!

Ella,

an den Tiſch gehend — bleich.

Das ſchöne geſchliffene Glas mit goldnem Rande und Wilhelms Namen, worin er mir einmal Lilien und Nelken ſandte, iſt zerſprungen! zeigt es. Ich habe immer daraus getrunken; es war mir ſehr lieb!

Ehrenberg, ernſt.

Stellen wir alles Gott anheim.

Ella, heftig.

Der wird, der kann das nicht wollen! — Aber — fahr' fort!

Ehrenberg.

Der ſeelige Herr hat aber nicht blos mit Worten, ſondern auch im Herzen Alles verziehen, und zu deſſen Beweis —

Ella.

So kam wohl von ihm auch die reichliche Unterſtützung, die wir von einem unbekannten Wohlthäter erhielten?

Ehrenberg.

So iſt's; jetzt darf ich es eröffnen. Dieſe Zuſendung iſt durch meine Hände gegangen. Er hat ſich insgeheim genau nach Eurem Lebenswandel erkundigt, und da er von Eurer Eingezogenheit gehört, ſeinen vorigen Unwillen innigſt bereut.

Ella.

Wie ſehr verkannten wir ihn!

Ehrenberg.

Hiebei hat es aber nicht bewendet, ſondern der ſeelige Herr hat auch, laut ſeines geſtern eröffneten Teſtaments, ſeinen Sohn und Euch, werthe Jungfer Ella! alſo und dergeſtalt zu Haupterben ſeines Vermögens eingeſetzt, daß es, bis zu ſeines Sohnes Zurückkunft oder bis zu Eingang zuverläſſiger Nachricht von deſſen Ableben, in ſichere gegerichtliche Verwahrung genommen, indeß aber Euch die geſammte Nutzung überantwortet werde. Falls ſich des Sohnes tödtlicher Hintritt beſtätigt, wird Euch das Ganze als völliges Eigenthum übergeben.

Margreth.

Wunderbare Fügung!

Ella.

Iſt's möglich? iſt's wahr? einer Ohnmacht nahe, ſtarr zu Boden ſehend. Dann mit geſammelter Kraft. O ſchlage nur lauter, mein Herz! Iſt dieß eingetroffen, ſo trifft auch das Uebrige ein!

Margreth.

Faſſe dich, liebe Tochter! Standhaft im Unglück, mäßig im Glück, ſo ziemt es ſich für ein tugendhaftes Gemüth.

Ehrenberg.

Wohl geſprochen, Frau Margreth! und da ich Euch' alſo geſinnt finde, wende ich mich mit nun gröſserer Freudigkeit zu dem Schluſſe meiner Verrichtung. Es hat nämlich mein ſeeliger Prinzipal, außer einigen Legaten, hiebei die einzige Bedingung gemacht, daß Ihr und Jungfer Ella eine arme Waiſe von fleißigem und ſittigem Weſen, die ſelbſt ſonderlich nach Euch verlangt, und von ihm auch mit einem Vermächtniſſe bedacht worden iſt, nach ſeinem Tode mütterlich und ſchweſterlich aufnehmen und ſie zu allem Guten vollends erziehen ſollt.

Margreth.

Was in meinen ſchwachen Kräften ſteht —

Ella.

O! da die Vorſicht uns ſelbſt ſo wunderbar geſegnet hat — Alles, Alles will ich thun! Kein Armer ſoll mehr in Noth leben, ich will Kinder erziehen, Kranke pflegen, Stiftungen für Greiſe machen — Aber wo iſt ſie?

Ehrenberg zu Ella.

Ihr ſeyd alſo von Herzen bereit, ſie liebreich auf- und anzunehmen, auch — ſehr ernſt. — falls ihr Anblick Euer Herz verwunden, auch wenn er Euch bei dem beſcheerten Glück zur ſteten Lehre und Warnung dienen ſollte?

Ella.

Wilhelms Vater hat mir verziehen, er hat mich vor der Welt für ſeine Schwiegertochter erkannt, was könnt' es geben, worin ich mich ſeinem Willen nicht gern unterwürfe?

Ehrenberg, zur Thüre gehend.

So komm herein, mein Kind! und begrüße deine künftige Mutter und Schweſter. Oeffnet.

Siebente Scene.

Die Vorigen. Kätchen (mit ſchwarzem Band.)

Kätchen.

Guten Morgen wieder, wie ehemals, liebe Frau Margreth! — Liebe, ſchöne Ella! nicht wahr, du behältſt mich nun wieder bei dir?

Margreth.

Das iſt ja wohl Kätchen — ?

Ella, etwas zurückfahrend.

Joſephs Schweſter — wohl eine Warnerin!

Ehrenberg.

So iſt es, Frau Margreth! der ſeelige Herr hat nicht nur — zur nachdenklichen Lehre für die leichtſinnige Jugend, in ſeinem Garten dem Getödteten ein Gedächtniß ſetzen laſſen —

Ella.

Wo ich und Wilhelm unſere Eide wechſelten? — im Garten — ?

Ehrenberg.

Der nun der Eurige iſt! — fortfahrend. — ſondern ſich auch des verlaſſenen Schweſterleins treulich angenommen und es auf dem Guthe Hilmersgrün verpflegen laſſen. Vermuthlich hat er Kätchen nicht ohne hinreichende Gründe ſeiner auf dem Sterbebette erwählten Schwiegertochter mit vermacht.

Ella.

Er hat wohl daran gethan; ich danke ihm auch für dieſe Wohlthat, als für die eines Vaters.

Kätchen, zu Ella.

Du haſt, da ich noch Kind war, immer ſo freundlich mit mir geſpielt, dein Bild ſtand immer ſo lieblich vor mir, der ſeelige Bruder hat mir immer ſo viel Gutes von dir erzählt, ich wollte ſo gern wieder in die Stadt und zu dir — ! O, weine nicht! Ich will dir und der Frau Margreth gewiß keinen Verdruß machen. Der alte Herr hat mir's noch auf dem Todesbette anbefohlen —

Ella.

Komm, liebes Kätchen! umarmt und küßt ſie. Ich will Alles wieder gut machen, du ſollſt meine Freundin, meine Schweſter, meine Tochter ſeyn. So oft ich dir etwas lehre, ſo oft ich dich anſehe — — die Todten ruft einmal Keiner zurück! ſteht trüb' in ſich verſenkt.

Ehrenberg.

Sonach wär' mein Geſchäft beendigt, Alles pünktlich, wie mir der ſeelige Principal befohlen. Die nothwendigen Verſiegelungen ſind beſorgt, die Inventarien werden ſchleunigſt gefertigt; Ihr könnt über die verbleibende Einnahme zu ſeiner Zeit verfügen. Einſtweilen hab' ich aus dem baaren Caſſenbeſtande zu dem für's Erſte etwa Erforderlichen Einiges mitgebracht; legt Geldrollen auf den Tiſch. ſobald Ihr mehr braucht — es liegt bereit!

Ella.

Wüßt' ich nur, wie ich euch einigermaßen meine Erkenntlichkeit —

Ehrenberg.

Durch nichts, als wenn Ihr Euch zuweilen meiner Worte erinnert! Hiermit Gott befohlen, werthe Frau Margreth! werthe Jungfer Ella! Wir ſehen uns künftig wohl öfter. Leb wohl, Kätchen! und laß mich ſein Gutes von dir hören.

Margreth.

Ich dank' Euch für Euern Beſuch. Noch iſt mir alles ſo neu —

Kätchen.

Lebt wohl, Herr Ehrenberg! und behaltet mich lieb. Hört Ihr?

Ehrenberg, von Ella und Kätchen bis an die Thür begleitet, ab.

Achte Scene.

Margreth. Ella. Kätchen. Zuletzt Hanna.

Ella.

Nun, liebes Mutterchen? haben meine Träume, haben die Anzeichen gelogen? werden es die übrigen? vor ſich. Nein! feſt ſteht mein Muth; weiße Engel lügen nicht! — Freut Euch doch, Mutterchen! freut Euch! Ihr werdet nun ein recht glückliches Leben führen, weichere Betten haben, eine ſchönere Wohnung, die geſchickteſten Aerzte, die koſtbarſten Arzneien und Erquickungen!

Margreth.

Suche nur Ruhe zu gewinnen, liebe Tochter! — Wir haben ja nie Noth gelitten, und noch kann ich mich in das unverhoffte Glück nicht finden. Auch iſt's oft ſchwerer, Glück als Unglück zu ertragen.

Ella.

Deshalb dürfen wir doch das Gute, das

uns die Vorſicht ſchenkt, mit frohem Herzen annehmen. Ihr werdet ſchon ſehen — !

Margreth.

Es kommt mir Alles wie ein Traum vor, der wieder in Nebel zerrinnen würde.

Ella.

Wir haben ja ſchon das Pfand der Gewißheit. Fühlt doch! *legt der Mutter eine Geldrolle auf den Schooß und öffnet die andere.* Und lauter Goldſtücke! lauter Goldſtücke! O es iſt doch eine ſchöne Sache um den Reichthum; man kann ſich ſo Vieles verſchaffen, man kann ſo Vielen Freude machen — Hanna! komm herein! Geſchwind Hanna!

Hanna, *ſchnell herein.*

Was ſoll ich, Jungfer Ella?

Ella.

Dich mit mir freuen! Ich bin nun reich, ich will halten, was ich dir heute früh verſprochen, ich will mehr thun, als ich dir verſprochen. Du ſollſt gleich ein Geſchenk haben! ſchnell durch die offen ſtehende Thür ab und ſchnell zurück. Hanna und Kätchen ſehen ſich indeß verwundernd an. Dir gefiel die feine Leinwand, die ich für mich ſelbſt gekauft hatte. Für mich will ſie nun nicht mehr paſſen, da nimm ſie! Du ſollſt noch mehr bekommen! zu Kätchen. Auch dich werde ich nicht vergeſſen; ich habe nur nicht gleich Etwas, das ſich für dich ſchickte! zu Beiden und zur Mutter. Denkt nur, und er ſagte, das ſey blos für das zuerſt Erforderliche! Was wäre denn das? — Nun, die Trauerkleidung! Freilich, als Schwiegertochter und Erbin, muß ich trauern! Ihr Alle müßt es! zu Hanna, die im Abgehen begriffen iſt. Bleib! Du mußt mir rathen, du mußt mit mir einkaufen gehen! — — Was ſprengt da vorm Hauſe vorbei? ans Fenſter. Himmel! Ein Schwediſcher Junker! Er fragt drüben in der Schmiede; er kehrt um; er bindet das Pferd bei uns an; er hat einen grünen Zweig auf der Blechhaube! Der kommt zu mir; das iſt ein Liebes- und Siegs-Bote! Laß ihn herein, Hanna! öffne ihm die Vorhausthür!

Hanna ab.

Margreth.

O mein Kopf! Ich ertrage die ſchnelle Abwechslung nicht länger. zu Ella. Gieb mir Nachricht, wenn du zu dir ſelbſt gekommen biſt! Führe mich, liebes Kätchen! mit Kätchen in das Schlafſtübchen ab.

Neunte Scene.

Ella. Bald darauf Cornet Sparre.

Ella.

Die gute Mutter! ſie kann noch gar nicht an unſer Glück glauben. Das iſt Folge des Alters und der Krankheit; wie ganz anders fühlt ein junges feuriges Herz! man hört vor der Thüre ein Geräuſch. Horch! Ich muß mich ein wenig in Verfaſſung ſetzen. Sie wirft ſchnell einen Blick in den Spiegel, legt das Haar, nimmt die Laute, ſchlägt ein Notenblatt auf, und thut einige Griffe. Hanna läßt den Cornet ein.

Cornet,

die Hand an die Blechhaube, mit militairiſchem Anſtand.

Mein Major, von Silberſtröm, vom

Regiment Südermannland, und Hauptmann Gebhard —

Ella.

Hauptmann — ?

Cornet.

— vom ſchwarzen Regiment, laſſen der Jungfrau Ella, genannt die Schöne, durch mich, Cornet Sparre, jetzt zur Escortirung einer hier gefaßten Fourage-Lieferung commandirt, höflichen Gruß vermelden, und es ſtehe Alles wohl. Des Hauptmanns verſiegelten Rapport will hiermit behändigen. Hat zwei Briefe herausgezogen, beſieht die Aufſchriften, giebt ihr den einen und ſteckt den andern wieder zu ſich.

Ella.

Von ihm! — — mit Grazie und vornehmen Anſtand. Seyd beſtens bedankt, Herr Cornet! Cornet los. Ella tritt an's Fenſter, erbricht den Brief und überläuft ihn mit Zeichen des höchſten Entzückens.

Cornet vor ſich.

Wetter! die hat Augen im Kopfe. Sie könnt' eine Pulvermühle damit anzünden!

Ella.

Von ihm! Ihr ſeyd mir ein Freuden-, ein Himmels-Bote! etwas verlegen. Ich ſollt' Euch wenigſtens einen Becher Weins zum freundlichen Willkommen reichen, aber entſchuldigt das! Eine Jungfrau und eine kranke Mutter ſorgen nicht für den Keller.

Cornet, lächelnd abwehrend.

O werthes Fräulein — !

Ella, mit Würde.

Wie verließt Ihr die Herren?

Cornet.

Unter dem Donner des Viktoria-Schießens, jubelnd beim Weinbecher in Hauptmann Gebhards Zelte, der bei Kanonenhall Eure Geſundheit ausbrachte. „Dreimalhoch die Frau Hauptmännin!“ hört' ich meinen Major erwiedern; Gläſergeklirr und Trommeten-Tuſch riefen's weiter.

Ella.

Hohe Ehre! Ich bin den Herren Officiren ſehr verbunden.

Cornet, *lächelnd.*

Werd's ausrichten — *galant:* auch von wem der Dank komme!

Ella.

Aber Ihr nennt ſie Major — Hauptmann — ?

Cornet.

Silberſtröm ward es ſchon vor einem Vierteljahr, Gebhard aber auf dem Schlachtfelde, weil er ſelbſt eine feindliche Fahne und ſeine Schaar ſilberne Heer-Pauken erobert hatte.

Ella.

Eine feindliche Fahne? *vor ſich.* Rahel ſah ſie wohl! — *laut.* Er iſt alſo brav?

Cornet.

Einer der Bravſten, wie mein Major! — nur — nichts für ungut! — mit der Klinge allzu flink heraus! hat ſchon Manchen gezeichnet! — Habt Ihr ſonſt noch was zu beſtellen? Ich hab' hier keine Raſt! denn iſt auch der Feind aufs Haupt geſchlagen — ich war auch dabei, Fräulein! — ſo vertheidigen ſich doch noch einzelne Haufen. Alſo denk' ich, in heut'ger Nacht eine Strecke Wegs zurückzulegen; um ſieben Uhr wird die Wagenburg ja wohl geladen und beſpannt ſeyn! Soll ich beim Vorbeiziehen unten anfragen?

Ella.

Ich will Euch ein Brieſchen an Hauptmann Gebhard mitgeben, dem ich viel Unerwartetes und Beruhigendes zu melden habe;

Cornet.

Dann werd' ich mir's aus dem Sinn ſchlagen, daß ich jetzt einen Seitenritt machen mußte.

Ella.

— wenn Ihr anders über Mädchenbrieſe nicht leichtſinnig denkt.

Cornet.

Ich bin Soldat und — wenn Ihr mir's nicht übel deuten wollt, wünſchte lieber, daß Euch mein Major erbeutet hätte! Nun, er hat ſich wohl auch was Hübſches ausgeſucht, und — auch mit Hauptmann Gebhard ritten wir in den feurigen Tod! Darum ſtimme ich mit ein! Dreimalhoch die Frau Hauptmännin!

Ella, etwas verlegen.

Wolltet Ihr wohl bei Gelegenheit dieß gebührend in's Werk ſetzen — ?

will ihm aus der Rolle einige Goldſtücke geben.

Cornet.

Bei der nächſten Raſt, verlaßt Euch darauf — doch ohne das!

Ella.

Ihr ſeyd ſtörriſch. Aber — ein Andenken müßt Ihr für die Botſchaft mitnehmen, wenn die Hauptmännin es befiehlt!

Er ſtellt ſich lächelnd wieder militäriſch an. Sie geht ſchnell durch die zweite Seitenthür.

Cornet.

Die verſteht ſich auf's Commandiren; wenn ſie: „halt!" rief, ſtänd das ganze Regiment wie eine Mauer. Ich habe doch manchem ſchmucken Dirnlein keck in's Auge geſchaut, aber ſoll mich —

Ella

kommt mit einem Käſtchen wieder heraus, in dem ſie ſucht. Die Perlenſchnur und die goldne Kette fallen ihr in die Hände. Indem ſie letztere wieder hineinlegt, tief ergriffen vor ſich:

Du ſollſt Kätchen künftig angehören; ſie hat allein Recht auf dich! — *findet einen Ring.* Hier, Herr Cornet! Nur ein einfach goldenes Ringelchen mit einem Hiacinth. Ich hab's im Glückshafen gewonnen; Euer jetziger Major ſandte mir durch Gebhard das Loos.

Cornet.

Wenn dem ſo iſt — die Subordination und Eure Augen! *Nimmt den Ring und verbeugt ſich.* Ich habe noch etwas zu beſtellen. Lebt wohl! Drei Viertel auf ſieben bin ich vor Hauptmanns Quartier!

ab.

Zehnte Scene.

Ella,

die ihn bis zur Thür begleitet hat, ſchnell wieder vorkommend.

Nun bin ich ja allein! nun iſt's vergönnt,
Dem ſüßen Rauſche ganz mich hinzugeben,
Den, ſey's aus Schaam, aus Sprödigkeit und Stolz,
Die Jungfrau ſtets dem fremden Aug' verbirgt,
Und höchſtens nur an des Geliebten Bruſt,
Selbſt da nur bang', nur ſchweigend eingeſteht!

Sieht gen Himmel und wirft ſich auf die Knie. Dann aufſtehend — faſt ſtürmiſch.

Nur dieß! ich dankte dir ſchon für die Zeichen;
In deinem Tempel hab' ich dir gedankt!
Jetzt laß mich der Erfüllung frei genießen!

Den Brief hervorziehend.

Hervor noch einmal, ſtummer Liebesbote,
Beredter doch als Nachtigallenſtimmen
Bei duft'ger Sommernacht im dunklen Hain!
Hervor, daß ich in deinen Wonneſang

Das ganze Herz, mein ganzes Ich verſenke!

Lieſt.

„Denkſt du noch meiner? — Unſer iſt der Sieg
Und endlich offen zu Schön Ella's Herzen
Der Weg, den lang des Feindes Heer verſchloß.
Noch lieb' ich dich, wie an dem Unglückstage,
Der ohne Abſchied mich von dir getrennt.
Die Ferne fachte nur die Glut noch an.
Wie an den Fuß ſich ſtets der Schatten bannt,
Der goldnen Sonne folgen die Planeten,
So folgt dir ſtets mein Geiſt; nur du, nur du
Biſt meiner Wünſche Ziel, biſt mein Gebet!
Bald leuchten uns die hochzeitlichen Kerzen;
In ein'gen Wochen oder ſo viel Monden —
Dem Krieger zögert oft der Sterne Lauf —
Umarm' ich, küß' ich, kränz' ich dich als Braut.
Mein biſt du, mein! heiß werd' ich dich umfaſſen,
In Tod und Leben nimmer von dir laſſen!“

Drückt den Brief ans Herz.

Kann noch ich zweifeln? Des Geliebten Hand
Erkenn' ich, liebe, wohlbekannte Züge!
Der weiße Engel iſt kein Geiſt der Lüge —
Hat nicht das Schickſal ſchon gelöſt ſein Pfand?
Mein Wilhelm lebt, ſein Vater hat verziehen —
Ich reiche Erbin — Siegsruf durch das Land —
Er, den die Kränze edlen Muths umblühen,
Schwang ſich ſchon auf zu hohem Führerſtand —
Und nur das letzte Zeichen wäre Tand? — —
Nein! wem der Glaube ſich verkehrt in Schauen,
Der darf ſein Hoffen in die Wolken bauen! —

Bald iſt Er mein, das Myrtenreis gewunden;
Nichts kann ihn trennen, ew'ger Liebe Schwur —
Schattende Nächte, o werdet Secunden!
Eilet, ihr Morgen, den Fittig entbunden!
Sonnen! vernichtet der Roſigen Spur!

Zagende Mutter!

Wie bemitleidend.

O, tröſte dich nur! —

Reichthum und Freude, und Ehre und Glanz

Bringt dir die Tochter im bräutlichen Kranz!

Jubelnd zur Mutter ab.

Vierter Act.

Erſte Scene.

Freier Platz vor dem Innern der Ringmauer, auf welchen einige Straßen ſtoßen. Das Stadtthor iſt ſo eingerichtet, daß ſeine Wölbungen die Durchſicht größtentheils verdecken. Auf einer Seite deſſelben ein ſchmales, ſchräg anlaufendes Gärtchen, durch welches Stufen auf einen Söller führen.

Einige Bürger und Bürgerinnen gehen eilig durchs Thor. **Rahel** aus einem Gäßchen. Bald darauf **Berndt** mit einem Zuge aus dem entgegenſtehenden.

Rahel.

Das läuft! das rennt! Die Straßen ſind wie ausgeſtorben. Alles will die Herren Schweden vorbeiziehen ſehen. Kann ich's doch auch! — Aber was kommt mir denn da heraus? ſetzt die Brille auf.

Berndt,

in feierlicher Tracht. Mit ihm einige Harfenſpieler und zwölf weißgekleidete und mit Blumen geſchmückte Mädchen. Zwei der Aelteſten tragen Brautkränze; ſie und Einige der Erwachsneren haben Lauten, andere Lorberkränze in den Händen.

So! ſtellt Euch hier an! Hier ſollen wir ſie erwarten.

Rahel.

Hm! hm! der Hochzeit= und Leichenbitter Berndt mit einem Haufen Mädchen. Was muß das vorſtellen? — Herr Berndt! he! lieber Herr Berndt!

Berndt, vor ſich.

Was will die **Lea** hier? laut. Was beliebt, werthe Frau Rahel?

Rahel.

Sagt mir doch im Vertrauen, wenn Ihr anders dürft, was der Zug bedeuten ſoll?

Berndt.

Das iſt kein Geheimniß; ſonſt würd' ich freilich Euch nicht damit beſchweren —

Rahel.

Seht doch! Ihr könnt das Spaßen nicht laſſen. — Nun alſo?

Berndt.

Nun alſo! dieß beweißt abermals, daß es noch Leute giebt, die, wenn ihnen der Himmel Reichthum zuwendet, löblichen Gebrauch davon machen. Die ſchöne und jetzt auch Tonnen Golds reiche Jungfrau Ella —

Rahel.

Die? — Nun behüt' ſie Gott! Ich habe ſie noch als einen Struppkopf gekannt, hab' ihr manche Wohlthat erwieſen — o! ich bin oft zu ihr geſchlichen, da ſie nur noch ein Stübchen und ein Kämmerchen hatte — ich bin eigentlich ſchuld, daß ſie zu dem Guth und Gelde gekommen iſt —

Berndt.

Was ihr nicht ſagt!

Rahel.

Ihr könnt's glauben. Man ſieht's Keinem an, was in ihm ſteckt. Nun, ſie hat mir auch manch Geldpäckchen geſchickt — was wahr iſt, ſag' ich gerne! — Aber meine Perſon iſt ihr nun zu ſchlecht, weil der Hoffartsteufel in ſie gefahren iſt.

Berndt, vor ſich.

Die alte Heuſchrecke!

Rahel.

Wie — ? Denkt einmal! Vorgeſtern geh' ich zu ihr, aber ſie läßt mich nicht vor, ſendet mir durch die Magd — das iſt auch ſo ein vornehmthuiges Ding! — ein paar Gulden, läßt mir ſagen, ich ſolle nicht zu oft kommen. Pfui! Ich wünſche Niemandem Böſes, aber: der Pfau ſollte auf ſeine Füße ſehen, und: Hochmuth kommt vor'm Fall, ſagt das Sprichwort!

Berndt.

Schämt Euch doch! Wenigſtens mir ſolltet Ihr ſo etwas nicht ſagen. Wer von Anderer Gunſt leben muß, der ſpricht auch von gemeinen Leuten Gutes, von Vornehmen ſtets das Beſte.

Rahel.

Ihr ſeyd auch ſo ein Alles-zum Beſten-Kehrer! Doch was iſt's denn mit der ſchönen, vornehmen Jungfrau?

Berndt.

Ihr laßt einen ja nicht zur Sache kommen! Nun, die wohlthätige Jungfrau hat ein Dutzend Soldatentöchter und andere Mädchen, die durch Krieg und Seuche ihre Aeltern verloren haben, an Kindes Statt angenommen und ſie von Fuß auf neu gekleidet.

Rahel.

Und ſchickt Euch nun mit den Waiſenmädchen herum, daß es die Menſchen fein ſehen? Das iſt was rechts!

Berndt.

So? Auch das nichts, daß ſie die Mädchen erziehen will und dann ausſtatten? daß ſie dieß bei den beiden Aelteſten ſchon gethan hat? daß dieſe mit ihr zugleich getraut werden?

Rahel.

Getraut? mit ihr zugleich? — heirathet ſie denn? — wen denn?

Berndt.

Man ſagt ja, Ihr wißt Alles! — Nun, den reichen Rathsherrnſohn, der den Goldſchmidt erſtach.

Rahel.

Dem ziehen wohl die Mädchen entgegen?

Berndt.

Freilich! Es iſt alles zum Empfang des Bräutigams bereitet, das ganze Haus erneut und geſchmückt, alles auf's prächtigſte!

Rahel, höhniſch.

Der Garten auch?

Berndt.

Nein, der nicht! den liebt ſie nun einmal nicht, hat eine Scheu vor ihm, läßt ihn verfallen —

Rahel.

Wollt Ihr wiſſen, warum? — weil er ſie an ihre Fehlerchen erinnern könnte! Hä, hä! — Freilich, der alte Herr hätte lieber den beliebten Nixenbrunnen, wo das Jüngferchen die ſchöne Meluſine agirte, ſollen ſtehen laſſen!

Berndt.

Wer wird über Anderer Unglück noch ſpotten? — Sprechen wir lieber von der Hochzeit, die ich ausrichte, von dieſem hübſchen Aufzuge —

Rahel.

Die zehn Jungfrauen gingen auch dem Bräutigam entgegen mit Lampen, aber fünf waren thörigt. — Darf denn der junge Gebhard zurückkommen?

Berndt.

Wer wird's ihm wehren? Er iſt jetzt ein hoher Schwediſcher Offizier.

Rahel.

Der tauſend! mein Söhnchen ein Herr Offizier, und kommt heute wieder! Dacht' ich doch, es wär' kein Gebeinchen mehr von ihm ganz! — Habt großen Dank für die Nachricht. im Abgehen für ſich. Was man nicht alles erlebt! Bald werd' ich ſelbſt an mein weißes Engelein glauben!

Durchs Thor ab.

Zweite Scene.

Die Vorigen ohne Rahel. Bald darauf **Ella** (in ſilberſtoffnem oder Sammtkleid mit Schleppe, Schmuck um Hals und Arme, im hochaufgeflochtenen Haar eine mit Edelſteinen durchwundene Brautkrone, einen langen, prächtigen Spitzenſchleier über das Geſicht.) Hinter ihr **Hanna** (auch höchſt ſtattlich, obwohl in Mägdetracht.)

Berndt.

Schade, daß ein Scheiterhaufen ſo viel Holz frißt; die Hexe ſollte verbrannt werden! Allenthalben hängt ſie ſich an, wie eine Klette! — Ah, da kommt ja — ſieht die Mädchen. So! ſo! wie die Orgelpfeifchen! — für ſich. Das muß wahr ſeyn, ſie könnte alle Tage eine Prinzeſſin vorſtellen! giebt den Harfenſpielern und Lautenſchlägerinnen ein Zeichen. — Kurzes Muſikſtück.

Ella,

mit vornehmem, ſehr huldvollem Anſtande, nickt Berndten und betrachtet die Mädchen.

So, lieber Berndt! Ich ſehe mit Vergnügen,
Daß Ihr mit Zierlichkeit Geſchmack verbindet,
So was zu ordnen wißt, auch pünktlich ſeyd!

Berndt

küßt ihr die Hand.

Nichts, als Schuldigkeit, Verehrteſte! Was die Kürze der Zeit erlaubte, iſt geſchehen. Ihr werdet ihm entgegen ziehen mit Reigen und Saitenſpiel, wie die Tochter Jephtha's.

Ella,

einigermaßen ergriffen.

Ihr wählt ein übel Gleichniß. Wißt Ihr nicht,
Daß ſie zween Monden weinte auf den Bergen,
Betrauert von den Töchtern Iſraels!
Was trübt Ihr meine Freudigkeit?

Berndt will ſich entſchuldigen.

Schon gut!
Ich bin für Eure Sorgfalt Euch verbunden;
Am Strohkranztage mach' ich Alles quitt;
Bis dahin borgt der ſichern Schuldnerin!

Berndt.

Ihr habt mich ja ſchon ſo reichlich belohnt, als ich die neue Einrichtung Eures Hauſes beſorgt hatte —

Ella.

Die Wilhelm ſehr erfreuen wird!
Zu den Mädchen.
Willkommen!
Seht doch, wie hübſch Ihr ſeyd! Du, kleines Schwarzaug',
Mit Gefühl.
Rufſt meiner Kindheit Bild mir faſt zurück;
Du, kleine Blonde! biſt's auch faſt zu ſehr —
Ihr, ſchmucke Bräutchen! ſtecht mich nur nicht aus. —
Ihr könnt das Lied?
Sie bejahen ſchweigend. Zu Berndt.
Ihr wart doch wohl beim Dichter?

Berndt.

Er läßt Euch Dank ſagen; doch ſetzte er hinzu —

Ella.

Wie? einen Zuſatz? Und der wär' Freund Berndt?

Berndt.

Er habe noch mehr Freude über die Schaale, als über die übrigens recht ſüße Goldfrucht.

Ella.

Wie meint' er das?

Berndt.

Er bezog dieß ohne Zweifel auf das ſeidne Beutelchen, von dem ich ihm geſagt, Schön Ella hab' es mit eigener Hand geknittet.

Ella, wohlgefällig.

Ich bin ihm ſehr verbunden!

Berndt.

Er will Euch ſeine Erkenntlichkeit durch ein Gedicht auf Eure Vermählung bezeigen.

Bei einer ſolchen Braut, ſagt' er, komme die Begeiſterung von ſelbſt.

Ella.

Es wird mich freu'n. Ich möchte meines Brauttags
Noch lang' gedenken, als des ſchönſten Feſt's,
Und was kränzt mehr mit Roſen als —
Wer kommt?

Dritte Scene.

Die Vorigen. Eine Marketenderin.

Marketenderin, zu Berndt.

Guten Tag, lieber Herr! Iſt dieß das Paulsthor, wo die Armee hart vorbeimarſchirt? Ich hab' in der Stadt eingekauft und möchte nicht gern was verſäumen. Wer zuerſt kommt —

Berndt.

Mahlt zuerſt! Ganz recht! Du kannſt nicht fehlen, raſche Amazone! Nur der Naſe nach!

Ella, vortretend.

Zu welchem Regiment gehört Ihr?

Marketenderin, ſehr reſpectvoll.

Eigentlich zu allen, Ihr' Gnaden, wo es was zu verdienen giebt, halte mich aber meiſtens zum blauen, bei welchem mein ſeliger Mann ſtand.

Ella.

So früh verwittwet?

Marketenderin.

Ein Soldatenweib muß ſich ſchon vor'm Altar darauf gefaßt machen. Lieber Himmel! darein fügte man ſich noch; giebt's aber ſchon ein Häufchen Kinder, freilich, da muß man ſich tummeln.

Ella.

Kennt Ihr den Major Silberſtröm?

Marketenderin.

Was wollt' ich nicht? Ein braver Herr, vom ſchönſten Anſehn — und auch ſehr gut!

Ella.

Kommt er mit?

Marketenderin.

Ohne Zweifel.

Ella.

Seyd Ihr auch im ſchwarzen Regiment bekannt?

Marketenderin.

Wenig oder gar nicht.

Ella.

Aber das ſchwarze Regiment geht hier auch mit durch? Nicht wahr?

Marketenderin.

So hab' ich gehört.

Ella.

Welches kommt wohl zuerſt?

Marketenderin.

Das läßt ſich nicht ſagen; es richtet ſich nach dem letzten Quartier. Man hört ganz in der Ferne einen Marſch. Es geht ſchon los. Gott befohlen!

geht.

Ella *zu Hanna.*

Gieb ihr etwas für das Häuſchen Kinder, aber — wie mir's ziemt!

Hanna.

Wartet noch ein wenig, Frau! *geht zu ihr, und giebt ihr aus der Anhängetaſche Geld.* Meine Herrſchaft ſendet Euch's für Eure Kinder.

Marketenderin.

Gottes Segen dafür! *das Geld beſehend.* Das laß' ich mir gefallen! *zu Hanna halblaut.* Die gnädige Frau hat gewiß ihren Herrn oder einen Schatz unter'm Volke, gelt? die ſchenken am reichlichſten! Gott bezahl's!

durch das Thor ab.

Vierte Scene.

Die Vorigen ohne die Marketenderin.

(Die Feldmuſik kömmt nach und nach näher.)

Ella zu Berndt.

Trefft nunmehr Anſtalt, ſonſt wird's leicht zu ſpät.
Für meine Ungeduld ward's ſchon zu lange.

Berndt.

So beliebt Euch auf den Söller zu verfügen. Der Thorwärter überließ ihn mir mit Vergnügen, damit Ihr von dort uns und die Truppen ohne Gedräng' überſehen könnt.

Ella

wird von Berndt ehrerbietig die Stufen hinaufgeleitet. Hinter ihr Hanna. Ella ſpricht zurück.

Führt nun die Mädchen vor das Thor und ſorgt,
Daß Alles, wie ich Euch befahl, geſchehe.

Berndt.

Auf's pünctlichſte! Ich befolge Eure Signale.

Mit dem Zuge durch's Thor ab, ſo daß man nur noch Einige von dem Zuge erblickt.

Fünfte Scene.

Ella mit **Hanna** auf dem Söller.

Ella.

Nun endlich, Hanna! — Ach, wie klopft mein Herz
Vor Wonne und wehmüthiger Beklemmung!
Die Zinken ſchmettern — dumpfer Paukenwirbel!
Sieh', wie's dort flimmert, wie im Sonnenſtrahl
Die Waffen blitzen! Horch, der Roſſe Wiehern! —
Erkennſt du nicht die Farben?

Hanna.

Ich kann ſie noch nicht deutlich unterſcheiden;
doch dünkt mir's das blaue Regiment.

Ella, traurig.

Mir ſcheint's auch.
Warum nicht lieber —

Die Glocken werden gezogen.

Hörſt du? Brautgeläute!
Mir, mir ertönt's, der Glücklichſten der Bräute! —
Sie kommen näher. Wirklich iſt's alſo.
Es ſind die Blauen. Nun, man muß es tragen.
Wohl lange währt ein ſolcher Zug. Du haſt,
Was ich dir hieß, doch nicht vergeſſen, Mädchen?
Wenn er nun kommt, nun endlich, endlich kommt,
Wenn Er daher ſprengt vor der tapfern Schaar
Auf hohem Rappen, nach dem Söller ſchaut;
Dann beug' ich noch verſchleiert mich hinab.
Wenn er dann hält, wohl ſtutzt, mich ſalutirt,
In dieſer Pracht nicht wieder mich erkennend,
Dann ſchlägſt du ſchnell den Schleier mir zurück,

Daß Lieb' ihm ſtrahle, wie wenn aus der Wolke
Der goldnen Sonne blendend Antlitz tritt!

Man ſieht die Spitzen feindlicher Fahnen, und ſpäterhin von Zeit zu Zeit ſchwediſche Standarten im Vorbeiziehen über den Söller hervorragen.

Siehſt du die Feindesfahnen? — Seyd gegrüßt!
Ihr wallt zu keinem Siege mehr voran,
Ihr modert trauernd nun im Zeughaus und
Verkündet der Beſiegten Schmach den Enkeln. —
Ha! welche mag es ſeyn, die Wilhelm nahm?
Die möcht' ich küſſen, an die Bruſt ſie drücken,
Weil des Geliebten Hand den Schafft berührt.
 Bald kommt er ſelber! — Hanna, fühlſt du auch,
Welch' eine Wonne in den Worten liegt?
Du kennſt ſie nicht, lernſt nimmer wohl ſie kennen!
Du trittſt einſt friedlich hin zum Traualtar
Mit dem Erwählten; keine Todesangſt,
Kein Schreckensfall, nicht bange Ungewißheit.

Nicht bitt're Trennung, leiſes Zittern nicht,
Wenn man von einer neuen Schlacht erzählt,
Kennt deine Bruſt — wie fühlteſt du die Wonne
Des Wiederſehns, des jauchzenden Gedankens:
Nun kann uns Zeit und Ewigkeit nicht trennen!

Geſang

der außerhalb der Scene vorbeiziehenden Soldaten, von rauſchender Feld-Muſik begleitet.

Mit uns war Gott der Herr der Schlacht!
Wer weiß, wie bald nach finſt'rer Nacht
Der Regenbogen ſcheint!
Zu Trommeln- und Trommetenklang
Stimmt ein, wer's treulich meint,
In Siegesluſt und Jubelſang:
Triumph! wo blieb der Feind!

Ella winkt mit einem Tuche vom Söller.

Geſang der Mädchen,

blos von Harfen- und Lauten-Muſik begleitet.

Gruß mit Saitenſpiel und Reigen,
Helden! Eurem Siegeslauf!
Feindliche Paniere neigen

Sich vor ihm, und Hymnen ſteigen
Für die Sieger wolkenauf!

Geſang der Soldaten.

Und wenn nun durch die Wolkennacht
Sie ſelbſt, die Friedensſonne, lacht,
Wird Sichel unſer Schwert!
Den Helm löſt manche traute Hand,
Zäumt ab des Reuters Pferd;
Den Küraß, funkelnd an der Wand,
Schwärzt Rauch vom Vaterheerd!

Geſang der Mädchen.

Nach der ſchönſten Zukunft Hallen
Winkt der Stern der Gegenwart;
Aber ſelig iſt vor Allen,
Wenn die Fahnen heimwärts wallen,
Deſſen treue Liebe harrt!

Ella,

mit der Hand winkend, daß ſie aufhören ſollen, und hinabzurufend.

Halt! Herr Major! Major von Silberſtröm! – Er ſieht mich nicht! dieß, Hanna, war ſein Freund. —

Herr Berndt! ſagt, daß er halten ſoll! —
Herr Berndt! —
Sie hören's im Getümmel nicht! Schnell,
Hanna!
Sag' Berndten, daß er nachgeh'n ſoll — er
kennt
Ihn ja vom Maskenball! — er ſoll ihn
bitten,
Im Namen einer Dame ihn beſchwören
Bei Freundſchaft, Mitleid, Achtung gegen
Frauen,
Doch mich nicht nennen — Hörſt du? mich
nicht nennen!

Hanna iſt ſchon herab. Ella ruft ihr nach.

Er holt ihn ein. Gewiß! es ſtockt der
Zug;
Ein Pulverwagen brach die Achſ'! Nur
ſchnell!

Hanna durchs Thor ab. Ella ſieht noch einmal hinunter,
und ſteigt herab.

Sechſte Scene.

Ella allein.

Ob er mich kennen wird? Jetzt kann ich's prüfen,
Um höher noch zu feiern den Triumph.
Kennt Er mich nicht, kennt mich auch Wilhelm nicht;
Wenn dieſer ſtaunt, ſchwelgt jener in Entzücken!
Drum ſteh' mir bei, dem Weib verlieh'ne Liſt!
So lang als immer möglich ihn zu täuſchen.
Ich bin die Wittwe eines Generals —
Ich hoffe wohl, er läßt dafür mich gelten —
Nein, Gattin! — Wittwe klingt für mich zu traurig —
Hab' lange keine Nachricht vom Gemahl,
Und wende deshalb an den Cameraden —
Das ſchmeichelt ihm! — um ein'ge Kunde mich.
Erſt, wenn er ganz in Höflichkeit zerfließt,
Der edlen Dame jeden Dienſt gelobt,
Entdeck' ich mich —

Hanna, zurückkehrend

Berndt hat ihn eingeholt. Ich ſah, wie er das Roß am Zügel hielt und hinauf ſprach. Der Herr Major ſaß ab —

Ella.

Steig' wieder auf den Söller
Und forſche ſtets, ob noch nicht ſchwarze Nacht,
Von blankem Stahl durchblitzt, heran ſich wälzt?
Sobald du ſie nur grauen ſiehſt, dann rufe;
Mir glänzt ſie heller, als Auroreus Strahl!

Hanna ſteigt hinauf.

Sie zaudern — Jetzt — es klirrt durchs Thor! — Er iſt's!

Will ihm entgegen und wankt.

O nicht ſo ſchwach! Was kann mir denn begegnen?

Siebente Scene.

Die Vorigen. Berndt. Silberſtröm.

Silberſtröm.

Wo iſt die Dame? nennt mir Stand und Namen!
Es iſt doch beſſer —
Ella gewahrend.
Schön, wie Helena!

Berndt.

Sie will das ſelbſt thun, falls Ihr ſie nicht erkennt.

Silberſtröm.

Das dünkt mir wunderbar. Wer kann es ſeyn?
Zu Ella.
Ihr wünſchtet, edles Fräulein, gnäd'ge Frau —

Ella, mit Grazie.

Auf Beides liegt der Anſpruch mir nicht fern —

Verzeiht, mein Herr, daß ich Euch herbemühte —

Silberſtröm.

So ſeyd Ihr wohl erſt Braut?

Elſa.

Nicht eben das!
Hört, wie es iſt! Mein theurer Guſtav folgte,
Da kaum die Hochzeitfackeln ausgebrannt,
Dem Ruf der Ehre, ging zum Schwed'ſchen Heer,
Als Einer von den Erſten ſeiner Führer.
Beſtürmt von Sehnſucht, blieb ich in Stockholm,
So lang', bis ſie die Oberhand gewann.
Ich reiſete hieher, vernahm den Sieg,
Vernahm, ein Heer'szug gehe heut' hier durch.
Doch war das erſte Euer Regiment.
Drum bitt' ich Euch um einigen Beſcheid,
Ob Alle hier vorüberziehen?

Silberſtröm.

Alle? —

Wohl Mancher fehlt, der bang' erwartet ward.
Das iſt des Kriegers Loos —

Ella, noch und noch geſpannt.

Ihr ſeyd ſo trüb?
Iſt's möglich, da Ihr ſiegreich wiederkehrt,
Da überall zur hellen Feldmuſik
Ein freudiges Willkommen Euch begrüßt?

Silberſtröm.

Nicht jedes Herz kann ſolcher Gruß erfreu'n;
Das Wiederſeh'n erinnert an das Nicht —
Der Frohen Jubel mahnet an Verluſt
Den Trauernden —

Ella.

Ihr habt Verluſt erlitten?

Silberſtröm.

Mir fiel ein theurer Kriegsgenoß und Freund.
Er fiel von Ruhm, von Siegesluſt, frohem Rauſch,
Von ſüßer Hoffnung faſt zum Gott erhoben
Und trotzend der Gefahr mit Uebermuth.

Ella.

Ich ehre ſolchen Kummer —

Silberſtröm.

Doch vergebt!
Habt Ihr noch was zu fragen, wollet mir
Den Namen des Gemales — thut es bald!
Wir raſten nicht in dieſer Stadt, und ich
Hab' zwei Geſchäfte noch — *halb für ſich.* wär'
Eins vorüber!

Ella.

So iſt das And're froh wohl? Sagt es mir!

Silberſtröm.

Das iſt noch ein Geheimniß.

Ella.

Doch das Erſte?

Silberſtröm.

Erfüllt mich mit Beſorgniß. Einen Brief,
Den ich für einen theuern Freund erhielt,
Muß unentſiegelt ich zurücke liefern.

Ella,

mit Aengſtlichkeit, die ſie zu bezwingen ſucht.

Erzählt mir doch noch mehr von Eurem Freund!
Was Ihr erwähntet, hat mich tief bewegt.

Silberſtröm.

Es iſt nichts Selt'nes, kommt wohl oft im Krieg
Und kann unmöglich Frohe unterhalten —

Ella.

Doch! doch! O thut es! Ich beſchwör' Euch drum!
Bei And'rer Leiden öffnet ſich mein Herz —

Silberſtröm.

Fühlt Ihr ſo edel? — Nun wohlan, ſo ſey's! —
Geſchlagen war die Schlacht; zu fernen Bergen
Trug Feuerſchlang' und Mörſer Siegesruf
Und donnerte den Jubel in die Wolken,
Die von den Pulverblitzen wieder ſchienen.
Auch wir, mein Freund und ich und and're Führer,
Vereinten uns zu einem Siegesmahle
Und fröhlich Jauchzen ſcholl zum Becherklang.

Mir ward Befehl, ein Häuflein abzuſenden
Zu Deckung einer Wagenburg, die ſeitwärts
Uns Vorrath bringen ſollte, der gebrach.
Ich ſchreibe flüchtig einen Brief. Mein Freund,
Der mich vermißt, und dann mich ſchreibend findet,
Nimmt mir die Feder, ſchreibt und ſiegelt ſchnell,
Spricht lachend: „Glaubſt du denn, du liebſt allein?“ —
Und nun erneut, verſtärkt der Jubel ſich.
Da bläſt man Lärm; wir ſpringen ſtutzend auf;
Es wird gemeldet, daß am nahen Tännicht
Ein Fähnlein feindlich Fußvolk ſich geſammelt,
Das nicht Pardon verlange, und nicht gebe.
Aufjauchzt mein Freund, vermißt ſich hoch und ruft:
„Gönnt mir den Angriff! meine braven Jungen
Geh'n mit mir in die Hölle! Ha! vielleicht
Hieß auch mein Liebchen gern Majorin!“ — wirft

Sich auf den Rappen, ſetzt ſich vor die Schaar.
Und vorwärts, vorwärts geht's mit Sturmgebraus,
Vor Allen er der Erſte! — an's Verhack
Spornt er das Roß; es bäumt; der erſte Schuß —

Ella

legt ihre Hand auf Silberſtröms Achſel.

Verzeiht!

Silberſtröm.

Euch iſt nicht wohl?

Ella.

Nur weiter, weiter!
Das Weib des Kriegers trägt's — der erſte Schuß —

Silberſtröm.

Trifft Wilhelms Bruſt; das Roß ſtürzt in die Pfähle —

Ella,

indem ſie den Schleier abreißt, ſchreiend.

Trifft Wilhelms Bruſt!

Silberſtröm, erbleichend.

Gott! Ella — ! !

Ella, furchtbar.

Lebt ein Gott?

Sie ſinkt nieder. Berndt eilt herzu. Man hört von neuem Feldmuſik, aber mit Hörnern.

Hanna,

vom Söller rufend, freudig.

Das ſchwarze Regiment kommt!

Berndt zu ihr.

Zu Hülfe! herab!

Silberſtröm zu Beiden.

Bringt ſie wo unter, ſorgt für ſie auf's
Beſte!
Mich ruft die Dienſtpflicht. — Arme, arme
Braut!
Lägſt du bei ihm, vom Tannenwald umrauſcht!

Durch das Thor ab. Berndt und Hanna führen Ella ab.

Achte Scene.

Zimmer im Gebhardſchen Hauſe, grün tapeziert, übrigens ganz ſo eingerichtet, wie Margreths Wohnung in den frühern Acten, doch mit weit beſſern Geräthſchaften verſehen. Vor den Fenſtern grüne Gitter, wovon ein Flügel aufſteht.

Margreth, eine grüne Florbinde vor den Augen (ſehr anſtändig, doch altmütterlich) und **Kätchen** (auch beſſer gekleidet, doch das Mittel haltend zwiſchen vornehmer und geringer Tracht, das von Ella empfangene goldene Kettchen um den Hals) treten ein.

Margreth.

So Kätchen! Hier iſt's kühler; drüben ward mir's zu ängſtlich. — Sieh' doch an's Fenſter, ob du Ella nicht gewahr wirſt? Es iſt Getümmel auf der Straße; die Leute kommen zurück; die Regimenter mögen vorüber ſeyn. Wo bleibt ſie denn?

Kätchen.

Sie ſagte ja, daß ihr Bräutigam komme; da iſt's natürlich, daß ſie bei ihm verweilt.

Margreth.

Der Himmel wende alles zum Beſten!

Kätchen.

Gewiß, Ihr macht Euch ohne Noth Sorgen! Ihr könntet ſo ruhig, ſo zufrieden leben. Reichthum im Ueberfluſſe, Alles bequem und angenehm — und eine ſo gute, ſo ſchöne Tochter, die in wenig Tagen oder Wochen Gemahlin eines Ober-Officiers iſt!

Margreth.

Gut war Ella immer, ja! aber auch zu eitel, zu hoch hinaus! Sie vergißt über die Weltluſt oft das beſſere Theil. Bleib' du in deiner Einfalt, liebes Kätchen! bete und arbeite; bleib' zufrieden mit dem, was dir beſchieden wird, und nähre nicht Wünſche nach Höherem! — Gieb mir die Hand d'rauf! Wir ſind jetzt allein und vielleicht nicht lange mehr beiſammen —

Kätchen giebt ihr die Hand.

Sagt doch das nicht!

Margreth.

Ich hab' ein Vorgefühl — *Kätchen läßt ſich vor ihr auf ein Knie nieder.* So recht! Gott erhalte dir dein frommes Herz; er ſegne dich!

Kätchen.

So ruht auch noch Mutterſegen auf mir; die meinige ſtarb, eh' ich ſie kannte.

Margreth, *aufmerkſam.*

Hör' doch! Es wird lebendig im Vorhauſe; ſieh hinaus!

Kätchen öffnet die Thüre.

Neunte Scene.

Die Vorigen. Berndt, Kätchen entgegen tretend.

Berndt, etwas feierlich.

Iſt Frau Margreth zugegen?

Kätchen.

Hier!

Berndt.

Jederzeit zu Euern Dienſten, werthe Frau! Eine gewiſſe Angelegenheit bringt mich zu Euch — Ich bin der Hochzeit-Ausrichter und Todtenbeſtatter Berndt.

Margreth.

Wahrſcheinlich bekommt Ihr bald in beiderlei Aemtern Verrichtung in unſerm Hauſe.

Berndt.

Nur in dem fröhlichen, iſt mein herzlichſter Wunſch. Indeß muß freilich der Menſch immer auf alles gefaßt ſeyn, muß ſich, wenn eine Wolke vor die Sonne tritt, mit Standhaftigkeit rüſten —

Margreth.

Was ſagt Ihr? Ihr ſeyd nicht umſonſt gekommen. Habt Ihr mir etwas Unangenehmes zu verkünden, ſo ſagt's ohne Umſchweife! Ich habe ſchon viel erfahren, ich werde auch das zu ertragen wiſſen.

Berndt.

Schöne Geſinnung! ſo ziemt es. — Unangenehmes — nun ja! Doch dürft Ihr Euch keineswegs ängſtigen.

Margreth.

Kommt zur Sache; ich bitt' Euch!

Berndt.

Ihr habt vermuthlich gehört, daß ich auf Anordnung Eurer werthen Tochter die Mädchen führen mußte, welche —

Margreth.

Iſt einer von ihnen ein Unfall begegnet? hat vielleicht im Kriegsgedräng' ein Pferd —

Berndt.

Nicht doch! Aber Jungfrau Ella —

Margreth.

Iſt verunglückt? wohl todt?

Berndt.

Sie lebt und iſt geſund, eine Anwandlung von Ohnmacht ausgenommen! Sie ſprach mit einem vornehmen ſchwediſchen Officier —

Margreth.

Mit Hauptmann Gebhard?

Berndt.

Nein, mit ſeinem Freunde, Major Silberſtröm, weil jener eben nicht mitgekommen war, und es ſchien — —

Zehnte Scene.

Die Vorigen. **Ella** reißt die Thür auf, und ſtürzt, von Hanna vergeblich zurückgehalten, herein. Hinter ihr **Hanna.**

Ella,
mit ſchneidender Kälte.

Da bin ich, Mutter! — bin als Braut gegangen
Und komm' als Wittwe wieder!

Margreth.

Gott! was werd' ich erleben — !

Berndt.

Beruhigt Euch, werthe Jungfrau! Bedenkt Eure alte Mutter! ſchont ſie!

Hanna.

Laßt Euch in ein Bett bringen; Ihr ſeyd ſo erhitzt —

Kätchen.

Thu' es doch, liebe Ella!

Ella, heftig.

Bin nicht krank!

Ich will's nicht ſeyn! man ſoll nicht meiner ſpotten!
Die zarten, ſitt'gen, tugendſamen Jungfrau'n,
Die Schönheit, Reichthum, Bräut'gam mir beneidet,
Die, weil ich Einen, Einen ohne Hehl,
Mit aller Gluth geliebt, mich Thörin ſchalten,
Die Tugendſpiegel, weil ihr Blut nur Eis,
Sie ſollen nicht mit höhn'ſchem Mitleid flüſtern:
„Habt Ihr's gehört? Schön Ella liegt im Fieber!
Sie ſah' ſich ſchon im Geiſt als Hauptmännin;
Nun hat ſie's! ringt die Hände! phantaſirt!"

Streicht ſich mit der Hand über die Stirn.

Margreth.

Meine arme Tochter!

Die andern erheben bittend die Hände gegen Ella.

Ella.

Nennt uns nicht arm! wir ſind's nicht, werden's nicht!

Ich bin die Erbin, da mein Wilhelm todt!
Mein Wilhelm! Hörtet Ihr's? „Der erſte
Schuß
Trifft ſeine Bruſt; das Roß ſtürzt in die
Pfähle!“ —
So biſt du todt, mein Einz'ger! todt biſt du,
Der Ella's Namen im Trommetenſchmettern,
Bei'm lauten, donnerlauten Siegshall rief? —
Todt, kalt und blutig — !

Berndt.

Ich will den Arzt herbeiholen. Sucht
ſie zu bereden, daß ſie ſich ein wenig faßt.
ab.

Margreth.

Komm zu dir, liebes, liebes Kind!
Sammle deine Sinnen, wende dich zum
Gebet!

Ella.

Hab' ich's nicht gethan?
Hab' ich nicht oft in ſtiller Nacht gebetet,
Die Knie nicht wund gekniet, wenn Alles
ruh'te,
Mein Kiſſen nur ein Dornenlager war?

Dem Himmel nicht gedankt mit inn'ger Gluth
Für günſt'ge Zeichen, die mit weißer Hand
Ein Engel gab? — Hu! eine Todtenhand! —
Und jene Zeichen — Alles ward erfüllt,
Mich einzuwiegen an der Hoffnung Bruſt,
Damit das Gift mich deſto kräft'ger finde;
Mich zu erheben auf des Himmels Zinnen,
Daß tiefer mir der feur'ge Abgrund gähne;
Mit allem mich zu ſchmücken, doch zum Opfer
Des Brandaltars, wie Jephtha's Tochter einſt!
Das heißen ſie nun Vorſicht —

Margreth.

Bei meiner Mutter-Angſt, bei meinem Alter, bei dieſen Augen, die nicht mehr um dich weinen können, verſündige dich nicht an dem Himmel —

Ella.

Nennt Ihr's ſo?
Nun ja, es mag ein Himmel ſeyn, doch jener,

Der, wenn die Sonne zornig ſtrahlend ſengt,
Wenn Blum' und Gras zu Aſche ſchon verdorrt,
Das Lamm an dem verſiegten Quell verſchmachtet; —
Wenn tauſend Stimmen winſeln nach dem Regen,
Ein furchtbar Wetter jetzt als Wohlthat fleh'n —
Am Horizont ein Wölkchen läßt entſteh'n,
Und näher ziehen, immer größer werden,
Wie, ein Gewand das Sonnenlicht verhüllen;
Doch, da ſchon die Gefäße aufgeſtellt,
Für Sterbende die Labung aufzufaſſen,
Nun plötzlich, von der leichtſten Luft umſpielt,
Sich wieder aufhellt und verſchloſſen bleibt!

Margreth.

Denk' an dein letztes Stündlein, Ella! Gottes Allmacht iſt ſo groß, wie ſeine Langmuth.

Ella.

Kann er mir Wilhelm geben? Todte wecken?
Und früher, als ſie Alle auferſtehn?
Dann iſt's zu ſpät! jetzt, jetzt erweck' er ihn,
Jetzt geb' er meine Seligkeit mir wieder
Und — ſchleudr' uns dann auf einen wüſten Stern!

Margreth,
zitternd und ſehr drängend zu Kätchen und Hanna.

Ich kann's nicht länger mit anhören.
Bringt mich fort, bringt mich fort! —

Sie wird abgeführt.

Eilfte Scene.

Ella,

allein, ohne auf das Abgehen der Andern zu achten.

Ich war ſo ſchuldlos, war ſo ſtill und rein;
Ein Band, ein Veilchen konnte mich beglücken —
Wenn höh're Mächte ſelt'nen Reiz verleih'n,
Wär's nicht vergönnt, was uns verlieh'n, zu ſchmücken?
War's meine Schuld, daß Joſeph ich gefiel?
Ward Wilhelm mein durch buhleriſches Spiel?
Gab ich das Herz mir, das noch bei'm Erblaſſen
Von Allem, nur von Wilhelm nicht kann laſſen? —
Und dennoch, dennoch wandl' ich über Leichen;
Wer mir gewogen, muß zur Nacht hinab;
Und doch ließ jene Macht ſich nicht erweichen,
Die mir ſo viel der ſichern Pfänder gab;

Mein Bräut'gam, Er, mein Einz'ger muß erbleichen —
Der erſte Schuß — und offen winkt das Grab — —
Die Wunde wird im Buſen ewig brennen
Und — Hohn und Spott die ew'ge Braut mich nennen!

Iſt, ohne es zu wiſſen, vor einen Spiegel gekommen und gewahrt die Brautkrone.

Was willſt noch du in dieſen ſchwarzen Ringen,
Die ſelbſt der Neid, die Abgunſt, Seide prieß?
Wann wird für mich das Brautgeläut erklingen,
Das mir am Morgen Wiederſehn verhieß?
Nie! Hin iſt hin! Nichts kann ihn wieder bringen!
Herab mit dir, da Alles mich verließ!
Verdorre, Kranz! verdorrt, Ihr Myrten alle,
Daß keine Braut zum Traualtar mehr walle!

Sie hat den Kranz abgeriſſen, zerpflückt ihn und wirft ihn zu Boden.

Zwölfte Scene.

Ella. Kätchen. Zuletzt **Hanna.**

Kätchen

ſchluchzend nach ihr hin und ſpricht unter Thränen:

Haſt du der Mutter vielleicht noch etwas zu ſagen, vielleicht — noch Vergebung von ihr zu erlangen, ſo komm eilig! Ihr Athem geht nur noch langſam.

Ab.

Ella

ſieht ihr ſtarr nach. Es wird im Nebengemach ſtark geklingelt. Ella horcht und will dann mit raſchen Schritten hinein.

Hanna ihr entgegen.

Es iſt zu ſpät. Frau Margreth iſt vorüber —

Kätchen

tritt weinend in die Thür.

Ella kalt.

Todt? was iſt's weiter? — konnte Wilhelm
ſterben,
Als jene Myrte ſchon für ihn gewunden,
Was iſt's, wenn eine gute Alte ſtirbt,

Die nicht mehr ſah des Lebens goldnen Reiz,
Die nichts mehr fühlte von der Liebe Luſt,
Die nur gelebt hat, um zu ſterben?

Zu Hanna und Kätchen.

Gut! —
Was weint Ihr? Sterben iſt das höchſte Glück,
Der höchſte Fluch iſt der — geboren werden!
Das merkt Euch, Kinder! — Gut! ich
komme ſchon!

Geht mit langſamen Schritten nach der Thür.

Fünfter Act.

Erſte Scene.

Das hellrothe Zimmer aus der erſten Scene des zweiten Acts, glänzender eingerichtet. Zwei goldene Conſolen mit Liebesgöttern, als Kerzenträgern. Ein Kronleuchter mit aufgeſteckten, aber nicht brennenden Lichtern und verwelkten Blumengewinden.

Ella

(In weitem weiſſen Gewande mit ſchwarzem Gürtel, die Haare theils mit Perlen und einem ſchwarzen Bande aufgebunden, theils herabwallend,) mit einem ſilbernen Doppelleuchter durch dieſelbe Thür eintretend, welche am Schluſſe obgedachter Scene der alte Gebhard verſchloß.

Bald wird's nun tagen. Ach, ich bin recht müd'
Und kann nicht ſchlafen — möcht's auch warlich nicht!
Ich fürchte mich vor'm Träumen; ſchließ' ich nur

Die Wimpern, dann umweht mich Todtengraus;
Bald Joſeph — Wilhelms Vater — meine Mutter —
Und alle ſchau'n mit ſtarrem Blick mich an;
Nur Wilhelm fehlt, ſo oft ich ihn beſchwor,
So ſehr mein inn'res Aug' ſich um ihn müht!
Warum denn Er nicht? nur die Andern, welchen,
Gleich ihm, für Lieb' ich Tod gegeben? — Wie?
Wenn jene nächtlich aus den Gräbern ſteigen,
Wenn ihre Schatten zu der Mörd'rin kommen,
Warum denn Er nicht, dem ich ſie geopfert? —
Kein Andrer hat mir je, gleich ihm, geſchworen,
Auch für das düſtre Jenſeits mein zu ſeyn.
Sind Schwüre für die Erde nur? vergißt
Im Todtenreich man irdiſcher Gelübde?
Bin ich ihm nicht verlobt durch dieſen Ring?
Hat er nicht meine Locke? — ha! noch ſeh' ich

An ſeinem Hals ſie glänzen — ach, wie ſchön!
Man will ja wiſſen, Ring und Locke binde;
Wem Eins davon mit in die Gruft gegeben,
Dem ſey's vergönnt, das Theure nachzuzieh'n,
Von dem ſie kamen! — — Mögen's Andre fürchten,
Ich nicht, ich wahrlich nicht! gäb dieß den Bann,
Ich forſchte nach dem Walde, wo er fiel,
Und läg Er auch im Hügel nicht allein,
Wär' eingeſcharrt mit ihm ſo Feind, als Freund,
Die dort verbluteten — mit dieſen Händen,
Wollt' ich im Boden wühlen, alle Locken,
So reich ſie noch um Stirn und Nacken weh'n,
Vom Haupte ſchneiden, wie's die Nonnen thun,
Um mich dem Todten feſter zu vermählen!

Leiſe ſingend.

Es ſteh'n die Stern' am Himmel,
Es ſcheint der Mond ſo hell,
Die Todten reiten ſchnell.

Der Hahn beginnt zu krähen
Und ſinget an den Tag;
Nicht lang mehr bleiben mag.

Auf einer grünen Halde
Da iſt mein Haus gebaut
Für mich und meine Braut! — *)

Es pochte wohl? — ha, trät er jetzt herein
Und rief: Komm, meine Ella! Komm mit mir!
Wie feſt wollt' ich um ihn die Arme ſchlingen!

---

*) Aus einem alt-deutſchen Volksliede, wodurch, in Verbindung mit der alt-ſchottiſchen Ballade: Des ſüßen Wilhelms Geiſt, (Siehe im Anhang N. 1. u. 2. u. vergl. N. 3.) Bürgers Leonore veranlaßt wurde. (Vergl. Abendzeitung 1823. N. 184. vom Anfange, und N. 249 die Berichtigung S. 996.)

Es pochte wirklich — jetzt zum dritten Mal! —
Bedarf's des Oeffnens? Geiſter finden ja
Den Pfad durch Eiſenriegel — doch warum nicht?

Oeffnet die Thür, durch welche in ſchon gedachter Scene Wilhelm mit Silberſtröm abging, dann auch die andre.

Nein! nirgends rauſcht es; nirgends ſchwebt ein Schatten
Die Wand daher! — Mein Wilhelm, kommſt du nicht,
Und bald graut Morgen, kreiſcht des Hahnen Ruf,
Und wieder einen langen lichten Tag
Muß ich verleben, ohne dich zu ſeh'n,
Und einen langen Tag ſo ganz allein,
Da ſie die Mutter bald nun von mir tragen?

Wie? meine Mutter? — die kommt ja ins Grab
Und ſieht dich wohl? Ich muß gleich hin zu ihr,
Um ihr's in's Ohr zu flüſtern, daß ich deiner
Voll Sehnſucht harre; ſie hat mich geliebt —

O! wenig Mütter liebten ſo auf Erden! —
Sie haßt auch jetzt mich nicht! ſie wird nicht wollen,
Daß ew'ger Folterqual ich überlaſſen
Ein Leben lebe, ſchlimmer, als der Tod!
Sie wird dir's ſagen! — Schön! ein guter Einfall!

Durch die Thür ab, durch welche in mehr erwähnter Scene Wilhelm abging.

Zweite Scene.

Eine Straße, woran andere ſtoßen. Im Hintergrunde (doch nicht allzutief) das Gebhardiſche Haus, ein großes Eckhaus mit einem Austritt und einer doppelten Freitreppe. Der eine Theil der Treppe geht bis faſt an die Straßenecke. Das geräumige Portal, welches auf den Austritt führt, iſt offen. Man erblickt den Hausraum ſchwarz ausgeſchlagen. Der Eintritt von innen iſt gleichfalls mit einem ſchwarzen Vorhang bedeckt. Zwei Candelaber mit weißen Kerzen, die bis auf drei ausgelöſcht ſind. An beiden Seiten des Vorhangs auf ſchwarz bezogenen Seſſeln Kätchen und Hanna, beide in Trauer. An der Ecke des Hauſes brennt, dem Verlöſchen nahe, eine Laterne. Vor dem Hauſe gehen zwei Leichenwächter auf und ab, ſchwarz gekleidet, in Mänteln, an den Hellebarden ſchwarze Flöhre.

Kätchen. Hanna. Zwei Leichenwächter. Bald darauf Ella.

Hanna, aufſtehend.

Ich möcht' einmal nach Jungfer Ella ſehen — nach Innen ab.

Kätchen, den Vorhang ein wenig hebend.

Jetzt bin ich allein, und niemand ſieht, was ich vorhabe. nimmt ein Sträuschen hervor. Dieß Sträuschen will ich der lieben Frau Margreth in den Sarg legen, zu Kätchens Andenken! wiſcht ſich die Augen. Ich muß mich wohl in Acht nehmen; die Leute ſagen, man ſolle keine Thräne auf eine Leiche fallen laſſen; das ziehe nach. Es iſt aber nicht wahr, ich weiß es. Ich habe dem alten Herrn auch ein Sträuschen mitgegeben, und da fiel auch ein Thränchen als Zugabe! Freilich iſt's recht ſchön auf der Welt, und ich möchte recht lange darauf leben; aber wenn's nun auch nicht wär — Man ſoll ja, je früher man ſtirbt, deſto leichter in den Himmel kommen! als ſie durch den Vorhang will, erblickt ſie Ella und ſetzt ſich ſchnell wieder.

Ella, heraustretend.

Es iſt recht ſtill hier, wahrhaft ſchauerlich! —
Und Kätchen ſchläft — o! glücklich, wer's noch kann! —
He! Kätchen! ſiehſt du nicht, wie's dunkel iſt;
Herriſch.
Warum nicht neue Kerzen aufgeſteckt?
Ging Jemand hier vorbei, man würde ſagen:
Die reiche Tochter ehrt die Mutter wenig!

Kätchen.

Sey nicht böſe, liebe Ella! ich mochte vorhin vor Müdigkeit ein wenig eingenickt ſeyn. Da ich aufwachte, brannten nur noch drei Lichter. Da fiel mir ein, was mir mein Bruder einmal ſagte, als er einen zierlichen Kelch gearbeitet hatte mit drei brennenden Fackeln —

Ella.

Dein Bruder — — leis nur! daß er's nicht vernimmt —!
Was ſagt' er denn? Ich kenne nicht die Deutung.

Kätchen.

Dieß deute auf die drei einzigen Sterne, die dem Menſchen nie untergehen dürften, auf *Hoffnung*, *Glaube* und *Liebe*. Darum ließ ich's ſo.

Ella, ergriffen und weich.

Wohl holde Sterne!
Etwas heftiger.
Doch ſie leuchten nur
Dem Glücklichen auf mondlich heitrer Fahrt.
Wem aber —
Wieder ausbrechend.
auch der letzte Anker brach,
Wer auf dem Meer treibt, ein verpeſtet Schiff,
Dem nirgends ſich ein Rettungs-Hafen öffnet, —
Ihm wäre beſſer, er wär nie geboren! —

Es graut wohl Morgen — Wird's ſchon wieder licht?
kommt heraus auf den Austritt und lehnt ſich ans Geländer. Die Wächter ziehen ſich auf die Seiten.
Noch leuchten die Sterne; noch röthet ſich nicht
Im fernen Oſten der Tag.
Blieb's ewig doch dunkel! das Sonnenlicht
Kein Todter ertragen mag!
Bei Hahnenſchrei
Iſt Alles vorbei;
Dann müſſen ſie wieder zur dunkeln Kammer,
Es ſey nun zur Wonne, zu endloſem Jammer!

Es komme, wie's komme! Mein Wilhelm, mit dir
Iſt Qual und Wonne mir gleich!
Hol' heim deine Braut! erſcheine mir
Aus dem düſter ſchattenden Reich!
Bei Hahnenſchrei
Iſt Alles vorbei;
Noch funkeln die Sterne, der Mond ſcheint helle —
O führe mich, Wilhelm, zur bräutlichen Zelle!

Vergebens! vergebens! Kein Liebesruf
Erweckt ihn, kein Zauberſpruch!
Es donnert von fern nicht Roſſeshuf —
Untreuer! auch dich treffe Fluch! —
Horch Hahnenſchrei —
Die Zeit iſt vorbei,
Und bald folgt die Sonne der Morgenröthe — —
O daß mich ihr erſtes Aufblitzen tödte!

ſie ſchlägt ſich heftig die Bruſt, läßt das Haupt ſinken, geht wieder hinein und mit Kätchen durch die Vorhangsthür ab. Die Leichenwächter treten wieder zuſammen.

Dritte Scene.

Zwei Leichenwächter.

Erſter.

Du! — haſt du's auch geſehen?

Zweiter.

Was denn?

Erſter.

Nun, dort oben — die weiße Geſtalt, die ſo mit den Händen vagirte, mein' ich.

Zweiter.

Freilich! Es lief mir eiskalt über den Rücken. Sie ward bald klein, bald groß; unſer eins hat auch ſeine Augen. Mir kommt's nicht ganz richtig vor.

Erſter.

Was willſt du damit ſagen?

Zweiter.

Was verſteht unſer eins davon! Aber — die Leutchen hier ſind auf einmal zu großem Reichthum gelangt; unſer eins hätte an der

Hälfte genug — und die Tochter iſt ſtolz und aufgeblaſen, und den Tod des jungen Goldſchmids hat ſie auch auf dem Gewiſſen —

Erſter.

Ja und wenn's ein Anzeichen iſt, mein' ich —

Zweiter.

So — denkt unſer eins, wer weiß, ob's bei der Erbſchaft mit rechten Dingen zugegangen iſt?

Erſter.

Nun, man ſoll nicht über den Nächſten richten. — Brr! 's iſt doch ein recht friſcher Morgen! Wär's nicht beſſer, wir gingen einmal trinken?

Zweiter.

Das würde nicht übel gethan ſeyn, denkt unſer eins. Die alte Frau dort oben trägt doch Niemand weg, wer kein Befugniß dazu hat. — Komm!

Beide in ein Seitengäßchen ab.

Vierte Scene.

Eule, ein Nachtwächter, allein, ſingt noch in der Ferne.

Der Tag vertreibt die finſtre Nacht,
Der Mond erbleicht; der Hahn erwacht,
Scheucht Geiſter in die Gruſt!

Kommt näher.

Mit Tagsanbruch iſt's noch ſo ſo! Nun, ich rufe lieber was früher ab, ſo bleibt's beſſer in Richtigkeit. Alſo — wieder einmal ein Tagewerk vollbracht, oder, ſo zu ſagen, ein Nachtwerk; ich kann mich zur Ruhe begeben, und die jetzt ſchliefen, müſſen nun an die Arbeit. Bleibt vor dem Hauſe ſtehen. Da oben iſt's früh Morgen worden; der Wind hat faſt alle Lichter ausgeblaſen. Die gute Frau Margreth! Sie hat viel Noth and Unglück erfahren, und nun, da ſie der Herr geſegnet hatte, mußte ſie ſterben. Sie geben hier reichlich; ich möchte wohl —

Es wird geſchellt. Er ſieht in die Nebengaſſe, wovon das Gebhardiſche Haus die Ecke bildet, weicht erſchrocken zurück und geht anderwärts ab.

Fünfte Scene.

Ella. Kätchen. Eine Erſcheinung.

Ella, heftig herausfahrend.

Was war das?

Kätchen, ihr nach.

Was denn? ich habe nichts gehört.

Ella.

Die Hausklingel ward gezogen und doch ſteht alles auf. es ſchellt noch einmal. Hörſt du? es klingelt wieder!

Kätchen.

Nicht doch, du täuſcheſt dich. es ſchellt zum dritten Male und weit ſtärker. Kätchen fährt zuſammen.

Ella, ſehr heftig.

Täuſch' ich mich noch? — ſtürzt ſchnell auf den Austritt. In dieſem Augenblicke verlöſcht die Laterne und um die Ecke tritt eine Erſcheinung, ſchwarz gerüſtet, mit wild flatterndem ſchwarzem Helmbuſch. Ella ruft **Wilhelm!** ſtürzt wie im Fluge die Freitreppe herab, wirft ſich der Erſcheinung in die Arme und ſtößt einen furchtbaren Schrei aus. Der Geiſt ſchwingt ſie hoch in den

Armen und wendet ſich raſch mit ihr um die Ecke. Alles iſt augenblicklich verſchwunden. Kätchen ſtürzt auf den Auftritt heraus, doch ohne von dem, was vorgegangen, etwas zu bemerken, und ringt, weil ſie Ella vermißt, ängſtlich die Hände.

Sechſte Scene.

Schmales Gäßchen.

Eule und **Berndt** (mit farbigem Mantel und dergleichen Hutfeder, einen Schmuck, worin ſich nach damaliger Sitte eine große Frucht befindet, in der Hand) begegnen ſich. — Zuletzt Kätchen, einen ſchwarzen Schleier übergeworfen.

Eule vor ſich.

Das war doch wunderbar! — laut. Guten Tag, Herr Berndt!

Berndt.

Gute Nacht, ehrliche Eule! Du führſt den Namen mit der That, fliegſt zu Neſte, wenn Zwielicht graut. Haſt's beſſer, als ich!

Eule.

Ei, wie das?

Berndt.

Weil du zu Neſte fliegen kannſt! Ich möcht' auch lieber Nacht machen, als Morgen; bin bis jetzt auf den Beinen geweſen, und muß doch wieder fort.

Eule.

Dafür werdet Ihr auch beſſern Nachttrunk gehabt haben, und beſſern Morgentrunk bekommen, als Eule.

Berndt.

Wer hielt' es ſonſt aus?

Eule.

Aber wo kommt Ihr denn her? Ihr ſcheint guter Dinge.

Berndt.

Ich mußte die Hochzeit der Jungfrau Eliſabeth ausrichten, der Tochter vom Rathmann Holle. Das war eine herrliche Begehung. Nicht eben ein Schlemmen und Toben, aber alles, wie ſich's gebührt, ſchmackhaft und ſtattlich — nun, die Leute haben's! — und überall freundliche Geſichter, Redlichkeit und Gaſtfreiheit, frohe Aeltern, eine zärtliche Braut, ein glücklicher Bräutigam — noch dazu von hohem Stande!

Eule.

Ich kann mich doch nicht recht auf die Braut beſinnen.

Berndt.

Nicht? das wär viel! Sie iſt ja die nämliche, die erſt der junge Gebhard heirathen ſollte — weißt du nicht?

Eule.

Der den armen Joſeph erſtach wegen der ſchönen Ella, deren Mutter dieſen Morgen begraben wird?

Berndt.

Richtig, deren Mutter ich dieſen Morgen zur Erde beſtatte. Es drängt ſich jetzt mehr als jemals; man möchte immer das ſchwarze Wamms unter dem rothen tragen! Kriegsdrangſale erzeugen Sterbefälle, und den jetzigen halben Frieden benutzen die Liebespärchen, ſich zuſammen geben zu laſſen, zumal die ſchwediſchen Herrn Officiere, die ſich in der Fremde was Liebes ausgeſucht haben.

Eule.

Was gab's denn jetzt für einen Bräutigam?

Berndt.

Auch einen Schwediſchen Officier, noch dazu einen Major, Namens Silberſtröm. Das iſt noch ſo einer vom alten Stamme, wie ſie der groſe Guſtav Adolph gern mochte, brav und bieder, aber dabei aufgeweckt und gar mächtig in ſein Lisbetchen verliebt!

Eule.

Nun, der junge Gebhard hat wohl keinen Einſpruch gethan?

Berndt.

Der Major hat ſie eben durch ihn kennen lernen; beide waren dicke Freunde und hatten insgeheim verabredet, ſich an einem Tage trauen zu laſſen. 's wär' mein Schade nicht geweſen!

Eule, etwas ſcheu.

Hört einmal! — da muß ich Euch doch was ſtecken. Es iſt mir was Sonderbares begegnet, gleich vorher, eh' ich Euch traf; 's iſt mir noch ganz grauerlich.

Berndt.

Schäme dich, alte Eule! Biſt ſo lange mit Ehren Nachtwächter geweſen —

Eule.

Glaubt's oder glaubt's nicht! Wenns nicht geſcheucht hat, ſo hat ſich eine entführen laſſen. Ich wollte eben vorm Sterbehauſe einen Vers zum Valet ſingen. Auf einmal löſcht die Laterne aus; ich ſehe in die Gaſſe; da ſchwebt's wie ein Nebel her, wie ein ſchwarz Verkappter, und oben auf dem Altan erhebt ſich was Weißes; das ſtürzt herunter, recht wie vom Wirbelwind fortgeriſſen — und ein lauter Schrei — und alles iſt verſchwunden.

Berndt.

Ich habe dich doch immer als herzhaft und wahrhaft gekannt — !

Eule.

Wer ſo oft in der düſtern Nacht ganz allein herumgeht, bald beim hohen Dom, bald bei manchem ſtillen Friedhof vorüber, der ſieht wohl Mancherlei, wenn er auch nicht davon ſpricht. Genug, hier giebt's ein Unrecht oder ein Unglück!

Berndt.

Nun, wer's gut treibt, der fährt gut, und mit der ſchönen Ella hat's freilich ſein Häkchen. Ihr Bräutigam ſoll kein gutes Ende genommen haben, ſoll in der Betrunkenheit vorm Feinde geblieben ſeyn. Man darf in meinem Stande von Familiendingen nicht reden! — Nochmals gute Nacht! ich muß geſchwind den Hochzeitſtraus mit der Leichen-Citrone vertauſchen, daß ich nicht zu ſpät zum Conduct komme.

Eule.

Gute Verrichtung!

Ab.

Kätchen,

ſchnell kommend, zu Berndt.

Herr Berndt! Herr Berndt! Ich bin in Todesangſt —

Berndt.

Was iſt denn, werthe — ?

Kätchen.

Kommt! kommt! Helft mir ſuchen! Trefft Anſtalt — —

Zieht ihn mit ſich fort.

Siebente Scene.

Gebhards Garten, wie in der vierten Scene des erſten Acts, nur jetzt im Gewande des Herbſts und ſehr verwildert. Statt des Springbrunnens mit der Nymphe ſteht auf einer Raſenerhöhung ein Gemäuer, woran in halb erhabener Arbeit, (nach Art der ſogenannten Todtentänze) die Darſtellung des Zweikampfs zwiſchen dem Pilger und Ritter am Schluſſe des zweiten Acts. Darunter Joſephs Name. Cypreſſen, Trauerbirken und Gebüſch faſſen das Monument ein.

Ein alter Gärtner und **ſein Sohn**, beide grün gekleidet, doch mit Hut- und Arm-Flören. Der Vater ſitzt auf der Raſenerhöhung.

Sohn, kommend.

Ich dächte, wir gingen, Vater. Es iſt recht gut, daß die Leiche hier vorbeizieht; aber es hätte doch wohl ein beſſer Geſchick, wir gingen ihr entgegen.

Vater.

Was verſtehſt du vom Geſchick? Es hätte ſich wohl auch geſchickt, daß die Alte mit der Jungfer Tochter manchmal in den Garten gekommen wär'! Nun, die Mutter war blind, aber der Jungfer Tochter hätt' es nichts geſchadet. Mir blutet's Herz im Leibe, wie alles nach und nach verwildert; — ich allein kann's nicht zwingen!

Sohn.

Iſt denn der Garten wirklich ihre?

Vater.

Nun freilich ihre — wie kämen wir ſonſt dazu, ſie als unſre Herrſchaft zu Grabe zu begleiten? — obwohl auch eigentlich nicht ihre, weil ſie todt iſt, ſondern der Tochter, weil die noch lebt.

Sohn.

Wie gelangten ſie aber zu der großen Erbſchaft?

Vater.

Hab' ich dir's denn erzählen können? biſt ja erſt ſeit geſtern aus dem hochfürſtlichen Garten zurück. — Sieh, der alte Herr war mitunter ein wunderlicher Kauz, zumal in der letzten Zeit. Hat er doch dem, der ſeinen Sohn erſtochen hat — nein! nicht ſo! — den, der ihn — auch nicht ſo! —

den er, nämlich der Sohn, erſtochen hat, ſtatt des ſchönen Springbrunnens, der ſonſt hier ſtand, dieß curioſe Epeltaphium ſetzen laſſen!

Sohn.

Erſtochen? das Gott erbarm! — wie ging's denn zu?

Vater.

Man kann viel fragen — Kurz und gut, oder vielmehr nicht gut, bei einer Mummerei geſchah es; ein Narrenſpiel war, ein Todtentanz hieß es! Ja! Malt ihr nur Hans Holzmeyern an die Wand; da kommt ihr reif an!

Sohn.

Und doch einen ſolchen Leichenſtein — ?

Vater.

Der Entleibte mag wohl an der Friedhofsmauer liegen, weil er ſich bei einer ſolchen Alfanzerei erſtechen ließ; aber hier in ſeinem — ich meine, in Gebhards Garten — wer wollt's ihm wehren? Er ſaß im Rathe! — Nun, der Sohn mag auch nicht viel werth geweſen ſeyn! — Junge, wenn du mir auch ſo würdeſt, ich wollte dich! Und einen Rosmarinſtock dürft'ſt du mir auch nicht auf's Grab ſetzen, oder ich ſtreckte noch, wenn ſchon ſechs Schuh Erde auf mir lägen, meine Hand nach dir heraus.

Sohn,
ſehr innig, indem er ihm die Hand giebt.

Vater! Ihr ſollt mich ihn gewiß pflanzen laſſen — und den allerſchönſten!

Vater, ſich die Augen wiſchend.

Ja doch! — ja, ja! — Ich geb's auch nicht gerade dir zum Angehör. Man philoſophirt nur ſo für den kalten Nebel. — Wer kömmt denn? beide gehen vor und machen das Gitterthor auf, an welchem man Berndt und Kätchen nebſt einem der Mädchen aus dem vierten Act (jetzt grau und ſchwarz gekleidet) mit einer Fackel erblickt.

Achte Scene.

Die Vorigen. **Berndt**, in voriger hochzeitlicher Tracht. **Ein Mädchen.** **Andere Leichenbegleiter** und **Mädchen** (letztere ſämmtlich grau und ſchwarz gekleidet) mit Laternen und Fackeln. **Hanna.** **Volk**, worunter **Rahel.**

Berndt.

Laßt uns wenigſtens hier zufragen —

Kätchen.

Das glaube ich nimmermehr, daß ſie hier —

Berndt,

eintretend zum alten Gärtner.

Seyd Ihr Jungfer Ella nicht gewahr vorden? Wir fanden draußen in der Allee ieſe Perlenſchnur von ihr —

Gärtner.

So lange Mutter und Tochter unſere errſchaft ſind, mit keinem Auge!

Einige Leichenbegleiter,

zu dem entgegengeſetzten Thor hereinſtürzend.

Wir haben ſie nirgends, nirgends gefunden!

Andere.

Auch am Mühlenwehr nicht.

Rahel.

Was giebts denn? was giebts denn? Ich wollte Frau Margreth begraben ſehn, und —

Neunte Scene.

Die Vorigen. Ella mit wild fliegenden Haaren, rüttelt an dem Gitterthore, durch welches Berndt hereingekommen.

Kätchen.

Gott! da iſt ſie!

Ella.

Macht auf! Macht auf! der Garten iſt ja mein,
Iſt Wilhelms Garten —

Sie hat das Thor aufgeriſſen und tritt ein.

Doch wo blieb denn Er?

Sich mit ſtarren Augen umſehend.

Ich bin doch recht? Ja, ja, das iſt das Thor,

Durch das ich mich zum Schönheitsbrunnen ſchlich.
Ich war ein armes Mädchen damals noch
Und gut — doch ſchön auch! ſchön! 's gäb viel zu ſagen —
Es iſt das Thor; durch jen's kam Wilhelms Vater
Mit einer Fackel — wir verbargen uns;
Wir hatten Eid um Eid geſchworen; Donner
Erſcholl als Orgel in den Brautgeſang.
Hu! es war ſonderbar — ſeitdem hat viel,
Viel ſich ereignet; könnt' ich's nur erzählen!
Doch dünkt mir Alles wie ein wirrer Traum,
Nein! mehr, als hätt' ich vielmals ſchon gelebt
Und aus den vielen Leben kehrten Geiſter
Und wirbelten im raſchen Larventanz —
Verſinkt in ſich ſelbſt.

Rahel.

Ach das Unglück! das Unglück!

Berndt.

Seyd ihr auch da, Nachtrabe? — zu Hanna

und einigen Frauen. Kommt, ſucht ſie zu beruhigen und nach Hauſe zu bringen —

Kätchen.

Liebe gute Ella!

Ella.

Still! — nein! ich bin nicht irr — das iſt
ja Berndt;
Den hab' ich vormals auch gekannt; er
führte
Die Lautenmädchen an — da ſeyd Ihr ja!
Geht zu einigen.
Doch, wer hieß Euch die Kleider anzulegen?
Das ſind die roſchen nicht: die ließ ich Euch
Zu meiner Mutter Leichenzuge kaufen;
Das war weit früher — Oder war es ſpäter? —
Nun, was kommt darauf an? — o horcht!
— horcht! horcht!
Die Hörner tönen! 's ſind die ſchwarzen
Reuter.
Es kehren Alle! — Alle? frug ſein Freund —
Und Er — Er Selbſt — das Roß ſtürzt in die
Pfähle!

Heimlich thuend.

Aber im Morgengrau iſt er gekommen,
Hat auf den ſtarken Arm mich genommen —
Hu! wie er ſo feſt, ſo kalt mich umſchloß! —
Hat mich geſchwungen aufs ſchwarze Roß —
Flüſterte traulich, im Tannenwald — weit,
Meilenweit — ſtehe das Brautbett bereit — —
Wie Windesſauſen,
Wie Wogenbrauſen,
Flogen wir an den Weiden dahin!
„O nicht ſo jach, Lieber!“ —
Er hörte nicht;
Am Hochgericht
Vorüber, vorüber,
Wo die Kind'smörderin
Schauet vom Rade,
Wo ihr Gebein
Im Mondenſchein,
Der Schädel im nächtlichen Thaue bleicht —
Seht! fühlt! auch meine Locken ſind feucht —
Ha! was willſt du dort oben allein?
Wie fänd denn ich Gnade?
Du haſt nur einmal das Meſſer geröthet,
Aber ſchön Ella hat Viere getödtet!

Berndt.

Ihr müßt durchaus folgen, Jungfer Ella —

Ella.

Ich will ja, will Euch folgen! Aber glaubt
Ja nicht, was ich ſo eben Euch geſagt.
Es kommt mir nur ſo Manches vor — Wißt Ihr —
Ich folg' Euch gern, doch gebt mir auch Beſcheid,
Wo Wilhelm hingekommen iſt? Er ſprengte
Nach dieſem Eiſengitter und verſchwand. —
Die Raſenerhöhung erblickend.
Da ſind ja Gräber — wär' er wirklich todt —
Wär hier die Wahlſtatt, wo die Tannen rauſchen,
Der ſtille Friedhof, wo ſie ihn begruben? — —
Dort jenes grüne Bettchen — — Gute Nacht!
Ich muß zum Bräutigam, der meiner harrt.
Wirft ſich auf die Raſenanhöhe. Morgenröthe in der Ferne.

Berndt.

Es iſt traurig mit anzuſehen, aber man

muß ſie austoben laſſen. Durch Gewalt machen wir das Uebel ärger —

Rahel.

Ich bin unſchuldig! ich bin unſchuldig — ich habe ſie genug gewarnt! Aber — hu! der Morgenwind weht auch gar zu ſchaurig — hüllt ſich ganz in das rothe Tuch ein und ſchleicht davon.

Ella, ſich etwas aufrichtend.

Er ſchlummert noch; jetzt kann ich fort, mich ſtehlen.
Schlaf ſanft und ſüß in deinem Roſengarten;
Bald komm' ich wieder! — Weckt nicht meinen Freund,
Ihr Töchter Salems, bei des Feldes Rehen!
Weckt ihn nicht auf, bis ſelber er erwacht! *)

Empor ſchauend.

Seht! es wird Tag, die Sterne weichen nun,
Der Morgenwind ſpielt dort im Flieder —
Ja, freilich müſſen jetzt die Todten ruh'n,
Doch dieſe Nacht, nicht, Freund! dann kommſt du wieder?

---

*) Andeutung auf eine Stelle aus dem hohen Liede Salomonis.

Dort oben hab' ich manches noch zu thun —
Mein Teſtament und dann die Sterbelieder,
Und Kätchen und die Armen — gönn' es mir!
Vom Morgen bleib' auf immer ich bei dir.
Du läß'ſt mich nicht — du willſt mit
mir empor —
Du biſt —

Indem ſie ſich windet, als würde ſie feſtgehalten, fällt ihr Joſephs Bild und Name in die Augen. Einige Zweige wegreißend und ſchreiend.

Erbarmung! biſt der rechte nicht!
Der Harniſch iſt ja grau — Hu! welch Entſetzen!

Immer, als käm' ſie mit jemand.

Nein, Joſeph! Laß mich! Nimmer werd'
ich dein —
Ich bin ja Wilhelms, Wilhelms ew'ge Braut!!

Die Sonne ſteigt auf. Elſa ſinkt zuſammen.

Kätchen.

Gott! zu Hülfe! Alle um ſie gruppirt.

Berndt,

nach kurzer Pauſe, mit tiefer Rührung.

Sie iſt dahin! — Todtenbraut! — Unglückliche! — und nicht ohne Verſchuldung!

Er legt ihr den noch in ſeiner Hand befindlichen Hochzeitsſtrauß in den linken Arm und entblößt ſein Haupt. Todtengeläut, Trauergeſang und wehende Fackeln in der Ferne.

Dort bringen ſie die Mutter, deren Augen nun aufgethan ſind, einen ſchönern Morgen zu ſchauen — und in wenig Tagen betten wir die Tochter an ihre Seite, in Gebhards Erbgruft. Er hat ihr vergeben — und der himmliſche Vater — — er erhebt die Hände und blickt andächtig aufwärts.

Völliger Sonnenaufgang. Der Todtengeſang näher. Veränderte Schluß-Gruppe.

Ende.

Anhang.

1.

Lenore.

Es ſteh'n die Stern' am Himmel,
Es ſcheint der Mond ſo hell,
Die Todten reiten ſchnell.

„Mach' auf, mein Schatz, dein Fenſter,
Laß mich zu dir hinein,
Kann nicht lang' bei dir ſeyn."

„Der Hahn, der thät ſchon krähen,
Er ſingt uns an den Tag;
Nicht lang' mehr bleiben mag."

„Weit bin ich hergeritten;
Zweihundert Meilen weit
Muß ich noch reiten heut."

„Herzallerliebſte meine!
Komm, ſetz' dich auf mein Pferd,
Der Weg iſt Reitens werth."

„Dort drin im Ungerlande
Hab' ich ein kleines Haus,
Da geht mein Weg hinaus."

„Auf einer grünen Haide,
Da iſt mein Haus gebaut,
Für mich und meine Braut.“

„Laß mich nicht lang' mehr warten,
Komm, Schatz, zu mir herauf,
Weit fort geht unſer Lauf.“

„Die Sternlein thun uns leuchten,
Es ſcheint der Mond ſo hell,
Die Todten reiten ſchnell.“

„„Wo willſt mich denn hinführen?
Ach Gott! was haſt gedacht
Wohl in der finſtern Nacht?““

„„Mit dir kann ich nicht reiten,
Dein Bettlein iſt nicht breit,
Der Weg iſt auch zu weit.““

„„Allein leg du dich nieder;
Herzallerliebſter, ſchlaf
Bis an den jüngſten Tag!““

Achims von Arnim und Clemens Brentano's Wunderhorn, (Heidelberg b. Mohr und Zimmer 1808.) Band II. S. 19.

2.

Des ſüßen Wilhelms Geiſt.

Einſt kam ein Geiſt zu Margrets Thür,
Mit manchem Schmerzenslaut;
Er klopfte mit dem Eiſenring,
Still ſeufzte nur die Braut.

„Mein Vater Philipp, biſt du da?
Biſt's Bruder du, Johann?
Iſt's Wilhelm, mein Treulieber, gar,
Aus Schottland kommen an?"

„„Dein Vater Philipp iſt es nicht,
Dein Bruder nicht, Johann;
Dein Wilhelm, dein Treulieber, iſt's,
Aus Schottland kommen an.""

„„O ſüße, theure Margret mein,
Ich fleh' dich, ſprich zu mir,
Gieb Treue mir und Wort zurück,
Die ich gegeben dir!""

„Nicht geb' ich Treu und Wort zurück,
Sie geb' ich nimmer dir,
Bis du zu meiner Kammer kommſt,
Küß'ſt Wang' und Lippe mir."

„„Zu deiner Kammer ſoll ich ein?
Ich — Erdenmann nicht mehr! —
Und küßt' ich deinen Roſenmund,
Du lebteſt bald nicht mehr!““

„„O ſüße, theure Margret mein,
Ich fleh' dich, ſprich zu mir;
Gieb Treue mir und Wort zurück,
Die ich gegeben dir!““

„Nicht geb' ich Treu und Wort zurück,
Sie geb' ich nimmer dir,
Bis du mich führſt zum Kirchhof hin,
Und giebſt den Trauring mir.“

„„Der Kirchhof deckt ſchon mein Gebein,
Fern überm See von hier;
Mein Geiſt nur, ſüße Margret, iſt's,
Der jetzo ſpricht mit dir!““

Sie ſtreckt die lilienweiße Hand,
Streckt eilig ſie ihm zu:
„Da, Wilhelm, haſt du Treu' und Wort;
Gott geb' der Seele Ruh'!“

Auf ſchürzte ſie ihr grün Gewand
Bis wenig unters Knie;
Die ganze lange Winternacht
Folgt dem Verblichnen ſie.

„Iſt, Wilhelm, dir beim Haupt noch Raum?
Iſt Raum zu Füßen dir?
Iſt Raum an deiner Seite noch?
So gönn' ein Plätzchen mir!“

„„Kein Raum iſt, Margret, mir beim Haupt,
Beim Fuß der Raum gebricht;
Zur Seit' iſt Raum nicht, denn mein Sarg
Iſt eng und faßt dich nicht!““

Da krähet laut der rothe Hahn,
Die Morgenlüfte weh'n:
„„Nun, theure Margret, iſt es Zeit,
Ich muß von hinnen gehn!““ —

Mehr ſprach der Geiſt zu Margret nicht,
Er ſtöhnt' ein tiefes: Ach!
Schwand dann in Nacht und Nebel hin;
Sie ſtand allein und ſprach:

„O bleib', Treuholder, bleibe noch,
Lieb Margret rufet dich!“
Da bleicht' die Wang', ihr Auge brach,
Die Braut ſank und erblich!

Sweet Williams ghost (in Percy's Reliques Vol. III. p. 126.) überſetzt von Juſti.

R.

Der Ritter Aage und Jungfrau Elſe.

Das war der Ritter Herr Aage,
Der ritt zur Inſel weit,
Verlobte ſich Jungfrau Elſe,
So eine ſchöne Maid;
Verlobte ſich Jungfrau Elſe
Mit rothem Golde werth;
Darnach am Monatstage
Lag er in ſchwarzer Erd.

Da war der Jungfrau Elſe
Ihr Herz von Sorgen wund;
Das hörte der Ritter Herr Aage
Tief unter ſchwarzem Grund;
Da nahm der Ritter Herr Aage
Den Sarg auf ſeinen Rück,
Schwankte zu ihrem Kämmerlein,
Ihm ſelbſt ein ſchwer Geſchick.

Er klopft' an die Thür mit dem Sarge,
Weil er kein Kleid hätt' an:
„Hör du, Jungfrau Elſe,
Schließ auf deinem Bräutigam."
Da ſprach die Jungfrau Elſe:
„„Ich ſchließ' meine Thür nicht auf,
Bis du kannſt Jeſu Namen nennen,
Wie du gekonnt ſonſt auch.""

„Jedmal, da du dich freueſt
Und dir dein Muth iſt froh,
Da iſt mein Sarg gefüllet
Mit Roſenblättern roth:
Jedmal du biſt voll Sorgen
Und dir iſt ſchwer dein Muth,
Da iſt mein Sarg gefüllet
Ganz mit geronnen Blut."

„Es kräht der Hahn, der rothe,
Da will ich fort ins Grab:
Ins Grab müſſen alle Todten,
Da folg' ich mit hinab.
Schaue du zu dem Himmel
Und zu den Sternlein auf;
Da kannſt du ſchauen, wie ſachte
Die Nacht wird zieh'n herauf.

Da war die Jungfrau Elſe,
Die ſchaut die Sternlein an:
Ins Grab verſank der Todte,
Gar nimmer ſie ihn ſah.
Heim ging die Jungfrau Elſe,
Ihr Herz von Sorgen wund;
Darnach am Monatstage
Lag ſie im ſchwarzen Grund.

Altdäniſche Heldenlieder, Balladen und Märchen, überſ. von Wilhelm Carl Grimm.
(Heidelberg b. Mohr und Zimmer 1811.)
S. 75 u. 509.

4.

Der kranke Ritter.

Lebt wohl, ihr luſt'gen Haiden:
Fahr' wohl, o Tannenwald!
Wenn Schwalbe ſingt,
Den Maien bringt,
Die Wieſen grün ſich kleiden,
Lieg' ich erſtarrt und kalt!

Das Schwert hängt in der Halle,
Gebrochen iſt mein Muth;
Die Mitternacht
Wird bang durchwacht,
Und bei des Hifthorns Schalle
Ergreift mich düſtre Glut.

Das Grab ſchenkt Allen Frieden —
Verleiht das Leichentuch
Auch mir einſt Ruh'.
Deckt feſt mich zu?
Weckt nicht den Erdemüden
Des böſen Alten Spruch?

Der Todtenmann da drüben
Hat ſieben Töchterlein,
Mit Aeuglein klar,
Mit goldnem Haar,
Holdſelig alle ſieben,
Von Wuchs gar ſchlank und fein.

Und ſechs der Dirnlein ſtanden
Mit einem Rittersmann,
Den Kranz im Haar,
Am Traualtar;
Es zog nach fernen Landen
Ein jeglich Pärchen dann.

Die Jüngſte heißt vor Allen
Die Schönſte nah und fern;
Gezäumt das Pferd,
Bringt Helm und Schwert,
Laßt hoch den Helmbuſch wallen —
Die Schönſte ſäh ich gern!

Ich kam mit Sonnenſinken
Zur Gottesackerwand,
Und ſah die Maid
Im weißen Kleid
Auf Todtenhügeln blinken,
Die Spindel in der Hand.

Sie ſpann an einem Rocken,
Der rothe Fäden gab;
Ins hohe Gras,
Auf dem ſie ſaß,
Floß hell das Gold der Locken
Wie Mondenlicht herab.

Sie ſah, an Stirn und Wangen
Erröthend, nach mir hin;
Ich grüßte ſie
Und ſank aufs Knie,
Von ihrem Blick gefangen,
Mit heiß entbranntem Sinn.

Süß rief ſie beim Entfliehen:
„Vom edelſten Geſchlecht
Seyd, Ritter, ihr
Und kniet vor mir?
O laßt mich friedlich ziehen;
Mein Vater iſt ein Knecht.“

„„O! folgteſt du im Kranze
Zum Traualtare mir,
Nähm grobes Kleid
Und Grabeſcheid
Ich gern für Schwert und Lanze,
Für all' die Ritterzier!““

„Kann ich dem Wort vertrauen?
Nicht ſcheu' ich hohen Stand.
Bin ich nicht reich,
Doch bring' ich euch
Zu Schweſtern Ritterfrauen
In Gold- und Samt-Gewand!“

„Und ſollt' es mich nicht kleiden,
Ging ich in Samt und Gold?“ —
„„Trüg' ich die Kron',
Wär dein der Thron!““ —
Rief ich entzückt beim Scheiden —
„„Fein Liebchen, bleib mir hold!““

Zum holden Liebchen wieder
Zog ich bei Abendlicht;
Mit Edelſtein
Und Perlenreih'n
Umwand ich Hand und Mieder
Nach ſüßer Minne Pflicht.

„Hab' ich nicht goldne Spangen,
Hab' ich doch goldnes Haar;
Nimm hin zum Sold
Der Locke Gold,
Doch, gilt dir mein Verlangen,
Bring' gleiches Pfand mir dar!“

Ich nahm den Helm vom Haupte
Und beugte mich vor ihr;
Sie fuhr daher
Mit einer Scheer'
Und lieblich koſend raubte
Das Scheitelhaar ſie mir.

Der dritte Abend graute,
Ich ritt zum Todtenthor;
Von fern erſcholl
Bald leis, bald voll,
Der Klang von einer Laute
Mir wunderſam ins Ohr.

„Geleit euch Gott, Herr Ritter! —
Rief dumpf ein Schäfersmann —
„Der Alte ſingt,
Der Todte ſpringt
Hellauf nach ſeiner Zither,
Geweckt durch Zauberbann!“

Ich zog zu meiner Schönen
Mit innerlichem Graus,
Der Laute Klang
Und tiefer Sang
Erſcholl in wirren Tönen
Vom Todtengräberhaus.

Ich nahm den Zaum des Rappen
Und ſchlich mich ſtill hinan;
Durchs Fenſterlein
Lugt' ich hinein
Und ſah mit Zähneklappen
Ein ſchrecklich Schauſpiel an.

Der Alte ſchlug die Laute;
Ein ſchauervoller Reihn —
Mir ſtieg das Haar
Zum Wirbel gar
Ob deſſen, was ich ſchaute —
Begann im Dämmerſchein.

Mit Ritterzier und Kette,
Doch hohlem, leerem Aug',
Bewegten leis
In ſtetem Kreis
Gerippe um die Wette
Sich nach der Tänzer Brauch.

Wild blickend ſprach der Alte:
„Geſellen! nicht ſo ſacht!
Zum Hochzeitlauf
Steigt jeder auf
Durch morſcher Särge Spalte,
Der meinen Stamm verlacht.“

Er trank in vollen Zügen
Aus irdner Kanne Meth,
Rief jubelnd laut:
„Gilt's eine Braut,
Gilt's junger Enklein Wiegen,
Gilts Einem, der ſich dreht?"

Aufs neu erſcholl zum Reigen
Des Alten Zauberſang;
Im Mondlicht ſchien
Von Moder grün
Gebein und Kleid der Leichen,
Das ſich im Wirbel ſchwang.

Glut ſirrte vor der Stirne,
Mein Blut war ſtarr und kalt.
Schnell wollt' ich fort
Vom Unglücksort,
Da winkte mir die Dirne
In ſüßer Wohlgeſtalt.

„Wohin, wohin, o Lieber?"
Erklang ihr Silberton;
Nicht konnt' ich flieh'n,
Nicht weiter zieh'n;
Mein Roß zog mich hinüber;
Der Zauber band mich ſchon.

Sie hielt in ihrem Schooße
Zwei Knospen; eine roth,
Beperlt mit Thau;
Die andre grau,
Umſtrickt mit Gräbermooſe,
Die ſie mir beide bot.

„Die blüht im Hain der Liebe,
Die blüht im Todesthal;
Sprich, willſt du mein,
Willſt Leiche ſeyn?
So nimm! ſo nimm! Verſchiebe
Nicht länger deine Wahl!“

„„Könnt' ich die Zaub'rin minnen,
Säh' ich den Himmel nicht!““ —
Sie lachte hell
Und warf mir ſchnell,
Ergrimmt, wie Unholdinnen,
Grauröschen ins Geſicht.

Ein Neſtel war's, gewunden,
Geknüpft aus Haar und Seid'. —
Ich muß dahin,
So jung ich bin;
Gezählt ſind meine Stunden,
Gewebt mein Todtenkleid.

Lebt wohl, ihr luſt'gen Haiden,
Fahr' wohl, o Tannenwald!
Wenn Schwalbe ſingt,
Den Maien bringt,
Die Wieſen grün ſich kleiden,
Lieg' ich erſtarrt und kalt.

Begrabt mich, treue Knappen,
Nicht in der Ahnen Gruft!
Der Alte ſingt,
Der Sarg zerſpringt,
Es bricht des Siegels Wappen,
Ich muß zur Erdenluft.

O ſcheut nicht die Beſchwerde!
Bei hellem Fackelſchein,
Bei Prieſterſang
Und Glockenklang
Scharrt tief mich in die Erde,
O ſcharrt mich tief hinein!

Und laßt den Raſen weihen,
Der meinen Leib bedeckt,
Daß Zauberſang,
Der Laute Klang,
Zum ſchauervollen Reihen
Nicht mein Gebein erweckt!

1808.

F. Kind.

Sagen, Erzählungen

und

Novellen.

Von

Friedrich Kind.

Ps 5798

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Erſtes Bändchen.

Leipzig,
bei C. H. F. Hartmann.
1829.

Inhalt

des erſten Bändchens.

Seite

I. Die Verſchwundene 1

II. Der Kränzelbuſch 111

III. Das Liederbüchlein 121

IV. Der ſchnelle Bote 165

V. Liebchen von Waldkron 181

VI. Kleinigkeiten 261
  1. Der Wunderthäter.
  2. Die gehorſame Tochter.
  3. Die Schwalben.

I.

Die Verſchwundene.

1.

In der Herberge eines Gränzdorfs, die von mäßiger Anhöhe auf weite Umgegend herabſchaut, war allmählig Ruhe und Dunkelheit eingetreten. Nur aus den in den Garten gehenden Fenſtern eines Oberſtübchens ſchimmerte noch Licht. Ein in dunklen Ueberrock, doch fein gekleideter junger Mann, außer Frachtfuhrleuten heute der einzige Gaſt, hatte es eingenommen.

War er gleich erſt bei Dämmerung, ſehr ermüdet, ja faſt verſtört, und, obwohl in einem Reitmantel und mit Sporenſtiefeln, doch zu Fuße hier angelangt, und hatte gegen Hanka, die eben ſo artig, als blöd oder trübſinnig ſcheinende Schenkdirne, die ihm auf ſein Verlangen nebſt Abendeſſen und Wein auch Schreibmaterialien gebracht, zu erkennen gegeben, daß er nichts mehr bedürfe, ſondern ſich bald zur Ruhe begeben werde; ſo mußte er doch andern Sinnes worden ſeyn. Wenigſtens ſchrieb er noch ſehr eifrig, als die Dorfuhr Eilfe ſchlug.

Aber jetzt ſprang er auf, ſchritt, die Hand vor der Stirn, einigemal auf und ab, legte dann zwei Taſchen-

Piſtolen auf den Tiſch, löſchte das faſt herabgebrannte Licht und öffnete, ſey es nun von der ſchönen Ausſicht angelockt, oder um das Terrain zu recognosciren, einen Fenſterflügel. Der Vollmond ſtand am wolkenloſen Himmel, ſchien über das mit Bäumen umgebene Kirchdach, daß deſſen mannichfaltige Spitzen und Heiligen-Statuen lange Schatten warfen, und ſtreute Funken in die Wellen des unweit des Gartens vorübergleitenden Bergbachs. Ihr Geplätſcher und das einförmige Klappen eines Mühlrads war der einzige Laut, den man in der Nachtſtille vernahm. Rechts zog ſich, gleichſam zu den Füßen des Herrenſchloſſes, mit ſeinen ſtrohbedeckten Giebeln das Dorf hin; links bot ſich der Kirchhof, und in deſſen Hintergrunde, unmittelbar neben der Kirche, eine finſtre, mit Eiſengittern verwahrte und mit goldnen Wappenſchildern verzierte Gruft.

„Sie ſchlafen Alle! Friede hier, wie dort — nur in mir nicht!“ — ſeufzte der Fremde, und ſeine Blicke blieben auf den Gräbern haften; da — täuſchten ihn nicht ſeine Sinne — flackerte Lichtſchimmer in dem Schwibbogen hin und her, Geſtalten bewegten ſich, und mit ſcharfem Geſchrill tönten die Angeln der Eiſenthür.

Natori — ſo mag der Unbekannte heißen *), — gehörte zwar keineswegs zu den Furchtſamen; allein in der zweiten Hälfte des ſiebzehnten Jahrhunderts, wo ſich dieſe Begebenheit zutrug, glaubte noch jeder gute

---

*) Die wahren Familien-Namen ſind hier allenthalben mit andern vertauſcht.

Chriſt an Hexen, Beſeſſene und herumwandelnde Geiſter; ja, ein Geſpenſter- und ein Gottes-Läugner galten ziemlich für gleichbedeutend. Kein Wunder daher bei dieſem, mit der Muttermilch eingeſogenen Aberglauben, wenn ſelbſt der Beherzteſte, der keiner irdiſchen Gewalt wich, vor den unterirdiſchen Gewalten ein Grauen empfand; kein Wunder, wenn auch unſer Reiſende ſich bekreuzte.

Dennoch war er nicht ſo ſehr befangen, daß er nicht bald darauf Etwas vom Ufer heranſchleichen gehört hätte. Er ſchloß, irgend einen Zuſammenhang ahnend, eilig, doch nicht gänzlich, das Fenſter und zog ſich zurück, aber nur ſo weit, daß man nicht ihn, wohl aber er, was unter ihm vorging, bemerken konnte. Ein faſt rieſiger Mann von verwildertem Anſehen, ein Gewehr in der Hand, trat aus den Büſchen; zwei ſchwarze Hunde von der größten Art, als wären ſie mit in des Herrn Geheimniß, aufmerkſam und bedächtig ſchreitend, folgten ihm auf der Ferſe. Er ſelbſt lauſchte vorſichtig nach den Gaſthofsfenſtern herauf und rief mit gedämpfter Stimme: „Ja, auch das letzte Lämpchen iſt aus.“ — „Könnten wir nur auch das Licht dort oben ausputzen!“ — erwiederte eine andere Stimme, und der Oberleib einer weißlichgrauen Geſtalt ward ſichtbar — „Komm! Wir führen den Kahn noch was höher hinan; da, wo die hohen Erlen ſtehn!“

Die nächtlichen Wild- oder Fiſch-Diebe — denn eins von beiden mußten ſie ja wohl ſeyn — verſchwanden, und ſo ſehr auch Natori nun wieder die Augen nach dem Todtengewölbe anſtrengte, ſo ſchien doch dort Finſterniß zu walten, und nur in einiger Entfernung glaubte er bald etwas Weißes, bald etwas Dunkles zu gewahren, was auch füglich blos Wirkung des Lichts und Schattens in den krummen und ausgehöhlten Weiden ſeyn konnte. Das Herbeikommen der beiden Männer hatte ſeine Phantaſie abgekühlt, und er fing an, die frühere Gruft-Erſcheinung für Gaukelei ſeiner aufgeregten Sinne, oder für Folgen des genoſſenen Weins und des angeſtrengten Schreibens bei Licht anzuſehen.

Als er noch kurze Zeit am Fenſter verweilt hatte, doch, das Rauſchen des Fluſſes und der Mühle abgerechnet, rings umher Alles ſtill geblieben war, legte er das halb mechaniſch ergriffene Piſtol wieder hin und warf ſich verdrüßlich aufs Bette, wo er, obwohl nach noch manchem vergeblichen Grübeln, den ihm ſo nöthigen Schlaf fand.

2.

Der Inhalt des Briefs, den Natori, bis in die Nacht hinein, an einen angeſehenen Ordensgeiſtlichen geſchrieben hatte, war folgender:

„Ich kann mir Eure Beſorgniß um mich, theurer, hochwürdiger Herr! Eure Beſtürzung über mein Entweichen, Euren Schreck über den Tod des Grafen Schwarzenhelm, den Ihr erzoget, den Ihr liebtet, wie mich, leicht denken, und benutze die erſten gefahrloſen Augenblicke, dieſe Zeilen, die ich morgen auf der nächſten Station der Poſt zu überliefern denke, an Euch abzulaſſen. Wißt denn vor Allem, daß ich mich dermalen in dem Gaſthofe eines Dorfs über der Gränze aufhalte, — wie es heißt, weiß ich noch nicht — und, wenigſtens vor der Hand, in Sicherheit bin.

Aber wo ſoll ich anfangen, wo enden, um Euch die Urſachen meiner Flucht und die erſten Quellen der Unthat zu entdecken, die mich, ſo lange ich athme, wie ein drohendes Geſpenſt raſtlos verfolgen wird? Noch ſcheint mir alles ein ſchrecklicher, von Dünſten des Weins — oder der Hölle! erzeugter Traum, über den ich beim Erwachen, wenn auch mit ſchwer zu beſiegendem Grauen, mich ſelbſt verhöhnen würde; und doch — dieſe Hand, welche ihn niederſchoß, iſt ja Fleiſch und Bein, ſie iſt meine Hand, ſie dient noch dem ſie beherrſchenden Geiſte!

Ihr erinnert Euch wohl, theurer Chryſoſtomus, daß ich, als wir uns zum letzten Male ſahen, — ich erſchrecke faſt vor den Worten, die aus meiner eilenden Feder fließen; wär' es wirklich das letzte Mal geweſen? — früher als ſonſt, um mich zur Redoute anzukleiden, wohl auch etwas verſtimmt, von Euch ſchied. Ihr nanntet dieß Vergnügen zwar nicht an ſich ſündlich, doch leicht zur Sünde verlockend. Ihr äußertet, — und ich errieth den geheimen Sinn Eurer Worte gar leicht — wodurch der Mann ſich mit offner Stirn zu entehren glaube, das geſtatte er ſich unter der Vermummung; den Schleier möge Schaam und Sitte erfunden haben, hinter der Maske laure nicht ſelten Betrug und Verführung.

Chryſoſtomus! Lehrer und Vater! Ihr laſet in den Seelen ſo Vieler; Euer Scharfblick, Eure Erfahrung reichen weit, und Eure nicht deutlich ausgeſprochenen, nur leicht hingeworfenen Worte verſcheuchten ſchon früher in mancher Nacht von meinem Lager den Schlummer. Aber in Euren Adern rollt, wie in den meinigen, das Blut des gemeinſchaftlichen Vaterlands, und ein Bild Eurer Jugendzeit läßt noch immer, auch unter dem Ordenskleide, Euer Herz lauter ſchlagen. Sollte, als jene holde Roſe im Kloſter hinwelkte, alles Edle und Schöne mit ihr zu Staub worden ſeyn?

Zwar — wie könnt' ich es läugnen? — Zanetti lebt im Ueberfluß, wagt Großes im Spiel und niemand kennt die Quelle ſeines Reichthums. Aber er iſt Marcheſe, eroberte einſt eine mit Schätzen befrachtete türkiſche Gallione, und verließ, weil man ihn mit Undank belohnte, ſein Vaterland. Kann man es dem Kühnen, an Wagniß Gewohnten, der ſein Blut nicht achtete, verargen, wenn er Gold gering ſchätzt? Kann man den einen Abenteurer ſchelten, den noch Keiner auf einem andern Wege, als dem der Ehre gefunden hat? — Zwar die ältere Tochter ſoll den Vater heimlich verlaſſen haben, und in manchen verdächtigen Verhältniſſen wieder erkannt worden ſeyn. Aber ſie ſoll! Was ſagt man nicht Alles? was flüſtert man ſich nicht in's Ohr? und wer iſt noch aufgetreten, dieß Gerücht, Mann gegen Mann, mit Wort und Schwert zu verbürgen?

Doch laßt uns auch annehmen, die Stimme der Menge ſey einmal Stimme der Wahrheit — ſtand es wohl in Fauſtina's Gewalt, ſich dieſe Verwandtſchaft zu wählen? Sproßt nicht oft unter wucherndem Unkraut die Lilie nur um ſo höher hervor? Könnt Ihr nach Eurer Milde ſie verurtheilen, ohne ſie gehört, ohne ſie nur geſehen zu haben? — Wohin gerath' ich, um mich bei Euch wenigſtens einigermaßen zu entſchuldigen? Wollt' ich ſo fortfahren, unmöglich könnte meine innre Beängſtigung die Schwäche des ermatteten Körpers bis zum Schluſſe aufrecht erhalten."

3.

„Ich fuhr nach dem Redoutenſaale und will Euch nicht verhehlen, daß unſer Geſpräch einen verwundenden Stachel in meiner Seele zurückgelaſſen hatte. Ich fand dort, wie ich erwarten konnte, den reizenden Gegenſtand meiner Gedanken und Träume. Signora Fauſtina war höchſt einfach, nur in weiße Seide gekleidet; aber ſchon ihr Wuchs, den man wohl nur bei Italienerinnen in gleich edlem Ebenmaaß antrifft, ſchon ihre Augen, gleich ſtrahlenden Geſtirnen am nächtlichen Himmel, würden ſie mir verrathen haben, hätten auch nicht ihr glänzend ſchwarzes, ohne allen Schmuck aufgeflochtenes Haar, die Ohrringe mit den Opal-Tropfen, die ſie einſt von mir annahm, und eine vom Handſchuhe befreite Hand, wie von einem Praxiteles geformt, mir allen Zweifel benommen. Doch verhinderten mich ihre Geſellſchafterinnen und die Menge der ſie umſchwärmenden Verehrer, mehr als gewöhnliche Höflichkeitsworte mit ihr zu wechſeln. Unter letztern befand ſich auch, als jüdiſcher Galanteriehändler verkleidet, Graf Schwarzenhelm, der ſich mir, ſobald er mich erkant hatte, zu erkennen gab.

Dieſer mein Freund, lebhafter und geſprächiger, als ſonſt in ſeiner Art liegt, überreichte ihr bald darauf einen Blumenſtrauß, den er, wie mir vorkam, mit geringer Artigkeit, von einer Gärtnerin für ein Paar Strumpfbänder eingetauſcht hatte. Signora Fauſtina ſteckte ihn zwar nicht an die Bruſt, dankte jedoch dem Grafen ſehr verbindlich und pries, einigemal darauf zurückkommend, die Schönheit der Blumen. Was weniger — jetzt iſt mir dieß völlig klar — hätte ſie wohl, ohne den Anſtand zu verletzen, thun können! Dennoch fiel es mir damals höchſt unangenehm auf.

Ich verließ die Geſellſchaft, ſuchte den Marcheſe und ſetzte eine Hand voll Geld auf eine Karte. Es war durch Zufall eine recht albern geſtaltete Carreau-Dame; indeß machte ich ſie zum Orakel meines Glücks und — das Blatt verlor. Nicht das ſchnöde Metall, das ja nicht ich ſelbſt, das meine Ahnen und Urahnen erwarben, konnte mich ſchmerzen; dennoch verſtärkte dieſer Zufall meine üble Laune. Ich begab mich in ein

Seitengemach an die Trinktafel und leerte voll Unmuths einige Römer. Mehrere Bekannte nahmen neben mir Platz, unter dieſen zuletzt auch Graf Schwarzenhelm. Ich bemerkte an dieſem nicht die mindeſte Aenderung ſeines ſonſtigen Benehmens gegen mich, allein ich konnte die ihm wiederfahrene Gunſt nicht vergeſſen und fühlte faſt einen Groll gegen ihn.

Ihr könnt leicht denken, daß ſich dieſer vermehrte, als die ſchon erwähnte Gärtnerin, wie mir nun gewiß ſchien, eins von Fauſtina's Mädchen, dem Grafen winkte und ihm mit einer Art dringender Heimlichkeit ein Papier einhändigte. Schwarzenhelm las es und ſchien von dem Inhalte wunderbar aufgeregt. Ich ward feſt überzeugt, der Brief ſey von Fauſtinen. „Die Schönſte auf Erden!" rief ich, das Glas erhebend, ſobald ſich der Graf wieder geſetzt hatte. „Sie lebe!" erwiederte er, mit einem Blick in die Höhe. „Die Schönſte und Flatterhafteſte!" fuhr ich, wie in tollem Muthe, doch nicht ohne Bitterkeit fort. „Nein, nimmermehr!" ſagte der Graf, und ſetzte ſein Glas nieder. — „Das iſt ſchlecht, wenigſtens von Dir!" rief ich mit überwallender Hitze. „Schlecht? ſchlecht?" murmelten die Umſtehenden, mit ſtechend auf den Grafen gerichteten Blicken. „Still! ſtill jetzt" warnten Andere — „ſo etwas findet ſich!" — Der Graf aber maß ſie mit funkelnden Augen vom Scheitel bis zur Sohle, und flüſterte mir in's Ohr: „Wir beide brauchen keine Beiſtände; laß ſatteln! Ich hole Dich mit dem Früheſten ab."

Gott! Gott! warum muß ich das Weitere ſchreiben? — Wir ritten noch bei Morgennebel nach der Haide und ſchoſſen zu gleicher Zeit. Meine Kugel fehlte, aber die des Grafen ſtreifte mir, obwohl leicht, den linken Arm. Ich fühlte, daß wir, mit ſo leichter Genugthuung befriedigt, nur lächerlich werden könnten, und verſchwieg dieß. Wir ſchoſſen zum zweiten Male, und der Graf — es war nicht mein Wille; eine feindliche, ſchadenfrohe Macht muß die Kugel gelenkt haben — ſtürzte, nah unterm Herzen getroffen, zu Boden. Ich warf mich verzweiflungsvoll neben ihm nieder.

„Rette Dich, Bruder!“ rief er mit röchelnder, zuletzt kaum vernehmbarer Stimme und zeigte auf ſein Taſchenbuch, das er auf den Mantel geworfen hatte, — „Mein Georg iſt nahe. Nimm dort und befördere es ſchleunigſt — aber allein! Mein Tod rettet vielleicht“ — — Er war vorüber.

Der Diener, ehemals Wundarzt, eilte aus dem Gebüſch. Ich warf mich auf's Pferd. Entſetzen und Todesangſt trieben mich raſtlos vorwärts; ich verirrte mich; mein Pferd fiel vor Ermattung! Zu Fuße kam ich am Abende des zweiten Tages in dieſem Gränzdorfe an. —

Hier hatte Natori beim nächtlichen Glockenſchlage den Brief abgebrochen.

4.

Als er am nächſten Morgen erwacht war, blinkte die Frühlingsſonne ſchon durch die grünen Fenſtervorhänge. Dafür fühlte er ſich aber auch ungemein an Leib und Seele geſtärkt, beſchloß, wie kräftigen Gemüthern eigen, dem, was nicht mehr zu ändern ſtehe, ſich ohne Klagen zu fügen, und rief, nachdem er den Brief an Chryſoſtomus geſchloſſen, nach Frühſtück, Siegellack und Licht, auch etwas Leinwand.

Das hochſchlanke Schenkmädchen fiel ihm heute noch mehr auf, als geſtern Abend. Hanka's Wangen waren ſo friſch, wie Berg- und Waldluft ſie färbt, ihr rundes Geſicht verrieth Unſchuld und Gutmüthigkeit, ihre ſchwarzbraunen Augen ſchienen wohl auch der Schelmerei fähig. Dennoch hatten dieſe Augen geweint und Hanka's Blicke wandten ſich ſelten vom Boden. Er fragte ſie, den Brief faltend und ſiegelnd, nach dem weitern Wege und dem Namen des Dorfs, ſtutzte nicht wenig, da ſie letzteres Hochburg nannte, und ſchien nun Gründe zu haben, das Dirnlein geſprächiger zu machen.

„Ein ſchönes Dorf,“ — ſagte er freundlich — „wo auch recht hübſche Leute wohnen! Sind ſie denn alle ſo hübſch — und ſo traurig, wie Du?“

Die kleine Schmeichelei verfing. Hanka erhob, bald zutraulicher werdend und zuweilen im Eifer Wendiſch und Deutſch untereinander miſchend, treuherzig die Augen gegen ihn, legte die Hand auf's hochgeſchnürte Mieder und verſetzte: „Warum ſollt' ich nicht traurig ſeyn? Mein und des ganzen Dorfs Freude iſt dahin. Ach, die Gräfin war ſo gut, ſo ſchön und auch noch ſo jung! Sie mag wohl wenig frohe Tage erlebt haben auf Erden, und doch konnte ſie niemand leiden ſehen, ohne zu helfen. Vor vier Tagen war ſie noch friſch und geſund — nur freilich blaß, wie immer — und geſtern früh ward ſie begraben.“

„Eure Gräfin? die Gemahlin des Grafen Hochburg?“ — fragte Natori, indem er erbleichend in ſeine Brieftaſche ſah — „Gräfin **Marietta** von Hochburg doch nicht?“

„Nun freilich, freilich!“ — erwiederte ſie — „wer anders? Ach hätt' ich ſie nur wenigſtens einmal geſehen, hätt' ich ihr nur ein Rosmarinzweiglein in's Grab geben können! Es wurde wohl damit angefangen, die Zimmer ſchwarz auszuſchlagen und Meßaltäre aufzurichten, wie auch bei der Frau Gräfin-Mutter geſchehen. Aber die junge Gräfin iſt an einer anſteckenden Krankheit geſtorben und deshalb auf kein Paradebette gekommen. Das Fräulein hat ſie aus großer Liebe ſelbſt eingekleidet, mit eigener Lebensgefahr, und Niemand hat ſie im Sarge ſehen dürfen“ —

„Niemand?“

„Niemand, ſelbſt von den Schloßleuten Niemand, als der alte Severin, der ſich durchaus nicht abhalten ließ, und den ſie nachher, Gott erbarm' ſich ſeiner Seele, im Schloßteiche gefunden haben; dann die beiden Kammermädchen, das alte und das junge — und zuletzt die Müllerin, die, glaub' ich,“ — ſie ſagte dieß furchtſam und heimlich — „eine Hexe iſt und den

Drachen hat. Die Hirtenfrau ſah ihn einmal mit eignen Augen zum Schornſteine herausfahren."

Der Fremde, der indeſſen ein in Schwarzenhelms Taſchenbuche vorgefundenes, unverſiegeltes Blatt flüchtig durchleſen und daher nur mit getheilter Aufmerkſamkeit auf Hanka gehört hatte, äußerte nicht das mindeſte Mißtrauen gegen ein ſo unverwerfliches Zeugniß, und ſicherte ſich dadurch die Bahn zu Einziehung weiterer Erkundigung. Er erfuhr, daß Marietta in der erſten Morgendämmerung, nur beim Schein weniger Fackeln, beigeſetzt worden ſey, daß man die Dorfbewohner in möglichſter Entfernung gehalten habe, daß wegen allzuheftigen Schmerzes nicht der Graf, wohl aber, in Thränen zerfließend, die Geſellſchafterin dem Sarge gefolgt ſey, endlich auch, daß eigentlich kein beſtimmter Todtengräber ſich hier im Dorfe vorfinde, wohl aber ein alter Krüppel, in der Gemeinde der lahme Jacob, wohl auch ſpottweiſe Jacöbchen genannt, die Aufſicht über den Kirchhof führe und ein daran gränzendes Häuschen bewohne.

5.

Er fragte nach der Rechnung, bezahlte und faßte Hanka, da ſie das Geld einſtreichen wollte, bei der Hand. „Du mußt mir noch etwas zu Liebe thun", ſagte er bittend — „wenn Du anders die Gräfin Marietta wirklich geliebt haſt."

„Ihm?" — erwiederte ſie halb weinend, halb lächelnd — „nein! Das iſt was anderes!"

„Ei, wie ſo?"

Hanka wollte nicht mit der Sprache heraus. Endlich drehte ſie ſich auf dem Abſatze herum, und ſang, ohne ihn anzuſehen:

„Ich glaub', was die Mutter ſpricht:
Kind! trau' keinem Soldaten nicht!"

„Hältſt Du mich denn für — —?" frug Natori etwas betroffen.

„Und für einen Ausreißer dazu! O! Er iſt nicht der erſte, der hier eingeſprochen, und wahrlich manch hübſcher Leute Kind! Aber — nun, den Scharlachſtreif hier zwiſchen Ueberrock und Stiefeln verbirgt wohl der Mantel und die Hutkrämpe geht auch weit herunter, aber im Ganzen" — ſie wies neckend mit dem Zeigefinger auf ſeinen Schnurrbart — „verſtanden die Andern das Entlaufen beſſer."

„Ach was?" — verſetzte Natori kaltblütig ſcheinend — „ich ſtamme aus Ungarn, da ehrt jeder ſeinen Bart, und will Dir's nur ſagen — ich bin ein naher Freund von der verſtorbenen Gräfin. Willſt Du dieſer noch im Grabe einen Gefallen thun, ſo ſage Niemanden von unſerm Geſpräch, wenigſtens binnen drei Tagen nicht. Ich habe hier in der Gegend Geſchäfte; es kann ſeyn, daß ich noch einmal hier übernachte; es kann auch nicht ſeyn."

„Binnen drei Tagen nicht? Er iſt doch wohl nicht gar ein Geiſt? — Nur wenn es einen gethört hat, muß man es drei Tage verſchweigen!“

„Noch habe ich Fleiſch und Bein. Aber verſprich mir's! Gieb mir die Hand drauf!“

„Nun da!“ ſagte ſie nach kurzem, drolligem Bedenken, und ſchlug ein. Er wagte es nicht, ihr ein Andenken anzubieten, ließ ſich aber, mögliche Fälle in Anſchlag bringend, die Scheere geben, welche die flinke, wirthliche Dirne über den bauſchenden ſchwarzen Röcken am rothen Schürzbande trug, und ſtutzte ſich vor dem kleinen, mit Pfaufedern gezierten Spiegel den Bart. Sie nahm dann unbefangen die Zahlung, wünſchte glückliche Reiſe und ging. Er ſelbſt aber packte Briefſchaften und Reiſegeräth zuſammen, wickelte ſich in den Mantel und ſchlich durch den Wirthsgarten davon.

6.

Hatte gleich die Unſchuld des freundlichen Landmädchens und dieſer ganze Auftritt den Flüchtling erheitert und für Augenblicke ſeiner Lage faſt vergeſſen laſſen, ſo fiel ihm doch, als er nun allein durch die friedliche Morgenlandſchaft wandelte, als bald darauf die Zweige des einſamen Waldes ihn umrauſchten, der Tod des geliebten Freundes von neuem laſtend auf's Herz, und ſeine Gemüthsbewegung erhielt durch den ſonderbaren Zufall, daß die junge Dame, an die er nach Schwarzenhelms letztem Willen ein verſiegeltes Päckchen, höchſtwahrſcheinlich Briefe enthaltend, abliefern ſollte, jenem ſo ſchnell in die Ewigkeit nachgefolgt war, keine geringe Steigerung.

Das, was er bei nächtlicher Weile geſehen und erhorcht, das, was er der gutmüthigen Hanka abgelockt hatte, mußte wohl auch dazu dienen, die Ahnung irgend eines außerordentlichen Ereigniſſes in ihm zu erregen.

Wahrſcheinlich hätte ihn jedoch die Sorge für eigne Sicherheit, wenigſtens vor der Hand, davon abgehalten, dießfalls Nachforſchungen anzuſtellen, wär' ihm nicht der Brief, den Graf Schwarzenhelm, entweder aus Ueberſehen, oder abſichtlich, unverſiegelt gelaſſen, wegen ſeines räthſelhaften Inhalts wieder beigefallen. Er ſetzte ſich in einem abgelegenen Baum-Verſteck auf einen gefällten Stamm, und nahm, nachdem er ſeine ſchon faſt verharſchte Wunde auf's neue verbunden, das Blatt wieder heraus. Je mehr er es betrachtete, deſto mehr ſchien es ihm an Größe und Form daſſelbe, welches der Graf auf der Redoute erhalten, deſto wahrſcheinlicher ward es ihm, daß gerade dieſer Brief, wohl der letzte, den der Graf vor ſeinem Tode empfing, uneingepackt geblieben ſeyn möge. Der Brief war in italieniſcher Sprache, doch nicht von Fauſtinen, ſondern — das Blatt mit der Aufſchrift war abgeriſſen — vielleicht an ſie ſchrieben. Er lautete alſo:

„Ich bin in der tiefſten Beſtürzung. Die Gräfin, obwohl ſtets kränkelnd, iſt plötzlich von Krämpfen befallen worden, die ſelbſt für ihr Leben fürchten laſſen.

Du wirſt bald erfahren, daß meine Ahnungen eintreffen. Täuſcht nicht Alles, ſo erliſcht dieß ſchöne Lebenslicht in wenig Tagen. Schließe ſelbſt, Theuerſte! wie gränzenlos mein Kummer ſeyn müſſe. Ich kann nicht beurtheilen, in wie weit Freundſchaft dir die Pflicht auflegt, den Grafen S. auf das Mögliche vorzubereiten. Möge bald der Himmel alles zum Beſten wenden, und ich, wie ich gewiß hoffe, dir bald Angenehmeres zu melden haben! Jetzt, obwohl unter Thränen,

Deine Vittoria."

Dieſe mit eilender Feder hingeworfenen Zeilen, welche Natori in Gegenwart der plaudernden Hanka nur flüchtig durchlaufen hatte, durchlas er jetzt wieder und wieder. Marietta's vorher verkündigter Tod, das, was er von der Eil und Heimlichkeit bei ihrer Beſtattung gehört, des alten Dieners Selbſtmord, und noch ſo manches Andere, wirbelte durch ſeinen Kopf; aber noch glühender ward ſeine Stirn, wenn er erwog, ob dieſer Brief an Fauſtinen gerichtet, oder auf welche Weiſe er ſonſt in ihre Hände gelangt ſey? Dieſer letzte Umſtand gab den Ausſchlag; ein Entſchluß, der ſchon früher, obwohl dunkel, vor ſeiner Seele geſchwebt hatte, ſtand nun klar und unerſchütterlich vor ihm. Die Entfernung von Prag, — zwei Tagereiſen, — und ſeine Kenntniß davon, daß die Hand der Gerechtigkeit, beſonders bei Ehrenſachen, ſelten auf das Eiligſte verfolge, ſchien ihm für jetzt noch Sicherheit zu verbürgen, und, ſelbſt den ſchlimmſten Fall angenommen, ſeine feurige Liebe zu Fauſtinen ſtellte ihm den Verſuch als unerläßlich vor, das hier gewiß verborgen liegende Geheimniß zu ergründen. „Wie es auch komme,“ — ſagte er zu ſich ſelbſt — „ich will Gewißheit haben. Das heilige Vermächtniß, das ich, wie Alles anzudeuten ſcheint, der Lebenden nicht aushändigen kann, will ich in die Hand der Todten legen! — Doch vielleicht — — — —“

Er wußte ſich ſelbſt von ſeinen Vermuthungen keine Rechenſchaft abzulegen, aber ſo viel dünkte ihm ſo gut als gewiß, daß hier irgend eine Rache fordernde That, oder ein höchſt verwickeltes Liebesabenteuer, eine auf das Liſtigſte angelegte Flucht oder Entführung, zum Grunde liege.

Da ihm jedoch ſein ſcharfer Verſtand bey weiterer Ueberlegung ſagte, eines Theils, daß er, mit keinem Paſſe verſehen und hier völlig unbekannt, ja, als ſchuldbelaſteter Flüchtling, auf keinen Schutz rechnen, ja nicht einmal darum anſuchen dürfe, andern Theils aber, daß, um die in die Sache Verwickelten nicht in Voraus zu warnen, ſehr geheim zu Werke zu gehen ſey; ſo begab er ſich noch eine halbe Meile tiefer in den Wald, wo ihm nach einiger Zeit ein in der Ferne rauchender Meiler die willkommene Einladung zu einem, wenn auch höchſt dürftigen, Mittagsmahle abgab. Die armen, aber redlichen Köhlersleute nahmen ihn mit echt patriarchaliſcher Gaſtfreiheit auf, ohne nach Woher? und Wohin? zu fragen, und er verließ, nachdem er ihnen ſeine Dankbarkeit bezeigt, erſt in den ſpätern Nachmittagsſtunden die mooſige Waldhütte.

7.

Schon ſpiegelte ſich die Abendſonne wieder in den Hochburger Schloßfenſtern, und Natori war, ungeduldig, daß es noch nicht dunkeln wollte, kaum noch eine Viertelſtunde von der Dorfkapelle entfernt, als ihm ein verfallenes Gemäuer, von darüber ſich ausſpreizenden Tannen hoch überragt, in die Augen fiel. Eine große verroſtete Pforte zeigte ſich in deſſelben Mitte, über ihr aber befanden ſich einige in Stein gehauene Figuren, deren wahrſcheinlich ſchon anfänglich nicht mit großer Kunſt ausgeführte Köpfe, Gliedmaßen und Gewänder der nagende Zahn der Zeit zu unförmlichen Kugeln, Pfählen und Klumpen umgemodelt hatte.

Niemand wußte den Urſprung oder einſtmaligen Zweck dieſes vergrauten Gebäus anzugeben. Man trug ſich mit dem Gerücht, bald, daß vor alten Zeiten ein großes Geripp in Ketten dort gefunden worden, bald auch, daß einſt einem Neugierigen ein alter Mönch, einen Kelch in der Hand, entgegen getreten ſey, und ihm gewinkt habe, nicht weiter zu gehen. Auch von einer umgehenden Urmutter der regierenden Standes-Herrſchaft wollte man wiſſen. Indeß hielt ſich unter Allem, was man davon fabelte, der Aberglaube hauptſächlich an die beiden erſten Angaben, und nannte die Mauertrümmer bald die Rieſenkammer oder den Todenkeller, bald auch, — was war natürlicher, als daß hier ein unterirdiſcher Gang aus einem Kloſter zum andern geführt hatte? — das Nonnenthor. Wie dem aber auch ſeyn mochte, ſelbſt die Vernünftigern hielten die Stelle für verdächtig und nach Zwielicht mochte Niemand vorübergehen.

Natori, dem hievon durchaus keine Kunde beiwohnte, ſah das Nonnenthor für nichts anders, als den Eingang eines Bergkellers an, und glaubte daher, entweder einen friſchen Trunk hier zu finden, oder doch aus dem Gemäuer das Schloß und Dorf unbemerkt beobachten zu können. Er beugte daher mit einiger Gewalt die blos angelegte Pfortenthür auf. Es ſah ſehr finſter in dem Gewölb aus; der ſchmale, zum Theil durch Felſen gehauene Gang deutete auf einen verfallenen Bergſchacht oder wohl noch gangbaren Stollen. Ein zuweilen in der Ferne aufblitzender Strahl, gleich dem eines Grubenlichts, ſchien das Letztere zu beſtätigen.

So tappte er denn, mit dem Fuße vorſichtig den Boden prüfend, noch einige Schritte weiter, ſtieß endlich an, und — faßte eine Menſchenhand. Ein Schrei des Entſetzens — und ein Lichtchen ward ſichtbar.

Natori's Herz ſchlug jetzt ſchneller, zumal, da ihm, — die Blendlaterne ausgenommen, — ganz ſein Spiegelbild, eine männliche Geſtalt in den Mantel gewickelt, den Hut tief heruntergeſchlagen, das Geſicht bleich und von Anſtrengung gefurcht, entgegen trat.

8.

„Zurück!“ — rief die unbekannte Erſcheinung mit Wuth, doch auch mit zitternder, faſt verſagender Stimme, und wies ihm die Spitze eines Dolchs — „Sonſt biſt Du des Todes!“

„Oder Du!“ erwiederte Natori, mit männlicher Kraft jenem die Mündung des geſpannten Piſtols vorhaltend.

„Nicht doch! warum gleich tödten?“ flehte eine angſtvoll, doch ſüß tönende, Natori bekannt vorkommende Stimme — „ſelbſt ein Schuß in die Luft in dieſen hallenden Felſen würde Zeugen herbeilocken.“ — Eine, erſt jetzt aus dem Schatten hervortauchende weibliche Geſtalt — all' ihr Heiligen! trog nicht Alles, Fauſtine! — warf ſich zwiſchen Beide.

Natori ſenkte das Piſtol, ſein Gegner das Stilet; wie von magiſchem Zauber gefeſſelt, blieben alle Drei in derſelben Stellung, und erſt nach einer langen Pauſe rief der Doppelgänger mit ſtockendem Athemzuge: „Gehen Sie! Wir haben uns nie geſehen, und werden es nie wieder. Forſchen Sie nicht, wie wir hierher kamen; ich will eben ſo wenig nachfragen, obwohl ich es könnte, weshalb Sie hier einen Schlupfwinkel ſuchten. Uebrigens iſt“ — er leuchtete hinter ſich — „nur zehn Fuß von hier ein jäher Abgrund!“

Natori warf einen durchbohrenden Blick auf ihn, riß ihm die Laterne aus der Hand und drängte ſich neben den Geſtalten vorbei. Er fand, daß bei weiterem Vorſchreiten ewige Nacht ihn umarmt hätte. Ein ungeheurer Felſenſpalt, undurchdringliche Finſterniß gähnten ihm entgegen. Unterirdiſche Gewäſſer brauſten in der Teufe; feuchte, kalte Schauer weheten empor; ſein Herz ſtand einen Augenblick ſtill.

Da er, zur Beſinnung zurückkehrend und plötzlich von dem Argwohn ergriffen, der Gegner möge ihn hinabſtürzen, ſich raſch umwandte, war das geheimnißvolle Paar entflohen, und nur noch in weiter Entfernung ſah er einen flatternden Schleier zwiſchen dunklem Geſträuch. Ob das Rollen eines Wagens, das er nach kurzer Zeit zu vernehmen glaubte, hiemit in Verbindung ſtehe, mußte er an ſeinen Ort geſtellt laſſen.

9.

„Leb' ich denn noch," — rief er aus — „oder bin auch ich ſchon im Todtenreiche? ſind es Wunder, die mich umringen, oder umgaukeln mich, ſeit von meiner Hand der Freund verblutete, fieberiſche Träume, rächenden Furien gleich, wohl zum Wahnſinne führend? Nein, noch denk' ich, noch fühl' ich; noch kühlt die Abendluft meine glühende Stirn — und dort ſinkt der letzte Sonnenſtreif hinter Schloß Hochburg nieder, als wollt' er mich mahnen, jedem Hinderniſſe zu trotzen. Nichts denn von Bangigkeit mehr, nichts von kleinlicher Sorge für mich ſelbſt, nichts von den Eingebungen klügelnder, träger Vernunft! Ich will Dein Vertrauen rechtfertigen, blutiger Schatten! Liſt oder Gewalt gelte mir gleich! Was ſich mir auch entgegen werfe, ich gelobe dir, Marietta's Erretter — oder ihr Rächer zu werden!“

Seine Bruſt hob ſich leichter, als er dieß gedacht hatte; denn nur Unſchlüſſigkeit iſt ein Wurm, der Entſchluß iſt ein Adler. Es ward ihm jetzt deutlich, daß die weibliche Geſtalt, die er in dem unterirdiſchen Gange geſehen, auf keine Weiſe Fauſtine geweſen ſey, die ja noch vor drei Tagen in Prag geweſen war und zu einer ſo ſchnellen Reiſe, als die ſeinige, keine Veranlaſſung finden konnte. War er früher nur über das: Was zu thun? mit ſich einig worden, ſo zog er nun auch, über jenen, ihn am meiſten marternden Umſtand völlig beruhigt, das Wie? in Ueberlegung.

Und kaum war die Dämmerung eingetreten, als er an das Hüttchen am Kirchhofe pochte, kann man anders einem halb eingefallenen Schuppen, mehr einem Aufenthalte für Thiere, als Menſchen ähnlich, mit faſt ganz zerbrochenem Dache und nicht mit Fenſtern, ſondern Schaulucken, verſehen, dieſen Namen beilegen. Der einzige Bewohner, den wir ſchon unter dem Namen des lahmen Jakobs kennen, ſchaute hinter einer derſelben hervor und fragte gähnend, wer da ſey? Natori gab ſich für einen Entſprungenen aus, bat und beſchwor bei allen Heiligen um ein Nachtlager und fügte, da das graue Unthier mürriſch den Kopf ſchüttelte, leiſe hinzu, daß er reichlich dafür zahlen könne und wolle. Jetzt regte ſich des krüpelhaften Alten Mitleid, und an der Krücke zur Thür hinkend, ließ er den nächtlichen Gaſt — neben der Dorfſpritze und zwei Bahren vorbey, die faſt das einzige Geräth des ſtallartigen Gemachs abgaben, — eintreten, und ſetzte ihm einen Schemel an das in einer Höhle glimmende Feuer. Dieſes diente lange Zeit zur einzigen Beleuchtung der grauen, mit Moos und Schimmel überzogenen Lehmwände und bildete aus dem Feuer- und Todtengeräth, woran ſich noch einige vermoderte Kreuzfahnen nebſt Grabſcheiten und Hacken reihten, die wunderbarſten Schatten.

Kaum hatte Natori dem Anſcheine nach wieder ein wenig Athem, als er Speiſe und Trank foderte. „Wo hernehmen?" — brummte der Alte — „Waſſer und die Eicheln und Erdrüben hier in den Kohlen, das iſt Alles, was ich aufſchüſſeln kann."

„Nicht doch!" — verſetzte Natori und gab ihm Geld — „wer ſpricht von Euch, Freund? Aber, ſchleicht in den Gaſthof, ſucht das Schenkdirnlein auf und — merkt wohl! — ſagt ihr nur, es ſey für den Deſerteur. Dann hält ſie gewiß reinen Mund!"

Jacöbchen ließ ſich das nicht zweimal ſagen, hinkte, während ſich Natori durch ein Schauloch ein wenig die Gelegenheit beſah, elſterartig hüpfend nach dem Dorfe und brachte Speiſemittel im Ueberfluſſe, dabei eine kleine Flaſche Wein und eine ſehr große — „wenn auch blos für mich", meinte er — mit Branntwein. Es begann nun ein für Natori ungemein beluſtigendes Mahl, wohl werth des Griffels eines Hogarths oder Rambergs, und der Kirchhofsaufſeher — wie ſich nun ergab, ehedem Diener von des regierenden Grafen Vater, anjetzt, wie er ſich mit kaltem Ingrimm ausdrückte, nicht auf das Gnaden-, ſondern auf's Hunde-Brod geſetzt, — ließ ſich zum Genuß des geliebten Lebenswaſſers ſo wenig nöthigen, daß der Gaſt bei herannahender Nacht ſehr füglich dem gewünſchten Zwecke näher treten konnte.

10.

„Ja, wenn die hochſeelige junge Gräfin nicht geweſen wär'," — meinte der lahme Jakob, indem ihm die Krücke aus dem Arm glitt und zu Boden fiel — „ich wär' verhungert — Na! thut Beſcheid! ſie ſoll leben! — ich wär' verkrümmt, wie ein Fiedelbogen! Weiß der Himmel, wie es jetzt mit ihr ſteht! Freilich, wenn man ohne Wegegeld dahinfährt, wenn keine Todtenmeſſe am Sarge geleſen wird, auch nicht eine! Iſt's dann ein Wunder? — Geſtern Nacht kam mir's ganz bedenklich vor; ich hörte was raſcheln, und da ich durch's Schaufenſterlein gukte, ſtand eine lange, weiße Geſtalt da, nur zwei groſſe hohle Löcher ſtatt der Augen, und drohte mir mit der Fauſt. Ich kroch gern wieder auf meine Streu. Sie mag keine Ruhe im Grabe haben, die liebe Hochſeelige!"

„Laßt das!" — fiel Natori ein, immer geſpannter aufhorchend — „aber, alter Freund! ſo abſcheulich des Grafen Undank iſt, ihr ſelbſt ſeyd doch Schuld an eurer

Armuth. Wo habt ihr euern Verſtand? Geſtern iſt die Gräfin hier beigeſetzt worden, nicht einmal unter die Erde, und mit allem Schmuck, Ketten und Ringen, das große diamantene Kreuz nicht gerechnet. Was hilft ihr das Alles? Uns aber könnt' es helfen für's ganze Leben, und ich wollte gern mit euch theilen, euch auch wohl fünf blanke Kremnitzer in Abſchlag geben, wenn ihr mit mir in das Erbbegräbniß ſtiegt!“

Der Alte machte große Augen bei dem Golde, das Materi aus einer vollen Börſe auf den Tiſch zählte, trank gegen den angenehmen Schreck erſt ein Gläschen und verſetzte, ſchon weidlich ſtammelnd: „Alle Wetter! auf was bringt Ihr mich da? Mit dem Schmuck mag's wohl ſeine Richtigkeit haben; denn heute, ein paar Stunden nach dem Leichenbegängniſſe, kam das Fräulein, oder was es ſonſt für ein vornehmes Weibſen iſt, mutterſeelenallein hieher und ließ mir kein gutes Haar, weil das Schloß an der Herrengruft ſo ex—extra lüderlich ſey. Ich ſollte mit Hunden zum Dorfe hinausgehetzt werden, — meinte ſie — wenn es nicht noch heute in St—Stand geſetzt werde und ich ihr den Schlüſſel bringe, und gab mir auch Geld dazu. Mich hetzen? mich? Die Je—Jeſabel, die ſtolze Vaſthi, die De—lili—lala die! Nun, ich hab's in der Schmiede angeſagt. Morgen wird der ſchwa—ſchwarze Andrees wohl kommen!“

„Morgen mag er! Wir nehmen noch heut Nacht die Vögel aus!“

„Wir? Nicht doch! Ich danke! Aber wenn Ihr Luſt habt und mir in Abſchl—Abſchlag die Goldf—Goldfüchſe gebt, — ſo was hab' ich ſeit des alten Grafen Tode nicht geſehen — Leiter, Beil, Meißel und Zange liegen dort unter der Spritze, — was ſchiert mich Euer langer Hals, Herr? Die Thür könnt Ihr mit dem Nagel aufſchieben, die Hornlaterne hat auch noch was Licht — Na, Brüderchen! ich müßte mich krumm und lahm lachen, wenn Du wiederkämſt und der Kopf guckte Dir über den Nacken!"

So waren denn die Grab-Diebe einverſtanden. Natori hieß den Alten ſich indeß gütlich thun, verbarg die Hornlaterne unter ſeinen Mantel, nahm Leiter und ſonſtiges Werkzeug, und — als Jakóbchen von ſeinem Rauſche erwacht war und ſich von dem Eſtrich, wo er geruht, aufgehaſpelt hatte, ſchien nicht blos heller Tag, ſondern auch wenigſtens die Hälfte der Dorfbewohner, welche die angelweit aufſtehenden Gitter- und Fallthüren der Gruft nebſt der daraus hervorragenden Leiter nach und nach herbeigelockt hatten, war um den Schwibbogen und erbrochenen oberſten Sarg verſammelt. In dieſem aber boten nicht Marietta's Ueberreſte, ſondern zwei große vermorſchte und vermooſte Steine den Beſchauern ſich dar.

11.

Der Zulauf der Neugierigen zum Gottesacker ward immer vollzähliger, die Muthmaßungen der Anweſenden kreuzten ſich immer vielfältiger. Manche zogen in Zweifel, daß der Leichnam wirklich beigeſetzt worden; andere widerſprachen dem, und behaupteten, einen Zipfel des Jänkers *) zwiſchen den Fugen des Sarges bemerkt zu haben. Einige wollten wiſſen, daß, obgleich die Gräfin todtkrank geweſen, dennoch kein Arzt aus der Stadt herbeigerufen worden ſey; andere wollten wahrgenommen haben, daß Severin bey der Einſenkung heftig geſtöhnt und gezittert; nach andern ſollte er gar gegen einen Mitbedienten geäußert haben: er könne es nicht überleben, der Geiſt der ſeligen Gräfin verfolge ihn, und doch habe er ja nicht gewußt, was er gethan. Neue und größere Verwirrung noch in die Sache brachte bei genauerer Beſichtigung der Fetzen eines feinen Hemdärmels, welcher an einem hervorſtehenden Nagel des Sargdeckels hängen geblieben und mit Blutstropfen befleckt war.

Geſtalten Dingen nach hielten es die Gemeindevorſteher für Pflicht, von dem wunderbaren Vorfalle dem Grafen Meldung zu thun. Es ſchien jedoch ſchon etwas davon im Schloſſe verlautet zu ſeyn; eine Art Heimlichkeit, eine auffallende Beſtürzung ließ ſich wahrnehmen; ein Bedienter verwies die Dorfgerichtsperſonen an den andern, und keiner wollte Zeit haben. Endlich, da ſie bis in das Vorzimmer vorgedrungen waren, hieß

---

*) Provinzialismus für: Leichenkleid oder Todtenhemd. Vielleicht auch: Gänker oder Känker zu ſchreiben, und von: Kanker (eine Spinne) abſtammend.

es anfänglich, Graf Aloys ſey krank und könne Niemand ſprechen, bald darauf kam Widerruf und der Beſcheid, ſie ſollten verziehen.

Indem ſie ſolchergeſtalt verweilten, ſtahl ſich auch, wiewohl höchſt furchtſam, der Sohn des Gemeindehirten herein. „Wie kannſt Du dich unterſtehen?“ — fuhr ihn der Dorfrichter an. — „Ich muß ja wohl!“ — ſagte jener faſt weinend, — „ich bringe vielleicht große Freude, und bekomme vom gnädigen Grafen ein Geſchenk. Die liebe ſeelige Gräfin iſt wohl gar nicht ordentlich todt. Heute früh, da ich austrieb, fand ich dieß goldne Ringelchen, und mein Vater meinte“ —

Graf Aloys, blaß und hohläugig, doch größtentheils angekleidet und im Atlas-Schlafrocke, kam in dieſem Augenblicke mit vornehmen, gebieteriſchem Anſtande heraus, und der älteſte Schöppe ſchob den Knaben hinter ſich. Der Richter gab Nachricht von dem nur mit Steinen beſchwert gefundenen Sarge; der Graf ſagte, daß er ſchon von dem unglaublichen Vorfalle gehört habe, es jedoch Seiten der Ortsgerichte dießfalls keiner weitern Schritte bedürfe, indem er ſelbſt noch heute einen reitenden Boten an die Kreisbehörde abſenden werde.

„So bleibt uns nichts übrig,“ — nahm der erſte Schöppe das Wort — „als hochgräflichen Gnaden dieſen Hirtenjungen vorzuſtellen — David! faſſ’ Dir ein Herz und ſage, was Du weißt!“ Der Knabe, den Ring zwiſchen Zeigefinger und Daum haltend, trat ſchüchtern vor; der Graf hielt ſich krampfhaft an einen Tiſch und rief wie erſtarrend: „Ihr Trauring!“

„So meinte mein Vater auch,“ — fuhr der Knabe ſchon etwas herzhafter fort — „als er die Buchſtaben geſehen hatte — und es iſt gewiß wahr, mein Vater kann es bezeugen — ich habe den Ring auf dem Weidengange gefunden, wo ſich der Drei-Weg nach dem Schloſſe, nach dem Ufer und nach dem Todtenkeller hin ſcheidet. Er war halb in die ſchlammige Erde getreten und blitzte nur manchmal in der Sonne. Es waren auch Mannstritte und Hundetapſen daneben, als hätte ſich Jemand dort herumgedämmert, und in der Nähe ſogar Spuren von einem kleinen Weiberfuße. Der Hirtenhund war noch nicht dahin gekommen.“

„Schon gut!“ — fiel der Graf ein und gab mit der Hand das Zeichen der Entlaſſung. — Leg' den Ring nur hieher! Man wird Euch ſämmtlich zu ſeiner Zeit weiter befragen.“

„Sollen wir vielleicht die Stelle beſichtigen?“ — fragte der ältere Schöppe. Der Graf ſchien dieß überhört zu haben und ließ ihn die Frage wiederholen. „Je nun“ — verſetzte er dann — „doch nein! wozu? wohin kann das führen? Ihr habt nunmehr eure Schuldigkeit erfüllt; das Uebrige überlaßt mir!“

Er entfernte ſich und ſie gingen. Aber der alte kluge Schöppe ziſchelte dem Richter etwas in's Ohr, und beide ließen ſich auf dem Heimwege den Ort von dem Hirtenknaben zeigen. Alles befand ſich, wie dieſer angegeben; weiter aber ließ ſich die Spur nicht verfolgen, weil der Boden größtentheils ſandig und ſteinig war. Einſtweilen behielten ſie, was ſie geſehen, in einem feinen, guten Herzen.

12.

Die Anzeige, welche Graf Hochburg in den Nachmittagsſtunden an die Bezirksbehörde durch einen Eilboten befördert hatte, enthielt nebſt der Anführung alles deſſen, was bereits Dorf und Umgegend wußten, und der Bitte um die ſtrengſte Unterſuchung, den Zuſatz, daß er, obwohl bis jetzt den Meinungen einiger neuen Philoſophen und Freigeiſter zugethan, dennoch nunmehr eines andern überzeugt ſey, indem das, was ſich jetzt zugetragen und durch ſo viele glaubwürdige Augenzeugen beſtätigt werde, die Wiederkehr der Todten in's Leben außer Zweifel ſetze.

Schon am nächſten Vormittage langten zwei Commiſſarien, der durch ſein Alter ehrwürdige Amtsrath Hartig und der, noch in männlicher Blüthe ſtehende Aſſeſſor Frankenberg, nebſt einigen Gehülfen, und faſt mit ihnen zugleich der verſchriebene Stadt-Arzt auf dem Schloſſe an. Graf Aloys ließ den erſtern kurz nach ihrer Ankunft ſein Bedauern melden, daß er ſie nicht perſönlich zu empfangen vermocht habe, indem ſeine Geſundheit durch die Krankheit und den unerwarteten Tod ſeiner geliebten Gemahlin auf das höchſte erſchüttert und ſeine ganze Beſinnungs- und Geiſteskraft durch deren unerklärliches Verſchwinden faſt zerrüttet ſey. Er hoffe jedoch, ſich in wenig Tagen zu erholen und dann das Verſäumte einzubringen. Einſtweilen erſuche er, die Perſonen, deren Namen er auf einen Zettel geſchrieben, ehemöglichſt zu vernehmen. — Dieſe waren die Mutter des Grundmüllers, welche in der letzten Nacht bei der Leiche geblieben, die beiden Kammermädchen, Benigna und Clara, und die Geſellſchaftsdame der Gräfin, Fräulein Vittoria.

Da der Arzt, ein erfahrner und rechtlicher Mann, den bedenklichen Geſundheitszuſtand des Grafen bei ſeiner aufhabenden Pflicht beſtätigte, auch gegen letztern, ſogar abgeſehen von ſeinem hohen Range, ſchon um deswillen kein Argwohn aufkommen konnte, weil er ſelbſt die gerichtliche Erörterung des Vorfalls dringend verlangt hatte; ſo fand man nach einigen, im Allgemeinen eingezogenen Erkundigungen kein Bedenken, zu Abhörung der benannten Zeuginnen, wovon ſich die drei erſtern von ſelbſt im Gerichtsſaal eingefunden hatten, zu verſchreiten.

Von der ſchon ſiebzigjährigen, ſtumpfſinnig ſcheinenden Müllersfrau, deren zahnloſer Mund, rothes Augenpaar und gekrümmter Rücken ſie freilich in den damaligen Zeiten zu dem Titel einer Hexe vollkommen berechtigten, brachte man, der Hauptſache nach, Folgendes in Erfahrung:

13.

„Ich ward für die dritte Nacht nach der Gräfin Tode eiligſt auf das Schloß beſchieden und unter Verheißung guter Bezahlung beredet, bei der Leiche, die offen im Sarge lag, und bei welcher, ich weiß nicht warum? Niemand bleiben wollte, zu wachen. Ich ließ mich dazu bereitwillig finden, um ſo mehr, weil ich arm bin und die liebe Dame immer wie meinen Augapfel geliebt habe.

Die Lichter waren in der eilften Stunde größtentheils ausgelöſcht, es kann auch ſeyn, daß ich aus Altersſchwäche ein wenig nickte, als ich ganz vernehmlich: „Iſt denn Niemand da? iſt denn Niemand da?“ rufen hörte. Ich entſetzte mich zwar darüber, hielt es jedoch für eine Bethörung, ſchlug ein Kreuz und betete ein paar Ave's. Da aber die Stimme ſich zum dritten Mal hören ließ, und ich ſah, daß die Gräfin die rechte Hand ausſtreckte, als ſuche ſie nach einer Klingelſchnur, eilte ich mit Todesangſt in das nah gelegene Gemach, wo beide Kammermädchen ſchliefen. Ich weckte dieſe haſtig auf und bedeutete ſie, daß die Frau Gräfin nach ihnen verlange. Sie wollten es anfänglich nicht glauben, aber da ſie ſich ein wenig aus ihrem feſten Schlafe gefunden, und ich ihnen, was ich geſagt, bey allen Heiligen betheuerte, kleideten ſie ſich geſchwind an und folgten mir in das Leichenzimmer.

Als wir hineintraten, ſaß die Gräfin aufgerichtet im Sarge, winkte mit der Hand und ſagte: „Nein, nur Cläre! Die verſteht es beſſer. Ihr andern könnt euch wieder niederlegen!“ Clara ging zu dem Sarge; wir aber waren froh, uns davon machen zu dürfen.“ —

Hierauf wurde die ältere Kammerjungfer, Namens Benigna, vorgelaſſen, über das ſogenannte beſte Alter ſchon weit hinaus, etwas verwachſen, fahl von Geſichtsfarbe, mit hervorſtehendem Kinn, auf einem Auge ſchielend. Sie benahm ſich im Ganzen bald ſtörrig und widerwillig, bald auch zaghaft, wollte auf etwas ernſtere Frage doch nicht ganz genau wiſſen, ob die Gräfin, ſo lange ſie noch an der Thür geſtanden, wirklich aufrecht im Sarge geſeſſen, beſtätigte jedoch in allem Uebrigen die Ausſage der Müllerin, und gab noch die Erläuterung, daß wegen des faſt unerträglichen Leichenduftes es Niemand im Zimmer habe aushalten können und daher die Alte, welche keinen Geruch mehr habe, zur Nachtwache vermocht worden ſey.

14.

Es war bei ſo ſonderbaren Ausſagen wohl kein Wunder, daß die Aufmerkſamkeit der Unterſuchungsrichter immer geſpannter ward, da nun die, allem Anſcheine nach wichtigſte, vielleicht in Betreff der Hauptſache einzige Zeugin an die Reihe kam. Man hatte von den früher Abgehörten beiläufig mit in Erfahrung gebracht, daß Clara mit dem Geſellſchaftsfräulein zugleich auf das Schloß gekommen und in Kurzem von der

Gräfin der ältern Dienerin vorgezogen worden ſey. Benigna hatte ihren Neid hierüber nur übel verborgen, doch auch zu verſtehen gegeben, daß ſie ſelbſt nie die volle Gunſt Marietta's beſeſſen, weil dieſe den Argwohn gegen ſie gehegt, als habe ſie bei der Vermählung mit dem Grafen Hochburg ſich zum Werkzeuge brauchen laſſen.

Clara, ihrer Ausſage nach ſechs und zwanzig Jahr alt, zwar auch, wie Benigna, in Trauer, doch weit geſchmackvoller, als jene, gekleidet, trat beſcheiden ein. Hübſche und obwohl graue, doch ſehr belebte Augen, die ſie zuweilen mit dem weißen Tuche abtrocknen mußte, ſchauten aus einem runden, angenehmen Geſicht; ihr nicht großer, faſt üppiger Wuchs war gleichwohl ſehr regelmäßig; ihr ganzes Benehmen hatte nicht blos etwas Gewandtes und Einſchmeichelndes an ſich, ſondern zeigte auch im Allgemeinen eine faſt über ihrem Stand gehende Bildung. Als ſie nach den erſten, geſtalten Sachen nach, freilich kaum erläßlichen Wehmuthsbezeigungen, ihr Schluchzen bewältigt hatte, gewann ſie nach und nach völlige Faſſung und gab mit großer Unbefangenheit und, wenigſtens dem Anſcheine nach, feſter Ueberzeugung, die ihr abverlangte Auskunft alſo:

„Da mich und Benigna die am ganzen Leibe zitternde Müllersfrau aus dem tiefen Schlafe — denn wir waren viele Nächte lang in kein Bette gekommen — geweckt hatte und wir auf ihr dringendes Zureden mit in's Leichenzimmer gingen, ſaß die Frau Gräfin, wie das Fräulein und ich ſie eingeſchleiert hatten, aufgerichtet im Sarge. Sie winkte mich mit dem Rosmarinzweige, den ich ſelbſt ihr nach hieſiger Landſitte in die Hand gelegt hatte, zu ſich, und ſagte, als die zwei Anderen fortgegangen, ohne ſich dabei zu bewegen: „Cläre! bring' mir geſchwind mein rothes Brautkleid nebſt allem Zubehör!“

So unausſprechlich ich ſie geliebt hatte, und ſo gern ich für ihr Leben das meinige hätte hingeben wollen, ſo ward mir doch wegen des Todtengeruchs und vor Schreck über die Anrede einer Perſon, die ſchon der Erde anzugehören ſchien, ſo übel zu Muthe, daß mir, wie in einem ſchauerlichen Traume, die Stimme verſagte und ich einer Ohnmacht nahe war. Dennoch ſammelte ich alle meine Kräfte, und ſie ſprach erſt mit der, ihr im Leben gewöhnlichen Anmuth und Leutſeligkeit: „Liebe Cläre, thue, wie ich dir geſagt habe. Es liegt Alles beiſammen. Es iſt Zeit, daß ich mich für den Bräutigam ſchmücke!“ Als ich aber noch zögerte, ſetzte ſie mit drohenden, faſt furchtbaren Blicken hinzu: „Gehorche, oder Du biſt des Todes!“

Ich eilte nun, um wie ſonſt allem ihrem Willen nachzuleben, nach dem Kleider- und Wäſchſchranke, brachte den verlangten Brautputz, das rothe Schleppkleid, den ſchönen Spitzenlatz und das Brautkränzchen. Sie ſaß, als ich zurückkehrte, immer noch wie vorher, aber der große, das Geſicht faſt über und über verhüllende Kopfſchleier war von Achſel und Nacken herabgeglitten, und der widrige Geruch einem ungemeln lieblichen Duft, gleich Veilchen und Tuberoſen, gewichen; der Gräſin blondes Haar floß in langen Ringeln herab; ihre Wangen ſchienen mit ſanfter Röthe überzogen. Ich legte nun der Gräſin das Brautkleid über das Todtenhemd an; allein dieſes, wie alle übrige Grabgewänder, ſchien unter meinen Händen gleichſam zu zerfließen und zu verſchwinden."

15.

„Als ich nun, ohne daß ſie ſich erhob oder von ihrem Platze rührte, noch im beſten Ankleiden begriffen war, und ihr eben das grün und goldne Brautkränzchen auf dem Scheitel befeſtigte, pochte es leiſe an die verſchloſſenen Saalthüren, die ſich alsbald weit öffneten. Es ſtellten ſich zwei ſchwarzvermummte Bediente, mit langen Mänteln und Flöhren, an beide Seiten derſelben, brennende gelbe Windlichter in den Händen, und verneigten ſich ehrerbietig, doch ſchweigend. Die Gräſin wandte ſich zu ihnen und rief: „Geht nur; es iſt noch nicht an der Zeit!" worauf ſich jene, wie ſie gekommen, entfernten.

Zu mir aber ſagte die Gräſin: „Nicht ſo langſam, liebe Cläre, daß ich fertig werde." — Ich hielt mich nun dazu, was ich konnte, und war eben zu Ende, als es, mir ganz unvermuthet, zwölf Uhr ſchlug. Die Saalthüren ſprangen von neuem auf, die ſchwarz Vermummten traten wieder ein, die Gräſin richtete ſich im

Sarge empor, ſchwebte, wie von Wolken gehoben, zur Erde und ſprach zu mir: „Fürchte dich nicht, gute Cläre! trage mir die Schleppe nach, wie du gewohnt, und merke dir Alles genau. Wo man meinen Brautanzug und deinen Rosmarinzweig finden wird, da iſt mein Brautbett.“

So ſehr ich von dem Allen, faſt bis zum Umſinken, beängſtigt war, ſo mußte ich doch aus Furcht gehorchen. Die ſchwarzen Fackelträger leuchteten die Treppen voran; alle Thüren thaten ſich auf; wir kamen, wie ich jedoch nur aus dem kühlern Luftzuge und dem Rauſchen der Blätter ſchloß, — denn obgleich die Wachskerzen ſehr hell, wenn ſchon ohne alle Bewegung und gelb-bläulich brannten, ſo ſchienen ſie doch nur für uns zu leuchten; vor, neben und hinter uns war dicke Finſterniß — in's Freie, und gelangten an ein großes, eiſernes Thor. Die Flügel davon thaten ſich von einander; die vorleuchtenden Bedienten verſanken, und hinter ihnen ſtieg die Gräfin eine Stufe hinunter; ſie verſchwand und die Pforten flogen raſſelnd zuſammen.

Ich ſank wie todt zur Erde, und weiß nicht, wie lange ich ſo gelegen. Da ich wieder zu mir kam, leuchteten noch am Himmel die Sterne. Ich befand mich vor einem alten, verſchütteten Gemäuer, das ich wegen meiner damaligen Beſtürzung nicht zu beſchreiben, und wegen meiner Unbekanntſchaft in hieſiger Gegend nicht zu nennen weiß. Es kann jedoch, ſo ſchnell ich auch gelaufen ſeyn mag, wenig über eine Viertelſtunde vom Schloſſe entfernt liegen.

Ich floh, was mich nur die Füße tragen wollten, und war daher in Kurzem heim; daß mich jemand im Schloſſe vermißt, oder beim Zurückkommen bemerkt habe, iſt mir, weil ich niemand aufwecken wollte, nicht glaublich.

Ich warf mich ſodann, ganz entkräftet, ja, wie an allen Gliedern zerſchlagen, wieder in's Bett, ſchlief, ob wohl in immerwährendem Fieber, ſo feſt, als wär' ich meilenweit gewandert, und konnte erſt bei Morgengrauen, was mir begegnet, dem Fräulein und dem Herrn Grafen berichten, die mir Schweigen auflegten. Von dieſen Beiden werden Sie alles Weitere, woran ich wegen meiner von neuem eintretenden Schwäche keinen Antheil nahm, in ſichere Erfahrung bringen. Ich ſelbſt bin zu jeder Stunde bereit, Alles, was ich angegeben, zu beeidigen."

16.

Es fing bereits an zu nachten, als man mit Niederſchreibung dieſer Ausſagen zum Schluß kam, und die Commiſſarien zogen, da für heute nichts mehr zu thun war, beim Abendeſſen in reifliche Ueberlegung, wie nun ferner zu verfahren? Da ſich ſehr leicht ergab, daß die Unterſuchung weitläuftig werden und jedes Zögern Gefahr bringen könne, ſo beſchloß man, ſich zu theilen. Der Erfahrnere, Amtsrath Hartig, wohl wiſſend, daß man oft bei ſolchen Fällen mehr in der Ferne, als in der Nähe finde, überließ einſtweilen dem Jüngern und Geſchmeidigern den Grafen und das Geſellſchaftsfräulein, und übernahm es, die Dienerſchaft und die ſonſt niedriger Geſtellten in's Auge zu faſſen.

Fräulein Vittoria kam dem Aſſeſſor gewiſſermaßen zuvor, indem ſie bei frühem Morgen die Herren erſuchen ließ, ihr eine Stunde zu beſtimmen, wo ſie vor ihnen erſcheinen könne. Frankenberg bat ſogleich um Erlaubniß, dem Fräulein um zehn Uhr aufwarten zu dürfen, und fand ſich, da dieß verbindlichſt angenommen ward, zur angegebenen Zeit mit einem verpflichteten Schreiber, den er einſtweilen im Vorzimmer ließ, bei Vittoria ein.

Er hatte ſich eine bejahrte, wegen Armuth oder Mangel an empfehlendem Aeußern ledig gebliebene Hochadelige gedacht, aber er fand eine, wenn auch nicht mehr in der allererſten Blüthe, doch in der reizendſten Reife ſtehende Schönheit, trotz des Viel verhüllenden Schleiers und der faſt bis an die Augen gehenden Trauerſchneppe, ungemein anziehend, oder vielmehr, gleich dem Roſenpfirſich unter herbſtlich dunkeln Weinblättern, durch dieſe nonnenartige Tracht nur noch anziehender. Sie empfing ihn mit der Würde, welche Damen von Stande angeboren oder anerzogen wird, zwar verbindlich, doch ohne alle Spur von Gefallſucht und immer mit dem Gefühl einer höhern Stellung, nöthigte ihn nach den gewöhnlichen Höflichkeitsbezeigungen, indem ſie ſich auf ein Ruhebett niederließ, auf einen Stuhl, fand, als er nach kurzer Einleitung um Erlaubniß bat, ſeinen Gehülfen eintreten zu laſſen, dies ganz in der Ordnung und wies ſich, als beide an dem, von einem Bedienten geſetzten Tiſche Platz genommen, durch mancherlei, aus einer glänzenden Chatoulle hervorgeholte Briefſchaften als die Tochter des italieniſchen Marcheſe Zanetti aus. Dieſer ihr Vater hatte ihrer Angabe wegen gewiſſer Familien-Angelegenheiten eine Reiſe nach den kaiſerlichen Staaten unternommen und, nach einem langwierigen Aufenthalte in Wien, dermalen Prag zum einſtweiligen Wohnſitze erwählt. Sie ſelbſt war, wie ſie weiter erzählte, mit der, über alle Beſchreibung liebenswürdigen Gräfin Marietta von Hochburg zufällig bekannt worden, und von einer gegenſeitigen, faſt unerklärbaren Sympathie gefeſſelt, hatten beide den Wunſch empfunden, ſich nie wieder zu trennen, einen Wunſch, dem ſie ihrerſeits, nachdem ſie die Weigerungen ihres Vaters beſiegt, endlich gefolgt war. Von nun an hatte das innigſte Verſtändniß, eine ſo gleiche Uebereinſtimmung der Seelen zwiſchen beiden ſtatt gefunden, daß die Gräfin in dieſer Freundſchaft ſogar einen Erſatz für den Verluſt der Mutter ihres Gemahls, ja einen Troſt über die ihr verſagt gebliebenen Mutterfreuden, erlangt zu haben geglaubt hatten.

Ein Strom von Thränen, den das Fräulein, aller Bemühungen ungeachtet, weder länger zurückpreſſen, noch vor den Anweſenden gänzlich verbergen konnte, unterbrach für Augenblicke ihre fernern Angaben. Dann aber bat Vittoria um Verzeihung wegen der unwillkührlichen Störung, und fuhr unaufgefordert fort:

17.

„Hinſichtlich des unbegreiflichen Ereigniſſes, das jetzt Ihre Zeit in Anſpruch nimmt und in welchem ich ein Wunder zu erblicken mich gezwungen fühle, weiß ich leider nur wenig, und gerade nur das am leichteſten Erklärbare anzugeben. Ich kann nur ſagen, was ich mit eignen Augen geſehen, und muß alles Uebrige der Entſcheidung derjenigen anheim ſtellen, welche, ohne von dem Glauben unſerer heiligen Kirche in irgend einem Stücke abzuweichen, den Geheimniſſen des Geiſterreichs nachgeforſcht haben.

Als faſt unzertrennliche Geſellſchafterin Marietta's weiß ich allerdings, daß ſie faſt immer kränkelte, ſich jedoch, daran ſchon gewöhnt und den Aerzten mißtrauend, auch wohl, weil ſie nicht gern davon wiſſen laſſen wollte, bei heftigen Krämpfen einiger Arzneimittel bediente, auf welche ſie aus langer Erfahrung hohen Werth ſetzte. Vor ungefähr ſieben oder acht Tagen trat ein ſolcher Anfall ein, der vorſorgender Gattenliebe und Freundſchaft Bedenken erweckte. Deß ungeachtet verbot ſie, und zuletzt mit an ihr ungewohnter Heftigkeit, einen Arzt oder einen Prieſter rufen zu laſſen. Sie fühlte ſich auch in der That am nächſten und dem folgenden Tage ungemein erleichtert, ſo daß bei mir und dem

Grafen alle Beſorgniß verſchwand. Tags darauf war ſie ſehr heiter und legte ſich, mit der feſten Ueberzeugung, daß ſie nun völlig geneſen ſey und nur noch eines erquickenden Schlummers bedürfe, in ihrem Schlaf-Cabinet auf's Ruhebette. Sie umarmte und bat mich, von Zeit zu Zeit nachzuſehen, ob ſie eingeſchlafen. Da ich dieß, ohne ihr Wohnzimmer verlaſſen zu haben, nach Verfluß einer halben Viertelſtunde that, war ſie, wenigſtens nach menſchlichen Anſichten, für immer entſchlummert.

Sie ward — denn ſie hegte ſtets im Leben einen Abſcheu vor jeder Berührung fremder, nicht beſonders von ihr begünſtigter Perſonen — aus der zärtlichſten Liebe von mir ſelbſt, unter Beiſtand der Kammerjungfern, eingekleidet. Alle Kennzeichen des wahren, unzubezweifelnden Todes ſtellten ſich ein, und in ſo hohem Grade, daß es unthunlich, ja nachtheilig ſcheinen mußte, den Leichnam, obwohl bereits alle Anſtalten dazu getroffen waren, öffentlich auszuſtellen.

Am früheſten Morgen des zum Begräbniſſe angeſetzten Tags weckte mich die vertrauteſte von Marietta's Dienerinnen, Clara, und berichtete mir, was ich unmöglich für wahr halten konnte und doch zu meiner größten Beſtürzung durch den Augenſchein beſtätigt ſah. Ich fand mit Entſetzen den Sarg leer. Der Graf war auch herbeigeholt worden. Er verlor alle Faſſung und gewann ſie nur wieder, um zu überlegen, wie die Ehre beider Familien — zumal da die Gräfin ſo plötzlich und daher ohne Genuß der heil. Sacramente verſchieden war — aufrecht erhalten werden könne. Nach langwierigem Ueberlegen gebot er mir und den Kammerjungfern, von Allem zu ſchweigen, indem er das Nöthige ſelbſt veranſtalten werde. Er verkehrte nunmehr bei verſchloſſenen Thüren in dem Leichenzimmer blos mit dem alten; lang bewährten Severin, dem treueſten Menſchen, den es je auf Erden geben konnte, doch von Jugend an auch von trüber, melancholiſcher Gemüthsart. Nur die heftige Alteration über der Gräfin Verſchwinden, nur Severins Befürchtung, daß es vielleicht in einem andern Leben übel um ihr Seelenheil ſtehe, kann ihn vermocht haben, durch ſelbſt geſuchten Tod ſein Zeugniß dem Ohr der Gerechtigkeit zu entziehen. Der ganze Zuſammenhang dieſes ſchrecklichen Vorfalls wird wahrſcheinlich erſt klar, wenn dereinſt Alles an's Licht kommt.

Von den fernern Handlungen des Herrn Grafen habe ich keine Kenntniß, obwohl ich ſie vermuthen kann. Dieß iſt es, was ich hierüber mit völlig unverletztem Gewiſſen anzugeben vermag, und wär' dieſer Augenblick der letzte meines Lebens!"

13.

Nachdem Fräulein Vittoria auf Befragen noch einige, doch kein neues Licht über die Sache verbreitende, Erklärung gegeben hatte, ließ Graf Aloys anfragen, ob er ſtöre? Das Fräulein zog ſich unaufgefordert unter dem Vorgeben, daß ſie in dem Garten friſche Luft ſchöpfen wolle, in ein Nebenzimmer zurück; der Graf, ziemlich bleich von Anſehen und ganz ſchwarz gekleidet, trat ein und ſtimmte ihrer Ausſage, ſo weit dieſe ausreichte, vollkommen bei. Er fügte hinzu: Er könne auf der einen Seite nicht umhin, in dieſem wundervollen, doch unläugbaren Vorfalle, eine Mahnung von oben zu erblicken, die ihn und vielleicht noch andere, ihm bis jetzt gleich Denkende zum Wege des Glaubens und der wahren Frömmigkeit leiten ſolle, auf der andern aber ſey leicht vorauszuſehen geweſen, welch ein nachtheiliges Gerede das Verſchwinden des Leichnams aus dem Sarge verurſachen werde. Er habe daher, um des Rufs der Verewigten, ſo wie des ihrer Familie und Schwägerſchaft zu ſchonen, endlich den einzig ausführbaren Entſchluß gefaßt, den Sarg mit Steinen belaſten und ſo begraben zu laſſen. Erſteres, ſo wie das Zuſchrauben des Sargs, ſey durch Severin bewirkt worden. Aber von dem Grunde zu deſſen Paroxismus, den er faſt einer teufliſchen Verblendung zuſchreiben müſſe, wiſſe er durchaus nichts, auch nur halb und halb Wahrſcheinliches anzugeben.

Schließlich übergab er den von dem Hirtenknaben gefundenen Ring, den er für den Trauring anerkannte und, nachdem ſowohl er, als der Commiſſär, denſelben verſiegelt hatte, der weitern gerichtlichen Verfügung überließ. Hiemit beendigte ſich die vormittägliche Unterſuchung des Aſſeſſors Frankenberg, als des jüngern Beamten

Der ältere hingegen, Amtsrath Hartig, hatte indeß, außer mehrern gräflichen Bedienten, den ſämmtlichen Gemeindevorſtehern und dem jungen Müller, einem langen, feiſten, dickplünſchigen Rothkopf, welcher durchaus von nichts wiſſen wollte, auch den Hirtenjungen nebſt dem Hirten, ſelbſt und den verkrüppelten Kirchhofsaufſeher vorgenommen, und von dieſem letztern, nach einigem, bewandten Umſtänden nach offenbar von Verſtandesſchwäche oder halber Trunkenheit zeugenden Läugnen, mit ſcharfer Verwarnung die Begebenheit von dem ſogenannten böhmiſchen Deſerteur, wiewohl mit Unterſchlagung der fünf Ducaten, erfahren. Seine vorzüglichſte Ausbeute beſtand in dem abgeriſſenen, von den Dorfgerichten in Beſchlag genommenen Hemdärmel.

Die gutmüthige Deutſch-Wendin, Hanka, die ſchon mehrmals vor die Herberge getreten war, um mit ihren ſchwarzbraunen Augen zu erforſchen, ob denn der hübſche, ausgeriſſene Huſar — dafür hielt ſie Natori — gar nicht wieder zuſpreche, mußte nun auch herbei. Sie bebte ſchon vor dem Gedanken, vor Gericht erſcheinen zu müſſen, hatte jedoch den beſten Sonntagsſtaat angelegt und ſagte in voller Seelenangſt alles aus, was ſie wußte und zu wiſſen glaubte, immer mit Thränen hinzufügend: der arme Deſerteur werde doch mit Spießruthen oder Steigriemen durchkommen, und nicht etwa gar erſchoſſen werden; er ſey gewiß unſchuldig und ſehr hübſcher Leute Kind; ſie wenigſtens möge ihn um Alles in der Welt nicht in's Unglück bringen. Hartigs, bereits durch den lahmen Jakob auf eine andere Seite gelenkte Vermuthung erhielt hierdurch allenthalben einen höhern Wahrſcheinlichkeitsgrad.

19.

Für den Nachmittag ward, auf gegenſeitige gedrängte Mittheilungen beider Commiſſarien, eine Beſichtigung des Spritzen- und Bahren-Häuschens, des ſchon vorher mit Dorfwächtern beſetzten Kirchhofs und Schwibbogens, ingleichen des Dreiwegs und — da der von Clara angegebene Platz ohne Zweifel der vor dem verrufenen Todtenkeller oder Nonnenthor ſeyn mußte — auch deſſen Beaugenſcheinigung beliebt. An den drei erſten Orten ergab ſich nichts zur Sache Gehöriges, als daß der Sarg zwar mit großer Haſt und Gewalt, doch mit geringer Geſchicklichkeit und Geübtheit, nicht aufgeſchraubt, ſondern erbrochen worden ſey, ſo daß der Thäter ſchwerlich als zu den geringern, in dergleichen Dingen erfahrnen Claſſen gehörig, angenommen werden konnte. Die Fußtapfen an der Stelle, wo ſich die Wege ſchieden, waren nicht mehr ſichtbar.

Von der Beſchauung des unterirdiſchen Ganges oder Schachts verſprach man ſich auch wenig, glaubte jedoch dieſelbe, um alles Mögliche zu thun, nicht unterlaſſen zu dürfen. Es mußten daher lange Leitern und einige Kienfackeln herbeigeſchafft werden. Man leuchtete allenthalben umher, ſah ſchwarze Wände, weiterſchreitend einen klaffenden Spalt und in der Tiefe dunkles, ſchwer dahin fließendes Gewäſſer — doch zuletzt auch, ſenkrecht unter der abſtürzenden Schlucht, etwas Feuerrothes.

Frankenberg, von der Sonderbarkeit des Ganzen ergriffen, ließ es ſich nicht nehmen, unter Vortritt eines rüſtigen Bauerburſchen, hinab zu ſteigen, und fand — nicht blos das rothe Schleppkleid und den goldgrünen Brautkranz nebſt ſonſtigem weiblichen Putz, ſondern auch oben darauf liegend den Rosmarinzweig, den Clara der Gräfin in den Sarg gegeben haben wollte. Sowohl der Brautputz ward von dem Grafen, der ältern Kammerjungfer und mehrern, welche von der Trauung Marietta's Zeugen geweſen, als auch der Rosmarinzweig, an einem darum gewundenen ſilbernen und ſchwarzen Seidenfaden, von Clara, für die unbezweifelt ächten Originale anerkannt. Nun war das Wunder, nun war die mögliche Wiederkehr der Todten in's Leben und die Ruchloſigkeit der Geiſter- und Geſpenſter-Läugner doch wohl ohne Widerſpruch durch eine Thatſache erwieſen!

20.

So meinten die Meiſten, nur nicht, — Juriſten ſind böſe Chriſten! — ob ſie gleich ihren Unglauben verbargen, die unterſuchenden Richter, die dießmal zum Glück zu den wenigen hellen Köpfen jener Zeit gehörten.

„Ob der Trauring nicht auch mit in dem verrufenen Todtenkeller gelegen hätte, falls ihn der Hirtenjunge in der Nähe weiblicher Fußſpuren nicht gefunden?“ murmelte einmal der Amtsrath, als er, die Hände über den Rücken gekreuzt, auf und ab ging, wollte ſich jedoch gegen den Aſſeſſor, der andere Vermuthungen hegte, um deſſen Meinung nicht zu leiten, vor der Hand nicht näher erklären.

Hiebei unterließen ſie zwar nicht, als bald darauf Einem und dem Andern der Geiſt der Gräſin erſchienen ſeyn ſollte, dießfalls nachzuforſchen, — denn es hätte ja wohl eine noch Lebende ſeyn können — thaten auch nichts, um dieß Gerücht zu unterdrücken, — denn es konnte ja wohl irgend Jemand Gründe haben, in einer ſolchen Geſtalt nächtlich zu wandeln und dabei ertappt werden; allein es wollte ihnen einmal für allemal nicht in den Kopf, als Ertrag ihrer Sendung nichts, als ein, wenn auch recht ſtattlich aufgeputztes, Geſpenſtermärchen mit nach Hauſe zu bringen.

Da ſich jedoch, alles Hin- und Hergrübelns, aller Forſchung ungeachtet, durchaus nichts zur Sache Gehöriges ergeben wollte, ausgenommen etwa, eines Theils, daß die Gräſin im Sarge außer dem Ringe keinen Schmuck an ſich getragen, auch nichts von demſelben vermißt werde, andern Theils, daß, nach der Verſicherung von Severins Beichtiger, dieſer ehrliche Alte ein durchaus, ja bis zur Selbſtqual frommer Mann geweſen ſey; da übrigens den Amtsrath dringende Geſchäfte abrieſen; ſo beſchloß dieſer, abzureiſen und Frankenbergen, unter dem Vorwande einiger, in der Nachbarſchaft vorzunehmenden Reviſionen, gleichſam im Schloſſe einzuquartieren. Man ließ daher, bloß weil es die Form alſo fodere, ſowohl den Grafen, das Fräulein und die beiden Kammerjungfern, als einige andere nicht ganz Verdachtloſe angeloben, ſich bis zu Ausgang der Unterſuchung nicht von Hochburg zu entfernen; beide Beamte nahmen die Einladung des Grafen zu ſeiner Tafel, die ſie bis jetzt ausgeſchlagen, nunmehr an, und wie ſie ihn ſelbſt hiebei als einen ſehr artigen, ziemlich unterrichteten Cavalier kennen lernten, ſo mußte auch Hartig Frankenbergen zugeſtehen, daß man weit und breit keine feinere, geiſtreichere und ſchönere Dame vom Hauſe, als Fräulein Vittoria, finden könne.

21.

Am nächſten Morgen trat der Amtsrath, obwohl ihn der Graf noch zu einigem Verzug, um einer, ihm zu Ehren angeſtellten Jagd beizuwohnen, aufgefordert hatte, völlig reiſefertig in Frankenbergs Schlafzimmer, machte ihm nochmals die ſtrengſte Aufmerkſamkeit und Wachſamkeit zur Pflicht, und ging dann, da dieſe Angelegenheit ihm durchaus keine Ruhe ließ, noch auf eine gedrängte Ueberſicht ein.

„Alle Umſtände hin und her erwogen, lieber Herr College!“ — ſagte er — „giebt es in vorliegendem Falle nur drei Möglichkeiten. Sie heißen: Schlaftrunk und darauf erfolgte Entführung der Gräfin, ohne oder mit Vorwiſſen des Gemahls — Entwendung des Leichnams, ſey es nun, um ihn zu berauben, oder zum Behuf anatomiſcher Verſuche, oder auch vermeintlicher Zauberei — endlich, obwohl ſich mein ganzes Innere ſchon gegen den Gedanken empört — argliſtig überlegter und ausgeführter, doch nicht in allen möglichen Fällen berechneter —" er ſagte ihm das letzte Wort, als fürchte er, von den Wänden behorcht zu werden, mit ſtarren Augen in's Ohr.

Der Aſſeſſor ſchien einen Einwurf auf der Zunge zu haben, aber Hartig fuhr, ohne ſich unterbrechen zu laſſen, mit Feſtigkeit fort: „Sie werden bei ſorgfältiger Prüfung Alles, was ſich bis jetzt ergeben hat, in eins dieſer Gefache bringen können. Wohlan denn! Es giebt eine alte Ehre zu erhalten, eine junge Ehre zu begründen! Wir müſſen, wär' es auch nur, um dem allmählig morſch werdenden Aberglauben keine neue, für unzerſtörbar gehaltene Stütze zu gönnen, den Schlüſſel dieſes Geheimniſſes finden, und wär' er ſelbſt in die ſchwarzen Fluten jenes Todtenkellers verſenkt! Seyn Sie ein Mann! Sie ſind mit Fähigkeiten und Kenntniſſen ausgeſtattet, um dereinſt Großes zu leiſten; Sie werden es, wenn Sie" — der ſcharfſichtige Alte hatte geſtern bei Tafel ſehr ungern den Eindruck von den Reizen der ſchönen Italienerin auf den jüngeren Collegen bemerkt — „wenn Sie eine Schwäche beſiegen lernen. Man kann Rang, Macht und Gold gering achten, wenn die Pflicht ruft: aber es giebt noch gefährlichere Netze, wären die Fäden auch nur aus glänzenden Locken oder dem Spinnengeweb' eines Schleiers gedreht! — Genug jetzt! Halten ſie dieſe Warnung Ihrem Vorgeſetzten, einem Greiſe und Ihrem aufrichtigſten Freunde, zu Gute und — leben Sie wohl!“

Sie drückten einander die Hände; alle Begleitung ward verbeten; der vor der Thür harrende Diener warf dem Amtsrathe den Mantel um, und in wenig Secunden rollte der Amtswagen über den Schloßhof.

22.

Leſer und Leſerinnen, welche die peinliche Gerichtspflege nur etwa von der Schaubühne herab kennen — von dem großen Rathe des großen Bekannten im Kaufmanne von Venedig bis zu des phantaſiereichen Traumwandlers Kleiſt Vehmgerichte im Heilbronner Käthchen, von Ifflands Jägern an bis zu den melodramatiſchen Verarbeitungen und Verdeutſchungen merkwürdiger franzöſiſcher Rechtsfälle — werden vielleicht ſchon jetzt, wie viel mehr in der Folge, den Graukopf für bei weitem zu umſtändlich, vorſichtig und argwöhniſch, den Gang der Unterſuchung für bei weitem zu langſam fortſchreitend anſehen. Allein, ſo gut es jedem anheim geſtellt bleibt, die Richter bei der Theater-Juſtiz, deren Urtheil, wenn ſie nicht geradezu als theatraliſche Erz-Böſewichter dargeſtellt werden, doch, wie den Strohhalm der Wind, ein wenig Beredſamkeit, eine Spitzfindigkeit lenkt, wenigſtens ſo lang, bis dem verurtheilten oder abgewieſenen Theile ein geiſt- und kenntnißreicher, wenigſtens ein mit Mutterwitz begabter Sachwalter beigegeben wird, für erfahrene, gerechte und ſehr menſchenfreundliche Herren, ihren Ausſpruch für den Beweis von Scharfſinn, Menſchen- und Rechtskenntniß zu halten; eben ſo wenig kann ſich der Erzähler entſchließen, die Prieſter der Themis, wie ſchlechte Allegoriſten die Göttin ſelbſt, mit verbundenen Augen darzuſtellen. Zwar gab es in jenen Tagen allerdings viel unwiſſende, partheiliche, eigenmächtig verfahrende, geldgierige, nur ſtets an Schwert und Rad, Folter und Scheiterhaufen denkende Richter; allein es würde die Menſchheit entehren und der geſunden Vernunft, wie der Wahrheit zuwider laufen, wollte man nicht Ausnahmen geſtatten, zumal weil damals die Fackel der Aufklärung ſchon aufzuleuchten, und den Sieg des Unſinns in Flucht umzuwandeln begann.

So fuhren denn auch der ältere Beamte, obwohl in der Ferne, der jüngere aber in der nähern Umgebung, beſten Fleißes fort, den betretenen Pfad zu verfolgen oder doch ſcharf im Auge zu behalten, und das Glück ſchien diesmal dem Veteran den wohl verdienten Preis zuwenden zu wollen. Dieſer erhielt nämlich bald darauf von ausländiſcher Behörde ein Erſuchungsſchreiben, dem als Duellanten und Mörder des Grafen Schwarzenhelm vom Regiment ausgetretnen Natori nachzuſpüren, ihn, wo möglich, verhaften und gegen Zuſicherung gleicher Rechtsgewähr ausliefern zu laſſen. Die Zeit des Zweikampfs und der Entweichung Natori's traf mit dem Verſchwinden der jungen Gräfin ziemlich überein; die beigefügte Beſchreibung der Geſtalt, Kleidung u. ſ. w. wich von derjenigen, welche der Kirchhofswächter und die gutmüthige Hanka gegeben hatten, nur in Kleinigkeiten ab; die beim Erbrechen des Sargs bewieſene Ungeſchicklichkeit, der feine Hemdärmel, das Gold, das der ſogenannte Deſerteur bei ſich geführt, ſeine Unterredung mit dem Schenkmädchen, vorzüglich die Bitte, drei Tage reinen Mund zu halten — alles dies lenkte den Amtsrath von Neuem auf eine andere Fährte, und brachte das Duell mit der Entweichung oder Entführung der ſchönen Gräfin in Zuſammenhang. Vielleicht ſollte die Beerdigung Marietta's, ihr angebliches Verſchwinden in dem unterirdiſchen Gange, das Hinwerfen der Kleidungsſtücke, nur jeder nähern Unterſuchung vorbeugen oder ſie wenigſtens irre leiten; vielleicht — doch die Leſer haben ja wohl ſelbſt ihre Vermuthungen, und der Erzähler darf ihrem Scharfſinne nicht vorgreifen.

23.

Der Unterſuchungsrichter — worunter von nun an blos der Amtsrath Hartig zu verſtehen iſt; denn Aſſeſſor Frankenberg ſcheint wenig oder nichts mehr bewirkt zu haben, und wird erſt ſpäterhin, wiewohl nicht vortheilhaft, wieder erwähnt — that nun, was jener Anzeige halber ſeines Amts war, mit verdoppeltem Eifer und kam dadurch dem Flüchtlinge auf die Spur. Natori wurde in einem Gaſthofe zu Dresden *), wo er, ſich für ſicher haltend, theils um deſto leichter Nachricht vom Prior Chryſoſtomus und ſeinen übrigen Freunden erhalten zu können, theils auch, um den Grafen Hochburg nicht ganz aus den Augen zu verlieren, unter dem Namen eines reiſenden Kaufmanns lebte, bei nächtlicher Weile aufgehoben, nebſt den ihm abgenommenen Briefſchaften unter Bedeckung abgeführt und dem Amtsrathe zu weiterer Verfügung überliefert. Sein Taſchenbuch enthielt unter anderm auch das von dem ſterbenden Freunde hinterlaſſene, noch verſiegelte Briefpäckchen an die Gräfin Marietta von Hochburg, und da man dieſes geöffnet hatte, ergab ſich alsbald, einmal, daß die Handſchrift der Gräfin mit einigen bei Gericht befindlichen Unterſchriften derſelben völlig übereinſtimme, ſodann aber auch, daß der im Duell gebliebene Graf Schwarzenhelm mit derſelben eine Zeit lang in zärtlichen Verhältniſſen geſtanden habe. Nahm man nun an, daß der Verhaftete deſſen ſpäterhin begünſtigter Nebenbuhler geweſen ſey, was Natori's Jugendfeuer und männliche Wohlgeſtalt nicht wenig glaublich machten; ſo war nicht nur die Veranlaſſung des Zweikampfs erklärbar, ſondern auch dieß Duell mit der darauf erfolg-

---

*) Wo damals Georg II. und nach deſſen Ableben der Befreier Wiens, Georg III., regierte.

ten, vielleicht ſchon vorher verabredeten und mit glücklicher Kühnheit in's Werk geſetzten Entführung in Verbindung zu bringen. Natori's ſcharfes, blitzendes Auge, das Feine, faſt Schlaue ſeines Benehmens, ſein unerſchrockenes, faſt ſtolzes Weſen, ließen ihm ſo ziemlich jede Liſt, jedes Wagniß zutrauen, und der Liebe iſt kein Schloß, warum alſo das eines Todtengewölbes? zu feſt.

Vor der Hand meldete der Amtsrath an die böhmiſche Behörde, daß der unzubezweifelnde Natori zwar in Gewahrſam ſey, jedoch, da er auch hieſigen Lands in eine Unterſuchung gerathen, deſſen Auslieferung nicht eher, als nach deren Beendigung, erfolgen könne. Er ließ zugleich, in allen Dingen eben ſo vorſichtig, als zu ſchonender Behandlung geneigt, Natori ſeinem Herkommen und edlen Benehmen gemäß behandeln, ja beide faßten in kurzem eine Art Zutrauen zu einander, und zwar Hartig gegen Natori um ſo mehr, da dieſer das Duell und deſſen unglückliche Folgen, ingleichen die Erbrechung des Sarges nicht im mindeſten ableugnete, auch den abgeriſſenen Hemdärmel für ſein ehemaliges Eigenthum anerkannte, dagegen aber an allem Antheile an Marietta's Verſchwinden ſich für völlig ſchuldlos erklärte. Auch gab er hiebei die Erläuterung, daß ihm bei Eröffnung der Leichentruhe ſehr warm worden, und da er im Eifer den Ueberrock zurückgeſchoben, der Aermel an einem ſcharfen Nagelkopfe hängen geblieben ſey; blutig verwundet ſey er, ſo viel er ſich erinnere, hiebei nicht worden; er vermuthe aber, daß die Blutstropfen von ſeiner Streifwunde, die er, da er ſchon öfter bald einen gezeichnet, bald gezeichnet worden, ſehr gut ſelbſt habe verbinden können — und deren Spuren noch immer am linken Arme zu ſehen waren — herrühren möchten, ſey das Blut nun gleich anfänglich bis dahin geſpritzt, oder die Wunde bei der angeſtrengten Arbeit wieder aufgegangen.

24.

Als Natori's niedergeſchriebene Antworten wieder vorgeleſen wurden und man an die Stelle gelangte, wo dieſer nach Erwähnung des Lichtſchimmers in der herrſchaftlichen Gruft, auch des mit zwei ſchwarzen Hunden aus dem Gebüſch getretenen Mannes, und des Weiterhinunterfahrens mit dem Kahne bis zu den hohen Erlen erwähnt hatte, ließ Hartig einen Augenblick innehalten, holte aus einem verſchloſſenen Aktenſchranke ein Heft Papiere, ſuchte und las, ohne dabei eine Miene zu verändern, ein eingeſchlagenes Blatt, und befahl ſodann mit dem Vorleſen fortzufahren. Er ließ ſich ſodann, bevor die Vernehmung völlig geſchloſſen ward, die beiden Männer, welche Natori wahrgenommen haben wollte, noch ausführlicher beſchreiben, ſodann aber den Verhafteten mit der Verſicherung, daß er Alles, was zur Bequemlichkeit und zu Erhaltung ſeiner Geſundheit diene, inſoweit die Pflicht es geſtatte, nur begehren und gewiß erhalten ſolle, wieder in ſein Gefängniß abführen.

Welche Abſichten er bei dieſen genauern Erforſchungen gehabt habe, läßt ſich zur Zeit nur daraus ahnen, daß in der nächſten Nacht einer ſeiner Untergebenen, ein junger, ſehr thätiger Mann, zu welchem er große Hoffnungen hegte, insgeheim zu Pferde nach Böhmen abreiſete, und der Grundmüller mit ſeiner Mutter bei Tagesfrühe überfallen und in die Amts-Vogtei eingebracht ward.

25.

Die ſofortige nochmalige Abhörung dieſer beiden Eingezogenen war bereits angeordnet, mußte aber wegen eines andern und dringendern Geſchäfts verſchoben werden. Es hatte ſich nämlich die ältere Kammerjungfer, Benigna, von ſelbſt eingefunden und um ſchleuniges Gehör gebeten, weil ſie etwas wichtiges zu entdecken habe.

Als ſie vorgelaſſen und ermahnt worden war, Alles, was ſie auf dem Herzen trage, ohne Menſchenfurcht herauszuſagen, brach ſie zuerſt in Klagen über ihr eignes unverdientes Schickſal aus, wie ſie immer für ihre treugeleiſteten Dienſte, ſelbſt dafür, daß ſie die Verbindung des Grafen Aloys mit Marietta, die doch einen viel hübſchern Freier gehabt, ſo viel ſie nur gewußt und gekonnt, befördert und betrieben habe, mit ſchnödem Undank belohnt worden ſey, und auch nun, da man ihrer nicht mehr zu bedürfen glaube, ſtatt eines von der Gräſin gewiß zu erwarten gehabten Vermächtniſſes, ja ſtatt einer ihr vom Grafen an derſelben Sterbebette verſprochenen reichlichen Belohnung, mit einem elenden Jahrgehalte, kaum für ein Almoſen anzuſehen, ſich begnügen ſolle. Sie ſchilderte hierauf mit den lebhafteſten Farben den Unfrieden dieſer, von der Braut Aeltern faſt erzwungenen und von dem Bräutigam durch Liſt und Beſtechung erſchlichenen Vermählung, welcher ſich ſeit der Gräfin-Mutter Tode, beſonders aber einige Zeit nachher, als das italieniſche Fräulein mit Claren in das Schloß gekommen, von Tage zu Tage gemehrt. Sie erwähnte ferner, daß es, beſonders in der letzten Zeit, manchmal zu ſehr heftigen Auftritten gekommen, wobei ſie jedoch immer fortgeſchickt worden; daß ſie einſtens, kurz vor Marietta's Ableben, an der Thür gehorcht und dieſe, faſt wie eine Raſende, geſchrieen: „Laſſen Sie mich fort! Ich will lieber vor den Thüren betteln, als hier bleiben. Laſſen Sie mich fort, oder ich ſpringe zum Fenſter hinaus, ich ſpringe in den Schloßgraben!“ Hierauf habe ſie einen Fall gehört; es ſey ſtill worden, und Clara, die ein Glas friſches Waſſer geholt, habe ihr dieß erſt ausreden wollen, ſpäterhin aber geſagt, die Gräfin ſey ohne alle Veranlaſſung plötzlich ohnmächtig worden.

Bei Erwähnung Clarens entzündete ſich ihre Heftigkeit noch mehr, und indem ihre ſchielenden Augen eine Art Wetterleuchten nachbildeten, vermaß ſie ſich, daß ſie nun auch Alles ohne Hehl ſagen wolle, was ſie neuerlich entdeckt, und ſollte es die ſaubere Clare und — wie ſie ſich höhnend ausdrückte — die künftige Frau Gräfin auf's Rad bringen! Sodann bat ſie, ihr vor allen Dingen den Braut-Spitzenlatz der Gräfin, den man nebſt den übrigen Kleidungsſtücken in dem ſogenannten Todtenkeller gefunden hatte, noch einmal zu genauer Anſicht vorzulegen.

26.

Dieß ward Benignen bewilligt, und ſie hatte ihn kaum an ſich geriſſen und gierig betrachtet, als ſie mit Baſiliskenblicken triumphirend ausrief: „Es iſt richtig! Ich will es mit tauſend Eiden bekräftigen: Dieſer Spitzenlatz gehörte nicht der Frau Gräfin. Jener war weit koſtbarer, von echten Brüſſ'ler Kanten, wenn auch ſonſt dieſem ganz gleich. Dieſer iſt nach dem Muſter von jenem gemacht; die liebe ſeelige Gräfin hat ihn, weil jener dem Fräulein ſo gefiel, daß ſie ihn nicht genug zu loben wußte, ſelbſt fertigen laſſen und dem Fräulein geſchenkt. Den echten habe ich vor einigen Tagen in der ſeeligen Gräfin Putzſchranke, der nun dem Fräulein gehört, unter feine Wäſche verſteckt, einmal geſehen. Ich konnte ihn nur nicht wegnehmen, weil Clara dazu kam.“

„Senden Sie hin!“ — fuhr ſie giftig fort — „laſſen Sie Ausſuchung thun, und wenn nicht der echte gefunden wird, ſo laſſen Sie mich auf der Stelle in's Zuchthaus bringen!“

Sie mußte nun Ort und Stelle und ſonſtige Gelegenheit auf das genaueſte beſchreiben, und wurde, da man außerdem nichts von ihr herausbringen konnte, einſtweilen zwar nicht in's Zuchthaus, doch zu leidlicher Verwahrung in die Frohnveſte geſandt.

Der Amtsrath hatte hierauf den ganzen Tag über viel zu ſchreiben; der ſchon erwähnte Actuarius verreiſete wieder gegen Abend und zwar in Begleitung einiger Jäger. Als er an dem Orte ſeiner Beſtimmung, nämlich auf dem Schloſſe Hochburg ankam, mußte er alsbald zu großem Mißvergnügen vernehmen, daß Graf Aloys, trotz ſeines Ehrenworts und Angelöbniſſes, wie es hieß, wegen einer Ausforderung von einem Verwandten ſeiner verſtorbenen Gemahlin und nur auf einige Tage, in Begleitung eines einzigen Dieners nach Böhmen verreiſet ſey. Das Fräulein ſchien bei des Actuarius Erſcheinen tödtlich erſchrecken und gleichfalls im Begriffe, eine Spazierfahrt anzutreten, mußte ſich aber entſchließen, unter Aufſicht zweier Wächter in ihren Zimmern zu verweilen. Ein angeſpannter, hoch bepackter Wagen, der hinter dem Garten hielt, wurde ſeiner Laſt entledigt und wieder in den Schuppen gezogen. Unter den vielen Koſtbarkeiten, die aus den eröffneten Koffern hervorſchimmerten, ward mit leichter Mühe auch das Duplicat, oder vielmehr das weit werthvollere Original des Spitzenlatzes gefunden.

27.

So ſtanden die Sachen einige Tage, während welcher, zum Theil wegen der Entfernung des Schloſſes von der Stadt, zum Theil und hauptſächlich aber wegen der vielfachen, ſich nicht ſelten widerſprechenden Ausſagen der Müllersfrau, die, wie ſich nun erwies, in einem frühern, ziemlich entlegenen Aufenthaltsorte bereits wegen angeſchuldigter Zauberei auf der Folter geweſen und der Waſſerprobe *) nur durch ein glückliches Ohngefähr entgangen war, und ihres Sohnes, keine neuen Ergebniſſe an's Licht kamen. Nun aber traf bei dem Amtsrathe die ihn faſt in wüthenden Zorn ſetzende Nachricht ein, daß es der Liſt des Fräuleins gelungen, ſich der Wachſamkeit ihrer Aufſeher zu entziehen, ohne daß man einſehen könne, auf welche Art? und ohne daß es bis jetzt geglückt, ihrer wieder habhaft zu werden. Der Entwurf eines ſpäterhin von Hartig erſtatteten Berichts giebt dem, keiner Brille bedürfenden Leſer zu erkennen, daß er ſowohl des Grafen Flucht, als das Entweichen des Fräuleins, den pflichtwidrigen Mittheilungen, Einſchlägen und Vermittelungen Frankenberg's beigemeſſen habe, dieß auch erforderlichen Falls zu erweiſen bereit geweſen ſey. Auch wird Frankenberg's

---

*) Die der Hexerei beſchuldigten Weibsbilder wurden dabei mit zuſammengebundenen Armen und Füßen in's Waſſer geworfen, und wenn ſie darauf ſchwammen, für ſchuldig, wenn ſie aber unterſanken, für unſchuldig erkannt.

Name von nun an in den Acten gänzlich vermißt, und es ſteht daher zu vermuthen, daß er entweder ſeinen Abſchied geſucht, oder erhalten habe.

Ward nun gleich übrigens, um ähnlichen Vorfällen zu begegnen, die noch immer die Unſchuldige ſpielende und über Vittoria's, ſie Preiß gebendes Entfliehen höchſt erbitterte Clara eingebracht und in's Gefängniß geſetzt, ſo ſteigerte ſich doch Hartig's Unmuth über das Entkommen des jetzt höchſt verdächtigen Paares in hohem Grade, da ihm in kurzem mehrere und unverwerfliche Anzeigen, wenigſtens der abſcheulichen That ſelbſt, in die Hände kamen.

28.

Er hatte ſich nämlich bei Natori's ausführlichem und aufrichtigem Geſtändniſſe, da dieſer des Kahns und der beiden ſchwarzen Hunde erwähnt, ſowohl eines in der Nähe der Mühle liegenden Kahns, als der Ausſage des Hirtenknaben und der Dorfgerichte, daß da, wo der Trauring gefunden worden, nicht nur Menſchen-, ſondern auch Hunds-Tapfen zu ſehen geweſen, erinnert, und es war ihm alsbald ein, vor etwa halber Jahresfriſt eingegangenes Signalement beigefallen. Da er dieß aufgeſucht, fand er, daß der ſogenannte ſtarke Muck (vermuthlich eine Abkürzung von Nepomuc) ein allgemein verrufener Freijäger*), ja wohl Räuber, deſſen man niemals habhaft werden konnte, gewöhnlich in Begleitung zweier großer, brandſchwarzer Bullenbeißer, deren er ſich auch wohl zu Tragung der Paſch-Waaren bediene, geſehen werde. Er hatte auch bei dem Müller, der übrigens den Beſitz des Kahns nicht abläugnen konnte, das Bekenntniß herausgepreßt, daß in jener Zeit einmal ein unbekannter Mann in die Mühle gekommen, und nachdem er gegen Bezahlung ein Glas Branntwein gefordert und erhalten, wieder ſeines Weges, er wiſſe nicht, in welcher Richtung, gegangen ſey. Dieß bewog ihn, den benachbarten Orts-Obrigkeiten die vorgefallene Begebenheit mit der Vermuthung, daß der Leichnam vielleicht, unter Beiſtand des bezeichneten Mucks, auf dem Waſſer eine Strecke fort- und über die Grenze geſchafft worden ſey, und mit Bitte um geſchärfte Aufmerſamkeit, zu melden.

---

*) So nennen die Bewohner dieſer Gegend mit einer Art Vorliebe, beſonders im Gegenſatze zu den rechtmäßigen Jägern

Eine dieſer Behörden, in deren Bezirke jener Gefürchtete ſich in der letzten Zeit doppelt verwegen gezeigt hatte, beſchloß nunmehr, das Aeußerſte anzuwenden, um ſeiner habhaft zu werden. Eine für die damalige Zeit und für die dortigen, faſt bettelarmen Landleute ſehr große Belohnung, nebſt Zuſicherung der Verſchweigung, ſo wie der Strafloſigkeit bei etwaiger Theilnahme, ward für Mucks und ſeiner Raubhöhle Entdeckung ausgeſetzt, und in kurzem fand ſich ein hauſirender Jude,

---

und zu den Soldaten, die Wilddiebe, und es giebt ſogar Volkslieder, die zu ihrem Lobe geſungen werden.

mit dem Erbieten, gegen Erfüllung der Zuſage den Diebsgenoſſen zu verrathen.

29.

Man ließ ihn, unter ſteter geheimer Aufſicht, hiezu Anſtalten treffen, und bald hatte Abraham erkundſchaftet, daß Muck in der nächſten Nacht einen ſeiner Schlupfwinkel beſuchen werde. Man legte ſich unter des Juden Anführung mit einer hinreichenden Anzahl Bewaffneter in Hinterhalt, und kaum war der Mond untergegangen, als man beim trüben Licht der Sterne den ſtarken Muck, dießmal nur einen ausgeweideten Hirſch mit hohem Geweih auf den Schultern, und ſo mit den ſchwarzen ungeheuern Doggen, mehr einer hölliſchen Erſcheinung, als einem Erdenmanne ähnlich, durch's Gebüſch heranſchleichen ſah. Das Cerberus-Paar, das ſchnüffelnd und ohrſpitzend dießmal vorausſchritt, ſchien, ſobald es unter Wind kam, Unrath zu wittern und wollte nicht weiter; auch Muck ſpähte mit ſcharfen Blicken umher. Aber es war zu ſpät und das Garn hinter ſeinem Rücken ſchon zugezogen; er ward mit dem lauten Zuruf, ſich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, umzingelt.

Doch daran war bei ihm, der ſchon öfter in der Falle geweſen, nicht zu denken. Er warf das Wild ſchallend zu Boden, ſchoß beide Läufte ſeiner Doppelbüchſe ab und ſuchte ſich dann, unter Beiſtande der grimmigen Hunde, mit dem Kolben durchzuſchlagen.

Beinahe war ihm dieß ſchon gelungen, als, weil einer der Gränzer geſtürzt war, von allen Seiten Schüſſe fielen und er, von drei Kugeln in Bruſt und Unterleib getroffen, wie eine gefällte Rieſen-Tanne niederſank. Auch einer der Hunde war getödtet, der andere durch einen Bajonetſtich unbrauchbar gemacht.

Man fiel über den Starken ſogleich her, packte ihn an der Gurgel und ſuchte von ihm durch Drohung, ihm augenblicklich den Reſt zu geben, ein Geſtändniß zu erpreſſen. Sein gelbbraunes Geſicht verzog ſich in ein furchtbares, höhnendes Gelächter. „Nur zu!“ röchelte er—„ſo oder ſo!—mir wird bald kein Zahn mehr weh thun!“ — Weiter war, weder im Guten, noch im Böſen, ein Laut aus ihm zu bringen. Er legte ſein ſtruppiges Haupt, als wollt' er ſich's bequem machen, auf einen hervorſtehenden Baumzacken, erhob, wie ein ſterbender Adler die Fittige, noch einmal die kräftigen Arme und gab, unter glücklichern Verhältniſſen vielleicht ein Held, ſeinen Geiſt auf.

50.

Der Iſraelit glaubte nun ſeinen Verrätherſold redlich verdient zu haben; allein man machte ihm begreiflich, daß er zuvörderſt noch des Getödteten Verſteck angeben müſſe. Muck's eigentliche, ſogenante Niederlage ſchien er, da ihm dieſer niemals ganz getraut, in der That nicht zu kennen; dagegen gab er eine kleine elende Waldhütte als deſſen öftere Nachtherberge an, in welcher man Niemand, als ein altes Weib und ein Kind fand. Von dieſen brachte man durch Bedräuung Muck's gewöhnliches Waarenlager heraus, eine tief mit Geſträuch und Brombeer-Geniſte verwachſene, nahe am Bergbache gelegene Felſenſpalte. Man fand darin eine Menge übereinander gethürmter Kiſten und Fäſſer, aber auch hinter derſelben aufgegraben geweſene, nur erſt wenig wieder beraſete Erde. Nachdem man ſie kaum einen Fuß tief ausgeworfen, zeigte ſich unter den Schollen eine blonde Haarflechte, und als man noch etwas tiefer eindrang, ein freilich ſchon faſt unkenntlich gewordener, weiblicher Körper. Die mit Hartig's Beſchreibung völlig übereinkommende Länge und Goldfarbe des Haars ließen jedoch keinen Zweifel, daß dieß der Leichnam der Gräfin Marietta ſeyn möge.

Bei näherer Beſichtigung und Zergliederung, ſo viel ſich davon nach den Umſtänden unternehmen ließ, bemerkte der Kreis-Phyſicus eine, in Betracht der Zeit und im Verhältniß zu den äußern Theilen allzuſchnelle Zerſtörung und Zerfreſſung der innern und edleren, und maß dieſe einem gegebenen Gifte bei; doch fand ſich auch unter der linken Bruſt eine blau angelaufene, dreiſchneidige Stahlnadel eingeſtochen, mit einem geſchliffenen Goldperlchen, als Knöpfchen, verſehen,

Dieß war es, was der Hauptſache nach aus den eingeſandten Abſchriften und dem Fundberichte des Arztes hervorging, welchen die böhmiſche Behörde auch die erwähnte Haar- oder Putz-Nadel beigefügt hatte.

31.

Die ſchreckliche That, wovon das Auge der Menſchlichkeit ſich empört abwendet, ein Meuchelmord, unterlag ſonach keiner Ungewißheit mehr; indeß ließ ſich zu Erforſchung der Thäter zur Zeit nichts thun, als den Müller und deſſen Mutter wiederholt und über die feinſten Umſtände zu befragen. Es war aus beiden nichts weiter zu bringen, als daß ſie endlich zugaben, in der Mühle zuweilen eine Auflage von Vagabonden gehabt zu haben, was ſie jedoch mit der einſamen Lage derſelben, mithin der Furcht vor Gewaltthätigkeit oder Brandſtiftung zu entſchuldigen ſuchten, und ſich durchaus nicht entſinnen wollten, daß der Müller, wie doch aus andern Ausſagen hervorging, um die fragliche Zeit auswärts geweſen ſey. Wurden ſie jedoch hierdurch nur um ſo verdächtiger, ſo beharrten ſie doch dabei, ſelbſt als man bei nochmaliger ſchärfſter Durchſuchung des Mühlhauſes, unter einem Dachſparren verſteckt, einen Topf gefunden hatte, in welchem oben alte Leinwand, dann ein hübſches Sümmchen altes und neues Geld, ganz auf dem Boden aber ein Giftpulver lag. Letzteres wollte die alte Müllerin vor langer Zeit einmal von einem in der Mühle beherbergten, ihr dem Namen nach unbekannten Balſam-Krämer zu Tilgung der Ratten gekauft, jedoch niemals Gebrauch davon gemacht haben.

Dem feurigen Natori ward indeß freilich in ſeinem, übrigens recht angenehmen Gefängniſſe die Zeit lang; doch ſcheint er nicht auf Beſchleunigung und baldige Befreiung angetragen zu haben. Vermuthlich war ihm die einſtweilige Verwahrung hier immer noch erwünſchter, als ſeine Ablieferung nach Böhmen, wo ihn, da aller Verwendungen ſeiner Freunde und der großen Verbindungen, in welchen er ſtand, ungeachtet, doch zur Zeit nichts zu ſeinem Beſten bewirkt werden konnte, wegen des unglücklichen Ausgangs des Duells und der Verlaſſung der Fahne offenbar ein härteres Schickſal erwartete. Er vertrieb ſich die langſam dahin ſchleichenden Tage bald mit Herausſchauen aus den vergitterten Fenſtern, bald mit Leſen, bald mit Geſang trauriger oder verliebter Arien zur Laute, bald endlich, wie einige an den Prior Chryſoſtomus und andere Freunde gerichtete Briefe auswieſen, die vor der Abſendung erſt von dem Amtsrath geleſen werden mußten, mit Gedanken an ſeine noch immer Angebetete, an Fauſtinen. Von einem Antheil an Marietta's Verſchwinden hatte ihn der Amtsrath in ſeinem Innern bereits längſt frei geſprochen, obgleich dieß zur Zeit noch nicht vollſtändig dargethan war, vielmehr das Gegentheil durch einen höchſt unerwarteten, faſt romanhaften Vorfall wiederum einen Grad von Wahrſcheinlichkeit erhielt.

32.

Eines Morgens, kurz nach Anfange der Gerichtszeit, erſchien nämlich der ſehr rechtliche und angeſehene Gaſtwirth zum goldnen Kranich, und zeigte dem Beamten unter vier Augen und mit Bitte, ſeinen Namen zu verſchweigen, an: es ſey geſtern Nachts gegen eilf Uhr in einer Poſtchaiſe ein fremder Offizier nebſt einer jungen Dame bei ihm angekommen, und da er faſt allein noch aufgeweſen, habe er den Reiſenden die verlangten Zimmer ſelbſt angewieſen. Die Dame habe ihn kurz nach dem Eintreten mit ängſtlicher Haſt befragt, ob nicht ein vornehmer Arreſtant, Namens Natori, hier in Verwahrung ſey, und da er dieſes bejaet, dem Offizier etwas ſehr angelegentlich in's Ohr geflüſtert. Ihm aber ſey die Stimme als eine ſchon öfter gehörte vorgekommen, und als er deshalb das Frauenzimmer ſchärfer in's Auge gefaßt, habe er ſich, troß des Schleiers, überzeugt, es ſey das ſogenannte Geſellſchaftsfräulein Vittoria der verſtorbenen Gräfin Hochburg, welches noch bei derſelben Lebzeiten nebſt der gräflichen Herrſchaft einigemal in ſeinem Gaſthofe eingeſprochen. Auch treffe ſowohl der Wuchs, als die Farbe der Augen und Haare, von welchen letztern etwas unter dem Schleier hervorgeguckt, mit der Beſchreibung gedachten Fräuleins in dem Steckbriefe vollkommen überein.

Hartig ſchüttelte ungläubig den ſchneeweißen Kopf, zog jedoch die Klingel, um Jemand zu Abforderung der Päſſe in den Gaſthof zu ſenden, als der Schreiber meldete, daß ſo eben ein Wagen vorgefahren ſey, und ein Ober-Lieutenant Zanetti nebſt ſeiner Schweſter ſich anſagen laſſe. Der Kranichwirth rief befriedigt: „Nun ſehen Sie ſelbſt zu, Herr Amtsrath!“ und beurlaubte ſich; der Beamte aber befahl, die Fremden ſchleunigſt in das Audienz-Zimmer zu führen.

33.

Die Eintretenden waren ein Offizier in fremder Uniform und ein weißverhülltes Frauenzimmer; als aber letzteres den Schleier zurückſchlug und nebſt ihrem Begleiter um Erlaubniß anſuchte, mit Natori im Gefängniſſe zu ſprechen, dünkte es dem Beamten, es ſey alles ein Traum. Er ſah Vittorien, zwar bläſſer und weniger üppig, doch in verjüngtem, verdoppeltem Reiz, dieſelben dunkeln, brennenden Augen, dieſelben wie Rabenfittig glänzenden Locken, dieſelbe blendende Hautfarbe, denſelben Wuchs, dieſelben Geſichtszüge — man könnte ſagen, das Ideal eines ſehr reizenden Originals; er hörte dieſelbe, ihm noch wohl erinnerliche, ſüß tönende Stimme.

„Fräulein Zanetti! Sie hier?“ — rief er beſtürzt aus.

„So heiß ich,“ — erwiederte ſie mit einer Verbeugung — „aber nicht Vittoria, ſondern Fauſtine — warum muß ich hinzuſetzen? ihre Schweſter.“

Der Amtsrath gerieth, vielleicht ſeit ſeinen Jünglingsjahren, wenigſtens ſeit ſeiner Amtsführung zum erſten Mal, in eine Art von Verlegenheit und Zwieſpalt mit ſich ſelbſt. Denn, abgeſehen auch von dem edlen Anſtande des Offiziers, ſchimmerte doch aus Fauſtinen's glanzvollen Augen ein ſo reines Feuer, lag doch in ihrem ganzen Benehmen eine ſolche Unſchuld, man könnte faſt ſagen, etwas ſo Himmliſches und Heiliges, daß es unmöglich ward, ſie für eine Abenteurerin, wie viel weniger für eine Theilnehmerin an einem Verbrechen, anzuſehen. Der Amtsrath ließ daher Stühle ſetzen, und kaum hatte man ſich niedergelaſſen, als Fauſtine ihre Bitte, Natori ſehen zu dürfen, wiederholte. Auch kam ſie von ſelbſt der zu vermuthenden Frage, welchen Antheil ſie an dem Verhafteten nehme? mit dem Geſtändniſſe zuvor, daß ſie ihn, faſt vom erſten Augenblicke der beiderſeitigen Bekanntſchaft an, auf das innigſte, obwohl ohne ihm dieß je zu verrathen, geliebt habe, daß ſie ihn noch liebe und ewig lieben werde, ob ſie gleich nie die Seinige werden könne.

Hartig machte ſie aufmerkſam, daß eine Beſtimmung hinſichtlich der gewünſchten Zuſammenkunft vermöge ſeiner Amtspflicht nicht eher erfolgen könne, bevor ſie und ihr Begleiter ſich über Herkunft, Stand und ſonſtige Verhältniſſe gehörig ausgewieſen, auch verſchiedene, ihm nöthig ſcheinende Fragen der ſtrengſten Wahrheit gemäß beantwortet hätten, und beide erklärten ſich hiezu bereit.

Der Offizier überreichte ſein königl. neapolitaniſches Patent, ſeinen Urlaubſchein, einen vom öſtreichiſchen Geſandten in Neapel unterzeichneten und vom neapolitaniſchen Geſandten in Wien beſtätigten Paß, nebſt verſchiedenen Creditbriefen an angeſehene Handlungshäuſer; das Fräulein einen Prager Paß und ein Päckchen Briefe, welche ſie von Zeit zu Zeit von ihrer Schweſter Vittoria erhalten. Sie betheuerte auf's Heiligſte und mit Ausdrücken, die Ueberzeugung bewirken mußten, mit einer Wärme und Beredſamkeit, wie ſie dem Herzen entſtrömt, daß Natori niemals mit ihrer Schweſter in Verbindung geſtanden habe, und, ſeiner Denkungs- und Handlungsart nach, eines eigentlichen, abſichtlichen Verbrechens durchaus unfähig ſey.

Beide wendeten nichts dagegen ein, als Hartig zwei ſeiner Amtsgehülfen herbei rief, und Fauſtinen erſuchte, mit einem derſelben ſich einſtweilen im Nebenzimmer zu unterhalten. Sie wurden nunmehr abgeſondert vernommen, und ihre niemals einen Widerſpruch enthaltenden, mit eben ſo viel Unbefangenheit, als Feſtigkeit, erſtatteten Antworten liefen in gedrängter Kürze auf Folgendes hinaus:

84.

Der Ober-Lieutenant verſicherte, von der Hauptſache nur ſo viel zu wiſſen, als ihm Fauſtine kurz vor der Abreiſe und dann im Wagen geſagt. Er ſelbſt ſey vor wenig Wochen, um ſeinen Vater noch einmal zu ſehen, in Prag eingetroffen, und dort in kurzem auch ſeine nach ihm geborne Schweſter Vittoria, von deren Thun und Treiben man erſt ſeit halber Jahresfriſt wieder Nachricht gehabt, eben ſo unvermuthet angelangt, als wieder abgereiſet. Fauſtine ſey, beſonders nach der letzten Unterredung mit ihr, in die heftigſte Unruhe gerathen, habe unaufhörlich geweint und immer wiederholt, daß ſie als Zeugin von Natori's Unſchuld an Marietta's Tode auftreten müſſe. Da ſie, ohne ihre Geſundheit gänzlich auf's Spiel zu ſetzen, hievon nicht abzubringen geweſen, da auch in der That verlautet, daß Natori wegen der Gräfin Hochburg im Kerker liege, habe ſein Vater endlich in die Reiſe gewilligt, und er Fauſtinen, die ſich ja keinen Falls ſelbſt ausgeliefert haben würde, könnte ihr auch nur das Mindeſte zur Laſt gelegt werden, hieher begleitet.

Fauſtinen's Angabe, oft von den beſeelteſten Blicken belebt, lautete alſo: „Ich ward in der früheſten Zeit meines Lebens, deren ich mich erinnern kann, in einem Kloſter erzogen. Erſt als mein Vater Italien verließ — ich war damals funfzehn Jahr alt — trat ich in die Welt, um ihn mit Vittoria nach Teutſchland zu begleiten. Es war kaum ein halb Jahr verfloſſen, als meine Schweſter ſich aus dem väterlichen Hauſe heimlich entfernte. Mein Vater" — ſetzte ſie erläuternd mit der Schonung hinzu, die einer Tochter geziemt — „beſitzt als ehemaliger Militair, bei ſehr vielen guten Eigenſchaften die Schwäche, allzuſehr den Zerſtreuungen und Vergnügungen nachzuhängen; Vittoria und ich blieben daher uns ſelbſt überlaſſen. Wir befanden uns geraume Zeit über ohne alle Nachricht von ihr. Erſt, als wir uns in Prag aufhielten, langte an mich ein Brief von ihr ein. Sie meldete mir, daß ſie ſich anjetzt auf dem Schloſſe Hochburg in der glücklichſten Lage befinde, und obwohl unter den Namen einer Geſellſchafterin, doch der Sache nach, als innigſte Freundin der Gräfin, ſo wie durch die auszeichnende Achtung ihres Gemahls, faſt als Gebieterin dort lebe. Die Gräfin, eine höchſt liebenswürdige, nur leider kinderloſe und etwas ſchwindſüchtige Dame, führe eine ſehr glückliche und zufriedne Ehe. Ich ſolle hievon gelegentlich dem Grafen Schwarzenhelm etwas zu wiſſen thun, einem frühern Freunde und Verehrer der Gräfin Marietta, und werde an demſelben gewiß einen aufmerkſamen Zuhörer finden. Ihr aber ſolle ich dann und wann auch etwas von Schwarzenhelm melden, womit ſie das, ohne hinreichenden Grund zuweilen traurige Gemüth der Gräfin zu erquicken und zu erheitern im Stande ſeyn werde.

Graf Schwarzenhelm, den ich ſchon früher kennen und achten gelernt, und wegen der, bei ſeinem Reichthume und blühenden Alter auffallenden Schwermuth innigſt bedauerte, ward ungemein ergriffen, als ich von Marietta mit ihm ſprach; ich ſah leicht ein, daß ihr noch immer ſein Herz angehöre. Ich fand nach und nach kein Bedenken, ihm die von Vittorien eingehenden Briefe leſen zu laſſen. Er bewies ſich auf das lebhafteſte dankbar dafür; allein ſeine Heiterkeit ſchien nach und nach wieder zu verſchwinden. Er gab mir oft ſehr traurig geſtimmt die Briefe zurück, und bat mich, bei meinen Antworten in Hinſicht auf ihn höchſt vorſichtig zu ſeyn, damit nicht ein für die Gräfin Hochburg nachtheiliger Gebrauch davon gemacht werde. Da ich ihn um die Urſache fragte, gab er zu verſtehen, daß er in den Briefen einen gewiſſen Doppelſinn finde, wollte mir aber hievon — vielleicht hatte er andere Nachrichten über der Gräfin Lage — und, wie er ſagte, gerade mir am wenigſten, keine weitere Erklärung geben. Er bat nur auf das inſtändigſte, ihm fernerhin auch Vittoria's Briefe ſogleich nach dem Eingange mitzutheilen. Nunmehr muß ich freilich annehmen, daß er in mir die Schweſter Vittoria's ſchonen wollte, kann auch nicht läugnen, daß aus den Briefen, wenn man ſie jetzt lieſet, die Ausſicht, des Grafen Gemahlin zu werden, ach! muß ich hinzuſetzen? auch die, zuletzt für Gewißheit angenommene Hoffnung auf Marietta's Tod, hervorgehe. Damals aber hatte ich hievon nicht die leiſeſte Ahnung.

Den letzten Brief Vittoria's überbrachte mir noch verſiegelt ein Diener meines Vaters, der ihn nebſt andern Briefen erſt auf der Redoute empfangen hatte, und ich ſandte ihn, da er italieniſch geſchrieben war, durch mein Mädchen, welches jene Sprache nicht verſteht, ſobald ich ihn geleſen, an Schwarzenhelm. Ich glaube, daß dieſer einen ſchrecklichen Sinn darin gefunden und in einem Anfalle von Erregung und Verzweiflung, des Lebens überdrüßig, den Zweikampf ſelbſt herbeigeführt habe, der ihm, leider! von der Hand ſeines geliebteſten Jugendfreundes, Natori's, den Tod brachte."

35.

Amtsrath Hartig, der früher gereiſet und daher des Italieniſchen vollkommen mächtig war, durchlief einige von Vittoria's Briefen und fand ſie mit Fauſtina's Erzählung ganz übereinſtimmend. Da nun auch der Ober-Lieutenant ſich erbot, ſeine Beglaubigungen insgeſammt in gerichtlicher Verwahrung zu laſſen, ja, dafern noch ein Mißtrauen ſtatt finde, einen angeſehenen Kaufmann hieſigen Orts, an den er empfohlen, als Bürgen zu ſtellen; ſo waltete kein Bedenken ob, ihm und Fauſtinen den fernern Aufenthalt im Gaſthofe zu geſtatten. Ob dem Wirthe nicht vielleicht ein geheimer Wink gegeben worden, auf dieſe Fremden ſtreng Acht zu haben und, ſobald ſich etwas Verdächtiges zeige, davon Meldung zu thun, bleibe, bei der großen Erfahrung, Vorſicht und Gewandtheit der richterlichen Behörde, an ſeinen Ort geſtellt.

Vor der Hand wurden die Grundmüllerin und ihr Sohn wieder öfter vorgeführt, blieben aber, mit in Tücke übergehender Hartnäckigkeit dabei ſtehen, daß ſie, man möge mit ihnen anfangen, was man wolle, durchaus nichts weiter, als ſie bereits geſtanden, auszuſagen wüßten. Sie beharrten hiebei, ſelbſt als man — es ſcheint nicht, daß man dießfalls vorher einen Urtheilsſpruch eingeholt habe, vielmehr muß man, aus dem Stillſchweigen darüber in den Acten, das Gegentheil annehmen — ſelbſt als man beide mit der peinlichen Frage bedrohte.

Da jedoch hiebei die Alte auf Augenblicke in tiefes Nachſinnen verſank, und dann auf eine wunderbare Weiſe fragte, ob auch ihr Sohn dazu komme? und wen man zuerſt vornehmen werde? ſo gab dieß dem erfahrenen, unermüdlichen Richter Veranlaſſung zu einem, weniger Geübten vielleicht fruchtlos ſcheinenden Verſuche, zu einer, vielleicht noch nicht da geweſenen, geiſtigen Einſchreckung. Er antwortete gleichgültig, der Sohn, als weit jünger, werde die Folter leichter ausſtehen und ſolle daher vorangehen. Doch eben ſo gleichgültig, ja faſt frech, erwiderte die Müllerin, ſie ſey auf den Vortritt hiebei nicht erpicht, und ließ ſich kaltblütig in den Kerker zurückführen.

Als jedoch auf Hartig's Befehl der Kerkermeiſter den Sohn in der darauf folgenden Nacht, früh um drei Uhr, bei der Mutter vorbei nach der Marterkammer führte, als ihr das Licht durch das Gitterloch des düſtern, nur mit einer Streu verſehenen Käfigs ſchien, als man, wie zufällig, den Müller zum Antworten nöthigte, da — erklärt es, ihr, die ihr die Anlage zum Beſſern in der menſchlichen Natur abläugnet, wie ſich bei dieſem, faſt thieriſchen Stumpfſinne, bei dieſer Gefühlloſigkeit und verjährten Verruchtheit, dennoch das Gefühl der Mutterliebe zu einem nichtswürdigen, unnatürlichen Sohne, der, wie ſich aus glaubwürdigen Zeugniſſen ergab, ſchon in jüngern Jahren nichts weniger, als kindliche Pflicht geübt, ja in reiferem Alter ſogar mit der Mutter mit entſchiedener Ueberlegenheit ſich im Handgemeng befunden hatte, die Oberhand gewinnen konnte! — da pochte die Alte erſt leiſe, dann immer ſtärker und ſtärker an ihr eiſernes Pförtchen, und ſchrie zuletzt wüthend, faſt gräßlich: man ſolle den Sohn zurückführen und ſie hören! ſie wolle Alles, Alles haarklein bekennen!

Der Amtsrath, dem dieſes ſofort gemeldet wurde, ſtand nicht an, die Bereitwilligkeit der Müllerin ohne Zeitverluſt zu benutzen. Er ließ den Sohn zurückbringen, und verſprach, daß er mit der Folter verſchont werden ſolle, falls aus den Bekenntniſſen der Mutter hervorgehe, was man zwar bereits in ſichere Erfahrung gebracht habe. Die Alte begann nun mit ängſtlicher Haſt eine ſo vollſtändige Beichte, daß die Feder ihren Worten kaum folgen konnte, woraus ſich denn, als man, dadurch geleitet, noch Mehreres unterſucht hatte, das vollſte Licht über das ganze furchtbare Dunkel verbreitete.

Es gelte jetzt dem Verſuche, aus den vielfach verſchlungenen und verworrenen Fäden einen Gobelin-Teppich zu weben, oder, um ohne Gleichniß zu ſprechen, aus den Ausſagen ſämmtlicher Gefangenen und vorzüglich Clara's, aus den Briefen Marietta's an den Grafen Schwarzenheim, aus den Briefen Vittoria's an Fauſtinen, aus einigen Briefen von fremder Hand, die Vittoria bei ihrem Entwiſchen weder mitzunehmen, noch zu vernichten im Stande geweſen war, und die ſich ſpäterhin in einem Tapetenſchranke auffanden, aus den Ausſagen von Marietta's frühern Hausgenoſſen und Verwandten, endlich aus noch immer ſich fortpflanzenden Ueberlieferungen, den Thatbeſtand feſtzuſtellen!

36.

Marietta, geborne Freiin von Mohrfeld, wurde von ihren Aeltern als einzige Tochter auf das ſorgfältigſte erzogen, und durch das Vermächtniß einer Tante ſchon im zehnten Jahre eine der reichſten Erbinnen in der ganzen Landſchaft. Sie blühte von Tage zu Tage ſchöner auf; ihr körperlicher Reiz und ihre geiſtige Ausbildung, vereint mit der höchſten Seelenreinheit und Herzensgüte, ſtritten mit ihrem Reichthume um den Preiß; ſchon in ihrem vierzehnten Jahre erregte ſie die Bewunderung Aller, die ſie ſahen, und ſchien dazu beſtimmt, wie eine der edelſten Jungfrauen, ſo auch eine der glücklichſten Gattinnen zu werden.

Als ſie das ſechszehnte Jahr erreicht hatte, wurde ſie in der Reſidenz, wo ſich ihre Aeltern in den Wintermonaten aufhielten, bei einer Hoffeierlichkeit, ſowohl mit dem Grafen Schwarzenheim, als mit dem Standesherrn, Grafen Aloys von Hochburg, bekannt. Der erſtere, höchſt liebenswürdig und ihr an Vermögen wenigſtens gleich, ward blos von ihrer körperlichen und geiſtigen Schönheit gefeſſelt; der letztere, etwas älter als jener, übrigens mit der Gabe, in der Welt ſein

Glück zu machen, hinlänglich ausgerüſtet, immer höher ſtrebend und ſeinen eignen Werth in ſehr hohen Anſchlag bringend, ſah nur auf äußere Reize und Vermögen. Beide warben um ihre Hand. Daß ſich ihr Herz zu Schwarzenhelm hinneigte und ſie ihm dieß, obwohl im Stillen, auch zu erkennen gab, iſt, bei ihrer Art zu denken und zu fühlen, nicht zu verwundern. Dagegen möchte es faſt unglaublich ſcheinen, daß es dem Grafen Hochburg bei weniger Liebenswürdigkeit, gereifterem Alter und geringerem Reichthum, übrigens bei dem Vorzuge, den Marietta unverkenntlich dem Grafen Schwarzenhelm einräumte, dennoch gelang, die Aeltern auf ſeine Seite zu ziehen. Die Befürchtung, da Schwarzenhelm's Erbgüther ſehr entfernt lagen, von der geliebten und allgemein bewunderten Tochter weit getrennt zu werden, ſie vielleicht nie wieder zu ſehen, mochte das ihrige dazu beitragen; allein gewiſſe geheime Winke, die Graf Hochburg dem Baron durch beſtochene, doch von jenem für rechtlich gehaltene Perſonen, über Schwarzenhelm geben ließ, ſein Anſchmiegen an alle Neigungen und Meinungen des Vaters, die kriechende, faſt ſklaviſche Verehrung, die er der Mutter bewies, und das Anſehen, worin einige ſeiner Verwandten bei Hofe ſtanden, ſcheinen die Hauptgründe der älterlichen Gunſt geweſen zu ſeyn.

So blieb faſt ein Jahr lang, wie es hieß, wegen Marietta's Jugend, die Bewerbung beider Nebenbuhler von unentſchiedenem Erfolge, als der Tod von Schwarzu vernichten im Stande geweſen war, und die ſich ſpäterhin in einem Tapetenſchranke auffanden, aus den Ausſagen von Marietta's frühern Hausgenoſſen und Verwandten, endlich aus noch immer ſich fortpflanzenden Ueberlieferungen, den Thatbeſtand feſtzuſtellen!

36.

Marietta, geborne Freiin von Mohrfeld, wurde von ihren Aeltern als einzige Tochter auf das ſorgfältigſte erzogen, und durch das Vermächtniß einer Tante ſchon im zehnten Jahre eine der reichſten Erbinnen in der ganzen Landſchaft. Sie blühte von Tage zu Tage ſchöner auf; ihr körperlicher Reiz und ihre geiſtige Ausbildung, vereint mit der höchſten Seelenreinheit und Herzensgüte, ſtritten mit ihrem Reichthume um den Preiß; ſchon in ihrem vierzehnten Jahre erregte ſie die Bewunderung Aller, die ſie ſahen, und ſchien dazu beſtimmt, wie eine der edelſten Jungfrauen, ſo auch eine der glücklichſten Gattinnen zu werden.

Als ſie das ſechszehnte Jahr erreicht hatte, wurde ſie in der Reſidenz, wo ſich ihre Aeltern in den Wintermonaten aufhielten, bei einer Hoffeierlichkeit, ſowohl mit dem Grafen Schwarzenhelm, als mit dem Standesherrn, Grafen Aloys von Hochburg, bekannt. Der erſtere, höchſt liebenswürdig und ihr an Vermögen wenigſtens gleich, ward blos von ihrer körperlichen und geiſtigen Schönheit gefeſſelt; der letztere, etwas älter als jener, übrigens mit der Gabe, in der Welt ſein

Glück zu machen, hinlänglich ausgerüstet, immer höher
ſtrebend und ſeinen eignen Werth in ſehr hohen An-
ſchlag bringend, ſah nur auf äußere Reize und Vermö-
gen. Beide warben um ihre Hand. Daß ſich ihr Herz
zu Schwarzenhelm hinneigte und ſie ihm dieß, obwohl
im Stillen, auch zu erkennen gab, iſt, bei ihrer Art zu
denken und zu fühlen, nicht zu verwundern. Dagegen
möchte es faſt unglaublich ſcheinen, daß es dem Grafen
Hochburg bei weniger Liebenswürdigkeit, gereifterem Al-
ter und geringerem Reichthum, übrigens bei dem Vor-
zuge, den Marietta unverkennlich dem Grafen Schwar-
zenhelm einräumte, dennoch gelang, die Aeltern auf
ſeine Seite zu ziehen. Die Befürchtung, da Schwar-
zenhelm's Erbgüther ſehr entfernt lagen, von der gelieb-
ten und allgemein bewunderten Tochter weit getrennt zu
werden, ſie vielleicht nie wieder zu ſehen, mochte das
ihrige dazu beitragen; allein gewiſſe geheime Winke, die
Graf Hochburg dem Baron durch beſtochene, doch von
jenem für rechtlich gehaltene Perſonen, über Schwar-
zenhelm geben ließ, ſein Anſchmiegen an alle Neigungen
und Meinungen des Vaters, die kriechende, faſt ſkla-
viſche Verehrung, die er der Mutter bewies, und das
Anſehen, worin einige ſeiner Verwandten bei Hofe ſtan-
den, ſcheinen die Hauptgründe der älterlichen Gunſt ge-
geweſen zu ſeyn.

So blieb faſt ein Jahr lang, wie es hieß, wegen
Marietta's Jugend, die Bewerbung beider Nebenbuhler
von unentſchiedenem Erfolge, als der Tod von Schwar-

zenheim's Vater ihn auf die tief in den öſtreichiſchen Staaten gelegene Herrſchaft abrief, und von dieſer Zeit an begann Marietta's heimlicher Briefwechſel mit ihm. Dieſe Briefe enthalten nichts von zugeſagter Treue oder geſchwornen Eiden, doch die Ausbrüche der zärtlichſten Jugendliebe, oft ſcherzhafte Erzählungen kleiner Vorfälle, oft aber auch die ſchmerzvollſten Andeutungen auf der Aeltern Beharrlichkeit und ihr eignes, von kindlichem Gehorſam und herzlicher Neigung unaufhörlich beſtürmtes, faſt daran verblutendes Herz.

Hiemit bricht der erſte und eigentliche Briefwechſel ab, und es ſteht, wie die Zeitrechnung auch beſtätigt, zu vermuthen, daß Marietta dem Drängen ihrer Aeltern endlich nachgegeben und ſich mit Hochburg vermählt habe.

Späterhin kommen jedoch einige Zettel von derſelben Hand vor, ohne Unterſchrift, und den Worten nach an eine Freundin gerichtet. Sie ſind ohne Zweifel nach Marietta's Verehelichung und an Schwarzenheim geſchrieben. Außer der Erwähnung einiger, dem Uneingeweihten nicht verſtändlicher Umſtände, befindet ſich darin durchaus nichts, als Verſicherungen des Wohlwollens und freundſchaftlicher Erinnerung.

37.

Es war übrigens in der, auf's beſte geförmelten und verclauſelten Eheſtiftung feſtgeſetzt worden, daß, im nicht zu verhoffenden Falle einer kinderloſen Ehe, zwar beiden Ehegatten die Errichtung eines letzten Willens freiſtehen, jedoch, wenn von dieſem Vorbehalt ein oder der andere Theil keinen Gebrauch mache, die ſämmtlichen Baarſchaften, Koſtbarkeiten und Güther, inſofern durch Lehnsverhältniſſe und Familien-Verträge nicht ein Andres beſtimmt ſey, dem überlebenden Theile verbleiben ſollten, und ſo glaubten die Brautältern für das zeitliche Glück ihrer Tochter allenthalben geſorgt zu haben.

Indeß führte dieſe erſtürmte und halb erzwungene Ehe keineswegs zu der erwarteten und der Tochter ſo herzlich gewünſchten Zufriedenheit. Graf Hochburg begab ſich, ſobald er ſich in völligem Beſitz ſeiner ſchönen und reichen Gemahlin ſah, mit ihr auf ſein zehn Meilen entferntes Hauptguth; nur Severin, ein alter, treuer, aber in Welthändeln gänzlich unerfahrner Diener, den Marietta durchaus nicht zurücklaſſen wollte, und Benigna, die Hochburg ſchon früher im Solde gehabt, durften ſie begleiten.

Marietta war gegen Hochburg von jeher kalt und gleichgültig geweſen; ſie konnte ihr Herz auch jetzt nicht bezwingen und ändern. Auch ſein unreines Feuer war verkühlt, und da er ſchon früher, obſchon auf's Verborgenſte, ein ausſchweifendes Leben geführt hatte, ſo wußte er ſich, indem er ſowohl öffentlich, als gegen ſeine junge Gemahlin, immer noch den zärtlichſten Gatten ſpielte, heimlich zu entſchädigen. Marietta, die in kurzem den Heuchler troß der gleißenden Maske erkannte, fing nun an, ihn im Innern zu verachten, ja zu verabſcheuen. Die Beſuche bei Marietta's Aeltern wurden durch des Grafen Veranſtaltung immer ſeltener; war dem aber nicht auszuweichen, ſo wußte er jedesmal ſich als den gefälligſten Ehemann und trefflichſten Schwiegerſohn zu benehmen, und Marietta, überdieß von ihm auf's ſtrengſte bewacht, wagte es um ſo weniger, gegen Jemand ihr Herz auszuſchütten, da der Vater nie ihr volles Zutrauen beſeſſen hatte, die Mutter aber noch immer von des Grafen Vorzügen verblendet war. Auch nahmen Baron Mohrfeld und ſeine Gemahlin, welchen es nunmehr auf den Gütern zu einſam vorkam, ihren Aufenthalt bald darauf in der belebtern Reſidenz, und ſcheinen dort, kurz hinter einander, mit Tode abgegangen zu ſeyn.

38.

So unglücklich und faſt unerträglich ſchon in dieſer Zeit Marietta's Lage war, ſo kam es doch nie zum Ausbruche eigentlicher Mißhelligkeiten, ſo lange des Grafen Mutter, eine vortrefflich geſinnte und kluge Matrone, die ihren Sohn kannte und Marietta gleich einer Tochter liebte, ſich am Leben befand. Aber der Tod derſelben, die Trennung von der Einzigen, bei welcher die junge Gräfin ungeheuchelte Freundlichkeit, Theilnahme und Tröſtung fand, erſchütterte Marietta's ſchon längſt wankende Geſundheit in ſo hohem Grade, daß die Aerzte zu derſelben Wiederherſtellung eine Reiſe in's Pyrmonter Bad für unerläßlich hielten. Der

Graf, ohnedieß das Vergnügen überall aufſuchend, wo es zu finden war, entſchloß ſich um ſo bereitwilliger, ſeine Gemahlin zu begleiten, da dieß ja zugleich ein äußeres, untrügliches Zeugniß ſeiner liebevollen Beſorgniß für ſie abgeben mußte.

In dieſem Brunnenorte nun, wo gerade ein ſehr reicher Zufluß von Fremden aller Länder und Stände herbeigeſtrömt war, hatte ſich auch kurz vorher, blos von einer Zofe begleitet, eine junge Dame eingefunden, deren blendende Reize und hohe Liebenswürdigkeit um ſo mehr Aller Augen auf ſich zogen, weil ſie das Dunkel des Geheimniſſes um ſich verbreitete. Man forſchte und forſchte; man trug ſich mit tauſenderlei, von einander abweichenden Gerüchten; man konnte weder über ihr Vaterland, noch über ihren, jeden Falls hohen Stand einig werden; man fand es unerträglich, daß ſich auch ſo gar nichts Näheres von ihr erfahren ließ. Es war die ſchöne Signora Vittoria Zanetti mit der artigen Clara.

39.

Vittoria's Vater, von gutem italieniſchen Adel, doch ohne väterliches Vermögen, hatte früher in Kriegsdienſten geſtanden, und ſich nach genommenem Abſchiede verheirathet. Er gehörte weder zu den guten, noch zu den böſen Menſchen, ſondern zu beiden, je nachdem es ſeine nächſte Umgebung mit ſich brachte. Ueberdieß mußte gelebt, und zwar möglichſt glänzend gelebt werden; er ernährte ſich daher theils von kaufmänniſchen Speculationen, theils und hauptſächlich vom Spiele. Niemand konnte ihn einen falſchen Spieler nennen, aber er gehörte wenigſtens zu den ſehr glücklichen. Seine Gattin ſtarb, als das jüngſte Kind, Fauſtine, ſieben Jahr alt war, und er gab nun beide Töchter an verſchiedene Orte in Erziehung; der Sohn, als der älteſte von den Geſchwiſtern, war bereits Cadet und wurde in jeder Hinſicht ein Ehrenmann.

Als beide Töchter ſich zu ausgezeichneten Schönheiten entfalteten, verließ der Marcheſe ſein Vaterland, wo er wenig geachtet ward; ein vornehmer und reicher Schwiegerſohn ſchien ihm für ſein herannahendes Alter höchſt werthvoll, und er hoffte dieſen eher in der Fremde zu finden. Er trieb ſich abwechſelnd in großen Städten herum und ſetzte ſein gewohntes Handwerk, größtentheils mit Gewinn und immer ohne Verletzung der Ehre fort. Die Töchter, zwei, obwohl dem Aeußern nach, den Unterſchied der Jahre abgerechnet, ſich auf's Täuſchendſte ähnliche, doch den Herzen nach ganz ungleiche Schweſtern, konnten thun und laſſen, was ihnen beliebte.

Fauſtine, von einer bejahrten, frommen Nonne erzogen, empfand, ohne übrigens die Welt zu haſſen und erlaubtes Vergnügen zu fliehen, ſowohl gegen die Lebensart ihres Vaters, als gegen deſſen Umgebungen, ſehr bald einen Widerwillen, konnte jedoch hierin nichts ändern; ſie vergaß nie ihrer edlen Lehrerin, und eine ihr, wie es ſchien, angeborne weibliche Würde, verbunden mit dem hellſten Verſtande, ließ ſie, ſelbſt im Umgange mit den ſchönſten, in der Verführung geübteſten Männern, ſich vor jedem Vorwurfe des Gewiſſens bewahren.

Vittoria hingegen, die bei einer ausgedienten Sängerin gewohnt hatte, von jeher leichtſinnig und vergnügungsſüchtig, ſpann ſchon früher manches Romänchen an, und entfloh mit einem angeblichen Baron, mit welchem ſie an der Bank ihres Vaters bekannt worden war. Hatte ihr der Abenteurer gleich goldne Berge verſprochen und Treue bis in den Tod gelobt, ſo verließ er ſie doch nach einiger Zeit in der äußerſten Dürftigkeit. Schon ſah ſie ſich dahin gebracht, zu dem Marcheſe zurückzukehren, als ſie in andere, noch weit ſchlimmere Hände gerieth. Es genügt für jetzt, hievon ſo viel anzuführen, daß man ſich ihrer, ſobald man nur ihre Verſchmitztheit erkannt hatte, als Gehülfin bei einer höchſt verwickelten und betrügeriſchen Schatzgräber-Geſchichte bediente, die damals an einem geiſtlichen Fürſtenhofe ſich zutrug. Sie ſpielte dabei, bald weiß verſchleiert und mit einem Schein von Silberzindel um den Kopf, eine, um zur Ruhe zu gelangen, noch Meſſen bedürfende arme Seele, bald in ſchwarzen Boy vermummt, einen Geiſt der Tiefe, bald ſogar, mit Goldflohr und Seraphsflügeln ausgeſtattet, den leibhaften Engel Uriel, und zwar alle Rollen zur größten Zufriedenheit der Beſchwörer und Geiſterbanner. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß ſie in dieſer unglückſeeligen Verbindung mit den verſchlagenſten und ausgelernteſten Heuchlern, auch die wenigen, etwa noch zurückgebliebenen beſſern Grundſätze und Gefühle edlerer Weiblichkeit vollends abgelegt habe, und in die verderblichſten Sophiſtereien des Laſters, in die ränkevollſten Künſte der Kabale eingeweiht worden ſey.

Zu allererſt benutzte ſie den erhaltenen Unterricht dazu, daß, als der geſpielte Betrug der Entdeckung nahe ſchien und der Herr und Meiſter ſeine dienſtbaren Geiſter im Stiche zu laſſen vorhatte, ſie denſelben auf's ſchlaueſte bewachte und zuletzt nöthigte, nicht nur die Flucht, ſondern auch die, freilich weit größer gehoffte Beute mit ihr zu theilen. Sie wußte von dem erhaltenen Antheil ihre äußeren Reize wieder in ein glänzenderes Licht zu ſetzen und einen ſehr reichen, ſchon bejahrten Gecken in's Netz zu locken, von welchem ſie, als ſie ihre Kaſſe gehörig gefüllt, ohne Abſchied ſich trennte. Nunmehr beſchloß ſie, ihr Spiel in's Größere zu treiben und ihr Glück auf feſtere Art zu begründen. Sie traf durch ein Ohngefähr mit Clara, die ſchon vorher auf eigne Hand, wiewohl nur im Reiche Cythereen's, manche Gaunerei geübt hatte, zuſammen, fand dieſe ganz zur Dienerin geeignet, und erſah, wie ſchon gedacht, jenes Heilbad zum erſten Wahlplatze ihrer Siege.

40.

Es konnte nicht fehlen, daß bei dem ausgebreiteten Rufe von der räthſelhaften Fremden Schönheit auch der höchſt ſinnliche Graf Aloys ihre Bekanntſchaft ſuchte; eben ſo wenig, daß er auf das Heftigſte in ſie entbrannte. Vittoria ſelbſt, die man ihrem ganzen Benehmen nach nicht blos für über alle Verführung erhaben, ſondern faſt für eine Heilige anzuſehen verſucht ward, ſchien hievon nicht das Mindeſte zu ahnen, fühlte ſich aber an ſeine ſchöne Gemahlin, von welcher ſie nie ohne Begeiſterung ſprach, mit unſichtbaren Banden gefeſſelt. Auch die ſonſt ziemlich klar ſehende Marietta ward von der Liebenswürdigkeit und Sittigkeit der reizenden Italienerin in kurzem nicht blos eingenommen, ſondern wahrhaft bezaubert. Beide gingen nun faſt immer Arm in Arm; ſie mochten ohne einander kein Vergnügen genießen; ſie ließen ſich jeden Morgen nach dem gegenſeitigen Befinden erkundigen; ſie bereiteten einander kleine Ueberraſchungen; ſie ſannen vereint geſchmackvolle Feſte aus und theilten den Ruhm gelungener Ausführung. Marietta ſchien in das Leben zurückzukehren; ſie ſah ſich nicht mehr einſam; ſie glaubte in Vittoria den Verluſt der Gräfin-Mutter erſetzt, glaubte in ihr eine Tröſtung für das vergeblich gehoffte Mutterglück gefunden zu haben, und dachte in Voraus mit Bangigkeit an die Stunde des Abſchieds.

Als Vittoria in ihrem Plane ſo weit vorgerückt war, fing ſie allmählig an, mildere Geſinnungen gegen den Gemahl der angebeteten Freundin zu äußern, ja ſie ließ zuweilen, ohne von ihrer Strenge das Mindeſte aufzugeben, eine Art geheimer Zuneigung gegen ihn durchſchimmern, welche ſie nur, obwohl mit verwundetem Herzen, aus Pflicht und Ehrgefühl niederzukämpfen ſuche. Es kam kurz vor der beſtimmten Abreiſe zwiſchen dem Grafen und Vittorien auf einem Spaziergange zu einer Unterredung unter vier Augen, wobei ſie der Graf beſchwor, das mit ſeiner Gemahlin geknüpfte Freundſchaftsband nicht ſo ſchnell, nicht auf eine, für jene, wie für ihn, ſo ſchmerzliche Art wieder zu löſen, ſondern wenigſtens die noch ſchönen Monate auf dem Hochburger Schloſſe zuzubringen. Vittoria ſchien überraſcht, ſie ſchien zu erſchrecken; aber wie glücklich ſie auch auf den erſten Augenblick dieſen Gedanken fand, nach einigem Nachſinnen hielt ſie ihn für unausführbar. Nein! ſie durfte dieſem hochſchlagenden Herzen nicht trauen; ihre eigne Schwäche und die heiligſten Rechte ſchweſterlicher Freundſchaft foderten ſie auf, niemals mehr in der Nähe des Grafen ſich aufzuhalten!

Neue Bitten und Beſchwörungen ſeinerſeits, neue Weigerungen, Schwierigkeiten, ja unbedingte Unmöglichkeiten ihrerſeits; endlich Nachgiebigkeit gegen das allzuſchwache Herz und, ſo weit nöthig, Uebereinkunft. Vittoria ſelbſt erregte auf die feinſte und unmerklichſte Weiſe in Marietta den Gedanken, dieſe zärtliche Freundin und Tröſterin als künftige Geſellſchafterin mit ſich zu nehmen; Vittoria ließ ſich nach langem Widerſtande dazu bewegen, und der Graf gab endlich dieſer ſchönen Vereinigung, obwohl geheime Abneigung dagegen heuchelnd, ſeine Zuſtimmung.

41.

Es würde zu weit führen, die Windungen in's Einzelne zu verfolgen, welche dieſe wahre Schlange in Marietta's Buſen, dieſe Gleißnerin, der es weit minder um des Grafen Perſon, als um die einſtweilige Herrſchaft im Schloſſe und — da der Gräfin Aeußeres allerdings kein langes Leben verſprach — um den Namen einer Gräfin, um den Beſitz der Güther, um Reichthum und Glanz zu thun war, von nun an nahm; es wird ſchon an leichten Umriſſen genügen. Die ſchlaue Italienerin drängte ſich nämlich immer mehr und mehr in die Geheimniſſe der Gräfin ein, ſie wußte ihr ein Geſtändniß nach dem andern abzulocken, ſie erfuhr, daß ſie ſich ſehr unglücklich fühle, zuletzt auch von ihrem frühern Liebesverſtändniſſe mit dem Grafe Schwarzenhelm. Um dieſes, wo möglich, wieder in Gang zu bringen, oder doch wenigſtens den Verdacht davon zu erregen, ſchrieb ſie an Fauſtinen, und verlangte von dieſer, die nach ihrer Unſchuld und Herzensgüte eine Abſicht dieſer Art nicht auf's Fernſte ahnen konnte, möglichſt oft Nachrichten über Schwarzenhelm. Sie gerieth auf die Vermuthung, daß wohl noch zwiſchen ihm und Marietta eine geheime Verbindung ſtatt finde; ſie trieb den Undank und die Unverſchämtheit ſo weit, einigemal in derſelben Abweſenheit ihre Brief-Chatoulle zu eröffnen, und es gelang ihr endlich, einen kurzen Brief zu finden.

der, obgleich ſehr klar geſchrieben und den Worten nach von einer Freundin herrührend, doch nach allen ihr bekannten Verhältniſſen aus Schwarzenheim's Feder gefloſſen war.

Bei dem Grafen hingegen war ihre Maske wieder eine ganz andre. Sie kämpfte, wie es ſchien, noch immer mit einer heftigen, doch ihr unerlaubt, ja verbrecheriſch ſcheinenden Leidenſchaft. Sie konnte es ſich nicht erklären, konnte dem Grafen ihr innigſtes Mitleid nicht verſagen, daß ſeine Gemahlin ſeine Vorzüge nicht anzuerkennen ſcheine. Sie ließ einiges von den erſten Eindrücken der früheſten Jugendliebe fallen, und erwähnte ſogar, doch nur wie zufällig, des Grafen Schwarzenheim; ja, ſie verſchritt endlich ſo weit, dem Grafen das verborgene Fach zu verrathen, in welchem Marietta's Chatoulle ſtand, und ihm von der ſehr zärtlichen, wahrſcheinlich männlichen Freundin einen Wink zu geben. Da aber, wie ſie halb vermuthet hatte, dieß Alles nicht Eiferſucht, ſondern höchſtens Empfindlichkeit über verletzte Ehre zu erregen ſchien, trat ſie auch mit der Angabe hervor, an welcher freilich etwas Wahres war, daß Marietta insgeheim darauf denke, einen letzten Willen zu errichten. Wußte ſie aber von dieſer Seite endlich Erbitterung und Haß gegen Marietta in ihm zu erzeugen, ſo verſäumte ſie auf der andern auch nichts, obwohl ſie ſich ununterbrochen mit der Strenge einer Veſtalin benahm, ſeine Sinnlichkeit durch ihre verführeriſchen Reize, durch kleine, zufällig ſcheinende Nachläſſigkeiten, durch bald ſchwermüthig-zärtliche, bald nur wie aufblitzende, feurige Blicke, immer mehr und mehr zu entflammen.

42.

Doch auch die geübteſte und ränkevollſte Heuchelei vergißt zu Zeiten der Wachſamkeit, auch die ſchlaueſte Verſtellung verſchiebt zuweilen die Maske, und ſo ſchöpfte endlich auch Marietta, ſo feſt ſie der falſchen Freundin vertraut hatte, und ſo wenig ſie es ſich noch immer eingeſtehen mochte, gegen Vittorien Argwohn, zumal da ſich Graf Aloys, der ſie nun auch ſchuldig glaubte und nur nach Vittoria's Beſitz verlangte, nicht nur weit ungefälliger, ſondern ſogar mit Verachtung und Rohheit, gegen ſie zu benehmen anfing. Der Gedanke, bei allem Reichthume und äußerem Glanze, ſo verlaſſen in der Welt zu ſtehen, die Vorſpiegelungen der Einbildung, wie glücklich ſie als Graf Schwarzenheim's Gemahlin gelebt haben würde, und das ſchmerzliche Gefühl, auf das Schändlichſte hintergangen worden zu ſeyn, nagten unaufhörlich an ihrem Herzen, und ſchwächten ihre Geſundheit von neuem ſo ſehr, daß ſie, wie im Vorgefühl des nahen Todes, den Entſchluß faßte, einen letzten Willen zu errichten, und darin den größten Theil ihres Vermögens, nebſt allem Schmuck, einigen vom Glück wenig begünſtigten Nichten, ſo wie ein beträchtliches Capital frommen Stiftungen zuzuwenden. Dieß verſchwieg ſie zwar Vittorien, doch der ſchlauen, ſtets aufmerkſamen Verrätherin konnte ſich das Geheimniß nicht gänzlich entziehen.

Und um dieſe Zeit ſcheint ſich in Vittoria, der die Sache zu lang dauerte, der es hauptſächlich um Zuſammenhaltung des Reichthums zu thun war, die ſich ſchon im Geiſt durch dieſe koſtbaren Brillianten, durch dieſe unſchätzbaren Perlenſchnuren ſelbſt verherrlicht erblickt hatte, der abſcheuliche Gedanke einer Vergiftung erzeugt zu haben. Wenigſtens ergiebt ſich, daß ſie, als ſie vergeblich bei einem Apotheker in der Stadt Gift zu bekommen verſucht hatte, nunmehr die Bekanntſchaft mit der Müllersfrau angeknüpft habe, bei welcher ſie um ſo weniger etwas befürchtete, da ſie ihr, wie die Alte ſelbſt ausgeſagt hat, drohen konnte, ſie bei jedem, auch nur dem leichteſten Verdachte einer Treuloſigkeit, als Zauberin anzugeben und auf den Scheiterhaufen zu bringen.

43.

Bald darauf muß auch der Wortwechſel vorgefallen ſeyn, deſſen Benigna bei ihrer letzten Anzeige erwähnte — und die Horcherin hatte ſich auf ihr Handwerk nicht übel verſtanden. Graf Aloys, durch Vittoria auf's neue gewarnt, hatte von ſeinen Aufpaſſern in Erfahrung gebracht, daß Marietta wegen Errichtung eines Teſtaments mit einem Sachwalter in geheime Unterhandlung getreten ſey. Erhitzt gab er hievon nur flüchtig Vittorien Nachricht und drang, jeder Klugheit vergeſſend, in der Gräfin Gemächer, brach in die heftigſten Vorwürfe aus, vertrat ihr, da ſie erſt mit einem Strome lang verhaltener Thränen, dann in einem Anfalle von Verzweiflung, fort wollte, den Weg, forderte ihr die Schlüſſel ab, öffnete den Schreibtiſch, das verborgene Fach, die Chatoulle, hielt ihr den Brief der „zärtlichen Freundin" höhnend entgegen, und beſchuldigte ſie geradezu des Ehebruchs. Beſtürzung, tödtlicher Schreck über Vittoria's Verrätherei, — denn Marietta wußte, daß der Graf von dem verborgenen Fache nie Kenntniß gehabt — über die Entdeckung, über die Wahrſcheinlichkeit eines Zweikampfs zwiſchen Hochburg und Schwarzenheim, ja zuletzt aufwallender Zorn über die niedrige, unwürdige Behandlung, über die entehrende Beſchimpfung, ſchmetterten die Unglückliche, ſchon ſo lang von allen Seiten Beſtürmte zu Boden. Vittoria nebſt Clara eilte herbei, und ſchafften ſie in ihr Schlaf-Kabinet.

Sie erholte ſich in kurzem ein wenig, benahm ſich aber von nun an gegen Vittoria mit der größten Kälte, mit dem entſchiedenſten Widerwillen, und erwiederte derſelben Liebkoſungen und Dienſtleiſtungen mit den verächtlichſten Blicken. Vittoria ſtellte ſich, als halte ſie dieß für Folgen der Krankheit, für Phantaſieen einer von ſich ſelbſt nichts Wiſſenden, und gab deshalb die geheuchelte ängſtliche Vorſorge für die geliebte Patientin nicht im mindeſten auf. Sie verließ vielmehr von nun an derſelben Zimmer nur dann, wenn indeß der Graf gegenwärtig war, und ſuchte alle Uebrige unter dem Vorwande, daß die Kranke Ruhe bedürfe, möglichſt zu entfernen. Der Graf und ſie ſchienen ſich jetzt ſchon etwas beſſer zu verſtehen, wenigſtens ſprachen ſie mit einander durch Winke und Zeichen.

Als Marletta, wie ſie ſonſt oft gethan, zu ihrer Erquickung eine Taſſe Chocolade foderte, ging Vittoria, um dieß zu beſtellen, und kam erſt nach einigem Verzug, während die Gräfin in einer Art von Bewußtloſigkeit gelegen hatte, wieder. Sie hatte ſelbſt die Chocolade bereitet, aber aus Befürchtung, Marletta möchte aus ihrer Hand die Taſſe nicht annehmen, ſie dem alten Severin, der gewöhnlich dieß Geſchäft verrichtete, zur Ueberbringung gegeben.

Kaum hatte die Gräfin die Chocolade getrunken, als ſie ſich weit übler, als zuvor, befand; ihre Blicke auf Vittoria und den Grafen ließen vermuthen, daß ſie etwas Schreckliches ahne, jedoch es, ſeiner Abſcheulichkeit wegen, unmöglich für wahr halten könne. Sie verlangte, daß der Koch, daß Severin gerufen werden ſolle. Vittoria wußte die Gegenwärtigen zu bereden, daß die Gräfin irre ſpreche. Die Gräfin brachte die Nacht in den ſchrecklichſten Anfällen und Fieber-Träumen zu.

Am nächſten Morgen ſandte Vittoria in der Frühe zu der Müllersfrau, ließ ihr ſagen, daß ſie eiligſt mehr von dem bewußten Linderungsmittel bringen, jedoch, um unnöthige Beſtürzung unter der Dienerſchaft zu vermeiden, durch die Hintertreppe herauf kommen ſolle, welche nur dem Grafen und ſeinen Allervertrauteſten bekannt war. Severin mußte der Leidenden wieder eine Taſſe Chocolade bringen, aber die Gräfin warf ſie zur Erde, rief mit ſtarrenden Augen: „Graukopf! konnteſt du das an mir thun?“ und weigerte ſich von nun an, irgend etwas zu genießen. Ihre Krämpfe, wie es Vittoria hieß, oder vielmehr die

Verzuckungen, nahmen auf die fürchterlichſte Weiſe zu; ſie wollte vor Glut und Beängſtigung aus dem Bette, ſie wollte in's Freie, in das Waſſer des Bergbachs.

Vittoria lief wie in Verzweiflung im Zimmer umher. Sie trat endlich vor den Spiegel, zog mit zitternder Hand eine Nadel aus ihrem Kopfzeuge — es war eine von dem Dutzend, im perlmutternem, reich mit Gold verzierten Etui, welches ihr Marietta in dem Brunnenorte fröhlich ſcherzend gekauft und geſchenkt hatte — beugte ſich über die Gräfin, als wolle ſie ſelbige durch eine Umarmung im Bette zurückhalten, hielt ihr den Mund zu, und Marietta — die alte Müllersfrau, welche im Nebenzimmer geweſen war und dieß Alles bekannte, hat den Ton auf eine Art geſchildert, welche hier anzugeben die Feder den Dienſt verſagt — ſtieß einen furchtbaren Schrei aus, und zuckte nicht mehr.

44.

So war denn die Reizende, von Natur und Zufall zur Zierde ihres Geſchlechts Erſehene, ſo war denn das unſchuldige Opfer älterlichen Eigenſinns, männlicher Sinnlichkeit und weiblicher Habbegier — wir wollen aus Menſchlichkeit annehmen, zuletzt nur aus halber Verzweiflung, aus unerläßlicher Wahl zwiſchen Marietta's Tode oder eigner Entdeckung und Hinrichtung — auf die unmenſchlichſte Weiſe gefallen, und Trauer und Klage, von Niemanden lauter ausgeſprochen, als vom Grafen, von Niemand täuſchender geheuchelt, als von ihrer Mörderin, erfüllte das Herren-Schloß und die Hütten der Unterthanen. Allein, wie bei Verbrechen immer ein Schritt den andern nach ſich zieht, ſo wurden auch jetzt durch einige, an dem Leichnam ſichtbar werdende dunkle Flecke — die Wunde mit der dreiſchneidigen Nadel unter der Bruſt war augenblicklich, faſt ohne Spur zu hinterlaſſen, zugefallen — die Schuldigen gewarnt, alle Zeugen von der Leiche fern zu halten. Um dieß zu bewirken und das ſonſt gewöhnliche Meſſeleſen in derſelben Nähe zu verhüten, ließ man zwar, um den Schein zu retten, die ſchwarzen Tapeten, die ſilbernen Crepinen und das ſonſtige Trauergeräth, das ſchon bei ähnlichen Fällen gedient hatte, hervorſuchen und ausklopfen, verbreitete aber dann plötzlich die Nachricht eines peſtartigen Geruchs und der daher zu befürchtenden Anſteckung. Man eilte bei grauendem Morgen, den Leichnam nach dem Erbbegräbniſſe zu bringen und athmete nun wieder etwas freier — doch nur, um bald darauf durch Severin's Selbſtmord von neuem in die fürchterlichſte Beängſtigung verſetzt zu werden.

Denn dieſer, eben ſo treue, als unglückliche Greis, wie nun erſt von einem Scheine der Hölle umleuchtet, hatte eingeſehen, daß er der Gräfin etwas Schädliches überbracht, auch unter der Dienerſchaft, ehe er geendet, etwas davon verlauten laſſen. Gewiſſensangſt, Furcht vor Weiterverbreitung des noch im Finſtern ſchleichenden Gerüchts, vor einem, zumal da die kinderloſe Gräfin ohne Teſtament verſtorben, Seiten der Anverwandten Marietta's aufſtehenden geſetzlichen Bluträcher oder, wenn auch nicht mehr geſetzlichen, doch dießmal echten Gottes-Gerichts-Kämpfer, am meiſten aber vor obrigkeitlicher Unterſuchung, Beſichtigung und ärztlicher Zergliederung des Leichnams, legten ſich wie nur dürftiger zurückzüngelnde Nattern an des Grafen und Vittoria's Seele, und ſie fanden nach mattervoller, doch fruchtloſer Berathſchlagung die unbedingte Nothwendigkeit, daß der entſeelte Körper ſchleunigſt weit weg, wo möglich, über die Grenze, geſchafft werden müſſe. Wäre dieſer nicht mehr vorhanden, meinten ſie, ſo werde ja, ſelbſt im ſchlimmſten der Fälle, das gerichtliche Verfahren fruchtlos. Aber wie dieß anfangen?

45.

Vittoria, die wohl wußte, daß in der Mühle gar manches verdächtige Handwerk betrieben werde, fiel alsbald auf die Müllersleute, da man ja wenigſtens die Alte bereits im Netze habe. Sie berieth ſich mit ihr, die Alte wiederum mit dem Sohne, und da dieſer die verheißene große Belohnung zu verdienen nicht wenig Luſt ſpürte, überdieß der oft hier einſprechende ſtarke Muck gerade in dieſer Nacht erwartet wurde, ſo erbot er ſich zur Ausführung. Muck ſtellte ſich noch vor Dunkelwerden ein und ihm war es gegen gute Bezahlung gleich, ob er eine Waaren-Kiſte oder einen todten Körper über die Gränze bringe. Man bezahlte in Voraus die Hälfte, mit dem Verſprechen, daß die zweite nachfolgen ſolle, ſobald Alles glücklich vollführt ſey. Der Graf und Vittoria ſelbſt, die niemand weiter in's Geheimniß zu ziehen wagten, ſchlichen, als ſie ſich durch Feuerwein zu dem Unternehmen geſtärkt, von der Hintertreppe aus in geiſterartiger Verhüllung nach der Gruſt, und es erfolgte Alles, was Natori aus den Fenſtern des Garten-Stübchens beobachtete. Man fand übrigens rathſam, damit der Sarg nicht, ſeiner Leichtigkeit wegen, durch ein Ungefähr umfalle oder umgeſtoßen werde, ihn, bevor man ihn wieder zuſchraubte, mit Steinen zu beſchweren. Zu dieſem Behufe ſchleppten Muck und der Grundmüller in der Nähe liegende, halb in die Erde verſunkene Trümmer eines alten Leichenſteins herbei, und ſo hielt man Alles für auf's Beſte gelungen.

Daß übrigens, da man den Leichnam blos in einem weißen Tuche nach dem Ufer trug und auf dem Dreiwege einmal Halt machen mußte, der Ring von der einen herausragenden Hand geglitten war, hatten in der trüben Dämmerung, welche die Weiden verurſachten, weder die mit ihrem ſchauerlichen Raube eilenden Träger, noch Aloys und Vittoria, bemerkt.

46.

Erſtarrt von der Nachtluft, von dem düſtern Walten unter Särgen, Kreuzen und Gräbern wunderbar aufgeregt, kehrte das ſchuldige Paar in Vittoria's Zimmer zurück, welche Clara erwärmt gehalten und mit Wohlgerüchen erfüllt hatte. Der Feuerwein dampfte von neuem auf dem Tiſche. Clara entfernte ſich. Der Graf und das Fräulein trennten ſich erſt gegen Morgen. Die Furien hatten die Brautfackel geſchwungen; der verbrecheriſche Bund ſchien unzertrennlich.

Sie hofften nunmehr alle Früchte des Frevels ungeſtört genießen zu können, als die Nachricht von dem, unbegreiflicher Weiſe eröffneten und leer befundenen Sarge erſt dunkel auf's Schloß gelangte, dann aber, nebſt den, ausführlichen Bericht bringenden, Dorfgerichten, auch der Hirtenknabe mit dem Trauringe ſich einfand. Jetzt lieh nur die höchſte Verzweiflung dem Grafen noch Kräfte, ſich aufrecht zu halten. Aber kaum hatte er die läſtigen Zeugen ſeiner Beſtürzung, ſo gut es gehen wollte, beſchwichtigt und abgefertigt, als er zu Vittoria eilte. Selbſt ſie ſchien nun allen Muth zu verlieren; ſelbſt ſie wußte nun kein Rettungsmittel mehr zu erſinnen.

Man überlegte hin und her. Daß der Vorfall durch das tauſendzüngige Gerücht ſich immer weiter verbreiten, daß manche, bisher im Dunkeln ſchleichende, Nachrede an's Licht kommen, daß eine, und zwar ſehr ſtrenge Unterſuchung ſtatt finden werde, war nicht zu verkennen. Ihr auszuweichen, ergab ſich als unmöglich, und zu einer Flucht, welche zugleich den Verluſt, nicht bloß der Ehre, ſondern auch der ſehr beträchtlichen Schätze und Güther, nach ſich gezogen hätte, konnte man ſich unmöglich entſchließen. Folglich blieb nichts übrig, als die gerichtliche Nachforſchung unſchädlich zu machen, als ſie irre zu leiten.

47.

„Nur ein Wunder kann uns retten!“ ſagte die Italienerin, indem ſie ſich in Verzweiflung und halber Todesangſt mit Kopf und Arm an die Atlaß-Kiſſen des Sofa's ſchmiegte, und verſank in tiefes Schweigen.

„Nur ein Wunder!“ ſetzte ſie dann, aufſpringend, einer begeiſterten Pythia oder Sibylla ähnlich, mit leuchtenden Augen und faſt beſchwörender Stimme hinzu — „und ein Wunder ſoll geſchehen ſeyn!“

Der Graf ſchauderte zurück. Er glaubte ſie in Wahnſinn verfallen; es fing ihn an, vor ihr zu grauen.

„Fürchten Sie nichts!“ fuhr ſie fort, weil ihr dieß nicht entging. — „Ich bin keine Tollhäuslerin! Sie werden ſich ſehr bald davon überzeugen!“

Es waren ihr nämlich bei Entſtehung jenes Gedankens plötzlich Erinnerungen an die, bei der erwähnten Schatzgräberei von den Geiſterbannern erhaltene Unterweiſung, an die mancherlei damaligen Ereigniſſe, an die Rollen, welche ſie ſelbſt übernommen und zur größten Zufriedenheit des Meiſters ausgeführt, durch den Kopf gezuckt, und ſie fand es jetzt zweckmäßig, jenen Lehren und Erfahrungen Ehre zu machen. Sie bat den in ſie dringenden Grafen um einige Augenblicke Geduld, bildete den rohen Entwurf des in ihrem Geiſte auftauchenden Mährchens, die Finſterniß jener Zeit, den menſchlichen Hang zum Wunderbaren, die Leichtgläubigkeit, oder vielmehr den damals faſt als Religions-Artikel angeſehenen Geſpenſterglauben, und alle Einzelheiten, die Verhältniß und Gegend an die Hand gaben, in Anſchlag bringend, vollkommen aus, und theilte ſodann den entworfenen Plan dem, über ihre Verſchlagenheit ſchier erblaſſenden, Grafen mit.

Man prüfte Stück vor Stück; man verwarf; man ſetzte hinzu. Es ward endlich alles ſo rund, alles ſo in einander greifend, daß eine Entdeckung der Wahrheit unmöglich ſchien. Die zwei Verbündeten ſahen ſchon mit ſtillem Triumph die löblichen Diener der Gerechtigkeit geäfft und verlegen wieder abziehen, ſahen ſchon die ganze Umgegend in ihrer Ueberzeugung an die Wiederkehr abgeſchiedener Seelen auf's Neue beſtärkt, und ſchieden mit einer Umarmung, um zur Ausführung zu verſchreiten.

Die von der Vergiftung nichts wiſſende Benigna ward unter Verſprechung einer guten lebenslänglichen Verſorgung, die Müllersfrau nebſt ihrem Sohne, welchen man überdieß das ihnen im Fall einer Entdeckung bevorſtehende eigene Schickſal ſo furchtbar, als immer möglich, vormalte, gegen Verſprechung von dreihundert Gulden, Clara endlich, die wenigſtens nicht ganz ohne Wiſſenſchaft der eigentlichen Bewandniß war und bei dem aufzuführenden Stücke die Hauptrolle übernehmen ſollte, durch Verſprechung von tauſend Thalern, und, im Fall ſie heirathe, einer reichen Ausſtattung, in das Geheimniß gezogen; Vittoria ſelbſt unterrichtete alle in ihren Rollen, lernte ſie ſo gut ein und überhörte ſie ſo oft, bis kein Stocken oder Widerſpruch mehr zu befürchten ſtand. Als aber der Abend herannahete, fanden der Graf und Vittoria endlich wieder einmal nöthig, der ſo lang entbehrten friſchen Luft zu genießen, und fuhren, wie wohl auch ehedem geſchehen, ganz allein, der Graf ſelbſt kutſchirend, aus, um, nachdem man die Pferde im tiefen Gebüſch angebunden, ſich eingehüllt und Licht angeſchlagen hatte, Marietta's Brautkleid und ſonſtigen Putz in dem, vom Aberglauben der Landleute ſchon längſt für unheimlich gehaltenen, Todtenkeller zu verbergen.

Daß Natori ſie dabei überraſchte, haben wir in einem der frühern Abſchnitte gehört, und daß Vittoria, von weiblicher Eitelkeit bethört, eine Vertauſchung des koſtbaren Spitzenlatzes mit einem geringern ſich beikommen ließ, werden diejenigen nicht wunderbar finden, die aus Bekanntſchaft mit Criminalfällen wiſſen, daß nicht ſelten die ſchlaueſten und ausgelernteſten Verbrecher einer Kleinigkeit wegen etwas begehen, das kaum dem einfältigſten Neuling zugetraut werden könnte.

48.

So haben denn die Leſer nunmehr den Schlüſſel des eben ſo unbegreiflich ſcheinenden, als natürlich ſich löſenden criminaliſtiſchen Räthſels in Händen und können aus dem Angeführten dasjenige, was wir vielleicht der Kürze halber oder aus Ueberſehen nicht berührt haben, mit leichtem Nachdenken ergänzen. Es bleibt daher nichts übrig, als die richterliche Entſcheidung in dieſer Sache, und was uns ſonſt von den Schickſalen der in die Unterſuchung verwickelten Perſonen bekannt worden, kürzlich hinzuzufügen.

Den Grafen Aloys und Vittorien konnte der Arm der weltlichen Strafgerechtigkeit nicht erreichen. Von der Letztern hat man niemals wieder vernommen; Erſterer aber ſoll zuletzt zu Abbüſſung ſeiner Sünden barfuß und als Bettler nach Rom gewallfahrtet ſeyn und dann noch in hohem Alter auf einem der rauheſten Felſen als Einſiedler gelebt haben. Man ſagt, daß ſein Körper zerſchmettert im Abgrunde gefunden worden ſey, und es bleibt ungewiß, ob Zufall oder Gewiſſensbiſſe ihn herabgeſtürzt.

Der Müllersfrau war die Hinrichtung mit dem Schwerte zuerkannt, ſie ſelbſt aber noch vor Eingange des Todesurtheils im Kerker verſtorben.

Benigna wurde durch das bereits erlittene Gefängniß für das ſich zu Schulden Gebrachte als ſattſam beſtraft angeſehen; die artige Clara hingegen und der Müllersſohn, gegen welche Beide ſich freilich im Fortgange der Unterſuchung noch gar manches, wenig Löbliche ergeben hatte, wurden, nachdem ſie den Pranger geziert, auf zehn Jahr in's Zuchthaus geſandt, woraus ſich jedoch die Sirene, dem Vernehmen nach, faſt nach dem Beiſpiele ihrer einſtmaligen Gebieterin, lange vor Ablauf der Strafzeit zu befreien gewußt hat.

Natori endlich und die edle Fauſtine Zanetti — ihr Bruder war ſchon vorlängſt entlaſſen worden und nach Neapel zurückgekehrt — wurden für völlig ſchuldlos erklärt, und Erſterer ſollte bereits der ausländiſchen Behörde überliefert werden, als ihm, von der Familie des Grafen Schwarzenhelm ſelbſt ausgewirkt, und von deſſen hochbejahrter Mutter durch einen Kniefall erfleht, Begnadigung ertheilt, und die zu befürchtende Lebensſtrafe in einjährigen Feſtungs-Arreſt verwandelt ward.

49.

Der ſo eifrige, und doch auch wieder, ſobald es die Pflicht geſtattete, ſo menſchenfreundliche Amtsrath Hartig, der dem feurigen Natori nach und nach ungemein zugethan worden war, und durch ſeine faſt väterliche Liebe gegen Fauſtinen, obwohl weit edler und gegen einen edleren Gegenſtand, als der jüngere College, jenem einigermaßen zur Entſchuldigung diente, ließ ſich die Freude nicht nehmen, dieſe angenehmen Ereigniſſe Beiden ſelbſt zu hinterbringen, und erſuchte ſie zugleich, bevor ſie abreiſeten, mit einem Glas echten Ungars zum Abſchiede bei ihm vorlieb zu nehmen.

Es geſchah. Natori, nur noch heißer für Fauſtinen glühend, die ja, um ihn zu vertheidigen und zu befreien, mit Aufopferung ihrer eignen Freiheit; herbeigeeilt war, machte den heitern Alten zum Vermittler ſeiner feurigſten Wünſche. Er hatte ſich unzähligemal im Gefängniſſe den ſchönen Traum vorgemalt, nach Erleidung des Arreſts den Abſchied zu nehmen, Fauſtinen zum Altar zu führen und mit ihr in der fernen, doch an reizenden Gegenden reichen Heimath ein ſtilles, doch glückliches Leben zu führen. Aber Fauſtine blieb, aller Vorſtellungen, Bitten und Beſchwörungen ungeachtet, bei der Behauptung, daß ſie, als Schweſter einer Giftmiſcherin, einem Manne von ſo edler Familie, einem Manne, den ſie achte und liebe, ihre Hand nie reichen könne und werde.

60.

Ihr Reiſewagen fuhr vor. Der Amtsrath gab ihr, wenn er ſchon — wie er wehmüthig-lächelnd, um ſeinen Schmerz zu verbergen, ſagte — ein Ketzer ſey, ſeinen Segen und küßte ſie; ſie bot ihm, indem ſie Natori abgewandt die Hand reichte, wie eine zum Altar gehende bräutliche Tochter, mit unbeſchreiblich holdem Blick und in Thränen ausbrechend, auch die andere Wange. Dann ſtürzte ſie fort, und der Wagen rollte dahin.

Schweigend ſah der alte Amtsrath ihr nach. Es waren die erſten Küſſe geweſen nach der geliebten Gattin Tode, und blieben die letzten, bevor er ihr folgte. Noch vor Abfluß eines Jahres legte er, am Schreibtiſche vom Schlage gerührt, die nie entweihete Feder und ſein müdes Haupt nieder.

Natori fühlte ſich durch Fauſtina's feſten Entſchluß höchſt unglücklich, hoffte aber immer noch auf eine Abänderung. Er wurde ausgeliefert und beſorgte noch aus der Feſtung durch ſeine Freunde, daß Marietta's Ueberreſte, die man anfänglich nur leicht wieder eingeſcharrt hatte, in geweihte Erde verſenkt und mit einem einfachen Denkmale bezeichnet wurden. Noch jetzt wird dieſes gezeigt und der Gräfin traurige Geſchichte dabei erzählt, ſo daß, da auch der dunkle Gang, in welchem man ihren Brautanzug fand, jetzt der Marietta-, wohl auch der Braut-Keller genannt wird, ihr Andenken unter dem Namen der ſchönen, blonden Gräfin, oder auch bloß der Verſchwundenen, doppelt im Munde des Volks fortlebt.

Auch die ſchlanke Hanka ward von Natori nicht vergeſſen. Er ließ ſich ſorgfältig nach ihr erkundigen, und da er erfuhr, daß ſie ihr Herz an einen hübſchen Mühlknappen verſchenkt habe, kaufte er der nachfolgenden Hochburger Herrſchaft die Grundmühle ab, ließ ſie in guten Stand ſetzen und ſchenkte ſie der artigen Deutſch-Wendin zum Heirathsguthe. Man verſichert, ſeitdem niemals einen Drachen zum Schornſteine herausfahren, wohl aber oft ein flinkes, ſchwarzbraunes Weibchen, den zimmernden und ſägenden Mann bei der Arbeit belauſchend, und einige krauslockige und rothbäckige Kinder, mit Hobelſpähnen ſpielend, vor der Thür des Mühlenhauſes bemerkt zu haben.

Sobald Natori's Arreſt zu Ende war, ſuchte er Fauſtina's Aufenthalt zu entdecken, was ihm endlich gelang. Allein die reine Lilie, obwohl in der Nähe des Laſters entſproßt, doch nie von deſſen ſengendem Hauche berührt, bewährte ſich auch jetzt in ihrem fleckenloſen Glanze. Sie hatte vor einem Monate im Kloſter der Urſulinerinnen den Schleier genommen.

Natori hat unverehelicht, aber als kaiſerlicher General, auf dem Bette der Ehre den Tod gefunden.

II.

Der Kränzel-Buſch.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

„Gelobt ſey Chriſt!“ ſprach hocherfreut der Pilger;
„In Ewigkeit!“ verſetzte raſch das Dirnlein,
Das junge Bohnen, Salat und Gemüß,
Am klaren Bache niederknieend, wuſch,
Und ſah vor Fleiß kaum halben Aug's zurück.
Die Sonne war ſchon aus dem Thal gewichen
Und drang nur ſeitwärts, immer mattern Strahls,
Noch durch den Spalt der hohen Felſenwand,
Die, ſenkrecht oben, unten abgeflacht
Und dicht bewachſen, einem Teppich glich,
Wo ſich aus dunklem Mooſe Kränze huben,
Beleuchtet jetzt vom Roſenduft des Abends.

Der ſpielt' auch um des Mädchens friſche Wange,
Nachdem die Sonn' im Flieh'n noch einen Kuß,
Noch einen Blick, wie Liebe, wenn ſie ſcheidet,
Sehnſüchtig blitzend, wie verklärend, warf.
Wohl wußt' ihr das der müde Pilger Dank.
Dann ſchien die Dirn', im Schmuck der blonden Zöpfe,

Im knappen, braunen, roth geſchnürten Mieder,
Gleich nur der niedern Hütte holdes Kind,
So lieh der Strahl ihr doch etwas vom Engel,
Und zwar von dem, der Hagar einſt erquickte,
Weil — kann man deshalb auf den Durſtg'en zürnen? —
Ein blanker Steinkrug ihr zur Seite ſtand.

„Vergönne mir den Steinkrug, mit zu ſchöpfen;“ —
Begann aufs neu der Pilger — „mir iſt heiß,
Und dieſes Bächlein mit den Schimmerwellen
Rauſcht kühl und kräftig, eine Silberader,
Zu Tag gebrochen aus der Berge Schoos.“

„Faſt edler noch!“ ſprach ſchalkhaft lächelnd Anna
Und beugte ſich noch tiefer in das Waſſer,
Den blanken Krug bis an den Rand zu füllen —
„Denn wär's nur Silber, könnt' Er leicht verdurſten
Und dieß Forellchen ſchlüpfte auch nicht hier.“ —
Sich dann erhebend bot ſie mild die Labung
Dem Wandrer: Wohl bekomm's Ihm! nickend, dar,
Wie Abrams treuem Boten einſt Rebekka.

Obwohl erquickt nun und ſo friſchen Herzens,
Wie das Forellchen, das im Bache ſchlüpfte,
Und dankend zwar mit herz'gem Händedrucke;
Doch Zög'rung ſuchend, bat er zu geſtatten,

In ihrer Näh' im Graſe auszuruh'n,
Falls es die hieſ'ge Frauenſitte dulde.

„Warum nicht?" rief das Mädchen hochverwundert —
„Noch iſt's nicht Nacht, dort ſteht des Vaters Hütte,
Und daß man plaudre, hat man ja die Rede;
Auch, bin ich arm gleich, brauch ich doch den Freier
Mir nicht zu ſuchen, bin ſeit Lichtmeß Braut."

„Wie kann das fehlen?" nahm das Wort der Pilger —
„Denn außer dem, was nicht zu ſagen Noth,
Weil Dir's des Bachs Kryſtall entgegenruft,
Scheint hier zu Land für Bräute ſehr geſorgt.
Verwundert ſah ich, als der Scheideblick
Der Sonne jene Felſenwand erhellte,
Wie ſich an ihrem Fuße Zweig zu Zweige,
Recht wie von Sehnſucht hingezogen, beuget,
Ja in ſich ſelbſt krümmt. Nie ſah ich ein Gleiches!
Scheint's doch beinah, als wär' zu hohem Feſte
der Stein geſchmückt mit reichen Laubgewinden,
Als wär' ein Netz von Kränzen ausgeſpannt,
Um Lenz und Lieb' in Flattern einzufangen,
Wär's auch nur, unters Häubchen ſie zu ſtecken!"

„Nein! was Er ſagt!" fiel Anna ſtaunend ein,
Kopfſchüttelnd, ja die runden Händchen faltend

„Hat Er denn nie vom Kränzelbuſch gehört?
Wahrhaftig nicht? Das weiß ja jedes Kind;
Und traurig zwar, doch ſchön auch klingt die Sage.
Er ſoll ſie hören; faß' Er mit an's Körbchen
Und helf' Er mir's zur alten Eiche tragen.
Dort ſitzen wir am Fuß des Heil'genbildes
Ein wenig nieder. Ich will Bohnen fädnen;
Leſ' Er den Salat, hat Er das Geſchick —
's iſt nicht für uns, 's iſt für die gnäd'ge Frau,
Die mich ihr fleiß'ges Annchen immer nennt —
Iſt Er das auch, erfährt Er die Geſchichte."

Als nun das Pärchen angelangt beim Heil'gen
Und Platz genommen in der Eiche Schatten,
Doch ſich was fern, gar ſittig gegenüber,
Empfing der Pilger ein'ge Salat-Häupter
Und Unterricht, was tauglich, und was bös.
Doch ſchneller faſt nahm ſie die Dirn' ihm wieder
Und ſprach: „Er kann's nicht; hör' Er müßig zu!"

„Es mag lang her ſeyn; wohl noch aus der Zeit,
Als ſtatt St. Antons hier ein Abgott ſtand —
Kurz, ſelbſt mein Vater hat's nicht mit erlebt —
Da wohnte dort am Berg' die ſchöne Irma,
Und nah bei ihr ein Jüngling, auch recht hübſch.
Sie liebten ſich, ſo ſehr — man kann's nicht lieber! —
Und beider Aeltern hatten nichts dagegen."

„Das war nun gut, doch ach! nun kommt's ſehr ſchlimm.
Ja! Damals waren hier die Häusler noch
Leibeigne Knechte; keiner durfte frein,
Wenn nicht der Herr die Braut für ihn erleſen,
Und dieſer hatt' ein Recht — mir iſt's nicht klar,
Ob alle Töchter dienen auf dem Hofe,
Ob ſie nur einen Trauſchein löſen mußten. —
Nun aber lebt' in jener Zeit ein Ritter,
Weit böſer, als man Böſes denken kann,
Der Mönch und Wandrer auffing, Jungfern raubte
Und wohl vermauern ließ im tiefſten Thurm.
Der böſe Ritter nun — Gott ſey gelobt,
Der ihn ſchon längſt vor ſein Gericht gezogen!
Der böſe Ritter, ſag' ich, hatt' auch Irma,
Die, gleich den Aeltern ihm gehörig war,
Ins Aug' gefaßt, beſchied ſie auf die Burg —
Er wird mich wohl verſteh'n! — und drohte gar,
Durch' Waffenknechte ſie vor ſich zu fodern.
Da half kein Flehn und Klagen; nicht des Mädchens
Kniefällig Bitten; nicht der kranken Mutter
Gerungne Hand, des Vaters ſtarre Thräne,
Des Bräutigams Verzweifelung. Der Unmenſch
Ließ Müttern ja den Säugling ſchon entreißen,
Um ſeiner Rüden Junge aufzuzieh'n!“

„Zuletzt gelobte Irma, zu gehorchen
Und nach drei Tagen auf die Burg zu kommen;

Doch hatten längſt die treuen Liebenden,
Nachdem zuvor ein alter Eremit,
Sie zu verbinden, mitleidsvoll verſprochen,
Vereint zu fliehen, unter ſich beſchloſſen,
Sey's in die fernſte Wildniß, in den Tod!"

„So traten ſie denn einſt bei Morgengraun,
Verbunden durch das heil'ge Sacrament,
Aus jenem Waldcapellchen, küßten dankbar
Des Klausners Hand und eilten furchtſam tiefer
In das Gebüſch, indem der fromme Greis
Noch an dem Pförtlein, für ſie betend, ſtand.
Doch ſein Gebet ward dießmal nicht erhört;
Denn eh' ſie noch des Waldes Mitt' erreicht,
Ertönte Roſſeshuf und Hörnerklang.
Der böſe Ritter, hoch auf ſchwarzem Roſſe,
Erſah' die Flieh'nden, ſprengte wüthend nach,
Befahl, die wild'ſten Rüden anzuhetzen,
Und ſchwur, dem Himmel fluchend, wie der Hölle,
Dem Bräut'gam Geißlung auf den Tod — der Dirne,
Was mehr als Tod zu fürchten, ſünd'ge Schmach."

„Verfolgt von ihm, dem Troß, der wüth'gen Meute,
Entfloh'n die Armen, allenthalb umſtellt,
Den Berg herauf, der jenſeits nur allmählig,
Mit Gras und Baum bewachſen, ſich erhebt.

Und ſtanden, hinter ſich des Rappen Schnauben,
Am jähen Abhang! Nirgends Rettung ſehend,
Umſchlangen ſie ſich feſt, und Arm in Arm
Warf in den Abgrund ſich das treue Paar."

„Der Klausner fand die Leichen an der Felswand,
Die mit der Unſchuld Blute roth beſprengt,
Begrub ſie ſtill bei mondenheller Nacht
Und bog zum Zeichen — weil ein Kreuz zu ſetzen,
Die Furcht vorm böſen Ritter ihm verbot —
Zwei Zweige von dem grünenden Geſträuch,
Brautkranz und Todtenkranz zugleich, zuſammen,
Und jeder, der davon die Deutung wußte
Und dort vorüberging, ſprach ſtill von nun
Ein fromm Gebet und bog den nächſten Zweig
Zu einem Kranze; treue Liebende,
Die, ſchweren Kummer bergend in der Bruſt,
Die, ſegnend wohl ihr beſſeres Geſchick,
Zu dieſem Grabe treuer Liebe wallten,
Sie alle krümmten einen Zweig zum Kranze.
So wird's gehalten bis auf dieſen Tag,
Weßhalb der Buſch nun Kränze trägt gleich Blättern,
Die Sprößlein wohl dazu ſich ſelbſt verſchlingen."

„Dieß iſt die Sage von dem Kränzelbuſche" —
Beſchloß jetzt Anna, trüb' das Köpfchen ſenkend,
Das blaue Aug' vom Thränenthau verſchönt.

Der Bohnen wenig waren abgeſädnet
Und alle Luſt zu ſcherzen ſchien geſlohn.
Der Pilger drückte ſchweigend ihre Hand,
Und Beide ſchieden ſtill, er ſeines Pfades,
Sie mit dem Korb' und Krug zur nahen Hütte.

III.

Das Liederbüchlein.

Als ich die Lehrjahre auf der hohen Schule überſtanden, kehrte ich in die Heimath zurück, mit der Ausſicht, meinem Vater, der fürſtlicher Amtsſchreider war, als Gehülfe beigegeben zu werden; denn ſo viel ich Belieben trug, mich zuvor in der Welt umzuſehen, wohl auch etwas Höheres zu erringen, durfte ich doch als gehorſamer Sohn dem Willen meiner Aeltern nicht widerſtreben. Ich fand aber Frau Erdmuthen, meine herzliebſte Mutter, aus Augsburg gebürtig und annoch eine gar holdſelige Matrone, tief betrübt, und den Vater nicht blos weit gealterter und ſchwächer, als ich erwartet, ſondern ſogar bettlägrig. Nach zwei Monaten verſchied er, nachdem er auf dem Sterbebette von uns zärtlichen Abſchied genommen und mir ſeinen Segen ertheilt hatte.

So ſehr meine Mutter deſſen tödtlichen Hintritt betrauerte, da ſie mit ihm dreißig Jahre lang in friedlicher Ehe gelebt hatte, ſo ergab ſie ſich doch mit chriſtlicher Geduld in die Wege der Vorſehung, und ſuchte auch mich durch dienliche Vorſtellungen aufzurichten. In dieſer Abſicht that ſie mir einerſeits zu wiſſen, daß ſie ſich keineswegs in hülfloſer Lage befinde, vielmehr, außer ſchönem Silbergeräth, wie auch Schaumünzen und ſonſtigen Kleinodien, noch manches feine Capital beſitze; andererſeits aber, daß es mir in Bezug auf die Amtsſchreiberei nicht fehlen könne, maaßen ihr Bruder Simon, der hochfürſtliche Caſtellan im Schloſſe Schwanegg, dieß durch ſein Anſehen bei Hofe gewiß durchſetzen werde. Sie trug mir auf, daß ich dieſem alsbald den Tod des Vaters melden, mich ſeiner Gunſt empfehlen und dem Briefe das Anſuchungsſchreiben an die fürſtliche Cammer ſofort beifügen ſolle.

Da das Letztere nicht mit meinen Wünſchen übereintraf und bei den Müttern die Söhne ſchon eher Einrede wagen dürfen, ging ich gegen ſie mit meiner Herzensmeinung heraus. Allein ſie beharrte dabei, daß man in jungen Jahren nichts von der Hand weiſen dürfe, folglich es dermalen bei der Bittſchrift ſein Bewenden habe.

So entwarf ich denn die Schreiben, ließ jedoch bei dem Geſuch an den Oheim klüglicher Weiſe die Vorausſetzung mit einfließen, falls Er nach ſeiner gereifterern Erfahrung und höhern Einſicht eine Anſtellung dieſer Art in meinen, noch ſo jungen Jahren rathſam und thunlich finde. Meine Mutter las die Briefe, lächelte ein wenig über die eingeſchaltete Clauſel, ſetzte ſich dann, wie ſie denn überhaupt mit der Feder fertig umzugehen wußte, an den Schreibtiſch, fügte dem Briefe eine lange Nachſchrift bei, ſiegelte Alles zuſammen und überließ mir ſodann die Beſtellung.

Nachdem ich, in nicht geringer Unruhe, zehn bis zwölf Tage des Erfolgs geharrt, langte Herrn Simons Antwort an. Selbiger berichtete nach einer zierlich geförmelten Beileidsbezeigung, es könne, wegen gewiſſer, dem Papier nicht anzuvertrauender Gründe, die bewußte Anſtellung nicht Platz greifen; dagegen ſolle mich meine Mutter, falls ich, wie vermöge meiner Abkunft zu vermuthen ſtehe, von guter äußerer Geſtalt und feinem Benehmen, auch, wie die Abfaſſung der Memoriale und die canzleimäßige Handſchrift zu bewähren ſcheine, in den Wiſſenſchaften gnügend bewandert ſey, ehemöglichſt in Perſon zu ihm ſenden, wonach ſich denn eine, der Familie Ehre bringende Anſtellung und ein, wenn auch anfänglich ſchmales Bißlein Brot, unbeſchwert finden werde. Noch war mit größerer Schrift die Warnung hinzugefügt, von den, dem Papier nicht anzuvertrauenden Gründen ja Niemanden etwas anzuvertrauen, und mich bei meiner bevorſtehenden Ankunft durchgängig einer großen, in der Nähe hoher Herrſchaften unentbehrlichen Vorſicht zu befleißigen.

Mutter Erdmuthe maß mich, bei Leſung beider angenommenen Fälle, vom Scheitel bis zum Fuße mit wohlgefälligen Blicken und ſchien die vereitelte Hoffnung in Betreff der Anſtellung faſt eben ſo leicht hinzunehmen, als ich. Der ganze Brief war ihr augenſcheinlich nach Sinne; ſie meinte, der Oheim ſey Wittwer, habe auch, ſo viel ihr bekannt, keine Kinder; wer könne wiſen, ob ich nicht dereinſt ſein Erbe werde? Solchergeſtalt betrieb ſie von nun an nichts angelegentlicher, als meine Wäſche und Kleidung aufs ſtattlichſte und, wie ſie mit einigem Stolz ſagte, hofmäßig einzurichten; ich aber, dem mit der Ausſicht auf die Schreiberſtelle ein Stein vom Herzen gefallen, überließ mich gänzlich der Freude, einen Ausflug in die Fremde machen zu dürfen, und zuvörderſt auf einem fürſtlichen Jagdſchloſſe einzuſprechen, deſſen jezuweilen die Aeltern ſo geheimnißvoll und rühmend gedacht hatten, daß es meiner Einbildung ſich noch jetzt in mährchenhaftem Glanze darſtellte.

Hatte die gute Mutter ſchon vorher im Verborgnen manch Thränchen auf die Nätherei fallen laſſen; ſo konnte ſie, als der Abſchied immer näher heranrückte, ihren Schmerz nicht länger verheimlichen, und auch mich überfiel von Zeit zu Zeit innige Wehmuth. Am Abende vor der Trennung, als ich ſchon von allen Verwandten und Befreundeten mich beurlaubt hatte, wollte ſich Erdmuthe noch einmal mit mir allein und, wie das Mutterherz jetzt verlangte, ganz ungeſtört letzen. Sie hatte daher nach aller Kunſt ein vortreffliches Würzbier gekocht, auf deſſen vorzügliche Zubereitung ſie ſich ſtets etwas einbildete. Dieß mit glänzendem Geſchirr und auf funkelndem Meſſingbret mir vortragend, lud ſie mich, nicht wie ſonſt gewöhnlich, in das Wohnzimmer, ſondern in ihr jederzeit aufs ſauberſte gefegte und geſchniegelte Putzſtübchen, wo bereits, vermuthlich um mich von ihrem Wohlſtande durch den Augenſchein zu überzeugen und mir ſolchergeſtalt eine Herzſtärkung mit auf den

Weg zu geben, einige mit Linnengeräth und Kleidern
rohl verſehene Truhen geöffnet ſtanden und die glatt ge-
ohnten Schränke ihren koſtbaren Inhalt, theils in der Wirk-
ichkeit, theils vom Spiegel verdoppelt, dem Auge dar-
oten. Kurz vorher aber, ehe wir, wahrſcheinlich auf
ange Zeit zum letzten Male, zur guten Nacht ſchieden,
rat ſie zu einem der Schränke und ſagte unter Thrä-
nen: „Ich muß dir doch auch, außer dem Zehrpfennige,
in Andenken verehren, lieber Sohn! Nimm dies Büch-
ein und verwahre es wohl. Es könnte dir leicht ein-
mal treffliche Dienſte leiſten.“

Mit dieſen Worten zog ſie aus einem ſchwarzſammt-
nen Käſtlein ein mit Gold und laſſirten Farben künſt-
lich verziertes Buch, welches ſchön auf Pergament ge-
ſchrieben und zum Theil ausgemalt, eine Menge Lieder
und Weiſen enthielt, und auf deſſen erſtem Blatte man
ein kunſtreich ausgeführtes Knieſtück erblickte. Die un-
ter einem purpurfarbnen, goldbefranzten Baldachine
ſitzende Hauptfigur war eine männliche, ſehr edle Ge-
ſtalt, wie die ſchwere Halskette und der Hermelin-Man-
tal verriethen, von fürſtlichem Range. Hinter demſel-
ben aber ſtand in weichen, köſtlich geſtickten Gewän-
dern ein Engel, ſo mild und ſo ernſt zugleich, durch
die Züge ſtiller Schwermuth ſo anziehend, kurz, ſo Blick
und Herz feſſelnd, wie ich noch nimmer ein irdiſches
Weſen geſehen. Ich ließ meine Blicke darauf weilen
und fragte dann nicht ſonder Haſt nach des Bildes Deu-
tung. Allein Erdmuthe ſchien hierauf kaum zu hören,

ſchloß ſtatt deſſen die Schrankthüren wieder zu, und äuſerte blos, ich werde zu ſeiner Zeit ſchon das Nähere deshalb erfahren; daß die weiße Figur einen weiblichen Schutzgeiſt vorſtelle, ſey ja wohl aus der Tracht und den Cherubsfittigen zu ſchließen. *)

Ich kannte die Feſtigkeit meiner Mutter zu gut, um ferner in ſie zu dringen. Wir beſprachen daher noch Eins und das Andere über die künftige Einrichtung, ſo wie über den zu führenden Briefwechſel, und trennten uns, beide ſchweigend und zur Erde blickend, erſt gegen Mitternacht. Am folgenden Morgen kürzten wir den Abſchied, wie wir geſtern im Voraus verabredet; die Mutter verlangte, ich ſolle nicht nach dem Hauſe zurückſehen, auch ſie wolle nicht ans Fenſter treten; ich umarmte ſie, warf das Ränzlein mit den fürs erſte nöthigen Habſeligkeiten über die Schulter, legte ſtillſchweigend den alten, an mich aufſpringenden Haushund an die Kette, daß er mir nicht folge, und eilte davon.

---

*) Dergleichen allegoriſirende Artigkeiten ſcheinen bei den Malern jener Zeit nichts Seltenes geweſen zu ſeyn. Wenigſtens befindet ſich eine, der hier beſchriebenen ſehr ähnliche Darſtellung **Friedrichs des Weiſen**, von **Lucas Kranach** gemalt, in einem großen, koſtbaren und mit Malereien geſchmückten Miſſal, welches früher auf dem Churfürſtlichen Schloſſe zu Wittenberg ſich befand, ſpäterhin aber in den Bücherſchatz der Univerſität Jena überging. Siehe **Buders** Sammlung verſchiedener, meiſt ungedruckter Schriften. 8. Frankf. und Leipzig 1735. — Der dort mitgetheilte Kupferſtich ſcheint übrigens über die Realität und Individualität des Schutzengels keinen Zweifel zu geſtatten, und eine große Aehnlichkeit der Geſichtszüge ſich ſogar in einer **Eva** deſſelben Meiſters wieder vorzufinden.

Als ich etwa eine Meile die wohlbekannten Umgebungen im Rücken hatte, linderte ſich meine Beklemmung. Es war ja ſchon der zweite Abſchied auf längere Zeit vom älterlichen Hauſe; ich wußte meine Mutter wohl verſorgt, ich kannte ihre faſt männliche Klugheit und Entſchloſſenheit, und ſowohl Gegenwart, als Zukunft, ſpannten vor mir einen bunten, zaubervollen Teppich aus. Ich wanderte, ohne mich eben zu übereilen, faſt eine Woche lang, bis ich nur noch eine Stunde Wegs nach dem Schloſſe Schwanegg zurückzulegen hatte.

Es war ein heiterer Morgen. Der klare Himmel, das milde Sonnenlicht, der grüne Raſen luden mich zu einer Unterbrechung meiner Wallfahrt ein, deren Ziel nicht mehr fern war. Ich ſetzte mich in die ſchwebenden Schatten einer Hängebirke und ordnete mein Reiſebündel; das Liederbüchlein, deſſen genauere Unterſuchung ich mir abſichtlich auf eine recht frohe Stunde verſpart hatte, fiel mir in die Hände. Es war offenbar von großem Werthe und höchſt wahrſcheinlich eine fürſtliche Liebesgabe; einige Lobgedichte auf eine ſchöne Citherſpielerin ſtanden zu Anfange und zu Ende; übrigens verſchlangen ſich hier die ſchönſten, ſowohl geiſtlichen, als weltlichen Singweiſen, auch viele mir unbekannte, zu einem lieblichen Kranze, wie denn auch die Anfangsbuchſtaben und Zwiſchenräume, bald mit Blumen, bald mit Schmetterlingen und bunt gefiederten Vögeln, bald mit Sinnbildern, auf die mannigfachſte Weiſe und in den lebhafteſten Farben, Gold und Silber nicht ausgeſchloſſen, geziert waren. Doch ſo prächtig und ſinnreich ich Alles fand, ich kehrte immer zu dem Titelblatte zurück. Hier ſchien ein für allemal meinem Scharfſinne das ſchönſte Räthſel aufgegeben; hier fing auch das Herz um ſo ſchneller zu wallen an, je länger ich das Bild betrachtete. Es mußte — dieß bewährte die ganze lieblich gerundete Form — dem, nach der Glut des Colorits zu ſchließen, ausländiſchem Maler nicht der geringſte Zweifel obgeſchwebt haben, daß auch in den höhern Ordnungen der Geiſter Verſchiedenheit der Geſchlechter ſtatt finde, oder vielmehr, es konnte dem Beſchauer kein Zweifel obſchweben, daß dem Maler, mit Ausſchluß der Engelsflügel, eins der reizendſten weiblichen Geſchöpfe zum Urbilde gedient habe; wie hätte er ſonſt einer Ueberirdiſchen die deutlichen Zeichen einer Tochter Eva's, dieſe Ringe an den ſchmalen Roſenfingern, dieſes Silbernetz und dieſe Edelſteinſchnur um die goldfarbnen Locken, dieſe Halsſpange mit dem prächtigen, viereckig geſchliffenen Rubin, verleihen ſollen, der auf die Lilien des wogenden Buſens die ſchmelzendſten Lichter warf? Kurz, je länger ich das Frauen-Bild betrachtete, deſto mehr ſchien mir, ſelbſt aus deſſen höchſt ſittigen, ja faſt ſtrengen Zügen, ein wahrhaft zauberiſcher Liebreiz hervorzuſtrahlen; ich ward feſt überzeugt, daß dieß holde Weſen dereinſt gelebt habe, ich ſeufzte, daß mit ihm das Schönſte der Erde verblüht ſey — als das Geraſſel eines Fuhrwerks mich aus meinen Träumereien aufweckte und—

täuſchte nicht Alles — die reizende Lichtgeſtalt leben- und liebeathmend hinter dem weißen Birkenſtamme auf mich herabſah.

Ich gebe gern zu, daß ihre Tracht, ſo reizend ſie war, daß das knapp anliegende grüne Jagd-Kleid und ein Hütchen mit gelben Federn noch weit weniger himmliſchen Gewändern und Schmucke glich; ich läugne auch nicht, daß der verkörperte Engel mir etwas jünger, weltlicher, als der gemalte, ja faſt etwas muthwillig vorkam; indeß trafen ſowohl die Geſichtszüge, als Wuchs, Augen- und Haarfarbe und der Ausdruck hoher Anmuth und regen Gefühls, vollkommen mit einander überein.

Leider ward mir nur kurze Zeit das Glück, ſolche Vergleichungen anſtellen zu können. Denn mit ſo lächelnder Verwunderung das grüne Fräulein ihre tiefblauen Augen zu mir niederſchlug, mit ſo vornehmen und finſtern Blicken muſterte mich dagegen ein ſtattlicher alter Herr in violetter Kleidung, reichte der Jungfrau dann mit einer Art ſchonender Mißbilligung die Hand, half ihr in den Wagen und fuhr ab. Mir blieb nichts übrig, als der Entfliehenden einen Seufzer und einen Kuß nachzuſenden, mich ſelbſt aber zu Fortſetzung meines Wegs anzuſchicken.

Es gab zuvörderſt einen zwar nicht ſteilen, doch ſehr hohen Berg zu erſteigen, und kaum hatte ich ſeine Spitze erreicht, als mir in einer wildſchönen Gegend, auf einem ſchroffen Felſen, der ſie begrenzte, die Zinnen und Fenſter des Schloſſes Schwanegg, ſchimmernd im Sonnenſtrahl, einladend winkten. Ich ſage mit Recht: einladend; denn war auch die Felſenklippe ſelbſt äußerſt rauh und auf den Seiten ganz mit Waldung umgeben; ſchien gleich die Grundlage der Burg noch aus den frühern Zeiten der Ritter- und Raubſchlöſſer herzurühren: ſo war doch der ganze Bau jetzt gar geräumig und ſtattlich, und unter ſeinen Füßen breitete ſich, was vermuthlich auch Veranlaſſung zu dem Namen gegeben hatte, ein, faſt einem See ähnlicher, ſilberhell ſpiegelnder Weiher, aus, auf welchem eine Menge glänzender Schwäne ihr Gefieder putzten, ſo ward doch auch, auf einigen, etwas abgeplatteten Stellen des Geſteins, ein niedliches, wohlgepflegtes Gärtchen, oder eine friſch grünende Laube ſichtbar. Genug, das Ganze athmete etwas, daß es, wenigſtens für mich, als einen Sitz und Zufluchtsort für verfolgte, doch im Stillen glückliche Liebende bezeichnete.

Ich wurde in dieſer Anſicht noch mehr beſtärkt, als ich nicht nur faſt die Hälfte des großen Teichs, ſondern auch noch einen Theil des Felſens umgehen mußte, ehe ich auf dem, wie es ſchien, einzigen Pfade, an das Schloßthor gelangte; die Fallbrücke war herabgelaſſen und ſchien überhaupt nicht mehr aufgezogen zu werden.

Wie ſoll ich aber meine Verwunderung, ja meine geheime Freude, die mir wohl auch die Wangen färbte, gehörig ſchildern, als ich, nach mancherlei Befragungen Seiten der Dienerſchaft, endlich in ein entlegenes Cloſet geführt ward; als nach Verzug von faſt einer Stunde der Kaſtellan, mein Gönner, zu mir eintrat, und ich in demſelben den violetten, weißgelockten alten Herrn alsbald wieder erkannte? Seinerſeits ſchien die Luſt der Ueberraſchung etwas gemäßigter. Denn ob er wohl die von mir gebrauchte Vorſicht, daß ich mich nicht als ſeinen Neffen, ſondern blos als einen Fremden, bei ihm habe melden laſſen, höchlich billigte; ſo fand er es doch nicht im mindeſten ſchicklich, daß ich wie ein wandernder Handwerker, eines Theils zu Fuße angekommen ſey, andern Theils aber in einer Gegend, die ja oft von Hofleuten und andern Vornehmen beſucht werde, unter einem Baume gelegen habe. Trotz dieſer Verweiſe war jedoch in ſeinem ganzen Benehmen eine gewiſſe Gutmüthigkeit, ein geheimes Wohlgefallen an mir, ich möchte ſagen, eine Art von Familienſtolz, nicht zu verkennen; er ſuchte ſich ſeines Aergers zu bemeiſtern, rieth mir nur nochmals die größte Behutſamkeit an, ſchärfte mir vorzüglich ein, von unſerer Verwandtſchaft zur Zeit ja nichts zu entdecken, ſondern mich blos für einen des Schreibens und den Wiſſenſchaften Befliſſenen auszugeben, und verſprach zuletzt, es ſolle mir bei guter Aufführung und ſteter Klugheit gewiß niemals an dem Nöthigen und Wünſchenswerthen mangeln.

Es ward mir hierauf ein Wohn- und Schlafzimmer angewieſen und jedesmal Morgens, Mittags und Abends durch einen alten Diener, der meine Fragen blos mit Ja und Nein, waren ſie aber hiemit nicht abzufertigen, mit Kopfſchütteln beantwortete, Trank und Speiſe gebracht. Der Weg zu meinen Zimmern ging auf einem ſchmalen Gange dicht neben der Wohnung des Oheims vorbei, vermuthlich um mich in ſtrenger Obhut zu halten; ſie bildeten die Ecke eines Schloßflügels und hatten die Ausſicht auf den Schwanenweiher; die tiefen, an Schießſcharten erinnernden Spitzfenſter, die ſämmtlichen Geräthſchaften — hohe mit goldgeblumtem Leder beſchlagene Stühle, Tiſche mit geſchlängelten Füßen und zierlich ausgenähten Teppichen — die getäfelten Wände und Decken, Alles ſprach alterthümliche Zierlichkeit aus; meinem Schlafgemach zunächſt befand ſich ein kleines, ziemlich dunkles Gewölb, dem Anſcheine nach ein Archiv, und, wie ich in kurzem erfuhr, in der That die ehemalige Bücherei einer weiland höchſt liebenswürdigen und höchſt angeſehenen Perſon, über welche man aber — der Oheim wagte es nicht, auszureden, ſondern drückte, als fürchte er von den Wänden behorcht zu werden, alle fünf Fingerſpitzen auf den Mund. Eine prächtige Laute, mit fremden Hölzern und Perlmutter künſtlich ausgelegt, die ich bei Anſtellung weiterer Unterſuchung in jenem Nebengemach antraf, ſchien durch ſich ſelbſt, wie durch das zierliche Sammet-Futteral, Simons geheimen Wink zu beſtätigen.

In dieſer Art benahm ſich der Herr Caſtellan noch eine feine Weile gegen mich, obſchon die Schreibereien, Rechnungen und ähnliche Arbeiten, die er mir als Prüfungen übertrug, ſich ſeiner vollen Zufriedenheit zu erfreuen hatten. Ich lebte faſt wie ein Mönch in ſeiner Zelle, und, ob ich ſchon zu meiner Erholung ungehindert luſtwandeln, ja zu einer räthlichen Leibesbewegung ſogar auf die Jagd gehen durfte, ſo half mir dieß doch wenig, weil mir die Dienerſchaft gefliſſentlich auswich, und ich nicht rathſam fand, bei den begegnenden Landleuten Befriedigung meiner Neugier zu ſuchen.

Ich will offenherzig geſtehen, daß der Hauptgegenſtand derſelben das grüne Fräulein, und das Verhältniß war, in welchem es zu dem Oheim ſtehe; denn obſchon unter den Schloßbewohnern ſich, außer einer Beſchließerin, auch Zofen und andere Mägde genug vorfanden, ſo war doch von einer Herrin nichts zu entdecken. Endlich, an einem Sonntags-Morgen, hoffte ich dem Geheimniſſe auf die Spur zu kommen; Herr Simon ſagte mir, daß er zwar in die Kapelle gehen, doch bald zurückkehren werde, um mich in Abweſenheit der Dienſtleute mit den Merkwürdigkeiten des Schloſſes bekannt zu machen. Ich ſtahl mich alsbald an ein Fenſter, um zu beobachten, ob er allein gehe, und gewahrte aus meinem Verſteck ein ſchlankes, verſchleiertes Frauenzimmer, das ihm unbefangen und vertraulich zur Seite, doch, wie der Oheim es abſichtlich einrichtete, obenan ging.

Meiner ſteigenden Ungeduld währte die Zeit ſehr lang, bis Herr Simon wieder über den Schloßhof kam und bald darauf, mehrere Schlüſſelbunde in den Händen, mich abrief. Er führte mich nun mit großer Wichtigkeit Gänge und Gallerieen hin und her, Treppen auf, Treppen ab, ſchloß Thüren auf und zu; genug, ich konnte bemerken, daß in dieſem Schloſſe für einen ganzen kleinen Hofſtaat hinlänglicher Raum ſey. Aber, ob ſich gleich unter den mancherlei Gemächern, worüber er mir von Zeit zu Zeit geheimnißvolle Fingerzeige ertheilte, z. B. dem Bettgemach, das mit einem Altar von weißem und rothem Marmor verziert war, dem Fürſtenſaal, der Badſtube, dem Hirſchſaal, der Canzelei, der Silberkammer, der Marſchallsſtube, dem Rüſtſaal, der Schöſſerei, dem Thurm, und wie ſie ſonſt Namen haben mochten, auch ein verſchloſſen bleibendes, ſogenanntes Fräulein- — und wiederum ein Frau-Eiſen-Gemach befand, ſo gab mir doch der Oheim gerade über dieſe eben ſo wenig eine Auskunft, als ich in allen übrigen mir eröffneten Zimmern etwas davon gewahrte, daß ſie von weiblichen Perſonen höhern Standes bewohnt würden.

Nach dergleichen zu fragen, wär' augenſcheinlich ein Verſtoß gegen die oft ertheilten Klugheitsregeln geweſen, und hätte leichtlich mir nicht blos des Oheims Unwillen zuziehen, ſondern auch eine ſonſtige Entdeckung vereiteln, wenigſtens erſchweren können. Ich verbarg daher mein Bedenken in einem feinen, guten Herzen, ſtimmte mit der Bewunderung eines Neulings, in Simons Lobeserhebungen der prächtigen Einrichtung, der ſeltnen Schildereien und Tapeten, des kunſtvollen, mit eingewebten Bildern und Blumen verſehenen und, wie mein Führer nur halblaut andeutete, von höchſt eigenen, ſehr ſchönen Händen gefertigten Altartuchs, ſelbſt der vielgehaltigen Pokale und vielzinkigen Hirſchgeweihe ein, und gelobte mir dagegen im Stillen, alle Thätigkeit und Schlauheit aufzubieten, um der gewünſchten Enträthſelung ohne Beihülfe theilhaft zu werden.

Bald erfuhr ich, daß das Glück dem Muthigen hold ſey. Der Oheim brachte mir nämlich eines Abends, unter Vermeldung, daß er morgen eine Reiſe vorhabe, einen gewaltigen Stoß Papiere und trug mir auf, daraus einen Aufſatz zu fertigen, jedoch, da die Sache Eile habe, in möglichſter Zeitkürze und alſo, daß er bei ſeiner Zurückkunft die Arbeit vollendet finde. Ich verſprach mein Möglichſtes, durchlief, als er ſich wieder entfernt, die zurückgelaßnen Schriften, und gelangte ſehr bald zu der Ueberzeugung, daß nach der Lage der Dinge das Geſchäft unmöglich ſo gar dringlich ſeyn, folglich die Abſicht des Oheims nur dahin gehen könne, mich während ſeiner Abweſenheit an den Schreibtiſch zu feſſeln. Liſt gegen Liſt! dachte ich alsbald, verhüllte, da es anfing zu nachten, Fenſter und Lämpchen, und arbeitete die Nacht hindurch ſo ämſig, daß ich wenigſtens ſo viel zu Stande brachte, als für die Arbeit eines Tags gelten konnte. Erſt, als der Morgen anbrach, genoß ich einige Stunden des Schlafs, und erwachte nicht eher, bis der ſchweigſame Alte mir den Morgen-Imbiß brachte und auf meine Frage, ob der Herr Caſtellan ſchon abgereiſet, dieß durch eine Kopfneigung bejahte.

Dieſer Prieſter der Verſchwiegenheit verwunderte ſich nun freilich nicht wenig, und ſchnitt gar ſonderbare Geſichter, als er mich bald darauf mit Waidtaſche und Büchſe ausgerüſtet, über den Gang ſchreiten ſah; allein, da ich ihm nicht untergeben war, er auch gelernt hatte, ſich in nichts, was ſeines Amtes nicht ſey, zu miſchen, ſo gelangte ich ungehindert und guter Dinge aus dem Schloſſe. Meine Hauptabſicht, mich in deſſen Nähe gleichſam in Hinterhalt zu legen und von mehreren Richtungen aus die Fenſter zu beobachten, ob ſich nirgendwo ein engelähnliches Köpfchen zeige, oder wohl gar bei ſo ſchönem Wetter ein vollſtändiger Engel nach einem der Gärtchen, Lauben oder heitern Waldflecke wandere, wollte nicht gelingen, und in einer am Fuße des Felſens gelegenen Herberge, wohin ich mich gegen Mittag mißmuthig verfügte, glückte es eben ſo wenig, auf gute Weiſe etwas Näheres zu erkundſchaften, als daß es ehedem auf Schwanegg zuweilen ſehr freudig und köſtlich zugegangen ſey, und man Muſik und Geſang von der Höhe vernommen habe, ſeit vielen Jahren aber der fürſtliche Hof nur höchſt ſelten dort einſpreche. Ich benutzte, um das Schloß nun auch von der andern Seite zu erkundſchaften, den Nachmittag zu einer, möglichſt von Bäumen verborgenen Runde um den Schwanenteich; allein, ſo ſehr ich meine noch ziemlich friſchen Augen ſchärfte, auch hier war nichts von der geheimnißvollen Schönen zu erſpüren.

Wie groß war dagegen meine freudige Ueberraſchung, mein Entzücken, als ich, bei nahender Dämmerung ſchon wieder auf dem Rückwege begriffen, was ich in entfernter Höhe geſucht, in naher Tiefe, mit andern Worten, als ich am Fuße des Schloßbergs, an ein mit Weidicht überwachſenes Gatterwerk des Teichs gelehnt, ein ſchlankes, weißgekleidetes Fräulein erblickte, das in fröhlicher Unſchuld die auf den kräuſelnden Wellen ſchwimmenden Schwäne anlockte, und — der von hellem Himmel ſilbern herabblinkende Mond warf liebende Strahlen auf das roſige Geſicht — der leibhafte Engel war!

Ich mochte das Haſelgeſträuch, das mich von der ſchönen Erſcheinung trennte, ein wenig unſanft auseinandergebeugt haben; denn auch ſie ward meiner, erſt mit einem kleinen Schreck, dann aber mit nicht mißfälliger Verwunderung anſichtig, und ſchien unentſchloſſen, ob ſie verweilen oder ſich entfernen ſolle. „Vergebt, edles Fräulein!“ — ſtammelte ich etwas verlegen — wenn ich Eure Einſamkeit unterbrach und — da ich ſchon einmal ſo glücklich war, Euch zu ſehen — die Frage nicht unterdrücken kann, ob Ihr nicht vielleicht zu lange hier zögertet, um, ehe es dunkelt, zu den Eurigen zu gelangen? Wolltet Ihr in dieſem Falle mir geſtatten, Euch zu begleiten, ſo —“

Auch ſie ſchien den ausruhenden Wanderer in dem Waidmanne wieder erkannt zu haben. Sie unterbrach mich lächelnd mit der Verſicherung, daß ſie ſehr nahe, nämlich dort oben im Schloſſe wohne, und obſchon ſich hierdurch in mir die Vermuthung erneute, daß ſie des Oheims Tochter oder ſonſtige Verwandte ſey, ſo ward mir doch wieder das Gegentheil wahrſcheinlicher, als ich ihr das Schloß gleichfalls als meinen Aufenthaltsort angab und ſie, leicht in die Händchen klopfend, ausrief: „Wahrhaftig, das ſieht dem geheimnißvollen Herrn Simon ähnlich! Euch vor mir, mich vor Euch — Hausgenoſſen vor einander zu verbergen — wahrlich, es iſt lächerlich!“

„Indeß“, ſetzte ſie dann mit ſchlauen Blicken hinzu, „laßt ihn bei ſeinem Glauben, aber uns auch, ihm zu Trotze, deß ungeachtet gute Nachbarſchaft halten!“

Man wird nicht zweifeln, daß ich mit Freuden dieſen Vorſchlag annahm, eben ſo wenig daran, daß ich während der kurzen Unterredung, die mir geſtattet ward, in einem Himmel von Seligkeit ſchwebte, zumal da der Holden unbefangene Unſchuld es wenig verbarg, daß auch ſie mir nicht abgeneigt ſey. Sie zeigte mir aus der Ferne die Fenſter der Gemächer, in welchen ſie wohne, ſo wie ich ihr die meinigen; ſie meinte, daß wir uns hoffentlich, wie nicht zum erſten, ſo auch nicht zum letzten Mal ſähen. Dann fand ſie für gut, uns vor der Hand zu trennen und auf verſchiedenen Wegen in das

Schloß zurückzugehen, um unſre angeknüpfte Bekanntſchaft vor der, vielleicht auflauernden Dienerſchaft zu verbergen. So ſchied ſie von mir mit liebreichen Blicken und nahm wenigſtens zwei Drittheile meiner Seele mit.

Ich arbeitete nun, obſchon ziemlich ermüdet, in der folgenden Nacht wieder fleißig vor, und legte mich in den Vormittagsſtunden auf die Lauer, ob das Fräulein vielleicht abermals luſtwandele. Allein, ob die Holde gleich, wie ſonſt nie geſchehen, an ihren Fenſtern einigemal erſchien und mir, gar lieblich auf eine Roſe zwiſchen ihren Fingern niederblickend, einen Gruß zuwinkte, ſo mochte ſie doch beſſer, als ich, von Herrn Simons Reiſe unterrichtet ſeyn; genug, die Zuſammenkunft unterblieb und gegen Tiſchzeit kam mein Oheim wiederum angefahren. Kaum nach Verlauf eines Viertelſtündchens fand er ſich bei mir ein, fragte nach der mir übertragenen Arbeit, ſah ſie flüchtig und billigend durch, und packte dann ſämmtliche Schriften, mit dem Zuſatze, daß es damit wegen veränderter Umſtände vor der Hand keiner weitern Eile bedürfe, wieder zuſammen. Ich ſah nun deutlich, daß meine Vermuthung mich nicht getäuſcht hatte, und ſchon dieß würde für mich hinreichend geweſen ſeyn, der Liſt des Oheims durch verdoppelte Liſt zu begegnen; doch fanden ſich in meinem Herzen hiezu wohl noch mehrere und dringendere Gründe.

Mein Vorſatz mußte um ſo leichter gelingen, da eines Theils der Oheim, nach ſeinem ganzen Benehmen zu urtheilen, nicht den mindeſten Verdacht geſchöpft, mithin auch, ſeiner Klugheit allein vertrauend, den pflichtſchuldigſt ſchweigſamen Diener über die Vorgänge während ſeiner Abweſenheit nicht befragt hatte, andern Theils aber der Gegenſtand meiner geheimen Anbetung nicht minder, als ich, geneigt ſchien, dem im Stillen geſchloſſenen Bündniſſe treu zu bleiben. So ſahen wir uns denn, obwohl mit großer Vorſicht, faſt täglich wenigſtens einmal am Fenſter; Blumen und Bandſchleiſen gewannen nach und nach eine Art von Sprache für uns; das Fräulein ſpielte und ſang zu Zeiten zur Cither und zwar, zu meiner Verwunderung, größtentheils Lieder, die in meinem Notenbüchlein ſtanden; ich beantwortete dieß, ſobald ich die aufgefundene Laute wieder eingeſtimmt, auf gleiche Weiſe; ja zuletzt richtete ſich wie von ſelbſt eine zahme Taube, die von einem Fenſter zum andern flog, zur Ueberbringerin liebevoller Worte und Benachrichtigungen ab.

Wer nie geliebt hat, den würden genauere Angaben unſeres wachſenden Einverſtändniſſes langweilen; wer geliebt hat, bedarf derſelben nicht. Deshalb führe ich nur noch an, daß in kurzem unſere gegenſeitige Zuneigung keinem Zweifel mehr unterlag, und daß wir, zumal da das Fräulein auch ihre Zofe in das Geheimniß gezogen hatte, jede Abweſenheit des Oheims benutzten, um uns, obwohl in ganz verſchiedenen Richtungen das

Schloß verlaſſend, auf einige ſelige Augenblicke zu ſehen und zu ſprechen.

Eines Tages hatte Herr Simon, der jetzt mit unzähligen geheimen Vorbereitungen beſchäftigt ſchien, mir kaum, wie er meinte, wieder genugſame Arbeit zugetheilt und abermals eine Reiſe angetreten, als mir das Fräulein, in Begleitung ihrer Vertrauten durch den Schloßhof gehend, freundlich zuwinkte. Und wär' ich mit Eiſenbanden gefeſſelt geweſen, ich hätte ſie geſprengt, und wär' — verſteht ſich nach einer feinen Weile und ſcheinbar auf entgegenſtehenden Wegen — der ſüßen Lockung gefolgt. Wir fanden uns in einem reizenden, epheuumlaubten Verſteck des Felſen, und da für dießmal, nach den, von Simon hinterlaſſenen Anordnungen, eine Unterbrechung nicht zu befürchten ſtand, auch die Dienerin, des ihr in ſolchen Fällen Geziemenden eingedenk, ſich in einiger Entfernung eifrig mit Kräuterſammeln beſchäftigte, ſo konnte ich nach den erſten Begrüßungen eine Erkundigung nach der heimlich Geliebten eigentlichen Verhältniſſen, die mir ſchon oft auf den Lippen geſchwebt hatte, nicht länger unterdrücken.

Das Fräulein ſtutzte über meine Frage, ſenkte dann das Köpfchen und ſchien nachdenklich zu werden. „Ja" — ſagte ſie endlich mit beklommener Stimme — „darüber weiß ich, die Wahrheit zu geſtehen, ſelbſt nichts Gewiſſes. Ich muß mich jetzt hier, wenn ich Alles recht überlege, wo nicht für eine verwünſchte Prinzeſſin, doch faſt für eine Staatsgefangene anſehen. Der kluge

Herr Simon nennt mich, ſeit ich herangewachſen bin, Fräulein, und gegen Fremde Fräulein von Schwanegg; allein ich erinnere mich der Zeiten noch wohl, da er mich ganz wie ſeine Tochter oder Nichte behandelte und kurzweg Elschen hieß.“

„Elschen?“ — erwiederte ich, aufmerkſam werdend; denn ich hatte vordem dieſen Namen von meinen Aeltern oft bei vertrautem Geſpräch nennen hören — „Und erinnert ſich Elschen keines Vorfalls, keines Augenblicks aus frühern Lebenstagen, der ihr lebhaft im Gedächtniß geblieben wäre und uns jetzt vielleicht einiges Licht gäb'?“

„Das wohl;“ — verſetzte ſie nach kurzem Nachſinnen — „es ſtellen ſich zwei derſelben meiner Erinnerung dar; alles Uebrige iſt für mich wie ins Meer der Vergeſſenheit verſenkt, und ſpäterhin mein Leben unter Simons Obhut zwar ſo ruhig, wie ein ungetrübter Bach, aber auch ſo ſtill und langweilig, wie jener, dahin gefloſſen. So lange ich mich entſinnen kann, lebte ich dieſem Schloſſe unter den Augen einer treuen Wärterin, ward aber auch oft von prächtig gekleideten Frauen, und hauptſächlich von einem wunderſchönen Fräulein beſucht, das mich auf das zärtlichſte liebkoſete, wohl auch zuweilen mit Geſang und Citherſpiel in den Schlaf wiegte. Eines Vormittags aber wurde ich weit zierlicher, ja, wie ich nun einſehe, auf das reichſte angekleidet und von der Wärterin, die gleichfalls weit ſtattlicher, als ſonſt, einherging, in das noch vorhandene, damals mit rothem Damaſt ausgeſchlagene, Bettgemach getragen. Ich ſah dort einige mir unbekannte Männer; das ſchöne Fräulein aber kniete mit einem derſelben, der der Jüngſte und Vornehmſte ſchien, vor dem Altare; ich ſah, daß es weinte, doch zugleich der Wärterin auf das holdſeligſte winkte. Anna ließ mich hierauf vom Arme, und neben die Dame knieen, die mich, ich möchte ſagen, wie verklärt, anlächelte und ihren himmelblauen, von Perlen und Edelſteinen flimmernden Sammet-Mantel um mich ſchlug. Dabei breiteten ſich ihre blonden, lang geſcheitelten Locken über meine Stirn und Augen, und dünkten mir, beſonders da der Sonnenſtrahl eben durch die gelb- und purpurfarbnen Bogenfenſter fiel, ein aus Gold und Morgenroth gewebter Schleier. Sodann las ein ehrwürdiger, geiſtlicher Herr etwas aus einem Buche vor, und ich wurde, nachdem mich das ſchöne Paar vielmals umarmt und geherzt hatte, wieder meiner Führerin übergeben."

„Sonderbar!" — fiel ich ein, ohne der Unſchuldigen etwas von dem hinreißenden Zauber, den ſchon der ſüße Ton ihrer Stimme über mich ausübte, etwas von den in mir aufſteigenden Ahnungen verrathen zu wollen — „ſonderbar und reizend zugleich! Wahrlich, ich ſehe Euer blondgelocktes Engel-Köpfchen, die Türkiſſe dieſer Augen, dieſe Roſenwangen, dieſe Purpurlippen, lieblich aus dem Goldnetz hervorlauſchend, auf das lebendigſte vor mir, und ich möchte — nun! ich wünſchte ein Maler zu ſeyn, um Euch davon zu überzeugen! — Doch — Ihr gedachtet zweier Begebenheiten, welche aus den Wegen der Vergangenheit in Eurem Gedächtniſſe zu Zeiten auftauchen." —

„Meine zweite, wenigſtens meine zweite, mehr als traumähnliche Erinnerung —“ nahm Elschen wieder das Wort — „iſt gerade das Gegentheil der erſten, und ſehr düſter und traurig. Sie knüpft ſich auch an ein, aber weit größeres Zimmer dieſes Schloſſes, das, als ich an Simons Hand hinein trat, mit ſchwarzen Tüchern verhängt war. In der Mitte, von vielen ſilberglänzenden Armleuchtern umringt, ruhte auf weißſeidenen Kiſſen, die Hände gefaltet und die Augen geſchloſſen, doch immer noch lieblich, wie eine ſchlummernde Heilige, daſſelbe Fräulein, und Simon, der mich in die Höhe hob, ſprach leiſe zu mir: „Du armes Elschen, du haſt deine beſte Freundin verloren!“ Ich fing an zu weinen, theils weil ich in ſeinen und den Augen aller Umſtehenden Thränen ſah, theils auch, weil die ſchöne Frau, die mich ſtets aufs zärtlichſte geliebt hatte, ſo ſtill und leichenblaß da lag. Sonſt weiß ich mich keines Umſtandes hiebei mehr zu erinnern, als daß mir am Abende deſſelben Tages die vielen, im Schloßhofe angezündeten Fackeln Vergnügen machten und auch die Trauertracht, als etwas Neues, recht wohl gefiel. So iſt es, wenn man noch Kind iſt! Späterhin, da Simon mich ſchon nicht mehr duzte, mußte ich, wie alle im Schloſſe, noch einmal Schwarz tragen. Da dünkte mir dieſe Farbe ſchon um vieles ernſthafter, obſchon Herr Simon, ſo oft ich ihn darum fragte, den Verſtorbenen mir nicht nannte und auch allen Dienern dieß verboten hatte.“

So viele und widerſtreitende Gedanken, als des Fräuleins Erzählung zu Ende war, ſich auch in meinem Kopfe kreuzten, ſo waren doch jetzt die Augenblicke zu koſtbar, um ſie unter Nachgrübeln, mithin für die ſtillen Wünſche und Hoffnungen des Herzens ungenutzt, dahinſchwinden zu laſſen. Vielmehr gingen wir in kurzem, ſorgenlos über Vergangenheit und Zukunft, auf weit heitrere, ja zärtliche Gegenſtände über; wir vergaßen der Außenwelt; mein Arm hatte ſich ſanft um Elſchens blendenden Nacken geſchlungen, ihr goldumflochtnes Köpfchen ſich auf meine Achſel geſenkt, als — wer ſchildert unſre Beſtürzung? — das Kränze windende Zöfchen plötzlich aufſchrie und, den ganzen Flucht-Weg durch eine Blumenſtreue bezeichnend, eiligſt fortſprang, dagegen Herr Simon, dem in kleiner Entfernung ein fürſtlicher Jäger folgte, vor Schreck wie verſteinert, und vor Seelenangſt die Hände ringend, plötzlich vor uns ſtand.

Es verfloſſen einige Augenblicke, ehe er gleichſam ins Leben zurückkehrte. Aber jetzt ſchien ſich auch eine, an Wuth gränzende Verzweiflung ſeiner bemächtigt zu haben. „Unglücklicher!" — donnerte er mir zu — „augenblicklich auf dein Zimmer! dort magſt du erwarten, welches Gericht über dich ergehet!" Sodann riß er das Fräulein mit ſich fort, und rief noch in der Entfernung einmal über das andere ächzend aus: „Ach, Ihro fürſtliche Gnaden! Ach Ihro Geſtrengen, der Herr Ober-Land-Jägermeiſter! Ach ich armer, verlorner Mann!"

So viel Räthſelhaftes für mich in dieſem Vorfalle lag, ſo wenig es mir unrecht dünkte, dem lieblichen Mädchen, auf das mir wohl gar durch Bande der Verwandtſchaft ein Recht zuſtand, mein Herz geſchenkt zu haben, ſo wußte ich doch nichts Beſſeres zu thun, als mich einſtweilen dem Befehle des erzürnten Schloßgebieters zu unterwerfen. Und kaum war ich zwiſchen den mir angewieſenen vier Pfählen, als ich nicht nur Herrn Simon an Elschens Fenſtern erblickte und dieſe auf deſſen rege Veranſtaltung ſogleich verhängt wurden, ſondern auch einer der zwanzig alten, auf dem Schloſſe einquartirten Söldner, auf dem Gange vor meiner Thür, als Wächter auf und abzugehen begann. Bald darauf trat der Oheim, mit jetzt glühendrothem Geſicht, zu mir ein.

„Unglückskind!“ — rief er von neuem — „Frevler! Hochverräther! nicht mein Neffe — wehe dir, wenn du je ein Wort davon verlauten läſſeſt! Du — wie ſoll ich dich nennen? Schlange, die ich in meinem Buſen erzog! — was haſt du unternommen? Wehe dir, wehe mir! — Was ſoll ich ſagen? was ſoll ich anfangen? Ach, Ihro fürſtliche Gnaden! Ach Ihro Geſtrengen, der Herr Ober-Land-Jägermeiſter!“

Ich fand, den Grund ſeiner Heftigkeit noch nicht klar erkennend, am rathſamſten, ſeine Hitze vorerſt verrauchen zu laſſen, und ging ſtillſchweigend auf und ab. Als er indeß ſich, wie ermattet, auf einen Stuhl niedergelaſſen und ſein Haupt ſeufzend auf die Arme geſenkt hatte, unterfing ich mich, über die eigentliche Beſchaffenheit meines, hoffentlich verzeihlichen Vergehens beſcheidentliche Erkundigung einzuziehen. Er fuhr abermals auf, ſuchte ſich jedoch, mit eben ſo vieler Theilnahme an meinem bevorſtehenden ſchrecklichen Schickſale, als nicht ohne Berückſichtigung ſeiner eigenen höchſtgefährlichen Lage, nach und nach zu faſſen, und that mir, unter unzähligen Unterbrechungen: „O Ihro fürſtliche Gnaden! o Ihro Geſtrengen, der Herr Ober-Land-Jägermeiſter!“ endlich zu wiſſen, daß das Fräulein ihm auf Tod und Leben anvertraut und dermalen dem Sohne des Herrn Ober-Land-Jägermeiſters, eines höchſtverehrungswerthen, doch ihm von je abgeneigt geweſenen Günſtlings, ſo gut als versprochen ſey; daß er, da der Fürſt früher, als erwartet, anzukommen gedenke, an Ausführung des Entgegenreiſens behindert worden ſey, und, um früher in das Schloß zu gelangen, mit dem ihm zugeſchickten Fußknecht den kürzeſten Weg eingeſchlagen habe; daß dieſer dem Ober-Land-Jägermeiſter Alles verrathen werde und er ſelbſt daher, um Dienſt, Ehre und Leben zu retten, nicht umhin könne, mich einſtweilen in gefänglicher Haft zu halten und Sr., ſpäteſtens morgen eintreffenden fürſtl. Gnaden Alles, was ihm von der Sache wiſſend, zu hocheigner Entſcheidung ohne Rückhalt zu offenbaren. Auf weitere Erklärung über den oder jenen, mir nicht deutlichen Umſtand ging der Oheim nicht ein, und verließ mich, vom Sprechen bis zur Heiſerkeit erſchöpft, mit einem ſo zaghaften Bedauern, wie einen, ſchwerlich zu begnadigenden Armenſünder.

Mir ſchien nun freilich, mochte der Zuſammenhang der Dinge auch ſeyn, welcher er wolle, die Sache bei weltern nicht ſo bedenklich, als dem, Herrendienſt über Alles, folglich auch über ſein eignes Fleiſch und Blut, ſeinen unläugbaren, hoffnungsvollen Neffen, ſetzenden Oheim; indeß, da am folgenden Tage das Anfahren mehrerer Wagen, das Reiten und ununterbrochene Getümmel auf dem Schloßhofe, die Ankunft des Fürſten außer Zweifel ſetzten, auch, ohne daß zur Zeit, außer dem dienenden Schweigſamen, Jemand nach mir gefragt, oder ich von Elschen etwas erfahren hätte, der Wachpoſten vor meiner Thür immer auf und ab ſpazierte, fing mir meine Gefangenſchaft doch nach und nach an, wenn auch nicht Beunruhigung, doch Langeweile und Verdruß zu erregen. Ich ſuchte daher die ſich meiner immer mehr und mehr bemeiſternden böſen Geiſter einigermaßen dadurch zu beſchwören, daß ich die angränzende Bücherei ſorgfältiger, als vorher geſchehen, durchſtöberte.

Und ſiehe! wer da ſuchet, der findet! Denn ließen auch mehrere der abgeſtäubten Bücher und Handſchriften mich gleichgültig, ſo ſtieß ich doch zuletzt auf ein verborgenes Fach, und fand in demſelben, in grün Pergament geheftet und mit weißen, golddurchwirkten Bändern zugebunden, ein ſtarkes Buch Muſiknoten und Lieder, von welchen — mein Büchlein augenſcheinlich die Abſchrift war! Dagegen hatte die Urſchrift den bedeutenden Vorzug, daß ihr, wie die Verſchiedenheit der Tinte und die zarten Schriftzüge verriethen, zu verſchiedenen Zeiten und von weiblicher Hand, auf den leer gebliebenen Blättern nicht blos mancherlei fromme Betrachtungen, ſondern auch, oft von Muſtern und Anweiſungen zu feiner Stickerei und Bildweberei unterbrochen, eine Art Tagebuchs beigefügt war, wovon ich hier das Hauptſächlichſte einſchalte:

„Der, heut wiederkehrende Tag war der Anfang meines Glücks, oder — ſoll' ich nicht vielmehr ſagen, meines Unglücks? — Noch ſchwebe er vor mir, wie ein ſonniger Morgen, der ſich aus Roſenwolken hervordrängt. Der Kaiſer war Abends vorher angekommen; mit ihm ſeine Tochter. Wir Mädchen ſollten, nach dem Beſchluſſe der Geſchlechter*), die Prinzeſſin am Morgen begrüßen, und ich, obwohl der Geringſten eine und, da unſere Vorältern nach und nach herabgekommen, nur, weil mir Gott die Gabe des Geſangs und Saitenſpiels verliehen, unter ihnen geduldet, war zur Anführerin erkohren. Die Kaiſerstochter empfing uns mit herzgewinnender Huld und küßte, da ich ausgeſungen, mich, die demüthig vor ihr Knieende, auf die Stirn. Bald nachher trat der Kaiſer ein, mit einigen Groſſen ſeines Hofes. Er blieb hinter der Prinzeſſin ſtehen, nickte uns freundlich zu, und flüſterte ſodann einem, neben ihm ſtehenden Herrn, dem er vor allen gewogen ſchien, etwas lächelnd ins Ohr. Dieſer näherte ſich uns mit edlem Anſtand, und übertrug mir — warum gerade mir? — die Einladung des Kaiſers an die Frauen und

---

*) Patricier-Familien.

Jungfrauen Augsburgs, ſich heut Abend zum Johannisfeuer einzuſtellen, doch zugleich Kaiſerl. Maj. Wunſch, daß die Tänzerinnen dabei die dichten und faltigen Schleier ablegen möchten, welche ſie nach damaliger Sitte, und wir ſelbſt bei dieſer Aufwartung, trugen. Wie konnte ich anders, als den meinigen, den ich alsbald beim Eintreten der Hofherren wieder herabgelaſſen, zurückſchlagen, obgleich mein Geſicht glühte und ich zu dem Hofherrn kein Auge erheben konnte!

* * *

Es begann zu dämmern; einer der ſchönſten Sommerabende ſenkte ſich herab. Die Jungfrauen und Frauen, ſämmtlich aus den Geſchlechtern, mehr denn funfzig an der Zahl, erſchienen auf das herrlichſte geſchmückt, doch, zur Verwunderung des gemeinen Volks, ohne Schleier, die erſtern mit Kränzen, die letztern in ihren goldſtoffnen Haarhauben. Auf dem Frohnhofe aber war von Mayen und dürren Reben ein ſpitzzulaufender, mit Roſen- und anderen Blumenketten umgebener Haufen errichtet, um welchen wir einen Kreis ſchloſſen. Alsbald hub der Kaiſer einen fröhlichen Reigen mit der Prinzeſſin an, welche eine brennende, weiße Fackel in der Hand trug und mit ſelbiger den Holzſtoß anzünden ſollte. Mich aber hatte der Vornehmſte nach dem Kaiſer, derſelbe, welcher ſich des Morgens zu mir gewendet, wie ich nunmehr mit Schrecken erfuhr, ein regierender Fürſt, zur Tänzerin erſehen, und kaum daß ich meine Fackel auch in die Johannis-Säule geſtoßen hatte, als die vorher nur mattglimmende Flamme emporloderte und alsbald von den Balkonen, wo die kaiſerlichen Pfeifer mit ihren wehenden Wappenfähnlein ſich ſchon längſt harrend hervorgedrängt hatten, der Schall von Trommeten, Zinken und Heerpauken, ſchmetternd und jubelnd ertönte. So folgten denn die übrigen Frauen und Mägdlein, ſämmtlich von Rittern und Hofherren geführt, freudiglich nach, und es ward dreimal in der Runde um die brennende Pyramide getanzt. Nachdem aber das Feuer nach und nach erloſchen, ließ der Kaiſer durch einen Kämmerer jeglicher der Tänzerinnen ein güldenes Ringlein, an Gewicht einen Dukaten haltend, verehren. Wie erſchrak ich aber und verbarg das meinige, welches mein Tänzer mir ſelbſt an den Finger geſchoben, als ich die der übrigen erblickte und das meinige allein, mit einem großen, weitſtrahlenden Smaragd geſchmückt, folglich über allen Vergleich höheren Werths war. Schwerlich hatte der Fürſt dieſes von dem Schatzmeiſter des Kaiſers für mich erhalten.

* * *

Der ſchöne Fürſt ritt am nächſten Morgen an des Kaiſers Seite vorüber, und ob ich wohl mich ſchüchtern zurückzog, konnte ich doch bemerken, daß er, gleichſam als kenne er meine Wohnung, zu den Fenſtern heraufſchaute und mit einen ehrerbietigen, doch verſtohlnen Gruß zuwinkte. Aber noch ein größerer Schreck war mir vorbehalten, inmaßen es bei einbrechender Dämmerung leiſe an die Thür pochte, und da ich unbefangen öffnete, der Fürſt, in einen Mantel gehüllt, mit höflicher Verneigung eintrat. Die Baſe, für ſo hohen Beſuch nicht anſtändig genug gekleidet, verließ ſchnell das Zimmer; ich aber konnte es, wollte ich nicht kindiſch erſcheinen, den Bitten des Fürſten nicht verweigern, einiges zu ſeiner Ergötzung zu ſpielen und zu ſingen. Meine verheirathete Stiefſchweſter, Erdmuthe, der ich Tags darauf Alles offenbarte, war ſehr unzufrieden damit, und drohete ſogar, ihr Herz gänzlich von mir abzuwenden.

* * *

Hätte ich der klugen und redlichen Schweſter gefolgt! Aber hatte ſie, als ich Thörin mich glücklich wähnte und von Eitelkeit und Liebe bethören ließ, nichts von mir wiſſen wollen, ſo konnte ſie mich im Unglück nicht verlaſſen. Ich mußte aus Augsburg fliehen. Mein hoher Freund hatte mir eins ſeiner Jagdſchlöſſer zum Aufenthalte beſtimmt, aber es fehlte an einer anſtändigen, mich liebenden Begleiterin. Erdmuthe, welche ihre eigne Ehre durch meinen Fehltritt für gefährdet anſah, entſchloß ſich, mit mir zu gehen; es gelang ihr ſehr leicht, auch ihren Mann, dem der Fürſt eine beſſere Anſtellung zuſagte, ſo wie den noch amtloſen Bruder, aus dem nichts Rechtes werden wollte, zu gleichem Zweck zu gewinnen.

* * *

Kurz nach meiner, auf Schwanegg erfolgten Entbindung von einer Tochter, ward mir der Schmerz, mich von Erdmuthen, deren Manne vom Fürſten, weil ſich in der Nähe nichts finden wollte, an einem ziemlich entlegenen Orte ein Amt angewieſen worden war, trennen zu müſſen. Hauptſächlich war dieß wohl der guten Erdmuthe Betrieb geweſen, der das Hofleben, noch weit mehr aber das Verhältniß, in welchem ich, folglich mittelbar auch ſie, auf dem Schloſſe ſtand, von jeher peinlich, ja unerträglich vorkam. Simon, zum Caſtellan ernannt, blieb bei mir. Doch noch eine weit qualvollere Trennung ſollte ich erleben. Mein fürſtlicher Freund konnte nicht länger ausweichen; er mußte ſich mit einer Fürſtentochter vermählen, mit welcher er, faſt noch in den Knabenjahren, verlobt worden war. Er hatte mir dieß, ihn drückende Geheimniß zwar ſchon längſt mit zärtlicher Schonung entdeckt; doch traf es mich hart, als das Gefürchtete nun eintrat. Ich fühlte, was die Pflicht von mir forderte; er mußte mir ſchwören, mich nie wiederzuſehen, und wir erfüllten dieß Gelübd heilig, bis der Himmel jenes, nicht von ihm geſchloſſene Band löſete.

* * *

Ein halbes Jahr nach der Gemahlin Tode ließ mein fürſtlicher Freund, um ſein und mein Gewiſſen zu beruhigen, ſich, obwohl insgeheim, von dem Hofprediger mit mir zuſammengeben. Mein Töchterchen erlangte bei der Einſegnung durch die in ſolchem Falle gewöhnliche Feierlichkeit, mit Ausſchluß des Fürſtenrangs und der Nachfolge, die Rechte geſetzlicher Herkunft; der Canzler, ein eben ſo rechtskundiger, als höflicher, alter Herr, erklärte mir des breitern, daß man ein ſolches Kind ein Mantelkind*) heiße.“

Nachdem ich dieſe, hie und da verſtreuten Herzenserleichterungen zuſammengeleſen und reiflich überdacht hatte, ſah ich wohl ein, daß die fürſtliche Geliebte mit der reizenden Cither- und Lautenſpielerin, dem ſchönen Elschen von Augsburg, welches der allgemeine Ruf auch mir zu Zeiten genannt hatte, nicht blos eine und dieſelbe Perſon, ſondern auch meiner Mutter Stiefſchweſter geweſen ſeyn möge. Aber eben ſo wenig konnte es mir entgehen, daß das jüngere Elschen, zwar von mütterlicher Seite als Geſchwiſterkind mir ziemlich nahe, von väterlicher Seite aber, als ein fürſtliches Mantelkind, für mich ziemlich hoch ſtehe. Vielleicht wär' mir jedoch mein angebliches, bei unſerer Jugend und der einförmigen, faſt klöſterlichen Lebensart im Schloſſe gewiß höchſt verzeihliches Vergehen nichts weniger, als in trübem Lichte erſchienen, hätte mich nicht die unwillkührliche Ruhe, die mir von je zuwider geweſen iſt, die Schönheit der im Sonnenſchein vor mir ausgebreiteten Landſchaft, die, nur von dem einförmigen Auf- und Abgehen des Wächters vor meiner Thür unterbrochene Stille, die gänzlich mangelnde Nachricht vom ſchönen Bäschen, ſelbſt die Eiferſucht auf den, ihr nach Simons Angabe beſtimmten Junker, nach und nach erſchlafft und meine ſonſtige frohe Laune gänzlich von mir verbannt.

---

*) Mantel-Kinder, legitimati per tactum pallii, indem ſie auch wohl bei der Trauung den Mantel des Vaters anrührten. S. Stryck de jure sens. Diss. 7. c. I. n. 58.

Deſſen ungeachtet konnte ich mich des Lachens nicht erwehren, als einſtmals, bei ſchon tiefer Nacht, Herr Simon geſpenſtiſch verhüllt durch eine, bisher unbemerkte Tapetenthür zu mir eintrat, und nachdem er mich leiſe gewarnt, ja nicht laut zu ſprechen, damit die, doch blos auf ſein Geheiß vom Rottmeiſter abgeordnete Schildwache nichts von unſerer Zuſammenkunft wahrnehme, mit dem bedenklichſten Achſelzucken von meiner höchſt gefährlichen Lage zu ſprechen begann. Seine, mit den heftigſten Vorwürfen untermiſchten Aeußerungen gingen im Ganzen dahin, daß er zittre, ſo oft der Fürſt mit dem Ober-Land-Jägermeiſter auf die Jagd gehe, und daß er mich gern, ach! nur gar zu gern! würde entfliehen laſſen, dürfte er aus Furcht vor dem Verrath des Jägers, der mich mit Elschen zuſammen geſehen, ſelbſt nur den Gedanken daran wagen.

Ich blieb nach dieſem nächtlichen, geheimnißvollen Beſuche wieder mehrere Tage allein, und gerieth nach und nach aus Ueberdruß in eine Art drolliger Verzweiflung. Ich faßte endlich den Entſchluß, mich dem Fürſten, den ich oft auf die Jagd oder ſonſt ausreiten ſah, auf irgend eine Art bemerkbar zu machen; es dünkte mir doch immer beſſer, eine Entſcheidung über mein Schickſal zu wiſſen, als ſchier vor langer Weile zu ſterben!

Solchemnach begann ich faſt unaufhörlich die Laute zu ſchlagen und dazu zu ſingen; ja zuletzt, als einmal bei des Fürſten Abſteigen die Jagdhörner verſtummten, ſang ich, bei weit geöffneten Fenſtern, mit ſo lauter und vernehmlicher Stimme, daß er, ohne taub zu ſeyn, es nicht überhören konnte. Die Folge hievon war, daß nach Verfluß eines Stündchens Herr Simon, ſchwitzend und zitternd, mit der Kunde zu mir kam: Nun breche das längſt befürchtete Ungewitter los; es ſey Alles verrathen; der Fürſt kenne bereits, auf Befragen wegen des im Schloſſe befindlichen Lauteniſten, durch ihn ſelbſt, wiewohl mit möglichſter Milderung, die Urſache meines Arreſts, — die frevelhafte Keckheit meiner auf das Fräulein gerichteten Blicke und — ich ſolle augenblicklich vor demſelben mit der Laute erſcheinen. Er wiederholte aufs neue die mir ſchon unzähligemal eingeſchärfte Warnung, um Leib und Leben nichts von unſerer Verwandtſchaft verlauten zu laſſen, und rieth mir zugleich an, ſo oft es gehen wolle, verſtohlen nach ihm zurückzuſchauen, maaßen er hinter den Vorhängen des Speiſezimmers lauſchen und mich durch Winke darüber, was ich zu thun und zu ſagen habe, beſtmöglichſt belehren werde.

So ergriff ich denn ungeſäumt, wie weiland David, um des mir als Saul geſchilderten Fürſtens böſen Geiſt, wo möglich zu verſcheuchen, mein Saitenſpiel, unterließ jedoch, auf Alles gefaßt, eben ſo wenig, insgeheim mein koſtbares Liederbüchlein zu mir zu ſtecken, und folgte dem zagenden Oheim.

Die Stimmung des Fürſten, in deſſen Zügen ich zu einiger Beruhigung eine Familien-Aehnlichkeit mit dem in meinem Büchlein entdeckte, ſchien eine Miſchung von Unmuth und zugleich doch nicht ganz übler Laune; ich konnte nicht unterſcheiden, ob letztere von dem oft geleerten, noch vor ihm ſtehenden goldnen Becher, oder von des holdſeligen Elschens Geſpräch herrühren möge, das eben, als ich eintrat, ſich entfernte, mir jedoch im Hinausgehen einen verſtohlnen, ich möchte ſagen, liſtig fröhlichen Blick zuwarf. Ich mußte mich, auf des Fürſten Wink, nahe am Eingange niederlaſſen. „Ich liebe die Muſik“ — fing Sr. fürſtl. Gnaden an — „und habe dich heute am Fenſter gehört. Spiele dieſe Weiſe noch einmal! — Uebrigens“ — ſetzte er mit finſterer werdenden Blicken hinzu — „kann man einem Lautenſchläger und Sänger eine Unbeſonnenheit allenfalls nachſehen; nur müſſen ſolche Vögel nicht zu hoch fliegen. Sonſt giebt es Käfige für ſie! — Jetzt fang' an!"

So begann ich denn die Weiſe, obwohl nicht ganz ohne Furcht, und vernahm durch den Vorhang Herrn Simons Zähnklappern, als ſchlüg' es den Takt dazu. Doch kaum war ich mit dem erſten Verslein zu Ende, als der Fürſt aufſprang und mit heftiger Stimme rief: „Von wannen haſt du dieß Lied?"

Dieſe Frage dünkte mir, bewandten Umſtänden nach, etwas verfänglich. Ich ſahe nach Simon, um mir Rath zu holen. Allein, da dieſer zur Salzſäule geworden ſchien, glaubte ich mir ſelbſt helfen zu müſſen, und antwortete: Ich wiſſe ſelbſt nicht, woher; ſo viel ich mich entſinne, habe ich das Lied ſchon in früher Zeit gelernt.

Der Fürſt ſchritt haſtig auf mich zu und ſagte mit Unwillen: „Das lügſt du! Wiſſe denn, daß ich ſelbſt dieß Lied in jüngern Jahren gedichtet, und die Melodie von einer Meiſterin geſetzt worden iſt, die ſelbige wahrlich nicht auf offnem Markte hat vernehmen laſſen. Wage es nicht, mich noch einmal zu hintergehen! Nicht wahr, du haſt die Weiſe von — der blonden Citherſpielerin gelernt, die bei deiner Ankunft das Zimmer verließ?"

War ſchon bei der erſten Frage guter Rath theuer geweſen, ſo war er es jetzt noch weit mehr. Der Oheim hatte aus Seelenangſt ſich gänzlich hinter den Vorhang zurückgezogen, und ſo, von jedem Bundesgenoſſen verlaſſen, ſuchte ich bei dem bekannten Sprüchlein: daß Ehrlich am längſten lebe, meine Zuflucht. „Nicht ſo, fürſtliche Gnaden!" — erwiederte ich mit geſammelter Herzhaftigkeit, und zog mein Liederſchatzkäſtlein hervor — „obwohl dieſe Gabe, die meiner Mutter nebſt vielen andern verehrt worden iſt, ſicherlich von ſehr hoher Hand herſtammt."

„Deine Mutter hieß?" — fiel der Fürſt ein. — „Erdmuthe!" erwiederte ich. — Jetzt riß mir der Fürſt das Büchlein alsbald aus der Hand, ſchlug es auf und rief, den todtenbleich herein und ihm zu Füßen ſtürzenden Simon mit Unwillen beſeitigend, auf das lebhafteſte aus: „O mein Bruder! O Elsbeth! Du, die Krone ſeines Lebens, du, ſein Schutzgeiſt — du, auch oft in den noch wilden Jahren der meinige! — Fort, Horcher an der Wand!" — ſetzte er dann gegen den um Gnade wimmernden Simon hinzu — „der Lautenſpieler iſt frei!" Simon, ſich unzähligemal bis zur Diele niederbeugend, entfloh; der Fürſt ging mit großen Schritten hin und her, und ſprach dann, als wär' er allein: „Warum ward die Citherſpielerin nicht zur Fürſtin geboren? was hätte dann zu meinem Glücke gefehlt? ſo ſagteſt du oft, guter Adolf! Sollte dein Kind auch fragen: Warum ward dieſer nicht zum Hofſchranzen geboren?"

„Biſt du noch hier, Lautner?" — kehrte er ſich dann zu mir — „Geh! ſey unbeſorgt, doch auch klug und verſchwiegen! In wenig Tagen reiſe ich ab. Du wirſt mich begleiten und — bewährſt du dich, wie dich Elschen geſchildert hat — ſo ſollſt du erfahren, daß ich auch der treuen Erdmuthe nicht vergeſſen habe.“ Ich drückte die mir dargebotene Rechte des Fürſten ehrerbietig an die Lippen und gewahrte Elschen, das jüngere dieſes Namens; ſie lauſchte durch die Nebenthür, warf mir einen Himmelsblick zu, und verſchwand dann wieder.

Die Erfolge dieſes ſo gefürchteten Verhörs waren übrigens keine andern, als daß ich mich vor der Abreiſe, durch des jetzt ganz in Lüften ſchwebenden Oheims Zulaſſung, der jedoch, wie er oft wiederholte, von der Sache durchaus nichts wußte, auf das zärtlichſte bei Elschen beurlaubte; daß ich dem Fürſten zuvörderſt an den Hof, und ſodann zu einer Kaiſerkrönung folgte; daß ich von da als fürſtlicher Geheimſchreiber zurückkehrte, und bald nachher, ein zweiter Eginhard *), von ihm nach Schwanegg geſandt wurde, um mit der Erbin dieſes Schloſſes vor demſelben Altar, wo ſie als Mantelkind mit eingeſegnet worden war, den Bund der Herzen auch durch Prieſtershand beſtätigen zu laſſen. Der Fürſt ſelbſt ſprach mit einigen Vertrauten zu dieſer Feierlichkeit auf dem Schloſſe ein, und als er ſich bald nach der Trauung wieder zur Abreiſe anſchickte, öffnete er eine Thür, aus welcher mir und meiner ſchönen Braut die gute Mutter Erdmuthe, durch des Fürſten Ruf hieher beſchieden und in einem Hofwagen abgeholt, mit unzähligen Freudenthränen in die Arme ſank.

---

*) Bekanntlich erſt Geheimſchreiber, dann Eidam Karls des Großen.

Anmerkung.

Nur der Name und Ruhm des ſchönen Elschens von Augsburg, nicht aber deren fernere Schickſale, ſind von den Annaliſten jener Zeit aufbewahrt worden. So fügt z. B. Engelbert Werlich („Chronika der Stadt Augsburg. Frankf. am Main 1595." Fol.) dem vorangeſchickten Lobſpruche der Stadt ſelbſt, als Anhang, einen „kurzweiligen Lobſpruch, zu wohlgefallen der kunſt- und ehrenreichen Citherſpielerin zu Augsburg" bei, welcher alſo lautet:

1.

„Von edler Art ein Frauenbild
So lieblich ſang und zierlich ſpielt,
Zu Augſpurg in der werthen Stadt,
Daß mancher dran ein Zweifel hat,
Obs eines Frauenbilds Gebär *),
Oder Frau Venus ſelber wär u. ſ. w."

2.

„Ließ ſich ſchön Elßlein hören frei
Mit Saitenſpiel und Melodei,
Heimlich verborgen an ein'm Ort,
Daß ihre Stimm' nur würd' gehort,
Gar mancher ſchwur ein Kreuz und Eid,
Wie daß ein' engeliſche Freud

---

*) Gebärde — Geſtalt.

Vom Himmel ſich begeben hätt'
Und lieblich muſiciren thät."

3.

„Neun Muſä ſind zu jeder Zeit
Bei männiglichen wohl beſchreit;
Doch hat ſich nun gemehrt der Orden
Und ſind derſelben zehen worden,
Weil ſelbſt das ſchöne Elſelein
Bei ihnen eingeſtanden ein."

IV.

Der ſchnelle Bote.

„Ihr wähnt, der greiſe Löwe ſchlafe,
Verdankt mir ſo des Vaters Huld?
Weil Gnad' ich oft geübt für Strafe,
Schoßt wuchernd auf die blut'ge Schuld?
Dreifache Mordthat ward begangen
In letzter, monderhellter Nacht,
Der Thäter Einer nur gefangen —
Auch ihn entriß das Volk der Wacht!

So möge ſtrenges Recht denn zähmen
Solch zügelloſen Uebermuth;
Nichts ſoll den Arm des Richters lähmen —
Vergoßnes Blut verbüße Blut!
Und wär's der Nächſte mir am Throne,
Der minder Pflicht und Satzung ehrt,
Als blinder Rache Trieb — ihm lohne
Auf dem Schaffot des Henkers Schwert!“.

So ruft im Kreiſe der Vaſallen
Alfonſo zürnend, und ſein Blick,
Dem freudig ſonſt die Herzen wallen,
Hält jedes Herzens Schlag zurück.

Kein Odem weht — die Todtenſtille
Durchbricht von außen Jammerton;
Ein hehres Weib in Trauerhülle
Stürzt durch die Pforten, kniet am Thron'.

Renata iſt's, die Zier der Frauen,
Der Königstochter Führerin;
Die thränenloſen Augen ſchauen
Starr in die Luft mit irrem Sinn.
Sie fleht, die Hände hochgerungen:
„O König! räche Mutterſchmerz!
Auch mein Herz hat ein Schwert durchdrungen;
Denn es durchſtieß des Sohnes Herz!" —

„Noch mehr des Frevels?" — ruft auf's Neue
Alfonſo, ſchier vor Zorn erblaßt —
„Wo wohnt noch Sicherheit und Treue,
Umlauert Mord ſelbſt den Pallaſt? —
Verkünde ſchnell, was ſich begeben —
Des Schuld'gen Todesſtunde ſchlägt;
Er ſoll den Abend nicht erleben,
Da man zur Gruft das Opfer trägt!"

„Nicht kann ich Euch die Flamme nennen," —
Beginnt Renata tief betrübt —
„Die Haß und Rachgier ließ entbrennen
In Herzen, die ſich jung geliebt;

Doch als, erquickt vom Frühgebete,
Zu ſchau'n des Gartens Morgenspracht,
Ich heute den Balkon betrete —
Umfängt mich plötzlich Todesnacht.

Und als ich wieder Licht gewahre,
Obwohl durchzuckt von Froſt und Glut,
Umfaß' ich eine blut'ge Bahre,
Auf der mein Einz'ger — Pedro — ruht.
Er ſcheint die Mutter noch zu kennen,
Er ſtammelt meinen Namen leiſ';
Doch will er nicht den Mörder nennen,
Beſchwör' ich ihn auch noch ſo heiß.

Und ſchon erlöſchen ſeine Blicke;
Er athmet, röchelt nur noch ſchwer,
Erhebt ſich krampfhaft, ſinkt zurücke —
Sein Pulsſchlag ſtockt — er iſt nicht mehr!
Das blut'ge Räthſel blieb verſchloſſen,
Bezeugte nicht der Jäger Schaar,
Daß, der des Jünglings Blut vergoſſen,
Sein Jugendfreund, Riccardo, war!" —

„Riccardo!" bebt es durch die Runde,
Und mancher Wange Roth wird bleich;
Der König ſelbſt, ob dieſer Kunde
Erſchüttert, ruft: „Weh dann dem Reich,

Wenn ſolch ein Tapfrer, Er, die Blume
Der Ritterſchaft, des Landes Schutz,
Gekrönt mit jeder Tugend Ruhme,
Selbſt bietet den Geſetzen Trutz!

Wohl meinem Herzen nah' und Throne —
Doch, übt' er dieſe ſchwarze That,
Verfallen iſt ſein Haupt! Es lohne
Ihm blut'ge Aerndte blut'ge Saat!
Auf! auf! man ſuch' ihn aller Enden,
Verfolge die geheimſte Spur,
Und — meinen Zorn von ihm zu wenden,
Wagt, wer ihn ſelbſt nicht fürchtet, nur!" —

Zwei ſchwüle Tage ſind verfloſſen;
Ein unbekanntes Bergſchloß hält
In düſtre Mauern eingeſchloſſen
Den Ritter, dem Gericht verfällt; —
Leicht könnte ſich das Volk erheben,
Deß Herz Riccardo zugewandt —
Er ſelbſt, verzichtend auf das Leben,
Hat frei die blut'ge That bekannt.

Der dritte Tag bricht an, zu zünden
Die Fackeln um die Todtengruft;
Da hört man das Gebot verkünden,
Das Alle vor den König ruft.

Alfons, ſchon durch die Silberweiße
Des Scheitels übend ſtille Macht,
Schaut rings im glanzgeſchmückten Kreiſe
Nur auf Renata's Trauertracht.

Und wieder waltet tiefe Stille
Durchs hochgewölbte Prunkgemach;
Da ruft Alfonſo: „Ich erfülle,
Obwohl voll Leids, was ich verſprach.
Riccardo's ſchuld'ges Haupt wird fallen,
Eh' dieſes Morgens Licht verglimmt,
Und auf in ihre feuchten Hallen
Die Ahnengruft das Opfer nimmt!“

Sieh! — bleich, ſelbſt ähnlich einem Todten,
Bricht durch die Reihen raſch hervor
Diego, den zum ſchnellen Boten
Der König huldvoll ſich erkohr,
Weil er den Wettlauf einſt begonnen
Mit einem Reh, geſtreift vom Pfeil,
Der Meute wüth'ger Haſt entronnen,
Von ihm erreicht mit Windeseil.

Wohl jeder Blick fällt auf den Kühnen,
Der vor des Königs Zorn nicht zagt
Und, Richards ſchwere Schuld zu ſühnen,
Die ſtreng verpönte Bitte wagt:

„Laß, Herr, mich für den Edlen ſterben,
Nimm für ſein Haupt das meine hin!
Wie könnt' ich ſchönern Tod erwerben?
Ihm dank' ich, was ich hab' und bin!

Todt lag die Mutter in der Hütte —
Nur winſeln konnt' ich noch, nicht ſchrei'n;
Da ſtürzt' er durch der Flammen Mitte,
Durch ſchwarzes Rauchgewölk herein,
Umfing mich, trug mich zu dem Roſſe,
Und ſandte mich an treuer Hand
Nach ſeinem väterlichen Schloſſe,
Wo ich in ihm den Vater fand.

Wie möcht' ich wohl in Worte faſſen,
Was liebend er für mich gethan?
Er lehrte mich das Unrecht haſſen —
Als Leitſtern glänzt' er mir voran!
Und als nach langer Jahre Reihe
Geprüft er meinen treuen Muth,
Da rief er ſtill befriedigt: Weihe
Der Kön'ge Beſtem Dienſt und Blut!

Und dieſes theure Haupt ſoll fallen,
Dieß Aug' verdunkeln Todesnacht? —
Nicht ſiegreich ſein Panier mehr wallen,
Sein Schwert nicht lenken mehr die Schlacht?

O! nur ein Trug konnt ihn umweben —
Nicht blut'gen Mord nennt ſeine Schuld! —
Und — göttlich ſchön iſt's, zu vergeben,
Der Kön'ge göttlich Vorrecht Huld!"

Entathmet ſinkt der Jüngling nieder,
Liegt lautlos zu des Königs Knie'n;
Alfonſo's Wort erhebt ihn wieder:
„Steh' auf! Dein Wagniß ſey verzieh'n!
Du ſprachſt beredt für böſe Sache,
Ich achte treuer Herzen Werth;
Doch heiſcht der Schmerz der Mutter Rache,
Und Schwertes Mißbrauch rächt das Schwert."

Diego wankt. Herbeigerufen
Führt ihn die Wache aus dem Saal.
Da wirft ſich zu des Thrones Stufen,
Hold, wie der Morgenſonne Strahl,
Die Jüngſte von der Kön'gin Damen,
Und Aller Blicke ruh'n auf ihr,
Und Alle flüſtern ihren Namen:
„Almeria! — auch dieſe hier?"

Und ſie beginnt: „Darf Treue wagen,
Des Richters zorn'gem Blick zu nah'n,
Betritt, wer ſelbſt ſich muß verklagen,
Von Angſt getrieben, gleiche Bahn.

Nicht Zeit iſt's mehr, daß ich verhehle,
Was mir nur, mir allein bewußt;
Zagt auch die bange Mädchenſeele,
Die Felſenlaſt muß von der Bruſt!

Kaum daß ich durch der Kön'gin Gnade
Das ſtille Vaterſchloß verließ,
Als, wie gebannt an meine Pfade,
Don Pedro Neigung mir bewies.
Ich, kaum der Kindheit Traum' entronnen,
Fand mich geſchmeichelt, doch geehrt;
Leicht war mein ſorglos Herz gewonnen —
Er ward mir als ein Bruder werth.

Da zog, umſchimmert von Trophäen,
Riccardo ein ins Königſchloß.
Manch Auge ſah ich nach ihm ſpähen;
Er hob nach mir den Blick vom Roß,
Ließ hoch es ſteigen — ich erbebte,
Entzog beſtürzt mich ſeinem Blick;
Doch — an dieß erſte Grüßen webte
Bald ſchwarze Fäden mein Geſchick.

Um liebendes Erwiedern warben
Nun beide Freunde gleich entbrannt.
Don Pedro ſchmückten meine Farben,
Mein Herz war Richard zugewandt.

Nicht wagt' ich, jenen zu betrüben,
Doch als mir dieſer Liebe ſchwur,
Gelobt' auch ich, ihn treu zu lieben,
Und foderte Verſchweigen nur.

Ihm blieb hievon der Grund verborgen;
Ich ahnte bebend, daß Gefahr
Für beide Freunde zu beſorgen,
Nähm Pedro unſers Bundes wahr;
Ich hofft' ihn ſanft von mir zu lenken
Durch kühl're Reden, ſeltner Sehn,
Und, könnt' er dann Gehör mir ſchenken,
Wollt' ich die Wahrheit ihm geſteh'n.

Doch fruchtlos ſtets blieb mein Bemühen;
Was ich zur Sühnung mir erdacht,
Ließ Pedro heißer nur erglühen;
Selbſt jene Glut ward angefacht,
Die nun uns Alle wird verzehren,
Weil ach! des Zufalls dunkles Spiel —
Wer kann den finſtern Mächten wehren? —
Uns auserſehn zu ſeinem Ziel.

Jüngſt hatt' ich eine Waffenbinde
Für Richard insgeheim geſtickt,
Von Farbe weiß, mit Goldgewinde;
Daß Pedro ſie dereinſt erblickt,

Als ich, beſchieden ſchnell zu Hofe,
Das Zimmer ließ mit eil'gem Schritt,
Verrieth mir erſt die treue Zofe,
Als Richard jüngſt vorüberritt.

Ich ſah ſie zittern und erbleichen;
Sie rief mit angſterfülltem Ton:
„Schaut, Pedro dieſes Liebeszeichen, —
Auch er ritt früh zum Walde ſchon —
Wie leicht, daß Zwietracht ſich entzündet,
Die Hof und Land in Trauer hüllt!“ —
Was ahnend ihr das Herz verkündet —
O wehe mir! — es ward erfüllt!

Ja, wehe mir, — mir, die die Flammen
In beider Freunde Buſen warf,
Und, iſt Riccardo zu verdammen,
Auch nicht der Straf' entrinnen darf! —
Durch mich haſt du den Sohn verloren,
In mir ſieh Pedro's Mörderin,
Du, edles Weib, das ihn geboren!
Mich nimm zum Sühnungsopfer hin!“ —

Renata, ob von Mutterſchmerzen
Zur Rachefodrung angeregt,
Fühlt Mitleid doch im ſanften Herzen,
Und eilt zum Throne tief bewegt:

„Wohl ward die weiße Schärp' gefunden,
Die meinem Arm entriß den Sohn;
Riccardo ſchlang ſie um die Wunden
Des Sterbenden, eh' er entflohn.

Oft ſah ich Pedro's Blicke brennen —
O! leicht erglomm der Kampf durch ihn;
Er wollte nicht den Thäter nennen,
Er fühlte Reue — hat verzieh'n!
Nicht falle mir, dem Er vergeben,
Den er wohl zwang zur Gegenwehr —
Mir ruft ja doch den Sohn in's Leben
Des tapfern Ritters Tod nicht mehr!“

„Vergebens!“ — ruft mit dumpfem Tone
Alfonſo aus, — „Es wär zu ſpät,
Selbſt, wenn der Erbe meiner Krone,
Die Kön'gin ſelbſt für Richard bät.
Ob ich auch wollte Nachſicht üben,
Schon trägt, es zu vollſtrecken ſchnell,
Das Todesurtheil, unterſchrieben,
Ein Roß nach St. Albans-Caſtell!“

Da ſieht man ſchnell den Kreis ſich theilen,
Diego ſtürzt aufs Neu herein:
„Laß, Herr, dem Boten nach mich eilen —
Zu ſpät? — beim ew'gen Gott! nein! nein!“ —

„Verſuch's denn!" — Raſcher wird vom Bogen
Der Pfeil nicht durch die Luft entführt;
Schon ſieht man fern die Federn wogen,
Bis dieſe auch der Blick verliert. —

Und auf ihm wohl bekannten Wegen,
Schon oft durcheilt auf Königs Wort,
Auf ſchwanker Bohle, hoch gelegen,
Eilt, Gemſen gleich, Diego fort.
Ihn hindert weder Sumpf, noch Graben;
Sengt gleich die Mittagsſonne heiß,
Die Luft nur darf ihn fächelnd laben,
Er achtet nicht auf Durſt und Schweiß.

Schon zeigt ſich, gleich des Adlers Neſte,
Auf wolkenhoher Klipp' erbaut,
Mit Thurm und Wall die Felſenveſte,
Zu der er zagend aufwärts ſchaut;
Der Athem fehlt; der Gaum iſt trocken,
Und immer matter wird ſein Flug —
Da kündet dumpfer Hall der Glocken
Ihm an, jetzt ordne ſich der Zug.

Ein Blick empor ſpricht ſeine Bitte
Um Stärkung aus, und neu belebt
Gelangt mit angeſtrengterm Schritte
Er dahin, wo der Berg ſich hebt.

Er weilt nicht, daß er Athem hole,
Und doch trifft ihn des Zufalls Zorn;
Ach! durch die dünngelaufne Sohle
Bohrt tief ſich ein der ſchärfſte Dorn.

Er beugt ſich ſchnell, ihn auszuziehen;
Das Blut ſpritzt Quellen gleich empor;
Umſonſt, doch ſchmerzlich, iſt ſein Mühen —
Da öffnet ſich der Veſtung Thor.
Er hört des Todtenzugs Geſänge,
Reißt aus den Dorn — und ſchaut — o Gott! —
Hoch auf der Platte Volksgedränge,
Den Kreis ſchon bildend ums Schaffott.

Ihm bleibt nicht Zeit, ſich zu verbinden,
Entbehrlich jetzt ſelbſt nicht das Tuch;
Er ſchwenkt's — ob faſt die Sinne ſchwinden,
Noch gilt es rettendem Verſuch!
Er färbt mit Blut die ſtein'gen Pfade —
Kommt näher ſchon — das Richtſchwert blinkt —
Man ſieht ihn — hält — laut kreiſcht er: „Gnade!"
Ein Blutſtrom folgt — er zuckt — er ſinkt!

Riccardo lebt — betäubt von Schrecken,
Als er den bleichen Jüngling ſieht,
Den Hülf' und Thränen nicht erwecken,
Mit blut'gen Roſen überblüht. —

Noch ſteht in die Baſtei gemauert
Des Läufers Steinbild, falb ummooſt,
Und — wer um Menſchen-Undank trauert,
Blickt auf zu ihm — und findet Troſt!

V.

Liebchen von Waldkron.

„Wollen gewiß nach Waldkron?“ — rief der rundgebauchte Fleiſcher und Schenkwirth des Dorfs Rothenhahn dem ſich wieder zum Aufſitzen anſchickenden Herbig zu, indem er dem ſcharrenden Fuchſe eine Bremſe abwehrte.

„Waldkron?“ — fragte Herbig, — „wo liegt das? und was ſollt' ich dort?“

„Ei nun!“ — verſetzte Meiſter David — „Sie werden doch auch liebliche Blümchen gern ſehen und wunderbar iſt's, wie der grundgütige Gott in manchem Winkel der Erde Gräschen und Mädchen gleich ſchön gedeihen läßt — und zu dem Liebchen von Waldkron kommt man doch meilenweit her gefahren und geritten!“

Herbig riß Auge und Ohr auf. Er wollte ſeine einzige, zärtlich geliebte Schweſter Luiſe, ſeit ihrer Vermählung zum erſten Mal, auf ihrem entlegenen Landſitze heimſuchen. Da er ſich das Reiſen gern zur Ergötzlichkeit umſchuf und, als ein lebensfroher Junggeſell, den der Beſitz eines Rittergutes in heirathsfähigen Stand ſetzte, vor hübſchen Mädchen niemals die Flucht ergriff, ſo dachte er, ein kleiner Abſtecher könne nicht ſchaden, und erkundigte ſich nach Weg und Gelegenheit. David pries den Gaſthof im Burgflecken Waldkron über alle Maßen, indem deſſen Inhaber Perſonen jedes Standes und Alters zu bedienen wiſſe und ſogar ſein Gevattersmann ſey.

Leichten Muthes ſprengte Herbig fort, ließ nach einer Weile den Engländer in Schritt übergehen und trällerte vor ſich hin: „Ei, ſagt mir doch, wo Weinsberg liegt!“

Die ſteinige Straße führte neben üppig grünen Fluren und ſchön belaubten Baumgruppen einen Hügel hinab, und die ſchon ſinkende Sonne begnügte ſich nicht, oberwärts die Wolken violen- und goldfarbig zu malen, ſondern umgab auch die ſeitwärts hervorragende Ruine eines alten Bergſchloſſes und das faſt am Fuße des Hügels liegende Kirchlein mit roſigem Schimmer.

Anfänglich wurde Herbig von letzterm nur die Thurmſpitze gewahr. Erſt da er tiefer hinab kam, fielen ihm auch das Gebäu und die Kirchhofsmauer ins Auge, beide von Linden und Wallnußbäumen hoch überwachſen. Seine heitere Stimmung ward durch die vom falben Abendlichte beleuchteten Kreuze nicht gänzlich verſcheucht, aber der ſchnelle Uebergang von dem Gedanken an blühende Mädchen zu dem, daß wohl auch manches derſelben hier das Brautbett gefunden, gab ihr einen wehmüthig-ernſten Zuſatz; ihm, der die Dichter kannte und liebte, erklang Hölty's: „Schwermuthsvoll und dumpfig hallt Geläute“ ꝛc. in der innerſten Seele. So gelangte er zu der offen ſtehenden Kirchhofsthür, band das Pferd an einen Baum und ging durch die Pforte.

Die tiefe Abgeſchiedenheit und Stille, die ringsum verbreitete Abendruhe, ſo des Tages, wie des Lebens, drangen faſt beengend auf ihn ein. Nur der kletternde Grünſpecht über ihm klopfte zuweilen an die Baumrinde, und ein ſammetbrauner Schmetterling, ein Allegoriſt, ohne es zu wiſſen, wiegte ſich ſeitwärts auf dem gefüllten Mohne eines Grabhügels. Der gern frohgelaunte Reiſende überſah die bemalten Kreuze, die mit Kreſſe und Latyrus, Malven und Sonnenroſen bepflanzten Gräber, nur flüchtigen Blicks und fand in den bald hochtrabenden, bald treuherzig einfältigen oder ſalbungsvollen Inſchriften der Leichenſteine, welche die Namen weiland geſtrenger Erb-, Lehn- und Gerichtsherrn und wohlverdienter Seelſorger verkündeten, wieder Stoff zur Erheiterung. Doch jetzt ſtand er vor der ehrwürdigen, ſchwarzgrauen, bemooſten Kapelle ſelbſt.

Das ländliche Kirchlein, obwohl ziemlich gut erhalten, zeugte von hohem Alterthume. Starke, nur grob behauene Pfeiler, dann wieder mit Schnörkeln und Roſen verzierte Bogen, durchbrochene Heiligenhäuſer mit kleinen Standbildern, und tief zurücktretende Fenſter, in deren Scheiben noch hie und da bunte Wappenſchilder prangten, verliehen ihm ein ſtattliches, feierliches Anſehen. Am ſorglichſten vom Baumeiſter bedacht ſchien die Vorhalle, deren in unzählige Spitzen und Thürmchen auslaufendes Dächlein von ſechs ſchlanken, geriefelten Säulen getragen ward.

Herbig überließ ſich eine Zeit lang dem Eindrucke des Ganzen und bedauerte, nicht ſogleich eine Zeichnung davon in ſein Reiſebuch eintragen zu können; denn die eintretende Dämmerung rieth ihm an, ohne Verzug auch das Innere der Vorhalle zu betrachten.

Der Hintergrund, worin ſich der reich mit Schnitzwerk verſehene Haupteingang zur Kirche befand, war faſt ganz mit Epheu überlaufen. Zur linken Seite der Kirchthür zeigte ſich nichts, als etwa ein altes Täflein, ein verroſtetes Schwert, ein Paar Ritterſporen, ein verblichenes und vermodertes Fähnlein. Zur rechten Seite aber ſchimmerte aus dem dunkeln Grün ein weißes, wenig vergelbtes, zwei Ellen hohes Denkmal. Der Beſchauer erkannte den Stein ſogleich für Alabaſter, die halberhaben darauf eingehauene Figur aber für ungemein zart gearbeitet. Sie ſtellte eine knieende, auf der Harfe ſpielende Jungfrau vor — auf letzteres ſchien wenigſtens der Kranz auf dem Haupte zu deuten. Die reichen Locken, auf der Stirn geſcheitelt, fielen in langen Wellen den Halskragen, und von da zu beiden Seiten bis zur Erde herab. Der liebliche, halb geöffnete Mund, der ſcheinbar ſteigende Buſen und die himmelwärts erhobenen Augen konnten ſowohl zärtliche Liebe, als fromme Andacht ausdrücken. Ein Stern im obern Winkel warf ſeinen Strahl auf die Harfnerin. Am Sockel der Steinplatte befand ſich ein hervorſpringendes Wappen und eine metallene Inſchrift, ganz von Moder und und Schimmel vergrünt und daher, wenigſtens beim Zwielicht, unlesbar. Seitwärts und unter derſelben aber hingen viele, mehr oder weniger verdorrte und verbleichte Kränze und Bänder.

Gern wäre Herbig verweilt, denn das Alabaſterbild ſprach zu ſeinem Herzen. Aber die Schatten wurden immer länger und dunkler, und das in weiter Ferne blaß aufdämmernde Mondlicht drang nicht bis in die Vertiefung der Halle. Er ſuchte daher wieder ſein Roß auf, um vor Nacht im Waldkroner Gaſthofe einzutreffen.

Als er ſich im Freien befand, bemerkte er, daß die Dämmerung noch gar nicht ſo weit vorgeſchritten ſey, als es ihm in der dichten Umſchattung der Bäume gedünkt. Die milde Abendluft drang nach der ſchaurigen Kühle deſto wohlthätiger an ſeine Bruſt. Der helle, ſich nach und nach mit Sternen ſchmückende Himmel, das im Thal ſich ausbreitende Oertchen, aus dem hellrothe Ziegeldächer und herrſchaftliche Gebäude gaſtlich hervorragten, und ein mit der Heerde dorthin zurückkehrender Schäfer riefen ihm des dicken Schenkwirths Verkündigung von den Waldkroner Blümchen und Liebchen ins Gedächtniß. Er ſah ſchon im Geiſt an jedem der mit Feuerbohnen umrankten Fenſter ein rothwangiges Mädchen lauſchen, unter jedem weinumlaufnen Vordache eine artige, ſeinen Abendgruß freundlich erwiedernde Spinnerin ſitzen.

Doch, noch ehe ſeine roſigen Erwartungen in Erfüllung gehen konnten, ward er ſeitwärts eines Fußgängers gewahr, eines ziemlich hagern, doch kräftigen Funfzigers, deſſen graue, bequem herum hängende Zeug-Piqueche, nebſt der ſammetnen Calotte, auf den Pfarrherrn des Orts deuteten. Ein ſchwarzes Viereck, das der Daherſchreitende ehrbar unterm Arme trug, ſchien ein Predigtbuch oder eine Bibel zu ſeyn.

Der Paſtor Löwe — denn ſo hieß der Wanderer — grüßte ſchon von weitem und fragte: „Wohin des Landes?“ — Herbig nannte Waldkron, erfuhr, daß man ſonach eines Weges ziehe, ſtieg nun ab und führte ſeinen Fuchs am Zügel.

„Sie wollen gewiß meine ſchönen Blümchen ſehen?“ — begann der Paſtor freundlich, als wäre er des Rothenhahner Wirths Echo. — „Aber warum ſo ſpät? Hinunter iſt der Sonne Schein, und bei Nacht und Nebel läßt ſich ſo Etwas auch durch die Lupe nicht gehörig betrachten!“

Herbig ſtutzte; daß der Seelenhirt über ſeine leiblichen oder geiſtlichen Töchter alſo mit einem Steinfremden ſcherzen ſolle, ſchien ihm nicht denkbar.

„O gewiß, Sie werden Augen machen!“ — fuhr Herr Löwe fort, — „Sie werden ſo auserleſene Schönheiten auf dem Lande nicht ſuchen! Zudem — werde ich täglich reicher und habe ſo eben von einem Herrn Konfrater neuen, ſehr zahlreichen Zuwachs erhalten." — Bei dieſen Worten zog er das, was Herbig für ein geiſtliches Buch gehalten hatte, unter dem Arme hervor, wickelte behutſam das darum geſchlagene ſchwarze Tuch ab und zeigte ihm — eine Partie in Moos gepackter Nelkenſenker. Ungewiß, ſolle er ſich über das drollige Mißverſtändniß ärgern, oder darüber lachen, ſchwieg er einige Augenblicke. Doch ſchnell kam ihm das ſo von Freiern beſtürmte Liebchen von Waldkron wieder in den Sinn, und ſeine ſchon im Scheitern begriffene Hoffnung griff nach dieſem Strohhalme.

„Man hat mir auch" — nahm er wieder das Wort — „von einem" — das Liebchen wollte ihm, dem geiſtlichen Herrn gegenüber, nicht aus der Kehle, ja nicht einmal Lieschen oder Liſette. Er verbeſſerte ſich daher: „Man hat mir auch von einer gewiſſen Eliſabeth von Waldkron viel Rühmens gemacht."

„Liebchen von Waldkron! wollen Sie ſagen" — fiel der Paſtor lächelnd ein — „richtiger Fräulein oder Freiin von Waldkron! Nun, auch dieß ſchöne Kind können Sie zu ſehen bekommen, müſſen ſich aber dießfalls an meine Frau und Tochter halten, maßen ich mich mit romantiſchen Liebes- und Familiengeſchichten nicht befaſſe. — — Aber — wo denken Sie zu übernachten? In der Herberge geht das unmöglich; der ganze Hof ſteht voll zweiräderiger Weinkarren, und an Fuhrmannsgeſellſchaft ſind Sie gewiß nicht gewöhnt. — Haben

Sie eine Akademie beſucht? Spielen Sie Schach? — Mein älteſter Sohn iſt Hofmeiſter beim Herrn Baron hier und mit der Familie ins Bad gereiſet; mein zweiter noch Muſenſohn. Bei den Weibsleuten aber möchte uns doch die Zeit zu lang werden!“

Herbigen tönten die Worte: Liebchen, Fräulein, ſchönes Kind, Frau und Tochter, höchſt wohllautend; er meinte im Stillen, falls es auch mit *einem* Liebchen von Waldkron, ſey es nun wegen adeligen Standes, oder eines ſchon gangbaren Liebeshandels, nichts wäre, ſo gäb es doch wohl hieſigen Orts mehr Exemplare. Da ihm ſolchergeſtalt eine Einladung des Herrn Paſtors ſehr wünſchenswerth vorkam, ſo bejahte er nicht nur beide Fragen, und zwar, zu deſto beſſerem Beweis, auf lateiniſch, ſondern gab auch ſein Incognito auf und pries ſich zugleich als einen leidenſchaftlichen Schachfreund.

Nunmehr folgte das Erſuchen, mit einem ſtets bereit ſtehenden Gaſtbette, das von dem ſogenannten Kandidaten-Lager beträchtlich unterſchieden ſey, für lieb zu nehmen, ohne Zögerung und ward von Herbig nach den gewöhnlichen Weigerungen dankbarlichſt angenommen.

Man ſchritt auf die Pfarrwohnung zu. Herbig trat erſt in den Hof, dann, als ihm ein Knecht das Pferd abgenommen hatte, in die Unterſtube, und — ſein Auge blitzte vor Freuden! denn nicht allein, daß das geräumige Zimmer von der höchſten Ordnung und Reinlichkeit zeugte, ſo fand er auch die Frau Pfarrerin, der er vom Herrn Ehgemahl ſofort nicht bloß als Ritterguthsbeſitzer, ſondern auch als eifriger Verehrer des Liebchens von Waldkron und des Schachſpiels vorgeſtellt ward, von einem Kranze der lieblichſten und friſcheſten Blumen umgeben. — „Wie? wenn die ſchöne Baroneſſe ſelbſt mit zugegen wär'?“ — zuckte es Herbigen durch den Sinn —“ Doch nein! die iſt gewiß mit im Bade. Dorthin flattert ja alles, was ein Romänchen an- oder fortſpinnen will!“

Mathilde — ſo hieß die Frau Pfarrerin — eine anſehnliche, mäßig volle, ſehr wohl erhaltene Blondine, war, wie Herbig ſpäter erfuhr, die Tochter eines verdienten Schulmannes im benachbarten Städtchen und hatte ſich nach deſſen Tode einige Jahre lang als Erzieherin in der Familie des Freiherrn von Waldkron aufgehalten; ihr großes, ſprechendes, klares Auge drückte Verſtändigkeit und Milde, ihr ganzes Weſen Anmuth und Würde aus. Aber welches von den artigen Mädchen, die, jetzt plötzlich verſtummt, auf das eifrigſte nähten oder ſtrickten, ihre Tochter ſey? — denn daß die junge Baronin ſich nicht mit im Kreiſe befinde, ward Herbigen bald klar — dieß konnte er anfänglich nicht entdecken. Wohl wünſchte und hoffte er, es von Agnes, einer niedlichen Brünette, der ſchönſten, wie es ihm vorkam, die er noch im irdiſchen Leben erblickt, annehmen zu dürfen; nur ſchien die modiſchere, faſt theatraliſche Tracht eines andern holden Kindes, das Albertine genannt ward, mehr für dieſe den Ausſchlag zu geben. Doch ſiehe! als Herr Paſtor Löwe nach kurzer Entfernung — die ſeltenen Senker mußten ja baldigſt in Verwahrung gebracht werden! — zurückkehrte und nun ſelbſt die Unterhaltung des Gaſtes übernahm, überzeugte ihn Mathildens Befehl, Agnes ſolle den Tiſch bereiten, ſein ahnender Wunſch habe nicht getäuſcht.

Um ſo beſſer ließ er ſich nun das reichliche Mahl ſchmecken — war es doch Agnes, die ihm bald den Teller vorhielt, bald, als die lieblichſte Hebe, das Glas füllte! Auch legten die muntern Mädchen, wie ſich nun ergab, ſämmtlich Kinder des Burgfleckens, von der Familie des Gerichts-Directors an bis zu der des Richters herab, nach und nach die nicht tief eingewurzelte Blödigkeit ab, und Herbig gefiel ſich unendlich im Kreiſe dieſer ländlichen Grazien. Ja, er war ſchon, zur Verlängerung des Beiſammenſeyns, entſchloſſen, die Frau Pfarrerin um Auskunft über das Waldkroner Liebchen zu bitten, falls das, was hievon zu ſagen, ſich anjetzt zur Mittheilung eigne, als Herr Löwe, längſt mit ſichtbarer Ungeduld die Hände reibend, endlich laut erklärte, das Schachſpiel ſtehe bereit.

Was war zu thun? Um den gaſtfreien Spielluſtigen, der auch ihm gleiche Sehnſucht nach Rochen und Springer zutraute, nicht verdrießlich zu machen, mußte er den ihm ſo erfreulichen Mädchenkreis verlaſſen und dem voranleuchtenden Pfarrherrn die Treppe hinauf in das ſogenannte Muſäum folgen.

Dieſes, eine Vereinigung von Studierſtübchen und Gärtnerhütte, war mit ſeiner chaotiſchen Unordnung, mit ſeinen ſtaubigen Bücher- und Zwiebel-Regalen, mit ſeinen berauchten Wänden nichts weniger als einladend. Herbig trug ſein Schickſal mit Geduld; doch leider! hatte Agnes ihm beim Abſchiede noch freundlich nachgeſehen; doch leider! tönten von unten herauf zu Zeiten klare, liebliche Stimmen, unterbrochen bald von leiſem Gekicher, bald von lautem Gelächter. Herbig ſpielte äußerſt zerſtreut, mußte alle Beſinnung zuſammen nehmen, daß die Partie wenigſtens unentſchieden blieb, und war ſehr vergnügt, als ſeine erheuchelte Müdigkeit den Paſtor bewog, ihm das nebenan gelegene Gaſtzimmer anzuweiſen.

Stand dieſes gleich nach ländlicher Weiſe durch einen in der Wand angebrachten Schieber mit dem Muſäum in Verbindung, ſo bewies doch die hier herrſchende Nettigkeit, noch mehr aber ein ſpiegelblankes Pianoforte mit aufgelegten Noten, unter die ſich ſogar eine blaßgelbe Bandſchleife verirrt hatte, daß es unter weibliche Regierung gehöre. Zwei goldgeränderte Blumentöpfe mit friſchen Nelken und Roſen waren — dieß bewieſen die noch darauf perlenden Tropfen des Abendthaues — ganz vor kurzem, mithin zu Ehren des Gaſtes, auf das Marmortiſchchen unter dem Spiegel geſetzt worden. Herbig maß dieſe Aufmerkſamkeit und Höflichkeitsbezeugung mit geheimer Freude der braungelockten Pfarrerstochter bei, beſah ſich Schleiſe und Strauß, als wären es Dinge von Wichtigkeit, und legte ſich noch ein Weilchen ins geöffnete Fenſter; dann erſt warf er ſich auf das aus dem Alkoven blendend winkende Bett und entſchlief unter Träumereien, daß es doch gewiß eine Art von Schickſal gebe, und die Stimme des dicken Meiſter Davids in Rothenhahn für ihn leichtlich ein Orakelſpruch geweſen ſeyn könne.

Als die Morgenſonne ihn geweckt und er ſich ſchnell angekleidet hatte, zog ihn der blaßgelbe Talisman wieder ans Pianoforte. Aber kaum hatte er ſein Munterſeyn durch einen kurzen, darauf geſpielten Satz verkündigt, als Herr Löwe mit Tabakspfeifen, Fidibus und Licht ins Zimmer trat und ihn auffoderte, nunmehr ungeſäumt die weit und breit unübertroffene Nelkenſammlung zu beſchauen, maaſen der Caffee bereits in der Gartenlaube brodle und ziſche. Späterhin — ſetzte Herr Löwe hinzu — möchte der geehrte Gaſt entſchuldigen, wenn er ſelbſt, mit Ausarbeitung der nächſten Predigt beſchäftigt, ihn nicht führe. Doch wären Frau und Tochter, welchen ſich auch wohl ein kleines Gefolge anſchließen würde, erbötig, denſelben nach dem Schloſſe und wohin ſonſt beliebig, zu begleiten. Bei dieſer Gelegenheit könnte denn auch Auskunft über die Freiin von Waldkron ertheilt und ein Beſuch bei ihr abgeſtattet werden. Es verſtehe ſich übrigens von ſelbſt, ſetzte der Paſtor tröſtend hinzu — daß der Nachmittag dem edlen Königsſpiele gewidmet werde. Da wolle man einander recht in pace genießen, denn ihm, dem Pfarrherrn, werde ſelten das Gaudium, mit jemand Anderm, als mit ſeiner, der Kunſt noch wenig kundigen Tochter, ein Spielchen zu machen, und das für ſich allein Spielen ſey denn doch auch eine Art Zucker von Runkelrüben!

Es bleibe dahin geſtellt, wie weit Herbig, in Hinſicht auf den erſten Punct, das Bedauern des Paſtors verdiente. So viel aber iſt gewiß, daß gerade dieſer Theil der getroffnen Einrichtung ſeiner Bewunderung der in der That auserleſenen Nelkenflur einen ungemein dichteriſchen Schwung verlieh. Dennoch ſchien der eifrige Blumiſt durch den geſtreuten Weihrauch nicht ganz befriedigt. Ja, als Herbig, von den in Reihe und Glied ſtehenden Nelken nach ſtündiger Betrachtung ſich abwendend, einem Gartenbeete, das der Paſtor den Krautgarten nannte, maaſen Agnes die von ihm ausgeriſſenen und zum Theil ſchon zuſammen gebrochenen gemeinen Nelkenſtöcke hier wieder eingeſetzt und ſolchergeſtalt vom wohl verdienten Untergange gerettet habe, dieſelbe Aufmerkſamkeit ſchenkte, glich der hochehrwürdige Herr einem Autor, der ſein Werk oberflächlich, oder wohl gar ungeſchickt gelobt findet. Es fehlte wenig daran, daß er ſeine Empfindlichkeit nicht laut äußerte. Im Stillen nannte er den Beſchauer einen Laien und Ignoranten, der eine Blume ſchon für preißwürdig halte, wenn ſie hübſch ausſehe und ein wenig rieche, dem man daher etwas Ausgezeichnetes eigentlich gar nicht zeigen ſolle, der aber doch — kein unebener Schachſpieler ſey!

Wahrſcheinlich hätte Herbig dieſes Salomoniſche Urtheil — denn in der That theilte es ſeine Perſönlichkeit in zwei Hälften — zwiſchen des Paſtors ſtark bebuſchten Augenbrauen geleſen, wäre nicht in demſelben Augenblicke Frau Mathilde mit Agnes an der Gartenthür erſchienen, um ihn zu dem verabredeten Spaziergange abzurufen.

Jetzt gab es keine Zeit mehr zu phyſiognomiſchen Beobachtungen. Denn war ſogar die Mutter in ihrem ſittigen Spitzenhäubchen unter dem ſchwarzen Hute noch eine recht anziehende Erſcheinung, ſo ringelten ſich die ſchwarzbraunen Locken des holden Pfarrkindes ſo ſeidenartig glänzend über Nacken und Achſeln, ſo ſtrahlten die ſchwarzbraunen Augen ſo feurig, und doch auch ſo unſchuldig, ſo glichen die feinen Wangen und Lippen ſo ſehr den Roſen des Morgens, ſo liehen der Anzug, gleichfalls blendend weiß, nur mit grünſeidener Schürze, und der einfache, große Strohhut, den die Liebliche am Arme trug, ihr ein ſo ſchäferliches Anſehen, daß Herbig eine leibhafte Sylphide zu erblicken glaubte.

„O matre pulchra! filia pulchrior!“*) rief er in Alles vergeſſendem Entzücken dem Paſtor zu und wär' vielleicht über dieſen unwillkührlichen Ausbruch ſeines innern Dranges ein wenig in Verlegenheit gerathen hätte nicht Herr Löwe hierdurch theils ſeine eigene Gelehrſamkeit vor Frau und Tochter in das gehörige Licht geſtellt, theils ſeine eheliche und väterliche Ehre geſchmeichelt gefunden, und ihm daher mit pedantiſcher Schalkhaftigkeit entgegnet: „Non nego, sed tu mihi es avis!“*) Auch Agneſen ſchienen Herbigs Worte nicht gänzlich entgangen zu ſeyn; wenigſtens ſchlug ſie die ſonnigen Blicke einige Secunden zur Erde und ließ ſie dann auf dem ſtattlichen Gaſte haften.

---

*) Aus Horaz — auf deutſch ungefähr: „Welch ſchöne Mutter! welch ſchönere Tochter!“

Nunmehr überlieferte der Paſtor Herbigen — wie er ſich auszudrücken beliebte — der Führung der Weibsleute. Mathilde und Agnes nahmen noch, ſchier zu Herbigs Verwunderung, von der Bank vorm Hauſe Körbchen mit Lebensmitteln zu ſich, und die Wanderung ward angetreten.

Beim Zuge durch den Flecken ſtießen von Zeit zu Zeit Hülfsvölker zur Haupt-Armee. Es war gar lieblich zu ſchauen, wie bald aus dieſer, bald aus jener Thür ein morgenfriſches Mädchen, dieß mit einem Körbchen, jenes mit einem Krüglein hervorſchlüpfte, wie die muntern Kinder, gegen Mathilden und Herbig ſich ſittſam verneigend, einander begrüßten und umarmten, und wie dann Frau Mathilde, gleichſam als geiſtliche Generalin, die entſtehende Hemmung durch ein Commando-Wort beſeitigen mußte. Uebrigens beſtanden die wichtigern weiblichen Nebenperſonen in Albertinen, der ſchon erwähnten, recht artigen, doch etwas romantiſchen Tochter des Juſtitiars, die ſich, faſt als Pilgerin gekleidet, mit einer Guitarre an handbreitem, grasgrünem Bande einfand; in Marien, der blühenden, wohlgenährten Tochter des Schloßgärtners, die, ein niedliches Aprikoſenkörbchen anfänglich auf dem Kopfe tragend, einer Pomone, und in Anna, der hoch gewachſenen Tochter des Cantors und Küſters, die, den großmächtigen Kirchenſchlüſſel in der Hand, von den Stufen der Schulwohnung herabſteigend, ſchier einer gemalten Heiligen glich. Ein junger, ſehr gebildeter Förſter, Namens Werling, trat, ſein Waldhorn im Arme und zwei ſtattliche Hunde zur Seite, erſt am Fuße des Berges, aus einem alten, jetzt zur Jägerwohnung eingerichteten Thurme hervor, und es konnte dem Beobachter nicht entgehen, daß Albertine ſein Magnet ſey. Mathilde gab dieß Herbigen zu verſtehen und ſetzte hinzu, daß dieſe Liebſchaft noch zur Zeit unter die unglücklichen gehöre, indem der Förſtersſohn nur ſeinem Vater adjungirt wäre, und Albertinens Aeltern in eine Verbindung nicht willigen wollten.

---

*) In Küchen-Lateine Ich läugn' es nicht, — aber Sie ſind mir ein Vogel!

So war denn die Caravane, in zehn bis zwölf Perſonen beſtehend, vollzählig und begann, nicht ohne Vergießung manches Schweißtröpfchens, ſich den ſteilen Burgweg hinan in Bewegung zu ſetzen. Herbigen leuchtete es nun ein, daß eine Beſteigung der Bergruine, keineswegs ein Beſuch im Herrenſchloſſe im Werke ſey — und in der That war eine Wallfahrt der Art bereits noch geſtern im Rathe der Weiber, zu Ehren des liebenswürdigen Fremdlings, in Vorſchlag gebracht und einmüthig beſchloſſen worden — doch hütete er ſich weislich, von ſeinem Irrthum etwas merken zu laſſen.

Wer eine oder die andere von den verfallenen Veſten des zwar kräftigern, aber auch rohern Mittelalters erſtiegen hat, der weiß ſo ziemlich, was, die mehr oder minder ſchöne Ausſicht ausgenommen, in allen zu finden iſt. Thürme und Warten, Vorſprungshäuschen und Söller, rieſenhafte, halb eingeſunkene Mauern, tiefe, jetzt vom wuchernden Geſträuch eingeebnete Gräben, ein in den Felſen gegrabener Brunnen, ein Burgverließ, ein unterirdiſcher Gang, alles mehr oder minder eingeſtürzt, zerſtört und verſchüttet, höchſtens einige eingehauene Wappenſchilder und Jahrzahlen, einige verroſtete Harniſche und Helme, Streitäxte und Lanzen, Musketen und Böller, das ungefähr iſt es, was man dort erwarten darf, und was nur durch die Erinnerung an eine thatenreiche Vergangenheit höhere Bedeutung gewinnt. Wir enthalten uns daher aller Beſchreibung und bemerken blos, daß das fröhliche Häufchen, nachdem man den Proviant einſtweilen im weiland Schloßhofe ſicher verwahrt hatte, alles, was zu beſchauen war, bald mehr, bald minder zaghaft durchkroch und erkletterte. Den in und um Waldkron Gebornen und Erzogenen war jede etwaige Merkwürdigkeit längſt bekannt, und ſie gaben daher eigentlich nur Führer und Begleiter des geehrten Gaſtes ab. Aber auch dieſer hatte ſich in Deutſchlands Gauen ſchon ziemlich umgeſehen, und ſo begab es ſich wohl, daß er, wenn man ihn auf eine, den Einſturz drohende Mauerzinne oder auf die zu ſeinen Füßen liegenden Reiche der Welt aufmerkſam machte, zwar aus Höflichkeit die romantiſche Gegend höchlichſt bewunderte, aber, vielleicht aus Zerſtreuung, oder von einem nicht ſtets zu beſiegenden Schwindel ergriffen, ſtatt in die weit entfernte Höhe und Tiefe, in eine weit lieblichere Nähe, nämlich in die blitzenden Augen der holden Agnes ſchaute. Auch dieſe ſchien, ungeachtet ihres lebhaften Gefühls für die Schönheit der Natur, deshalb nicht für alles Uebrige blind. Vielmehr begegneten Herbigs Blicke zuweilen den ihrigen, und faſt kam es ihm vor, als habe ſie etwas auf dem Herzen und ſey nur noch ungewiß, ob ſie ſich damit hervor wagen ſolle?

Endlich, da beide, durch Zufall zurückgeblieben, eine ſteile, nicht mehr ganz ſichere Wendeltreppe herabſtiegen und auf eine hervorragende Stelle gelangten, wo das Eiſengeländer zum Theil abgebrochen war, hielt Herbig ein leichtes Umfaſſen nicht blos für zuläſſig, ſondern ſogar für Ritterpflicht.

In dieſem Augenblick — freilich war es der erſte, indem beide völlig iſolirt waren — fand das unerſchrockene Mädchen für nothwendig, ein wenig zu ruhen, und flüſterte abgewandten Augs und ein abgebrochenes Steinklee-Reiſchen in den Fingerſpitzen drehend, Herbigen mit ſchüchterner Stimme zu: „Wenn ich nur wüßte, ob Sie aufrichtig wären? ob Sie mir eine kleine Neugier verzeihen würden?“

Natürlich betheuerte der artige Führer, daß er die Aufrichtigkeit ſelbſt ſey — und nun erſt an ihrer Seite, und mit ihr, ſo zu ſagen, zwiſchen Himmel und Abgrund, Leben und Tod ſchwebend! — und gab ſeiner Verſicherung durch einen ehrlich deutſchen, doch möglichſt ſanften Händedruck Beſtätigung. Nun trat Agnes, obwohl das braungelockte Köpfchen zweifelhaft wiegend, mit der unerwarteten Frage hervor: was denn die lateiniſchen Worte, die er an der Gartenthür zu ihrem Vater geſagt, auf deutſch hießen? Sie glaube, — dieß ſetzte ſie erſt, da ſie ſein Stutzen bemerkte, mit ſichtlicher Beklommenheit hinzu — es ſey ihm etwas an ihrem Anzuge aufgefallen, und das wünſche ſie doch nicht — nein! gewiß gar nicht!

Herbig wußte wohl, daß auch das unſchuldigſte Mädchen über eine Huldigung nicht unverſöhnlich zürne; indeß, da jener Beiſatz augenſcheinlich Erdichtung war, ſo glaubte er auch, ſich ein Vorbeiſchlüpfen bei der Wahrheit geſtatten zu dürfen.

„Schön iſt, Mutter Natur, deiner Erfindung Pracht!“ — erwiederte er, obwohl, von Agneſens feurigem und ſcharfprüfendem Blicke getroffen, nicht ganz ſo dreiſt, als er beabſichtigte — „ſo ungefähr würde man mit Klopſtock jenen Ausruf überſetzen können, zu dem mich die Bewunderung der ganzen Nelkenflur, doch vorzüglich eine der ſchönſten von Flora's Lieblingstöchtern, unwillkührlich hinriß!"

Agnes ſah ihn noch ſchärfer an und drohte mit dem Finger. Vielleicht hätte Herbig ſich in Betheuerungen verwickelt, hätte nicht in dieſem Augenblicke Werlings Waldhorn ſämmtlichen Nachzüglern verkündigt, daß der größere Theil der Geſellſchaft wieder auf dem Schloßhofe angelangt ſey und nunmehr das Frühſtück beginnen ſolle! Agnes, bei dieſem Signal nicht wenig zuſammenfahrend, machte ſich baldmöglichſt von ſeiner Hand los, und Beide verloren ſich, ſobald ſie völlig herabgeſtiegen, unter die, gleich Bienen ſchwärmende Menge.

Man fand für gut, nach einem, noch funfzig Schritte weiter gelegenen Platze zu ziehen, auf welchem nicht nur eine Mauer mit hochaufgeſchoßten Birken und Tannen kühlen Schatten gewährte, ſondern wo auch ein vielfaches Echo zu hören, und eine Art von Panorama zu ſchauen war. Dieß ward ohne Zögerung ins Werk geſetzt, und bald ſaß Mathilde wieder, wie geſtern, vom lieblichſten Mädchenkranze umſchloſſen. Der verliebte Waldhorniſt neckte, gleichſam um Tafel-Muſik zu geben, den vielſtimmigen Felſenſohn und jedes der Frauenzimmer brachte ſeine Spende, Waizen- und Roggenbrot, Geräuchertes und Gebratenes, Rohm und Obſt, Butterbrezeln und Mantelhörnlein, als welchen letztern Artikels halber die Bäcker im Burgflecken Waldkron ſich von jeher mit Ruhme bedeckt haben. Die liebliche Agnes, als vorzüglichſte Gaſtgeberin, ſetzte ſogar, wie ſie ſchämig ſagte, blos für die Männer, ein zierlich geſchliffenes Fläſchlein alten Malaga's auf — kurz, frohe Laune und Freude ergoß ſich rings umher und ſchallte von der ſonnenhellen Bergzinne in das ſchattige Thal.

Faſt hätte Herbig, dem der Ehrenplatz zwiſchen Mathilden und Agnes zu Theil worden war, bei dem Beſtreben, ſeine Nachbarinnen angenehm zu unterhalten, die Hauptſache, oder vielmehr über ein ihm ſchon bekanntes Liebchen von Waldkron das andere, ihm noch räthſelhafte, gänzlich vergeſſen. Auch Agnes, die ſeit der Gewiſſensfrage auf der Wendeltreppe etwas ſcheu gegen ihn worden war, ſchien ſich nicht daran zu erinnern. Doch Albertine, für die Ehre ihres Geburtsorts und der dort wachſenden Blümchen beſſer beſorgt, brachte den verſprochenen Bericht in Anregung, und Frau Mathilde erklärte ſich, unter der Aufforderung an die ſämmtliche Mädchenſchaar, falls ſie etwas vergeſſe, ihr zu Hülfe zu kommen, für dazu bereit.

„Wer der Gründer und erſte Erbauer dieſes, nun in Trümmern liegenden Felſenſchloſſes geweſen ſey," — begann ſie mit ſcherzhaft pathetiſchem, und, da Herbig ob dieſes weiten Ausholens merklich ſtutzte, in Neckerei übergehendem Ton — „darüber läßt ſich nichts Beſtimmtes angeben. Nur ſo viel ſteht nicht zu bezweiſeln, daß die Burg, als Beherrſcherin der ganzen vormals weit waldigern Umgegend, zuerſt „die Waldkrone“ genannt ward und dem, größtentheils ſpäterhin entſtandenen Burgflecken ſeinen Namen gab.

Ungewiß iſt es auch, ob die Burg bloß zum Schutze gegen fremde Gewaltthat, oder zugleich zum Auflauern und zur Verwahrung des Raubes, benutzt worden ſey, obwohl nach dem, was man von ähnlichen Adlerhorſten weiß, auch das Letztere anzunehmen ſeyn möchte.

Der erſte Burgherr, deſſen die Sage und einige Urkunden namentlich erwähnen, hieß Dedo oder Ditmar, deſſen eheliche Hausfrau aber Trautlieb. Er erzeugte mit ihr einige Söhne. Das jüngſte Kind war eine Tochter, und erhielt in der Taufe den Vornamen der Mutter. Weil aber der Ritter ſein Weib, das er aufs zärtlichſte liebte, Trautchen zu nennen pflegte, ſo wurde, als das Töchterlein ein wenig heran wuchs, zu Vermeidung möglicher Verwechslung anbefohlen, die Kleine Liebchen zu rufen.“ —

Bei dieſen Worten mußte Herbig, der nun deutlich genug einſah, daß keineswegs von einem noch lebenden Schloß-Fräulein oder Baroneßchen die Rede ſey, und er wahrſcheinlich das Liebchen von Waldkron ſchon recht gut kenne, über ſich ſelbſt lachen, was denn Agneſens und der übrigen Mädchen Lauerblicken nicht entging. Sie hatten nach Herbigs flüchtigen Aeußerungen von dem Mißverſtändniſſe doch Etwas gemerkt, und konnten ſich nun der Schadenfreude nicht gänzlich erwehren.

Agnes verrieth dieſe nur durch einen fragenden Blick; doch die von der Natur eben ſo mit Schelmerei, als körperlicher Fülle, begabte Schloßgärtners-Jungfer ſchabte dem Getäuſchten, hinter ihrem Körbchen hervor, ein Rübchen.

Die Erzählerin fuhr fort: „Ritter Dedo lebte, wie damals gewöhnlich, faſt mit allen ſeinen Nachbarn in unaufhörlicher Fehde, beſonders mit dem Ritter von Keckenſtein, obwohl dieſer früher ſein Freund und mit ihm zu Schutz und Trutz verbündet geweſen war, und mit dem Ritter von Stahleck. Beider Veſten liegen hier in einem Umkreiſe von drei bis vier Meilen, doch jetzt gleichfalls in Trümmern.

Dedo's Söhne, bereits herangewachſen, dienten bei des Landgrafen Heer und Hofe. Kein Wunder daher, daß Frau Trautlieb, die fromme, gegen alle Diener und Unterthanen liebreiche Schloßfrau, faſt immer mit dem Burggeſinde allein, ihre ganze Liebe auf das hold aufblühende Töchterlein warf. Auch Herr Dedo gewann das Kind täglich lieber, und kehrte er von einem Kampfe oder von der Jagd nach Hauſe, mocht' er's wohl leiden, wenn ihm Liebchen entgegen lief und nach ſeiner Schärpe oder dem Federbuſche des abgenommenen Helms langte.

Als Liebchen ungefähr vier Jahr alt war, kannte es, wie wohl die meiſten Kinder, beſonders weiblichen Geſchlechts, keine größere Freude, als die, ſchöne Blumen zu pflücken. Frau Trautlieb begab ſich zuweilen, bald allein, bald in Begleitung einiger Dienerinnen, mit dem Kinde vors Burgthor, ſetzte ſich mit ihrer Spindel auf eine etwas erhabene Stelle, und ließ Liebchen bald mit den artigſten Kindern der Bäuerinnen auf dem Raſen ſich herumtummeln, bald von den ſchon damals in großer Menge hier aufſproſſenden Blumen ſo viel ſammeln, als es Luſt hatte. Liebchen kam gewöhnlich, wie es ihr die Mutter eingeſchärft, in ſehr kurzer Zeit wieder, ſchüttete die kleine Aerndte in Trautliebs Schoos und lief nach neuer, oder ſie verſteckte ſich bald hinter ein Gebüſch, bald hinter ein niedriges Felſenſtück und rief: „Mutterchen! Mutter Trautchen! wo iſt dein Liebchen?“

Einſt an einem warmen Vormittage ſaß Trautchen, die kränkelte und daher des wohlthätigen Sonnenſtrahls ſehr bedurfte, abermals vor der Burgpforte, und ließ Liebchen nach Herzensluſt ſpielen. Die Kleine brachte Blumen herbei, lief wieder fort, ließ bald hier, bald dort ihr umlocktes Roſengeſichtchen hervorlauſchen, bald von dieſer, bald von jener Seite ihr: „Wo iſt Liebchen?“ ertönen. Noch ſo eben glaubte die Mutter dieſen Zuruf vernommen zu haben, als ſie — ohne ganz genau zu wiſſen, ob ſie nicht vielleicht, von Mattigkeit befallen, auf kurze Zeit die Augen geſchloſſen habe? — auffuhr, das Kind rief und keine Antwort erhielt.

Man denke ſich ihren Schreck! Sie erhob lauter, immer lauter ihre Stimme und lauſchte überall umher; keine Antwort, als in der Ferne der Wiederhall, über ihr das Geflüſter der Blätter! Sie rannte auf die nächſte Warte und ſchaute den Burgweg hinab; er war öd' und verlaſſen! Sie lief in die Burg; kein Auge hatte Liebchen geſehen! Alle Knappen und Diener wurden ausgeſandt; die Fröhner und Bauerburſche eilten von ſelbſt nach allen Richtungen; allenthalben erſcholl der Ruf: Liebchen von Waldkryn iſt fort. Auf, auf, es zu ſuchen!" Doch alle Mühe war vergeblich; das Kind ward nirgends gefunden.

Wer vermöchte wohl, die Qualen des Mutterherzens zu ſchildern? Wer Trautchens Beängſtigung, ihr Beben vor dem Augenblicke, wenn ihr Eheherr zurückkehren und, das nicht wie ſonſt entgegenkommende Liebchen vermiſſend, fragen würde: Wo iſt Liebchen?

In der That verkündete am dritten Tage das Horn des Wächters Dedo's Einzug. Schon die im Schloſſe herrſchende Todtenſtille mußte ihm anzeigen, daß ſich ein Unglück ereignet habe. Alles von der Dienerſchaft hielt ſich entfernt; nur der alte, treue Burgvogt wagte es, ihm die Wahrheit zu hinterbringen. Die Rittersfrau ſelbſt vermochte es nicht; denn, von einer heftigen Krankheit ergriffen, lag ſie ſprachlos.

Auch das ſtarke Herz des Ritters war gebrochen; kein Vorwurf kam über ſeine Lippen; er rief der, blos Blicke und Hände gegen ihn erhebenden Trautlieb ſo tröſtende Worte zu, als er vermochte. Dann warf er ſich wieder zu Roſſe und bot alle Vaſallen und Diener auf, Wald und Feld, Höhle und Schlucht von neuem zu durchſuchen.

Doch auch dießmal war jeder Verſuch vergeblich, und man würde für gewiß angenommen haben, Liebchen liege unbegraben in einem Abgrunde, hätten nicht rüſtige Jäger alle Klippen erklettert und ſich in die unzugänglichſten Tiefen hinabgelaſſen, ohne eine Spur zu entdecken. Es blieb nur die Vermuthung übrig, irgend ein Raubthier — obwohl Ritter Dedo davon den Forſt ſtets geſäubert hielt — habe das Kind zerriſſen, oder ſeine Ueberreſte aufgezehrt. Alle Hoffnung, aller Troſt war verſchwunden, Burg und Hütte von Trauer erfüllt; aus jedem Munde erſcholl die Klage: Ach, unſer Liebchen, Liebchen von Waldkron iſt todt, und wir haben es nicht einmal im Sarge ſehen, ihm nicht die Todtenkrone winden, es nicht an geweihter Stelle beerdigen können!

Indeß lebte die ſo allgemein betrauerte Kleine noch friſch und geſund und fühlte keinen Schmerz, als den ihr das Verlangen nach der Mutter und das Gefühl der Einſamkeit erweckte. Frau Trautlieb war, als Liebchen zum letzten Male gerufen hatte, allerdings entſchlummert, Liebchen aber eines ſchönen Vogels gewahr worden, dem es in kindiſcher Hoffnung, ihn zu fangen, nachlief. Der Vogel flatterte auf einen Baum; Liebchen blickte mit ausgebreiteten Händchen hinauf. Der Vogel flog weiter nach einem Haſelbuſche, wo er vielleicht ſein Neſtchen gebaut hatte. Er war entſchlüpft, aber Liebchen gewahrte nun an den tiefer ſtehenden Geſträuchen feuerrothe Beeren, die vom Sonnenlichte durchſtrahlt, gleich den feurigſten Granaten an den grünen Zweigen ſchimmerten.“ —

„Und deren Abkömmlinge noch vorhanden ſind!“ — fiel die Pomone, ſehr vergnügt, auch einen Beitrag zur Geſchichte liefern zu können, haſtig ein. — „Wir haben im Schloßgarten eine ganze Hecke und nennen ſie Liebchenbeeren. Unwiſſende, oder die uns den Schatz und Ruhm nicht gönnen, wollen ſie freilich den Johannisbeeren ſehr ähnlich finden.“

Es wurde gelacht, und die Jungfer Schloßgärtnerin ſtellte ſich auf recht drollige Art darüber böſe. Frau Mathilde aber nahm wieder das Wort:

„Die leuchtende Farbe dieſer ſonach echten Liebchenbeeren war für das Kind unwiderſtehlich. Es half ſich an Haſelranken über einige bemooſte Steine, brach von den Corallen-Aeſtchen ab, was es erlangen konnte, und kam ſo immer weiter und tiefer hinab. Doch da es das ganze Aermchen voll hatte und die Beute zur Mutter tragen wollte, ſtand es an einer ſenkrechten, unverſteiglichen Felſenwand und wußte ſich nicht mehr zurecht zu finden. Die Kleine rief einigemal ängſtlich nach Trautchen; ſie weinte; aber ihr Ruf verhallte ungehört, ihre Thränchen trocknete jetzt keine tröſtende Wärterin, keine zärtliche Mutter.

Endlich fieng ſie von neuem an, einen Weg zu ſuchen, und kam, da aufwärts zu klimmen unmöglich war, immer tiefer herunter. Man zeigt die Klippe, von welcher ſie, zwiſchen Sträuchern und Steinecken, nach und nach herabgeſtiegen ſeyn ſoll, noch dermalen, und wenn man das Felſenſtück von unten betrachtet, drängt ſich dem bebenden Herzen allerdings der Glaube auf, daß Kinder ihre eigenen Schutzengel haben, und beſonders ſolche, die zu großen Thaten oder Leiden auserſehen ſind, oft in Gefahren auf eine vor menſchlichen Augen unerklärliche Weiſe erhalten werden.“

Der Förſter Werling ergänzte dieß mit dem Zuſatze, daß die Felſenſpalte, in welcher Liebchen wahrſcheinlich herabgeklettert, noch immer, doch freilich ſehr uneigentlich und blos aus Nachahmung, der Fräuleinſprung genannt und neugierigen Reiſenden von den Führern nie unterſchlagen werde. Die Hirtenknaben, fügte er hinzu, klimmten nicht ſelten dort herauf und herab, und er ſelbſt hätte vormals, in der Mitte des Felſens, dann und wann Raubvögel ausgenommen.

„Wagehals!“ flüſterte Albertine halb vernehmlich, und überließ Frau Mathilden wieder das Wort:

„So gelangte denn Liebchen in den, am Fuße ſich ausbreitenden, erſt in viel ſpätern Jahren gelichteten Wald. Aber nun waren auch ihre Kräfte erſchöpft. Sie wußte, da es auch zu düſtern begann, in der Angſt ihres Herzens nichts zu thun, als ſich unter einen Baum zu legen, dann, wie ſie gelehrt worden war, ihr Abendgebetlein zu ſprechen und ſich, mit über die Bruſt gefalteten Händchen, dem Schlafe zu überlaſſen.

Dieſer ſchloß ihr gar bald die Augenlieder. Doch kaum war ſie entſchlummert, als ein Waldbruder, zwei Holzbündel auf der Schulter, vorüberzog und, durch Liebchens weißſchimmerndes Gewand aufmerkſam gemacht, über den unerwarteten Fund nicht wenig erſtaunte.

Wolfram — ſo nannte ſich der Einſiedler — gehörte keineswegs zu den Büßern, die in Waldeseinſamkeit frühere Vergehungen bereuen und durch Entbehrung zu verſöhnen ſuchen; vielmehr gab er ſich nur vor der leichtgläubigen Menge das Anſehen hievon. In der That aber ſtand er, ein durchtriebener Heuchler und Schelm, mit Räubern und ähnlichem Geſindel, das damals ſein Handwerk eben ſo gut, als die Ritter, wenn ſchon nach verkleinertem Maaßſtabe trieb, in Verbindung, verwahrte in ſeiner Hütte die Beute, nahm wohl ſelbſt in mancherlei Verkappung an räuberiſchen Anfällen Theil, und gab zugleich insgeheim bald des Ritters von Waldkron, der ihn deshalb in ſeinem Gebiet duldete, bald der Ritter von Stahleck und Reckenſtein, Kundſchafter ab. Welche von beiden Partheien ihn am beſten bezahlte, der diente er für den Augenblick, wußte aber dabei ſo liſtig zu Werke zu gehen, daß ihn jede derſelben für ihr allein treu und aufrichtig ergeben hielt.

Als er die ſchlummernde Kleine und das Kreuzchen, das ſie am Halſe trug, nebſt dem Schloſſe ihres Gürtels erblickt hatte, gab ſeine Habgier ihm ſogleich den Gedanken ein, es ſey wohl das Kürzeſte, das ſchlafende Kind zu tödten und den Leichnam irgendwo im Walde zu verſcharzen. Schon erhob er das Handbeil. Aber Liebchen, vielleicht von einem freundlichen Traume in das Bettchen neben dem ihrer Mutter getragen, lächelte ſo freundlich, ſie glich, die gekreuzten Händchen aufhebend, ſo ſehr einem Unſchulds-Engel, daß den ſonſt Hartherzigen eine Art von Erbarmung, ja ein Schauer überfiel. Er konnte ſich nicht entſchließen, den Todesſtreich zu vollführen.

„Nicht doch!" — ſagte er zu ſich ſelbſt; denn bei ihm mußte jede beſſere Regung bei der böſen eine Entſchuldigung haben, — „nicht doch! Die paar Kleinodien wird mir Niemand wieder nehmen, und das zarte Weſen iſt gewiß von edlem Geſchlecht. Sicherlich läßt ſich da nebenbei ein Löſegeld verdienen, das den Werth der paar Steinchen drei- und vierfach überſteigt!"

So beugte er ſich denn ein wenig zu Liebchen herab, rief ihm zu: „Steh auf, Täubchen! Du erfrierſt hier in der Nacht, oder ein Wolf kann dich freſſen!" und faßte es rüttelnd bei der Hand. Liebchen ſchlug die klaren Augen auf, und erſchrak wohl, als es einen Mann gewahrte, deſſen ſchwarzes, ſtarres Haar, deſſen trotziges Auge, deſſen verworrener Bart und rauhe Kutte nicht dazu dienten, Vertrauen einzuflößen. Indeß, da Wolfram ſie nach ſeiner Art immer noch freundlich genug anblickte, ſie auch von böſen Menſchen gar nichts wußte, richtete ſie ſich auf und folgte ihm, wie er ihr hieß, halb ſchlaftrunken in ſeine Hütte. Hier gab ihr der Eremit Brot und Milch, und wies ihr, da ſie ſich geſättigt hatte, ein Mooslager an, worauf ſie in Kurzem wieder entſchlief. . . .

Ihn ſelbſt ließ das Nachgrübeln über den wunderbaren Fund und die Ausſicht auf reichen Gewinn erſt nach Mitternacht die Augen ſchließen. Auch erwachte er ſchon bei Morgendämmerung und fand für rathſam, ein wenig in der Gegend umherzulauſchen, ob ſich nicht vielleicht zu einer nähern Entdeckung gelangen laſſe. Er verriegelte die noch ſchlummernde Kleine in der Clauſe, und nahm den Weg nach den Häuſern, die am Fuße der Burg Waldkron lagen. Doch noch im Walde begegnete er Einigen von den ſuchenden Landleuten, die ihn anriefen: „Habt ihr das Liebchen von Waldkron nicht geſehen, frommer Waldbruder! — ein hübſches, vierjähriges Kind des Herrn Ritters, das ſeit geſtern Mittag vermißt wird?“

Wolfram wußte nun genug, meinte aber bei ſich, ſo geſchwind ſey die Sache nicht abgethan. „Was Liebchen? Was Kind?“ entgegnete er barſch — „ich bete und caſteie mich in rauher Waldung; dahin kommen weder Liebchen, noch Kinder!“ Hiemit ging er ſeines Weges und achtete nicht darauf, daß die Suchenden ihn einen Bären ſchalten.

„Alſo des Ritters von Waldkron Töchterlein?“ — überlegte er nun. — „Er iſt mein Schutzherr; folglich — wär' ich gleich mit der Sprache herausgerückt, was wär' mir worden? Ich hätte Kind und Schmuck ſofort herausgeben müſſen, hätte allenfalls, als ein frommer Einſiedler, deſſen Reich nicht von dieſer Welt iſt, einen Korb mit Lebensmitteln erhalten, und den glücklichern Findern wär' das Beſte zu Theil worden! Nein, lieber gewartet, bis ein Preiß ausgeſetzt wird! Den muß mir der Herr Ritter zahlen. Ich gebe an, ich habe das Verheißene im Voraus zu einer frommen Stiftung gelobt. Dann läßt ſich nichts abdingen.“

„Recht gut!“ — fiel ihm dann wieder ein. — „Aber wie? wenn die Landleute anzeigen, daß ſie mich geſehen und befragt? — — Das könnte leicht ein ſchlimmer Handel für mich werden! Wird man mir nicht böſe Abſicht beimeſſen? werd' ich für die längere Bekümmerniß der Aeltern nicht büßen ſollen?“

Wolfram machte immer größere Schritte, ſchüttelte oft das Haupt, lachte endlich, zum Zeichen, daß er mit ſich ins Reine gekommen, in den Bart, und eilte wieder heim.

Liebchen war nun erwacht und bat ihn unter Vergießung vieler Thränen, ſie wieder in ihren ſchönen Burggarten und zu Mutter Trautchen zu bringen; wie aber die Burg heiße, wußte ſie nicht anzugeben. Wolfram verſprach mit ſo ſanften Worten, als er aufbringen konnte, ſich zu erkundigen, ſuchte ſie, ſo gut es gehen wollte, mit Waldfrüchten und einigen geſchnitzten Heiligenbildlein zu beſchäftigen, und vertröſtete ſie bis auf den Abend; dann wolle er ſich mit ihr auf den Weg machen.

Wirklich ſchien es ihm mit dieſer Verheißung Ernſt. Denn kaum begann es zu dämmern, als er nach ſeinem Stabe griff, die ſpitzige Kapuze über den Kopf zog und, nachdem er die Hütte von außen verſchloſſen, Liebchen bei der Hand nahm.

Der Pfad, den er einſchlug, mochte nichts weniger, als zu den oft betretenen gehören, ſondern führte durch den dichteſten Wald, durch Schluchten, über verfallene Stege, wozu wohl gar ein, vom Sturm umgeriſſener Stamm diente, durch Sumpf und Riedgras, endlich zu einer Höhle, vor deren Eingange Liebchen auf Wolframs Befehl ausruhen mußte. Er ſelbſt ging in die Felſenwölbung und kam nach kurzem, ſogar zu des unerfahrnen Kindes Erſtaunen, in Reuterkleidung, mit brandrothem Knebelbarte, ein Roß hinter ſich herziehend, wieder heraus.

Er hieß ſie guthes Muthes ſeyn, nahm ſie vor ſich aufs Roß und wickelte ſie, wie ſich's eben machen wollte, in ſeinen groben Reutermantel. Nun ging es durch die trübe, ſtürmiſche Nacht, — denn es zogen Gewitterwolken am Himmel daher — in vollem Trabe vorwärts. Liebchen ſchlief, trotz des unbequemen Sitzes, wohl einige Stunden. Da ſie die Augen öffnete, erblickte ſie allerdings ein Bergſchloß, aber ein unbekanntes. Es war die Veſte Keckenſtein, an deſſen Ritter der böſe Waldbruder, nach langer Berathung mit ſich ſelbſt, Liebchen zu überliefern beſchloſſen hatte.

Die arme Kleine war zu ſchläfrig, auch noch zu unwiſſend, um Arges zu fürchten. Wolfram gab mit einem Pfeifchen ein Zeichen, das eben ſo beantwortet ward. Bald darauf ſchob ſich aus der Felſenwand ein Steig; ein Vertrauter des Ritters von Keckenſtein kam herab und fragte nach Wolframs Begehr.

Beide ſprachen nun mit einander ſehr angelegentlich, ohne daß Liebchen, ſorglos auf einem Steine ſitzend, etwas davon vernahm. Dann ging der fremde Mann wieder in die Burg, kam zurück und gab Wolfram einen Beutel. Wolfram wollte Liebchen Kreuz und Gürtel abnehmen; da es aber darüber weinte, widerſetzte ſich der Keckenſteiner Abgeſandte. Nach nochmalligem, zwar leiſem, doch hitzigem Geſpräch, ſtand Wolfram von ſeinem Vorhaben ab und ſetzte ſich wieder auf. Der fremde Mann trug Liebchen auf ſeinen Armen in die Burg und übergab es einigen Weibern, die ihm freundlich zuſprachen und es dann in ein Bett brachten.

War Bruno von Keckenſtein — ſo hieß der hier hauſende Burgherr — gleich ein ſehr rauher Mann, und je inniger er früher mit Dedo von Waldkron verbunden geweſen war, deſto mehr jetzt gegen ihn erbittert; hatte er gleich, um das Kind des Feindes auf mögliche Fälle in ſeiner Gewalt zu haben, ein Stück Geldes nicht geſchont; ſo wurde doch Liebchen, die ſchon durch ihr Aeußeres jedes, auch das härteſte Herz erweichte, in Allem recht gut verhalten. Man nannte ſie, auf des Keckenſteiners Befehl, Agna; des Ritters Gemahlin, Frau Jutta, ſorgte für ſie, wie für eine verwaiſte Verwandte, wofür man ſie auch ausgab. Die Töchter des Burgherrn, faſt gleichen Alters mit ihr, wurden ihre Geſpielen; ſie erlernte mit ihnen alles, was damals für nothwendig gehalten ward, ſelbſt ein wenig mit der Armbruſt umgehen und ein Roß lenken. —

Hier ſtrich Albertine einigemal über die Saiten ihrer Guitarre, und Frau Mathilde, die dieſe Erinnerung für zweckmäßig hielt, fügte noch hinzu: „Ingleichen die Harfe ſpielen,“ worin ein auf Keckenſtein oft einſprechender Minneſänger, Namens Dankwart, die Junker und Fräulein unterrichtete.

Danach hatte Liebchen, jetzt Agna genannt, wenige Anwandlungen von Heimweh ausgenommen, das Vergangene nach kindlicher Weiſe faſt gänzlich vergeſſen, und fand keineswegs Urſache, mit der Gegenwart unzufrieden zu ſeyn.

Es verfloſſen zehn Jahre und Agna, die durch Sanftmuth und Gutherzigkeit, wie durch die, ihr von der Natur verliehene Anmuth, die Familie und alle Dienſtleute ſich ganz zu eigen gemacht hatte, fing an, Alles, was ihr nahte, durch ſeltene Schönheit zu feſſeln.

„Ohne Zweifel“ — wandte Frau Mathilde ſich jetzt lächelnd an Herbigen — „würde ein männlicher Portrait-Maler Agna's Reize höchſt dichteriſch und anziehend ſchildern. Ich, als Frauenzimmer, habe mich nie über Blumen- und Fruchtſtücke, höchſtens über ein Stammbuchs-Landſchaftchen, hinaus gewagt. Es ſey mir daher vergönnt, mich der Worte eines Liedchens zu bedienen, das ich in der früheſten Jugend ſingen lernte:

Schlank war ihr Wuchs und braun ihr Haar —
Und überdieß erſt vierzehn Jahr;
Ihr Auge — welche Wonne!
Schien wie die liebe Sonne!“ —

„Blond war ihr Haar, heißt es, liebes Mütterchen!“ — unterbrach Agnes eifrig und hoch erröthend die Erzählerin, und fand, obſchon durch eine Hängebirke ſelbſt gegen ein Sonnenſtäubchen ſattſam geſchützt, für nöthig, ihren Strohhut aufzuſetzen. Herbigs Blicke weilten auch gar zu ſprechend auf ihren braunen, ſeidengleich glänzenden Locken! Albertine, die mit nicht ganz entſchiedenem Rechte auf den Namen einer Blondine Anſpruch machte und überhaupt für dem Liebchen von Waldkron ähnlich gelten wollte, beſtätigte die nach allen Kräften von Agnes in Schutz genommene Leſeart.

„Wie Ihr wollt!“ — ſagte Mathilde — „Ich habe das Lied früher und ſpäter unzählige Mal ſpielen und ſingen müſſen, und fand mich, da ich ſelbſt für blond angeſehen ward, bewogen, das Blonde in's Braune zu überſetzen. Drum bin ich an letzteres nun gewöhnt. Auch ſchweigen, ſo viel mir bekannt, alle hiſtoriſche Urkunden über die eigentliche Haar-Farbe der ſchönen Agna — denn ſo fing man allgemach an, ſie allenthalben zu nennen.

Wohl aber vereinigen ſich mündliche Ueberlieferung und erweisliche Geſchichte darin, daß Agna's Jugendblüthe vorzüglich zwei ſehr ungleiche Bewunderer gefunden habe, nämlich den mit ihr aufgewachſenen Junker Gero von Reckenſtein, und den, aus gemeinſchaftlicher Feindſchaft gegen Dedo von Waldkron, mit Gero's Vater eng' verbundenen Ritter Rüdiger von Stableck.

Letzterer war bereits weit über die Jünglingsjahre hinaus, ward aber allgemein als der wildeſte Raubritter und zügelloſeſte Wüſtling gehaßt und gefürchtet. Man trug ſich mit dem Gerücht, daß er in ſeinem Felſenneſte eine Menge gewaltſam entführter Edeldirnen und Kloſterjungfrauen gefangen halte. Sein Aeußeres glich in Allem ſeinem Innern.

Jede männliche und ritterliche Tugend hingegen, ja eine für damalige Zeit faſt beiſpielloſe Liebenswürdigkeit ſchmückte den zwanzigjährigen Junker Gero; kläng' es nicht aus weiblichem Munde partheiiſch, man könnte ſagen, daß der geſchwiſterliche Umgang mit der vermeintlichen Verwandtin, mit Agna, der Sanften und Guten, daß ſein ſchon früh entſtandenes Beſtreben, dieſem engelgleichen Weſen immer zu gefallen, nicht ohne bedeutenden Einfluß hierauf geblieben ſey. Von ſeiner edlen, ſchlanken Geſtalt, ſeinem redlichen, blauen Auge, ſeinem reichlockigen Haar ſchweige ich, weil die ſtolzen Männer ja wohl wenig auf das Aeußere ſehen, und jede der Zuhörerinnen ſich doch eine andere Vorſtellung von ihm machen würde.

Was ſchon in des Knaben Herzen gekeimt hatte, was mit dem Jünglinge aufgewachſen war, zärtliche, feurige Zuneigung gegen die holde Geſpielin, das bemerkten wohl insgeheim Mutter und Schweſtern; allein ihm ſelbſt konnte es nur ein äußerer Zufall verſtändlich machen. Ein Anſchlag Rüdigers, Agna, die mit Gero's Schweſtern ſich manchmal auf einer Burgwieſe erluſtigte, durch Liſt oder Gewalt zu entführen, gab dieſe Veranlaſſung. Wenigſtens maaßen Gero und ſein treuer, nur um wenig Jahre älterer Leib-Knappe, Kurt, dieſe Schändlichkeit dem

Stahlecker bei, obſchon die im Gebüſch verſteckten Reiſigen, die von ihnen entdeckt und mit blutigen Köpfen heimgeſchickt wurden, vermummt und geſchwärzt waren.

Neigte ſich von nun an auch die dankbar Gerettete immer zärtlicher dem bis jetzt nur ſchweſterlich geliebten Jünglinge zu, oder wich vielmehr auch bei ihr, wie die Morgenröthe der Sonne, die bisherige liebliche Täuſchung einer ſchönern Wirklichkeit; ſo fühlte Gero nun auf das lebhafteſte, daß ohne Agna's Beſitz das Leben für ihn keinen Werth habe. Nach mit Kurt gepflogener Berathung beſchloß er, ſich deßhalb gegen ſeinen Vater offen zu erklären. Agna war ja ihm ebenbürtig, war ſeine entfernte Verwandtin und ward von Bruno werth gehalten; irgend ein Hinderniß ſtand nicht zu befürchten!

Aber wie erſtaunte, wie erſchrak er, als dieſer, zwar verwundert, doch nicht entrüſtet, kurz erwiderte, daß er gegen Agna ſelbſt nicht das mindeſte einzuwenden habe, daß aber dennoch an eine Verbindung dieſer Art eben ſo wenig zu denken ſey, als Feuer und Waſſer ſich paare! als er erläuternd hinzufügte, die ſogenannte Agna ſey das Liebchen von Waldkron, mithin die Tochter des Todfeinds!

Gero kannte die eiſerne Beharrlichkeit ſeines Vaters; er wußte aber auch, daß nur die Zwiſchenträgerei und Anhetzung des Stahleckers den Brand zwiſchen Bruno und Dedo angefacht und unterhalten habe. Solchergeſtalt beruhigte er ſich zwar dem Anſcheine nach bei der abſchlägigen Antwort, gab aber die Hoffnung nicht auf, daß eine Ausſöhnung bewerkſtelligt und ſeine Vermählung mit Liebchen

Waldkron gleichſam das Unterpfand derſelben werden könne.

Sein treuer Kurt, der das ihm geſchenkte Vertrauen mit der regſten Theilnahme vergalt, beſtärkte ihn in dieſem Gedanken; nur hielt er es für eben ſo nothwendig als ſchwierig, einen Vermittler zu finden.

Doch das Glück ſchien Gero's Liebe zu begünſtigen. Denn faſt um dieſelbe Zeit traf Dankwart wieder einmal, und zwar von Waldkron aus, auf der Burg ein, der als freier, redlicher Sänger und durch ſeine fröhliche Kunſt gewiſſermaaßen geheiligt, bei Freund und Feind gleich beliebt war. Bei dieſem nun legte ſich Gero, doch ohne ihm das Geheimniß von Agna's wahrer Abkunft zu vertrauen, auf Kundſchaft, und erfuhr unter andern, daß Frau Trautlieb, obwohl immer ſiechend und trauernd, noch lebe und ihr Leid dadurch zu beſchwichtigen ſuche, daß ſie ſtets die Töchter der Burgleute und Unterthanen um ſich habe und unterrichte.

Nunmehr ſprach Gero von ſeinem Wunſche, Dedo mit Bruno ausgeſöhnt zu ſehen, und Dankwart, der nicht blos dem Junker, ſeinem Harfen-Schüler, innigſt ergeben war, ſondern auch in des Sohnes Worten zugleich den Willen des Vaters zu vernehmen glaubte, ertheilte mit freudigem Herzen die Zuſage, daß er ſogleich bei dem Waldkroner einen Verſuch machen wolle. Bei Bruno hoffte Gero ſelbſt, mit Zuziehung ſeiner Mutter Jutta, nach und nach friedliche Geſinnungen herbei zu führen. Uebrigens ward für nöthig befunden, vor dem Stahleckern

Stahlecker bei, obſchon die im Gebüſch verſteckten Reiſigen, die von ihnen entdeckt und mit blutigen Köpfen heimgeſchickt wurden, vermummt und geſchwärzt waren.

Neigte ſich von nun an auch die dankbar Gerettete immer zärtlicher dem bis jetzt nur ſchweſterlich geliebten Jünglinge zu, oder wich vielmehr auch bei ihr, wie die Morgenröthe der Sonne, die bisherige liebliche Täuſchung einer ſchönern Wirklichkeit; ſo fühlte Gero nun auf das lebhafteſte, daß ohne Agna's Beſitz das Leben für ihn keinen Werth habe. Nach mit Kurt gepflogener Berathung beſchloß er, ſich deshalb gegen ſeinen Vater offen zu erklären. Agna war ja ihm ebenbürtig, war ſeine entfernte Verwandtin und ward von Bruno werth gehalten; irgend ein Hinderniß ſtand nicht zu befürchten!

Aber wie erſtaunte, wie erſchrak er, als dieſer, zwar verwundert, doch nicht entrüſtet, kurz erwiderte, daß er gegen Agna ſelbſt nicht das mindeſte einzuwenden habe, daß aber dennoch an eine Verbindung dieſer Art eben ſo wenig zu denken ſey, als Feuer und Waſſer ſich paare! als er erläuternd hinzufügte, die ſogenannte Agna ſey das Liebchen von Waldkron, mithin die Tochter des Todfeinds!

Gero kannte die eiſerne Beharrlichkeit ſeines Vaters; er wußte aber auch, daß nur die Zwiſchenträgerei und Anhetzung des Stahleckers den Brand zwiſchen Bruno und Dedo angefacht und unterhalten habe. Solchergeſtalt beruhigte er ſich zwar dem Anſcheine nach bei der abſchlägigen Antwort, gab aber die Hoffnung nicht auf, daß eine Ausſöhnung bewerkſtelligt und ſeine Vermählung mit Liebchen

Waldkron gleichſam das Unterpfand derſelben werden könne.

Sein treuer Kurt, der das ihm geſchenkte Vertrauen mit der regſten Theilnahme vergalt, beſtärkte ihn in dieſem Gedanken; nur hielt er es für eben ſo nothwendig als ſchwierig, einen Vermittler zu finden.

Doch das Glück ſchien Gero's Liebe zu begünſtigen. Denn faſt um dieſelbe Zeit traf Dankwart wieder einmal, und zwar von Waldkron aus, auf der Burg ein, der als freier, redlicher Sänger und durch ſeine fröhliche Kunſt gewiſſermaaßen geheiligt, bei Freund und Feind gleich beliebt war. Bei dieſem nun legte ſich Gero, doch ohne ihm das Geheimniß von Agna's wahrer Abkunft zu vertrauen, auf Kundſchaft, und erfuhr unter andern, daß Frau Trautlieb, obwohl immer ſiechend und trauernd, noch lebe und ihr Leid dadurch zu beſchwichtigen ſuche, daß ſie ſtets die Töchter der Burgleute und Unterthanen um ſich habe und unterrichte.

Nunmehr ſprach Gero von ſeinem Wunſche, Dedo mit Bruno ausgeſöhnt zu ſehen, und Dankwart, der nicht blos dem Junker, ſeinem Harfen-Schüler, innigſt ergeben war, ſondern auch in des Sohnes Worten zugleich den Willen des Vaters zu vernehmen glaubte, ertheilte mit freudigem Herzen die Zuſage, daß er ſogleich bei dem Waldkroner einen Verſuch machen wolle. Bei Bruno hoffte Gero ſelbſt, mit Zuziehung ſeiner Mutter Jutta, nach und nach friedliche Geſinnungen herbei zu führen. Uebrigens ward für nöthig befunden, vor dem Stahlecker deſſen Bosheit man fürchtete, die anzuknüpfenden Unterhandlungen gänzlich geheim zu halten.

Doch ſo vorſichtig der gute Dankwart zu ſeyn glaubte und ſo viele Waldpfade er bei der Rückkehr zu Dedo einſchlug, der böſe Clausner, ein Spürhund und Heuchler ſonder Gleichen, gegen den der Harfner keinen Argwohn hegte, hatte ihn auf einem derſelben entdeckt. Wolfram ſtand um dieſe Zeit ganz in des Stableckers Solde, und hatte ihm auch, da er von deſſen heißer Begier nach der ſchönen Agna vernommen, ihre eigentliche Abkunft verrathen. Jetzt dünkte ihm das Hin- und Herwandern des Harfners verdächtig. Er fand es eben ſo möglich, daß eine Ausgleichung im Werke ſey, als wahrſcheinlich, daß bei dieſer Gelegenheit ſein an Liebchen begangener Raub zur Sprache komme. Es ward ihm ganz heiß bei dem Gedanken; längeres Verweilen in Dedo's Gebiet ſchien ihm bedenklich. Er verbarg daher die beſten Habſeligkeiten, die nicht ſchnell fortzubringen waren, in jene Höhle, die bis jetzt zum Schuppen des Roſſes gedient hatte, trabte auf demſelben eiligſt nach Stableck und theilte Rüdigern ſeine Vermuthung als volle Gewißheit mit.

Dieſem war Gero's Liebe zu Agna, ſo wie des Fräuleins größere Zuneigung gegen den Nebenbuhler, nicht entgangen. Ungezähmt in ſeinen Begierden und durch den mißlungenen Verſuch noch erbitterter, hatte er ſich gelobt, Agna, ſey es, auf welche Weiſe es wolle, in ſeine Gewalt zu bekommen. Deshalb fand er Wolframs Vermuthung nicht nur höchſt wahrſcheinlich, ſondern auch von großer Wichtigkeit. Eine Verſöhnung, die ihm, dem Schwächern, augenſcheinlich den Untergang drohte, durfte durchaus nicht ſtatt finden.

Um den Brand, der ihm, wie er hohnlachend ſagte, zur Brautfackel dienen ſollte, in volle Flammen zu ſetzen, kannte er nichts Eiligeres, als Dedo eine, dem Anſcheine nach von unbekannter Freundeshand herrührende Nachricht in die Hände zu ſpielen, des Inhalts, daß Liebchen zwar noch lebe, aber von Wolfram im Walde gefunden und dem Ritter von Keckenſtein überliefert worden ſey; daß ſie in deſſen Schloſſe Agna genannt werde, und in kurzem, man wiſſe nicht, ob freiwillig oder gezwungen, dem Ritter Stahleck die Hand geben ſolle.

Er ſelbſt verfügte ſich nach Keckenſtein und verkündete dem Ritter Bruno, daß, ſicherer Kundſchaft zufolge, Dedo von Agna's Gefangenſchaft nunmehr unterrichtet ſey und alle ſeine Wappner und Reiſige zuſammenziehe, um ſie mit Heeresmacht zu befreien. „Nun alſo gilt's, Ritter Bruno!“ — fügte er hinzu. — „Ich habe längſt Neigung zum Fräulein von Waldkron gehegt. Gebt mir's zum Weibe und erhaltet euch in mir den treueſten Bundesgenoſſen. Anſonſt — trete ich zu Dedo über, helfe die Braut erobern und werbe um ſie beim Vater!“

War der Ritter von Keckenſtein über den erſten Theil des Vortrags faſt erſtaunt — denn in der That hatte Frau Jutta's Zureden, noch mehr aber ſein eignes Wohlgefallen an Agna, ſchon dann und wann mildere Geſinnungen in ihm erweckt — ſo ward er durch den Schluß deſſelben empört. Er fand, daß die holde Agna eines edleren Gatten werth ſey; er ſetzte ſogar in die Nachricht von einem bevorſtehenden Einfalle in ſein Gebiet bedeutenden Zweifel. Deshalb erwiederte er dem Stahlecker kurz und bündig: Er werde ſich dießfalls erſt genauer erkundigen; vor der Hand ſey Agna ſeine Gefangene und würde ihm bei jeder zu beſorgenden Gefahr zur vollgültigen Geißel dienen. Das Uebrige finde ſich zur rechten Zeit!

Unwillig zwar, doch auch über die gelingende Liſt im Stillen frohlockend, verließ Rüdiger den Reckenſtein und rief, ſchon dem Rappen die Sporen gebend, höhniſch zurück: er hoffe gar bald von Bruno einen Boten zu erhalten.

Er hatte gut prophezeien; die Folgen der bei nächtlicher Weile an die Burgpforte von Waldkron angehefteten Schrift waren leicht zu berechnen. Als der Burgmönch von Waldkron — wie man verſichern will, derſelbe, deſſen noch im Archive der hieſigen Herrſchaft befindlichen Pergamentblätter dieſe Geſchichte der Nachwelt aufbewahrt haben — die erſte, Liebchens Leben verkündende Zeile des Briefs geleſen hatte, riß ihn Dedo eiligſt zu der ſiechenden Trautlieb mit ſich fort und rief ihr mit ungeſtümer Freude zu: „Dein Kind lebt noch!“ Doch kaum hatte ſich die von der Ueberraſchung heftig Erſchütterte ein wenig erholt und der Mönch las weiter, als Trautlieb die Hände ringend, von neuem in den Seſſel zurückſank und Dedo, furchtbar die Augen rollend, in den Burghof hinab rannte. Die kummervolle Mutter hatte ſich von Dankwart manchmal von den benachbarten Fräulein erzählen laſſen und dieſer nicht unterlaſſen, Agna, ſeinen Liebling, als die Krone derſelben zu rühmen; dem Ritter war an dieſes Morgens Frühe gemeldet worden, Wolframs Hütte ſtehe leer; Alles traf zu, um die Schreckensnachricht zu beſtätigen.

Kaum war Dedo im Schloßhofe, als er alle Knappen zuſammenrief. Er befahl ihnen, ſogleich zu ſatteln, alles, was waffenfähig ſey, ſchleunigſt herbei zu fodern, alle Verbündete aufzubieten. Bald flogen die Reutenden durch die ganze Gegend; bald erſcholl ſo von der Zinne der Waldkrone, als von einigen kleinern Burgen der Vaſallen, das Heerhorn. Dankwart, der ſchon Einiges von Gero's Wünſchen zur Sprache gebracht hatte, mußte Waldkron ſchleunigſt verlaſſen und erhielt auch hiezu die Erlaubniß nur gegen ſeinen Eid, nicht nach dem Reckenſtein zurückzukehren.

Wohl bereuete Dedo in kurzem, von dem ruhiger überlegenden Burgmönch erinnert, daß Unterhandlung oder ein unvermutheter Ueberfall weit leichter zum Ziele geführt hätte, ſeine übereilte Hitze; wohl ſuchte er nun die gebotene Rüſtung geheimer zu betreiben; wohl ließ er durch ſeine Getreuen ausſprengen, es ſolle ein Fähnlein zu dem Heere des Landgrafen ſtoßen, bei welchem ſich der älteſte Junker von Waldkron befinde. Doch die allgemeine Anhänglichkeit an das für verloren gehaltene Liebchen war zu groß, als daß ſich nicht ein Gerücht von der wahren Abſicht des Aufgebots ſchnell im ganzen Gaue, und ſelbſt in den angränzenden verbreitet hätte.

So vernahmen denn auch die vom Ritter Bruno insgeheim ausgeſandten Kundſchafter zwar nichts Beſtimmtes, doch das im Munde des Volks herumgehende Sprüchlein: der Wolf hätte ein Lamm geraubt und in eine Höhle geſchleppt; doch würden die Hirten es bei recht heller Nacht zurückholen! Sie hinterbrachten dieſe Worte dem Ritter Bruno, obſchon ſie ihnen nicht ganz verſtändlich dünkten. Doch dieſer, dem wenigſtens einmal in der Jugend das Agnus Dei verdollmetſcht worden war, verſtand den geheimen Sinn und erſah, daß ſein Gebiet mit Feuer und Schwert verwüſtet, und ſeine Burg verbrannt werden ſolle.

Er hatte bis jetzt über die Unterredung mit dem Stahlecker gänzlich geſchwiegen; doch nunmehr ertheilte er mit heftigem Zorne zu Verwahrung der Burg, zu Aufbietung aller rüſtigen Mannſchaft, zu Beſchickung des Stahleckers die gemeſſenſten Befehle. Dem nach der Urſache forſchenden Gero aber rief er mit wilden Blicken zu: „Fehde mit Dedo bis in den Tod! Aber — kommt er mir zu frühe, wagt er einen Sturm auf die Burg, ſo ſtelle ich Agna auf die Bruſtwehr und, wird ſie dort nicht getödtet, ſo führt ſie Rüdiger von da zum Altar!“

Zum erſten Male erbleichte der tapfere Gero, alles Blut trat von ſeinem Herzen zurück. Er hatte ſich ſo Vieles von Dankwarts Verwendung verſprochen, und nun kam Alles ſo ganz anders! — „Fort jetzt!“ — rief ihm Bruno von neuem zu — „Rüſte dich! Muſtre die Knappen! Zeige dich als den einſtigen Burgherrn vom Keckenſtein und bedenke, daß nur über Agna's und deines Vaters Leichnam der Feind dieſe Mauern erſteigt!“

Von Verzweiflung ergriffen, doch ſchweigend gegen den Vater, eilte Gero aus dem Gemach und vollzog, ſo viel ſeine Beſtürzung zuließ, deſſen Befehle. Nur erſt, als bei dunkelnder Nacht völlige Erſchöpfung ihn zu raſten zwang, warf er ſich ſeinem Kurt an den Hals und rief ihm zu: „Agna muß befreit werden! Hilf! Rathe! Mein Leben iſt mir feil! ich opfre es — ſo oder ſo!“

Man berieth ſich in möglichſter Eile und kam erſt ſpät nach Mitternacht zu feſtem Entſchluſſe. Es galt jetzt Alles oder Nichts — Agna retten oder mit ihr ſterben!

Am nächſten Morgen hinterbrachte **Hedwig**, eine ſchlaue Zofe und Kurts Geliebte, der, wie alle Frauen, in banger Erwartung ſchwebenden Agna: Dedo, Agna's Vater, ſey gegen den Reckenſtein im Anzuge, ſie ſelbſt von Bruno zu des Stahleckers Gemahlin beſtimmt; nur in der Flucht liege für ſie das Mittel der Rettung; ſie ſolle ſich in der bevorſtehenden Nacht bereit halten und die einzigen Beweiſe ihrer Abkunft, Kreuz und Gürtel zu ſich nehmen; Gero ſey bereit, ſie zu befreien und zu ihrem Vater zu bringen.

Traten gleich der ſanften, jetzt ſo ſehr beſtürzten Agna bei Erwähnung eines noch lebenden Vaters, an die ſich ſogleich die dunkle Erinnerung an Mutter Trautchen knüpfte, die Augen über; ſo begriff ſie doch leicht, was ihr Hedwig bemerklich machte, nämlich daß ſie ihre Beängſtigung durchaus vor Jutta und ihren Töchtern verbergen müſſe. Ihr Herz ſchlug in der lebhafteſten Unruhe; indeß, die eiligen Zurüſtungen, das Getös, wovon die ganze Burg wiederhallte, der finſtre Blick, den ihr Bruno, der flehende, den ihr Gero einmal im Vorübergehen zuwarf, zuletzt bei anbrechender Abenddämmerung der Feuerſchein, womit die Wachtfeuer der Reckenſteiner Lanzner die Wolken röthete, überzeugten ſie nur zu ſehr von einer drohenden Gefahr, und Gero's Worte galten ihr ſchon längſt mehr, als die heiligſten Schwüre. So war ſie denn, nach langem Hin- und Herſchwanken, entſchloſſen, dem geliebten Jünglinge feſt zu vertrauen, begab ſich, ſobald es nachtete, in ihr Schlafgemach, ſteckte Kreuz und Gürtel, die, als die einzige Erbſchaft der Aeltern, ihr die gute Frau Jutta längſt wieder in eigene Verwahrung gegeben hatte, zu ſich, und harrte bänglich des Weitern.

Als es außen ſtille worden war, trat Hedwig leiſe ein, ergriff Agna's Hand, weinte heiße Thränen darauf und führte die Zagende hinab in den Burghof. Hier harrte ſchon Gero, riß ihre Hand haſtig an ſich und zog die Geliebte ſchweigend längs einer Mauer dahin, bis man zu einem Walle und einer darin verborgenen niedrigen Pforte gelangte.

Als Gero ſie öffnete, leuchtete ein ſchwaches Licht, das Gero ergriff. Immer ſchweigend, doch zärtliche Blicke wechſelnd, gelangte man ſo zum Ausgange des unterirdiſchen Ganges, wo bereits Kurt mit zwei Roſſen wartete. Gero verlöſchte die Leuchte, und hob Agna, indeß Kurt vor die, vom Gebüſch umgebene kleine Pforte eine Steinplatte wälzte, auf ſein hohes, apfelgraues Streitroß. Das kluge Thier, das ſonſt, ſo oft es Agna erblickte, ſtets freudig wieherte, ſchüttelte dießmal, als kennte es die Nothwendigkeit der Stille, nur die weit herabwallende Mähne. Auch Gero und Kurt ſaßen eiligſt auf, und nun ging's bei ſternheller Nacht mit verhängtem Zügel über Stock und Stein, Hügel und Thal, Steppe und Wald in ſo raſcher Haſt, daß Bäume und Felſen mit zu eilen ſchienen. Agna ſchwindelte es vor den Sinnen; die Erinnerung an den Ritt mit Wolfram, da er ſie als Kind, in ſeinen Mantel gehüllt, nach dem Keckenſtein brachte, und das ſüße Gefühl, jetzt von Gero zärtlich umſchlungen zu werden, wechſelten, faſt nur wie Träume, in ihrer Seele.

Nun fingen die Sterne an zu erlöſchen und der Morgen graute. Der hinterdrein reitende Knappe ſtieß ein Freudengeſchrei aus; Gero warf die Augen umher und hielt den Apfelgrau an. „Du biſt gerettet, ſüße Agna!“ — rief er ihr ins Ohr — „und wieder das Liebchen von Waldkron. Wir ſind auf dem Gebiete deines Vaters, und haben von den Keckenſteinern nichts mehr zu befürchten!“

Zu gleicher Zeit hob er ſie aus dem Sattel, übergab das Roß Kurten und erhielt dagegen aus deſſen Dachsranzen zwei Wallfahrter-Kleidungen, die man zum weitern Fortkommen für am dienlichſten gehalten hatte, theils um unerkannt zu bleiben, theils auch, weil man damals fromme Pilger noch am erſten ungehindert ihres Weges ziehen ließ.

Indem Gero, und auf ſein Bitten auch Liebchen, die Kutte überwarf, lehnte ſich Kurt an den Hals eines ſeiner Roſſe, und als er aufblickte, waren ſeine Augen feucht. Er war traurig über des Junkers Entſchluß, daß er hier mit den Pferden harren ſolle, und hätte das pilgernde Liebespärchen gern begleitet. „Kommt mir bald und auch gewiß wieder, Junker Gero!“ — — rief er ihm noch nach — „oder ich hole euch, und koſtete es mein Leben!“

Gero und Liebchen wandelten nun, theils ſich über das Geſchehene verſtändigend, theils auch manch zärtliches Wort wechſelnd, eine Zeit lang ungeſtört. Nur am Fuße der Burg Waldkron ſtießen ſie auf ein Häuflein Gewappneter, und wurden von ihnen angehalten. Gero verlangte ſogleich, nebſt ſeiner Gefährtin zum Ritter Dedo geführt zu werden, und es gab kein Bedenken, dieſes Geſuch zu bewilligen.

Dedo ſaß eben beim Imbiß, ihm zur Seite Mutter Trautchen, immer betrübt, doch jetzt um ſo geängſteter, weil eben ihr Eheherr ſich waffnete, um den Zug gegen den Keckenſtein, wo ja die geliebte Tochter eingeſchloſſen war, anzuführen. Da trat der alte, treue Burgvogt herein und meldete, daß ein Paar Pilger dringend den Herrn Ritter zu ſprechen verlangten, und zu ihrer Beglaubigung dieß Kreuzlein und Gürtelſchloß abgegeben hätten. Trautlieb, ſchnell darnach fahrend, ſank in Ohnmacht, und erwachte — in den Armen des Gemahls und der reizendſten aller Pilgerinnen, ihres Liebchens!“ —

„Ungefähr wie Figura zeigt!“ — unterbrach die Pomona das lange Schweigen und deutete neckend auf Albertinen. Dieſe wollte das Abſichtliche der von ihr gewählten Kleidung nicht zugeben, und nach kurzer, freundlicher Neckerei eilte Mathilde zum Schluſſe ihrer Erzählung:

„Als beide Aeltern mit dem wieder gefundenen Töchterlein ſich ſattſam geletzt und von der ſtürmiſchen Freude in etwas erholt hatten, fragte Dedo nach dem Namen des ſich noch in Entfernung haltenden Begleiters. Er erſtaunte nicht wenig, als Gero ſich den Junker vom Keckenſtein nannte und Liebchen dieſes beſtätigte.

„Das iſt viel! das iſt männlich! bei St. Georg, junger Keckenſteiner! das iſt ſogar keck!“— rief Dedo aus. „Aber wie? wenn ich den Sohn zur Geiſel behielt', wie mir Bruno die Tochter entriß und ſo lange in ſchmählicher Gefangenſchaft hielt'?“

„Das könnt Ihr!“ ſagte Gero beſcheiden und ruhig.

„Nein! das könnt Ihr nicht — es iſt unmöglich, mein theurer Vater!“ — fiel Liebchen mit ſüßer, flehender Nachtigallſtimme ein, und begann zu erzählen, wie gut ſie auf Keckenſtein gehalten worden, wie gütig Jutta, wie freundlich ſtets Gero gegen ſie geweſen ſey, wie —

„Und ſo weiter!', — ſagte Vater Dedo, den ganzen Zuſammenhang hinlänglich ergründend, indem er Liebchen heftig an den ſtählernen Bruſtharniſch preßte. „Sagſt, ich könnt' es nicht, und willſt mich doch bereden, es nicht zu können. — Nichts da! — Iſt der alte Keckenſteiner geſinnt, wie der junge, und wie der alte Waldkroner, ſo jagen wir wieder gemeinſchaftlich in unſern Forſten und alle Fehde unter uns hat fürder ein Ende!"

Dedo überließ nun Liebchen der immer noch bald lächelnden, bald weinenden Mutter, und gab dem Burgvogt Befehl, des Fräuleins Zurückkunft zu verkünden und Alles, was Hand und Fuß rühren könne, zu einem Freudentanze auf dem Burgplatze einzuladen. Dann zog er den Junker von Keckenſtein mit ſich in ein Cloſet.

Hier wurde unter der traulichen Roſe und bei reichlicher Spendung des edelſten Rebenſaftes mancherlei in Berathung gezogen, und das Ende der frohen Genoſſenſchaft war, daß der alte Waldkroner Gero in ſeine Rüſtkammer führte und ihm ein zierlich geſchnitztes Hüfthorn nebſt einem Keckenſteiner Fähnlein überlieferte. Das erſtere hatte er bei einer Jagd von Bruno als Freundesgabe zum Geſchenk erhalten, das zweite einſtmals von einem Keckenſteiner Häuflein erbeutet.

Die Einladung, bei dem Freudenfeſte zu bleiben, das von nun an jährlich an dieſem Tage, wo Liebchen zurückgekommen, wiederholt werden ſollte, ſchlug Gero aus, theils um den guten Kurt nicht lange in Beſorgniß zu laſſen, theils auch aus Ungeduld, ſeinen und Liebchens Vater ehemöglichſt zu verſöhnen.

Während man ſolchergeſtalt auf Schloß Waldkron ſich anſchickte, Jubel und Tanz zu bereiten, ritt Gero, nachdem er von Liebchen, doch vor den Aeltern, und nur als Lohn der Befreiung, einen zärtlichen Kuß empfangen, völlig als Ritter gerüſtet und auf einem Roſſe Dedo's den Burgweg hinab, begleitet von Waldkroniſchen Gewappneten, deren einer das Keckenſteiner Fähnlein ihm vortrug.

Der treue Kurt traute ſeinen Augen kaum, als er aus ſeinem Verſteck die Herannahenden von Weitem gewahrte, und konnte der Freude kein Ende finden, als ihm Gero die nähere Bewandniß entdeckt hatte. Man entließ das Waldkroniſche Geleit, welches das Fähnlein an Kurt überlieferte und das Gero geliehene Roß in Empfang nahm. Nach Verlauf einiger Stunden ſahen Gero und Kurt wieder die Thürmlein des Keckenſteins.

Dort war ihre Abweſenheit nicht ſonderlich aufgefallen. Der alte Ritter glaubte, der Junker ſey mit Tagesanbruch ausgeritten, um entferntere Wappner herbeizutreiben oder die Stellung der feindlichen Häuflein mit eignen Augen zu unterſuchen. Wohl aber hatte Agna's unerklärliches Verſchwinden große Beſtürzung und Nachforſchung veranlaßt. Bruno war deshalb auf das heftigſte erzürnt; dennoch ließ ſich nichts Genaueres erforſchen. Hedwig war Agna allzuergeben und in Kurt allzu verliebt, auch zu ſchlau, um nicht mit dem beſten Erfolg die Unwiſſende zu ſpielen.

Wie ſehr erſtaunte daher Bruno, als unvermuthet Gero in ſein Gemach trat und was er gethan, offen bekannte, auch von Dedo nicht nur freundlichen Gruß, ſondern zugleich das Hüfthorn und Fähnlein überbrachte. Zürnend halb, halb ungläubig, maß er Gero mit prüfendem Blick, gieng raſchen und immer raſcheren Schritts auf und ab, und rief zuletzt mit großer Erbitterung: „Und der alte Thor hätte den Sohn ſeines Todfeindes wieder entlaſſen? — Freilich, auch den Verräther ſeines eigenen Vaters!“

Mehrere Tage bemühte ſich Gero vergeblich, Bruno's Zorn durch kindliche Demuth und ſanfte Bitte, durch Schilderung ſeiner Liebe zu Agna und der friedlichen Geſinnungen Dedo's, zu beſänftigen. Endlich gelang es ihm mit Beihülfe der Mutter und Schweſtern, Bruno's Herz zu erweichen. Der Alte foderte, obwohl halb unwillig, das Hüfthorn, beſah das zierliche Schnitzwerk von allen Seiten und rief nach langem Schweigen: „Ja, damals! Er durchſtieß den wüthigen Eber, der mich niedergeworfen hatte, und ward ſelbſt ſchwer verwundet!“

Der Junker konnte dieſen Augenblick unmöglich ungenutzt vorbeigehen laſſen. „Er iſt wieder, wie ſonſt, Vater!“ — rief er mit ſanfter Stimme — „er ſendete Euch deß zum Unterpfande das erbeutete Fähnlein; er will Alles ausgleichen, Alles vergüten! O glaubt mir, nur der boshafte Rüdiger hat euch einander entfremdet; o gewiß, ohne dieſen hättet Ihr den Liebesbund eurer Kinder ſelbſt beſchloſſen und mit Freudenthränen geſegnet!“

Bruno fühlte, daß Wahrheit in Gero’s Worten liege; er achtete Jutta, er liebte den Sohn, er dachte Agna’s, wie man eine Tochter vermißt. Dennoch brach er für dießmal ab. Aber an einem der folgenden Tage fing er ſelbſt wieder von dieſer Angelegenheit an, und der Erfolg war kein anderer, als daß ein Abſagebote an den Stahlecker geſandt, dagegen von beiden feindlichen Freunden alle Zurüſtungen abbeſtellt, alle Wappner entlaſſen wurden.

Bald darauf hatten Gero und ſein Kurt wöchentlich wenigſtens einmal einen Ritt nach Waldkron zu thun. Die beiden Väter kamen, dem Schein nach durch ein Ohngefähr, in dem Gränzforſte zuſammen. Die Verlobung zwiſchen Gero und Liebchen wurde gehalten, jedoch die Vermählung bis zu dem Freudentage, an welchem Gero Liebchen nach Waldkron zurückgebracht hatte, verſchoben.

Nun lebten die Liebenden in der glücklichſten Hoffnung und würden, da auch der grollende Stahlecker ſich in ſeinem Felſenneſte ruhig verhielt, ihr Loos ſeelig geprieſen haben, wäre nicht Frau Trautlieb mit Tode abgegangen.

Die gute Mutter hatte ſeit dem Verluſte der geliebten Tochter ſich mit ſo regem Eifer der Töchter ihrer

Burgleute und Unterthanen angenommen; dieſe hatten ſo treu mit ihr getrauert, und ſpäterhin ſo innig ihre Freude getheilt; ſie hatte daher im Voraus beſtimmt, daß mit Liebchen zugleich einige der von ihr herangezogenen Mädchen ausgeſtattet und verheirathet werden ſollten. Als ſie ihr Ende herannahen ſah, machte ſie die Fortſetzung der Vorſorge für ihre Pflegkinder und die jährliche Ausſtattung einiger Bräute auch dem Gemahl und der Tochter zur Pflicht, und Liebchen ſuchte und fand in treuer Erfüllung dieſer, ihr von der Mutter auf dem Sterbebette auferlegten Verbindlichkeit den einzigen Troſt für den erlittenen Verluſt.

So nahte denn endlich wieder der Tag ihrer Zurückkunft nach Waldkron, folglich auch der ihrer Vermählung, und ſie hatte von Gero Kunde erhalten, daß er noch etwas früher auf dem Schloſſe eintreffen werde. An einem Morgen dieſer Tage hatte ſie ſich aufs ſorgfältigſte geſchmückt. Es deuchte ihr, als müſſe der Bräutigam gerade heute kommen. Sie ging mit einigen ihrer Zofen den Burgweg hinab und — o der Freude! der Thurmwart mußte die Reckenſteiner Farben, mußte Gero's Gefolg von der Zinne gewahrt haben; er blies freudig die Liebesweiſe: Schwing dich auf, Frau Nachtigall!

Liebchen konnte nicht länger harren. Sie äußerte gegen die Dienerinnen, welchen ſie die rechte Abſicht nicht eingeſtehen wollte, die Sonne ſcheine zu heiß; ſie wolle ſich mit ihnen im kühlen Gebüſche ein wenig ergehen.

Doch kaum hatte ſie es betreten, als ihr der bekannte Apfelgrau des Bräutigams, prächtiger als je aufgezäumt, doch mit blutigem Sattel entgegen lief! —

Das Weitere hievon beſagt ein altes, im Munde des Volks noch jetzt geläufiges Liedchen, das Liebchen ſelbſt gedichtet, und oft bei ſtiller Sternennacht, blaß und ſchön, wie der über ihr wandelnde Mond, auf jenem verfallenen Söller knieend zur Harfe geſungen haben ſoll. Unſer freundliches Jungferchor wird es dem geehrten Gaſte nicht vorenthalten."

Frau Mathilde zeigte bei dieſen Worten auf den hervorragenden Austritt, von dem die Wendeltreppe herunterführte. Agneſens ſchon lang von Thränen blitzende Augen ſenkten ſich zu Boden, und Herbigen ſelbſt wandelten, als er nach dem ſteil hervorragenden Mauerwerk aufblickte, Wehmuth und Schauer an.

Der Förſter Werling hingegen und Albertine ergriffen ihre Inſtrumente. Erſterer blies zuvörderſt den Anfang der alten einfachen, doch tief rührenden Weiſe auf dem Waldhorne. Dann ſangen Albertine und Agnes, unter Begleitung der Guitarre wechſelweis vor, und die übrigen Mädchen wiederholten jedesmal die Anfangsworte der zweiten Zeile von jeder Strophe. Das Ende ſang die Vorſängerin allein, und nur das Waldhorn tönte die letzten Worte nach.

Das Lied, welches Herbig ſich ſpäterhin aufzeichnete, lautete alſo *):

„Ich wollt' einmal recht früh aufſteh'n
Und in dem grünen Wald :,: mein Herz ergeh'n.

Und als ich nun in den grünen Wald kam,
Da fand ich einen :,: verwund'ten Knab'n.

Der Knab', der war vom Blut ſo roth,
Und eh' man ihn verband, :,: war er ſchon todt!

Wo find' ich nun zwei Leidfräulein,
Die mein fein's Liebchen :,: zu Grabe wein'n?

Wo find' ich nun zwölf Reutersknab'n,
Die mein fein's Liebchen :,: zu Grabe trag'n?

Wie lange ſoll ich nun trauern geh'n?
Bis alle Waſſer :,: zuſammengeh'n!

Ja, alle Waſſer, die gehn ja nicht zuſamm;
Alſo wird mein Trauern :,: kein Ende hab'n!"

Als das Liedchen, das auf dieſe Art und gleichſam an geweihter Stelle vorgetragen, große Wirkung that, zu Ende, und die letzten Töne des Waldhorns im vielfach wiederholenden, zuletzt wie hinſterbenden Echo verhallt waren, fügte Frau Mathilde noch hinzu:

---

*) **Herder** und, nach ihm, **Arnim** und **Brentano** haben es in ihren Sammlungen mit einigen Veränderungen mitgetheilt. Ich gebe es hier, wie ich es im Lenz des Lebens, nach der alten traurig-lieblichen Melodie oft ſingen hörte. D. W.

„Sie kennen nunmehr den tragiſchen Ausgang der Sage im Allgemeinen. Doch ſey es mir vergönnt, noch einige beſondere Umſtände hinzuzufügen, welche die Ballade in ihrem leiſ' klagenden, faſt nur Seufzer aushauchenden Schmerz übergehen mußte.

Als Liebchen das apfelgraue, jetzt mit Blut beſpritzte Streitroß gewahr ward, ſank ſie wie leblos zu Boden. Von ihren Dienerinnen beſchäftigten ſich einige, ihr beizuſtehen, andere rannten nach der Burg, um das Geſchehene anzuzeigen und zu näherer Unterſuchung aufzufodern.

Die Knappen und Burgmänner ſtürzten heraus und eilten tiefer in den Wald. Dieſen lief zuerſt auch Kurts Roß ledig entgegen. Dann fanden ſie Junker Gero auf dem Boden, nur noch matt athmend, und über ihm liegend den treuen Kurt, aus vielen Wunden blutend und mitten durchs Herz geſtochen, doch, obwohl ſchon ſtarr, den Junker noch im Tode gleich einem Schilde bedeckend, drohenden Augs, das abwehrende Schwert noch wie zur Vertheidigung des Freundes gezückt.

Man legte den treuen Todten zur Seite und den tödtlich verwundeten Gero auf eine mooſige Anhöhe. Liebchen, wieder erwacht, ſtürzte in grenzenloſem Schmerz herzu und riß ihren Schleier ab, Gero zu verbinden. Er ſchlug noch einmal das Auge gegen ſie auf, deutete aufs Herz — und war verſchieden.

Es blieb übrigens kein Zweifel übrig, daß der Stahlecker aus boshafter Rachſucht den Junker Gero habe überfallen und ermorden laſſen; denn der Waldkroner Schäfer hatte deſſen, obwohl in die Reckenſteiner Farben gekleideten Reiſigen auf ihrer Flucht begegnet und als den Anführer derſelben den ehemaligen Waldbruder Wolfram erkannt.

Als Gero's und Kurts Leichnam bei Fackelſchein nach dem Reckenſteiner Erb-Begräbniſſe gebracht worden waren, gelobte Liebchen ihrem Bräutigam ewige Treue, und ſie hat dieß Gelübd erfüllt. Alle irdiſche Freude war von ihr gewichen. Die Erziehung armer Mädchen, die Unterrichtung auch der wohlhabendern, war ihre einzige Sorge und Beſchäftigung. Auch wurden nicht nur, ſo lange ſie lebte, allemal an Gero's Sterbetage drei junge Bräute von ihr ausgeſtattet, ſondern ſie errichtete auch mit Dedo's Zuſtimmung zu gleichem Zwecke eine Stiftung, die noch anjetzt beſteht, obſchon der Betrag der Ausſteuer, damals beträchtlich, jetzt freilich für unbedeutend gelten kann und den drei Ehepaaren nur geringe Beihülfe gewährt.

Am dritten oder vierten dieſer Feſte feierte Liebchen ihren himmliſchen Brauttag. Sie ward in die damalige Capelle begraben. Doch bald darauf erbaute Dedo über ihrer Aſche die noch vorhandene Kirche. Einer ihrer Brüder, der nach Dedo's Tode Burgherr ward, ſoll auch ein Kloſter hinzugefügt haben, wovon man jedoch jetzt keine Spuren mehr antrifft, man müßte denn einige ganz mit Schlingkraut überwachſene Säulenfüße mit den Waldkroner und Keckenſteiner Wappenſchildern dafür annehmen wollen.

Wohl möglich iſt es übrigens, daß die beſſere Erziehung, welche, damals ohne Beiſpiel, von Frau Trautliebs Zeiten an, den Mädchen von Waldkron zu Theil ward, und die Sage von Liebchens Unſchuld und Herzensgüte, die durch ihr Steinbild immer in friſchem Andenken bleibt, in den folgenden Geſchlechtern fortgewuchert hat, und daß hieraus der Ruf von den Vorzügen der Töchter dieſes Burgfleckens entſtanden iſt. So viel weiß jedermänniglich, daß manche der Jungfrauen, die von Gero's und Liebchens zärtlicher, doch unglücklicher Liebe ſchon in früher Kindheit erzählen hörten, das verklärte Liebchen von Waldkron gewiſſermaaſen als Schutzengel unglücklicher Liebe betrachten und es daher auch ihrem Alabaſterbilde an Weihgeſchenken nicht fehlen laſſen.

So war denn meine Mähr aus alter Zeit zu Ende, und es bleibt nichts übrig, als Liebchens von einem unbekannten, doch kunſtreichen Meiſter gearbeitetes Denkmal Ihnen zu zeigen!"

Die Stimmung des vorher ſo freudigen Völkchens, das auf demſelben Schauplatze lagerte, wo ſich nach der Ueberlieferung ein Theil des Erzählten begeben haben ſoll, war durch das alte Liebchen und traurige Ende der Sage ziemlich ſtill und ernſt worden, und deßhalb auch, je mehr die Erzählung dem Ende nahte, deſto mehr jede ſcherzhafte Unterbrechung unterblieben. Die fein fühlende Mathilde bemerkte dieß, ſo natürlich es war, nicht ohne Bedauern, und fürchtete, daß ein Beſuch der Kirche manches der Mädchen, das in deren Nähe irgend ein ihm werthes oder heiliges Grab finden mußte, betrüben, mithin die ſich ſchon hie und da zeigende Wehmuth verſtärken und den ſchönen, ſo heiter begonnenen Tag in ein Aller-Seeligen-Feſt verwandeln könne.

Sie war daher ſehr erfreut, als Herbig die Frage an ſie richtete, ob ſich in dem Kirchlein ſonſt etwas Sehenswürdiges befinde?

„Nichts, als einige Grabſteine,“ — verſetzte Mathilde — „die aber von vielen Fußtritten abgeglättet und verwiſcht ſind!“

„Freilich“ — ſetzte ſie nicht ohne Spott hinzu — „fanden ſich ſonſt noch einige ziemlich erhaltene Wandgemälde vor. Allein die gnädige Herrſchaft hat dieſe, auf Antrag des Herrn Gerichts-Directors, zum Beſten der Kirchfahrt und Aufklärung, überweißen laſſen!“

Die Jungfer Kirchnerin, ſo leid es ihr that, nicht das Amt der Schlüſſel ausüben zu können, mußte dieß beſtätigen. Herbig erklärte daher den Beſuch des Liebchens von Waldkron für gänzlich unnöthig, indem er das Bild bei der Herreiſe ſchon geſehen, auch auf der Rückreiſe den Beſuch wiederholen könne.

Nun brachte Mathilde einen kürzern, und weit angenehmern Rückweg durch die ſogenannte ſchöne Aue in Vorſchlag, und dieſer Spaziergang ward einſtimmig beliebt. Man ſetzte ſich in Bewegung. Werling und Albertine ließen abwechſelnd Jagdhorn und Guitarre erklingen und mit den Fanfaren und Märſchen wechſelten bald einſtimmig, bald im Chor geſungene Frühlings- und Freudenlieder, Arien und Romanzen. Dem, an Agnes Seite wandelnden Herbig bedünkte die reizende, äußerſt fruchtbare Gegend nicht blos eine ſchöne, ſondern, anjetzt von dieſem irdiſchen Erzengel und einigen der zweiten Rangordnung belebt, eine wahre Paradieſes- und Himmelsaue. Auch ſproßten allenthalben mit den lebhafteſten Farben prangende Wieſenblumen. Vorzüglich ſtand der Rand eines ſilberblanken Weihers ganz blau von Vergißmeinnicht, und faſt alle der Mädchen hatten in kurzem, um auch hierin dem Liebchen von Waldkron zu gleichen, nicht blos Blumen-Sträußer, ſondern Blumen-Garben geſammelt.

Als man ſich dem Burgflecken wieder genähert hatte, verminderten ſich die Wallfahrter in derſelben Maaße, in welcher ſie ſich beim Auszuge vermehrt hatten. Selbſt die Pilgerin Albertine, die ſchelmiſche Pomone und die Jungfer Schlüſſelträgerin empfahlen ſich eine nach der andern, obſchon ihre Väter vom Herrn Pfarrer Löwe, um den geehrten Fremden deſto beſſer zu regaliren, zur Mittagstafel geladen waren.

Als Herbig, jetzt Mathilden und Agnes am Arme führend, im Pfarrhofe anlangte, gewahrte er in der Ferne den Pfarrherrn, der ſich am Gartenborne die Hände von Erde reinigte. Beweiſes genug, daß er, ſtatt im Weinberge des Herrn, in ſeinem Nelkenberge gearbeitet hatte! Deſſen ungeachtet wollte Herbig dem bald darauf ins Unterzimmer kommenden Seelſorger die Mühſamkeit des Predigt-Entwurfs noch auf der Stirn leſen, und bedauerte ihn, recht ehrlich ſcheinend, wegen der ſchweren Amtspflichten.

Die zu Herbigs Ehren berufenen Gäſte, der Herr Gerichts-Director, wie er ſelbſt zu verſtehen gab, ein Helldenker und ſchlauer Politicus, der Herr Cantor, zwar geſchworner Feind der Lankaſterſchen Methode, doch eifriger Verfechter der Stallfütterung, endlich der Herr Schloßgärtner, der in ſeinen Roſenmonden beim benachbarten Hofgärtner in Condition geſtanden, unterhielten den Gaſt nach beſtem Vermögen, und nahmen ihn faſt ausſchließlich in Beſchlag. Er machte gute Miene zum böſen Spiele und war zufrieden, wenigſtens dann und wann einen unbewachten Blick auf Agnes werfen zu können.

Nachdem man Alles, was den Herren bekannt oder in öffentlichen Blättern, die freilich etwas ſpät nach Waldkron zu kommen ſchienen, zu leſen geweſen war, gehörig beſprochen hatte, pries ſich Herbig glücklich, daß ein höchſt dringendes, unaufſchiebbares Geſchäft, den Vornehmſten der Geſellſchaft, nämlich den Herrn Gerichts-Director, zu deſſen großem Bedauern nöthigte, die Serviette früher, als ſonſt wahrſcheinlich geſchehen wär, zuſammen zu legen.

Da ſich die dienſthabenden Kammerherrn beurlaubt hatten, erbat ſich der Paſtor ein halbes Stündchen zu Abhaltung ſeines Nachmittagsſchläſchens. Die Frau Pfarrerin nebſt Tochter ſchlugen Herbigen ein Gleiches vor, und da dieſer meinte, ſie möchten wohl ſo Mancherlei in der Wirthſchaft zu beſorgen haben, hielt er es für der Höflichkeit gemäß, darauf einzugehen. Er ſuchte daher das Canapee des ihm angewieſenen Zimmers auf, und ſtämmte den Arm unter, fühlte ſich aber weniger müde, als unruhig.

Jetzt vernahm er etwas die Treppe herauf kommen, neben ſeiner Thür vorbei und in des Paſtors Muſeum ſchleichen. Sein leiſes Gehör glaubte beſtimmt einen weiblichen Fußtritt zu erkennen, ſeine rege Phantaſie wollte ſogar das Raſcheln von Agneſens Tafft-Schürze unterſcheiden. Konnte er ſich daher wohl den ſchnell entſtehenden Gedanken, ein wenig zu ſpioniren, aus dem Sinn ſchlagen? Schien nicht das Wandſchieberchen recht eigentlich zu derlei Zwecken angebracht?

Sonach nahte er alsbald leiſe demſelben und zog es eben ſo leiſe auf. Sein feines Ohr für den Klang des Taffts hatte ihn nicht getäuſcht; ein zweiter Pyramus erblickte er durch die ſchmale Lücke die weißen und grünen Gewänder der braunlockigen Thisbe. Sie ſtand vor dem Bücher-Repoſitorium ſtill. Sie hob den halb dunkelgrünen, halb caffeebraun ſchillernden Vorhang. Sie ſtrich die langringelnden Locken aus dem Geſicht, ſchien, den rechten Zeigefinger an den roſigen Lippen, die Bücher-

Titel zu muſtern, hob dann einen mächtigen, ſehr beſtäubten Quartanten heraus, blies ihn ab, legte ihn auf ein Stehpult und begann, mitunter furchtſam nach der Thür lauſchend, zu blättern.

Herbigs ganze Seele ward immer ausſchließlicher blos Auge und Ohr. „Pa-pe-pi-po-pu —“ hörte er jetzt buchſtabiren, indem Agnes mit jedem ſpätern Selbſtlauter die Blätter auch ſchneller umwandte. Nun vernahm er wieder: „Pugna, die Schlacht — pugnus, die Fauſt — ha! pulcher, ra, rum — nun ſeht mir den Lügner! — wahrlich, ganz wie ich gedacht: fein, hübſch, ſchön!“ Sie klopfte freudig, doch möglichſt leiſe, ganz wie ein jauchzendes Kind, in die runden Händchen, brachte das ſchwere Wörterbuch wieder in Reihe und Glied und war im Hui wieder zur Thür hinaus.

Dieſer kleine Vorfall ließ alle Pulſe Herbigs freudiger klopfen. Es litt keinen Zweifel, daß die kleine Neugierige wohl die Vocabeln: mater und filia, wenigſtens von ihren Brüdern her, verſtehen gelernt hatte, daß aber das pulchra und pulchrior für ſie ein Stein des Anſtoßes geweſen war, den ſie ehemöglichſt wegzuwälzen nicht unterlaſſen konnte. Folglich — meinte Herbig — ſey er, aus deſſen Munde jener dunkle Sibyllenſpruch gekommen, ihr doch nicht ganz gleichgültig.

Hatte ſchon dieſer Gedanke eine recht wohlthätige Wärme in ſeinem Herzen verbreitet, ſo ward dieſe faſt zur Glut, als er Agneſen abermals, doch nun recht bedächtig, die Treppe herauſrauſchen und gerade auf ſeine Thür zuſchreiten hörte.

„Sind ſie wirklich munter, Herr Herbig?" — rief ſie, leiſe die Thür öffnend — „mein Vater will Ihren klirrenden Sporentritt vernommen haben." Herbig öffnete im Fluge und das braungelockte Pfarrerskind, ganz noch mit dem Roſenhauche innerlichen, ſich mühſam verbergenden Jubels übergoſſen, ſtand, ein aufgeſtelltes Schachbret vorſichtig tragend, in aller Liebenswürdigkeit vor ihm.

„Mein Vater" liſpelte ſie eintretend, halb beklommen, halb ſchalkhaft — „iſt für Ihre Unterhaltung und Ihr Vergnügen gebührend beſorgt. Deshalb läßt er ſehr um Verzeihung bitten, daß er, wegen Beſuchs eines Pachters noch nicht abkommen kann. An ſeiner Stelle ſoll ich — lachen Sie nur nicht! — Sie einſtweilen überhören." — Dabei ſetzte ſie das Schachbret bedächtig auf den Tiſch, holte Stühle herbei und machte zum Spiele die ernſtlichſten Anſtalten.

Herbigen wollte es durchaus nicht ein, einem Paar ſo lebhafter Augen gegenüber, die ſeinigen auf die gothiſchen Figuren der Elephanten und Rößlein zu ſenken. Kaum waren daher die erſten Züge gethan, als er mit einiger Verlegenheit der ſchönen Führerin des feindlichen Heeres zuflüſterte: „Sie verlangten heute früh von mir eine Ueberſetzung des Horaziſchen Verſes — Mein Herz iſt gewiß von jeder Falſchheit ſo weit entfernt, als die Waldkroner Ruine von Spitzbergen — Indeß — ich war ſo zerſtreut, der Ort ſo gefährlich — ich wußte auch noch ſo wenig, daß er eine durch Liebchens Klaggeſang geheiligte Stelle ſey — daß ich — doch nicht gewiß weiß, ob ich Ihnen die etwas ſchwierige Stelle völlig richtig entziffert habe. Wollen Sie mir jetzt erlauben, Ihnen die Sache genauer aus einander zu ſetzen?"

„Nein, nein!" — erwiederte Agnes etwas haſtig und bis an die ſchönen Augen mit Purpur übergoſſen — „Hätten Sie mir damals nicht die Wahrheit geſagt, wie dürft' ich jetzt darauf rechnen?"

„Zudem" — ſetzte ſie ſchon muthiger hinzu — „Wenn Jemand in einer fremden Sprache ſpricht, ſo will er ja, daß ihn ein Dritter nicht verſtehen ſoll. Es iſt alſo eine Unbeſcheidenheit von dem Unkundigen — nein! nein! ich mag es nicht wiſſen! Geben Sie lieber hübſch auf's Spiel Acht; Sie ſind am Zuge."

Das liebliche Mädchen, das ſelbſt ſchon an der echteſten Quelle zu ſchöpfen gewußt hatte, übte hiemit eine Art von, wie ſie meinte, wohlverdienter Strafe aus. Herbig ſollte zur Poenitenz ſpielen, und ſie wollte ſich an ſeiner Zerſtreuung und dem Peinlichen ſeiner Lage heimlich ergötzen.

Doch Vorſätze dieſer Art ſind leichter gefaßt, als ausgeführt. Nach einem zweiten verunglückten Verſuche, das Spiel zu beſeitigen, gelang es Herbigen, Agneſen doch in ein Geſpräch zu verwickeln, das immer anziehender und inniger, ja faſt zärtlich wurde. In wieder einer Weile wußte er ſich ſogar, über den Tiſch hinüber, ihres runden Händchens zu bemächtigen, und faſt gewann es das Anſehen, als ob auch die zwei übrigen Hände dieſem Beiſpiele folgen wollten. Schon waren beide auf dem Tiſche und der heilige Zirkel wollte ſich um das Schachbret dichter ſchließen, als eine Bewegung am Thürſchloſſe des Pfarrherrn Ankunft verkündigte. Herbig und Agnes fuhren zuſammen. Die Hände trennten ſich ſchnell, und als Herr Löwe wirklich eintrat, zogen beide Spielende zugleich.

„Ei, ei! ſo hitzig! ſo auf Sieg erpicht! Es iſt gewiß ein Hauptſchlag im Werke!“ — rief er, bedächtig auf den Tiſch zuſchreitend — „Hier, das Auge des Feldherrn ſo leuchtend, dort, die Wange der tapfern Amazone ſo glühend — Ruhe, Geduld, Umſicht iſt eine der Hauptſachen beim Spiele!“

Nun, das Schlachtfeld im Auge, erſtaunte er nicht wenig, den Kampf noch ſo wenig verwickelt zu finden. Herbig meinte ziemlich verlegen, es ſey ſchon das zweite Spiel; Agnes half, wie ſie glaubte, ſehr geſchickt nach, indem ſie verſicherte, ſie habe, wenn ſie nicht irre — das erſte gewonnen.

Herrn Löwens Wiederholen: „Wenn du nicht irrſt?“ — machte die Verlegenheit nur noch größer; es gab Fehler über Fehler auf beiden Seiten. Der kopfſchüttelnde Beobachter rief einmal über das Andere: „Sie ſtehen ja im Schach — das iſt ja der Springer, Agnes, nicht der Läufer — Ei, warum rochiren Sie nicht? — Nicht doch! wer wird Officier um Officier nehmen!“ Endlich konnte er es nicht länger aushalten. „Geh’ deiner Wege, Mädel!“ — ſagte er halb mißmuthig. „Was muß Herr

Herbig von mir, deinem Lehrer, denken? Haſt du es auch noch nicht bis zu Philidor und Stamma gebracht, ſo erzmiſerabel ſpielteſt du noch nie! Ei was! ein Mädchen kann wohl, einem fremden Manne gegenüber, ein wenig beſcheiden, ein wenig blöde ſeyn — aber im Spiele ſchont man den eigenen Bruder nicht!“

Sehr vergnügt ſprang Agnes auf und ſchlüpfte zur Thür hinaus. Ihr wurde freilich das beſſere Loos zu Theil; denn Herbigs Pein gieng nun erſt an. Er mußte ohne Pauſe zwei lange, ewig lange Spiele mit dem Paſtor abhaspeln; der Angſtſchweiß trat ihm dabei auf die Stirne; er war, da nun das dritte Spiel den eigentlichen Sieg entſcheiden ſollte, ſchon aus Verzweiflung entſchloſſen, Kopfſchmerzen vorzugeben, als Agnes, die mit Mathilden zuweilen an der Thür gelauſcht hatte, endlich Mitleid fühlte. Sie erinnerte die Mutter, daß es, wenn man wirklich in der Laube ſpeiſen wolle, ziemlich ſpät werde, und die Mutter erklärte daher, der Abend ſey zu ſchön, um ihn ganz in der Stube zuzubringen. Herbig athmete auf, unterſtützte ihre Diverſion durch die Kriegsliſt, daß er doch auch bei Abendlichte den Nelkenflor zu ſehen wünſchte — und ward endlich aus dem Zucht- und Strafhauſe entlaſſen. „Dieß Mal“ — dachte er, da er Mathilden den Arm bot — „in der Nähe eines Liebchens von Waldkron Schach geſpielt, und vor der Wanderſchaft nach Elyſium nicht wieder!“

Herbig mußte nun mit dem Herrn Paſtor ein Pfeifchen im Garten rauchen, und hätte, da ihm Agnes den brennenden Fidibus gab, ſich faſt die Finger verbrannt. Man ging ſelbander auf und ab; man bewunderte, bald ein-, bald zweiſtimmig, die wirkliche Titular-ſchwarze-Nelke, **Königin von Saba** getauft; Mathilde und Agnes beſchickten indeß in der Laube den Tiſch.

Während Herbig in Betrachtung und Bewunderung der Mohren-Majeſtät ganz vertieft ſchien, doch im Verborgenen nach der artigen Tafeldeckerin ſchielte, fiel ihm die Nothwendigkeit ein, morgen früh abzureiſen; es gab für ihn ja doch weiter keine offizielle Merkwürdigkeit in Waldkron, auch hatte er ſeine Schweſter von der bevorſtehenden Ankunft benachrichtigt und mußte fürchten, dieſe bei längerem Ausbleiben in Sorge zu ſetzen. Die bevorſtehende Trennung fiel ihm aufs Herz. Faſt unmöglich ſchien es ihm, ſich gegen Agneſen beim Abſchiede nicht einigermaaßen zu erklären — was ihn doch auch wieder in mancher Hinſicht zu frühzeitig dünkte. Wenigſtens, meinte er bei ſich ſelbſt, wolle er ſich vorher mit der geliebten Schweſter beſprechen.

Sonach faßte er den Entſchluß, gar nicht eigentlich Abſchied zu nehmen. Als ihn nun bei dem recht heitern und traulichen Abendmahle der durch das Laub blinkende Mond wieder hieran erinnerte, faßte er ſich einen Muth, dankte für die ihm bewieſene Gaſtfreundſchaft und fügte die Bitte hinzu, morgen mit dem früheſten, wenn alles noch ſchliefe, fortreiſen zu dürfen.

Agnes fuhr ein wenig zuſammen, maß ihn mit den Augen, ſpielte dann mit einer Blume, womit ein Obſt voller geſchmückt geweſen war, und ſagte, wie ſie meinte, recht herzhaft: „Ja, das Abſchiednehmen hat etwas ſo trauriges!“ Der Paſtor und Mathilde gaben ihre Einwilligung, und erſterer verſprach, den Knecht mit gehöriger Anweiſung zu verſehen.

Als hierauf ein anderes Geſpräch angeknüpft ward, ſtand Agnes haſtig auf, ſchlüpfte aus der Laube und kam nicht wieder. Auch Mathilde wünſchte bald den Männern gute Nacht und der Paſtor brachte Herbigen, nachdem man noch eine Weile im Garten auf- und abgegangen war, wie geſtern in ſein Zimmer.

Hier begrüßte den Gaſt eine recht willkommene, zart anſprechende Ueberraſchung; denn zwiſchen den beiden Blumentöpfen hatte ſich, und zwar höchſtens ſeit zwei oder drei Stündchen, in einer Kryſtallſchale ein Kranz von dem, am Vormittage gepflückten Vergißmeinnicht eingefunden.

„Gewiß von Agnes!“ — ſagte er zu ſich ſelbſt — „ein Abſchiedsbote, der ſtumm iſt, und doch redet! Wär' es wirklich ihr Wunſch, daß ich Sie nicht vergeſſen ſolle? So viel war erſichtlich, daß ſie nach meiner Erwähnung der frühen Abreiſe ſtill ward, daß ſie am Ausgange der Laube noch einmal nach mir zurück blickte!“

Auch als er mit der erſten Dämmerung aufgewacht war und ſich reiſefertig gemacht hatte, zog es ihn zu dem Vergißmeinnichtkranze. Er wollte einige der Blumen abpflücken und in ſein Taſchenbuch legen; doch kam ihm dieß, wie er lächelnd ſich ſelbſt ſagte, faſt allzu empfindſam, faſt allzu abgenutzt vor. Er zog daher vor, an der blaßgelben Schleife einen Raub zu begehen.

Doch wie? ſollte dieß ohne alle Vergeltung geſchehen? war er nicht vielmehr verbunden, in einem Hauſe, wo er ſo zuvorkommend, als gehöre er mit zur Familie, aufgenommen worden war, ein Zeichen ſeiner Dankbarkeit zurückzulaſſen?

Er muſterte Alles, was er bei und an ſich hatte; doch nichts ſchien ihm dazu paſſend. Zum Glück fiel ihm beim Packen des Mantelſacks ein Saffianfutteral in die Augen. Es enthielt einen recht artigen Ring, den er der geliebten Schweſter mitbringen wollte, einen ſehr reinen Chryſopras mit Brillanten umfaßt, der allerdings nicht unwerth ſchien, Agneſens weiche, reizend geformte Hand zu berühren. Ei nun, für Schweſter Luiſen gab es ja noch mehr Ringe in der Welt, und wär' ſie ſelbſt gegenwärtig geweſen, hätte ſie ſelbſt die vorliegenden Umſtände genau erwogen, gewiß, ſie hätte ſelbſt den ſchönſten ihrer Ringe vom Finger gezogen und dem geliebten Bruder damit ausgeholfen!

So dachte Herbig, und gedacht war gethan! Die Schleife wanderte in ſein Taſchenbuch; auf die ſchönſte roſenfarbene, fein gepreßte Viſiten-Karte, die ſich darin vorfand, wurden die Worte: der freundlichen Kranzwinderin! geſchrieben und das Blättchen nebſt Ringe auf den Blumentiſch gelegt.

Freudig, wie nach einem erfochtenen Siege, ſchlich Herbig leiſe die Treppe hinab, beſtieg ſein muthiges, vom

Großknechte vorgeführtes Roß, warf dem ſchier Verblüffenden einen brennend blanken Dukaten in den ehrerbietig gezogenen Hut, und eilte aus dem Pfarrhofe. Ein hinter dem behutſam gehobenen Vorhange hervorlauſchendes, gar niedliches Morgenhäubchen — wahrlich mit blaßgelbem Bande! — konnte vermöge der ſchwarzbraunen Locken, die darunter hervorringelten, Niemand auf der Welt, als der holden Agnes angehören.

Wenigſtens ward Herbig durch dieſe Ueberlegung in ſo angenehme Unruhe und Zerſtreuung verſetzt, daß er ſogar beim Vorüberreiten, über das Liebchen im Waldkroner Pfarrhauſe, das Liebchen in der Waldkroner Kirche gänzlich vergaß, und ſich erſt, da beide ein halbes Stündchen in ſeinem Rücken lagen, an letzteres erinnerte. Das Unglück dieſes Verſäumniſſes war zu ertragen; nach allen Pflichten der Höflichkeit konnte ja auf dem Rückwege ein kurzer Beſuch im Pfarrhauſe nicht unterlaſſen werden!

Die Fortſetzung der Reiſe ging glücklich und ohne irgend ein Abenteuer von Statten; möglich auch, daß Herbig jetzt zu Aufſuchen eines neuen keine Neigung fühlte. Er fand die geliebte Schweſter nicht nur als glückliche Gattin, ſondern auch ſchon als frohe Mutter; er fand ſich hierdurch, wußt' er gleich ſelbſt nicht, warum? wunderbar gerührt; er entdeckte Luiſen in einer vertraulichen Stunde nicht nur die Anwendung des für ſie beſtimmt geweſenen Ringes, ſondern auch ſeine Gefühle für das lebende Waldkroner Liebchen, und ward von der theilnehmenden Schweſter, nachdem ſie alle Umſtände von ihm aufs genaueſte erforſcht, zärtlich umarmt und zu Ausführung ſeines Vorſatzes auf das lebhafteſte ermuntert.

So machte er ſich denn, und zwar früher, als er erſt geſinnt geweſen, wieder fort, und ſah, als an einem ſonnenhellen Vormittage Schloß-Ruine und Kirchlein und Burgflecken Waldkron wieder vor ihm lagen, mit weit andern Empfindungen darauf hin, als das erſte Mal.

Gar leichtlich hätte ſeine Ungeduld, dem Herrn Paſtor nochmals für die freundliche Aufnahme, für Anſicht des Nelkenflors und für das höchſt anziehende Schachſpiel zu danken, ihm die fernerweite Beſichtigung des ſteinernen Liebchens abermals bis zum Wiedervorbeireiten verſchieben laſſen, wär' er nicht am Eingange des Kirchhofs ein paar Geſtalten gewahr worden, die kaum ein Landſchaftsmaler zu Staffirung dieſer lieblich-düſterromantiſchen Gegend ſchicklicher hätte wählen können. Giengen Gero's und Agna-Liebchens Schatten, wie ſie einſt von der Keckenſteiner Gränze bis zur Waldkroner Burg Hand in Hand gewandelt waren, bei lichtem Sonnenſchein hier noch um?

Das reizende Pilgerpaar — wenigſtens ſo weit ſchwarze Kleidung und große ſchwarze Hüte in der Entfernung die Aehnlichkeit hievon gaben — ſchritt eben durch die

Pforte. Herbig erinnerte ſich der romantiſchen Gerichts-Directors-Tochter, band ſein Pferd an einen Mauerring und ſchlich, da er das Pärchen bereits in der Vorhalle bemerkte, leiſen Schritts nach.

Und nicht blos, was er halb und halb vermuthet, ſondern weit mehr, als er zu hoffen gewagt, beſtätigte ſich ihm als Wirklichkeit; die beiden Pilgerinnen waren in der That die, auf Blondheit Anſpruch machende Albertine, und die ſchwarzbraun gelockte, liebliche Agnes. Letztere nämlich hatte, wie das in gewiſſen Herzens-Zuſtänden, beſonders an kleinen Orten, nicht ſelten der Fall ſeyn ſoll, ſeit ſehr kurzem, d. h. ſeit Herbigs Fortreiten aus der Pfarre, mit Albertinen eine ewige Mädchenfreundſchaft und Schweſterſchaft errichtet, und es ſtand nun zu erwarten, ob dieſe Ewigkeit länger dauern werde, als die in dergleichen Lagen gewöhnliche.

Herbig, hinter einem Baumſtamme lauſchend, war ganz Auge und Ohr.

Die beiden Wallfahrterinnen hingen Kränze unter das alabaſterne Liebchen von Waldkron. Kaum konnte er ſich bezwingen, nicht hervorzutreten; es trieb ihn gewaltig, Agneſens Hand zu faſſen und an ſeine Lippen zu preſſen. Doch bewog ihn die Neugier, das eben beginnende Geſpräch der Pilgerinnen zu behorchen.

„Ja, nicht wahr," — begann Albertine — „nun haſt du auch die Leiden der Liebe kennen gelernt? nun eyferſt du auch dem Liebchen von Waldkron?"

„Es iſt ja nur Scherz," — erwiederte Agnes — „obwohl ein recht lieblicher. Auch bin ich dir ſo gut, ſo herzlich gut, daß ich gern ein wenig mit dir ſchwärme!"

„Scherz?" — verſetzte Albertine — „Mache mir das nicht weiß. Ich kenne das beſſer; du haſt mir ja ſelbſt ſchon genug geſtanden. — Freilich — du haſt gut reden! Wär' aber dein Vater und deine Mutter auch ſo grauſam, als die meinigen. —"

„Davon iſt gar nicht die Rede!" — lächelte Agnes — „Man kann ja wohl von Jemand ſprechen, kann an hohen Feiertagen ein Andenken von ihm tragen, kann ſich allenfalls unter Freundinnen mit ihm aufziehen laſſen, auch wenn man" — jetzt ward ihre Stimme doch ein wenig wehmüthig — „auch wenn man ihn vielleicht im Leben nicht wieder ſieht!"

Die beiden Herzensfreundinnen umarmten und küßten ſich. Herbig rief: „Süße Agnes!" und küßte ihre Hand. Die Mädchen waren einmal ins Küſſen gerathen; weiß der Himmel, wie es zuging, es gab eine Verwirrung ſonder Gleichen; Herbigen gelang es, ſie zu benutzen, und von jeder auch einen Kuß wegzukriegen. Das alabaſterne Waldkröner Liebchen, jetzt vom ſeitwärts hereinbrechenden Sonnenſtrahl hell beleuchtet, blickte recht freundlich und wohlgefällig auf ſeine drei Verehrer herab.

Agnes ſchien nun beſtürzt und ſchwieg einen Augenblick. Dann glaubte ſie den vorgefallenen Irrthum verbeſſern zu müſſen und begann mit fremd höflicher Stimme: „O recht ſchön! recht ſchön, daß ein Ungefähr uns wieder zuſammenführt! Sie haben in unſerer Oberſtube einen Ring vergeſſen —"

„Den Sie nicht behalten wollen?" — bat Herbig zärtlich. „Den Sie nicht tragen wollen?" ſetzte er wärmer hinzu.

Agnes ward glühendroth und verbarg ihr Geſicht an Albertinens Buſen.

„Nicht? Wirklich nicht?" — fuhr Herbig faſt mit Heftigkeit fort — „auch dann nicht, wenn ich Sie um eine gleiche Gabe — ſey es auch erſt vor dem Altare — beſchwöre und bitte?"

Agnes bebte und erhob von der Bruſt der Freundin die blitzenden Augen ein wenig nach dem feurigen Dränger

„Was wollt Ihr Euch quälen, Ihr Glücklichen?" — fiel Albertine raſch ein und zog Agneſen mit leichter Wendung den Handſchuh ab. Feurig und lichtgrün funkelten Chryſopras und Brillanten an dem niedlichſten aller Herzfinger.

„O du Falſche!“ — rief Agnes faſt weinend — „hab' ich mich deswegen dir vertraut, daß — ?“

„Süße Agnes!“ — flehte Herbig.

„Böſe Albertine! — lieber, lieber Herbig!“ erwiederte Agnes.

Ehe man ſich's verſah, gab es wieder ein küſſendes Kleeblatt, und Albertine meinte, halb ernſthaft, halb lachend: dießmal müſſe ihr Werling doch gewiß verzeihen; hier, unter dem Bilde des Liebchens von Waldkron — ſie wiſſe wahrlich nicht, auf was Weiſe ſie mit unter das glückliche Liebespärchen gerathen ſey! —

Noch vor Verfluß eines Vierteljahres wandelte das lebenswarme Liebchen von Waldkron, an Herbigs Hand und im ſchwarzbraunen Haar die Myrtenkrone, bei dem ſteinernen vorüber zu Kirche und Altar. Mathilde ging mit freudiger Wehmuth der geliebten Tochter zur Seite, und der Vater, dem nun endlich über das weiland tumultuariſche Schachſpiel ein Licht aufgegangen war, ſtand im feſtlichſten Ornate, harrend auf den Stufen, die Liebenden einzuſegnen.

Auch die Grauſamkeit von Albertinens Aeltern legte ſich, ſobald Werling eine einträglichere, ihren Mann nährende Stelle bekommen hatte. Mithin hat auch hiebei die ſchützende Macht, welche das Liebchen von Waldkron an Liebenden beweiſt, nicht das Mindeſte von ihrer Glaubwürdigkeit verloren, und es bleibt allen Preßhaften freigeſtellt, Kränze ſpendend zu dieſem huldvollen Heiligenbilde zu wallfahrten.

VI.

Kleinigkeiten.

1.

Der Wunderthäter.

Kam nach Bajaſit der Biſchoff
Von dem Kloſter Eſchmiazyn *)
Auf Bereiſung ſeines Sprengels,
Wollte ſich nach weiter Wand'rung
An des Gaſtfreunds Tiſche laben.

Und als ſie zum Male gehen,
Giebt der Wirth ihm einen Stecken.
„Nimm ihn, gleich den andern Gäſten,
Dich der Schlangen zu erwehren,
Die, ſobald ſie Speiſe wittern,
Aus den Mauerritzen dringen
Und nach Kelch und Schüſſel züngeln."

„Der das Schlangen-Haupt zertreten," —
Spricht der Biſchoff — „wird mich ſchützen,

---

*) Beide in der Nähe des Ararats gelegen.

Und ſo lang' in meinem Munde,
Welcher Speiſe jetzt verlanget,
Zähne ſind, ſie zu zermalmen,
Fürchtet nichts vom Biß der Schlangen!"

Knieend faltet er die Hände,
Setzt dann furchtlos ſich zur Tafel;
Zur Verwund'rung aller Gäſte
Läßt ſich keine Schlange blicken.

Ja, als nach vollbrachtem Mahle
Nun der Biſchof fürder ziehet,
Wird Geräuſch, Geziſch vernommen,
Wird es reg' in allen Sträuchen,
Wird es reg' in allen Schluchten,
Wimmelt es auf allen Wegen.
Schlangen jeder Größ' und Gattung
Ziehen eilig fort in Schaaren.

Drob erſtaunen ſelbſt die Greiſe,
Die dergleichen nie geſehen;
Ja, der Paſchah, ſchier erſchrocken,
Läßt bei Todesſtraf' erkunden,
Wie das Wunder ſich begeben.
Und vernimmt des Biſchoffs Rede.

Eiligſt ſendet er, um ferner
Stets befreit zu ſeyn von Schlangen,

Reiter aus mit dem Befehle,
Wie dereinſt das Haupt Johannis,
Ihm des Biſchoffs Haupt zu bringen,
Daß nicht jetzt, und nicht im Alter,
Je dem Mund' ein Zahn entfalle.

Als der Fromme nun getödtet,
Wird, um ihn nach Pflicht zu ehren,
Wo er fiel, ſein Leib begraben
Und ein Steinmaal hochgethürmet.
Doch das Haupt, in feſter Kiſte
Kühlen Bleies wohl verwahrt,
Schmückt den Eingang des Pallaſtes,
Und dabei brennt eine Lampe,
Reichlich ſtets verſorgt mit Oehle .
Aus des Paſchah's eignem Seckel,
Daß auch in der Nacht, wer wolle,
Bei des Heil'gen Haupte bete.

Alſo wird die Mähr berichtet
Von Artem von Wagarſpapat *);
Hielt's wohl Mancher ſonſt für Gleichniß —
Manchen Volks und ſeiner Weiſen.

---

*) Artemius von Wagarſpapat am Gebirge Ararat, aus dem Armeniſchen in's Ruſſiſche und aus dieſem in's Deutſche überſetzt. Halle, bei Hemmerde, 1821.

2.

Die gehorſame Tochter.

Zärtlich glüht' ich für mein Mühmchen,
Das, aufs höchſte ſechszehn Jahr,
Glich der Nacht ſchon Aug' und Haar,
Schier ein Strauß von Maienblümchen
Und von Maienröschen war.

Doch, ſo gut ich angeſchrieben
Bei der Mutter, wie beim Kind:
Nantchen ſchien ein Wirbelwind,
Fiel das kleinſte Wort vom Lieben,
Und die Mutter war — nicht blind!

Endlich kam Walpurgis-Feier,
Da Mama die Welt erblickt;
Ich, ſtets fertig und geſchickt,
Griff gewaltig in die Leier
Und die Mutter war umſtrickt.

Höchlich pries ich nun die Stunde
Nebſt — der Schönheit der Natur,
Gänzlich zu genießen nur

Im romant'ſchen Plaunſchen Grunde *),
Bis — vor's Haus der Wagen fuhr.

„Wahr iſt's! prächtig iſt das Wetter,
Nur die Leute — —" ſprach Mama;
Nantchen, mit dem Hut ſchon da,
Meinte: „'s iſt ja doch der Vetter!"
Und die Mutter ſagte Ja.

Sittſam Nantchen gegenüber
Saß ich nun mit inn'rer Glut,
Doch ein Wenig auch voll Wuth!
Sie — die ich umarmt doch lieber,
Sah ich wenig, nur den Hut!

Nun, der Menſch muß Alles tragen —
Wenn nicht Auge ganz, doch Ohr,
Das kein leiſes Wort verlor,
Saß ich ſtandhaft — und der Wagen
Fuhr beim Hegereuter **) vor.

Sanft am Fuß granitner Hügel
Lehnt das Haus, bekränzt mit Grün;
Alles fing erſt an zu blüh'n.
Und des Wehres Silberſpiegel
Sah man durch Smaragden zieh'n

---

*) Bei Dresden.

**) Ein dort befindlicher, ſehr beliebter öffentlicher Ort.

Nantchen rief mit Engelsblicken:
„Mutterchen, o könnt' ich hier
Doch das erſte Veilchen Dir
Heut zum Angebinde pflücken!
Ach, was gäb' ich nicht dafür!“

Solch ein Fund iſt nicht zu zwingen;
Folglich ſucht' ich ſchnell das Wort
Von des Waſſers Ufer fort
Auf das Waſſer ſelbſt zu bringen,
Und rief aus: „O ſeh'n Sie! — Dort!“ —

„Wie die Wellen jagen, fallen,
Wie ſich Strahl in Strahlen bricht —
Nein! die Sprache ſchildert's nicht,
Dieſes Schäumen, Brauſen, Wallen,
Golddurchblitzt vom Sonnenlicht!“

„Gleich als hätte Bruſt und Glieder,
Von des Frühlings Luſt verführt,
Heut die Nymph' in Stahl geſchnürt
Und mit grünendem Gefieder
Sich den Silberhelm geziert;

„Alſo ſchimmert's — Farrenkräuter
Sind als Federn anzuſeh'n,
Die vom Helm der Heldin weh'n;
Ja noch mehr“ — — ich kann nicht weiter;
Denn ich ſah ein Veilchen ſteh'n.

Unbemerkt es zu erlangen —
Einer ſchönen Löſung Pfand —
Bückt' ich mich, als ſey das Band
Meiner Schuhe aufgegangen;
G'nug, das Veilchen ward entwandt.

Und nach einem ſtummen Weilchen
Kam auf's Neu ein Wort in Fluß;
Ich erklärte, daß ein Kuß
Eigentlich das erſte Veilchen
Jederzeit bezahlen muß.

Nantchen hatte nichts dawider,
Bis — ich ihr das Veilchen bot.
Aber nun gab's große Noth;
Starr zur Erde ſah ſie nieder,
Im Geſichtchen feuerroth.

„Ei, verdirb uns nicht das Wetter!
Warum haſt du Ja geſagt?" —
Sprach die Mutter — „Friſch gewagt!
Gieb ihm einen — 's iſt der Vetter! —
Daß ihr euch nicht lange plagt!"

Nantchen fieng faſt an zu weinen,
Rief recht mißgelaunt: „Nun da
Iſt der Kuß — ich muß es ja!
Doch — ich bitte! — nein! nur einen!
Denn nicht mehr befahl Mama!" —

Doch — wohl fruchten Mutterlehren! —
Noch in ſelb'gem Blüthenthal,
Noch an ſelb'gem Abend ſtahl
Ich manch Küßchen — ohne Wehren,
Ohne daß Mama befahl.

Noch war nicht der Lenz entwichen,
Als ich an der Buchenwand
Einſt umarmt mit Nantchen ſtand;
Leiſe kam Mama geſchlichen,
Rief, als ſie uns küſſend fand:

„Nun fürwahr, faſt will mir's ſcheinen,
Als ſey nicht zu groß die Qual,
Ja, du gäbſt noch zu der Zahl —“
„„Nein, Mamachen! ſtets nur einen —
Doch verſteht ſich — auf ein Mal!““

8.

Die Schwalben.

„Geh' heim, hold Kind! 's kommt Regen!
Die Schwalben ziehen ſo tief,
Als wollten ſie drauf horchen,
Was Jemand im Boden rief.“

„„Was ſoll ich denn daheime?
Mein Vater und Mutter iſt todt —
Der Regen kann nur netzen,
Läßt meine Wange wohl roth.““

„Such' Dach, hold Kind! die Strahlen
Der Sonne ſtechen ſehr;
Glut ſäumt der Wolken Ränder;
Es naht ein Wetter ſchwer!“

„„Ward vielmal ſchon vor'm Sturme
Geſchützt vom Felſenbach,
Geſchützt vom Laub der Bäume;
Mich traf kein Ungemach.““

„Sieh ferne Blitze zücken!
Horch, wie der Donner rollt!
Der Blitzſtrahl ſucht die Bäume,
Weil ihrem Stolz' er grollt!“

„„Sind ſtolz die hohen Bäume,
Voll Demuth iſt mein Sinn;
So werd' ich ſie beſchützen —
Weiß nirgends ſonſten hin.““

„Zieh mit nach meinem Schloſſe,
Auf Felſen dort gehäuft,
Deß Bild in Stromes Spiegel
Jetzt Schatten überläuft.“

„„Habt Dank, habt Dank, Herr Ritter!
Mir gnügt der Wald zum Haus;
Manch Mägdlein zog zu Schlöſſern,
Trat weinend wieder heraus.““

Das Mägdlein zog von dannen,
Die Schwalben ſchwirrten ſo froh;
Sie flogen zum Neſtlein und wieſen
Der Maid ein Hüttchen von Stroh.

„„Habt Dank, habt Dank, ihr Schwalben!
Hier find' ich ſichern Port,
Und zieh', hellt ſich der Himmel,
Leicht, wie ich kommen, fort!““

Sch

Sagen, Erzählungen

und

Novellen.

Von

Friedrich Kind.

BIBL.
VNIVERS.
LIPS.

Zweites Bändchen.

Leipzig,
bei C. H. F. Hartmann.
1829.

Inhalt

des zweiten Bändchens.

Seite

I. Cabale und Liebe 1

II. Der Wahlſpruch 59

III. Der Gang um Mitternacht 77

IV. Der Wolfskampf 157

V. Der dienſtbare Geiſt 167

VI. Die Thurmfahne 225

VII. Der blinde Meiſter 231

VIII. Kleinigkeiten 281

  1. Die Silberquelle.

  2. Der Roſenſtock.

  2. Die drei Worte.

I.

Kabale und Liebe.

1.

„Lauf nicht zu weit, daß ich dich nicht verliere! Wie das nebelt! kaum kann ich dich ſehen. Ach, und wie kalt! Die Nägel möchten mir ſpringen!" — ſo jammerte das ſiebenjährige Käthel, das im ſchneebedeckten Walde mit dem älteren Bruder Holz las.

„Wärſt du doch daheim geblieben!" — antwortete dieſer, indem er ſich in die erſtarrten Hände blies — „ich hätt's ſchon allein verrichtet. Was können wir thun, ſeit Bruder Ludwig entlaufen und die Mutter begraben iſt? Laß uns froh ſeyn, daß ich noch ſo jung bin, und wohl immer ein Knirps bleibe. Die rothe Halsbinde haben ſie mir ja ſchon in die Wiege gelegt! Dann wärſt du ganz allein mit dem Großvater."

„Sey guten Muth's, Käthel!" — ſetzte er tröſtend hinzu — „Was thut ſo ein biſſel Kälte? Schau auf! Der Nebel fällt; wir bekommen hell Wetter."

So war es auch. Selbſt der Dunſt am Himmel zertheilte ſich; dieſer ward blau, und die Sonne blitzte in tauſend Edelſteinen und Perlen, die noch federartig an den Zweigen hingen, oder, von der Morgenluft berührt, flinkernd herabzitterten.

Im Sonnenſtrahl, doch mehr noch durch ämſiges Holzſammeln, erwärmten ſich die Geſchwiſter und ihr Herz ward froher. Käthel wies nach der lichten Stelle über dem Hügel und meinte in kindlicher Einfalt, durch den Wald dort möge der Weg zum Himmel gehen; wenn ſie größer werde, wolle ſie die Mutter einmal aufſuchen. Der Bruder aber, der ſich weit klüger dünkte, belehrte ſie, es müſſe ja wohl von dem höchſten Berge aus die nächſte Straße zum Himmel führen. Unter dieſem Geſpräch hatten beide den Holzſchlitten beladen, ſpannten ſich vor, und zogen ihn auf dem Raine nach der Landſtraße.

Hier aber hielten ſie plötzlich an; denn es kam ein ſchlankes, faſt ärmlich eingehülltes und jetzt bleiches Mädchen auf ſie zu und fragte, ob es nicht in der Nähe eine Schmiede, wenigſtens eine Hütte gebe? In kleiner Entfernung aber rückte, mit Einem abgematteten Pferde beſpannt, ein Fuhrwerk Schritt vor Schritt näher, das für ein Mittelding zwiſchen Planwagen und Kutſche gelten konnte.

Die ſo Reiſenden waren eine franzöſiſche Comödianten-Familie, die von einem eingegangenen Theater entlaſſen, in der Hoffnung, hier angeſtellt zu werden, ſich auf den Weg gemacht hatte. Das blaſſe, zart aufgeſchoſſene Mädchen hieß Aimée. Herr Fabrice, der bejahrte, etwas finſtere Vater, leitete den grünweißen

Schimmel, obſchon von dem ein muthwilliger Seitenſprung nicht zu befürchten ſtand. Die Mutter, vom heftigen Stoße des Wagens an einen, wegen des Nebels nicht geſehenen Stein, noch erſchrocken, ſaß darin. Die Stelle des zerbrochenen Hinterrads aber erſetzte, mit Hülfe eines Handbeils, ein junger Italiener und Tänzer, Namens Guiscardo, der, obwohl von ſehr vortheilhafter Geſtalt und in ſeiner Kunſt ſchon vorzüglich, dennoch aus inniger Liebe zu der Tochter, ſein Loos mit dem dieſer Familie verbunden hatte.

Der in ſeiner Art kluge Bauerknabe ſah bald, woran es gebrach. Er meinte zu den Fremdlingen, ſie hätten ſich ganz an die rechten Leute gewendet; ſein Großvater ſey ein Stellmacher und werde zu helfen wiſſen. Herr Fabrice fand dieß ſehr erwünſcht und man nahm ſeine Richtung nach dem Dorfe. Käthel hatte, um doch auch etwas zu thun, den Schlitten hinten-an den Wagen gehängt; Aimée faßte beide Kinder liebreich bei der Hand, und das jugendliche Kleeblatt lief nun dem ſich nachſchleifenden Fuhrwerke als Wegweiſer voran.

So gelangte man zu Großvater Ulrichs, gleich den benachbarten, verfallener und wie ausgeſtorben ſcheinender Hütte.

Sie mochte ehedem in leidlichem Zuſtande geweſen ſeyn. Noch hingen verdorrte und erfrorne Reben um die, hier mit runden Scheiben, dort mit geöltem Papier, verſehenen Fenſterrahme; noch zeigten Buxbaum- und Salbei-Einfaſſungen, aus dem Schnee hervorgethaut, daß es dereinſt hier Blumenbeete gegeben habe. Das Innere hingegen deutete auf die drückendſte Armuth. Ein Kachelofen, nur halb lau, ſchien faſt das einzige brauchbare Geräth. Der Großvater, ein eisgrauer Siebziger, ſaß in der dürftigſten Bekleidung auf einem Schemel und las mit der Brille in einem großen, meſſingbeſchlagenen Buche; trotz des kühlen Lehm-Eſtrichs deckten nur Holzſchuhe ſeine ſennigen Füße. Er ſah ſich, als die Enkel die gebrechliche Thür aufriſſen, ob er wohl die mit eintretende junge Fremde bemerkte, gleichgültig um und fragte dumpf, was ſie begehre?

Doch kaum hatte ſie den erlittenen Unfall berichtet, als der Graukopf, nach alter deutſcher Sitte und mit Eifer für die ehemalige Handthierung, aufzuleben ſchien. Das ſchlanke, frierende Mädchen mußte ſich ſogleich auf die Ofenbank ſetzen, auch die Mutter hereinkommen. Die Kinder konnten von dem mitgebrachten, kniſternden Reiſig nicht ſchnell genug Feuer aufrichten, und was nun Ulrichs halb verroſtetes Handwerksgeräth, was ſein dürftiger Holz- und Eiſen-Vorrath vermochte, ward angewandt, um in das ſchadhafte Rad neue, tüchtige Speichen einzuziehen.

Fabrice und Guiscardo, welchen dieſe gutmüthige Dienſtfertigkeit ungemein gefiel, gewannen Vertrauen zu dem Greiſe, und auch er ward nach und nach geſprächiger. Als der Wagen wieder im Stande war, fragte er ſie, wohin? und als ſie ihm nun erzählten, daß ſie, wegen einer Empfehlung an den herzoglichen Kammerdiener, Herrn *Perrotin*, bei Hofe ihr Brot zu finden hofften, riß er ſchnell die Mütze vom kahlen Scheitel und rief: „O liebe Herren, wenn ſie *den* zum Freunde haben, da iſt's eben ſo gut, als wär' es der Herzog! Glauben Sie mir — den einzigen erwachſenen Enkel haben ſie unter die Grenadiere geſteckt, meine Schnur iſt vor Gram geſtorben, weil er's nicht aushalten konnte und deſertirte — dann haben ſie mir Alles, was vorhanden war, als ſein künftiges Erbtheil eingezogen, haben mir auch die paar Bäume im Buſchfleckchen draußen weggeſchlagen, wovon ich Schirrholz machte — nun freilich, die brauchte man der Orangerie halber! — aber, wenn Herr Perrotin in dieſem Augenblicke hereinträt' und ſagte: die alte Bibel da, die iſt mein! — ja, liebe Herren, ob ſie gleich vom Ur-Urohm ein Erbſtück iſt, ich würde die Brille noch zum Andenken hineinlegen und ihm das Buch geben.“

Der Alte wiſchte ſich die Augen, ſah gen Himmel und ſchwieg. Seine Gäſte hätten nun wohl Urſache gehabt, über das, was ſie von der Macht ihres gehofften Gönners hörten, ſich zu freuen; allein Vater Fabrice zog die graubuſchigen Brauen finſter zuſammen, Guiscardo ſah nach der ſonſt immer heitern Aimée, der eine Thräne über die Wange rollte, und Aller Blicke ſprachen etwas Unheimliches aus. Dann ſchüttelten die Männer dem Greiſe, der ſich für den geleiſteten Dienſt nichts aufdringen ließ, herzlich die harte Hand, und alle ſtiegen wieder ein, um die Reiſe fortzuſetzen.

2.

Der Herzog, bei deſſen prachtvoller Hofhaltung Fabrice mit den Seinigen Anſtellung hoffte, gab eins der warnenden Beiſpiele ab, wie, durch ungünſtige Verhältniſſe, die ſich ja kein Sterblicher ſelbſt wählt, auch eine edlere Natur entwürdigt, wie durch fehlerhafte Erziehung der Segen, den bei wohlgeordneter monarchaliſcher Verfaſſung das Erbrecht gewährt, in Fluch verwandelt werden kann.

Der ehrwürdige Stamm, dem er entſproſſen, hat ſowohl in frühern, als in den neueſten Zeiten, achtbare Regenten und tapfere Vaterlandsſtreiter unter ſeinen Zweigen erblickt. Er ſelbſt war der Erſtgeborne eines Vaters, der früher in auswärtigen Kriegsdienſten nicht geringen Ruhm erworben hatte, ſpäterhin aber, ohne alle Ausſicht auf den Herzogsſtuhl und von dem Regierenden gehaßt, faſt bis zur Dürftigkeit herabſank. Sein Geſuch um ein nicht beträchtliches Darlehn *), womit er ſich, von Schulden gedrückt, an die ſtändiſche Verſammlung wandte, wurde eine Zeit lang hingehalten, ſodann aber mit einem trockenen: „Es kann nicht ſeyn!“ zurückgewieſen. Hierüber empört und, darf man gleichzeitigen Geheim-Geſchichtſchreibern glauben, von den Künſten eines Jeſuiten umſtellt, trat er in ſeinem acht

---

*) Nicht mehr, als ſechs- bis zehn-tauſend Gulden, zu deren Erſtattung er noch dazu ſeine Apanage-Gelder anweiſen wollte.

und zwanzigſten Jahre zur Römiſchen Kirche über, und ward bald darauf der Gemal einer deutſchen Fürſtentochter, die für eine der reichſten Parthieen in Europa galt. *)

Das von keiner menſchlichen Klugheit vorherzuſehende Abſterben der nächſten Verwandten rief dieſen Prinzen zur Regierung eines Landes, deſſen proteſtantiſche Einwohner, ſchon wegen ſeiner Religionsveränderung und der Vermälung mit einer Römiſch-Katholiſchen Prinzeſſin, kein Vertrauen zu ihm hegten, und wider das er, unfürſtlich genug, noch wegen der Verweigerung des verlangten Vorſchuſſes, aufs Höchſte erbittert war. Die Aerndte ſolcher Ausſaat iſt leicht zu berechnen. „Vom erſten Tage ſeiner Regierung an" — ſagt ein durch Verborgenheit geſchützter Chroniſt — „zeigte er ſich ſeinen Unterthanen als einen *aufgebrachten Herrn*, und dieſe *thaten ſich gleichergeſtalt keinen Zwang an*."

---

*) Er war ohne Zweifel derſelbe, welcher in *Schillers*, damals noch vulkaniſche Phantaſie, vielleicht in Verbindung mit Einigem, was der Dichter von *Schröpfers* wohl noch nicht ganz durchſchauten Umtrieben erfahren hatte, den erſten Funken zu dem (nur unvollendet *ſcheinenden*) „Geiſterſeher" warf. — Sollte man übrigens in vorliegender Erzählung, nicht blos durch die *abſichtliche* Wahl der Aufſchrift geleitet, hie und da auf Aehnlichkeiten mit dem Trauerſpiele gleiches Namens ſtoßen, ſo halte man ſie nicht vorſchnell für aus demſelben entlehnt. Es wäre ja der Fall denkbar, daß beide Verfaſſer aus denſelben, oder doch gleichen Quellen geſchöpft hätten.

So empfing denn, wenn ſonſt nicht blos ſilberne Zähren *) am fürſtlichen Trauergerüſt prangen, wenn den Nachfolger ſtahlgepanzert die Treue und roſenbekränzt die Hoffnung zu den Stufen des Throns leitet, der Bedauernswerthe, von dem wir ſprechen, ein furchtbares Erbtheil — nicht ſowohl laut ausgeſprochenen Haß, ſondern die Nichtachtung, ja, Verwünſchungen gegen den iſraelitiſchen Miniſter abgerechnet, das abſichtliche Vergeſſen ſeines Vorgängers.

Doch — wie dürfte ohne Ungerechtigkeit dieß mit Stillſchweigen übergangen werden? — auch der junge Erbprinz hatte nur einen ſtrengen Richter, nur einen Peiniger verloren. Der Verblichene, faſt nur Soldat und dem Erſtgebornen von Kindheit an abgeneigt, ließ ihn nicht nur auf eine wahrhaft knechtiſche Art erziehen, ſondern ſogar nicht ſelten, indem er die jüngern Geſchwiſter liebkoſete, wegen geringer Verſehen durch einen alten Corporal züchtigen. **) Auch die Mutter ſoll ihn

---

*) Bekanntlich eine, freilich geſchmackloſe und lächerliche, Verzierung der Leichentücher bei prachtvollen Trauer-Feierlichkeiten.

**) Wem fällt hiebei nicht Schillers Don Carlos ein, wenn er (Act. 1. Sc. 2.) ſagt:

„— — die Rache —
im Angeſicht des ganzen Hofgeſindes,
das mitleidsvoll im Kreiſe ſtand, ward ſie
auf Sclavenart an deinem Karl vollzogen“ ꝛc.

Der hier in Frage befangene Prinz ſoll übrigens dieſe Behandlung dem gezwungenen Vollſtrecker grauſamer Befehle niemals nie geliebt und geſchützt, ſondern ſtets die ſpäter gebornen Kinder ihm vorgezogen haben.

Der Erbprinz hatte noch nicht das zehnte Jahr zurückgelegt, als der Vater vor einen höhern Machthaber gerufen ward. Es folgte nun die vormundſchaftliche Regierung der herzoglichen Wittwe. Dieſe war gutdenkend und geiſtreich, von aller Bekehrungsſucht weit entfernt, eine Freundin der Wiſſenſchaften und Künſte. Sie wollte allenthalben das Beſte, opferte ſogar, den Mißvergnügten nachgebend, die allgemein gehaßte hebräiſche Excellenz der ſtrafenden Gerechtigkeit, ließ ſich aber doch auch von ihrem Beichtvater, einem Capuziner, zu ſehr bedenklichen, zuletzt völlig mißlingenden Schritten verleiten.

In Bezug auf ihre Kinder konnte man ihr, wenigſtens nach den damals gewöhnlichen Anſichten, keinen Vorwurf machen. Doch auch eine noch weit zweckmäßigere Erziehung würde bei dem Erſtgebornen, von ſo großen Fähigkeiten er war, fruchtlos geblieben ſeyn. Er hatte von den früheſten Tagen an Widerwillen gegen alles Lernen gefaßt; er gedachte bei jedem gedruckten Buche *) an den kleinen Infanterie-Säbel, deſſen

---

vergeſſen, ſondern noch, da ihm zwei Tage nach Antritt der Regierung die Nachricht von des Corporals Tode überbracht wurde, geäußert haben: „dieſer Unglückliche hat wohl daran gethan, aus der Welt zu gehen!“

*) Er ſoll, von des Vaters Tode an, nie gedruckte Bücher, wohl aber, und zwar mit unglaublicher Geſchwindigkeit, geſchriebene geleſen haben.

Streiche ihm der Corporal hatte zuzählen müſſen; Fühlloſigkeit, Trotz, Vorahnung deſſen, was ihm dereinſt nicht entzogen werden könne, hatten ſich wie eine eiſerne Rinde um ſein Herz gelagert. Seine Vorgeſetzten und Lehrer aber, klein denkende Seelen, wagten es, aus Furcht vor der Zukunft, nicht mehr, Gehorſam zu fodern.

Die Herzogin-Regentin führte ihn und ſeine jüngern Brüder an einen der ausgezeichnetſten Königshöfe; nur das dort zur höchſten Vollkommenheit gelangte Soldatenweſen erregte ſeine Aufmerkſamkeit. Sie ließ ihn, wie dieß die Sitte jener Zeit mit ſich brachte, doch leider! nur in Begleitung eines zwar ſehr witzigen, aber auch höchſt lockern franzöſiſchen Cavaliers, nach Paris reiſen; der Glanz der Schauſpiele, Freigeiſterei, Rühmen und Liebeshändeln, erſtickten manchen noch übrigen Keim des Guten; Lobeserhebungen elender Schmeichler, gewinnſüchtiger Glücksritter und anderer Betrüger brachten ihm eine ungemein hohe Idee von ſeinen Vorzügen bei, und überredeten ihn, daß für den Geſetzgeber kein Geſetz vorhanden ſey. So brachte er denn durchaus nichts vom Auslande zurück, was ihn zum Herrſcher tüchtig gemacht hätte, wohl aber des Gegentheils mehr als zuviel. Als er, ſechszehn Jahr alt, folglich nach den Hausgeſetzen volljährig, heimgekehrt war, endete ſich die vormundſchaftliche Regentſchaft mit ſeiner Vermählung an eine geiſtvolle und reizende Prinzeſſin, eine Verbindung, die auch in politiſcher Hinſicht unter die vortheilhafteſten zu zählen war. Er ſelbſt trat die Regierung an, und die Herzogin-Mutter, zwiſchen der und ihm höfiſche Zwiſchenträger immer von Neuem Samen der Zwietracht ausſtreuten, zog ſich auf ein entferntes Schloß zurück, wo ſie auch ihr Leben beſchloſſen hat.

3.

Welche Hoffnungen durfte wohl der Vaterlandsfreund von einem ſo erzogenen, erſt ſechszehnjährigen, nunmehr unbeſchränkten Herrſcher hegen? Und dennoch gab man nicht Alles verloren. Der junge Herzog beſaß unläugbar einen ſcharfen, Alles leicht faſſenden Verſtand, ja, wenn er wollte, gewinnende Anmuth im Umgange; er liebte ſeine Gemalin ſo zärtlich, daß er, ſelbſt bei den kürzeſten Trennungen, z. B. bei Jagden, von Viertelſtunde zu Viertelſtunde Couriere an ſie abgehen ließ. In dieſer alſo erblickte man an ſeiner Seite einen Schutzgeiſt.

Die Täuſchung war von kurzer Dauer; zu tief ſchon hatte das Schlingkraut des Böſen gewurzelt. Ueberſah gleich die jugendliche Herzogin mit immer zu Aufopferungen bereitwilliger Sanftmuth, mit faſt ihr Alter überſteigender Klugheit, ſo Manches; die Kränkungen wiederholten ſich zu oft, Einflüſterungen der, in Mißhelligkeiten der Gebieter Vortheil findenden Hofleute kamen dazu. Beſonders wußte der erklärte Günſtling des Herzogs, aus einem ſehr vornehmen Hauſe, ein ſchöner, in allen ritterlichen Künſten geübter und dabei ſehr ſchlauer Mann — er mag hier Graf Wildau heiſen! — auf der einen Seite die Ausſchweifungen des Regierenden zu befördern, auf der andern, aus nichts weniger, als uneigennütziger Abſicht, gegen die Beleidigte die täuſchendſte Theilnahme zu heucheln. Genug, das Maas des Ertragbaren war überſtiegen. Die gewaltſame Hinwegführung einer vertrauten, doch dem Herzoge verhaßten Kammerfrau auf ein feſtes Schloß, gab den Ausſchlag. Die Herzogin begab ſich, ſobald ſie davon erfuhr, unangemeldet, doch mit einem kleinen Schmuck angethan, in den Audienzſaal, trat dem Herzoge, der auf die Jagd wollte, unvermuthet entgegen und bat um Befreiung ihrer treuen Dienerin. Der Herzog führte ſie mit kalter, faſt höhnender Höflichkeit in ihre Zimmer zurück. Bald darauf glaubte man ſie noch auf der Spazierfahrt, als ſie bereits auf der Reiſe zu ihren erlauchten Aeltern eine ſo weite Strecke zurückgelegt hatte, daß man ſie nicht einholen konnte.

Des Herzogs, keinen Widerſtand erduldendem und zugleich verzärteltem Gemüthe fiel die Veränderung einer Angewöhnung, das Verlaſſenwerden von einer ihm werth geweſenen Perſon unerträglich — eine Strafe, die ſich gleichwohl gegen den unerreichbar Scheinenden das Schickſal erdacht zu haben ſcheint! Er empfand vielleicht noch einmal eine gute Regung, wohl Reue, und folgte der Gemalin eiligſt nach. Eine Unterredung mit ihr, wobei er alle ſeine Vorzüge geltend zu machen ſuchte, ließ Ausſöhnung hoffen. Dennoch erfolgte ſie nicht, was Einige den heimlichen Bemühungen des Grafen

Wildau, Andere einem Vorfalle beimeſſen, der zu des Herzogs ernſtlichen guten Vorſätzen wenig Vertrauen erweckt habe. Mit kaum bezähmtem Ingrimm reiſete der Herzog allein wieder ab, und ſeine Gemalin, eine enthuſiaſtiſche Verehrerin Voltaire's, verlebte, obſchon keine förmliche Scheidung ſtatt fand, nach dem bald darauf erfolgten Ableben ihres Vaters, ihre Tage in philoſophiſcher Einſamkeit.

Mit ihr ſchien den Herzog ſein letzter Genius verlaſſen zu haben. Um zu vergeſſen, oder doch ſeinen Verdruß zu verbergen, um öffentlich zu zeigen, wie wenig ihn der erlittene Verluſt ſchmerze, ergab er ſich Zerſtreuungen aller Art und einer ſo zügelloſen Deſpotie, daß ſeine Unterthanen ihn zuletzt, als die Erpreſſungen und Gewaltthaten alle Grenzen überſtiegen, unter großherzigem Beiſtande zweier mächtigen proteſtantiſchen Höfe, vor dem Reichsgerichte verklagten. Koſtbare Jagdluſtbarkeiten, wobei er ſich unermüdlich erwies, konnten ihm nicht lange genügen. Er unternahm Reiſen nach entfernten Ländern, in ſo gewaltigem Fluge, daß die Menge der gefallenen Pferde für Triumphe zu gelten ſchien; mit ſo weniger Achtung der öffentlichen Meinung, daß die Polizei-Aufſeher über die Anzahl der Kammerjungfern in Erſtaunen geriethen; mit ſo geringer Einſicht, daß nur die Pariſer und Römiſchen Lohndiener mit einer Art Entſetzens von der unerſättlichen Neugier des reiſenden Prinzen und ſeiner Cavaliere zu erzählen, nur die Venetianiſchen Gondoliere und Matroſen von den Proben ihrer Geſchicklichkeit zu rühmen wußten, die ſie auf Befehl der deutſchen Durchlaucht abgelegt hätten. Aber, was in ſeinen unüberſehlichen Folgen noch weit ſchädlicher war, er hatte nun auch einen, bis faſt ins Unendliche gesteigerten Hang zu unſinniger Pracht und Verſchwendung ſich zu eigen gemacht.

Jagd, Marſtall, ein ganz unverhältnißmäßiges, aufs Höchſte getriebenes Soldatenſpiel, ſo ungeheure Summen zu dieſem Allen erfordert wurden, nahmen gleichwohl noch das Wenigſte weg. Mit weit unerſättlicherm Rachen verſchlangen das Mark des Landes franzöſiſche Comödie, Italieniſche Oper, Ballet, Hoffeſte, und die Vergnügungen des Harems, deſſen ſämmtlichen Zierden — kaum glaublich und doch von damals Lebenden bezeugt — das ausſchließliche Vorrecht, aber auch die unerläßliche Verpflichtung zu Theil worden war, hellblaue Schuhe zu tragen.

Jomelli, den der Herzog in Rom hatte kennen lernen, Nardini, der berühmte Violoniſt, der für unerreichbar gehaltene Waldhorniſt Rudolph *), und der ſchöne Sänger Guadagni waren bei Capelle und Oper angeſtellt. Mit dem, damals für den erſten Balletmeiſter der Welt gehaltenen, von einem der prachtvollſten Königshöfe eben verabſchiedeten Pitrot hatte Herr

---

*) Eine gleichzeitige Nachricht ſagt von ihm: „Er bläſt alle vier Stimmen und begleitet die allerreinſte Italieniſche Stimme auf jede mögliche Art, wie man es nur mit der Violine oder Flöte thun kann.“

Perrotin, der erſte Miniſter im Departement der Vergnügungen„ hinſichtlich eines, für jene Zeit ungeheuren Jahrgehalts, die nebenbei bedungenen Lieferungen von Handſchuhen, ſeidenen Strümpfen, franzöſiſchen Bändern, Wachskerzen u. ſ. w. gar nicht in Anſchlag gebracht, einen ſchriftlichen Vertrag abgeſchloſſen, und der Herzog ihn eigenhändig unterzeichnet. Weil man jedoch dem Ehrenmanne eine noch gefoderte Quantität Wein nicht ſofort zugeſtand, hatte der Luftſpringer die Frechheit, den Kontract zu zerreißen und ihn dem vielgewaltigen Cammerdiener vor die Füße zu werfen. Indem dieſer aber, noch ſchier vor Schreck erbleicht, den Frevel berichtete und ſich vom Herzoge Befehle erbat, was nun zu thun? fuhr der Tanzmeiſter mit vier Pferden zum Thore hinaus und gelangte ungezüchtigt über die Gränze. Man begnügte ſich daher an Noverre, der damals nur für den Zweiten in ſeiner Kunſt galt, doch ſich ſelbſt nächſt Friedrich dem Großen und Voltaire für den dritten großen Mann ſeiner Zeit hielt. Unter den zahlreichen Tänzern und Tänzerinnen vom erſten Range, welche dieſer Wundermann dirigirte, glänzte als Stern erſter Größe die aus London verſchriebene Mademoiſelle Ancelin, ſo wie in der franzöſiſchen Comödie der berühmte Prain. Der große Veſtris hatte manchmal bei vorzüglichen Feſten die Gefälligkeit, von Paris anhero zu kommen. Nimmt man noch den Feuerwerker der meiſten Könige Europa's, Giovini, und den Decorateur, Chevalier Seevandoni, *) gewöhnlich „das Schrecken der Völker" genannt, hinzu — wer könnte ſich bei all' dieſen weltberühmten Namen des Gedankens an ein Heuſchreckenheer erwehren, das über grünende Saaten ſtürzt?

Von den Houri's des herzoglichen Paradieſes werde vor der Hand nur der Madame Agathe, als erſter Favoritin, gedacht, die jedoch zu Zeiten mit einer Engländerin, durch nichts, als lange Figur und Unverſchämtheit ausgezeichnet, ſpäterhin aber eine der ſtärkſten Tänzerinnen, und mit einer, in Italien gebornen Polin, zwar weniger frech, doch übrigens mit jener gleichen Werths, in Rangſtreitigkeiten gerieth. Sowohl dieſe Damen des erſten, als die des zweiten und dritten Ranges, wohnten in herrlichen, mit dem herzoglichen Wappen bezeichneten Palläſten, und ſtanden unter Obhut beſonderer Aufſeherinnen; der Kiſlar-Agaſſi (erſter Harems-Wächter) aber war gleichfalls Herr Perrotin.

4.

Dieſes alſo war der Boden, auf welchen jetzt die zart erblühende weiße Roſe, Aimée, verpflanzt werden

---

*) Man erzählt, daß der Herzog, als Seevandoni zum erſten Male vor ihm erſchien, von einem Temple de Magnificence geſprochen, der Künſtler aber große Augen gemacht und dreiſt gefragt habe: „ob Sr. Durchl. denn die Schätze des Königs von Frankreich, Spanien und Portugall beſitze? Der Herzog verſicherte, daß ſeine Caſſe zu allen, ihm beliebigen Plänen hinreiche, und Seevandoni antwortete: „Wenn Sie es verlangen, ſo will ich

ſollte. Gleichwohl würde man Vater Fabrice das höchſte Unrecht anthun, wollte man ihn zu den unwürdigen, über Tugend und Ehre leicht denkenden Gliedern ſeines Standes rechnen. Er ſtammte aus einer Schauſpieler-Familie, war aber als Knabe in einem geiſtlichen Collegium erzogen worden. Die hier eingeſogenen guten Grundſätze, nebſt einer faſt an Bigotterie, ja zu Zeiten an Gewiſſensangſt, gränzenden Frömmigkeit, hatte er in das, gleichſam ererbte Theaterleben mit hinübergenommen. Auch verließen ihn dort dieſe edleren Empfindungen nie, ſondern gewannen durch ihm zur Seite ſtehende, warnende Beiſpiele, nur noch an innerer Stärke. Glaubte er gleich in Aimée ungewöhnliche Talente für die Bühne zu entdecken, ſah er ſich gleich durch Mangel an Vermögen genöthigt, an dieſem Hofe Dienſte zu ſuchen; wär' er von allen, hier ſtattfindenden Verhältniſſen, ganz der ungeſchminkten Wahrheit gemäß, unterrichtet geweſen, hätt' er ſich nicht über das, was ihm davon zu Ohren gekommen war, damit getröſtet, daß wenn ein Vulkan Palläſte verwüſtet, das ſtille Vöglein ſich ruhig in dem, am Zweig ſchwebenden Neſte wiegt; ſchwerlich hätt' Er ſowohl, als der treue, ihm gleichgeſinnte Guiccardo, ſich Glück gewünſcht, vor Perrotin's Augen Gnade, folglich auch ſofortige Anſtellung zu fin-

---

Ihnen einen Temple de Magnificence ausführen. Iſt er aber fertig, werden Höchſtdieſelben am folgenden Morgen nicht das Frühſtück bezahlen können!"

ben. Dennoch ſcheint Beide eine leiſe Befürchtung bewogen zu haben, Aimée ſogleich als Guiscardo's Verlobte einzuführen, obgleich dieſer, um die Regeln des Anſtands zu beobachten, einſtweilen eine abgeſonderte Wohnung bezog. Uebrigens lebten alle Vier in der größten Stille, und vermieden, ſo viel geſchehen konnte, ſelbſt mit ihren Kunſtgenoſſen, alle Gemeinſchaft.

Herr und Madame Fabrice, die ſich ſtets auf der Stufe der Mittelmäßigkeit gehalten hatten, und jetzt, ſchon ihres vorgeſchrittenen Alters halber, nur noch zu untergeordneten Rollen eigneten, wurden bei ihrem erſten Auftreten ziemlich überſehen, und daher auch in der Folge wenig beſchäftigt. Aimée, die mit ihrer Sylphiden-Geſtalt die höchſte Unſchuld, tiefe Empfindung und natürliche Anmuth, gewinnende Lebhaftigkeit, ja hinreißende Schalkhaftigkeit verband, ward für eine viel verſprechende Anfängerin erklärt. Der jugendlich ſchöne und kräftige Guiscardo aber erhielt allen Beifall, der hier zu erringen ſtand, nämlich den des Hofs und der damit enger Verbundenen, oder zum Beſuch des Theaters Befehligten. Letzteres klingt wunderbar und iſt doch vollkommen gegründet. Da nämlich auf den Balkonen und in den vorzüglichſten Logen, wo der, gewöhnlich mit der Aufführung thätigſt beſchäftigte Herzog ab- und zuging, die aufs Glänzendſte geſchmückten Sultaninnen ſich brüſteten, ſo nahmen ehrbare Frauen ſtillſchweigend an, daß man ihre und ihrer Töchter Gegenwart nicht wünſche. Wiederholter Einladungen ungeachtet, erſchienen ſie daher niemals im

Schauſpielhauſe, und eben ſo wenig fanden ſich anſtändige fremde Damen, falls nicht die Etikette ſie zwang, bei ihrer Durchreiſe dort ein. Deshalb beſtanden die Bewunderer dieſer koſtſpieligen Vorſtellungen in den Hofbeamten, in den Familien der Hofbedienten, in den Verwandten und Dienerinnen der Comödianten und Tänzer, und in einigen, zu Anfüllung des Parterrs, in vollem Sinne des Worts, commandirten Compagnieen der Garde und Garniſon, die, größtentheils des Franzöſiſchen und Italieniſchen nicht kundig, wenn ſie in dem, aus einer Reitbahn angelegten Comödienſaale vor Froſt klapperten, Jomelli und Voltaire und Noverre, welcher letztere die Reitbahn umgewandelt, in den tiefſten Höllenpfuhl wünſchten.

War es nun aber Guiscardo's blühende, durch Ausſchweifungen nicht geſchwächte Jugendkraft, war es das reine Feuer ſeiner Augen, oder der ſchwärmeriſche Ausdruck ſeiner Geſichtszüge, den dieſen die frühe, an Anbetung gränzende Liebe zu Aimée verliehen hatte, genug, ohne daß er das Mindeſte davon ahnte, entzündete ſeine äuſſere Liebenswürdigkeit in jenem, wenig achtbaren Kreiſe ein Herz, (darf man anders dieſen Ausdruck ſo entweihen) und zwar das ſtolzeſte, herrſchſüchtigſte, aber auch glühendſte, das hier ſchlug. Es war leider! das der allmächtigen Favoritin, zu deren Füßen alle Höflinge, ſelbſt des Herzogs Günſtling, Graf Wildau, im Staube lagen, das der Madame Agathe.

5.

Dieſe, aus Venedig abſtammend, doch von dunkler Herkunft, hatte ſchon in der früheſten Kindheit Hoffnung einer ausgezeichneten Schönheit erregt, und war im zwölften Jahre von ihren Angehörigen, angeblich, um ihr eine anſtändige Erziehung zu verſchaffen, dem faſt funfzigjährigen Tanzmeiſter de l'Entrechat *) überlaſſen, in Wahrheit aber für ein Stück Geldes an ihn verhandelt worden. Höchſt ſeltene Anlagen, ein lebhafter Geiſt, ein ſcharfer Verſtand, ein feuriges Gemüth zeigten ſich immer deutlicher in der heranreifenden Schöne; der Nichtswürdige bediente ſich der ihm verliehenen Macht, die Blüthe zu knicken und zwang, um ſeinen Vortheil auf immer mit dem ihrigen zu verknüpfen, die von allen Verlaſſene, kaum Funfzehnjährige, ihm ihre Hand zu reichen. Man denke ſich, welche Empörung dieſe Behandlung in einem ſtolzen, von Jugend auf vernachläſſigten, ja allmählig verwilderten, dabei mit der heißeſten Sinnlichkeit begabten Weſen hervorbringen, welche Vorſätze ſie in einer Seele dieſer Art erzeugen mußte? Sieg über das ganze Männergeſchlecht, Reichthum, Pracht, unbeſchränkte Gewalt, dieß war Agathe's Ziel, und wenn ſie das erreichte, wer befand ſich beſſer dabei, als der angetraute Gemal?

---

*) Vermuthlich ein Spitzname; doch wird der werthe Mann nie anders bezeichnet. Oder wär' er vielleicht der Erfinder des, unter dieſer Benennung bekannten Sprungs geweſen?

Das hierin bald einſtimmige Ehepaar ſtellte eine Kunſtreiſe durch halb Europa an, und gelangte endlich, nachdem Madame mit ihren Augen voll Aetna's-Gluth, mit ihrem, wirklich nicht leicht zu überflügelnden Geiſte, mit ihrem üppig ſchönen Körper und mit der feinſten Buhlkunſt allenthalben Trophäen erobert, über Strasburg hieher, wo die junge Frau als Figurantin, ihr abgelebter Führer aber als Unter-Balletmeiſter, angeſtellt ward.

Hier erſt erblickte ſie ſich auf der rechten Stelle. Aber für eine ſo leichte Beute man ſie anfänglich anſah; man hatte geirrt. Ihre Schlauheit zeigte ihr zu deutlich, daß ſie, um den begehrten Siegspreiß zu erringen, die Spröde, die Gewiſſenhafte, die mit tiefem Ehrgefühl Begabte darſtellen müſſe. Sie trieb dieß Spiel mit ſo richtiger Haltung, mit ſo feſter Beharrlichkeit, daß ſelbſt Klügere die ſtolze Tochter Venedigs, ja eine Lucretia, in ihr zu erblicken anfingen — bis man einſah, daß das Netz nach keinem Geringern, als dem hier Allgebietenden, ausgeworfen werde, und, zu aller Erſtaunen, ein früher für den Erbprinzen beſtimmtes Gebäude der Madame Agathe zum Pallaſte eingerichtet ward.

Doch hiemit geſchah der von Tage zu Tage übermüthiger Werdenden noch bei weitem nicht genug. Konnte ſie ſich auch, aller Feinheit und Eroberungsſucht ungeachtet, einer Art orientaliſcher Bewachung nicht entziehen; mußte ſie auch bei aller Siegesmacht und Herrſchſucht, eine Menge Mitwerberinnen um die herzogliche Gunſt ertragen; ſie wollte wenigſtens für die Erſte unter ihnen an Range, ja, dem äußern Scheine nach, für regierende Frau gelten. Lakaien, Laufer, Haiducken und Jäger in Hof-Livrei, mußten ihr aufwarten; Hofwagen harrten immer angeſpannt ihres Befehls; Schildwachen ſtanden vor ihrem Pallaſt; die Wachen traten vor ihr ins Gewehr; Pagen, ſelbſt Miniſter, *) weilten in ihren Vorzimmern; das Geſchmeide der herzoglichen Familie ward ihr übergeben; ihre Geburts- und Namenstage durften ohne Illuminationen, himmelanſtrahlende Girandolen, mythologiſche Ballette und andere Prachtfeſte nicht vorübergehen.

Wir kennen nun die Mächtige, welche, gleich Potiphars Weibe — nur denke man ſich dieſes von Cignani gemalt — auf Joſeph, ihre Neigung auf Guiscardo warf, und ihn, da er auf Blicke nicht achtete, durch

---

*) Sie waren freilich darnach. An einen Sülly, der ſelbſt zu Heinrich IV. ſagte: „Sire! hier iſt das Geld, Ew. Maj. mögen ſich damit beluſtigen, aber nicht vergeſſen, daß es der Schweiß von hunderttauſend ihrer getreuen Unterthanen iſt!“ darf man nicht denken. Weiß man, daß der ſogenannte erſte Miniſter, angeblich ein Graf, doch niemand wußte, welches Urſprungs und Landes? Stundenlang, die blecherne Brieftaſche unterm Arme, in der herzoglichen Antichamber ſtand, bis Sereniſſimus mit den Comödianten und Tänzern die wichtigſten Gegenſtände verabhandelt hatte, weiß man, daß er ſich einſt bitter darüber beſchwerte, daß die Caroſſe einer der Sultaninnen der ſeinigen vorgefahren ſey, und in einem gnädigen Handſchreiben Genugthuung fand — dann wird man kaum noch in Schillers „Marſchalk von Kalb“ eine allzuverzerrte Karrikatur erblicken.

eine vertraute Perſon aufmerkſam machen ließ. Auch dieſe Andeutungen ſchien er nicht zu verſtehen. War es möglich, war es nur denkbar, daß der junge, feurige Mann ihr, der mit jedem Reiz Geſchmückten, der Alles huldigend zu Füßen lag, widerſtehen konnte? Nein, nur Ehrfurcht, nur an ſolch ein Glück nicht glaubende Blödigkeit und Furcht vor dem fürſtlichen Gebieter, mußte hier im Spiele ſeyn; er mußte wohl gar in dem beſchehenen Antrage einen Fallſtrick, eine ihm Gefahr drohende Verſuchung erblickt haben!

Dennoch, die verderbliche Leidenſchaft, die Agathe bis jetzt nur Andern eingeflößt hatte, um ſich zu bereichern und der Thoren zu ſpotten, ſchien ſich jetzt an ihr zu rächen; ihre Sinnengluth entzündete ſich mit jedem Male, da Guiscardo auftrat, nur noch heißer. Das etwaige Mißverſtändniß mußte alſo aus dem Wege geräumt, das Mißtrauen mußte beſiegt werden. Sie ſchrieb ſelbſt an Guiscardo, beſtimmte ihm Ort und Zeit, wo ſie ihn, ohne daß Verrath zu befürchten, in einer Verkleidung erwarten wolle, und wickelte das Billet um einen Ring, deſſen hoher Werth den Empfänger, ſowohl über den Rang, als die ernſtlichen Abſichten der Abſenderin, nicht in Zweifel laſſen konnte.

Guiscardo ſah das Gefährliche ſeiner Lage vollkommen ein; doch ſeine Grundſätze waren zu feſt, ſeine Treue gegen die holde Aimée zu ſchwärmeriſch und ſeine Verachtung gegen die fürſtliche Buhlerin zu tief begründet, um nur einen Augenblick zu wanken. Erſchrocken hatte er das Brieſchen geleſen und den Ring blitzen ſehen; mit Gluth überlaufen gab er beides dem verſchmitzten Unterhändler zurück, mit der Verſicherung, ſowohl ſeines ſchuldigen Reſpects vor der Unbekannten, als der feſten Ueberzeugung, daß nur ein Irrthum dieſen Vorfall, worüber er übrigens unverbrüchliches Stillſchweigen gelobe, erzeugt haben könne.

Entrüſtung, Erbitterung, Zorn wäre zu wenig, um Agathe's Seelenzuſtand bei Empfange dieſer Antwort zu ſchildern; er gränzte an Wuth und Raſerei. Sie zitterte; ihre Augen ſtarrten erſt nach dem Boden und ſchoſſen dann Blitze; ihre Hände krampften ſich zuſammen. Sie ſchleuderte dem Boten eine Goldbörſe zu, und bedeutete ihn durch Winke, ſich ſchleunigſt zu entfernen.

6.

„Mich verſchmähen?" — rief ſie nach Verfluß einiger Stunden um ſo heftiger aus, weil ein nicht zurückzuweiſender Beſuch ſie zu peinlicher Verſtellung gezwungen hatte — „er, voll Jugendgluth, mich, die Nächſte am Throne, die ihn durch einen Wink vernichten kann, und die ſich herabließ, um ſeine Neigung zu betteln?"

Sie warf ſich auf den Sofa und verſank in tiefes Nachdenken; aber es war die Stille, die einem Erdbeben vorausgeht. Bald war ſie deß gewiß, daß ſie nur einer andern, frühern Geliebten aufgeopfert werde, aber augenblicklich ſprachen auch die flammenden Augen den Entſchluß aus, ſich an der Nebenbuhlerin zu rächen und Guiscardo dennoch an ſich zu reißen, oder — ſein und des Mädchens Glück ſchonungslos zu zertrümmern! Als ſie dieß nur einmal gedacht, ward ſie ruhig und kalt; es kam ja nur darauf noch an, den Gegenſtand, der ihr bei Guiscardo im Wege ſtehe, mit Gewißheit zu erforſchen.

Dieß aber mußte ihr, der Meiſterin in jeder Rolle, leicht werden. Wie durch zufälliges Geſpräch hatte ſie bald erſt im Allgemeinen herausgelockt, daß Guiscardo bei Fabrice's aus- und eingehe; eben ſo bald erfuhr ſie von dem, wenn auch nur dem Scheine nach, ihr ſclaviſch ergebenen Perrotin, daß der Tänzer mit Aimée zugleich hierher gekommen und mit ihr verſprochen ſey.

Ein ſo unbedeutendes Weſen war es alſo, mit welchem Sie in die Schranken treten ſollte? — Unmöglich konnte ſie der Neugier widerſtehen, die kleine Närrin kennen zu lernen und ſie ihre Uebermacht fühlen zu laſſen. Sie begnügte ſich daher nicht, eine franzöſiſche Comödie anzuordnen, um Aimée erſt in der Ferne zu ſehen, ſondern ſie ließ ſie auch bald darauf durch einen reichbetreßten Jäger vor ſich rufen. Das ſchuldloſe Mädchen, obwohl es in der Favoritin blos eine Vornehmere, freilich, doch wer konnte ſagen, mit welchem Rechte? von Vielen Verwünſchte, erblickte, fühlte dennoch einige Bangigkeit. Indeß, es mußte gehorſamt werden. Fabrice befahl der Mutter und Tochter, ſich anſtändig, doch einfach, anzukleiden und der Madame Agathe ihre Aufwartung zu machen.

Das Miterſcheinen der Mutter war der Favoritin unerwartet und unerwünſcht; doch was ließ ſich dagegen ſagen, daß Madame Fabrice das, ihrer Tochter zu Theil gewordene Glück mit ihr theilen wollte? Aimée benahm ſich anfänglich allerdings etwas beſtürzt, durch den, faſt orientaliſchen Glanz geblendet; aber ihre edle Natur, ihr richtiger Tact verliehen ihr in kurzem vollkommene Ruhe. Ihre Zartheit und ihr ſchlanker Wuchs, die ihr, wie der Lilie, faſt zugleich etwas Frommes und Schmerzliches mittheilten, ein unausſprechliches Etwas in ihren großen, hellbraunen Augen, ein gewiſſer Zauber in ihrem ganzen Benehmen, zwangen die glänzend geſchmückte, alle Ueberlegenheit geltend machende Favoritin zu ſtiller Achtung, zu einem, ihr ſo ganz zu Gebot ſtehenden, feineren Benehmen. War ſie gleich feſt überzeugt, daß die junge Franzöſin bei einem Wettſtreit auf Ida den goldnen Apfel verliere; ſo geſtand ſie doch auch, nach ihrer ſcharfen Beurtheilungskraft, im Stillen zu, daß Aimée für ein junges, mehr in der Phantaſie, als Wirklichkeit, lebendes Jünglingsgemüth ungemein, ja bis zur Bezauberung, anziehend ſeyn könne. Dabei wußte Aimée, unter Beihülfe der Mutter, allen verfänglichen, mitunter hochmüthigen Fragen ſo unbefangen zu begegnen, ſie zeigte ſich mit ihrer beſchränkten Lage ſo zufrieden, ſie ſchien ein ſo heiteres, gegen die ganze

Erde ſo wohlwollendes Mädchen, eine ſo gute Tochter, daß es in Agathe's Seele wie Träume eines von ihr nie geſehenen Edens vorüberſchwebte. Dieſe unzeitig kommende Weichheit mußte niedergekämpft werden!

Sie ging daher, um von dem verlangten Beſuche wenigſtens einigen Vortheil zu ziehen, mit huldreicher Neckerei auf Guiscardo über. Kaum hatte ſie deſſen Namen genannt, und Aimée dabei mit ihren brennenden Augen ſtarr ins Geſicht geſehen, als des Mädchens ſchönes Erröthen, das liebliche Niederſchlagen ihrer klaren Augen, das Höherathmen des zartjungfräulichen Buſens, ja ſelbſt Aimée's kurz eingeſtandene Antwort ihrem ſehr geübten Scharfblick hinlänglich verriethen, wie ſehr Guiscardo von einem ſo holden Weſen entzückt, wie ſchwer es ſeyn müſſe, zwei jugendliche Herzen dieſer Art von einander zu reißen. „Sie ſoll, ſie wird fallen!“ dachte dennoch die von wilder Leidenſchaft Ergriffene, und vermochte kaum, ihr inneres Auflodern zu verbergen. Mit aufs Täuſchendſte angenommener Freundlichkeit reichte ſie der Mutter und Tochter zum Abſchiede die, von Ringen ſtrahlende Hand und verſprach, unaufgefordert, für Verbeſſerung ihres Gehalts zu ſorgen.

7.

Mit dieſer Zuſage ſchien es ihr auch vollkommener Ernſt zu ſeyn. Denn ſchon bei dem erſten Beſuche des Grafen Wildau ſprach ſie mit freudiger Erinnerung von der Aufwartung, womit ſie Madame und Mademoiſelle Fabrice überraſcht hätten, und konnte, mit ſchalkhafter Betonung, nicht genug ihr Erſtaunen ſchildern, daß der Graf, und ſelbſt der Herzog, beide ſo geübte Kenner, dieſen köſtlichen, wenn auch nicht geſchliffenen Edelſtein bis jetzt überſehen hätten. Der Günſtling ſchien dieß zwar nicht zu hören und wandte das Geſpräch auf das Feuerwerk, das heut, obwohl es der Schlagregen total überſchwemmt, dennoch auf Befehl Sr. Durchlaucht abgebrannt werden müſſe; aber beide hatten ſich recht gut verſtanden. War es gleich dem Grafen noch nicht klar, was eigentlich Agathe beabſichtigte; ſo viel lag offen vor ihm, daß der Herzog auf Aimée aufmerkſam gemacht werden ſolle. Dabei war er gewohnt, aus Eiferſüchteleien Vortheil zu ziehen, und ihm lag Alles daran, ſich in der Favoritin Gunſt auf eine, keinen Rückſchritt zulaſſende Art zu befeſtigen.

Agathe las Alles in Wildau's Seele. Als ſie daher beim nächſten Beſuche den Herzog um eine Zulage für die brave, doch arme Familie Fabrice bat, und dieſer ſtutzend ausrief: „Immer und immer wieder dieſe Aimée!“ zweifelte ſie keinen Augenblick mehr, daß Wildau ihrer Erwartung vollkommen Gnüge geleiſtet habe. Schon am folgenden Abende ward eine franzöſiſche Comödie aufgeführt, in welcher Aimée ihre vorzüglichſte Rolle hatte. Agathe klatſchte bei der Meldung hievon in die Hände; ſie ſah ihre Ausſaat hoch in Aehren ſchießen, ſah die Nebenbuhlerin ſchon geopfert, Guiscardo ſchon zu ihren Füßen!

Die ſchlaue Venetianerin kannte diejenigen, auf welche es hiebei ankam. Der Herzog hatte ſich während der Vorſtellung verwundert, ſolch eine friſche Roſe ſeines Gartens, nach welcher er ſich nur herabzuneigen brauche, nicht bemerkt zu haben. Am Morgen darauf ſchickte Herr Perrotin „auf höchſten Befehl“ an Aimée zwei koſtbare Armbänder, „als Beweiſe huldvollen Beifalls und zur Ermunterung, ſich deſſen immer würdiger zu machen.“ Bald darauf fanden ſich unter den hiezu Glückwünſchenden Einige ein, welche theils den Vater, theils die Mutter ſondirten. Fabrice's Stirn zog ſich in tiefe Furchen; er konnte ſeine Empörung kaum verbergen. Doch begnügte er ſich daran, alle Erwähnungen dieſer Art zu verbitten, und gab zugleich zu verſtehen, daß Aimée das köſtliche Geſchenk an ihrem Brauttage tragen werde, falls anders er ſelbſt nebſt den Seinigen ſich nicht früher genöthigt fänd', um Entlaſſung anzuſuchen. Beſonders der letzte Zuſatz that Wirkung; denn durch Gewaltthätigkeiten die Volksmenge noch mehr zu reizen, durfte man, verſchiedener, mühſam geſtillter Aufläufe halber, nicht wagen. Man ließ ihn daher von nun an in Ruhe, und wie er ſchon anfänglich, den drohenden Sturm durch eigene Klugheit zu beſchwören, ſich getraut, und daher ſeiner Frau ſtrenges Stillſchweigen, ſelbſt gegen das ſchuldloſe Kind, anbefohlen hatte, ſo erwähnte er auch gegen Guiscardo um ihn nicht zu beunruhigen, eben ſo wenig etwas davon, als hinwiederum dieſer, aus gleichem Grunde, gegen ihn und die Uebrigen von der Familie, der verführeriſchen Verſuche Agathe's gedacht hatte. Nur gar zu oft beobachten zartfühlende Menſchen weiche Schonung, wo Aufrichtigkeit weit mehr am rechten Orte wäre!

Die geheimen Geſchäftsträger des Herzogs ſuchten nun zwar, ihrer Denkungsart und Erfahrung nach, Fabrice's Rechtlichkeit für bloße, bei vortheilhafterer Capitulation geſchmeidiger werdende Tugend-Prahlerei auszugeben. Madame Agathe hingegen, die von allem Vorgefallenen durch ihre Kundſchafter unterrichtet worden war, ſchwebte über den Ernſt von Fabrice's und der Seinigen Grundſätzen, die ſie freilich für Vorurtheile anſah, nicht mehr in Ungewiſſem. Je mehr die, ihr in den Weg tretenden Schwierigkeiten ſie reizten, je höher ihre Ungeduld nach Guiscardo's Beſitz ſtieg; deſto mehr gelobte ſie ſich an, ihren Plan durchzuführen!

Sehr erfreulich dießmal war ihr daher Sr. Durchlaucht Zuſpruch. Sie empfing ihn mit faſt ausgelaſſen luſtiger Laune, ging von Scherz zu witzigen Einfällen, von dieſen zu eiferſüchtelnden Neckereien über, ſpielte dann die Gekränkte und ergoß ſich endlich, gleichſam um als Weib ſich zu rächen, in nach und nach immer beißendern Spott darüber, daß eine kaum erwachſene, launenvolle Franzöſin dem unbeſchränkten Gebieter einen, in deſſen Sold ſtehenden Tänzer vorziehe, daß ſie von dem ſchönſten und geiſtreichſten Manne im ganzen Lande nicht beſiegt werden könne.

Dieſer Punct gab bei dem Herzoge die verwundbare Stelle ab. Er war wirklich dereinſt einer der wohlgebildetſten Männer geweſen — „blaugeaugt, mit angenehmem Lächeln, von ſchönen Geſichtszügen, wohlgewachſen, von mittler Mannsgröße, von edlem, nur etwas zu ernſthaftem Anſehen, frei und kühn im Gange, perſönlich tapfer, ein vortrefflicher Reiter, nicht nur Liebhaber des Tanzes, ſondern ſelbſt einer der geſchickteſten Tänzer, nicht blos Freund der Tonkunſt, ſondern Virtuos auf dem Clavier,“ ſo ſchildern ihn Gleichzeitige, welchen ſeine Bekanntſchaft zu Theil ward. Doch von dem Dereinſt war jetzt bei dem, durch Ausſchweifungen Entwürdigten kaum noch ein Schatten übrig. Sein Blick, den er bei Agathe's Schmeichelei ſeitwärts in den Pracht-Spiegel warf, ſagte ihm hinlänglich, daß er gegen Guiscardo nur noch dem Gliedermanne gleiche, dem der begeiſterte Künſtler, des Faltenwurfs halber, den, ſeinem Hector oder Apollo zugedachten Mantel umlegt. Mit ſo großer, ſcheinbarer Ueberzeugung Agathe daher die letzten Worte hingeworfen hatte; er kannte ihre geheime Bosheit zu gut, er fand das Lob, trotz alles innern Widerſtrebens, zu heuchleriſch, um nicht den ſchneidendſten Spott darin zu erblicken.

Das Geſpräch erhitzte ſich immer mehr; es fielen von beiden Seiten ſcharfe Erwiderungen, und Agathe, die ihre Gewalt über ihn zu gut kannte, um ſeinen Zorn zu fürchten, brachte ihn abſichtlich ſo auf, daß er ſich mit dem feſten Vorſatze in den Wagen warf, ſie durch Erhebung einer, von ihr für gering gehaltenen jungen Schönheit zu demüthigen und, koſte es auch, was es wolle, ſeiner bis ins Tiefſte gekränkten Eitelkeit, durch den Triumph über Aimée's Tugend, Genugthuung zu verſchaffen.

8.

Tage und Wochen waren verfloſſen, ohne daß weder bei Fabrice, noch Guiscardo, ſich etwas Neues ereignet hätte. Beide ſahen daher die düſtern Wolken, die ſich in der Ferne aufzuziehen geſchienen hatten, für zerſtreut, ihre Befürchtung für zu weit getrieben an. Da eben das Frühlingswetter lieblich lachte, geſtattete der Vater ſeiner Frau und Tochter den ſchon öfter geäußerten Wunſch, eine nahgelegene, noch im Aufbau begriffene Stadt zu beſuchen. Guiscardo holte ſie beide im Wagen ab, und ſowohl die Frauenzimmer, als ihr Begleiter, überließen ſich der Freude des, an ihre offenen Herzen dringenden Lenzgefühls.

An dem Orte ſelbſt, wohin die Spazierfahrt ging, befand ſich damals nur noch wenig Sehenswerthes, doch Etwas, das man an den größten Königshöfen in gleichem Grade vergeblich geſucht hätte, nämlich eine, was ſo ſelten der Fall iſt, ſelbſt die geſpannteſte Erwartung des Reiſenden überbietende Orangerie. Viele tauſend der ſchönſten und größten Citronen-, Apfelſinen- und Pomeranzen-Bäume waren hier, in langen Reihen, mit ihren Käſten eingegraben, ſo daß die Stämme unmittelbar aus dem Boden gewachſen ſchienen. Springbrunnen und Waſſerkünſte aller Art, Hecken von Myrten, Jasmin und Geißblatte, theilten die Alleeen in Felder. Des Winters wölbte ſich darüber ein Dach, das man für das vollkommenſte Zimmerwerk in ganz Europa anſah, zum Theil aus Rieſen-Stämmen, wie man ſie ſonſt nur beim Mühlen-, Berg- und Schiffs-Bau anwendet. Von ſeiner ungeheuern Größe mag man ſich eine Vorſtellung machen, wenn man hört, daß es die Stände, und nicht ohne Beweis, für den Ruin der Landes-Waldungen ausgaben. Dieß, faſt einem Stadtviertel gleichende Gebäude konnte durch künſtlich verborgene Oefen in ſteter Wärme erhalten werden. So glich denn das Ganze im Sommer einer ſüdlichen Waldung in freier Luft, im Winter einem von trüben Wolken beſchatteten Hesperiden-Thale, und konnte, ſobald es die Witterung erforderte, in vier und zwanzig Stunden völlig vor Froſte geſchützt werden. *)

Es läßt ſich denken, welchen Eindruck dieſer Zaubergarten mit ſeinem glänzenden Laube, mit ſeinen Silberblüthen und Goldfrüchten, jetzt bei vollem Sonnenlichte und der reinſten Himmelsbläue, auf die kindliche Aimée, auf den warm empfindenden Guiscardo, der ſich dabei in die jung verlaſſene Heimath zurückträumte, ſelbſt

---

*) Bei einer, aus Unvorſichtigkeit der Einheizer entſtandenen Feuersbrunſt vertrockneten allein an fünfhundert Bäume vor Hitze, welchen man nicht zeitig genug Luft verſchaffen konnte.

auf die gute, leicht zu befriedigende Mutter hervorbrachte. Dieſe ſah nur immer auf die ſchlanke, blühende Tochter, auf den reizenden Bräutigam, und wähnte ſich hier in einem Vorhofe des Himmels. Alle fühlten ſich ſo glücklich, ſie vermißten ſo gar nichts, außer dem Vater, und bedauerten unzählige Mal, daß ihn ſein Hang zur Einſamkeit des Mitgenuſſes beraubt habe. Guiscardo kaufte von einem Gärtner einen Korb voll Blüthen, die, damit ſich die Bäume nicht übertrügen, in Maſſe geſchnitten werden mußten, und ſetzte ihn nach Tänzerart zu Aimée's Füßen. Die Liebliche beugte ſich zu ihm herab, drückte einen Kuß auf ſeine Stirn und wehrte nicht ſeiner Umarmung.

„Wir ſind nicht allein!“ rief warnend die Mutter, und ſie ſahen eine in dunkle Farben, faſt nach Weiſe der Andächtigen, gekleidete Frau auf ſich zukommen, welche Aimée einigemal in der Hof-Capelle geſehen zu haben glaubte. Die Unbekannte blickte mit Wohlgefallen und Verwunderung einen Augenblick ſtehen, begrüßte dann die Geſellſchaft, fragte Madame Fabrice, ob das liebe, ſchöne Mädchen, das auch ſo häufig und ſo fromm die Meſſe beſuche, ihre Tochter oder gehoffte Schwiegertochter ſey, bezeigte, da ſie Auskunft erhielt, gutmüthige Theilnahme, und bat zuletzt um Erlaubniß, ſich ein Weilchen zu ienen zu ſetzen. Nach weiterm Hin- und Herfragen ergab ſich, daß die Mutter mit der Fremden, die Dorini hieß, in früher Zeit bei einer und derſelben Truppe geweſen war. Letztere hatte einen

Muſiklehrer geheirathet und das Theater verlaſſen. Dieſer war jedoch bald mit Tode abgegangen, und ſie hatte von ihm ein kleines Vermögen ererbt. Vieler, an ſie ergehender Anträge ungeachtet, wieder die Bühne zu betreten, hatte ſie ſich jedoch, als damals noch junge Wittwe, nicht dazu bewegen laſſen, ſondern, ihrer innern Stimme folgend, den Entſchluß gefaßt, ihr Leben in einſamer Stille, unter weiblicher Arbeit und geiſtlichen Uebungen hinzubringen. Die Vergnügungen der Welt, welche ſie gleichwohl nicht verwarf, hatten für ſie nichts Anziehendes mehr, und nur noch der Anblick der ſchönen Natur gewährte ihr ungetrübte Freuden.

Dieß erzählte ſie mit der größten Anſpruchloſigkeit und, obwohl in Hinſicht auf Sittſamkeit äußerſt ſtreng denkend, doch durchaus nicht auf Art einer Betſchweſter. Ihre Freude, Madame Fabrice wiedergefunden zu haben, war ſo innig, ihre Theilnahme an dem jungen, ſchönen Brautpaare ſo herzgewinnend, daß man in kurzem verabredete, von nun an einander öfter zu ſehen. Man trennte ſich ſelbſt für heute nur ungern, weil die Dorini ihre Reiſegeſellſchaft aufſuchen mußte. Sie küßte Aimée, die ihr einige Orangeriezweige mitgab, mit mütterlicher Zärtlichkeit und winkte noch von fern oft mit der Hand. Auch legte ſie ſchon am folgenden Morgen bei Fabrice's einen Beſuch ab. Selbſt der Vater, dem ſie bereits als fleißige Kirchengängerin aufgefallen war, fand an ihren gottesfürchtigen und moraliſchen Grundſätzen, an ihrer Eingezogenheit Gefallen, und gönnte es ſeiner Frau von ganzem Herzen, in der frühen Jugendbekannten eine verſtändige Hausfreundin gefunden zu haben, die in ihr und Aimée's ſtilles Leben eine Abwechſelung bringe.

9.

Als dieſer Umgang ohngefähr vier Wochen lang gedauert und Fabrice's ſich immer mehr von der Rechtlichkeit der Wittwe Dorini überzeugt hatten, trat eins der großen Hoffeſte ein, dergleichen es in jedem Jahre wenigſtens Einige gab. Es ſollten dießmal eine große Redoute und ein neues Ballet die Hauptzierden ſeyn. Aimée alſo blieb eine Zeit lang unbeſchäftigt, Guiscardo aber, der zugleich muſikaliſch war und, wenn es nöthig ward, bereitwillig aushalf, konnte kaum fertig werden. Die Dorini fing nun an, über wankende Geſundheit zu klagen, ſprach von ihrer Abſicht, ſich auf einige Tage zu einer Bekannten aufs Land zu begeben, und trat endlich mit dem Vorſchlage hervor, daß man Aimée erlaube, ſie zu begleiten. Das Dorf war nicht weit entfernt, das Wetter ſehr günſtig; dem, gleich einer Lilie aufgeſchoſſenen Mädchen konnte Erholung in friſcher Luft nichts ſchaden, und auf dem Lande, unter den Augen der frommen und klugen Dorini, war ſie jeden Falls eben ſo ſicher, als in der Reſidenz. Die Aeltern willigten alſo ein und die Dorini holte Aimée, da man die Hitze vorübergehen laſſen wollte, erſt nach Sonnenuntergange ab.

Im Wagen erfuhr ſie, daß noch Jemand mitfahre, eine Modehändlerin und derſelben Tochter. Der Wagen hielt vor einem Hauſe und, da man vermuthete, die Reiſegeſellſchaft möchte noch im Anziehen begriffen ſeyn, ſo ward ausgeſtiegen.

Die zum Abholen Gekommenen fanden die recht höfliche Dame nebſt ihrer Tochter, einer rüſtigen Brünette, keineswegs mit Ankleiden zur Spazierfahrt, ſondern mit Masken-Anzügen beſchäftigt. Beide ſagten zu ihrer Entſchuldigung, ſie hätten gar nicht geglaubt, daß die Landparthie heute noch vor ſich gehe; es gebe ja Redoute, wobei, was jedoch noch Geheimniß ſey, ein prächtiger Aufzug von den herzoglichen Tänzern zum Vorſchein komme; dieſes müſſe man doch mit anſehen; auch die Dorini und ihre liebenswürdige Begleiterin dürfe nicht fort; morgen, mit Tagesanbruche, ſey Zeit genug, auf's Land zu fahren.

Die Dorini ſchien ſehr mißvergnügt und wollte nichts davon hören, fing aber doch zuletzt an, in dem Entſchluſſe, allein abzufahren, zu wanken. Aimée ward ängſtlich, immer ängſtlicher; ſo etwas ohne Vorwiſſen der Aeltern zu thun, dünkte ihr unerlaubt; ſie faßte die Dorini bei der Hand und bat ſie mit flehenden Blicken, doch ja nicht einzuwilligen; ſie ziſchelte ihr ins Ohr, daß man ſie wenigſtens nach Hauſe gehen laſſen möge.

Allein die Modehändlerin und ihre Tochter beſtürmten nun ſowohl ſie, als die Dorini, mit ſo lebhaftem

Zureden und Bitten, erzählten ſo viel von der unglaublichen Pracht des Feſtes, wobei ſich übrigens Niemand demaskire, erwähnten ſo oft, daß alle Tänzer, obwohl erſt ſpät, geheimen Befehl erhalten hätten, und holten für die Dorini und ihre junge Freundin ſo glänzende Maskenkleider zur Auswahl herbei, daß die Dorini endlich zu Aimée meinte, ein junges Mädchen müſſe ſo Etwas doch ein Mal im Leben ſehen, und unter ſo ſicherem Schutze walte ja nicht die mindeſte Gefahr dabei ob. Aimée blickte auf die flinkernden Florkleider, und ſeufzte zwar ein wenig, als die Dorini dem Kutſcher befehlen ließ, morgen früh vier Uhr wieder hier zu ſeyn, machte jedoch keinen Einwand.

Nur erſt, da es geſchehen, überfiel Aimée eine Art Fieberfroſt, ſelbſt den Andern bemerkbar. Die amazonenartige Tochter trat ſchnell ans Clavier und ſpielte einige Tänze; die Dorini verwies Aimée durch Winke ihr kindiſches Benehmen; es ward ein artiges Abendeſſen aufgetragen; auch der Sohn der Modehändlerin, ein noch ſehr junger Menſch, der als Ehrenbegleiter mitfahren ſollte, kam herzu. In kurzem ward man luſtig und ließ Aimée faſt nicht zur Beſinnung kommen. Man fragte ſie aus, man ſagte ihr Schmeicheleien, man rühmte die zu erwartende Herrlichkeit; man trällerte und ſang; der junge Herr ſpielte auf der Flöte; man nöthigte ihr ſüßen Wein auf und fing endlich an, ſie und ſich ſelbſt unter Scherzen und Lachen zu maskiren.

Aimée gab nach und nach immer mehr ein faſt bewußtloſes Weſen ab und ließ den neuen, ſie ſo freundlich behandelnden Freundinnen ihren Willen. Wandelte ſie ja manchmal eine Beklemmung an, ſo tröſtete ſie ſich damit, daß ja die Dorini bei ihr ſey, daß ohne allen Zweifel auch Guiscardo bei dem Aufzuge erſcheine, und daß man ja recht bald, ſchon früh vier Uhr, auf das Land fahre.

Endlich kam die Zeit zur Redoute und eine Equipage rollte an. Aimée kam noch einmal der Gedanke ein, wenn ſie unten ſey, heimlich zu entfliehen. Doch ſie bedachte, wie lächerlich ſie ſich damit machen werde, und bat ſtatt deſſen die Dorini, ja nicht von ihrer Seite zu weichen, ſchon um deswillen, weil ſonſt Guiscardo ganz gewiß auf ſie zürnen würde.

Die unglaubliche Pracht des mit dreitauſend Wachskerzen erleuchteten Tanzſaals, die allenthalben verbreiteten, faſt betäubenden Wohlgerüche, der Glanz der Maskenkleider, die rauſchende Muſik verſetzten Aimée in eine Art Taumel. Einige Masken forderten ſie und die Dorini zum Tanze auf, und da dieſe ihr bejahend winkte, glaubte ſie es nicht ausſchlagen zu dürfen. Die Dorini trat ihr zunächſt an, und ſo oft ein Tanz beendigt war, ſtanden dienſtbare Geiſter bereit, ihnen ſüß duftende, ſtark gewürzte Erfriſchungen darzubieten. Dann folgte eine Frei-Lotterie von Galanteriewaaren, *) wobei Aimée eine koſtbare Bruſtnadel gewann. Sie freute ſich anfänglich, ward aber, als einige der nächſten Masken ihr neidiſch und höniſch zu dem großen Gewinne Glück wünſchten, nicht wenig beklommen. Um ihre Aengſtlichkeit niederzukämpfen, fragte ſie die Dorini, ob denn nicht endlich der Aufzug beginne?

„Hat man nicht ſeine Noth mit einem verliebten Mädchen!“ flüſterte ihr dieſe zu — „der Aufzug macht den Beſchluß. Indeß, iſt dir ſo bang um Guiscardo, ſo weiß ich den Ort, wo die Tänzer und Tänzerinnen ſchmauſen; es fällt nicht auf, wenn Masken ſich bei ihnen einfinden.“

„Was wird er dazu ſagen?“ ſeufzte Aimée.

„Schiebe nur Alles auf mich“ — erwiederte die Dorini — „er wird mir noch Dank ſagen.

Aimée ſchöpfte einigen Muth, und da ihr Gewiſſen es ja doch nicht geſtattet hätte, Guiscardo ihre Gegenwart auf dem Balle zu verheimlichen, ſo ſchien es ihr gerathener, ihm baldmöglichſt unter die Augen zu treten. Sie hing ſich daher an der Freundin Arm.

---

*) Ludwig XIV. hatte das Vorbild dazu gegeben. Hier aber fanden ſie vorzüglich ſtatt, um anſtändige Gäſte aus der Stadt herbeizulocken. Jede Einlaß-Karte galt zugleich für ein Loos, und manche Gewinne, wobei vermuthlich die blinde Fortuna durch Sehende geleitet ward, überſtiegen den Werth von achttauſend Gulden. Deſſen ungeachtet ſollen nur ſelten Damen von Stande oder ſonſt ehrbare Frauen bei dieſen Maskenbällen erſchienen ſeyn.

Dieſe leitete ſie erſt durch einige, nur mäßig erleuchtete, dann durch ein dunkles Zimmer. Im vierten begegnete ihnen ein Amor mit brennender Fackel, wie die Dorini ſagte, zu dem Aufzuge gehörend. Er begrüßte ſie, den Finger auf den Mund legend, leuchtete ihnen noch durch zwei Zimmer voran, dann eine Wendeltreppe hinauf, und öffnete eine Thür. Die Dorini ließ Aimée vorausgehen, zog ſich dann ſchnell zurück und — verſchloß von außen. Dem unglücklichen Mädchen trat mit ausgebreiteten Armen — der Herzog entgegen. —

Daß ſowohl die Dorini, dieſe heuchleriſche Paradieſes-Schlange, als die Modehändlerin nebſt ihrer mannhaften Tochter, ſämmtlich, obwohl in verſchiedenen Functionen, bei dem Harem angeſtellt waren, iſt ohne Zweifel von den Leſern ſchon längſt geahnt und gefürchtet worden.

10.

Ein ſchweres Gewitter hatte die Luft gekühlt und der Morgen führte einen hellprangenden Sommertag herauf. Der Herzog hatte große Wachtparade angeordnet — ein zugleich prachtvolles, lächerliches und trauriges Schauſpiel! Mehrere tauſend der längſten Männer, in weit ausgedehnter, kaum überſehlicher Reihe, mit blitzenden Waffen, mit rauſchender Feld-Muſik, gewährte allerdings einen kriegeriſchen Anblick. Betrachtete man aber dieſe Halbrieſen genauer und ſah ſie in ſo kurze und enge, mit gelben Schnürchen beſetzte Röcke gepreßt, daß faſt jede Bewegung ihnen unmöglich ward, in mit Pappe ausgeſteiften Stiefeletten, die mit eiſernen Haken zugeknöpft werden mußten, mit faſt die ganze Hand bedeckenden Manſ[illegible]n, mit, mochten die Soldaten auch blond oder rothköpfig ſeyn, pechſchwarzen Schnurrbärten, mit ſteifen, weißgepuderten Locken, mit winzigkleinen Hütchen oder hellpolirten, zuckerhutförmigen, mit Meſſingſchildern verſehenen Blechmützen, die ſchräg ſtehend den Mann nöthigten, ſich immer in der Richtung eines ſtoßfertigen Bocks zu halten — dann ward es freilich auch dem Ernſthafteſten ſchwer, über dieß Drathpuppen-Weſen nicht die Miene zu verziehen. Wußte man endlich, daß die Mehrzahl zum Dienſte gezwungen oder durch Seelenverkäufer wie Sclaven verhandelt war — einzige Söhne und Stützen bejahrter Aeltern, dem Arme der Braut und des Weibes, dem Studierzimmer, der Kunſtwerkſtätte entriſſen — wußte man, daß ſie für den Bruch des, durch Qualen erpreßten Eides, mit Spitzruthen zu Tode gegeißelt wurden, daß der Herzog ſie keinem Feinde entgegen führen durfte, aus Furcht, allein bei der Fahne zu bleiben, daß ſogar in Friedenszeiten Trupps von funfzig und hundert Mann, die Waffen in der Hand, durch die Thore brachen, daß der Herzog oft von den hinter ihm Marſchirenden Schimpfreden und Verwünſchungen anhören mußte, ohne daß irgend einer den andern verrathen hätte; was blieb dann übrig, als zu ſeufzen?

Doch von Beobachtern oder nur Zuſchauern war ſelten die Rede. Der offene Platz, wo die Parade aufmarſchirte, war gewöhnlich, ſo hell Bajonette, Flinten und Säbel flimmerten, ſo laut Trommeln wirbelten und Trompeten ſchmetterten, von den Einwohnern gänzlich verlaſſen; nur etwa Comödianten und Tänzer, die wegen eines noch prächtigern Königsmantels oder noch reichern Schleiers Bitten oder Beſchwerden anzubringen hatten, harrten hie und da, und Sereniſſimus, der an ausgezeichneten Tagen ſelbſt anführte, mußte ſich begnügen, ſeine Helden an den Hotels vorbeimarſchiren zu laſſen, von deren Altanen Madame Agathe und andere Favoritinnen erſten Ranges, nebſt einigen des zweiten, welchen erſtere Erlaubniß dazu ertheilt hatten, mit Aufbietung aller Reize herablächelten.

Doch dießmal, ſo ſehr es der Herzog im Sinne gehabt hatte, der ſtolzen Venetianerin beim Vorüberziehen durch einen höhniſchen Blick den erkämpften Triumph zu verkünden, dieſe eben war nicht erſchienen. Wohl aber überreichte ihm, um ſeinen Verdruß noch zu erhöhen, ein bis zur Erde gebeugter Höfling ein Billet von ihr, über deſſen eigentliche Abſicht er nicht alsbald mit ſich einig werden konnte. Er ſteckte es daher ein und ließ die Colonnen raſcher manövriren. —

11.

„Haſt du die Herrlichkeit mit angeſehen?“ — frug höhniſch ein ſilberhaariger Viertelsmeiſter den cyklopenartigen Hufſchmidt, der, als der Lärm zu Ende war, klirrend das Fenſter zuwarf — „Nun trink! Vivat!“

„Soll mir der Gaum verdorren!“ erwiederte der Vulcan, indem er den ſchon ergriffenen Schoppen niederſtampfte.

„Was hat es nun geholfen,“ — fing der Erſte wieder an — „daß ſie den Haman in einem Vogelbauer, wie in einer Stiftshütte, aufgehängt haben, daß der Glatzkopf in der Capuze Ferſengeld geben mußte? Das waren goldene Zeiten! Jetzt — die Expreſſungen und Gewaltthätigkeiten kennen weder Ziel noch Maaß, und wer ein freies Wort redet, wer-ſich, ſeiner Pflicht nach, unſerer annimmt —“

„Kommt auf die Feſtung!“ — knirſchte der Schmidt — „ha! woran erinnerſt du mich? Schon fünf Jahre lang ſitzt unſer Landſchafts-Conſulent ohne Verhör; *) nur Bibel und Gebetbuch, — warum denn dieſe noch? — ſonſt kein Blatt Papier, haben ſie ihm gelaſſen! Vivat! Der auf der Feſtung nämlich, nicht —“

Sie ſtießen an, daß es ſchallte, und leerten die Römer bis zum letzten Tropfen.

„Hoho! ſo luſtig, ihr Herren?“ — unterbrach ſie ein eintretender, blau angelaufener Färber — „Warum nicht? das Land im Wohlſtande, Friede in Pallaſt und Hütte, Gerechtigkeit überall —!“

---

*) Im ſechſten mußte er auf Befehl des Reichshofraths in Freiheit geſetzt werden.

„Was giebt's denn wieder?“ — fielen jene ein.

„Nichts, gar nichts!“ knirſchte der Blaue — „Ihr trinkt hier? Geht nach Hauſe und, wenn ihr eine zarte Tochter, ein hübſches Weib habt, ſo verriegelt, verrammelt die Thür! - Dieſe Nacht, bei dem Narrenſpiel, haben ſie wieder ein hübſches Kind entführt — Gott weiß, wem es angehört? Am Morgen, kurz vor der Parade, iſt der Bräutigam, ein junger Mann, wie ein Bild, der ſich's freilich hätte zur Gnade ſchätzen ſollen, der aber, der Narr! — Herrn Perrotin oder, wer weiß, wen ſonſt? mit blanker Klinge aufſuchte, in ein Loch geſperrt worden, wo weder Sonne noch Mond hinein ſcheint!“

Die Andern fragten haſtig nach den nähern Umſtänden; doch dieſe hatte der Berichterſtatter ſelbſt nicht erfahren, betheuerte aber, daß er die Wahrheit des Vorfalls von ſicherer Hand wiſſe.

12.

Und es war denn auch ſo, und der Eingekerkerte war Guiscardo.

Nicht im mindeſten ahnend, was über ſeinem Haupte ſchwebe, hatte er freudig von Aimée Abſchied genommen und ihr verſprochen, ſie einmal auf dem Lande zu beſuchen. Dann war er nach Hauſe gegangen, um, da die Aufführung des neuen Ballets übereilt ward, die ganze Nacht durch Noten zu ſchreiben. Erſt gegen Morgen hatte er ein wenig geſchlummert und mußte ſich dann zum Beſuch der Probe anſchicken. In dieſer Abſicht ging er gegen acht Uhr nach dem Schloſſe, wo ſie gehalten ward.

Ueber Aimée werde nur das Unerläßliche, nur ſo viel erwähnt, daß ſie lange Zeit in todtähnlichem Schlummer lag, und ſobald ſie zur Beſinnung kam, in wilder Verzweiflung nach ihren Aeltern verlangte. Der Herzog ſuchte ſie zu beruhigen; er ſpiegelte ihr das glücklichſte Loos vor; er verſprach ihr, nicht nur für Vater und Mutter zu ſorgen, ſondern auch Madame Agathe zu verabſchieden und ſie ſelbſt an derſelben Stelle zu ſetzen. Doch die geopferte Unſchuld fand hierin keinen Troſt; ſie ſchauderte vor der Zukunft, wie vor einem gähnenden, ſchwarzen Abgrunde zurück; ſie rief händeringend, mit unzähligen Thränen: „Guiscardo! o mein guter, armer Guiscardo!“ und weckte dadurch aufs neue, und im höchſten Grade, des Herzogs widriges Gefühl bei Agathe's Spotte, ſeine Erbitterung gegen den, ihm vorgezogenen, in ſeinen Augen armſeligen Tänzer.

Er wandte ſich kalt von der Jammernden ab und trat ans Fenſter. Eben kam Guiscardo eilig und unbefangen daher. Ein Dämon der Hölle gab dem Herzoge ein, ſich augenblicklich an ſeinem Nebenbuhler zu rächen. Er umfaßte die halb Ohnmächtige und zog ſie ans Fenſter.

Guiscardo warf von Ohngefähr einen Blick hinauf. Ein Trugwerk der Hölle ſchien ſich ihm zu zeigen; er ſtand ſtarr, wie in den Boden gewurzelt. Er erhob den Blick noch einmal — allmächtiger Gott! es konnte nicht Täuſchung ſeyn; es war Aimée, bleich wie der Tod, mit zerſtreutem Haar, mit erſchlafften Geſichtszügen, einem Steinbilde, einer Tochter der Niobe ähnlich, ſie, die er ſelbſt noch nie, als in Gegenwart der Mutter, geküßt hatte, jetzt in den Armen des Herzogs! Sein Bewußtſeyn verließ ihn. Gleich dem gereizten Tiger raffte er ſich auf, ſtürzte nach dem Schloßthore, riß unterm Portale einem der Grenadiere das Seitengewehr aus der Scheide und raſete die Marmortreppe hinauf. Die Wachen im Vorzimmer hielten ihn für wahnſinnig, und entwanden ihm, nach wüthiger Gegenwehr, den drohend geſchwungenen Säbel. Als er entwaffnet war, legte man ihn in Ketten *). Er wurde in ein unterirdiſches Gefängniß geworfen. Nach drei oder vier Wochen gab man ihn, der ſein Schickſal ohne laut werdende Klage ertrug, als Gemeiner zu einem Straf-Regiment ab.

13.

Der Herzog hatte das unglückliche Schlachtopfer, gegen das er gleichwohl, nach ſeiner Art, Zuneigung, wohl Mitleid empfand, den Harems-Aufſeherinnen übergeben. Der Bericht über Guiscardo's ohnmächtige Wuth ließ

---

*) Vergl. Koſinsky's Erzählung in „den Räubern," Act 3. Sc. 4.

ihn kalt, und eben ſo kalt ertheilte er Befehl zu deſſen Feſthaltung. Er begab ſich ruhig, als ſey gar nichts vorgefallen, auf die Wachtparade, und nur Agathe's Ausbleiben und Billet unterbrach einigermaaßen ſeinen Gleichmuth. Sie hat darin, wiewohl mit ungemeiner Artigkeit, doch auch mit einer gewiſſen ſcharfen Kürze, daß dieſen Abend nicht das neue, noch nicht genugſam vorbereitete Ballet, ſondern ein franzöſiſches Luſtſpiel aufgeführt werden möge, und zwar eins, in welchem Aimée, obwohl nur in einer Nebenrolle, beſchäftigt war.

Der Herzog, ſchon durch der Venetianerin Nichterſcheinen auf dem Altane, mithin durch den Verluſt des eingebildeten Triumphs in üble Laune verſetzt, erblickte in dieſem Wunſche entweder die Abſicht, ihre Neugier zu befriedigen, oder die, ihn zu verſpotten. Entweder wollte ſie erfahren, ob das bis zu ihr gedrungene Gerücht wahr ſey, oder ob er Muth und Gewalt genug habe, das, was geſchehen, auch vor ihren Augen, ja im Angeſichte des Publicums, kund zu thun? Welches von beiden aber auch der Fall ſeyn mochte, er war entſchloſſen, ihr nicht zu weichen, und gab gemeſſenen Befehl, ſowohl zu Aufführung der gewünſchten Comédie, als zum Mitauftreten Aimée's, und zwar in der ihr nunmehr zukommenden Uniform.

Perrotin zuckte die Achſeln, wagte jedoch keinen Widerſpruch. Er berieth ſich mit Aimée's Hüterinnen, und erfuhr von dieſen, daß die kleine Närrin gar nicht wie bei ſich ſelbſt ſey, und wenn ſie einmal erwache, nur zu ihren Aeltern und Guiscardo wolle; daß ſie ſchon den Verſuch gemacht habe, aus dem Fenſter zu ſpringen. Dennoch, des Gebieters Befehl mußte befolgt werden. Perrotin ſandte daher an Aimée, nebſt der Anweiſung, ſich zu der heutigen Darſtellung bereit zu halten, einen Schmuck, ſchöne Kleider und — ein paar hellblaue Schuhe.

Kaum erfuhr Aimée, wovon es ſich handele, als ſie, wie durch einen Zauberſchlag, ſich plötzlich als ſelbſtſtändig und frei, als Franzöſin fühlte. Sie würdigte die Ueberbringerin keines Blicks, aber ſie ſchwur, daß keine Gewalt auf Erden ſie dazu vermögen, daß ſie eher ſich ſelbſt ermorden werde! Herr Perrotin, der, Aehnliches befürchtend, an einer Tapetenthür gelauſcht hatte, ſah ein, daß nun das Letzte gewagt werden müſſe.

Er trat, Beſorgniß für Aimée's Geſundheit heuchelnd, ins Zimmer, ſuchte ſie auf jede Art zu tröſten, wiederholte die ſchon vom Herzoge gethanen Zuſicherungen. Als aber dieß Alles nur Oehl ins Feuer goß, erklärte er ihr endlich mit erzwungener Feſtigkeit, daß nur von ihrer Willfährigkeit gegen die Befehle des Herzogs die Milderung von Guiscardo's Schickſale, ja ſein Leben abhänge, indem dieſer Rebell, falls ſie den Herzog ihm nicht verſöhne, noch in dieſer Nacht die gerechte Strafe ſeines hochverrätheriſchen Anſchlags empfangen werde. Aimée faßte Perrotin ſtarr, wie verſteinert, ins Auge, ſah ihn lange ſo an, daß er zu zittern begann, ſchlug ein lautes Lachen auf, ließ dann die Hände ſinken und gab blos durch Mienen zu verſtehen, daß ſie zu gehorchen bereit ſey.

14.

Die Aeltern der Unglücklichen hatten in ihrer einſamen Wohnung von allem Vorgefallenen nichts gehört, ſondern ſie freuten ſich über das ſchöne Wetter, bei welchem gewiß Aimée und der Derini recht wohl ſeyn werde, und meinten zugleich, daß es, habe man gleich noch nichts zurückgelegt, doch wohl beſſer ſey, der Tochter Verheirathung nicht allzulange hinauszuſchieben. Erſt in den Nachmittagsſtunden ging Fabrice aus und erfuhr zufällig, daß, ſtatt des früher angeſetzt geweſenen Ballets, eine franzöſiſche Comödie, die ihm genannt wurde, aufgeführt werde. Er wunderte ſich, daß nicht nach Aimée gefragt worden, und dachte nach, ob ſie vielleicht, da ſie zuletzt immer mehr gefallen, zu größern Rollen beſtimmt ſey, oder ob man, durch ſeine Erklärung erbittert, ihm und den Seinigen den Abſchied zudenke. Jeden Falls nahm er ſich vor, ins Theater zu gehen, um zu ſehen, wer Aimée's Stellvertreterin ſey und mit welchem Beifalle ſie ſpiele. Zur gehörigen Zeit verfügte er ſich in die, den Schauſpielern angewieſene Loge.

Mit geſpannter Erwartung ſah er nun der Scene entgegen, in welcher Aimée's ſonſtige Rolle begann. Es zögerte für ihn ungemein, ja, ſelbſt als die Schauſpielerin nun auftreten mußte, entſtand eine Pauſe. Alles hob die Köpfe, ward immer neugieriger — doch, war der Stillſtand wohl zu verwundern? Aimée hatte ſich nochmals geweigert, herauszutreten, hatte die Schuhe von ſich ſchleudern wollen, Perrotin aber ihr zugeflüſtert: „Wie Sie wollen! das Schwert über Guiscardo hängt an einem Haar!“

Da ergriff die Gefolterte ihn heftig bei der Hand, womit er ſie zur Gardine führte, trat mit einem Geiſterblicke heraus — und ſtürzte zu Boden. Auch in der Schauſpielerloge vernahm man einen furchtbaren Schrei. Alles kam in Verwirrung; der Vorhang ward ſchnell herabgelaſſen; man glaubte, es ſey Feuer, man rief Feuer! jeder war um ſein Leben beſorgt; die Sultaninnen ſchrieen und jammerten laut. Doch man erfuhr bald, daß nichts zu beſorgen ſtehe. Die Actrice ſey ohnmächtig worden; ihren Vater, einen abgelebten Alten, habe der Schlag gerührt; das ſey Alles. Der Vorhang hob ſich wieder, und die Italiener gaben, eine von dem vorſichtigen Perrotin auf mögliche Fälle bereit gehaltene, ungemein ergötzliche Opera buffa.

Fabrice hatte man indeß nach Hauſe geſchafft, und er gab nach einer halben Stunde, ohne wieder Sprache zu bekommen, in den Armen ſeiner jammernden Gattin den Geiſt auf. Er mußte, weil die Sache anfing, Aufſehen zu erregen, in der Stille begraben werden, und die Frau wurde, da ihre unaufhörlichen Klagen die gährende Unruhe immer mehr und mehr aufregten, unter dem Vorwande einer Geiſteszerrüttung, in ein Krankenhaus, oder der Wahrheit nach, in ſichere Verwahrung gebracht.

Vier bis ſechs Wochen darauf viſitirte der Herzog die Caſernen. Indem er ſich auf dem Hofe mit einigen Offizieren beſprach, ſauſte eine Kugel bei ihm vorbei, und alsbald fiel noch ein zweiter Schuß. Der Herzog hatte ungefähr das Fenſter bemerkt, aus dem der Schuß gekommen war, und ſtieg nach ſeiner angebornen Unerſchrockenheit mit der Begleitung in die Säle hinauf. Man fand zwei abgefeuerte Piſtolen und Guiscardo mit zertümmerter Hirnſchale.

15.

So wäre denn von einer ruhigen, durch Liebe und Einigkeit glücklich geweſenen Familie nur noch die arme Aimée in Betrachtung zu ziehen. Welch ein Leben ſie führte, läßt ſich errathen. Der Herzog hatte ſich vorlängſt mit Madame Agathe verſöhnt und dieſe war wieder die Allgebietende. Doch dieſe Wortbrüchigkeit war es nicht, was Aimé empörte, aber die Schonungsloſigkeit, daß der Herzog, ob er ſie gleich noch immer mit ſeiner unſeligen Leidenſchaft verfolgte, ſie in Allem den übrigen feilen Geſchöpfen gleich ſetzen ließ, und die, wie die Sachen einmal ſtanden, ſchwerlich zu vermeidende Grauſamkeit, daß ſie, aller Bitten und Beſchwörungen ungeachtet, über ihre Aeltern und Guiscardo keine andere Nachricht erhielt, als daß es ihnen wohlgehe. Endlich erlangte ſie durch ein Ungefähr Auskunft über die Schickſale ihrer verlornen Lieben; aber — ſollte man glauben, daß ihr Unglück noch einer Steigerung fähig geweſen ſey? und doch war es ſo! — ſie fühlte ſich auch bald darauf Mutter. Verzweiflung und Wahnſinn bemächtigten ſich ihrer nun ganz. Daß ſie nicht bleiben könne, daß ſie fort müſſe, war ihr einziger, heller Gedanke; der Wahnwitz lieh ihr Liſt und Entſchloſſenheit; ihr Anſchlag, zu entfliehen, ward ausgeführt.

Der Herzog war außer ſich vor Zorn, konnte gleichwohl nichts ändern, bis er von Aimée aus Strasburg einen, in den heftigſten Ausdrücken abgefaßten, mit Vorwürfen und Verwünſchungen angefüllten Brief empfing. Dieſer ſchloß mit der Drohung, daß ſie die unglückliche Frucht, die ſie unterm Herzen trage, mit eigner Hand tödten werde!

Es ſey dahingeſtellt, ob hierdurch ſein Gewiſſen erſchüttert ward, oder ob er es nicht ertragen konnte, für überliſtet und verſchmäht zu gelten, genug, er reiſete der Entflohenen augenblicklich nach. Doch gelang es weder in Strasburg, noch ſonſt irgendwo, von Aimée's weiterm Schickſale, von ihrem Leben oder Tode, etwas zu erfahren. Wahrſcheinlich wußten die tief rauſchenden Fluthen des Rheins Antwort zu geben. — — Arme weiße Roſe! mußteſt du ſo dahinſinken?

16.

Düſter begab ſich der Herzog zurück, doch nur, um eine neue, noch weit kränkendere Demüthigung zu erfahren. Denn während ſeiner Abweſenheit hatte auch die Venetianerin den Entſchluß gefaßt, ſich von ihm zu trennen. Die Gründe hiezu werden verſchieden angegeben. Einige glauben, daß ſie Ueberdruß und Abſcheu gegen das Leben an dieſem Hofe empfunden. Nach andern ſoll das traurige Schickſal Aimée's und ihrer Angehörigen, vorzüglich des ſchönen Guiscardo, und die Kälte, womit man dieß Verbrechen nicht nur verübt, ſondern auch öffentlich zur Schau geſtellt, ſie empört haben. Einige äußern die Vermuthung, daß des Herzogs ſchnelles Nachreiſen hinſichtlich ihrer ſinkenden Macht und ſeiner unglaublichen Wandelbarkeit Bedenklichkeiten in ihr erweckt hätten; andere ſprechen von Träumen, in welchen ihr Aimée's, Fabrice's und ſeiner Gattin bleiche Schatten, und zuletzt Guiscardo mit zerſprengtem Schädel, erſchienen wären. Wer kann ſo etwas für wahr, wer für falſch erklären? Das, was wir Gewiſſen nennen, ſchuf die Furien, und böſe Träume ſind oft ihre Diener!

Aber was auch hievon der Wahrheit am nächſten komme, ihr Entſchluß ſtand feſt. Freilich ſah die Schlaue vollkommen ein, daß, um den ſchon mehrmals Betrogenen, ſtets Verrath Fürchtenden, nochmals zu hintergehen, die größte Vorſicht und Verſtellung erforderlich ſey. Sie empfing daher den Zurückkehrenden mit der wärmſten Zärtlichkeit, aber ſie fing auch an, zu Zeiten die Kränkelnde, ja die Melancholiſche zu ſpielen. Die Aerzte wußte ſie zu ſtimmen, daß ſie, über ihren Geſundheitszuſtand befragt, eine Reiſe nach Italien für unerläßlich erklärten. Da der fürſtliche Liebhaber ſich noch immer nicht beſtimmen konnte, nahm ſie eine ſeiner Hauptſchwächen zu Hülfe. Sie ſtellte ihm vor, daß ſein, in der Welt einziges Theater einer Erneuerung und Ergänzung bedürfe, und dieß in Italien ſich am leichteſten durch eigene Anſicht bewirken laſſe. Jetzt willigte der Herzog ein. In Begleitung eines glänzenden Gefolgs ward die für eine Art Kunſtfahrt ausgegebene Reiſe angetreten. Agathe, um ihren geheimen Plan deſto mehr zu verbergen, benahm ſich während derſelben ungemein fröhlich, und wußte der Rolle einer fürſtlichen Gemalin vollkommen Ehre zu machen.

Aber kaum war man in Venedig angelangt, als ſie dem Herzoge mit der größten Offenheit erklärte, daß ſie, der bisher ertragenen Sclaverei müde, den Reſt ihrer Tage in ihrem Vaterlande, in Freiheit zubringen wolle. Es kam zu einer heftigen Streitigkeit. Agathe überreichte dem Herzoge das Käſtchen mit dem ſämmtlichen Geſchmeide, und drohte dabei, ihm zur Schande, das bisherige Gewerb fortzuſetzen.

Des Herzogs Stolz fand ſich hierdurch aufs höchſte verletzt. Er gab ihr den Schmuck von kaum zu berechnendem Werthe zurück und erklärte ihn von neuem für ihr Eigenthum; er beſchwor ſie, ihn nicht zu verlaſſen, und räumte ihr zu Faſſung eines Entſchluſſes Bedenkzeit ein. Vergeblich! Es fiel ihr nicht ein, auf die Lockung in den goldenen Käfig zu hören, und es blieb ihm, Anſtands halber, nichts übrig, als ihr in Venedig eins der ſtattlichſten Häuſer zu kaufen. Ja, er bekam ſogar, um nicht auch von ihr getrennt zu leben, den Einfall, auf lange Zeit, wo nicht für immer, in Venedig zu bleiben. Doch täglich mehr drohende Unruhen in der Heimath zwangen ihn endlich zur abermals einſamen Rückkehr.

Hier ſetzte er ſein Leben noch eine Zeit lang in der bisherigen Art fort, fand jedoch bald darauf Veranlaſſung, ſich mit ſeinen Unterthanen zu verſöhnen und eine Beſchränkung der bisherigen Verſchwendung ins Werk zu ſetzen. Er erfüllte dieſe Zuſage, verſank in Trübſinn und Menſchenſcheu, ſtiftete wohl auch manches Löbliche. Dennoch — ohne Freund, ohne einen, ihm aus wahrer Anhänglichkeit ergebenen Diener, ohne irgend ein Herz, das für ihn geſchlagen hätte, hat er geendet und iſt unbeklagt in die Fürſtengruft hinabgeſenkt worden.

II.

Der Wahlſpruch.

Hoch im Wald auf weißem Zelter,
Grün- und gold-durchwirkt die Mähnen,
Reich an Perlenſaat die Decke,
Thront die Königin Iſerta,
Schlank und reizend, wie Diana,
Zart umwallt von Schneegewändern
Mit ſmaragdnem Buſengürtel,
Stolz umwallt vom Schmuck der Federn,
Der den dunklen Augenbrauen,
Der den heißen Sonnenaugen,
Wie des Kriegsgotts Helm Cytheren,
Nur gewiſſern Sieg verleiht.

Huldvoll ruhn der Herrin Blicke
Auf dem Blüthenkreis der Damen,
Welche, grün und roſenfarbig,
Gleich dem Nymphenchor der Göttin,
Mit verhehlter Kunſt gekleidet,
All' auf iſabellnen Roſſen,
Roſſig aufgezäumt mit Silber,
Der Gebiet'rin Wink erharren,

Die mit Bogen, goldnen Köchern,
Gleich den Amazonen, Andre,
Wie um Ariadne's Wagen,
Laubbekränzte Lanzen ſchwingend,
Oder Falken auf der Hand.

Und Iſerta winkt — die Falken,
Nun befreit von Haub' und Riemen
Und von ſchöner Hand geworfen,
Schweben, ſteigen, ſchießen freudig,
Pfeilen ähnlich, in die Lüfte,
Bis die Höhe abgewonnen;
Finden mit den ſcharfen Augen,
Finden mit den ſcharfen Fängen
Schnell die aufgetriebnen Reiger,
Stoßen ſcharf mit Klau'n und Schnabel,
Zeigen Liſt, Gewandtheit, Stärke,
Stürzen mit beſiegten Feinden,
Blitzen gleich, aus Wolken nieder.
All' erringen Kampfesehre,
Doch der Tapferſte von Allen
Iſt ein grauer Tunis-Falke,
Kleiner, ſchwächer, als die andern,
Und geſchmückt am Silberhalſe,
Mit laſur- und goldnem Reif.

Als das Federſpiel geendet
Und ein Hirſch, geſtreckt die Zinken,

Durch des Weihers Gunſt entgangen,
Deſſen Nymphe weichen Herzens,
Eilt man lachend zum Gezelte
Auf des Waldes ſchönſter Wieſe.
Purpurfarbig iſt's, mit weißen
Und aurornen Reigerbüſchen.
Gold- und ſilberne Geſchirre
Schimmern auf der Tafelrunde,
Und in ihrer Mitte ſprudelt
Aus polirten Porphyrbecken,
Dreimal wogend, dreifach plätſchernd,
Durch die Kunſt belebt mit Schwänen,
Hoch ein Spring von Roſenwaſſer.
Schön gethürmter Speiſen Düfte
Dampfen aus den hellen Schüſſeln.
Goldner Honig, ſaft'ge Früchte,
Roth vom Kuß des Sonnengottes,
Und credenzt von Ganymeden,
Nektar in kryſtallnen Schaalen,
Locken jeden Roſenmund.

Bald umflattern Scherz und Freude
Bunt beſchwingt den Kranz der Damen;
Die geflüſtert, überbieten
Sich in Steigerung der Töne;
Die gelächelt, neiden länger
Der Rubinengluth der Lippen
Nicht den Glanz der Perlenreihen,

Und man hört vor Lerchenſtimmen
Keiner Lerche Stimme mehr.

Wohlgefällig winkt Iſerta,
Heiterm Wortgefecht gewogen
Und ſchon in der Kindheit Lenze
Schülerin berühmter Meiſter,
Mit der Lilienhand den Spielern
In des Jagdgezeltes Grunde,
Ruh'n zu laſſen Flöt' und Zinke,
Und des Waldhorns raſche Klänge,
Daß nun Witz und ſinn'ge Rede,
Feenmährlein, Abenteuer
Auf der Jagd — glich's auch dem Wunder —
Neckerei und Eiferſüchteln,
Und Verrath verſchwieg'ner Neigung
Schüttle frei den Maskenſtab.

Da erlauert Violanta,
Eine von des Hofes Damen,
Stolz von Antlitz und von Wuchſe,
Hochverſtändig, doch im Buſen
Neid und arge Tücke bergend,
Und von Eiferſucht entzündet,
Endlich die gewünſchte Wendung,
Auf den muth'gen Silberfalken
Wieder das Geſpräch zu leiten,
Rühmet deſſen äuß're Schönheit,

Seine Liſt und hohe Tugend,
So mit Wärm' und ſo beharrlich,
Bis — ſo hofft die Falſche mind'ſtens —
Sie den Wunſch, ihn zu beſitzen,
In Iſerta's Bruſt entzündet;
Nennt ſodann, mit leiſem Tone
Zu der Königin ſich neigend,
Seine Herrin auch, Lucinden,
Die der Ehrenfräulein Jüngſte,
Und im Reich die Schönſte iſt.

Hoch verwundert hört's Iſerta,
Sinnt für ſich, gebeut den Damen,
Frohe Spiele zu beginnen,
Tamburin und Caſtagnette,
Gleich den Schäfermädchen, ſchwingend,
Reihentänze aufzuführen
Und den Federball zu werfen;
Will allein mit Violanta
Aus dem Zelte dran ſich weiden.
Dennoch ruft ſie auch Lucinden
Zu ſich her mit gnäd'gem Winke,
Spricht zu ihr mit ſanftem Tone:
„Euerm Falken, jüngſtes Fräulein!
Muß ich heut' den Preis ertheilen
Und, gleich mir, ſo richten Alle.
Mögt Ihr ſeiner leicht entbehren,

Fürchtet nicht, es könn' Euch reuen;
Trüg' ich wohl nach ihm Verlangen.
Dient mir, wenn ich um mich kleide,
Und zu würd'ger Gegengabe
Löſ't dann dieſe Perlenſchnure,
Noch erwärmt, mir ſelbſt vom Nacken.
Tragt ſie, als ein Pfand der Huld!"

Neiderfüllt, doch auch verhoffend,
Daß die Argliſt Früchte trage,
Lauernd, hört dieß Violanta;
Schmerzdurchzuckt vernimmt's, Lucinde,
Sucht doch, Faſſung zu gewinnen!
Ruft alsbald den alten Diener,
Daß er ihr den Falken bringe,
Drückt den Liebling an den Buſen,
Wirft ſich vor der Kön'gin nieder
Und beginnt, erbleicht zur Lilie:
„Euch gehört dieß Herz, o Herrin!
Jeder Pulsſchlag, Euch mein Leben.
Wär' mir auch der Falke theuer,
Kann wohl größ'res Glück ihm werden,
Höh're Wonne mir erblühen,
Als wenn Ihr" — da ſtockt die Stimme
Und ſie hält ſich, nicht zu ſinken,
An des goldnen Seſſels Arm.

„Sieh doch, Kleine!“ — ſpricht Iſerta,
Ihr am Kinn' den Roſenfinger —
„Wie ich mich in dir geirrt!
Wähnte dich faſt Kind noch, Liebe
Nur aus Lied und Mährlein kennend.
Nun entdeckt ein Spiel des Zufalls —
Sprich, was färbt den Schnee der Wangen
Dir mit lichter Gluth ſo plötzlich? —
Daß dein Herz die Deutung fühle.
Sey's denn! ſey dir auch verziehen, —
Gieb dem Falkonier den Falken,
Doch er bleib' in unſrer Nähe! —
Wenn du kindlich mir vertraueſt.
Nicht, der ſchöne Tunis-Falke,
Gold- und himmelblau beringet,
Iſt geheimer Neigung Pfand?“

Scheu, den Blick vom zarten Buſen
Zu erheben nicht vermögend,
Doch auch keiner Täuſchung fähig,
Spricht die glühende Lucinde:
„Alſo iſt's! Ein edler Ritter
Hat den Falken mir geſendet,
Nicht blos gleichen Namens wegen,
Auch das Sinnbild ſeiner ſelbſt.“

„Falko?“ — fragt erſtaunt Iſerta,
Und Lucindens Köpfchen neigt ſich —

„Falko? dann — beglücktes Mädchen,
Dem ſo edler Ritter dienet! —
„Falko?“ — höhnet Violanta,
Kaum des Innern Wuth noch zügelnd —
„Wahrlich, eines Sinnbilds Wählen
Scheint nicht ganz des Helden Sache,
Oder — darf dem Ruf man trauen —
Wollt' er ſelbſt vielleicht ſich ſchildern.
Fein! Kaum fällt des Falken Kappe,
Als der Jäg'rin er entſlieht!“

„Wie der Held beim Kampfesrufe,
Aber nach erfochtnem Siege
Treu zur Herrin wiederkehrend!“
Spricht Lucinde. — Violanta:
„Mindſtens blutig! In den Fängen
Wohl ein kalt gewürgtes Täubchen,
Das den Räuber nicht erkannte!“ —
Und Iſerta: „Auf, mein Fräulein,
Zeigt Euch Ritter Falko's werth!“

„Solcher Rüge zu begegnen,
Aus ſo klugem, ſchönem Munde,“ —
Spricht Lucinde, ſtill beſcheiden,
Unſchuld, doch auch tiefe Kränkung,
In der Augen reinem Himmel —
„Wie vermöcht' ich's Unerfahrne?

Doch, ſo Ihr Gehör mir gönnet,
Will ich Alles treu berichten,
Gern, hab' ich gefehlt, es tragen,
Wird nur Er nicht ſo verkannt!

Nicht vermag ich zu ergründen,
Was des tapfern Ritters Blicke
Meiner Jugend zugewendet; —
Sah' ich doch ſelbſt Euch, o Herrin,
Lächelnd jüngſt ein Veilchen pflücken! —
Doch er ſchien mich aufzuſuchen,
Wußt' er einſam mich zu finden;
Sandte Kränze mir und Früchte,
Wie durch unſichtbare Hände,
Ahnt' ich ſchon des Gebers Hand."

„Lange wagt' ich nicht zu glauben,
Daß der Ritter mir ergeben,
Furchte wohl, daß höf'ſche Sitte
Mir verräth'riſch Schlingen lege,
Meiner Thorheit ſich zu rühmen.
Ja, ſelbſt als ſein ernſt'res Werben
Und der Ruf von ſeinem Herzen
Dieſe Zweifel mir benommen,
Schien mir's Pflicht, mich zu bewachen.
Sandt' er Blumen, ſie verwelkten;
Sandt' er Früchte, ſie verdorrten

Unberührt, blos Schmuck des Pfeilers.
Naht' er Abends mit der Laute,
Eilt' ich augenblicks vom Altan.
Ruht' auf mir ſein Blick bei Hofe,
Sprach ich ſchnell mit einer Freundin.
Sah ich ihn in Euern Gärten,
Oder im Orangenwäldchen,
Floh ich eilig in das Schloß."

„Thörin!" — ſprach Iſerta lächelnd,
Sanft Lucindens Wange klopfend,
Blickte ſcharf auf Violanta —
„Sag', wo hatt'ſt du deine Augen,
Wo nur Eitelkeit, Erwägung?
Gäb's doch gnug der erſten Damen,
Die um Minnedienſt von Falko,
Wie im Mährchen vom Pantoffel,
Eine Zeh', wohl zwei hingäben! —
Doch, was wandte deinen Sinn?"

„Endlich brachte mir ſein Page
Spät bei Dämm'rung einſt ein Blättchen.
Spröd' wollt' ich zurück es ſenden,
Doch der Bote war entflohen.
Alſo — mußt' ich es wohl leſen,
Und ich fand darauf die Worte:
„Da ſich mir die Sonn' entziehet,
Berg' ich mich in dunkle Nacht!"

„Leicht nur rührten mich die Worte,
Aber mehr, da ich erkundet,
Daß der Ritter abgereiſet,
Und in meinem Vorgemache
Seinen treuen Silberfalken,
Den ich ein'ge Mal geprieſen,
Tief verkappt und feſtgebunden,
Schier als Abſchiedsgabe fand."

„Doch noch kämpft' in meinem Herzen
Furcht und Sprödigkeit und Liebe,
Und ich zürnte mit der Zofe,
Daß ſie meinen Wunſch verrathen,
Uebertrug dem alten Diener
Zwar des Tunis-Falken Pflege,
Aber ging ſtets kalt vorüber,
Hatt' ich gleich an ſeinem Halſe
Aus der Ferne Schrift gewahrt."

„Eines Morgens trat der Alte
Trüben Blicks und Muths ins Zimmer,
Sprach: „Gewährt mir eine Bitte;
Schenket Freiheit dem Gefang'nen!
Soll das edle Thier verkümmern,
Dem die Lüfte angehören?
Wochenlang ſaß er im Dunkel,

Angefeſſelt auf den Kloben,
Luft- und luſt- und lichtberaubt!"

„Sey's!" — verſetzt' ich leichten Tones,
Ob mein Herz gleich widerſtrebte —
„Wär' es auch der Falken ſchönſter,
Ich begehre nicht Geſchenke.
Mag zu ſeinem Herrn er fliegen,
Will er treu ſich ihm bewähren.
Laß ihn frei — doch morgen erſt!"

„Schlau verſandt' ich nun den Alten,
Schlau verſandt' ich auch die Zofe,
Schlich mich, wie ich längſt begehrte,
Unbelauſcht nun zu dem Falken,
Sah ihn ſtill und traurig ſitzen,
Koſ't ihn, nahm ihn von der Stange,
Um des Reifes Schrift zu leſen;
Mußte lächeln, mußte weinen;
Denn — was mich ſo ſehr bewegte,
Leſ't es ſelbſt, o Königin!"

Und dem Falkner winkt Lucinde,
Daß er ihr den Liebling bringe;
Auf des Halsbands Laſurgrunde

Iſt zu leſen: Spero lucem“,
So da heißt: „Ich hoff' auf Licht.“

„Widerrufet, Violanta!
Iſt Euch meine Gnade theuer,“
Spricht Iſerta — „die Verläumdung,
Daß der Ritter nicht verſtehe,
Bild und Wahlſpruch zu erſinnen.
Leicht an Falko mahnt der Falke —
Beide tapfrer auch, als Alle —
So wie lucem, auf Lucinden,
Seine Sonne zierlich zielt.“

„Du, mein Kind, ſey ohne Kummer;“ —
Wendet ſie ſich dann zum Fräulein,
„Koſe freudig deinen Falken,
Deß ich nur im Scherz begehrte!
Deine Unſchuld, dein Vertrauen,
Falko's Sinnbild und Deviſe,
Reich an Deutung, reich an Troſte,
Haben mir das Herz entwendet,
Und noch heute ſoll mein König
Dieſe heit're Jagdmähr hören,
Morgen Falko herbeſcheiden,
Und bald drück' ich ſelbſt die Krone
Bräutlicher Granatenblüthen
Dir in's goldne Lockenhaar!“

So geſchah es. Vor Iſerta
Kniete hoch entzückt Lucinde,
Und empfing aus ihren Händen,
Von der Herrin weißem Nacken
Losgeknüpft, die Perlenſchnure,
Nebſt der feurig grünen Krone,
Welche Lieb' und Unſchuld ſchmücket,
Wie der Ritter, reich an Schätzen
Und an Ehr' und Siegesruhme,
Keiner höhern Gnade fähig,
Durch des Königs Waffenherold
Zu der Ahnen Schildeszeichen
Noch den grauen Silberfalken,
Tief verkappt, im blauen Felde.
Die Deviſe: Spero lucem,
Flattert drunter in der Luft.

Tapfre Söhn' und Enkel ſproßten
Aus dem Stamm des Falkenritters,
Ihrer edlen Abkunft würdig.
Wenn ſie ohne Hoffnung liebten,
Wenn der Freund den Schwur gebrochen,
Wenn ſie, wohl verkannt vom Herrſcher,
Schuldlos in Verbannung lebten;
Fanden Troſt ſie in den Worten.
Seufzten ſie in Sklavenketten

Der von Gott gewichnen Mohren;
Gab der Wahlſpruch, an die Wände
Dumpfer Kerker angeſchrieben,
Heimathsträume, Freiheitsahnung.
Lagen todtwund ſie im Felde,
Rieſelte das Blut in Bächen
Auf des Panzers blanke Schienen;
Laſen ſie auf ihrem Schilde,
Lenzluft athmend: Spero lucem!
Und ward ihre ird'ſche Hülle
Zu der Ahnenſärge Reihen
Abgeführt bei Fackelſcheine:
Blitzte auf der Trauerdecke
Mit der Inſchrift: Spero lucem,
Auch der Falk' im blauen Feld.

Ja, als endlich nun der Letzte
Von den Falko's hingeſchieden;
Als man Helm und Schild, zerbrochen,
In die dunkle Gruft geworfen
Und das Grabgewölb' vermauert,
Ward in ſchwarzen Stein der Wahlſpruch
Eingehauen: Sperant lucem,
Und der Prieſter, der in reichem,
Silberſtoffnem Meßgewande
Bei der Schläfer feuchten Halle

Zum Altar vorüberwandelt,
Hebt empor die frommen Blicke,
Hebet die Monſtranz und ſpricht:
„Ruht im Herrn, bis einſt das Licht,
Deß ihr harrt, durch Särge bricht!“

III.

Der Gang um Mitternacht.

1.

In einer der angeſehenſten Handelsſtädte Hollands lebte vor einigen Jahrhunderten ein Kaufmann, Van Hopen genannt, der, ungeachtet ſeines nicht ausgezeichneten Verſtandes und ruhigen, bedächtigen Weſens, dennoch durch Fleiß, Ordnungsliebe und gelungene Unternehmungen ſein väterliches Vermögen ſo vermehrt hatte, daß er mit Recht für einen der Reichſten galt. Er hatte ſich erſt im reifen Mannesalter mit Honorien, einer kinderloſen, ſehr angenehm gebildeten Wittwe aus gutem Hauſe, vermält, und das einzige Pfand dieſer zufriedenen Ehe blieb ein blondgelocktes, rothwangiges Mädchen.

Das holde Clärchen — ſo hieß die Kleine — täglich ſchöner aufblühen und in allem Guten wachſen zu ſehen, war die unausgeſetzte Sorge, das ſtete Gebet der ſanften Mutter; ihre Hand einſt, nebſt einer fürſtlichen Ausſteuer, in die Hand eines vornehmen, von der ganzen Stadt geehrten Eidams legen zu können, war der Lieblingsgedanke, die ſtolzeſte Hoffnung des gutmüthigen, doch auch ſtreng auf äußeren Anſtand haltenden Vaters.

So wurde denn Clärchen zwar, wie im väterlichen Hauſe hergebracht, ſtill und einfach erzogen, doch auch keine Summe geſpart, die zur Erhaltung ihrer körperlichen Geſundheit, zur Veredlung ihres Herzens und Geiſtes, ſelbſt zum Genuſſe einer in Unſchuld frohen Jugend dienen konnte.

Ueberhaupt gehörte Van Hopen nicht zu jenen Reichen, die kein höheres Glück kennen, als Schätze auf Schätze zu häufen. Er half dem Dürftigen, den er deſſen nach reiflicher Prüfung werth erfunden hatte, ohne Geräuſch; er bezahlte den redlichen Arbeiter reichlich; ja, er glaubte ſich ſogar bei ſeinem großen Vermögen einige koſtſpielige Liebhabereien geſtatten zu dürfen, obwohl er, gleichſam ſich ſelbſt betrügend, insgeheim eine Caſſe errichtet hatte, wo dieſe Ausgaben blos dem Betrage, nicht aber dem Namen nach, in Rechnung gebracht wurden.

Eins von dieſen Steckenpferden beſtand in einer kleinen, ohne Plan angelegten, doch werthvollen Gemäldeſammlung, zu deren Aufbewahrung ein prächtiger Saal des Hauſes eingerichtet war. Hier hingen ſonder Arg, nur der Größe nach geordnet, doch ſämmtlich in reichvergoldeten Schnitzrahmen, hier der ſtahlgeharniſchte Bataviſche Admiral neben der wohlbeleibten Figur eines Holländiſchen Milchmädchens, dort die Spaniſche Statthalterin Margaretha von Parma in Purpur und ſteifer Hoftracht, neben einer flamländiſchen Venus in gar keiner, die Schriftgelehrten im Tempel neben ſchlittſchuhlaufenden Bauern, ein Seeſturm neben einer, den Kohlentopf anblaſenden oder beim Licht-Stümpfchen Käſe abwiegenden Hökerin, die Perſpektive eines Doms neben der Bude eines Marktſchreiers, die köſtlichſt gefüllten Mohnblumen und ſchwellendſten Weintrauben neben dem, freilich faſt zum Wegnehmen auffodernden Härings-Bündel.

Der Gegenſtand der zweiten Lieblingsneigung war ein weitläufiger, unfern der Stadt gelegener Garten, nach welchem Van Hopen in der Regel jeden Tag nach vollbrachter Arbeit, bald allein, bald mit Honorien und Clärchen ging oder fuhr. Dieſen mit den ſeltenſten Gewächſen und Blüthen, ſo des In- als Auslandes, zu ſchmücken, ſparte er keine Koſten; dieſen in ſtetem Flor, in ſteter Ordnung und Reinlichkeit zu erhalten, beſoldete er einen eigenen Kunſtgärtner, und ſo viele Gartenarbeiter, als Herr Elias — ſo hieß der Alte — für nothwendig fand.

Deß ungeachtet mußte er ſeit einiger Zeit mit Leidweſen wahrnehmen, daß der Garten, wie er es nannte, verwildere. Bald ragte bei einer friſchbeſchnittenen Taxuskugel noch ein Reißlein hervor; bald war in den ſchnurgeraden Buchsbaum-Einfaſſungen ein Stock eingegangen. Bald wehten in den, mit dem feinſten Sande beſtreuten Gängen abgefallene Blätter umher;

bald war in den von Corallenzweigen, Seemuſcheln, gefärbten Glasſcherben, Erzſtufen und ähnlichen Herrlichkeiten gebildeten Schnirkeln ,eine Schneckenlinie verſchoben, bald gar eine Tulpenzwiebel oder ein Nelkenſenker von großer Seltenheit, auf deren Entfaltung er ſich Monate lang gefreut, verſchimmelt oder verwelkt.

Van Hopen, der den Kunſtgärtner in hohen Ehren hielt, ſchüttelte ſchweigend den Kopf. Er getraute ſich mit keiner Frage hervor, die ja doch einem Verweiſe ähnlich geſehen hätte, und ſuchte blos für ſich die Urſache dieſer Unziemlichkeiten zu ergründen. Endlich, als er einſtmals bemerkte, daß bei ſeiner Annäherung Elias eine Brille verſteckte, da er deſſen Augen beobachtete und ſie äußerſt krankhaft fand, ward ihm das Räthſel gelöſt. Er fürchtete nun, der Alte möchte gänzlich erblinden; er ſah die Nothwendigkeit ein, ihm einen Gehülfen zuzuordnen, aber, nach ſeiner milden Denkart, nach ſeiner Anhänglichkeit an den in ſeinem Dienſte Ergrauten, ſetzte ihn die Weiſe, wie er ihn von dieſer Maßregel ohne Kränkung unterrichten ſolle, in nicht geringe Verlegenheit.

Deshalb war es ihm höchſt erfreulich, als nach Verfluß einiger Wochen die ehemalige Genauigkeit in den Garten zurückgekehrt, folglich eine Veränderung nunmehr entbehrlich ſchien. Ja, ſo wenig den Augen des Greiſes eine Geneſung anzuſehen war, ſelbſt kleine Verſchönerungen kamen nach und nach zum Vorſcheine. Als Van Hopen einſt, von einer Geſchäftsreiſe zurückkehrend, um das langentbehrte Vergnügen nun in vollem Maaſe zu genießen, Honorien am Arme, das liebliche Clärchen an der Hand, den Garten wieder beſuchte, erhoben ſich unter den übrigen, in höchſter Nettigkeit prangenden Zierbeeten auch die Buchſtaben C. V. H. von dunkelrothem Tauſendſchön ſo zart und regelmäßig gebildet, als hätte der kunſtreichſte Schreibmeiſter die Züge mit Purpur-Dinte aufs Papier gezirkelt.

Van Hopen deutete dieſe Blumenſchrift nach einigem Beſinnen auf Clärchen, und ſah Honorien wie ſie ihm, wohlgefällig in die Augen; die Kleine, als ſie die Auslegung hörte, hüpfte und klatſchte vor Freude in die Händchen. Der ehrliche, vom Alter gebeugte Elias lauſchte hinter einer, in Elephanten-Geſtalt geſchnittenen Hecke und wiegte ſchmunzelnd das Haupt.

Honorie ward ſein gewahr und rief ihn alsbald herbei; Clärchen ſollte ſich bei ihm bedanken, ihm eine Hand geben; Van Hopen winkte ihm freundlich zu.

„Recht ſchön! ſehr liebreich!“ — ſagte Elias, faſt in Thränen ausbrechend, und küßte des Kindes rundes Aermchen — „nur kommt es ſo eigentlich nicht mir, ſondern einem Andern zu, den ich — der ſich — dem Wohlwollen des Patrons und der Güte der edlen Frau damit beſtens empfehlen wollte.“

„Einem Andern?“ — fragte Van Hopen bedächtig — „Fürwahr, das muß ein geſchickter, ein kluger Menſch ſeyn!“ Sanft gerührt ſetzte Honorie hinzu:

„Er weiß den Weg zum Aeltern-Herzen zu treffen! Wer iſt es?“

Elias zuckte verlegen die Achſeln und ſagte kleinlaut: „Gewiſſermaßen ein Neffe von mir.“ — Leiſer, mit vorgehaltener Hand, damit ja die herumhüpfende Kleine nichts Unſittliches vernehme, fuhr er dann fort: wenigſtens der Sohn meiner Nichte, die ſich von einem jungen Spanier, — Stand und Namen wollte er ihr nie entdecken — bethören ließ, und vor Gram über ihren Fehltritt ſtarb, weil der Verführer, unbekümmert um ſie und das Kind, das ſie unterm Herzen trug, heimlich wieder abgereiſt war.“

Honoriens Handbewegung und Blick verriethen ſchon jetzt das innigſte Mitleid und ermuthigter fuhr der Greis fort: „Glauben Ew. Edlen ja nicht, daß auch wir die Arme im Elend verließen. Nur fürchten wir uns, in einem Hauſe, wie das des Herrn Patrons, etwas von der Sache verlauten zu laſſen und — je nun, man ſchont doch auch gern den Ruf ſeiner Verwandtſchaft! Als wir die bedauernswerthe Mutter ſtill zur Erde beſtattet hatten, brachten wir ihren kleinen **Hugo** in’s Waiſenhaus. Er wuchs herauf, und obſchon er der Mutter gar nicht, nur ſeinem hartherzigen Vater ähnelt, ſo gewann er doch täglich mehr und mehr unſere Liebe. Wir hörten nichts als Gutes von ihm: Lehrer und Vorſteher nannten ihn den Folgſamſten und Fleißigſten; er zeichnet ſehr artig; er ſchreibt und rechnet zum Verwundern, und wenn er uns manchmal beſuchen durfte, ſahen wie ihm die Luſt zur Gärtnerei an den Augen an. So näherte er ſich dem vierzehnten Jahre, und konnte nach der Verfaſſung nicht länger im Waiſenhauſe bleiben. Unter fremde Leute hätt' ich ihn allenfalls ziehen laſſen; aber meine Alte lag mir Tag und Nacht in den Ohren. Nun, ich ſelbſt hatte ſeit der Zeit, als ich mir Hugo mit an die Hand geben ließ, wohl bemerkt, daß es dem Herrn Patron wieder im Garten gefalle. Da wollte ich denn ſowohl Ew. Edlen, als die hochwerthe Frau demüthig bitten, falls der Flecken der Geburt verſchwiegen bleiben könnte und es der Herrſchaft nicht zur Unehre gereichte — — “

Honorie drückte ihrem Eheherrn freundlich bittend die Hand; dieſer ſah wohl, daß er ihr ſo etwas nicht abſchlagen durfte und ſprach nach kurzer Pauſe: „Behaltet den Knaben als Lehrling, lieber Elias! Gebt ihm euern Zunamen und ſagt, ehe er zu reifern Jahren gelangt, weder ihm, noch ſonſt Jemanden, etwas von ſeiner Abkunft. Ich werd' ihn ſchon gelegentlich ſehen; anjetzt könnt' es den Arbeitern auffallen.“

Hiermit war die Sache vor der Hand abgethan, und nur die menſchenfreundliche Honorie konnte der Neugier nicht widerſtehen, ſich den ſchon recht hübſch aufgeſchoſſenen und, obwohl ärmlich, doch höchſt reinlich gekleideten Knaben von der Frau Kunſtgärtnerin insgeheim zeigen zu laſſen.

Das nächſte Mal, als Van Hopen den Garten beſuchte, öffnete ihm der neue Gärtnerburſche, Rechen und

Gießkanne in der Hand, mit demüthiger Verbeugung das Gitterthor. Sehr wohlgefällig ſah der Herr auf den ſchlanken, ſcharf geaugten Knaben, der einige an ihn gerichtete Fragen erſt mit Schüchternheit, bald aber zwar beſcheiden, doch höchſt angemeſſen beantwortete. Van Hopen dachte an das Sprichwort, daß ein Häkchen ſich in Zeiten krümme; er hieß ihn gutes Muths ſeyn und ſich nur ſtets zur Zufriedenheit ſeiner Pflegältern aufzuführen; in dieſem Falle ſollte für ſein Fortkommen geſorgt werden.

Dieſer Ermahnung nachzukommen war von nun an Hugo eifrigſt befliſſen, doch nicht weniger darauf, die Augen des Patrons und ſeiner Familie dann und wann auf ſich zu ziehen und ſich in ihrer Gunſt immer mehr zu befeſtigen. Wenn Honorie und Clärchen in den Garten kamen, unterließ er nie, ihnen irgend eine ſeltene Blume oder Pflanze zu zeigen und auf jeden ihrer Winke zu achten; wenn ſie fortgingen, ſtand er längſt ſchon am Ausgange, um ihnen im netteſten Körbchen einen größern und kleinern Strauß zu überreichen. Dem Eheherrn hingegen hielt er ſtets die fein thönerne, aufs beſte geſtopfte Pfeife, ein glimmendes Torf-Feuerchen im Camin und alles ſonſt zum Rauchen Erforderliche im Sommer-Pavillon bereit, folgte ihm mit einer Schiefertafel von weitem nach, um jede ſeiner Anordnungen ſogleich aufzuzeichnen, und wagte es wohl dann und wann, ihm zu Anlegung neuer Rabatten oder Hecken höchſt zierliche Riſſe, fein gemalte Abbildungen ſeltener

Tulpen, Aurikel und Ranunkeln, oder was ſonſt Göttin Flora den holländiſchen Fluren eben geſpendet hatte, ja zuletzt, als ihm, beim Ueberbringen von gereiften Melonen und anderen Früchten, zuweilen ein Blick in die Bildergallerie geſtattet worden war, auch andere, nicht übel gerathene Verſuche vorzulegen. Van Hopen überzeugte ſich endlich nicht ohne Verwunderung, dieſer junge Menſch habe zu Allem Geſchick, und beſchloß nach dieſer Erwägung, ihm von einem der berühmteſten Maler der Stadt wöchentlich einen Tag Unterricht geben zu laſſen.

So verfloſſen zwei Jahre, und der nun ſechzehnjährige Hugo ward nicht blos von denen, die ihn kannten, für einen gar feinen, Gutes verſprechenden Jüngling gehalten, ſondern konnte auch füglich für den Augapfel der alten Gärtnersleute, für den ſtets beſorgten ältern Geſpielen des achtjährigen Clärchens und für den Günſtling Van Hopens und Honoriens gelten. Letztere vorzüglich, theils gleich anfänglich durch das bloße Wort Waiſenkind, theils im Verfolg durch die ſtete Aufmerkſamkeit, die er ihr bewies, durch die höchſte Ordnungsliebe und äußere Nettigkeit ungemein für ihn gewonnen, hatte im Stillen ſchon längſt ein Plänchen entworfen, und ließ, als der Gemal einſt bei heiterer Stimmung nach dem Garten wollte, leicht die Worte fallen: „Die Handſchrift des gutartigen Knaben wird doch täglich ſchöner; die Gartenrechnung, die er jetzt allein führt, traf noch nie ſo genau zu — ſollte in dem nicht ein recht brauchbarer Handlungsdiener ſtecken?“

Van Hopen ſah ihr ſtutzend in die Augen; faſt ſchien es ihm wunderbar, daß ihm dieß nicht ſelbſt beigefallen ſey. Er nickte ihr freundlich Abſchied, ſagte mit gewöhnlicher Ruhe: „wer weiß?“ und ging ſeines Wegs.

Als er in den Garten kam, und Hugo, von der Arbeit augenſcheinlich erhitzt, aus einem der Treibhäuſer hervorſprang, um ſich nach ſeinen Befehlen zu erkundigen, hieß er ihn dableiben, beſah ihn langſam vom Kopf bis zu Füßen und ſprach: „Du biſt ein fleißiger Gärtner. Die Gärtnerei iſt eine edle Kunſt, und wenn du ſo fortfährſt, kannſt du es leicht ſo weit, als dein ehrſamer Meiſter, ja wohl bis zu einem fürſtlichen Kunſtgärtner bringen. Doch der Kaufmannſtand ſteht noch weit höher; ein geſchickter, fleißiger und redlicher Kaufmann kann ſich mit der Zeit, falls ihm das Glück nur einigermaßen hold iſt,“ — hier legte er unwillkührlich ſeine Hand auf die fein ausgenähete Halskrauſe — „wohl ſelbſt einen Kunſtgärtner halten.“

Hugo's ehrerbietig niedergeſchlagene, zwar kleine, doch feurig funkelnde Augen blitzten ein wenig auf, und als Van Hopen die Frage hinzufügte: „Haſt du Luſt, auf meiner Schreibſtube zu arbeiten?“ ſchien er erſt keine Worte zu finden, und küßte ſodann dem Patron unter der kurzen Aeußerung, daß er gewiß ein aufmerkſamer und dankbarer Lehrling ſeyn wolle, die Hand.

So wurde denn auch Elias vorbeſchieden, der leicht einſah, daß er dem künftigen Glücke ſeines Zöglings nicht hinderlich ſeyn könne, und daher um Erlaubniß bat, ſich einen andern Gehülfen auszuſuchen. Die Sache war abgemacht. Als Van Hopen zur Abendmahlzeit zurückkehrte, Clärchen ſich vor dem Vater verneigte und Honorie mit freundlichen Augen ſich erkundigte, ob die Granatäpfel nun bald zur Reife kommen und platzen würden? antwortete Van Hopen, über ſeinen ſcherzhaften Einfall faſt ſelbſt lachend: „Schwerlich eher, als die Ladenſchürze für den neuen Lehrling geſäumt ſeyn wird!“ — und ſeit langer Zeit war das Tiſchgeſpräch nicht ſo belebt und ergötzlich geweſen, als an dieſem Abende.

Noch vor Verfluß des Monats war ein neuer Gartengehülfe gefunden: Hugo, von den Vermahnungen des Pflegevaters, von den heißen Thränen und Segenswünſchen der Pflegemutter begleitet, zog in Van Hopen's Haus, und ward der Unterweiſung eines erfahrnen Buchhalters übergeben. Er bewies auch bei dieſem, obwohl ſehr wortkargen und ſtörrigen Alten, ſein ihm theils angebornes, theils im Waiſenhauſe erworbenes Geſchick, ſich in jedes Vorgeſetzten Art und Laune zu fügen, und Van Hopen vernahm mit Wohlgefallen, Honorie mit einer Art mütterlicher Freude, daß Hugo ſich durch Gehorſam und Fleiß vor den übrigen Lehrlingen hervorthue. Noch war kein Jahr verfloſſen, als er wohl manchen Diener an Kenntniſſen übertraf, und als der Prinzipal, hierdurch bewogen, ihn nun auch in fremden Sprachen unterrichten ließ, kam es nach einiger Zeit dahin, daß ihm nicht nur der größte Theil der ausländiſchen Correſpondenz, ſondern auch manch anderes wichtiges Geſchäft übertragen werden konnte. Er bewährte hiebei eine, faſt ſein Alter überſteigende Klugheit, Verſchwiegenheit und Gewandtheit, ſo wie bei einigen ſehr lockenden Verſuchungen, die ein erfahrner Kaufmann und Buchhalter wohl auch mit den zuverläſſigſt ſcheinenden Untergebenen zuweilen anſtellt, die unerſchütterlichſte, ihm, wie es ſchien, gar nichts koſtende Gewiſſenhaftigkeit und Treue. Zugleich hielt er ſich, wie dieß in Van Hopens Hauſe Sitte war, fleißig zur Kirche, vermied faſt allen, noch weit mehr jeden verdächtigen Umgang, kannte des Sonntags nach beendigtem Gottesdienſte kein größeres Vergnügen, als ſeine Uebungen in der Malerei fortzuſetzen, und kam vor anhaltendem Fleiße ſogar zu ſeinen Pflegeältern weit ſeltener, als dieſe es wohl gewünſcht und der Patron und Buchhalter es geſtattet hätten.

Das Vertrauen zu ihm wuchs mit jedem Tage, und ſeine unterwürfige Beſcheidenheit, ſeine einnehmende Artigkeit veranlaßte es, daß er nicht nur manchmal an Sonn- und Feiertagen zur Tafel des Patrons gezogen ward, ſondern auch, als bereits ſtillſchweigend angenommener Inſpector des Bilderkabinets, dem in zarter Jungfräulichkeit immer ſchöner heraufblühenden Clärchen unter Honoriens Augen Unterricht im Blumenzeichnen geben durfte.

Daß bei dieſer Lage der Dinge die ſanfte Honorie ſich auch ſeines Aeußern vorſorgend annahm, daß ihm zu Zeiten bedeutende, auch außergewöhnliche Geſchenke zu Theil wurden, daß man in ihm eher einen bemittelten Kaufmannsſohn, als den ehemaligen Gärtnerburſchen oder gar den Waiſenknaben erkannt haben würde, bedarf keines Anführens. Bald war Hugo in Stand geſetzt, ſich ſelbſt immer feiner und geſchmackvoller zu kleiden, bald ſogar, kleine erſparte Summen in der Caſſe des Principals unterzubringen. Jedermann nannte ihn einen exemplariſchen jungen Mann, und Niemand wußte das Mindeſte an ihm auszuſetzen, als etwa ſeine Genoſſen, die ihn nicht ſelten der Hoffarth und Herrſchſucht beſchuldigten, ein Vorwurf, den man mehr in ihrer Abgunſt, als in der Wahrheit, gegründet glaubte.

Als Hugo, zum auszeichnenden Beweis des kaufherrlichen Beifalls, mit Erlaß eines Halbjahrs, losgeſprochen worden war, und aus Honoriens Hand, zur ungemeinen Freude der darob ſtolzierenden Pflegemutter, einen zierlich beknopften Rohrſtock, das Symbol der erlangten Freilaſſung, zum Geſchenk bekommen hatte, fing man an zu bemerken, daß er nicht blos ein geſitteter und geſchickter, ſondern auch ein wohlgewachſener, faſt ſchön zu nennender junger Mann ſey; ja manche ſehr ſittſame vornehme Jungfrau blickte ihm zu Zeiten holdſeliger in die feurigen ſchwarzen Augen, als ſie gegen Andere ſeines Standes gewohnt war. Auf ihn ſelbſt machte dieß jedoch keinen Eindruck. Alle Erkenntlichkeit, alle Ergebenheit und Verehrung, die er dem weiblichen Geſchlecht zollte, beſchränkte ſich einzig und allein, wiewohl durchgängig mit Berückſichtigung des ſtattfindenden Abſtands, auf die noch im Lebensherbſt mildſchöne Hausfrau und ihr mairoſiges Töchterlein.

Wohl war ihm das nicht zu verübeln! Denn wie ſeine mütterliche Wohlthäterin immer noch für das Urbild einer durch Anmuth und Würde alle Herzen beherrſchenden Matrone gelten konnte, ſo erhoben auch Clärchen das ſeidenweiche, bald zierlich aufgewundene, bald wellend herabfließende lichtblonde Haar, die großen blaßblauen Augen, die blendende, roſig überhauchte Weiße der Haut, der knospende Purpurmund, die jugendlich ſproſſende Fülle, die Feinheit der Hand, der ganz niedliche Wuchs zu dem Ideale, das den Meiſtern der Niederländiſchen Schule bei ihren Gebilden weiblicher Schönheit gewöhnlich vorgeſchwebt hat.

Nimmt man nun hinzu, daß Clärchen, als einziges Kind, von jeher auf das ſorgfältigſte gepflegt und erzogen worden war, daß ſie außer der Mutterſprache fertig deutſch und franzöſiſch ſprach, daß ſie angenehm ſang und mehrere Saiten-Inſtrumente mit Leichtigkeit und Gefühl ſpielte, daß endlich auch äußerlich nichts geſpart wurde, dieß holde Weſen ſtandesmäßig zu ſchmücken; ſo war es, ſelbſt die reiche Erbin nicht in Anſchlag gebracht, wohl nicht zu verwundern, daß ſie Aller Augen auf ſich zog. Aber nicht blos die vornehmen Kaufmanns- und Rathsherren-Söhne blieben, wenn Clärchen, von zwei ſtattlichen Mägden begleitet, zur Kirche, oder mit den Aeltern auf dem Damme ſpazieren ging, ehrerbietig ſtehen und ſahen ihr noch in der Ferne nach; auch in des ärmern Hugo feurig ſchlagendem Herzen, den ſie faſt mit ſchweſterlicher Traulichkeit behandelte, wurden Empfindungen angefacht, die mit ſeiner öffentlich bewieſenen Mäßigung völlig in Widerſpruch traten.

Es bleibe dahin geſtellt, ob die kluge, wachſame Honorie etwas dergleichen blos befürchtete und zu verhüten ſuchte, ob ihr Hugo's verſtohlene Blicke doch nicht ſtets entgangen waren, oder ob endlich nur der Zufall es alſo fügte; genug Hugo, auf der Schreibeſtube, wie im Waarenlager, im Hausweſen, wie im Hafen, längſt der Brauchbarſte und Van Hopens nicht blos rechte Hand, ſondern, die Wahrheit zu ſagen, deſſen wenigſtens halbe Seele, erhielt einen neuen Beweis von dem unbeſchränkten Zutrauen des Principals, nämlich den Auftrag, in wichtigen, nicht länger aufzuſchiebenden Handlungsangelegenheiten eine Reiſe nach England und Frankreich zu unternehmen.

So ſehr Hugo von der Vorſtellung außer Faſſung gebracht ward, ſich von dem Gegenſtande ſeiner heimlichen Liebe, zu deſſen Erwerbung denn doch zu Zeiten in ſeinem ſtolzen Gemüthe Hoffnungen aufdämmerten, entfernen zu müſſen; ſo war hier doch kein Ausweichen möglich. Ja, wollte er die bis jetzt, mit faſt unglaublicher Selbſtbeherrſchung geſpielte Rolle fortſetzen, ſo mußte er Kraft genug haben, ſeinen Mißmuth in ſich ſelbſt zu verſchließen; er mußte den Schein von ſich geben, als halte er das, was ihn faſt zur Verzweiflung trieb, für eine obwohl unverdiente, doch unermeßliche Glückſeligkeit. Er war klug und ſtark genug, nach einiger Berathung mit ſich ſelbſt, dieſes Wagniß zu unternehmen. Hatte er daher, als Van Hopen ihn zuerſt von ſeiner Abſicht unterrichtete, geſtutzt und mit einiger Verlegenheit nur erklärt, daß er ſich zu der Reiſe vorbereiten wolle; ſo waren bei der nächſten Beſprechung ſeine Dankſagungen ſo beredt, ſeine Freudenbezeigungen über das, was er nun in der Welt zu ſehen und zu lernen Gelegenheit haben werde, ſo lebhaft, daß Van Hopen faſt im Stillen bereute, in ſeiner Jugend nicht eine ähnliche Veranlaſſung gefunden zu haben, blos aus Neugier, ob er ſich damals auf eine ſo weite beſchwerliche, ja mit Gefahren verknüpfte Reiſe auch ein wenig gefreut haben würde? Er legte dem jungen Manne wohlgefällig die Hand auf die Schulter, gab ihm Befehl, ſich von dem Caſſirer mit Geldern und Briefen ſattſam verſehen zu laſſen, und fügte das Verſprechen hinzu, Hugo nach glücklich vollbrachtem Geſchäft gewiß auf das anſehnlichſte, ja weit über ſeine Erwartung, zu belohnen.

„Ueber meine Erwartung?“ — ſagte Hugo vor ſich, da er in ſein Zimmer trat — „Schwerlich! über meine Wünſche? Gewiß nicht! — Aber — nur der Wagende kann gewinnen!“ Er ging mit erſt langſamern, dann immer beſchleunigtern Schritten auf und ab, und bald ſtand die Nothwendigkeit klar vor ihm, noch vor ſeiner Abreiſe erfahren zu müſſen, was er ſich von Clärchen ſelbſt zu verſprechen habe. Er nahm, gleichſam um ſeinen Muth noch mehr zu befeuern, Clärchens Gemälde vor ſich, das er ſchon längſt, damals nur in der Abſicht, Honorien bei irgend einem Feſte damit zu überraſchen, angefangen hatte; er ſog ihre Züge nur noch tiefer in ſein Herz; er begann Einiges mit noch ſchmeichelndern Farben daran auszuarbeiten; er ſtarrte mit glühenden Blicken darnach hin; er rief heftig aus: „Ich muß dich beſitzen! Oder gäb' mir mein Geiſt, gäb' mir mein Muth geringere Anſprüche auf dich, als Andern Geburt und Vermögen?“ Er ſtand wieder eine Zeitlang in Gedanken, und nun war es in ſeinem Innern entſchieden, daß er ihr noch vor der Trennung ſeine unbeſiegbare Leidenſchaft vorſichtig entdecken, daß er ſie zu feſſeln ſuchen, daß er ſie, wo möglich, zu dem Verſprechen eines geheimen Briefwechſels bewegen müſſe; nun waren auch die hiezu führenden Mittel und alle zu ergreifenden Maßregeln in ſeiner Seele entworfen.

So fuhr denn Hugo gegen den Principal fort, ſich nur mit den Vorbereitungen zur Reiſe eifrigſt beſchäftigt zu ſtellen. Gegen Honorien aber verrieth er, gleichſam als ſchäme er ſich deſſen vor männlichen Augen, bald durch Blicke, bald durch leicht entſchlüpfte Worte, Schwermuth und Niedergeſchlagenheit über die gebietende Pflicht, die mütterliche Freundin verlaſſen zu müſſen. War er endlich auf Augenblicke mit Clärchen ohne Zeugen, dann entſtieg ein Seufzer ſeiner Bruſt, oder er küßte dem zuſammen fahrenden Mädchen plötzlich mit dem größten Feuer die Hand, und eilte, wie über ſein Wagniß erſchrocken, aus dem Zimmer.

Bei Honorien konnte dieß ſein Benehmen, das ſie ganz erklärlich fand, die Zuneigung, die ſie ſchon dem Knaben geſchenkt und dem Jünglinge ſtets erhalten hatte, nur verſtärken. Clärchen hingegen, in deren ſteigendem Buſen denn doch auch eine bisher ungekannte Sehnſucht ſich zu regen anfing, ſah ihm manchmal nachdenkend, faſt zärtlich in die Augen; ſie fühlte Mitleid mit dem Zuſtande ſeines Herzens, den ſie nach und nach zu errathen wähnte; ſie erſchrak vor dem Gedanken, daß ſie nun bald den von Kindheit an gern um ſich geſehenen Freund nicht mehr ſehen werde; ſie träumte wohl manchmal von ihm in der Fremde auflauernden Räubern, von Seeſtürmen und Schiffbrüchen, von menſchenopfernden Wilden.

Doch die Zeit zur Abreiſe rückte immer näher und nur noch zwei Tage waren vergönnt; es war Samſtag, und Montags ſollte, falls günſtiger Wind wehe, die Corvette abſegeln. Hugo bat in den Frühſtunden um Erlaubniß, Honorien und Clärchen aufzuwarten, nicht ſowohl um ſchon Abſchied zu nehmen, als um letzteren etliche ihrer Zeichnungen, die er in Verwahrung gehabt, ſo wie einige, für ſie in Voraus gearbeitete Vorlegeblätter zuzuſtellen.

Er trat, geſchmackvoll gekleidet, ein, und ſprach zu Honorien gefühlvolle Worte; er redete von ewiger Dankbarkeit, von der treueſten, lebenslänglichen Anhänglichkeit, von der Ungewißheit des Wiederſehens, ſo lange wir noch auf Erden ſind, zuletzt, wie im Ausbruche überſtrömender Empfindungen, von Sohnes- und Bruderliebe. Clärchen ſah von ihrem, im Fenſter ſtehenden Sticktiſche nach ihm her; Honorie war tief bewegt, und ſtützte ſich, das Tuch vor die Augen haltend, auf den Arm des Lehnſeſſels. In dieſem Moment überreichte Hugo Clärchen die geöffnete Mappe. Sie blätterte, um ihre Wehmuth zu verbergen, darin hin und her, und fand unter den Zeichnungen — ihr eigenes Bild. Der liebende Lehrmeiſter fuhr heftig zuſammen; er mußte dies Gemälde aus Verſehen unter den übrigen gelaſſen haben; er gab Clärchen einen flehenden Wink, ihn der Mutter nicht zu verrathen, und ſie war ſelbſt zu beſtürzt, ſo wie ſchonend und liebevoll genug, ſeine Bitte zu erfüllen. Sie band ſchnell, ohne daß Honorie etwas bemerkte, die Mappe zu, und legte ſie auf die Seite. Hugo nannte ſein noch abzuthuendes Geſchäft beendet und beurlaubte ſich.

Clärchen, von zärtlicher Neigung und mädchenhafter Neugier nun zugleich beſtürmt, wünſchte baldmöglichſt, das Bild genauer zu beſehen. Unter dem erſt furchtſam, dann muthiger ausgeſprochenen Vorwande, daß ſie eine nöthige Flechte Seide im Stickkäſtchen nicht finde, auch noch ihre Blumenäſche in die Sonne ſetzen wolle, eilte ſie mit der Mappe in ihr Stübchen. Sie war ſicher, daß Honorie, die den Zugwind ſcheute, jetzt nicht nachkomme.

Nun war ſie allein! Sie legte ſchnell die Mappe auf die Marmorplatte des Spiegeltiſches, und die runden Alabaſterhändchen öffneten nicht ohne Zittern die Bandſchleife. Die Blumenzeichnungen wurden ſchnell beſeitigt: ihr eigenes, mit den Augen und der Hand der Liebe gemaltes Bildniß, zart und ſchön, wie Phantaſie die Engel erblickt, lächelte ihr entgegen. So — ſie beſann ſich genau — in dieß waſſerblaue, ſchillernde Gewand mit den zart durchbrochenen Spitzen gekleidet, das Goldgelock mit Perlen durchflochten, den jugendlich klopfenden Buſen von Edelſteinen beſtrahlt, hatte ſie vor fünf Monaten der Trauung einer Jugendgeſpielin beigewohnt, und Hugo am Fenſter, bis ſie in die Kutſche geſtiegen, kein Auge von ihr verwendet!

Sie ſah lange auf das Bild; ſie erhob das blonde Köpfchen und verglich das Conterfei mit dem, das der goldgerahmte venetianiſche Spiegel ihr entgegen hielt; ſie fand in jugendlichem Wonnegefühl jenes ſehr ſchön, doch dieſes nicht minder; ſie lächelte und zugleich traten Thränen in die Vergißmeinnicht-Augen. Sie dachte aller ihr von Hugo bewieſenen Vorſorge und Liebe, dachte des bevorſtehenden Abſchieds und wollte, um nicht laut weinen zu müſſen, die Blätter verſchließen, als ſie auf einem zarten Pergamentblatt mit Goldſchrift die Worte fand: „Nur zwei Augenblicke ohne Zeugen erbittet von der ſchweſterlichen Freundin der, vielleicht auf immer von ihr ſcheidende Lehrer und Freund.“

Clärchen war tief erſchüttert; ſie faltete die Hände; ſie empfand, daß ſie ſchon jetzt von Vorwurf nicht ganz frei ſey, daß ſie, wolle ſie Tochterpflicht üben, ihrer Mutter nichts verbergen dürfe. Aber — Hugo verlangte ja ſo wenig, er litt vielleicht ſo tief, er ſprach von möglicher immerwährender Trennung, und was konnte eine kurze Zuſammenkunft denn wohl ſchaden? Nein, was auch eine leiſe Stimme in der unruhig wallenden Bruſt dagegen einwendete, ſie konnte ihm dieß nicht abſchlagen, ſie mußte ſeine Bitte wie die eines Sterbenden erfüllen!

Jetzt erinnerte ſie ſich, daß es Zeit werde, zu Honorien zurückzukehren. Sie wendete, um ihre Beklommenheit, ihre getrübten Augen zu entſchuldigen, einen, obwohl leichten Kopfſchmerz vor, und — am Abende deſſelben Tags ſandte ſie Hugo durch eine Dienerin ein von ihm angeblich geliehenes Buch, worin der Entzückte die etwas räthſelhafte Antwort fand: „Ich gehe morgen nicht mit zur Kirche, und werde früh nach zehn Uhr ein Bild in die Gallerie zurückbringen.“

Hugo beſuchte am folgenden Tage den erſten Früh-Gottesdienſt. Um neun Uhr fuhren Van Hopen und Honorie nach der Hauptkirche; Clärchen war unter dem Vorwande, daß ihr Kopfſchmerz zu Zeiten zurückkehre und ſie ſich, da ja Gäſte erwartet würden, um ſo mehr ſchonen müſſe, daheim geblieben. Kurz nach zehn

Uhr begab ſich Hugo, als wolle er auch davon Abſchied nehmen, in den Gemälde-Saal; Clärchen trat bald darauf, ein Bild, doch nicht, wie Hugo gefürchtet, das von ihm erhaltene, ſondern ein anderes, nach welchem ſie unter ſeiner Anweiſung copirt hatte, in der Hand, durch eine aus Honoriens Zimmern führende Thür, von dem Sonnenlichte, das durch die hohen Fenſter fiel, von den braunen Schatten und brennenden Farben der Bilderwände, vor welchen ſie ſtand, nur noch mehr zu einer ätheriſchen Erſcheinung erhoben.

„Engel an Güte, wie an Schönheit!“ rief Hugo bezaubert aus, als er Clärchen, ſchon zur Mittagstafel geſchmückt, in demſelben blauen Atlaskleide erblickte, in welchem er ſie gemalt hatte — „Ich hätte ſo Vieles Ihnen zu ſagen, was mir auf dem Herzen laſtet. Allein, meine unerklärliche, faſt unglaubliche Zerſtreutheit, weshalb Sie mich einer Verwegenheit beſchuldigen könnten, das mir, nur durch die Heftigkeit meines Kummers erklärliche Verſehen, daß unter den andern Blättern auch eins liegen blieb, das Sie nie erblicken ſollten — O zürnen Sie nicht auf mich, holdes Clärchen!“ — bei dieſen Worten warf er ſich vor ihr nieder — „und geben Sie mir jenes Bild, das einzige Glück, den einzigen Troſt meines verarmenden Lebens, geben Sie mir den Schutzengel zurück, der mich über Länder und Meere begleiten ſollte!“

„Stehen Sie auf, Hugo!“ — erwiederte Clärchen ängſtlich, mit höher gerötheten Wangen — „und —

laſſen Sie mir doch jenes Bild zum Andenken! Als ſolches, als für mich beſtimmt, habe ich es vom erſten Augenblicke an betrachtet. Ich will es während Ihrer Abweſenheit ſorgfältig bewahren, ſelbſt, wenn Sie das wünſchen, vor jedem fremden Auge verbergen, und wenn Sie wiederkommen — die Reiſe kann ja doch ſo gar lange nicht dauern —"

„Ob hier von Zeit oder Ewigkeit die Rede ſey," — fiel Hugo bewegt ein — „ob ich in Jahresfriſt oder nie — nie wiederkehre, das — ich muß mein Schweigen brechen! — liegt blos in Ihrer Hand. Ich kenne keinen Preiß dieſes irdiſchen Daſeyns, als nur Sie, und wollen Sie mir auf ihn die Hoffnung entreißen, dann laſſen Sie mich, ſey es früher oder ſpäter, in den entfernteſten Himmelsſtrichen eine Qual enden, die mir jetzt ſchon unerträglich wird!"

Clärchen konnte vor Beſtürzung nur wenig antworten; ſie bat ihn, ruhig zu werden, als wozu ſie ihrer Seits alles Mögliche beitragen, ſogar ſich mit ihrer Mutter berathen wolle; aber Hugo beſchwor und beſtürmte ſie aufs neue, ihm nur einige Hoffnung zu laſſen, ihm wenigſtens dann und wann auf Wegen, die er ihr angeben werde, etwas von ihrem Befinden, etwas darüber, daß ſie ſeiner noch gedenke, wiſſen zu laſſen.

Da die Augenblicke ſich drängten — denn ſchon verkündigte das vom Rathhausthurme ertönende Glockenſpiel, daß der Gottesdienſt beendigt ſey und die Zeit zum Mittagsmahle ſich nahe — ſo gab Clärchen endlich mit wahrer Herzensangſt das Verſprechen, ſich während ſeiner Abweſenheit nicht zu vermählen, verweigerte aber einen Briefwechſel durchaus, falls ihre Mutter davon nichts erfahren dürfe. Deshalb ſtand Hugo hievon endlich ab, und bat nur noch um einen ſchweſterlichen Abſchiedskuß, der ihm auch, da man bereits den älterlichen Wagen anfahren hörte, von dem weinenden Mädchen gewährt ward.

Bei der Gaſterei, die kurz hierauf folgte und zu welcher einige der angeſehenſten Anverwandten und Hausfreunde eingeladen waren, erhielt Hugo, als abreiſender Geſchäftsträger, zu deſſen Ehren der Schmauß angeſtellt worden, den Platz zwiſchen Honorien und Clärchen, und ob er ſeiner Seits ſich gleich auf das ſorgfältigſte bewachte, Clärchen hingegen ſehr ſtill war und das, was kurz vorher vorgefallen, gänzlich vergeſſen zu haben ſchien; ſo war Hugo, als er ſich einmal unbeobachtet ſah, doch verwegen genug, ein Weinglas, aus dem Clärchens Roſenlippe eben bienenartig genippt hatte, geſchwind mit dem ſeinigen zu verwechſeln und ihr, während er es ſtürmiſch leerte, einen ſo feurigen Blick zuzuwerfen, daß ſie hoch aufglühte, ja faſt erbebte. Am folgenden Morgen, als Van Hopen und die Seinigen aufſtanden, befand ſich der raſtloſe Reiſende mit ſeinem Gepäck bereits längſt auf der Rhede. —

Einige Wochen lang vermißte Honorie und Clärchen den entfernten Freund zwar ſehr oft und ſchmerzlich; mit der Zeit aber, zumal da von Hugo's glücklicher Ankunft in England Nachrichten eingelaufen waren, welchen in kurzem andere über den erfreulichen Gang ſeiner Bemühungen folgten, ward ihr Kummer immer leichter, und ſie dachten an ihn, wie an einen Sohn und Bruder, der ſich ja doch in der Fremde wohlbefinde.

Auch beſchäftigten Honorien bald andere Gedanken, während Clärchens reizbares Herz oft unruhig klopfte und in einen bedenklichen Zwieſpalt mit ſich ſelbſt gerieth. Hatte nämlich Van Hopen bis jetzt etliche ihm nicht anſtehende Freier, ohne den Seinigen etwas davon zu ſagen, unter dem Vorwande, ſein Töchterlein ſey noch zu jung, auf die Zukunft verwieſen; ſo fand ſich jetzt ein Brautwerber, ganz ſowohl nach ſeinem, als nach Honoriens Herzen. Es war dieß Herr Adrian van Drooſt, der Sohn des Stadt-Syndicus und ſchon ſelbſt Mitglied des Raths, ein junger Mann von angenehmem, männlich ſchönem Aeußern, von großer Kenntniß, von allgemein anerkannter Rechtſchaffenheit und Thätigkeit, dabei in den Künſten der Geſelligkeit, ja in allen, ſelbſt den ritterlichen Fertigkeiten, wohl erfahren. Da es in dieſem nach ſeiner Jugend und blühenden Geſundheit ſchwerlich fehlen konnte, dereinſt Bürgermeiſter zu werden; da er bedeutendes Vermögen und vornehme Verwandtſchaft beſaß; ſo weidete ſich Van Hopen, wenn er in ſeinem Garten luſtwandelte, im Voraus an dem Gedanken, ſein Clärchen, die ſich ja durch Reichthum und äußere Reize vollkommen hiezu eigne, wohl noch ſelbſt als die Erſte der Stadt, als Bürgermeiſterin, zu erblicken, und ihr, falls nun Gott über ihn gebiete, mehr als eine halbe Million zu hinterlaſſen.

Auch Frau Honorie öffnete, wenn Van Drooſt nach der Rathsſitzung, die dunkelbraunen Locken lang herabwallend, mit der fein gekerbten Krauſe, mit der goldnen Kette, in der ſchwarzen Amtskleidung, von einem Rathsboten und zwei eigenen Dienern in reicher Livree begleitet, bei ihrem Hauſe vorüberging, oder wenn er Nachmittags zu Roſſe vorüberſprengte, und das Feder-Barett vor ihr faſt bis zur Erde neigte, in dieſem einzigen Falle die Zugluft nicht ſcheuend, ſchnell die Spiegelfenſter, um ſeine ehrerbietigen Grüße höflichſt zu erwiedern.

Das holdſelige Clärchen endlich konnte es ſich ſelbſt nicht länger abläugnen, daß Van Drooſt unter allen ſeines Alters und Standes den Vorrang behaupte, ſie fühlte, wenn ſie ihn mit dem heftigen Hugo verglich, daß ſie mit Van Drooſt, dem geſetzten, doch nichts weniger als kopfhängeriſchen jungen Manne, weit glücklicher ſeyn werde; ſie empfand, daß ſie ſowohl ſeinen, als den immer deutlicher werdenden Wünſchen ihrer Aeltern nichts mit einigem Grunde entgegen ſetzen könne; ja, ihr eignes empfängliches Herz zog ſie nach und nach immer mehr zu dieſem liebenswürdigen Freier.

Da ſie nun auch, auf wiederholtes Nachſinnen, ſich für überzeugt hielt, daß ſie dem zudringlichen Hugo durchaus nichts verſprochen habe, als ſich während ſeiner Abweſenheit nicht zu verheirathen, und Hugo's Zurückkunft in kurzem bevorſtand; ſo glaubte ſie, jeder Pflicht Genüge zu leiſten, wenn ſie zwar der Verbindung mit Van Droost ſich nicht abgeneigt zeige, doch die förmliche Verlobung zu verſchieben ſuche.

Dieß der zärtlichen Tochter, der ſchüchternen Jungfrau zu bewilligen, fanden die Aeltern und Van Droost kein Bedenken; ja die erſtern freuten ſich ſogar, den geſchätzten Hugo bei einem ſo frohen Familienfeſte gegenwärtig zu ſehen, wobei ihn zugleich der Principal, deſſen erſter Caſſirer kürzlich mit Tode abgegangen war, durch Verleihung dieſer Stelle zu überraſchen gedachte. Nicht immer ganz ungetrübt blieb die Stimmung Clärchens; doch überredete ſich auch dieſe, Hugo werde ſelbſt finden, daß ſie nicht anders handeln könne, alſo, wenn auch mit Aufopferung, in das frühere freundſchaftliche und geſchwiſterliche Verhältniß, welches doch eigentlich nur von ihm in einem ſtürmiſchen Augenblicke unterbrochen worden ſey, freiwillig zurücktreten.

Endlich traf Hugo, und zwar etwas früher, als man erwartet, in Van Hopens Hauſe ein, und ward wie ein heimkehrender Sohn empfangen. Hatte ihn vor ſeiner Abreiſe jedermann für einen wohlgebildeten und kenntnißreichen Mann gehalten, ſo ſchien es jetzt durch ſein Beiſpiel erwieſen, daß nur das Reiſen, nur der Beſuch fremder Länder und großer Städte, nur der Kampf mit Schwierigkeiten und Gefahren, nur der Verkehr mit Menſchen jedes Volks und Standes, alle im Manne liegenden Kräfte zur Reife bringe, jeden in ihm verborgenen Glanz gleichſam herausſchleife. War er gleich etwas von Luft und Sonne gebräunt, ſo ſchien jetzt ſein Auge doch noch feuriger, jeder ſeiner Züge belebter, ſein Talent, zu ſprechen, ausgebildeter, ſein ganzes Benehmen feiner, zugleich aber ſeine Entſchloſſenheit weit feſter, ſein Urtheil weit freier und ſchärfer, ſein Wille weit unbeugſamer und ſeine Beharrlichkeit bei dem, was ihm nützlich und recht dünkte, weit unerſchütterlicher, ja faſt gebieteriſch.

Van Hopen bemerkte dieſes, zwar mit einiger Scheu, doch auch mit Gefallen, und als ihm Hugo von ſeinen Verhandlungen im Allgemeinen Rechenſchaft abgelegt, als er ihm die Briefe der angeſehenſten Handelsfreunde zur Durchſicht überreicht hatte, welche ſämmtlich die größte Zufriedenheit mit dem Geſchäftträger, die höchſte Achtung vor deſſen ausgezeichneten Geiſtesgaben bewährten, konnte der erfreute, dankbare Principal die im Sinne gehabte Vergeltung nicht länger verſchieben. Er lud Hugo noch denſelben Mittag zur Tafel, und ließ ihm beim Nachtiſche von dem, wohl etwas erbleichenden Clärchen, auf ſilbernem Credenzteller die Schlüſſel der Caſſe feierlich überreichen.

Hugo ſchien überraſcht, betroffen, ja faſt zu Thränen bewegt. Er küßte Clärchen die Hand, konnte gegen ihren Vater des Danks kein Ende finden, unterließ aber auch nicht, Frau Honorien mit überſtrömendem Feuer bemerklich zu machen, daß er hiebei abermals ihre Verwendung, ihre Leitung, ihre ſtets bewährte, weit über ſein Verdienſt gehende Huld nicht verkenne.

So gewann denn allmählig in Van Hopens Hauſe, obwohl mit dem Unterſchiede, daß Hugo faſt ſelbſt der Handlungsherr ſchien, alles Uebrige wieder das vorige Anſehen. Clärchen gab ſich Mühe, an den ſtürmiſchen Auftritt in der Bildergallerie nicht mehr zu denken, ja ſie überredete ſich zu Zeiten wohl gar, Hugo möge in der Fremde einen andern, ihn noch anziehendern Gegenſtand gefunden haben. Daß er von ihrer, nun bald bevorſtehenden Verlobung, aus welcher kein Geheimniß gemacht wurde, etwas erfahren habe, ließ ſich bei ſeiner ausgebreiteten Bekanntſchaft in den angeſehenſten Familien, ſo wie bei ſeinem Scharfblicke nicht bezweifeln. Gleichwohl benahm er ſich gegen ſie mit der frühern Beſcheidenheit und Verehrung, die blos an Feinheit gewonnen zu haben ſchien, überreichte ihr und Honorien ſogar einige in Paris und London eingekaufte, erſt ſpäter angelangte Geſchenke ziemlich förmlich im Beiſeyn des Vaters, und ſchien ſich übrigens durch angeſtrengte Arbeit für alles Andere betäuben zu wollen.

Ob dieſe ſcheinbare Ruhe nie unterbrochen worden, bleibe einſtweilen dahingeſtellt! Die Zeit der Verlobung, welcher in zwei Wochen die Vermälung folgen ſollte, rückte heran. Als ſie bekannt gemacht ward, war Hugo ſtark genug, Clärchens Aeltern, ja ihr ſelbſt und dem Bräutigam, mit ſehr gewählten Worten ſeinen Glückwunſch darzubringen. Als der Brauttag herannahte, unterzog er ſich mancherlei Beſorgungen des Feſtes, bot dabei alle ſeine Erfindungskraft, alle ſeine Kunſtfertigkeit, alle Erfahrung auf, die er im Auslande bei prachtvollen Feierlichkeiten erlangt hatte, und beſuchte ſogar, um Blumen und Zweige in gnügender Menge herbei zu ſchaffen, einigemal ſeine alten, wie er ſelbſt bedauernd geſtand, im Drange überhäufter Geſchäfte faſt vernachläſſigten Pflegeältern.

Morgen denn, morgen ſtand die Trauung bevor. Clärchen fühlte ihre Kräfte durch ſo manche Vorbereitungen zur Hochzeit, durch die Wichtigkeit des nächſten Tages, durch den Gedanken, das väterliche Haus verlaſſen zu müſſen, ein wenig erſchöpft, und hatte ſchon ſeit einiger Zeit ſehr blaß ausgeſehen. Sie bat Honorien, ſich eher, als ſonſt, niederlegen zu dürfen, und ſagte ihr auf das Zärtlichſte, mit kaum zurückgehaltenen Thränen, gute Nacht.

Aber ſchon längſt ſchien die bräutliche Morgenſonne durch die hellſpiegelnden Fenſter, und noch hörte man nichts in Clärchens Schlafzimmer ſich regen. Man wollte es leiſe öffnen; die Thür war verſchloſſen. Man holte einen Hauptſchlüſſel, aber das Schloß war verderbt. Man erbrach endlich die Thür; Nachtkleider und Bett waren unberührt, Clärchen nirgends zu finden. Händeringend, in mütterlicher Verzweiflung, eilte Honorie zu Hugo, dem Treueſten und Entſchloſſenſten der Hausgenoſſen; auch er war verſchwunden! Van Hopen, endlich Argwohn ſchöpfend, ſtellte Unterſuchung an; in der Caſſe fehlte Manches, deſſen Betrag ſich vor der Hand nicht ausmitteln ließ; auch Clärchens koſtbarer Brautſchmuck ward vermißt. Die Obrigkeit, Van Drooſt, alle Freunde und Verwandte beider Familien wurden beſchickt; man zog an allen Thoren, in der Stadt, im Hafen Erkundigung ein; mancherlei Gerüchte von Entführung, vom Widerwillen der Braut gegen den aufgedrungenen Bräutigam, ja, da man zuletzt einige Kleidungsſtücke Clärchens und Hugo's am Strande gefunden, von gemeinſchaftlichem Selbſtmorde, liefen umher; man ſandte reitende Boten an alle benachbarte Gerichtsbehörden, welche dieſe Anzeige und die Beſchreibung der Perſonen bis in das entfernteſte Ausland beförderten.

Doch, was man auch nachgrübelte, was man zu Erlangung einer Aufklärung verſuchte, alles blieb ohne Erfolg; ja, falls die Flüchtlinge, wie das Wahrſcheinlichſte blieb, zu Schiffe gegangen waren, ſo mußte man, da in den Frühſtunden jenes Tags ein heftiger Sturm gewüthet und man ſcheidernde Schiffe bemerkt hatte, ſogar für das Leben des armen Clärchens fürchten.

Honorie, unfähig, ſolch einen Schmerz zu ertragen, ſank nach wenigen Wochen ins Grab, und bald darauf folgte die alte Gärtnersfrau, die oft im Stillen über Hugo's Undankbarkeit und zurückſtoßende Kälte geweint hatte, aus

Kummer über die kaum mehr zu bezweifelnde Verworfenheit des einſt ſo hoffnungsvollen Zöglings, der verehrten Herrin dahin nach.

2.

Ohngefähr drei Viertel-Jahre nachher, als ſich das bisher Erzählte in Holland ereignet hatte, ſaßen in dem, nahe am äußern Thorſchlage einer deutſchen Reichsſtadt gelegenen Gaſthofe: zum goldenen Beil drei bis vier Reitersknechte nebſt einem fremden Soldaten, der ſich für einen Feldwebel ausgab, noch bei einbrechender Nacht ins Spiel vertieft. Einige Bürger ſtanden aufmerkſam hinter ihnen, und gaben zuweilen ihre Theilnahme über wechſelndes Glück und Unglück, auch wohl ſeufzend ihre Bewunderung zu erkennen, was für anſehnliche Beute die Kriegsleute in dem kürzlich beendigten Feldzuge gemacht haben müßten, um ſo bedeutende Summen, bald leichtſinniger Weiſe, bald mit kecker Verzweiflung, auf ein Ungewiſſes zu wagen. Die wohlbeleibte Frau Wirthin Cordula ſaß im Lehnſtuhle ohnweit des Ofens, in Hoffnung, daß die Gäſte in kurzem aufbrechen würden, im Voraus bald ein Stück des Abendſegens betend, bald ein wenig nickend. Der ehrbare Gaſthalter, Herr Claus genannt, ging, die Hände auf dem Rücken, in der Stube auf und ab, und rückte das pelzverbrämte Mützchen von einem Ohr zum andern, theils aus Verdruß, daß er, der hohen obrigkeitlichen Verordnung ſchnurſtracks entgegen, ſeines Gewinns halber nicht Schicht bieten könne, theils aus Mitleid mit der armen Magd, eigentlich Judith, doch gewöhnlich Jutta geheißen, welche, ob ſie ſchon auf dem erhöhten Schenktritt bereits eifrig die Zinnkrüge blank ſcheuerte, doch nach ihrer unermüdlichen Ordnungsliebe heute abermal in kein Bett kommen werde. Der Wirthsſohn, der ſchlanke, vier und zwanzigjährige Daniel endlich, der ſich's für einen Schimpf gerechnet haben würde, früher, als die Aeltern ſchlafen zu gehen, und als junger Bürger kürzlich in die Schützengilde aufgenommen worden war, putzte aus langer Weile an einem entfernten großen Tiſche die längſt ſpiegelreine Bogenrüſtung aufs neue, und ſchielte zuweilen, wenn der Vater ihm den Rücken kehrte und die Mutter die Augenlieder geſchloſſen hatte, nach der weißarmigen, ganz mit ihrer Arbeit beſchäftigten Schenkdirne.

Dieß raſche, hochgewachſene Mädchen konnte ſowohl nach dem Innern, als Aeußern, nicht blos für das herrlichſte Geſchöpf unter ſeines Gleichen, ſondern als die Krone ſelbſt vornehmerer Jungfrauen gelten. Die frühere Kindheit war Jutten freudig und glücklich verfloſſen. Ihr Vater, ein kräftiger, wohlhabender Rhein-Fuhrmann, hatte, wenn er mit zehn, zwölf tüchtigen Hengſten nach langwieriger Abweſenheit wieder einmal angeklingelt gekommen war, für die liebe Frau immer ſchöne Vorräthe und Tücher, für das muntere Kind bald einen Naumburger goldbeflitterten Majoranſtrauß, bald eine ſchöne, buntbemalte Nürnberger Docke, bald wohl gar eine zierliche wächſerne Nonne mitgebracht, auch, ſo lang er daheim geblieben, die luſtig um ihn her ſpringende Juttel faſt nicht von der Hand gelaſſen, ſie oft mit in den Stall und bei Futtereinkäufen mit aufs Pferd genommen, ſie wohl gar auf einem der wohlgezogenſten Räppchen im Hofe oder auf der Wieſe herumſchacken laſſen.

Späterhin war er durch allzugroßes Vertrauen auf Anderer Redlichkeit gänzlich heruntergekommen, und über ſein Unglück ſich grämend, als Judith das zwölfte Jahr erreicht hatte, in Armuth verſtorben.

Die Mutter und die bei ihr wohnende Mannes-Schweſter ſuchten ſich mit Wollkrämpeln nothdürftig zu ernähren. Doch dieß wollte bald nicht zureichen, und die nun funfzehnjährige Jutta mußte ſich entſchließen, in Dienſte zu gehen. Dabei gab ſie der Frau Cordula vor allen den Vorzug; denn dieſe war nicht allein ihre Pathe, ſondern auch beide Eheleute ſtanden in dem Rufe der bravſten und ordentlichſten Wirthsleute, die es in der Stadt gebe. Jetzt war Judith ein und zwanzig Jahr alt. Niemand wußte ihr etwas Unrechtes nachzuſagen; die Nachbarsleute nannten ſie mit einer Art Hochachtung Jungfer Judith, und gar mancher hübſche Geſell und heirathsluſtige Jungmeiſter ſchaute ihr, wenn ſie, das reiche hellbraune Haar ſorglich unter die Schleppe geſchoben, knapp geſchnürt und, zwar ärmlich, doch höchſt nett angethan, aus der Kirche oder vom Markte

BIBL. UNIVERS. LIPS.

kam, recht freundlich in die klaren Rehaugen. Nicht beſſer, wohl tauſendmal ſchlimmer, erging es, wie ſchon erwähnt, dem mit ihr faſt aufgewachſenen Daniel. Seine einzige Freude war, ſie zu ſehen; ſein einziger, doch ſchwerer Kummer, daß Vater und Mutter wegen eigener Armuth von einer Heirath nichts hören wollten, und das gutdenkende Mädchen deshalb alle kleine Beweiſe ſeines redlichen, doch von dem Willen der Aeltern abhängigen Herzens beharrlich ablehnte. —

Jetzt wurde es am Spielertiſche, wo lange Zeit tiefe, nur ſelten von einem Fluche oder ſchallenden Fauſtſchlage unterbrochene Stille geherrſcht hatte, plötzlich laut. Das Spiel war beendigt. Der fremde Feldwebel, ein hagerer, ſommerſproſſiger Rothkopf, hatte den Andern Alles abgewonnen, ſonderte die Scheide-Münze ſorgfältig aus und ſtrich die größere in einige Beutel. Die, welche verloren hatten, ließen zu Zeiten ein Wort von großer Geſchicklichkeit fallen. Er verſetzte, daß er, ſobald man ſich wieder treffe, zum Gegenſpiele zu Dienſten ſtehe, und fügte großſprecheriſch hinzu: „Es iſt faſt Mitternacht. Ihr müßt mit anbrechendem Morgen füttern, und auch ich ſoll noch im Zwielicht beim Hauptmanne erſcheinen, weil wir vielleicht bald abreiſen. Laßt uns noch eine Weile beiſammen bleiben, und trinkt, bis der Hahn kräht, auf meine Fortuna!“

Herr Claus ſtrich verdrüßlich die Stirn, murmelte etwas von längſt verklungenem Zapfenſtreich, wagte es aber doch nicht, über Fortſetzung des Gelags ſein Mißfallen zu äußern. Die Soldaten willigten ein, und ſelbſt einige Bürger ließen ſich durch Neugier zum Dableiben bewegen. Der Feldwebel faßte eine Hand voll kleiner Silbermünze, ſprang nach dem Schenktritte, hieß Judith die Schürze aufhalten, ſodann aber Wein heraufholen, und wollte ſie umarmen. Dieſe wies Geld und Umarmung blitzenden Augs und erhobener Hand zurück. Daniel, ſich hoch aufrichtend und die Armbruſt, gleich einer Streitaxt, ſchwingend, rief donnernd: „Herr Feldwebel!" der Unverſchämte fuhr zuſammen, ſchalt Judith mit giftigem Blick eine Närrin, warf das Geld verächtlich zur Erde und nahm dann bei den übrigen Gäſten Platz.

Unter dieſen hatte ſich indeſſen ein Geſpräch über Spielglück angeſponnen, was bald auch zu dem von Zauberſtücken führte. Wünſchhütlein und Säckel, die Pauſſauer Kunſt, zuletzt auch die Alraun- oder Spring-Wurzel gaben Stoff zu mancherlei Meinungen.

„Mit dem Alraun hat es allerdings ſeine Richtigkeit!" fiel der Feldwebel ein, als Judith mit zwei großen Weinkrügen aus dem Keller kam und ſie nebſt zinnernen Kännlein auf den Tiſch ſetzte—„Ich ſelbſt habe vordem einen Alraun bei einem Cameraden geſehen. Es war ein kleines, flachshäriges, weißgekleidetes Männnlein, kaum eine Spanne groß, — und dem Hexenkerle, der es zuweilen wuſch und putzte, fielen nicht allein Karte und Würfel nach Commando, ſondern auch kein Schatzgewölbe, viel weniger ein Jungfer-Kämmerlein war für ihn zu feſt. Aber wer, beim hölliſchen Geiſte! ſoll es unternehmen, ſolch eine Wurzel bei einſamer Mitternacht unterm lichten Galgen zu graben?"

„Um Mitternacht zu dem Galgen zu gehen," — erwiderte der gottesfürchtige Wirth, den das Fluchen verdroß — „freilich nicht zu ſolch gottloſem Werke, ſondern in guter Abſicht, das könnte, wer Gott im Herzen und ein gutes Gewiſſen hat, noch wohl wagen!"

Es entſpann ſich ein Streit. Einige pflichteten Clauſen, mehrere dem Feldwebel bei. Endlich zog dieſer mit Uebermuth einen gefüllten Lederbeutel hervor und rief ſpottend zur Gegenparthei: „Nun, ihr Gott fürchtenden guten Gewiſſen! wohlan! wohlauf! dieſer Beutel mit funfzig baaren Gulden ſey dem, der noch in dieſer Nacht, wenn es zwölf ſchlägt, nach der Gerichtsſtätte geht und zum Zeugniß, daß er dort geweſen, einen Spahn aus der Galgenthür ſchneidet. Morgen wollen wir unterſuchen, ob der Spahn einpaßt, und befindet ſich's alſo, dann hab' ich verſpielt!"

Man erregte Zweifel, daß dieß Ernſt ſey; er beharrte aber dabei, und gab zum Beweiſe den Geldbeutel in des Wirths Verwahrung. Alle, ſelbſt Daniel, ſo gern dieſer dem Feldwebel etwas angehängt hätte, ſahen einander bedenklich an. „Seht ihr nun, ihr frommen tapfern Leute!" hohnlachte der Feldwebel von neuem, als — ſchlank und keck, ein Regentuch um ſich geſchlagen, ein blinkendes Fleiſchmeſſer in der Hand, und ſo ihrer frühern Namensſchweſter, der Heldin Bethulia's, nicht unähnlich, Judith vor ihn trat und mit Entſchloſſenheit rief: „Ich nehm' Euch beim Worte; ich bringe den Spahn!“

Das Erſtaunen aller Anweſenden läßt ſich denken. Einige erſchraken, andere zuckten bedauernd die Achſeln, noch andere lachten den Feldwebel aus. Der Wirth und ſeine Frau ſagten: „Unterlaß ſolchen Vorwitz, gute Dirne! Man muß Gott nicht verſuchen.“ Daniel faßte Jutta's Hand und ſprach zuredend: „Ich weiß wohl, daß du es nicht des ſchnöden Gelds wegen thuſt, ſondern weil deine alte Mutter auf den Tod krank liegt. Doch — es wird bei uns ja auch ſo viel übrig bleiben, daß ihr geholfen werde. Thu' es nicht, oder laß mich mit dir gehen!“

„Allein!“ ſiel der Feldwebel boshaft ein — „und noch iſt's zu früh.“ Er riß ſodann ein Fenſter auf, daß man nach dem Himmel ſehen konnte. Es war eine ſtürmiſche Aprilnacht; die Wolken jagten ſich; Mond und Sterne kämpften mit ihnen. „Ha! wie recht!“ — jauchzte der Feldwebel — „eine herrliche Nacht zum Luſtwandeln! Halte dich bereit, ſprödes Döckchen! Mich ſoll's weit mehr freuen, wenn dir der böſe Feind das Genick bricht, als irgend einem Andern!“

„Sagt, wenn es Zeit iſt!“ erwiderte Jutta kalt und lehnte ſich an den Mittelpfeiler der Schenkſtube. Da blickte ein ehrbarer Bürger, der Daniel aus der Taufe gehoben hatte, voll Mitleids auf das wackere Mädchen, hoffte es von dem Vorhaben noch abzubringen und ſprach: „Bedenke dein Vorhaben wohl! Das Reich der Finſterniß zu berühren, bringt Gefahr, und ſolch ein Wagſtück hat wohl Manchem Leibes- und Seelenwohl gekoſtet. Ich ſelbſt könnte hievon aus meiner Jugend einen Fall erzählen —“

Alles ward neugierig und drang in ihn, es zu thun. Der Feldwebel, dem nachgerade um ſeine funfzig Gulden bange ward, meinte, es ſey erſt halb zwölf Uhr, folglich noch Zeit genug. Der Alte begann:

„Unfern des Marktfleckens, aus dem ich gebürtig bin, ſtand eine kleine, baufällige Capelle, das Sebalduskirchlein genannt, worin, vermöge uralter Stiftungen alle Jahre einmal, und zwar in der Mitternacht des Sebaldus-Tages einige Sterbelieder geſungen wurden. Das ganze Gebäu glich einem Spinnenneſte; das Schieferdach hielt nicht mehr gegen Regen und Sturm; durch das Steinpflaſter wuchs Pilz, Schierling und Moos; das eiſerne Windfähnlein war zerknickt und verroſtet, dagegen verrichteten die wenigen, noch übrigen Fenſterſcheiben deſſen Dienſte. Was aber das Schauerliche des Orts noch vermehrte und, beſonders bei Nachtzeit, die Vorbeiwandernden mit Grauen erfüllte, war ein faſt rieſenhaftes menſchliches Gerippe, das neben der Thür in einer erhöhten Vermachung ſtand. Man trug ſich damit, es ſey das Gebein eines vor fünfhundert Jahren verſtorbenen Ritters, Sebald, oder, ich weiß dieß nicht genau, Seewald geheißen. Der habe einſt in wuthähnlicher Trunkenheit unſerer Aller Mutter, die Erde verflucht, und daher in ihrem Schooße nicht Ruhe gefunden, ſondern ſey bei der Einſenkung von ihr ausgeworfen worden. Nun könne das Skelett nicht vermodern und müſſe zur Zeit der Tagesſcheide herumwandeln, bis Jemand ſich finde, der es bis zu den drei Kreuzen trage. So nannte man nämlich eine Art Schädelſtätte, welche vor alter Zeit von einem Pilger, der zu Jeruſalem die Schritte abgemeſſen hatte, unweit des Marktfleckens auf einer Anhöhe errichtet worden war.

In der Nähe des, bei der Capelle vorbeiführenden Fußſteigs befand ſich ein Krug, in dem ſich die Bauern und Bürger häufig einfanden. Mein Vater nahm mich zuweilen dahin mit, weil auch die jüngern Burſche ſich unter den Großen herumtrieben. Der gewöhnliche Beluſtiger der Geſellſchaft war ein ſchon bejahrter, furchtbar verwachſener, bockfüßiger Krüpel, den man blos unter dem Namen des Fiedel-Hänſels kannte. Dieſer ließ ſich für einen guten Schluck oder Biſſen zu allem Möglichen mißbrauchen, und hatte durch öftere dergleichen Erniedrigungen ſeinen, ohnedieß ſchwachen Menſchenverſtand beinahe ganz eingebüßt.

Einſtmals, in einer Herbſtnacht, blieben die Gäſte länger beiſammen; die Rede war auf Geſpenſter gekommen, und manche der Anweſenden prahlten mit Heldenthaten, die ſie in dieſer Hinſicht verübt haben wollten. Man ſprach hin und her; Fiedelhänſel, der hiebei gänzlich überſehen worden war, folglich hungern mochte, kratzte einigemal quietſchend über den Steg ſeiner erbärmlichen Geige und erklärte, daß er es zu jeder Stunde mit einem Geiſte aufnehmen wolle.

Man lachte, aber ein reicher Pachtersſohn warf einen großen Thaler auf den Tiſch und ſagte: „der iſt dein, Hänſel, wenn du eiligſt dem geſtrengen Junker Sebald von mir einen Gruß und die Einladung bringſt, auf meine Koſten mit uns zu zechen!“

Der halbtolle Krüpel antwortete mit närriſchen Grimaſſen: „Wohl gut! wohl gut! der Thaler ſteckt in meinem Sacke!“ — bat zuvor zur Stärkung um ein Glas Branntewein und machte ſich auf. Mehrere der Anweſenden gingen ihm nach und traten vor die Thür des Hauſes, von wo man die Capelle und die Kreuze ſehen konnte; die meiſten aus bloßer Neugier, wie die Sache ablaufen werde, einige wohl auch aus geheimer Angſt, das Geripp möchte die Bitte annehmen und ihnen mit ſehr unerwünſchter Geſellſchaft beſchwerlich fallen. Doch kamen die Klügeren, welchen es zu lange dauerte, bald wieder, und faſt ſchien die Sache vergeſſen.

Plötzlich ſtürzten einige der Gäſte in die Schenkſtube mit dem Bericht, Hänſel habe furchtbar geſchrieen, er ſey wie ein Beſeſſener geſprungen gekommen und dann niedergeſunken. Die Muthigſten von den Zechern ſuchten ihn auf, und trugen ihn herein. Er konnte unter Zuckungen nur noch ſo viel ſagen: das Gerippe habe, da er ihm guten Abend geboten, beide Knochenarme weit nach ihm ausgeſtreckt; er habe zitternd die Flucht ergriffen; da ſey ihm Etwas wie eine Bleilaſt plötzlich auf den Nacken gefallen, habe ihm den Hals zugeſchnürt, und da er ſich in der Angſt einmal umgeſehen, habe ihm der Todtenſchädel über die Achſel gegukt, das kalte Gebein ſein Geſicht berührt, genug! das Gerippe auf ſeinen Rücken gehockt. Als er dieß keuchend hervorgeſtöhnt, gab er ſeinen Geiſt auf und ward an der Kirchhofsmauer —"

„Der Seiger hat ausgehoben!" unterbrach jetzt der Feldwebel, ſich zu Judith wendend, die Erzählung. Er und alle Andere, welchen dieſe, bei theils heruntergebrannten, theils ſchon verlöſchten Lichtern vorgetragene Geſchichte ein wenig Gänſehaut erregt hatte, meinten, daß auch ihr der Muth vergangen ſeyn werde. Doch ſie ſelbſt, die bis jetzt immer die Augen niedergeſchlagen und die Hände gefaltet hatte, fragte nur kurz: „Iſt's Zeit?" und ging, da der Feldwebel dieß mit den Worten: „der jüngſt Gehenkte wartet auf ſeine Trägerin!" bejaht hatte, raſchen Schrittes zur Stube hinaus.

Man ſchüttelte noch immer ungläubig die Köpfe. Doch man hörte die Hausthür zumachen; man trat an die Fenſter und ward Judith ſchon in der Entfernung gewahr. Daniel wollte ihr nach, mußte aber, wegen ſtrengen Verbots der Aeltern, davon abſtehen. Die Soldaten und Bürger, ſämmtlich müde, gingen in kurzem, mit der Zuſage, ſich morgen früh nach dem Ausgange der

Sache zu erkundigen, und nur den Wirthsleuten und ihrem Sohne geſtattete Theilnahme an Jutta und innere Unruhe nicht, das Bett zu ſuchen.

Die muthvolle Dirne, durch ein frommes Gebet und den Gedanken, daß ſie der leidenden Mutter wenigſtens ein weiches Sterbelager und anſtändiges Begräbniß erwerben könne, kräftig geſtärkt, verfolgte durch die menſchenleere Straße ungeſäumt ihren Weg bis an den Thorſchlag. Der ſchlaftrunkene Wächter, den ſie ermunterte, ſchaute ſie mit großen Augen an, ſah das Meſſer ſchimmern, und frug, da er ſie erkannte, hoch verwundert: „Ei, ei, liebe Jungfer, wohin in der Geiſterſtunde?“ Sie verſetzte freundlich: „Holz zu holen, um der todtkranken Mutter ein Süppchen zu kochen!“ — „Seyd ſo gut!“ fügte ſie dann hinzu — „bleibt ein wenig wach. Spätſtens in einer halben Stunde komme ich wieder.“ Der halbtaube Pförtner wurde nicht klug aus ihr, ſchüttelte den Kopf und ließ ſie, die vermöge ihres guten Rufs ja unmöglich auf böſem Pfad wandeln konnte, unbedenklich gehen.

Nun, ins Freie gelangt, ſchritt Judith, um keine Furcht in ſich aufkommen zu laſſen, immer ſchneller und blickte nicht um, ſondern ſtets zu den kämpfenden Sternen und Windwolken empor. Sie beſchleunigte ihren Gang, als hinter ihr die Stadtuhr Zwölf ausgeſchlagen hatte. Schon gewahrte ſie von fern den Hügel, wo Galgen und Rabenſtein nebſt einigen verfallenen Rädern ſtanden; Raben flogen auf und krächzten; der Mond ward auf Augenblicke bald völlig verdunkelt, bald zerriß er die Schleier; der arme Sünder an dem weitſchattenden Dreigebälk regte ſich im Winde; der Gedanke an die Mähr vom Sebaldus-Gerippe flog ihr durch den Kopf; es lief ihr eiskalt über den Nacken. Doch noch einmal ermuthigte ſie ſich, der Wehmſtätte näher zu treten, als ſie — an den Säulen der Räder ein weißes und ein dunkelfarbiges Roß gewahr ward. Ihr Herz ſchlug wieder bänger; ſie wußte nicht, ſollte ſie dieß für Wahrheit, oder für geſpenſtiges Blendwerk halten. Doch bald wieder gefaßt, rief ſie: „Alle gute Geiſter loben Gott!“ und trat, da hierauf alles ruhig blieb, in Meinung, die Rößlein möchten vom Scharfrichter zur Nachtweide hier angebunden ſeyn, zur Galgenthür, um mit dem ſcharfen Meſſer einen tüchtigen Spahn aus der Pfoſte zu ſchneiden.

In dieſem Augenblick hörte ſie ein ängſtliches Geſtöhn und Gewinſel. Wohl der Herzhafteſte wär' erblaßt. Auch Jutten wandelte Furcht und Zittern an. Doch das Gejammer ſchien nicht von oben her, ſondern aus dem, hinter dem Hochgericht weglaufenden Graben zu kommen; es glich menſchlicher Stimme; ſie glaubte den Schrei: „Jeſus! zu vernehmen, immer ſchwächer und ſchwächer werdend. Wie von höherer Einwirkung begeiſtert, rannte ſie, das blinkende Meſſer in der Hand, nach dem Aufwurfe, und erblickte beim ungewiſſen Mondlicht eine weibliche, zu Boden geworfene Geſtalt, die ein Mann, in der Rechten den Dolch zuckend, mit der Linken an der Kehle faßte.

„Gottes Rache über dich!“ rief ſie nun, aller Furcht entledigt, und ſprang, obſchon der vom Schrecken ergriffene Mörder ein Piſtol gegen ſie losbrannte, mit hochgeſchwungenem Meſſer eiligſt hinab. Der Böſewicht ließ alsbald ſein Opfer fahren, klomm mit Händen und Füßen den Graben herauf, rannte zu dem nächſten Pferde, warf ſich darauf und ſprengte, als wär' die Hölle ihm auf den Ferſen, über Stock und Stein.

Judith kniete zu der, nur noch röchelnden Unbekannten, ſuchte das häufig quellende Blut zu ſtillen, und, da dieß nicht gelang, die Verwundete aus dem Graben herauszuziehen; wäre dieß möglich, meinte ſie, ſo würde ſie auch Kraft genug haben, die Unglückliche auf den Armen nach der Stadt zu tragen. Doch, ſchien gleich die Dame ſehr zart, ſo war ſie doch auch viel zu kraft- und leblos, und der Graben zu tief, als daß ein Heraufbringen zu hoffen geweſen wäre. Judith wußte vor Beängſtigung nicht, wo aus? wo ein? Sie hob ihre Arme nach den Sternen empor, und rief inbrünſtig: „Herr! ſey mächtig in mir Schwachen! Herr! hilf mir!“ — Und kaum hatte ſie ſo geſprochen, als ein Gedanke in ihr aufzuckte. Sie wußte nun, was zu thun ſey. Sie hüllte mit beſorgter Eil' die vom Nachtthau Erſtarrte in das eigene Regentuch, erkletterte wieder die Anhöhe, band den Zügel des zurückgebliebenen weißen Pferdes mit Behendigkeit los, ſchwang in den Sattel und jagte im vollem Fluge nach der Stadt.

Der Schlagwärter, der trotz ſeines Stumpfſinns doch einigermaßen wegen der hübſchen Dirne in Sorgen ſtand, hatte nicht blos durch den Schieber im Thor einigemal nach ihr ausgeſchaut, ſondern auch ſeinen müden Augenliedern einigen Zwang aufgelegt. Er war daher, als er erſt von fern gewaltiges Roßgetrab und Geſchnauf, dann den Ruf: „Macht auf! um Gotteswillen macht auf!“ hörte, alsbald, obwohl etwas furchtſam, bei der Hand und öffnete einen Thorflügel. Er erſchrak, als ſähe er einen Geiſt, da Judith, mit wogendem Haar und hinter ſich fliegender Haube, auf dem weißen ſtarkgemähnten Roſſe daherſprengend, und ſo einem Engel aus der Offenbarung nicht ungleich, hereinſtürzte, ihm: „Thut Meldung! Am Gericht liegt eine Todtwunde!“ im Vorbeifliegen zurief, und dann fortjagte, daß das Pflaſter funkte.

Auch dem angſtvoll harrenden Daniel, der in banger Beſorgniß vor der Thür des Gaſthofs ſtand und ſtets nach der Straße ſchaute, ging es nicht anders, als er Judith erblickte. Doch es gab jetzt keine Zeit zu Erläuterungen. Die nur auf Rettung der Sterbenden denkende Magd ſagte der Herrſchaft blos das Nöthigſte und beſchwor ſie und den Sohn, einen Wundarzt, Tragbahre oder Wagen, Betten und Tücher hinaus zu ſenden. Sie verſah ſich ſelbſt, jetzt kein verſchloſſenes Fach verſchonend, mit Wundwaſſer und Linnen, und kaum hatte ſie dieſes zuſammengerafft, als ſie ſchleunigſt den Rückritt begann.

Claus und Daniel, und die von ihnen zu Hülfe genommenen Männer fanden Judith mit der Verwundeten eifrigſt wieder beſchäftigt. Dieſe athmete nur noch ſchwach. Doch gelang es der vereinigten Kraft, ſie aus der Vertiefung zu heben und auf der Tragbahre zur Stadt, hier aber, wo noch Alles ſchlief und jedes andere Unterbringen mit Verzug verknüpft geweſen wäre, in den Gaſthof zu ſchaffen. Dort fanden ſich auch in kurzem einige Aerzte ein und thaten, was ihr Beruf mit ſich brachte; Judith und Frau Cordula leiſteten aufs treulichſte Beiſtand. Die unglückliche Fremde ſchlug zu Zeiten, zwar matt, doch unendlich liebevoll, die Augen auf; ihre Geſichtszüge zeigten, ſelbſt bei der Bläſſe des Todes, die höchſte rührende Anmuth; die Zartheit ihrer Haut, wie die Feinheit ihrer, obwohl zum Theil zerriſſenen Wäſche und abgetragenen Kleidung, bezeichneten vornehmen Stand.

Mit Anbruche des Tages lief die Nachricht von dieſem ſonderbaren Ereigniſſe, doch, wie dieß in dergleichen Fällen geſchieht, mit mancherlei Verſchiedenheiten durch die Stadt. Die Obrigkeit befolgte ſchleunigſt ihre Pflicht, Unterſuchung anzuſtellen. Ueber das weiße Roß, ſo wie ein im Graben liegendes Stilet und abgefeuertes Sack-Piſtol, wußte Niemand Auskunft zu geben; der etwas verworrene Bericht des Thorwächters, das auch im Graben vorgefundene große Meſſer, und das Regentuch, zu welchen beiden ſich Judith bekannte, ihre mit vielem Blute beſleckten Kleider, konnten Verdacht erregen; ihre kräftige Geſtalt, ihr heroiſches Benehmen ſtellte ſie als einer gewaltſamen, leidenſchaftlichen That allerdings fähig dar. Die Theilnahme an dem tödtlich verwundeten jungen Frauenzimmer war allgemein; man wollte den Thäter wiſſen; man verlangte Rache. Der fremde Feldwebel, der Schenkdirne gehäſſig, hatte manch bedenkliches Wort fallen laſſen; die Volksſtimme, noch mehr die Verläumdungsſucht, dieſe im Dunkeln ſtets geſchäftige Giftmiſcherin, nahm das Geſchwätz begierig auf und verſah es mit Zuſätzen. Der Richter konnte nicht umhin, die muthvolle Magd ins Auge zu faſſen, obſchon ihre Herrſchaft und Alle, die man ihrethalb flüchtig befragte, über dieſen Argwohn auf das höchſte befremdet ſchienen, ja falls er ſich beſtätige, der That ſelbſt ſchuldig ſeyn wollten.

Man fand zweckmäßig, ſie, die freilich am erſten Auskunft geben konnte, ſchleunigſt zu vernehmen. Schon ihr Eintreten flößte den Gerichtsperſonen eine beſſere Meinung ein, und als der Vorſitzende ſie mit ernſter Verwarnung zu einem Bekenntniſſe der Wahrheit aufforderte, erzählte ſie den ganzen Vorfall, ſo weit er ihr bekannt, obwohl mit tiefer Empfindung, doch auch mit ſo großer Einfachheit, Unbefangenheit und Klarheit, daß die innere Ueberzeugung aller Anweſenden nicht die Verbrecherin, ſondern die Retterin und über allen Verdacht erhabene Zeugin, in ihr erkannte.

Man ſagte ihr, daß ſie, weil der Gerichtsbrauch dieß fodere, vor der Hand das bereits mit Wachen beſetzte Haus nicht verlaſſen dürfe. Sie erhob ſtill fragend die reinen Augen, gelobte, was man verlangte, in die Hand des Vorſitzenden an, und bat dann um Erlaubniß, die Pflege der verwundeten Dame fortſetzen zu dürfen.

Man glaubte, zuförderſt die verpflichteten Aerzte befragen zu müſſen. Als aber dieſe einſtimmig verſicherten, daß ſämmtliche Wunden, wovon nur die in der Bruſt tödtlich ſcheine, unmöglich von dem aufgefundenen breiten Meſſer, ſondern zuverläſſig von einem ſpitzigen, dreiſchneidigen Inſtrument, und höchſt wahrſcheinlich von dem eingelieferten Dolche, herrührten; als man Judith an das Bett der Fremden führte und letztere, auf ſanftes Befragen, ob ſie dieſe Magd kenne? ſich zwar zu ſprechen bemühte, doch, dieß nicht vermögend, aufs zärtlichſte die matten Blicke und die wachsbleiche Hand gegen ſie erhob, ja, da Judith ſich näherte, derſelben Hand ſanft ſtreichelte; da ſtand die hohe Lilie, von jedem Verdacht rein gewaſchen wieder in vollem Glanze. Judiths Unſchuld und muthvolles Benehmen ward ohne Weiteres anerkannt, und das von ihr gethane Angelöbniß ſofort aufgehoben, dagegen der ſogenannte Feldwebel, der ſehr unkluger Weiſe die obrigkeitliche Aufmerkſamkeit auf ſich gerichtet hatte, nach Verfluß einiger Wochen wegen falſcher Briefſchaften und vielfältig geſpielter Betrügereien durch den Büttel aus dem Weichbilde gewieſen.

In Hinſicht des Hauptvorfalls war zur Zeit, da die fremde Dame nicht ſprechen konnte, und alle außerhalb angeſtellte Nachforſchungen fruchtlos blieben, nichts zu entdecken. Nur über die Perſönlichkeit der Verwundeten verbreitete ſich einiges Licht, als ſie endlich, aufs Neue darum befragt, ſich mit ſchwacher Stimme Clara van Hopen nannte. Man entſann ſich dieſes Namens; man ſuchte weiter, und fand in kurzem die Aufforderungsſchreiben Holländiſcher Obrigkeiten, worin um Habhaftmachung Hugo's und eines von ihm entführten Fräuleins dringend gebeten worden war. Die Beſchreibung des letztern traf mit der Geſtalt der Kranken genau überein.

Man meldete dieß aufs eiligſte den Holländiſchen Behörden; aber auch in der Stadt verbreitete ſich dieſe ſicher verbürgte Neuigkeit mit reißender Schnelle. Nicht nur das regſte Mitleid gegen die junge Holländerin erwachte mit verſtärkter Wärme in Aller Herzen, ſondern auch das Pflicht- und Ehrgefühl. Der vornehmſte Wechſelherr der Stadt eilte perſönlich in den Gaſthof und bot Clärchen ſein Haus an, ſeine Caſſe, Alles, worüber er gebieten könne; viele wohlhabende Kaufleute, ſelbſt andere, außer jeder Handlungsverbindung ſtehende edle Familien, thaten ein Gleiches.

Clärchen gab dagegen zu verſtehen, daß ſie den gewiſſen Tod in ſich fühle, daß ſie daher dieß Haus, wo ſie ſo liebreich aufgenommen und, noch ehe man etwas Näheres von ihr gewußt, mit ſo reger Sorgfalt gepflegt worden ſey, nicht zu verlaſſen, daß ſie vor allem Judith bis zu ihrem Ende bei ſich zu haben wünſche. Nur von den Erbietungen, ſie mit Vorſchüſſen zu unterſtützen, die von ihren Aeltern zuverläſſig mit Dank erſtattet werden würden, machte ſie zu ihrem Unterhalte, zu Bezahlung der Aerzte, und damit Frau Cordula einſtweilen eine zweite Magd, Judiths Mutter aber eine getreue Wärterin annehmen könne, ſo viel nöthig, Gebrauch.

Bei dieſer Einrichtung blieb es denn, außer daß jene theilnehmenden Familien ihre Hausärzte ſandten, täglich Erkundigungen einziehen ließen, und der allgemein bedauerten Kranken, um ſie zu erheitern und zu erquicken, Blumen, Früchte, Confituren und andere Erfriſchungen im Ueberfluſſe verehrten.

Clärchen, von ſo vielen Beweiſen echter Menſchenfreundlichkeit nicht wenig getröſtet und von der barmherzigen Schweſter Judith mit nie raſtender Treue gewartet, ſchien ſich endlich, freilich nur wie eine Blume, die den tödtenden Wurm im Kelche trägt, etwas zu erholen. Es ward thunlich, ſie, obwohl mit öftern Unterbrechungen, über die Geſchichte ihres Unglücks gerichtlich zu befragen. Was ſie im Fortgange einiger Wochen theils gegen die Obrigkeit, theils in wärmern Herzensergießungen gegen Judith äußerte, beſtand, inſofern es ſich nicht ſchon aus dem Vorhergehenden ergiebt, hauptſächlich in Folgendem:

8.

„Da Hugo von der Reiſe zurückgekehrt war, benahm er ſich, obwohl mit etwas erhöhter Artigkeit, — was ich einzig und allein ſeiner reifern Ausbildung in fremden Ländern zuſchrieb — eben ſo zurückgezogen und verehrungsvoll gegen mich, als in früherer Zeit. Nur bemerkte ich, daß er ſtets auf Mittel und Wege ſinne, mich allein zu ſprechen. Meine geheime Aengſtlichkeit bewog mich, dem auszuweichen.

Dieß glückte eine Zeit lang und ſchon glaubt' ich, geirrt zu haben. Ich wiegte mich in den ſchmeichelnden Traum, daß er aller Hoffnung auf meine Hand entſagt habe, ja ich hielt ihn für edeldenkend genug, mir die Verlegenheit einer Erklärung zu erſparen. Ich neigte mich mit der ganzen Innigkeit eines jugendlichen Gemüths zu Van Drooſt, und ward nach und nach gegen Hugo völlig ſicher.

So waren abermals zwei, drei Wochen verfloſſen, als Hugo ſich einſt beim Aufſtehen von der Tafel unbeobachtet ſah. Er ergriff mit Haſtigkeit meine Hand, preßte ſie an ſeine Lippen und flüſterte mir mit düſterm Blicke zu: „Ein Abſchied wird dem Verſtoßenen vergönnt werden! Bedenken Sie, daß hievon das Wohl und Wehe eines Mannes abhängt, der Ihnen einſt nicht gleichgültig ſchien!“ Ich war aufs Höchſte erſchrocken; die Stimme verſagte mir ihren Dienſt. Es näherten ſich Andere. Er hatte nur noch Zeit zu dem Winke als nehme er mein Schweigen für Zuſage an, ließ meine Hand fahren und miſchte ſich unter die Gäſte.

Mein Herz bebte nun, ſo oft ich an ihn dachte; doch wagte ich es nicht, meine Furcht meiner Mutter oder ſonſt Jemand anzuvertrauen. Ich hielt es für hinreichend, könnt' ich jedes Zuſammentreffen mit Hugo vermeiden.

Etwa drei Tage ſpäter beſuchte ich eine ältere Freundin in ihrem Garten. Sie führte mich in eine entfernte Laube, gab vor, einer Dienerin etwas befehlen zu wollen, und ließ mich allein. Kaum war ſie mir aus den Augen, als Hugo, mit der treuloſen Freundin ohne Zweifel einverſtanden, in die Laube trat und mit Heftigkeit meine Hand an ſein Herz zog. Faſt hätte ich um Hülfe gerufen. Ich wollte mich loswinden und entfliehen, aber ſein kräftiger Händedruck, ſeine rollenden, auf Verzweiflung deutenden Blicke hielten mich davon ab.

Bleiben Sie, Clärchen!" fing er dann, meines Zitterns ungeachtet, in ſcharfem Tone an — „und hören Sie mich aus! Es muß Alles unter uns rein werden! — Mit welcher Gluth ich Ihnen faſt von Kindheit auf zugethan geweſen bin, kann Ihnen nicht unbekannt ſeyn. Was Sie in der Gallerie gegen mich äußerten, deſſen erinnern Sie Sich hoffentlich eben ſo gut, als ich deſſen noch im Sterben gedenken werde!"

„Guter Hugo!" fiel ich flehend ein. — „Ich bin noch nicht zu Ende!" erwiederte er. „Nicht blos Sie, auch Ihr Herr Vater berechtigte mich zu den höchſten Erwartungen; er verſprach mir eine Belohnung, auf welche ich ſchwerlich rechne. Woran konnte ich hiebei denken, als an die Mitaufnahme in ſeine Handlung? — eine Ehre, deren ich mich hoffentlich durch die treuſte Anhänglichkeit an Ihr Haus, durch raſtloſen Eifer, durch meine Talente und Kenntniſſe würdig gemacht habe! — und, war ich Handlungsgeſellſchafter, ſo konnt' ich ja wohl auch ein erwünſchter Eidam werden." —

Ich rang nur die Hände; ich wollte ihn unterbrechen, aber er fuhr mit erhöheter Lebhaftigkeit fort:

„Sie wiſſen noch nicht Alles! — Mit Ausſichten dieſer Art ſtets beſchäftigt, reiſete ich ab und kam in die reichſten, glänzendſten Städte Europa's. Hier lernte ich einſehen, was Reichthum und Glanz vermöge; ich fühlte in mir die Kraft, beides zu erringen; ich wollte nicht als ein Bettler um Ihre Hand werben; ich wagte Manches auf eigenes Glück. Ein günſtiger Stern dämmerte mir auf; ich vertraute ihm — ihm!" er ſagte dieß zähneknirſchend — „ihm, der mir nur ſtrahlte, um unterzugehen! — Ich bin zu Ende. Ich kann nicht ohne Sie leben! Nur der Gedanke, Ihren Beſitz zu erwerben und, vor einer Entdeckung, Van Hopens Schwiegerſohn zu werden, führete mich zurück. Ich kann ohne Ehre nicht leben, nur der Umſtand, daß Ihr Vater mich mit der Stelle des Haupt-Caſſirers überreichlich zu belohnen glaubte, hüllt mein Unglück, meine Schande noch in's Dunkel!“

Als er dieß geſagt, verließ mich meine Beſinnung; ich ward ohnmächtig; er bemühte ſich um mich; er ſuchte mich durch ſchmeichelnde Worte ins Leben zurückzurufen. Endlich, als ich mich wieder etwas geſammelt hatte, fuhr er mit zärtlichem Feuer fort: „Und nun — kannſt du, du, um die ich dieß that, mich im Elende verlaſſen? kannſt du die Entehrung, den Tod eines Mannes wollen, der dich anbetet?“

„Großer Gott!“ — verſetzte ich — „welchen Ausweg kann ich finden? — Sie wiſſen, daß meine Verlobung mit Van Droeſt bevorſteht, und nimmermehr wird mein Vater zugeben —“

„Sie haben Recht!“ — nahm er wieder das Wort — „Auch iſt dieß nicht mehr das, was ich wünſchen kann. Schon jetzt müßte ich, vielleicht in ſehr kurzem, erniedrigt, beſchämt, beſchimpft, verachtet, vor Ihrem Vater, wohl ſelbſt vor den Handlungsgehülfen ſtehen — und dieß kann, dieß darf nicht der Fall ſeyn!“

„Aber“ — fuhr er mit der wärmſten Beredſamkeit fort — „die Liebe iſt an keinen Himmelſtrich gebunden. Sey es in entfernten großen Städten, ſey es unter den Palmen fremder Welttheile — ich und du — wir beide vereint, werden allenthalben reich und glücklich ſeyn! Entſchließe dich daher zur Flucht“ —

Ich erſchrak vor dieſem Worte; ich beſchwor ihn bei allem, was dem Menſchen heilig ſey; ich erinnerte ihn an meine Kindespflicht.

„Du willſt nicht, Clärchen! Iſt das dein letzter Entſchluß?“ frug er haſtig. Ich konnte ihm nichts erwidern. — „Wohl denn!“ fuhr er in halbem Wahnſinne fort — „ſo gönne mir, Treuloſe, wenigſtens den Troſt, zu deinen Füßen zu ſterben!“ Er zog plötzlich ein Piſtol hervor und ſetzte es an die Stirn.

Mit welcher Angſt ich ihm in den Arm fiel, ja, daß ich ſogar laut, obwohl von Niemand vernommen, aufſchrie, brauch' ich nicht zu ſagen. Er ſchien dankbar, gerührt durch mein Mitleid, ſchien etwas beruhigt. Er ſprach auf kurze Zeit wieder ſanfter, und brachte mich nach langem Hin- und Herreden, bald durch die zärtlichſten Betheuerungen, bald durch Vorſtellungen ſeines ſchrecklichen Schickſals, ſogar durch Drohungen, ſich ſelbſt — mich — Van Drooſt — und wär' es vor dem Traualtare — zu ermorden, dahin, daß ich endlich, nirgends ſonſt Rettung erblickend, in das Entfliehen willigte. Als er mich hiezu vermocht hatte, gab er mir auch vorläufig die Mittel an. Er fügte hinzu, daß unſere Flucht, gewiſſer Gründe halber, erſt kurz vor meiner Hochzeit geſchehen könne. Er machte es mir ſchlüßlich zur Pflicht, von dem, was unter uns vorgefallen, keinem Menſchen, ſelbſt unſerer gemeinſchaftlichen Freundin nicht, die nur ein zärtliches Verſtändniß unter uns vermuthe, etwas zu entdecken, übrigens aber äußerlich ganz ruhig und gegen Van Drooſt ganz wie bisher zu verbleiben, indem mir, bei der leiſeſten Bemerkung des Gegentheils, bei der geringſten Entdeckung ſeiner Lage, bei dem mindeſten Zurücktritte meinerſeits, ein Schuß das für mich gefallene Opfer verkündigen werde!

So führte er mich, die aufs tiefſte Erſchütterte, die faſt Entſeelte, mit unglaublicher Gewalt über ſich ſelbſt, der, den Gang heraufkommenden Verrätherin wieder zu, übergab mich ihr mit ſcherzender Artigkeit und verließ uns. Seine Verbündete mochte allerdings in dieſer Zuſammenkunft nichts, als die Auflöſung eines frühern Liebesverhältniſſes vermuthet haben, fand daher meine Niedergeſchlagenheit ſo natürlich, daß ſie ſelbige ganz zu überſehen ſchien, und war eben ſo froh, als ich ſelbſt, daß der mich abholende Wagen am Gartenthore bereit ſtand.

Mir kam, als ich heimgekehrt war, Alles wie ein fieberhafter Traum vor; dennoch fühlte ich, wenn ich zu deutlicherm Bewußtſeyn gelangte, daß es, leider! nur allzufurchtbare Wahrheit ſey. Doch was konnt' ich anfangen? Ich glich bei meiner Unerfahrenheit, bei meiner an Einfalt gränzenden Unſchuld, bei meiner zagenden Unentſchloſſenheit, der Taube, die ſich, ohne Lebensſpur zu äußern, unter den Krallen des Raubvogels fühlt; ja, um aufrichtig Alles zu geſtehen, ich wankte zwiſchen Van Drooſt, dem ich herzlich ergeben war, und Hugo, dem Freunde von Kindheit auf, der blos aus Liebe zu mir unglücklich ſchien, hülf- und rathlos hin und her. Mein Herz, mein ganzes Leben ſchien in zwei Theile geriſſen; dem edlen Van Drooſt konnt' ich ſicher vertrauen; aus Angſt vor Hugo's Verzweiflung wagte ich nicht, irgend etwas zu unternehmen, was ihm mißfällig ſeyn könne.

Sehr bald erkannte Hugo die Gewalt, die er bereits über mich ausübte. Er ſchien allwiſſend, wenn er abweſend war; er lenkte mich, war er zugegen, durch Winke. Aber er wußte auch, mich noch unauflöslicher zu umſtricken. Ihn, dem im Hauſe alles unterworfen war, wagte keiner von den Leuten in irgend einen Verdacht zu ziehen; ihm, dem alles anvertraut war, mußte es leicht werden, überall hin zu gelangen, ja ſich Nachſchlüſſel zu verſchaffen. So entdeckte ich ihn am Abende des Verlobungstags, an welchem ich zwiſchen Zuneigung und ängſtlicher Beſorgniß ſtets hin und her geſchwankt hatte, mit Todesſchreck in meinem Schlafzimmer. Ich fand ihn öfter dort, ohne aus Furcht entfliehen oder um Hülfe rufen zu können; — er betheuerte mir, daß der Schiffprediger einer im Hafen harrenden Fregatte uns ſogleich, wenn wir dort angekommen, trauen werde. Ich war rettungslos verloren! Gleichgültigkeit gegen Alles, Betäubung, gänzlicher Stumpfſinn waren von nun an in einſamen Augenblicken mein einziger Troſt. —

Es würde zu weit führen, manches dazwiſchen Fallende zu erwähnen. Doch — jetzt waren nur noch zwei Tage bis zu meiner Vermählung mit dem ſanften, in meinem ſcheuen Benehmen nichts, als Kindesliebe und jungfräuliche Schüchternheit, erblickenden Bräutigam. In der Nacht des erſten davon ſchlich ſich Hugo abermals ein und befahl mir, — denn ſo zärtlich ſchmeichelnd er ſich gewöhnlich bewies, ſo ſpielte er doch auch, ſobald er es nöthig fand, den mir überlegenen, unbeſchränkten Gebieter — mich in der nächſten Nacht zur Flucht nach Spanien, woſelbſt er — eine Andeutung, die mich erſtaunen machte — ſehr vornehme Verwandtſchaft habe, bereit zu halten, insbeſondere aber meinen, theils von Van Drooſt, theils von meinen Aeltern erhaltenen Brautſchmuck, ſo wie den Schmuck meiner Mutter, deſſen Stelle er genau anzugeben wußte, mitzunehmen. Er fügte hinzu, daß für mich andere, jede Entdeckung vereitelnde Kleidung bereit läge, und einige fremde Matroſen von ihm gewonnen wären, uns nach dem zur Abfahrt ausgerüſteten Schiffe zu bringen.

Ich war gänzlich in ſeiner Macht. Ich ging am zweiten Abende früher, als gewöhnlich, zu Bette. Doch den Schmuck meiner Mutter zu entwenden, beſaß ich eben ſo wenig den Muth, als, obwohl ich dieß ſo gern gethan, weil Hugo es mir aufs ſtrengſte unterſagt hatte, einen Abſchiedsbrief an ſie zurück zu laſſen.

Er kam mit einbrechender Nacht reiſefertig zu mir. Er brachte mir einen Mantel und Kleider, die ich anziehen mußte. Er nahm einige von den meinigen in der Abſicht zu ſich, ſie, um jeder Nachforſchung zuvorzukommen oder ſie wenigſtens irre zu leiten, an das Ufer eines Canals zu werfen. Er riß mich nach kurzer Erkundigung, ob ich alles von ihm Befohlene befolgt habe? was ich weinend bejahte, mit ſich fort. Wir kamen nach von ihm wohlberechneter Einrichtung aus dem väterlichen Hauſe. Ich befand mich in völliger Geiſtesabweſenheit, ich weiß ſelbſt nicht, wie bald? auf der Rhede. Wir beſtiegen ein Boot, und gelangten von dieſem auf ein Schiff. Ich warf mich in der Cajüte auf ein Ruhebett, und verſank in todtähnliche Ermattung.

Ich kann nicht ſagen, wie lange dieſe angehalten habe. Nur deſſen entſinne ich mich, daß ich durch furchtbares Schreien, Brauſen und Krachen auf Augenblicke erweckt ward. Es hatte ſich ein Sturm erhoben, der uns Allen den Untergang drohte; mein Gewiſſen erwachte und zeigte mir hierin die rächende Hand der Vorſicht; ich rief verzweifelnd die Namen meiner Aeltern. Hugo kam bald zu mir, mich zu tröſten, bald war er am Ruder, bald befahl er dem Steuermanne und den Matroſen. Die Gewalt, die er über dieſe rohen, ihm gar nicht untergebenen Seeleute ausübte, ſeine Unerſchrockenheit bei dem wüthendſten Kampfe der Elemente, flößten mir eine Art Ehrfurcht vor ihm ein.

Endlich — ich weiß wegen der lang anhaltenden, nur von Blitzen durchkreuzten Finſterniß, keine Zeit anzugeben — nachdem wir mehrmals in Gefahr geſchwebt hatten, zu ſcheitern, beruhigten ſich die empörten Wogen. Wir landeten, und zwar, wie ich hörte, an einer deutſchen Küſte. Ob dieß Hugo's Abſicht geweſen, kann ich weder behaupten, noch verneinen; ich hatte geglaubt, unſer Weg gehe zuförderſt nach England.

Hugo führte mich, mein Reiſebündel ſcharf im Auge behaltend, zu einer am Strande gelegenen Herberge. Kaum hatte er für ſich und ſeine Frau, wie er mich nannte, ein Stübchen genommen, als ich ihm meinen und Honoriens Schmuck zeigen ſollte. Er wüthete, als ich ihm zitternd nur den meinigen überreichte, im übrigen aber die Wahrheit geſtand. Er gab mir zu erkennen, daß er nur, um auch des letztern habhaft zu werden, unſere Flucht ſo lange verſchoben habe. Es war der erſte Augenblick, wo ich in ihm nicht blos den ſinnlichen Verführer, ſondern auch den heuchleriſchen, eigennützigen Böſewicht, wo ich mein Elend in ſeiner ganzen Größe erkannte.

Dennoch zog er, obwohl ich nichts thun konnte, als weinen, wieder gelindere Saiten auf. Seine Leidenſchaft für mich ſchien annoch ſeiner Habſucht die Waage zu halten. Wir wanderten eine Zeit lang, ſo eilig, als meine ſinkende Kraft es geſtattete, zu Fuße, unter mancherlei Verkleidung, ich größtentheils in männlicher Tracht.

In einer der Haupt-Städte, die wir berührten, kaufte Hugo Wagen und Pferde, und nahm einen Kutſcher und zwei Bedienten, auch für mich ein Mädchen an. Er ſagte mir, daß wir, da die Meergötter uns abhold ſchienen, unſer Glück zu Lande verſuchen wollten. Er nannte ſich von nun an bald einen Engliſchen Schiffs-Capitain, bald einen Franzöſiſchen Marquis, bald einen Holländiſchen, bald einen Deutſchen Edelmann.

In vertrauteren Augenblicken eröffnete er mir, daß unſer Weg durch Deutſchland nach Italien gehe; dort harre unſerer ein unermeßliches Glück, indem daſelbſt ſein Vater, als Spaniſcher Geſandter, im höchſten Anſehen lebe. Was hievon wahr geweſen ſeyn mag, kann ich nicht entſcheiden. Doch ſchien er mir ſelbſt überzeugt zu ſeyn, geſetzt auch, daß ſein Stolz, ſeine Sucht nach Größe, ihm Manches glänzender zeigten, als gegründet ſeyn mochte.

Wir reiſeten nunmehr ganz herrſchaftlich, anfänglich immer noch ſchnell, dann langſamer, durch mancherlei Länder, von einer großen Stadt zur andern. Wir wohnten in den vornehmſten Gaſthäuſern, und Hugo ließ es mir eine Zeitlang an Vergnügungen nicht fehlen. Doch fand er nun auch oft Bekannte aus Paris und London, die mir, ſo unerfahren ich war, wie Spieler und Abenteurer vorkamen. Er brachte dieſe zuweilen des Abends mit zur Tafel, wohl auch ihre Gemahlinnen und Verwandtinnen, mit welchen allen er im beſten Vernehmen ſtand. Schien ich darüber befremdet, wohl gar dadurch gekränkt, ſo ſuchte er mich damit zu tröſten, daß die feinere Lebensart dieß alſo verlange und ich in meiner Unerfahrenheit davon, was in vornehmer Geſellſchaft und auf Reiſen üblich ſey, nichts wiſſe.

Doch ſo ſchmeichelnd und höflich er ſich nach ſolchen Auftritten gegen mich benahm, ſo fing er doch auch an, mich, die ſtets angſtvoll auf ihn Harrende, Tage, ja Nächte lang, in den Gaſthöfen mit dem Mädchen allein zu laſſen. Ich wagte nicht, mich darüber zu beklagen; meine Thränen floſſen nur im Stillen; ich rief oft ſchlaflos auf einſamen Lager: „O! wenn das mein Vater, wenn das meine Mutter wüßte!“

Als dieß Leben wieder einige Monate gedauert, ſtellten ſich bei Hugo mitunter höchſt mißmüthige, faſt verzweiflungsvolle Stunden ein; ich erkannte nicht ſelten, trotz ſeiner ſcheinbaren Artigkeit, in ſeinem Benehmen empörende Rohheit und Härte, ja Verachtung.

Wir ſetzten die Reiſe fort. Mein Schmuck, Alles von Werthe, was ich beſeſſen, alles, was er aus der Caſſe meines Vaters entwendet hatte, war — er geſtand mir dieß ſelbſt — im verwegenſten, oft tollkühnen Spiele nach und nach verloren gegangen. Er ſtellte mir vor, daß wir uns, um nach Italien, wo unſer Geſchick ſich ändern werde, zu gelangen, in Etwas einſchränken müßten. Ich hatte längſt keinen Willen mehr. Der Wagen wurde verkauft; die nicht mehr bezahlte Dienerſchaft nahm von ſelbſt ihren Abſchied. Er prieß mir das Fortkommen zu Pferde als höchſt angenehm, und obwohl ich in der Erſt einen Widerwillen dagegen empfand, ſo fing es doch bald an, mir zu gefallen.

Wir waren in kurzem auf zwei Reitpferde beſchränkt und konnten nur noch in geringern Wirthshäuſern übernachten. Doch verweilten wir dann und wann einige Tage in mittleren Städten, woſelbſt Hugo aufs neue dem Spiele nachging, ja einmal ſelbſt mich, wie er mir am Morgen erzählte, in der vorhergehenden Nacht an einen ſchönen, ſteinreichen Baron verſpielt hatte. Da ich hierüber tödtlich erſchrak und dieß abſcheulich nannte, erklärte er alles für Scherz; doch glaube ich nunmehr, es ſey ernſtlich gemeint geweſen. Ich fühlte ſchon damals es wohl, daß er meiner überdrüßig war.

Nun ſanken wir bis zu den gemeinſten Dorfſchenken herab. In einer derſelben, wo wir Mittag gehalten hatten, ſagte mir Hugo, es finde ſich Gelegenheit, mein Pferd vortheilhaft zu verkaufen; er ſehe ſich leider! dazu genöthigt, auch ſey das ſeinige ſtark genug, uns Beide eine Strecke zu tragen. Es befiel mich eine bange, unerklärliche Ahnung. Ich hatte mein ſanftes, treues Thier ungemein lieb; es kam mir vor, als ſollte ich mich von dem Einzigen trennen, was mir noch Freude machte. Da mich Hugo bewegt ſah, warf er einen forſchenden Blick auf mich, erzählte mir dann, daß vormals die vornehmſten Damen mit den Rittern ihres Herzens ſo gereiſet wären, und ſetzte hinzu, daß wir in der nächſten Stadt neue Gelder bekommen und wieder

Wagen und Pferde anſchaffen würden. Mich konnte dieß Alles nicht beruhigen. Als ich immerfort traurig blieb, meinte er, es laſſe ſich wohl noch machen, und der Verkauf ſey hiermit aufgegeben.

Wir ritten alſo auf zwei Pferden, doch erſt bei einbrechendem Abende, damit unſer wenig glänzender Anzug in der Stadt nicht auffalle, wieder weiter. Da es ganz dämmerte, begegnete uns eine prächtige ſechsſpännige Kutſche, einige reitende Diener neben den Schlägen. „So könnten wir auch reiſen,“ — rief Hugo mit dumpfer Stimme — „wärſt du keine Närrin gewesen. Der Frau Mutter koſtbarer Schmuck hätte noch lange wiedergehalten.“ Ich ſchwieg. Es ward immer finſterer; Hugo blieb manchmal hinter mir zurück, er zog ein Piſtol aus den Halftern — es ergriff mich eine, trotz ſo vieler erlebten trüben Stunden, nie empfundene Angſt.

Doch ward mein Herz etwas leichter, als ſich die gezackten Thürme dieſer Stadt aus dem tiefblauen Hintergrunde uns entgegen hoben; an die Stelle der Beklemmung trat Wehmuth; ſo hatte ich manchmal die Vaterſtadt geſehen, wenn ich bei Abendgeläut an Aelternhand aus dem ſchönen Garten zurückgefahren war! —

Endlich gelangten wir, bei ſchon tiefer Nacht, an einen Landgraben. Jetzt vergönnte mir Hugo zuerſt wieder ein Wort und erklärte, daß wir, um möglichſt anſtändig im Gaſthauſe zu erſcheinen, wo ſeiner vornehme Freunde und bedeutende Anweiſungen harrten, uns ein wenig ſäubern und beſſer kleiden wollten. Er band die Pferde an, nahm etwas, das ich für den Mantelſack hielt, von dem ſeinigen, und zog mich an der Hand in den trockenen Graben, den er ſcherzend das Putzgemach nannte. Ohne Zweifel dünkte ihm dieſe Vertiefung dazu geeignet, ſich einer beſchwerlichen Laſt, wofür er mich anſah, auf die kürzeſte Art zu entledigen."

4.

Dieß ungefähr war der Inhalt der von Clärchen, obwohl in verſchiedenen Zeitabſchnitten, doch ſtets mit der tiefſten Reue, erſtatteten Ausſagen. Allein, ſey es nun, daß ſie, wie wohl Sterbende thun, ihre letzten Kräfte aufgeboten, um nach dem Tode wenigſtens nicht ſchuldiger zu erſcheinen, als ſie ſich fühlte, oder, daß die Erinnerung an ſo mancherlei Leiden und Schreckniſſe ſie zu ſehr angegriffen hatte, genug, ſie ward bald darauf wieder zuſehens ſchwächer und verlor oft auf Tage die Sprache; ſie glich, der angeſtrengteſten ärztlichen Bemühungen ungeachtet, immer mehr einem Lichte, das nur ſelten aufflackert, um auf immer zu erlöſchen.

Einer der Rathsherren machte, um ſie zu beruhigen, ihr bekannt, daß man Nachricht in ihre Heimath ertheilt habe, und daß ohne Zweifel eine vertraute Perſon von dort ankommen werde. Als ſie ſich einſtmals leidlicher fühlte, ließ ſie ihn um einen Beſuch bitten und fragte, ob noch keine Antwort, ob noch Niemand von den Ihrigen da ſey? Er bejahete das Erſtere, und ſie fragte nun nach Vater und Mutter.

Der Rathsherr war betroffen. Er fühlte, wie bedenklich unter dieſen Umſtänden die Wahrheit ſeyn könne, aber auch, daß eine falſche Angabe ſeinem Amte nicht zieme. Ja, es dünkte ihm Gewiſſensſache, einer dem Tode Nahen etwas zu verſchweigen, was auf ihr Seelenheil Einfluß haben könne. Er erwiederte daher nach mancherlei Vorbereitungen und Tröſtungen: der Vater lebe; der Mutter gehe es jetzt, wie ſicher zu hoffen, auch wohl! Dieſe Worte, noch mehr ſein gen Himmel gerichteter Blick, waren der Kranken vollkommen verſtändlich. Sie faltete einige Augenblicke ſtill die Hände; dann bat ſie, es zu veranſtalten, daß ſie am nächſten Tage das Liebesmahl empfange.

Als ſie dieß am folgenden Morgen mit großer Rührung und Andacht genoſſen und der Geiſtliche ſich entfernt hatte, winkte ſie Judith zu ſich, ſtreifte einen einfachen, einſt von ihrer Mutter erhaltenen Goldring — das Einzige, was ihr der habſüchtige Unmenſch von allen Koſtbarkeiten übrig gelaſſen hatte — vom Finger, gab ihn der geliebten Pflegerin mit den zärtlichſten Blicken und bedeutete ſie dann, auf kurze Zeit das Zimmer zu verlaſſen. Da dieß geſchehen, winkte ſie der noch gegenwärtigen Frau Cordula, und bot alle Kräfte auf, ihr begreiflich zu machen, daß ſie etwas zu ſchreiben wünſche. Cordula brachte ihr Papier und Feder aufs Bette; ſie legte das Blatt auf das Gebetbuch und ſchrieb mit zitternder, oft ermattender Hand einige Zeilen, ließ dann plötzlich die Feder ſinken und legte den Kopf aufs Kiſſen. Frau Cordula nahm vorſichtig die Schreibmaterialien wieder weg. Auf dem Blatte ſtand: „Ich hatte eine Milchſchweſter, die im dritten Jahre ſtarb. Was Ihr an dieſer gethan hättet, thut an Judith. O mein Vater! o meine Mutter“ —

Das letzte Wort war höchſt unleſerlich und kaum ausgeſchrieben; ohne Zweifel hatte ſie dabei der Gedanke ihrer Schuld an der Mutter Tode überwältigt. Judith kam wieder herein und beugte ſich mitleidsvoll über die Schlummernde; ſie legte ſanft ihre Hand auf Clärchens Wange. Die Wange war kalt; Clärchen bedurfte keiner liebenden Pflegerin mehr.

Die Nachricht von ihrem Tode verbreitete ſich ſchnell durch die Stadt; man beklagte die Arme allgemein, aber die angeſehenſten Kaufleute und andere Vornehme fanden es auch unerläßlich, für eine ſtandesmäßige Beerdigung zu ſorgen. Man zögerte mit dem Begräbniſſe einen Tag länger, als gewöhnlich, weil man irgend einen Verwandten aus Holland erwartete. Da jedoch Niemand anlangte, mußte man am vierten Morgen dazu verſchreiten.

Alle Straßen waren mit Menſchen angefüllt, welche Mitleid und Neugier herbeizog; auch erhielt dieſe Trauerfeierlichkeit dadurch einen recht bewegenden Zuſatz, daß man auf dem Wege zum Friedhofe das ſeitwärts liegende Hochgericht — jetzt aus trüber Frühbeleuchtung hervordüſternd — erblicken konnte, wo die ſchreckliche That ſich ereignet hatte.

Langſam, ernſt und ſchauerlich vorwärts wallte der Zug, das Crucifix an der Spitze, dann die Schüler mit Geſang, dann die Vornehmſten der Stadt, dann der Sarg, bedeutſam mit einer weißen, ſilbergeſtickten Damaſt-Decke, doch mit keinen Blumen, nur mit Gewinden von Rosmarin und Cypreſſen verziert. Unmittelbar hinter dem Sarge folgte — ſo hatte der Rath es angeordnet, um die dankbare Tochter, die muthige Retterin, die Barmherzigkeit übende Pflegerin öffentlich zu ehren — als Leidtragende und Anführerin einer großen Anzahl der edelſten Jungfrauen, die, alle um halbe Kopfslänge überragende Judith. Nach damaliger Sitte in dichte, faltige Gewänder gehüllt, die das Geſicht blos von der Stirn bis zum Munde frei ließen, war die ſchlanke, die Hände faltende Dirne gar edel, hehr und wunderbar anzuſchauen, ſchier einem Engel des Todes gleich, doch nicht jenem, der den Staub wieder dem Staube eint, ſondern jenem höhern, der mit milderndſtem Blicke, was des Himmels iſt, zum Himmel zurückträgt.

Als die Leichenbegleiter ſchon zum Theil durch das Kirchhofsthor waren, entſtand eine Hemmung. Ein zwar ſchwerfälliger, doch ſtattlicher Reiſewagen war auf der Landſtraße dahergekommen, und nachdem die Diener ſich eiligſt erkundigt, dem Zuge gefolgt. Jetzt ſtiegen die Fremden aus, ein ehrwürdiger Alter, Hand in Hand mit einem ſehr wohlgebildeten jungen Manne. Beide ſchloſſen ſich ſchweigend den Letzten an, und erſt, als der Sarg abgebahrt worden war, traten ſie dem Grabe näher. Der Jüngere bat mit Anſtande und männlicher Faſſung, daß der Sarg noch einmal geöffnet werde; man fand keinen Grund, dieß zu verweigern. Judith eilte herbei, bog ſich über den Sarg, und hielt, jetzt einer der heiligen Frauen gleich, die Mariam zur Gruft brachten, den Deckel. Clärchen, über und über eingeſchleiert, nur das lilienweiße Geſicht frei und die zarten, wachsbleichen Hände über die Todeswunde der Bruſt gekreuzt, gewährte einen Anblick, der in jedes Aug' Thränen lockte. Der Greis erhob beide Hände, als wolle er die Leiche einſegnen, und legte dann das ſilberweiße Haupt auf die Schulter des Jüngern, der Zähren im Blick, doch feſt, der Gnade des Vaters im Himmel vertrauend, zu den Morgenwolken emporſchaute. Die Umſtehenden riefen voll Mitleids: „Gewiß der Vater und der Bräutigam!“ und ſo war es.

Als der Sarg eingeſenkt worden war, ſtiegen die Reiſenden wieder ein und fuhren in der Stadt herum, bis ſie zu Clauſens Gaſthofe gelangten. Hier ſowohl, als bei den Gerichten, zogen ſie über Alles, auch über Judith, die ſchon bei dem Leichenbegängniſſe ihre Aufmerkſamkeit erregt hatte, genaue Erkundigung ein, und als Frau Cordula ihnen, ohne Judiths Vorwiſſen, Clärchens Abſchiedszeilen überreicht hatte, rief Van Hopen ſeinem Freunde zu: „Das verſteht ſich! Aber, lieber Sohn, lieber Van Droost, ich weiß das jetzt nicht zu ordnen; handle du für mich!“

Daß dieſer zu Ausführung eines ſolchen Auftrags ganz geeignet war, läßt ſich ſchon aus dem, obwohl Wenigen, ſchließen, was von ihm früher erwähnt worden iſt. Die erſte Anſtalt, die er, nachdem er alle Verhältniſſe erforſcht, zu treffen nöthig fand, beſtand darin, daß Jutta von Frau Cordula eines Morgens mitgenommen und in ein artiges, mit hübſchen Gartenanlagen umgebenes Haus geführt ward, in welchem ihr, ſie ſegnend, Mutter und Baſe, anſtändig gekleidet und mit allen Bequemlichkeiten einer bürgerlichen Wohnung verſehen, entgegen traten. Die Freude, das Glück der guten Tochter kannte keine Grenzen, und da ſie alsbald hörte, daß dieß von den beiden vornehmen Holländern herrühre, eilte ſie aus den Armen der Ihrigen, um ihren Wohlthätern den feurigſten Dank zu ſagen. Dem bejahrten Van Hopen fing die wackere, freundliche Dirne immer mehr und mehr an, zu gefallen, und es ſtieg ihm wohl zu Zeiten der Wunſch auf, da er ſo alt und auch ſein Weib nicht mehr um ihn ſey, an Clärchens Statt ſolch eine Tochter zu haben.

Dieſer Gedanke kam ihm öfter, wenn er Judiths Regſamkeit und Geſchicklichkeit in der Hauswirthſchaft, ſo wie ihr unſchuldiges, einnehmendes Weſen wohlgefällig beobachtete. Ja, da ihm die Beſchwerlichkeit der weiten Reiſe, der Gram über Honoriens und Clärchens Verluſt, und die Ungewohntheit der jetzigen Lebensweiſe ein Uebelbefinden zuzog, weshalb er faſt acht Wochen lang nicht ausgehen, geſchweige denn wieder abreiſen konnte; da Judith ſich auch ſeiner als die eifrigſte und ſanfteſte Verſorgerin annahm; fiel es ihm endlich ein, daß eine ſo gute, unbeſcholtene und reizende, ja höchſt entſchloſſene und muthvolle Dirne wohl gar eine treffliche Holländiſche Rathsmannsfrau werden könne.

Zwar lag ihm die Sache eine feine Weile noch ganz wirr und unreif im Kopfe; allein, da er endlich geneſen, das erſte Mal ausgegangen und deshalb ſehr heiter geſtimmt war, tröſtete er ſich damit, daß Van Drooſt ja Alles in Ordnung bringen werde. Er erwartete mit einiger Ungeduld das Mittagsmahl, und kaum hatte Van Drooſt das Tiſchgebet geſprochen, als er gegen ihn mit ſeinem Plänchen hervorrückte.

Van Drooſt ſtutzte ein wenig, ſah aber mit den freundlichen Augen den Alten dann recht zutraulich an, und erwiderte unbefangen: „Ich mag nicht läugnen, werther Freund! daß auch mich das ungewöhnliche Weſen dieſer trefflichen Dirne höchlich eingenommen hat. Ich fühle Achtung, innige Zuneigung für ſie, und, falls ſie mit uns zög, falls ſie Eure Hauswirthſchaft und Alterspflege übernähm, ſo wär' Euch gewiß aufs Beſte gerathen.

Wer kann wiſſen, ob ſich dann das, was ich ſchon jetzt für ſie empfinde, bei öfterm Sehen und längerm Umgange nicht in die redlichſte, wärmſte Liebe verwandeln könne.“

Dem wohl gelaunten Alten gefiel dieſer Beſcheid Er wiegte das Haupt, trank zur Stärkung ſeinen Weinrömer aus, und verſetzte bedächtig: „Gut! doch ſehe ich wohl ein, daß dießmal, wo von einer Art Freiwerberei die Rede iſt, die Laſt des Handelns auf meinen Schultern ruht. Vor der Hand fragt ſich's blos, ob das Mädchen mit will. Darüber werde ich ſie, wenn wir abgeſpeiſt haben, befragen; Ihr könnt im Nebenzimmer uns ein wenig behorchen.“

So ließ denn Van Hopen nach der Mahlzeit durch einen ſeiner Diener Judith heraufrufen, und entdeckte ihr in möglichſter Kürze ſeinen Wunſch, daß ſie mit ihm reiſen und, wie ſich von ſelbſt verſtehe, gegen reichliche Vergeltung, ſein Hausweſen verwalten ſolle. Ja, als das Mädchen dieß höflich ablehnte, weil ſie ja doch ihre Mutter und Baſe nicht verlaſſen könne, ließ er ſich aus Wohlgefallen hierüber, ſo wie aus Liebe zu ſeiner einmal gefaßten Abſicht verleiten, mit noch triftigern Gründen hervorzutreten. Er verſprach Jutten nicht blos ein für allemal, wie es auch kommen möge, eine gute Ausſtattung, ſondern eröffnete ihr auch in der Ferne die Ausſicht auf eine anſehnliche Heirath, wodurch ſie wohl gar Rathmannsfrau, wer könne wiſſen, ob nicht mit der Zeit Frau Bürgermeiſterin werde.

Die Erwähnung einer Ausſteuer jagte der ſchlanken Dirne höhere Röthe in die Wangen; der Zuſatz von einer beachſichtigten vornehmen Verehelichung hingegen verurſachte ihr einige Beklommenheit und ließ das züchtig umſteckte Halstuch ſich unruhiger regen. Sie dachte einen Augenblick nach und begann dann ſchüchtern: „Wollt Ihr mir eine kleine Mitgift ſchenken, edler Herr! ſo —“

„Das iſt abgethan;“ — verſetzte Van Hopen — „ſchon durch meiner armen Tochter letztwillige Zeilen — eine Mitgift, wie Van Hopen der Milchſchweſter ſeines Kinds gegeben haben würde — aber —“

„So erlaubt,“ — fuhr Judith ſchnell fort, indem ſie dem Greiſe die Hand küßte — „daß ich Euch auch den längſt erſehenen Bräutigam vorſtelle!“ Sie flog davon, und die Treppe hinab.

„Es geht nicht!“ ſagte Van Hopen mit einigem Verdruſſe, und legte die zum Anrauchen ergriffene Peife dießmal ſo ſtark auf den Tiſch, daß ſie in Stücke brach. „Hm!“ fuhr er fort — „wie konnt' ich denken, daß ſolch ein Mädchen noch frei ſey? — Indeß — bei ſolch einem Antrage nicht wenigſtens um Bedenkzeit bitten — es iſt viel! ſehr viel! — Kommt nur herein, werther Van Drooſt! — aus der Hauptſache wird nichts. Ihr werdet blos die Mühe haben, Töpfe und Tiegel einzukaufen!“

Van Drooſt und Judith traten durch verſchiedene Thüren zu gleicher Zeit ein; letztere zog den ſich ſträubenden Daniel faſt mit Gewalt hinter ſich her. „Mit dieſem“ — rief ſie feurig aus — „bin ich herangewachſen; ſeine Aeltern haben mich ſtets gut und zu allem Guten angehalten; er hat mich ſtets geliebt und — jetzt darf ich's ſagen — ich ihn; er hat meine Mutter unterſtützt, wie er wußte und konnte; er iſt ſchon Bürger und ein guter Haushalter, ein frommer Sohn; ſeine Aeltern werden mich gern haben zur Schwiegertochter, und konnten es nur wegen unſrer Armuth nicht zugeben; meine Mutter wird weinen vor Freuden — “

„Gemach, Mädchen!“ ſagte Van Hopen, mit der Hand winkend — „du biſt allzu beredt; wahrhaftig, eine Bürgermeiſterin geht in dir verloren! Aber — es iſt redlich, es iſt gut, was du thuſt. In Gottes Namen! Sagt nur Herr Clauſen und der Frau Cordula, Judith ſey von mir adoptirt als Clärchens Milchſchweſter; der erſte Gaſthof dieſer Stadt ſolle ihre Ausſteuer werden. — Lieber Van Drooſt! Ihr werdet das ſchon beſorgen. — und nun geht! geht! laßt mich in Frieden! Ich habe ſo viel geſprochen; ich muß heute ein Nachmittagsſchläfchen halten!“

Er ging. Van Drooſt ſtattete den Liebenden mit dem wärmſten Herzen ſeinen Glückwunſch ab und nannte Judith, da Van Hopen ihn ja Sohn nenne, mit verbindlicher Artigkeit ſeine Schweſter. Das Brautpaar eilte zu Daniels Aeltern, die, geſtalten Sachen nach, mit höchſter Bereitwilligkeit einſtimmten.

Eine Woche nachher reiſeten Van Hopen und Van Drooſt wieder ab, nachdem letzterer dem angeſehenſten Wechſelherrn der Stadt, der ſich ſchon Clärchens ſo edel angenommen, gnugſame Aufträge ertheilt hatte. Dieſer ließ Claus und Daniel zu ſich rufen; ein großes Haus ward gekauft und zur Bewirthung eingerichtet; die Gaſthofsgerechtigkeit vom goldnen Beile ward darauf übertragen, dieſer Name jedoch mit dem zum weißen Roſſe, vertauſcht.

Als Alles ausgebaut und mit Geräthſchaften verſehen war, ließ der wohlwollende und gern fröhliche Geſchäftsträger, dem die erhaltene Vollmacht Vergnügen machte, ſich's nicht nehmen, die Hochzeit auszurichten und Alles nach ſeinem Gutdünken dabei zu ordnen. Die ſchlanke, blühende Braut — ſchöner hatte man ſeit langer Zeit keine geſehen — obwohl mit jungfräulicher Demuth die Augen niederſchlagend, doch vom Gefühl ihres Glücks, noch mehr von den innern Strahlen eines edlen Gemüths, wie mit einer Glorie umgeben — mußte, damit ihr Beiſpiel noch lange in Andenken bleibe und auf die Jugend fortwirke, ſchön bekränzt und mit lang herab wallenden Locken auf einem milchweißen, mit Gold und Purpurſammt geſchmückten Zelter, den zwei Raths-Stallmeiſter in Feierkleidern führten, zur Kirche reiten; die Töchter der vornehmſten Raths- und Kaufherren, ſämmtlich im reichſten Staate, ehrten ſie aus eignem Entſchluſſe als Brautjungfern.

Dem Bräutigam Daniel, den wohl manches weibliche Auge lieber als den eigenen erblickt hätte, ging rechts ſein Vater, und links der älteſte Gaſtwirth, ein allgemein geehrter Greis von ſieben und achtzig Jahren, zur Seite; der Wechſelherr und andere Kaufleute folgten. Auch eröffneten und beſchloſſen den Zug Abtheilungen gar kräftiger und ſtattlicher Reiter, mit Muſik, auf ſpiegelblanken, bändergeſchmückten Rappen, immaſen die Herren Fuhrleute und ihre Söhne ſich die Ehre nicht rauben ließen, die Königin des Feſts als eine Tochter ihrer Gilde öffentlich anzuerkennen und nach dem, mit bräutlichem Glocken- und Orgelklang einladenden Dome zu begleiten.

Van Hopen hat der wackern Judith noch ein ſehr beträchtliches Vermächtniß, ſein übriges Vermögen aber größtentheils zu milden Stiftungen ausgeſetzt. Van Droeſt war zum Teſtaments-Vollſtrecker, zum Begründer und Beſchützer jener Anſtalten ernannt. — Von Hugo hat man nichts wieder vernommen. — Die Wirthin zum weißen Roſſe ward allgemein, nicht nur als die artigſte und gewandteſte Gaſtgeberin, ſondern auch als die redlichſte Gattin und treueſte Mutter, als die Freundin aller Leidenden geprieſen, ja nach einigen Jahren, zu ehrender Auszeichnung, zur Armenmutter, oder Vorſteherin des öffentlichen Armenhauſes, erwählt. Noch jetzt wird ihr Bildniß, wie ſie vom Hochgerichte nach dem Thore zurückſprengte, auf dem Rathhausſaale jener Stadt den Fremden gezeigt.

IV.

Der Wolfskampf.

Als man achthundert funfzig ſchrieb,
Der Himmel lang' verſchloſſen blieb,
Zumeiſt am Rheinſtrom wuchs die Noth,
Die zornig der Comet gedroht.

Kein Regen fiel auf Feld und Au',
Es blizt' am dürren Halm kein Thau,
Vom Bett des Felſenquells flog Staub,
So Wald, als Garten, trug kein Laub.

Und was verſchont des Sommers Gluth,
Nahm Eisgang hin und Waſſersfluth;
Die Garbe mit der Scheu'r verſank,
Der Schäfer und die Heerd' ertrank.

Als karg der Schwarzdorn Blüthen bot,
Wies bleich ihr Antlitz Hungersnoth;
Das Mitleid ſelbſt verſchloß ſein Ohr
Und trieb die Bettlerſchaar vom Thor.

Weit offen gähnte rings das Grab;
Wer konnte, floh mit Kind und Hab';
So Burg, als Schobendach, ſtand leer;
Kein Klausner zog das Glöcklein mehr.

Lang' wägte Hoffnung und Gefahr
Ein junges, reich beglücktes Paar —
Durch Liebe, nicht durch Gut und Geld —
Im kleinen Rheindorf Grabenfeld.

Denn hoch galt ihm des Hüttchens Preiß,
Um das es warb mit regem Fleiß,
Bis — für der Herzen Wunſch wohl ſpat —
Die Jungfrau es im Kranz betrat;

Und noch am Mutterbuſen fand
Der Treue zartes Erſtlingspfand,
Ein roſig Engelein, die Koſt;
Wild durch den Hain zog Sturm und Froſt.

Doch als — ſchon blaß der Wangen Roth —
Das Weib nun auch das letzte Brot
Bekreuzt zum kargen Hungersſchnitt,
Und eine Thrän' aufs Meſſer glitt;

Da ſprach der Mann im Geiſt betrübt:
„Der jungen Raben Futter giebt,
Hat wohl den Rath mir ſelbſt geſandt;
Laß wandern uns ins Thüringland!

Nah' iſt nicht Hülf' und Rettung mehr
Nicht Haidewurzel giebt's, noch Beer;
Der ferne Freund, der Korn verſprach,
Blieb aus; ihn ſelbſt traf Ungemach.

Zwar dräut dem Säugling Kält' und Sturm;
Doch, wie nun, Mutter, wenn der Wurm
An deiner Bruſt verſchmachtend liegt,
Dein Arm — in langen Schlaf ihn wiegt?"

Das Weib blickt ſtarr aufs Kindelein,
Hüllt's eilig in den Mantel ein,
Schlingt traulich um den Mann den Arm
Und ſpricht: „So ruht das Knäbchen warm!"

Gar bald geſammelt iſt die Hab',
Axt, Feuerzeug und Reiſeſtab;
Als Schatz — das angeſchnittne Brot,
Manch ſchimmelnd Rindlein — für die Noth.

So ſtehn ſie ſcheidend vor der Thür,
Begrüßt vorm Jahr in Blumenzier,
Und denken ſeufzend, als ſie geh'n:
Ob wohl wir je dich wiederſeh'n?

Sie wandern ſtill durch Berg und Schlucht,
Wie vor, mit Joſeph auf der Flucht,
Das Kind im Goldhaar und Gewand,
Maria zog zum Nilus-Strand.

Und als die Sonn' erreicht den Lauf,
Nimmt ein verwaiſt Gehöft ſie auf;
Am zweiten Tag' umfängt ſie bald
Gewölk von Nebel, tiefer Wald.

Strichregen fällt, mit Schnee vermengt,
Daß Perl die Perl vom Reisaſt drängt;
Nur ärmlich an der Felſenwand
Glimmt in der Nacht der Kiefer-Brand.

Ob fern im Oſt das Licht erwacht,
Im öden Forſt verweilt die Nacht;
Der feuchte Mantel ſchützt das Kind
Nicht mehr vor Näſſe, Kält' und Wind.

Nach langem Irrſal beut ſich kaum
Zur Abendraſt ein hohler Baum;
Ein Sturm, der hoch die Funken jagt,
Brauſt fort und wüthet, bis es tagt.

Das trüb' umflorte Morgenroth
Erneut, verſtärkt die Angſt und Noth;
Es zeigt gebrochne Tannen nur,
Doch nirgends aus dem Wald die Spur.

So ſchweifen ſie noch manchen Tag,
Durch Ried und Moor, durch Bruch und Hag.
Das letzte Kindlein, hart wie Stein,
Weicht ſtill der Mann im Waldbach ein.

Der Mutterliebe Quell iſt leer,
Das Knäblein weint und winſelt ſehr;
Aus hohler Bruſt keucht dumpf der Mann:
„Wenn wieder Morgen naht — wie dann?

Soll Weib und Kind ich ſterben ſeh'n?
Kann ohne mich euch Hilf' erſteh'n? —
Nein! bringt nicht Troſt das nächſte Licht,
Trag' ich die Bürde länger nicht!

Ich ranke feſt um euch den Arm,
Zu enden allen Erdenharm;
Eng' Bruſt an Bruſt — o ſanft wohl ruht
Sich's ſo auch dort in tiefer Flut!“

Sie ſchweigt — und Er zum letzten Mal
Entlockt dem Stein des Feuers Strahl.
Umſonſt! fängt kärglich auch der Schwamm;
Nur ziſchen kann ſo Bork' als Stamm.

Und nur ein mooſig Felſendach
Beut tropfend ſich zum Schlafgemach;
Des Waſſers Wellenſchlag im Rohr
Dringt ſchaurig durch die Nacht ans Ohr.

Nicht ſchließt der Mann, zum Tode müd',
Das Weib erſt ſpat, das Augenlied;
Sie ſtöhnt, von ſchwerem Traum umwebt;
Das Kind wird ſtill — ob's wohl noch lebt?

Und als nun matt die Dämmrung graut,
Heult's durch den Forſt wie Windesbraut,
Kommt näher, raſ't durchs ſtarre Laub;
Ein Waldthier ſcheint's, voll Gier nach Raub.

„Wach' auf!"—ruft Er—„arm Weib, wach' auf!
Wohl anders endet unſer Lauf;
Ein reißend Thier ward hergeſandt,
Zu wahren uns vor eigner Hand."

Und Beide ſeh'n durchs falbe Grau
Zwei Wölfe — blutig Fell und Klau' —
Vor einer Hirſchkuh, grimm zerfleiſcht,
Die, ſich entwindend, ſchmerzlich kreiſcht.

Sie ſinkt verendend hin am Baum',
Der, prangend einſt im Wolkenraum,
Vom Blitz der vor'gen Glut gefällt
Jetzt Einen Räuber abwärts hält.

Der bahnt durch Spalte, Spahn und Zweig
Mit mächt'gem Anlauf ſich den Steig;
Des Andern Rachen gähnt ſchon weit
Vom Boden auf; wild gährt der Streit.

Die Augen glüh'n, der Hals ſchwillt an;
Giſcht färbt die Zunge, träuft vom Zahn;
Gebiß und Branke krampft vor Wuth,
In rothen Bögen ſpritzt das Blut.

Da gießt der nagend wilde Schmerz
Die ſonſt'ge Kraft dem Mann' ins Herz;
Er ſtürzt herzu, die Axt umballt,
Schreit laut, daß rings es wiederhallt.

Die Wölfe zucken; Schreck verſcheucht
So Gier, als Ingrimm; jeder fleucht;
Die Hindin beut dem Unglückspaar
Zur Labung ſich, zur Speiſe dar.

Die bange Mutter flößt dem Kind
Die Milch der Hirſchkuh ein geſchwind;
Noch lebt's — und bald auch zeigt dem Stahl
Sich dürres Holz zum warmen Mahl.

So ſtärkt ſie denn, bei frommem Dank',
Des Wildes Koſt, des Baches Trank;
Als Morgenſchein ſie wieder weckt,
Wird aus dem Wald ein Pfad entdeckt.

Für ſie nun auch iſt aufgethan
Der frühlingshelle Himmelsplan;
Aufs neu lacht ja von Mutterbruſt
Den Vater an des Kindes Luſt!

Selbſt noch bei Dämm'rung — doppelt ſchön
Blinkt's Sternlein doch ob jenen Höh'n! —
Ja kaum, daß hoch der Mond nun ſteigt,
Als — ſchier bekannt die Flur ſich zeigt.

Nein! nein! der Herzen Schlag trügt nicht —
Ihr Hüttchen winkt! drin flimmert Licht! —
Wer wählt' es doch zum Schutz der Nacht?
Der treue Freund, der Korn gebracht!

V.

Der dienſtbare Geiſt.

Das Städtchen Holleben befand ſich gewöhnlich einige Wochen vor Weihnacht, Oſtern und Pfingſten in dem beklagenswertheſten Nothſtande. Sämmtliche Frauen der daſigen Einwohner bewahrten nämlich den, von Groß- und Urgroß-Müttern ererbten Ruhm ausgezeichneter Reinlichkeit viel zu heilig, um nicht jedesmal bei Annahen hoher Feſte ein allgemeines Waſch- und Scheuer-Feſt anzuordnen. Gleichwohl hatte ſich das Waſſer des geräumigen Beckens, das wegen der daraus hervorragenden Steinfigur des Stäbe ſchälenden Erzvaters, der Jacobsborn genannt ward, nach und nach ungemein verringert, und wollte, beſonders bei ſo öftern Erſchöpfungen, nicht ausreichen. Mochte immerhin die löbliche Bürgerſchaft, bel mit jedem Quatember pünktlich ſtattfindender Eintreibung des Brunnengeldes, die Beſchwerden ihrer Ehehälften durch ſatyriſche Blicke in Anregung bringen; mochte ſie auch ſchriftlich vorſtellen, daß der Brunnen ja ſeit der letzten Peſt, wo bekanntlich einige boshafte Juden und Todtengräber denſelben vergiftet, nicht geräumt worden ſey:

mochte ſie ſogar auf den nicht unmöglichen Fall einer Feuersbrunſt hindeuten; E. E. Rath klagte über Geldmangel, und man konnte, nach wie vor, in beſagten Vorbereitungswochen ganze Reihen hochgeſchürzter Dirnen auf den Stufen gewahren, die mit lechzenden Kannen und Zobern des großen Augenblicks harrten, wo der alte Erzvater auch ihnen ein, für den Bedarf immer nur kärgliches Waſſerantheil werde zulaufen laſſen.

Doch bald erwies ſich hiebei, wie weit eine weibliche Regierung der männlichen vorzuziehen ſey. Denn kaum hatte der ſchon längſt überreife Hageſtolz, Herr Stadtpfleger Silberling, auf Empfehlung einiger hohen Gönnerinnen, die zwar auch ſchon reife, doch noch ſehr wohl ins Auge fallende Jungfer Römhild ein halbes Jährchen als Beſchließerin im Hauſe gehabt, als er ſie zur Frau Stadtpflegerin erhob, und kaum war dieſe Standeserhöhung erfolgt, kaum verkündeten die ſchmorenden Martins-Gänſe, daß nun auch an das Backen der Chriſtſtollen zu denken ſey, als trotz der eben nicht angemeſſenen Witterung, der alte Brunnenmeiſter vom Senat befehligt ward, den unbrauchbar wordenen Jacobsborn auf das Schleunigſte herzuſtellen.

Sonach wurden ſofort behuſige Anſtalten getroffen, und, wie ſchon früher bei ähnlichen Bauen, zeichnete ſich auch jetzt der jüngſte Brunnenknecht, Conrad, ein gar flinker und kluger Geſell und Sohn des vorigen Brunnenmeiſters, durch Geſchick und Arbeitſamkeit aus. Er hatte ſchon als Knabe hinſichtlich ſeines Kopfs und

Herzens ſtets das beſte Lob erhalten, ward dann als Zimmermanns-Lehrling aufgedungen und ſollte gerade zu auf den Baumeiſter losſtudiren; allein der, während der Sohn auf der Wanderſchaft war, plötzlich erfolgte Tod des Vaters und die gar bald, wider alles Erwarten, ſich zeigende Geringfügigkeit des Nachlaſſes ließen es ihm, der die alte Mutter unmöglich verlaſſen konnte, nach ſeiner Rückkehr noch für ein Glück anſehen, daß er als Brunnenknecht Anſtellung fand.

Als Conrad nun einſtmals, ſeiner Gewohnheit nach, ſchon bei Morgengrauen, der erſte im Brunnen war, und, ein geiſtliches Lied vor ſich hin ſummend, einen Grundſtein herauswiegte, ward er unter demſelben etwas Schimmerndes gewahr, das gar leicht ein Theil des großen, nach dunkler Stadtſage noch im Huſſiten-Kriege verſenkten Schatzes ſeyn konnte. Er fuhr begierig mit der Hand darnach: doch bei genauer Beſichtigung beſtand der ganze Fund blos in einem ſtarken, länglich-breiten, mit allerlei Charakteren bemalten Fläſchchen, das verkittet und verſiegelt war, und in welchem ſich eine zähe, ſchwärzliche Maſſe hin und her bewegte. Eben kamen andere Brunnenarbeiter herzu, und Conrad, der keineswegs für nöthig fand, ihnen von ſeiner Entdekkung zu ſagen, ſchob einſtweilen das geheimnißvolle Glas in ſein vom Schurzfelle geſichertes Bruſt-Wamms.

Als die Dämmerung einbrach und die übrigen Werkleute bereits Feierabend gemacht hatten, kam, unter dem freilich unwahrſcheinlichen Vorwande, als wolle ſie nachſehen, ob wieder Waſſer zu haben ſey? mit hellblinkendem Waſſerkrüglein ein gar holdes Dirnchen daher. Sie hieß Eliſabeth und hielt ſich bei einer alten, verwittweten Nähterin, Namens Sabina, die allgemein als ſehr redlich, aber auch als ſehr ſtreng bekannt war, niemand wußte, ob als Pflegekind, oder als Magd auf.

Das mit ſtrahlenden ſchwarzen Augen umſchauende Mädchen überzeugte ſich bald, daß der Ort bereits einſam ſey, und trug, da Conrad und ſie, trotz der ſcharfen Aufſicht Sabinens, ſich ſchon ſeit Jahresfriſt Treue gelobt hatten, kein Bedenken, den runden weißen Arm um des Jünglings Schultern und das ſchwarzbraun umzöpfte Köpfchen auf ſeine Bruſt zu legen. Beide ſagten ſich nun, was ſie freilich einander ſchon unzählige Mal geſagt hatten, aber doch gern immer aufs Neue hörten. Zuletzt, als Eliſabeth, aus Furcht vor Frau Sabinen, das vermeintliche Augenblickchen nicht über eine Viertelſtunde auszudehnen wagte, glaubte ſich Conrad zu einem Abſchiedskuſſe berechtigt, und drückte das ſich noch immer, wenn gleich nur wenig, ſträubende Liebchen mit kräftigem Arm an ſein Herz.

Da hörten beide eine leiſe, doch vernehmliche Stimme. Ob der Ruf aus der Tiefe des Brunnens, aus dem Erdboden, oder aus den ſeitwärts aufgehäuften Steinen hervorkomme; ob er ein Ach! oder ein Ha! ſey, blieb ihnen in der Beſtürzung verborgen. Jeden Falls aber hielten ſie ſich für belauſcht, wohl gar für geneckt, ſprangen daher, da ihre Liebe noch vor jedermann geheim gehalten werden ſollte, ſchnell auseinander und eilten, er mit ſeinen Hacken und Spaten, ſie mit ihrem, ſchnell am einſtweiligen Nothbrunnen gefüllten Krüglein, auf entgegengeſetzten Wegen davon.

Conrad begab ſich zu ſeiner Mutter, mit welcher er in dem kleinen väterlichen, jetzt ſehr baufälligen Hauſe wohnte. Gertrud war aber, wie ſie an Winterabenden zu Erſparung des Holzes und Geleuchtes zu thun pflegte, mit Rocken und Spindel zu einer wohlhabendern Nachbarin gegangen und Conrad mußte, um das Lämpchen anzubrennen, Feuer anſchlagen. Kaum gab dieſes dürftigen Schein, als er ſich ſeines Funds erinnerte und den Inhalt deſſelben einer neuen Prüfung unterwarf. Was er am Morgen für eine ſchleimige Maſſe angeſehen hatte, zeigte ſich nun einem ſchwärzlichen, langgebeinten, abgemagerten Fröſchlein nicht unähnlich; das Wunderbarſte dabei aber war, daß der engeingepreßte Gefangene äußerſt regſam zuckte und ſich mit den ausgeſtreckten Tatzen auf die ungeberdigſte Weiſe gegen die Seiten des Glaſes ſtämmte. Noch größer, ja bis zum Schrecken geſteigert, ward Conrads Verwunderung, als er die Phiole, um ſie noch ſchärfer zu beaugenſcheinigen, ans Lämpchen hielt, und ein klägliches Stimmchen an ſein Ohr drang: „Laß mich heraus! o heraus! Es ſoll dein Glück ſeyn!“

So wenig zaghaft der wackere Geſell war, ſo ließ er jetzt doch das Fläſchchen auf den Tiſch fallen, und nicht genug, daß es in die Höhe hüpfte, es überpurzelte ſich auch mehrere Male gleich dem geſchickteſten Seiltänzer. Dennoch faßte Conrad, immer neugieriger werdend, friſchen Muth, es aufzunehmen, und die ſchon vorher vernommene Bitte ward flehentlich wiederholt. Augenſcheinlich mußte hier etwas Geiſterhaftes im Spiele ſeyn; deshalb ſpürte Conrad keine Luſt, das ihm unbekannte Weſen zu befreien. Da jedoch das Stimmchen zum dritten Male, und in Wahrheit recht zum Mitleid auffodernd, jammerte, erhob er die Frage: „Wer biſt du denn, kleiner Unhold? und wie ſoll ich dich der Haft entledigen?"

„Das Erſte nachher!" — ächzte es von neuem — „Alle meine Glieder ſind zuſammengeſchnürt; wie ſoll die Kehle Luft haben zu langem Sermon? Schmilz nur vor allen Dingen das Wachs von der zinnernen Schraube!"

Conrad betrachtete nun das Siegel und fand auch darauf unbekannte magiſche Zeichen. Dieſe Wahrnehmung beſtätigte ſeine Vermuthung, daß irgend ein unreiner Geiſt in das Glas verſpündet ſey. „Du ſteckſt hier recht gut;" — erwiederte er daher — „ich will dich morgen hintragen, wo du hergekommen biſt, unter den Brunnenſtein!"

„Nur das nicht!" bettelte das froſchartige Weſen — „Willſt du mich nicht gänzlich loslaſſen, ſo fülle mich wenigſtens auf ein geräumigeres Gefäß. Schmilz das Siegelwachs nur auf einer Seite, lüfte die Schraube nur ganz wenig, halte eine größere Flaſche unter und laß mich dann durch die winzige Lücke heraus und hinein ſchlüpfen! Habe Mitleid mit meiner Pein, lieber Geſell!“

Conrads Herz war viel zu weich, um ſelbſt ein ſchädliches Geſchöpf mehr, als ſeyn müſſe, leiden zu laſſen. Er holte daher eine alte, dickbauchige Oelflaſche herbei und verfuhr genau nach der erhaltenen Anweiſung. Aber kaum war der Deckel des Fläſchchens einen Meſſerrücken breit auf, als ſich zwiſchen den Hälſen beider Gläſer eine kleine ſchwärzliche Pfote, und bald darauf ein dergleichen Köpfchen hindurch zwängte. Beide wurden immer größer; das Tätzchen war ſchon ſo ſtark, daß es den Bauch der Oelflaſche umſpannte und den übrigen, gleichfalls anſchwellenden Gliedmaßen nachhalf; an ferneres Feſthalten oder Einfangen war nicht zu denken. Vielmehr ſaß faſt im Nu ein zottiges, alp- oder affenartiges Weſen, etwa drei Fuß hoch, auf den Hinterfüßen vor ihm. Da raſchelte es von außen, die pagodenähnliche Figur rief: „Es kommt jemand!“ hüpfte, wenn ſchon etwas unbehülflich, doch ſchnell genug, vom Tiſche, rappelte, immer mehr und mehr zuſammenſchwindend, auf der Diele hin und fuhr in ein Mäuſeloch. Der gute Geſell hatte kaum noch Zeit, um der mit Spindel und Flachs eintretenden Alten jede Angſt zu erſparen, den vormaligen Geiſterkäfig auf die Seite zu bringen.

Ihm ſelbſt war keineswegs wohl bei der Sache zu

Muthe. Er ſprach daher dießmal mit Gertrud nur wenig, that das Abendeſſen in möglichſter Kürze ab, und war recht froh, als ſich die Mutter in ihr Oberſtübchen verfügte. Nachdem er einigemal nach dem Mäuſeloche hingehorcht, ob ſich dort nichts rege, ſuchte er endlich auch ſeine, zwiſchen dem Kachelofen und einem ſchwerfälligen Schranke, dem einzigen Reſte vorigen Wohlſtandes, befindliche Schlafſtätte. Es war ihm aber doch zu unheimlich, um, ſeiner Ermüdung ungeachtet, ſich ſogleich dem Schlummer zu übergeben; deshalb ließ er das Lämpchen, das ohnedieß aus Mangel an Oel bald verlöſchen mußte, einſtweilen fortbrennen. So lange man noch manchmal vor dem Hauſe Geräuſch hörte, blieb Alles im Stübchen ſtill. Als aber der Wächter die eilfte Stunde abgerufen und ſeinen Spieß weiter geſetzt hatte, ſaß plötzlich das unbekannte Weſen, einem Nachtmahr nicht ungleich, auf dem alten Schranke, blickte ihn mit katzenartig leuchtenden Augen wohlwollend an, und ſprach mit nach und nach immer mehr in Fluß kommender Geſchwätzigkeit: „Sey ohne Furcht, Conrad'chen! Habe ich dich ſchon aus Noth ein wenig betrogen, ſo haſt du doch Erbarmen gegen mich getragen, und ſo etwas vergeſſe ich nicht. Auch bin ich, wie ihr Menſchen wohl auch, von Natur weder bös, noch gut, und thue Alles, was ich thue, wie ihr Menſchen wohl auch, ohne Eigennutz. Die hauptſächlichſte Triebfeder meiner Handlungen aber iſt, die Wahrheit zu geſtehen, blos die Scheu vor Müßiggang."

Conraden gefiel ein Theil dieſer Anrede nicht übel, und da der Nachtgaſt, ob er wohl zu Zeiten mit den langen Pfoten hin und her langte, und etwas zu ſuchen ſchien, doch übrigens recht treuherzig und friedfertig zu ihm herabſah, ſo bekam er Luſt, ſich mit ihm einzulaſſen. „Falls du denn kein böſer Geiſt biſt" — ſagte er — „und eine Gemeinſchaft mit dir meinem Seelenheile nicht ſchadet, ſo gieb an, wie du heißeſt? wer du biſt? und wie du in das Fläſchlein gekommen?"

„Damit kann ich dienen!" — verſetzte der Nacht-Cumpan, deſſen Kinnbacken indeß einen ſchmatzenden Laut von ſich gegeben hatten. „Ich gehöre zu den Mittelgeiſtern, welche bei der Schöpfung nur beiläufig mit fertig worden ſind, und hauſete lange Zeit brüderlich mit den Käuzlein der Wüſte. Ein ewig unruhiges, raſtloſes Weſen, das uns insgeſammt eigen iſt, war mir in verdoppeltem Maas angeſchaffen. Deshalb fing es mich nach und nach an zu langweilen, daß ich nichts, als etwa einen Sandwirbel aufregen oder einem verirrten dürſtenden Cameeltreiber den ſprudelnden Quell, den er eben auffaſſen wollte, vor dem Munde wegblaſen konnte. Ich beſchloß, mich zu den gebildeten, in Gemeinſchaft lebenden Menſchen zu verfügen. Die mir verliehene Macht, mich in jedes Thier von dunkler Farbe zu verwandeln, erleichterte mir dieß; doch ziehe ich meine dermalige Geſtalt, da ſie der eurigen nahe kommt, allen andern vor. Ich muß dir aufrichtig bekennen, daß meine hohe Meinung von dem Menſchengeſchlechte, je genauer ich mit demſelben bekannt wurde, deſto mehr ſich verringerte; ich fand auch unter euch in kurzem das peinlichſte Einerlei, war nicht duldſam genug, Langeweile für Vergnügen gelten zu laſſen, und wußte bald durchaus nichts anzufangen, als diejenigen, die mir mißfielen, auf jede nur erſinnliche Weiſe zu necken. So trieb ich mich lange, lange Zeit, bald hier, bald dort herum; endlich vor zweihundert Jahren führte mich mein Unſtern in ein Kloſter. In dieſem ward ich von einem feiſten, doch in der Sterndeuterei und ſchwarzen Kunſt wohl erfahrnen Mönche, den ich nicht ſelten als eine anſehnliche Schmeißfliege beunruhigt hatte, auf die abſcheulichſte Weiſe berückt. Er hatte dereinſt jenes verwünſchte Kryſtallgefäß neben ſich gelegt und den Hals deſſelben mit Honig beſtrichen. Da ich nun mit der Geſtalt der Kreaturen auch ihre Neigungen und Gelüſte annehme, ſo ließ ich mich durch Näſcherei verlocken, in die Oeffnung zu kriechen. Alsbald war er mit Stöpſel, Schraube, Wachs und Siegelring zur Hand, verſtöpſelte und verſiegelte mich auf das ſorgfältigſte und ließ mich in meinem Glasbauer unter den Brunnenſtein mauern. Ich fügte mich, wie ich konnte, und nahm in dieſem feuchten und kühlen Orte die Froſchnatur an. Wie quälend jedoch dieſe Hemmung aller meiner Thätigkeit mir geweſen ſey, wie viel Zeit mir geworden, meinen frühern Leichtſinn zu bereuen und die beſten Vorſätze zu faſſen, wie ſehr bei ſo langer Ruhe mein Drang nach Beſchäftigung, meine Kräfte, ſich geſammelt haben, kannſt du leicht ermeſſen, zugleich aber, welche Hoffnung und Freude in mir erwachte, als ich wieder in meiner Nähe hacken, bald auch ſprechen hörte. Schon als du mich in dein Wamms geſteckt hatteſt, und, wie ich an der Stimme merkte, mit einem hübſchen Kinde zärtlich koſeteſt, hoffte ich, es werde ohne Umarmung nicht abgehen, als dieß aber wirklich der Fall wurde, des Mädchens Blankſcheit werde das Fläſchchen zerdrücken. Ich ſtämmte mich, um das Sprengen mit zu befördern, mit aller Gewalt gegen die Wände meines Kerkers, jauchzte ſchon in nicht mehr zu bezwingendem, doch zu frühzeitigem Frohlocken: Aetſch! und" —

„So warſt du der Schadenfroh," — fiel Conrad ſchnell ein — „der mich um den Kuß der holden Eliſabeth brachte?"

„Hab' ich dich um einen Kuß gebracht," — verſetzte das Brunnengeiſtchen — „ſo will ich dich auch gewiß wieder zu recht vielen Küſſen, ja zu einem hübſchen Amte und zu Eliſabeths Hand bringen. Du haſt mir dafür nicht das Geringſte zu verſprechen oder zu leiſten. Es iſt mir ein wahres Vergnügen, alsbald Beſchäftigung zu finden, und du würdeſt mich an dem, was ich für dich thun will, auf keine Weiſe hindern können. Gute Nacht für dießmal! Sollteſt du mein bedürfen, ſo rufe nur: Trauwohl, mein Knecht!"

„Ein bedenklicher Name!" — meinte Conrad — „Kennſt du das Sprichwort nicht: Trauwohl reitet am erſten mit dem Rappen davon?"

„Ich bin kein Menſch, nur, wie ihr etwa meint, ein Waldteufel!" — lachte der Affe — „mir kannſt du ſchon trauen und dein Knecht bin und bleibe ich, bis bei dir nichts mehr für mich zu thun iſt!" — Nach dieſen Worten kollerte ſich die ſeltſame Figur wieder zuſammen, ward immer kleiner, fuhr auf dem Erdboden hin und war verſchwunden.

Dem guten Conrad, als er bei Morgendämmerung erwachte, kam Alles wie ein wüſter, Poſſen treibender Traum vor, und nur das ſeltſame, jetzt leere Fläſchchen überzeugte ihn von der Wirklichkeit. Er kleidete ſich, um die über ihm ſchlafende Mutter nicht aufzuwecken, ganz ſtill an, ergriff ſein Arbeitsgeräth und begab ſich wieder zum Brunnenbau. Der Tag verging, ohne daß ſich der Geiſt hätte ſehen laſſen. Als aber Conrad nach dem Feierabende wieder zu Gertrud kam, rief dieſe, ein warmes Bier-Süpplein auftragend, mit freundlichem Schmunzeln: „Nun, lieber Sohn! laß dir's ſchmecken. Du haſt dir in vergangener Nacht doch nicht den Magen verdorben?"

„In der Nacht — Magen verdorben?" — fragte Conrad höchlich verwundert.

„Verſtelle dich nur nicht, Schelm!" erwiederte die Mutter — „es hat ja nichts auf ſich. Freilich weiß ich nicht, wie du die Aepfel ausgewittert haſt, die ich hinter dem Schrankſims für recht gut verwahrt hielt; ich hatte ſie blos zu deiner Chriſtbeſcherung gekauft. Doch du äßeſt geſtern Abends ja nur ein paar Biſſen; iſt's da ein Wunder, wenn ein junger, ſtarker Burſche, der des Tags ſo rührig arbeitet, in der Nacht einen Heißhunger bekommt?"

„Aber ich weiß von keinen Aepfeln" — ſagte Conrad mit großer Unbefangenheit.

„Bald wirſt du mich böſe machen;" — entgegnete Gertrud — „ſchäme dich! haſt als Knabe mich nie belogen, und willſt es nun als erwachſener Menſch, ſo einer Lapperei halber. Hab' ich doch dieſen Morgen eine ganze Mulde Griebſe und Schalen vor dem Schranke zuſammengekehrt! Du mußt ganz ſchlaftrunken geweſen ſeyn, Conrad! ſonſt biſt du ja die Ordnung und Reinlichkeit ſelbſt."

Jetzt ſchoß Conraden das Blatt; das öftere Herumgreifen des nächtlichen Gaſtes und die Regſamkeit ſeiner Kinnladen, ſo oft er nicht ſprach, wurde ihm erklärlich. Indeß, wollte er der ehrlichen Alten keine Angſt einjagen, ſo durfte er die Wahrheit nicht eingeſtehen. Er rührte daher die Suppe, als ſey ſie noch zu heiß, ziemlich verlegen mit dem Löffel und ſagte mit niedergeſchlagenen Augen: „Nun ja, laßt's nur gut ſeyn, Mütterchen! — ich beſinne mich — ich mag die Aepfel halb im Schlafe gegeſſen haben. Ich wachte einmal auf, da roch es ſo appetitlich nach Obſt — und die Aepfel ſchmeckten auch ſo vortrefflich! Seyd nur nicht böſe, ich gebe euch Geld zu andern Aepfeln, womit ihr mir eine heimliche Freude machen könnt."

„Wir möchten das Geld wohl nöthiger, als zu

Naſchwerk, brauchen!" — verſetzte Gertrud und berichtete dann nicht ohne Klagen, daß heut in den Frühſtunden ein großer ſchwarzer Hahn in den Hof geflogen ſey und ihren eigenen Hahn todt gebiſſen habe; ſolle nun ihr kleiner Eierhandel nicht in Verfall gerathen, ſo müſſe vor allen Dingen auf Anſchaffung eines neuen Haushahns gedacht werden.

Conrad, den die ſchwarze Farbe abermals den Thäter errathen ließ, ſuchte die Leidtragende beſtmöglichſt zu tröſten, aber ſein ſchon vorher gefaßter Unwille gegen Trauwohl erhielt auch bedeutenden Zuwachs. Er beſchloß, ihn zu züchtigen und alle weitere Gemeinſchaft mit ihm aufzugeben. Solchemnach ſuchte er, als Mutter Gertrud abermals in ihr Schlafkämmerlein geſtiegen war, einen wohlgewachſenen Weißdorn, lauerte noch ein wenig, ob der Verbrecher ſich einfinden werde, und legte ſich, da jener dem Landfrieden nicht zu trauen ſchien, verdrüßlich aufs Lager.

Schon fing er an einzuſchlafen, als er eine Stimme hörte: „Conradchen! ich bin da." Als er aufblickte, ſaß Trauwohl kauernd auf dem Kachelofen und ſah mit ſeinen zwei Feuerrädern fröhlich, obwohl etwas ſchüchtern, auf ihn nieder.

„Warte, Aepfeldieb! warte, Hahntödter!" rief er voll Unmuths und griff nach dem Stock. Aber die Affengeſtalt ſenkte das rauchbehaarte Haupt und bat mit den Vorder-Pfoten ſo beweglich, daß er, einigermaßen zum Mitleid bewegt, es einſtweilen bei der Frage bewenden ließ, wie ſie ihre ſchlechten Sitten zu verantworten denke?

„Nichts leichter, als das!" — erwiederte Trauwohl. „Wenn du mir nur Zeit läſſeſt, ſo wirſt du bald einſehen, daß Alles, ſo zu ſagen, blos aus Liebe zu dir geſchehen ſey.

„Du verwunderſt dich wohl noch gar?" — fuhr der drollige Kauz fort — „aber geſchah es nicht aus der regſten Dankbarkeit und treueſten Anhänglichkeit, daß ich geſtern, ſobald du nur wieder allein warſt, mich gleich wieder einſtellte? Du hätteſt ja doch aus Neugier kein Auge zudrücken können! Daß ich bei dieſer Gelegenheit die, recht wie für mich hingelegten Aepfel gewahrte, daß ich ſie, wenn du ſprachſt, mir belieben ließ, dieß liegt in meiner Natur. Wer blos zuhört und die Hände in den Schoos legt, iſt ein Müßiggänger, und Müßiggang iſt aller Laſter Anfang. Kömmt es dir übrigens auf ein Dutzend Aepfel an, ſo will ich dir ſo viel zuſchleppen, als du nur magſt!"

„Das heißt, ſtehlen!" — antwortete Conrad ſchon etwas beſänftigt — „nein, mein feiner Knecht, das laß nur bleiben! Doch bin ich nach der erſten Probe deiner Beredſamkeit neugierig, wie du aus Liebe zu mir meiner Mutter Hahn todt gebiſſen haben magſt."

„Nun wenn du das nicht Liebe nennen willſt," — nahm Trauwohl wieder das Wort — „ſo weiß ich wahrlich nicht, was auf Erden ſo heißt. Als ich dich geſtern verlaſſen hatte, ſchien es mir Pflicht, mich in deinem Hauſe ein wenig umzuſehen; denn, ſoll ich dir dienen, ſo muß ich doch wiſſen, wie es allenthalben um dich ſteht. Ich ſpazierte daher als Ratte vom Boden bis zu dem Keller, und empfand zuletzt, ſo ſelten dieſer Fall bei mir eintritt, einige Müdigkeit. Ich legte mich daher auf dem Hofe hinter ein Faß. Als ich aufwachte, war es lichter Tag, und das Erſte, was ich erblickte, ein Hühner-Völkchen. Plötzlich fiel mir ein, daß den armen Dingern doch mit männlicher Geſellſchaft gedient, und daß auch dir es nicht unangenehm ſeyn könne, dann und wann ein gebratenes junges Hühnlein zu ſpeiſen. Was war ſonach räthlicher, als mich ſofort in einen Hahn zu verwandeln? Ich konnte ja unmöglich damals wiſſen, daß hier ſchon ein Haushahn vorhanden ſey, welcher jedoch, als ich ſeinen Weibern nicht mißzufallen ſchien, wie ein grimmiger Eber auf mich losfuhr. Er fiel **mich**, nicht ich **ihn** an, und konnte er mich, als einen Geiſt, gleich nicht todt beißen, ſo mußte ich doch eine Verwundung ſcheuen, deren Schmerzen ich in jeder Verwandlung gefühlt haben würde. So geſchah es denn, ich weiß ſelbſt nicht, wie? daß mir in kurzem ſein Schnabel und Sporn völlig unſchädlich wurden. Sollte übrigens deiner guten Mutter dieſer Verluſt wehe thun, ſo — ei, wenn es darauf ankommt, dir und den Deinigen einen Gefallen zu erzeigen, muß ſich Zeit dazu finden! — ſo, mein' ich, kann ich ja zuweilen euern Hühnerchen Geſellſchaft leiſten, und will mich ſchon einrichten, daß ich mich vorher in einer andern Maske ſättige. Ich will euch kein Körnchen koſten — Allerliebſt! der Einfall gefällt mir! Stelle mich doch baldmöglichſt deiner Frau Mutter vor; da wir ſo gute Freundſchaft gemacht haben, fordert dieß der Anſtand; ich will ihr den Vorſchlag ſelbſt thun!"

Jetzt mußte Conrad, ſo eine finſtere Miene er zu zeigen bemüht war, lachen, erklärte jedoch die Bedenklichkeiten dieſer gewünſchten Vorſtellung, und verbat ſich übrigens alle fernere Verbindung.

„Du haſt Recht!" meinte Trauwohl — „ſchwache, unaufgeklärte Seelen muß man, ihrer eigenen Ruhe halber, bei ihrem Wahne laſſen. Was aber die Auflöſung unſerer Freundſchaft anlangt, Conradchen! wo denkſt du hin? So viel mußt du doch gewiß einſehen, daß die gute Abſicht meinem treuen Gemüthe, der etwa nicht ganz glückliche Anſchlag hingegen blos dem eiſernen Schickſale, dem wir alle unterworfen ſind, beizumeſſen ſey! Ein Wort ſo gut, als tauſend! bevor ich dir zu Brot und Amte verholfen habe — der Verſtand dazu braucht dir nicht erſt zu kommen! — weiche ich nicht von dir. Gieb mir nur recht viel zu thun; iſt's ſonſt meine Schuld, wenn etwas vorfällt? — Ade, Freundchen, und trage keine Sorge. Du magſt wollen oder nicht, wir ſehen uns recht bald wieder!"

Trauwohl hielt Wort; denn nicht genug, daß er am folgenden Morgen ſich als ſchwarzer Pudel einfand und Conrads eiſernes Winkelmaas zum Brunnen voraustrug, ſo kam er auch bei Abenddämmerung in derſelben Geſtalt freudig herbeigeſprungen, lief fort und kam wieder, und trieb dieß ſo lange, bis abermals die holde Eliſabeth zur kurzen Abendunterhaltung ſich herbeiſtahl. Doch war ſie nicht ſo heiter und unbefangen, wie ſonſt. „Ach denk' nur!" — ſagte ſie, dem Weinen nahe — „Weil wir jetzt an einer Ausſtattung arbeiten, die ſpätſtens zu Weihnacht fertig ſeyn ſoll, und nach meinem Maaſe gemacht wird — ach! wär' dieß für mich eine gute Vorbedeutung, worauf Frau Sabine zu Zeiten anſpielt! — konnt' ich auch heute das Waſſerholen bis zur Dämmerung hinhalten. Als ich nun dort an der Ecke lauſchte, ob du allein ſeyſt, erblickt mich dieß Unglücksthier, macht, als wären wir längſt bekannt, die freudigſten Capriolen, kommt immer wieder und wieder, ſpringt, ſo ſehr ich ihn abwehre, an mich herauf und drückt mir jedesmal ſeine ſchmutzigen Pfoten auf die ſchneeweiße Schürze. Was ſoll ich meiner Pflegemutter nun ſagen? Wird ſie ſich den Argwohn ausreden laſſen, daß ich mit irgend einem Manne, der einen Pudel beſitzt, geſprochen?"

„Warte, du plumper Geſell!" — rief Conrad, mit dem Handbeil drohend, dem nur zu ſehr zuthätigen Hunde zu, und dieſer verkroch ſich hinter die einſtweilen abgenommene Figur des Patriarchen. Nach kurzer Berathung, wie der Schade gut zu machen ſey, gab Conrad den Einſchlag, die Schürze umzukehren, und Eliſabeth eilte, da dießmal Mondſchein war, folglich Conrad ſie um ſo weniger zu begleiten wagte, wieder allein davon.

Trauwohl hingegen ſtahl ſich furchtſam bei Conraden vorbei und folgte, mochte jener pfeifen, ſo viel er wollte, mit luſtigen Sprüngen der Scheidenden nach.

In einigen folgenden Nächten blieb Conrad, ohne ſich deshalb im mindeſten zu grämen, doch leider! auch Abends am Brunnen, ohne Beſuch; als aber am nächſten Sonntag Mutter Gertrud aus der Kirche heimkam, konnte ſie nicht unterlaſſen, das drollige Weſen mancher Thiere zu rühmen, und erläuterte dieß dahin, daß ſich ihr, als ſie aus der Kirche getreten, ein ganz unbekannter Pudel zugeſellt, und da ſie, um mit einer Freundin zu ſprechen, das meſſingene Feuerſtübchen auf einen Eckſtein geſetzt, ſolches ziemlich geſchickt ins Maul genommen und ihr bis an die Hausthür vorgetragen habe; doch ſey er, ſo ſehr ſie ihn gelockt, nicht zu bewegen geweſen, mit herein zu kommen.

Conrad ſtellte ſich zwar verwundert, glaubte jedoch den dienſtfertigen Träger recht gut zu kennen, und vergab ihm in ſeinem Herzen, wegen der ſeiner Mutter erwieſenen Artigkeit, die Schürzenfärberei. Indeß blieb noch immer der dienſtfertige Knecht aus, und Conrad fand ſich nicht bewogen, ihn zu rufen.

Doch kaum hatte er am Montagsmorgen einige Stunden im Brunnen gearbeitet, als ihn ein Rathsdiener mit barſcher Stimme vor Gericht beſchied. Als er, möglichſt vom Schlamm gereinigt, ſich eingefunden hatte, ward er, unter ernſter Verwarnung, ſein Gewiſſen nicht mit ohnedieß fruchtloſem Läugnen zu beſchweren, von dem

Vorſitzenden befragt: ob er nicht eingeſtehen müſſe, daß im Zwielicht des letztvergangenen Sonnabends der Senator, Herr Baſilius Balſam, als er, um im Mondſcheine ein wenig zu meditiren, auf dem Domplatze geluſtwandelt, von ſeinem, des Vorgefoderten, ſchwarzen Pudel auf die unziemlichſte Weiſe angefallen und dergeſtalt in die Waden gebiſſen worden, daß er, einer Ohnmacht nahe, in E. E. Raths Baderei Zuflucht und Hülfe ſuchen müſſen?

Der junge Brunnenknecht horchte hoch auf und ahnete nun zwar die Urſache von Trauwohls Ausbleiben, fand jedoch nicht gerathen, etwas hievon verlauten zu laſſen. Er verſicherte daher, daß er keinen Pudel habe, von allem Uebrigen aber nichts wiſſen könne, weil er zu gedachter Zeit durch eine, bekanntlich nicht bei der Kirche vorbeiführende Gaſſe nach Hauſe gegangen ſey.

Alsbald röthete ſich das Antlitz des Wortführenden höher, als Zinnober, und nachdem er des breitern den erſten und den hundert und drei und zwanzigſten Abſchnitt aus E. E. Raths erläutertem Hundemandat vorgeleſen hatte, befragte er Conraden mit grimmiger Stimme, wie er ſo freventlich ſich mit Nichthaben und Nichtwiſſen entſchuldigen könne, da beſagter Pudel nicht nur eines Morgens ihm das Winkelmaß, ſondern auch geſtrigen Tages ſeiner, nämlich des Angeſchuldigten, Mutter auf dem Kirchwege vor Aller Augen die Feuergieke getragen habe?

Nun ward freilich guter Rath theuer. Allein da Conrad, wollte er etwas von der Wahrheit entdecken, befürchten mußte, wohl gar eines Bundes mit dem Teufel bezüchtigt zu werden, ſo gab er zwar zu, den Vorfall auf dem Kirchwege von ſeiner Mutter gehört zu haben, blieb aber übrigens bei der Verneinung. Man gab ſich noch Mühe, ihn bald durch gelinde Vorſtellungen, bald durch ſcharfe Ermahnungen, zum Geſtändniſſe zu bringen; als aber Alles vergeblich war, wurde die Klingel gezogen und Conrad, aller Bitten und Betheuerungen ſeiner Unſchuld ungeachtet, zum Behuf reiferer Ueberlegung, dem Stockmeiſter in Verwahrung gegeben.

Es läßt ſich denken, mit welchen Empfindungen er das Gefängniß betrat, das, ob es ſchon das leidlichſte hieß, dennoch dem Auge nichts darbot, als geſchwärzte Mauern, vergitterte Fenſter und eine elende Lagerſtelle; es läßt ſich denken, welche Betrachtungen er in dieſer, ſehr unerwünſchten Einſamkeit anſtellte. Der Arreſt wär' am Ende noch zu ertragen geweſen, und den Hals konnten die rathsherrlichen Bleſſuren ihm, dem der Beſitz des fraglichen Hundes ſchwerlich nachzuweiſen ſtand, doch auch nicht koſten. Aber war er, der bis jetzt völlig unbeſcholtene Geſell, der noch nie vor Gericht geſtanden, durch die gefängliche Haft nicht beſchimpft? Wie ängſtlich mußte nicht Eliſabeth werden, wenn ſie ihn des Abends nicht fand; wie ängſtlich Mutter Gertrud, wenn er nicht nach Hauſe kam? Mußten beide nicht glauben, er habe etwas Sträfliches begangen? Konnte Eliſabeth, das ſittige Mädchen, falls ſie ſeinen guten Ruf für befleckt hielt, nicht vielleicht den fernern Umgang mit ihm abbrechen? Zudem — auch die Eiferſucht miſchte ſich mit in's Spiel, weil das treue Mädchen gegen ihn einigemal des Senators erwähnt hatte — wie war der Pudel mit dem Senator zuſammengerathen?

Alle dieſe Fragen kreuzten ſich den ganzen Tag über in Conrads Kopfe, und wurden immer marternder, je näher die Stunde des abendlichen Stelldicheins und des Heimgehens heranrückte. Ja, als faſt gänzliche Dunkelheit eintrat, als der Frohn ihm ſchon das wenig leckere Abendbrot gebracht und dann mit raſſelndem Schlüſſelbunde wieder verſchloſſen hatte, verſetzten ſie ihn in die tiefſte Bekümmerniß, aber auch in den heftigſten Ingrimm gegen Trauwohl.

Siehe, da pochte etwas an die Fenſter; eine Dohle ſaß auf den Eiſenſtäbchen, hob die ſchadhafteſte der runden, verwitterten Scheiben ziemlich geſchickt aus — und neben Conraden auf der Pritſche ſtreckte die Affenfigur eine Pfote aus, als wolle ſie ihn umarmen. „Kannſt du es noch wagen, tölpelhafter Unheilſtifter!“ — rief Conrad erbittert — „dich vor mir blicken zu laſſen? Soll ich dir etwa auch dafür danken, daß ich hier wie ein Dieb und Mörder zwiſchen vier Mauern ſitze, daß vielleicht die arme Eliſabeth jetzt die Hände ringt?“

„Nur gelaſſen, Conradchen!“ — fiel der Unhold ihm in's Wort — „Eliſabeth iſt ſicher mit mir höchſt zufrieden, und auch du mußt es ſeyn, wenn du mich nur erſt anhörſt und auf Ehre hältſt!“

„Nur heraus mit der Sprache!“ — antwortete Conrad zornig — „ich muß doch ſehen, wie weit ſich deine Frechheit erſtreckt?“

„Wird ſo gar weit nicht ſeyn!“ — meinte Trauwohl. „Freilich will mein Unſtern, daß an meine beſten Abſichten, an meine edelſten Handlungen, ſich immer ein verdrüßlicher Ausgang hängt; aber iſt das meine Schuld? Kann ich dafür, daß man keinem von euch Menſchen eine Gefälligkeit erzeigen kann, ohne einen andern zu kränken, ſeinen Neid zu wecken, ihm wohl wirklich zu ſchaden? Zudem — worin beſteht denn eigentlich mein neueres Sündenregiſter? Daß ich Eliſabeths Schürze etwas verunzierte, war blos einem Ausbruche theilnehmender Freude zuzuſchreiben. Auch iſt ein Schürzchen ja bald wieder gewaſchen, und ſollt' es der guten Eliſabeth an Zeit mangeln, wohl! ich will recht gern als Kobold manchmal zu ihr ſchleichen, will ihr Holz tragen und ſpalten, Töpfe und Teller ſcheuern, und ihr Schürzchen, Häubchen und Röckchen nach Herzensluſt waſchen, legen und platten!“

Conrads gerunzelte Stirn fing, wider ſeinen Willen, ſich an immer mehr auszuglätten; er verbat für Eliſabeth einen ſolchen Gehülfen und foderte Trauwohln auf, zur Hauptſache zu kommen.

„Alles in ſeiner Ordnung!“ fuhr Trauwohl fort. „Da ich Eliſabeth durch meine unſchuldigen Jubelſprünge gekränkt, wohl erzürnt hatte, wünſchte ich, dieß kleine Verſehen ehemöglichſt durch einen recht klugen Streich wieder gut zu machen. Wollt' ich nun dieſes ins Werk ſetzen, ſo mußt' ich vor allen Dingen ihre Wohnung wiſſen. In dieſer Abſicht folgte ich ihr an jenem Abende. Da wir in die Nähe einer Kirche kamen, entdeckte ich einen Menſchen, der, in einen Mantel gewickelt, ſich bei unſerer Annäherung hinter eine Vorſprungsmauer verbarg. Ich zog mich deshalb der holden Eliſabeth näher. Als wir nun an jene Stelle gelangt waren, ſprang der Laurer plötzlich vor, ſchwatzte der armen Dirne mit ſüßer Stimme eine Menge verliebten Unſinns vor, ſuchte ſich, ſo ſehr ſich Eliſabeth ſträubte, ihrer Hand zu bemächtigen und war zuletzt ſo unverſchämt, Arme und Mantel um ſie zu ſchlagen. Sollte, konnte ich, dein treuer Knecht, dein beſter Freund, dieß ruhig mit anſehen? Pfui — Teufel! hätte ich bald geſagt, welch ein miſerabler Hund wär' ich geweſen? Kurz und gut, du hätteſt dich ſchier zu Tode gelacht, wenn du es mit angeſehen, wie ich dem Patron alsbald unter die Beine fuhr, wie er, mörderiſch ſchreiend, das Haſenpanier ergriff, und wie ich ihn immer bellend und ſchnappend in ein Haus jagte, vor dem Barbierbecken hingen. Kannſt du, kann Eliſabeth über dieſen wahrhaft ritterlichen Ehrenſchutz ſich wohl beſchweren? Und ſind unter dieſen Umſtänden ein paar Beine, ſelbſt die eines Senators, wohl der Rede werth, zumal da — du magſt dir das hinter's Ohr ſchreiben! — der lüſterne Jungfernknecht, obwohl ganz ohne meine Schuld, von meinen Beißerchen gewiß keinen Eindruck aufweiſen kann. Ich fühlt' es ganz deutlich, daß ich nicht in Fleiſch, ſondern bloß in Wolle biß.“

So gern Conrad noch länger gezürnt hätte, der drollige Schwätzer hatte nicht blos ſeine trübe Laune verſcheucht, ſondern er fühlte ſich auch dem edlen Hunde, der Eliſabeths Ehre ſo tapfer vertheidigt hatte, höchlich verbunden. Er gab Trauwohln dieſes treuherzig zu erkennen, unterſagte ihm jedoch, ſich künftig in ſeiner Nähe wieder der Hund-Maske zu bedienen, und beſchloß mit der Klage, daß er, ſo wenig er Trauwohls Dienſt dießmal mißbillige, gleichwohl blos durch ihn in dieß verwünſchte Loch gekommen ſey.

„Kömmſt ſchon wieder heraus, Conradchen!“ — fiel die Alp-Figur wieder ein. — „Höre nur weiter! Ich traute mich hinſichtlich der beſchmutzten Schürze einige Nächte nicht in dein Haus, hatte aber die große Genugthuung, deiner Frau Mutter meine Aufmerkſamkeit zu bezeigen. Als ich nun am Mondtage in den Vormittagsſtunden ein wenig herumſchweifte — du kannſt leicht denken, daß die geringen Dienſte, die ich dir erweiſen kann, nicht den hundertſten Theil meiner Zeit ausfüllen! — befiel mich eine ordentliche Sehnſucht nach dir. Ich begab mich alsbald zum Jacobsborne und hörte Einige deiner Mitarbeiter davon ſprechen.

daß du nichts bekennen wollteſt und in Arreſt ſäßeſt. Du kannſt denken, wie ich ſpannte! Ich ſchlich mich daher noch näher, aber plötzlich erhob ſich ein Halloh: „Da iſt ja wieder der verwünſchte Pudel! fangt ihn! fangt ihn!“ — und nun rannten Alle mit Schüppen und Stangen hinter mir her. Ja, da hätte ich die Briefe davon gehabt, mich von ſolchen rohen Menſchen haſchen zu laſſen! Im Augenblicke ſchwand ich zu einem ſchwarzen Igel zuſammen, ſtachelte einen der hitzigſten Verfolger in die Fäuſte, kugelte mich hin und her und war in kurzem unter dem wirthlichen Dache eines Schleußenlochs.

In dieſem feuchten Aſyl konnt' ich ſattſam erwägen, was zu thun ſey; ja ich freute mich ſogar, daß es endlich was zu thun gebe. Schon zuvor hatte ich bei meinen Durchflügen durch Holleben das Haus des Stadtpflegers zu erforſchen geſucht, und es daran erkannt, daß niemals ein Bettelmann hinein ging. Jetzt dünkte es mir vor allen Dingen rathſam, mich in dieſem Hauſe auf Kundſchaft zu legen. Ich ließ mich als Kreuzſpinne aus dem Drachenkopfe einer Dachrinne auf den Erker herab und ſah in kurzer Zeit eine brandſchwarze Katze. Es kam mir der humoriſtiſche Einfall, dieſer in ſehr kleiner Maske anzuſpringen; ſo gelangt' ich im ſtrengſten Incognito mit zu dem Stübchen, ja ſogar auf den Schoos der Stadtpflegerin. Ich muß dir ſagen, Frau Römhild iſt noch gar hübſch und völlig; ſie hat ein paar Augen — hui! durch zehn eiſerne Thüren! Deshalb wunderte ich mich eben nicht, daß ſie ihren, nach kurzer Weile eintretenden Eheherrn mit ziemlich hitzigen Blicken und ſcharfen Worten ungefähr alſo anließ: „Was haſt du wieder gemacht? Der Brunnenmeiſter hat ſich bei mir beſchwert, wenn du ihm ſeinen beſten und fleißigſten Geſellen, der die Aufſicht über das ganze Werk führt, ins Hundeloch wirfſt, muß da nicht Oſtern herankommen, ehe wir Waſſer haben?“ Der Stadtpfleger ſtand wie verblüfft; er ſcheint überhaupt ein recht erbärmlicher Hecht.“

„Brauche Reſpect!“ — unterbrach Conrad den geſchwätzigen Erzähler — „denn, abgeſehen von ſeinen Ehren und Würden, iſt er auch nach meines Vaters Tode aus chriſtlicher Liebe mein Vormund worden. Daß ſich das Capitälchen nicht fand, von dem mein Vater der Mutter geſagt hatte, war gewiß nicht ſeine Schuld, und daß er mich nicht gern hier, ſondern lieber in einer großen fremden Hauptſtadt wiſſen wollte, offenbar ein Beweis ſeiner wahrhaft väterlichen Denkungsart.“

„So?“ — ſagte Trauwohl liſtig aufhorchend, ſann wider ſeine Gewohnheit einen Augenblick nach und fuhr fort: „Nun, wir werden ja ſehen! So viel kann ich dir vor der Hand ſagen, daß der Stadtpfleger ziemlich verdrüßlich, ja verlegen erwiederte: „Iſt das nicht ein Lärm um einen lumpigen Brunnenknecht? Ich wollte längſt, er wär', wo der Pfeffer wächſt, daß ich gar nichts mehr von ihm ſäh' und hörte; auch hätte der Senator Balſam freilich was Klügeres thun können.

als mich, wegen ſeiner elenden Paar Storchbeine, mit dieſem Burſchen in Berührung zu bringen. Sey nur wieder gut, Hildchen! ich habe den Balſam morgen Nachmittag zu mir beſtellt; dem will ich tüchtig den Kopf waſchen!“

„Mit dieſem Troſte war jedoch Frau Römhild keineswegs zufrieden geſtellt, führte vielmehr an, daß ſie mehreren Freundinnen noch vor Weihnacht das Waſſer ſchon ſo gut als in ihren Wannen verſprochen habe, und ſchloß mit der Entſcheidung, daß der unentbehrliche Brunnenknecht ohne Widerrede morgen bei früher Tageszeit freigegeben und wieder an die Arbeit geſtellt werden müſſe.“

„Daß dieß geſchieht, darauf verlaß dich! Aber bei der Unterredung zwiſchen Silberling und Balſam muß ich einen Zeugen abgeben.“

Nach dieſen Worten war Trauwohl fort und Conraden blieb nichts übrig, als, ſo gut es gehen wollte, zu ſchlafen. Und kaum hatte am folgenden Morgen der Rathhausſeiger Neun geſchlagen, als der Stockmeiſter ihn abholte. An anderweites Verhör war jedoch nicht zu denken, vielmehr erklärte der Vorſitzende nach einigem Hüſteln: gemeiner Stadt Wohl, wolle ſagen, die Abhelfung des Waſſermangels, gehe Allem vor; deshalb werde der für unentbehrlich ausgegebene Arreſtant einſtweilen der Haft entlaſſen und habe ſich ſofort zur Arbeit zu verfügen, im Uebrigen aber, ſeiner Vernehmung und Beſtrafung halber, zu ſeiner Zeit das Weitere abzuwarten.

Conrad hatte ſich in der vorigen, ziemlich unruhigen Nacht wohl überlegt, was er zu ſeiner fernern Rechtfertigung vorzubringen habe, und erwiderte mit Beſcheidenheit, doch auch mit Feſtigkeit: er nehme zwar ſeine Entlaſſung an und werde morgen wieder zum Brunnen gehen; von einer weitern Unterſuchung könne aber ſchwerlich eher die Rede ſeyn, als bis ihm erſtens — denn es gebe bekanntlich viele ſehr zuthuliche und gefällige Hunde in der Welt — das Eigenthum des Pudels dargethan, und zweitens die Verletzung der rathsherrlichen Waden durch Vorzeigung, oder, falls dieß nicht zieme, durch ein Zeugniß des verpflichteten Stadt-Phyſicus, außer Zweifel geſetzt ſey. Der Vorſitzende ſowohl, als die Beiſitzer, ſahen einander, beſonders bei dem letzten Punkte, je nachdem ſie mit Balſam verwandt oder nicht waren, theils ein wenig verlegen, theils ein wenig ſchadenfroh an, ja der jüngſte von ihnen, dem der angebliche Patient vorgezogen worden war, nickte Conraden ſogar unverhehlt Beifall zu. Man legte ihm über die ganze Sache unverbrüchliches Stillſchweigen auf und war recht froh, als er abtrat.

Conrad begab ſich alsbald zu ſeiner Mutter, die über die Freude, ihn wieder zu haben, und durch das, was er ihr über die Sache mittheilte, allen gehabten Schreck und Kummer vergaß. Bei anbrechender Dämmerung hingegen kannte er nichts Dringenderes, als nach dem Brunnen, und als er hier lange umſonſt geharrt hatte, auch bei Eliſabeths Wohnung vorüber zu gehen. Doch die Erſehnte war nirgends zu erblicken; deſto pünktlicher ſtellte ſich Knecht Trauwohl ein und begann alsbald mit nicht mehr zu beſiegender Haſt: „Herr Silberling iſt ein Dieb! ein Dieb! ein Dieb!“

„Hebe dich weg, Verläumder!“ antwortete Conrad — „Schon geſtern haſt du das Unkraut des Argwohns bei mir ausgeſtreuet.“

„Laß den Saamen aufgehen!“ — entgegnete Trauwohl — „Ich paßte heute die Zeit ab, als der Stadtpfleger aus der Seſſion ging, und ſetzte mich in Geſtalt einer Fliege — ſo ſehr ich dieſe Metamorphoſe zu ſcheuen Urſach hätte, was thu' ich nicht deinetwegen? auf ſeine Perücke. Bei Tiſche ward anfänglich über deine Entlaſſung, weswegen der Frau Römhild gar nicht bange geweſen zu ſeyn ſchien, dann von einer Nichte geſprochen, die des eheſten eintreffen werde. Doch was geht das uns an? Auch Herr Silberling gähnte dabei; Frau Römhild that bald daſſelbe und ich, glaub' ich, wäre dieſem Beiſpiele gefolgt, hätt' ich's nicht kurzweilig gefunden, die Frau Stadtpflegerin, die ſich etwas hoch, ganz nach Hof-Damen-Manier trägt, ein wenig zu beunruhigen. Das Mittagsmahl war beendigt, und ich ließ mich nun wieder vom Herrn Gemahl, obwohl ihm unbewußt, mit in ſein Zimmer nehmen. Bald darauf hört' ich unten eine Sänfte anlangen, und Herr Senator Balſam hinkte herein.“

„Er konnte, nach den erſten Höflichkeitsbezeigungen, ſein Erſtaunen nicht bergen, daß man dich, als notoriſchen Beſitzer des verbrecheriſchen, wohl gar tollen Hundes, wieder entlaſſen habe; doch dieß ſchien der Stadtpfleger nur erwartet zu haben, um die lang geſammelte Galle gegen ihn auszuſchütten.“

„Sie wundern ſich noch?“ — rief er hitzig — „Sie wundern ſich noch, mein Herr Senator durch mich! Wie in aller Welt konnten Sie, wahrſcheinlich an jenem Abende nicht auf den beſten Wegen wandelnd, den hochedlen Rath mit Ihren Waden behelligen, und mich — “

„Wieder mit einem Menſchen in Conflict bringen,“ — fiel Balſam zwar kriechend und ſüß, doch auch boshaft ein — „der nicht zu den Einfältigen gehört und den ich zu ſchonen Urſache habe! O ja! das weiß ich, ich müßte denn vergeſſen haben, was mich eigentlich in den Rath brachte, müßte vergeſſen haben, daß das auf mein väterliches Erbhaus verſicherte Capitälchen von zweitauſend Gulden nicht Ihnen, ſondern dem verſtorbenen Brunnenmeiſter, angehörte.“ —

„Sie haben ein vortreffliches Gedächtniß“ — erwiederte der Stadtpfleger etwas erblaßt. „Allein — laſſen Sie uns lieber von verdrüßlichen Amtsgeſchäften abbrechen, und kommen Sie mit zu meiner Eheliebſten. Sie erwartet täglich und ſtündlich eine ſehr liebenswürdige Nichte, und man kann nicht wiſſen, ob unſere alte, geprüfte Freundſchaft —“

„Sie gingen, und ich wußte einſtweilen genug. Auf Wiederſehen, ſobald ich dir dienen kann!

Dem wackern, doch auch ſchlauen Conrad ging das, was er von Trauwohln vernommen, gewaltig im Kopfe herum; er beſann ſich auf mancherlei Umſtände, er reihte ſie zuſammen; die Möglichkeit, daß man ihn um ſein Erbe betrogen, erregte ihm Aerger; hätte er nicht die Nacht vorher als Gaſt des Stockmeiſters zugebracht, er hätte gewiß kein Auge zugedrückt. Doch geſtärkt vom Schlummer, ſchwang er ſich mit Morgenroth auf, eilte zur Arbeit und ſah nun ſehnſuchtsvoll dem Abendrothe entgegen, wo hoffentlich der allerſchwerſte Stein, der auf ſeinem Herzen lag, ſich davon abwälzen, wo ihn die holde Eliſabeth ihrer wankelloſen Liebe und Treue verſichern werde. Doch nicht blos dieſer, auch vier der folgenden Abende verfloſſen, ohne daß ſie ſich ſehen ließ. Ja, als er hiedurch aufs Aeußerſte gebracht, einigemal bei Morgen- und Abend-Dämmern an ihrer Wohnung lauſchte, ſtieß einſt nicht ſie, ſondern Frau Sabina ſelbſt, die Läden auf. Was ſollt' er nun denken? War Eliſabeth krank? Wollte ſie von ihm, dem durch das Gefängniß Beſchimpften, nichts mehr wiſſen? Hatte ſie ſich wohl gar durch den Glanz und die Schmeicheleien des Rathsherrn bethören laſſen?

Die peinigende Ungewißheit hierüber brachte ihn faſt zur Verzweiflung. Er nahm daher zu dem letzten Mittel ſeine Zuflucht, und rief zum erſten Male die bannenden Worte: „Trauwohl, mein Knecht!“ Alsbald rief ihn ein kurzes Miauen an's Fenſter, und kaum hatte er es geöffnet, als eine kohlſchwarze Katze hereinſprang, die ſich augenblicklich in die Affengeſtalt umwandelte.

„Du haſt mich zum erſten Male, aber wahrlich zur ungelegenſten Zeit, gerufen“ — ſagte Trauwohl ganz außer Athem, und wiſchte ſich mit den Pfoten den Schweiß ab. „In einem Stündchen wär' ich von ſelbſt gekommen. Was giebt's denn?“

Conrad entdeckte ihm nun die Urſache ſeines Kummers, und Trauwohl erwiderte lächelnd: „War es deshalb, ſo mag es ſeyn! Wiſſe denn, die holde Eliſabeth iſt weder krank, noch zur Zeit treulos, ſondern — das erräthſt du gewiß nicht! — — die Nichte der Frau Römhild und ſeit ſechs Tagen in derſelben Hauſe. Eben komme ich von dort und muß alsbald wieder hin!“

„Unmöglich!“ — rief Conrad; doch ſchon eilte Trauwohl wieder in Katzengeſtalt über die Giebel. So wenig Conrad aus ſeinem kurzen Bericht klug werden konnte, eben ſo wenig ſtellte ſich der dienſtbare Geiſt in dieſer Nacht wieder ein. Indeß hatte Conrad der Mutter verſprochen, ſie dießmal in die Kirche zu begleiten. Aber wie ward ihm hier, als er ſeinen gewöhnlichen Stand auf dem Empor eingenommen hatte, und kurz darauf hinter dem Stadtpfleger und ſeiner köſtlich geſchmückten Gemahlin eine junge, von zarten Schleiern umwallte Jungfrau an die Bruſtwehr der Rathscapelle trat, der letztern ſchwermüthig aufs Geſangbuch geſenkte Blicke zum erſten Male ſich aufſchlugen und nach ſeinem Platze ſchauten, und er alsbald überzeugt ward, daß dieß ſeine — ach! wohl nicht mehr ſeine! — Eliſabeth ſey. Beide erbleichten; beide dachten nicht mehr an Mitſingen, oder an Aufmerkſamkeit für die Predigt; beide konnten es kaum über ſich bringen, dann und wann die Augen nach dem geliebten Gegenſtande zu erheben, und nur beim Herausgehen wagte es Eliſabeth, noch einmal ſich umzuwenden und Conraden durch einen tief geholten Seufzer des jungen Buſens ihre Empfindungen zu verrathen.

Daß Mutter Gertrud auf dem Heimwege aus dem Sohne faſt kein Wort bringen konnte, daß ſie ihn den ganzen Sonntag über fragte, was ihm fehle? und nur durch ſeine, zwar wehmüthigen, doch treuherzigen Betheuerungen, die Sache ſey nicht ſo arg, und ſie ſolle zur gehörigen Zeit ſchon Alles erfahren, ſich einigermaßen beſchwichtigen ließ, liegt in den Umſtänden. In höchſter, doch möglichſt geheim gehaltener Unruhe zählte Conrad die Schläge der Uhr, bis es nachtete. Doch auch jetzt wagte er, von der Scharfſichtigkeit und Treue Trauwohls nunmehr ſattſam überzeugt, keinen Ruf, er glaubte gewiß, daß, komme der Geiſt nicht von ſelbſt ſo ſtehe er ſicherlich auf der Lauer und habe vollauf zu thun. Erſt gegen Mitternacht hörte er wieder miauen und ſein alsbald aus dem Kater in den Affen verwandelter Getreuer begann alſo:

„Endlich hab' ich Alles heraus, und will dir's erzählen. Nur fodere nicht immer, das Wann? und

Wie? zu erfahren, ſonſt würd' ich bis morgen Mittag nicht fertig. Von der einzigen Hauptperſon, die wir noch nicht im Garn hatten, von Frau Römhild, weiß ich nunmehr auch mehr, als zuviel; ſie ſoll uns gewiß nicht zuwider ſeyn! Sie war, wie ſich auch noch dermalen zeigt, in ihrem Lenze eine ſchmucke, liebreizende Jungfer, eine Caſtellans-Tochter, oder etwas dergleichen. Ein ſtattlicher Junker fühlte ſich von dieſer lieblichen Frucht angelockt, und auch Römhild war keineswegs gegen ihn feindlich geſinnt. Beide lebten eine Zeit lang im zärtlichſten Verſtändniſſe, und nichts war gewiſſer, als eine Vermählung. Doch dem Junker ward eine Anſtellung bei Hofe zu Theil; er ſtieg von Stufe zu Stufe, zuletzt zum Hofmarſchalle; früher gar nicht geahnete Schwierigkeiten traten ein; genug, Jungfer-Römhild begnügte ſich an des Hofherrn treuer Freundſchaft, an ſeinem vollgültigen Schutze. Nicht durch ihn ſelbſt, wohl aber auf ſeine Vermittlung, wurde ſie als die unvergleichlichſte Perſon dem Stadtpfleger zur Beſchließerin empfohlen, und fand es in Kurzem beſſer, Hausfrau und Herrin, als Wirthſchafterin zu ſeyn. Herr Silberling, dieſer Schneeſieber, ließ ſich durch Römhilds üppige Geſtalt, durch ihr eben ſo kluges, als ſittſames und ſanftes Weſen leicht berücken. Doch kaum war ſie Frau, als ſie ſich des Pantoffels bemächtigte und ſolchergeſtalt die Krone des Hollebner Oberhaupts ward. Nunmehr trat ſie auch damit hervor, daß ſie eine junge Verwandte habe, deren, als einer Waiſe, ſie ſich ſtets angenommen, und daß es der Anſtand verlange, dieſe recht artige Perſon anzuerkennen und ans Licht zu ziehen. So viel Herr Silberling, der ſchäbige Filz, hiegegen einwendete, er ſah ſich genöthigt, einzuwilligen. Genug hievon! Du erräthſt längſt, daß beſagtes hübſches Mühmchen, oder — ich weiß dieß aus Römhilds eignem Geſtändniſſe gegen das holde Kind — die Frucht jener frühern zärtlichen Verbindung, Niemand anders, als Eliſabeth ſey."

„Der Stadtpflegerin Tochter?" — fragte Conrad erſtaunt.

„Still, Conradchen!" — erwiederte Trauwohl — „daß ſelbſt die ſtummen Wände es nicht vernehmen. Du kannſt denken, daß die regierende Frau ſtreng auf guten Ruf hält, und daß ſowohl ihr Uebergewicht über den Eheherrn, als ihr Anſehen bei den hieſigen Frauen ungemein leiden könnte, falls etwas von dieſem Jugendfehlerchen ruchbar würde. Wer aber Mitwiſſer dieſes Geheimniſſes iſt und es treulich zu bewahren wüßte — je nun, deine hübſche Figur und Geſchicklichkeit gar nicht in Anſchlag gebracht, ich ſollte doch meinen, daß du durch eine kluge Benutzung dieſer Familien-Nachricht leicht der Frau Römhild Schützling, folglich ein angeſehener Mann, und — ihr Schwiegerſohn werden könnteſt!"

„Freilich" — ſetzte das Affengeſicht, da Conrad die Achſeln zuckte, drollig hinzu — „giebt's vorher noch mancherlei Schwierigkeiten. Denn der geizige Stadpfleger, wider-deſſen Willen das Pflegetöchterchen ins Haus gekommen, ſinnt längſt darauf, ſie auf gute Manier auch wieder aus dem Hauſe, d.h. an einen Mann zu bringen. Da er nun Urſache hat, den Senator Balſam immer mehr an ſich zu feſſeln, dieſer aber ſowohl ſeines Vermögens, als Amts halber, eine recht gute Parthie für Eliſabeth abgeben würde, ſo zeigt ſich von ſelbſt“ —

„Weiß der elende Wicht ſchon von dieſem Plänchen?“ — fuhr Conrad mit eiferſüchtelnder Hitze auf — „und wie benimmt er ſich dabei?“

„Er ſtaunte nicht wenig“ — antwortete Trauwohl — „in der verkündeten Stadtpflegers-Nichte das hübſche Nähtermädchen zu erkennen, aber er frohlockte auch im Stillen, daß ſie ihm nunmehr gewiß zu Theil werde. Er war fein genug, auf dieſe Entdeckung nur anzuſpielen, doch keineswegs ſich deutlicher darüber zu erklären. „Eine glühende Leidenſchaft“ — ſagte er — „habe ihn ſchon bei Eliſabeths erſtem Anblicke ergriffen; nicht Rang, nicht Vermögen könne ihn beſtimmen, ihr ſein Herz zu Füßen zu legen; er würde, — wie allenfalls zu erweiſen ſtehe — wäre ſie auch die ärmſte Hirtin, ſich durch ihre Liebe in das Land der Seeligen entrückt fühlen.“ Der Wunſch, ſich ſeines Triumphs ehemöglichſt zu verſichern, zog ihn zuletzt zu Römbilds Füßen; er beſchwor ſie, er beſchwor das beſtürzte Mädchen, ſein Glück nicht zu verzögern, ihm vielmehr durch Einwilligung zum beneidenswertheſten aller Senatoren auf Erden zu erheben. Eliſabeth verlor hiebei alle Faſſung und floh, mit der Hand abwehrend, eiligſt aus dem Zimmer."

„So iſt, ſo bleibt ſie mir alſo treu?" — forſchte Conrad mit Herzensangſt.

„Darauf werd' ich dir erſt antworten," — erwiederte Trauwohl, indem er ſich duckte — „wennn du mir wegen eines kleinen, nicht ganz erwünſchten Erfolgs im Voraus Verzeihung zuſicherſt!"

Was konnte Conrad, der wie auf Kohlen ſaß, anders thun, als ſich dazu zu verſtehen? Trauwohl vergalt ihm dieß durch Fortſetzung ſeines Berichts:

„Der zierliche Brautwerber, als er Eliſabeths Entfernung bemerkte, erhob ſich mit einigem Unwillen von der Erde und konnte nicht umhin, der Frau Stadtpflegerin ſeine Befremdung an den Tag zu legen. Dieſe beurlaubte ihn mit der Aeußerung, daß man etwas dergleichen der ſchüchternen Jungfrau bei einer ſo ſtürmiſchen Liebeserklärung wohl zu gut halten müſſe, und eilte, ſobald ſie ſich ſeiner und des Herrn Gemahls für dieſen Abend entledigt hatte, in Eliſabeths Schmollſtübchen, um mit ihr zu Abend zu eſſen. Ich merkte deutlich genug, daß ſie ſich mit dem lieben Mädchen einmal recht zu letzen, daß ſie recht ihr Herz auszuſchütten wünſchte. Solchemnach mußt' ich bei dieſer Unterredung gegenwärtig ſeyn."

„Nach mancherlei Verweiſen und Rathſchlägen, unter zärtlichen Liebkoſungen, ja ſelbſt unter manchem

Thränchen, kam es hiebei, wiewohl unter Auflegung des ſtrengſten Stillſchweigens, zu dem Bekenntniſſe, wovon ich dir ſchon den Auszug mittheilte. Dieſem folgten Vorſtellungen über Eliſabeths nunmehrige Ausſichten, über das Vortheilhafte der ſich gleich nach ihrem Eintritte in die Welt zeigenden Verbindung. Die gute Eliſabeth ſchüttelte immer das Köpfchen; endlich aber fiel ſie der Mutter weinend um den Hals und geſtand ihr mit rührender Aufrichtigkeit, ſie habe dir vorlängſt Treue gelobt und könne ſolche nicht brechen. Die ſtolze Frau Römhild ward bei dieſer Eröffnung faſt zur Salzſäule; ſie machte, als ſie ſich vom Schrecken erholt, das arme Mädchen auf die Foderungen der Familien-Ehre, auf die Unſchicklichkeit und Unmöglichkeit einer ſolchen Verbindung aufmerkſam, und drang nunmehr noch ernſtlicher auf Eliſabeths Jawort für den Senator. Als dieſe jedoch dazu nicht zu bringen war, vielmehr immer fort weinte, fand Römhild für gut, ſie mit dem mütterlichen Rathe, über das Glück einer nicht blos begüterten, ſondern ſogar Senatorsfrau, reiflicher nachzudenken, und die Sache zu beſchlafen, zu verlaſſen.“

„Ich ließ ſie ziehen, weil mich nun nach Eliſabeths Selbſtgeſprächen eine Neugier anwandelte. Sie blickte aber immer noch ſchweigend gen Himmel, rang einigemal die Händchen, kleidete ſich aus, zündete die Lampe an und ſtieg, offenbar um ſich dort recht in kindlicher Unſchuld auszuweinen, ins Bettchen. Hier faltete ſie zum Nachtgebet die Hände und der mir verſtändlich werdende Schluß war kein anderer, als: o wenn du mir meinen Conrad nicht geben willſt, ſo laß mich in dieſer Nacht ſterben!“ Nach dieſen Worten ſchloß ſie die langen, ſeidenen Augenwimperchen und ſeufzte noch einigemal recht tief — ſo tief, ſo herzbewegend, es hätte einen Stein in der Erde erbarmen können!“

„Mein weiches, ſeit dem zweihundertjährigen Leidensaufenthalte im Fläſchchen nur noch mehr zum Mitgefühl geſtimmtes Herz war durch und durch gerührt; ich konnte die Arme unmöglich ohne Troſt laſſen. Ich ſetzte mich daher in dieſem meinem Haupt- und Staats-Coſtüm mit größter Beſcheidenheit auf ein Seſſelchen, das vorm Bette ſtand. Ach, Conradchen! ſelbſt einen Geiſt, wie mich, könnte eine ſo ſchöne Schlummernde zum Narren machen! Ich will dich durch Schilderungen, wie reizend, wie bezaubernd ſie da lag, nicht unglücklich machen. Doch als ſie abermals recht tief ſeufzte, legte ich meine Hand, ſo ſanft ich konnte, auf ihre über den Buſen gekreuzten Händchen und flüſterte ihr mit wahrem Flötentone ins Ohr: „Sey getroſt, ſchönes Mädchen!“ — Aber ach! kaum hatt’ ich dieß gethan, kaum öffneten ſich die Himmel ihrer Augen, als ſie — ich bin doch wahrlich nicht ſo häßlich — vom tödtlichſten Schrecken ergriffen ſchien und in vollem Ernſte ohnmächtig ward. Ich konnte ſie doch nicht ſo liegen laſſen, ihr aber, wollt’ ich das Uebel nicht ärger machen, auch unmöglich in eigener Perſon helfen. Ich nahm daher in voller Herzensangſt, um nur Lärm zu machen, die Geſtalt von Römhilds Sammt-Katze an und warf ein Tiſchchen mit einigem Glaswerk über den Haufen. Zum Unglück hatte ich überſehen, daß auf ſelbigem auch das Nachtlämpchen ſtand. Genug, meine Liſt, Menſchen herbeizuziehen, gelang über Erwartung; einige Kleidungsſtücke und der Tiſch-Umhang geriethen in Brand; Eliſabeth kam ein wenig zu ſich, und rief aus allen Kräften: Feuer! Einige Mägde, die das Geklirr und Gepraſſel, das Schreien, vielleicht auch der helle Schein, herbeigelockt hatte, ſtürzten herzu; ich hatte nicht blos die Befriedigung, Eliſabeth unter hülfreichen Händen zu ſehen, ſondern auch noch die, unterſchiedliche, nicht eben ehrenvolle Verwünſchungen der abſcheulichen Katze, die nichts als Schaden ſtifte, hinter mir herſchallen zu hören. Leicht möglich, daß morgen mein Original für mich gehörige Prügel bekömmt — nun, ſein Buckel iſt fett und breit!"

„Ich möchte dich in Stücke reißen, abſcheuliches Ungeſchick!" — rief Conrad heftig — „die arme Eliſabeth! wie wird ſie erſchrocken ſeyn!"

„Sey nur wieder gut, Conradchen!" — bettelte Trauwohl—„ich ſah es noch vom nächſten Dache mit an, daß ſich dein Schätzchen recht hübſch erholte, und überhaupt können die Weibsleute früh auf dem Sterbebette liegen und Abends tanzen! Laß uns von etwas Anderm, von weit nöthigern Dingen reden, von dem, was jetzt noch zu thun iſt. Dieß aber beſteht blos darin, daß

Balſam auf Eliſabeths Hand verzichtet, daß Silberling dich befördert, und daß Römhild dir vor jedem andern Freier den Vorzug giebt. Nichts weiter? wirſt du mir einwenden, iſt das nicht genug? Aber laß dir dienen! Den haſenherzigen Senator nehm' ich allein auf meine Hörner; dem betrügeriſchen Vormunde mußt du zuvörderſt durch einen ehrlichen und geſchickten Sachwalter zu Leibe gehen laſſen." —

„Wie ſoll ich den finden?" — warf Conrad ein — „ſelbſt, wenn ſich, wie doch nicht iſt, etwas erweiſen ließ? Welcher würde mir gegen des Raths Oberhaupt dienen?"

„Du haſt Recht;" — nickte Trauwohl — „miß es meinem langen Einſiedlerleben im Fläſchchen bei, daß ich den Rath dir geben konnte! Nun denn, ich will ſelbſt die Stelle eines Advocaten übernehmen, — da koſtet dich's auch keine Sporteln — und gewiß kurzen Prozeß machen! Indeß ſende du ſelbſt morgen an den Stadtpfleger ein kurzes, wohlgeförmeltes Schreiben und bitte um gelegentliche Geſtattung einer Audienz. Schreib nur etwa, du dächteſt nun Bürger zu werden, es fehle dir aber am beſten; es ſey nach deiner Zurückkunft etwas flüchtig über die Erbſchaftsangelegenheit hinweggegangen worden; du hätteſt Verſchiedenes gehört; es hätten ſich in einem alten Schranke — es kann der ſeyn, wo ich mich auch ohne Eva zum Apfelbiſſe verführen ließ — gewiſſe Papiere deines Vaters gefunden, und ſo weiter. Das Uebrige ſey meine Sorge; ich will wieder ins

Fläſchchen kriechen, falls nicht, ſobald der Jacobsborn von neuem fließet, auch dein Glücksquell in Fluß kommt! Dann aber laß dich auch hübſch bei Frau Römhild anmelden, bringe ihr deine Worte wegen Eliſabeths beſcheidentlich an, aber gieb zugleich, wiewohl möglichſt fein, mit zu verſtehen, daß du ſie hiebei ganz als gütige Mutter anſäheſt — du verſtehſt mich, Conradchen!"

Hiemit war Trauwohl auf und davon. Conraden lief freilich die Nacht hindurch noch alles ſehr wirr durch den Kopf; als er aber am Morgen erwachte, meinte er, daß der dienſtbare Geiſt ihm doch bis jetzt immer gut gerathen habe, und jedenfalls ein wenig auf den Strauch Klopfen nichts ſchaden könne. Er verfaßte daher in wohl abgewogenen Ausdrücken einen Brief, händigte ihn einem Ausreuter zur Abgabe ein und harrte nun — oft mit zagendem Herzen — der Dinge, die da kommen ſollten.

Trauwohl ſeiner Seits, jeder Zögerung abhold, kannte ſchon längſt Herrn Balſams Wohnung, und ſchlich ſich in ſelbige ein. Seine Ungeduld ließ ihn kaum die Nachtſtille abwarten, und als dieſe eingetreten war, fing er erſt leiſe, dann aber immer vernehmlicher, unter Balſams Bette zu knurren und zu bellen an. Schon wollte der Senator in wahrer Todesangſt die Klingelſchnur ziehen, als Trauwohl in Pudelgeſtalt plötzlich hervorſprang und ſich ihm ſo feſt auf den Leib ſetzte, daß er nicht giebſen konnte. „Jetzt biſt du in meiner

Gewalt!" — begann der Pudel mit rauher Stimme — „jetzt könnt' ich dich erwürgen, du elender Wicht! Aber noch will ich — ohne dein Verdienſt und Würdigkeit — mit dir Nachſicht hegen. Wiſſe denn, ich bin derſelbe, der die Nichte des Stadtpflegers vor deinen ehrloſen Umarmungen ſchützte, und wenn du es wieder wagſt, nur ein Auge nach ihr aufzuheben, wenn du nicht morgenden Tages, ohne je an Rache gegen Eliſabeth oder einen der Ihrigen zu denken, feierlich auf ihre Hand verzichteſt, dann, erbärmlicher Bube, werd' ich dich auf Tritten und Schritten verfolgen und mich nicht begnügen, dir in deine Haſenläufte zu fahren, ſondern dir auch die falſchen Wülſte herausreißen, ſie auf dem Marktplatze und allen Straßen herumtragen, bei jedem Schmauſe ſie dir auf den Teller legen, in Summa, dich zum Geſpött und Gelächter der ganzen Stadt machen. Bedenke alſo, was du zu thun haſt; denn — ich halte Wort!" — Als der Geiſt bemerkte, daß es bei dem ſchier entſeelten Senator weiterer Territion nicht bedürfe, zeigte er ihm ſeine ſcharfen Zähne und Krallen, ſchüttelte die breiten Ohren, erhob noch ein furchtbares Gebell und Geheul, und ſprang, ohne der großen Glasſcheiben im mindeſten zu ſchonen, mit gewaltigem Anlauf durchs Fenſter.

Die Wirkungen dieſes nächtlichen Zuſpruchs blieben nicht lange aus. Denn ward der Herr Stadtpfleger am andern Morgen durch Conrads, beim übrigen Vortrage gefundenes Schreiben nicht wenig ſtutzig und beunruhigt, ſo verſetzte ihn Balſams bald darauf nebſt einem Memorial eingehender Handbrief in wahres Schrekken. Der Letztere enthielt, nebſt höflicher Dankſagung für alle bisher bewährte Freundſchaft und anderweite gute Abſicht, die unumwundene Erklärung, daß Balſam, gewiſſer Urſachen halber, ſein Geſuch um Eliſabeths Hand zurücknehme; das andere aber deſſen Entſagung auf die Senatorſtelle, immaßen er, bei aller Beſcheidenheit, ſich zu einem größern Wirkungskreiſe, zu einer Stelle in einer bedeutenden Stadt nicht blos für berufen, ſondern auch für auserwählt halte. Herr Silberling meinte anfänglich, als er dieſes geleſen, Balſam ſey vor Liebe übergeſchnappt. Allein, als er ihn höflich zu ſich einladen ließ, und die Rückmeldung verneinend ausfiel, weil der Exſenator theils nicht ganz wohl, theils auch, wegen ſeiner auf morgen früh angeſetzten Abreiſe, mit Einpacken allzuſehr beſchäftigt ſey; da ward es dem Stadtpfleger gewaltig warm vor der Stirn; ſein böſes Gewiſſen ahnete zwiſchen Conrads Briefe und Balſams Entfernung einen Zuſammenhang, er glaubte ſich an Conraden von Balſam verrathen. Eine ganz ſonderbare Zerſtreuung ward den ganzen Tag über den Seinigen bemerkbar, und obwohl er die Laſt ſeines Herzens dadurch zu erleichtern ſuchte, daß er der darob erſtaunenden Römhild mit ſpitzigen Redensarten Balſams Verzichtleiſtung kund that, ſo wollte doch die Sorge nicht von ihm weichen. Und kaum hatte er ſich aufs Lager geworfen, als er ſich recht deſpektirlich an der Federmütze, ſodann aber ſogar am Ohrläppchen gezupft fühlte, und die Worte vernahm: „Stadtpfleger! du ſchläfſt?“

Es bedarf keines Anführens, daß der Rufende Niemand, als das Affengeſicht, Trauwohl, war, welches nun alſo fortfuhr: „Stadtpfleger! elender Menſch! biſt du der Vater und Beſchützer der Witwen und Waiſen, du, der des Brunnenmeiſters Weib und Sohn um zweitauſend Gulden beſtahl? — Schweig! Kein Wort Widerrede! Ich könnte, ich ſollte dir alsbald das Genick brechen; doch wenn du deine Sünde bereueſt, wenn du Conraden Schadenerſatz leiſteſt“ —

„Wie kann ich, Hochwertheſter!“ — ſtammelte Silberling zähnklappend — „ohne mein obrigkeitliches Anſehen zu verletzen?“ —

„Du kannſt, ſollſt und mußt!“ — verſetzte Trauwohl. — „Der Brunnen naht ſeiner Vollendung; Conrad iſt der Geſchickteſte unter den Arbeitern, und du haſt eine Nichte, die Conraden liebt, und die du, ſchädiger Dieb, auszuſtatten verbunden biſt. Brauche denn dein Bißchen Menſchenverſtand, dein Anſehen, brauche deinen ungerechten Mammon, wie dir geziemt! Geſchieht dieß aber nicht zu meiner völligen Befriedigung, ſo werde ich alle Nächte zu dir zurückkehren und“ — er erläuterte dieſen Gedankenſtrich durch einen Händedruck, wovon man noch eine Woche hindurch die blauen Flecke ſehen konnte — „beſſere dich, Stadtpfleger! beſſere dich! beſſere dich!“

Verſchwunden war zwar das, wie Silberling meinte, teufliſche Geſpenſt, aber nicht ſeine Seelenangſt. Er badete ſich die ganze Nacht über in Schweiße und ſtand zwar ſehr abgemattet wieder auf, doch auch mit ſehr ernſtlichen Plänen erfüllt, wie er ſich von einem ſo groben und furchtbaren Gaſte befreien könne? Nach mehrtägigem Nachdenken ward es ihm endlich klar, daß er das unterſchlagene Capital auf keine anſtändigere Art Conraden in die Hände ſpielen könne, als durch Eliſabeths Ausſtattung. Doch wie ſollte er zu einer ſo ungleichen Verbindung die ſtolze Römhild vermögen? Schwierig war dieß allerdings, doch ein Anfang mußte gemacht werden. Silberling beſchied zuvörderſt einigemal den Brunnenmeiſter zu ſich und ſchien zuletzt mit den gepflogenen Unterhandlungen zufrieden.

Dem liebenden Conrad war indeß die Zeit ziemlich lang worden. Indeß hatte ihm doch die holde Eliſabeth, durch Römhild ſowohl von Balſams Abreiſe, als auch davon unterrichtet, daß bei jungen, vollblütigen Mädchen das ſogenannte Alpdrücken etwas nicht Ungewöhnliches ſey, aus der Rathscapelle wieder einmal recht geſund, friſch und zärtlich zugewinkt, und Trauwohl ihn ja auf die Vollendung des Jacobs-Brunnens vertröſtet.

Er betrieb daher den Bau nur noch eifriger, und als am dritten Advents-Sonntage die Hellebner aus der Hauptkirche ſtrömten, gab zu allgemeiner Freude der reichlich ſprudelnde Patriarch auch das Signal, die längſt vorbereitungsweiſe neubereiften Wannen und Fäſſer herbei zu rollen. Und noch war dieſer rühmliche Tag nicht völlig zu Rüſte, als abermals ein Herold des Raths Conraden auf morgen vor die Schranken beſchied.

Mutter Gertrud gerieth dadurch in nicht geringe Beſtürzung; ſie fürchtete, der Sohn, der nun wieder entbehrlich ſey, ſolle ſeine Strafzeit abſitzen. Weit beſſere Hoffnung hegte Conrad, und fand ſich am folgenden Morgen in den ſtattlichſten, ſtets auf das ſorgſamſte verwahrten Feierkleidern, vor der Rathsverſammlung ein.

Schon die alsbaldige Vorlaſſung, mit der Freundlichkeit des Rathsdieners verbunden, gab zu erkennen, daß von etwas Unangenehmen nicht die Rede ſey. Der heute ſelbſt gegenwärtige Herr Stadtpfleger nickte ihm vielmehr mit dem Haupte, und gab ihm nach einigem Stocken auf das Wohlwollendſte zu erkennen, daß E. E. Raths dermaliger Brunnenmeiſter ſeine, des Vorgeladenen, gute Kenntniſſe und Thätigkeit bei Erneuerung des zu allgemeiner Freude nun wieder Waſſer ſpendenden Jacobs nicht nur höchlich geprieſen, ſondern auch wegen ſeines eigenen hohen Alters, ſich ihn zum Gehülfen und Nachfolger erbeten habe. Solchem Geſuch ſey von E. E. Rathe, der Verdienſte zu ſchätzen wiſſe, einſtimmig gefugt worden, und werde er, der bisherige Brunnenknecht, zum wirklichen Vice-Brunnenmeiſter, mit der Zuſicherung, ſpäterhin die ganze Stelle und Beſoldung zu erhalten, hiemit förmlich ernannt.

Conrad fand gegen dieſe Beförderung nicht das mindeſte einzuwenden, dankte mit wenigen, wohlgeſetzten Worten, und eilte nach Hauſe, um der zagenden Mutter dieſe frohe Botſchaft zu hinterbringen. War die gute Alte ſchon hierüber ganz ſtarr und ſteif, ſo fing ſie, als der Sohn in der Freude ſeines Herzens ſelbſt mit der Hoffnung auf die Nichte des Stadtpflegers herausplatzte, ſchier an, deſſen bis jetzt doch recht geſunden Verſtand zu bezweifeln. „Nein, in aller Welt, Conrad, ſage mir,“ — begann ſie; aber ſchon war dieſer zur Thür hinaus, um der Frau Stadtpflegerin ſeine Aufwartung zu machen.

Römhild, mit den geheimen Beſchlüſſen E.E. Raths jederzeit im Voraus vertraut, konnte ſein Anmelden keineswegs auffallend finden, da die in Holleben Beförderten gewöhnlich auch ihr den ſchuldigen Reſpect bezeigten. Doch angenehm war ihr deshalb Conrads Erſcheinung eben nicht, weil ja Eliſabeth ſie im Drange des Herzens genugſam von der früher eingegangenen Verbindung unterrichtet hatte. Aber, war ſchon das liebende Mädchen bei Conrads Schilderung im Farbenauftragen keineswegs karg geweſen; als die Frau Stadtpflegerin mit ihren großen, noch recht ausdrucksvollen ſchwarzen Augen in dem ſogenannten Brunnenknechte einen kräftigſchönen jungen Mann erblickte, deſſen ganzes Benehmen, deſſen, von den gewöhnlichen ganz abweichende

Dankſagung auf recht feine Bildung ſchließen ließen, als er ſeine Rede mit einem, ihrer nicht allzuſchnell zurückgezogenen Hand aufgedrückten Kuſſe beſchloß, da gerieth ſie ſogar in die Vergeſſenheit ihres Ranges, ihn auf einen Stuhl neben ſich zu nöthigen.

„Laſſen Sie mich vor Ihnen ſtehen," — erwiederte er, ihre zarten Fingerſpitzen noch immer nicht gänzlich entlaſſend — „wie es einem Dankerfüllten, aber auch Bittenden, unbeſchreiblich viel Bittenden, geziemt!" Sie wollte ihn unterbrechen, aber Conraden ſtrömten jetzt, wo es Eliſabeth galt, faſt zu eigener Verwunderung, die Worte unmittelbar aus dem Herzen auf die Lippen, und er fuhr mit immer feuriger werdenden Blicken fort: „Ich kenne die Verwegenheit meiner Wünſche, ich muß mich, nach den äußern Verhältniſſen, faſt ſelbſt der Gewährung für unwürdig halten, ſeit die holde Eliſabeth in Ihrem Hauſe lebt. Allein — könnten Sie, Sie, ſag' ich, eine unſchuldige, ohne alle Rückſicht auf irdiſche Glücksgüter, von beiden Seiten entſtandene Neigung verurtheilen? könnten Sie meine Zärtlichkeit für ein engelſchönes Weſen verdammen, das, je länger ich Sie anſehe, je mehr drängt ſich dieſe Bemerkung mir auf! — Ihnen ſelbſt ſo ſprechend, ſo ungemein ähnlich iſt, daß man Sie Beide neben einander zuverläſſig für die — ältere und jüngere Schweſter anſehen würde? Zudem" — der Frau Römhild Blicke hatten bei dieſen Worten verſtohlen lauernd auf den ſeinigen geruht und ſenkten ſich nun mit verrätheriſchen

Wangenerröthen in den Buſen — „zudem iſt ja hier nicht blos von meinem Glücke, ſondern auch von dem der liebenswürdigen Eliſabeth, die Rede, die in Ihnen — wer könnte bei Ihrer Herzensgüte daran zweifeln? — eine gütige Mutter gefunden hat! Hätten Sie denn nie die Freuden und Leiden der Liebe gekannt? und iſt dieß, wie könnten Sie das Herz eines Mädchens brechen wollen, das mit der wärmſten Zärtlichkeit, mit kindlicher Hoffnung zu der liebenden Mutter aufblickt?“

„Gehen Sie jetzt!“ — erwiderte Römhild heftig bewegt und ſchnell aufſtehend. „Ich kann Ihnen nicht antworten. Sie haben mich überraſcht, Sie haben ſo dringend an mein Herz geſprochen, daß ich — ich weiß in der That nicht — ich — ich werde Sie rufen laſſen, ſobald dieß Geſpräch fortgeſetzt werden kann!“ Nach dieſem Beſcheid reichte ſie ihm wieder halb unwillkührlich die beringte Hand und begleitete ihn bis zum Vorſaale.

„Er iſt wirklich ein recht hübſcher, beſcheidener junger Mann, und ich kann's dem Mädchen nicht verdenken“ — ſprach ſie, als ſie allein war — „aber — er iſt doch ein Spitzbube! Er ſprach recht gut, doch ſo ſonderbar, zuweilen ſo bedeutungsvoll, als hätt' er unſere Geſpräche belauſcht! Wär' es möglich? Hätte Eliſabeth an ihn mein Geheimniß verrathen? — Nein, nimmermehr! Sie, die Gute — das dankbarſte Weſen ſeine Wohlthäterin? die Tochter die Mutter? — Aber woher ſonſt könnt' er auch nur ahnen —? Er ſprach von der Aehnlichkeit. Freilich," — ſie trat vor den Spiegel — „das braune Haar, die ſchwarzen Augen, der nicht üble Mund, das Ebenmaas, der ganze Anſtand — leicht möglich, daß ich vor neunzehn Jahren mit Eliſabeth zu verwechſeln geweſen wäre! — Doch, was frag' ich noch lange? Gilt es hier nicht meiner Eliſabeth Glück, und muß es nicht auch mir erwünſcht ſeyn, einen ſo hübſchen, klugen und — ſcharfſichtigen Schwiegerſohn zu bekommen?"

Dieſe Betrachtungen führten noch zu weiterer Ueberlegung und bald hatte Römhild ihre Parthie ergriffen. Sie begnügte ſich beim Mittagstiſche, dem Gemahl wegen Conrads Beförderung ihren Beifall zu beweiſen und den Vice-Brunnenmeiſter — zu Eliſabeths ungemeiner Freude — nach allen Capiteln männlicher Vollkommenheit herauszuſtreichen; ſie begab ſich darauf zu Eliſabeth, und es wurde bei dieſem Zwiegeſpräch zu Zeiten geweint und gelacht, ja wohl gar vor Freuden ein wenig geſprungen. Beim Abendeſſen kam Frau Römhild von neuem auf den durch Conrads Anſtellung der Stadt erwachſenden Vortheil, auf deſſen vorzügliche Eigenſchaften zurück, gegen das Ende der Tafel aber ward Eliſabeth, deren Augen heute ſelbſt mehr, als ſonſt, blitzten, in ihr Schlafkämmerlein geſandt. Als nun beide Oberhäupter der Stadt allein waren, begann das männliche: „Du ſcheinſt mir etwas zu ſagen zu haben, werthe Römhild!" — „Oder du mir!" — erwiderte das weibliche. — „Je nun,“ — nahm das männliche wieder das Wort — „ich ſollte faſt meinen, daß deinem unaufhörlichen Loben des neuen Brunnenmeiſters eine Abſicht unterliege, und da ich ihm ſelbſt ſehr wohl will, da er leicht noch höher ſteigen kann, da ich auch in einer der verwichenen Nächte einen recht ſonderbaren Traum gehabt, da endlich, wie ich — von ſehr guter Hand weiß, deine Nichte in ihn, und er in ſie vernarrt iſt — ei, wie wär's, Hildchen! wenn ich ein gutes Werk ausgehen ließ, wenn wir die Leutchen zuſammengäben?“

„Wie?“ — fiel Römhild, die freilich von der Vormundſchaftsangelegenheit und von Trauwohls Advocatur nichts wußte, in der That verwundert ein — „wie kommt dir dieſer wunderliche, gewiß nicht ernſtlich gemeinte Einfall?“

Wunderlich? Ach ja wohl, aber mein Traum war es auch! Nicht ernſtlich gemeint? doch! doch!“ erwiederte Silberling faſt krächzend. „Eliſabeth iſt nun einmal deine Nichte, und ſo liebe ich ſie, ſo zu ſagen, wie mein eigenes Kind. Wenn ich mich nun aus chriſtlicher Liebe entſchlöſſe, ſie auszuſteuern, ihr — ſo ein zweitauſend Güldchen mitzugeben — “

„So viel wenigſtens!“ entſchied Römhild. „Es iſt ſchweres Geld,“ — verſetzte der Stadtpfleger nachdenklich — „aber es darf nun einmal nicht weniger ſeyn, nein! es darf nicht!“

„Je nun!“ — ließ ſich Römhild vernehmen — „dann wär' freilich die Sache in Erwägung zu ziehen, zumal da doch jeden Falls nach dem großen Neujahr neue Rathswahl eintreten muß“ —

Dieſe Worte fielen dem Eheherrn nicht wenig auf, Römhild ſetzte ihm daher die Unmöglichkeit, daß des Stadtpflegers Muhme ſich mit einem ſchlichten Vice-Brunnenmeiſter vermählen, er ihr hingegen die Unmöglichkeit, daß ein ſolcher Rathsherr werden könne, das langwierige Herkommen, die nothwendige Aufrechterhaltung des ſenatoriſchen Anſehens, den zum Wohl des Staates nie zu überſehenden Unterſchied der Stände des breitern auseinander.

„Kommt es blos darauf an,“ — ſchloß Römhild lachend — „ſo laß mich für das Weitere ſorgen! E. E. Rath ſoll ſich's wohl noch zur Ehre ſchätzen, ſolch ein Mitglied zu erlangen. Kurz und gut, du ſendeſt mir morgen früh ein unter Raths-Inſiegel ausgeſtelltes Zeugniß über Conrads Verdienſte; es verſteht ſich ein tüchtiges! und der Brunnenmeiſter wird Rathsherr und unſer Eidam!“ —

Am folgenden Morgen ſaß Frau Römhild, kurz nach Hellwerden eifrig beſchäftigt am Schreibetiſche, empfing die verlangte Belobung, ſiegelte Alles zuſammen und fertigte einen reitenden Boten nach der Hofſtadt ab.

Und ſiehe! Schon am Sylveſterabende erhielt der junge Brunnenmeiſter, zu ungemeiner Freude der indeß von Allem unterrichteten Mutter Gertrud, von Eliſabeth ein zärtliches Brieſchen und die Einladung, ſich Morgen des Neujahrstages im Hauſe des Stadtpflegers einzufinden.

Hier wurden ihm vor allen andern Glückwünſchenden die Thüren des Audienz-Zimmers weit aufgeriſſen, und er gewahrte alsbald Frau Römhild im dunkelgrünen Sammt- und Zobelpelze und ſonſt in dem glänzendſten Staate auf dem Canapee, einen braun gelockten Engel im Roſa-Atlaskleide und Hermelin-Ueberwurf, die holde Eliſabeth, ihr zur Seite, den Herrn Stadtpfleger aber in ſtattlicher Perücke und ſcharlachner betreßter Gala-Tracht im Hauptfenſter, von einem vergoldeten, ſammtgepolſterten Armſtuhl aufſtehend und ihm huldvoll nickend. Frau Römhild überreichte ihm mit anmuthiger Würde das, durch ihren ehemals zärtlichen Freund und ſteten Gönner, den Hofmarſchall, leicht ausgewirkte Patent eines hochfürſtlichen Bau- und Waſſer-Inſpectors, fiel dann der holden Eliſabeth mit Thränen um den Hals und legte ſie — unter gar wunderſamen Geberden des, wegen der unerläßlichen Ausſteuer höchſt mißmuthigen Gemahls — dem glücklichen Bräutigam in die Arme. Daß übrigens die bisher dem Senator Balſam obgelegene Laſt keinen andern, als den Schultern des fürſtlichen Inſpectors, aufgebürdet werden konnte, erräth jeder, dem von den Hollebner Stadt-Angelegenheiten damaliger Zeit auch nur die mindeſte Kenntniß beiwohnt.

In der Nacht des Polterabends erſchien Freund Trauwohl nach langer Zeit wieder zum erſten, aber nun auch zum letzten Male bei Conraden, und ſprach: „Meine Laufbahn in Holleben iſt vollendet. Das ganze Städtlein iſt höchſt langweilig; das langweiligſte für mich aber dürfte es werden, einem jungen, bis über die Hut- und Schleier-Schnur verliebten Ehepärchen zuzuſchauen. Falls du einſt mein wieder bedarfſt, ſo rufe nur; ich will ſicherlich mit erſter Gelegenheit eintreffen, ſollt' ich auch, wie mir nach den jetzigen, obwohl kurzen Erfahrungen wahrſcheinlich wird, mich zu meinen Brüdern in der Wüſte zurückgezogen haben! Lebe wohl, Conradchen!"

Der dienſtbefliſſene Geiſt wiſchte ſich die Augen und — war verſchwunden! Wo er damals für's erſte hingewandert ſey, und wo er ſich anjetzt befinde, darüber giebt es zwar mancherlei, nicht verwerfliche Meinungen; doch wir ſind zu gewiſſenhaft, dem geneigten Leſer etwas nicht ganz zu Verbürgendes allhier mitzutheilen.

VI.

Die Thurmfahne.

„Wohlauf, wohlan,
Jetzt friſch hinan,
Das Fähnlein aufzuſtecken
Dem Schieferthurm —
Es droht kein Sturm,
Ob Wolken den Himmel gleich decken!“

„„O muth'ger Greis,
Dir färbten weiß
Den Scheitel ſiebzig Jahre;
Laß mir, dem Sohn,
Den einz'gen Lohn,
Daß deiner Erhaltung ich wahre!““

„Fahr' auf mit Gott,
Dem Feind zu Spott
Das Haus des Herrn zu krönen;
Sein Schutz iſt ja
Auch dort uns nah,
Wo Lieder der Lerchen ihm tönen!

Nur Eins nimm wahr:
Dann droht Gefahr,
Wenn Tiefen aufwärts ſteigen —"
„„Wie fänd' hinan
Das Thal die Bahn?
Laß würdig des Meiſters mich zeigen!""

Zur Erde blickt,
Den Straus zerknickt
Des Jünglings Braut mit Zagen;
Ihr wehrt die Scham,
Dem Bräutigam
Des Greiſes Entſchluß zu verſagen.

Der Sohn klimmt auf
In raſchem Lauf;
Es ſonnt ſich blau der Himmel;
Und ernſt und ſtumm
Wird rings herum
Des Dorfs und der Gäſte Getümmel.

Wie hoch er ragt
Und unverzagt
Die Fahn' aufpflanzt der Spille;
Die Rede ſpricht —
Ein Blatt fiel nicht
Vom Aſt' unvernommen vor Stille!

Der Thurmknopf glänzt,
Die Sonn' umkränzt
Mit Gold des Jünglings Locken;
Er — ſtreckt die Hand,
Starrt unverwandt
Herab, und — beginnet zu ſtocken. —

Da rief die Braut
Hinſtürzend laut,
Erfaßt von Grau'n und Schwindel,
„Hilf Gott, er wankt!
Seht, ſeht, es ſchwankt
So Leiter, als Fähnlein und Spindel!"

Und aus der Höh'
Scholl's: „Vater, weh!
Der Wald erhebt die Arme!"
Der Alte ſchrie:
„Sinkt auf die Kniee,
Daß Chriſtus der Seel' ſich erbarme!" — —

Das Fähnlein ragt
Noch jetzt und jagt
Bei Sturm vom Sitz die Raben;
Sohn, Vater, Braut,
Vom Tod getraut,
Ruh'n unten vereinigt begraben.

Drei Roſen weih'n
Dem Leichenſtein,
Ruft ſie das Thurmgeläute,
In grüner Zier,
Zur Kirchenthür,
Still weilend beglücktere Bräute.

VII.

Der blinde Meiſter.

Der kunſtreiche Maler, Matthias Wermuth, ſtand in der Reife des männlichen Alters- und die Hoffnungsblüten ſeines Frühlings fingen an, ſich in goldene Früchte zu verwandeln. Raſtloſer Fleiß, bei der reichſten Erfindungsgabe, hatte ihn über alle Mitwerber erhoben, ſelbſt über den Welſchen Meiſter Manfred, mit dem Zunamen: „der Arzt,“ der ihn mit eitlem Dünkel ſeinen Nachahmer nannte, und aufs Bitterſte haßte. Was jedoch den edlen Meiſter gleichſam dem Irdiſchen entrückte, was ihm den, nach der beſcheidenen Schätzung ſeiner ſelbſt, kaum je zu hoffenden Kranz aufzudrücken verſprach, war ein Auftrag, der ihm ungeſucht und unerwartet zu Theil ward.

Es hatte ſich nämlich ſeit Kurzem in Wermuths Heimath ein bejahrter Fremdling niedergelaſſen, deſſen ärmliche Tracht und nicht zu verkennende Selbſtpeinigung, bei faſt unermeßlichen Reichthümern, die Aufmerkſamkeit der ganzen Nachbarſchaft erregte. Seine Abkunft, ſo wie ſeinen wahren Namen, kannte Niemand; er ſelbſt nannte ſich Juda Peccator, und gab zu verſtehen, daß er ſich lange im Morgenlande aufgehalten und dort, theils durch Heirath, theils durch glückliche Handelſchaft, ein Anſehnliches erworben habe. Seine einzige Tochter, Namens Siona, prieſen Alle, welchen es geglückt war, die höchſt eingezogen Lebende, faſt immer Verſchleierte, zu ſehen, als die echte Roſe von Saron.

Schon einige Monate lang hatte Juda, obwohl ſchwergebückt, bei jeder Morgenfrühe den Weg von der Stadt aus bis zu einem kleinen Hügel, und von dieſem wieder zu einer, gleichfalls außerhalb der Ringmauern gelegenen, ſehr verfallenen Begräbniß-Capelle zurückgelegt, wohl auch von einem dieſer Orte zum andern gewichtige Steine gewälzt, und obſchon jeder Begegnende dem düſtern, menſchenſcheuen Greiſe ſchweigend ausgewichen und ihm in ſeinem ſtillen Thun nicht hinderlich geweſen war, ſo fing man doch an, des reichen Mannes Kargheit bei Ausübung eines vermeintlich gottgefälligen Werkes, oder Abbüßung vielleicht ſchwerer Sünden, zu verſpotten. Nun aber trat Juda bei der Obrigkeit mit dem Geſuch hervor, das ſchadhafte Todtenkirchlein neu und größer aufbauen und mit einem Hoſpital verbinden zu dürfen, und ſolle ſolche ganze Stiftung zu St. Joſeph genannt werden.

Dieß, ſowohl zu Nutzen und Zier des Weichbildes, als zu beſſerm Verdienſt der Handwerker und Tagelöhner gereichende Vorhaben ward ihm mit verdienter Anerkennung bewilligt, und bald ſahen ſich alle beſchämt, die vorher den Fremdling des Geizes beſchuldigt hatten. Denn Juda begnügte ſich nicht daran, eine Menge geſchickter Bauleute allerortsher zu verſchreiben und, ſelbſt aus entfernten Gegenden, die theuerſten Werkſtücke anfahren zu laſſen, ſondern er erkohr auch, ſo wie zu Anordnung des Ganzen, als zu Ausſchmückung der Kirche mit bibliſchen Gemälden, den jetzt allgemein für den Erſten geltenden Meiſter Wermuth. Die Zeit der Vollendung ward auf fünf Jahre bedingt, und die Einweihung der Kirche vorläufig auf den erſten Oſtertag anberaumt.

Jetzt war Wermuthen, von der Vorſicht, die ja die Herzen der Menſchen lenkt, wohl ſelbſt, der ſehnlichſte Wunſch ſeines Herzens gewährt worden. Zur Ehre Gottes, zu Freude und Frommen der Mit- und Nachwelt, zu Verpflegung der Leidenden, einen bedeutendern Bau zu vollführen und dabei — denn Juda hatte ihm unbeſchränkte Vollmacht ertheilt — von keiner Feſſel, weder der Sparſamkeit, noch des ſich klug dünkenden Unverſtandes, gedrückt zu werden, iſt wohl für jeden echten Künſtler einer der höchſten Preiſe; er war es auch für den mit Muth und Kraft ausgerüſteten, mit Erde und Himmel damals noch gleich befreundeten Wermuth. Doch ach! was beſtimmt ſchien, ihn zum Glücklichſten zu erheben, das ward auch, dürfte man die höhern Fügungen nach menſchlicher Einſicht meſſen, die Veranlaſſung ſeines langwierigen, ſchwer laſtenden Unglücks.

Schon ſeit manchem Monde waren die Gerüſte hoch in die Luft geſtiegen, von den Bret- und Erdhütten der Zimmerer und Maurer luſtig umgeben. Das Werk, mit ſcharf berechneter Klugheit entworfen, mit Eifer begonnen, rückte auf das Freudigſte vor; wie einerſeits die Mauern des Hoſpitals, deſſen baldige Vollendung der menſchenfreundliche Meiſter ſich vorzüglich angelegen ſeyn ließ, ſchon anſehnlich gewachſen waren, ſo blieb auch der Kirchbau nur wenig dagegen zurück; Wermuth dachte nicht ſelten mit glühender Unruhe an die Ausführung der, für die Altäre und ſonſt zum Schmuck der Wände beſtimmten Bilder. Faſt nach Jahresfriſt von Beginn des Baues an, gerade am Morgen des Gründonnerſtags war ihm, nach langem Grübeln, die Zubereitung eines ſehnlich gewünſchten Goldfirniſſes klar worden, welcher dem, die Auferſtehung des Heilandes darſtellenden Gemälde für den Hochaltar, zum Grunde dienen ſollte. Die Feier dieſes und des darauf folgenden Charfreitags geſtattete dem Ungeduldigen nicht eher einen Verſuch, als am Vorabende des Oſterfeſtes. Er beſchäftigte ſich damit auf dem Kirchhofe, geſchützt von einem noch ſtehenden Theile des Kirchengemäuers, faſt die ganze Nacht hindurch, und erſt als aufglimmende Lichtſtreifen den Morgen verkündeten, hieß er ſeine Gehülfen mit Kohlenanlegen aufhören.

Jetzt, — ſey es nun, daß der Fromme bereits ein Pfand der höhern Gewährung empfangen zu haben vermeinte und ſich in der Stimmung befand, in welcher der

Menſch allein mit Gott reden muß; ſey es, daß der Erfahrene den entſcheidenden, nicht ganz gefahrloſen Augenblick im Anzuge ſah und keinen Andern dem Wagniſſe ausſetzen wollte — ſendete er ſeinen Lehrling Engelbert, den die Verläumdung für ſeinen Sohn ausgab, mit der Botſchaft, daß ein glücklicher Erfolg zu erwarten ſtehe, an ſein Weib, die ſorgende Gertraud, und befahl den Uebrigen, ſeines Rufs in einer nahgelegenen Bauhütte zu gewarten. Er ſelbſt aber warf ſich, die Hände inbrünſtig gefaltet, auf die Kniee nieder, dankte Gott für das bisher Gelungene, und flehte um Beiſtand für ſein ferneres Vorhaben.

Kein Wunder, wenn er bei dem heißen Verlangen nach einer ihm ſo wichtigen Entdeckung, bei der Glut ſeiner künſtleriſchen Andacht, zuletzt in eine Art von Bewußtloſigkeit oder Verzuckung gerieth. Immer eifriger betend, erhob er zu den Morgenwolken die Hände, die Augen nach dem halboffenen Gemäuer, das mit ſeinen bemooſten, epheuumrankten Spitzbogen jetzt einer Ehrenpforte Aurorens glich. Schon färbte ſich hinter und über den ſchattenden Trümmern der Himmel immer weißer und rothgelber, blitzende Strahlen zuckten hin und wieder auf; friſche Lüfte jagten das trübe Gewölk vor ſich her und ballten es bauſchend zuſammen; der Purpur des Himmels wandelte ſich in Glut, feurige Goldſtrahlen züngelten. — —

Und jetzt trat die Lichtſcheibe der Sonne mit vollem Glanze in eine Fenſteröffnung der Kirchen-Ruine, und verſendete tauſend Liebesblicke gegen die noch ſchlummernde Erde. Unter ihrem blendenden Walle ſchichteten ſich dunkle Nebel zuſammen und bildeten eine furchtbare, rieſige Geſtalt, dem Dämon des Abgrundes nicht unähnlich. Doch die Glorie ſiegte und in ihrem Scheine ſchwebte — ganz faſt, nur herrlicher, göttlicher, wie Wermuths Phantaſie ſein Gemälde oft im Geiſte erblickt hatte — triumphirend über die Pforten der Hölle und hoch ſchwingend die weiße, flammende Siegesfahne, der Gottesſohn auf, und das rothe Kreuz, und weiße, blendende Panier, und die Goldfunken, die davon ausgingen, verbreiteten ſich weit über die allmählig erwachende Landſchaft.

Tod! wo iſt dein Stachel? Hölle! wo iſt dein Sieg?" — rief begeiſtert Wermuth aus, dem in dieſem Augenblicke, wie er wähnte, das Langerſehnte zu Theil worden war; ein Geziſch, ein Knall, ein, den ganzen Himmel erhellender Blitz folgte; der Meiſter ſank zurück auf den thauigen Raſen.

Hier fanden ihn, nach langen vergeblichen Harren, zwar äußerlich unverletzt, doch einem vom Donner Betäubten nicht unähnlich, ſeine Gehülfen, und bald darauf die, an Engelberts Hand herzueilende, Gertraud. Welche Beſtürzung, welches Schrecken, welche Angſt Alle ergriff, wie man Wermuths Herzſchläge prüfte, wie man Alles aufbot, ihn ins Leben zurück zu rufen;

wie ſein Weib ſich über ihn beugte, Engelbert ſeine Hand an die Lippen preßte, läßt ſich eher fühlen, als ſchildern. Er ſelbſt aber, als er ſich ein wenig erholt hatte, wußte nichts weiter zu ſagen, als daß ihn plötzlich ein Licht umleuchtet habe, wovon er noch immer alſo geblendet ſey, daß gänzliche Finſterniß ihn umringe.

Man leitete ihn mit liebender Sorgfalt nach Hauſe; man bot alle bekannte Mittel auf, ſein Augenlicht wieder zu ſtärken; allein, ſo voll frommen Vertrauens er ſelbſt oft die Seinigen tröſtete: „hat mich der Herr geblendet, wie Saulum, ſo wird er mir auch einen Ananiam ſenden, wie jenem, da ich ja ſeine Gläubigen nicht verfolgt, ſondern Alles zu ſeiner Ehre unternommen!“ — ſo viele Thränen Engelbert vergoß, ſo heiße Gebete Gertraud gen Himmel ſandte; eine Woche nach der andern verging, ohne daß ſich nur eine Veränderung, geſchweige denn eine Beſſerung des Uebels gezeigt hätte, und nach Verfluß eines Monats ſchien es nicht länger zu bezweifeln, daß der edle Meiſter von dem feurigen Scheine, oder von dem Dampfe der, zu Bereitung des Goldfirniſſes angewandten Gifte erblindet ſey.

Die Nachricht davon verbreitete ſich in Kurzem durch die ganze Stadt, und ſo viel Bedaurung Wermuth auch fand, ſo konnte dieß doch nicht hindern, daß der eifrige Bauherr Juda die Fortſetzung und Vollendung ſeines Unternehmens dem, ſich darum bewerbenden Manfred, den er nach Wermuth immer noch für den Geſchickteſten dazu hielt, unter gleichen Bedingungen übertrug.

Zwar ſuchte man dieſes Wermuthen, um ihm jede Kränkung zu erſparen, noch zu verbergen; allein, wie jeder Erblindete nur allzuviel Zeit hat, über ſich und ſeine Zukunft nachzudenken, ſo errieth auch der Bedauernswerthe gar bald, was geſchehen werde, erhob dann und wann darauf Bezug habende Fragen, verglich im Stillen die bald ausweichenden, bald ſchwankenden Antworten, und ſammelte den Muth, das Unvermeidliche geduldig zu ertragen. Es war für ihn, ſo entfernt er, ſowohl von Neid, als von Selbſtſucht war, wahrlich kein Geringes, eine zeitlebens genährte Hoffnung aufzugeben, deren Erfüllung ja ſchon begonnen hatte. Es ſchärfte den verwundenden Stachel noch mehr, das ihm vom Geſchick Entzogene den Händen Manfreds anvertraut zu wiſſen, den er nicht blos als ſeinen bitterſten Verfolger kennen gelernt hatte, ſondern auch, größten Theils nicht mit Unrecht, blos für einen Prahler hielt, der durch mancherlei niedrige Kunſtgriffe, beſonders durch das Rühmen mit gewiſſen ärztlichen Geheimniſſen, zu einer Art von Ruf gelangt ſey. Dennoch glückte es ihm nach manchem ſchweren Kampfe mit ſich ſelbſt, jede, auch wohl in dem reinſten menſchlichen Gemüthe bei ſolchen Fällen entſtehende, Bitterkeit auszutilgen, und, als man ihm die Wahrheit nicht länger verſchweigen konnte, ohne Heuchelei zu antworten, daß ja dieß nicht anders habe kommen können, und es ſchon hinreiche, wenn Gutes und Herrliches, gleichviel, ob durch ihn, oder einen Andern, vollbracht werde.

Dieſer Sieg über ſich ſelbſt erhob ihn eine Zeit lang über ſein Schickſal; allein ſo wenig er ihn ſich wieder entwinden ließ, ſo wenig er dem Trübſinne Zugang geſtattete; ſo gab es doch auch Stunden, wo ihn das Schreckliche ſeiner Lage faſt zu Boden drückte. Das Herz des Tonkünſtlers ruht gewiſſermaaßen im Ohr, das des Malers im Auge, und das Letztere traf bei Wermuthen im vollſten Sinne ein, zumal da er die treue, acht Jahre ältere, Gertraud mehr aus Erkenntlichkeit, als aus leidenſchaftlicher Liebe, geheirathet hatte und Beiden das erſehnte Aelternglück verſagt worden war. So ward denn die Natur ſeine Geliebte, Morgenröthe und Abenddämmerung, Fels und Baum, Menſchen- und Thiergeſtalt, Waſſerfall und Donnerwolke, Baum, Blatt und Moos ſeinem Herzen nahe verwandt und der Gegenſtand ſeiner angeſtrengteſten, liebevollſten Betrachtung. Nun aber mußte er ihren Anblick entbehren; nun gab es für ihn nicht Licht und Farbe mehr; nun ſaß er in ewiger Finſterniß, die er ſich nur dann und wann durch lebhafte Träume, von ihm — und wer hätte gerade ihm dieß verargen mögen? — wohl gar für himmliſche Geſichte gehalten, zu beleben wußte.

Leicht möglich, daß Wermuth, ſo männlich er mit dem Unglück kämpfte, dennoch endlich unterlegen und nach und nach in völlige Abgeſtumpftheit oder ſtille Verzweiflung verſunken wäre, hätten nicht noch zwei tröſtende Engel an ſeiner Seite geſtanden: eheliche Treue und an Sohnesliebe gränzende Dankbarkeit!

Doch wer hätte zu der letztern auch wohl heiligere Verpflichtung gehabt, als der jetzt zum kräftigen Jünglinge und tüchtigen Künſtler herangereifte Engelbert? Er verdankte ja Wermuthen und ſeiner Gertraud, wo nicht das Leben, doch Rettung von einer ſchimpflichen Lebensart, wahrhaft älterliche Pflege, Erziehung und Unterweiſung. Das Nähere hievon ergiebt ſich aus einem Geſpräch, das ungefähr um dieſe Zeit durch den Beſuch eines Steinmetzen, der ſich gern einen Bildhauer ſchelten ließ, in Wermuths Krankenſtube veranlaßt wurde.

Dieſer, mit der Gabe, ſich einzuſchmeicheln, reichlich begabte Mann, Namens Felbinger, war, ſo lange Wermuth noch ein Günſtling des Glücks ſchien, deſſen eifrigſter Anhänger, Bewunderer und Lobredner geweſen, jedoch ſpäterhin, wiewohl ſtets unter der Betheuerung, pflichtſchuldigſt nachſehen zu wollen, ob er womit dienen könne, immer ſeltener und ſeltener gekommen. Auch dieſen Abend begann er mit Entſchuldigungen ſeines langen Ausbleibens, erkundigte ſich auf das Theilnehmendſte nach Wermuths Befinden, und beklagte ihn ſo beredt, daß der zwar argloſe, doch leere Worte wenig liebende Meiſter endlich äußerte: „Er ſey doch noch weit glücklicher, als Hiob; denn ſeine Gertraud und Engelbert würden nie von ihm weichen!"

„Ja!" — nahm Felbinger das Wort, und drückte beiden Genannten die Hände — „Ihr beſitzt in dieſem edlen Paare einen ſeltenen, unermeßlichen Schatz; jedennoch — da wir einmal hierauf gekommen ſind — es gehen ſo mancherlei wunderbare Gerüchte über die Art herum, wie Ihr eigentlich zu dieſem Lehrlinge gekommen ſeyd; Ihr ſelbſt habt mir noch nie etwas darüber geſagt; eine erheiternde Abendunterhaltung würde Euch heilſam werden — gebt mir doch einigen Aufſchluß!"

Wermuth hielt es für beſſer, einem Schwätzer die Wahrheit zu offenbaren, als durch Schweigen eine, Engelberts Herkommen nachtheilige, Vermuthung vielleicht noch zu beſtärken; er forderte daher letztern ſelbſt auf, zuförderſt die Erinnerungen ſeiner früheſten Jugend ſonder Hehl zu berichten, und nachdem Frau Gertraud zinnerne Kannen aufgeſetzt und das Feuer angeſchürt hatte, begann Wermuths Schüler, wie folgt:

„Was mir mein Gedächtniß aus jenen erſten Tagen aufbewahrt hat, beſteht blos darin, daß ich mit meiner Mutter, einer ſchlanken, blaſſen Frau von etwa vierzig Jahren, in einem recht hübſchen Hauſe wohnte, daß ſie vielerlei Silbergeſchirr, goldene Ketten, Perlen und Ringe beſaß, und daß ſie, als ich etwa fünf Jahre alt ſeyn mochte, gefährlich erkrankte. Sie äußerte nicht ſelten gegen die ſie pflegende Magd eine faſt ängſtliche

Sehnſucht, daß ihres verſtorbenen Mannes Bruder, an den geſchrieben worden ſey, vor ihrem Hinſcheiden ankommen möge. Doch dieſer Wunſch blieb unerfüllt; eines Morgens weckte mich die Magd, und ſagte mitleidig: „Armer Junge! du biſt nun ganz verwaiſt.“ So wenig ich noch den Sinn dieſer Worte verſtand, ſo vergoß ich doch, da ich die Mutter ſo bleich und ſtarr erblickte und ſie auf meine Fragen nicht antwortete, die bitterſten Thränen. Auch tröſtete es mich wenig, daß noch an demſelben Tage der Erwartete, Namens Reinhard, ankam, obwohl er mich liebkoſete, mich nunmehr ſein Kind nannte und mir verſprach, daß ich bald mit ihm in eine weit ſchönere Stadt ziehen und Alles, was ich nur wünſche, bekommen ſolle. Erſt nachdem die Mutter begraben worden war, fing ſich nach Kindesart mein Kummer an zu legen. Die Unruhe, welche das von dem Oheim veranſtaltete Wegſchaffen und Einpacken der Koſtbarkeiten und andern Geräthſchaften verurſachte, mochte auch mit dazu beitragen.“

„Als Reinhard die Erbſchaftsanlegenheit geordnet hatte, kündigte er mir unſere morgen bevorſtehende Abreiſe an, und ich erhielt neue, mir recht wohl gefallende Kleider. Wir fuhren mit Anbruche des Tages auf einem ſchwer belaſteten Wagen ab, und da ich noch ſehr wenig geſehen hatte, ſo machten mir die abwechſelnden Gegenden, die Thürme der Städte, die Seegelſtangen der Marktkähne, großes Vergnügen, alſo, daß ich nach einigen Tagen eine Art Zuneigung gegen den Oheim faßte und vollkommen guten Muthes ward. Bei Reinharden ſchien gerade das Gegentheil Statt zu finden; er ſaß oft in tiefen Gedanken, benahm ſich äußerſt mürriſch, richtete zuweilen die Augen auf mich und ſtarrte dann finſter zur Erde.“

„Eines Mittags, als wir aus einer Dorfſchenke weiter wollten, gab Reinhard dem Fuhrknechte Anweiſung über den zu nehmenden Weg; mir aber ſagte er, es wäre in einem ſeitwärts gelegenen Flecken, wohin er den Weg kenne, ein Jahrmarkt; den wollten wir mit anſehen, und würden noch zur rechten Zeit in der Nachtherberge eintreffen. Ich war darüber voller Freuden; der Oheim aber verſank während des Weitergehens wieder in tiefes Nachdenken und bemerkte zuletzt, daß er doch die rechte Straße verfehlt habe, nunmehr aber nichts übrig bleibe, als auf dem eingeſchlagenen Wege fort zu wandern. Dieſe Nothwendigkeit war höchſt unerfreulich. Wir befanden uns in Kurzem in einem wilden Felſenthale, durch deſſen dichtverwachſene Bäume ſelten ein Sonnenſtrahl drang. Zuletzt führte gar ein ſchmaler, abhängiger Pfad zwiſchen einer ſchroffen Steinwand und einem ſchwarzen, ſtill fließenden Bergwaſſer hin, und der darüber gelegte Steig ſchien, wenigſtens aus der Ferne, äußerſt gebrechlich.“

„Reinhard ermahnte mich, behutſam auf dem Abhange vorweg zu gehen; als ich aber einmal von ungefähr nach ihm zurückſah, erſchrak ich vor ſeinen ſtarren, weit hervorſtehenden Augen. Der Steig, über den wir mußten, war noch immer beſſer, als ich geglaubt hatte, und ich ging daher unerſchrocken voraus, als — da wir faſt in der Mitte waren, Reinhard mit dem Ausruf: „„Engelbert, du fällſt!““ mich heftig an den Schultern ergriff. Ich zitterte, aber er auch. So ſtanden wir einige angſtvolle Augenblicke, und hielten uns zitternd an die ſchwankende Lehne. Da erſcholl, dem Anſcheine nach aus ſehr kleiner Entfernung, vom entgegenſtehenden Ufer eine gellende, wunderbar rauſchende Muſik. Reinhard ſtrich ſich das ſchwarze, ſtruppige Haar aus der Stirn, blickte dann etwas heiterer auf, als wär' eine ſchwere Laſt von ſeiner Seele gewälzt: „„Geh' nur vollends hinüber;““ — ſagte er — „„wir kommen bald unter Menſchen.““

„So geſchah es denn auch. Kaum traten wir aus dem kleinen Ufergebüſch, als wir einige eingefallene Scheuern, und vor ihnen eine Menge abenteuerlich gekleideter Menſchen, theils gelagert, theils zur Schellenpauke und Pfeife in wilden Wirbeln ſich herumdrehend, gewahr wurden. Wir konnten ihnen auf keine Weiſe entgehen; aber wir hatten auch, wie der Erfolg zeigte, nichts von ihnen zu fürchten. Vielmehr erwiederten ſie unſre Begrüßung ſehr freundlich, luden uns ein, an ihrer Fröhlichkeit Theil zu nehmen, und bewirtheten uns höchſt gaſtfrei. Wir ließen uns das gern gefallen. Reinhard unterhielt ſich eine Zeit lang angelegentlich mit einigen der Anführer und der, ihren Rang wenigſtens durch Häßlichkeit verdienenden Altfrau; die Sonne war bereits im Untergehen, und Reinhard willigte ein, hier zu übernachten, wozu uns eine noch mit Schoben bedeckte Ecke des Lehmgemäuers angewieſen ward. Ich meinerſeits wurde, theils durch das ſüße Getränk, theils durch Muſik, Geſang und Tanz, ungemein luſtig; eine, die gelbe Geſichtsfarbe abgerechnet, recht ſchmucke Dirne, die Tochter der Altfrau, gab ſich freundlich mit mir ab, ließ mich, da ich ſchläfrig ward, auf ihren Knieen einſchlummern, brachte mich dann auf eine Streu und warf mir eine grobe Decke zu.“

„Als ich, erſt bei hellem Sonnenlichte, erwachte, konnte ich mich kaum überzeugen, daß ich nicht noch träume. Ringsumher waltete tiefe Stille, meine Oberkleider aber, die ich, um ſie zu ſchonen, noch im halben Schlafe ausgezogen und neben mich gelegt hatte, waren weggenommen. Ich rief ängſtlich nach Reinhard; ſtatt ſeiner erſchien endlich die ekelhafte Alte, die mir grobe Lumpen gab und mir befahl, mich damit zu kleiden; eine Farbe, um mich ganz ihrem Stamme gleich zu machen, werde ſie ehemöglichſt kochen. Ich verlangte nach Reinhard, ich weinte, ich wollte fortlaufen; aber die Altfrau verkündete mir, daß Reinhard mich ihnen überlaſſen habe und ich nunmehr Allem, was ſie mir befehle, pünktlich Gehorſam leiſten müſſe. Hierbei blieb ſie auch unerbittlich ſtehen, drohte, mich bei fernerer Weigerung nachdrücklich zu züchtigen, und brach ſchon Ruthen von einem aus der Mauer gewachſenen

Dornenſtrauche, als auf mein Angſtgeſchrei ihre Tochter, einen vollgepackten Korb auf dem Rücken, herzukam, und mich nach einem heftigen, mir nicht verſtändlichen Wortwechſel von der Stäupung befreite. Dagegen mußte ich die elenden Lumpen anziehen und handgebend verſprechen, mich fernerhin niemals zu widerſetzen.“

„So zog ich denn mit den beiden Weibsbildern, zu welchen ſich nach und nach noch mehrere der geſtrigen Sängerinnen und Tänzerinnen geſellten, den ganzen Tag durch über Feld und Wieſe, bis wir gegen Abend in einen Wald gelangten. Hier war es, wo der edle Meiſter mich fand.“ —

„Ich war Tags vorher“ — fiel Wermuth nun ein — „nach einem Dorfkirchlein gewandert, wo von mir eine Ausbeſſerung gemacht werden ſollte; denn damals war ich noch wenig bekannt und fühlte mich bei einem Tagelohne wohl glücklicher, als manchmal ſpäterhin bei der reichlichſten Vergeltung. Als ich nun am folgenden Tage, ſchon bei Abenddämmerung, mich wieder auf dem Rückwege befand, erblickte ich vor mir — mit Moſes zu ſprechen, einen brennenden Buſch, oder vielmehr ein großes Feuer im Walde, das die dunkeln Bäume gar wunderlich beleuchtete. Ich blieb ſtehen und weidete mich an der Wirkung der Lichter und Schatten, an den ſeltſamen Formen, die einige abgeſtorbene Tannen und verwitterte Felſenſtücke davon annahmen; ein großer, berußter Keſſel, der an zwei entgegenſtehenden Aeſten, unmittelbar über dem Feuer, an einer Kette hing, vermehrte noch das Abendteuerliche des Anblicks, und ich konnte mich, da auch einige faſt rieſig ſcheinende Frauengeſtalten an der Flamme hin und her ſchwankten, des Gedankens an Hexen, die hier ein finſteres Werk trieben, nicht ganz erwehren. Indeß ſchloß ich gar bald aus der, an den Orient erinnernden Kopfbedeckung, aus der ganzen grellen, von dem hier Gewöhnlichen abweichenden Tracht, daß dieſe vermeintlichen Unholdinnen zu jenen Horden gehören möchten, die, wie man behauptet, aus Aegypten abſtammen und anfänglich die Türkei und Ungarn durchſchweift haben ſollen, ſeit Kurzem aber auch bis Deutſchland vorgedrungen ſind und gemeiniglich Eingaren genannt werden. Nun hatte ich freilich von derſelben wilden Lebensart und Raubſucht Manches gehört, aber auch, daß man ſie mit Unrecht ſolcher Frevel beſchuldige, oder doch zu Zeiten durch unmenſchliche Härte dazu zwinge. Schätze hatte ich nicht bei mir; auch gewahrte ich nur Frauen, und das ganze Feuergemälde dünkte mir gar luſtig und recht für den Maler geeignet; genug, ich ſetzte meinen Weg unerſchrocken fort.“

„Doch noch eher, als mich die Zauberſchweſtern bemerkten, ja ſelbſt noch eher, als einige große, am Feuer liegende Hunde Witterung von mir bekamen, wurde ich ſelbſt eines Knabens in Bettlertracht gewahr, der, unter einem Strauche ſitzend, Buſchbeeren aß und dazu bitterlich weinte. Sein blondgelocktes, lang herabwallendes Haar, ſeine zarte Geſtalt und Geſichtsfarbe ſchienen mir zu ſeiner Kleidung nicht zu paſſen; ich redete ihn daher freundlich an, und erfuhr, ſo viel die Kürze der Zeit, ſein junges Alter, die Furcht vor den Weibern und ſein Schluchzen es geſtatteten, von dem, was Engelbert eben erzählt hat, gerade genug, um zu dem lebhafteſten Mitleid erregt zu werden. Ich konnte an der Wahrhaftigkeit ſeiner Angaben nicht zweifeln, und war alsbald entſchloſſen. „„Komm und ſchweig!““ — flüſterte ich dem Knaben zu — „„ich will ſuchen, dich wieder zu den Deinigen zu bringen!““ Ich nahm ihn auf meine Arme, und ſchlug ſeitwärts einen Waldweg ein, der zu einem Dorfe führte. Wir gelangten glücklich dahin. Ich zeigte den Vorfall alsbald den Gerichten an, und dieß hatte die Folge, daß am nächſten Morgen ein Aufgebot der Männer und jungen Burſche den Wald durchſuchte. Allein die Cingaren mochten ſich von Engelberts Entkommen nichts Gutes verſprochen haben; man fand nur die noch glimmenden Kohlen und einiges, wahrſcheinlich aus Eilfertigkeit vergeſſenes, eiſernes und irdenes Geſchirr; aber von der wandernden Horde ſelbſt war Niemand mehr im Umkreiſe zu verſpüren.“

„Auch alle Verſuche, über Engelberts Angehörige etwas zu erforſchen, blieben fruchtlos, zumal da er weder ſeinen Geſchlechtsnamen, noch ſeine Geburtsſtadt anzugeben wußte. Ich konnte, wollte ich das gute Werk, wozu ſich mir Gelegenheit dargeboten hatte, nicht unvollendet laſſen, mich ſeiner nicht wieder entäußern; meine Gertraud hatte ſich immer ein Kind gewünſcht; ich nahm den Knaben, der mir immer beſſer gefiel, mit mir, und beſchloß, ihn einſtweilen väterlich zu verpflegen.“

„Die gute Gertraud, der ich über Vermuthen lang ausgeblieben war, freute ſich nicht wenig über meine Zurückkunft, ſtutzte anfänglich freilich über den unerwarteten Segen, und nahm, als ſie — geſteh' es nur, Mütterchen! — einen wohl verzeihlichen Verdacht unterdrückt hatte, nur noch an der Bettlerkleidung des Knaben Anſtoß. Aber bald ſiegte das Erbarmen; ſie konnte dem Zuge ihres weichen Herzens nicht länger widerſtehen, willigte freudig in mein Vorhaben, und ſah es nur ungern, daß ich nach Engelberts Aeltern noch fernere Nachforſchung anſtellte, aus Furcht, der Kleine möchte ihr wieder entriſſen werden.“

„Nach und nach verlor ſich die Wahrſcheinlichkeit hiervon; wir hingen unſer ganzes Herz an den Pflegeſohn; wenn ich Knaben- oder Engels-Köpfe zu malen hatte, brachte ich gewiß auch das ſeinige mit an. So iſt er denn herangewachſen, hat es uns nie bereuen laſſen, daß wir uns ſeiner annahmen, hat die Kunſt — und ich meine, mir zur Ehre, erlernt und wird“ —

„So lange ein Athemzug in ihm iſt,“ — fiel Engelbert feurig ein — „wird in Noth und Tod nicht von Euch laſſen! O mein edler Meiſter, mein Wohlthäter, mein Vater, mein Lehrer! Könnt' ich meine Augen für die Eurigen dahingeben, könnt' ich Euch das Geſicht durch mein Leben erkaufen!“

Alle Anweſende, ſelbſt Felbinger, waren ergriffen; letzterer aber konnte nicht Worte genug finden, ſeine Freude darüber, daß Engelbert, aller Wahrſcheinlichkeit nach, nicht blos ehelicher, ſondern auch ſehr guter Abkunft ſey, ſeinen Beifall über die chriſtliche Geſinnung der Eheleute und Engelberts treue Anhänglichkeit, nach Würden an den Tag zu legen. Erſt, da er ſich, ſehr zu Wermuths Mißvergnügen, in Lobpreiſungen gänzlich erſchöpft hatte, nahm er Abſchied.

Engelbert, an dem die im Stillen aufmerkſame Gertraud ſchon ſeit einiger Zeit eine auffallende Unruhe entdeckt zu haben vermeinte, die nur jetzt, während des Geſprächs von ihm gewichen ſey, mußte Felbingern hinunterleuchten. Er kehrte tiefſinnig, mit verſtörten Geſichtszügen, mit erbleichten Wangen, zurück. Auch in den nächſtfolgenden Tagen bemerkte Gertraud an dem Pflegeſohne eine Heftigkeit, die ſogar für ſeine Geſundheit Beſorgniſſe erregte, von der er ſelbſt aber, trotz des zärtlichſten Befragens, nichts wiſſen wollte. In der Mitte der Woche war Engelbert, waren mit ihm viele Berechnungen, Bauriſſe und andere Zeichnungen Wermuths, aus dem Hauſe verſchwunden.

„Es iſt unmöglich!“ — ſagte der blinde Meiſter, da Gertraud ihm dieß nicht länger verſchweigen konnte, und als ſie gar, mit Beziehung auf die fehlenden Pläne und Handzeichnungen, der Möglichkeit gedachte, daß wohl auch Engelbert, gleich den übrigen Sonnenwenden, ſich zu Manfred gekehrt habe, ſetzte er, ſich hoch aus ſeinem Sorgenſtuhle erhebend, mit jener Hitze, die ſie nur in frühern Jahren von ihm hatte erdulden müſſen, ja faſt ſchonungslos hinzu: „Nein, nein! ſag' ich! Kein Wort weiter! Iſt Engelbert ein Verräther, ſo wirſt auch Du mich verlaſſen, wirſt, wie Hiobs Weib, zu mir ſagen: „„Hältſt du noch feſt an deiner Frömmigkeit? Segne Gott und ſtirb!““ —

War aber auf einer Seite Gertrauds Argwohn keinesweges grundlos, ſo war auch auf der andern Wermuths Vertrauen auf das Edlere im Menſchen nicht auf Sand gebaut. Denn ſo ſchmerzlich von jenem Tage an, da Wermuth erblindete, der Kummer um ihn auf Engelberts Bruſt gelaſtet hatte, ſo erhielt doch, als des Lehrherrn Aufſicht über den Bau aufhörte, deſſen Gewicht noch durch ein in der Jugend nicht ſeltenes Leiden, durch verſchwiegene, aber um ſo glühendere Liebe, einen faſt zu Boden drückenden Zuſatz.

Es iſt ſchon in Obigem erwähnt worden, daß nach des Bauherrn Juda Willen die Stiftung zu St. Joſeph genannt werden ſollte. Höchſt wahrſcheinlich verlangte er auch aus dieſem Grunde, daß auf zwei Seitenaltären ſowohl der Joſeph des alten, als einer des neuen

Teſtaments, nämlich der von Arimathia, angebracht werde. Befolgte nun Wermuth hiebei blos eine Sitte der gleichzeitigen Maler, welche ihren Gönnern durch Anbringung ihrer und der Ihrigen Bildniſſe eine Ehre erwieſen, oder wollte er hauptſächlich die, jedes Herz gewinnende Engelsgeſtalt Siona's ſeinen Gemälden nicht entgehen laſſen; genug, er fragte bei dem Bauherrn an, ob er es nicht genehmige, ſein und Siona's Conterfei mit zu benutzen. „Was mich anlangt," — erwiederte Juda — „ſo würde ich ſelbſt, nicht aus weltlicher Eitelkeit, ſondern mit zerknirſchtem Herzen, Euch erſucht haben, mich beſage meines Namens in der Geſtalt des Juda, des Sohnes Jacobs, darzuſtellen; aber auch meine Tochter mögt Ihr, wenn es Euch beliebt, immerhin unter die, bei der Grablegung des Heilandes anweſenden Frauen miſchen." — Wermuth äußerte hierauf, daß Siona ihm zu keiner der Marien vollkommen geeignet ſcheine, daß er ſie aber als eine, wenn auch nicht aus der Geſchichte zu erweiſende, doch bei dieſer Handlung leicht anzunehmende Tochter oder nahe Verwandte des frommen Rathsherrn darzuſtellen gedenke.

Sonach wurde ein Tag angeſetzt, an welchem Wermuth die reizende Morgenländerin vorläufig beſonders abconterfeien ſolle, und da dieſer gekommen war, konnte Engelbert, nach der damaligen Demuth und Ehrerbietung der Schüler gegen ihre Meiſter, nicht unterlaſſen, dem ſeinigen die Malergeräthſchaften nachzutragen. Eben hatte Wermuth, in ein koſtbares Zimmer gewieſen, um ſich zum Malen bereit zu machen, Baret und Mantel abgelegt, und von Engelberten die Staffelei aufſtellen laſſen, als Siona, noch verſchleiert und von einer Sclavin begleitet, durch eine Seitenthür trat und ſich vor dem Meiſter verneigte. „Beliebt, mich Euer holdes Antlitz ſehen zu laſſen!“ ſagte freundlich lächelnd Wermuth, und gab dem Lehrlinge einen Wink, der Jungfrau den Seſſel zu rücken, wie es das einfallende Licht verlangte. Engelbert überreichte ſchnell dem Meiſter die mit allem Nöthigen verſehene Palette, und wollte nach dem Stuhle gehen, als die Dienerin der ſich zurückbeugenden Herrin den Schleier hob, und dieſe nun, in vollem Zauber ihrer himmliſchen Schönheit und, wie es Wermuth zum Behuf des größern Gemäldes gewünſcht hatte, im köſtlichſten Schmuck einer reichen Orientalin, man möchte weniger ſagen: ſichtbar ward, als: ihre Strahlen ausgoß. Engelbert zuckte und ſchien, als hätte ſich ihm das Paradies geöffnet, an den Boden gefeſſelt. Nur auf Wermuths wiederholte Andeutung und mit einer, ihm faſt ungewöhnlichen, Zaghaftigkeit verrichtete er die geringe Dienſtleiſtung, fragte dann in großer Verworrenheit, ob der Meiſter noch etwas befehle? und verließ, auf deſſen verneinende Antwort, erſt nachdem er an der Thür nochmals ſtill geſtanden und einen trunkenen Blick auf Siona geworfen hatte, mit Haſtigkeit das Gemach.

Es bleibe dahingeſtellt, ob blos das Gewahrwerden der Wirkungen ihrer Reize, oder auch die edle Geſtalt und der reine Blick des blondgelockten deutſchen Jünglings, auf die junge Morgenländerin Eindruck gemacht hatte; genug, ſie beſah von nun an, zu Zeiten, bald mit ihrem Vater, bald in Gefolg einiger Dienerinnen, den Bau und richtete zuweilen, wenn Engelbert in der Nähe war, an die Arbeiter mancherlei Fragen, worüber dieſe keine, oder doch nicht befriedigende Antwort ertheilen konnten. Dieß mußte dem lauſchenden Engelbert als Befehl gelten, ſich der heimlich Angebeteten zu nähern, und da ſie ſich dann gewöhnlich eben ſo herablaſſend, als geiſtreich mit ihm beſprach, ſo war es kein Wunder, wenn er das ſüße, verzehrende Gift der erſten, vergötternden Liebe immer tiefer in ſich ſchlürfte.

Schon ſah er in den ſeligſten Augenblicken ſeines Lebens wachend und träumend die ſchlanke, wie aus weißen und rothen Roſen gewebte, Erſcheinung, ſchon ſchien ihm glänzendes Ebenholz ein matter Vergleich für den Glanz dieſer vom Scheitel bis zum Knie herabwallenden Locken und Flechten, Nacht und Sonne ein dürftiges Bild dieſer ſeelenvollen, bezaubernden Augen, als Wermuths Erblinden auch ihn von dem Baue, mithin von der Möglichkeit, die hoffnungslos, doch aufs Feurigſte Geliebte zu erblicken, entfernte. War es daher wohl ein Wunder, daß nach Verfluß ſo manchen daheim in der Krankenſtube zugebrachten Monats, ſeine Sehnſucht nach und nach immer heftiger erwachte? wenn er das Drückende der Unthätigkeit im vollſten Maaße empfand? wenn er den geringſten der Handlanger, die unter Manfreds Aufſicht fortarbeiten, folglich zu Zeiten dieſelbe Luft mit Siona einathmen konnten, heimlich beneidete?

Indeß würde dieß Alles nicht vermocht haben, ihn zu einem Schritte zu verleiten, der auch nur von fern als Undankbarkeit oder gar Treuloſigkeit hätte erſcheinen können, wäre ihm der Verſucher nicht von einer andern Seite genaht und hätte ſich ſeiner ſo liſtig bemächtigt, daß ihm das vorher für kaum denkbar Gehaltene nunmehr die unerläßlichſte Pflicht dünkte.

Mit ſo großer Freude und Anmaßung nämlich Manfred an die Stelle Wermuths getreten war, ſo bemerkte er doch in Kurzem, daß er ſeinen Kräften zu viel zugetraut habe, und nach den wenigen, in Juda's Händen befindlichen Riſſen und Papieren, wo freilich Wermuth gar Manches blos durch Zahlen oder irgend eine, nur Wiſſenden verſtändliche, Figur angedeutet hatte, den angefangenen Bau, zumal, wie der Bauherr verlangte, nach Wermuths Plane, ſchwerlich mit Ehren auszuführen im Stande ſey. Er ſann hin und her, wie dem abzuhelfen; Wermuthen ſelbſt zu Rathe zu ziehen, konnte ſich ſeine Hoffart unmöglich entſchließen; aber er wußte ja, daß Engelbert in die ganze Art und Kunſt ſeines Meiſters, in alle Geheimniſſe deſſelben eingeweiht ſey; folglich kam es nur darauf an, dieſen zu ſich herüber zu locken. Um jedoch hierbei vorſichtig zu Werke zu gehen, mußte erſt erforſcht werden, wie weit Engelberts Verpflichtung und Anhänglichkeit gegen den Lehrherrn gehe, und zu dieſem Geſchäft war der gefügige, ſchmeichelnde, immer mit dem beſten Winde ſegelnde Felbinger ohne Zweifel der Tauglichſte. Dieſer ſchlich ſich, wie wir gehört haben, in dieſer Abſicht zu Wermuthen, erfuhr, was er wiſſen wollte, und lud Engelberten, als ihn dieſer zur Hausthür brachte, geheimnißvoll ein, mit ihm ehemöglichſt einmal, doch ohne dem Meiſter etwas davon zu ſagen, zu dem, ihn ſehr hochſchätzenden Manfred zu gehen.

Engelbert hielt dieß für eine Schlinge und wollte auf keine Weiſe davon hören. Als jedoch Felbinger mit ſcheinbarer Redlichkeit ihm betheuerte, daß die ganze glückliche Zukunft ſeines Meiſters auf dieſer Unterredung beruhe, ließ er ſich zuletzt bewegen, Manfred wenigſtens zu hören, und verſprach Felbingern, zu einer beſtimmten Stunde ſich bei ihm einzufinden.

Mit ſchwerem Herzen, und doch die innere Unruhe damit niederkämpfend, daß er ja nur für das Glück ſeines Wohlthäters dieſen Verſuch wage, begleitete er Felbingern zu Manfred und ward von demſelben mit nur leicht an ſtolze Herablaſſung ſtreifender Höflichkeit aufgenommen. Nach einigen gleichgültigen Fragen wendete ſich das Geſpräch auf den dermaligen Zuſtand des Baues, und Manfred rühmte bald Engelberts ihm nicht unbekannt gebliebene Geſchicklichkeit, und ging bald zu großen Verheißungen über, falls Engelbert eine Aufſeherſtelle übernehmen, auch ſonſt in Allem beiräthig ſeyn wolle. Als jedoch Engelbert bei dieſen Vorſtellungen ſich immer ausweichend, ja zuletzt faſt verachtend benahm, ſo rückte Manfred mit einem Antrage hervor, den er ſich gleichſam zum letzten Sturme vorbehalten hatte.

„Ich ſchätze und ehre, junger Mann!“ — ſagte er mit einer Art Salbung — „Deine unwandelbare Treue gegen den Lehrherrn, ja du würdeſt, hätteſt du dich leichter gewinnen laſſen, in meiner, früher gegen Dich gehegten Achtung geſunken und fernerhin wie jeder andere Geſell von mir behandelt worden ſeyn. Aber da ich Dich nun eines hohen, unſchätzbaren Preiſes würdig gefunden, ſo wiſſe, daß Du Deine kindliche Dankbarkeit gegen den Meiſter nicht beſſer, als durch eine Verbindung mit mir bewähren kannſt, da ich völlig im Stande bin, Wermuthen das Augenlicht, und ſo ihn ſelbſt der Welt wiederzuſchenken.“

„Du mißtraueſt meinen Worten,“ — fuhr er fort — „und ich mag vor der Hand Dir dieß wenig verargen. Weiß ich doch, oder kann ich doch wenigſtens vermuthen, daß Dein Lehrherr meine ärztlichen Kenntniſſe eben ſo gering geachtet und herabgeſetzt, als er von meiner Malerkunſt lieblos und feindſelig geurtheilt hat. Aber — mögen die Entdeckungen, die ich ſelbſt, bald um prächtige, nie verbleichende Farben zu bereiten, bald um dem lapidi philosophorum auf die Spur zu kommen, gelegentlich auf dem Wege gefunden, immerhin von geringerem, oder vielmehr nicht nach Würden erkanntem Werthe ſeyn; ſo war doch mein Vater, Namens Lodovico, unbeſtreitbar einer der erſten Aerzte Italiens. Seinen weit, ſelbſt ins Ausland verbreiteten, Ruhm aber hatte er vorzüglich einem Balſam, der jedes Augenübel heilt, zu verdanken, als worüber die Zeugniſſe der erhabenſten und frömmſten Perſonen ſeiner Zeit keinen Widerſpruch geſtatten.“

Nach dieſen Worten verfügte ſich Manfred an einen koſtbaren, mit Todtenköpfen, Sternbildern und mancherlei räthſelhaften Signaturen verzierten Schrank, und zog aus einem der verborgenſten Fächer eine blaugrünliche, mit goldner Schraube verſehene Phiole und mehrere, mit großen Siegeln verſehene Briefe hervor, welche letztere er Engelberten zur Durchſicht einhändigte. Es war in denſelben, ſowohl von einem Cardinal und einigen Biſchöfen, als von weltlichen Fürſten und einigen tapfern Heerführern, auf das Theuerſte bezeugt, daß Lodovico, auf eine, an Wunder gränzende Weiſe mehreren ihnen wohlbekannten Blinden das Geſicht wiedergeſchenkt habe.

Engelbert konnte an der Wahrheit nicht länger zweifeln; ſeine Wangen glühten, ſein Herz klopfte faſt hörbar; mit der vollen Wärme eines Jünlingsgemüths drückte er Manfreds Hand an ſeine Bruſt und rief aus: „O wenn dem ſo iſt, hochverehrter, von Gott geſegneter

Meiſter! ſo werdet Ihr keinen Augenblick zögern, dem erblindeten Mitbruder hülfreich die Hand zu bieten, werdet, aller Unbill vergeſſend, Euer gutes Herz, Euern Dank gegen die Vorſicht, dadurch an den Tag legen, daß Ihr eilt“ —

„Dein Vertrauen“ — unterbrach ihn Manfred mit gemeſſenem Tone — „iſt für mich und Dich ehrenvoll, und ich würde keinen Augenblick anſtehen, es meinerſeits zu rechtfertigen, wäre mein Vater nicht plötzlich, bevor er mir das Geheimniß mittheilen können, durch den Tod dahin geriſſen werden. Nun aber hat er mir nur einen kleinen Theil des ſchon bereiteten Augenbalſams hinterlaſſen, ich habe auf meinen Reiſen einigen dieſer Unglücklichen damit geholfen, und iſt mir jetzt nicht ein Mehreres übrig, als um einem Einzigen die edle Gabe, zu ſehen, wieder zu verleihen. Da wirſt Du von ſelbſt erwägen, daß dieſes Reſtlein mir nicht um Gold feil ſey, daß jedem Sterblichen, einem Maler am allerleichteſten, folglich auch mir ſelbſt, ein ſolches Unglück zuſtoßen könne — zu geſchweigen, daß ich bei Wermuths Wiederherſtellung befürchten müßte, ihn mir zur Seite, wohl gar über mich geſetzt zu ſehen“ — —

Der Jüngling ſchauderte vor dieſen Aeußerungen der Unbarmherzigkeit und Selbſtliebe zurück; aber ſo eifrig er ſich auch bemühte, Manfreden durch die rührendſten Vorſtellungen, durch die flehentlichſten Bitten, durch die heiligſten Beſchwörungen zu erweichen, es blieb Alles vergebens.

„Hältſt Du" — ſagte er nach langem, nur durch Kopfſchütteln ſeine Weigerung verrathendem Schweigen — „es für erlaubt, ja für Pflicht, vielleicht einen Theil ſeiner eigenen Zukunft dem Beſten eines Fremden aus ſo genannter Menſchenliebe aufzuopfern, wohlan! ſo ſchenke mir wenige Deiner jungen Jahre, verlaß Deinen Meiſter, dem Du jetzt ohnedieß nur als Krankenwärter frommſt, und hilf mir den Bau in ſeinem Sinne vollenden. Sobald dieß geſchehen, aber merke wohl! keine Stunde früher, ſollſt Du — ich gelobe es Dir bei Allem, was heilig iſt — den in dieſem Fläſchchen," (welches er alsbald wieder mit vielen Riegeln verſchloß)" befindlichen Reſt des Wunderbalſams von mir bekommen, und es ſteht dann völlig bei Dir, ob Du ihn auf mögliche Fälle für dich ſelbſt, oder gegen hohe Vergeltung für einen der Reichen und Gewaltigen der Erde aufbewahren, oder, wie vormals der junge Tobias, deinen Lehrherrn und zweiten Vater damit heilen willſt. Uebrigens verſteht es ſich, daß dieſer Vertrag unter uns ein Geheimniß bleiben muß, und will ich Dir, ſobald wir einig werden, alle Mittel zu Ausführung meines Plans an die Hand geben."

Engelbert bat um kurze Bedenkzeit; er ging ſchweigend auf und ab, während Manfred mit natürlicher, oder verſtellter Kälte einige Zeichnungen betrachtete; er ſah gen Himmel und rang die Hände; es war ihm klar, daß Manfred unter keiner andern Bedingung zu bewegen ſeyn werde; er wußte Wermuthen unter Gertrauds

Pflege treu verſorgt, und die Möglichkeit, ja, trotz nicht Alles, die Wahrſcheinlichkeit, ihn, ſey es auch erſt ſpät, von dem ſchwer laſtenden Leiden zu befreien, bewegte das Innerſte ſeines Herzens. „So habt mich denn, Hartherziger!“ — rief er endlich in Verzweiflung aus — „ich verkaufe meinen Meiſter nicht für Silberlinge — nur Dach und Nahrung nehme ich von Euch an! — ich verkaufe mich Euch, wie jener argloſe Jüngling dem Maler, — war es nicht auch ein Welſcher? — der ihm einige freudige Tage ſchenkte, um ihn zu kreuzigen! — aber wohl! bis zur Vollendung des Baues bin ich Euer!“

Manfred ſuchte ihm, ſo viel er vermochte, die Lage der Dinge in milderem Lichte darzuſtellen; allein Engelbert bat ihn abzubrechen, ließ ſich von ihm die Art und Weiſe angeben, wie das Geheimniß verborgen bleiben ſolle, und nahm, wozu ſich Manfred ſelbſt erbot, mit ihm zugleich auf Feſthaltung und Gefährdloſigkeit der getroffenen Verabredung die Hoſtie.

Einige Zeit nach den bisher erzählten Ereigniſſen kam bei Manfred ein Italieniſcher Mönch an, Namens Fra Bartolomeo, wie der gefällige Feldinger jedem, der es hören wollte, unter dem Siegel der Freundſchaft vertraute, ein naher Anverwandter des Baumeiſters, welchen dieſer zu ſeiner Unterſtützung verſchrieben. Man hatte wenig darauf Acht, daß bald nach deſſen Erſcheinen der hie und da ins Stocken gerathene Bau wieder auf das Gedeihlichſte fortſchritt, und das Hospital ganz vollendet ward. Doch der fremde Kloſterbruder ſelbſt fing an, die Neugier auf ſich zu ziehen. Denn abgeſehen davon, daß Manfred ihm, wie es hieß, hauptſächlich verſchiedener geheimer Arbeiten halber, ein tief im Buſch gelegenes Gebäu zur Wohnung hatte einrichten laſſen, und der Mönch dort wie ein Einſiedler lebte, ſo verhandelte er auch blos mit Manfred ſelbſt, war nur am früheſten Morgen, wenn noch keiner der Bauleute das Tagewerk begonnen hatte, und ſelbſt dann nur verhüllt in der Kirche zu finden, und verließ ſie bei ihrer Annäherung. Manfred gab dieß, ſo oft ſich Gelegenheit dazu darbot, für die Folge eines ſtrengen Gelübdes aus; aber man maß dieſer Behauptung wenig Glauben bei, ſah ſie vielmehr für Schonung an und hielt in Kurzem den räthſelhaften Fremdling für ſtumm, für blödſinnig, oder gar für wahnwitzig.

Und in der That ſchien, wenigſtens zum Theil, die letztere Meinung gegründet, zumal von der Zeit an, da Siona, ſey es vom Zuge des Mitleids oder der Ahnung dazu getrieben, um den jungen, ſchwermüthigen Mönch zu ſehen, einſt in möglichſter Verborgenheit die Kirche beſucht hatte.

Es war einer jener ſchönen Sommermorgen, wo die Sonne, als könne ſie von der blumengeſchmückten Erde nicht lange geſchieden bleiben, ihre Botin, die Morgenröthe, mit dem Früheſten wieder ausſendet. Fra Bartolomeo war, wie er gewohnt, mit ihr zugleich ausgegangen, um an einem Mauergemälde zu arbeiten. Er ſtand auf dem erhöbeten Gerüſte und hatte ſich, um ſeinen Gram zu beſchwichtigen, ganz in ſein Geſchäft vertieft. Sein Auge blickte mit ſtillem Entzücken durch einen der noch offenen Fenſterbögen in die grünende Landſchaft; ſeiner ſelbſt unbewußt, ſchob er die ſchwarze Mönchskappe zurück, und nach langer Zeit wieder zum erſten Male kräuſelte die Luft in ſeinen blonden, darunter verborgen gehaltenen Locken, drang wieder an ſein leidendes, von mancherlei Qualen gepreßtes Herz. Plötzlich rief in einiger Entfernung eine liebliche Stimme: „Heilige Mutter! Engelbert?“ und da er herabſah, gewahrte er Siona halb ohnmächtig in den Armen ihrer Begleiterinnen. Er ſchwang ſich die Leiter hinunter, eilte zu Siona und beugte ein Knie vor ihr. Doch ſie raffte gewaltſam ſich auf, und fragte mit faſt verzehrender Glut der ſinnigen Augen: „Weiß Euer Meiſter von Euerm Hierſeyn?“ — Da ward Engelbert, jetzt Bartolomeo genannt, vor Schaam und Verwirrung erſt roth und dann bleich; eingedenk ſeiner Manfred gegebenen Zuſage, wagte er keinen Laut, drückte nur die Hand ans Herz, und wußte, da ihm Siona einen durchbohrenden, ja verachtenden Blick zuwarf, nichts zu thun, als ſich eiligſt zu verhüllen und zu entfliehen.

Wie ſehr Engelberts innerer Schmerz dadurch erhöht ward, daß er ſich von dem Gegenſtande ſeiner glühendſten Liebe, von ihr, die ja ſelbſt wohl einigen, wenn auch entfernten, Einfluß auf ſein Uebertreten zu Manfred gehabt hatte, verkannt und verworfen ſehen mußte, läßt ſich leicht denken. Dagegen muß hier einer Folge dieſer Zuſammenkunft ausdrücklich erwähnt werden, nämlich, daß Siona, durch den, wie ſie glaubte, treuloſen Lehrling an deſſen blinden Meiſter lebhaft erinnert ward, und ſich nach demſelben, wär' es auch nur, um die eigene Beängſtigung auf Augenblicke zu vergeſſen, ſorgfältigſt erkundigte. Sie erfuhr, nicht ohne ſich Vorwürfe zu machen, daß Wermuth und Gertraud, faſt von Allen verlaſſen und vergeſſen, nach und nach von dem vorigen Wohlſtande zur Dürftigkeit herabgeſunken waren, und begnügte ſich nun nicht daran, ihnen insgeheim Unterſtützung und Labung zu ſenden, ſondern brachte es auch durch ihre ſanfte Gewalt über den Vater dahin, daß Wermuth, unter dem ſchonenden Namen eines Vorſtehers, in dem bereits fertigen Hauſe Wohnung und Beköſtigung erhielt, und ſonach in dem Hoſpital, zu dem er den Grund gelegt, der erſte Hoſpitalit ward. Hierdurch kamen denn auch Engelberts Pflegeältern dieſem, bald zu einiger Beruhigung, bald zu Vermehrung ſeiner Betrübniß, wieder näher, und wie Engelbert jene zu Zeiten aus der Ferne belauſchte, ſo ſah auch Mutter Gertraud aus ihrem Fenſter den melancholiſchen Mönch manchmal ſcheu zur Kirche eilen.

ſchloß ihn in ihr Gebet ein, und fand einigen Troſt darin, daß es doch immer ein größeres Unglück ſey, den Gebrauch der Vernunft, als den der Augen, eingebüßt zu haben.

Endlich waren die zur Errichtung des ganzen Geſtiftes beſtimmten fünf Jahre verfloſſen. Auch die Kirche ſtand am Palmſonntage herrlich vollendet da, und ward einſtweilen verſchloſſen, weil Manfred und Bartolemeo Alles noch einmal überſehen und etwaige Kleinigkeiten ordnen wollten. Doch auch ſie waren hiermit am Dienſtage der Charwoche zu Stande, und am nächſtfolgenden Morgen trat Engelbert ſehr frühe und unvermuthet in Manfreds Zimmer.

„Ich habe Euch nun,“ — redete er ihn mit feſter Stimme an — „ſo lange es nöthig war, ſchier als ein Leibeigener gedient, und, wie Ihr unter vier Augen mir zugeben werdet, nicht ohne großen Nutzen für Euch; Alles iſt fertig; gebt mir den verheißenen Lohn!“

Manfred, durch Engelberts ſchnelle Ankunft und dreiſte Forderung ein wenig erſchrocken, blickte verlegen vor ſich hin; doch ſo bös ſein Gemüth auch war, und ſo gern er noch Ausflüchte geſucht hätte, er bebte doch vor der Strafe des Eidbruchs, er ſah auch ſeinen Ruf gänzlich in Engelberts Gewalt.

„Wohl!“ — ſagte er nach kurzer Beſinnung, den Schrein und das verborgene Fach öffnend — „hier iſt der Augenbalſam. Es iſt weiter nichts nöthig, als die hierin befindliche Maſſe mit Roſenwaſſer zu verdünnen, und dann mit dieſem Sälblein drei Tage hinter einander die krankhaften Augen zu beſtreichen. Doch — auch Ihr werdet Eures Schwurs eingedenk ſeyn und einſehen, daß Ihr von Wermuth, ſelbſt in dieſer Verkleidung erkannt werden würdet, folglich die Augencur nicht ſelbſt unternehmen könnt!“

„Ich habe Alles wohl erwogen“ — erwiederte Engelbert — „und mir einen Stellvertreter erſehen; auch könnt Ihr Euch auf die von mir erſonnene Weiſe noch Freunde machen mit dem ungerechten Mammon. Wiße denn zuvörderſt, daß mein Meiſter, ſeit er blind worden, zum öftern mit dem innern Sinne Geſichte zu ſehen vermeint, und darauf hoffend, weil ihm der Gedanke zu dem unheilbringenden Firniſſe am Gründonnerſtage gekommen, vorzüglich die drei darauf folgenden Tage nicht nur faſtet, ſondern auch bei Morgenfrühe ſich zu dem Platze, wo ihm der Unfall begegnet, leiten läßt, um daſelbſt zu beten. Auch ſeitdem er dem Hoſpital vorſteht, hat er dieß nie unterlaſſen, und wird es dießmal um ſo weniger, da nicht nur der Frühling ſo heiter eingezogen iſt, ſondern auch die Einweihung der von ihm angefangenen Kirche bevorſteht.“

„So wäre denn die Gelegenheit gefunden,‘ — meinte

Manfred — „daß ein Dritter dem Blinden nahe! aber wen habt Ihr dazu erſehen?"

„Sie!" — rief Engelbert feurig aus — „die vom Himmel ſelbſt als labender Engel der Leidenden herabgeſandt ſcheint, Siona! Geht zu ihr, händigt ihr die Phiole ein, unterrichtet ſie über die Verfahrungsart, über Ort und Zeit — ſagt, daß inniges Erbarmen gegen Wermuth Euch zu dieſer Handlung treibe: daß Ihr, weil Ihr mit ihm verfeindet geweſen, ihm nicht ſelbſt helfen möchtet, um ihm die Scham zu erſparen; daß Ihr es keinen ſanftern Händen anzuvertrauen wüßtet, als den ihrigen — ſagt ihr, was Ihr wollt, nur erfüllt auf dieſe Art unſern Vertrag!"

Manfred ſah ein, daß ſolchergeſtalt ſein Anſehen nur noch ſteigen, daß er nicht blos bei Siona als ein wohlthätiger, großmüthiger Mann, ſondern auch bei dem Volke ſchier als ein Wunderthäter erſcheinen könne; er verſprach daher Engelberten, alle deſſen Wünſche getreulich ins Werk zu ſetzen.

Der Welſche Baumeiſter begab ſich ſolchergeſtalt noch an demſelben Vormittage in Juda's Haus, ließ Siona um eine geheime Beſprechung erſuchen, maaßen er ihr etwas Wichtiges zu vertrauen, und erlangte dieſe alsbald. Nun ſetzte er der reizenden Morgenländerin Alles, was ihm Engelbert an die Hand gegeben, mit möglichſter Beredtſamkeit, ſo wie mit beſcheidentlichen Hindeutungen auf ſeine eigenen Verdienſte und edlen Geſinnungen, auseinander, und beſchloß mit der Bitte, daß ſie das ſchöne Werk krönen und ſolchergeſtalt das Weihefeſt gleichſam durch ein Wunder verherrlichen möge.

Siona hatte ihm lange mit geſpannter Aufmerkſamkeit, bald hoch verwundert, bald himmliſch lächelnd zugehört. Wie aber Untreue oft den eigenen Herrn ſchlägt und die unbefangenſte Unſchuld wohl den ſchlaueſten Sünder außer Faſſung bringt, ſo erging es auch dießmal.

„Iſt es möglich?“ — frug Siona nicht ohne Heftigkeit, indem ſie das zierliche Balſamfläſchchen an ſich nahm und in ihren Buſen barg — „Ihr hättet ein dergleichen Hülfsmittel gekannt und jetzt erſt bereitet? nunmehr erſt, da der Bau an Wermuths Stelle von Euch völlig beendet iſt?“

„Nicht doch!“ — verſetzte Manfred mit ungewiſſer Stimme — „es war vorlängſt bereitet“ —

„Und ward ungenutzt gelaſſen?“ — fiel Siona mit gluthſtrahlenden Augen wieder ein — „Ihr ließt den edlen Meiſter bis jetzt in Finſterniß tappen —?“

„Eben ſo wenig, edle Jungfrau!“ — ſtammelte Manfred und konnte die Augen nicht vom Boden erheben — „es war nur — ich hatte — ich erhielt das Augenmittel erſt heute von meinem theuern Verwandten, da dieſer nun wieder in ſein Vaterland kehrt — von Fra Bartolomeo!“

„Fra Bartolomeo!“ — rief Siona mit gen Himmel erhobenen Blicken und Händen erglühend aus. „Fra Bartolomeo!“ wiederholte ſie, warf ſich, gegen das Fenſter gewandt, ſtürmiſch auf die Kniee und betete. Manfred, der ſich dieſes Benehmen nicht zu erklären wußte, war unentſchloſſen, ob er bleiben, oder jemand herzurufen ſolle. Doch ſie erhob ſich wieder, ſah ihm feſt ins Geſicht und ſprach mit herriſcher Stimme: „Euch gegeben, oder von Euch verdient? Ich kenne Euch; mir iſt Alles klar! Nicht blos Wermuths Augenlicht, auch meinen Frieden, meinen Glauben an die Menſchheit, habt Ihr mir wieder gegeben. Tröſtet Euch damit, aber jetzt geht! ich bitte Euch, geht!“

Sie ſelbſt verließ nach dieſen Worten das Gemach, und ſo mußte Manfred, obwohl unbefriedigt, ja ſogar ein wenig beängſtigt, ihrem Beiſpiele folgen.

Der Morgen des Charfreitags gehörte auch dießmal zu jenen, wo die Natur das Wiedererwachen des Irdiſchen, und zugleich ſinnbildlich die Auferſtehung des göttlichen Lehrers feiernd vorzubereiten ſcheint. Wermuth ließ ſich deshalb von der treuen Gertraud nach dem Begräbnißplatze führen, und hieß ſie, ihn, wie gewöhnlich an dieſen Tagen, eine Zeit lang allein zu laſſen und dann wieder zu kommen, um ihn abzuholen.

Als ſie zurückkehrte, fand ſie Wermuthen ungemein geſtärkt, und als ſie nach der Urſache fragte, erzählte er ihr, es ſey ein Engel bei ihm geweſen und habe mit wohlthätiger Hand ſeine Augenlieder berührt. Gertraud hielt dieß für bloße Folgen der lebhaften Einbildung, für eins von des Gatten vermeintlichen Traumgeſichten, mochte aber dem Armen dieſen unſchuldigen Troſt nicht rauben.

Faſt auf gleiche Weiſe begab es ſich am Morgen des Sonnabends, und obwohl die gute Gertraud anfänglich dieſelben Zweifel hegte, ſo bedünkte es ihr doch ſelbſt, als ob ein Wohlgeruch rings herum verbreitet ſey, der nach genauerer Prüfung unleugbar von Wermuths Augenbinde ausging.

Um ſo erregter führte ſie ihn zum dritten Male bei erſter Oſterfrühe nach der, von ihm zum Betaltar geweihten Stelle, konnte aber dießmal nicht unterlaſſen, hinter einer Ecke der Kirchenmauern ein wenig zu lauſchen. Und ſiehe! kaum hatte ſie ſich verborgen, als ſie hinter einem gegenüberſtehenden Maiengebüſch, das ſchon mit friſch aufgebrochenen Knospen grünte, drei bis vier Häupter zarter, weißverſchleierter Geſtalten erblickte, wie ſie Wermuth ehedem wohl, wenn er Engelchöre abgebildet, zuſammengeſtellt hatte.

In Kurzem ſchwebte eine derſelben, ohne Widerſpruch aller Engel ſchönſter, auf den betenden Meiſter zu, faltete einen Augenblick die Hände, ſchob dann deſſen Augenbinde ein wenig in die Höhe, beſtrich ihm die

Augen, ſchwebte wieder davon und verſchwand mit den Uebrigen.

Noch wagte Gertraud nicht, ſich zu nähern; ſie beobachtete nur von fern den geliebten Gatten, der noch eine Weile mit gelüpftem Tuche ſtill blieb, und es dann ſchnell herabzog. Jetzt eilte ſie auf ihn zu und erforſchte, was ihm begegnet ſey?

„Ach, liebe, treue Seele!“ — fing er an — „wie ſoll ich Dir's ſagen? Der ſanfte Engel kam auch heute wieder, mich zu erquicken, und da ich mit brünſtigem Danke nach ſeiner Hand tappte, entſchwand es mir wie ein ſeidener, vom Winde bewegter Schleier. Aber vor meinen Augen begann es zu dämmern, anfänglich dunkel, dann grau, dann blos trüb. Nun aber fingen ſich weiße Nebel an zu ballen, und Sternengeflimmer, doch nur von ſilbernem Scheine, flog durch die hin und her ſchwebenden Gewölke. Und mitten darunter ſah ich die Geiſter der einſt hier Begrabenen aufſteigen, die theils nur mit den Oberleibern aus den Hügeln hervorſchauten, theils darauf ſaßen, und ſich, wie es mir vorkam, ernſt und ſchauerlich beſprachen. Es war recht grauerlich, und doch auch wieder ſo friedlich, einmal, als ſey denn doch jenſeits Gericht und Strafe, dann wieder, als herrſche nur Liebe und Gnade, als ſey unter denen, die im Grabe gelegen, alle Feindſchaft zu Ende. Doch indem ich noch dem Geſicht begierig lauſchte und gern vernehmen wollte, was die Todten ſprächen, da war Alles plötzlich verſchwunden, und es leuchtete abermals ein Blitz, wie jener, der mich erblinden ließ, daß ich's ſchmerzlich in den Augen fühlte, und ich hörte oberwärts wunderbare Stimmen, die ſich zuriefen: Er iſt wahrlich auferſtanden! Und die Sonne war ſo hellglänzend aufgegangen über den Gräbern, daß ich genöthigt ward, die Binde herabzulaſſen. So werde ich denn wohl in Nacht verbleiben, bis dereinſt der große Morgen tagt. Gottes Wille geſchehe!"

Gertraud ſuchte dieß dem Armen nach Vermögen auszureden, und dieß gelang ihr über Erwarten, ja zuletzt ſo gut, daß er, erwärmt von den Blicken der ſchon höher ſteigenden Sonne, heitern Muthes von Neuem die Binde rückte und — freudig ausrief: „Sieh, ſieh, Mutterchen! dort an der Mauer hin flattert ein Schmetterling — o! ich erkenn' ihn wohl! es iſt ein geflügelt Himmelſchlüßlein, zart, gelb und grün ſein Gefieder, und die Aurorfarbe des innern Kelches iſt in Tüpfchen übergegangen; — ja auch er, der vormals ärmliche Wurm, iſt auferſtanden und ich werde es auch noch hienieden, wie er!" Da merkte Gertraud, daß Wermuth keinesweges irre rede, ſondern das Geſicht ihm wahrhaftig wiedergeſchenkt ſey; denn es war Allem ſo, wie der Meiſter berichtete. „O mein theurer Mann! mein Glück und mein Stolz!" rief ſie, tief bewegt, aus, „ja Du biſt der Erde wieder gegeben und nun, da Du erſtanden biſt, wird auch noch hienieden Deine Kunſt im Grabe nicht bleiben.“

Der wie durch ein Wunderwerk wieder ſehend wordene und durch die Freude darüber geſtärkte Meiſter nahm nun Gertrauds Hand, die vorher ihn geleitet hatte, und führte ſie in das Hospital zurück. Vor der Thür ihrer Wohnung aber ſtand ein Wanderer, Reiſeſtab und Ränzel in der Hand. Beide Eheleute erkannten Engelberten, und Wermuth rief mit hoher Rührung aus: „Siehe nun, Gertraud! daß mein Glaube mich nicht getrogen hat; der verlorne Sohn iſt wieder gefunden, und wird uns genügende Erläuterung geben, warum er auch dieſen Kummer auf mein gebeugtes Herz werfen mußte.“

Aber Engelbert küßte mit unzähligen Thränen, lange ſchweigend, Wermuths Hand, und ſprach dann: „Wenn dereinſt der große, allgemeine Oſtermorgen anbrechen wird, wo Alles, was bis dahin dunkel war, ins Helle tritt, dann wird auch das Brandmal, das ich meiner Stirn aufgedrückt habe, verſchwinden, und Ihr werdet meinen Undank mir liebend vergeben.“ Da merkte der Meiſter, daß ein Schwur des Lehrlings Zunge binde, und wollte deſſen Gewiſſen nicht beſchweren, ſondern, wie jetzt überhaupt Friede und Freude in ſeinem Gemüth wohnte, ſo ſchloß er den Schüler in ſeine Arme und benahm ſich allenthalben gegen ihn, als habe ſich in der Zwiſchenzeit nichts geändert.

Bald verkündete Glockengeläut und Muſik von der Stadt her, daß der Zug zu der neuen St. Joſephskirche beginne. Manfred mit den Werkleuten, die Zunftfahnen ſämmtlich entfaltet, führte ihn an. Dann folgten die Prieſter mit brennenden Kerzen, dann die Vornehmſten der Stadt und Juda mit ſeiner prächtig geſchmückten Tochter, von ihren Dienerinnen und einer langen Reihe der edelſten Jungfrauen begleitet. Die Proceſſion gelangte durch eine der Kirchenpforten und zuerſt zu dem Seitenaltare linker Hand, wo die Menge, als die Bilderthüren eröffnet worden waren, ſogleich in der Tochter Joſephs von Arimathia die reizerfüllte Tochter des Bauherrn erkannte.

Sodann ſchritt man weiter zu dem Hauptaltare, auf deſſen Gemälde der auferſtandene Heiland, als Sieger der Hölle aus dem Grabe erſtehend, das Panier ſegnend der Gemeinde entgegen ſchwang. Es entſtand ein Getümmel unter dem Volke; denn mehrere hatten den mit Gertraud und Engelbert dort knieenden Meiſter Wermuth erkannt, konnten nicht zweifeln, daß ihm durch ein Wunder das Augenlicht wiedergeſchenkt ſey, und prieſen die göttliche Gnade. Er aber richtete ſich auf und rief mit lauter Stimme: „Ehre ſey Gott! Es iſt Alles, was ich im Geiſte erblickte, wenn auch ohne meine ſchwache Hand, vollendet, und wenn mich ſein göttlicher Wille in dieſem Augenblicke abrief, ſo würde ich lobpreiſend mit Simeon ſagen: „Herr, nun läſſeſt du deinen Diener in Frieden fahren! Ehre ſey Gott, und dem Meiſter, durch deſſen Hand Alles ſo herrlich vollführt worden!"

Da rief Feldinger mit mehrern der Bauleute: „Ehre ſey Manfred, dem hohen, trefflichen Meiſter!" Einige der jüngern und entfernten aber ſetzten beharrlich dazu: und Fra Bartolomeo!" Hierdurch bewegen, trat Manfred ſelbſt, in der prächtigſten Kleidung und mit goldenen Ketten geſchmückt, auf eine der Altar-Stufen, und ſprach: „Ja, Ehre auch meinem theuern Verwandten, Fra Bartolomeo, der mir in Allem treulich beigeſtanden, doch leider, da ihn der Höchſte ſchon von Jugend auf mit einem tiefen Seelenleiden heimgeſucht hat, ohne die Freude und den Ruhm dieſes Tages mit uns zu theilen, in ſein Vaterland heimgekehrt iſt!"

Doch kaum hatte er geendet, als die ſchöne Tochter des Bauherrn neben ihm ſtand, den köſtlichen Kranz orientaliſcher Perlen, womit ſie geſchmückt war, aus den nächtlichen, lang herabwallenden Locken zog, und ihn auf den Altar legte. „Fern oder nahe!" — ſprach ſie mit beſcheidener, ſüßtönender Stimme — „dieſen Kranz weihe ich der hochgebenedeiten Königin des Himmels und der Erde für Fra Bartolomeo — Gott gebe ihm Frieden!"

So verwundert, ja höhnend, Manfred auf Siona blickte, ſo rege die Volksmenge unter ſich flüſterte, um ſich über den Sinn ihrer Worte zu verſtändigen; ſo ward doch dieſe unruhige Bewegung ſehr bald unterbrochen, weil ſich vor dem dritten Altare, zu welchem die Erſten des Zugs vorgeſchritten waren, ein weit heftigeres und lautes Getümmel erhob. Das Gemälde deſſelben ſtellte nämlich, wie ſchon in Obigem erwähnt worden iſt, die Geſchichte des frühern Joſephs dar, wie er von ſeinen Brüdern wieder aus dem Brunnen gezogen und auf Juda's Rath an die vorüberziehenden Midianiter verkauft wird, und obſchon der Bauherr ſich ſelbſt darauf hatte abbilden laſſen, ob er ſchon oft davon geſprochen hatte, das Bild beſehen zu wollen, ſo hatte er dieß doch, mit einer Art heimlichen Widerwillens, immer vermieden. Jetzt aber war er mit einigen Andern vorausgeeilt, ſtarrte nach dem Altargemälde hin, rief mit bebender Stimme: „Wehe mir! wer hat mir das gethan? Gottes Gericht! Gottes Gericht!“ und ſank niedergeſchmettert zu Boden. Siona und alle Befreundete ſtürzten herzu; man bemühte ſich, ihn durch ſtarke Gerüche wieder zu ſich zu bringen; allein er ſchien vom Schlage getroffen und mußte, noch ehe die eigentliche Einweihungs-Ceremonie beginnen konnte, nach Hauſe geſchafft werden.

Da er ſich am folgenden Morgen einigermaaßen erholt hatte, verlangte er dringend, daß man dem Fra Bartolomeo, dem Maler jenes Bildes, nachſenden und ihn, ſey es auch durch die höchſten Verheißungen, bewegen ſolle, an ſein Krankenbette zu kommen. Siona, die Engelberten nur durch eine Ueberraſchung erkannt hatte und durch keinen Eidſchwur gebunden war, entdeckte ihm nun, was ſie theils vermuthete, theils wußte, und ließ alsbald Engelberten herzurufen. Juda hieß ihn ſich zu ihm ſetzen, ſtarrte ihm lange ins Geſicht, wiſchte ſich die Schweißtropfen von der Stirn, und fragte endlich mit gebrochener Stimme, ob er das Gebild des jungen Joſeph blos aus der Einbildung genommen? „Keineswegeſ“ — erwiederte Engelbert — „Fra Bartolomeo hat es nach dem Entwurfe meines Meiſters gemalt, und dieſer mich ſelbſt noch als Knaben zum öftern alſo abconterfeit.“

Da durchzuckte es den Alten abermals wie ein Blitz: er hielt ſich die Augen zu und blieb ſo eine lange Zeit ſprachlos liegen. Erſt nach Verlauf faſt einer Stunde richtete er ſich wieder auf, faßte Engelberts Hand und ſprach wehmüthig: „Vergieb mir, daß auch Dir dereinſt vergeben werde! Joſeph, Fra Bartolomeo, Engelbert — ja ihr ſeyd alle nur Einer, ich aber, Du armer Verwaiſter! bin dein Oheim Reinhard, der das Vertrauen der ſterbenden Schweſter auf das Schändlichſte mißbrauchte, Dich aus ſchnöder Begier nach Deinem reichen Erbe in den ſchwarzen Waldbach hinabſtoßen wollte, und da mich Gewiſſensangſt dieſen Blutrath nicht vollführen ließ, Dich dann der wandernden Cingaren-Horde überließ. Ich wendete das Dir geraubte Vermögen zu Erweiterung meines Handels an, ward täglich reicher, zog aus immer unerſättlicher werdender Gewinnſucht nach dem Morgenlande, vermehrte dort meine Schätze hundert-, ja tauſendfältig, und wäre vielleicht nie aus meinem Sündenſchlafe erwacht, hätte nicht meinen einzigen Sohn, Siena's Bruder, der Blitz vor meinen Augen auf dem Felde getödtet. Er hat unſchuldig für mein Verbrechen gebüßt, und die Hälfte meiner Reichthümer, Alles, was ich Dir zu Vergütung des Dir zugefügten Unrechts gewähren kann, werde Dir ein Pfand meiner langwierigen, nagenden Reue, meiner Dankbarkeit gegen Gott, daß er das, was ich übel zu machen gedachte, alſo wohl gemacht hat!“ — —

Es bleibt nichts hinzuzuſetzen übrig, als daß Engelbert und Siona das erſte Brautpaar geweſen ſeyn ſollen, das in der St. Joſephskirche getraut worden. Sowohl Wermuth, als ſein treuer Schüler, hat zur Ehre Gottes und zur Freude der Menſchen noch manches treffliche Werk ausgeführt, Manfred aber, von Verachtung getroffen, Deutſchland verlaſſen, und iſt ſpurlos von der Erde verſchwunden.

VIII.

Kleinigkeiten.

1.

Die Silberquelle.

Ein Dirnlein zog nach Reißig
Zum öden Winterwald;
Verſchneit war Weg und Hütte,
Ihr Vater arm und alt.

Und als ſie Trag- und Handkorb
Gefüllt im Tann-Revier,
Vernahm ſie eine Stimme:
„Komm, Mägdlein, folge mit!“

Es rief's ein weißes Männchen
Mit langem Silberbart,
Stillfreundlich anzuſchauen,
Obwohl nach Geiſterart.

Sie kam zu einer Aue,
Wo heller Frühling war,
Wo Vöglein ſangen, Blumen
Rings blühten wunderbar.

Und ſieh! aus grünem Anger
Schoß, wie ein Wieſenquell,
Ein Spring uralter Gulden,
Doch, wie vom Prägſtock, hell.

„Schütt' aus den Handkorb, faſſe,
Hold Kind, ſo viel Du willt!“
Er nahm ihn ihr und hatte
Im Nu ihn angefüllt.

„Aus auch den Tragkorb!“ ſcherzte
Der Silberbart — „nur Muth!
Wohl mehr, als dürre Reiſer,
Das blanke Silber thut gut!“ —

„„Mit nichten!““ — ſprach die Dirne —
„„Hab' Dank! doch kann's nicht ſeyn;
Daheim mit dem Geſchwiſter
Friert's kranke Väterlein!““

„Zieh hin mit Gott, Du Treue!“
Rief ſanft der Silbergreis —
„Die, was ihr Herz gebietet,
Mehr ſchätzt, als Silbers Gleis!“

Als heimgekehrt die Dirne,
Wohl holz- und ſilberſchwer,
Da fror mit dem Geſchwiſter
Altvater nimmer mehr.

Als ſie die Mähr berichtet,
Da lief der Hauſe toll
Mit Schaufeln, Scheffeln, Mulden,
Zu holen blanke Gulden,
Zum Quell, der — nicht mehr quoll!

2.

Der Roſenſtock.

Wohl hart und traurig iſt der Wittwe Loos,
Und härte [illegible], wenn ihr kein Kind geblieben,
Worin den Schlummernden in Grabesmoos
Sie weinend zwar, doch hoffend auch, kann lieben;
Wenn in der ſchönen, blüthenreichen Welt
Ihr Blick nur auf verwelkte Kränze fällt.

So lebt, von jedem Glück geſchieden,
Frau Irmgard auch, in Armuth, einſam ſtill,
Und ſelbſt den reinſten Troſt, den innern Frieden,
Trübt ſchwere Krankheit, die nicht weichen will;
Zuletzt iſt ihr, von Leiden ganz ermattet,
Vom Fenſter nur herabzuſchau'n geſtattet.

Sie trägt auch dieß; ſie ſieht es fern von Neide,
Wenn ſtolz der Reiche durch die Straße rollt;
Sie gönnt der Jugend Schmuck und Lebensfreude,
Und freut ſich, wenn man ihr Bewund'rung zollt;

Doch ſtärker noch zieht liebevoller Sinn
Ihr Herz hinüber zu der Nachbarin.

Denn oft ſchon hat ſie hinterm Roſenſtocke,
Der wohl allein das dürft'ge Stübchen ſchmückt,
Ein ſchlankes, blaſſes Mädchen dort erblickt,
Das, trotz dem Seidenglanze dunkler Locke,
Dem ſchönen Aug', dem Wuchſe ſondergleichen,
Von Früh, wenn kaum die Sterne weichen,
Bis, wenn ſie wiederkehren, ämſig ſtickt.

Hermine iſt's, die ſchon in früher Jugend
Das Schickſal hülflos in die Welt verſtieß,
Der nichts, als reg' Gefühl für Ehr' und Tugend,
Das Aelternpaar, zu früh erblaßt, verließ,
Und die nun, obwohl die Geſundheit wankt,
Den Unterhalt nur eignem Fleiße dankt.

Frau Irmgard hat es oft mit angeſehen,
Wie noch bei Dämm'rung ſie am Rahmen ſitzt,
Durch's Nadelöhr das zarte Fädchen ſpitzt
Und, ohne jemals auszugehen,
Das Nachtgebet bei dürft'gen Lämpchens Licht,
Den Blick empor, mit warmer Andacht ſpricht.
Sie kann nicht mehr dem Triebe widerſtehen,
Der ſitt'gen Jungfrau, die ſie lieben muß,
Auch zuzuwinken inn'gen Herzensgruß.

Und bald gnügt bloß Erwiedern nicht Herminen —
Die Wittwe, nicht erliegend ſolcher Laſt,

Iſt ihr ſo edlen Muths, ſo groß erſchienen,
Daß ſie den Vorſatz, ihr zu nahen, faßt.
Tritt ſie gleich ein noch ſchüchtern und beklommen,
Mit Muttergüte wird ſie aufgenommen.

Und bald hat Herz und Seele ſich gefunden,
Und Beiden dünkt nicht einſam mehr die Welt;
Die Witw' und Waiſe, feſter ſtets verbunden,
Verleben Hand in Hand nun alle Stunden,
Wo Letztre nicht der Fleiß gefeſſelt hält,
Seh'n bald ſich täglich — o! ein feſtes Band
Schlingt gleiche Denkart, gleicher Leidensſtand!

So ſind zwei Jahre ſtill dahin gegangen,
Und nur Frau Irmgards liebend Aug' erblickt
Die ſchlanke Lilie immer mehr geknickt
Und bläſſer ſtets der holden Freundin Wangen.
Der leiſ're Ton der ſchwer gepreßten Bruſt
Verkündet Krankheit, droht wohl gar Verluſt.

Es wird erfüllt: Hermina's Kräfte ſinken
Und bald kann nicht mehr ſie zu Irmgard geh'n,
Nur noch, wie ehemals am Fenſter ſteh'n
Und hinterm Roſenſtocke freundlich winken,
Den ſie nun recht mit vollem Herzen pflegt,
Als Liebesboten ſtets ans Fenſter trägt.

Sobald Frau Irmgard ihn erblickt am Morgen,
Wirft ſie der Kranken Blick und Küſſe zu
Und weichen deshalb nicht von ihr die Sorgen,

Sie ſchöpft doch Hoffnung, findet wieder Ruh,
Bis — eines Tags ſich ſchon der Abend neigt
Und ach! der Roſenſtock ſich noch nicht zeigt.

Nun zwingt die Angſt ſie, Hülfe zu erflehen —
Ein Nachbar, gern zur Hand bei fremder Noth,
Beeilt ſich, nach der Leidenden zu ſehen
Und findet ſie — am Boden liegend, todt!
Sie wollte noch zuletzt zum Fenſter gehen,
Zu mindern der Geliebten Sorg und Harm;
Dieß zeigt der Roſenſtock im ſtarren Arm.

Auf ihrem Hügel grünet er noch jetzt,
So wie auf Irmgards, die nach kurzem Leide
Die Sehnſucht nachzog, eine Trauerweide —
Man weiß es nicht, wer ſie geſetzt —
Die, wie vor Schmerzen, ſich zur Erde beugt,
Die Zweige liebend zu den Roſen neigt.

8.

Die drei Worte.

Waſſer wollt' ich holen
Am Marienborn, —
Rieſelnd halb verſtohlen
Unter Moos und Dorn; —

Drüber eingehauen
Iſt das Bild zu ſeh'n
Der drei heil'gen Frauen,
Die zum Grabe geh'n.

Daß die Quelle ſprühe
Kräft'gen Seegen aus,
Eilt' ich in der Frühe
Ohn' ein Wort von Haus;
Denn das mindſte Sprechen,
Selbſt ein Ausruf nur
Soll die Weihe ſchwächen;
Dann bleibt blos Natur.

Ringsum webte Stille;
Auf der grünen Au',
Auf der Blütenfülle
Blitzte Morgenthau;
Nur die Vöglein ſangen,
Kaum entſchlüpft dem Neſt;
Kirchenglocken klangen
Fern zum Oſterfeſt.

Schlug mein Herz beklommen
Schon im ſtillen Hain;
Als ich näher kommen,
Trat faſt Zittern ein;
Blätter hört' ich beben —
Und mit friſchem Kranz

Wunderſchön umgeben
War das Steinbild ganz.

Sollt' ich hin mich wagen,
Weilen oder geh'n?
Jetzt — wer mißt mein Zagen? —
Ließ ein Mann ſich ſeh'n.
Ach, und — wie das Strahlen
Seines Blicks verrieth, —
Er, der ſchon vielmalen
Hinter mir gekniet!

Nun, als er ſo ſüße
Rief: „Gelobt ſey Chriſt!“ —
Ob auf heil'ge Grüße
Schweigen ſündhaft iſt,
Weiß ich's? — ſtumm aufs Mieder
Senkt' ich Aug' und Hand,
Hob's zum Himmel wieder,
Der mich doch verſtand!

Und, nach ſanftem Neigen,'
Sprach des Jünglings Mund:
„Gänzlich hier zu ſchweigen,
Giebt es keinen Grund;
Nein; es ſind drei Worte
Nöthig jederzeit,
Eh des Himmels Pforte
Wundergaben beut!“

Ihm ſie abzufragen,
War ich viel zu klug;
Konnt' ein Blick doch ſagen:
Freund! du ſpinnſt Betrug! —
Als die klaren, blauen
Augen nach mir ſah'n;
Gleich ſchien, ihm zu trauen,
Mir wie angethan!

„Dir das Sprüchlein nennen“ —
Sprach er — „holdes Kind,
Ohne das zu kennen,
Bloßes Waſſer rinnt,
Will ich gern — O zage
Länger nicht! o ſprich
Nach mir, was ich ſage!
Sprich zuerſt nur: „Ich — “

Lang' ließ ich ihn flehen,
Zog die Stirne kraus;
Doch — eh' man's verſehen,
Fuhr das: Ich, heraus.
Trau Eins ſolchem Diebe!
Recht von Herzen froh
Rief er: „Nun kommt: liebe — “
Ja, mich fängt man ſo!

Dann — wir armen Dinger,
Voller Unbeſtand!

Geben wir den Finger,
Nehmen ſie die Hand! —
Mag's der Himmel wiſſen,
Wie er mir das Wort:
„Liebe“ — hat entriſſen;
Gnug, auch das war fort!

Nun wohl leicht zu finden
Iſt ſein drittes: Sprich!
Wie von allen Winden
Klang es: „Dich — nur Dich!“
Wie von allen Zweigen
Tönte Liebesgruß,
Und das erſte Schweigen
Ward zum erſten Kuß.

Waſſer wollt' ich holen —
Doch nach Hauſe trug,
Recht, als wär's befohlen,
Den gefüllten Krug,
Grün von Epheu-Ranken,
Des Betrügers Hand
Der — als jene ſanken,
Dafür Myrten wand!

Druckfehler.

Im erſten Bändchen:

S. 43 Z. 8 iſt nach: „ihrer Angabe“ einzuſchalten: zu Folge
— 113 — 18 ſt. Dann l. Denn
— 136 — 8 S. 144 Z. 27 ſt. Bettgemach l. Betgemach
— 265 — 19 u. 22 ſt. Wagarſpapat l. Wagarſchapat
— 268 — 24 ſt. kann l. kam
— 269 — 7 ſt. ein l. mein

Im zweiten Bändchen:

S. 12 Z. 15 ſt. und l. mit
— 17 — 28 u. ferner ſt. Seevandoni l. Servandoni
— 24 — 15 ſt. Giguani l. Gignani
— 36 — 18 ſt. blickte l. blieb
— 49 — 18 l. Gemeinen u. Z. 25 ſt. Koſiosky l. Koſinsky
— 265 — 18 ſt. ſinnigen l. ſonnigen
— 268 — 14 ſt. Wißt l. Wiſſet

Jul.